DIE GARTENLAUBE

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

EXCHANGE
FEB 1 '49

AP
30
.N4
397927
1880

U V

Digitized by Google

Inhalt.

Der Stern (*) zeigt an, daß der betreffende Artikel illustrirt ist.

Gedichte.

Seite

Achtzehnhundertsiebzig. Von Fr. Hofmann 529
Album der Poesien.
* Der Schmied. Von Ludwig Uhland . 141
* Hellas. Von Ernst Ziel 231
Am Sterbebett der Natur. Von Emil Rittershaus 838
* Auf dem Rheine. Von Victor Blüthgen 633
Aus der Schülerzeit. Von Karl Emil Franzos 28
* Eifersüchtige, der kleine 532
Gedichte, zwei, von Rudolf von Gottschall.
1. Weltblick. 2. Dem Mond 789
Hagerbaur, der. Von Karl Stieler . . 455
Holtei, Karl von. Von Victor Blüthgen . 100
* Im Banne des Mittelalters. Von Victor Blüthgen 416
Im Tode vereint. Von Ludwig Auerbach . 585
Liederproben aus Ernst Ziel's „Gedichten".
1. Am Abend. 2. Lied vom Strande. . 803
Mein Wunsch 130
O forsche nicht! Von Anton Ohorn . . . 99
Osterglocken. Von Felix Dahn 269
Schmid, Hermann von. Von Maximilian Schmidt 740
Schumann, Robert. Von Emil Rittershaus 309
Sedan. Zum Gedenktage von Sedan. Von Ernst Ziel 561
Stich, der erste, in's Herz. Von Hermann Schults 472
Todesgruß, der, auf der Tay-Brücke. Von Johannes Proelß 250
* Weihnachtswanderung. Von Victor Blüthgen 852

Biographien und Charakteristiken.

Alfing, Ludmilla. Erinnerungen von Rudolf von Gottschall 298
* Beethoven's „Schaffnerin Eurykleia" (Nannette Streicher, geb. Stein). Von Ludwig Nohl 388
* Brahms, Johannes. Von Hermann Kretzschmar 220
Camoens, Luiz de. Von Leopold Katscher 371
* Chopin, Friedrich. Aus Chopin's Leben. Von Bernhard Stavenow 63
* Eisenhut, Anton. Ein deutscher Benvenuto Cellini. Von Dr. Roderich Irmer . . 720
* Götze, Franz. Ein deutscher Gesangsmeister. Von J. C. Lobe 324
* Güll, Friedrich. Der Dichter der „Kinderheimath". Von Fr. Gärtner 276
Hahn-Hahn, Gräfin Ida. Von Rudolf von Gottschall 102 332
* Hase, Dr. Karl. Der Burschenschafter auf dem theologischen Lehrstuhl 468
Holtei, Karl von. Erinnerungen an den alten Holtei. Von Max Kalbeck . . . 260
* Humann, Karl, und die Ausgrabungen von Pergamon. Von Alfred Schütze . 599
Kepler, Johann, ein Mann der Freiheit und des Lichts. Von Ch. Ruths 758
* Kretschmer, Edmund. Der Tondichter der „Folkunger". Von Ludwig Hartmann . 737
* Kreyssig, Friedrich. Von Fritz Wernick . 76
Kurz, Hermann. Von Johannes Scherr . 357
Liszt, Franz. Von La Mara 552
Luden, Heinrich. Ein Vorkämpfer für „Kaiser und Reich." Von Friedrich Hofmann . 245
* Pilotty, Karl von. Ein Malerfürst der Gegenwart. Von Fr. Pecht 648
Schmid, Hermann von. Von Otto Girndt 851
* Sonnenthal, Adolf. Von Rudolf von Gottschall 432
* Wagner, Richard. Der Dichtercomponist des Jahrhunderts. Von Hermann Kretzschmar 748
Weber, J. J. Von J. Loewenberg . . . 460

Erzählungen und Novellen.

Am Meer. Von C. Lionheart 545
Auf der Station von St. Pancras. Von C. Schröder 602
Dorette Rickmann. Von C. v. Sydow . 797
Frühlingsblümchen, das. Von A. Godin . 212
Frühlingsboten. Von E. Werner . . . 301
Geige, die Cremoneser. Von Hermann Müller 14
Kinder, ledige. Von Hermann von Schmid 1
Martha und Maria. Von Hieronymus Lorm 285
Schwester Carmen. Von M. Corvus . . 645
Ufer, das, der Thränen. Von Franz Engel 625
Unter dem Dache 845
Unverstanden. Von W. Heimburg . . 593
Weg, der, zum Herzen. Von Robert Byr 105
Zwischen Fels und Klippen. Eine Strandromanze von Ernst Ziel 745

Beschreibende und geschichtliche Aufsätze.

Afrika.
Aegypten. Die letzte Liebe eines Mächtigen. Von C. del Negro 67
Die niederdeutschen Bauern (Boers) von Südafrika. Von Ernst von Weber . 174
Amerika.
Die Spielwuth in San Francisco. Von Theodor Kirchhoff 7
Von unseren Landsleuten am Rio Grande do Sul. Von Alfred Waeldler . . . 70
Von den Petroleum-Quellen. Von Sigismund Landsberger 151
Präsidentenwahlen in der Union. Von Rudolf Doehn 484
Amerika.
Die „Gehturniere" und der „Autoren-Carneval" in San Francisco. Von Theodor Kirchhoff 607 619
Aus der Zeit der schweren Noth. Familien-Erinnerung an die Tage der Schlacht bei Jena 373
Belgien.
Aus Belgiens Jubeltagen. Von Th. Coßmann 600
Berlin.
* Das Denkmal der Königin Luise . . 4
König Friedrich Wilhelm der Erste und die Akademie der Wissenschaften. Von O. Mohnike 16
Das Concil von Berlin 96
* Das neue Empfangsgebäude der Berlin-Anhalter-Eisenbahn 295
* Die internationale Fischerei-Ausstellung. Von G. Schubert 407
Berliner Bilder. * 4. Bei Klausing. Von G. Schubert 456
Berliner Bilder. * 5. Die „Rück-Compagnie". Von Max Ring 671
* Der Abschiedsabend Nordenskjöld's. Von A. Wolde 700
* Dessau und sein Herzog Franz. Von L. Würdig 51
Deutschen, die, in Böhmen 834
Dmitry, der falsche. Die abenteuerliche Geschichte vom falschen Dmitry. Von Johannes Scherr 437
* Donnersberg, der, und das pfälzische Hochland. Von M. Grundschöttel 680
England.
Das englische Clubwesen sonst und jetzt. Von L. Katscher. 1. Sonst 292
2. Jetzt 327
* Frankfurt am Main. „Der Städte Blume und des Reiches Stolz." Von Theodor Winkler 474
* Das fünfte allgemeine deutsche Turnfest. Von Dr. H. Brendicke 571
Frankreich.
Aus der französischen Schriftstellerwelt. Von Ludwig Kalisch 131
Pariser Salonbilder. Von Gottl. Ritter. I. 439
Portraits vom französischen Parlament. Von Gottlieb Ritter.
1. Die Abgeordnetenkammer 566
2. Der Senat 624
Frauen als Entdeckungsreisende und Geographen. Von J. Loewenberg.
I. Einleitende Stücke und Umschau . 163
II. Mistreß Atkinson's sibirische Hochzeitsreise 259
* Frauenmoden. Die geschichtlichen Wandlungen der deutschen Frauenmoden. Von Fr. Helbig. I. 803
II. 819
Gagern, Heinrich von. Eine Deputation bei Heinrich von Gagern. Von Heinrich Becker 411

Digitized by Google

Seite

* Gastein. Goldgrube und Weltbad. Von Heinrich Noë 500
* Görbersdorf und Davos, die neueren Curorte gegen Lungenschwindsucht 400
Goethe und Friederike von Sessenheim . . 591
* Halberstadt, die alte Bischofstadt. Von E. von Wald 444
Hamburg und Deutschland. Von Karl Braun-Wiesbaden.
1. Geschichtliche Erinnerungen . . . 652
2. Altona. — St. Pauli. — Die Freihafenstellung 676
Handelsgeographie. Die deutsche Gesellschaft für Handelsgeographie. Von Alfr. Waeldler 586
* Hasbruch, der. Von Ferd. Lindner . . 423
* Hofer-Fest, das, in Südtirol 604
Java. Javanischer Aberglaube 738
Industriewerkstätten, Deutschlands große.
* Die Sparteriewaaren-Erzeugung. Von Otto Purfürst 148
Josef, Kaiser. Von Johannes Scherr . . 790
Italien.
Ostern in Rom. Von Arthur Stahly . 210
* Chioggia, die Fischerstadt. Von Th. Gampe 375
Die Eucalyptus-Oasis der Trappisten in der Campagna Romana 586
* Verona. In der Stadt Romeo's. Von Karl Böttcher 452
Italienische Falschmünzer. Von Fl. Korell 654
Die Glasperlen-Industrie Venedigs. Von Th. Gampe 854
* Julius-Thurm, der, in Spandau. Von Rudolf Elcho 772
Karpathen-Menschen.
2. Paula, der Vergeßliche 166
* Köln. Der Dom. Von Dr. L. Enner . 633
* Königs-Wusterhausen. Von Feodor von Köppen 538
* Küstenfahrten auf dem Eise. Von O. von Riesenthal 144
Land und Leute.
* Nr. 34. Kufstein und seine Umgebung. Von L. Steub 668
* Luzern. Am Eingange des Vierwaldstädtersees 312
Mannheim. Die neuen Hafenanstalten . . 134
* Metz. Unsere Todten um Metz. Von Löhle 705
Mosel. Bilder von der Mosel. Von Dr. Roderich Irmer.
* 2. Cochem 116
* 3. Eine Wanderung von Coblenz bis Trier 194
* Mozart-Diner, ein, bei Schikaneder. Von L. Nohl 288
Nähmaschine, die deutsche 694
* Neuenstein, Schloß 750
Niederdeutschland. Skizzen aus Niederdeutschland. Von F. Lindner.
* 4. Das Watt 548
* 5. Sturmfluth 838
* Nordenskjöld. Auf der Suche nach Nordenskjöld 352
* Der Abschiedsabend Nordenskjöld's in Berlin. Von A. Woldt 700
Nordmann, Johannes, und sein Buch: „Frühlingsnächte in Salamanca". Von Wilh. Goldbaum 446
* Nordostdurchfahrt. Die Entdeckung derselben. Von von Danckelmann . . . 92
Oberlausitz, die. Das Hochwasser in der Oberlausitz und im Kreise Laubau . . 463
Oberschlesien. Von der Stätte des Elends. Von Otto Kotze. I. 29
II. 49
Osterbräuche, deutsche 204
Parlamente. Skizzen aus deutschen Parlamentssälen.
I. Einleitung: Die parlamentarische Maschinerie. Von M. A. Klausner . . 752
* 2. Die Führer der Secessionisten. Von Heinrich Steinitz 784
* St. Petersburg. Der Winterpalast . . 192
Ragaz. Von Johannes Scherr 616
* Rettungswesen, das, an der deutschen Küste. Von F. Lindner 60
* Schimmel von Bronzell. Wie ich den Schimmel von Bronzell kennen lernte. Von Feodor von Köppen 31
* Schweden. Die Strafe der Prälaten . 691
* Seligenstadt. Altdeutsche Sagenstätten. I. Von M. von Humbracht 280

Seite

Spanien.
Die Garduna-Brüderschaft 294
Ungarn.
Die Deutschen in Ungarn 403
* Wallenstein als Student in Altdorf. Von Karl Ueberhorst 263
* Wallwitzhafen. Ein deutscher Flußhafen. Von L. Würdig 740
Weimar.
Das „Schiller-Album" im Schiller-Hause. Von Fr. Hofmann 522
* Weihnachtsbräuche, altdeutsche 855
Wien.
* Der Naschmarkt. Von A. Friedmann 344
* Wien auf dem Lande. Von B. Groller. I. 491
II. 524
* Wight, die Insel. Die Flitterwochen-Insel. Von Max Nordau 596
* Wikingerschiff, ein auferstandenes . . 472
* Wolga, die, und ihre Schifffahrt. Von O. Behring 391
Wollenindustrie. Ein Rückblick auf die Ausstellung der Deutschen Wollenindustrie zu Leipzig. Von Georg Buß 734

Naturwissenschaftliches und Medicinisches.

* Aquarium, aus dem. Von G. Schubert . 99
Bienenzucht. Fortschritte der Neuzeit in der Bienenzucht. Von C. S. H. Gravenhorst 495
Diamanten, künstliche. Von Carus Sterne 338
* Douglas-Tanne, die. Ein deutscher Waldbaum der Zukunft. Von Baldwin Möllhausen 19
Farbensinn. Die Entwickelung des Farbensinns. Von Carus Sterne 718
Fleischnahrung. Mehr Fleisch! Von Otto Dammer 46
Geheimmittelschwindel. Die Helfershelfer des Geheimmittelschwindels 177
Noch einmal in der Falle. Von A. H. Paulcke 355
Grausamkeit, über die, beim Fang der Thiere. Von Karl Müller 394
Lampe, elektrische. Das Licht der Zukunft. Von Dr. C. Carlotta. 81
Luftdruck, der. „Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?" Von St. von Jezewski 290
* Magnetismus, thierischer. Die Experimente mit dem sogenannten thierischen Magnetismus. Von Prof. Dr. Richard Rühlmann 127
Materie, strahlende. Von Carus Sterne . 224
Metalloskopie und Metallotherapie. Von Carus Sterne 435
Neapel. Aus der zoologischen Station. Von Karl Vogt 340
* Papyrusstauden, die. Verlorene Kinder des Nils. Von Karl Conrad 240
„Petermann's Mittheilungen aus J. Perthes' geographischer Anstalt." Ein geographisches Jubiläum. Von A. Woldt 214
Pflanzenzucht bei elektrischem Lichte. Von Carus Sterne 266
* Raupenfeinde, die, der Insectenwelt . . 516
Sonnenlicht, geborgtes. Von Carus Sterne 9
Spuren, die, des vorgeschichtlichen Menschen in Deutschland. Von A. Woldt. I. . . 583
* II. . . 612
III. . . 630
* Telektroskop und Photophon. Von Carus Sterne 787
Thierbilder von nah und fern.
* 1. Der Flamingo. Von Karl Ruß . 108
* 2. Nasenbären. Von G. Mützel . . 508
Thier-Charaktere. Von Gebrüder Adolf und Karl Müller.
* Der Luchs 156
* Der Maulwurf 232
* Talentvolle Vorstehhunde 640
* Tragopane. Ein Gast aus dem fernen Osten. Von G. Mützel 800
Trichinose. Welche Sicherheit gewährt die gegenwärtige amtliche Fleischschau gegen Trichinose? Von Dr. H. Baeblich . . . 85

Seite

Wild-, Wald- und Waidmannsbilder. Von Guido Hammer.
* 46. Eine Gemsjagd 588
* Zimmerpalmen und Blumenampeln . . 824

Vermischtes.

Civilehe, die 774
Erziehung, die, zur Arbeit. Von Karl Biedermann 64
Frauen und Mädchen als Gärtnerinnen. Von H. Jäger 527
Gedanken, vernünftige, einer Hausmutter. Von C. Michael.
9. „Es geht nicht" 79
10. Das Skelet im Hause 158
11. Vergeßlichkeit und Vergessen . . . 542
12. „Als der Großvater die Großmutter nahm" 688
Gefängnißwesen und Strafvollzug im deutschen Reich. Von Karl Fulda 124
Haftpflichtgesetz, das, und seine Revision. Von K. Biedermann 278
Kunstindustrie, die deutsche, und die jüngsten Ausstellungen. Von Georg Buß . . . 554
* Landwirthschaft, die deutsche, vordem und jetzt 207
Literaturbriefe an eine Dame. Von Rudolf von Gottschall. XXIII. 710
XXIV. 771
XXV. 826
Musik. Ueber die Hauptrichtungen in der heutigen Musik. Von Dr. Richard Falckenberg 190
Rechtschreibung. Die Zukunft der deutschen Rechtschreibung. Von K. J. Schröer . 204
Schiller-Stiftung, die, noch einmal. Von R. Waldmüller 309
Schulverein, der deutsche, in Oesterreich. . 742
Socialdemokratie. Zur Geschichte derselben. Von Franz Mehring.
4. Friedrich Engels und Karl Marx. — Der internationale Arbeiterbund . . 110
5. Die europäische Wirksamkeit der Internationale 160
6. Der deutsche Zweig der Internationale und der allgemeine deutsche Arbeiterverein 243
7. Der Gothaer Vereinigungscongreß . 419
8. Die höchste Blüthe der deutschen Socialdemokratie 503
9. Die Attentate und das Socialistengesetz. Schluß 535
* Theologen, streitende 842

Blätter und Blüthen.

Amerika.
Amerikanische Arbeitervereine für deutsche Einwanderer 20
Die Bibel im Dienste des Telegraphen . 152
Danksagungsfest in der Union. Von Clara Hance 795
„Decoration-day." Von Clara Hance . 380
Dom Pedro der Zweite und die brasilianischen Protestanten 480
Zur Hebung der deutschen Interessen in Amerika 448
Anstriche, phosphorescirende, im Dienste des täglichen Lebens 544
* Arnould, G. Ein Opfer des Winters . 56
* Auf Leben und Tod. Gedicht 744
* Bechstein, L. „Halt" 72
* Beinke, Fritz. Von der Nessel gestraft . 464
Berlin.
Die Fischerei-Ausstellung. Nachträgliches 544
Bildungsschulen schwäbischer Bauernmädchen 528
Blinden-Erziehungsanstalten in Deutschland 364
* Brantopfer, das, der Römerin. Gedicht 664
Bronnikoff. Ausgewiesen 284
China.
Der Fischfang mit Kormoranen. Von C. F. Liebetreu 643
Chinesen in Steyer 544
Corvin-Wiello 794

Digitized by Google

Seite

Culturblüthe, die englische 607
Dampfkalesche, die 642
Dettmer, Friedrich. † 764
Diamant. Explosion eines Diamanten . . 843
Donaustauf. Der Brand des Marktfleckens Donaustauf 216
* Dotzauer. Im Grünen 576
Douglas-Tanne, die 72
* Eberle, Adolf. Ein aussichtsloser Versuch 200
Edison's Lampe 136
Eichendorff-Monument 428
Eisbahnen, immerwährende 624
Eisenbahnen. Fahrplanänderungen. „Der Abhülfe bedürftig" 412
Elektricität. Zur ärztlichen Anwendung derselben. Von Dr. Piersen . . . 183
„Es ist ein räthselhaftes Leid." Gedicht von Helene v. Götzendorff-Grabowski . . 512
Feierabendhaus, ein, für deutsche Lehrerinnen in Gandersheim 379
Fikentscher, Otto. Noblesse oblige . . . 560
* Folkestone. Das Denkmal 843
Frankfurt am Main.
Das fünfte allgemeine deutsche Turnfest 464
Zu unserer Abbildung 480
Frauen und Mädchen als Gärtnerinnen . 591
Friedrich des Großen drollige Randbemerkung 496
Friederiken-Ruhe. Sammlung für dieselbe 72
* Frühlingsbilder, zwei 268
Gefangener, ein französischer, angeblich noch in Deutschland 644
Geheimmittelschwindel.
Ein Preßproceß der „Gartenlaube" . . 119
Urtheil gegen den Geheimmittelfabrikanten Heß 764
Genossenschaften, die, im oberschlesischen Nothstand 120
Geeben, August Karl von. Einer der „Zwölf von einer Million". † 796
Grafenkind, ein unglückliches 396
* Großmann, W. Nach gethaner Arbeit ist gut ruh'n 496
Guhlow-Denkmal 527
Handelsmuseum, ein deutsches 511
Harfe, die, der Königin Marie Antoinette . 56
Harkort, Friedrich. † 235
Herz, Auguste. Eine seltene Frau. † . . 284
Holtei, Karl von. † 152
Holtei-Monument 428
Hören, das, durch die Zähne und das Audiphon 284
* Jagd, nach der 796
Inhalts-Verzeichniß, ein allgemeines sachliches, über die fünfundzwanzig unter Ernst Keil's Redaction erschienenen Jahrgänge der „Gartenlaube". Von Fr. Hofmann 284
Instinct oder Ueberlegung? 104
* Juist, die Insel 136
Kaiser Joseph-Bibliothek, eine 412
* Kalmücken. Hochzeit bei den Kalmücken . 828
* Kauffmann, Hugo. Ein Aufschneider in Livree 40
Keil, Richard. Ein deutscher Burschenschafter. † 200
* Kellow, Fritz. Beim Ausstopfer . . . 364
Kinder genug — aber wo bleiben die Eltern 120
Kirchweihfeier. Ein absterbender Gebrauch. Von Dr. S. H. Boms 511
Kochapparate. Von Dr. Fr. Dornblüth . 40
Köln. Der Dom. Nachtrag 644
Das Domdaufest. Von Cuno Stammel 727
Kossak, Ernst. † 88
Kreutzer's, Konradin, hundertster Geburtstag 780
* Kriegerwittwe, die trauernde 764
Kriegskämpfer und Invaliden in Bedrängniß 332 576 643
* Kunst, die, auf dem Lande 780
* Kurzbauer, Eduard. Er ist todt . . . 19
Landwehr-Officier, ein 252
Leuchtstoff, ein angeblich völlig gefahrloser 811
Merseburg. Die rechte Hand Rudolph's von Schwaben. Von Gustav Schubert . . 861
Mittenwalder Klamm, die. Eine neue Sehenswürdigkeit des baierischen Hochgebirges 496
Mosen-Monument 428
„Nächte, die lichten" 512 680
* Nicolaus, ein Gast unserer Kinder in der Weihnachtszeit 811
* Nord-Ostsee-Canal, der 592 861
Norton des Ersten Tod. Von Theodor Kirchhoff 183

Seite

Noten-Tonzeiger von Organist Bartmuß . 592
Oberlausitz. Die Wolkenbruch-Verheerungen 448
* Opernscenen, zwei 252
* Osterfeier im Dorfe 216
Palleske, Emil. † 764
* Papierdrachen, die Zeit der 624
Pendulen, die französischen, und die deutschen Soldaten 575
Pereire und Schulze-Delitzsch. Eine Frage an die Menschheit 168
Pfefferminz-Baum, der, als Luftverbesserer 743
Pfennigsparcassen, die 764
* Pilotz, Karl von. Die letzten Augenblicke der Greenbidsen 664
Pioniere, die ersten, der Weltstraßen . . . 300
Polarforschungen, die für 1881 und 1882 in Aussicht genommenen 136
Polarforschungen. Ein Aufruf an die gesammte deutsche Nation 496
Prosit! 744
Pyrogramm. Reclame 560
Regen. Die künstliche Herbeiführung des Regens 592
Reisen, das, der Früchte beim Scheine der Polarsonne und des elektrischen Lichtes . 528
* Schallerei bei Alt und Jung 728
Schiffsmaschine, neue 763
* Schlabitz. Auf der Lauer 380
Schmid, Hermann von. † 728
* Seppel, C. M. Eine Tanzpause . . . 448
Socialdemokratie. Die Aufsätze „Zur Geschichte der Socialdemokratie. Von Franz Mehring." 184
Sonnenkraftmaschinen 852
* Spanien. Spanische Staatspost-Freuden 87
Sparteriewaaren Erzeugung, die. Nachtrag 300
Teufel, der, im Kreuzlep 136
* Thumann, Paul. Verstimmt 696
* Tiger im Lager 396
Touristenclub, österreichischer 528 576
* Und doch steht sie da! Gedicht 348
Verband, der deutsche, von Vereinen für öffentliche Vorträge 644
Verbindung, die telegraphische, mit in Bewegung befindlichen Eisenbahnzügen 268 300
Verkleinerung, die, der Großstädte durch das Telephon 608
Vermißte und Aufgefundene 20 252 396 427 512 544 560 679
Versing, Auguste. Eine deutsche Künstlerin. † 215
* Vögel, lose 332
Volksgebräuche. Zum Register der aussterbenden Volksgebräuche 120
Volksschulen, für 795
Wetterauer Frühlingslied, das 235
* Wettrennen. Scene aus dem Sport des Wettrennens 316
Wie die Culturvölker essen. Von Gerhard Rohlfs 623
Wilms, Robert. † 712
Zahlen, einige, aus der Tagesgeschichte . . 862
Zum ersten April 235

Illustrationen.

Aquarium.
Actinien-Fütterung. Von Conrad Siemenroth 101
Arnould, G. Ein Opfer des Winters . . 45
Baditz. Zum ersten Mal im Gefängniß . 125
Bamberger, Ludwig. Portrait 785
Bechstein, L. Zeitgemäßes Hinderniß . . 69
Becker, G. Ein „Fall" aus höheren Regionen 621
Beinke, Fritz. Von der Nessel gestraft . . 461
Berlin.
Die Encke'sche Königin Louisen-Statue für den Thiergarten 5
Der neue Anhalter Bahnhof. Außenansicht 296
Die Verkehrshalle 297
Bilder aus der Fischerei-Ausstellung. Von H. Lüders 405 408 409
Ein Stammtisch bei Klausing. Von H. Lüders 457
Die „Rück Compagnie" auf der Spree. Von H. Lüders 673

Seite

Berlin.
Ein Abschiedsabend zu Ehren Nordenskjöld's. Von C. Koch 701
Blaas, Eugen. Schneiderbude in Venedig 725
Böttcher, C. C. Auf dem Rheine . . . 629
Brahms, Johannes. Von Ad. Neumann . 221
Bronnikoff. Ausgewiesen 273
Chopin, Friedrich. Portrait 37
Civiltrauung, eine schottische, in Gretna Green. Von Prof. H. Kretzschmer . . 777
Courten, A. de. Einzug des Siegers vom Wagenrennen 228 229
Dahl, H. Ein Naturkind 337
Dessau. Von Otto Stützel 52 53
Donnersberg, der. Von M. Grundschöttel 581
Dotzauer. Im Grünen 565
Douglas-Tanne, die. Fruchtzapfen, Schuppen und Nadeln 17 19
Eberle, Adolf. Aussichtsloser Versuch . . 189
Edison's Zimmerlampe 81
Eggert, E. Die Kunst auf dem Lande . . 769
Eisenbuk's, Anton, Silberarbeit: Weihwasserkessel mit Sprengwedel 721
Fikentscher, Otto. Noblesse oblige . . . 557
Flamingos auf dem Sammelplatze. Von G. Mützel 109
Folkestone. Das Denkmal 844
Forckenbeck, Max von. Portrait 785
Frankfurt am Main. Von W. Kinemeyer 476 477
Bilder vom fünften allgemeinen deutschen Turnfest 572 573
Frauentrachten, deutsche. Von Ad. Neumann 804 805 820 821
Gastein, das Wildbad. Von Robert Asmus 501
Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. Bilder aus dem Wirken derselben. Von F. Lindner 61
Görbersdorf. Dr. Brehmer's Heilanstalt. Von H. Heubner 401
Göthe, Franz. Portrait. Von Ad. Neumann 325
Großmann, W. „Nach gethaner Arbeit ist gut ruh'n" 485
Gull, Friedrich. Portrait. 277
Günther, Otto. Streitende Theologen . . 823
Halberstadt. Am Holzmarkt 445
Hansen, der Magnetiseur.
Hansen'sche Experimente 129
Hasbruch, der.
Motiv aus dem Hasbruch. Von F. Presuhn 421
„De holle Eek." Von F. Lindner . . 424
Die Amalien-Eiche. Von F. Lindner . 425
Hase, Dr. Karl. Portrait. Von Adolf Neumann 469
Heyn, Ernst. Grüne Ostern 213
Schneesturm im Hochgebirge 97
Hofer-Fest, das.
Der Sandhof im Passeyer-Thal . . . 605
Die Mahdhütte 605
Die Hofer-Tafel an der Mahdhütte . . 605
Horovitz, L. Der kleine Eifersüchtige . . 533
Humann, Karl. Portrait. Von August Neumann 601
Jäger, Gustav. Pferde in der Schwemme 521
Japan. Ainu-Typen von der Insel Jesso. Von Ad. Neumann 353
Industriewerkstätten, Deutschlands große. Alt-Ehrenberg, die Heimath der Sparteriewaaren 149
Italien.
Chioggia, die Fischerstadt. Von Fritz Stoltenberg 376 377
In den Ruinen des Amphitheaters zu Verona. Von E. Berninger . . . 453
Juist, die Insel. Von Fr. Schreyer.
Blick auf das Dorf 132
Kirche und Kirchhof 133
Julfest, altnordisches. Von F. Lindner 856 857
Kalmücken. Ein Brautzug. Von Oberst v. Berres 818
Kauffmann, Hugo. Ein Aufschneider in Livree 25
Kaulbach, Hermann.
Scene aus Rossini's: „Der Barbier von Sevilla." 248
Scene aus Mozart's: „Don Juan." . . 249
Keller, Fritz. Beim Ausstopfer 361
Kirsten, B. „Zehn bis fünfzehn Tropfen auf Zucker." 717
Koch, G. Ein kritischer Augenblick. (Wettrennen) 305
Köln. Der Dom 636 637
Königstiger. Von Paul Meyerheim . . 385

	Seite
Königs Wusterhausen. Das Tabakscollegium sonst und jetzt. Von H. Lüders	540 541
Kretschmer, Edmund. Portrait. Von Ad. Neumann	737
Krevssig, Friedrich. Portrait. Von Adolf Neumann	77
Kriegerwittwe, die. Von Heinrich Max	761
Kronberger, Karl. Nicolaus, ein Gast unserer Kinder in der Weihnachtszeit	809
Kufstein und seine Umgebung. Von W. Geigler	669 677
Kurzbauer, Eduard. Im Trauerhause	12 13
Küstenfahrten auf dem Eise. Von Joh. Gehrts	145
Leipzig. Das landwirthschaftliche Institut der Universität	209
Lotosblume. Von G. Marx	173
Luchs und Schneehase. Von L. Beckmann	157
Luzern. Von Ernst Heyn	313
Maulwürfe im Kampfe. Von F. Specht	233
Metz. Die Denkmäler um Metz. Von R. Cronau	705 709
Meyer von Bremen. „Kukuk."	329
Mosel, die. Cochem an der Mosel. Von R. Cronau	117
Von Coblenz bis Trier	196 197
Mozart Diner, ein, bei Schikaneder. Von A. Borchmann	289
Müller Lingke, A. Nach der Jagd	793
Nasenbären Familie. Von G. Mützel	509
Neuenstein, Schloß	756 757
Nordenskjöld, Adolf Erik. Portrait. Von Ad. Neumann	93
Nord Ostsee Canal, der. Karte des Projects. Von Ingenieur Dahlström	592
Osterspiele. Von C. Röhling	205
Papyrusstauden im Kyanefluſſe bei Syrakus. Von Prof. C. Werner	241
St. Petersburg. Ein Blick auf den Winterpalast	193
Pfahlbauten. Aus der Zeit der Pfahlbauten. Von Joh. Gehrts	613
Photophon, Bell's	788
Pilotz, Karl von. Portrait	649
Die letzten Augenblicke der Girondisten	656 657
Pilz, Otto. Was sich liebt, das neckt sich	261
Püttner, R. Weihnachtsmorgen	853
Raupenfeinde, die, der Insectenwelt. Von Emil Schmidt	517
Retbel, O. Heitere Kindheit	180
Ernste Kindheit	181
Rickert, Heinrich. Portrait	785
Röhling, C. Der Schmied	141
Schimmel, der, von Brenzell. Ein „Tüchlein deck' dich!"	32
Der Schimmel	33
Schladitz. „Durch diese hohle Gasse muß er kommen!"	369
Schmidt, Emil. Frühlingsleben	257
Schneider, Fritz. Altrömisches Brautopfer	661
Schuch, W. Auf Leben und Tod	733
Schweden. Die Strafe der Prälaten. Von C. G. Hellquist	692 693
Seligenstadt. Geschichtliche Denkmäler. Von F. v. Reßler	281
Seyppel, C. M. In der Tanzpause	140 441
Sonnenthal, Adolf. Portrait. Von Adolf Neumann	433
Spandau. Der Julius-Thurm	773
Spanien. Die spanische Post. Von Prof. Alexander Wagner	84 85
Spanien. Aus der Zeit der spanischen Judenverfolgung. Von M. v. Zichy	417
Stauffenberg, Franz August Freiherr von. Portrait	785
Streicher, Nannette, geb. Stein. Die „Schaffnerin Eurydeia" Beethoven's. Portrait	389
Sturmflut. Von F. Lindner	841
Thumann, Prof. Paul. Im Tode vereint	585
Verstimmt	685
Tragopane. Von G. Mützel	801
Verstehhunde. Von F. Feiler	641
Wagner, Richard. Portrait. Von Adolf Neumann	749
Wallenstein's, des Studiosus, Verhör vor Pfleger und Rector der Schule zu Altdorf. Von C. Röhling	265
Wallwitzhafen. Von O. Strützel	741
Watt, das, bei Schaarhörn. Von F. Lindner	549
Kugelbaake an der Elbmündung. Von F. Lindner	569 570
Wien. Slavische und magyarische Typen auf dem Naschmarkt. Von Albert Richter	345
Die Sommerfrischen in Wiens Umgegend	493 525
Wight, die Insel. Strandbild. Von Schumann	597
Wikingerschiff, ein auferstandenes	473
Wild, Wald und Waidmannsbilder. Gemsen auf der Flucht. Von Guido Hammer	589
Wolga, die. Die Riesenbrücke zwischen Syzran und Samara während des Baues	392 393
Wolze, A. Weihnachten unter dem Dache	849
Ziermann, C. Eine willkommene Pause	105
Zimmerpflanzen. Von F. Flinzer	825

Für den Jahrgang 1880 empfehle ich geschmackvolle

reich vergoldete Einbanddecken

zum Preise von 1 Mark 30 Pfg., welche durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind. Bei Bestellungen bitte ich genau zu bezeichnen, ob **„alte"** oder **„neue"** Decken gewünscht werden.

Ernst Keil.

№ 1. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1 ½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. Jede Nummer 50 Pfennig.

Ledige Kinder.

Nachdruck verboten; Uebersetzung vorbehalten.

Erzählung aus dem oberbairischen Gebirg.

Von **Herman v. Schmid.**

1. Herum.

Der Einödhof zum Kogelbauern, der irgendwo in den oberbairischen Bergen liegt, führte seinen Namen nicht umsonst.

Unmittelbar hinter dem Hause, das sich rückseits an eine breite, steilabfallende Felswand lehnte, als wenn es von derselben Schutz und Sicherheit erwartete, thürmte das Gestein sich zu einem hohen Gipfel empor, der im Munde des Volkes durch eine eigenthümliche Umbildung des Wortes Kegel als Kogel bezeichnet wurde. Das Haus selbst mit seinem doppelten, breiten Laubengang an dem obern, mit der hohen, fest geschlagenen Grad* um das untere Stockwerk lag auf einem grünen Grashange, als wäre es — nach einem Lieblingsausdrucke des Volkes — in eine Krippe** hineingestellt. Ueber das kurze, duftige Gras erhoben sich einige schöne Bäume, besonders ein paar stattliche alte Linden, wie sie nach alter Sitte wohl bei keinem einzelnen Bauernhofe fehlen, und um den Anger herum, wie eine Einfassung, standen große hochgewachsene Kirschbäume, deren kleine Früchte sich eben hochroth zu färben begannen. Unter ihnen duckten sich niedrige Zwetschgensträucher; ihr Wuchs und die moosbedeckte Rinde ließ erkennen, daß ihr Standpunkt doch wohl zu hoch und kühl gelegen war, wenn auch der Kogel gleich einem riesigen Schirm die kältesten Windstriche abhalten mochte. Die Umgrenzung des Hofes nach der einen Seite wurde von einem Wäldchen gebildet, dessen alten hochstämmigen Fichten man es ansah, daß sie zu den Lieblingen des Besitzers gehörten und als solche in jeder Weise geschont wurden; nach der anderen Seite senkte sich der Abhang rasch einer beträchtlichen Tiefe zu, über deren von allerlei Sträuchern eingefaßten Rand hinweg sich eine weite Aussicht auf ein unten liegendes schmales Bergthälchen öffnete. Zwischen den Tannen desselben blitzte der blaue Spiegel eines kleinen Sees herauf; gegenüber bauten sich waldige Bergzüge über einander empor wie Stufen zu dem kahlen, langgestreckten grauen Felsengrate, der, die ganze Gegend beherrschend, sich wie ein behelmtes Riesenhaupt ansah; wohl eine geringere Einbildungskraft als die des sagenfreudigen Volkes hätte hingereicht, in den Linien desselben etwas wie die Züge eines menschlichen Angesichts, eines zur Hut für die ganze Gegend bestellten Wächters, zu erkennen, und so war es wohl zu erklären, wenn das Volk ihn den Wachterkopf nannte.

* Laubengang = hölzerne Gallerie; Grad: breite, gepflasterte oder hölzerne Stufe.

** Weihnachtsvorstellung.

Der Kogelhof hieß also mit Recht eine Einöde; waren doch die zerstreuten Ansiedelungen anderer Bergbewohner stundenweit von ihm entfernt, und wenn die Insassen des Hofes Sonntags zu Hochamt und Predigt in die Pfarrkirche wanderten, mußte Einer schon ein gewandter Steiger sein, sollte er den Weg in anderthalb Stunden zurücklegen.

Mit der Oede und Einsamkeit war dem ländlichen Wohnplatze auch das Gepräge der Ruhe und Stille aufgedrückt. An gewöhnlichen Tagen war in und um denselben kein anderer Laut hörbar, als das Läuten der Kühe, die mit ihren dumpfen und doch wohlklingenden Schellen und Glocken auf den Abhängen weiden gingen, als der Ruf des Haushahnes, der sein weibliches Gefolge zusammenkrähte, der Schrei eines Geiers, der spähend über der Halde hing, oder der Ruf eines Raben, der bei eintretender Dämmerung seinem Waldneste zuflog. Mitunter klang wohl auch Jauchzen und Jodeln aus menschlicher Kehle über die Gegend hin, daß diese aufzuhorchen schien, wie verwundert über die Stimme, die ihr plötzlich geworden.

An einem Tage des beginnenden Herbstes, als bereits die Dolden der Vogelbeeren mit den Hagebutten an den Rosenwildlingen wetteiferten, sich lebhafter zu röthen, als die kälteren Nächte schon die Schlehen und die Beeren des Wachholders tiefer blau überhauchten, war der Ort äußerlich wohl derselbe, aber die Stille wie die Einsamkeit schien aus ihm gewichen zu sein. Von Zeit zu Zeit, vom Widerhall an den Bergen hin und her geschleudert, rollte der Knall von Schüssen durch die herbstlich klare Luft und verkündete, daß im Gehege der Berge die Jagdlust ihren Einzug gehalten und sich aufgemacht habe, den Berghirsch in den Wäldern aufzusuchen und der Gemse bis an ihre Felszinnen nachzuklettern. Wer aus dem Fichtenwäldchen trat, konnte schon von Weitem auch im Kogelhofe und dessen Umgebung eine ganz ungewöhnliche Bewegung bemerken; die Bewohner liefen eilfertig hin und wieder, als hätten sie einen besonderen Anlaß, die gewohnten ruhigen Geschäfte und Arbeiten des Tages bei Seite zu legen. Dazu ertönte manchmal vom Hofe her etwas wie fröhliches Lachen und Gesang, der sich aber nicht bloß nebenher um die Arbeit rankte wie der Epheu um den Stamm, der nicht bloß Schmuck oder flüchtige Verzierung war, sondern eine Hauptsache und eine eigene Thätigkeit für sich bildete.

An der Rückseite des Hauses führte über eine Quermauer ein Hochweg nach der Scheune, nicht eben von besonderer Breite; denn der Ertrag der wenigen Haberfelder, welche in der hohen

Digitized by Google

Lage noch zur Reife kamen, bedurfte keiner größeren Vorrichtungen noch Räumlichkeiten, um in Haus und Scheune untergebracht zu werden. Desto umfangreicher waren die Seitenabtheilungen, um die Mengen von Heu und Grummet zu versorgen, die als Futter zur Ueberwinterung des Viehes nöthig waren. Ein angenehmer Duft entströmte dem weit geöffneten und zurückgeschlagenen Thore und ließ dadurch den Inhalt der Scheunen errathen, der sonst kaum zu erkennen gewesen wäre. Die Seitenwände der Tenne waren mit Fichtenreisern so dicht besteckt, daß dieselbe wie ein großes grünes Gemach aussah, und die eintönige Farbe des Reisigs war wieder durch bunte, papierne Bandrosen, durch breite aus einander gerollte Leinwandstreifen von blendender Weiße unterbrochen; die blauen Köpfe von Astern oder die purpurnen der Dahlien waren hier und dort dazwischen gesteckt, wie lebendiges Edelgestein oder als blühende Haften, den Schmuck festzuhalten.

Das in der Tiefe gegenüber liegende Ausgangsthor der Scheune war geschlossen und zum Mittelpunkt oder Hauptstück der ganzen Verzierung benützt: auf ihm liefen die zierlich gefalteten weißen Streifen wie Strahlen zu einem Kranze zusammen, in dessen Mitte, aus flammenden Sonnenblumen gefügt, ein riesiges M prangte. Auf der Tenne selbst, die wie ein Ballsaal gekehrt war, stand eine Tafel, mit weißem, mächtigem Tischtuch gedeckt, an dessen Rändern die rothen Spitzen nicht fehlten, wie der einfache Geschmack der Landleute sie liebte. Die Gedecke zeigten, daß unter dem Geschirr des Hauses eingehende Musterung gehalten und manches Prachtstück hervorgesucht worden war, das vielleicht seit Urvätertagen nicht mehr von seinem Ehrenplatze gerückt worden. Es war klar, auf dem Kogelhofe wurde ein Gast erwartet, und das mußte ein viel bedeutenderer Mann sein als etwa ein Pfarrer oder Gutsbesitzer aus der Umgegend oder auch der Herr Landrichter, die auf einem Amts- oder Vergnügungsgang zum Kogelhof hinaufgestiegen kamen.

In der Tiefe der Tenne war ein Bauernbursche vollauf beschäftigt, an die ganze Ausschmückung noch die letzte bessernde Hand zu legen und mit dem Ausdrucke kecker Zufriedenheit in den Mienen das Ganze zu mustern, indem er hie und da eine Lücke in dem Tannenreisig enger zusammenzog, eine Blume feststeckte oder eine Falte in der Leinwand zurecht zupfte. Im Vordergrunde, auf der Schwelle des offenen Scheunenthores, saß ein Bauermädchen; sie hatte in der weißen Schürze einen Haufen Blumen vor sich liegen, aus denen sie mit geschickt wählender Hand einen mächtigen Strauß zusammenband. Es war nicht schwer zu errathen, woher die Blumen genommen waren; in geringer Entfernung, der Tenne gegenüber, von kleinen Holzstaketen eingezäunt, lag das Gartenviereck des Hauses, wo neben und zwischen den Beeten mit nutzbaren Kräutern der Salbei duftete, der Lavendel blühte, das Bandgras grünte und Ritterspurn, Schwertl und „Gretl in der Staude" sich breit machten. Der Strauß hatte bereits eine ansehnliche Größe erreicht, aber noch schien die Binderin nicht genug zu haben und hielt denselben vor sich hin, wie um zu bemessen, wo noch etwas von ihren Vorräthen angebracht werden könnte. Zu gleicher Zeit war der Bursche mit seiner Arbeit fertig geworden und stand nun müßig im Grund der Scheune; sein Blick war auf das Mädchen gewendet, kehrte sich aber rasch wieder ab, wenn dasselbe eine Bewegung machte, als ob es sich beobachtet wüßte.

Es war ein anmuthiges Bild, das die beiden Gestalten boten; jede für sich war schön und bedeutsam; beide mit einander mochten so nicht leicht wieder zu finden sein. Beide standen in der ersten Blüthe der Jugend; beide konnten gewissermaßen als Muster ihres Standes und Geschlechtes gelten. Der schlanke und doch derbkräftige Wuchs des Burschen trat durch die leicht anliegende Joppe aus grauem Lodentuch, den gestickten Gürtel, die kurze Lederhose und die stämmigen Beine mit den Wadenstrümpfen erst recht hervor, und das grüne Berglerhütchen mit Gemsbart und Spielhahnfeder saß auf dem braunen Kraushaar, als wäre es eigens für diesen hübschen, im Bewußtsein seiner Kraft etwas trotzigen Gesellen erfunden worden.

Auch das Mädchen war in die damals — es war vor mehr denn zwanzig Jahren — noch allgemein übliche Tracht der Bergler gekleidet, die jetzt fast nur noch bei alten Leuten und in abgelegenen Thälern gefunden wird, wohin Telegraph und Eisenbahn noch nicht gedrungen sind, sodaß mancher, der jetzt die Berge bereist, eine Enttäuschung erleben und den Erzähler im Verdacht haben kann, er tische ihm Fabeln und Märchen auf, welche die Wirklichkeit widerlegt. Der Anzug des Mädchens war nicht kostbar; die Trägerin gehörte offenbar nicht zu den Reichen der Gegend, aber alles an ihr war genau, anmuthig und mit sichtbar gutem Sinn geordnet. Auch im Sitzen standen ihr sowohl das schwarze Mieder mit dem silbernen Kettengeschnür, wie das franzenreiche seidene Brusttuch und das schwarze Halsflortuch mit filigranerner Silberschnalle sehr wohl an. Das Mädchen hatte den Hut abgenommen und neben sich gelegt; er mochte ihr hinderlich gewesen sein, den Bindfaden um die Blumenstengel zu schlingen, den sie an einem Ende mit ihren blanken Zähnen hielt und etwas schwerfällig über sich hinweg zum Knoten schlang. Desto freier war das Gesicht zu sehen, ein Mädchengesicht, dem man nicht eben nachrühmen konnte, daß es von besonderer Schönheit sei, aber es lag in ihm ein angenehmer, freundlicher Ausdruck, der um den Mund als leichtes Lächeln schwebte, während um die Augen etwas wie ein Fältchen des Spottes und Muthwillens zuckte. So eifrig sie mit ihrer Arbeit beschäftigt war, fand sie doch auch Muße, manchmal flüchtig nach dem Burschen zu sehen. Es schien ihr eine Frage auf den Lippen zu schweben, die sie immer wieder zurückzuhalten für gut fand.

Dem Burschen währte endlich das Schweigen zu lange.

„Wie haben wir's denn eigentlich, Nannei?" rief er, ohne seinen Platz zu verlassen. „Wird denn der Busch'n heut noch fertig, oder willst Dir auf morgen auch noch was aufheben? Wenn Du doch schon Kalender machst, mach fein viele Feiertäg' hinein!"

„Da müßt' ich mich erst besinnen," entgegnete Nannei aufblickend, aber ohne ihre Stellung zu verändern; „ich glaub', mit viel Feiertäg' wär' der Kogelbauer kaum recht zufrieden! Ich hab' auch an ganz was Andres denkt, Lenz. Ich hab' mich besonnen, was ich mit all dem Blumwerk anfangen soll. Ich hab' mir zu viel' abgebrockt und mein', es könnt' noch einen zweiten großen und schönen Busch'n geben. Wär's nit das Gescheidteste, wenn ich noch einen binden thät' für die Königin? Denn wenn der König kommt, wird er wohl auch seine Königin bei ihm haben."

„Seine Königin?" rief der Bursche und brach in so lautes Lachen aus, daß dem Mädchen die Röthe des Zorns und der Beschämung in's Gesicht schoß. Sie ließ den Strauß sinken.

„No, was soll das holzerne G'lachter bedeuten?" rief sie und sah, als ob sie ihrer Frage Nachdruck geben wollte und wie zur Abwehr halb aufgerichtet, nach ihm hin.

„Mußt nit harb sein," entgegnete Lenz, nachdem er sich von seinem Lachen etwas erholt hatte; „aber so einen Diskurs, da müßt' eine Kuh lachen. Du bild'st Dir wohl ein, die Königin, eine so feine und vornehme Dam', steigt auch den Gemsen nach und kraxelt auf den Berg'n 'rum?"

„Ist das Alles?" erwiderte sie kaltblütig; „ich hab' Wunder g'meint, was ich Dummes g'sagt hab'. Thut schon der Mühe ab, daß Du deswegen lachst, wie nit gescheidt — ich weiß freilich nit, wie es bei so hohen Herrschaften Brauch ist, aber dasselbe weiß ich — wann ich die Königin wär', ich müßt' da schon dabei sein — ich!"

Lenz konnte seine Lachlust noch immer nicht vollends bewältigen; die Antwort des Mädchens schien sie sogar noch zu steigern.

„Das glaub' ich wohl," pustete er heraus, „daß Du dabei wärst — wenn er Dich halt mitnehmen thät', der König!"

„O, das würde er wohl thun," versetzte Nannei mit der Zuversicht der Ueberlegenheit und setzte den Busch in einen Bierkrug aus weißem, mit blauen Blumen bemaltem Porcellan, der als ländliche Blumenvase auf dem Tische bereit stand. „Wenn ich's verlangen thät', müßt' er mich mitnehmen — das weiß ich, wenn ich auch nie keine Königin gewesen bin."

„No, no," rief Lenz und steckte die Daumen beider Hände in den grünen Hosenträger, der sich unter der Joppe von dem schneeweißen Hemde kräftig abhob. „Du könntest vielleicht schon eine Königin abgeben. Anstellen thust Dich wenigstens, wie wenn Du als eine Prinzessin oder doch als Gräfin auf die Welt gekommen wärst. Du glaubst wohl, es müßt' Alles nach Deinem Kopf gehen?"

Das Mädchen hatte sich vollkommen erhoben und war dem

Digitized by Google

Burschen näher gekommen; beide standen sich gegenüber, fest einander anblickend: es war, als wollte jedes im Bewußtsein eigener Kraft die des anderen messen.

„Eigentlich ist das ein dummes Gerede," begann Nannei wieder, „aber ich mein', was vom König und von der Königin gilt, das gilt auch von Bauer und Bäuerin, und wenn ich auch nichts bin, als eine Bauerdirn, so mein' ich, es müßt' doch alles nach meinem Kopf gehen, wenn ich's haben wollt'."

„Da möcht' ich schon zuschauen," rief Lenz und lachte wieder, noch spöttischer und ungläubiger als zuvor. „Ich bin nit Dein Bauer und Du nit meine Bäuerin, aber das möcht' ich erleben, ob ich thun müßt', was Du haben wollt'st. Im Gegentheil: Du mußt thun, was ich will, wenn ich's verlang'."

„Freilich wohl," entgegnete sie stark und nicht ohne Hohn, „Du bist ja der Sohn vom Hauf', der künftige Kogelbauer, und ich bin nur eine Dirn'."

„So ist es nicht gemeint," rief Lenz; „es ist von einer ganz anderen Sach' die Red'."

„So, von was denn sonst?" erwiderte Nannei, indem sie ihn fast wie überrascht und unsicher ansah.

„Von dem, daß Du ein junges, schneidiges Dirn'l bist und ich ein junger, lebensfrischer Bub' . . . ."

„Wart' nur, wenn Du jetzt Soldat wirst, weil Du Dich hineingespielt hast, werden sie Dir die Frische schon ein bissel austreiben."

„Wenn ich ein Narr wär'! Der Kogelhofer wird sich nit spotten lassen und für seinen einzigen Buben schon einen Mann stellen. Aber bei Dir, Nannei, da möcht' ich selber meinen Mann stellen und sehen, ob Du wirklich soviel Schneid' hast, als Du Dich anstellst. Komm einmal her und gieb mir ein Buss'l!"

Das Mädchen richtete sich auf, so hoch sie sich strecken konnte, und aus dem Auge traf ihn ein Blick, den man seiner sanften Bläue so wenig zugetraut hätte, wie dem heiteren Himmel einen plötzlichen Blitz.

„Sonst hast keine Schmerzen?" fragte sie, indem das leise Beben ihrer Stimme ihre Erregung verrieth. „Die Buss'ln sind heuer nit g'rathen; mußt schon warten auf einen bessern Jahrgang."

„Willst mir also keins geben?" erwiderte Lenz. „Wenn ich mir's aber nehm'?" fuhr er fort, indem er die Arme ausbreitete und Miene machte, auf sie loszugehen.

Sie aber stellte rasch den einen Fuß hinter den anderen, wie um feste Stellung zu haben.

„Das kannst ja probiren," sagte sie, „wenn Du wissen willst, wie tief von der Tennenbrucken 'nunter ist auf den ebenen Boden."

Sie war mit diesen Worten kaum zu Ende gekommen, als der Bursche schon vor ihr stand, ihr den Arm um den Leib schlang und mit der anderen Hand den zurückgebeugten Kopf an sich zu drängen suchte; dennoch war er ihr nicht zuvorgekommen, denn im nämlichen Augenblicke hatte sie seinen Arm von sich geschleudert und ihn zurückgestoßen, daß er schwankte und fast Mühe hatte, ihre Drohung nicht an sich verwirklicht zu sehen.

Was zuvor ein augenblicklicher Scherz gewesen, fing an, bedenklich zu werden.

Nannei war bis in den Mund kreideweiß geworden, aber sie stand fest aufgerichtet wie ein kundiger Fechter, der einem erneuten Angriff entgegensieht. Dem Lenz dagegen war die Gluth des Zornes in's Gesicht gestiegen, und er schickte sich an, sein Vorhaben mit Aufgebot seiner ganzen Stärke auszuführen. Noch ein Augenblick, so wäre der sonderbare Kampf in Wirklichkeit entbrannt — der laute Zuruf einer Männerstimme und die Stimmen vieler Leute verhinderten den Ausbruch. In der Erregung hatten Beide nicht bemerkt, daß bereits eine ziemliche Anzahl von Landleuten aus der Umgegend herangekommen war.

Allen voran, schon auf der Tennenbrücke, stand ein alter Mann, der in lachender Verwunderung die Hände über dem Kopfe zusammenschlug.

„No, seid's so gut," rief er, „seid's so gut und rauft's gleich mit einander in aller Fruh! Wollt's vielleicht ein G'spiel aufführen, wenn der König kommt, und habt's Prob' g'halten?"

Der Mann war eine eigenthümliche Erscheinung. Während die anderen Ankömmlinge in der festtaglichen Landestracht gekommen und offenbar von der Neugier herbeigeführt worden waren, den König zu sehen, der, wie es hieß, heute im Kogelhofe frühstücken werde, schien er nicht daran gedacht zu haben, sein Aeußeres mit den Rücksichten auf einen so hohen Gast in Uebereinstimmung zu bringen. Er war unverkennbar in vollem Arbeiteranzuge gerade von der Arbeit weggelaufen. Ein Hemd von grobem Zwillich und Beinkleider von gleichem Stoffe bedeckten seinen Körper, beide aber waren wie das Gesicht berußt und mit schwarzen Schmierflecken bedeckt. Ein abgetragenes, rundes Lederkäppchen saß auf dem weißen, spärlichen Haar, und die Füße steckten in großen Holzschuhen, auf denen grobes Leder aufgenagelt war. Trotzdem war der Anblick des Alten kein widriger. Durch den Ruß hindurch waren die Züge eines freundlichen Angesichtes zu erkennen, und unter den weißen, starken Büschelbrauen blitzte ein dunkles Auge so lachend und munter, als wäre sein Leben das glücklichste und seine Arbeit die angenehmste und einträglichste der Welt.

Das Gesicht des Mädchens hellte sich bei seinem Anblick augenblicklich auf; sie rückte mit der einen Hand das Hütchen, das sie sich wieder aufgesetzt, in die rechte Lage und streckte ihm, näher tretend, die andere Hand entgegen.

„Grüß Gott, Vater!" sagte sie, nicht ohne einige Verlegenheit über die eigenthümliche Stellung, in der er sie gefunden. „Ich hab' mich wehren müssen; der Lenzl hat woll'n —"

„Ja, ja," lachte der lustige Alte, „was der Lenzl woll'n hat, das hab' ich selber wohl gemerkt."

Der Bursche unterbrach ihn. Mit der Zuversicht des Mädchens war auch sein Trotz gestiegen, und er schien nicht übel Lust zu haben, die unterbrochene Fehde jetzt mit dem Manne wieder aufzunehmen.

„Wenn's Dir etwa nicht recht ist, Pechler Kaspar, darfst es nur sagen, dann mach' ich Dir's recht."

„Wär' schon ein rechtes Kraftstück'l," entgegnete dieser, „wenn Du über ein altes Mann'l wie mich herfallen thät'st."

Der Bursche mochte die Berechtigung dieses Vorwurfs fühlen; sichtlich betroffen und wie zur Entschuldigung murmelte er halblaut vor sich hin:

„Sie ist ja selber schuld! An dem Buss'l wär' sie nicht g'storben, die hochgeistige Dingin!"

„Recht hat sie gehabt," sagte der Pechler, „und ich hätt' nicht geglaubt, daß ein junger, sauberer Bursch, wie der Kogelhofer Lenz, ein Buss'l nit anders zu kriegen weiß, als mit Gewalt. Du meinst wohl, weil Du einmal den Kogelhof bekommst, darfst Du übermüthig sein? Gieb Acht, gieb Acht, daß Du's nicht einmal klein beigeben mußt!"

Das Mädchen hatte ihn am Arme ergriffen und suchte ihn hinwegzuzerren. Sie hielt es zur Beendigung des Wortwechsels für das Beste, wenn sie die Beiden aus einander brachte.

„Komm mit in die Kuch'l, Vater!" sagte sie, „es ist Zeit, daß ich nach den Nudeln schau'. Bringt der König auch den Wein mit, muß man ihm doch was Richtig's zum Essen aufsetzen."

Der Alte widerstrebte noch schwach, fügte sich aber doch. Die Leute waren allmählich immer näher gekommen, sodaß es gerathen schien, die Angelegenheit, von welcher die Wenigsten bisjetzt etwas begriffen haben mochten, nicht selbst offenkundig zu machen. Brummend folgte er Nannei in die Seitenthür, welche durch den Stall und von dort in den Vordertheil des Hauses und nach der Küche führte.

Hinter ihm füllte sich die Scheune mit einer großen Anzahl Menschen, die alle den Platz sehen wollten, wo der König ihnen die Ehre anthat, bei ihnen zu essen, und zugleich die Anstalten und Verzierungen bewunderten, die zu diesem Ende gemacht wurden. Es waren meistens Bauersleute in der Landestracht, Alte und Junge, Weiber, Mädchen und Kinder; es traf sich eben gut, daß sie ihre Neugierde mit einem anderen Zweck verbinden konnten. Es war ein abgewürdigter Feiertag, an welchem der Gebrauch forderte, eine Wallfahrt zum Sanct Laurenzi-Kirchlein zu machen, das unweit von einem Felszacken heruntersah. Doch fehlte es auch nicht an vornehmeren Leuten: mit den Fußgängern waren ein paar leichte Wägelchen angekommen, deren Insassen dem Bürgerstande — ja dem Adel angehörten.

Aus dem einen der Fuhrwerke kletterte nicht ohne Mühe ein wohlbeleibter, kurz gewachsener Mann, dem die Last seines Bauches und der kurze Athem jede solche Bewegung beschwerlich machte. Es gelang ihm nur mit Hülfe eines kleinen, aber behenden Mädchens, dessen Schönheit durch die unverkennbare

Digitized by Google

Aehnlichkeit mit dem Vater keineswegs besonders gefördert ward. Gleichwohl wäre ihre Erscheinung nicht gerade unangenehm gewesen, weil das Gesicht mit den wasserblauen Augen das unverkennbare Gepräge der Gutmüthigkeit trug, wäre nicht der gute Eindruck des Gesichts durch den Körper wieder verwischt: denn die eine Seite war so stark gegen den Hals hinaufgeschoben, daß es unrecht gewesen wäre, blos von einer hohen Schulter zu reden, und daß der Begriff „Höcker" dafür wohl der einzig richtige war.

Das andere Fuhrwerk trug einen noch bedeutsameren Insassen. Schon der Bauerknecht, der als Kutscher amtirte, zeigte durch die bordirte Schirmmütze und eine Art Livréerock, den er über die langen Lederhosen trug, daß sein Herr zu den eigentlichen Honoratioren der Gegend gehörte. Die Erscheinung desselben entsprach allerdings nicht ganz den Erwartungen, die sich mit dieser Stellung zu verbinden pflegen. Er sah etwas verkümmert und herabgekommen aus. Lang, schlank und von außerordentlicher Magerkeit, hatte er das Ansehen eines Menschen, der entweder kränkelt, oder der nöthigen Nahrung entbehrt. Zwar trug er einen Schnurrbart unter der spitzigen gebogenen Nase, der nach ungarischer Sitte herausfordernd gewichst und gesteift war, aber auch das reichte nicht hin, einen gewissen Ausdruck von Verschüchtertheit und Furcht zu verscheuchen, der an der ganzen Erscheinung haftete. Ein paar Knechte waren behülflich, die Pferde auszuspannen und die Wagen hinter das Haus zu schieben, zugleich aber das Gepäck des erstbeschriebenen Paares abzuladen, das durch seine Menge auf die Absicht eines längeren Verweilens schließen ließ.

In der Nähe hatten sich einige Bauersleute zusammengefunden, welche die Gäste betrachteten und nach gewohntem Bauernbrauch nicht unterließen, ihre Bemerkungen über dieselben zu machen.

„Da kriegt ja der Kogelhofer gar Einquartierung," sagte eine stattliche Bauersfrau, aus deren Haltung und Benehmen der Beweis des Wohlstandes und der Behäbigkeit noch mehr als aus dem goldenen Schmuck hervorleuchtete, den sie in Gestalt von Ringen und Ketten an Hand, Hals und Mieder trug. „Wer sind denn die Leute?"

„Wirst doch den dicken Krämer von Tölz kennen, bei dem Du schon hundertmal eingekauft hast?" entgegnete lachend ihr Mann, bei dem die in's Knopfloch eingebundene Goldmünze den Vorsteher der Gemeinde erkennen ließ, in welche der Kogelhof eingepfarrt war. Im Gefühl seiner Würde hielt er sich für verpflichtet, da nicht zu fehlen, wo sein Landesherr das Bereich seiner Amtsgewalt betrat.

„Ist ja wahr," sagte die Bäuerin, „wo hab' ich denn nur meine Augen gehabt! Hätt' ihn ja gleich an seiner Tochter erkennen sollen, welche die Geldcasse überall mit herumschleppt, damit sich Einer über sie erbarmen und sie heirathen soll! Ich hab' sie zuletzt auf dem Fastenmarkt in Tölz gesehen; schöner ist sie nicht geworden seitdem."

„Laß sie gehen!" erwiderte der Vorsteher, „mußt Du überall Deinen Senf dazu geben? Sei froh, daß sie nit Deine Tochter ist, und sag' lieber, ob Du den anderen Herrn nit kennst!"

„Mit dem geht's mir wie Dir; ich mein' auch, ich hätt' ihn schon gesehen, weiß aber nicht, wo ich damit hin soll," war die Antwort der Frau.

„Da kann ich aushelfen," sagte lachend ein danebenstehender Bauerbursche. „Ich kenn' den Herrn, weil ich schon bei ihm im Dienst war. Das ist der Herr von Steinerling von Stein. Die Leute nennen ihn den Herrn Baron. Wenn er wirklich ein Baron ist, dann ist er jedenfalls einer von den nothigen; ich hab's bei ihm nicht länger ausgehalten als acht Tage."

„Mir scheint, Du wirst jetzt auch liederlich, Hansgirgel," sagte der Vorstand mit einer Amtsmiene, „Du bleibst nirgends mehr länger als acht Tage."

„O, ich blieb' wohl," lachte der Bursche, „aber der Herr von Steinerling hat jede Woche einen anderen Kutscher. Früher ist es ihm noch schlechter gegangen; da hat er nichts gehabt als ein kleines Haus — da, wo's der Kreuzstraße zugeht — das war jede Stunde zum Einfallen, wenn er's auch fein G'schloß genannt hat. Jetzt geht's ihm besser. Er hat die dicke Gabelbräuin, die reiche Wittib, geheirathet, die gern Frau Baronin geheißen hätt'."

„So, der ist es?" unterbrach ihn der Vorstand, „ich hab' schon davon gehört, daß sie so geizig sein soll."

„Wie der hellichte Teufel," antwortete der Bursche. „Die zweifelt den Herrn von Steinerling, daß er ausschaut, wie die theure Zeit."

Der Bursche schien wohl geneigt, seine Kenntniß der Familie noch weitläufiger zum Besten zu geben, wurde aber durch die Annäherung des Herrn unterbrochen, der, um sich blickend und suchend, dem Hause zuschritt. Auch der kleine Dicke mit Tochter und Gepäck kam heran und trat Lenz entgegen, der eben auf die Fremdlinge und ihre Absicht aufmerksam geworden war und sie mit verwunderter und fragender Miene ansah.

„Wie ist es denn," fragte der Krämer, „kommt einem da Niemand entgegen, der Grüß Gott sagt? Wo steckt denn der Kogelbauer?"

„Müßt schon derweil mit mir vorlieb nehmen," sagte Lenz, „der Kogelbauer ist nicht daheim. Er hat mit dem König fort müssen auf die Gamsjagd, weil er die Steig' und Gäng' besser kennt, als die Jäger alle mit einander."

„Ja, ja, das glaub' ich gern," rief der Dicke lachend, „das glaub' ich, daß der sich auskennt. Ist sein Lebtag ein alter Wildschütz gewesen."

„Das thät' ich mir just schon ausbitten," entgegnete Lenz rasch, „möcht' schon wissen, wer meinem Vater was Unrechts nachsagen kann."

„Was, Deinem Vater?" rief der Mann erstaunt, indem er den Mantel, der ihm über die Schultern hing, abwarf und die Arme ausbreitete. „Also bist Du der Sohn, der Lenz?"

Ehe der Bursche sich dessen versehen und erwehren konnte, hatte der Dicke sein Vorhaben vollführt, hing ihm am Halse und drückte ihm einige derbschmatzende Küsse auf Mund und Wange und wo er eben damit zurecht kommen konnte.

„Da schau her, Philomena!" fuhr er fort, als er endlich loslassen mußte, um Athem zu schöpfen, „das ist der Vetter Lenz. Weißt, mit dem Du so oft gespielt hast, wie Du noch ein kleines Dirndl warst. Geh, sag' ihm Grüß Gott! Gieb ihm auch einen Kuß! Unter so nahen Gefreundten braucht man sich nicht zu geniren."

Lenz konnte sich nicht erwehren, mit halb unterdrücktem Lachen einen Schritt zurückzutreten. Er mußte unwillkürlich daran denken, wie er einige Augenblicke vorher in ähnlicher und doch so ganz anderer Lage gewesen war; er schien zu befürchten, daß Philomena nicht zögern werde, der väterlichen Aufforderung nachzukommen. Seine Besorgniß war aber grundlos. Das arme, verkummerte Geschöpf hatte nicht den Muth, sich ihm zu nähern, wenn auch in den Augen etwas glänzte, was unverkennbares Wohlgefallen an dem schönen, geradegewachsenen Vetter verrieth.

(Fortsetzung folgt.)

Das Denkmal der Königin Luise für Berlin.

Am 10. März 1876, dem hundertsten Geburtstage der Königin Luise, die nach der Prophezeiung des jugendlichen Freiheitssängers „zum Schutzgeist deutscher Sache" geworden ist und deren hehres Bild auch zum zweiten Mal den über den Rhein ziehenden Heerschaaren Alldeutschlands als leuchtendes Panier voranschwebte, beschlossen die städtischen Behörden von Berlin, der edlen Frau, welche die Morgenröthe der Freiheit und den Tag der Erlösung nicht mehr schauen sollte, in einem der schönsten Theile des Thiergartens ein Denkmal zu errichten. Es ist eine Stätte, die schon durch Erinnerungen an die verewigte Königin geweiht ist. Als die königliche Familie nach fern von der Hauptstadt verlebten Jahren tiefster Trauer am 22. December 1809 wieder in ihre Residenz einzog, setzten Bewohner der Thiergartengegend „ihrer heimkehrenden Königin" einen schlichten Denkstein auf einer kleinen Insel des Parkes, welche seitdem den Namen „Luisen-Insel" trägt und alljährlich am 10. März von

Digitized by Google

Statue of Queen Victoria, Victoria Embankment Gardens, London, by Sir Thomas Brock, 1911

Charakteristische der äußeren Erscheinung gezeigt. In einer Bronzestatue des ersten Kurfürsten von Brandenburg für die Façade des Berliner Rathhauses hat er bewiesen, daß er sogar den Ausdruck männlicher Energie und Entschlossenheit zu erreichen im Stande ist.

Am 22. März 1877, dem achtzigsten Geburtstage Kaiser Wilhelm's, hatte Encke sein Werk bereits so weit gefördert, daß das Hülfsmodell der Statue in der alten Capelle des Königsschlosses aufgestellt werden konnte. Als Kaiser Wilhelm am Festvormittag den Rittersaal verließ, in welchem ihm der König von Sachsen im Namen der deutschen Fürsten A. von Werner's Kolossalbild „Die Kaiserproclamation in Versailles" überreicht hatte, fiel der Blick des greisen Herrschers auf das Ebenbild seiner verklärten Mutter, welches ihm aus einem Gebüsch dunkelgrüner Blattpflanzen entgegenleuchtete.

Encke ging alsbald an die Ausführung in Marmor, und heute ist seine Arbeit so weit gediehen, daß, nach dem Wunsche des Kaisers, die Enthüllung des Denkmals am 10. März dieses Jahres, dem Geburtstage der Königin, erfolgen kann. Der Aufbau desselben schließt sich eng an den des Drake'schen an. Um den cylindrischen Sockel schlingt sich ein Hochrelief, welches in lebensvollen Gestalten an der Vorderseite den Auszug in den Befreiungskampf und an der Rückseite die glückliche Heimkehr der Sieger schildert, während dazwischen einerseits die Mildthatigkeit gegen die Zurückgebliebenen, andererseits die Warmherzigkeit, welche Verwundete und Kranke pflegt, durch realistisch aufgefaßte Gruppen verkörpert werden.

Auf Grund der diesem Artikel beigegebenen wohlgelungenen Abbildung, der ersten künstlerisch ausgeführten, welche in die Oeffentlichkeit gelangt, mögen die Leser sich ein Urtheil über den unbeschreiblichen Formenreiz der edlen Gestalt bilden, der durch den majestätischen Fluß der in breite, ruhige Falten angeordneten Gewandung noch gehoben wird. Die Auffassung der Gesichtszüge wird freilich auf den ersten Blick manchen befremden. Der Künstler hat nicht die jugendliche, von holdem Liebreiz umflossene Fürstin dargestellt, wie sie in den Schilderungen ihrer begeisterten Zeitgenossen lebt, sondern die von der Last des Unglücks gebeugte Dulderin, deren Züge von tiefer Schwermuth erfüllt sind. Es ist die Gattin, welche um die gekränkte Ehre ihres Gemahls trauert, die Mutter, welche um die Zukunft ihrer Kinder sorgt, die deutsche Frau, an deren Herzen das Leiden und die Schmach ihres Vaterlandes nagen. Aber aus diesen gramerfüllten Zügen leuchtet noch siegreich der Abglanz jener seltenen Schönheit hervor, die auf alle, welche das Glück hatten, mit der Königin in Berührung zu kommen, einen so tief ergreifenden Eindruck machte.

Wenn wir uns das Bild der Königin vor die Seele rufen wollen, sind wir in erster Linie auf ihre eigenen Aeußerungen angewiesen, denn die Künstler ihrer Zeit haben uns so gut wie ganz im Stich gelassen. Wohl existiren zahlreiche Bildnisse der hohen Frau, Gemälde, Stiche, Zeichnungen und Büsten, aber dieselben widersprechen einander so sehr in den wesentlichsten Zügen, daß man keinem von ihnen ein Autoritätsrecht beimessen kann. Die deutsche Kunst befand sich in dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts und in dem ersten des unsrigen bekanntlich in einem Uebergangsstadium, in jener Umwandlung aus dem kleinlichen Dosenstil des Rococozeitalters in die ernste, großartige Formensprache der Antike, durch welche sie ihre endliche Wiedergeburt feierte. Während die eine Hälfte der Künstler noch von dem Geist der Rococozeit beseelt war, berauschte sich die andere bereits an den erhabenen Vorbildern griechisch-römischer Kunst. Den Ersteren fehlte das Verständniß für das Große und Erhabene, den Anderen der Sinn für das individuelle Leben der Persönlichkeit. So kam es, daß die Kunst des Portraitmalers in jener Zeit gerade am wenigsten den Idealen der Bildnißmalerei entsprach, welche Holbein, van Dyk und Rembrandt durch ihre Schöpfungen für die Nachwelt gebildet haben. Während die Maler des Rococos alles Große in's Kleine zogen, den geistigen Gesammteindruck über der gewissenhaften Aufzählung der äußeren Eigenthümlichkeiten vernachlässigten, schufen die Vertreter des neuen Stils statt der Individuen Typen von allgemeiner Schönheit, denen es an individuellem Reize gebrach. Unter diesen Gesichtspunkten sind die meisten Bildnisse der Königin Luise zu beurtheilen, und aus ihnen heraus ist ihre große Verschiedenheit zu erklären. Nur die Büste Gottfried Schadow's macht eine Ausnahme davon. Der Altmeister der Berliner Bildhauerkunst war trotz seiner Neigung für die Antike doch zu sehr Realist, um nicht den Spuren der Natur so getreu zu folgen, wie es ihm seine Kräfte erlaubten und der damalige Zeitgeschmack gestattete, welcher der Sucht, Alles zu idealisiren, entgegen kam. Im Jahre 1794, also kurz nach dem festlichen Einzuge der Kronprinzessin Luise in Berlin, modellirte sie Schadow, zugleich mit ihrem jungen Gatten, im kronprinzlichen Palast. Während die Büste des Letzteren später in Marmor ausgeführt wurde, ist uns die erstere nur in Gips erhalten. Nach fünf Jahren fertigte Schadow noch eine zweite Büste von der nunmehrigen Königin, welche von der früheren nur durch die Wendung des Kopfes, durch vollere Rundung der Wangen und freieren Gesichtsausdruck verschieden ist.

Dann war es noch einmal Rauch, der eine Büste der Königin modelliren durfte, kurz nachdem er aus dem königlichen Dienst entlassen worden war, um nach Italien, dem Lande seiner Sehnsucht, zu ziehen und dort seine künstlerische Reife zu empfangen. Die Königin strahlte im Glanze höchster weiblicher Anmuth und innigsten Familienglücks — sie hatte eben das dreißigste Lebensjahr vollendet — als Rauch in den Tagen vom 27. Juni bis zum 23. Juli in Charlottenburg ihre Büste fertigte. Aber sein Geist war nicht mehr ganz bei der Sache; er war ihm bereits in das Land der Künste vorausgeeilt. Nach seinem eigenen Urtheile gerieth er bei der Arbeit in's Steife und Trockene, und als die Marmorausführung sechs Jahre später, nach dem Tode der Königin, an den König gelangte, hatte dieser besonders an der Aehnlichkeit Mancherlei auszusetzen. Die berühmte Grabstatue, die Rauch nachmals für das Mausoleum in Charlottenburg schuf, macht noch weniger Anspruch auf Portraitähnlichkeit: sie ist eine Idealfigur, welche die Züge der Königin nur im Allgemeinen festhält.

Aber vielleicht entspricht gerade eine solche Idealisirung am meisten dem Bilde, welches enthusiastische Zeitgenossen, Goethe und Jean Paul an der Spitze, von der holden Königin entworfen haben. Wenn Jean Paul sie eine „gekrönte Aphrodite" nennt, deren Sprache und Umgang ebenso reizend ist, wie ihre Musengestalt, so wird man geneigt sein, dies für eine poetische Hyperbel des dankbaren Dichters zu halten, welcher bei seiner Anwesenheit in Berlin in der Königin eine warmherzige Beschützerin und Verehrerin seiner Muse fand. Aber der besonnenere und kühlere Goethe hatte acht Jahre früher, als er die Prinzessin Luise und ihre Schwester während der Belagerung von Mainz, kurz nach ihrer Verlobung mit den preußischen Prinzen, im Hauptquartier zu Bodenheim sah, unter dem 29. Mai 1793 nicht minder überschwänglich geschrieben: „Gegen Abend ward uns, mir aber besonders, ein liebenswürdiges Schauspiel bereitet. Die Prinzessinnen von Mecklenburg hatten im Hauptquartier zu Bodenheim bei Seiner Majestät dem König gespeist und besuchten nach der Tafel das Lager. Ich hefftete mich in mein Zelt ein und durfte so die hohen Herrschaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf- und abgingen, auf das Genaueste betrachten. Und wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird."

Noch größer war der Enthusiasmus der Berliner, nachdem die beiden Prinzessinnen ihren Einzug gehalten hatten. „Im Jahre 1794," so schrieb nachmals der alte Schadow, „hatte sich in Berlin ein Zauber verbreitet, welcher über alle Stände ausging, durch das Erscheinen der hohen Schwestern, Gemahlinnen der Söhne des Königs. Es entstanden Parteien, welcher von Beiden der Vorrang der Schönheit zukomme."

Daß sich mit diesen äußeren Vorzügen der Königin Luise eine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit paarte, geht ebenfalls aus allen Zeugnissen hervor, eine Liebenswürdigkeit, vor welcher selbst das Eis des preußischen Hofceremoniells schmelz. Die Memoiren der Oberhofmeisterin Gräfin von Voß, welche neunundsechszig Jahre am preußischen Hofe gelebt hat und genug Menschenkenntniß besaß, um den Kern unter der Schale zu erkennen, bieten uns zahlreiche Belege für die hohen Charaktervorzüge der Königin, die sich gleich vom Anbeginn in ihrer sieghaften Kraft zeigten und auch die Herzen der Widerstrebenden in ihrer Umgebung gewannen. „Die Prinzessin ist wirklich anbetungswürdig," schreibt die Gräfin am 31. December 1793 in ihr Tagebuch, „so gut

Digitized by Google

und so reizend zugleich, und der Kronprinz ist ein so redlicher, vortrefflicher Mann, daß man ihm das seltene Glück einer solchen Ehe, den Besitz eines solchen Engels innig gönnt." Und im Winter 1794: „Die Kronprinzessin hatte einen wunderschönen Wuchs; ihre Erscheinung war zugleich edel und lieblich, jeder, der sie sah, fühlte sich unwiderstehlich angezogen und gefesselt."

War die Königin schon bei Lebzeiten der Gegenstand schwärmerischer Verehrung und Liebe, so steigerte sich nach ihrem Tode diese Verehrung bis zur Anbetung. Blücher's Wort bei der Nachricht vom Tode seiner Königin: „Die Heilige ist im Himmel" war nur der Dolmetsch der allgemeinen Volksstimme, das Echo des Volksglaubens, dem Frau von Berg einen so schönen Ausdruck gegeben hat: „Es war etwas in ihr, was wir eine Verklärung des Lebens nennen möchten, was dem Gewöhnlichen im Leben so ungleich war und in dessen Nähe man sich gleichsam so veredelt und beglückt fühlte, daß der Königin der Name ‚Engel' bei Denen, die ihr Wesen ganz durchschauten, vorzugsweise geworden war. ‚Der Engel' wurde sie genannt von Allen, deren Herzen sie am nächsten war."

Und dieser Engel begeisterte die zornigen Rachegesänge unserer Dichter; er schwebte den Heeren voran, die über den Rhein gingen und den Tod und die Schmach der Königin blutig rächten. Der Gedanke der Einigung Deutschlands gewann nicht in Friedrich dem Großen, sondern im Geiste einer Frau, dem der Königin Luise zuerst eine feste Gestalt, aber die Heere, die für die hohe Frau hinaus zogen, haben ihren Lieblingsgedanken nicht verwirklichen können.

„Von unserer Seite wird nie etwas geschehen, was nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist und was nicht mit dem Ganzen geht," so schrieb die Königin, als Napoleon den Versuch machte, Preußen durch eine vorgehaltene Lockspeise von den übrigen deutschen Staaten zu isoliren. Sie sprach zuerst von ihrem „vielgeliebten Germanien", und darum konnte ihr Sohn, Friedrich Wilhelm der Vierte, mit Recht sagen: „Deutschlands Einheit liegt mir am Herzen; sie ist ein Erbtheil meiner Mutter."

„Als ein Stern in dunkler Nacht", befreit von allen Schlacken der Endlichkeit, so lebt die Königin Luise im Gedächtniß des preußischen, nunmehr auch des deutschen Volkes fort. Wenn aber das Volk seine Ideale haben muß, so fordert daneben auch die Geschichte ihr Recht. Und die historische Königin Luise, die schlichte Frau, die an Bescheidenheit und Einfachheit keiner ihrer Unterthaninnen nachstand, sie, die selbst von sich sagte: „Die Nachwelt wird mich nicht unter die berühmten Frauen zählen" — sie hat Encke in seinem Marmorbilde verkörpert, dessen rührende Schönheit eine ebenso eindringliche Sprache redet, wie die stolzeste Apotheose irdischer Majestät. **Adolf Rosenberg.**

Die Spielwuth in San Francisco.

Ein Beitrag zur Geschichte des modernen Actienschwindels.

Von Theodor Kirchhoff.

Unter den Eigenthümlichkeiten der Stadt San Francisco nimmt das wüste Treiben, welches die hiesige Minenbörse (Stock Exchange) kennzeichnet, und die das ganze Leben hier wie ein böses Unkraut überwuchernde Spielwuth in Minenactien einen hervorragenden Platz ein. Die Bevölkerung dieser Metropole befindet sich in einer fortwährenden intensiven Aufregung, und es läßt sich schwer denken, wie ein San Franciscoer überhaupt zu leben vermöchte, sähe er nicht jeden Tag des Jahres die Möglichkeit vor Augen, über kurz oder lang ein reicher Mann zu werden. Waren ja die mehr als fünfzig Millionäre, welche San Francisco in seinen Mauern zählt, fast ohne Ausnahme einstens bescheidene Kaufleute, einfache Miner oder gar Arbeiter, welche durch ein glückliches Ungefähr auf den rechten Weg zu Ansehen und Reichthum gelangten! Warum sollte es denn nicht jedem anderen just so gescheiten Menschenkinde auch noch gelingen, dasselbe goldene Ziel zu erreichen, wozu die Stockbörse Jedem das Thor weit geöffnet hält?

Fast Jedermann in dieser Stadt speculirt in „Stocks" (Minenwerthe). Die Ausnahmen davon sind so gering, daß sie gar nicht in Betracht kommen. Jahrelang mag sich Einer gegen den Spielteufel gewehrt haben, zuletzt faßt er ihn doch, und wen derselbe einmal in den magischen Kreis seiner Verführungskünste gezogen hat, den läßt er gewiß so leicht nicht wieder entwischen. Unter den weiblichen Bewohnern San Franciscos herrscht dieselbe eingefleischte Spielwuth, wie unter dem stärkeren Geschlecht, obgleich Jene ihre Stockspeculationen mehr im Stillen auszuführen gezwungen sind, und nicht, wie die Männer, im Lärm und Getöse der Minenbörse verkehren können. Die in Seidenroben und Biberpelze gehüllten und im Juwelenschmuck prangenden Damen der reichen Welt stehen in dieser Beziehung auf derselben Stufe mit ihren einfachen deutschen und irländischen Dienerinnen, und der Arbeiter und Handwerker riskirt Alles, was er besitzt, eben so leicht wie der Kaufmann und wohlhabende Bürger.

Andere Großstädte haben auch ihre Börsen, wo lustig in Werthpapieren aller Art speculirt wird und Vermögen gewonnen und verloren werden. Aber das Börsenspiel hat dort einen legitimen Anstrich und ist nicht, wie es hier meistens der Fall, auf Corruption und imaginäre Werthe basirt, wobei das Capital den Räuberhauptmann spielt, der das Publicum ungestraft ausplündert. Der Hauptunterschied zwischen der Stockbörse in San Francisco und anderen Börsen besteht erstens darin, daß hier zum großen Theil in Papieren speculirt wird, die wenig oder gar keinen reellen Werth haben, zweitens in den fast unglaublich schnellen Schwankungen der Actienpreise, namentlich von solchen Minen, die erzproducirend sind. Den momentanen Nutzen von $^1/_4$ oder $^1/_2$ Procent bei einer Capitalanlage in Werthpapieren würde ein San Franciscoer mit stiller Verachtung betrachten. Die Stocks dagegen haben die verführerische Angewohnheit, mit rasender Schnelligkeit im Preise auf- und abzusteigen, und da lohnt es sich schon, etwas zu riskiren.

Wird in einer Mine ein reicher Erzkörper entdeckt, so springen ihre Actien zwanzig bis fünfzig und mehr Point per Tag und ziehen alle anderen Papiere mit in den Strudel hinein. Zu solchen Zeiten ist San Francisco wie ein Tollhaus, das von Millionären voll ist. Jedermann in seinen Mauern denkt, redet und träumt alsdann nur von Stocks. Was Wunder, daß zu solchen Zeiten auch das phlegmatischste Individuum von der Spielepidemie angesteckt wird! Man müßte seine menschliche Natur verleugnen, um mit dem gewöhnlichen hausbackenen Verdienst zufrieden zu sein, wenn die Millionen wie reife Aepfel auf dem Baum hängen, den man nur zu schütteln braucht, um sie abfallen zu lassen und aufsammeln zu können.

Die große Schatzkammer der Stockspeculanten in San Francisco ist die weltbekannte Erzader (lodge) der Comstock-Silberminen* im Nachbarstaate Nevada. Die Goldminen in Californien sind mit Ausnahme der von Bodie bis jetzt nicht auf der Stockbörse notirt und befinden sich in den Händen von Privatgesellschaften, welche sie für eigenen Nutzen ausbeuten.

Man denke sich eine etwa zwei englische Meilen lange, im schrägen Winkel herabfallende irreguläre Erdspalte, mit einer Breite von 100 bis 200 Fuß und von unergründlicher Tiefe, die sich in der Urzeit öffnete und später durch hineinstürzenden Schutt und Felstrümmer wieder füllte. Das plutonische Feuer trieb Gold- und Silberdämpfe von unten herauf, welche sich in zerstreuten Quarzmassen, bald in reicheren, bald in geringeren Quantitäten, als Erz hier und da festsetzten; nach und nach verhärtete sich das Ganze zu einer compacten Masse — das ist die heutige Comstock-„Ledge". Die Erzablagerungen liegen zwischen dem Gestein zerstreut, „wie Rosinen in einem Pudding", bald große, bald kleine. Die Schwierigkeit besteht für unsere Bergbaukundigen darin, diese „werthvollen Rosinen" zu finden.

In den Hauptminen ist die Ader bis zu einer Tiefe

* Der Name „Silberminen" ist für die Comstock-Minen der allgemein gebräuchliche. Obgleich diese etwa 60 Procent in Gold produciren, ist dasselbe doch in den gewaltigen Silberbarren für das Auge nicht erkennbar und muß später aus dem Silber durch Läuterungsprocesse geschieden werden.

Digitized by Google

von 2300 Fuß (an zwei Stellen sogar bis 2800 Fuß tief) von Schächten und Stollen durchzogen, die durch harten Fels gesprengt und durch Balken und schwere Bretterbohlen vor dem Einstürzen geschützt werden mußten — eine Riesenarbeit, welche der Mensch mit Hülfe des Dampfes in etwa 17 Jahren zu Stande gebracht hat. Die bedeutendsten Erzlager wurden im Jahre 1871 in den Belcher- und Crown Point-Minen entdeckt, welche zusammen etwa 30 Millionen Dollars producirten, und im Jahre 1875 in der Consolidated Virginia- und der California-Mine, den sogenannten Bonanza-Minen, woraus in 5 Jahren mehr als 120 Millionen Dollars gewonnen und den Actionären bis jetzt 72 Millionen Dollars in Dividenden (Reingewinn) ausgezahlt wurden. Der Totalertrag der Comstock-Minen wird auf etwa 350 Millionen Dollars geschätzt.

Alle Bergbau-Einrichtungen am Comstock-Gang sind im großartigsten Stil angelegt. Dampfmaschinen von 500 bis 1000 Pferdekraft heben das Erz und die zersprengten Felsmassen und pumpen das Wasser aus einer Tiefe von über 2000 Fuß auf die Oberfläche, andere treiben durch Röhren die kalte Luft der Oberwelt in die Gluthatmosphäre dort unten hinunter, wo die Arbeiter bei einer Hitze von 120 Grad Fahrenheit sonst schon längst ihre Thätigkeit hätten einstellen müssen. Riesige Stampfmühlen pochen das Erz mit Höllenlärm Tag und Nacht zu Pulver, dem seine kostbaren Bestandtheile nachher durch chemische Zersetzungsprocesse entzogen werden; Berge von Schutt und Felstrümmern, welche aus der Tiefe gefördert wurden, liegen an den kahlen Abhängen des Mount Davidson und in und um die wüsten Minenstädte Virginia City und Gold Hill — das Ganze ein Bild, so urwüst, so titanenhaft-großartig, wie es sich die Einbildung kaum vorzustellen vermag.

Das vorhin erwähnte Wort „Bonanza" ist dem Spanischen entnommen und bedeutet „ein großes Erzlager". Den Bonanzaminen verdankt die Millionärfirma Flood, O'Brien, Mackey und Fair, sämmtlich Irländer, ihren kolossalen Reichthum, der auf 100 Millionen Dollars geschätzt wird. Sie controlliren den Minenmarkt in San Francisco vollständig und halten das Wohl und Wehe von vielen Tausenden sozusagen in ihrer hohlen Hand. Diese sogenannten „Bonanzakönige" waren alle früher Leute in den bescheidensten Lebensverhältnissen. Mackey, der Reichste des Kleeblatts (O'Brien starb im vorigen Jahre), war einst ein einfacher Minenarbeiter und erstand für einen Spottpreis einen Antheil von der damals fast werthlosen Consolidated Virginia-mine. Heute ist er ein Nebenbuhler des Herzogs von Westminster und der Rothschilds! Während Mackey's Frau, eine geborene Französin, die einst Lehrerin in Virginia City war, in Paris lebt und sich dort umsonst bemüht, ihres Gemahls überflüssige Millionen klein zu machen, verweilt dieser am liebsten unter seinen alten Kameraden in Virginia City. Nichts macht ihm mehr Vergnügen, als Diesen oder Jenen von seinen alten heruntergekommenen Freunden gelegentlich mit einem Wechsel von 10,000 bis 20,000 Dollars zu erfreuen. — Sein Associé Flood, welcher früher in Gemeinschaft mit O'Brien Schnaps für einen Bit (12½ Cents) den Schluck verkaufte, ist zum Financier der Bonanzafirma avancirt und gleichzeitig Präsident von der mit einem Capital von 15 Millionen Dollars in San Francisco arbeitenden und nur den Bonanzafürsten gehörenden Nevada-Bank, des größten Geldinstituts in Amerika. — Fair, als der Dritte im Bunde, der das bescheidene Einkommen von 750,000 Dollars per Monat genießt, führt die Aufsicht über sechs der größten Minen von Comstock-Gang und spielt als Mineningenieur in Virginia City die tonangebende Rolle.

Außer den Minen am Comstock-Gang giebt es noch Hunderte von größeren und kleineren Silberminen im Staate Nevada, in denen auf der San Francisco-Stockbörse speculirt wird. Hierzu kommen noch die vorhin erwähnten, gleich östlich vom Gebirgszug der Sierra Nevada und südlich von Virginia City in Californien liegenden, erst neuerdings entdeckten Goldminen von Bodie, welche dem Comstock jetzt eine gefährliche Concurrenz machen. „Comstock" und „Bodie" ist heut zu Tage der Schlachtruf aller Stockspeculanten in San Francisco.

Wie das bei jedem Handel in Werthpapieren der Fall, ist es das Ziel der meisten dabei Betheiligten, billig einzukaufen und hoch zu verkaufen; allerdings sehr relative Begriffe bei Stocks, von denen selbst der weise Salomo nicht sagen könnte, wann sie hoch und wann sie niedrig stehen. Eine geringere, auserlesene Zahl von Börsenleuten speculirt auf einen fallenden Markt, indem sie sich verpflichten, nach einer bestimmten Zeit Actien (shares) zu dem oder jenem Preise in dieser oder jener Quantität zu liefern oder den Betrag dafür zu entrichten (hier „short", kurz speculiren genannt) — ein gefahrliches Spiel bei einem so wetterwendischen Markte, wie dem auf der San Francisco-Stockbörse!

Die allergefährlichste Art des Speculirens in Minenactien ist auf sogenannte „margins" (Grenzen). In diesem Falle deponirt der Speculirende bei seinem Makler (broker) eine Summe Geld, wofür dieser ihm gestattet, die doppelte bis fünffache Anzahl von irgend welchen Shares zu kaufen, die er, der Makler, in Händen behält. Steigen die Actien, so erzielt der Speculirende rasch einen großen Nutzen; fallen sie, so hat der Makler das Recht, entsprechenden Zuschuß zu verlangen oder die Shares zu verkaufen, um sich vor Verlust zu sichern. Daß der normal geltende Begriff vom Werthe des Geldes bei derartigen Speculationen ganz und gar abhanden kommt, ist eine der schlimmsten Folgen des Spiels in Minenactien. Selten begnügt sich Einer damit, nur mit seinem eigenen Capital zu arbeiten und für das, was er kauft, selbst baar zu bezahlen. Wer seine eigenen Dollars sonst klug in Acht nimmt, besinnt sich nicht, wenn er einmal in den Strudel des Hazardspiels mit Stocks gerathen ist, mit fremdem Gelde zu wirthschaften, als ob die Zwanzigdollarstücke auf der Straße lägen, und denkt nicht daran, daß er den etwaigen Verlust über kurz oder lang doch decken muß.

Das Schlimmste für die Speculanten in Minenactien sind die unausbleiblichen „Assessments" (Schatzungen für Minen-Betrieb). Selbstverständlich nimmt es enorme Summen in Anspruch, um Gruben von der Ausdehnung und Tiefe, wie die am Comstock-Gang, bergmännisch zu bearbeiten. Wenn diese kein Erz oder solches nicht in genügender Quantität produciren, so müssen die Actionäre mit dem nöthigen Kleingeld herausrücken, um die nothwendigen Ausgaben zum Minenbetrieb zu decken, natürlich in der Hoffnung, ihre Zuschüsse bei dem nächsten reichen Erzfunde durch Dividenden oder durch Preiserhöhung ihrer Actien hundertfach zurückzuerhalten. Das wäre nun schon in der Ordnung, wenn sämmtliche Actionäre einer Mine dabei auf gleichem Fuße ständen. Statt dessen sind einige sehr reiche Speculanten allemal im Besitze von etwas über der Hälfte von der Actienzahl einer Mine, und da die Mehrzahl der bei einer Wahl repräsentirten Actien bei allen Bestimmungen zum Minen-Betrieb allein rechtsgültig ist, so thun und lassen jene Wenigen so ziemlich Alles, was sie wollen. Diese, die sogenannten „insiders", spielen mit dem großen Publicum — den „outsiders" — wie die Katze mit der Maus. Sie bestimmen die Wahl der Beamten, die selbstverständlich mit im „Ring" sind, und erwählen sich selbst zu Präsidenten und Directoren der Gesellschaft; ihnen gehören die Poch- und Amalgamationswerke, wo das edle Metall aus den Erzen gewonnen wird; sie nehmen alle Contracte, wobei etwas zu verdienen ist, und alles Geld geht durch ihre Hände. Zu jeder Zeit sind sie im Stande, die Actien einer von ihnen controllirten Mine hinauf- oder heruntergehen zu lassen.

Ohne einen Grund anzugeben, wird bald von dieser, bald von jener Mine ein Assessment ausgeschrieben, von 10 Cents bis zu mehreren Dollars per Actie, was für die betreffende Mine oft einen Gesammtbetrag von 100,000 und mehr Dollars ausmacht und nicht selten drei- und viermal im Jahre von derselben Gesellschaft wiederholt wird. Während der letzten 12 Monate erhoben 23 am Comstock Gang liegende Minen über 6 Millionen Dollars Assessments, während nur 2 Minen, die Consolitated Virginia und die California, 4½ Millionen Dollars in Dividenden auszahlten, und nur 2 andere keine Assessments zahlten. Wer ein Assessment auf die ihm gehörenden Shares nicht vor der Verfallzeit bezahlt, dem werden von diesen ohne weitere Flausen so viele zu irgend einem Preise verkauft, bis der verfallene Betrag gedeckt ist.

Um den Marktwerth der Actien hinauf oder hinunter zu schrauben, kommen mancherlei geniale Kniffe und Manipulationen in Anwendung. Das einfachste Mittel zum Hinuntertreiben der Shares sind allemal die Assessments — im Galgenhumor gewöhnlich „irländische Dividenden" genannt — mit deren öfterem

Wiederholen, nebst den hohen, für Vorschuß von den Maklern erhobenen Procenten, das Publicum zuletzt so mürbe gemacht wird, daß es seine ihm das Herzblut aussaugenden Werthpapiere, falls dieselben ihm nicht bereits übern Kopfe verkauft wurden, zu irgend welchem Preis losschlägt, eine Operation, welche man mit dem technischen Ausdruck „ausfrieren" bezeichnet. Andere probate Mittel sind „Wasser in einer Mine" oder die Schreckensbotschaft „ein Porphyrpferd!" das heißt: ein im Erzkörper liegender werthloser Porphyrfelsen, der die Aussicht nahe stellt, daß das Erz bald alle sein wird, ferner die Nothwendigkeit, Maschinen oder Schachte zu repariren und neue Gänge zu sprengen, Gebäulichkeiten anzuschaffen, Stampfmühlen zu errichten und andere kostspielige Maßnahmen. Um die allgemeine Entmuthigung noch zu vermehren, werfen die Bonanzaprinzen kolossale Massen von Actien in den Markt. Die Panik läßt natürlich nicht lange auf sich warten. Jeder will verkaufen. Tausende von Actien, die von den Maklern auf „Margin" gehalten wurden, werden von diesen losgeschlagen, um Verlust zu vermeiden, und die „Insiders" kaufen ihre vorhin entäußerten Papiere zu Spottpreisen wieder zurück.

Jetzt kommt die Zeit, den Markt wieder zu heben. Mit geheimnißvoller Miene erzählen die „Stockharys" (Eingeweihte unter den Speculanten) Diesem und Jenem unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß ein neuer Erzkörper entdeckt sei. Die Bonanzafürsten Flood und Mackey würden nächstens in „Ophir" oder in „Yellow Jacket" ein riesiges Steigen loslassen. Die guten Freunde beginnen „Points" (guten Rath) zum Ankauf zu geben, bald für die Actien dieser, bald jener Mine. Man wisse ganz genau, daß der Diamantbohrer (womit man das Gestein bis auf 100 und mehr Fuß Entfernung anbohren und etwa darin verborgene Erzkörper, lange ehe ein Stollen sie erreicht, entdecken kann — Notabene allemal das Privateigenthum der „Insiders" —) auf reiches Erz gestoßen sei ꝛc. Es dauert denn auch nicht lange, so eröffnen die Actien einer bevorzugten Mine den Reigen und fangen an zu „springen" — 10, 20, 50 Dollars per Tag — und die gesammte Reihe der Comstocks folgt nach. Der Himmel hängt wieder voller Geigen, und Jedermann, der bei der letzten Panik nicht bankerott wurde, legt sich ein neues Assortiment von Stocks ein, in der Hoffnung, eines schönen Morgens als Millionär aufzuwachen. Niemand ist mit einem geringen Nutzen zufrieden. Wer „Mexican" zu 15 kaufte und sich fest vornahm, es zu verkaufen, sobald es auf 20 stiege, thut dies sicher nicht und denkt, wenn es schon auf 25 steht, er will nun doch lieber warten, bis es auf 50 oder 100 geht. Auf einmal fallen wieder die Actien mit fabelhafter Schnelligkeit. Der Millionäraspirant denkt immer noch an den imaginären Gewinn und kann sich nicht entschließen, rasch zu verkaufen. Sein Kartenhaus bricht zusammen; seine Glücksträume schwinden dahin wie Schnee an der Julisonne.

Bei einem echten Minenaufruhr (stock excitement) tauchen stets eine Menge ganz obscurer Actien auf, die sogenannten wild cats, die wilden Katzen. Es sind dies die Namen von Minen, welche gar keinen reellen Werth besitzen und sonst entweder gar nicht oder zu einem sehr niedrigen Curse an der Stockbörse notirt sind. Wer nicht genug Geld oder Credit hat, um in Comstocks speculiren zu können, der versucht sein Glück mit den Wildkatzen, in der Hoffnung, daß sich die eine oder die andere derselben als eine respectable Gold- oder Silbergrube entpuppen werde, oder daß es ihm gelinge, einen hübschen Nutzen zu erzielen, ehe der Markt wieder fällt. Sobald dies eintritt, verschwinden die meisten dieser „Werthpapiere" wieder von der Stockbörse und sinken in ihr Nichts zurück.

Steigen die Actien einer reichen Mine zu solcher Höhe, daß Leute mit beschränkten Mitteln nicht mehr im Stande sind, darin ein Sümmchen anzulegen, so pflegt man aus purer Menschenliebe diese Werthpapiere zu zertheilen. Aus einer Actie werden fünf oder zehn gemacht, um Jedem Gelegenheit zu geben, sich an dem Nutzen zu betheiligen. In der guten alten Zeit gab es nur „Füße", das heißt: jede Mine schrieb so viele Actien aus, als sie Längenfuß am Comstock-Gange besaß. Jetzt ist eine Mine von 600 bis 1200 Längenfuß in 100,000 und mehr Shares eingetheilt. Da bei anderen Minen, wenn auch nicht in solchem Grade, das umgekehrte Verhältniß stattfindet, so ist der Speculirende nie sicher, ob er billig oder theuer einkauft oder verkauft, und ist überhaupt ein solcher Wirrwarr in den relativen Werthen der Bergbau-Actien eingetreten, daß sich Niemand mehr darum kümmert.

In früheren Jahren pflegte der Frühling stets einen Stock-Aufruhr zu bringen. Wenn die ersten Blumen sproßten, fingen auch die Shares an, sich zu rühren. Man nannte dies den „Spring rise", die Frühlings-Erhebung. In neuerer Zeit aber scheint die Frühlings-Erhebung aus der Mode gekommen zu sein, wenigstens ist kein Verlaß mehr darauf. Im Gegentheil pflegt jetzt der goldene Herbst auch die goldenen Träume zu bringen.

(Schluß folgt.)

Geborgtes Sonnenlicht.

Die Sage vom Karfunkelstein. — Ein Schuhmacher als Prometheus. — Balduin's Sonnengold und Stein der Weisen. — Die alchemistische Beleuchtung und Verpflegung in der Arche Noäh. — Leuchtende Kornblumen, Photographien, Namenszüge, Zifferblätter ꝛc. — Phosphorescenz und Fluorescenz. — Diamanten und Rubinen im höchsten Glanze.

In alten Märchen spielt der wunderbare Karfunkelstein, welcher im Dunkeln mit hellem Glanze leuchtet und seinen Namen von Carbunculus (das ist ein glühendes Kohlenstückchen) bekam, eine große Rolle. Lucian erzählt, daß das Schnitzbild der syrischen Göttin im Tempel von Hierapolis an ihrem Stirnbande einen Stein trug, den man Lychnis (Lampe) nannte, weil er, am Tage mäßig funkelnd, des Nachts mit seinen Strahlen den ganzen Tempel erleuchtete. Aehnlich lesen wir in Shakespeare's „Titus Andronicus" von dem erschlagenen Prinzen Bassianus:

„Am blut'gen Finger trägt er einen Ring
Von seltnem Werth, der rings die Kluft erhellt;
Wie Fackelglanz in dunkler Todtengruft
Scheint er auf seines Leichnams fahles Antlitz."

Von den Gnomen und Zwergen wurde erzählt, daß sie solche Steine als Grubenlichter auf dem Kopfe trügen, und verschiedenen Vögeln, namentlich den Zeisigen, wurde nachgesagt, daß sie dieselben zu finden wüßten, um damit des Nachts das Innere ihres kleinen Familienhauses zu erleuchten. Die Vorliebe gewisser Vögel, wie z. B. der Dohlen, für glänzende und schimmernde Dinge hat sich zu einem lieblichen, internationalen Märchen ausgebildet, und auch in Amerika sagt man mehreren Vögeln nach, daß sie das Innere ihrer Nester mit aufgespießten Feuerfliegen erleuchteten. Aber der Karfunkelstein hat noch einen besonderen geheimen Werth; er macht das Nest und seinen jedesmaligen Träger für Thier und Mensch unsichtbar. Wie soll nun der Mensch dieses Kleinod, das nur die Vögel mit ihrem scharfen Auge im Geröll zu erspähen vermögen, ausfindig machen? Auch dafür hat die dichtende Phantasie Rath gewußt. Die Unsichtbarkeit ist ihr nur eine Blendung der Augen durch den leuchtenden Schein — aber ein Spiegel läßt sich nicht blenden. Man geht also am Ufer eines Baches oder Sees entlang und sucht, wo sich im Wasser ein Vogelnest mit dem Baumgeäst spiegelt. Sieht man nun ein solches im Wasserspiegel, nachher direct am Baume aber nicht, so ist es das rechte. Auf dieses Geheimniß hat der neuerdings durch ein — am 17. August 1879 zu Renchen enthülltes — Denkmal geehrte und mit Recht gefeierte Verfasser des „Simplicissimus" seine unterhaltende und lehrreiche Geschichte vom „wunderbarlichen Vogelnest" begründet, welche uns an der Seite des unsichtbaren Erzählers das innerste Volksleben zur Zeit des dreißigjährigen Krieges belauschen läßt.

Die Sage vom Karfunkelstein stammt aus dem alten Edelsteinlande Indien und bezieht sich offenbar auf die merkwürdige Eigenschaft vieler Diamanten und mancher Rubine — der Rubin war der Karfunkel der Römer — längere Zeit im Dunkeln mit lebhaftem Glanze nachzuleuchten, wenn man sie kurze Zeit den Sonnenstrahlen oder auch nur dem hellen Tageslichte ausgesetzt hat. In Europa scheint dieses Verhalten erst im 17. Jahrhundert von dem bekannten Naturforscher Boyle beobachtet und

Digitized by Google

untersucht worden zu sein; in Indien war es seit uralten Zeiten bekannt, wie eine Stelle in dem berühmten Drama „Sakuntala" beweist, dessen Verfasser bereits vor dem Beginne unserer Zeitrechnung gelebt haben soll. Es heißt darin:

„In Büßern, denen Seelenruh' das Höchste,
Ist ein verborgner Strahl, gar leicht entzündbar,
Den sie, wie die geschätzten Sonnensteine,
Ausprühn, sobald der fremde Strahl ihn aufweckt."

Zu Bologna, der berühmten Gelehrtenstadt, lebte im Beginn des 17. Jahrhunderts ein Schuhmacher mit Namen Vincenz Cascariolo, der sich, gleich so vielen Leuten seiner Zeit, in den Kopf gesetzt hatte, die Urmaterie oder den Stein der Weisen zu entdecken, um damit unedle Metalle in Gold zu verwandeln. Er hatte bereits alle möglichen organischen und unorganischen Stoffe mit Feuer und Wasser gepeinigt, um die Urmaterie herauszutreiben, als er im Jahre 1604 (nach Anderen 1612) eines Tages auf dem Monte Paderno in der Nähe seines Wohnortes einen grauweißen, strahlig-faserigen Stein fand, in welchem er seiner ungewöhnlichen Schwere wegen etwas Besonderes vermuthete. Er glühte eine Portion desselben, mit Kohlen geschichtet, tüchtig durch und wollte seinen Augen nicht trauen, als er nach eingetretener Dunkelheit den gesammten Inhalt seines Ofens in röthlich gelbem Lichte weiter glühen sah, obgleich Alles beinahe kalt war. Mit zitternder Hand nimmt er die schimmernden Stücke heraus, denn sicher konnte das nur der Stein der Weisen sein, der lange gesuchte. Die Hoffnung wächst, als sich ergiebt, daß nur die Stücke im Finstern leuchten, die vorher dem Tageslichte oder Sonnenschein ausgesetzt waren; die Sonne, deren Strahlen der Stein auffog, wie ein Schwamm das Wasser, galt ja den Alchemisten als der Planet des Goldes, mit ihrem Zeichen (☉) wurde in ihren Schriften stets das Gold bezeichnet. Noch nähere Ansprüche gründete man auf eine kurze Inschrift, die im Mittelalter — man weiß nicht wo — aufgetaucht ist, nur in lateinischer Uebersetzung existirt, aber in einem ägyptischen Grabe gefunden sein soll, die sogenannte „Smaragdtafel des Hermes Trismegistos", in der es unter Anderem heißt: „Der Vater des Dinges (das heißt des Steins der Weisen) ist die Sonne und der Mond seine Mutter . . . Scheide die Erde vom Feuer, so hast Du das Herrlichste von der Welt, und alles Dunkel wird von Dir weichen . . ." Diese dunklen Worte legte man zu Gunsten des leuchtenden Steines aus, welchen man Phosphorus, das heißt: „Lichtträger", nannte, und so erregte der Bologneser Leuchtstein das höchste Interesse aller Jünger der hermetischen Kunst.

Wenn er nun auch in der Folge die hohen Erwartungen nicht erfüllte und sich nicht als der Stein der Weisen bewähren wollte, so mag er seinem Entdecker doch viel Geld eingebracht haben, denn lernbegierige Menschen aus aller Herren Ländern strömten damals in Bologna, der berühmtesten Universitätsstadt jener Zeit, zusammen und kauften diese Merkwürdigkeit als Naturwunder, während die Gelehrten den berühmt gewordenen Schuhmachermeister in lateinischen Versen als den wahren Prometheus feierten, der das Feuer der Sonne herabzuholen verstanden habe, sodaß es in der größten Kälte fortleuchte. Es trat eine allgemeine Begeisterung für diesen Stein ein; man schrieb Bücher darüber und stand nicht an zu behaupten, daß Sonne und Mond selber nichts anderes wären, als große, unerschöpfliche Bologneser Leuchtsteine! Lange wurde geglaubt, daß das Rohmaterial zur Bereitung dieses Wunders, aus dessen Pulver man mit Mehl und Wasser runde Scheiben oder Kuchen bildete, die durchgeglüht wurden, nur bei Bologna zu finden sei, bis man später erkannte, daß es sich um den an vielen Orten der Welt vorkommenden Schwerspath oder schwefelsauren Baryt handelt.

Die Hoffnungen der Alchemisten wurden einige Jahrzehnte später neu belebt, als Christian Adolf Baldewein (latinisirt Baldninus), Amtmann zu Großenhain in Sachsen (1674), durch Glühen des Kalksalpeters einen ähnlichen „Sonnen-Magneten" (Magnes luminaris) gewann. Er nannte ihn den hermetischen Phosphor oder das Sonnengold (Aurum Aurae) und sprach in zahlreichen Schriften die Ueberzeugung aus, daß dies der wahre Stein der Weisen sei, bei welchem es sich nur darum handeln könne, die richtige Anwendungsart desselben zu ermitteln. Die damals einzige Naturforschergesellschaft Deutschlands, die Leopoldinische Akademie der Naturmerkwürdigkeiten, nahm den Entdecker unter dem in Chemikerfamilien fortlebenden alchemistischen Ehrennamen Hermes unter ihre Mitglieder auf. Seitdem galt als ausgemacht, daß der hermetische oder philosophische Stein leuchten müsse, und der Leibmedicus König Karl's des Zweiten von England, Dickinson, erzählt uns in seiner „alten, wahren Physik" (1702), daß Vater Noah (einer der angeblichen Erzväter der hermetischen Kunst) jene im Hebräischen Zohar genannte Leuchtsubstanz in einem gewaltigen Stücke an der Decke der Arche angebracht habe, um sie des Nachts mit einem immerwährenden Mondlicht zu versehen, wie er es andererseits vermöge seiner Kunst auch verstanden habe, ohne Futtervorräthe, mit einer Art vorliebigschen Fleisch- und Heu-Extracts alle Thiere zu speisen, wobei obendrein der Vortheil herauskam, daß es keinen Mist wegzuschaffen gab.

Es war damals eine wunderliche Blüthezeit der chemischen Träumereien, denn etwa zu derselben Zeit mit Baldewein entdeckte (1669) der der Alchemie beflissene Soldat Brand in Hamburg durch Destillation menschlicher Excremente eine in leuchtenden Dampf übergehende und sich zu gelben Tröpfchen verdichtende Substanz, die, ohne der Anregung des Sonnenlichtes zu bedürfen, aus eigener Kraft im Dunklen leuchtete. Mit Entzücken verkündete der würtembergische Professor Kirchmaier der staunenden Welt, daß die lange gesuchte „beständige Nachtleuchte" nunmehr gefunden sei, und Kunkel, einer der ersten Eingeweiheten und Nachentdecker, veröffentlichte eine Schrift über den „Phosphorus mirabilis und dessen leuchtende Wunderpilulen". Auch hier erwartete man mehr, als die Zukunft hielt, aber wenn sich auch Vieles als „Schein und Schimmer" erwies, so ist doch diese Substanz, welcher der von den Sonnen-Phosphoren entliehene Name Phosphor als Eigenname verblieb, eines unserer unentbehrlichsten Bedürfnisse geworden.

Auch die Untersuchung der Sonnen-Phosphore trat nunmehr allmählich in ein wissenschaftliches Stadium. Im Jahre 1768 hatte der englische Chemiker Canton durch Glühen von Austerschalen mit Schwefel einen neuen Sonnen-Phosphor erhalten, und man ermittelte, daß die besten „Lichtsauger" von den Schwefelverbindungen der drei Erdalkalimetalle (Calcium, Barium und Strontium) gebildet werden, obwohl auch andere Schwefelmetalle, Selen-Verbindungen und andere Stoffe durch Glühen die Eigenschaft erhalten, nach der Bestrahlung mit elektrischem, Sonnen- oder Magnesiumlicht im Dunklen fortzuleuchten. Bei der Beschaffung guter Leuchtsteine kommt sehr viel auf die Bereitungsweise an, und je nach dem Verfahren leuchten sie in verschiedenfarbigem Lichte. Man kann sie nämlich sowohl durch Glühen der schwefelsauren Salze mit organischen Substanzen, wie durch Erhitzen der kohlensauren Salze mit Schwefel darstellen, und zwar erfordern die Barytleuchtsteine die stärkste, Kalkleuchtsteine eine schwächere, Strontianleuchtsteine die allerschwächste Gluth. Dabei erhält man aus natürlichem Schwerspath orangeleuchtende, aus künstlich dargestelltem grünlichleuchtende Sonnensteine. Sehr schön leuchtende Steine lehrte später Ojann durch Glühen von Kalk mit Schwefelarsenik (Realgar) oder Schwefelantimon darstellen, und ein anderer Chemiker, Wach, erhielt durch Glühen von Schwefel mit gebrannten Austerschalen, die er vorher mit einer Auflösung von Schwefelarsenik in Ammoniak bestrichen hatte, so vorzügliche Sonnensteine, daß man ihr blaues Licht selbst bei Tage wahrnahm.

Nach diesem oder einem ähnlichen Verfahren hatte man wahrscheinlich den Ueberzug der nach kurzem Bestrahlen im Dunklen herrlich blau leuchtenden Kornblumen hergestellt, die im vorigen Jahre von Paris her in den Handel kamen. Da man nämlich diese Sonnensteine pulverisiren und das weiße Pulver mit Firniß oder einem anderen Bindemittel zum Ueberziehen von allerlei Flächen oder zum Schreiben und Zeichnen anwenden kann, so lassen sich unter Anwendung verschiedenfarbig phosphorescirender Pulver sehr anmuthige Spielereien, bunte Blumensträuße, leuchtende Schmetterlinge, Inschriften ꝛc. ausführen. Die interessanteste Anwendung ist indessen wohl die leuchtende Photographie.

Wenn man nämlich eine derartige, gleichmäßig mit Leuchtsteinpulver überzogene Papierfläche kurze Zeit durch das photographische Glaspositiv einer Person, Landschaft ꝛc. belichtet, so erscheinen natürlich die vollbeleuchteten Theile nachher stärker leuchtend als diejenigen, von denen eine mehr oder weniger starke Schattirung das Licht völlig oder theilweise abhielt. Jedes beliebige Glasportrait kann so in ein „Lucifer-Haupt" verwandelt werden. Da übrigens diese Phosphore auch durch Wärme

Digitized by Google

leuchtend werden, so kann man die schönste Belsazar-Schrift hervorbringen, wenn man auf der Rückseite eines solchen Papieres mit einer heißen Stricknadel schreibt.

Leider eignen sich alle diese anmuthigen Spielereien nicht zum Verkaufe, denn der Luft ausgesetzt, zersetzt sich die leuchtende Schwefelverbindung langsam unter Entwickelung des bekannten Geruches nach faulen Eiern, sodaß die Gegenstände nach wenigen Wochen ihr Leuchtvermögen völlig einbüßen und werthlos werden. Sehr lange erhalten diese Phosphore dagegen ihr Leuchtvermögen bei luftdichtem Verschluß in zugeschmolzenen Glasröhren, und solche in allen Farben leuchtende Phosphore konnte man sonst von der Optiker-Firma Geißler in Bonn beziehen. Man hat auch vorgeschlagen, aus solchen Röhren Namenszüge über Nachtklingeln von Hôtels, Aerzten und Apothekern zu bilden, die immer wieder während des Tages neue Leuchtkraft einsammeln. Auch die leuchtenden Zifferblätter auf Taschen- und Wanduhren, wie sie Gustav Uhlig in Halle an der Saale anbietet, dürften eine praktische Anwendung darstellen, sofern die phosphorescirende Schicht durch luftdicht eingekittete Uhrgläser vor schnellerer Zersetzung möglichst geschützt werden könnte.

Was nun die physikalische Erklärung dieses Phosphorescirens anbetrifft, so glaubte man in ältern Zeiten, als man das Licht selbst noch für eine feine ausströmende Substanz ansah, daß sich die Sonnenstrahlen in diesen Phosphoren förmlich verdichten und ansammeln ließen, worauf sich die Namen „Lichtmagnet", „Lichtsauger" und „Lichtträger" beziehen. Später, nachdem man erkannt hatte, daß das Licht eine Wellenbewegung ist und daß der gewöhnliche Phosphor der Zündhölzer leuchtet, während und weil er in langsamer Verbrennung sich mit dem Sauerstoff der Luft verbindet (oxydirt), so glaubte man, auch in jenen älteren Phosphoren rege das Licht nur einen lebhafteren Oxydationsproceß an. Diese Auffassung ist aber falsch, und schon im vorigen Jahrhundert bahnte der berühmte deutsche Physiker Euler eine richtigere Erklärung an.

Gewöhnlich sagt man uns bekanntlich, die Planeten, der Mond, die Alpengipfel und alle irdischen Gegenstände würden am Tage für uns sichtbar, weil sie das Sonnenlicht zurückwerfen. Auch das ist falsch; nur eine spiegelnde Fläche wirft das Licht einigermaßen vollständig zurück; die andern Oberflächen nehmen dasselbe vielmehr auf und gerathen in Mitschwingungen, ähnlich wie Musik alle Gegenstände ihres Bereiches in Mitschwingungen versetzt. Manche Oberflächentheile können aber von den Schwingungen des weißen Sonnenlichtes, welches bekanntlich aus rothen, orangefarbenen, gelben, grünen, blauen, indigofarbenen und violetten Schwingungen besteht, nur etwa die rothen oder blauen Schwingungen ausführen und erscheinen daher, indem sie nur diese Schwingungen in unser Auge zurücksenden, roth oder blau gefärbt.

Wie man aber bei der Ton-Resonanz ein Nachschwingen vernimmt, so kennt auch die Licht-Resonanz ein solches Nachschwingen, und dieses nennen wir Phosphoresciren nach Bestrahlung. Schon Euler ahnte, daß die meisten Stoffe ein solches Nachschwingen zeigen würden, wenn man sie nur schnell genug nach der Besonnung vor ein durch Verweilen in der Dunkelheit empfindlich gemachtes Auge bringen könnte, und der französische Physiker Becquerel hat vor etwa zwanzig Jahren ein Instrument (das Phosphoroskop) construirt, mit welchem er zeigen konnte, daß die meisten Stoffe, z. B. Papier, Eierschalen, Steine ꝛc., noch eine ganz kurze Zeit, das heißt Secunden und Bruchtheile von Secunden, nach der Belichtung nachleuchten, daß also die Sonnen-Phosphore sich nur durch das anhaltende, stundenlange Nachleuchten vor anderen Stoffen auszeichnen. Allein, obwohl das Gesagte im Allgemeinen zutrifft, ganz so einfach ist die Sache nun doch nicht; es kommt nämlich noch ein sehr interessanter Nebenumstand in Betracht.

Die neuere Physik hat uns mit einer Menge von Substanzen, namentlich organischen Farbstoffen und einigen Metallverbindungen, bekannt gemacht, welche ebenfalls phosphoresciren, aber nur eben so lange, wie sie beleuchtet werden. Das hört sich paradox an, entspricht aber den Thatsachen. Es sind das diejenigen festen oder flüssigen Stoffe, die im auffallenden Lichte eine andere Farbe zu haben scheinen, als im durchscheinenden, weshalb man ein eigenthümliches Schillern an ihrer Oberfläche bemerkt. Gewisse Flußspath-Sorten, das Petroleum und die Chinin-Auflösungen, die wir als Fieber-Medicin einnehmen, eine Abkochung von Roßkastanienrinde ꝛc. schillern blau, der grüne ätherische Auszug grüner Blätter blutroth, das Uranglas, aus dem man Salznäpfe und Rheinweingläser macht, maigrün, Magdalaroth gelb ꝛc. Bringt man nun eine Auswahl solcher Schillerstoffe in einen dunklen Raum, welcher nur durch das schwache Licht des durch luftleere Glaskugeln oder -Röhren hindurch geleiteten elektrischen Stromes erhellt wird, so leuchten sie alle wunderschön, jeder in seiner Farbe, und zwar viel heller als das elektrische Glimmlicht, aber nur so lange, wie sie von diesem bestrahlt werden. Wie ist diese merkwürdige Erscheinung zu erklären? Wie kann man helles Licht von schwächerem borgen?

Wir haben schon oben erwähnt, daß das weiße Licht aus den sogenannten sieben (richtiger unzähligen) Farbentönen zusammengesetzt ist, die sich bei der Zersetzung durch ein Prisma in der angeführten Reihenfolge sondern. Die rothen Strahlen sind die am langsamsten, die violetten die am schnellsten schwingenden Lichtantheile. Wie es nun jenseits der rothen Strahlen noch langsamer schwingende giebt, die wir aber nicht mehr als Licht, sondern als Wärmestrahlen empfinden, so giebt es jenseits des Violetts noch schneller schwingende „ultraviolette" Strahlen, die wir direct in keiner Weise empfinden, die sich aber durch ihre energische chemische Wirkung, z. B. in der Photographie, auszeichnen und deshalb auch chemische Strahlen oder „unsichtbares Licht" genannt werden. An solchen dunklen, unsichtbaren, ultravioletten Strahlen ist nun jenes matte elektrische Glimmlicht vorzugsweise reich, und sie sind es, die besonders jenes schillernde Leuchten hervorbringen, welches man nach dem Flußspath (Fluorcalcium), an dem es zuerst studirt wurde, Fluorescenz nennt. Wenn nun diese für unsere Netzhaut wegen zu großer Schwingungsschnelligkeit unsichtbaren Strahlen jene Substanzen zum Leuchten bringen, so müssen die letzteren die Fähigkeit haben, ihre Schnelligkeit zu mäßigen, sie in langsamer schwingende, leuchtende Strahlen zu verwandeln, und dies ist in der That der Fall. Es könnten also die ultravioletten Strahlen in violette, blaue, grüne ꝛc., die blauen in grüne, gelbe, rothe ꝛc. verwandelt werden, aber die rothen Strahlen könnten durch dieselben Substanzen höchstens noch in dunkle Wärmestrahlen verändert, also für das Auge ausgelöscht werden.

Hier zeigte sich nun die interessante Uebereinstimmung, daß erstens die ultravioletten Strahlen nicht nur die stärkste Fluorescenz, sondern auch die stärkste Phosphorescenz hervorrufen, die rothen aber weder Fluorescenz noch Phosphorescenz, ferner daß die Leuchtsteine, wie die Schillerstoffe, andersfarbiges Licht zurückgeben, als sie empfingen, und es hat sich schließlich herausgestellt, daß beide Erscheinungen auf das engste zusammenhängen, daß man die Fluorescenz als eine außerordentlich starke Phosphorescenz bezeichnen kann, die selbst im vollen Sonnenlichte, aber nicht länger, als der erregende Strahl dauert, sichtbar ist, während man die Phosphorescenz eine schwächere, aber nachhaltigere Fluorescenz nennen könnte. Auch die Sonnen-Phosphore strahlen meistens langsamer schwingendes Licht aus, als sie empfangen haben, doch können die meisten auch die Wärme in Licht verwandeln, wie z. B. der Diamant, Flußspath und die meisten Sonnensteine, ja einzelne der letzteren strahlen verschiedenes Licht aus, wenn man sie nach der Bestrahlung im Dunkeln erwärmt. So z. B. leuchtet das besonnte Schwefelstrontium bei — 20° dunkelviolett, bei + 15° violett, bei + 40° hellblau, bei 70° bläulichgrün, bei 100° grüngelb und bei 200° rothgelb.

Andererseits kann die Phosphorescenz ebenso schön wie die Fluorescenz durch jenes an chemischen Strahlen reiche elektrische Glimmlicht geweckt werden, und ein mit dem Pulver verschiedenfarbiger Sonnen-Phosphore gemalter Blumenstrauß, Schmetterling ꝛc. leuchtet bei dem schwachen Schimmer desselben, sowie nachträglich, wirklich feenhaft. Zu einem wunderbaren, durchweg an den Karfunkel des Märchens erinnernden Leuchten hat der englische Chemiker Crookes kürzlich auf solche Weise Diamanten und Rubine gebracht, die er in unmittelbarer Nähe des vom negativen Pole ausgehenden Glimmlichtes in den luftleeren Glasbehälter mit einschloß. Die meisten afrikanischen Diamanten leuchteten dabei in schön blauem Lichte. Ein größerer grünlicher Diamant aber strahlte in intensiv grünlichem Lichte ebenso hell, wie eine brennende Kerze, sodaß man dabei hätte lesen und jenes eingangs erwähnte Tempelwunder wahr machen können. Die Steine werden davon natürlich nicht im mindesten heiß oder verändert

Digitized by Google

Kurzbauer's auf Holz übertragen.

Digitized by Google

Eine Sammlung kleinerer Diamanten, wahrscheinlich von verschiedenartiger Herkunft, die zusammen in einem anderen luftleeren Behälter eingeschlossen war, phosphorescirte in allen möglichen Farben, blau, rosa, roth, orange, gelbgrün und blaßgrün durcheinander.

In einem dritten luftleeren Behälter hatte Crookes eine Sammlung roher Rubine eingeschlossen, die im Scheine des elektrischen Glimmlichtes in einem so prächtigen rothen Lichte erglänzten, als ob sie durch und durch rothglühend wären, und zwar leuchteten die künstlich von Feil in Paris dargestellten (vergleiche „Gartenlaube" 1878, Seite 228) ebenso schön, wie die natürlichen, und die farblosen Thonerde-Krystalle ebenso gluthroth, wie die rosa und dunkelroth gefärbten.* Einen so prachtvollen Karfunkelschein dürfte selbst der Dichter des Märchens kaum geträumt haben. „Aber," so höre ich am Schlusse Jemand einwerfen, „wir sollten ja vom ‚geborgten Sonnengold' hören?" Nun, auch das elektrische Licht ist geborgtes Sonnenlicht, wenn auch aus dritter und vierter Hand und nicht so direct bezogen, wie es die Sonnensteine vom Helios zu entleihen gewöhnt sind.

Carus Sterne.

* Der Leser kann die letzteren Experimente in einem soeben in deutscher Sprache erschienenen Vortrage von W. Crookes, „Strahlende Materie oder der vierte Aggregatzustand" (Leipzig, Quandt und Händel), auf welchen wir ausführlicher in dieser Zeitschrift zurückzukommen gedenken, beschrieben und abgebildet finden.

Die Cremoneser Geige.

Den Mittheilungen eines alten Musikers nacherzählt von **Hermann Müller.**

Es war ein herrlicher Augustabend — irre ich nicht, im Jahre 1843 — als ich, von einem Ausfluge in den Taunus zurückkehrend, mich auf dem Schloßberge in Homburg vor der Höhe befand. Die Sonne war im Begriff, hinter den Vorbergen des Altkönigs zu verschwinden, und ich wendete eben den trunkenen Blick von den Herrlichkeiten der Wetterau und des Maingaues ab, als silberhelle Töne an mein Ohr schlugen.

Ich lag am obern Bergabhange, hinter einem abgeblühten Jasminstrauch im Grase; deshalb glaubten sich die soeben anlangenden Besucherinnen des Schloßbergs, zwei reizende junge Mädchen von etwa vierzehn und elf Jahren in eleganter Kleidung, allein und ließen mich die folgende Unterhaltung belauschen.

„Ist das nicht entzückend schön, Maria?" sagte die ältere von beiden, eine schlanke, schwarzäugige Schönheit, zu ihrer jüngeren Schwester, einem zarten, blassen Kinde, das mich an die Engelsköpfchen Murillo's erinnerte. „Ach, wie gern bliebe ich hier in Homburg! So schön war es weder in England, noch in Frankreich oder Spanien."

„Du hast wohl Recht, Teresa," sagte das niedliche Engelsköpfchen. „Es ist sehr schön hier, und seit den letzten acht Tagen fühle ich mich auch bedeutend wohler. Die gute Luft am Rhein und die herrliche Gegend haben mir wohlgethan; aber ich sehne mich doch nach der Heimath, nach unserm trauten Savigliano zurück."

Ein Thränenstrom folgte diesen letzten, in schmerzlicher Erregung schluchzend gesprochenen Worten.

„Sieh, da weinst Du wieder, Marietta!" rief die ältere Schwester halb erschrocken, halb vorwurfsvoll, die Weinende an sich drückend. „In sechs oder acht Wochen bist Du ja zu Hause. Zwei lange Jahre haben wir es ertragen, uns nach der Heimath gesehnt und niemals geglaubt, daß wir diese ewige Zeit überleben würden, und nun, fast im letzten Augenblicke der Abreise, willst Du noch weinen?"

„Mir ist gar zu bange, Teresa," schluchzte die Kleine, „ich glaube, das Heimweh verzehrt mich."

„Du bist ein herziges Kind, Marietta," beruhigte die größere Schwester; „Du wirst mir zu Liebe Deinen Schmerz unterdrücken! Sieh', müßte es mich nicht tief betrüben, wenn das Publicum —"

„Schweige, um Gottes willen, Teresa!" rief die Kleine mit allen Anzeichen jähen Schreckens plötzlich thränenlos. „Nein, ich will mich ja bezwingen. Das Publicum soll mir niemals etwas vorzuwerfen haben."

Eine Weile schwiegen die Schwestern. Die Sonne war jetzt hinter dem Altkönig verschwunden, und der landschaftliche Hintergrund trübte sich nebelhaft.

„Komm, Marietta!" sagte die Aeltere, „die Abendluft schadet Dir."

Schweigend gingen sie Arm in Arm den Schloßberg hinunter, nicht ahnend, daß ihnen Jemand folgte, der ihr Gespräch belauscht und, im tiefsten Herzen ergriffen, erfahren wollte, welche Rücksichten die Beiden auf das Schreckgespenst Publicum zu nehmen hatten. —

Die Straßen der Stadt waren bald erreicht. Die ersten Vermuthungen, daß die beiden Mädchen etwa der augenblicklich in Frankfurt gastirenden Kunstreitergesellschaft oder vielleicht dem Balletcorps der Wiesbadener Hofoper angehören könnten, schienen mir bald gewagt. Schon ihr ungesucht elegantes Costüm sprach dagegen. Viel eher schienen sie mir Kinder einer reichen Touristenfamilie zu sein. Hätte die Kleine nicht Savigliano, sondern etwa Birmingham oder Roubaix als Heimath genannt, und wäre das verhängnißvolle Wort Publicum in ihrer vertraulichen Unterhaltung nicht in so bedeutungsvoller Weise gefallen, dann hätte ich an den Mädchen nichts Auffälliges gefunden. Aber — vornehme Italiener sind am Rhein eine Seltenheit!

Ich stand vor einem Räthsel.

„Sieh, Teresa," sagte das Engelsköpfchen, „dort im Schaufenster hängt eine Harfe."

Ich hatte mich den Geschwistern, sobald die Stadt erreicht war, so weit genähert, daß mir kein Wort ihrer Unterhaltung entgehen konnte.

„Wahrhaftig, Maria!" entgegnete die Aeltere, „es sind auch Geigen dabei. Laß uns näher treten!"

Es war ein kleiner Laden, den ich ganz gut kannte und in dessen zwei unansehnlichen Schaufenstern Baumwolle, Schreibmaterialien, Kurzwaaren und musikalische Instrumente in malerischer Unordnung durch einander lagen. „„Ephraim und Isidor Hirsch" hieß die Firma. Ephraim, der ältere Bruder, hatte von Hause aus das angeerbte Talent zum Kaufen und Verkaufen in berufsmäßiger Weise ausgebildet; Isidor dagegen war Kunstjünger geworden und hatte es im Laufe der Jahre bis zum Mitglied der Frankfurter Theatercapelle gebracht. Er war Musiker, zweiter Geiger, stets verkanntes Genie und Accessist für das erste Geigenpult geblieben, bis ihm eines schönen Abends die Geduld riß; am anderen Morgen sagte er gleichzeitig dem Capellmeister und seiner Künstlerlaufbahn Adieu.

„Was soll ich mer lassen cujoniren?" sagte Isidor Hirsch mit stoischer Ruhe zu seinen bisherigen Collegen, „ich kann's ja haben bequemer und besser." Und ebenso entschieden, wie Berrina zuletzt ausrief: „Ich geh' zum Andreas!" sagte Isidor: „Ich geh' zum Ephraim!" Und er ging.

Mit offenen Armen empfing ihn sein Bruder und übergab ihm sofort das Portefeuille des Innern, „'s Buch", während er selber fortan nur das Aeußere, „'s Geschäft", besorgte.

„Ephraim, das sag' ich Dir," begann Isidor am Tage seines Geschäftseintritts, „der Kunst kann ich nicht ganz werden untreu. Von heut' ab muß das Geschäft auch führen musikalische Instrumente."

„Was soll ich sagen dazu?" hatte Ephraim in der ersten Aufwallung des brüderlichen Gefühls, wenn auch achselzuckend, erwidert. „Die Anlage kann ich machen Deinetwegen, aber ich kümmer' mer nicht drum. Ich hab' von dem Artikel keine Kenntniß!" —

Als ich an den beiden Schwestern vorüberging, sagte die jüngere ganz enthusiasmirt:

„Es ist sicher eine Cremoneser, Teresa. Sieh' nur die hohe Decke! Laß uns eintreten!"

Es war nämlich allerdings eine Guarneri-Geige, die Isidor seit einiger Zeit als Prachtstück an einer bevorzugten Stelle im Schaufenster ausgehängt hatte.

Digitized by Google

Ich schlüpfte in den Laden, blinkte dem geschäftig herbeieilenden Ephraim vertraulich zu und stellte mich abseits, um den eintretenden Geschwistern Platz zu machen.

„Was soll sein gefällig?" fragte Ephraim geschäftsbereit und griff nach dem Kasten mit Knöpfen und Stecknadeln. Touristen brauchen immer Stecknadeln und Knöpfe.

„Wir wollen uns die Geige einmal ansehen, die da im Schaufenster hängt," erwiderte die ältere der Schwestern, „und sie auch vielleicht kaufen."

„Sie werden haben ein kleines Brüderchen, was soll lernen auf der Violine spielen," sagte Ephraim Hirsch, indem er den Knopfkasten wieder wegstellte. „Da können Sie haben ganz billige Sorten. Oberländer, fünf Thaler das Stück!"

„Nein, nein," sagte Marietta eifrig, „gerade die wollen wir sehen — die da in der Ecke hängt."

„Die wird Ihnen sein zu theuer, kleines Fräulein!" erwiderte Ephraim väterlich abwehrend. „Wissen Sie auch, daß das ist ein Schatz? Was sag' ich, ein Schatz? Ein Verbrechen ist es vom Isodor" — Ephraim nannte seinen Bruder stets Isodor — „daß er hat bezahlt so viel beim Einkauf für 'ne alte Geige. Die Oberländer sind viel besser. Soll ich sie Ihnen mal zeigen? Fünf Thaler das Stück, ganz neu und schön roth angestrichen! Es ist 'n Staat!"

„Komm, Marietta!" sagte Teresa ungeduldig, „wir wollen gehen."

„Gott, du gerechter, bleiben Sie, bleiben Sie!" rief Ephraim bestürzt. „Was wollen Sie gehen? Ich zeig' sie Ihnen! Nein, ich zeig' sie Ihnen nicht. Der Isodor soll sie Ihnen zeigen!"

„Isodor!" rief er durch ein Fensterchen in der Hinterthür, „Isodor, die Cremoneser!" und sich zu uns wendend, sagte er halb ärgerlich, halb erfreut und die Geschwister immer noch mit argwöhnischer Verwunderung betrachtend: „Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß Isodor wird gewinnen! Wie er sie hat gebracht und hat gesagt zu mir: ‚Ephraim, ich hab' se gekauft, und der Mann kommt sich holen bei Dir das Geld heut Nachmittag — se kost' 150 Thaler!' Nein, warten Sie mal, ich irr' mer, se hat gekost 250 Thaler — was sag ich? Ich glaub', 350 Thaler hat se gekost!" verbesserte er sich rasch — „da hab' ich gesagt: ‚Isodor, was biste ä Schaute! Wer soll se kaufen? Wo steckt der Werth? Du biste unpraktisch für's Geschäft. Du hast Der lassen betuppen!' Da hat er sich verschworen hoch und theuer, nor ä Künstler wie er könnt's beurtheilen. Und wie ich hab' nochmal gesagt: ‚'s wird Keiner darnach fragen. Wer soll se kaufen?' da hat er mit mir gewett' um fünf Thaler, daß er wird se verkaufen in korzer Zeit. Wenn Sie se kaufen, hat der Isodor gewonnen. Soll ich Ihnen nich' mal zeigen die Oberländer?"

Der inzwischen eingetretene Isidor hatte die Situation im Augenblick erfaßt; er schob seinen geschwätzigen Bruder bei Seite, nickte mir vorübergehend zu und machte den Schwestern gravitätisch einen steifen Bückling. Sein Augenblick war gekommen.

„Sie wollen sehen das Cabinetstück?" fragte er, und ohne eine Antwort abzuwarten, wendete er sich in sichtlicher Aufregung dem Schaufenster zu.

„Sie ist theuer, sehr theuer, aber hören Sie mal den Ton!" sagte er, die Geige stimmend, und begann den Bogen auf den einzelnen Saiten lang auszuziehen. „Klingt sie nicht wie 'ne Orgel?"

Isidor war jetzt vollständig Künstler. In stillen Augenblicken hatte es ihm wohl immer leid gethan, daß er der Kunst den Rücken gewendet hatte, und wenn er auch hin und wieder geigte, ja manchmal sogar stundenlang — was gab das ihm für eine Genugthuung? Es fehlte ihm das Publicum. Aber jetzt? Die kühnsten und gewagtesten Evolutionen waren ihm reines Kinderspiel. Eine Cadenz reihte sich an die andere, eine immer wilder, freilich auch unordentlicher, als die vorhergehende, und als er mit dieser Introduction zu Ende war, folgte eine wahre Fluth von alten und neuen Opernmelodien, bis endlich das damals noch neue, rasend gespielte Meyerbeer'sche „Ja, das Gold ist nur Chimäre" seine Parforceleistung beschloß. Mit einer beifalldurstigen Geberde legte er die Geige aus der Hand.

Armer Isidor! Das Publicum blieb still. Bei dem handwerksmäßigen Streichen und den halbverunglückten Passagen aber hatte Teresa fein gelächelt und Marietta laut aufgelacht, was Isidor freilich beides als Beifallsäußerungen aufgenommen hatte.

„Ich habe mir kein Urtheil über die Güte des Tones bilden können," sagte Teresa. „Willst Du das Instrument nicht einmal probiren, Marietta? Ich kann dann den Ton viel besser taxiren."

„Wie? Was?" fragte Ephraim verwundert. „Sie machen Spaß! Das kleine Fräulein kann auch schon spielen Violine?"

„O ja," erwiderte Teresa lächelnd, „wir spielen Beide ein wenig."

„Das ist recht!" sagte Isidor, indem er mit freundlich aufmunterndem Nicken die Geige dem Engelsköpfchen überreichte. „Geniren Sie sich nicht und spielen Sie mal ein Stückchen!"

Marietta nahm schweigend das Instrument, stellte sich in einiger Entfernung auf und begann ebenfalls mit langgezogenen Tönen auf den leeren Saiten.

„Die Bogenführung ist ausgezeichnet!" sagte Isidor. „Sie werden gut spielen lernen, denn die Anfangsgründe haben Sie gut begr —"

Da — was war das? Unserm Isidor blieb vor Erstaunen das Wort in der Kehle stecken.

Mit der Schnelligkeit des Blitzes flog eine Reihe von glockenhellen Tönen in chromatischer Folge staccato bis in die Regionen der fünften Lage hinauf und endigte in einem brillanten minutenlangen Triller, der, erst anschwellend, dem Schlage der Nachtigall glich und endlich allmählich abnahm, um in einem elfenhaft zarten Flageolett-Tone zu verklingen.

Isidor stand mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde da.

„Die hohe Partie ist excellent, Marietta," rief Teresa freudig. „Aber wie steht's mit der Cantilene in der Mittellage?"

Marietta hob den Bogen auf's Neue, und eine unendlich schwermüthige Gondoliera erklang in sehnsüchtig und wehmüthig klagenden Tönen von den Saiten der alten Geige.

Ich lehnte mich an die Wand, schloß die Augen, um ungestörter zu hören, und vergaß Zeit, Ort und Umgebung. Paganini hatte ich verschiedene Male gehört. Ich war durch ihn in unendliches Staunen versetzt worden; seine Kunst hatte mich geblendet, aber Marietta hatte mich gerührt, erschüttert. Die Augen waren mir vor innerer Bewegung feucht geworden.

Sie setzte nach einem langen pianissimo den Bogen ab; ich glaubte den zarten Ton noch immer zu hören, als sie längst geendigt hatte.

Ephraim und Isidor Hirsch waren Bildsäulen.

„Auch die Cantilene ist gut," sagte die unerschütterliche junge Dame. „Aber nun handelt es sich um die Kraft, um die Stärke und Intensität des Tones. Da werde ich Dir wohl zu Hülfe kommen müssen, Herzchen!"

Sie ergriff die Geige, und was Isidor vorhin beansprucht hatte: „Klingt sie nicht wie eine Orgel?" das wurde jetzt Wahrheit. Nicht in einzelnen Tönen, nein, in vollen Accorden flohen die Klänge von den Saiten. Nicht süßer Wohllaut war es, den der Bogen ihnen entlockte — wilder, viel wilder, als Isidor nur je geahnt hatte, entströmte der Ton dem tyrannisirten Instrumente. Es war wie die Einleitung zu einem Gewitter, und, wie von Furien gepeitscht, in gigantischen Machttönen gaben darauf die Saiten Josef Panny's „Sturm", Paganini's berühmtes Concertstück, wieder.

Ich war überwältigt.

Teresa legte die Geige aus den Händen.

„Das Instrument ist gut, sehr gut," sagte sie, „und einen bedeutenderen Preis werth, als Sie vorhin nannten. Der Ton ist ungemein lieblich, wie bei allen Guarneri-Geigen, aber er besitzt nicht das Großartige, das die Stradivari, und unter ihnen besonders der große Antonio, dem Tone ihrer Instrumente zu verleihen verstanden haben. Ich suche eben eine Geige ersten Ranges, und darauf kann diese bei vielen Vorzügen doch nicht Anspruch machen."

Die Schwestern machten Anstalt, sich zu entfernen.

„Nicht wahr, die Oberländer?" fragte Ephraim sich nähernd. Isidor kam jetzt wieder zu sich. Er schob seinen Bruder bei Seite. „Fräulein," begann er, „was soll ich sagen? Jetzt erst sehe ich ein, wie es war recht gehandelt von mir, als ich hab' vertauscht die Kunst mit dem Geschäft, und brauch' mir in meinem Herzen keine Vorwürfe mehr darüber zu machen. Wenn ich jetzt noch einmal anrühr' eine Geige, dann will ich sie blos

Digitized by Google

putzen und reinigen vom Staub. Aber nun müssen Sie mir auch sagen, wie Ihr geschätzter Name ist, damit ich doch weiß, wem ich hab' zu verdanken meine Seelenruhe."

Die junge Dame zog lächelnd eine Karte aus der Tasche, schrieb einige Worte mit Bleistift darauf und legte sie auf den Tisch. Dann folgte sie grüßend ihrer vorangegangenen Schwester.

Ich wußte es längst, wer die beiden Genien waren, und schlich in gehobenster Stimmung zur Thür, um die freie Gottesluft einathmen zu können und die erhabenen Eindrücke der letzten halben Stunde nicht durch drückende Umgebung zu schädigen.

Eben im Hinausgehen hörte ich noch, wie Isidor seinem neugierig herangeschlichenen Bruder vorlas: „Teresa und Maria Milanollo."*

* Die beiden berühmten Violinvirtuosinnen, an welche die vorstehende Skizze erinnert, waren Töchter eines Malers Josef Milanollo in Savigliano bei Turin; Teresa, geboren 1829, verheirathete sich 1857 in Toulouse mit einem Geniecapitain Parmentier; Maria, geboren 1832, starb 1848 zu Paris. In den Jahren 1842 bis 1843 machte das jugendliche Schwesternpaar eine Kunstreise durch Deutschland.

D. Red.

König Friedrich Wilhelm der Erste und die Akademie der Wissenschaften in Berlin.

Von C. Mohnike.

Ein Jahr bevor sich der Kurfürst von Brandenburg und souveräne Herzog von Preußen, Friedrich der Dritte, die Krone aufgesetzt hat, um als Friedrich der Erste die glorreiche Reihe der Könige von Preußen in die Weltgeschichte einzuführen, im Jahre 1700, war von ihm die Akademie der Wissenschaften in Berlin gestiftet worden. Die erste Veranlassung hierzu ging von der geistreichen und hochgebildeten Kurfürstin Sophie Charlotte, einer hannöverschen Prinzessin, und ihrem berühmten Freunde Leibniz aus.

Kurfürst Friedrich war um so eher geneigt, den Wünschen seiner hochgesinnten Gemahlin zu entsprechen, als er selbst für Kunst und Wissenschaft Interesse fühlte und auch der Gedanke sich ihm aufdrängen mußte, daß die Gründung eines gelehrten Instituts, wie die von Ludwig dem Vierzehnten, auf Anrathen von Colbert, 1666 in das Leben gerufene Pariser Akademie der Wissenschaften, seinen Ruhm und sein Ansehen nur vermehren könne. Wie der König von Frankreich, dessen Prunksucht und Prachtliebe er theilte, glaubte auch Friedrich, daß der Königsthron, den zu gründen er beabsichtigte, noch glänzender dastehen würde, wenn die von ihm sich verbreitenden Strahlen auch das Gebiet des höheren geistigen Strebens erwärmten und befruchteten.

Mit der Abfassung der Statuten für die neugestiftete Akademie in Berlin wurde Leibniz beauftragt, indem er gleichzeitig zum ersten Präsidenten ernannt ward. Durch die Wahl dieses gründlichsten und vielseitigsten Gelehrten seiner Zeit, eines der scharfsinnigsten Denker aller Jahrhunderte, erhob der Kurfürst die Berliner Akademie gleich von vorn herein zu hohem Ansehen.

Die Akademie der Wissenschaften in Berlin hielt aber erst am 19. Januar 1711 ihre erste feierliche Sitzung unter dem Namen „Societas Berolinensis scientiarum", nachdem sie den ersten, mehrere Abhandlungen von Leibniz enthaltenden Theil ihrer Denkschriften schon 1710 hatte erscheinen lassen.

König Friedrich der Erste starb am 25. Februar 1713 und ihm folgte sein Sohn Friedrich Wilhelm der Erste.

Mit einer eisernen Willenskraft, einem hellen, durchdringenden Verstande, praktischer Lebensklugheit, einem bedeutenden politischen Scharfblicke, großer Arbeitslust und Arbeitskraft, mit Sinn für Ordnung und einem seltenen Talent für Organisation und Verwaltung begabt, haßte er, wie sehr er auch von dem Bewußtsein seiner Machtvollkommenheit als unumschränkter Alleinherrscher durchdrungen war, nichts so sehr, wie die Entfaltung des Prunkes und der Pracht, welche Friedrich der Erste von der königlichen Würde untrennbar gehalten hatte. Friedrich Wilhelm war in hohem Grade sparsam; nur für die Vermehrung des Heeres, namentlich seiner Potsdamer Riesengarde, sowie für nützliche Verbesserungen in seinem Lande scheute er keine Ausgaben.

Seiner inneren Anlage nach durchaus nüchtern und realistisch gesinnt, fand er in den Bestrebungen der Kunst und Wissenschaft nur alsdann einigen Werth, wenn sie praktisch in das Leben eingriffen und für den Einzelnen wie für die Allgemeinheit einen unmittelbaren, handgreiflichen Nutzen versprachen. Für die Wissenschaft an und für sich hatte er kein Verständniß, und sie war für ihn so gut wie gar nicht da. Die Pfleger derselben verspottete er, und das Schreiben gelehrter wissenschaftlicher Werke erschien ihm als die unnützeste Beschäftigung.

Am meisten Widerwillen flößte ihm die Philosophie ein, da er in ihr bloß die Gegnerin der unduldsamen pietistischen Frömmigkeit erkannte, die, zu jener Zeit hauptsächlich von Halle ausgehend, auch ihn umfangen hielt. Von nichts hatte er so wenig Begriff, wie von dem Werthe einer harmonischen, zugleich wissenschaftlichen und ästhetischen Erziehung der Jugend. Er war nämlich fest davon überzeugt, daß eine solche nur auf Unkosten der kirchlichen Frömmigkeit, des sittlichen Gehaltes und der Tüchtigkeit des Charakters erreicht werden könne.

In dieser tief bei ihm eingewurzelten, zur Ueberzeugung gewordenen Denkweise, zu der noch eine gewisse Derbheit des Gefühls und der Sitten, sowie eine heftige, jähzornige, sich nicht selten bis zu stürmischen Ausbrüchen steigernde Gemüthsart kam, findet eine Anzahl von vielfach hart getadelten Handlungen dieses Fürsten ihre Erklärung. Ein Beispiel hiervon liefert das Verfahren des Königs gegen den berühmten Philosophen und Mathematiker Christian Wolf.

Wolf, einer der größten Gelehrten seiner Zeit, damals Professor an der Universität zu Halle, hatte im Jahre 1723 eine lateinische Rede über die Moralphilosophie von Confucius gehalten und den Beweis zu führen gesucht, daß auch außerhalb des Christenthums hohe menschliche Tugenden bestehen könnten. Hierfür aber klagte ihn die theologische Facultät zu Halle als Irrlehrer und Verächter des Christenthums unmittelbar bei dem Könige an. Dieser entsetzte, durch Cabinetsbeschluß vom 15. November desselben Jahres, Wolf nicht nur seines Amtes, sondern befahl ihm auch, binnen vierundzwanzig Stunden Halle und innerhalb zwei Tagen die Monarchie zu verlassen, widrigenfalls er an den Galgen gehängt werden solle. Wolf verließ Preußen und fand an der Universität zu Marburg eine neue Anstellung, wurde aber von Friedrich dem Großen 1740, unmittelbar nach dessen Thronbesteigung, als Professor des Natur- und Völkerrechts nach Halle zurückberufen, später auch zum Geheimrath, zum Vicekanzler und endlich zum Kanzler der Universität und zum Freiherrn ernannt.

Auch die erste und Hauptursache des so tief gehenden, weltgeschichtlich gewordenen Zwiespaltes zwischen dem Könige und dem Kronprinzen hatte in den einseitigen Ideen ihren Grund, welche bei Friedrich Wilhelm hinsichtlich der Erziehung und Geistesbildung der Jugend bestanden. Der König erkannte weder die reichen, sich schon frühzeitig entwickelnden Anlagen seines Sohnes, noch wußte er sie im mindesten zu schätzen. Hiervon kann man sich durch einen Blick in die noch vorhandene „Instruction und Bestallung" vom 13. August 1718 für den Grafen von Finkenstein und den Obersten von Kalkreuth, denen der König die Erziehung seines Sohnes anvertraute, ohne Mühe überzeugen. Dieses von Preuß mitgetheilte Actenstück befiehlt unter Andrem, daß die lateinische Sprache von dem Unterrichte ganz ausgeschlossen bleiben und die alte Geschichte „nur überhin" gelehrt werden solle. In Folge dessen hat Friedrich der Große die classischen Schriftsteller des Alterthums allein aus mittelmäßigen französischen Uebersetzungen kennen gelernt. Hierüber hat er selbst mehr als einmal, nicht ohne Bitterkeit, sein inniges Bedauern ausgesprochen. Schon im Frühjahr 1727, als der Kronprinz eben das 15. Lebensjahr erreicht hatte, hörte aller Unterricht für denselben auf, weil der König der Ansicht war, daß sein Sohn mehr als genug gelernt habe.

In der Einrichtung der Akademie der Wissenschaften in Berlin sah Friedrich Wilhelm der Erste nichts als einen der vielen mit Geldausgaben verbundenen, durchaus unnützen und entbehrlichen Gegenstände des Prunkes, mit denen sein Vater den Thron

Digitized by Google

umgeben hatte. Viele dieser letzteren waren schon gleich nach seiner Thronbesteigung von ihm weggeräumt worden, und dieses Loos bedrohte auch die Akademie der Wissenschaften, nachdem Leibniz, ihr erster Präsident, am 14. November 1716 die Augen geschlossen hatte.

Ihr Fortbestehen verdankte sie allein dem Generalchirurgus Holzendorf, dessen Urtheil bei dem Könige von Gewicht war. Auf die Erklärung desselben, daß die Akademie für die Bildung brauchbarer Militärärzte nützlich sei, sah der König davon ab, diese aufzuheben, und beschränkte sich darauf, aus einem Theile der ihr zugewiesenen Gelder, im Jahre 1717, die mit ihr verbundene sogenannte „Anatomiekammer" zu stiften. Die Akademie bestand daher weiter und setzte auch die Herausgabe ihrer schon erwähnten, unter dem Namen „Miscellanea Barolinensia" alljährlich erscheinenden Gedenkschriften fort. Wie sehr der König das Institut nach wie vor verachtete, und wie er keine Gelegenheit vorübergehen ließ, mit ihm und seinen Mitgliedern Spott und Hohn zu treiben, geht schon aus der Weise hervor, wie er die während seiner Regierung zweimal erledigte Stelle des Präsidenten dieser gelehrten Gesellschaft neu besetzte.

Nach dem Tode von Leibniz war der Staatsminister Baron von Printzen zum Ehrenpräsidenten der Akademie ernannt worden. Wirklicher Präsident aber wurde Jakob Paul Gundling. Wenige Mittheilungen über diesen sonderbaren und, wenn man will, merkwürdigen Mann genügen, um darzuthun, wie tief die Akademie durch die Ernennung Gundlings zum Nachfolger von Leibniz in ihrer Würde gekränkt wurde.

Gundling, ein jüngerer Bruder des bekannten Halleschen Juristen und Philosophen Nikolaus Hieronymus Gundling, wurde am 19. August 1673 zu Hersbruck geboren, studirte zu Altdorf, Helmstädt und Jena, machte hierauf eine Reise durch Holland und England und erhielt 1705 eine Anstellung als Lehrer der Geschichte und anderer Wissenschaften an der Ritter-Akademie zu Berlin. Auch er hatte, gleich seinem Bruder Nikolaus Hieronymus, gründliche Studien, namentlich historische, gemacht und war ebenfalls Verfasser einer Anzahl von Schriften, die für weniger reich an Geist als an Gelehrsamkeit gehalten wurden.

Als Friedrich Wilhelm, nicht lange nach seiner Thronbesteigung, das Bedürfniß fühlte, Jemanden in seiner Nähe zu haben, der ihm aus den Zeitungen referiren, wie auch ihn gelegentlich über historische, politische und statistische Verhältnisse informiren könne, schlug der General von Grumbkow hierfür Gundling vor. Derselbe nahm diese Stelle an, hätte aber unendlich viel weiser gethan, sie abzulehnen, da er hierdurch in Verhältnisse und Umgangskreise gerieth, für die er weder körperlich noch geistig im mindesten angelegt war.

Auf seiner äußeren Erscheinung, wie auf seinem ganzen Wesen lag nämlich der Stempel des Komischen in dem Maße ausgeprägt, daß er der Umgebung des Königs, welche fast ausschließlich aus Officieren höheren und niederen Ranges bestand, mehr oder weniger lächerlich erscheinen mußte. Seine Figur war lang, mager und eckig; sein unschön geformtes Gesicht hatte, wenn er heiter war oder lachte, den Ausdruck eines Weinenden, reizte aber, so oft er sich erzürnte oder verdrießlich war, unwiderstehlich zum Lachen. Bei seinem gespreizten Gange mit vornübergebeugtem Haupte, erschien er in allen Bewegungen steif und ungelenk. Seine Stimme klang hölzern; seine Sprechweise war pedantisch und schwerfällig. Hierzu kamen Eitelkeit und Selbstüberschätzung mit Bezug auf sein Wissen und seine Bedeutung als Gelehrter.

Die Douglas-Tanne.
Zeichnung von H. Heubner.

Diese Beschreibung haben Zeitgenossen, welche Gundling persönlich kannten, von seinem Auftreten und seiner äußeren Erscheinung hinterlassen.

Wie wunderbar dem Könige das Aussehen und ganze Wesen seines neuen Zeitungsreferenten zuerst auch vorkommen mochte, zumal wenn er ihn mit den stattlichen, kräftigen und wohlgewachsenen Officieren seiner Umgebung verglich, deren Haltung gerade zu jener Zeit im höchsten Maße jene specifische „Strammheit" zeigte, welche den preußischen Officier immer von dem jeder anderen europäischen Armee unterschieden hat und noch jetzt unterscheidet, so hatte Gundling doch, vielleicht eben dieses Contrastes wegen, in der ersten Zeit ihres Zusammenlebens etwas eigenthümlich Anziehendes für ihn. Er schenkte ihm sein Wohlwollen, ernannte ihn zum Hofrath, später zum Geheimen Kriegsrath, zum wirklichen Geheimrath, zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, wie schon bemerkt wurde, und sogar zum Freiherrn.

Freilich war mit diesen Rangerhöhungen nicht zugleich auch eine verhältnißmäßige Vermehrung seines Einkommens verbunden, da der König hinsichtlich der Gehalter seiner Beamten sich immer viel sparsamer zeigte, als bei der Verleihung von bloßen Titeln und titulären Würden. Er selbst schätzte diese letzteren am geringsten, verstand aber sie gut zu verwerthen, indem er die Lieb-

haber davon, deren immer vorhanden waren, zum Vortheile seiner „Recrutencasse“ diese Titel ꝛc. theuer genug bezahlen ließ. Gundling erhielt indessen die Bestallungen zu seinen Aemtern und Würden kostenlos.

Der König verlieh ihm sogar Zutritt zu den Sitzungen der verschiedenen Rechtsbehörden in Berlin, um sich von ihm berichten zu lassen, wie es dort zuginge. Er soll, 1718, selbst daran gedacht haben, an Stelle von Duhan de Jandun Gundling zum Lehrer des Kronprinzen zu ernennen. Gewiß ist, daß um diese Zeit Gundling nicht ohne Einfluß auf den König war und in nicht geringem Grade das Vertrauen desselben besaß. Gundling benutzte dieses Vertrauen übrigens auch aus, um Einigen zu nützen, Anderen zu schaden, wodurch es kam, daß selbst vornehme und hochgestellte Personen ihm den Hof machten und um seine Gunst sich bewarben.

Gundling's Kopf war aber zu schwach, um so viel Ehre und Auszeichnung ertragen zu können. Seine Anmaßung nahm stets zu, und er zeigte sich immer mehr rechthaberisch, disputir- und streitsüchtig. Häufig war er in seinen Aeußerungen sogar grob und beleidigend. Es geschah dies aber immer in so komischer Weise, daß die dadurch Getroffenen sich nicht beleidigt, sondern nur belustigt und erheitert fühlten. Besonders war solches der Fall, wenn Gundling, welcher wenig vertrug, angetrunken war, was, je älter er wurde, je häufiger vorkam. Die Umgebung des Königs verleitete ihn sogar in dessen Gegenwart, namentlich bei den Zusammenkünften des sogenannten Tabakcollegiums zu Potsdam, Berlin und Wusterhausen, deren festes Mitglied Gundling war, häufig dazu, sich zu betrinken. Man fing alsdann mit ihm zu disputiren an und ergötzte sich an seinen Repliken und Ausfällen und zwar, je gröber diese waren, um so mehr. Niemand nahm ihm etwas übel, sogar der König nicht, dem er hinterm Glase oft harte Wahrheiten gesagt haben soll. Endlich ward Gundling ein vollkommener Trunkenbold und war nur noch während einiger Morgenstunden mehr oder weniger nüchtern.

Er blieb dessen ungeachtet aber stets in der Nähe des Königs, der ihn nicht selten stundenlang allein bei sich im Cabinete hatte und für sich schreiben und arbeiten ließ, wiewohl auch er, gleich den Personen seiner Umgebung, immer gröber werdenden Scherz und Spott mit ihm trieb. Als ein solcher Scherz aber mußte es Allen erscheinen, als Gundling zu seinen übrigen Würden und Ehrenämtern zuletzt noch die Ernennung zum Ober-Ceremonienmeister erhielt, nachdem Baron von Bessers, der bis dahin diese Stelle bekleidet hatte, welche an dem fast bürgerlich-einfachen Hofe Friedrich Wilhelm's des Ersten eine bloße Sinecure war, in Ungnade gefallen und abgesetzt war. Der König ersann für seinen neuen Ober-Ceremonienmeister selbst ein neues Hofcostüm, bestehend in einem nach der letzten Pariser Mode zugeschnittenen Rocke von rothem Sammet mit schwarzen Aufschlägen und goldgestickten Knopflöchern, Unterkleidern von Goldbrocat, rothen seidenen Strumpfen mit goldenen Zwickeln und Schuhen mit rothen Absätzen, wozu noch eine an beiden Seiten lang herabhängende Staatsperrücke von weißen Ziegenhaaren und ein Hut mit weißem Federbusch kamen.

Es dauerte aber nicht lange, so hatte Gundling, zu dessen Tugenden Reinlichkeit nicht gehörte, diesen kostbaren, thatsächlich nur ein Narrenkleid darstellenden Anzug dermaßen mit Weinflecken ꝛc. beschmutzt, daß der König sich hierüber ärgerte und ihm ein anderes einfacheres und billigeres Kleid aus braunem Tuche machen ließ, welches bloß auf den Kanten in einer silbernen Stickerei die in einander verschlungenen Buchstaben W U R M G zeigte, deren Bedeutung, mit Ausnahme des letzten, unklar ist.

Je tiefer Gundling durch seine Trunksucht sank, um so mehr diente er der Hofgesellschaft bei ihren Zusammenkünften zur Belustigung und zum Zeitvertreib, und um so unfeiner wurde die Weise, wie er, nicht bloß immer in Worten, sondern oft auch handgreiflich, von allen Seiten geneckt, geplagt und zum Besten gehabt wurde. Der König lachte hierüber oft so laut und herzlich, daß er sich die Seiten halten mußte.

Den gröbsten Scherz mit Gundling erlaubte sich aber der König Friedrich Wilhelm selbst, noch nach Gundling's am 11. April 1731 zu Potsdam erfolgten Tode, bei dem Begräbniß desselben. Von Loen theilt in seinen „gesammelten kleinen Schriften“ (Frankfurt und Leipzig 1749, B. 1, S. 207), aus einem Briefe eines Augenzeugen, folgende Beschreibung jenes Begräbnisses mit:

„Wir haben am verwichenen Donnerstag allhier ein Begräbniß gehabt, von dem Herrn geheimen Rath Baron von Gundeling, welches folgender Gestalt ist vor sich gegangen: Es ist derselbe, so bald er verschieden, aus dem Schlosse auf königliche Ordre weggetragen, auf einem Brett nach der verwittibten Laquaienfrauen Hause, allwo die Chirurgi denselben geöffnet, gebracht; nachhero sind ihm seine Kleider angezogen, und er in das Faß gelegt worden, welches ihm der König schon vor etlichen Jahren hatte machen lassen. Es sind an solchem ordentliche Bänder um und um, daß die Helfte kan abgenommen werden, anstatt eines Deckels. Es ist auch ordentlich mit fein Welsch ausgeschlagen, und schwarz angestrichen wie ein Sarg, nur daß auf die oberste Helfte ein weiss Creutz über das Faß herunter ging. Auf beiden Seiten stunden folgende Verse:

Hier lieget ohne Haut,
Halb Mensch, halb Schwein, ein Wunderding:
In seiner Jugend klug,
In seinem Alter toll,
Des Morgens wenig Witz,
Des Abends allzeit voll,
Beweint, ruft Bachus laut!
Diss theure Kind, ist Gundeling.

Er ist auch in selbigem Faß begraben worden. Alle Generals, alle Officiers und sowohl geheimde als Kriegsräthe, wie auch der ganze Magistrat der Stadt mit der sämmtlichen Bürgerschafft musten dieser Leichenprocession mit beywohnen. Er wurde bis nach Vorstädt gebracht, allwo er in der Kirche ein Gewölbe bekommen; die Herren Prediger aber wollten nicht mit gehen, ob es ihnen gleich der König befehlen lassen: die ganze Schule aber war da und sangen: ‚Ach wie nichtig, ach wie flüchtig, ist der Menschen Leben‘. Herr Faßmann hielt ihm die Parentation.“

(Schluß folgt.)

Ein deutscher Waldbaum der Zukunft.

Mit Recht hat die Douglas-Tanne (Abies Douglasii) in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit deutscher Forst- und Parkpfleger auf sich gezogen und in den betreffenden Kreisen vielfach den Wunsch, sogar das lebhafte Verlangen erregt, diesem echt californischen Kinde auf deutschem Boden eine Heimstätte zu bereiten. Und die Erfolge der bisherigen Versuche berechtigen in der That zu der Hoffnung, den schönen Baum eine hervorragende Stelle in unserer Forstwirthschaft einnehmen zu sehen. Mehr und mehr bricht sich die günstige Meinung für dessen Einführung in Deutschland Bahn; sogar höhere Forstbeamte, welche im Allgemeinen kostspieligen Proben und Experimenten abhold, zeigen sich geneigter, in diesem Falle auf den von Privatforstpflegern gesammelten Erfahrungen weiterzubauen.

Der Preis für den Samen (6000 Mark für den Centner) erscheint allerdings hoch, allein er schwindet, wenn man berücksichtigt, wie viele Pflanzen von einem einzigen Pfund erzeugt werden können, außerdem aber dürfte er, trotz der sehr großen Schwierigkeit des Einsammelns in den fernen westlichen Waldungen, eine bedeutende Ermäßigung erfahren, sobald man sich directere Bezugsquellen eröffnet. In England sind die Douglas-Tannen schon seit einer längeren Reihe von Jahren eingeführt, ohne jedoch eine andere Bedeutung, als die von schnell wachsenden edlen Parkbäumen gewonnen zu haben, was vielleicht auf die schwere Gewinnung des Samens in dem vor dreißig Jahren noch so wenig bekannten Californien zurückzuführen ist. Die ersten Samenproben mögen von den Botanikern Douglas, Lindley, Loudon, Nuttall und Anderen mitgebracht worden sein, welche den Columbia besuchten, in dessen Stromgebiet die dort reich vertretene Douglas-Tanne ihre Aufmerksamkeit nothwendiger Weise erregen mußte.

Einem sehr eifrigen und gefälligen Forstmanne im Harze, welcher vor etwa sieben Jahren mit Mühe in den Besitz einer kleinen Quantität Samen gelangte, denselben ausstreute und seitdem die jungen Bäume mit peinlicher Aufmerksamkeit pflegte und beobachtete, verdanke ich nähere Angaben über seine ersten Versuche, welchen sich jetzt umfangreichere anschließen. Zunächst spricht er sein Erstaunen über die gewaltigen Jahresschösse aus. Er folgerte aus dem schnellen Wachsthum der Douglas-Tanne, daß dieselbe sich vorzugsweise zur Ausfüllung von Windbrüchen eignen möchte. Für die Zähigkeit der jungen Bäumchen spricht, daß ein Exemplar jenes ersten Versuches, welches, in einer Kiste mit Erdballen verpackt, mir freundlicher Weise in diesem letzten Frühlinge aus dem Harze zugesendet wurde, vor meinem Fenster im Garten (Potsdam) lustig grünt und nach allen Richtungen hin neue Schösse treibt. Die Verbreitung der Douglas-

Digitized by Google

Tanne — vom südlichen Californien bis hoch hinauf nach dem nördlichen Oregon, wo sie sich in große Waldungen zusammendrängt — zeugt für die Zähigkeit derselben, dem bei weitem milderen deutschen Winter Trotz zu bieten.

Ich schalte hier eine genaue Beschreibung der Nadeln und Zapfen ein, wie ich sie meinem Freunde und Reisegefährten, dem Botaniker Dr. Newberry, nach dessen sorgfältiger Prüfung verdanke:

„Die Douglas-Tanne ist ein Baum von ungewöhnlichen Größenverhältnissen. Die Nadeln sind schmal, linealisch, einen Zoll lang, oben gefurcht, unten kahnförmig mit gebogenen Rändern und leichtmeergrün. Die Zapfen hängen nach unten, sind langeiförmig spitz und haben nur wenige große, schlaffe, vollkommen abgerundete Schuppen. Die verlängerten Samenflügel reichen über den Rand der Schuppen hinaus und endigen in drei Spitzen, deren mittelste die größte ist. Die Samenkörner sind elliptisch und beinahe halb so lang, wie der durchsichtige Flügel, dessen Rand ebenfalls ohne Einschnitte."

Fruchtzapfen, Schuppen und Nadeln der Douglas-Tanne.

Natürliche Größe.

Es unterliegt also keinem Zweifel, daß der Zapfen der Douglas-Tanne, wie bei der Fichte oder Rothtanne, nach der Bestäubung mit der Spitze nach unten weist und nach dem Ausfluge des Samens im Laufe des folgenden Jahres abfällt. Trotz des schroffen Gegensatzes im Wachsthum der beiden Holzarten — ich berufe mich wiederum auf meinen gefälligen Gewährsmann im Harz — sind ältere Forstleute geneigt, was ich für gewagt halte, in der Douglas-Tanne eine Taxusart zu erkennen. Diese Meinung kann sich wohl nur auf den mikroskopischen Bau des Holzes begründen. Und da heißt es denn allerdings in einem Separatabdruck aus dem „Tharander forstlichen Jahrbuch": „Es fanden sich hier bei den von mir untersuchten Aesten — bis acht Millimeter Durchmesser — aus dem Forstgarten, sowohl in den Längsfasern des Frühlingsholzes, wie im Herbstholz, so deutliche und stark ausgeprägte spiralige Verdickungsbänder, wie ich sie, mit alleiniger Ausnahme der Eiben (Taxus), bei keinem anderen Coniferenholze gesehen. Dieses Tannenholz macht in dieser Beziehung den Uebergang zu den Eiben, und ließen sich die mikroskopischen Präparate viel eher mit denen von Taxus, als mit den übrigen Tannenhölzern verwechseln. Aelteres Stammholz zu untersuchen, hatte ich keine Gelegenheit." Und dann auf Seite 64: „Den Eiben schließt sich zum Verwechseln ähnlich das Holz von Abies Douglasii (Lindl.) an." („Das Holz der Coniferen" von Dr. Julius Schröder. Dresden, 1862.)

Auf die an mich gerichtete Frage, ob die Douglas Tanne einer ähnlichen Krankheit unterworfen, wie unsere Fichte, die bei üppigem Wuchs auf nicht ganz zusagendem Standort oft schon mit vierzig Jahren rothfaul wird, umbricht und in den Beständen dem Winde willkommene Lücken schafft, oder, wie die Lärche, sich bis auf vereinzelte Fälle gesund erhält, glaube ich am eingehendsten durch die Schilderung eines vielhundertjährigen Douglas-Tannenwaldes antworten zu können.

Ich selbst beobachtete die Douglas-Tanne im mittleren und südlichen Californien in den Pässen und an den Abhängen der Küstengebirge und der Sierra Nevada in zerstreuten und weniger umfangreichen Gruppen. Bewunderte ich aber schon dort ihren überaus kräftigen und zugleich graziösen Wuchs, der wohl kaum von dem einer zweiten Conifere Californiens, höchstens in den Größenverhältnissen von der Sequoia gigantea, übertroffen wird, so erregten mein Erstaunen die Schilderungen meines Freundes Newberry, welcher sich kurz zuvor an einer Expedition von dem Sacramento-Thal aus nach dem Columbia betheiligt hatte. Seine verbürgten Berichte vereinige ich hier mit meinen eigenen Beobachtungen.

„Im Thale des Columbiaflusses, namentlich in der Nähe der Mündung des Willamette, bildet die Douglas-Tanne Waldungen, von deren Dichtigkeit man sich, ohne sie gesehen zu haben, kaum eine annähernd richtige Vorstellung machen kann. Wie die Halme in einem Rohrfelde, stehen hier die mächtigen Baumriesen hart bei einander. Säulenähnlich und fast zweiglos erheben sie sich bis zu einer Höhe von zweihundert Fuß, wo erst das immergrüne Nadelwerk beginnt. Stämme, welche in der Höhe von vier Fuß noch zehn Fuß im Durchmesser halten und ihre äußerste Wipfelspitze dreihundert Fuß hoch hinaussenden, gehören nicht zu den Seltenheiten. Die genaue Messung eines umgefallenen Baumes ergab folgende Ziffern: An der Basis sechs Fuß im Durchmesser; zweihundertachtzehn Fuß in der Länge, wo der angekohlte Stumpfen noch achtzehn Zoll im Durchmesser hielt. Das Holz ist härter, zäher und schwerer zu bearbeiten, als das der meisten anderen Tannen, und eignet sich vorzüglich zu Balken und Brettern. Sehr deutlich zeichnen sich die Jahresringe aus. Der verhältnißmäßig breite Zwischenraum zwischen denselben zeugt von ungewöhnlich schnellem Wachsthum."

So weit Dr. Newberry. Es ist bedauerlich, daß er keine Gelegenheit fand, die Jahresringe eines dieser Riesenbäume zu zählen. Ob die von dem Stillen Ocean landwärts wehenden feuchten Winde eine Bedingung für das üppige Gedeihen der Douglas-Tanne ausmachen, ist eine Frage, die in absehbarer Frist entschieden werden dürfte. Genügt ihr die über Deutschland lagernde Atmosphäre — gegen Kälte ist sie ja abgehärtet — so wird sie nicht nur eine Zierde unserer Wälder, sondern auch einen viel versprechenden Zuwachs zu unserer Forstcultur bilden.

Und noch einmal das Bild der Douglas-Tanne. Indem ich mich in die Erinnerung der Tage eines vielbewegten Wanderlebens versenke, im Geiste die wild zerklüfteten Küstengebirge Californiens durchstreife, ersteht er vor mir, dieser edle Baum. Ich sehe ihn, wie er schlank, gleichsam trotzig, dem Himmel zustrebt. Ich sehe ihn mit seinem prächtigen Nadelschmucke und den graziös geschwungenen Zweigen. Durch seinen Wipfel haucht der feuchte Seewind, und in vieltausendstimmigem Chor singt und flüstert es zwischen dem harzig duftenden Immergrün. Es klingt wie Erzählen von entschwundenen Generationen, wie das bedachtsame Aneinanderreihen von Jahrhunderten, Jahrtausenden.

Balduin Möllhausen.

Blätter und Blüthen.

Er ist todt. (Mit Abbildung Seite 12 und 13.) Der Maler unseres Bildes führt uns in ein Trauerhaus. Durch die Thür zur Linken leuchten die Kerzen am Sarge des Todten, und wer von dort heraustritt, hat einen letzten Abschied genommen; zur andern Thür treten die „Leidtragenden" herein, um die Trauernde zu trösten. Und die Trauernde selbst? Der Künstler hat es dem jungen Weibe in's Gesicht gezeichnet, daß sie ihr Liebstes auf der Welt verloren hat. — Er ist todt, der ihres Lebens Stolz und Stütze war. Weiß es der alte Graukopf, der vor ihr steht, noch immer nicht, hat es ihn keine eigene Erfahrung gelehrt, daß es für solches Wehe kein Trostwort giebt? Wenn auch — die Sitte gebietet ihm, sein Beileid mit Trost zu versüßen, und so sagen denn Alle, Einer um den Andern, die uralten Trostsprüche her, die, so einfach sie lauten, durch den Augenblick, dem sie dienen, auch ihre eigene Weihe empfangen.

Diese Weihe erfüllt den ganzen Raum. Es ist kirchenfeierlich hier. Der Schmerz um den Todten macht das Haus zum Tempel; er behaucht jedes Antlitz, und in jedem prägt er sich anders aus, bei den Greisen, bei den auf der Höhe des Lebens Stehenden und bei dem heranwachsenden Geschlecht; denn Alle sind hier vertreten. Am wenigsten davon berührt sind die Kinder. Und wie nahe im Kreislaufe des Lebens Alter und Kindheit wieder zusammengrenzen, vor uns ist's offenbar — denn: ist den Alten das Herz zu hart geworden für die hinreißende Kraft des Schmerzes, so ist das der Kinder noch nicht dafür geöffnet; ist für jene der Gang durch das Trauerhaus eine Abwechselung im alltäglichen Leben, so erfreuen die glücklichen Kinder auch in der Nähe des Sarges und der Klage sich an Allem, was eben Kinderfreude bietet. Das Kind ist ein starker Feind der Trauer; die junge Frau, welche zur Thür hereintritt als Leidtragende, selbst sie muß die Trauermienen zu freundlichem Lächeln zwingen, weil sie ein Kind begrüßt.

Er muß tief in das menschliche Herz gesehen haben, der Künstler, welcher ein so treues Abbild des Lebens von seiner ernstesten Seite zu schaffen vermochte. Und in der That, es war eine seltene Verbindung von Geist, Herz und Hand bei harmonisch vollendeter Ausbildung derselben in dem einen Manne, und es ist schmerzlich genug, daß leider auch von ihm die Ueberschrift dieses Artikels gilt: Er ist todt!

Eduard Kurzbauer, der Maler unseres Bildes („Vor dem Begräbniß") hat das vierzigste Lebensjahr nicht erreicht. Am 13. Januar des vorigen Jahres ward er uns durch ein langes, entsetzliches Leiden entrissen. Eine Operation auf Tod und Leben (Abtragung des Unter- und Oberkiefers) hatte er noch um anderthalb Jahr überlebt. Wir stehen erschüttert vor jeder jungen, gebrochenen Kraft, wo aber ein Begabter so mühvoll die Staffel erklommen hat, auf welcher sein Glück erst beginnen, Anerkennung und Lohn erst den kaum gebauten Herd festigen und ausschmücken sollten, da ist der Tod eine Grausamkeit, die selbst gegen die Härte der Naturgesetze zu erbittern vermag. Kurzbauer ist ein Wiener, 1840 geboren. Nachdem er die Realschule besucht und sich erst der Lithographie gewidmet, war er 1857 bis 1861 Schüler der Akademie. Ohne festes Ziel und bestimmten Plan, aber deshalb auch ohne Erfolg, versuchte er sich in verschiedenen Richtungen, bis ihm endlich mit seinem Bilde „Die Märchenerzählerin" ein guter Wurf gelang, der ihm Piloty's Gunst erwarb und 1868 dessen Atelier öffnete. Nach zweijährigen Studien konnte er auf eigenen Füßen stehen,

Digitized by Google

und er bewies dies mit einer seiner gelungensten Schöpfungen „Die ereilten Flüchtlinge“, ein Bild, welches in der Gallerie des k. k. Belvedere Aufnahme fand und durch Sonnenleitner's Stich in weitesten Kreisen bekannt geworden ist. Der Name E. Kurzbauer's hatte guten Klang gewonnen, und die Freude am Erfolge machte den Künstler fruchtbar. Eine Reihe Bilder („Der abgewiesene Freier“, „Grundlose Eifersucht“, „Der stürmische Verlobungstag“, „Die Wahldesprechung“, „Die Weinprobe“, „Die Kartenschlägerin“ ꝛc.) fanden auf den Ausstellungen Beifall und Absatz. Auch sein häusliches Glück wuchs; ein Kinderpärchen schmückte sein bescheidenes Heim. Da kam, 1877, die Krankheit; die schwere Operation in Aussicht, malte er das Bild, das wir heute unseren Lesern vorführen. Ob er damals schon im Geiste seine Gattin als Wittwe vor sich sah? Es gehörte das ganze Gefühl des tiefsten Trennungsschmerzes dazu, um ihn so ergreifend dem Antlitz der Trauernden eingraben zu können. Als Kurzbauer's letztes großes Werk ist es deshalb vor Allem geeignet, uns die volle Schwere unseres Verlustes würdigen zu lassen. Die unsäglichen Schmerzen vor und nach der Operation hätten jedem Anderen den Pinsel aus der Hand gerissen: Kurzbauer hielt ihn fest; die Sorge um seine Lieben half ihm den körperlichen Schmerz überwinden, um noch das Mögliche für ihre Zukunft schaffen und vollenden zu können. Die Zeichnungen zu Gottfried Keller's „Romeo und Julie“ entstanden in dieser Zeit, und im Sommer 1878, den er am Starnberger See zubrachte, vollendete er noch mit dem Oelgemälde „Eine Bauerndeputation“ seine letzte Arbeit. Ein klarer Blick für das Charakteristische an Menschen und Situationen, tiefes Verständniß des künstlerisch Verwerthbaren, gesättigte und klare Farbengebung — das sind die Vorzüge, welche der Künstler Kurzbauer für die Offenbarungen seines feinen und bedeutenden Geistes wie seines warmen, liebenswürdig empfindenden Gemüthes zur Verfügung hatte.

Amerikanischer Arbeiterverein für deutsche Einwanderer. Den deutschen auswandernden Arbeiter, der im Gefühl seiner Kraft und Willensstärke das alte Vaterland verläßt, beschleicht ein eigenthümliches Gefühl, wenn er als Einwanderer in Castle Garden, New-York, den amerikanischen Boden betritt, und unwillkürlich drängt sich ihm die Frage auf: wie wird es Dir hier ergehen? Wie und wo wirst Du hier Arbeit erhalten — und welche?

Nach den ersten üblichen drei Tagen, die jedem Einwanderer erlaubt sind, in Castle Garden zu bleiben, fällt er, wenn nicht irgend Jemand aus Zufall sich seiner angenommen, einem Agenten der vielen Gasthäuser der Greenwichstraße, in denen nur Einwanderer verkehren, in die Hände, und er verläßt diese Straße selten früher, als bis sein letzter Pfennig ausgegeben und sein vorletzter Rock verkauft worden ist; denn jedem Versuche, sich selbst Arbeit zu verschaffen, werden bis zu diesem Zeitpunkte in der raffinirtesten Weise allerlei Hindernisse in den Weg gelegt. Häufig ist er inzwischen an einem jener Kellerbureaux vorbeigegangen, deren Schild dem Arbeitsuchenden Arbeit verspricht, hat aber den Entschluß zu einem Besuche jedesmal instinctmäßig aufgegeben. Flößte schon die Physiognomie der Besitzer ihm wenig Vertrauen ein, so that es noch viel weniger das Aeußere jener Personen, die sich hier, dem Anscheine nach in gleicher Lage wie er, häuslich niedergelassen hatten. Täglich steigt nun die Noth unseres Landsmannes; die deutsche Gesellschaft hat sich seiner durch ein kleines Geschenk entledigt, der Gastwirth ihm sein Logis gekündigt; da drückt ihm der Besitzer einer jener Bureaux seine Karte mit der Versicherung seiner Hülfe in die Hand; er liest dieselbe und schwankt, doch der Abend findet ihn obdachlos — rasch entschlossen greift er nach dem sprüchwörtlichen Strohhalm des Ertrinkenden und will einen Versuch wagen.

Die ihm gegebene Karte lautet im Original:

American
Industrial Association,
Established for the purpose of
Obtaining Employment for Emigrants, Strangers and others.
Greenwich Street,
New-York.
Amerikanischer Arbeiterverein für deutsche Einwanderer.
John Barabas, Präsident.

Diese Gesellschaft besteht gewöhnlich aus drei Personen, dem Präsidenten, der unserm Freunde Müller, wenn wir ihn so nennen wollen, die Karte gab, und seinen beiden Helfershelfern, deren Einer das äußere Geschäft zu besorgen, während der Andere hauptsächlich die unter seiner Obhut sich befindenden Arbeitsaspiranten zu beaufsichtigen hat.

Da diese Arbeitsbureaux, wenn auch nicht in denselben Händen, doch an demselben Platze seit sehr langer Zeit bestehen, so haben sie sich unter einer gewissen Classe von Arbeitersuchenden — dazu gehören hauptsächlich die Aufseher der Eisenbahnarbeiter, der öffentlichen Bauten, Agenten von Schiffen und alle solche Leute, die sich schämen, ihren Arbeitern öffentlich einen kleinen Lohn zu geben, sich aber nicht schämen, heimlich sie um einige Dollars dieses Lohnes zu betrügen — eine ausgebreitete Kundschaft erworben. Hat unser Freund Müller seither von seinem aus Deutschland mitgebrachten Gelde oder dem Verkauf von Kleidern gelebt, so lebt er jetzt, wenn auch sehr ärmlich, von dem Verdienste, der ihm von John Barabas, Präsident, vorläufig nur in Aussicht gestellt ist. Hier wird er von Stunde zu Stunde auf den Mann vertröstet, der ihm als Retter in der Noth erscheinen soll; endlich kommt derselbe wirklich, mit ihm aber auch die Rechnung des Herrn Barabas. Und diese Rechnung ist wahrhaftig nicht billig: da sind, von den stattlichen Kosten der Verpflegung abgesehen, zwei Dollars Einschreibegebühren zu bezahlen, da hat Herr Barabas Auslagen neben der vielen Mühe gehabt, um ihm den Platz zu besorgen; da ist ein unbekannter Freund zu bezahlen, durch dessen Einfluß es gelang, die Arbeit zu erhalten, und dann soll der arme Teufel auch noch für Alles Gute, was er erhalten, generös sein und etwas zum Besten geben, alles Dies macht beinahe den Lohn des ersten Monats aus. Was ist zu machen? Unser Müller giebt schriftlich die Erlaubniß, diese Schuld von seinem Monatslohne abziehen zu lassen, sich tröstend, daß es ja nur für einen Monat ist, und daß er mit dem zweiten Monat zu sparen anfangen könne. Doch wie bitter wird er enttäuscht — sein neuer Herr giebt ihm noch vor der Zeit den Laufpaß! Und warum? Nun: um statt seiner zu Nutz und Frommen von Barabas und Compagnie einen neuen Gimpel für einen Monat anstellen zu können. Denn mit allen diesen Ehrenmännern, die sich ihre Arbeiter von Herrn Barabas holen, hat derselbe einen Contract geschlossen, wonach der Raub christlich getheilt wird.

Da die Empfehlung, durch ein solches Bureau Arbeit erhalten zu haben, ebenso wie die seiner Arbeitgeber, eine mindestens zweifelhafte ist, so wird es unserm Freunde Müller jetzt noch schwerer, Arbeit zu erhalten. Er wendet sich in seiner Noth zum zweiten Male an das Bureau. Jetzt ist er hier kein Fremdling mehr; als Camerad wird er von der dort versammelten Gesellschaft begrüßt; Herr Barabas ist schon weniger difficil im Geben eines kleinen Credits und verschafft ihm auch schneller Arbeit, da er ihn als einen seiner regelmäßigen Kunden zu betrachten anfängt, an denn er, je öfter er seine Plätze wechselt, desto mehr verdient, und bald arbeitet Müller nur noch für Barabas und dessen Freunde. Sein Ende ist vorauszusagen; es ist das Ende eines „Trunkenboldes, der in seinen Stiefeln starb“.

Herr Barabas weiß auch die Reclame trefflich zu benutzen; wie er zuweilen Hunderte von Arbeitern sucht, so empfiehlt er stets die „geschicktesten“ und „zuverlässigsten“ Arbeiter aller Branchen. Neben diesen Anzeigen findet sich zuweilen auch noch folgende: „Personen, die nach Europa oder anderen Welttheilen reisen wollen, finden freie Ueberfahrt durch J. Barabas.“

Der Andrang dazu ist natürlich ein großer. Nachdem die Aspiranten in Gasthäusern untergebracht worden, mit denen Barabas in Verbindung steht, das heißt den Gewinn theilt, werden auch diese Leute von Tag zu Tag hingehalten, indem das betreffende Schiff mit seiner Ladung noch nicht ganz fertig sei, jedoch täglich in See stechen könne. Endlich ist der ersehnte Augenblick gekommen, das Schiff bereit; er selbst bringt jetzt seine Pflegebefohlenen an Bord, theilt ihnen mit, daß für die ihnen versprochene freie Ueberfahrt sie natürlich irgend eine leichte Arbeit zu besorgen hätten: auf den Viehtransportschiffen zum Beispiel das Füttern des Viehes, und in seiner Gutherzigkeit schenkt er Jedem noch einige Dollars, damit der Unwille über die Täuschung nicht zu groß sei. Was Herr Barabas dabei verdient, läßt sich leicht berechnen. Die Rhederei hat als Lohn für diese Arbeit vielleicht fünfzehn Dollars ausgesetzt; Herr Barabas offerirt nun den Agenten, ihm die Leute für zehn Dollars zu stellen, wenn ihm dieselben pränumerando bezahlt würden. Der Agent verdient dabei fünf Dollars pro Mann, und unser Präsident nach Abzug des oben erwähnten Geschenkes etwa sieben Dollars pro Mann, und da er nachweislich in einer Woche zuweilen mehr als dreißig Personen auf diese Weise nach Europa expedirte, so sicherte ihm dies die hübsche Einnahme von einigen hundert Dollars. Herr Barabas und seine Collegen hüten sich streng, etwas zu thun, was sie mit den Gesetzen in Conflict bringen könnte, und wohl wissend, daß Einigkeit stark macht, halten sie wie die Kletten zusammen. Mögen alle in Castle Garden landenden Arbeiter gemahnt sein, die Greenwichstraße mit ihren Gasthäusern und Arbeitsbureaux so weit wie möglich links liegen zu lassen!

In Deutschland verloren. 1) Der sechszehnjährige einzige Sohn eines Berliner Fabrikarbeiters, Oskar Adolf Heermann, 1. November 1860 zu Koblyn (Posen) geboren, machte 1876 als Schiffskellner eine Fahrt von Hamburg nach Philadelphia, von welcher er im November nach Hamburg zurückkehrte. Seitdem ist er für seine armen trostlosen Eltern verschollen. Den Vermißten macht eine tiefe Narbe über den Augen und ein nervöses Zucken des Gesichts besonders kenntlich.

2) Am 9. October 1875 reiste der 28 Jahre alte Sohn des Schmiedemeisters Koch in Wittenberg, Hülfsprediger Fritz Koch von Parchim, mit 600 Mark in der Tasche ab, soll am 10. in Berlin gesehen worden sein und ist seitdem spurlos verschwunden. Ihn kennzeichnet eine Narbe am Munde.

Da in beiden Fällen trotz aller Bemühungen nicht die geringste Kunde erlangt werden konnte, so bitten wir um so dringender, jede Notiz darüber uns wissen zu lassen, als hier die Möglichkeit begangener Verbrechen nahe liegt.

Kleiner Briefkasten.

E. K—st in Constantinopel. Das Tragen von Brillen ist, wenn es unter der Controlle eines tüchtigen Arztes geschieht, durchaus ohne Gefahr für die Augen. Die Frage, ob „gewöhnliche“ oder Krystallgläser? wird Ihnen ein dortiger Optiker besser als wir beantworten können.

H. A. in W. Allerdings ist Ihre Anonymität der Grund unseres Schweigens. Wir verlangen von unseren Correspondenten offenes Visir und ziehen briefliche Beantwortung stets derjenigen an dieser Stelle vor.

Abonnent in Dorpat. Ein Specialwerk über die Leipziger studentischen Verhältnisse kennen wir nicht.

H. D. in Friedrichsfelde und viele Andere. Wir möchten nicht wieder eingehender auf die Frage zurückkommen und nehmen nur summarisch von der Thatsache Act, daß verschiedentlich auch in der jüngsten Zugzeit der Wandervögel wieder aus Storch- und Kranichzügen heraus das Gezwitscher von bekannten Singvögeln gehört worden ist. Besten Dank für die Benachrichtigungen!

Kabir. in Wien. Die Novelle „Die weiße (nicht ‚schwarze‘) Perle“ von Levin Schücking finden Sie in Jahrgang 1864, Nr. 29 bis 32.

H. P. B. Lesen Sie die betreffenden Mittheilungen im Bremer „Handelsblatt“ oder in großen Hamburger Zeitungen nach!

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

The Gaiety

Published Monthly by the Students of Hamline University

ein recht tüchtiges Leut geworden sein; hab's schon gehört. Aber was soll mit dem Busch'n geschehen? Ist er blos für die Tafel oder soll sonst noch was passiren damit?"

„Das versteht sich," entgegnete Lenz. „Das ist ja die Hauptsach'. Wenn die Tafel aus ist und der König in den Wagen steigt, wird ihm der Strauß überreicht. Den muß er als Andenken mitnehmen."

„Das ist gescheidt; das gefällt mir," bemerkte der Vorstand vergnügt. „Und wer ist's nachher, der ihn dem König überreicht?"

„Nun, das versteht sich wohl von selbst," sagte der Pechler, der aufmerksam geworden und näher getreten war. „Wer soll ihn sonst überreichen, als wer ihn gebunden hat, die Nannei?"

Ein augenblickliches Schweigen folgte der Entscheidung des Pechler — ein doppelsinniges Schweigen, welches zum Theil die Berechtigung derselben anerkannte, zum Theil als der Vorbote kommenden Widerspruches gedeutet werden konnte. Es war die Stille vor dem Gewitter. Der Vorstand stellte das erste Donnerrollen vor.

„Die Nannei?" sagte er. „O nein, das geht ja doch nicht an; das kann nit sein."

„Warum?" grollte der Pechler entgegen. „Es muß doch wer aus dem Hauf' sein — und da keine Bäuerin da ist —"

„Aber eine Magd, eine ganz gemeine Dirn'!" meinte die Vorsteherin.

„Gemein?" rief der Pechler. „Das ist sie nicht; sie ist ein fleißiger Dienstbot — ein rechtschaffenes und braves Leut."

„Ich nehm' ihr nichts von ihrer Bravheit," erwiderte die hartnäckige Bäuerin, „aber es geht halt doch nicht."

„Warum?" rief der Pechler wieder und lauter als zuvor und streifte die Aermel seines Kittels empor, wie er es an seinem Schwefel-Ofen zu thun pflegte, wenn es ein heißes Stück Arbeit gab. „Wer dem König dem Busch'n giebt, muß doch auch etwas Sauberes sein; sonst erschrickt der König, wenn er den Strauß in die Hand nehmen muß — und ist die Nannei nicht das schönste Dirn'l in der ganzen G'meind'?"

„Kann sein, daß sie Dir so vorkommt, Pechler Kaspar," sagte eine junge Bäuerin, die sich neben dem Vorstand aufgepflanzt hatte und offenbar gesonnen war, der Frau desselben beizustehen. „Du hast sie aufgezogen von Kind auf; drum bist in sie verschamerirt. Sie ist auch aus keinem besseren Tegel gedreht als die Andern."

„Aus keinem besseren?" rief die Frau des Vorstandes, die schon anfing, heftig zu werden. „Ich mein', sie kann sich gar nicht zu den Andern hinstellen."

„So!" sagte der Pechler und stand bereits unmittelbar vor ihr, sodaß der Vorstand für nöthig fand, sich für alle Fälle mit seinem Ansehen und seiner Münze dazwischen zu schieben. „Warum soll die Nannei nicht so gut sein wie die Andern? 'Raus mit der Farb'!" fragte er kampfbereit.

„Nun, wenn ich's sagen muß, so sag' ich's halt!" fuhr die Frau fort. „Was soll man denn sagen, wenn der König den Busch'n nimmt und sich bedankt und fragt, wer denn das Wunderkind ist und wie's heißt? Soll man sagen, daß sie keinen Vater und keine Mutter hat? Daß sie gar nicht 'reingehört in die G'meind'? Daß sie nichts ist als — ein lediges Kind?"

Diesen Vorwurf schien der Alte nicht erwartet zu haben. Er war sichtbar eingeschüchtert und mußte eines Athemzuges Dauer sich besinnen, ehe er antworten konnte.

„Ein lediges Kind —" sagte er kleinlaut, „das ist sie wohl. Aber das ist ja nit ihre Schuld. Das ist doch keine Schand' für sie."

Die Anwesenden geriethen in unverkennbare unwillkürliche Bewegung. Die Rede des Alten war so ganz und schnurgerade gegen die öffentliche Meinung und das allgemeine Gefühl, daß sie lebhafte Entrüstung hervorrief.

„So, das wär' etwas Neues," gingen die Stimmen durch einander. „Das giebt's nicht bei uns; das lassen wir nicht aufkommen in der G'meind', daß solche ledige Kinder den unseren gleich wären. Freilich kann sie nichts dafür, sondern nur ihre Mutter, aber wir können auch nichts dafür, und das soll sie halt mit ihrer Mutter abmachen, wenn sie einmal mit ihr zusamm'kommt in der Ewigkeit."

„Still da, Alle mit einander!" überschrie der Vorstand den Lärm. „Fahr ab, Pechler Kaspar! Die Leut' haben Recht. Wenn der Kogelbauer da wär', müßt' er entscheiden — weil er aber nicht da ist, red' ich als Vorstand statt seiner. Es geht nicht. Von einem ledigen Kind kann der König den Buschen nicht annehmen. Es wär' eine Schand' für den Kogelhof und die ganze Gemeind'. Was müßt' der König von uns denken? Der braucht's gar nicht zu erfahren, daß es solche Kinder bei uns giebt. Also muß schon wer anderer den Buschen überreichen."

Der Krämer hatte schon einige Male den Mund geöffnet, auch seine Meinung auszusprechen, hatte aber nie vermocht, mit seiner Fettstimme die anderen rauhen Kehlen zu übertönen. Jetzt gelang es ihm, eine winzige Lücke zu erhaschen und sich vernehmlich zu machen.

„Da wär' leicht abzuhelfen," sagte er, „da braucht's keinen Disputat. Es ist nur ein wahres Glück, daß es mir eingefallen ist, mit meiner Philomena herzureisen. Die ist aus der nächsten Freundschaft; meine Tochter soll den Busch'n übergeben."

Der Ausweg fand wie ein salomonisches Urtheil den allgemeinsten Beifall.

„Ja, ja, so ist's recht," hieß es hin und wieder. „Auf die Art giebt's keinen Streit und keinen Verdruß; die alten Bräuch' bleiben in Ehren, und wir haben nicht Noth, so neumodische Sachen aufkommen zu lassen."

Der Pechler sah wohl, daß dieser Einmüthigkeit gegenüber mit Worten nichts auszurichten war. Auch wäre nicht mehr Zeit dazu gewesen; denn von draußen ertönte Jauchzen und Jodeln durch einander, und einzelne Schüsse verkündeten, daß der erwartete und vermißte Fürst gesunden war und wohlbehalten sich dem Hause näherte.

Alles stürmte hinaus, ihn zu sehen, zu empfangen und seiner sich zu freuen. Der Pechler mit Lenz waren die letzten, die zurückgeblieben; er trat zu dem Burschen, sah ihn mit eigenthümlichen Blicken von unten bis oben an und fragte:

„Nun, was sagst denn Du zu der Geschichte?"

Lenz gab keine Antwort und verließ achselzuckend die Tenne.

„No," rief ihm der Andere halblaut nach, „hätt'st auch Deinen Zorn vergessen und ein Wörtel für's Nannei reden können — aber Dir und Allen ist's auch nicht geschenkt; das ledige Kind will ich Euch in ein Wachsel drucken. Ihr glaubt wohl, die Geschicht' wär' schon aus? Nichts da — der Pechler Kaspar schiebt Euch doch noch einen Riegel vor. — Ha, ha, ha!" rief er, indem er laut lachend sich auf die Kniee schlug, „der König würd' eine Freud' haben, wenn ihm der Buckolorum den Buschen überreichen thät'."

Die Ankunft des Königs war Ursache, daß Niemand auf seine Rede achtete und er unbemerkt sich ebenfalls unter die rufende und den Hut schwenkende Menge mischen konnte, durch welche der König in gewohnter Leutseligkeit und mit wohlwollendem Lächeln heran kam, nach allen Seiten seinen Dank durch freundliches Kopfnicken aussprechend. Der hohe Herr hatte Mühe, durch das Gedränge zu kommen, und die Diener waren vollauf beschäftigt, ihm Bahn zu machen und die Leute durch die Erzählung zum Zurückweichen zu veranlassen, daß die Majestät durch die Jagd und ein ihr auf derselben zugestoßenes Abenteuer etwas angegriffen und ermüdet sei. Die meisten folgten dem Zureden; dafür wurde der Kogelbauer desto eifriger in die Mitte genommen und mußte erzählen, was dem Könige zugestoßen, was denn eigentlich geschehen sei.

Nur die dicke Firma Rab und Geier ließ sich ebenso wenig bescheiden, wie der Freiherr von Steinerling zu beschwichtigen war. Der Krämer ruhte nicht, bis der König seine unzähligen Bücklinge mit einem besondern Gruße erwidert, ihn nach Namen und Wohnort gefragt und sich daran erinnert hatte, bei der Durchfahrt durch den letztern das Firmenschild über der Hausthür bemerkt zu haben, was den Eigenthümer über alle Maßen glücklich machte.

Der Freiherr war damit nicht zufrieden und schickte sich auf die Frage des Fürsten an, seinen ganzen Stammbaum zu entwickeln. Er habe es für seine Unterthanenpflicht gehalten, sagte er, als adeliger Besitzer aus der Umgegend seinem allergnädigsten Landesherrn auf der Durchreise aufzuwarten, und bedaure nur, ihm nicht auch seine Gemahlin aufführen zu können, die durch ein geschwollenes Bein am Ausgehen verhindert sei. Mit vergnügtem Lächeln hörte der König den Bericht und bedauerte lebhaft, die Gemahlin nicht kennen zu lernen. Er hoffe aber, setzte er hinzu,

Digitized by Google

ein andermal dafür entschädigt zu werden. Wenn er wieder in die Gegend komme, werde er nicht ermangeln, auch seine Frau mitzubringen und dem Herrn Baron vorzustellen.

Der Kogelbauer erzählte indessen zum dritten oder vierten Male, wie der König ihn auf den Stand mitgenommen, von welchem aus man schnurgerade über das Gewände in das Thal und auf den Kogelhof heruntergesehen. Nach Beendigung der Jagd habe der König gefragt, ob es nicht möglich sei, statt auf dem langen Umwege an der Rückseite des Berges geradezu über die Felsen hinab zum Kogelhof zu gelangen.

„‚Ja,' habe ich gesagt," erzählte er weiter, „‚möglich ist es schon, aber der Weg ist etwas wachs, und Schwindel darf man keinen haben.' Darauf hat der König seinen Büchsenspanner fortgeschickt und gesagt, ich solle ihn nur hinunterführen, er habe keine Furcht und auch keinen Schwindel. Was hab' ich machen wollen? Ich bin den Weg schon öfter gegangen, und hab' gewußt, es ist justament keine Gefahr dabei. Aber wie wir ein Stück weit abgestiegen waren, sind wir an einen Platz gekommen, wo es nimmer weiter gegangen ist. Da ist von den Gießregen im Frühjahr ein Trumm Felsen abgegangen gewesen, so groß wie ein Hüthaus, und hat auch vom Steig ein gut Stück mitgenommen, daß man sich schon Gemsfüß' hätt' wünschen mögen. Der Weg ist auf eine halbe Zimmerlänge nicht viel breiter gewesen als eine gute Hand. Auf der einen Seite ist das Geschröffe in die Höhe gestiegen, auf der andern der Abgrund 'nunter gefallen, und Umkehren wär' nit viel besser gewesen, als gleich selber hinunter springen. Ich hab's dem Herrn angesehen, daß ihm die Geschichte nicht gefallt. — Da hab' ich mich kurz zusammengenommen und hab' ihm angeboten, ihn auf die Achsel zu nehmen und 'nüber zu tragen. Er hat ‚Ja' gesagt, und ich bin auch glücklich mit ihm hinüber gekommen. — Wie wir aber drüben waren, da ist mir erst der Datterer in die Knie gefahren, daß ich mich an den Felsen hab' anheben müssen. . . . Aber jetzt laßt mich aus, Leut'!" unterbrach er sich, indem er sich losmachte, „der König ist schon gleich in der Tenne, und im Kogelhof muß der Kogelhofer doch der Erste sein, der ihm ‚Grüß Gott' sagt."

Mit wenigen Schritten hatte er den Eingang erreicht und kam gerade recht, um den königlichen Gast unter der Thür willkommen zu heißen. Als er so auf der Erhöhung vor den Blicken Aller dastand, in seiner großen schlanken, markigen Gestalt, war es wohl Jedem klar, daß er der Mann war, solch ein Wagstück, wie das erzählte, zu vollführen. Er war das echte Muster eines Gebirgsbauern, der trotz der fast kahlen Stirn wie ein Baum dastand, welcher noch viele Jahre rüstig überdauern wird, ehe die Axt ihn erreicht oder der Sturmwind ihn bricht. Einem Kundigen wäre vielleicht die etwas stark geröthete Gesichtsfarbe bedenklich erschienen, die ja häufig, und nur zu oft mit Recht, als Anzeichen eines ungesunden Herzzustandes angesehen wird, aber die Gesammterscheinung ließ die Befürchtung im Ernste nicht aufkommen. Dieselbe wäre wohl bei einem Bewohner der Stadt berechtigt gewesen, nicht aber bei einem Manne, der im täglichen Genusse der freien Bergesluft und im Verkehr mit der Natur in jedem Athemzuge neue Kraft und Gesundheit in sich sog.

Es war ein freundlicher Anblick, König und Bauer so einander gegenüber zu sehen — auch der König war eine anziehende und dennoch gebietende Erscheinung: der Waidmannsanzug, den er für seine Jagden selbst ersonnen und den er mit den ihn begleitenden Cavalieren, Gelehrten und Schriftstellern zu tragen pflegte — der grünsammetne Leibrock mit dem goldenen Gürtel, die strammanliegenden grauen Beinkleider und der dunkle breitkrämpige Hut mit dem Adlerflaum — war ganz geeignet, den volksfreundlichen König nach jenen beiden Richtungen zu zeigen.

„Nun, Grüß Gott, Herr König," sagte der Bauer, „Grüß Gott auf dem Kogelhofe; es freut mich recht, daß Ihr bei mir einkehrt! Ich will auch über der Hausthür ein Taferl anbringen und darauf schreiben, was dem Haus heut für eine Ehre geschehen ist. Jetzt seid halt gern da und nehmt vorlieb!"

Der König bot dem sich tief verneigenden Bauer die Hand, die dieser ehrerbietig ergriff. Zugleich legte ihm der Fürst die andere Hand auf die Schulter.

„Ich bin sehr gern bei Euch, lieber Kogelhofer," sagte er, „und werde mir den heutigen Tag auch roth im Kalender anzeichnen. Ihr seid ein tüchtiger Mann," fuhr er fort, mit etwas erhobener Stimme und gegen die unten versammelte Volksmenge gerichtet, „das ist der Mann, der heut Euern König aus einer großen Gefahr gerettet hat. Ich danke ihm vor Euch Allen; er soll sich eine Gnade dafür ausbitten."

„Hoch! Unser König soll leben und der Kogelhofer daneben!" schrie das aufgeregte Volk, der Kogelhofer aber schüttelte lachend den kahlen Kopf.

„Eine Gnade?" rief er. „Ich weiß keine. Mir ist es Gnade genug, daß mein König bei mir ein'kehrt hat."

„Es bleibt dennoch bei dem, was ich gesagt habe," entgegnete der König, „und wenn es jetzt nicht ist, so besinnt Euch auf eine Bitte; welche es sei: sie soll Euch gewährt werden."

„Nun, nachher werd' ich es mir halt überlegen," entgegnete der Bauer, „und werd' mich besinnen, bis mir eine rechte Gnade beifällt, daß es gleich der Mühe werth ist."

Zustimmend nickte der Fürst und erkundigte sich nach den Familienverhältnissen seines Wirthes, der mit unverkennbarer Befangenheit und nicht ohne einige Zögerung erzählte, daß er auf dem Kogelhofe mit seinem einzigen Sohne ganz allein hause, daß die Mutter desselben schon gestorben, als der Knabe noch kaum ein Jahr alt war — daß er keine Lust verspürt habe, sich wieder zu verheirathen, und mit einer Schwester, die vor einigen Jahren auch heimgegangen, so fort gehaust habe, wie es eben auf den Berghöfen im Gebirge häufig der Gebrauch sei.

Inzwischen waren die königlichen Jagdwagen auf dem Fahrwege angekommen; das Flaschenfutter war aus denselben hervorgehoben und der Wein auf der Tafel zurecht gesetzt worden, um welche die Begleiter des Fürsten sich zu sammeln begannen.

Der König ließ sich ein gefülltes Glas geben; ein zweites reichte er dem Kogelbauer und forderte ihn auf, mit ihm anzustoßen.

„Trinkt!" sagte er. „Das ist der edelste Wein, den es giebt; der wird uns gut thun. Wir bedürfen alle Beide der Stärkung nach den Strapazen, die wir durchgemacht haben."

„Majestät sollen leben," entgegnete der Bauer, leerte sein Glas, setzte es aber, wie von Schwindel ergriffen, gleich wieder auf den Tisch und wankte in den Knieen, daß er sich an der Kante festhalten mußte, während sein Gesicht von augenblicklicher Blässe überflogen und unmittelbar darauf mit noch höherer Röthe als gewöhnlich überströmt war.

„Es ist nichts," sagte er, sich rasch aufraffend, da der König ihn verwundert betrachtete. „Es ist schon wieder vorbei. Ich glaub', ich spüre doch den Weg, den wir gemacht haben; ich bin halt auch schon über die Dreißiger hinaus."

„Ihr habt der Ruhe so nöthig, wie ich," entgegnete der König, „sorgt, daß ich mich etwas zurückziehen kann, wenn der kleine Imbiß eingenommen sein wird!"

Das war bald geschehen. Nachdem etwas kalter Wildbraten auf der Tafel servirt worden war und Lenz eine mächtige Schüssel voll Schuckfen und Kücheln, schön kraus, goldbraun und mürbe gebacken, aufgepflanzt hatte, zog sich der König zur Ruhe zurück. Vielleicht hätte auch der Kogelbauer dasselbe gethan, wäre ihm nicht der Krämer mit Philomenen in den Weg getreten, der schon lange auf einen solchen freien Augenblick gepaßt hatte.

Das Gesicht des Bauers verrieth keine Spur besonderen Vergnügens über die Ankunft seines Besuches. Er lud ihn zwar ein, neben ihm an der leer gewordenen Tafel Platz zu nehmen, aber es klang nicht eben freundlich, als er fragte, wie er zu der besondern Ehre komme, den Vetter und das Basl auf dem Kogelhof zu sehen.

„Ich weiß wohl, in den älteren Jahren wird man vergeßlich," setzte er hinzu, „aber mir ist, als ob wir justament nicht so gut Freund mit einander wären."

„Ach ja!" rief der Krämer, „das ist aber schon eine ewige Zeit her; da soll man solche alte Sachen gar nimmer denken."

„So, so?" erwiderte der Kogelhofer. „Nachher ist der Herr Vetter doch noch vergeßlicher als ich. Ich hab' den Denkzettel, den mir der Vetter damals gegeben hat, schon noch behalten und kann seinem Gedächtniß schon nachhelfen, wenn's Noth thut. Auf den Advent werden's wohl zwölf Jahre; da hab' ich den Vetter das letzte Mal g'sehen."

„Ich weiß, ich weiß," sagte der Krämer, dem diese Erinnerung nicht ganz behaglich zu sein schien, „volle zwölf Jahre! Es ist merkwürdig, wie die Zeit vergeht! Es ist recht schlecht von mir, daß ich mich so lang' nicht hab' sehen lassen."

„Dös wär' gerade nicht das Schlechteste, was es giebt,"

Digitized by Google

fuhr der unerbittliche Bauer fort. „Wißt Ihr noch? Es war selbiges Mal, wie meine Schwester, weil sie kränklich geworden, in die Stadt gezogen ist, um näher beim Doctor zu sein. Und wie sie bald darauf gestorben ist und der Vetter ihr das schöne Testament eingered't hat."

„Eingered't?" sagte der Krämer hastig. „Wie mag der Herr Vetter nur so was sagen! Es war ihr freier Wille. Ich war zu jener Zeit noch Oberschreiber am Landgericht und hab' ihr halt geholfen beim Testamentmachen, weil sie sich dabei nicht ausgekannt hat."

„Eine saubere Helferei, bei der ich als leiblicher Bruder leer ausgegangen bin," sagte der Bauer, „während der Herr Oberschreiber als weitschichtiger Vetter das ganze Vermögen eingesteckt hat. Ist denn der Herr noch beim Gericht?"

„Schon lang nimmer!"

„Aha, ist er davon geschickt worden?"

„Warum nit gar! Ich bin selber gegangen: ich hab' die Schreiberei satt gehabt und hab' mir eine Krämerei gekauft und bin jetzt Handelsmann. Ich hab' den großen Laden auf dem Hauptplatz, und die Firma ‚Rab und Geier' steht mit goldenen Buchstaben über der Hausthür."

„Freut mich, freut mich," höhnte der Alte, „wenn die Erbschaft so gut angeschlagen und zum Vergolden ausgereicht hat."

Er wollte sich erheben, aber der Krämer hielt ihn fest.

„Bleibt, Vetter," sagte er, „und laßt mit Euch reden! Ein Jeder ist sich halt selbst der Nächste. Das müßt Ihr bedenken und endlich einmal die alte Geschichte gut sein lassen, daß Gras darüber wachsen kann. Ich will's ja auch gut machen und will's nur gerad' heraus sagen: das ist die Ursach', wegen was ich her'kommen bin."

„So? Da bin ich wirklich neugierig," sagte der Kogelhofer; der Krämer aber, etwas näher rückend, fuhr fort:

„Wir sind alle zwei schon in den Jahren, wo man daran denkt, Ordnung zu machen. Ich möchte je eher je lieber meinem Buben die Handlung übergeben; dann hab' ich nur noch meine Tochter. Ihr habt auch nur den einzigen Buben: wie wär's, wenn wir ein Paarl draus machten?"

„Ein Paarl? Aus meinem Sohn und Eurer —"

Er vollendete nicht und brach in ein prustendes Gelächter aus, wobei er mit der Faust auf den Tisch schlug, daß die Gläser und Flaschen tanzten.

„Nun, was ist dabei so zu lachen?" fuhr ärgerlich der Krämer auf. „Ich rede in vollstem Ernst und sehe nicht ein, was da zum Lachen wäre."

Noch immer lachend fuhr der Bauer fort:

„Recht habt Ihr, Vetter. Es wär' auch eigentlich mehr zum Weinen! Damit ist es aber nix."

„So? und warum denn?"

„Warum? — Erstens, weil keine Stadtjungfer auf meinen Bauernhof taugt, und zweitens, weil, wenn ich doch um eine Schwiegertochter umschau, ich mir jedenfalls eine aussuch', die ihre g'raden Glieder und keinen Buckel hat."

Der Krämer war hastig empor geschnellt und bäumte sich wie eine Natter, die sich, nach dem Volksglauben, zu Sprung und Biß bereit macht; der kärgliche Athem flog und das fest auf den Bauer gerichtete Auge funkelte giftig.

„So," stammelte er, „ist das eine Antwort auf einen solchen Vorschlag? Recht so! Das ist so eine rechte, übermüthige Bauernantwort. Aber das Gescheidteste wird sein, ich nehm' die Antwort noch nicht an. Ich bleib' doch heut' da, und morgen, und wenn wir darüber geschlafen haben, will ich Euch noch einmal fragen. Vielleicht überlegt Ihr's Euch, denn ich sag' Euch nur Eines im Voraus, Vetter: überlegt's Euch ja gut! Es könnte Euch leicht reuen."

Er rannte fort; von dem boshaften Blicke mehr als von der Drohung betroffen, sah ihm der Kogelhofer nach.

„Wie wär' das?" murmelte er in sich hinein. „Der schlechte Kerl droht mir? Mit was wohl? Was giebt's, womit man dem Kogelhofer drohen kann —?"

Er sprach nicht zu Ende; plötzlich schien ein Gedanke in ihm aufzublitzen, der ihn zucken machte, als wäre er wirklich vom Blitze getroffen. Er fuhr nachsinnend mit der Hand über den Kopf und dann trat er entschlossen zur Seitenthür der Scheune, von wo sich nahende Stimmen und Tritte hören ließen.

Der König hatte seine Ruhe bereits beendet und rüstete sich zur Abfahrt.

„Habt Ihr schon ausgeruht?" fragte der Bauer, ihm entgegentretend. „Das habt Ihr aber kurz gemacht. Aber seid nicht harb, Majestät, wenn ich Euch noch aufhalt'! Ihr habt vorhin gesagt, daß ich mir eine Gnade ausbitten dürft'. Jetzt hab' ich mich besonnen; jetzt ist mir was eingefallen, um was ich Euch bitten soll. Aber ich kann's nur Euch allein sagen und kein anderer Mensch darf zuhören."

Der gütige König war bereit; beide traten seitwärts in den Grund der Scheune.

Ernsten Angesichts vernahm der Fürst das Gesuch des Bauers. Es mußte kein geringes Anliegen sein, denn dem Mann schien es nicht leicht zu werden, die Sache vorzubringen: er mußte mehrmals absetzen, schwer aufathmen und hatte sichtliche Mühe, sich aufrecht zu erhalten. Endlich war das Gespräch, von Allen unter Staunen beobachtet, aber von Niemand verstanden, zu Ende. Der König zog seine Brieftasche hervor, in welcher er einige Worte verzeichnete, dann reichte er dem Bittsteller, zum Zeichen der Gewährung, die Hand, die dieser, ohne sich abhalten zu lassen, dankbar an die Lippen drückte.

„Ihr müßt mir das nicht wehren!" rief er. „Das ist noch die größte Gnad', daß ich die Hand von einem so guten König busseln kann."

Der Wagen fuhr vor.

Auf der Tenne hatten sich noch einmal alle Angehörigen des Hauses zusammen gefunden. Neben dem Vater stand Lenz; auch der Krämer mit Philomena fehlte nicht. Mit spöttisch-lachendem Gesicht schlich der rußige Pechler herein und führte Nannei an der Hand. . . . Es war der Augenblick, in welchem der Blumenstrauß überreicht werden sollte.

Philomena und ihr Vater mühten sich ab, denselben zu entdecken. Es war vergebens. Der Krug war und blieb leer. Offenbar mußte Jemand den Strauß entwendet haben.

„Aber wo ist denn der Buschen?" flüsterte es durch einander. Auch Nannei stand betroffen. Sie hatte von dem ganzen Vorfall und dem Streite wegen des Blumenstraußes weder erfahren, noch ahnte sie etwas davon — über und über in der Küche beschäftigt, hatte sie sich nicht eher loszumachen vermocht, als bis der Pechler ihr winkte, und sie also den Augenblick für gekommen hielt, in welchem ihr als Köchin wie als Kranzbinderin die gebührende Anerkennung zu Theil werden sollte. Ehe sie ihre Verwunderung über das Fehlen des Straußes auszusprechen vermochte, fühlte sie sich von dem Alten rückwärts gefaßt und durch eine Lücke vorwärts geschoben — dabei drückte er ihr zugleich von hinten den vermißten Buschen in die Hand.

Während der Kogelbauer und der Krämer am untern Ende der Tafel mit einander stritten, war er in die Tenne geschlichen und hatte den Gegenstand des Zwistes, der am obern Ende vor dem Gedecke des Königs gestanden, verschwinden lassen.

„Geh voran, Nannei!" flüsterte er ihr zu, „wie der König die Brucken hinunter gehn will, ist's just die rechte Zeit."

So schlau seine Berechnung gewesen, sie war doch ohne den Wirth gemacht. Im nämlichen Augenblicke, als Nannei vortrat, langte eine fremde Hand von der Seite herüber und entriß ihr den Busch.

Es war Lenz.

„Du wirst den Buschen nit übergeben, hochgeistige G'sellin," rief er mit spöttischem Lachen und einem Blick, in welchem der ganze Groll über die heutige Zurückweisung loderte. „Ein lediges Kind, das nit einmal einen Vater hat, gehört nit zu so was — das wär' eine Schand' für den ganzen Kogelhof!"

Der Vorfall kam so plötzlich und ging so rasch vorüber, daß kaum die ganz zunächst Stehenden etwas davon gewahr wurden. Philomena, der Lenz den Strauß gleichzeitig in die Hand gegeben, war besonnen genug, den Augenblick zu benützen: schon im nächsten Moment stand sie mit tiefem Knixen vor dem freundlich lächelnden König, der den Busch dankend, aber ohne weitere Frage annahm und die Scheunenbrücke hinunter schritt.

Der Pechler stand unbeweglich und starrte wie blitzgetroffen vor sich hin — Nannei war, wie von einem plötzlichen Schlage seitwärts geschleudert, an die Wand getaumelt.

Sie war außer Stande, einen klaren Gedanken zu fassen.

Nicht daß ihr Lenz den Strauß entrissen, nicht daß sie

dadurch um die erwartete Auszeichnung gekommen, war es, was sie vernichtete: die Worte thaten es, mit denen es geschehen war.

Hatte sie denn recht gehört?

Sie, die ihr Leben lang sich keines Unrechts bewußt gewesen; sie, die mit aller Mühe, mit allem Fleiße getrachtet, als ein ehrenhaftes, wenn auch armes Mädchen dazustehen; sie, die sich geschmeichelt hatte, daß Niemand in der Gemeinde von ihr ein unrechtes Wort zu sagen, sie mit einem schiefen Blicke anzusehen wagen durfte — sie sollte eine Person sein, die sich nicht recht öffentlich zeigen konnte, oder die, wenn sie es that, dem Ort und Hause, wo es geschah, zur Schande gereichte?

„Vater!“ rief sie, sich gewaltsam aufraffend und nach Athem ringend. „Vater — was hat er gesagt? Geschimpft hat er mich — ein lediges Kind hat er mich geheißen — und Du — Du stehst daneben, Vater, und leidest das? Du hilfst mir nicht? Red' — bist Du denn nit, für was ich Dich meiner Lebtag gehalten hab'? Bist Du denn nit mein Vater?“

Sie ergriff und schüttelte den Alten beim Arm, um ihn aus seiner anscheinenden Betäubung zu reißen und zu einem Lebenszeichen zu veranlassen. Er blieb stumm, wandte sich von ihr ab und fuhr sich mit dem Rücken der Hand über die Augen, um sich die Thränen abzuwischen, die als einzige, nur zu verständliche Antwort ihm über die hageren Wangen rollten.

Mit einem Aufschrei des Schreckens ließ sie ihn los und brach auf einen Sitz zusammen; wie bewußtlos starrte sie vor sich hin, erst die Hände ringend, dann im Schooße in einander faltend, indeß ihre Brust wie von Krämpfen geschüttelt flog und vergebens nach dem lösenden Labial der Thränen rang. — So war es denn wahr! Sie war vaterlos — war eines der unglücklichen Geschöpfe, die den eigenen Angehörigen ein Vorwurf, allen Andern eine Last, ein Gegenstand der Geringschätzung heranwachsen, wie ein auf den Weg verstreutes Samenkorn, das unter dem achtlosen Fuße des Wanderers zertreten wird oder verkümmert! Die wie verbotene Auswüchse am regelmäßigen Stamme nur mit Gleichgültigkeit betrachtet oder mit Widerwillen geduldet werden. Mit einem Male war der Schleier glücklicher Täuschung, der sie bis dahin liebevoll umgeben und eingehüllt hatte, zerrissen: blendend hell, mit dem grellen Feuerschein eines Brandes, der die Hütte, die ihr so lange eine Heimath gewesen, in Schutt und Trümmer verwandelt, lag ihr ganzes bisheriges Leben vor ihr. Manches, was sie nicht begriffen und wovon sie sich verletzt gefühlt hatte, ohne recht zu wissen, warum, lag nun auf einmal in schrecklicher Deutlichkeit vor ihr — manches hingeworfene Wort, manches kleine Ereigniß aus der Zeit der Schule und selbst der Kinderspiele, das sie gutmüthig auf Rechnung ihrer Armuth geschrieben, war jetzt zu furchtbarer Deutlichkeit erklärt — alle Fäden der Zusammengehörigkeit mit Familie, Haus, Gemeinde waren wie eben so viele Lebensadern abgerissen, und wie die Vergangenheit, lag auch die oft in der Stille so schön geträumte Zukunft verwüstet — einem Bergthale gleich, dessen Wiesen, Matten und Garten eine plötzliche Ueberschwemmung unter Geröll, Schutt und Gestein begraben hat.

Deshalb also war auch Lenz so keck gegen sie gewesen! Deshalb hatte auch er, an dessen Erscheinung und Wesen ihr Auge und Herz mit geheimem, tiefverborgenem Wohlgefallen gehangen, es gewagt, so gegen sie aufzutreten und sie wie eine ehrlose Person zu behandeln!

Dieser, der bitterste Gedanke machte die Erstarrung ihres Schmerzes brechen — ihre Thränen flossen, und die Hände vor's Gesicht schlagend, stürzte sie laut aufschluchzend aus der Tenne in's Haus. Draußen aber übertönte den Klagelaut das Hochrufen des Volks und das Rollen der Räder, welche den Nannei's Blumenstrauß in der Hand haltenden König von dannen trugen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spielwuth in San Francisco.

Ein Beitrag zur Geschichte des modernen Actienschwindels.

Von Theodor Kirchhoff.

(Schluß.)

Die letzte Hochfluth einer wilden Speculation in Minenactien auf der Stockbörse in San Francisco begann im Juni 1878. In vier Monaten stiegen siebenundzwanzig Hauptminen am Comstock-Gang im Marktwerth von 29 auf 125 Millionen Dollars; drei Monate später waren dieselben Actien auf mehr als ein Drittheil ihres höchsten Preises wieder herabgesunken. Schon seit geraumer Zeit hieß es, daß wohl der Boden, nämlich die Metallschätze, aus dem Comstock herausgefallen seien. Man zweifelte daran, daß in einer Tiefe von über 2000 Fuß daselbst noch reiche Erzkörper gefunden werden könnten. Allerdings bezahlten die beiden Bonanzaminen Consolidated Virginia und California jede noch immer ihren Actionären die üblichen Dividenden von 1,080,000 Dollars per Monat, aber der Marktpreis dieser Minen, deren Erschöpfung bei einem Raubbausystem, wie es am Comstock stattfand, unmöglich lange auf sich warten lassen konnte, war bereits von 700 Dollars auf 20 Dollars per Share gefallen (von denen jedoch fünf auf eine frühere Actie gingen), und von Erzfunden in anderen Minen ward nichts gehört. Der Börsenwerth sämmtlicher Comstockminen, welcher im Jahre 1874, vor der Entdeckung der beiden Riesenbonanzas, nur etwa 5 Millionen Dollars betrug und der sich zur Zeit der „großen Entdeckung“ auf 271 Millionen Dollars gehoben hatte — mehr als das gesammte Grund- und Personaleigenthum der Stadt San Francisco beträgt! — war im Mai 1877 auf 11 Millionen gesunken und stand im vergangenen Sommer, wie schon bemerkt wurde, trotz aller Manipulationen, ihn zu heben, erst wieder auf etwa 29 Millionen Dollars. Anstatt Dividenden zu erhalten, mußten die unglücklichen Actionäre fast fortwährend mit „Assessments“ herausrücken. Wahrhaftig, es war an der Zeit, daß wieder einmal eine respectable Entdeckung am Comstock-Gang gemacht wurde, wenn den biederen Bewohnern der großen Goldstadt nicht alle Lust zum Speculiren in Stocks verleidet werden sollte.

Endlich brach im Sommer 1878 eine neue Glücks-Aera an. Man hatte in der Sierra Nevada-Mine reiches Erz gefunden — 2200 Fuß tief unter der Erde. Sierra Nevada, welches jahrelang nur „irländische Dividenden“ bezahlt hatte und zu 1¼ Dollars per Share betteln ging, machte sofort einen kühnen Sprung auf 15, dann auf 25, dann auf 30 Dollars per Share. Seine Nachbarmine Union Consolidated blieb nur eine Pferdelange dahinter zurück. In allen Comstocks ging die Scala der Actienpreise sofort raketenartig in die Höhe, sodaß die Makler Tag und Nacht im Comptoir und auf der Börse arbeiten mußten, um den an sie gestellten Forderungen des nach Comstockactien förmlich hungrigen Publicums nur einigermaßen gerecht werden zu können.

Die Nachrichten von Erzfunden in der Sierra Nevada-Mine ließen nichts zu wünschen übrig. Man führe einen Schacht an der Seite der Bonanza hinunter, hieß es; später werde man zusehen, wie breit sie sei — und dann solle man sein blaues Wunder erleben! Sierra Nevada stieg auf 50, auf 100, auf 150 Dollars. Union Consolidated folgte auf 100 Dollars. In San Francisco war eine Aufregung, als hätte der Engel Gabriel den lieben Herrgott in Person zu Besuch angemeldet. Immer höher stiegen die lustigen Zwillingsbrüder. Sierra Nevada erreichte 300, Union Consolidated 200 Dollars per Share.

Man erzählte sich, daß die Bonanzafürsten Flood und O'Brien 5000 Shares Union zu 200 Dollars per Share — eine runde Million! — für Schatzscheine der Vereinigten Staaten auf einmal ausgetauscht hätten, um jene Mine controlliren zu können. Vorläufig hatte man aber noch nicht eine Schaufel voll Erz aus der Union Consolidated hervor geholt und in der Sierra Nevada nur Anzeichen von einer Bonanza gefunden. Der Marktwerth der Sierra Nevada-Mine war mittlerweile von 200,000 Dollars auf 27 Millionen Dollars, der von der Union Consolidated-Mine von 350,000 Dollars auf 19¼ Millionen Dollars gestiegen, während die anderen Comstock-Minen sich alle im Preise verdoppelt bis verzehnfacht hatten.

Digitized by Google

In einer Tiefe von 2300 Fuß sollte endlich ein Querstollen durch Sierra Nevada geschlagen werden, um den Thatbestand einer veritablen Bonanza in dieser Mine gegen jeden Zweifel festzustellen. Es war ein Unglückstag für die vielen Hunderte von Millionär-Aspiranten in San Francisco, als dieser Querschnitt (cross cut) vom Seitenwalle des Comstock-Ganges durch die Ledge geschlagen wurde. Wie Mancher hätte wohl daran gethan, seine Actien, die ihm 5 oder auch 50 Dollars gekostet hatten, zu 250 oder 300 loszuschlagen, ehe der Telegraph die Schreckensbotschaft aus Virginia City brachte: der „cross cut" sei auf ein Porphyrpferd gestoßen! Das Resultat dieser Nachricht war eine Panik auf der ganzen Linie der Comstocks. Es nutzte nichts, daß man sagte, das „Pferd" sei nur ein kleiner Pony. An einem Tage purzelten die Sierra Nevada-Actien hundert Point, und Union Consolidated folgte hinterdrein. Man verlachte jetzt die Leichtgläubigen, welche Stein und Bein darauf geschworen hatten, daß Sierra Nevada um Weihnachten runde 1000 Dollars per Share werth sein werde. Niemand glaubte mehr an die schönen Historien von längst entdeckten, aber immer noch geheim gehaltenen fabelhaft reichen Erzlagern in dieser oder in jener Mine — z. B. an die „eiserne Thür" in der Gould und Curry-Mine, welche eine dort etwa 2000 Fuß unter der Erde liegende Riesenbonanza verschließe, bis Herr Flood es für gut befinden würde, den Riegel vor Aladin's Schätzen zum Nutzen der Menschheit zu öffnen. Man glaubte an gar nichts mehr, und Jeder suchte zu retten, was er konnte.

Seit jenen Schreckenstagen haben sich die Gemüther der leidtragenden Stock-Speculanten in San Francisco wieder etwas beruhigt, und auf's Neue wird die Möglichkeit neuer Bonanzas am Comstock stark befürwortet. Allerdings sind die Shares der Bonanzaminen auf fünf herunter gesunken, und Union Consolidated, welches im vergangenen Monate einen Sprung auf 100 machte, ist wieder auf 40 zurückgefallen (mit einem Verluste am Marktwerthe dieser Mine von 6 Millionen Dollars in einem Monat!), aber das sind nur die unvermeidlichen „Ups and Downs", denen die Actien aller Minen gelegentlich ausgesetzt sind. Gegenwärtig (Herbst 1879) herrscht auf der Stockbörse in San Francisco eine Windstille wie vor einem Sturme, der in jedem Augenblicke losbrechen kann.

Der weltbekannte Sutro-Tunnel, das Riesenwerk unseres genialen Landsmanns Adolf Sutro, der durch denselben die unteren Theile des Comstock-Gangs entwässern will, ist nach einer unausgesetzten Arbeit von beinahe zehn Jahren endlich vollendet worden, und mit den Minengesellschaften ist nach endlosen Processen ein Vergleich zu Stande gekommen, der von beiden Parteien acceptirt wurde. Der Riesentunnel, dessen Länge über 20,000 Fuß beträgt, hat den Comstock-Gang in einer Tiefe von 1750 Fuß sozusagen angezapft, und es wurde am 1. Juli damit begonnen, die Massen heißen Wassers, welches die mächtigsten Dampfmaschinen aus mehreren Minen nicht mehr herauszupumpen vermochten, nach dem Carsonfluß zu drainiren. Möge es der beispiellosen Energie unserer Mineningenieure gelingen, trotz plutonischer Hitze und dem Hereinbrechen dampfender Wasserströme, neue riesige Bonanzas bis 4000 Fuß unter der Erde in den Tiefen des gewaltigen Comstock-Gangs zu entdecken!

Ehe wir von dem märchenhaften Glanze der Bonanzas und dem tönenden Klange gewonnener und verlorener Millionen Abschied nehmen, womit meine Feder den fernen Leser in der stilleren deutschen Heimath zu unterhalten versucht hat, wollen wir noch der weltberühmten Minenbörse (Stock Exchange) in San Francisco einen Besuch abstatten, wo die Würfel fallen, welche, trotz tausendfach zu Grabe getragener Hoffnungen, dem leichtlebigen Volke dieser schönen Stadt so unentbehrlich geworden sind, wie der lachende Sonnenschein des californischen Himmels.

Das an der Pinestraße liegende stattliche Gebäude, mit der Façade und den hohen Säulen aus Granit und der rings von einer breiten Gallerie umgebenen prächtigen inneren Rotunde, ist das Hauptquartier der Bullen (welche auf das Steigen der Stocks speculiren) und der Bären (denen das Fallen der Stocks Lebensaufgabe ist) und von Morgens bis Abends der Sammelplatz einer erregten Menge. Von hier aus senden die Ticktelegraphen — eine Erfindung des genialen Edison — ihre unsichtbaren elektro-magnetischen Sendboten aus, welche in jedem Maklerbureau, in den Hôtels, den feinen Trinksalons und an anderen vielbesuchten Plätzen der Stadt die Stockcourse auf den langen, sich selbst abrollenden Papierstreifen für die Belehrung des stets wissensdurstigen Publicums notiren.

Jeden Morgen — mit Ausnahme des Sonntags und der wenigen nationalen Feiertage — um elf Uhr beginnt die erste Hauptsitzung des „großen Board", des Collegiums der Stockbrokers, welcher eine zwanglose Sitzung in der Hauptbörse selbst sowie andere „auf der Straße", wie der technische Ausdruck lautet, und in den kleineren Minenbörsen vorangehen. Die breiten Asphalttrottoirs in der Pinestraße und den nahegelegenen Straßen sind bereits lange vor der Eröffnung der Hauptbörsensitzung voll von Menschen, worunter viele vom zarteren Geschlecht, denen die Aufregung in jedem Gesichtszuge zu lesen ist. Die an zahlreichen großen Schaufenstern ausgehängten Bogen, mit den letzten Stockcoursen darauf, werden stets von Jung und Alt kritisch betrachtet, welche das Steigen und Fallen der verschiedenen Minenactien auswendig lernen, um die Gelegenheit zu einer guten Speculation ja nicht zu versäumen.

Wir wollen uns das Leben und Treiben innerhalb der Mauern jenes granitnen Palastes etwas näher betrachten. Durch die Vermittelung eines uns befreundeten Maklers erhalten wir Zutritt in die große Halle, welche sonst nur für Börsenleute und Abonnenten geöffnet ist. Es ist halb elf Uhr Morgens, da wir den prächtigen Raum der großen Rotunde betreten. Die oben die Halle rings umgebende Gallerie, mit den amphitheatralisch darauf angebrachten Sitzen, ist bereits von Zuschauern beiderlei Geschlechts gedrängt besetzt, weil heute ein besonders lebhafter „Markt" in Aussicht steht, indem das Gerücht verbreitet ist, daß der Diamantbohrer in der Ophir-Mine auf Erz gestoßen sei.

In dem offenen Binnenraum der großen Halle entwickelt sich ein Lärm, ein Schreien und Durcheinanderrennen von einer wild gesticulirenden Schaar, als ob die Insassen eines Tollhauses dort herumtobten. Es sind dies die Makler des „großen Board", welche vor dem Beginn der regulären Sitzung ein kleines Geschäft unter sich abmachen. Von der Gallerie und den rings um die Wände laufenden Sitzen blickt das Publicum mit gespannter Aengstlichkeit in das wilde Gewühl der Stockbrokers, um die schrillen Worte der sich gegenseitig überschreienden Börsenmänner zu erhaschen.

Ein Uneingeweihter versteht absolut kein Wort in dem Schallen und Getöse, das, von den Wänden der Rotunde zurückhallend, aus dem wilden Knäuel hervordringt, der sich dort unten hin und her wälzt. Man kommt in Versuchung, diese Börsenhelden für eine zügellose Bande von Schülern zu halten, welche sich in der Zwischenpause des Classenunterrichts im Hofe eines Gymnasiums herumbalgen. Die Brokers, jeder mit einem Notizbuch in der Hand, schreien, bellen und grunzen sich gegenseitig an, lachen, schlagen sich die Hüte vom Kopfe, stecken einander Papierschnitzel in den Rockkragen, stoßen und schieben sich hin und her, zerren sich an den Kleidern, als ob Jeder von ihnen darauf versessen sei, den Verrückten zu spielen. Mitunter schreit Einer ein halbverständliches Wort, womit er eine Anzahl von Minenactien zum Kaufen oder Verkaufen anbietet, worauf sofort der ganze Knäuel auf ihn eindringt und unter einem Bedlam-Skandal dieses oder jenes Geschäft mit ihm abschließt. Telegraphenjungen, an ihren goldveränderten Kappen und uniformirten Röcken erkennbar, stürzen hinaus und herein, Boten von den Maklerbureaux ellenbogen sich durch die lärmende Menge und bringen den Ausschreiern neue „Orders".

Würdevoll betritt jetzt der Präsident des großen Collegiums der Stockbrokers seinen erhabenen Herrschersitz, an dem rechts und links von ihm die Secretäre Platz genommen haben, um die gekauften oder verkauften Stocks stenographisch zu notiren. Der ganze Schwarm drängt sich nahe an das Pult heran, von dessen Höhe der Präsident, sich weit vornüberlehnend, mit unverwüstlicher Ruhe in das Getümmel herniederblickt. Sein Amt ist es, die Stocks der Reihe nach zu rufen und die Angebote sozusagen zu verauctioniren, Streitigkeiten zu schlichten und die wilde Bande der Brokers im Zaum zu halten.

Die tiefe Metallstimme einer stationären Glocke bezeichnet den Beginn der Sitzung, welche allen parlamentarischen Regeln geradezu Hohn spricht, und bei welcher Ruhe und Stillsitzen namentlich verpönt zu sein scheinen. Der Präsident ruft zuerst „Ophir" aus, den Tonangeber für die ganze Reihe der Comstocks.

Ophir, die älteste Mine am Comstockgang, gehört zu den sogenannten „Nordenders", denjenigen Minen, die am nördlichen Ende desselben in Virginia City liegen. Die „Südenders" liegen bei Gold Hill, der Schwesterstadt von Virginia City; zwischen beiden die „Wasserstocks", das heißt diejenigen Minen, welche theilweise von Wasser erfüllt sind.

Wenn die Nordenders hoch stehen, fallen die Südenders in der Regel, und umgekehrt hat eine rege Nachfrage in Südenders meistens einen deprimirenden Einfluß auf die Nordenders, während die Wasserstocks quasi den Vermittler spielen. Die vorhin erwähnten Bodiestocks stehen mehr auf eigenen Füßen. Auf alle aber übt Ophir stets eine Art von sympathischem Einfluß aus. Ophir stand schon auf 300 und stand schon auf 8 — je nach Zeit und Umständen! — hält sich gegenwärtig aber auf der goldenen Mittelstraße, zwischen 25 und 50 Dollars per Share.

Kaum ist aus dem Munde des Präsidenten das Wort Ophir ertönt, so erhebt sich unter den ehrenwerthen Stockbrokers ein förmliches Gebrüll, ein Durcheinanderrasen, das jeder Beschreibung spottet. Die Tollheiten von vorhin, das Schreien, Grunzen, Schieben, Stoßen, Hin- und Herzerren ꝛc. wiederholen sich in erhöhter Potenz. Einzelne Makler fahren auf einander los, als wollten sie sich zerreißen. Wenn Jemand ein Angebot macht, fallen die Andern über ihn her und zerren ihn hierhin und dorthin, schlagen ihn mit der flachen Hand vor die Brust und schreien ihm mit verzweifelter Miene wilde Worte zu, als ob es gelte, einem ewig Verdammten die arme Seele zu retten, während alle Augenblicke Dieser oder Jener mit hochgeschwungenem Notizbuch an das Pult springt und den Präsidenten anbrullt, der, mit der Ruhe eines Bonaparte im Schlachtgetümmel, die Angebote weiter ausruft. Wie es möglich ist, daß eine Gesellschaft von sonst vernünftigen Menschen ein solches wahnwitziges Treiben jeden Tag viele Stunden lang mitmachen kann, ohne dabei wirklich verrückt zu werden, ist ein psychologisches Räthsel. Es erfordert aber auch Leute mit wahrhaft eisernen Nerven und einem intensiv schnell denkenden Verstande, um ein derartiges Amt auf die Dauer versehen zu können, ohne dabei körperlich und geistig zu Grunde zu gehen. Israeliten sind unter den Maklern stark vertreten und an ihren orientalischen Gesichtszügen leicht zu erkennen. Die Brokers der Bonanzaprinzen sind unter der wüsten Gesellschaft die Tonangeber. Der Nimbus ungezählter Millionen ist von den Herren auf die Diener übergegangen. Mit Kleinigkeiten geben sich diese nicht ab und kaufen und verkaufen stets en gros. Den Eingeweihten wird es bald klar, daß das Gerücht von einem großen Erzfunde in der Ophir-Mine diesmal aus der Luft gegriffen ist. Der Vertreter der Bonanzafirma offerirt sogar Ophir — in irgend welcher Quantität! — zu herabgesetztem Preis, was einen sehr deprimirenden Einfluß ausübt. Die anderen Brokers trauen dem Bonanzacollegen nicht und scheinen nicht recht zu wissen, ob er mit seinem Angebot den Markt hinauf- oder heruntertreiben will.

Mittlerweile fährt der Präsident fort, die Comstocks der Reihe nach mit einer fabelhaften Zungenfertigkeit zu rufen, und beim Namen jeder Mine wiederholt sich der vorhin geschilderte Bedlamlärm. Nach der Zahl der oft hereinstürzenden Maklerboten und Telegraphenjungen und dem infernalischen Lärm unter den Stockbrokers zu urtheilen, ist das Publicum außerhalb der Börse heute in bedeutender Aufregung. Dieses ist jedenfalls durch die Drucktelegraphen über den Stand der Börse besser unterrichtet, als wir, die absolut gar nicht daraus klug werden können, ob der Markt hinauf- oder heruntergeht. Doch ich will den Verlauf der „Sitzung" nicht weiter verfolgen, die sich in ihren Grundzügen ziemlich gleich bleibt.

Die Zahl der Stockbrokers, welche in der San Francisco-Minenbörse einen Sitz haben und dadurch berechtigt sind, dort Geschäfte zu machen, ist auf Hundert beschränkt. Der Werth eines solchen Sitzes beträgt gegenwärtig 25,000 Dollars. Die großen Stockbroker-Firmen gebieten selbstverständlich über bedeutende Capitalien und verdienen bei lebhaftem Umsatz in Minenactien ein enormes Geld. Wenn eine Hochfluth im Markt ist (a booming market), so beläuft sich der Gesammtbetrag der Käufe und Verkaufe einer solchen Firma oft auf vier bis fünf Millionen Dollars in einem Monat. Außer diesem Hundert giebt es noch eine Menge von Maklern in San Francisco, welche in den kleineren Stockbörsen und „auf der Straße" Geschäfte machen.

Für das Kaufen und Verkaufen von Stocks wird ein halb Procent vom realisirten Werthe berechnet. Viele Kunden lassen ihre Actien im Besitze der Makler, und da fast fortwährend und gleichzeitig Käufe und Verkäufe von denselben Stocks gemacht werden, so pflegen die größeren Maklerfirmen nach der Börsenzeit solche Actien diesem Kunden ab- und jenem zuzuschreiben — Jedem derselben aber die üblichen Procente zu berechnen. Nur solche Speculanten, welche für den ganzen Betrag der erworbenen Actien baar bezahlen, haben das Recht, dieselben in Besitz zu nehmen. Für Vorschuß berechnen die Brokers anderthalb Procent per Monat, und wird am Ersten jedes Monats das Conto neu vorgeschrieben und Zinseszins berechnet.

In neuerer Zeit hat sich auch in New-York eine Minenbörse etablirt und beginnen die Yankees dort bereits mit lobenswerthem Eifer in Stocks zu speculiren. Mehrere reiche und im Minenhandel wohl unterrichtete San Franciscoer sind in der menschenfreundlichen Absicht dorthin gegangen, um unsere biederen östlichen Freunde in die Geheimnisse der Stock-Manipulationen einzuweihen und ihnen mit gutem Rath an die Hand zu gehen. Wie es den Anschein hat, sind die New-Yorker recht gelehrige Schüler, obgleich ihr Institut noch in den Kinderschuhen steht. Schwerlich wird sich aber die Metropole des Ostens auf die Höhe der Situation stellen, und es hat vorläufig noch keine Noth damit, daß sie ihrem in Geldsachen unendlich nobleren jungen Rivalen am Stillen Meere den Namen des leichtsinnigsten Spielers in der Welt rauben könnte.

Aus der Schülerzeit.

Diese stammelnden Gedanken,
Diese weichen Reimerei'n
Sind ein Widerschein von schwanken,
Schönen Jugendträumerei'n.

Lächelnd ob des Herzens Pochen
Und doch wieder schmerzbewegt,
Hab' das Siegel ich gebrochen,
Das ich einst um sie gelegt.

Ach! wohl ahnt' ich, was sie bieten —
Ein verlor'nes Maienglück!
Längst verwehte Herzensbluthen
Ruft mir jedes Blatt zurück.

Aber sieh'! nun aus den Zeichen,
Den vergilbten, neigt sich mild,
Liebvertraut, mit holden, weichen
Zügen mir ein Mädchenbild.

Und wie's einst den wilden Knaben
Süß berauscht in Freud' und Schmerz,
Also taucht's nun auf, zu laben
Das geprüfte Mannesherz.

Weil mich, ach! von Dir vertrieben,
Wilde Gluth und Reue traf,
Hielt ich todt dies reine Lieben,
Doch es lag im Zauberschlaf.

Und nun schlägt es auf die Lider,
Und sein holdverschämter Blick
Bringt mir Sehnsuchtsbangem wieder
Jene Wunderzeit zurück . . .

Wie durch eines Gartens Wildniß
Herrlich glänzt ein Marmorbild,
Also glänzt dein liebes Bildniß
Durch die Reime kraus und wild.

Ei, wie lacht das rothe Mündchen!
Ei, wie blitzt der Augen Strahl!
Sei gegrüßt, mein süßes Kindchen,
Sei gegrüßt viel tausendmal!

Dein gedenk' ich im Gewühle
Dieser wirren Lebenshast,
Wie der Pilger in der Schwüle
Denkt der kühlen Morgenrast.

Karl Emil Franzos.

Digitized by Google

Von der Stätte des Elends.

Reisebriefe aus den Nothstandsbezirken in Oberschlesien.

Von Otto Kotze.

I.

„Reichthum Oben, Unten Elend", diese Deutung der Anfangsbuchstaben der „Rechte-Oder-Ufer-Eisenbahn", welche vor Kurzem eine schlesische Zeitung brachte, kam mir unwillkürlich in den Sinn, als ich das „R. O. U. E." auf den Waggons des Zuges erblickte, der mich nach Oberschlesien führen sollte. Reichthum oben, unten Elend — wahrlich, für keinen Theil unseres großen Vaterlandes sind wohl diese Worte zutreffender, als für Oberschlesien, wo neben einem nicht selten in wenig ansprechender Weise sich breit machenden Luxus die stille Verzweiflung bitterster Armuth thatsächlich um das nackte Leben ringt. —

Das Gespräch im Coupé lenkte sich selbstverständlich auf den Nothstand in den Bezirken, denen uns das Dampfroß entgegenführte. Die noch vor wenigen Tagen von sehr Vielen vertheidigte Meinung, daß die Nothstandsnachrichten, wenn nicht völlig aus der Luft gegriffen, so doch wenigstens bedeutend übertrieben seien — diese Meinung war vollständig verschwunden, seitdem die Nachricht von dem Ausbruch des Hungertyphus in verschiedenen Ortschaften Oberschlesiens den traurigen Beweis für das wirkliche Vorhandensein von Hunger und Noth gebracht hatte. Alle möglichen und unmöglichen Vorschläge, in welcher Weise die Staatsregierung unverzüglich helfend eingreifen, wie sie nicht nur Geld und Lebensmittel, sondern auch Montirungsstücke aus den Militärdepots hergeben müsse, um dem Mangel an Kleidungsstücken abzuhelfen — wie eine allgemeine Nothstandssteuer für die ganze Monarchie ausgeschrieben und zur Behebung des Nothstandes in Oberschlesien verwendet — wie sofort zwangsweise ein Abzug von Menschen aus den übervölkerten Gegenden Oberschlesiens nach den minder bevölkerten des Staates angeordnet werden müsse — diese und ähnliche Vorschläge, wie sie auch in einzelnen Zeitungen erhoben werden, schwirrten in buntem Gewirre durch das Coupe und lieferten den Beweis, daß an Stelle des früheren Unglaubens ein rathloser Schrecken die Gemüther ergriffen habe. Die Sorge um das eigene Leben mochte wohl bei Manchen der Grund zu der plötzlich überströmenden Theilnahme für Oberschlesien sein; der Hungertyphus ist bekanntlich nicht leicht zu nehmen, er greift aus dem Bereich der Hungernden, namentlich bei Eintritt wärmerer Witterung, gern auch in die Kreise der Satten hinüber. Vorläufig wehte freilich der Wind noch so eisig kalt, als ob wir in unmittelbarer Nähe des Nordpols uns befänden — 26 ° R. gehen auch für uns Norddeutsche etwas über die Hutschnur.

„Station Beuthen!"

Ich kletterte aus meinem Coupé und fuhr in einem Schlitten zunächst in die mir wohlbekannte Metropole des oberschlesischen Gruben- und Hüttenbezirkes hinein. Ich habe vielfach von Personen, welche Oberschlesien nicht kennen, die Ansicht äußern hören, das Land sei ganz ohne Comfort, biete nur unwegsame Straßen und niedrige Lehmhütten, in denen der Herdqualm und der Knoblauchsduft mit einander um die Herrschaft ringen und in denen ein roher Menschenschlag hauft.

Dies trifft im vollen Umfange nirgend in Oberschlesien, am allerwenigsten aber im Hüttenrevier zu. Die Straßen sind hier fast durchweg gut, für gute und geräumige Arbeiterwohnungen ist neuerdings viel gethan worden, und wenn Verbrechen gegen Leben und Eigenthum hier häufiger vorkommen, als in anderen Gegenden, so wolle man in Betracht ziehen, daß in dem früheren Kreise Beuthen, der vor einigen Jahren in die vier Kreise Beuthen, Kattowitz, Tarnowitz und Zabrze getheilt wurde, auf einem Flächenraum von vierzehn Quadratmeilen eine Viertel-Million Menschen zusammengedrängt ist.

Die Stadt Beuthen — in früheren Jahren wurde sie gern „Klein-Breslau" genannt — ist ein circa 20,000 Einwohner zählender, lebhafter und hübsch, theilweise sogar elegant gebauter Ort. Der Theil in der Nähe des Landgerichts kann sich dreist den besseren Stadtvierteln unserer Großstädte an die Seite stellen. Der Verkehr liegt jetzt freilich, wie überall, so auch in Beuthen darnieder; trotzdem ist ein eigentlicher Nothstand weder hier, noch, wie mir versichert wurde, im Hüttendistrict überhaupt vorhanden und auch, nach allen Erkundigungen, die ich eingezogen, nicht zu befürchten. Die Gruben- und Hüttenarbeiter haben hinlängliche Beschäftigung; den Landleuten bietet sich größtentheils Gelegenheit, sich während des Winters durch Anfahren der Galmei-Erde ꝛc. nach den Hüttenwerken lohnenden Verdienst zu schaffen.

Auf den meisten Gruben- und Hüttenwerken ist neuerdings an Stelle der früheren cameradschaftlichen Löhnungen die Einzellöhnung der Arbeiter getreten, und dieselbe soll sich durchaus zum Vortheil der Arbeiter bewährt haben. Durch die Einzellöhnung erhalten die Arbeiter ihren Lohn alle vier Wochen auf einmal ausgezahlt und begeben sich hiermit zumeist direct nach ihren Wohnungen oder in das Geschäft, aus welchem sie ihre täglichen Bedürfnisse zu entnehmen pflegen. Früher dagegen, wo ein Lohnzettel mit der Gesammtlöhnung einem der Arbeiter zur weiteren Vertheilung übergeben wurde, war man gezwungen, die Theilung des Lohnes unter die Mitglieder der Knappschaft im Wirthshause vorzunehmen, wodurch selbstverständlich willkommene Gelegenheit zu cameradschaftlichen Trinkgelagen geboten und nicht selten ein großer Theil des sauer verdienten Arbeitslohnes am Löhnungstage schon verpraßt wurde. Auch wußte früher, wo es nur einen Gesammtlohnzettel gab, der einzelne Arbeiter, wenn er nach Hause kam, oft selbst nicht, was er erhalten hatte, oder wollte es aus naheliegenden Gründen der Frau daheim nicht mittheilen. Anders jetzt, wo jede Arbeiterfrau aus dem Lohnzettel des Mannes ersehen kann, was er verdient und was er etwa verjubelt hat.

Was die Arbeitslöhne der einzelnen Arbeiterclassen anlangt, so bestehen da Unterschiede, jedoch nur unwesentliche bei den einzelnen Gruben. Die Löhne betragen bei achtstündiger Arbeitszeit für Häuer etwa 1 Mark 50 Pfennig, Schlepper 1 Mark 25 Pfennig, Zieher 80 Pfennig, Klauber 50 Pfennig (!) für den Tag; die beiden zuletzt genannten Arbeiten werden, nebenbei bemerkt, zumeist von Frauen verrichtet.

Für Kranke, so weit sie Mitglieder des Knappschaftsvereins sind, sorgt der „Oberschlesische Knappschaftsverein", welcher großartige Krankenanstalten in Königshütte, Zabrze, Myslowitz und anderen Orten unterhält, in umfassender Weise. Für andere Kranke ist das große Krankenhaus der barmherzigen Brüder in Bogutschütz neben zahlreichen Communalkrankenhäusern in verschiedenen Ortschaften bestimmt, unter denen namentlich das neue Krankenhaus in Beuthen Erwähnung verdient, das, außer sechs Badezimmern, Arztzimmer, Operationszimmer, Inspectorwohnung ꝛc., siebzehn Belegräume mit hundertundacht Betten und ein Barackenlazareth mit vierunddreißig Betten enthält.

Der Armenpflege im Industriebezirk sind zahlreiche Vereine gewidmet, in der Stadt Beuthen allein acht, darunter sechs jüdische, obschon die Bevölkerung nur zum zehnten Theil aus Juden besteht. Diese acht Vereine wendeten im Jahre 1877 nahezu 20,000 Mark für Armenpflege auf, wovon über 15,500 Mark auf die jüdischen entfallen. Die Stadt Beuthen leistete 1877 zur Armenpflege einen Zuschuß von 15,884 Mark.

Die Verhältnisse Beuthens treffen mehr oder minder für den ganzen Hüttendistrict zu; sie mögen in einzelnen wie Pilze aus der Erde geschossenen Ortschaften, z. B. in Königshütte, Kattowitz, Zabrze ꝛc., etwas ungünstiger liegen; ein Nothstand aber ist — ich wiederhole es — im Gruben- und Hüttenbezirke, trotz großer Armuth und kargen Verdienstes der arbeitenden Classe thatsächlich nicht vorhanden und auch nicht zu befürchten, wo neben dem Proletariat immerhin eine bedeutende Anzahl von vermögenden, zum Theil sogar reichen Personen existirt, somit die Einwohnerschaft vollständig in der Lage ist, die zu Tage tretende Noth aus eigenen Mitteln zu unterdrücken. Auch beweisen die

in allen nennenswerthen Ortschaften vorhandenen Suppenanstalten, Lebensmitteldepots ꝛc., daß hier mit anerkennenswerther Umsicht rechtzeitig Vorkehrungen getroffen wurden, um einem solchen Nothstande vorzubeugen.

* * *

Anders freilich sieht es, wie ich mich überzeugt habe, trotz der ministeriellen Versicherung des Gegentheils — in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 9. December — wenigstens in einem Theil des Kreises Lublinitz aus. Ein mit zwei kleinen, aber außerordentlich schnellen Pferden bespannter Schlitten führte mich, nachdem ich mich zwei Tage im Hüttenrevier umgesehen, bei eisiger Kälte über Schorley und Neudeck, den Sitz des Grafen Henckel, nach Tarnowitz und von da nach kurzer Rast über Georgenberg nach Woischnik. Woischnik ist ein Städtchen, vielmehr Marktflecken im Kreise Lublinitz.

Die Anzeichen der dauernden Armuth, nicht nur eines vorübergehenden Nothstandes, mehren sich, je weiter wir uns von dem Hüttendistricte entfernen. Die am Wege stehenden Hütten sind von der erbärmlichsten Beschaffenheit; kleine niedrige Lehmbuden mit winzigen Fensteröffnungen, deren erblindete und zerbrochene Scheiben mit Papierstreifen überklebt sind, um dem gegen die Hütte peitschenden Schneesturm bei mehr als zwanzig Grad Kälte Trotz zu bieten. Ich bin in mehrere dieser Hütten eingetreten — anfangs auch in der Hoffnung, meine bei der grimmigen Kälte fast vollständig erstarrten Glieder einigermaßen wieder erwärmen zu können — später lediglich, um mich auf's Neue wieder zu überzeugen, daß das Schreckliche, was mir vor der Seele schwebte, kein Phantasiebild, daß es entsetzliche Wirklichkeit sei. Die Innenseite der Thür, die Wände des ungeheizten Zimmers starren von Eis und Schnee; in Lumpen gehüllt, vor Kälte und Hunger wimmernd, liegen in einer Ecke des unwirthlichen und unheimlichen Zimmers die Kinder auf feuchtem Waldmoos oder mit welkem, feuchtem Laub vermengter Waldstreu, und in der Mitte des Zimmers kauern mit hohlen Wangen und hohlen Augen, in der allernothdürftigsten Kleidung, die Eltern, mit vor Frost steifen Händen bemüht, irgend eine mechanische Arbeit zu verrichten, um, wenn möglich, noch eine Zeit lang das abzuwehren, was ihnen zweifellos droht, wenn nicht schleunige Hülfe naht: den Hungertod. Krankheiten und deren epidemische Verbreitung dürften hier unvermeidlich sein, wenn nicht bald von außerhalb dem Nothstande ein Damm entgegengesetzt wird. Die Leute leben wie das liebe Vieh, ja, was Nahrungsmittel anbelangt, häufig schlechter, als es dieses gewohnt ist. Der Hauptmangel aber besteht in Kleidungsstücken, namentlich beziehentlich des Schuhwerks. Hatte ich doch schon bei der vollständig abnormen Kälte in der ersten Hälfte des Monats December viele Personen, namentlich Weiber und Kinder, barfuß laufen sehen, das heißt in der That laufen, denn das Gehen müßte ihnen wohl nahezu so unmöglich gewesen sein, wie dasjenige über eine heiße Platte. Durch die geplanten Chaussee- und Eisenbahnbauten wird ja Arbeit und damit auch Brod für die arme Bevölkerung geschafft werden, aber zuerst muß für Kleidung gesorgt werden: schon jetzt könnten Viele auf den Besitzungen des Grafen Henckel in Russisch-Polen Arbeit finden, wenn nicht die Kleidung mangelte und nebenbei — das Geld zur Beschaffung eines Passes. (!) Die Kinder können die Schule nicht besuchen, denn sie haben keine Kleider; abgesehen vom Lernen, wäre ihnen wenigstens Gelegenheit geboten, täglich einige Stunden hindurch in der Schulstube die halb erstarrten Glieder erwärmen zu können.

In Woischnik und im ganzen östlichen und südlichen Theile des Kreises Lublinitz herrscht der bitterste Nothstand, zu dem sich vielfach, auch in den nicht direct davon ergriffenen Kreisen, eine gewisse Mißstimmung über die Art und Weise gesellte, wie in der genannten Gegend der thatsächlich vorhandene Nothstand bisher behandelt wurde. In erster Linie wurde eine vor Kurzem erschienene landräthliche Bekanntmachung vielfach einer herben Kritik unterzogen. Diese Bekanntmachung sprach sich mißbilligend über Zeitungsberichte aus, welche von einem „angeblichen" Nothstande im Lublinitzer Kreise redeten, wie er nach Ansicht der Kreisbehörde nicht, wenigstens nicht in dem Maße, wie er geschildert werde, vorhanden sei. Derartige übertriebene Schilderungen seien nur geeignet, den Kreis zu discreditiren ꝛc. Nebenher wurde über einzelne Großgrundbesitzer — nicht etwa über alle — bitter geklagt.

Was ich unterwegs in Bezug auf die Nahrung selbst gesehen, wurde mir in Woischnik vielfach bestätigt: das arme Volk nährt sich von Abfällen, die geradezu gesundheitsschädlich sein müssen. Wie es dabei mit der ärztlichen Gesundheitspflege in dieser Gegend bestellt ist, geht aus einem Urtheil des Dr. Bauer in Nr. 572 der „Schlesischen Zeitung" hervor. Es heißt dort:

„Die Gesundheitspflege ist im Allgemeinen auf dem Lande eine erbärmliche. Ich sehe ganz davon ab, was man in dieser Beziehung für Ansprüche an Kleidung, Wohnung und Nahrung stellt, um Krankheiten zu verhüten; ich beschränke mich in meinem Urtheil nur auf die Fälle, wo Krankheiten bereits ausgebrochen sind und die Krankenpflege stattzufinden hat. Der Arzt tritt an das Bett des Kranken oft erst nach wochenlangem Krankenlager, oft, wenn es schon zu spät ist. Wir sind nicht immer im Stande, wennschon wir unsere Kunst kostenfrei zur Verfügung stellen, auch noch die Mittel für Arzenei und sonstige Bedürfnisse dem Kranken zu verschaffen, und doch wäre dies in den meisten Fällen nöthig.

Wo die Kosten nicht so bedeutend sind, wie es bei Krankenbesuchen über Land der Fall ist, springen wir wohl oft helfend der armen Bevölkerung bei, aber es sollte unter gewissen Umständen Princip bei uns sein, dies nicht zu thun — wenn es nur mit der Menschlichkeit zu vereinbaren wäre! Mir ist z. B. auf den Vorwurf, den ich vielen Dominialbesitzern gemacht habe, daß sie ihre Arbeiter ohne Arzt und Apotheke wochenlang darniederliegen lassen, die Antwort geworden: Sind wir denn verpflichtet, für unsere Arbeiter Doctor und Apotheke zu halten? — Ja, bin ich als Arzt denn verpflichtet, die Arbeiter der Besitzer kostenfrei zu behandeln, bin ich denn verpflichtet, auch noch die Arzneikosten zu bezahlen? Sind denn die Arbeiter bei einem Durchschnittslohn von fünfzig Pfennig pro Tag im Stande, die Kosten einer langwierigen Krankheit zu bestreiten? Wenn das nicht der Fall, dann hat doch wohl Derjenige die moralische Verpflichtung, zu helfen, der aus dem billigen Arbeitslohne den Vortheil zieht.

Die Gruben- und Hüttenarbeiter müssen ihren Knappschaftsarzt haben, die Arbeiter in den größeren Städten müssen sich in die Knappschaftscassen einkaufen; der Landarbeiter aber ist schlechter daran, als das Vieh. Der Kreisthierarzt macht mehr Dienstreisen in einem Jahre, als der Kreisphysicus, und mehr als ich in zehn Jahren. Kann dies besser illustrirt werden, als durch die Verfügung, die den Kreisthierarzt, wenn in Rußland in der Nähe der Grenze Sterbefälle von Menschen während einer Epidemie erfolgen, anweist, sich zu instruiren, wie tief die Leichen unter der Erde bestattet und welche Desinfectionsmittel angewendet werden?

Bei Typhus und anderen Epidemien sind die Ortsbehörden verpflichtet, den Arzt herbeizurufen. Der Arzt kommt, er constatirt: ‚Das ist der Typhus'; er verschreibt und ordnet an — aber wo bleibt die Ausführung? Denken Sie sich, was Gott verhüten wolle, wir wurden von einer Epidemie hier überfallen! Die Menschen würden sterben wie die Fliegen im Herbstwetter. Die reisenden Bettler sind in dieser Beziehung viel besser gestellt, als die Kreis-Ansässigen. Wir haben von reisenden Handwerkern fast alle Jahre unsere Stammkunden im hiesigen Krankenhause, die oft auf sechs bis acht Wochen gute und liebevolle Pflege hier finden. Man hat so absprechend über die Gesundheitspflege in russischen Districten geschrieben; man würde erschrecken über unsere Gesundheitspflege bei einer ausbrechenden Epidemie . . ." So Dr. Bauer, ein angesehener Arzt dieser Gegend.

Der Nothstand im Lublinitzer Kreise ist eben ein alter; er ist ein dauernder und tritt jetzt nur etwas schärfer zu Tage, als gewöhnlich; Sache der Regierung wird es sein, diesem dauernden Nothstande durch geeignete Maßnahmen abzuhelfen. Man cultivire hier die auf einer sehr niedrigen Stufe stehende Landwirthschaft und die auf einer noch niedrigeren Stufe stehenden Menschen, in denen mit der Zeit durch geeignete Mittel der Erziehung und Einwirkung das ihnen mangelnde Selbst- und Ehrgefühl, namentlich die Willenskraft geweckt werden sollte. Es würde sie alsdann auch der Gutsherr mehr wie bisher als Menschen respectiren und behandeln müssen. Wenn für jetzt die Dinge unbeschreiblich traurig liegen, so bin ich für meinen Theil überzeugt, daß von

Digitized by Google

leistungsfähigen Besitzern des Elendsbezirks mannigfach nicht gethan wird, was zunächst von ihnen zu einer kräftigen Bekämpfung des haarsträubenden und himmelschreienden Jammers gethan werden müßte.*

* Wir geben diese Beobachtungen und Bemerkungen eines schlesischen Augenzeugen, ohne damit die Erörterung der furchtbaren Calamität irgend für erschöpft und das Urtheil darüber für abgeschlossen zu halten. Die bis jetzt veröffentlichten Berichte widersprechen noch mannigfach einander in Betreff der thatsächlichen Angaben. Der preußische Finanzminister hat in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 19. December vier Kreise: Ratibor, Kosel, Rybnik und Pleß als die einzigen bezeichnet, in denen ein wirklich allgemeiner Nothstand herrsche, wogegen er in den Kreisen Lublinitz und Gleiwitz nur ein vereinzelter sei. Die obigen Mittheilungen unseres Berichterstatters schildern aber gerade das Elend des Lublinitzer Bezirks als ein großes und bedrohliches und auch anderweitige Privatberichte neuesten Datums bestätigen dies, indem sie zugleich auf die „Schönfärberei" der officiösen Blätter hinweisen, namentlich den Gesundheitszustand der Bevölkerung für besser auszugeben, als er sei. Andererseits lauten wieder in Betreff der Hüttendistricte manche Nachrichten weit weniger beruhigend und hoffnungsvoll, als die vorstehenden Angaben.

D. Red.

Wie ich den Schimmel von Bronzell kennen lernte.

Von Fedor von Köppen.

Zwei und ein halbes Jahr trug ich die Epauletten, ohne den Dienst in einer Friedensgarnison aus Erfahrung zu kennen. Die meisten Regimenter, welche der Sturm des Jahres 1848 aus ihren Friedensgarnisonen aufgestört hatte, waren zu ihrem Alltagsdienstleben zurückgekehrt, wir aber standen noch auf dem Kriegsfuße in dem friedlichsten aller deutschen Länder, in Mecklenburg, wo wir gewissermaßen eine beobachtende Stellung einnahmen zu dem Kampfe, der zwischen Schleswig-Holsteinern und Dänen soeben von Neuem ausgebrochen war. Trotz unseres mobilen Zustandes hatten sich indessen auch bei uns die alten Friedensgewohnheiten wieder eingeschlichen. In unseren Cantonnementsstädten wurde exercirt, Parademarsch geübt und Instructionsstunde gehalten wie im Frieden. Der Packgaul, welcher eigentlich die Bestimmung hatte, der marschirenden Compagnie die nöthigsten Effecten — die Bücher des Feldwebels, das Handwerkszeug für die Flickarbeiter der Compagnie, einige Krankendecken für Mannschaften, die Mäntel und die Feldmenage der Officiere — auf seinem Rücken nachzutragen, hatte jetzt den edleren, wenn auch nicht ganz reglementsmäßigen Beruf erhalten, den Officieren als Reitpferd zu dienen, und da ich längere Zeit hindurch der einzige Officier der Compagnie war, so benutzte ich diese Gelegenheit zu Ausritten in die Nachbarschaft und zu Besuchen bei den gastfreien Gutsherren der Umgegend, besonders da, wo liebenswürdige Töchter die Reize des Hauses erhöhten. Es war wieder Herbst geworden; ein Heimwehzug ging durch die ganze Natur, und auch in unseren Herzen regte sich neben den kriegerischen Gelüsten das leise Sehnen nach der lieben Heimath, von der wir nun schon so lange entfernt waren.

Als ich an einem der letzten Octobertage 1850 von einem Spazierritte auf dem Packgaul in unser stilles Cantonnementsstadtchen Rehna zurückkehrte, fand ich dieses in einer ungewohnlichen Aufregung. Die Straßen waren belebter als sonst, die Quartiere des Feldwebels und des Capitaine d'armes von Soldaten umlagert. Der Bursche kam mir im Eilschritt entgegen mit der Meldung: „Herr Lieutenant, in einer Stunde wird ausmarschirt; ich habe unsere Sachen bereits gepackt."

Näheres war nicht zu erfahren; denn auch die Marschordre nannte nur das nächste Ziel des Marsches, nämlich die Eisenbahnstation Hagenow. Auch wurden wir darauf hingewiesen, uns mit Mundbedarf für eine längere Eisenbahnfahrt zu versehen.

Wir hatten beinahe sieben Meilen bis Hagenow zu marschiren. Der Mond ging auf, als wir abzogen, und der Tag brach an, als wir in Hagenow ankamen und die auf dem dortigen Bahnhofe bereit stehenden Wagen eines Extrazuges bestiegen. Bei dem raschen Wechsel unserer Umgebungen wußten wohl die wenigsten von unseren Mannschaften, wo sie waren, als wir in der Abendstunde auf dem Hamburger Bahnhof in Berlin einfuhren und uns beim Schein der Gaslaternen in Reih und Glied zum Einmarsch rangirten.

Unserer Compagnie ward die Ehre zu Theil, bei dem Chef unseres Regiments, dem Prinzen von Preußen, die Fahne abzubringen. Als wir vor dem Palais aufmarschirt standen, trat der Prinz heraus und ging die Front der Compagnie herunter, jeden Mann scharf musternd, als wollte er ihm ansehen, wie ihm die sieben Meilen Marsch und die Eisenbahnfahrt bekommen wären. Nachträglich erfuhren wir, daß der Prinz der „Siebenmeilen-Compagnie" ein ansehnliches Geschenk aus seiner Schatulle gewährt hatte.

In der Frühe des andern Morgens standen wir wieder auf dem Anhalter Bahnhofe zur Weiterfahrt bereit. „Nach Thüringen", sagte man, ginge die Fahrt, was aber der Grund zu dieser mit so auffallender Hast betriebenen Reise war, darüber zerbrachen wir uns vergeblich die Köpfe. Wir hatten zwar auch in Mecklenburg Zeitungen zu Gesichte bekommen und von der zwischen Preußen und Oesterreich herrschenden Spannung gelesen, aber wir betrachteten den Notenwechsel zwischen der preußischen und österreichischen Regierung oder vielmehr zwischen den Ministerien Brandenburg-Manteuffel und Fürst Schwarzenberg für nichts Anderes, als für einen gegenseitigen Austausch von Höflichkeiten in der damaligen Sprache der Diplomatie.

Ein ganz anderes Gewicht hatte für uns die Ansprache, welche der Prinz von Preußen auf dem Bahnhofe beim Abschied an die Officiere richtete. „Es gilt zwar einen Kampf gegen deutsche Brüder," sagte er unter Anderem, „aber das ist gleich, wo es die Ehre Preußens gilt."

Also doch einen Kampf gegen deutsche Brüder! — Es war die Zeit des hessischen Verfassungsstreites, welchen der große Staatsmann unserer Zeit als einen „Sturm auf dem Glase Wasser" bezeichnete. Der Kurfürst hatte sich und seinen Minister Hassenpflug unter den Schutz Oesterreichs und der diesem befreundeten Staaten — Baiern, Württemberg ꝛc. — gestellt. Preußen aber, das noch immer an der Chimäre der „Union" einer Anzahl deutscher Staaten unter seiner Führung festhielt, wollte eine Intervention Oesterreichs in Kurhessen nicht dulden und nahm die verfassungstreue Bevölkerung unter seinen Schutz. Während der Einmarsch eines österreichisch-baierischen Corps in Kurhessen von Süden her täglich erwartet wurde, zog Preußen ein Corps in den thüringischen Ländern zusammen, um jenem den Weg nach Kassel zu verlegen. So belebend nun auch die Worte des Prinzen, welche auf einen nahe bevorstehenden Krieg hindeuteten, auf uns wirkten, so schien uns doch mancher Widerspruch damit nicht gelöst. Es däuchte uns wunderbar, daß Preußen, welches die Kaiserkrone soeben verschmäht hatte, um einen Conflict mit Oesterreich und den mit ihm verbündeten deutschen Regierungen zu vermeiden, jetzt um der Union willen zum Schutze der hessischen Verfassung das Schwert ziehen sollte. Und wenn wirklich ein ernster Krieg bevorstand, warum zögerte der König, an den Heerschild zu schlagen und die gesammte preußische Armee unter die Waffen zu rufen, wie dies sonst in Preußen Brauch und Sitte war? so fragten wir. Glücklicher Weise hatten wir uns über das Warum nicht die Köpfe zu zerbrechen, sondern uns nur an die Thatsachen zu halten und auszuführen, was befohlen ward. Thatsache aber war, daß wir mittelst Extrazuges über Erfurt nach Eisenach fuhren und von dort sogleich den Fußmarsch, an der beschneiten, alten Lutherwarte vorüber, nach den thüringischen Walddörfern an der hessischen Grenze antraten. Hier sollten wir einstweilen Cantonnements beziehen und uns bereit halten, auf die Nachricht von dem erfolgten Einmarsche der Oesterreicher sofort von der andern Seite gleichfalls in Hessen einzurücken. Auf den Vorhöhen des Rhöngebirgs waren Fanale aufgepflanzt, die uns durch ihr Leuchten bei Nachtzeit oder durch ihren Qualm bei Tage sogleich in Kenntniß setzen sollten, wenn die Oesterreicher und Baiern die Grenze überschritten.

Ich hatte nur wenige Tage in dem Schulhause eines thüringischen Dorfes, das bei seiner Abgelegenheit von der großen Straße wohl weder von Geschäftsreisenden noch von Touristen jemals besucht wird, zugebracht; da sah ich eines Nachts einen hellen

Schein von außen her in mein Zimmer fallen. Zum Fenster hinausschauend, sah ich die sämmtlichen Fanale an den Vorhöhen des Rhöngebirgs brennen. Bald darauf hörte ich auch in den entferntesten Dörfern den Generalmarsch schlagen und blasen, der immer näher und lauter, und jetzt unmittelbar vor meinen Fenstern ertönte. Meine Toilette war schnell gemacht, und bald befand ich mich wieder mit dem Bataillon auf dem Marsche.

Das erwartete Ereigniß, der Einmarsch der Oesterreicher in Hessen, war erfolgt, und wir bereiten uns, soviel Terrain wie möglich zu heisen, ehe Jene uns zuvorkamen. Am zweiten Tage erreichten wir Fulda, von wo die Oesterreicher nur noch wenige Stunden entfernt stehen sollten. Die vier mit Zündnadelgewehren bewaffneten Füsilierbataillone des bei Fulda jetzt versammelten preußischen Corps wurden hier zu einer Füsilierbrigade vereinigt, von welcher zwei Bataillone sogleich südlich von Fulda Vorposten gegen die Oesterreicher ausstehen, während die beiden anderen, zu denen das unserige gehörte, als Replis der Vorposten bei den Gärten der südlichen Vorstadt Bivouacs bezogen. Am folgenden Tage sollten wir die Truppen auf Vorposten ablösen und die beiden abgelösten Bataillone unsere Replis bilden; in dieser Weise sollte bis auf Weiteres im Vorpostendienste gewechselt werden, sodaß wir eine Nacht um die andere auf Vorposten kamen.

Auf einer Terrainerhebung inmitten unserer Bivouacs ragte ein Klostergebäude mit hohen Mauern, welches meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Vor den Mauern des Klosterhofes, nahe dem Eingange, hatten unsere Burschen einige Schütten Stroh und ein paar Holzklotzen, die Lieferung für die Officiere, abgeladen. Ermüdet, wie ich war, ließ ich mich sogleich auf eine Strohschütte nieder und sank trotz meiner unbequemen Stellung, den Rücken gegen die Mauer gelehnt, die Pickelhaube auf dem Knie, alsbald in jenen Zustand, in welchem die Bilder der umgebenden Wirklichkeit mit denen der Gauklerin Phantasie zusammenfließen. Da weckte mich eine weiche, wohlklingende Stimme, und als ich die Augen aufschlug, sah ich in ein jugendlich blühendes Mädchenantlitz, das freilich zum Theil von einer überhängenden dunklen Haube beschattet war.

„Will der Herr vielleicht eine Stärkung nehmen?“ fragte die Nonne, denn als eine solche war sie nach den verhüllenden dunklen Gewändern zu erkennen. Dabei wies sie auf einen mit Speisen besetzten kleinen Tisch, der während meines Schlafes hier aufgebaut worden. Ich erhob mich, um einige Worte des Dankes zu stammeln, aber ich glaubte, mit einer solchen Himmelsbraut eine ganz andere Sprache reden zu sollen, als ich es mit den Kindern dieser Welt gewohnt war, und ehe ich noch den rechten Ton gefunden, war sie schon durch die Klosterthür wieder verschwunden. Ich stand noch immer sprachlos, die Augen auf die sich schließende Pforte gerichtet, als mein Capitain auf mich zuschritt und, da er den gedeckten Tisch vor mir sah, ohne Weiteres Platz an demselben nahm, worauf er, ohne einen Zweifel bereits zu setzen, daß auch ihm ein cameradschaftlicher Antheil an der Mahlzeit gebühre, sein Feldbesteck herausnahm und zulangte. Ich aber begriff, daß es für mich Zeit war, das Gleiche zu thun, wollte ich nicht die herrlichen Speisen ebenso schnell wieder verschwinden sehen, wie sie unerwartet gekommen waren.

„Da ist ja auch gar Wein,“ sagte der Capitain, indem er mit Wohlgefallen den Inhalt einer Flasche betrachtete, an die er soeben unter dem Tische zufällig mit dem Fuße gestoßen hatte. Er entkorkte dieselbe und füllte unsere Feldbecher: „Es lebe unsere unbekannte Frau Wirthin!“

„Oder Jungfer Wirthin,“ verbesserte ich. „Wie sie nur heißen mag?“

In diesem Augenblicke hörte ich hinter der Klosterthür eine Stimme rufen: „Charitas, Schwester Charitas!“ wie zur Antwort auf meine obige Frage.

„Also Schwester Charitas soll leben!“ rief ich, mit meinem Capitain anstoßend.

Wein und Speisen nahmen ein schnelles Ende. Unterdessen hatten die Burschen das Nachtlager für uns an der Klostermauer eingerichtet. Ich legte mich so, daß ich die Pforte im Auge behielt, denn ich hoffte noch immer, daß Schwester Charitas zurückkehren würde, und noch im Traum war es mir, als hörte ich das Pförtchen gehen. Als ich erwachte, war das Tischlein mit Allem, was darauf stand, verschwunden.

Trotz der Eile, mit der wir hierher gerufen worden waren, schienen doch alle unsere Instructionen weniger den Kriegsfall, als die Vermeidung desselben im Auge zu haben. Es war zwar gelegt, daß wir ein Vordringen der Oesterreicher und Baiern in das von unseren Vorposten besetzte Terrain nicht zu dulden hätten, aber es war uns daneben verboten, zu feuern. Nur wenn Oesterreicher und Baiern zuerst schießen sollten, durften wir das Feuer erwidern. So standen wir denn mit dem sogenannten „Feinde“ auf einem ganz leidlichen Fuße; ja, es bildete sich sogar eine Art von gemüthlichem Verkehr unter uns, welcher durch die täglich zweimal auf der Straße von Fulda nach Hanau unsere beiderseitigen Vorpostenlinien passirende Post vermittelt ward. Einmal schickten uns die Baiern einen mächtigen Pfefferkuchenmann zu, einen Preußen mit der Pickelhaube, wofür wir uns durch Sendung eines Fäßchens Bier revanchierten. Alle Morgen aber rückten die Baiern und Oesterreicher, welche unsere Instruction, nicht zu schießen, wohl kennen mochten, unter lustiger Musik bis dicht an unsere Vorpostenlinie heran. Wenn dann bei uns Alles alarmirt war und die Gefechtsstellungen eingenommen hatte, kehrten

Ein „Füsilirt euch doch!“
Originalzeichnung von H. Lüders.

Digitized by Google

das ungesprochene Wort verstanden zu haben, denn das sonst so liebliche Gesicht nahm plötzlich einen kalten und fremden Ausdruck an; sie wünschte mir „Gute Nacht", ohne aufzuschauen, und verließ das Zimmer. Allein gelassen, fing ich an, mir die bittersten Vorwürfe zu machen, lehnte mich aber dabei in die weichen Kissen zurück, suchte mein Gewissen zu beschwichtigen und schlief endlich sanft ein.

Zu derselben Zeit, als das Klosterglöcklein die frommen Schwestern zur Frühmesse rief, tönten von draußen Hornsignale und Trommelwirbel, ja sogar das Knattern von Gewehrfeuer. Der Posten vor dem Gewehr klingelte heftig an der Thür und eine Ordonnanz brachte mir den Befehl, die Besetzung des Klosters einigen Compagnien eines andern Regiments zu überlassen und mich selbst mit meinen Mannschaften zu den drei übrigen Compagnien des Bataillons heranzuziehen, die mit ihren Tirailleurs einen Gartenzaun unmittelbar an der Chaussee besetzt hatten. Die Compagnien, welche zu meiner Ablösung bestimmt waren, marschirten auch bereits auf den Klosterhof. Ich rief meine Mannschaft unter die Gewehre und gab die Commandos zum Abmarsch. An der Klosterpforte wandte ich noch einmal die Blicke zurück. Aus einem der unteren Fenster des Klosters fiel ein heller Schein. Ich sah die frommen Schwestern dort im Gebetsaale knieen; unter ihnen erkannte ich ganz deutlich Schwester Charitas, das sanfte, liebe Gesicht jetzt noch durch den Ausdruck der Andacht verklärt, der darüber ausgegossen lag. Ob sie vielleicht auch die Irrgläubigen in ihr Gebet mit einschloß? —

Bald gewannen andere Dinge um mich her für mich eine größere Wichtigkeit, als das Kloster mit seinen Bewohnerinnen. Noch dauerte das Schießen bei den Vorposten — wenn auch weniger lebhaft als bei Tagesanbruch — fort. Die Ursache desselben war leicht zu erklären. Baiern und Oesterreicher hatten ihren gewohnten Morgenbesuch wiederholt, waren aber diesmal in Folge des erwähnten Ultimatums des Generals Grafen von der Groeben beim Ueberschreiten der Brücke von Bronnzell mit Feuer empfangen worden, das sie auch ihrerseits erwiderten. Zur Zeit, als ich mit meiner Compagnie zu den drei anderen des Bataillons stieß, gingen unsere am meisten vorgeschobenen Vorpostenabtheilungen soeben durch unsere Avantgardenstellung zurück. Wir waren also jetzt die Nächsten am sogenannten „Feinde" und erwarteten mit klopfendem Herzen den weiteren Angriff in der Voraussetzung, daß das bisher Geschehene nur die Einleitung zu einem ernsten Gefechte, vielleicht zu einer großen Schlacht gewesen sei. Um diese Zeit sah ich auch den ersten — und Gott sei Dank den einzigen — Verwundeten des Tages. Es war ein Schimmel, der mit gesenktem Haupte von einem Trompeter am Zügel auf der Chaussee zurückgeführt wurde. Die blutigen Spuren auf der Straße zeigten, daß er nicht ohne Blutvergießen das Feld geräumt hatte. Hätte ich geahnt, welche Bedeutung dieser Schimmel von Bronnzell dereinst in der Weltgeschichte gewinnen würde, ich hätte ihn mir doch noch näher angesehen; für jetzt begnügte ich mich, ihm einen fast neidischen Blick nachzuschicken. Denn soeben schienen die Dinge wieder eine ernstere Wendung zu nehmen. Die Köpfe der uns gegenüber ausgeschwärmten österreichischen Jäger tauchten hinter ihren Deckungen hervor. Eine Batterie rasselte an uns vorüber und nahm Aufstellung auf dem Hügel bei dem Klostergebäude. Im nächsten Augenblicke konnte vielleicht schon eine Granate in das Haus einschlagen, das mir über Nacht gastliches Obdach gewährt hatte, und die frommen Schwestern aus ihrer friedlichen Weltabgeschiedenheit vertreiben. Ein Courier jagte auf der Chaussee vorüber, mitten durch unsere Tirailleurlinie hindurch.

„Halt, halt!" wurde er von verschiedenen Seiten angerufen.

„Depesche aus Berlin an Seine Excellenz den Grafen von der Groeben!" rief er im Gefühle seiner Wichtigkeit, ohne auf den Zuruf zu achten, und hielt einen dick gesiegelten Brief in der Rechten empor.

Wer doch gewußt hätte, was in diesem Briefe stand! Wer wenigstens bei der Uebergabe zugegen gewesen wäre, um aus der Miene des Empfängers zu schließen, ob er Gutes brachte oder Unheil verkündete!

Wir Officiere durften natürlich unsere Plätze nicht verlassen, aber da stand unter uns unser Bataillonsarzt, nicht weniger wißbegierig als wir; er war nicht an den Platz gebunden und hatte überhaupt nichts zu thun. Der Doctor stieg also zu Pferde, und so wenig er sonst ein Freund scharfer Gangarten war, so zuckelte er doch in möglichst beschleunigtem Tempo hinter dem Courierpferde drein.

„Das hat nichts Gutes zu bedeuten," sagte er, als er nach einer halben Stunde zurückkehrte. „Der Graf hat die Depesche zuerst in die Tasche gesteckt und gar nicht gelesen. Als er sie dann hervorzog und las, machte er ein so langes Gesicht" .... dabei verlängerte der Doctor sein eigenes Gesicht kautschukartig, sodaß wir Umstehenden hell auflachen mußten. Hätten wir den Inhalt der Depesche gekannt, wir würden nicht gelacht, sondern ebenfalls lange Gesichter gemacht und eingesehen haben, daß dies die entsprechendste Illustrirung der Depesche wäre.

Bald darauf ritt der Obercommandirende mit dem Stabe an uns vorüber nach der Stadt zurück.

„Der General reitet nach der Stadt; dann ist die Schlacht zu Ende," so combinirten wir; dennoch blieben unsere Tirailleurs am Gartenzaun aufgelöst. Bürger aus Fulda kamen heraus und brachten uns die auf Veranstaltung des Obercommandos von ihren Frauen für uns gekochte Lieferung. Das gespannte Gewehr in der einen, den Kochlöffel in der anderen Hand, so gingen unsere Mannschaften zum Angriff auf die Mahlzeit, die ihrem kräftigen Appetit auch nicht lange Widerstand leistete. Ich warf einen sehnsüchtigen Blick nach dem Kloster, wo Schwester Charitas jetzt vielleicht einem Andern eine Stärkung darreichte; indessen sorgte mein Bursche, der meine Lieferung in einer Küche der Vorstadt, wie er mir sagte „unter Anleitung einer tüchtigen Köchin", zubereitet hatte, dafür, daß auch mein Hunger gestillt ward.

Nach dem Essen ist der Mensch erfahrungsmäßig gemüthlicher und daher auch weniger blutdürstig, als vorher. Wir waren ganz zufrieden, als der Befehl kam, unsere seit der frühen Morgenstunde ausgeschwärmten Tirailleurs einzuziehen und in die Bivouacs einzurücken. Der Inhalt der oben erwähnten Depesche an den Obercommandirenden war aus dem, was nun folgte, leicht zu errathen. In der Nacht wurde der Befehl ausgegeben, daß mit Tagesanbruch die Truppen die Gewehre entladen und, ohne Spiel zu rühren, durch Fulda zurückmarschiren sollten, um zunächst die preußische Etappenstraße in Kurhessen bei Hersfeld zu besetzen. Dem ersten Schritte rückwärts folgten andere, eine anschauliche Illustrirung zu dem um diese Zeit in der preußischen Kammer gefallenen geflügelten Worte: „Der Starke weicht muthig zurück."

Es kam eine trübe Zeit, in welcher wir lernten, daß es für den Soldaten noch eine schwerere Aufgabe giebt, als im Sturme der Schlacht das Leben in die Schanze zu schlagen oder auf leuchtenden Siegesbahnen vorwärts zu stürmen. Viel ist in dieser Zeit gefehlt und geirrt worden nach rechts und links, im Süden wie im Norden, aber wir haben aus unsern Irrthümern gelernt und unser wahres Ziel nicht aus dem Auge verloren. So bildet denn auch diese Zeit nur ein Stadium in der Entwickelungsgeschichte unseres Volkes zur nationalen Einheit. Wohl uns, daß wir jetzt — ein volles Menschenalter später — von dem erreichten Ziele leichten Herzens auf die durchmessene Bahn zurückblicken können!

König Friedrich Wilhelm der Erste und die Akademie der Wissenschaften in Berlin.

Von O. Mohnike.

(Schluß.)

Durch den Tod von Gündling's hatte die Akademie der Wissenschaften ihren Präsidenten verloren, und dem Könige lag ob, einen neuen zu ernennen. Friedrich Wilhelm aber konnte und wollte sich diese Gelegenheit nicht nehmen lassen, seine Geringschätzung für die Akademie und ihre Bestrebungen zum Ausdruck zu bringen.

Kurz vorher hatte nämlich ein Graf von Stein zu Morgenstern, der in ähnlicher Weise, wie nach ihm Swedenborg und

Andere, an das Bestehen von Geistern glaubte und sich selbst und Anderen einredete, daß er mit ihnen im Verkehr stände, anonym seine „Monatlichen Unterredungen von dem Reiche der Geister nach den Grundsätzen der heiligen Schrift zwischen Ambremio und Pneumatophilo" herausgegeben.

Diesen geistergläubigen Grafen von Stein wählte der König zum Vorsitzer der Akademie der Wissenschaften, wiewohl vorläufig mit dem Titel eines Vice-Präsidenten. Seine Bestallung vom 19. Januar 1732 ist ein wahres Meisterstück von Witz und Ironie, worin sowohl der Geisterglaube des Herrn von Stein, wie auch die von dem Könige für Thorheiten gehaltenen Bestrebungen der Akademie scharf gegeißelt werden. Es folgt hier dieses merkwürdige Actenstück in wortgetreuer Wiedergabe des Abdruckes, welchen von Loen im ersten Bande seiner gesammelten kleinen Schriften (S. 209 bis 213) gegeben:

„Wir Friedrich Wilhelm ꝛc.

Urkunden und bekennen hiermit gegen jedermänniglich, absonderlich vor der eruditen Welt, daß Wir den Wolgebohrnen, Edlen, Weisen und Hochgelahrten, Unsern guten besondern ꝛc. Grafen von Stein, in Ansehung desselben weit und breit erschollenen Gelahrsamkeit ... und Meriten, auch in Antiquitäten, alten und neuen Müntzen, in Physicis und Mechanicis, Botanicis, Hydraulicis, Pneumaticis und Staticis, wie nicht weniger in der Cabbala und Erkäntnis und Prüfung der guten und bösen Geister, deren Nutzen und Gebrauch und Misbrauch, imgleichen in der wunderbaren Lehre von den Prae-Adamitis, und deren vormaligen Wirtschafft und Haushaltung, auch sonst in Historicis und Metaphysicis, Logicis, Rhetoricis, Cataploricis, vor allen andern aber in der Algebra, Arte combinatoria und der Punctirkunst und Boutonomantia, auch in der weissen und schwarzen Kunst erlangten gründlichen und fast erstaunenswürdigen Erfahrung zum Vicepräsidenten unserer Königlichen Societät der Wissenschaften ausersehen, ernannt, angenommen und bestellet haben; thun auch dieses hiemit und in Krafft dieses also und dergestalt, daß besagter Graf von Stein in der Ordnung der zweyte Socius von ermeldter gelahrten Gesellschafft seyn und bleiben, was zu deren Nutzen, Aufnehmen und heilsamen Beförderung ihres bereits erworbenen Ruhmes gereichen und ersprießlich seyn kan, beytragen und es daran in keinem Stück ermangeln lassen soll, wie es einem fleißigen getreuen und wohlintentionirten Vicepräsidenten und Socio anstehet, eignet und gebühret, auch der gesamten löblichen Societät zuversichtliches Vertrauen desfalls zu Ihm gerichtet ist. Er soll auch dahin sehen und fest darüber halten, daß die Societät mit Edirung gelehrter Schriften sich distinguire und ein jegliches Membrum wenigstens ein Specimen Eruditionis alle Jahr durch den Druck herausgeben müsse. Der Vicepräsident Graf von Stein aber bleibet von solcher Arbeit dispensiret; obgleich sein herrliches und an Fertilität und Fruchtbarkeit dem besten Klee- oder Waitzen-Acker gleichkommendes Ingenium dergleichen Productiones in der Menge hervorzubringen mehr als zu tüchtig und geschickt wäre. Auf das Calenderwesen in unserm Königreich, Provinzen und Landen muß der Vicepräsident Graf von Stein eine sorgfältige und genaue Attention haben, damit keine Unterschleiffe dabei vorgehen, keine fremde Calender eingeführet und gebrauchet, auch die Gelder, so von denen Calendern einkommen, auch zu keinem andern Ende als wozu sie destiniret, angewendet, übrigens aber die Verfertiger der Calender, dem Publico und insonderheit denen Curiosis, welche gerne zukünftige Dinge vorher wissen wollen, zur Freude und Nutzen, alle Behutsamkeit gebrauchen, damit die Prognostica von der Witterung, Gesundheit und Krankheit, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Jahre, ingleichen die Krieges- und Friedensläufe accurat getroffen, bey dem Druck nicht mehr rothe Buchstaben als von nöthen, gebrauchet, der Sonnencircul nicht verkehret und viereckigt, sondern rund gemahlet, die güldne Zahl nach Möglichkeit vermehret, der guten Tage immer so viel als ihrer seyn können angesetzet, die verworffene oder böse Tage aber vermindert werden mögen. Daferne auch der Vicepräsident Graf von Stein besondere Veränderungen anmerken solte: e. g. daß der Mars einen feindlichen Blick auf die Sonne geworffen habe, oder daß er mit dem Saturno, Venere und Mercurio im Quadrat stünde, oder auch daß der Zodiacus, wie bereits zu des Campanellae Zeiten angemerket worden, sich noch weiter aus dem Geleise geben und vorrücken oder auch, daß ein Wirbel des Himmels den andern, nach des Cartesii Principiis, abschleiffen und verschlingen solte, und daher eine unmäßige Anzahl von Cometen oder Schwanzsternen zu vermuthen wäre; so hat der Vicepräsident Graf von Stein ohne den geringsten Zeitverlust mit denen übrigen Sociis daraus zu conferiren, auch nicht allein auf die Ergründung solcher Unordnungen, sondern auch auf Mittel und Wege, wie denenselben am besten abzuhelfen, bedacht zu seyn. Und ob es zwar durch den Unglauben der Menschen dahin gediehen, daß die Kobbolde, Gespenster und Nachtgeister dergestalt aus der Mode gekommen, daß sie sich kaum mehr sehen lassen dürfen; so ist dennoch dem Vicepräsidenten Grafen von Stein aus dem Praetorio bekannt, wie es an Nachtmahren, Bergmänlein, Drachenkindern, Irrwischen, Nixen, Währwölfen, verwünschten Leuten und andern dergleichen Satansgesellschaften nicht ermangele, sondern deren Dinge eine große Anzahl in den Seen, Pfühlen, Morästen, Heiden, Graben und Höhlen, auch heiligen Bäumen verborgen liegen, welche nichts als Schaden und Unheil anrichten, und wird also Er, der Graf von Stein, nicht ermangeln, sein Aeuserstes zu thun, um dieselben, so gut er kan, auszurotten, und soll ihm ein jedes von diesen Unthieren, welches er lebendig oder todt liefern wird, mit 6 Thaler bezahlet werden.

Alldieweil auch eine beständige Tradition ist, daß allhier in der Churmark, sonderlich in der Gegend von Lennin, Wilsnack und Lebus considerable Schätze vergraben sind, zu deren Besichtigung, und um zu wissen ob sie noch vorhanden, alle 10 Jahr gewisse Ordensleute, Jesuiten und ander dergleichen Geschmeiße und Ungeziefer von Rom anhero kommen, so muß der Vicepräsident von Stein nicht allein diesem Pfaffenpack fleißig auf den Dienst passen, um sie, wo möglich, feste machen und zur gefänglichen Hafft zu bringen, sondern auch keinen Fleiß sparen, daß er mittelst der Wünschel-Ruthe, durch Seegensprechen, Allrunden, oder auf andere Art, wo solche Schatze vergraben oder verborgen, ausfindig machen möge, und sollen ihm zu solchem Ende auf sein Verlangen die Zauberbücher, so in unserm geheimen Archiv vorhanden, nebst dem Speculo Salamonis verabfolget werden; wie er denn auch von jeglichem Thresor, welchen er ausgraben wird, den vierten Theil zu genießen haben, und solches zu reicher und ansehnlicher Belohnung seiner leistenden treuen und angesehenen Dienste Ihm angedeyhen soll. Imgleichen soll er aller Privilegien, Freyheiten, Präeminentien, Recht und Gerechtigkeiten, so andern dergleichen Vicepräsidenten competiren und zustehen, sich ebenfalls zu erfreuen haben, und dabey, so es dessen bedürftig, wider allen Eintrag, Beläftigung und Betrug ernst- und nachdrücklich geschützet, mainteniret und gehandhabet werden. Zur Urkund haben Wir diese Bestallung eigenhändig unterschrieben, und mit Unserm Insiegel bedrucken lassen. So geschehen Berlin den 19 Januar 1732." —

Kann man sich eine schärfere Ironie und eine gelungenere Persiflirung des Geister- und Dämonenglaubens des Grafen von Stein denken? Konnten die das Verständniß und Begriffsvermögen des Königs übersteigenden, daher von ihm als unnütz verachteten Arbeiten der Akademie der Wissenschaften auf dem Gebiete der transcendentalen Philosophie und Mathesis in treffenderer Weise verspottet werden? Diese Bestallungsurkunde des Grafen von Stein zum Vicepräsidenten der Akademie bleibt ein Meisterstück, das dem Witze des Verfassers alle Ehre thut. Wahrscheinlich aber war dieser Verfasser kein Geringerer, als König Friedrich Wilhelm selbst, der mit einer guten Portion gesunden, schlagenden Mutterwitzes begabt war. Obgleich diese Bestallung des Grafen von Stein von ihrem ersten Worte an bis zu ihrem letzten nichts als Ironie enthält, so haben doch verschiedene Schriftsteller auf Grund dieses Actenstückes allen Ernstes behauptet, daß der König wirklich an die Existenz von außer-, un- und übernatürlichen Wesen geglaubt habe. Friedrich Wilhelm der Erste war, trotz seiner protestantischen Orthodoxie, was Geister und Gespenster betrifft, nicht im mindesten weniger aufgeklärt und vorurtheilsfrei, als sein großer Sohn Friedrich, der überhaupt in seiner innersten geistigen Anlage viel mehr mit seinem Vater übereinstimmte, als man gewöhnlich annimmt, wie verschieden ihre Neigungen, Liebhabereien und geistigen Bedürfnisse auch sein mochten.

Graf von Stein hat übrigens die Vicepräsidentschaft der Akademie der Wissenschaften niemals weder ausgeübt noch auch

Digitized by Google

nur angetreten, vielmehr wurde der Consistorial- und Kirchenrath und älteste Hofprediger in Berlin, Daniel Ernst Jablonski, ein berühmter Theologe und Orientalist, der von der Universität zu Oxford zum Doctor der Theologie ernannt und längst schon Mitglied der Akademie gewesen war, zum Präsidenten derselben, und zwar gleichfalls 1733, ernannt. Nach Chr. Bartholmeß in seiner „Histoire philosophique de l'académie de Prusse depuis Leibnitz jusqu'à Schelling" hätte sich die Geistlichkeit von Berlin in's Mittel gelegt und sogar die ewige Seligkeit des Königs in Frage gestellt, wenn er der Akademie nicht einen anderen Präsidenten gäbe; die Folge wäre die Wahl Jablonski's zum Präsidenten der Akademie gewesen. Obgleich Bartholmeß ohne Zweifel die Farbe zu stark aufträgt, so erscheint seine Vermuthung, daß die Berliner Geistlichkeit auf die Wahl Jablonski's einen wesentlichen Einfluß ausgeübt habe, keineswegs unwahrscheinlich.

Friedrich Wilhelm starb am 31. Mai 1740. Gerade ein Jahr später, 26. Mai 1741, folgte ihm Jablonski. Dessen Nachfolger wurde Moreau de Maupertuis, den der neue König schon sehr bald nach seiner Thronbesteigung nach Berlin berufen hatte. Unter seinem Präsidium erhielt die Akademie durch Friedrich den Zweiten, 1744, als königliche Akademie der Wissenschaften, eine neue Organisation, neues Leben und neuen Glanz, während sie unter seinem Vater eben nur vegetirt, kaum aber gewirkt hatte. Unter Friedrich erhob sie sich auf die hervorragende Stelle unter den Einrichtungen ähnlicher Art für die höhere Wissenschaft, welche sie bis auf den heutigen Tag so ruhmvoll behauptet hat.

Aus Chopin's Leben.

Nachdruck verboten.

Mittheilungen von **Bernhard Stavenow.**

Am 17. October des vergangenen Jahres waren es dreißig Jahre, daß Friedrich Chopin gestorben. Er war ein Dichter, ein Träumer und Phantast der genialsten Art, und seine Schöpfungen bilden eine kleine Welt für sich. Der wundersame Reiz, welcher seiner Muse innewohnt, hat ihm allenthalben Freunde und Verehrer erweckt, der blendende Schimmer seines Colorits und die aristokratische Vornehmheit seines Ausdrucks nehmen auch den Oberflächlicheren widerstandslos gefangen.

Seine Werke aber waren verhältnißmäßig immer noch so theuer, daß nicht Jeder sich dieselben anschaffen konnte. Mit dem 17. October 1879 ist das anders geworden, da mit diesem Tage das Monopol der bisherigen Verleger aufgehört hat; billige Volksausgaben werden entstehen, welche die Anschaffung auch dem Aermeren opferlos gestatten.

Von dem äußeren Lebensgange des Meisters ist leider nur verhältnißmäßig karge Kunde zu uns gekommen, und was über ihn bis jetzt geschrieben wurde, war ohne Ausnahme, besonders aber in den Angaben über die letzten zwölf Jahre seines Lebens voller Irrthümer. Diese nun zum ersten Male zu berichtigen und ein möglichst getreues Bild des Gefeierten während des letzten Decenniums seines Daseins in kurzen Zügen zu geben, sei die Aufgabe der folgenden kleinen Skizze.

* * *

Friedrich Chopin war seit seiner Kindheit von zarter Natur und feinem Körperbau, dazu durch das viele Clavierspielen von sehr reizbarem Nervensystem. Kein Wunder, daß das unruhige Pariser Leben mit seinen zahllosen Vergnügungen und späten Abendgesellschaften, in welches er seit dem Jahre 1832 hineingerathen war, höchst nachtheilig und aufreibend auf die Constitution des Gefeierten wirkte, so daß im Herbst 1837 bedenkliche Anfälle von Brustkrankheit sich bei ihm einstellten.

Anfangs hoffte man, der nächste Sommer mit seinen linden Lüften würde den Patienten wieder herstellen; allein dem war nicht so. Seine Kräfte erschöpften sich von Tag zu Tag mehr; schließlich wurden die Freunde und Aerzte ernstlich besorgt und riethen ihm, einige Zeit nach dem südlichen Frankreich zu gehen.

Aber Chopin vermochte sich nicht zu der Reise zu entschließen. Er befand sich, wie öfter in seinem Leben, in großer Geldverlegenheit und war doch zu stolz, Jemand dies merken zu lassen, obgleich er von Seiten seiner zahlreichen Freunde und Gönner sofort und mit größter Bereitwilligkeit Geld bekommen haben würde. Ferner konnte er es nicht über sich gewinnen, auf unbestimmte Zeit so weit von seinen Freunden, seinem Piano und von George Sand, der Geliebten seiner Seele, zu scheiden. Lieber wollte er den Winter, wie gewöhnlich, zu Paris verbringen trotz der Unzuträglichkeit für seinen Zustand.

Da faßte George Sand — wie es heißt, aus Rücksicht für ihren Sohn Maurice — den Entschluß, nach der Insel Mallorca zu gehen und redete Chopin zu, an dieser Reise Theil zu nehmen. Dieser Bitte vermochte Chopin nicht zu widerstehen, zumal auch inzwischen seine Börse sich durch den Verkauf seiner Präludien wieder gefüllt hatte: er hatte dieselben im August 1838 für zweitausend Franken an Camillo Pleyel verkauft. Und so fuhr er denn mit der geliebten Frau sammt ihren beiden Kindern Maurice und Solange im October 1838 von Paris ab, obgleich seinen Freunden diese Reise durchaus nicht gerathen schien.

Während der Seefahrt befand sich Chopin ziemlich wohl; allein gleich nach der Landung auf Mallorca erkrankte er gefährlich und wurde täglich schmaler und bleicher, sodaß er bald einem bloßen Gerippe glich und die Aerzte ihn vollständig aufgaben. Er war auf Alles gefaßt, um so mehr als der Winter in jenem Jahre sich entsetzlich hartnäckig zeigte, das Haus, oder besser gesagt, die Hütte, in welcher sie wohnten, an allen Ecken baufällig und von Mobilien entblößt war, und der Arzt, den er zu Rathe gezogen, sein Leiden gänzlich verkannte und Mittel anwendete, welche wider die Natur seiner Krankheit liefen.

George Sand berichtet uns in ihren Memoiren („Histoire de ma vie", Paris 1855) ausführlich über diese Reise. Nur einen Irrthum begeht sie, der von den Chopin-Biographen in ihren Büchern und Aufsätzen bis jetzt stets nachgeschrieben wurde. Sie sagt nämlich, Chopin habe während jener Zeit in der Karthause auf Mallorca auch seine „Präludien" geschrieben. Wohl konnte er ihr dieselben dort öfter vorgespielt haben; allein componirt hatte er jene Meisterwerke der duftigsten Poesie, jene seltsamen Träume und Bilder der Nacht, die aus Feenzauber und Mondesglanz, aus Herzeleid und Herzensfreud' harmonisch gewoben scheinen, schon vor seiner Abreise von Paris, wie mir sein Lieblingsschüler und intimster Freund, Adolph Gutmann, der das Manuscript für den Druck copirt hat, wiederholt versicherte.

Während der Dauer der Krankheit wich George Sand keinen Augenblick von der Seite des Freundes. Sie war es auch, welche zuerst instinctiv fühlte, daß die von dem Arzt wöchentlich mehrmals vorgenommene Blutentziehung dem geliebten Kranken den sichern Tod bringen müsse; sie umgab ihn mit der zartesten Fürsorge und kannte weder Müdigkeit noch Abspannung, bis endlich das Leiden wich und die düstere Laune, welche Chopin's Geist gefesselt hielt, sich allmählich zerstreute, einer lichtvolleren, glücklicheren Stimmung Raum gewährend.

Seit jener Zeit war George Sand für Chopin die machtvolle Zauberin, die sein Leben dem Tode abgerungen und seine Leiden in ein nie gekanntes Glück verwandelt hatte. Und als sie im März 1839 Mallorca wieder verließ, zog er mit ihr zusammen auf ihren idyllischen Landsitz nach Nohant und verlebte hier einen schönen Sommer, in welchem er sich glücklich und verhältnißmäßig wohl fühlte.

Im Herbst 1839 zog George Sand mit Chopin, der nun, wenn auch nicht vollkommen hergestellt, so doch sehr gekräftigt war, nach Paris. Beide waren während des Sommers unzertrennlich geworden. Und wenn auch kein Spruch des Gerichts oder der Kirche ihren Bund gesegnet hatte, so trösteten sich Beide doch mit der Ueberzeugung, daß die gegenseitige Treue das Bündniß zwischen ihnen heilige.

Am Square d'Orléans mietheten sie eine gemeinschaftliche hübsche Wohnung. Anfangs hatte Chopin außerdem noch pro forma in einer benachbarten Straße ein besonderes möblirtes Zimmer gemiethet, welches officiell als seine Wohnung galt und wo er die Besuche von entfernter stehenden Personen täglich

Digitized by Google

zu einer bestimmten Stunde empfing. Jedoch schon nach vier Wochen ward ihm das lästig. Er gab das Zimmer auf und empfing Jedermann in der gemeinschaftlichen Wohnung bei George Sand, ertheilte auch in dem Salon derselben seine Stunden.

In dieser Wohnung hielt sich George Sand während der ersten Monate keine eigene Küche, sondern aß mit Chopin und ihren Kindern bei einer gemeinschaftlichen Freundin, Namens Marliani, einer Dame aus der besten Gesellschaft von Paris, die zufällig in dem Hause wohnte, welches hinten mit dem der George Sand zusammenstieß. Ein kleiner Gang durch die Gärten vereinigte beide Wohnungen, und so konnte Chopin sich mit seiner Freundin und deren Kindern stets ungesehen und ungenirt dorthin begeben. Allein schon im October, als das Wetter schlechter wurde, ward es doch unbequem, und George Sand schaffte sich wieder eine eigene Menage an, zumal sie und Chopin auch nicht umhin konnten, wie Jedermann, der zur Gesellschaft gehörte, im Winter hin und wieder Soiréen zu geben.

Auf einer Soirée, welcher Herr Leo — derselbe, dem Chopin die Polonaise Opus 53 gewidmet hat — Anfang November gab, lernte Chopin seinen deutschen Collegen, den Componisten und Claviervirtuosen Moscheles kennen, von dem er schon so viel gehört hatte, den er aber bis dahin [illegible] und kurze Zeit nach diesem Zusammen[treffen] König Louis Philipp, am 29 November, [illegible] Hofconcert eingeladen. Chopin spielte vor [illegible] zuerst ein Notturno, nachher einige Etüden, [illegible] Liebling bewundert und gehätschelt. Hierauf trug [illegible] Salonstücke vor, und zuletzt mit Chopin zusamm[en] händige Sonate.

Gutmann war zugegen, wie dieselbe am Morgen [illegible] probirt wurde, und erinnert sich noch heute deutlich des Staun[ens]

Friedrich Chopin.

Nach Winterhalter's Zeichnung auf Holz übertragen.

Am 1. December — zwei Tage nach dem Concerte — erhielt Chopin vom Hofe eine silberne, innen vergoldete Tasse; nicht ein Servis von Sèvres, wie in den bisherigen Biographieen überall fälschlich angegeben ist. Die Tasse war ohne Futteral, und Chopin ließ sich auf eigene Kosten ein solches anfertigen mit der Inschrift: „Donné par le roi Louis Philippe." — Moscheles bekam ein Necessaire.

Später spielte Chopin nochmals am Hofe, wofür man ihm einfach 200 Franken sandte. Der Meister ärgerte sich darüber

Digitized by Google

nur angetreten, vielmehr wurde
und älteste Hofprediger in P
ein berühmter Theologe und
zu Oxford zum Doctor h
Mitglied der Akademie
und zwar gleichfalls
seiner „Histoire
Leibnitz ju
Berlin in
Königs
an
Winter mit seinen rauhen Winden doch stets wieder das Leiden, und mit jedem Jahre machte die Krankheit größere Fortschritte. Der Husten wurde hartnäckiger, und manchen Tag war der Kranke so matt und litt derartig an Luftmangel, daß derselbe, wenn er seine Freunde besuchen wollte, sich an beiden Armen die Treppen hinauf nach deren Wohnungen führen lassen mußte. Die Verschlimmerung seiner physischen Leiden führte endlich auch öftere Trübungen seines Geistes herbei.

ten Zorne mit mosquanter Stimme
leicht für meinen Schneider."
nahmen die Leiden Chopin's wieder
dauernde Schlaflosigkeit ein, und die
Cyanose zeigten sich deutlich. Man
den Ernst seines Zustandes nicht mehr täuschen.
nun auch alljommerlich mit der George Sand
nach Nohant ging und dort in reiner, milder Luft
einige Linderung fand, zumal er daselbst frei und ganz
seinem Gefallen leben konnte, so verschlimmerte der Pariser

Die Compositionen dieser Epoche von 1840 bis Ende 1846 bestehen in den Werken, welche die Zahlen 53 bis 65 tragen. Es sind durchweg schöne Musikstücke. Allein die Schwermuth und eigenartige Gefühlsaufregung, die besonders aus den letzten herausströmt, sowie der Mangel an jener wohlthuenden Klarheit, durch welche sich sonst seine musikalischen Poesien auszeichneten, sprechen laut von dem beklagenswerthen Zustand des kranken Tondichters.

Im Frühjahr 1847 ging George Sand, wie gewöhnlich, von Paris nach Nohant auf ihren Sommersitz. Diesmal konnte Chopin ihr nicht folgen, denn George Sand wollte daselbst ihre Tochter Solange verheirathen, und zu der Hochzeit war die Gegenwart des Barons Dudevant, des geschiedenen Gemahls der berühmten Schriftstellerin, in Nohant nothwendig.

Chopin mußte also in Paris bleiben, und hier verschlimmerte sich nun sein Zustand plötzlich so gewaltig, daß man längere Zeit ernstlich fürchtete, er würde sein Krankenbett bald mit dem Sarge vertauschen. Doch Adolf Gutmann, der aus seinem Lieblingsschüler sein Lieblingsfreund geworden, und mit dem er während der ganzen Jahre fast tagtäglich zusammen war, pflegte ihn mit der größten und aufopferndsten Sorgfalt, welche der Kranke mit rührender Dankbarkeit vergalt. „Ist Gutmann auch nicht müde? Wird es ihn nicht zu sehr anstrengen, daß er noch weiter bei mir wache? Ach, ich möchte ihn nicht so plagen, und doch möchte ich keinen Andern so viel um mich haben, wie ihn" — in ähnlichen Aeußerungen bewegte sich fast ausschließlich die Rede des zur Schweigsamkeit verurtheilten Kranken. Und Dank dieser unermüdlichen Pflege des treuen Freundes, sowie den Bemühungen des Arztes Dr. Molin gelang es, Chopin endlich zu Anfang des Mai so ziemlich wieder herzustellen.

Gutmann hatte schon lange den Wunsch, ein Bild Chopin's zu besitzen, und der ihm befreundete berühmte Maler Franz Winterhalter wollte das Portrait fertigen, allein Chopin hatte einen instinctiven Widerwillen gegen das Portraitirt-Werden, und so war bisher noch immer nichts aus der Verwirklichung von Gutmann's Wunsch geworden. Jetzt endlich sollte derselbe in Erfüllung gehen. Als nämlich Chopin während der Besserung eines Nachts mit Gutmann traulich plauderte und ihm seine Erkenntlichkeit für die aufopfernde Pflege dankend aussprach, benutzte Gutmann die Gelegenheit, von Chopin das Versprechen zu erhalten, daß er zu einem Portrait sitzen wolle.

Schon am 2. Mai kam Winterhalter zu Chopin und zeichnete das einzige jetzt existirende, direct nach der Natur gefertigte Portrait des lebenden Chopin, welches neben dessen Unterschrift das Datum vom 2. Mai 1847 trägt und noch heute, ebenso wie das einzige nach der Natur gezeichnete Bild des todten Chopin, unter anderen Chopin-Reliquien in Gutmann's Besitz ist. Es ist in einem wohlgelungenen Holzschnitt diesem Artikel beigegeben. Das zweite, direct nach der Natur von Ary Scheffer gemalte, zuletzt in Besitz von Chopin's Schwester, der Frau Isabella Barcinska, befindlich gewesene Portrait des lebenden Chopin ward im September 1863 zu Krakau bei Anlaß der politischen Unruhen vernichtet.

George Sand dankte Gutmann für seine aufopfernde Pflege Chopin's während der eben geschilderten Leidenszeit in einem Briefe aus Nohant vom 12. Mai, welchen ich vor einigen Monaten in meinem Chopin-Artikel in Paul Lindau's „Gegenwart" (Nr. 28 vom 12. Juli 1879) der Oeffentlichkeit übergab und aus dem klar hervorgeht, daß der vollständige Bruch George Sand's mit Chopin nicht im Anfang des Jahres 1847 vor der Abreise der berühmten Schriftstellerin nach Nohant erfolgt ist, wie bisher überall unrichtig angegeben. Der Bruch zwischen Beiden erfolgte vielmehr weit später, wie ich unten mit Anführung der speciellen Vorgänge erzählen werde.

Im Winter 1847 bis 1848 war Chopin's Gesundheitszustand ein sehr schwankender, aber er konnte doch wenigstens wieder, wenn auch mit Unterbrechungen, gehen und arbeiten.

Am 16. Februar 1848 gab er im Pleyel'schen Saale ein Concert, das erste öffentliche seit dem Februar 1842.

Ein gewählteres Publicum, als er an diesem Tage hatte, konnte sich der Maëstro nicht wünschen. Der Saal war überfüllt, obgleich die Billets zwanzig Franken kosteten, und Beweise der höchsten Verehrung und Bewunderung seiner Genialität wurden ihm zu Theil. George Sand war auch zugegen. Sie saß mit ihrem Sohne Maurice und mit Liszt in einer Fensternische. Chopin fühlte sich selbst tief ergriffen von seinem Concert. Dieser Triumph, der letzte, den er in Paris erlebte, war Balsam auf die Wunde, die ihm das Schicksal an seiner Gesundheit geschlagen. —

Durch die fürchterlichen physischen Leiden geschwächt, war der kranke Chopin im letzten Winter von Tag zu Tag launischer und unverträglicher geworden. Die Freunde, welche George Sand's Haus besuchten, wurden dem Kranken unbequem, und er zeigte sich ihnen so unliebenswürdig wie möglich, was der berühmten Schriftstellerin selbstverständlich nicht gerade angenehm war. Dazu kamen ferner Reibungen zwischen dem Maëstro und der Familie Dudevant aus Anlaß der Verheirathung Solange's, welche nicht in Chopin's Sinne gelegen und sich hernach auch als eine unglückliche herausstellte. Dann war der Sohn, der inzwischen zum Manne herangewachsen, nicht immer mit den Ansichten Chopin's, der noch weiter seinen Vormund, wie früher, spielen wollte, einverstanden. Es fielen pikirte, scharfe Bemerkungen auf beiden Seiten, wobei George Sand auf der einen Seite als Mutter, auf der andern als Geliebte sich in die peinlichste Lage versetzt sah.

Nachdem sie auf die verschiedenste Art vergeblich versucht hatte, Ruhe und Frieden in ihrem Hause zwischen Chopin und ihren Kindern, ihrem Schwiegersohn sowie den sie besuchenden Freunden wieder herzustellen, wurde sie dieser fortwährend sich wiederholenden häuslichen Gespanntheiten überdrüssig, und eine leicht erklärliche Unzufriedenheit mit dem Urheber derselben stellte sich nach und nach bei ihr ein, zumal derselbe ihr auch schließlich persönlich mit seiner steten Verstimmtheit und seiner der ununterbrochensten Aufwartung bedürfenden Krankheit eine Last wurde. Die Pflege, welche sie früher gern versah, war ihr jetzt nach alle dem eine Arbeit geworden.

Da brach am 24. Februar 1848 die bekannte Revolution aus, welche ganz Paris in Unruhe und Aufruhr versetzte und Viele zur Flucht veranlaßte. Auch George Sand floh mit ihrer Familie aus dem aufständischen Paris nach ihrem stillen Landsitz, ließ aber Chopin in der alarmirten Hauptstadt zurück, da er zur Zeit gerade — in Folge der Anstrengungen bei seinem obenbeschriebenen Pleyel-Concerte — von großen Leiden geplagt, im Bette lag und nicht mitgenommen werden konnte.

Sie war sichtlich froh, auf diese Weise, scheinbar durch die Umstände gezwungen, von ihm loszukommen; denn sie wußte selber recht gut, daß er zu stolz war, um aus freien Stücken, wenn es ihm wieder besser ginge, nachzureisen oder ihr zuerst zu schreiben, ehe sie ihm ihre glückliche Ankunft in Nohant angezeigt und ihn zum Nachfolgen aufgefordert hatte.

George Sand behauptet zwar, sie hätte gleich nach ihrem Eintreffen auf dem Landsitz einen solchen Brief geschrieben. Allein Gutmann zweifelt sehr daran, zumal sie einen anderen gemeinschaftlichen Freund, der in der letzten Zeit zu Paris schon stark ihr Haus frequentirte, mit auf ihr Gut genommen; wenigstens steht das Factum fest, daß der Brief nicht in die Hände des Kranken gelangte. Und so war — da nun von keiner Seite sich Jemand rührte — die Trennung da und der Bruch fertig.

Gutmann glaubt übrigens nicht, daß bei Chopin die Flamme der Liebe für George Sand noch damals groß gewesen. Er meint, das Verhältniß zu der gefeierten Schriftstellerin sei dem Maëstro vielmehr nach und nach blos zur Gewohnheit geworden, wie auch deutlich aus einem Billet hervorgeht, welches Chopin

Digitized by Google

an Gutmann richtete und in welchem die Aeußerung sich findet: „Ich würde gern die Augen zugedrückt haben all dem gegenüber, was ich um mich sehe" — wie schon gesagt hatte George Sand bereits ihre Liebe einem Andern zugewandt — „wenn man mir nur erlaubt hätte, mit ihnen zu leben!"

Im April, als es wieder mit seiner Gesundheit etwas leidlich ging, reiste Chopin, dem Paris durch diesen Bruch und durch die politischen Unruhen verleidet war, nach England, wohin ihn viele wohlwollende und liebenswürdige Personen jenseits des Canals auf das Herzlichste eingeladen.

Hier hatten schon lange Chopin's Compositionen die verdiente Popularität erlangt. Es ist daher ganz natürlich, daß der Meister überall, wo er sich zeigte, mit großer Achtung und jener herzlichen Sympathie empfangen wurde, die der schönste Lohn des Dichters und Künstlers ist und die nicht wenig dazu beitrug, ihn sein Leid eine kurze Zeit lang vergessen zu machen. Nachdem er bei der Herzogin von Sutherland der Königin Victoria vorgestellt worden war und bei Hofe gespielt hatte, erhielt er Tag für Tag Einladungen in die ersten Häuser Englands, und überall wurde er mit Ehrenbezeugungen und als erklärter Liebling empfangen.

Jedoch dieser Trubel, die späten Abendgesellschaften und die Unbequemlichkeiten des Salonlebens waren natürlich dem angegriffenen Zustande des Gefeierten nicht zuträglich, weshalb dieser einer Einladung nach Schottland Gehör gab. Aber da kam er von der Skylla in die Charybdis; denn, wie vorauszusehen, wirkte der Aufenthalt in dem dortigen rauhen Klima erst recht nachtheilig auf seine Gesundheit. Die in Schottland herrschenden Nebel, nervösen Menschen besonders schädlich, beeinflußten seine Gemüthsstimmung und erzeugten von Neuem jene wilden Phantasien und Gedanken, die ihn schon früher während seiner Krankheiten gequält hatten.

Anfangs des Jahres 1849 kehrte Chopin nach Paris zurück, wo er bald nach seiner Ankunft einen schweren Verlust erlitt: Dr. Molin, der Arzt, dessen Sorgfalt der leidende Künstler die Verlängerung seines Lebens bei seinen früheren Krankheiten zu verdanken hatte, starb plötzlich.

Von dieser Zeit an ergriff den tiefbetrübten Patienten vollständige Verzweiflung, und seine Krankheit machte rapide Fortschritte. Die Aerzte wünschten, daß er seine ungünstige Wohnung mit einer luftigeren, sonnigeren vertauschen möge. Eine solche fand sich auch; allein leider war dieselbe für die Verhältnisse Chopin's zu theuer, und schon glaubte man, auf ein Miethen derselben verzichten zu müssen, als die Frau des Generals Obreskoff, eine Russin, die in Paris wohnte und eine große Verehrerin des Meisters war, davon erfuhr. Schnell eilte dieselbe zu dem Hauseigenthümer und sagte zu ihm:

„Ihre Wohnung kostet — wie ich gehört habe — vierhundert Franken pro Monat; bitte, fordern Sie von Chopin nur die Hälfte. Den Rest werde ich Ihnen im Geheimen zahlen, ohne daß natürlich der Componist Etwas davon erfahren darf."

Und so geschah es auch.

Eine andere Schülerin, die Gräfin Adele von Fürstenstein, welche von der drückenden Lage des Meisters ebenfalls hörte, besuchte den Kranken und legte beim Weggehen eine Rolle Gold auf den Kamin mit dem zarten Bemerken:

„Das ist die Vorausbezahlung für die Stunden, die ich nächsten Winter zu nehmen gedenke."

Eine dritte Dame, Miß Stirling, wollte auch Etwas für ihn thun, als sie die pecuniäre Verlegenheit ihres Lehrers erfuhr. Allein da sie die delicate Natur Chopin's kannte, war sie um die Art der Ausführung sehr verlegen. Endlich schloß sie, da ihr im Augenblick kein anderes Mittel einfallen wollte, fünfzehn Stück Banknoten zu tausend Franken in ein Couvert und ließ dieses Päckchen anonym durch eine vertraute Hand seiner Pförtnerin überreichen, damit diese es Chopin gebe.

Es verflossen nun einige Tage, aber es trat keine sichtbare Aenderung in den Verhältnissen des Meisters ein, und Miß Stirling war deshalb über das Schicksal ihrer Sendung sehr beunruhigt.

Was war da zu thun?

Zuerst stellte sie die Pförtnerin, welche eine raffinirt dreinschauende Alte war, zur Rede; allein dieselbe wollte alle Briefe, die für Chopin angekommen waren, diesem stets sogleich überliefert haben. Darauf erfand Miß Stirling ein Märchen und erzählte dem kranken Meister, [illegible] Reise für ihn in die Lotterie ge[illegible] neulich ein Gewinn von fünfzehntau[illegible] ihm in einem Couvert verschließen [illegible] sandt habe. Doch Chopin wußte von nich[illegible] mit fünfzehntausend Franken nicht erhalten, [illegible] Summe für immer verloren.

Ein Proceß gegen die Pförtnerin, der das G[illegible] war, konnte nicht gut angestrengt werden, da man de[illegible] das Gegentheil ihrer Aussage, sie habe alle angekommene[illegible] stets gleich dem Kranken überbracht, zu beweisen vermochte, [illegible] mal recht wohl einer der vielen Fremden, welche täglich bei Chopin vorsprachen, den Brief genommen haben konnte. Im Gegentheil, hätte man die Pförtnerin bei Gericht verdächtigt oder angeklagt, so würde dieselbe ihren Anklägern wahrscheinlich mit einem Verleumdungsproceß geantwortet haben.

Die Miß Stirling hatte nunmehr schon alle Hoffnung auf Wiedererlangung des Geldes aufgegeben; da kam dem kranken Maëstro, der seinen Verdacht gegen die Pförtnerin nicht los werden konnte, ein Gedanke, den er auch sofort ausführte, da er ihm, falls er nicht den gehofften Erfolg hatte, doch nicht nachtheilige Folgen bereiten konnte.

Er sagte nämlich zu der Pförtnerin, als sie ihm eine neue Arznei heraufbrachte:

„Liebe Frau, die Aerzte sind alle zusammen Esel; sie wissen nicht, was mir fehlt. Darum rathen meine Freunde mir, ich solle den Alexis consultiren. Aber Alexis sagt, er könne nichts machen, bevor er nicht Haare von der betreffenden Person habe, über die man seinen Rath wünsche. Bitte, geben Sie mir doch von Ihren Haaren, damit ich Alexis damit anführen kann."

Dieser Alexis war ein damals beim Volk in hohem Ansehen stehender Wahrsager.

Die Frau lachte verschmitzt über den Einfall Chopin's, entfaltete ihr Haar und schnitt ein Stück davon ab. Kaum aber war der Maëstro im Besitze desselben, da sagte er, Jene scharf fixirend:

„Ah, nun wird man Alles wissen, was Sie thun."

In demselben Augenblicke bemerkte er einen Schauer von Schrecken bei der Pförtnerin, die nun in ihrer Angst gestand, daß sie das Geld in dem Couvert bemerkt und behalten habe.

Diese Geschichte klingt etwas unglaublich, ist aber dennoch streng wahr, und der Herausgabe jener Summe ist es zuzuschreiben, daß Chopin, bereits todtkrank, sich neu einrichten konnte. Es wurden noch Möbel gebracht, als er schon als Leiche auf der Bahre lag, was für die anwesenden Freunde ein schmerzlicher Anblick war.

Doch greifen wir nicht vor!

Zu Anfang des Octobers wurden Chopin's Verwandte von dem Zustande des Kranken benachrichtigt, und sofort eilte seine älteste Schwester Louise von Warschau nach Paris zu dem geliebten Bruder, begleitet von ihrem Gatten und ihrer Tochter.

Die Stunde der Auflösung ließ nicht lange auf sich warten. Chopin's Schwester Louise und sein getreuer Gutmann verließen ihn keine Minute. Die Hand des Letzteren hielt er fast beständig in der seinigen.

Am 15. October — einem Montage — schien sein Zustand bedenklicher als je. Die Sprache hatte schon ihren Klang verloren, aber dennoch versuchte er Denen, die sein Lager umstanden, zuzulächeln, namentlich der Gräfin Delphine Potocka, welche tief ergriffen und unter strömenden Thränen am Fuße seines Bettes stand. Groß, schlank, weißgekleidet, schien sie ihm in ihrer hehren Schönheit eine himmlische Erscheinung zu sein, und als die Schmerzen ihm einen Moment der Ruhe gönnten, bat er sie leise, ihm etwas vorzusingen. Anfangs glaubte man, er phantasire. Allein er wiederholte seine Bitte noch einmal mit ernstem Nachdruck, und so bezwang die Gräfin Potocka ihre Thränen und sang mit glockenreiner, durch das Schluchzen leise vibrirender Stimme die berühmte Hymne an die Jungfrau, welche Stradella das Leben gerettet haben soll. Chopin schien weniger zu leiden, während er ihr zuhörte.

„O, wie schön ist das! Mein Gott, wie schön!" sagte er leise. „Noch einmal — bitte, noch einmal!"

Die Gräfin, obwohl überwältigt von der schmerzlichsten Aufregung, setzte sich wieder an den Flügel und begann, wie von oben gestärkt, einen Psalm von Marcello.

nur angetreten, vielmehr wurde [illegible] Secunde zu Secunde schwächer, und älteste Hofprediger in [illegible]ehenden sanken, von Schreck er[illegible] ein berühmter Theologe und [illegible]lichen Regung hingerissen, geräuschlos zu Oxford zum Doctor [illegible]emache herrschte eine feierliche Stille. Mitglied der Akademie [illegible]chen. Nur die wundervolle Stimme von und zwar gleichfalls [illegible]te wie der Gesang eines Engels, der ge[illegible] seiner „Histoire [illegible]um die Seele des edlen Meisters zu den Gefilden Leibnitz zu [illegible]chtes zu tragen.

Berlin in [illegible]achsten Morgen verlangte der Scheidende die letzte Königin [illegible] die ihm ein polnischer Priester in Anwesenheit der [illegible]gessin Adam Czartoriska, der Gräfin Potocka, Miß Stirling ꝛc. [illegible]. Während der Priester das Gebet der Sterbenden las, ruhte Chopin auf Gutmann's Schulter mit geschlossenen Augen. Als aber das Gebet zu Ende war, öffnete der Sterbende plötzlich seine Lider und sprach mit klarem Blick und lauter deutlicher Stimme das „Amen".

Dann fiel er wieder in seine Starrheit zurück, bis er Nachts um einen Trunk Wasser bat, den ihm Gutmann reichte. Nachdem der Scheidende seine Lippen damit genetzt hatte, hob er Gutmann's Hand gegen seinen Mund, küßte dieselbe und hauchte mit den Worten: „Cher ami!" seine Seele in Gutmann's Armen aus, als eben die Uhr die dritte Morgenstunde des 17. Octobers verkündete. Der Schmerz des Freundes war so unbeschreiblich, daß Graf Grzymala genöthigt war, denselben aus dem Zimmer zu bringen.

Das Glas, aus welchem Friedrich Chopin den letzten Trunk genossen, hat Gutmann sorglich aufbewahrt.

Als Chopin auf der Bahre lag, wartete der treue Freund bis zum letzten Augenblicke, um auch die todten Züge des berühmten Meisters von Winterhalter zeichnen zu lassen. Winterhalter befand sich seit Anfang September bei der Königin in Windsor zu Besuch, wurde aber mit jedem Zuge zurückerwartet, da Gutmann ihn gleich nach dem Ableben des gemeinschaftlichen Freundes per Depesche zurückgerufen. Er kam jedoch erst am Begräbnißtage an, nachdem der Sarg bereits geschlossen war, und inzwischen hatte Gräfle, der bekannte Mitarbeiter Winterhalter's, die Gefälligkeit gehabt, für Gutmann die schöne Zeichnung aufzunehmen, welche, wie oben bemerkt, sich neben dem Winterhalter'schen Portrait des lebenden Chopin im Besitze Gutmann's befindet.

Blätter und Blüthen.

Ein Bild von Hugo Kauffmann (Seite 25: „Ein Aufschneider in Livrée"). Ein Künstler, welcher, in der Vollkraft des Sechsunddreißigers stehend, in der Reihe unserer Genremaler schon einen der ersten Plätze einnimmt, muß unsere besondere Beachtung für sich in Anspruch nehmen. Ein solcher ist Kauffmann, ein geborener Hamburger, der vor neun Jahren sich in München häuslich niedergelassen hat. Erst Schüler seines Vaters, des namentlich in seinen Winderlandschaften ausgezeichneten Hamburger Malers Hermann Kauffmann, ging er 1861 nach Frankfurt am Main, wo Jak. Becker, Steinle und Zwerger drei Jahre lang seine Lehrer und Muster waren. Dann schlug er zu Kronberg im Taunus sein Standquartier auf und machte von da längere Ausflüge nach Hamburg, Düsseldorf und zuletzt nach Paris, aus dem er 1870 mit allen übrigen Deutschen verjagt wurde.

Mit dem frischen Blick des Humoristen sucht er seine Vorwürfe am liebsten in den unteren Volkskreisen, die der Neckluft seines Pinsels den reichsten Stoff darbieten, und da er zugleich Meister in der Zeichnung wie im Colorit ist, so erwerben seine Bilder sich auch immer zahlreiche Freunde. Am bekanntesten sind aus seiner Münchener Zeit (von 1871): „Aufbruch zum Treibjagen" und „Rückkehr von der Jagd", „Erzählungen aus dem Kriege", „Auf der Kegelbahn", „Bauern beim Kartenspiel", „Violinspieler in der Theaterschenke", „Kinder am Bache" ꝛc.; als sein Hauptbild gilt die 1874 vollendete „Versteigerung".

Unsere Abbildung giebt eines der jüngsten Kauffmann'schen Gemälde wieder, dessen feine Charakteristik über den Gegenstand nicht in Zweifel läßt. Ein herrschaftlicher Kutscher benutzt die Zeit, während seine Pferde gefüttert werden, um den ländlichen Insassen einer Kneipe die Wichtigkeit seines Berufs und seine Ansichten über den Weltlauf klar zu machen. Die Komik des Bildes liegt darin, daß der Großsprecher nur in den beiden Kindern ein paar gläubige Zuhörer hat; in sämmtlichen, äußerst charakteristischen Gesichtern der übrigen Gesellschaft ist es deutlich ausgedrückt, daß sie ihm auch nicht ein Wort glauben. Die in sich hineinlächelnde Pfiffigkeit ist bei Allen so sicher ausgeprägt, daß es schwer ist, denjenigen zu bestimmen, welcher, wenn das bekannte große Messer von der Decke herabhinge, zuerst an der Schnur ziehen würde.

Noch einmal die Kochapparate. Der im Anschluß an meine Besprechung verbesserter Kochapparate (Nr. 23 der „Gartenlaube" von 1879) lebhaft empfohlene Wasserkochtopf von Becker in Unna (vergl. Nr. 26) verdiente vollständig das dort ausgesprochene Lob, wie mich die fortgesetzte Prüfung eines solchen, aus der Eisenhütte „Westphalia" bei Lünne an der Lippe bezogenen Apparates immer mehr überzeugte. Durch das Kochen in einem Doppelgefäße, dessen Inneres durch Wasser von dem Aeußeren getrennt ist, werden die allermeisten Speisen nicht nur wohlschmeckender, sondern sie gewinnen auch an Verdaulichkeit und Nahrhaftigkeit, ganz abgesehen davon, daß allerlei untergeordnete Uebelstände bei Anwendung eines solchen Doppelgefäßes vermieden werden. Leichter verdaulich und daher nahrhafter werden durch solche Zubereitung besonders Milch und Milchspeisen, wo die hautartige Gerinnung des in der Milch enthaltenen Eiweißes und das so schwer vermeidliche Anbrennen mehliger Zusätze wegfällt, sodaß z. B. für die Bereitung von Kindermilch und anderer Kinder- und Krankennahrung der Becker'sche Patenttopf einen großen Vorzug vor gewöhnlichen Kochtöpfen voraus hat.

Nicht geringeres Lob verdient in Betreff der Verdaulichkeit und Nahrhaftigkeit der in demselben bereiteten Speisen Kuntze's Schnellbrater (zu beziehen durch Weidezahl und Schneider in Dresden). Derselbe besteht aus einem Gefäß mit Doppelboden, dessen Zwischenraum mit dem sehr schlecht warmeleitenden Asbest gefüllt ist, wodurch, ähnlich wie im Sandbade, das Anbrennen von unten verhindert und die Wärme sehr gleichmäßig im Innern des Gefäßes vertheilt wird. Ein gut schließender Deckel hält die aus den Speisen sich entwickelnden Dämpfe viel kräftiger zurück, als die gewöhnlichen Deckel der Kochgefäße, indem er den mit dem Entweichen der Wasserdämpfe verbundenen großen Wärmeverlust wesentlich vermindert, während durch Zurückhaltung der Riechstoffe die Speisen sehr an Wohlgeschmack gewinnen.

In diesem Gefäße ist sowohl auf dem Herdfeuer, wie auf Petroleum jedes Fleisch ohne Zusatz von Wasser oder Fett in kurzer Zeit saftiger und schmackhafter herzustellen, als im Bratofen oder in offenen Töpfen, und die „Sociale Correspondenz" nennt Kuntze's Schnellbrater mit Recht eine Wohlthat für die Arbeiterküche, weil auch ein nicht geübter Koch mit Hülfe dieses Gefäßes kleinere Fleischstücke und geringere Fleischsorten mit sehr wenig Mühe rasch und leicht in ihrem eigenen Saft und Dampf schmoren und braten kann.

Die hierdurch mögliche bessere Ausnutzung und leichtere Herstellung gebratenen Fleisches schätzen wir als Hauptvorzug, aber auch Kartoffeln werden ohne Wasserzusatz, also ohne die Mühe des Abgießens und die Gefahr des Verwässerns, bei dieser Art der Zubereitung rascher gar, mehliger und wohlschmeckender, als beim gewöhnlichen Kochen. Endlich können auch mit dem Fleische zugleich Kartoffeln, Reis, Graupen, Erbsen ꝛc. in denselben Topf gefüllt und mit großer Ersparniß an Zeit, Arbeit, Feuerung in vortreffliche Speisen verwandelt werden. Die Billigkeit dieser Apparate und ihre bequeme Anwendung, die mit Hülfe der mitgegebenen Gebrauchsanweisung ohne alle Schwierigkeit zu erlernen ist, machen ein rascheres Eindringen der Schnellbrater in unsere sonst so conservativen und schwerfälligen Küchen möglich, was wir im Interesse der Volksernährung mit unseren besten Wünschen begleiten.

Dr. Fr. Dornblüth.

Bitte für die Nothleidenden in Oberschlesien.

Wenn unser Hülferuf für die Nothleidenden in Oberschlesien erst heute kommt, so liegt die Ursache für diese Verzögerung theils in der Unsicherheit der vielfach widerspruchsvollen Nachrichten vom Schauplatze des Nothstandes, welche uns ein sicheres Bild von der Lage längere Zeit nicht gewinnen ließen, theils aber auch in der schonenden Rücksicht auf unsere Leser, deren Mildthätigkeit wir erst eben für die Beschädigten von Zwickau in Anspruch genommen hatten und an die wir erst dann auf's Neue appelliren zu sollen glaubten, wenn die Mittheilungen über die Oberschlesische Calamität festere Umrisse annähmen und in ihren Einzelheiten größere Glaubwürdigkeit gewännen.

Heute stehen wir leider vor der sicher verbürgten Wahrheit, daß die Noth in Oberschlesien eine große und weitgreifende ist.

Wenn demnach auch spät, so kommt doch unsere Bitte nicht zu spät. Eine Noth, welche bei ihrem Beginne schon die arme Bevölkerung mehrerer Kreise, also Tausende von Menschen umfaßte, wird nicht so rasch vollständig gestillt, daß Gaben der Liebe bereits unnöthig geworden sein sollten. Es war beim ersten Auftreten der Kälte, als der Nothstand hier und da schon zu Hülferufen zwang, welche sich heute als durchaus berechtigt erweisen; der furchtbarste Feind der Armuth, der Winter, hat seitdem durch zwei Monate an Strenge und Härte derartig zugenommen, daß selbst die Summen, welche für öffentliche Arbeiten bestimmt wurden, von der darbenden Bevölkerung nicht verdient werden konnten. Wo aber Tausende unserer Mitmenschen, die sogar in den für sie günstigen Zeiten von allen höheren und edleren Genüssen des Menschenlebens ausgeschlossen sind, zu allen gewohnten Entbehrungen auch noch dem Hunger und dem Frost preisgegeben sind, da ist es für Jeden, den das Schicksal weicher gebettet hat, doppelte Pflicht, zu helfen.

Unsere Leser haben noch nie gefehlt, wo werkthätige Liebe eine patriotische Pflicht war; sie werden auch diesmal unsern Opferstock nicht leer stehen lassen. Die Quittirung der Gaben wird stets gewissenhaft erfolgen.

Die Redaction der „Gartenlaube".

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 3. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Ledige Kinder.

Nachdruck verboten; Uebersetzung vorbehalten.

Erzählung aus dem oberbairischen Gebirg.

Von **Herman v. Schmid.**

(Fortsetzung.)

2. Hinum.

Trotz der sonstigen Beständigkeit des Herbstwetters hatte der Abend die Verheißungen des Morgens nicht erfüllt. Bald nach der Abfahrt des Königs waren Wolken über den Bergen aufgestiegen, und die Landleute wußten wohl, was es zu bedeuten hat, wenn der Wachterkopf seinen Hut aufsetzt. Die auf dem Kogelhofe versammelte Menge verlief sich so rasch, wie an einem Abhange verschüttetes Wasser; Alle eilten, um ihre Heimath zu erreichen oder doch den größten Theil ihres Weges dahin zurückzulegen, ehe das Ungewitter losbräche, das sich in gelblich grauen Massen immer dichter ballte und immer näher heranschob, bis auch der Kogel in einem Wolkenschleier verschwand, als wäre er nie hinter dem Bauernhofe gestanden. Auch das Fuhrwerk des Herrn von Steinerling sauste die Bergstraße hinunter, wie sehr dieselbe auch Aehnlichkeit mit dem verlassenen Rinnsal eines Berglaches hatte und wie wenig die mageren Pferde auch an der raschen Bewegung Gefallen zu finden schienen.

Bald war es um den Hof wieder so einsam und still, wie in seinen gewöhnlichen ruhigen Tagen; nur hier und da war noch eine einzelne Person beschäftigt, die Spuren der stattgehabten Festlichkeit zu beseitigen oder vor dem drohenden Sturme zu bergen. Der Kogelhofer stand unter der Thür und sah mit der bedenklichen Miene, mit welcher der Landmann solche Erscheinungen zu betrachten pflegt, in das rasch ziehende Gewölk hinauf und schüttelte das kahle Haupt.

„Das giebt am Ende gar noch ein verlegenes Gewitter," sagte er, „das sich vom Sommer her verspätet hat. Wenn's nichts thut als blitzen und donnern, dann mag's angehen, aber wenn's etwa gar schauern wollt', das können wir nicht brauchen. Unten auf den Bergleiten und im Thal steht noch viel 'Treid' auf den Halmen. . . . Mach', daß Du hineinkommst!" rief er dann Nannei zu, die mit einer Magd eifrig daran war, die Rinder von der Weide in den Stall zu treiben. „Es kann jeden Augenblick losgehn; wie der Wind anhebt, ist das Wetter da. Sollte man doch nicht glauben, daß ein so schöner Tag im Handumkehren so umschlagen könnt'!"

„Ja, ja," entgegnete Nannei, die noch nicht Zeit gehabt hatte, ihren Sonntagsstaat abzulegen, „es geschieht wohl diemalen, daß ganz andere Sachen als das Wetter im Handumkehren umschlagen — es geht mit Glück und Unglück auch nicht anders."

Die Nutzanwendung, die das Mädchen aus dem Wetter zu ziehen wußte, belustigte den Bauer.

„Was Du gescheidt bist!" sagte er lachend, „könntest alle Stund' einen Pfarrer abgeben und mußt wenigstens einen Schulmeister heirathen. Aber wie schaust Du denn aus?" fuhr er fort, als sie näher kam. „Du bist ja todtenblaß! Wirst Dich doch nicht vor dem Wetter fürchten? Oder ist Dir sonst nicht gut?"

„Kann schon sein," entgegnete das Mädchen, indem sie unter der Stallthür verschwand, „es trifft sich leicht, daß man rottengesund ist und im Handumdrehen wird einem schlecht, daß man sich hinlegen und sterben könnt'."

„Recht hast allemal," rief der Bauer, der gleichfalls rasch ernst geworden war, indem er sich über Stirn und Kopf fuhr, „es geht mir im Augenblick auch nicht anders. Ist mir wieder wie vorhin, als wenn mir schwindlig werden wollt'; es ist just, als wenn ich mir heut ein Bischen zuviel zugetraut hätte."

Im Begriffe, in das Haus zu treten, wurde er des Lenz gewahr, der an der Scheune stand, um sie zu schließen.

„Laß nur Alles stehen, wie's steht!" rief er ihm zu, „morgen ist auch noch ein Tag zum Aufräumen."

Er hatte das Wort noch nicht völlig ausgesprochen, als die längst erwartete Windsbraut herangesauste kam. Den kräftigen Händen des Burschen entfuhren die Thorflügel und schlugen schmetternd und krachend in einander, daß das Haus in seinen Grundvesten erbebte. Lenz hatte vollauf Zeit gehabt, das Thor ordentlich und gemächlich zu verschließen, allein er hatte einen Augenblick innegehalten, als Nannei mit den Thieren herangekommen war. Auch ihm entging das verstörte Aussehen und die Todtenfarbe des Mädchens nicht, aber es war nicht Mitleid und nicht Bedauern, was sich dabei in ihm regte, er empfand vielmehr eine Art schadenfroher Genugthuung, daß er ihr ihre Widerspänstigkeit so empfindlich heimgegeben hatte. Mochte sie zürnen und sich kränken: in einigen Tagen, meinte er, werde das schon wieder einschlafen, und wenn er ihr vollends ein gutes Wort gebe, werde sich wohl das frühere fröhliche freundliche Zusammenleben wieder einstellen, das unter den langjährigen Hausgenossen zur angenehmen Gewohnheit geworden war.

Wohl der einzige Fremde, der den Hof noch nicht verlassen hatte, war der rußige Pechler Kaspar, der sich in jedem Winkel des Hofes und seiner Umgebung herumdrückte, um Nannei auf-

Digitized by Google

Befriedigt öffnete er das Füllungsthürchen und ließ durch dasselbe eine Menge Fichtenharz gleiten, wie er es mit seinen Werkzeugen, dem Schaber und Scharrer, das Frühjahr und den Sommer hindurch von den Stämmen und Rinden in Vorrath gesammelt hatte.

„So," brummte er in sich hinein und griff nach der Brust, wo es so ungewohnt lastete und drückte, wie noch nie, „jetzt brennt es wohl fort bis in die Früh'; jetzt löscht der Brand nicht mehr aus — gerade so wenig wie der Brand auslöscht, der in mir da drinn' angezündet ist."

Er trat in die Hütte und setzte sich unweit einer Wandöffnung nieder, durch welche er auf den Ofen sah und dessen Wärme einströmen lassen konnte, um sich daran zu trocknen und zugleich die kleine Stube zu erhellen.

Es war ein höchst einfacher Sitz, roh aus Tannenholz zusammengenagelt und nichts weniger als bequem; dennoch sank er bald wie auf dem weichsten Ruhebette in tiefes Nachdenken, aus welchem ihn auch die Stimmen der Hausgenossen nicht erweckten, die den Hausherrn nach ihrer Weise begrüßten.

Der alte Pechler hatte es verstanden, die Einsamkeit seines Wohnsitzes zu beleben, und weil Menschengäste für ihn eine Seltenheit waren, hatte er den Wald und seine Bevölkerung zu sich geladen. Die Einrichtung des Gemaches war die denkbar schlichteste; über dem Boden waren leichte Bretterlagen befestigt; eine armselige Bettstelle mit Stroh und einer Decke darüber, ein unscheinbarer Tisch und ein paar schlechte Geschirre über dem dürftigen Herde bildeten das ganze Inventar.

Dafür waren die Wände mit allem Schmucke ausgestattet, den der Wald zu bieten vermag. An denselben waren allerlei wunderlich gestaltete Wurzeln aufgehangen, die wie Schlangen oder Ungeheuer an der Decke hinaufzukriechen schienen; große, zierlich geformte Baumschwämme waren angebracht, um allerlei Spielwerk zu tragen, das die Einsamkeit erdichtet und geschnitzt hatte. Kleine Sennhütten aus dicker Eichenrinde, aus Tannenzapfen geposselte Männlein mit mächtigen Moosbärten, allerlei ausgeblasene und an Schnüren gereihte Vogeleier, Stöcke mit wunderlichen Griffen zeugten von der geschickten Hand wie von der lebhaften Einbildungskraft und dem klugen Sinn des einsamen Waldbewohners.

Aber auch an lebenden Genossen fehlte es nicht in der Stube. In der Nähe des Ofens lag ein Igel zusammengeballt, an dessen Stacheln noch einige aufgespießte Holzäpfel verriethen, daß das Thier erst von einer Futterstreife heimgekommen war. Ueber demselben hüpfte ein rothes Eichhörnchen auf einem Stängelchen hin und wieder; ein zahmer Kolkrabe mit gestutzten Flügeln kam herbei und setzte sich krächzend auf die Kniee des Pechlers, die gewohnten Liebkosungen erwartend. Aus einem Käfige krähte ein Nußhäher, mit den weißblauen Fittigen schlagend; aus einem anderen schmetterte ein Fink, und über dem Thürgesimse saß ein mächtiger Auf (Eule), der ebenfalls die Flügel regte und den dicken Kopf mit den runden Glotzaugen wie ungeduldig drehte, weil er nicht loszukommen vermochte.

„Gebt Ruh', Cameraden!" sagte der Alte. „Ich hör' Euch schon, aber ich habe jetzt keine Zeit, mich mit Euch abzugeben; mir gehen ganz andere Dinge im Kopf' herum."

Er setzte den unwillig krächzenden Raben auf das Fensterbrett neben sich, warf seine Jacke über den ruhelosen Finken und drohte der Eule mit einem kleinen Stocke, und die Thiere schienen den Willen ihres Herrn zu verstehen und fügten sich in sein Gebot; sie wurden allmählich still, und bald regte sich nichts mehr in dem nächtlichen, nur von dem äußeren Feuerscheine kümmerlich erhellten Gemach, als der schwer beklommene Athemzug des Greises und der Schlag der alten Hänge-Uhr, die bedächtig diese Athemzüge zu zählen schien.

So waren einige Stunden vergangen; längst war das Gewitter verhallt; der Regen hatte aufgehört, und durch die Fichten ging nur noch das Rauschen erfrischender und beruhigender Kühlung, wie sie auf solchen Aufruhr in der Natur zu folgen pflegt. Auch über den Alten war die Ruhe gekommen; unmerklich hatte ihn der Schlummer umfangen und ihm das greise Haupt auf die Brust herabgesenkt.

Erschrocken fuhr er nach einer Weile empor, denn der Rabe am Fenster begann zu flattern, als wenn er ihn wecken und etwas melden wollte; auch war ihm gerade, als hätte sich an der Thür der Hütte ein leises Klopfen vernehmen lassen. Er hatte sich auch nicht getäuscht; das Pochen wiederholte sich, und auf sein verwundertes „Herein!" öffnete sich die Thür. Eine Mädchengestalt erschien auf der Schwelle, die er trotz des schwach einfallenden Feuerscheines zu erkennen glaubte — gleichwohl eilte er derselben nicht entgegen, sondern trat einen Schritt zurück, als habe er Scheu vor ihr, wie vor einer gespenstigen Erscheinung.

„Du bist es, Nannei?!" rief er dann unsicher. „Bist es denn wirklich oder ist es Dein Geist?"

„Ich bin's schon," erwiderte sie, indeß über ihr bleiches Angesicht etwas wie ein demüthiges Lächeln glitt, das den Zorn des Alten entwaffnet hätte, wäre dies nicht schon durch den ersten Laut der bekannten, jetzt so schüchtern gedämpften Stimme bewirkt gewesen.

„Ich bin's schon," wiederholte sie, „wirst Dich wundern, warum ich so daher komm', wie der Dieb in der Nacht — ich will mir nur was holen und will Dich auch bitten, Du sollst's mir nicht nachtragen, daß ich so ungut gewesen bin mir Dir. Du sollst nicht harb sein auf mich und sollst mir erlauben, daß ich wieder Vater zu Dir sagen darf."

Sie machte eine Bewegung, als ob sie vor dem Alten sich niederbeugen wollte, und haschte nach der Hand desselben, um ihre Lippen darauf zu drücken, aber ehe sie den Vorsatz ausführen konnte, lag sie schon an seiner Brust, mit dem Kopfe auf der Schulter und ließ ihre Thränen reichlich auf den groben Zwillich niederströmen.

Der Alte lachte und weinte durch einander.

„Ist schon gut, Nannei, ist schon gut," stotterte er, „ist alles vergeben und vergessen. Ich hab's alleweil' denkt, daß Dir's nicht Ernst sein kann mit Deinem Reden — sag' Du nur wieder Vater zu mir wie von eh! Ich bin's gewesen, seit Du auf der Welt bist, und will's bleiben, so lang' ich noch einen Schnaufer thun kann. Aber setz' Dich nieder," fuhr er fort, „setz' Dich auf das Bett her und raste aus und erzähl' mir nachher, wie's weiter gegangen ist auf dem Kogelhof und wie Du jetzt so auf einmal daher kommst bei der nachtschlafenden Zeit!"

„Das siehst ja, Vater," sagte sie, indem sie seiner Anweisung folgte und ein starkes Bündel, das sie in der Hand trug, neben sich auf das Bett niederlegte. „Du siehst ja, daß ich auf der Wanderschaft bin."

Der Pechler klopfte wieder mit den Händen auf die Kniee.

„Was?" sagte er. „Du willst davon bei Nacht und Nebel?"

„Ja," entgegnete sie, „das kannst Dir wohl denken, Vater, daß nach dem, was sie mir heut' angethan haben, auf dem Kogelhofe meines Bleibens nicht mehr ist. Da hab' ich meine sieben Zwetschgen zusammengepackt, hab' meine Arbeit vollends fertig gemacht und bin wie ein Mäusel zum Hausthor hinausgeschlichen. Ich geh' in eine andere Gegend, wo mich Niemand kennt und Niemand d'rum anschaut, daß —"

Sie stockte; das harte Wort wollte nicht über ihre Lippen

„Morgen in aller Früh muß ich schon weit weg sein, daß sie mich nicht finden, wenn sie mich etwa suchen thäten, weil ich unter der Zeit aus dem Dienst gelaufen bin. Aber ich habe nicht so fort gekonnt; ich hab' Dir zuerst ‚B'hüt Gott!' sagen müssen, Vater, und nachher —" setzte sie etwas zögernd hinzu, „nachher hab' ich halt noch zwei schwere Sachen auf dem Herzen."

„Was sind denn das für schwere Sachen?" fragte der Alte. „Gewiß noch ein Gruß an den übermüthigen Buben, den Lenz?"

„Vater," sagte sie, und sah ihn ernst an, „so 'was wirst doch nicht glauben von Deiner Nannei? Ich wünsch' dem Lenz alles Glück auf der Welt, aber für mich ist er so gut, wie wenn er gestorben und begraben wär'. Die eine schwere Sach' ist schon abgemacht, weil wir wieder gut sind mit einander und Du wieder mein Vater sein willst — die zweite schwere Sach' aber ist die, daß ich gar nichts weiß von den Leuten, denen ich eigentlich angehört hab'. Ich seh' wohl ein, warum Du mir bis auf den heutigen Tag nichts davon gesagt hast, aber jetzt ist es nicht mehr nothwendig, daß Du mich verschonen willst — das Aergste weiß ich ja doch schon, und ehe ich mein Glück unter fremden Leuten probir', möcht' ich, daß Du mir erzählst, was Du weißt — Du mußt ja alles wissen; sonst hättest Du Dich wohl nicht um mich angenommen und mich aufgezogen wie Dein eigenes Kind."

Der Alte hatte sich wieder auf seinem Stuhl am Guckloch

Digitized by Google

niedergelassen und sah einen Augenblick nachdenklich in die Gluth der Schüröffnung hinaus.

„Ich will zuvor ein wenig hinausgehen und nach dem Ofen sehen," sagte er, „dann wird's wohl das Beste sein, ich erzähl' Dir, was ich weiß — wenn's auch nicht viel ist und Du darnach so gescheidt bist, wie zuvor."

Er ging hinaus, und Nannei sah', wie er das Schürloch öffnete, darin lange herum stocherte und die brennenden Scheiter durch einander warf, daß die Funken stoben. Es war, als ob er auch von den Kohlen seiner Erinnerung die Asche abstoßen und sie zu neuem Glühen bringen wollte.

„Bevor ich Dir von Dir selber etwas sag'," begann er, als er wieder ihr gegenüber saß, „muß ich schon auch ein bissel von mir erzählen. Nannei, ich bin meiner Lebtag' ein armer Teufel gewesen; ich bin auch einer geblieben und werd's bleiben, bis ich in die Gruben hineinfall', aber wenn ich auch nie Gesottenes und Gebratenes besonders viel gehabt habe, Hunger hab' ich doch nie gelitten und hab' alleweil unsern Herrgott einen guten Mann sein lassen. In dem Dörf'l, wo ich daheim war, bin ich oft zu einem Nachbarn, einem Schuster, in den Heimgarten gegangen und habe ihm zugeschaut, wie er die schweren Bauernstiefeln gehämmert, gedoppelt und vernagelt hat; ich hab' Gefallen an dem Handwerk gefunden, hab' es gelernt, bin dann ein paar Jahre als Handwerksbursche mit dem Felleisen auf dem Rücken herumgewandert und — ein ordentlicher Schuhknecht geworden. Unten im Dorf, wo ich auch hinkommen bin, ist damals kein Schuster gewesen; ich hab' meine Alte da kennen gelernt; die Gemeinde hat mich aufgenommen und heirathen lassen, und so ist der Himmel voll Baßgeigen gehängt. Leider hat sie halt nicht lange gedauert, die Glückseligkeit, und der hinkende Bot' ist nicht ausgeblieben. Einmal ist's Nachts Feuer ausgekommen im Dorf' — ich war nicht der Letzte beim Löschen und Heraustragen. Da ist ein brennender Balken heruntergestürzt und hat mich an der rechten Hand getroffen, daß ich Monate lang wie ein Siech herumgegangen bin, und wie ich zuletzt curirt war, sind mir die zwei Finger steif geblieben — da ist's vorbei gewesen mit der Schusterei, und der Bettelmann war so gut wie fertig."

Ein schwerer Seufzer rang sich aus der Brust der Zuhörerin; auch der Erzähler mußte einen Augenblick inne halten.

Mit sichtbarer Bewegung berichtete er dann weiter, wie die Noth nun tausend Mann stark bei ihm eingezogen sei, wie das Weib sich als Tagwerkerin bei den Bauern der Umgegend verdingen mußte und ihm selbst nichts übrig blieb, als in den Forst zu gehen, Aeste zu sammeln, Besen zu binden und allenfalls beim Aufklastern von Holz behülflich zu sein. Das Liebste wäre ihm schon damals gewesen, wenn man ihm gestattet hätte, das Harz von den Fichten und Föhren abzukratzen, Pech daraus zu sieden und Schmiere zu kochen; allein der Förster besorgte, er könnte die Bäume beschädigen und sonstigen Unfug treiben, und weil dieser ein ungünstiges Gutachten abgab, verweigerte der Landrichter standhaft die Bewilligung. So war es immer tiefer und rascher abwärts gegangen; es kam dazu, daß man ihm das Häuschen und die wenigen Geräthschaften und Werkzeuge verkaufte und ihn schließlich mit seinem Weibe in das Gemeinde- oder Hüthaus aufnahm, weil man ihm doch einmal die Heirathsbewilligung gegeben hatte, ihn also nicht fortweisen konnte, und weil er sich doch seine Krüppelhaftigkeit durch die Hülfeleistung beim Brand in der Gemeinde zugezogen hatte.

„Das war nun freilich eine Zeit," fuhr er fort, „in welcher der Schmalhans bei uns Küchenmeister und Kellner gewesen ist, und oft hab' ich mit aufgehobenen Händen Gott gedankt, daß wir allein geblieben sind und nicht auch ein Häuflein hungriger Kinder um uns herum haben sitzen sehen. Da einmal," sagte er tief aufathmend, „einmal am Abend — es war schon völlig Nacht geworden — am Schutz-Engelfest jährt's sich wieder; da sind's just achtzehn Jahre — da haben wir uns gerad' niederlegen wollen, als wir vor dem Hause ein Weinen und ein Jammern und eine menschliche Stimme gehört haben, und wie mein Weib hinausgeht, um nachzusehen, findet sich eine fremde Frau draußen auf dem Boden liegend; die war ganz todtmüde und ohnmächtig gewesen, hat ganz verwirrt daher geredet, noch dazu in einer Sprach', die wir nicht verstanden haben und in der nur manchmal ein einzelnes deutsches Wort vorkommen ist. Du weißt, das Hüthaus liegt ziemlich weit vom Dorfe; die Frau hat immer um ‚Wasser! Wasser!' gebeten; wir haben ihr also eins gegeben und haben sie dann in's Haus hineingetragen und auf das Bett gelegt, ich aber bin in's Dorf hineingelaufen zum Vorsteher und zum Herrn Pfarrer; denn ich habe gemeint, die Frau wird's nimmer lang machen. Die Zwei sind auch gleich mit mir hinausgelaufen, der Vorsteher schon in der größten Angst, es könnt' eine neue Last auf die Gemeinde kommen. Aber wie wir draußen waren, ist die Frau schon fast in den letzten Zügen gelegen; sie hat nicht mehr reden können, und nur wie sie den Pfarrer in seinem geistlichen Gewande gesehen hat, da hat sie den Mund verzogen, als wenn sie noch lächeln wollt', und hat mit den letzten Kräften die Hand zum Gesicht hinaufgeschoben und das Kreuz gemacht — dann hat sie den letzten Schnaufer gethan, mein Weib aber hat ein kleines Kind auf dem Arm gehabt; das hat sie in ihren Schurz eingewickelt, ein Mäderl mit einem lieben herzigen Gesichtl, aber so schwach, daß es jeden Augenblick zum Auslöschen war. Der Pfarrer hat gemeint, das Kind würde den Morgen nicht erleben, hat ihm die Nothtaufe gegeben, und wir haben ihm den Namen Nannei gegeben, nach meiner guten Alten, die auch so geheißen hat und die in der Geschwindigkeit Gevatter gestanden ist. Das Kind'l, Nannei," schloß der Alte, „das wirst Du schon errathen haben, bist Du gewesen, und die todte fremde Frau war Deine Mutter. Am andern Tage ist sie im Freithof eingegraben worden, und weil nichts zum Zahlen da war, gleich im Eck' neben dem Beinhaus — Du kennst den Fleck ja wohl; Du hast mich öfter gefragt, warum ich immer davor stehen bleiben thät'? Ich hab' Dir gesagt, daß mir der wilde weiße Rosenbusch, der dort steht, so gut gefallen thät' — in der Wahrheit aber hab' ich, so oft ich vorbei gegangen bin, an Deine arme Mutter denkt und ein ‚Vater Unser' für sie gebet't."

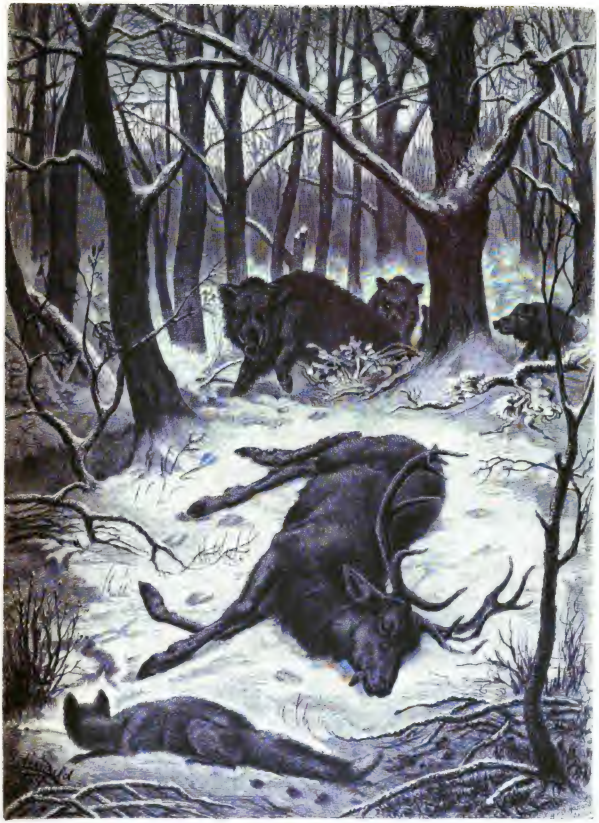
Die Erinnerung hatte den Alten so ergriffen, daß er inne halten mußte; auch Nannei war auf das Lager gesunken, drückte das Gesicht auf Hand und Arm nieder und weinte bitterlich.

„Am andern Tage," begann Kaspar wieder, „ist das ganze Dorf zusammengelaufen und hat zeter und Mordio geschrieen, daß die Gemeind' ein fremdes Kind auf dem Halse haben müßte; das Kind solle fort; der Landrichter müsse sorgen, daß es anderswo untergebracht werde. Aber der Landrichter hat gesagt das ginge nicht an; das Kind sei einmal da geboren, und wo es geboren sei, da habe es auch seine vorsorgliche Heimath so lange, bis die wirkliche ausfindig gemacht werde, und so lange müsse die Gemeinde für dasselbe sorgen. Da war nun Feuer im Dach, und der Vorstand wollte das Kind irgendwo in Kost geben, bei armen Leuten, die selbst nichts hatten als die Noth und die einen ‚Bettel' dafür empfangen sollten. Aber wie sie nun kamen und den armen Narren holen wollten, da haben wir uns nicht mehr trennen können von dem Kind. Es war so auffallend schnell gerathen und gewachsen; wir hatten es lieb gewonnen und erklärten der Gemeinde, wir wollten es behalten und nichts dafür verlangen, wenn man mir die Erlaubniß zum Harzsammeln und Pecheln geben wollte. Das hat geholfen; das war Allen recht; der Vorstand sagte über Hals und Kopf ja; der Pfarrer war nicht dawider; drum willigte auch der Förster ein, und nun hatte der Landrichter nichts mehr dagegen einzuwenden — Gott tröste sie alle Vier!" fügte er hinzu, „es thut ihnen allen schon lange kein Zahn mehr weh. Seitdem habe ich mir nun diese Hütte gebaut; da haben wir schlecht und recht fortgehaust, bis mir mein Weib desertirt ist in die Ewigkeit und bis Du herangewachsen bist und mich auch allein gelassen hast." —

Nannei war eine Weile zu sehr ergriffen, um den Erzähler mit Fragen zu bestürmen; als sie etwas ruhiger geworden war, verlangte sie zu wissen, ob denn keine Nachforschungen stattgefunden und ob gar nichts über die Herkunft der Frau ermittelt worden sei.

„Nichts, nichts!" erwiderte der Pechler. „Der Landrichter hat sich's angelegen sein lassen und hat in der halben Welt herum geschrieben, aber nirgends ist etwas zu erfahren gewesen. Die Frau hat gar kein Zeichen an sich gehabt, kein Ring'l, kein Amulett, kurz, gar nichts. Mein Weib hat ein einziges Tuch von ihr aufgehoben, das sie um den Hals gehabt hat — das hab' ich in meiner Truhen liegen und will Dir's zeigen. Morgen, wenn's Tag geworden ist, oder wenn Dir einmal darum ist, daß Du es sehen willst."

Digitized by Google



Ein Opfer des Winters.
Originalzeichnung von G. Arnould

Digitized by Google

Nannei machte eine abweisende Geberde; sie lehnte sich tiefer auf das Lager zurück, und nur das Schüttern und Zucken ihrer Schultern zeigte, daß sie noch immer dem Geschick der Mutter und ihrem eigenen ein Thränenopfer brachte. Allmählich wurde die Bewegung ruhiger; das viele Weinen und die Aufregungen des Tages hatten sie ermüdet und Kopf und Herz für den Schlaf empfänglich gemacht. Der Alte horchte auf ihre Athemzüge und regte sich nicht, um sie nicht zu wecken. Nach einiger Zeit übermannte das Ruhebedürfniß auch ihn. Als er am Morgen erwachte und nach dem Lager hinüberblickte, war dasselbe leer; bei Tagesgrauen war Nannei leise und vorsichtig, um ihn nicht zu stören, aus der Thür geschlüpft.

Indessen hatte das heimliche Entweichen Nannei's auch auf dem Kogelhofe seine Wirkung geäußert.

(Fortsetzung folgt.)

Mehr Fleisch!

Von Otto Dammer.

„Fleisch giebt wieder Fleisch", sagt ein altes diätetisches Sprüchwort, und wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß man bei rein vegetabilischer Kost recht gut gedeihen und gesundes festes Fleisch ansetzen kann — die „geschmalzenen Männer" in Baiern und Schwaben, welche fast ausschließlich von Mehl, Kartoffeln und Butter leben und von denen es heißt:

„A habernes Roß und an g'schmalzenen Mann,
Die zwoa reißt koa Teuf'l z'samm!"

sind ein sprechender Beweis dafür — so steht doch vollkommen fest, daß ein Ersatz der durch den Stoffwechsel verbrauchten Körperbestandtheile durch nichts so schnell und leicht erfolgt, wie durch gut zubereitetes Fleisch. Die chemischen und physiologischen Forschungen der neueren Zeit bieten genug Material, diesen Satz zu beweisen, aber auch dem einfachsten Verstande leuchtet ein, daß unserem Verdauungs- und Ernährungsapparat eine viel leichtere Aufgabe gestellt ist, wenn er das Fleisch eines Thieres, welches unserem eigenen Fleisch in der chemischen Beschaffenheit so sehr ähnlich ist, verarbeiten soll, als wenn ihm zugemuthet wird, aus den Bestandtheilen der Hülsenfrüchte, des Getreides oder wohl gar der Kartoffeln Fleisch zu bilden.

Zu einer vollständigen Ernährung braucht unser Körper Eiweißbestandtheile, Fette und einen jener Stoffe, die man als Kohlenhydrate zusammenfaßt und zu welchen namentlich Stärkemehl und Zucker gehören. Hiervon können die Fette und Kohlenhydrate einander bis zu einem gewissen Grade ersetzen, wogegen es an eiweißartigen Stoffen, welche zu Blut- und Fleischbildung erforderlich sind, niemals fehlen darf.

Von den Fetten sind nicht alle für die Ernährung gleichwerthig, die einen sind viel verdaulicher als andere; noch mehr gilt dies von den Kohlenhydraten, welche zum Theil, wie Stärkemehl und Zucker, sehr leicht verwerthet werden, während der Zellstoff, den wir in allen vegetabilischen Nahrungsmitteln in ganz erheblicher Menge vorhanden finden, so gut wie vollständig unlöslich ist und die Verwerthung der verdaulichen Bestandtheile nur erschwert. Ebenso ist der Nährwerth der Eiweißstoffe ein verschiedener, je nachdem sie dem Körper in leicht anzueignender Form, z. B. von Fleisch, Milch und Eiern, oder in Gestalt vegetabilischer Substanzen zugeführt werden, wobei auf die Aneignung größere Arbeit verwendet werden muß; im letzteren Falle kommt noch in Betracht, wie viel oder wie wenig Procent Eiweiß die Vegetabilien enthalten. Kartoffeln z. B. enthalten Eiweißstoffe nur in so geringer Menge, daß Niemand im Stande ist, den Bedarf durch ausschließliche Ernährung mit Kartoffeln zu decken. Ueberall, wo Kartoffeln die Hauptnahrung bilden, wird eine an Eiweißstoffen reiche Zukost, wie Käse, Häring, Buttermilch, wenn auch nur in geringer Menge, genossen.

Dies führt uns zu der Frage, in welchem Verhältniß die einzelnen Hauptbestandtheile einer gedeihlichen Nahrung gemischt sein müssen, und wie hoch sich der Bedarf eines arbeitenden Mannes pro Tag berechnet. Zur Beantwortung dieser so überaus wichtigen Frage sind von zahlreichen Forschern eingehende Untersuchungen angestellt worden. Man hat ermittelt, wie viel ein gut ernährter Körper in vierundzwanzig Stunden ausscheidet, um aus den ausgeschiedenen Schlacken die entsprechende Menge der zuzuführenden Nahrungsstoffe zu berechnen, und andererseits hat man die Kost untersucht, mit welcher gewohnheitsmäßig Soldaten, Arbeiter ꝛc. sich ernähren. So ist man zu Zahlen gelangt, welche großes Vertrauen verdienen, selbstverständlich aber nur einen allgemeinen Werth besitzen, da sowohl die Individualität wie landesübliche Gewohnheiten einen bedeutenden Einfluß ausüben.

Der Münchener Professor Voit, durch dessen zum Theil in Gemeinschaft mit Pettenkofer ausgeführte Untersuchungen die Lehre von der Ernährung in neuester Zeit außerordentlich gefördert worden ist, fordert im Durchschnitt für einen Arbeiter pro Tag 118 Gramm Eiweiß, 56 Gramm Fett und 500 Gramm Kohlenhydrate.

Wir erwähnten schon, daß Fett und Kohlenhydrat einander bis zu einem gewissen Grade ersetzen können, und dies gilt nun auch für die hier angeführten Zahlen. Es erscheint indeß aus manchen Gründen durchaus unzweckmäßig, mehr als 500 Gramm Kohlenhydrate zu geben, und sobald angestrengte Arbeit geleistet werden soll, ist die Nahrung fettreicher zu machen. Wir finden in der That, daß überall mit der Armuth auch der Gehalt der Nahrung an Kohlenhydraten wächst, während sich die bessere Kost durch absoluten und relativen Fettreichthum auszeichnet. Der Eiweißbedarf kann, wie wir zugeben, durch Vegetabilien gedeckt werden, aber alle Physiologen stimmen darin überein, daß naturgemäß ein Theil desselben in der Form von Fleisch zu verzehren sei. Wie hoch man aber die Fleischration bemessen soll, unterliegt sehr verschiedener Beurtheilung. Voit gelangt zu der Forderung, daß eine gute Kost pro Tag 230 Gramm Fleisch enthalten müsse, das heißt: vom Metzger ausgehauenes Fleisch, welches etwa 18 Gramm Knochen und 21 Gramm Fett und nur 191 Gramm reines Fleisch enthält. Dabei bleibt dann ein Deficit an Eiweiß, welches etwa zwei Drittel des ganzen Bedarfs beträgt und durch vegetabilische Substanzen zu decken ist. Auf Grund dessen könnte man z. B. als Küchenzettel für einen Arbeitstag feststellen:

			Eiweiß	Fett	Stärke
750	Gramm	Brod oder 470 Gramm Mehl mit	62	—	331
230	„	Fleisch	42	23	—
33	„	Fett zum Kochen	—	33	—
200	„	Reis od. entsprechend Gemüse	15	—	154
			119	56	485

Ist dies eine auf gesunder, wissenschaftlicher Basis beruhende Berechnung, so hat man ein Recht, ohne jede Sentimentalität über die kärgliche Ernährung des arbeitenden Volkes zu klagen. Denn verschwindend klein ist die Zahl der Arbeiterfamilien, welche ihre Kost dieser Aufstellung entsprechend einrichten können. Untersuchungen der Kost armer Arbeiter ergaben in der That nur einen Gehalt von

86 Gramm Eiweiß, 13 Fett und 610 Stärke

und in einem anderen Falle

64 Gramm Eiweiß mit ebenfalls über 600 Gramm Stärke.

Demnach kann es als eine der wichtigsten Aufgaben unserer Zeit betrachtet werden, der ärmeren Bevölkerung und namentlich dem städtischen Proletariat billiges Fleisch zu beschaffen.

Seitdem die Zeit der in übertriebenem Maße auf Körnererzeugung gerichteten Bewirthschaftung bei uns vorüber ist, haben vielfach Landwirthe, da Korn und Wolle bei der Concurrenz des Auslandes immer mehr im Preise sanken, den Versuch gemacht, sich wieder mehr der Fleischproduction zuzuwenden. Wie unzulänglich trotzdem die einheimische Fleischproduction noch heute ist, zeigt unerbittlich die Statistik, welche ziffermäßig darthut, daß in Europa seit zwanzig Jahren der relative Viehstand, nämlich die Anzahl der Fleischthiere im Verhältniß zur Einwohnerzahl, abnimmt, und daß in den allerletzten Jahren nach der Krisis von 1873 die wirthschaftliche Bedrängniß eher zu einer Verminderung als zu einer Vermehrung des Viehstapels führte. Die inländische Hebung der Viehzucht stößt leider auf das Hinderniß ihrer ge-

Digitized by Google

ringen Rentabilität im Landwirthschaftsbetriebe hoch entwickelter Cultur- und Industrieländer. Somit erscheint, besonders für die letzteren, die Versorgung aus viehreichen Ländern Europas, Amerikas und Australiens unerläßlich, und der Vieh- und Fleischhandel mit solchen Ländern hat denn auch in der neuesten Zeit einen ganz bedeutenden Aufschwung genommen. Aber er stößt auf sehr viel größere Schwierigkeiten, als die kosmopolitische Brodversorgung, und ist gezwungen, Wissenschaft und Technik in weit höherem Maße in Anspruch zu nehmen, als jene.

Der primitive Viehtransport, welcher ursprünglich die Landstraße, dann die Eisenbahn, in neuester Zeit aber auch die transatlantischen Dampfer in Anspruch nahm und durch letztere amerikanische Rinder auf den Londoner Viehmarkt brachte, scheint jetzt dem ungleich rationelleren Fleischtransport weichen zu sollen. Nicht allein, daß bei letzterem der Gefahr der Einschleppung von Seuchen sehr viel wirksamer vorgebeugt werden kann, auch die Transportkosten werden erheblich verringert; man kann eine Auswahl treffen, um nur das bessere Fleisch zu versenden, und die Abfälle können eine wegen Wegfalls der Transportkosten ergiebigere Verwendung im Lande, wo die Thiere geschlachtet werden, finden.

Wie nun aber das Fleisch transportiren? Während bei trockenem Getreide die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln genügen, um die Waare unverändert an den entlegensten Bestimmungsort zu schaffen, ist das bei dem leicht veränderlichen Fleisch ganz anders; und doch: wenn es nicht gelänge, Conservirungsmethoden anzuwenden, durch welche Ansehen, Geruch und Geschmack des Fleisches auf längere Zeit unverändert erhalten blieben, so wäre dem Fleischtransport gar keine Zukunft zu prophezeien. Hier sind für die Fleischversorgung dicht bevölkerter Länder sehr große Schwierigkeiten zu überwinden; aber wir sehen auch auf die Lösung der klar gestellten Aufgabe so viel Fleiß und Intelligenz verwandt, und die bisher erzielten Resultate sind so ermuthigend, daß wir unbedingt hoffen dürfen, in nicht ferner Zeit zum Ziele zu gelangen.

Das Fleisch, welches im Wesentlichen aus Eiweißkörpern mit sehr viel Wasser besteht, ist bekanntlich in hohem Grade der Fäulniß unterworfen. Es unterliegt, wie alle ähnlich zusammengesetzten thierischen Stoffe, von dem Moment an, wo das Thier geschlachtet wurde, immer tiefer greifenden Veränderungen, die es bald ungenießbar machen. Diese Processe haben viel Aehnlichkeit mit Gährungsprocessen; sie treten unter denselben Bedingungen ein und verlaufen wie jene; auch müssen als nächste Ursache derselben mikroskopische Organismen und zwar Bakterien angesehen werden, welche in jeder faulenden Substanz in großer Zahl auftreten. Die Keime dieser als Gährungserzeuger wirkenden Wesen scheinen in der Luft so gut wie allgegenwärtig zu sein, und sie besitzen die Fähigkeit, sich mit außerordentlicher Schnelligkeit zu vermehren. Sie entwickeln sich aber nur bei Gegenwart von Wasser und in einer gewissen Temperatur. Wenn man also eine fäulnißerregende Substanz trocknet oder bei sehr niedriger oder hoher Temperatur aufbewahrt, so entgeht sie der zersetzenden Einwirkung der Bakterien. Es genügt auch, sie stark zu erhitzen und dann den Zutritt der Luft, mit anderen Worten: nach der Tödtung der vorhandenen Bakterien den Zutritt neuer Keime, zu verhindern. Endlich giebt es gewisse Stoffe, welche gleichsam als Gifte für die Bakterien zu betrachten sind, und von denen oft geringe Mengen genügen, um den Eintritt der Fäulniß zu verhindern. Auf diese wenigen Sätze ist Alles zurückzuführen, was sich speciell auf die Conservirung des Fleisches bezieht, die ältesten primitivsten Verfahren, wie die neuesten Vorschläge, deren Ausführung die ganze Leistungsfähigkeit der modernen Technik in Anspruch nimmt.

Wo es das Klima gestattet, haben selbst wenig civilisirte Völker seit lange das Fleisch durch Entziehung von Wasser zu conserviren gesucht. Man schneidet in Nord- und Südamerika, vielfach auch in Afrika, Kleinasien und den Donaufürstenthümern das frische Fleisch in Streifen und trocknet diese auf einfachste Weise an der Luft. Als „Charqui", „Tassajo" spielt dieses Präparat eine große Rolle in der Neuen Welt, und dasselbe Verfahren liefert im Norden Europas den Stockfisch. Wirkt hier zur Conservirung lediglich die Entziehung des Wassers, so tritt beim „Pemmikan", den die nordamerikanischen Indianer bereiten, noch der Abschluß der Luft hinzu, der durch Vermischen des getrockneten und zerkleinerten Fleisches mit viel Fett, welches die Fleischtheilchen umhüllt, und Einpressen der Masse in lederne Säcke erzielt wird. Den höchsten Triumph aber feiert die Methode des Luftabschlusses bei dem Appert'schen Verfahren, welches der französische Koch François Appert seit 1804 anwandte und in einer eigenen Schrift 1810 beschrieb, nachdem ihm die Regierung einen Preis von 12,000 Franken ertheilt hatte.

Dieses Verfahren besteht in seiner neuesten verbesserten Form im Wesentlichen darin, die Nahrungsmittel, wie Fleischspeisen oder Gemüse, mit den gewöhnlichen Zuthaten nahezu fertig gekocht in Blechbüchsen einzuhüllen, sodann den Deckel sorgfältig aufzulöthen, sodaß nur eine kleine Oeffnung bleibt, die Büchsen im Dampfbade weiter zu erhitzen und endlich auch die letzte Oeffnung zu verschließen. Durch das Kochen werden hierbei alle Fäulnißorganismen getödtet, bei dem letzten Erhitzen treibt der sich bildende Wasserdampf die Luft vollständig aus, und wenn man nun die Büchsen luftdicht verlöthet und sie zur Vorsicht noch in Salzwasser auf 108 bis 110 Grad erhitzt, so sind alle Bedingungen erfüllt, um den Conserven eine unbegrenzte Dauer zu sichern. Dabei verlangt dieses Verfahren keine fremden Zuthaten, und die Speisen bewahren das appetitliche Ansehen, an welches wir gewöhnt sind und welches wir verlangen.

Das Appert'sche Verfahren hat denn auch die allgemeinste Verwendung gefunden. Australisches Ochsen-, Hammel-, Känguruhfleisch spielt im Welthandel, dank dieser Methode, eine große Rolle. Aus Nordamerika kommt schwach gepökeltes Fleisch als beliebte Waare in Büchsen auch auf den deutschen Markt; für die feinere Küche werden in großen Fabriken allerlei Speisen conservirt; die condensirte Milch wird nach demselben Verfahren verpackt, kurz, die Blechdose ist zu ungeahnter Bedeutung gelangt.

Eine ganz andere Richtung nimmt die Fleischconservirung bei Anwendung fäulnißwidriger Mittel. Man salzt das Fleisch und verwandelt dadurch den Fleischsaft, in welchem sich die Bakterien so reichlich vermehren, in eine Flüssigkeit, welche das Leben der Fäulnißorganismen nicht mehr unterhält. Das gesalzene Fleisch läßt sich dann ohne große Gefahr trocknen, und geschieht letzteres in Rauch, so nimmt das Fleisch auch noch Dämpfe von Kreosot auf, welches in höchst energischer Weise die Fäulniß hemmt. Hier wird, wenn man blos die Conservirung in's Auge faßt, ein vollständiger Erfolg erzielt; allein man muß doch auch die Beschaffenheit des conservirten Fleisches berücksichtigen, und da zeigt sich nun, daß beim Einsalzen sehr nachtheilige Veränderungen mit dem Fleisch vorgehen. Bekanntlich bildet sich beim Pökeln eine sogenannte Lake, welche nichts anderes ist als eine Lösung von Salz in Fleischsaft. Dieser Fleischsaft geht verloren, und wenn man denselben untersucht und das Verhalten des gepökelten Fleisches beim Kochen beobachtet, so zeigt sich, daß das Fleisch nach diesem alten und ganz allgemein verbreiteten Verfahren außerordentlich an Nahrungswerth einbüßt. Man hat ursprünglich keine Kenntniß von dieser Thatsache gehabt und behält auch jetzt das Verfahren bei, weil es durch ein gleich einfaches noch nicht ersetzt werden konnte. Indeß verdient hervorgehoben zu werden, daß die liebe Gewohnheit doch auch ein Wörtchen mitspricht. Das schöne neue Pokelverfahren von Lignac, bei welchem dem Fleisch nur die unentbehrliche Menge Salz zugeführt und die Lakebildung vermieden, also der ganze Nahrungswerth erhalten bleibt, ist einfach genug und verdient wohl allgemeinere Beachtung, als es bisher gefunden hat.*

Auch den zahlreichen neueren Verfahrungsarten der Fleischconservirung ist vielfach der Vorwurf zu machen, daß sie nur die Conservirung, nicht auch die Erhaltung der Verdaulichkeit und des Nahrungswerthes des Fleisches berücksichtigen. Methoden, welche in dieser Hinsicht nicht besser sind als unser altes Pökelverfahren, verdienen gar keine Beachtung. Eine andere Gruppe neuer Methoden sieht vom Kochsalz mehr oder weniger ab und wendet fäulnißwidrige Stoffe an, welche zum Theil erst durch die chemischen Forschungen der letzten Jahre bekannt geworden sind. Würde nun auch der Haushalt, vor Allem die Küche, recht wesentlich gewinnen, wenn die Hausfrauen mit den Lehren der

* Das Lignac'sche Verfahren ist folgendes: Zwischen den Knochen und die häutige Ausbreitung der Sehnen wird mit Hülfe eines Trokars eine Sonde eingeführt, die durch ein Rohr in Verbindung mit einem 8—10 Meter über dem Fleischstück befindlichen Behälter voll Salzlösung gebracht wird; nach Oeffnung eines Hahns strömt die Lösung ein, wird von dem Zellgewebe, welches den Knochen umgiebt, aufgesogen und durchdringt bald von hier aus das Fleisch, welches man dann noch in Salzwasser legt, um es auch äußerlich zu incrustiren. D. Red.

Chemie sich ein wenig vertraut machten, so soll man doch recht vorsichtig sein, wenn es sich um Anwendung von Chemikalien und chemischen Processen auf die Nahrungsmittel handelt. Sollen hier wirklich günstige Resultate erzielt werden, so sind viele Vorbedingungen zu erfüllen, und wer alle Schwierigkeiten sachverständig würdigt, wird gewiß zahlreichen Erfindern auf diesem Gebiete zurufen: Nur nicht zu viel Chemie!

Die längst bekannte Verbindung der Salicylsäure, welcher der Genius Kolbe's zu so hohem Ruhm verhalf, hat sich eine sichere Stellung in Medicin und Technik errungen. Es war nun gewiß nicht zu erwarten, daß nichts weiter erforderlich sei, als nur eben das Fleisch mit Salicylsäure in Berührung zu bringen, um die äußerst schwierige Aufgabe der Fleischconservirung zu lösen, und in der That schlugen zuerst sogar sinnreich angestellte Versuche, mit Salicylsäure zu conserviren, fehl. Indessen hat jetzt ein Münchener Techniker, Eckart, ein Verfahren, und zwar zunächst für Fische, ersonnen, welches eine große Zukunft haben dürfte. Man erfährt, daß er die ausgenommenen Fische mittelst eines hydraulischen Apparates in 15 Minuten mit schwacher Lösung von Salicylsäure durchtränkt, dann in Fässer oder Kisten verpackt und sie endlich mit Gelatinelösung übergießt, welche um und in die Fische fließt, sie geschmeidig erhält und das Austrocknen verhindert. So präparirte Fische können als gewöhnliches Frachtgut auf die Eisenbahn gegeben werden und ertragen einen Transport von 10 bis 14 Tagen, ohne irgendwie Schaden zu leiden. Das Verfahren ist gleicherweise auf Süß- und Salzwasserfische anwendbar, und ein hydraulischer Apparat, der 100 Kilogramm Fische faßt, kann täglich 4000 Kilogramm verarbeiten.

Daneben scheint auch die Anwendung der Borsäure wichtige Resultate zu versprechen. Zuerst hat man dieselbe vor etwa acht Jahren in Schweden unter dem Namen Aseptin zur Conservirung leicht veränderlicher Nahrungsmittel angewandt, und Hirschberg constatirt, daß Milch und Bier durch einen geringen Zusatz von Borsäure auf längere Zeit vor dem Verderben geschützt würden. Herzen in Florenz behandelte dann Fleisch mit Borsäure, welcher er Kochsalz und Salpeter zusetzte, um die rothe Farbe desselben unverändert zu erhalten, und er fand, daß so präparirtes Fleisch in Kisten oder Büchsen ohne besondere Verschlußmaßregeln nach einem Jahr, in welchem es zwei tropische Seereisen mitgemacht hatte, völlig genießbar geblieben war. Die Borsäure, deren größere Menge vor dem Gebrauch des Fleisches durch Abwaschen entfernt wird, ist, in der erforderlichen Verdünnung angewendet, geschmacklos und macht sich in keiner Weise bemerkbar. Sie gilt auch als völlig unschädlich, und man kann daher nur empfehlen, ein borsäurehaltiges Präparat, wie das Herzen'sche, auch im Haushalte anzuwenden, wozu sich reichlich Veranlassung bietet. Nun hat sich Hugo Jannasch in Bernburg 1877 ein Conservesalz patentiren lassen, welches er durch Einwirkung von Borsäure auf Chlorkalium und Salpeter erhält, und dieses Salz ist bei uns im Handel zu haben. Man kann es zum Conserviren von frischem Fleisch, Wildpret, Geflügel, Fischen, bei der Wurstbereitung, als Zusatz zur Milch, um diese mehrere Tage vor dem Sauerwerden zu schützen, zur Conservirung von Bouillon, Butter, auch beim Einmachen von Früchten, Spargel ꝛc. benutzen und erzielt damit nach den zahlreichen vorliegenden Erfahrungen sehr günstige Resultate. Der billige Preis des Salzes erleichtert seine Anwendung.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß nach diesen ersten Erfolgen, welche durch Benutzung fäulnißwidriger Substanzen gewonnen wurden, die allgemeine Aufmerksamkeit sich noch in erhöhtem Maße denselben zuwenden wird. Jetzt ringen noch viele Methoden um den Sieg, und man hat sowohl durch comprimirte Luft, wie durch verdünnte Schwefelsäure, Schwefelkohlenstoffdämpfe ꝛc. eine befriedigende Conservirung des Fleisches erzielt. Die nächste Zeit wird zeigen, welcher Substanz schließlich der Vorzug gebührt; bis jetzt scheinen Salicylsäure und Borsäure weit im Vordergrunde zu stehen.

Was indeß die Anwendung im Großen betrifft, so wurden bis jetzt die Chemikalien durch die Kälte in Schatten gestellt. Den Werth des Eises für die Wirthschaft kennt Jedermann, und der Eisschrank ist ein unentbehrliches Hausgeräth geworden. Wie vortrefflich sich Fleisch in Eiskellern hält, ist längst bekannt, und es lag daher nahe, den Transport transatlantischen Fleisches durch Anwendung von Eis zu ermöglichen. Trotzdem hat man damit erst vor einigen Jahren begonnen, nun aber entwickelte sich die Sache überraschend schnell zu einer ungeahnten Bedeutung, und schon 1877 wurde 56,824,707 Pfund Fleisch im Werthe von 5,356,365 Dollars aus den Vereinigten Staaten (über 42 Millionen Pfund aus New-York) nach Europa, und zwar so gut wie ausschließlich nach England, verschifft.

Das für den Seetransport bestimmte Fleisch stammt von Thieren aus Kentucky, Ohio, Illinois, Indiana, Missouri und Iowa. Das Vieh wird lebend auf der Eisenbahn nach den Verschiffungshäfen transportirt, dort geschlachtet und nach vollständigem Ausbluten in Viertel zerlegt. Diese kühlt man in den Schlachthäusern sofort mit Eis, umnäht sie mit Musselin und schafft sie dann an Bord, wo sie in den Kühlkammern untergebracht werden. Letztere fassen etwa 600 Tonnen, sind vor Erwärmung durch die äußere Luft gut geschützt und können luftdicht verschlossen werden. Jede Kammer enthält einen Eisbehälter und ein Röhrensystem, durch welches mittelst eines Gebläses die Luft in beständiger Circulation zwischen Eisbehälter und Fleischkammer versetzt wird. Man braucht für jede Reise von Amerika nach Europa 70 Tonnen Eis und erhält in der Fleischkammer eine Temperatur von eineinhalb bis dreieinhalb Grad. Dies System hat sich vollständig bewährt; das Fleisch ist in vortrefflichem Zustande nach Europa gekommen.

Ein solcher Erfolg hat aber zur Voraussetzung, daß das Eis bis zur Ankunft des Schiffes ausreicht; verzögert sich die Fahrt durch irgend einen Unglücksfall und geht der Eisvorrath zu Ende, dann ist die ganze Ladung verloren, und das Fleisch muß in's Meer geworfen werden. An solchen Erfahrungen hat es nicht gefehlt, und man ist deshalb zu dem Entschlusse gekommen, Eismaschinen aufzustellen, welche die Mitführung von Eis unnöthig machen, da sie durch Verdampfung einer sehr leicht flüchtigen Flüssigkeit (deren Dämpfe in einem anderen Theile des Apparates durch Abkühlung wieder verdichtet werden) eine bedeutende Kälte erzeugen. Der französische Dampfer „Frigorifique", welcher im August 1877 zum ersten Mal den Hafen von Rouen verließ, um nach Südamerika zu dampfen, war mit solchen Eismaschinen versehen, die mit Methyläther gespeist wurden. Diese Flüssigkeit ist noch sehr viel flüchtiger, als der gewöhnliche sogenannte Schwefeläther, und verdampft daher unter außerordentlicher Temperaturerniedrigung. Die Wärme, welche er hierbei bindet, wird einer Chlorcalciumlösung entzogen, und diese circulirt durch ein Röhrensystem in der Fleischkammer, welche auf solche Weise beliebig abgekühlt werden kann.

Für den Transport von Fleisch auf Eisenbahnen benutzt man in Nordamerika die sogenannten Refrigerator-Cars, mit Kühlapparaten versehene Wagen. Diese Kühlwagen sind im Wesentlichen nach demselben Princip construirt, wie die Kühlkammern der Schiffe, und dienen auch zum Transport von Weintrauben, Birnen, Pflaumen, Eiern ꝛc. Will man sich bei uns auf den Bezug von amerikanischem Fleische einrichten, so wird man auch diese Wagen nicht entbehren können, und selbst wenn wir von der billigen Fleischversorgung aus Amerika im Interesse unserer deutschen Landwirthe abzusehen gezwungen würden, so behielten die Kühlwagen immer noch großen Werth, da sie wesentlich den Uebergang vom Viehtransport zum Fleischtransport, von welchem wir bereits sprachen, erleichtern würden. Ein Schreiber'scher Eiswagen faßt, nach den Angaben, welche Professor Reuleaux jüngst machte, das Fleisch von 25 Stück Hornvieh oder 300 Schafen, während dieselbe Zahl lebender Thiere 3 bis 4 Waggons erfordern würde. Da nun diese Wagen in Kriegszeiten die Versorgung der Armee mit frischem Fleische sehr wesentlich erleichtern würden, so ist vielleicht zu hoffen, daß man im Staatsinteresse den Bau solcher Wagen begünstigt und dadurch nebenbei auch dem Proletariat, welches jetzt unter den theueren Fleischpreisen schwer leidet, einen kleinen Vortheil zuführt. Könnten wir auch amerikanisches Fleisch in unsere Industriebezirke führen, so würden die Preise sehr bald fallen und der Ernährungsstand der Fabrikbevölkerung sich bessern, die Sterblichkeitsziffer aber sinken.

Digitized by Google

Von der Stätte des Elends.

Reisebriefe aus den Nothstandsbezirken in Oberschlesien.*

Von Otto Kotze.

II.

In der opferfreudigen Theilnahme, welche dem unglücklichen Oberschlesien aus allen Gegenden Deutschlands und aus allen Landen zugewendet wird, wo deutsche Herzen schlagen, in dieser imposanten Liebesbethätigung zeigt unsere Nation wieder einmal eine ebenso erhebende wie ergreifende Bethätigung des Dichterwortes: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern". Das in immer stärker anschwellenden Gabenströmen sich bekundende Mitgefühl ist so einzig, daß es in Bezug auf die Macht des Eindrucks nur von der Größe der Heimsuchung übertroffen wird, die es lindern will.

So nothwendig aber im Hinblick hierauf die ausgiebigste Hülfe von außen ist, so dringend ist es geboten, bei der Anwendung und Vertheilung der Liebesgaben gewisse Charaktereigenthümlichkeiten und Eigenarten der armen, fast durchweg polnischen Bevölkerung Oberschlesiens auf dem Lande und in den kleinen Städten in Rechnung zu ziehen. Wenn sich in der Art und Lebensführung dieser Leute wesentliche Fehler offenbaren, so ist es unrecht und unklug zugleich, dieselben ihrer slavischen Nationalität in die Schuhe zu schieben, oder sie überhaupt ernstlich dafür verantwortlich zu machen. Zur Erklärung genügt es vollständig, daß sie Jahrhunderte hindurch als ausgebeutete und mißhandelte Leibeigene unter dem härtesten Drucke der Feudalherren und der Geistlichkeit gelebt. Wie es möglich war, daß ihr Culturzustand in der Reihe von Jahrzehnten seit ihrer Befreiung aus diesem Joche und dem Eintritt in den preußischen Staat sich nicht annähernd zu der Gesittungsstufe der deutschen Bevölkerungen aufgeschwungen hat, in deren Mitte sie leben, das werden spätere Verhandlungen und Untersuchungen darthun, zu welchen dieser so erschreckend an der Grenze des deutschen Reiches sich aufthuende Abgrund von Massenelend und Verkommenheit noch Anlaß geben muß. In diesem Augenblicke aber haben wir es mit dem oberschlesischen Landmann und Arbeiter zu thun, wie er nun einmal ist und voraussichtlich noch längere Zeit wird bleiben müssen. Verwöhnt war er niemals, und zu seinen Tugenden gehörte jederzeit eine außerordentliche Genügsamkeit, die auch ihre Schattenseiten hat. In Lagen wie jetzt begnügt er sich mit rohen Kartoffeln, schlimmsten Falls auch ohne Salz, und sucht sich durch Einhüllen in Lumpen nach Möglichkeit gegen die grimmige Kälte seiner entweder sehr spärlich oder gar nicht erwärmten Hütte zu schützen. Zu einem energischen Handeln aber, um eine Besserung seiner erbärmlichen Lage herbeizuführen, wird er sich nur selten aufraffen, und meist fehlt ihm auch vollständig die Erkenntniß der Gefahr, in welcher er schwebt. Von seiner Kindheit ab an Entschlußlosigkeit und passive Ergebung gewöhnt, läßt er widerstandlos über sich ergehen, was kommen mag, und verfällt so allmählich in einen Geisteszustand, welcher dem wirklichen Stumpfsinn nicht unähnlich ist. Dabei ist der Oberschlesier im Allgemeinen und in rein mechanischen Thätigkeiten ein brauchbarer Arbeiter, aber auch das ist er nur, wenn er genügend angeleitet und beaufsichtigt wird.

Diese Gesichtspunkte müssen bei der Beurtheilung der traurigen Angelegenheit festgehalten werden, wenn die nothwendig gewordene Rettung durch Unterstützungen den Unglücklichen nicht moralisches Verderben bringen und ihre Unselbstständigkeit noch vermehren soll. Es kommt aber noch ein Anderes hinzu. Die Lage der Nothleidenden in den von der Calamität betroffenen Kreisen und Ortschaften ist in Bezug auf ihre Vermögensverhältnisse und ihre Arbeitsfähigkeit eine verschiedene. Wird da nicht eine möglichst genaue Sonderung vorgenommen, so kann es nicht ausbleiben, daß Vieles von den immerhin doch beschränkten Unterstützungsmitteln Solchen zufließt, die durch eigene Belastung oder Anstrengung sich noch selber helfen könnten, aber lieber aus dem Nothstande ihren Vortheil ziehen wollen. Bereits wurden Ortschaften namhaft gemacht, wo gutsituirte Leute sich an der Entnahme freier Kartoffeln betheiligt, ja dieselben sogar unter dem Preise wieder verkauft hatten, sodaß zuletzt Polizei und Gensd'armerie einschreiten mußten. Aus verschiedenen Orten führt der „Oberschlesische Anzeiger" Beispiele an, daß Einwohner, die noch hinlänglich mit Bekleidung versehen sind, sich doch geweigert haben, ihnen angebotene Arbeiten zu übernehmen, „weil sie während des Nothstandes nicht arbeiten könnten" oder „weil überall Gelder für sie gesammelt, Suppenanstalten errichtet würden und es Zeit wäre, daß für sie auch etwas geschähe" ꝛc. Das heimische Blatt bemerkt dazu: „Solchen Unverschämtheiten darf Niemand nachgeben, es kommt sonst eine nicht zu bändigende Corruption auf und wir können es noch erleben, daß der Arbeitsscheue droht: Fütterst du mich nicht auch, so bringe ich mit Hungertyphus die Pestilenz über's Land! Hier eröffnet sich der Geistlichkeit ein Feld segensreicher Wirksamkeit. Möge sie allsonntäglich den Parochianen das ‚Bete und arbeite' vor die Seele führen!" **

Diese unwürdige Habsucht hat den Landrath Pohl in Ratibor vor Kurzem zu einer amtlichen Bekanntmachung veranlaßt, in welcher er die Ortsvorstände auf das Strengste anweist, die zur Linderung des Nothstandes überwiesenen Unterstützungen an Lebensmitteln, Kleidungsstücken und Heizungsmaterial in keinem Falle ohne Zuziehung der sämmtlichen Mitglieder des Localhülfscomités und nur an die Ortsarmen und diejenigen hülfsbedürftigen Personen zu vertheilen, die absolut nicht in der Lage sind, durch Arbeitsverdienst den nöthigen Lebensunterhalt sich zu erwerben; er macht die Gemeindevorstände für die gerechte Vertheilung der Unterstützungen und für die gewissenhafte Berichterstattung in allen Nothstands-Angelegenheiten verantwortlich.

Das sind Eindrücke niederschlagendster Art, und sie werden noch verstärkt durch widerwärtige Erscheinungen in anderen oberschlesischen Kreisen, die thatsächlich von einem wirklichen Nothstande gar nicht betroffen sind und wo die Noth nicht größer ist, als in den meisten anderen Gegenden unseres Vaterlandes, welche dennoch von Ortschaften solcher Bezirke um Hülfe angerufen werden. „Wo so viel gegeben wird, kann für unsere Gegend auch etwas abfallen" — das ist der Grundsatz, den man häufig vernehmen kann, und flugs ist auch ein Zeitungsschreiber da, der von nackten frierenden Kindern, von trockenen und verfaulten Kartoffeln als Nahrungsmittel und von anderen schaudererregenden Details berichtet. Nicht als ob derartige Geschichten durchweg erfunden wären, sie können immerhin ganz wahr sein, gehören aber an dem betreffenden Platze doch nur zu den Ausnahmen, und man braucht, um sich von dem Vorhandensein solcher vereinzelter Fälle zu überzeugen, sicher nicht nach Oberschlesien zu gehen; sie kommen anderswo auch vor. Es wäre eine Ungerechtigkeit gegen die jetzt weit und breit in Deutschland und namentlich überall in den großen Städten und in verschiedenen Gebirgsgegenden offen und heimlich grassirende Noth von Tausenden, wenn ihr auch nur ein Theil der nöthigen heimischen Fürsorge entzogen würde, um dieselbe denjenigen oberschlesischen Bezirken zuzuwenden, in denen eine wirkliche Massencalamität nicht zu finden ist.

Einen Zustand äußerster Bedrängniß weisen in Oberschlesien, allen angestellten Ermittlungen zufolge, in der That nur die im Süden desselben belegenen Kreise Ratibor, Cosel, Rybnik und Pleß

** Soweit wir die Verhältnisse aus öffentlichen und privaten Mittheilungen kennen, haben aber viele Geistliche aller dieser polnisch-deutschen Districte ihren vorwiegenden Einfluß auf das in Unwissenheit und Aberglauben erhaltene Volk bisher für ganz andere Zwecke verwendet. Die Landgeistlichen waren eifervolle Arbeiter und mächtige Werkzeuge auf dem Gebiete der hohen Politik. Statt der so nothwendigen geistigen und sittlichen Hebung dieses Volkes, die hier recht eigentlich ihre Aufgabe gewesen wäre, ließen sie vor Allem die Schürung und Schärfung des leidigen Rassezwiespalts und Confessionszelotismus, den Kampf gegen die Staatsgesetze und die Beeinflussung der Wahlen im römisch-hierarchischen Interesse sich angelegen sein. Sollte es einem Zweifel unterliegen, daß auch in diesem traurigen Umstande und in dem Mangel einer angemessenen, durchgreifend organisirten Gegenwirkung eine der Hauptursachen der entsetzlichen Herabgekommenheit zu suchen ist? D. Red.

* Der Verfasser, welcher seine Reise leider unterbrechen mußte, hat Obiges auf unsern Wunsch nach früheren Beobachtungen und zuverlässigen Mittheilungen zusammengestellt. D. Red.

Digitized by Google

auf, und es ist dazu auch noch die südöstliche Hälfte des Kreises Lublinitz zu rechnen. Das Nothstandsgebiet umfaßt somit eine Einwohnerzahl von 400,000 Seelen, von denen, hoch gegriffen, zwanzig Procent unterstützungsbedürftig und höchstens zehn Procent in einem außerordentlichen Nothstande begriffen sind. Die betreffenden Kreise können bei ihrer ohnedies schon sehr gedrückten finanziellen Lage notorisch für ihre Eingesessenen nicht eintreten. Man darf aber hoffen, daß die von anderen Kreisen und der Provinz flüssig gemachten Mittel in Verbindung mit den Beträgen der Privatsammlungen den in den obigen Grenzen wirklich vorhandenen Nothstand in erheblicher Weise mildern werden.

Schon beim Herannahen der Calamität hatte der Provinziallandtag von Schlesien 888,000 Mark bewilligt, und weitere 2 Millionen bereit gestellt, von denen 1,500,000 Mark zu Darlehen an die Bewohner der Nothstandsbezirke unter Bewilligung günstiger Verzinsungs- und Rückzahlungsbedingungen, nöthigenfalls auch 10 Procent mit Risico des Verlustes, ausgegeben, 500,000 Mark dagegen zu Wegebauten verwendet werden sollen. Ebenso wetteifern die einzelnen Kreise mit einander, um ihrerseits durch Wege- und Straßenbauten den Bedrängten im Lande Arbeit zu schaffen.

Ferner hat bekanntlich auch Kaiser Wilhelm dem schlesischen Provinziallandtage die Mittheilung zugehen lassen, daß ein Capital von 400,000 Mark, welches die Provinz dem kaiserlichem Paar bei Gelegenheit der goldenen Hochzeit zur Begründung einer Stiftung dargebracht, nunmehr gleichfalls zur Beseitigung des Nothstandes verwendet werden möge. Es ist daher die Summe dem Landarmenverbande für Unterstützung Hülfsbedürftiger über die gesetzliche Verpflichtung hinaus zu unbeschränkter Verfügung überwiesen worden. Was die Sammlungen und sonstigen Leistungen aus dem Publicum betrifft, so läßt sich der bisher erreichte Betrag noch nicht übersehen. Allein das in Berlin erst vor Kurzem begründete Hülfscomité quittirt an dem Tage, wo dies geschrieben wird, über eine bis jetzt eingegangene Summe von 164,000 Mark, von denen bereits 50,000 Mark nach Oberschlesien abgegangen sind. Die verschiedenen Sammlungen sind aber noch in vollem Flusse.

An Mitteln, um für den Augenblick dem Allerschlimmsten abzuhelfen, dem Allerdringendsten zu genügen und mannigfach lindernd den Gefahren vorzubeugen, fehlt es also nicht. Damit ist schon viel gethan und ein hochwichtiger Theil des Barmherzigkeitswerks in Angriff genommen. Für die erforderliche Nachhaltigkeit freilich reichen die Ergebnisse der bis jetzt gemachten Anstrengungen nicht hin. Um das zu begreifen, braucht sich der Entfernte ein nur annähernd deutliches Bild von der Gewalt und Ausdehnung des Schreckens zu machen, der unter den Mittellosen des eigentlichen Nothstandsbezirks in der Gestalt des Hungers, des Frostes, des Mangels aller nothwendigsten Existenzbedingungen und der daraus folgenden Erkrankungen sein grausig-heimtückisches Regiment entfaltet hat. Hier strecken in den verschiedenen Ortschaften Hunderte, in weiteren Umkreisen Tausende von Hungernden und Halbverhungerten, Alte und Junge, Männer und Frauen in verzweiflungsvoller Gier ihre Hände nach ein wenig Nahrung aus; hier seufzen und winden sich auf erbarmenswürdigem Lager unzählige Schwache, Sieche und Kranke jedes Lebensalters ohne Pflege, ohne Ernährung und Wärme; bei Tausenden ist kein Vorrath im Hause, kein Feuer im Ofen, überall Schmutz, Lumpen, bleicher und hohläugiger Jammer, vielfach in den langen Winterabenden nicht einmal der Strahl eines Lämpchens zur Erhellung der trostlos düsteren Behausung. Und all diesem zu äußerster Höhe gesteigerten Elend stehen die Armenverwaltungen des Ortes und der Kreise ziemlich machtlos gegenüber.

„In zwei großen Dörfern des Oppathales, die ich gestern besuchte," so bemerkt der Geheime Sanitätsrath Dr. Heer aus Ratibor in einem Briefe vom 23. December 1879, „sind 700 Personen ohne alle Nahrungsvorräthe; sie werden durch fremde Hülfe bis zum Beginn der Arbeitszeit erhalten werden müssen. Ich habe die Kinder in den Schulen gesehen und unter ihnen eine große Menge abgemagerter, blutarmer Gestalten gefunden, die Mittags das Schullocal nicht verlassen wollten, weil sie zu Hause kein warmes Zimmer und kein Essen finden. Und was ist die Nahrung der Bessersituirten? Zwei Mahlzeiten von schlecht gerathenem Buchweizen, der, auf Handmühlen zerkleinert, mehr als zur Hälfte des Gewichts feste schwarze Hülsen giebt. Davon werden Klumpen ohne jede Fettung in Salzwasser gekocht. Leider ist diese Kost ein Luxus gegen die zahlreichen ekelerregenden Gerichte, welche aus den zur Zuckerfabrikation nicht geeigneten, mißrathenen Rüben bereitet werden und sehr vielen Familien zur ausschließlichen Nahrung dienen. Ich habe gesehen, daß eine Hausfrau fünf Kindern diese Kost dadurch schmackhaft und annehmbar zu machen versuchte, daß sie die gesottenen Rübenstücke mit geriebenem altem Käse der widerlichsten Art servirte. Inzwischen greifen die durch ungenügende und ungeeignete Nahrung bedingten Darm- und Magenkatarrhe in bedenklicher Weise um sich und bereiten dem Typhus einen fruchtbaren Boden. Seit mehreren Tagen sind an vielen Orten Volksküchen und Suppenanstalten im Gange, um aber allen Bedürfnissen zu genügen, dazu gehört noch unendlich viel. Gegenwärtig ist's noch nicht gelungen, mehr als die völlig Hülflosen zu ernähren."

Je weniger also ohne die von draußen eingehenden Unterstützungen an eine Bekämpfung dieses äußersten Grades menschlichen Elends zu denken wäre, um so mehr liegt die bereits hervorgehobene Hauptschwierigkeit dabei in einer den Verhältnissen entsprechenden Vertheilung. Nicht blos die Ueberwachung der zahlreichen, noch gesondert wirkenden localen Hülfscomités, sondern auch eine Centralisation derselben, eine einheitliche Leitung des gesammten Hülfswerks von einem mit Autorität versehenen Mittelpunkte aus ist dringend geboten. Vielleicht ist es das Naturgemäßeste, diese Centralleitung dem ohnedies über fast alle Städte sich verzweigenden „Vaterländischen Frauenverein" zu übertragen, der bereits in den Nothstandsbezirken eine außerordentlich segensreiche Wirksamkeit entfaltet hat.

In Betreff der als nothwendig sich herausstellenden Organisation ist ja an den einzelnen Punkten schon Manches geschehen, aber die Städte sind in der Planmäßigkeit ihrer Maßnahmen dem platten Lande weit vorausgeeilt. In den Städten wirken schon wohlorganisirte Hülfscomités, die zumeist mit dem „Vaterländischen Frauenverein" in Verbindung stehen; Niederlagen von Lebensmitteln, Suppenanstalten sind gegründet, in denen ganze Portionen gewöhnlich für zehn, halbe für fünf Pfennig, an ganz Arme jedoch auch auf Anweisung des betreffenden Hülfscomités unentgeltlich verabreicht werden. Die Einrichtung dieser Volksküchen erweist sich als sehr praktisch; zur Verwendung gelangen dabei Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Reis und Graupen, und die Zubereitung ist eine durchaus schmackhafte, wie in jeder guten bürgerlichen Haushaltung. Auch die Krankenanstalten sind in den Stadten im Allgemeinen gut; einzelne lassen freilich stark zu wünschen übrig und dürften bei einem weiteren Umsichgreifen des Hungertyphus sich als vollständig unzulänglich herausstellen. So schildert der Regierungs- und Medicinalrath Dr. Pistor in Oppeln in seinem Generalbericht über das Gesundheitswesen im Regierungsbezirk Oppeln (Breslau, Clar'sche Buchh.) das Krankenhaus zu Sohrau in Oberschlesien in nachstehender Weise:

„In Sohrau befanden sich im November 1879 in einem Raume Kranke beiderlei Geschlechts, um für den zweiten noch vorhandenen Raum die Heizung zu ersparen. Auf den Dielen lagerte der Schmutz fünf Centimeter hoch. Bettwäsche fehlte oder war so schmutzig, daß die Grundfarbe des Stoffes kaum noch zu erkennen war. Kurz, die Verwahrlosung war so groß wie möglich. Auf dem Hofe befand sich eine Latrine der primitivsten Art über einer offenen Düngergrube. Und doch zählt Sohrau über viertausend Einwohner und ist nicht unbemittelt."

Aus Berichten der „Schlesischen Zeitung" erhellt, daß dieser jämmerliche Zustand des Krankenhauses in der Mitte des December noch nicht verbessert war; ein neues Krankenhaus ist zwar jetzt vorhanden, wird aber aus Sparsamkeitsrücksichten nicht belegt. Es möge das als ein Beispiel der Zustände in manchen dieser oberschlesischen Gemeinden hier angeführt sein. Der inzwischen ausgebrochene Hungertyphus wird hoffentlich auch nach dieser Richtung die betheiligten Behörden zu einem beschleunigten Tempo aufmuntern.

Auf dem Lande sind zwar durch Veranlassung des „Vaterländischen Frauenvereins" vielfach in den größeren und theilweise auch in den kleineren, besonders hart von der Noth bedrängten Dörfern gleichfalls Suppenanstalten errichtet; im Allgemeinen jedoch ist die Organisation der Hülfscomités dort bis heute noch

Digitized by Google

in der ersten Entwickelung begriffen, wird selbstverständlich auch viel schwieriger sein, als in den Städten, da sich nicht in jeder Ortschaft die erforderliche Anzahl zuverlässiger und zur Leitung geeigneter Persönlichkeiten finden mag. Der Bedarf an Kartoffeln dürfte inzwischen in den meisten Ortschaften beschafft sein. Das Quantum ist durch Vertrauensmänner festgestellt worden und wird den einzelnen Gemeinden gegen solidarische Schuldverbindlichkeit der Gemeindemitglieder mit zwei Mark fünfzig Pfennig bis drei Mark pro Centner geliefert.

Was nun die traurigste Hauptsache des ganzen Unglücks, den Ausbruch des Typhus betrifft, so kann leider die weithin erregte Furcht vor diesem grauenhaften Schreckbilde nicht als eine unbegründete bezeichnet werden. Nach den Mittheilungen des oben bereits genannten Dr. Heer in Ratibor vom 23. December war der Typhus bis zu diesem Tage nicht blos in dem Dorfe Solarnia, sondern auch in Ratibor selbst und in den Dörfern Olsau, Bluschczau, Plania, Marquartowitz, Kamin, Brzezniz, Raschütz, Bobrownik, Woinowitz und Nendza constatirt. Der Arzt bemerkt hierbei: „Wenngleich in mehreren Orten erst einzelne Fälle aufgetreten sind, so muß doch die Gleichzeitigkeit ihrer Erscheinung als der Ausdruck einer allgemeinen Ursache erachtet werden, und über die Natur dieser Ursache besteht kein Zweifel mehr.“ Die furchtbare Ansteckungsfähigkeit und verheerende Gewalt dieser schrecklichen Krankheit ist zu bekannt, als daß davon noch besonders gesprochen werden müßte. Einigermaßen beruhigend können in dieser Hinsicht die Maßnahmen wirken, welche von den Behörden unter persönlicher Leitung des Oberpräsidenten an Ort und Stelle angeordnet und ausgeführt worden sind; dieselben lassen zuversichtlich hoffen, daß die Krankheit auf ihren Herd beschränkt und ein epidemisches Ueberhandnehmen derselben verhindert werden kann. Dringend nöthig in dieser Beziehung ist die strengste Controlle, namentlich der ländlichen Gemeindebehörden, da es vorgekommen ist, daß in einer Ortschaft des Kreises Gleiwitz mehrere Wochen hindurch eine ansteckende Krankheit herrschte, ohne daß auch nur der Kreisverwaltungs- oder der Kreismedicinalbehörde irgend eine Anzeige davon erstattet wurde. Hier liegt eine ganz ungeheuere Verantwortung, denn durch die so reich gespendete Hülfe haben die außerhalb Oberschlesiens wohnenden Bevölkerungen sich ein doppeltes Recht erworben, gegen die Einschleppung der Hungerpest aus dem bedrängten Lande sich in durchgreifendster Weise geschützt zu sehen.

Dieses gleichgültige Verschweigen der Gefahr ist für den Oberschlesier, wie er jetzt ist, ebenso charakteristisch, wie die häßlichen Züge, welcher ich zu Eingang dieses Berichtes Erwähnung that. Aus allem, was ich als Bewohner der Provinz längst weiß und jetzt auf's Neue wiederum gesehen und gehört habe, geht eben mit Sicherheit hervor, daß man es in Oberschlesien mit einem doppelt bedrohlichen und verhängnißschweren Nothstande zu thun hat, mit einem leiblichen und einem geistig-sittlichen. Der erstere wird durch die starke Mithülfe des opferwilligen Erbarmens hoffentlich bald abgewendet werden, der geistige und sittliche Nothstand aber wird den Hunger sammt seinem schauerlichen Gefolge auch dieses Mal überleben, und es wird sich aus dieser Seite des Unglücks, falls ihre allmähliche Besiegung nicht gelingt, das gegenwartige Elend unter geeigneten Umständen immer von Neuem erzeugen müssen.

Dessau und sein Herzog Franz.

Von dem „alten Dessauer“ hat wohl Jeder einmal gehört, und weltberühmt seit anderthalb Jahrhunderten ist auch der aus den Kriegszügen dieses Soldatenfürsten herrührende „Dessauer Marsch“. Von Dessau selber aber wissen die meisten Leser wohl kaum etwas mehr, als daß es eine der kleineren deutschen Fürstenresidenzen ist, die am linken Ufer der Mulde, unweit ihres Einflusses in die Elbe, gelegene Hauptstadt des seit 1863 wiederum vereinigten Herzogthums Anhalt. Uebertreibung würde es sein, wenn man den Ort als einen verschollenen bezeichnen wollte. Aber von einer liebreichen Verwaltungsweisheit, welche hier in den vormärzlichen Tagen unbeschränktester Territorialherrlichkeit ihr Regiment entfaltete, wäre ihm beinahe dieses Geschick bereitet worden. Viele Jahre hindurch hat diese eigenthümliche Regierungskunst mit ängstlicher Fürsorglichkeit über der politischen und industriellen Unschuld des Ländchens und seiner Hauptstadt gewacht, ihr patriarchalisches Stillleben namentlich gegen das Eindringen eines unruhigen Fremdenverkehrs so emsig zu schützen gesucht, daß die Folgen dieser langen Absperrung noch heute nicht überwunden sind. Dessau wird noch immer wenig von Touristen besucht und auch jenseits der anhaltischen Grenzen nur selten in der Oeffentlichkeit genannt.

Das hindert es jedoch nicht, eine der schmucksten und ansehnlichsten deutschen Städte zu sein und den neu hereinkommenden Fremden meilenweit in ihrem Umkreise durch eine Landschaftsscenerie zu überraschen, die sofort seinen Blick fesselt und sein Herz gewinnt. Eine solche Fülle heiterster Anmuth, lieblichster und frischester, namentlich zu einem reichen Ganzen harmonisch vereinigter Naturbilder hatte er sicher in einer der ebenen Gegenden unseres Vaterlandes nicht erwartet, und anziehend wie die Betrachtung dieser grünen Wald-, Garten- und Auenherrlichkeit werden dem Gebildeten auch die Mittheilungen über ihre Entstehungsgeschichte sein. Erinnert sie doch lebhaft und in sprechenden Zeichen an jene merkwürdige Epoche des vorigen Jahrhunderts, wo auch deutsche Fürsten mächtig von dem durch alle Lande wehenden Humanitätsgeiste der Zeit ergriffen wurden, sodaß sie es sich zur Lebensaufgabe machten, die Verschönerer ihrer Länder, die Retter und Wohlthäter ihrer zurückgebliebenen Völker durch Förderung von Bildung und Aufklärung, von gutem Geschmack und edler und humaner Sitte zu werden.

Wer einmal durch den berühmten Weimarischen Park gewandert ist, der wird an einem schattig-lauschigen Punkte dieser classischen Stätte ein hohes, durch die Jahre schon verwittertes Steingefüge bemerkt haben mit der Inschrift: „Francisco Dessaviae Principi“ (vergl. die Abbildung Jahrg. 1878 S. 453 der „Gartenlaube“). Dieses eigenthümlich gestaltete Denkmal ist hier vom großsinnigen Karl August einem älteren Zeit- und Gesinnungsgenossen, der ihm Freund und in vieler Hinsicht Vorbild war, dem Herzog Franz von Dessau, errichtet worden. Da keine derartige Huldigung anderer Persönlichkeiten im Parke sich findet, ist jene einzige unbedingt ein Beweis höchster Verehrung seitens des Weimarischen Musenhofes, mag dieselbe nun der Genialität des großen Baumeisters, Parkschöpfers und Landschaftsgärtners, dem Schüler und Freunde Winckelmann's, oder dem erleuchteten Regenten, dem Anhänger Rousseau's und Pestalozzi's, dem eifrigen Förderer einer verbesserten Jugend- und Volkserziehung von großen Gesichtspunkten aus, gegolten haben. Nach allen diesen Seiten hin hatte der Fürst Franz mit den eingreifendsten Erfolgen gewirkt, und nur äußere Umstände tragen die Schuld, daß man das weit über den engen Localrahmen hinausreichende Bild seiner Persönlichkeit noch nicht in würdiger Biographie gezeichnet, ihm in der Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht den verdienten Platz angewiesen hat. Das heutige Dessau ist zum großen Theil sein Werk, und wir werden eingehender von ihm sprechen müssen, indem wir Veranlassung nehmen, etwas über die Stadt und ihre Geschichte mitzutheilen.

Die Geschichte kleiner monarchischer Staaten und besonders ihrer Residenzstädte war und ist auch heute noch viel mehr mit der Geschichte ihrer Fürstenhäuser verwachsen, und ihr Charakter, ihr Aufschwung oder Rückgang bleibt in viel stärkerem Maße von dem Charakter, der Bildung und Befähigung der jeweiligen Regenten abhängig, als dies in umfangreicheren Ländern der Fall ist. Aus dieser Lage der Dinge ergeben sich im Laufe der Zeit sehr viele Förderungen und Vorzüge, aber auch mancherlei Nachtheile, wohin der Mangel eines unabhängigen, öffentlichen Geistes und eine gewisse Unselbstständigkeit des bürgerlichen Lebens zu rechnen ist. Alle diese kleinen Residenzen zeigen daher die wohlthuende Eigenschaft einer von oben her geordneten traditionellen Zierlichkeit und Nettigkeit, einer gebildeten Gesellschaft und gewissen Eleganz der Einrichtungen und Sitten. Zu einer wirk-

Nach der Natur aufgenon

Digitized by Google

lichen Bedeutung jedoch, die nur durch eine energische Regung des Volksgeistes erreicht werden kann, hat es bis jetzt noch keine einzige derselben gebracht.

Dessau ist weit jünger als seine Schwesterstädte Köthen, Bernburg und Zerbst. Es soll erst kurz vor 1212, in den letzten Regierungsjahren des Grafen Bernhard von Anhalt und auf Betrieb dieses Fürsten, im Anschluß an einen slavischen Ort entstanden sein. Bei seiner guten Lage an der Mulde und in der Nähe der schiffbaren Elbe gewann Dessau bald an Bevölkerung und Ausdehnung, und war bereits zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts eine wohleingerichtete Stadt. Mitten im besten Aufblühen aber hatte sie am 19. August 1467 das Schicksal, bis auf die Kirche zu St. Marien abzubrennen, ein Unglück, von dem es sich in den nächsten beiden Jahrhunderten nur langsam, wesentlich aber durch die Verdienste der Fürsten Joachim Ernst (1570 bis 1586) und Johann Georg des Zweiten (1660 bis 1693), erholte.

Fürst Leopold, des Letztgenannten einziger Sohn und Nachfolger — „der alte Dessauer" — vergrößerte Dessau bedeutend. Der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts sah eine völlige Umgestaltung der Stadt durch ihn. Mauern und Thore fielen; neue Straßen und ganze Stadttheile entstanden, und den regsamen Bürgern schenkte er Bauplätze und Baumaterialien. Aber — er schrieb ihnen auch streng vor, wie sie ihre Häuser bauen sollten: nach der Schablone, casernenartig, meist zwei Stockwerke mit einem Erker darauf, wie sich solche noch heute vielfach in Dessau finden. Seine Häuser erinnern in ihrer Gleichförmigkeit an seine Grenadiere auf den preußischen Drill- und Paradeplätzen. Eines aber verstand Fürst Leopold nicht, oder wollte es bei seiner Eigenart nicht verstehen: auf dem von seinem Vater gelegten Grunde fortzubauen, geschäftliches Leben und Treiben in seiner Residenz zu fördern, die Industrie zu heben, Handel und Ackerbau mehr und mehr von hemmenden Fesseln zu befreien, durch Humanität und Wohlwollen sich die Herzen seiner Unterthanen zu gewinnen. Während er selbst seinen eigenen Wohlstand bedeutend vermehrte, die Einkünfte des kleinen Landes — das heißt also *seine* Einkünfte — von etwa 26,000 auf 240,000 preußische Thaler brachte, kamen seine Unterthanen in fast allen Schichten immer mehr und mehr zurück, ja verarmten zum Theil. Durch sein Princip, allen großen Grundbesitz, besonders den der adeligen Familien im Lande, an Gütern, Mühlen und Gefällen an sich zu kaufen, Privilegien, Monopole und Lehen, nicht selten durch Gewalt, in seine Hand und an sein Haus zu bringen, schädigte und verstopfte er vielfach die Hauptnahrungsquellen seiner Unterthanen. Die traurigen Folgen dieses Verfahrens im ehemaligen Fürstenthum Anhalt-Dessau, ein gewisses Siechthum auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete, ganz zu beseitigen, ist selbst der regen Jetztzeit noch nicht gelungen.

Bei des Fürsten Leopold Tode (1747) zählte Dessau etwa sechstausend Einwohner. Erst dessen Enkel, der obengenannte Fürst Leopold Friedrich Franz (1758, seit 1807 Herzog, bis 1817), verstand es, aus dem Felsen Wasser zu schlagen; er prägte dem kleinen Ort und seinen verwilderten, wüst und öde daliegenden Umgebungen den Stempel seiner Bildung und seines hohen künstlerisch gebildeten Schönheitssinns, seines Geistes und Geschmacks auf.

Fürst Franz, von tüchtigen Lehrern unterwiesen, „in der Schule der Humanität gebildet, die den Fürsten die Unsterblichkeit sichert", hatte sich ernstlich die Aufgabe gestellt: Land und Leute zu beglücken. Und — was noch viel mehr sagen will — er hat diese Aufgabe, soweit es möglich war, gelöst, und zwar in einer Zeit, wo es in den großen wie kleinen Ländern des gesammten europäischen Continents irgend einen Willen des Volkes noch nicht gab und der Wille des souverainen Monarchen allein entschied und gebot.

Kaum achtzehn Jahre alt, trat Franz in einer schweren Zeit, mitten im Toben des dritten schlesischen Krieges, die Regierung an. Wegen seiner geographischen Lage, von Sachsen und Preußen umschlossen, hatte Anhalt-Dessau viel unter jenen kriegerischen Vorgängen zu leiden. Die Kriegscontributionen während der sieben bösen Jahre bezifferten sich auf eine Million Thaler. Von den Unterthanen war nichts zu verlangen, eine traurige Folge der Besitzentziehung und der schwer vernachlässigten Landes- und Menschencultur — Fürst Franz zahlte die Contributionen aus seinen eigenen Mitteln. Acht Jahre später traf eine ähnliche Calamität das Ländchen. Die Wasser der Mulde und Elbe stiegen im Vorsommer des Jahres 1771 zu einer niegekannten Höhe, zerrissen die wenigen Schutzdämme und ergossen sich zerstörend über die Aecker der Bürger und Landleute. Hunger und bösartige Krankheiten wütheten. Da trat der junge Fürst zum zweiten Male als der Retter der Seinen auf. Er verschaffte ihnen aus Hamburg billiges Brodkorn und Saatfrucht und gab ihnen Arbeit und Verdienst. So ward die große Noth in dem kleinen Lande bald überwunden. Aber der menschenfreundliche Regent sah tiefer und weiter.

Zur Ausgleichung der Schäden sollte das Selbstvertrauen des Einzelnen geweckt, sollte Jeder auf seine ihm innewohnenden geistigen und intellectuellen Kräfte hingewiesen werden. Die bisher sehr im Argen liegenden Schulen waren einzig das Mittel hierzu. Hier eröffnete sich dem schöpferischen Drange und dem Organisationstalent des Fürsten Franz ein großes Thätigkeitsfeld. „Können meine Unterthanen auch nicht durch Handel und Fabriken reich werden," hat er selbst einmal ausgesprochen, „so will ich sie doch wenigstens durch Bildung gut und glücklich machen."

Im Jahre 1774 gründete er unter Basedow's Leitung das seiner Zeit berühmte „Philanthropin" in Dessau, berief die bedeutendsten Pädagogen Deutschlands an dasselbe, richtete ein Seminar, eine Pflegestätte für junge Volkslehrer, wohl die erste in Deutschland, ein, und schuf unter vielen anderen Lehr- und Bildungsanstalten in Stadt und Land eine höhere Bürger- und Gelehrtenschule in Dessau, das jetzige Gymnasium. Inzwischen hatte Fürst Franz, als ein großer Verehrer Winckelmann's, mit dem er in Rom innige Freundschaft geschlossen, im Herzensverein mit einem jungen sächsischen Edelmann, dem für alles Edle empfänglichen und begeisterten Herrn von Erdmannsdorff, dem Studium der schönen Künste sich zugewandt — sowohl aus eigener Neigung, wie um seiner früh gefaßten volkspädagogischen Pläne willen. In schönen Kunst- und Naturgebilden sah er ein Hauptmittel, auf die Gemüther zu wirken, Sinn, Verständniß und Geschmack für das Höhere und Erhabene in seinem Volke zu erwecken.

Gleichzeitig und aus denselben Gründen begann er mit vollster Hingabe der Gartenkunst und Landschaftsgärtnerei sich zu widmen, die er in England kennen und lieben gelernt. Als Frucht dieser Arbeiten entstand der etwa drei Stunden von Dessau entfernte berühmte Wörlitzer Garten mit seinem von majestätischen Linden umschatteten, in edlem Baustile aufgeführten Schlosse. Noch heute, mehr als hundert Jahre nach seiner Erbauung, gilt diese ebenso imposante, wie poesievolle Schöpfung, wenn man einige dem Zeitgeschmacke angehörige Anhängsel abrechnet, als ein Kleinod der Landschaftsgärtnerei.

Ueber der Sorge um dieses Werk vernachlässigte der Fürst jedoch die Hauptstadt selber nicht. Fast gleichzeitig schuf er in der Umgebung derselben den durch hohen, idyllischen Reiz sich auszeichnenden Park „Luisium" und erbaute daselbst auch auf einem Hügel, an einem träumerisch daliegenden, schilfumwachsenen Weiher, ein freundliches Schloß. Ein Seitenstück zu dieser Schöpfung ist das von Franzens kunstsinnigem Bruder Johann Georg 1780 erbaute Schloß „Georgium", nur daß der dasselbe umgebende Park, der sogenannte „Georgen-Garten", einen viel imposanteren Umfang hat, sich durch die herrlichsten Baumgruppen, schattigsten Laubgänge und mancherlei Häuser, Hallen, Tempel, Bogen und Statuen auszeichnet und überhaupt einen durch die nächste Nähe der Stadt bedingten belebteren Charakter trägt.

Ferner legte Franz in den ersten achtziger Jahren, auf einer natürlichen Uferhöhe an der Elbe, ein und eine halbe Stunde östlich von Dessau, den „Sieglitzer Berg" an. Ein Verehrer des Fürsten, der kunstgebildete Fürst Ligne, nannte ihn „die reizendste Einsiedelei der Welt". Der Sieglitzer Berg, wohin der Weg über duftige, mit majestätischen Eichen gesäumte und geschmückte Wiesenflächen führt, die in der Morgen- oder Abenddämmerung von Rudeln Hoch- und Damwild belebt sind, bildet noch heute einen der beliebtesten Ausflüge der Dessauer. Von kleineren Anlagen dieser Art sei der Hügel erwähnt, den er beim Dorfe Pötnitz unweit Dessau am See aufführte und welcher den Tempel der Winde zu Athen vorstellt.

Sein Werk ist auch der schöne, große, bei Dessau liegende Begräbnißplatz, bei Franzens Toleranz und reformatorischen Bestrebungen für „alle christlichen Confessionen" gestiftet. Die vielen Akazien lassen ihn zur Zeit ihrer Blüthe von fern eher

als einen Lustgarten erscheinen. Hier ruht, außer vielen anderen verdienten und bekannten Männern, auch der Sänger der Griechenlieder, Wilhelm Müller, ein geborener Dessauer. Die Grabstätte Friedrich Schneider's, des berühmten Componisten des „Weltgerichts", der von 1821 bis zu seinem Tode, 1853, Hofcapellmeister in Dessau war, befindet sich auf dem angrenzenden, 1820 vom Herzog Leopold Friedrich angelegten neuen Friedhofe.

Ueberblickt man die gesammten landschaftsgärtnerischen Schöpfungen des Fürsten, ein planmäßig zusammenhängendes Werk großen Stils, so erkennt man das erfolgreiche Bemühen, nicht nur die nächsten Umgebungen Dessaus, sondern die ganze Mulde- und Elbaue, ein Terrain, das sich durch seine Fruchtbarkeit und Frische allerdings leicht dem schöpferischen Walten fügte, zu einem einzigen großen Park umzuwandeln und diesem Boden in wohlthuendster Gestaltung Alles entsprießen zu lassen, was das Auge erfreuen, die Seele erheben kann.

Gewissermaßen gehörte zu diesen Schöpfungen auch jene schöne Brücke über die Elbe, welche Franz mit einem Aufwand von 80,000 Thalern erbaute, welche aber schon zweiundzwanzig Jahre später von den aus der Jenaer Schlacht fliehenden Preußen abgebrannt wurde.

Für die Stadt Dessau hat er unendlich viel gethan. Zunächst schuf er in der unmittelbaren Umgebung des Schlosses den Lustgarten mit seinem Reichthum der herrlichsten Bäume: Roßkastanien, die mit ihren aufrecht stehenden, pyramidalen Trauben uns an den lichtergeschmückten Weihnachtsbaum erinnern, Linden, Ahorn, Eschen, Eichen und die eigenthümlichen, freilich dem heutigen Geschmacke nicht mehr entsprechenden Cedernpyramiden und verschnittenen Taxushecken. An der Westseite des Gartens erbaute er ein großes Orangeriehaus und begrenzte die freundliche Anlage durch andere Hofgebäude, Marställe, Reitbahn ꝛc., die in edlem Stil gehalten und mit vorzüglichen Bildwerken nach antiken Mustern geschmückt sind. Eine weitere Anlage des kunstsinnigen Fürsten ist auch die seinen Namen tragende Franz-Straße, eine Verlängerung der schon früher vorhandenen Karolinen-Straße. Am Ende der letzteren liegt ein gleichfalls von ihm, an der Stelle eines ehemaligen alten Kirchhofes, geschaffener, zu Lustgängen eingerichteter und mit Linden bepflanzter großer Rasenplatz. Hier hat das nachlebende Geschlecht ihm am 20. October 1858, zur Erinnerung an seinen vor hundert Jahren erfolgten Regierungsantritt, ein von Riß in Berlin modellirtes ehernes Standbild errichtet. Fast am Ende der Franz-Straße liegt das ebenfalls von Franz auf einer ehemals todten Sandscholle hervorgerufene „Rondel", ein von köstlichen Platanen umschlossener Rasenplatz.

Der Blick über diese 440 Ruthen lange Straßenflucht ist imponirend; es dürfte so leicht keine zweite Stadt von der Größe Dessaus sich eines solchen rühmen. Allerdings macht sich gerade an diesem Punkte die immer noch äußerst geringe Lebendigkeit des Ortes auffällig fühlbar. Es liegt in manchen Tagesstunden tiefe Stille über dieser weiten und herrlichen Straße. Aber hinter den blanken Scheiben und sauberen Gardinen sieht man, wie fast überall in der Stadt, behagliche Wohnungen, liebliche Frauenköpfe und allen Comfort einer eleganten und behaglichen Lebensführung.

Einen imposanten Anblick gewährt der Eintritt in Dessau von der gleichfalls durch Franz erbauten Muldbrücke her. Links die neue, mit burgähnlichen Thürmchen geschmückte große Mühle, rechts ein stattliches Fabrikgebäude, und über den rauschenden Laubkronen das Residenzschloß, Thurm und Kirche zu St. Marien hervorragend, die Mulde von üppig wuchernden Bachweiden eingerahmt, die mit mächtigen Weidenbäumen und kolossalen Silber- und Schwarzpappeln malerisch abwechseln — Alles, nur mit Ausnahme einiger neueren Baulichkeiten, von Franz erdacht und geschaffen.

Ein eigenthümlicher Zug im Leben des Fürsten war die Unablässigkeit seines Lernens und Strebens. Sein Haus war eine Akademie, sein Hof ein Zusammenfluß aller Derer, die in den letzten dreißig Jahren des vorigen Jahrhunderts durch Geist und Bildung hervorragten, von seiner Genialität sich angezogen fühlten, ihn liebten. Auch Goethe ist oft sein Gast gewesen und hat hier gern geweilt.

Herzog Franz starb den 9. August 1817, siebenundsiebenzig Jahre alt, im Schlosse Luisium und ruht neben seiner Gemahlin Louise, geborenen Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, der Freundin Matthisson's, unter dem von ihm erbauten Thurme der Kirche zu Jonitz, einem idyllisch gelegenen großen Dorfe etwa zwanzig Minuten von Dessau. Sein edler Traum, das Land ohne Zuthun und die berechtigte Mitarbeit des unfreien Volkes für längere Dauer glücklich zu machen, hat freilich, wie er sich dies auch am Ende seines Lebens gestehen mußte, nicht das von ihm ersehnte Maß der Erfüllung gefunden. In der Welt draußen ist Herzog Franz bald vergessen worden, in seinem Ländchen aber lebt die dankbare Erinnerung an ihn fort.

Sein Nachfolger war sein Enkel, der 1871 verstorbene Herzog Leopold Friedrich, und während seiner Regierungszeit erfolgte der Bruch mit dem patriarchalischen Regiment, erfolgten all die Umwälzungen, welche das deutsche Volks- und Staatsleben seit 1848 bis zu seinem Tode erfahren hatte. Ein gleichfalls kunstsinniger Fürst, hat er noch manches Schöne in Franzens Schöpfungen eingefügt, an das theilweise noch Unfertige die vollendende Hand gelegt. Er schmückte das bereits von Franz 1798 erbaute Theater mit einem prächtigen Vorderhause und führte eine Reihe herrlicher Bauten aus. Auch die auf der beigegebenen Zeichnung unten links, neben dem Schlosse zu Kühnau, an einem lieblichen See stehende Kirche in byzantinischem Stil, eine der schönsten Dorfkirchen Anhalts, ist sein Werk, desgleichen das den schönen Park zu Kühnau zierende Schlößchen, „Burg Kühnau" genannt. Vom Altan desselben genießt man eine meilenweite Aussicht in das rings offen daliegende Land. Auch die majestätische Elbbrücke bei Roßlau, über welche jetzt die Berlin-Anhaltische Eisenbahn führt, erbaute Herzog Leopold Friedrich in den Jahren 1834 bis 1836. Dessau erweiterte er nach Süden und Westen durch Anlegung vieler neuen Straßen. Auf dem sogenannten Kleinen Markt — siehe das Mittelbild der Zeichnung — erhebt sich neben noch drei anderen anhaltischen Fürsten das eherne, sprechend ähnliche Bild des Herzogs aus einer achteckigen Brunnenschale mit einem viereckigen Unterbau. Dieses vom Lande errichtete „Jubel-Denkmal", am Tage seines fünfzigjährigen Regierungsjubiläums enthüllt, ist vom Hofbildhauer Schubert, einem geborenen Dessauer, der gegenwärtig ein Atelier in Dresden hat, entworfen und ausgeführt worden.

Mercantiles Leben aber ist in Dessau auch unter dieser Regierung nicht zur Blüthe gediehen. Der günstige Zeitpunkt, die Stadt dadurch zu heben, war eben früher versäumt worden. Die von den Preußen 1806 abgebrannte Elbbrücke hätte gleich nach dem Kriege wieder hergestellt werden sollen. Es unterblieb, und dadurch ging dem Lande die große Post- und Handelsstraße nach Berlin, Magdeburg und Leipzig verloren. Selbst die im Jahre 1840 über Dessau geführte Berlin-Anhaltische Eisenbahn erfüllte nicht das, was man sich von ihr versprochen. Handel und Wandel lagen darnieder, und zur weiteren Schädigung der finanziellen Lage der Stadt kamen dann später die Fallissements einiger großer Dessauer Geldinstitute. Unwissenheit und Gewissenlosigkeit hatten hier am Ruder gesessen.

Erst in neuerer Zeit, durch den Umschwung in den politischen, staatlichen und gewerblichen Verhältnissen Deutschlands überhaupt, insbesondere aber durch die im Jahre 1869 erfolgte Auseinandersetzung zwischen dem herzoglichen Hause und dem Lande bezüglich des Domaniums, scheint der Bann gebrochen worden zu sein, der Jahrhunderte lang auf dem geschäftlichen und volkswirthschaftlichen Leben Dessaus gelegen. Die Leiter des Staats und der Stadt haben mehr freie Hand gewonnen, sind selbstständiger geworden, und in allen Zweigen ist dadurch ein erfreuliches Sichrühren und Regen unverkennbar geworden. So kam es, daß Dessau, das ehemals „feine Städtchen", unter der Regierung des jetzigen Herzogs Friedrich ein ganz anderes Aussehen gewonnen hat und nach verschiedenen Seiten hin, besonders in der Gegend des neuen Bahnhofes, im Laufe weniger Jahre ganz neue Stadttheile mit herrlichen Straßen und Gebäuden entstanden sind.

Dessau zählt gegenwärtig in etwa 1650 Häusern fast 22,000 Einwohner. Luft, Licht und Raum die Fülle! Außerdem schließen sich an die weit überwiegende Mehrzahl der Häuser freundliche Garten, die wesentlich zu dem guten Gesundheitszustand der Stadt beitragen. Als Sitz der deutschen Continentalgasgesellschaft wird die Stadt schon seit 1856 durch Gas beleuchtet; sie hat auch seit einigen Jahren eine städtische Wasserleitung.

Digitized by G

Der Zufluß der Fremden nach Dessau, die sich hier häuslich niedergelassen haben, ist jetzt im Steigen. Wer die Ruhe sucht, dürfte sie in Dessau finden. Auch für geistige und künstlerische Genüsse ist vielfach gesorgt. Capelle und Theater wetteifern mit derartigen Instituten vieler größerer Städte, und die reichen Kunstsammlungen in den herzoglichen Schlössern sind eine wesentliche Zierde der Stadt.

An einer rechten geistigen Regsamkeit und geistig belebten Geselligkeit fehlt es zwar noch in Dessau, aber beides wird aus den erweiterten Verhältnissen, bei den vorhandenen Bildungstraditionen, allmählich sich erzeugen.

Unter den schönen Wegen und Punkten um Dessau herum dürfte das obengenannte „Luisium" die erste Stelle einnehmen. Die Muldbrücke führt uns in die Muldaue. Hier prangt Alles in lachendem, saftigem Grün. Indem wir die Chaussee links liegen lassen, gehen wir rechts eine schattige Wallpromenade hinauf. Wir freuen uns über die jugendkräftigen Stämme und frischen Wipfel der Scharlacheichen, und über die sich uns rechts erschließende, stundenweit sich erstreckende, wahrhaft herrliche Wiesen- und Waldperspective des sogenannten „Thiergartens", dessen mächtige uralte Eichenstämme sich im Süden und Südosten scheinbar zu einem Urwald zusammendrängen. Jenseits der bald erreichten Jonitzer Muldbrücke wenden wir uns etwas links und betreten alsbald die nach dem „Luisium" führende Allee: Linden, Kastanien, Eichen und Buchen in malerischer Abwechslung, rings weiter und breiter Wiesenteppich, rechts das hinter Bäumen versteckte Dorf Jonitz.

Die Wipfel der Bäume verschlingen sich auf diesem Wege zu einem einzigen großen Laubdach und wehren jedem neugierig eindringenden Sonnenstrahl, Frische und Kühlung verbreitend. Es ist uns, als wandelten wir durch die Hallen eines riesigen Domes. Im „Luisium" selbst empfängt uns Waldeinsamkeit, Waldfrieden. Es lagert wie eine immerwährende Sonntagsruhe über diesem wunderschönen Park, und wer hier mit offenem Auge und empfänglichem Sinne gewandelt, wird niemals ohne die rechte Sonntagsstimmung heimgekommen sein.

So ist auch der Weg von Dessau nach Wörlitz durch den „Vockeroder Busch" und hinter dem Dorfe Vockerode, den hohen mit blühenden Hecken und gesegneten Fruchtbäumen eingefaßten Elbwall hinauf, ein Edelstein in den Schöpfungen des Herzogs Franz. Auf diesem an lieblichen Durch- und Fernsichten so reichen Walle, links die Elbe, von größeren und kleineren Fahrzeugen mit ihren schwellenden Segeln bedeckt, rechts ein lachendes Landschaftspanorama — hier war es, wo einst Lord Stewart, ein Freund und Verehrer Franzens, vom Anblick all der Schönheiten entzückt, in den Ruf ausbrach: „Goddam! Hier bin ich in England."

Und Wörlitz selbst? In der That, man braucht es nur gesehen zu haben, um die Wahrheit von Goethe's Worten zu fühlen, die er von Wörlitz aus an einem Maitage der achtziger Jahre an Frau von Stein schrieb:

„Hier ist's jetzt unendlich schön. Mich hat's gestern Abend, wie wir durch die Seen, Canäle und Wäldchen schlichen, sehr gerührt, wie die Götter dem Fürsten erlaubt haben, einen Traum um sich herum zu schaffen."

L. Würdig.

Blätter und Blüthen.

Ein Opfer des Winters. (Mit Abbildung S. 45.) Die Jagd- und Waldfreunde — und deren zählen wir viele im Kreise unserer Leser — werden sich gern an einem Bilde erfreuen, welches einen Blick in das Thierleben im Winterwalde eröffnet und dabei, nach der Erzählung des Malers, den Vorzug hat, genau der Natur abgelauscht zu sein. Auf einer schneebedeckten Höhe des Hunsrück-Gebirges war es, wo die froststarre Erde dem Hochwild die Nahrung entzogen und besonders den schon altersschwachen Theil desselben dem Hungertod geweiht hatte. Ein Rudel alter Hirsche ist — so schreibt uns der Künstler — schon von einem Wechsel zum andern gezogen und hat jeden Grashalm, der noch verstohlen aus der Schneedecke sich hervorstreckte, jedes dürre Laub mit Mühe gefunden und abgeäßt. Immer höher steigt die Nahrungsnoth, immer schwächer werden die Kräfte der edlen Thiere. Ein prachtiger Zwölfender bleibt endlich, in mondklarer Winternacht, vom Rudel zurück. Mühsam schleppt er sich allein zwischen den Stämmen hin, bis er zusammenbricht, matt das gekrönte Haupt auf den vom Monde blau beschimmerten Schnee legend. Immer schwerer werden die Athemzüge; immer matter blicken die „Lichter" wie flehend zum Sternenzelt empor. Da — noch einmal ein Aufflackern der letzten Lebenskraft — das stolze Haupt sinkt zurück — die „Lichter" sind erloschen. So findet der heranbrechende Tag den todten König der Wälder. Soeben zieht nicht fern von diesem Todtenbette ein Rudel Sauen vorüber. Der vorderste Keiler zieht an; er nimmt eine unerwartete Witterung auf, und bald schlägt das ganze Rudel den Weg des Führers ein, der in wenig Augenblicken die Todtenstätte erreicht hat und hier unverhofft ein leckeres Frühstück findet. Zugleich aber huscht jenseits Etwas geduckt über den Schnee heran, wie unschlüssig dann und wann Halt machend und verdrießlich auf die herbei trottenden Wildschweine schielend: auch Reinecke ist schon auf guter Fährte und sieht mit mißgünstigem Auge, daß Stärkere ihm zuvorgekommen.

So sah ich das Bild im Walde. Zogen sich auch Fuchs und Sauen, als sie mich gewahrten, scheu zurück, so hatten die letzteren doch, als ich den Förster nach zwei Stunden auf den Platz führte, den Hirsch schon „angeschnitten".

Die Harfe der Königin Marie Antoinette wird uns als dermaliges Besitzthum des Malers F. Madaus in Stuttgart angezeigt, dessen Schwiegermutter sie 1833 von der Gräfin Marbin durch Kauf erworben habe. Als Fabrikant derselben sei „Ousineau Père et fils à Paris" genannt. Es scheinen somit mehrere Harfen der unglücklichen Königin vorhanden zu sein.

Kleiner Briefkasten.

H. R. in G. Unsere der „Revue internationale des Sciences" entnommene Nachricht, daß die kreuzweise in der Kirche St. Peter zu Genf ausgespannten Fäden die Akustik derselben merklich verbessert hätten, ist nach einer uns von dem zuständigen Consistorium gütigst gemachten Mittheilung nicht begründet; die Fäden sind vielmehr, weil die erwartete Wirkung nicht eintrat, wieder entfernt worden.

M. F—w in Wien. Die Angabe Ihrer Adresse wird gewünscht.

A. Sch. in M. Nein, aber einem arbeitsfähigen Invaliden, welcher Drechsler oder in Portefeuille- und Etuis-Arbeiten geübt ist, kann sofort Stellung angewiesen werden.

Alter Abonnent in Santo. G. Zechmeyer in Nürnberg.

Für die Hinterbliebenen der verunglückten Bergleute von Zwickau

gingen ferner ein: L. P. Sterrenberg in Lehe M. 5; ein Freund der „Gartenlaube" in Warnsdorf M. 20; Ungenannt M. 15; G. F. in Nürnberg M. 10; Th. Scriba in Schotten M. 3; Entschädigung d. K. G. A. in Leipzig an C. Heinze in Dresden M. 8; Frau Adelheid K. in Bocholt M. 3; Rustic. Fris. budjadingensis M. 5; A. Halbreuter in Steinau M. 14.55; gesammelt bei der Abschiedsfeier eines Freundes in Gruhle's Restaurant in Leipzig M. 15; die Kochlianer M. 3; Postsecretär Poßner in Halle M. 5; F. F. M. 18; Scatpartie in Borsfelde M. 17; J. H. Sallanus in Burgsteinfurt M. 20; C. H. M. 10; Frau Lindig M. 10; Z. 13. M. 10; Chammensee in Hof M. 10; C. K. M. 5; Gutsbesitzer Kempka in Schwalgendorf M. 3; Henschel und Loche in Hattingen M. 2; W. Opponius in Wittenberg M. 5; Frau Oberförster E. Laschke in Wudeck M. 5; Gutsbesitzer Schönfeld in Kelpin M. 20; Postsecretär W. Schädel in Preußisch-Stargard M. 3; Fräulein Jeanette Claassen in Danzig M. 3; Louis Auler in Bentheim M. 10; R. P. in Danzig M. 10; Familie Levin in Braunschweig M. 12; „Glück auf" aus Obertraubling M. 10; Ch. Schnittler in Bielefeld M. 3; H. Ludwig Eidmann in Naumburg M. 3; Fr. Hirschfeld in Egeln M. 6; Alb. Neumann in Hirschberg M. 3; Fr. Gm. in Neugersdorf M. 5; C. M. in Bitterfeld M. 1; F. W. M. 5; Friedrich Trumpler in Augsburg M. 2; Ideiningos Damenstiftung M. 10; v. H. M. 15; E. G. in A. M. 2; M. in Betschau M. 3; P. S. B. in Köln M. 10; Ungenannt in Schweidnitz M. 13; Fräulein J. W. M. 10; O. C. in Gotha M. 1; aus Breslau M. 5; Robert Propach in Frankfurt am Main M. 10; Abonnent vom Schwarzwald M. 5; Frau Banquier Hch. Müller's Wittwe und Frau Amalie Daufig's Wittwe in Landau M. 15; Lena und Gerta Freudenberg M. 10; L. F. M. 5; ein Unterofficier des vormaligen Kurhessischen Leibgarde-Regiments M. 50; A. M. M. 10; S. S. in Remscheid M. 30; Ertrag einer Sammlung in Langenargen durch Braß M. 25; S. B. in M. M. 10; Karl Brinke in Parchwitz M. 10; N. N. in Oldenburg M. 10; Kataster-Controleur Krüger in Stade M. 3; H. B. in Elsterwerda M. 5; aus der Sparcasse von W. S. M. 1; C. Reuter in Oberndorf M. 2; R. R. in W. M. 5; A. S. in Berlin M. 3; aus Rowawes M. 3; E. R. M. 10; Herm. Unger in Granschütz M. 3; W. N. M. 15; Neue Ansiedelung Königsborn bei Magdeburg M. 10; B. D. in Brüssow M. 3; Fr. Panthel in Ems M. 5; aus Herrnstadt M. 5; W. G. in Schwerin M. 5; A. H. in Greifswald M. 5; Frau Emma Jeppe in Schwerin M. 5; Ad. Pitthan in Wollstein M. 5; Unbekannt M. 5; Rechnungsrath Schleicher in Pyrmont M. 10; W. M. 5; Albert Grün in Straßburg im Elsaß M. 10.

Die Redaction der „Gartenlaube".

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

THE SATURDAY REVIEW
OF POLITICS, LITERATURE, SCIENCE AND ART.

will? Was unterſteht ſich das Leut, mir nichts, dir nichts, ohne aufzuſagen, mitten unter der Zeit davonzulaufen und es noch obendrein ſelbſt in den Kalender zu ſchreiben? Warum iſt ſie fort? Weißt Du was davon?"

Lenz war nicht minder überraſcht; auch er war haſtig aufgeſprungen, als er den Vater den ſeltſamen Eintrag leſen hörte. Jetzt ſtand er am Tiſch, hatte den Kalender aufgehoben und las ſelbſt, als müſſe er ſich überzeugen, daß es wirklich ſo daſtehe, wie der Vater geleſen. Schweigend legte er dann den Kalender wieder auf den Tiſch und wendete ſich der Thür zu.

„No, was iſt's? Wohin willſt?" rief der Alte. „Warum giebſt keine Antwort? Aber ich brauch' Deine Antwort nicht," fuhr er fort, „ich kann's Dir an der Naſen abſehen, daß Du von der Geſchichte weißt. Was hat's gegeben? Die Nannei iſt allweil brav, ordentlich und fleißig geweſen die ganzen zehn Jahr' her, ſeit ſie auf dem Kogelhof iſt. Sie hat zu uns gehalten, wie wenn ſie zu uns gehören thät', und ich hab' ſie auch ſo gehalten, als wenn's nicht anders wär'. Das muß ſchon was Beſonderes ſein, daß ſie ſo Knall und Fall auf und davon iſt. Darum hat ſie auch ſchon vorhin ſo verdraht ausgeſehen. Alſo 'raus mit der Farb'! Was hat's 'geben?"

Der Sohn konnte nicht länger umgehen, die Frage des Vaters zu beantworten, und begann ziemlich ſtockend zu erzählen, was ſich mit dem Blumenſtrauß zugetragen. Ueber Geſicht und Stirn des Bauers ſtieg die Röthe des Zornes empor, zu dem er ohnehin ſehr geneigt war.

„Das kommt mir aber ſpaßig vor," ſagte er dann kopfſchüttelnd. „Das Nannei hat ſich nie etwas eingebildet, nie überhoben, und wenn ſie den Buſchen gebunden hat, ſehe ich nicht ein, warum ſie ihn nicht auch hätte überreichen ſollen. Der König hat ihn ja kaum angeſchaut. Da muß ich genau wiſſen, wie es zugegangen iſt — da ſteckt noch was dahinter."

Lenz zögerte noch immer. Es wurde ihm ſichtbar ſchwer, die Einzelnheiten zu erzählen, wie Nannei vom Pechler Kaſpar den Strauß bereits in die Hand bekommen hatte, und wie er ſelbſt es geweſen, der ihn ihr wieder abgenommen und an Philomena gegeben hatte.

„Hätteſt auch was Geſcheidteres thun können!" brummte der Bauer ärgerlich. „Aber dabei weiß ich immer noch nicht mehr als zuvor. Die Nannei wird ſich darüber wohl geärgert haben, das kann ich mir denken, aber deswegen läuft ſie nicht davon, dazu iſt ſie zu vernünftig. Schieß einmal los: warum haſt Du ihr den Buſchen abgenommen? Gefällt Dir denn der Buckel gar ſo gut, daß Du ihr nicht haſt wollen Weh geſchehen laſſen?"

„Ich bin nicht ſchuld daran geweſen," entgegnete Lenz, der allmählich den alten Trotz wieder fand, „aber der Vorſteher hat geſagt und alle Bauern haben geſagt —"

„Was haben ſ' denn geſagt, die pfiffigen Bauern alle mit einander?"

„Daß es eine Schand' wär' für den Kogelhof, wenn das Nannei dem König den Buſchen giebt, weil — weil —"

„Weil?" rief der Alte ungeduldig.

„Weil — na, weil ſie halt ein lediges Kind iſt."

„Was?" rief der Alte, plötzlich wie außer ſich gerathend. „Und das haſt ihr wohl gar geſagt? Haſt es dem Madel vorgeworfen?"

Lenz' Schweigen war die beredteſte Antwort. Der Alte ſtand ſo zornig und drohend vor dem Burſchen, als ſei er nicht übel geſonnen, ihn die Schwere ſeiner väterlichen Hand fühlen zu laſſen.

„Da haſt was Recht's angefangen," rief er dann, ſich gewaltſam mäßigend und die Hand an die Stirn preſſend, wo ſich immer, wenn er in Zorn gerieth, ein eigenthümlicher Druck fühlbar machte. „Kannſt Dir was einbilden darauf, das brave Dirndl vom Kogelhof vertrieben zu haben. Die bringt Niemand ſo leicht wieder zurück."

„Das wird auch Niemand wollen; bis morgen haben wir zehn andere Dirnen."

„Das glaub' ich wohl. Jetzt verſteh' ich freilich, warum ſie ausgeſtanden iſt. Das Dirndl hat Ehr' im Leib, und Dir," ſetzte er leiſe hinzu, weil vor der Thür ſich Schritte hören ließen, „Dir ſag' ich nur: es giebt leicht Jemand, der ſie wieder zurückbringen möcht', und es koſtet mich ein einziges Wort, ſo machſt Du ſelber Dich bei Nacht und Nebel auf den Weg und ſuchſt ſie und bitteſt ſie mit aufgehobenen Händen, bis ſie wieder kommt."

„Da darf ſie ſich das Warten nicht verdrießen laſſen," ſagte Lenz höhniſch auflachend.

„Ich will Dich ein anderes Mal daran mahnen, wenn Niemand in der Nähe iſt," ſagte der Alte in einem eigenthümlich gemilderten und raſch gedämpften Ton. „Jetzt mach', daß Du fortkommſt! Ich will mich bald niederlegen, es iſt mir den ganzen Tag ſchon ein paar Mal ſo letz (unwohl) geweſen. Sag's dem Oberknecht, wenn er morgen in der Fruh mit den zwei Fullen auf den Pferdmarkt geht, ſoll er im Vorbeigehen zum Bader hinſpringen und ſoll ihn auf morgen zu mir beſtellen. Jetzt aber ſchau, wo die Gäſt' bleiben, und wenn die Nannei nimmer da iſt, ſoll halt die Trautl die Hendel auftragen."

Er wollte nach der Klinke greifen, als die Thür aufging und Philomena mit einem Leuchter in der Hand auf der Schwelle erſchien. „O, da iſt ja die Jungfer Bas!" fuhr er zu ihr gewendet in einem Tone fort, in welchem der eben empfundene Aerger durch den Spott hörbar wurde. „Die Jungfer Bas muß halt mit meinem Buben allein vorlieb nehmen und der Vetter Kramer auch. Ich bin ein wenig übelauf — ich glaub', die Freud' über den Beſuch hat mich ſo angegriffen. Hab's ja ſchon gehört, daß ich mich bei der Jungfer Bas zu bedanken hab', weil ſie, wie ich nicht daheim geweſen bin, ſo für die Ehr' vom Kogelhof geſorgt und dem König der Nannei ihren Buſchen übergeben hat. Nun, der Lenz wird's ſchon ſtatt meiner thun; der kann beſſer mit dem Maul fort, als ich alter Krachezer. Gute Nacht bei einander!"

Er ging, indem er die Thür ziemlich entſchieden hinter ſich zuzog; ſtumm und verlegen ſtanden die beiden Zurückbleibenden einander gegenüber. Das wie mit Blut übergoſſene Geſicht des Mädchens verrieth nur zu deutlich, daß ſie den Stachel in den Worten des Bauers empfunden hatte; Lenz befand ſich ſeit der Nachricht von Nannei's Entweichung und dem Geſpräch mit dem Vater in ſo befangener Stimmung, daß er ſich ſelber nicht klar war, was eigentlich in ihm vorging. Manchmal war ihm, als müßte er hell auflachen über die empfindliche Bauerndirn', die einen prachtvollen Dienſtaufgab, weil man ſie nicht wie eine wilde Prinzeſſin gehätſchelt und auf den Händen getragen — er kam aber nicht dazu, denn im Augenblick durchzuckte ihn wieder plötzlich ein geheimer Schmerz, als wäre ihm ein Theil ſeiner ſelbſt entriſſen, von dem er bisher nichts gewußt oder doch nicht geglaubt hatte, wie ſchwer er ihn verſchmerzen würde.

Die Baſe faßte ſich zuerſt und hielt Lenz zurück, als er ſich entfernen wollte, um, wie er ſagte, nach der Küche zu ſchauen. „Bleib da, Vetter!" ſagte ſie mit zitternder Stimme, und über das unſchöne Geſicht ging trotz der Verwirrung ein ſo herzlicher Ausdruck, daß er daſſelbe faſt gewinnend erſcheinen ließ. „Der Vater führt ſo eigene Reden, daß ich mit Dir darüber ſprechen muß. Komm," ſagte ſie und faßte ſeine Hand, die er ihr, obwohl er bei der Berührung zuckte, widerſtrebend ließ, „komm, ſetzen wir uns an den Tiſch, reden wir aufrichtig mit einander, ſo recht vom Herzen weg!"

Lenz lachte halblaut als Antwort; es war derſelbe ſpöttiſche Ton, der aus der Rede des Vaters geklungen; wußte er doch, was nun kommen werde! Die Anſpielungen des Krämers waren zu plump geweſen, als daß er ſie nicht hätte verſtehen ſollen: es war offenbar darauf abgeſehen, ihm die verwachſene Perſon als Frau aufzuhängen. Im Stillen legte er ſich daher den Beſcheid zurecht, den er geben wollte, wenn ſie nun mit dem Antrag angerückt kommen würde.

„Ich weiß nicht," begann ſie, „was der Vater mit dem Blumenſtrauß gemeint hat. Ich hab' ihm in der Schnelligkeit gar nicht ſagen können, daß ich mich nicht dazu gedrängt hab'. Ich habe über die ganze Blumengeſchichte kein Sterbenswörtchen geſprochen, und wenn ich gewußt hätte, daß deswegen ein ſolcher Verdruß entſtünde und daß dem Vater oder Dir an der Dirn' ſoviel gelegen wär', ſo hätt' ich ihr und Euch die Freude wohl laſſen können."

„Mir?" ſtieß Lenz haſtig heraus, als gälte es, irgend eine ſchwere Beſchuldigung zu widerlegen. „Mir liegt nichts an der Dirn'." Er ſprach die volle Wahrheit. Was war ihm, dem Bauernſohn, dem reichen einzigen Erben, an der Bauerndirne ge-

Digitized by Google

legen? Und doch war es, als er das Wort aussprach, als ob etwas in ihm widerstrebte und ihn heimlich Lügen strafe.

„Desto besser!“ sagte Philomena. „Dann können wir von etwas Anderem reden. — Du wirst wohl schon gemerkt haben, wie mein Vater gesinnt ist,“ sagte sie stockend, indem sie an der Schürze niedersah und spielend deren Saum umbog. „Er will meinem Bruder die Krämerei übergeben und mich — will er zur Kogelbäuerin machen.“

„Ja, ja,“ sagte Lenz halb lachend. „Das hätt' ich wohl merken müssen, wenn ich auch blind und thoret (taub) gewesen wär', aber —“

„Behalt Dein ‚Aber‘, Vetter!“ unterbrach sie ihn, „und laß mich ausreden, eh' mein Vater herunterkommt! Ich seh' wohl ein, was das für mich für eine Ehre wär'; es wär' auch eine ganz gute Versorgung, wenn ich Kogelhoferin würde, und ich könnt' Dir so weit auch ganz gut sein —“

„Nur schade,“ platzte Lenz heraus, „daß zum Gutsein ihrer Zwei gehören.“

„Das sag' ich auch,“ rief Philomena wie erleichtert, „und gerad' deswegen will ich mit Dir reden.“

Lenz war es, als ob er unvermuthet mit kühlem Wasser übergossen würde.

„Mein Bruder,“ fuhr sie fort, „ist nicht gern bei der Krämerei. Er kann das Ladenhocken nicht leiden; ihm ist's wohler in Wald und Feld, und er möcht' nichts lieber als ein Förster oder Jäger werden. Ich aber, damit ich's nur gerad' heraus sag', ich bin gern im Geschäft, ich bin vom Kloster her, wo ich aufgezogen worden bin, die sitzende Lebensart gewohnt und möchte dabei bleiben. Ich glaub' auch, daß ich gar keinen Sinn hab' und kein Geschick zu einer Bäuerin.“

Lenz war so beschämt, daß er vergebens nach einer Antwort suchte; er hatte sich schon vorbereitet, einen Korb zu geben, und bekam selbst einen in unverblümtester Weise überreicht.

Philomena schien einen Augenblick auf eine Erwiderung zu warten; als keine kam, fuhr sie fort, aber die Fortsetzung klang merklich beklommener, als der Anfang geklungen hatte: „Und so muß ich Dir halt sagen, Vetter, daß Du mir nicht bös sein sollst, wenn ich Dich nicht mag, und daß Du mir helfen sollst, wie ich von Dir loskomm'!“

„Nun, das wird nicht so schwer sein,“ rief Lenz halb ärgerlich. „Du darfst Deinem Vater nur sagen, daß Du nicht Kogelhoferin werden willst.“

„Das kann ich nicht,“ entgegnete sie wie erschrocken. „Das unterfteh' ich mich nicht; der Vater ist gar zu bös. Da hab' ich mir halt gedacht, es wär' das Allerbeste, wenn Du es über Dich nähmst und thätst dem Vater sagen, daß Du mich nicht magst. Der Maxl hat auch gemeint —“

„Der Maxl? Wer ist das?“ fragte Lenz ahnend und die Veränderung in den Zügen des Mädchens beobachtend, die sich über die begangene Uebereilung purpurroth färbten.

„Der Maxl,“ erwiderte sie kaum verständlich, „das ist halt unser Commis.“

Lenz konnte nicht länger an sich halten. Die Lage, in der er sich befand, war so eigen, daß er unwillkürlich in Lachen ausbrach, das aber keineswegs vergnügt, sondern fast wie erbittert klang. Welche Demüthigungen hatte ihm dieser Tag gebracht! Eine Bauerndirne, die so tief unter ihm stand, hatte sich trotzig und hoffährtig gegen ihn benommen, hatte keinen Augenblick gezögert, ihm ganz und gar aus dem Wege zu gehen, und ihm dadurch so recht gezeigt, wie blutwenig ihr an ihm gelegen war, und nun, zum Schlusse des Tages, mußte er erfahren, daß eine bucklige Dirne, die zu nehmen ihm im Traume nicht eingefallen wäre, ihn verschmähte.

„No, wenn's weiter nichts ist,“ rief er, „kann ich Dir und dem Maxl schon helfen. Ich will's dem Vater schon ausdeutschen, daß ich Dich nicht mag. — Wenn Dir statt eines reichen Bauern ein Schubladzieher lieber ist — den kannst Du haben.“

Philomena kam nicht mehr dazu, zu antworten, denn der Krämer trat ein, pustend wie immer und wie immer zu Späßen und Neckereien aufgelegt.

„So ist's recht!“ rief er lachend. „Ihr Zwei seid da so mutterseelenallein im Zwielicht, zwischen Dunkel und Siehstmichnicht? Das freut mich — im Dunkeln ist gut munkeln.“

„Der Vetter wird schon Recht haben,“ sagte Lenz, indem er nach der Thürklinke griff, „und wenn der Vetter erst erfahren thät', was wir Zwei zusammen gemunkelt haben, das thät' ihn erst freuen. Jetzt muß ich aber doch schauen, wo das Essen so lang bleibt.“

Damit ging Lenz aus der Stube und überließ beide Gäste ihren einsamen Betrachtungen, die sehr verschiedener Art sein mochten; während das Mädchen im Bewußtsein, ihren Willen erreicht zu haben, vergnügt vor sich hin lächelte, wollte dem dicken Krämer die Sache nicht recht behagen. „Es gefällt mir nicht,“ murrte er, während eine Magd mit den gebratenen Hühnern eintrat und sie auf den Tisch stellte. „Wenn das morgen nicht aus einem andern Ton geht, werd' ich Eines aufspielen. Heut' aber will ich mich nicht mehr ärgern und mir den Appetit zu den Hendeln nicht verderben, die prächtig ausschauen.“ Er schickte sich auch sogleich an, seinen Vorsatz zu erfüllen und die Hühner so kunstgerecht zu zerlegen, als wäre er einmal Vorschneider bei einer fürstlichen Tafel gewesen.

Es währte nicht lange, so war das Mahl verzehrt, und bald war Alles zur Ruhe gegangen. Stille lag im ganzen Hause; nur die Dachtraufen gingen noch vernehmbar, und eine finstere Wildernacht legte sich mit undurchdringlichem Schwarz auf die einsame Gegend. Als aber der Hahn auf dem Hofe krähte und es im Osten hell zu werden anfing, war der ganze Himmel wieder klar: der Vollmond hatte nach dem Glauben des Volkes seine Schuldigkeit gethan und das ganze Wetter aufgesogen. Nichts war von dem gewaltigen Sturm übrig geblieben, und die Gefahren, womit er gedroht, hatten sich in Segen verwandelt, der in Millionen von Perlen und Diamanten an Blättern und Halmen blitzte. Im ruhig klaren Aether stieg der Kogel über seinen Schützling, den Kogelhof, hinan, und auch der Wachterkopf hatte es für unnöthig gefunden, den Sturmhut länger aufzubehalten.

Noch war es ziemlich früh, als der alte Bauer durch Geräusch aus dem Schlafe geweckt wurde, in den er erst gegen Morgen, nach einer halb durchwachten, halb unruhig durchträumten Nacht versunken war. Ein Blick durch das Fenster zeigte ihm, daß einer der Knechte das Scheunenthor geöffnet hatte und aus demselben das Wägelchen des Krämers herausschob, um es fahrbereit zu machen.

„Was ist's denn?“ rief er durch das schnell geöffnete Fenster halblaut hinab. „Ist's so eilig mit dem Einspannen?“

„Guten Morgen, Kogelbauer!“ rief der Knecht zurück. „Ich weiß nicht wie's ist, aber der Herr Rab hat gestern spät noch gesagt, ich soll für alle Fälle das Wägerl herrichten: er müßt' erst sehen, was heut für ein Wind geht. Da richt' ich halt her,“ sagte er nach dem Himmel emporsehend, „denn ich mein', es geht der beste Wind von der Welt.“

Der Bauer antwortete nicht; er schloß das Fenster und lachte in sich hinein.

„Den Wind, den der Kramer möcht', den kenn' ich,“ sagte er, „ich glaub' aber wohl, daß sich das Fahnl bald dreht.“

Der Gedanke, die ungebetenen Gäste so unvermuthet und bald los zu werden, hatte ihn ganz vergnügt gemacht, und als die Frühstücksstunde gekommen war, zögerte er nicht, in die Stube hinunter zu gehen und den Krämer zu begrüßen. Er war ein zu gerader Mann, als daß er vermocht hätte, diesem ein Bedauern über seine schnelle und unvermuthete Abreise auszusprechen, das er nicht empfand, aber wenn er ihn auch zu den Gästen rechnete, von denen man lieber die Fersen sieht als die Zehen, so wollte er doch ein Uebriges thun und den alten Verdruß, den er immer noch nicht verwinden konnte, wenigstens nicht mehr zeigen und sich mit der Hoffnung trösten, daß die Gäste sobald nicht wiederkehren würden.

Es sollte anders kommen.

Auch der Krämer war früh zur Hand; seine Nachtruhe schien noch minder gut gewesen zu sein als die des Bauers; während dieser offenbar gestärkt und rüstig aussah, war der Krämer ganz gegen Gewohnheit blaß; vermuthlich hatte der Aerger über das gestrige Mißlingen seines wohldurchdachten Planes ihn nachträglich noch mehr verstimmt, oder er konnte ein unwillkürliches Bangen über den Erfolg des bevorstehenden neuen Angriffs nicht bemeistern.

Nach kurzer Begrüßung setzte sich der Krämer an den Tisch, wo die Schalen bereits des Kaffees harrten, der Bauer aber ging mit großen Schritten in der Stube auf und nieder. Lenz hatte

Digitized by Google

nichts Besseres zu thun gewußt, als wieder auf der Ofenbank Platz zu nehmen, und wieder saß Philomena in der Nähe: es schien, als wollte sie sich, wenn es zum Kampfe käme, des Bundesgenossen versichern.

Ueber Allen lag ein gedrücktes Gefühl, wie die Vorahnung dessen, was die nächsten Augenblicke bringen sollten.

Der Eintritt des Knechtes, welcher meldete, der Wagen sei zum Einspannen bereit, brach das Eis und brachte die darunter festgehaltenen Wellen in Fluß.

„Also ist es Ernst?“ sagte der Kogelhofer. „Der Vetter hat sich also anders entschlossen und will schon fortreisen? Habt Ihr gestern nicht gesagt, Ihr wolltet länger bleiben?“

„Das hab' ich wohl gesagt,“ entgegnete der Krämer, indem er einen Blick auf den Alten heftete, der diesen stille stehen machte. „Es ist auch gerade noch keine ganz ausgemachte Sache, daß ich reise. Es wird nur auf den Vetter ankommen, ob ich mich nicht anders resolvir'. Wie ist's? Guter Rath kommt oft über Nacht. Wie haben wir's heut mit einander?“

„Wenn's weiter nichts ist,“ rief der Alte, in welchem die Regungen des Jähzorns wie Funken aus der Asche aufstiebten, „wenn den Vetter sonst nichts aufhalt' auf dem Kogelhof, dann kann er alle Vor' reisen, wohin er will, meinetwegen nach Tripsdrill oder wo der Pfeffer wachst.“

„Ich kann's doch noch nicht recht glauben,“ entgegnete Rab gereizt, aber an sich haltend. „Ich mein' immer noch, der Vetter Kogelhofer sollte sich's besser überlegen, und weil die Kinder doch einmal da sind, will ich gleich Alles herausagen, damit sie's auch hören und wissen, wie sie dran sind. Ich will meine Handlung meinem Sohn geben; Ihr sollt den Lenz zum Kogelhofbauer machen und meine Philomena zur Bäuerin.“

Das Hin- und Widergehen des Alten ward zum Rennen.

„No, wenn Ihr's nicht anders wollt, habe ich auch nichts dagegen,“ schrie er. „Von mir aus können's die Kinder auch hören, daß ich davon nichts wissen will; von mir aus könnt Ihr Eure Kramerei sieden oder braten, aber über den Kogelhof bin ich Herr; den übergeb' ich erst, wenn's mich g'freut, und die Bäuerin such' ich mir aus nach meinem Gusto und nicht —“

Er wollte noch etwas hinzusetzen, aber ein halb unwillkürliches Mitleid mit dem verunstalteten Mädchen, das in der Gewißheit, daß sich jetzt sein Lebensschicksal entscheide, so bleich und entsetzt da saß, als sollte sie ihr Todesurtheil vernehmen, hielt den Rest auf seiner Zunge fest.

„Ich hab' Euch gestern schon Alles gesagt, Vetter,“ brach der Bauer ab, „und sehe nicht ein, warum wir das leere Stroh noch einmal dreschen sollen. Sollt' mich doch wundern, wenn Ihr meine Rede vergessen hättet.“

„Ich hab' sie nicht vergessen,“ entgegnete der Krämer nach Luft ringend, „aber es kommt mir vor, als hättet Ihr die meinige nicht recht verstanden. Ich hab' gesagt, Ihr sollt Alles wohl bedenken, damit 's Euch nicht reut, was Ihr thut!“

„Was?“ rief der Kogelhofer, indem er vor seinen Gegner hinsprang und die Faust gegen ihn erhob, kaum mehr Herr über seine bebenden Glieder und über seine Zunge. „Ihr unterstehet Euch noch' 'mal, mir zu drohen? Es giebt keinen Menschen auf der Welt, der sich vor den Kogelhofer hinstellen und ihm drohen darf, ohne daß er ihn niederschlägt wie einen Stier, und Du, verflixter Bandelkramer, Du willst mir drohen?!“

Lenz war aufgesprungen und hatte sich zwischen Vater und Vetter gestellt, um es nicht zur Gewalt kommen zu lassen, die so nahe lag, wie das Auffliegen eines Pulverfasses, dem ein Funke bereits nahe gebracht war.

„Ja, ich kann's,“ war die Antwort des Krämers, der, je mehr sein Widerpart in Hitze gerieth, immer kälter und giftiger wurde. „Ja, ich kann's; ich sag' es noch 'mal und will's Euch auch sagen, Vetter, mit was ich Euch drohen kann — aber ich thu' dabei noch ein Uebriges und will's Euch nicht vor den Kindern sagen, sondern blos in's Ohr.“

Der Alte stand unbewegt. Seine Stirnadern schlugen ihm sichtbar; die Augen schienen aus den Höhlen treten zu wollen. Der Krämer trat zu ihm, neigte sich zu seinem Ohre und flüsterte ihm einige Worte zu. Es konnten nur wenige Worte sein, die er sprach, denn sie währten keine Secunde. Desto gewaltiger war die Wirkung.

Die große mächtige Gestalt des Kogelhofers war, als ob sie vom Blitze getroffen wäre: er hob die Arme empor, wie gewaltsam nach Luft ringend, und im nächsten Augenblick stürzte er mit einem dumpfen, unverständlichen Laute zu Boden.

Ein allgemeiner Aufschrei des Schreckens begleitete den Sturz. . . . So mag es sein, wenn plötzlich unter den Füßen des Menschen die alte treue Erde schwankt und das Dach des vertrauten Wohnhauses über ihm zusammenzubrechen droht. Man hob den regungslosen Körper auf die Bank; herbeigebrachtes kaltes Wasser wurde über den Kopf gegossen, aber es war Alles vergeblich — schon nach wenigen Augenblicken mußte auch der Unkundigste erkennen, daß die Flamme des Lebens wirklich ausgelöscht war. Hatten noch Zweifel bestanden, so wurden sie durch die Ankunft des Baders gehoben, der nach Auftrag des Bauers richtig bestellt worden war und nicht gesäumt hatte, den reichen Kogelhofer zu besuchen.

Philomena, vom Anblicke des plötzlichen Todes, der ihr wohl noch nie geworden, wie versteinert, vermochte nichts, als ihre Thränen stromweise rinnen zu lassen; auch der Krämer war bestürzt, aber er war dennoch der Erste, der kaltes Blut genug besaß, die Lage der Dinge zu übersehen und sofort für sich zu benutzen.

Der erste Schmerz des Sohnes grenzte an Besinnungslosigkeit. Noch lange versuchte er, den Vater, der eben so kräftig und aufrecht vor ihm gestanden und nun plötzlich unwiderruflich als Leiche dalag, durch Zurufe zu sich zu bringen; er faßte ihn an Armen und Händen, als ob er ihn dadurch aus der Erstarrung wecken könnte. Nachher machte sich sein Leid wohl auch in Thränen Luft, aber nicht in den weichen lindernden Tropfen, welche den Schmerz zu lösen vermögen; sie hatten etwas von der Gluth des schmelzenden Erzes, das beim geringsten Hemmniß seine Hülle zu sprengen droht.

Als er bei einem Seitenblicke den Krämer gewahrte, der die Rolle des alten Bauers übernommen zu haben schien und mit scheinbar tiefem Nachdenken in der Stube hin und wieder lief, schlug sein Schmerz in grimmigen Zorn um.

„Seid Ihr alleweil noch da?“ rief er ihn an, indem er auf ihn zusprang, ihn an beiden Rockkragen faßte und schüttelte. „Ihr seid's, der den Vater umgebracht hat. Macht, daß Ihr mir aus den Augen und aus dem Hauf' kommt!“

„Oho!“ sagte der Krämer, indem er stehen blieb und die Arme des Burschen von sich schleuderte. „Nimm Dein Maul nicht gar zu voll! Du willst mich hinausschieben? Nimm Dich in Acht, daß ich den Stiel nicht umkehr' und Dich hinausschaff'! Dummer Teufel! Nicht ich hab' Deinen Vater umgebracht; sein unsinniger Zorn hat's gethan und sein Gewissen, weil das wahr gewesen ist, was ich ihm — wegen Deiner gesagt hab',“ schloß er mit boshafter Betonung.

(Fortsetzung folgt.)

Das Rettungswesen an der deutschen Küste.

Nochmaliger Blick auf ein nationales Werk der Nächstenliebe.

In einer Zeit, wo die heuchlerische Frömmelei, das unwahre Christenthum sich am Altar und auf dem Markte dreist in den Vordergrund drängt — in solcher Zeit thut es wohl, das Auge auf eine Schöpfung zu richten, bei welcher der ewig lebendige Quell, der Kern des wahren Christenthums, die Nächstenliebe, zum denkbar energischsten Ausdruck gelangt: auf die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. Zum denkbar energischsten Ausdruck, sagen wir — denn es handelt sich hier nicht um eine Bethätigung dieser Nächstenliebe in Gestalt von milden Gaben, frommen Wünschen u. dergl., sondern Menschenleben sind es, welche den Einsatz bilden, Menschenleben sind es, um die gekämpft wird, und Niemand fragt, ob der, welcher da draußen mit dem Tode ringt, ein Stammesgenosse sei oder von wannen er komme — es ist ein Mensch; es ist unser Nächster. Wie

Digitized by Google

unsere Zeit mitten im Donner der Schlacht triumphirend über dem Kämpfen der Menschen das Zeichen der Liebe, die Flagge mit dem rothen Kreuze, aufpflanzte, so that sie es auch im Donner der Brandung, und weit hinaus in See winkt sie dem Schiffbrüchigen die frohe Zuversicht, daß sie für ihn am Strande wacht, ihm Hülfe bringt in der höchsten Todesnoth. Und damit tritt die Rettung Schiffbrüchiger in Reih' und Glied mit allen den humanen Thaten, welche einst der Größe unseres Jahrhunderts als Maßstab dienen werden.

Hinter sich die feindliche See — vor sich ein feindliches Land — das war vor Zeiten die verzweifelte Lage des landfremden Schiffers, der auf geborstenem Fahrzeuge nach Rettung ausschaute. Entrann er auch den Wogen, so verfiel doch all seine Habe dem Strandraub, er selbst der Leibeigenschaft, aus der er sich nur durch schweres Lösegeld befreien konnte — Zustände, die wir zum Theil noch im vierzehnten Jahrhundert vorfinden und die erst nach wiederholten Kämpfen der Hansastädte mit den Küstenbewohnern ihr Ende fanden. Liegt auch diese Zeit in weiter Ferne hinter uns, so doch nicht diejenige, wo die Leute am Strande ihren Herrgott baten, wenn er einmal Schiffe stranden lasse, dabei doch möglichst ihren Strand zu berücksichtigen.

Gerade solch ein Rückblick in die Vergangenheit zeigt den Contrast, welchen die Gegenwart darbietet, in um so schärferem Lichte. In unserem Jahrhundert hat man sich an der deutschen Küste die Aufgabe gestellt, im hartnäckigsten Kampf mit dem Meere ihm möglichst viele der Opfer zu entreißen, welche dem gierigen Elemente sonst rettungslos verfallen wären. Muß diese Errungenschaft an sich unser Aller Theilnahme schon lebhaft bewegen, so wird dieselbe unserm modernen Denken und Fühlen um so näher gerückt, wenn man in Betracht zieht, daß sie hervorgegangen ist aus dem freien Entschlusse eines thatkräftigen Bürgerthums — daß sie getragen wird von dem einmüthigen Beifalle der ganzen Nation.

Die Idee einer Organisation der Rettung Schiffbrüchiger gehört übrigens ebenso wie die ersten Anfänge ihrer Ausführung bereits dem vorigen Jahrhundert an, und ihre Geburtsstätte ist nicht Deutschland, wie selbstständig auch die deutsche Gesellschaft sich organisirt hat, sondern England. Die Idee des Unternehmens darf in neun Jahren ihr hundertjähriges Geburtsfest feiern, indem im Jahre 1789 in Shields in England die erste Association dieser Art gebildet wurde.

Auf Selbsthülfe gegründet, von der Bevölkerung der Küstenstädte getragen, breitete sich das Unternehmen bald an der englischen Küste aus, mußte aber, da jeder Ort lediglich für sein Gebiet Sorge trug, im Verhältniß zur Gesammtküste große Ungleichheiten zeigen, indem manchmal lange Strecken unbeschützt blieben. Diese Nachtheile wiesen unmittelbar auf die Nothwendigkeit einer einheitlichen Leitung hin, welche denn auch einige dreißig Jahre später in's Leben trat, jedoch in Folge mangelhafter Organisation des Ganzen nicht recht zur Wirkung kam, bis endlich nach weiteren zwanzig Jahren unter allgemeiner Betheiligung der Nation und unter dem Protectorat der Königin die „Royal Nation Lifeboat Institution" begründet wurde, welche noch heute ihrer segensreichen Thätigkeit obliegt. Die Erfahrungen und Lehren dieser hier kurz angedeuteten Entwickelungsgeschichte der englischen Organisation sind für die anderen, namentlich auch die deutsche, von hervorragendem Einfluß geworden.

Nachdem schon früh Amerika dem Beispiele Englands gefolgt war, geschah dies auf dem Continente zunächst von Seiten Hollands, wo zwei Gesellschaften sich in den Küstenschutz theilen. In Frankreich entstand in den fünfziger Jahren eine der englischen ähnliche Gesellschaft; nur unterscheidet sie sich von jener wesentlich dadurch, daß sie einen etwas exclusiven, der Nation in ihrer Gesammtheit ferner stehenden Charakter trägt.

In Deutschland ist Emden die Wiege der Gesellschaft für Rettung Schiffbrüchiger geworden. Dem Emdener Beispiele folgte Hamburg und diesem Bremen, worauf sich dann andere Küstenstädte der Nord- und Ostsee anschlossen. Damit war aber derselbe ungünstige Weg betreten, der anfangs eine nachdrückliche Thätigkeit des englischen Rettungswesens verhinderte — das isolirte Vorgehen einzelner Centren ohne gemeinsame organisirte Vereinigung. Doch wurde diese Gefahr bei Zeiten erkannt, und auf Anregung Bremens wurde zu Kiel im Jahre 1865 die deutsche Gesellschaft für Rettung Schiffbrüchiger begründet, welche unter kaiserlichem Protectorat für einen einheitlichen Rettungsdienst von der holländischen bis zur russischen Grenze sorgt.

Die Organisation selbst ist eine außerordentlich einfache. Für die Erhaltungsmittel sorgen selbstständig wirkende Bezirksvereine; die Verbindung unter diesen wird durch den Gesellschaftsvorstand hergestellt, dem zugleich die Förderung aller Interessen der Gesellschaft obliegt. Die oberste Leitung besorgt der aus der Vertretung sämmtlicher Bezirksvereine zusammengesetzte Gesellschaftsausschuß. Der Gesellschaftsvorstand hat seinen dauernden Sitz und seine Bureaux in Bremen, wo thatkräftige Männer, durchdrungen von der Bedeutung ihrer humanen Aufgabe, mit größter Aufopferung den umfangreichen Geschäften der Gesellschaft vorstehen. Die von Jahr zu Jahr an Bedeutung wachsenden Resultate ihrer Thätigkeit bilden zugleich den Lohn für dieselbe, und wie großartig diese Resultate sind, darüber kann der Leser in den jährlich über ganz Deutschland verbreiteten Publicationen der Gesellschaft sich leicht unterrichten; nur das eine Hauptresultat, auf das es ja zuletzt ankommt — die Zahl der seit Begründung des Vereins Geretteten sei hier genannt: sie hat bereits die Höhe von 1045 Seelen erreicht.

Der eben geschilderten Organisation wird aber erst Leben eingehaucht durch die Rettungsthätigkeit selbst, für welche sie die Grundlage bildet. Als Träger aber des gesammten ausführenden Rettungswesens erscheint die Station, der Sammelpunkt aller helfenden geistigen und mechanischen Kräfte. Wir sagen geistige und mechanische, denn die mechanischen Hülfsmittel würden ohne stete und enge Verschwisterung mit dem geistigen Element ein nutzloses Material bleiben.

Der Natur der Sache nach ist es die Küstenbevölkerung, welcher es zufällt, das lebendige Material zu liefern. Jedes aus Seegefahr gerettete Menschenleben wird, den verfügbaren Mitteln der Gesellschaft entsprechend, der Mannschaft des Rettungsbootes mit zwanzig Mark bezahlt — eine Summe, deren Geringfügigkeit den lediglich auf Gewinn gerichteten Antrieb zur Rettung ausschließt; wenn demnach diese Küstenbewohner sich jetzt in bereitwilligster Weise mit Verachtung der augenscheinlichsten Todesgefahr für das Rettungswesen zur Verfügung stellen, so können jene zwanzig Mark ihr sittliches Verdienst nicht schmälern. Freilich ist ihnen von der Gesellschaft eine technisches Material für das Rettungswerk in die Hände gegeben, auf das sie sich verlassen können, und es kommt zu ihrer moralischen Unterstützung hinzu, daß sie sich in ihrem freiwilligen Thun eins wissen mit der Nation, daß sie sich gewissermaßen als die Bevollmachtigten der ihre Gaben beisteuernden binnenländischen Bevölkerung fühlen und daß sie wissen, jede ihrer Rettungsthaten findet im Kreise ihrer Stammesgenossen einen Widerhall. Nicht unerwähnt darf zugleich bleiben, daß, im Fall sie beim Rettungswerk das Leben verlieren, durch Lebensversicherungen für Weib und Kind Sorge getragen ist.

Steht es mit der Leistungsfähigkeit und Leistungswilligkeit der Küstenbevölkerung gut, so liegen die Verhältnisse in Bezug auf das numerische Verhältniß ungünstiger, entsprechend der für das Rettungswesen sehr ungünstigen Küstengestaltung. Gerade wo gefährliche Bänke liegen, ist die Küste oft spärlich oder gar nicht bewohnt, sodaß man sogar an einigen Orten die Frauen zur Bedienung des Rettungsbootes mit heranziehen muß. Man hat deshalb für einige Strecken der ostfriesischen Küste auch Besiedelungen in Vorschlag gebracht.

Die Station, gewissermaßen der Alarm- und Sammelplatz, wird durch den Bootsschuppen bezeichnet, der bald in den großen Häfen an den Vorsetzen selbst, bald einsam in fernen Dünen, bald am Siel eines Deiches liegt. Im Bootsschuppen steht das Rettungsboot auf dem gleich noch zu schildernden Bootswagen zur Ausfahrt bereit; ferner sind daselbst alle für den Rettungsdienst nothwendigen Materialien, Anweisungen u. dergl. m. untergebracht.

Die Bedienungsmannschaft wird aus den seetüchtigsten Leuten, so viel deren zu haben sind, gebildet und steht unter dem Commando eines vom Stationsausschuß Deputirten, dessen Posten Verantwortlichkeit in sich schließt und Selbstständigkeit verlangt, insofern dem Betreffenden die Einübung der Mannschaft, die Sorge für das exacte Ineinandergreifen der Stationsmaschinerie und bei Beginn der Rettungsthätigkeit selbst das Commando obliegt. In den Häfen ist die Besetzung durch den Lootsencommandanten oder Hafenmeister nicht schwierig; anders dagegen

auf den übrigen Küstenstrecken, wo Strandvögte, Lehrer und entsprechende andere Persönlichkeiten herangezogen werden.

Die Localitäten, welche unser Bild darstellt, sind die von Cuxhaven-Duhnen. Diese zu den wichtigsten zählende Rettungsstation der ganzen deutschen Küste ist zugleich sehr instructiv für unsern Zweck, da hier alle verschiedenen Formen des Rettungswesens vertreten sind. Das Bild links oben zeigt den, wie überall, mit dem rothen Kreuz geschmückten Bootsschuppen, daneben den Krahn, der soeben in Thätigkeit ist, das Rettungssegelboot „Esther", eines der besten Boote an der Küste, auszuschwingen. Außerdem besitzt die Station Cuxhaven das eiserne Segelboot „Kölln" und ein Francyboot. In Duhnen steht das Ruderboot „Ernst Merck"; außerdem sind auf Neuwerk und auf dem Feuerschiffe „Neptun" Rettungsstationen gebildet, welche, zum Theil durch den Telegraphen verbunden, ein kräftiges Zusammenwirken ermöglichen. Im Ortsausschuß hat die eigentliche technische Leitung der Hafenmeister Polack, welcher es sich nicht nehmen läßt, bei jeder Rettungsfahrt mit in See zu gehen und persönlich das Commando zu führen, ein Mann, so recht eigentlich der Typus des deutschen Capitains, dieser seeerfahrenen, gebildeten, kühnen und entschlossenen Männer, welche eine Zierde unserer Nation bilden. Als charakteristisch für den eben Genannten mag hier erwähnt sein, daß er den einen lebhaften Wunsch hegt: noch drei Menschen retten zu können — dann würde gerade das Hundert derer voll sein, die er sowohl im Rettungsdienst, wie auf der Fahrt dem Tode entriß.

Von den im Obigen geschilderten Stationen, größeren und kleineren, zieht sich nun ein planvolles System längs der gesammten deutschen Küste hin, und wer die Gelegenheit hat, auf einer weiteren Strandtour eine Reihe solcher Stationen zu passiren, der wird den Eindruck empfangen, als habe er es hier mit einer wohlorganisirten Vorpostenkette zu thun, welche einem jeder Zeit kampfbereiten, gefährlichen Feind gegenüber aufgestellt ist — ein in Wirklichkeit durchaus zutreffendes Bild.

Der Kern des Rettungsmaterials nun ist das Rettungsboot, welches, nebenbei gesagt, seine eigene, der Entwickelung des Rettungswesens parallel laufende Geschichte hat. Bei seiner Gestaltung mußte es sich um zwei Gesichtspunkte handeln: erstens das Vollschlagen, zweitens das Kentern zu verhüten, und die Schwierigkeit der Construction lag zum Theil in der zu erreichenden Vereinigung beider Eigenschaften. Der Entwickelungsgang zeigt daher auch ein Vorwiegen bald der einen, bald der anderen Rücksicht, und so gelangte man in England schließlich durch unermüdliches Umgestalten und Erproben zu einer Construction, welche den Böten die Selbstentleerung beim Vollschlagen und die Selbstaufrichtung beim Kentern möglich machte. Die bei aller Einfachheit höchst sinnreiche Einrichtung für Selbstentleerung besteht darin, daß man einen wasserdichten Unterraum über der Wasserlinie des beietzten Fahrzeuges anlegte, welcher von einer von oben nach unten gerichteten Röhre durchschnitten wird, die ihrerseits nach unten durch ein Ventil geschlossen ist und somit das oben hereinschlagende Wasser abläßt, gegen das von unten andringende aber abgeschlossen bleibt. Das Selbstaufrichten beim Kentern wird dadurch erreicht, daß man gegen fünf Centner schwere, eiserne Kiele anbringt und das Boot nach oben durch Korkeinlagen oder Luftkästen erleichtert. Aber abgesehen davon, daß diese Construction neben der Selbstaufrichtung auch entsprechend ein Umschlagen begünstigt, war dieses für die steile englische Küste construirte Boot seiner Schwere wegen für die flachen deutschen Kusten nicht verwendbar. Hier handelte es sich darum, das Boot, ehe es flott gemacht werden kann, auf ungünstigem, nachgebendem Terrain oft weit hinaus zu fahren, und so hat man, zum Theil zu älteren Constructionen zurückkehrend, gemischte Arten an unseren Küsten eingeführt.

Die Rettungsböte zerfallen außerdem in Ruder- und Segelböte, von denen die ersteren gute Brandungsfahrer, die letzteren geübte Sturmfahrer sein müssen. Ein wichtiger Bundesgenosse der Menschheit — der Dampf — versagt noch seine Dienste; gelingt eine Construction, welche die Verwendung dieser Kraft gestattet, so tritt das Rettungswesen in eine neue Phase.

Betrachten wir nun das Boot in Thätigkeit. Wir können von derselben vier Abschnitte unterscheiden, von denen jeder seine eignen Schwierigkeiten und Gefahren darbietet.

Sobald das Signal von einer Strandung eintrifft, werden die zum Vorspann verpflichteten Strandbewohner benachrichtigt, und bald rollt der schwere Bootswagen der schäumenden See zu. Dieser Wagen, von mächtig starkem Bau, ist so eingerichtet, daß ein Zapfen, welcher die Vorderräder mit dem übrigen Wagengerüst verbindet, herausgezogen werden kann, wodurch das Gerüst in die Höhe steigt und eine schiefe Ebene nach rückwärts bildet, um so das Boot sanft in die herankommenden Wogen gleiten zu lassen. Im Ganzen geht dieses „Abprotzen" ohne ungewöhnliche Schwierigkeiten von Statten, manchmal aber wird es von der stärker heranrollenden See gestört, was bei schwerem Unwetter geradezu gefahrdrohende Situationen herbeiführen kann, ja die Mannschaft hat schon Pferde und Wagen nebst Boot ihrem Schicksal überlassen müssen, um durch schleunige Flucht das eigene Leben zu retten.

Ist das Boot flott, so wird das Steuerruder eingehängt, und nun beginnt der zweite, schwierigere Theil der Aufgabe, das Auslaufen. Es gilt die Brandungslinie zu durchbrechen. An unseren flachen Küsten ist oft, so weit das Auge reicht, nur eine schäumende brodelnde Masse zu erblicken, in welche hineinzutauchen der Laie für rein unmöglich hält — der gefährlichste Augenblick aber kommt weit draußen, da wo die mächtigste Brandung steht, das heißt da, wo die heranrollende Sturmwelle sich zuerst in größerer Tiefe bricht, und zwar ist das Boot hier einer doppelten Gefahr ausgesetzt. Erstens nämlich: es gelangt nicht auf die Brandungswelle hinauf und überschlägt sich, ähnlich wie ein Pferd, nach rückwärts, oder es wird quer gefaßt und überrollt. Zweitens: das Boot gelangt glücklich über die Brandungswelle, schlägt aber in der jenseitigen Thalsenkung der Welle auf den Grund. Es kommt daher alles auf die Geistesgegenwart und schnelle Berechnung des Bootsführers an, indem er, ähnlich wie der Reiter dem Pferde die Zügel, dem Boote bald mehr bald weniger Fahrt giebt.

Einmal im Bereiche der regulären See, hat das Boot weniger zu befürchten, bis die Gefahr bei der Annäherung an das Wrack wieder zuzunehmen beginnt. Schon in einiger Entfernung vor demselben sieht sich das Boot durch treibende Spieren und dergleichen bedroht; am Wrack selbst aber tritt wiederum ein höchst gefährlicher Moment ein, um so gefährlicher, wenn die Annäherung von der Luvseite geschieht. Es gehört keine große Phantasie dazu, sich die Schwierigkeiten zu vergegenwärtigen, welche sich dem Anlegen an ein von der Brandung überspültes Wrack darbieten, auch ungerechnet die von stürzenden Masten drohende Gefahr. Steht eine derart heftige Brandung am Wrack, daß eine Annäherung unmöglich ist, so wird mit der Cortes'schen Büchse eine Leine hinübergeschossen und die Verbindung auf diese Weise hergestellt — eine Situation, wie sie unser Mittelbild zeigt.

Ist die zu rettende Mannschaft geborgen, so geht es auf den Rückweg und damit der im Grunde allergrößten Gefahr in die Arme: dem Einlaufen durch die Brandung, welches ähnliche Schwierigkeiten wie das Auslaufen bietet, nur daß dieselben durch die nachfolgenden Wassermassen gesteigert werden. Es handelt sich für das Boot darum, immer da auf dem Rücken der Welle zu bleiben, wo ihr Durchmesser am stärksten ist, ein Manöver, das auf verschiedene Weise durchgeführt wird; unser Bild rechts oben zeigt ein solches, wo zwei Ruderer rückwärts gesetzt werden, um das Boot immer auf die Woge hinaufzurudern. Zu gleichem Zwecke benutzt man den hinter dem Steuer sichtbar werdenden sogenannten Schlepper, einen leinenen Beutel in Form eines Kaffeesackes, der, durch einen Reifen offen gehalten, das Wasser einschluckt und so zurückhaltend wirkt. In Ermangelung eines solchen Schleppers werden auch beliebig andere Gegenstände, die gerade zur Hand sind, verwendet. Endlich ist auch das Ausgießen von Oel ein die Brandung beruhigendes Mittel, dessen Wirkung eine geradezu zauberhafte ist, und dies um so mehr, je weniger der Zusammenhang der Erscheinungen vor Augen liegt.

Da nun aber das Umschlagen des Bootes trotz aller Verbesserungen dennoch als eine Gefahr immer bestehen bleibt, so mußte für den über Bord gehenden Mann ein letztes Rettungsmittel geschaffen werden, und als ein solches bewährte sich vorzüglich die Korkjacke, ein aus gegliederten Korkstücken zusammengesetzter Küraß, der einen Menschen 24 Stunden über Wasser zu halten vermag.

Für den Fall, daß das Boot das Wrack nicht erreichen kann, tritt, sobald dasselbe nicht weiter als 500 Schritt vom Strande abliegt, die Rakete in Thätigkeit. Dieselbe hat im Allgemeinen die Construction der Kriegsraketen, für den speciellen Zweck

Digitized by Google

modificirt durch das Spandauer Feuerwerks-Laboratorium. Neben der Rakete giebt es auch noch Mörser, doch ist die Rakete wegen mehrfacher Vorzüge an unseren Küsten fast allein in Gebrauch. Das abgesandte Wurfgeschoß führt nur eine dünne Leine über das Wrack, wo dieselbe von der Mannschaft aufgefangen wird; vermittelst dieser Leine wird sodann das Rettungstau nebst einem Läufer an Bord geholt, und dann mit Hülfe des letztern wieder eine Hosenboje, in welcher nun ein Mann der Mannschaft nach dem andern an Land gezogen wird. Unser Mittelbild rechts zeigt einen Mann in dieser scheinbar höchst gefährlichen Situation, die aber in Wirklichkeit für den Betreffenden die sichere Errettung bedeutet.

Unser linkes Mittelbild zeigt noch zwei Reiter in der Fluth, einem Wrack zustrebend; wir haben diesen Moment der Vollständigkeit wegen beigefügt, ohne daß damit eine regelmäßige Form der Rettung dargestellt werden soll — es ist aber vorgekommen, daß Reiter einem naheliegenden Wrack über Prielen hinweg bei nicht zu stürmischer See Leinen zugeführt haben; freilich gelang die Schwimmtour von acht Pferden nur zweien.

Hiermit sei der Ueberblick über die Hülfsmittel des Rettungswesens zur See geschlossen.

Als die „Gartenlaube" seinerzeit die Begründung der Gesellschaft für Rettung Schiffbrüchiger freudig begrüßte und wiederholt zu ihrer Unterstützung anregte (vergl. Jahrg. 1861, Nr. 51; 1865, 23; 1866, 22; 1867, 17), da galt dies einer jugendlichen Schöpfung, welche sich im Laufe der Zeiten mit ihren, in diesem Falle wörtlich zu nehmenden, Stürmen erst bewähren sollte. Daß sie dies gethan, beweist der lebensfrische, thatkräftige Organismus der Gesellschaft, wie sie sich jetzt unserem Blicke zeigt. Immer nach Ausdehnung ihres Wirkungskreises strebend, getragen von den — leider nicht eben sonderlich werkthätigen — Sympathien der Nation, kann sie mit Stolz auf mehr als ein Jahrzehnt erfolgreicher Thätigkeit zurückblicken. Wir schließen mit dem Wunsche, daß die „Gartenlaube" nach einem weiteren Decennium von vermehrten Erfolgen dieser ebenso nationalen, wie allgemein menschlichen Zwecken gewidmeten Schöpfung möge berichten können.* **F. Lindner.**

* Was unsere Rettungsstationen leisten, haben wir in dem vorstehenden Artikel gesehen; mit welchen Gefahren die Bewohner unserer Seeküsten zu kämpfen haben, machen die Illustrationen auch dem Laien klar; wie viel Angst und Schmerz die Angehörigen der Männer und Jünglinge zu ertragen haben, welche in den Rettungsböten ihr Leben für das Anderer wagen, das berechnet Niemand. Dagegen ist bei Heller und Pfennig zu berechnen, *wie viel* die durch die Rettungsanstalten selbst schon so schwer belasteten Uferlande auch noch an barem Gelde zur Erhaltung derselben beitragen — und *wie wenig* das gesammte übrige Deutschland dazu hergiebt. Vor zwölf Jahren schon baten wir dringend um regere Betheiligung des Binnenlandes an einer der ehrenwerthesten Anstalten, die Deutschland besitzt und die auf die freiwillige Unterstützung der Nation angewiesen ist; wir baten um Bildung von „Bezirksvereinen" in möglichst vielen deutschen Städten: seit dieser Zeit ist der alte Wunsch der Nation nach einer Flotte, nach Schutz unseres Handels auf den Meeren in Erfüllung gegangen, die so lange ersehnte Reichseinheit ist errungen — aber die Opferfähigkeit für die deutschen Rettungsstationen an unseren Küsten ist in der großen Zeit nicht ihr entsprechend gewachsen. Viele große und reiche Binnenlandstädte können sich noch heute keines „Bezirksvereins der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" rühmen, ja, es ist tiefbeschämend neben der Zahl der deutschen Städte die verhältnißmäßig sehr kleine Ziffer der Bezirksvereine zu nennen. Dürfen wir hoffen, daß das Jahr 1880 auch in dieser Angelegenheit eine Besserung herbeiführe? D. Red.

Die Erziehung zur Arbeit.

Eine Forderung des Lebens an die Schule.

Von Karl Biedermann.

Durch die Bildungsgeschichte unseres deutschen Volkes zieht sich in den letzten zwei, drei Jahrhunderten wie ein rother Faden hindurch der immerfort nach Vermittelung ringende, aber auch immer wieder auseinanderklaffende Gegensatz von Wissen und Können, Theorie und Praxis, Schule und Leben.

Manche von unseren bedeutendsten Gelehrten selbst haben diesen Uebelstand tief empfunden und an dessen Beseitigung gearbeitet. Leibnitz eiferte wiederholt gegen die Vernachlässigung der Realien (Naturwissenschaften, Geschichte, Geographie) und der Muttersprache über der allzu ausgedehnten Beschäftigung mit dem Alterthum; das Gleiche thaten namhafte Pädagogen, wie Ratich und Comenius, ja selbst classische Philologen, wie Gesner. Galt dies für die höheren Stufen des Unterrichts, so konnte allmählich auch die niedere, Elementar- oder Volksschule sich der Forderung nicht entziehen, daß sie mehr als bisher „für's Leben" erziehen und vorbilden sollte.

Die wirksamen ersten Anregungen zu einer Ergänzung des bloßen „Lernens" in der Schule durch einen mehr auf das „Können", auf die praktische Uebung auch der äußeren Fähigkeiten des Kindes, der Sinne und Gliedmaßen, gerichteten Unterricht kamen uns Deutschen von außen, von England und Frankreich her. Locke und Rousseau waren es, die auf die Herstellung eines größeren Gleichmaßes zwischen Körper und Geist in der Erziehung und deshalb auf die Aufnahme gewisser mechanischer Beschäftigungen in das System des Unterrichts drangen. Die deutsche Pädagogik erfaßte den Gedanken mit großer Wärme, besonders die sogenannten Philanthropen, Basedow und seine Schüler. Noch heute werden mechanische Beschäftigungen neben den gewöhnlichen Lernstunden in der einzigen aus jener Zeit noch übrigen Tochteranstalt des Basedow'schen Philanthropins, der von Salzmann gegründeten Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal in Thüringen, getrieben. Salzmann's „Ameisenbüchlein" und seine Schrift „Ueber die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal", sowie seines Schülers Blasche Schrift „Grundsätze der Jugendbildung zur Industrie als Gegenstand der allgemeinen Menschenbildung" behandeln dieses Thema in lehrreicher Weise.

Die Regierungen selbst faßten den Gedanken einer Fruchtbarmachung der Schule für das Leben in's Auge, und so entstanden in verschiedenen deutschen Ländern sogenannte „Industrie-" oder „Erwerbsschulen", von denen einzelne noch heute existiren. Namentlich die weibliche Jugend (allerdings nur die der unteren Stände) ward in diesen Schulen in den einfachsten weiblichen Handarbeiten geübt und dadurch zum Fortkommen im Leben geschickter gemacht.

Umfassender in ihrem Plane und zugleich von größerer Lebensfähigkeit waren die 1796 von dem edelsinnigen Herzog Peter von Oldenburg auf seinen Fideicommißgütern im Eutin'schen in Holstein errichteten „Arbeitsschulen für Landgemeinden". Dieselben bestehen noch heute, wenn auch mit etwas verändertem Lehrplane. Der menschenfreundliche Herzog hatte die Leibeigenschaft auf seinen Gütern aufgehoben und wollte bewirken, daß die sich selbst überlassene ländliche Bevölkerung auch die neue Freiheit recht gebrauchen lerne, daß sie nicht in Müßiggang verfalle, vielmehr von früh auf in der Liebe und Gewöhnung zur Arbeitsamkeit geübt werde. Jene Schulen erscheinen im Sommer als „Gartenschulen", im Winter als „Spinn-, Näh- und Strickschulen" für die Mädchen und als „Klüterschulen" (Schulen für Holzarbeiten) für die Knaben. Die „Klüterschule" soll nach der ausgesprochenen Absicht ihres Stifters „nicht die Knaben zu Handwerkern bilden", wohl aber „sie im Gebrauche der verschiedenen Werkzeuge ihres künftigen Berufs und in der Fertigung solcher Arbeiten üben, welche im Hause, im Stalle, in der Scheune ꝛc. des Landmannes vorkommen". Diese Schulen haben sich, wie Michelsen in seiner Schrift über dieselben bezeugt, als sehr wohlthätig bewährt.

Wie im Norden, so faßte auch im Süden, in der Schweiz, der Gedanke der „Arbeitsschule" kräftige Wurzel. Der Pädagog Pestalozzi pflegte ihn dort theoretisch; sein Zeitgenosse Fellenberg, ein großer Landwirth, Besitzer des Gutes Hofwyl, verwirklichte ihn praktisch — allerdings hauptsächlich nur nach der landwirthschaftlichen Seite hin und für ärmere Kinder. Landwirthschaftliche Arbeiten waren in den Fellenberg'schen Anstalten die Hauptsache, der theoretische Unterricht ward nur dazwischen hinein (in drei Stunden täglich) gegeben; man glaubte aber zu bemerken, daß dieses geringe Maß ebensoviel, ja mehr wirke, als in anderen Lernschulen ein weit größeres, weil die Zöglinge von den körperlichen Arbeiten geistig erfrischt zum theoretischen Unterricht zurück-

Digitized by Google

lehrten. Einen für diese Art von Erziehung ganz besonders befähigten Lehrer fand Fellenberg in Jakob Wehrli, nach welchem denn auch sowohl die von Fellenberg selbst, wie die nach dessen Vorgang anderwärts errichteten Arbeitsschulen „Wehrli-Schulen" benannt wurden. Aehnliche Einrichtungen entstanden in Frankreich, in England, in Belgien. Besonders gut organisirt und von den besten Erfolgen begleitet waren nach zuverlässigen Berichten die in Mettray in Frankreich (1840) und in Ruysselède in Belgien (1849) begründeten. In Deutschland machten sich um Errichtung von „Wehrli-Schulen" verdient die zu Pestalozzi's hundertjährigem Geburtstage entstandenen „Pestalozzivereine" und der um dieselbe Zeit in Wirksamkeit getretene „Verein für das Wohl der arbeitenden Classen" in Preußen.

Alle diese Anstalten verfolgten vorzugsweise den Zweck, arme, besonders auch verwahrloste Kinder durch das sittlich bildende Mittel geregelter Arbeit an Ordnung, Thätigkeit und Betriebsamkeit zu gewöhnen, und sie erwiesen sich für Erreichung dieses Zweckes als sehr fruchtbar.

Wieder in anderer Weise machte Pestalozzi's Schüler und Nachfolger auf dem Gebiete der Pädagogik, Friedrich Fröbel, das Princip der „Erziehung zur Arbeit" nutzbar. Zunächst ward in der von ihm gegründeten Erziehungsanstalt zu Keilhau bei Rudolstadt die Verbindung von Arbeit und Unterricht in ganz ähnlicher Weise in's Werk gesetzt, wie in Schnepfenthal. Außerdem aber ist Fröbel bekannt als der Vater der „Kindergärten", die eine so große Ausbreitung erlangten und in mancher Hinsicht ganz günstig wirkten. Ihnen liegt die Idee zu Grunde, den dem Kinde angeborenen Spieltrieb zu planmäßigen Beschäftigungen zu entwickeln und zu verwerthen, durch welche Hand, Auge, Form- und Schönheitssinn der Kleinen in leichter und geregelter Weise geübt und ausgebildet werden sollen. Dergleichen Beschäftigungen sind das Stäbchenlegen, die Herstellung von allerhand Gegenständen aus verbundenen Stäbchen und Erbsen, das Flechten aus Papier und anderen Stoffen, das Bauen mit Bausteinen u. dergl. m. Bisweilen ist man dabei wohl zu systematisch für dieses Kindesalter verfahren und so theilweise in Künstelei verfallen, allein der Grundgedanke ist jedenfalls ein gesunder: den Thätigkeitstrieb des Kindes, der, sich selbst überlassen, sich leicht zerstörend äußert, in den richtigeren Weg des Schaffens überzuleiten und so unvermerkt ihm eine ernstere Richtung zu geben.

Eine sehr zweckmäßige Erweiterung der Fröbel'schen Spiele bietet die „Arbeitsschule" von Schmidt und Seydel in Weimar (Verlag von H. Böhlau daselbst), eine planmäßig vom Leichten zum Schweren fortschreitende Reihenfolge von Aufgaben zu Arbeiten für etwas ältere Kinder.

Auch in einzelnen Privaterziehungsanstalten, z. B. der des Dr. Barth in Leipzig, ward das Princip der Arbeit mehrfach zur Anwendung gebracht. Ebenso werden in der Realschule zu Leipzig von Schülern allerhand kleine mathematische, physikalische, astronomische und andere Lehrapparate gefertigt, gewiß ebenfalls eine sehr gute Uebung.

Neben diesen praktischen Versuchen zur Einführung geregelter mechanischer Beschäftigungen in das System der Erziehung entstand nun auch in den vierziger und fünfziger Jahren in Deutschland eine reiche pädagogische Literatur, welche indirect oder direct auf das gleiche Ziel hinarbeitete, auf die, wie es damals hieß, Versöhnung der Schule mit dem Leben. Indirect geschah dies durch Aufdeckung von allerhand Mängeln der sogenannten Lernschule. Man klagte darüber, daß diese für die Charakterbildung und die Vorbereitung der Jugend für's praktische Leben zu wenig leiste, daß sie zu einseitig blos das Gedächtniß in Anspruch nehme, daß ihre Ergebnisse unzureichende, insbesondere aber nicht genug nachhaltige seien u. dergl. m. Und zwar wurden solche Klagen — merkwürdiger Weise! — gerade von Schulmännern, Schul- und Seminardirectoren erhoben, also solchen, denen man einerseits genaueste Kenntniß des Gegenstandes zutrauen konnte, und von denen andererseits nicht anzunehmen war, daß sie von einem Vorurtheil gegen die bestehenden Schulanstalten geleitet würden. Zu ihnen gehörten Männer wie Vogel, Scherr, Curtmann, Kirchmann, Kellner, Diesterweg. In allen jenen Klagen klang zugleich mehr oder weniger direct der Gedanke an, daß eine wirksame Abhülfe der wahrgenommenen Uebelstände nur in einer größeren Berücksichtigung der körperlichen Kraft und Fähigkeit, der Sinne und Gliedmaßen zu finden sei.

Auch in den Versammlungen deutscher Lehrer ward zu Anfang der fünfziger Jahre die Frage der sogenannten „Erziehung zur Arbeit" mehrfach discutirt, ohne daß es indeß zu einem greifbaren Resultat gekommen wäre.

Der Verfasser gegenwärtigen Aufsatzes hat damals in einer Schrift unter dem Titel „Die Erziehung zur Arbeit, eine Forderung des Lebens an die Schule" von Karl Friedrich (1852, Leipzig, Avenarius und Mendelssohn) das ganze bis dahin angesammelte Material sowohl von theoretischen Ausführungen wie von praktischen Versuchen zur Lösung der so hochwichtigen Frage in möglichster Vollständigkeit zusammengestellt.

Diese scheinbar so lebhafte Reformbewegung wurde indeß damals, wie das zu gehen pflegt, von anderen Fragen und anderen Interessen in den Hintergrund gedrängt.

Neuerlich nun, das heißt seit Anfang der siebenziger Jahre, ist die Frage der „Erziehung zur Arbeit" wiederum angeregt, ja sind auch schon zum Theil recht vielversprechende Anfänge zur praktischen Lösung des Problems gemacht worden. Leider auch jetzt, wie schon im vorigen Jahrhundert, nicht von Deutschland aus, sondern vom Auslande. Und zwar ist es diesmal der skandinavische Norden, der die Initiative ergriffen hat. Dort handelt es sich in erster Linie um Erreichung und Förderung des sogenannten „Hausfleißes", mit anderen Worten, um Anregung und Anleitung zunächst der (dort bei Weitem überwiegenden) ländlichen Bevölkerung zur Benutzung namentlich der im Winter ihr aufgedrungenen Muße, überhaupt aber ihrer freien Zeit, z. B. an den Abenden, zu solchen häuslichen Arbeiten, die theils einen gewissen wirthschaftlichen Werth für sie haben, theils den großen moralischen Nutzen versprechen, daß dadurch die Männer vom Besuche öffentlicher Orte, von Spiel und Trunk abgelenkt und zu größerer Häuslichkeit gewöhnt werden.

Den ersten Anstoß dazu gab ein Privatmann, der Rittmeister a. D. Clauson Kaas zu Kopenhagen. Als Officier in einem kleinen Garnisonsorte stehend, wo es an guten Schulen fehlte, kam der sehr praktisch angelegte Mann auf den Gedanken, seine Kinder selbst zu erziehen und hierbei neben den theoretischen Wissensgegenständen auch praktische, mechanische Beschäftigungen anzuwenden. Er that dies mit so viel Erfolg, daß bald auch andere Eltern ihn baten, ihre Kinder in seinen Unterricht mit aufzunehmen, und daß sich so eine förmliche Schule um ihn bildete. Das Gleiche geschah in Kopenhagen, wohin er später versetzt ward. Dies veranlaßte ihn, 1864 seinen Abschied zu nehmen, um sich ganz dem Erziehungssache zu widmen. Es gelang ihm, seiner Ansicht von der Nützlichkeit des „Arbeitsunterrichts" in weiteren Kreisen Geltung zu verschaffen, wobei er von einem ihm geistesverwandten Lehrer, Rom, unterstützt ward. Seit 1871 giebt er eine Monatsschrift heraus, „Nordisk Husflids-Tidende" („Nordische Hausfleiß-Zeitung") mit Abbildungen, worin er für seine Idee Propaganda macht; in einer zweiten Monatsschrift, „Husflids-Meddelelser" („Hausfleiß-Mittheilungen"), erstattet er Bericht über die Fortschritte der Hausfleißvereine.

Auf Clauson's Betrieb entstand nämlich schon 1873 in Kopenhagen eine „Hausfleißgesellschaft", die überall im Lande zur Gründung von „Hausfleißvereinen" anregt; 1877 bestanden deren schon 61 nebst 26 Hausfleißschulen. Die Hauptgesellschaft zählte 553 Mitglieder. Sie wird sowohl von der Regierung, wie von einer großen Anzahl von Gemeinden, Vereinen ꝛc. mit Geldmitteln unterstützt. Die Regierung spendete 1875 4000, 1876 und 1877 je 6000 Kronen (etwa 6800 Mark). Das von Dänemark gegebene Beispiel hat im benachbarten Schweden Nachahmung gefunden — oder, vielleicht richtiger gesagt: der gesunde Volksinstinct in beiden Ländern hatte fast gleichzeitig das tiefe Bedurfniß einer sittlich-wirthschaftlichen und padagogischen Reform in dieser Richtung empfunden, und die Anregung, die in Dänemark Clauson, in Schweden Graf Clas von Lewenhaupt, in Norwegen Dr. Greve gaben, fanden eben deshalb auch so rasche Verbreitung. Die Sache kam schon 1876 im schwedischen Reichstage zur Sprache, und es ward der Regierung ein Fonds zur Unterstützung der „Hausfleißgesellschaften" bewilligt. So hat denn die schwedische Regierung 1876 16 solchen Gesellschaften zusammen die Summe von 18,000 Kronen (etwa 20,000 Mark)

Digitized by Google

theils zur Anstellung von Wanderlehrern, theils zur Errichtung besonderer Schulen für den Hausfleiß (Slöjdskolors) angewiesen.

Clauson hat in Kopenhagen eine Bildungsanstalt für Lehrer errichtet, um solche zur zweckmäßigen Ertheilung des praktischen Unterrichts fähig zu machen, und hat sich bereit erklärt, ähnliche Curse auch anderwärts zu halten. In der nächsten Zeit wird ein Cursus in Berlin stattfinden, auch Görlitz hat sich bereits um einen solchen bemüht. In Schweden besteht eine ähnliche Anstalt in dem „Slöjdlehrerseminar" im Dorfe Nääs, nordöstlich von Gothenburg. Auch giebt es bereits sowohl in Dänemark wie in Schweden eine ziemliche Anzahl von Schulen, in denen neben dem gewöhnlichen Lernunterricht Unterweisung in Hausarbeiten planmäßig ertheilt wird.

Sehen wir uns einmal eine solche „Lern- und Arbeitsschule" näher an, z. B. die am längsten, schon seit sechs bis sieben Jahren, bestehende, am besten organisirte, zu Landskrona an der Südküste Schwedens! Auch in Schweden ist der gewöhnliche oder Lernunterricht obligatorisch, wennschon nicht ganz in der Ausdehnung wie bei uns, indessen gestattet das Gesetz den einzelnen Schulbehörden in Bezug auf Stundenzahl und Zeiteintheilung eine ziemlich große Freiheit. Demzufolge hat der Schulrath zu Landskrona den Handarbeitsunterricht als obligatorisches Lehrfach für Knaben und Mädchen in der Gemeindeschule eingeführt.

Die Handarbeiten für Knaben begreifen in sich: Tischlerei, Drechslerei, Laubsägen, Bildschnitzerei, Bürstenbinderei. Aus Mangel an Lehrkräften ist dieser Unterricht vor der Hand auf die obersten Classen, Knaben von zehn bis vierzehn Jahren, beschränkt. Die Mädchen, und zwar diese schon vom achten Jahre an, werden im Nähen, Stricken, Spinnen am Spinnrade und Weben des Gesponnenen an kleinen Webstühlen unterrichtet. Der Unterricht der Knaben beginnt mit den einfachsten Manipulationen: dabei werden sie anfänglich in allen oben genannten Beschäftigungen unterwiesen, und nur wenn bei einzelnen Schülern eine besondere Anlage und Neigung zu dieser oder jener Arbeit sich herausstellt, wird der Unterricht mehr auf diese concentrirt und in dieser gründlich betrieben. Besonders wird darauf gesehen, daß die Knaben selbstständig, ohne fremde Hülfe, arbeiten lernen, daß sie ferner mit den Werkzeugen und dem Rohmaterial sorgsam umgehen.

Die solcher Gestalt gefertigten Sachen: Becher, Kästchen, Dosen, Bürsten, Laubsäge-Arbeiten aller Art, geschnitzte Bilderrahmen ꝛc., werden verkauft und der Ertrag davon theils zur Unterhaltung der Werkzeuge, theils zur Anschaffung von Material verwendet, sodaß wenigstens in dieser Beziehung die Schule sich selbst erhält. Die Berichte über den Fleiß und die Anstelligkeit der Kinder lauten sehr günstig: auch versicherte der Director der Anstalt, daß die Schüler durch diese Arbeiten keineswegs in den theoretischen Lehrfächern zurückblieben.

Aehnliche Zeugnisse liegen von den Directoren anderer derartiger Arbeitsschulen im Norden vor. Die Einrichtung dieser Schulen selbst, die Vertheilung des Lern- und des Arbeitsunterrichts ꝛc., ist bei den verschiedenen keineswegs immer die gleiche. Besonders stark betrieben wird der Arbeitsunterricht in der Schule zu Nääs. Bei den Mädchen kommen dort im Winter in der ersten Classe auf fünfzehn Stunden Lernunterricht deren einundzwanzig für Handarbeiten, in der zweiten Classe ist es umgekehrt; im Sommer wird dem Arbeitsunterricht noch mehr Zeit gewidmet. Die Knaben haben sogar neben drei Lern- sieben Arbeitsstunden. Trotz der ziemlich ausgedehnten Arbeitszeit fand der deutsche Besucher der Schule, dem wir diese Mittheilungen verdanken (der Lehrer Hansen), die Knaben wohlaussehend, frisch und munter. Knaben und Mädchen erhalten dort einen Antheil von dem Ertrag ihrer Arbeiten: derselbe wird für sie in Sparcassenbüchern angelegt.

Der „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Classen" in Berlin hat in seiner Zeitschrift „Der Arbeiterfreund" sehr lehrreiche Berichte deutscher Lehrer (Höhn, Wilski und Hansen) über Beobachtungen veröffentlicht, welche dieselben beim Besuch theils der Lehrerbildungsanstalt des Herrn Clauson, theils der verschiedenen in dieser Richtung thätigen Anstalten in Dänemark und Schweden gemacht haben.

Wie nun verhält sich bisher Deutschland zu dieser im Norden so stark und so nachhaltig auftretenden Bewegung für Einführung der mechanischen Beschäftigungen in den Jugendunterricht? In Folge von Vorträgen, welche der Rittmeister Clauson Naas 1875 und 1876 an mehreren Orten des nördlichen Deutschlands gehalten (der zu Berlin gehaltene ist gedruckt erschienen unter dem Titel: „Die Arbeitsschule neben der Lernschule und der häusliche Gewerbefleiß." Berlin, Simion), entstand 1876 in Berlin ein „Verein für häuslichen Gewerbfleiß", an dessen Leitung sich Männer wie Gneist, Hammacher, Lippert und Andere betheiligten, dessen eigentlicher Vorsitzender aber Eisenbahndirector Schrader ist. Um dieselbe Zeit nahm in Kiel die dortige Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde die Sache in die Hand, in Bremen der dortige Bildungsverein, speciell aber der durch seine gemeinnützige Thätigkeit überhaupt vielverdiente Dr. A. Lammers. Letzterer machte die von ihm herausgegebene Zeitschrift „Nordwest" zu einem Organ für diese Bestrebungen. In Hannover wandte sich Superintendent Th. Naydt mit einer gedruckt vorliegenden Denkschrift an das Landesdirectorium zu Hannover, um dasselbe zu einem Kostenbeitrag für Anlernung von Lehrern in der Clauson'schen Anstalt zu veranlassen, und erhielt von dieser Behörde eine zusagende Antwort. Die landwirthschaftlichen Vereine der Provinz Hannover zeigten gleichfalls ein sehr lebhaftes Interesse für Förderung dieser Unternehmung. Unlängst hat auch die „Gemeinnützige Gesellschaft" in Leipzig die Angelegenheit in die Hand genommen. In Folge eines in ihrer Mitte von Herrn Dr. Lammers gehaltenen Vortrages über „Handfertigkeit und Hausfleiß" ward eine Commission niedergesetzt, die sich weiter mit der Frage beschäftigen soll, ob und in welcher Weise der Gedanke einer „Erziehung zur Arbeit" für die hiesigen Verhältnisse praktisch und nutzbar gemacht werden könne.

Nach alledem steht zu hoffen, daß auch in Deutschland jene Idee immer fester Wurzel schlagen und Verbreitung finden wird, um so mehr, als, wie oben gezeigt, dieselbe eigentlich hier nichts Neues, im Gegentheil schon vor mehr als einem Vierteljahrhundert vielfach und lebhaft in der Presse und in der Lehrerwelt discutirt worden ist. Vielleicht ergeht es hiermit, wie es bisher mit so vielen Sachen in unserem lieben Deutschland erging: als deutsche Erfindung oder Anregung mißachtet und unverwerthet geblieben, bekommt ein Ding plötzlich ein ganz anderes Ansehen, wird beachtet und erstrebt, sobald es den Stempel ausländischen Ursprungs trägt. Indessen ist es immer noch besser, wir bekommen diese wichtige pädagogische Reform aus zweiter Hand, als daß sie uns abermals verloren geht, und so wünschen wir von Herzen, daß die in Berlin, Leipzig, Hannover, Bremen und anderen Orten gemachten Anläufe zu einer Verwerthung der Clauson'schen Idee nicht erfolglos bleiben mögen.

Allerdings dürfte für uns in Deutschland — und das erkennen auch diejenigen an, welche sich näher mit jenen skandinavischen Bestrebungen beschäftigt haben — der eine Zweck dieser letzteren, die Weckung des Hausfleißes, nicht in gleichem Maße im Vordergrunde stehen. Wir haben keine so überwiegend mit Landbau beschäftigte Bevölkerung, wie sie dort existirt; unsere Winter sind weniger streng, sodaß die Zeit, wo der Landmann gar nichts in seinem Berufe zu thun hätte, jedenfalls hier viel kürzer ist; für städtische und sonstige industrielle Bevölkerungen ist Manches von dem, was der „Hausfleiß" bezweckt, überhaupt weniger anwendbar. Immerhin könnte es nichts schaden, wenn auch bei uns wenigstens jeder Hausvater nach dem Schiller'schen Spruche: „Die Axt im Haus erspart den Zimmermann" kleine Reparaturen in der Hauswirthschaft selbst zu machen verstände, oder wenn er zum mindesten so viel praktisches Geschick besäße, um die Ausführung solcher anordnen und die Güte der ausgeführten controliren zu können.

Doch das sind Dinge, die sich von selbst finden werden, sobald nur erst ein Geschlecht heraufgebildet ist, welches wieder mehr Achtung vor der mechanischen Arbeit, mehr Lust und Geschicklichkeit dazu hat, als leider jetzt einem großen Theil namentlich unserer sogenannten „gebildeten" und „hochgebildeten" Classen beiwohnt — wesentlich in Folge unserer allzu ausschließlich auf geistige, beziehentlich gelehrte Thätigkeit abzielenden Erziehungsmethode. Worauf es vor Allem ankommt, das ist die Herstellung des natürlichen Gleichgewichts zwischen Geist und Körper, Wissen und Können, welches uns leider nur zu sehr verloren gegangen ist und zu dessen Wiedergewinnung auch die Einführung des Turnens allein nicht ausreicht.

Jene vorzeitige geistige Ermüdung der Kinder in den Schulen, worüber so viele Pädagogen klagen, und deren Folge

Digitized by Google

sehr häufig die ist, daß viele im Anfange geistig regsame und empfängliche Schüler später schlaff werden: sie würde sicherlich abgewendet werden durch eine zweckmäßige Abwechselung zwischen der einseitigen Anstrengung des Gehirns und einer Uebung der äußeren Organe. Pädagogen in solchen Anstalten, wo das bloße Lernen zeitweilig unterbrochen wird durch mechanische Beschäftigungen, haben es mit Freuden bestätigt, und auch Clauson stimmt nach seinen Beobachtungen dem bei: daß die Kinder von solchen Körperübungen viel erfrischter und auch geistig reger zu den geistigen Anstrengungen des Lernens und Denkens zurückkehren. Ja auch darin hat Clauson gewiß Recht, wenn er sagt: selbst manche theoretische Lernfächer würden direct gefördert werden können, wenn man sie in eine gewisse organische Verbindung brächte mit mechanischen Uebungen, so zwar, daß man ihre unmittelbare Anwendung auf letztere und somit ihren direct praktischen Nutzen den Kindern anschaulich machte, z. B. gewisse Lehren der Arithmetik und Geometrie, gewisse physikalische, chemische und andere Kenntnisse.

Endlich ist wohl auch daran nicht zu zweifeln, daß für denjenigen Theil unserer Jugend, der genöthigt sein wird, durch körperliche, vielleicht harte Arbeit sein tägliches Brod zu verdienen, eine frühe Gewöhnung an die Elemente dieser Arbeit, eine rechtzeitige Uebung und Geschicktmachung der Hand und des Auges von nicht zu unterschätzendem Werthe ist, daß der Knabe, der in der Schule mit Hobel, Säge, Schraubstock ꝛc. umgehen gelernt hat, ein geschickterer und darum jedem Lehrmeister willkommenerer Lehrling sein wird, als der, welcher dieser Geschicklichkeit entbehrt, daß es dem künftigen Dienstboten und ebenso der künftigen Frau eines Arbeiters, die in ihrer knappen Wirthschaft Alles streng zu Rathe halten muß, wesentlich zu gute kommen wird, wenn sie früh gelernt hat, sich ihren Bedarf an Kleidung, Wäsche ꝛc. möglichst selbst zu fertigen und in Stand zu halten, oder wenn sie in der Kunst einer räthlich zu führenden Hauswirthschaft einige Vorübung besitzt.

An einen unmittelbaren Erwerb durch solche mechanische Beschäftigungen der Kinder ist dabei viel weniger zu denken, als an eben jene Vorbereitung für die künftige Erwerbsthätigkeit. Unseren Handwerkern werden derartige „Arbeitsschulen" jedenfalls keine Concurrenz machen; es wäre das bei den ohnehin vielfach gedrückten Zuständen unseres Handwerkes nicht einmal zu wünschen.

Eine bedenkliche Schwierigkeit erwächst freilich der Anwendung jener Methode des sogenannten „Arbeitsunterrichts" bei uns in Deutschland aus der immer mehr angewachsenen Ausdehnung des Lernstoffes sowohl in den höheren Lehranstalten wie auch in der Volksschule, aus der dadurch bedingten großen Zahl der Lehrstunden in der Schule selbst und den meist noch nebenhergehenden vielen Hausarbeiten. Allein hier drängt sich die ernste Frage auf: *Ist nicht vielleicht gerade in diesem Punkte eine natürliche Reaction gegen das Zuviel angezeigt und unausbleiblich?* Dieser Frage wird man wenigstens nicht einfach aus dem Wege gehen dürfen, man wird ihr vielmehr ungescheut und offen in's Auge sehen müssen.

Jedenfalls ist mit dem Thema „Erziehung zur Arbeit" eine Frage auf die Tagesordnung der öffentlichen Discussion gesetzt, von der zu wünschen ist, daß sie gründlich, unbefangen, ohne Vorurtheil nach allen Seiten hin durchsprochen und erörtert, ja auch praktisch, wenn schon anfangs nur etwa im Kleinen, in engeren Kreisen, im Wege der Freiwilligkeit und außerhalb der eigentlichen Schule, in Angriff genommen werde, und daß sie von dieser Tagesordnung nicht wieder verschwinde, ohne greifbare und bleibende Resultate hinterlassen zu haben.

Die letzte Liebe eines Mächtigen.

Von C. del Negro.

Wie die scheidende Sonne mit ihrem letzten Strahl oft noch das Herz entzückt, so wohl auch einmal der Blick aus brechendem Menschenauge. Dies zu erfahren war einem Manne beschieden, der eine hohe Stellung im ägyptischen Staatsleben einnahm und dessen jäher Schicksalswechsel die allgemeinste Theilnahme nicht nur im Orient, sondern in ganz Europa erweckte.

Durch Geschick, Talent, günstige Verhältnisse und die persönliche Zuneigung seines Herrschers hatte sich Ismail-Pascha Saddik nach und nach von Rang zu Rang emporgehoben und endlich die Leitung eines der wichtigsten Staatsämter und unermeßliche Reichthümer erworben.

Die Zierde seines Harems war eine junge Cirkassierin, deren einfache und doch so ergreifende Geschichte ich hier erzählen will.

Mebruhki — so hieß die schöne Sclavin — lebte seit ihrer frühesten Kindheit im Harem des Pascha. Dieser hatte sie, als sie kaum drei Jahre zählte, von einem mit cirkassischen Frauen und Kindern handelnden türkischen Kaufmann erstanden und seiner Gemahlin — der Pascha hatte nur *eine* legitime Gattin — zum Beiramsfeste verehrt.

Als Kind entzückte die graziöse Kleine durch ihr sanftes, anschmiegendes Wesen den ganzen Harem; als Jungfrau ward sie von den fremden und einheimischen Damen, welche die Gattin des Pascha besuchten, wegen ihrer überraschenden Schönheit bewundert und mit Liebkosungen überhäuft.

Mebruhki war ein liebliches, selten schönes Wesen. Groß, schlank und geschmeidig wie eine Palme, hatte sie zarte unglaublich kleine Hände, Füße und Ohren, große schwarze, glänzende, fast zu glänzende Augen, leuchtendes goldig rothes, gewelltes Haar und ein feines Gesichtchen, dessen rosiger Mund süß, aber zugleich traurig zu lächeln wußte.

Wenn sie in dem Zimmer ihrer Gebieterin in gerader Haltung, wie es einer Sclavin ziemt, neben dem Eingang stand, eine Hand in die andere verschränkt, den Blick gesenkt, so bot sie mit ihrem bis zur Erde reichenden Goldhaar, die vollendet schönen Glieder von einem talarartigen weißen Gewande umflossen, einen geradezu bezaubernden Anblick. Wer sie so sah, blieb unwillkürlich stehen, sie zu bewundern, ihr ein freundliches Wort zu sagen. Wenn sie dann leicht erröthend die Augen aufschlug, erschrak man über den feuchten Glanz dieser „schwarzen Diamanten", wie die Gattin des Pascha Mebruhki's Augen nannte. Man erschrak, sage ich, über den Glanz dieser Sterne, weil er ein überirdischer war und auf ein inneres, das Leben verzehrendes Feuer schließen ließ. Das Kind schien vom Engel des Todes gezeichnet zu sein.

Viele Menschen gingen in dem Harem ein und aus: die Verwandten des Pascha, männlichen und weiblichen Geschlechts, fremde und einheimische Damen, ein europäischer Arzt, Sprach- und Gesanglehrerinnen, Putzmacherinnen, Wahrsagerinnen, und Alle kannten und bewunderten die schöne Mebruhki. Nicht selten kam es sogar vor, daß die Eine oder die Andere — natürlich geschah es nur von Seite der Inländerinnen — die Hausfrau bat, ihr die liebreizende Mebruhki abzutreten — um hohen Preis! Die Dame war aber hierzu nicht zu bewegen. Einer aber war, der sie nicht kannte, sie nicht sah: der Pascha. Er hatte das kleine Geschöpf, welches er vor mehr als zwölf Jahren seiner Gemahlin verehrte, längst vergessen, und diese war zu klug und zu eifersüchtig, um Mebruhki ihrem für weibliche Reize sehr empfänglichen Gatten in's Gedächtniß zu rufen.

Wenn der Pascha seine rechtmäßige Frau besuchte, was nicht gar häufig vorkam, seit ihr Antlitz nur noch Spuren von Schönheit trug, war er zerstreut, übellaunig; er sah nichts von dem, was ihn umgab. Seine Gedanken, seine Augen schienen während der ganzen Dauer des Besuchs abwesend zu sein.

Eines Tages führte das Schicksal den Minister durch eine Verkettung von Umständen doch mit dem Mädchen zusammen, dessen Schönheit ihn derart blendete, daß er, wie von einem dämonischen Zauber ergriffen, ihrem Banne verfiel.

Es war im März. Um diese Zeit pflegen die wohlhabenden Kairiner auf's Land zu ziehen, um dem eigenthümlich schwülen, heißen Wüstenwind, der in diesem und dem nächstfolgenden Monat in Aegypten weht und äußerst erschlaffend auf Körper und Geist wirkt, zu entgehen. In den Landhäusern des grünen Delta, namentlich in den unfern des Nil gelegenen Villen, ist der Chamsin erträglicher als in den Städten.

Der Pascha mußte in diesem Jahre wichtiger Geschäfte halber — es war kurz vor dem Ausbruch des russisch-türkischen Krieges — in der Hauptstadt bleiben, der Harem sollte aber

Digitized by Google

trotzdem nach Alexandrien und Tantah übersiedeln und seine Häuser und Villen am Nilufer und am Meeresstrand beziehen. —

„... Somit wären die Damen sämmtlich untergebracht," schloß der Pascha eine stundenlange Berathung, die er mit seinem Leibarzt gepflogen hatte.

„Vergebung, Excellenz!" beeilte sich der Doctor — ein Europäer — zu sagen. „Ueber die zwölfte und die vierzehnte Section trafst Du noch keine Bestimmung."

„Wallah, Du hast Recht," erwiderte der Muslim. „Indeß bleibt die zwölfte Abtheilung in Masr (Kairo)," fügte er bedeutsam hinzu.

„Wird die schwüle Witterung Fatma-Hanem nicht ungnädig stimmen?" fragte der kleine Doctor mit boshaftem Lächeln; denn er wußte, daß die zwölfte Section aus der augenblicklichen Favoritin des Pascha und deren Dienerschaft bestand.

Der Pascha rückte seinen rothen Tarbusch etwas zur Seite, eine Bewegung, die ihm eigen war, kraute sich ein wenig und zupfte dann an seinem schwarzen, dünnen Vollbarte.

„Fatma-Hanem ist eine nervöse Dame," fuhr der Arzt fort. „Der Chamsin ..."

„Du hast nicht so Unrecht," fiel ihm der Pascha in die Rede. „Die Schöne würde es mich entgelten lassen, wenn sie im Stadtpalais verweilen müßte. Was sagst Du zu einer Villa in der Schubra-Allee?"

„Die Villa müßte abseits vom staubigen Wege liegen."

„Natürlich! Nicht allzu weit, damit ich jeden Tag hinausfahren kann. Sage dem Haushofmeister, daß er noch heute ein solches Haus auftreiben muß."

„Wenn aber keines zu verkaufen wäre? ..."

„Das ist nicht denkbar. Jeder wird sich glücklich fühlen, mir seine Villa abzutreten. Aus Furcht vor uns Großen und um Geld thun die Aegypter Alles. Das wäre also abgemacht. Was die vierzehnte Section meines Harems betrifft, so bestimme ich derselben mein Schloß in Alexandrien zum Aufenthalt. Die Seeluft wird meiner Gemahlin wohlthun. Wie?" Und ohne auf eine Erwiderung zu warten, fuhr er fort: „Lebe wohl! al allah!"

Damit schritt er nach der in den Harem führenden Thür.

„Noch ein Wort, Pascha! In der vierzehnten Abtheilung befindet sich eine Kranke: Mebruhki, die Lieblingssclavin Deiner Gemahlin. Das Mädchen kann nicht nach Alexandrien transportirt werden — es muß hier bleiben."

„Wo denkst Du hin! Ich sollte eine einzelne Sclavin hier behalten? Das geht ja nicht."

„Allerdings! Mebruhki könnte ja bei Fat. ..."

„Doctor, Du bist von Sinnen. Fatma-Hanem ist in hohem Grade eifersüchtig. Schlüge ich ihr vor, Deinen Schützling bei sich aufzunehmen, so würde sie glauben, daß ich irgend einen Liebling von mir bei ihr einschmuggeln möchte. Das gäbe Auftritte. Allah bewahre mich davor!"

„Die Sclavin ist sehr schön," betonte der Arzt, welcher hoffte, daß sich der Pascha für die Kranke interessiren würde, wenn er erführe, daß sie schön sei.

„Desto schlimmer für sie," hieß es zurück. „Wenn sie noch unschön wäre, würde Fatma-Hanem sie vielleicht aufnehmen, aber eine schöne Sclavin! ... Kurz, kümmere Dich nicht weiter um die Sache! Ueberlasse das kranke Geschöpf dem Alexandriner Hausdoctor. Abd-Allah wird sie curiren, und wenn nicht, nun, so giebt es eine Sclavin weniger in meinem Harem."

Er winkte mit der Hand, schlug die Portière der Haremsthür zurück und verschwand hinter derselben.

Acht Tage waren vergangen. Fatma-Hanem hatte eine luftige Villa in Schubra bezogen, und der übrige Harem befand sich in Tantah und Alexandrien.

Der Pascha saß allein in der Veranda seines Stadtpalais. Sämmtliche Beamte hatten die Kanzlei verlassen, und die Excellenz konnte sich nicht entfernen. Sie wartete auf einen Tschauwisch (Courier) des Khedive, der seinem Minister ein wichtiges Schreiben zu senden versprochen hatte.

Wartet ein Orientale auf Etwas, so läßt er sich auf einen Divan nieder, zieht einen seiner Stiefel aus — wenn er welche an hat — streichelt seinen Fuß und raucht oder trinkt schwarzen Kaffee dazu. Dies that auch unser Pascha. Sein Gesicht hatte indeß nicht jenen halb elegischen, halb schläfrigen Ausdruck, der sich bei dem Orientalen einzustellen pflegt, sobald er „Rauch und Mokka zu schlürfen" beginnt. Mürrisch sah der große Herr vor sich hin. Die Beschäftigung des heutigen Tages mochte schuld an seiner üblen Laune sein. Hatte er doch stundenlang nichts gethan, als sein Siegel unter gewisse lange weiße Papierstreifen gedrückt. Lauter Rechnungen waren es gewesen. Und was für Rechnungen! Dreihundert Beutel (zu je 106 Mark) für Schuhe, achtzig Beutel für Zöpfe und Chignons, fünfzig für Strümpfe und Strumpfbänder, vierzig für Stecknadeln ꝛc.

Der Pascha seufzte. Er mochte an die guten alten Zeiten denken, als die muslimischen Weiber noch keine falschen Haare trugen, als die Gemahlinnen des Propheten von Quellwasser und frischen Datteln lebten und ihre Besitzthümer aus zwei Röcken, einem Kohol-Apparat (zum Schwarzfärben der Augenbrauen) und zwei silbernen Armspangen bestanden. Und das waren Prophetenfrauen!

Da erschien Doctor O. in der Veranda. „Excellenz, Du mußt mir erlauben, nach Alexandrien zu reisen. Abd-Allah-Effendi telegraphirte —" hier wies der Arzt auf das Papier in seiner Hand — „daß Mebruhki — das ist jene Sclavin, von der ich neulich mit Dir sprach — im Sterben liege. Laß mich fort! Ich will versuchen, sie zu retten. Abd-Allah ist ein Quacksalber, wie Dir bekannt ist. Der Himmel weiß, was der ihr eingab, etwa Papierstreifen mit Koransprüchen beschrieben" (eine in Aegypten sehr beliebte Medicin); „der Effendi hat eine besondere Vorliebe für derlei Heilmittel."

„Wohl möglich," erwiderte der Pascha. „Du darfst indeß nicht abreisen, mußt hier bleiben. Fatma-Hanem hat Kopfschmerzen."

„Pascha!" rief entrüstet der Leibarzt. „Es handelt sich um ein Menschenleben."

Der Orientale rückte seinen Tarbusch hin und her, sah eine kleine Weile sinnend in die Höhe und sagte alsdann:

„Weißt Du was — ich lasse Deinen Schützling nach Kairo zurückkommen. Hier kannst Du ihn meinetwegen pflegen."

Der gute Doctor öffnete den Mund, um etwas zu sagen, allein in demselben Augenblick stürzte ein sporenklirrender, säbelrasselnder Tschauwisch des Khedive in die Veranda, um dem Pascha das ungeduldig erwartete vicekönigliche Schreiben zu überbringen.

Der Minister nahm den Brief, führte ihn an Mund und Stirn, verabschiedete den fürstlichen Sendboten und stieg eilig in seinen Wagen, ohne von den Einwendungen und Fragen seines Leibarztes die geringste Notiz zu nehmen.

Auf seinem Wege nach der Schubra-Allee hielt der Pascha vor dem Telegraphenbureau und ließ durch seinen Secretär folgende Depesche aufgeben:

„Sclavin Mebruhki noch heute per Extrazug nach Kairo expediren."

Niemand fiel es auch nur im Traume ein, dem Befehl des Pascha nicht Folge zu leisten. Noch in derselben Nacht langte die Todtkranke in Kairo an.

Als der Arzt, der am andern Morgen in aller Eile zu dem Pascha gerufen wurde, in dessen Zimmer trat, fand er denselben in fieberhafter Aufregung. Der sonst so gelassene Mann ging im Sturmschritt auf und nieder.

„Wallah!" rief der Erregte dem Eintretenden zu. „Sie ist schön, unglaublich schön! Warum sagtest Du mir niemals, daß mein Harem ein solches Kleinod berge? Sie ist wahrlich eine Mebruhki (Gesegnete) — gesegnet von Allah und dessen Propheten."

„Mebruhki!" rief erschrocken der Doctor.

„Ja, Mebruhki ist in Kairo, in jenem Zimmer dort."

„In Deinen Privatgemächern, Pascha?"

„‚Oft wird Liebe durch einen einzigen Blick in's Leben gerufen!'" entgegnete der Orientale mit glühenden Augen. „Ein wahres Wort!"

„Noch wahrer ist dieses: ‚Er verscheuchte sein Vöglein und lief ihm alsdann nach.'"*

„Auch das ist wahr — doch jetzt gehe hinein und heile sie!"

Der Doctor mußte über diesen Befehl unwillkürlich lächeln, um sofort im ernsten Tone zu sagen:

„Mebruhki's Zustand muß sich in Folge der Reise verschlimmert ..."

* Arabische Sprüchwörter.

Digitized by Google

„Schweige!“ unterbrach ihn der Pascha mit zorniger Geberde. „Sie muß genesen — hörst Du? Beanspruche ein Vermögen, aber heile sie! Mebruhki muß leben. Weh Dir, wenn Du noch einmal sagst, daß ihr Zustand ein bedenklicher sei! Jetzt eile zu ihr!“

Anfangs hatte es den Anschein, als wolle die Natur dem Befehl des mächtigen Mannes Folge leisten. Man weiß nicht, ob es der Luftwechsel oder Doctor O.'s Behandlung war, was das Zehrfieber des schönen Geschöpfes plötzlich hemmte, kurz, Mebruhki schien überraschend schnell zu genesen.

Hundertmal am Tage eilte der Pascha an das Lager der liebreizenden Kranken, um nachzusehen, wie es ihr ergehe, sie auf's Zärtlichste zu fragen, ob sie nichts wünsche, und immer brachte er Mebruhki ein Geschenk mit, entweder seltene Blumen, köstliche Früchte, auch werthvolle Toilettegegenstände, funkelndes Geschmeide, Pariser Spielzeug, Geschenke, welche die Sclavin nicht wenig zu erfreuen schienen. Ein Lächeln ihres Rosenmundes, ein Aufleuchten in ihren dunkeln Augen erfüllte den verliebten Mann mit Seligkeit.

Die Kunde von der so plötzlich aufgekeimten Leidenschaft des Pascha verursachte im Harem keinen geringen Schrecken, der zunahm, je mehr die Krankheit der neuen Favoritin, die eine zweite legitime Gemahlin zu werden drohte, abzunehmen schien.

Als die Damen das Palais in Kairo auf's Neue bezogen hatten und selbst dann Alles beim Alten blieb, als der Pascha sämmtliche Frauen seines Harems einschließlich der Gemahlin ignorirte und jeden freien Augenblick am Lager der „rothhaarigen Kranken“, wie der Harem Mebruhki nannte, zubrachte, da geriethen die Zurückgesetzten, Vergessenen in eine Wuth, die das Schlimmste für die schöne Sclavin befürchten ließ.

Der Leibarzt, den die Damen wegen Mebruhki's halb zu Tode quälten, sagte dem Pascha, es sei gefährlich, die Aufregung, welche zur Zeit im Harem herrsche, zunehmen zu lassen.

Hierauf erwiderte der Orientale mit vollendeter Ruhe:

„‚Wenn mir der Mond leuchtet, kümmere ich mich nicht um die Sterne.‘* Sage meiner Gemahlin, ‚daß die Eifersucht der Schlüssel zur Scheidung ist.‘* Die Uebrigen aber sollen es nicht wagen, Mebruhki ein Haar zu krümmen; sonst erfahren sie, was ein Löwe zu thun vermag, wenn man ihn reizt. Das sage ihnen, Doctor!“

Doctor O. richtete diese Botschaft nicht aus, sondern theilte den erzürnten Damen zu ihrer Freude mit, daß der Pascha gar bald sein Krankenwärteramt niederlegen würde, da die Verhaßte in Bälde sterben müsse. In Folge dessen legte sich der Sturm, der sich im Harem erhoben. Dem Pascha selbst suchte der Arzt schonend beizubringen, daß ein Rückfall in den alten Zustand zu gewärtigen sei und dieser Rückfall Mebruhki lebensgefährlich werden könnte. Der Pascha lächelte bei dieser Eröffnung und meinte zum ersten Male, daß sein Leibarzt verzweifelt wenig verstehe. Und der Rückfall blieb nicht aus. Indeß bemerkte ihn der Verblendete nicht.

An einem wunderschönen Abend saß er am Rande des Divans, auf welchem die geliebte, in ein duftiges weißes Gewand gehüllte Sclavin ausgestreckt lag. Der Pascha hatte seinem Lieblinge ein goldenes Ei mitgebracht, das lauter Perlen und Rubinen enthielt. Diese schüttete Mebruhki langsam von einer Hand in die andere, während ihre großen glänzenden schwarzen Augen auf den Mann an ihrer Seite gerichtet waren, der zum ersten Male von Liebe sprach und köstliche Luftschlösser für die Zukunft baute.

Auf den rings um die Wände laufenden Divans, welche mit dem zeltartigen, schleierbehangenen Bette die Ausstattung des mit dunkelbraunem Holz getäfelten und von goldenen und blauen Arabesken überwölbten Gemachs bildete, auf diesem Divan aus taubengrauem Atlas, dessen eine Ecke der Pascha und die Sclavin einnahmen, lagen in malerischer Unordnung die Geschenke umhergestreut, mit welchen der Crösus seinen kranken Liebling überschüttet hatte, bunt schillernde Seidengewänder, milchweiße Gewebe aus Brussa, werthvolle Spitzen, blitzendes Edelsteingeschmeide, Goldschmuck, Diademe und Halsbänder von Brillanten, Handspiegel in kostbaren Rahmen, farbige Blumenkronen, Puppen, Bonbonnièren in den verschiedensten Formen und allerlei Tand.

Durch die weitgeöffneten Fenster drang die weiche, wohlige Abendluft, getränkt mit den Düften des blühenden Rosengartens, drangen die Strahlen der sinkenden Sonne, die schöne Sclavin mit rosig-goldenem Schimmer umwebend. Draußen säuselte der Wind in den leise sich wiegenden Zweigen der mit purpurnem Licht umflossenen Palmen; innen war es still, ganz still geworden. Beide schwiegen. Er war über Mebruhki gebeugt, seine Augen senkten sich in ihre feuchtschimmernden „schwarzen Diamanten“.

Mebruhki erhob nach langem Stillschweigen das Haupt, um mit matter Stimme die letzten Worte zu wiederholen, die er ausgesprochen hatte: „Wenn Du mich gesehen hättest, würdest Du mich früher geliebt haben? Sprachst Du wahr?“

Edelsteine und Perlen glitten von dem Schooße der sich Aufrichtenden und fielen leise klirrend auf den marmornen Boden.

„Ich sprach die Wahrheit, Mebruhki!“

„O, hättest Du mich früher gesehen!“ hauchte sie, indem eine tödliche Blässe ihr Antlitz bedeckte, und sank auf das Kissen zurück. Mit lautem Schmerzensschrei warf sich der Pascha auf die Gestalt der Ohnmächtigen.

Der Doctor, welcher bis jetzt stumm in einem Winkel des Zimmers gesessen hatte, erhob sich, trat sanft zu der Gruppe und faßte die Hand Mebruhki's . . . es war die Hand einer Todten.

„Todt! todt!“ stöhnte der Minister.

Wenige Minuten später saß der Pascha in einem eleganten Wagen neben seinem Fürsten. Der Khedive hatte ihn abgeholt, um mit ihm spazieren zu fahren. Solche Wünsche sind Befehle.

Der Wagen jagte durch das neue Stadtviertel Ismailia, über die Brücke des Nil, die Ghezireh-Allee hinauf und hielt vor dem vicekönigliche Schloß. Ein Officier trat herzu und legte die Hand auf die Schulter des Ministers.

„Im Namen des Gesetzes sind Sie verhaftet,“ sagte er.

Der Khedive, von seiner bekannten Geldnoth gedrängt, hatte mit echt orientalischer Rücksichtslosigkeit beschlossen, sich der Reichthümer seines Finanzministers und Jugendfreundes zu bemächtigen und ihn selbst aus dem Wege zu schaffen. Damit Ismail-Pascha Saddik keinen Argwohn schöpfen und entfliehen möchte, behandelte ihn der heimtückische Fürst bis zum letzten Augenblick, da er ihn den Schergen überlieferte, mit wärmster Freundlichkeit. Darnach ließ er ihn unverzüglich nach Oberägypten schaffen, ohne ihm zu gestatten, daß er von seinen Frauen und Kindern Abschied nehme, und als während der Nilreise der Geächtete plötzlich starb, argwohnten Viele eine Vergiftung.

Jetzt hat auch ihn, den heimtückischen Khedive, die Nemesis ereilt.

* Arabische Sprüchwörter.

Von unseren Landsleuten in Rio Grande do Sul.

Wer die Wasserwüste des Atlantischen Oceans durchschifft hat und endlich in das große Binnenmeer der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul, die Lagôa dos Patos (das heißt Entensee), eingelaufen ist, der fühlt sich zunächst von dem Lande seiner Sehnsucht, Brasilien, das ihm in der Heimath als schön und paradiesisch geschildert wurde, bitter enttäuscht; die Ufer tragen kein freundliches Grün, sondern flach und kahl liegen sie da. Sand und immer wieder Sand — soweit das Auge reicht — ein öder, trauriger Anblick!

Kaum aber hat man das nördliche Ende dieses salzigen Binnenmeeres erreicht, so verändert sich die Scenerie: bewaldete Felsenkuppen ragen steil aus dem Wasser empor, und oben wiegt sich die Königin des Südens, die Palme, im Morgenwind, als wollte sie den Fremdling an diesem Gestade willkommen heißen.

Man fühlt, daß man hier in eine neue, fremde Welt eintritt. Das Dampfschiff nähert sich immer mehr und mehr dem waldigen Gestade, und endlich unterscheidet man die einzelnen Bäume, welche durch schlanke Lianen mit einander verbunden sind und auf ihren Zweigen eine üppige Vegetation blühender Orchideen tragen. Tukane mit weit schimmerndem Gefieder und Papageien mancherlei Art fliegen erschreckt und lärmend davon, selbst das Kapuzineräffchen in den Zweigen scheint sich zu fürchten und versteckt sich im dichteren Grün.

Der bewaldete Berg ist bald umschifft. An seiner äußersten Spitze ragt der Leuchtthurm von Itapuam; der Thürmer steht oben und grüßt mit der Flagge des Landes, und an der Bewegung des Schiffes fühlt man, daß der Kiel ein ruhigeres Gewässer durchschneidet, als da draußen auf der Lagôa dos Patos. Man befindet sich hier in dem Becken des

Digitized by Google

Guahyba, dessen Gewässer aus der Vereinigung des Jacuhy, Taquary, Cahy, Gravatahy und Rio dos Sinos gebildet werden und einem großen, von romantischen Ufern eingefaßten Landsee gleichen.

In der Ferne nach Norden und Osten zu sieht man die bewaldete Serra Geral, in deren Thälern die blühenden deutschen Colonien liegen. Vor fünfzig Jahren erdröhnten dort die Axtschläge der ersten deutschen Einwanderer, welche unter Mühen und Entbehrungen aller Art und umgeben von den Schrecken der Wildniß sich dort ein neues Heim gründen wollten und sich in ihrem Streben nicht entmuthigen ließen, das Höchste, was einem fleißigen Arbeiter beschieden sein kann, zu erreichen, nämlich als freie Männer auf freiem Grund und Boden zu leben. Heute umschließt der Gürtel der deutschen Ansiedelungen fast alle Thäler und Abhänge jenes fruchtbaren Gebirges, das die ganze große Provinz von Osten nach Westen durchschneidet. Die Wildniß, welche sie einst bedeckte, hat sich unter der rastlosen Arbeit unserer Landsleute in fruchtbare Saatenfelder umgewandelt; die elenden Hütten der ersten Ansiedler sind lange schon schönen freundlichen Häusern gewichen; Kirchen und Schulen, wie wir sie häufig nicht einmal in den größeren Dörfern unserer Heimath gleich stattlich zu sehen gewohnt sind, sind dort entstanden, und zwar ohne daß man die Hülfe der Regierung dabei in Anspruch genommen hätte, und die Nachkommen Derer, welche mit der Wucht ihres Armes vor fünfzig Jahren die Wildniß zuerst durchbrachen, diese schönen blonden Reckengestalten, welche in Sprache und Sitten durchaus deutsch geblieben sind, sie wissen das Werk der Väter zu erhalten und weiter zu fördern.

Wer es nicht weiß, was unser Volk aus eigener Kraft zu leisten vermag, dort kann er es lernen. Nicht allein reiche und schöne Ansiedelungen haben die, welche einst arm und elend den heimathlichen Strand verließen, aus der Wildniß hervorzuzaubern vermocht, sondern ganze Städte sind unter ihren fleißigen Händen entstanden, und ihr Einfluß ist selbst in den Ortschaften von vorwiegend brasilianischer Bevölkerung, ja selbst der Provinzialhauptstadt, unverkennbar, obgleich dort nur etwa 1500 Deutsche und Abkömmlinge von Deutschen leben. Ihnen gehören die stattlichsten Magazine, Läden und Wohnhäuser; im Großhandel und im Gewerbe nehmen sie die erste Stelle ein, und auch in geistiger Beziehung entwickeln sie eine beachtenswerthe Rührigkeit, wovon das Erscheinen der dortigen deutschen Zeitung, des Volkskalenders für Rio Grande do Sul, verschiedener Lehrbücher und zahlreicher gelegentlicher Publicationen Zeugniß ablegt.

Porto Alegre, zu deutsch: heiterer Hafen, nennt sich diese Provinzialhauptstadt, und wahrlich, sie trägt ihren Namen mit Recht. Wenn man die Gewässer des Guahyba durchschifft und reichen Genuß in den Fernsichten findet, die sich nach allen Richtungen hin vom Bord des Schiffes aus den Blicken des Reisenden darbieten, so kann man doch den Ausdruck der höchsten Bewunderung nicht unterdrücken, wenn endlich die Stadt des heiteren Hafens am Horizonte auftaucht — die Königin des Guahyba, wie sie der liederreiche Mund der Rio Grandenser Poeten zu nennen pflegt. Amphitheatralisch aufgebaut zieht sie sich am Ufer des Guahyba entlang; auf ihren höchsten Punkten liegen die stattlichen Regierungsgebäude, die Kathedrale, das Theater und die Municipalkammer; auf einem Felsenvorsprung, rings von den Fluthen des Guahyba umrauscht, erhebt sich das Gefängniß, auch ein stattlicher Bau, und weiter hinaus an einer Bucht sieht man das freundliche Kloster St. Tereza, die Ortschaft Menino Deos und eine Menge schmucker Landhäuser inmitten schattiger Gärten. Der Hafen ist von zahlreichen Schiffen und kleineren Fahrzeugen belebt, und die mit Urwald bedeckten Inseln, welche der Stadt gegenüber liegen, in der Ferne überragt von den romantischen Gebirgszügen der Serra Geral, verleihen dem Ganzen in der That einen überaus heiteren Charakter.

Ja schön und lieblich ist Porto Alegre zu jeder Zeit, aber niemals hat diese Stadt wohl in solchem Festesglanze gestrahlt, niemals eine so frohbewegte und festlich gestimmte Bevölkerung gesehen, wie am 14. September des Jahres 1878. Palmen und Guirlanden zogen sich vom Ausschiffungsplatze die Straße entlang, welche in die oberen Theile der Stadt führt; in Flaggen- und Blumenschmuck prangten die Häuser, und an den Ehrenpforten versammelte sich eine festlich gekleidete Menge.

Wir haben die Deutschen von Porto Alegre in ihrer treuen Anhänglichkeit an ihr Vaterland oft genug nationale Feste, besonders aber die Wiedererstehung des Reiches, durch prunkvolle Umzüge feiern sehen, aber die eingeborene Bevölkerung verhielt sich dabei ganz passiv, zeigte sich sogar eher feindselig solchen Kundgebungen gegenüber. Dieses Mal aber hatten sich Brasilianer und Deutsche zu gemeinsamem Festzuge vereinigt — einem verdienstvollen Bürger des Landes und der Stadt zu Ehren, der bis vor Kurzem den hohen Rang eines Finanzministers bekleidete und freiwillig davon zurückgetreten war, um seinen früheren Platz auf den Bänken der Opposition im brasilianischen Parlamente wieder einzunehmen; der Gefeierte war der Exminister Silveira Martins, der Volkstribun von Rio Grande do Sul.

Es ist wohl das erste Mal, daß einem brasilianischen Bürger von Einheimischen und Fremden zugleich, besonders von Deutschen, so königliche Ehren erzeigt worden sind, aber er hat sie verdient, der wackere Streiter für die politische Gleichstellung seiner protestantischen Mitbürger.

Großes und Werthvolles haben die Deutschen für Brasilien geleistet, aber dennoch hat es die Regierung des Kaiserreiches bisher nicht für nöthig gehalten, dem protestantischen Theile derselben — und er ist der bei weitem zahlreichste — dieselben Rechte zu geben, wie sie jeder brasilianische Bürger besitzt, während man ihnen doch dieselben Pflichten wie jenen auferlegt. Sie und ihre in Brasilien geborenen Kinder, die dem Gesetze zufolge als brasilianische Bürger betrachtet werden, sind vom passiven Wahlrecht ausgeschlossen, und ihre confessionellen Angelegenheiten sind also vollständig in die Hände der Katholiken gelegt.

Dank der Toleranz der Brasilianer, hat in Brasilien niemals eine Verfolgung der Protestanten stattgefunden, wie in anderen katholischen Ländern, wenn man ihnen auch verbot, ihre Kirchen mit Thürmen zu schmücken, und bis zum Jahre 1864 sogar ihren Ehen die staatliche Anerkennung versagte, aber ist es nicht schlimm genug, wenn heutigen Tages noch einem Bürger das Recht der Wählbarkeit vorenthalten wird, nur weil er seinem Gott in anderer Weise dient als sein katholischer Mitbürger?

Vergebens hat die preußische Regierung durch ihre bekannten Auswanderungsverbote auf Brasilien einen Druck auszuüben versucht; vergebens ist sie, unterstützt von der deutschen Presse, hüben und drüben für die Gleichberechtigung der Confessionen und ihre staatlichen Rechte eingetreten; vergebens wurde die Regierung mit Petitionen der protestantischen Bürger bestürmt, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen — da, im November 1878, schien es, als wollte die Regierung einlenken.

Ein liberales Ministerium war an das Ruder gelangt, darunter auch der frühere Oppositionsmann Silveira Martins, der sich oft genug in seiner heimathlichen Provinz für die politische Gleichberechtigung der Protestanten ausgesprochen hatte. Jetzt hatte er Gelegenheit, dieser Anschauung Geltung zu verschaffen, denn die Berathungen über den geplanten Uebergang von der indirecten zu der directen Wahlverfassung mußten nothwendiger Weise diesen Punkt berühren.

Hoffnungsvoll harrten die Bürger deutscher Abkunft, aus dem Munde ihres Kaisers, für den sie oft genug ihr Leben in die Schanze geschlagen, das langersehnte Wort der Gerechtigkeit zu vernehmen, welches dem von ihnen erduldeten Unrecht ein Ende machen sollte. Sie hatten ja auch alle Ursache, auf ihn zu hoffen, wurde er doch von der ganzen Welt, und nicht zum Mindesten von der Presse des deutschen Stammlandes, während seines Verweilens auf dem europäischen Continent als ein weiser, gütiger und überaus liberaler Fürst gepriesen, dem allein die Befreiung der Sclaven und überhaupt alle Fortschritte seines Landes zu danken seien.

Irrthum! In dem Ministerrath, welcher sich unter persönlichem Vorsitze des Kaisers mit dieser wichtigen Frage beschäftigte, wurde zu Ungunsten der Protestanten entschieden; nur Silveira Martins trat freimüthig für das verletzte Recht in die Schranken und sagte: „Ich will nicht, daß meine protestantischen Landsleute deutscher Abkunft zurückstehen in ihren politischen Rechten vor den Kindern von Sclaven." Was half es? Der Kaiser widersetzte sich der Idee; der Rest des sogenannten liberalen Ministeriums beugte sich dem kaiserlichen Willen, und eine servile Majorität der Kammern, die mit allerlei in anderen parlamentarischen Staaten nicht üblichen Hülfsmitteln geschaffen wurde, brachte die ganze Reform zu Fall.

Das war ein harter Schlag für die Protestanten, aber auch für Silveira Martins, der nun als ehrlicher Mann es vorzog, seiner Machtstellung, für die er ja durch seine außerordentlichen Talente so sehr befähigt war, zu entsagen und den Kampf inmitten der Oppositionsmänner fortzuführen, um, wie er sich ausdrückte, die liberale Idee nicht zu verrathen.

Ein Wort des Kaisers hätte genügt, die Frage zu Gunsten der Protestanten zu erledigen; er würde sich damit im Herzen dieser seiner Unterthanen einen Altar der Liebe und Hingebung errichtet und damit zugleich den freien Strom einer intelligenten Einwanderung, ohne welche für Brasilien ja kein Fortschritt möglich ist, in sein schönes Reich gelenkt haben, aber dieses Wort wurde leider nicht gesprochen.

Was Wunder also, daß man mit bitterem Groll gegen die Krone erfüllt wurde und, um aller Welt zu zeigen, wie hoch das deutsche Volk Freiheit und Recht veranschlägt, dem Manne, der seinen hohen Rang dafür geopfert, königliche Ehren bereitete?

Als Silveira Martins am 14. September in die Hauptstadt seiner heimathlichen Provinz zurückkehrte, strömten ihm Tausende und Abertausende von Deutschen, die ihm als Söhne eines fremden Stammes sonst nicht nahe standen, entgegen, blondlockige Mädchen in weißen Kleidern streuten ihm Blumen auf den Weg und Jung und Alt gab ihm jauchzend das Geleit nach seiner Wohnung. An den Ehrenpforten vernahm er aus dem Munde deutscher Jungfrauen, wie hoch seine Landsleute deutscher Abkunft das von ihm gebrachte Opfer zu schätzen wissen und wie die gesammte deutsche Bevölkerung sich ihm zu ewigem Danke verpflichtet fühlt. Das aber gab diesem Willkommenfeste die höchste Weihe, daß selbst die katholischen Deutschen sich den Reihen ihrer protestantischen Brüder angeschlossen hatten; die Kränkung der Einen war auch von den Anderen empfunden worden, und es zeigte sich wieder glänzend, daß trotz aller Aufhetzungen des jesuitischen Clerus das deutsche Gerechtigkeitsgefühl im entscheidenden Augenblicke die Männer beider Confessionen nicht von einander trennen läßt.

Die Wirkung dieses Festzuges soll eine hinreißende gewesen sein, um so mehr, als auch die Brasilianer, in festem Bunde mit ihren deutschen Mitbürgern, dem Rio Grandenser Volkstribunen, dem edelsten Sohne ihrer schönen Provinz, ihre Liebe und Hingebung bezeigten.

Ein brillanter Fackelzug, wie er in Porto Alegre noch nie gesehen worden, beschloß die Ovation. Glühende Reden wurden gehalten, und Silveira Martins war durch den ihm bereiteten Empfang so gerührt, daß er kaum Worte des Dankes finden konnte. Was er aber endlich zu der festlich versammelten Menge vor seinem Hause sprach, das war das Wort eines Mannes, der fest entschlossen ist, seine ganze Kraft — und sie ist eine eminente — dafür einzusetzen, den Kampf für die politische Gleichstellung der Protestanten, den er so ruhmreich begonnen, zum glücklichen Ende zu führen.

Er ließ bei dieser Gelegenheit unter dem Rückblick auf die Zeit der Reformation dem deutschen Geiste und der deutschen Civilisation glänzende Gerechtigkeit widerfahren, ermahnte aber auch zugleich die Deutschen, den Weg der Selbsthülfe zu betreten, sich mehr, als bisher, am politischen Leben der Nation zu betheiligen, ihre Kinder auf die Hochschulen des Reiches zu senden und für den Staatsdienst und das Parlament vorzubereiten.

Möchte diese Mahnung von unseren Landsleuten beherzigt werden, denn so lange sie nicht selbst Hand anlegen an den politischen Ausbau ihres schönen Adoptivvaterlandes, so lange ihre in Brasilien geborenen Kinder weiter nichts als Wahlinstrumente in der Hand ihrer Mitbürger

Digitized by Google

lusitanischer Abkunft sind, können sie keine ihrer altgermanischen Tüchtigkeit entsprechende Stellung in Brasilien einnehmen. Von außen kann die Hülfe nicht kommen. Eine Gefahr des Verlustes ihrer germanischen Eigenart, ein Aufgehen im fremden Elemente, wie es unter den Deutschen in angelsächsischen Ländern zu Tage tritt, ist bei der großen Verschiedenheit des lusitanischen und germanischen Volkscharakters nicht zu befürchten, im Gegentheil, die Deutschen werden — wie Silveira Martins dies auch in einer seiner Reden in Porto Alegre deutlich aussprach — befruchtend auf das Geistesleben des jetzt in Brasilien herrschenden Elementes einwirken und demselben im Kampfe um die höchsten Güter der Menschheit voranschreiten, und auf diesem Wege werden sie der Liebe und der Sympathien ihres deutschen Stammlandes stets theilhaftig sein.

Obgleich sich die deutschen Colonisten oben im Gebirge in großen Schaaren auf den Weg gemacht hatten, um Silveira Martins in Porto Alegre ihre Huldigungen darzubringen, waren doch mehrere von Deutschen bewohnte Städte und Ortschaften nicht vertreten,— sie wollten den großen Bürger in ihren eigenen Mauern empfangen und hatten zu diesem Zwecke gleich Porto Alegre ein glänzendes Festgewand angethan.

So gestaltete sich die Reise des Volkstribunen zu einem wahren Triumphzuge, den natürlich die nativistische und jesuitische Presse auf alle Weise lächerlich und sogar verdächtig zu machen sucht, der aber für die Zukunft der Deutschen in Südbrasilien von hoher Bedeutung werden wird, denn er hat den brasilianischen Staatsmännern gezeigt, daß es durchaus nicht in der Absicht der Deutschen und Deutsch-Brasilianer liegt, einen Staat im Staate bilden zu wollen und dadurch die allgemeine Ordnung zu gefährden, sondern daß sie sich voll und ganz an ihr schönes Vaterland anschließen werden, sobald man ihnen nur Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Alfred Baeldler.

Blätter und Blüthen.

„Halt!" (Mit Abbildung S. 69.) Wann wird dieser Commandoruf der vorwärtsstrebenden Zeit auch da erschallen, wo es am nöthigsten ist? Wie viele Jahre kämpfen schon die erleuchteten Männer, denen das wahre Wohl des Volkes am Herzen liegt, gegen Erbschaften der Vergangenheit, die in unseren Tagen kein Existenzrecht mehr haben! Es ist durch das öffentliche Wort in der Presse wie in Versammlungen mit Zahlen dargethan, wie viel dem Volkswohlstand durch die übermäßig vielen Feiertage geschadet wird, wie die Landwirthschaft darunter leidet, wie der kleine Handwerker dadurch zurückkommt. Man hat Vergleiche angestellt zwischen Landstrichen mit diesem Hemmschuh der Boden- und Lebenscultur, und solchen ohne denselben; der Erfolg hat mit deutlichen Zahlen gesprochen. Man hat sogar auf der einen Seite vorherrschend Reinlichkeit, Ordnung und Wohlstand und auf der andern das Gegentheil gefunden, namentlich wo, wie in manchen stark confessionell gemischten Bevölkerungen, das Nebeneinander solcher verschiedener Orte den Vergleich erleichterte. Mit nicht geringerem Eifer sind die Gefahren und offenbaren Nachtheile der Wallfahrten, besonders der weiten und massenhaften, für Wohlstand und Sittlichkeit erörtert worden. Aber wohin sind alle diese Belehrungen und Ermahnungen geflogen? Das Uebel ist nicht geringer, ja hier und da sogar ärger geworden, je nachdem der Bildungsgrad, der Wille und der Einfluß der Geistlichkeit sich zu der Bewegung stellt, die man heutzutage „Culturkampf" nennt.

Der Verfasser sah noch im vorigen Jahre eine solche Wallfahrt, an deren Spitze sechs Mädchen von zehn bis zwölf Jahren auf einem Stangengerüstchen eine buntgeputzte Marien-Statuette trugen. Sechs Stunden weit mußten die armen Kinder in Hitze und Staub ihre Last tragen, und warum? Die kleine Madonna macht alljährlich auf diese Weise die Reise zu der großen wunderthätigen Madonna eines Klosters, um von dieser die Kraft zu erlangen, nach ihrer Heimkehr ebenfalls die Wunder verrichten zu können, die der Gläubige von ihr mit Recht glaubt fordern zu können. Am andern Tage kehrten die Kinder, vom langen Wege sichtlich sehr angegriffen, zurück mit ihrer Madonnen-Puppe, die ihre frische Wunderkraft doch vor Allem den sechs Mädchen hätte zu Gute kommen lassen sollen, aber davon war nichts zu spüren. Tiefe Trauer und Erbitterung regt sich im Herzen bei einem solchen Anblicke in unserer so furchtbar ernsten Zeit. Gegenwart und Mittelalter noch immer neben einander — ja, nicht selten Arm in Arm! Und doch muß dem Vorwärts der Zeit der Sieg werden — und nachdrücklicher, als es dem „Halt!" auf unserem Bilde gelingt. Denn hat das Dampfroß „Chronos" auch dieses Commando dem Stücke Mittelalter der Gegenwart, das vor der Schranke harrt, mit augenblicklichem Erfolge zugerufen — die Männer der Kutte wissen, daß „die Zeit" vorübergeht und die Schranke wieder fällt — und der „Bittgang" erreicht doch sein Ziel. Uns bleibt keine Genugthuung, als die, die fromme Gesellschaft zu mustern und die Ueberzeugung zu gewinnen, daß von allen unseren Lesern sich kein Einziger ihr anschließen wird.

Noch einmal die „Douglas-Tanne". In unserer Nr. 1 dieses Jahrganges theilten wir Einiges über die Douglas-Tanne mit; es wird unsere Leser interessiren zu erfahren, daß von diesem Baume bereits eine beträchtliche Zahl von Exemplaren in Deutschland wächst.

Das älteste derselben steht in dem Garten des Herrn John Booth zu Klein-Flottbeck bei Altona und ist einen Meter über der Erde 54 Centimeter stark, bei einer Höhe von circa 22 Meter. Der Baum wurde 1831 als zweijähriger Sämling gepflanzt, ist also jetzt 50 Jahre alt. Ein ähnlich großes Exemplar steht zu Jägerhof bei Stralsund, kleinere, circa 15 Jahre alte Exemplare finden sich im botanischen Garten zu Marburg und in einem Privatgarten bei Schmiedeberg im Riesengebirge. Jüngere Bäume, jedoch untermischt mit einigen von gleichem Alter, gedeihen in größeren Pflanzungen zu Iserbrock bei Altona und zu Oslebshausen bei Bremen.

Herr John Booth ist der Erste gewesen, der mit besonderer Wärme die Douglas-Fichte, wie dieselbe richtiger genannt wird, für Deutschland als Forstbaum empfahl; ferner scheint man sich am Harz und im Riesengebirge lebhaft für die Cultur dieses Nadelholzes zu interessiren, denn der Corvettencapitain z. D. von Saint-Paul zu Fischbach, Kreis Hirschberg, ein als Adjutant des Prinzen Admiral Adalbert vielgereister und erfahrener Seemann, läßt seit mehreren Jahren den Samen dieses Baumes in Oregon und am Columbiastrom sammeln und importirt denselben bei uns.

Im vorigen Jahre z. B. wurden durch diesen Herrn über hundert Pfund Samen beschafft und im ganzen Lande an etwa die gleiche Zahl Forstbesitzer und andere Interessenten abgegeben. Viele Hunderttausende von jungen Douglas-Fichten harren, aus dieser Saat stammend, unter der schützenden Decke unseres heimathlichen Schnees der Frühjahrssonne, um sich zu neuem Wachsthum wecken zu lassen. Auch in diesem Jahre hat Herr von Saint-Paul, wie wir hören, wieder größere Quantitäten Samen, besonders für den Märkischen Forstverein, sammeln lassen, auf dessen Veranlassung ausgedehnte systematische Anbau-Versuche gemacht werden. Uebrigens ist der Samen nicht so theuer, wie wir neulich mittheilten, sondern kostet nur etwa vierzig Mark das Pfund; an den Märkischen Forstverein überläßt Herr von Saint-Paul den Samen sogar für siebenzig Mark das Kilogramm.

Wir können nur wünschen, daß bei dem lebhaften Interesse, welches jetzt überall der Aufforstung zugewendet wird, dieser raschwüchsige Nutzholzbaum reichlich Verwendung finde.

Für die „Friederiken-Ruhe" in Sesenheim sind bisher eingegangen: A. Grün, Ertrag einer vor zwanzig Jahren gehaltenen Vorlesung, einschließlich der Zinsen, M. 846; von Möller, früherer Oberpräsident von Elsaß-Lothringen, M. 20; Buchhändler Groß in Heidelberg M. 4; E. M. M. 500; Regierungsrath Ernst in Straßburg M. 5; Regierungsrath Menzel in Colmar M. 5; Professor Dr. Goltz in Straßburg M. 10; Prof. Dr. Regel in Gotha M. 5; Freiherr Dr. v. Overländer in Straßburg M. 3; Postrath Goldschmidt in Straßburg M. 3; Fräulein Goltz in Straßburg M. 1; Ministerialrath Dursy in Straßburg M. 20; Fr. Geßler in Lahr M. 10; Dr. Kröll in Straßburg M. 20; Banquier Schwarzmann in Straßburg M. 20; Bankdirector Stage in Straßburg M. 10; Kammerpräsident Petersen in Straßburg M. 10; Director Dr. Fischer in Straßburg M. 3; Dr. Henneberg in Gotha M. 5; Justizrath Harseim in Straßburg M. 10; Frau Frölich in Zweibrücken M. 5; Bankdirector Heller in Leipzig M. 5; Oberpostdirector Zichüschner in Straßburg M. 3; Geheimrath Simon in Königsberg M. 10; Frau Stadtrath Simon in Königsberg M. 10; Dr. jur. Simon in Königsberg M. 10; Frau Witte in Berlin M. 5; Franz Simon in Paris M. 16; Rosenberg in Paris M. 16; A. Kohn in Paris M. 1.80; Reichsgerichtspräsident Dr. Simson in Leipzig M. 10; Justizrath Buß in Niederbronn M. 3; Buchhändler Trübner in Straßburg M. 10; Oberlehrer Köhler in Straßburg M. 3; Oberlehrer Zimmermann in Straßburg M. 3; Oberlehrer Merz in Straßburg M. 3; Dr. Landgraf in Heidelberg M. 20; durch Major von Unger von dem literarischen Verein der XIV in Dresden M. 10; Familie Wedekind in Aslar M. 3; ein Goethe-Verehrer in Bonn M. 5; Ferd. Wittich in Darmstadt M. 10; durch Regierungsrath Menzel in Colmar von Lehrern und Schülern der Seminarien und Praparandenschulen M. 27.50; Dr. A. Martin in Berlin M. 2; Dr. E. Martin in Freiburg Mr. 1; durch Dr. R. Martin und Dr. Holzmann aus Jena M. 20; Frau Bucherer in Freiburg M. 3; Dr. R. in Straßburg M. 3; Dr. Wagner in Berlin M. 2; Dr. Wegscheider in Berlin M. 1; Dr. Ewald in Berlin M. 1; Dr. Ries in Straßburg M. 3; Student Schlenther in Heidelberg M. 3; Student Benkiser in Heidelberg M. 2; Student Brom in Heidelberg M. 1; Student Ehrismann in Heidelberg M. 2; Student Jolly in Heidelberg M. 2; Student Lanz in Heidelberg M. 1; Dr. Leß in Heidelberg M. 2; Student Müller in Heidelberg M. 1; Student zu Putlitz in Heidelberg M. 1; Professor H. G. in Berlin M. 20; Professor W. Sch. in Berlin M. 20; Max Schnug in Straßburg M. 3; Fräulein Rausch in Straßburg M. 10; Th. W. (?) M. 5; Dr. Pfeiffer in Kassel M. 20; Schulrath Harms in Hamburg M. 20; Hauptmann Meinardus in Straßburg M. 15; Student Kemlein in Straßburg M. 1; Student Düfert in Straßburg M. 1; Notar Bär (?) M. 6; Pfarrer Lucius in Sesenheim M. 3; Oberlehrer Dr. Schädel in Straßburg M. 1. Summa: M. 1875.30.

Kleiner Briefkasten.

C. B. in H. Das „sonst" in unserem Artikel soll Sie nicht beirren; Sie können die erwähnten Röhren noch heute von der Firma Geißler in Bonn (oder vielmehr „Dr. H. Geißler's Nachfolger, Franz Müller") beziehen. Zu den Crookes'schen Versuchen sind nicht gerade Diamanten und Rubinen nöthig; die erwähnte Firma wird Ihnen andere leuchtende Mineralien liefern können, welche weit weniger kostspielig sind.

Ch. D. in Gr.-B. Eine Abbildung der nun glücklich vollendeten Eisenbahn vom Fuß des Aschenkegels bis zum Krater des Vesuvs finden Sie in Nr. 32 des Jahrgangs 1874 der „Gartenlaube".

Ein Abonnent in Zassendorf. Vor W. B. in B. warnen wir Sie.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

THE CHRISTIAN

VOL. XXXIII. No. 1. THURSDAY, JANUARY 1, 1903. PRICE ONE PENNY.

The Christian

Editorial Notes

The Year 1902

The year 1902 has been a year of great events. It has been a year of great sorrow, and a year of great joy. It has been a year of great progress, and a year of great setbacks. It has been a year of great hope, and a year of great despair. It has been a year of great love, and a year of great hate. It has been a year of great peace, and a year of great war. It has been a year of great life, and a year of great death. It has been a year of great truth, and a year of great error. It has been a year of great light, and a year of great darkness. It has been a year of great God, and a year of great devil.

seiner Rückkehr wußte der Krämer die Zeit wohl auszunützen, um die große Neuigkeit, die er gebracht, zu erklären und vollkommen begreiflich zu machen. Manche erinnerten sich jetzt ganz genau, daß der Kogelhofer früher in einer andern Gegend im Flachland ansässig gewesen, daß er vor nicht ganz zwanzig Jahren auf den Kogelhof, den er gekauft hatte, gezogen sei, daß er allein, ohne Frau, wie er sagte als Wittwer, gekommen war und einen kleinen Knaben mitgebracht hatte, den er für seinen Sohn ausgegeben. Niemand hatte damals daran gezweifelt; Niemand hatte für nothwendig gefunden, über die Verhältnisse eines so wohlhabenden und ordentlichen Mannes weitere Erkundigungen einzuziehen: demnach konnte das, was der Krämer behauptete, wahr sein; mindestens konnte Niemand das Gegentheil beweisen.

„Ich bin zu selbiger Zeit noch ein junger Bursch gewesen," sagte der Vorsteher wie erklärend, „aber ich weiß noch Alles, wie wenn's gestern gewesen wäre. Wenn die Mutter schon gestorben gewesen ist, hat sie der Kogelhofer nimmer heirathen können — dann beißt die Maus keinen Faden ab; dann ist der Lenz wirklich ein lediges Kind: dann gehört ihm der Hof nicht."

Die Ankunft des Landrichters vereinigte die ganze Versammlung. Auch Lenz kam in's Zimmer zurück; er war jetzt gefaßt genug, um dem Beamten mit Ruhe entgegenzutreten. Zu seinem Entsetzen vernahm er aus dem Munde desselben die volle Bestätigung der schrecklichen Nachricht, daß er mit Einem Schlage einer reichen Erbschaft beraubt und einer jener Menschen war, die er noch Tags vorher selber als anrüchig, als nicht makelfrei bezeichnet. Ein wackeres unschuldiges Mädchen hatte er deshalb gekränkt! Neben den todten Vater stellte sich ihm Nannei's Bild, und er mußte alle Kraft zusammennehmen, als er auch des Pechler Kaspar gewahr wurde und derselbe sich die herbe Genugthuung nicht versagen konnte, im Vorübergehen ihm auf die Schulter zu klopfen und zuzuflüstern: „Hab' ich's nicht gesagt, Lenz, Du wirst auch noch lernen, klein beigeben?"

Der Beamte hatte eben die Herstellung der Heereslisten für den Jahrgang beendet und war dabei durch Anfrage eines auswärtigen Pfarramtes nach einem in dortigen Taufliſten eingetragenen Knaben, eben nach Lenz, auf die Umstände bei dessen Geburt aufmerksam geworden. Er hatte sich vorgenommen, bei nächster Gelegenheit mit dem Kogelhofer über die Sache zu sprechen und sie zu ordnen — die Gelegenheit wäre nun allerdings gegeben gewesen, aber wie die Ordnung herbeigeführt werden könnte, war nicht mehr abzusehen. Lenz sei, sagte er, wie die Sache liege, in dem Augenblicke, in welchem der Tod des Vaters eintrat, nicht dessen rechter Sohn gewesen; ein anderer Nachkomme sei nicht vorhanden, daher sei derselbe ohne Hinterlassung von Blut- und Notherben verstorben, und der Rücklaß gehe an die Seitenverwandten über, unter denen allerdings, so viel ihm vorläufig bekannt, der Herr Kaufmann Rab, Firma Rab und Geier, als nächster und ausschließender Erbe erscheine. Er äußerte sein Bedauern mit dem plötzlich arm gewordenen Sohn eines reichen Bauern und über die unbegreifliche und echt bauernhafte Sorglosigkeit und Säumniß des Verstorbenen, der so lange gezögert hatte, die Angelegenheit zu ordnen, bis sie nicht mehr geordnet werden konnte. Er sprach zugleich die Hoffnung aus, daß der Erbe wohl Gründen der Billigkeit statt geben und sich zu einem Vergleich herbeilassen werde, der beide Theile befriedige.

„Jeden Augenblick, Gnaden Herr Landrichter!" rief der Krämer, der begierig die Gelegenheit ergriff, seinen Edelmuth und seine Uneigennützigkeit zu zeigen. „Ich hab' ihm schon einen Vorschlag gemacht, der unter Brüdern nicht schöner lauten könnt'. Er braucht nur Ja zu sagen."

Lenz sah Aller Augen auf sich gerichtet: er konnte nicht mehr daran zweifeln, daß der grausame Umsturz seines Schicksals wirklich eingetreten war, und wenn er auch die Möglichkeit desselben noch nicht begriffen, war er doch desto entschlossener, der unerbittlichen Wirklichkeit Stand zu halten und all den neugierigen und theilnahmslosen Zuschauern die Freude, ihn gedemüthigt zu sehen, nicht zu gewähren.

„Wenn's Gnaden Herr Landrichter auch bestätigen," sagte er mit ziemlicher Festigkeit, „dann muß ich's wohl glauben, daß ich so ein unglücklicher Mensch, ein lediges Kind bin, und werd' mich dreinfinden müssen, wenn ich's auch nicht versteh', wie mein guter Vater nie was davon gesagt hat. Mit dem Vergleich aber ist es nichts; den macht mir der Herr nur zum Spott. Also," schloß er, gegen den Beamten gewendet, „hab' ich gar nichts, ich hab' gar kein Recht an den Hof?"

„Nichts," erwiderte der Beamte. „Das Gesetz giebt Dir nur Anspruch auf Unterhalt während des kindlichen Alters, den Du wohl empfangen haben wirst. Für Deine Dienstleistungen im Hause gebührt Dir eine Entschädigung."

„Dank' schön, Gnaden Herr Landrichter!" sagte Lenz. „Ich hab' mich nicht für einen Knecht gehalten und bin nicht als Knecht gehalten worden; ich kann kein' Lohn annehmen wie ein Knecht .... Nachher möcht' ich nur um mein G'wand bitten, und daß Gnaden Herr Landrichter erlauben, weil ich doch Soldat werden muß und keinen Mann mehr stellen kann, daß ich gleich einrücken dürft'. Nachher mach' Platz, Gesindel!" fuhr er fort, als der Landrichter keine Einwendung vorbrachte. „Auseinander, damit ich nicht Einen von Euch nehm' und die Andern damit niederschlag'!"

Er stürzte hinaus. — —

Während so die Ereignisse auf dem Kogelhof in wenigen Stunden das Obere zu unterst gekehrt hatten, war Nannei auf ihrer Wanderung in das Dorf gekommen, wo die Pfarrkirche und um sie herum der Friedhof lag, der sie seit den Entdeckungen der letzten Nacht so nahe anging. Sie hatte sich auf dem Friedhofe in einem Gebüsche verborgen gehalten, bis der gewöhnliche Frühgottesdienst zu Ende war; sie wußte, daß dann der Ort einsam war, und brauchte nicht zu fürchten, Jemandem zu begegnen, der sie allenfalls angeredet und ausgefragt haben würde. Als sie dann in ihrem Verstecke gesehen, wie der Pfarrer seinen Weg zum Pfarrhofe eingeschlagen und auch der Meßner ihm bald gefolgt war, ward es leer und stille auf der Ruhestätte der Todten; nur noch hier und da stand an einem der Kreuze mit verbleichender Inschrift ein altes Mütterchen, das zu Hause keine Arbeit mehr versäumte und an den Gräbern der mit ihr jung Gewesenen ein Vaterunser sprach, sich über die Zeit der Wiedervereinigung mit ihnen nach seiner Art Gedanken machte und dann, zwischen Erinnerung und Hoffnung, endlicher Vergangenheit und unendlicher Zukunft getheilt, dem Austragskämmerchen zuhinkte, das für sie das Vorgemach des eigenen Grabes bildete.

Endlich hatte sich das Fallgitter des Eingangs hinter dem letzten Besucher geschlossen; nichts war mehr hörbar, als der schwere, eintönige Gang der Thurmuhr; nichts regte sich, als ein lustiges Grasmückenpaar, das neben dem Beinhaus in der Ecke auf dem weißen Rosenbusch genistet hatte, vor welchem Nannei aufschluchzend in's Knie sank. Hier also, unter ihr, unter dem dicht verwachsenen Rasen war ein Herz vermodert, das ihr so nahe angehörte, wie kein anderes hienieden — das Herz einer Mutter, die sie nicht gesehen, von der sie nichts gewußt hatte und auch nichts wissen sollte, bis sie einst Alles von ihr selbst erfahren würde: einst, in dem so sehnlich gehofften, so unerschüttert geglaubten Jenseits! Der Gedanke erfüllte ihr ganzes Innere mit unsäglicher Wehmuth, um so inniger, als ja auch sie im Begriffe stand, eine Wanderung anzutreten, deren Ziele und Wege ihr unbekannt waren gleich jenen der Armen, die jedenfalls nicht das Glück unter den Rasenboden zu ihren Füßen gebettet hatte. Sie saß, nachdem sie sich thränenlos geweint hatte, in dem hohen Grase nieder, pflückte einige der weißen Rosen, die noch spärlich an dem Strauch zerstreut waren, und versuchte ihre Geschicklichkeit, einen Kranz daraus zu winden, den sie in die Zweige hing.

Sie zählte die Schläge nicht, mit welchen allmählich eine Viertelstunde um die andere im Vorüberschweben an die Glocke streifte; sie hatte ja nichts zu versäumen. Noch früh genug konnte sie an den nächsten Bahnhof kommen und von dort die Hauptstadt erreichen, in deren Menschenfluth sie sich und ihre traurige Geschichte zu verbergen gedachte. Wie das geschehen könne und werde, war der Gedanke, der sie nächst diesem beschäftigte — eigentlich nicht ein Gedanke, sondern eine Fülle von solchen, die wie Fäden eines verworrenen Gespinnstes sich kreuzten.

Der Meßner ging wieder vorüber, ohne auf sie zu achten; er stieg zum Mittagsläuten auf den Thurm. Als die Töne verhallt waren und der Mann zurückkam, schreckte sie aus ihrem Brüten und wollte aufbrechen. Gleichwohl mußte sie noch verweilen, denn der Meßner hielt draußen hart unter der Kirchenmauer an, und so sehr ihn daheim die Mittagssuppe locken mochte, so schien doch das, was ihn zum Verweilen zwang, noch lockender zu sein.

Digitized by Google

Es war das Gespräch mit einem ihm begegnenden Manne, welches so nahe bei Nannei geführt wurde, daß sie jedes Wort verstehen mußte: der Mann brachte die Kunde von dem, was in den wenigen Stunden seit ihrer Flucht sich auf dem Kogelhofe ereignet hatte.

Halb aufgerichtet, lauschte sie immer eifriger — sie wußte nicht, ob sie träume oder ob draußen ein Wahnsinniger erzähle. Der alte Kogelhofer, bei und mit dem sie so lange gelebt, bei dem sie eigentlich herangewachsen, der immer so gut mit ihr gewesen — er sollte plötzlich nicht mehr unter den Lebenden weilen! Der schöne Kogelhof sollte in fremde Hände kommen! Lenz, der trotz aller Wildheit doch ein herzensguter Mensch war, sollte aus dem Hause, das er schon für sein Eigenthum gehalten, gleich ihr verdrängt, sollte gleich ihr mit einem Makel behaftet werden, den nichts, nichts wieder abzuwaschen im Stande war! Es war für den ersten Augenblick so unbegreiflich wie schrecklich. Was sollte aus dem verbannten Burschen werden, der, wenn auch ein tüchtiger Arbeiter, sich doch schon als Herrn geglaubt und gefühlt hatte, wenn er nun sein Brod mit seiner Hände Arbeit um Lohn und als Knecht verdienen sollte?

Wie ihre Gedanken ergänzend, fuhr jenseits der Mauer der Erzähler fort: „Es schadet ihm eigentlich nichts, dem Lenz; der hochmüthige Bursch' soll nur auch lernen, was es heißt, selber arbeiten und selber verdienen. Er kann's jetzt gleich ernsthaft probiren; er muß ja ohnehin einrücken und in die Caserne, denn mit dem Einstandsmann ist nichts mehr. Da wird's schmale Bissen geben, wenn er nicht ein tüchtiges Spendirgeld hat, und ich glaub' nicht, daß der Krämer viel spendirt haben wird, der heißt nicht umsonst ‚Rab und Geier'."

„Wo ist denn der Lenz jetzt?" fragte die Stimme des Meßners entgegen, und der Erzähler antwortete:

„Wo wird er sein? Es heißt, er sei gleich aus dem Haus fort und in die weite Welt. Er hätt' von seinem todten Vater Abschied genommen und hätt' ihn um Verzeihung gebeten, daß er ihn nicht zu Grabe geleiten könnt' — er könnt' unmöglich den Leuten noch 'mal unter die Augen treten. Er wird halt schon auf dem Weg nach München sein."

Die Männer trennten sich, und bald verhallten ihre Schritte in der einsamen Dorfgasse. Nannei horchte, bis der letzte Laut verklungen war; dann, auf den Knieen liegend, zog sie ein Päckchen aus der Rocktasche hervor, welches ihre in ein altes Zeitungsblatt gewickelte Baarschaft enthielt — ein beträchtliches Summchen, das für den Fleiß und die Sparsamkeit des Mädchens das glänzendste Zeugniß gab. Rasch war das Geld getheilt, das Blatt durchgerissen und jede Hälfte gesondert eingewickelt.

Nannei's Entschluß war gefaßt.

Jetzt, nachdem sie den Tod des Kogelhofers erfahren, vermochte sie nicht die Gegend zu verlassen, ohne mit ihrem dankbaren und gewiß leidtragenden Herzen hinter der Bahre drein gegangen zu sein — jetzt war sie gezwungen, einige Tage zu verweilen und bei ihrem Pflegevater Herberge zu suchen. Sie hatte ihr ganzes Herz voll Groll gegen Lenz aus dem Kogelhofe und noch aus der Pechlerhütte mit fortgetragen; jetzt war davon keine Spur mehr in ihr vorhanden — jetzt war Alles vergeben und vergessen, jetzt war ja auch er arm und unglücklich wie sie.

Am liebsten hätte sie ihm selbst gesagt, daß sie ihm nicht mehr zürne, aber sie fühlte zugleich, das ginge nicht an. Für sie war, wie sie zu ihrem Pflegevater gesagt, Lenz nicht mehr auf der Welt — er brauchte auch nicht zu erfahren, wie sie über ihn dachte; es war ihm ja doch nichts daran gelegen gewesen. Aber wenn sie etwas für ihn thun konnte, um ihm im ersten Augenblick aus der Verlegenheit zu helfen, so war das gewiß nichts Unrechtes.

Sie verließ den Kirchhof und schlug einen weniger betretenen Feldweg ein, der sie am schnellsten in die Umgebung des Kogelhofes brachte. Sie maß an der eigenen Empfindung ab, daß Lenz kaum Lust haben würde in der Nähe zu bleiben und sich unter den Leuten sehen zu lassen; sie vermuthete daher, daß er sich wohl irgendwo verborgen habe, bis Abend und Dunkelheit ihm ein unbemerktes Entkommen möglich machen würden.

Bald war ein Höhepunkt erreicht, von welchem aus der Kogelhof und die ganze Hochflur, auf der er stand, zu übersehen war. Wie schön war der Anblick! Wie prachtvoll der Kogel von der untergehenden Sonne beleuchtet, daß er wie ein hoch auflohendes Freudenfeuer aussah! Wie ruhig und still lag der friedliche Einödhof da! Und aus dem Kamin des schweigenden Hauses stieg eine leichte Rauchwolke auf, als würde darin zur vertrauten häuslichen Mahlzeit gerüstet, und doch lag in dem Hause die Leiche eines wackern Mannes, mit welchem das Glück aus der noch gestern so freudenreichen Heimstatt gewichen war!

Indem sie ihre Blicke nach allen Richtungen umherschweifen ließ, hätte sie beinahe vor Schrecken und Ueberraschung laut aufgeschrieen: auf einer Waldblöße, in die sie hineinsehen konnte, war ein Mann im Grase stehen geblieben, der erst bedenklich um sich sah, dann sich unter einer großen Buche zu Boden warf und das Gesicht in den Armen verbarg, während der Hut neben ihn auf den Boden rollte.

„Er ist es," flüsterte sie, gleich als ob er sie hören könnte, obwohl er eine Viertelstunde von ihr entfernt sein mochte.

Der nächste Augenblick fand sie schon auf dem Wege, um die Waldblöße zu erreichen und den Gesuchten, wie ein Jäger ein Wild, unmerklich und von fern einzukreisen.

Bald waren es nur noch wenige Schritte, die sie von ihm trennten; hohes Haselgebüsch deckte sie vor ihm. Lenz regte sich nicht; er schien in einem Zustande, der an vollständige Erschöpfung und Betäubung grenzte.

Mit angehaltenem Athem kam sie auf dem weichen, moosigen Waldrand lautlos näher und ließ ihr Päckchen in den Hut des Schläfers gleiten.

Sie schlich zurück. Da — fast wäre sie vor Schreck in die Kniee gesunken: ein Rabe, der auf dem Buchenwipfel gesessen, hatte sich raschelnd erhoben und schwebte mit klatschendem Flügelschlag in die Abenddämmerung hinaus.

Der Schläfer regte sich nicht.

---

3. G'radaus.

Der frisch aufgeschüttete Hügel hatte sich über dem alten Kogelhofer geschlossen, und aus der Kirche verkündete die ernstfeierliche Musik, daß auch das Traueramt bereits seinem Ende nahe. Sonst wurde diese Kunst beim ländlichen Gottesdienste in höchst einfacher Weise geübt: ein paar Mädchen oder Kinder sangen zur Orgel die hergebrachten einfachen Choräle; beim Begräbniß eines so reichen Mannes aber, wie des Bauers vom Kogelhofe, hatte auch der Schullehrer ein Uebriges gethan. Nicht minder hatte der Krämer von Tölz als muthmaßlicher Erbe demselben aufgetragen, es ja nicht an Pomp und Pracht fehlen zu lassen: denn Alles sollte sehen und mit Händen greifen, wie dankbar er gegen den Verstorbenen und wie unbegründet all das Gerede sei, welches die Leute sich nicht nehmen ließen, daß der unerwartet frühzeitige Tod eigentlich in Folge eines Wortwechsels eingetreten sei, den Beide mit einander gehabt. So hatte der Lehrer, der zugleich Meßner, Kirchendiener, Orgelspieler und Chorregent war, sich nicht mit den wenigen künstlerischen Kräften des Dorfes begnügt, sondern aus dem nahen Marktflecken die Hornisten und Posaunenbläser kommen lassen, welche beim „Dies irae" und „Libera" ihre Instrumente so mächtig ertönen ließen, daß die Herzen aller Hörer wie vor einem wirklichen Conterfei des jüngsten Tages in der tiefsten Tiefe erbebten.

Eben erbrauste die Schlußcadenz der Orgel in das letzte Amen des Pfarrers; die Thurmglocken, die bis dahin geschwiegen, fingen wieder an sich zu bewegen und verkündeten den Beginn des Umgangs, welcher bei Leichenfeierlichkeiten sich aus der Kirche und um dieselbe zum frischen Grabe bewegte, um an demselben noch einmal für die ewige Ruhe des Heimgegangenen zu beten und bis zur Errichtung eines ordentlichen Denkmals ein buntfarbiges Holzkreuz auf den Hügel zu setzen.

Das Hauptthor der Kirche öffnete sich; eine mächtige schwarze Fahne mit weißem Kreuze tauchte, sich senkend, unter demselben hervor, zu beiden Seiten von großen Stangenlaternen umgeben, in denen trübe rothe Kerzen brannten; hinter deren Trägern schritt ein Knabe im weißen Chorrock, mit einem großen Crucifix, worauf dann die psalmodirenden Geistlichen, die zur Erhöhung der Feierlichkeit aus der Nachbarschaft geladen waren, mit den Hornisten und Posaunenbläsern folgten. An sie schloß sich der Pfarrer im Rauchmantel, und an diesen wieder ein Theil der weiblichen Dorfjugend, durchweg in tiefstem Schwarz. In Mitten derselben gingen einige ebenso gekleidete

Digitized by Google

Jungfrauen, welche das bunt bemalte Holzkreuz und die Flitterkronen aus buntem Papier, Rauschgold und künstlichen Blumen trugen, welche auf den Sarg gelegt, dann aber in der Kirche, meist am Eingang des Thurmes, wo die Glockenseile herabhängen, aufbewahrt werden, bis sie zerfallen, wie bis dahin wohl auch meist die Erinnerung an Den zerfallen ist, dem sie das Geleit gegeben. Die nächsten Angehörigen oder Verwandten schlossen den geordneten Zug; dahinter drängte ziemlich willkürlich die ganze übrige trauernde Gemeinde.

Auch Nannei hatte, ihrem Vorsatz gemäß, dem Begräbniß-Gottesdienst beigewohnt. Die Erinnerung an die erst vor so kurzer Zeit erlittene Demüthigung war aber so lebhaft in ihr, daß sie sich in der Kirche alle Mühe gab, nicht aufzufallen; sie drückte sich ängstlich in einen Winkel unter der Empore und vergrub die verweinten Augen in das Gebetbuch, damit sie ja nicht gesehen oder gar erkannt werden sollte.

Sie war allein. Ihr Pflegevater, der Pechler Kaspar, fehlte bei der Feierlichkeit, wohl weil er eines Anzuges entbehrte, wie er zu einem solchen Anlaß schicklich war.

Auch nachher war das Mädchen bestrebt, dem Gedränge und den Augen der Menge zu entgehen, und hatte sich daher bei Beginn des Zuges durch eine Seitenthür in's Freie geflüchtet. Sie wollte noch einen Besuch an dem Grabe mit dem weißen Rosenstrauche machen, zu welchem sie auf einem Nebenwege unbeachtet zu kommen hoffte — war es doch der abgelegenste Theil des Kirchhofes, wo sich derselbe nebst dem Beinhause befand. Diesmal aber hatte sie trotz aller Klugheit falsch gerechnet; denn der Zug kam ihr auf seinem Wege um die Kirche unmittelbar entgegen. Sie mußte, um auszuweichen, seitwärts zwischen die Gräberreihen treten, und als der Zug, immer breiter werdend, auf dem schmalen Kirchenwege nicht mehr Raum genug hatte, befand sie sich, ohne zu wissen wie, mitten unter den Leuten, und zwar gerade mitten unter den schwarzgekleideten Jungfrauen mit dem Kreuz und den Todtenkronen.

Die im Zuge Dahinschreitenden hatten alle die Rosenkränze um die Hand geschlungen und sagten mit lauter, kreischender Stimme die Litanei her, indem ein Vorbeter die Gebete vorsprach, in welche sie dann Alle antwortend einfielen. Schon nach wenigen Augenblicken verrieth einige Schwankung in dem gleichmäßigen Tonfall der Betenden, daß etwas geschehen sein mußte, was die Aufmerksamkeit derselben ablenkte; es währte nicht lange, bis sich in die heiligen Worte sehr weltlich klingende Ausrufungen des Unwillens mischten. Durch den plötzlich eingetretenen Todesfall war auch die Kunde von allem Uebrigen, was sich im Zusammenhang mit dem königlichen Besuche auf dem Kogelhofe zugetragen, überallhin auf Windesflügeln wie Unkrautsamen ausgestreut worden und hatte nicht verfehlt, das günstigste Erdreich zu finden; und wenn man schon wegen der Geschichte mit dem Blumenbusche Nannei des Hochmuths beschuldigte, war dieses in noch höherem Grade der Fall, als man von ihrem plötzlichen und heimlichen Dienstaustritt erfuhr, der offenbar mit dem Vorausgegangenen im Zusammenhange stand. Die jetzige Begegnung aber steigerte die ungünstige Stimmung gegen das arme Mädchen zum Aeußersten, denn es lag nahe, in dieser Anwesenheit Nannei's beim Begräbnisse nur eine trotzige Fortsetzung ihres Benehmens zu erkennen.

„Was ist denn das? Wie kommt denn die daher? Wie unterfteht sich denn das Leut, unter die Klagjungfrauen zu gehen?" waren die bald immer vernehmlicher klingenden Einschaltungen zwischen den Bitten des „Vater unser", und der Zug drohte in's Stocken zu gerathen. Der unweit des Pfarrers einherschreitende Gemeindevorsteher ward jedoch des Vorgangs kaum gewahr, als er auch schon den Grund desselben entdeckte und so eilig wie möglich sich durch die Trauernden drängte, um ihn zu beseitigen.

Im vollen Bewußtsein seiner Amtswürde, mit einem Kopfe, der gleich dem eines Truthahns glühte, sprang er auf Nannei zu und hatte sie im Nu am Arm gefaßt und bei Seite gerissen, daß der Zug seinen Weg fortsetzen konnte; Nannei, die in ihrer Verwirrung ganz unbehülflich dagestanden, war gegen die Kirchenwand getaumelt und hielt sich an einem Kreuze fest.

„Mußt Du Dich g'rad' in den Weg stellen? Was 'hast Du hier zu thun?" schrie der Vorsteher mit unterdrückter Stimme, aber noch immer laut genug, daß alle Umstehenden es wohl hören konnten. „Willst Du uns auch da noch Unfrieden machen?"

Das Unerwartete hatte Nannei einen Augenblick außer Fassung gebracht. Anrede und Benehmen des Vorstandes gaben ihr dieselbe zurück. Sie richtete sich gegen ihn auf, und durch die Thränen, die ihr Auge umflorten, traf ihn ein so kräftiger Blick, wie er Lenz getroffen hatte bei der entscheidenden Begebenheit in der Festtenne.

„Warum soll ich nicht da sein?" fragte sie fest. „Ich mein', ich hab' wohl ein Recht dazu. Es ist nur meine Schuldigkeit, daß ich dem braven Mann die letzte Ehre erweise, der mir schier wie ein Vater gewesen ist und bei dem ich aufgewachsen bin."

„Ja, und dem Du davon gelaufen bist noch vor seinem Hinende!" entgegnete der Vorsteher spöttisch. „Ich kann mir denken, was das für eine Betrübniß sein muß. Aber es ist mir ganz recht, daß ich Dich antreffe; als Vorsteher habe ich ohnehin noch ein Wört'l mit Dir zu reden. Bei uns ist es nicht der Brauch, aus dem Dienst zu laufen, ohne daß man vorher aufsagt zur rechten Zeit. Ich werde es dem Gemeindediener sagen, daß er Dich packt und auf das Landgericht führt."

„Da werde ich mich auch zu verantworten wissen," entgegnete Nannei, deren Festigkeit und Schnellkraft immer mehr emporstrebte, je mehr man sie zu beugen versuchte. „Ich habe ein gutes Gewissen und fürchte mich vor keinem Menschen, und wenn er noch zehn solche Piennige im Knopfloch hätte wie Ihr. Ich laufe Euch nicht davon; wenn ich es gewollt hätte, hätte ich es lange gekonnt, und wer mich sucht, der kann mich finden. Ihr wißt, wo ich daheim bin: in der Hütte des Pechler Kaspar, da bin ich zu treffen."

Der Vorsteher schien unschlüssig, was er beginnen sollte. Wohl hatte sich bereits der größte Theil des Zuges weiter bewegt und war um die Kirche verschwunden; das Verstummen des Gesanges zeigte auch, daß die Feier beendet war — dennoch war eine ansehnliche Anzahl Neugieriger zurückgeblieben, die sehen wollten, welchen Ausgang das so unfeierliche Nachspiel haben werde. Ein einfacher Rückzug erschien dem Vorsteher als eine Beeinträchtigung seiner Würde, und für eine Fortsetzung seiner Thätigkeit mochte ihm der Ort und wohl auch der Anlaß nicht besonders geeignet scheinen. Zum Glück wurde er seiner Zweifel durch einen Zwischenfall enthoben.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Kreyssig.

Ein Lebensbild von **Fritz Wernick.**

Zur Classe derjenigen Berühmtheiten, welche durch unablässige, eifervolle Arbeit, durch treues Festhalten hoher Ideale, durch begeistertes Streben nach der Erreichung eines erhabenen Lebenszieles sich den Boden zu erobern hatten, auf dem sie dann weithin durch Anregung und Lehre, durch Wort und Schrift für die Entwickelung des nationalen Lebens Bedeutung gewannen, gehört Friedrich Kreyssig, der am 20. December des vergangenen Jahres mitten aus einer an Erfolgen reichen Thätigkeit als Schulmann, als Schriftsteller und Redner durch den Tod abgerufen wurde. Kreyssig's Leben ist, fast von Kindheit an, ein harter, heißer Kampf mit dem Schicksal gewesen, in dem der Verstorbene immer Sieger geblieben ist, der seine Elasticität gesteigert, seinen Geist geschärft, seine Arbeitskraft unglaublich gestärkt, der ihm indeß auch bittere Stunden bereitet, ihn um das ruhige, behagliche Lebensglück gebracht hat, das der Entschlafene immer ersehnt, immer in der Ferne vor sich gesehen, ohne es jemals erreichen zu können: ein armer Mann, von dessen Reichthum viele tausend Andere Schätze gesammelt haben. Ein Trost, eine Hülfe, eine Zuflucht versagte ihm niemals: die Arbeit! In ihr hat er Alles gefunden; zu ihr zog er sich zurück, wenn das Leben ihn arg umwetterte, im Hause, im Berufe, in der Oeffentlichkeit.

Digitized by Google

Kreyssig hat stets in der ersten Reihe dieser Streiter gestanden, hat bewiesen, daß der Geist nicht nur durch die alten Sprachen geschult, erzogen und zu höherem Studium tüchtig gemacht werde, sondern daß Mathematik, Naturwissenschaft und neuere Sprachen dies ebenfalls vermögen. Durch die That hat er es bewiesen, durch Erziehung von Schülern, die heute noch dankbar erkennen, daß sein Unterricht sie denken gelehrt, ihnen die Grundlage zur Erreichung der höchsten geistigen Ziele gegeben.

Als Lehrer mag Kreyssig nur von Wenigen übertroffen worden sein. Die Gesammtheit seiner Fähigkeiten, sein Wissen nicht nur, sondern auch seine Begeisterungsfähigkeit, seine geistige Schwungkraft, die Weite seines Blicks, sein klares, logisches Denken und die seltene Begabung, jedem Stoffe plastische Gestalt zu verleihen, ihn als ein Ganzes zu formen und so den Schülern faßlich darzubieten, rüsteten ihn dazu aus. Nichts von Pedanterie, kein Pochen auf Buchstabenwissen war ihm eigen. Die geistige Kraft der Schüler zu erwecken, ihre Köpfe zu klären, sie für das Lernen zu begeistern, aus Knaben selbstdenkende Männer zu machen, das verstand er meisterhaft.

Seinen älteren Schülern stand er nahe wie ein Freund. Wenn er während der Sommerzeit mit seiner Prima die bewaldeten Bergreviere tagelang durchstreifte, so ward für die verlorene Halbtagslection des Sonnabends reichlich Ersatz geboten durch geistvolle Unterhaltung, durch jenen werthvollen Unterricht, den er in seinen ersten Lebensjahren empfangen hatte: durch Erkennung der Natur, durch Darlegung ihrer Kräfte, ihrer Reize. Vierundzwanzig Jahre hindurch hat Kreyssig in Elbing die Jugend nicht nur unterrichtet, sondern auch erzogen, zu sich emporgehoben. Was aus dem verschiedenartigen Menschenmaterial zu entwickeln und menschlich herauszubilden war, das hat er geschaffen. Und wie hier, so hängen heute in Kassel, in Frankfurt am Main, wo er unter schwierigen Verhältnissen gearbeitet, die ehemaligen Schüler mit treuer Liebe an ihm, dem sie die innere Befreiung, die geistige Selbstständigkeit verdanken.

Groß ist die Schaar dieser ehemaligen Schüler, aber dieselben sind nicht die Einzigen, die von Kreyssig's seltener Lehrfähigkeit Nutzen gezogen haben. Wo er weilte, in Elbing, in Kassel, in Frankfurt am Main, hing an ihm eine Gemeinde von Freunden, die ihm mehr danken, als sie vielleicht selbst wissen. Alle die oben genannten Eigenschaften, besonders die lebhafte Phantasie, auch wenn dieselbe ihre Flüge manchmal schrankenlos ausdehnte und dadurch Manchen irre machte, der den Mann nicht genau kannte, wirkten mächtig auf die Umgebung. Verschlossenheit, Rückhalt, dünkelhafte Schulweisheit waren dem lebhaften Manne fremd. Er gab Alles, was er hatte, und gab es in einer Form, die fesseln und hinreißen mußte.

Im Jahre 1869 ging Kreyssig nach Kassel, 1871 nach Frankfurt am Main, der Altpreuße in die neuen Provinzen, um aus kleinen Anfängen, unter erschwerenden Umständen, mit einem Lehrerpersonal, das an das preußische Schulwesen, an die preußische Strammheit nicht gewöhnt sein konnte, höhere Lehranstalten zu begründen. Kreyssig war selbst keiner von den reglementsmäßig Strammen, Gedrillten unter den Schulmännern, aber er freute sich dieser Aufgabe um so mehr, je mehr sie seine Energie, seine Elasticität, seine staunenswerthe Arbeitskraft herausforderte, und er hat sie mit dem Aufgebote dieser seiner geistigen Kräfte glänzend gelöst. Schwerer wurde dies in Frankfurt, als in Kassel. In Frankfurt fand er ein System von Schulen, die einer Privatgesellschaft gehörten, eine Handels-, eine Gewerbeschule und eine noch in den Anfängen befindliche Bürgerschule, kein geschlossenes Lehrerpersonal, sondern zum Theil Kräfte, die nur für einzelne Stunden Vertrag mit der Anstalt geschlossen hatten, kurz Zustände, die man in Preußen nicht kannte. Freilich fand er zugleich den redlichen Willen der Bürgerschaft vor, aus ihrer Schule etwas Tüchtiges zu schaffen. Und das hat Kreyssig ihnen geleistet. Die Schulen sind vor wenigen Jahren an die Stadt übergegangen, und der neue Director hat sie verschmolzen, umgestaltet und zu einer Realschule erster Ordnung organisirt. Er war fast am Ziele. Nach langem Ringen und Kämpfen, nicht nur nach oben hin, sondern auch gegen einige Strömungen innerhalb der Bürgerschaft, wurde das Recht der Entlassung zur Universität bewilligt; nächste Ostern wird die Schule zum ersten Male von diesem Rechte Gebrauch machen; der Schöpfer und Organisator hat das nicht mehr erleben sollen.

Das eigentliche Werden und Wirken des Verstorbenen, die Entwickelung und Gestaltung seiner geistigen Individualität ruht in den vierundzwanzig Jahren seines Aufenthaltes in Elbing. Oft hat er dieses Fernsein von dem Mittelpunkte geistigen Lebens als ein hartes Schicksal beklagt, aber wohl nicht mit vollem Rechte. Ein so lebhaft sprudelnder Kopf, ein so heißblütiger Gelehrter, ein so scharf kritisirender Geist, ein so hinreißender, zündender Redner wäre dort sofort in die Bande einer Coterie, einer literarischen und politischen Clique gekommen, und solche Einschnürungen in bestimmte Programme, in schriftstellerische Verbände mit ausgesprochener Tendenz waren dem in absoluter geistiger Freiheit Erzogenen unerträglich. Er hätte es nicht aushalten können innerhalb derselben, und außerhalb, neben denselben stehend, noch weniger. In Elbing gehörte er ganz sich selbst und dem Kreise seiner zu ihm aufblickenden, von ihm lernenden Freunde an. Das erhielt ihn selbstständig und gab ihm doch die menschliche Umgebung, deren er bedurfte. Seine größten Arbeiten, die drei Bände „Shakespeare-Vorträge", die „Abhandlungen über hervorragende Persönlichkeiten der französischen Literatur- und Culturgeschichte", vielleicht sein allerbestes Buch, dann die „Vorträge über Faust" sind hier entstanden und von dem damals noch ziemlich Unbekannten in die Welt geschickt worden. Man hat die Bücher beurtheilt, nicht den Mann, der sie geschrieben, und daß diese Urtheile nahezu einstimmig in hohem Maße anerkennend ausfielen, mag der Verfasser zum Theil seiner selbstständigen Stellung außerhalb der Coterie zu danken haben, andernfalls hätten die Einen ihn sicher in den Himmel gehoben, die Andern zerfleischt, und beides ging ihm arg an die Nerven.

Blieb Kreyssig in Elbing vor den angedeuteten Gefahren bewahrt, so strömten ihm dort andrerseits Anregungen in Fülle zu. Eine kleine Stadt gestattet es ihren hervorragenden Bürgern nicht, ihre Kräfte gemeinsamen Zwecken zu versagen. Wer viel hat, von dem wird da viel gefordert. Wenn Kreyssig mit bewundernswürdiger Vielseitigkeit und nie versagender Kraft fast gleichzeitig als Redner, Schriftsteller, Politiker und Lehrer hat erfolgreich thätig sein können, so hat er das nicht zum kleinsten Theil in den engen Verhältnissen Elbings gelernt. Hier mußte er immerwährend herhalten, und schöne werthvolle Früchte sind aus diesem Treiben und Drängen erwachsen. Wenn man die Jubiläen Schiller's und Shakespeare's, das Andenken Uhland's feierte, wenn Vorstellungen für die deutsche Flotte veranstaltet, Fahnen geweiht, zum Feste einziehende Sänger begrüßt, Sammlungen für Schleswig-Holstein veranstaltet wurden — eine zündende Rede Kreyssig's gab Allem Inhalt und Bedeutung; um sie gruppirte sich das ganze Programm; die Anderen hatten es leicht, wenn er die Menge hingerissen und in Begeisterung versetzt hatte. Die Gabe des Wortes besaß der Verstorbene wie selten Einer. Mochte er augenblicklich angeregt oder lange vorbereitet sein, immer stand der Gedanke dem Ausdruck, der Ausdruck dem Gedanken zur Verfügung, immer strahlte die Rede schöne Wärme, edle Begeisterung aus. Elegante Aeußerlichkeit, kühles Maßhalten durfte man nicht erwarten. Hingerissen, gefesselt, in die richtige Stimmung versetzt hat Kreyssig seine Zuhörer aber immer, über welchen Gegenstand er auch sprechen mochte. Seine Arbeiten über Shakespeare, die französische Literatur, Justus Möser, Faust sind aus solchen Vorträgen hervorgegangen.

Was in dieser Beziehung in Elbing begonnen, ward später in Kassel und Frankfurt fortgesetzt. Süd- und Westdeutschland erwies sich als der günstige Boden für solche Thätigkeit. Seinen Ruhm in den großen Kreisen des deutschen Volkes hat der Entschlafene vielleicht noch mehr diesen Vorträgen, als seinen schriftstellerischen Arbeiten zu danken. Freilich gehörten körperliche und geistige Kräfte, wie er sie besaß, dazu, um neben den aufreibenden Pflichten und Beschwerden des Amtes noch weite Reisen zu machen, öffentlich zu sprechen und in der nächsten Nacht heimzukehren. Eingeladen von Gesellschaften, Vereinen, größeren Verbindungen ist Kreyssig nach Hamburg, Köln, Elberfeld, nach Augsburg, Chemnitz, Leipzig, nach Kassel, Darmstadt, Mainz gegangen, um über literarhistorische, politische und culturgeschichtliche Stoffe zu sprechen. Er gehörte zu den beliebtesten Vortragsrednern Deutschlands, und das dankte er nicht nur seinem umfassenden Wissen, der Macht seines Wortes, sondern ebenso der geistigen Frische, der hinreißenden Begeisterung, der gedanklichen Klarheit, die ihn selbst dem bescheidenen Fassungsvermögen verständlich machte.

Digitized by Google

Das Jahr 1848 fand Kreyssig als jungen, noch nicht dreißigjährigen Lehrer an der Elbinger Realschule. Kurz vorher hatte ihn eine Studienreise nach Paris geführt und in nahen persönlichen Verkehr mit den Männern gebracht, von denen später die Februarrevolution ausging. Um praktische Politik zu spielen, den modernen Staat aus den Ueberlieferungen der Geschichte organisch herauszuentwickeln als ein bestimmtes Einzelwesen mit bestimmten Einrichtungen und bestimmtem Charakter, dazu waren wir als Volk damals noch zu unerfahren, zu jung. Kreyssig hat allen Begeisterungsrausch mitgemacht, von dem damals die ganze Welt, nicht nur die deutsche, ergriffen war — aber nicht lange. Zu den Menschen, die immer mit dem Strome schwimmen, gehörte er durchaus nicht. Auch dem reißendsten vermochte er zu widerstehen, wenn seine Erkenntniß, sein selbstständiges Urtheil ihm dies gebot.

Den innersten Kern seines politischen Wesens bildete ein starker deutscher Patriotismus. So neigte er, bald nachdem die Stürme von 1848 vorüber gerauscht waren, zu den Altliberalen und Gothanern, weil diese den nationalen Gedanken hochhielten; so löste er sich bereits 1864 innerlich von der großen Fortschrittspartei, als er in Schleswig-Holstein wahrnahm, daß Bismarck nationale Politik zu treiben entschlossen war; so sprach er sich noch kurz vor seinem Tode aus, daß Steuer- und Handelsfragen uns nimmermehr in Opposition mit den Kräften bringen dürften, mit deren Hülfe allein der Ausbau und die Vollendung des nationalen Staates möglich sei. Der starke nationale Zug, der sein ganzes Denken und Fühlen bestimmte, hat seine außeramtliche Stellung in Frankfurt oft erschwert, die amtliche nicht gerade erleichtert. Doch hat andererseits diese bewußte, gemäßigte Politik überzeugend und fruchtbar gewirkt in den Kreisen Süd- und Westdeutschlands, mit denen er durch mannigfache Thätigkeit in Berührung kam.

So war der Mann vom Schicksale auf eine rauhe Lebensbahn gewiesen, von Kämpfen immer in Anspruch genommen, ohne ruhigen Glücksgenuß gewachsen und geworden, ohne sich jemals selbst aufzugeben, ohne jemals zu verzagen. Das harte Leben hatte seine Kraft gestählt; ein Körper, der niemals versagte, den Geist an Spannkraft fast noch übertraf, unterstützte den eisernen Willen des Mannes. Für den Verzicht auf gemächlichen Lebensgenuß konnten ihn seine Erfolge wohl entschädigen. Bis 1869, wo er Elbing verlassen hat, war es die Reihe seiner Bücher und Schriften, die ihm diesen Erfolg brachte. Sie sind früher hier bereits erwähnt worden. Sie alle zeichnet die Kunst der feinen Modellirung, der plastischen Darstellung, eine Fülle von Gedanken und originellen Gesichtspunkten aus. Nicht ausschließlich kritisch beleuchtet und zersetzt er die Gestalten der Dramen Shakespeare's. Jede einzelne erschafft er wieder, läßt sie vor uns hintreten, losgelöst von der Umgebung, in voller, lebenswahrer Gestalt. Sein Richard der Zweite, sein Falstaff, Hamlet, Antonio sind meisterhaft entworfene und durchgeführte Charakterbilder. Ein noch vollendeteres enthalten die Abhandlungen aus der französischen Literar- und Culturgeschichte dieses Jahrhunderts. Da stellt er Napoleon den Dritten als Schriftsteller vor uns hin, dabei den ganzen Menschen mit allen Fältchen des Charakters und Wesens, mit allen Licht- und Schattenseiten dieses merkwürdigen Mannes. Später, als Kreyssig nach Kassel und dann nach Frankfurt berufen ward, hat ihm leider die Muße zu größeren schriftlichen Arbeiten gefehlt. Die Organisation der Schulen, die von allen Seiten begehrten öffentlichen Vorträge nahmen seine Zeit und Kraft völlig in Anspruch. Schmerzlich hat er diesen Verzicht stets empfunden. Mit einer größeren tüchtigen Arbeit auf dem Gebiete der Literar- und Culturgeschichte hervorzutreten, war Jahr für Jahr sein heißester Wunsch. Massenhaft häufte sich das durch die Vorträge gewonnene Material. Aber es fehlte ihm an Ruhe und Sammlung, um es zu einem einheitlichen Ganzen zu verarbeiten. Einem Verleger hatte er bereits eine große französische Literaturgeschichte zugesagt, zu deren Vollendung er nicht hat kommen sollen. So boten denn die Schule, das Lehren und Organisiren, der Unterricht, den er auch außerhalb derselben einem großen Kreise Frankfurter Damen ertheilte, und der geistige Verkehr mit guten gesinnungsverwandten Freunden ihm hauptsächlich die innere Befriedigung, deren er bedurfte.

Zum Lehrer für Schüler und Freunde war Kreyssig doch eigentlich vorzugsweise bestimmt. Auf keinem Gebiete seines mannigfachen Wirkens hat er mehr geleistet, nachhaltiger und erfolgreicher gewirkt als auf diesem. Denn da kam zu allem Wissen und Können der mächtige Reiz seiner Persönlichkeit. Er verstand es, die Menschen seiner Umgebung über sich selbst zu erheben, ihren Blicken einen weiten Horizont zu erschließen und dabei immer mitfühlender, mitgenießender Mensch zu bleiben mit allen Unebenheiten und Schwächen, die ihm anhafteten wie jedem, der sich die Ellenbogen freihält, um große Ziele zu erreichen.

Mitten in seinem vollen Wirken hat den Unermüdlichen ein schneller Tod ereilt. Eine fast vierzigjährige Berufsthätigkeit mag doch nicht ganz spurlos an seinem herculischen Körper vorübergegangen sein. Besonders die schnellen, weiten Winterreisen, welche die Vorträge nothwendig machten, die Kälte, die mangelnde Nachtruhe und das allzulange Sprechen haben seine Lungen krank gemacht. Schon vor vier Jahren wurde er von einer heftigen Entzündung derselben auf's Krankenlager geworfen. Er hat sich vollständig erholt, aber eine gewisse Müdigkeit war zurückgeblieben. Die Sehnsucht nach behaglicher Ruhe, nach Muße für schriftstellerische Arbeiten, nach Lebensgenuß beherrschte ihn mit fast dämonischer Gewalt. Seine Schulorganisation sollte zu Ostern vollendet werden; seine Ansprüche auf Pension wurden mit dem nächsten Jahre erheblich günstiger. Immer sprach und schrieb er davon, daß er sich dann ein stilles freundliches Nest im Grünen, in heiterer Weltabgeschiedenheit bereiten und dort mit seinen Töchtern — die Gattin war vor drei Jahren gestorben — leben und arbeiten wollte. Wer ihn kannte, hat schwerlich an die Verwirklichung dieser Träume glauben können. Die Schule, das Wirken nach außen waren ihm zu sehr an's Herz gewachsen, als daß er dieser gewohnten Thätigkeit jemals hätte entbehren können, mit wie glänzenden Farben die Phantasie ihm jene ruhige, pflichtfreie Zukunft auch ausmalte. Zu Ostern 1881 sollte dieselbe beginnen. Ein kurzes Krankenlager, eine tödtlich verlaufende Lungenentzündung hat all seinem Hoffen und Sehnen ein jähes Ende bereitet. Einer der besten Männer Deutschlands, der glänzendsten, beredtesten, kühnsten Geister, der anregendsten, liebenswürdigsten Arbeitsgenossen, der wärmsten Vaterlandsfreunde ist in ihm von der Welt geschieden.

Ueberall, wo Kreyssig gewirkt, ist die Nachricht von seinem Tode mit Bestürzung, mit erregter Theilnahme aufgenommen worden. Die Vereine und Gesellschaften weit im Lande, die sich noch kurz zuvor an seinen Vorträgen erfreut, haben den Sarg mit Lorbeeren und Palmenzweigen geschmückt; Frankfurt, Kassel, Elbing sammeln Beiträge zu Erinnerungsmalen, die in Elbing, der Stätte seines dauerndsten und erfolgreichsten Wirkens, und in Frankfurt errichtet werden sollen. Man sucht abermals dem Todten zu zollen, was man dem Lebenden schuldig geblieben ist.

Vernünftige Gedanken einer Hausmutter.

Von E. Michael.

9. „Es geht nicht."

„Es geht nicht."

Was geht nicht?

Alles, was wir aus Feigheit oder Trägheit nicht thun mögen; es giebt wenig Dinge, die nicht „gehen", wenn wir ernstlich wollen, und in neunundneunzig von hundert Fällen würde man statt: „Es geht nicht", besser sagen: „Ich will nicht".

Unsere Sprache besitzt leider ein ganzes Lexikon bequemer Redensarten zur Beschönigung jener beiden häßlichen Fehler: es wäre eine interessante Aufgabe, sie alle zusammenzustellen: „Es geht nicht," „Ich kann nicht," „Das widersteht mir," „Dazu passe ich einmal nicht," „Ich könnte mich nicht dazu entschließen," „Meine Nerven vertragen es nicht," und wie die Ausflüchte sonst noch heißen, deren Anwendung auf unser Schaffen und Wirken ich gern ebenso sehr einschränken möchte, wie das

Digitized by

beliebte: „Ich habe keine Zeit“, von dem wir früher einmal gesprochen haben.

Keine Frage, daß es Dinge giebt, die absolut „nicht gehen“, Aufgaben, die unausführbar sind; aber die Fälle, wo wir dieses Entschuldigungswort mit Recht gebrauchen dürfen, sind sehr selten. Das Schicksal ist nicht so blind und ungerecht, wie man gewöhnlich anzunehmen pflegt; es stellt uns nur selten einer Aufgabe gegenüber, der wir in der That nicht gewachsen sind, und in den meisten Fällen würden wir aufrichtiger sagen: „Ich bin zu feige, es zu versuchen“ oder „Ich habe keine Lust dazu“.

Auf einem Gutshofe hatte eine Magd das Unglück sich schwer zu verwunden. Sie war mit der Hand unter die Klinge der Häckselmaschine gerathen und hatte sich mehrere Finger arg beschädigt. Entsetzt standen wohl ein halb Dutzend jammernde Menschen um die Unglückliche, aber nur eine der Frauen griff beherzt zu und verband die klaffende Wunde. Von allen Seiten hörte man rufen: „O Gott, das könnte ich nicht.“

Die Einen „konnten“ kein Blut sehen, die Anderen nicht derb zugreifen, wenn sie schreien hörten, die Einzige aber, die dies Alles konnte, weil sie es wollte, war die junge zarte Hausfrau, eine eben erst genesene Wöchnerin, die gewiß das meiste Recht gehabt hätte, zu sagen: „Ich kann nicht“. Wohl biß die junge Frau die Zähne fest in die weißen blutlosen Lippen, aber ihre Hände zitterten nicht bei der abschreckenden Arbeit.

Wenn schwere Anforderungen an unsere körperlichen oder geistigen Kräfte gestellt werden, so haben wir uns einzig zu fragen: „Ist es zweckmäßig, ist es erforderlich, dies auszuführen?“

Heißt nach gewissenhafter Prüfung die selbstgegebene Antwort „Ja“, dann *muß* die Sache auch „gehen“.

Es ist bekannt, daß alle berühmten Kriegshelden, alle großen Staatsmänner, alle Heroen der Kunst und Wissenschaft das erbärmliche: „Es geht nicht“ aus ihrem Wörterbuche ausgestrichen haben. Man braucht aber kein Napoleon, Bismarck, Newton, Edison oder Darwin zu sein, um die Fessel dieses hemmenden Wortes von seinem Thun abzustreifen; auch jedem ganz gewöhnlichen Menschenkinde gelingt es bei einiger Ausdauer. Und ist es gelungen — o, wie frei fühlt man sich dann, welch stolzes Siegesbewußtsein schwellt die Brust, und welchen Segen bringt solche Thatkraft eines einzigen Menschen oft über seine ganze Umgebung!

Einer unserer bedeutendsten Geschäftsleute erzählte aus seiner Jugend: „Ich war in untergeordneter Stellung und meldete mich zu einem Buchhalterposten in einem der ersten buchhändlerischen Verlagsgeschäfte. Meine Person, meine Kenntnisse sagten dem Chef desselben zu, und schon war er nahe daran, mich zu engagiren, als er die Frage stellte: ‚Sie können doch Englisch und verstehen die doppelte Buchführung?‘ Vom Englischen hatte ich nur die Anfangsgründe gelernt und es seit Jahren nicht wieder geübt; die doppelte Buchhaltung war mir noch ganz fremd.

‚Dann geht es auch nicht, daß ich Ihnen diesen Posten gebe,‘ sagte der Herr bedauernd.

‚Geben Sie mir sechs Wochen Zeit, um Beides zu lernen!‘

‚Nein, nein, das geht nicht,‘ sagte er.

‚Es geht,‘ war meine feste Antwort. Ich erhielt die erbetene Frist zugestanden. Da habe ich denn am Tage meine Arbeit besorgt und Nachts studirt. Um früh die Arbeit nicht zu verschlafen, bin ich manche Nacht gar nicht nach Hause und zu Bett gegangen. Auf der blanken Diele des Geschäftslocales, zwei Bücher unter dem Kopfe, habe ich mich ein paar Stunden hingelegt — das war Alles. Nach sechs Wochen trat ich den Posten an und habe ihn zu des Chefs Zufriedenheit lange verwaltet, bis ich mich selbstständig machte.“

Im alltäglichen Leben bekommt man das abscheuliche „Es geht nicht“ so oft zu hören, daß es schier zum Verzweifeln ist. „Es geht nicht“, daß man einen lieben Gast auffordert, zum Essen zu bleiben, wenn er erst eine Stunde vor Tisch eintrifft. „Es geht nicht“, daß die Magd einen Brief auf die Post trägt, an dem Tage, wo große Wäsche ist. „Es geht nicht“, daß man mit dem Frühzuge abreist, weil man da eine Stunde früher aufstehen müßte, als alle Tage. „Es geht nicht“, daß einmal Freitags gescheuert wird, statt Sonnabends, daß man bei lieben Freunden im Vorübergehen vorspricht, obgleich man nicht in Visitentoilette ist, daß man der Bonne einen heiß ersehnten Urlaub außer der Zeit bewilligt und die Kinder einen Tag allein beaufsichtigt, daß man eine Stunde früher oder später zu Mittag ißt — alle diese Dinge „gehen nicht“; um einen Grund aber, warum sie nicht gehen, würdest du vergeblich fragen.

Ein wahres Glück ist es noch zu nennen, wenn dann wenigstens Mann und Frau in ihrer Schwerfälligkeit und Pedanterie übereinstimmen; aber wehe, wenn es nur bei Einem von Beiden „nicht geht“, wenn nur die Frau es unmöglich findet, in wenigen Minuten zu einem Spaziergang gerüstet zu sein, oder nur der Mann den Weltuntergang befürchtet, wenn er einmal seinen Frühschoppen oder seine Mittagsruhe dem allgemeinen Wohle aufopfern soll: dann kann das kleine Wort „es geht nicht“ mitunter recht trübselige Folgen haben für den Frieden des Hauses. Welche Wonne aber, mit Leuten zu verkehren, bei denen Alles „geht“!

Da brauchst du dich nicht wegen einer durch Zufall verspäteten Einladung zu sorgen; wenn deine Freunde sie nur wenig Stunden vorher noch bekommen, sind sie gern bereit, ihr zu folgen; tritt in den mit ihnen getroffenen Verabredungen eine Aenderung ein — du brauchst es blos zu melden, und sofort sind sie einverstanden, sich neuen Plänen anzubequemen.

Wird in solch einem Hause ein Kind krank, so findet es die möglichst beste Pflege, die passendsten Stuben des Hauses als Krankenzimmer, den besten Arzt, der zu haben ist — kein Wunder, wenn dann auch schwere Krankheiten glücklich vorübergehen, gefährliche Epidemien ohne böse Folgen verlaufen. Beim Nachbar liegen unterdessen die armen kleinen Scharlachkranken vielleicht in einer engen, dunstigen Kammer, weil es dort „nicht angeht“, ihnen die Putzstuben einzuräumen; die kranken Kinder liegen auch stundenlang allein, weil es ebenso wenig „angeht“, daß ihre Mutter bei ihnen bleibt und für diese Zeit das Hausregiment den Dienstleuten überläßt. Da könnte ja ein Stückchen Butter mehr verbraucht, oder es könnte gar eine Manschette versengt werden, wenn sie die Hausfrau nicht selbst plättet. „Das geht nicht“, beileibe nicht! Lieber sollen die kranken Kinder schlecht gewartet werden und später jahrelang an Augenentzündungen und Wassersucht leiden — „*das geht*“.

Es geht auch nicht, daß man den Arzt, der nun einmal im Hause wohnt, beleidigt und einen andern ruft; es geht nicht, daß man die Köchin mitten in der Nacht in die Apotheke oder um Eis schickt. So viele Dinge „gehen nicht“, und darüber muß dann oft das Schwerste, das Furchtbarste „gehen“ — man muß den Liebling in den Sarg legen, und Keiner fragt uns, ob es uns möglich ist, ihn fortzugeben. O, das Schicksal fragt nicht danach; bei dem „geht“ Alles, was es über uns Menschen beschlossen hat. Darum ist es gut, sehr gut, sich bei Zeiten daran zu gewöhnen, daß das Uhrwerk unseres Lebens nicht immer in gleicher ungestörter Regelmäßigkeit abschnurren kann.

Das Schicksal fragt die Wittwe, der es plötzlich den Gatten raubt, gar wenig danach, ob es denn „angeht“, daß sie fortan die Erhaltung und Erziehung einer zahlreichen Familie allein fortführt; ja, es nimmt ihr vielleicht darauf auch noch den gewohnten, bekannten Erwerb und fragt wiederum nicht, ob es denn „geht“, daß sie jetzt neue Quellen schaffen, neue Wege bahnen muß. Was will eine solche Frau beginnen, wenn sie bei jedem Schritte vorwärts zagend ausruft: „Es geht nicht“? Oder seht dort einen Landmann, der seine ganze Hoffnung auf seine reiche Ernte gesetzt hat! Böse Jahre sind vorausgegangen, die ihn gezwungen haben, Schulden zu machen. Jetzt drängen die Gläubiger — aber nur Geduld! Schon steht der Roggen in voller Blüthe, noch wenige Wochen, und die Frucht ist gereift, die drückenden Verbindlichkeiten können getilgt werden. Da erhebt sich der Mann eines Morgens vom Lager und schreitet hinaus in seine Fluren. Hell glänzt die Maisonne herab vom wolkenlosen Himmel; kein Lüftchen regt sich; die Lerchen wirbeln und schmettern hoch oben, als gäbe es nur Lust und Wonne in der Welt, und doch steht unser Landmann zwischen seinen wogenden Kornfeldern mit gerungenen Händen, mit starrem Blick, mit entsetzlich verstörten Zügen; weiß, unheimlich weiß leuchtet es ihm entgegen von allen Seiten, und das leise Rauschen der Halme klingt gleich einem Grabliede in alle seine Hoffnungen; ein starker Nachtfrost, so spät noch, so unerwartet, hat die ganze Ernte vernichtet. Ein Frost, gegen den keine Versicherung schützt, wie gegen Hagel und Feuer, und der doch eben so unbarmherzig, wie sie, in einer einzigen Nacht den ganzen reichen Segen zerstört hat.

Digitized by Google

„Mein Gott, mein Gott, wie soll's nun weiter gehen?" klagt der so grausam Geprüfte. Heil ihm, wenn er daheim ein Weib hat, das den Spruch: „Es geht nicht" eben so wenig kennt, wie er selber! Dann werden Beide nach kurzem Ringen sich wieder aufraffen, und durch neue Anstrengung hier, Einschränkung dort, das anscheinend Unmögliche möglich machen. — Ja, ich will es Euch nur sagen: sie haben es möglich gemacht, und es ist „gegangen". Als hätte die Natur in diesem einzigen Nachtfrost alle ihre böse Laune ausgetobt, gestaltete sich das Jahr im weiteren Verlauf so fruchtbar, daß der Schaden im Roggen durch die Fülle der übrigen Früchte und die höheren Preise nahezu aufgewogen wurde.

Ein Nachbar dieses Mannes aber, den das gleiche Schicksal betroffen, hatte gedacht: „Es geht nicht" und sich am Morgen des 26. Mai 1866, am Morgen nach jener Unglücksnacht, das Leben genommen. Wäre er weniger schnell bei der Hand gewesen mit dem bösen „Es geht nicht", so wäre der Segen der nachfolgenden Monate auch ihm zum Heile ausgeschlagen und, wie an dem Nachbar, hätte sich die Kraft des „Es geht doch" auch an ihm bewährt.

Das Licht der Zukunft.*

Von Dr. C. Carlotta.

Um die zwölfte Stunde in der Nacht des 22. September 1878 hielt der sogenannte „Owl Train" der New-Jersey-Southern-Eisenbahn, ein Bummelzug der schlimmsten Sorte, der nur den Localverkehr zwischen den unbedeutenden Ortschaften der Bahnstrecke vermittelt, an einem jener zierlichen Bahnhofsgebäude, durch welche sich die kleinen Eisenbahnstationen im civilisirten Osten Nordamerikas vor denen der westlichen „Wildniß" auszeichnen. Ich war der einzige Passagier, der hier den Zug verließ, welcher gleich darauf in fahrplanmäßiger Langsamkeit seinen Weg fortsetzte. Auf dem Perron löschte der schläfrige Bahnwärter eben die letzte Lampe aus, und die Dunkelheit ringsum war eine so undurchdringliche, daß ich mich vergebens bemühte, die Wohnhäuser der kleinen Villeggiatur zu erspähen, die ich in geringer Entfernung vermuthete.

Vor wenigen Tagen hatte ich einem Manne, der in diesem verborgenen Winkel der Erde wohnte und den zu besuchen ich gekommen war, ein Telegramm gesendet, mit der Anfrage, wann ich ihn sprechen könne. Die Antwort lautete: „Zu jeder Stunde, bei Tag und bei Nacht." Allein ringsumher gewahrte ich kein Zeichen des Lebens, keine Behausung, kein Licht.

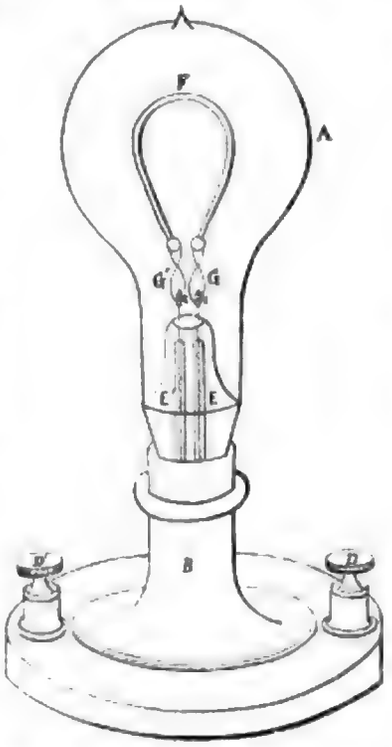
Ein leiser Zweifel, ob man mich auch auf der richtigen Station abgesetzt hatte, drängte sich mir auf.

„Ist denn dies hier Menlo Park?" fragte ich den Bahnwärter, der sich eben anschickte, seinen Posten zu verlassen, und der meine Anwesenheit kaum bemerkt haben mochte.

„Ja, Herr," antwortete der Mann. „Sie wollen gewiß Professor Edison sehen, denn sonst bekommt ja hier Niemand Besuche von Fremden. Dort drüben wohnt er, hinter dem Hügel, in der großen Cottage. Gehen Sie nur den Fußweg über die Wiese! Den Professor finden Sie noch so wach wie eine Henne, wenn's in der Sommernacht geregnet hat und sich am Morgen die Würmer tummeln."

Er hielt seine Handlaterne hoch empor, und ich entdeckte einen schmalen, ausgetretenen Pfad, der mich in wenigen Minuten über die Wiese und dann über eine kleine grasbewachsene Anhöhe führte. Hinter derselben strahlte mir aus den vier Fenstern der oberen Etage eines zweistöckigen einfachen Hauses, das von einer breiten Veranda umgeben war, eine Fluth von Licht entgegen. Einige Augenblicke später zog ich die Glocke an der vorderen Hausthür. Ein schlanker junger Mann öffnete, aus dessen glattrasirtem Gesichte unter einer hohen, von kräftigem Haarwuchs umrahmten Stirn mich ein Paar klare, forschende Augen anblickten.

Die Aermel seiner losen Jacke und auch die seines Hemdes waren bis zu den Ellenbogen zurückgeschlagen, in der Rechten, welche deutliche Spuren der eben verlassenen Arbeit trug, hielt er eine Feile. Dies war Thomas Aloah Edison, „der Erfinder von Menlo Park", wie ihn Amerika nennt, seit sein Telephon uns die Antipoden so nahe gebracht hat, daß wir ihnen ein vertraulich Wörtlein in's Ohr flüstern können.



Die vollendete elektrische Zimmerlampe.

A ist die Glaskugel, aus welcher die Luft entfernt ist; sie ruht auf dem Untersatze B. F ist die kleine Kohlenfaser, welche durch feine Platinadrähte GG' mit den Drähten EE' verbunden ist, die durch Schrauben DD' zur Generirmaschine führen. Der elektrische Strom, der bei D eintritt, geht durch den Draht E nach dem Platinabügel G, dann durch die Kohlenfaser F nach G', den Draht E' hinunter nach der Schraube D' und von dort nach der Generirmaschine.

Er hieß mich so herzlich und höflich willkommen, als hätte ich am hellen Mittag und nicht um Mitternacht sein Haus betreten. Seine Rede war schlicht und warm und dabei durchaus geschäftlich kurz; jedes Wort verrieth den amerikanischen Gentleman, der in unaufhörlicher praktischer Thätigkeit das höchste Ideal des Lebens erblickt und der stolz darauf ist, der Wissenschaft die geheimsten Kräfte abgelauscht, abgerungen und sich dienstbar gemacht zu haben.

Die Angelegenheit, die mich zu ihm geführt hatte, war schnell erledigt, und nunmehr gestattete mir der Professor den Eintritt in das Gemach der oberen Etage, dessen hellerleuchtete Fenster ich schon von Weitem erblickt hatte. Es war Edison's Laboratorium und Werkstatt.

„Früher diente uns das Zimmer als Drawing Room," sagte der Professor. „Hier stand der Flügel meiner Frau —" er deutete auf eine große Drehbank — „und dort, wo Sie auf dem Herde die Tiegel und Retorten sehen, pflegten wir unsere Abendstunden auf dem Sopha zu verplaudern. Ja, den Comfort müssen wir einstweilen entbehren, aber was thut's? Noch gilt's, zu schaffen; noch habe ich mein Ziel nicht erreicht; noch harrt die Welt vergeblich auf das, was ich ihr zwar nicht versprochen, was sie aber von mir zu erwarten scheint. Und wir schaffen's auch wohl noch; wir sind Beide noch jung: ich ein Dreißiger und meine Frau kaum erst den Kinderschuhen entwachsen. Meine Arbeiten und meine Ideen sind immer länger als der Tag, und deshalb müssen wir oft die Nächte zu Hülfe nehmen" — in des Professors Gedanken wie in seinen Worten bildeten er und seine Frau nur einen Begriff — „nun, über Jahr und Tag wird ein großer Theil meiner Arbeit vollendet sein, hoffe ich. Dann wollen wir uns zur Erholung eine Reise gönnen nach Ihrem schönen Deutschland, wo wir unter den Männern der Wissenschaft schon manchen Freund besitzen."

* Wir veröffentlichen obigen Artikel über Edison's neue Lampe auf das empfehlende Gutachten einer naturwissenschaftlichen Autorität hin, können jedoch nicht umhin, ihm den Ausdruck unserer Reserve hinzuzufügen, um so mehr da gegenwärtig in den Blättern die Nachricht auftaucht, die als Brenner verwendeten Bügel aus Papierkohle zerfielen nach kurzem Gebrauch und Edison hätte auf diese Wahrnehmung hin die Fabrikation der neuen Lampen eingestellt. Jedenfalls hat diese neueste Erfindung des Amerikaners soviel von sich reden gemacht, daß die im Obigen mitgetheilte Geschichte derselben unsere Leser interessiren wird. D. Red.

Digitized by Google

„Und welches ist das Ziel, das Sie heute schon keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht mehr machen läßt?"

„Das Licht der Zukunft!" antwortete der Erfinder von Menlo Park mit einem Lächeln, das von der innigen Freude Zeugniß ablegte, mit welcher der bloße Gedanke an das Gelingen seines großen Werkes ihn erfüllte. „Ich werde an Sie denken, wenn es so weit ist, und Sie sollen in Deutschland von mir hören — über Jahr und Tag."

* * *

Das war vor fünfzehn Monaten, und nun, da er sein großes Werk vollendet hat und „das Licht der Zukunft" schon jetzt seiner näheren Umgebung leuchtet, hat sich der treffliche Mann wirklich seines Versprechens von damals erinnert und mich durch Zusendung einer genauen Beschreibung seiner Erfindung erfreut.

Edison's elektrische Lampe erhält, wie unglaublich dies auch klingen mag, ihre Leuchtkraft von der Kohle eines kleinen Streifens — Cartonpapier, die ein Hauch wegblasen könnte. Durch dieses Streifchen Papierkohle wandert ein elektrischer Strom, und das Resultat ist ein helles, schönes Licht, ein Licht ohne Feuersgefahr, welches nur geringe Hitze ausstrahlt, die Luft nicht mit gesundheitsschädlichen Stoffen anfüllt und stetig, ohne zu flackern, brennt; ein Licht, welches einer Kugel voll Sonnenschein vergleichbar ist. Und dieses Licht kann, wie der Erfinder behauptet, billiger hergestellt werden, als das vom billigsten Oel. Legten nicht der Phonograph, der quadruplexe Telegraph, das Kohlentelephon und verschiedene andere erstaunliche Schöpfungen von der alle Schwierigkeiten bewältigenden Schaffenskraft des Erfinders von Menlo Park beredtes Zeugniß ab, so wäre die Welt fast berechtigt, daran zu zweifeln, daß seine kühnen Behauptungen begründet seien; allein selbst diese Zweifel würden durch die Thatsache zum Schweigen gebracht, daß seit der Nacht des 1. Januar im Jahre 1880 alle Häuser der kleinen Villeggiatur an der New-Jersey-Southern-Eisenbahn mit seiner elektrischen Lampe bereits erleuchtet werden.

Bei seinen mannigfachen Versuchen das Ziel zu erreichen, an welchem er sich endlich angekommen sieht: durch Elektricität ein reines, stetig brennendes und verläßliches Licht, mindestens ebenso billig wie das durch Petroleum gewonnene, herzustellen, hatte er zwischen zwei Systemen zu wählen: dem des voltaischen Bogens, der zwischen zwei Kohlenspitzen übergeht, und dem des Glühlichtes eines ununterbrochenen Leiters. Er entschied sich für das letztere, für die seit Jahrzehnten als Leuchtobject erprobte, durch den elektrischen Strom in Weißgluth erhaltene Platinadraht-Spirale, und seine Bemühungen gingen in erster Reihe vornehmlich dahin, irgend ein Mittel zu finden, welches das Schmelzen des zunächst als Glühobject benutzten Platinadrahtes unter der intensiven Hitze des elektrischen Stromes verhindern sollte.

Zu diesem Zwecke arrangirte er eine kleine, etwa drei Zoll lange Hebelstange so, daß die durch die Hitze erzeugte Ausdehnung des glühenden Platinadrahtes über einen gewissen Grad hinaus den Hebel schloß und, indem sie dem elektrischen Strom einen neuen Durchgang verschaffte, diesen von dem weißglühenden Platina theilweise oder ganz ableitete. Wenn das letztere sich zusammenzog, was in dem Augenblicke geschah, in welchem die Hitze vermindert wurde, so nahm der Hebel seine ursprüngliche Stellung wieder ein und gestattete dem elektrischen Strom wiederum, durch das Platina zu passiren. Auf diese Weise hoffte der Erfinder im Stande zu sein, den weißglühenden Platinadraht stets am Schmelzen zu verhindern, und dieses Princip beobachtete er in der Construction seiner *ersten* elektrischen Lampe.

Bald jedoch überzeugte sich Edison, daß die beständige Ausdehnung und der Druck auf den Hebel den Platinadraht so stark bog, daß er unzuverlässig arbeitete. Ehe der Erfinder jedoch diese Schwierigkeiten aus dem Wege räumte, begab er sich daran, andere Verbesserungen vorzunehmen und Lampen der verschiedensten Form und Art zu construiren, deren Hauptvorzüge er schließlich in seiner neuesten Erfindung vereinigt hat. Dazu gehört die neue Regulirmaschine und der Elektrometer, die sogenannte Spullampe, bei welcher das Platina in Form einer kleinen Zwirnspule gewunden, nachdem es mit einem nichtleitenden Ueberzuge bedeckt war, und die Reflectorlampe, bei welcher durch einen Reflector die Wärmestrahlen des Platinas auf einem Stück Zirkon concentrirt wurden, sodaß dieses die Leuchte bildete. Dann aber rückte der Erfinder seinem Ziele um einen bedeutenden Schritt näher, indem er präparirte Kohle mit dem Platina verband. Er ließ ein schlankes Stäbchen solcher Kohle auf dem Platinadraht ruhen, sodaß an dem Punkte ihres Zusammentreffens ein Widerstand gegen den elektrischen Strom stattfand und die Kohle in hohem Grade weißglühend wurde, während das Platina nur eine mattrothe Glühhitze erreichte. Der Druck des Kohlenstäbchens auf den Platinadraht wurde durch ein geschickt arrangirtes Gewicht hervorgebracht.

Von dieser Art Lampe stellte Edison mehr als ein Dutzend in verschiedenen Formen her, allein immer wieder ward er gezwungen, zum Platina als zu derjenigen Substanz zurückzukehren, welche sich ihm zum Weißglühen am besten zu eignen schien. Zwei Monate experimentirte er Tag und Nacht mit diesem Metalle, um schließlich zu finden, daß Platina, wie er es bisher angewendet hatte, zur Herstellung des weißglühenden Lichtes — völlig werthlos sei. Diese Entdeckung, anstatt ihn zu entmuthigen, spornte Edison zu neuen Versuchen an und befestigte seinen Entschluß, die wahre Ursache des Versagens und damit die Abhülfe zu finden. Ueber die Art, wie dies geschah, lasse ich ihn selbst sprechen.

„Ich habe gefunden," so schreibt er mir, „daß, wenn dem Schmelzen nahe Platten oder Drähte von Platina mehrere Stunden lang einer hohen Temperatur in der Luft ausgesetzt werden, indem ein elektrischer Strom durch sie hindurchgeht und sie sich dann abkühlen, das Metall unter dem Mikroskop eine Unzahl kleiner Sprünge zeigt, von denen viele fast die Mitte des Drahtes erreichen. Ich habe ferner entdeckt, daß, im Gegensatze zu der vorgefaßten Meinung, Platina an Gewicht verliert, schon wenn es der Hitze einer gewöhnlichen Kerzenflamme ausgesetzt wird, daß selbst erhitzte Luft diesen Verlust an Gewicht verursacht, und daß dieser Verlust so bedeutend ist, daß eine Wasserstoffflamme grünlich gefärbt erscheint. Nach einer gewissen Zeit zerbröckelt das Metall; deshalb sind Platinaplatten oder Drähte, sowie sie jetzt behandelt werden, wegen ihrer Kostspieligkeit und Unverläßlichkeit für die Herstellung des elektrischen Lichtes völlig unverwendbar. Sie können sich denken, wie schwer es mich berührte, als ich zu dieser unumstößlichen Erkenntniß gekommen war. Aber es ist mir nach unendlichen Versuchen gelungen, dadurch, daß ich den Platinadraht in eine Glaskugel einführte, aus welcher ich vermittelst der Luftpumpe alle Luft herauspumpte (durch einen luftleeren Raum also), die Schwierigkeiten zu heben und die Temperatur des Metalles zu einer fast blendenden Weißglühhitze zu erhöhen, sodaß ein Draht die Leuchtkraft von fünfundzwanzig gewöhnlichen Lichtern erhält. Der Draht, nachdem er so von allen Gasen gänzlich abgeschlossen ist, glänzt wie polirtes Silber, zeigt keine Sprünge und verliert, selbst wenn er viele Stunden lang fortwährend geglüht hat, nichts an Gewicht. Als ich zuerst die Erfindung praktisch angewendet hatte, construirte ich meine erste Platina-Vacuum-Lampe."

Nach diesen Verbesserungen betrachtete der Erfinder das Resultat seiner Arbeit mit großer Genugthuung. Seine Ausdauer hatte die vielen auf seinem Wege sich aufthürmenden Schwierigkeiten eine nach der andern aus dem Wege geräumt. Er hatte Platina als Beleuchtungsstoff aus dem Zustande verhältnißmäßigen Unwerthes bis zu dem der Vollkommenheit erhoben. Es war ihm gelungen, einen Generator, das heißt eine Elektricität erzeugende Maschine zu schaffen, welche neunzig Procent (? d. R.) von der durch die treibende Maschine zugeführten Kraft in Elektricität wieder abgab. Mit einem Worte, er glaubte, alle Hindernisse, welche dem Erfolge des Weißgluth-Lichtes entgegengetreten waren, beseitigt zu haben und nur noch einige unwesentliche Details anordnen zu müssen, um mit seiner vollkommenen Erfindung vor die Welt hinzutreten.

So standen die Dinge, als plötzlich — und zwar spielte hier, wie bei so vielen großartigen und weltbewegenden Erfindungen, der Zufall keine unwichtige Rolle — Edison eine Entdeckung machte, welche sein ganzes System im Wesentlichen veränderte und ihn einen gewaltigen Schritt vorwärts zur vollkommenen elektrischen Lampe, zur wahren Zukunftslampe, thun ließ. Eines Abends, in seinem Laboratorium sitzend und über einige der noch unvollendeten Details nachdenkend, begann

Digitized by Google

Edison ein Stückchen gepreßten, mit Theer untermischten Lampenrußes, zum Gebrauch für sein Telephon bestimmt, mechanisch zwischen den Fingern zu rollen. Während sich seine Gedanken noch immer mit anderen Dingen beschäftigten, drehten seine Finger das Stückchen Lampentheer hin und her, bis es zu einem dünnen Faden ausgerollt war. Zufällig fielen seine Blicke darauf, und es kam ihm der Einfall, das Fädchen dürfte, weißglühend gemacht, als Brenner gut verwendbar sein. Wenige Minuten später wurde das Experiment gemacht, und zur Freude des Erfinders ergaben sich günstige, wenn auch nicht überraschende Resultate. Weitere Versuche wurden mit veränderter Form und anderer Zusammensetzung der Substanz angestellt, und jede weitere Probe bewies, daß Edison endlich auf dem richtigen Wege sich befinde. Eine Spule mit Nähgarn lag auf dem Tische des Laboratoriums. Er schnitt ein Stückchen des Fadens ab, that es in eine Fuge zwischen zwei Eisenklammern und stellte das Ganze in den Schmelzofen. Das vorzügliche Licht, welches er dem getheerten Lampenruß abzugewinnen im Stande war, hatte ihn davon überzeugt, daß Kohlenfasern aus einem bisher noch nicht beim elektrischen Lichte angewendeten Stoffe die verborgenen Factoren sein müßten, um den Triumph des weißglühenden Lichtes zu vollenden, und diese Idee ließ ihn mit den verkohlten Ueberbleibseln des Fadens experimentiren.

Nach Verlauf einer Stunde entfernte er die eiserne, den Faden festhaltende Form aus dem Ofen und entnahm derselben die zarten Kohlenreste des Nähgarns, alles, was von demselben nach der Feuerprobe noch übrig geblieben war. Diese zarte Faser that er in eine Glasglocke und setzte damit die Drähte der Maschine, welche den elektrischen Strom erzeugt, in Verbindung, pumpte die Luft aus der Glasglocke und ließ die Elektricität zuströmen.

Und siehe da! Ein herrliches Licht strahlt ihm entgegen. Er läßt einen stärkeren Strom zudringen, in der Erwartung, die schwache Faser sofort zerfließen zu sehen — doch nein! Die einzige Veränderung besteht in einem noch strahlenderen Lichte. Immer stärker läßt er den Strom wirken, aber der feine Faden bleibt ganz. Dann setzt er die ganze Kraft seiner Maschine ein und harrt gespannt der Folgen. Eine Minute oder länger scheint der zarte Faden mit der ihn durchströmenden intensiven Hitze zu kämpfen — einer Hitze, welche selbst Diamanten aufblähen würde — endlich erliegt er aber und erlischt in Dunkelheit. Der mächtige Strom hat den Faden zerstört; aber nicht ohne daß derselbe vorher die Lichtkraft von mindestens vier Gasflammen ausgeströmt hätte.

Edison beeilt sich, diese merkwürdige Faser, augenscheinlich so zart, in Wirklichkeit aber unzerstörbarer als Platina, eifrig unter dem Mikroskop zu prüfen. Er gewahrt, daß die Oberfläche derselben sehr glänzend ist, daß ihre einzelnen Theilchen dicht unter einander verwoben erscheinen und — daß die spröde Faser sich bis zu einem bemerkenswerthen Grade verhärtet hatte, nachdem sie dem elektrischen Strome ausgesetzt worden war. Tag und Nacht, kaum daß er sich Zeit zu einer ordentlichen Mahlzeit oder zur flüchtigen Ruhe gönnte, setzte nun der Erfinder seine Experimente fort, und von der Verkohlung des Fadens ging er zu Holzsplitterchen, Stroh, Papier und anderen Substanzen über, welche bis dahin für solchen Zweck noch nie verwendet worden waren. Das Resultat dieser Versuche erwies als die zur Verkohlung und zur Ausstrahlung eines weißglühenden Lichtes bestgeeignete Substanz Papier von der Dicke einer starken Visitenkarte, aber selbst das dünnere lieferte befriedigende Resultate. Die wunderbare Leuchtkraft, die Stetigkeit, Verläßlichkeit und Schmelzbarkeit der Kohlenfaser waren jedoch nicht die einzigen Elemente der neuen Entdeckung, welche das Herz Edison's mit wahrer Freude erfüllten: vielmehr krönte seinen Triumph, daß hier das Element eines gehörigen und gleichmäßigen Widerstandes gegen den Durchgang des elektrischen Stromes gefunden war. In der ganzen Geschichte seiner Arbeit von dem Augenblicke an, in welchem er dieselbe begann, waren seine Bemühungen hauptsächlich dahin gerichtet gewesen, dieses Element zu gewinnen, und ohne dasselbe, wären auch alle anderen Bedingungen erfüllt, alle anderen Eigenschaften im vollsten Maße vorhanden gewesen, würde der Erfolg des elektrischen weißglühenden oder vielmehr farblosen Lichtes kein vollständiger gewesen sein.

Die Papierkohle wird im Laboratorium auf folgende Weise hergestellt: Mit einer passenden Matrize werden aus einem Stück Cartonpapier Streifen in der Gestalt eines kleinen Hufeisens, etwa 2 Zoll lang und $^1/_8$ Zoll breit, ausgeschnitten. Eine Anzahl dieser Streifen wird flach in eine schmiedeeiserne Form von der Größe einer Hand gelegt, nachdem sie durch Stückchen Seidenpapier von einander getrennt sind. Die Form wird dann geschlossen und in einen Ofen gebracht, wo sie bis zu 600° F. (= 333° C.) erhitzt wird. Alsdann gelangt sie in einen Schmelzofen und wird bis zur Weißgluth erhitzt, hierauf entfernt und langsam abgekühlt. Wenn dann die Form geöffnet wird, findet man die verkohlten Reste des kleinen Hufeisens aus Cartonpapier, die mit größter Vorsicht ausgehoben werden müssen, damit sie nicht zusammenfallen. Diese werden nun in eine kleine Glaskugel gethan und mit den Drähten verbunden, welche zur Generirmaschine führen; aus der Kugel wird dann vermittelst der Luftpumpe die Luft entfernt und die Kugel selbst verschlossen, und die Lampe ist zum Gebrauch fertig, wie die auf S. 81 beigegebene Illustration sie zeigt.

Man wird bei der Betrachtung der Lampe bemerken, daß eine umständliche Regulirvorrichtung fehlt, wie sie durchweg bei Edison's früheren Lampenconstructionen vorhanden ist. Alle diese Vorrichtungen, welche seine ganze Combinationsgabe so sehr in Anspruch genommen, erwiesen sich später als überflüssig, denn Edison sah ein, daß die Elektricität genau so wie das Gas durch einen Haupthahn regulirt werden kann. Vermittelst seines Systems der Verbindung der Drähte werden durch die Abdrehung einiger Brenner die andern nicht *mehr* in Mitleidenschaft gezogen, als beim Auslöschen ebenso vieler Gasflammen, welche dieselbe Hauptröhre speist. Was die Einfachheit der Construction und Regulirung betrifft, so scheint die vollendete Lampe den Höhepunkt der Vollkommenheit erreicht zu haben, und Edison selbst glaubt nicht, daß dieselbe überhaupt noch vereinfacht werden kann, denn sie läßt sich complet für 25 Cents oder 1 Mark 5 Pfennig anfertigen.

Die in der Illustration dargestellte Lampe ist auf den Tisch zu stellen; für Kronleuchter und Wandcandelaber besteht sie nur aus der Vacuumkugel und der Kohlenfaser, die mit dem Candelaber verbunden werden müssen, während die Drähte der in irgend einer Centralbeleuchtungsstation aufgestellten Generirmaschine zugeführt werden, welche vielleicht eine halbe englische Meile entfernt sein kann. Man führt Drähte einfach durch die Gasröhren, sodaß die einzige nothwendige Veränderung zur Benutzung einer Gasvorrichtung als Trägers elektrischer Lampen die sein würde, die Drähte durch die Gasröhren zu legen, die Brenner ab- und die elektrische Lampe an ihre Stelle zu schrauben.

Das für die elektrische Beleuchtung der großen amerikanischen Städte in Aussicht genommene System wird auch demgemäß auf ein Gebiet von etwa einem Drittel jeder englischen Quadratmeile je eine Centralbeleuchtungsstation einbegreifen. Es liegt in der Absicht der Gesellschaft, welche sich zur praktischen Verwerthung der Erfindung gebildet hat und deren zum Pariwerth von 100 Dollars ausgegebene Antheilscheine bereits auf 3000 Dollars gestiegen sind, die verschiedenen Generirmaschinen einer Station, von denen jede etwa fünfzig einzelne Lampen versorgt, durch mehrere Maschinen von ungeheurer Kraft treiben zu lassen, obgleich Edison auch solche Generirmaschinen hergestellt hat, welche in irgend einem Zimmer irgend eines Hauses mit leichter Mühe angebracht und in Thätigkeit gesetzt werden können.

Auch bei Erfindung der Generirmaschinen stieß er anfangs auf die entmuthigendsten Schwierigkeiten. Sein erster Apparat hatte die Gestalt einer großen Stimmgabel, welche so construirt war, daß ihre beiden Enden mit rapider Schnelligkeit vor den Polen eines großen Magneten vibrirten. Allein diese Construction erwies sich als unpraktisch, und es nahm nahezu vierzig Tage und Nächte in Anspruch, das Richtige, Praktische zu finden. Schließlich aber gipfelten die fortgesetzten Versuche in der Herstellung eines nicht nur vollständig dem von Edison gewünschten Zwecke entsprechenden Generators — dem der Erfinder zu Ehren Faraday's den Namen „Faradische Maschine" beigelegt hat — sondern er stellte dadurch auch einen Motor her, der vermittelst eines einfachen an einer Kurbel zu befestigenden Riemens allerlei häusliche Arbeiten: Treiben einer Nähmaschine, Pumpen von Wasser ꝛc. verrichten kann.

Das Problem nun, die in jedem Haushalt verbrauchte Elektricität zu messen, hat Edison auf eine geniale Weise gelöst.

THE BATTLE OF LEIPZIG.

By the middle of October, 1813, the Allies had driven the French back to the Elbe, and Napoleon, with his army, was shut up in Leipzig. The Allies, numbering 300,000 men, surrounded the city, and on the 16th and 18th of October attacked the French, who numbered 150,000. The battle was fought on both days with great fury, and the Allies were victorious. Napoleon, with the remnant of his army, retreated to the Rhine, and the Allies entered Leipzig in triumph.

The Battle of Leipzig was the greatest battle of the Napoleonic wars, and the most decisive. It broke the power of Napoleon, and led to the restoration of the Bourbons to the throne of France. The Allies lost 54,000 men, and the French 60,000. The battle was fought on the plain of Leipzig, and the city was set on fire during the fighting. The Allies entered the city on the 19th of October, and the French retreated on the 20th.

Wenn Hector seine Gegner angriff, schlugen sie Funken!

Hector Hammerfaust war ein Zwerg, wie er im Buche steht. Er war stark, mutig und ein Meister im Umgang mit Axt und Hammer. Er war auch ein Meister im Umgang mit Bier, Met und Schnaps, und er war ein Meister im Umgang mit Streit, Ärger und Schlägereien. Er war ein Meister im Umgang mit allem, was Spaß machte, und er war ein Meister im Umgang mit allem, was Ärger machte. Er war ein Meister im Umgang mit allem, was Spaß machte, und er war ein Meister im Umgang mit allem, was Ärger machte.

Trichineneinwanderung zu gewähren im Stande sei, denn nun konnte ja kein Schweinefleisch zum Verkauf gelangen, welches nicht vorher durch eine amtlich beglaubigte Person mikroskopisch untersucht und mit dem Attest „gesund" der Verwendung übergeben worden war. —

Leider haben wir uns in dieser Voraussetzung getäuscht gesehen; die Erkrankungen an Trichinose sind zwar seltener geworden, haben aber keineswegs ganz aufgehört, und noch manches Menschenleben fällt ihnen zum Opfer. Woran liegt das? Es mag vereinzelt vorkommen, daß die Fleischbeschauer nicht ihre Schuldigkeit thun; aber ist denn die mikroskopische Fleischschau in ihrer jetzigen Gestalt selbst bei gewissenhafter Handhabung geeignet, genügende Garantie zu gewähren?

Wir erinnern an einen Fall, der sich unlängst in Merseburg zugetragen hat. Es waren dort Erkrankungen an Trichinose vorgekommen, und der betreffende Fleischbeschauer stand unter der Anklage, seine Untersuchung nicht mit gehöriger Sorgfalt ausgeführt zu haben. Er hatte behauptet, das von ihm untersuchte Fleisch enthalte wirklich keine Trichinen, und eine weitere Untersuchung durch Sachverständige gefordert. Das Fleisch wurde hundert Sachverständigen des Bezirks vorgelegt und von diesen erklarten zehn das Fleisch für gesund, die andern aber fanden darin Trichinen, und die Verurtheilung des Fleischbeschauers erfolgte. Man muß zugeben, daß hier von einer Fahrlässigkeit des Fleischbeschauers keine Rede sein kann. Die Prüfung der Sachverständigen war gewiß eine sorgfaltige, und man wird die Zehn, welche keine Trichinen fanden, gewiß nicht der Fahrlässigkeit beschuldigen, so gut aber wie ihnen die Trichinen entgingen, konnten sie auch dem Angeklagten entgangen sein; ja die Sache liegt für den Letzteren noch weit günstiger: die Sachverständigen hatten hier Fleisch vor sich, von dem sie wußten, daß es Trichinen enthalte, für sie handelte es sich also nur darum, dieselben zu finden; der Angeklagte aber hatte Fleisch vor sich gehabt, von dem er nicht wußte, ob es Trichinen enthalte, als er also nach sorgfältigem Suchen keine fand, konnte er mit gutem Gewissen das Fleisch für gesund erklären.

Ein anderer Fall verdient ebenfalls besondere Erwähnung. Im October vorigen Jahres berichteten mehrere Berliner Blätter über einen Trichinosis-Fall in der Pankstraße. Eine Anzahl der erkrankten Personen gelangte in's Lazarus-Krankenhaus zur Aufnahme. Der dirigirende Arzt dieser Anstalt, Dr. Langenbuch, constatirte, daß alle Patienten von dem nämlichen Fleisch gegessen hatten, und hielt es für seine Pflicht, dem betreffenden Polizeirevier davon Anzeige zu machen. Das Fleisch, welches von einem Fleischbeschauer untersucht und für gesund erklärt war, wurde confiscirt und einer nochmaligen Untersuchung unterzogen, allein es konnten keine Trichinen darin nachgewiesen werden. Sollten nun wirklich keine darin gewesen sein? Sollte vielleicht der Arzt sich über die Krankheitssymptome getäuscht haben? O nein, nach der amtlichen Erklärung des Dr. Langenbuch hat derselbe, um seiner Sache sicher zu sein, zwei seiner Patienten harpunirt und die Trichinen in großer Anzahl und in noch uneingekapseltem Zustande nachgewiesen. Dadurch aber ist zugleich der Beweis geliefert, daß das Fleisch, in welchem eine wiederholte amtliche Untersuchung keine Trichinen nachweisen konnte, solche dennoch wirklich enthielt. Es ist mir nicht bekannt, ob das Fleisch, nachdem man jenes negative Resultat erhalten hatte, wieder freigegeben worden ist oder nicht. Im ersteren Falle hätte man auf's Neue Menschenleben in Gefahr gesetzt, im letzteren Falle aber die indirecte amtliche Erklärung abgegeben, daß ein Fleisch, welches die amtliche Fleischschau für trichinenfrei erklärt hat, dennoch Trichinen enthalten könne, und damit zugestanden: die Fleischschau, wie sie gegenwärtig gehandhabt wird, gewährt noch keine hinlängliche Garantie gegen Trichinose. Und so ist es in der That, wie die folgenden Ausführungen darthun werden.

Für eine mikroskopische Untersuchung der in Rede stehenden Art ist in der Regel eine viel längere Zeit und eine viel größere Routine erforderlich, als von der Behörde und einem großen Theil der Mikroskopiker angenommen wird; das Quantum der Arbeit wird meistens weit unterschätzt, der Werth des Resultates aber weit überschätzt. Liegt einem Fleischbeschauer Fleisch zur Untersuchung vor, so wird er zwar nicht einen beliebigen Schnitt unter das Mikroskop bringen, sondern seine Aufmerksamkeit vorzugsweise denjenigen Muskeln zuwenden, in welchen er am ersten Trichinen zu finden erwarten darf, allein auch in solchen Muskeln sind die Trichinen nicht gleichmäßig vertheilt; sie fehlen vielleicht in einem Theile solch eines Muskels ganz, während sie in einem anderen in Massen vorhanden sind. Der Fleischbeschauer wird also, um sicher zu gehen, aus jedem Muskel nicht einen, sondern mehrere Schnitte untersuchen müssen. Das Reglement fordert, daß er fünf bestimmt bezeichnete Muskeln, und in jedem derselben 5 bis 6 Schnitte untersucht. Hat er nun gewissenhaft diese 25 bis 30 Schnitte untersucht und keine Trichinen gefunden, darf dann angenommen werden, daß keine vorhanden sind? Die Erfahrung lehrt, daß dies nicht der Fall ist. Ein in Regierungskreisen in Oppeln angestellter Versuch, welcher den Zweck hatte, festzustellen, wie weit sich eine solche Untersuchung auszudehnen habe, führte zu dem Resultate, daß in einem Fleische, von dem man wußte, daß es trichinenhaltig, erst beim fünfunddreißigsten Schnitte Trichinen gefunden wurden. Man wird nicht sagen, daß die Herren nicht hinlänglich geübt gewesen seien im mikroskopischen Sehen, weil sie 34 Schnitte vergeblich durchsuchten, ehe sie die Trichinen fanden; viele andere Versuche dieser Art haben zu ähnlichen Resultaten geführt. Ich selbst habe im Verein mit Freunden, welche sämmtlich gute Uebung im Mikroskopiren haben, mehrfach ähnliche Versuche angestellt, und wir haben von einem Fleische, von dem wir wußten, daß es Trichinen enthalte, häufig 20, ja 25 Schnitte durchsucht, ehe wir Trichinen fanden. Es geht daraus hervor, daß der Fleischbeschauer, wenn seine Arbeit irgend eine Garantie gewähren soll, jedesmal mindestens 30 bis 35 Schnitte mikroskopisch gewissenhaft untersuchen muß. Rechnet man für jeden Schnitt auch nur 5 Minuten Zeit — und so viel ist, wie wir gleich sehen werden, mindestens erforderlich — so ist zu einer einzigen Untersuchung eine Zeit von $2^1/_2$ bis 3 Stunden erforderlich. Es wird aber schwerlich ein Fleischbeschauer in der Lage sein, so viel Zeit auf eine Untersuchung zu verwenden. Aber selbst wenn dies auch geschähe, so würde er doch nicht sicher sein können, daß das Fleisch trichinenfrei ist; er könnte dessen nur dann sicher sein, wenn er die Gewißheit hätte, daß er auch wirklich alle Theile der unter das Mikroskop gebrachten Schnitte gesehen hat. Eine solche Gewißheit aber ist bei der gegenwärtig üblichen Methode der Untersuchung sehr schwer, wenn nicht unmöglich zu erreichen.

Auf der vorjährigen Berliner Gewerbe-Ausstellung war von einer Firma (Franz Schmidt u. Haensch) ein Apparat ausgestellt, welcher den Zweck hat, jeden Mikroskopiker von dem Grade seiner Fertigkeit im mikroskopischen Sehen zu unterrichten und ihm damit zu zeigen, wie viel ihm einerseits durch Uebung noch zu erreichen übrig sei, und andererseits, wie viel Arbeitszeit er aufzuwenden habe, um sicher zu sein, alle Theile eines gegebenen Objectes wirklich gesehen zu haben. Der Apparat ist ein sehr einfacher: es ist eine Glastafel, auf welcher sich auf einer Fläche von einem Quadratzoll verstreut die Ziffern von 1 bis 700 befinden, sodaß jede Zahl also ungefähr den Raum von einem Quadratmillimeter einnimmt. Die Proben mit diesem Apparat haben nun ergeben, daß bei fünfzigfacher Vergrößerung ein sehr geübtes Auge von den 700 gesuchten Feldern nach 30 bis 40 Minuten noch 200 vermißt. Das heißt also: wäre das Object ein Stück Fleisch, so würde man, selbst wenn man 30 bis 40 Minuten lang dasselbe sorgfältig durchsucht hätte, nicht sicher sein, mehr als Dreiviertel desselben wirklich gesehen zu haben. Gesetzt, es wäre dies ein Schnitt, welcher Trichinen enthält, so könnten, da in einem Quadratmillimeter Fläche 10 bis 15 Trichinen sein können, sich in dem Schnitte 2000 bis 3000 Trichinen befinden, ohne daß man eine einzige gesehen hat. Ein ungeübtes Auge wird noch viel weniger von der Fläche sehen.

Ein großer Fehler, welcher von weniger Geübten bei mikroskopischen Untersuchungen häufig gemacht wird, ist der, daß eine zu starke Vergrößerung benutzt wird; es geschieht dies in der vollständig irrthümlichen Voraussetzung, daß man bei stärkerer Vergrößerung auch mehr sehe. Je stärker die Vergrößerung ist, desto kleiner ist das Gesichtsfeld, desto geringer also auch die Wahrscheinlichkeit, ein Object in allen seinen Theilen zu sehen. Gesetzt man hätte bei einer fünfundzwanzigfachen (Linear-) Vergrößerung gerade den hundertsten Theil des Objects im Gesichtsfelde, so mußte man, um das ganze Object zu übersehen, hundertmal das Gesichtsfeld wechseln, wendet man aber eine fünfzigfache

Digitized by Google

Vergrößerung an, so hat man nur den vierhundertsten Theil des Objects im Gesichtsfelde, muß also, um alle Theile zu übersehen, vierhundertmal das Gesichtsfeld wechseln; daß in diesem Falle viel leichter ein Stück des Objects ausgelassen wird, ist wohl selbstverständlich. Der oben erwähnte Prüfungsapparat liefert hierfür den directen Beweis. Ein geübter Mikroskopiker wird bei Anwendung einer zweihundertfünfzigfachen Vergrößerung von jenen 700 Ziffern volle 75 Procent vermissen, also überhaupt nur 210 Ziffern sehen. Natürlich wird man bei einer Fleischuntersuchung eine solche Vergrößerung nicht anwenden, aber auch die im Reglement in Aussicht genommene hundertfache Vergrößerung ist noch zu stark; über eine dreißig- bis fünfzigfache Vergrößerung sollte man nicht hinausgehen, da hier schon 33⅓ Procent des Objects verloren gehen. Die Fachmikroskopiker geben freilich nicht immer zu, daß ihrem geübten Auge so viel vom Object entgeht; ich kann diesen Herren nur rathen, sich durch den Versuch mit jenem Prüfungstäfelchen zu überzeugen; sie werden alsdann zugestehen müssen, daß eine Fleischuntersuchung, welche sie mit aller Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ausgeführt haben, weit entfernt ist, volle Sicherheit zu gewähren.

Diesem für Leben und Gesundheit so gefährlichen Uebel aber kann in sehr einfacher Weise abgeholfen werden, und zwar durch eine Vorrichtung, welche an mehreren auf der Berliner Gewerbeausstellung befindlichen Mikroskopen angebracht war: eine Schlittenvorrichtung, mittelst deren man bequem jeden Theil des Objects ohne Auslassung in das Gesichtsfeld des Mikroskops bringen kann. Den Berliner Optikerfirmen Teschner und Schmidt u. Haensch, deren Verbesserungen patentirt worden sind, ist es namentlich gelungen, dem Objecttisch eine Einrichtung zu geben, die für die Fleischschau von unberechenbarem Werthe ist. Bei beiden besteht die Einrichtung darin, daß das Object vor dem Objectiv so vorbeibewegt wird, daß alle Theile des ersteren nach der Reihe das Gesichtsfeld passiren müssen. Bei der Teschner'schen Vorrichtung wird die Verschiebung mit freier Hand bewirkt, bei der Schmidt und Haensch'schen Einrichtung durch Triebe. Durchsucht man unter Anwendung dieser Vorrichtung, die sich übrigens an jedem Mikroskop leicht anbringen läßt, das Prüfungstäfelchen, so entgeht einem auch nicht eine einzige der 700 Ziffern.

Durch Einführung dieser Einrichtung bei allen zur Fleischschau bestimmten Mikroskopen würde schon sehr viel erreicht werden, aber noch nicht Alles; es muß dem Fleischbeschauer auch Zeit gegeben werden, seine Untersuchung gewissenhaft durchzuführen. Es wird häufig und am häufigsten von geübten Mikroskopikern behauptet, eine solche Fleischuntersuchung erfordere nicht mehr Zeit als 10 bis 15 Minuten, ja Viele verwenden kaum diese Zeit darauf und können es unter den gegenwärtigen Verhältnissen auch nicht. Wir können uns aber durch folgende Betrachtung überzeugen, wie unzulänglich jene Zeit ist, selbst bei Benutzung der oben beschriebenen Verbesserung. Die zu untersuchenden 25 bis 30 Schnitte nehmen etwa die Fläche von zusammen 1 Quadratzoll ein. Bei Anwendung einer fünfzigfachen Vergrößerung erhält also diese Fläche eine Ausdehnung von 2500 Quadratzoll oder 17 Quadratfuß; sie erscheint somit ungefähr so groß, wie ein Bogen der „Vossischen Zeitung" oder der „Times". Diese Fläche passirt nun Zeile für Zeile vor dem Objectiv vorbei; die Aufgabe des Mikroskopikers ist dabei ungefähr die eines Correctors einer solchen Zeitung: er hat zu forschen, ob sich auf der Fläche von 17 Quadratfuß irgend eine Trichine zeige, wie der Corrector auf dem Zeitungsbogen zu forschen hat, ob sich irgendwo ein Druckfehler befinde. Nun wird doch Niemand es für möglich halten, einen solchen Zeitungsbogen in 10 bis 15 Minuten genau durchzusehen, das heißt Zeile für Zeile zu lesen und Buchstaben für Buchstaben anzusehen! Ebenso wenig kann der Fleischbeschauer seine Aufgabe in 10 bis 15 Minuten lösen; es sind hierzu, wie ich vielfach erprobt habe, bei Anwendung der Schmidt und Haensch'schen Schlittenvorrichtung für den geübten Mikroskopiker mindestens 40, für den weniger geübten 50 Minuten erforderlich; die Untersuchung der 300,000 Schweine, welche jährlich in Berlin geschlachtet werden, erfordert also im Ganzen 200,000 bis 250,000 Arbeitsstunden. Rechnen wir den Arbeitstag eines Fleischbeschauers zu 7 Stunden — denn mehr dürfen wir seinen Augen wohl nicht zumuthen — und das Jahr zu 300 Arbeitstagen, so würden für Berlin etwa 100 Fleischbeschauer nöthig sein, um die Arbeit zu bewältigen. Diese Zahl der Fleischbeschauer ist nun allerdings wirklich vorhanden, aber sie sind bei weitem nicht in der Lage, täglich 7 Stunden auf die Fleischschau zu verwenden, sondern vielmehr darauf angewiesen, noch einen Erwerb daneben zu betreiben, oder vielmehr die Fleischschau nur als Nebensache zu betrachten. Diesem Uebelstande muß ebenfalls abgeholfen werden. Soll die Fleischschau dem Publicum volle Garantie gewähren, so genügt es noch nicht, die Mikroskope mit den neuesten Verbesserungen zu versehen; es ist auch nöthig, daß man die Fleischbeschauer so besoldet, wie es eine sorgfältige Untersuchung erheischt, damit sie nicht genöthigt sind, sich bei der Arbeit zu überhasten. Ich würde es auch nicht für überflüssig halten, wenn die anzustellenden Beamten vorher sorgfältig auf ihre Fertigkeit im mikroskopischen Sehen geprüft würden, sei es nun mittelst des oben beschriebenen Prüfungstäfelchens oder einer andern ebenso zuverlässigen Methode. Wessen Auge nicht fähig ist, bestimmten Anforderungen zu entsprechen, der werde nicht angestellt, mag ihn auch sonst sein Beruf für dieses Amt noch so sehr geeignet erscheinen lassen; denn es handelt sich hier um Gesundheit und Leben der civilisirten Menschheit.

Blätter und Blüthen.

Spanische Staatspost-Freuden. (Mit Abbildung S. 84 und 85.) Das spanische Eisenbahnnetz hat schon eine ziemliche Kilometeranzahl aufzuweisen, und auch die Hauptstädte sind fast alle mittelst Locomotiven zu erreichen. Dennoch kann es dem Touristen, den auch andere Landespunkte, als die großen, von europäischer Cultur schon ziemlich verdorbenen Städte anzuziehen vermögen, recht oft passiren, eins der Vehikel benutzen zu müssen, die man in Spanien mit dem hochtrabenden Namen einer „Staatspost" belegt. Hat er einmal diese Folterkammer bestiegen und seinen Sitz in der Berlina, im Inferio, in der Rotonda oder gar auf der Banquetta, wie alle diese verschiedenen Marterplätze heißen, genommen, so kann man ihm mit Dante zurufen: „Laß die Hoffnung draußen!" — denn vom Abgange aus dem Posthofe beginnen seine Leiden, die, in riesigen Proportionen sich steigernd, zuletzt den Delinquenten entweder zu einem gelinden Wahnsinn oder, was vielleicht besser ist, zum Stumpfsinn bringen.

Nachdem das Gefährt mit der vorschriftsmäßigen, polizeilich festgestellten Anzahl von Reisenden der verschiedensten Art und Bildung besetzt worden, rollt der sich in's Unvermeidliche fügende Passagier, zwischen Koffern, Reisetaschen, Bettzeug, Hunden, geladenen Gewehren, Kisten, Säcken mit Lebensmitteln eingekeilt und zur völligen Unregsamkeit verurtheilt, mit der Post durch die engen Gassen des Städtchens hin. Der Postwagen schaukelt in entsetzlichen Pendelschwingungen von einer Häuserseite zur andern. Die Straße ist so enge, daß allerdings ein Umfallen des hochgehenden Wagens nicht zu befürchten ist. Noch über eine hohe Brücke, und des Städtchens Weichbild ist erreicht; der Wagen kommt unter den Flüchen des Mayorals (des Kutschers) zum Stehen. Jetzt erst werden die zehn oder zwölf mit rothen, blauen, gelben Troddeln und mit Schellen reich behängten Maulthiere eigentlich angeschirrt und in Ordnung gestellt, und hier auch wird der Willkür und Habgier der Kutscher und Treiber, die sich nun außerhalb der Augenweite der ohnehin mit Blindheit geschlagenen Polizei wissen, volle Freiheit gegeben — denn es giebt noch eine Menge unbekannter, nicht reglementsmäßiger Wagenplätze, welche die nun frisch aufsitzenden Reisenden zweiter und dritter Ordnung, ohne sich um die rechtmäßigen Insassen zu kümmern, mit Hast und unter heftigen Streitigkeiten einzunehmen bestrebt sind, wobei die Deckplätze die Hauptrolle spielen. Sitzend, liegend, mit den Beinen herabbaumelnd, weiß der Spanier sich in den kleinsten und unbequemsten Raum einzufügen, aus dem höchstens ein Unfall ihn wieder herauszubringen im Stande wäre.

Der Wagen hat, ohne an Raum zugenommen zu haben, sich seit der Abfahrt aus dem Posthofe um zwei Drittel seiner In- und Aufsassen vermehrt, und in riesigem Zuge setzen sich endlich die Gespanne wieder in Bewegung.

Es ist Hochsommer. Die Landstraße ist mit einer fußhohen Decke von atomartig gepulvertem gelbem Sande belegt, der trügerisch die Unebenheiten ausgleicht, welche eine spanische Poststraße bietet. Staubwolken thürmen sich unter den Hufen der Gespanne zum Himmel auf, von einer Dichte, daß die Vorderthiere nicht mehr zu erkennen sind, und der Wagen senkt sich in die Löcher der Straße bald mit dem linken, bald mit dem rechten Rade ein. Der arme Reisende klammert sich fest an seinen Sitz an, obgleich diese Procedur ihn keinesfalls vor dem Umfallen schützen kann. Die Stöße und das Schaukeln des Vehikels sind so fürchterlich, daß der Gefolterte weder für Landschaft noch äußere Umgebung irgend ein Interesse fühlt. Doch mit außerordentlicher Ausdauer galoppiren die zehn Maulthiere, den gelben Kasten hinter sich, weiter, die Gefahren instinctmäßig umgehend und vermeidend. Und was ist zum Dank hierfür

Digitized by Google

das Loos der armen Thiere? Der Mayoral, welcher, auf dem Bock sitzend, die Zügel der Stangenthiere führt und zugleich eine sehr lange Peitsche mit Virtuosität zu handhaben versteht, mit der er die Ohren der Gespanne kitzelt, giebt sich alle Mühe, seine Zugthiere mit Hieben und Fußtritten zu foltern und zu animiren. Der neben den Thieren herlaufende Zagal, ein stämmiger, junger Bursche, theilt zu gleicher Zeit mit umgekehrtem Peitschenstock seine Kernhiebe aus und schont dabei weder den Rücken, noch die Weichen, noch den Kopf der Thiere, sodaß es kaum begreifbar ist, daß lebende Wesen unter solcher Behandlung nicht sofort verenden. Helfen Hiebe nicht, so sind Steinwürfe in Begleitung aller Kraftausdrücke und Fluchworte, deren ein spanischer Zagal mächtig ist, gewöhnliche Stimulirungsmittel für die überangestrengten Thiere.

Wenn die Staatskutsche ein Dorf oder einen Weiler passirt, so ist die ganze liebe Jugend männlichen und weiblichen Geschlechts darauf bedacht, den Gespannen eine halbe Stunde lang nachzulaufen und mit Knütteln, Stöcken und Steinen unbarmherzig auf die Thiere loszuschlagen. Stürzt eins, so wird ihm das Aufstehen mit Peitschenhieben erleichtert, und bergab, bergan ist Galopp die gewöhnliche Gangart. Daß die Thiere hierin nie nachlassen, dafür sorgt ein dritter Tyrann, der sogenannte Delantero, ein Vorreiter, dessen Amt es ist, mit Schmeichelworten oder im Nichtbeachtungsfalle mit Peitschenhieben die vorderen tonangebenden Paare stets in Athem zu halten. Wenn schon die Ausdauer der an jeder Hauptstation zu wechselnden Thiere eine bewunderungswürdige ist, so ist es noch mehr die ihrer Peiniger, welche zweitägige Reisen hin und zurück, in Staub, Hitze und beständiger Bewegung aushalten und dabei mit einer Brodkrume und einem Trunk Wasser vorlieb nehmen; denn das spanische Volk ist nüchtern, wie kein anderes. Aus der Behandlung seiner Gespanne möge man ferner keineswegs auf ein rohes Gemüth des Spaniers schließen. Im Stalle sind die Thiere seine besten Freunde, für welche er nur Schmeichelnamen, wie „mein Täubchen", „mein Schätzchen" hat; wie er im Dienste fast Unmögliches von ihnen verlangt, so pflegt er sie zu Hause mit aller Sorgfalt; er küßt und streichelt sie und füttert sie in aufmerksamster Weise.

Die ganze Gefährlichkeit für Leib und Leben, wie so ein spanischer Staatspostkasten sie darbietet, führt uns Professor Alexander Wagner (der Maler des in Nr. 30, 1878 vorgeführten „Römischen Stiergefechts") in seinem vorstehend wiedergegebenen großartigen Gemälde „Die spanische Post" in wahrhaft schwindelerregender Lebendigkeit vor Augen. Alles auf diesem mit realistischer Schärfe der Beobachtung erfaßten und mit viel künstlerischem Gestaltungsvermögen ausgeführten Gemälde trägt einen echt spanischen Charakter und illustrirt uns das Leben der dortigen Landstraße mit den frischesten Farben. Th. S.

Ernst Kossak. Es geht ein unheimlicher Zug durch die Geschichte unserer modernen deutschen Schriftstellerwelt. In ihrer vollen Lebensfrische, mitten in der Freude rüstigen Schaffens und Strebens, den Lorbeer auf der Stirn und große Entwürfe im Herzen, werden ernste wie lustige Geister von einem schwarzen Verhängniß erfaßt, unerbittlich niedergeworfen und dann auf Jahre hinaus zu einem Dasein hülfloser Abgestorbenheit verdammt, aus dem nur der Tod zu erlösen vermag. Die Ursachen dieser in erschreckenden Wiederholungen eingetretenen Fälle sind im Allgemeinen nicht schwer zu ermitteln. Das gesammte Arbeiten der geistigen Sphäre wandelt nicht mehr auf so friedlich geebneten und bequem vorgezeichneten Bahnen, wie in früheren Tagen. Während jetzt schöpferische Naturen sich umbraust und umwogt sehen von einer ruhelos in ihren Tiefen erschütterten Welt leidenschaftlicher Gegensätze und Forderungen, rang und ringt in ihrem Innern eine Welt neuen Denkens, Anschauens und Empfindens nach neuen, den starken Bewegungen des Jahrhunderts entsprechenden Formen des Ausdrucks und der Gestaltung. Das ist nicht blos Arbeit, sondern ein täglicher Kampf, der viel Herzblut auffaugt, viel Nervenkraft verzehrt, seine Werkleute absorbirt und seine Opfer und Märtyrer verlangt. Zu ihnen gehört auch Ernst Kossak, der älteren unserer Leser als gern gesehener Mitarbeiter bekannt. Nicht erst am 3. Januar d. J., wo er für immer seine Augen schloß, ist er der Welt entrissen worden. Er war ihr schon verloren, als eine Lähmungskrankheit rettungslos seine physische und geistige Lebensfähigkeit gebrochen, ihn grausam vom Schauplatz gestoßen, die flinke und tapfere Feder ihm aus der Hand genommen hatte. So hat er noch beinahe fünfzehn Jahre wie der traurige Schatten eines Gewesenen unter den Zeitgenossen geathmet. Erst bei seinem Hinscheiden ist seiner wieder gedacht, sind wehmüthige Erinnerungen an seine Persönlichkeit und sein Verdienst in allen Denen geweckt worden, die ihn, seine Laufbahn und die denkwürdige Zeitwende gekannt, welche sein Talent zur Entfaltung gebracht hatte.

Ernst Kossak war seiner schriftstellerischen Bildung und Richtung nach recht ein Sohn jener vierziger Jahre, die bei uns so reich an bahnbrechenden Geisteshaten waren und einen so entscheidungsvollen Auf- und Umschwung unserer Literatur und Presse herbeigeführt hatten. Von jenen wissenschaftlich und dichterisch erregten Jugendkreisen Berlins, in denen ein nach Durchbruch und Bethätigung strebender Reformdrang mächtig gährte, hatte auch der junge Philologe, der zugleich ein ausgezeichneter Pianist und theoretischer Musiker war, den Sporn für seine Lebensbestimmung empfangen. Mit den literarisch aufstrebenden Genossen der Zeit theilte er das Charaktergepräge derselben: die streitbare Mannhaftigkeit des Sinnes und der Ueberzeugung, ungebundene Vornehmheit der Haltung und eine der tief bewegten Innerlichkeit entsprossene selbstlose Hingabe an ideale Zwecke. Dem heutigen Geschlechte würde es kaum gelingen, sich in die gehobenen Stimmungen jener unter dem schlimmsten Polizei- und Censurjoche lebenden Jugend zurückzudenken. Bezeichnend für Kossak aber ist es, daß er in Betreff seiner Aufgaben nicht unsicher und fehlgreifend umhertastete, er wußte von vornherein, wohin Neigung und Begabung ihn wiesen: die Zeitung wurde sein Feld, der Journalismus das Ziel seiner Absichten, und zwar jener ästhetisch-kritische Theil desselben, der denn auch bald in der politischen Presse sein souveraines Revier erhielt und unter den bekannten Strich der Zeitungen geschoben ward.

An regelmäßigen Besprechungen solcher Art hatte es auch bis dahin in den großen und einflußreichen Organen Berlins keineswegs gefehlt. Sie waren aber das unbestrittene Monopol behaglicher Stimmführer, die sich mit gemüthlicher Loyalität in den ausgetretenen Pfaden eines handwerksmäßigen Schlendrians bewegten, zu nicht geringer Schädigung des öffentlichen Geistes und Geschmackes, welcher von dieser meist ehrlich gemeinten, aber zopfigen und hausbackenen Spießbürgerkritik bestimmt und gerichtet wurde. Hier war es, wo die neu erstehende Kraft Kossak's umwandelnd eingriff, und zwar durch ihr eigenes Beispiel. Die zusammenfassende Chronik, welche er allwöchentlich über das gesellschaftliche Leben, über Theater und sonstige Literatur- und Kunstzustände der Hauptstadt schrieb, zeigte in der sachkundigen Gründlichkeit des Inhalts, in dem eleganten Schliff des Stils und der rückhaltlosen Selbstständigkeit der Gesichtspunkte alle Merkmale einer beginnenden Verjüngung. Es war in diesen farbigen und geistsprühenden Momentbildern des kritischen Federzeichners, in diesem verstandesscharf auf den Kern dringenden, gegen aufgeputzten Moder und gleißende Schwäche sich wendenden Urtheil, in dieser Mischung stimmungsvollen Humors mit schlagendem Witz ein wirklich neuer Reiz belebender Frische, der seines Eindruckes nicht verfehlen konnte, weil er den besten Regungen der Zeit entstammte. Die Kossak'sche Chronik errang sich daher nicht blos in Berlin die allgemeine Beachtung, sie wanderte auch bald allwöchentlich von seinem Schreibtische unter den verschiedensten Ueberschriften und in den verschiedensten Gestalten durch die hervorragendsten Organe Deutschlands. Kossak's Name wurde berühmt, seine Stimme einflußreich, seine Stellung in der Tagesliteratur glänzend.

All dieses Wirken gehörte freilich in seinen einzelnen Aeußerungen meist nur dem Augenblicke an, und schon am nächsten Tage waren dieselben mit den Zeitungsblättern verweht, in denen sie sich kundgegeben hatten. Trotzdem ging ein nachhaltiger Anstoß von ihnen aus, und es floß davon etwas Unvergängliches über in die Auffassungsweise des Publicums und in die weitere Gestaltung des ganzen Thätigkeitszweiges. Wenn man dem heutigen kritischen Feuilleton der gutgeleiteten Blätter eine culturgeschichtliche Bedeutung beimißt — und wir glauben, es hat sich diese Anerkennung erzwungen — so wird die Geschichte des deutschen Journalismus es Ernst Kossak als Verdienst anrechnen müssen, der erste wirksame Anreger und einer der würdigsten und nachdrücklichsten Vertreter dieser ansprechenden Gattung volksthümlicher Kritik gewesen zu sein. Es war das kein lichter und sorgenloser Weg. In allen Schichten des Volkes wurde Kossak eifrig gelesen, und Tausende hat er durch die Anmuth seiner Darlegungen und durch seine kaustische Satire geweckt und ergötzt. Nur die Näherstehenden aber wußten, welch ein Ernst des Studiums, der Bildung und Gesinnung, wie viel Schweiß heißer und mühsamer Arbeit hinter den burlesken und scheinbar so leicht hingeworfenen Plaudereien des brillanten Feuilletonisten lag. An den Tagen, wo er seine größeren Artikel schrieb, saß er vom frühen Morgen in seinem Zimmer eingeschlossen, kaum sich Zeit zur nothwendigsten Nahrung lassend. Erst an den Abenden begrüßte er nach vollbrachtem Werke die Seinen und wankte dann mit der treuen Gattin tief ermüdet auf einen Spaziergang oder in's Theater. An Kampf, Sturm und Aergerniß hat es bei der Weise seiner Thätigkeit natürlich auch niemals gefehlt, und alle diese endlosen Aufregungen und Anstrengungen waren es denn auch hauptsächlich, die den heiter gearteten Schriftsteller, eine imposante Männererscheinung von gewinnender Liebenswürdigkeit der Umgangsformen, so früh aufgerieben und seinem mit wärmster Inbrunst erfaßten Berufe entzogen haben. Als die Krankheit ihn unfähig gemacht, fand sie ihn, um dessen Lob fortwährend die Angesehensten sich beworben hatten, als einen gänzlich vermögenslosen Mann, durch die Unterstützung der „Schiller-Stiftung" und einiger Freunde fortan sein hülfloses Dasein fristend. Die übrige deutsche Welt kümmerte sich weiter nicht um ihn; erst bei seinem ehrenvollen Begräbniß ist ihm der längst verdiente Lohn anerkennenden Dankes geworden. Trauriges Symptom trauriger Zustände! — Von Kossak's Schriften würden seine humorvollen Bilder und Typen aus dem Berliner Leben eine Gesammtausgabe verdienen. Zu seinen besten Arbeiten gehört auch der umfassende Text, den er zu den berühmten Aquarellen von der Weltreise des Malers Hildebrandt geschrieben hat. A. Fr.

Kleiner Briefkasten.

A. B. in Z. und Andere. Sie möchten Näheres über den Maler des mit so lebhafter Begeisterung aufgenommenen Bildes „Um Nichts!" in der letzten Nummer vorigen Jahrgangs erfahren. Hier haben Sie, was wir wissen: Ernst te Peerdt ist im November 1852 zu Tecklenburg als jüngster Sohn eines Juristen geboren, welcher gegenwärtig als Amtsgerichtsrath in Wesel angestellt ist. Er hat seine Schulbildung in Wesel, seine erste künstlerische Vorbildung in Düsseldorf genossen, wo er ein Schüler Bendemann's ward. Alsdann ging er zu Piloty und Diez nach München, das er aber, weil ihm das Klima nicht zusagte, schon nach Ablauf eines Jahres wieder verließ, vollendete, nachdem er als Artillerist sein Jahr abgedient, seine Studien in Berlin, hier unter Knaus von der Historie zum Genre übergehend, und arbeitete von da ab selbstständig. Seit dem Frühjahr 1878 lebt er ständig in Italien, geht aber mit der Absicht um, sich wieder Düsseldorf zuzuwenden. Der charaktervolle Ernst, mit dem sich der begabte junge Künstler zu der jetzigen Höhe seines Wollens und Könnens heraufgearbeitet hat, bürgt für ein weiteres tüchtiges Schaffen desselben, wenn auch so glückliche Würfe, wie das Duellbild, nicht alle Tage gelingen. Uebrigens ist außer dieser Arbeit noch ein zweites Bild te Peerdt's, seine „Klostertoilette", in weiteren Kreisen bekannt geworden.

K—b in Amsterdam. Quittung über die Liebesgaben, welche für die Nothleidenden in Oberschlesien und die Hinterbliebenen der Zwickauer Verunglückten eingegangen sind, wird von nächster Nummer ab erfolgen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 6. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Ledige Kinder.

Nachdruck verboten. Uebersetzung und Dramatisirung vorbehalten.

Erzählung aus dem oberbairischen Gebirg.

Von Herman v. Schmid.

(Fortsetzung.)

„Wer will was vom Pechler Kaspar?“ rief da zum Thor der Alte, indem er zwischen den Stehenden hindurchdrang, sodaß er zwischen Nannei und den Vorsteher zu stehen kam. Beide waren überrascht von dem unvermutheten Auftritt, nur so viel, als das Aussehen des Burschen ein ganz ungewöhnliches war. Seine Augen funkelten, seine Wangen und seine Stirn glühten, als ob er neben seinem Schwesterlein Luft, aber kein Gewalt über sich trotz allen Rufes ein solcher Ausdruck von Lustigkeit ergossen, daß der Vorsteher, der seiner Pflicht kundig wollte, einen Schritt zurücktrat.

„Was hast?“ sagte er, indem er ihn bedenklich musterte. „Bist übergeschnappt oder hast einen Rausch?“

„Noch nicht,“ rief Kaspar, aber es kann ich bald schon noch so etwas herausbringen. Seit Du mich verlangt, Vorsteher? Mir ist es recht, ich habe auch gerade zu Dir gewollt. Ich bin gelaufen wie ein Wiesel; der Weg vom Wald her zum Dorfe muß heut' um die Hälfte kürzer sein, oder meine Füße sind um so viel länger geworden.“

Auch Nannei schien die Besorgniß des Vorstehers zu theilen.

„Was ist denn, Vater?“ sagte sie, indem sie ihren Arm unter den seinigen schob. „Ich wollte mich gerade auch auf den Weg machen zu Dir,“ sagte sie, „komm, gehen wir mit einander!“

„Das thun wir auch,“ rief der Pechler laut lachend, schlug sich aber sogleich wie abmahnend auf den Mund.

„Bst!“ fuhr er fort, „wer wird die armen Seelen beleidigen und auf dem Friedhofe so laut lachen! — Komm, Vorsteher, komm hinaus auf den Hof, auf die Gass'n! Ja, auf die Gass'n — da ist es mir am liebsten, und weil Du doch vom Gemeindediener geredet hast, laß es gleich ausläuten, damit sein gewiß das ganze Dorf zusammenläuft!“

Der Vorsteher hielt es für das Klügste, den offenbar sinnverwirrten Menschen bei Seite oder vor Allem aus dem Friedhof hinauszubringen, der zum Schauplatz solcher Auftritte wohl am allerwenigsten geeignet war. Er gab dem Pechler ein Zeichen, voranzugehen. Dieser schritt auch, Nannei fest am Arm führend, aufrecht und mit lachendem Gesicht durch die Menge auf die Straße, wo in nicht großer Entfernung das Pfarrhaus sich aus den grünen Wipfeln des Baumgartens erhob.

Nannei wollte unwillkürlich den Alten schnell in einen Seitenweg ziehen und so aus den Augen der Menge entfernen, er aber widerstrebte so entschieden, daß sie ihr Vorhaben aufgeben und suchen mußte, wie sie mitten auf der Straße Halt mach und auch den Vorstand zum Stehenbleiben anhielt.

„Ja,“ sagt er, „das ist gerade ein rechtes Plätzl, wo Jeder Alles hören und hören kann, und jetzt ist es an Dir, Vorsteher, daß Du den Anfang machst. Du bist nemlich die Hauptperson gewesen, um die Ihr Alle zusammen gehalten habt, das Mädel zu verunehren. — Du hast gesagt, es wär eine Schand mit den Vogelhet, wenn sie dem Kranz den Buchen abgejagen that, weil sie ein lediges Kind ist. — Jetzt mach's wieder gut und bitt sie um Verzeihung!“

„Mach, daß Du nach Haus kommst, alter Faselhans!“ entgegnete der Vorsteher und versuchte den Kopf von Menschen zu durchbrechen, der ihn rund um die Gruppe gebildet hatte und bereits immer dichter zusammenströmte.

„Bitt sie um Verzeihung, sag ich!“ rief der Alte wieder, „denn das Nannei ist kein lediges Kind.“

Diese Worte wirkten so überraschend, wie eine bei Nacht auflodernde Flamme, welche plötzlich die ganze Umgebung erhellt und in ganz neuen Farben und Umrissen erscheinen läßt. Ausrufungen des Staunens, des Zweifels und des Spottes ertönten durch einander; auch der Vorsteher verweilte noch einen Augenblick und rief:

„Also ist sie kein lediges Kind?! Meinetwegen! Ich bin zu der Zeit, wo sie auf die Welt gekommen ist, auswärts im Dienst gewesen; ich weiß nichts von ihr, als was mein Vater mir erzählt hat. Du hast Dich schon damals um sie angenommen; ich vergönn' Dir's, wenn Du's herausgebracht hast, daß sie etwa gar eine verloren gegangene Prinzessin ist.“

„Lach nur! Du hast nicht so weit daneben geschossen,“ sagte der Pechler, indem er unter seiner Jacke ein dunkles, wollenes Umschlagtuch hervorzog, wie sie in manchen Gegenden von den Frauen über Brust und Schulter getragen und unter den Armen hindurch auf dem Rücken geknüpft zu werden pflegen. Zugleich hob er einen goldenen Fingerring in die Höhe und ließ ihn in der Sonne funkeln.

„Da, schaut her!“ rief er. „Das ist ein Trauring; den hat das fremde Weib, der Nannei ihre Mutter, gehabt. Sie ist also eine verheirathete Frau gewesen und die Nannei ist kein lediges Kind.“

Schnell hatte der Vorsteher den Ring erfaßt und betrachtete ihn, während Nannei, im höchsten Grade ergriffen,

ebenfalls die Hand darnach ausstreckte, um das erste Zeichen und Andenken einer unbekannten Mutter zu besehen und zu begrüßen.

„Das ist wirklich ein Trauring," sagte der Vorsteher bedächtig. „Es stehen inwendig eine Jahrzahl und vier Anfangsbuchstaben. Aber das beweist nichts. Das fremde Weib kann wohl den Ring bei sich gehabt haben, wer aber weiß, ob er ihr gehört hat oder wo sie ihn aufgeklaubt hat. An der Hand hat sie ihn nicht gehabt, das weiß ich ganz gewiß: mein Vater hat mir gesagt, daß sie gar nichts an sich gehabt hat, kein einziges Kennzeichen."

„Und doch beweist der Ring Alles," rief der Pechler wieder, während Nannei den Ring aus den Händen des Vorstehers riß und unter ausbrechenden Thränen an die Lippen drückte. Es war etwas in ihr, was ihr sagte, daß es keine Täuschung sei, daß sie wirklich ein Kleinod in Händen halte, das einmal die längst vermoderte, theure Mutterhand geschmückt hatte.

Wie in unbekannte Gegenden und Zeiten entrückt, vernahm sie kaum, wie der Pechler weiter erzählte, das Tuch sei dasjenige, welches die fremde Frau bei ihrer Ankunft getragen. Es sei das einzige Kleidungsstück, das von ihr übrig geblieben, welches seine selige Alte zu sich genommen und aufbewahrt hatte, nicht um es zu gebrauchen, sondern um es für das Kind aufzuheben als dessen einziges Erbe und Erinnerungszeichen. Im Laufe der Jahre, da man dem Mädchen seine Abkunft verschwiegen und es wie ein eigenes Kind behandelt hatte, und zumal nach dem Tod der Pechlerin war das Tuch völlig in Vergessenheit gerathen und hatte tief am Boden der Truhe gelegen, wo die wenigen besseren Habseligkeiten des ärmlichen Hausstandes verwahrt waren. Erst Nannei's Flucht und die Frage nach ihren Eltern hatten den Pechler wieder an dessen Vorhandensein erinnert. Heute nun, nach dem Begräbniß des Kogelhofer's, war es ihm wieder in den Sinn gekommen: er wollte der Nannei, wenn sie heimgekehrt sein werde, das Tuch zeigen und übergeben, und hatte deshalb den Morgen benutzt, die Truhe und deren vergessene Schätze zu durchstöbern. Er hatte das alte, doch noch wohl erhaltene Tuch zum ersten Male näher betrachtet und zu seiner nicht geringen Ueberraschung bemerkt, daß dasselbe bei der Berührung ein eigenthümliches knisterndes Geräusch hören ließ; er hatte näher nachgeforscht und bald entdeckt, daß das Geräusch von dem oberen Theile des Tuches herrührte, wo an der dickeren Stelle, die in der Regel an den Nacken zu liegen kam, ein rauschendes Stück Papier eingenäht zu sein schien. Rasch hatte er die Naht entfernt und mit wachsendem Staunen ein dünnes Päckchen wahrgenommen, in welches der Trauring und noch ein Papier, das wie ein Brief aussah, gewickelt war. „Und so wird's wohl sein," schloß er seine Erzählung, „daß, wie Du immer sagst, Vorsteher, die Maus da keinen Faden abbeißt und daß die Nannei kein lediges Kind ist, und was da auf dem Papier geschrieben steht, da wird vielleicht auch darin zu lesen sein, wer ihre Leute gewesen sind."

„Das kann schon sein," sagte der Vorstand, indem er das Blatt nach allen Seiten betrachtete. „Das kann ich zwar nicht lesen, weil's nicht deutsch ist, aber da ist ein Siegel darauf, wie auf einem Zeugniß. — Da kommt der Herr Pfarrer aus der Kirch'; der wird es uns wohl lesen und ausdeutschen können."

Der Pfarrer, der inzwischen in der Sacristei sein Kirchengewand abgelegt hatte, trat hinzu und hörte nicht ohne steigende Verwunderung, was sich zugetragen und welch' unerwartete Wendung in dem Schicksal eines bis zur Stunde unbedeutenden und unbeachteten Mädchens sich zu vollziehen schien.

„Das ist französisch," begann er, nachdem er das Papier näher geprüft hatte, „und in Wirklichkeit ein vom Pfarramt St. Sulpice in Algier in aller Form ausgestellter Trauschein über die richtig vollzogene Vermählung der Demoiselle Rose Blanchard mit Jules Baron de Steinerling auf Stein, Sergeantmajor im dritten kaiserlich französischen Regiment Chasseurs d'Afrique. — Seltsames Schicksal!" rief der Geistliche. „Ich erinnere mich wohl, im Taufbuch den Eintrag meines Vorjahrs gelesen zu haben, daß er das neugeborne Töchterchen einer unbekannten Frau getauft, die nicht mehr zu sprechen vermocht, aber durch das Kreuzzeichen, das sie noch sterbend auf das Antlitz gezeichnet, sich als katholische Christin erwiesen habe. — Und sieh," begann er wieder, „da unten ist eine Bestätigung des Regimentscommandos beigefügt, daß Monsieur Jules de Steinerling in einem Gefecht mit den Arabern gefallen, und daß dessen Wittwe sich nach Deutschland begeben wolle, um die Verwandten ihres Mannes dort aufzusuchen."

Feierliche Stille lag auf der versammelten Menge. In den leicht erregbaren Gemüthern war die erst so lustig spottende Stimmung allmählich in Verwunderung übergegangen; nun fehlte nicht viel, daß Alten die Augen übergingen, hatte doch sogar der Vorstand bei der Rede des Pfarrers langsam den Hut abgenommen, weil es ihm vorkam, als wenn er in der Kirche wäre.

Am wenigsten vermochte der Pechler Kaspar selbst seine Ergriffenheit zu verbergen und zu bemeistern. Er weinte und schluchzte durch einander. Er und seine gute Alte waren es ja doch gewesen, die das Mädchen erhalten und erzogen — ihre Liebe zu dem armen Waislein hatte sich nun glänzend gerechtfertigt, und auch sein Verlangen nach Vergeltung an allen Denen, die seinem Liebling weh gethan und ihm so rauh auf's Herz getreten, war gesättigt — gründlicher, als er in seinen kühnsten Träumen es zu erwarten vermocht hatte.

Jedes war so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß die Hauptperson des ganzen Ereignisses einen Augenblick dabei völlig außer Acht gekommen war. Der Pfarrer war es, der zuerst ihre Abwesenheit bemerkte, der Pechler aber hinwieder war der Erste, der errieth, warum und wohin sie sich entfernt haben mochte. Wortlos, sich mit dem Aermel das Gesicht abtrocknend, trat er zur Thür des Kirchhofes . . . unweit des Beinhauses, vor dem weißen Rosenstrauch, kniete Nannei auf dem Rasen.

Das Herz hatte sie getrieben, der armen unglücklichen Mutter zuerst in's Grab hinunter zu erzählen, daß nun aller Makel von ihrem Andenken genommen war, und ihr jetzt erst so recht die volle ewige Ruhe hinunterzuwünschen.

Der Pechler war an der Schwelle stehen geblieben. Viele Neugierige hatten nachgedrängt, aber Niemand störte die Betende.

Gab es doch viel Anziehenderes und Wichtigeres zu thun, nämlich in möglichster Schnelligkeit nach allen Seiten hin zu verbreiten, daß die Pechler Nannei vom Kogelhof ihre Eltern gefunden habe, freilich alle Beide schon als Verstorbene; daß sie eine heimliche Baronin und der alte Baron Steinerling von Stein, den jedes Kind in der Umgegend kannte, ihr Großvater gewesen sei.

Es galt nun, überall die Bruchstücke alter Erinnerung zusammenzutragen und daraus ein Luftgebäude zusammenzufügen, wie das Alles habe kommen können, und sich über und über zu verwundern, wie die Geschichte so lange verborgen geblieben. Namentlich die Weiber konnten sich nicht genug erzählen, wie sie schon immer geglaubt hätten, in der Nannei müsse etwas Besonderes stecken, weil sie in vielen Dingen so eigen gewesen. Sie wußten sich nun wohl zu erinnern, wie sie oft ein so vornehmes Geschau gehabt, als wäre sie eine verwunschene Prinzessin und hätte sich nur als Bäuerin verkleidet. Man erinnerte sich nun auch auf einmal ganz genau, daß man sie immer besonders gern gehabt, daß man ihr nie etwas in den Weg gelegt und daß nur der Vorsteher es gewesen, der in seiner übertriebenen Geschäftigkeit sie gekränkt habe.

Auch die Gestalt ihres Vaters, des jungen Baron Steinerling, trat immer deutlicher aus dem Nebel der Vergangenheit hervor. Man besann sich auf sein Aussehen und daß er immer mit seinem Vater, der ihn hart und streng gehalten, auf gespanntem Fuß gelebt habe und auf einmal in die weite Welt gegangen und verschollen sei. Alles, der Vater voran, hatte ihn vergessen und längst für verstorben und verdorben gehalten.

Auch darüber kam man bald in's Reine, daß das Vergnügen des Alten über diese unerwartet wiedergefundene Enkelin kein besonders großes sein werde; waren doch seine Härte und sein Geiz es gewesen, die den Sohn vom Hause getrieben, war er doch seit dieser Zeit noch geiziger geworden und stand seit seiner Verheirathung mit der reichen Bräuers-Wittwe so stark unter deren Botmäßigkeit, daß sich mit Bestimmtheit voraussehen ließ, welcher Empfang der Bauernmagd zu Theil werden würde, wenn sie sich als Enkelin und Erbin bei ihm vorstellte. Je verwickelter aber die Zukunft gegenüber der entwickelten Vergangenheit sich gestalten mochte, desto anziehender war das ganze Ereigniß, das ohne Zweifel auf Menschenalter hinaus den hervorragenden Mittelpunkt der Dorfchronik zu bilden bestimmt schien.

Dennoch sollte bald noch mehr Denkwürdiges in derselben zu verzeichnen sein.

In den Verhältnissen des Kogelhofes lag der fruchtbarste Keim dazu; denn daß die Frage über Besitz und Erbschaft des Hofes nicht mit dem im ersten Augenblicke vom Landrichter abgegebenen Spruche zu Ende sein konnte, lag Jedermann vor Augen. Hätte Lenz in seiner Aufregung länger gezögert, so würde er noch mit angesehen haben, wie der vorsichtige Beamte, um ja Niemanden zu beeinträchtigen, es für gut befunden hatte, das ganze Besitzthum, ungeachtet des Widerspruches der Firma Rab und Geier, der einstweiligen Aufsicht und Verwaltung des Oberknechtes, eines alten, als treu und verlässig bekannten Mannes, zu übergeben und dann das Amtssiegel an alle hauptsächlichen Behältnisse, Kisten und Kasten anzulegen, in welchen Geld oder etwaige Aufschreibungen des Alten oder wohl gar ein von demselben hinterlassenes Testament enthalten sein konnten.

Auch schien dem klugen Manne nothwendig, über den schnellen Tod des Bauers und insbesondere über dessen Veranlassung Nachforschungen zu pflegen; stand doch fest, daß der Krämer, der jetzt als Erbschaftsprätendent auftrat, den Alten bedroht und daß die ihm in's Ohr geflüsterte Drohung wirklich eine so gewaltige Wirkung hervorgebracht hatte, daß man dahinter irgend ein bedeutsames Ereigniß vermuthen mußte.

Deshalb hatte der Landrichter auf die nächste Zeit eine eigene Tagfahrt auf den Kogelhof angesetzt, in welcher der Nachlaß selbst „festgestellt, inventirt, referirt, extradirt" und jede andere damit zusammenhängende Frage gelöst werden sollte; deshalb waren dazu auch alle Personen geladen, von welchen irgend ein Aufschluß zu hoffen war. Insbesondere war Lenz befohlen worden, trotz seines Unwillens und Widerwillens, sich dabei einzufinden, weil ja bei ihm, als dem vermeintlichen Sohne und Erben, die nächste Aufklärung gesucht werden mußte.

Auch Nannei war unter den Geladenen.

So kam es, daß am bestimmten Tage der Kogelhof der Sammelplatz einer ziemlich zahlreichen Gesellschaft war, deren Mitglieder dem Kommenden mit sehr verschiedenen Empfindungen entgegensahen.

In der unangenehmsten Stimmung war wohl der Krämer, Firma Rab und Geier, der im ersten Augenblicke den Kogelhof schon fest in seinen Krallen zu haben geglaubt hatte und jetzt den Aufschub peinlich empfand, wenn auch ein begründeter Zweifel über den endlichen, für ihn günstigen Ausgang, wie er meinte, vernünftiger Weise nicht denkbar war. Dennoch mußte er an sich halten und heiter erscheinen — lag es doch in seinem Vortheil, sich den Anschein zu geben, als ob auch er die möglichste Gründlichkeit der Verhandlung auf das Lebhafteste wünsche; man hätte sonst glauben können, er habe Ursache, ein genaueres Eindringen in die Verhältnisse zu fürchten.

Sein Aerger stammte übrigens aus mehreren Wurzeln, und nicht die geringste unter diesen war es, daß er inzwischen daheim eine Entdeckung gemacht hatte, die seine Pläne, selbst wenn ihm die Durchführung gelungen wäre, von fremder Seite her über den Haufen zu werfen drohte.

Als er eben einmal in der Ladenthür unter der goldenen Firma gestanden und dort von einem Nachbar den Glückwunsch wegen der großen Erbschaft huldvoll in Empfang genommen, war seine freudige Stimmung durch ein Gepolter unterbrochen worden, das aus dem etwas dämmerigen Hintergrunde des Ladens kam und ihn zugleich mit dem neugierigen und glückwünschenden Nachbar auf den dunklen Schauplatz desselben rief. In dem anstoßenden Gewölbe, wo die verschiedenen Specereien und Flüssigkeiten in größeren Kisten und Fässern aufbewahrt waren, ward ihm ein Anblick, der ihn beinahe in eine Steinsäule verwandelt hätte, um so mehr als auch der nachbarliche Gratulant Zeuge derselben geworden war. Der Commis und seine Tochter waren dort beschäftigt gewesen, eine Partie aus einem Syrupfaß abzufüllen, und hatten den unbewachten Augenblick für günstig gehalten, sich über die Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe zu trösten. Er, mit dem Trichter in der Hand, hatte sich von der Staffelei zu ihr herunter gebeugt und dabei übersehen, daß die braune Flüssigkeit nicht in das dafür bestimmte Geschirr, sondern durch den Trichter ihm auf die Brust floß; sein immer tieferes Herniederbeugen und ihr steigendes Emporstrecken hatte zuletzt zu Kuß und Umarmung geführt — darüber kam das Gestell, auf welchem Maxl stand, in's Schwanken; es fiel polternd um, und vor des leuchtenden Krämers Blicken zeigte sich auf Philomena's weißer Ladenschürze das Brustbild Maxl's mit wahrhaft lithographischer Genauigkeit abgedrückt. —

Nicht minder erregt und befangen, wenn auch aus ganz anderen Gründen, war Lenz. Hatte er schon dem Befehle des Gerichtes mit Widerstreben gehorcht, so war die Peinlichkeit seiner Empfindung noch gewachsen, als er dadurch nicht nur genöthigt war, all den bekannten Leuten unter die Augen zu treten, sondern als ihm auch mit jedem Schritte die Neuigkeit von der mit Nannei vorgegangenen Aenderung begegnete. Die wenigen Tage des Unglücks und der Trennung hatten hingereicht, um ihn über seine Stellung zu Nannei und seine Gefühle für sie in einer Weise aufzuklären, daß keine Täuschung mehr möglich war. — Jetzt war ihm auf einmal klar, daß er sie lieb gehabt, so lange er sie gekannt — daß, wenn sie einmal mit einander gehadert, dieses von seiner Seite immer nur deswegen geschah, weil er zwar manchmal geglaubt, daß auch sie ihm gewogen sei, sie ihn aber meist so hochmüthig und von oben herab behandelt hatte, daß er an ihrer Gesinnung immer wieder irre geworden. Jetzt gestand er sich zu eigener Qual, daß, wenn er sich einmal im Stillen als Bauer auf dem Kogelhofe gedacht, die Bäuerin immer Nannei so ähnlich gesehen hatte, wie deren Spiegelbild, und daß er sich oft mit dem Gedanken geängstigt hatte, was wohl sein Vater sagen werde, wenn er mit einem solchen Heirathsplane angerückt käme.

Das war nun für immer vorbei.

Nicht genug, daß er nun arm geworden und in dieselbe Schmach verfallen war, die er ihr vorgeworfen, war sie noch obendrein reich und vornehm geworden und dadurch zwischen ihr und ihm eine Kluft entstanden, über die es keine Brücke gab. Es war kein Wunder, wenn sein Gemüth mit Bitterkeit überfüllt war und wenn er das Ende der Verhandlung, sollte sie noch so schlimm ausfallen, sehnlichst herbeiwünschte. Dann wollte er in der Caserne im Soldatenstande das Vorgefallene, Reichthum, Heimath und Liebe vergessen und, wenn dann einmal seine Zeit ausgedient sein würde, in die Welt gehen, um daheim ebenfalls vergessen zu werden.

Das Einzige, was aus dem stürmischen Meere seines Gemüths wie eine ruhig grünende Insel hervorragte, war das Begebniß mit dem Packchen Geld, das, während er auf der Waldblöße gelegen, ihm in den Hut geworfen worden war.

Er haßte, er verachtete alle Leute seiner Bekanntschaft, die ganze Einwohnerschaft des Dorfes und der Gegend war ihm widerlich; er hatte die hämischen Bemerkungen über sein Schicksal nur zu wohl gehört; die lachenden Blicke der Vorübergehenden waren ihm nicht entgangen, und sein Groll hatte die Schadenfreude, wo sie vielleicht in Wirklichkeit nicht vorhanden war, hineingelesen. Jenes Geschenk aber bewies unwiderleglich, daß doch noch Jemand in der Nähe sein mußte, der sich um ihn kümmerte, der für ihn sorgte — ein feines Herz, das dies Alles ohne Eigennutz that; sonst würde dasselbe nicht auf seinen Dank verzichtet haben. Vergebens ging er alle Möglichkeiten in Gedanken durch, den Geber zu errathen, und wenn auch manchmal Nannei vor seine Seele trat, mußte er den Gedanken immer gleich als Thorheit zurückweisen. Hatte er sie doch so bitter gekränkt, daß er unmöglich denken durfte, sie habe sich dafür auf solche Weise gerächt! Der letzte Gedanke drückte noch den allerschärfsten Stachel in sein Herz; denn immer stieg dabei das Bild vor seiner Seele empor, auf welche unedle Art er selber, als sie seinen Uebermuth zurückgewiesen, an ihr Rache genommen.

Nannei war trotz des Außerordentlichen, das sie betroffen, ruhig und gefaßt; sie war es um so mehr, da sie von dem Vorgefallenen weitere Folgen weder wünschte noch erwartete. Sie hatte ihre Mutter gefunden; sie hatte nun einen Punkt, an den ihre Gedanken sich heften, einen Gegenstand, auf den sie ihre Sehnsucht richten konnte, und war zufrieden. Es war nicht in ihrem Sinne, einer besseren und höheren Standesclasse anzugehören; sie wollte ihr Leben lang bei dem Loose, das ihr zu Theil geworden, verbleiben, und wenn auch ihre Zufriedenheit mit demselben in den letzten Tagen einen Stoß erlitten hatte, war das völlig wieder ausgeglichen. Sie wollte keine Ansprüche an die neugefundenen Verwandten erheben; die feste und stolze Art ihres Wesens ließ es nicht zu; sie meinte, nicht an ihr läge es, sich bei denselben zu melden, sondern sie selbst müßten kommen, sie auf-

Digitized by Google

zusuchen, wenn ihnen an dem neuen Familienglieds etwas gelegen sei. Natürlich hatte sich der Pechler eifrigst dagegen verwahrt: ihm war die für Nannei erlangte Genugthuung noch immer nicht hinreichend: er sah sie schon im Geiste in der vierspännigen Kutsche sitzen, mit dem bordirten Bedienten auf dem Bock und dem gemalten Wappen auf dem Kutschenschlage — er sah auf dem Straßenrand die Bauern, von denen sie verhöhnt worden war, wie sie dastanden, mit abgezogenen Hüten, die boshaften Gesichter vom Schmutze der Räder bespritzt. Er hatte nicht geruht, bis sie ihm endlich gestattete, an ihrer Stelle zum Baron Steinerling von Stein zu gehen, ihm die ganze Geschichte, wenn er sie noch nicht erfahren haben sollte, zu erzählen, ihm die gefundenen Beweisstücke zu zeigen und von ihm zu hören, wie er die Sache aufnehme und was er zu thun gesonnen sei. Diese Antwort sollte dann über Nannei's Zukunft entscheiden; wenigstens versprach sie dem Alten, vor seiner Rückkehr die Heimath nicht zu verlassen und überhaupt keinen entscheidenden Schritt zu thun.

Der Tag der Erbschaftsverhandlung auf dem Kogelhofe schien dazu der geeignetste; dort wollte Nannei ihn erwarten, dahin sollte er mit den Nachrichten kommen, wenn er nicht, wie er sich einbildete, gleich mit dem Baron angefahren käme.

Was Nannei am allermeisten beunruhigte, war, daß aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vermieden werden konnte, Lenz zu begegnen. Ihm konnte ein solches Zusammentreffen unmöglich erwünscht sein, weil das Schicksal zur gleichen Zeit, in der es sie emporgehoben, ihn niedergeworfen — ihr selber schlug das Herz stark bei dem Gedanken, und sie wußte nicht, ob sie nach dem Geschehenen ihm gegenüber auf ihrem Groll beharren oder sich so benehmen solle, als ob zwischen ihnen gar nichts Besonderes vorgefallen sei. Es erschien ihr schließlich als das Klügste, sich so viel wie möglich zurückzuziehen und eine Begegnung ganz zu vermeiden. Hoffentlich ließ der Pechler nicht gar zu lange auf sich warten; dann hielt sie ja ohnedies nichts mehr an dem Orte fest, den sie für immer verlassen sollte und den noch einmal wiederzusehen sie doch mit geheimer Freude erfüllte.

Sie machte sich ein Vergnügen daraus, so weit es ohne aufzufallen möglich war, das ganze Haus in allen Räumen zu durchwandern und sich dort der bei fröhlicher Arbeit verlebten Stunden und Jahre zu erinnern. Es war wohl natürlich, wenn sie auch dem Stalle einen Besuch abstattete und aus diesem auf die Tenne trat, die jetzt mit weitgeöffnetem Thore die Balkenwände und Heulager in vollster Schmucklosigkeit zeigte, und doch von ihrer Erinnerung noch mit all den Kränzen des Festes behangen, das für sie einen so unseligen Ausgang gehabt hatte.

Nachdenklich stand sie einen Augenblick an dem Platze still, an welchem Lenz so keck gegen sie das Wort geführt hatte. Sie lebte den ganzen Vorfall in der Erinnerung noch einmal durch, und zwar so lebhaft, daß sie zuletzt glaubte, Lenz wirklich vor sich zu sehen. Allmählich nahm das Gedankenbild immer mehr Gestalt und Wirklichkeit an — wie aus einem Halbschlafe erwachend, fuhr sie erschreckt zusammen: denn Lenz stand leibhaftig vor ihr.

Vermuthlich hatten ihn ähnliche Abschiedsgedanken dahin geführt, oder er suchte die Zeit bis zur Ankunft der Gerichtspersonen sich zu vertreiben und gleichfalls den Gaffern aus dem Wege zu gehen.

Auch Lenz gewahrte Nannei sofort, und wie sie, machte er eine halbe Wendung zur Flucht; aber sie blieben beide und standen sich eine Weile gegenüber, ehe ihnen die beklommenen Athemzüge Lust und Rede gestatteten.

(Schluß folgt.)

Die Entdeckung der Nordostdurchfahrt.

Die geographische Forschung ist heute bereits in ein Stadium getreten, welches Reisenden wie Stanley es bald schwierig machen dürfte, ein bisher unbetretenes Gebiet zu finden, auf dem sich durch kühnes Vordringen allein noch Lorbeeren pflücken lassen. Zwar giebt es noch unzählige geographische Fragen, welche der Lösung harren, allein weitausgedehnte unerforschte Gebiete sind, außer in Asien und Centralafrika, nicht mehr vorhanden, und bald wird auch der Schleier, der das Herz des „schwarzen Continents" noch verhüllt, gelüftet sein, denn Reisen und Forschen ist jetzt das Losungswort einer großen Schaar muthiger, wissenschaftlich gebildeter Männer. In unserer Zeit, in welcher eine Reise um die Welt für Jedermann, wenn er nur das nöthige Geld dazu hat, eine sehr einfache Sache ist, in der Vertreter von Völkern der entferntesten Erdtheile in unserer Mitte nur noch wenig Aufsehen erregen, in welcher außerdem durch Vorträge und populäre Zeitschriften aller Art, durch Museen und Privatsammlungen die Kenntniß von deren Gebräuchen und Sitten in die weitesten Kreise getragen wird — in einer solchen Zeit muß ein Forschungsreisender etwas ganz Außergewöhnliches leisten, wenn die allgemeine Aufmerksamkeit auf seine Person gelenkt werden, wenn sein Name in aller Mund sein soll.

Professor Nordenskjöld hat als wissenschaftlicher Führer des schwedischen Expeditionsschiffes „Vega" eine solche Leistung vollbracht. Ihm ist es gelungen, ein Unternehmen verhältnißmäßig rasch und ohne jeden Unfall glücklich zu vollenden, dessen Ausführung drei Jahrhunderte mit einem Aufgebot von großen Mühen und Kosten sowie mit Aufopferung einer reichlichen Zahl von Menschenleben vergeblich angestrebt, und welches noch vor wenigen Jahren Akademiker und hervorragende Geographen als ein unausführbares, unmögliches Beginnen bezeichnet haben. Er hat zum ersten Mal bei seiner Umseglung Asiens und Europas das sibirische Eismeer in seiner ganzen Erstreckung durchfahren, und die ganze civilisirte Welt feiert soeben die der Heimath zustrebenden Helden in gebührender Weise.

Freilich hat der Mann, dessen wohlgelungenes Portrait diesen Artikel begleitet, eine zwanzigjährige Vorbereitung, ein eifriges und eingehendes Studium der Polarregionen und die ganze Kraft seines eisernen Charakters, den weder vorübergehende Mißerfolge noch dadurch hervorgerufene Angriffe irre machen konnten, nöthig gehabt, um das große Werk auszuführen.

Adolf Erik Nordenskjöld ist am 18. November 1832 zu Helsingfors in Finnland geboren. Nachdem er in seiner Vaterstadt studirt, mußte er wegen einer bei der Promotionsfeier gehaltenen Tischrede, in welcher er dem Wunsche nach Wiedervereinigung seines engeren Vaterlandes mit Schweden lebhaften Ausdruck verliehen hatte, seine Heimath verlassen, um der ihm von Seiten der russischen Machthaber drohenden Verfolgung zu entgehen. Er wandte sich nach Stockholm, wo der junge Forscher alsbald zum Professor der Mineralogie und zum Custos des mineralogischen Museums ernannt wurde; einem in späteren Jahren von seiner Vaterstadt erhaltenen Rufe, dort als Lehrer an der Universität zu wirken, konnte er, weil ihm die russische Regierung die Bestätigung versagte, nicht Folge leisten. Inzwischen hatte Nordenskjöld schon 1858 begonnen, sich an der Untersuchung der Polargegenden zu betheiligen. In diesem Jahre sowie 1861, 1864 und 1868 war er in Spitzbergen; 1870 forschte er in Westgrönland. 1872 wurde er Leiter der großen schwedischen Expedition nach Spitzbergen, welche er, vermittelst speciell zu diesem Zwecke mitgenommener Rennthiere, von dort aus weiter nach dem Nordpol zu führen hoffte. Allein das Unternehmen gelang nicht, und er mußte, ohne gegen Norden bedeutend vorgedrungen zu sein, nach einer Ueberwinterung zurückkehren.

Durch diesen Mißerfolg und durch die mannigfach herbe Beurtheilung, die seine Bestrebungen in Schweden fanden, keineswegs entmuthigt, wandte Nordenskjöld jetzt seine Thätigkeit einer anderen Seite der Polarforschung zu, aus der für ihn und die Mitwelt weitaus greifbarere und für das praktische Leben nutzbarere Resultate erstehen sollten.

Die Sucht nach Erwerb hat immer fördernd auf den Gang der geographischen Entdeckungen eingewirkt. So wurde bald, nachdem Magelhaens den Stillen Ocean zum ersten Mal durchkreuzt und damit erwiesen hatte, daß Columbus nicht, wie dieser selbst bis an sein Lebensende geglaubt, die Ostküste Asiens, sondern eine neue Welt entdeckt hatte, verschiedentlich versucht, das Wunderland China mit seinen Schätzen auf kürzerem Wege von Europa

Digitized by Google

Adolf Erik Nordenskjöld.

Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

aus zu erreichen, als die Route um das Cap der guten Hoffnung und durch den Indischen Ocean ihn bot.

Die Fahrt nördlich um Amerika, die sogenannte Nordwestpassage, hatte sich der Eisverhältnisse wegen als unmöglich herausgestellt, und so bemühte man sich, im Norden der alten Welt durch das Sibirische Eismeer nach dem erstrebten Ziele zu gelangen. In vier verschiedenen Perioden wiederholten sich diese Versuche, bis es endlich Nordenskjöld gelungen ist, diesen Theil des arktischen Oceans zu durchkreuzen.

Zuerst waren es englische Seefahrer, welche China auf diesem Wege zu erreichen hofften; ihnen folgten im siebenzehnten Jahrhundert Schiffe unter der Flagge Hollands, welches damals auf dem Gipfel seiner Seemacht stand und eifersüchtig auf die Erfolge der Engländer wurde. Wenn nun auch diese Bestrebungen nicht zum eigentlichen Ziele führten, so hatten sie doch die Entdeckung von Spitzbergen mit seinen damals an Walfischen noch so reichen Gewässern und mit seinen großen Heerden von Walrossen und anderen Thranthieren, sowie die Auffindung der großen Doppelinsel Nowaja Semlja zum Resultat. Weiter vorzudringen gelang den Seefahrern der damaligen Periode nicht; ohne für die Eisfahrt geeignete Schiffe, ohne Erfahrung darin, welche Mittel man bei einer Ueberwinterung in arktischen Gewässern zu ergreifen hat, um die Gesundheit zu erhalten, fielen sie zahlreich dem Scorbut und der Kälte zum Opfer, unter ihnen auch der größte Seefahrer der damaligen Zeit, Willem Barents, dessen einsames Grab Nowaja Semlja wurde.

Wenige Jahre später begannen nun auch die Russen bei Eroberung Sibiriens an der Entschleierung der sibirischen Nordküste zu arbeiten, wobei sie freilich mehr durch die Sucht nach dem Erwerb der kostbaren Pelzwaaren und der im Boden verborgenen Elfenbeinschätze, als durch die Idee der Auffindung eines Seeweges nach dem Stillen Ocean geleitet wurden. Es finden sich nämlich auf der nordsibirischen Küste und den ihr vorgelagerten Inseln bekanntlich reiche Lager von Mammuthzähnen, die ein werthvolles Elfenbein liefern. Selbst wohlerhaltene Leichname solcher vorweltlicher Elephanten hat man zu wiederholten Malen dem ewig gefrorenen Boden dieser Gebiete entnommen, und das Fleisch, obwohl Jahrtausende alt, wurde trotzdem von Hunden noch gefressen. Wie diese Mammuthreste hier so massenhaft sich ansammeln konnten, das ist freilich noch ein ziemlich ungelöstes Räthsel.

Unter ganz namenlosen Schwierigkeiten drangen kühne Männer theils zu Schlitten, theils mittelst elender Schiffchen an

Digitized by Google

der unwirthlichen nordsibirischen Küste entlang. Nicht wenige derselben erlagen dem Hunger und der Kälte oder fielen durch die Hände ihrer eigenen Genossen, welche, müde der unerhörten Drangsale, durch Ermordung ihres Führers, der sie immer weiter in das unbekannte, öde Gebiet vordringen ließ, dem drohenden Tode zu entrinnen hofften. Einem jener Männer, welche das, was ihnen an Mitteln und Ausrüstung abging, durch unentwegten Muth und Eifer für die Sache ersetzten, dem Kosaken Deschnew, gelang es sogar, bis zur später sogenannten Bering-Straße vorzudringen und damit die Trennung der alten von der neuen Welt festzustellen, aber sein Bericht blieb in russischen Archiven verborgen, er selbst verscholl, und so kam es, daß Bering im vorigen Jahrhundert die Straße, welche seinen Namen trägt, noch einmal entdecken konnte.

Im Laufe der Zeit traten auch russische Regenten der Sache näher und ließen durch wissenschaftlich ausgerüstete Expeditionen Vermessungen und Untersuchungen in diesen Gegenden vornehmen, und den Abschluß der langen Reihe dieser Unternehmungen bildete endlich eine von der Regierung ausgesandte Expedition, welche in den Jahren 1820 bis 1823 den östlichen Theil der sibirischen Küste und die neusibirischen Inseln untersuchte und vermaß. Zugleich hatten die Führer der Expedition den Befehl, den immer und immer wieder auftauchenden Gerüchten von der Existenz eines Landes im Norden von Sibirien auf den Grund zu kommen. Allein soweit auch Baron von Wrangell durch Schlittenreisen während dreier Winter von der Küste über das gefrorene Meer nach Norden vorzudringen suchte, immer kam er nach Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten schließlich wieder an offene Stellen, die seinem weiteren Vordringen ein Ziel setzten und ihn zur Umkehr zwangen. Damit gab die russische Regierung jeden weiteren Versuch, Entdeckungen an dieser Stelle vornehmen zu lassen, auf, und die von Wrangell und seinen Vorgängern gelieferten Berichte über die Mühseligkeiten aller Art, die sie bei ihren Reisen hatten auszustehen gehabt, schienen auch den Muthigsten von weiteren Untersuchungen abschrecken zu müssen. Selbst die Auffindung des sagenhaften Landes durch Walfischfänger, welche, durch die Bering-Straße nach Norden ihre Jagdbeute verfolgend, 1867 zuerst das lange gesuchte Wrangell-Land in Sicht bekamen, konnte die Frage der Benutzbarkeit des sibirischen Eismeeres als Verkehrsstraße nicht in Fluß bringen. Der berühmte Petersburger Akademiker von Baer, welche die nordwestlichen Theile des großen russischen Reiches eingehend durchforscht hatte, bezeichnete nach seinen Erfahrungen das ringsum fast ganz von Land umschlossene Seebecken des Karischen Meeres im Osten von Nowaja Semlja als einen ewigen Eiskeller, in dem sich das alljährlich im Winter gebildete Eis, vermehrt durch den Eisgang der beiden größten Ströme Sibiriens, des Ob und des Jenissei, naturgemäß anjammeln und stopfen müsse; von Baer's Autorität bewirkte, daß man diesen Meerestheil beträchtliche Zeit hindurch als eines der eisreichsten Gebiete der Erde ansah. Nach einer langen Periode der Ruhe sollte hier die Praxis über die Theorie einen glänzenden Sieg davontragen.

Norwegische Fangschiffer hatten durch die immer größer werdende Armuth der von ihnen besuchten Gebiete an jagdbaren Thranthieren sich veranlaßt gesehen, neue Jagdgründe aufzusuchen; sie hatten im Sommer 1869 sich in das „unnahbare, unschiffbare" Karische Meer gewagt und waren, nachdem sie in dem berüchtigten „Eiskeller" lustig herumgefahren, mit reicher Ausbeute nach Norwegen zurückgekehrt. Dieselben Thatsachen wiederholten sich in dem folgenden Sommer und lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit der Geographen auf sich. Die österreichisch-ungarische Nordpolexpedition unter Weyprecht und Payer hatte einen Vorstoß in nordöstlicher Richtung in jene wissenschaftlich noch nie untersuchten Gebiete zum Ziel, allein ein Unstern ließ das Schiff schon sofort nach dem Eintritt in die arktische See von schweren Eismassen umschlungen und nach vierzehnmonatlicher aussichtsloser Trift in nördlicher Richtung dem Franz-Josephsland zugetrieben werden.

Um diesen Zeitpunkt war es, als Nordenskjöld seine Aufmerksamkeit der Frage nach der Schiffbarkeit des Sibirischen Meeres zuwandte.

Unterstützt durch einen reichen Rheder zu Gothenburg, gelangte er 1875 in einem kleinen Segelfahrzeug durch die Karische See ohne sonderliche Mühe nach der Jenisseimündung, welche er im folgenden Jahre abermals, diesmal mit einem Dampfer, durch das fast eisfreie Meer erreichte. Damit war der Bann, der auf jenen Gegenden geruht und die Entwickelung der Exportfähigkeit Sibiriens so schwer beeinträchtigt hatte, gelöst. Handelsfahrzeuge aus Deutschland, England und Norwegen folgten den Spuren des kühnen Forschers und haben im Hochsommer der letzten Jahre den überseeischen Güterverkehr nach dem Ob und Jenissei mit ziemlichem Glück vermittelt, wenn auch einige Unglücksfälle vorgekommen sind, die ihren Grund in der noch immer ungenügenden Kenntniß des richtigen Fahrwassers hatten.

Nordenskjöld blieb nicht bei diesem Erfolge stehen; war die Karische See nicht absolut unnahbar, so konnte wohl auch der östliche Theil des Sibirischen Meeres für ein stark gebautes, wohlausgerüstetes Schiff nicht so gefahrlich sein: der Entschluß, die nördliche Umsegelung der alten Welt zu versuchen, war damit in ihm zur Reife gelangt. Außer dem Gothenburger Rheder Oscar Dickson und dem russischen Goldwäschereibesitzer Alexander Sibiriakoff, die beide schon große Summen für die Erschließung Sibiriens verwendet hatten und die gern bereit waren, das Project durch reiche Mittel zu unterstützen, interessirte sich auch der König von Schweden, Oscar der Zweite, für das geplante Unternehmen. Die drei genannten Personen trugen zu gleichen Theilen die Kosten desselben, und am 25. Juli 1878 verließ der Dampfer „Vega" mit Nordenskjöld und einem Stab tüchtiger Gelehrten, die ihn theilweise schon auf seinen früheren Reisen begleitet hatten, sowie mit einer auserlesenen Mannschaft in Begleitung von drei anderen Schiffen die heimischen Gewässer, um am 6. August ohne sonderliche Schwierigkeiten die Jenisseimündung zu erreichen. Hier trennten sich die Schiffe; „Vega" fuhr, den kleinen Dampfer „Lena" im Gefolge, weiter nordostwärts, während die beiden anderen nach Einnahme neuer Ladung nach Europa zurückkehrten.

Am 20. August umdampften die beiden Entdeckungsschiffe die nördlichsten Küstenstrecken der alten Welt und erreichten, ohne wesentlich von Eis, das man überall durch die Sommerwärme stark verwittert fand, belästigt zu sein, die Lenamündung. Die „Vega" setzte von hier ihre Entdeckungsfahrt, ostwärts steuernd, fort, die „Lena" dagegen dampfte den Fluß gleichen Namens nach Jakutsk hinauf; von dort aus gelangten die ersten und für lange Zeit auch die letzten Nachrichten von der erfolgreich ausgeführten Umsegelung des größeren Theiles der sibirischen Nordküste nach Europa. Auf Grund dieser Nachrichten durfte man fast mit Sicherheit im September oder October das Eintreffen einer Depesche von Japan erwarten, welche die glückliche Ankunft der „Vega" in Jokohama meldete; waren doch die Hauptschwierigkeiten ohne Mühe überwunden. Allein Nordenskjöld traf nicht dort ein — er war verschollen und blieb es bis zum Mai 1879. Nur dunkle, im Herbst 1878 durch nach San Francisco heimkehrende Walfänger verbreitete Gerüchte machten es wahrscheinlich, daß er unmittelbar am nördlichen Eingang zur Beringstraße kurz vor Erreichung des lang ersehnten Zieles eingefroren sei. Sibiriakoff und Bennett, der Besitzer der großen Zeitung „New-York Herald", rüsteten Expeditionen aus, um die Verschollenen aufzusuchen und ihnen, wenn nöthig, Hülfe zu schaffen.

Inzwischen war die „Vega" von der Lenamündung bei schönstem Wetter ostwärts gedampft, bald jedoch wurde das Meer so von Eis erfüllt, daß, Nachts wenigstens, die Reise nicht fortgesetzt werden konnte. Für das tiefgehende Schiff wurde das Fahrwasser sehr seicht, sodaß bei der gänzlichen Unbekanntschaft mit demselben und bei den starken Nebeln die Fahrt nur sehr langsam vorwärts ging. Zeitweise mußte tagelang an einer Stelle liegen geblieben und abgewartet werden, bis die Eisverhältnisse sich günstiger gestaltet oder die Nebel sich verzogen hatten. Da die Fahrt meist dicht an der Küste entlang ging, wo allein eine benutzbare Fahrrinne im Eis sich fand, während dasselbe weiter seewärts immer undurchdringlicher wurde, verwandte man die unfreiwilligen Aufenthalte eifrigst dazu, mit Booten an's Land zu gehen und dasselbe zu durchforschen. Trotz aller dieser Hindernisse war man am 27. September soweit nach Osten gelangt, daß man nur noch 200 Kilometer, die man unter günstigen Verhältnissen an einem Tage hätte zurücklegen können, von der Beringstraße entfernt war. Allein es kam anders, als man erwartet hatte.

Digitized by Google

Die Nacht hatte man, wie gewöhnlich, vor Anker liegend verbracht, um bei Sonnenaufgang die Reise weiter fortzusetzen; während das Schiff still lag, war jedoch Windstille und etwas Frost eingetreten, welcher die umherschwimmenden Eisstücke zu einer festen Masse verband, und als es sich nun gar bei mühsamem Vordringen durch die Treibeisfelder herausstellte, daß das Fahrwasser für das Schiff zu flach wurde, fand man sich plötzlich im Eis gefangen. Noch dachte man freilich an keine Ueberwinterung. Einige Stunden südliche Winde hatten die Eismassen vertrieben und das Schiff frei gemacht. Aber statt der erwarteten südlichen wehten hartnäckig nördliche Winde, welche das Eis um das Schiff mehr und mehr häuften, sodaß man sich bald darüber klar wurde, daß eine Ueberwinterung nicht mehr zu vermeiden, welche denn auch, da die „Vega" für diesen Fall durchaus vorbereitet war, glücklich überstanden worden ist; kein Scorbutfall, nicht die geringste Krankheit ist während der 295 Tage, während welcher das Schiff im Eis fest saß, vorgekommen; die gesammte Mannschaft hat sich vielmehr, Dank der vortrefflichen Ausrüstung, des guten Proviants und der Maßregeln des in Bezug auf arktische Ueberwinterung so erfahrenen Leiters der Expedition, trotz der bis — 46° C. steigenden Kälte stets wohl befunden. Nicht wenig mag dazu — so äußerte Nordenskjöld selber gegen den Schreiber Dieses, als er mit ihm in Japan zusammentraf — der Umstand beigetragen haben, daß das Winterquartier der „Vega" unter der verhältnißmäßig geringen Breite von 67° lag, eine mehrwöchentliche Nacht also, welche nach den gemeinsamen Aussagen aller Polarreisenden, die in nordischen Regionen überwintert haben, so äußerst drückend auf den Gemüthszustand des Menschen einwirkt, hier nicht mehr durchlebt zu werden brauchte.

Der Umstand, daß eine Ueberwinterung stattgefunden hat, ist für die Wissenschaft weitaus förderlicher gewesen, als wenn Nordenskjöld schon im Herbst 1878 Japan erreicht hätte. Außer den sehr werthvollen magnetischen und meteorologischen Beobachtungen, die für die Kenntniß des Klimas jener Gegend große Bedeutung haben, sind von den gewonnenen Resultaten die kartographische Aufnahme der Küstengebiete und vor allem die gründliche Erforschung der bisher noch fast unbekannten Bewohner des Landes, der Tschuktschen, zu nennen. Nicht blos, daß das Leben und die gesellschaftlichen Verhältnisse dieses Volkes genau studirt worden sind: die nunmehr heimgekehrte Expedition bringt auch eine reiche Wörtersammlung der Tschuktschensprache und eine große Anzahl von Hausgeräthen und Kleidungsstücken dieses Volkes mit. Der nach früheren Reiseberichten für sehr wild, heimtückisch und kriegerisch geltende Volksstamm erwies sich als ein äußerst friedfertiger und gutmüthiger. Die Expedition stand mit den Leutchen auf bestem Fuß: letztere betrachteten das Schiff gleichsam als Wirthshaus, an dem keiner vorbeizog, ohne vorgesprochen zu haben und durch irgend eine Kleinigkeit erquickt oder mit einem europäischen Artikel beschenkt worden zu sein. Obwohl natürlich Schnaps der begehrteste Gegenstand war, für den man Alles gethan hätte, wurde derselbe doch nur sehr spärlich und nie als Tauschartikel, sondern nur als Geschenk benutzt. Größere Ausflüge in das Innere des Landes durften mit Rücksicht auf die unsichere Lage des Schiffes, welches bei jedem der sehr häufigen Stürme loskommen und fortgetrieben werden konnte, nicht unternommen werden.

Am 18. Juli 1879 entließen endlich die durch die milden Lüfte des arktischen Sommers gelockerten Eismassen das Schiff aus ihren Fesseln. Kann man es den Mannern der „Vega" verdenken, daß, als sie am 20. Juli das in der Beringstraße liegende Ostcap Asiens, den Abschluß der Nordostpassage, mit Salutschüssen begrüßten, ein gewisser Stolz ihre Herzen schneller schlagen ließ?

Ehe man Japan erreicht, wurde noch auf der östlich von Kamtschatka liegenden Beringsinsel um eines höchst interessanten Gegenstandes willen ein mehrtägiger Aufenthalt gemacht. Auf diesem Eiland hatte Bering, als er daselbe im Jahre 1741 auffand, große Heerden von durch ihre Größe an Walrosse erinnernden Geschopfen gefunden, die in keinem andern Theile der Welt wieder angetroffen worden sind. Die Thiere, welche so zutraulich, daß sie sich von Menschen berühren ließen, und vollkommen wehrlos waren, sind, da ihr Fleisch sehr schmackhaft und ihre dicken Speckschichten für Thranthierjäger sehr verlockend gefunden wurden, in den siebenundzwanzig Jahren nach ihrem Bekanntwerden vollständig ausgerottet worden, was um so leichter geschah, als die Männchen bei den getödteten Weibchen blieben und harpunirte Thiere durch die andern vertheidigt wurden. Es war nun schon lange ein Wunsch der Zoologen, von dieser Seekuh, von der in Petersburg nur eine rohe Zeichnung und einige Schädelknochen aufbewahrt wurden, vollständigere Reste zu haben. Der Expedition ist es gelungen, fünf fast vollständige Gerippe dieser Thiere auszugraben und mitzubringen.

Am 2. September 1879 meldete endlich der Telegraph der ganzen civilisirten Welt das glückliche Eintreffen Nordenskjöld's in Jokohama. Hier wurde die „Vega" in's Trockendock gebracht, um gestrichen und für die Fahrt durch die Tropen bequemer und lustiger eingerichtet zu werden; das Schiff hatte übrigens durch die Ueberwinterung und Eisfahrt keinen Schaden gelitten. Der verhältnißmäßig lange Aufenthalt in Japan wurde, nachdem die zahlreichen Festlichkeiten, die von Europäern und Landeskindern zu Ehren der schwedischen Expedition veranstaltet wurden, vorüber waren, zu Ausflügen in das Land, sowie zur Anlegung höchst werthvoller Sammlungen aller Art benutzt. Unter vielen Anderem bringt die „Vega" eine Sammlung von mehreren Tausenden seltener japanischer Werke wissenschaftlichen und geschichtlichen Inhalts mit, welche Nordenskjöld im Hinblick auf die immer größer werdende Vernachlässigung der heimathlichen Literatur Seitens des so überaus rasch vorwärts schreitenden japanischen Volkes vor dem Untergang gerettet hat und die dereinst äußerst wichtige Documente für die Entwickelungsgeschichte dieses Volkes liefern werden.

Nach vorübergehendem Aufenthalt in den chinesischen Gewässern, denen der Philippinen, in Singapore, auf Ceylon, wo überall reiche Sammlungen namentlich zoologischer Natur gemacht worden sind, ist die Expedition durch den Suezcanal wieder in Europa eingetroffen. So groß ist die wissenschaftliche Ausbeute derselben, daß wahrscheinlich ein eigenes Gebäude errichtet werden wird, um dieselbe in ihrer Gesammtheit aufzunehmen.

Wenn nun auch das Unternehmen keineswegs den Beweis erbracht hat, daß die Reise in jedem Jahr durch geeignete Dampfer ausführbar ist, so ist doch vor Allem daran festzuhalten, daß durch dasselbe der sogar in die Wissenschaft übergegangene Aberglaube von einem unwegsamen sibirischen Eismeer glücklich in die Rumpelkammer verwiesen worden ist. Daß der Weg in seiner Gesammtheit von wirklicher Bedeutung für den Handel werden wird, daran glaubt Nordenskjöld selbst nicht, er hofft aber, daß mit der Zeit, wenn man erst die nöthigen Erfahrungen über diese Gewässer gesammelt haben wird, die Seeverbindung zwischen Jenissei und Lena, vielleicht auch zwischen Lena und Japan als Handelsweg verwendbar sein wird, sollte auch eine Hin- und Rückreise zwischen Lena und Europa in einem Sommer nicht immer möglich sein.

Man mag über die praktische Seite der Reise denken, wie man will — einer späteren Zeit wird es vorbehalten sein, über dieselbe ein definitives Urtheil zu fällen — das wissenschaftliche Ergebniß ist jedenfalls ungemein reich ausgefallen, und wahrlich verdient ist die Ehre, mit der Nordenskjöld und seine Genossen jetzt allgemein begrüßt und empfangen werden.

Der kühne Forscher ruht und rastet jedoch nicht; schon jetzt hat er sich für die nächsten Jahre ein neues Reiseziel gestellt. Er beabsichtigt eine Expedition nach den neusibirischen Inseln zu unternehmen, um das nachzuholen, was bei der diesmaligen Fahrt ungünstige Eisverhältnisse, die eine Annäherung an diese Inseln nicht gestatteten, verhindert haben. Den schon erwähnten reichen Schatz von Resten vorweltlicher Thiere aller Art zu heben, welchen jene Inseln bergen, und so zur Entwickelungsgeschichte der Erde einen weiteren Baustein zu liefern, das ist jetzt sein dringendster Wunsch. Möge dem kühnen Reisenden vergönnt sein, auch noch dieses Ziel zu erreichen!

v. Tunkelman.

Digitized by Google

Das Concil von Berlin.

Rückblicke auf ein orthodoxes Attentat gegen die preußische Gemeindekirche.

Es war eine sehr vornehme Versammlung, welche sich am 9. October 1879 zu Berlin in den Räumen des Herrenhauses zusammenfand — die erste ordentliche Generalsynode der altpreußischen Landeskirche. Unter den 194 Mitgliedern befanden sich Geistliche vom Landpastor bis zum Generalsuperintendenten, Adelige vom Landedelmann bis zum Grafen, Geheimräthe, Professoren, Beamte. Der unabhängige Bürgerstand jedoch war so gut wie nicht vertreten. Das erklärt sich durch die eigenthümliche Zusammensetzung der Synode: dieselbe geht, gemäß der soviel umstrittenen, durch Gesetz vom 20. Januar 1876 bestätigten neuen Kirchenverfassung für die evangelische Landeskirche Preußens, nicht aus directen Wahlen seitens der Gemeinden hervor, sondern beruht auf einem sogenannten Filtrirsystem: die Gemeindekirchenräthe wählen die Abgeordneten zu den Kreissynoden, diese deputiren zu den Provinzialsynoden, die letzteren zur Generalsynode. Dazu kommen 30 vom König zu ernennende Mitglieder, 6 theologische Professoren, 6 Kirchenrechtslehrer und 11 Generalsuperintendenten.

Schon als die Liste der Gewählten und Ernannten in den Zeitungen erschien, war man weit und breit in Deutschland auf ein besonderes Schauspiel gefaßt, und mit ungemeiner Spannung richteten sich die Blicke auf dieses rein kirchliche Parlament. Wußte man doch im Voraus, daß in der Mehrzahl seiner Mitglieder vorwiegend nur die streitbarste Orthodoxie vertreten, daß sie also selbst der gemäßigten liberalen Ansicht entschieden feindselig, der denkbar schroffste Ausdruck der jetzt auf politischem und kirchlichem Gebiete vor sich gehenden Rückschrittsbewegung sei. Das war jedenfalls interessant, wenn es auch unerfreulich und besorgnißerregend war. In der That gestalteten sich die Dinge in der Versammlung von vornherein so, wie jeder Kundige es sich gedacht hatte. Die stärkste Fraction war die der sogenannten „Positiv-Unirten" (76) unter Führung des genügend bekannten Oberhofpredigers Kögel; an Zahl einander fast gleich waren die Partei der „Confessionellen" (52) unter Leitung des Berliner Superintendenten a. D. Tauscher, und die von dem Hallenser Professor Beyschlag und dem Königsberger Schulrath Schrader geführte „Evangelische Vereinigung" oder Mittelpartei (56). Verschwindend klein erschien das Häuflein der Liberalen, welche, 9 an der Zahl, gleiche Berechtigung aller auf dem Boden der evangelischen Kirche stehenden Glaubensrichtungen und Festhalten an der gegebenen Kirchenverfassung, sowie Fortentwickelung derselben im Sinne des Gemeindeprincips, das heißt einer ausgiebigen Betheiligung des Gemeindewillens und der Gemeindethätigkeit an den kirchlichen Angelegenheiten, als Programm aufstellten.

Durch einige Beschlüsse, welche die Synode gefaßt, hat sie sich allerdings einen Anspruch auf Dank erworben. Dahin gehört die nun endlich erfolgte würdigere Gestaltung der Emeritirungs- und Pensionsverhältnisse der Geistlichen. Aber auch eine anders geartete Versammlung würde sich dieser dringenden Pflicht sicher nicht entzogen haben. In allen Punkten dagegen, wo es auf Principien ankam, hat die Synode Entscheidungen kundgegeben und Maßnahmen beschlossen, die in weiten Kreisen des Volks, und durchaus nicht blos in ungläubigen, trotz aller geringen Erwartungen dennoch äußerstes Erstaunen und wahrhaften Unwillen erregten. Wenn ein Theologe von der mildgläubigen Richtung eines Beyschlag eine Aufzählung der wichtigsten Beschlüsse der Synode mit den Worten schließt: „Das Alles sind Thaten, die weder zum Segen der Kirche noch zum Frieden in ihr dienen können; dieselben müssen vielmehr den Widerstand aller freiergesinnten Kreise hervorrufen und einen Umschlag in den kirchlichen Verhältnissen vorbereiten helfen, von dem wir nur wünschen wollen, daß er nicht allzu schroff ausfalle," so muß wohl auf dem Gebiete kirchlicher Zurückschraubung Starkes geleistet worden sein. Und das ist auch richtig; es ist Starkes geleistet worden, ja, das Stärkste, das überhaupt erwartet werden konnte.

Man hätte glauben sollen, eine erste Generalsynode würde es vor allen Dingen sich haben angelegen sein lassen, im Geiste der neuen Kirchenordnung die Rechte und Pflichten der Gemeinden weiter zu entwickeln. Im Gegentheil — die herrschenden Parteien boten Alles auf, um die den Einzelgemeinden soeben erst eingeräumten Befugnisse zu schmälern und womöglich illusorisch zu machen. Gerade diese Rechte sind ja hauptsächlich den Orthodoxen ein Dorn im Auge. Beschränkt wurde also zunächst das den Gemeinden königlichen Patronats verliehene Pfarrwahlrecht. Der brandenburgische Consistorialpräsident Hegel gab sich in jedem Worte als erbitterten Feind dieses Gemeinderechtes zu erkennen, wußte nicht genug von den bei Gemeindewahlen vorkommenden Verkehrtheiten und Skandalen zu erzählen und sprach offen aus, daß überhaupt nicht liberale Gemeinden, sondern nur orthodoxe Consistorien im Stande seien, geeignete Geistliche zu wählen. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte man den Consistorien ein unbegrenztes Recht der Nichtbestätigung übertragen.

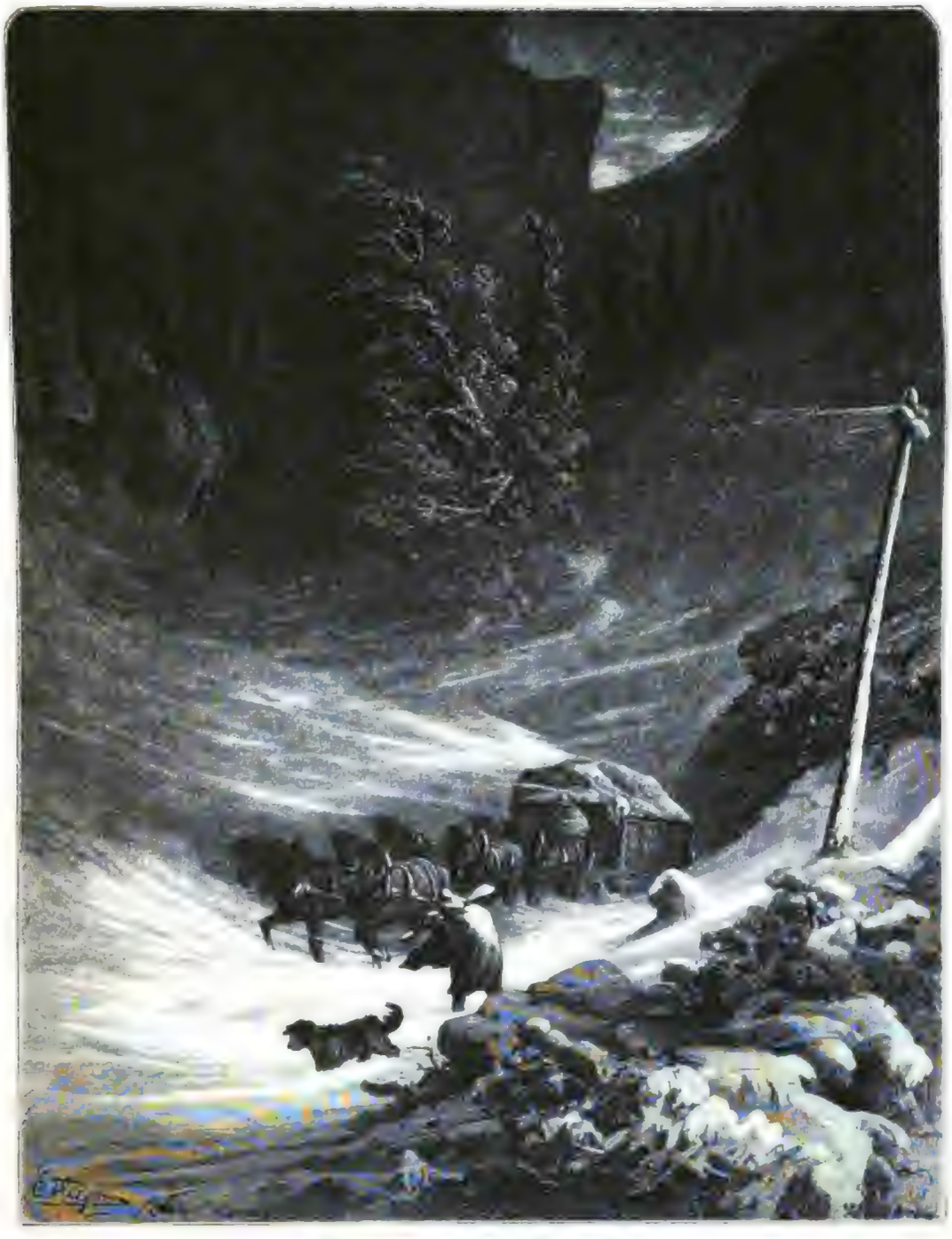
Angenommen wurden schließlich folgende Bestimmungen: Bewerbungen um ein kirchliches Amt dürfen künftig nicht mehr bei dem Gemeindekirchenrathe, sondern müssen bei dem Consistorium angebracht werden. Die Vorbereitungen zur Wahl hat der Gemeindekirchenrath unter Leitung des Superintendenten zu treffen. Hat die erste und die zweite Wahl die Genehmigung der Kirchenbehörde nicht erhalten, so kann die Stelle von dem Consistorium ohne weitere Concurrenz einer Gemeindewahl besetzt werden. Die letztgenannte Bestimmung war augenscheinlich an die Adresse der Berliner Jacobi-Gemeinde gerichtet, deren Kirchenrath drei Mal so tapfer und unbeirrt den Kampf für die von ihm erwählten freisinnigen Geistlichen geführt hat.*

Eine weise Festsetzung der neuen Kirchenordnung verpflichtet den Geistlichen, die Fälle, in welchen er ein Gemeindemitglied von der Abendmahlsfeier zurückzuweisen für nothwendig hält, dem Gemeindekirchenrath vorzulegen. Stimmt dieser zu, so ist die Zurückweisung auszusprechen, gegen welche dem Betroffenen der Recurs an die Kreissynode offen bleibt. Erklärt sich der Gemeindekirchenrath gegen die Zurückweisung, so wird dieser Beschluß zwar sofort wirksam, aber der Geistliche ist befugt, wenn er sich bei demselben nicht beruhigen will, die Sache zur Entscheidung an die Kreissynode zu bringen. Diese Bestimmung war herrschsüchtigen Pastoren längst gewaltig zuwider. Auf den Antrag des Herrn von Kleist-Retzow beschloß die Synode mit Zweidrittelmajorität, daß es fortan dem Geistlichen allein zustehen solle, ein Gemeindemitglied von der Theilnahme am Abendmahl auszuschließen. Ebenso wurde ein Disciplinargesetz angenommen, in welchem unter den Strafen für Verletzung kirchlicher Pflichten auch die Ausschließung vom Abendmahl figurirt.

Die Pfarrwahlangelegenheit der Berliner Jacobi-Kirche bot den Heißspornen eine zu günstige Gelegenheit, einen Druck auf die kirchlichen Oberbehörden auszuüben, als daß sie dieselbe nicht nach allen Seiten hin hätten ausnützen sollen. Ohne daß ein Name genannt worden wäre, wußte Jeder, daß es sich um den Fall des damals bereits erwählten, aber noch nicht bestätigten Prediger Werner handle, als ein Pastor aus der Provinz Sachsen alles Ernstes verlangte, es solle die Anschuldigung gegen einen Geistlichen wegen Irrlehre nicht allein durch Handlungen in unmittelbarer Ausübung des Amtes, sondern auch durch außeramtliche Erklärungen oder Schriften begründet werden können. Umsonst warnten besonnene Redner vor diesem Attentat auf die wissenschaftliche Freiheit evangelischer Geistlicher; umsonst rief ein Berliner Consistorialrath den Gegnern zu: „Wir sind da auf

* Nachdem der sehr zahlreichen Jacobi-Gemeinde die von ihr vollzogenen Wahlen zunächst des Prediger Hoßbach und sodann des Domprediger Schramm in Bremen nicht bestätigt worden waren, entschied sie sich in ihrer dritten Wahl für den Prediger Werner in Guben. Sofort begann auch gegen diesen ausgezeichneten Mann die heftig betriebene Agitation der orthodoxen Rädelsführer und das übliche Manöver des Protestes mit einer verschwindenden Minorität von Unterschriften (531 Männer und 590 Frauen von mehr als 30,000 Mitgliedern). Aber auch gegen Werner konnte nichts vorgebracht werden, als eine Bezugnahme auf herausgerissene Stellen aus früher außeramtlich von ihm veröffentlichten wissenschaftlichen Schriften. Auf diesen Einwand ist jedoch dieses Mal die Mehrheit des brandenburgischen Consistoriums nicht eingegangen; es hat die Wahl bestätigt. Ein weiter unten mitgetheilter Beschluß der Synode wurde also in diesem Falle nicht berücksichtigt. Als ein Symptom aber der augenblicklich in den orthodoxen Kreisen sehr hochgehenden Stimmung kann es dienen, daß sie nunmehr beim Oberkirchenrath Hülfe gegen das ihnen so nahestehende Consistorium suchen und von der obern Instanz peremtorisch die Vernichtung des Bestätigungsbeschlusses verlangen. D. Red.

Digitized by Google



Schneesturm auf der Gebirgsstraße.
Originalzeichnung von E. Heyn.

einem Punkte angekommen, wo wir das Evangelische unter den Füßen verlieren" — in geschlossenen Reihen erhoben sich die „Confessionellen" und die „Positiv-Unirten" für diesen unerhörten Antrag. Damit wäre denn die verhaßte Schriftstellerei liberaler Geistlicher ausgereutet: wer der Tinte nicht Herr werden kann, mag den kleinen Katechismus abschreiben oder Leitartikel für die „Neue evangelische Kirchenzeitung" à la Stöcker liefern!

Aber es sollte noch besser kommen. Einmal im Zuge, scheute man sich nicht, der Freiheit der theologischen Wissenschaft selber kräftige Streiche zu versetzen. Nicht genug, daß man bei Revision der theologischen Prüfungsordnung eine Hinzuziehung des Vorstandes der Generalsynode zu den Prüfungen forderte — damit Herr von Kleist-Retzow auch ein Wort mitzureden habe, von wem und in welcher Weise die Candidaten in Bibelauslegung und Glaubenslehre zu examiniren seien — man stellte sogar an den evangelischen Oberkirchenrath das Ansinnen, daß er bei seinem Gutachten über Bekenntniß und Lehre neu zu berufender theologischer Professoren den Generalsynodal-Vorstand bemühen solle. Begreiflicher Weise widersprachen zur Ehre ihres Standes beinahe alle in der Synode sitzenden gelehrten Theologen diesem Antrage; von den sechs Facultäts-Deputirten erklärten sich fünf für einfache Tagesordnung, auch die übrigen Professoren, mit alleiniger Ausnahme der ultragläubigen Herren Zöckler und Geß, hielten den Antrag für unannehmbar — angenommen ward er trotzdem. (Die Berliner theologische Facultät hat seitdem bereits sämmtliche theologische Facultäten zur Einsendung von Gutachten über diese Bedrohung der Lehrfreiheit aufgefordert. D. Red.)

Der Tag, an welchem dieser verhängnißvolle Beschluß gefaßt wurde, war der 31. October, der Geburtstag der deutschen Reformation! Welch ein Hohn! Wozu überhaupt noch theologische Facultäten? Sperrt die jungen Theologen in Seminare ein, faßt sie den heiligen Thomas von Aquino auswendig lernen, dressirt sie zum sacrificio del intelletto, und — Rom wird es euch

Dank wissen, wie es sich die Hände reiben wird angesichts des angenommenen Antrages Kögel: das durch die Maigesetze eingeführte Staatsexamen der Theologen überall mit der ersten theologischen Prüfung zu verbinden und durch Mitglieder der theologischen Prüfungscommission abhalten zu lassen!

Nicht minder bedenklich müssen die Verhandlungen über die vorgeschlagene Trauordnung erscheinen. Es handelte sich um eine endgültige Ordnung der bisher nur vorläufig festgestellten kirchlichen Trauung nach Einführung der Civilehe. Die Vorlage des evangelischen Oberkirchenrathes sprach aus: die Trauung habe die rechtsgültig geschlossene Ehe zur Voraussetzung, solle aber derselben ohne Verzug folgen; kirchliche Pflicht sei, dieselbe nachzusuchen, keine Ehe zu schließen, der die Trauung versagt werden müsse, und vor der Trauung in die eheliche Lebensgemeinschaft nicht einzutreten. Die Traufragen, verschieden für eine dem Civilact sofort folgende und für eine erst später nachgeholte Trauung, sollten sich lediglich auf die christliche Führung der Ehe richten, und durch Parallelformulare sollte sowohl das alte „Zusammensprechen" wie das seither gültige „Segnen" freigegeben werden. Die Mehrheit der Synode hat diese Bestimmungen verschärft, mit der unverhohlensten Freude darüber, die verhängnißvollen Erschwerungen der Eheschließung aus der Reactionsperiode der fünfziger Jahre, welche die Civilstandsgesetzgebung beseitigt hatte, auf dem rein kirchlichen Gebiete wieder herstellen zu können. Ueberall zeigte sich das Bestreben, die Bedeutung der Eheschließung vor dem Standesamte möglichst abzuschwächen; man verwandelte die „rechtsgültig geschlossene" Ehe in eine „nach bürgerlichem Recht erfolgte"; man sprach geflissentlich von einer „bürgerlichen Eheschließung", als ob es daneben noch eine „kirchliche Eheschließung" gäbe. Dem Oberkirchenrath ward für sein Entgegenkommen in Bezug auf die Trauformulare übel gelohnt: mit knapper Mühe rettete er neben dem stürmisch begehrten „so spreche ich euch hiermit zusammen" das anspruchslosere „so segne ich hiermit euren ehelichen Bund", welches Professor Cremer für eine „bloße Phrase" erklärte. Heißt das dem Staatsgesetz die gebührende Achtung erweisen? Heißt das der beklagenswerthen Verwirrung der Gemüther, die in Ehesachen unleugbar vorhanden ist, erfolgreich entgegenwirken?

Dem Staate zu geben, was des Staates ist, war auch sonst keine lebhafte Neigung vorhanden. Das Verhältniß der Kirche zur Volksschule soll nach dem Willen der Synode in Zukunft in der Weise geregelt werden, daß der evangelischen Volksschule und, soweit möglich, auch den höheren Schulen der confessionelle Charakter gewahrt und deshalb die Zahl der Simultanschulen auf das unabweisliche Bedürfniß beschränkt werde; daß die Kreis- und Bezirksschulinspection möglichst nach der Confession der unterstellten Schulen geschieden werde; daß den evangelischen Geistlichen die Schulinspection in jedem einzelnen Falle nur mit Genehmigung ihrer geistlichen Behörde vom Staate übertragen und nur nach Anhörung derselben abgenommen werden dürfe; daß da, wo besondere Kreis- und Localschulinspectoren angestellt sind, das Recht der Kirche zur Geltung komme, durch ihre Behörden und Organe den Religionsunterricht zu leiten u. s. f. Die Grundsätze und Erfolge der Falk'schen Schulverwaltung fanden so wenig Gnade, daß der erste Correferent den traurigen Muth hatte, die rühmliche Unterrichtsverwaltung dieses Mannes mit dem Verdict „die sieben mageren Jahre" abzuthun. Das war denn doch sogar dem anwesenden Cultusminister von Puttkamer zu stark, und er erklärte, keine Veranlassung zu haben, an den Grundsätzen zu rütteln, welche die Allgemeinen Bestimmungen vom October 1872 aufgestellt haben. Man weiß freilich vom Elbinger Simultanschulstreit her, was das im Munde des Herrn von Puttkamer zu bedeuten hat.

Unerquicklich und peinlich waren die Verhandlungen über die sogenannten Berlinischen Nothstände. Präsident Hegel legte ein langes Sündenregister des hauptstädtischen Magistrats vor, laut dessen derselbe sich der gröblichsten Unterlassungen und Vernachlässigungen der geistlichen Versorgung städtischer Krankenhäuser, Irrenhäuser und Correctionsanstalten schuldig gemacht hätte. Er verlangte nichts Geringeres, als daß die städtischen Behörden von Berlin im Wege der Staatsaufsicht „angehalten" würden, die nöthigen Einrichtungen für eine Seelsorge im Einvernehmen mit der Kirchenbehörde zu treffen. Zwar führte der Vertreter des Cultusministers aus, daß die erhobenen Anklagen zum Theil auf unrichtigen Voraussetzungen, zum Theil auf Uebertreibungen beruhen; zwar fand der Präsident des Oberkirchenrathes selbst gerathen, eine motivirte Tagesordnung zu empfehlen; zwar wurde von amtlicher Seite darauf hingewiesen, daß zu dem begehrten „Anhalten" die gesetzliche Unterlage fehle, umsonst: der Generalsuperintendent Büchsel intonirte einen erneuten Nothschrei, und mit großer Mehrheit wurde der Antrag Hegel angenommen, welcher auf den ungläubigen Berliner Magistrat die Censur und Execution des Ministers herabwünscht. Verwunderlich bleibt dabei nur eins. Gerade die orthodoxe Richtung ist auf das Eifrigste bemüht, die Kirche selbstständig und von der Bevormundung des Staates frei zu machen — ist das der Weg, der Kirche die Achtung des Volkes zu verschaffen, daß ihre obersten Beamten bei der ersten besten Verlegenheit nach polizeilicher Hülfe rufen? (Der Berliner Magistrat hat übrigens alsbald in einer gründlichen Widerlegung gegen die Anschuldigungen Hegel's öffentlich protestirt. D. Red.)

Es ist unmöglich, an dieser Stelle die Reden und Thaten der Generalsynode ausführlich und vollständig wiederzugeben. Auch ist zur Kennzeichnung des dieselbe beherrschenden Geistes die vorstehende flüchtige Skizze mehr als genügend. Das Bündniß der beiden strenggläubigen Parteien, der Positiv-Unirten und der Confessionellen, gab der Synode von Anfang bis zu Ende Ziel und Richtung. Die geringe Zahl der Liberalen, welche sämmtlich der Provinz Preußen angehörten, reichte zur Stellung selbstständiger Anträge nicht hin und kam für den Gang der Verhandlungen kaum in Betracht. Aber auch die äußerst gemäßigte und zahme Mittelpartei, welche noch auf der außerordentlichen Generalsynode von 1875 die ausschlaggebende gewesen war, mußte den Wechsel kirchlicher Strömungen und Stimmungen bitter genug erfahren.

Die „Confessionellen", deren Dreistigkeit all ihr Gerechtigkeitsgefühl unterjocht hatte, würden am liebsten die Mittelpartei bei den Vorstandswahlen ganz unberücksichtigt gelassen, bei den Discussionen ganz mundtodt gemacht haben, aber der diplomatischen Klugheit einflußreicher Mitglieder der positiv-unirten Fraction gelang es, das Aeußerste abzuwenden und jener numerisch zweitgrößten Gruppe eine bescheidene Mitwirkung zu gewähren. Damit dieselbe nicht unbequem würde, einigte man sich zu der stillschweigend geübten Praxis, durch Schlußanträge den Rednern der Mittelpartei — das Wort abzuschneiden. So erging es dem Professor Beyschlag bei der Berathung über das Staatsexamen der Theologen, obgleich er der einzige noch auf der Liste stehende Redner war und gerade in dieser Sache allen Anspruch auf Gehör hatte, ebenso bei dem zweimaligen Angriffe auf das Pfarrwahlrecht der Gemeinde, bei dem ungeheuerlichen Antrag, die theologischen Facultätsberufungen vom Generalsynodalvorstand abhängig zu machen ꝛc. Im politisch-parlamentarischen Leben würde ein solches Verfahren vor dem ganzen Lande als schreiende Ungerechtigkeit gebrandmarkt werden.

Den Führern der Mittelpartei kann das Zeugniß nicht versagt werden, daß sie auf diesem heißen Boden, wo sie die einzigen Vertheidiger humaner Cultur waren, wacker und mit Anstand gekämpft haben. Sie haben dem ungestümen Vordrängen einer massiven Gläubigkeit nach Kräften Widerstand geleistet, zum Schutze der Wissenschaft und der Gemeinderechte manches tapfere Wort gesprochen, Uebereilungen und Unbesonnenheiten der überfrommen Brüder möglichst hintertrieben.

Aber was die verbündeten Parteien fest und entschieden wollten, das setzten sie auch durch. Ihre Sprache wurde immer deutlicher; ihre Zwecke traten immer unverhüllter hervor. Dadurch geschah es, daß die Temperatur der Synode, anfangs sogar Männern der Mittelpartei behaglich, allmählich drückender und schwüler, zuletzt schier unerträglich wurde. Hatte man zu Anfang der Verhandlungen einander von Fraction zu Fraction Anträge zuvor mitgetheilt und Verständigung über dieselben gesucht, so unterließ man bald diese überflüssige Höflichkeit, und Ueberraschung, Ueberrumpelung, Niederwerfung wurden die taktischen Maßregeln der gläubigen Streiter.

Hierfür gilt das Zeugniß eines competenten Berichterstatters, des Professors Beyschlag, welcher in seinem in den „Deutsch-evangelischen Blättern" erstatteten Referat nicht umhin kann folgendes Geständniß zu machen: „Wenn Präsident Hermes (am Schlusse der Synode) von dem Geiste der Liebe sprach, der in der Synode gewaltet und vermöge dessen wir keine Triumphe

Digitized by Goog

oder Niederlagen der Parteien gekannt und allseitiges Vertrauen sich eingestellt habe, so geziemt es uns nicht, das in bewegtem Moment gesprochene Wort zu kritisiren, aber wir müssen bekennen, daß wir sowohl für die Oberkirchenbehörde wie für unsere eigene Gruppe diesen Eindruck je länger, je weniger empfangen haben. Gewiß haben Viele in der Synode jenes Ziel redlich angestrebt, und längere Zeit hindurch hatte auch ein dahin gehender Geist die Ueberhand, schließlich ist dennoch ein anderer Geist, nicht mehr derjenige der Verständigung, der Besonnenheit, der leidenschaftslosen Würdigung der Gegengründe, uns in den Verhandlungen und Beschlüssen der Synode entgegengetreten, und unter dem Eindruck dieses Geistes sind wir geschieden."

Das mit Spannung erwartete Schauspiel ist zu Ende; im Herrenhause ist es wieder still geworden. Aber der Nachhall folgt noch lange dem Ja und Nein, dem Für und Wider, dem Hin und Her des ersten großen evangelischen Concils. Die Orthodoxen heben natürlich die Synode in den Himmel, die Liberalen aber klagen sie überall einer schmach- und unheilvollen Verleugnung des protestantischen Geistes an. Herüber und hinüber wogt der Streit in der Presse, welche insofern noch besonders bei den Beschlüssen betheiligt ist, als die Synode selbst aus Anlaß einer Privatpetition des Grafen Bismarck-Bohlen eine Resolution wider die „unchristliche" und zu Gunsten der „die christliche Weltanschauung vertretenden" periodischen Presse angenommen hat.

Vielleicht die schärfste Kritik hat die Synode durch einen geharnischten Protest des „Deutschen Protestantenvereins" erfahren, welcher in dessen weiterem Ausschusse am 26. November 1879 beschlossen wurde. Derselbe endet mit einer Aufforderung an die Mitglieder der evangelischen Gemeinden, den Gefahren für die letzte Möglichkeit einer Pflege religiösen Sinnes, wie sie der Ausfall der Synode in sich birgt, entschlossen entgegenzutreten: „durch lebhafte Betheiligung an den kirchlichen Wahlen, durch standhafte Uebung und Vertheidigung ihrer verfassungsmäßigen Rechte, durch entschiedenes und thatkräftiges Bekenntniß der Grundwahrheiten des Christenthums."

Möchten doch solche Rufe nicht verhallen wie eine Predigt in der Wüste! Schon zeigt der entschieden liberale Ausfall der eben vollzogenen Kirchengemeindewahlen in Berlin und sehr vielen preußischen Städten, daß das Bewußtsein der hereindrohenden Gefahren zu erwachen und seinen Protest einzulegen beginnt. Im Uebrigen muß abgewartet werden, ob die entscheidenden Behörden nicht in letzter Stunde doch Bedenken tragen werden, alle jene waghalsigen Beschlüsse der Synode zu sanctioniren. Daß ihnen anfängt bange zu werden vor den Geistern der Unbotmäßigkeit, des bornirten Eifers, der Unduldsamkeit, die unter ihren Augen groß geworden sind, beweist die durch das Berliner Consistorium im Widerspruch mit seinem Präsidenten endlich ausgesprochene Bestätigung des Predigers Werner für die Jacobi-Gemeinde.

Den orthodoxen Heißspornen steht augenblicklich manche Gunst der Verhältnisse zur Seite, und sie wollen das Eisen schmieden, so lange es warm ist. Nicht zum ersten Male aber werden sie erfahren, daß die Bildung des Jahrhunderts, der Geist der Humanität und Versöhnung doch mächtiger ist als der engherzige Geist der Herrschsucht und Ausschließung, der Intoleranz und Verfolgung Andersdenkender. Oder sollte Jemand wirklich so naiv sein, der Welt einreden zu wollen, daß in jenem so vertraulichen synodalen Beieinander priesterlicher und aristokratischer Gesinnungs- und Strebensgenossen die Religions- und Lebensansichten von achtzehn Millionen protestantischer Preußen und ihrer machtvollen Intelligenz zum Ausdruck gekommen seien?

O forsche nicht!

Ein kleiner Friedhof! An der Mauer
Stand Kreuz und Denkmal groß und klein,
Dazwischen auch ein altersgrauer,
Bemooster, helmgezierter Stein.
Mit Forscherlust begann zu schaben
Das Moos vom grauen Stein ich fort,
Und als ich lange schon gegraben,
Las endlich ich das ernste Wort:
„O forsche nicht!"

Da hielt ich tieferschrocken inne,
Ein Frevel schien mir, was ich that;
Wehmüthig ward es mir zu Sinne;
Der unbekannte Todte bat:
„O lasse ruhn mich müden Recken,
Den lange schon der Tod besiegt,
Und wolle nicht aus Neugier wecken,
Was mit mir hier begraben liegt —
O forsche nicht!

Was kann's Dir Nachgebornem frommen,
Wenn Dir mein Grabesstein verrieth,
Wann ich in diese Welt gekommen
Und wann ich wieder von ihr schied?
Ob ich für Ehr' und Pflicht gestritten,
Ob Treu' und Eid ich brach entzwei,
Ob Unrecht ich gethan, gelitten —
Was kümmert's Dich? — es ist vorbei.
O forsche nicht!"

Seither vergingen Jahr' und Stunden,
Ohn' daß ich ihn vergessen kann,
Den stillen Ort, den ich gefunden
In Böhmen einst im grünen Tann.
Und treff' ich auf ein Menschenwesen,
Dem schwere Zeit grub Runen ein,
Denk' ich des Worts, das ich gelesen
Auf jenem übermoosten Stein:
„O forsche nicht!"

Anton Thorn.

Aus dem Aquarium.

Hätte es zu den Zeiten Schiller's bereits Seewasser-Aquarien gegeben, so hätte er seinem „Taucher" gewiß nicht die Worte in den Mund gelegt:

„Da unten aber ist's fürchterlich."

Die mit Schaudern gesehenen „Salamander, Molche und Drachen" sind für uns ebenso reizende wie unschuldige Wesen; Niemand fürchtet sich vor „stachligen Rochen", ja die Nachkommenschaft, welche der „entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne" liefert, wird von zarten Damenhänden gepflegt, wie ehedem Mops- und andere Schooßhündlein.

Wir haben eben, besonders seit Einrichtung des Berliner Aquariums, immer besser gelernt, den Kindern der salzigen Fluth auch in kleinerem Maßstabe bei uns Wohnung zu bereiten und ihnen die richtigen Lebensbedingungen zu schaffen. Für die größeren Provinzialstädte ist es nur eine Frage der Zeit, wann sie ihr eigenes See-Aquarium besitzen werden, dessen gar nicht so beträchtliche Anlagekosten sicher sehr bald ein dankbares Publicum ersetzen wird. Wer Gelegenheit findet, Leipzig aufzusuchen, der kann im Garten des vielgenannten „Schützenhauses" sich überzeugen, wie reizvoll auch eine in geringeren Dimensionen geschaffene Anlage dieser Art wirkt, wie reichhaltig sie sich ausstatten läßt, wie bedeutsam sie für die Bereicherung unserer Anschauungen von der Natur, namentlich aber für die Zwecke des zoologischen Unterrichts einer Universitätsstadt sein muß. Und daß sich selbst dem Wunsche des Privatmanns Gelegenheit

Digitized by Google

bietet, Besitzer eines kleinen See-Aquariums innerhalb seiner Häuslichkeit zu werden, hat Karl Vogt im vorigen Jahrgang der „Gartenlaube“ (S. 38) entwickelt. Auf der beigegebenen Illustration sind mit künstlerischem Geschick einige Thiergruppen aus einem Seewasser-Aquarium zusammengestellt, deren Vertreter zu den beliebtesten und interessantesten Meeresbewohnern gehören und bei naturgemäßer Behandlung mit Leichtigkeit in kleineren Becken zu erhalten sind.

„Da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich“

würde der Edelknecht des Dichters beim Anblick des fleckigen Polypen, der links im Vordergrunde des Bildes seine Arme nach uns ausstreckt, ausgerufen haben. Es ist die unschädliche Moschus-Eledone (Eledone Moschata), ein dem bekannten Tintenfisch (Sepia officinalis), dem gemeinen Vielfuß (Seepolyp, Octopus vulgaris) und dem Papiernautilus (Argonauta Argo) nahe verwandter Kopffüßler aus dem Mittelmeer, der trotz seines zähen und nach Moschus duftenden Fleisches doch von der ärmeren italienischen Bevölkerung gern gegessen wird.

Bemerkenswerth sind die an den „hundert Gelenken“, das heißt: Fangarmen befindlichen zahlreichen Saugnäpfe, mit denen das Thier seine Beute festhält und zugleich die Kriechbewegungen (durch Ansaugen an feste Körper) zu vermitteln weiß. Jene allen thierischen Wesen, vom Menschen bis hinab zu den Infusorien, so bedeutungsvollen Momente, Hunger und Liebe, kommen auch bei unserm Polypen zur vollen Geltung. Mit bewundernswerther Schnelligkeit stürzt er aus der selbstgeschaffenen Steinhöhle auf den vorüberziehenden Kruster oder Fisch; mit großer Gier umschlingen die Arme das fette Muschelthier, um es kunstgerecht auszuweiden und aufzufressen. Das Liebesgekose unter diesen Polypen kann dem Kosen der Tauben dreist zur Seite gestellt werden. Mit einiger Berechtigung darf man bei der Eledone von „Seelenstimmungen“ sprechen. Innere Erregung, Furcht und Zorn kommen durch wüthende Blicke und plötzliche braunrothe Verfärbung zum Ausdruck, die nach eingetretener Beruhigung dem gewöhnlichen Grau weicht. In höchster Gefahr, etwa beim Betasten durch Menschenhand, wird das Thier sogar „borstig“, indem plötzlich auf der Haut dunkle spitze Erhebungen entstehen, die ihm wahrscheinlich in den Augen des Feindes ein furchtbares Ansehen verleihen sollen.

Neben der Eledone bemerken wir im Vordergrunde unseres Bildes zwei Exemplare jener prachtvollen Actinien, von denen ein Dichter sagt:

„Da kein Blumenschmuck entsproßt der Tiefe des Meeres,
Gab die güt'ge Natur Thieren die Blumengestalt.“

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß Personen, welche zum ersten Male eine Flora dieser Seerosen und See-Anemonen vor sich haben, nur schwer überzeugt werden können, daß all die rothen und grünen Gewächse wirklich Thiere und nicht Pflanzen sind. Fast klingt es wie Verleumdung, wenn wir diese träumerischen, sanften Wesen, die, wie die echten Kinder der Blumenwelt, sich sehnsüchtig nach dem Lichte wenden, mit dem Namen „Raubthiere“ bezeichnen, und dennoch trifft der Ausdruck zu. Wehe der Beute, die in die Nähe der Actinie kommt! Aus ihren Armen (Tentakeln) giebt es kein Entrinnen. Kaum berührt der Wurm eine Spitze der scheinbaren Staubfäden, so ist er auch schon von allen Seiten umwunden und gepackt, um im nächsten Augenblicke hinabgewürgt zu werden. Wie sich manche Blüthen zu gewissen Zeiten schließen, so auch die Actinie, wenn sie ihre Beute erhascht hat; sie hat ihre Schönheit eingebüßt; sämmtliche Arme verschwinden in der Tiefe des häutigen Stieles, und an Stelle der strahlenden Blume erblicken wir ein zusammengeballtes schlingendes Thier, ein merkwürdiges Gegenstück zu den „fleischfressenden Pflanzen“. Wie viel und wie oft die im Meere lebenden Actinien Nahrung zu sich nehmen, entzieht sich der Controlle; im Aquarium werden sie aus Gesundheits-Rücksichten zur Genügsamkeit erzogen und erhalten nur wöchentlich ihre Ration Regenwürmer oder gehacktes Fleisch. — Einige Seerosen, wie z. B. die Actinia mesembrianthemum der Nordsee, sind mit Schutz- und Trutzmitteln ausgerüstet, die in der „Thierwaffenkunde“ kaum ihres Gleichen finden. Es sind Nesselkapseln, mikroskopische Organe, die in Thätigkeit gesetzt werden, sobald sich etwas Verdächtiges naht. Schon in der Entfernung von 2 bis 3 Cm. schleudert die Actinie dem Feind aus jenen Kapseln lange weiße Fäden entgegen, die ihn zurückschrecken oder umspinnen und festhalten. An ein „Verschießen“ der Munition ist dabei kaum zu denken, da in einem einzigen Arme mehr als vier Millionen „geladene“ Patronen liegen; die Anthea cereus besitzt im Ganzen 6450 Millionen Geschosse, welche überdies für den Fall ernster Kriegsgefahr schnell ersetzt werden können.

Recht dankbare und anmuthvolle Bewohner des Aquariums sind die auf unserm Bilde im Hintergrunde schwebenden glockenförmigen Ohrenquallen (Medusa aurita), die wegen der brennenden Nesselfäden, mit denen sie gleich den Actinien versehen sind, auch Meernesseln genannt und als solche von Badenden mit Recht gefürchtet werden. Schleiden wendet auf die Medusen das Heine'sche Wort an:

„Glatte Herren, glatte Frauen,
Ach, wenn sie nur Herzen hätten!“

Sie haben ein solches weder im anatomischen, noch im figürlichen Sinne; sie sind nur wandernde Mägen, die zu Tausenden gesellig die Meeresfluthen durchziehen. Und doch webt sich um das zarte Geschöpf ein poetischer Nimbus. In regelmäßigen Rhythmen zieht sich der bläulich schimmernde, völlig durchsichtige Körper zusammen und steigt in sanften Linien nach oben; es scheint, als wolle sich die Qualle unter einem feingewebten Schleier verbergen, dessen Rand mit vielen zierlichen Quasten und Anhängseln geschmückt ist. Mit Vorliebe bewegen sich die Medusen auf der Grenze zwischen Wasser und Luft; ja es ist, als wollten sie ihren lautlosen Flug über das Element hinaus fortsetzen, denn oft hüpfen sie vermittelst einer kräftigen Zusammenziehung aus der Salzfluth empor. So sanft das Leben der Qualle, so poetisch ist ihr Tod. Leise und ohne die herzschlagähnlichen Bewegungen sinkt das sterbende Thier zu Boden und ist in kurzer Zeit im wahren Sinne des Wortes aufgelöst. Niemand kann sich rühmen, die Leiche gefunden zu haben. Selbst die durch Zufall an den Strand geworfene Qualle ist unter dem Einfluß der Sonne bald verdunstet, nicht ohne die zarten Umrisse ihrer regelmäßigen Gestalt in Form einer Rosette im Sande zurückgelassen zu haben.

Die merkwürdigen Geschöpfe im Hintergrunde unserer Abbildung sind zwei Pfeilschwanz- oder Molukkenkrebse (Limulus polyphemus), welche des eigenthümlichen Körperbaues und des stielartigen Schwanzes wegen von den Franzosen la casserole genannt werden. Die Oberseite des Thieres besteht aus zwei an einander liegenden glatten gewölbten Schilden, auf welchen die nur schwer aufzufindenden Augen liegen. An Waffen fehlt es auch diesem Geschöpf nicht. Mit sechs Paar Scheeren ausgerüstet, weiß es dieselben in ernsten Kämpfen und beim Spielen mit anderen Bewohnern des Beckens energisch in Anwendung zu bringen. Die höchst interessanten Turniere zwischen der Eledone und dem Limulus enden indeß meist mit einer kläglichen Niederlage des letzteren; denn auf den Rücken geworfen, vermag er sich nur selten wieder aufzurichten; um den in den Sand gestreckten Streiter vor einem sicheren Tode zu bewahren, ist es deshalb eine tägliche Aufgabe der Wärter, die zappelnden Casserolen zu neuem Leben — umzuwenden.

Das palmenähnliche Gebilde rechts oben in der Abbildung ist ein Röhrenwurm, die gebänderte Schraubenfabelle (Spirographis Spallanzanii). In dem durch ausgeschwitzte Kalktheilchen oder angesetzte Sandkörnchen gebildeten „Stamm“ wohnt das furchtsame Thier und streckt seine Kiemenfäden in Form einer spiralförmig gewundenen Blätterkrone nach oben. Letztere ist außerordentlich empfindlich, denn schon bei der leisesten Berührung der Wasseroberfläche oder der Glasscheibe vor ihrem Behältniß verschwinden alle Sabellen in der Röhre.

Wenn es für jeden Naturfreund eine unerschöpfliche Quelle sinniger Freuden ist, den Lebensäußerungen der Meeresgeschöpfe zu folgen und sie verstehen zu lernen, so ist es nicht minder anziehend, das Entstehen einzelner derselben zu beobachten. Wir finden hierzu eine ebenso bequeme wie dankbare Gelegenheit in den Eiern des Katzenhaies (Scyllium catulus), die an den Küsten als „Seemäuse“ oder unter anderen populären Namen bekannt sind. Wie die Abbildung zeigt, hängen die hornartigen durchsichtigen Kapseln an vielfach gewundenen, rankenartigen Anhängseln, die von den vier Ecken des seltsam geformten Eies ausgehen.

Es liegt ein eigener Reiz darin, das neugeborene Wesen, bei dem, wie bei allen Embryonen, Kopf und Auge sich zuerst entwickeln, wochenlang in seinem zierlichen Gefängniß sich regelmäßig

Actinien-Fütterung im Aquarium.

Nach der Natur gezeichnet von Conrad Siemenroth.

winden und zucken zu sehen. Es schwimmt, dehnt und reckt sich Tag und Nacht, bis nach eingetretener Reife sich die Kapsel öffnet und den wohlgebildeten, noch blaß gefärbten Katzenhai seinem Element übergiebt. Die jungen Thiere fallen regungslos auf den Grund und verharren dort einige Zeit auf ein und derselben Stelle, ohne etwas von der späteren Raubluft zu verrathen. Erst bei der Fütterung werden sie lebendig, denn auch auf sie findet das Horazische Wort Anwendung:

„Nur zum Fressen geboren."

Gustav Schubert.

Von Babylon nach Jerusalem.

Von Rudolf von Gottschall.

Die Pilgerin, welche diese Wanderschaft angetreten, hat jetzt ihren Lebensweg beschlossen. Frau Gräfin Ida Hahn-Hahn weilt nicht mehr unter den Lebenden, pflegt nicht mehr die Seelen der sündigen Magdalenen im Kloster der Gutenbergstadt. Schon lange gehörte sie zu den Vergessenen, und doch schrieb sie Romane auf Romane; alle aber blieben jenseits der Schwelle unserer Nationalliteratur und wurden nur in jenen Kreisen gelesen, in welchen auch die Erzählungen Bolanden's ein begeistertes Publicum fanden, in den katholisch-kirchlichen Kreisen, und nur ein Legendenforscher von Fach würde genaue Auskunft über diese neue wunderthätige Production geben können.

Werfen wir einen kurzen Blick auf das merkwürdige Leben, dessen Wiege gleichsam hinter den Theatercoulissen stand, während der Sarg in der Klostergruft ruht. (Vrgl. dazu Jahrg. 1867, Nr. 42.)

Es war am Ende der vierziger oder bei Beginn der fünfziger Jahre — ich besinne mich nicht mehr genau auf die Zeit — als ich mit einigen Genossen ein auf freiem Felde bei Altona aufgeschlagenes Theater besuchte. Es waren weniger die Vorstellungen, die uns anzogen, als ein besonderer damit verknüpfter Umstand. An der Casse dieses Theaters stand nämlich neben dem Cassirer ein würdiger Herr mit dem Schnurrbart, einigen Ordenszeichen und vornehmer Haltung: es war der Director des Theaters, der in Schleswig-Holstein von Stadt zu Stadt zog und überall seine Wanderbühne aufschlug. Dieser passionirte Theaterfreund und Theaterdirector war Niemand anders als der Graf Karl Friedrich von Hahn-Hahn (Genaueres über ihn siehe Jahrg. 1873, Nr. 28, 29), ein Intendant auf freiem Felde und aus freier Hand, niemals zur Leitung einer Hofbühne, auch nicht der allerkleinsten, berufen, trotz seiner Ahnen, Orden und der ruhmvoll mitgemachten Feldzüge gegen die Franzosen in den Befreiungskriegen. Wer indeß gekommen war, um sich über den Mann lustig zu machen, über den eine Fülle von Anekdoten cursirte, wer mindestens auf einen tragikomischen Eindruck rechnete, der mußte sich enttäuscht finden gegenüber der würdevollen Erscheinung des „Theatergrafen", der seinen Beruf mit solcher Sicherheit und, man möchte sagen, mit solcher Ueberzeugungstreue ausübte.

Die Tochter dieses Sonderlings war Gräfin Ida, die Romanschriftstellerin, und da nach Schopenhauer die Töchter von den Vätern den Geist erben, so waren in dieser Erbschaft, die ja nicht cum beneficio inventarii angetreten werden konnte, gewiß auch einige Capricen und Seltsamkeiten von Hause aus mit eingeschlossen. Gräfin Ida war am 22. Juni 1805 in Tressow im Mecklenburgischen geboren, und wenn sie auch ihre erste Jugend im väterlichen Hause zubrachte, so hatte sie doch in den späteren Jahren derselben keine feste Heimath.

Der Vater war in den Feldzügen abwesend und dann durch seine Theaterleidenschaft auf ein unstätes Leben hingewiesen. Diese Passion zerrüttete auch die Vermögensverhältnisse der Familie, und so mochte es anfangs als ein besonderes Glück erscheinen, als Comtesse Ida sich im Jahre 1826 in Greifswald mit einem reichen Vetter, dem Grafen Friedrich Wilhelm Adolf Hahn, vermählte. Doch fand sich die junge Gräfin nicht in die Bande einer standesmäßigen Ehe, die ihrer reichen Phantasie, ihrem unruhigen Geist keine Anregung bot, um so weniger, als der Gatte nur Sinn für Pferde und Hunde hatte. Die Ehe wurde im Jahre 1829 wieder geschieden. Während des Scheidungsprocesses wurde von der Gräfin ein Kind geboren, ein Mädchen, das ohne alle Zähigkeiten blieb, weder gehen noch stehen oder etwas mit den Händen greifen und halten konnte. Gräfin Ida konnte sich jetzt ihrer doppelten Passion hingeben: der Literatur und den Reisen. Es war damals die Epoche der George Sand'schen Romane, die in ganz Europa Sensation erregten. Gräfin Hahn-Hahn war eine geschiedene Frau wie die George Dudevant; sie war also von selbst auf die Pathologie der Ehe hingewiesen. Es lag damals allerlei in der Luft von kühnen, wenn auch unklaren Emancipationsbestrebungen; die Hahn-Hahn faßte diesen in der Luft liegenden Stoff mit aristokratischen Glacéhandschuhen an. Das Recht des Herzens vertrat sie nicht als ein allgemeines Recht, sondern mehr als ein Privilegium der bevorzugten Stände. Ueberhaupt bewegte sie sich im Kreise des Salons wie die attischen Tragöden im Kreise der Götter und Heroen; es gab da nichts von der Bedürftigkeit des Daseins; die ganze Selbstherrlichkeit der Leidenschaft kam zu uneingeschränktem Recht mit allen ihren Wunderlichkeiten. Trotz des oft bizarren französirenden Stils dieser Romane, trotz der oft seltsamen Capriccios, in denen sie sich ergehen, darf man doch behaupten, daß keine deutsche Schriftstellerin der George Sand im Ausdrucke der Herzensempfindungen und der poetischen Sprache der Leidenschaft so nahe gekommen ist, wie die Hahn-Hahn, so groß immerhin die Kluft sein mochte, welche die aristokratische Schriftstellerin von der demokratischen schied. Aus eigenem Erlebniß schöpfte sie den Stoff zu ihren Dichtungen; sie hatte ja die Unbefriedigung einer liebeleeren Vernunftehe kennen lernen und empfand, als sie freigeworden, die Schranken dieser Freiheit, welche die Gesellschaft von allen Seiten ihr entgegenstellte. Dieser „Gesellschaft" warf sie den Fehdehandschuh hin in ihren Schriften wie in ihrem Leben.

Sie hatte inzwischen „den Rechten" gefunden, einen Mann, der, durch kein eheliches Band ihr verknüpft, ihr doch Jahrzehnte lang zur Seite stand, wie Immermann der Gräfin Ahlefeldt in kürzerem Freundschafts- und Liebesverkehr: es war Baron Bystram, ein Mann von männlichem Aeußeren und edler Bildung. Daneben aber machte sie eine glühende Leidenschaft durch, einen kurzen Liebesroman, der aber für ihr poetisches Schaffen die höchsten Anregungen bot.

Sie, die Aristokratin, verliebte sich in einen der hervorragenden Führer der damaligen liberalen Partei, den Juristen Heinrich Simon, einen Mann von stattlicher Erscheinung und energischem Charakter, der in jener Epoche der constitutionellen Bewegung fast die gleiche Berühmtheit erlangt hatte, wie der Verfasser der „Vier Fragen". Diese Liebe fand glühende Erwiderung; die schlanke blonde Aristokratin übte auch einen berückenden Zauber auf den Volksmann aus, der sonst gerade durch seinen kalten scharfen Verstand sich auszeichnete und auch in seinen schöngeschnittenen Gesichtszügen einen gewissen marmorkalten Ausdruck hatte. Simon hielt um die Hand der Gräfin an; doch diese konnte sich nicht dazu entschließen, ihren Rang einem Bürgerlichen von jüdischer Herkunft zu opfern.

Gleichzeitig hatte Simon einem Mädchen eine tiefe Neigung eingeflößt, das sich ebenfalls später als Schriftstellerin einen Namen erwerben sollte. Es war dies seine Cousine, Fanny Lewald, welche ihre Liebe bis zu Simon's Tode tief im Herzen trug; doch diese Liebe blieb unerwidert; die Mecklenburgische Gräfin hatte den Sieg davon getragen über die jüdische Kaufmannstochter der Kniephof'schen Langstraße in Königsberg, trotz der Verschiedenheit ihrer politischen Anschauungen von denjenigen, welche Fanny Lewald mit ihrem Vetter gemein hatte. Mehr noch als der literarische Gegensatz zwischen der capriciösen, vornehm lässigen Schreibweise der Gräfin Ida und dem abgeklärten Stil der Fanny Lewald, mehr noch als der Gegensatz zwischen der exclusiven romantischen Lebensauffassung der Gräfin und der aufgeklärten, verstandesmäßigen der Jüdin mochten es jene feindlichen Lebensbeziehungen sein, was der Fanny Lewald die Feder in die Hand drückte, mit der sie in ihrer „Diogena" die Romane der Gräfin Hahn-Hahn mit so beißender Persiflage parodirte.

Unter diesen Romanen steht in erster Linie „Gräfin Faustine“, die genialste Production dieser merkwürdigen Schriftstellerin. Die Heldin ist ein weiblicher Faust . . . und wie dieser unersättlich in seinem Wissensdurst, so ist sie es in ihrem Durst nach Lebensglück. Unbefriedigt in ihrer Ehe liebt sie einen andern Mann; indessen dies allein würde ihr noch nicht den Stempel einer Faustine aufdrücken, es ist alltäglich, wenigstens in Romanen; aber die Heldin liebt zwei Männer zugleich, und auch hierin, sowie in der Ausübung der Kunst findet sie keine Befriedigung. Sie wandert in den Orient und geht in ein Kloster: ein Weg, den auch die Dichterin selbst später einschlagen sollte, welche in diese „Faustine“ schon soviel aus ihrem eigenen Leben hineingeheimnißt hatte.

Wenn eine Frau einen reichen Geist, ein empfängliches Herz besitzt, so bietet die heutige Welt ihr kein anderes Ziel als die Weltentsagung. Das ist die Moral der „Faustine“. Wohl, so werden diejenigen Frauen glücklich sein, die sich zu beschränken wissen und nur bescheidene Ansprüche an das Leben stellen? Nein, antwortet die unerbittliche Richterin unserer Gesellschaft, auch diese sind es nicht, und in ihrem Roman „Clelia Conti“ beweist sie, daß auch aller sanft sich hingebenden Liebe und Treue nicht der ersehnte Lohn zu Theil wird. Ueber diesem mehr rührenden Bilde schwebt eine ironische Beleuchtung: das sind eure idealen Frauen, seht, wozu sie es bringen! Mein Ideal bleibt die geniale „Faustine“, welche dem Gesetz der Welt Trotz zu bieten wagt. Einen Reichthum weiblicher Charaktere hat die Gräfin Hahn-Hahn auch in ihrem Roman „Ulrich“ dargestellt; es ist viel echte Liebespoesie in demselben; aber der Held, ein häßlicher, geistreicher Mann, ist nicht viel mehr als ein Don Juan. So sind alle ihre Männer, entweder Don Juans, oder Tyrannen, rohe Wüstlinge; sie treten bei ihr ja nur als Liebhaber oder Ehemänner auf; irgend ein thätiges Wirken bewähren sie nicht, eine Bedeutung für das Leben haben sie nicht. Die Frauen dagegen sind Märtyrerinnen unserer Cultur, und in einzelnen Romanen, wie in „Zwei Frauen“, wird der Protest gegen das Gesetz der Gesellschaft, das Evangelium der Freiheit des Herzens mit großer Beredsamkeit verkündet. Die Willkür genialer Naturen steht über dem Gesetz: das ist das Dogma der Romantiker, welches unsere Schriftstellerin für sich acceptirt hat; das ist der Grundton, der auch durch ihre übrigen Romane: „Der Rechte“, „Cecil“, „Sigismund Forster“, „Sibylla“, „Levin“ u. a. hindurchklingt.

Gräfin Hahn-Hahn hatte mit ihrer Gegnerin, der Fanny Lewald, das gemein, daß sie eine eifrige Touristin war und eine große Zahl von Reiseschriften veröffentlicht hat: „Orientalische Briefe“, „Ein Reiseversuch im Norden“, „Jenseits der Berge“, „Erinnerungen aus und an Frankreich“ u. a. Ihrem ganzen Wesen war indeß ein unbefangenes Beobachtungstalent fern; sie blieb überall eingesponnen in ihre eigene Empfindungs- und Gedankenwelt; sie sah die Welt gleichsam durch den Schleier ihrer eigenen Seele. An genialen Einfällen, zu denen äußere Eindrücke die Anregung gaben, fehlte es nicht in ihren Reiseschriften; aber anschauliche Darstellung von Land und Leuten, abgesehen von poetisch beleuchteten Stimmungsbildern, würde man vergeblich in ihnen suchen.

Im Jahre 1845 nahm die Gräfin Hahn-Hahn einen dauernden Aufenthalt in Dresden, wo sie mit der Aristokratie, mit schriftstellerischen Collegen, wie Freiherr von Sternberg, verkehrte. Doch sollte das Behagen des Lebens ihr bald in trauriger Weise gestört werden. Augenleidend, ließ sie sich von Dieffenbach operiren; dennoch verlor sie 1848 das eine Auge. Im Jahre 1849 starb ihr innigster Freund Bystram, und die in Dresden so furchtbar ausbrechende Mairevolution zeigte am hellen Tageslicht der Geschichte Elemente, die ihr in hohem Grade widerwärtig und feindselig waren.

Aus jener Dresdener Epoche haben wir die Aufzeichnungen einer mit der Gräfin Hahn-Hahn gesellschaftlich verkehrenden Dame, die uns von der vierzigjährigen Frau das folgende Portrait entwirft: „Sie hatte bereits das eine Auge eingebüßt, und ihre zarten, feinen Gesichtszüge waren durchaus nicht mehr ansprechend zu nennen. Eine fast durchsichtige Hautfärbung und das erhabene, klug und tief blickende Auge verliehen ihrer Physiognomie den Ausdruck geistiger Begabung und eines mehr als gewöhnlich regen Seelenlebens. Ihre Figur, groß und sehr schlank, war sehr mager, sodaß ihre eigentlich graziösen Bewegungen zuweilen eckig und der feste Tritt ihres schmalen Fußes wohl bisweilen allzu männlich erscheinen konnte. Dem Fuße gleich, war ihre Hand ebenfalls lang und schmal, und sie widmete diesen beiden Theilen ihres Körpers eine ganz besondere Aufmerksamkeit, wie sie denn auch mit Vorliebe Hände und Füße, den ihren gleichend, an ihren Heldinnen zu schildern pflegte. Sie trug damals ihr mattblondes Haar gescheitelt; ihre Nase war fein, der Mund frisch und trotz der schmalen scharfgeschnittenen Lippen von einem so wohlwollenden, freundlichen Zuge oft umschwebt, daß die innere Güte des Herzens sich wie ein rosig Licht über ihr ganzes Gesicht zu verbreiten schien.“

Der Ausbruch der revolutionären Bewegung, deren Gewaltsamkeit sie in nächster Nähe bedrängte, trug wesentlich dazu bei, den Entschluß in ihr zu reifen, ihrer „Faustine“ erdichtetes Schicksal zum eigenen, zur Wahrheit ihres Lebens zu machen. Der Tod Bystram's konnte sie in diesem Entschlusse nur bestärken. Hierzu kam, daß sie in Dresden die Bekanntschaft eines der geistvollsten Vorkämpfer des streng kirchlichen Princips machte, der bald darauf den Mainzer Bischofsstuhl besteigen sollte.

Gewandt mit Wort und Feder, heimisch in allen Bewegungen der Zeit, für seine Zwecke benutzend, was sich irgend in den Dienst der Kirche zwingen ließ, war Freiherr von Ketteler ganz dazu angethan, eine Frau von romantischen Neigungen im Augenblick, wo ihr eigenes Leben des festen Haltes zu entbehren anfing und die ihr widerwärtige revolutionäre Richtung in Deutschland in den Vordergrund trat, zur Proselytin zu machen.

So trat die Gräfin Hahn-Hahn im Jahre 1850 zur katholischen Kirche über und vermehrte die Zahl der Bekehrten, an denen unsere Literatur allzu reich ist. Einer Nachricht zufolge ist sie zuerst 1852 zu Angers in ein Kloster eingetreten; jedenfalls kam sie bald darauf nach Mainz, wo sie als Klosterfrau ein katholisches Magdalenen-Stift leitete. Dreißig Jahre lang, bis zu ihrem jetzt erfolgten Tode, lebte sie in der schönen Rheinstadt in klösterlicher Zurückgezogenheit. Nicht blos dem Salonleben, auch den touristischen Launen hatte sie entsagt, keineswegs aber dem literarischen Schaffen.

Das lag nicht im Sinne des Mainzer Bischofs, der selbst ein so geharnischter Kämpe mit der Feder in der Hand war, wie viele seiner Vorgänger es mit dem Schwerte waren. Er wollte ein so reiches Talent nicht versumpfen lassen; es sollte befruchtend wirken im Dienste der Kirche. Und so erfuhr die Welt aus der Schrift „Von Babylon nach Jerusalem“ die große Wandlung im Leben der Dichterin: es war ziemlich das letzte Werk der Hahn-Hahn, von dem man in literarischen Kreisen Notiz nahm; die folgenden wurden mehr durch die kirchliche Propaganda verbreitet. Sie hatte ja ihr letztes Wort gesprochen; die goldschimmernde Legende in etwas „preciösem Stil“ wurde jetzt ihre Muse. Sie schrieb Gedichte „unserer lieben Frau“ gewidmet, im Sinne jenes Marien-Cultus, den Brentano und später sogar Daumer gepflegt hatten; sie verfaßte ein „Leben des heiligen Augustinus“, „Bilder aus der Geschichte der Kirche“, ein „Büchlein vom guten Hirten“ und Aehnliches; doch auch dem Roman wurde sie nicht untreu; was sie indeß für die Unterhaltung frommer Seelen schrieb, hatte für die Weltkinder kein Interesse. Alle Romane haben denselben Refrain: die Flucht aus eitler Weltlust, aus den Schmerzen des Lebens, aus verwirrten Verhältnissen in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche. Wir erwähnen von diesen Romanen „Maria Regina“, „Doralice“, „Zwei Schwestern“, „Peregrin“, „Die Erbin von Cronenstein“ und andere.

Mochte es der Einsiedlerin von allen Entsagungen, die sie sich auferlegen mußte, nicht als die schlimmste erscheinen, daß diese Werke kein Echo mehr fanden in der deutschen Literatur, die ihr doch einst einen schönen Kranz gewunden, daß Nebenbuhlerinnen, die sie früher tief unter sich sah, sich jetzt im Lichte des Ruhmes sonnen konnten, welches ihr nicht mehr scheinen durfte? Sollte sie niemals in letzterischen Augenblicken sich zurückgesehnt haben in die Zeit jener genialen Sünden, in den Wogenschlag des socialen und literarischen Lebens, der sie einst so hoch getragen? Wer kann es wissen?

Die Literaturgeschichte aber wird die fromme Pilgerin nicht vergessen; sie wird sie, gegenüber dem nüchternen und breiten Realismus der Gegenwart, als eine Dichterin anerkennen, welche,

Digitized by Google

mit schönem Talent, mit warmer Empfindung ausgestattet, über die Kämpfe des Herzens und der Leidenschaft einen poetischen Hauch zu breiten wußte, den wir bei den kaltblütigen Zergliederungen, wie sie viele neuere Schriftstellerinnen lieben, vermissen. Es giebt zwar keine unter diesen, die von Babylon nach Jerusalem wandern wird, aber auch die „Faustinen" sind ausgestorben in einer ernüchterten Zeit. Darum legen wir gern der letzten „Faustine" einen Kranz auf die Gruft.

Blätter und Blüthen.

Instinct oder Ueberlegung? Der Restaurateur der Südbahnstation Steinbrück in Untersteiermark übersiedelte vor einigen Jahren nach dem neun Meilen entfernten Laibach, wo er wieder die Bahnhofrestauration übernahm. Hierher hatte er auch seinen Hund mitgenommen, ein unschönes Thier, welches man in keine bestimmte Rasse einreihen konnte und das sich auch durch keine besonderen geistigen Eigenschaften auszeichnete; kurz vor der Uebersiedlung war er zur Pflege vorübergehend anderweit untergebracht gewesen. Da ihm die vollste Freiheit gelassen ward, so wurde es anfänglich auch nicht beachtet, daß er jetzt halbe Tage lang fortblieb; nur wurde es mit der Zeit auffällig, daß er blos Nachmittags verschwand und Abends sich pünktlich wieder einstellte. Man forschte ihm immer nach, konnte aber trotz aller Bemühungen seinen Verbleib nicht entdecken, bis seine Schliche durch einen Conducteur aufgedeckt wurden; dieser hatte Folgendes bemerkt.

Wenn die Passagiere des um ein Uhr Nachmittags durch Laibach nach Wien fahrenden Postzuges aus den Waggons stiegen, um am Büffet eine Erfrischung einzunehmen, so schlich sich der Hund unbemerkt in einen gerade leerstehenden Waggon und legte sich ruhig unter das Sitzbrett. In dieser Lage verhielt er sich bis Steinbrück vollkommen ruhig; hier, wo sämmtliche Passagiere ausstiegen, um zu diniren, konnte es ihm nicht schwer fallen, sich unbemerkt aus dem Waggon zu entfernen, worauf er um den Bahnhof herum und erst von der Straße aus in die Restauration hineinging, sodaß es aussah, als käme er aus dem Orte. Die Bediensteten, die den Hund wohl kannten, glaubten, er sei für die Dauer in der Familie zurückgeblieben, in welche ihn sein Herr vor der Uebersiedelung nach Laibach gegeben, werde daselbst schlecht gehalten und wolle sich daher hier schadlos halten.

Gegen Abend, nach einem Aufenthalte von circa drei Stunden, verschwand er wieder und benutzte, wie später erforscht wurde, den Nachtzug, um nach Laibach zurückzukehren. Diese Spazierfahrten zwischen den beiden Orten setzte er durch ein halbes Jahr ungestört fort und schien einen solchen Gefallen daran zu finden, daß er sich schließlich wöchentlich zwei- bis dreimal auf die Reise machte, bis sein räthselhaftes Verschwinden durch jenen Conducteur aufgedeckt wurde. Man legte ihn nunmehr an die Kette, und die Reisen hatten ein Ende.

Ob es nun Anhänglichkeit an seinen früheren Aufenthaltsort war, ob es dort bessere Mittagskost gab oder ob es nur das Vergnügen an Spazierfahrten war, was ihn bewog, seiner neuen Heimath von Zeit zu Zeit untreu zu werden, lassen wir dahingestellt sein; wir müssen nur die Schlauheit bewundern, mit der er sich so lange Zeit vor Entdeckung zu wahren wußte, und daß er nie das Ziel seiner Reise verfehlte, nie über Laibach oder Steinbrück weiterfuhr. Was sagt die Südbahngesellschaft zu einem solchen „blinden Passagier"? C. Br.

Bitte. Frau verwittwete M. A. Kayser, geborene Heyder, früher in Dresden, wird um freundliche Angabe ihrer Adresse gebeten. Mittheilungen über den Verbleib der genannten Dame würden uns auch von anderer Seite sehr erwünscht sein. D. Red.

Kleiner Briefkasten.

Gr. in Kiel. Der österreichische Dichter Carlopago (Karl Ziegler) ist bereits 1877, fünfundsechzig Jahre alt, in Wien gestorben. Gewiß ist es ein trauriges Zeichen unserer von mancher lärmenden Mittelmäßigkeit bewegten Zeit, daß ein unbedingt so tiefsinniger und gedankenvoller, durch hohe Schönheit edelster und reinster Formen ausgezeichneter Dichter so bald in Deutschland vergessen werden konnte. Eine Gesammtausgabe seiner vortrefflichen Gedichte fehlt leider. Nach einem etwaigen Nachlaß haben wir uns erkundigt. Es befindet sich ein solcher allerdings in den Händen der Angehörigen und harrt nur eines Verlegers, der des Schatzes sich annehmen will.

Frau Dr. R. in Stettin. Sie klagen, daß beim Einbinden der Jahrgänge unserer „Gartenlaube" die doppelseitigen Bilder stets auf's Traurigste verstümmelt würden, indem die Mitte bis zur Unsichtbarkeit eingeklemmt werde. Das ist ein Uebel, welches zu verhindern jeder ordentliche Buchbinder im Stande ist; er braucht nur das betreffende Blatt auf Falz zu setzen. Die unbedeutende Mehrausgabe von ein paar Pfennigen, welche Ihnen daraus erwächst, kann dabei nicht in Betracht kommen. Also — geben Sie nur Ihrem Buchbinder künftig bestimmte Weisung!

J. A. —s in Livorno. Von E. Werner's „Bineta" existiren Uebersetzungen in's Englische, Italienische und Holländische. Sie können dieselben durch jeden Sortimentsbuchhändler beziehen.

Marie Louise in Rußland. Adam Politzer, Professor der Ohrenheilkunde in Wien.

Mattei in Triest. Reiner Schwindel!

Fr. A. in Jersey-City. Nicht zu verwenden! Das Manuscript steht zu Ihrer Verfügung.

M. E. in Hop. Vor R. B—r in B. b. Dr. hüten Sie sich! Fragen Sie doch einen Arzt!

Hausfrau aus alter Zeit. Wurde als ungeeignet bereits vernichtet.

Für die Nothleidenden in Oberschlesien

gingen ein: Verlagshandlung der „Gartenlaube" M. 200; Sammlung der Grubenarbeiter ꝛc. in Berggieshübel M. 15; die Deutschen des Risorgimento in Bari M. 40.32; Verein ehem. Studirender von Langensalza und Eimbeck und Gäste M. 11; Resultat einer Wette in Reval 3 Rubel; C. Reuter in Oberndorf M. 4; ein Unterofficier des ehemaligen Kurhessischen Leibgarde-Regiments M. 50; Sammlung unterm Weihnachtsbaum des Gesangvereins „Germania" in Basel M. 60.25; fünf junge Deutsche in Havre M. 16; Reinertrag einer Theatervorstellung des Vereins „Bürger-Harmonie" in Beetzendorf M. 102; Sammlung bei der Christbaumfeier des deutschen „Liederkranz" in Basel M. 80.64; H. Walter in Pilgramshain M. 3.50; vom kleinen Rudolph M. 3; H. T. M. 30; G. T. in Wöhl M. 2.62; Ertrag einer Aufführung des Turnvereins in Weißenburg M. 211.15; F. R. Gerstenberg in Greiz M. 3; O. H. in L. M. 4; J. L. in Berlin M. 5; aus Hamm M. 6; P. Zuleger in Auerbach M. 6; J. B. M. in H. M. 10; A. Blume in Freiburg an der Unstrut M. 3; L. D. in A. M. 5; H. Kempf in Offenbach M. 5; Butzansky in Starkmühle bei Brand M. 1.50; aus Hattstedt M. 3; C. H. und M. S. M. 5; Sammlung der Schulkinder in Kresdorf M. 15.75; R. B. in A. M. 4.65; eine fröhliche Tischgesellschaft im Fürstenkeller in Camburg M. 3.50; A. O. in Oberfrohna M. 3; Ad. T. M. 1; A. R. M. 1.50; Je. W. T. M. 8; A. H. M. 2; C. Meißner M. 3; Ludw. Joch in Dresden M. 3; Ungenannt M. 10; „Ein zweifelhafter Punkt" M. 1; Dr. H. in M. M. 5; Rosalie Zaencker in Weimar M. 2; Dorchen und Emil in M. M. 3; A. H. in Schwanebeck M. 1; Dr. Z. in Straßburg M. 5; L. in Borna M. 2.5; Th. Wirschel in Dresden M. 1; Laura B. in Neustadt bei St. M. 10; Aug. Schwarz in Hamburg M. 20; Ebba, Rudi und Hilda 20 Franken; B. Wachsmann in Suderode M. 3; R. R. in Gerbke M. 3; J. L. in M. M. 2; Agnes Keller in Reichenbach M. 20; S. Simon in Suhl M. 10; A. Schonberg in Emden M. 4; Sam. Reischer in Galatz M. 10; Frau Seeger in Merkwitz M. 5; M. E. in Augsburg M. 16; Mönchbacher in Bourdonnay M. 3; J. S. in J. M. 4; R in Saarlouis M. 5; Frl. Rose Menslage M. 3; Fr. Erfurt u. Comp. in Dalhausen M. 20; H. W. in London M. 10; Dr. A. in Prag M. 3; G. B. M. 1; G. C. in O. M. 10; Bahnhof Barnstorf M. 16.75; A. B. C. in Coburg M. 10; Ungenannt M. 2.50.

Die Redaction der „Gartenlaube".

Für die Hinterbliebenen der verunglückten Bergleute von Zwickau

gingen ferner ein: Aus Trebnitz M. 30; Verein Club in Zehdenik M. 5; Braun u. Leidner in Münsterschwarzach M. 10; Benedict H—nl— in München M. 4; ein Leser 50 Pf.; Lehrer Hofmann, Priv. Semler, Frau Dietrich jun., Frau Dietrich sen., Frau Schuster, sämmtlich in Nürnberg, M. 7; C. M. in Thorn M. 5; Bruno Wiederlin in Moskau M. 50; R. v. St. in Prenzlau M. 5; Amalie Quellmalz in Oberfrohna M. 3; Frau Marie v. Köchritz in Liegnitz M. 10; Dr. med. Paetsch M. 10; Wächter in Hamburg M. 4; Ungenannt M. 5; Ed. Methlow in Berlin M. 15; Riesenfatters in Schwerin M. 5; M. G. in Saalfeld M. 10; H. Pruskowsky in Tornell M. 3; le Meer in Danzig M. 3; T. in Lichterfelde M. 3; C. K. in Weimar M. 6; H. Kempf in Offenbach M. 5; Paul Wendler in Hamburg M. 5; C. R. jun. M. 3; C. C. in Torgau M. 10; W. Wolf in Kempten M. 4; Dr. M. P. in H—n M. 10; Jul. Michaelis in Berlin M. 10; Oberförster Schmidt in Morgenröthe M. 10; Ch. Pr. in Hbg. M. 20; Libausche Commerzbank M. 20; Frau A. S. M. 10; Dr. R. M. 10; B. H. in Eisenburg M. 5; M. Frisack in Rostock M. 10; ein guter Deutscher aus Frankfurt am Main in St. Petersburg M. 10; Clemens Ule in St. Petersburg M. 100; A. Schneider in St. Petersburg M. 25; Frau Carl Cron in Mannheim M. 5; Th. Knesing in München M. 20; H. G. in Frankfurt am Main M. 6.50; E. von C 15 Rubel; R. in Landsberg an der Warthe M. 1; T. S. in G. M. 15; Bergverwalter Krug in Gladenbach M. 8; von M. 25 Gulden holländisch; W. H. in St. Petersburg M. 20; Fr. St. in Themar M. 3; R. Expld in Metz M. 3; J. H. in Stuttgart M. 6; Arno Günzel in Dresden M. 2; Weihnachts-Sammlung des „Vereins Deutscher Lehrerinnen in London M. 40.80; Fr. Helene Ackermann in Weimar M. 3; Ungenannt in Lenzkirch M. 5; C. Rehm in Passau M. 3; T. B. in Hamburg M. 18; L. R. und T. R. in B. M. 2; C. Ed. Aeschlimann 3 Rubel; Onkel und Neffe Clasen 3 Rubel; Fräul. Natalie von Köppen 3 Rubel; Caroline und Marie Aeschlimann 2 Rubel; Olga Andropom 1 Rubel; Leseverein zu Kappel M. 6; Lenz Knipp in Zittau M. 6; Th. Nolting in Torum M. 5; B. Neuhäuser in Hamburg M. 6; A. von H. und R. M. 10; Sammlung bei einem Geburtstage durch Ad. Kramer in Berlin M. 6.75; A. B. C. in Coburg M. 10; Sammlung der Grubenarbeiter ꝛc. in Berggieshübel M. 15; Unbekannt M. 2.50; Ad. T. M. 1; A. R. M. 1.50; Je. W. T. M. 8.

Die Redaction der „Gartenlaube".

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt

Erscheint in Nummern von 2½ Bogen gr. 4. Preis vierteljährlich 75 Pfennig.

Der Weg zum Herzen.

Novelle von Fedor Mcommer.

(Fortsetzung.)

legte, da sie mit dem Zusammenhalten von Fächer, Kleidern, Bouquet viel zu sehr in Anspruch genommen war, um sich auch nur mit den Spitzen zweier Finger der dargebotenen Stütze bedienen zu können.

Auch bot er ihr nicht mehr den Arm, wie vorher beim Verlassen des Opernhauses, sondern folgte nur, durch die lange nachrauschende Schleppe von ihr getrennt, der Voranschreitenden, während der Diener droben bereits die Klingel an der Wohnungsthür des zweiten Stockwerkes zog.

Eine Kammerjungfer mit verschlafenen Augen und nur flüchtig übergeworfenem Kleide, an welchem sie noch nestelte, empfing die Herrschaft im Vorsaale. Der Diener hatte das Gas angezündet. Einen Augenblick blieben die beiden Gatten hier stehen. Mit ritterlicher Höflichkeit, wie vor einer fremden Dame, zog er, um sich zu verabschieden, den Hut, während sie, nur leise über die Schulter nickend, kaum hörbar sein ruhiges „Gute Nacht!“ erwiderte.

Sie reichten sich dabei nicht einmal die Hand; es war nichts von Zärtlichkeit in den beiden Stimmen, auch nicht der herzliche Ton, wie ihn doch selbst Geschwister und Freunde für einander haben. Ihr Auge suchte nicht das seine und sah darum auch nichts von dem tiefen und mit seltsamem Ausdrucke auf ihr ruhenden Blicke, der ihr noch mehrere Secunden folgte, ehe der Baron sich wendete und hinter dem voranleuchtenden Diener den Corridor entlang nach seinen Zimmern schritt.

Auf der entgegengesetzten Seite lag das Gemach, in welchem sich endlich die Baronin all ihrer Hüllen entledigen ließ. Eine Nachtlampe, die von der zeltartigen Decke hing, verbreitete nur ein sanftes rosiges Licht in dem durchwärmten Raume, dessen behaglich elegante Einrichtung zu voller Wirkung kam, nachdem die Kammerjungfer die Kerzen der Armleuchter vor dem Pfeilerspiegel angezündet hatte. Der hellgrau und rosenroth gestreifte Seidenstoff, der die zeltartige Deckenverkleidung, die Thür-, Fenster- und Bettvorhänge, sowie den Ueberzug der wenigen Sitzmöbel in Rococogeschmack geliefert, gab der ganzen Ausstattung einen wohlthuenden Anstrich von Helle und Heiterkeit. Die feine elastische Gestalt der Baronin schälte sich aus den warmen Ueberkleidern und stand jetzt im vollen Ballstaate vor dem deckenhohen Pfeilerspiegel. Die Falten des wasserblauen Atlaskleides, über welches ganze Schleierfälle kostbarer Spitzen hinrieselten, schimmerten gleich Wellen um eine auftauchende Nymphenerscheinung. Einzelne Tropfen blitzten noch in dem goldbraunen Haar, und eine schwere Perlenschnur schlang sich dreimal um den feingeformten Hals.

Nur ein Hauch von Frische röthete die Wangen der jungen Frau, aber die blühenden Lippen bewiesen hinlänglich, daß dieser blasse Teint kein Zeichen eines Leidens war.

„Der Wagen war zwar auf vier Uhr bestellt,“ entschuldigte sich die Kammerjungfer im Hinblick auf ihre mangelhafte Toilette, „aber ich glaubte doch, es werde wieder halb sechs werden, und so habe ich mich mit dem Aufstehen etwas verspätet.“

„Thut nichts. Ich habe ein wenig Kopfschmerz,“ ließ die Herrin beschwichtigend fallen. „Bringen Sie mir nur frisches Wasser, Minna!“

„Aber wollten Frau Baronin nicht lieber einige Tropfen Eau de Cologne? Ich will etwas darunter mischen.“

„Nein, frisches! . . .“ unterbrach die Baronin mit einem leisen Nachdruck des Unwillens das Mädchen, welches im Begriffe stand, aus einer auf dem Tische stehenden Karaffe ein Glas mit Wasser zu füllen, doch setzte sie sogleich, wie um den scharfen Ton des Befehls zu verwischen, erläuternd hinzu: „auch für die Blumen ist das Wasser hier zu abgestanden.“

„Ich will sie mitnehmen und draußen einstellen: sie dufteten zu stark, und wenn Frau Baronin ohnehin schon an Kopfschmerzen leiden . . .“

„Thun Sie, wie ich Ihnen gesagt habe!“ lautete diesmal die Entscheidung so bestimmt, daß das Mädchen, welches dienstfertig nach dem Strauße gelangt, den ausgestreckten Arm betroffen sinken ließ und, noch einen Blick der Verwunderung auf ihre Herrin zurückwerfend, mit der Karaffe stumm aus der Thür huschte. Diese hatte sich kaum geschlossen, als die Baronin rasch und mit sehr wenig Achtsamkeit für die eben erst mit solcher Sorgfalt bedachten Blumen über dieselben hinstrich und, mit leichten Fingern in den Camelien suchend, ein zusammengerolltes Blättchen aus dem Verstecke zog.

Wie wenn sie einen Dorn berührt hätte, zuckte sie auf, als sie so ihre Vermuthung bestätigt fand; der Strauß fiel jetzt ganz unbeachtet in den vor ihr stehenden Fauteuil und von da auf den Teppich herab. Einen Moment zögerte sie, und die feingeschwungenen Lippen preßten sich fest auf einander, dann aber lächelte sie bittertrotzig, und unmittelbar darauf hatte sie auch schon das Röllchen geöffnet und die wenigen, in sichtlicher Eile mit Bleistift hingeworfenen Worte überflogen:

„Soll das ein Wiedersehen sein, Elise? Nicht einen Tanz hatten Sie für mich, nicht ein herzliches Wort. Ist alles todt? — Aber nein, ich bin nicht ganz vergessen. Unsere Herzen hat man nicht aus einander gerissen. In Deinen Augen habe ich es gelesen und Deine Lippen sollen mir bestätigen, was mir der eine unbewachte Blick verrieth. Laß Dich vor mir verleugnen und verleugne Dich selbst, wenn Du es vermagst!“

Wie sie jetzt bleich und mit geschlossenen Augen dastand, sah sie in der That so krank und einer Ohnmacht nahe aus, daß die zurückkehrende Kammerjungfer erschrocken das Wasser bei Seite stellte und ihrer Herrin zu Hülfe eilte. An ihrem Arme ließ sich diese in den Fauteuil gleiten; aus ihrer Hand nahm sie fast willenlos das Glas und trank ein wenig. Die Befeuchtung der schönen glatten Stirn und der von feinen blauen Aederchen durchflochtenen Lider mußte denn auch wohlgethan haben, denn klar und ruhig schlug die junge Frau wieder die Augen auf, in deren schwarzen Sternen ein wunderbares Leuchten aufging, und liebkosend beugte sie sich zu dem schlanken braunen Hündchen nieder, das, schon vor der Thür ungeduldig winselnd, mit dem Mädchen hereingekommen war und mit lauten Freudenbezeigungen an seiner geliebten Gebieterin emporsprang.

„Frip wird die Spitzen zerreißen, Frau Baronin,“ erlaubte sich die Kammerjungfer zu erinnern.

„Um so besser für Sie. Wenn sie Ihnen gehören, dürfen Sie sich bei ihm bedanken.“

„Ach mein Gott — die wunderbare Garnitur!“

Die Baronin achtete nicht auf den halb bestürzten, halb entzückten Ausruf ihrer Zofe; sie hatte sich erhoben, ließ sich entkleiden und entledigte sich langsam der schweren Goldreife und der fast bis zu den Grübchen der Ellbogen reichenden Handschuhe. Wie geschickt sie dabei das kleine zusammengedrückte Papier zwischen den feinen Fingern mit Taschenspielergewandtheit verbarg, wäre dem mit ihrer Bedienung beschäftigten Mädchen jedenfalls entgangen, wenn Frip in seiner naiven Spiellust dieses sorgsame Verstecken nicht für eine ihm geltende Neckerei genommen und es nun mit besonderer List darauf angelegt hätte, in Besitz der Papierkugel zu gelangen, die sein treues Gemüth für eben so unschuldig und nur dem einen Zweck gewidmet hielt, wie all jene anderen, die er tagsüber zu apportiren hatte. Die Heftigkeit, mit welcher ihm die erhaschte Beute wieder abverlangt, ja schließlich abgejagt wurde, erregte die Aufmerksamkeit der Zofe. Indeß bemerkte die Baronin den eigenthümlich verständnißvollen Blick derselben nicht, welcher das augenscheinlich so kostbare zerknüllte Blättchen mit dem noch immer zerzaust und theilweise entblättert am Boden liegenden Strauße in Zusammenhang brachte. Wie sie mit blitzenden Augen und gerötheten Wangen dem Hündchen wehrte, bot sie auf ein paar Secunden ein reizendes Bild jungfräulicher Mädchenhaftigkeit dar; aber im nächsten Augenblicke war sie wieder die ernste stolze Frau. Frip auf dem Schooße, saß sie im Fauteuil und ließ sich den Schmuck aus dem Haare lösen; die Kammerzofe nahm die prächtigen Strähnen sorgsam aus einander, um sie mit dem Kamme leicht noch einmal zu durchfahren.

Da pochte es leise an die Thür. Frip sprang als kampfbereiter Wächter kläffend von seinem Hochsitze, schwieg aber sofort, als sich die wohlbekannte Stimme seines Herrn von außen vernehmen ließ.

„Auf ein Wort, wenn Du noch auf bist!“ bat die Stimme, und die Wirkung auf die junge Frau hätte keine überwältigendere sein können, wenn ein Feuerruf aus dem nächsten Zimmer zu ihr herübergedrungen wäre.

Sie sprang erschrocken und tieferröthend empor, und mit einer unwillkürlichen Bewegung zog sie schamhaft die gestickte Krause des Pudermantels enger und höher. Im Schrecken vergaß sie selbst die Weisung, welche sie ihrem Mädchen zu ertheilen hatte.

„Ich werde den Herrn Baron fragen, was er wünscht,“ sagte dasselbe, und rath- und fassungslos nickte die junge Frau,

Digitized by Google

die jedoch blitzschnell beiseite huschte, ehe die Portière aus einander geschlagen ward.

An der nur ganz wenig geöffneten Thür stand die Kammerjungfer und parlamentirte mit dem außenstehenden Herrn des Hauses.

„Der Herr Baron hat eine wichtige Mittheilung und läßt fragen, ob Frau Baronin nicht einige Minuten für ihn übrig hätten," berichtete sie jetzt, zurück in's Zimmer gewandt. Die junge Frau hatte die leisen Worte ihres Gatten verstanden; dennoch bediente auch sie sich wieder der Vermittlerin an der Thür, als ob schon der directe mündliche Verkehr mit dem vom Zutritt Ausgeschlossenen eine Entweihung dieses Raumes wäre.

„Ich werde sogleich in den Salon kommen," sagte sie leise.

Sie hatte sich unterdeß in einen weichwattirten Schlafrock gehüllt, der ihre Gestalt in bauschigen Falten umfloß, und ließ, sobald die Thür wieder geschlossen war, das weit über den Rücken herabwallende Gelock von dem Mädchen aufrollen und in ein Netz thun.

Noch zögerte sie, warf einen Blick in den Spiegel und verlangte ein leichtes Tuch, das sie sich um den Hals schlang, unter dem Vorwande, daß es im Salon wohl kalt sein werde.

„Aber dann wäre es ja besser, hier nebenan im Boudoir, Frau Baronin," rieth das Mädchen. „Die Temperatur hat sich da ganz hübsch gehalten."

„Verwahren Sie unterdeß den Schmuck: ich werde gleich wieder da sein," schnitt ihr die Herrin jedes weitere Wort ab.

Als sie durch das kleine trauliche Zwischenzimmer in den Salon trat, hatte ihre Erscheinung wieder all die Kälte und vornehme Ruhe einer Herrscherin in den Kreisen der eleganten Welt, denen sie angehörte. Mit jenem merkbaren Unbehagen, das einem unwillkommenen Besuche keinen Zweifel an der Unzeit seines Erscheinens übrig läßt, durchschritt sie das nur von zwei Kerzen nothdürftig erhellte große Gemach, bis sie ihrem hier mit großen Schritten auf- und abgehenden Gatten gegenüberstand. Den Pelz hatte er abgelegt, doch trug er noch immer den schwarzen Gesellschaftsanzug, und selbst in dieser einförmigen, unmalerischen Tracht machte er durchaus den Eindruck einer bedeutenden Erscheinung. Er war hoch und stattlich gewachsen; das regelmäßige, nur etwas schmal aus dem weichen krausen Vollbarte hervortretende Angesicht mit der breitgewölbten, von dunkelbraunem Haar umlockten Denkerstirn trug das Gepräge kraftvollen Ernstes.

Der erste Blick, den seine Frau zu ihm aufschlug, überzeugte sie, daß kein Grund zu der geheimen Unruhe, welche sie trotz ihrer gleichgültigen Miene mit seltsamem Beben erfüllte, vorhanden war; sonderbarer Weise steigerte das ihre Kälte, daß dieselbe wie ein eisiger Hauch auch auf ihren Gatten überging. Seine Hand, die sich einen Augenblick — einen flüchtigen Augenblick nur — erhoben, um sich ihr entgegenzustrecken, senkte sich in einer begrüßenden Geberde.

„Verzeih'!" sagte er. „Ich hätte Dich durch Wilhelm bitten lassen, da er aber daran ist, meine Tasche zu packen und meine Kleider zu rüsten, so muß ich Dich selber stören."

Die Baronin nickte stumm mit dem Kopfe, schritt auf das nächste Sopha zu und ließ sich darauf nieder. Was war ihr doch — warum schauderte sie? Hatte sie in dem auf ihr ruhenden braunen Auge ein wärmeres Gefühl gelesen, als bisher — etwas wie eine Regung von Theilnahme oder mitleidigem Wohlwollen? Es mußte wohl eine Täuschung sein. Was sollte aber diese ganze Veranstaltung?

„Du reisest also ab?"

Wie gleichgültig, apathisch das klang! Aus der Frage ließ sich all das Erstaunen heraushören über das von solch einem unwesentlichen Ereignisse gemachte Aufheben, und in seiner Erwiderung zeigte sich, wie gut er das erfaßt hatte.

„Ja, in einer Stunde geht der Zug. Ich war auch unschlüssig, ob ich Dich noch bemühen sollte; ein paar Zeilen konnte man Dir ja beim Erwachen übermitteln, aber es interessirt Dich vielleicht, mir besondere Aufträge mitzugeben."

„Ich habe keine für Riesling," sagte sie achselzuckend und schob die schlanken Hände fröstelnd in die weiten Aermel ihres Schlafrocks, wie in einen Muff.

„Aber vielleicht für Sternberg?"

„Was hast Du in —?" Sie hielt in ihrer verwunderten Frage sofort wieder inne, als verschmähe sie es, irgend Neugierde zu verrathen. Die rasch gehobenen Blicke langsam wieder senkend, sagte sie dann: „So, Du willst zu meinem Bruder?"

„Auf dieses Telegramm hin."

Er las:

„Unangenehme Ereignisse. Rainach hat sich erschossen. Bitte, komm womöglich! Heinrich."

Dann reichte er ihr das Blatt über den zwischen ihnen befindlichen Tisch. Sie hatte sich unwillkürlich aufgerichtet; ihr Auge überlief die Zeilen noch einmal; nun wandte sich ihr Blick erschrocken auf den in ernster Ruhe dastehenden Gatten.

„Was soll das bedeuten?" fragte sie unsicher.

„Es klingt wie ein Hülferuf."

„Aber Rainach? warum hat er sich — —? Ach, es ist gräßlich. Ein so gesetzter, kräftiger Mann — was kann ihn veranlaßt haben? Er war schon zu Papa's Zeiten Director der Selikauer Mühle und hatte sein ganzes Vertrauen."

„Um so schlimmer."

„O, Du meinst doch nicht, daß er es mißbrauchte?"

„Nach diesen Worten Deines Bruders scheint nicht Alles in Ordnung zu sein."

„Du fürchtest wohl Verluste?"

Das klang so überlegen, beinahe verächtlich, daß die mit einschneidendem Nachdrucke gegebene Erwiderung noch eine ganz andere Bedeutung gewann.

„Ich fürchte sie für die Deinen."

Befangen wich sie dem unter gerunzelten Brauen scharf hervorblitzenden Auge aus. Doch das Unbehagen, von dem sie sich erfaßt fühlte, gewaltsam mit geringschätzigem Achselzucken abschüttelnd, fand sie auch ihre äußerliche Ruhe wieder.

In einem weniger spöttischen und verletzenden, dafür aber um so gleichgültigeren Tone sagte sie:

„Heinrich wird eben erschrocken sein. Er hat sich immer wenig um die Geschäfte bekümmert; dafür ist ja auch das Personal da. Rainach mußte Alles leiten; das war schon Alles so eingerichtet; nun wird man einigermaßen in Verlegenheit sein, sich ohne das Factotum zurecht zu finden."

„Ich weiß nicht, ob das eine ausreichende Erklärung ist; daß man mir Mittheilung macht und mich herbeiruft, scheint mir mehr zu bedeuten. Da ich weder den Betrieb von Kunstmühlen verstehe, noch jemals Einblick in die Geschäftsgebahrung gehabt habe, wäre ich wohl der Letzte, den man zu Rathe zu ziehen hätte, wenn es sich um nichts weiter handelte. Schon der Umstand, daß Heinrich die Depesche um Mitternacht an mich abschickte — zwei Stunden hatte der Reitknecht wohl bis zur Station gebraucht und dann mag sie vielleicht noch eine Stunde liegen geblieben sein — schon das allein erscheint mir als ein Zeichen besonderer Aufregung. Ich glaubte mich darum auch nicht besinnen zu dürfen und werde mich in der Kammer entschuldigen lassen, wiewohl ich gerade für heute als Redner eingetragen bin. Der Antrag wird aber wohl auch ohne mich durchdringen, indeß ich draußen vielleicht behülflich sein kann, einen schweren Schlag abzuwenden."

„Möglich. — Uns betrifft es ja übrigens nicht."

Der Baron trat einen Schritt zurück, als müsse er einem drohenden Stoße ausweichen. Sprachlos sah er einen Moment lang dieses zierliche Wesen an, unter dessen reizender Hülle sich so viel Kälte und Selbstsucht barg. Dann aber begannen seine Augen zürnend zu funkeln, und ein feindseliger Blitz zuckte aus denselben.

„Wenn das die ganze Summe Deiner Empfindungen ist," sagte er mit schneidendem Sarkasmus, „so hast Du allerdings ein noch weiteres Verarmen nicht zu befürchten. Ich meinestheils muß mir meine eigene Ansicht vorbehalten, und sie weicht insofern von der Deinigen ab, daß ich nicht gleichgültig hinwegzugehen vermag über das Schicksal jenes Hauses, aus welchem — mir meine Frau gefolgt ist. Es soll und muß aufrecht stehen."

„Oder — sie kann wohl in dasselbe zurückkehren?"

Einen Augenblick kämpfte er mit sich selbst; er war sehr blaß geworden, doch schoß ihm gleich darauf eine heiße Blutwelle in die Schläfe, und seine kräftige Gestalt richtete sich stolz empor.

„Es ist Dein eigener Zusatz," sagte er, „und ich habe darauf nichts zu erwidern — auch wenn er einen Entschluß ausspräche."

In sich versunken, regungslos saß sie in der Sopha-Ecke: immer noch klang ihr der herbe Ton in den Ohren, dessen erzwungene Gelassenheit ein leises Beben doch nicht ganz zu verbergen vermochte; immer meinte sie noch, es müsse ein weiteres Wort kommen, und doch wußte sie, daß der, von dem sie es erwartete, schon längst gegangen war. Allein, ganz allein saß sie in dem großen dämmerigen Raume; die Kälte jagte sie zuletzt empor; sie ließ die Depesche in die Tasche gleiten; es brauchte sie Niemand von der Dienerschaft zu finden.

Als sie wieder in ihr helles, warmes Schlafzimmer trat, da war ihr, als erwache sie aus einem Traume. Das noch immer auf dem Boden liegende, von Frip zerzauste Bouquet rief ihr wieder eine ganz andere Bilder- und Gedankenreihe zurück. Wo war das Blatt, das sie vorher so ganz und gar vergessen, und das ihr entfallen sein mußte?

Die auf dem Teppich verstreuten Papierflöckchen ließen darüber kaum einen Zweifel. Der Hund hatte sich des Billetdoux bemächtigt und es im Muthwillen zu Atomen zerrissen. Es war gut so. Die im Fauteuil eingenickte Kammerjungfer, welche erst, als die Thür aufging, schlaftrunken emporgefahren war, hatte es also noch nicht gefunden und gelesen.

Und wenn auch? Was lag am Ende daran?

2.

Ja, was lag am Ende daran?

Das fragte sie sich auch bitterlächelnd wieder, als sie mehrere Stunden später in ihrem Boudoir saß und die Kette der Gedanken von Neuem aufnahm, die ein kurzer unruhiger Schlaf, erst nach langem Zaudern einkehrend, mit häßlichen Traumcaricaturen unterbrochen hatte.

Ein Schubfach des mit schillernder Perlmutter kunstvoll ausgelegten Ebenholztisches, welcher kostbares Schreibgeräth, kleine eingerahmte Bilder, Figürchen und sonstiges Spielzeug trug, stand offen. Das in violetten Maroquin gebundene große Buch, mit dem sie sich beschäftigte, war offenbar aus demselben genommen. Ein kleiner vergoldeter Schlüssel steckte noch in dem Schlosse der Klammer. Jetzt war das Buch aufgeschlagen, und zwischen den Seiten lag eine Photographie, die einen jungen Husarenofficier darstellte, denselben, welcher sich mit dem vergessenen Strauße am Fuße der großen Treppe des Opernhauses eingefunden, nur daß der jetzt so volle Schnurrbart auf dem Bilde noch nicht zu solcher Stattlichkeit gediehen war. Auch manche Einzelnheit war verschieden, und das verstärkte noch jenen Eindruck der Fremdheit und Erstarrung, den gerade diese Gattung von Portraits nach einigen Jahren bei dem Betrachter immer hervorruft, besonders wenn sich wieder die Gelegenheit ergiebt, Vergleiche mit dem Originale anzustellen. Dieses lebt, und daneben erscheint das alte Conterfei wie erstorben und verzerrt.

Und dies hatte eben erst auch die schöne Träumerin empfunden, als sie das Blatt enttäuscht auf die beschriebenen Seiten des Buches zurückfallen ließ, zwischen denen es, in feines Goldpapier eingehüllt, aufbewahrt gelegen.

Nicht zufällig hatte es gerade hier seinen Platz gefunden. Mit bewußter Absicht war es vielmehr an eine bedeutsame Stelle gethan worden; es bildete gleichsam ein Merkzeichen und eine Illustration.

Der Blick glitt unwillkürlich von der Photographie ab auf die feinen Schriftzüge, mit denen eine sicherlich nicht flüchtige, eher capriciöse und einigermaßen eigenartige Damenhand beinahe die Hälfte des Buches gefüllt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Thierbilder von nah und fern.

1. Der Flamingo.

Von Dr. Karl Ruß.

Dem heißen Sommertage ist eine laue, halbdunkle Nacht gefolgt. Wir haben die letzten Stunden am Ufer eines Gewässers in drückender Schwüle und lautloser Stille verträumt, und die allmählich vom Wasserspiegel aus heranziehende Kühle belebt uns wie auch andere Wesen. Allenthalben rings umher wird's regsam; der laute, mehrmals ausgestoßene Schrei einer Ente, begleitet von schallendem Flügelklatschen, die heiseren Rufe großer Sumpf- und Wasservögel hallen vom jenseitigen Ufer herüber. Dann hören wir in der Ferne die grollende Stimme des Königs der Thiere und, gleichsam wie im Widerhall, das Brüllen mächtiger Wiederkäuer.

Wiederum wird es stille; nur dann und wann vernehmen wir das Huhu einer Eule, den Schrei einer Möve und den Trompetenton eines Kranichs. Nun aber erheben sich Laute, so wunderlich und widerwärtig zugleich, daß wir sie dem schöngefiederten Pfau kaum zutrauen möchten, und wie aufgestört kollert ein Truthahn, läßt eine kleine Taube ihren schrillen Ruf erschallen, und mancherlei grunzende, blökende und brüllende Töne mischen sich darein. Die Hunde werden wach; ihr Gebell und Geheul übertäubt zunächst alle anderen Stimmen, bis auch sie sich beruhigen und mit der zunehmenden Nachtkühle alles wieder still wird. Im Halbdunkel sehen wir lichte Gestalten über den Wasserspiegel hin und her wandern, bis sie stehen bleiben und alles regungs- wie lautlos verharrt.

Mit der nahenden Morgendämmerung erhebt der Pfau von Neuem sein Geschrei, und wie antwortend ertönt das grause Lachen der Hyänen, das Geheul anderer großer und kleiner Raubthiere und das Bellen der Hunde; dann beginnen die Hähne zu krähen, andere Hühnervögel zu rufen und zu gackern; die gellenden Schreie großer Papageien erschallen weithin, und allenthalben um uns her wird es lebendig. In den Gipfeln der Bäume werden die Staare munter, im Gebüsch die Sperlinge und vom unfernen Waldrande her vernehmen wir das Trommeln des Spechts.

Ein Entenschwarm schießt über die noch dunkle Wasserfläche dahin, und mit einem Schlage kommt in die großen weißen Punkte auf derselben Bewegung: Flamingos, Schwäne, Gänse im Wasser und Reiher, Störche, Kraniche am Ufer erwachen, schütteln sich, schreiten oder rudern bedächtig hin und her. Der bis dahin anscheinend öde Wasserspiegel hat sich plötzlich mit unzähligen Gestalten belebt und wir sehen mit einem Male ein Bild vor uns, so fremdartig schön, wie es der Griffel des Künstlers kaum wiederzugeben vermag. —

Das sind Eindrücke, nicht etwa aus den Tropen, sondern aus einem zoologischen Garten, wo sie heutzutage Jeder empfangen kann, der Sinn und Verständniß für die Thierwelt hat; und damit stellt sich so recht deutlich der eminente Aufschwung vor die Seele, welchen die Naturbeobachtung in den letzten Jahrzehnten genommen hat.

Wohl lasen wir in unserer Jugend schon mit Entzücken die Schilderungen von Reisenden, welche fremdländische Thiere in deren Heimathgegenden, namentlich in den Tropen, beobachten konnten, und wir erinnern uns des Jubels, mit dem wir einst die guten oder schlechten Abbildungen einer Naturgeschichte durchblättert, des Eifers, mit dem wir dann die Beschreibungen verfolgt haben, um das Leben solcher uns wunderbar dunkenden Geschöpfe kennen zu lernen. Welche Errungenschaften aber sind auf diesem, wie auf so vielen anderen Gebieten der Forschung, seitdem gemacht worden! Zahlreiche tüchtige Männer sind hinausgezogen bis in die fernsten Wildnisse aller Welttheile und haben uns treue Berichte vom Leben und Treiben, von der Entwickelung und allen besonderen Eigenthümlichkeiten der Thiere gebracht; unsere Schul- und Hausnaturgeschichten wimmeln jetzt nicht mehr von Unrichtigkeiten wie früher, und noch mehr: wir finden gegenwärtig vielfach die Gelegenheit, die Mittheilungen der Reisenden gleichsam mit eigenen Augen zu controliren. Die zoologischen Gärten, und unter ihnen hoch obenan stehend der Berliner unter Leitung von Dr. Bodinus, züchten jetzt schon zahlreiche Arten der verschiedensten fremdländischen Thiere, und damit Hand in Hand geht die anderweitige Thierzucht von der Einbürgerung landwirthschaftlich wichtiger Fremdlinge bis zu der außereuropäischen Wildes, von der Bevölkerung der Seen und

Digitized by Google

Flamingos auf dem Sammelplatze.
Originalzeichnung von Gustav Mützel.

Flüsse, der Hühnerhöfe und Taubenschläge bis zu der unserer Vogelstuben und Heckkäfige.

Derartige Betrachtungen treten uns unwillkürlich nahe, wenn wir ein Thierbild, wie das diese Zeilen begleitende, vor uns sehen, welches uns das Leben und Treiben der Flamingos auf einem ihrer heimathlichen Sammelplätze in lebendiger Wahrheit malt.

Der Flamingo nimmt unser Interesse zunächst in Hinsicht seiner ornithologischen Bestimmung in Anspruch. Erst in der neuesten Zeit nämlich haben Vogelkundige durch eingehende Untersuchungen nachgewiesen, daß dieser Vogel nicht, wie häufig angenommen und nur von wenigen Forschern, z. B. von Leunis, bestritten, zu den Schwimm-, sondern zu den Sumpfvögeln gehört und den Störchen und Ibisen nahe steht, wenn auch sein Schnabel- und Fußbau, sowie die Ernährung dagegen zu sprechen scheinen.

Dem Laien dünkt der Flamingo auf den ersten Blick überhaupt als ein wunderliches Geschöpf. Der Rumpf und die Schwimmfüße gleichen denen einer Gans, die langen Beine und der Hals denen eines Storches oder Reihers, nur daß der Flamingohals noch länger und gelenkiger ist. Der Schnabel ähnelt dem einer Ente, und gleich letzterer grundelt der Flamingo auch im Schlamm umher, doch mit dem Unterschiede, daß er, den Kopf umwendend, die obere Schnabelhälfte auf den Grund hinablegt und so schnatternd allerlei kleines Wassergethier, Würmer, Mollusken, Krebsthiere, sowie auch Fischfleisch und Pflanzenstoffe frißt. Sein Gefieder ist weiß, mehr oder minder rosenroth überhaucht, mit rothen Oberflügeln und schwarzen Schwingen. So erscheint er als ein stattlicher und zugleich schöner Vogel, und wo, wie am Neptunsteich im zoologischen Garten von Berlin, eine ganze Heerde Flamingos beisammen ist, bilden sie einen gar herrlichen Schmuck. Man kennt ihrer fünf Arten, welche in Afrika, Asien, Amerika und im wärmeren Europa heimisch sind und von denen einige Exemplare sich zuweilen auch bis nach Mitteleuropa, also zu uns nach Deutschland, verfliegen.

Ueber den Aufenthalt und die Lebensweise berichtet der leider zu früh verstorbene Afrikareisende Th. von Heuglin: „Man sieht sie vornehmlich in seichtem Meer- und Brackwasser, auf Sandbänken, flachen Korallenriffen, an Lagunen, verschlammten Flußmündungen und in den Sümpfen der Natron- und Salzseen; wenn irgend möglich, an Stellen, die ihnen eine weite Rundsicht gestatten, welche also entblößt sind von hohem Schilf- und Buschwerk. Trotz ihres schüchternen Wesens findet man sie dort, wo sie sich sicher fühlen, doch oft unweit von den Fischerbarken, in Alexandrien sogar ganz nahe an der eine weite Strecke zwischen den Lagunen hinführenden Eisenbahn. Sobald sie aber Nachstellungen erlitten haben, ziehen sie sich auf unzugängliche Stellen in den Morästen zurück. Sie übernachten auf seichten Stellen inmitten der Gewässer oder Sümpfe, wo sie sich dann zu vielen Hunderten ansammeln und von wo sie früh morgens in reihenweise geordneten Flügen nach den Futterplätzen abstreichen."

Der Reisende behauptet, daß arabische Fischer sie sehr leicht fangen, denn nach Bestellung könne man auf dem Markt von Damiette in wenigen Tagen eine große Anzahl erhalten.* Das Fleisch sei zart, saftig und wohlschmeckend und habe nur zuweilen einen unangenehmen Thrangeruch. Von den Schleckern des Alterthums wurden bekanntlich die Zungen und das Gehirn von manchen Vögeln, vorzugsweise von den kostbarsten, als besondere Leckerbissen erachtet, und so wurde denn von Apicius, Vitellius und Heliogabal auch der Flamingo in dieser Weise benutzt.

Ueber die Fortpflanzung des Flamingo war man bis zur neuesten Zeit noch im Unklaren, und in Betreff desselben ist viel gefabelt worden. Der Reisende Dr. Gundlach, welcher die amerikanischen Arten beobachtet hat, bestätigt, daß das Nest aus Schlamm und Pflanzenresten kegelförmig aufgeschichtet sei und oben eine flache Vertiefung habe, in welcher der Vogel brütend sitze, während seine Beine, denen eines Reiters ähnlich, zu beiden Seiten herunterreichen.

In Amerika werden die Jungen oft in Höfen, Gärten, Parks u. s. w. aufgezogen; früher wurden sie sogar in kleinen Heerden gleich Gänsen zu Markte getrieben, was jetzt nur noch vereinzelt geschieht. In der Gefangenschaft werden sie mit Getreide, namentlich mit geschrotenem Mais, gekochtem Reis, gequelltem Weizen oder Gerste, eingeweichtem Brod, Fleisch, Fischen u. s. w. gefüttert; nur, wenn sie Fleisch als Zugabe bekommen, erhält sich die schöne rothe Farbe, während dieselbe andernfalls immer mehr ausbleicht.

Ueberaus prächtig muß der Anblick und großartig der Eindruck sein, wenn ein Reisender das Glück hat, einen Sammelplatz zu belauschen, auf welchem solche Vögel zu Hunderten, wohl gar zu Tausenden sich einfinden. Das sind natürlich nur Stellen, an denen sie sich vor jeder Verfolgung und Gefahr ganz sicher fühlen und die sie daher auch nur in solchen Gegenden ferner Welttheile finden können, welche der menschlichen Cultur noch durchaus verschlossen sind. Dort herrscht das freie Thierleben noch unbeschränkt, ungefährdet durch des Menschen Waffe. Aber nicht lange, da erscheint der Sohn Albions als gewaltiger Nimrod, dessen Jagdeifer sich über alle Welttheile erstreckt und dessen Waffen selbst bis in die fernsten Einöden reichen — ein erster Repräsentant jener Cultur, welche dem Thierleben scharfe Grenzen vorzeichnet. Da darf man wohl mit einer gewissen Berechtigung annehmen, daß es nicht mehr gar lange dauern werde, bis es gar keine freilebenden Thiere mehr giebt. Wie bei uns Hase, Fuchs, Reh und Wildschwein, streng genommen, nur noch existiren können, wenn der Mensch sich ihrer annimmt, sie schont und hegt, so wird auch in den fernen Tropen über kurz oder lang das Pulver und Blei des Jägers selbst die furchtbarsten, wie die scheuesten Thiere mehr und mehr unter seine Herrschaft zwingen.

* In die kaiserl. Thiersammlung zu Schönbrunn waren kürzlich gegen 200 Köpfe zugleich gelangt.

Zur Geschichte der Socialdemokratie.*

Von Franz Mehring.

4. Friedrich Engels und Karl Marx. — Der internationale Arbeiterbund.

Mit dem Tode Lassalle's schloß das erste große Capitel in der Geschichte der deutschen Socialdemokratie. Es hat kein Gegenbild in der gesammten modernen Arbeiterbewegung. Erst als jener ebenso geniale wie gefährliche Agitator ruhmlos verblichen war, bildete sich eine europäische Socialdemokratie. Deutsche Hände pflanzten ihre Wurzel in englischen Boden, von wo aus sie nach und nach ihr wucherndes Geflecht um alle Glieder unseres Erdtheils und selbst überseeischer Welten gesponnen hat.

Man hat den großen Arbeiterbund aller Völker, welcher die „internationale Arbeiterassociation" oder gemeinhin die „Internationale" genannt wird, wohl als die jüngste und zukunftsreichste Großmacht gekennzeichnet. Und so, wie er gedacht ist, als eine millionen- und aber millionenköpfige Phalanx der Handarbeiter, die, beseelt von einem Herzschlage, mit der erbarmungslosen Unwiderstehlichkeit einer Naturgewalt alle Höhen und Tiefen der modernen Cultur zu einer gleichmäßigen Fläche einebnen soll, würde er allerdings eine furchtbare Kraft darstellen, welcher dauernd keine irdische Gewalt zu widerstehen vermöchte.

Es ist viel gestritten worden, wer diesen unstreitig stärksten aller revolutionären Gedanken des neunzehnten Jahrhunderts

* Die wider Erwarten langsam von statten gegangene Genesung unseres geschätzten Mitarbeiters Franz Mehring (vergl. „Zur Beachtung" in „Blätter und Blüthen" von Nr. 33, 1879) setzt uns erst heute in den Stand, den Faden der in Nr. 17, 21 und 25 vorigen Jahrgangs begonnenen Artikelreihe „Zur Geschichte der Socialdemokratie" wieder aufzunehmen. Die unter dieser Ueberschrift gekennzeichneten Bewegungen gehören leider, wie verschiedene neuere Vorgänge zur Genüge herausgestellt haben, noch immer in das Gebiet der brennenden tagesgeschichtlichen Fragen, und es bleibt auch ferner dringend geboten, die Augen offen zu halten und angesichts der Gefahr den Feind zu studiren. Es dürfte somit die Fortsetzung der vor einem halben Jahre mit so großem Interesse aufgenommenen Aufsätze auch heute noch unsere Leser lebhaft fesseln.
D. Red.

Digitized by Google

zuerst gedacht hat; Manche wollen behaupten, er sei aus einem weiblichen Kopfe entsprungen: die Französin Jeanne Deroüin wird als seine Mutter genannt. In Wahrheit und Wirklichkeit ist er niemals, wie Athene aus dem Haupte des Zeus, fertig und klar aus einem menschlichen Gehirn getreten; vielmehr erwuchs er, wie alle weltbewegenden Gedanken, allmählich aus den Dingen selbst, bis hochbegabte Demagogen seine Verwendbarkeit erkannten und seinen Gehalt in eine so blendend knappe Form prägten, daß er hinfort wie eine bekannte und vertraute Münze unter den Völkern aller Zungen umlaufen konnte.

Die geheimen politischen Gesellschaften, wie sie während der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts vorzugsweise im europäischen Süden und Westen bestanden, in Rußland noch heute bestehen, waren und sind die Zufluchtsstätten schon freiheitsdürstender, aber noch unfreier Völker. Sie erweisen sich gleichsam als die erste, aber lebensgefährliche Stufe, die zum Tempel der Freiheit emporführt. Jedem Volke, das nicht mit schnellen Schritten über sie hinwegkam, haben sie zu unverwindlichem Schaden gereicht. Das unheimliche Zwielicht, in welchem sie lebten, wandelte alle ihre Bestrebungen zu widerlichen Zerrbildern um; wie edel häufig die Absichten ihrer Gründer und Stifter sein mochten, so wurden sie doch unausbleiblich Tummelplätze der lächerlichsten und schlechtesten Leidenschaften. Statt zu erheben und zu läutern, entnervten und entmannten sie; die feurigste Freiheitsliebe verpuffte in einem albern-verächtlichen Wirrwarr von Attentaten und Putschen; Niemandem wurden sie schließlich verächtlicher, als den gewerbsmäßigen Revolutionären selbst, soweit dieselben überhaupt Männer und nicht blos Kinder waren.

Dennoch haben diese Geheimbünde bis zum Jahre 1848 in allen gesitteten Ländern bestanden, wenngleich weit zahlreicher unter den romanischen als unter den germanischen Nationen. Es war natürlich unvermeidlich, daß die socialistischen Umsturzgedanken, als sie in der Arbeiterwelt aufzutauchen begannen, zunächst gleichfalls das schützende Dunkel nächtlicher Verschwörungen aufsuchten. Ebenso naturgemäß führte mannigfache Interessengemeinschaft zu gewissen Berührungspunkten unter den Geheimbünden verschiedener Länder und Völker, namentlich als sich die europäischen Regierungen zu gemeinsamem Vorgehen gegen sie verbanden. Allein diese internationalen Zusammenhänge entsprangen doch nur mehr einem unsichern Tasten, als einem bewußten Wollen. Die strenge Grenzbewachung, die Mangelhaftigkeit der Verkehrsmittel erschwerten die Verbindung von Volk zu Volk; auch fehlte jene durchsichtige Klarheit der Ziele, welche allein über die hemmenden Schranken verschiedener Denk- und Sprechweise helfen konnte.

So gediehen die internationalen Beziehungen der Geheimbünde unter verschiedenen Völkern nur da, wo dieselben auf eng begrenztem Raume neben einander wohnten, und unter verschiedenen Ländern nur dann, wenn sie sich auf Genossen desselben Volkes beschränkten. In ersterem Betrachte mag als Beispiel die Schweiz genannt werden, wo ein „Junges Deutschland", ein „Junges Frankreich", ein „Junges Italien" als verschiedene Zweige eines „Jungen Europa" bestanden; in letzterer Beziehung der „Bund der Communisten", welcher die deutschen Arbeiter über den ganzen Erdball hin revolutionär zu verbinden suchte und bei der deutschen Wanderlust starke Absenker nach Belgien, England, Frankreich, der Schweiz treiben konnte und getrieben hatte. Sonst aber war diese Gesellschaft eben auch nur ein revolutionärer Geheimbund, wie andere ihres Gleichen, ohne ernstere Gedanken und Ziele, bestimmt, viele nützliche Kräfte zwecklos zu verzehren und dann klanglos zum Orkus zu wandeln.

Vor diesem Schicksale wurde sie gerettet durch den Anschluß zweier Gelehrter, die in langwierig mühsamem Arbeiten sich klar geworden waren über die Bedingungen, unter denen allein die von ihnen gewünschte Umwälzung der modernen Welt möglich ist oder möglich werden könnte. Es waren Friedrich Engels und Karl Marx, beide gleich Lassalle jüdischen Blutes, auf deutscher Erde geboren und genährt von deutschem Geiste, in der strengen Zucht deutscher Wissenschaft herangewachsen zu jener geschlossenen Denkkraft, die ihnen einen so großen und verhängnißvollen Einfluß auf die geschichtliche Entwickelung ihres Jahrhunderts zu üben gestattet hat.

Ueber die näheren Lebensumstände von Engels ist nur wenig bekannt. Er ist in Barmen geboren und lebt heute als reicher Fabrikbesitzer in Manchester. Schon 1844 versuchte er in den „Deutsch-französischen Jahrbüchern" den Nachweis, daß die ganze bisherige Volkswirthschaftslehre nur eine Ableitung unsittlicher Vorstellungen aus einer völlig entsittlichten Wirklichkeit sei; im Jahre darauf bemühte er sich in seinem bekanntesten Werke: „Die Lage der arbeitenden Classen in England", geschichtlich und statistisch an dem Beispiele der classischen Volkswirthschaft unserer Tage nachzuweisen, daß eben diese Volkswirthschaft mit ihren Fabriken und Maschinen, ihrem Freihandel und Geldverkehr unrettbar zum äußersten Massenelend führe, wenn nicht der — Communismus einen rettenden Ausweg schaffe.

Nach Roscher's Urtheil ist das leider mehr genannte, als gekannte und augenblicklich auch äußerst selten gewordene Werk ein aus den Schattenseiten der neueren englischen Zustände unter Verschweigung ihrer Lichtseiten geschickt zusammengesetztes Nachtgemälde, das, in sehr vielen Einzelnheiten wahr, im Ganzen doch nur ein allerdings zur Aufreizung und Beunruhigung der Arbeiter höchst wirksames Zerrbild ist. Seitdem hat Engels nur eine längere Reihe kleinerer, meist agitatorischer, wenn auch äußerst geistreicher Schriften verfaßt, bis er in jüngster Zeit wiederum ein größeres Werk veröffentlichte, das äußerlich zwar auch nur als Polemik gegen einen wissenschaftlichen Gegner auftritt, aber in seinen sachlichen Ausführungen eine Fülle werthvoller Beiträge zur Lehre der modernen Socialwissenschaft enthält.

Bedeutender noch und jedenfalls bekannter, als Engels, ist Karl Marx. Auch er stammt aus dem Rheinlande, er ist als Sohn eines höheren preußischen Beamten in Trier geboren. Eben in das siebente Jahrzehnt seines Lebens tretend, vermag er schon auf fast vier Jahrzehnte politischer und publicistischer Arbeit in Deutschland und Frankreich, Belgien und England zurückzublicken. Eine seltene Folgerichtigkeit der Weltanschauung zeichnet ihn aus; in vielfacher Beziehung darf er als der größte Revolutionär des neunzehnten Jahrhunderts gelten. Ein genialer, tiefsinniger, ursprünglicher Denker und zugleich ein eitler, niedriger, zänkischer Demagoge — in der Geschichte findet sich keine zweite Gestalt, die so grelle Widersprüche zu einer in sich so vollkommenen Individualität zu verschmelzen gewußt hat, wie Marx.

„Er ist der Erste und Einzige unter uns Allen," schreibt ein schwärmerischer Anhänger der revolutionären Partei, „dem ich das Zeug zutraue, zu herrschen, das Zeug, auch unter großen Verhältnissen sich nicht in's Kleine zu verlieren. Ich bedaure um unseres Zieles willen, daß dieser Mensch nicht neben seinem eminenten Geiste ein edles Herz zur Verfügung zu stellen hat. Aber ich habe die Ueberzeugung, daß der gefährlichste persönliche Ehrgeiz in ihm alles Gute zerfressen hat. Er lacht über die Narren, die ihm seinen Proletarierkatechismus nachbeten, so gut wie über die Bourgeois. Die einzigen, die er achtet, sind ihm die Aristokraten, die reinen, und die es mit Bewußtsein sind. Um sie von der Herrschaft zu verdrängen, braucht er eine Kraft, die er allein in den Proletariern findet. Deshalb hat er sein System auf sie zugeschnitten. Trotz aller seiner Versicherungen vom Gegentheil, habe ich den Eindruck mitgenommen, daß seine persönliche Herrschaft der Zweck all seines Treibens ist."

So schrieb der preußische Exlieutenant von Techow vor nunmehr dreißig Jahren; seitdem ist seine Schilderung im Guten und Schlimmen so oft von kundigen Urtheilen bestätigt worden, daß sie typischen Werth gewonnen hat.

Es würde hier zu weit führen, die lange Reihe der Aufsätze und Schriften aufzuzählen, in denen Marx seine Gedanken entwickelt hat. Je nach den Bedürfnissen der politischen Lage hat er sie in deutscher, englischer oder französischer Sprache veröffentlicht. Ihr gipfelnder Höhepunkt ist bekanntlich „Das Capital", jenes große Werk, dessen Namen Millionen und dessen Inhalt kaum Tausende kennen. Bei ihrer streng geschlossenen Logik läßt sich der innerste Kern der Lebens- und Weltauffassung von Marx mit wenigen Sätzen darlegen. Seine geschichtlichen und wirthschaftlichen Forschungen führen ihn zu dem Ergebnisse, daß die jedesmaligen materiellen, d. h. rein grobsinnlichen Bedingungen, unter denen die menschliche Gesellschaft zu einer gegebenen Zeit ihren Lebensunterhalt erwirbt und austauscht, die bewegenden Kräfte der Weltgeschichte sind. Alle bisherige Geschichte ist für ihn nichts anderes, als die Geschichte von Classenkämpfen. Diese einander bekämpfenden Classen der Gesellschaft sind jedesmal Erzeugnisse der Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse, mit einem Worte, der wirthschaftlichen Verhältnisse ihres Zeitalters. Die

Digitized by Google

jedesmalige wirthschaftliche Verfassung der Gesellschaft ist die thatsächliche Grundlage, aus welcher sich der gesammte Ueberbau der politischen und rechtlichen Einrichtungen, der philosophischen und religiösen Anschauungen eines Volkes und einer Zeit im letzten Grunde ableiten läßt. Dies ist die allgemeine Geschichtsanschauung von Marx, deren grob materialistische Tendenz er durch seinen talmudistischen Scharfsinn und sein unvergleichliches Wissen in allen Einzelnheiten mit zäher Ausdauer zu begründen versucht hat und noch versucht.

Auf unser Jahrhundert angewandt, führt ihn diese Theorie zur Lehre von der gänzlichen Verwerflichkeit der heutigen Gesellschafts- und Staatsordnung. Die wirthschaftliche Grundlage der modernen Culturstaaten ist unstreitig das Sondereigenthum, welches seit 1789 eine noch weit schärfere Ausbildung erlangt hat, als es jemals früher hatte. Dieses Sondereigenthum ist aber nach Marx nichts anderes, als ein dauernder Raub der besitzenden an den arbeitenden Classen. Mit den älteren englischen Volkswirthen erkennt er in der Arbeit die alleinige Quelle aller Werthe; der Unterschied zwischen ihrem Lohne und dem Preise ihres Erzeugnisses ist die Aneignung unbezahlter Arbeit Seitens der Unternehmer, die Ausbeutung der Arbeiter, welche allein die in den Händen der besitzenden Classen sich häufende Werthsumme schafft. Darnach ist das Sondereigenthum die Grundlage der Knechtschaft in jeder Form, des socialen Elends, der geistigen Herabwürdigung, der politischen Abhängigkeit. Das einzige Mittel, die gesittete Menschheit noch vor heillosem Verfalle zu erretten, ist seine gänzliche Beseitigung, das will sagen, die Durchführung des Gemeineigenthums an allen Arbeitswerkzeugen, großen wie kleinen, von dem Grund und Boden der Erdoberfläche an bis herab zur letzten Schlosserfeile.

Nun aber würde diese Erkenntniß — immer nach Marx selbst — an und für sich äußerst unfruchtbar sein. Ergäbe sie sich rein aus Forderungen der Vernunft, und fände sie noch so lebhaften Anklang, so würde sie doch kein Brett und keinen Stein in der bestehenden Eigenthumsordnung verrücken, denn nicht was nach geistiger Erkenntniß sein *soll*, sondern was in wirthschaftlichen Dingen *ist*, entscheidet über die Geschicke der Welt. Soll also das Gemeineigenthum jemals die wirthschaftliche Grundform des Völkerlebens werden, so ist das Ziel nur dadurch zu erreichen, daß es sich von selbst aus dem Sondereigenthum entwickelt. Und diesen Nachweis sucht denn auch Marx zu führen, wiederum mit großem Aufwande mühsamen Scharfsinnes. Er stellt die gegenwärtige Wirthschaftsform als Vorschule einer communistischen Epoche dar, indem er voraussetzt, daß unter der Herrschaft des freien Wettbewerbes der große allmählich den kleinen Besitz aufsaugen, nach und nach alles Eigenthum sich in den Händen einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Personen sammeln wird. In diesen großen Unternehmungen würden dann aber die Arbeiter so an das Gefühl der Gleichheit, an das Zusammenarbeiten gewöhnt werden, sie würden so viel Geschäftskenntniß erlangen, daß, wenn einmal die Entwickelung des Sondereigenthums dazu geführt hat, daß eine ungeheuere Mehrzahl von Besitzlosen einer winzigen Minderheit von Besitzenden gegenüber steht, alsdann auch kinderleicht die „capitalistische Spitze" abgestoßen, die „Enteigner enteignet", kurzum die capitalistischen Unternehmungen in communistische verwandelt werden können.

Für die praktisch-politische Propaganda solcher Anschauungen erblickten Engels und Marx in dem „Bunde der Communisten" ein Gebilde, das nur einer verbessernden Umgestaltung bedurfte, um ein wirksames Werkzeug zu werden. Es galt, seine communistischen und internationalen Tendenzen klarer und schärfer zu gestalten, sein geheimes Verschwörertreiben durch eine aussichtsvollere Taktik zu ersetzen. Diese Taktik wieder ergab sich ganz von selbst aus einer Theorie, deren Endziel der auf das Gemeineigenthum gegründete Zukunftsstaat ist. Denn, angenommen, die alleinige Quelle alles menschlichen Elends sei das Sondereigenthum, auf dem sich doch gegenwärtig die wirthschaftliche Verfassung aller modernen Culturvölker aufbaut, so kann sie offenbar niemals durch einzelne noch so glückliche Attentate und Putsche in einzelnen noch so mächtigen Staaten beseitigt werden. Vielmehr handelt es sich dann um einen allgemeinen, unterschiedslosen Angriff der Besitzlosen gegen die Besitzenden, um einen Kampf also, der nur durch eine mit allen Mitteln öffentlichen Wirkens betriebene, über alle Länder und Völker sich erstreckende Agitation geführt und nur in der gewaltsamen Enteignung der besitzenden Classen, in der allgemeinen Herstellung des Gemeineigenthums enden könnte.

Nach diesen Gesichtspunkten wälzten Engels und Marx den „Bund der Communisten" allmählich um. Die geheime Verschwörergesellschaft verwandelte sich in eine einfache Organisation der communistischen Propaganda. Sie bestand überall, wo deutsche Arbeitervereine bestanden; fast in allen diesen Vereinen Englands, Frankreichs, Belgiens und in sehr vielen Vereinen Deutschlands waren die leitenden Mitglieder Bundesangehörige. Daneben aber suchte der Bund zuerst den internationalen Charakter der gesammten Arbeiterbewegung scharf zu betonen; Engländer, Belgier, Polen, Ungarn marschirten in seinen Reihen; namentlich zu London hielt er internationale Arbeiterversammlungen.

Auf einem dieser Congresse wurde kurz vor der Februarrevolution von 1848 das von Engels und Marx gemeinsam verfaßte „Manifest der communistischen Partei" als Bundesprogramm angenommen und in dänischer, deutscher, englischer, vlämischer, französischer und italienischer Sprache über Europa verbreitet. In diesem Actenstücke gewann der moderne Communismus zuerst Form und Gestalt. Es schloß mit dem unzweideutigen Schlachtrufe: „Die Communisten verschmähen es, ihre Absichten und Ansichten zu verheimlichen. Sie erklären offen, daß ihre Zwecke *nur* erreicht werden können durch den *gewaltsamen* Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnung. Mögen die herrschenden Classen vor einer communistischen Revolution zittern! Die Proletarier haben nichts in ihr zu verlieren, als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen. Proletarier aller Länder, vereinigt euch!"

Es war nothwendig, wenn auch nur in gedrängter Kürze, das wissenschaftliche System von Marx und seine eigenthümliche Ueberleitung in die praktische Agitation hier darzulegen, denn in ihm beruht der innere Schwerpunkt der modernen Socialdemokratie, deren inneres Wesen sonst unverständlich bleibt. Was seine kritische Würdigung anlangt, so muß jeder ehrliche Gegner anerkennen, daß Marx in seinen umfassenden Einzelforschungen außerordentlich viel zur schärferen und tieferen Erfassung der socialwissenschaftlichen Probleme beigetragen hat; in diesem Sinne von seinen „tausendmal widerlegten Irrlehren" zu sprechen, kann immer nur das Zeichen einer sehr großen Unwissenheit oder einer sehr unzeitigen Selbstüberhebung sein, kann nur das gute Gewissen, mit welchem trotzdem die heutige Gesellschaft den communistischen Sturmläufern sich entgegen stellen darf, in ein schlechtes Licht setzen. Wissenschaftlich überwunden ist dagegen Marx in seinen letzten Schlußfolgerungen, in der haltlosen Anmaßung, den unfehlbaren Stein der Weisen entdeckt zu haben.

In dieser Beziehung mag die Andeutung einiger Punkte genügen. Zunächst ist die Werthlehre, der Eck- und Grundstein des Systems, vollkommen hinfällig und von den klügeren Köpfen, wenigstens der deutschen Socialdemokratie, längst aufgegeben. *Der Unternehmergewinn ist kein Raub an den Arbeitern, sondern der Entgelt für die Lösung der höchsten wirthschaftlichen Aufgabe: Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse der Gesellschaft mit der größten Kostenersparniß.* Ferner ist es eine völlig unerwiesene Behauptung, daß unter der Herrschaft der freien Concurrenz das Sondereigenthum zu der schroffen Scheidung der modernen Gesellschaft in wenige unermeßlich reiche und zahllose blutarme Menschen führen müsse. Marx leitet diese Vorstellung aus der unbestreitbaren Thatsache ab, daß die Entwickelung der großen Industrie vielfach Massenelend hervorgerufen hat, aber *er übersieht oder will übersehen, daß dieses Massenelend durch friedliche Reformen beseitigt werden kann und theilweise schon beseitigt worden ist.* Endlich heben sich Marx der Agitator und der Theoretiker gegenseitig auf. *Es ist ein Unding, das Gemeineigenthum, welches nur das Ergebniß einer langen geschichtlichen Entwickelung soll sein können, als unmittelbares Ziel einer die heftigsten Leidenschaften des Tages aufregenden Agitation hinzustellen.* Denn von zwei Dingen eins: entweder ist die Theorie richtig und das Gemeineigenthum vermag sich nur allmählich aus dem Sondereigenthum zu entwickeln, dann ist eine auf den gewaltsamen Umsturz der gegenwärtigen Ordnung

Digitized by Google

gerichtete Agitation sinnlos und verbrecherisch. Oder aber die Theorie ist falsch, dann fehlt den Vorkämpfern des Zukunftsstaates jedes ernstere, wissenschaftliche Ziel, und die gewaltsamen Umsturzpläne endigen günstigen Falles in einem rohen Pöbelaufruhr, der zwar niemals siegen könnte, aber immer vandalische Verwüstungen anrichten würde.

Mit dem Scheitern der Bewegung von 1848 scheiterte auch der „Bund der Communisten". Er hatte eine an sich vielleicht beträchtliche, aber im Verhältnisse zu den ungeheueren Grenzen seiner Aufgabe doch nur winzige Ausdehnung erreicht. Aber mit ihm scheiterte nicht der Gedanke, der ihn beseelte. Die zähe Geduld sturm- und wetterfester Revolutionäre, wie Engels und Marx sind, hielt sich unerschütterlich an dem Plane der Gründung eines die fortgeschrittensten Länder und Völker umfassenden Arbeiterbundes, der den internationalen Charakter der socialistischen Bewegung den Arbeitenden selbst wie den Besitzenden und Regierenden sozusagen leiblich vorführen sollte, „dem Proletariate zur Ermuthigung und Stärkung, seinen Feinden zum Schrecken".

Erst nach anderthalb Jahrzehnten, mit dem Wiederaufleben der Arbeiterbewegung im Anfange der sechsziger Jahre, fand dieser Wunsch die langersehnte Erfüllung. Französische Arbeiter waren vom Kaiser Napoleon zur Londoner Weltausstellung von 1862 gesandt worden, um sich zu unterrichten; sie verbrüderten sich vielfach mit ihren englischen Cameraden, und diese Verbindung hörte auch dann nicht auf, als die Franzosen in ihre Heimath zurückgekehrt waren. Sie gewann vielmehr neue Nahrung durch den polnischen Aufstand, dem sich bekanntlich alle revolutionären Sympathien in beiden Völkern lebhaft zuwandten. Fort und fort gingen proletarische Gesandtschaften von hüben und drüben über den Canal. Zum Empfange einer solchen Deputation französischer Arbeiter wurde am 28. September 1864 eine große Versammlung von Arbeitern aller Nationen nach St. Martin's Hall in London berufen und auf diesem Meeting lebte der „Bund der Communisten" wieder auf als „Internationale Arbeiterassociation".

Engels und Marx hatten von Anfang an ihre Hände in diesen Dingen gehabt; sie gewannen fast augenblicklich die oberste Leitung des neuen Bundes. Ein Versuch italienischer Arbeiter, Mazzini zu seinem Oberhaupte zu küren, scheiterte daran, daß dieser berühmte Agitator alles Andere eher, als ein Socialist war. Marx entwarf Programm und Statuten der Internationalen nach demselben Schema, das er bei dem Communistenbunde angewandt hatte. Das Programm beschränkte sich auf die grundlegenden Sätze des revolutionären Communismus; es verkündete das Sondereigenthum als die Quelle aller geistigen, politischen, socialen Leiden und erklärte die Befreiung der arbeitenden Classen als nur auf internationalem Wege durchführbar und möglich. Die Statuten gaben dem Bunde naturgemäß nur eine lose Organisation; jährlich sollte ein Congreß stattfinden, während der übrigen Zeit ein aus Mitgliedern verschiedener Nationen zusammengesetzter Generalrath als leitender Mittelpunkt der in den einzelnen Ländern und Städten verstreuten Zweige des Bundes dienen.

Zunächst schlug diese oberste Behörde ihren Sitz in London auf. Thatsächlich ist sie niemals etwas anderes gewesen, als ein Deckmantel für die Alleinherrschaft von Marx, der ihr allerdings nur unter dem bescheidenen Titel eines correspondirenden Secretärs für Deutschland angehörte.

Aus seiner Feder floß auch die berufene „Inauguraladresse", in welcher der Bund aller Welt sein Dasein und seine Pläne kundgab. Ihr großer Knalleffect war eine angebliche Aeußerung Gladstone's, wonach derselbe, das schnelle Wachsthum der englischen Einkommensteuer erwähnend, gesagt haben sollte: „Diese berauschende Vermehrung von Reichthum und Macht ist ganz und gar auf die besitzenden Classen beschränkt." In Wirklichkeit hatte Gladstone das gerade Gegentheil gesagt, nämlich ausgeführt, daß er mit großer Besorgniß auf das berauschende Wachsthum des nationalen Vermögens blicken würde, wenn dasselbe sich auf die besitzenden Classen beschränkte und wenn nicht zugleich der Arbeiter eine derartige Vermehrung seiner Mittel zum Leben erhalten hätte, daß dieselbe beinahe für beispiellos in der Geschichte jeglichen Landes und jeglichen Zeitalters gehalten werden könne. Mit dieser literarischen Fälschung begann die agitatorische Wirksamkeit der „Internationalen".

Ledige Kinder.

Nachdruck verboten; Uebersetzung und Dramatisirung vorbehalten.

Erzählung aus dem oberbairischen Gebirg.

Von **Herman v. Schmid.**

(Schluß.)

Lenz war es, der zuerst sich vollständig wiederfand.

„Grüß Gott!" sagte er, „das trifft sich aber gut, daß wir zwei justament da zusammen kommen."

„Ja, es trifft sich recht schön," war Nannei's halblaute Erwiderung.

„Es ist mir auch recht lieb, daß ich Enk (Euch) so finde, Fräulein Nannei oder wie ich Enk jetzt etwa tituliren muß."

„Sag' halt: Nannei, wie Du alleweil gesagt hast!"

„Wenn Ihr das erlaubt, Fräulein Nannei," begann er wieder, „ist es mir schon recht. Es thät' mich recht hart ankommen, das Ihrzen, und mir wird ohnehin schwer genug, das zu sagen, was ich sagen möchte. Ich möcht' Enk halt Glück wünschen."

„So? Kommt Dich das hart an?" erwiderte sie rasch. „Dann kannst Du es gut sein lassen; ich bin nicht versessen darauf."

„Ihr müßt's nicht so nehmen," entgegnete er, indem er den Hut in den Händen drehte und gegen seine sonstige Art wie verwirrt dastand. „Ich weiß diemalen nicht, was ich denke, geschweige denn, was ich rede. Der Glückwunsch kommt mich freilich nicht hart an, aber das Andere, was noch dabei ist."

„Was wäre denn das?" fragte Nannei, deren Herz sich bewegte, als sie die Befangenheit und Weichheit des sonst so trotzigen Burschen gewahrte.

„Daß ich gegen Dich, will sagen gegen Enk so keck und übermüthig gewesen bin," fuhr er stockend fort, „und daß ich Enk selbigmal den Buschen abgenommen habe, und daß ich Enk bitten möcht', Du solltest mir's nicht nachtragen und nicht harb sein. Ich hab's hart genug büßen müssen — ich glaub', es ist eine Strafe Gottes gewesen, was über mich gekommen ist."

„Du brauchst mich nicht um Verzeihung zu bitten, Lenz," entgegnete Nannei gütig, „Du hast mir nichts angethan; ich weiß ja, daß es nicht so bös gemeint war."

„Ist's wahr, Nannei?" erwiderte er freudig. „Ist's wirklich wahr, Fräulein Nannei? Verzeihst mir's wirklich? Nachher wird mir gleich leicht um's Herz; nachher fällt mir das Fortgehen vom Kogelhof doch nicht gar so schwer. Gieb mir die Hand drauf, daß Du mir nichts nachtragst!"

„Da hast Du alle zwei!" sagte sie und streckte ihm die Hände entgegen, die er eifrig ergriff. „Geh' halt in Gottes Namen, Lenz!" fuhr sie fort. „Sei rechtschaffen, dann wird unser Herrgott auch schon ein Einsehen haben und Alles noch recht machen mit Dir."

Lenz nickte stumm; reden konnte er nicht; er stand wie angewurzelt und ließ auch die Hände nicht los, die in den seinigen so warm und traulich lagen. Auch Nannei dachte nicht daran, sie zurückzuziehen — es lag etwas Unausgesprochenes zwischen ihnen, aber sie fanden die Laute nicht dazu.

Wagengerassel scheuchte die Beiden aus einander. Der Landrichter war angekommen, und die beginnende Inventur rief Lenz in dessen Nähe.

Das langwierige Geschäft nahm mehrere Stunden in Anspruch. Es war keine Kleinigkeit, bis alle Wohnräume des Hauses, alle Scheunen und Ställe durchgegangen, bis sämmtliche Einrichtungsgegenstände, Betten und Kästen mit Inhalt, Pferde und Kühe mit Schiff und Geschirr aufgeschrieben, geschätzt und

Digitized by Google

in's Protokoll eingetragen waren, dessen Abfassung der Schreiber in der Wohnstube an derselben Tischecke besorgte, wo der alte Kogelhofer die Ankunft seines Königs in den Kalender einzutragen gedacht hatte. So eifrig und genau Alles durchsucht wurde, fand sich jedoch nirgends eine Spur von Papieren, in welche der Alte etwa seinen letzten Willen niedergeschrieben oder irgend welche Nachricht oder Andeutung über seine Erlebnisse gemacht hätte.

Der einzige Anhaltspunkt, der darüber zu erlangen war, kam von einem Bauer aus dem Flachlande, aus der Gegend, wo der Kogelhofer zuerst daheim gewesen; derselbe war eigens hereingekommen, um über das Schicksal des alten Freundes und Jugendbekannten genauere Erkundigungen einzuziehen, als in der Ferne möglich war. Der Mann wußte aus den eigenen Erlebnissen ziemlich genau Bescheid zu geben, wie der selige Kogelhofer gegen den Willen seines Vaters eine Liebschaft angefangen hatte mit einem geringen Mädchen, einer Bauernmagd, die nicht blos blutarm, sondern auch die Tochter eines Kleingütlers war, mit dem der Vater seit Jahren in abgesagter Feindschaft lebte. Der Alte hatte daher von einer Heirath durchaus nichts wissen wollen; es hatte viel Verdruß und Zorn darüber abgegeben, aber es half nichts mehr; das Unglück war geschehen, und als Lenz auf die Welt gekommen, war bereits vollends jeder Ausweg mit Brettern verschlagen. Der Vater hatte sich bei Seel' und Seelenheil verschworen, daß er die Heirath nun und nimmer zugeben würde; er war, wie der Kogelhofer, ein jähzorniger Mann gewesen, der denn auch einmal bei einem Disput mit dem Sohne vom Schlag gerührt ward. Als das geschah, war es aber schon zu spät gewesen, dem Mädchen seine Ehre wiederzugeben — sie hatte sich hinunter gehärmt und gekränkt und war vom Kindbett nicht mehr aufgestanden — dem Kogelhofer aber war es unheimlich geworden, und er hatte einen neuen Wohnort aufgesucht.

Endlich waren die meisten Gelasse durchforscht, der Landrichter schritt nur noch zu einer letzten Besichtigung an den Stuben und Kammern vorüber, in welchen die Ehehalten wohnten und ihre Habseligkeiten aufbewahrt hatten. Auch an dem Kämmerchen, das Nannei bewohnt hatte, ging er vorüber; die Thür stand offen; es war nichts Besonderes in demselben zu bemerken. Dennoch war Lenz mit einem Satz über der Schwelle und hob ein am Boden liegendes Blatt auf, das er rasch in die Tasche steckte.

Die Bewegung war wohl dem Landrichter, nicht aber den Geieraugen des Krämers entgangen, der allen Ernstes darauf drang, daß Lenz das Papier vorzeige, welches vielleicht Wichtiges und Geldeswerthes enthalten könne. — Lachend, doch erröthend zog Lenz das Blatt hervor.

„Es ist nichts," sagte er, „nichts als ein Stück alte Zeitung; ich hab's nur aufgehoben, weil ich so alte Sachen oft gern nachlesen mag."

Der Landrichter überzeugte sich davon, nahm das Blatt, drückte es zu einem Knäuel zusammen und warf es wieder zu Boden. Der Zug bewegte sich die Stiege herab, Lenz aber wußte es so einzurichten, daß er der Letzte war. Niemand achtete seiner, als er, wie ein Habicht auf seine Beute, nach dem Papier schoß und es in Sicherheit brachte.

In der Stube sollte zum Schluß das Verhandlungsprotokoll und die förmliche Erklärung des Krämers aufgenommen werden, daß er nach dem pfarramtlichen Zeugniß, welches er vorsichtiger Weise beigebracht hatte, den Antrag stelle, den Rücklaß an ihn, als einzigen und nächsten Erben, herauszugeben. Der Beamte war eben im Begriffe, die entsprechenden Sätze zu dictiren, als durch die kleinen Rundscheiben der Fenster die lustigen Töne eines Posthorns schmetterten und ein Dienstbote mit der Meldung in's Zimmer stürzte, ein Staffettenreiter sei angekommen, der für den Landrichter ein Schreiben vom König bringe.

Der Postillon folgte dem Boten auf dem Fuß. Der Glanzhut mit dem mächtigen weiß und blauen Federbusch, die blaue Jacke mit den silberbesetzten schwarzen Sammtaufschlägen, die rothe Weste, die blanke Reithose und die noch blankeren Reitstiefel ließen erkennen, daß der Posthalter die Depesche für sehr wichtig gehalten haben mußte und daher dem Postillon befohlen hatte, sich in große Gala zu werfen.

Kaum eine Secunde verging, und wie auf Commando war, was auf dem Kogelhof anwesend war, in der Stube zusammen gekommen; ein Schweigen tiefster Erwartung lagerte darüber, höchstens unterbrochen durch das gedämpfte Flüstern, von welchem nur einzelne Worte zu verstehen waren. „Ein Schreiben vom König! Wenn das der alte Kogelhofer erlebt hätte! Was mag wohl darin stehen, in dem Schreiben?"

Nur der Krämer theilte die freudig erregte Stimmung der Uebrigen nicht. „Ein Schreiben vom König?" sagte er lachend und halblaut, doch so, daß der Landrichter, der eben das Schriftstück aufschnitt, es wohl vernehmen konnte. „Was wird darin stehen? Was kann denn darin stehen? Das habe ich lange gemerkt, daß der Kogelhofer, wie ihn der König aufgefordert hat, sich eine Gnade auszubitten, ihn darum angegangen hat, er solle Lenz für ein eheliches Kind erklären."

„Nun, wenn es so wäre?" fragte der Landrichter, indem er einen Blick auf das Blatt warf und dann den Krämer fest ansah.

„Dann möcht's dem Lenz auch nichts mehr helfen," erwiderte Rab. „So lange der Kogelhofer gelebt hat, hätte das geschehen können; da hat es noch keine Erbschaft gegeben, aber jetzt ist es damit vorbei. Der Kogelhofer ist vor der Legitimation gestorben, damals also war Lenz ein lediges Kind; ich habe geerbt, und was ich geerbt habe, das kann kein Kaiser und kein König mir mehr nehmen."

Der Landrichter hielt immer noch den Blick auf den Krämer geheftet. „Es ist erstaunlich," sagte er dann, „wie gut Sie die Zeit, während der Sie bei Gericht verwendet waren, benutzten, um sich Gesetzkenntnisse zu verschaffen. Sie haben auch ganz recht, mein Herr, und doch haben Sie geirrt. Dieses Blatt — hört Ihr, Leute! — dieses Blatt enthält wirklich die Erklärung Seiner Majestät, worin derselbe kraft allerhöchster königlicher Machtvollkommenheit der Geburt des Bauernsohnes Lorenz Reiter vom Kogelhof jeden Makel nimmt."

Aus der allgemeinen Stille brach ein nicht minder allgemeines Brausen von Stimmen los: Verwunderung, Freude, Zorn machten sich um die Wette laut, und der Schreiber hatte Mühe, die Ruhe soweit herzustellen, daß die weitere Mittheilung des Landrichters vernommen werden konnte.

„Das Schreiben rührt wirklich von dem Cabinetsrath Seiner Majestät her," begann der Beamte wieder; „es enthält die Nachricht, daß der König, der gewohnt ist, jeden Abend Alles, was ihm tagüber vorgekommen, zu erledigen, dieser Gewohnheit auch an dem Tage, an welchem er auf dem Kogelhofe gewesen, treu blieb. Spät Abends noch, als er schon ermüdet sich zur Ruhe begeben wollte, hatte er in seinem Taschenbuche die Notiz über das Gesuch des Kogelbauers gefunden; er hatte sofort noch in der Nacht den Cabinetsrath rufen lassen und ihm die Genehmigung des Gesuches in die Feder dictirt: ‚Der brave Kogelhofer,' sagte er dabei, ‚hat sich auch nicht besonnen, mich über den Abgrund wegzutragen; so will ich mich auch nicht besinnen, seinen Wunsch zu erfüllen.' Das allerhöchste Decret wird in den nächsten Tagen eintreffen, und diese Nachricht kommt nur voraus zur Beruhigung des Alten — leider," schloß der Beamte ergriffen, „ist derselbe inzwischen bereits in die ewige Ruhe hinüber gegangen."

„Das geht nicht an!" rief der Krämer. „Ich protestire, Gnaden Herr Landrichter."

„Es ist vergebens," antwortete dieser; „die Legitimation des Königs ist noch am 5. September Abends erfolgt; Lorenz Reiter war also bei dem am 6. September erfolgten Tode seines Vaters vollkommen erbfähig und erbberechtigt und ist demnach von Gottes und Rechts wegen rechtmäßiger Besitzer und Bauer auf dem Kogelhofe. Ich schließe daher die heutige Verhandlung, indem ich sie für aufgehoben erkläre bis zum Eintreffen des allerhöchsten Bescheides. Das kann ich aber heut wohl nicht besser thun, als indem ich sage: Hoch lebe unser gnädiger König!"

Der einstimmige Zuruf der Anwesenden war betäubend. Wenn auch im ersten Augenblick die Stimmung vielfach gegen Lenz gewesen war, hatte doch der furchtbare Ernst derselben bald mildernd gewirkt, und jetzt, da der König so recht wie eine Hand der Gnade aus den Wolken eingegriffen hatte, waren alle umgewandelt.

Nur der Krämer konnte nicht einstimmen; er war bereits aus der Stube auf den Hof gerannt und bedurfte diesmal keines Knechtes, um sein Wägelchen aus der Scheune zu schieben und

Digitized by Google

sein Rößlein anzuschirren. Niemand war ihm dabei behülflich, Niemand hinderte ihn; Alle sahen seinem Beginnen aus der Ferne zu. Als er aber Philomena trotz ihrer verweinten Augen einen Puff gegeben, damit sie sich schneller auf dem Sitze zurechtfinden sollte, und dann wegfuhr, konnte er wohl, trotz des Rädergerassels, vernehmen, wie die Burschen ihm mit Spottliedern den Abschied gaben. Sie sangen:

„B'hüt Gott, sagt der Teufel,
Herr Geier und Rab,
Jetzt putz' halt den Schnabel
Und die Krallen fein ab!"

Die Freude des neuen Kogelhofers zu schildern, wäre vergebliche Mühe. Er hatte vom Landrichter das Cabinetsschreiben sich geben lassen und hörte nicht auf, das Glück bringende Blatt und das Siegel desselben an den Mund zu drücken; den ganzen Inhalt seines Lederbeutelchens aber schüttete er in den Hut des Postillons aus und wußte dann nichts Besseres zu thun, als einem der Nachbarn und Umstehenden nach dem andern die Hände zu schütteln oder ihm um den Hals zu fallen. Sogar den Pechler Kaspar, der ihm in den Weg kam, hielt er so fest, als wenn er ihn gar nicht mehr loslassen wollte.

Der Alte stieß ihn zurück; er war in der übelsten Laune, denn die Nachrichten, die er zu bringen hatte, konnten nicht schlechter sein.

Nannei hatte sein Kommen bemerkt und winkte ihm wieder nach der einsamen Tenne, wo sie am ungestörtesten ihn anhören zu können hoffen durfte.

Der Alte hatte seine diplomatische Sendung erfüllt, aber der Erfolg war gewesen, wie Nannei's richtiges Gefühl ihn vorhergesehen hatte. Der alte Baron hatte sich wie ein Unsinniger geberdet.

Er habe schon von der Geschichte gehört, schrie er, und er wolle sehen, ob Jemand sich unterstehen würde, Ansprüche gegen ihn zu erheben. Es sei Alles nicht wahr und eine abgekartete Sache; der Ring und der Trauschein seien nicht echt, und wenn sie es wären, habe das Weib sie offenbar gestohlen. Uebrigens habe er seinen Sohn längst enterbt und verstoßen, und wenn derselbe heute wiederkäme, würde er nichts von ihm zu fordern haben; um so weniger also könne eine angebliche Tochter von ihm etwas beanspruchen.

„‚Ich habe selber nichts,' hat er geschrieen," erzählte der Pechler; „‚ich bin selber ein armer Mann und bin's durch Niemand anderes geworden, als meinen ungerathenen Sohn. Macht, daß Ihr weiter kommt, oder ich lasse den großen Hofhund los!' — Ich glaube," schloß der Erzähler, „wenn ich nicht gutwillig gegangen wäre, er hätte wirklich Ernst gemacht und mich durch den Hund hinaushetzen lassen. — Nimm Dir's nicht zu Herzen!" fuhr er fort, als er gewahrte, daß Nannei wider Willen von dem Berichte ergriffen, sich eine Thräne abwischte; „wir wollen's ihm schon zeigen, dem Baron. Ich hab' schon mit Einem gesprochen, der was von der Juri versteht; der hat mir gesagt, wie wir's anfangen müssen, daß er doch zu Kreuz kriechen muß. Es wird doch schon noch Alles recht werden."

„Das wird's, Vater — ganz gewiß wird noch Alles recht werden," sagte Nannei, indem sie die Hand des Alten faßte und herzlich drückte. „Ich brauch' keinen andern Vater und will keinen andern, als Dich. Von mir aus sollen die vornehmen Leut' dort thun, was sie wollen; ich will nichts von ihnen."

„Aber was soll denn mit Dir werden?" fragte der Alte. „Du wärst doch versorgt gewesen, und so mußt Du Dein Lebtag ein armseliger Dienstbot' bleiben."

„Wenn's mir so bestimmt ist, muß ich's auch annehmen," entgegnete Nannei, „es ist besser so. Ich hab' mir's wohl überlegt und hab' am Grabe mit meiner Mutter Zwiesprach gehalten — auf dem Land' bin ich geboren; auf dem Land' bei den Bauern bin ich aufgewachsen — ich thät doch nicht hineintaugen unter die vornehmen Leut'. Eine Bäuerin bin ich gewesen; eine Bäuerin will ich bleiben; es wird auch noch einen Ort für mich geben, wo ich ein Heimath'l finde."

„Eine Heimath wär' nicht schwer zu finden," sagte Lenz, der, von Beiden unbemerkt, hinzugetreten war und Alles mit angehört hatte. „Wie wär's, Nannei, wenn Du wieder auf den Kogelhof kämst?"

„Das ist nit schön von Dir, Lenz," erwiderte Nannei mit gesenktem Blick, „daß Du Dein Gespött mit mir treibst. Du weißt doch, daß das nicht angeht."

„Mach', daß Du weiter kommst!" fuhr Kaspar unwillig in die Höhe. „Schwimmst erst einen Augenblick oben, und bist schon wieder übermüthig?"

„Was hast denn, Alter?" entgegnete Lenz. „Ich habe nichts Uebermüthiges im Sinn. Gieb mir eine Antwort, Nannei! Du wirst schon davon gehört haben, daß ein neuer Bauer auf dem Kogelhofe ist, welcher eine Bäuerin braucht. Weißt mir keine?"

Nannei erröthete: sie fühlte sich von einem leichten Beben ergriffen, aber sie schwieg.

„Schau, Nannei!" fuhr er nähertretend fort, „jetzt darf ich reden, und jetzt will ich auch reden und will Alles sagen, was ich schon so lang' auf der Seel' gehabt habe. Ich hab' es selber nie recht gewußt, aber ich hab' Dich gern, für mein Leben gern — geh, nimm mich an und werd' mein Weib!"

Sie schwieg noch immer.

„Bin ich Dir denn zuwider?" begann er wieder. „Du hast mir doch verziehen! Kannst es denn gar nicht in Dir finden, daß Du mir auch gut bist oder doch mir gut werden könnt'st?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich glaub' Dir's nit," sagte Lenz, „und selbst, wenn Du es sagen thät'st — ich könnt's nicht glauben, weil ich's besser weiß. — Da, schau her, kennst das?" fuhr er fort, indem er das in der Kammer gefundene Zeitungsblatt hervorzog, „das da hab' ich in Deiner Kammer gefunden — es ist der Camerad von dem Zettel, in den ein gewisses Geld eingewickelt gewesen ist, das ich an einem gewissen Tage an einem gewissen Platz in meinem Hut gefunden habe — das Geld ist also von Dir gewesen, Nannei; Du bist die Einzige gewesen, die sich um mich gekümmert hat, Du hast Dein Spargeld mit mir getheilt und Du willst mich nicht gern haben? Geh, sei nicht falsch mit Dir selber, sag's, daß Du mich auch gern hast, sag's, daß Du mein Weib, meine Bäuerin sein willst!"

Er trat näher. Wie einst breitete er die Arme gegen sie aus.

„Wenn ich jetzt wieder ein Buß'l von Dir möcht'," sagte er, „wenn ich's auf diese Weise verlange, Nannei, wirst mir nachher auch einen Renner geben?"

Sie widerstrebte nicht, als er den Arm um ihre Hüfte schlang, sie an sich zog und küßte. In Thränen sank ihr Köpfchen ihm an die Brust.

Dem Pechler Kaspar aber war es in die Beine gefahren, sodaß er sich auf einen Hackestock niedersetzen mußte und verwundert nach alter Gewohnheit mit den Händen auf die Kniee trommelte. —

Der Herbst verging; der Winter kam und verging auch, und als im Auswärts die Schwalben wieder kamen, da wurde auf dem Kogelhofe eine Hochzeit gefeiert, wie sie selten vorkam in den Bergen. Die Einrichtungen auf dem Hofe waren getroffen, und auch die anderen Verhältnisse hatten sich inzwischen geordnet, wie es von Niemand erwartet worden war, nun aber von Allen gut geheißen wurde.

Nannei hatte die Zeit doch im Hause des Barons zugebracht; denn seine dicke bürgerliche Ehehälfte war durchaus nicht mit ihm einverstanden, als sie erfuhr, wie er sich gegen die neugefundene Enkelin benommen hatte, und setzte es durch, daß Nannei in's Haus des Großvaters komme. Die Triebfeder ihres ganzen Wesens war die Eitelkeit — aus Eitelkeit, um des Titels willen hatte sie den dürftigen Baron geheirathet; aus Eitelkeit zeigte sie sich gegen Nannei freundlich und großmüthig: war sie doch gewiß, daß auf dreißig Stunden im Umkreis nur von ihr geredet und ihre Güte gepriesen wurde. War sie auch mehr als sparsam, so war ihr doch bei solcher Veranlassung auch eine ansehnliche Ausgabe nicht zu theuer. Sie verstand, den Widerstand des ohnehin eingeschüchterten Barons gründlich zu brechen — um so leichter, als die Furcht, wie seine strenge Gebieterin die Enkelgeschichte aufnehmen werde, die Haupttriebfeder seiner Ungeberdigkeit gewesen war.

„Ein Heirathsgut," hatte die einstige Bräuerswittwe gesagt, „kannst Du dem Mädel nicht geben, weil Du selber nichts hast,

Digitized by Google

aber eine Ausstattung soll sie von mir haben, wie sie sich für mich schickt. Ich will den Leuten zeigen, daß ich nicht umsonst eine Baronin bin und daß ich versteh', was ‚noblisch' ist."

So kam es denn, daß, als am Tage vor der Hochzeit der sogenannte Kammerwagen nach dem Kogelhofe fuhr, in allen Dörfern das zusammenlaufende Volk darüber einig war, eine solche Pracht, ein ähnlicher Reichthum sei seit Menschengedenken nicht gesehen worden. Der Wagen, wie die sechs davor gespannten Pferde waren über und über mit Kränzen und Bändern geschmückt; das große Himmelbett, das zwischen offenen vollen Leinwandkästen die Mitte des Wagens einnahm, war ein wahres Prachtstück an Weiße, Weichheit und Schönheit — über demselben als Giebel erhob sich, dem Brauche gemäß, das Spinnrad, und am Ende schaukelte die bunt bemalte unvermeidliche Wiege.

Im Hochzeitszuge selbst schritt unter den Kranzeljungfern auch Philomena, die Tochter des Krämers — diesmal mit freudig verklärtem Angesicht, denn Nannei's Bemühungen und der Macht der Verhältnisse war es gelungen, den Alten mürbe zu machen — in wenig Wochen sollte sie mit dem geliebten Maxl denselben Freudenweg wandeln. Der Vorsteher hatte sich's nicht nehmen lassen und de- und wehmüthig gebeten, die Braut als Beistänber geleiten zu dürfen, und ihr dadurch seine frühere Grobheit abzubitten, auf der rechten Seite aber ging ihr der Pechler Kaspar, diesmal völlig unkenntlich, denn er war säuberlich gewaschen und steckte in einem Anzug, wie er im ganzen Leben noch keinen auf dem Leibe getragen. Dennoch war die hervorragendste Erscheinung des Zuges die Ehrenmutter der Braut, die Frau Baronin Steinerling von Stein, weiland die reiche Gabelbräuerswittwe, die, mit Ringen, Ketten, Brochen, Armbändern und Medaillons belastet, wie ein wandelnder Juwelierladen einherschritt, verklärt von dem Bewußtsein ihres wirklich „noblischen" Aussehens und Benehmens.

Nach der Trauung ging das neue Ehepaar auf den Friedhof zum Besuch der beiden ihnen so theueren und bedeutungsvollen Gräber; über denselben reichten und drückten sie sich nochmals mit stummem Gelöbniß die Hände.

Das Hochzeitmahl, das nach der Landessitte den Tag beschloß, verlief in ungestörtester Fröhlichkeit, und der Pechler war gewissenhaft genug, sich den schon beim Umgang nach dem Traueramt versprochenen Haarbeutel in bester Form anzubinden.

Im folgenden Herbst sprach der König abermals bei der Vorüberfahrt auf dem Kogelhof ein und nahm den Dank der Glücklichen entgegen; die Nachricht von all den eingetretenen Ereignissen hatte den Fürsten zu einem kleinen Umwege veranlaßt. Er kam gerade an einem Tage, an welchem das „noblische" Ehepaar sich zum Besuche eingefunden hatte; der Baron genoß die Genugthuung, seinem allerhöchsten Landesherrn wirklich seine „Gemahlin" vorstellen zu können, welche vor lauter Verbeugungen fast in die Kniee sank, und mit heiterem Lächeln wiederholte der König sein Bedauern, daß er allein sei und also dem Herrn Baron „seine Frau" nicht hinwider vorstellen könne.

Bei der Abfahrt stand die junge Kogelhoferin oder, wie das Volk sie am liebsten nannte, die „Baronbäurin" am Schlage des königlichen Wagens und reichte dem König, diesmal ohne Hinderniß, einen „Buschen" von Blumen, der, wenn auch in Eile gebunden, dem vom vorigen Jahre nicht nachstand.

Der Erzähler hat die „Baronbäurin" selber gekannt und manchmal auf seinen Gebirgswanderungen bei einer Schüssel Milch sich der rührigen, rüstigen Frau, ihres Haushalts und der blühenden Kinder erfreut, die vor dem Hause mit dem alten Pechler Kaspar spielten und tollten, den es allmählich aus seiner Pechhütte hereingezogen hatte und der nun den Posten einer Kinderfrau vortrefflich ausfüllte.

Jetzt ist längst ein Sohn Nannei's auf dem Hofe; sie selbst ist schon heimgegangen, viel früher, als es nach Alter und Art nöthig gewesen wäre — in der Gegend aber lebt die Erinnerung an sie noch fort, und wo noch der alte Brauch in Uebung ist, daß im Winter die Mädchen mit ihren Spinnrädern im „Heimgarten" zusammenkommen und sich Geschichten erzählen, da ist wohl noch manchmal die Rede von der Baronbäuerin und von den sonderbaren Schicksalen der zwei „ledigen Kinder".

Bilder von der Mosel.*

Von Dr. Roderich Irmer.

2. Cochem.

Dumpfe Luft bedeckte den Himmel: einzelne Lichtblitze fielen auf die eine oder andere Partie der Landschaft; wie ein schwarzer abgeschlossener Gebirgssee fluthete die Mosel drunten zwischen furchtbaren Felswänden. So etwa war die Naturscenerie, die uns, nachdem wir Beilstein den Rücken gewendet, auf Cochem, den größten Ort zwischen Trier und Coblenz, vorbereitete. Noch eine Stromwendung — dann schloß den Hintergrund ein ungeheurer Felskopf, darauf ein Kreuz. Von der zur Linken gelegenen Kuppe aber dräuten schier erdrückend die mächtigen Thürme und Zinnen einer Burg, deren Mauern und Vorwerke festungähnlich den ganzen Berg umschlossen. Häuser mit verfallendem Lehm- und Balkenwerk, mit moosbewachsenen altersgrauen Schieferdächern reihten sich den Strom entlang; weiter erschien, zwischen Wasser und Felsen eingeengt, eine Stadt, darüber ein malerisch gelegenes Kloster, und noch weiter drüben, versteckt in einem Seitenthale, erhoben sich die grauen, lichtlosen Reste einer zweiten Burg.

Wir sind in Cochem.

Düster, tief melancholisch ist das Gepräge dieser Gegend; vor uns steht die ganze Oertlichkeit wie ein ernstes, fast finsteres Stück Mittelalter. Und wahrlich, gar gut stimmt dieser Farbenton mit der tragischen Vergangenheit der Stadt, mit der unheimlichen Geschichte des Schlosses, das gleich einem Unheil brütenden Riesen auf dem schroffen Felsen lastet. Wohl kaum giebt es eine Burg im deutschen Lande, die im Laufe der Zeit so viel Furchtbares gesehen, die in den Geschicken ihrer Besitzer ein so ergreifendes Bild des wildbewegten Ritterthums vor uns entrollte, wie die von Cochem. Schon gleich das erste Blatt der Schloßchronik ist mit Blut befleckt.

Vor acht Jahrhunderten, viele Jahre bevor der tapfere Markgraf Albrecht der Bär den Nordosten Deutschlands mit Schwert und Kreuz öffnete, als die Mark noch ein unbekanntes Stück Erde voll unübersehbarer Sandwüsten und undurchdringlicher Moräste war, blühte schon in den Mosellanden reiches Leben. Hier herrschte das weitverzweigte Fürstengeschlecht der rheinischen Pfalzgrafen und unter ihnen, im elften Jahrhundert, ein Mann, den sein tragisches Geschick bekannter gemacht.

Burg Cochem war des Pfalzgrafen Heinrich (Ezzonischen Stammes) Residenz; von hier aus zog er mit Schwert und Schild gegen Anno, den zelotischen Erzbischof von Köln, mit dem er in bittere Fehde gerathen. Wohl war der tapfere Mann seinem Gegner im Kampfe der Waffen überlegen; der geistliche Herr, den die Kirche „den Heiligen" nennt, hatte aber furchtbarere Kampfmittel; „Bann und Interdict" waren die sengenden Blitzstrahlen, die den Pfalzgrafen trafen und ihn nach langer Gegenwehr zwangen, demüthig um Frieden zu bitten. Der Stolz Heinrich's konnte diese Niederlage nicht verwinden. Gebrochen an Leib und Seele nahm er Abschied von seinem Weibe, von der Welt, um im Kloster Gorze sein Leben zu beschließen. Hier aber, in der Einsamkeit des Klosterlebens, erwachte auf's Neue der ritterliche Thatendrang in ihm; mächtig hinaus riß ihn das alte Ehrgefühl; er entwich den weihrauchduftenden Klosterwänden und warf auf's Neue dem Kirchenfürsten den Fehdehandschuh hin. Mit seinem Heere zog er vor die Mauern Kolns zu harter Belagerung, aber — noch war die geistliche Macht zu stark, um ihm nicht erfolgreich begegnen zu können. Mit Drohungen ewiger Strafen fuhr der finstere Anno unter die muthlosen Bürger, trieb sie zu den Waffen und auf die Mauern und erzwang nach harten Kämpfen die Aufhebung der Belagerung. Im Jahre 1061 sah

* Vergl. Jahrg. 1879, Nr. 21.

Digitized by Google

Cochem an der Mosel.
Nach der Natur aufgenommen von Rudolf Cronau.

Digitized by Google

Heinrich ein mächtiges Heer unter dem Krummstabe seines Gegners im Moselthale heranziehen. Er rüstete sich zum letzten Entscheidungskampfe und ging dann, Abschied zu nehmen von seinem inniggeliebten Weibe Mathilde.

In diesem Moment muß Alles auf ihn eingestürmt sein, die Erinnerung seiner ersten Niederlage, die Furcht, eine zweite, womöglich noch schmachvollere zu erleiden — es war genug, um den erregten Geist des Mannes außer Fassung zu bringen. Wahnsinn umnachtete ihn; er griff zur Streitaxt und — erschlug sein Weib. Irre lächelnd trat er dann unter seine Krieger. Entsetzen faßte diese, als sie die schauerliche Kunde vernahmen, und traurig führten sie ihren unglücklichen Herrn hinweg in's Kloster Echternach. Anno aber erntete die Früchte aus dem Unglück seines Gegners.

Zwanzig Jahre später finden wir Hermann von Salm, den „Knoblauchskönig", den Gegner Kaiser Heinrich's des Vierten, auf Cochem. Im Kampfe gegen seinen Herrn schmählich unterlegen, hatte er sich hierher zurückgezogen „mit dem leeren Königsnamen". In später Abendstunde mit seinem Gefolge von der Jagd zurückkehrend, verabredete sich König Hermann einstens mit seinen Gefährten, um die Wachsamkeit der Wachter zu prüfen, die Burg als Feinde anzugreifen. Mit lautem Kriegsgeschrei stürmten die wilden Gesellen gegen die Zugbrücke. Die Wächter waren wirklich nicht auf dem Posten; von der Zinne aber erblickte ein Weib die Nahenden, und kaum setzte Hermann den Fuß auf die Zugbrücke, da sauste ein Felsstück hinab, und zu Tode getroffen, sank der König am Thore seines Schlosses nieder und starb. Das war am 28. September 1088.

Wieder sind zwanzig Jahre vorüber. Ein anderer Herr saß auf der Burg, Pfalzgraf Siegfried, den die Sage wunderlicher Weise mit Genovefa in Verbindung gebracht hat. Fern von seiner ascanischen Heimath, hatte er hier Macht und Ruhm erlangt und wohnte in Cochem. Als um diese Zeit, vom Papste und dem Glanze der Krone verlockt, der eigene Sohn ruchlos die Hand gegen Kaiser Heinrich den Vierten erhob und die deutschen Fürsten, schmachvoll genug, den alten Mann verließen, war es Siegfried so ziemlich allein, der für die Sache seines Herrn das Schwert zog. Aber das Heer des Kaisers unterlag, und voll Groll ließ später der junge Kaiser Heinrich den Pfalzgrafen ohne Grund verhaften und in's Gefängniß werfen. Dem Entlassenen drückte ein neues Unrecht des Kaisers die Waffen in die Hand, und in dem wilden Kampfe, der nun entbrannte, fiel der Besitzer Cochems, erschlagen durch die Hand des Grafen Hoyer von Mansfeld. Schon nach zwanzig Jahren sank auch sein Sohn ohne Nachkommen in's Grab.

Auch den neu auftretenden Bewerbern um die Burg brachte dieselbe Verderben. Da waren es Siegfried Otto von Rheineck und Hermann von Stahleck, die ob des Besitzes der Unglücksburg — denn so kann man sie mit Recht nennen — in heftigen Kampf geriethen. Zwar eroberte unterdeß Kaiser Conrad die Burg, aber der Kampf zwischen den beiden Bewerbern dauerte fort, bis endlich Siegfried von Rheineck durch List in die Hände seines Gegners fiel und von diesem im Burgverließ seines Schlosses erbarmungslos erdrosselt wurde. Ohne Erben wankte der greise Vater desselben dem Grabe zu. Aber auch den Stahlecker ereilte das Geschick. Als Barbarossa den Rhein besuchte, residirte er auch auf der Burg Cochem und verurtheilte den Reichsfürsten ob seiner That zur schmachvollen Strafe des Hundetragens. Dieser öffentliche Schimpf nagte dem Stahlecker am Leben; er ging in's Kloster Eberach und starb gleichfalls ohne Erben.

Später verpfändete König Adolph in seiner Geldnoth die Burg an den Erzbischof von Trier, und so blieb sie das Mittelalter hindurch unter geistlicher Herrschaft. Doch noch einmal sollte sich ihr Ruf in schrecklicher Weise erneuern. Mit dem Jahre 1689 begann für die Pfalz wie für die Moselgegend unsägliches Elend. Auf dem bei Trarbach gelegenen Montroyal hatten die Horden Ludwig's des Vierzehnten, des „allerchristlichsten Königs", ihr Räubernest gebaut und unternahmen von dort aus Raub- und Streifzüge weit in's Land hinein.

Da verging kein Tag, wo nicht auch Cochem geplagt gewesen wäre mit Einquartierung, Contributionen ꝛc. Gar bitterlich klagt in einem noch erhaltenen Tagebuche ein Cochemer, wie Tag für Tag die „Packahns oben herab kommen vom Montroyal", wie sie „die Thüren mit Pallisaden uffgelaufen, die Einwohner übel tractirt, den Schorenstein gefegt und den Wein mit großen Bütten aus dem Keller getragen". Weiter schildert er, wie „den 8. May (1689) gegen den Abendt das Schloß Winnenburg ahn den Himmel gehenkt und jämmerlich verbrannt worden, nachdeme daß die Minen allererst ahngezündtet; dieses spectacul ware grausam in der Nacht anzusehen und sollte man vermeint haben, die Hölle stündte offen".

Den 19. Mai wurde die „Execution" des Schlosses Cochem vorgenommen, und sind „gesampte Officiere vff daß Schloß Cochem gangen vndt bei hellem Sonnenschein dasselbe dem Vulcano aufgeopfert, wohlerwogen eine so grausambe Fewersbrunst erwecket, daß leider Gottes nicht ohne Wehe thun und Zahren Vergießung die Ruin dieses Hauses anzusehen gewesen". Drei Tage dauerte das Sprengen und Sengen; dann „ist der Mordtbrenner de Saxis mit seiner Schergen rotte die Mosel nauf marchirt und hat dem Hause Beilstein und anderen dergleichen mehr den Rest geben".

Bis zu dem für die Stadt verhängnißvollen Ludwigstage, Ende August, reicht das Tagebuch des Cochemers nicht: vielleicht ist auch er, wie viele Andere, unterdeß zum stillen Mann gemacht worden. An genanntem Tage aber nahte Marschall Boufleurs mit einer starken französischen Heeresabtheilung der wieder von deutschen Truppen besetzten Stadt. Sturm auf Sturm wurde abgeschlagen; bis zum Nachmittage dauerte das Ringen — da endlich siegte die Uebermacht der Franzosen; die Mauern wurden erstiegen, und nun begann ein Straßenkampf, ein Würgen, das jeder Beschreibung spottet. Noch zeigt man das Kellerfenster, aus dem ein Bürger einen französischen Obersten mit einem silbernen Knopfe in Ermangelung einer Kugel vom Pferde schoß. Erbarmungslos ließen die Franzosen Besatzung und Bürgerschaft über die Klinge springen, und nur wenige angesehene Personen überlebten das traurige Ende des Ortes.

Der Wohlstand Cochems war für lange Zeit dahin; dazu kam die Abgelegenheit, die schließlich den Cochemern, im grellen Gegensatze zur tragischen geschichtlichen Vergangenheit ihrer Vaterstadt, den Ruf der Schöppenstädter und Schildaer einbrachte. An Mosel und Rhein weiß man viel zu berichten von tollen Streichen, welche die ehrsame Bürgerschaft daselbst verübt haben soll, und wenn's wahr ist, was man erzählt, so ist bei ihnen noch heute die Sonnenuhr des Klosters unter dem Dache angebracht. Sonnenlicht ist allerdings niemals aus den Mauern desselben herausgedrungen; berühmt oder berüchtigt vielmehr ist sein Name geworden durch den Pater Cochemius, der in seinen zahlreichen Erbauungsschriften der sündigen Welt die seltsamsten und ungeheuerlichsten Höllenqualen verhieß.

Man muß gestehen, es gehört Gleichmuth dazu, ein Schloß, in dessen Räumen eine so furchtbare geschichtliche Vergangenheit ruht, zum Wohnsitz sich auszuwählen, wie herrlich seine Lage auch sein mag. All die traurigen Ereignisse, all die blutigen Gestalten der unglücklichen Besitzer werfen einen tiefen Schlagschatten auf dasselbe. Und doch entschloß sich vor etwa einem Jahrzehnt ein Mann, dessen Name guten Klang hat bei Künstlern und Gelehrten, der Geheime Commerzienrath Ravené in Berlin, die alte Größe aus den düsteren Ruinen aufzuwecken. Mit fürstlicher Freigebigkeit und einem Kunstsinn, wie man ihn so selten bei derartigen Neuschöpfungen findet, leitete er die Ausführung der Arbeiten, und bald erhob sich das neue prachtvolle Schloß aus dem gespensterhaften dunklen Trümmerhaufen. Am 15. Mai 1878 ward im großen Bankettsaale der wiedererstandenen Burg zugleich die Vollendung des Baues wie auch die Eröffnung der Moselbahn durch eine erlesene Gesellschaft gefeiert.

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Ein Preßproceß der „Gartenlaube". In einer Zeit, in welcher der Geheimmittelschwindel zu einer immer bedrohlicher um sich greifenden socialen Gefahr geworden ist, darf keine Gelegenheit unbenutzt bleiben, welche zur Aufdeckung der Quellen dieses modernen Uebels beitragen kann. Die „Gartenlaube", welche seit Jahren einen erbitterten Kampf gegen die Medicinalpfuscherei kämpft, hat heute einen neuen Sieg über diesen schon so oft niedergeworfenen Feind zu registriren, und der Fall ist so bezeichnend für die Sache, daß wir uns nicht enthalten können, ihn hiermit zur Kenntniß unserer Leser zu bringen.

In dem „Kleinen Briefkasten" unserer Schlußnummer von 1878 findet sich folgende Notiz:

„A. G. in L. Sie möchten wissen, ob der ‚gesetzliche Schutz der Erfindung', welchen das von uns in Nr. 38 erwähnte Flugblatt über die Winter'schen Gichtketten nennt, sich auf ein dem ‚Erfinder' ertheiltes Patent bezieht und ob das Zeugniß des Herrn Dr. Heß, der sich ‚gerichtlich vereideter Chemiker und wissenschaftlicher Untersucher und Sachverständiger für medicinische, pharmaceutische und Gesundheitspräparate aller Art' unterzeichnet, worauf das L. S. hindeute, ein amtliches sei, etwa vom kaiserlichen Gesundheitsamt ausgestellt? — Der gesetzliche Schutz bezieht sich nur auf die Fabrikationsmarke; es fehlte auch noch, daß solche Dinge bei uns patentirt würden! Das Zeugniß des Dr. Heß ist, wie alle derartigen Zeugnisse, ein reines Privatgutachten; der Aussteller gehört mit den Collegen (folgen die Namen, darunter Medicinalrath Joh. Müller) zu jenen Persönlichkeiten, die anscheinend die günstige Begutachtung von Geheimmitteln als Geschäft betreiben. Man begegnet ihren stets günstigen Zeugnissen so allgemein bei diesen Mitteln, daß es längst als größte Empfehlung für eine neue Waare dient, wenigstens nicht von diesen Herren empfohlen zu werden."

Wegen dieser Redactions-Correspondenz stellten die darin genannten Dr. Joh. Müller und Dr. Heß Strafantrag gegen den verantwortlichen Redacteur der „Gartenlaube", welcher sich im Verlaufe des gegen ihn eingeleiteten Verfahrens bereit erklärte, den Beweis der Wahrheit des in jener Notiz Behaupteten anzutreten; nach Beibringung dieses Beweises erfolgte durch das ehemalige königliche Gerichtsamt I in Leipzig die Freisprechung des Angeklagten.

Durch diese Entscheidung des Gerichts in ihrem Eifer durchaus nicht abgekühlt, legten Dr. Müller und Dr. Heß Einspruch gegen das Urtheil erster Instanz ein, und die Frage kam bei der inzwischen in Thätigkeit getretenen dritten Strafkammer des Leipziger Landgerichts zur zweitinstanzlichen öffentlichen Verhandlung.

Der Gerichtshof fand sich nicht veranlaßt, eine Abänderung des Instanzbescheides auszusprechen, sondern bestätigte denselben und legte den Anklägern die durch ihr Rechtsmittel veranlaßten Kosten auf, sodaß die „Gartenlaube" auch aus dieser zweiten Instanz und somit aus dem ganzen Handel contra Müller und Heß mit Ehren hervorging.

Wesentlich unterstützt wurde sie indessen hierin durch einen von dem Ortsgesundheitsrath in Karlsruhe im October vorigen Jahres in Scene gesetzten Vorgang, in welchen unsere Ankläger verwickelt waren. Die uns für die weitesten Kreise wichtig erscheinende Mittheilung dieses Karlsruher Vorganges ist die eigentliche Veranlassung, daß wir an dieser Stelle überhaupt auf unsern Preßproceß zu sprechen kommen.

Die Karlsruher Angelegenheit verhält sich aber wie folgt:

Der Ortsgesundheitsrath der badischen Hauptstadt wies in einer öffentlichen Bekanntmachung darauf hin, daß es sich bei Darbietung der durch Dr. Müller und Dr. Heß (und einen uns hier nicht angehenden Dritten) empfohlenen Heilmittel nur um betrügliche Ausbeutung des Publicums handle. Dieser Anschuldigung gegenüber erhob Dr. Müller bei dem Karlsruher Amtsgericht eine Beleidigungsklage gegen den Vorsitzenden des Ortsgesundheitsamts, während Dr. Heß (und mit ihm der dritte Angeschuldigte) den ihm angethanen Schimpf ruhig auf sich sitzen ließ.

„Wenn nun auch," heißt es in einer autographirten Mittheilung des genannten Gesundheitsraths, „Material genug vorlag, die Anklage in ihrer Nichtigkeit zurückzuweisen, so schien es doch zweckmäßig, ein kleines Beispiel zu geben, auf welche Weise die besagten wissenschaftlichen Gutachten zu Stande kommen und welcher Werth ihnen beizulegen ist.

Zu diesem Zwecke wurde durch eine der guten Sache geneigte Mittelsperson, die wir Maier nennen wollen, folgender Brief an den ehrenwerthen Medicinalrath abgesendet:

Neckarelz, d. 17. Octbr. 1879.

Geehrter Herr Medicinalrath!

Ich habe ein Hausmittel fabricirt, welches aus ganz unschuldigen Stoffen zusammengesetzt ist und leicht auf den Stuhlgang wirkt, daher bei Congestionen, Verschleimung, Magenkatarrh, Asthma, besonders bei Hämorrhoiden und dergleichen gute Dienste thut. — Das Mittel besteht aus Aepfelwein, in welchem Honig mit etlichen Pfefferminztäfelchen aufgelöst ist und wozu ein paar Tropfen Melissengeist gesetzt sind.

Ich beabsichtige dieses Mittel in den Handel zu bringen und zu diesem Zwecke folgendes Inserat zu veröffentlichen:

Schlechter's Heilsaft. Neu!

Dieses Mittel, täglich 3 Eßlöffel voll genommen, heilt binnen kurzer Zeit auch eingewurzelte Uebel, welche in trägen Functionen des Unterleibs begründet sind, namentlich Hämorrhoiden, Kopfweh, Schwindel, Hypochondrie, Ohrensausen, Melancholie 2c.

Zu haben zum Preis von 3 Mark pro Flasche bei pp.

Es wäre mir nun sehr erwünscht, ein Zeugniß zu Gunsten dieses Mittels von Ihnen zu erhalten, welches ich anständig zu honoriren bereit bin, u. z. glaube ich, ein entsprechendes Ansuchen an Sie um so ungescheuter in vertraulicher Weise richten zu dürfen, als ich weiß, daß Sie schon viele Geheimmittel empfohlen haben. — Es würde mir genügen, wenn die Unschädlichkeit des Mittels und dessen allgemeine Nützlichkeit bei Zuständen der angedeuteten Art von Ihnen bescheinigt würde.

Ich bitte Sie nun um gefl. möglichst umgehende Mittheilung, welches Honorar ich einzusenden habe und ob es nöthig ist, daß ich das Mittel beifüge, oder ob Ihnen obige Angaben, für deren Richtigkeit ich garantire, genügen.

Ergebenster Hermann Schlechter
in Neckarelz, Großh. Baden.

Darauf kam folgende Antwort:

Berlin, den 18. October 1879.

Euer Wohlgeboren

erwidere ich auf Ihr geehrtes Schreiben ganz ergebenst, daß ich bereit bin, Ihnen ein wissenschaftliches Zeugniß über Ihr Mittel auszustellen, und haben Sie wohl die Güte, mir eine Probe davon zu senden, da ja das Porto nur einige Groschen macht, obgleich ich überzeugt bin, daß die angegebenen Bestandtheile sich darin befinden werden.

Das Honorar würde 20 Mark betragen.

Hochachtungsvoll
Dr. Müller, Medicinalrath.

Nach Anleitung des Herrn Ortsgesundheitsrathes, Medicinalraths Dr. Homburger, wurde nun ein Saft durch die Doell'sche Apotheke in Karlsruhe präparirt, der aus 225 Gramm Traubenwein, 50 Gramm Honig, 2 Gramm Pfefferminzzucker und 20 Tropfen Melissengeist zusammengesetzt ist, und dem Herrn Medicinalrath Müller unter Beifügung von 20 Mark und zarter Andeutung weiteren Honorars durch die nämliche Mittelsperson übersendet.

Diese reellen Silberlinge und die Hoffnung auf weitere regten auch, wie nicht anders zu erwarten, die wissenschaftlichen Kräfte des Herrn Dr. Müller zu einer Begutachtung an, welche der erwähnten Mischung zur höchsten Ehre gereicht. Sie lautet:

Wissenschaftliches Gutachten über Schlechter's Heilsaft.

Herr Schlechter hat mich beauftragt, ein wissenschaftliches Gutachten über den von ihm dargestellten Heilsaft abzugeben.

Nachdem ich diesem Auftrag nachgekommen und eine genaue physikalisch-chemische und medicinische Prüfung vorgenommen, habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß dieser Heilsaft durchaus keine dem menschlichen Organismus schädlichen Bestandtheile enthält, vielmehr sehr heilsame und dem Körper zuträgliche. Derselbe ist geeignet, bei den verschiedenen Magen- und Unterleibsleiden, gesunkener Verdauungskraft, Mangel an Appetit, Trägheit und Schwäche des Darmcanals, Magenkrampf, überhaupt gegen alle durch Störungen des Verdauungsprocesses entstehenden Uebel auf's Vortheilhafteste einzugreifen und den regelwidrigen Lebensproceß zum normalen Zustande zurückzuführen. Ganz besonders ist dieser Saft auch als ein schleimlösendes, die Lungen- und Bronchialschleimhaut kräftigendes Mittel bei chronischen Leiden der Respirationsorgane, verschlepptem Katarrh, anzuwenden und wird auch allen Hypochondristen mit habituellen Obstructionen, Hämorrhoidalleiden, ein höchst schätzbares Mittel sein, weil es nicht schwächt, sondern stärkt.

Mit dem Wunsche, daß dieser ausgezeichnete Heilsaft diejenige Anerkennung finden möge, welche er nach seinem Werthe verdient, hat dieses Zeugniß der Wahrheit gemäß ausgestellt

Berlin, im October 1879. (Siegel.)

Dr. Johannes Müller, Medicinalrath.

Dabei war der nachfolgende Brief angeschlossen:

Berlin, den 28. October 1879.

Sehr geehrter Herr!

Hierbei sende ich Ihnen das gewünschte Attest und bin gerne bereit, für die Verbreitung Ihrer Erfindung zu wirken, wenn Sie etwa hier bei einem renommirten Kaufmann eine Niederlage halten.

Auch kann ich Ihnen noch einige Atteste von anderen Aerzten verschaffen, wenn Sie solche wünschen.

Da Sie geneigt sind, mich noch mit einem Geldbetrage zu beglücken, so würden Sie mich sehr verpflichten, wenn Sie mir umgehend noch 20 Mark senden könnten; ich bin gern bereit, weiter schriftlich und mündlich für Ihre Angelegenheit zu arbeiten.

Hochachtungsvoll
Dr. Müller, Medicinalrath."

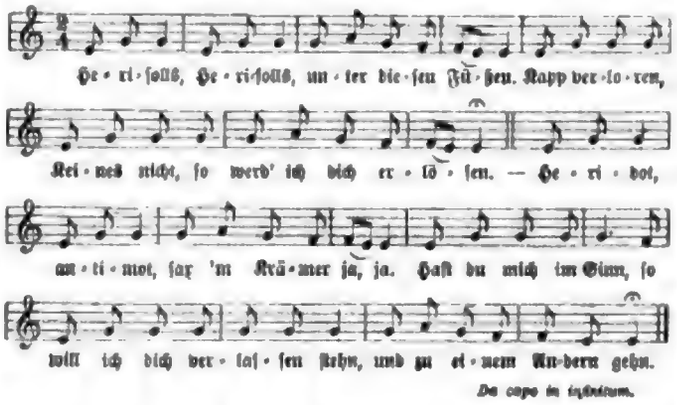
Es liegt auf der Hand, daß diese famose Karlsruher Affaire, die sich für unsere Zwecke gerade zur rechten Zeit zutrug, uns den Sieg leicht machte. Unerwähnt darf hier indessen nicht bleiben, daß es neben jenem thatkräftigen und klugen Vorgehen des Karlsruher Ortsgesundheitsrathes und dem Geschick unseres juristischen Vertreters besonders das gegen die Ankläger gerichtete Zeugniß des Herrn Dr. med. Heintze in Leipzig, Redacteurs des „Aerztlichen Vereinsblattes für Deutschland", war, was den für uns günstigen Ausgang des Processes herbeiführte. Der Genannte faßte sein Zeugniß in dem Ausspruch zusammen, daß er in der Tagespresse häufig die Namen des Dr. Müller und des Dr. Heß unter Gutachten gefunden habe, in denen werthlose und unbrauchbare Mittel gegen Krankheiten in wahrheitswidriger Weise empfohlen worden seien. Wir hoffen, daß obige Mittheilung dazu beitragen wird, der leider noch immer zahlreichen Gemeinde der Geheimmittel-Gläubigen die Augen darüber zu öffnen, was sie von den durch die Zeitungsreclame gestützten sogenannten wissenschaftlichen Begutachtungen neu auftauchender Medicamente zu halten habe.

D. Red.

Digitized by Google

Zum Register der aussterbenden Volksgebräuche. Bei dem Durchlesen eines früheren Jahrgangs der „Gartenlaube" treffe ich auf die Veröffentlichung eines altdeutschen Liederbruchstückes, welches mit den Worten „Hermen slag lermen" beginnt. Dieses Lied erinnert mich an etwas Aehnliches aus unserer Gegend.

Als ich zu den Kindern meines Heimathsdorfes Langsdorf in der Wetterau zählte, da war es noch — es ist kaum ein Jahrzehnt her — an der Tagesordnung, daß alljährlich vierzehn Tage vor und vierzehn Tage nach Ostern die gesammte Kinderschaar des Dorfes sich auf einer nahe beim Orte belegenen Wiese, die „Au" genannt, versammelte, um unter Aufführung eines eigenthümlichen Reigens ein seltsames Lied anzustimmen. Schon die ältesten Leute hatten es so gesungen in ihrer Jugend und so den Reigen getanzt wie wir. Das Lied heißt:



So einfach, wie die Melodie, ist auch der nach derselben aufgeführte Tanz. Bei den letzten Worten läßt der Tänzer die Tänzerin stehen und engagirt eine andere.

Der Text des Liedes ist ein völlig räthselhafter.

Sollte in den zum Theil unverständlichen Worten nicht ein tieferer Sinn liegen? Sollte es nicht etwa ein spärlicher Rest uralt-germanischer Poesie sein? fragen wir billig, die wir wissen, daß die „Au", auf der, so weit die Ueberlieferung zurück reicht, die Tänze alljährlich zu Ostern aufgeführt wurden, früher mit vielen Hünengräbern oder „Ringköppeln", wie's im Volksmunde heißt, bedeckt war, welche Herr Pfarrvicar Emil Ohly in früheren Jahren (um 1847) mit Erfolg öffnen ließ, und daß man ferner den gegenüberliegenden Hügel noch heutzutage das „Hainholz" nennt. Und wäre dem so (was außer allem Zweifel steht! D. Red.), sollte sich dann nicht unter Deutschlands Sprachforschern einer finden, der das Lied zu deuten vermöchte?

Unterdessen möge die „Gartenlaube" das Archiv sein, wo es dem deutschen Volke erhalten bleibt, denn jetzt ist das Lied verklungen. Die Prosa des neunzehnten Jahrhunderts griff auch hier mit rauher Hand ein: nachdem der Tanzplatz im Jahre 1869 von der Verwaltung der Oberhessischen Bahnen angekauft worden, ging allmählich im Laufe des letzten Jahrzehnts auch der Tanz ein, und das Lied verfiel der Vergessenheit. Es daraus zu retten, das war neben dem Wunsche, den wahren Sinn zu erfahren, der Zweck dieser Zeilen.

Langsdorf in der Wetterau. Phil. Koehler-Lugge.

Die Genossenschaften im oberschlesischen Nothstand. In den Berichten der Presse über die Unterstützungsspenden für Oberschlesien ist auffalliger Weise bis jetzt die Thätigkeit eines weitverzweigten Instituts nicht hervorgehoben worden, dem als einem frei in unserer Mitte erwachsenen Product zeitgemäßer Volksbestrebungen stets eine aufmerksame Beachtung gewidmet werden sollte. Schon bei dem großen ostpreußischen Nothstande im Jahre 1876 hatten die deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften den Beweis geliefert, daß sie sich als eine vaterländische Vereinigung fühlen. Mit ihrem Hauptzwecke, der Selbsthülfe ihrer Mitglieder, haben sie damals die weitere Aufgabe zu verbinden gewußt, in Fällen großer Landescalamitäten Erhebliches auch zur Bekämpfung einer Armuth beizutragen die sich selber nicht mehr zu helfen vermag. Als nun im Herbst vorigen Jahres wieder einmal aus verschiedenen Gegenden Deutschlands die Kunde von bereits ausgebrochenen oder herannahenden Nothständen ertönte, sind die deutschen Genossenschaften von dem ehrwürdigen Schulze-Delitzsch, ihrem Gründer und Führer, sofort an ihre bereits früher geübte patriotische Pflicht erinnert und mit Nachdruck zu thatkräftiger Theilnahme und angemessenen Beiträgen aus ihren Reserven aufgefordert worden. Sein warmer Aufruf erschien in den „Deutschen Genossenschaftsblättern" am 14. November, also zu einer Zeit, wo noch von keiner andern Seite her diesem Elende und seiner Gefährlichkeit gegenüber ein öffentlicher Schritt geschehen war.

Durch Veranlassung Schulze's ist hierauf alsbald ein aus angesehenen Männern bestehendes Central-Comité und fast gleichzeitig ein speciell für Oberschlesien wirkendes genossenschaftliches „Provinzial-Hülfs-Comité" in Breslau gebildet worden. Auf Grund der in aller Stille eingezogenen zuverlässigen Ermittelungen erließ dasselbe sodann am 1 December einen Aufruf, dessen Wirkung als eine verhältnißmäßig sehr günstige bezeichnet werden muß. Denn schon zum Schlusse des Jahres, also in einer Zeit von kaum vier Wochen, waren bei dem Breslauer Comité aus den Kreisen der Genossenschaften nicht weniger als 18,691 Mark und außerdem zahlreiche Bekleidungsgegenstände und Lebensmittel eingelaufen. Von dieser Summe sind im Laufe des December 16,500 Mark zur Vertheilung gelangt, und zwar theils durch die Vermittelung localer Vorschuß- und Sparvereine selber, wie solche in den Nothstandsdistricten bestehen, theils durch die Landrathsämter und andere behördliche Organe. Bedacht wurden dabei übrigens auch die armen Weberdistricte der Grafschaft Glatz, deren Nothstand hinter dem oberschlesischen kaum zurück bleibt. Die dem Comité am Jahresschlusse zur Verfügung gebliebene Summe von 2191 Mark ist durch inzwischen neu eingegangene Beiträge wiederum auf 5000 Mark gestiegen, sodaß bald eine zweite Vertheilung wird stattfinden können.

Alle diese Gaben sind an sich nicht bedeutend, aber sie erhalten einen besonderen Werth und geben ein schönes Zeugniß, wenn man an ihren Ursprung denkt. Kommen sie doch aus allen Theilen des deutschen Vaterlandes und aus den Cassen der genossenschaftlichen Vereine oder von einzelnen Mitgliedern derselben, das heißt aus jenem mittleren und kleineren Gewerbestande, der seit Jahren selber schwer unter dem Druck der Zeitverhältnisse zu leiden hat. Andererseits aber wird hier auch eine große Sicherheit wirksamer Verwendung durch den Umstand gewährleistet, daß sich das Comité der musterhaften genossenschaftlichen Organisation und ihrer an verschiedensten Orten bestehenden genossenschaftlichen Vereine bedienen kann. Es wird also, wenn einmal gewissenhaft über das gesammte Unterstützungswerk Rechnung zu legen ist, auch das humanitäre Verdienst und die eingreifende Opferwilligkeit dieses großen volksthümlichen Verbandes um so mehr die gebührende Würdigung finden müssen, als das Comité keine Sonderbestrebung verfolgt, sondern nur in pflichtmäßigem Einverständniß mit den Behörden und der Gesammtleitung des Unterstützungswesens für Oberschlesien gehandelt hat.

Kinder genug — aber wo bleiben die Eltern? Wir wollen nicht undankbar sein: ganz wirkungslos ist unsere „Bitte um liebende Eltern für verwaiste Kinder" nicht gewesen; aber die Zahl der Kinder ist schon in dieser kurzen Zeit viel stärker angewachsen, als die der um sie werbenden Eltern. Wohl wissen wir, daß es unmöglich ist, alle armen Waisen in die Arme sorgender Familien zu führen, schon aus dem einfachen Grunde, weil es viel mehr elternlose Kinder als kinderlose Eheleute giebt, aber wünschen dürfen wir ja, daß es eine Sitte frommen Pflichtgefühls und nationaler Liebe, daß es eine so echte deutsche Sitte, wie die Pflege des Weihnachtsfestes, werden möge, kinderlose Ehen mit einem Waisenkinde zu schmücken. Wie viel wahres Familienglück könnte dann mehr, wie viel Unglück durch verlorene, weil verwahrloste Menschen weniger in Deutschland sein!

Sollte man hinter diesem Wunsche einen Vorwurf gegen die Waisenhäuser und die jetzige Waisenpflege erblicken, so wollen wir sofort bekennen, daß wir die großen Verbesserungen in denselben und die großartigen hier einschlägigen Stiftungen wohl zu schätzen wissen. Sie liegt ja hinter uns, die „gute alte Zeit", wo man nicht blos Zucht und Irrenhäuser, sondern nicht selten auch die Armen- und Waisenhäuser dazu unter einem Dache finden konnte. Der Anblick der vom „Waisenvater" begleiteten langen Züge von Kindern, die in ihrer gleichen knappen Kleidung, mit den bleichen traurigen Gesichtern paarweise dahinschlichen, dieser Anblick ist heute wohl aus den meisten Städten verschwunden. Wir besitzen sogar Musteranstalten, welche den armen Elternlosen auch die Freuden der Kindheit gewähren und sie einer durch Arbeitsfähigkeit möglichst gesicherten Zukunft entgegenzuführen suchen. So dankbar dieses Eine anzuerkennen ist, so fest steht das Andere: das Leben in guter Familie kann dem Kinde kein Waisenhaus ersetzen. Eben darum müssen wir wünschen, daß das Glück, an kinderfreundliche Herzen gezogen zu werden, möglichst vielen Waisen zu Theil werde.

Allerdings ist es kein leichter Entschluß, durch die Annahme eines Kindes auch sein Schicksal mit in die Hand zu nehmen. Ein Kind macht nicht nur Freuden, es macht auch Sorgen und kann trübe Stunden bereiten. Wer solche dunklen Seiten des Familienlebens scheut, wird freilich besser thun, sich jeder derartigen Verantwortlichkeit zu entschlagen. Daß er damit aber auch einen Himmel voll reinster Freuden sich verschließt, das ist eben die Strafe für die ruheliebende Selbstgenügsamkeit. Nur wem das Herz lacht, wenn die leuchtenden Augen und die klatschenden Händchen eines Kindes ihm zeigen, wie schön es sich freuen kann, nur Der fühlt das wahre Glück des Lebens. Und an Solche richtet sich unsere Bitte: Ihr Kinderlosen, gebt Euer Herz einem Kinde und sucht in seinem Glück das Eure!

Schließlich haben wir noch eine Bitte. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß weit mehr Mädchen als Knaben von den Kinderlosen begehrt werden. Das Zahlenverhältniß ist sogar auffällig. Gewiß schmälert das unsere Dankbarkeit nicht um eine Linie gegen die Adoptiveltern von Waisenmädchen; ist es doch eine hohe Aufgabe, aus einem Mädchen eine Jungfrau zu erziehen, die einst als Frau und Mutter ihre pflichtreiche Stellung im Leben ausfüllen kann. Aber was haben Euch denn unsere armen Jungen gethan, daß sie so tief im Preise stehen? Ist es nicht auch eine Ehre, aus einem Waisenknaben dem Vaterlande einen tüchtigen Mann mehr zu erziehen? Die Natur hat es ja so lieb in die Seele der Geschlechter gelegt, daß der Mann sich nach einer Tochter, die Frau sich nach einem Sohne sehnt: so möge diese Doppelsehnsucht auch der Herzensruf der Adoptiveltern werden! Dann sind wir sicher, daß auch unsere Knaben sich nicht mehr so lange mit ihren frischen und doch so traurigen Augen nach liebenden Eltern umsehen werden. Fr. Hfm.

Kleiner Briefkasten.

A. M. in Z. Die billigste der uns bekannt gewordenen Bezugsquellen für den Samen der Douglas-Fichte ist die Forst- und Landw. Samenhandlung Heinrich Keller Sohn in Darmstadt, welche im vorigen Jahre ihre importirten Vorräthe von Samen der Abies Douglasii mit 26 Mark per Pfund lieferte.

E.....e in F., Ungarn. Nur brieflich können wir Ihnen das Gewünschte mittheilen. Ihre Adresse?

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 8. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der Weg zum Herzen.

Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von **Robert Byr.**

(Fortsetzung.)

Das Datum, auf welches sich das nachdenkliche dunkle Auge der Baronin richtete, griff über drei Jahre zurück. So lange war es, daß dieses Bild hier seinen Platz gefunden. Die Züge eines Bildes konnte die Zeit bleichen und entstellen, nicht aber die Gefühle eines Herzens; waren es nicht heute noch dieselben? Erwachten sie nicht mit voller Gewalt, einstimmend in dieses flammende Gelöbniß grausam geknickter Liebe, Wort für Wort?

„Den 17. November.

O, wißt Ihr denn nicht, daß ich zu leben aufhören muß, wenn Ihr mir das Athmen verwehrt? Du bist mein Odem, meine Lebensluft — Dich soll ich nicht mehr sehen, mit Dir nicht mehr sprechen, Deine Hand nicht mehr drücken, mein Geliebter! In Todesnacht unterzutauchen, wäre Seligkeit, und nur um Dir, harter Vater, die Gewissenslast nicht aufzuladen, Dein eigenes Kind in's Verderben getrieben zu haben, lösche ich das Licht meines Lebens nicht aus.

So ist es denn wahr, daß Alles hier auf Erden nur durch den elenden Mammon regiert wird! O, wie er die Herzen der Menschen verhärtet und ihre Gedanken erniedrigt! Weil Gustav nur ein armer Oberlieutenant ist, darf ich nicht sein werden; als ob wir nicht reich genug wären! Aber es ist nicht der Reichthum allein, der uns scheidet. Ich sehe klar genug. Schwägerin Hilma hat ihre langen, hageren Finger in der Sache. Gustav Steinweg und weiter nichts, kein Graf, kein Baron, nicht einmal ein simples ‚von' — das wäre ja eine furchtbare Mesalliance für ein Fräulein von Mildner. Der ‚uralte' Stammbaum unserer Ritterfamilie würde bis in die Wurzeln erzittern, und da dieselben erst von gestern sind, könnten sie in ihrer kindlichen Zartheit durch diese Mißheirath zerrissen werden. Man muß wackelige Stämmchen in Stöcke binden, damit sie festwachsen. Bruder Heinrich ist schon fest an den seinen geschnürt: er ist Gatte eines Fräuleins aus altem Geschlechte; wie dürfte er da die Schwester wieder in die kaum verlassenen bürgerlichen Schichten hinabsteigen lassen! Und wenn Heinrich in seiner gutmüthigen Schwäche Alles hingehen ließe, so müßte doch Frau Hilma in zärtlicher Fürsorge für die Zukunft ihrer theuren Schwägerin ihre Spinnennetze ziehen. Wäre es von ihr abgehangen, ich glaube, sie hätte mich trotz meiner achtzehn Jahre zu Lora zurück in's Pensionat geschickt.

‚Aus den Augen, aus dem Sinne', soll es auch hier heißen! Werd' ich ihn nicht, wo ich auch sei, täglich morgens beim Klange der Trompeten unter meinem Fenster vorüber courbettiren sehen, den kühnsten Reiter der ganzen Escadron, den schmucksten Cavalier unter seinen Cameraden, obschon er keine Krone auf dem Siegelringe trägt, der seine weiße Hand schmückt? Wart Ihr denn blind, so oft er zu Euch in's Haus kam, daß Euch seine Eleganz, seine Gewandtheit, sein liebenswürdiges Wesen nicht auffielen? Giebt es einen bessern Tänzer im ganzen Regimente? Und wie geistreich und ritterlich ist er, wenn er von seinen Stationen und Garnisonen oder von seinen Jugendstreichen erzählt! Nur Richard schwärmt für ihn und ist, seit ihn Papa als Cadet zum Regiment gegeben, sein unzertrennlicher Freund. Dafür liebe ich diesen Bruder auch doppelt, der überhaupt viel schöner, stolzer und edler ist als Heinrich; und dennoch — welch ein Abstand wieder zwischen ihm und Gustav!

O Du Herrlicher, Unerreichbarer!

Nur eins verstehe ich nicht, daß Du so gelassen die Beleidigung hinnehmen konntest, die man Dir geboten hat. Ich habe es wohl gesehen, welchen Zwang Du Dir anthun mußtest, um Deine Ruhe zu bewahren, als Du gestern Papa verließest, den Du um meine Hand gebeten, und ich mußte es bewundern, wie leicht Du durch den Hof dahinschrittest und lächelnd Dein reizendes Schnurrbärtchen kräuseltest, bevor Du in Deiner ritterlichen Weise zu meinem Fenster hinaufgrüßtest. Aber daß Du hinter diesem Lächeln der Selbstbeherrschung, um das ich Dich beneiden möchte, keinen kühnen Plan verbargst, der uns Beide erlöst hätte, das kann ich immer noch nicht begreifen.

Ich habe geglaubt, es müßte ein Zeichen von Dir kommen, ein Brief, eine Andeutung, ein Ruf. Ich wäre ja bereit, Dir überall hin zu folgen, wenn Du mich auf Dein Pferd erheben wolltest und mich mit Dir nehmen, hinaus in die Welt; Du aber sahst wahrscheinlich in mir nur das heitere Kind und ahntest nicht die starke Seele, die in mir wohnt und die der Deinen mit entfalteten Schwingen entgegenflog. Ich küsse Dein Bild; ich lege es hier herein. Zu ihm will ich flüchten in den thränenvollen Nächten, wo ich unbewacht bin; an Dich will ich hier schreiben Tag für Tag, so lange meine Hand die Feder noch zu halten vermag. O, ich fühle es, nicht lange wird es mehr währen! So lange nur noch möge mich Gott am Leben erhalten, daß ich höre, wie Du glücklich geworden. Ich wünsche es Dir so sehr, Geliebter!

Aber vor meinen Augen steht noch ein anderes Bild, und ich vermag es nicht zu bannen.

Ich sehe ein Schlachtfeld; der Sieg ist unser, aber der

Digitized by Google

herrliche Mann, der ihn für unsere Fahnen erkämpft hat, er liegt unter Todten und Verwundeten, neben seinem treuen Rosse, das unter ihm zusammengebrochen ist, und aus seinem Herzen noch sprießt die rothe Rose. Ueber ihn aber neigt sich eine Diakonissin; sie küßt seine bleiche Stirn und erhebt sich nicht mehr. Der Mond bricht aus den Wolken; leise gleitet er über dieses Blumengefilde, über das des Todes Sense hingemäht. Seite an Seite ruhen dort vereint, die das Leben getrennt und die rauhe Hand geknickt — die rothe und die weiße Rose." —

Die Baronin blickte von dem Tagebuch empor. So schwärmerisch, so phantastisch würde sie heute nicht mehr schreiben; aber das Gefühl, das aus diesen Zeilen sprach, war doch ein echtes, dauerndes gewesen — sagte sie sich; sie hatte es gestern empfunden, als ihr Bruder Richard ihr auf dem Balle unversehens denjenigen zugeführt, an den diese Zeilen einst gerichtet waren, ohne je in seine Hände zu gelangen. Welch heißen Schrecken hatte sie bei diesem Wiedersehen empfunden!

Die Jahre versanken, und sie stand wieder dem jungen feurigen Tänzer gegenüber, der ihr einst auf einem andern Balle, während er sie mit geschickter Wendung gegen die Anwesenden deckte, so stürmisch die Fingerspitzen geküßt, und der dann ein paar Tage später mit lächelndem Gruße und „den Tod im Herzen" das Haus verlassen hatte, das er nimmermehr betreten sollte.

Wieviel Thränen hatte sie ihm nachgeweint, wieviel Seufzer ausgestoßen um ihre junge gebrochene Liebe! Wie manche Stunde war sie vor diesem Buche gesessen und hatte ihre hochgespannten Empfindungen ausgeströmt! Da folgte noch Seite um Seite. Standhaft hatte sie ihr Wort gehalten, bei ihm Zuflucht zu suchen und von allen Verlockungen des Lebens in der Weltstadt sich fern zu halten, so standhaft, daß Heinrich und seine Frau zuletzt mit ihr sogar nach Italien gegangen waren, um sie auf andere Gedanken zu bringen und ihre schwankende Gesundheit wieder zu befestigen.

Und auch in den Tagebuchblättern aus dieser Zeit kamen inmitten scharfsinniger Beobachtungen und von erwachendem Kunstverständniß zeugender Schilderungen ähnliche Gefühlsergüsse vor. Aber die häufige Wiederkehr schien der Lesenden endlich peinlich zu werden. War ihr Empfinden doch verändert? Oder stand sie vielleicht nur unter dem Einfluß der Erinnerung an den Spott jener kalten Lippen, die sie so oft schon über „Phrasen" aus ihrem Munde, wie er es nannte, hatte lächeln gesehen, und deren Sarkasmus sie vor wenigen Stunden erst so scharf getroffen hatte?

Rasch, wie mit einer Art Verlegenheit, glitt sie über diese Seiten des Buches hinweg.

Sternberg trat ihr vor Augen, wo ihr Gatte zur Stunde schon weilen mochte. Auch die Aufzeichnungen, welche nun folgten, datirten ja von dort, und merkwürdig war es, wie in denselben mit der Rückkehr aus dem Süden das bis dahin vorherrschende Gefühl verblaßte und ein anderes, weit nüchterneres und schärferes die Oberhand gewann. Nur ab und zu noch kehrte ein Gedanke zu dem zwischen den früheren Blättern eingesargten Bilde zurück, wie hier unter Anderem:

„25. April.

Das also ist es! Ich hatte gedacht, nur um mich nicht wieder mit G. zusammentreffen zu lassen, sei ich hierher nach Sternberg gebracht worden; aber ich habe heute von Richard erfahren, daß G.'s Regiment auf dem Marsche nach Galizien, er selbst als Lieutenant in ein anderes Regiment versetzt worden ist. Selikau wäre mir also wohl nicht mehr gefährlich. Aber Papa selbst hat seine Gründe, die Klatschzungen des Städtchens zu meiden. O meine liebe, gute Mutter, warum bist Du so früh von uns gegangen? Kann es sein, daß sich ein solches Geschöpf an Deine Stelle drängen darf? Und darum, darum also wird von nun an das stille einsame Sternberg zu unserer Residenz erkoren! Wie hat sich für mich der Eindruck des ganzen Hauses auf einmal damit verändert! Das hübsche Schloß, die Waldberge, der rasche Fluß, Alles hat seinen Reiz verloren. Die dicken schwarzen Rauchwolken aus den Schlöten ersticken mich."

Der nächste Tag aber brachte eine längere Aufzeichnung, die sie langsam und prüfend überlas, während sich ihre Stirn in die Hand des aufgestützten Armes senkte.

„26. April.

Ich glaube, daß die Männer, wenn sie älter werden, nur noch für die Politik, die Jagd, das Spiel und Essen und Trinken Sinn haben. So ist es wenigstens bei denen der Fall, die zu uns kommen. Was war das heute für eine Gesellschaft!

Freilich hieß es schon von vornherein, es sei eine Zusammenkunft zu Wahlvorbereitungen. Aber ich sollte doch meinen, nach all den langen Debatten von Mittag bis zur Dinerstunde dürften sie alle möglichen Nüancen erschöpft haben und froh sein, ihre Besprechungen beenden zu können. Gott bewahre! Bei der Suppe herrscht das Schweigen des Hungers; beim Hors d'oeuvre werden noch einige Anläufe zu gewöhnlicher Tischconversation gemacht, die aber, noch ehe der Fisch erscheint, gescheitert sind; mit Roastbeef und Kartoffeln wird wieder Old England rege, und bei Entremet und Gemüse sitzt man bereits mitten in der Politik. Dann kommen die Toaste an die Reihe, und nun ist kein Halten mehr. Rechte, Linke, Majorität, Minorität, Antrag, Resolution, Opportunität, Indemnität, Parität und Calamität ohne Ende, daß uns armen Zuhörerinnen die Ohren schwirren.

Und nun gar, wo nur zwei Damen an der Tafel theilnehmen und unter so viel Bärten ganz verschwinden! Unter dem meines Nachbars wenigstens wäre das für mich etwas ganz Leichtes gewesen. Hilma hätte freilich ein wenig die Zügel ergreifen können; das läßt sie sich ja sonst in keiner Beziehung entgehen, diesmal wollte sie aber offenbar nicht die liebenswürdige Hauswirthin spielen. Sie saß da gleich einer ägyptischen Pharaonenstatue, und die Löckchen flossen ihr herab wie die Schlangen vom Gorgonenhaupte. Wenn sie hätten zischen können, wäre jeder Laut Mißbilligung gewesen. Sie hält, so viel ich davon verstehe, zu der andern Partei, und es ist auch Heinrich gar nicht wohl inmitten dieser Anhänger einer neuen Weltanschauung. Er wirft zuweilen Blicke nach ihr hinüber, als wollte er sie um Verzeihung anflehen, daß ein ‚Ritter von Mildner' sich solchen Umsturzideen hingiebt. Wenigstens so lange, bis er sich gehörig Muth getrunken; dann brüllt der Löwe endlich auch mit. Sie aber schweigt — vielleicht fürchtet sie, durch einen Laut die schon über Papas Haupte schwebende Freiherrnkrone im ruhigen Niedersinken zu stören. So läßt sie denn die Wogen branden.

Ich aber, als Tochter vom Hause, als die jüngere, als Mädchen, kann doch nicht den Ton angeben! Mein bärtiger Nachbar hatte wenigstens Erbarmen mit mir und unterhielt mich. Und doch wäre er vielleicht mehr als die Uebrigen veranlaßt gewesen, seine politischen Ansichten zu äußern, denn so viel ich verstanden habe, will der Großgrundbesitz auch ihn zur Wahl in Vorschlag bringen, wenigstens sind sie von allen Seiten in ihn gedrungen, anzunehmen. Er lehnt jedoch ab; seine Verhältnisse erlauben es ihm nicht. Schade, ich glaube wirklich auch, daß keiner sich so gut zum Abgeordneten eignet, wie er. Eine alle andern weit überragende Intelligenz ist auf seiner Stirn zu lesen, man muß nur Baron Weisen mit ihm vergleichen oder Graf Baumbach, den ich zu meiner Rechten hatte und der mir zehnmal während des Essens die Versicherung gab, daß ich charmant aussähe, und darüber, wie über den besten Witz, in ein Kollern kam, daß ich meinte, unser alter Puter habe sich die Treppe herauf verirrt, auch an den violetten Nasen- und Kinnlappen fehlte es nicht.

Ja, da ist kein Vergleich, selbst Doctor Kalina, der sich doch, dank seinem juridischen Scharfsinn, ein hübsches Vermögen gesammelt hat und auch im Abgeordnetenhause eine Rolle spielt, macht nicht den Eindruck einer solch überlegenen Denkkraft wie Baron Lomeda, und auch seine Beredsamkeit ist nicht von derselben ruhigen, zum Verstand, aber auch zum Herzen sprechenden Art. Da mag wohl schon die tiefe wohllautende Stimme mitwirken, aber den Ausschlag giebt doch Inhalt und Auffassung. Ich will übrigens gar nicht leugnen, daß ich vielleicht etwas bestochen bin. Baron Lomeda brachte nämlich den einzigen nichtpolitischen Toast aus. Nicht eben einen neuen, aber einen, den wir uns immer wieder gern gefallen lassen — auf die Frauen nämlich.

Ich merkte wohl, wie es Hilma einen Stich gab, daß er nicht ‚Damen' sagte, aber gerade das hat mich gefreut. Und wie er sprach, konnte er auch nicht recht die ‚Damen' meinen. Es war kein Preisgesang, bei dem man sich immerfort schämen muß, in eine Reihe mit den Engeln gestellt und mit allerlei über-

Digitized by Google

irdischen und unmöglichen Tugenden ausstaffirt zu werden. Es war auch keines jener Brillantfeuerwerke, wo wir nach all dem Rauch und Geprassel schließlich doch nicht viel besser dastehen als die leeren Raketenstöcke, sondern ein einfaches Lob der Frau in ihrem segensreichen Wirken in Haus und Welt, vor Allem, wo sie ihrer schönen Aufgabe gerecht werde, dem Manne treulich zur Seite zu stehen, ihn zu fördern und zu unterstützen und ihm stets ein friedliches Heim zu bieten, in welchem er ausruhen und sein Gemüth erfrischen könne, das sonst verdorren müßte im Wüstenbrande des Welttreibens.

Es ist wahr, das sind keine neuen Gedanken; jetzt, wo ich sie niederschreibe, weiß ich, daß ich sie schon oft gelesen; aber freilich stehen mir auch die Worte nicht mehr zu Gebote, welche er dafür gebrauchte. Und wie sie ihm so von den Lippen flossen, da war es gar nicht, als ob er eine einstudirte oder auch nur improvisirte Rede hielte, sondern es kam wie ein Strom tiefen Gefühls, der Erinnerung entsprungen; es glich der Schilderung eines Bildes, das, in's Leben zurückgerufen, klar vor seinem feuchten Auge stand. Ja, ich habe die Thräne deutlich gesehen, da er zum Schlusse mit mir als seiner Nachbarin zuerst anstieß.

Der Arme! Es ist kaum anderthalb Jahr, daß er seine Frau verlor. Er scheint ihr ein treues Andenken bewahrt zu haben. Und dennoch erwähnte er ihrer über Tisch nicht ein einziges Mal gegen mich. Erst nachher sagte mir Papa, daß er vor drei Jahren seine Cousine geheirathet habe. Er selbst erzählte mir nur von seinem kleinen Mädchen, von Riesling, und dann von Italien, wo er ja auch gewesen ist, da er ursprünglich für die diplomatische Carrière bestimmt war, aus der ihn erst der plötzliche Tod seines Vaters riß. Nach Hilma's Andeutungen war er zur Uebernahme des Gutes gezwungen, wenn er es noch retten wollte, da der alte Baron Lomeda ein großer Lebemann gewesen und ganz zerrüttete Vermögenszustände hinterlassen; das werden wohl auch die Verhältnisse sein, die ihn verhindern, ein Mandat anzunehmen.

Er will einige landwirthschaftliche Einrichtungen von Papa übernehmen und sagte mir, daß er in nächster Zeit wiederholt nach Sternberg herüberkommen werde, worauf ich ihm in aller Aufrichtigkeit versicherte, daß mich das sehr freuen würde. Ich muß das ein bischen lebhaft gesagt haben; denn er blickte mich darauf so überrascht an, daß ich ganz verlegen wurde. Ich muß dunkelroth geworden sein, wie das einfältigste Gänschen; was wird er von mir gedacht haben!

Wir haben ein Gefühl gemein: den Schmerz. Er wie ich, wir trauern Beide um unsere Todten."

Lange sah die Lesende auf den letzten Satz hin. Eine leise Röthe trat in ihre feinen Züge, die dabei eine eigene Durchsichtigkeit gewannen.

„19. Mai.

So ist es denn da," las sie weiter, nachdem sie einige Blätter umgewendet hatte, „wirklich und wahrhaftig da, das Unerhörte, Widerwärtige, nun ist es nicht mehr möglich, vor ihm die Augen zuzuthun, in der Hoffnung, daß es vielleicht doch noch vorübergehen würde, wie die drohende Wolke ohne Gewitter. Es ist niedergegangen, die Erklärung erfolgt, und sie wird nicht mehr zurückgenommen werden. Ich habe es an dem entschlossenen Ausdruck und den Falten auf der Stirn gesehen, als ich Papa mit gerungenen Händen beschwor, uns nicht die Schmach anzuthun, die er uns verkündete.

Kann ich ihn denn noch Vater nennen? Mir ist, als erstarrte mir das Wort auf der Zunge.

Mutter soll ich diese Heuchlerin nennen, die sich in das thörichte Herz eines alternden Mannes listig einzuschmeicheln wußte? Diese ehemalige Dienerin meiner lieben guten Mutter soll jetzt deren Stelle einnehmen, ihren Titel führen, ihre Rechte auf unsere Liebe und Achtung erben? Nimmermehr! nimmermehr! Für mich kann sie nie etwas anderes sein, als die ehrgeizige, ihre Ränke spinnende Wirthschafterin. Ich kann an ihr vorüber gehen, als ob sie nicht vorhanden wäre, ihr aber Gehorsam, Neigung, Ehrerbietung zollen, all das, was auch von einer Stieftochter gefordert wird — niemals!

‚O Mutter, warum hast Du Deine Kinder verlassen? Unter diesem Dache ist kein Raum mehr für mich; thu' Dein stilles Grab auf und nimm mich auf in Deine Arme!'"

Der nächste Tag gab schon ein neues Stimmungsbild:

„20. Mai.

Ich muß wohl sehr verwirrt ausgesehen haben, als ich gestern an der Straße saß. Das Weh, der Zorn, die Verzweiflung hatten mich hinausgetrieben, und ich habe, während ich in die sinkende Sonne sah, wohl davon geträumt, wie es wäre, wenn ich so fort ginge auf der Straße, immer weiter und weiter ohne umzukehren, bis an das Ende der Welt. Sicherlich stand mir das auf der Stirn geschrieben, oder das ernste milde Auge Baron Lomeda's weiß tiefer in die Seele zu blicken als jedes andere, daß er, nachdem er den Wagen hatte halten lassen, sich so ohne Weiteres zu mir auf den Grabenrand setzte und mir weich und herzlich zuzureden begann, ich möge doch nicht so traurig sein.

Ja, es ist etwas in ihm, das zu mir spricht, wie die Stimme eines lieben treuen Bruders, nur daß ich Lomeda nicht mit meinen beiden Brüdern vergleichen will. Weder Heinrich noch Richard haben diesen Ton je gefunden. Es ist ein Geschwistergefühl, wie ich es leider nur aus Schilderungen Anderer kenne, die glücklicher sind als ich.

Hab' ich ihm das gesagt? Es mußte so sein, ich war ja meiner Worte und Gedanken kaum mächtig, während mir die Thränen von Neuem aus den Augen strömten, und sicherlich hätte er sonst nie gewagt, den Arm um mich zu schlingen und meinen Kopf an seine Schulter zu legen, wie man es allenfalls mit einem Kinde thut.

‚Armes Kind!' sagte er und forderte mich auf, mich von dem feuchten Grase zu erheben und nach dem Schlosse zurückzukehren.

‚Ach,' erwiderte ich, ‚ich möchte, daß ich nie mehr heimzukehren brauchte — ich habe nun ja doch keine Heimath mehr.'

Er drückte meine Hand und sagte nach einer kleinen Pause mit seltsam zitternder Stimme, die mir das Herz fast stocken machte:

‚Ich möchte Ihnen eine neue anbieten, Fräulein Lisa, wenn ich hoffen dürfte, daß Sie sich in derselben glücklicher fühlen werden.'

Ich war so erschrocken, daß ich keine Antwort fand, und er schien auch auf keine gewartet zu haben, sodaß wir eine ganze Weile still neben einander hergingen. Die Frage hatte ich wohl verstanden, aber sie war mir, was auch Hilma voll hämischer Anzüglichkeit hatte fallen lassen, so unerwartet gekommen, daß ich mich nicht zu fassen vermochte. Du, Buch meines Vertrauens, weißt ja, daß ich auch nicht mit einem einzigen Gedanken je die Möglichkeit erwog, in Lomeda einen Freier zu sehen. Glaubt sie, ich könne so rasch den Aschenkrug vergessen, in dem ich meine Liebe bestattet? Es giebt Naturen, die nur einmal sich diesem Himmelsfunken erschließen. Könnte er jemals erlöschen, zerfiele auch das Herz in Staub.

Nein, ich liebe ihn nicht, und ohne Liebe eine Ehe einzugehen, habe ich bis heute für eine Unmöglichkeit gehalten.

Zum Glück — nun ja, es mag stehen bleiben, da ich es schon einmal geschrieben habe — ich hoffe wenigstens: ‚zum Glück' kam er dem schon in mir heraufschwellenden Worte zuvor. Er hatte eine Brieftasche hervorgezogen und nahm aus derselben eine Photographie, die er mir reichte.

‚Sie lieben ja Kinder,' sagte er dabei, ‚könnten Sie meinem Gretchen eine liebevolle Mutter sein?'

Es war ein herziges Kindergesicht, das mich wunderlich mit den erstaunten großen Augen unter den kurzen krausen Löckchen hervor anzusehen schien. War es doch, als lächle es — und indem ich es jetzt ansehe, ist es mir wieder, als lächle es und wolle ein süßes Wort lallen. Ja, ja, Du liebes, liebes kleines Wesen, Dich muß man küssen!

Es war ein so plötzliches stürmisches Empfinden über mich gekommen; es mag Mitleid, Erregung gewesen sein, vielleicht auch ein rein physischer Nervenreiz; die Thränen waren ja nur künstlich gestaut; ich drückte das Bildchen an die Lippen; dann war ich beschämt über die Auslegung, die man solcher Zärtlichkeit geben konnte, und wollte etwas zur Entschuldigung stammeln, aber ich kam nicht über ‚den holden Engel' hinaus; ich brach auf's Neue und so heftig in Weinen aus, daß er mich wohl für eine hysterische Närrin gehalten haben muß.

Und ich fand nicht einmal Zeit, mich zu beruhigen und eine Erklärung meines ungereimten Verhaltens zu geben; denn Papa, der den vorausgefahrenen Kutscher im Hofe gesehen hatte, war uns entgegengekommen, und da ich mich vor ihm nicht so zeigen wollte, schlüpfte ich davon.

Es erschien mir schon sonderbar, daß Baron Lomeda nicht wie gewöhnlich zu Thee blieb; meine Zweifel, ob ich dazu hinabgehen oder mich entschuldigen lassen sollte, wurden bald behoben, denn Papa kam selbst zu mir, um mir zu sagen, daß der Baron um mich angehalten. O, wie muß es ihm selbst darum zu thun sein, mich aus dem Hause zu haben, da er mir so eindringlich aus einander setzte, wie sehr diese Verbindung auch zu seinen Wünschen stimmen würde!

Wohl kann es ihm nicht angenehm sein, einer störrischen Miene, gleich der meinigen, alltäglich zu begegnen. Ich habe aus jedem seiner Worte die Absicht herausgehört, mich bald zu entfernen, um dann auch um so eher mehr Freiheit für sich selbst zu erhalten.

Er fühlt es, wie ich, daß mein Platz hier nicht mehr ist. Er drängt, und ich verstehe dieses Drängen. Habe ich denn auch noch einen andern Ausweg?

Wenn ich auch wollte: alle meine Talentchen reichen nicht zu, daß ich mit ihnen als Lehrerin mein Brod verdienen könnte, und selbst wenn ich es wagen und insgeheim entfliehen wollte, Papa würde mich ausforschen, mit Gewalt wieder zurückbringen lassen. Ich habe nur die Wahl: Sternberg, Selikau oder — Riesling.

Ach, ich habe ja eigentlich schon gewählt, wenn ich mir auch drei Tage Bedenkzeit ausbat und zur Bedingung machte, daß man mich unterdeß nicht zu überreden suche. Eine Gnadenfrist, nichts weiter, und ich wollte fast — es wäre die Qual derselben vorbei!" — —

Nun fiel Blatt um Blatt von der Rechten zur Linken, hastig, als ob der Herbstwind vergilbtes Laub herüberwehte; erst bei der letzten längeren Aufzeichnung, da, wo das letzte Drittel des Buches begann, hielt die kleine blätternde Hand inne.

„3. September.

Heut' ist mir, als müßt' es ein Gebet sein, das ich hier niederschreibe. Ich will mich in Allem den übernommenen Aufgaben würdig zeigen, und Gott wird mir helfen, sie zu erfüllen.

Der letzte Tag!

Eine Unruhe ist in mir, die unbeschreiblich ist. Weihe kann ich das nicht nennen; denn Weihe ist hohe Ruhe im höchsten Erfassen der Bestimmung und des Augenblicks, und dennoch ist etwas davon lebendig in meiner Brust, und das leise Zagen, das mich just im letzten Augenblicke überkommt, ist doch eigentlich weit entfernt von dem Wunsche, alles wieder rückgängig zu machen. Nein, nein, das wollte ich nicht, selbst wenn ein ganzes Jahr wie ein Traum aus meinem Leben gelöscht werden könnte.

Ein Jahr, und auch das nicht einmal voll! Was ist doch das Menschenherz? Wie steht es mit den Vorsätzen, die wir fassen? Verzeih, du Ferner, wenn ich untreu geworden! Heute darf ich noch einmal dein gedenken; morgen verbietet es mir die Pflicht und mein eigener Wille. Dir habe ich ja mein Wort nie gegeben — ihm will ich es halten.

Wie sie sich Alle entsetzen würden, wenn ich plötzlich zurücktreten wollte! Papa wäre wohl sehr ungnädig. Wie zeigt er seine Freude, und mit welch kostbarem Schleier — es sind echte points d'Alençon — und welch reizender Brauttoilette er mich überrascht hat, wie reich er alles veranstaltet! Es ist, als wolle er das ganze Fest recht blendend hell arrangiren, damit gleichsam im Schatten desselben das andere verschwindet, das er sich selbst im Laufe der nächsten Woche bereiten will. Es war doch am Ende auch rücksichtsvoll, seine Heirath so lange zu verschieben, damit nicht morgen an der Tafel die neue Hausfrau präsidirt. Ich glaube wohl, sie würde sich entsetzen, wenn mich ein plötzliches Bedenken verhindern sollte, ihr den Platz zu räumen.

Aber ich will nicht boshaft sein, und es ist nicht recht, mit solchem leichtfertigen Gedanken zu spielen. Doch was kann ich dafür, daß er mir schon mehr als einmal gekommen ist?

Eigentlich möcht' ich nur wissen, wie es ein Einziger — wie es mein künftiger Gatte aufnähme. Ob wohl Witold einen tiefen Schmerz darüber empfände?

Manchmal meine ich beinahe, es würde ihm gleich sein. Doch es liegt dieses ruhige, gelassene, gleichmäßige Wesen wohl in seiner Natur, und das flößt mir eigentlich mehr Respect ein, als nach meiner Ansicht zu einer glücklichen Ehe eben nöthig wäre. Zu Zeiten glaube ich sogar, mich ihm widersetzen zu müssen, aber mein Trotz schmilzt sogleich hin, wenn ich in diese dunkeln, tief und weichblickenden Augen schaue, die mir wie ein melancholischer Bergsee zwischen ernsten Felsen und düsteren Tannen erscheinen, in denen sich doch die Himmelsbläue spiegelt. Und er ist so gütig; wie hat er alle meine Wünsche zu Rathe gezogen! Sogar die ganze Einrichtung in der Stadt, wohin wir nun doch ziehen, da er das Abgeordnetenmandat angenommen hat, ließ er genau nach meinen Zeichnungen anfertigen. Er ist nicht feurig und enthusiastisch wie ein — Liebender, aber wäre mir denn das auch recht? Es würde mich beengen, mich erkälten, mich zurückstoßen. Wir haben ja erst so wenig mit einander verkehrt. Daß er mir aber gut ist, das glaube ich, und ich will ihn achten und verehren und sein treues Weib sein, ja mehr als das — muß ich es doch morgen selbst an dem Altare geloben — ich will mir Mühe geben, ihn allmählich auch lieben zu lernen.

Liebe ich ja doch schon sein Kind wie das meine! Wie könnte ich aber auch nicht? Wie süß ist das kleine Ding, wie froh aufjauchzend hat es die Aermchen mir entgegengestreckt, als er es zu uns herüberbrachte für einen Tag! Gewiß sagt auch schon diesem winzigen Geschöpfe eine natürliche Ahnung, wie tief ich es in mein Herz geschlossen habe.

Morgen, morgen, lieb' Gretchen, ist dein Mütterlein bei dir, und dann bleiben wir beisammen, nicht nur für einen Tag, sondern für immer und immer.

Ja, ich hoffe es, wir werden glücklich sein." —

Darnach aber begann der neue Abschnitt. Er enthielt nur eine einzige, in großen, weit kräftigeren Schriftzügen hingeworfene Zeile:

Sie lautete:

„Märchenbuch, klapp zu! Träume sind nicht für's kahle Leben." —

(Fortsetzung folgt.)

Gefängnißwesen und Strafvollzug im deutschen Reich.

Von **Karl Fulda**, Landgerichtsrath.*

Mit der am 1. October vorigen Jahres in's Leben getretenen Organisation der deutschen Gerichte ist eine Reihe reformatorischer und organisatorischer Arbeiten von höchster Bedeutung auf dem Gebiete der Justizgesetzgebung und Justizverwaltung abgeschlossen worden. Noch aber gilt es, die letzte Arbeit zu vollenden; noch fehlt der Schlußstein an dem denkwürdigen Bau — die einheitliche Regelung des Strafvollzugs. Beschlossen hat sie der deutsche Reichstag auf Antrag des Abgeordneten Dr. Tellkampf in der Sitzung vom 29. Januar 1875. Justizminister Leonhardt hat darauf hin den Geheimrath Dr. Starke nach Belgien entsandt, um das dortige Gefängnißwesen an Ort und Stelle zu studiren, und hat alsdann einen Gesetzentwurf ausarbeiten lassen, der bereits dem Bundesrath in Berlin zur Begutachtung unterbreitet wurde. Da die Schwierigkeiten in formeller wie in materieller Beziehung groß sind, auch die durch Umgestaltung der Strafanstalten sich ergebenden enormen Kosten schwere Bedenken erregt haben, so wird wohl noch einige Zeit darüber hingehen, ehe der Entwurf an den Reichstag gelangen und zum Gesetz erhoben werden kann.

In diesem entscheidenden Zeitpunkte erscheint es bei der

* Der Verfasser hat sich seit einer langen Reihe von Jahren mit dem eingehenden Studium der Gefängnißverbesserung beschäftigt, stand mit Dr. Julius, Suringar in Amsterdam, Prof. Tellkampf, Dr. Wichern u. A. in freundschaftlichen Beziehungen und hat die Strafanstalten in Amsterdam und in anderen holländischen Städten, sowie diejenigen Belgiens, Frankreichs, namentlich in Paris, und eines großen Theiles von Deutschland wiederholt besucht und geprüft. D. Red.

Digitized by Google

Zum ersten Male im Gefängniß.

Nach dem Gemälde von Baditz auf Holz übertragen.

außerordentlichen Wichtigkeit des Gegenstandes, welcher einen Wendepunkt in der Entwickelung unseres Gefängnißwesens bezeichnet, höchst wünschenswerth, die Ueberzeugung von dem Bedürfnisse einer gesetzlichen Regelung des Strafvollzugs auch den weiteren Kreisen unseres Volkes zu vermitteln, namentlich aber über die Richtung, in welcher die projectirte Reform sich zu bewegen hat, einige Andeutungen zu geben.

Das deutsche Reichsstrafgesetzbuch geht nicht weiter, als

Digitized by Google

daß es über den Arbeitszwang, über die Zulässigkeit der Einzelhaft, über das Institut der vorläufigen Entlassung und über die Trennung jugendlicher Gefangener von den erwachsenen einige allgemeine Verfügungen erließ. Die Lücken sind in den Particular-Gesetzgebungen nur spärlich ausgefüllt.

Vor Allem entbehren wir in Deutschland gesetzlicher Bestimmungen über die Haftform, sodaß eine bunte Musterkarte der verschiedensten Strafvollzugsarten, von der Zellenhaft an bis herab zu den dürftigsten Einrichtungen in manchen Polizei- und Untersuchungsgefängnissen, vorhanden ist. Es fehlt an gesetzlichen Bestimmungen über eine durchgreifende Beaufsichtigung der Gefängnisse, über das Beschwerderecht der Gefangenen, darüber, ob für sie mündlicher und brieflicher Verkehr mit Verwandten und Freunden, ob Selbstverpflegung und Tragen eigener Kleider, ob Bewegung in freier Luft zulässig ist, ob den Sträflingen eine Aussicht auf Lohnvergütung für ihre Arbeiten zusteht, ob Gottesdienst und Schulunterricht stattzufinden hat ꝛc.

Es ist hier nicht der Ort, auf alle diese Einzelheiten einzugehen. Verfasser wird sich im Nachfolgenden darauf beschränken, den Leser auf dem Wege einer kurzen Geschichte der Strafhaft zu derjenigen allgemeinen Form des Haftwesens hinzuführen, welche nach Erwägung aller Umstände als die relativ vollkommenste erscheinen muß.

Die Verbüßung von Freiheitsstrafen in dazu eingerichteten Strafanstalten, wie bei uns, kannte man in alter Zeit nicht. Als Strafe ist die Freiheitsentziehung wahrscheinlich zuerst von der Kirche und zwar zunächst in den Klöstern zur Anwendung gebracht worden; Papst Bonifacius der Achte (gest. 1303) fand es nöthig, die Gefängnißstrafe ausdrücklich für zulässig zu erklären. Von dort ging sie in das weltliche Recht über; man trifft jedoch keine eigens eingerichteten Strafanstalten vor der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Das erste Zuchthaus wurde 1552 in London, ein anderes in Amsterdam 1595 erbaut. Mit Einrichtung ähnlicher Anstalten ging es aber langsam; je mehr sie zunahmen, um so mehr gestalteten sie sich bei dem ungeordneten Zusammenleben der Verbrecher als Stätten sittlicher Verwilderung, als Gesellschaftslocale des Auswurfs der Menschheit, als Tummelplatz der Gauner und Diebe. Erst mit Howard in England beginnt eine neue Epoche in der Geschichte des Gefängnißwesens; er entschied sich zuletzt für die Isolirung eines jeden einzelnen Gefangenen — die Einzelhaft oder Zellenhaft. Die Hauptreformbewegung aber ging von Nordamerika aus. Schon 1786 bildete sich in Philadelphia ein Verein unter dem Namen: „Philadelphische Gesellschaft zur Milderung des Elends in den öffentlichen Gefängnissen", und seine Wirksamkeit war eine sehr bedeutende und einflußreiche. Für das neue Zuchthaussystem, welches die Gefängnisse nicht als Straf-, sondern als Bußanstalten betrachtete, wurde maßgebend, daß Pennsylvanien vorzugsweise von Quäkern bewohnt wird, in deren religiöser Anschauung das Dogma von der Selbstbeschauung, von dem Insichgehen in der Einsamkeit eine Hauptrolle spielt. Da sie nicht viel Werth auf das kirchliche Lehramt legen, vielmehr annehmen, daß der Geist Gottes unmittelbar auf den einzelnen Menschen sich niederlassen müsse, empfehlen sie nur Lesen in der Bibel, Einsamkeit und hermetische Abgeschlossenheit, halten dagegen Arbeit für zerstreuend. Die Philadelphische Gesellschaft setzte bei der Legislatur des Staates Pennsylvanien im Jahre 1818 ein Gesetz für die Errichtung von zwei großen Staatsgefängnissen durch. Ohne Auswahl und ohne Rücksicht auf Charakter, Temperament, Geistesbildung wurden die Sträflinge in Zellen gesperrt und bekamen höchstens den Wärter zu sehen, der ihnen die tägliche Nahrung brachte. Arbeit erhielten sie fast gar nicht.

Die Ergebnisse waren höchst abschreckender Art und führten schon nach zehn Jahren zu einer gemilderten Zellenhaft. Es entwickelte sich hieraus das Auburnsche System, so genannt nach der Stadt Auburn im Staate New-York, wo das erste Zuchthaus nach dieser neuen Methode gebaut wurde. Sie schrieb Folgendes vor: die Sträflinge sollen nicht nur nach dem Geschlecht, sondern auch nach ihrer Arbeitsfähigkeit classificirt werden; sie sollen Nachts vereinzelt in den Zellen schlafen, bei Tage aber truppweise zu gemeinsamer Arbeit geführt und unter strenger Aufsicht gehalten werden; endlich ist ihnen bei Züchtigung untersagt, während der gemeinsamen Arbeit mit einander zu sprechen oder sich durch Winke, Geberden oder auf andere Weise mit einander zu verständigen. Zwischen den Anhängern beider Systeme wurde in Amerika der heftigste Kampf geführt. Sie sind beide in Europa, namentlich auch in Deutschland, angewandt worden.

In Deutschland nahm zuerst die badische Regierung diese Gefängnißreform in die Hand und führte im Jahre 1845 die Einzelhaft in Bruchsal ein. Erst im Herbst 1856 folgte Preußen unter König Friedrich Wilhelm dem Vierten, welcher nach den Vorschlägen von Dr. Julius, Dr. Wichern und Anderen die Einzelhaft in der für dieses System erbauten Strafanstalt Moabit anwandte. Das in Bruchsal und in Berlin eingeführte, mir aus wiederholten Besuchen wohl bekannte System, welches weiterhin auch in vielen anderen Strafanstalten, zu Plötzensee in Berlin, in den Zellengefängnissen zu Vechta, Hamburg, Bremen, Nürnberg, Heilbronn ꝛc. Anwendung gefunden, stellte sich zur Aufgabe, die Gefangenen einerseits von jedem Umgange mit ihren Genossen auszuschließen, um sie vor sittlicher Verschlechterung zu bewahren, andererseits dagegen durch zweckmäßige gewerbliche Beschäftigung, durch Gottesdienst, geistig anregenden Schulunterricht, Lectüre und häufige Besuche von auf ihr Wohl bedachten Personen, nämlich den Beamten, Geistlichen und Lehrern der Anstalt, Alles zu bieten, was zur Erhaltung und Förderung der geistigen und körperlichen Gesundheit nöthig erscheint.

So lag die Sache bei der Einführung des neuen Strafgesetzbuches. Um den Standpunkt zu verstehen, welchen dasselbe in Bezug auf die Frage einnimmt, muß zuvörderst gesagt werden, daß, abgesehen von den höchsten todeswürdigen Verbrechen, dem Mord im Allgemeinen und dem Mordversuch am Kaiser und an den Landesherren, bei welchen die Todesstrafe noch beibehalten worden ist, die jetzige Gesetzgebung des deutschen Reiches dahin abzielt, den Verbrecher durch die Art und Weise der Vollstreckung der Strafe der Gesellschaft gebessert zurückzugeben. Drei Hauptmomente sind es besonders, welche das Gesetz, um jenen hohen Zweck zu erreichen, zu Hülfe genommen hat. Das erste ist die Arbeit, und zwar nicht nur die Pflicht zur Arbeit, sondern auch das Recht des zur Gefängnißstrafe Verurtheilten, beschäftigt zu werden; das andere ist das Beurlaubungssystem, darauf berechnet, den Verbrecher bei sicheren Zeichen der Besserung der Gesellschaft auf Widerruf zurückzugeben, damit er dort die Besserung vollende; das dritte ist die Einzelhaft.

Das deutsche Strafgesetzbuch betrachtet die Vollstreckung in Einzelhaft nicht als eine Verschärfung der Strafe und bestimmt (§ 22), daß die Zuchthaus- und Gefängnißstrafe sowohl für die ganze Dauer wie für einen Theil der erkannten Strafzeit in der Weise in Einzelhaft vollzogen werden können, daß der Gefangene unausgesetzt von anderen Gefangenen gesondert gehalten, wird. Die Einzelhaft darf ohne Zustimmung des Gefangenendie Dauer von drei Jahren nicht übersteigen. Die Entscheidung, ob und wie lange im Einzelfalle eine Zuchthaus- oder Gefängnißstrafe in Einzelhaft zu vollziehen sei, steht der die Strafanstalt leitenden Behörde zu; im verurtheilenden Erkenntnisse ist darüber nichts zu bestimmen, der Verurtheilte hat aber nie das Recht die Vollziehung der Strafe in Einzelhaft zu fordern.

Man hat mit Unrecht darüber gestritten, ob die Isolirzelle eine Schärfung oder Milderung der Strafe in sich schließt — ich sage: mit Unrecht, weil die Wahrheit in der Mitte liegt. Für den sogenannten geborenen Zuchthäusler, an dem Alles verloren, der nur in Verübung von Verbrechen und in Gemeinschaft mit Verbrechern sich wohl fühlt, ist die Isolirzelle unzweifelhaft eine Schärfung und steht in Beziehung auf die Besserung höchstens der körperlichen Züchtigung gleich. Bei Verbrechern dagegen, in denen noch ein Funken von Ehrgefühl glimmt, welche die Grundsätze der Moral übertreten, aber nicht vollständig mit ihnen gebrochen haben, ist, wie es die Erfahrung unumstößlich lehrt, die Isolirzelle nicht nur eine wesentliche Milderung, sondern auch das hervorragendste Mittel zur Besserung. Aber auch die Anwendung der Einzelhaft darf über eine gewisse Zeitgrenze nicht ausgedehnt werden, wenn man nicht die unleugbar guten und heilsamen Wirkungen dieser Strafart auf den Besserungsproceß wieder in Frage stellen und außerdem noch große Gefahren für die geistige und leibliche Gesundheit der Gefangenen heraufbeschwören will.

Zweifellos darf die Zahl der Jahre im Interesse des Isolirten bei langen Freiheitsstrafen nur einen verhältnißmäßig nicht sehr großen Theil der ganzen Strafzeit umfassen. Die strenge langjährige Einzelhaft verschließt durch Fernhaltung aller

Digitized by Google

versucherischen Anregungen die Mittel, welche einzig ein Fortschreiten der Charakterbildung bewirken, sowie die Möglichkeit, eine Besserung zu constatiren. Bei vielen ungebildeten Personen tritt zudem eine Schwächung der Verstandeskräfte und bei den meisten Sträflingen eine Erschlaffung derjenigen Muskeln ein, deren die Tagelöhner und der Bauer dringend bedürfen. Es folgt somit die Nothwendigkeit, eine Art der Strafverbüßung in Aussicht zu nehmen, welche alle Vorzüge der Einzelhaft verwerthet und alle Nachtheile derselben vermeidet. Das Verdienst, hier ein brauchbares Vorbild geliefert zu haben, gebührt dem dafür in Großbritannien hochgefeierten und von der Königin zum Baronet erhobenen Sir **Walter Crofton**. Sein System ist das Irische oder Progressivsystem, welches in England vom Jahre 1854 ab in's Werk gesetzt wurde, nachdem seit 1853 die Transportationsstrafe auf ein geringes Maß beschränkt worden war.

Das Irische System, bei uns hauptsächlich durch die Schriften des Professors von Holtzendorff und des holländischen Ministers van der Beugghen bekannt geworden, trennt die äußerliche Durchführung der Haft in vier Stadien. An erster Stelle steht die Einzelhaft von neun Monaten, welche bei gutem Verhalten um einen Monat abgekürzt werden kann. Man hält diese Zeit für ausreichend zur Erzielung der heilsamen Wirkung der Isolirung. Ob es entsprechender erscheint, das Strafstadium der Isolirung je nach der Länge der Strafzeit — etwa unter Festsetzung eines Minimums von fünf bis sechs Monaten und eines Maximums der Isolirung von zwei bis drei Jahren — verhältnißmäßig abzustufen, wird von dem Temperament und der Individualität der Sträflinge abhängen.

Gemeinschaftliche Zwangsarbeit in einer zur Länge der Freiheitsstrafe angemessenen Dauer bildet die zweite Stufe. Die Gefangenen haben in ihr fünf Classen zu durchlaufen. Mit jeder höheren Classe sind außer besonderen Abzeichen durch Klappen und Ringe auch verschiedene äußere Vortheile in Betreff der Verköstigung und eines den Sträflingen später auszuzahlenden kleinen Geldbetrags verbunden. Die Sträflinge werden bei gutem Verhalten von einer niederen zu einer höheren Abtheilung versetzt und erhalten dann sogenannte Zufriedenheitsmarken, welche einmal im Monat ausgetheilt werden und deren der Gefangene drei für gutes Betragen, drei für Fleiß in der Schule und drei für gute Arbeit, im Ganzen also neun in einem Monat, verdienen kann. Dieses Markensystem hat sich als höchst zweckmäßig bewährt. Es ermöglicht einmal eine zuverlässige Censur der Sträflinge seitens der Oberaufseher, Lehrer ꝛc., dann aber hat es, indem man die Erwerbung von Marken seitens der Gefangenen einräumt, die gute Wirkung, daß die Sträflinge durch die Besorgniß um ihre Sonderinteressen vom Complotiren mit den schlechteren und leichtsinnigeren Mitgefangenen abgehalten werden. Bei auffallend schlechtem Verhalten werden die Sträflinge in ein niederes Stadium, z. B. aus der Gemeinschaftshaft in die Isolirzelle, wieder zurückversetzt.

Es folgen als drittes Stadium die sogenannten Zwischenanstalten, theils gewerblichen, theils landwirthschaftlichen Charakters, vorzugsweise darauf berechnet, den Sträfling auf seine Entlassung vorzubereiten. In ihnen, den Zwischenzuständen zwischen Freiheit und Gefangenhaltung, wird den Gefangenen, um sie auf eine stärkere Probe zu stellen, ein größeres Maß von Freiheit gewährt, ohne daß der Charakter der Strafe verloren geht. Von den beiden Zwischenanstalten ist die eine in Lusk für Ackerbauer und Handarbeiter, die andere in Smithfield für Gewerbtreibende bestimmt. Die Gefangenen legen die Sträflingskleidung ab und werden nur von einem nicht bewaffneten und nicht uniformirten Aufseher, der zugleich Werkmeister ist, geleitet und wie freie Arbeiter beschäftigt. In der Zwischenanstalt zu Smithfield in Dublin werden den Sträflingen geeignete Vorträge über das Wesen und den Werth der Arbeit, über Physik, Naturkunde, Geographie, Geschichte, Nationalökonomie ꝛc. gehalten. Es befinden sich unter diesen Sträflingen Männer von allen Altern und fast allen Bildungsstufen. Auch Examina finden wöchentlich statt; sind die Themata der Vorträge dafür passend, so ist es den Gefangenen auch gestattet, sich das Wort zu erbitten, zu opponiren und ihre Bedenken und Gedanken kurz vorzutragen.

Haben die Sträflinge auch die Zwischenanstalten zur Zufriedenheit durchgemacht, so treten sie in die vierte und letzte Strafstufe, in die der Beurlaubung, während der sie unter polizeilicher Aufsicht bleiben und einen ehrlichen Erwerb nachzuweisen haben. Dieser mit strenger Aufsicht verbundene Schutz seitens der Gefängnißbehörden ist für die Sträflinge höchst werthvoll, weil er darin besteht, daß sie zu Dienst- und Arbeitsstellungen empfohlen werden und daß ihnen bei eintretender Noth mit Rath und That beigestanden wird. Sobald aber der Beurlaubte ein neues Vergehen verübt, ein faules Leben führt, mit übelberüchtigten Subjecten umgeht oder über einen eingeschlagenen Weg zu einer ehrlichen Subsistenz sich nicht ausweisen kann, erfolgt die Widerrufung für den Rest der noch nicht abgelaufenen Urlaubszeit.

Die Anhänger des Zellensystems, die in Europa fast das Uebergewicht erhalten, haben stark abgenommen. Die Staaten, die sich erst verpflichtet fühlten, das System der Einzelhaft in Anwendung zu bringen, hielten in ihrem Eifer ein, und es brach sich allmählich die Ueberzeugung Bahn, daß die Frage der Gefängnißreform neuerer Studien und ausgedehnterer Versuche bedürfe. Selbst der berühmte Vertreter des Zellensystems Mittermayer in Heidelberg bekannte sich schon im Jahre 1867 als einen Anhänger des Irischen Systems, und vor Allen machte Professor von Holtzendorff auf die große Bedeutung des in dem Irischen System liegenden Grundgedankens aufmerksam.

In Deutschland hat denn auch das Strafgesetzbuch an Stelle der Einzelhaft das Progressivsystem angenommen, und dem Vernehmen nach hält auch die durch den neuen Gesetzentwurf über den Strafvollzug vorbereitete Reform an letzterem System fest. Professor Tellkampf selbst ging bei seinem vom Reichstage zum Beschluß erhobenen Antrage von einem Plane der Gefängnißreform aus, welcher mit dem Irischen System übereinstimmt.

Das Irische System ist besonders in der Schweiz in der neuen trefflichen Anstalt Lenzburg eingeführt worden, und es sind diesem vom glücklichsten Erfolge begleiteten Beispiele andere Schweizercantone nachgefolgt, namentlich Zürich und Tessin.

Dem jetzigen preußischen Justizminister Dr. Friedberg verdanken wir das Werk, welches in Gestalt des einheitlichen Strafgesetzbuchs dem deutschen Volk verliehen und dem — unter Entfernung alles Fremdartigen — nur zu Grunde gelegt ist, was die Wissenschaft gelehrt und deutsche Sitte geboten hat. Hoffen wir, daß das deutsche Reich die pädagogischen Grundsätze des Crofton'schen Systems zur Grundlage seiner Gefängnißgesetzgebung machen, daß diese eine wirkliche einheitliche Organisation und Verwaltung schaffen und vor Allem — neben Einführung gleichmäßiger Einrichtungen zum Wohle der entlassenen Sträflinge — die Möglichkeit bieten werde, den Menschen ganz seiner Individualität nach zu behandeln und ihn zu den Quellen zurückzuführen, aus denen ihm allein wirkliche geistige Gesundung kommen kann — zur rechten Gottesfurcht, Tüchtigkeit und Gesittung!

Die Experimente mit dem sogenannten thierischen Magnetismus.

Von Professor Dr. **Richard Kühlmann**.

Schon im Alterthum war es bekannt, daß man durch Auflegen der Hand, Bestreichen mit den Fingerspitzen gelegentlich die Schmerzen eines Leidenden lindern könne. Zu einem eigentlichen Zweige der Heilkunst suchte Mesmer (geboren 1733, gestorben 1815) dieses Verfahren auszubilden. Er errang zum Theil großartige Erfolge und gebrauchte für diese Art der Einwirkungen zuerst den Namen „thierischer Magnetismus“. Die französische Regierung setzte im Jahre 1784 eine wissenschaftliche Commission zur Prüfung dieser neuen Kraft und ihrer Wirkung ein, an deren Arbeiten sich sogar Franklin und Lavoisier betheiligten. Das Resultat der Untersuchung dieser Naturforscher und Aerzte war aber für Mesmer und seinen thierischen Magnetismus so ungünstig, daß jener bald darauf Paris verließ.

Außer den eigentlichen medicinischen Wirkungen waren indeß

Digitized by Google

von Mesmer und seinen zahlreichen Schülern bei von Magnetiseuren behandelten Personen noch eine Menge anderer Erscheinungen beobachtet worden, die durch ihre Fremdartigkeit und den Reiz des Mystischen, der ihnen anhaftete, die allgemeine Aufmerksamkeit erregten.

Es wurden geeignete Leute, besonders zu hysterischen Zufällen geneigte Mädchen und Frauen, mit ausgespreizten Händen derart gestrichen, daß die Streichbewegungen vom Kopfe anfingen und am Körper herabgingen, wobei nur eine leise oder gar keine Berührung stattfand. Gewöhnlich versanken die derart Behandelten nach Ablauf weniger Minuten in einen mehr oder minder tiefen Schlaf. Bei Einzelnen trat nach einiger Zeit noch ein eigenthümlicher traumartiger Zustand (Somnambulismus) ein, in welchem dieselben auf Fragen, die man an sie richtete, oft unerwartet treffende Antworten gaben; von Vielen wurde sogar behauptet, sie wären in diesem Zustande hellsehend gewesen, hätten also über Vorgänge, die sich in großer räumlicher Entfernung vollzogen hätten, Auskunft gegeben; es wäre ihnen möglich gewesen, zukünftige Dinge vorauszusehen, vor ihrer Zeit geschehener Dinge sich zu erinnern u. dergl. m.

Lange stritt man darüber, ob man es in solchen Fällen mit abgefeimten Betrügern oder mit Selbsttäuschung zu thun habe, oder ob wirklich etwas Wahres an den Berichten sei. Mehrmals gelang es thatsächlich, Betrügereien bei derartigen Erscheinungen nachzuweisen, in den meisten anderen Fällen ergaben Beobachtungen, welche vorurtheilsfreie Naturforscher und erfahrene Aerzte an solchen in magnetischem Hochschlaf befindlichen Somnambulen anstellten, nichts Geheimnißvolles und Unerklärliches, was nicht auch sonst im Krankenzimmer bei Nervenleidenden wahrgenommen werden könnte. Allmählich verlor das ganze Gebiet in wissenschaftlichen Kreisen derart allen Credit, daß man glaubte, gegen die Wohlanständigkeit zu verstoßen, wenn man das heikle Feld berührte, und viele wissenschaftliche Genossenschaften verbannten sogar diesen Gegenstand durch besondere Beschlüsse aus ihren Discussionen, so z. B. die Pariser Akademie der Wissenschaften im Jahre 1830.

Gleichwohl gab es zu allen Zeiten gute Beobachter und wahrheitsliebende Gelehrte, welche für die Thatsächlichkeit der wunderbarsten Erscheinungen dieser Art eintraten. Noch heute finden sich in jeder größeren Stadt eine Anzahl Leute, welche durch Streichen mit den Fingerspitzen Kranke curiren zu können meinen, und sehr viele „Gartenlauben"-Leser dürften von überraschenden Curerfolgen solcher Magnetiseure seitens durchaus glaubwürdig erscheinender Freunde und Bekannter berichten gehört haben.

Gerade das Geheimnißvolle, welches diesem Gebiete anhaftet, übt einen besonderen Reiz auf fast alle Kreise der menschlichen Gesellschaft. Jener wunderbare Zug nach dem Uebernatürlichen, welcher sonst im religiösen Glauben seine Befriedigung findet, sucht, wenn dieser Glaube durch eine materialistische Zeitstimmung erschüttert, oder wenn durch eine zelotische, buchstabengläubige Orthodoxie ein Widerwille gegen die Lehren und Formen der Kirche erzeugt worden ist, meist unbewußt auf anderen Gebieten die ersehnte Beruhigung.

Immer und immer wieder haben daher bis auf unsere Tage die Anhänger der Lehre Mesmer's Gläubige gefunden, und auch heute wird es noch Viele geben, die sich Angesichts der überraschenden Resultate, welche die Magnetiseure häufig erzielen, nicht von der Irrigkeit ihrer Meinung überzeugen lassen werden, auch wenn Gegenversuche unzweifelhaft beweisen, daß es sich bei allen sicher constatirten und oft wiederholten Experimenten mit dem sogenannten thierischen Magnetismus thatsächlich nicht um eine besondere, von Person zu Person wirkende Kraft, sondern lediglich um einen eigenthümlichen Zustand des Nervensystems solcher Personen handelt, mit welchen derartige Versuche vorgenommen werden können.

Doch will ich zunächst diese Versuche beschreiben, deren Zustandekommen man einer Wirkung des thierischen Magnetismus zuschreibt, und zwar werde ich vorzugsweise von Experimenten und Beobachtungen berichten, die ich selbst angestellt habe.

Den Anlaß zu diesen Untersuchungen, an welchen mehrere Naturforscher und Aerzte unserer Stadt (Chemnitz in Sachsen) theilnahmen, gab das Auftreten des dänischen Magnetiseurs Hansen. Bald überzeugten wir uns Alle, daß man es in den eigenthümlichen Productionen dieses Mannes keineswegs mit absichtlichen Täuschungen oder mit Selbsttäuschungen der den Versuchen Unterworfenen zu thun habe, vielmehr gelang es nach einigen Bemühungen nicht nur, die nämlichen Experimente, welche Hansen in seinen öffentlichen Vorstellungen anstellte, zu wiederholen, sondern auch die Versuche beliebig abzuändern und die Ursache der zum Theil sehr überraschenden Erscheinungen zu erkennen.

Um festzustellen, ob eine Person sich zu solchen Experimenten eignet, läßt man sie eine Zeit lang ein helles Licht von geringer Ausdehnung, meist einen hellbeleuchteten kleinen geschliffenen weißen Stein in mattschwarzer Fassung, in einem sonst wenig hellen Raume fest ansehen, so zwar, daß sie regungslos zu verharren und alle Aufmerksamkeit nur darauf zu richten hat, daß ihre Augen von diesem hellerleuchteten Punkte nicht abweichen, während alle anderen Gedanken thunlichst zu unterdrücken sind.

Der eigenthümliche Zustand, um den es sich handelt, tritt hierauf bei manchen Menschen schon nach einigen Secunden, bei anderen erst nach längerer Dauer ein. Ist die angewendete Lichtquelle nicht zu grell gewesen und gehört die behandelte Person nicht gerade zu den im höchsten Grade Empfindlichen, so ist zunächst nichts Besonderes an dem Betreffenden wahrzunehmen. Die Pupille ist jedoch meist etwas weiter als sonst geöffnet, ein Gefühl der Schläfrigkeit und Mattigkeit macht sich bemerklich.

Läßt man nunmehr die Augen schließen, überstreicht dann mit einer gewissen Feierlichkeit, die in dem Betreffenden die Ueberzeugung hervorruft, es geschehe etwas Außerordentliches mit ihm, dieselben einige Male mit den Fingerspitzen und sagt in bestimmtester, überzeugendster Weise, es sei nicht möglich, dieselben zu öffnen, so sind Empfindliche in der That, trotz der größten Muskelanstrengung, nicht fähig, die Augen zu öffnen; die Lider sind wie zusammengeklebt.

Hochgradig Empfindliche verlieren schon bei dieser ersten Operation, oft schon durch scharfes Ansehen des Experimentators, vollkommen das Bewußtsein und gerathen in einen eigenthümlich traumartigen Zustand; andere verfallen sogar in einen tiefen, ohnmachtartigen Schlaf, in welchem sie vollkommen starr und steif sind. Die Glieder behalten zwar ihre ursprüngliche Geschmeidigkeit, verharren aber in dieser Starrsucht in jeder noch so gezwungenen Stellung, die ein Mensch im bewußten Zustande kaum anzunehmen im Stande wäre.

Plötzliches Anblasen, Anwedeln mit einem Tuche, ein rascher, lauter Ausruf: „Wach auf!" genügt, um die Möglichkeit, die Augen zu öffnen, wieder zu geben. Bei Solchen, welche schon beim erstmaligen Augenschließen bewußtlos oder starrsüchtig geworden sind, ist meist längeres Zuwedeln kalter Luft oder gar das Benetzen der Stirn und des Nackens mit kaltem Wasser nöthig, um ein Erwachen und die vollständige Rückkehr eines normalen körperlichen und geistigen Zustandes herbeizuführen.

Bei sehr Vielen gelingt nichts weiter, als das Schließen der Augen. Bei Manchen jedoch kann man durch Nachahmung des magnetischen Streichens auch andere Muskelpartien: die Kaumuskeln, den Arm, die Hand, ein Bein, beide Beine, einzelne Finger, den ganzen Körper starr machen, ohne den Betreffenden wirklich das Bewußtsein zu rauben. Derartige Versuche gelingen jeder Zeit dann, wenn man die geeignete Person, welche dem Versuche unterworfen wird, die Augen offen halten läßt — denn sonst schwindet leicht das Bewußtsein — und ihr in bestimmtester Weise nach Vornahme der betreffenden Operation erklärt: „Jetzt geht die geballte Faust nicht auf," oder: „Der Finger ist vollständig steif" u. dergl. m.

Bei vielen von Hansen und auch von uns untersuchten empfindlichen Leuten trat nach kurzer Zeit in den behandelten Gliedern ein heftiger, auch äußerlich sichtbarer Starrkrampf ein; dies ist der beste Beweis dafür, daß es sich bei diesen Experimenten nicht etwa blos um Selbsttäuschungen der Objecte über die Fähigkeit handelt, die Glieder willkürlich bewegen zu können.

Ist eine Person einmal so weit zu solchen Versuchen geeignet, so gelingt es fast immer, mit derselben weiter noch frappantere Resultate zu erzielen. Man kann nämlich dieselbe vollkommen steif machen, sei es im bewußten Zustande, also vorzugsweise bei geöffneten Augen, sei es im Zustande der Bewußtlosigkeit. Hansen legt z. B. solche Leute, die er völlig starr gemacht, mit dem Kopfe und mit den Füßen auf zwei Stühle (Fig. 2), sodaß der ganze Körper frei in der Luft schwebt, und setzt oder

Digitized by Google

stellt sich auf diese lebende Brücke.* Die Einbiegung, welche der Körper solcher Starrsüchtigen bei einer so bedeutenden Belastung erfährt, ist deutlich wahrnehmbar, aber nicht sehr erheblich. Ferner kann man sich auf die horizontal ausgestreckten Füße eines auf einem Stuhle Sitzenden und dort durch Niederdrücken Festgehaltenen stellen (Fig. 1), nachdem man Unterleib, Schenkel und Beine in diesen Zustand der Starre gebracht hat. Sind die, welche zu diesen Experimenten brauchbar sind, während des Versuches in leidlich zurechnungsfähigem Zustande geblieben, was, wie schon mehrfach erwähnt, durchaus nicht immer der Fall ist, so geben sie an, nur einen mäßigen Druck von der kolossalen Last zu empfinden, ungefähr den, welchen sonst einige Pfunde Gewicht ausüben würden.

Hansen'sche Experimente. (Fig. 1.)

Diese Versuche, durch welche der Magnetiseur Hansen in seinen öffentlichen Productionen stets stürmischen Beifall erregte, sind übrigens durchaus nicht so erstaunlich, wie sie dem Publicum erscheinen. Jeder kräftige Mann, zumal ein guter Turner, ist im Stande, ohne Weiteres genau dasselbe zu leisten, wie ich mich oft durch eigene Versuche und Anschauungen überzeugt habe. Der Unterschied ist nur der, daß solche in den Zustand der Starrsucht Versetzte keine wesentliche Anstrengung dabei empfinden oder eine solche wenigstens nicht äußerlich kund geben.

In den steif gemachten Muskeln wird Kneipen mit den Nägeln nicht mehr als Schmerz wahrgenommen, und ich habe selbst oft Nadeln ziemlich tief in sehr empfindliche Stellen des Körpers eingestochen, ohne daß man eine unangenehme Empfindung äußerlich an den Versuchspersonen bemerken konnte. Bei Manchen ging die Empfindungslosigkeit so weit, daß man die Nasenschleimhaut mit Federn kitzeln konnte, ohne daß die normale Reaction des Niesens oder sonst irgend eine Wirkung eintrat; selbst die Pupille, welche sonst bei momentanen Einwirkungen grellen Lichts sich jäh zusammenzieht, zeigte kaum merkliche Verengungen, wenn plötzlich ein heller Lichtstrahl in das Auge geworfen wurde.

Ich will jedoch nicht verschweigen, daß bei einigen Leuten, die sonst zu den meisten Versuchen brauchbar waren, es nie gelang, die Empfindsamkeit in ähnlicher Weise vollständig zu unterdrücken.

Neben diesen fast ausschließlich den Körper betreffenden immerhin sehr überraschenden Erscheinungen lassen sich jedoch mit vielen Personen noch weit auffallendere, vorzugsweise dem geistigen Gebiete angehörende Versuche anstellen. Zu denselben eignen sich keineswegs immer gerade die, mit welchen die Versuche der vorher beschriebenen Art gelungen waren, wie denn überhaupt unter den Empfindlichen eine überraschend reiche Mannigfaltigkeit der Abstufung und Qualification existirt.

Ich beschreibe zunächst eine Reihe von Versuchen, die ich mehrfach vor einer großen Zahl von Zeugen mit einem siebenzehnjährigen, gesunden und kräftigen Mädchen angestellt, mit anderen männlichen und weiblichen Personen unter zum Theil wesentlich abgeänderten Umständen öfters wiederholt habe. Jenes Mädchen erwies sich als zu allen für ihr Geschlecht sich eignenden Experimenten der theilweisen und totalen Körperstarre brauchbar, und es hatte sich bei ihr die volle Ueberzeugung festgesetzt, daß ich eine besondere, geheimnißvolle Einwirkung auf sie auszuüben im Stande sei; es genügte daher ein vorübergehendes festes Ansehen meinerseits, um sie vollständig jedes eignen Willens zu berauben und in einen lebenden, meinem Willen vollkommen unterworfenen Automaten zu verwandeln.

Zeigte ich in die Höhe und sagte ihr, über ihr hingen an einem Baume schöne, rothbackige Aepfel von besonderem Wohlgeschmack, so richtete sie ihre Blicke verlangend nach den Stuckverzierungen der Decke, und auf meine Aufforderung langte sie, wie ein moderner Tantalos, vergeblich darnach. Als ich ihr nunmehr eine rohe geschälte Kartoffel oder eine Zwiebel in die Hand gab und ihr sagte, es sei dies einer dieser delicaten Aepfel, sie möge ihn nur kosten, so aß sie mit allen Zeichen des Wohlgeschmacks von dieser Kartoffel oder Zwiebel, und die Geschmacksnerven straften die ihr eingeredete Ueberzeugung nicht Lügen.

Eine unter dem Nähtische der Hausfrau stehende vierbeinige Fußbank hielt sie für einen Hund, nachdem ich ihr gesagt, es sei ein schwarzer Pudel, und sie verrieth in ihren Mienen deutlich Furcht, als ich äußerte, der Hund wolle sie beißen. Hierauf trank sie mit größtem Behagen farbloses Salzwasser für Rothwein, einen scharfen Liqueur für Weißwein, nachdem ich ihr gesagt hatte, es sei dies oder jenes. Ein Glas reines, brunnenkaltes Wasser kostete sie mit größter Vorsicht und nahm ängstlich nur kleine Schlucke, weil ich ihr versichert hatte, es sei heißer Kaffee.

Hansen'sche Experimente. (Fig. 2.)

Als ich ihr hierauf befahl ihrem Bräutigam zu schreiben, der doch so lange schon vergeblich auf einen Brief warte, nahm sie ein ihr als Feder gereichtes Messer, tauchte dies in ein ihr als Tintenfaß vorgestelltes Wasserglas und schrieb mit Riesenlettern, aber immerhin deutlich erkennbar auf den Tisch, dessen schwarze Decke ich für weißes Briefpapier ausgegeben hatte: „Lieber Gustav". Weiter setzte ich diesen Versuch nicht fort, um nicht widerrechtlich in die Geheimnisse des jungen Herzens einzudringen.

Ich ließ sie einstweilen stehen und versetzte ein zweites junges Mädchen, welches ebenfalls empfindlich und von meinen geheimnißvollen Kräften felsenfest überzeugt war, durch einige Secunden dauerndes scharfes Ansehen in denselben Zustand, worauf ich sie als den gleichfalls anwesenden Dr. X. begrüßte. Ich versicherte diesem Herrn Pseudo-X., der heutige Ballabend sei doch höchst amüsant, und fragte, ob er schon mit Frau M. getanzt habe? Nachdem ich ihn alsdann zu der andern Magnetisirten geführt, welche regungslos stehen geblieben war, und diese gefragt hatte, sie wisse doch, daß sie Frau M. sei, was sie bejahte, eröffnete ich der Pseudo-M., Herr Dr. X. wollte sie zum nächsten Tanze engagiren.

Inzwischen hatte ein mit anwesender Herr auf einem in der Nähe befindlichen Flügel leise und dann mit allmählich zunehmender Stärke begonnen, einen Walzer zu spielen. Auf

* Daß dieses Experiment an sich nichts mit der vorausgegangenen Manipulation zu thun hat und keinerlei Vorbereitung erfordert, beweist der Umstand, daß es schon vor länger als einem halben Jahrhundert durch den „starken Mann" Johann Karl von Eckeberg aus Harzgerode lediglich als Kraftproduction gezeigt wurde. Man findet es denn auch bereits in Brewster's „Briefen über natürliche Magie", deutsch von Wolf (Berlin, Enslin) abgebildet. Schon damals zeigte Dr. Desaguliers, daß dieses Kraftstück Jeder produciren könne. D. Red.

meinen Befehl machte der Pseudo-X. der Frau Pseudo-M. eine graziöse Verbeugung als Herr, so regelrecht, wie sie die Tanzstunde nicht besser lehren kann, und seine Tänzerin erwiderte das Compliment durch einen nicht minder zierlichen Knix. Das Paar begann nach der Melodie zu tanzen, gerieth allerdings vorübergehend aus dem Takte, jedenfalls weil das Mädchen nicht gewöhnt war, als Herr zu tanzen, hielt deshalb auch einen Augenblick an, genau wie man das im Ballsaal oft genug sieht, walzte aber schließlich einige Male flott im Zimmer umher.

Ein gebieterisches „Halt!" ließ plötzlich die Musik verstummen, und das Paar stand, wie zum Tanz verschlungen, eine reizende Gruppe bildend, gebannt im Zimmer.

Als ich nunmehr durch den Ruf: „Auf!" und heftiges Anblasen und Anwedeln beide Mädchen weckte, hatte keine von ihnen die mindeste Ahnung von dem, was geschehen war.

Versicherte ich solchen Traumwachen, sie könnten von meiner Hand nicht los, so folgten sie mir, als ob sie angeheftet wären, durch alle Zimmer. Ja, bei Vielen genügt der bloße Blick und die durch Bewegung und Mienenspiel gegebene Andeutung, sie sollten dem Experimentator folgen, um sie aus großen Entfernungen herbei zu citiren. Machte ich hierauf eine entgegengesetzte Bewegung, welche die Absicht einer Zurückstoßung erkennen ließ, so wichen die Versuchsobjecte ebenso geduldig zurück.

Sind solche Experimente eine Zeit lang fortgesetzt oder öfter wiederholt worden, so gewinnen die den Versuchen unterworfen gewesenen Personen eine solche felsenfeste Ueberzeugung von der Gewalt des mit ihnen Operirenden über sie und von der Erfolglosigkeit jeden Widerstandes gegen dessen Einwirkung und Willen, daß der bloße Verdacht, es solle etwas mit ihnen geschehen, sie sofort aus dem Zustande bewußten und selbstgewollten Handelns in einen Zustand versetzt, in welchem sie in der That mehr lebenden Marionetten, als vernünftigen Menschen ähneln. Um den Leser nicht zu ermüden, will ich nur noch ein selbsterlebtes Beispiel erzählen.

Eine dienende Person eines mir befreundeten Hauses, welche sich überaus empfindlich erwiesen hatte, war schon mehrmals von mir zu derartigen Experimenten verwendet worden, weil sie sehr rasch vollständig erweckt werden konnte und hinterher nicht die mindesten Unannehmlichkeiten empfand. Im Salon des Hauses war eine Gesellschaft versammelt, um meinen Experimenten beizuwohnen; im Nebenzimmer befand sich das Mädchen an einem Nähtische beschäftigt. Bei meinem Eintritte in dieses Nebenzimmer sah die Person auf Warnung ihrer Herrin, mich nicht anzusehen, starr auf ihre Arbeit, und ich begab mich durch die offen stehenden Thüren in den Salon. Unmittelbar, nachdem ich eingetreten war, sanken die fleißigen Hände des Mädchens in den Schooß, ihre Augenaxen begannen, wie gewöhnlich bei ihr in solchem Traumzustande, nach der Nasenwurzel hin zu convergiren; sie hatte, ohne daß ich sie sehen konnte, sich erhoben und kam geisterhaft leise und schwankenden Schrittes, wie eine Trunkene, durch die geöffnete Thür mir nach in den Salon.

Ich hatte nicht zu erkennen gegeben, daß sie mir folgen solle, aber das allgemeine schweigende Erwarten, was wohl geschehen, was sie thun werde, hatte genügt, sie in diesen eigenthümlichen Zustand der Befangenheit zu versetzen; jedenfalls hatte sie gemeint, einem unausgesprochenen Befehle, mir folgen zu sollen, gehorchen zu müssen.

Als ich sie nunmehr im Salon durch Anrufen und Anblasen aufweckte, war sie unendlich verblüfft und verlegen, sich dort einer großen Zahl von Herren und Damen gegenüber zu finden, und kehrte eiligst zu ihrer Beschäftigung zurück. —

So viel mir bekannt geworden, hat in Deutschland zuerst Dr. Fritz Schultze, Professor der Philosophie am Polytechnicum in Dresden, gelegentlich einer Production Hansen's im ärztlichen Verein zu Dresden, darauf aufmerksam gemacht, daß man es bei diesen und ähnlichen Versuchen ebenso wenig mit absichtlichen oder unabsichtlichen Täuschungen, wie mit einer besonderen von Person zu Person wirkenden Kraft, also durchaus nicht mit thierischem Magnetismus oder etwas Aehnlichem zu thun habe.

Gestützt auf die hierauf bezüglichen Capitel in Carpenter's trefflichem Werke „Principles of Mental Physiology", welches in Deutschland überraschend wenig gekannt zu sein scheint, hatte er mitgetheilt, daß diese Zustände und Versuche unter dem Namen „elektrobiologischer" bereits vor dreißig Jahren in England bekannt gewesen und oft als Gegenstand öffentlicher und privater Schaustellungen benutzt worden sind. Der englische Wundarzt Braid hatte schon am Anfange der vierziger Jahre gezeigt, daß die Möglichkeit, solche Versuche anzustellen, lediglich vom Versuchsobjecte abhängig sei, und daß bei geeigneten Personen die Disposition dazu durch vorherige Concentration der Aufmerksamkeit, insbesondere durch Fixiren eines leuchtenden Gegenstandes, herbeigeführt werde. Braid nannte diese Zustände hypnotische und hat schon darauf aufmerksam gemacht, daß dieselben verwandt seien mit den längst bekannten Versuchen, daß man eine Henne, die man auf den Tisch niedergedrückt hat, durch Ziehen eines Kreidestriches über ihrem Schnabel in einen Zustand der Starre versetzen kann, daß Krebse, auf Kopf und Scheere gestellt und in diesem Zustande längere Zeit erhalten, schließlich steif und regungslos werden und in diesem Zustande verharren, bis sie gewaltsam in eine andere Stellung gebracht werden, daß Kaninchen vor dem aufgesperrten Rachen der Riesenschlange starr werden und alle Versuche zu entrinnen aufgeben u. dergl. m.* Ich erinnere hier an den lesenswerthen Artikel über derartige Versuche mit Thieren, welchen der viel zu früh der Wissenschaft entrissene Physiolog Czermak früher einmal in der „Gartenlaube" publicirt hat (Jahrgang 1873, Nr. 7 und 9).

In England waren fast genau die nämlichen Versuche, durch welche jetzt Herr Hansen das deutsche Publicum in Staunen setzt, durch zwei Amerikaner für Wirkungen des Mesmerismus oder thierischen Magnetismus ausgegeben worden, bis Braid die richtige Erklärung gab und seine hypnotischen Versuche größeren Kreisen vorführte.

Für Diejenigen, welche geneigt sind, an eine besondere vom Experimentator zur Versuchsperson wirkende Kraft, an einen sogenannten magnetischen Rapport zu glauben, will ich kurz aus vielen ähnlichen Versuchen einige auswählen, welche von Professor Dr. Weinhold und mir, zumeist in Anwesenheit des Herrn Dr. med. Fränkel und noch einiger jüngeren Physiker, in den Räumen angestellt worden sind, die mir für gewöhnlich zur Vorbereitung der physikalischen Versuche für den Unterricht dienen.

(Schluß folgt.)

* Professor Preyer in Jena hat dagegen in einer 1878 erschienenen Broschüre sehr wahrscheinlich gemacht, daß es der Schrecken ist, welcher die Thiere in diesen Zustand von Starrsucht versetzt, weshalb er diese auch bei Menschen durch starkes Erschrecken eintretende Erscheinung als Schreclähmung (Kataplexie) bezeichnet. D. Red.

Mein Wunsch.

Wenn ich todt bin, setzt mir auf das Grab
Einen Dornstrauch, Sinnbild meines Lebens!
Werfet keine Blumen mit hinab,
Denn der Todten duften sie vergebens.

Daß Nichts störe die errungne Ruh',
Die mir Unverstand und Härte raubten,
Deckt das kalte Herz mit Erde zu,
Weil sie nimmer an das warme glaubten!

Sei die Stätte ihrem Aug' entrückt,
Wo das stille heimlich liegt begraben,
Da das warme Liebe nicht beglückt,
Will das kalte keine Thränen haben.

Stich, o Dornstrauch, Jeden, der es wagt,
Diesen Wunsch der Todten nicht zu ehren,
Nur die wahre Reue, wenn sie klagt,
Daß zu spät sie liebte, laß gewähren!

Digitized by Google

Aus der französischen Schriftstellerwelt.

Zeitgeschichtliche Studie von **Ludwig Kalisch.**

Locke macht irgendwo die Bemerkung, daß die Luft auf dem Parnaß sehr angenehm, der Boden aber sehr unfruchtbar sei. Der Brodbaum gedeiht in der That nur höchst selten neben dem Lorbeerbaum, und die meisten von Denen, die ihre Jugend im Dienste der Musen geopfert, haben gar oft im Alter nicht, wohin sie das greise Haupt legen sollen. Dazu kommt noch, daß in der Dichterwelt jetzt bei Weitem mehr persönliche Würde herrscht, als ehedem. Man ist jetzt zu stolz, um gnädigen Schutz in den Häusern der Großen zu suchen und für Gelegenheitsgedichte oder weihrauchduftende Widmungen einige Goldstücke entgegen zu nehmen. Dichter und Schriftsteller wollen heutzutage ausschließlich von ihrer Feder leben, sie wollen aber auch den Lohn ihrer Arbeit gesichert wissen und sich nicht von schamlosen Freibeutern darum bringen lassen. Die französischen Schriftsteller haben schon seit einer langen Reihe von Jahren ihre Hervorbringungen, wenigstens in Frankreich, vor Nachdruck sicher gestellt. Baron Taylor hat sich durch Bildung von Literatur- und Kunstvereinen und durch unermüdliches, umsichtiges Wirken für die materiellen Interessen des Literaten- und Künstlerthums ein nicht genug anzuerkennendes Verdienst erworben. Andere schlossen sich ihm bald in seinem Streben an, und so kann jetzt der französische Künstler und Schriftsteller die Früchte seiner Werke ungeschmälert genießen.

Ich will hier mittheilen, wie die Sicherung der literarischen und artistischen Urheberschaft in Frankreich organisirt worden ist, und beginne mit den dramatischen Erzeugnissen.

Die dramatischen Dichter und Operncomponisten haben zwar in Paris noch viel mehr Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden, noch viel mehr Mühe und Noth, als in den großen Städten anderer Länder, auszustehen, bis es ihnen gelingt, ihre Werke zur Aufführung zu bringen, wenn sie aber einen glücklichen Wurf gethan, wenn ihr Werk einschlägt, so gewinnen sie neben dem Ruf, den ihnen die Tagespresse sogleich bereitet, auch eine beträchtliche Geldernte. Die Große Oper, die früher für jede Aufführung ein Honorar von fünfhundert Franken zahlte, hat seit einigen Jahren dieses Honorar mehr als verdoppelt, da sie fünfeinhalb Procent von der Brutto-Einnahme bewilligt. Dieselbe beläuft sich nämlich auf ungefähr zwanzigtausend Franken. Componist und Textbuchdichter theilen unter sich das Honorar in gleichen Hälften. — Das Théâtre français, die erste Bühne Frankreichs, zahlte früher ebenfalls fünfhundert Franken für jede Aufführung eines den Abend ausfüllenden Stückes und gewährt jetzt fünfzehn Procent von der Brutto-Einnahme.

Die anderen Bühnen zahlen für jede Vorstellung, bei einer Brutto-Einnahme von ungefähr viertausend Franken, den Autoren zehn bis zwölf Procent. Da nun ein erfolgreiches Stück nicht selten mehrere hundert Vorstellungen erlebt, so kann man sich leicht vergegenwärtigen, welcher beträchtliche Gewinn sich schon mit einer einzigen Production erzielen läßt. Ein beifällig aufgenommenes Werk, wie die Operette „Les Cloches de Corneville", welche sechshundert Vorstellungen hinter einander erlebte, ungerechnet die Darstellungen in der Provinz, macht den Verfasser zum wohlhabenden Mann. Außer von den Theatervorstellungen kommt noch der Gewinn hinzu, den das Honorar für die Veröffentlichung des Stückes, des Textbuches und der Partitur abwirft. Von den Verpflichtungen, welchen die Cafés chantants und sonstige Belustigungsanstalten, in denen Lieder gesungen und Verse recitirt werden, gegen die betreffenden dramatischen Componisten und Autoren nachzukommen haben, wird bald die Rede sein.

Kommt nun schon ein Autor durch ein einziges gelungenes Stück nicht selten zu Vermögen, so macht eine Reihe von Erfolgen den dramatischen Dichter und Tonsetzer zum Millionär, wenn er den Gewinn nicht leichtsinnig vergeudet. Alexander Dumas Sohn ist Millionär, Victorien Sardou mehrfacher Millionär, und unserm Landsmann Jacob Offenbach hat seine hochgeschürzte Muse gewiß einige Millionen in den Schooß geschüttet.

Neben dem materiellen Gewinn wird den begabten dramatischen Schriftstellern und Tondichtern jede mögliche Auszeichnung zu Theil. Sie werden zu Mitgliedern des Instituts erwählt, und so oft man auch über dasselbe die satirische Lauge schüttet, so muß man doch zugeben, daß die Ehre, im palmengestickten Frack unter der Kuppel des Palais Mazarin zu sitzen, nicht gering anzuschlagen ist, daß ein Mitglied der Akademie der schönen Künste, oder gar der französischen Akademie eine hohe gesellschaftliche Stellung einnimmt. Die bedeutenden Schriftsteller und Künstler bilden in Frankreich die eigentliche Aristokratie, und mit dieser Aristokratie hat sich bis jetzt noch jede Regierung gut zu verhalten bestrebt.

Wie aber, wird nun der Leser fragen, sichern sich die dramatischen Schriftsteller und Componisten ihr Eigenthumsrecht? Auf die einfachste Art von der Welt. Sie bilden nämlich unter dem Namen „Société des auteurs et compositeurs dramatiques" eine eng geschlossene Gesellschaft, zu welcher ohne Ausnahme nicht nur Jeder gehört, der dramatische Werke schreibt oder in Musik setzt, sondern auch Liederdichter und Liedercomponisten.

Die genannte Gesellschaft hat überall ihre Commissäre, die mit den Theaterdirectionen in der Provinz unterhandeln, und keine Direction darf ein Stück zur Aufführung bringen, ohne sich zuvörderst mit den Commissären verständigt zu haben, die denn auch die Tantième sogleich von der Brutto-Einnahme in Empfang nehmen.

Die dramatischen Dichter und Tonsetzer sind aber nicht blos den Bühnen, sondern auch, wie bereits erwähnt, den cafés chantants gegenüber vor unberechtigter Ausbeutung geschützt. Wo in solchen und ähnlichen Anstalten eine Arie aus irgend einer Operette gesungen oder ein Vers aus irgend einem Stücke recitirt wird, bezieht der betreffende Autor seinen Antheil an der Einnahme. So verliert kein Berechtigter auch nur einen einzigen Pfennig von dem Ertrage seiner Arbeit.

Die Gesellschaft der dramatischen Schriftsteller und Componisten zählt gegenwärtig über siebenhundert Mitglieder. Unter den wenigen Ausländern, die zu derselben gehören, befinden sich Flotow, Rosenhain und Richard Wagner. Ersterer hat bereits mehrere Opern in Paris zur Aufführung gebracht; von den beiden letzteren ist jeder in der Großen Oper mit einem Werke aufgetreten.

Verlassen wir nun das dramatische Gebiet und sprechen wir von der Romanliteratur, die gegenwärtig in aller Herren Ländern den literarischen Markt überschwemmt, besonders aber in Frankreich, wo das Erzählertalent von jeher auf's Sorgsamste gepflegt und sehr hoch geschätzt worden.

Es erscheinen in Frankreich jährlich an sechshundert neue Romane und ungefähr hundert in neuen Auflagen. Außer der beträchtlichen Schaar der Romanschriftsteller von Fach hat man noch vierzig bis fünfzig Liebhaber zu zählen, welche die Früchte ihrer bei den Haaren herbeizogenen Muse auf eigene Kosten herausgeben. Diese Dilettanten, welche eitel genug sind, um auf die Unsterblichkeit zu hoffen, und reich genug, um sich ihre Niederlagen zu erkaufen, kommen hier nicht in Betracht, sondern nur die Romanciers, die entweder zum Theil oder ausschließlich von der Feder leben.

Es giebt auf jedem Kunstgebiete nur wenig echte Künstler neben vielen Handwerkern, auf keinem anderen Gebiete giebt es aber so wenig echte Dichter und so viel Fabrikanten, wie in der Romanliteratur. Die Wenigen, die sich in Frankreich der Romanschriftstellerei mit Ernst widmen, der Kunst gerecht werden und zu einem literarischen Ruf gelangen wollen, bemühen sich außerordentlich, mit ihren ersten Hervorbringungen in der „Revue des deux mondes" aufzutreten, da sich dieselbe einer großen Verbreitung in den gebildeten Classen aller Nationen erfreut und dem Autor sogleich eine geachtete Stellung in der Literatur erwirbt. Die genannte Revue weiß dies nur zu sehr; deshalb zahlt sie den Romanschriftstellern für deren Erstlinge kein Honorar. Das Honorar indessen, das sie namhaften und selbst berühmten Romanschriftstellern bewilligt, wiegt just auch nicht schwer. So erhielt George Sand für ihre in der „Revue des deux mondes" erschienenen Romane während einer langen Reihe von Jahren blos

Digitized by Google

150 Franken für den Druckbogen, und erst später wurde dieser sehr mäßige Ehrensold um 100 Franken vermehrt.

Jules Sandeau, dem bekanntlich George Sand die Hälfte seines Namens entlehnte und mit dem sie im Verein ihren ersten Roman, „Rose et Blanche“, schrieb, Jules Sandeau gehörte früher zu den fleißigsten Mitarbeitern dieser Halbmonatsschrift, und Octave Feuillet gehört noch jetzt zu denselben. Diese beiden Romanschriftsteller sind sich darin ähnlich, daß sie in ihren Werken nicht nur alle heftigen gewaltsamen Erschütterungen, sondern auch jeden nur einigermaßen anstößigen Ausdruck vermeiden. Es herrscht in ihren correct geschriebenen Romanen, die weder zahlreich, noch bändereich sind, eine gewisse holländische Sittenreinlichkeit, sodaß sie in der höhern Bürgerclasse von den Töchtern in Gegenwart ihrer Mütter gelesen werden.

Jules Sandeau war nie sehr productiv, und seit einigen Lustren hat er blos ein paar Novellen veröffentlicht. Unter dem zweiten Kaiserreich ward er zum Bibliothekar an der „Bibliothèque Mazarin“ ernannt, eine höchst angenehme Sinecure, die ihm das Alter weniger schwer macht. Octave Feuillet, den man einen Familien-Alfred de Musset nennt, war unter der Regierung Napoleon's des Dritten eine höchst beliebte Persönlichkeit in den Tuilerien, wo ihn die wenig lesende Eugenie über die Wahl ihrer Lectüre gern zu Rathe zog. Sandeau und Feuillet sind Mitglieder der Akademie, eine Ehre, die den beiden fruchtbarsten, genialsten und populärsten Romanschriftstellern, Balzac und Alexander Dumas, nicht zuerkannt wurde.

Ich muß jetzt ein Wort über zwei junge Romanschriftsteller sagen, von denen der Eine viel von sich reden macht, der Andere allzuviel von sich selbst redet — von Alphonse Daudet und Emile Zola. Alphonse Daudet, der auch in Deutschland sehr beliebt ist und dessen „Froment jeune et Risler aîné“ bei unseren Landsleuten schnelle Verbreitung gefunden, ist gegenwärtig der beliebteste Romanschriftsteller Frankreichs. Er wird in allen Schichten der Bevölkerung mit Vergnügen gelesen. Sein „Nabab“, vor wenigen Jahren als Feuilleton im „Temps“ erschienen, sieht in diesem Augenblicke schon der fünfzigsten Auflage entgegen. Daudet hat sich Dickens zum Vorbild genommen, und wenn er auch an dieses Vorbild hier und dort allzu lebhaft erinnert, so ist ihm doch ein hervorragendes Erzählertalent nicht abzusprechen. Er besitzt auch einen frischen Humor, ein warmes Temperament und eine ideale Anschauung, Eigenschaften, die sehr anziehend auf den Leser wirken. Der große Erfolg des „Nabab“ ist auch dem Umstande zuzuschreiben, daß in diesem Romane die Fäulniß des zweiten Kaiserreiches in einigen nach der Natur geschilderten Hauptpersonen auf's Lebendigste vorgeführt wird. Daudet hat noch eine lange Laufbahn vor sich, und da er fruchtbar ist, so kann er, wenn er sich durch die Gunst des Publicums nicht zur Vielschreiberei verleiten läßt, noch manches tüchtige Werk hervorbringen.

Was Emile Zola betrifft, so strebt er nicht nur nach einem hohen Ehrenplatz in der Romanliteratur, sondern will auch als Reformator derselben betrachtet, bewundert und gefürchtet werden. Er nennt sich Naturalist und verwirft in ellenlangen Artikeln alle Romanschriftsteller, die nicht, wie er, dem Naturalismus huldigen. Die Idealisten, die Sensualisten und sogar die Realisten müssen über die Klinge springen. Worin besteht

Die Insel Juist: Blick auf das Dorf.
Nach der Natur aufgenommen von Fr. Schrener.

aber dieser alleinseligmachende Naturalismus? Da er neben Diderot auch J. J. Rousseau zu den Schutzpatronen seiner neuen Kirche auserwählt, so sollte man glauben, Zola verherrliche, wie Jean Jacques, die Natur und wolle in seinen Lesern die Liebe zu derselben erwecken oder neu beleben. Das ist aber keineswegs der Fall. Zola's Naturalismus besteht darin, daß er seine Stoffe in den allerunterſten Volksschichten wählt und das Gemeine mit den gemeinſten Worten beschreibt. Er findet die wahre Kunst darin, photographisch genau die widrigſte, die ekelhafteſte Naturwirklichkeit darzustellen. An mancher seiner Figuren ist geschildert nicht blos wie sie sich räuspert und wie sie spuckt, sondern auch oft — ich bitte den Leser um Verzeihung — was sie spuckt.

Ohne Talent ist Zola durchaus nicht; allein die Selbstbewunderung ist ihm zu sehr in den Kopf gestiegen, und wenn ihm ein langes Leben beschеert ist, wird er lange vor seinem Tode sich überlebt haben. Sein populärster Roman ist „L'assommoir“, der höchst wahrscheinlich auch in Deutschland durch eine, wo nicht gar durch mehrere Uebersetzungen eingeführt ist.

Wie auf jedem Gebiete der Kunst und Literatur, giebt es

Digitized by Google

auch in der franzöſiſchen Romanſchriftſtellerei viel Berufene und wenig Auserwählte, und nicht nur die Werke der Auserwählten, ſondern auch der Berufenen, ja nicht ſelten ſogar der Unberufenen, werden in's Deutſche übertragen. Keiner von den nur einigermaßen bekannten franzöſiſchen Romanſchriftſtellern iſt in Deutſchland unbekannt.

Von dieſen will ich daher nicht ſprechen. Hingegen darf ich nicht mit Stillſchweigen die Unzahl der Romanfabrikanten übergehen, die jeden Tag mehrere Tintenfäſſer erſchöpfen und die ganz gewiß verlegen wären, wenn man ſie um die Zahl oder die Namen ihrer Muſenkinderſchaar fragte. Ich habe einen dieſer Romanmachermeiſter gekannt, der für fünf verſchiedene Feuilletons fünf Romane zu gleicher Zeit ſchrieb, und ich kenne einen andern, der in dieſem Augenblick an einem viertel Dutzend arbeitet. Jeden Morgen um zehn Uhr ſetzt er ſich an den Schreibtiſch, wo er, ohne eine Secunde zu verſchnaufen, auf je fünf langen Papierſtreifen die Fortſetzung eines ſeiner drei Feuilletonromane ausſpinnt. Nach ein paar Stunden vertheilt er die fünfzehn engbeſchriebenen Blätter an die drei Journale. Manche dieſer mit zehn Pferdekraft arbeitenden Romanſchreiber unterliegen bald der ſauern Arbeit. Andere, die dies befürchten, ſuchen ſich dieſelbe durch Mitarbeiterſchaft zu erleichtern. Die Mitarbeiterſchaft bei dramatiſchen Erzeugniſſen iſt bekanntlich in Frankreich eine gewöhnliche Sache, und vielleicht wäre ſie auch ſchon in Deutſchland eingeführt, wenn Deutſchland eine Hauptſtadt hätte. In der Hauptſtadt Englands hat ſie ſchon zur Zeit Shakeſpeare's beſtanden, wie man an den Werken Beaumont's und Fletcher's erſieht. Bei ſolcher Mitarbeiterſchaft thut ſich in der Regel der Bühnenunkundige mit dem Kundigen zuſammen, der den gelieferten Stoff zum darſtellbaren Stück ausarbeitet. Die Namen Beider ſind dann unzertrennlich auf dem Theaterzettel. Beim Roman iſt das Verfahren natürlich ganz anders. Der gewiegte Romanſchreiber läßt ſich von einem ungewiegten nicht nur das Material herbeiſchaffen, ſondern auch daſſelbe roh ausarbeiten; er ſetzt dann die Feile daran, oder ſchmelzt es gänzlich um und verſieht das Werk mit ſeinem Namen, nachdem er ſich mit dem Gehülfen abgefunden.

Die beliebten Romanſchreiber ſuchen ihre Popularität ſo viel wie möglich auszubeuten. Sie laſſen ihre Hervorbringungen zuvörderſt als Feuilletons erſcheinen. Der „Temps", das „XIX. Siècle", „Siècle" und die „Indépendance belge" zahlen gut und ſehen auf einen gewiſſen literariſchen Werth.

Die kleineren Journale ſehen aber vor Allem darauf, daß der Roman die Maſſen packe und daß in demſelben möglichſt viel Blut vergoſſen werde. Den beliebten Romanſchreibern wird ein Honorar von ſechs Sous, den geleſenſten, wie Zola, Montepin, Richebourg, wohl zehn Sous für die Zeile bewilligt. Das iſt aber auch der höchſte Satz. Die große Menge der Romanfeuilletoniſten begnügt ſich mit einem Honorar von drei Sous für die Zeile. Die Feuilletons erſcheinen dann in Bänden und werden je nach der literariſchen Stellung des Autors honorirt. Die erſte Ausgabe eines ſolchen bereits in Feuilletons erſchienenen Romans wird in zweitauſend Exemplaren, die folgenden Auflagen werden je in tauſend Exemplaren abgezogen. Der Autor erhält in der Regel vom Verleger für jeden Band zehn Procent vom Ladenpreis; die beſonders populären Schriftſteller erhalten acht Sous und die populärſten wohl zehn bis zwölf Sous für jeden Band. Die kleineren Provinzialjournale bemühen ſich natürlich, die in Paris erſchienenen Feuilletons ſo ſchnell wie möglich ihren Leſern zu bieten. Sie haben ſich jedoch zuvor mit den Verfaſſern abzufinden, deren Eigenthumsrecht von den Commiſſionären der „Société des gens de lettres" auf's Sorgſamſte überwacht und geſchützt wird.

Die Inſel Zuiſt: Kirche und Kirchhof.
Nach der Natur aufgenommen von Fr. Schreyer.

Die franzöſiſchen dramatiſchen Dichter und Romanciers ſind ſchon dadurch günſtiger als ihre Mitbrüder anderer Nationalitäten geſtellt, daß ihre Stücke auch im Auslande zur Aufführung gelangen, daß ihre Romane dort große Verbreitung finden, da die gebildeten Claſſen aller Nationen franzöſiſch verſtehen. Ein franzöſiſcher Schriftſteller von Talent wird ſchnell in allen Enden der Welt bekannt, erwirbt ſich nicht ſelten ein bedeutendes Vermögen und behauptet in ſeinem Vaterlande einen hohen Rang. Fälle, wie ſie in Deutſchland vorkommen, daß populäre Componiſten, wie Conradin Kreutzer und Lortzing, daß productive Theaterdichter, wie Roderich Benedix, in dürftigen Verhältniſſen ſterben, und daß ein Mann wie Gutzkow, deſſen Romane in Aller Händen waren, von dem einzelne Stücke ſich länger als

Digitized by Google

ein Menschenalter auf allen deutschen Bühnen erhielten, gegen Nahrungssorgen kämpfen mußte — solche Fälle kommen in Frankreich nicht vor.

Indessen ist auch hier der Pfad des Künstlers und Schriftstellers nicht mit lauter Rosen bestreut. Sie haben beim Beginne ihrer Laufbahn hart, ja vielleicht noch härter zu kämpfen als anderswo, und nur verhältnißmäßig Wenige gehen siegreich aus dem Kampfe hervor, während die Anderen in Frankreich ebenso unterliegen wie in Deutschland. Die wenigen Schriftsteller aber, denen in Deutschland ein großer Erfolg zu Theil wird, sind nicht halb so gut gestellt, wie die französischen, denen nur einigermaßen die Gunst des Schicksals lächelt.

Die neuen Hafenanstalten zu Mannheim.

Am 15. August 1875 feierte die Stadt Mannheim ein Fest, großartig in seinen Dimensionen, glänzend in seinem Verlaufe, hervorragend durch seine Bedeutung. Es galt der Eröffnung der neuen Hafenanstalten.

Und Mannheim hatte in der That alle Ursache, diesen Eröffnungsact festlich zu begehen, denn mit der damals erfolgten Fertigstellung des großen Hafencanals und einiger anderen Abtheilungen des Gesammthafens hatte eine lange Periode ständiger Verlegenheiten für Handel und Verkehr ihren Abschluß gefunden, und da gleichzeitig auch der inmitten des Hafengebiets gelegene Centralgüterbahnhof vollendet worden war, so waren damit diejenigen Voraussetzungen erfüllt, welche unbedingt zutreffen mußten, sollte Mannheim das Emporium Suddeutschlands für den Großhandel in Colonialwaaren, Droguen, Getreide, Tabak ꝛc. sowie für den Speditionshandel bleiben können.

Noch andere Ursachen veranlaßten freudige Stimmung. Wohl an keinem anderen Handelsplatze des deutschen Binnenlandes sind in der verhältnißmäßig kurzen Zeit eines Jahrzehnts von der Staatsverwaltung lediglich für Verkehrszwecke Anlagen und Bauwerke von solchem Umfang und mit solchem Kostenaufwande geschaffen worden, wie in Mannheim und seiner nächsten Umgebung.

Mit der Neckarcorrection beginnend, ließ die badische Regierung seit Mitte der 1860er Jahre außer den bereits erwähnten Bauten eine feste Brücke über den Rhein für Bahn- und Landverkehr (diese gemeinschaftlich mit Baiern), einen Rangirbahnhof, eine Verbindungsbahn nach dem Rheinvorland und eine neue Haltestelle an der Rheinbrücke mit Zufahrtsstraße vom Schlosse aus zur Ausführung bringen. Theils in Angriff genommen, theils in sichere Aussicht gestellt waren zur Zeit des Festes auch der definitive Personenbahnhof — ein monumentales Bauwerk — der Verbindungscanal zwischen Rhein und Neckar und mehrere Lagerhäuser am Quai des neuen Hafencanals. Der Gesammtaufwand aller dieser Bauwerke beträgt über 22 Millionen Mark.

Es ist bereits erwähnt worden, daß mit der Fertigstellung der neuen Hafenanstalten eine an Verlegenheiten und Mißständen überreiche Periode ihren Abschluß gefunden. Die früheren Hafeneinrichtungen waren nämlich für Verhältnisse berechnet, wie sie vor etlichen vierzig Jahren, also zu einer Zeit bestanden hatten, in welcher die Dampfschifffahrt auf dem Rheine kaum begonnen, in welcher der Eisenbahnbau noch zähe Gegner fand, in welcher verschiedene Städte am Rhein und Neckar zum großen Nachtheil Mannheims noch allerlei Stapel- und andere Rechte voraus hatten, in welcher die Rheinschifffahrt unter dem Octroi und der Recognitionsgebühr seufzte, der Verkehr zwischen den einzelnen deutschen Staaten durch zahllose Schlagbäume und andere Schranken lahm gelegt, der Anschluß Badens an den Zollverein kaum in Aussicht genommen war. Mannheim hatte in jener Zeit circa 20,000 Einwohner, und obgleich der Nahrungsstand der Stadt bereits seit der Entfernung des kurpfälzischen Hofes (1778) hauptsächlich auf Handel und Gewerbe ruhte, so bewegte sich doch der Verkehr während der drei ersten Decennien des laufenden Jahrhunderts in sehr dürftigen Grenzen. Erst nach dem Eintritt Badens in den Zollverein bekamen die Dinge eine andere, günstigere Gestaltung. Während der Waarenverkehr noch im Jahre 1833 nur 114,888 Centner betrug, stieg derselbe, nachdem Baden 1835 dem Zollverein beigetreten war, in den nächsten Jahren erheblich, und schon zu Anfang der vierziger Jahre war Mannheim nach Köln und Mainz bereits der belebteste Hafen am Rhein geworden.

Der frühere Hafen war für Schiffe von 4000 Centner Ladungsfähigkeit eingerichtet, während seit geraumer Zeit solche von 12,000 bis 14,000 Centner Ladungsfähigkeit eintrafen. Die Hebewerke bestanden ausnahmslos aus Handkrahnen, und diese waren nicht in genügender Anzahl vorhanden. Mit einem solchen Apparate konnten aber bei mittlerem Wasserstande täglich nur circa 1500 Centner ausgeladen werden. Die natürliche Folge dieser Verhältnisse war, daß größere Schiffe zehn bis zwölf Tage auszuladen hatten und überdies noch wochenlang zuwarten mußten, bis ein Hebewerk zu ihrer Verfügung stand. Es fehlte zudem an Magazinen und Lagerplätzen für Güter des freien Verkehrs; es fehlte an genügenden Kellerräumen für zollpflichtige Weine und Spirituosen — kurz, eigentlich konnte man fragen: an was fehlt es nicht?

All diese Mängel verlangten rasches und energisches Eingreifen. Als im Jahre 1864 an die Spitze des badischen Handelsministeriums der geniale Mathy getreten war, dessen Scharfblick es nicht entgehen konnte, daß eine Verbesserung der Mannheimer Hafen- und Verkehrsanstalten gleichbedeutend war mit der Förderung der Interessen der badischen Staatsbahnen, da ließ denn auch die Abhülfe, die Anbahnung entsprechender Umgestaltungen und neuer Schöpfungen, nicht mehr lange auf sich warten. Bereits Mitte der sechsziger Jahre war Oberbaurath Keller mit der Ausarbeitung der betreffenden Pläne betraut worden, und mit einzelnen Werken wurde ohne Verzug begonnen. Der große Hafencanal konnte zwar verschiedener Vorarbeiten wegen erst im Jahre 1870 in Angriff genommen werden, die Riesenarbeit wurde aber so gefördert, daß sie nach fünf Jahren bewältigt war. Der erste Spatenstich erfolgte — ein eigenthümlicher Zufall — durch Kriegsgefangene derselben Nation, deren Heere im Jahre 1689 die Stadt Mannheim in einen Schutthaufen verwandelt und 1794 stark beschädigt hatten. Erst 1879 waren sämmtliche Anstalten fertig.

Der Mannheimer Gesammthafen zerfällt in folgende Abtheilungen: in den Hafencanal, den Zollhafen, den Neckarhafen, den Rheinhafen, den Floßhafen und den Verbindungscanal.

Was zuerst den großen Hafencanal betrifft, so ist derselbe mitten durch die Mühlau Insel gelegt, hat eine Länge von 2100 Meter und eine Breite von 120 Meter und steht durch Ein- und Ausmündung mit dem Rheine in unmittelbarer Verbindung. Um ihn herzustellen, waren 1,620,000 Cubikmeter Material auszuheben. Die Wassertiefe bei Mittelwasser beträgt 4,7 Meter. Zur Ausgleichung des Gefälles ist etwa 300 Meter unterhalb der Einmündung eine 96 Meter lange und 10,5 Meter breite Kammerschleuße mit massiven Schleußenhäuptern und eisernen Schleußenthoren angebracht, welche für sich einen Kostenaufwand von 471,428 Mark veranlaßt hat. Auf dem rechten Ufer ist eine auf Beton ruhende Quaimauer von 1100 Meter Länge hergestellt, hinter welcher sich zunächst zwei Geleise für Dampfkrahnen und Bahnwagen, sodann drei Werfthallen, eine offene Verladepritsche, sechs größere Waarenmagazine und eine Sammelhalle für Stückgüter befinden. Bis jetzt sind sieben Dampfkrahnen vorhanden, welche nahezu auf der ganzen Quaimauerstrecke in der Art Verwendung finden können, daß vermittelst derselben die Güter direct aus den Schiffen in Bahnwagen oder, wenn zollamtliche Abfertigung erforderlich oder Lagerung beabsichtigt ist, in die Werfthallen, beziehungsweise Lagerhäuser abgesetzt werden. Diese sehr zweckmäßige Einrichtung erinnert an jene am Kaiser- und Sandthorquai zu Hamburg. Unterhalb der Werfthallen sind größere Plätze zur unentgeltlichen Lagerung von Roheisen, Harz, Farbholz und dergleichen Waaren zur Verfügung gestellt. Auch hier ist die Einrichtung so getroffen, daß die Waaren vermittelst der Dampfkrahnen nach den Bahnwagen oder im Fall der Lagerung nach den Lagerplätzen befördert werden können.

Vom nördlichen Ende der Quaimauer bis zur Ausmündung des Hafens ist das Ufer abgeschrägt. Die betreffende Hafenstrecke dient zur Aufstellung leerer Schiffe, ausnahmsweise auch zu Ein- und Ausladungen.

Auf dem linken Canalufer befinden sich acht Getreidehallen mit Lagerraum für 100,000 Centner.

An diese Hafenanstalten schließt auf dem rechten Ufer der Centralgüterbahnhof, auf dem linken der Fruchtbahnhof an. Der erstere hat eine Länge von 2580 Meter und eine Breite von 150 Meter; fünf Güterhallen nebst mehreren offenen Verladepritschen dienen zur Aufnahme der Bahngüter; in einer größeren Anzahl auf der östlichen Seite des Bahnhofs aufgeführten Gebäulichkeiten befinden sich die Geschäftslocalitäten für Zoll-, Bahn- und Hafenverwaltung, sowie Wohnungen für circa 80 Beamtenfamilien.

Bezüglich des Fruchtbahnhofes soll nur erwähnt werden, daß sich die Getreide Einfuhr über Mannheim im Jahre 1878 auf über 2 Millionen Centner belaufen hat. Der Güterverkehr des Centralgüterbahnhofs betrug 16,602,733 Centner.

Beide Bahnhöfe sind mit dem Rangirbahnhof durch besondere Geleise, welche in der Nähe der Canaleinmündung über zwei größere eiserne Drehbrücken führen, in Verbindung gesetzt.

Der alte Zollhafen, zu dem wir uns jetzt wenden, ist hinter dem Hauptzollamtsgebäude gelegen; er ist der Rest des früheren Hauptbahnhofs, aber mit Ausnahme des Werfts nach allen Seiten umgestaltet worden. Bis zur Eröffnung des neuen Hafens wurde dort der größere Theil der wasserwärts bezogenen oder versendeten Güter aus-, beziehungsweise eingeladen, auch die zollamtliche Waarenabfertigung vorgenommen. Jetzt finden in dieser Hafenabtheilung nur noch Einladungen zu Thal gehender Güter statt, welche in den Hallen und Schuppen des angrenzenden Zollhofes vorübergehend unentgeltlich lagern dürfen. Auf dem Werfte sind sechs Handkrahnen aufgestellt, wovon einer eine Tragfähigkeit von 600 Centnern — an keinem Hafenplatze des Rheines ist ein Hebewerk von gleicher Stärke — die übrigen von 50 Centnern haben. Werft- und Zollhof finden ihren Abschluß durch das Hauptzollamtsgebäude und die beiderseits an dasselbe angebauten Niederlagemagazine für [illegible] Güter.

Der Neckarhafen, als die dritte Abtheilung des Gesa[illegible]hafens, wird durch die linksseitige Flußhälfte von der Kettenbrücke bis [illegible] Ausmündung des Flusses in den Rhein gebildet. Zunächst an d[illegible] Brücke befindet sich die zollärarische Abtheilung mit Quaimauer, dre[illegible] Handkrahnen, Werfthallen, Schuppen, geräumigem Lagerhause und [illegible]verwaltungsgebäude. Diese Abtheilung ist für jene Güter des freien V[illegible] bestimmt, welche nicht im Freien lagern können. Von hier gegen [illegible] Neckarmündung hin folgen eine Hafenstrecke für Baumaterialien, [illegible] eine solche mit fünf Dampfkrahnen und Spundwand für Steinkohlen, [illegible] eine dritte für Schnittwaaren und eine vierte für Petroleum, zu dessen Lag[illegible]rung 48 Keller, für circa 45,000 Fässer ausreichend, vorhanden sind. [illegible] Keller sind Eigenthum der Mannheimer Lagerhausgesellschaft, welche [illegible] auch vier der Waarenmagazine rechts vom großen Hafencanal besitzt und [illegible] die acht Getreidehallen links in Pacht hat. Das an die vorgenannten [illegible]

Digitized by

Strecken angrenzende Neckarvorland dient zu Lagerplätzen, und ist durch Schienengeleise mit dem Centralgüterbahnhof verbunden.

Der **Rheinhafen**, die vierte Abtheilung, umfaßt die rechtsseitige Stromhälfte von der Rheinbrücke bis zur Ausmündung des großen Hafencanals. Die der Brücke zunächst gelegene Strecke, etwa ein Drittel des Ganzen, dient den Dampfern, welche in regelmäßigen Fahrten den Eilgutdienst zwischen hier und Rotterdam vermitteln. Jede Dampfschifffahrtsgesellschaft hat dort ihre besondere Güterhalle, sodaß jederzeit Ein- und Ausladung ermöglicht ist. Nacht- und Sonntagsarbeit ist nicht ausgeschlossen. Die übrige Strecke dieser Hafenabtheilung ist für Flöße bestimmt, welche vom Oberrhein kommen und, wenn ein Umbau nicht erforderlich, dort anlegen müssen, um nach den Bestimmungen der Rheinschifffahrtspolizei und Flußordnung bezüglich der Festigkeit ihres Baues untersucht zu werden.

Der **Floßhafen** bildet die fünfte Abtheilung, ein Stück Altrhein, welches in Folge der Neckarcorrection speciell für den Floßholzverkehr abgegrenzt werden konnte. Der Hafen ist circa fünf Kilometer lang, an seiner Einmündung gegen den Neckar mit einer massiven Schleuße versehen und durch seine Ausmündung mit dem Rhein in Verbindung gesetzt. Dort, und zwar in der Holzmarktstrecke, finden zunächst jene Flöße aus dem Neckar und obern Rheinthal Aufnahme, welche hier verlauft, im übrigen Theile des Hafens jene, welche zu sogenannten Holländerflößen umgebaut werden oder aber hier überwintern sollen.

Längs der Holzmarktstrecke wird gegenwärtig auf dem linken Ufer dieses Hafens ein Bahngeleis der hessischen Ludwigsbahn — Linie von Mannheim nach Frankfurt — hergestellt, und wird sehr bald die Verladung der Hölzer ermöglicht sein, welche per Bahn weiter gehen sollen. Zwischen der Bahn und der Holzmarktstrecke ist ein größeres Gelände vorhanden, das sich namentlich für Herstellung von Dampfsägemühlen eignen würde, welche durch Seitengeleise mit der Bahn verbunden werden könnten.

Die Zahl der im Jahre 1878 in Mannheim angekommenen Flöße beträgt 673, jene der umgebauten 150; überwintert haben 46,942 Stämme, und das Gesammtgewicht des Floßholzverkehrs pro 1878 ist zu 2,877,607 Centner berechnet. Die Benutzung des Floßhafens ist dabei eine vollständig gebührenfreie.

Der **Verbindungscanal**, die sechste Abtheilung, ist im Jahre 1876 begonnen und hat erst im vorigen Jahre als Abschluß der Mannheimer Hafenbauten seine Vollendung gefunden. Derselbe ist 950 Meter lang und 60 Meter breit. Um ihn herzustellen, mußten 470,000 Cubikmeter Material ausgehoben werden, womit der frühere Zufahrtscanal nach dem alten Zollhafen ausgefüllt wurde. Das so gewonnene Gelände ist zur Stadterweiterung bestimmt.

Der Verbindungscanal dient in erster Linie zum Uebergang der Schiffe vom Rhein in den Neckar und umgekehrt, sodann als Winterhafen. Es war ein glücklicher Gedanke der badischen Finanzverwaltung, dieses Werk herstellen zu lassen, denn abgesehen davon, daß die gewonnenen Bauplätze den Kostenaufwand voraussichtlich decken werden, ist der Canal von ganz hervorragendem Nutzen für den Speditionshandel sowie für verschiedene Branchen des Großhandels und der Industrie von Mannheim. Derselbe hat nämlich seiner ganzen Länge nach beiderseits Vorländereien, welche 40 Meter breit, mit je zwei Bahngeleisen versehen und mit dem Centralgüterbahnhofe in Verbindung gesetzt sind. Dieses Gelände wird 20 bis 25 Jahre an solche Unternehmungen als Lagerplätze abgegeben, welche mit dem Bahn- und Hafenverkehr in näherer Verbindung stehen; auch wird gestattet, dort Waarenmagazine, Bureaux und selbst gewerbliche Etablissements herzustellen. Wasserweg und Schienenstrang auf der einen Seite, gute Zufahrtsstraßen auf der andern ermöglichen Bezüge und Versendungen mit geringstem Kostenaufwand und lassen die Lage der in Frage stehenden Lager- beziehungsweise Bauplätze so günstig erscheinen, wie sie kaum irgendwo geboten sein dürfte: das Flächenmaß dieser Vorländereien beträgt circa 50,000 Quadratmeter, wovon bis jetzt ungefähr ein Viertel vergeben ist. Ueber den Canal führen drei Brücken, wovon zwei für den Land- und die dritte für den Bahnverkehr bestimmt sind. Der Kostenaufwand für das ganze Werk beträgt 1,200,000 Mark.

Das sind Mannheims Hafenanstalten; sie sind nicht allein schön, sondern auch zweckmäßig, und ihre Benutzung ist — was man wohl von keinem anderen Hafen sagen kann — vollständig gebührenfrei. In welchem Maße sie zur Vermehrung des Verkehrs beitragen, ist aus dem Umstande zu erkennen, daß der Mannheimer Gesammthafenverkehr, welcher während der Schwindelperiode die Ziffer von 15 Millionen kaum erreichte und 1874 sogar nur wenig über 13 Millionen Centner betrug, trotz der Ungunst der Zeiten im Jahre 1878 auf 17,817,962 Centner und die Zahl der beladen in Mannheim angekommenen oder von dort abgegangenen Schiffe auf 2882 gestiegen ist.

Möge ein günstiger Stern über dem Mannheimer Hafen walten!

Blätter und Blüthen.

Die Insel Juist. (Mit Abbildungen S. 132 u. 133.) Der Reisende, welcher, vom Fährhaus am Norddeich (im ostfriesischen Amte Norden) kommend, nach etwa anderthalbstündiger Ueberfahrt die Insel Juist vor sich sieht, glaubt eine der schönsten Gebirgsketten zu erblicken.

Es ist dies die zehn bis zwanzig Meter hohe Dünenreihe, welche sich vom Osten nach dem Norden der Insel hinzieht und derselben gegen die Sturmfluthen der Nordsee reichlichen Schutz gewährt. Die Juister Dünen zeichnen sich vor allen anderen der Nordsee durch ein Ueberwiegen scharfer, zackiger und felsgratähnlicher Contouren aus, deren malerischer Reiz zur vollsten Wirkung kommt, wenn die Sonne ihre grellen Strahlen auf die großen weißen Sandflächen wirft und die interessantesten Beleuchtungen hervorzaubert. Lagert sich nach solchen Lichtwirkungen eine dichte schwarze Wolkenschicht vor die Sonne, so werden die noch eben grell beschienenen weißen Sandflächen in ein sammetartiges Dunkel gehüllt.

Zur Erhaltung der Dünen wird auf denselben von Seiten der Regierung Sandhaargras gepflanzt, welches allein im Stande ist, dem angehäuften Flugsande Halt zu gewähren. Das sogenannte „Wandern" der Dünen kann man genau beobachten; setzt man sich z. B., wie ich that, auf eine Düne, um zu zeichnen, und legt Zeichenkasten oder sonstige Utensilien neben sich in den Sand, so wird man bei auch nur geringem Winde nach ganz kurzer Zeit bemerken, wie die Sachen allmählich von dem Sande begraben werden. Bei genauerer Betrachtung der Sandfläche sieht man Millionen Sandkörner, vom Winde getrieben, in steter Bewegung nach dem Innern der Insel rieseln oder sich über einander ansetzen. Lange jedoch kann man eine solche Beobachtung nicht aushalten, denn das grelle Licht und das fortwährende Bewegen des Sandes greifen das Auge an. Sprach ich mit der Unkenntniß eines Festlandbewohners die Befürchtung aus, es werden die Dünen allmählich verweht oder weggespült werden, so erhielt ich von den Insulanern die beruhigende Antwort: was das Meer auf der einen Seite wegspüle, setze es auf der andern wieder an.

Da auch der übrige Boden der Insel fast nur aus lockerem Seesande besteht, so ist er im Ganzen höchst unfruchtbar. Hin und wieder findet man freilich etwas lehmigen Boden, auf welchem man sofort Culturversuche angestellt hat, indem man die betreffende Stelle mit einem vier bis fünf Fuß hohen Damm umzogen (um Wind oder Springfluth abzuhalten) und selbige noch mit etwas Dünger gefüllt hat. Darauf pflanzt man Kartoffeln, Bohnen und Kohl; im Uebrigen muß die Nahrung der Juister vom Festlande bezogen werden; es ist aber bei heftigem Sturm und Eisgang vorgekommen, daß die Juister zwölf Wochen von jeglichem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen waren. Die Insel besteht aus zwei Theilen, deren Verbindung von Regierungswegen künstlich erhalten wird. Der kleinere westliche Theil, „Bill" genannt, ist der fruchtbarere und war auch früher der bewohntere. Jetzt steht nur ein Haus und ein Schuppen mit Material für Rettungszwecke dort, während die Einwohner sich auf der weniger gefährdeten Ostseite in zwei Häusergruppen, dem Loog (nur fünf Häuser) und dem Ostdorf, niedergelassen haben.

Das Dorf mit seinen einander ziemlich gleichenden Häusern macht einen freundlichen Eindruck und ist deshalb für die Ostfriesen ein beliebter Badeort, der jährlich etwa 150 Gäste auf der Insel versammelt; die Ankömmlinge werden zu Wagen vom Schiffe eingeholt. Juist ist Telegraphenstation; die Postverbindung besorgt das (Post-)Fährschiff. Die Zimmer sind gemüthlich eingerichtet und sauber und reinlich gehalten. Nach ostfriesischer Bauart ist die Zimmerdecke aus Brettern gefugt und dunkel angestrichen. Statt Bettstellen hat man die Schlafstellen in der Wand (wie auf dem Schiff) und nennt sie deshalb auch „Kojen"; am Tage sind sie mit Gardinen verhangen. Keller giebt es nicht. Zum Feuern wird nur Torf genommen, welcher auch vom Festlande herüber geschafft werden muß. Vor dem Hause hat man gewöhnlich einen sogenannten Garten, mehrere Quadratmeter groß und mit einigen Blumen, wie Malve, Georgine oder Reseda bepflanzt. Da man auch zwischen den einzelnen Häusern (von Straßen kann man kaum reden) bis an die Knöchel in den Sand einsinkt, so sind zur Erleichterung der Passage Ziegelsteine von einem Hause zum anderen gelegt.

Die Häuser findet man häufig mit Resten von gestrandeten Schiffen decorirt, über der Thür vielleicht das Namenbrett eines gestrandeten Schiffes, welches an's Land gespült wurde, vor dem Hause einen verrosteten Böller oder aus Schiffsplanken und Rippen gezimmerte kleine Buden und Ställe. Am Strande sieht man, bei niedrigem Wasserstande, nicht wenig Ueberreste gestrandeter Schiffe; aber Strandräuber sind die Juister nicht mehr, wie die von Heinrich Kruse so hübsch dargestellte Anekdote (Jahrg. 1879, Nr. 13) sie zeichnet; sie begnügen sich bei Schiffsunfällen mit ihrem Bergelohn.

Die Kirche, welche unter dem Wandel des Terrains bereits zum vierten Mal (?) ihre Stelle hat wechseln müssen, entbehrt jeden Schmuckes. Den Glockenthurm muß ein hölzernes Gerüst (jedenfalls aus Schiffsrippen zusammengefügt) ersetzen. Rings um die Kirche liegt der Friedhof der Juister. An manchem Kreuz oder Pfahl liest man: „Unbekannter, wurde — dann und dann — angetrieben."

Die Bewohner sind echte Friesen mit rauhem Aeußeren, wettergebräuntem Gesicht und klarem Auge, gegen Fremde im Anfang etwas wortkarg, jedoch sobald sie wissen, mit wem sie es zu thun haben, desto zuvorkommender und freundlicher. Selten wird Nachts eine Hausthür verschlossen, da man Diebstahl und Betrug nicht kennt, ebenso wenig Betteln.

Die Männer, in der Jugend meist Matrosen und später Fischer und besonders gerühmte Robbenjäger, kehren, soweit sie im Sommer auswärts thätig waren, aus Liebe zur Heimath gern im Herbst heim, und den ersten Sonntag nach der Ankunft benutzt jeder, um zur Kirche zu gehen. Sämmtliche Juister sind evangelisch-lutherisch und halten streng am alten Glauben fest.

Die Insel hat auch ihre Geschichte. Unter Drusus waren die Römer dort; am Anfang dieses Jahrhunderts war die Kirche eine französische Befestigung, und die Gemeinde entbehrte des öffentlichen Gottesdienstes und verarmte, während sie früher für reich galt. Fr. Schr.

Digitized by Google

No. 1,
Price 1d.
Registered for transmission abroad.

The Garden Lamp

A Weekly Illustrated Journal of Horticulture.

Published at 4 Bow Church Chambers, E.C., every Saturday.

How Many Can Be Grown.

Page
How Many Can Be Grown. 1
Notes and Queries 2
Answers to Correspondents 2
Gardening Appointments 2
Gardening Operations for the Week 2
Gardening Books 2
Seeds and Plants 2
Societies 2
Trade Notices 2

eigentlich nichts weiter ist als ein — geschäftliches. Dir ist die politische Laufbahn eröffnet; ich habe dafür Rang, Namen und Stellung empfangen. Ich weiß es wohl, es war eben — ein Tausch."

Sie hatte sich nicht enthalten können, mit scharfem ironischem Hervorheben dieselben Worte zu gebrauchen, die sie vor Kurzem erst mit angehört und die noch immer in ihrem Innern nachklangen.

Sie trafen auch ihn, denn daß sie nur seine eigenen Worte wiederhole, wollte ihm nicht zu Kopfe. Sprachlos, mit wachsender Bestürzung hatte er ihr zugehört. Er traute seinen Ohren nicht, und unenträthselbar erschien ihm, was vorgegangen und diese häßliche Veränderung hervorgebracht. Bei ihren letzten Worten aber war er aufgesprungen und hatte ihre Hand erfaßt, die Hand seiner Braut, des hülflosen armen Kindes, das vor wenigen Monaten noch weinend an seiner Schulter gelehnt. Halb zürnend, halb beschwörend wollte er sie umfassen.

„Aber Lisa," rief er, „so darf man nicht scherzen. Sprichst Du in Phantasien? Besinne Dich, komm zu Dir! Was hast Du?"

Vor dem eisigen Blick der sich steif und zurückweisend Aufrichtenden erstarrte jede Vertraulichkeit.

„Ich bin vollkommen bei Besinnung, Herr Baron. Es bleibt so."

Und es war so geblieben von dem Moment an, Wochen, Monate, Jahre hindurch.

Fremd und kalt waren sie neben einander hergegangen, jedes seine eigenen Pläne und Ziele verfolgend, nur äußerlich mit einander verbunden, eine „durchaus glückliche Menage" in den Augen der Menschen, indeß sie sich innerlich immer kälter und in ausgeprägter Gleichgültigkeit von einander abwandten.

Es war ein Tausch. Gut oder schlecht — er war geschlossen, und man mußte sich hineinfinden.

O nein, sie war auch diesmal nicht gestorben; sie hatte sich kein Leid angethan, und selbst ihre Gesundheit that ihr nicht, wie bei dem ersten Verlust, den Gefallen, in's Schwanken zu gerathen. Doch diesmal sperrte sie sich auch nicht ab. Im Gegentheil, sie nahm das Leben, wie es war. Nicht wieder in träumerischen Ueberschwänglichkeiten hatte sie sich verloren, sich nicht mit sentimentalen Tagebuchblättern abgefunden. Das waren die Kinderjahre des „zugeklappten Märchenbuches".

Nicht eben glücklich, wie sie gehofft — wem war das wohl beschieden? — nur eine Weltdame war sie geworden.

Und eben darum, weil die Dinge so lagen, stand es ihr ja frei, spielend zurückzublättern in dem lange vergessenen, aus einem verstaubten Fache des Schreibtisches hervorgeholten abgeblaßten Maroquinband, Briefe und auch Besuche anzunehmen von dem, der einst zu jenem Bilde da gesessen. Was für ein thörichtes Bedenken hatte sich in ihr gesträubt? Durfte da nicht ein trotzig bitteres Lächeln ihre Lippen kräuseln?

Jawohl: was lag daran? Wem lag daran?

3.

Das wüthende Gebell, mit dem Frip plötzlich von dem Polster unter dem Schreibtische, auf welchem er bisher geschlafen hatte, emporfuhr, war nicht blos die Ankündigung eines Besuches, sondern galt vielmehr einem sich nahenden Gegner, und seine Herrin hätte einzig aus dem leidenschaftlichen Gebahren des streitbaren Thierchens auf die Person des demnächst vor ihr Erscheinenden rathen können, auch wenn das Säbelklirren, die raschen Schritte auf dem Parquette des Salons nebenan und die laut nach ihr fragende Stimme ihres Bruders eine solche Schlußfolgerung nicht entbehrlich gemacht hätten.

Von seiner bevorrechteten Stellung in diesem Hause Gebrauch machend, wartete der junge Ulanenofficier nicht auf das Ergebniß einer langweiligen Anmeldung; in gewohnter Rücksichtslosigkeit erzwang er sich ohne Weiteres den Zutritt, zugleich aber auch für seinen Begleiter. Da stand dieser nun mit einem Male und, für diesen Moment wenigstens, unerwartet vor Lisa, die, so lebhaft sie sich auch eben in dieser Minute mit ihm beschäftigt hatte, nunmehr doch überrascht von ihrem Sitze auffuhr, das Tagebuch, als hätte es zum Verräther werden können, zuschlug, und im ersten Augenblicke kein Wort der Begrüßung fand, ja sogar den Blick unruhig und befangen von seinen fest auf sie gerichteten Augen abwandte.

Glücklicher Weise half ihr der Bruder mit seinem geräuschvollen Wesen plaudernd über diese seltsame stumme Begrüßung hinweg.

„Bin ich nicht ein guter Kerl, daß ich Dir Steinweg selber daher bringe, statt mich ein wenig auf's Ohr zu legen und den versäumten Schlaf nachzuholen?" rief er munter, indem er sich in einen tiefen Lehnstuhl warf und seinen Begleiter ungenirt zum Sitzen einlud. Mit einem geschickten Griffe hatte er Frip beim Genicke erhascht, trotz allen Sträubens zu sich heraufgehoben und gezwungen, in dieser keineswegs ruhigen Kriegsgefangenschaft auszuharren und die zweifelhaften Zärtlichkeiten des frischen Soldaten entgegenzunehmen.

„Nun," fuhr er zur Schwester gewendet fort, „Du sagst einem nicht einmal Dank für so viel Aufopferung? So ist es, nichts wird anerkannt. Ruhig, Frip, kaffeebrauner Köter! Auch Dir steckt der Undank im Blute, und thue ich nicht mein Möglichstes, Dich aus einem verschlammten Wohlleben aufzurütteln? Pfui, schäme Dich! Wir müssen uns trainiren. Sieh, nimm Dir ein Beispiel! Die ganze Nacht tanzen, den Kopf in's Wasser und darauf den ganzen Morgen reiten, Nachmittags Pionierdienst, Taktik, Waffenlehre, Befestigungskunst. Hast Du Respect? Man ist nicht umsonst in die Centralschule commandirt. — Ja, was hast Du eigentlich zu der Toilette der Silberbach gesagt? Brillant, was? Sie sticht Euch alle aus. Aber wie sie tanzt! Wer es zuwege bringt, ihr nicht auf die Füße zu treten, der ist ein Meister in der Zauberei. Sie schiebt sie einem eigens unter nach einem nicht kunstvollen, aber bewährten Recepte. Die kleine Seltheim — ein netter Käfer, aber ein heillos böser Schlingel — meint, sie thue es nur, um ihr Gewissen zu beruhigen und an den unglücklichen Zehen ihre vielen kleinen Sünden abzubüßen, die sie bis zum großen Versöhnungstage vergessen würde. Für den behält sie aber wohl nur die *großen* auf — Festungsgeschützkaliber. Wahrhaftig, ich könnte für die kleine nette Kröte schwach werden, wenn ihre Mama nicht jeder Begeisterung im Wege stände. Himmel, solch eine Schwiegermutter! Wenn sie täglich decolletirt zu Tische käme, würde ich den ganzen Appetit verlieren. Apropos, hast Du nicht ein Schnäpschen und ein Stück Pastete oder dergleichen? Schade, daß man bei Dir keine Cigarre findet! Aber Witold könnte mir aushelfen. Schläft er noch, oder vernichtet er schon wieder irgend ein Ministerium?"

Die Antwort, daß derselbe nach Sternberg geeilt sei, ging in dem Gequicke des kleinen Märtyrers beinahe verloren, den Richard zur Abwechselung einmal bei dem Stummel seines der Mode zum Opfer gefallenen Appendixes kopfunterwärts emporhob. Zu den Klagelauten wie zu dem lebhaften Einspruche seiner Schwester lachte er nur.

„Schlechte Rasse! Da solltest Du einmal meinen Pinscher sehen und mit welch stoischer Ruhe er diese Prüfung über sich ergehen läßt. — Frip, nichtswürdige Bestie, versuche Deine Zähne nicht an dem kostbaren Rehleder meiner Handschuhe! Es sind ganz neue dreiknöpfige. Du hast es verscherzt, jemals die Bekanntschaft meines Pinschers zu machen. Nur einem Gentleman wird solche Ehre zu Theil. — So, nach Sternberg? Was will er denn bei Hilma? Was glaubst Du, wer von ihnen die Hagerere ist, sie oder die alte Seltheim? Man könnte an ihnen vergleichende Anatomie betreiben. Brrr! Da laß Dir von Steinweg einmal von den Polakinnen erzählen! Das muß ein Schlag sein, den man sich gefallen lassen könnte. Halt da, Frip, nicht ausgerissen! Wir haben noch ein Wörtchen mit einander zu sprechen. Gestatten Sie, mein Herr, daß ich mich Ihrer Erziehung noch weiter annehme! Sie ist sehr vernachlässigt. — Was soll ich damit?"

„Lesen!"

Es war die Depesche, welche Lisa aus ihrer Tasche gezogen und ihm gereicht hatte, da sie sich eben erst derselben erinnerte. Indem sie die Pause benutzte, suchte sie ein Gespräch mit Rittmeister Steinweg anzuknüpfen, aber noch war sie nicht über die ersten gezwungenen Worte hinaus gekommen, als sie ein Ausruf ihres Bruders wieder unterbrach.

„Oho! was ist da los?" fragte er.

Seine Schwester zuckte mit den Achseln; sie nahm den gequälten Flüchtling auf, der den Moment der Ueberraschung benutzt hatte, seinem Peiniger zu entrinnen, und der nun bei seiner Herrin Schutz suchte.

„Richard entwickelt eine eigene Grausamkeit gegen Thiere," sagte sie zu Steinweg, der ihr stumm gegenüber saß und dessen fest auf sie gerichteter Blick beunruhigend wirkte. „Deshalb muß er auch so häufig mit seinem Stalle wechseln. Er überanstrengt seine Pferde. Haben Sie noch den scheuen Schimmel?"

„Nun, das scheint denn doch über den Spaß zu gehen!" fiel hier Richard ein, der, nur mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, eine Weile an seinem kleinen braunen Schnurrbart gedreht hatte. „Und Witold ist also wirklich abgereist? Ja, was sagt denn er dazu?"

„Ich meine, wir können das später noch besprechen."

Der junge Officier war jedoch zu sehr aufgeregt, um auf dies Ausweichen einzugehen.

„So ist es also thatsächlich etwas Bedrohliches?" sagte er. „Es hat mich gleich so eigenthümlich gefaßt. Ei was! Steinweg ist ja mit unseren Verhältnissen genugsam bekannt; vor ihm habe ich keine Geheimnisse. Er wird auch nicht sofort an die Börse laufen und aus der Neuigkeit Capital schlagen. Wir sind keine Jobber und speculiren nicht. Man kann aber auch nicht fordern, daß ich mir mit einer solchen Nachricht in der Tasche ruhig die Zähne stochere. Das sieht ja wie eine partielle Explosion aus. Was sagt Dein Mann?"

„Fatalitäten könne es wohl geben," gestand sie mit dem Ausdrucke des Widerwillens.

„Fatalitäten, ja, das glaube ich!" rief Richard ungestüm aufspringend aus. „Aber ich will nicht darunter leiden, ich wahrlich nicht, alle Teufel! Sagte ich's nicht schon Papa immer, er solle mich unabhängig stellen? Aber da hieß es: Richard ist leichtsinnig, Richard versteht nichts vom Gelde, Richard ließe sich in einem halben Jahre ausplündern und fiele dann nur der Familie zur Last. Mit einem Wort, Richard war ein Windelkind. Mich bis zur Volljährigkeit unter die Vormundschaft Heinrich's stellen — Heinrich's, der selber eines Vormundes bedürfte; mich mit halbjährigen Interessen an die Masse verweisen; mich damit zu allerlei Kunststücken zwingen, die mich über Wasser erhalten müssen, bis ich endlich in Besitz meines Vermögens gelange — das scheint allerdings eine meisterhafte Einrichtung gewesen zu sein. Nun kann ich zusehen, wie ich zu meinem Rechte komme."

„Es wird ja nicht so schlimm sein, Freund," suchte Steinweg beruhigend einzuwerfen. „Ein Haus Mildner!"

„Es sind noch ganz andere in die Brüche gegangen. Du kannst freilich die Dinge leicht nehmen, hast eben eine hübsche Erbschaft eingesackt; aber mir lebt kein so liebenswürdiger Onkel, dessen Tod mir den Verlust ersetzen würde. Ich kann keinen Heller verschmerzen von dem, was mir rechtmäßig zugefallen."

„Ich begreife Dich nicht, Richard," ließ sich seine Schwester mit ernstem Tadel vernehmen. „Zu solchem Lärm ist ja die Sache doch nicht angethan. Du bist jedenfalls sichergestellt."

„Nach Frauenansicht," fiel er heftig ein. „Ist es nicht schon merkwürdig, daß Witold herbeigerufen wird? Was kann Alles ohne mein Beisein abgemacht werden!"

Die Brauen der jungen Frau zogen sich etwas zusammen, und mit zurückweisender Hoheit entgegnete sie nachdrucksvoll:

„Zu Deinem Nachtheil sicherlich nichts, wo er mitspricht."

Die knappe, doch von der Ueberzeugung geführte Vertheidigung, zu der das Rechtsgefühl sie unwillkürlich gedrängt, blieb nicht ohne Eindruck auf den Erregten; dennoch vermochte sie ihn nicht ganz zu beschwichtigen.

„Immerhin ist es sonderbar, daß ich keiner Mittheilung gewürdigt wurde," sagte er. „Ich sollte doch meinen, mich gingen die Dinge draußen in Selikau und Sternberg ebenfalls an. Es mag Heinrich passen, mich in Ungewißheit zu erhalten, nicht so aber mir. Ich werde sofort Urlaub verlangen und mir erlauben, meine eigene Nase hineinzustecken. Ich habe keine Minute zu verlieren — —"

Nachdem er spornstreichs davon gestürmt, trat eine unangenehme Pause zwischen den Zurückgebliebenen ein. Die von Steinweg zustimmend aufgenommene Bemerkung, daß sich solch ein sanguinisches Temperament leicht übertriebenen Befürchtungen hingebe, war nicht der Ausdruck von Lisa's eigenthümlicher Empfindung; dieselbe verrieth sich deutlicher in dem fast verächtlichen Ausdruck um den Mund, welcher bezeugte, daß sie des Gefühls, welches ihr die haltungslose, egoistische Art ihres Bruders hinterlassen, nicht so unmittelbar Herr zu werden vermochte. Dann aber kam ihr das peinigende Bewußtsein ihrer Lage: dieses unvorbereitete Alleinsein mit dem Mann, der ihre Phantasie seit Stunden beschäftigte, verursachte ihr Unbehagen. Sie war noch nicht einmal angekleidet, ihr Haar noch ungeordnet; vielleicht sah man noch die Spuren der durchwachten Nacht an ihren Lidern, und sie hatte sich doch so schön wie möglich machen wollen, um ihn bei sich zu empfangen; nun war das Alles anders — ganz anders gekommen. Welchen Eindruck mußte sie auf ihn machen?

Für die Rathlosigkeit des Moments mußte Frip den Ableiter bieten. Ihm wurden Liebkosungen zu Theil, die ihn für alle erlittenen Torturen reichlich und auf ein ganzes Lebensalter hinaus entschädigen mußten. So, den Kopf über ihn geneigt, die zarten, weißen, halb von Spitzen verhüllten Finger tief in dem braunen Fell des Lieblings vergraben, fing sie nur ein einziges Mal flüchtig einen Blick aus Steinweg's Augen auf, und dieser Blick bewirkte, daß sie den Kopf noch tiefer senkte.

Eine Weile sah der Officier dem Spiele dieser schönen kleinen Hände zu, deren Kunstfertigkeit dort die angefangene Aquarellskizze auf der kleinen Ebenholzstaffelei am Fenster, hier gegen die Ecke das Pianino verrieth; dann sagte er lächelnd, jedoch mit gespanntem Blicke:

„Sie haben mich zuvor um meinen Kiaffar gefragt, so erinnern Sie sich noch dessen?"

Rasch, wie wenn es ihr darum zu thun wäre, sich von einer Anschuldigung frei zu reden, fiel sie ein:

„Ich habe mich immer für schöne Pferde interessirt, und hätte ihn gar zu gerne selbst geritten, statt des geduldigen Ponys, den mir Papa damals hielt."

Warum lenkte sie so ängstlich auf Kiaffar ein? Fürchtete sie den Antheil zu verrathen, den ihr der Reiter eingeflößt? Aber der war ihm ja damals nicht verborgen geblieben.

Sie folgte der seltsamen Bangigkeit, die sie befallen, weiter und spielte das Gespräch mit fast nervösem Eifer auf ein allgemeines neutrales Gebiet hinüber. Jedes Wort sorglich vermeidend, das auf die Ursache ihrer damaligen gezwungenen Entfernung aus dem Stationsorte des abgewiesenen Bewerbers Beziehung hatte, fragte sie ihn um sein Verweilen während der letzten Jahre, seinen Aufenthalt in Galizien, sein Avancement, die von Richard erwähnte Erbschaft, über alles, was sich daran knüpfen ließ und ihr in den Sinn kam, und in heiterem Tone und scheinbar leichtherziger Freimüthigkeit ging er auf Alles ein. Mit Laune schilderte er seine Stationen und manches Erlebniß, das vielleicht kaum der Erwähnung werth sein mochte, ihm aber sichtlich den Eindruck der Wichtigkeit gemacht hatte — kleine Ereignisse aus engem Kreise, hauptsächlich aus seiner militärischen Welt, kunterbunt genug zusammengemengt, aber genügend, um ein halbes Stündchen angenehm mit dem Beschauen dieser Genrebildchen zu verbringen.

Er hatte eine so fröhliche Art, über dies oder jenes zu lachen, während er, behaglich in den Fauteuil zurückgelehnt, den Schnurrbart zwischen den wohlgepflegten Fingern ausstrich, daß man dem Reiz, mit einzustimmen, nicht zu widerstehen vermochte, wenn es auch ein Nichts war, über das man lachte. Ueber Pferde wußte er mit Sachkenntniß zu sprechen, Jagden, Wettrennen, Distanceritte, Schlittenpartien mit farbenreicher Anschaulichkeit zu schildern. Im Ganzen mußte es ihm die Jahre her nicht schlimm ergangen sein, wenn er sich auch bemühte, durchschimmern zu lassen, wie er bei all diesem unausstehlichen Leben und Treiben doch eigentlich ein tiefes unstillbares Weh mit sich umhergetragen. Im Grunde sei er mit seinem Schicksale zerfallen gewesen; erst die letzte Zeit habe mit einem Male des Glückes Füllhorn über ihn geleert, aber — zu spät!

Er, der Unbemittelte, sei nun wohlhabend geworden. Das Avancement habe ihm zugleich die Versetzung zu einem andern Regiment gebracht, das seine Cantonnements nahe bei Sternberg und Riesling habe, aber — aber es war doch nicht Alles, wie es sein sollte.

„Und so sind Sie denn zu dem Entschlusse gekommen, sich Urlaub zu nehmen und den Carneval hier zu verbringen?"

„Was soll man machen! — Das heißt," verbesserte er sich schnell, „ich war in den letzten Jahren angenehmen gesellschaftlichen Umganges so sehr entwöhnt, daß ich eine Art Heißhunger verspürte, mich wieder unter großstädtischen Menschen zu bewegen."

Digitized by Google

„Unter großstädtischen — Sie haben Recht. Es ist eine ganz andere Welt, die ihren unwiderstehlichen Reiz hat. Man geht in ihr unter; man löst sich in ihr auf; man fühlt sich hinweggetragen, mitgerissen, betäubt und kommt in dem Brausen des Katarakts nicht zur Besinnung."

„Ganz, was ich immer sage, Baronin. Ein Traum, ein Rausch, ein Wirbel! Eine ganz andere Luft umgiebt einen hier; es geht in alle Nerven; das Blut fließt lebhafter. Man ist so heiter, so unternehmend, so aufgelegt zu allen Tollheiten, als ob man moussirenden Nektar getrunken hätte. Man lebt nur hier!"

Das war es nun freilich nicht, was sie gemeint. Ob sie ihn aber aus seinem Irrthum reißen sollte, in welchem er so freudig ihr zugestimmt? Verlohnte es der Mühe? Sie war des Sprechens müde — einzig und allein aus dem Grunde, wie sie meinte, weil sie ja doch Beide von so verschiedener, unvereinbarer Auffassung ausgingen.

„Sie haben allerdings da manches versäumte Jahr nachzuholen. Und das muß in Wochen nun geschehen," äußerte sie matt.

„Um so rascher muß ich darangehen," lachte er.

„Sie haben sich eine günstige Zeit dazu gewählt. Die Gallerien bieten jetzt die hübschesten Ausstellungen; die Saison der Concerte rückt heran; die Theater —"

„Um Bilder kümmere ich mich nicht; ich verstehe nichts davon," erklärte er offen. „Von Theater und Musik auch nicht viel. Ein lustiges Stück ist mir am liebsten, und über Tanzmusik geht mir nichts. Aber dafür giebt's Bälle im Carneval."

„Richtig, Sie tanzen gern."

„Und Sie, Baronin, nicht mehr?"

„O ja — ja doch!"

Noch versicherte er, wie schade es wäre, wenn sie es aufgäbe. Sie wäre eine so ausgezeichnete Tänzerin gewesen. Ihre Antworten wurden immer einsilbiger; das Gespräch schlief allmählich ein. Sie war in Gedanken schon lange nicht mehr dabei. Kein Wunder, daß sie den Faden verlor. Ihr Sinnen hatte eine ganz andere Richtung genommen.

Wie seltsam! War denn das derselbe Held und Halbgott, für den sie einst so schwärmerische Leidenschaft empfunden? Noch waren es dieselben hübschen, ansprechenden Züge, die weißen, zierlichen Zähne zwischen den frischlachenden Lippen; noch war es dieselbe elegante Gestalt in der goldglänzenden, ihm so wohl zu Gesicht stehenden knappen Uniform, dasselbe tadellos gescheitelte Haar, der wohlgepflegte Schnurrbart, mit dem sich die Hand so gern zu schaffen machte. Noch war er derselbe kühne Reiter und passionirte Tänzer mit denselben Lebensanschauungen, und doch dünkte er ihr wieder ein ganz Anderer. Oder was war es sonst, das ihr so kühle, gleichgültige Worte soufflirte gegen ihn, den sie in stürmisch auflebender Empfindung — noch war es keine Stunde her — mit den hochklingenden, inbrünstigen Geständnissen ihres wiedergelesenen Tagebuchs „ihre Seele, ihren Gedanken, ihren Geliebten" genannt? Wo waren all die glühenden Worte geblieben, die sie ihm zugerufen? Selbst das rührende Bild von der rothen und weißen Rose, die der Mond bescheint, das ihr bei aller Uebertreibung doch nicht so ganz poesielos erschienen, zerfloß jetzt, sechszig Minuten später, in recht reale Alltäglichkeit. Die rothe und weiße Rose lagen nicht auf einem Schlachtfelde; sie saßen in wohldurchwärmtem, behaglichem Plauderwinkel auf modernen Sammtpolstern in gesellschaftsüblicher Visite einander steif und wortarm gegenüber. Ach, die Welt ist eine große Lüge!

Auch bei ihm waren neben der fließenden Rede Gedanken anderer Art hergelaufen und hatten, seit das Gespräch stockte, noch mehr an Bestimmtheit gewonnen, nur in entgegengesetzter Richtung zu den ihrigen.

Sein Blick hing an den Schönheitslinien dieses blassen Angesichtes, und als die Lider sich endlich wieder hoben und ihr Auge dem seinen begegnete, da schwand das blitzgleich um seinen Mund zuckende siegesmuthige Lächeln.

„Nein," sagte er, sich rasch erhebend. „Wir können nicht so weiter Komödie spielen, als hätten wir einander vergessen und müßten uns erst darauf besinnen, wo wir uns denn schon früher einmal gesehen. Wir täuschen uns gegenseitig nicht, Elise."

Nun war sie doch erschrocken. Wie der Klang ihres Namens, von ihm gesprochen, sie durchzuckte! Ihre Füße glitten von der Chaiselongue auf den Teppich herab, eine flüchtige Blutwelle trat ihr in die Wangen, und die Hand führte in augenblicklicher Rathlosigkeit das Spitzentuch an die Lippen. Doch war sie sogleich wieder ihrer Bewegung Herr und fragte mit leiser Mißbilligung:

„Muß das sein?"

„Haben Sie denn erwartet, ich würde hier eine halbe Stunde mit dem gewöhnlichsten Salongeplauder verbringen und, nachdem ich um den nächsten Cotillon gebeten, mich höflich empfehlen? Sie haben sich mir gestern auf dem Balle in so geschickter Weise entzogen, daß ich kein einziges Wort unbelauscht mit Ihnen sprechen konnte. Fast die ganze Zeit verblieben Sie in Ihrer Loge, und an einen Tanz war nicht zu denken. Aber in Ihren Augen hatte ich gelesen, als Sie mich so unvorbereitet vor sich stehen sahen. Absichtlich hatte ich es vermieden, selbst Richard früher zu begegnen, damit er meine Ankunft nicht verrathe, weil ich mir die Ueberraschung nicht nehmen lassen wollte. Ich mußte erfahren, ob die Vergangenheit bei Ihnen denn ganz ausgelöscht sei. — Sie ist es nicht."

„Nein. Aber die Vergangenheit ist doch nicht die Gegenwart," versetzte sie mit sanftem Kopfschütteln. Warum vermochte sie jetzt nicht zu ihm aufzublicken, warum schlug ihr Herz so unruhig?

Er stand unmittelbar vor ihr; seine Hand lag auf der hohen Rücklehne der Chaiselongue. Leicht zu ihr niedergebeugt und in bewegtem Tone, den er nicht ganz zu beherrschen vermochte, sagte er:

„Sollte sie nicht wieder heraufzuzaubern sein? Was haben Sie für eine Antwort auf meine gestrige Frage?"

Sie neigte sich weiter auf Frip herab, um ihr Antlitz zu verbergen.

„Ihre Frage?" wiederholte sie, nur um Zeit zu gewinnen.

Er aber vermeinte den Ton der Verwunderung zu hören, und seine Stimme, so zuversichtlich sie bisher bei aller Gedämpftheit geklungen, verrieth nun seine Bestürzung.

„Nun ja, das Bouquet," erklärte er hastig. „Das Billet vielmehr, das ich in Ihrem Bouquet verbarg. Mein Gott, Sie haben es doch gefunden?"

Ernst und tadelnd erhob Baronin Lisa jetzt ihr Auge, dennoch blitzte es beim Anblicke seiner verlegen besorgten Miene fast schelmisch in demselben auf.

„Wenn ich es nun nicht gefunden hätte?" fragte sie strafend entgegen.

„Gottlob! Sie haben es. Es ist nicht in unrechte Hände gekommen." Er athmete hoch auf.

„Wie, wenn Sie zur Verantwortung gezogen worden wären?"

„Bah!" warf er sich mit trotzigem Lächeln in die Brust. „Vor einem Rencontre erschrecke ich nicht. Mir war es einzig Ihretwegen."

„Jedenfalls ist das leichtsinnige Heraufbeschwören der Gefahr eines Skandals eine sehr fragliche Art, mir Ihre Freundschaft zu erweisen. Was verdienen Sie dafür?"

„Ihre Verzeihung," antwortete er auf die ironisch klingende Frage, wobei jedoch die Reue des Bußfertigen nicht sonderlich tief ging, wie der übermüthige Beisatz zeigte. „Ja, wer immer an die Folgen denken wollte, käme nie zu einer frischen Attake."

„Und für eine solche sehen Sie wohl die meisten Unternehmungen im Leben an?"

„Dafür bin ich Husar."

Sie konnte sich einer bitteren Empfindung nicht erwehren. Die leichtfertige bramarbasirende Antwort auf ihre sarkastische Bemerkung hatte etwas tief Demüthigendes für sie, das er seinerseits nicht einmal bemerkte. Auch jene Brautwerbung war wohl nur „eine frische Attake" gewesen, die, zufällig abgeschlagen, bei günstigerer Gelegenheit vielleicht wieder einmal erneuert werden konnte. Wie beschämend! Und dennoch war etwas in diesem jugendfrischen verwegenen Lebensmuthe, in dieser gutmüthig offenen Art, was der Dreistigkeit den Stachel benahm, bestechend wirkte und die Zürnende entwaffnete. Es geschah daher auch mehr im Tone wohlwollender Mahnung, als scharfer Zurechtweisung, da sie mißbilligend sagte:

„Sie vergessen, daß ich verheirathet bin."

„Aber keineswegs!" fiel er lebhaft ein. „Das ist es ja eben, was ich nicht vergessen kann, was mich wurmt und mich zeitweise zum Tollwerden hätte bringen können. ‚Ich habe sie

Digitized by Google

Der Schmied. Gedicht von Ludwig Uhland.

Originalzeichnung von C. Röhling.

Digitized by Google

verloren, ich habe sie verloren!' Das habe ich mir so oft vorgesagt, daß ich verlernte, dabei mit den Zähnen zu knirschen. Wir waren damals Beide Kinder; wäre ich ein Mann gewesen, wie heute, ich hätte Sie mir nicht entreißen lassen, Elise — bei meiner Ehre nicht!"

„Davon merkte man freilich damals wenig," entschlüpfte es ihr vorwurfsvoll, während ihr Blick das Teppichmuster eifrig verfolgte. „Sie gingen so ruhig, so heiter, ohne auch nur ein Wort zu sagen."

„Konnte ich denn glauben, daß Ihr Vater so rasch handeln und Sie schon am nächsten Tage aus meinem Bereiche bringen werde? Ich fühlte mich verletzt, tief elend, aber ich wollte es nicht zeigen. Niemand sollte merken, daß ich mir eine Abweisung geholt, Niemand mich verspotten dürfen. Erfuhr man's doch, so galt es für einen kecken Scherz meinerseits, über dessen Mißlingen ich mir kein graues Haar wachsen ließ. Die falsche Scham hat mich zum Lächeln gebracht, wo ich mit aller Welt hätte Händel anfangen mögen. Mein erster Gedanke, als ich von Ihrem Verschwinden hörte, war auch: ‚Ihr nach!' Aber mit welchen Mitteln? Ich war damals ein armer Teufel. Mein Vormund hatte mir mein bischen Vermögen so geschickt verwaltet, daß ich am Tage meiner Volljährigkeit sehr lange Rechnungen, weiter aber nichts erhielt. Haarklein war mir bewiesen worden, daß ich es schon vorher allmählich verbraucht. Nun setzen Sie sich in meine Lage! ‚Knapp, sattle mir mein Tänenroß!' Damit wäre ich Ihnen kaum sehr weit nachgekommen. Und ein wenig Gekränktheit war doch auch in mir rege. Konnten Sie so leicht dazu gebracht werden, zu gehen, nun, dann — mochten Sie gehen. Ach, wie redet man sich in Unmuth und Groll hinein gegen die, welche man liebt! Da bekamen wir noch obendrein Marschbefehl; einerseits wollte es mir die Seele zerreißen, andererseits war's mir recht — nur fort, recht weit fort! Ich wußte damals nicht, daß die Sehnsucht im quadratischen Verhältnisse zur Entfernung wächst. Und nun empfange ich in meinem Polakenneste plötzlich noch die Kunde von Ihrer Heirath! Doch lassen wir das! Es sind vergangene Dinge."

Träumerisch hatte sie zugehört. Es umspann sie wie mit Fäden aus jener Märchenwelt, die sie in ihrem Tagebuche verschlossen und begraben wähnte. Ein kaum vernehmbarer Seufzer stahl sich von ihren Lippen. Ja, es waren vergangene Dinge.

„Warum rütteln Sie daran?" sagte sie mit schmerzlich zuckendem Lächeln, ohne aufzusehen.

„O, das ist ein Anderes!" entgegnete er mit feurigem Trotze und doch dabei seine Stimme zu sanftem einschmeichelndem Geflüster dämpfend. „Soll ich zum zweiten Male verloren geben, was ich mir einmal schon vielleicht zu sehr ergeben in das Schicksal, thatlos entreißen ließ? Nein, Elise, diesmal erringe ich mir den Preis, und dazu mußte es klar zwischen uns über die Vergangenheit werden. Auf sie baut sich unsere Zukunft auf. Heute werbe ich zum zweiten Male um meine Braut."

Ein Zittern durchlief sie: fast hörbar athmete sie, ehe es leise, aber mit eigenthümlicher Betonung von ihren Lippen kam: „Ich bin verheirathet."

„Halten Sie mir Ihre Ehe nicht wie einen Schild entgegen," sagte er dringend. „Sehen Sie mir in's Auge, legen Sie die Hand auf's Herz und sagen Sie dann, daß Sie sich glücklich fühlen in dieser Ehe, und ich verlange keinen Schwur, ich will schweigend gehen. Können Sie es, Elise?"

Sie schwieg und regte sich nicht.

„Sie können es nicht!" fuhr er mit triumphirendem, freudig leisem Lachen fort. „Sie können es nicht! Ich habe es gewußt. Warum sollte denn auch gerade Ihre Ehe eine Ausnahme machen, eine, wie es deren zu Hunderten giebt? Was die Convenienz geschlossen, darf die Liebe mit gutem Fug zerreißen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Experimente mit dem sogenannten thierischen Magnetismus.

Von Professor Dr. **Richard Rühlmann.**

(Schluß.)

Einer meiner Schüler, ein intelligenter, höchst gewissenhafter junger Mann, der sich für Anstellung der Experimente über Starre einzelner Muskeln geeignet erwiesen hatte, glaubte, daß vorzugsweise mein magnetisches Streichen auf ihn einwirke und ihm die Fähigkeit raube, die behandelten Glieder zu bewegen. Bei geschlossenen, oder noch besser bei dicht verbundenen Augen trat jedoch die Muskelstarre mit heftigem Starrkrampfe in der ausgestreckten Hand nicht blos ein, wenn irgend ein Anderer der Anwesenden die Hand strich, sondern schließlich auch, wenn absolut gar nichts mit der Hand vorgenommen, sondern nur ein Geräusch hervorgebracht wurde, als führe einer von uns in der Nähe der Hand magnetische Striche mit den Fingerspitzen. Ja, schließlich trat die Muskelstarre und Unfähigkeit, Arm und Hand zu bewegen, und sogar Starrkrampf jedes Mal ein, wenn Dr. Fränkel hinter dem Rücken des jungen Mannes mit einem um ein Streichholzbüchschen geschlungenen Gummibande regelmäßig in einem gewissen Tacte schnippte.

Ein Anderer, ein Mann in den besten Jahren, der uns bei unseren Versuchen durch seine Willfährigkeit, sich Allem auszusetzen, und durch die Correctheit seiner Angaben sehr nützlich gewesen ist, glaubte, daß blos Professor Weinhold, nicht aber ich, merklich auf ihn einzuwirken im Stande sei. Wir hatten wiederholt Versuche über Muskelstarre mit ihm angestellt; da veranlaßten wir ihn, in das benachbarte physikalische Lehrzimmer einzutreten und von dort aus durch ein rundes in der Thür befindliches Loch, welches sonst zur Anstellung optischer Versuche diente und gerade der Hand bis zum halben Unterarm den Durchgang gestattete, die Hand zu uns in's Nachbarzimmer hereinzustrecken. Nunmehr, nachdem eine Unterscheidung der Person durch Gesicht, Gehör ꝛc. ausgeschlossen war, versetzte mein Vorüberstreichen die Hand in den Zustand der Starre, während Professor Weinhold, vor dessen energischer Einwirkung er sich so sehr fürchtete, durch die gleiche Operation nichts erreichte.

Bei einer dritten Person trat sogar unter gleichen Umständen blos dadurch Muskelstarre ein, daß durch Zuruf die Aufmerksamkeit in hohem Grade auf die Hand gelenkt und die lebhafte Vorstellung hervorgerufen worden war, es geschähe im andern Zimmer etwas Besonderes mit derselben.

Solche Personen, welche einmal an eine besondere magnetische Einwirkung meinerseits glaubten, habe ich wiederholt durch die geschlossene Thür hindurch in den eigenthümlichen Zustand der Starrsucht und Willenlosigkeit dadurch versetzt, daß ich ihnen zurief: „Ich magnetisire Sie, fühlen Sie etwas?" Dasselbe Resultat wurde sogar häufig erzielt, ohne daß meinerseits eine Anrede erfolgte, falls die Betreffenden nur wußten, was geschehen sollte, nachdem ich das Zimmer verlassen hatte. Die bloße Ueberzeugung, ich wirke durch die Thür hindurch auf sie, genügte, um alles das hervorzurufen, was sonst durch die mit einer geheimnißvollen Feierlichkeit ausgeführten Proceduren erreicht wurde.

Solche, welche auch nach dem hier Erzählten noch immer geneigt sind, an einen magnetischen Rapport zwischen dem, der die Versuche anstellt, und seinem Versuchsobjecte zu glauben, lassen sich vielleicht durch die Mittheilung von ihrer Ansicht bekehren, daß der in solchen Zustand Versetzte, sofern er nicht bewußtlos ist, dem zuversichtlich scharf und laut ausgesprochenen Befehle eines Jeden willig Folge leistet, nicht blos demjenigen des Experimentators, welcher ihn in diesen Zustand versetzte.

Man erkennt aus alledem deutlich, daß bei geeigneten Personen die gewünschten Erfolge erzielt werden, sobald das Versuchsobject im gegebenen Moment die feste Ueberzeugung hat, es geschieht etwas Außerordentliches mit ihm. Alle Versuche, welche ohne Wissen des Objects oder bei abgelenkter Aufmerksamkeit gemacht werden, bleiben erfolglos.

Unsere Versuche, ebenso wie die, welche seiner Zeit Braid und ganz neuerdings Dr. Grützner und Professor Haidenhain in Breslau angestellt haben, beweisen unzweifelhaft, daß man keine

Digitized by Google

körperliche und psychische Fernwirkung vom Experimentator zum Versuchsobject als Ursache dieser Erscheinungen anzunehmen genöthigt ist; wohl aber zeigt sich bei manchen Menschen die Eigenthümlichkeit, daß dieselben nach vorhergehender Concentration aller Aufmerksamkeit auf eine monotone Erscheinung durch eine übermächtige Vorstellung — „du kannst dies oder jenes nicht thun" — in einen dem Schlafe oder dem Traume ähnlichen Zustand versetzt werden und hierdurch zeitweise die Fähigkeit zum Theil oder ganz verlieren, Vorstellungen, Gedanken, Nerventhätigkeit willkürlich zu lenken oder Eindrücke, welche diese oder jene Sinne vermitteln, bewußt wahrzunehmen.*

Die Brücke, welche den geheimnißvollen Uebergang des menschlichen Willens in die Thätigkeit der Nerven und Muskeln einerseits und die bewußte Wahrnehmung der Sinneseindrücke andererseits vermittelt, wird durch ein derartiges Verfahren entweder gänzlich oder nach einzelnen Partien des Nervensystems vorübergehend abgebrochen. Im Zustande der Muskelstarre sind die Betreffenden bei scheinbar sonst ziemlich klarem Bewußtsein thatsächlich nicht im Stande, ihren Willen auf die betreffenden Bewegungsnerven, durch welche die entsprechenden Muskelbewegungen veranlaßt werden, in gewohnter Weise zu übertragen; sie fühlen aber auch nicht, wie sonst, Reizungen der dort gelegenen Empfindungsnerven als Schmerz. Gelingt es durch energische und zumal plötzliche Anregung, die Empfindungsnerven zu neuer Thätigkeit anzuregen, so wird meist auch alsbald die vollkommene Herrschaft des Willens über das Nervensystem und die Muskeln wieder hergestellt, der normale Zustand wieder herbeigeführt.

Ist die Brücke zwischen geistiger Thätigkeit und Nervensystem nach gewissen Sinnesorganen hin aber zum Theil abgebrochen, so kommen die Reizungen dieser Sinne im Geiste des Menschen nicht zum Bewußtsein. Redet man einem solchen Menschen, dessen Willenskraft durch eine übermächtige Vorstellung die Möglichkeit, den Verlauf seiner Gedanken zu steuern, verloren hat, nunmehr vor: „Dies ist ein Apfel; verzehre ihn!" während man ihm eine rohe Kartoffel bietet, so werden mit der Vorstellung: „dies ist ein Apfel" die Geschmacks- oder sonstigen Eigenschaften des Apfels im Geiste des Menschen erzeugt; nicht wie gewöhnlich, durch Eindrücke, welche die entsprechenden Sinne empfangen, sondern die gehörten Worte rufen im Geiste dieses Versuchsobjectes die betreffenden Vorstellungen hervor; es ist also der geistige, nicht der körperliche Eindruck, welcher die Vorstellung: Apfel, Apfelgeschmack im Bewußtsein hervorbringt; der gar nicht oder mangelhaft functionirende Gesichts- und Geschmackssinn sind nicht in der Lage, diese Vorstellung Lügen zu strafen.

Ist die Umnachtung, welche Geist und Sinne eines in diesem traumwachen Zustande befindlichen Menschen umfängt, so tief, daß alle Sinne, auch das Gehör, welches häufig noch am längsten functionirt, ihre Dienste versagen, so hört jede Möglichkeit, durch Befehle auf diese Menschen zu wirken, auf, und die Glieder bleiben in jeder noch so unnatürlichen Stellung stehen, bis Ermattung oder wirkliche Krampfzustände den Versuch zum Abschluß bringen.

Diese Unmöglichkeit, die Aufmerksamkeit des Geistes willkürlich von der einen Vorstellung auf eine andere zu lenken, nachdem dieselbe durch einen monotonen Sinneseindruck oder eine übermächtige Idee einmal brach gelegt ist, giebt den Schlüssel zur Erklärung all der so geheimnißvoll erscheinenden Versuche, die man mit den geeigneten Personen anstellen kann. Dies macht es erklärlich, warum solche Personen, auch wenn sie sonst ganz unbefangen erscheinen, nicht im Stande sind, ein Glied, welches sie beeinflußt glauben, durch ihren Willen zu bewegen. Sie können ihre geistige Aufmerksamkeit, ihren Willen eben nicht auf diese Nervenpartie lenken. Sie empfinden dann in diesem Gliede auch nicht.

Es ist z. B. eine in den medicinischen Kreisen bekannte Thatsache, daß Velpeau und Broca im Jahre 1860 an Solchen, welche nach dem Braid'schen Verfahren hypnotisirt worden waren, chirurgische Operationen vollzogen haben, ohne daß die Patienten Schmerz empfanden.

In diesem Zustande wissen solche Leute, wenn man ihnen dies versichert, nicht den ersten Buchstaben des Alphabets; sie können sich auf ihren eigenen Namen nicht besinnen; sie können nicht zählen ꝛc., weil sie nicht im Stande sind, von dem Gedanken, von dem man sie eben beherrschen läßt, den Weg zu dem anderen Gedanken zu finden, auf den sie ihre geistige Aufmerksamkeit richten müßten, um A sagen, ihren Namen nennen, 1, 2, 3 zählen zu können.

Der Zustand ist, wenn auch unvergleichlich viel stärker entwickelt, derselbe, den wir alle gelegentlich so peinlich empfinden, wenn wir uns plötzlich auf den wohlbekannten Namen einer Person oder eines Gegenstandes trotz aller Anstrengung nicht besinnen können.

Deshalb kann man auch einer in solcher geistigen Befangenheit befindlichen Person die Ueberzeugung beibringen, sie sei Jemand anders, und kann sie auf Befehl gewissermaßen als diese Person handeln lassen; denn auch das Bewußtsein davon, wer man ist, beruht auf Gedächtniß, also willkürlicher Richtung der geistigen Aufmerksamkeit auf verschiedene Vorstellungen, und diese eben ist gehindert, wenn der energisch ausgesprochene Wille des Experimentators die feste Ueberzeugung hervorgerufen hat, daß es nicht möglich sei, die Aufmerksamkeit nach dieser Richtung hin zu lenken.

Wenn die Einwirkung auf die Empfindungsnerven durch ihre Plötzlichkeit oder Heftigkeit so unwiderstehlich wird, daß das Hemmniß, welches den Uebergang des Eindruckes in das Bewußtsein verhinderte, dadurch überwunden und somit beseitigt wird, ist der Bann gelöst.

Man ersieht leicht, daß sich auf diese Weise alle sicher beobachteten Erscheinungen auf diesem Gebiete ungezwungen erklären lassen. Wie es freilich zugeht, daß bei manchen Menschen die Brücke, welche Geist und Körper, Wille, Vorstellung und Nerventhätigkeit verbindet, ganz oder nach gewissen Gebieten hin durch so geringfügige Ursachen abgebrochen werden kann, das wissen wir zur Zeit noch nicht.

Bis heute ist jeder Versuch, eine Naturgeschichte des Menschengeistes aufzustellen, vor dem Probleme hülflos stehen geblieben, die Umsetzung der geistigen Thätigkeit des Willens in die Nerventhätigkeit und die Ueberführung der materiellen Vorgänge des Reizes unserer Sinnesorgane in die geistige bewußte Wahrnehmung in einer irgendwie befriedigenden Weise zu erklären. Da diese von uns besprochenen Vorgänge, wie wir zeigten, gerade an dieser Uebergangsstelle ihren Sitz haben, bleibt das Wesentliche an denselben unerklärt.

Dr. Grützner ist der Ansicht, daß durch die monotonen Sinnesreize, seien diese nun: Fixiren, Streichen der Oberhaut oder Gehörseindrücke, gewisse Partien des Großhirns, in denen die klare bewußte Vorstellung und der Wille zu Stande kommen, außer Thätigkeit gesetzt würden. Ist dies richtig, so wäre es wahrscheinlich, daß diese in Betracht kommenden Theile vorzugsweise gewisse Partien der grauen Hirnrinde, nicht aber weiter nach hinten gelegene Theile des Gehirns sind, sonst müßte man Störungen des Körpergleichgewichtes an solchen Hypnotisirten beobachten, und auch die Pupille würde aufhören, in normaler Weise gegen Lichteindrücke zu reagiren. Gleichgewichtsstörungen habe ich jedoch niemals deutlich bemerkt, und schwache Zusammenziehungen der Pupille bei Einführung heller Lichtstrahlen konnten in den meisten Fällen erkannt werden.

Es würde falsch sein, wollte man nach der oben gegebenen Erklärung sagen: die Leute bilden sich also das, was sie auf Grund des Befehles oder des Einredens des Experimentators wahrzunehmen oder nicht thun zu können meinen, nur ein. Die Einbildung, daß etwas so beschaffen sei, wie es thatsächlich nicht beschaffen ist, bedingt immer eine gewisse Absichtlichkeit, einen gewissen Willen; das Charakteristische dieses traumwachen Zustandes beruht aber gerade darin, daß eine willkürliche Richtung des Willens aufgehoben ist. Man muß vielmehr annehmen, und die Ueberzeugungstreue, welche meist Miene und Haltung der Versuchspersonen zeigt, bestätigt dies, daß diese Leute in solchem Zustande thatsächlich wahrnehmen, was man ihnen vorredet; sie sehen, um mit Carpenter zu reden, gewissermaßen mit ihrem Geiste, nicht mit dem Auge; sie schmecken mit ihrem Geiste und nicht mit ihrer Zunge; sie fühlen Kälte, Wärme, Form und Größe mit ihrem Geiste, nicht mit ihrem Tastsinn.

Selbstverständlich gelingen derartige Versuche vorzugsweise mit solchen Menschen, welche mit lebhafter Phantasie begabt, zu Träumerei geneigt, oder großer Abstraction, also weitgehender Loslösung ihrer geistigen Thätigkeit von körperlichen Vorstellungen

* Auch Professor W. Wundt in seinem trefflichen Aufsatze: „Der Aberglaube in der Wissenschaft" (Unsere Zeit, 1880, I) bezeichnet diese Erscheinungen als Willenshemmungen.

fähig sind. Ueberhaupt werden Erfolge vorzugsweise bei solchen Leuten erzielt, denen es leicht wird, sich recht vollkommen in Verhältnisse und Umstände zu versetzen, die von denen verschieden sind, in welchen sie sich thatsächlich befinden.

Bei Männern scheinen sich ungefähr zehn Procent zu solchen Experimenten zu qualificiren; daß bei Frauen der Procentsatz ungleich größer ist, und daß die Jugend und zumal das Entwickelungsalter bei beiden Geschlechtern sich besonders gut zu diesen Versuchen eignet, wird nach dem oben Gesagten nicht überraschen.

Jedenfalls ist in Deutschland durch das Auftreten des Magnetiseur Hansen die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf ein dunkles Gebiet des körperlichen und geistigen Lebens gelenkt worden, dessen Betrachtung uns den Schlüssel zum Verständniß mancher früher constatirten Thatsache giebt.

Brauchen wir uns jetzt noch zu wundern, daß es den Yogi, Schamanen, Fakiren des Orients gelingt, sich in einen Zustand zu versetzen, in dem sie gefühllos sind und die tollsten Mißhandlungen ihres Körpers zur größeren Ehre ihrer Götter ohne jedes Zeichen von Schmerz ertragen? Muß man an übernatürliche Einwirkung oder jedesmal an Betrug denken, wenn ein durch Askese und monotone geistliche Exercitien systematisch mißhandelter Mönch oder Klosterschüler in eine den hier beschriebenen Zuständen ähnliche Verzückung geräth und in dieser thatsächlich Dinge sieht, hört und fühlt, die dem tollsten Wunderglauben Thür und Thor öffnen? Sind unsere Vorfahren immer so sehr zu verurtheilen, weil sie Einzelne, wegen zufällig oder absichtlich an Anderen hervorgerufener Wirkungen, welche den hier beschriebenen ähnlich sind, für Hexen und Zauberer hielten?

Bis heute war es selbst den meisten Aerzten und Psychologen von Fach unbekannt, daß die Zahl der zu solchen hypnotischen Versuchen geeigneten Personen so groß ist, daß Leute wie Hansen getrost öffentliche Vorstellungen daraufhin veranstalten können.

Nicht ohne Absicht habe ich übrigens manche für das Gelingen solcher hypnotischen Versuche erhebliche, für das Verständniß derselben jedoch unwesentliche Umstände unerwähnt gelassen, weil es überaus bedenklich wäre, wenn Unberufene derartige Experimente nach dieser Beschreibung nachmachen wollten. Es ist leicht verständlich, daß eine andauernde und wiederholte Aufhebung der Fähigkeit, die Richtung seiner geistigen Aufmerksamkeit beliebig zu lenken, schließlich zu bleibenden oder wenigstens länger anhaltenden geistigen Störungen führen kann. Vielfach bleiben die, welche solchen Versuchen unterworfen wurden, tagelang geistig befangen, leiden hinterher noch lange an Kopfschmerz, Schlafsucht und allgemeiner Mattigkeit. Es erstrecken sich bei sehr Empfindlichen die Lähmungserscheinungen gelegentlich sogar bis auf die Athmungs- und Herzbewegungen, sodaß Blutandrang nach dem Kopf und Erstickungsanfälle eintreten, bei welchen die Gefahr des schlimmsten Ausganges nicht ausgeschlossen ist.

Da die zuversichtliche Erwartung des Resultates den Eintritt desselben rasch herbeiführt und die immer übermächtiger werdende Vorstellung, ganz unter dem Einflusse des Experimentators zu stehen, jeden Widerstand immer erfolgloser erscheinen läßt, so ist es auch nicht wunderbar, daß sich die Empfindlichkeit fast mit jedem neuen Versuche merklich steigert; selbst die, welche anfänglich kräftig, zumal gegen das Eintreten falscher Vorstellungen, sich wehrten, sanken bei neuen Versuchen bald ebenfalls zu willenlosen Automaten herab. Die Empfindlichkeit kann sich schließlich sogar zu einer solchen krankhaften Höhe steigern, daß derartige Zustände ohne jede äußere Veranlassung von selbst eintreten, in Krämpfe übergehen und damit diese Leute für die Arbeiten ihres Berufes längere Zeit hindurch, wenn nicht dauernd, unbrauchbar werden.

Selbst vor häufigem Betrachten solcher Experimente möchte ich leicht Erregbare, zumal Frauen und junge Leute, ernstlich warnen. Die Disposition zum Eintreten hypnotischer Zustände, die doch gewiß eine sehr fatale Zugabe zu den übrigen Unannehmlichkeiten des Lebens ist, kann durch eine Art von Ansteckung leicht auf Solche übertragen werden, die vorher vollkommen ungeeignet erschienen. Trotz allen Sträubens können sich dieselben des Eintrittes dieser Befangenheit nicht mehr erwehren, ähnlich wie Viele das Gähnen nicht mehr unterdrücken können, nachdem ihr Gegenüber ihnen dazu das böse Beispiel gegeben, und wie Lustigkeit, üble Laune, bei Frauen selbst hysterische Zufälle, und gelegentlich sogar Geistesstörungen notorisch ansteckend gewirkt haben.

Ein Glück ist es, daß die Meisten, welche empfindlich sind, dies nicht wissen, und Diejenigen, welche diese unangenehme Entdeckung einmal an sich gemacht haben, sich leicht vor Wiederholungen schützen können, wenn sie sich nur den nöthigen Vorbereitungen nicht unterwerfen und jeder Veranstaltung dazu sich sofort widersetzen.

Küstenfahrten auf dem Eise.

Ein Winterbild von **O. von Riesenthal.**

Wenn am Saaler Bodden, an der vorpommerschen Küste, die Herbststürme ausgetobt und mit ihrem eisigen Hauch die letzte Spur des Pflanzenlebens bis auf bessere Zeit vertagt haben, tritt momentan eine Zeit der Ruhe ein; eine zwar kalte, aber herrliche, krystallreine Luft strömt von der See herüber; der Strandbewohner athmet auf und bessert an seiner Hütte für den kommenden Winter aus, was die Stürme beschädigt haben.

Die Seeleute, welche vor Kurzem in die heimathlichen Winterquartiere einkehrten, manchmal von langer, langer Fahrt draußen von „der Japanschen See" her, die Fischer und was sonst dem blauen Elemente zugethan ist, sieht man alsdann mit besonderem Interesse auf das große Binnenwasser auslugen und die dort beginnende Umwandlung beobachten; denn der stille Frost beginnt seinen „krystallenen Brückenbau", auf dessen Vollendung diese breitschulterigen Gestalten in ihren dicken, wollenen Jacken, den Südwester auf dem Kopfe, gespannt und ungeduldig harren.

Die Zwischenzeit, in welcher das Fahrwasser nicht mehr frei, die Eisdecke aber unbrauchbar ist, bringt den Strandbewohnern eine unerwünschte Ruhe: die Fischer können ihrem Gewerbe nicht nachgehen; die Heuer liegen still; die Post muß die Fahrt ihrer Yacht einstellen und die Poststücke auf dem langen Landwege befördern, so gut es eben gehen mag; der Schmuggler verdient Nichts, und der Herr Pastor kann nicht hinüber zur Predigt in seiner Filialgemeinde — das Alles ist verdrießlich.

Aber der Frost hält Stand und baut fleißig weiter; die Schwäne haben sich schon auf der Mitte der Binnensee mehr und mehr zusammengedrängt, und endlich hört man ihr Rufen gar nicht mehr, denn sie haben sich über Nacht auf und davon gemacht. „Die See steht."

Man hat diesen Zeitpunkt nicht unvorbereitet erwartet, im Gegentheil allenthalben die verschiedenen Geräthschaften und Transportmittel zur Eisfahrt zurecht gehämmert und geklopft, in die Schlittschuhe frische Hanfschnuren gezogen, die Peekstange mit einer scharfen Spitze, den betreffenden Schlitten mit neuem Sitzbrette versehen; dem Stuhlschlitten des Lehrers hat der Tischler eine neue Lehne besorgt, und dem des jungen Steuermannes durch erneuten Anstrich ein so verlockendes Aeußere verliehen, daß Fieken Voß, die hübsche Capitainstochter, sich gewiß nicht lange zieren wird, von dem kräftigen, schmucken Manne sich zur Kirche schieben zu lassen; er will sich ja doch schon im nächsten Jahre ein eigenes Schiff bauen; die Eltern sehen ihn nicht ungern — wer weiß?!

Die Dorfstraße schlendert ein Seemann gemächlich daher, die Hände in den weiten Hosentaschen.

„Klas!" ruft ihm ein altes verwettertes Gesicht aus dem halb geöffneten Fenster zu, „wo steit et? Jk hew keen Solt!"

Der Seemann schiebt den Priem auf die andere Seite seines breiten Mundes, spritzt den braunen Saft mit kräftigem Strahle von sich — und zuckt einfach die Achseln. „Es ist noch Nichts los."

Der Mann ist nämlich eine Person von Gewicht, ein Bootsmann im Dienste der Regierung und hat zu bestimmen, wann das Eis befahren werden darf. Will ein Wagehals sich nicht so lange gedulden, so steht es ihm natürlich frei, eine Fahrt auf eigene Rechnung und Gefahr vorher zu unternehmen und dabei gelegentlich einzubrechen und zu ertrinken —

das geht den Bootsmann nichts an, wohl aber ist er für Unglück verantwortlich, welches durch Einbrechen des Eises auf der „ausgesteckten" Fläche geschieht, nachdem er das Eis freigegeben hat.

Dies geschieht nicht durch umständliche Circulare oder andere Schriftstücke, vielmehr durch kolossale Runenschrift, wunderliche, auf das Eis eingekratzte Zeichen, welche zugleich die Richtung der Bahn andeuten, und — nun geht es los.

Eine Begegnung auf vorpommerschem Küsteneise.
Originalzeichnung von Johannes Gehrts.

Ich stand auf einer Düne bei Ahrenshoop, auf dem Dars, jener durch Sturmfluth so hart heimgesuchten Halbinsel; dort im Forsthause hatte ich im Kreise einer braven und ehrenwerthen Familie gastliche Aufnahme gefunden. Es war ein herrlicher Sonntagmorgen; links die Ostsee mit ihren tiefblauen Fluthen, vor mir der Dars mit seinem wildreichen Forstrevier, zur Rechten die fest zugefrorene, wie ein Krystallspiegel blitzende und glitzernde Binnensee, an deren weit entferntem Ende der Kirchthurm des mecklenburgischen Städtchens Ribnitz auftauchte, hinter mir das Fischland, jene schmale Landenge, welche den Dars und Mecklenburg verbindet, mit seinem Kirchdorf Wustrow und der Navigationsschule. Aus den Schornsteinen der Strandbörschen kräuselte sich der Rauch in die reine blaue Luft empor; von der See her erscholl der helle Ruf des „Klashahns", der fischenden Eisente; hier und da tönte durch die feierliche Sabbathstille eine Glocke, Alles um mich her Friede und Schweigen; selbst die See lag ruhig, nur daß sie über die Riffe in monotonem Brausen ihre Wogen wälzte — es war eine Sonntagsstimmung, daß man in stummer Ehrfurcht Alles um sich her und sich selbst dazu vergaß.

Ein Ruf aus dem Forsthause weckte mich aus meine

Digitized by Google

Träumerei; in der Thür stand die Hünengestalt des Försters B., sechs Fuß hoch, halb so breit.

„Wollen Sie mit nach Ribnitz?“ fragte er.

„Gewiß, gern!“

„Dann machen Sie sich bald fertig! Ich lasse inzwischen anspannen.“

Daß der Alte etwas vorhatte, konnte ich schon aus dem gestern erfolgten scharfen Beschlagen der Pferde entnehmen.

„Soll es auf dem Eise nach Ribnitz gehen?“ fragte ich zehn Minuten später, nicht ohne heimliche Beklemmung, als wir lustig der „Hundebeck“, einer tiefen Einbuchtung der Binnensee, zutrabten.

„Na, gewiß!“ lachte der Förster, „Sie haben doch nicht Bange?“

„Unter Ihrer Obhut wohl nicht; Sie wollen freilich bedenken, daß mir dieses Leben und Treiben gänzlich neu ist. Den Kukuk auch, das Wasser hat keine Balken.“

„Aber das Eis! Nur keine Sorge — es hält.“

Die Pferde scheuten schnaubend mit zurückgelegten Ohren vor der spiegelblanken Fläche und waren erst nach vieler Mühe und begütigendem Zureden hinauf zu bringen, und ängstlich und widerstrebend trippelten sie vorwärts; als sie der Förster aber kurz in die Leinen nahm und mit der Peitsche energisch bedrohte, faßten sie Muth, und kaum hatten sie sich von der durch die scharfen Eisen bewirkten Sicherheit ihres Trittes überzeugt, als sie selbst Freude über die spiegelblanke Bahn empfanden und munter lostrabten. Freilich zuckten sie zusammen, und, offen gestanden, ich zuckte auch zusammen, als das Eis wie einzelne Kanonenschläge knallte, aber die Pferde beruhigten sich bald wieder, und mein Führer belehrte mich, daß gerade in diesem Krachen der Eisdecke die sicherste Bürgschaft für ihre Haltbarkeit läge.

Wir waren eine gute Strecke gefahren, wobei der von unserm Ziele her uns entgegen wehende Wind, geschärft durch die schnelle Fahrt, wie mit Messern uns in's Gesicht schnitt, als ich in der Ferne Segel gewahrte, welche sich uns mit reißender Schnelligkeit näherten. Ich sah und sah — aber es war richtig und blieb dabei: ich dachte an eine Fata Morgana, eine Vision, an den fliegenden Holländer — überall Eis und dazu ein Segelboot?!

„Herr Förster, um Alles in der Welt, erklären Sie mir jenes Phänomen! Ich sehe doch keine Wasserstraße. Wer oder was treibt mit so rasender Schnelligkeit jenes Segelfahrzeug uns entgegen?“

Er sah mich fast mit mitleidigen Augen an.

„Mein Gott, Herr Forstcandidat, das ist ein Segelschlitten, und zwar der Postschlitten — doch nachher davon! Jetzt heißt es, scharf aufpassen, damit er uns nicht überfährt.“

Wie ein Sturmwind brauste es heran.

„Goden Morgen ok, Herr Förster!“ grüßte der Steuermann.

„Goden Morgen, Niemann!“ dankte der Förster, „bringt mi doch —“

„Eitles Unternehmen, diese Bestellung! Niemann war auf dem Fahrzeuge nur noch als Punkt zu erkennen.

„Haben Sie denn noch nie von einem Segelschlitten gehört?“ fragte verwundert der Förster, „sie sind doch allgemein im Gebrauch.“

„Hier und in ähnlichen Gegenden mag dies wohl sein, im Binnenlande aber — und Sie müssen bedenken, daß ich schnurstracks vom Thüringerwalde komme — kennt kaum Jemand diese herrliche Erfindung auch nur dem Namen nach; bitte, erklären Sie mir die Construction dieses Segelschlittens!“

„Das ist bald geschehen; auch werden Sie noch Gelegenheit genug haben, ihn selbst zu betrachten und zu benutzen. — Der Segelschlitten ist fast wie ein Boot gebaut, nur etwas rundlicher, mit niedrigeren, weniger ausgeschweiften Wänden, und dieser Bau, fast einer ‚Waschbütte‘ ähnlich, steht auf zwei starken eisernen Schlittenkufen. Die Takelage besteht, wie bei einem Segelboot, aus einem, manchmal sogar aus zwei Masten nebst den nothwendigen Segeln; der merkwürdigste und unentbehrlichste Theil desselben ist aber das Steuer, welches aus einem drei bis vier Fuß langen, etwa handbreiten und fingerdicken, mit scharfen Zähnen versehenen, in einem Charnier laufenden Eisen besteht und durch Eindrücken in das Eis theils zum Anhalten, theils zu Wendungen dient; denn Sie müssen wissen, daß man mit einem solchen Schlitten sogar windan kreuzen kann, wie mit einem Segelboot; liefe er nur vor dem Winde, so wäre seine Benutzung natürlich eine sehr bedingte. So einfach die ganze Vorrichtung aussieht, so viel Umsicht und Erfahrung erfordert ihre Bedienung; namentlich während des Kreuzens, beim Wenden der Segel, ist die größte Vorsicht nöthig, ebenso in geradem Lauf bei unruhigem Winde, denn gar leicht schlägt der Schlitten um, und wehe dann den Insassen! Herr Candidat, in meinem Leben vergesse ich eine Fahrt auf solchem Schlitten nicht, den ein noch junger, unerfahrener Steuermann führte. Sehen Sie dort den Vorsprung des Strandes? Da war es. Wir kamen vor dem Winde dahergesaust und mußten dort aufkreuzen, um nach Ahrenshoop zu kommen; ‚Steffen,‘ sage ich, ‚nehmt Euch auf der Ecke in Acht und hemmt rechtzeitig den Schlitten!‘ Aber er wollte es besser wissen und blieb in voller Fahrt; nur noch wenige Minuten — da lag die Bescheerung um, und, ich sage Ihnen, hundert Schritt und weiter glitschten wir sitzlings dahin; mir waren alle Glieder lahm, und doch — Thränen habe ich geweint — nein — gelacht. Im Schlitten hatten vier Matrosenweiber mit ihrem Marktkauf gesessen: hätten Sie die Fahrt dieser Weiber über das Eis und ihre Posituren gesehen, das Geschrei angehört und hinterher das Schimpfen — es war zum Todtlachen. Jede behauptete einen Arm oder Fuß gebrochen oder wenigstens verstaucht zu haben, und Jede mußte an den wieder aufgerichteten Schlitten wie ein eigensinniges Kind gegängelt werden. Zum Glück hatte sich Keine ernstlich Schaden gethan. Als wir glücklich die Weibsleute geborgen, lag noch hier ein Beutel mit Salz, dort ein Stück Fleisch; eine Büchse mit Kaffee war mindestens fünfhundert Schritt dahingerollt und wurde nach langer Umschau in dieser Entfernung nur zufällig entdeckt.“

„Ich dachte mir das Eis aber belebter: bei mir zu Hause würden Hunderte von Schlittschuhläufern die herrliche Bahn benutzen.“

„Sie müssen bedenken, daß man hier zu Lande das Schlittschuhlaufen nicht als Vergnügen, sondern zur Arbeit betreibt, zum Erwerbe; in der Woche werden Sie daher mehr Leben hier finden, als heut, am Tage des Herrn, wo Jeder gern nach schwerer Wochenarbeit ruht; allerdings macht man auch am Sonntage Vergnügungsreisen über das Eis, wenngleich die kleinen Gesellschaften auf der großen Fläche weniger in's Auge fallen — irre ich nicht, so kommt dort gleich eine Gruppe uns entgegen, die sich nicht arbeitshalber auf's Eis gewagt hat.“

Vorn auf einem kleinen länglichen Schlitten saßen nach rückwärts gewendet zwei Personen, so eingemummt, daß man einen Mann und eine Frau nur vermuthen konnte, auf dem hinteren Ende des Schlittens aber stand, der Fahrt zugewendet, ein langer Mensch, der mit einer noch längeren Stange, die er zwischen den Beinen durchgesteckt hatte, ihn sehr schnell vorwärts trieb.

„Das nennt man ‚Peeken‘,“ erläuterte der Förster, „es ist eine sehr beliebte Art Schlittenfahrt.“

„Und eine jedenfalls sehr einfache und leichte?“

„Ja und nein. Wer es ordentlich versteht, dem ist das Abstoßen der langen Peekstange freilich nicht schwer; wer es nicht versteht, mag sich seine Rückseite verstählen lassen; denn glauben Sie mir — man fällt eben nicht sanft, wenn man mit der Stange abgleitet, und das passirt Anfängern öfter, als ihnen lieb ist. Ein Uebelstand, ja eine lebensgefährliche Sache ist das schwierige Anhalten des Schlittens bei voller Fahrt, besonders wenn das Eis nicht überall mehr dicht ist und der Peeker gefährliche Stellen zu spät gewahr wird. Im vorigen Jahre fuhr ein armer Teufel auf dem Peelschlitten einen Hammel nach der Stadt, um ihn zu verkaufen; das Eis war schon von offenen Stellen durchbrochen; hatte der Mann nun nicht ordentlich aufgepaßt — kurz, plötzlich sieht er kaum fünfzig Schritt vor sich das offene Wasser; er hatte noch die Geistesgegenwart, sich schnell vom Schlitten herabzuwerfen, doch über diesen mitsammt dem armen Hammel schlug einen Augenblick später die Fluth auf Nimmerwiedersehen zusammen.“

Noch wenige Minuten, und wir waren an Ort und Stelle, wo ein heißer Grog unsere etwas starr gewordenen Lebensgeister wohlthätig erwärmte.

Förster B. hatte Recht: an den Wochentagen war das Eis stets belebt, freilich nicht Kopf an Kopf wie auf der Eisbahn einer großen Stadt, aber geschäftige Menschen sah man stets,

Digitized by Google

die meisten auf Schlittschuhen; Lasten wurden gepeekt, auf Segelschlitten transportirt; Frauen ließen sich auf Stuhlschlitten an ihr Ziel schieben; mit Pferden bespannte Schlitten brachten größere Vorräthe von Brod, Mehl, Salz u. dergl. m. in die Stranddörfer — kurz: Alles hastete auf eisernem Schuh bunt durch einander. Daneben gehörten Schlittenscenen, wie die vom Maler auf der beigegebenen Illustration dargestellte Begegnung, nicht zu den Seltenheiten.

Daß dieses rege Leben und Treiben auf dem Eise mein ganzes Interesse gewann, war selbstverständlich; deshalb lugte ich umher, so viel ich Muße hatte, und so fielen mir eines Nachmittags zwei mit Säcken bepackte, in rapider Hast daher stürmende Schlittschuhläufer auf, welche ein Segelschlitten in voller Fahrt offenbar verfolgte. Die Männer leisteten unter ihrer schweren Last das Aeußerste; es waren, wie ich nicht mit Unrecht vermuthete, Salzschmuggler, auf welche das durch die Regierungsflagge als Zollschlitten gekennzeichnete Fahrzeug scharfe Jagd machte; mehr und mehr näherte es sich ihnen; schon schienen sie dem Arm der Zöllner verfallen, als sie nach verschiedenen Seiten aus einander stoben, und der Segelschlitten zwischen ihnen durchbrauste; schnell wurden dessen Segel gestellt, und die Hatze begann von Neuem; wieder war der Schlitten dicht hinter ihnen; wiederum retteten sie sich durch dieselbe Finte. Da fiel der Eine — ob von der Last niedergedrückt, ob von lose gewordenem Schlittschuh gefällt, konnte ich nicht sehen; im Nu waren die Beamten hinter ihm drein, natürlich auch auf Schlittschuhen, plötzlich aber raffte er sich wieder auf und rannte, seinen Sack zurücklassend, spornstreichs davon. Der Andere hatte den Strand erreicht, die Schlittschuhe abgeknüpft und verschwand in der Dunkelheit — ebenso, in der Richtung nach seiner Station, der Zollschlitten mit dem erbeuteten Sack.

In dieser Zeit hatten, wie ich erfuhr, die Zollbeamten einen harten Dienst, denn es wurde viel das in Preußen so theure Salz von Mecklenburg eingeschmuggelt, wo es erheblich billiger war. Nicht minder aber fanden holzbedürftige Bewohner entfernter Dörfer, daß gestohlenes Holz sich ebenso leicht, ja noch leichter, weil billiger, als gekauftes peeken ließ, und so glitt denn unter dem Deckmantel der Nacht manches Stößchen trockener Reiser, trotz der Wachsamkeit der Forstbeamten, schleunigem Verbrennungsproceß entgegen.

Der Winter hatte sein überaus hartes Regiment Mensch und Thier zur übervollen Genüge empfinden lassen, und obgleich der März schon in's Land gekommen war, schienen alle Frühlingshoffnungen eitel Illusionen bleiben zu sollen. — Deshalb war auch die von der Försterfamilie längst geplante Reise zu Segelschlitten nach Ribnitz von Woche zu Woche verschoben worden; bald kam die Wäsche dazwischen, bald Schweine- und Gänseschlachten, und wenn die nächste Woche auch ganz bestimmt zu der Reise ausersehen war, da gewisse Einkäufe sich immer dringender nothwendig machten — stets kam Etwas in die Quere.

Da stieg auf einmal das Thermometer; der Wind schlug um, und sein hohles, „ahnungsvolles Brausen" kündigte dem Eistyrannen ernste Fehde an; ein warmer Regen fiel; Schnee und Eis überzogen sich mit grauer Farbe, dem sicheren Vorboten ihres baldigen Endes, und wer noch die Eisbahn benutzen wollte, hatte sich zu beeilen. Nun war wieder ein Stein des Anstoßes da: die Frau Försterin fürchtete sich vor dem morschen Eise, und es wäre vor allen „Wenn" und „Aber" sicherlich nicht zur Fahrt gekommen, wenn nicht eine dringende, kaum abzulehnende Einladung nach Ribnitz, die sich auch auf mich erstreckte, allem Zaudern ein glückliches Ende gemacht hätte. Klaassen, der sicherste aller Segelschlittenlenker, wurde zur Berathung bestellt, und nachdem er wohl zehnmal der Frau Försterin eidlich versichert hatte, das Eis hielte noch, wurde die Fahrt unabänderlich festgesetzt.

Unsere Reisegesellschaft bestand aus acht Personen, außer Klaassen, dem Steuermanne, und seinen beiden Söhnen als Gehülfen; nicht ohne Hin- und Herreden, wo und wie man am geschütztesten säße, kam man endlich zum Sitzen, die Damen glücklich in die langen Fußsäcke, der Förster zu seinem vergessenen Tabaksbeutel, den Jochem, der Knecht, schleunigst holen mußte; endlich war der Schlitten zum Ablaufen „klar"; die Segel füllten sich und — dahin glitt das Fahrzeug.

Aber der Wind war nicht nur ziemlich flau, sondern wehte uns auch fast in's Gesicht, sodaß gekreuzt werden mußte; dazu fing der Regen an energisch zu sprühen — kurz: die Fahrt war nicht sehr erbaulich; die jungen Damen, die Töchter vom Hause, saßen stumm und in sich gekehrt; Klaassen versah seine Kauwerkzeuge mit immer größeren Primen, ja, es entspann sich sogar zwischen Vater und Mutter ein sanftes Scharmützel, daß Letztere mit der Fahrt auch gar zu lange „getöwt" (gezaudert) hätte u. dergl.

Doch auch diese Fahrt hatte ein Ende, und bald war in den behaglichen Räumen des gastlichen Hauses in Ribnitz alle Beschwerde vergessen. Die Frauen plauderten; die Männer stritten sich über Politik oder besprachen die Aussichten auf Frachten, da sie Alle „Schiffsparten" hatten, und was sonst zu den kleinen Leiden und Freuden des menschlichen Lebens gehört. Ich hielt mich an den guten „Rothspohn" und die importirten Cigarren und machte meine Betrachtungen über die offenbar heftige Steigerung des Windes, welche den in lebhaftester Unterhaltung Begriffenen gänzlich zu entgehen schien.

Da klopfte es an die Thür, und das verwitterte Gesicht Klaassen's wurde sichtbar. Er mahnte dringend zur Heimfahrt: der Wind blase beinahe schon zu grob, und das Eis hätte bei Nienhagen eine „Borst" (Riß) bekommen.

Das schien nun freilich Allen bedenklich, und man rüstete sich eiligst zum Aufbruch.

Die Kunde von dem Riß im Eise hatte der Steuermann eines nach uns eingelaufenen Schlittens unserem Klaassen gebracht und natürlich die Lage desselben genau angegeben; es handelte sich nun darum, mit dem Schlitten die Richtung des Risses rechtwinkelig zu durchschneiden, weshalb Klaassen einen etwas anderen Curs steuern mußte. Obgleich wir nur wenig mehr als halben Wind hatten, flog der Schlitten dennoch wie mit Adlersfittigen dahin, und bald war die Stelle erreicht, wo der Curs geändert werden mußte.

Klaassen hatte mit Genugthuung meine aufmerksame Beobachtung seiner Geschicklichkeit und meine Freude über solche Sturmfahrt bemerkt. Lächelnd bedeutete er mich, es solle erst recht losgehen; wenn wir vor den Wind kämen, dann wolle er mir zeigen, was ein guter Segelschlitten könne.

Auf seinen Zuruf wurden die Segel gewendet; kreischend drückte sich das Steuereisen in das Eis ein.

„Setten Se sick rittlings, Herr!" rieth mir Klaassen; ich that es widerstrebend; da faßte der Wind die Segel, und mit rasender Eile jagte der Schlitten dahin.

„Min Gott! — Klaassen!" stöhnte die gute Frau Försterin, „de Borst — de Borst!"

„Ach wat — de het nich Tid tau bräken."

„Klaassen, hollen S' vor de Borst an, un unerfölen S' dat Ihs!"

Ein pfiffiges Lächeln war seine Antwort.

„De Borst in Sicht!" rief einer seiner Jungen.

„Treckt de Segels fast an!" schrie Klaassen.

Wie ein Pfeil schoß der Schlitten heran; hochauf spritzte die Fluth aus dem Riß — wahrlich, das Eis hatte keine Zeit zum Brechen.

Die Frau Försterin athmete erleichtert auf. Klaassen lachte; der Förster zündete sich die ausgegangene Pfeife wieder an, und ich bedauerte das nahe Ende der Fahrt. Bald fiel das Hauptsegel: das Eisen kreischte im Eise, und wir waren an Ort und Stelle.

Dampf oder Wind? — Ein Courierzug neben dem Segelschlitten vor dem Winde — welcher überjagt den anderen? Ich zweifle keinen Augenblick: der letztere thut es.

Digitized by Google

Die Sparteriewaaren-Erzeugung.

Von Otto Purfürst.

Im gewerbreichsten Theile der österreichischen Monarchie, im nördlichen Böhmen, streckt sich eine lange Reihe von Ortschaften hin, in denen Hunderttausende fleißiger Hände sich unablässig regen; Städte und Dörfer schließen sich eng an einander; viele Meilen weit geht man die Landstraße entlang immer zwischen Häusern; in den meist einstöckigen, aus Holz erbauten und mit Schindeln oder Stroh gedeckten Häusern klappert vom Morgengrauen an bis in die späte Nacht der Webstuhl. In den Städten wie Rumburg, besonders aber Warnsdorf, sieht der Wanderer die Schlote zahlreicher Fabriken zum Himmel emporragen; am Abend erglänzen die Fenster der zumeist großartigen Fabriken, als fände eine Illumination statt. So sieht es in der Gegend aus, wenn der Erwerb im flotten Gange ist. Geben aber an Werktagen die Schlote der Fabriken keine Rauchwolken von sich, sind deren Fenster ganz oder zum Theil dunkel, hört man nicht das rastlose Klappern des Webstuhles, dann — was zuweilen vorkommt — ist es um die Gegend und ihre Bewohner traurig bestellt, dann giebt es gar schmalen Erwerb, dessen Ertrag selbst für die bescheidensten Bedürfnisse nicht zureicht, dann klopft der Hunger erbarmungslos an die Thür Tausender von armen Leuten, die so gern von früh bis spät fleißig arbeiten möchten.

Eine dieser gewerbfleißigen Ortschaften, hart an der sächsischen Grenze, im Leitmeritzer Kreise und nächst Rumburg liegend, trägt den Namen Ehrenberg, und der Ort ist aus einem ganz besonderen Grunde merkwürdig; denn einzig in ihm wird seit Jahren eine eigenthümliche Industrie betrieben, welche, wie sich zeigt, einer schönen Entwickelung fähig ist: die Sparteriewaaren-Erzeugung. Ehrenberg, in Ober-, Nieder-, Alt- und Neu-Ehrenberg zerfallend, zählt zusammen über sechstausend Seelen. Aeußerst freundlich liegt das langgestreckte Dorf in einem Thale, welches ein kleiner Fluß, die Mandau, die hier ihren Ursprung hat, durchfließt; freundlich lugen die Holzhäuser aus dem Grün der Obstbäume oder mächtiger Eichen und Linden hervor.

Die Sparterie oder Holzweberei ist in Ehrenberg durch einen Zimmermann Namens Anton Menzel, der sie in Rennersdorf, einem zwischen Kreibitz und Dittersbach liegenden Orte, kennen gelernt hatte, vor etwas über hundert Jahren eingeführt worden. Damals befand diese Industrie sich selbstverständlich auf ihrer untersten Stufe, nicht selbstverständlich aber ist, daß sie auf dieser bis vor kurzer Zeit stehen blieb, wodurch ein aussichtsvoller Erwerbszweig nahe daran war, zu erlöschen. Mit einem Wort: die Ehrenberger fabricirten bis in die jüngste Vergangenheit hinein nichts als ein einfaches Gewebe aus Holz, die sogenannten „Holzböden".

Diese Böden werden aus feinen Fäden, nicht stärker als Briefpapier und je nach Bedarf ein bis fünf Millimeter breit, gewebt, und zwar bedarf es, um solche feine Fäden in der Länge von einem Meter bis zu einem Meter und dreißig Centimeter herzustellen, eines Holzes, das mit Zähigkeit Weichheit verbindet, welche Eigenschaften nur das Holz der Espe besitzt. Dieser früher auch in Böhmen heimische Baum ist dort nahezu völlig verschwunden; wenigstens sind keine Bestände desselben mehr vorhanden, welche dem Bedarf auch nur einigermaßen genügen könnten, weshalb letzterer heute aus Russisch-Polen gedeckt werden muß. Die Beschaffung des Rohmaterials für die Sparterie, des Espenholzes, ist darum ebenso mühselig wie kostspielig. Zu zwei Malen im Jahre, im Frühjahr und Herbst, reisen die Holzhändler nach Polen, dort die benöthigten Vorräthe zu beschaffen; es müssen zum Schlagen diese Jahreszeiten benutzt werden, da nur Holz von solchen Bäumen sofort zur Verwendung gelangen kann, in die der Saft noch nicht trat, oder aus denen er schon wieder ausgetreten ist; im Sommer geschlagenes Holz muß, ehe es verarbeitet werden kann, ein Jahr in Wasser liegen, weil es sonst roth und damit unbrauchbar wird. Auch ist nur solches Holz für die Sparterie geeignet, das ganz fehlerfrei ist; der geringste Fehler, ein für den Nichtkenner kaum bemerkbares Abweichen im Wachsthum, macht die aus solchem Holz gewonnenen Fäden für die Weberei unbrauchbar. Dies bedingt aber, daß mit der Holzgewinnung sehr starke Abholzung verbunden ist; aus hundert Stämmen werden durchschnittlich nur sechs bis acht Klaftern Holz gewonnen. Hieran knüpfte man vielseitig die Befürchtung, es werde mit der Zeit gänzlicher Mangel an Rohmaterial eintreten; Fachmänner theilen diese Befürchtung indessen nicht, einestheils im Hinblick auf die riesenhaften Bestände, welche in Polen noch vorhanden sind, anderntheils, weil die Espe sehr rasch nachwächst und sich somit die abgeholzten Bestände bald von Neuem bewaldet haben. Und gerade dieses rasche Wachsthum der Espe ist es, was sie für die Sparterie verwendbar macht, denn durch dasselbe sind die Fasern geradliniger, als dies bei anderen Baumarten der Fall ist.

Der in Polen die Materialbestände auswählende Holzhändler hat an Ort und Stelle zunächst für ein Unterkommen in unwirthbarem Walde zu sorgen, welcher für sechs, acht, ja in einzelnen Fällen siebenzehn Wochen sein Heim ist. Er findet dieses Unterkommen zumeist in Försterhäusern. Dann gilt es, die wahrscheinlicherweise nutzbaren Stämme zum Schlagen zu bezeichnen; dieselben müssen eine Stärke von wenigstens 30 Centimeter besitzen, dürfen nicht windschief und müssen möglichst astfrei sein, auch kann nur weißes Holz benutzt werden; geschlagene Bäume, deren Holz roth ist, müssen ohne Weiteres liegen bleiben. Nun beginnt ein arbeitsvolles und doch monotones Leben für den Holzbeschaffer; Stamm auf Stamm fällt unter den Händen der gemietheten polnischen Holzfäller: die Stämme werden in Stücke von 1 Meter 30 Centimeter Länge geschnitten, geschält und ausgekernt. Jetzt muß der Holzhändler alle seine Aufmerksamkeit darauf verwenden, das fehlerhafte Holz, das heißt solches, dessen Faser nicht geradlinig, welches vielmehr astknollig ist oder Blasen hat, vom fehlerfreien zu sondern, denn während das Holz an Ort und Stelle fast nichts kostet, sind dessen Transportkosten enorm.

Ist ein genügender Vorrath an nutzbarem Holze geschlagen, so wird dasselbe zur nächsten Bahnstation, zumeist nach Rzeszow oder Brody, befördert; dies geschieht seitens der polnischen Bauern auf Holzwagen ursprünglichster Art, die aller Eisentheile vollständig entbehren, und so kommt es, daß zum Transport von 10 Klaftern Holz 46 mit je 4 Pferden bespannte Wagen erforderlich sind; jeder der Fuhrleute erhält auf eine Entfernung von 6 Meilen 6 Gulden österreichischer Währung. Der Bahntransport geschieht durch Deutschland, via Breslau; ein 4 bis 5 Klaftern Holz enthaltender Waggon kostet bis zum Bestimmungsorte 420 Gulden Fracht; trotzdem ist der weitere Weg durch Deutschland doch weit billiger, als der nähere Weg durch Oesterreich. In Ehrenberg kostet die Klafter nutzbares Holz circa 150 Gulden, und zur Verarbeitung kommen derzeit etwa 200 Klaftern.

Das Holz wird nun derart verarbeitet, daß die nach der Faser gespaltenen Stücke von, wie bereits erwähnt, 1 Meter bis 1 Meter 30 Centimeter Länge zu Gevierten von 6 Centimeter Breitenfläche abgehobelt werden; ist die Fläche ganz glatt, dann wird der sogenannte Theiler angesetzt. Der Theiler ist eine Art Hobel, der jedoch statt des glatten Hobeleisens eine Anzahl feiner Messerklingen, 20 bis 30, je nachdem der Faden 1 oder 5 Millimeter breit werden soll, besitzt. Die Handhabung erfordert große Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit seitens des Mannes, der sie ausübt; er muß genau die Lage der Holzfaser beobachten und ihr mit seinem Theiler folgen; dies ist einer der Gründe, weshalb diese Industrie stets durch die Hand ausgeübt werden muß, nie Maschinenindustrie werden kann. Die vom Theiler in's Holz gezogenen Längsschnitte sind etwa 5 Millimeter tief. Ist der Mann damit fertig, so legt er den Theiler zur Seite und nimmt den Hobel zur Hand, mit dem er von der Holzfläche feine Streifen abhobelt, welche von einer am Fußende der Hobelbank stehenden weiblichen Person aufgefangen und geschwenkt werden, um etwa schadhafte Faden abzusondern; der Abfall an Fäden ist, trotz aller Sorgfalt bei Auswahl des Holzes und bei ihrer Herstellung, doch ziemlich stark.

Die nun fertigen Fäden werden, ehe sie verwebt werden können, je zu zweien an einem Ende zusammengeknüpft; es ist dies Kinderarbeit, und werden in Ehrenberg die Kleinen vom vierten Jahre an damit beschäftigt. Das Kind bekommt für

Digitized by Google

1. Vue générale de l'exposition. — 2. Salle des Fêtes. — 3. Salle des Machines. — 4. Salle des Colonies. — 5. Salle des Beaux-Arts. — 6. Salle des Arts décoratifs. — 7. Salle des Sciences. — 8. Le Vestibule.

Knüpfen des Materials zu einem Schock Platten — zu jeder Platte sind 300 bis 400 Fäden nöthig — 60 Kreuzer, verdient per Tag 20 Kreuzer. Die Fäden können nun sofort gewebt werden, was zumeist durch weibliche Personen auf einem Webstuhle geschieht, der sich von den sonst üblichen Webstühlen wesentlich unterscheidet. Der Kürze des Materials halber kann dieses nicht aufgebäumt werden, sondern wird auf einen Rahmen gespannt: längere Fäden bilden die Kette, kürzere, 70 bis 80 Centimeter lang, den Einschuß. Das Einlegen des Einschusses geschieht unter Zuhülfenahme eines Stäbchens, das an einem Ende mit einem Oehr versehen ist; mit diesem Stäbchen zieht der Webende den Faden durch die Kette, während die übrige Manipulation der beim gewöhnlichen Weben in Anwendung gebrachten entspricht; nur werden etwaige Muster durch kleine Drahtstiftchen hervorgebracht, welche sich in der Lade befinden; die Verschiebung erzeugt das Muster.

Somit ist das, worin bis vor wenigen Jahren die Sparteriewaaren-Erzeugung Ehrenbergs bestand, der sogenannte Holzboden, fertig; allerdings wurden auch früher schon aus diesen Holzböden Mützen und Hüte erzeugt, diese aber waren so einfach wie möglich, in der Form ohne jeden Geschmack; ihre Ausführung war nichts weniger als sauber, und da sie geleimt waren, hatte es ihr Träger bei Regenwetter, oder wenn er schwitzte, mit sehr unangenehmen Folgen zu thun, und dies brachte es mit sich, daß die Hüte und Mützen, welche per Dutzend 75 Kreuzer, respective 1 Gulden 20 Kreuzer kosteten, nur unter den niedersten Volksclassen Abnehmer fanden.

Daß die Regierung einer Industrie, welche etwa 2500 Menschen Beschäftigung giebt, eine gewisse Aufmerksamkeit zuwendete, ist leicht erklärlich; es wurden von maßgebenden Persönlichkeiten Berichte eingefordert; leider konnten diese der Sachlage nach nichts weniger als erfreulich lauten. Es mußte gesagt werden, die Sparterie-Industrie befinde sich, Dank der Schlaffheit der Arbeiter, welche von Verbesserungen nichts wissen wollten, noch auf ihrer ursprünglichen Stufe; das Einzige, was die Regierung thun könne, sei, daß sie Modelle schaffe und Modistinnen anstelle, welche der Bevölkerung Geschmack beibrächten, wobei aber immer noch fraglich sei, ob hieraus wirklich ein Nutzen entspringen werde, denn die Bevölkerung besitze keinen Begriff davon, welcher Werth ihrem Erzeugnisse bei richtiger Benutzung und entsprechendem Vertrieb innewohne. Weiter wiesen diese Berichte auf die Aussaugung der Arbeiter durch die Händler hin; diese wird auch in einer von Dr. Kleinwächter geschriebenen, in Prag 1873 erschienenen Broschüre, welche die Holzweberei behandelt, lebhaft beklagt: während die Händler, vier in Nachbarorten ansässige Firmen, welche sich mit dem Sparteriehandel abgaben, sämmtlich wohlhabende, ja reiche Leute geworden seien, könnten die Erzeuger der Waaren selbst sich kaum die allerdringendsten Lebensbedürfnisse beschaffen.

Ein Bericht an die Regierung schildert sehr drastisch die Manipulationen, deren jene Händler sich bedienten, um die Holzweber in voller Abhängigkeit von sich zu erhalten. Den Abnehmern, welche hauptsächlich Frankreich und England stellten, wurde der eigentliche Erzeugungsort thunlichst verheimlicht, dafür Schluckenau oder Nixdorf als solcher angegeben; dabei gerirten sich die Händler ihren Abnehmern gegenüber als Fabrikanten, während sie solche nie waren. Sie gingen so weit, daß französische und englische Einkäufer vom Besuche der wirklichen Arbeiter durch die Drohung zurückgehalten wurden, man würde ihnen keine Waare mehr liefern, während man die Arbeiter mit der Erklärung vom directen Verkaufe abschreckte, man würde ihnen, wenn sie diesen versuchten, keine Platte mehr abnehmen. Und die Leute erreichten ihren Zweck, denn die Bewohner Ehrenbergs, welche sich der Sparteriewaaren-Erzeugung widmeten, waren recht brave und arbeitsame Leute, denen jedoch jede für einen rationellen Geschäftsbetrieb unbedingt nöthige Weltkenntniß mangelte. Unter solchen seit mehr als hundert Jahren herrschenden Umständen mußten die Händler allmächtig sein; sie waren nur Wenige und konnten sich unter einander leicht verständigen; dictatorisch konnten sie die Preise machen, zu denen sie kauften und zu denen sie verkauften.

Die hieraus entspringende Bedrückung der Arbeiter, durch Herabdrücken der für ihr Erzeugniß bewilligten Preise, war wesentlich mit Ursache, daß die Sparteriewaaren-Industrie so lange auf ihrer ersten Stufe stehen bleiben konnte, ja zurückging; wandten doch Viele, welche sahen, sie könnten mit der Sparterie nicht mehr das erwerben, was sie zum nothdürftigsten Lebensunterhalt brauchten, sich der eigentlichen Weberei zu. Eine weitere Ursache des Stillstandes, beziehungsweise des Rückganges der Sparteriewaaren-Erzeugung aber ist die, daß den Arbeitern das Verständniß mangelte, ihr Rohmaterial, die Holzböden, in exportfähige, fertige Waare umzuwandeln, und die Händler es für zweckentsprechender fanden, mit dem Rohmaterial zu handeln, als dasselbe zu fertiger Waare zu gestalten; so wanderten denn die Ehrenberger Holzböden nach Paris und London, wo man elegante Damen- und Herrenhüte aus ihnen fertigte, welche längst schon dort von der feinen Welt mit Vorliebe getragen werden.

Auf der ursprünglichen Stufe der Rohmaterial-Erzeugung würde Ehrenberg wohl noch lange stehen geblieben sein, wenn nicht zwei tüchtige Geschäftsleute, ein Elsässer und ein Westfale, sich dort niedergelassen und die Firma A. Rueff u. Comp. begründet hätten. Diese Leute strebten von Anbeginn ihres Geschäfts an, die lebens- und entwickelungsfähige Industrie auf die höchstmögliche Stufe zu bringen, und trotz der Schwierigkeiten, welche Concurrenzneid von einer, Willensträgheit von anderer Seite ihrem Unternehmen anfänglich bereiteten, ist es ihrer Energie und Geschäftskenntniß doch gelungen, nach wenigen Jahren schon die erfreulichsten Erfolge zu erzielen. Heute expedirt Ehrenberg nicht nur das Rohmaterial, sondern die fertige Waare, bestehend in hocheleganten Damen- und Herrenhüten und Phantasie-Artikeln, aus Holzgewebe kunstvoll gefertigt. Während früher die Holzböden nach Paris gingen und dort verarbeitet und appretirt wurden, importirt heute Paris die in Ehrenberg gefertigte Waare, deren Appretur die Pariser vollkommen erreicht.

Nicht allein für die Damenwelt, welche hier wahrhaft reizende Hüte, die zu tragen auch die feinste Dame sich nicht zu schämen braucht, vorfindet, sondern für Alle, welche Sinn für die Grundlage des Volkswohlstandes, die Industrie, haben, ist eine Besichtigung des Waarenlagers der Firma und eine Vergleichung der wahrhaft überraschenden Fortschritte, welche in dieser Industrie gemacht worden sind, hochinteressant.

Da sehen wir in großer Anzahl Damenhüte in den verschiedensten und modernsten Façons, ganz aus Holz in gelungenster Durchführung gefertigt, fragen wir aber nach dem Kostenpreis dieses Erzeugnisses, so werden wir durch die kaum glaubliche Billigkeit desselben überrascht; wir finden Hüte für Herren in allen nur denkbaren Formen, vom feinen Panamahut an, der hinter dem in Paris gefertigten um nichts zurücksteht, bis zu einem backschüsselartigen, zum Export nach China bestimmten Hut und bis zu den massenhaft gefertigten Einlagen, durch welche die Fez des türkischen Militärs Steifheit erhalten. Der Export der Firma umfaßt heute schon ganz Europa von Spanien bis Rußland; in Asien erstreckt er sich über den Kaukasus, Indien und China; ebenso rege sind die Verbindungen mit Nord- und Südamerika und Australien; so hat sich das fertige Erzeugniß Ehrenbergs schon nach vier Welttheilen direct Bahn gebrochen, während dasselbe im fünften Welttheil, in Afrika, durch die Vermittelung französischer und englischer Zwischenhändler eingeführt wurde.

Der Besuch der Arbeitslocale verschafft uns die Ueberzeugung, es habe die Wiederbelebung und Hebung der nahezu völlig verjumpften Industrie heute schon einem Theil der Bevölkerung Ehrenbergs wesentliche Vortheile gebracht und es könne nicht ausbleiben, daß dieser immer weitere Kreise theilhaftig werden. Die Hutformer, welche, beiläufig gesagt, die türkische Fezeinlage als gemeinsame Kopfbedeckung angenommen zu haben scheinen, verdienen heute schon mehr als das Dreifache dessen, was sie bei angestrengtester Arbeit mit der Erzeugung der Böden verdienen konnten; ebenso genießt eine Anzahl mit Fertigung von Damenhüten beschäftigter junger Mädchen einen sehr anständigen Verdienst. Diese Mädchen erfreuen sich aber auch des weiteren Vortheils, daß ihr Geschmack für schöne und elegante Formen unter Leitung einer jungen Dame, welche dieser Geschäftsabtheilung mit seltener Tüchtigkeit vorsteht, herangebildet wird.

Versuche, die Holzweberei auch anderwärts einzuführen, sind zu verschiedenen Malen schon gemacht worden; so ließ ein Dresdener Fabrikant vor Jahren einige dreißig Ehrenberger Sparterie-Arbeiter nach Dresden kommen, sein Unternehmen, die Sparteriewaaren-Erzeugung dort heimisch zu machen, scheiterte aber ebenso,

Digitized by Google

wie alle derartigen Verpflanzungsversuche, ja, nicht einmal in den unmittelbar benachbarten Orten, wie Schluckenau, Nixdorf ꝛc., ist die versuchte Einbürgerung gelungen. Die Erklärung für diese Thatsache ist ziemlich einfach. Als wir die Manipulation mit dem sogenannten „Theiler" besprachen, sagten wir, schon aus dieser gehe hervor, daß die Sparteriewaaren-Erzeugung nie Maschinenindustrie werden könne; dies wird erhärtet durch die weiteren Manipulationen, das Knüpfen der Fäden und die Eigenartigkeit des Webens. Diese Handindustrie aber wird nun seit mehr als einem Jahrhundert nahezu von der gesammten, auf mindestens 3000 Seelen zu schätzenden Bevölkerung Alt-Ehrenbergs betrieben; jedes Mitglied dieser Bevölkerung, vom Kinde an, das kaum die ersten Lebensjahre hinter sich hat, bis zum Greise, nimmt daran Theil. Hierin liegt die Erklärung, weshalb die Einbürgerung der Holzweberei anderwärts stets todtgeborener Versuch bleiben wird; denn schwerlich wird sich je eine ganze Bevölkerung eines Ortes mit einem Schlage einem neuen Erwerbszweige zuwenden, zu dessen Erlernung sie ja immerhin eines ziemlichen Zeitraumes bedürfte. Nur wenn Alles, vom Kinde bis zum Greise, sich in die Hand arbeitet, wird und kann es der Bevölkerung eines andern Ortes möglich sein, ein Product herzustellen, welches an Billigkeit mit dem in Ehrenberg gefertigten concurriren könnte.

Möge der erfreuliche Aufschwung, den diese Industrie genommen hat, von Dauer sein und sich immer mehr steigern! Mögen ihre Erzeugnisse allenthalben die ihnen jetzt schon gebührende Würdigung finden und damit der Bevölkerung Ehrenbergs, braven, arbeitsamen und dabei kerndeutschen Leuten, eine gesicherte, ihre Arbeit lohnende Zukunft erblühen!

Von den Petroleum-Quellen Amerikas.

Zu derselben Zeit, in welcher Europa beschäftigt war neue Verdummungsquellen in La Salette, Lourdes und anderen Vorgängern Marpingens zu entdecken, hat man in Amerika die Quellen eines Leuchtstoffes auszubeuten angefangen, dessen Licht nicht nur freundlich in unser Auge strahlt, sondern auch zur Aufhellung der Köpfe in den langen Winterabenden beträchtlich beigetragen hat. Nicht daß das Erdöl an sich eine neue Erscheinung gewesen wäre; denn dasselbe quillt auch an mannigfachen Orten der alten Welt aus dem Erdschooße, und die alten Griechen und Römer benutzten es unter dem Namen „Oel der Medea" im Sinne der neuen Petroleusen zu Kriegs- und Zerstörungszwecken; indessen konnte die geringere Ausbeute der altweltlichen Quellen nicht zu dem Versuche verlocken, damit die halbe Welt zu erleuchten, Essen zu kochen und sogar Dampfkessel zu heizen.

Den unmittelbaren Anstoß zur Aufnahme der amerikanischen Petroleumindustrie lieferten wohl die deutschen Versuche, durch trockene Destillation von Torf, Braun- und Steinkohlen neben den gasförmigen auch flüssige und feste Beleuchtungskörper (Paraffin) zu gewinnen; denn das Rohproduct dieser Industrie, der Braunkohlentheer, bot mit dem rohen Erdöl die größte Uebereinstimmung. Auch ist kaum ein Zweifel darüber, daß dasselbe ebenfalls ein durch die langsame Einwirkung der Erdwärme hervorgebrachtes Destillationsproduct vorweltlich angesammelter Pflanzen- (und Thier-)stoffe ist, sodaß wir das Erdöl wie die Kohlen als das aufgespeicherte Sonnenlicht der Vorzeit betrachten dürfen, ebenso wie im Rüböl und Brennholz der Sonnenschein unserer heutigen Sommer verdichtet erscheint und in Lampenlicht und Ofenwärme neu erwacht.

Natürlich bedarf jenes rohe, vielfach verunreinigte Petroleum einer wiederholten Reinigung durch Destillation, und zwar nicht blos einer Reinigung von den weniger brennbaren, sondern auch von den allzu brennbaren, leichtflüchtigen Beimischungen, welche Explosionsgefahren herbeiführen, wenn sie nicht (vergl. Jahrg. 1879, Nr. 47) als Anfangsproducte der Destillation entfernt werden; sie gelangen selbstständig (als Petroleumäther) in den Handel. Für diese Industrie boten sich nun riesige Ansammlungen von Rohproduct in einem Theile Nordamerikas dar. Es ist jener Landstrich, welcher sich südöstlich Canadas durch das westliche Pennsylvanien und Ohio erstreckt und südwestlich im Staate Virginia endet.

Der rohe Theer oder das rohe Petroleum, wie wir es von nun an nennen wollen, war den Indianern jener Gegenden bereits bekannt, weil es an vielen Stellen dort zu Tage kommt, es wurde aber von ihnen nur als Heilmittel für äußerliche Einreibungen verwandt.

Von den später eingewanderten Europäern blieb es unbeachtet, bis das Paraffinöl ihm den Weg für Beleuchtungszwecke eröffnete. Die Billigkeit des Stoffes, die anfangs sehr bequeme Gewinnungsweise, die leichte Art des Destillirungsprocesses, die reichhaltige Ergiebigkeit und endlich die Einfachheit der Beleuchtungsapparate verschafften dem Petroleum sehr schnell die ausgebreitetste Verwendung und riefen in der amerikanischen Bevölkerung eine Aufregung hervor, welche den früheren californischen Goldparoxysmus bei Weitem übertraf, sich aber nachhaltiger und volkswirthschaftlich auch folgereicher als dieser erwies. Nach dem Westen Pennsylvaniens, welcher Landstrich sich am ergiebigsten zeigte, ging die Hauptströmung, und in kurzer Zeit wurden aus Ansiedelungen Colonien und aus Colonien Städte.

Die Ansiedelungen zogen alle jene Industriezweige heran, welche der Oelförderung nöthig waren, und Fabriken für Bohrgestänge, für Maschinen und Pumpwerke, Böttchereien und Schmieden wurden in zahlreichster Weise etablirt, sodaß aus Einöden industriereiche Landestheile wurden. Franklintown, Petrolia, Titusville, Mars City, Bradford, Oil City sind heute Städte von zehn- bis fünfzehntausend Einwohnern und stehen sogar bezüglich des Comfort den größten Städten Amerikas nicht nach. Von den benannten Städten ist augenblicklich Oil City als Metropole der Oelregion zu betrachten, weil es, im productivsten Theil der Region gelegen, auch der Verladungsplatz des producirten Oels ist. Das Wort „augenblicklich" ist hier besonders hervorzuheben, weil die Productivität der Quellen sehr veränderlicher Art ist und die durchschnittliche Dauer der Ergiebigkeit einer Quelle nie länger als auf zweieinhalb bis drei Jahre geschätzt wird, weshalb Titusville und Franklintown, die ersten Niederlassungen, bereits in den Hintergrund gedrängt sind.

Am 28. August 1859 wurde von einem Manne, Namens Drake, die erste Oelader in einer Tiefe von neunundsechszig Fuß bei Titusville erbohrt, welche nur zehn Barrels Oel täglich producirte, nichts desto weniger aber den Impuls zu kolossalen Einwanderungen dorthin gab. Bis Ende der sechsziger Jahre behauptete diese Gegend auch ihr Feld als die productivste, wird aber seit jener Zeit von dem östlich gelegenen Oil Creek-Territorium, dessen Hauptplatz Oil City ist, weit übertroffen.

Der erste Colonist in diesem Oil Creek-Territorium war Francis Halyday, welcher den Landstrich, worauf heute der westliche Theil von Oil City steht, von der Regierung im Jahre 1809 kaufte. Der östliche, der heutige Geschäftstheil der Stadt, gehörte zu jener Zeit einem Indianerhäuptling Namens Cornplanter, welcher den Landstrich in Ausdehnung von 300 bis 400 Acres Land von der Regierung für in den Indianeraufständen geleistete Dienste geschenkt erhielt. Indeß wie viele seines Stammes, so war auch dieser Herr Cornplanter ein großer Verehrer geistiger Getränke, und in trunkenem Zustande verkaufte er den Besitz für eine Kleinigkeit.

Die ungemein starken Zuströmungen machten den Platz bereits im Jahre 1862 zur Stadt, und ungeachtet der vielen Feuersbrünste und Ueberschwemmungen, von welchen die junge Stadt heimgesucht war, sehen wir dieselbe im Jahre 1871 wohlorganisirt, mit Pflasterung, Gas- und Wasseranlagen und ansehnlichen steinernen Gebäuden. Oil City hat heute eine Bevölkerung von 15,000 Einwohnern und besitzt ein Börsengebäude, sechs Banken, zwölf Kirchen, eine Synagoge, ein Opernhaus, ein Schauspielhaus, und an hervorragenden Bauwerken nächst drei eisernen Brücken auch eine Hängebrücke.

Auf Verkehrs- und Verbindungswege sind bekanntlich sowohl die Amerikaner, wie die Engländer sehr bedacht, und so hat auch das ganze Territorium ein höchst ausgedehntes Netz von Eisenbahnen und Straßen nach allen Richtungen. Von besonderer Wichtigkeit für das Land sind die „Pipe lines", ein System

von kolossalen eisernen Röhren, welche das Rohöl von den Quellen aufnehmen und zu den Raffinerien und Verladungsplätzen führen. Die von der Direction der Röhrenleitungen über eingeliefertes Oel ausgehändigten Empfangsscheine oder Bons circuliren im Verkehr als Waare.

Die Presse wird durch zwei politische Zeitungen repräsentirt, deren eine, „Daily Derrick", täglich, die andere wöchentlich ausgegeben wird.

Die in Berlin erscheinende „Neue Wochenschrift für Oel" hat in Nr. 9 des Jahrganges 1877 nachgewiesen, daß im Jahre 1876 die ganze bewohnte Erde 30,000 Barrels Rohöl täglich consumirt hat, und das wird seither die Durchschnitts-Consumtion sein. Die Oelquellen producirten in jenem Jahre rund 13,500,000 Barrels oder 37,000 Faß täglich — eine kolossale Ueberproduction. Der Nettogewinn aller Oelquellen im Jahre 1877, bei einem Durchschnittspreis von 2,80 Dollar pro Barrel, betrug 38,475,000 Dollar. Seitdem ist, eben in Folge jener Ueberproduction, das Oel beträchtlich billiger geworden, sodaß die kleinen Oelquellen von fünf bis zehn Barrels täglich den Betrieb haben einstellen müssen. Sollte es wirklich gelingen, die Elektricität, wie jetzt so energisch angestrebt wird, den Beleuchtungszwecken in vollem Maße dienstbar zu machen, so sieht es schlimm um die Erträge der Petroleumgewinnung aus, und man darf sich nicht wundern, wenn die Producenten sich mit allen Mitteln so lange wie möglich gegen diese Eventualität sträuben.

Sigismund Landsberger.

Blätter und Blüthen.

Die Bibel im Dienste des Telegraphen. Mit Bezugnahme auf einen in Nr. 34 des Jahrganges 1878 der „Gartenlaube" erschienenen Artikel, betitelt „Etwas aus der Werkstätte der amerikanischen Presse", will ich eine echt amerikanische Verwendung des Telegraphen mittheilen, wodurch ein unternehmender Herausgeber einer Zeitung es möglich macht, durch Anwendung der Bibel seine Leser mit den neuesten wichtigen Staatsactionen, politischen Reden, Actiencoursen oder sonstigen allgemein begehrten Neuigkeiten schneller bekannt zu machen, als ein concurrirendes Blatt dieses thun kann.

Zum Verständniß des Folgenden muß ich hier vorausschicken, daß in Amerika Derjenige, welcher eine Nachricht per Telegraph absendet, so lange den ausschließlichen Gebrauch der von ihm benutzten Linie hat, bis seine Depesche — einerlei von welcher Länge oder welchen Inhalts sie sein möge — befördert worden ist. Wo nur ein einzelner Draht zwischen dem Absendungs- und Empfangsorte existirt, ist es beim Depeschiren von besonders interessanten Ereignissen für eine Zeitung von der größten Wichtigkeit, daß diese so lange im Besitze des Drahtes bleibt, bis die Neuigkeit an ihren Bestimmungsort gelangt ist.

Um dies nun zu erreichen, pflegt mitunter ein ehrgeiziger Redacteur, der z. B. eine Rede von einem berühmten Staatsmann seinen Lesern früher als irgend eine andere Zeitung vorlegen will, schon lange, ehe Jener zu sprechen beginnt, etliche Capitel aus der Bibel telegraphiren zu lassen, in welche die Rede später eingeschaltet wird. Eine solche Dienstleistung der Bibel im Telegraphenwesen fand zum ersten Male auf der Linie zwischen San Francisco und Virginia City im Silberstaate Nevada statt, als zu Anfang der sechsziger Jahre die ersten großen Erzfunde an der weltberühmten Comstock-Ader gemacht wurden und die Minenactien auf eine fast unglaubliche Weise reißend schnell im Werthe stiegen. Ein geriebener Minenspeculant ließ damals ununterbrochen eine geraume Zeit das Neue Testament von Virginia City nach San Francisco telegraphiren und flocht an gewissen, zwischen ihm und seinem in San Francisco wohnenden Associé verabredeten Stellen die neuesten Erzentdeckungen in „Ophir", „Gould und Curry"* ꝛc. ein, sodaß der San Franciscaner, der die Neuigkeiten vierundzwanzig Stunden früher als irgend sonst Jemand in dieser Stadt erfuhr, ein kolossal glänzendes Geschäft an der Börse für die Firma machte. Später wurde diese californische Erfindung auch in den östlichen Unionsstaaten ausgebeutet. Ein unternehmendes großes New Yorker Blatt soll während des deutsch-französischen Krieges beim Beginn einer Schlacht zuweilen einige Capitel aus der Bibel per Kabel nach Amerika gesandt haben, in welche die Siegesbotschaft dann zur gehörigen Zeit eingeflochten und so dem Publicum in New York früher, als es von irgend einer andern Zeitung geschehen konnte, durch ein „Extra" bekannt gemacht wurde.

Ein in Portland lebender, mir befreundeter amerikanischer Zeitungsredacteur pflegt, wie er mir jüngst mittheilte, diese Art des Telegraphirens mitunter bei wichtigen Sitzungen des in Salem, der Hauptstadt des Staates Oregon, tagenden Repräsentantenhauses zur Anwendung zu bringen. Wir wollen uns daher einmal während einer Sitzung der oregonischen Volksvertreter in das Telegraphenbureau von Salem begeben, um den praktischen Verlauf einer solchen Depeschenbeförderung zu beobachten.

Der Telegraphist hat bereits eine Stunde, ehe die Sitzung eröffnet wurde, die beiden ersten Capitel aus der Apostelgeschichte über den Draht expedirt und ist eben dabei, den ersten Vers des dritten Capitels nach Portland abzulassen, als ein Reporter mit dem Anfang der Rede des Honorable Mr. Jones über den Schwindel beim Zählen der Stimmen für die letzte Präsidentenwahl in's Telegraphenbureau stürzt. Um nun dem Collegen an der Zeitung in Portland, der die Depesche in Empfang nimmt, den Moment anzudeuten, wo die Rede von Jones in die Apostelgeschichte eingeschaltet werden soll, wird ein verabredetes Schlagwort an der Stelle dreimal wiederholt; in diesem Falle die Redensart „All right" („versteht sich").

Die Depesche wird jetzt folgendermaßen lauten:

„Petrus aber und Johannes gingen mit einander hinauf in den Tempel um die neunte Stunde, da man pflegte zu beten. All right! All right! All right! Mitbürger, ich sage Euch, die Republikaner hatten die Wahl auf eine niederträchtige Weise abgekartet" ꝛc.

Wenn der von dem Reporter eingehändigte Redestoff zu Ende ist, wird als neues Schlagwort „Hail Columbia" („Heil dir, Columbia!") eingefügt, und die Depesche lautet zum Schluß des ersten Bruchstücks von Jones' demokratischer Glanzrede wie folgt:

„Wir müssen ihn abwaschen, meine Mitbürger, diesen Schandfleck auf dem blanken Wappenschilde des freien Unionsstaates Oregon! Hail Columbia! Hail Columbia! Hail Columbia! Und es war ein Mann, lahm von Mutterleibe" ꝛc.

Der die Depesche in Portland in Empfang nehmende College meines Freundes läßt den bereits übermittelten Theil der Rede (natürlich ohne die Capitel aus der Bibel!) sofort zum Druck setzen und wartet beim weiteren Lesen der Apostelgeschichte geduldig auf das nächste „All right" und die Fortsetzung der Rede von Jones.

Auf diese Weise wird den ganzen Tag über abwechselnd der biblische Text und Jones' Rede von Salem nach Portland telegraphirt. Wenn die oregonischen Volksvertreter nach dem Schlusse einer sehr stürmischen Sitzung bereits eifrig beschäftigt sind, sich beim Souper im großen „Chemeketa Hôtel" für die Debatten des nächsten Tages zu stärken, fliegen auf Anordnung meines Freundes, des Redacteurs, noch mehrere Capitel der Apostelgeschichte über den Draht, um es seinen in Portland ansässigen Zeitungsrivalen unmöglich zu machen, gleichzeitig mit seinem Berichte die welterschütternde Rede von Jones zum Druck für die Ausgabe der Morgenblätter zu erhalten.

Der Kostenpunkt ist bei einer solchen Beschlagnahme des Telegraphen, auch auf einzelnem Drahte im Inlande, selbstverständlich ein enormer. Ein deutscher Zeitungsbesitzer, selbst in einer großen Stadt, würde sich wohl für eine solche Drahtbenutzung gefälligst bedanken. Für ein großes amerikanisches Journal sind aber die Ausgaben, um eine Neuigkeit zuerst zu erlangen, Nebensache, da diejenige Zeitung, welche solche Nachrichten zuerst bringt, allen Concurrenzblättern bald den Vorrang ablaufen und die gehabten Auslagen hundertfach zurück erwerben wird. Wo mehrere Drähte zwischen zwei Plätzen in Betrieb sind, ist die exclusive Sendung einer Nachricht selbstverständlich von viel größerer Schwierigkeit. Die Sache läßt sich, allerdings mit enorm vermehrten Ausgaben, auf die Weise ausführen, daß nur ein Draht die gewünschte Neuigkeit, wie vorhin beschrieben wurde, als Ergänzung der Bibel bringt, während ein zweiter Draht z. B. einen Roman von Victor Hugo, ein dritter Draht einen alten Schlachtbericht aus Bulgarien übermittelt ꝛc.

Ob ein auf der Höhe der Zeit stehendes Blatt in Deutschland eine Rede Bismarck's oder einen Gesetzvorschlag im Parlament gegen die Socialdemokraten auf ähnliche Weise zum Besten und Frommen ihrer neuigkeitsdürstenden Leser etwa im „Buch der Könige" übermitteln dürfte, vermag ich nicht zu sagen, da ich mit den deutschen Gesetzen über Rechte im Telegraphenwesen nicht bekannt bin. Daß die Herren Redacteure bei einer derartigen Verwendung des Telegraphen gezwungen sind, zum Heile ihrer Seele recht aufmerksam die Bibel zu lesen, wäre bei den „Frommen" gewiß nicht die schlechteste Empfehlung dieser echt amerikanischen Errungenschaft zur Vervollkommnung der Tagespresse.

Theodor Kirchhoff.

* Berühmte Silberminen am „Comstock". Vergl. S. 7 dieses Jahrg.

Karl von Holtei todt! In dem Augenblicke, wo diese Nummer in die Presse geht, verkündet der Telegraph die schmerzliche Nachricht vom Tode Karl von Holtei's. Unsere Leser verweisen wir vorläufig auf Artikel und Portrait im Jahrgang 1873, Seite 47. Selbstverständlich kommen wir auf den Gegenstand noch näher zurück.

Kleiner Briefkasten.

H. W. in C. In Bezug auf die in Nr. 1 dieses Jahrgangs erwähnten Pariser Leuchtobjecte, Blumensträuße, Zifferblätter ꝛc. schreibt uns Herr Henri Bertr. Remitz aus Paris durch seinen Vertreter für Deutschland, daß die erwähnten Objecte von beschränkter Leuchtdauer jedenfalls nicht von ihm bezogen worden sind — was auch nicht behauptet wurde — und fährt dann fort: „Täglich mache ich Fortschritte, sowohl hinsichtlich der Fabrikation, wie der Anwendung meiner Erzeugnisse. Der Einfluß der Luft auf meine Producte ist gleich Null. Selbst heißes Wasser übt keine Wirkung auf dieselben aus. Die Dauer kann ich nicht angeben; ich bemerke nur, daß meine früher fabricirten schlechten Producte noch heute nach zwei Jahren leuchten . . ." Da wir die von der Firma R. P. Rottsieper in Ronsdorf bei Elberfeld in den Handel gebrachten Zifferblätter des Herrn Remitz nicht selbst gesehen und erprobt haben, so können wir unsererseits nur wünschen, daß sich diese interessante und mancher Anwendungen fähige Neuerung weiter bewähren möge.

E. R. in B—a. Wenden Sie sich nur an den Privatdocenten Dr. med. Curschmann in Berlin!

„Zur Hebung des Gesellenstandes" ist nicht geeignet. Verfügen Sie über das Manuscript!

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

N°. 10. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der Weg zum Herzen.

Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von **Robert Byr.**

(Fortsetzung.)

Die Baronin hatte die Hände vor's Gesicht geschlagen; ein Sturm wogte in ihrem Innern.

Ja, er sprach die Wahrheit. Sie hatte von der Welt genug gesehen in diesen beiden Jahren: ihre Ehe war nicht die einzige dieser Art, wo Mann und Frau kälter und innerlich fremder neben einander dahinziehen als die nächstbesten Reisegefährten, die eine zufällige Fahrt im Eisenbahncoupé zusammenwürfelt. War es ihr zu verargen, wenn sie nach Rettung aus diesem ihrem verfehlten Dasein verlangte? Ein Druck, und die Pforten sprangen auf, der helle Tag lag vor ihr.

Wer erlitt dadurch eine Beeinträchtigung? Nicht einmal der Gatte, den sie verließ, um einem Andern zu folgen. Konnte jenem doch alles unverkürzt bleiben, was er im Ehecontracte zugesprochen erhalten und von dem sie ihm ja doch nur die zufällige und gleichgültige Trägerin war. Die Verbesserung seines Besitzthums wurde nicht rückgängig gemacht durch eine Scheidung, seine politische Laufbahn nicht in Frage gestellt, sein Erfolg nicht gehindert; der „Tausch" blieb ungestört aufrecht — nur sie gewann ein ganzes Leben hinzu.

Und dennoch empfand sie mitten in den heftig wogenden Gedanken und Empfindungen eine seltsame Beängstigung, die ihre Brust zusammenschnürte und sie des Wortes beraubte. Der eben laut gewordene Spott über ihre Ehe hatte ihr ein unangenehmes Gefühl erregt; die Sicherheit, mit der man derselben das Glück absprach, verursachte ihr Pein, ohne daß sie sich einen Grund hierfür anzugeben wußte. In diesem Momente hätte sie Schätze dafür geben mögen, dem zuversichtlichen Fragesteller mit einem ehrlichen: „Ja, ich bin glücklich" antworten und dieses Bewußtsein thatsächlich als stählernen Schild dem spöttischen Lächeln, dem Flammenblitz seines Auges entgegenhalten zu können.

„Sie antworten nicht, Elise, Sie sprechen nicht? Was hindert Sie?" sagte in diesem Augenblick seine drängende Stimme.

„Ich habe mein Wort gegeben," erwiderte sie beklommen.

„Ein Wort, das zurückgenommen werden kann, ein Versprechen, das sich lösen läßt," fiel er pathetisch ein. „Sie haben kein Kind, das Sie an den Vater fesseln könnte. Wollen Sie dem Glücke die Pflicht entgegenstellen, eine Pflicht, deren getreue Erfüllung vielleicht nicht einmal gewürdigt wird? Versteht denn dieser Mann Ihre Aufopferung? Weiß er auch nur, welchen Schatz er besitzt? In dem Ausdrucke Ihres Blickes, wie er gestern dem seinigen begegnete, habe ich es gelesen, wie ferne Sie Beide einander stehen. Nicht einmal danken wird er Ihnen dieses Opfer Ihrer selbst. Man kennt ja diese Männer, welche unter der Maske der Menschenfreunde, der Vorkämpfer für ihre Gesinnungsgenossen, der Staatsretter, nur sich selbst im Auge haben, ihren Ehrgeiz, ihren Vortheil. Jawohl, ihren Vortheil — dafür giebt's Beweise. Eine hohe Mitgift ist wohl des Trauungsactes werth, und die Sicherung liegt für diese Männer der Paragraphen nicht im Herzen, sondern im Gesetzbuche; sie pochen auf ihr brutales Recht und verurtheilen die Frau in ihrem politischen Hochmuthe zu häuslicher Sclaverei, während sie sich selbst die unbeschränkteste Freiheit bewahren wollen. Mit solchen Intriguanten und leeren Phrasenhelden . . ."

„Halten Sie inne!" fiel ihm hier die Baronin abwehrend in's Wort, indem sie eine Anstrengung machte, sich zu erheben. „Ich kann es nicht dulden, daß Sie einem Manne Unrecht thun, der Ihnen keinen Anlaß dazu gab."

„Keinen Anlaß? Ist er nicht persönlich — mein Gegner? Uebrigens will ja diese Zunft die ganze Welt reformiren. Wir Soldaten haben keinen Grund, ihnen besonders grün zu sein."

„Ich glaube, es fehlt Ihnen die rechte Würdigung für die edle und schöne Thätigkeit eines Volksvertreters," entgegnete die Baronin mit steigender Wärme. „Sie ahnen kaum, welche Entsagungen, Aufopferungen, welche Studien und Arbeiten solche Thätigkeit erfordert, welchen Muth diese Männer, die Sie Phrasenhelden nennen, beweisen müssen, welche Ehre und Selbstachtung in ihnen leben muß, wenn sie den mannigfachen Angriffen, den offenen und geheimen Verlockungen widerstehen sollen, denen sie ausgesetzt sind. Fürwahr, es giebt noch ein Höheres, als seine körperliche Kraft in kühnen Husarenstückchen einzusetzen. Den Geist mit allem Aufgebote des Willens, ja bis zur Erschöpfung seinem hohen uneigennützigen Ziele zu widmen, ist unendlich mehr, und die Achtung, Anerkennung, ja Bewunderung, die solches Streben in den weitesten Kreisen genießt, ist wohlverdient."

„Bei Ihnen genießt?"

Erröthend schwieg die junge Frau, erschrocken über das, was sie gesagt. Wen hatte sie vertheidigt? Wie war so plötzlich und überwältigend der Vergleich, den sie zwischen den beiden Männern aufgestellt, über sie gekommen?

Verletzt schwieg auch Steinweg einen Augenblick.

„Sie setzen der geistigen Macht das ‚Husarenstückchen' entgegen," sagte er dann mit unverkennbarer Ironie. „Wohl denn, ich gestehe aufrichtig, ich bin nichts weiter als ein simpler Soldat, ein Mann, der nur seine ‚körperliche Kraft' einsetzt für die ihm

Digitized by Google

gestellte Aufgabe. Jeder giebt eben, was er hat. Der Eine läßt seine geistreichen Worte fließen, der Andere sein Blut. Es thut mir leid, wenn Sie dieses geringer schätzen als jenes. Da werden Sie es freilich als kein beachtenswerthes Verdienst ansehen, daß ich bereit war, mein Leben für Sie hinzugeben. — Sie lieben also Herrn von Lomeda?"

Es blieb still im Gemach. Einer Lüge war die Baronin nicht fähig.

Die bei Steinweg eingetretene Erkältung machte einem wärmeren Tone Platz, als er wieder näher an die Schweigende herantrat.

„Nein, nein! Ich lese es auf Ihren gesenkten Lidern, auf Ihren erblaßten Wangen. Sie wehren sich vergeblich gegen Ihr eigenes Herz — es ist noch immer mein, Elise."

„Sie rechnen — auf eine ‚frische Attake'?" . . . sagte sie, langsam und mit eindringlich prüfendem Blick ihr Auge zu ihm erhebend.

„Und wenn?" rief er, wieder einen heiteren Ton anschlagend. „Warum mißfällt Ihnen denn Husarenart so sehr? Eine Attake!"

„Es giebt auch mißlungene, Herr — Rittmeister."

„Weiß wohl," gestand er leicht nickend und mit komischem Mißmuth in seinem hübschen Gesichte. „Dann müssen wir eben die Arbeiten des Geniecorps übernehmen und in eine ordentliche Belagerung übergehen. Glauben Sie denn, meine Versetzung nach Moorstädtel sei ganz und gar Zufall gewesen? Nicht so ganz, meine Gnädige. Eine Versetzung war mit meiner Beförderung allerdings verbunden, daß sie mich aber gerade hierher führte, habe ich der rechtzeitigen Verwendung eines Freundes zu verdanken, der im Kriegsministerium sitzt, wenngleich nur in scheinbar einflußloser Stellung. Ich lag also schon länger im Hinterhalte und ritt nur, weil die Zeit mir beim Warten etwas lang wurde, auf Recognoscirung aus. Schlagen Sie mich zurück, so lege ich mich wieder ruhig in die Parallelen — eine kleine Meile von Riesling. Sie werden doch den Sommer über hinaus kommen?"

„Nein, das werde ich nicht," entgegnete sie leise, aber bestimmt. Diese leichtherzige Weise, eine ernste Sache zu behandeln, eine Angelegenheit, die über das ganze Leben entscheiden sollte, war nicht die ihre. Große, schwerwiegende, tiefeinschneidende Entschlüsse waren ihr mit einem Lächeln zugemuthet, als ob es ein Kinderspiel gälte. Eine Regung der Bitterkeit wallte in ihr auf. Halb geschlossenen Auges hatte sie sich wieder zurückgelehnt, und um ihren Mund grub sich ein schmerzlicher Zug.

Sie fühlte eine leise Berührung ihres Haares; Steinweg hatte sich auf sie herabgebeugt und ihren Scheitel geküßt. Sie wußte es, ohne es zu empfinden; der Hauch seines Mundes hatte sie durch das dichte Haargewelle getroffen. In jähem Schreck fuhr sie erglühend von ihrem Sitze empor.

„Auch das nur ein Traum, ein Rausch, ein Wirbel?" sagte sie mit tiefer Verwirrung und trat wie im Entfliehen einen Schritt zur Seite, ohne jedoch ihre Hand, die er erhascht, seinem festen Griffe entziehen zu können.

Die eigenen Worte, von ihrem Munde wiederholt, beschämten und beirrten den Uebermüthigen nicht.

„Gieb diesem Rausche die Dauer des Lebens!" rief er flammenden Auges.

Wie zu einem Marmorbilde erstarrt, stand sie, einer Ohnmacht nahe, vor dem Manne, der sie von den verhaßten Fesseln einer Ehe ohne Liebe erlösen wollte. War er werth, daß sie um seinetwillen das verhängnißvolle „Ja" sprach? Würde ihr bebendes, stockendes Herz an seiner Seite das selige Genügen finden, das sie in der Oede ihres jetzigen Daseins ersehnte?

Sie rang angstvoll nach einer Antwort, während Frip, der bei dem plötzlichen Aufspringen seiner Herrin unsanft zu Boden geglitten war und, die Scene gänzlich mißverstehend, den vermeintlichen Feind seiner Herrin erst angeknurrt hatte, denselben jetzt mit leidenschaftlichem Gekläffe angriff. Eine Secunde später that sich die Thür auf, und mit fröhlichem Lachen sprang ein kleines Mädchen herein. In der weißen Winterumhüllung selbst einem Schneeball gleich, lief das etwa vierjährige Kind auf die Baronin zu.

„Mama, liebe Mama, da bin ich," rief es jubelnd, breitete die Aermchen aus, ließ sich emporheben und drückte das vor Kälte strahlende und frischgeröthete Gesichtchen an die sanfte, jählings wieder blutwarm gewordene Wange, die ihm entgegenkam.

Rittmeister Steinweg kaute an dem Schnurrbarte und gab sich dann den Anschein, als wolle er mit munterer Neckerei den drolligen Kampf annehmen, welchen ihm Frip, der Ritterliche, der sich nun hinter die Kleiderfalten seiner Herrin zurückzog, angeboten.

In der geöffnet gebliebenen Thür war auch die Kammerjungfer erschienen und suchte sich, auf der Schwelle stehen bleibend, zu entschuldigen:

„Verzeihen Frau Baronin, aber Gretchen ist mir entwischt und wollte sich durchaus nicht zurückhalten lassen. Ich kann wahrhaftig nichts dafür."

Lisa erröthete so heftig, daß sie sich abwenden mußte. Klang nur ihr diese Rechtfertigung wie eine Dreistigkeit, oder hatte sie recht bemerkt, daß diese schlau und schadenfroh forschenden Augen die schüchterne Haltung und den demüthigen Ton der neugierigen spionirenden Zofe Lügen straften? War sie in ihrem eigenen Hause überwacht?

Hochfahrender, als es sonst in ihrer Weise lag, obwohl mit gedämpfter Stimme, gab sie der Zudringlichen den Bescheid, sie könne gehen, Gretchen bleibe hier.

„Ach, Mama, es war so schön. Die Bäume hatten alle Glaskleider an und glitzerten in der Sonne. Nicht wahr, es ist kein Eis, es ist Glas? Manon sagt, es ist nur Eis . . ." So plauderte die Kleine, während die Baronin, die sich wieder gesetzt hatte, sie von Hut und Schleier, Mantel und Gamaschen befreite. Sie ließ das Kind nicht mehr von ihrer Seite.

Steinweg, dem es nur einige scheue Blicke schenkte, fühlte die Absicht.

„Ein reizendes Kind!" sagte er endlich mit einem kaum merkbaren Anflug von Gereiztheit. „Ich wollte, es überträge nur einen ganz kleinen Theil dieser Liebkosungen, die ihm werden und die es doch nicht zu würdigen weiß, auf einen, den sie glücklich machen würden."

Die Baronin strafte seine Rede mit einem ernsten Blicke, den er sehr wohl verstand. Ohne sich auf eine weitere Bemerkung einzulassen, für die ihm der günstige Moment vorläufig vorüber zu sein schien, sah er auf die Uhr und griff nach seiner Mütze.

„Ich habe die übliche Besuchszeit weit überschritten, fürchte ich," sagte er.

Sie hielt ihn nicht zurück.

Auf seine Frage, wann er wiederkommen dürfe, entgegnete sie ausweichend: das hänge von ihm selber ab. Sich in die Lippen beißend, verbeugte er sich ohne ein Wort des Abschieds.

„Bah!" murmelte er, während er den Salon durchschritt, in sich hinein. „Und nun erst recht!"

Drinnen aber hielt Gretchen die Arme um Mamas Hals geschlungen.

„Der Soldat gefällt mir gar nicht," bekannte sie aufrichtig. „Da ist mir Onkel Richard viel lieber. Rufe ihn nicht mehr, Mama!"

Lisa drückte das kleine Köpfchen an sich; Thränen entflossen ihren Augen.

„Mama, bist Du böse auf mich?" fragte der kleine, sich schon zum Mitweinen verziehende Mund. „Ich habe ja Mama folgen wollen und auf mein Zimmer gehen, aber Manon hat mich hereingeschickt. Bitte, sei nicht böse! Ich habe mich so gefreut, zu Dir zu kommen, liebe Mama! Bitte, hab' mich lieb!"

„Engel!" flüsterte Lisa und preßte das Kind schluchzend an's Herz.

4.

Auch diese Nacht war für Lisa eine unruhige und schlaflose gewesen; mit weit offenen, glanzlosen Augen starrte sie auf ihre Kammerjungfer, als dieselbe jetzt, am Morgen, mit der Meldung herantrat, daß der Herr Baron soeben angekommen sei und mit der gnädigen Frau gemeinsam das Frühstück einzunehmen wünsche, wenn es ihr genehm sei.

Nicht oft geschah es, daß man sich in diesem Hause schon so frühzeitig am Tage im Speisezimmer zusammenfand; denn Witold's Beschäftigung gestattete ihm in den seltensten Fällen, so lange zu warten, bis es seiner Frau gefiel, sich zu erheben. Es war daher begreiflich, daß sich in der Stimme der Kammerjungfer eine gewisse schnippische Verwunderung über den ihr gewordenen Auftrag verrieth. Ueberhaupt hatte die ganze Art ihres Betragens

Digitized by Google

in kaum mehr als vierundzwanzig Stunden einen merklichen Umschlag erlitten. Schon bei der Entgegennahme der Rüge, welche ihr gestern noch für ihr Verhalten während der Anwesenheit eines Besuches zu Theil geworden, hatte sich diese Veränderung in der spöttischen Sicherheit gezeigt, mit der sie erklärte, sie habe nicht wissen können, daß sie zur Unzeit komme, und sie sei dafür nicht verantwortlich.

„Wohl aber für die Lüge, und nur allein für diese habe ich Sie verantwortlich gemacht," hatte Lisa sie zurecht gewiesen, indem sie fest und stolz dem kecken Blicke begegnete. Hinterher erröthete sie aber doch über die Anzüglichkeit, welche in den Worten des Mädchens gelegen. „So beträgt sich eine Dienerin nur dann gegen ihre Herrin," sagte sie sich, „wenn sie dieselbe in der Hand zu haben glaubt, wenn sie auf ihre Unentbehrlichkeit pocht und weiß, daß nur noch auf ihr Schweigen, nicht auf ihre Achtung gezählt wird."

Ueber all die Eindrücke dieser Tage hatte Lisa die Abwesenheit ihres Gatten und den Grund derselben beinahe vergessen; und sie nahm jetzt auch die Anzeige seiner Rückkehr fast gleichgültig auf. Noch stand sie zu sehr unter dem Einflusse der Erinnerung; ungedämpft war der Aufruhr in ihrem Innern, und ihre Natur lag mit sich selbst im Zwiespalte. Alles Andere hatte neben diesem Seelenkampfe an Wichtigkeit verloren. Hin und her geworfen zwischen den Gegensätzen, fühlte sie sich zerschlagen, müde und elend.

Und jetzt ließ ihr Gatte sie zu sich bescheiden. War sie denn nicht von ihm selbst frei gegeben mit dem Geständnisse, daß er Derjenigen kein Herz zu schenken habe, die nur den Namen seiner Gattin tragen sollte? Sein Herz behielt er sich vor — er hatte kein Anrecht an das ihrige, und wozu blieb diese Scheinehe dann aufrecht erhalten?

Trotz und Bitterkeit regten sich noch in ihr, als sie nach einer Weile in's Speisezimmer trat. Sie hatte nicht lange auf sich warten lassen, gleichwohl aber sich vollkommen angekleidet. Auch nicht einmal ihr Anzug sollte an die bequeme, nachlässige Vertraulichkeit des ehelichen Lebens erinnern — jetzt weniger denn je. Es war das eine Regung keuscher Sprödigkeit des Mädchengemüths, welche sie sich nicht einmal zu erklären bemühte — wenn sie sich derselben überhaupt bewußt war.

Ruhig, wohlwollend, ja fast mitleidsvoll richteten sich die Augen des Barons auf sie, während er sein Kind im Spiel emporhob, das unter Lachen und Jubeln jedes Mal, wenn es wieder herunterkam, sein unwiderstehliches: „Bitte, Papa, mehr!" ertönen ließ.

„Jetzt ist es genug, Du unersättliche kleine Bettlerin; Mama ist hier!" lautete endlich der väterliche Bescheid.

Gretchen, welche bis jetzt den Eintritt Lisa's nicht bemerkt hatte, wendete sich so rasch auf dem Fensterbrette, wo sie stand, um, daß sie beinahe den Händen des Vaters entschlüpft wäre.

„Mama, Mama!" rief sie lebhaft und streckte dabei die Aermchen so verlangend nach Lisa aus, daß diese näher herzutrat, um sie in die Arme zu nehmen und ihr den Morgenkuß zu geben. Die Kleine plauderte dabei aber schon lustig weiter. „Wir gehen nach Riesling; dort bekomme ich einen Schneemann und später auch Blumen; Papa hat's versprochen — und Papa geht auch mit zu Großmama."

Lisa streifte mit einem fragenden Blick ihren Gatten, doch ohne sonderlich überrascht zu sein; Witold war ja noch jedes Jahr ein- oder zweimal mit seinem Töchterchen für kurze Zeit zu Besuch auf sein Gut gegangen, während sie seit jenem ersten flüchtigen Aufenthalt daselbst sich nicht mehr bewogen gefunden hatte, ihn auf diesem Ausfluge zu begleiten. Nur schien ihr die Jahreszeit für einen solchen gegenwärtig nicht besonders geeignet.

Sie hatte das Kind unter den Armen gefaßt, um es von seinem hohen Standpunkte herabzuheben. Die Kleine aber schlang in einer Eingebung des Uebermuthes das eine Aermchen um Papa, von dem sie nicht lassen wollte, und legte jetzt das andere rasch um Mamas Hals, die unwillkürlich noch einen Schritt vortreten mußte, wenn das Kind nicht in Gefahr zu fallen kommen sollte. Und nun drückte der kleine Schelm mit vergnügtem Lachen über den geglückten Staatsstreich, von dessen diplomatischer Tragweite er freilich keine Ahnung hatte, Kuß um Kuß bald auf Mamas, bald auf Papas Lippen.

Doch schon dem zweiten wich Lisa unwillig erröthend aus.

„Du bist unartig!" rief sie heftiger, als es wohl von der Gelegenheit gerechtfertigt wurde.

Auch Witold's Stirn verfinsterte sich jetzt, er widersprach aber nicht, sondern hob das verdutzte Kind, das nicht wußte, was es denn eigentlich Unartiges gethan habe, herab; er küßte es noch einmal mit besonderer Zärtlichkeit auf die Stirn und setzte es dann auf den Boden.

„So, und jetzt geh zur Mama und sei — wieder artig!" sagte er weich, aber mit so ernst bestimmtem Tone, daß Gretchen ohne jede Einwendung zu gehorchen sich anschickte, und nur einen scheuen Blick aus den mit plötzlichen Thränen erfüllten großen Augen nach Mama hinüberwarf.

Längst aber hatte Lisa die Aufwallung bereut, unter der das unschuldige Kind hatte leiden müssen, und dessen furchtsame Miene erschien ihr wie ein unerträglicher Vorwurf. Einer Regung ihres Herzens folgend, kauerte sie sich plötzlich neben die Kleine nieder auf das Parquet, nahm sie an ihre Brust und küßte sie mit Innigkeit und Rührung.

Aller Schmerz war mit einem Hauch aus der Kinderseele verschwunden. Gretchen jubelte wieder.

„Gute Mama, liebe Mama! Kommst Du auch mit nach Riesling? Gretchen wird sehr artig sein," bat und verhieß sie unter Liebkosungen.

„Vielleicht, vielleicht!" tröstete sie Lisa, aber das genügte der Kleinen noch nicht, und es war schwer, die Beiden zu trennen; erst als Gretchen mit etwas Backwerk vom Speisetische versehen war, gehorchte sie einem wiederholten gütigen Befehle ihres Vaters, dessen wehmüthiger Blick und zuckende Lippe eine tiefgehende, nur mit Mühe bemeisterte Bewegung verriethen.

Der Diener hatte Eier und kaltes Fleisch auf den Tisch gestellt; Witold griff schweigsam zu, während Lisa sich ihm gegenüber mit Einschenken des Kaffees zu schaffen machte. Als der Diener endlich verschwunden war, richtete der Baron einen Blick der Besorgniß auf seine Frau. Die schlecht verbrachte Nacht hatte einen bläulichen Schatten um ihre Augen zurückgelassen.

Die Frage, ob sie sich unwohl fühle, verneinte sie. Der Ton der Theilnahme hatte sie überrascht, doch mehr belästigt, als erfreut. Was kümmerte er sich wohl um ihre Gesundheit?

„Wie trafst Du die Dinge in Sternberg?" begann sie gleichgültig; an der Antwort war ja nichts gelegen.

„Traurig!" entgegnete er.

Verwundert sah sie von der Tasse auf.

„Ja," fuhr er, seinen Teller zur Seite schiebend, mit ruhigem Ernste fort, „die Sachen stehen schlimmer, als ich selbst gefürchtet hatte. Als ich auf dem hiesigen Bahnhof Banquier Altstein und Doctor Milka erblickte und zufällig hörte, wohin letzterer Billete begehrte, da wußte ich, daß ein harter Schlag gefallen war."

„Das verstehe ich nicht."

„Altstein ist einer der bedeutendsten Mitinteressenten an den Mühlenwerken, Doctor Milka sein Rechtsbeistand, und das Ziel, das sie mit der Bahn erreichen wollten, war, wie das meine, Sternberg; sie hatten also wohl ebenfalls telegraphische Nachrichten empfangen. Ich vermied absichtlich mit ihnen das gleiche Coupé zu benutzen; denn noch im Unklaren über das in Sternberg Vorgefallene, wünschte ich kein Gespräch mit ihnen. Aus gleichem Grunde beeilte ich mich, auf der Station angekommen, so rasch wie möglich aus dem Coupé zu gelangen; Heinrich hatte mir den Wagen entgegengeschickt; ich warf mich sofort hinein und ließ eiligst davonfahren, im Augenblicke, da ich den Advocaten meinen Namen rufen hörte. Die beiden Herren folgten unmittelbar; sie hatten wohl telegraphisch ein Fuhrwerk bestellt; aber sie fuhren mit Landgäulen, und ich kam um eine halbe Stunde vor ihnen an."

Mit wachsender Aufmerksamkeit hatte Lisa die Erzählung angehört; die frühere Gleichgültigkeit gegen die Vorgänge in Sternberg wich einer wachsenden Beklemmung, die sie indeß noch einmal mit einem ironischen Scherzworte von der Brust zu wälzen suchte.

„Das klingt ja wie eine Scene aus einem Sensationsroman," sagte sie, „Capitelüberschrift etwa: ‚Die Jagd um das Glück'."

Der Schein eines Lächelns glitt über seine Züge, die darunter aber nicht den Ausdruck schweren Ernstes verloren.

„Um die Ehre," verbesserte er leise und ohne jedes

Digitized by Google

Pathos, dennoch ließ der bedeutungsvolle Nachdruck auf dem Wörtchen ihr Herz erzittern. In seinem Munde war es keine bloße Floskel — das wußte sie; ihm wog es schwerer als das Leben.

Den Muth, noch weiter zu scherzen, hatte sie verloren. Stumm hing sie an seinen Lippen. Er erhob sich indeß, bevor er weiter sprach, und öffnete beide Thüren, um sich zu überzeugen, daß sie unbelauscht waren. Seine Besorgniß war grundlos.

„Es ist ein Unglück, daß es so weit gekommen ist," sagte er, auf seinen Platz zurückkehrend, mit gedämpfter Stimme, „aber es könnte ein noch größeres Unglück daraus werden. Bis jetzt ist nur erst das Geld verloren."

„Doch nicht alles?" rief Lisa bestürzt.

„Und darüber."

„Aber wie ist das nur möglich?" Unwillkürlich hatte auch sie ihre Stimme zum Flüstern gemäßigt.

„Wie es gekommen, Dir einzeln aus einander zu setzen, fehlt mir selbst die genauere Einsicht, und Dir würde dadurch die Thatsache um nichts begreiflicher werden. Du mußt mir vorderhand auf's Wort glauben."

„Diese blühenden Unternehmungen! Dieses große Vermögen!"

„Wir haben unsere Zeit weit größere Opfer fordern sehen."

Sie dachte an Richard. Hatte der leichtsinnige junge Mensch ihr nicht Aehnliches, wenn auch mit anderen Worten, gesagt? Und doch war es ihr beinahe unmöglich, an diese Kunde zu glauben. In Reichthum aufgewachsen, hatte sie sich das Bewußtsein unwandelbaren, festgegründeten Besitzes so tief eingeprägt, daß Niemand als Lomeda es zu erschüttern vermocht hätte. Sie war so fassungslos, daß sie nur immer die eine Frage zu wiederholen wußte, wie es denn möglich sei.

„Wie es möglich ist?" versetzte Witold weniger ungeduldig als in schmerzlicher Bitterkeit. „Als ob es so schwierig wäre, sich zu Grunde zu richten!"

„Bei Hilma's an Geiz grenzender Sparsamkeit!"

„Geiz gegen Andere," ergänzte Witold. „Wo es ihre eigenen Launen und die Repräsentirung ihres Hauses gilt, kennt sie keine Schranken; man braucht nur in Anschlag zu bringen, was, ganz abgesehen von ihren Reisen, in den letzten Jahren für Neubauten in Sternberg — nicht etwa am Etablissement, sondern am Schlosse — verausgabt wurde. Doch ich will keine Vorwürfe auf sie häufen. Sie ist geschlagen genug, und der Quell alles Uebels liegt doch anderswo: in Heinrich's Indolenz. Und auch ihm mache ich keinen Vorwurf, denn der Fehler beruht in seiner Natur, die er nicht zu ändern vermag. Dein Vater hätte ihn darum nicht zu seinem Nachfolger machen sollen. Er hat die Gefahr solcher Nachfolgerschaft übrigens sehr wohl erkannt und sie durch die Beigabe eines Berathers und Helfers, auf den er große Stücke hielt, abzuwenden gesucht; nur ist er in der Wahl dieses Berathers unglücklich gewesen. Rainach war kein schlechter Mensch; wäre das der Fall gewesen, er hätte für sich selbst gesorgt und nicht schließlich sein eigenes Leben vernichtet; er war aber etwas, das ebenso gefährlich werden kann: ein Sanguiniker. Mißrathene Combinationen, die zum Theil noch in Deines Vaters Zeit zurückdatiren, schlechter Geschäftsgang, den man verheimlichte, unselige Speculationen, wildes Börsenspiel, um die Ausfälle zu decken, zuletzt gefälschte Bilanzen, Wechselreiterei und Creditmißbrauch, wozu er Heinrich zu bereden wußte — das sind so die Factoren, die in großen Umrissen den rapiden Niedergang erklären mögen. Als alle Hoffnungen, einen Ausweg aus dem Labyrinth zu finden, geschwunden waren, da zerriß der unglückselige Mensch in der Verzweiflung das Schuldbuch seines eigenen Daseins, wie Leute seines Schlages zu thun pflegen, weil ihnen vor den Folgen graut und sie dieselben lieber Anderen aufbürden. Es bleibt ihnen ja doch immer noch die billige Phrase von der Sühne, die sie bieten, und irgend eine rührende Bitte um Verzeihung für die tief bereuten Verirrungen. Mag der Zurückbleibende zusehen, wie er mit seiner zerstörten Existenz fertig wird!"

Der in scharfer Bitterkeit gesprochene Schluß dieser Worte sollte nach der Art, wie der Baron ihn betonte, noch eine besondere Spitze haben. Die Zuhörende empfand das und hatte einen Augenblick das Gefühl, als ob dieselbe gegen sie gerichtet sei; aber sie beruhigte sich sofort — Witold hatte die in ihm aufschießende Hitze rasch bemeistert, und in nahezu geschäftlichem Tone nahm er wieder das Wort.

„Der Mann hätte wenigstens vor seiner That genau Rechenschaft ablegen, eine Orientirung möglich machen und die Verschuldung in bestimmter Umgrenzung auf seine eigenen Schultern nehmen sollen, um so Heinrich zum Theile wenigstens zu entlasten. Er hat dies zu schwerer Schädigung der Sache unterlassen; denn die unbeglaubigten Aussagen Heinrich's werden, wenn auch nicht von mir, so doch von dem Gerichte nur als leichtbegreifliche Versuche, dem Todten Alles in die Schuhe zu schieben, aufgenommen werden. Außer dem Briefe, in welchem er sich nur in ganz allgemeinen Ausdrücken anklagt, ist nichts vorgefunden worden, als leere Cassen, drängende Verbindlichkeiten und — ein großes Deficit."

(Fortsetzung folgt.)

Thier-Charaktere.

Von Gebrüder Adolf und Karl Müller.

Der Luchs.

Noch im vorigen Jahrhundert trat der Luchs, dieser starke, mordsüchtige und zugleich durch Schönheit ausgezeichnete Großräuber aus dem Katzengeschlechte, in den baierischen Alpen, in Thüringen, im Harz, in den westfälischen Gebirgswaldungen als eine nicht seltene Erscheinung auf. Der Cultur des neunzehnten Jahrhunderts mußte er aber nach und nach in Deutschland fast ganz weichen, sodaß er heute nur noch vereinzelt in den deutsch-österreichischen Ländern und in den an Rußland grenzenden preußischen Provinzen vorkommt — ohne Zweifel eine Folge der immer weiter greifenden Waldcultur, welche dem Luchs mehr und mehr die Lebensbedingungen entzieht. Sein eigensinniger Hang zur urwaldlichen Umgebung, der so ganz mit seinem in sich gekehrten, der Geselligkeit abgeneigten Wesen übereinstimmt, läßt ihn zurücktreten vor der lichtschaffenden Axt und der berechnenden Ordnung der eingreifenden Waldwirthschaft, daher gegenwärtig als seine eigentliche Heimath nur die Karpathen und Rußland nördlich und östlich derselben, sowie Ostsibiren und Scandinavien anzusehen sind.

Im Allgemeinen dürfen wir unsere Wildkatze als den Luchs im Kleinen bezeichnen, obwohl in der äußern Erscheinung, wie in Wandel und Wesen unterscheidende Merkmale auftreten.

Die Gestalt des Luchses ist gedrungener und derber als diejenige der Wildkatze, der langbehaarte Schwanz oder die Ruthe viel kürzer und breiter, nur zwanzig bis fünfundzwanzig Centimeter lang; seine Läufe sind dagegen länger. Die großen Augen des dicken Kopfes leuchten in wilder Gluth, und die Ohren sind mit fünf Centimeter langen, schwarzen, steifen Haarbüscheln, die Wangen mit langem, zugespitztem Barte geschmückt. Der Sommerpelz des Oberkörpers trägt fuchsartiges Gelbbraun, welcher individuell veränderlichen Grundfarbe im Winter ein weiß und grauer Ueberhauch beigemischt ist. Die braunen und schwarzen Flecken und die ringförmigen undeutlichen Zeichen sind öfters von verschiedenem, in's Hellere oder Dunklere ziehendem Tone. Das weiche Pelzhaar ist im Winter am dichtesten und längsten; seine Spitzen sind abwechselnd weiß und schwarz gefärbt. Auffällig hebt sich die gelblich-weiße Färbung der Kehle wie des Bauches und der Innenseiten der Läufe ab. Die undeutlich geringelte Ruthe endigt in schwarzer Spitze, der sogenannten Blume. Unstreitig rührt die häufig vorkommende Abwandlung der Färbung von den Einflüssen der Jahreszeit nicht blos, sondern auch vom Alter und Geschlecht des Thieres, sowie von der Oertlichkeit her. Entsprechend dem Wildkater im Verhältniß zur weiblichen Katze, zeichnet sich der Luchskater vor seinem Weibchen durch Größe, Stärke und Wildheit aus. Sein Gewicht beträgt fünfundzwanzig bis dreißig, in außerordentlichen Fällen sogar bis fünfundvierzig Kilogramm; seine Höhe erreicht ein bis ein und drei Zehntel

Digitized by Google

Luchs und Schneehase. Originalzeichnung von Ludwig Beckmann in Düsseldorf.

Meter, das Maß derselben am Widerriste bis fünfundsiebenzig Centimeter.

In den Schnurrhaaren besitzt der Luchs, wie alle Katzen, ein feines Tastvermögen. Unter den übrigen Sinnen ragen Gehör und Gesicht durch Feinheit und Schärfe weit vor dem schwachen Geruch hervor, was die Ursache ist, daß der Meister im Schleichen und Springen auf seinen Raubzügen fast nur von jenen sich lenken läßt. Geschmeidigkeit des Körpers und Elasticität der Glieder bei aller Derbheit der Anlage verbinden sich eng mit glühender, zum Angriff spornender Leidenschaft, die durch den Sieg der lauernden Geduld oft erstaunlich lange zurückgehalten wird, bis die Gunst des Augenblicks sie wie eine gespannte Feder mit jäher Triebkraft losschnellt.

Trotz der Plumpheit der äußeren Erscheinung vermag der Luchs doch unhörbar aufzutreten und mit außerordentlicher Gewandtheit und Sicherheit mit der Vordertatze den Schlag nach der fliehenden Beute auszuführen. Sei letztere auch noch so klein, eine Ratte, ein Vogel von Spatzengröße, die derbe Tatze weiß sie zu treffen, ungeahnt, urplötzlich, aus gedecktem Hinterhalte unten auf dem Erdboden oder oben auf dem Baume, mit dessen dicken Aesten das Thier sich durch Andrücken wie zu einer Masse zu verbinden weiß. An scharfer Kralle hängt wie am Spieße das Opfer, und hastig führt es die Tatze zum Gebiß, mit dem es gewürgt, aber oft erst, trotz des treibenden Hungers, nach vollbrachtem Spiel und wohlgefälligem Beschauen zerfleischt wird.

Anders verfährt der furchtbare Springer beim Erwürgen großer Thiere. Die Auerhenne, das Birkhuhn oder andere Vögel von ähnlicher Größe werden mit der einen Tatze geschlagen und sogleich mit der zu Hülfe kommenden andern gleichfalls festgehalten, worauf sich das eingreifende Gebiß bei niedergedrücktem Vordertheil zum Würgen anschickt.

Größeren Säugethieren, wie zu bewältigenden Hirschen und Rehen, springt er von überhängenden Baumästen oder Felsvorsprüngen als scharfsinniger Kenner ihrer Wechsel in den Nacken und gräbt seine Mordwaffen zuweilen so tief in denselben ein, daß er sich nur mit Anstrengung wieder frei zu machen im Stande ist. Auf dem Wildschweine muß er manchmal einen kühnen Ritt durch das Dickicht unternehmen, wo er an Dornen und Aesten Risse und Schindwunden davontragen und von starken Thieren sicherlich nicht selten abgestreift werden mag. Unaufhörlich beeinträchtigt er die Wildbahn, stets von Neuem angereizt durch die unersättliche Raub- und Mordgier. Dabei bezeigt er sich überall als Feinschmecker, der sich seine Lieblingsstücke aus dem Fleisch herausschneidet und das andere liegen läßt, nie den Magen sich überladend, sondern immer in den Schranken der Mäßigkeit sich haltend. Wo ihm Gelegenheit gegeben ist, mordet er massenhaft, so unter Ziegen- und Schafheerden, in die er einbricht als Bestürzung und Schrecken bringender Feind der Hirten, deren Schlaf und Sorglosigkeit er benutzt. Ein Stück wird nach dem anderen „gerissen", hier nur verwundet, dort halb oder völlig getödtet. Endlich leckt er mit Wohlbehagen das Blut der Opfer.

Stets sind seine Angriffe jähe, unter schwierigen Verhältnissen wahrhaft verzweifelte zu nennen. Dem Fehlsprunge auf der Erde nach dem Hasen folgt rasch der zweite, dritte und so fort, es wird selbst von neun schließlich zum Ziele führenden derartigen Sprüngen zu durchschnittlich je dreieinviertel Meter Länge berichtet, ja im ersten Bogensatz soll die Schnellkraft den Luchs oft zwanzig Schritte weit tragen. Unsere Illustration stellt einen Luchs im Sprunge auf der Verfolgung eines Schnee- oder Alpenhasen dar, jenes in der Schneeregion des Nordens wie in der des Hochgebirges weilenden Lampe, welcher zu seinem Schutze dort für immer und hier zur Winterszeit im weißen Pelz einhergeht. Zur Befriedigung des Beschauers ist der Sprung ersichtlichermaßen ein verfehlter, und wir wollen annehmen, daß die Macht des Räubers nicht weit in die Steinkluft hinein reicht, in welche der geängstigte Lampe verschwindet.

So gewaltige Sätze, wie die eben näher bezeichneten, unternimmt er auch für seine eigne Sicherheit bei seinem Eingehen in die Dickung, wenn er am Morgen von den oft sehr ausgedehnten Streifzügen zurückkehrt. Er sucht dann in Dachsbauen oder im Felsgeklüfte den Ruheplatz auf, wo aber selbst im Zustande tiefen Schlafes in den Morgen- und ersten Mittagsstunden sein Gehör das leiseste verdachterweckende Geräusch vernimmt; solche Wahrnehmung hat ein augenblickliches Emporrichten des Kopfes und eine Wendung des Blickes nach der verdächtigen Gegend hin zur Folge.

Eine merkwürdige Erscheinung im schleichenden Raubwandel dieses Nachtthieres ist die seiner Klugheit und mißtrauischen Vorsicht entsprechende Thatsache, daß bei gemeinschaftlichen Raubzügen mehrerer Luchse alle nachfolgenden in die Spur des vordersten mit solcher Genauigkeit treten, daß man nur einem einzigen Luchs im Schnee zu folgen wähnt. Frauenfeld berichtet eine solche Beobachtung und giebt weiter an, daß an Stellen, wo Umschau und Raubversuche unternommen wurden, die Spur von vier Luchsen plötzlich sichtbar war, aber nachher wieder in einer einzigen sich fortsetzte.

Nach Nolcken, der nebst Frauenfeld dankenswerthe Berichte über das Leben und Hausen des Luchses gegeben hat, dienen alte Dachsbaue und tiefe, unzugängliche Stellen morastiger Urwälder zur Geburtsstätte der Nachkommenschaft des geheimnißvollen Thieres. Die im Januar oder Februar eintretende Ranzzeit giebt Anlaß zu erbosten Kämpfen zwischen den eifersüchtigen Luchskatern.

Nach zehnwöchentlicher Tragzeit wirft das Luchsweibchen, wie erwähnt, in Dachsbauen oder in tiefen Höhlen unter Felsen zwei bis drei Junge, die wohl unter ähnlicher Pflege, Wartung und Führung heranwachsen werden, wie die jungen Wildkatzen, und früh ihre wilde, boshafte und grausame Natur offenbaren.

Um des gefährlichen Feindes der Jagdbestände wie der Ziegen- und Schafheerden habhaft zu werden, bedient sich der Jäger nach Kobell des Tellereisens, welches dem Luchs oft nur die Vorderpranke packt und den wuthschnaubenden festhält, bis er von dem herzukommenden Luchsfänger getödtet wird, oder man benutzt die Rehreize, deren Ruf das Raubthier dem gedeckt stehenden Schützen in die Schußnähe lockt.

Die Schilderungen Nolcken's von den Luchstreibjagden heben gewisse öfters eintretende Schwierigkeiten beim Einkreisen des Thieres hervor, welches vorsichtig und schlau auf stark zertretenen Hasenwechseln und befahrenen Wegen schleicht, wo seine Spur leicht verloren geht und von wo aus er in weiten Sätzen sich in das Dickicht wirft. Während der Treibjagd sucht er sich durch Ausweichen auf Schleichwegen, stilles Niederducken und hartnäckiges Verharren im Dickicht trotz der unmittelbaren Nähe der Treiber zu retten.

Vor den Hunden dagegen bedient er sich des sogenannten Hakenschlagens, er wird aber mit Hülfe derselben leichter erbeutet, zumal wenn er seine Zuflucht vor dem rasch seiner Fährte folgenden Hunde auf dem Baume sucht, wo sein „lautgebender" Dränger dem herbeieilenden Schützen alsbald den Sitz der Beute verräth, die übrigens gut getroffen sein will, um ungefährlich für die Umgebung zu Boden zu fallen. **Karl Müller.**

Vernünftige Gedanken einer Hausmutter.

Von E. Michael.

10. Das Skelet im Hause.

Ein englisches Sprüchwort sagt, daß in jedem Hause ein Skelet verborgen ist, von dessen Dasein nur die Bewohner des Hauses unterrichtet sind und das sie sorgfältig vor jedem fremden Auge hüten. Trotzdem gelingt es aber fast niemals, dieses Skelet für immer den Blicken der Welt zu entziehen; oft, wenn man es am wenigsten vermuthet, guckt es plötzlich hervor aus seinem Versteck, zu furchtbarem Entsetzen Derjenigen, die es darin gefangen hatten.

Es kann keinen treffenderen Vergleich geben, als diesen! Seht Euch nur einmal um, liebe Freunde, Jeder in seinen vier Pfählen, und ich möchte darauf wetten, Jeder wird nur zu genau das Skelet seines Hauses kennen, nur zu genau den Ort wissen, wo es verborgen steckt.

Bei der einen Familie ist dieses Gespenst vielleicht ein dunkler Punkt im Leben der Vorfahren. Seht z. B. dort jenen be-

Digitized by Google

sternten Staatsmann in seinem goldgestickten Hofkleide! Wie stolz schreitet er einher! Wo nur irgend das pompöse Wappen seines Hauses sich anbringen läßt, da starrt es uns entgegen: gemalt, gestickt, in Elfenbein geschnitzt, vergoldet und eingravirt — unantastbar scheint uns die Reinheit dieses Wappenschildes! Und doch giebt es alle Tage eine Stunde, in welcher das edle blaue Blut seines Besitzers in unangenehme Wallung geräth; es ist die Stunde, wo — sein Barbier eintritt. Wenn dieser Mensch mit tänzelnder Verbeugung zur Thür hereinschwebt, dann öffnet sich, allmorgendlich, leise, ganz leise eine Spalte jenes Schrankes, in dem das Skelet steckt, und hohnlachend grinsen seine weißen Knochen heraus, denn ach! — ein Großonkel des Besternten, ein leiblicher Bruder seines Großvaters, ist — Barbier gewesen. Dort steht er nun, als Skelet des Hauses, fest eingeschlossen in seinem Schranke, und so oft einer seiner Handwerksgenossen in die Stube tritt, so oft das Wort „Bartscheerer" in seiner Nähe ausgesprochen wird, steckt er die dürre Knochenhand drohend heraus. Wehe, wehe, wenn es ihm einmal gelänge, in ganzer Figur heraus zu treten!

Ich habe eine Dame gekannt, die mit Vorliebe von „Mon frère le cardinal" erzählte, bis es eines Tages herauskam, daß dieser Pariser Bruder ein ehrsamer Schneidermeister sei. Zwanzig Jahre hatte er unberührt als Skelet im Schranke der vornehmen Schwester gesteckt — wer kann's dem armen marchand tailleur verargen, daß er sich auch einmal nach Luft und Sonnenschein sehnte?

Wenn wir diese vermauerten, vergrabenen Skelete einmal alle zugleich freilassen könnten, welch eine wunderliche Versammlung müßten sie abgeben! Da würde hier ein alter graubärtiger Jude seine „achzig Pärzänt" berechnen, dort ein Selbstmörder mit der Schlinge um den Hals stehen, und gleich daneben hüpften vielleicht reizende Ballerinen, oder — schrieen gar neugeborene Wickelkinder uns die Ohren voll. Ein Sträfling schleppt rasselnd die Kette hinter sich drein; ja sogar ein großes Hauptbuch liegt als Skelet, vermodert und zerfallen daneben, und nur ein Blatt desselben ist wohlerhalten geblieben, nur eine Zahl glänzt klar und deutlich daraus hervor, als wäre sie erst gestern geschrieben — eine gefälschte Ziffer!

Dasjenige Skelet aber, welches sich am häufigsten in den Häusern verbirgt und fast am sorgfältigsten eingemauert zu werden pflegt, ist — die Armuth.

„Die Armuth," sagt Douglas Jerrold, „ist das große Geheimniß, welches die eine Hälfte der Menschheit mit jeder erdenklichen Mühe vor der andern Hälfte zu verbergen strebt."

Dieses fahle, hohläugige Skelet ist in gar manchem Schranke verborgen, der vergoldete Thüren hat, und guckt doch so unverschämt, wie kein anderes, zu jeder kleinsten ihrer Spalten heraus, macht sich, wie keines von den anderen Gerippen, in fataler Weise bemerklich, gerade da, wo man es am meisten fürchtet. „Zu hoch hinaus wollen", das ist der Krebsschaden unserer Zeit; denn fast noch niemals, so lange die Welt steht, existirte ein so allgemeines Bestreben, ein so brennendes Sehnen darnach, reich zu sein, oder vielmehr, reich zu scheinen, wie in unseren Tagen.

„Sehr wenige Selbstmorde werden aus wirklichem Mangel begangen," sagt der schon oben citirte englische Schriftsteller; „selten wird man hören, daß sich Einer umbringt aus Mangel an einem Laib Brod, oft aber geschieht es aus Mangel an einer Kutsche."

Durch alle Schichten der Bevölkerung hat es sich ausgebreitet, dieses krankhafte Bemühen, für reicher zu gelten, als man ist, und kein Opfer scheint uns jemals zu groß, um das Skelet der Armuth allen menschlichen Blicken zu verbergen; wer ein Jahreseinkommen von 1500 Mark hat, wünscht doch mindestens, daß ihn seine Nachbarn auf einen „Mann von 2000" taxiren, und der nur doppelte Millionär fühlt sich tief beschämt, wenn ihn nicht Jedermann für einen dreifachen hält. Keiner von ihnen Allen bedenkt aber, welch ein negativer Begriff das Wort „reich" ist; sonst würden ja die Menschen auch wissen, daß Jedermann „reich" sein kann, sobald er nur den festen Willen dazu hat.

Es bedarf nur eines einzigen festen Entschlusses dazu: Tritt an den Schrank, wo du, so ängstlich gehütet, das Skelet der Armuth verborgen hältst, drehe den Schlüssel um und laß es herausfallen, dieses unheimliche, grauenhafte Gerippe, das unsichtbar dich und die Deinen tyrannisirt, das jede deiner Handlungen beeinflußt, jeden freien Entschluß deiner Seele hemmt — gieb es frei, und du wirst staunend erleben, daß es dem hellen Strahle des Sonnenlichtes nicht Stand halten kann; es zerfällt in Staub und Moder, es ist urplötzlich verschwunden in dem Augenblicke, wo du aufgehört hast, dich seiner zu schämen. —

Wie viele Freuden verbittern wir uns, wie viele geschraubte, peinliche Lebensverhältnisse beschwören wir oft herauf, nur durch dieses ängstliche Hüten des Geheimnisses, daß wir — wenn auch in ganz anständigen Verhältnissen lebend — nur nicht eben reich sind!

Es giebt Familien, die großen Kunstsinn besitzen oder leidenschaftliche Musikfreunde sind. Welch ein Hochgenuß wäre es für sie, ein gutes Schauspiel, ein gediegenes Concert zu hören! Aber ihre Mittel erlauben ihnen nicht, jene ersten Plätze zu bezahlen, auf welchen sich der oder jener Verwandte im Theater einzufinden pflegt. Da giebt es also nur zwei Wege: entweder man giebt die übermäßig hohe Summe doch aus und spart sie sich dafür später an weit nöthigeren Dingen ab, wo man es ungesehen thun kann, oder man erfindet die verschiedenartigsten Lügen und Ausreden, um dem Vergnügen gänzlich fern zu bleiben. Nur den einfachen klaren Mittelweg, auf einen billigeren Platz zu gehen, schlägt man nicht ein, denn — das Skelet im Hause erlaubt es nicht.

Man hat eine Reise zu machen. Es ist im Sommer, die Tour nicht allzu weit; es wäre nicht nur gleichgültig, sondern angenehmer, in der dritten Classe zu fahren, als auf den heißen Plüschpolstern der zweiten zu sitzen, aber seufzend wird lieber die beabsichtigte Reise um ein Drittel gekürzt, seufzend wird die Actiengesellschaft, der die Bahn gehört, durch unsere sauer ersparten Groschen bereichert, denn — das Skelet im Hause erheischt es so.

Weihnachten naht heran, das Fest der Liebe und Freude. Der Freude? Das ist leider nur für Jene, die kein Skelet im Schranke hüten müssen. Wo dieser Unhold noch sorgsam verschlossen gehalten wird, da geht seine Macht weit genug, um sogar dieses helle, wonnigste Friedensfest der ganzen Christenheit zu einer trüben, schweren Sorgenzeit umzugestalten.

Genau, bis auf den Heller, dictirt er uns ja, welchen Werth jedes der Geschenke haben muß, die wir vertheilen; denn natürlich: „Was Andere thun können, müssen auch wir leisten, wenn nicht der furchtbare Verdacht aufkommen soll, daß wir — ärmer sind als sie."

Empfangen wir von unseren Lieben ein reicheres Geschenk, als das ist, welches wir ihnen gegeben haben, so fühlen wir uns tief beschämt und rechnen zitternd nach, wie diese Differenz auf andere Weise etwa auszugleichen sei. Scheu sehen wir uns dann um; denn das ist ja einer der Augenblicke, wo das gefangene Gespenst der Armuth so laut an die Thür seines Kerkers klopft, daß der dumpfe Schall dieses Pochens allen Weihnachtsjubel übertönt; wir sehen nur noch seinen drohenden Knochenfinger vor uns, und ausgelöscht sind durch ihn alle hundert Kerzen des Lichterbaumes.

O pfui, welch ein abscheuliches Bild!

Wie anders, wie ganz anders verläuft das Fest in einem Hause, das nicht unter solch einem unbarmherzigen Scepter steht! Gern und aus vollem Herzen giebt man da, so viel man eben hat und kann. Kommen von Anderen Geschenke von doppeltem und zehnfachem Werth als Gegengabe, nun, um so besser! Jene haben eben mehr zu geben gehabt, als wir. Die Glücklichen! Fast könnten wir ihnen die Seligkeit des Gebens neiden, wenn es nicht unsere liebsten Freunde oder Verwandten wären, denen wir doch gewiß jede Freude von Herzen gönnen, also auch die Freude, uns reich beschenkt zu haben. Es ist mir geradezu unfaßlich, wie darin ein Anlaß zu Beschämung oder Demüthigung liegen kann.

Darum nur muthig und unverzagt die Pforten gesprengt, hinter denen das Skelet der Armuth verborgen steckt, und frei die Stirn geboten dem verwunderten Anstaunen Jener, die noch immer dumm genug bleiben wollen, oder feig genug sind, sich jeden Genuß, jede Freude, jede Befriedigung durch den heimlichen Knochenmann vergällen zu lassen! Ihr Staunen wird übrigens

Digitized by Google

gar nicht lange dauern, denn nur das „Geheimnißvolle“ hat Reiz für alle Welt. Nach dem, was offen und sonnenklar dasteht, sehen sie nicht einmal hin, und sobald der Zweifel darüber gelöst ist, wie viel Mark du täglich zu verzehren hast, wird sich gar Niemand mehr darüber wundern, daß du eben gerade so lebst, wie es deinen Verhältnissen angemessen ist. Wer dich vorher geliebt und geachtet hat, wird dich — noch ein wenig mehr achten und lieben, wer aber deinen Umgang nur wegen Ueberschätzung deiner Verhältnisse gesucht hat, den lasse getrost laufen! Es ist nicht schade um Seinesgleichen.

So viel über das Skelet der Armuth! Ob es rathsam ist, auch alle die anderen Gerippe ihrer Haft zu entlassen? — Eine nicht ganz leicht zu lösende Frage, denn wohl kann es da zuweilen um Amt und Würden gehen, wohl könnte dabei Mancher in die Gefahr kommen, in der Rangordnung der Gesellschaft ein paar Stufen herabklimmen zu müssen.

Ich kann nur so weit urtheilen, wie meine eigenen Lebenserfahrungen reichen, und wo ich es mit angesehen habe, daß solch ein „Skelet im Hause“ freiwillig kühn an's Tageslicht gebracht wurde, da ist es noch jedesmal in Nichts zerfallen. Es wiederholte sich allenthalben, was ich soeben von der Armuth gesagt habe: Kein Mensch interessirte sich mehr für das, was nicht mehr Geheimniß war. Jene, die muthig genug waren, vorkommenden Falles ruhig die Wahrheit einzugestehen, wurden nie wieder mit Anspielungen und Bosheiten belästigt über Verhältnisse, die unangenehm, unverschuldet und unabänderlich dastanden. So weit ich es beurtheilen kann, geht also mein treu gemeinter Rath dahin: Heraus mit allen Skeleten unserer Häuser, sie mögen verwahrt sein so tief sie wollen, heraus damit an's Sonnenlicht, an Gottes frische Himmelsluft, in der nichts bestehen kann, was Moder und Verwesung heißt, ohne daß neues Leben daraus geboren wird!

Karl von Holtei.

Ein Blatt zu seinem letzten Ehrenkranz.

Zu Breslau beim Spitale,
Da steht das Volk geschaart,
Und droben liegt im Saale
Ein stiller Mann gebahrt.
Es flackern trüb die Lichter;
Ein Frühling blüht im Rund:
In Lorbeern schläft der Dichter,
Der „Sänger-Vagabund“.

Das war ein wackrer Kämpfer
Mit Noth und Drang und Pein;
Das war ein Grillendämpfer,
Das Herz voll Sonnenschein,
Erschreckt von keiner Wolke,
Gelähmt von keiner Gunst,
Ein Spiegel seinem Volke,
Ein Quell ureigner Kunst.

Er zog nicht mit dem Trosse
Bequem von Thal zu Thal:
Sein Wappen hing im Schlosse;
Sein Sarg steht im Spital,
Und eh' sein Haupt, das weiße,
Verträumt die letzte Kraft,
Hei! war das eine heiße,
Rastlose Wanderschaft!

Doch — wie's ihn in die Ferne
Gelockt von Land zu Land:
Treu blieb er einem Sterne
Mit Sehnsucht zugewandt,
Der Heimath galt sein Lieben,
Sein Sinn und Werk allein;
Ein Schlesier ist er blieben,
Ein Schlesier wollt' er sein.

Und als ihm ging zu Rüste
Der trotz'ge Lebensmuth,
Da kam's ihm, daß er wüßte,
Wo sich's am besten ruht:
Und könnt' er Schlösser erben
Bei Fremden noch einmal,
Er wollte lieber sterben
Zu Breslau im Spital.

Nun fährt zur Gruft der Wagen;
Das Volk zu Tausend zieht,
Dumpf tönt in seine Klagen
Des Sängers Mantellied;
Ihm weckt kein Frühlings-Werde!
Den liederfrohen Mund —
Leicht sei Dir Schlesiens Erde,
Herzlieber Vagabund!

Victor Blüthgen.

Zur Geschichte der Socialdemokratie.

Von Franz Mehring.

5. Die europäische Wirksamkeit der Internationale.

Der internationale Arbeiterbund hat acht Jahre lang bestanden, von 1863 bis 1872. Dann zerfiel er durch innere Zwistigkeiten. Seine Geschichte ist in einer langen Reihe von Schriften, zum Theil dickleibigen Büchern, behandelt, die meist im Inhalte ebenso dürftig, wie in der Form weitschweifig sind. Auch die Protokolle seiner fünf Congresse, die 1866 zu Genf, 1867 zu Lausanne, 1868 zu Brüssel, 1869 zu Basel, 1872 im Haag stattfanden, werfen nur schwankende Lichter auf die innere Entwickelung des Bundes. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß die Urtheile über seine europäische Wirksamkeit weit aus einander gehen, daß die Einen seine mächtige Hand in jeder politischen Verwickelung jener Jahre zu spüren vermeinen, während die Andern ihn kaum für mehr halten, als ein müßiges Phantasiespiel, das einige heimathlose Revolutionäre in London ersannen, sich die Langeweile des Exiles zu würzen.

Ein völlig abschließendes Urtheil über das Maß von Wahrheit, das jede einzelne der zahllos durch einander schwirrenden Meinungen enthalten mag, ist heute allerdings noch nicht möglich, aber wenn man das actenmäßige Material, soweit es namentlich durch die Processe bekannt geworden ist, die in Deutschland, Frankreich und anderswo gegen Mitglieder der Internationale geführt worden sind, nicht in dem verzerrenden Lichte des Parteieifers, sondern mit ruhiger Unbefangenheit prüft, kann man das wirkliche Wesen der räthselhaften Erscheinung doch genauer erkennen, als es auf den ersten Blick möglich scheint.

Soviel steht zunächst fest: was die Internationale nach der Absicht ihrer Stifter werden sollte, ist sie niemals auch nur im Entferntesten geworden. Sie hat nie einen Anhang von Millionen, vermuthlich nicht einmal von zehntausend Mitgliedern gehabt. In England zählte sie immer nur vereinzelte Anhänger und auch diese nur vorübergehend; in Deutschland ist ihr Bestand nach dem unverdächtigen Zeugnisse eines namhaften Socialdemokraten kaum auf tausend Köpfe gestiegen; in Frankreich sammelte sie während der ersten Jahre ihres Daseins nur einige hundert Arbeiter um ihre Fahne; selbst noch 1870 vermochten sogar ihre Anhänger in Paris trotz aller Bemühungen nicht einmal ein wohlfeiles Wochenblättchen zu gründen. Die übrigen Länder zählen überhaupt erst in zweiter Reihe. Und noch schlimmer, als mit dem Heere, stand es mit den Finanzen der Internationale. Die spärlichen Beiträge ihrer spärlichen Mitglieder gingen mit der äußersten Unregelmäßigkeit ein. Wenn in der That nach einem geflügelten Worte zum Kriegführen drei Dinge gehören: Geld, Geld und wiederum Geld, so war die Internationale ein sehr friedliches Wesen. Sie hat niemals Geld, sondern immer Schulden gehabt; Briefe von Marx, die bei gerichtlichen Verhandlungen verlesen wurden, geben darüber die unumwundensten Aufschlüsse. Mit einem Worte: die Internationale als geschlossener Bund, als kämpfende Organisation war so ohnmächtig wie möglich.

Ganz anders lag es dagegen mit ihrer moralisch-psychologischen Bedeutung. In dieser Beziehung hat die Internationale allerdings einen mächtigen und unheilvollen Einfluß auf die sociale Entwickelung der letzten Jahrzehnte geübt. Marx hat, unterstützt durch die ängstliche Kurzsichtigkeit liberaler und die unbegreifliche Verblendung reactionärer Socialpolitiker, allezeit mit großem Geschicke verstanden, für sich und seine Zwecke den Zug der Mythenbildung auszunutzen, der trotz aller Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts in den unteren Schichten des Volkes noch eine äußerst lebendige und wirksame Macht ist. Namentlich in den romanischen Ländern ist es außerordentlich geglückt, jedem unzufriedenen Arbeiter den Glauben einzuflößen, als walte die Internationale wie eine geheimnißvolle und unsichtbare Macht schützend über seinen Geschicken. Sie hat schwerlich jemals aus

Digitized by Google

eigener Kraft einen Strike aus dem Boden gestampft, noch weniger jemals einen siegreich durchgeführt, aber wo sich das drohende Gewitter einer Arbeitseinstellung zusammenzog, da haben ihre Sendlinge sicher gehetzt und gewühlt, um den letzten Hoffnungsstrahl glücklicher Einigung zu verscheuchen; gleich einem giftigen Insectenschwarme pflegte sich der Bund in die offenen Schäden des modernen Gesellschaftskörpers einzunisten. So wurde er ein Banner und Symbol für die gährenden Leidenschaften der arbeitenden Classen; als solches hat er den Blättern der zeitgenössischen Geschichte untilgbare Spuren von Blut und Feuer eingeprägt. Sehr bezeichnend für diese seine Bedeutung ist es, daß er in der allgemeinen Vorstellung noch immer als fortlebend und fortwirkend gedacht wird, obgleich er seit sieben Jahren gänzlich zerstört ist und Engels wie Marx ausdrücklich auf jeden Versuch verzichtet haben, einstweilen die zerrissenen Fäden neu zu knüpfen.

Die fünf Congresse der Internationale bieten nicht viel bemerkenswerthe Gesichtspunkte, so weit es sich um die einzelnen Beschlüsse handelt. Dieselben versuchen mit größerem oder geringerem Geschick, die einzelnen Arbeits- und Erwerbszweige der heutigen Volkswirthschaft dem communistischen Grundgedanken anzupassen; sie ordnen an, wie das Gemeineigenthum auf Bergwerke, Steinkohlenminen, Wälder, den landwirthschaftlichen Grund und Boden, Eisenbahnen, Telegraphen, Canäle ꝛc. anzuwenden sei. Dagegen gewähren jene Parlamente des internationalen Proletariats politisch-psychologisch eine reiche Ausbeute. Sie zeigen namentlich einerseits, wie sehr der revolutionär-socialistische Gedanke unter den arbeitenden Classen der verschiedenen Länder um sich gegriffen, wie er sich aus der verschwommenen Schwärmerei der vierziger Jahre zu drohendem, praktischem Ernste geklärt hat, aber sie zeigen auch andererseits, wie fern die Gestaltung eines internationalen Arbeiterbundes noch ihrem Ziele ist, wie fern sie ihm vielleicht für immer bleiben muß. Die nationalen Charakterunterschiede machten fort und fort ihr unveräußerliches Recht geltend; sie werden es auch in Zukunft geltend machen.

Nur sehr widerstrebend gingen die englischen Arbeiter auf die Sache ein; sie suchten die Macht des Bundes meist nur für ihre praktischen Reformbestrebungen auszunutzen. Die französischen Arbeiter zeigten sich anfangs äußerst gelassen, kühl, ja geradezu feindselig gegen die communistischen Anschauungen von Engels und Marx; dann, als sie halb wider Willen auf die revolutionäre Bahn getrieben wurden, erwachte in ihnen mit voller Wildheit jene elastische Schnellkraft des Aufstandes, die ihr Volk seit hundert Jahren in so vielen Umwälzungen bewährt hat; sie, als die ersten und bisher einzigen Vorkämpfer des Proletariats, verstanden es, unter furchtbaren Erschütterungen die politische Macht in einem mächtigen Mittelpunkte des gesitteten Völkerlebens an sich zu reißen. Die deutschen Arbeiter verfochten allezeit, der philosophischen Naturanlage ihrer Nation gemäß, die äußersten Schlußfolgerungen der socialdemokratischen Grundsätze; sie in erster Reihe wurden „Communisten" gescholten von ihren französischen Cameraden, gegen deren hartnäckigen Widerstand sie beispielsweise auf dem Congresse zu Basel die Forderung des Gemeineigenthums an allem Grund und Boden durchsetzten. Der russische Nihilismus endlich erwies sich als viehische Brutalität, als gräulicher Wahnsinn, jene letzte Ordnung und Zucht verwüstend und zerstörend, deren auch die Revolution bedarf, um überhaupt im großen Stile verwüsten und zerstören zu können.

Die Haltung, welche die Vertreter der einzelnen Länder auf den Congressen der Internationale einnahmen, entsprach durchaus der Entwickelung des Bundes in diesen Ländern selbst. In England schlossen sich ihm wenige Arbeiter an, und diese Wenigen suchten durch ihn den neunstündigen Arbeitstag, höhere Löhne, geschäftliche Sicherung nothwendiger Arbeitseinstellungen, also durchweg Ziele zu erreichen, die, ob sie in den einzelnen Fällen berechtigt und möglich sind oder nicht, jedenfalls auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung sich bewegen. Auf den Vorwurf, daß sie mit solcher Haltung die Zukunft der arbeitenden Classen opferten, erwiderten diese Männer kaltblütig: „Aber wir gewinnen die Gegenwart, und in ihr leben wir." Im Grunde war damit schon die praktische Wirksamkeit der Internationale mitten in's innerste Herz getroffen. Denn es ist ein von Engels und Marx unzählige Male wiederholter Satz, daß jeder ernsthafte Versuch einer socialen Revolution sich allein auf England stützen kann, als das einzige Land, wo es keine Bauern mehr giebt, wo der Capitalbesitz in wenigen Händen zusammenfließt, wo die capitalistische Form sich der ganzen Besitz- und Erwerbsordnung bemächtigt hat, wo die große Mehrheit der Bevölkerung aus Lohnarbeitern besteht, wo der Classenkampf und die Organisation der arbeitenden Classe durch die Gewerkvereine schon einen gewissen Grad der Allgemeinheit und Reife erlangt haben.

Trotz dieser ungünstigen Umstände ist jener moralische Einfluß der Internationale, der ihre gefährlichste Waffe war, auch auf britischem Boden nicht unwirksam geblieben. Der Generalrath des Bundes beiferte sich, die zahlreichen Striles der Gewerkvereine, sei es auch wesentlich nur mit großen Worten, zu unterstützen und sich so ihre Dankbarkeit zu sichern. Namentlich ein taktisch sehr geschickter Schachzug gewann ihm nach und nach die Herzen jener einflußreichen Arbeiterschichten. Die englischen Arbeitgeber pflegten gewöhnlich Striles durch die Einfuhr ausländischer Arbeiter lahm zu legen, und sie erzielten damit solche Erfolge, daß die bloße Möglichkeit einer derartigen Einwanderung in vielen Fällen genügte, die Arbeiter von der Aufrechthaltung ihrer Forderungen abzuschrecken. Hiergegen erließ der Generalrath der Internationale an seine festländischen Anhänger die Weisung, überall die Arbeiter vor Engagements mit solchen englischen Unternehmern zu warnen, deren heimische Arbeiter strikten. Dieser Dienst, mochte er auch nur mehr scheinbar als wirklich sein, wurde in der That von den Gewerkvereinen dankbar anerkannt; auf ihren Congressen zu Sheffield 1866 und zu Birmingham 1869 widmeten sie dem Bunde anerkennende Beschlüsse. Aber die platonische Zuneigung wandelte sich schnell in gründlichen Abscheu um, als der Generalrath der Internationale nach der Niederwerfung der Pariser Commune sich für diesen Aufstand sammt allen seinen Gräueln erklärte. Nunmehr fielen alle englischen Arbeiter fast bis auf den letzten Mann ab, und Marx mußte sich in ohnmächtiger Wuth genügen lassen, die dortigen Arbeiterführer, wie Bradlaugh und Odger, als bestochene Handlanger der Regierung zu verleumden.

Noch weit bedeutsamer zeigt sich die materiell geringe, moralisch große Wirksamkeit der Internationale in der französischen Arbeiterbewegung. Hier gestaltete sich der Bund in seinen ersten Anfängen als eine Art Mittelding von Bildungs- und Gewerkverein; glänzende Namen der politischen und wissenschaftlichen Welt — es mag nur an Henri Martin und Jules Simon erinnert werden — förderten seine Bestrebungen. Seine Mitglieder traten für das Erbrecht, die Familie, das Sondereigenthum ein, erklärten sich gegen alle atheistischen Unfläthereien, brandmarkten den Schwindel der Weiberemancipation, kurzum, sie zeigten sich als besonnene und maßvolle Männer, die ohne alle revolutionär aufregende Agitation den Arbeiterstand in geistiger, materieller und moralischer Beziehung zu heben versuchten. Es bedurfte eines merkwürdigen Zusammentreffens merkwürdiger Umstände, um diese Haltung in die Bahnen des grundsätzlichen Umsturzes einzulenken; die Art, wie es geschah, ist auch für andere Länder sehr lehrreich.

Der französische Zweig der Internationale machte es nämlich mit seinem friedlichen Wirken Niemandem recht. Abgesehen von Marx und dem Generalrathe in London, die nicht müde wurden, ihn aufzustacheln und zu verhöhnen, that er weder der Opposition noch der Regierung genug. Beide verlangten bedingungslosen Anschluß an ihre politischen Schlagworte. In diesem Dilemma ließen sich die französischen Mitglieder des Bundes 1868 verleiten, ein Bündniß mit der radicalen Bourgeoisie abzuschließen; sie sollten dieser die politischen Freiheiten erringen helfen, um dann aus ihrer Hand die sociale Emancipation des Proletariats zu empfangen. Das ungesunde Bündniß zeitigte ungesunde Früchte. Sofort richtete das zweite Kaiserreich heftige Verfolgungen gegen die Pariser Führer der Internationale; dadurch geriethen dieselben in immer tiefere Verbindung und Verwickelung mit allen aufrührerischen Elementen des Landes und namentlich der Hauptstadt. Die auch auf dieser heißen Erde immer nur erst geringen Anfänge einer festen Organisation des Bundes als einer besondern Arbeitergesellschaft zerfielen dabei vollends, allein sein Name wurde mehr und mehr das unheimliche Banner, welches die arbeitenden Classen, namentlich in den großen Mittelpunkten der französischen Industrie, in die revolutionäre Agitation riß. In allen Krakehlen und Putschen, welche die letzten Jahre der napoleonischen Herrschaft erfüllten, sind seine Spuren zu finden.

Digitized by Google

Trotzdem ist es grundfalsch, ihm einen maßgebenden Einfluß auf die Entstehung der Pariser Commune zuzuschreiben. Dieser Einfluß der Internationale ist vielmehr weit geringer gewesen, als die sinnlose Prahlsucht ihrer Häupter, die zeternde Angst ihrer Gegner hat glauben machen wollen. Die Ursachen des blutigen Aufstandes von 1871 können an dieser Stelle nicht entwickelt werden; man kennzeichnet ihn vielleicht am kürzesten und treffendsten, wenn man sagt, daß er gleichsam eine Generalbuße gewesen sei für die Ausschweifungen und Sünden, denen sich das französische Volk seit 1789 auf den verschiedensten Gebieten des nationalen Lebens überlassen hat.

Unzweifelhaft lief dabei auch eine stark communistische Strömung unter, aber die Agitation der Internationale rief diese Strömung nicht hervor, sondern schwamm auf ihr nur als mißfarbiger Schaum. Die kindisch lächerliche Vorstellung, als hätten die Zaubersprüche des Bundes eine Bande von Narren und Schurken wie aus einem gähnenden Abgrunde der Hölle emporgerufen, um mit Petroleum und Pulver den strahlenden Leuchtthurm des Jahrhunderts zu zerstören, ist zumeist hervorgerufen durch das Rundschreiben vom 16. Juni 1871, das Jules Favre an die französischen Gesandten bei den europäischen Höfen richtete. Nun wohl, am 23. Juni desselben Jahres sagte derselbe Jules Favre vor einer parlamentarischen Untersuchungscommission amtlich aus, daß die communistische Agitation an der Entstehung der Pariser Commune so viel Antheil gehabt hätte, wie ein Päckchen von Pulver, das man in eine lodernde Feuersbrunst wirft. Diese Auffassung ist durchaus richtig; sie wird völlig unwiderleglich erwiesen durch die reiche Fülle gerade der Actenstücke, welche die Regierung selbst über die einschlägigen Vorgänge veröffentlicht hat.

Sogar als die französische Hauptstadt am 18. März sich schon erhoben hatte, blieb der Pariser Bundesrath der Internationale vollkommen neutral. Einzelne seiner Mitglieder, wie namentlich Varlin, hatten sich zwar am Aufstande betheiligt, aber unter dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß sie den Bund als solchen dadurch in keiner Weise verpflichteten, während andere seiner Mitglieder, darunter die Stifter des französischen Zweiges, wie Heligon, Murat, Tolain, dem Aufstande entgegentraten und zwar mit einer Festigkeit und Unerschrockenheit, welche selbst Gegnern der Internationale die größte Anerkennung abgerungen hat. Erst als der Bruch zwischen Paris und Versailles unheilbar geworden war und die Wahlen für die revolutionäre Commune ausgeschrieben wurden, forderte ein Aufruf der Internationale ihre Anhänger auf, sich an diesen Wahlen zu betheiligen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist ein Befehl dazu vom Generalrathe in London eingetroffen; hatte es Marx doch schon im communistischen Manifeste von 1848 als Pflicht des internationalen Communismus bezeichnet, sich an jeder aufständischen Bewegung, gleichviel welchen Charakters, zu betheiligen, um dabei so oder so im Trüben zu fischen.

Unter den etwa achtzig Mitgliedern der Commune befanden sich ungefähr zwanzig Mitglieder der Internationale. Sie bildeten eine maßvollere und verständigere Minderheit gegenüber der jacobinischen Club- und Straßendemagogie, die in der seltsamen Körperschaft das große Wort führte. Während diese einen sinnlosen Abklatsch des Schreckensregiments von 1793 anstrebte und durchsetzte, versuchte jene die Commune zu einem socialen Gebilde, zur Urzelle gleichsam des socialistischen Zukunftsstaates zu gestalten. Diese Versuche scheiterten schon an ihrer eigenen Unklarheit und Unreife; sie vermochten nicht einmal zu den ersten ernsthaften Anfängen zu gedeihen, denn die Abschaffung der Nachtarbeit in den Bäckereien, das Verbot von Geldstrafen in Fabrikordnungen, die Confiscation der von ihren Besitzern verlassenen Fabriken und Werkstätten und ihre Ueberlassung an Arbeitergenossenschaften — mehr ist beim besten Willen im amtlichen Blatte der Commune nicht zu entdecken — können doch als socialistische Reformen selbst vom Standpunkte der Weltumstürzler aus nicht gut ernsthaft genommen werden.

Aber selbst wenn von der Minderheit der Commune bessere und reifere Versuche vorgeschlagen worden wären, würden sie an der so viel größeren Zahl der Mehrheit und an dem Hasse gescheitert sein, welcher die einflußreichsten Führer dieser Mehrheit, wie Delescluze und Raoul Rigault, gegen die Internationale beseelte. Als diese Nachäffer der Marat und Robespierre endlich in der Einsetzung eines Wohlfahrtsausschusses ihr Ziel erreichten, zogen sich die Mitglieder des Arbeiterbundes mehr und mehr von den Berathungen des Stadthauses zurück. Erst bei der Erstürmung der Stadt kämpften sie dann wieder auf den Barricaden mit einem Muthe, wie er glänzender nicht leicht einer schlechteren Sache geweiht werden konnte.

An den Schandthaten der Commune sind die Mitglieder der Internationale wesentlich unschuldig. Sie haben sie meist nicht nur nicht befördert, sondern nach ihren besten Kräften zu hindern gesucht. Unter ihnen waren nur einzelne brutalere Naturen, wie Dereure und Johannard; ein gemeiner Verbrecher wurde nur der Tischler Pindy, der den militärischen Befehl über das Stadthaus führte und das prächtige Gebäude einäscherte. Immerhin zeugt selbst diese furchtbare, mitten im Blutdurste einer siebentägigen Straßenschlacht begangene That eines wahnsinnigen Fanatismus noch nicht von einer so niedrigen Verworfenheit, wie die feigen und niederträchtigen Meuchelmorde, in denen die Ferré und Rigault schwelgten. Sonst haben die Mitglieder der Internationale in der Commune, wenn auch nichts Gutes gestiftet, so doch viel Böses verhindert, namentlich in manchem Zweige der Verwaltung leidlich Ordnung gehalten. Die Rettung der Bank von Frankreich und ihrer drei Milliarden, deren gewaltsame Beschlagnahme die unabsehbarsten Folgen gehabt haben würde, war der persönlichen Rechtschaffenheit dreier Mitglieder der Commune zu danken, von denen zwei, Beslay und Varlin, der Internationale angehörten, während der dritte, Jourde, ein naher Vertrauter des Bundes war. Dem großen Geiselnmorde in der Straße Haxo warf sich Varlin unter eigener Lebensgefahr entgegen. Nicht am wenigsten bezeichnend ist, daß einzelnen dieser Männer, wie Beslay, Malon, Theiß, nach Niederwerfung der Commune die heimliche Entfernung aus Frankreich von der Regierung selbst gestattet wurde trotz des furchtbaren Strafgerichts, das sich sonst über alle Anhänger und Theilnehmer des Aufstandes entlud.

Diese Andeutungen sollen keineswegs das Schuldregister der Commune oder der Internationale beschönigen. Nichts weniger als das. Aber die revolutionären Vorgänge in Frankreich haben sich so oft als typisch für das übrige Europa gezeigt, daß es sich wohl genauer, als bisher geschehen ist, zu untersuchen verlohnt, wie die Internationale speciell in jenem Lande entstand, was sie war und wie sie endete.

Die dämonischen Kräfte, die in der heutigen Arbeiterbewegung walten, lassen sich nun einmal so wenig durch Blei und Pulver wie durch den ehrlichsten Abscheu sittlicher Entrüstung vernichten. Und die Thatsache, daß Männer, wie jene Beslay, Varlin, Theiß, Malon, Avrial, Clemence und wie sie sonst heißen mögen, Männer, die sich meist aus dem niedrigsten und schmutzigsten Proletariat durch eiserne Kraft zu einer verhältnißmäßig hohen Stufe von Bildung und Wohlstand emporgearbeitet hatten, Männer, welche selbst die kaiserlichen Procuratoren in den gegen die Internationale gerichteten Processen als „einsichtige, ehrenwerthe und fleißige Arbeiter" zu kennzeichnen pflegten, daß solche Männer, gleichviel für wie falsche Ideale immer, freiwillig allen Schrecken der Vernichtung entgegen gingen, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, ist doch wohl würdiger eines unbefangenen Urtheils, als einer unbesehenen Verurtheilung.

Marx aber und der Generalrath in London verzichteten freiwillig auf alle mildernden Umstände, die etwa der Haltung der einzelnen Mitglieder des Bundes in der Commune zugebilligt werden könnten. In einem berüchtigten Pamphlete übernahmen sie ganz und voll die Verantwortung für alle Thaten der Commune. Wie in jenes sagenhafte Drachenblut, das einst Siegfried's Körper gegen jede Verletzung feite und schirmte, tauchten sie ihre Schöpfung vom Fuß bis zum Scheitel in den Strom von Blut und Thränen, der zwischen den arbeitenden und besitzenden Classen der französischen Gesellschaft floß. Aber sie hatten dabei doch die geistige und sittliche Verwilderung weit überschätzt, die ihnen im europäischen Proletariate anzurichten gelungen war. Voll unüberwindlichen Ekels wandten sich alle besseren Elemente der Arbeiterwelt von dem Bunde ab; in seinen spärlichen Ueberbleibseln wucherten Neid, Mißtrauen, Zwietracht übermächtig empor.

Auf eine so willkommene Gelegenheit harrte seit Jahren Michel Bakunin. Dieser russische Nihilist unterschied sich im System von Marx eigentlich nur dadurch, daß er jede wissen-

Digitized by Google

schaftliche Methode als die letzte unwürdige Fessel der Menschheit abstreifte. Sonst wollte auch er den gewaltsamen Umsturz der gegenwärtigen Ordnung, die Durchführung des Gemeineigenthums als Grundlage der menschlichen Gesellschaft; nur daß er nicht zu harren gedachte, bis die großen Massen der Völker von der Nothwendigkeit einer derartigen Umwälzung durchdrungen sind, sondern vielmehr durch unaufhörliche Attentate und Putsche allmählich die Zukunftsarmee drillen wollte. Ferner sollte ein Zukunftsreich jeder gesellschaftlichen und staatlichen Verfassung entbehren, der vollkommensten „Anarchie" sich erfreuen; die Menschen sollten auf dem gemeinsamen Boden hausen, wie die Thiere des Waldes. Die nähere Ausführung dieser Gedanken ist so cynisch und schmutzig, daß sie sich nicht einmal andeuten läßt in einem Blatte, welches auch von Frauen gelesen wird.

Mehr als die sachlichen Unterschiede ihrer Systeme, trennte Bakunin und Marx jener echte, unverfälschte, unversöhnliche Haß, mit dem sich die Höflinge und Schmeichler der Massen gegenseitig zu beehren pflegen. Jeder hat den Andern öffentlich Soldschreiber, Spion, Verräther gescholten. Von den ersten Tagen der Internationale begannen die Zettelungen Bakunin's; auch an Versuchen zu Gegenbünden ließ er es nicht fehlen. Lange konnte er gegen die geistige Ueberlegenheit der Gegner nicht aufkommen. Erst die Niederlage der Pariser Commune gab dem Russen einen plumpen Trumpf in die Hand, welcher das geistreiche Spiel des Deutschen stach. Mit der ganzen Findigkeit und Geschmeidigkeit seiner slavischen Natur wußte Bakunin in den revolutionären Schichten, namentlich der romanischen Völker, die Anschauung zu verbreiten, als sei der französische Aufstand in seinem aussichtslosen Beginnen und in seinem kläglich schrecklichen Mißlingen ein verrätherischer Streich gewesen, den Marx der Arbeitersache gespielt habe.

Dieser unterschätzte die Gefahr nicht; 1871 ließ er gar keinen Congreß des Bundes abhalten; als dann im Herbste von 1872 die Arbeitergesandten der verschiedenen Länder wieder im Haag zusammentraten, brachte er an deutschen Anhängern und an Mitgliedern des Generalrathes eine sichere, wohlgeschulte Garde mit. Diese Vorsicht verschaffte ihm denn auch in den Abstimmungen des Congresses den äußerlichen Sieg, aber der Haß und das Mißtrauen, die ihm fast überall außerhalb des Kreises seiner deutschen Myrmidonen entgegenstarrten, ließ ihm keinen Zweifel, daß das Werk seines Lebens zum zweiten Mal zerbrochen, daß die Internationale todt war, wie zwanzig Jahre vorher der Communistenbund. Nicht um sich selbst, sondern nur um die Welt zu täuschen, ließ er noch den Generalrath nach New-York verlegen und schloß den Congreß mit pomphaften Worten; seitdem hat Engels selbst gestanden, daß diese Manöver nothdürftig den Untergang der Internationale haben verdecken sollen.

So schied der merkwürdige Bund von der Bühne der Weltgeschichte. Traurig und wüst genug erschienen die Trümmer, die auf der Stätte seines Daseins blieben. Sein englischer Arm war immer nur verkrüppelt gewesen und dann völlig verdorrt; sein französischer Zweig wurde durch Feuer und Schwert erstickt. In den slavischen Ländern des europäischen Ostens, dann auch rings um das Becken des Mittelmeeres, in Spanien, Südfrankreich, Italien tummelte sich der wüste Bakunismus als lachender Erbe und spann seine Netze bis nach Aegypten und Griechenland. Aber in einer bedeutsamen Hinsicht unterschied sich doch das traurige Ende der Internationale von dem Untergange des Communistenbundes. Sie hinterließ wenigstens eine Erbin, eine ebenbürtige echte Tochter, Bein von ihrem Bein und Blut von ihrem Blut: die deutsche Socialdemokratie.

Frauen als Entdeckungsreisende und Geographen.

I.

Einleitende Rück- und Umschau.

„Sind Frauen auch Menschen, das heißt vernünftige Wesen?" ist der Titel einer Schrift, die gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts in dem sonst alle Zeit galanten Paris erschien. Es sollte in derselben bewiesen werden, daß die Frauen, weil Frau Eva ihren Gatten zum Sündenfall verführt hat, nicht vernünftig, nicht Menschen seien und daher auch keinen Anspruch auf die ewige Seligkeit hätten. Die Schrift war eigentlich nur eine Satire gegen die Protestanten, die Alles aus der Bibel beweisen wollten. Nichts destoweniger hat ein strammer lutherischer Geistlicher, der ehrliche Magister Simon Gedike, den geschmacklosen Scherz für baaren Ernst genommen und mit großem Aufwand pedantischer Gelehrsamkeit versucht, den satirischen Bibelritter zu widerlegen und das weibliche Geschlecht in seine Menschenrechte wieder einzusetzen.

Fast drei Jahrhunderte sind seitdem vorübergerauscht und neue Fragen, die der Frauenemancipation, sind der Gegenstand mehr oder minder lebhafter Erörterung geworden. Man streitet darüber, ob die Frauen wirklich so viel physische und geistige Kraft haben, um den Männern ebenbürtig zur Seite gestellt zu werden — ob sie das Recht haben, sich aus den Schätzen der Wissenschaft und Kunst so viel anzueignen, wie ihnen ihre Fassungskraft gestattet, ihr Gedächtniß halten und ihr Verstand verarbeiten kann — und endlich ob sie das Recht haben, dies Capital zum Gemeinwohl beliebig zu verwerthen.

Man braucht kein schwärmerischer Frauenlob zu sein, man braucht die angeblich brennende Frauenfrage nicht schüren zu wollen, wenn man behauptet, daß es Frauen giebt, deren Geist stark, deren Wille kühn, deren Charakter fest genug ist, um auch den schwierigsten Problemen wissenschaftlicher Forschung nahe zu treten und sich ihnen nachhaltig und erfolgreich zu widmen. Und ebenso gewiß ist es, daß es Frauen giebt, deren Augen scharf, deren Herzen weit, deren Köpfe hell genug sind, um die fremdartigsten Erscheinungen richtig anzuschauen und unverfälscht wiederzugeben.

Zum Beweise hierfür sei nur an eine mäßige Anzahl Frauen erinnert, die sich schon in früheren Zeiten in einzelnen Wissenschaften ruhmvoll ausgezeichnet haben, und wir nennen Frauen verschiedener Nationalität, um zugleich zu beweisen, daß ihre Geistesgaben nicht Blüthen eines einzelnen Volkes seien.

Nach dem Wiederaufblühen der Wissenschaften in Italien finden wir Maria Agnesi, die sich in der Mathematik und Philosophie in hohem Grade auszeichnete. In ihrem fünfzehnten Jahre verstand sie Französisch, Spanisch, Deutsch, Griechisch, Hebräisch; in ihrem zwanzigsten Jahre vertheidigte sie an zweihundert philosophische Thesen zu allgemeinster Bewunderung und schrieb bald darauf ein mathematisches Werk, welches so viel Aufsehen erregte, daß Papst Benedict der Vierzehnte ihr den Lehrstuhl der Mathematik an der Universität zu Bologna zuwies, wo sie geraume Zeit mit großem Beifall lehrte. Fast noch berühmter ist ihre Landsmännin und Zeitgenossin Laura Bassi. Sie erhielt 1732 zu Bologna in aller Form die Würde eines Doctors der Philosophie, ward von demselben Papst Benedict dem Vierzehnten zum Professor der Physik ernannt und hielt Vorlesungen, die zahlreich besucht wurden. Ihre wissenschaftlichen Studien wurden wenig dadurch beeinträchtigt, daß sie als Gattin des Arztes Verati einem großen Hauswesen vorstand; sie war die glückliche Mutter von zwölf Söhnen, deren Erziehung sie keinen Miethlingen anvertrauen mochte. In Padua lehrte Helene Piscopia Philosophie und verfaßte mehrere mathematische und astronomische Werke. Ebendaselbst las Novella d'Andrea über Kirchenrecht mit großem Beifall. Nur ein Umstand mochte die Zuhörer weniger befriedigen. Da nämlich die Frau Professorin ebenso schön wie gelehrt war, so war ihr Lehrstuhl mit einem Vorhang versehen, damit die Zuhörer durch den Anblick ihrer Schönheit nicht zerstreut werden möchten.

Von Französinnen nennen wir zunächst die Marquise du Châtelet, Voltaire's Freundin, die mit dem deutschen Philosophen Wolff in lebhaftem Briefwechsel stand. Sie machte zuerst Newton's System in Frankreich bekannt, und ihre Abhandlung „Ueber die Natur des Feuers" erhielt von der Akademie der Wissenschaften den Preis. Mademoiselle Sophie Germain correspondirte Jahre lang unter dem Namen Leblanc mit dem größten deutschen Astronomen, Gauß, über mathematische Gegen-

Digitized by Google

stände, ohne daß diesem die geringste Ahnung beikam, daß sein gelehrter vermeintlicher Freund eine Dame sei. Mademoiselle Germain erhielt auch am 8. Januar 1816 den Preis, den die französische Akademie 1809 für die beste mathematische Theorie der Chladni'schen Flächenschwingungen ausgesetzt hatte, nachdem die Aufgabe zweimal wegen ungenügender Lösung von anderen Gelehrten erneuert worden war. Der Name einer schönen Blume, die im Anfang unseres Jahrhunderts aus Japan und China bei uns eingeführt wurde, erinnert an die Astronomin Hortense Lepaut, deren wissenschaftliche Verdienste französische Artigkeit dadurch ehrte, daß sie ihren Vornamen auf jene Blume übertrug. Sie war die treue Gehülfin der berühmten Astronomen Clairaut und Lalande bei den schwierigsten Rechnungen derselben.

Auch deutschen Frauen ist das Studium der Astronomie nicht fremd geblieben. Wie Frau Hevelke in Danzig ihren Gatten, so unterstützte Frau Eimmart in Nürnberg ihren Vater bei seinen astronomischen Arbeiten. Am berühmtesten ist indeß die Hannoveranerin Karoline Lucretia Herschel. Sie war einunddreißig Jahre alt, als sie 1781 ihrem Bruder Wilhelm, dem großen Astronomen, nach England folgte, um seine Mitarbeiterin zu werden, was sie vierzig Jahre lang gewesen ist. Ihre Schriften sind Zeugnisse, mit welchem Eifer und Erfolg sie gearbeitet. Sie erwarb sich eine so genaue Kenntniß des Sternenhimmels, daß sie Flammstädt's Atlas des gestirnten Himmels und den Sternkatalog nach eigenen Beobachtungen wesentlich vervollständigte. Sie entdeckte selbstständig neun Kometen, unter ihnen auch den, welcher nach seinem Berechner der Encke'sche Komet heißt. Nach dem Tode des Bruders kehrte sie 1822 nach Hannover zurück. Hier war es, wo Alexander von Humboldt im Jahre 1846, als er selbst schon im siebenundsiebenzigsten Altersjahre stand, die sechsundneunzigjährige Dame besuchte, die, noch bei voller Lebenslust, sich nur darüber beklagte, daß man aufgehört habe, sie astronomische Berechnungen machen zu lassen, da sie ohne Arbeit ungern ihre Pension beziehe. Erst zwei Jahre später, im Januar 1848, verschied sie im achtundneunzigsten Lebensjahre.

In neuerer Zeit, im Jahre 1847, haben zwei Frauen, Frau Rümker in Hamburg und Mrs. Mary Mitchel in Nordamerika, gleichzeitig den hundertzweiundachtzigsten Kometen des Olbers'schen Verzeichnisses entdeckt. Aus unsern Tagen sei noch Signora Katharina Scarpellini erwähnt. Sie war Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften, auch des geologischen Reichsinstituts in Wien, und Vorsteherin des Observatoriums der Sternwarte auf dem Capitol in Rom.

In gleicher Weise zeichneten sich Frauen auch in den Naturwissenschaften und verschiedenen Zweigen der physikalischen Geographie aus. Weil es sich in diesen Zeilen nur um eine einleitende Uebersicht für die späteren Mittheilungen handelt, nennen wir in aller Kürze in der Botanik: Mrs. Elisabeth Blackwell, die mehrere Foliobände mit Abbildungen seltener Pflanzen herausgab, und die Französin Eulalia Delisle, welche die vorzüglichen Zeichnungen von Humboldt's Gramineen gefertigt hat, Mrs. Huthins, Madame Greville, Fräulein Libert, Hermine von Reichenbach, Wilhelmine Fritsch, Frau Kublik, Gräfin Fiorino Mazzanti und Mrs. Johnston, die Meyen's „Pflanzengeographie" recht wacker übersetzt und ergänzt hat. In der Zoologie haben Mrs. Jeannette Power über Meeresthiere, Mrs. Mary Anning über Sepiathiere, Donna Anna Rizzi über die Seidenraupen geschrieben. Der Archäologie hat Fräulein Mestorf, die gegenwärtig das Amt eines Custos im Kieler Museum für nordische Alterthümer verwaltet, namentlich in der nordischen Alterthumskunde anerkannt Vortreffliches geleistet. Als Schriftstellerin nennen wir Mrs. Sabine, die Gattin des Generals und Präsidenten der „Royal Society" in London, als die vortrefflichste Uebersetzerin verschiedener Werke Alexander von Humboldt's, der „Ansichten der Natur" und des „Kosmos".

Mit besonderer Auszeichnung ist Mrs. Mary Somerville zu nennen. Sie war in den mathematischen Naturwissenschaften in hohem Maße bewandert, gut unterrichtet in der altclassischen wie in der modernen Literatur, eine geschickte Zeichnerin und Malerin, und wußte sich bis in's höchste Greisenalter eine rege Theilnahme für alles Wissenschaftliche zu bewahren. Bereits 1811 erhielt sie in Edinburg eine Preismedaille für die Lösung verschiedener mathematischer Probleme und wurde auch von der „Geographischen Gesellschaft" in London ausgezeichnet. Sodann veröffentlichte die „königliche Gesellschaft der Wissenschaften" in London ihre Abhandlung über „die magnetisirende Kraft der Sonnenstrahlen" und sie selbst ihre Bearbeitung von Laplace's „Mécanique céleste" und das Werk über „den Zusammenhang der physikalischen Wissenschaften", das vielfach übersetzt worden ist. Am bekanntesten wurde ihre zweibändige „Physikalische Geographie", die wiederholt neu aufgelegt und übersetzt worden ist (deutsch: Leipzig, J. J. Weber, 1851). Endlich veröffentlichte 1869 die Neunundachtzigjährige noch ein zweibändiges Werk über „die neuesten Resultate der Mikroskopie und Chemie". Seit 1835 war sie Mitglied der „königlichen Gesellschaft der Wissenschaften" in London und erhielt 1869 von der Londoner „Geographischen Gesellschaft" für ihre „Physikalische Geographie" die große goldene Victoria-Medaille. — Und Mary Somerville, die zweiundneunzig Jahre alt geworden, war nicht blos eine Zierde der wissenschaftlichen Frauenwelt, sondern auch eine vortreffliche Gattin und Mutter.

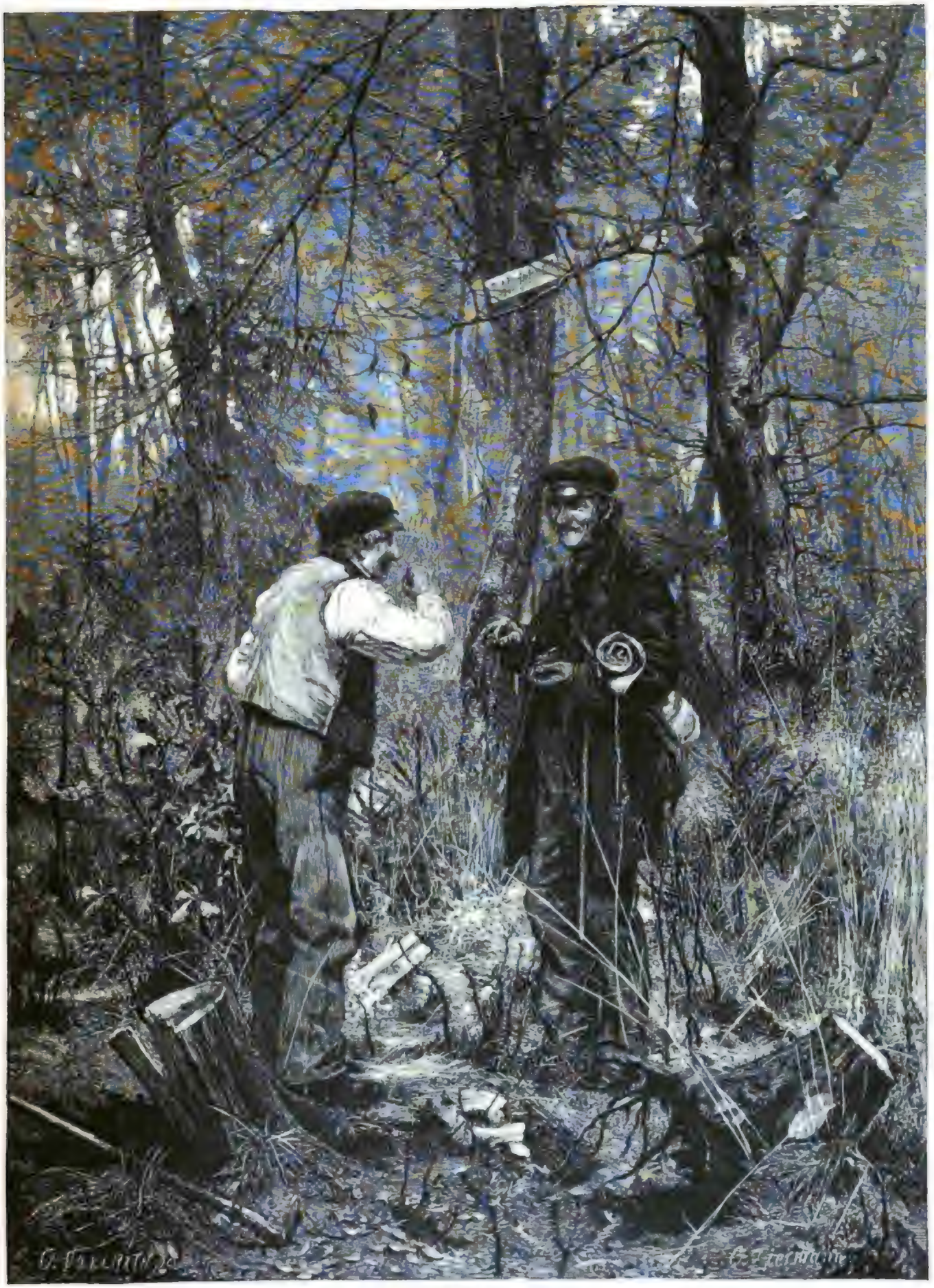
Wenden wir uns nunmehr zu den Frauen als eigentlichen Reisenden.

Eine wahrhaft heldenmüthige Reisende ist die Französin Madame Godin des Odonais. Sie begleitete ihren Gatten, den Astronomen Godin, der mit Bouguer und La Condamine von der französischen Akademie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Quito und Peru geschickt wurde, um Gradmessungen zu genauerer Bestimmung der Gestalt der Erde zu machen. Als nach fünfzehn Jahren die Heimkehr bevorstand, der Gatte aber in Cayenne an der Nordostküste Südamerikas noch Arbeiten zu vollenden hatte, wagte es die Frau, das ganze breite äquatoriale Südamerika mit seinen Cordilleren, Urwäldern, Wilden und Bestien zu durchwandern und den langen Amazonenstrom bis Oyapok hinunter zu fahren. Auf dieser sechshundert Meilen langen unwegsamen Wanderung, die, wohlbedacht! vor fast anderthalb Jahrhunderten zurückzulegen war, konnte sie nur in einigen wenigen weit aus einander liegenden Missionsansiedelungen Rast, Erholung und Hülfe hoffen. Erschöpft von Anstrengungen erreichte sie die erste Mission, das ersehnte Rendezvous zur Erholung, aber die Mission war durch die Pockenkrankheit fast ausgestorben, die noch lebenden Ansiedler waren versprengt, und die dreißig Indianer, welche Frau Godin von Peru zum Transport und Schutz begleitet hatten, verließen sie. Mit unsäglicher Mühe zimmert der kleine Rest der Begleitung ein schwaches Canoe: zwei Indianer werden gefunden, die den Weg zur nächsten, an achtzig Meilen entfernten Mission zu kennen vorgeben; sie werden gegen Vorausbezahlung als Führer gewonnen. Aber schon nach zwei Tagen verschwinden sie und lassen die Unglücklichen, verlassen in Rathlosigkeit, unter tausend Gefahren zurück. Und die wenigen Treuen erliegen, und die Noth wird stündlich größer. So streift die muthige Frau, bei dem Mangel an gewohnter Nahrung von Hunger geschwächt, kaum noch in Lumpen, welche die Walddickichte zerreißen, viele Wochen mit dem allein noch übrig gebliebenen Sohn in den Wäldern umher.

Endlich finden sich einige Indianer, welche die unglückliche, aber kühne, noch unerschütterte Frau zur Mission nach Andoas führen. Hier war sie endlich geborgen. Der Vorsteher empfing die Vielgeprüfte mit Theilnahme und Güte und stand ihr hülfreich bei. Nicht ohne neue Beschwerden, aber doch mit Beistand fuhr sie über Lagunas und Oyapok auf dem entgegengesandten Fahrzeug ihrem langersehnten Gatten zu, mit dem sie endlich glücklich heimkehrte. Auf dem schönen Landbesitze zu St. Amand in Berry beschrieb sie dann ihre Reise, die, eine Art Robinsonade, sich lange als Lieblingslectüre erhalten hat.

Ergiebiger für die Wissenschaft war der Aufenthalt der deutschen Künstlerin Sibylla Merian in dem ungesunden, übelberufenen Surinam. Geboren und unterrichtet in der deutschen berühmten Malerfamilie der Merian und in den reichen Natur- und Kunstsammlungen Hollands zu einer bewunderten Meisterschaft ausgebildet, gab sie einem unwiderstehlichen Drange nach, die buntfarbigen Blumen, Schmetterlinge und Käfer im Glanze des frischen Lebens zu studiren und nachzubilden. Im tropischen Surinam malte sie zwei volle Jahre, und ihre Blätter sind noch heute in den Cabineten Hollands, Petersburgs, im Britischen Museum hochgeschätzte Meisterwerke. Unter der großen Zahl ihrer hinterlassenen Werke, zu denen sie die Kupfer selbst gestochen hat,

Digitized by Google



Eine willkommene Pause.

Nach seinem Gemälde auf Holz übertragen von C. Biermann.

Digitized by Google

sind besonders nennenswerth „Der Raupen wunderbare Verwandlung und sonderbare Blumennahrung“ (zwei Bände) und „Die Metamorphose der Insecten von Surinam“.

Zu der Zahl der reisenden Frauen, die künstlerische Thätigkeit bewährt haben, gehören auch Frau Agassiz und Frau Fedtschenko. Erstere, die Gattin des berühmten Naturforschers und Ichthyologen, begleitete denselben auf seinen Forschungsreisen nach dem Amazonenstrom. Die Erlebnisse dieser ertragreichen Reise sind von Frau Agassiz veröffentlicht worden, die ebenso gut die Feder wie den Pinsel zu führen verstand. Frau Fedtschenko, eine Russin, theilte mit dem Gatten auf einer mehrjährigen, sehr beschwerlichen Forschungsreise im Altaigebiete, am Oxus, in Chokand alle Beschwerden und künstlerischen Arbeiten.

Die Völkerkunde des Orients hat Lady Mary Worthley Montagu in hohem Maße gefördert. Als Gemahlin des Lord Edward Montagu, der als Gesandter nach Constantinopel gegangen war, lernte sie die Levante und das Leben im türkischen Orient kennen, wie nie eine Frau zuvor. Mit der Sultanin eng befreundet, hatte sie Zutritt in den Harem. Ihre Reisebriefe an die Dichter Addison, Young, Pope setzten die geistreiche Welt Albions in preisende Bewunderung. Sie hat zuerst das orientalische Leben, die Sitten und Zustände des Morgenlandes in ihrer innersten Eigenthümlichkeit entschleiert. Sie war es auch, welche die Impfung der Schutzpocken in Constantinopel kennen gelernt, dieselbe an ihren eigenen Kindern selbst angewandt und zuerst, lange vor Jenner, 1721, in England eingeführt hat.

An die Wanderungen der Lady Montagu reihen sich die Reisen ihrer Landsmännin Lady Rich an. Ihr Gatte war Consul in Bagdad und einer der berühmtesten englischen Orientalisten, Alterthumsforscher und Diplomaten. Das Consulathaus desselben zu Bassora war offenes Asyl, Gasthaus, Hospital, Akademie für Sprach- und antiquarische Studien, Bibliothek und Museum. Und an der Spitze dieses Hauses waltete Lady Rich. Sie theilte mit dem Gatten seine sprachlichen, historischen, antiquarischen Studien, als er die Ruinen von Babylon erforschte und die von Ninive bei Mosul zuerst entdeckte. Lady Rich begleitete ihn hoch zu Roß und Kameel durch ganz Vorderasien nach Constantinopel, und von da wieder zurück durch ganz Kleinasien, den Kaukasus, Armenien bis an den Tigris. Ein ganzes Jahr hindurch folgte sie ihm auf seiner Entdeckungsreise durch das damals noch unbesuchte Kurdistan, dann nach Persien zur Untersuchung der Ruinen und Keilschriften von Persepolis. Von hier wollte Sir James Rich zu Lande nach Bombay gehen, wo er eine hohe Stellung im indischen Gouvernement antreten sollte, während Lady Rich ihm zu Schiff dorthin vorauseilte. Glücklich ist sie gelandet; Monate gehen vorüber; mit Sehnsucht erwartet sie den Gatten — da naht das persische Schiff mit der Trauerflagge und bringt Todesbotschaft von dem Ersehnten, welcher der Cholera erlegen war. Der Schrecken wirft sie zu Boden, und nach dreitägiger todesähnlicher Ohnmacht war ihr vielbewundertes, glänzendes, tiefschwarzes Haupthaar zu stumpfer, farbloser Blässe ergraut und sie selbst bis zur Unkenntlichkeit gealtert. — Die Geographie verdankt ihr mehrere classische Werke, die sie später herausgab.

Bombay erinnert an Frau Amalie Heber, die Gemahlin des Bischofs Heber in Calcutta. Sie war 1823 mit dem Gatten nach Bengalen gekommen, durchwanderte an seiner Seite die große Diöcese, ganz Hindostan von Calcutta bis Bombay und Madras, und beschrieb nach des Gatten frühem Tode (1826) die Reisen, sein Leben und seine Wirksamkeit auf eine für die Länder- und Völkerkunde Indiens anerkannt sehr lehrreiche Weise.

Auch in die Einöden Australiens drang der Forschungstrieb einer deutschen reisemuthigen Frau. Frau Amalie Dietrich aus Siebenlehn in Sachsen bereiste von 1863 bis 1873 im Auftrag des Herrn Godefroy in Hamburg für dessen berühmtes Museum Australien, namentlich Queensland, die in unseren Tagen vielbesprochenen Samoa-, die Tonga- oder Freundschaftsinseln, um daselbst naturwissenschaftliche Sammlungen zu machen. Sie brachte eine reiche ethnologische Ausbeute mit, die zu den werthvollsten Schätzen in dem genannten Museum gehört. — Und eben wird aus Kopenhagen berichtet: Fräulein Thereje Petursou, eine Tochter des Bischofs in Reykjavik, hat in dem letzten Sommer, 1879, mit geologischen Untersuchungen beschäftigt, den Hekla bestiegen, mannigfache Beobachtungen im Krater und auf dessen Boden über Temperatur, Schwefelgehalt ꝛc. angestellt und Stöße, Ausbrüche vorhergesagt, die später nach Ort und Stärke genau erfolgt sind.

An hochinteressante Reisewerke von Frauen erinnern schon die bloßen Namen Lady Esther Stanhope, Frau von Staël, Frau Talvj (Therese Jacobs), Frau Ida Pfeiffer, der der jugendlichen Holländerin Fräulein Tinne. Die reiche belletristische Literatur der „Reise-Briefe“, „Reise-Schilderungen“, „Reise-Eindrücke“ ꝛc. von Frauen kann hier füglich ganz übergangen werden.

Was bisher gesagt worden, möge genügen, um daran zu beweisen, daß die geistigen Fähigkeiten der Frauen oft überraschend reicher sind, als man gewöhnlich anzunehmen beliebt — es möge genügen als Einleitung für die folgenden zwanglosen Mittheilungen aus Reisen von Frauen, welche an den großen geographischen Entdeckungen der letzten Jahrzehnte verdienst- und ruhmvollen Antheil genommen haben.

J. Loewenberg.

Karpathen-Menschen.

2. Paulu, der Vergeßliche.

Von F. Sch.

Nach mehrwöchentlichem Umherwandern hatte ich wieder einmal festen Wohnsitz auf einem der zahl- und namenlosen, tief in's Rumänenland sich erstreckenden Ausläufer der Karpathen genommen, einem gar heimlichen, erquickenden Stück Erde. Die gleich einer ruhenden Meereswoge gestaltete Bergkuppe selbst, auf welcher ich hauste, bot den anmuthigsten Wechsel von sammtgrünen Wiesenteppichen und dunkelschattigen Waldpartien, durch welche reizende Pfade neben lustig plätschernden Silberbächen führten, ringsum aber gab es prächtige Bergformen, grotesk zerklüftete Felsenwände und brausende Sturzquellen zwischen Triften mit weidenden Heerden und idyllischen Hütten. Was letztere betrifft, so wußte ich freilich aus Erfahrung, daß sich das „Idyllische“ derselben auf ihre Außenseite beschränkte, wie denn das Innere der von mir zum Aufenthalt erkorenen Hütte mir beim ersten Eintritte eher dem Gedeihen räucherungsbedürftiger Speckseiten, als demjenigen menschlicher Wesen förderlich erschien.

Als mir jedoch Margita, ein wunderhübsches Kind der Berge, das hier als rumänische Vestalin den ewigen Rauch des Herdfeuers unterhielt, frisch und rosig wie eine von der Sonne reif geküßte Aprikose entgegenlächelte, erkannte ich meinen Irrthum, rieb die brennenden Augen und blieb.

Diesen Entschluß bereute ich nicht: denn so widerwärtig das zweite weibliche Wesen in der Hütte, die Mutter Dordona war — Margita's heiteres Walten bewirkte, daß ich das stete Rumoren der Alten schließlich gleichmüthig hinnahm.

Ueberdies hatte ich in dem Diener des Hauses, auf welchem Dordona's Knochenhand mit voller Schwere lastete, ein wahres Muster von christlicher Ergebung vor Augen. Dem gutmüthigen Burschen, der sich trotz seines etwas einfältigen Gesichtsausdruckes als einer der tüchtigsten Führer in den Karpathen erwies, schien das Gekeife der Alten kaum störender, als dem Müller das Klappern der Mühle, und selbst wenn die Alte dem Kleingewehrfeuer scharfer Worte das grobe Geschütz von Feuerbränden oder eisernen Kesseln folgen ließ, wich er diesen mit demselben verbindlichen Lächeln aus, mit dem etwa der galante Städter einer ihm auf den Fuß tretenden Dame sein „Bitte, es war mir ein Vergnügen!“ erwidert.

An Veranlassungen zu solchen Gefechtsübungen fehlte es um so weniger, als Paulu an einer wirklich hochgradigen Vergeßlichkeit litt, deren Ueberraschungen, an und für sich nur komisch, Frau Dordona aus irgend welchem mir damals noch nicht erklärbaren Grunde stets in unbeschreibliche Wuth versetzten.

Saß der arme Bursche während der Mittagsruhe beim Herdfeuer, gedankenvoll und schweißtriefend, bis ihn Margita

Digitized by Google

lächelnd an den ihn ganz und gar einhüllenden Schafpelz erinnerte, so gab es schon der giftigen Scheltworte genug, vergaß er aber den Vorrathssack zur Bergfahrt oder die Axt, wenn er Brennholz bringen sollte, dann galt es gewandt zu sein, sollte ihm nicht der Sack oder gar das Beil an den Kopf fliegen.

Es war auf der Heimkehr von einer jener Bergfahrten. Wir hatten ein tüchtiges Stück Arbeit hinter uns und badeten nun nach des Tages Hitze, behaglich abwärts schlendernd, Stirn und Brust in den kühlen Lüften, welche im Hochgebirge die sich neigende Sonne begleiten.

Paulu, mein treuer Gefährte und Führer, schritt schweigend neben mir her. Er war tagsüber heiter gewesen wie immer, jetzt aber zeigten auch die stumpfsinnigen, obschon hübschen Züge des Hirten einen Ausdruck von Schwermuth, der mein Interesse erweckte.

„Du scheinst Dich eben nicht nach dem Herde der Frau Dordona zu sehnen," fragte ich, seine trübe Stimmung deutend.

„Doch, Herr, es geht mir nur wie dem Hunde, den die volle Schüssel erwartet, aber auch die Peitsche."

Sonderbar, das klang keineswegs einfältig, im Gegentheile deutete der Ton der Antwort auf einen tieferen Sinn der Worte.

„Höre, Junge," sagte ich, das Schweigen des Burschen zu brechen, „an Deiner Stelle litt' mich's nicht acht Tage in Frau Dordona's Hütte; solch stinkem Hirten stehen wohl noch andere Thüren offen."

„Richtig, Herr! Könnte auch frei leben, wie der Fisch im Wasser, aber — ja so ist's: wenn die Forelle nach der Fliege schnappt, muß sie sich auch den Angelhaken gefallen lassen."

„Und die Fliege ist?"

„Margita, Herr. Ihr habt's wohl längst bemerkt."

„Wahrlich, nein! Ihr thut eben nicht wie Verliebte."

„Ja nun, Herr, Frau Dordona's Feuerbrände sind nicht von Butter; man schickt sich: ich bin der Knecht und weiter nichts bis zum Hochzeitstage — so lautet die Abrede."

„Und der Hochzeitstag?"

„Nach dem nächsten Wurfe."

„Nach dem nächsten Wurfe?" wiederholte ich verwundert.

„Ja so, Ihr versteht mich nicht," erwiderte Paulu, dem wohl die süße Abendfeierstunde der Natur das Herz auf die Zunge legen mochte; „seht, Herr, Margita war fast noch ein Kind, als ich zum ersten Male um sie warb, denn der alte Golo, Dordona's Eheherr, war mir gut und hätte mich gerne zum Schwiegersohn gehabt. Der alte Narr hatte aber ein Weib gefreit — na, Ihr kennt sie ja, Herr — das um dreißig Jahre jünger war, als er, und ihn vom Hochzeitstage an so kurz an der Stange hielt, wie der Fuhrmann einen blinden Sattelgaul; als er mir also als Brautwerber einen Sitz am Tische anweisen und durch Margita Eier und Milch auftragen lassen wollte, da ergriff Dordona den glühenden Feuerhaken und jagte den Hausherrn sammt seinem Gaste zur Thür hinaus, mir höhnisch nachrufend, wenn ich einmal so viel Schafe mein nenne, wie Margita zur Mitgift bekomme, dann möge ich wieder anfragen. Es war ein schlimmer Tag, Herr, aber ich dachte: guter Käse braucht Zeit, und endlich findet sich zu jeder Hacke ein Stiel."

Es dunkelte schon ein wenig, weshalb Paulu die Heiterkeit, welche seine drastischen Vergleiche und Sprüche in Erinnerung des guten Sancho Pansa bei mir hervorriefen, nicht bemerkte und nach kurzer Pause fortfuhr:

„Nun hört, Herr, was noch selben Herbst geschah! Der alte Golo zog, wie alljährlich, mit seinen Heerden hinab in's Türkenland, wo es im stärksten Winter noch Weide giebt, im Frühjahr aber kam statt seiner die Nachricht heim, er sei dort von Räubern erschlagen worden. Viele beklagten den guten Alten, Andere aber meinten — und ich halte es mit ihnen — er sei nur seinem bösen Weibe durchgebrannt, bei welcher es für ihn mehr Scheltworte als Speck zur Malaia (eine Art Maisbrod) gab. Na, Gott der Herr allein weiß es! Dordona aber zerriß vor Schmerz ihr bestes Hemd, als jedoch auch die Knechte mit den Schafen ausblieben, da raufte sie sich gar den halben Scheitel so kahl, wie der des Dialu Pietru (Steinberg) ist. Fällt das Holz im Walde, so ist gut Hütten bauen, dachte ich, und klopfte abermals an Dordona's Thür. Hei, Herr, da hättet Ihr das süß-saure Gesicht der Wittwe Golo's sehen sollen! Wahrhaftig, es glich auf ein Haar dem des hungernden Geiers, welchem statt des entgangenen fetten Hasen eine magere Maus unter die Krallen läuft. Ich sei ihr ganz willkommen, meinte sie, doch als Schwiegersohn nicht eher, als bis die Nachkommen meiner und der wenigen Schafe, die Golo daheim gelassen, die Zahl der Tage im Jahre erreichten. Was konnte ich dagegen thun, Herr? Margita's liebes Gesicht winkte mir so appetitlich roth und weiß wie — ach, Herr, ich meine, fast wie einst der Apfel im Paradiese unserm Herrn Stammvater, Gott habe ihn selig!"

„Amen, mein Junge!" sagte ich, nun doch herzlich auflachend. „Hoffen wir jedoch, daß Dir Margita's Gesichtchen besser bekomme, als Adam der Apfel."

Auch Paula lachte, fiel indeß bald wieder in sein früheres trübes Schweigen, bis ihn meine weitere Frage, wie lange seine Dienstzeit bei Golo's Wittwe währe, auf's Neue anregte.

„Hundert Jahre, Herr," rief er seufzend, „denke ich an die Mutter; kaum eine Stunde, gedenke ich der Tochter, es mögen aber ihrer sieben Jahre sein, und weiß Gott, Herr, ich hätte darüber graue Haare bekommen, wäre Margita nicht; denn seht, Herr," fuhr er eifrig fort, „es giebt viele hübsche Mädchen hier in den Bergen, doch der Margita kommt keine gleich, und blicke ich in ihre großen schwarzen Pechaugen — dann vergesse ich Alles."

„Auch den Pelz am Leibe, den Vorrathssack und die Axt obendrein," schloß ich heiter, erschrak aber im nächsten Moment über die seltsame Wirkung meiner Worte, denn Paulu war plötzlich stehen geblieben und starrte lautlos vor sich hin, während seine Hand krampfhaft in dem langen Haare wühlte.

„Herr des Himmels," stammelte er, „meine Tabakspfeife!"

„Nun, was ist's mit ihr?" fragte ich erleichtert aufathmend.

„Sie liegt auf der Spitze des Dialu Pietru."

„Sonst nichts?"

„Doch, Herr, auch das lange hohle Ding, das ich hinauftrug und mit dem Ihr die Berge und Hauser heranzaubert," gestand Paulu kleinlaut.

Das war freilich schlimm, denn das Diopter-Perspectiv war ein kostspieliges Instrument, und bis zur Höhe des Pietru war ein beschwerlicher, vierstündiger Marsch zurückzulegen. Paulu jedoch wandte sich schon zum Rückwege.

„Gute Nacht, Herr!" sagte er: „meines Vaters Pfeife soll nicht zum Spiele der Winde werden, und auch Ihr sollt bis morgen Euere Zauberröhre wieder haben."

„Unsinn, Paulu, bedenke die Wölfe und daß Du heute schon acht Stunden marschirtest!"

„Fürchtet nichts, Herr! Das müßten dumme Wölfe sein, die nach Menschenfleisch jagten, so lange auf jeder Alpe fette Hammel weiden, was aber das Marschiren anbelangt, so sollt Ihr sehen, daß Paulu's Füße mehr taugen als sein Kopf."

Damit ging der Bursche leichten hurtigen Schrittes von dannen, als gäbe es für seine Muskeln weder Müdigkeit noch Abspannung, während ich, dem häuslichen Herde der Frau Dordona zuwandernd, Gedanken nachhing, welche der unerwartete Einblick in das Geistes- und Gemüthsleben eines anscheinend so stumpfen Menschen hervorgerufen.

Die natürliche Folge von Paulu's Mittheilungen aber war meine erhöhte Theilnahme für ihn und eine Art von Protectorat, welches damit begann, daß ich denselben Abend des verliebten Burschen Vergeßlichkeit auf mich nahm und damit den Grimm seiner künftigen Schwiegermama beschwichtigte, wofür mich ein dankbarer Blick aus Margita's großen, schwarzen „Pechaugen" lohnte. Schon im Laufe der nächsten Tage aber erweiterte sich der Wirkungskreis dieser Protectorstelle derart, daß ich Frau Dordona's Aufmerksamkeit während eines ganzen Abends durch die kühn erfundene Beschreibung einer mörderischen Schlacht von dem kosenden Paare abzulenken suchte; ja, so viele Todte und Verwundete gab es in jener Schlacht, daß Dordona mehr als einmal die Hände über dem Kopf zusammenschlug, während Margita die ihrigen um den Hals des glücklichen Paulu schlang und — nun, Gott Amor möge das Opfer vergelten!

Allein Tage und Wochen schwanden, und so mußte es endlich — trotz meiner wachsenden Theilnahme und Spannung auf das Resultat des von Paulu als entscheidend bezeichneten „Wurfes" — geschieden sein.

Eines heiteren Augustmorgens verließ ich Frau Dordona's Hütte, nachdem mich deren trübe Abschiedsmiene bei Empfang meines gemünzten Dankes lebhaft an Paulu's Gleichniß vom

Digitized by Google

Geier erinnert und Marzitens schaffensharte, doch wunderhübsche kleine Hand traulich in meiner Rechten geruht hatte.

Von Paulu hatte ich schon Tags zuvor Abschied genommen, da er die Nacht über bei seiner Heerde weilte, deren Ueberwachung er jetzt nur ungern einem anderen Hüter überließ. Doch sah ich ihn auf dem Wege gegen Norden, in welcher Richtung mein neuer Wohnsitz lag, mitten unter seinen Pflegebefohlenen auf einem Felsstücke sitzen.

Die schlichte Gestalt des einfältigen Hirten erschien mir durch den Zauber der Liebe wie poetisch verklärt, und als bald darauf die Töne eines nationalen Liedchens aus Paulu's eigenhändig angefertigter Hirtenflöte das Echo der Berge weckten, erst wehmüthig klagend, dann feurig triumphirend, wie im Vorgefühle naher Erfüllung heißer Wünsche, da sprachen diese einfachen rauhen Naturlaute — ich gestehe es offen — beredter zu meinem Herzen, als die künstlichsten Sonette Petrarca's, die glänzendsten Liebesarien unserer Primadonnen.

Armer Junge! Und doch war ihm der verdiente Lohn seiner Treue noch keineswegs gesichert: denn Dordona war, nach verschiedenen Aeußerungen zu schließen, auch nach Erfüllung ihrer Bedingung durchaus nicht geneigt, den fleißigen, willigen Knecht zum Herrn zu erheben, und spielte mit ihm, wie Paulu sagen würde, das Spiel der Katze mit der Maus.

Selbstverständlich behielt ich diese Erkenntniß für mich — wozu auch vorzeitig das Glück zweier Liebenden stören, diesen schönsten und leider flüchtigsten Theil des flüchtigen Lebenstraumes! — —

Etwa vierzehn Tage später erhielt ich durch einen Landboten das allmonatliche Post-Aviso aus Rimnik zur Behebung der dort eingelaufenen Verpflegungsgelder, welches Geschäft ich in Ermangelung einer verläßlichen Verbindung stets persönlich besorgte. Von meinem jetzigen Aufenthalte aus mußte ich zwar — zumal mir der größere Theil des Weges neu war — zwei Tagereisen mit unterlegten Pferden rechnen, doch blieb mir keine Wahl, und so wollte ich an einem der nächsten schönen Morgen eben mit meinem Diener zu Pferde steigen, als ich auf dem schmalen Saumwege, welcher zu der von mir bewohnten Hütte führte, einen Menschen herankeuchen sah, dessen Gang und Haltung ebenso sehr höchste Eile wie äußerste Ermüdung verrieth. Fast besturzt zog ich den Fuß wieder aus dem Steigbügel: denn der Ankömmling, der nun bleich und verstört vor mir stand, war kein Anderer als — Paulu. (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Eine Frage an die Menschheit. Von dem greisen Finanzmann Isaac Pereire in Paris ist vor einigen Monaten ein Aufruf zur Wettbewerbung ausgegangen, der weithin in denkenden Kreisen mit Recht als ein Ereigniß begrüßt wurde. Wie andere verständige Renner und Beurtheiler menschlicher Dinge, so steht auch Isaac Pereire erschüttert vor der Thatsache, daß alle Opfer des Erbarmens, alle unermeßlichen Spenden und Anstrengungen privater und öffentlicher Mildthätigkeit die menschliche Gesellschaft bisher nicht von ihrem Haupt- und Grundübel, dem Jammer der Massenarmuth und dem ihr entströmenden physischen und moralischen Pesthauch zu befreien vermochten. Was auch von dieser Seite des Wohlthuns her durch Abhülfe und Linderung im Verlaufe der Jahrtausende geleistet worden, es war nur ein verschwindender Tropfen im breiten Strome eines täglich neu sich erzeugenden Elends, das fort und fort den Frieden und die gesunde Entwickelung des Gesellschaftsorganismus stört, seinen Bestand und sein Wohlsein mehr oder minder bedrohlich in Frage stellt.

Herr Pereire, sagen wir, hat diese betrübende Thatsache erkannt, aber er gehört nicht zu jener Classe von Besitzenden, die es bequem finden, in dieser uralten Nachtseite des socialen Lebens eine unabänderliche Fügung der göttlichen Weltordnung zu sehen. Er glaubt vielmehr, daß es sich in dem sogenannten Pauperismus nur um eine durch Unachtsamkeit von Epoche zu Epoche verschleppte Krankheit handle und daß ein unermüdetes Streben zur Auffindung geeigneter und gründlicher Heilmittel der höchste Beruf und die unabweislichste Pflicht des gegenwärtigen Zeitalters sei, eine Pflicht gerade derjenigen Zeitgenossen, welche dem neuerdings so ansteckend um sich greifenden Wahn entgegen wirken wollen, als ob durch den Geist des Zornes und der Gehässigkeit, durch wüsten Umsturz und gewaltsame Zerstörung aller gewordenen und bestehenden Ordnungen der Culturwelt die Luft ausgeglichen und ein glücklicherer Zustand herbeigeführt werden könne.

Allerdings haben die verschiedenen theoretischen und hin und wieder auch praktischen Bemühungen zu einer vernünftigen, auf einer gesetzlichen Bahn sich bewegenden Lösung des fruchtbarsten und gewaltigsten aller Probleme sich bis heute als unzulängliche, zum Theil utopische Versuche ohne durchgreifende Reformkraft herausgestellt. Daraus folgt jedoch noch nicht, daß dies auch in Zukunft so bleiben müsse. Denn in der That ist noch nichts Rechtes geschehen, um energisch den Trieb zur Erzielung günstigerer Resultate, ja auch nur zu beleuchtender Prüfung und Zusammenfassung der bereits reichlich gewonnenen Erkenntnisse und Erfahrungen anzuspornen, geschweige, daß man zu Kundgebungen fruchtbarer Gedanken und nützlicher Vorschläge, zu erneuter Beschäftigung mit der brennendsten Menschheitsfrage die Intelligenz, die Wissenschaft und das Herz der gesammten Menschheit in die Schranken gerufen hätte.

Das sind, wenn wir ihn recht verstehen, die Gedanken des Pariser philosophischen Banquiers, und zu ihrer Verwirklichung hat er der Welt vier Fragen vorgelegt, vier Aufgaben gestellt, von denen die erste rein geschichtlichen Charakters ist, während die zweite auf die beste Organisation des öffentlichen Unterrichts aller Stufen und Arten, die dritte auf diejenige eines umfassenden Creditsystems und der Hülfscassen für die Arbeit, die vierte auf eine Reform und Vereinfachung des Steuer und Abgabenwesens sich bezieht. Jede dieser Aufgaben, die in der That die wesentlichen Kernpunkte der ganzen socialen Frage darstellen, ist wissenschaftlich genau formulirt, und für die besten Lösungen jeder derselben hat Herr Pereire einen ersten Preis von 10,000, zwei nächste Preise von je 5000 und zwei ehrenvolle Erwähnungen mit je 2500 Franken, zusammen also 100,000 Franken aus eigenen Mitteln bestimmt.

Seitdem dieses Programm in der Pariser „Liberté" veröffentlicht wurde, ist die Redaction dieser Zeitung, wie man uns aus Paris schreibt, mit massenhaften Anfragen, selbst aus den entferntesten Gegenden, förmlich überschüttet worden, sodaß sie in ihrer Nummer vom 2. Februar dieses Jahres einen zweiten Abdruck veranstalten mußte. Die Angelegenheit hat also, der Absicht des Urhebers entsprechend, bereits einen internationalen Charakter gewonnen, und daraus ergiebt sich eine zweite sehr wichtige Seite des Unternehmens: dasselbe kann zugleich ein Anstoß werden zur Förderung lebhafteren Ideenaustausches und wärmerer geistiger Annäherung der verschiedenen Nationen.

Gewiß würde es sehr thöricht sein, in Bezug auf eine versöhnliche Gesinnung der Franzosen gegen Deutschland sich voreiligen Hoffnungen hinzugeben. Wenn man aber vernimmt, daß in das Preisrichtercollegium zur Prüfung der eingehenden Bewerbungsschriften neben vierzehn französischen Gelehrten als einziger Ausländer ein Deutscher gewählt ist, und zwar unser Dr. Schulze Delitzsch, so ist das unbedingt ein beachtenswerthes Symptom gemilderter Stimmung. Denn Schulze ist als Volksvertreter, wie als Gründer und Leiter des Genossenschaftswesens der echte Typus eines freisinnigen deutschen Patrioten, der bei jeder Gelegenheit die anmaßenden Uebergriffe der Franzosen in deutsche Verhältnisse mit kräftigem Wort zurückgewiesen hat. Durch Uebersetzungen ihrer Blätter sind ihnen die merk- und denkwürdigen Prophezeiungen des Briefes erinnerlich geblieben, in dem er 1867 die an ihn ergangene Einladung zu einem von französischen Freiheitsmännern nach Genf berufenen Friedenscongreß mit der Hinweisung ablehnte: es täusche sich bei uns Niemand darüber, daß wir in der nächsten Zeit einem Angriff Frankreichs zur Hinderung unserer Einigung ausgesetzt seien. In der Erwartung solcher Feindseligkeit aber könnten deutsche Männer nicht mit Franzosen für die Wehrlosmachung ihres Landes wirken. Es möchte daher bis zur Klärung der Situation Jeder in seinem Lande an die Arbeit für den Frieden gehen, ja vielleicht werde es gerade für diese Agitationen in Frankreich von Bedeutung sein, daß ein Angriff auf Deutschland und dessen führende Macht, Preußen, einen Volkskrieg bei uns entzünde, dessen Tragweite über den Gesichtskreis der Angreifer weit hinausrage.

Und als diese Voraussage politischen Scharfblicks drei Jahre später buchstäblich sich erfüllt hatte, da schrieb der demokratische Volksvertreter unter den erschütternden und erhebenden Eindrücken des großen Krieges jene berühmt gewordenen Briefe an Professor Bigano in Mailand, in denen er sich energisch gegen die wunderliche Zumuthung des Auslandes erhob, daß Deutschland nach dem Tage von Sedan sein Schwert hätte niederlegen und seine Heere aus Frankreich zurückziehen sollen. Auch diese Auslassungen Schulze's gingen damals durch die französischen Blätter, und die Franzosen wissen sehr wohl, daß er ihnen niemals geschmeichelt und stets mit hingebender Treue zu seinem Vaterlande gestanden hat. Wenn also trotzdem dort nach dem Kriege durch Uebersetzungen von Schriften Schulze's eine starke Agitation für sein wirthschaftliches System eröffnet wurde, und wenn er jetzt unter dem Beifall der nationalen Presse in die Pereire'sche Commission gewählt worden ist, so lassen derartige Einzelfälle allerdings den Schluß zu, daß in den gebildeten Kreisen Frankreichs die feindliche Haltung Deutschland gegenüber zu schwinden beginnt. Vergessen dürfen wir übrigens nicht, daß es nur eine Frage ist, welche der einstmalige Anhänger der Saint Simonistischen Menschenbeglückungslehren an die Zeit ergehen ließ.

Ob der Verstand, die Bildung und Weisheit der Zeit eine ermuthigende Antwort wird bieten können, das ist es, was alle Denkenden die Entscheidung mit begreiflicher Spannung erwarten läßt. Bis zum 1. April 1881 werden die Urtheile gesprochen sein. Die Jurn hat sich am 31. Januar constituirt und Herrn Pereire zu ihrem Vorsitzenden gewählt. An ihn (35 Faubourg Saint Honoré in Paris) sind fortan die eingehenden Arbeiten zu adressiren. Sie müssen französisch geschrieben, oder es muß ihnen, falls sie in deutscher Sprache abgefaßt sind, ein Resumé des Gedankenganges und Vorschlages beigefügt sein, aus dem sich ersehen läßt, ob die Anfertigung einer Uebersetzung zu beschließen sei.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 11. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der Weg zum Herzen.

Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Robert Byr.

(Fortsetzung.)

Lisa starrte mit weitgeöffneten Augen ihren Gatten an.

„Der Ruin — der vollkommene Ruin ist also unvermeidlich?“ fragte sie beklommen.

„Das ist er.“

Wer das so kurz und trocken sagen konnte, wie kalt und herzensleer mußte der sein! Mit Widerwillen wendete sich Lisa ab.

„Und nichts zu retten?“ fragte sie nochmals.

Seine Antwort klang fast verwundert:

„Doch! Ich sagte Dir ja bereits: will's Gott, die Ehre.“

„Aber Du sprachst von Gerichten?“ entgegnete sie stockend. „Von einer Verantwortung Heinrich's — die Gesetzesübertretungen —“

„Sind bis jetzt nur ihm, mir — und Dir bekannt,“ fiel er mit feierlicher Mahnung ein.

Sie drückte die Hände vor die Augen.

„Armer Heinrich!“

Wieder zeigte sich ein Schimmer von Theilnahme in Witold's Blick, nur daß dieser jetzt noch viel weicher, viel freundlicher auf der Weinenden ruhte. Das Herz, das sich gestern noch so unschwesterlich und hart gezeigt, hatte heute doch Thränen, die auch einem andern als dem eigenen Schicksale galten, und jeder dieser heißen Tropfen wusch aus Witold's Seele einen Buchstaben des strengen Verdammungsurtheils, das er über dieses anscheinend so liebloie Gemüth gefällt, hinweg.

Er störte sie nicht in ihrem Schmerz, und um die eingetretene Gesprächspause auszufüllen, nahm er einen Schluck des erkalteten Kaffees. Der Klang der wieder niedergestellten Tasse erregte Lisa peinlich.

Wie gleichgültig ihm das Alles war! Er konnte an Speise und Trank denken, während von dem Ruine ihrer Familie die Rede war. O die Selbstsucht, dieses häßlichste aller Laster!

Sie trocknete die Augen und fragte in herbem Tone:

„Kann etwas geschehen, um zu verhüten, daß diese — diese gefährlichen Dinge weiter bekannt werden?“

„Ich hoffe es.“

„O, wenn es durch ein Geldopfer zu erreichen ist, so muß Alles gethan werden. Ich bin bereit, auf mein Vermögen zu verzichten.“

„Das wolltest Du?“

Der Ausruf klang so seltsam, so froh.

„Du kannst noch fragen?“ Sie richtete sich stolz und entschlossen auf: „Meinst Du, daß ich so sehr an diesem elenden Mammon hänge, seinetwegen meines Bruders und unser Aller Ehre, seine und seiner Kinder Existenz hinzugeben? Ich könnte allenfalls gegen kleine Fatalitäten gleichgültig bleiben, könnte einigen Einschränkungen, die meine Schwägerin treffen möchten, mein Mitleid versagen, vor einem so großen Unglücke aber kann ich nicht kaltblütig auf meinem sicheren Platze stehen bleiben und schadenfroh sagen: ‚Warum habt Ihr Euch nicht besser vorgesehen?‘ Wer das vermag, wenn es sein eigenes Blut betrifft, verdient ein Stein zu werden. Ich bin nie habsüchtig gewesen und will gern die Hälfte und mehr von dem hingeben, was ich besitze; möge das Geld wenigstens dort Segen stiften! Für mich war es ja doch nur — ein Fluch.“

Sie hatte sich in immer höhere Erregung hineingesprochen, ja sogar das leise Geräusch im anstoßenden Zimmer überhört, das Witold mit scharfem Ohre deutlich vernommen und dem er nun sofort nachging. Lisa, deren Redefluß durch sein Aufstehen unterbrochen ward, mußte annehmen, daß er ihr damit ein Zeichen geringschätziger Nichtbeachtung ihrer Worte zu geben gewillt sei, ihre Erbitterung schwand aber, als auf seine Frage, was sie da zu thun habe, Mina antwortete, daß sie nur anfragen wolle, ob die Frau Baronin später auszufahren beliebe und welche Toilette hierfür hergerichtet werden solle.

Er schickte die Kammerjungfer mit gemessenem Bescheide fort und ließ die Thür zum Schutze gegen jeden Horcher offen.

„Ich werde diese freche Spionin aus dem Dienste schicken,“ rief Lisa so laut, daß die sich Entfernende es auf der Schwelle noch hören mußte.

„Dazu wird sich Gelegenheit bieten,“ sagte Witold gelassen.

Er trat in die Fensternische, wo er mit dem Kinde gestanden. Seine Frau folgte ihm dahin; sie glaubte zu verstehen, was er meinte — man war dort vor Belauschung sicherer.

Beide lehnten an dem Fensterbrett, sodaß sie sich nur das Profil zuwandten.

„Ich hoffe,“ begann Lisa wieder, „Du hast auch ohne specielle Ermächtigung meine Bereitwilligkeit ausgesprochen, Alles zu thun, was zur Ordnung der Angelegenheit beitragen kann.“

„Das durfte ich nach Deinen gestrigen Worten denn doch nicht wagen. Mir steht kein Bestimmungsrecht über den Dir besonders vorbehaltenen Vermögensantheil zu; ich darf nur über jene Hälfte verfügen, die Du als Mitgift zur gemeinsamen Nutznießung in's Haus brachtest und welche in meine Verwaltung überging.“

Ein geringschätziges Lächeln verunschönte ihren sonst so lieblichen Mund.

„O, ich weiß," fiel sie ihm in's Wort; „Dein Recht verbleibt Dir unbestritten."

„Das nahm ich an und habe demgemäß gehandelt."

„Es gelang Dir durch den Vorsprung, den Du Deinen Mitconcurrenten abgewonnen, Deine eigene Sicherstellung zu erreichen. Ich verstehe jetzt die Jagd."

„Doch nicht so ganz. Um eine Sicherstellung Deiner Mitgift konnte es sich gar nicht handeln, da sie — wie Du vergessen zu haben scheinst — nicht gleich Deinem Erbe auf den Mühlen hypothecirt blieb, sondern in Baarem und Papieren mir eingehändigt wurde. Und diesem glücklichen Umstande verdanken wir heute die Rettung von der Schande. — Nicht doch, laß mich nur zu Ende kommen," unterbrach er sich, als Lisa Miene machte, ein Wort einzuwerfen. „Als ich gestern Sternberg erreichte, fand ich Heinrich niedergeworfen, rath- und fassungslos, als einen gelähmten, gebrochenen Mann, seine Frau neben ihm als eine geifernde Furie, die ihn mit den schneidendsten Vorwürfen überhäufte und dadurch nur noch tiefer beugte, statt ihn aufzurichten, ihm mit ihrer Liebe ein Tröpfchen Trost in seinen bitteren Leidenskelch zu mischen, wie es in solchem Falle eines Weibes schönste und edelste Pflicht wäre."

Ein Seufzer entschlüpfte dem Erzähler, worauf er nur noch rascher, gleichsam um die hinterher bereute Stockung wieder auszugleichen, fortfuhr:

„Es hielt schwer genug, den armen geschlagenen Menschen nur so weit auf die Beine zu bringen, daß mir halbwegs zusammenhängende Auskunft wurde. Zu einer Einsicht in die Bücher war keine Zeit; denn schon fuhr jener Wagen, der mir gefolgt war, in den Schloßhof. Der erste Ausruf, als die Ankommenden gemeldet wurden, überzeugte mich, daß ich mich in meinen schlimmen Ahnungen nicht getäuscht hatte und Heinrich von diesem Besuche die nächste Gefahr drohte. Es blieb mir nur noch so viel Frist, um ihm die Mittel einzuhändigen, durch welche sie beschworen werden konnte. Auch war es gut, daß ich bei den nun folgenden Verhandlungen anwesend blieb; denn meine Gegenwart legte dem ziemlich ungestüm eingedrungenen Banquier einstweilen Zügel an, bis sich die anfängliche Rücksichtslosigkeit nach Befriedigung der erhobenen Ansprüche ohnedem wieder in das geschmeidigste Entgegenkommen verwandelte. Heinrich wäre in seiner gedrückten Stimmung dem brutalen Ansturm nicht gewachsen gewesen und hätte wahrscheinlich sofort die Flinte in's Korn geworfen. Einigermaßen consternirt über die flüssigen Fonds, wo sie eine leere Casse zu finden gehofft, schieden die Edlen mit den widerlichsten Dienstanerbietungen und Versicherungen von Freundschaft und Vertrauen. Ich sage absichtlich ‚gehofft'; denn nach genauerer Untersuchung kann ich mich der Einsicht nicht verschließen, daß hier ein vielleicht in der Eile gereifter Plan vorlag, aus dem Ruin des Hauses mit geschicktem Zuge möglichst große Vortheile zu ziehen. Den Rest des Tages haben wir benutzt, um die Gefahr durch Deckung aller dringenden Posten vollends zu beseitigen. Das Schlimmste ist hoffentlich beschworen."

„Und woher ist es Dir gelungen, die Mittel zu beschaffen?"

„Woher?" Verwundert sah er sie an; dann setzte er mit der Trockenheit, als ob er einzelne Posten in einer parlamentarischen Berichterstattung über das Budget aufzähle, der gespannt Lauschenden aus einander: „Hunderttausend Gulden waren Deine Mitgift; davon wurden im Einverständniß mit Deinem Vater vierzigtausend zur Arrondirung und Verbesserung von Riesling verwendet. Sechszigtausend in Anlagepapieren hatte ich selbst unter Verschluß, das heißt die Talons, während die Actien der Sicherheit wegen deponirt worden sind. Dieses Packet hatte ich mit mir genommen; es wird für's Erste ausreichen."

„O, das war klug," rief Lisa lebhaft. „Schaden wird hieraus ja nicht erwachsen und Alles wieder ersetzt werden."

„Wieder ersetzt?" Ein Lächeln glitt über sein kühles Gesicht, aus dem nicht Zweifel und Unglauben, sondern nur überlegenes Bewußtsein sprach. „Davon ist ein für alle Mal keine Rede mehr. Im Gegentheil, ich werde gezwungen sein, auch den größten Theil des in dem Gute steckenden Restes herauszuziehen. Es ist schuldenfrei, und wenn auch die Ameliorationen noch zu frisch sind, um schon in volle Wirkung getreten zu sein, so wird es mir doch nicht schwer fallen, eine ausreichende Hypothekanleihe darauf zu erhalten. Mein Obligo ist in Heinrich's Händen."

Sie starrte ihn an, als hätte sie ihn nicht verstanden und bedürfte Zeit, erst Alles in sich zu verarbeiten, was sie vernommen. Dann verschlangen sich ihre Hände langsam, und sie so vor die Brust hebend stammelte sie:

„Das hast — Du gethan?"

„Nun ja. Dazu war ich, wie Du selbst zugestanden, berechtigt, auch wenn es, wie ich gestern fürchten mußte, Deinen Beifall nicht hätte. Es freut mich jetzt, nachträglich in der zuvor abgegebenen Aeußerung doch noch Deine Zustimmung gefunden zu haben."

Sie preßte die Hände vor die Augen; sie glaubte in Scham versinken zu müssen. Wie stand sie diesem Manne gegenüber, der ihre hochklingenden Worte gleichmüthig hingenommen, zu stolz, um sich nur gegen den ihm vorgehaltenen Verdacht zu reinigen, der gehandelt, während sie mit ihren Gefühlen Staat gemacht, und der nicht dann erst zu einem Opfer sich aufgerafft hatte, als es schon zu spät war. Als ganz selbstverständlich hatte er es angesehen, sich selbst in die Bresche zu stellen und Alles hinzugeben für Diejenigen, zu denen er nur durch seine Heirath gehörte — durch diese Heirath!

Es war ihr, als müsse sie vor ihm hinknieen mit gefalteten Händen und ihm in reumüthiger Unterwerfung Abbitte leisten.

„Mein Schritt wird allerdings weitgreifende Folgen haben, an die Du Dich wirst gewöhnen müssen," fuhr er nach einer Weile, und diesmal in sorgenvollerem Tone, fort. „Eine Umgestaltung unserer Verhältnisse ist unerläßlich geworden. Die Einkünfte meines Gutes sind nicht zureichend für den Aufenthalt in der Stadt; ja, um nebenher die Verzinsung der Belastung aufzubringen, wird energische Arbeit nöthig sein. Uebrigens werde ich mich derselben mit voller Kraft hingeben können, da ich noch heute mein Mandat als Abgeordneter niederzulegen gedenke. Du kannst dann allmählich den Hausstand auflösen und vielleicht mit beginnendem Frühjahr —" er zauderte ein wenig, als suche er nach dem rechten Ausdruck, ehe er schloß: „die Uebersiedlung in's Werk setzen."

Sie wußte, wie schwer ihm diese Entsagung fallen mußte, und doch war es ein anderer Gedanke, der ungerufen zuvörderst in ihr auftauchte, der nämlich, daß sie jetzt kein Tauschobject mehr war, daß er, zurückgebend, was er empfangen, auch zurückfordern konnte, was er geboten, daß sie dann frei war und Herrin ihrer Zukunft. Ein leuchtendes Bild zeigte ihr einen Moment den Jugendgeliebten in den Farben ihrer Mädchenerinnerungen, doch sofort war das Bild auch wieder erloschen.

Sie erbebte; eine sonderbare Angst ergriff sie.

Sie mußte ihren Blick zu dem Manne vor ihr aufschlagen. Jetzt stand sie mit einem Male so hoch in seiner Schuld, daß sich die Last der Dankbarkeit nicht mehr mit zugedrückten Augen fortschieben ließ, und — seltsam genug — sie verlangte auch nicht mehr darnach. Es war eine Empfindung, die ihr wohlthat, deren sie nicht enthoben sein mochte. Eine Erschütterung war über sie gekommen, mächtiger als je eine zuvor, und wie im Traumwandeln beugte sie sich unter deren Gewalt.

Forschend suchte sie in Witold's Augen zu lesen, bis die ihrigen sich mit Thränen füllten; dann reichte sie ihm schüchtern die Hand.

„Ich danke Dir!" sagte sie bewegt.

Der sanfte Ton schlug wie etwas Ungewohntes an sein Ohr.

Ueberrascht, zweifelnd blickte er sie an; ein freudiges Aufleuchten ging über sein Gesicht, und dann faßte er schnell und bereitwillig die dargebotene kleine Hand, über die sich seine Finger kräftig schlossen.

„Du hast mir nichts zu danken," sagte er in herzgewinnender Einfachheit. „Ich erstatte nur zurück, was Dein Vater mir vorgestreckt. Es ist sein Name, der bedroht war."

Sie zuckte. Sie wollte ihre Hand zurückziehen, er aber ließ sie nicht los.

„Immerhin aber freut mich Dein Dank," fuhr er wärmer, als sonst seine Sprechweise war, fort, „denn er hebt den letzten Druck von meiner Brust. Daß ich es Dir gestehe: ganz ohne Bedenken bin ich dem starken Gefühle, das mich so zu handeln drängte, doch nicht gefolgt. Ich mußte mich fragen, ob mein

Digitized by Google

formelles auch ein moralisches Recht sei, oder ob ich nicht vielmehr verpflichtet wäre, Dir diesen Rest Deines Vermögens zu retten, der genügt hätte, Dir wenigstens für Deine Person den Dir so lieb gewordenen Aufenthalt in der Stadt zu sichern."

„Ich werde ihn kaum vermissen," bemerkte sie leise und zur Erde blickend. „Vielleicht weniger als Du das Aufgeben Deiner politischen Thätigkeit, und wenn es möglich wäre — vielleicht ohne die Last eines Hausstandes —"

„Laß das!" unterbrach er sie wohlwollenden, aber bestimmten Tones, und dann fügte er weicher, beinahe wehmüthig hinzu: „Vielleicht wird uns der Abschied minder schwer, wenn wir so Hand in Hand fortgehen." Sie fühlte den herzhaften Druck, der die Beziehung der Worte noch deutlicher machte: waren doch Jahre vergangen, seit dieses Freundschaftszeichen aus ihrem Verkehr verbannt geblieben. Auch sie erwiderte den Druck, als sie aber das gesenkte Auge befangen zu ihm erhob, gebrach es ihr doch am rechten Muthe, über die Vergangenheit zu sprechen. Auch war er selbst zu sehr mit der Gegenwart beschäftigt, um ihr dazu Raum zu lassen. Seufzend sagte er: „Ich wollte, Deine Geschwister nähmen ihr Opfer so leicht auf sich wie Du das Deine."

„Meine Geschwister?"

„Sie sind bis zu ihrer Volljährigkeit gleich Dir an Heinrich, der ihr Vormund ist, und an das Geschäft gewiesen. Widerspricht eins von Euch der Liquidation oder dem Verkaufe aus freier Hand, so wird das Gericht den Concurs in die Hand nehmen, und dann ist die Revision der Bücher unvermeidlich."

„O, so laß uns doch keinen Moment zögern!" fiel Lisa erregt ein, und jetzt preßte sie seine Hand zwischen ihre beiden. „Hilf mir, daß wir nicht scheitern! Schicke zu Richard, und wenn er, wie ich fürchte, schon nach Sternberg abgereist ist, so will ich ihm sofort nachreisen. Bis morgen kann ja hier Alles angeordnet sein. Ich gehe gleich jetzt daran."

Sie nickten einander zu und trennten sich.

5.

Ueber dem weiten Hügellande lag eine frische Schneedecke; noch immer fielen so dichte Flocken, daß der Kutscher und das Lederdach des langsam auf der Straße sich fortbewegenden Schlittens schon von einer weißen Kruste überzogen waren. Die Pferde, plumpe und dabei abgemagerte Proletarier, arbeiteten sich nur mühsam vorwärts und nickten stoisch zu den ihnen zeitweise von ihrem Meister zugebrummten Flüchen.

Jetzt hoben sie plötzlich die gesenkten Köpfe; die Schellen schienen einen lauteren Ton anzunehmen, weil der vorhin frei austönende Klang nun von den Wänden eines Fichtenwaldes abprallte, in den sie einfuhren. Die Schneewehen, welche auf der offenen Straße mitunter meterhoch quer über dem Wege gelegen, hatten nunmehr ein Ende, und als ob den Gäulen die Annehmlichkeiten der glatteren Bahn recht klar gemacht werden sollten, flog die Peitsche in eindringlicher Aufmunterung über sie hin, worauf es in rascherem Tempo vorwärts ging.

Die einzige Insassin, welche sich, dicht in Pelze gehüllt, in die Ecke des alten auf Kufen gestellten Wagengehäuses drückte, achtete nicht auf die lebhaftere Gangart der Pferde, wie sie auch zuvor der Verzögerungen, des zeitweiligen Schwankens und Steckenbleibens kaum inne geworden. Sie hatte keine Eile; Zweck und Ziel ihrer Fahrt waren beinahe ihrem Gedächtniß entschwunden und tauchten nur ab und zu vor ihr auf, etwa wie durch das gleichmäßig treibende Geflocke dann und wann ein an der Straße stehendes Haus, ein Bildstock, ein Wegweiser zu ihr hereinblickte, um gleich wieder zu verschwinden. Sie sah in das Schneegestöber hinaus, bis Schwindel sie erfaßte und sie die Augen schließen mußte. Ihr war gewesen, als sei sie emporgehoben, immer höher und höher, endlos bis in die Ewigkeit — sie allein; alles Andere blieb zurück, und so schwebte sie aufwärts in furchtbarer erstarrender Einsamkeit.

Sie schauderte trotz der warmen Kleidungsstücke und Decken. Es waren kostbare Pelze, die man in dem elenden Fuhrwerk nicht gesucht haben würde. Wie seltsam nahm sich der zarte Flaum des Edelmarders neben diesem verschrumpften Leder, dem zerfetzten Sitze und der über rissige Bretter hingebreiteten Strohschicht aus, durch die der kalte Wind zog!

Es war, so viel sie sich erinnerte, das erste Mal in ihrem Leben, daß sie in einem solchen Miethgefährte saß. Von Kindheit auf an Luxus gewöhnt, hatte sie immer eine elegante Equipage zur Verfügung gehabt; die feurigsten Gespanne waren ihr nicht schnell genug gewesen. War diese Fahrt ein Symbol für den Wechsel ihres Lebens, eine bedeutungsvolle Mahnung an die Gestaltung der Zukunft?

Warum hatte ihr Gatte nicht dafür gesorgt, daß sie von Sternberg aus abgeholt wurde? Warum hatte er, da er die erbärmliche Verfassung des telegraphisch bestellten Fuhrwerks sah, ihr nicht das ihn erwartende, von Riesling herübergekommene Gefährt zur Verfügung gestellt?

Selbst Gretchen hatte daran Anstoß genommen, daß Mama in die „häßliche schwarze Schachtel" stieg, und ängstlich gefragt, warum dieselbe nicht auch in dem schönen rothen Schlitten mitfahren dürfe. Doch er schien die Frage zu überhören und hatte das Kind nur angeeifert, Mama Adieu zu sagen.

Ach, das war ja nicht das Einzige, war das Mindeste, was die jüngste Vergangenheit ihr an quälenden Räthseln aufgegeben hatte. Warum ließ ihr Gatte sie überhaupt mit einem Male allein nach Sternberg fahren, während er selbst mit Gretchen sich direct nach Riesling begab? Warum war sein ganzes Wesen seit diesem Morgen in so beängstigender, unerklärlicher Weise verwandelt? Der gestrige Tag hatte doch so beglückend, so hoffnungsvoll geschlossen! Von dem Momente an, wo sie Hand in Hand am Fenster gestanden und er der Hoffnung Worte geliehen, daß sie hinfort auf ganz andere Weise ihren Lebensweg verfolgen würden, hatten sie freilich nur wenig mit einander gesprochen. Jedes hatte die Stunden zu gleichem Zwecke, wenn auch in verschiedener Richtung, benützt: es galt, rasch die Vorbereitungen zur Reise zu treffen. Die flüchtige halbe Stunde am Abendeßtische, während welcher Gretchen plauderte und der servirende Diener ab- und zuging, hatte keinen Anlaß zu neuem Aussprechen geboten; nur einige allgemeine Bemerkungen über inzwischen getroffene Maßregeln waren so nebenbei ausgetauscht worden. Ernst und von Sorge in Anspruch genommen, wenn auch nicht gerade kummervoll, sah Witold allerdings dabei aus, und er entschuldigte auch seinen baldigen Aufbruch mit einer Reihe noch zu erledigender Geschäfte und hauptsächlich parlamentarischer Arbeiten, die in seine Hände gelegt waren und nun noch geordnet und übergeben werden mußten. Doch bei all dem war in seinem Benehmen und selbst in den wenigen Worten, die er sprach, eine gewisse Offenheit und Wärme nicht zu verkennen gewesen, von denen sich Lisa eigenthümlich wohlthuend berührt fühlte.

Ueber Nacht aber war ein Frostreif gefallen, unter dem alles jungtreibende Leben erstarrt schien.

Die frühe Stunde, zu der sie Beide mit dem Kinde das Haus verließen, die Hast des Aufbruchs, die Unruhe bis zu dem Augenblicke, wo man die Plätze im Eisenbahnzuge eingenommen, verhinderten Lisa die Veränderung zu bemerken. Dieses ungewohnte Aufraffen zu einer in dieser Jahreszeit eigentlich noch nächtlichen Fahrt und die Nachwehen der durchwachten letzten Nächte machten sich in Erschöpfung und überwältigendem Schlafe geltend. Auch Gretchen war bald wieder eingeschlummert, schon war ein großer Theil der Reise zurückgelegt, als die Beiden erwachten und in den scheinbar noch immer dämmerigen Morgen und das dichte Flockengewimmel hinaussahen.

Während Gretchen sich jedoch der Luft daran freute, fiel Lisa's Blick auf den ihr gegenüber Sitzenden, und sie erschrak über die Blässe seines Gesichts und den finsteren harten Ausdruck in demselben, über das tiefliegende und geradezu feindselig auf sie gerichtete Augenpaar. Waren das dieselben Augen, die gestern so wunderbar bewegt und in die Seele dringend auf sie geschaut?

Er wendete sie wohl sofort zur Seite, als er ihrem Blicke begegnete, aber in seinem Gesicht ging keine Wandlung vor sich, und sein ganzes Wesen war eiskalt. Endlich hatte sie dann auch das peinlich Ueberraschende erfahren, daß ihre Voraussetzung, sie würden mit einander nach Sternberg fahren, eine irrige war.

Mit kurzen Worten, durch immer schüchterner werdende Bemerkungen von ihrer Seite veranlaßt, gab Witold bruchstückweise die Erklärung ab, daß er nicht die Absicht habe, sie nach Sternberg zu begleiten; ihre Mission daselbst betrachte er als eine innere Frage der Familie, die ihn weiter nicht betreffe.

Digitized by Google

Dem Kinde thue es jedenfalls am besten, sobald als möglich wieder unter Dach und Fach zu kommen; bei der Großmutter werde es ausreichende Fürsorge finden.

Das alles klang so sonderbar. War die Reue doch noch über den so plötzlich aus seiner ganzen Laufbahn geworfenen Mann gekommen, und die fruchtlose Erkenntniß, daß er mit seinem Edelmuthe sich übereilt? Dann war freilich die natürliche Folge, daß er mit dem gebrachten Opfer genug gethan zu haben glaubte und sich kalt, ja mit innerlichem Widerwillen von Allem, was ihn in diese Lage gebracht und was ihn daran erinnerte, abwandte. Mochte nun jeder sehen, wo er bleibe; er hatte sich losgekauft.

Sie belächelte im Stillen ihr Gespensterſehen, das half aber nur über Secunden hinweg; das Unbehagen stellte sich wieder ein, als ihr immer wieder dieselbe eisige, ablehnende Kälte, dieselbe beinahe verletzende Wortkargheit begegnete. So schlimm war es ja die ganzen Jahre ihrer Ehe her nicht gewesen. Zum wenigsten hatte sie das Bewußtsein, diesmal unschuldig daran zu sein. Sie gab es auf, dem Gatten mit ihren Fragen lästig zu fallen, und richtete ihre Worte nur noch an das Kind, das sich, wie in instinctivem Bestreben, bemühte, die der Mama versagte Freundlichkeit durch seine rührenden Liebkosungen zu ersetzen.

So war unvermuthet die Station erreicht, von welcher der Weg über Land fortgesetzt werden mußte, und es kam die Trennung.

„Ich möchte aber mit Mama gehen," hatte die Kleine gebeten und darauf die barsche Antwort erhalten:

„Du bleibst bei mir!"

Auf seinen Armen hatte er dann das eingeschüchterte Kind, das sich nicht mehr an Mama zu klammern wagte, in den Rieslinger Schlitten getragen, wo er noch beschäftigt war, es einzuhüllen, als der Lohnkutscher drüben bereits seine Mähren durch Flüche und Peitschenhiebe in Bewegung setzte. Er schien sie ohne Abschied sich selbst überlassen zu wollen.

Und jetzt war noch ein letzter Zwischenfall gekommen, welcher der jungen Frau vollends einen so beklemmenden Eindruck hinterließ, daß sie sich von demselben nicht befreien konnte.

Witold's Stimme hatte dem davonfahrenden Kutscher nochmals Halt geboten; der sah sich verwundert um, was vergessen worden wäre. Es handelte sich aber nur um das kleine Mädchen, das Witold abermals herbeitrug.

Gretchen weinte und schlang voll Zärtlichkeit die Aermchen um Mamas Hals.

„Sie hat nur noch um einen Kuß gebeten. Ich hab's ihr nicht abzuschlagen vermocht. Armes Gretchen!" erklärte Witold, und in seiner Miene malte sich nun doch auch eine vom Momente gerechtfertigte Bewegung.

Warum dieses tiefe Mitleid mit dem Kinde?

„Es ist ja nicht auf lange," tröstete die Baronin das Kind. „Behalte mich nur recht lieb!" versuchte sie zu scherzen.

„O Mama! O Mama!" Gretchen brachte über das stoßende Schluchzen nichts weiter heraus.

Witold aber sagte in einem ganz seltsam weichen Tone:

„Sie hat Dich sehr lieb gehabt."

Und dann, als sie ihm diesmal die Hand reichte und freundlich wiederholte, daß die Trennung ja nicht lange dauern würde, da hatte er so fremdartig gelächelt und erst nach einigem Zaudern die Hand angenommen, ohne Druck, ohne Leben in der eigenen. Aus seiner Stimme klang eine Gefühlsmischung von Herbe und Ergriffenheit, als er, Gretchen auf dem Arme, zurücktretend ein kaum vernehmliches: „Wer weiß!" entgegnete und ein noch leiseres „Lebe wohl!"

„Fahr zu!" hatte es gleich darauf geheißen, und als sich Lisa um das eisige Verdeck herausbeugte und zurückblickte, da stand er noch auf derselben Stelle im Schnee, und das Kind winkte unaufhörlich mit den vor Kälte rothen Händchen.

Dann bog die Straße um ein Haus, und Lisa hatte Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen.

Die Schellen klingelten; der Schlitten glitt über die ebene Bahn oder ächzte in bedenklicher Neigung über angewehte Schneeberge; die Flocken taumelten zu den Seitenöffnungen herein und schmolzen auf dem Bärenfell; Lisa wußte von all dem nichts; sie hatte den Schleier über das Gesicht gezogen und lebte sich innerlich zurück.

War's eine Trennung, auf welche seine Worte gezielt?

Aengstlich pochte ihr das Herz in der Brust.

„Wer weiß?" hatte er zu der Hoffnung baldigen Wiedersehens gesagt. War er in Bezug auf sich selbst im Zweifel, ob er sich entschließen würde, sie wiederzusehen? Aber, wenn er Lust hatte, sich von ihr zu trennen — warum war er dann jetzt eben so ergriffen gewesen? Oder — gab er etwa ihr selber eine Entscheidung in die Hand?

Und jetzt fiel es ihr auf's Herz, daß er sie für immer verlassen haben könnte, in der Meinung, ihren eigenen Wünschen damit zu begegnen.

Aber wie konnte er zu einer solchen Annahme gelangt sein? Aelteren Datums war dieselbe schwerlich, denn die plötzliche Wandelung in seinem Wesen, welche sich seit der letzten Nacht vollzogen, hing doch wohl mit jenem „Wer weiß?" zusammen. Aber warum sprach er sich nicht aus? In Bitterkeit schnürte sich ihr das Herz zusammen. Warum machte er so gar keinen Versuch, zu hindern, was seiner Ansicht nach geschehen sollte? Und immer wieder blieb das größte Räthsel: wenn er Trennungswünsche auf ihrer Seite so zuversichtlich voraussetzte, mußte dies doch auf irgend einem entscheidenden Anlasse beruhen.

Wo lag er nur, dieser Anlaß?

Sie zerquälte sich den Kopf, ohne doch eine nähere Wahrscheinlichkeit aufzufinden, als jene unbedachten Worte, die sie in der gereizten Stimmung der letzten Ballnacht gesprochen. Als er verlangt, daß das Haus aufrecht stehe, aus dem er seine Frau geholt, da hatte sie ihm das Bitterböse gesagt: „Oder — sie kann wohl in dasselbe zurückkehren." Vielleicht lag der Anlaß zu seinem Benehmen doch soweit zurück; er wollte sie strafen für jene Worte. Immer wieder kehrte sie zu ihnen zurück, und je mehr sie dieselben durchdachte und die Stimmung, in welcher er sie damals schon angehört, desto mehr Gewicht glaubte sie ihnen beilegen zu müssen. „Ich habe darauf nichts zu erwidern — auch wenn Dein Zusatz einen Entschluß ausspräche," hatte er entgegnet. Waren jene Worte denn seither von ihr widerrufen worden? Nein. Und hatte er das nicht erwarten müssen? Ja, mehr noch: sie ihm abzubitten, war ihre Pflicht gewesen, sich des Leichtsinns und der unedlen Regung anzuklagen und seine Vergebung dafür zu suchen. Statt dessen hatte sie gemeint, Alles mit einem einzigen kärglichen „Ich danke Dir!" abzuthun. Die große That des Edelmuths und der bewundernswerthesten Selbstentäußerung hatte sie hingenommen, wie allenfalls eine kleine Dienstleistung; sie kam sich selbst wie ein Geizhals vor, der mit dem Retter eines verlorenen Schatzes um den Finderlohn mäkelt und ihn zuletzt in falscher oder doch beschnittener Münze bezahlt.

Und er hatte glauben können, daß sie jetzt von ihm gehen werde?! Für wie undankbar, für wie niedrig mußte er sie halten! Aber er sollte es nicht. Die Worte, welche sie ihm sagen wollte, flossen ihr in ungesuchter Fülle zu, und unwillkürlich öffneten sich ihre Lippen zum vernehmlichen Laut.

Aus dem Selbstgespräche riß sie ein heller Ruf freudiger Begrüßung. Sie hatte es gar nicht bemerkt, daß der Schlitten den Wald verlassen und an einzelnen Häusern vorüber durch eine Allee und einen Thorbogen gefahren war, in dessen Schlußstein unter einer alten Sandsteinkrone ein neues Marmorwappen prunkte. Nun hielt das Gespann im engen Schloßhof, und von der Treppe her kam ein schlankes hochgewachsenes Mädchen mit drolligen Sätzen durch den Schnee gesprungen und steckte das rosige Gesicht lachend unter das Lederdach, wobei sich das weißblaue, weitmaschige Wolltuch, das sie in der Eile übergeworfen, von dem blonden Köpfchen streifte und so die ganze anmuthige Form desselben, wie den reichen seidig glänzenden Haarschmuck enthüllte.

„Meine liebe Lora!" begrüßte die Ankommende sie; doch die also Angeredete schlug überrascht die Hände zusammen, zeigte eine recht enttäuschte Miene und vergaß ganz ihren Bewillkommnungsspruch.

„Ja, wie denn?" rief sie schmollend; „Du bist allein! Und Witold? Ach, nun habe ich mich schon so gefreut! Ist er Dir denn unterwegs aus dem durchlöcherten Kutschengehäuse verloren gegangen? Wann kommt er denn nach?"

„Er kommt gar nicht nach. Du mußt schon mit mir vorlieb nehmen."

„Gar nicht?" rief Lora voll Erstaunen, ohne den Nachsatz einer Erwägung zu würdigen. „Ja, er hat aber doch geschrieben,

Digitized by Google

Der Mond, der ist ihr Buhle;
Er weckt sie mit seinem Licht.

Lotosblume.

Originalzeichnung von G. Mayr.

Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Heinrich Heine.

daß Ihr zusammen reisen werdet, wenigstens habe ich es so verstanden, und ich möchte meinen Kopf —"

„Er hat geschrieben?" unterbrach Lisa, nun ihrerseits verwundert, die Schwester.

„Ja, gewiß!" erwiderte die Gefragte ganz feierlich nickend. „Der Brief ist vor zwei Stunden mit der Post gekommen, und Heinrich wollte in der Verwirrung sofort den Schlitten entgegenschicken, wenn ich ihn nicht erinnert hätte, daß es dazu nun doch zu spät wäre. Weißt Du, er ist total —" sie ergänzte den Satz, indem sie mit den von Kälte roth angehauchten Fingern blitzschnelle Bewegungen vor der Stirn machte.

Lisa achtete kaum darauf, sie verfolgte einen andern Gedanken.

Ihr Mann hatte also zweifellos bis gestern Mittag im Sinne gehabt, sie nach Sternberg zu begleiten. Der Brief mußte noch gestern vor Tisch geschrieben und zur Post gegeben worden sein und seitdem — seitdem also hatte er seinen Vorsatz geändert. Es war klar: mit ihrer Aeußerung in jener Ballnacht, welche sie vor Minuten noch gepeinigt, hatte sein Entschluß nichts zu

Digitized by Google

thun. Er datirte doch wohl von der letzten Nacht her, und — da stand sie wieder vor dem völlig Unerklärten.

„Ja, willst Du denn gar nicht aussteigen?“ hatte inzwischen das muntere Plaudermäulchen gefragt, und sich auch sogleich eine Antwort zusammengestellt. „Just verlockend ist diese Kibitka nicht, aber freilich noch wohnlicher als das Haus gegenwärtig, gemüthlicher jedenfalls. Weißt Du was? Ich setze mich mit hinein und dann: fahr' zu, Kutscher! Wir nehmen Reißaus — das wäre das Allerbeste.“ Und sich ganz nahe zur Schwester hinbeugend, fuhr sie flüsternd fort: „Nun, da Witold nicht mitgekommen, ist ja ohnehin guter Rath theuer. Richard ist wie ein angeschossener Eber — gerade hat's auch wieder allerlei andere Ueberraschungen gegeben. Ich wollte beinahe, man hätte mich nicht geholt, wiewohl ich eigentlich froh bin, daß ich nicht wieder in das Institut zurück muß. Ich müßte mich ja unter den Zöglingen und vor den Damen schämen.“

Ein Livreediener war mittlerweile herbeigekommen; er hatte die große Glocke gezogen und die ihm vom Kutscher zugelangten Koffer in Empfang genommen; dann war er Lisa beim Aussteigen behülflich. Die beiden Schwestern umarmten sich, und es waren herzliche Küsse, die sie mit einander wechselten.

Wie sie so Arm in Arm über die Vorstufen in's Haus traten, bemerkte Lisa erst, um wie viel ihre Schwester sie überragte. Stehen bleibend, maß sie dieselbe noch einmal mit wohlgefälligem Blicke und streichelte ihr die Wange.

„Wie groß und schön Du geworden bist!“ sagte sie lächelnd.

„Ach, kannst Du mir nichts Angenehmeres sagen?“ entgegnete die Gepriesene mißmuthig. „Alle ertheilen mir ein Wohlverhaltenszeugniß für meine anständigen Bemühungen im Wachsen. Ich bin ja kein kleines Mädchen mehr. Mit siebenzehn Jahren hat man die Kinderschuhe ausgetreten, sollt' ich meinen, und braucht sich nicht mehr solche zweifelhafte Schmeicheleien sagen zu lassen, weißt Du. Ich würde mich bedanken, wenn mir mein Tänzer auf dem Balle damit kommen wollte. Ja so —“ sie stockte plötzlich, und wehmüthig setzte sie hinzu: „Mit den Bällen ist es nun ja wohl aus. Wie schade! Ich tanze so überaus gern.“

(Fortsetzung folgt.)

Die niederdeutschen Bauern (Boers) von Südafrika.

Von Ernst von Weber.

Von Neuem dringt zu uns aus dem fernen Südafrika eine aufregende Botschaft. Nicht die schwarzen Zuluschwärme mit ihrem todverachtenden Anstürmen und ihren ohrenbetäubenden Kriegsgesängen sind es diesmal, es ist ein weißer Stamm, das stählerne Hünenvolk der Boers, das unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Die gesammte niederdeutsche Bevölkerung von Transvaal rüstet sich zum Aufstand gegen die verhaßte englische Regierung. Ein armes Volk von Hirten und Ackerbauern, höchstens 40,000 Seelen zählend, wagt es, einer Weltmacht in kühnem Trotz den Fehdehandschuh hinzuwerfen, einer Weltmacht, die in fünf Erdtheilen über 290 Millionen Unterthanen gebietet, mit ihrer Flotte alle Meere beherrscht und dazu sich im Besitze reichster und unversiechbar fließender Geldquellen befindet.

Die Empörung, welche das Volk von Transvaal zum Aufstande gegen die Engländer treibt, hat ihre tiefe Wurzel in dessen verletztem Rechtsgefühl und der es beseelenden glühenden Vaterlandsliebe. Vor vier Jahren wurde ihnen ohne einen Schatten von Recht ihre Republik entrissen, die sie mit zäher Energie und unermüdlicher Geduld auf den weiten Gebieten errichtet hatten, welche durch sie nach und nach den Schwärmen feindlicher und blutdürstiger Wilden abgenommen worden waren, um sie europäischer Cultur zu erschließen. Bei zwei großen Volksversammlungen, von denen die erste in Wonderfontein, die zweite in Doornkop abgehalten wurde, faßten die Boers kürzlich zwei Resolutionen gegen die britische Regierung, welche das Ziel des Aufstandes deutlich kennzeichnen. Laut der ersten einigten sie sich durch feierlichen Eid zu einem Bunde, um das unbefleckte Erbe der Väter den Kindern durch Wiederherstellung der Republik zu erhalten. Durch die zweite Resolution wird der Vicepräsident zum Staatspräsidenten eingesetzt; es wird verlangt, daß er sofort den „Volksraad“ einberufe; es wird gegen alle von den englischen Behörden veröffentlichten Proclamationen feierlich protestirt und darauf gedrungen, daß die alte Regierung und die Unabhängigkeit der Republik so bald wie möglich wieder hergestellt werde. Fast einstimmig hat das Volk von Transvaal gegen die aufgezwungene Annexion protestirt, indem die wenigen dafür sich erklärenden Stimmen nicht der holländischen Nationalität, sondern Ausländern angehören. Es steht fest, daß volle neun Zehntel des Volkes von Transvaal die Gültigkeit der englischen Annexion nie anerkannt haben, da die Zahl der fast sämmtlich der englischen Nationalität angehörigen Theilnehmer an jener Volksversammlung in Pretoria, die sich *für* die Unterwerfung unter die Annexion erklärte, nur ein Zehntel der Personen betrug, welche sich in Wonderfontein und Doornkop zusammen gefunden hatten.

Die Frage ist nun: hat der einmüthige Widerstand der niederländischen Bevölkerung Aussicht, zu dem ersehnten Ziele ihrer Wiederbefreiung zu führen? Für Den, welcher die reellen Machtverhältnisse, die sich auf beiden Seiten gegenüberstehen, vergleichend gegen einander hält, liegt die Versuchung nahe, dem Boeraufstande kein günstiges Prognostikon zu stellen. Denn auf der einen Seite sehen wir eine gewaltige Weltmacht — auf der andern ein wenig zahlreiches einfaches Hirten- und Bauernvolk, welchem die Erfordernisse eines längeren Kriegszustandes zum größten Theil abgehen und das für alle seine Zufuhren auf das vom Feinde beherrschte Meer angewiesen ist. Und doch würde der Kampf, den diese furchtlosen afrikanischen Recken zu unternehmen gewillt sind, nicht ohne Aussicht auf Erfolg sein, wenn ihnen von ihren zahlreichen Stammesgenossen in der Cap-Colonie und im Oranje-Freistaate eine active Unterstützung zugewendet würde.

Die weiße Bevölkerung Südafrikas besteht nämlich zu 30 Procent aus Ansiedlern englischer Nationalität; die übrigen 70 Procent sind von niederdeutschem Stamme, inbegriffen die oberdeutschen und französisch-hugenottischen Volkselemente, die im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte mit demselben sich vollständig verschmolzen haben. Ich möchte die heutige, dem niederdeutschen Stamme angehörige Bevölkerung Südafrikas nicht auf weniger als 245,000 Seelen veranschlagen, während die englische etwa 100,000 betragen dürfte. Die erstere hat sich in der Westhälfte der Cap-Colonie, im Oranje-Freistaate und in Transvaal concentrirt und ist dort absolut vorherrschend, während nur die Osthälfte der Cap-Colonie und die Colonie Natal ein Gleichrespective Uebergewicht der englischen Bevölkerung aufweisen.

Der größte Theil der kinderreichen holländischen Familienväter in der Cap-Colonie sendet fortdauernd einen Theil der Söhne hinaus nach den beiden Boer-Colonien: dem Oranje-Freistaat und Transvaal, damit sie sich dort eigene Plätze kaufen. Aus diesem Grunde hängt die gesammte südafrikanische Bevölkerung holländischer Rasse, trotz der Eintheilung des Landes in sechs getrennte politische Körper und unter zwei verschiedene Flaggen, doch unter einander so innig zusammen, wie eine große einträchtige Familie. Es würde daher nicht ohne Gefahr für die englische Regierung sein, wenn in dieser gesammten südafrikanischen Boer-Bevölkerung ein national-holländischer Patriotismus erwachte und wenn dieses altdeutsche Volk stämmiger Riesen durch die allgemeine Verbreitung des nationalen Revolutionsfunkens aus der verschlafenen Ruhe aufgepeitscht würde, in der die große Masse der südlichen Hälfte der Boer-Bevölkerung zur Zeit noch schlummert.

Die bisherigen Kriege Englands mit den Boers waren eigentlich nichts als Kinderspielerei, was schon die Ziffern der in die Gefechte gesandten Truppen bezeugen, die nie über einige Hunderte hinausgingen. Heute muß England ernstere Anstrengungen machen, wenn es seine Sache fördern will; denn die Kriegstüchtigkeit der Boers ist in den letzten Jahren gewaltig gewachsen. Sämmtliche Bewohner des Landes sind von Jugend auf im Gebrauche der Kugelbüchse geübt und verfehlen nicht leicht ihr Ziel. Ihre Kriege gegen die Eingeborenen haben sie stets zu Pferde geführt, indem sie nämlich zum Angriff auf die

Schwärme der Wilden rasch bis zur erforderlichen Nähe heranritten, dann vom Pferde stiegen und den auf's Korn genommenen Feind niederstreckten, wonach sie schnell zurückgaloppirten, um von Neuem zu laden und dieselbe Taktik zu wiederholen. Diese Kampfweise würde natürlich noch viel wirkungsreicher sein, wenn die Boers jetzt sämmtlich mit modernen Hinterladern sich versehen hätten.

Der Präsident des Oranje-Freistaates, Herr Brand, rechnete mir persönlich vor, daß der 60,000 Einwohner zählende Freistaat im äußersten Nothfalle 10,000 berittene Scharfschützen aufstellen könnte. Gelänge es daher den Führern der Volksbewegung von Transvaal, die gesammte holländische Bevölkerung Südafrikas zur Betheiligung am Aufstande heranzuziehen, so könnte die möglicher Weise zu erreichende Stärke des niederdeutschen Revolutionsheeres theoretisch auf 40,000 berittene Scharfschützen berechnet werden. Wenn nun freilich auch die ungeheuere Ausdehnung des Landes eine Concentrirung sowie eine regelrechte Verpflegung eines solchen Heeres unthunlich machen und auch der Mangel an militärisch geschulten Führern für die Boers ein sehr empfindlicher sein würde, so hätte doch unter dem ersteren Umstande (und noch viel mehr!) auch die englische Armee zu leiden, und was den Mangel kriegsgelehrter Strategen betrifft, so würde er in einem so weiten, wüsten und menschenleeren Lande, wie Südafrika, weniger bedeuten, als in unseren angebauten, mit volkreichen Städten und Dörfern angefüllten Culturländern, wo Massen gegen Massen unter möglichst raffinirter Taktik zu manövriren haben. Der Krieg würde sich in Südafrika wohl in der Hauptsache zu einem Guerillakrieg gestalten — und dieser würde in solchem wilden Lande für die angreifenden Engländer gerade der gefährlichste sein; denn holländische Reiterschwärme würden überall auftauchen und wieder verschwinden, wo es sich darum handelte, englische Zufuhrtransporte mit ihren langen und ungelenken, schwerfälligen Zügen von Ochsenwagen abzuschneiden und zu erbeuten. Der Krieg könnte also sehr in die Länge gezogen und dadurch für die englische Regierung außerordentlich kostspielig werden — und dieser Punkt der Kriegskosten dürfte die englischen Steuerzahler zu Hause so empfindlich treffen, daß die Opposition im britischen Parlamente bald mit Erfolg auf rasche Beendigung eines so große Summen verschlingenden Krieges dringen würde, auch wenn dieselbe nur durch Rückgabe der Unabhängigkeit an jene zähen und trotzigen Vertheidiger ihrer nationalen Selbstständigkeit zu erlangen wäre. Außerdem ist aber auch nicht zu übersehen, daß durch alle Schichten des englischen Volkes ein tiefer Sinn für Recht und Gerechtigkeit geht, der sich bei längerer Dauer des Krieges als der mächtigste Verbündete der Boers erweisen dürfte. Schon jetzt hat sich in einem Theile des englischen Publicums eine Schwenkung zu Gunsten der Boers gezeigt. Einer der berühmtesten zeitgenössischen Engländer, der Geschichtsschreiber Froude, hat vor einigen Wochen in öffentlicher Rede die gegen den Willen des Volkes von Transvaal in Scene gesetzte Annexion des Landes ein schweres Unrecht genannt und die Sympathie der englischen Nation für jene holländischen Patrioten wach zu rufen versucht.

Die Boers repräsentiren einen ganz eigenthümlichen Menschenschlag, den man einer geognostischen Ablagerung aus den Beständen früherer Jahrhunderte vergleichen möchte. Meistens sechs Fuß bis sechs Fuß vier Zoll hoch und dabei äußerst kräftig und breitschultrig gebaut, ähneln sie im Aeußeren den Backwoodsmen Nordamerikas, von denen sie im Temperament freilich verschieden sind, indem sie in aller Treue den phlegmatischen, ausdauernden, ruhigen und soliden Charakter ihrer holländischen Vorfahren bewahrt haben. Auch in ihrer Lebensweise und ihren schlichten patriarchalischen Sitten sind sie vollständig den Vorvätern gleich geblieben, sodaß man bei einem Besuche ihrer ärmlichen Farmhäuschen das Gefühl hat, als sei man in die Zeiten des siebenzehnten Jahrhunderts zurückversetzt. Auf dem großen runden Tische im Hauptwohnzimmer liegt unabänderlich die dicke alte Bibel, aus welcher der Familie jeden Abend vom Hausvater einige Capitel vorgelesen werden. Diese und ein holländisches Gesangbuch bilden in der Regel die einzige Lectüre des Hauses; denn Zeitungen, die in Nordamerika ihren Weg in die entlegensten Farmhäuser nehmen, sind in den meisten Boerhäuschen kaum jemals zu finden. Jeden Morgen wird das Tagewerk mit dem ernsten und langsamen Gesange einer Hymne begonnen und vor wie nach Tische stets gewissenhaft ein kurzes Gebet gesprochen. Die Taufnamen dieser biedern Leute sind in der Regel der biblischen Geschichte entnommen, und Namen wie: Petrus, Jacobus, Johannes, Isaak, Abraham, Jeremias ꝛc. sind außerordentlich häufig unter ihnen. Ihre reformirten Prediger genießen einen gewaltigen Respect und eine hohe Achtung und Verehrung.

Die Männer sind im Durchschnitte hübsche und imposante Leute und erinnern mit ihren energischen, kräftigen und ausdrucksvollen Köpfen an die Portraits eines Rubens, Teniers, Ostade und van Eyck. Es fehlt eben weiter nichts als die Gelegenheit zu einer guten Erziehung und zum Ansammeln von Kenntnissen, die ja auf ihren gänzlich isolirten und von Städten fernen Wohnplätzen so schwer zu beschaffen sind, um aus diesen kernigen und soliden Menschen und aus ihren guten und natürlichen Anlagen etwas Tüchtiges zu machen. Bei der Einsamkeit, in der sie leben, sind sie genöthigt, in allen schwierigen Lagen des Lebens sich selbst zu helfen. Daher kommt es, daß jeder Boer in der Regel außer Feldbauer, Gärtner und Viehzüchter auch noch sein eigener Zimmermann, Wagenbauer, Grobschmied, Sattler, Schneider, Schuster, Architekt und Arzt ist; er gleicht auch in dieser Beziehung dem amerikanischen Backwoodsmen, dem er nicht minder in wohlgeübter Führung der Kugelbüchse ebenbürtig ist.

Einen viel weniger gefälligen Eindruck als die Männer machen die Frauen und Mädchen. Schönheit und weibliche Grazie scheinen nur in spärlichen Ausnahmen diesem massiv gebauten und kräftig organisirten Frauengeschlechte zugetheilt zu sein, und zur Entwickelung eines lebhaften und aufgeweckten Geistes ist ihr lebenslang so eintöniges und isolirtes Dasein ebenso wenig förderlich, wie der vollständige Mangel an weltlicher Lectüre und anregender gebildeter Geselligkeit. Aber thätige und treue Hausfrauen und Mütter sind sie. Dabei dürfte das ruhige, phlegmatische, pflanzenähnliche Dasein, das sie beständig führen, jenes behäbige Embonpoint erzeugen, das fast sämmtliche Boerfrauen schmückt, wie andererseits mit dem üblichen zeitigen Heirathen ein außerordentlicher Kinderreichthum zusammenhängt. Zehn bis zwölf Kinder sind an der Tagesordnung, sechszehn bis zwanzig keine Seltenheiten; ich hörte sogar von einem alten Boer in Graaf Reynet, Mynheer Gibson Joubert, der nicht weniger als 292 Kinder, Enkel und Urenkel hat.

Es ist eine landesübliche Sitte, auf die sehr streng gehalten wird, daß der Fremde, der in ein Boerhaus eintreten will, erstens nicht früher vom Pferde steigt, als bis der Hausherr ihn ausdrücklich dazu eingeladen hat, und zweitens, daß er beim Eintreten in das Haus allen Mitgliedern der Familie, bis zum allerkleinsten herab, leutselig die Hand drückt. Dieselbe Formalität wird auch beim Fortgehen gewissenhaft wiederholt.

Festlichkeiten, Bälle und dergleichen poetische Episoden kommen im einförmigen und prosaischen Dasein eines Boers kaum jemals vor. Die einzigen Zerstreuungen sind gegenseitige Besuche der selten weniger als vier bis fünf Reitstunden von einander wohnenden Nachbarn, wobei dann Tabakspfeifen und von Zeit zu Zeit ein Gläschen Genever oder Capbranntwein die ernste und bedächtige Conversation über Witterung, Schafkrankheiten, Vieh- und Wollpreise ꝛc. beleben.

Nur zwei oder drei Mal des Jahres kommt der Boer — und darauf hält er sehr strenge — in zahlreiche Gesellschaft von seines Gleichen, nämlich zum Nachtmahle (Abendmahlsfeier) in dem ihm nächsten Dorfe oder vielmehr: Städtchen. Denn Dörfer in unserem europäischen Sinne giebt es dort nicht. Freilich hat der Boer oft sehr, sehr weit bis zu seinem nächsten Kirchorte, und da es sich nicht verlohnen würde, solch eine weite Reise im Ochsenwagen mit seiner ganzen Familie nur für einen kurzen Kirchenbesuch zu machen, so bleibt man in der Regel eine ganze Woche dort. Die Hunderte von aus allen Richtungen herbeigekommenen Ochsenwagen bilden dann zusammen mit den zwischen ihnen aufgeschlagenen Zelten ein großes, von Menschen und Vieh wimmelndes Feldlager. Kaufleute und Händler aller Art kommen aus fernliegenden größeren Städten herbei, um ihre Waaren zu hohen Preisen feilzubieten; Geschäfte aller Art, Käufe von Vieh, von Wagen, von Farmen werden abgeschlossen. Die junge weibliche Welt kauft von einer nie fehlenden Modistin ihre nächstjährige Toilette ein, für welche natürlich grell und

Digitized by Google

brillant gefärbte Stoffe und Hüte am gesuchtesten sind, während die jungen Boersöhne die so selten sich ihnen darbietende Gelegenheit, jugendlichen Grazien den Hof zu machen, selbstverständlich nicht ungenützt vorübergehen lassen. Es ist daher eine sehr erklärliche Sache, daß unter den bei Gelegenheit eines „Nachtmahles" gemachten Geschäften auch das Abschließen von Verlobungen und Ehebündnissen sehr an der Tagesordnung ist. Was aber unter uns bei solcher Gelegenheit nicht fehlen dürfte: Bälle oder wenigstens harmlose Vereinigungen von Familien zu einem gemüthlichen Tänzchen, das kommt dort nicht vor. Ist es der strenge puritanische Sinn, der in diesen Boerseelen wohnt, oder der Mangel an dazu passenden Localen und Musikanten, oder die Unfähigkeit zum Tanzen selbst, welche hieran die Schuld tragen, ich weiß es nicht — je nun, ein Jeder amüsirt sich trotzdem nach seiner eigenen Façon, und die Boerjugend vergnügt sich in der ihnen gewohnten Art gewiß nicht weniger, als unsere, raffinirtere Genüsse beanspruchende junge Generation.

Das Leben eines Boers ist übrigens nicht immer nur solch eine stetige Fortsetzung ruhigen und zufriedenen, phlegmatisch begnügten Dahinvegetirens. Der Sonnenschein seines friedlichen Alltagslebens wird zuweilen durch gar böse Gewitter grell unterbrochen. Heuschrecken, Hagelschlag, Viehepidemien, Viehdiebstahl durch im Lande herumvagirende Hottentotten- und Kaffernstrolche, plötzliches Weglaufen seiner spärlichen schwarzen und gelben Dienstboten und dies vielleicht gerade zu einer Zeit, wo für die Ernte der Feldfrüchte deren Hülfe ganz unentbehrlich war, Viehvergiftung als sehr gebräuchliche Rache gescholtener oder weggejagter farbiger Dienstboten oder endlich eine dürre Saison, vollständiger Regenmangel während sechs bis acht Monaten, in Folge dessen der Wasserdamm und der Brunnen vertrocknen und die Schafe und anderes Vieh zu Tausenden dahinsterben — das sind die bösen Feinde, die dann und wann den Boer heimsuchen, seine Leber afficiren und seiner sonst ungestörten Fettbildung hindernd in den Weg treten. Ein dürres Jahr kommt zum Glück im Durchschnitt nur alle sieben Jahre. In einem solchen geht aber auch leicht der gesammte Heerdenstamm einer Farm zu Grunde. Ebenso verderblich wird auch ein dann und wann kommendes zu nasses Jahr den Heerden; der gänzliche Mangel an schützenden Stallungen hat dann namentlich unter den Lämmern und Schafen massenhaftes Absterben zur Folge.

Die gesellschaftliche Scheidung zwischen der holländischen und der englischen Rasse fängt schon in Capstadt an und geht von da sehr sichtbar durch die ganze Cap-Colonie hindurch, sich in den beiden Freistaaten lebhaft fortsetzend. Forscht man nach der Ursache dieser socialen Scheidung, so findet man, daß sie weniger in persönlichen oder nationalen Antipathien ihren Grund hat (denn die Charaktere des Holländers und des Engländers sind ja nicht wesentlich verschieden und passen im Grunde ganz gut zu einander), als vielmehr in der langjährigen schlechten Behandlung, welche die holländischen Colonisten in Südafrika durch die englische Regierung zu erdulden hatten.

Die letztere hat seit der gewaltsamen Annexion der Cap-Colonie im Jahre 1795 (um sie nicht in die Hände Napoleon's, der Holland erobert hatte, fallen zu lassen) nur wenig gethan, um sich bei den Colonisten beliebt zu machen. Am allermeisten aber hat sie sich seit dem Jahre 1834 verhaßt gemacht durch unvorbereitete Durchführung einer humanitären Maßregel, die an sich die volle Zustimmung jedes civilisirten Menschen haben muß: der Sclavenemancipation. Hierdurch wurde allerdings die Colonie plötzlich ihres ersten Bedürfnisses, nämlich billiger und stets disponibler Arbeitskräfte, beraubt.

Tausende von holländischen Bauern verließen in Folge dessen vom Jahre 1836 an ihre früher so blühenden Farmen und suchten mit ihren Viehheerden jenseit des Oranje-Stroms und in der heutigen Provinz Natal neue Wohnplätze, die sie fortwährend mit Pulver und Blei gegen die widerspenstigen Eingeborenen zu vertheidigen hatten. Allmählich, theils durch gütlichen Vertrag und Kauf, theils durch Gewalt, unterwarfen sie ihrer Herrschaft die eingeborenen Stämme. Wo bisher nur das Brüllen wilder Thiere und das Kriegsgeheul blutdürstiger Schwarzen ertönt war, entstanden durch den Fleiß, die hartnäckige und ausdauernde Arbeit und Energie der holländischen Bauern (die nun von den Engländern zur Bezeichnung ihrer neuen besonderen Nationalität schlechthin! die „Boers" genannt wurden) nach einander drei blühende Freistaaten: der Oranje-Freistaat, die Republik Natal und die Transvaal-Republik.

Die Republik Natal wurde ihnen jedoch von den Engländern im Jahre 1842 mit Gewalt abgenommen, ebenso im Jahre 1845 die Oranje-Republik, welche bis dahin ohne besondere staatliche Organisation gewesen war. Die anhaltenden Grenzstreitigkeiten zwischen den von England protegirten eingeborenen Stämmen auf dem Gebiete der „Sovereignty" und den wilden, fortwährend in dieses Gebiet einfallenden Basutos hatten jedoch für die englische Regierung so viele Störungen, Kriegsgefahren und Ausgaben zur Folge, daß sie, des ewigen Trubels müde, im Jahre 1854 sich entschloß, die Oranje-Sovereignty wieder aufzugeben und sie von Neuem den Boers zu überlassen. Am 23. Februar 1854 schloß sie mit den Bauern eine Convention ab, die dem Oranje-Freistaate seine vollständige Unabhängigkeit gewährte. Den jenseits des Vaalflusses wohnenden Bauern der im Jahre 1848 formell gegründeten Transvaal-Republik hatte England schon zwei Jahre früher (1852) durch eine ähnliche Convention ihre Unabhängigkeit gewährleistet.

Unter Präsident Brand ist der Oranje-Freistaat unbedingt der bestregierte Staat Südafrikas geworden, ein wahrer Musterstaat für alle umliegenden Nachbarländer. Er hat eben deshalb, namentlich durch die beispiellose Billigkeit seines gesammten Regierungsapparates und die strenge Ehrenhaftigkeit seiner republikanischen Leiter, schon seit einem Jahrzehnt eine solche gewaltige Anziehungskraft auf die holländische Bevölkerung der angrenzenden nglischen Cap-Colonie ausgeübt, daß Tausende von Familienvätern ihre dortigen Farmen im Stiche ließen und nach dem Freistaate auswanderten. In Folge dessen besitzt der Oranje-Freistaat auf seinem Gebiet von 2000 deutschen Quadratmeilen (also gleich Baiern, Württemberg und Baden zusammengenommen) jetzt schon 6000 bis 7000 Farmen und ist der Preis des Grundes und Bodens hier schon viel höher gestiegen als in der englischen Cap-Colonie. Freilich sind die eingeborenen Schwarzen bei dieser Organisation schlecht bedacht, insofern ihnen im ganzen Freistaat der Besitz von eigenem Grund und Boden versagt, ihr Wohnungsrecht auf den Farmen ausdrücklich an die Bedingung geknüpft ist, daß sie dem Farmer für einen monatlichen oder jährlichen Lohn als Dienstboten und Arbeiter in seiner Feld- und Viehwirthschaft dienen. Dafür giebt es aber nunmehr im Freistaate nicht, wie z. B. in der englischen Colonie Natal, jene Massen von schwarzen Faullenzern, die ausschließlich ihre armen Weiber als unterthänige Sclavinnen in Feld und Garten für sich arbeiten lassen, vielmehr ist die eingeborene Bevölkerung des Freistaates, im Gegensatz zu derjenigen der benachbarten englischen Colonien, arbeitsam, gehorsam und zufrieden, mäßig und nüchtern und hat im Allgemeinen viel mehr wirkliche Anhänglichkeit an ihre Lohnherren, als man jemals bei den verzogenen Schwarzen der englischen Colonien finden wird. Als Uebergangsstadium im erziehlichen Interesse hat sich die so geschaffene Stellung der Schwarzen trefflich bewährt.

Als die Boers in den Jahren 1865 bis 1866 und 1867 wieder zwei blutige Kriege mit dem fortwährend raubend in ihre Grenzdistricte einfallenden wilden Bergvolke der Basutos erfolgreich geführt hatten und im Begriff standen, ganz Basutoland zu annectiren — da war es wieder die englische Regierung, die sie um die Früchte ihres Sieges brachte. Sie nahm, um die Boers nicht zu mächtig werden zu lassen, die geschlagenen Basutos unter ihren Schutz und zwang die Sieger, sich mit dem schon 1866 eroberten, längs der Gebirge liegenden Districte (seitdem das „Eroberte Gebiet" genannt und an zum Militärgrenzdienst speciell verpflichtete Farmer unentgeltlich ausgegeben) zu begnügen, während Basutoland, diese hochromantische Schweiz Südafrikas mit ihrer Bevölkerung von damals 75,000 Schwarzen, den englischen Besitzungen als „Schutzstaat" einverleibt wurde.

Und die beiden neuesten Liebesthaten, welche die englische Regierung den Boers erwiesen, waren erstens die im Jahre 1871 allem Völkerrechte zum Hohne im tiefsten Frieden ausgeführte gewaltsame Annexion der Diamantenfelder, deren Terrain seit der Convention von 1854 im unzweifelhaften rechtlichen und factischen Besitz des Oranje-Freistaates gestanden hatte, nunmehr aber durch ihren jährlichen Diamantenertrag von 40 Millionen Mark die Habgier der englischen Colonialregierung unwiderstehlich reizte,

Digitized by Google

und zweitens die im Jahre 1876 auf ganz ebenso rechtswidrige Weise ausgeführte Annexion der Transvaal-Republik, eines Staates, zwanzigmal so groß wie das Königreich Sachsen, der von allen Großmächten der Welt in optima forma anerkannt war. Die plötzliche Vernichtung dieses Staates gegen den Willen von neun Zehntheilen seiner Bevölkerung ist eine Gewaltthat, die an die vielgerügten Theilungen Polens erinnert. Für England freilich ist der Besitz des Transvaal-Landes äußerst wichtig, denn das jetzt die englischen Staatsmänner begeisternde glänzende Zukunfts-Programm: „Afrika englisch vom Tafelberg bis zum Nil!“ würde in seiner Ausführung sehr bedeutend behindert werden, wenn gerade in der wichtigen geographischen und mercantilen Position von Transvaal ein fremdartiger Staatsorganismus oder wohl gar der Keim zu einer zukünftigen nicht-englischen Staatenverbindung seinen Platz behalten hätte.

Was uns besonders interessiren muß, ist der Umstand, daß diese Boers von Transvaal die lebhafteste Sehnsucht hatten und noch haben, daß das deutsche Reich, welches sie mit sehr richtigem Gefühl als ihr Stamm- und Mutterland betrachten, sie unter seinen Schutz nehmen möchte. Als im Jahre 1873 die, leider falsche, Nachricht Südafrika durchlief, daß die preußische Regierung von der portugiesischen die Delagoa-Bai gekauft hätte, da wurde dieselbe in den holländischen Freistaaten mit dem größten Jubel aufgenommen. Für den Preis eines festen und sicheren Schutzes gegen die Annexionslust der ihnen verhaßten englischen Regierung würden die Bauern der beiden Freistaaten sich sehr gern der deutschen Regierung untergeordnet haben in der Form zweier Schutzstaaten mit eigener und möglichst freier Selbstverwaltung.

Den Freiheitstrieb unserer afrikanischen Stammesgenossen müßten wir Deutschen unbedingt zu fördern suchen, sei es auch nur durch diplomatische Fürsprache; dann werden die Sympathien, welche die Boers für Deutschland hegen, für uns von größtem Werthe sein und es uns erleichtern, in jenem reichen Lande Fuß zu fassen durch unsere Auswanderer, besonders vom norddeutschen Stamm. Es ließe sich so dort der Keim legen zu Dem, was unser an Zahl fortwährend so gewaltig zunehmendes Volk so dringend nothwendig braucht: zu einer hier zugleich den Vortheil unbeschränkter Ausdehnungsfähigkeit bietenden nationalen deutschen Colonie, die für die Zukunft zur regelmäßigen und dauernden Entlastung unseres Vaterlandes von seinen alljährlich bedenklicher und bedrohlicher anwachsenden Proletariermassen dienen und durch die verbleibende Zugehörigkeit derselben zum deutschen Wirthschaftsgebiete eine Erweiterung des deutschen Absatzmarktes und somit unseres Nationalreichthums herbeiführen würde, während die Millionen von bisher ausgewanderten Deutschen wegen des Mangels eigener Colonien wirthschaftlich und nationalökonomisch unserer Nation vollständig verloren gegangen sind. In einer vor wenigen Monaten erschienenen Schrift: „Die Erweiterung des deutschen Wirthschaftsgebiets und die Grundlegung zu überseeischen deutschen Staaten“ (Leipzig, bei Twietmeyer) habe ich dargelegt, wie dringend wünschenswerth es ist, daß die Grundlegung von Keimen zu neuen deutschen Töchterländern womöglich in Südamerika und Südafrika zugleich erfolgen sollte; denn beide Theile der südlichen Halbkugel bieten noch heute der Entwickelung deutscher Zukunftsstaaten die allergünstigsten und vielversprechendsten Aussichten.

Man setzt in England noch einige Hoffnung auf das Zustandekommen eines Compromisses mit den widerspenstigen Boers durch die Zusammenberufung einer Conferenz von Volksvertretern aller südafrikanischen Provinzen und Staaten, zum Zwecke der Bildung einer südafrikanischen Conföderation. Man schmeichelt sich, daß diese staatliche Form es doch noch ermöglichen werde, jene niederdeutschen Recken zu einer freiwilligen Unterordnung unter die englische Oberherrschaft zu veranlassen. Möglich, daß dieser Versuch noch gelingt, ehe der befürchtete allgemeine Aufstand der Boers ausbricht — für die gesammte Colonialbevölkerung von Südafrika selbst wäre ja eine solche Conföderation, die Bildung einer Art von „Vereinigten Staaten von Südafrika“, in der That wohl der günstigste Ausweg aus ihren gegenwärtigen Schwierigkeiten. Es wird nun freilich hauptsächlich darauf ankommen, ob die Boers ihren Anspruch aufgeben wollen, daß die Flagge dieser neuen Conföderation eine unabhängige, also nicht die englische sei. In jedem Falle verdienen unsere um ihre Freiheit und ihre nationale Selbstständigkeit ringenden Stammesverwandten im fernen Südafrika unsere lebhafteste Theilnahme.

Die Helfershelfer des Geheimmittelschwindels.

Ein Blick hinter die Coulissen der Curpfuscherei.

„Mit der Dummheit,“ sagt ein altes, gutes Wort, „kämpfen selbst Götter vergebens“, und „die Dummen werden nicht alle“ fügte der Menschenkenner Professor Bock hinzu. In der That ist Dummheit eines der schlimmsten und weitverbreitetsten Leiden der Menschheit, und Vieles, was, von Weitem gesehen, wie Schlechtigkeit aussieht, ist, näher betrachtet, nur geistige Beschränktheit. Selbst auf Seiten Derer, die mit der Gesundheit ihrer Mitmenschen ein frevelhaftes Spiel treiben, indem sie dem Leidenden ohne alle Wahl und Untersuchung angebliche Heilmittel anbieten, handelt es sich gewiß oftmals viel mehr um Unwissenheit, als um Bosheit. Sie wissen und glauben nicht, wie viel Unheil sie mit ihrer Marktschreierei anrichten können; sie erwägen nicht, daß ihre Annoncen einer Teufelssaat gleichen, welche, wie die Sporen der Schmarotzerpilze, die kranken Individuen befällt, von ihnen zehrt und sie vollends zu Grunde richtet. Ja, so weit geht die Dummheit, daß einzelne solcher Industrieller, deren Mehrere sich auf Kosten der leidenden Menschheit zu Millionären aufgeschwungen haben, mit vollster Ueberzeugung sich für Wohlthäter der Menschheit halten. Suchen wir uns an einem Beispiele klar zu machen, wie ein solches Wunder der Dummheit möglich ist!

Da Süßigkeiten und schleimige Stoffe unter Umständen den Hustenreiz mildern, so glauben die Großmütter in der Regel, jene sogenannten lösenden Mittel seien nicht nur Linderungs-, sondern auch Heilmittel der betreffenden Uebel. Da hat sich nun, wie alle Welt zur Genüge gelesen, ein solches weltbeglückendes Großmütterchen vor einigen Monaten entschlossen, ihre vielbewährten „Brustcaramellen“ auch denjenigen Schutzbefohlenen des deutschen Michels, welche die Schlauheit nicht zu ihren Gebrechen zählen, zugänglich zu machen, und läßt sie, um besonders die Stubenhocker der höheren Stände für sich einzunehmen, wie einen Modeartikel in Correspondenzen aus Paris anpreisen. Wüßte diese Caramellen-Großmama, daß der erkrankte Kehlkopf nicht auf dem Wege zum Magen und die Lungen nicht in den Därmen liegen, also von ihren Mitteln, die einfach verdaut werden, gar nicht erreicht werden können, so würde sie möglicher Weise doch Bedenken tragen, die Krankheitsstoffe in diesen Organen mit ihren bestenfalls unschädlichen Caramellen curiren zu wollen. Mögen sie aber noch so unschädlich sein, die Sache hat doch eine allen Geheimmitteln und Curpfuschereien eigene, höchst bedenkliche Seite.

Die Leiden der Athmungsorgane würden nicht halb so verheerend sein, wenn sie nicht in der Regel erst mit Caramellen, Hustenbonbons, Katarrhbrödchen und dergleichen angenehmen Sächelchen groß gefüttert würden, während eine gesunde und vorsichtige — nicht verzärtelnde — Lebensweise und Anordnungen, die nur der Arzt nach genauer Feststellung der Natur des Uebels und der Individualität zu treffen vermag, dieselben im Keime ersticken oder wenigstens in Schranken halten könnten. Man kann wohl sagen, daß die meisten Menschen langsame, unbewußte Selbstmörder sind, sofern sie durch allseitige Unbekanntschaft mit den Grundsätzen der gesunden Lebensweise ihren Lebensfaden verkürzen, diejenigen aber, welche bei den bereits beginnenden Folgen derselben, statt zu dem rechten Beichtvater des leiblichen Heiles zu wandern, zu einem Pfuscher ihre Zuflucht nehmen, gleichen Kindern, die mit Waffen und Explosionskörpern spielen.

Freilich kommt auch der Pfuscherei das psychische Heilmoment des Glaubens an die untrügliche Wirksamkeit ihrer Mittel zuvörderst mit seinem günstigen Einflusse zu Hülfe, aber man darf nicht vergessen, daß es darum doch ein mißleitetes Vertrauen bleibt, welches am rechten Orte viel größere Wunder wirken könnte. Dazu kommt, daß die meisten Krankheiten, auch solche,

Digitized by Google

welche unaufhaltsam fortschreiten, Perioden anscheinender Besserung darbieten, die dann dem angewendeten Geheimmittel gutgeschrieben werden, und daß sich unter den Tausenden, die solche Mittel gebrauchen, immer einige Hunderte befinden, die entweder gar nicht schwer erkrankt waren, oder deren gute Natur den Sieg davon trug.

Alle die „wunderbar Geheilten" glauben nun, ihrer Dankbarkeit für die vermeintliche Hülfe in überschwänglichen Ausdrücken Luft machen zu müssen: das Beispiel Anderer, die Eitelkeit, auch einmal ein paar Zeilen von sich gedruckt zu sehen, wirken ansteckend, und Niemand von ihnen bedenkt, wie geradezu *unsittlich* es ist, Zeugnisse für die Güte von Arzneimitteln abzulegen, deren Wirkungsweise man nicht im Entferntesten beurtheilen kann, von denen man höchstens bezeugen könnte, daß man *zur Zeit* ihres Gebrauchs gesund geworden ist, daß sie die Genesung vielleicht nicht auffallend *verzögert* haben. Niemand aber bedenkt, daß er durch solche Zeugnisse seinen Mitmenschen den größten Schaden zufügen kann und sich zum unfreiwilligen Helfershelfer einer schlechten Sache hergiebt.

Da sich Diejenigen nur vereinzelt melden, denen ein Geheimmittel nichts nützt, und Diejenigen, die daran zu Grunde gehen, den Mund schon gezwungen halten müssen, so wächst natürlich in allen Fällen bald ein Schatz günstiger Zeugnisse an, mit dem man Broschüren füllen kann; der Erfinder des Mittels wird, wenn er nicht ein großer Menschenkenner ist, von seinen eigenen Erfolgen überrascht und lebt sich immer tiefer in seinen einträglichen Wohlthätigkeitsdrang hinein. Wir setzen hier den günstigsten Fall, den Glauben des Verkäufers an seine Mittel und die authentischen Zeugnisse Solcher voraus, die sich durch den Gebrauch derselben geheilt wähnen. Aber wir können noch einen Schritt weiter gehen und sogar eine Unschädlichkeit der Mittel für viele Fälle, eine zufällige Wirksamkeit für einzelne zugeben, und würden doch mit Entschiedenheit behaupten müssen, daß die besten Geheimmittel zehnmal so viel Schaden als Nutzen stiften, sei es auch einzig dadurch, daß sie den Leidenden verhindern, bei Zeiten vor die richtige Schmiede zu gehen.

Konnten wir auf diese Weise einzelne Geheimmittelverkäufer — denn die meisten sind echte Industrieritter — und auch einzelne Personen, die solche Mittel weiter empfehlen, bis zu einem gewissen Grade entschuldigen, nämlich mit ihrer möglicher Weise vorhandenen Unwissenheit, so können wir eine gleich milde Beurtheilung keineswegs Denjenigen zu Gute kommen lassen, die ein Geschäft daraus machen, Geheimmittel aller Art gegen Entgelt und unter dem Vorgeben eines amtlichen Charakters oder einer speciellen Befugniß zu empfehlen.

So ausgedehnt hat sich der Krebsschaden des Geheimmittelschwindels in unsern Tagen, daß sich ein förmliches Geschäft auf die natürlich unabänderlich günstige Begutachtung von Geheimmitteln begründen ließ. Fast in jeder unserer Großstädte giebt es eine oder einige solcher „Autoritäten", die gegen bestimmte Vergütung jede neu auftauchende Schwindelwaare unter den Schutz ihrer Titel nehmen, die Reinheit, Unschädlichkeit und Wirksamkeit solcher Waare bestätigen und ihr wie ein Amtssiegel gestaltetes Privatsiegel unter das Attest drücken.

Diese Personen sind in der Regel *keine Aerzte*, obwohl doch nur solche ein ärztliches Gutachten über Arzneiwirkungen abgeben könnten, sondern es sind meistens sogenannte *verdorbene Apotheker*, das heißt solche Apotheker, die durch das herrschende Concessionssystem verhindert sind, ihre Fähigkeiten besser zu verwerthen, eines der vielen Beispiele, wie mangelhafte staatliche Einrichtungen stets auch in weiteren Kreisen üble Folgen nach sich ziehen. Um das liebe Publicum nun gründlich zu täuschen, schmückt sich der betreffende Schutzgenius möglichst mit hochklingenden Titeln: er nennt sich zum mindesten einen Apotheker erster Classe, obwohl es seit sehr langer Zeit keine Apotheker zweiter Classe bei uns mehr giebt, und legt sich den Director-Titel eines chemischen Laboratoriums bei, sollte auch dieses Laboratorium nur in einer gewöhnlichen Kochküche und sein chemisches Werkzeug in Dreifuß und Bratpfanne bestehen.

Ein ferneres sehr schätzbares Requisit ist der Titel eines Doctors der Philosophie, dessen ordnungsmäßige Erwerbung Apothekern, welche vorschriftsmäßige Universitätsstudien zu machen haben, keine nennenswerthen Schwierigkeiten bereitet. Gleichwohl haben sie sogar diesen Titel, der natürlich stets unter Weglassung der näheren Facultätsbezeichnung gebraucht wird, um dem verehrlichen Leser die Verwechselung mit einem Doctor der Medicin möglichst zu erleichtern, meistens auf Schleichwegen erworben, und es machte einen allgemein sehr erheiternden und belustigenden Eindruck, als eine der berühmtesten Autoritäten dieses Faches vor Jahr und Tag auf den peinlich dringenden Wunsch der zuständigen Polizeibehörde, seine Papiere zu sehen, ein Jenaer Doctordiplom zum Vorschein brachte, mit welchem er von einem der bekannten Doctor-Fabrikanten — auch ein moderner Industriezweig! — betrogen worden war, denn das zur Prüfung nach Jena gesandte Diplom erwies sich als eine plumpe *Fälschung*.

Jedenfalls noch bedeutend höher im Preise stehen die Atteste der sogenannten „Medicinalräthe": denn Medicinalräthe sind ja in der Regel mit dem Vertrauen einer Regierung betraute Personen von Amt und Würden, deren Urtheil in solchen Dingen ein großes Gewicht haben würde. Allein auch hier darf das Publicum getrost überzeugt sein, daß Medicinalräthe, die Geheimmittel attestiren, einem andern Stande angehören. Zur Zeit der deutschen Kleinstaaterei legte man nämlich in kleinen Ländern, die kaum einen Regierungs-Medicinalstab hätten besolden können, diesen Titel Apothekern bei, die zu Revisionen und dergleichen Geschäften herangezogen wurden.

Ein solcher Medicinalrath a. D. eines Ländchens von kaum 50,000 Einwohnern ist nun, da ihm offenbar dieser Wirkungskreis nicht groß genug war, nach der deutschen Reichshauptstadt verzogen und hat durch seine Atteste das liebe Publicum in den Glauben versetzt, er stelle eine preußische oder deutsche amtliche Autorität im Gesundheitswesen vor, eine Täuschung, die um so vollständiger gelingen mußte, als in Berlin sich ein wirklicher Medicinalrath gleichen Namens im Amte befand. Dieser dadurch in eine sehr schiefe Lage gelangende Beamte nahm dann freilich bald Gelegenheit, das Polizeipräsidium auf seinen Doppelgänger aufmerksam zu machen, und diese Behörde hat denn auch amtliche Warnungen vor dem Herrn Doppelgänger erlassen, ohne ihn indessen dadurch einzuschüchtern, denn auf seinen Geheimmittelatteste prangte nach wie vor der Medicinalrathstitel.

Eine zweite Kategorie von Helfershelfern, die man beinahe mit noch mehr Recht die Hehler des Diebstahls an der Volksgesundheit nennen könnte, rekrutirt sich, statt aus verdorbenen Apothekern, aus unfähigen Buchhändlern. Wir meinen hier diejenigen dunklen Ehrenmänner, welche Herstellung und Vertrieb einer Broschürenliteratur betreiben, deren Hauptzweck es ist, mit allen Künsten der Drohung und Ueberredung den Kranken zu veranlassen, sich in den alleinseligmachenden Schutz ihrer Universalmittel oder eines mit ihnen associirten heruntergekommenen Arztes zu werfen. Diese Broschürenliteratur speculirt mit ihren unübertrefflichen „Meisterwerken" einerseits auf die verderbliche Sucht Halbgebildeter, an ihrem Körper herumzucuriren, andererseits auf junge Gimpel, denen sie einredet, sich durch schlechte Gewohnheiten einem unheilbaren Siechthum übergeben zu haben, wogegen sie nur bei ihnen Hülfe finden könnten. Schon im vorigen Jahrhundert mußte der berühmte englische Arzt John Hunter die Jugend vor jener elenden Literatur warnen, welche durch übertriebene Schreckensbilder die in dieser Richtung sehr folgsame Phantasie in Spannung versetzen und die Krankheit erst *schaffen*, die sie zu bekämpfen vorgeben. Es handelt sich hier um einen Industriezweig, dessen Nichtswürdigkeit gar nicht zu schildern ist und der geradezu darauf baut, daß sich die anständige Presse nicht gern mit ihm beschäftigt.

Man pflegte früher gern „Doctor und Apotheker" als die natürlichen Verbündeten gegen den Geldbeutel der Leidenden hinzustellen, aber die Neuzeit hat gezeigt, daß Buchhändler und Arzt viel schlimmere Bundesgenossen sein können. Da hat sich z. B. in Leipzig eine besondere Verlagsanstalt aufgethan, die ihre eigene Druckerei besitzt, und sich berühmt (!), ihre Geheimmittelbücher binnen wenigen Jahren in — ich glaube — hundertzwanzig starken Auflagen verbreitet zu haben. Da diese durch ungeheuere Massen von Anerkennungen und Zeugnissen umfangreichen Bücher halb oder ganz verschenkt werden, so kann man daraus ermessen, mit welchem werthlosen Zeuge die Opfer solcher „Verlagsgeschäfte" bedient werden müssen, um derartige Unkosten zu decken und die Veranstalter für die Verachtung der aufgeklärten Welt zu entschädigen.

Digitized by Google

Natürlich hat diese systematische Täuschung und Prellerei des Publicums in der wohlmeinenden Presse stets die entschiedenste Gegnerschaft gefunden, und die „Gartenlaube" darf sich wohl das Zeugniß geben, ihrerseits seit langen Jahren das Mögliche gethan zu haben, das Publicum vor solcher gewissenlosen Ausbeutung zu warnen. Sie will aber auch ihrer Mitstreiter auf diesem Gebiete nicht vergessen und nennt dabei in erster Reihe den verstorbenen Professor Bock, den Professor der Medicin Dr. H. E. Richter, den Vertrauensmann der Dresdener Aerzte beim sächsischen Landesmedicinal-Collegium, der eine besondere Schrift gegen das Geheimmittelunwesen (Leipzig, 1872 bis 1875) herausgegeben hat, und Dr. Emil Jacobsen in Berlin, der in seiner mit Dr. E. Hager begründeten Zeitschrift „Industrieblätter" seit einem Jahrzehnt tapfer zur Unterdrückung dieser am Volkswohle nagenden Krebsgeschwüre gekämpft hat. Es kann wohl kaum ein beredteres Zeugniß für den großen Umfang des Unwesens und der durch dasselbe geschädigten Interessen geben, als daß ein hauptsächlich gegen die Geheimmittelkrämerei gerichtetes Preßorgan als Bedürfniß erschienen ist und im gebildeten Publicum Boden finden konnte. Es wäre freilich zu wünschen, daß diese Zeitschrift eine noch weitere Leserschaft an solchen Personen fände, die in ihrem Kreise auf Unterdrückung der großen Calamität hinwirken wollen und können.

Naturgemäß hat sich dieser Kampf der wohlmeinenden Presse nicht blos gegen die Geheimmittelfabrikanten, sondern und mit erhöhter Energie gegen die Helfershelfer gewendet, bei denen sie als sicher voraussetzen kann, daß sie sich nicht aus bloßer Fahrlässigkeit an dem kostbarsten Gute ihrer Mitmenschen versündigen. Und dieser Kampf ist kein ganz dornenloser; denn die Angegriffenen, welche an kolossale Geschäftsunkosten gewöhnt sind, strengen in der Hoffnung, doch einmal zu triumphiren, selbst in den aussichtslosesten Fällen Injurienprocesse an, um den Gegner einzuschüchtern und ihrem Geschäfte freie Bahn zu schaffen. Die Richter sind nicht immer unbefangen genug, zu erwägen, daß es sich hierbei um Kämpfe für das Volkswohl handelt, daß die Angriffe nicht den Personen an sich, sondern ihrem unsaubern Treiben gelten, daß keinerlei egoistische Motive, sondern rein ethische denselben zu Grunde liegen und statt einer schlechten Absicht (dolus) vielmehr die allerbeste vorhanden ist. Trotz alledem hat auch die „Gartenlaube" manche bittere Erfahrungen auf diesem Gebiete sammeln müssen, aber sie will hier nicht von sich selber reden, sondern an einem andern Beispiele zeigen, wie auch die selbstlosesten Streiter im Kampfe gegen den Geheimmittelschwindel nicht selten die Zeche bezahlen müssen.

Nachdem Dr. E. Jacobsen die hervorragendsten Geheimmittel-Väter und -Beschützer schon lange Jahre hindurch mit den Waffen der wissenschaftlichen Kritik bekämpft hatte, indem er ihnen an der Hand der chemischen Analyse Schlag auf Schlag nachwies, welch werthloses Zeug sie fortwährend in die Welt setzten respective empfahlen, fiel es ihm vor nicht langer Zeit eines Tages bei, einmal die Waffen zu wechseln und die Satire gegen sie in's Feld zu schicken. Er veröffentlichte im Briefkasten seiner „Industrieblätter" folgende köstliche Persiflage, die wohl ein Seitenstück zu dem berühmten Theaterzettel Lichtenberg's contra Philadelphia genannt zu werden verdient:

„... Vor einigen Jahren hat Professor A. in J., der berühmte Erfinder der Glycerin-Glanzwichse, bei Experimenten mit einer Deleuil'schen Quecksilberluftpumpe sich die Frage vorgelegt: was wird daraus, wenn man nach Erreichung vollständigster Luftleere weiterpumpt? Gedacht, gethan! Zu seinem Erstaunen entwickelte sich ein blauer Dunst, den der Professor durch eine U-förmige Röhre leitete und genügend abkühlte, wobei eine Condensation des Dampfes stattfand, sich schöne blaue, goniometrisch noch nicht bestimmte Krystalle bildeten. Die Untersuchung ergab, daß man es mit krystallisirtem Raum zu thun hatte. Die Tragweite dieser Erfindung ist natürlich eminent: kein Mangel an Raum mehr! Der Erfinder hat seine Erfindung nicht verwerthen wollen, weil er von der preußischen Patent-Commission mit der Behauptung abgewiesen wurde, die Luftpumpe wäre nicht neu und das Pumpen nichts Eigenthümliches. Ein Versuch Professor A.'s, den krystallisirten Raum als Geheimmittel gegen Magerkeit zu verwerthen, scheiterte, trotzdem die Herren Medicinalrath X., Dr. Y., Dr. Z. und Director W. die besten Atteste ausstellten."

X., Y., Z., oder vielmehr des inzwischen verstorbenen Z. Wittwe, verklagten den Satiriker, erstere wegen Beleidigung, Herabsetzung ihres „wissenschaftlichen Ansehens" und Schädigung ihres Geschäftsbetriebs als Geheimmittel-Empfehler, letztere unter Bezeichnung des Angriffs als eine Art Leichenschändung. Die pietätvolle Wittwe wurde mit ihrer Anklage abgewiesen, X. und Y. aber gewannen ihren Proceß in zwei Instanzen, da sie mit Bestimmtheit nachweisen konnten, den sicherlich ganz unschädlichen krystallisirten Raum niemals als bestes Mittel gegen Magerkeit empfohlen zu haben.

Man ersieht hieraus, daß, wer im Kampfe gegen solche Gebrechen des öffentlichen Lebens, die im Strafgesetzbuche nicht vorgesehen sind, siegreich bestehen will, sich gar oft gegen Arglist mit List wappnen muß, wie es laut unserer neulichen gelegentlichen Mittheilung in dem Artikel „Ein Preßproceß der ‚Gartenlaube'" (Nr. 7, „Blätter und Blüthen") der Karlsruher Ortsgesundheitsrath gethan hat.

Und das Heilmittel gegen jenes Bündniß von Geldgier und Gewissenlosigkeit? Wir wissen vorläufig kein anderes Universalmittel, als die Aufklärung des Publicums über dergleichen Schwindel, denn das Radicalmittel eines Verbots aller öffentlichen Anpreisungen von Heilmitteln unbekannten Inhalts scheint trotz seiner Einfachheit von den gesetzgebenden Factoren aller Länder für undurchführbar gehalten zu werden. Vergeblich fragen wir: warum?

Karpathen-Menschen.

2. Paulu, der Vergeßliche.

Von F. Sch.

(Fortsetzung.)

„Was ist's, Junge? Hat's ein Unglück gegeben?" sprach ich.

Paulu schüttelte verneinend den Kopf mit den langen Haarlocken, welche wie die Zweige eines vom Sturme zerzausten Baumes umherhingen.

„Ist der Wurf mißglückt?"

Abermaliges Kopfschütteln folgte; erst als der sichtlich Erschöpfte ein Glas Rum, das ich ihm reichen ließ, in hastigen Zügen getrunken, lösten sich gleichsam die Worte von der schwer athmenden Brust.

„Es ist nichts, Herr — nur ein Narr, und ein altes schlechtes Weib — aber glaubt mir, das Geschwätz der Elster oder das Knarren der Windfahne ist verläßlicher, das Gekrächz des Todtenvogels glückbringender als —"

Armer Junge! Er lachte auf wie geistesverwirrt, und in der Einfalt seines Gesichtsausdrucks lag nun ein Zug von Wildheit, der mich fast erschreckte.

„Wohl, Paulu, aber was kann ich für Dich thun?" meinte ich begütigend.

„O Herr!" rief er plötzlich, um im nächsten Augenblicke wieder mit stier auf einen Punkt gerichtetem Blicke hinzuzufügen: „Nichts, Herr — ich kam nur, weil — ja weil ich hörte, Ihr wolltet nach Rimnik heimreiten, und ich dachte —"

„Nun, was dachtest Du?"

„Ja seht, Herr, es ist ein weiter Weg für Fremde; darum nehmt mich mit! Und ich will des Teufels sein, wenn —" Und wieder hielt er inne mit wirrem Blicke.

Sein Geist glich einem Uhrwerk, dessen beschädigte Räder nur noch stoßweise fungiren, doch war dies nach dem Fehlschlagen jahrelang gehegter Hoffnung leicht erklärlich und die Anhänglichkeit des armen Burschen um so rührender, der bei alledem so weit hergelaufen war, um mir als Führer zu dienen.

Es wäre thöricht und grausam zugleich gewesen, das An-

Digitized by Google

Heitere Kindheit.

Nach seinem Gemälde auf Holz übertragen von O. Rethel.

erbieten zurückzuweisen, und da Paulu auf meinen Rath, sich ein Stündchen der Erholung zu gönnen, erklärte, der Sattel sei hierzu der geeignetste Platz, so wies ich ihm das für meinen Diener bestimmte Pferd an und überließ mich seiner Führung.

Es zeigte sich bald, wie gut ich daran gethan.

Paulu kannte die Gegend so gut wie seine Tasche. Bald die Wirrniß eines majestätischen Hochwaldes durchschneidend, bald dem bahnbrechenden Laufe eines Wildbaches folgend, dann wieder über sanft gewölbte Matten hin, ritt er immer vor mir her ohne einen Augenblick des Zweifels oder Zögerns über die zu wählende Richtung, ein Pfadfinder des Berglandes, desgleichen mir nicht wieder vorkam in all den Jahren meines Aufenthaltes in den Karpathen. So wurde es möglich, daß wir das auf halbem Wege gelegene kleine Bergdorf, wo auf mein Aviso frische Pferde für uns bereit gehalten wurden, in drei statt in sechs Stunden, wie ich gerechnet, erreichten, wodurch unsere Ankunft in Rimnik bis zur Mittagszeit gesichert war.

Dieses überraschende Resultat milderte sichtlich Paulu's trübe Stimmung, doch blieb er schweigsam und in sich gekehrt, verschiedene Kernflüche abgerechnet, welche gelegentlich überhängender Aeste oder hinderlicher Baumstämme der ortsüblichen Berghexe galten. In der Nähe Rimniks aber, als wir unseren Thieren der zunehmenden Hitze wegen eine ruhigere Gangart erlaubten, hörte ich den nun hinter mir Reitenden so bedenklich stöhnen, daß ich besorgt nach der Ursache dieser Schmerzenslaute fragte.

„O nichts, Herr," erwiderte der Gefragte, „es ist mir nur,

Digitized by Google

Ernste Kindheit.

Nach seinem Gemälde auf Holz übertragen von O. Rethel.

als ob alle meine Gedanken an Frau Dordona's Bratspieß steckten und an ihrem Herdfeuer gebraten würden."

„Das kommt von der Hitze, Paulu," sagte ich, durch dieses deutliche Symptom eines herannahenden Deliriums nicht wenig beunruhigt. „Doch gedulde Dich nur! In Rimnik werde ich Dich zum Doctor führen."

„O lieber, guter Herr, thut das nicht!" fiel Paulu erschreckt ein und fuhr auf mein „Weshalb nicht?" eifrig fort:

„Sehet, Herr, mein Vater ließ, so lange er lebte, den Doctormenschen nur einmal holen, das war, als sein Lieblingsschaf erkrankte, während ihn selbst heftige Leibschmerzen plagten; na, und wie meine Mutter vorausgesagt, andern Tages schon streckte das Schaf alle Viere von sich."

„Aber Dein Vater, Paulu?"

„Meinem Vater wäre es sicher ebenso ergangen, hätte er nicht kluger Weise den für ihn bestimmten Medicintrank eher an dem kranken Schafe probirt und die Flasche, nachdem er gesehen, wie schlecht er diesem bekam, in das nächste Wetterloch geworfen, auf daß kein weiteres Unglück damit angerichtet werde."

„Dein Vater war in der That ein vorsichtiger Mann."

„Ja, Herr, und auch ich wüßte ein gutes Mittel gegen die Hitze auf der Heimkehr."

„Das wäre?"

„Wir dürfen nur die Sonne mit dem Mond vertauschen."

Die Lösung war freilich höchst einfach und nichts weniger als unvernünftig, da die Hitze in der That äußerst belästigend

war; zwar wußte ich, daß Hirten und Bauern, welche nicht zugleich — berechtigt oder unberechtigt — Schützen waren, der Wölfe, Bären und Hexen wegen Nachtmärsche nur im Drange der Noth und dann truppweise vereint unternahmen, weshalb Paulu's Vorschlag mich einigermaßen überraschte, indessen der Bursche hatte sich schon als ungewöhnlich muthig erwiesen, außerdem aber schien mir die Idee eines Nachtrittes in diesem wildromantischen Gebirge so reizend, daß ich ohne weiteres darauf einging und ihn beauftragte, die Pferde Abends wieder bereit zu halten. Die Aussicht, auf dem Rückwege den sengenden Strahlen der Sonne zu entgehen, erleichterte die Leiden des Burschen so sehr, daß er mehr als einmal zu einem fröhlichen Liedchen anhub, um jedoch jedesmal nach wenigen Tönen kurz abzubrechen, ähnlich dem verwundeten Vogel, der gleichwohl den gewohnten Gesang nicht ganz zu unterdrücken vermag.

Dagegen schien der Himmel mit unserem Plane keineswegs einverstanden. Kurz nach unserer Ankunft in Rimnik ballten sich gewaltige Wolkenmassen am Horizonte zusammen, und eben als ich meine Geschäfte beendet, ging ein so wuchtiger Gewitterregen nieder, daß ich meinerseits die nächtliche Rückkehr aufgab.

Paulu war jedoch anderer Meinung. Kaum daß der heftigste Regen nachgelassen, erschien er im Wirthshofe mit den nach meinem Befehle gesattelten und gezäumten Pferden und wartete dann, sich mit nachlässiger Behaglichkeit an seine stämmige Stute lehnend und seiner geliebten Pfeife Rauchwolken entlockend, gerade so, als lachte der blaue Himmel über uns.

Es donnerte, als ich zu ihm hinaustrat, während der Wirth und die anwesenden Gäste neugierig in die Veranda an der Hofseite des Hauses eilten.

„Schlimmes Wetter, Paulu!“ sagte ich bedauernd.

„O, nur etwas naß, Herr!“ erwiderte er, gleichmüthig den Steigbügel an meinem Sattel zurecht rückend.

„Hm, und Du meinst, daß es morgen wieder heiß werden wird?“ fragte ich als letzten Versuch, das unerfreuliche Douchebad abzuwenden.

„Sehr heiß, Herr! So 'n paar Tropfen sind eine wahre Wohlthat dagegen,“ versicherte Paulu, mir die Zügel übergebend.

In diesem Augenblicke erhoben sich gleichzeitig ein halb Dutzend warnende Stimmen von der Veranda her. Wirth und Gäste beschworen mich, ein Vorhaben aufzugeben, dessen Ausführung unter allen Umständen ein Wagestück, bei solchem Wetter jedoch geradezu eine Tollheit wäre.

„Stadtleute und alte Weiber schwätzen viel,“ versetzte Paulu auf meinen fragenden Blick. „Doch wenn Ihr glaubt, Herr?“

In der Miene des Burschen lag bei dieser Frage ein Ausdruck des Spottes, dessen ich diese einfältigen Züge nicht fähig gehalten hätte. Meine Antwort bestand darin, daß ich mich in den Sattel schwang und zum Thore hinausjagte; es war doch gar zu ärgerlich, daß ein Hirtenjunge an meinem Muthe zu zweifeln wagte.

Und als ob die Berghexe, deren Zaubermacht nach Paulu's Versicherung das Unwetter herbeigeführt, unserem entschlossenen Vorgehen gegenüber das Vergebliche ihrer Bosheit eingesehen hätte, zertheilte sich, als wir das Städtchen im Rücken hatten, das dunkle Gewölk, um uns nochmals das strahlende Antlitz der Frau Sonne erblicken zu lassen, welche eben mit warmem Abschiedslächeln hinter den Bergen verschwand. Auch die erst von dichtem Nebel verhüllten Höhen prangten wieder in blauer oder violetter Feiertracht, und der rasche Ritt in der ozonreichen reinen Luft war so erfrischend, daß ich mit Paulu's Hartnäckigkeit vollkommen versöhnt war.

In der würzigen Abendfrische schien der arme Bursche Kopf- und Leibschmerzen gleichzeitig vergessen zu haben; denn während des munteren Trabes unserer Thiere war er geradezu unerschöpflich an lustigen Liedchen.

So erreichten wir das Bergdorf in heiterster Stimmung. Im Hause des Richters, wo wir unsere ursprünglichen Pferde wieder eintauschten, wiederholte sich die Scene vom Gasthause in Rimnik. Der alte Mann und dessen Hausgenossen schilderten die Gefahrlichkeit des Riu rou (Wilder Bach) nach solchem Wetter und die Blutgier der Wölfe, gerade jetzt, wo die Schafheerden, ihre Hauptnahrung, von den Alpen abgetrieben seien, in den lebhaftesten Farben, und Ersterer drang in gutmüthigster Weise in mich, die Nacht in seinem Hause vorlieb zu nehmen. Auch war ich nahe daran, auf den gutgemeinten Vorschlag einzugehen, als Paulu mir leise zuraunte:

„Wahrlich, Herr, die braune Suppe dort im Mamaligakessel des Richters scheint mir noch gefährlicher als das Wasser des Riu rou, und was die Wölfe anbelangt, so müßt Ihr selbst schon verspürt haben, daß es hier im Hause von Thieren wimmelt, die noch weit blutgieriger sind.“

Des Burschen Bemerkungen waren leider treffend; das würdige Oberhaupt des Dorfes mochte ein herzensguter Mann sein, allein in seinem Hause waltete keine Margita.

Vorwärts also! Die Gefahren, über welche Paulu so heiter scherzte, konnten nicht schlimmer sein als eine schlaflose Nacht.

Unter den Segenswünschen der Männer und eifrigem Kreuzeschlagen der Weiber ritten wir in die dunkle Nacht hinaus, auf immer rauheren Wegen zwar, doch ungehindert, bis nach etwa einstündigem Ritte sich das Rauschen des Riu rou vernehmen ließ und bald darauf die Pferde weiteres Vorschreiten hartnäckig verweigerten. Als wir dieselbe Stelle Vormittags passirten, wurden kaum die Hufe derselben benetzt, jetzt aber sahen wir, so weit unser Blick in die Dunkelheit drang, nur eine bräunlich schmutzige Wassermasse, welche unheimlich wirbelnd und gurgelnd an uns vorüber toste.

Paulu trieb sein Pferd so ungestüm dem Wasser zu, daß es, sich hoch aufbäumend, jeden Augenblick zu überschlagen drohte.

„Höre, Paulu, das Thier scheint klüger zu sein, als sein Reiter,“ sagte ich unwirsch über die Quälerei.

„Oh, oh,“ protestirte jedoch dieser, „behext ist es, und darum wasserscheu wie ein altes schmutziges Weib, doch Gott schlage mich, wenn Ihr es nicht gleich wie eine Ente plätschern seht.“

Damit sprang der Bursche aus dem Sattel und bis zum Gürtel in die weißende Fluth. In der That wirkte das gute Beispiel derart, daß nun beide Thiere willig in das nasse Element stiegen und uns — Paulu hatte sich sofort wieder in den Sattel geschwungen — muthig vorwärts trugen. Ich hatte den glücklichen Einfall, meine Pistolen aus dem Halfter zu ziehen und in der Brusttasche zu bergen, um sie vor dem Naßwerden zu schützen. Sie wären, wie sich sofort zeigte, diesem Schicksal sonst zweifellos anheimgefallen.

Es war ein unheimlicher Ritt. Durch den Schleier dunklen Gewölkes sandte der Mond sein mattes Licht in das einsame Karpathenthal, auf die hastenden, schäumenden Wogen um uns, die bald in Dunkel versanken, bald wieder aufblitzten; es war, als tummelten sich gnomenhafte Unholde mit unförmigen, schmutzigen Köpfen in phantastischem Reigen, das ringsum herrschende Todesschweigen durch ihr heiser kluxendes Gelächter unterbrechend. Mitten durch dieses wilde Getriebe aber brachen sich unsere braven Thiere Bahn, hart an einander gedrängt, als gelte es, sich gegenseitig beizustehen in dem gefahrlichen Gange.

Daß die Gefahr keine geringe war, bezeugten die bleichen Züge meines Gefährten, seltsamer Weise aber — und bezeichnend für die dunkeln Irrgänge des Menschenherzens — fühlte ich weit weniger Sorge als Befriedigung, wenn unsere Pferde strauchelnd oder einsinkend bis an den Hals in die Wogen geriethen und ich in Paulu's angstvoller Miene die gerechte Strafe für seinen fast unbegreiflichen Starrsinn lesen konnte. Oder war dieses Vorwärtstreiben um jeden Preis nicht Starrsinn, sondern gleich jener Empfindlichkeit für die Hitze ein Symptom beginnenden Wahnsinns?

Ich hatte nicht Muße, darüber nachzudenken, sondern vollauf zu thun, nicht von dem Wasserschwall aus dem Sattel gehoben zu werden, kaum aber hatten wir, dank der Muskelkraft unserer Pferde, das jenseitige Ufer glücklich, wenn auch wassertriefend, erreicht, als Paulu in lautes Jauchzen ausbrach und dann, sein Pferd liebkosend, rief:

„Ho, ho, Bräunchen, morgen sollst Du Malaia fressen bis zum Platzen, ich aber will nimmer eines Richters Kesselwasser verachten, wäre es auch braun wie Deine Haut!“

Während der närrische Bursche so schwatzte, lenkte er seine Stute, die Führung wieder übernehmend, in ein enges Seitenthal, dessen Gerinne zwar mit abgeschwemmtem Gerölle bedeckt war, jedoch leidliches Fortkommen ermöglichte, bis abermals mächtiges Rauschen ein neues Hinderniß ankündigte.

Wie sich nach näherer Untersuchung ergab, war durch die Gewalt des abstürzenden Regenwassers eine Erdlawine niedergegangen, die Thalsohle aufwärts in einen See verwandelnd,

Digitized by Google

der nun, über den stauenden Schutt drängend, einen brausenden Wasserfall bildete. Die überlaute Fröhlichkeit Paulu's verwandelte sich bei diesem Anblicke in stumme Verzweiflung; lange starrte er unverwandt in die Verwüstung, als müsse sein Auge dennoch einen Durchweg ergründen.

„Umsonst, Paulu! Wir entgehen heute dem trüben Wasser nicht," sagte ich, um ihn aus seiner Erstarrung zu wecken, und wandte eben mein Pferd nach rückwärts, als dieses plötzlich fühlbar erzitterte und fast gleichzeitig sich jenes langgezogene Geheul in das Geräusch des Wasserfalles mischte, das ich gar wohl erkannte, da es mich oft genug schon aus dem Schlafe geweckt.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Der Tod Kaiser Norton's des Ersten. Am 8. Januar d. J. starb im Alter von fünfundsechszig Jahren in seiner „Residenzstadt" San Francisco jener Sonderling, welcher als „Norton der Erste, Kaiser der Vereinigten Staaten und Protector von Mexico" durch die „Gartenlaube" weltberühmt geworden und den Lesern dieser Blätter gewiß noch in der Erinnerung ist.*

Wohl Jedem, der während der letzten Jahrzehnte San Francisco auf längere Zeit besucht hat, ist die wunderbare Gestalt jenes in einer schäbigen alten mexicanischen Uniform, mit Hahnenfeder auf dem Hut und mit Knotenstock oder baumwollenem blauem Schirm unter dem Arm die Straßen dieser Stadt gravitätisch auf- und abwandelnden Mannes eine bekannte Erscheinung gewesen, der sich selbst den gekrönten Titel gegeben und von der ganzen Bevölkerung nie anders als „The Emperor" genannt wurde. Man sah ihn Sonntags in den Kirchen, und er fehlte bei keinem Concert, keiner Festlichkeit, keinem öffentlichen Aufzuge. In Theatern und an anderen Vergnügungsorten, wo gewöhnliche Sterbliche selbst in diesem freien Lande ihren Obolus an der Eingangspforte entrichten müssen, hatte er freien Zutritt. Nach schweigendem Uebereinkommen sämmtlicher Gastwirthe speiste der „Emperor" unentgeltlich in jeder Restauration, an jeder Hoteltafel, wo er einzutreten beliebte, und wenn es dennoch gelegentlich vorkam, daß ein Kellner dem kaiserlichen Gaste aus Unkenntniß Geld abverlangte, so fanden sich stets Zehn für Einen unter den gerade anwesenden Amerikanern, welche die Zeche für Seine Majestät liquidirten.

Das nöthige Kleingeld für anderweitige leibliche Bedürfnisse oder für Wohlthätigkeitszwecke verschaffte sich Norton der Erste durch den eigenhändigen Verkauf seiner Schatzscheine oder durch Abgaben, die er von den Kaufleuten mit unnachsichtlicher Strenge persönlich eintrieb und die ihm nie verweigert wurden. Während eines Zeitraumes von mehr als fünfundzwanzig Jahren stand der alte Kaiser auf cordialem Fuße mit seinen getreuen Unterthanen, deren Liebe und Anhänglichkeit für ihn bis zu seinem Tode dieselbe geblieben ist.

Seine unzähligen Proclamationen in den hiesigen Tagesblättern, in denen er seinem Mißfallen über politische Zustände, über Krieg und Frieden, über municipale Verhältnisse im Allgemeinen ꝛc. drastische Worte lieh, seine Befehle an auswärtige Potentaten und Minister wurden stets von Alt und Jung mit gebührender Aufmerksamkeit gelesen, und es war sicherlich nicht seine Schuld, daß z. B. Bismarck den Franzosen die Milliarden nicht erließ und daß die Russen im letzten Türkenkriege nicht an der Donau Halt machen wollten. Ob General Grant dem entschiedenen Befehl, die Candidatur für einen dritten Präsidentschaftstermin nicht anzunehmen, gehorchen wird, muß sich bald entscheiden. Wäre Norton der Erste ein Jahr länger am Leben geblieben, so würden seine auf die nächste Präsidentenwahl Bezug nehmenden Proclamationen ohne Zweifel in Washington gebührende Achtung gefunden haben.

Norton der Erste pflegte nicht gern bei den Sitzungen des californischen Repräsentantenhauses in Sacramento zu fehlen und nahm dort regelmäßig einen Platz auf der vordersten Bank ein, wo er den Debatten mit der größten Aufmerksamkeit folgte. Als er im Jahre 1866 eine Reise von San Francisco nach Sacramento auf dem Dampfer „Yosemite" unternahm, passirte es ihm, daß der Capitain jenes Dampfers ihn nicht unentgeltlich mitnehmen wollte. In Folge dieser respectswidrigen Behandlung erließ der entrüstete Kaiser die folgende Proclamation, welche dem Leser den energischen Stil unserer californischen Majestät veranschaulichen möge:

„Wir, Norton der Erste, Dei gratia Kaiser der Vereinigten Staaten und Protector von Mexico, befehlen, da die Dampfschifffahrtsgesellschaft Uns die freie Passage nach Sacramento verweigert hat, daß der Vereinigten Staaten Kutter ‚Shubrick' den Sacramentofluß so lange blockire, bis die rebellische Gesellschaft sich Uns gefügt haben wird.

(Siegel.)

San Francisco, den 8. Februar 1866.

Norton der Erste."

Die Dampfschifffahrtsgesellschaft, welcher beim Bekanntwerden dieser geharnischten Proclamation der Schrecken in die Glieder ging, sandte dem „Emperor" sofort einen Freipaß auf Lebenszeit zu, und seitdem hat weder diese noch irgend eine andere Gesellschaft in Californien es gewagt, der freien Bewegung Seiner Majestät Zwang anzulegen.

Einmal war ich jedoch Zeuge, wie dem Kaiser der Vereinigten Staaten durch die brutale Nichtachtung einer niedrigen Kellnerseele eine Majestätsbeleidigung zu Theil wurde, die in den Annalen der Geschichte ihres Gleichen sucht. Es war kurz nach der Eröffnung der Pacificbahn, als noch Restaurationswaggons den zwischen San Francisco und Sacramento fahrenden Zügen beigegeben wurden. Ich verzehrte während einer Reise nach Sacramento auf jener Bahn gerade ein treffliches Hamburger Beefsteak mit Bratkartoffeln im Speisewaggon und ließ als Zugabe das Panorama der fernen San Joaquin-Ebene, mit den Schneebergen der Sierra Nevada im Hintergrunde, an meinem Fenster vorüberfliegen, als die mir wohlbekannte Gestalt des Kaisers der Vereinigten Staaten und Protectors von Mexico gravitätisch aus dem nächsten Silberpalastwaggon in meinen Wagen trat und mir gegenüber an meinem Eßtische Platz nahm.

Norton der Erste befahl einem Aufwärter, ihm sofort eine Hammelcotelette nebst Gemüse, Austernpastete und eine Flasche Rheinwein zu bringen. Der Kellner nahm jedoch keine Notiz davon und hatte sogar die Frechheit, als der Kaiser seine Ordre ziemlich barsch und laut wiederholte, ihn zu fragen, ob er auch genügend Geld in der Tasche habe, um für die bestellte Mahlzeit zu bezahlen.

Die Entrüstung Seiner Majestät über den beschränkten Unterthanenverstand des Aufwärters war grenzenlos. Mit dem knorrigen Ziegenhainer auf den Tisch schlagend, schnaubte er den erschrockenen Kellner wüthend an und befahl ihm bei seinem Zorne, das Verlangte schleunigst zu bringen, widrigenfalls er der Pacificbahn ihren Freibrief innerhalb der Grenzen seines Reiches entziehen werde. Einige mitreisende Californier legten sich nun in's Mittel und veranstalteten schnell eine Collecte, für deren sehr splendid ausfallenden Betrag die Tafel königlich servirt und überdies noch durch zwei Flaschen Champagner ausgezeichnet wurde, um das erzürnte Gemüth des Kaisers wieder zu versöhnen. Norton der Erste geruhte, sämmtlichen Passagieren und selbstverständlich auch mir, seinem ergebenen vis à vis, ein Glas Schaumwein einzuschenken, erklärte sich aber erst zufrieden gestellt, als der reuige Kellner ihm demüthigst Abbitte that und der mittlerweile in den Speisewaggon eingetretene Conducteur mit unterwürfiger Miene versprach, daß dem Kaiser eine ähnliche Mißachtung, wie sie soeben stattgefunden, nie wieder auf einem Zuge der Pacificbahn geboten werden solle.

Es würde hier zu weit führen, die Excentricitäten dieses originellen Potentaten, dessen Titel und Würde im Volke mit liebenswürdigem Humor ein für alle Mal acceptirt worden waren, ausführlicher zu beschreiben. Norton der Erste gehörte eng zu der alten Goldstadt San Francisco und wurde von der neueren Generation dieser werdenden Weltstadt als ein heiliges Vermächtniß der „alten Zeit" pietätvoll hingenommen. Mit ihm ist wieder ein Stück Romantik aus dem Goldlande verschwunden, deß Gleichen in keiner anderen Stadt der Welt möglich gewesen wäre. An zehntausend Menschen, vom Arbeiter bis zum Millionär, haben dem guten, alten „Emperor" vor seiner Bestattung noch einen Blick zugeworfen, ehe sich der Sargdeckel über seiner irdischen Hülle schloß. Sein Andenken wird in dieser Stadt wohl niemals ausgelöscht werden; seine Büsten und Bilder werden die Erinnerung an ihn wach halten, und spätere Geschlechter werden ihn sicherlich mit dem Zauber der Sage und Romantik aus der „glänzenden alten Zeit" umgeben. Ohne Hofstaat, Steuereinnehmer und Minister regierte Norton der Erste einen Continent, ein Schattenkaiser, an dessen Namen kein Makel haftet. Möge die Erde ihm leicht sein!

San Francisco, im Januar 1880.

Theodor Kirchhoff.

* Siehe „Gartenlaube" 1869, Nr. 32 und 1870, Nr. 47.

Zur ärztlichen Anwendung der Elektricität. Ein von mir in Nr. 34 des Jahrgangs 1877 der „Gartenlaube" veröffentlichter Artikel: „Die Elektricität als Heilmittel" hat mehrere Fabrikanten elektrischer Apparate und sogenannter elektrischer Ketten veranlaßt, sich auf den genannten Aufsatz zur Empfehlung ihrer Erzeugnisse zu beziehen und in mehr oder weniger directer Weise den Glauben hervorzurufen, als ob ich diese Fabrikate selbst zur Anwendung empfohlen hätte. Ich sehe mich deshalb genöthigt, zunächst hiermit zu erklären, daß ich weder in dem erwähnten Artikel, noch auf irgend eine andere Weise die betreffenden Fabrikanten zu solchem Vorgehen veranlaßt oder ermächtigt habe, außerdem aber halte ich es für meine Pflicht, die Leser der „Gartenlaube" vor der Selbstbehandlung mit elektrischen Apparaten auf das Dringendste zu warnen.

Die Elektricität kann in den Händen eines mit der Handhabung der nöthigen Apparate vertrauten und mit den dieselbe voraussetzenden physikalischen und medicinischen Kenntnissen versehenen Arztes ungemein segensreich wirken, bei ungeschickter Anwendung aber steht sie an Gefährlichkeit den eingreifendsten Arzneimitteln durchaus nicht nach, und ich könnte selbst über zahlreiche Fälle berichten, in welchen die nicht sachgemäße Behandlung mit elektrischen Apparaten die traurigsten Folgen gehabt hat.

Wenn bei Kranken, denen von einem erfahrenen Arzte die Anwendung der Elektricität angerathen worden ist, aus irgend welchen Gründen, z. B. wegen großer Entfernung vom Wohnorte des Arztes u. dergl., die Behandlung durch den Arzt nicht möglich ist, so dürfen dieselben sich nur unter der Voraussetzung selbst elektrisiren, daß ihnen genaue Vorschriften bezüglich der Stärke des anzuwendenden Stromes, der Dauer und Häufigkeit der einzelnen Sitzungen gegeben werden. Außerdem sollte der betreffende Arzt aber in nicht allzu langen Zwischenräumen, etwa alle drei bis vier Wochen, sich von der Wirkung der Behandlung und von der Beschaffenheit der Apparate überzeugen, letzteres

zed by Google

besonders deshalb, weil durch den Gebrauch der Apparate sich die Stärke derselben allmählich ändert.

Was nun die in den Zeitungsannoncen angepriesenen Apparate betrifft, so sind dies durchweg sogenannte Inductionsapparate, welche — vorausgesetzt, daß sie überhaupt zu Heilzwecken anwendbar sind, was keineswegs bei allen der Fall ist — nur für ganz bestimmte Krankheitsformen passen und z. B. bei Rückenmark- und Gehirnleiden im Allgemeinen entweder wirkungslos oder geradezu schädlich sind. Für diese Zustände ist gewöhnlich nur der constante oder galvanische Strom geeignet, der aber kostspieligere Apparate erfordert und deshalb von den Fabrikanten billiger Inductionsapparate für überflüssig erklärt wird.

Die sogenannten „elektrisch galvanischen Ketten", Gichtketten mit oder ohne „Flußableitung", sind, soweit ich sie kenne, meistens so ungeschickt construirt, daß sie gar keinen Strom erzeugen; einige geben zwar anfänglich einen schwachen Strom, nach kurzer Zeit aber verschwindet derselbe durch Oxydation der leitenden Theile, und die ohnehin schon viel zu theuer bezahlte Kette ist dann nicht mehr so viele Pfennige werth, wie sie Mark gekostet hat.

Dr. Pierson in Dresden.

Die Aufsätze „Zur Geschichte der Socialdemokratie" haben mir neben vielen Zeichen freundlicher Anerkennung, für welche ich aufrichtig dankbar bin, auch eine Reihe minder befriedigter Zuschriften eingetragen. Es fehlt mir der Anlaß, näher auf ihren Inhalt einzugehen, um so mehr, als sie sich meist gegenseitig aufheben. Die Einen feiern Lassalle, Engels und Marx als „Könige" und schelten mich einen „Kärrner", die Andern wieder verspotten meine „Unwissenheit", weil ich „Autodidakten", wie jenen Männern, eine wissenschaftliche Bedeutung zuspreche. Aus diesen Anfeindungen von links und rechts vermag ich nur die tröstliche Ueberzeugung zu schöpfen, daß ich mich auf dem rechten Wege befinde. Meine Aufsätze wollen die Socialdemokratie weder feiern, noch über sie schimpfen. In beiden Beziehungen ist schon so überschwänglich viel gethan worden, daß ich mir gern an der bescheidenen Aufgabe genügen lasse, einem gebildeten Leserkreise, und zwar dem größten und sichtlich aufmerksamsten, den wir in Deutschland haben, ein anschauliches und — so weit möglich — unbefangenes Bild der Bewegung zu liefern.

Wenn seit Erlaß des Socialistengesetzes nicht die Zeit für eine sachliche Prüfung dessen gekommen ist, was die moderne Socialdemokratie ist und was sie will — wann in aller Welt soll diese Zeit kommen? Wann hat denn je die allgemeine Weltlage so sehr die angespannteste Aufmerksamkeit jedes denkenden Menschen auf dieses Problem lenken müssen, wie gegenwärtig, wo die russischen Nihilisten in den fürchterlichsten Gräueln schwelgen, die französischen Communards täglich kecker ihr Haupt erheben, aus einem großen Theile der britischen Landbevölkerung die unheimlichsten Symptome auftauchen, die Bakuniſten in Italien und Spanien ihre Maulwurfsarbeiten nach wie vor eifrig betreiben und — last not least — die deutsche Socialdemokratie trotz alledem in unverminderter Stärke fortbesteht, wie noch jüngst der preußische Minister des Innern im Abgeordnetenhause mit vollem Rechte hervorhob?

Auch ist es jenen Zuschriften viel weniger um die Sache selbst zu thun. Sie enden fast alle mit der theilweise von sehr albernen Drohungen begleiteten Forderung, zu widerrufen, daß Lassalle, Engels und Marx jüdischen Blutes seien. Im Interesse ihrer Urheber ließe ich diese Kundgebungen gern unerwähnt, wenn ich nicht in der That einen Irrthum zu berichtigen hätte. Von glaubwürdiger Seite und in schicklicher Form wird mir gleichfalls mitgetheilt, daß Engels aus einer alten deutschen Familie stammt, und ich nehme davon pflichtmäßig die gebührende Notiz. An der betreffenden Stelle meiner Aufsätze bemerke ich selbst, daß über die äußeren Lebensumstände von Engels nur wenig bekannt sei; unter diesem Wenigen hatte ich aber in den verschiedensten Schriften die niemals widerrufene Angabe seiner jüdischen Abstammung gefunden. So peinlich es mir, wie jedem sorgfältigen Schriftsteller, natürlich ist, eine thatsächliche Unrichtigkeit, sei es auch wider Wissen und Willen, verbreitet zu haben, so gereicht es mir doch auch wieder zu einiger Genugthuung, dadurch die Beseitigung eines Irrthums veranlaßt zu haben, der sich seit mehr als drei Jahrzehnten in der einschlägigen Literatur fortschleppte.

Was Lassalle und Marx angeht, so halte ich meine betreffenden Behauptungen in vollem Umfange aufrecht. Einsichtigen und unbefangenen Lesern brauche ich es wohl nicht erst auseinander zu setzen, daß ich damit weder etwas für, noch etwas wider das Judenthum habe sagen wollen. Ich habe einfach eine geschichtliche Thatsache erwähnt, deren Unterdrückung eine absichtliche Entstellung und Fälschung gewesen sein würde. Ohne gebührende Berücksichtigung ihrer jüdischen Abstammung sind die schöpferischen Führer des revolutionären Communismus in ihrem eigentlichen Wesen gar nicht zu verstehen; weit besser, als ich dies nachzuweisen vermöchte, ist es namentlich bezüglich Lassalle's noch kürzlich von einem angesehenen Gelehrten jüdischer Herkunft nachgewiesen worden. Mit Drohungen und Schmähungen ist dagegen nichts auszurichten; diese kläglichen Versuche eines geradezu unerhörten Terrorismus verfallen von selbst dem Urtheile jedes anständigen Menschen.

Berlin, im Februar 1880. Franz Mehring.

Die Lotosblume (vergl. Abbildung auf Seite 173) ist ein botanisch und mythologisch gleichermaßen interessanter Gegenstand, welchen Poesie und bildende Kunst vielfach in ihr Bereich gezogen haben. Unser Stimmungsbildchen, das wir G. Marx' geschickter Hand verdanken, zeigt uns die indische Seerose (Nelumbium speciosum) oder die prächtige Nelumbo im höchsten Schmuck. Die Alten nannten sie bald Rose, bald Lilie (Wasserlilie), je nachdem sie die Färbung oder die Form der Blätter oder Blüthen in Betracht zogen. Ihre Heimath ist in stehenden und in langsam fließenden Gewässern des südlichen und mittleren Asiens; sie kam aber auch als Lilie oder Rose des Nils vor, und ihr verdanken die Griechen und Römer die gepriesene „ägyptische Bohne". Der Wurzelstock dieser vielbewunderten Pflanze kriecht wagrecht unter der Erde hin, knotig und röhrig, und aus den Knoten heben sich auf langen Stielen die Blätter über die Wasserfläche empor; ebenso treten die Blüthenstiele, den Blattstielen ähnlich, über das Wasser heraus. Die Blüthen sind groß (sechs Zoll im Durchmesser) und gewähren das reizendste Bild, wenn sie, weiß mit rosigem Anhauch, aus dem Wasser hervorschimmern. Der große grüne Fruchtboden der abgeblühten Blume ähnelt merkwürdig einem Gießkannen-Seiher, so zwar, daß die etwas vergrößerten Durchlaßlöcher mit je einem Samenkern besteckt sind.

Die Lotosblume ist die heilige Blume der Inder, des Ganges heiliger Schmuck, und in Aegypten wurde sie hoch gefeiert als Sinnbild der Befruchtung des Landes durch den Nil und zugleich der Unsterblichkeit; sie war der Isis und dem Osiris geweiht. — Die großartigste Rolle spielt der Lotos in der indischen Mythologie, wo die Lotos-Weltblume, deren Fruchtknoten der heilige Berg Meru, der Wohnsitz der indischen Götter ist, die vier Hauptblätter ihrer Blumenkrone als vier Hauptländer nach den Weltgegenden ausstreckt, während ihre übrigen Blätter als Inseln auf dem Ocean schwimmen. Dies erinnert uns an die Esche Yggdrasil unserer nordischen Mythologie, deren drei Wurzeln bekanntlich auch nichts Geringeres, als die Stütze der Welt sind. Man sieht, in der gewaltigen Phantasie ihres alten Götterglaubens zeigen Inder und Germanen sich ebenbürtig und stammverwandt.

Für die Nothleidenden in Oberschlesien

gingen ferner ein: Frau R. in Gohlis M. 3; ein Abonnent am Petersberge M. 3; Fräulein Hedwig H. in New-York M. 100; A. C. in L. M. 3; Kneipe „Namenlos" in Nürnberg M. 3; Arthur Hentze in Großenhain M. 3; A. Ggch. in Weiherhof M. 5; Lehrer und Schulkinder in Grumbach M. 10.92; eine Gesellschaft in Lingen M. 10; H. in Schlawe M. 3; F. Popp in Hafnerzell M. 3; A. T. Marcks in St. Petersburg M. 50; R. S. in St. Ingbert M. 5; Carl Landbeck in Bochum M. 100; L. M. M. 100; M. H., E. H. und Ch. S. M. 5; C. Texas M. 100; A. L. in F. M. 5; B. in Preetz M. 2; aus Badras M. 60; W. König in Wien 5 Gulden österr. Währung; Abonnent vom Schwarzwald M. 5; Sammlung in Bacau, Rumänien, 20 Franken; gesammelt unter den Deutschen in Indianola, durch J. Wagner, M. 236.78; Casinogesellschaft in Sindolsheim M. 18; Ferd. Kunze in Chemnitz M. 2; eine Frau in Leitmeritz M. 8.30; Hebraicus in Wicheta Doll. 2; Sammlung der Deutschen in Terre Haute, Ind. durch H. Kirmse, M. 1797; Ludw. Wolff M. 41.70; Gust. Förster in Berthelsdorf M. 3; aus der kaiserlichen Hofbuchhandlung C. Röttger in St. Petersburg 15 Rubel; Ertrag einer Vorstellung der Dilettantengesellschaft in Leimbach M. 21.20; Carl Reimann in Goerlitz M. 1; aus Rötzschenbroda M. 1.50; Ittc. Ddt. in Dinkelsbühl M. 2; in der Gesellschaft „Erholung" in Pyrmont gesammelt M. 7; Frau Prof. Marie Schulze in Belgrad M. 3; Sch. Coldiz M. 3; ein langjähriger Abonnent in Tiflis 5 Rubel; G. W. in L. M. 15; gesammelt bei einem Zweckessen im Tewes'schen Gasthause in Lühe bei Steinkirchen M. 23.50; eine Deutsche in Ungarn M. 3.46; „Sonnabend-Gesellschaft" in Magdeburg M. 9.10; A. H. in St. Pauli M. 6; Johannes Goetzger in Wien 10 Gulden österr. Währung; R. M. in J. M. 6; Fr. L. in Teterow M. 10; L. B. M. 3; Kegelgesellschaft „Rochus" M. 20; G. Zechmeyer, Briefmarkenhandlung in Nürnberg, M. 5; A. R. in Tobg. M. 3; M. H. in Hamburg M. 5; S. R. aus Kempten M. 5; eine langjährige Freundin der „Gartenlaube" in St. Petersburg 6 Rubel; Louis Handmann in London 5 Pfund Sterling.

Ein Paket mit wollenen Waaren von Frau Heller in Zwickau; eine Kiste mit Kleidungsstücken aus Caub am Rhein.

Die Redaction der „Gartenlaube".

Für die Hinterbliebenen der verunglückten Bergleute von Zwickau

gingen ferner ein: C. Voigt in Kiel M. 9.53; Prediger Vogel in Berlinchen M. 6; von einem Landsmann in Hecklingen M. 3; Aug. Schweineberg in Erfurt M. 1; Marie Neufeld in Wartenberg M. 10; Ungenannt in Eschweiler M. 10; Provinzli M. 3; gesammelt durch Bruno Wunderlich in Moskau M. 106.90; Ungenannt in Buxtehude M. 50; Unbekannt in Laurahütte M. 5; F. Popp in Hafnerzell M. 3; Sammlung der Schulkinder in Auerhammer durch Lehrer Jahn M. 6; Sammlung der Schulkinder in Wolfsbehringen durch Pf. Orphal M. 1.92; Aug. Last in Bellin-Ueckermünde M. 3; B. Schilling in Paris M. 20; Preverance-Spiel-Casse in Helsingfors M. 15; John Rohmer in Manchester M. 10; R. D. in Köln M. 3.5; Ludmilla v. Gr. in Rußland M. 4; Fräulein Fannie Walter in Pittsburgh M. 16.90; Th. Schell in Milwaukee M. 12.68; E. F. M. 10; H. und M. Müller in Berlin M. 15; gesammelt in einer Handarbeitschule bei Gelegenheit des Geburtstags der Lehrerin durch Fräulein Sophie Gruno in Betzdorf M. 11; aus Orlamünde M. 1; Ungenannt in Winterberg 3 Gulden österr. Währ.; E. H. M. 5; C. G. Thomas M. 5; Alb. Steffin in Charlottenburg M. 1.50; Ittc. Ddt. in Dinkelsbühl M. 2; Familie Nierhaus in Moskau 37 Rubel; ein langjähriger Abonnent in Tiflis 5 Rubel; Johannes Goetzger in Wien 10 Gulden österr. Währ.; G. Zechmeyer, Briefmarkenhandlung in Nürnberg M. 5; E. T. in Rußland 3 Rubel; J. Möbius in Moskau M. 37.50; Plath in St. Petersburg durch C. Röttger 3 Rubel.

Das Gesammtergebniß unserer Sammlung stellt sich auf M. 2376. 14, welche Summe wir an die hiesige Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt für Rechnung des Hülfscomités einzahlten.

Die Redaction der „Gartenlaube".

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 12. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — Im Heften à 50 Pfennig.

Der Weg zum Herzen.

Nachdruck verboten.

Erzählung von **Robert Byr.**

(Fortsetzung.)

Während sie die mit alterthümlichen Waffen geschmückte Treppe langsam hinanstiegen, erzählte Lora mittheilungsbedürftig, daß sie beim Eintreffen der telegraphischen Abberufung aus der Pension der Meinung gewesen, man wolle ihr für den Rest des Carnevals noch die irdische Glückseligkeit eines Balles, oder gar mehrerer, bereiten, wie denn auch die ihr zur Begleitung mitgegebene Musiklehrerin sie während der kurzen Reise in diesen Hoffnungen bestärkt habe. Die Enttäuschung sei dann freilich eine sehr harte gewesen, als sie am vergangenen Abend bei ihrer Ankunft statt der Festvorbereitungen nur finstere, vergrämte Gesichter angetroffen, die eher eine Leichenfeierlichkeit zu verheißen schienen als Ballfreuden. Bei all dem, was sie später erfuhr, war doch ein Lichtgedanke vorherrschend geblieben, der dem kindlichen Gemüthe über alle Traurigkeit hinweghalf: die Gewißheit, nicht mehr in das Bauer zurückkehren zu müssen, aus dem das nach der Freiheit so sehnsüchtig ausblickende Vöglein jubelnd ausgeflogen. Mochte auch das Vermögen verloren sein, es regte sich fast etwas wie Schadenfreude darüber in dem kleinen Herzen, daß nun die Pension in dem theuren Institut nicht mehr weiter bezahlt werden konnte. Die Welt lag offen vor ihr — endlich, endlich! Was that alles Uebrige zur Sache!

Es war ein himmelweiter Unterschied zwischen dieser Denkweise Lora's und der Stimmung ihrer übrigen Angehörigen. Beim Eintritt in das Wohnzimmer wurde Lisa von Heinrich empfangen; Richard ging, unbekümmert um die Eintretenden, mit langen Schritten in dem düstern, nach der jüngsten Mode mit schwerfälligen gothischen Schnitzmöbeln ausgestatteten Gemache auf und ab, und Frau Hilma saß, steif aufgerichtet, in einem der hochlehnigen Sessel, die sämmtlich mit dem gestickten Ritterwappen derer von Mildner — einem goldenen Mühlrade im blauen Felde — von ihrer eigenen kunstfertigen Hand geschmückt worden waren.

Die magere Gestalt bewegte sich kaum, nur der schmale hohe Kopf neigte sich, Lisa begrüßend, ein wenig. Ihre Brauen waren gleich denen ihres Schwagers unheilvoll gerunzelt, was sie nicht gerade verschönte. Ein Kampf mit scharfen, wohl gar vergifteten Pfeilen mußte stattgehabt haben, und sichtlich nur durch das Aufgehen der Thür war das letzte noch unabgeschossene Wort auf Hilma's vor Aufregung zitternden Lippen gebannt geblieben.

Das ehrliche, breite Gesicht des blonden Recken, der Lisa gegenüberstand, war ungewöhnlich geröthet, und die gutmüthigen Augen des so schwer Betroffenen blickten beinahe furchtsam zu der Schwester hinüber, als ob er fragen wollte:

„Kommst auch Du, um mich zu verdammen?"

Sie aber brauchte nur einen Blick auf die beiden Anderen zu werfen, um zu fühlen, wie Alles, was sie auch auf dem Herzen haben mochte, vor dem Mitleid wich.

„Armer, armer Heinrich!" sagte sie, ihn voll Innigkeit umarmend, was den großen starken Mann so erschütterte, daß seine breiten Schultern zu zucken anfingen und er plötzlich wie ein Kind in Schluchzen ausbrach. Er brauchte eine Weile, ehe er die Schwester aus seinen Armen ließ.

Eine ganz entgegengesetzte Wirkung hatte Lisa's Ausruf jedoch auf ihre Schwägerin geübt.

„Armer Heinrich, ja, armer Heinrich!" ließ sich ihre harte schneidende Stimme vernehmen. „Ich denke wohl, daß sich das Mitleid ein Object aussuchen könnte, das dessen würdiger ist. Arm — arm sind andere Leute, die man in eine vergoldete Falle gelockt, um sie dann darin verhungern zu lassen."

„Nicht ich habe diese anderen Leute gelockt — nicht ich!" vertheidigte sich Heinrich mit erstickender Stimme.

„Einerlei!"

Der Vorwurf schien auch Richard verdrossen zu haben. Sich gegen die Klägerin wendend, fuhr er mit etwas ungeschlachtem Witze heraus:

„Du hättest eben dem Speckgeruche nicht zu folgen gebraucht. Warst Du doch kein so harmloses Mäuslein mehr."

„Man merkt Deinen Ausdrücken den Casernen- und Stallduft an," gab Frau von Mildner spitz zurück, während ihr Blick Lora, der ein leises, durch kein nachträgliches Husten mehr zu bemäntelndes Kichern entschlüpft war, durchbohren zu wollen schien.

„Ei was, Du spritzest auch nicht mit Eau de Cologne um Dich," entgegnete Richard barsch, und wie ein echter Reitersmann, der sich im dichten Handgemenge, ohne von Hieb zu Hieb viel Zeit verstreichen zu lassen, rasch herumwendet und nach allen Seiten um sich haut, kehrte er sich sogleich wieder gegen den Bruder. „Aber wahr ist's, arm sind zunächst andere Leute, die man dazu gemacht hat. Warst Du unfähig, so hättest Du nicht Andere bevormunden, sondern Dir selbst einen Curator setzen sollen. Es ist unverantwortlich, wie Du gehandelt hast! Aber freilich, da hieß es immer ‚der leichtsinnige Bursche, der Richard, man muß ihm Zügel anlegen, ihn unter dem Daumen behalten, und ein Beispiel sollt' er sich nehmen am soliden Heinrich.' Saubere Solidität das, die Andere an den Bettelstab bringt!"

Digitized by Google

„Frau und Kind!“ warf Richard's frühere Gegnerin, jetzt seine Partei ergreifend, ein. Dafür aber dankte er schlecht.

„Bah! Frau und Kind gehören zu ihm,“ fuhr er, ohne Lisa's Mahnruf zu beachten, im gleichen heftigen Tone fort. „Das ist seine Sache — ob er sich selbst zum Habenichts macht in seiner Eigenschaft als Familienvater, das geht mich im Grunde nichts an, aber seine Geschwister um das Ihrige bringen — pfui! Da sieh das arme Ding an,“ sagte er, auf Lora zeigend, „das mit einer überfeinerten Erziehung, mit allen Ansprüchen an die Welt, jetzt hinaustritt in's Leben, welches für die Arme ein Complex von getäuschten Hoffnungen, Demüthigungen und Elend ist. Verstehst Du, um was Du sie gebracht hast? Um ihr Glück.“

„Nein, Richard!“ fiel Lora eifrig ein. „Ich dulde es nicht, daß Du in meinem Namen Heinrich schiltst. Ich verlange nichts; ich wünsche nichts; ich verzichte auf Alles — es soll nur endlich Ruhe werden.“

Ihr Antlitz hatte sich geröthet, und aus ihren blauen Augen leuchtete ein entschlossener Wille, den man in dem frohmüthigen Geschöpfe gar nicht gesucht hätte. Sie trat nun auch an Heinrich's Seite, der, an der Lippe nagend, ihr einen bittend dankbaren Blick zuwarf, und ergriff, wie zum Zeichen ihres Entschlusses, seine Hand.

„Eben deshalb,“ fuhr Richard fort, ohne sich beirren zu lassen, „eben deshalb, weil Du in kindischer Einfalt nicht weißt, was Du thust, brauchst Du Jemand, der für Dich spricht. Er darf Deinen Verzicht gar nicht annehmen, wenn er sein Gewissen nicht noch mehr belasten will. Gottlob, unsere Erbtheile sind alle verhypothecirt, und für die Jüngste mit pupillarischer Sicherheit; wenn unsere Frau Stiefmama, wie sie eben durch ihren Herrn Rechtsvertreter vermelden ließ, auf Subhastation anträgt, im Falle sie ihre gekündete Hypothek nicht binnen einer Woche ausbezahlt erhält, so läufst Du ihr doch noch mit Deinem vorhergehenden Posten den Rang ab.“

„Aber ich will nicht, ich will nicht,“ rief Lora mit dem Fuße aufstampfend, daß man den Hacken ihres Stiefelchens auf dem Parquet klappen hörte.

„So schenke doch Dein Geld diesem rücksichtslosen, habgierigen Weibe!“ schloß Richard zornig den Streit.

Nun aber trat Lisa unmittelbar an ihn heran; sie legte ihre Hand auf seinen Arm, und unter dem Blitze ihres Auges hielt er mitten in seiner Wendung, die er auf dem Absatze zu machen gewillt war, unwillkürlich an.

„Es ist ein trauriges Drama, zu dem ich hierher gekommen bin,“ sagte sie ernst und unwillig, „und Du, Richard, hast Dir keine schöne Rolle darin gewählt. Meine Meinung habe ich Dir schon vorgestern gesagt, daß Du aber mit jener Frau — mit unserer Stiefmutter concurriren willst, das nimmt mich Wunder; dann hast Du wahrlich kein Recht, sie zu verabscheuen.“

„Wer will concurriren?“

„Du — so muß ich wenigstens annehmen. Freilich, wenn ich es verhindern kann, geschieht es nicht. Ich weiß von Lomeda, daß wir Alle, Du, Lora und ich, Grund haben, zu verzichten, und wenn Du nicht schon abgereist gewesen wärst, als er mir Alles auseinander setzte, wärst auch Du von der Rücksicht unterrichtet, die uns zur Verzichtleistung zwingt. Es *darf* zu keinem Concurse kommen. Er muß um jeden Preis vermieden werden — auch um den höchsten! Und Du, Heinrich, schaffe das Geld für diese eine Drängerin! Wirf ihr das erschlichene Vermögen hin, damit sie schweige! O, wenn der Vater sie jetzt sehen könnte!“

„Ihr Theil wäre zu beschaffen . . .“ meinte Heinrich kleinlaut.

„Sieh!“ ließ sich hier seine Frau vernehmen. „Da scheinen ja noch Geheimnisse vorzuliegen. Baron Lomeda und Gemahlin glauben mich wohl ganz als Nebenperson betrachten zu dürfen, auf die bei den von ihnen getroffenen Abmachungen keine Rücksicht genommen zu werden braucht. Für Andere wird gesorgt, daß aber in erster Linie Rücksicht auf Frau und Kinder genommen würde, liegt natürlich außerhalb der Erwägungen.“

Alles schwieg. Selbst Lisa kämpfte, die Verbitterung des Unglücks nachsichtiger beurtheilend, ihren Unmuth nieder. Den Blick noch immer auf Richard geheftet, fragte sie ihn mit dem feierlichen Tone tiefer Ergriffenheit, ob er ihren Bitten folgen wolle.

Finster, grämlich hatte er dagestanden. Jetzt warf er sich, als ob Lisa's Bitten die Erstarrung seiner Glieder gelöst, mürrisch in den nächsten Stuhl.

„Je nun, warum schelte ich denn,“ brummte er, „als weil ich mich in diese traurige Nothwendigkeit ergeben habe und verzichte? Thäte ich's nicht, hätte ich den Mund zu halten, es träfe mich ja nicht; so aber meine ich mir wenigstens das Recht erkauft zu haben, mir die Galle von der Leber zu reden.“

„Ist's Dein Ernst?“ fragte Lisa freudig.

„Na, es versteht sich wohl von selbst.“

„Bruder . . .!“ Mehr brachte Heinrich nicht heraus, er legte die Hand über die Augen.

Um so rascher ging Lora's Zünglein. Voll Entzücken sprang sie auf Richard zu und fiel ihm um den Hals, daß er Noth hatte, sich der Liebkosungen zu erwehren.

„Du bist mein Ideal, Richard,“ betheuerte sie. „Ich schwärme für Dich. Der schönste, eleganteste, nobelste Ulanenlieutenant der ganzen Armee!“

„Damit wird's nun wohl vorüber sein,“ erwiderte er seufzend. „Ich werde um meine Versetzung in ein Infanterieregiment einkommen, oder nein, lieber Jäger — die Uniform ist doch immer aparter. Und dann heißt's Pferde verkaufen, sich einschränken, von der Gage leben. Hm! man kann sich auch an Virginia-Cigarren gewöhnen — es müssen just nicht Regalia sein.“

„Und ich will Gouvernante werden,“ sagte Lora trotz aller Lebhaftigkeit mit großem Ernste. „O, ich habe die schönsten Zeugnisse; Französisch, Englisch und Musik: Vorzugsclasse. Ich werde an die Damen schreiben, daß sie mir eine Stelle verschaffen, recht weit weg, wo man nichts weiß von uns, in Rußland oder Indien.“

„Nein,“ fiel da Heinrich, der sich ermannt hatte, mit Bestimmtheit ein, „das sollst Du nicht, arme Kleine. So lange ich lebe, sollst Du bei mir Deinen Platz finden. Ihr habt so ungeheure Opfer gebracht, meine Geschwister, so edelmüthige; es sollen nicht noch größere — ich wäre ein Schuft, wenn ich sie annähme! — — Unehrlich war ich nicht, nur träge und gedankenlos. Aber ich will arbeiten, und müßte ich mit diesen Armen — sie sind stark genug — und wenn es als Holzhauer sein müßte!“

„Vielleicht eignest Du Dich dazu am allerbesten,“ warf, während alle Anderen die Bewegung in dieser fast athemlosen mächtigen Brust mit empfanden, Frau Hilma schneidend hin. „Ich begreife nur nicht, wie Du mit dieser keineswegs sehr lucrativen Beschäftigung ein solches Einkommen verdienen willst, um damit auch noch Gastfreundschaft zu üben. Meines Erachtens bist Du gar nicht in der Lage, Dir noch weitere Kostgänger aufzuladen; sieh zu, daß erst die Deinen satt werden!“

„O Lisa, nimm mich mit Dir! Ich möchte keine Nacht mehr unter diesem Dache bleiben,“ bat Lora hastig ihre Schwester. Diese trat im Augenblick näher an Hilma heran.

„Frau Schwägerin,“ sagte sie eindringlich und ruhig, „wer einem Armen in seine Suppe ein bitteres, ekelhaftes Kraut wirft, der begeht eben keine schöne Handlung. Eine Frau, die ihrem Manne geschworen, in allen Lagen treu bei ihm auszuharren, sollte dieses Eides zumal im Unglück tröstend und erwärmend eingedenk bleiben. Damit schafft sie Glück um sich und sich selber innere Befriedigung.“

„Wie Du zum Beispiel,“ setzte Frau Hilma, mit der hohnvollsten Grimasse sich auf ihrem Sitze verneigend, hinzu.

Der Pfeil saß, und Lisa wechselte verstummend die Farbe. Kein einziges Wort hatte sie zur Verfügung. Ihr war, als hätte man ihr einen Spiegel vorgehalten, aus dem ihr das eigene versteinerte Medusenhaupt entgegenstarrte.

Lora, welche den grinsenden Spott ihrer Schwägerin und das jähe Verstummen ihrer Schwester nicht verstand, wollte eben deren Vertheidigung übernehmen, als der Diener in seiner anspruchsvollen Livree, die so wenig zu dem wankenden Hause paßte, unter die Thür trat und zu Tische rief.

„Ihr werdet mit Wenigem vorlieb nehmen müssen,“ sagte die Hausfrau mit der säuerlichsten Entschuldigung; „doch dürfte uns ja allen der Appetit ohnedem vergangen sein.“

„Durch das bittere Kräutlein in der Suppe,“ fügte Lora ergänzend hinzu, indem sie Richard, der in schweres Nachsinnen versunken war, aufmunternd am Bärtchen zupfte.

Es war ein Aufbruch wie zu einem Leichenmahle.

Digitized by Google

6.

Der Landsitz, den die Freiherren von Lomeda sich bei Riesling zu einer Zeit gebaut, wo die kleine Ortschaft noch ein kaum in's Gewicht fallendes Anhängsel ihrer mächtigen feudalen Herrschaft bildete, war kein stolzes Schloß mit Thurm und Zinnen wie das Herrschaftshaus zu Sternberg. Irgend ein unverehelicht gebliebener nachgeborener Sohn hatte sich nach Jahren ruhmreichen Kriegsdienstes auf diese ihm zugewiesene Scholle der Lomeda'schen Besitzungen zurückgezogen und mitten in dem breiten, von mächtigen Höhen gesäumten Flußthale, am Flußufer selbst, das einfache und ziemlich geräumige Wohnhaus errichtet, den wilden, theilweise versumpften Grund aber mit der Vorliebe der alten Soldaten, die sich gern der Gärtnerei zuwenden, in einen hübschen Park verwandelt.

Der Park war mittlerweile gar stattlich in die Höhe gewachsen, und die Gruppen, Wald- und Buschpartieen legten nun, nach mehr als einem halben Jahrhundert ihres Bestehens, rühmliches Zeugniß von dem schönheitsverständigen Auge ihres Urhebers ab, der mit dieser Parkschöpfung ohne Frage gegen den herrschenden, steifen Hofgeschmack hatte protestiren wollen. An dem Hause aber hatte man, als später das verarmte Geschlecht es als letzten übrig gebliebenen Wohnsitz bezogen, ein Stockwerk auf- und zwei starke Flügel angesetzt, nicht in dem zierlichen Barokstile des ursprünglichen Baues, sondern zweckmäßig und billig, wie man damals etwa Casernen errichtete. In allerneuester Zeit war freilich mit Anbringung von Stuckfriesen und Terracottagesimsen einigermaßen nachgeholfen worden, aber doch war der Bau für ein modernes Landhaus viel zu gradlinig und einfach und für ein Schloß zu unscheinbar, obwohl es den letzteren Titel führte — in der Umgebung wenigstens. Der gegenwärtige Besitzer hatte gesunden Sinn genug, es nur seinen „Hof von Riesling" zu nennen.

Und ein solcher war es eigentlich auch, denn von hier aus wurden die ziemlich umfangreichen Gründe bewirthschaftet, die nach der Ablösung der bäuerlichen Lasten dem Freiherrn noch geblieben waren. Die vom Wohnhause ein wenig abgerückten Oekonomiegebäude bildeten mit demselben thatsächlich einen großen Hof, welcher durchweg zu praktischen Zwecken benutzt wurde, bis auf den Platz innerhalb der Flügel, wo man um ein Rasenrondel eine gekieste Auffahrt freigehalten hatte.

Heute — der Abend begann eben hereinzubrechen — wäre der weite Raum wie ausgestorben gewesen, wenn dort, wo unter dem Schnee das Rasenrondel lag, sich nicht ein kleines dicht vermummtes Mädchen mit einem großen, ein wenig schwerfälligen Mann und dem struppigen Wolfshund, dessen Obhut der Hof empfohlen war, um ein mächtiges weißes Ungethüm getummelt hätte, einen Schneemann, der, mit einem alten Stallbesen statt der Hellebarde im Arm, starr und steif Wache hielt.

In einem der Zimmer des Erdgeschosses aber, dessen Fenster nach dem Flusse gingen, saß indessen Lomeda mit seiner Schwiegermutter in eifrigem Gespräch. Es wurde schon allmählich dunkel in dem kleinen, an den Speisesaal stoßenden Gemach, das, vor dritthalb Jahren neu und geschmackvoll eingerichtet, eine Art von Kaffee- und Rauchzimmer, seit jedoch die Gräfin allein auf Riesling hauste, deren gewöhnlichen Aufenthaltsort bildete. Noch war keine Lampe angezündet, aber der Gluthschein aus dem geöffneten Kaminofen, vor welchem Witold in den Kohlen schürend saß, beleuchtete seine finstern unmuthigen Züge, auf welchen die ältliche Dame ihren Blick sorgenvoll, nachdenklich, doch wieder mit einer nicht ganz verhehlbaren heimlichen Befriedigung ruhen ließ. War unter all dem, was sie über seine Zukunftspläne und die Ursachen zu dieser Neugestaltung gehört, viel sie Bekümmerndes gewesen, so fand sich doch auch manches dabei, was ihr Genugthuung gewährte. Sie hatte die zweite Heirath ihres Schwiegersohnes nie mit allzu günstigen Augen betrachtet, nicht etwa, weil es, bei allem Reichthum der Nachfolgerin ihres Kindes, doch nur eine „Müllerstochter" war, die er heimführte, sondern vielmehr weil mit der Heirath die Uebersiedlung in die Hauptstadt verbunden war. Der Gräfin, die nach ihren Neigungen nicht begriff, wie man das freie Landleben mit dem Zwang und der Hast einer großstädtischen Existenz vertauschen und dazu sich noch gar in das abnützende freudelose Joch des Staatskarrens anspannen mochte, erschien der Entschluß des Barons nicht als das Ergebniß seines freien Willens; sie schrieb ihn dem Ehrgeiz und der Lebenslust der Braut zu, und meinte, um diesen Preis habe Witold die Mittel erkauft, seinem verkommenen Besitze aufzuhelfen.

Wie hatte sich das nun alles gewendet!

Das Geld war dahin, die bedürfnißvolle Frau aber mit ihrer Gleichgültigkeit gegen die Mühen und Freuden der Wirthschaft — sie war geblieben. Zum Glück konnten die Arrondirungen und Verbesserungen dem Gute nicht wieder genommen werden, es war nunmehr den erhöhten Anforderungen gewachsen, wenn der Herr fortan selbst willenskräftig mit Hand anlegte und sich in seinem engen Kreise beschied.

Freilich schien in der kurzen Zeit von Lomeda's Stadtaufenthalt das Landleben seine Reize auch für ihn völlig verloren zu haben. Die Stimmung, die sich eben wieder in seinem düstren Ausruf verrieth: er sei müde und wolle nichts Besseres, als sich hier in der Einsamkeit begraben, ängstigte die besorgte alte Dame.

„Begraben? begraben?" erwiderte sie kopfschüttelnd. „Tritt der Mensch denn aus dem Leben, so lange er einen Zweck hat, zu dessen Erreichung er Kopf und Arme braucht?"

„Und habe ich denn einen Zweck?" fragte er in durchbrechendem Unmuthe.

„Versündige Dich nicht!" rief die Gräfin erschrocken und die etwas hagere Hand gegen ihn ausstreckend, als wünschte sie so das frevelnde Wort zu beschwören. „Hat man denn darum keinen Lebenszweck, wenn man irgend ein ehrgeiziges Ziel oder einen Beruf, der unseren Talenten besonders zusagte, aufzugeben gezwungen ist? Du hast aufgehört an der Gesetzgebung mit zu wirken — arbeite jetzt an ihrer Ausführung durch persönlichen Einfluß und Beispiel! Das Landvolk braucht ehrliche Führer und Vorbilder. Nicht einmal ich habe mich bis jetzt zwecklos auf Erden gefühlt — trotz meiner Kränklichkeit und Schwäche."

„O Mama, Du hast hier zum Rechten gesehen, besser als ein Mann."

Die Gräfin nickte geschmeichelt über den Lobspruch, der ihr auch nach ihrer eigenen Ueberzeugung gebührte, verlor aber dabei keineswegs den angesponnenen Faden.

„Bis jetzt ist es gegangen mit dem alten Borsch. Der will nun aber auch Feierabend machen und zu seiner Tochter ziehen. Einem jungen Verwalter von der neuen Schule fühle ich mich nun ganz und gar nicht gewachsen. Wer weiß, was man für einen Menschen findet, welche Schrullen er mitbringt, welche Eigenschaften? Vielleicht heißt's auch, rasch nach einander ein paarmal wechseln; das thut nicht gut; wo solche Unsicherheit eintritt, da soll des Herrn Eigenart der Fels sein, an den sich Alles hält und an dem sich auch jeder Eigenwille und der Widerstreit der Meinungen bricht; Du wirst genug zu thun bekommen, und ich wünschte nur, daß Du auch eine kräftige Gehülfin zur Seite hättest, die Liebe zur Sache fühlt; denn ich werde von Tag zu Tag hinfälliger, und ich fürchte, es wird nicht gar lange mehr —"

„O Mama, sprich doch nicht so! Es thut weh, das zu hören," unterbrach er sie, ihre Hand ergreifend, die er zärtlich drückte.

„Thut es das? Nun denke, wie es mir bei den Worten ist, die Du mir zu hören gabst! Du bist ein gesunder, kräftiger Mann, in der Blüthe Deiner Jahre, warum sollst Du nicht für Dich allein schon leben? Aber Du hast auch ein Kind, ein liebes herziges Ding. Sieh Dir Gretchen an und sage dann, daß es Dir gleichgültig ist, was aus diesem Kinde wird!"

„Du hast Recht; mir bleibt noch die Liebe zu meinem Kinde."

„Und — zu Deiner Frau," setzte die Gräfin wieder weich, aber doch mit Nachdruck hinzu. „Und hättest Du sie selbst nicht lieben gelernt, wie ich aus den einsilbigen Berichten über sie fast schließen muß — Du bist vielleicht zu ihrem Glücke nöthig."

„Zu ihrem Glücke?"

Er lachte kurz und dumpf auf. Was ihn bewegte, ließ sich aber in seinen Zügen nicht mehr lesen; denn er war, den Schürhaken wegstoßend, vor dem Ofen aufgesprungen, und sein Gesicht kam so aus dem Bereiche des Feuerscheines. Sollte er jetzt in die Brusttasche greifen und den zerknitterten Zettel hervorholen, den er gestern Abend aus der rachsüchtigen Hand der von ihrer Herrin brüsk fortgeschickten Kammerjungfer entgegengenommen hatte? Witold hatte ihn wohl ein Dutzend Mal gelesen, an's Licht gehalten, um ihn zu verbrennen, und dann doch wieder zurückgezogen und aufbewahrt.

Dieser Zettel war ein furchtbarer Zeuge.

Nicht für eine wirkliche Untreue Lisa's in landläufigem Sinne; an eine solche glaubte Witold keinen Augenblick. Er hatte auch den verdächtigenden Zettel nur deshalb aus der Hand Mina's angenommen, damit das gefährliche Document nicht noch weiter mißbraucht werden könne, er hatte der Zwischenträgerin seine ganze Geringschätzung gezeigt und ihr die ernstliche Drohung ausgesprochen, er werde sie bei der geringsten verdächtigenden Aeußerung über seine Frau gerichtlich verfolgen. Gerade das anscheinend so sehr compromittirende Briefchen enthielt ja den allertriftigsten Beweis, daß jene Begegnung auf dem Balle die erste seit Lisa's Verheirathung gewesen; und was die entlassene Spionin über den Besuch jenes Husarenrittmeisters, den sie mit feingeschärftem Instinct sofort zu dem Billet in Beziehung brachte, boshaft anzudeuten wagte, verwarf sein großer Sinn verachtungsvoll. Nur der Anstoß war erst gegeben, doch was ihn mit Bitterkeit und Schmerz erfüllte, das waren die Dinge, die er unaufhaltsam kommen sah.

Von Lisa's Jugendneigung hatte er durch ihren Vater, schon als er um sie warb, Kunde erhalten; nichts desto weniger hatte er sein Wort nicht zurückgezogen. Mitleid und freundliche Zuneigung aber, nicht die volle, tief im Herzen wurzelnde Liebe hatten ihn bewogen, einen Schritt zu thun, der ihm nicht nur von verschiedenen Seiten angerathen, sondern von Lisa's Vater selbst deutlich genug nahe gelegt wurde. Es erschien ihm daher auch wie ein gerechter Rückschlag, als ihm von seiner Braut am Hochzeitsabende jene nüchterne kalte Erklärung gegeben wurde, die er zwar nicht erwartet hatte, nun aber hinnehmen mußte, wenn er das einmal geschaffene Verhältniß nicht durch eine sofortige Scheidung wieder lösen wollte.

Er gab sich damals der Hoffnung hin, durch Ruhe und Geduld, in friedlichem Nebeneinanderleben allmählich ein herzlicheres Verhältniß sich herausbilden zu sehen. Er kannte ja das geheime Hinderniß nicht, das seine zur Schwiegermutter gesprochenen wohlgemeinten Worte ohne sein Wissen geschaffen. Immer derselben Kälte begegnend, glaubte er endlich, daß bei Lisa ein häßlicher Charakterzug vorliege, der sich schon durch die Heuchelei und Heimtücke geäußert, in welcher sie mit ihrer wahren Ansicht über ihre gemeinsame Zukunft bis zu dem Augenblicke zurückgehalten, wo sie als die Mitträgerin seines Namens in sein Haus eingezogen war. Immer mehr von den politischen Geschäften, in die er sich gestürzt, in Anspruch genommen, hatte er endlich, ermüdet, die erfolglosen Versuche zu einer innerlichen Annäherung aufgegeben und sich gleichfalls an der rein äußerlichen Gemeinsamkeit genügen lassen.

So war es gewesen — bis zum gestrigen Tage.

Und eben in dem Augenblicke, wo er einen tieferen Blick in die Seele seiner Frau gethan und in ihr einen ungeahnten Schatz entdeckt zu haben vermeinte, in demselben Augenblicke, wo er plötzlich den Glauben an eine trotz aller äußerlichen Verdüsterung innerlich helle und freundliche Zukunft wieder gefunden, eben in diesem Augenblicke mußte er auf eine noch viel schmerzlichere Erklärung des eigenthümlichen Benehmens seiner Frau stoßen: sie hing seiner Meinung nach offenbar im tiefsten Innern an der alten Liebe, deren Gegenstand ihr plötzlich wieder nahe getreten war. Eine tiefe Muthlosigkeit ergriff ihn — er zweifelte keinen Augenblick, daß Lisa für ihn verloren sei, daß sie nunmehr heimlich Alles vorbereite, um die Fesseln der ersten Ehe zu zersprengen und eine neue zu schließen.

Das war immerhin schmerzlich.

Auch ein Zusammenleben, wie das bisherige, kann zur Gewohnheit werden, und wie schwer würde Gretchen sich von Lisa trennen! Das Kind hatte in ihr in Wahrheit eine gute und verständige Mutter gefunden — er vermochte das nicht zu leugnen. Auch sonst noch manche gute Eigenschaft hatte er im Laufe der Zeit an Lisa wahrzunehmen Gelegenheit gehabt.

Wie fremd auch und abweisend — offen und ehrlich war sie seit jenem Hochzeitstage, wie sie sich auch vorher gezeigt haben mochte, ihm immer begegnet. Er hatte sie in den vergangenen Jahren genau beobachtet. Vielumworben, hatte sie wohl Gefallen an den Huldigungen, aber niemals auch nur das leiseste Interesse für einen ihrer Bewunderer merken lassen. Sie würde sich kaum die Mühe genommen haben, ein solches Gefühl vor ihrem Manne zu verbergen, und ihm zu Liebe geschah es wohl am wenigsten, wenn sie unangefochten durch die Gefahren der Welt ging.

Kein Zweifel, die alte Liebe war nie in ihr erloschen und ihr zum Schild gegen alle Versuchungen geworden. Jetzt, wo sie von neuem aufflammte, war auch die plötzliche Aenderung ihres Charakters erklärt. Ein Thauen im Frühlingshauch! Der Liebe Härte und Eigennutz waren hingeschmolzen — daher der wunderbare Umschwung von einem Tage zum andern! Der Besuch des Geliebten lag ja dazwischen; Beschlüsse waren offenbar gefaßt worden; nur die hervorschlagende Wärme inneren Glückes hatte ihn getäuscht.

Und jetzt stand er selbst vor der Frage, wie er sich zu verhalten hatte.

Sein Eigenthum festhalten und vertheidigen, indem er den jenseits winkenden Nebenbuhler unter dem Vorwande, einen Räuber zu bestrafen, niederschoß? Das war wohl das übelstgewählte Mittel. Die Trennung blieb immerhin entschieden, nur daß sie dann nicht in Ruhe und Freundschaft, sondern in tiefem Schmerz und unauslöschlichem Haß erfolgte. Und war es billig und edel von ihm, einen solchen wilden Sturm über ihr Leben heraufzubeschwören und ihr solch unheilbares Weh zu bereiten? Wenn es noch Vergeltung wäre — aber er liebte sie ja nicht. Bestimmt nicht. Nie war seine Empfindung für Lisa mehr als herzliches Wohlwollen gewesen.

Die ganze Nacht hindurch hatte er die heißen Gedanken durch den Kopf gewälzt, bis er endlich zu einem Entschlusse gekommen.

Die von ihm aus Sternberg gebrachten Mittheilungen hatten vielleicht ein Wort der Aufklärung zurückgehalten, das sie schon bereit gehabt. Es war am besten so. Wozu sollte es gesprochen werden? Stumm konnten sie aus einander gehen, und wenn seine leisen Andeutungen nicht verstanden würden und sie, an seiner Zustimmung zweifelnd, doch eine Auseinandersetzung für nöthig halten sollte, dann konnte er ihr ja morgen oder an einem der nächstfolgenden Tage, ohne jedwedes beigefügte Wort, den verrätherischen Zettel übersenden. Damit war dann Alles gesagt.

Nun aber vor der wackern Frau da am Kamin, die sich um den Neffen und Schwiegersohn sorgte, über sein trauriges Schicksal sprechen, Alles aus einander zerren und neugierig durchstöbern lassen — das ging über seine Kräfte. Eine gar seltsame Empfindlichkeit und Reizbarkeit hatte sich seiner bemächtigt, deren er zuvor Herr werden mußte, ehe er sein Herz ausschütten konnte.

Er fühlte, daß er gut that, der peinlichen Unterredung ein Ende zu machen.

„Es wird spät," sagte er, als ob alles Andere dagegen Nebensache wäre. „Die Sonne ist schon untergegangen, und Gretchen noch draußen. Das Kind vergißt sich in der Freude, sich hier tummeln zu können. Du wirst es in Acht nehmen müssen, bis Manon herauskommt. Peter ist doch wohl zur Bonne nicht recht geeignet. Ich will Gretchen hereinholen."

Seine Tante war nicht so leicht zu täuschen. Beunruhigt über den Gemüthszustand des Neffen, blickte sie dem aus der Thür Eilenden kopfschüttelnd nach.

Als er hinaus kam, fand er die drei rasch befreundeten Spielgenossen noch immer eifrig beschäftigt, dem neuen Wachtposten aus Schnee, der alles in unerschütterlicher Geduld über sich ergehen ließ, seine Pflichten einzuschärfen. Peter stand im Begriffe, ihn für sein wichtiges Amt noch ganz besonders auszustatten. Auf des Vaters Ruf nämlich kam Gretchen fröhlich herbeigelaufen, aber nur um einen letzten Aufschub zu erbitten.

„Noch ein Bischen, Papa!" flehte sie, seine Hand streichelnd, „nur noch ein Bischen! Peter zündet den Kopf an, das wird so schön."

Das war nun freilich nicht buchstäblich gemeint; nur ein Licht sollte in den ausgehöhlten Kopf gestellt werden, daß der Schneemann schrecklich leuchtende Augen und einen flammenden Mund bekäme.

Die Kleine, welche der Unwiderstehlichkeit ihrer Bitten doch nicht recht trauen mochte, war schon auf eigene Faust wieder davon gesprungen, und Witold ließ sie gewähren, da der Abend nicht kalt und völlig windstill war. Er selbst blickte zu der Pracht des gestirnten Himmels auf, welcher sich im Laufe des Nachmittags, als der Schneefall aufgehört, völlig geklärt hatte.

Aussichtsloser Versuch.

Nach seinem Bilde auf Holz gezeichnet von Adolf Eberle in München.

Schon beim Hinaustreten war es ihm gewesen, als höre er Schellengeläute; jetzt ertönte es weit näher und ganz deutlich; es konnte kein Bauerngespann sein; denn der Rhythmus entsprach der raschen Gangart flüchtiger Pferde. Nun schlug Harro an und rannte mit mächtigen Sätzen der Einfahrt zu.

Ein paar Secunden später kam auch schon ein offener Schlitten durch das noch nicht geschlossene Hofthor geflogen, und in hübscher Wendung einbiegend, hielt er knapp vor den Stufen, auf deren oberster Witold überrascht stand.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ueber die Hauptrichtungen in der heutigen Musik.

Von Dr. Richard Falckenberg.

Es hat ohne Zweifel etwas Seltsames, wenn der Laie, wie es thatsächlich häufig geschieht, einem neuen Werke gegenüber nicht eher meint zu einem Urtheil oder auch nur zu einem Eindruck kommen zu können, als bis er darüber belehrt worden, welches Meisters Spuren der betreffende Künstler folgt; geradezu lächerlich aber ist es, wenn er mit der bloßen Rubricirung das Urtheil nicht nur vorbereitet, sondern schon selbst ausgesprochen zu haben glaubt. Wer gefunden oder erfahren hat, daß ein Lied Schumannisch, eine Symphonie Haydnisch, eine Oper Wagnerisch sei, der weiß höchstens, an welchen Ort ungefähr er das Werk zu setzen, aber durchaus nicht, wie hoch er es zu schätzen habe. Mozart hat bekanntlich einige Arien und Ouverturen „im Händelischen Stil" geschrieben. Damit ist nur gesagt, daß eine fremde Form benutzt, aber noch gar nichts darüber, mit welchem Inhalt sie erfüllt, ob mit originellem oder nachempfundenem, ob und wieweit dabei die eigene Individualität verleugnet, ob mit diesem Stücke die musikalische Literatur wirklich bereichert oder nur um eine Nummer vermehrt worden sei. Bis zu einem gewissen Grade also sind diejenigen, welche sich die Ohren zuhalten, sobald sie von „Richtungen" in einer Kunst reden hören, vollkommen im Rechte. Aber der mögliche Mißbrauch jenes Eintheilungsverfahrens schließt keineswegs seine relative Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit, wenigstens als eines vorbereitenden Momentes, aus. Der erste Schritt, den man thun muß, um über irgend eine Art von Gegenständen klar zu werden, ist der, daß man die vorliegende Fülle übersichtlich gruppirt, das Verwandte zusammenstellt, das Verschiedene trennt, selbst wenn es zunächst nur nach oberflächlichen und unzulänglichen Gesichtspunkten geschehen sollte. So gut die Geschichtsschreibung nie aufhören wird, den ununterbrochenen Gang der Ereignisse in Epochen zu zerlegen und in Perioden zu gliedern, so gut dürfen wir, zum Zwecke der Uebersicht, gleichzeitige Bestrebungen auf dem Felde einer Kunst oder Wissenschaft in Gruppen ordnen. Eines nur darf nicht vergessen werden: daß durch ein bloßes Unterbringen in Fächer die Leistungen eines Gelehrten oder Künstlers weder erklärt noch abgeschätzt sind.

Dieses allgemeine Bedürfniß nach Orientirung durch Zerlegen in Gruppen haben wir im Auge, wenn wir uns anschicken, über die Hauptrichtungen zu sprechen, welche die Musik der Gegenwart beherrschen. Der Streit der Parteien soll uns heute nicht beschäftigen; nur den charakteristischen Eigenschaften, durch die sich die künstlerischen Leistungen der Schulen unterscheiden, sei unsere Aufmerksamkeit zugewandt. Wir wollen nicht richten, sondern nur *zu verstehen suchen*.

Im Großen und Ganzen haben wir in der heutigen Musik drei Richtungen zu unterscheiden: die *antikisirende*, die *romantische*, die *neudeutsche*. Die erste pflegt auf die Classiker bis Beethoven zurückzugreifen; auf die zweite hat am stärksten Schubert's Vorbild eingewirkt, während die dritte sich an die späteren Werke Beethoven's anlehnt. Natürlich fehlt es nicht an zahlreichen Misch- und Uebergangsformen, die zwischen den Hauptrichtungen vermitteln.

Um einen Begriff von den Unterschieden dieser drei Hauptrichtungen zu geben, muß zuerst eine allgemeine Bemerkung vorangestellt werden. Die Denker der Alten bezeichnen mit Recht das künstlerische Darstellen als ein „Nachahmen" — der Natur nämlich. Nun ist aber weder Alles, worauf unser Blick fällt, der künstlerischen Wiedergabe fähig und würdig, noch darf das, was sich als fähig und würdig erweist, genau so, wie es da vor uns steht, in das Kunstwerk herübergenommen werden. Nur Weniges bietet sich von selber in der Stellung oder Gruppirung dar, wie es der Maler gebrauchen kann; selbst ein guter Photograph pflegt lange an Haltung und Kleidung zu corrigiren. Ebenso steht es um den Musiker, dessen Aufgabe es ist, Gefühle, Stimmungen und Leidenschaften in Tönen zu schildern. Sind nun Alle darüber einig, daß die Wirklichkeit, um für künstlerische Darstellung tauglich zu sein, verändert werden müsse, so sind die Meinungen darüber um so verschiedener, was ausgeschieden oder vermindert, was beibehalten und gesteigert, mit einem Worte, *wie* idealisirt werden solle.

Die Einen — die Vertreter der antikisirenden Richtung — tadeln am Leben, daß es formlos und unregelmäßig sei, daß es die Menschen hastig, unharmonisch und maßlos mache. Seine Kümmernisse graben Runzeln in die klarsten Stirnen; seine kleinen Sorgen lassen keine Empfindung ruhig und breit ausströmen; Allen giebt das Jagen nach Erwerb und Ehre etwas Ruheloses; ja das Handeln an und für sich schon hat etwas Schroffes und Eckiges. Im Reiche des Schönen aber walten Maß und Gesetz, Begrenzung und Harmonie. Wohlklang und strenge Form ist das Erste, was die Conservativen unter den Musikern von sich und Anderen fordern.

Sie bevorzugen deshalb auch die großen Allgemeingefühle, welche jenen Alltagsstörungen minder ausgesetzt sind: die Familienempfindungen, die Begeisterung für's Vaterland, vor allem die religiöse Andacht, und auch bei den Empfindungen der Einzelnen, der Liebe zum Beispiel, lassen sie die für Jedermann leicht nachfühlbare allgemeine Seite hervortreten. Unter den Charakteren üben die gerundeten, allseitig ausgebildeten, harmonisch ausgeglichenen eine stärkere Anziehungskraft auf sie, als die scharf ausgeprägten, nach einer Seite energisch entwickelten. Die Kunst soll, so sagen sie, mäßigen, formen und glätten, das Maßlose bändigen, das Aufgeregte beruhigen, das Einzelne zum Allgemeinen erweitern. Ihr Schönheitsbegriff des Maßes darf sich auf das hohe Vorbild der Griechen und Goethe's, in seiner mittleren Periode, berufen.

Die musikalische Fortschrittspartei, die neudeutsche Richtung, hält sich an das leuchtende Beispiel Shakespeare's. Das Leben ist weit entfernt, die Charaktere eckig zu machen; es schleift ihre Ecken leider allzusehr ab. Nicht das Allgemeine, sondern das Besondere ist das Werthvolle. Das Leben macht stumpf und schlaff und läßt verkümmern, was etwa als kraftvoll Ursprüngliches geboren wird. Zeigt uns doch irgendwo in der Wirklichkeit jene energischen Personen, jene großen Leidenschaften und gewaltigen Schicksale, die von der Bühne des britischen Dichters herab die Herzen erschüttern und erheben! Klein ist, was uns umgiebt, klein und schwächlich. Der bürgerliche Mensch, noch mehr der Mensch des Salons, ist unoriginell. Die Gesellschaft nivellirt, die Convention erstickt das Urwüchsige; die Cultur macht Jeden dem Andern ähnlich.

Wenn so das Leben zur Mittelmäßigkeit und zur Unwahrheit erzieht, soll uns die Kunst das Außerordentliche zeigen und Wahrheit lehren. Sie soll nicht beruhigen, sondern aufrütteln, indem sie das Große, Kraftvolle und Eigenartige darstellt; sie soll nicht abschleifen und runden, sondern in's Individualste zuspitzen. Statt Wohlklang, formeller Glätte und Regelmäßigkeit ist ihr oberstes Gesetz natürlicher, wahrer und kräftiger Ausdruck. Nach dem Gesagten kann es nicht befremden, daß bei den Neudeutschen an die Stelle der den Conservativen heiligen strengen Formen deren freiere treten. Der neue Inhalt verlangt eine neue Form. Die Fuge macht einer beweglichen Vielstimmigkeit Platz: die herkömmlichen drei oder vier Sätze der Symphonie weichen der einsätzigen „symphonischen Dichtung"; die dort gesonderten Gegensätze treten hier nahe zusammen. Wo bei jenen breite Chöre und lange Arien, jede die anfänglich angeschlagene Stimmung bis zu Ende festhaltend, einander ablösen, finden wir bei diesen nach Art des Finale durchcomponirte wechselvolle Scenen. Bei den ersteren hat der Contrapunkt die Aufgabe, die Empfindung zu regeln und zu zügeln, bei letzteren, das lebendige Durcheinander widerstreitender Gefühle auszudrücken. Bei jenen tönt die Empfindung in breiter achttactiger Melodie aus, bei Richard Wagner verdichtet sich eine ganze Stimmungswelt zu einem schlagkräftigen knappen Leitmotiv.

Die Mittelpartei — die romantische Richtung — nimmt in der That eine vermittelnde Stellung ein. Sie hat mit der antikisirenden Richtung den Sinn für das Geordnete, Abgeklärte, Maßvolle gemeinsam, und sie ist zugleich individualistisch und charakteristisch wie die Neudeutschen, nur daß sie die Stoffe, welche sie darstellt, nicht der Welt draußen entnimmt, sondern der innern Welt des Künstlers, der Phantasie und der Gefühlsstimmungen. Einige von den Romantikern meinten geradezu

Digitized by Google

die Wirklichkeit gänzlich hinter sich lassen und auf den Flügeln der Phantasie in ein erdichtetes besseres Reich flüchten zu sollen. Das Wirkliche, sagten sie, ist gewöhnlich und unpoetisch: nur das Ungewöhnliche, Unwirkliche und Erdichtete ist poetisch. So flog man entweder zu einer erfundenen Märchenwelt empor, oder man träumte sich aus dem Jetzt und Hier in entlegene Zeiten und Oerter, in die Fernen des Mittelalters und des Orients, die man leicht zu einem Paradiese gestalten mochte. Doch auch das Schaurige und Gespenstige war willkommen. Wer Witz hatte, gefiel sich in ironischer Hervorkehrung des Gegensatzes von Ideal und Wirklichkeit; die Thatkräftigeren ermahnten zu fröhlichem Kriege gegen die Philister. Denn auf die Dauer konnte man sich doch nicht in jenen luftigen Höhen erhalten; da geschah's wohl, daß einer beim Herabsteigen einen der goldenen Strahlen der Phantasie gerettet hatte und nun die feingeputzten Damen und Herren des Salons damit beleuchtete. Das Feierliche und Elegante, gemischt mit dem Reize des Romantischen, das war freilich unwiderstehlich.

Doch hat von dieser Romantik nicht blos die Welt der Nixen und der Gespenster profitirt. Die andere Seite der Romantik pflegte alle die feinen Schattirungen des subjectiven Empfindens. Mit oder ohne jene ätherische Welt voll schimmernder Einbildungen brachten die Romantiker zu reizvollstem Ausdruck die ganze Stufenleiter der lyrischen Stimmung, welche der geniale Poet vor allen anderen Menschenkindern reich und lebendig empfindet, besonders gern die zarten, duftigen, traumhaften. Nirgends auch sehen wir die Poesie des Kinderherzens so zart nachempfunden, wie bei den Romantikern, und ihre Neigung für volksthümlichen Gesang hat ihnen oft Töne voll herrlicher Innigkeit eingegeben. An musikalischen Formen hat die romantische Schule nicht eigentlich Neues erfunden, sondern nur vorhandene mit eigenthümlichem Inhalt erfüllt und unwillkürlich erweitert. Sie benutzt außer der Sonate mit Vorliebe die kleinen Formen des Tanzes und des Liedes.

So stehen sich — kann man zusammenfassend sagen — dem Schönheitsideale nach die drei Hauptrichtungen gegenüber als Formschule, Kraftschule und Stimmungsschule. Angesichts dieser Merkmale für die drei Richtungen in unserer gegenwärtigen Musik liegt eine Zusammenstellung derselben mit den Hauptgattungen der Poesie nahe, welche Künste ja ohnehin beide so vielfach einander die Hand reichen. Mit dem epischen Dichter hat der conservative Musiker die objective Ruhe und behagliche Breite gemein, mit dem lyrischen der Romantiker die Phantasie- und Stimmungsseligkeit des genialen Subjects, mit dem Dramatiker der neudeutsch gesinnte Tonkünstler die feurige Energie der Leidenschaft und die kernige Gewalt des Ausdrucks. Damit steht im Zusammenhang, daß jeder der Drei ein bestimmtes Publicum im Auge hat. Während die antikisirende Partei, in ihrer entschiedenen Neigung zur Kirchenmusik, sich an die Gemeinde wendet, und die neudeutsche, die gern zu großen Mitteln greift, vom Podium des Concertsaales oder von der Bühne herab zum Volke spricht, bewegt sich die romantische am liebsten und sichersten auf dem Felde der Kammermusik, die ihre Gaben einem kleinen Kreise Auserwählter zu bieten pflegt. So könnte man die drei Richtungen auch als Schulen der Chor-, Orchester- und Kammermusik bezeichnen.

Es soll natürlich nur behauptet sein, daß jede Partei eine gewisse Tendenz zu diesem bestimmten Gebiete habe und auf ihm ihre größten Triumphe feiere, nicht, daß sie sich völlig auf dasselbe beschränke. Wir besitzen von Brahms herrliche Kirchencompositionen, von Liszt großartige Oratorien und Messen, von Brahms und Rubinstein bedeutende, von Volkmann tüchtige, von Gade ansprechende Symphonien, von Kiel werthvolle Kammermusikwerke, aber man kann nicht sagen, daß der Schwerpunkt ihres Schaffens in diesen Werken liege. In der Gattung des Liedes, das von allen Richtungen gepflegt wird, verräth die jeweilige Behandlung deutlich die Eigenthümlichkeit der Schule: den Liedern der Conservativen haftet etwas von der beruhigten und gehaltenen Art der Oratorienarie an; dem Schmerz ist nur ein sanfter, gleichsam der Tröstung gewärtiger Ausdruck gestattet, und über der Freude, die sie singen, schwebt ein elegischer Hauch: die Gesänge der neudeutschen Schule nähern sich der Beweglichkeit und Schlagkraft der dramatischen Scene und die Clavierbegleitung möchte es dem Orchester gleichthun; das eigentliche Stimmungslied bleibt die Domäne der Romantiker. Bemerkenswerth ist, daß Brahms keine Oper geschrieben hat, Schumann's „Genoveva" nicht recht durchgedrungen ist und die Opern von Rubinstein und Holstein, so schätzbar sie sein mögen, zugestandenermaßen des dramatischen Zuges entbehren.

Aus der vorstehend gegebenen Charakteristik der drei Richtungen in unserer modernen Musik ergiebt sich unmittelbar, daß jede dieser drei Richtungen eine mehr oder minder bedeutsame Seite des Schönheitsideals zu verwirklichen strebt, sodaß keiner von ihnen eine relative Berechtigung abgesprochen werden darf. Die Berechtigung würde erst dort in Frage gestellt sein, wo eine Partei ihr eigenes Kunstideal für das absolut höchste und einzige, den von ihr mit besonderer Liebe ergriffenen Theil der Schönheit für das Ganze erklärt. Mag man es dem schaffenden Künstler zu Gute halten, wenn er den Standpunkt der andern Richtung ablehnt — Publicum und Kritik dürfen diese Einseitigkeit nicht theilen. Wir Empfänger des Kunstwerks, selbst wenn wir einer bestimmten Richtung uns innerlich verwandt fühlen und sie im Herzen begünstigen, haben die Pflicht, uns den Blick frei zu halten für alles Schöne, in welcher Gestalt es immer erscheine. Richard Wagner und Johannes Brahms verstehen einander nicht, und begehen kein Unrecht, wenn sie einander nicht verstehen. Franz Liszt aber versteht beide. Dieser Lisztische Standpunkt sei unser Muster! Oder kann nicht ein und derselbe Mensch Shakespeare und Calderon und die Griechen bewundern? Kann er nicht Goethe verehren, gleichzeitig Paul Heyse lieben und Bret Harte gern lesen?

Um das volle Verständniß für unser Thema zu gewinnen, erübrigt es, einen Blick auf das Werden, auf den historischen Zusammenhang jener drei Richtungen zu werfen. Die jüngste unter den drei Parteien ist die neudeutsche; sie zählt heute, rund gerechnet, dreißig Jahre; die romantische ist über zwanzig Jahre älter. Nach Beethoven's Tode (1827) sehen wir die Pfleger deutscher Tonkunst sich in zwei Lager spalten, ein conservatives und ein fortschrittliches: jenes auf die Classiker bis Beethoven zurückgreifend, dieses das Banner Schubert's schwenkend. Die erstere Gruppe, ohne Verständniß und Sympathie für den aus der Poesie in die Musik hereinwehenden neuen Geist, verlangte, daß man in aller Form den alten Inhalt, denen beiden sie ewige Gültigkeit beilegte, wiederhole. Das empörte die junge Welt, welche das Bedürfniß empfand und sich berechtigt fühlte, Neues auszusprechen. Tieck, Fouqué, E. T. A. Hoffmann, Chamisso, die schwäbischen Dichter, Wilhelm Müller, Rückert, Lenau, vor Allen aber Eichendorff und Heinrich Heine hatten die Blicke der Welt auf Dinge gelenkt, die bis dahin wohl bemerkt, aber nicht hinreichend gewürdigt worden waren. Das verstohlene Murmeln des Baches, das geheimnißvolle Flüstern des Waldes, den magischen Zauber des Mondlichts hatte man früher zwar empfunden und benutzt, aber nie so schwelgend genossen wie jetzt. Man hatte ihnen nur die Begleitung anvertraut; nun ließ man sie die Hauptstimme singen. Der Zauberstab der Romantik weckte Mönche und blinkende Ritter aus mittelalterlichem Schlafe, rief die bunten Farben und klingenden Reime des Morgenlandes zu ihrem Dienste herbei und ließ dem Wasser schöne blasse Weiber entsteigen, gutartige, um mit dem Dichter zu kosen, böswillige, um den Ritter seiner Dame zu entführen. Man lauschte sehnsuchtsvoll den Klängen des Waldhorns und des Mühlrads, blickte mit wehmüthiger Andacht zur Burgruine empor und meinte hinter jeder Klostermauer die Seufzer verrathener Liebe zu vernehmen. Nie hatte man so unglücklich geliebt und nie sich so berauscht an diesem Unglück. Mit den Schmerzen der ganzen Welt belud der Dichter seine bange Seele: jeder Vers war von Herzweh durchbebt und von Mondschein übergossen. Das alles wollte nun componirt werden und wurde componirt. Kein Wunder, daß denen, die in dieser schimmernden und bangen Welt heimisch waren, die Kunst des gewaltigen Beethoven fast ebenso unverständlich blieb, wie den Herren mit Zopf und Perrücke. Diesen war er zu leidenschaftlich, jenen zu groß und gerade. So wählte man einen Anderen zum Führer, der Beethoven ähnelt, wie die Schwester dem Bruder. Schubert hatte sechs Gedichte von Heine in Musik gesetzt, und bald war das „Buch der Lieder" auf jedem Clavierpult zu finden; und wie Schubert das Lied aus den Banden des Bänkelgesanges befreite, so führte er den Tanz, den er zierlichere Schritte lehrte, aus der Schänke in's Familienzimmer. Mendelssohn benutzte den gemüthlichen Tanz des Wiener

Meisters, um den Elfen aufzuspielen; Chopin machte ihn salonfähig und ließ ihn von Patriotismus und Liebe erzählen; bei Schumann verwandelte er sich in einen geharnischten Tanz mit den Philistern.

Die weitere Spaltung innerhalb der Inhaltschule trat etwa um die Mitte unseres Jahrhunderts ein. Man begann der Lücken des romantischen Ideals gewahr zu werden. Man sah wohl Weltschmerz, aber keine Tragik; man sah Uebermuth, aber keine Kraft, Unruhe, aber keine Thätigkeit. Statt die umgebende Wirklichkeit künstlerisch zu verarbeiten, statt die reale Welt zur idealen zu verklären, hatte die Romantik eine weite Kluft befestigt zwischen Leben und Kunst. Man vermißte Größe, man sehnte sich nach starker Leidenschaft. In der Literatur traten dramatische Talente hervor: Karl Gutzkow, Gustav Freytag, Friedrich Hebbel und Otto Ludwig, die beiden Letzteren Altersgenossen von Richard Wagner, und man erinnerte sich des lange wenig beachteten Heinrich von Kleist. Gleichzeitig fing man an, sich mit Beethoven's Riesengeiste vertraut zu machen und das Vorurtheil abzulegen, das dessen späteste Werke für Ausgeburten eines durch Krankheit verstörten und in grüblerischen Seltsamkeiten sich gefallenden Gemüthes erklärt hatte. An diesem Umschwunge der Meinung gebührt Wagner und Liszt ein Hauptverdienst; daß Wagner der größte Beethoven-Dirigent sei, ist ja so ziemlich der einzige Ruhm, den seine Gegner unangetastet gelassen.

Die eigenen Werke beider Meister befestigten dann vollends den Bestand der neudeutschen Schule. Sie zerstörten die trotz Gluck und Mozart noch immer verbreitete Ansicht, daß die Musik nur für den Ausdruck des Lyrischen, nicht auch des Dramatischen befähigt sei. Jenes Verständniß Beethoven's aber wirkte nun auch auf Die zurück, welche, ferneren Erweiterungen des musikalischen Inhalts über das von der Romantik Geleistete hinaus nicht geneigt, dem von Schumann vorgeschlagenen Tone treu blieben, und selbst die Strengconservativen vermochten sich nicht auf die Dauer dem Einflusse des mächtigen Geistes zu entziehen, sodaß es heutzutage kaum einen Musiker giebt, von dem nicht irgendwie eine Brücke zu Beethoven zurück führte. Nicht nur Wagner und Brahms, auch Rubinstein, Kiel und viele minder Namhafte haben Beethoven'sche Elemente in sich aufgenommen. Man kann fast behaupten: je größer ein Componist, um so enger seine Verbindung mit Beethoven. Diese Einwirkung nach den verschiedensten Seiten hin wurde freilich erleichtert durch die unvergleichliche Vielseitigkeit und den langen Entwickelungsgang des Tonheros. Welch ein ungeheurer Weg von den Trios Op. 1 bis zu den letzten Quartetten, von der ersten bis zur neunten Symphonie, von den Gellert-Liedern bis zur Missa solemnis! Aus der reichen Fülle mochte sich dann Jeder aneignen, was seiner Natur am meisten entsprach. Beethoven nimmt in der Musik des neunzehnten Jahrhunderts eine ähnliche beherrschende Stellung ein, wie in der Philosophie der Gegenwart Immanuel Kant: von ihnen ist Alles ausgegangen; zu ihnen strebt Alles zurück. Und wenn man die ganze Entwickelung Beethoven's als bis zu Ende in durchweg aufsteigender Linie verlaufend anzusehen ein Recht hat, so darf man den Neudeutschen ihren Anspruch auf den Namen der eigentlichen und strengen Beethovenianer nicht verkümmern. Dabei verzichten sie aber keineswegs auf den mannigfachen Gewinn, welcher der Musik aus ihrer Berührung mit den romantischen Stimmungen und Idealen erwachsen war. Auf Wagner hat neben Beethoven und Gluck am stärksten Weber eingewirkt, und den Stoff seiner Dichtungen hat er den Sagenkreisen des Mittelalters und der Urzeit des deutschen Volkes entnommen, während Liszt nicht nur Schubert — an der Popularität der Schubert'schen Lieder haben seine Transscriptionen einen nicht zu unterschätzenden Antheil — sondern auch dem ihm befreundeten Chopin Vieles verdankt.

Wir haben die musikalischen Richtungen der Gegenwart gefragt: wo kommt ihr her, wo wollt ihr hin, was treibt ihr? und sie haben uns Rede und Antwort gestanden. Die letzte noch übrige Frage: wer sind eure Vertreter, und in welche kleineren Gruppen schaaren sie sich zusammen? fällt außerhalb der Aufgabe, welche dieser Aufsatz sich gestellt hat. Zum Theil ist sie durch vereinzelte biographische Artikel, welche die „Gartenlaube" ihren Lesern seither geboten, bereits erledigt, und was an der Antwort noch fehlt, werden jedenfalls spätere Beiträge allmählich ergänzen. (Gewiß! D. Red.) Die Musik und die Streitfragen auf diesem Gebiete bewegen ja das Publicum in unserer Zeit so lebhaft, wie die Dinge auf keinem anderen Kunstgebiete.* Unerläßlich aber ist, wenn das Publicum zu einiger Selbstständigkeit des Urtheils in musikalischen Fragen und zum unbefangenen, nicht durch die verwirrenden Schlagwörter einseitiger Kritiker getrübten Genusse alles wahrhaft Bedeutenden und Guten auf diesem Gebiete gelangen soll, daß ihm die sachliche wie historische Berechtigung der verschiedenen Richtungen einmal klargelegt werde, und wenn der vorstehende Artikel dies erreicht hat, so hat er seine Aufgabe erfüllt.

* Konnte doch in den letzten Jahren ein vielbändiges musikalisches Nachschlagewerk seinen Weg in der Oeffentlichkeit machen: das treffliche, von Hermann Mendel begründete, jetzt von August Reißmann herausgegebene „Musikalische Conversationslexicon" (Berlin, Oppenheim), welches soeben in neuer Lieferungsausgabe erscheint.

Der Winterpalast in St. Petersburg.

Der abermalige Mordversuch auf den Herrscher Rußlands lenkt heute Aller Blicke nach der Schreckensstätte an der Newa, dem kaiserlichen Winterpalast in St. Petersburg, welcher die hauptstädtische Wohnung des russischen Czaren bildet. Die Lage dieses umfangreichen Baues ist eine ausgesucht reizvolle, besonders auf der Newaseite.

Der Strom selbst, mag er in seinen eisigen Banden ruhen, mag er seine tiefblauen Wasser in wieder erlangter Lebensfülle hinab nach dem finnischen Meerbusen tragen, bleibt immer einer der stolzesten und mächtigsten Flüsse unseres Welttheils. Am jenseitigen Ufer, rechts drüben, liegt die Peter- und Pauls-Festung mit ihrer wie eine endlose Goldnadel emporstrebenden Thurmspitze, die meilenweit hin leuchtet, als wolle sie Jeden daran erinnern, daß hier strenge Haft den Staatsverbrecher bedroht. Die Festungskirche birgt die Gruft, in der alle Herrscher Rußlands seit Peter dem Großen ruhen. Dem Winterpalast unmittelbar gegenüber, auf dem Inselande Wasilij Ostrow, hinter dessen Spitze hier der Arm der Kleinen Newa verschwindet, finden wir am Flusse entlang das mehr imposante, als schöne Börsengebäude, daneben die Colonnaden der Akademie der Wissenschaften, an die sich die Riesenbauten der Universität und des Pawlof'schen Cadettenhauses — einst Menschikoff's Palais — nebst anderen großartigen öffentlichen Gebäuden reihen. Die Dimensionen der einzelnen Bauwerke treten durch die Menge der dazwischen liegenden Gärten doppelt imposant hervor. Unter den Gärten ist der schöne Solowiew'sche Square ein wahrer Schmuck von Wasilij Ostrow.

So schön auch das rechte Ufer der Newa ist, so wird es doch, was die Bauten anlangt, von der linken Seite übertroffen. In ihrer majestätischen Pracht tritt uns hier vor Allem die Isaaks-Kirche mit ihren achtundvierzig Monolithsäulen aus finnischem Granit entgegen. In langer Reihe ziehen sich wahre Paläste am englischen und am Palastquai entlang, und doch bleibt ihnen trotz ihrer Ausdehnung jede Monotonie fern. Das lebensvolle Standbild Peter's des Großen zu Pferde, hoch oben auf dem Felsblocke, der mit unendlichen Mühen und Kosten zu Wasser aus Finnland hierher gebracht wurde, und der vor Kurzem wie mit einem Zauberschlage entstandene Admiralitätsgarten sorgen reichlich für wohlthuende Abwechselung. Der Winterpalast, zwischen den beiden eben genannten Quais gelegen, bildet gewissermaßen den Mittelpunkt dieser auffallend geschmackvoll angelegten Stadtgegend.

Aber nicht die Flußseite allein ist erwähnenswerth: nach Süden hin finden wir einen schönen, von dem Riesenbau des Generalstabsgebäudes in weitem Halbbogen begrenzten Platz, welchen die Alexander-Säule schmückt, ein Monolith, der höher ist, als die höchsten ägyptischen Obelisken. Nach Westen liegt die Admiralität, deren goldene Thurmspitze allein 60,000 Dukaten kostete, ein weiter, ziemlich geschmackloser Bau, der aber jetzt, aus dem frischen Grün des kürzlich angelegten, zu seinen Füßen sich ausbreitenden Alexander-Gartens hervorragend, einen recht an-

Digitized by Google

muthigen Hintergrund bildet. Nach Osten schließt sich durch einen kühnen Bogen die Eremitage, jene Stätte voll unübertrefflicher Kunstschätze, an den Winterpalast an.

Die Lage des kaiserlichen Palastes ist jedenfalls viel hervorragender, als die Bauart desselben; denn es ist schwer, in der riesenhaften viereckigen Steinmasse irgend einen rein durchgeführten Stil wieder zu finden. Die Höhe des Baues, siebenzig Fuß, entspricht, wie bei den meisten großen Bauten Petersburgs, nicht der Breite und Länge, welche letztere 700 Fuß ausmacht, und so großartig auch die Thore, Pforten, Säulen und Thürme im Einzelnen sind, so vermögen es doch diese Kunstwerke nicht, den ersten Eindruck des Ganzen zu verwischen; auch der gelbliche Ton des Palastes ist mehr eigenthümlich als wohlthuend.

Die Hauptauffahrt für den Kaiser und die kaiserliche Familie liegt nach dem Generalstabsgebäude hin; die fremden Gesandtschaften, die Generalität und die hohen Verwaltungsbehörden haben jede ihre besondere Auffahrt.

Ueber 5000 Menschen bewohnen den kolossalen Palast, dessen einzelne Räume sich in dem engen Rahmen dieser Schilderung unmöglich beschreiben lassen, so viel des Erwähnenswerthen sie auch aufzuweisen haben. Die Privatgemächer des Kaisers und der Kaiserin bleiben den Fremden, selbst in Abwesenheit des Hofes, streng verschlossen.

Wenn man die Prunkgemächer des Palastes durchschreitet, wähnt man sich in das Feenland versetzt; so strotzt Alles von Gold und Silber. Es ist begreiflich, daß in einer Winterresidenz, wo der Tag um die Zeit der Anwesenheit der Fürstlichkeiten so kurz ist, auf die künstliche Beleuchtung ganz besonderer Werth gelegt wird; schönere Candelaber und Kronleuchter lassen sich wohl kaum finden als hier: in allen Ecken stehen auf hohen Sockeln, bald von Gold, bald von getriebenem Silber, bald wieder vom reinsten Krystall vielarmige Leuchter, stets in vollkommener Uebereinstimmung mit dem übrigen Schmuck des Gemaches. So ragen im grünen Malachitsaale, der rund herum an den Wänden in bedeutender Höhe mit schönem grünen Uralsteine getäfelt ist, die hohen Leuchter auf mit demselben Stein getäfelten Quadern. Die Säle des Palastes sind mit vorzüglichen Gemälden, meist Schlachtenbildern, reichlich geschmückt. Der große, in letzter Zeit oft erwähnte Speisesaal ist in seinem oberen Theil von einem engen Gitter von Wachskerzen umgeben, und bei der tageshellen Beleuchtung erglänzen die Gold- und Silberschüsseln auf den großen Prunkbuffets in erhöhtem Glanze.

In diesen herrlichen Sälen vergißt man es leicht, daß man sich im hohen Norden befindet, denn man weilt hier unter Palmen und allen Wundern der südlichen Vegetation; ja die Kunst versteht es, mit der Natur ihr Spiel zu treiben, und erzeugt wie mit einem Zauberschlage die Blumen und Früchte des Frühlings, des Sommers und des Herbstes zugleich, um damit die Wohnungen und die Tafeln des Czaren zu schmücken. Großartige Gewächshäuser stoßen unmittelbar an die Wohnräume und sind stets ein Lieblingsaufenthalt der kaiserlichen Gäste.

Einen besonders behaglichen Eindruck machen die Gemächer der kaiserlichen Tochter, der Großfürstin Marie, die seit der Vermählung ihrer Bewohnerin mit dem Herzog von Edinburgh dem Publicum offen stehen. Auch hier fehlt es nicht an prunkvollen Empfangsgemächern, aber was liebende Fürsorge vermag, wurde hier vereint, um dem Liebling ein freundliches Heim zu schaffen. Große, immer grüne Epheuwände theilen die Zimmer ab und bilden gemüthliche Erker und Ecken, wo schwellende Kissen, weiche Divans aller Art zur Ruhe laden. Neben einem der Empfangszimmer befindet sich ein grottenartiges Gelaß, in das man über breite mit blumigen Teppichen belegte Marmorstufen gelangt; eine plätschernde Fontaine, von üppigen Pflanzen umgeben, nimmt die Mitte des Raumes ein, und in schattigen Lauben, zwischen Muscheln und Blumen verstecken sich die lauschigsten Sitze.

Mit orientalischem Luxus sind auch die verschiedenen Badestuben im Palaste ausgestattet, die in Rußland selbst im Dorfe zu den unentbehrlichen Einrichtungen gehören.

St. Petersburg ist eine zu neue Stadt, als daß sich an seine einzelnen Gebäude viel große historische Erinnerungen knüpfe; könnten. Man hat überall den Eindruck des plötzlich Entstandenen; man fühlt den Willen des stolzen Kaisers, der in einem Morafte sprach: „Es werde eine Stadt!" Aber so kühn Peter's des Großen Pläne bei der Anlage der Stadt sein mochten, so würde er dennoch sicherlich staunen, könnte er sehen, was unter seinen Nachfolgern zur Ausführung kam.

Ein Blick auf den Winterpalast in St. Petersburg.

Wie viel prunkvoller ist die heutige Behausung der russischen Herrscher, als das bescheidene Häuschen des Begründers der Stadt, das auf der Petersburger Seite steht und von dem aus er seit 1703 die Arbeiten für seine werdende Residenz leitete! Die ersten Steinhäuser entstanden 1810; bis dahin wurde nur mit Holz gebaut, und noch heute finden wir eine große Menge solcher Holzhäuser, die mit ihren doppelten Wänden der Kälte reichlich so gut trotzen, wie die besten Steinmauern.

Dort, wo heute der Winterpalast prangt, stand früher das Haus eines Grafen Apraxin, der es dem Kaiser Peter dem Zweiten vermachte. Nach diesem wohnte die Kaiserin Anna darin. Als aber Elisabeth den Thron bestieg, genügte ihr die bescheidene Wohnung nicht; sie ließ dieselbe niederreißen und berief den italienischen Architekten Rastrelli, der den ersten Winterpalast erbaute. Im Jahre 1765, unter Katharina der Großen, wurde das riesenhafte Schloß bezogen und von der kunstsinnigen Fürstin mit Kunstwerken aller Art reich geschmückt. Katharina's unersättlicher Thatendrang kam ihrem Reiche sehr zu Statten, dessen innerer Ausbau und Verwaltungsorganisation noch heute großentheils auf den unter dieser Kaiserin gebildeten Grundlagen beruhen.

Unter der Regierung ihres Sohnes, Paul's des Ersten, trat der Winterpalast in den Hintergrund des Interesses. Paul erbaute sich ein Schloß, das zugleich als Festung gelten konnte, das jetzt als Sitz der Militär-Ingenieur-Verwaltung dienende Michaelow'sche Palais, in welchem der unglückliche Monarch auch sein Ende fand. Erst unter Paul's Sohn, Alexander dem Ersten, unter dem eine neue, bessere Zeit für Rußland heranbrach, wurde der Winterpalast wieder kaiserliche Residenz.

Eine schwere Katastrophe brach über das stolze Czarenheim zwölf Jahre nach der Thronbesteigung Nicolaus des Ersten herein. Es war am 29. December 1837, da schlugen plötzlich die Flammen aus seinen Fenstern, und so furchtbar wuchs die Gewalt des Elementes, daß man ihm die Zerstörung des Innern überlassen mußte. Aber den Ruinen gegenüber standen ein kaiserlicher Wille und kaiserliche Machtmittel; der Czar Nicolaus befahl, möglichst schnell das Andenken an die Katastrophe zu verwischen, und dank der fieberhaften Thätigkeit des Generals Kleinmichel, welchem der Plan Rastrelli's in die Hand gegeben worden, stand fünfzehn Monate später das kaiserliche Schloß in weit größerer Pracht als vorher — so, wie wir es noch heute bewundern — fertig da. L. D.

Bilder von der Mosel.

3. Eine Wanderung von Coblenz bis Trier.

Wer sich an unserer Mosel, dem größten und schönsten Nebenflusse des Rheins, und ihren bilderreichen Ufern erfreuen will, kann dies jetzt, wie bereits in einem frühern Artikel erwähnt, vom Fenster des Dampfwagens so gut wie vom Verdeck des Dampfschiffs aus thun, falls ihn die Eile plagt. Wer Zeit hat und wem es seine körperlichen Mittel erlauben, der nimmt doch besser Ränzel und Stab und geht zu Fuß, wie es der Verfasser dieser Zeilen in froher Gesellschaft gethan.

Als wir Coblenz mit seinem großartigen Bilde der Moseleinmündung in den Rhein verließen, hingen noch schwer und trübe die Wolken und brauten in gespenstigen Gestalten über dem Strom, dessen Rauschen wir wohl zu hören, den wir selbst aber durch den Nebel nicht zu erkennen vermochten. Nach und nach ward es lichter, bald tauchte das andere Moselufer in großen Zügen und Umrissen empor, und lustig wanderten wir vorüber an dem Oertchen Güls, dem weinbauenden Winningen und Dieblich. Die Gegend ward charakteristischer; die Berge wurden höher und zeigten kühne Linien und majestätische Abhänge. Zur Seite öffneten sich stille, einsame Thäler, auf den Höhen aber erschienen düstere Burgtrümmer, darunter manche mit gar stolz klingenden Namen, wie: Cobern, hinter welchem die „Alteburg" auf unserer Illustration sichtbar ist, Gondorf mit seinem renovirten Burghause, Bischofstein, Alken unter den Mauermassen des Schlosses und Turrun (Thurant), alles großartige Ruinen, von denen Geschichte und Sage viel zu erzählen haben. Die Herren von Cobern waren vor Alters ein großes Geschlecht, dessen letzter Sproß aber, Lutter von Covern, 1566 „zu Covelents auf dem Plan" mit dem Schwerte gerichtet wurde. Auch der Glanz Derer von der Leyen, die auf Gondorf, der stattlichen Uferburg, ihren Wohnsitz hatten, ist längst erloschen.

Einer der schönsten Moselruinen begegnen wir aber in dem wildromantischen Thal der Ehre, die sich bei Brodenbach in die Mosel ergießt. Hier saßen die Herren von der Ehrenburg, ein tapferes, mannhaftes und fehdelustiges Geschlecht. Als Richard Löwenherz Ptolemais bestürmte, war es ein Ehrenburger, der mit zuerst die Mauern erstieg; ein Anderer des Geschlechts war unter den Eroberern von Constantinopel; ein Friedrich von Ehrenburg starb unter Ludwig dem Heiligen als Tempelherr den Heldentod in der Schlacht bei Damiette. Der letzte Sprosse aber, der neidischen Auges das stete Wachsen der Städte, die Abnahme des Ritterthums beobachtete, fiel 1397 mit seinen wilden Gesellen über die Stadt Coblenz her und ließ zweihundert Häuser daselbst in Flammen aufgehen. Dem Erzbischof von Trier trieb er dazu die fetten Heerden weg. Mit dem Erlöschen der Ehrenburger ging die allmählich zerfallende Veste durch verschiedene Hände, bis sie zu Ende des vorigen Jahrhunderts an die Herren von Stein zu Nassau fiel.

Haben wir den Flecken Hatzenport mit dem Spitzthurm passirt, so steht vor uns auf unwirthlichem dunklem Felsen der hellschimmernde Thurm der Ruine Bischofstein, deren Geschichte bis an's graue Mittelalter hinaufreicht. Erzbischof Nicetius ließ um 550 Künstler aus Italien kommen, um die von den Germanen zerstörten Tempel wieder herzurichten, besonders aber, um sein Schloß Bischofstein zu erbauen. Gar wundersam ist die Beschreibung, die uns ein berühmter Besucher, Venantius Fortunatus, der Bischof von Poitou, von diesem Schlosse hinterlassen. In drei Abtheilungen erhob sich dazumal amphitheatralisch das ganze Bauwerk; gewaltige Mauern umgürteten den Berg bis zur Mosel hinab; von dreißig Thürmen wehten die bischöflichen Zeichen; auf höchster Spitze des Felsens aber lagen die Wohngebäude und bildeten für sich wieder eine Burg, und weithin schweifte von der auf marmornen Säulen ruhenden Gallerie der Blick in die herrlichen Mosellande. Diese Pracht ist längst verschollen; ein weißes Kirchlein erhebt sich einsam inmitten der Ruinen.

Bei Moselkern kommt wildrauschend die Elz aus den Bergen, in deren Kessel auf steiler Koppe das noch erhaltene Schloß Elz uns lebhaft in die Zeiten des sturmbewegten Ritterthums versetzt. (Vergl. „Gartenlaube", Jahrg. 1873, S. 85.) Bis in's zehnte Jahrhundert verfolgen die Elzer ihren Stammbaum. Einer noch älteren Geschichte rühmt sich Carden, wo in alten Römerzeiten zu Ehren des Kaiserhauses ein Tempel gestanden. Im vierten Jahrhundert errichtete hier der heilige Castor seine Zelle, über deren Stätte sich heute die prächtige Stiftskirche erhebt.

Gedrängter reihen sich jetzt die Ortschaften; links, bei Treis, stehen in einer wilden Thalschlucht, die ein Bach ausgewühlt, zwei Burgen auf isolirten Kegeln, Treis und die Wildenburg; weiter folgen Clotten mit der Altenburg und die beiden romantisch gelegenen Städtchen Cochem und Beilstein, welch beide Orte in Nr. 21, 1879 und Nr. 7, 1880 schon eingehender besprochen und abgebildet wurden.

Immer schroffer und malerischer wird der Charakter der Gegend. Furchtbare Felsmassen dunkeln über dem Strom, in ihrer Gestalt manchmal an die Lurleifelsen erinnernd. Jedes nur irgend zugängliche Fleckchen, jede Ecke, jeder Vorsprung dieser Felsen ist zum Weinbau benutzt; terrassenförmig, durch kleine Mauern gestützt, schieben sich die einzelnen Weinberglagen die Felsen hinan; oft hat ein einzelner Weinstock seine kleine Terrasse. Inmitten dieser tiefen Einsamkeit, zwischen himmelhohen Felswänden spiegeln sich die öden Mauerreste des Klosters Stuba in der Fluth. Durch die Fensterhöhlen weben hohe Wallnußbäume ihre Schatten. Vor Zeiten war Stuba von Augustinerinnen bewohnt und weithin berühmt durch seine seltenen Kirchenschätze, die aber gleich denen des benachbarten Klosters Marienburg längst in alle Winde verstoben sind. Auch die Marienburg liegt in Trümmern, ist aber dank ihrem wunderbaren Ausblick ein vielbesuchter Ort. Von Alf, welches sich breit und stattlich am Fuße des Berges lagert, stiegen auch wir hinauf.

Bis vor wenig Jahren hauste hier oben einer der besten Kenner des Jägerlateins, der alte Förster Gassen. Der wußte ganze Bände zu erzählen von ergötzlichen Abenteuern und Jagdstücken auf Berg und Strom, und mit ihm und seinem Töchterlein ist ein gutes Stück Poesie für immerdar entschwunden. Heute erhebt sich an Stelle seiner einfachen Klause ein Hôtel, und frackbezipfelte Kellner hantieren in den Räumen, die vor Alters von Nonnen bewohnt gewesen. Die Aussicht hier oben ist unendlich wild; die Berge weisen sichere und charakteristische Schönheitslinien auf, und zur Rechten wie zur Linken sehen wir unter uns das silberne Band des Stromes, der nach fünf Stunden langer Krümmung, an dem alten Städtchen Zell vorüber, fast auf die alte Stelle zurückkehrt.

Unter Donner und Blitz, während eines heftigen Regengusses, langten wir, Enkirch links liegen lassend, in Litzich, einem Dörfchen vor Traarbach, an. Der Ort besteht zumeist aus stattlichen Fischerhütten, und die Männer in ihren braunen Jacken standen in der Thür und sahen dem Regen zu. Eine seltsame Einsamkeit lag über den Bergen; grau und schwer hingen die Wolkenzüge

Digitized by Google

hernieder, der rechte Hintergrund für die phantastischen Trümmer der jetzt hoch droben erscheinenden, durch ihre Entstehungsgeschichte so merkwürdigen Gräfinnenburg.

Auf dem schon schroffen Berggrat nämlich, der das reizende Moselthal von Trarbach bis Enkirch umkränzt, saß seit grauer Vorzeit ein Hauptstamm der Grafen von Sponheim, der sich nach der hier erbauten, jetzt in kaum bemerkbaren Resten noch übrigen Veste Starkenburg, die Sponheim-Starkenburger Linie nannte. 1324 herrschte hier die Gräfin Lauretta, geborne von Salm, deren frühzeitig verstorbener Gemahl ihr seine reichen Besitzungen und drei unmündige Kinder hinterlassen hatte. Da beschloß Erzbischof Balduin, einer der kriegerischsten und mächtigsten Kirchenfürsten auf Triers Thron, Bruder Kaiser Heinrich's des Siebenten und Onkel des Königs Johann von Böhmen, das Erzstift auf Kosten der schutzlosen Wittwe zu bereichern. Er baute auf Sponheimischem Boden an einer Burg, besetzte sie mit seinen Mannen und begann die Besitzungen der Gräfin auszuplündern. Aber Lauretta sammelte ihre Vasallen und trieb die Trierer mit blutigen Köpfen zurück. Ergrimmt schritt jetzt der Bischof zu einer Belagerung der Starkenburg.

Die Gräfin, ebenso klug wie muthig, erkannte, daß sie auf die Dauer dem übermächtigen Gegner schwerlich gewachsen sei, verschob ihre Rache auf gelegenere Zeit und trat im Waffenstillstand einen Theil ihres Gebietes an Trier ab. Sorglos fuhr darauf Balduin eines Tages mit geringem Gefolge die Mosel hinab gen Coblenz. Aber die Gräfin hatte Kunde davon erhalten, und kaum bog die Barke Balduin's bei Starkenburg um ein mit Buschwerk bewachsenes Vorland, da schnellte vor derselben eine mächtige Kette aus den Tiefen des Wassers, aus dem Ufergestrüpp aber brachen Kähne mit Bewaffneten hervor, machten den Bischof zum Gefangenen und führten ihn hinauf nach der Starkenburg.

Die gesammte hohe und niedere Geistlichkeit rief umsonst Fluch und Verdammniß über die Kecke herab; Kaiser Ludwig und König Johann drohten vergeblich; sogar der große Kirchenbann, der vom Papste feierlich über sie verhängt wurde, vermochte Lauretta nicht zu beugen, und als sie den Gefangenen entließ, hatte er geschworen, das von ihm zu bauen begonnene Schloß Birkenfeld unvollendet liegen zu lassen und ein Lösegeld von 11,000 Pfund Hellern zu bezahlen. Balduin's mehrwöchentliche Haft war eine ehrenvolle gewesen, und er hatte während derselben seine Feindin kennen und achten gelernt. So kam es, daß er nach seiner Freilassung selbst die Aufhebung des Kirchenbannes vom Papste erbat und ein Schutz- und Trutzbündniß mit Lauretta einging. Nur gering waren die Kirchenstrafen, welche die sponheimischen Vasallen zu büßen hatten. Das Lösegeld Balduin's aber verwandte Lauretta zum Aufbau der Trarbach krönenden Gräfinnenburg, die nach ihrer Vollendung für eine der stärksten Burgen des Mittelalters und als uneinnehmbar galt. Besonders blutige Kämpfe um den Besitz derselben, als des wichtigsten Punktes der Mosel, spielten sich im dreißigjährigen und spanischen Erbfolgekriege bei Trarbach ab, und am wildesten ging es her im Jahre 1734, wo 250 Deutsche mehrere Wochen hindurch sich mit Erfolg gegen ein großes, unter dem Befehle des Marschalls Belle-Isle stehendes Heer Franzosen vertheidigten. Erst nachdem die Belagerer 2634 Bomben, jede zu 500 bis 600 Pfund, in die Burg geschleudert und mehrere ungeheure Breschen geschossen, capitulirte die tapfere Besatzung und zog unter ihrem Commandeur, Freiherrn von Hohenfeld, mit Fahnen und Geschütz frei ab nach Ehrenbreitstein.

Trarbach gegenüber lagert sich langgestreckt auf schmalem Ufersaume das gartenumkränzte Traben, hinter dessen alten Häusern die herrlichen Formen des Plateaus sich erheben, welches vor zweihundert Jahren die berüchtigte Moselzwingburg Ludwig's des Vierzehnten, den Montroyal, trug. Nach dem Plane des genialen Vauban erbaut, bildete die gewaltige Festung in Verbindung mit der Gräfinnenburg ein ungeheures Thor, das den Eingang nach Deutschland sichern mußte.

Erst das Jahr 1698 brachte dieser Zwingburg den Untergang, die wie ein eherner Fuß den Nacken der unglücklichen Rheinländer niedergezwungen hatte. Traben, der alte, weinberühmte Ort, ist dem Maler besonders noch lieb und werth. Nicht allzu viel verändert hat das letzte Jahrhundert in dem Thun und Treiben des Volkes. Auch die Bauart muthet uns noch recht feudal und mittelalterlich an. Neugierig springt ein Stockwerk über das andere hervor; das Holzwerk ist künstlich geschnitzt und zeigt namentlich an den Balkenknöpfen und Fensterleisten prächtige Arbeit, von der in der Illustration Proben als Mittelstab angebracht sind. Vom Mittelpunkte des Ortes aber, dem Marktplatze, wo alle Gassen zusammenlaufen und Abends die ehrsamen Bürger auf den Treppen hocken, um zu kannegießern, da winkte noch vor kurzer Zeit vom altersgrauen Rathhause das Glöckchen, um zu jeder Stunde der Gefahr, wie auch zum Rathe, die Bürger mit schrillem Tone zusammen zu rufen. Seit dem 2. November des vorigen Jahres, wo eine große Feuersbrunst 60 der ältesten Wohnhäuser verzehrte, liegt dies Alles, Haus und Thürmchen in Schutt und Asche und mit ihm ein Denkmal weit zurückreichender geschichtlicher Erinnerungen. Namentlich konnte man im Rathhaussaal noch die alte, derbe Bauart erkennen, wie sie damals in Deutschland gang und gäbe war: altersbraune, mächtige Pfeiler stützten die Decke; gegen die Straße hin öffnete sich ein Erker mit kleinen, bleigefaßten Fenstern; in uralten, mit schweren Schlössern versehenen Truhen lagen die Documente und Urkunden des Ortes, und ein gewaltiger Eckschrank barg des Ortes Zinngeschirr, das zum Gebrauche armer Bürger bei festlichen Gelegenheiten angeschafft worden war: radgroße Teller, Käseschüsseln, Trinkgefäße und vor Allem die merkwürdige „Strafkann'", ein Monstrum ihrer Art. Den interessantesten Theil aber bildeten Glasgemälde, die, von holländischen Kaufleuten vor zwei Jahrhunderten gestiftet, meist Scenen aus der biblischen Geschichte zum Gegenstande ihrer Darstellung hatten und auf denen man einen David im Costüm der Pappenheimer, einen Holofernes in Landsknechtshosen bewundern konnte, während bei der Belagerung von Jericho ganze Reihen von Kanonen Feuer und Flammen spieen.

Geht man auf dem wunderbar romantischen Wege hin, den der kleine Rautenbach durch düstere Felsen und lachende Wiesen gebrochen, so eröffnet sich eine halbe Stunde von Trarbach eine wilde, einsame Gebirgslandschaft, deren höchster Punkt, auf einer kahlen Koppe, weithin sichtbar die cyklopischen Ueberreste des Wellsteines trug. Wie eine düstere Mythe ragt das seltsame Monument aus dem wüsten Chaos der viele Centner schweren Steinblöcke hervor, deren kolossale Größe bezeugt, daß die Erbauer des räthselhaften Bauwerkes dem heutigen Menschengeschlechte an Körperkräften weit überlegen gewesen sein müssen.

Vor zwei Jahrhunderten stand der Wellstein (den man, wie auf unserer Illustration, auch als Wildstein bezeichnet findet) noch in seiner ganzen trotzigen Gestalt. Acht gewaltige Blöcke waren zusammengefugt, ohne Mörtel und nur mit Hülfe kleinerer Steine zu höchster Festigkeit verbunden. Drei Steine erhoben sich nach oben zu in einem Punkte sich zusammenneigend, sodaß zwischen diesen drei Steinfüßen ein fünf Fuß hoher und neun Fuß langer leerer Raum blieb. Auf diesem ungeheuren Dreifuße lagen vier viereckige gleich große Steine übereinander, von Weitem anzusehen wie eine viereckige Säule, auf der Säule aber eine ungeheure Steinplatte, über alle Seiten weit hinausragend. Unser Gewährsmann, der hochgelahrte weiland Rector Hoffmann vom Trarbacher Gymnasium, versichert in seiner „Ehrensäul", daß diese Steinplatte trotz der heftigsten Windstürme unverrückt liegen geblieben, obgleich dieselben sie so bewegt, daß man das Getöse in Trarbach habe hören können. Eines Tages aber — es war im Jahre 1730 — kam es einem Gymnasiasten von Trarbach in den Sinn, die eben in der Schule vernommene Lehre von der Gewalt des Hebels an dem Kopfe des Wellsteins zu versuchen, und nach kurzer Zeit fiel der Stein mit donnerndem Gekrache hinab, Alles zerschlagend und selbst zerberstend.

Die Wissenschaft unserer Tage ist noch nicht herangetreten an den einsamen Stein, im Volke aber munkeln halbvergessene Sagen, daß unter ihm ein mächtiger Heidenkönig die ewige Ruhe halte, und daß man vor langer, langer Zeit beim Graben Spuren von Baugefüge und sonderbare Geräthe gefunden, deren Zweck Niemand zu deuten gewußt.

Wir hatten in Trarbach übernachtet und rüsteten uns zur letzten Tagereise. Der Tag begann zu grauen, und wir wählten den Weg, der „über den Berg" gen Berncastel führt, um der gewaltigen Krümmung zu entgehen, welche die Mosel zwischen beiden Orten beschreibt. Auf der Höhe, wo in der Nähe alter verfallener Schwedenschanzen einige dürre Eichbäume ihre blätter-

Digitized by Google

Digitized by Google

Cobern z Alleburg
Schloss Elz
Mündung der Mosel in den Rhein a.

losen zackigen Aeste wehmüthig in die Luft hinausreckten, empfing uns ein eigenthümliches Bild: tief unter uns wogte und wallte es — eine weiße Fläche, so weit der Blick reichte — das ganze Moselthal umfangen vom Morgennebel, den zu durchbrechen die blutroth auftauchende Sonne noch keine Kraft gewonnen. Inseln gleich ragten die Kuppen der höheren Berge hervor; märchenhaft tönte der Klang der Klosterglocken drunten im Thal; uns däuchte, als käme der Klang aus der Tiefe des Wassers herauf, als wären es die Klagelaute einer längst versunkenen Stadt.

Das weltberühmte Zeltingen, die Klöster Machern und Graach, das sogenannte Cröverreich waren verhüllt durch den Morgennebel, in den wir jetzt hinabtauchten, um Berncastel und die feste Moselbrücke zu gewinnen. Hier sind wir im Centrum des Rebenlandes, hier giebt's allenthalben Namen von süßestem Duft und reinstem Klang. Den mit dem gelehrten Titel „Doctor" benamsten Wein kennt Jedermann; er gedeiht an den Berghängen, von deren Höhe die Trümmer des alten Schlosses Berncastel herniederschauen. Drüben wächst der Neuenberger, dort der Oligsberger, und das flüssige Gold der uns zu Füßen funkelnden Trauben kennt die Welt unter dem Namen „Brauneberger". Weiter liegen am Flusse, der eben ein Hufeisen beschreibt, die Rebenhügel, die dem Oertchen Pisport zu eigen. Links liegt das von Ausonius schon besungene Neumagen.

Abend wird's; drunten schlagen Rudrer die Fluth; überall rothgoldiger Sonnenschein, in der Nähe glänzende Felsen, uns zu Füßen der funkelnde Strom, in der Ferne aber blaues Gebirg und an seinem Fuße lange verschwimmende Häuserlinien. Bald liegen hinter uns der „marmorberühmte Erubrus" und das alte Palatolium (Pfalzel), wohin vor zwei Jahrtausenden die Patricier der nahen Kaiserstadt zur Sommerfrische hinauszogen. Allmählich verdämmern die sanften, lichtumflossenen Höhenzüge; funkelnde Sterne steigen herauf; Lichter blinken herüber, mehr und immer mehr — endlich eine ganze Illumination — vor uns liegt Trier, die heilige Stadt, die „reiche, ruhmwürdige, beglückte".

Rudolf Gronau.

Karpathen-Menschen.

2. Paulu, der Vergeßliche.

Von F. Sch.

(Schluß.)

„Gott schlage mich, Herr! Wölfe haben uns den Rückweg abgeschnitten," rief Paulu mit dem Ausdrucke höchsten Schreckens.

„Abgeschnitten? Die gemüthlichen Gesellen, mit welchen Du so trefflich umzugehen verstehst?"

„Ach, Herr, unter den Wölfen giebt es, wie unter den Menschen, gute und schlimme, diese aber gehören sicher zu den schlimmsten — hört nur, wie sie grimmig heulen! Der Satan mag mit ihnen umgehen!"

„Meinst Du, daß die Bestien unsere Spur verfolgen?"

„Weiß nicht, Herr, fürchte aber, sie sind im Stande, uns auch ganz zufällig zu verzehren."

Der Bursche meinte es offenbar sehr ernst, weshalb ich nach den Pistolen fühlte.

„Richtig bemerkt, Paulu, da müssen wir uns eben unserer Haut wehren."

„Wie Ihr befehlt, Herr, aber ich wollte es lieber mit den bissigsten alten Weibern — oh, oh —" unterbrach sich Paulu, mit der Faust auf die Stirn schlagend, „wie dumm man doch wird vor Angst! Folgt mir, Herr! Es ist da noch ein anderer Weg, zwar nicht gerade der beste, doch kann uns nichts Schlimmeres passiren, als das Genick zu brechen."

Mit diesen Worten ritt Paulu den steilen Hang zu unserer Rechten aufwärts, wo sich in der That ein schmaler Steig zeigte, welchen unsere Pferde, von der Angst getrieben, katzenbehend erklommen.

Auf der Höhe angekommen, bemerkte ich eine einsam stehende, vom Blitze gespaltene Tanne, welche einen einzigen Ast wie klagend gegen den Himmel streckte und mich durch ihre galgenartige Form erinnerte, daß ich diesen Weg schon einmal betreten hatte. Derselbe war, wie ich mich nun genau entsinnen konnte, wenig mehr als schuhbreit in die schroffe Felsenwand gekerbt und namentlich an einer Stelle so brüchig, daß ich dieselbe damals als Fußgänger und bei Tage nur mit höchster Vorsicht Schritt für Schritt passirte.

Sofort wollte ich vom Pferde steigen.

„Bleibt, Herr!" rief aber Paulu, „unsere Gäule haben den Weg näher am Auge und außerdem vier Füße — bleibt also, Herr, und ist nicht Hexerei im Spiele, dann sind wir im Sattel so sicher, wie ein Kind in der Wiege."

Der Bursche hatte trotz seines kühnen Vergleiches Recht; es war mittlerweile ganz finster und die Wegspur für menschliche Augen völlig unkennbar geworden, während unsere vierfüßigen Kletterer dieselbe langsam zwar, aber sicher verfolgten, indem sie gefährliche Stellen Zoll für Zoll mit den Nüstern an der Erde untersuchten.

Schon hatten wir die schlimmste Strecke hinter uns, schon glaubten wir uns geborgen, als unsere Pferde plötzlich schnaubend stehen blieben, und abermals, nur weit näher, jenes wilde Geheul ertönte, während eine Reihe von glühenden Augensternen von dem Felsengrat vor und neben uns herabfunkelte.

„Aus ist's, Herr," stöhnte Paulu leise, „den Teufeln gelüstet's gerade heute nach Menschenfleisch; o Herr, ich wollte, wir wären im Riu rou ertrunken."

„Unsinn, Paulu! Du selbst sagtest, die Bestien seien dem Menschen gegenüber feige; wollen einmal sehen."

Wie segnete ich meine Vorsorge wegen der Pistolen! Ich nahm eine derselben aus der Tasche und feuerte sie in der Richtung gegen die Leuchtkugeln ab. Der Knall hallte zehnfach in den Bergen nach, und wüthendes Geheul folgte. Aber was war das? Rothe Feuerballen leuchteten jetzt von der andern Seite über den Abgrund herüber, die Nachtlandschaft plötzlich erhellend, und ein Schreien vieler Menschenstimmen scholl durch die Luft, das in unserer Brust das lauteste Echo fand.

Die unheimlichen Gluthaugen waren verschwunden, und während nun unsere geängstigten Thiere vorwärts jagten, der schützenden Nähe der Menschen zu, gab sich Paulu der ausgelassensten Fröhlichkeit hin. „Herr, Herr, diese Nacht vergesse ich nicht und lebte ich tausend Jahre. — O Du braves Kind einer Hexe! Hei wie gut, daß wir nicht ertranken!" So rief er durch einander, und dann liebkoste er wieder die braune Stute und versprach ihr nicht nur Malaia, sondern auch einen Hochzeitskuchen, so groß wie die Mondscheibe.

Der rasche Ritt brachte uns in wenigen Minuten in die Nähe unserer Retter, und was erblickten wir?

Einer ganzen Schaar von Fackelträgern voraneilend, schritt Dordona's Tochter, doch nicht wie sonst als ein unter der harten Zucht der Mutter verschüchtertes Mädchen, sondern hochaufgerichtet, sichern Schrittes, und als sie Paulu's Gesicht im Scheine der Pechspähne erkannte, da jauchzte sie laut und schwang ihre Leuchte, daß die Funken einen Strahlenkreis um das liebliche Mädchenhaupt bildeten.

Das fehlte gerade noch. Wie toll sprang Paulu aus dem Sattel und preßte die Geliebte an seine Brust, unbekümmert um die schmunzelnd zusehenden Männer.

Unterdessen hatte sich mir der Führer des Zuges, der langbärtige Dorfpope, unter vielen Bücklingen genähert, worauf er in wohlgesetzter Rede die Gnade Gottes pries, welche ihn als das unwürdige Werkzeug erkoren, einen so großmüthigen Herrn vor dem unangenehmen Tode des Zerrissenwerdens zu bewahren.

Welche Großmuth! Es ist also alle Welt verrückt, dachte ich, und war im Begriffe, dieser meiner Ueberzeugung dem „unwürdigen Werkzeuge der Gnade Gottes" gegenüber Ausdruck zu geben, als Paulu, der dritten verstärkten Umarmungsauflage sich entreißend, rief: „Freunde, Ihr alle seid Zeugen, daß ich dieses

Digitized by Google

Halsband Margiten rechtzeitig übergeben!“ Seine hocherhobene Hand ließ das glühende Roth einer Korallenkette im Fackellichte spielen.

Lauter Zuruf folgte den Worten Paulu's, worauf der Pope sprach: „Ja, mein Sohn, und nun soll die alte Dordona wohl oder übel Wort halten und einen Hochzeits —“

Der „Schmaus“ blieb dem guten Manne im Halse stecken; denn die verscheuchten Wölfe machten sich — wahrscheinlich durch Zuzug ermuthigt — abermals in höchst beunruhigender Nähe hörbar, Alle zur Heimkehr mahnend.

Rasch ordnete sich der Zug, in dessen Mitte nun das Brautpaar Hand in Hand schritt, während an der Spitze neben mir der Pope auf Paulu's Pferd meine Fragen bezüglich der noch unklaren Details des kleinen Liebesromans mit endlosem Wortreichthume beantwortete. Nur wenn ein Windstoß den brennenden Spähnen glühenden Funkenregen entlockte und in deren Lichte seltsame Nebelgestalten sichtbar wurden, welche über unseren Köpfen dahin huschten, wurde der Redestrom durch zahllose Bekreuzungen und Anrufungen mächtiger griechischer Heiliger unterbrochen, wobei der würdige Seelenhirt jedoch auch irdische Vorsicht nicht außer Acht ließ, sondern sein Pferd möglichst dicht an das meine hielt.

Der Kern dieser weitschweifigen Mittheilungen aber war folgender:

Als Frau Dordona trotz des glücklich ausgefallenen, ihre Bedingungen erfüllenden „Wurfes“ ihr Versprechen nicht einlösen wollte, legte sich der alte Pope aus Mitleid für die schöne Margita in's Mittel und machte der Alten die Hölle so heiß, daß sie endlich in seiner Gegenwart den Hochzeitstag bestimmte und Paulu zum Einkaufe des nöthigen Staates für ihn selbst und Margita nach Rimnik schickte.

So glaubte der würdige Diener der Kirche alles in bester Ordnung und unterwarf seinen wohlgepflegten Leib — wie er mir sub rosa anvertraute — in Erwartung des Hochzeitsgelages einer ebenso verdienstlichen wie in diesem Falle praktischen Bußübung dreitägigen Fastens, als Margita am dritten Abend weinend in seine Hütte trat und ihm erzählte, Paulu habe in seiner Glückseligkeit gerade das Wichtigste, das Korallen-Brautgeschenk — ohne welches kein anständiges Mädchen jener Gegend an den Traualtar tritt — zu kaufen vergessen und sei deshalb von der erzürnten Mutter mit dem Bedeuten aus dem Hause gewiesen worden, entweder den Halsschmuck rechtzeitig herbeizuschaffen, oder sich eine andere Braut zu suchen. Paulu aber sei trotz ihres Abredens in höchster Verzweiflung fortgeeilt, um das Unmögliche, die Zurücklegung des weiten Weges bis zum nächsten Morgen, zu unternehmen.

„Das war eine schlimme Nachricht, bester Herr,“ schloß der Redelustige seine Mittheilungen; „denn die Nacht ist des Menschen Feind, zumal in so vorgerückter Jahreszeit, wo die Wölfe, diese heulenden Kinder Belial's, so heißhungerig sind, als hätten sie — drei Tage gefastet,“ platzte er im Eifer der Rede heraus, um nach gutmüthigem Selbstbelachen zu enden: „Da gürtete ich denn meine Lenden, wie einst Tobias der Sohn, und nahm so viele Männer mit mir, als in der Eile aufzutreiben waren, um den meiner Meinung nach Verunglückten aufzusuchen, ohne zu ahnen, daß dieser durch die Vermittelung Gottes und seiner Heiligen in Ihnen, bester Herr, einen so muthigen Beschützer und Retter in der Noth gefunden hatte.“

Blieb mir nach all dem auch noch immer räthselhaft, wie Paulu von meinem Reisevorhaben wissen konnte, so war mir doch vollkommen klar, daß ich all die Gefahren dieser Nacht eigentlich nur der Vergeßlichkeit eines einfältigen Hirten wegen bestanden, und diese Erkenntniß versetzte mich eben nicht in die rosigste Laune.

Aber auch dies schien der „dumme Junge“, wie ich meinen treuen Führer in Gedanken taufte, sehr genau zu wissen, denn als wir Frau Dordona's Hütte erreicht hatten, um daselbst den Rest der Nacht zu verbringen, verschwand er mit Margiten und überließ es mir allein, mich an den Geiermienen und den grünfunkelnden Augen der über das Mißlingen ihres tückischen Anschlages wüthenden Alten zu ergötzen.

Schon mit Sonnenaufgang weckte mich der Jubel der Hochzeitsgäste, was meine Stimmung in Anbetracht der kurzen Nachtruhe nicht verbesserte. Schlaftrunken kleidete ich mich an, im Innern Amor und Hymen sammt ihren ruhelosen Schützlingen in's Pfefferland verwünschend; da knarrte die Thür, und ein heller Lichtstrahl fiel in das Dunkel des Raumes. „Endlich Paulu,“ dachte ich mit einem Donnerwetter auf den Lippen; es war aber wieder nicht der einfältige Bursche, sondern Margita, bräutlich geschmückt, die rothen Korallen um den weißen Hals geschlungen. Mit einem Knixe überreichte sie mir einen Strauß frischer Alpenblumen, worauf sie mit bewegten Worten und einem Kusse, der leider nur meiner Hand zu Theil wurde, für meinen „großmüthigen“ Beistand dankte, ohne welchen sie jetzt vielleicht eine Braut in Thränen statt in Freude wäre.

Abermals „großmüthig“ — also auch Margita wußte nicht, daß ich — o Spitzbube von einem einfältigen Schafhirten! — da kam er endlich geschlichen und wühlte in den Haaren mit einem Gesichte, als könne er nicht fünf zählen, während Margita mit einem ermuthigenden Blicke davon hüpfte.

„Du leidest wohl nicht mehr an Kopfschmerzen?“ sagte ich möglichst ernst, denn die Mischung von Scheu, Verlegenheit und Pfiffigkeit in Haltung und Wesen des Burschen war doch gar zu drollig.

„Bestens zu danken, Herr, nein,“ erwiderte er, fügte aber, sich besinnend, hinzu: „das heißt, manchmal brummt es noch immer darinnen, und dann ist's, als hörte ich Wölfe heulen.“

„Sieh, sieh, aber nun sage mir, Bursche, wie kamst Du eigentlich auf den Gedanken, mit mir nach Rimnik zu reiten?“

Paulu schnitt ein Gesicht, wie ein von Leibschmerzen Befallener, ehe er antwortete:

„Ja seht, Herr, das war so ein dummer Gedanke, der unser Einem so in den Kopf kommt, wie eine Fliege in's leere Spinnennetz; auf der Heimkehr von der Stadt begegnete mir der Landbote, und so wußte ich, daß auch Ihr, wie sonst, dahin gehen würdet — na und dann hatte ich die rothen Teufelsdinger vergessen, weil ich eben nur an Margita dachte, und dann sollte ich die Dinger bis heute schaffen, als ob eines Mädchens Hals ein Faß wäre, das ohne Reifen ausrinne, aber es ist so der Brauch — na, da erinnerte ich mich an Euere Pferde und an Euch, Herr, und was für ein guter Herr Ihr seid —“

„Bestens zu danken, Paulu; aber, was meinst Du, wäre es nicht hübscher von Dir gewesen, mir die Wahrheit zu sagen und mich um ein Pferd zu bitten?“

„Mag wohl sein, Herr, aber seht, in der Nacht zählt der beste Mann nur für Einen, Zwei aber machen immerhin ein Paar, nicht zu vergessen die kleinen Schießgewehre in Eurer Satteltasche — na und —“

„Und da zogst Du es vor, mich zum Narren zu halten.“

„Gott schlage mich, Herr, wenn ich daran dachte!“ versicherte Paulu kleinmüthig, indem er nach dem dicken Tschibukrohr in meiner Hand schielte, das mir zugleich als Spazierstock diente — ich glaube, der arme Bursche würde es ganz in der Ordnung gefunden haben, hätte ich seiner stillen Erwartung nach Landessitte und Bojarenart kräftigst entsprochen. Doch schien er auch nicht unangenehm enttäuscht, als das Rohr nicht in Bewegung gesetzt wurde, und aufathmend meinte er:

„Auch dachte ich, Herr, Ihr werdet meine Dummheit um Margitens willen, und da wir doch weder ertranken noch zerrissen wurden, nicht allzu übel nehmen.“

„Nun denn, Du hast Recht,“ rief ich, meine Heiterkeit nicht länger verbergend, „man muß dankbar sein, und da Du Dich bei all dem als ein braver Führer benommen, so sei Dir dieser Streich verziehen — unter einer Bedingung jedoch.“

„Unter welcher, Herr?“ fragte Paulu, aus seiner gedrückten Stellung emporschnellend.

„Du erinnertest mich an Margiten, die heute Dein Weib wird,“ versetzte ich ernst, „Ihr Karpathenmenschen seid aber ziemlich rauhe Eheherren, und an Verdruß wird es in Deinem Hause nicht fehlen — willst Du mir versprechen, die Bosheit Deiner Schwiegermutter nie Margiten entgelten zu lassen?“

„Das will ich, Herr!“ rief Paulu eifrig, „ja, noch mehr, von morgen an bin ich Herr im Hause, und soll es jemals Verdruß geben zwischen mir und meinem guten Weibe, beim Himmel, Herr, die Alte soll's entgelten.“

Und wie der Bursche so sprach, die nervige Rechte schwingend, da schien seine Gestalt plötzlich um einige Zoll gewachsen, in den

Digitized by Google

dunklen Augen blitzte es drohend auf, und der Ausdruck von Stumpfsinn und Einfalt fiel wie ein Schleier von den energischen Zügen — der Knecht war zum Herrn geworden. — —

Ob Paulu sein drastisches „Recept gegen Schwiegermütter" zur Anwendung brachte, blieb mir unbekannt, ist jedoch bei dessen gutmüthiger Charakteranlage um so weniger anzunehmen, als sich Frau Dordona, wie ich gelegentlich eines späteren Besuches bemerkte, mit echt rumänischer Geschmeidigkeit in die neue Ordnung der Dinge fügte, ja es ganz natürlich zu finden schien, wenn der junge Herr seine Rechte ihr gegenüber nicht allzu schonend geltend machte. Die merkwürdige Veränderung aber, welche mit Letzterem an jenem Hochzeitsmorgen vorging, war eine bleibende, was übrigens nur so lange befremdet, als man das bedingende Gesetz solchen psychologischen Processes nicht in's Auge faßt. Knechtschaft erzeugt bei Individuen wie bei ganzen Völkern jene Hülle von Stumpfsinn und Einfalt, unter welcher Energie und Geist nothgedrungen sich birgt, wie Feuer unter todter Schlackenschicht. Wohl dem Herrn, der freiwillig die drückende Last der Knechtschaft mäßigt! Wehe dem Despoten, dessen gewaltthätige Faust plötzlich erlahmt!

Blätter und Blüthen.

Ein deutscher Burschenschafter. In Weimar ist vor wenigen Wochen ein Mann gestorben, der sich durch große Verdienste um einen wichtigen Zweig deutscher Cultur- und Sittengeschichte, um die so innig mit der Entwickelung unseres nationalen Lebens verwachsene Geschichte der deutschen Universitäten und ihres Studentenlebens, weithin einen Ruf erworben hat, und den auch die „Gartenlaube" zu ihren Mitarbeitern zählte. Richard Keil, geboren 1828 in Weimar, bezog 1849 die Universität zu Jena, wo er bis 1853 die Rechte studirte. Schon hier entwickelte sich seine Neigung für historische Studien. Zu der Vergangenheit des akademischen Lebens zog es ihn hin, und als eifriger Burschenschafter durchforschte er emsig das reiche Material, welches für diesen Zweck in der Bibliothek des Jenaischen Burgkellers, in dem zur Zeit der denkwürdigen Demagogenhetze viel verfolgten Archiv, erhalten ist. Aus diesen so früh begonnenen Studien ist dann später nach mühevoller Ermittelung, Sichtung und Verarbeitung aller Quellen und unter Benutzung mündlicher und schriftlicher Mittheilungen ehemaliger Jenenser Studenten das von ihm in Gemeinschaft mit seinem Bruder Robert Keil verfaßte Werk hervorgegangen: „Geschichte des Jenaischen Studentenlebens von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart, 1548 bis 1858" (Leipzig, Brockhaus). Dieses Buch erschien zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Hochschule und wurde weithin mit großer Freude und Anerkennung begrüßt, wie dies auch die hervorragendsten Männer (unter Anderen Alexander von Humboldt) in kritischen Aufsätzen und ehrenvollen Zuschriften aussprachen. In der That ist dieses Geschichtswerk bis jetzt die einzige gründliche Monographie über das Studentenleben geblieben, und in den Abschnitten über die neueren Zeitperioden zugleich eine Geschichte der deutschen Burschenschaft.

Wiederum in Verein mit seinem Bruder Robert gab Richard Keil sodann nach alten Handschriften gesammelte „Deutsche Studentenlieder des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts" mit einer Einleitung über die Geschichte des Deutschen Studentenliedes heraus, und gleichzeitig begannen die fleißigen Brüder mit Hülfe der großen Stammbuchersammlung der Weimarischen Bibliothek und zahlreicher in Privathand befindlicher Schätze umfassende culturhistorische Studien über die deutschen Stammbücher der früheren Jahrhunderte.

Der Burschenschaft war und blieb Keil's Liebe treu gewidmet, und interessant ist wohl auch die Thatsache, daß der ehrwürdige Mitbegründer der Verbindung, der erste Componist von Arndt's Vaterlandslied, Pfarrer Johannes Cotta (vergl. „Gartenlaube" Jahrg. 1863, S. 688 und 1868, S. 282), sein Schwiegervater wurde. Am Jahrestage der Gründung segnete er die Ehe der Tochter mit dem jüngern Freunde ein. Das Burschenschaftsjubiläum 1865 feierte Richard Keil in Jena fröhlich mit und ließ mit seinem Bruder Robert als Festschrift das historische, gleichfalls sehr bekannt gewordene Werk „Die Gründung der deutschen Burschenschaft" erscheinen. Im Jahre 1867, bei der erhebenden Erinnerungsfeier des Wartburgfestes, war er mit Johannes Cotta, Friedrich Hofmann, Robert Keil und U. R. Schmid Mitglied des Festcomités und veröffentlichte mit seinem Bruder das an geschichtlichen Materialien so reiche, mit einem der schwungvollsten Gedichte F. Hofmann's gezierte Buch: „Die burschenschaftlichen Wartburgfeste von 1817 und 1867".

Mit der akademischen Jugend, die ihn verehrte und liebte, blieb er, gemüthvoll und lebensheiter, alle Zeit in regstem Verkehre. Von seinem munteren Commersiren, seinen Frühlingsausflügen mit den jungen Burschen der „Arminia" weiß der Jenaer Burgkeller, wissen die Rudelsburg und das Saalthal noch aus dem vergangenen Jahre zu erzählen. Seine freundschaftlichen Beziehungen und die ihm erwiesene Verehrung erstreckte sich über alle deutsche Universitäten. Auch der Lese-Verein der deutschen Studenten Wiens ernannte ihn zu seinem Ehrenmitgliede. Unermüdlich wirkte er für die Gründung des für Jena bestimmten, von Donndorf ausgeführten Burschenschafts-Denkmals. Die Vollendung dieses schönen Werkes aber und die Feier der Enthüllung sollte er leider nicht erleben.

Seiner amtlichen Stellung nach war Richard Keil Rath bei der Generalcommission für Ablösungen und Separationen in Weimar. Nur die Mußestunden, welche diese Thätigkeit ihm übrig ließ, widmete er fort und fort seinen literarischen Bestrebungen. Mitten in denselben ereilte ihn nach kaum überstandener Krankheit ein jäher Tod. Sein Begräbniß legte Zeugniß ab von der Trauer, welche sein Hinscheiden erregte, und der Liebe und Anerkennung, die er sich erworben hatte. Aus der Nähe und Ferne waren die Freunde herbeigekommen, und auch die drei Jenaer Burschenschaften hatten dazu Deputationen gesandt, die eine von schwarzroth goldenem Bande umwundene Palme ihm auf den Sarg legten. Seinen weiteren schriftstellerischen Plänen hat das Geschick ein Ziel gesetzt, was er aber geschaffen, das genügt hinlänglich, um seinen Namen fortleben zu lassen im Herzen der wissenschaftlichen Jugend Deutschlands und vor Allem auf den Hochschulen, wo Burschenschaften bestehen, die ihn bis an sein Ende als einen der Treuesten unter den Treuen gekannt haben.

Aussichtsloser Versuch (Abbildung Seite 189). Daß Adolf Eberle, ein Schüler Piloty's, über einen kerngesunden Volkshumor verfügt und diesen ebenso frisch wie klar zu gestalten versteht, dafür legt unser Holzschnitt nach einem seiner jüngsten Bilder unumstößliches Zeugniß ab. Das vor unsern Blick gezauberte Gesellschäftchen zeigt ein Stück Lebenslustigkeit von der Sorte, die sich gar nicht glücklicher äußern kann, als wenn sie eigentlich über Nichts lacht. Und um viel mehr handelt es sich hier nicht. Das lustige Dirnenvolk auf der Alm hat den alten Freund und Topfflicker, sicherlich mit der ernsthaftesten Miene von der Welt, hereingelockt und ihm Aussicht auf lohnende Arbeit gemacht — und nun hält er einen „Unheilbaren" in der Hand und muß sich von den Uebermüthigen auslachen lassen. Indessen, er ist ersichtlichermaßen der Mann, der einen Spaß versteht, und wenn er verlegen aussieht — dem Anblick dieser Verlegenheit kann der Beschauer sich ruhig hingeben; es wird keine Gemüthsverstimmung erfolgen, wenn der wackere Meister das ehrwürdige Gefäß schließlich zurückgeben, die Unzulänglichkeit seiner Kunst eingestehen und den lustigen Spott von drei Paar rothen Mädchenlippen als einzigen Ertrag seiner Bemühungen heimtragen muß. Wir sind überzeugt, daß viele unserer Leser, wenn ihnen die rechte Harmlosigkeit dazu nicht fehlt, sich an dem Bildchen erfreuen werden.

Kleiner Briefkasten.

Abonnentin in **Budweis.** E. Marlitt erfreut sich des besten Wohlseins und ist eben beschäftigt, einen neuen Roman für die „Gartenlaube" zu vollenden.

H. K. in **Wilna.** Ihnen und vielen Ihrer Leidensgefährten, die bei uns anfragen, ob das Mikrophon noch nicht für Schwerhörige nutzbar gemacht worden sei, müssen wir leider erwidern, daß wir wohl von Versuchen, aber von keinem durchschlagenden Erfolge in dieser Richtung gelesen haben.

L. F. in **Budapest.** Von Ihrer Notiz, daß der Vater Munkacsi's, Michael Lieb, nicht als Theilnehmer an der Revolution im Gefängnisse, sondern im März 1852 als kaiserlich königlicher Sammlungs-Cassa-Einnehmer in Miskolcz gestorben, sowie daß derselbe sich 1851 noch zum zweiten Male mit Elisabeth Eötvös verheirathet habe, welche erst 1878 das Zeitliche gesegnet, nehmen wir unter bestem Dank hiermit Act. Der Irrthum ist uns übrigens um so unbegreiflicher, als der Artikel dem Künstler selber zur Prüfung der angegebenen Thatsachen auf ihre Richtigkeit hin vorgelegen hat.

Abonnentin in **Pest.** Das Portrait der Tragödin Clara Ziegler finden Sie im Jahrgang 1868, Nr. 32.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das erste Quartal. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das zweite Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 13. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. Zu beziehen à 50 Pfennig

Alle Rechte vorbehalten.

Der Weg zum Herzen.

Erzählung von Robert Byr.

(Fortsetzung.)

Der Arzt hatte sich denen Tagesblicken wenden gewollt, mit denen Bianca jeden weiblichen und männlichen Gesellschafter erkennen zu lassen — es begann beinahe zu langweilen in seiner Person. Er brauchte sein Auge nicht; eine Ahnung hatte ihm schon gesagt, daß Lilo hier angekommen kam. Wie es denn dort hin, und wie es möglich? Da?

Den Herrinnen und Kindern kam das Zwischenspiel, in Lauben sie, auch sehr hoch und schon bei einer der Fenstern des Schlosses der Hölle von dem heißgewünschten, geheimnißvollen Geschlechte.

Es sind wir, glaubliches Wesen ohne von Bianca gewiesen werden zu wirr, — sich ist bedauert, daß zwei Persönchen schon, seine Tochter und Bruchhaus kann.

Das mußte wohl Lust sein, die Hexe, die er vielleicht Tage, wo man diese Dame in Pisa gekannt, recht wohl zu sehen hatte. Nun war sie bemüht um das Lieben, zur ungeduldig gewesen, sich hinzuwenden, und wahrlich bei zum Fenster, die er um Entreten vermeinte, kam er kaum wahrlich zur der Entdeckung mancher Mädchen in dem engen klösterlichen Hofe gedacht. Da war mit verweinten Augen und wirren Haaren unter den Zerbrechungen ringsherum zwei oder in der Ecke gekniet hatte.

„Frau, was ist Tag — Tag — ist unerträglich.“

„Gewachsen und auch gewachsen! Ich sie dem Leiden so Ehre! Denke Tag, das weiß ich schon. Du denkst es eine nicht auch sagen, Mädel — sagen Sie eine Gesellschaft, wenn sie sie meinen gröben, geistreichen Schwager empfinde, auf den Stelle weiter.“

Sie schrie laubend, und mittlerweile hatte er schon die Persönchen kongeholt und sie, als die ihm Familienfreunde, auch dem Schlosses und auf der Terrasse herumgeführten. Noch hatte in seinem Herzen, bei der sie ihm die ruhigen Lippen zum wiederholten und herzlich erwiderten Kusse.

Nun wollte Mitleid auch seiner Frau zu Hülfe eilen, diese war aber schon auf der andern Seite auch dem Schlitten gelungen, wo sie jetzt mitten im Schnee auf den Knieen lag und Gebeten an sich preßte, die mit heftigem Aufjauchzen ihre Aeußen um Mamsel Julie gefangungen hatte und nicht laut werden konnte, sie zu liebkosen, während Hasso leise knurrend die Gruppe mißtrauisch umschnüffelte.

„Bist, Gertrud, willst Du Mama heißen? Ich mag Dich nicht mehr! Die liebe Mama!“ rief die kleine und schlug mit dem einen Händchen in das andere. Jetzt bei Spielzeugmutter. Der Hand ließ es sich gutmüthig gefallen, Lilo aber hatte Gertrude auf den Arm genommen und bemalen überzeugt, wo der kleine unbändige Wicht sich Meinung behalten. Frau hatte gehört, Mama werde lange, lange nicht wiederkommen. Dann hatte Gertrud erschrocken gefragt, Nun bekamen aber Mama auch einen braunrothen Zimmermann.

Plötzlich stellte sich einem sich schwarz Bild zu seiner Frau hinüber und blieben große Lilo zu haben, den Hund, den ihre Hausfrau kannte. Nun gewannen diese unter Tod zu sahen. Lilo, welche Gertrud an den Hand hielt, folgte hingegen. Im Frau war es schon recht, ein Mädchen war Lilo von seiner Lieblingsfreundin. Auch die Gruppe hatte man über beunruhigt, und sie kam den Gesellschaften auf den Zuwachs der Fremden entgegen.

„Lore Lie willkommen!“ sagte sie auch den ersten zwischen Bianca Mädel's zu Lore. Sie ist ein gutiges Kind an der Tagen gefunden. „Sie erinnern mich an meine Tochter. Auch sie war so groß und blond wie Sie.“

„Liebe Mama,“ wendete das beliebte Mädchen rasch in gebrochenem Tone. „Neben Sie wird mir auch ein wenig so lieb!“

Sie streckte sich in freudigen Beschwichtigen und die blonde wenigen Hand der wenigen Tonne, doch aber sehr klein war! auch schon so ernsthaft und so Ernst.

Nun eine gemeinsame kalte Erquickung hatte dargeben Pläne angenommen. „Nun ich — in den Tisch bringt, Lore Lie!“

Als man sich vor der gemeinsamen Erquickung zu versammeln von den freundlichen Willkommen, das ihrer Schwester geboten wurde! Selbst hatten wußte es zu empfinden. Lore und Mitleid hatten sich anderungen amarmt und gekützt, wie in alter herzlicher Jugendvergnügtheit; zwischen seiner Frau und ihm war noch kein Wort gewechselt worden.

Lore hatte sie doch noch von ihm, reichte ihm die Hand und schien ihr Auge gegeben zu sein auf.

„Du hast mir einmal eine Heimath angeboten,“ sagte sie und lächelte. Es war ein so bittet bewundernder und erwartungsvoller Blick, dem sie begegnete, und doch nicht der freudstolze Ausdruck von heute Morgen, auch nicht doch ernste, halb traurig milde Blage, das ihr auch ein solcher Blick von einer Pfälzchen sich meine Schwester in Meinem Heim hätten.“

„Wenn beständig,“ bei Lore jetzt selbst in ihrer sichern Weise ein. „Wir hielten es in Sternberg nicht mehr aus. Ich glaube

Digitized by Google

beinahe, wären wir nicht freiwillig gegangen, hätte Hilma Rattengift gestreut. O Witold, nicht wahr, Du behältst mich doch, bis ich irgendwo ein Unterkommen gefunden? Ich werde mich unterdeß hier schon als Gouvernante betrachten, um mich nützlich zu machen," und sich umwendend drohte sie mit komischer Würde: „Gretchen, nimm Dich in Acht — ich werde sehr strenge sein!"

Lachend kauerte sie sich nieder, mit der Kleinen in aller Eile Freundschaft zu schließen.

Witold aber ließ jetzt, ohne Druck, still und kalt zurücktretend, die Hand seiner Frau los.

Nur für die Schwester nahm sie die Heimath in Anspruch, nicht für sich. Darum also war sie noch einmal zurückgekommen — nur darum! — Auf wie lange?

7.

Wieder begann der Abend zu sinken, diesmal aber war es die schon länger verweilende Sonne der Tag- und Nachtgleiche, welche sich dem Höhenzuge auf der andern Seite des Flusses und den fernen blaudustigen Bergen zuneigte. Die letzten Strahlen, die noch über den First des Herrenhauses hinweg glitten, zogen einen goldenen Streifen an dem langen Stallgebäude hin, und ein kleines Bündel fand sogar noch Eingang durch die offene Thür, in welcher jetzt Lisa wie in einem Bilderrahmen erschien.

Die schlanke zierliche Gestalt in dem einfachen hausmütterlichen Kleide, die mit solcher Vorsicht die volle Milchschüssel in den Händen trug, über welche sich das feine Köpfchen mit den schlicht umgeschlungenen dunklen Flechten in großer Achtsamkeit neigte, hätte wirklich ein reizendes Motiv für einen Genremaler gegeben. Einen interessanten Contrast zu Lisa's Erscheinung bildete das hinter ihr eben auftauchende hagere, gelbliche Matronenantlitz mit einer seltsamen Mischung von Mißtrauen und Billigung im Blicke, welcher der Voranschreitenden beobachtend folgte.

„Es sind nur ein paar Schritte bis in die Kühlkammer," sagte Lisa im Heraustreten entschuldigend, „den kleinen Gang kann ich ja auch selbst machen, Tante."

„Wer Alles selbst machen will, verliert die Uebersicht über die Wirthschaft. Den Mägden aber gefällt die Erleichterung; sie lernen sich auf fremde Hülfe verlassen, und keine nimmt's mehr mit der Pflicht genau. Der Frau Arbeit ist Befehlen und Ueberwachen; sie ist nicht leichter als die der Magd."

So sprach die Gräfin, und als sie ihre Zurechtweisung beendet hatte, setzte sie bei sich hinzu:

„Sie hat wirklich Lust und Willen zur Wirthschaft. Ich hätte es nicht gedacht."

Nicht wie man sich in eine Beschränkung, in eine Verbannung mit stumpfer Ergebung fügt, war Lisa in Riesling aufgetreten, sondern mit einem sich in ihren Mienen, in ihrem ganzen ein wenig aufgeregten Wesen deutlich aussprechenden Gefühle heiterer Zuversicht.

Während ihre Schwester bei Gretchen auf dem Gute geblieben, hatte sie schon am Morgen nach ihrem Einzuge in Riesling den Gatten auf einige Tage nach der Stadt zurückbegleitet. Sie hatte die Zeit in der Stadt mit einer ihrem zarten Körper kaum zuzutrauenden Unermüdlichkeit zum Ordnen und Einpacken und zu den unerläßlichen Abschiedsbesuchen verwendet, sodaß Witold, welcher einige Tage länger in der Stadt blieb, ungehindert sämmtliche Geschäfte abwickeln konnte.

Und von dem Tage ihrer Rückkehr an hatte sie begonnen, sich in Haus und Hof umzusehen und nützlich zu machen. Witold's Tante hatte darauf bestanden, ihr sofort mit den Schlüsseln auch die Herrschaft abzutreten, wogegen sich jedoch Lisa sanft, aber mit Bestimmtheit gesträubt. Da sie nichts von der Wirthschaft verstehe, hatte sie entgegnet, wäre sie, wenn man sie zwänge, dieselbe zu übernehmen, genöthigt, eine Haushälterin und Oberaufseherin zu ihrem Beistand herbeizuziehen, welche neue und im Grunde überflüssige Ausgabe in der gegenwärtigen Lage kaum räthlich sei. Die bisherige Herrin, unter deren Führung Alles so wohl gediehen, möge sich auch weiterhin als solche betrachten, so lange wenigstens, bis es die Schülerin dahin gebracht, sie mit einigem Erfolg ersetzen zu können. Und als Schülerin erbat sich Lisa die Erlaubniß, die erfahrene Leiterin des ganzen Hauswesens überallhin begleiten zu dürfen, um so allmählich sich in den künftigen Beruf hineinzuleben.

Die Tante verwunderte sich zwar, aber da ihr alles Vorgebrachte doch ganz verständig erschien, gab sie endlich ihre Zustimmung, während Witold, als er von den getroffenen Abmachungen verständigt wurde, Lisa's Weigerung, in die Rechte der Hausfrau einzutreten, im Sinne eines ihm nur zu klaren Vorbehalts deutete. —

Eben kam Lisa mit leeren Händen wieder aus der Kühlkammer zurück und gab nun ihrer Lehrmeisterin auch die früher zurückbehaltene Antwort, die trotz des Lächelns bewies, daß sie bei aller Unterordnung unter einen fremden Willen nicht auf die eigene Selbstständigkeit verzichtete:

„Wer befehlen und überwachen will, muß doch erst selbst wissen, wie's gemacht wird. Und auch das Kleinste ist oft nicht so leicht, wie man sich vorstellt. Ich selbst hätte heute Schelte verdient."

Sie deutete dabei auf einen großen feuchten Fleck auf ihrer weißen Wirthschaftsschürze.

Die Selbstanklage entlockte der Tante einen Schein von Lächeln, doch war sie sofort wieder ernst und nickte nur.

„Die Treppe ist schlecht und dunkel. Die Mägde verschütten immer die Milch; man darf darum die Schüsseln nicht so voll nehmen."

„Dann hat man aber kein Maß," wendete Lisa ein.

Einen Augenblick sah die Tante ihr sinnend in's Gesicht. Dann sagte sie mit sichtlichem Widerstreben:

„Nun ja, der Eingang muß geändert werden. Ich will morgen mit Witold reden, oder auch sofort. Er muß ja schon zurück sein; da führt Peter sein Pferd."

„Er ist heute nicht geritten, sondern zu Fuß fort, und das Pferd ist nicht ‚Ralf'. Tante; sein Braun ist ein viel helleres. Es wird doch kein Besuch —"

Sie sprach den Satz nicht zu Ende; ein aufsteigender Gedanke machte, daß ihre Wangen die Farbe wechselten.

Die beiden Frauen gingen neben einander durch den Hof, an Harro vorüber, der sich von Frip geduldig an der wolligen Brustkrause zausen ließ, den kleinen Recker nur dann und wann mit gutmüthigem Schlag der derben Pfote in den Sand kugelnd, und der nun seine Schnauze abwechselnd einmal in die herunterhängende Hand seiner älteren und die der rasch lieb gewonnenen jüngeren Herrin schob, welche ihm den possierlichen kleinen Spielgefährten mitgebracht hatte. Sie traten geradewegs auf Peter zu, der ein schlankes englisches Reitpferd von edlem Blute im Schatten des Hauses auf und ab führte.

„Ein Herr Officier," meinte er kopfschüttelnd auf die Frage, ob der Herr zurück sei und ob vielleicht Graf Baumbach mit ihm gekommen. „Ich denke, es wird wohl einer von den Husaren in Moorstädtel sein. Er sagte, ich brauchte das Pferd nicht einzustellen, und fragte, ob die gnädige Frau zu Hause sei. ‚Natürlich,' sagte ich; darauf ging er in's Haus. Der Herr Baron aber wird später erst heimkommen. Er ist in's Dorf zum Vorsteher, wegen der schadhaften Fähre. Wir hätten heute genug gearbeitet, sagte er, und es ist wahr, die Dreiäcker sind ganz umgebrochen, und da hat er uns mit den Pflügen heimgeschickt."

Lisa hatte über die lange Auskunft Zeit gehabt, sich zu fassen. Ihre Ahnung war mit den ersten Worten bestätigt worden. Der Besucher konnte nur Gustav sein. Sein Urlaub war nun wohl zu Ende, und er machte Ernst mit seiner Drohung, hier in Riesling die Belagerung aufzunehmen, nachdem jener erste Ansturm so unbefriedigend ausgefallen war. Daß sein wiederholter Besuch während jener Tage des Räumens und Packens nicht angenommen worden war, hatte ihn offenbar nicht abgeschreckt. Von Richard mußte er ja ungefähr über die Lage der Familie und die Ursachen der plötzlichen Uebersiedlung Lomeda's auf das Land unterrichtet worden sein. In der erfahrenen Abweisung sah er nur eine Maßregel, die wohl alle Bekannte des Hauses traf und die bei der Auflösung desselben eigentlich selbstverständlich war. Er hatte seine Pläne also vertagt, so mußte sie annehmen. Wenn er sich aber jetzt mit der Hoffnung schmeichelte, an jene unterbrochene Zwiesprache anknüpfen zu dürfen, so mußte ihm diese Hoffnung gleich jetzt, wo er zum ersten Male seinen Fuß über die Schwelle von Riesling setzte, für immer benommen werden. Der Zauber jener Stunde war gebrochen, und in Lisa's Seele lebte nicht einmal mehr der zur Duldung verwandelte Rest jener einstigen schwärmerischen Sehnsucht.

Digitized by Google

Entschlossen ging sie auf die Treppe zu, an der Wilhelm, welcher, der Gelegenheit zu Liebe, den auf dem Lande abgelegten Livreefrack in aller Eile übergezogen hatte, bereits mit der Meldung harrte, Herr Rittmeister Steinweg habe sich anmelden lassen und sei von Fräulein Lora angenommen worden.

Die Gräfin schüttelte das graue Haupt. Daß Mädchen so ohne weiteres Officiere zum Besuche empfingen, erschien ihr als eine neue, selbst an ihrem Lieblinge nicht lobenswerthe Mode. Nur mit einer leichthingeworfenen Frage vergewisserte sie sich, daß der Rittmeister zu dem Bekanntenkreise der beiden Schwestern gehöre, und erklärte dann, ihnen den Besuch allein überlassen zu müssen, da ihre Toilette den Rücksichten auf den Empfang nicht entspräche.

„Auch gilt ja die Visite nicht mir," fügte sie nach einem ernstforschenden Blicke hinzu, wenigstens glaubte Lisa einem solchen begegnet zu sein und war unwillkürlich erröthet.

Sie nahm sich übrigens nicht Zeit, ihrer eigenen Toilette noch besondere Sorgfalt zu widmen; allerdings stand sie, nachdem die große Schürze abgebunden worden war, in tadellosem Anzuge da. Das graue Wollkleid, das sie trug, war zwar das allereinfachste ihrer Garderobe, aber nur nach dem Maßstabe ihres früheren Bestandes, denn für das stille Landhaus blieb es immerhin noch ein Muster der Eleganz. Sie steckte nicht einmal die etwas verschobene blaßblaue Bandschleife am Halse zurecht; so ganz nahm sie der Gedanke in Anspruch, den Besuch Steinweg's abzukürzen und — für die Zukunft einer Wiederholung vorzubeugen. Ihr war der Gedanke, daß Lomeda mit ihm zusammentreffen könnte, plötzlich höchst unangenehm. Nicht, daß sie die Furcht beschlich — zu welchen denkbaren Conflicten konnte denn eine solche Begegnung führen? Nein, das peinliche Gefühl, das sie bedrückte, war anderer, undefinirbarer Art; ihr selbst blieb es undeutlich, aber sie empfand es.

Bei ihrem Eintritte in den Salon sprang Steinweg von seinem Stuhle auf und unterbrach somit das lebhafte Gespräch, in das er sich schon mit Lora vertieft hatte, die ihrerseits sich alle Mühe gab, Gretchen zu bewegen, dem „Soldaten, der bei Mama gewesen", ein vertrauensvolles „Patschhändchen" zu geben.

„Ich habe Sie nicht erwartet," waren Lisa's erste und durch die ruhige Betonung für ihn und jedes aufmerksame Ohr auch bedeutungsvolle Worte, wobei sie zwar die Spitzen ihrer Finger in die von ihm dargereichte Hand legte, sogleich aber wieder zurückzog, ehe er sie noch an die Lippen gezogen.

„Sie haben darin Unrecht gethan, Baronin," entgegnete er, ohne sich diesen wenig einladenden Empfang verdrießen zu lassen, „denn ich halte mein Versprechen. Sie sehen, ich habe keine Minute verloren. Gestern eingerückt, heute hier."

Dem vielsagenden Blicke, welchen er ihr dabei zuwarf, wich sie aus, indem sie auf das kleine Sopha in der Fensterecke zuging und ihn so zwang, sich wieder Lora zuzuwenden, welche schon dort saß und vor welcher er sich kein einverständnißsuchendes Mienenspiel mit der Schwester erlauben durfte. Da Lisa schwieg, bemächtigte sich ihre Schwester, welche unterdeß neugierige Blicke hinüber und herüber wandern ließ, des Wortes und erklärte scherzend, weshalb der Besucher solche Eile gehabt habe.

„Um mir zu versichern, daß ich ein häßlicher kleiner Knirps gewesen sei."

„Ich bitte, mein Fräulein!" suchte sich Steinweg zu entschuldigen, indem er die gefalteten Hände erhob. „Ich habe nur gesagt, daß Sie sehr groß geworden seien."

„Und sehr hübsch — bitte kein Wort auszulassen! Und Sie haben es mir sogar mit einem feierlichen, fremdartig lautenden Schwur bekräftigt. Das ist es ja eben; das ist ja das Verbrechen, das ich Ihnen nun und nimmer vergeben kann. Hätten Sie sich lieber meiner gar nicht mehr erinnert! Beachtet haben Sie mich ja doch nicht viel. — Ich bitte, ich bitte, darüber herrscht kein Zweifel in meinen Annalen. Gehen wir über diesen Gegenstand großmüthig hinweg! Aber schwieriger ist es mit der neuen Beleidigung. Es giebt nichts Erniedrigenderes, als immer wieder an eine obscure Vergangenheit erinnert zu werden."

„Mein Gott, ich kann Sie doch nicht klein und — und —"

„Häßlich finden?" half Lora nach. „Meinetwegen — aber können Sie denn nicht galanter Weise annehmen, daß, was wir sind, wir auch immer waren? Götter altern nicht."

„Dann können Sie auch nie avanciren, denn das geht nach der Anciennetät," setzte er lachend hinzu, und Lisa sah verwundert bald auf ihn, bald auf ihre Schwester, die so herzlich mitlachte. Warum nur gewann ihr selbst der Witz nicht das leiseste Lächeln ab? War er wirklich schal oder war sie nur so mißgestimmt?

Lora sprang plötzlich auf, und einen weiter entfernten Lehnstuhl aufsuchend, rief sie, ihr Näschen zwischen Daumen und Zeigefinger fassend, der Schwester in komischer Entrüstung zu:

„Ach Gott, Du kommst schon wieder aus dem Stalle. Pfui! ich kann den Geruch nicht ausstehen."

„Sie machen mich trostlos," übernahm Steinweg die Antwort. „Dann trifft das am Ende auch den Träger des Duftes, denn der dürfte ich sein; wir Cavalleristen alle schmuggeln diesen Odeur mit ein."

„Ach, ein Pferdestall, das ist ganz etwas Anderes," erklärte Lora eifrig. „Für Pferde schwärme ich."

„Sie sollten reiten lernen, Fräulein."

„Witold hat es mir schon versprochen. Mein Herr Schwager reitet selbst ausgezeichnet."

„Ein Civilist?"

Das Lächeln und der zweifelnde Ton machten Lora ungeduldig.

„Wie ein Centaur," entgegnete sie mit lebhaftem Widerspruche. „Glauben Sie denn, daß es außer den Husaren gar keine Männer mehr giebt, welche ein Pferd zu tummeln und zu bändigen verstehen? Das ist ja das Handwerk jedes Kunstreiters, jedes Jockeys. Das kann nicht so übermäßig schwer zu erreichen sein. Was uns imponirt, ist, wenn ein Mann, der geistig Alle überragt, auch noch nebenher in allen ritterlichen Künsten Meister ist. Der ist des Kranzgewinnes sicher beim wackeren Turnier."

„Ei, mein Fräulein, ich bin trostlos. Sie scheinen den Kampfpreis ja bereits vergeben zu haben. Zum Glücke werden nicht alle Preisrichterinnen so denken. Wir Leute vom — Handwerk müßten ja sonst geradezu verzweifeln und vor stillem Neide vergehen."

Sein Auge hatte sich wie in siegesgewisser Appellation auf Lisa gerichtet, welche, durch die von ihrer Schwester unbedacht herausgesprudelten Worte eigenthümlich berührt, ihren Blick sinnend auf Gretchen senkte, welche schon vor einer Weile ihren Schooß erklettert hatte. Als Steinweg erkannte, daß ihm diesmal keine Antwort zu Theil wurde, wirbelte er ein wenig verdrießlich seinen Schnurrbart und wendete sich dabei wieder nach der andern Seite, wo Lora, die spöttelnde Erwiderung ganz anders nehmend und über die ihr nun selbst einleuchtende Tactlosigkeit ihres verletzenden Ausfalls erröthend, auf eine ausgleichende Wendung sann.

Endlich aber kam es halb im Ernst, halb im verlegenen Lachen über ihre Lippen geplatzt.

„Hab' ich etwas Dummes gesagt? Ach, ich bin doch noch ein recht kleines Mädchen! Schlimm war's gewiß nicht gemeint. Ich wollte die Soldaten wahrlich nicht in eine Linie stellen mit — mit Kunstreitern und —"

„Jockeys."

„Nun ja. Ich habe ja auch einen Bruder, der Soldat ist, und wenn ich ein Mann geworden wäre, ich hätte mir selber nichts Schöneres wünschen mögen, als Soldat zu werden. Nein, Herr Rittmeister, es ist nur so einfältig herausgekommen. Bitte, nehmen Sie mir's nicht übel!"

Und wie ein Verzeihung erschmeichelndes Kind hielt sie die Hand hin, in welche einzuschlagen sich Steinweg nicht zum zweiten Male auffordern ließ. Wer hätte einer so hübschen reumüthigen Büßerin die Absolution auch vorenthalten wollen, selbst wenn sie sich weit schwerer vergangen hätte?

„Von mir aus sind Sie freigesprochen," antwortete er scherzend. „Ich kann gegen eine Dame weder einen Proceß führen, noch Genugthuung von ihr verlangen."

„Das Letztere würde ich Ihnen auch nicht gerathen haben," war Lora schon flugs wieder mit ihrer früheren Munterkeit bei der Hand, „das müßte ein Duell auf Nadeln geben, und in deren Führung sind wir die Meister."

„Doch halt!" fiel er ein, indem er die entschlüpfende Hand zu bleiben zwang. „Im Namen der Armee kann ich nicht so nachsichtig sein. Ein Kriegsgericht muß aussprechen, welche Sühne Sie ihr schulden."

Digitized by Google

„O, das ist eine Ueberlistung — die gilt nicht."

„Vor dem Feinde ist sie sogar geboten."

„Ein rechter Mann zieht sein Wort nicht zurück."

Lisa hatte der Neckerei gar nicht geachtet, sondern in Gedanken seitwärts zum Fenster hinausgesehen. Jetzt schrak sie auf einmal zusammen. Sie hatte Witold erblickt, der den Uferweg eingeschlagen haben mußte und jetzt durch den Park auf das Haus zuschritt. Sie fühlte das Blut heiß gegen die Schläfe wallen, und der Wunsch, einer Begegnung der beiden Männer vorzubeugen, wurde ohne klare Begründung in ihr rege. Ohnedem hatte sie ja schon länger, als es ursprünglich in ihrer Absicht gelegen, gezögert, dem unwillkommenen Gaste die Grenzen des Verkehrs für jetzt und alle Zukunft zu ziehen. Sie durfte damit nicht länger zaudern, damit er sie nicht mißverstehe.

„Ich fürchte," sagte sie gemessen, „wenn der Streit heute noch zu Ende gebracht werden soll, dürfte die Nacht den Herrn Rittmeister auf dem Heimritte überraschen."

„O, das thut nichts," erklärte Steinweg, der im Spiele beinahe die Anwesenheit eines Dritten sammt dem Zweck seines Besuches vergessen hatte, indem er jetzt die rothgedrückte weiche Hand aus ihrer Gefangenschaft erlöste.

Auch Lora schien die endgültige Austragung der Proceßangelegenheit nicht verschoben haben zu wollen.

„Ein Reitersmann wird sich doch nicht vor Gespenstern fürchten," wendete sie sich gleichfalls gegen die Mahnung, die sie ebenso wenig ernst nehmen wollte.

„Aber vielleicht vor unserer schadhaften Fähre, auf der in der Dunkelheit leicht ein Unglück passiren könnte."

„Ach, da kommt Witold!" rief Lora, die, durch ein leises „Papa" Gretchen's aufmerksam gemacht, durch's Fenster gesehen hatte. „Er wird uns am besten sagen können, ob wirklich Gefahr dabei vorhanden ist."

„Sie sollten meiner Warnung folgen und Ihre Heimkehr nicht länger verzögern."

Steinweg richtete, betroffen durch den ernsten, beinahe befehlenden Ton, seinen Blick auf Lisa. Die Unruhe und Befangenheit, welche er in ihren Augen entdeckte, glaubte er jedoch in einem Sinne deuten zu müssen, der ihn zum renommistischen Widerspruche stachelte. Sie sollte es wissen, daß er dieses Zusammentreffen, das früher oder später doch unvermeidlich war, nicht scheute. Laut erklärte er, soviel er wisse, könne er ja im Nothfalle auch weiter oberhalb über die Telzer Brücke reiten; aus einem kleinen Umwege mache er sich nichts, und jedenfalls wolle er sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, Baron Lomeda's Bekanntschaft zu machen.

„Schon um mich doch einmal mit dem unerreichbaren Sieger, dem Besitzer so hochgerühmter Eigenschaften zu messen," setzte er lächelnd hinzu, und sein Blick traf bedeutsam zuerst Lisa's, dann Lora's Augen.

Die Letztere klatschte fröhlich in die Hände, wobei es noch unentschieden blieb, ob sie sich über das längere Verweilen des Gastes oder über den bei ihm geweckten Ehrgeiz freue. Ihre Schwester konnte darüber nicht wieder zu Worte kommen. Mit welchem Mittel hätte sie den Trotzenden vertreiben sollen? Ihn zu bitten, war sie zu stolz, ihm zu befehlen, hätte wohl kaum gefruchtet, während dadurch nur Lora's Befremden erweckt worden wäre. Sie verzichtete daher auf einen wiederholten Versuch — auch war es schon zu spät.

Witold stand im nächsten Augenblick bereits auf der Schwelle und dem Rittmeister, der sich rasch erhoben und ihm in zuvorkommender Weise genähert hatte, gegenüber.

Es war gut, daß Lora in ihrer dreistfröhlichen Art die eigentlich überflüssige Vorstellung besorgte; es wurde Witold dadurch möglich, die plötzliche Ueberraschung zu bemeistern. Ein einziger rascher Blick flog zu Lisa hinüber, die einem Steinbilde gleich mit gesenkten Wimpern dasaß, nachdem sie Gretchen auf den Boden gestellt.

Er zürnte sich selbst, daß er nicht über den Corridor gegangen; da wäre er auf Wilhelm gestoßen; dieser hätte ihn von dem Besuche in Kenntniß gesetzt, und so wäre es ihm erspart geblieben, Steinweg's Bekanntschaft zu machen. Aber auch gegen Lisa regte sich Groll in ihm. Durfte sie, so lange sie noch unter seinem Dache verweilte, diesen Mann empfangen? Er hätte ihr mehr Zartgefühl zugetraut, aber freilich — die Liebe macht rücksichtslos gegen die übrige Welt. Am tiefsten aufgebracht war er über den Mann, der es wagte, so ungescheut in sein Haus zu treten, das er berauben wollte. Diebe und Einbrecher kommen doch sonst nur bei Nacht, wo man sein gutes Recht der Nothwehr wahrt, wenn man sie mit einem Schusse heimschickt. Hier aber kam der nach fremdem Eigenthum Lüsterne bei hellem Tage und machte wohl gar noch Miene, dem Hausherrn, auf dessen Hab und Gut er es abgesehen, in der freundlich liebenswürdigsten Weise die Hand zu drücken.

Eine Heuchelei in solchem Maßstabe brachte aber Witold nicht über sich. Er neigte ein wenig den Kopf, darauf beschränkte sich die ganze Begrüßung. Finster, stumm und kalt stand er dem allerlei übliche Formeln auskramenden Besucher gegenüber; keine Silbe des Willkommens kam über seine fest zusammengepreßten Lippen. Als das auf ihn zulaufende Kind ihn erreichte, beugte er sich auf dasselbe herab und nahm es bei der Hand, um es fortan nicht mehr von seiner Seite zu lassen.

Es war das Benehmen eines Bauers, wie Steinweg zu sich selber sagte, das vollkommen zu der rauhen Jagdjoppe und den hohen Wasserstiefeln paßte. Er kam nicht sofort in's Klare, ob er diese starrende Kälte ignoriren oder übel vermerken solle. Deutlich genug jedoch empfand er, daß er seinen Besuch nicht gut länger ausdehnen könne und am besten gethan hätte, Lisa's Mahnung, welche offenbar diese peinliche Scene vorausgesehen, vorher schon zu befolgen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Osterbräuche.

Aus der Bücherstube und dem Leben.

Alle Deutschland benachbarten Völker haben die gräcisirte hebräische Benennung „Pascha" für das christliche Auferstehungsfest beibehalten, oder, wie einige slavische Stämme, neue Namen mit Bezug auf die christliche Tradition gebildet. Nur das deutsche Osterfest erinnert den Forscher schon mit seinem Namen daran, daß um dieselbe Zeit, wo wir jetzt den freudigsten Tag des Kirchenjahres feiern, unsere Vorfahren, zum Theil wenigstens, eine Göttin der aufgehenden Morgenröthe, die Ostara, als Frühlingsgöttin, Göttin des erwachenden Lichts und Lebens verherrlichten. Ihr Dienst hat im Volke so feste Wurzel gefaßt, daß die Bekehrer den Namen duldeten und auf eines der höchsten christlichen Jahresfeste anwandten.

Die Bräuche, welche sich an das heidnische Fest knüpften, sind theilweise mit in die christliche Osterfeier herübergenommen worden und dort zumeist im Laufe der Zeit wieder ausgeschieden und verschollen. Anderes hat sich bruchstückweise, vielfach verändert, im Schooße des Volks als festlicher oder abergläubischer Brauch erhalten.

Die Ostara war eine freudige, heilbringende Erscheinung; nach ihr war der April ôstermanôth genannt, und ihr opferte das Volk die ersten Maiblumen. Weißgekleidete Jungfrauen, die sich nach der Volkssage um Ostern zur Zeit des einkehrenden Frühlings in den Felsklüften oder auf Bergen sehen lassen, gemahnen noch an die alte Göttin.

Ihr zu Ehren wurden auch jene Feste abgehalten, welche die Forttreibung des Winters und den Einzug des Frühlings darstellen, und von denen es in alten Aufzeichnungen heißt: „Zur Zeit da Auen und Werder grünen, treten Fridebolt und seine Gesellen mit langen Schwertern auf und erbieten sich zum Osterspiel." Dieses aber bestand aus einem Schwerttanz, der von zwölf Männern ausgeführt wurde, von denen einer den Sommer, wie er den Winter aus dem Lande schlug, darstellte.

Im Norden Deutschlands herrschte gleichzeitig die Sitte des Osterfeuers, welche ein Augenzeuge aus dem sechszehnten Jahrhundert in folgender Weise beschreibt: „In allen Städten, Flecken und Dörfern des Landes wird gegen Abend des ersten Ostertags

Digitized by Google

Osterspiele. Originalzeichnung von C. Röhling.

auf Bergen und Hügeln ein großes Feuer aus Stroh, Wasen und Holz unter Zulauf und Frohlocken des Volks, nicht allein der Jugend, sondern auch vieler Erwachsenen jährlich angezündet. Knechte, Mägde, und wer dazu kommt, tanzen jubelnd und singend um die Flammen; Hüte werden geschwenkt, Tücher in das Feuer geworfen. Alle Gebirge im Umkreise leuchten, und es ist ein erhebender, kaum mit etwas Anderem zu vergleichender Anblick, von einem der höheren Punkte viele Meilen ringsum das Land zu überschauen und nach allen Seiten hin auf einmal eine große Menge solcher Feuerbrände, stärker oder schwächer, gen Himmel lodern zu sehen."

Aber die eigentliche heidnische Feier beim Anbruche des Frühlings bestand, wie es zahlreiche Andeutungen in der germanischen und slavischen Mythologie beweisen, darin, daß der Winter in der Gestalt einer Strohpuppe zerrissen und aus dem Dorfe hinausgeworfen wurde, während der buntgeschmückte Frühling seinen Siegeseinzug abhielt. Am Ostertage selbst duldete die Geistlichkeit diesen offenbar heidnischen Brauch nicht, und so verlegte man ihn in die Mitte der Fasten auf den Lätaresonntag. Das Zerreißen oder Zersägen der Puppe sollte alsdann ein Symbol der halbabgelaufenen Fastenzeit bedeuten.

Ein Osterspiel mit Tanz und Gesang im Freien, auf grünem Rasen, hat sich unter Kindern und selbst Erwachsenen vereinzelt bis auf die Neuzeit erhalten (vergl. „Blätter und Blüthen" dieser Nummer); und noch heute wird an vielen Orten das Lätare- oder Sommersingen abgehalten, wobei Kinder mit buntgeschmückten Bäumchen im Dorfe umherziehen, Lieder absingen und dafür mit sogenannten Mehlweißen, Bauerbissen oder auch kleiner Münze beschenkt werden.

Leider ist in der neuesten Zeit für diese kümmerlichen Reste des Ostaracultus ein schlimmer Feind erstanden — die Polizei, welche überall die Osterfeuer und das Sommersingen untersagt und als Unfug bestraft. Erinnerungen an das heidnische Ostern sind aber auch sonst in Brauch und Aberglauben noch übrig. So thut nach dem Volksglauben die Sonne in des Ostertages Frühe, so wie sie aufgeht, drei Freudensprünge; sie hält einen Freudentanz. Beim Sonnenaufgange schöpft man Wasser aus einem nahen Flusse, nennt es Osterwasser und glaubt, daß an diesem Festtage für eine kurze Zeit dem irdischen Gewässer eine wunderbare heilsame Kraft vom Himmel verliehen werde, so daß es die Haut der eitlen Menschen vor Runzeln und Flecken bewahre, viele Krankheiten heile und weder verfaule noch verdünste.

Nicht unwahrscheinlich ist die Annahme, daß in der Osterfeier unserer Vorfahren die Festmythe, welcher der Naturvorgang einer Erlösung der winterlichen Natur durch den Kampf der winterlichen und sommerlichen Mächte zu Grunde liegt und welche sich in Heldenlied und Volksmärchen vielgestaltig erhalten hat, einen festlichen Ausdruck fand, daß sie, wie in dem Heidenthum der alten Culturvölker, irgendwie „gespielt" wurde; natürlich nicht in kunstvoller dramatischer Ausprägung. Die Geistlichkeit hat wohl in Anknüpfung daran später für die Osterzeit die Mysterien oder Passionsspiele eingeführt. Auf Straßen und Plätzen wurden im Mittelalter vornehmlich zu Ostern die Leidensgeschichte und Auferstehung Christi dargestellt. Diese Sitte dauerte allgemeiner bis in das siebenzehnte Jahrhundert hinein und erhielt sich bis auf unsere Zeit besonders in dem Oberammergauer Bezirk, wo die Passionsspiele seit der Pest vom Jahre 1663 alle zehn Jahre aufgeführt werden und auch in diesem Jahre zu Pfingsten abgehalten werden sollen. Sie sind in den früheren Jahrgängen der „Gartenlaube" ausführlich beschrieben worden (vergl. Jahrg. 1860, Nr. 34 und 35, und 1870, Nr. 15 und 25).

Die heidnische Osterfeier bildet überhaupt in viel höherem Maße, als man glauben mag, die Basis für die Ausgestaltung der alten kirchlichen. So ist schon die Fastenzeit vor Ostern heidnischen Ursprungs, wenigstens kennt das vorderasiatische Heidenthum ein Fasten vor der Frühlingsfeier. Und nicht minder leuchtet durch die österliche Freudenfeier der Kirche der heidnische Hintergrund. So in der Art, wie im Mittelalter der Osterfreude innerhalb des Gotteshauses Rechnung getragen wurde. Gastmähler wurden in den Kirchen gegeben, und die Geistlichen erzählten allerlei Märchen und Schwänke, welche das Volk zum Lachen reizten. In dieser Absicht bestiegen Prediger die Kanzeln, riefen wie Kukuke und schnatterten wie Gänse, wie es Oecolampadius in seiner Schrift vom Ostergelächter, de risu paschali (Basel, 1518), berichtet. So ferner in der Sitte, an der großen Osterkerze, die bei der Auferstehungsfeier angebrannt wurde, sich eine kleinere Kerze anzuzünden und mit dieser zu Hause statt alles zuvor ausgelöschten Feuers neues anzufachen.

Zu den charakteristischsten Ueberbleibseln volksthümlicher Osterbräuche gehören Ostereier und Eierspiele, wie letztere das beigegebene hübsche Genrebildchen Röhling's vergegenwärtigt. Daß bei einem Frühlingsfest das Ei eine Rolle spielt, ist begreiflich genug. Nicht nur, daß es als Symbol des erwachenden Vogellebens recht eigentlich zum Frühling gehört: es ist eines der sprechendsten Symbole für das aus der Verborgenheit neu aufkeimende Frühlingsleben überhaupt. Steht es doch in heidnischer Götterlehre vielfach am Anfang alles Daseins. So ist es denn nicht zufällig, daß im slavischen Osten unter den Dingen, welche in der Kirche zu Ostern dargebracht und vom Priester geweiht werden, sich auch Eier befinden, und daß man mit Besuchern des Hauses ein Ei theilt und je zur Hälfte ißt. Auch bei unseren Vorfahren müssen die Eier neben dem Osterfladen (Osterstoupha) als Gaben an Besucher, später namentlich an die Kinder, gedient haben. Noch heute besteht vielfach die Sitte, daß Kinder in befreundeten Familien, besonders aber bei ihren Taufpathen, Osterbesuche machen und mit Eiern beschenkt werden. Daß diese Eier bunt sind, durch Kochen in Zwiebelschale oder einem anderen Farbstoff (oft nachdem sie zuvor mit jungem Grün und farbigen Läppchen umwunden worden), daß man sie durch vorheriges Beschreiben mit Wachs oder nachheriges Bekratzen mit Inschriften und Zeichnungen verziert, mag als festliche Auszeichnung der farblosen Hühnereier gedeutet werden. Uebrigens gehört das Bunte, gegenüber der Farblosigkeit des Winters, zu der Frühlingssymbolik. Ebenso begreiflich ist es, daß man die Eier versteckt und suchen läßt, wie die ersten Spuren des neuen Sommerlebens verstreut und versteckt zum Suchen auffordern, wie die Eier im versteckten Neste gefunden werden. Freilich entstammen diese Eier nach der verbreitetsten Ansicht keinem Vogel, sondern dem „Osterhasen".

Gegenwärtig werden leider die hartgesottenen, buntgefärbten, mit Reimen versehenen Ostereier seltener. Man zieht solche aus Zucker, aus Chocolade oder eiförmigen Papierschachteln vor, in die man für kleine Kinder Naschwerk und für große Kinder oft kostbare Geschenke hineinthut.

Die Eierspiele verdanken auch nicht bloß der Spiellust der Kinderwelt ihren Ursprung. Im römischen Heidenthum finden sich Eierspiele in großem Stil in Gestalt gewisser römischer Circusspiele, die während der ersten Tage des April abgehalten wurden. „In dem Circus Maximus," schreiben Guhl und Koner, „war ein Gestell oder ein Altar angebracht, auf welchem sieben eiförmig gestaltete Körper (ova) lagen, ohne Zweifel in symbolischer Beziehung auf die Geburt der Rossebändiger par excellence, des Castor und Pollux. Nach jedesmaliger Vollendung der für jedes einzelne Rennen festgesetzten sieben Umläufe wurde nämlich eines dieser Eier von seinem Postamente herabgenommen, um den Zuschauern die Zahl der geschehenen Umläufe anzuzeigen."

Außerdem sollen noch ganz besondere Eierspiele um diese Zeit, welche mit den christlichen Ostern zusammenfällt, abgehalten worden sein, von denen aber Näheres nicht bekannt ist, als nur, daß sie dem Castor und Pollux galten, und daß man im cirunden Kreise nach Eiern um die Wette lief.

Daran erinnert merkwürdig gerade die verbreitetste Art der Eierspiele. Das eine Kind rennt zu einem bestimmten Ziel hin und wieder zurück, während das andere eine bestimmte Anzahl Eier, die in gewissen Entfernungen auf der Erde niedergelegt werden, in ein Körbchen sammelt. Sieger bleibt, wer zuerst fertig wird. Diese Sitte ist ohne Zweifel von einem sehr hohen Alter, da sie in Deutschland, in der Schweiz, in Frankreich und in Spanien vorkommt, also kein Werk des Zufalls sein kann.

Es giebt indeß neben dieser Art der Eierspiele noch manche andere Formen: vielfach wird Ei gegen Ei gepickt, und dasjenige, dessen Schale zuerst verletzt wird, gehört dem Sieger. Oder es wird dasselbe Resultat herbeigeführt, indem das eine Ei am untern Ende einer abschüssigen Bahn, eines Brettes oder einer in die Erde gegrabenen schiefen Ebene, ausgesetzt und mittelst eines hinabgerollten zu treffen gesucht wird (vergl. unser Bild!).

Unsere civilisirten Zeitgenossen schauen in der Regel sehr

Digitized by Google

vornehm auf diese alten Volkssitten herab, und dieser oft unbegründeten Kritik ist ihr wachsender Verfall zuzuschreiben. Aber das Volksgemüth wird nicht allein durch die großen Werke der Wissenschaft und der Industrie befriedigt. Auch dichten und träumen will es. Und aus den Volksfesten weht entschieden ein sinniger, poetischer Hauch. Behalten wir also lieb der Väter alte Bräuche, welche gerade in den einfachen Hütten mit kleinen Gaben aufrichtige Freude bereiten! St. J.

Die deutsche Landwirthschaft vordem und jetzt.

Belehrendes von einem Fachmanne.

Die Reform unserer Wirthschaftspolitik und die viel angefeindeten Getreidezölle haben die Blicke aller Gebildeten auf die Lage der deutschen Landwirthschaft gelenkt und für sie das Interesse erregt, welches sie an sich schon als der erste und vornehmste Productionszweig in einem Lande wie Deutschland hätte in Anspruch nehmen dürfen.

Noch an der Schwelle dieses Jahrhunderts war der Zustand unserer Landwirthschaft ein ziemlich trostloser. Dasselbe Wirthschaftssystem, welches vor tausend Jahren Karl der Große für die kaiserlichen Güter in dem berühmten „Capitulare de villis et curtis imperatoris" sanctionirt hatte, war noch das absolut vorherrschende. Mit Ausnahme von wenigen Landstrichen, in welchen Gebirgswald oder die Nähe der See mehr auf die Viehzucht hinwiesen, wurde durchaus Dreifelderwirthschaft getrieben. Man unterschied dabei zwischen der sogenannten reinen und der verbesserten Dreifelderwirthschaft. Bei jener bebaute man den Acker in dem ewigen Turnus: reine Brache, Winterfrucht, Sommerfrucht, das heißt: es folgen zwei Halmfrüchte auf einander und jedes dritte Jahr bleibt der Acker unbestellt, um sich von der Anstrengung der Production zu erholen. Bei der „verbesserten" Dreifelderwirthschaft treten regelmäßig oder nur von Zeit zu Zeit die sogenannten Brachfrüchte (gewisse Blattfrüchte) an die Stelle der reinen Brache. Die Viehhaltung ist bei diesem Wirthschaftssystem für den Sommer auf die unerläßlichen Gras- und Weideflächen angewiesen, während die Thiere im Winter Stroh und weniges im Sommer etwa erübrigte Heu erhalten.

Von landwirthschaftlich-technischen Gewerben konnte damals kaum die Rede sein; die Rübenzuckerfabrikation kannte man noch nicht; die Spiritusbrennerei und die Stärkefabrikation wurden, ebenso wie die Brauerei, als städtische Industriezweige betrieben.

Die Resultate, welche man bei solcher Wirthschaftsweise erzielte, können von unserm Standpunkte aus kaum anders als kläglich bezeichnet werden. Die Viehhaltung gab nur geringe Erträge; denn mehr als das Leben der Thiere wurde bei der armseligen Ernährung kaum erhalten, und zur Verabreichung eines wirklichen Productionsfutters reichte das Vorhandene nicht aus. Uebrigens konnten auch bei der geringen Consumtionsfähigkeit des ganz überwiegenden Theils der Bevölkerung die thierischen Producte einen nur geringen Preis haben. Nichtsdestoweniger blieb die Viehhaltung des benöthigten Düngers halber als „nothwendiges Uebel" unerläßlich. Ihretwegen mußten manche Flächen als Wiesen erhalten werden, obwohl sie sich ihrer Natur nach nicht zum Graswuchs eigneten, dieser aber mußte, da das weidende Vieh die bessern Gräser und Kräuter bevorzugte und die schlechten mit seinem Zahne verschonte, immer mehr herunterkommen.

Aber auch der Acker, welcher oft mehr Gras und Unkraut als Früchte zeitigte, verfiel bei dem geringen Dünger, von welchem soviel durch das weidende Vieh vertragen wurde, fortschreitender Verarmung. Zwei auf einander folgende Halmfrüchte sind immer angreifend für den Kraftzustand: sie verunreinigen das Feld und verderben, wenn die mechanische Bearbeitung mit Ackergeräthen nicht eine vorzügliche ist, die für die Beziehung zu Luft, Wärme und Feuchtigkeit so wichtige Formbeschaffenheit des Bodens. Zu einer recht guten Bearbeitung aber fehlten damals ebensowohl die Geräthe, wie das rechte Verständniß.

Deshalb mußte man auch zuletzt zu der reinen Brache, in welcher der Acker durch oft wiederholtes Pflügen „gebrochen" wurde, zurückkehren, selbst wo man dem Ausfall der Ernte in jedem dritten Jahre gern hätte ausweichen mögen und wo man Freiheit der Bewegung genug besaß, die Brache zu „besömmern", das heißt nach der Tendenz der verbesserten Dreifelderwirthschaft mit Blattfrüchten anzubauen, wodurch wenigstens einige von den großen Mängeln der reinen Brache wegfallen. Einer der schlimmsten dieser Mängel ist der Umstand, daß die auf ihrer Hände Arbeit angewiesene Bevölkerung die Hälfte des Jahres hindurch keine lohnende Beschäftigung in der Landwirthschaft findet und demgemäß, wenn sie an der Scholle haftet, zu Noth und Entbehrung verurtheilt wird.

Die Gründe, weshalb unsere Landwirthschaft so lange auf niedrigster Stufe stehen blieb, sind mannigfachster Art. Die gewichtigsten lagen in den verrotteten und verzwickten Eigenthumsverhältnissen auf der einen, und in dem Mangel einer landwirthschaftlichen Wissenschaft auf der anderen Seite. Es war nämlich das Grundeigenthum durch Zehnten, Servituten, getheiltes und gemeinsames Eigenthum an demselben Object, durch Flurzwang und eine ganze Zahl besonders benannter Realberechtigungen in Schranken und Fesseln gelegt. Und wo man sich hätte freier bewegen können, da fehlte der rettende Faden, um aus Hindernissen und Schwierigkeiten aller Art sich herauszuarbeiten. Es fehlte die rechte Würdigung der Dinge; es fehlte die rechte Erkenntniß. Es gab zwar hundert Theorien, aber kaum eine einzige für den Landwirth feststehende Wahrheit.

Hiernach begreift es sich, wenn die Landwirthschaft damaliger Zeit keine großen Anforderungen an Denjenigen stellen durfte, welcher sie als Lebensberuf wählte. Ein Landwirth galt damals für hinreichend gut vorbereitet, wenn er neben der Uebung in allen landwirthschaftlichen Arbeiten eine reichhaltige Sammlung von Regeln und Recepten besaß, um je nach Lage der Dinge von dem einen oder andern Gebrauch zu machen. Alles beruhte auf Herkommen und Gewohnheit. Jeder höher strebende Geist hielt sich darum von einem so niedrig stehenden Berufe fern; in der Landwirthschaft war Deutschland von vielen anderen Culturländern überflügelt worden.

Zur Zeit der größten politischen Erniedrigung begann man die Grundlagen zu schaffen, auf denen unsere heutige Landwirthschaft aufgerichtet werden konnte. An Hardenberg's und Stein's Namen knüpft sich mit so vielem Andern auch die Erinnerung an die Anfänge einer besseren Agrargesetzgebung. Der größere Grundbesitz, welcher in Preußen bis zum Jahre 1807 Bürgerlichen nicht zugänglich war, hörte auf, ein Vorrecht des Adels zu sein. Durch Ablösungsgesetze und Gemeinheitstheilungs-Ordnungen, durch Aufhebung der Erbrecht- und Leiheverhältnisse, durch Separations- und Verkoppelungsgesetze wurden nach und nach, in einem Zeitraume von fünfzig Jahren, alle jene Fesseln beseitigt, durch welche die freie Benutzung des Grundeigenthums gehindert gewesen war. Niemals ist ein Bruch mit bestehenden wirthschaftlichen Zuständen zugleich mit mehr Schonung und mit mehr Consequenz durchgeführt worden. Stets das vorgesteckte Ziel fest im Auge behaltend, hat man jeden neuen Schritt der Gesetzgebung durch die bessere Erkenntniß gewissermaßen vorbereiten lassen.

Diese bessere Erkenntniß zu schaffen, haben vor manchen Mitarbeitern zwei Männer übernommen, deren Namen in Deutschland, und weit über seine Grenzen hinaus, allzeit mit nicht geringerer Verehrung werden genannt werden, wie die jener beiden Staatsmänner. Aber während diese im gemeinsamen Zusammenwirken, haben Albrecht Thaer und Justus von Liebig nach einander, jeder in der ihm eigenen Weise, in die neuen Bahnen der Landwirthschaft eingegriffen. Eine glückliche Fügung war es, daß der Wirksamkeit des großen Chemikers der Regenerator der deutschen Landwirthschaft, der Vater der „rationellen Landwirthschaft" um einige Decennien voranging. Ohne Thaer wäre Liebig schwerlich der Begründer der „wissenschaftlichen Landwirthschaft" geworden. Die Lehre, welche Thaer von Möglin aus verkundete, welche er in seinen „Grundsätzen der rationellen Landwirthschaft" niedergelegt hatte und welche seine zahlreichen Schüler in allen Gauen des deutschen Vaterlandes durch Wort und Beispiel verbreiteten, mußte zuvor die intellectuellen Grundlagen schaffen,

Digitized by Google

ohne welche die Lehre Liebig's auf unfruchtbaren Boden gefallen wäre. Thaer mußte zuerst durch moralische Hebung des landwirthschaftlichen Berufs demselben eine große Zahl geistig hervorragender Männer zuführen, welche die Lehre des großen Naturforschers verstehen und sich zu seinen Mitarbeitern emporschwingen konnten.

Thaer hat die Herrschaft der Dreifelderwirthschaft gebrochen. Nach seinen eigenen Beobachtungen und nach den Erfahrungen, welche man in England gemacht hatte, mußte der Anbau von Blattpflanzen, welche bei der Dreifelderwirthschaft eine so untergeordnete Rolle spielen, ja bei dem reinen System ganz fortfallen, für die Fruchtbarkeit des Ackers bedeutungsvoll sein. Sie führen dem Boden durch die gute Beschattung, welche sie ihm zu Theil werden lassen, die Gase der Luft in reicherem Maße zu; sie bereichern ihn durch eine größere Menge von Wurzelrückständen und geben ihm die zur Erhaltung der Fruchtbarkeit so nöthige Mürbung und Lockerung. Thaer's Ideal war demgemäß die sogenannte Fruchtwechselwirthschaft, wie er sie in England und dort besonders in Norfolk gesehen, das heißt der stets zwischen Halm- und Blattfrüchten wechselnde Anbau. Das durch die ersteren angegriffene Bodencapital sollte durch die letzteren bald wieder Ersatz oder wenigstens Schonung erhalten, je nachdem sie grün abgemäht und zur Fütterung verwendet wurden oder auf dem Felde zur Reife gelangten. Wiesen und Weiden zu belassen, ist nach Thaer nicht unbedingt nöthig, da auch der Acker quantitativ und qualitativ sehr ergiebiges Futter liefern kann, weshalb Grasflächen, wenn es sonst wünschenswerth erscheint, umgebrochen und eventuell in gutes Ackerland verwandelt werden können. Gute Wiesen geben allerdings sichere Ernten und einen hohen Reinertrag und liefern gleichzeitig einen willkommenen Zuschuß für die Krafterhaltung des Ackers. Der Futterbau auf dem Acker verringert zwar den Anbau von Körnern und anderen direct marktfähigen Früchten, aber er gestattet, das Vieh auf dem Stalle zu füttern, es rationell und reichlich zu ernähren und ebensowohl bessere und mehr Marktproducte, wie auch besseren und mehr Dünger davon zu gewinnen. Die Erträge aus der Viehhaltung steigen in solcher Weise direct, und es wird auch der besser gedüngte Acker trotz der reducirten Fläche größere Erträge an Körnern liefern; der Gewinn ist somit ein doppelter.

Das Vorstehende giebt den eigentlichen Kern der Thaer'schen Lehre wieder. Thaer versuchte auch bereits, bestimmte Zahlen für die Entnahme aus dem Bodencapital durch die Ernten und für den Ersatz aufzustellen, doch war der Ausbau der Lehre von der „Statik", von der Gleichgewichts-Wiederherstellung, seinen Schülern vorbehalten, welche die Culturpflanzen in stark angreifende, angreifende, schonende und bereichernde theilten und die Minderung und Mehrung der Bodenkraft durch den jeweiligen Anbau entweder nach Centnern Stalldünger oder nach Procenten der ursprünglichen Bodenkraft berechneten.

Der wirkliche Werth dieser Thaer'schen Ideen bestand in der durch sie gegebenen Anregung zu selbstständigem Denken, zu freier Haltung gegenüber der hergebrachten Schablone, unter deren Joch bisher Alles sich blind gefügt hatte. Um dauernd praktisch einzugreifen, ermangelten sie, wie sich bald zeigen sollte, der rechten wissenschaftlichen Erkenntnißgrundlage. In der Agriculturchemie führte nämlich damals die Humustheorie das Scepter, das heißt die Theorie, nach welcher der Humus, die Ackererde, die eigentliche Pflanzennahrung bilden sollte. Das Irrige dieser Ansicht nachzuweisen, war Liebig vorbehalten.

Der Humus, sagt Liebig, ist überhaupt kein Nährstoff der höher organisirten Pflanzen. Sie leben nur von anorganischen Stoffen, welche sie zum Theil der Luft, zum Theil dem Boden entnehmen. An und für sich sind alle nothwendigen Nährstoffe — Kali, Kalk, Magnesia, Eisen, Phosphorsäure, Salpetersäure (oder Ammoniak), Schwefelsäure, Kohlensäure und Wasser — gleichwerthig. Fehlt einer derselben, so kann die Pflanze nicht gedeihen. Da aber Kohlensäure, Salpetersäure (beziehungsweise Ammoniak) und Wasser aus dem stets sich erneuernden Luftmagazin zugeführt werden können, so sind es nur die anderen, die bodenbeständigen oder Aschenbestandtheile der Pflanze, welche bei der Düngung die besondere Aufmerksamkeit des Landwirths verdienen. Die absolute Menge der in den Ernten entzogenen Aschenbestandtheile ist zwar nicht groß gegenüber dem Gehalte daran, den uns fruchtbare Ackererden bieten, es kommen jedoch für die Ernährung der Pflanzen nur die lösungsfähigen Stoffe in Betracht; nur solche vermögen in die Pflanze einzudringen, und deren Menge im Boden älterer Culturländer ist niemals sehr groß. Die Lehre von der Statik ist eine Irrlehre; denn Pflanzen, welche den Boden an ihm eigenthümlichen Nährstoffen bereichern, giebt es nicht. Je größer die Ernte, um so größer die Entnahme und um so dringender die Nothwendigkeit des Ersatzes durch die Düngung, wenn die Fruchtbarkeit auf gleicher Höhe erhalten werden soll. Der Stalldünger, welcher aus den gewonnenen Pflanzen herrührt, kann keinen vollen Ersatz liefern, weil die Stoffe fehlen, welche in der Form von Körnern, Milch, Fleisch ꝛc. ausgeführt wurden.

Mit dieser Lehre, deren Thesen nicht nur experimentell bewiesen, sondern auch durch die Erfahrung erprobt waren, stellte Liebig vor Allem das Vertrauen zu der Wissenschaft her. Seitdem ist die Chemie die tägliche und unentbehrliche Beratherin des Landwirths geworden; in ihrem Gefolge wurden Physik, Mineralogie und Geognosie, Botanik, Zoologie und Physiologie herangezogen. Das Bewußtsein, daß man, um ein tüchtiger Landwirth zu sein, nicht nur über eine reiche Erfahrung, sondern auch über ein reiches Wissen müsse verfügen können, ist nunmehr bei den jungen Landwirthen, welchen die Fortentwickelung ihres Gewerbes anvertraut ist, zur vollen Geltung gekommen.

Da sieht es im Betriebe der deutschen Landwirthschaft jetzt freilich anders aus, als zu jener Zeit, wo die bahnbrechende Thätigkeit Thaer's begann. Der Boden, die eigentliche Grundlage aller landwirthschaftlichen Thätigkeit, wird sorgfältig untersucht, geognostisch bestimmt, in seine gröberen und feinen Bestandtheile zerlegt: seine Absorptionskraft, seine Wärme und Wasser leitende, anziehende und zurückhaltende Kraft wird erwogen, seine Mängel werden durch Meliorationen, durch Drainage, durch Bodenmischung beseitigt. Die Bodenbearbeitung wird nicht mehr nach der Schablone ausgeführt, sondern mit Rücksicht auf Luft, Wärme, Feuchtigkeit vorgenommen. Man ist darauf bedacht, durch rechtzeitige und passende Arbeit die Kräfte der Natur zur günstigen Wirkung zu bringen, und bedient sich dabei nicht nur der menschlichen Hand und der Muskelkraft der Gespannthiere, sondern auch der gewaltigen Dampfkraft. Die Düngung erfolgt keineswegs allein mit dem Dünger der Hausthiere, alle Abfälle aus der Wirthschaft werden je nach ihrem stofflichen Werthe zu diesem Zwecke zu Rathe gehalten; die Latrinen der Städte und so manche künstliche Dünger, mit deren Herstellung sich ein besonderer Industriezweig beschäftigt, werden herangezogen. Phosphorsäure und Kali, an denen der Boden am leichtesten Mangel hat, werden als Bestandtheile derselben besonders geschätzt; daneben ist auch der gebundene Stickstoff, Salpetersäure und Ammoniak, wieder in seine Rechte eingesetzt, da man inzwischen erkannt hat, daß er nicht direct aus der Luft, sondern nur durch die Vermittelung des Bodens den Pflanzen zu Gute kommen kann. Immer werden der Vorrath des Bodens einerseits und der Bedarf der anzubauenden Pflanzen andererseits in Betracht gezogen. Bei der Saat wird sorglicher als vordem die Beschaffenheit des Saatguts überwacht, und ebenso die gleichmäßige Unterbringung desselben zu der Tiefe, wie sie dem gegebenen Boden und der Natur der Pflanze am besten entspricht. Maschinen regeliren Stärke und Tiefe der Aussaat; indem sie die Früchte in Reihen aussäen, beugen sie auf reichem Boden der Schwächung der Pflanzen durch Lagern vor, denn das in die Reihen besser eindringende Licht kräftigt den pflanzlichen Organismus und giebt insbesondere dem Halme festeren Halt.

Die Ernte in der Hauptfrucht, in Roggen, die 1878 bei ziemlich sechs Millionen Hectaren Anbau auf durchschnittlich dreiundzwanzig Centner pro Hectare sich belief, war sicherlich um fünfzig Procent höher, als man von gleicher Fläche zur Zeit der herrschenden Dreifelderwirthschaft zu ernten pflegte, und doch hatte der anspruchslose Roggen sehr viele der besseren Aecker, welche ihm früher zufielen, an Weizen und andere werthvolle Früchte abtreten müssen, die früher nur in viel beschränkterer Ausdehnung gebaut wurden. Auch ist es nicht zu übersehen, daß die bessere Cultur Mißernten jetzt viel seltener eintreten läßt und daß man bei der Production nicht mehr lediglich auf die Quantität der Ernte, sondern auch auf die Gewinnung einer besseren Qualität abzielt. Und wie die Pflege-Arbeiten, mit welchen wir selbst zwischen Bestellung und Ernte Frucht und Feld überwachen, Gelegenheit geben, manche feinere Kenntnisse bezüglich der

Digitized by Google

Lebens- und Wachsthumsbedingungen der Pflanze zur Geltung zu bringen, so gilt das nicht minder bezüglich der thierischen und pflanzlichen Parasiten, die in immer steigender Zahl die Früchte bedrohen. Mit Hülfe des Mikroskops hat die Wissenschaft so manche Krankheitserscheinung erklärt, so manchen Schmarotzer entlarvt und, was mehr sagen will, deren Entwickelung und Fortpflanzung klar gelegt.

Keinen geringeren Gewinn als der Ackerbau hat der andere Zweig der landwirthschaftlichen Production, die Thierzucht, aus den Fortschritten der Wissenschaft gezogen. Schon Thaer hatte auch auf diesem Gebiete ganz erhebliche Verbesserungen eingeführt. Insbesondere hatte er in richtiger Erkenntniß, daß es weniger auf die Kopfzahl des Viehstandes, als auf die gute Haltung ankomme, eine bessere Ernährung desselben angestrebt. Er hatte dafür gewisse Normen aufgestellt, den Futterbedarf nach dem Lebensgewichte der Thiere berechnet und den Nährwerth der verschiedenen Futtermittel, unter Zugrundelegung eines einheitlichen Werthmessers, des Wiesenheus, festzustellen gesucht. Die moderne Wissenschaft hat aber auch an dieser Stelle Manches zu berichtigen gefunden. Man unterscheidet heute schärfer noch zwischen Erhaltungs- und Productionsfutter, und setzt letzteres, welches allein Leistungen zu schaffen vermag, in directe Beziehung und in ein angemessenes Verhältniß zu diesen Leistungen. Die sogenannten Respirationsapparate, in welchen man die Ernährungsvorzüge controlirt, haben über die Verwerthung des Futters mehr Aufschluß gegeben, als früher überhaupt denkbar erscheinen konnte. In den Stand gesetzt, die ganze Ernährung und alle Vorgänge bei der Verdauung und Athmung durch die Ausscheidungen — feste, flüssige und gasförmige — zu überwachen, hat man jene einheitlichen Heuwerthe der Thaer'schen Schule verwerfen müssen.

Man zerlegt heute die Trockensubstanz eines Futtermittels in verdauliche und unverdauliche Theile. Letztere haben nur, indem sie die Verdauungsorgane füllen, einigen Nutzen. Jene, die eigentlich ernährenden, zerfallen wieder in mehrere Gruppen von sehr verschiedenem physiologischem Werthe. Man unterscheidet Proteïnstoffe, früher auch als plastische bezeichnet, weil sie es sind, welche vorzüglich den Körper aufbauen, ferner Kohlenhydrate und Fett, die man als Respirationsmittel zusammenfaßte, weil sie speciell den Athmungsproceß stützen sollten. Zu einer guten Ernährung gehört in jeder Futterration eine gewisse Menge von Nährstoffen, bei denen wieder jede jener Gruppen vertreten sein muß. Jede Thiergattung, jeder Nutzungszweck, vielleicht jedes Individuum vermöge seines eigenthümlichen Organismus, verlangt ein besonderes Nährstoffverhältniß, wenn eine recht wirthschaftliche Ausnutzung des Futters erzielt werden soll.

Viel, sehr viel hat dadurch die Landwirthschaft nutzbarer anzuwenden und zu ersparen vermocht, und ebenso in anderer Richtung durch die bessere, den jeweiligen Nutzungszwecken mehr entsprechende Auswahl der Rassen. Man hat die Paarung dem Zufall entzogen, überhaupt auch innerhalb der Rasse nur solche Thiere zur Zucht verwendet, welche den beabsichtigten Leistungen entsprechen. Man hat die Züchtungskunst von einer Menge Charlatanerien befreit, nachdem die Wissenschaft manche wunderbare Vorstellungen dahin verwiesen, wohin sie gehörten: in das Reich der Fabel.

Das landwirthschaftliche Institut der Universität Leipzig.

Endlich ist noch hervorzuheben, daß ein neuer Zweig des Wissens für die moderne Landwirthschaft mit der Nationalökonomie zur Geltung gekommen ist. Sie hat als Grund- und Hülfswissenschaft eine nicht minder große Bedeutung erlangt, wie die Naturwissenschaften. Während diese Aufschluß geben über die Kräfte der Natur und die Gesetze, nach welchen sie wirken, giebt jene Kenntniß von den wirthschaftlichen Gesetzen der Gütererzeugung und Consumtion, des Verkehrs, der Entwickelung der Preise und des Ertrages. Jeder Landbesitz erfordert jetzt seine besonders gestaltete Ordnung und Leitung; eine schablonenhafte Organisation ist unmöglich oder doch ganz unwirthschaftlich ge-

worden. Je nach den Bodenverhältnissen, nach den Eigenthümlichkeiten des Klimas, nach den Besonderheiten des Marktes und der vorhandenen Arbeitskräfte und sogar nach den eigenen ganz persönlichen Verhältnissen des Bewirthschaftenden muß die Gestaltung des Betriebs sich richten.

Es kommt dabei, wenn auch in beschränkterer Weise, das Gesetz der Arbeitstheilung zur Geltung, durch welches unsere Gewerbe zu so großer Blüthe gebracht sind. Die Körnerwirthschaften nehmen nur noch einen bescheidenen Platz ein; die Erzeugung thierischer Producte ist, dank der durch die Blüthe der Industrie hervorgerufenen größeren Consumtionsfähigkeit der Bevölkerung, überall zu größerer Bedeutung gekommen. Manche moderne Wirthschaft legt — um von denen nicht zu reden, welche in unmittelbarer Nähe sehr consumtionsfähiger Städte einen fast gärtnerischen Betrieb eingerichtet haben — viel Nachdruck auf die Production von Handelsgewächsen. Eine viel größere Zahl sucht ihre hauptsächlichste Aufgabe in der Cultur und Verarbeitung derjenigen landwirthschaftlichen Rohproducte, auf welche in neuerer Zeit eine so blühende landwirthschaftliche Industrie begründet ist. Die Zuckerfabriken und Spiritusbrennereien sind aus der Stadt auf das Land verlegt worden; denn es ist viel leichter, das fertige Fabrikat nach der Stadt zu transportiren, als das Rohmaterial. Die Thatsache, daß diese beiden Fabrikationszweige der Reichscasse jährlich mehr als hundert Millionen Steuer beitragen, illustrirt ihre Bedeutung. Auch Stärkefabriken, ja selbst Brauereien sind vielfach auf dem Lande errichtet worden, und die Zahl der Flachsbereitungsanstalten hat sich in einigen Gegenden sehr vermehrt. Jede solche in sich werthvolle Acquisition ist zu einer Zeit, wo der Production von Körnern und Fleisch eine so gefährliche Concurrenz aus fernen Ländern erwachsen ist, freudig zu begrüßen.

So hat sich denn nicht nur in ihrem inneren Getriebe, sondern auch in dem durch die Wirthschaftsorganisation bedingten äußeren Gewande die deutsche Landwirthschaft im Laufe dieses Jahrhunderts gewaltig geändert, und man darf ohne Ueberhebung behaupten, daß in intellectueller Beziehung die deutsche Landwirthschaft heute gegen die keines einzigen andern Landes zurücksteht.

Der hohen Bedeutung, welche die Landwirthschaft für den Staat hat, wie den gesteigerten intellectuellen Anforderungen, die man wenigstens an diejenigen Landwirthe stellen muß, in deren Besitz sich größere Landgüter befinden, scheint es zu entsprechen, daß man in neuerer Zeit an einigen Universitäten Einrichtungen getroffen hat, um an dieser Stelle auch die höchste wissenschaftliche Ausbildung junger Landwirthe zu übernehmen. Unsere Abbildung zeigt das neue landwirthschaftliche Institut der Leipziger Universität, mit welchem den in großer Zahl hier studirenden Landwirthen ein eignes Daheim gegeben ist.

In dem hohen Parterre des Gebäudes befindet sich das mit allen technischen Hülfsmitteln der Neuzeit ausgerüstete agriculturchemische Laboratorium, welches auf dem Südostflügel mit einem Gewächshause verbunden ist. Zwei große Arbeitssäle, der eine für Anfänger, der andere für Geübtere, enthalten zusammen 36 Plätze für die Praktikanten. Daneben findet sich eine Reihe von kleinen Zimmern, jedes für sich völlig abschließbar, welche Gelegenheit bieten, besondere Richtungen bei der Forschung zu cultiviren. Die mittlere Etage umfaßt eine größere Zahl von Arbeits- und Sammlungsräumen mannigfacher Art, wie dies den vielseitigen wissenschaftlichen Beziehungen der Landwirthschaft entspricht, und außerdem, was sonst an raumlicher Einrichtung nöthig ist: Auditorien, Lesezimmer, Bibliothek, Conferenz- und Examenzimmer, Expedition ꝛc. An den vorhandenen 12 Arbeits- und Sammlungsräumen haben 7 Professoren Antheil, die den Unterricht, welcher in den nahegelegenen mineralogischen, geologischen, physikalischen, zoologischen, chemischen, physiologischen, veterinärlinischen und botanischen Instituten der Universität ertheilt wird, in der Richtung der Landwirthschaft zu ergänzen berufen sind. Die landwirthschaftliche Abtheilung hat ebenso wie die agriculturchemische ein großes in der Norbform gebautes, zu demonstrativen Vorlesungen besonders geeignetes Auditorium. In der zweiten Etage des Gebäudes haben der Director des landwirthschaftlichen Instituts und der des agriculturchemischen Laboratoriums und in dem Ausbau noch ein Assistent und der Castellan Wohnung erhalten.

Ostern in Rom.

Was die Ostern für das kirchenstaatliche Rom waren, sind sie heute nicht mehr. Mit den christkatholischen Osterprocessionen und Schauspielen hat es ein Ende; man pilgert nicht mehr singend, schreiend und musicirend durch die Straßen und über die Plätze der ewigen Stadt; jenes Gepränge und sinnenberauschende Festtagstreiben, das gestern dem römischen Volke noch unentbehrlich erschien, bildet heute kaum mehr als eine nebelhaft verschwommene Erinnerung, und all die heiligen Standarten und Siegestrophaen der „Alleinseligmachenden", die bordenschweren Baldachine, die gold- und blumengestickten Fahnen der Brüderschaften, der Purpur und die edelsteinblitzenden Agraffen der Cardinale sind in Gefahr, ein Fraß des Staubes und der Motten zu werden.

In den größten Basiliken, Sanct Peter, Santa Maria Maggiore und San Paolo, finden feierliche Pontificalämter nicht mehr statt; kaum daß man in irgend einer entlegenen Seitencapelle während der Passionswoche gegen Abend ein leise gemurmeltes Miserere vernimmt, dessen elegischer Widerhall über den prächtig cassettirten Bogen des dunklen Raumes selbst nicht zu dringen vermag. Mit den vielstimmigen, nach allen Regeln der Kunst ausgeübten Chormessen und symphonischen Gesängen ist es zu Ende, und so mancher musikalische Gourmand sieht sich seit 1870 um seinen liebsten Ohrenschmaus betrogen. Die Peterskirche, in der früher ein so geräuschvolles Osterleben herrschte, nimmt sich jetzt um jene Zeit wie ein Museum aus, in dem man gaffend auf- und niederschlendert. Vornehme und gemeine Müßiggänger, Prälaten und Bettler, Damen der Aristokratie, Grisetten — neben vielen soliden noch viel mehr zweideutige Existenzen spazieren und kokettiren hier auf und nieder und — interessiren sich für die aufgehäuften Kunstwerke. Für acht Tage giebt sich hier die große und kleine Gesellschaft jenes Stelldichein, dem sonst nur die duftigen Schattengänge des Pincio geweiht sind.

Aber wie allenthalben nach dem Goethe'schen Wort „bald allein ist, wer sich der Einsamkeit ergiebt", so geht der Einfluß des kirchlichen Roms immer weiter zurück, je enger der Vatican sich in seinen Schmollwinkel drückt und dem Volke seine vielbestaunten geistlichen Ausstattungsgeststücke vorenthalt. Das Volk von Rom will seine Festfreuden haben, und was die Kirche ihm nicht mehr bietet, sucht es in unheiliger Neugierde anderswo. Denn Langeweile erträgt der Südländer einmal nicht, auch um der römisch-katholischen Religion willen nicht, ohne die er im Uebrigen nicht gedacht werden kann.

So möge denn der Leser uns hinausbegleiten in die Campagna, um an einem Beispiel zu sehen, wie sich das moderne Rom zu Ostern amüsirt.

Die goldene Frühlingssonne, ein tiefblauer wolkenloser Himmel und die weiche Luft verlockender Lenztage bringen in der ewigen Stadt Alles auf die Beine. Dicke Staubwolken erheben sich über dem ungeheueren Foro. Aus allen Richtungen walzen sich Menschenmassen auf die weltberühmte Straße, die sich seit mehr als anderthalb Jahrtausend unvergänglich unter den Triumphbögen des Titus und Constantin hindurchzieht. Wir sehen Wagen an Wagen in unabsehbaren Reihen sich drängen. Seit Jahrhunderten ist das Volk nicht mehr hinausgezogen zum Circus des Romulus, wie hier kurzweg der Circus Maxentius genannt wird. Heute erwacht das alte Rom wieder; man findet wieder Freude und Genuß an den uralten Wettkämpfen der Wagenlenker, an dem verwegenen Ringen kühner, todesmuthiger Reiter. Und das ist der moderne Römer; gestern noch als sediaro (päpstlicher Sesselträger) mit der Centnerlast des schmeerbäuchigen Pontifex auf dem Rücken oder mit dem Weihwedel und dem Wachslicht im Zug psalmodirender Mönche, und heute lebensfeck und fröhlich in das halsgefährliche Gedränge von Fußgängern, Wagen und Reitern sich stürzend, das die Via Appia hinunterfluthet.

Am Eingange des Circus hält das Riesengrabmal der Cäcilia

Metella Wacht. Als Cäcilia Metella, deren Name wohl nur durch ihr Prachtmausoleum auf die Nachwelt gekommen, in dem stolzen Rundbau ihre letzte Ruhestätte fand, war der Circus Maxentius noch nicht erbaut. Die einst viel gewaltigeren Steinmassen des Circus sind zerfallen und öde; elende Pferde weiden für gewöhnlich auf seinem Plane, während das Denkmal der Metella noch heute in die Lüfte ragt aus dem unvergleichlichen Panorama, in dessen Hintergrunde das Albaner- und Sabinergebirge traumhaft malerisch sich abhebt.

Heute aber pulsirt in dem Circus Maxentius das Leben des neuen Rom. Die Bewohner der Tiberstadt sind achtlos an den mystischen Katakomben des Callistus, an den Märtyrerstätten zahlloser Christen bei San Sebastian vorbeigeeilt. Ueber zwanzig Jahrhunderte hinweg versetzt man sich mit einem kühnen Sprunge zurück in die nervenaufrüttelnden Vergnügungen eines weltbezwingenden Volkes, das mehr Sympathien hatte für den in der Verzweiflung des Todes ringenden Gladiator, als für den begeistert um seinen Glauben sterbenden Märtyrer. Nur ist das zu erwartende Schauspiel das zahmste in der Reihe jener antiken Circusvergnügungen.

Ein einfaches Wagenwettrennen in der galanten Manierlichkeit des neunzehnten Jahrhunderts, und doch ein gewaltiges Schauspiel! Die in die Räume des Circus, welcher wohl 1600 Fuß in die Länge und 300 Fuß in die Breite messen mag, hineingepferchte ungeheure Menschenmenge veranschaulicht erst dessen kolossale Dimensionen. Die Ringmauern stehen noch aufrecht wie einst; die Loggia der Cäsaren hat noch gewaltige Mauerreste aufzuweisen, und an der östlichen Langseite sind in ungewöhnlicher Höhe zerfallene Balken und Fenster wahrnehmbar. Die Signalthürme, welche die Gefängnisse verbinden, ragen nur noch als Skelete über dem Baue empor, und die Triumphpforte, durch welche an der entgegengesetzten Seite die Sieger verschwanden, hat einzig ihren Bogen bewahrt, über welchem sich früher höchst wahrscheinlich eine Tribüne oder ein Altar erhob. Von den zwölf kreisförmig laufenden Stufen der Arena, auf welchen die Theatersitze angebracht waren, ist nichts mehr erhalten, und sogar der Marmor ist verschwunden. Wenige aus der Erde hervorragende Marmorstümpfe und ein langes, knapp erhaltenes Mauerwerk bezeichnen die Stelle, wo der große Obelisk einst aus einer Gruppe herrlicher Götterstatuen und Amazonen emporragte, der heute auf der Piazza Navona unter dem Brunnen Bernini's sich erhebt. Auch der kleine Venustempel in der Arena ist nur noch eine Erinnerung, ebenso wie die Palme, die seinen Eingang bewachte und von welcher der Sieger den Siegeszweig pflückte.

Mit den heiteren Gebräuchen der heidnischen Götterverehrung, mit denen jedes Schauspiel eingeleitet wurde, sind auch die malerischen Erscheinungen, die bunten Trachten eines mosaikartig zusammengewürfelten Völkergemisches, das sich in den Zuschauerräumen drängte, verschwunden. Statt der leuchtenden Pracht eines Cäsar's in der gold- und purpurschwer decorirten Kaisertribüne erscheint ein König in schwarzem Frack und weißem Rochefort-Kragen, einen bürgerlichen Cylinder auf dem Kopfe. Und er besteigt eine ärmliche Bretterbude, mühsam ausgeschlagen mit nationalfarbenem Shirting, so daß man unwillkürlich an die Prater-„Wurstltheater" Wiens erinnert wird. Neben der Kaisertribüne etliche Reihen bretterner Sitze, vorne wieder mit Brettern verschlagen, ärmlich bewimpelt und besetzt mit Damen und Herren im Costüm unsrer Modejournaltypen. Welch kläglichen Eindruck macht nicht dieser moderne Kram inmitten der kolossalen Reste des antiken Marmortheaters!

Das Volk hatte es sich auf dem Rasen bequem gemacht; die letzte, noch erhaltene Grundmauer der früheren Stufen benutzte es als Sitz, während die Umfassungsmauer einen willkommenen Schatten in den westlichen Halbkreis warf. Die mitgenommenen Proviantkörbe wurden ausgepackt; Hoch und Niedrig, Alt und Jung ließen Gläser mit purpurnem Weine kreisen. Jedes hatte sich herausgeputzt wie zu einem Familientage.

Unten in der Rennbahn tummelten sich übermüthig die Kämpfer auf ihren Sedioli. Sie reizten offenbar ihre Pferde und bereiteten sie auf den Strauß vor; denn diese flogen auf und nieder im Circus, wie der Wind. Vier Batterien, wie man in Italien einen Lauftumus nennt, sollten um den Preis fahren.

In Italien ist das Wettfahren mittelst „Sedioli" das beliebteste. Die „Biga" ist weniger häufig, wenngleich in Oberitalien beide Sitten sich von Alters her erhalten haben, hauptsächlich in Padua und Modena, wo alljährlich berühmte Wettfahrten und Wettrennen stattfinden, zu denen das Volk aus nah und fern herbeiströmt. Der Sediolo ist zweifellos eine Nachahmung des Tilbury, der wieder nichts anderes ist, als der in moderne Façon gebrachte altitalienische zweiräderige Biroccino, bei dem Bauer ebenso in Anwendung wie bei dem vornehmen Herrn, bei Letzterem natürlich nicht ohne die entsprechenden Verfeinerungen. Das Aussehen dieser Biroccini nicht minder wie ihr Wesen ist von einer solchen Leichtigkeit, daß man geneigt ist, sie als aus Schilfrohr gebaut anzusehen. Auf der Achse zwischen zwei mächtigen Rädern erhebt sich über einer quadratförmigen Unterlage ein lustiger Sitz mit niedriger Seitenlehne. Der Biroccino ist immer einspännig, und die Besitzer fahren meist selbst. Unterschieden werden diese Sedioli von einander entweder durch die Farbe der Räder oder auch durch eine Nummer. Gewöhnlich laufen drei Biroccini auf einmal aus. Die Preise pflegen nicht gerade bedeutend zu sein, höchstens 3000 Franken. Der ganze Circus muß dreimal umfahren werden. Das Schauspiel des Wettfahrens mit den Biroccini ist aufregend, weil die Räder bei den Biegungen leicht in einander gerathen und dann die Lenker gewöhnlich von ihrem Sitze geschleudert werden.

Um drei Uhr wurde das Signal gegeben; die ersten drei Renner flogen davon wie der Blitz. Bei einer Biegung in der Nähe der Gefängnisse stürzten Roß und Lenker des ersten Biroccino; die nachfolgenden Wagen und Pferde jagten über den Mann hin und hatten Mühe, dem scheu gemachten Roß auszuweichen, welches sich rasch aufgerafft hatte. Todtenstille blieb es in der Menge; kein Ausruf des Schreckens oder des Mitleids, höchstens das „Jesu!" eines alten Mütterchens wurde vernehmbar. Man bändigte das Roß, und der Auriga erhob sich wieder. Was hätte man möglicher Weise vor tausendfünfhundert Jahren für ein Jubelgeschrei erhoben bei diesem Sturze!

Wir sahen mit etwas mehr Gleichmuth, als das erste Mal, auch einen zweiten Biroccino stürzen, worauf dann das Wettspiel durch das Erscheinen mehrerer Büffelhirten auf ihren urwüchsigen, mittelalterlich besattelten Gäulen, mit Zäumen aus Strick in den Händen, eine heitere Wendung nahm. Ein lauter Jubelruf begrüßte die wohlbekannten heimathlichen Steppenreiter. Fünf bärtige Kerle mit wettergebräunten Gesichtern, breitkrämpige Spitzhüte auf dem Kopfe, in schäbigen, kurzen Jacken und mit Lederschienen an den Waden, stachen malerisch ab von einem dreizehnjährigen Knaben, der in Reih' und Glied neben ihnen einhergeritten kam. Mit losgelassenen Steigbügeln und schlaffen Zügeln — so flogen jene Naturreiter dahin auf ihren Pferden. Der tapfere Junge sauste vorwärts; leuchtenden Auges und wallenden Haares war er in einem Nu den Blicken der schreienden Menge entschwunden; die Anderen stürzten ihm nach, von dem Beifalle beleidigt, der dem Knaben gespendet wurde; der Zorn überfluthete ihre Wangen; sie drückten die Sporen in die Weichen der Thiere, und diese vervollständigten mit ihren langen flatternden Mähnen und den riesigen Schweifen ein seltsam reizendes Bild.

Während des dritten Rundlaufes fühlte der Jüngling seine Kräfte weichen; der Gaul gehorchte seiner Hand nicht mehr, und er war bald überflügelt. Der bärtige Sieger ergriff mit triumphirender Miene die rothe Fahne, und keck und vornehm, als käme er erst frisch in die Bahn, jagte er, das Banner in der Rechten schwingend, sein Roß noch einmal in die Runde, während die Menge brüllend applaudirte.

Das Schauspiel war nun zu Ende. Die langen Abendschatten dunkelten bereits über die ganze Arena, deren Tribünen sich leerten, während unten der Menschenknäuel sich langsam entwirrte, um den Ausgang zu suchen. Ein Lachen und Plaudern, die ganze Lebendigkeit des Römers schwirrte um uns. Das Volk war sichtlich befriedigt, es hatte ein Ostervergnügen gehabt, und ein neues dazu. Es gab keinen deutlicheren Beweis, daß die pontificale Vergangenheit nicht, wie die Curie gewähnt, eine unausfüllbare Lücke zurückgelassen hat. Nichts in der Welt ist unersetzlich.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Arthur Stahlh.

Digitized by Google

Das Frühlingsblümchen.

Erzählung von A. Godin.

Vor Jahren, als mich mein Arzt zum Curgebrauch nach Wiesbaden gesandt hatte, bemerkte ich dort unter der großen Zahl von Kranken und Gesunden einen jungen Mann, der, in einem Rollwagen ruhend, viele Stunden im Freien zubrachte. Ein ältlicher Bedienter setzte das kleine Fuhrwerk in Bewegung; sein hageres, grämliches Gesicht diente gewissermaßen zur Folie des schönen Kopfes seines Herrn, dessen blühende Farbe und freie Haltung bei einem Leidenszustande auffallen mußte, der offenbar einen Theil der Glieder lähmte. Noch größere Gegensätze bildeten der schwermüthig durchgeistigte Ausdruck der Züge und der lebhafte Blick; körperliches Leiden hatte das Feuer dieser Augen nicht zu dämpfen vermocht; es verrieth sich auch dann, wenn sie an Menschen und Dingen nur vorüberstreiften.

Unfern des Curgartens liegt ein grün umschatteter Weiher, dessen kleine Insel durch eine leichte Bogenbrücke mit dem Parkwege verbunden ist. Auf diesem Inselchen pflegte ich mich Nachmittags einzufinden, um fünf Uhr, wo die große Fontaine springt und das Concert beginnt; um diese Zeit war es dort einsam; man konnte in ungestörter Freiheit nach dem Menschengewimmel jenseits ausschauen. Bald bemerkte ich, daß der Curgast, welcher mich interessirte, diese Liebhaberei mit mir theilte. Der alte Bediente fuhr den Wagen regelmäßig bei Beginn des Concertes unter eine Buche, die breite Schatten warf, und zog sich dann schweigend zurück. Der Leidende blieb immer allein, sah aber nie gelangweilt oder verstimmt aus, was meine Sympathie für ihn steigerte. Wer mochte er sein? Ein im Felde verstümmelter Officier? Ein durch Krankheit Gelähmter? Zuweilen schien mir, als müßte mein eigenes Gedächtniß darauf Antwort geben; ich hätte darauf schwören mögen, das Gesicht schon früher gesehen zu haben. Aber wann und wo?

Eines Nachmittags, als wir beiderseits wieder der Musik zuhörten, kam mein Arzt des Weges. Er hielt seinen Schritt vor dem Rollstuhl an, wechselte einige Worte mit dessen Insassen und ging weiter. Dann bemerkte er mich und kam zu mir heran, sehr willkommen; denn schon wartete auf meinen Lippen die Frage:

„Mit wem sprachen Sie eben, Doctor?"

Er folgte meinem Blick. „Wie?" sagte er verwundert. „Das ist ja Reinhold Isen."

„Der Name klingt gut, aber Sie sprechen ihn aus, als sagten Sie: das ist ja Napoleon, oder Richard Wagner, oder sonst ein Weltwundermann. Mir ist er ein Klang, kein Begriff."

„Und doch streiften Sie an diesem Begriff nahe vorbei, als Sie eben Richard Wagner nannten. Isen war einer von dessen ersten Interpreten. Sollte Ihnen wirklich der zur Zeit in ganz Deutschland genannte Tenor unbekannt geblieben sein?"

Plötzlich ward es hell in meiner Erinnerung; nun wußte ich, welche Aehnlichkeit stets vor mir gaukelte. Zwar hatte ich den Künstler nie selbst gesehen oder gehört, doch ging sein Bild damals durch alle illustrirten Blätter.

„Derselbe Reinhold Isen," fragte ich interessirt, „welcher mit der Flugmaschine so unglücklich stürzte?"

„Derselbe. Seit Jahren ist er hier ein regelmäßiger Curgast und nebst seinem typisch gewordenen Joseph jedem Kinde in Wiesbaden bekannt."

Die Mandolinata verhallte als letztes Concertstück, während der Doctor seinen Weg fortsetzte. Ich saß nachdenklich; mein Blick schweifte mit gesteigertem Antheil zu dem Unglücklichen hinüber, dessen Namen und Loos ich soeben erfahren. Welch ein Loos! Von der Höhe des Ruhmes, des Erfolges gestürzt, nicht nur die Füße gelähmt, gewissermaßen auch die Flügel — Alles dahin, was Anderen das Leben beschwingt, und — allein!

Heute war ein milder, etwas schwüler Abend; über Laub und Wasser brütete eine Stille, die sich wie leise Müdigkeit auch über Glieder und Augen spann. Der Sänger drüben unter der Buche hatte einen kleinen Band aufgeschlagen, in dem er las. Vereinzelte Spaziergänger kamen von Zeit zu Zeit des Weges, um bald wieder zu verschwinden. Es war so still, daß ein schwaches Geräusch mich unwillkürlich von meiner Handarbeit aufblicken ließ. Dem Lesenden war sein Buch entglitten; es lag im Grase. Er machte eine unwillkürliche Bewegung sich abwärts zu neigen; als er bemerkte, daß es zwischen Buch und Wagen doch ein paar Schritte Zwischenraum gab, lehnte er sich resignirt zurück. Schon war ich über der Brücke, reichte ihm mit schweigendem Gruße das Buch und wollte eben an meinen Platz zurückkehren, als er mich ansprach:

„Dank für Ihre Güte, verehrte Frau!" Im melodischen Klang der Stimme lag ein Zögern, das mir den Schritt hemmte, und wirklich setzte er nach einem Augenblick hinzu: „Möchten Sie mir vielleicht einen Moment weiter schenken, weil Sie doch eine Samariterin sind? Und weil wir uns gewissermaßen als Nachbarn betrachten dürfen?"

„Gern," sagte ich, und nahm auf der zunächst dem Wagen befindlichen Bank Platz.

Er sah mich freundlich an.

„Sie haben von ferne große Aehnlichkeit mit meiner Mutter," sagte er mit liebenswürdigem Ausdruck; „in den Bewegungen, meine ich. Verzeihen Sie, wenn das mich vielleicht unbescheiden machte: wer weiß, ob Sie aufgelegt sind, sich zu unterhalten."

„In jeder alten Frau regt sich leicht ein mütterlicher Zug," sagte ich lächelnd: „wenn Ihr Instinct dies errieth, behält er Recht."

Während ein angeregtes Gespräch sich weiter spann, erfreute mich die Lebendigkeit, mit der mein neuer Bekannter jedes berührte Thema aufnahm und demselben Inhalt gab. Sein bewegliches Mienenspiel erhöhte den Eindruck der geistreichen Worte. Nun ich ihm nahe saß, gewahrte ich, daß er nicht so jung war, wie er mir von einiger Entfernung aus erschienen. Feine Linien zogen sich bereits um Stirn und Augen. Trotzdem blieb der Eindruck des lebensvollen Kopfes ein jugendlicher; denn gerade um Stirn und Augen lag ein merkwürdig genialer Zug, welcher die leise Spur des Alters gleichsam wieder aufhob. Während er sprach, wurde der geistige Ausdruck intensiv; schwieg er, dann trat um den von keinem Bart beschatteten Mund ein Zug von Schwermuth hervor.

Von dieser ersten Gesprächsstunde an trafen wir, auf Verabredung oder ohne sie, fortan täglich zusammen, im Park oder an irgend einem schönen Punkte, der für Isen's kleines Fuhrwerk zugänglich war. Die Stimmung, mit der er sein herbes Schicksal trug, setzte mich in wachsendes Erstaunen.

Nach und nach erfuhr ich, daß Isen, als Sohn eines gebildeten Hauses, die sorgfältigste Erziehung genossen und eine Universität besucht hatte, ehe er sich der Bühne zugewandt. Er stand allein, ohne Eltern und Geschwister; der alte Diener war noch ein Erbstück aus dem väterlichen Hause.

Meine Curzeit war abgelaufen, und die Heimreise stand bevor. Mit Bedauern dachte ich daran, von Isen scheiden zu müssen; selten war mir ein so sympathischer Mensch begegnet, ein träumerischer und zugleich thätiger Geist, der überall auf gründlicher Wahrheit beruhte.

Wir verabredeten, den letzten Nachmittag auf dem Neroberge zuzubringen. Als ich oben anlangte, fand ich die Stätte vor dem Säulentempel noch leer. Der Himmel war bedeckt: zwar zeichnete sich die Kette des Taunus, der Odenwald deutlich ab, über Thalgrund und Stadt lag aber ein gedämpfter Ton, welcher zu den Abschiedsaugen stimmte, mit denen ich darauf blickte. Das Heranrollen eines Wagens unterbrach bald meine Gedanken; zum ersten Male sah ich Isen in einem andern Fuhrwerk als seinem Rollwagen. Joseph sprang vom Kutschersitze, machte das an die Droschke befestigte Wägelchen los und öffnete den Schlag. Er nahm seinen Herrn gleich einem Kinde auf die Arme und trug ihn in den Rollstuhl. Der Plaid, welcher den Unterkörper verhüllte, die Sicherheit, womit der kräftige Mann seine Bürde hielt, verminderten jedes Peinliche; dennoch schnürte es mir das Herz zusammen, als ich die völlige Hülflosigkeit des Armen so vor Augen hatte. Bereits war die Droschke davon gerollt; Joseph hatte ein Körbchen voll schöner Früchte in erreichbare Nähe gestellt und sich dann in seiner discreten Gewohnheit zurückgezogen, als ich noch immer kein Wort fand.

Isen mochte mir die Gedanken von der Stirn lesen: „Ja,

Digitized by Google

Grüne Hörne.
Originalzeichnung von Ernst Prön.

ja, liebe verehrte Frau," sagte er; „so steht's: es ist und bleibt ein armer Krüppel, dem Sie Ihr Wohlwollen geschenkt. Das darf Sie aber nicht trübe stimmen, besonders heute nicht, wo wir zu guter Letzt nur Freundliches zu Worte kommen lassen wollen."

„Was mich bekümmert, ist weniger Ihr Zustand selbst — weiß ich doch, mit welcher Beherrschung Sie ihn zu tragen wissen," entgegnete ich bewegt; „daß Sie aber bei solchem Zustand so vereinsamt leben, erscheint mir allzu traurig. Ich, meiner Glieder mächtig, jede Freiheit genießend, kehre jetzt in den Kreis meiner Lieben zurück, und Sie — weiß ich — Alles entbehrend."

„Nicht so sehr vielleicht, wie Sie glauben! Mein alter Joseph ist so viel werth, wie eine ganze Familie."

„Frauenpflege und -Nähe wäre doch noch mehr werth. Ein Wesen an Ihrer Seite, dem das Recht, die Pflicht zustände, Ihnen, was Sie entbehren, zu ersetzen — wie tröstlich wäre das! Und gewiß könnte dies Ihr Theil sein. An Herzen, welche Sie sich gewannen, wird es nicht gefehlt haben."

Eine feine Röthe stieg zu seinen Schläfen empor; sein lächelndes Gesicht wurde plötzlich ernst.

„Sie halten es für so leicht, ein Herz zu gewinnen?" sagte er. „In dem Sinne, daß es dauernde Gabe wird, zu jedem Opfer bereit? O, verehrte Frau! Mir scheint nichts seltener und schwerer, als das Herz auch nur eines einzigen Menschen so zu gewinnen. Und dennoch —"

Er brach ab: ein sonnenheller Strahl drang aus seinem Auge. „Eines war mein."

Ich schwieg; seine Seele war im Begriffe, sich aufzuthun, kein Laut sollte sie stören.

„Sie rühmten mich zuweilen als Stoiker oder guten Christen," sprach er weiter, „weil ich, statt fruchtlose Klagelieder zu singen, mich lieber jeder freundlichen Stunde freue. Eigentlich hätte mich dieses Lob beschämen müssen. Ersparen Sie mir das Bekenntniß, in welchem Maße sich zu Anfang Alles in mir gegen den Spruch des Schicksals bäumte! Der Contrast war zu grell — es bedarf keines Ausmalens; die Lage, in welcher mich mein Loos traf, die, in welche es mich versetzte, sprechen für sich selbst. Noch war mein Denken, mein Charakter damals nicht fertig. Es ist unmöglich, zwischen den Coulissen von Schlacken frei zu bleiben: das Selbstbewußtsein mischt sich in Alles, will Anderes zur Erscheinung bringen, als nur das Göttliche, und wird durch mancherlei Einflüsse gerade in dem Punkte abgenutzt, auf welchem der Werth des Künstlers beruht. Heute beschämt mich die uralte Wahrheit, daß ich den Menschen abgeneigt wurde, weil mir verwehrt war, sie ferner in Enthusiasmus zu versetzen; damals machte ich mir das nicht klar, sondern überließ mich nur dem Hange bitterster Stimmung. Es handelte sich darum, einen Entschluß für künftiges Verweilen zu fassen. In der Stadt zu bleiben, war mir zuwider; umherzureisen stand außer Frage; ein dauernder Aufenthalt auf dem Lande versprach nur dann häusliches Behagen, wenn ich mir eigene Einrichtung beschaffte, und der bloße Gedanke an Dergleichen belästigte mich damals. Wohin also mit mir?

Die Frage wurde einmal in Gegenwart eines mir nicht unsympathischen Cavaliers des Fürsten erörtert, an dessen Hofbühne mich mein Schicksal betroffen. Baron F. mochte denselben über meine Mißstimmung und deren äußerliche Seite berichtet haben. In Folge dessen ließ mir der Fürst, welcher mir seit dem Unfalle seine Wohlgewogenheit mehrfach an den Tag gelegt, die Benutzung der Parterrezimmer eines ihm gehörigen, isolirt gelegenen Schlößchens anbieten. Dasselbe, eigentlich nur eine Villa, befand sich auf der Insel eines schönen Landsees, welche der Lieblingsaufenthalt der erst im Jahre zuvor verstorbenen Prinzessin Theodora, des Fürsten jüngster Tochter, gewesen war. Er hatte sich seitdem nicht mehr entschließen mögen, den Ort zu betreten, noch ihn von Anderen besucht zu wissen. An das Publicum, welchem die Insel stets zugänglich gewesen war, wenn sich die Herrschaften nicht gerade dort aufhielten, wurden keine Erlaubnißkarten mehr ausgetheilt. Ich verdankte die Gunst, welche mir der Fürst erwies, zum Theil dem Umstande, daß Prinzessin Theodora sich an meinem Gesange besonders erfreut hatte; dies deutete der Baron an, als er mir das freundliche Anerbieten brachte, welches ich gern und dankbar annahm. Die Insel war mir als eines der schönsten Fleckchen Erde bekannt; zu meiner persönlichen Pflege bedurfte ich nur Joseph's, und die materiellen Lebensbedürfnisse konnten vom Gärtnerhause aus beschafft werden.

Da der Mai schon in's Land gekommen, rüstete ich mich sogleich zur Uebersiedelung. Mein Zustand machte es mir unmöglich dem Fürsten persönlich zu danken; ich that es schriftlich und wurde durch eine Antwortzeile ausgezeichnet, deren Schlußworte mich wohl neugierig gemacht haben würden, wäre ich in der Stimmung gewesen, mich für Räthsel zu interessiren.

‚Erholen Sie sich,' lautete der Satz, ‚und grüßen Sie mir das Frühlingsblümchen!'"

(Fortsetzung folgt.)

Ein geographisches Jubiläum.

Von A. Woldt.

„Rastlos nach dem unerforschten Innern der Continente wandert der Mensch, trotz Seuche und Gefahr; furchtlos ob der starren Natur, durchbricht er die Geheimnisse der ewig eisumgürteten Pole des Erdballs; die höchsten Gipfel der himmelanstrebenden Gebirge muß er ermessen und mit seinem meilenlangen Senkblei den tiefsten Grund des Meeres erfassen. Die Phänomene der Luft, der Fluth, das Innere seiner Erde muß er ergründen und auf ihre einfachen Naturgesetze reduciren, des gelben weltregierenden Metalles verborgene Schlupfwinkel prophetisch verkünden und die naturgerechten Stätten der ihm unentbehrlichen Pflanzen und Thiere in Gürtellinien um die Erde legen. Das ist das Reich der heutigen geographischen Wissenschaft, eine wunderbare große Welt des menschlichen Wissens, von der es unseren Vorvätern kaum geahnt . . ."

Es sind jetzt gerade fünfundzwanzig Jahre verflossen, als der geniale Geograph und Kartograph Dr. August Petermann mit diesen einleitenden Worten die nunmehr so berühmten „Mittheilungen aus J. Perthes' geographischer Anstalt" in Gotha in's Leben rief.

Noch nicht dreiunddreißig Jahre alt, hatte Petermann bereits damals eine auf dem Gebiete der Kartographie und Geographie reiche Vergangenheit hinter sich. In seltener Weise vereinigte sich bei ihm, dem Sohn armer Eltern, schon in der Jugend ein hervorragendes technisches Geschick und ein durchdringender, rastlos strebender Geist. Mit siebenzehn Jahren in die geographische Kunstschule des Dr. Hermann Berghaus eingetreten, mit dreiundzwanzig Jahren auf seines Freundes, des heute in Berlin lebenden hochgeachteten Dr. Henry Lange, Empfehlung nach Edinburg in die große geographische Anstalt von Johnston berufen, von dort, nach neunjähriger ungemein fruchtbarer Thätigkeit im Jahre 1855 einem Rufe nach Gotha zu Justus Perthes folgend, hatte dieser weitschauende unermüdliche Mann alsbald nach seiner Rückkehr nach Deutschland den Plan zur Herausgabe einer Fortsetzung des geographischen Jahrbuches von Heinrich Berghaus gefaßt, welches die Bezeichnung „Petermann's geographisches Jahrbuch" tragen sollte.

Da schlug ein Geschäftsgehülfe vor, anstatt eines Jahrbuches zwanglose Hefte unter dem Titel „Geographische Mittheilungen" zu geben, und dieser Gedanke zündete bei Petermann so, daß das am Abend Besprochene schon am nächsten Tage in Form eines von Bernhard Perthes genehmigten Programmes vorlag. So entstanden die „Mittheilungen", deren erstes Monatsheft nach einer handschriftlichen Notiz Petermann's am 16. März 1855 fertig geworden ist.

Gleich vom ersten Moment an strebte die neue Zeitschrift dem großen Ziele zu, nicht nur die bedeutendste, die geographischen Forschungen und Entdeckungen am schnellsten und vollständigsten wiedergebende Publication zu sein, sondern sich auch vor allen anderen durch eine Fülle sorgfältig bearbeiteter und sauber ausgeführter Karten auszuzeichnen. Hierbei verstand es Petermann vortrefflich, die zahlreichen persönlichen Beziehungen, welche er mit den meisten geographischen Forschern, Reisenden und Gelehrten mündlich oder brieflich angeknüpft hatte, mitwirken zu lassen und das Material fast stets in erster Linie direct zu erhalten. Gleichzeitig glückte es ihm aber auch, diejenigen Hülfskräfte zu finden, mit denen sich die mühevolle schwere Arbeit der Herstellung der Zeitschrift erledigen ließ.

Fast vom ersten Augenblicke des Erscheinens der „Mittheilungen" an haben die beiden Männer, welche wir heute an der Spitze des Unternehmens stehen sehen, diesem ihre Thätigkeit gewidmet. Vor Allen ist es Ernst Behm, der, nur acht Jahre junger als Petermann, schon seit dem Beginn des Jahres 1856 die Redaction des Textes der „Mittheilungen" übernahm, ein Mann von strengster Pflichterfüllung, unermüdlichem Fleiße und eminentem Wissen. Seiner riesigen und ausdauernden Arbeitskraft, derzufolge er reichlich die Hälfte des Textes der sämmtlichen fünfundzwanzig stattlichen bisher erschienenen Jahrgänge geschrieben hat, ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß die Riesenaufgabe der Zeitschrift, zu deren Lösung unter anderen Umständen ein ganzes Personal gehört haben würde, scheinbar so spielend ausgeführt wurde.

Der zweite ist der Kartograph Bruno Hassenstein, dessen Thätigkeit als fünfzehnjähriger Lehrling und Hülfszeichner Petermann's mit der Gründung der „Mittheilungen" begann, und dem seit Petermann's Tode, im Jahre 1879, die Herstellung der Karten für die „Mittheilungen" übertragen wurde.

Hervorzuheben ist ferner die Noblesse der Verlagsfirma Justus Perthes in Gotha, welche ohne Rücksicht auf den Erfolg in fast verschwenderischer Weise die Mittel für die künstlerische und reiche Ausstattung der Karten und der „Mittheilungen" zur Verfügung stellte, obgleich das große gebildete Publicum sich — wie dies ja leider populär-wissenschaftlichen Zeitschriften gegenüber in Deutschland vielfach geschieht — nicht in dem Maße betheiligte, wie es dies in seinem eigenen Interesse hätte thun sollen.

Selbstverständlich mußte mit solchen Kräften und Mitteln das neue Unternehmen bald eine hohe Stufe der Vollendung erreichen, es handelte sich aber darum, es in diesem Stadium dauernd fortzuführen, eine Aufgabe, die ebenso sehr der Würde der seit siebenzig Jahren bestehenden Anstalt wie der betheiligten Männer entsprach. Hier war es nun die unermüdliche agitatorische Thätigkeit Petermann's, welcher sich nicht damit begnügte, nur einfach das Geschehene zu referiren, die neuen Entdeckungen graphisch und beschreibend als der Erste von Allen und aus erster Quelle mitzutheilen, sondern der selbst Anregungen zu Forschungen und Reisen gab und sowohl die für die Ausführung richtigen Männer zu finden, wie auch, wo es nöthig war, die Mittel dazu flüssig zu machen wußte.

Das großartige Gebiet der geographischen Forschung theilt sich naturgemäß in so viel Abschnitte, wie wir Erdtheile haben, wozu die Polarländer, die Meere und die „allgemeinen" geographischen Angelegenheiten noch besonders hinzukommen. Die Anschauung von der Gliederung unserer Erdoberfläche, welche im Laufe der letzten Jahrhunderte und bis zum Schlusse von Humboldt's Reisen gewonnen war, hatte in der Mitte unseres Jahrhunderts dahin geführt, daß man einen allgemeinen übersichtlichen Standpunkt zu fassen suchte, den namentlich Karl Ritter festzustellen sich bemühte. Indessen trieb die Fülle der neuen Erscheinungen und Resultate, welche fast jede neue Forschungsreise mit sich brachte, die Menschheit an, die Blicke immer weiter und weiter zu richten, in vergleichender Uebersicht die Oceane und Länder zu umspannen und auch jene großartigen Naturgesetze der Wind- und Wasserströmungen zu studiren, die mit unermüdlicher Thätigkeit bestrebt sind, die durch die Stauungen und Faltungen unserer Erdrinde rauh gewordene Oberfläche wieder glatt zu poliren, die Berggipfel abzutragen und die Ländermassive zu nivelliren.

Weitaus der größte Theil des Materiales, dem diese letztgenannten heutigen Anschauungen zu verdanken sind, befindet sich — vielfach noch als ein ungehobener Schatz — in den zahllosen Karten und Aufsätzen der Petermann'schen Mittheilungen. Ein Brief, ein Bericht, den der in den fernsten Theilen der Erde verweilende Reisende hierher sendet, das Tagebuch, das, wenn sein Schreiber vielleicht als Märtyrer der Wissenschaft gefallen ist, wohlbehalten hierher kommt, sie spiegeln viel reiner und klarer die wirklichen Verhältnisse an Ort und Stelle wieder, als jene zusammenfassenden Berichte, die, nicht immer mit großem Glücke, später nach Jahren von Anderen gemacht werden. Es giebt keine, selbst für den nicht ausschließlich wissenschaftlich Gebildeten interessanteren Berichte, als jene, welche uns die directen Zuschriften unserer Reisenden melden; jeder Artikel ist ein Blatt eines Romans, ein Abschnitt aus dem Gebiete der Wissenschaft, eine Photographie eines kleinen Erdenflecks.

Es entsprach der außerordentlich anregenden productiven Natur Petermann's viel zu sehr, sich mitten hinein in jene Legion von Aufgaben zu stürzen, deren Lösungen uns einer genauen Kenntniß unserer Erdoberfläche näher führen, als daß er einfacher Beobachter hätte bleiben können. Schon während seines Aufenthaltes in England, wo er sich der einflußreichen Protection von Bunsen's, des bewährten Gelehrten und preußischen Gesandten, erfreute, hatte er sich daran betheiligt, Forschungsreisen in's Leben zu rufen.

Im Jahre 1849 kam er sogar zu diesem Zwecke nach Berlin und lernte hier in der Wohnung seines Freundes Henry Lange die als Reisenden später so bekannt gewordenen Barth und Overweg kennen, die alsdann auf Kosten der englischen Regierung und der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin nach Afrika gesandt wurden. Damit war für ihn der Antrieb zu einer der beiden Hauptrichtungen seiner späteren Thätigkeit gegeben, die Beförderung der Afrikaforschung. Seine zweite Hauptthätigkeit war die Anregung zur Polarforschung, zu welcher letzteren er den Anstoß wohl von der damals die Welt bewegenden traurigen Franklin-Katastrophe empfing. Ihm, dem Vielvermögenden und Einflußreichen, sandte Dr. Barth von allen Stationen seiner Reisen directe ausführliche Nachrichten und Skizzen, mit denen er vom Beginn der Erscheinung seiner Mittheilungen die Augen der geographischen Welt auf sich zog. Petermann legte bei fast allen folgenden Expeditionen sein gewichtiges Wort in die Wagschale und wandte sich in entscheidenden Fällen an die Opferwilligkeit des deutschen Volkes, wie gelegentlich der deutschen Nordpol-Expeditionen. Wahrlich, man kann sagen: nur durch die agitatorische Thätigkeit Petermann's, die in seinen „Mittheilungen" an die Oeffentlichkeit trat, ist ein nicht unbedeutender Theil der Erdoberfläche wissenschaftlich erforscht worden.

Selbstverständlich nahm ihn diese umfassende Thätigkeit so sehr in Anspruch, daß es manchmal um seine geographische Zeitschrift schlecht ausgesehen haben würde, wenn er nicht seinen getreuen Eckhard, seinen erprobten Redacteur Behm gehabt hätte. Mit einer Selbstverleugnung sonder Gleichen füllte dieser kenntnißreiche Geograph, ohne in seiner Bescheidenheit jemals seinen Namen als Autor zu nennen, die vom hohen Wogengang der Agitation hervorgerufenen Unebenheiten aus und hielt und hält bis heutigen Tages durch sein tiefes Wissen die „Geographischen Mittheilungen" auf einer noch von keiner anderen geographischen Zeitschrift erreichten Höhe. Auch die künstlerische Ausführung der Karten, die unter Petermann's Aufsicht geschah, hat durch Bruno Hassenstein's Talent einen hohen Grad von Ausbildung erreicht. Es ist durchaus nicht leicht, nach Tagebuch-Aufzeichnungen Karten von unerforschten Gegenden mit Genauigkeit zu construiren, wie der genannte Kartograph vielfach früher gethan und nach jahrelanger Unterbrechung seit Petermann's Tode auf's Neue thut.

Es hat wohl innerhalb der letzten fünfundzwanzig Jahre keinen geographischen Forscher und Reisenden gegeben, der nicht direct oder indirect mit der Zeitschrift in Beziehung getreten wäre, keinen, über den sie nicht Mittheilungen gebracht hätte. Dabei ist es besonders hervorzuheben, daß sich dieses Unternehmen fern zu halten suchte von der Einseitigkeit, mit der viele geographische Gesellschaften ihr Interesse nur bestimmten Forschungsgebieten zuwandten, daß im Gegentheil auch über die entfernter liegenden Dinge stets eingehend berichtet wurde. So ist denn mit Anerkennung hervorzuheben, daß über Australien und Polynesien seither in den „Mittheilungen" und deren circa 60 Ergänzungsheften allein etwa 70 Karten veröffentlicht wurden, über die Polarländer noch einige mehr, über Amerika mehr als 80, über Europa gegen 120, über Asien einige mehr und über Afrika endlich mehr als 140. Es sprechen diese circa 650 Karten für die große Reichhaltigkeit des Unternehmens.

Petermann war mit Recht stolz auf die Anerkennung und den Einfluß seines Organs, er besaß aber auch die Schwäche, sehr ehrgeizig zu sein, und zeigte in Folge dessen wohl dann und wann eine Schroffheit des Charakters, die ihm manche Feindschaft zuzog. Er ist an seinem Charakter zu Grunde gegangen: mitten in der Fülle seines Ruhmes, auf dem Gipfel seines Einflusses, hat er sich bekanntlich in einem Anfall von Schwermuth das Leben genommen. (Vergl. Nr. 42, 1878.)

Doch sein Werk wird unter Behm's und Hassenstein's Leitung fortleben. Schon in den letzten Lebensjahren hatte Petermann sich direct nur noch sehr wenig an der Herstellung der „Mittheilungen" betheiligt, weshalb denn auch sein Tod durchaus keine so fühlbare Lücke in das Werk riß, wie man hätte vermuthen können. Die Zeitschrift erscheint ohne die geringste sichtbare Veränderung genau in derselben Weise fort. Fast schien es, als ob die Perthes'sche Anstalt als Ersatz für die agitatorische Wirkung Petermann's in der Polarfrage eine andere Kraft heranziehen sollte, und dem zufolge ersuchte sie den durch seine Förderung der Polarfrage bekannten Dr. Lindemann in Bremen sich an der Redaction zu betheiligen, aber nach kurzer Zeit stellte sich heraus, daß auch dies Auskunftsmittel nicht nöthig war. So mögen denn die „Mittheilungen" auch in den nächsten fünfundzwanzig Jahren fortfahren das zu sein, als was sie bisher nach dem Ausspruche des Freiherrn von Richthofen, bei Gelegenheit der Jubelfeier der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, erklärt wurden: eine „Zierde Deutschlands"!

Blätter und Blüthen.

Eine deutsche Künstlerin. Aus Groß-Ullersdorf in Mähren brachte die dort erscheinende Zeitung „Ceres" unter dem 5. Februar dieses Jahres die nachfolgende Mittheilung: „Am 3. dieses Monats wurde hierorts die in weitesten Kreisen bekannte kaiserlich russische Hofschauspielerin Frau Auguste Versing, geb. Lauber, siebenzig Jahre alt, beerdigt. Dieselbe verlebte hier neun Jahre und erfreute sich einer großen Sympathie. Die Theilnahme an der Leichenfeier war eine allgemeine und zahlreiche. — — Die hiesigen Armen verlieren an der Dahingeschiedenen eine theilnehmende, freigebige Gönnerin."

Der Name der Frau, welche hier in der Abgeschiedenheit eines mährischen Dorfes ihr Leben beschlossen hat, ist freilich den „weitesten" deutschen Kreisen nicht mehr so bekannt, wie der kurze Nachruf es voraussetzt. Sehr zusammengeschmolzen sind jedenfalls die Reihen Derjenigen, die sie in der Blüthe ihres Wirkens gesehen haben und aus eigener Anschauung zu bezeugen vermögen, daß sie einst eine glänzende Zierde des deutschen Theaters, eine mit Recht hochgefeierte Künstlerin ersten Ranges gewesen ist. Der Ausspruch, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht, kann im buchstäblichen Sinne heut allerdings nicht mehr als eine Wahrheit gelten. Es werden jetzt sogar schon die lebendigen Spuren verfolgt, welche die schöpferische Arbeit großer Schauspieler im Gange der Kunstentwickelung zurückgelassen hat. Dennoch waltet das Geschick in dieser Hinsicht nicht immer gerecht, und es sterben Manche, die weit über die Mittelmäßigkeit bloßer Localgrößen hinausragen, als Vergessene oder doch Halbverschollene, wenn sie der Tod nicht gerade mitten aus ihrem Berufe holt, sondern ihnen nach beschlossener Laufbahn noch einen längern Dienst des stillen Ausruhens vergönnt hatte. So auch erging es der Frau Versing. Wir erfüllen daher nur eine Pflicht, wenn wir hier ihres Lebenslaufes gedenken.

Als Tochter eines tüchtigen, allgemein geachteten Schauspielerpaares hatte Auguste Lauber ihre Kindheit und erste Jugend in den bescheidenen Verhältnissen und wechselnden Geschicken jener Wandertruppen besserer Art verlebt, von denen in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts eine ganze Reihe großer Schauspieler ausgegangen ist. Dem wohlunterrichteten Vater und der feingebildeten Mutter hatte das junge Mädchen eine sorgfältige Erziehung und gute Schulbildung zu danken. Frühzeitig betrat sie die Bühne und sah dadurch ihren Wunsch erfüllt, den Eltern und zahlreichen Geschwistern eine liebreiche Stütze zu sein. Ihre Erstlingsleistungen müssen wohl die Aufmerksamkeit der Bühnenleiter erregt haben; denn bald sehen wir sie aus ihrer süddeutschen Heimath unter Küstner's Direction nach Leipzig versetzt, wo ihr Emil Devrient und seine junge Gattin Vorbilder wurden. Von Leipzig wurde sie für das Fach der naiven Liebhaberinnen nach Nürnberg berufen, von da an das Hoftheater in Darmstadt, und in beiden Orten steigerte sich die ihr gewidmete Liebe und Anerkennung zu einem solchen Enthusiasmus, daß man auch auswärts diesen neuaufgehenden Stern kennen lernen wollte und ihr die Auszeichnung eines Gastspiels in Dresden zu Theil wurde.

Digitized by Google

Der Erfolg auf dieser großen Bühne erwies sich als ein wahrhaft bedeutender. Auch die meist von Ludwig Tieck inspirirte Kritik pries die außerordentliche Begabung, die Seelentiefe und vortreffliche Charakteristik, das begeisterungsvolle und doch in edelstem Maße sich bewegende Spiel der jungen Künstlerin. Ebenso sprach Tieck sich persönlich über sie aus; ihr Ruf war fortan begründet. Ein Engagement in Mannheim, wo sie sich mit dem vorzüglichen Bariton Versing vermählte, brachte dieselben Triumphe, bis sie einem Rufe Immermann's nach Düsseldorf folgte, der dort soeben seine Musterbühne begründet hatte.

Was Auguste Versing (von 1834 ab) diesem denkwürdigen Theater gewesen, das läßt sich aus den Kritiken über dasselbe, aus den Broschüren und Memoiren eines Uechtritz, Grabbe und Immermann selber sehr deutlich ersehen. Aus ihrem reichen Repertoire werden namentlich Stella, Clärchen, Gretchen, Luise Miller, Ifaura („Leben ein Traum"), Margaretha („Hagestolzen"), Walpurgis („Goldschmieds Töchterlein") als geniale Meisterleistungen hervorgehoben.

Fragt man sich nun, warum eine so gewaltige Künstlerin nicht ihren Wirkungskreis dauernd bei den ersten Bühnen gefunden, so ist das leicht erklärt. Es hatten die Musen und Grazien an ihrer Wiege gestanden, aber sie besaß nicht jenen Glanz blendender Schönheit, welche die Blasirtheit der großen Welt an einer ersten Schauspielerin verlangt. Im Uebrigen war ihr keuscher und schlichter Sinn aller Reclame und allen Ruhmeszügen abhold; es genügte ihr, daß sie an den Orten ihres Wirkens eine so ungemeine Achtung und Theilnahme fand, die zugleich der Respectabilität ihres Wandels und dem stillen und vorwurfsfreien Leben galt, das sie, ihrer Kunst hingegeben, im Eltern- und Familienkreise führte.

Als Immermann die Direction niederlegte, ging sie mit dem Gatten an das kaiserliche Theater in Petersburg und wurde nun auch hier zehn Jahre lang durch die hinreißende Gewalt ihres Talents der bewunderte und verehrte Liebling des Publicums. Ueberhäuft mit Ehren und im Besitze der Pension, kehrte sie von der Newa in die deutsche Heimath zurück und ließ sich in Brünn nieder, um hier die talentvolle Tochter Anna, die später als Schauspielerin zu ehrenvollem Ruf gekommene Versing-Hauptmann, in die künstlerische Laufbahn zu führen. Einige Jahre hatte sie, diesen Mutterpflichten hingegeben, jedem eigenen Auftreten entsagt, dann aber zog es sie unwiderstehlich zu den Brettern zurück. Eine Gastspielreise über die bedeutendsten Bühnen Deutschlands zeigte ihre Genialität in ungetrübtem Glanze und erregte einen Wettstreit um ihren Besitz. Frankfurt hatte das Glück, sie auf die Dauer zu fesseln, als Ersatz für die berühmte Lindner, nunmehr im Fache der älteren Anstandsdamen und edlen Mütter. Dreizehn Jahre hindurch war sie die Zierde des Frankfurter Theaters, und unvergessen ist es dort, was sie auf dieser Bühne, namentlich im Feinkomischen wie im Derbhumoristischen, Großes geleistet und geschaffen hat. Als man ihr 1871 die erbetene Pensionirung nicht länger versagen konnte, wurden ihr beim Abschiede vom Publicum und von den Collegen die außerordentlichsten Ovationen bereitet.

Es war für die rastlose Arbeiterin die Zeit der Abendruhe gekommen. In Groß-Ullersdorf bei ihrer dort verheiratheten Tochter verbrachte sie die letzten Lebensjahre, bis sie am 1. Februar dieses Jahres das müde Auge schloß, noch in den letzten Stunden ihre Ergebenheit und Charakterfestigkeit, ihren unverwüstlichen Humor bewahrend. Gewiß, es waren wohlverdiente Lorbeerkränze, die von deutschen Städten aus auf das abgelegene Grab dieser großen deutschen Künstlerin gesendet wurden. Ihr Gatte war ihr schon zwei Jahre früher im Tode vorausgegangen. Die Pflege der Schauspielkunst aber lebt in ihrer Familie fort. Außer ihrer Tochter hat sie eine ebenbürtige Nachfolgerin auch in ihrer Nichte Franziska Ellmenreich gefunden, die jetzt in verwandtem Fache hochgefeiert an derselben Dresdener Bühne wirkt, wo ihre Tante vor bald fünfzig Jahren die erste Stufe hohen Ruhmes erstiegen hat.

Der Brand des Marktfleckens Donaustauf. Vom Fuße der „Walhalla" gehen uns folgende Zeilen zu, die wir im Interesse der Sache hier gern mittheilen: „Aus allen Theilen Europas, ja sogar der Welt, wallfahrtet jährlich eine große Zahl Menschen nach Deutschlands Ehrentempel, der in der Nähe Regensburgs gelegenen ‚Walhalla'. Alle die Wallfahrer werden sich gewiß gern des hübschen, malerisch am Fuße der ‚Walhalla' gelegenen Fleckens Stauf mit dem fürstlich Thurn und Taxis'schen Schlosse und den herrlichen Gartenanlagen erinnern. Wer aber heute Donaustauf aufsuchen wollte, der würde einen rauchenden Trümmerhaufen finden, wo ehedem eine Gemeinde von 800 Menschen wohnte.

In der Nacht vom 3. auf den 4. März erhob sich ein furchtbarer Sturm, der den ganzen Tag hindurch wüthete. Unwillkürlich überkam Jeden der peinliche Gedanke: wenn jetzt Feuer ausbrechen sollte, so wäre unrettbar Alles verloren. Und das Feuer brach aus. Morgens um sieben Uhr verbreitete sich in Regensburg das Gerücht, in Stauf brenne es; bald traf auch die Bestätigung ein. Sofort ging die Feuerwehr von Regensburg dahin ab; im Laufe des Tages vereinigten mit ihr noch die Feuerwehren von 33 anderen Orten ihre Anstrengungen, allein aller Muth und alle Opferwilligkeit war erfolglos. Die Flammen züngelten, vom Sturme getragen, hier und dort auf, oft mehrere Häuser überspringend. So rasch griff das verheerende Element um sich, daß Viele nur das Leben zu retten vermochten. Man mußte dem Feuer Alles preisgeben. Schon Nachmittags war der Ort fast von allen Bewohnern verlassen. Sie hatten sich und die wenige Habe, die sie zu retten vermocht, in benachbarte Dörfer und auf die Berge geflüchtet. Erst jetzt ist es möglich, einigermaßen den Schaden zu übersehen: 96 Wohnhäuser und mehr als 50 Nebengebäude liegen in Asche, auch das schöne fürstliche Schloß. Nur die Kirche, das Pfarr- und Schulhaus, das Gasthaus ‚Zur Walhalla' und einige wenige Häuser, die vereinzelt an den Bergen hin stehen, blieben verschont.

Der Schaden ist sehr groß: Man nimmt an, daß er, mäßig geschätzt, 800,000 Mark betrage, das fürstliche Schloß nicht gerechnet. Versichert waren die Gebäude für ungefähr 400,000 Mark, wovon 200,000 Mark auf das fürstliche Schloß kommen. Es fällt somit die Summe von 600,000 Mark aus. Was an Mobiliar, das leider auf dem Lande fast nie versichert ist, zu Grunde ging, läßt sich noch nicht absehen. Es ist nun zwar für die unglücklichen Obdachlosen, deren Zahl sich auf 650 beläuft, schon sehr viel von den Bewohnern der Umgegend, namentlich des stets opferbereiten Regensburgs, geschehen, allein da reicht eben das Alles nicht aus. Soll den Leuten auf die Dauer geholfen werden, so muß auch von anderwärts beigesteuert werden. Möchten doch alle Diejenigen, die einst die ‚Walhalla' besucht, die damit vielleicht schöne Erinnerungen an erstes Liebesglück auf seliger Hochzeitsreise verknüpfen können, etwas für die Armen thun. Beisteuern an Geld sind an den Vorstand des Hülfscomités, Herrn Bezirksamtmann Schmid in Stadtamhof, Gaben in Naturalien an Herrn Pfarrer Kohlhaupt in Donaustauf zu richten."

Osterfeier im Dorfe. (Abb. S. 213: „Grüne Ostern".) Auf das Land hinaus müssen wir eilen, wenn das rechte Ostergefühl über uns kommen soll; nur im Freien feiert man mit ganzer Seele das Auferstehungsfest der Natur. Welches Stadtkind, das Verwandte auf dem Lande hatte, denkt nicht selbst noch in späten Tagen gern an die Freuden zurück, die ein Osterfeiertag im Dorfe darbot? Schon die andere, meist derbere Bauernkost überraschte angenehm; es war etwas Ungewohntes, Kräftiges. Dann wandelten die Buben an der Hand des Herrn Vetters, die Mädchen an der der Frau Base zur Kirche. Auch das war anders. Nicht das harte Steinpflaster und die kalten Häuserreihen umgaben die Kirche, wie in der Stadt, sondern sie stand im Gottesacker, um welchen eine Mauer lief, über die ringsum hohe schöne Bäume hereinragten. Die Zweige nickten auch an den hohen Kirchenfenstern; das sah man besonders genau während der Predigt, wo das Kindesauge sich daran erfreute. Und wenn die Kirche endlich aus war, welche Wonne, hinauszutreten in die freie, schöne, lachende Natur! Man besuchte nun erst die Gräber der Verwandten und brachte ihnen gleichsam den Ostergruß. Auch mich führte eine gute alte Base einst an einen versunkenen Hügel, auf welchem eine Schlüsselblume blühte. „Da drunten liegt Dein Großvater," sagte sie, „zupf Dir das Blümle ab! Es ist gewiß zum Ostergruß für Dich aus seinem Herzen gewachsen." — Endlich wandelt Gruppe um Gruppe der Friedhofspforte zu — und draußen auf der Straße theilen sie sich, hierhin und dorthin, aber immer, auch zum Abschied wieder, mit dem Gruß, den sie am Morgen sich zu den Fenstern hinaus und auf der Straße und auf dem Kirchweg geboten hatten: „Christ ist erstanden" — „In Ewigkeit, Amen." — Das war Osterfeier im Dorfe.

Ueber das Osterspiel mit Tanz und Gesang im Freien, von welchem in unserem heutigen Osterartikel (auf Seite 206) vorübergehend die Rede ist, können wir die in Aussicht gestellten Mittheilungen leider erst in der nächsten Nummer geben, da es uns in unserem gegenwärtigen Feuilleton wider Erwarten an dem nöthigen Raum mangelt.

Die Redaction.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das erste Quartal dieses Jahrgangs. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das zweite Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Die Verlagshandlung.

Von unseren bewährten Mitarbeitern liegen uns für das nächste Quartal außer einer Reihe von Artikeln aus dem Gebiete des politischen und socialen Lebens der Gegenwart zahlreiche interessante Beiträge aus den verschiedensten Wissenskreisen vor, von denen wir hier nur nennen wollen: „Drei Briefe Goethe's" von Ferdinand Sonnenburg, „Aus der zoologischen Station in Neapel" von Karl Vogt, „Luiz de Camoëns, zur dreihundertjährigen Feier des Todestages von Portugals größtem Dichter" von Leopold Katscher, abschließende Artikel über das Leben Sylvester Jordan's und eine Reihe von Charakterbildern aus dem musikalischen Leben der Gegenwart („Brahms" von Hermann Kretschmar, „Liszt" von La Mara ꝛc.), endlich die Schlußabschnitte der Artikel-Serie „Zur Geschichte der Socialdemokratie" von Franz Mehring ꝛc. ꝛc.

Im Novellentheil unseres Journals werden neben einer Reihe kleinerer Erzählungen die Fortsetzung von Robert Byr's so beifällig begrüßter Erzählung „Der Weg zum Herzen" und

„Frühlingsboten" von **E. Werner**

ihren Platz finden.

Die Redaction der „Gartenlaube".

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig — Verlag von Ernst Keil in Leipzig — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 14. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der Weg zum Herzen.

Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von **Robert Byr.**

(Fortsetzung.)

Er sei schon im Begriffe gestanden, aufzubrechen, und nur um der Bekanntschaft des Hausherrn willen noch geblieben, sagte Steinweg wie entschuldigend zu Letzterem, was ihm jedoch außer einem wiederholten steifen Kopfneigen auch nicht die kleinste Gegenhöflichkeit eintrug. Diesmal wagte selbst Lora, die sich von dem seltsamen Wesen ihres Schwagers mitbedrückt fühlte, den Wunsch, daß der Gast länger verweilen möchte, nicht zu erneuern. Wohl aber glaubte sie sich befugt, mitten in allerlei anderem Geplauder, die freundliche Hoffnung auszusprechen, daß Steinweg bis zu seinem nächsten Besuche ihr Generalpardon ausgewirkt haben werde.

„Sie erinnern mich zu rechter Zeit noch, mein Fräulein," gab er in geräuschvoll heiterer Weise zur Antwort. „Der Proceß ist erst noch durchzuführen, und zum Präses des Kriegsgerichts wollen wir die Frau Baronin ernennen."

Nach allen Seiten grüßend, unter Gelächter und schallendem Protest der mit feierlicher Anklage Bedrohten nahm er einen leidlich gewandten und gedeckten Rückzug.

Als er schon die Thür hinter sich hatte, hörte Lora noch immer nicht zu kichern auf.

„Ist er nicht eine zu komische Erscheinung?" fragte sie, Steinweg's Verbeugungen und das Ausstreichen des Schnurrbarts nachahmend. „Es ist nur ein Glück, daß er gegangen ist; am Ende hätte ich ihm noch offen in's Gesicht gelacht."

„Und doch hast Du ihn eingeladen, wiederzukommen. In wessen Auftrag?" warf Witold in einem so gereizten Tone hin, wie er ihn sonst nie, am wenigsten gegen Lora, anschlug.

Diese wurde denn auch mit einem Male ernst und verlegen. Sie warf dem Schwager wie ihrer Schwester fragende Blicke zu.

„Mein Gott — bedarf es dazu eines Auftrags? Ich meinte — ich glaubte — wir hatten es in der Anstandsstunde so gelernt —" stammelte sie.

„Du hättest es der Hausfrau selbst überlassen können," fiel er in gleicher Schärfe ein.

„Aber wenn Ihr Beide nicht daran denkt! Es schickt sich doch einmal, daß man den Besuch wiederzukommen auffordert."

„Lag Dir soviel daran, daß es nicht vergessen werde? Dann muß er Dir doch nicht gar zu sehr mißfallen haben."

„O, Du bist heute gar nicht lieb!" erklärte Lora über und über roth, indem sie sich schmollend und Hülfe suchend zu der Schwester wandte.

Doch Lisa hatte kein unterstützendes Wort für sie. Bei ihres Mannes Reden hatte sie hoch aufgehorcht. Was bedeuteten diese Vorwürfe? Selbst wenn Lora in kindlicher Harmlosigkeit ein lebhafteres Interesse für den jungen Officier verrieth, kam es Witold doch nicht zu, sie dafür so scharf anzulassen. Wenn er es dennoch that, so konnte es nur sein, weil er ihr die Regung selbst übelnahm. Ein solches Mißgönnen war ja wohl —

Sie erschrak, als wenn sie im Begriff gestanden, das Wort laut auszusprechen. Ein leises Zittern überfiel sie, und unwillkürlich rief sie Gretchen zu sich.

Bevor die Kleine jedoch dem Rufe der Mama gehorcht hatte, fuhr Witold mit dem barschen Befehle dazwischen, sie solle zu Manon gehen.

„Es ist für Dich Zeit zur Suppe und zum Schlafen," lenkte er mit milderer Stimme ein, als er sah, wie sehr er das Kind erschreckt. Er hatte nur dem ersten auflodernden Widerwillen, es jetzt bei jener Frau zu sehen, Ausdruck gegeben. Es war sein Kind, und die Berührung von Lisa's Lippen befleckte es. „Geh!" wiederholte er, und die verschüchterte Kleine schlich sich gehorsam fort, ohne, wie sonst um diese Stunde, Gute Nacht geboten zu haben.

Der unmittelbar darauf folgende Eintritt der Gräfin verhinderte, daß die eingetretene Pause noch peinlicher wurde. Lisa legte die kleine Näharbeit, mit der sie sich so eifrig beschäftigt hatte, als ob sie jeden Stich zu zählen hätte, auf das Tischchen und erhob sich, um in das Nebenzimmer, an den dort bereits gedeckten und von einer Lampe traulich erhellten Theetisch zu treten; Lora, welche befangene, ja beinahe furchtsame Blicke auf den heute so ganz veränderten Schwager warf, schloß sich ihr an. Erst später folgte Witold mit der Tante; sie hatte begonnen, ihm einen kleinen Vortrag über die nöthigen Veränderungen in der Kühlkammer zu halten, von dem er kein Wort faßte.

Doch auch als sie nun beim Abendimbiß beisammen saßen, wollte sich die gemüthliche Stimmung nicht, wie gewöhnlich, einstellen. Hätte Lora, die sich bei solcher Einsilbigkeit immer unbehaglich fühlte, nicht ihre Laune und Gesprächigkeit schon nach kurzem Ausbleiben glücklich wiedergefunden, es wäre zuletzt wohl jedes Wort versickert, und der bekannte „Engel" — diesmal kein Engel des Friedens — würde seinen Flug unfehlbar durch das Zimmer genommen haben.

Als die Speisen abgetragen waren und nur noch die Tassen auf dem Tische standen, erhob sich Lora und kam im nächsten Augenblick wieder mit einem Buche aus dem Salon, das sie dort vom Notenständer genommen hatte. Indem sie sachte hinter ihren Schwager trat, legte sie es vor diesen auf den Tisch.

Digitized by Google

„Was ist das?“ fragte Witold mit einem Tone, der keineswegs willfährig klang.

„Die Maria Stuart. Du hast uns versprochen, sie nächstens vorzulesen. Nun, heute ist nächstens.“

„Und Du hast das Buch selbst geholt?“ fragte er betreten.

Lora deutete sein Stirnrunzeln auf ein neues über ihrem Haupte sich sammelndes Unwetter. Flehend faltete sie die Hände.

„Erbarmen, allmächtiger Dalai-Lama!“ bat sie mit komischer Zerknirschung, der sich doch auch ein wenig wirkliche Befürchtung beimischte. „Ich habe zwar Dein Gebot übertreten und bin in der Bibliothek gewesen, aber ich habe es auch sofort bereut und Staub auf mein Haupt gestreut, indem ich nämlich das Buch hier hervorzog. Weiter aber habe ich mich wahrlich nicht gewagt. Ueber der Thür zu Deinem Zimmer stand ja in leuchtender Geisterschrift ein dräuendes ‚Tabu!‘ Ich neigte mich nur tief in den Staub und floh die heiligen Räume, die kein Frauenfuß betreten darf.“

„Es ist eben nicht jedes Buch vor einem neugierigen Frauenauge sicher und für ein reines, keusches Frauengemüth geeignet,“ setzte er auseinander, doch war es, als ob noch eine andere Befürchtung von ihm genommen wäre. Sichtlich erleichtert athmete er auf, wenn es auch der Scherzrede nicht gelungen, diesmal ein Lächeln auf seine ernsten Lippen zu locken.

Die Schälerin merkte wohl den gewonnenen Vortheil und suchte ihn auszunützen.

„Nun aber liest Du uns vor, nicht wahr?“ bat sie.

„Ist Dir denn so sehr darum zu thun, Quälgeist?“ fragte er zaudernd.

„Verse höre ich für mein Leben gern, und besonders wenn Du sie vorträgst.“

„Du bist sehr freundlich,“ sagte er nickend, doch ohne sich von der Schmeichelei bestechen zu lassen, und seine Worte erhielten sogar einen herben Nachdruck, als er hinzusetzte: „Es empfindet aber vielleicht nicht Jedes das gleiche Interesse an einer Vorlesung solchen Dichterwerkes, das nur das Fortspinnen des modernen Romans in der eigenen Traum- und Gedankenwelt stört.“

Lisa merkte wohl, daß dies auf sie gemünzt sei, obgleich sie nicht den vollen Sinn der Anspielung ahnte. Erst das zurückgezogene, gemeinsame Leben in Riesling hatte dazu geführt, daß Witold, nachdem er im Gespräch hin und wieder ein Citat gebraucht, hauptsächlich auf Lora's Andrängen, dasselbe durch ein Vorlesen der ganzen Stelle und wohl auch längerer Abschnitte aus den berührten Dichtungen vervollständigte. Seine Zuhörerinnen hatten Geschmack daran gefunden, und auch für seine Frau, die ehedem nie ein Verlangen darnach getragen oder selbst für ernste, erhebende Lectüre Zeit gefunden hatte, wurden diese Lese-Abende ein Bedürfniß, wenngleich sie noch niemals sich über den Genuß geäußert hatte.

Jetzt aber glaubte sie, den deutlich gegen sie ausgesprochenen Zweifel beheben zu müssen.

„Auch ich bitte Dich darum,“ sagte sie sanft, indem sie ihr Auge freundlich zu dem seinen erhob.

Auf Witold aber hatte das gerade die entgegengesetzte Wirkung. Er stieß das Buch weit von sich weg.

„Ja, ja,“ stimmte nun auch die Tante zu. „Es ist so angenehm zu arbeiten dabei. Du hast eine so schöne, ausdrucksvolle Stimme —“

„Sie ist heute rauh,“ unterbrach er sie.

Daß sie es war, hörte man, dennoch aber war es nicht der Schonung wegen, daß er sich zu lesen weigerte; denn er nahm eine Cigarre aus dem Täschchen und hüllte sich in eine dichte Rauchwolke, daß die Tante zu hüsteln begann und, von Lora unterstützt, ihm Vorstellungen machte, er möge bei seiner Heiserkeit nicht so schonungslos gegen sich selbst wüthen.

Lisa schwieg. Sie leerte ihre Tasse und ging dann still aus dem Zimmer. Bald hörte Witold den Flügel im Salon unter ihren Fingern ertönen.

Was sie spielte, war einer seiner Lieblinge aus den Müllerliedern, und sie hatte das Stück mit Absicht gewählt. Noch von der Zeit ihres Brautstandes her war ihr seine Vorliebe für dasselbe in der Erinnerung, und vielleicht eben darum hatte sie es jahrelang nicht gespielt. Ueberhaupt hatte sie sich die Musik, so lange sie in der Stadt wohnte, immer versagt, wenn sie glaubte, daß auch er zu Hause sei — heute sollten ihm dieselben Klänge sagen, daß sie ihm eine Freundlichkeit zu erweisen und ihn in eine wohlthuende Stimmung zu versetzen wünsche. Aber die Wahl war keine glückliche. Was ihn begütigen sollte, erbitterte ihn; gerade heute schien er Musik gar nicht ertragen zu können, und er, der ruhig gleichmäßige, fast pedantisch ernste Mann, den man keiner Laune eines gereizten Nervensystems zugänglich wähnen mußte, sprang mit finster gerunzelter Stirn schon bei den ersten Tönen auf.

„Ich habe noch zu arbeiten — gute Nacht!“ sagte er kurz und verließ das Gemach.

Lora und die Tante sahen ihm verwundert nach.

„Er muß heute einen recht argen Verdruß mit dem Ortsvorstande gehabt haben,“ suchte ihn die Letztere zu entschuldigen.

„Ach, diese Bauerndickköpfe!“ schalt Lora, indem sie die kleine geballte Faust erhob und in der Richtung gegen das Dorf hin schüttelte, als hätten sich die Bedrohten weislich vor derselben in Acht zu nehmen. Dann aber erzählte sie leise, um die Musik nicht zu stören, von dem Besuche, und ihr Geplauder schien kein Ende nehmen zu wollen; es ging wie ein Mühlrad im rauschenden Wasser als Grundbegleitung zu der schwermüthigen, sanft ausklingenden Weise.

Der, für den sie tönte, war ihrer aber doch nicht verlustig geworden. Er ging im Garten draußen auf und ab und horchte auf sie. Jeder Ton schnitt ihm in's Herz. So dringend die vorgeschützte Arbeit gewesen, sie hatte ihn nicht auf sein Zimmer genöthigt. Nach Luft und Kühlung begehrte sein heißer hämmernder Kopf, und unbedeckt setzte er ihn dem durch die Baumwipfel säuselnden Nachtwinde aus.

„Nun also ist's da,“ murmelte er zwischen den Zähnen, die das Cigarren-Ende schon ganz zerbissen hatten.

Wochen waren in der Erwartung des Momentes vergangen, der die Entscheidung bringen mußte, eine Entscheidung, die er voraussah, auf die er sich gerüstet glaubte und an der er dennoch, wenn er sich's auch nicht gestand, schon zu zweifeln begonnen hatte. So ganz unmöglich war es ja nicht, daß sie dem Drängen jenes Mannes nicht nachzugeben willens war, daß sie —

Ach, wozu war es gut, jetzt noch all die Möglichkeiten zu erwägen! Aus der Ruhe, in die er sich einzuwiegen begonnen, war er ja nun gewaltsam herausgerissen. Er wollte sie nicht hassen dafür, aber er zürnte ihr, und mit Schreck empfand er dieses Gefühl. Wo war die stolze Gleichgültigkeit, mit der er sich gepanzert glaubte? Kam's, so sollte es ihn kalt finden — unempfindlich wie einen Stein. Nun war's da — und — —?

8.

Es war ein Tag zu Ende des Aprils, aber die Sonne schien so sommerlich warm, daß sich die Schwestern in den kurzen Mittagsschatten des Hauses geflüchtet hatten. Sie saßen an einem Tischchen fast unmittelbar neben den aus dem Speisesaale in den Garten herabführenden Stufen. Lora band Flieder und Pyrusblüthen zu einem Strauße für den Mittagstisch, während Lisa an einem kleinen Aquarell arbeitete, das, schon beinahe vollendet, eine Ansicht des Hauses von der Parkseite darstellte. Es waren nur noch einzelne Schatten zu vertiefen, und hier und da eine Farbe dem Gesammtton unterzuordnen. Ihnen zu Füßen spielte Gretchen im Kiese, wobei ihr Frip und Harro Gesellschaft leisteten; zuweilen ging's auch zu Dreien im Haschen und Jagen hinaus auf den Rasen. „Mama und Tantchen“ achteten nicht immer darauf. Sie wußten sich allein und besprachen allerlei; von Seiten der Gräfin hatten sie keine Störung zu befürchten, denn diese widmete ihren Sonntagsmorgen, wenn, wie jetzt in der Zeit strenger Feldarbeit, die Fahrt nach der ziemlich entfernten Stadt unterblieb und sie somit den Gottesdienst — die Dörfer um Riesling waren katholisch — entbehren mußte, ganz der Postille.

Zum Glück für ihr religiöses Bedürfniß besaß die gute Dame aber ihren Lieblingsprediger sogar in mehreren Exemplaren gedruckt.

Auch Lora hatte sich eines davon aufnöthigen lassen; sie wußte wohl warum; Tante mußte bei ihrer guten willfährigen Laune erhalten werden — dann that sie ihrem Lieblinge auch gern einen Gefallen. Dafür konnte man schon ein Bischen fromm sein. Das that auch der Heiterkeit keinen Abbruch, welche jetzt, nach der Pflichterfüllung, wieder in ihr volles Recht eingesetzt

Digitized by Google

war. Und wer sollte denn an einem so schönen Tage nicht fröhlich sein? Schien doch die Sonne so hell, war doch der Himmel so blau und der Frühling so grün, die Luft so duftig und der Fluß so eilig. Man bekam selber Lust zu singen und zu hüpfen.

„So mach doch kein so fürchterlich ernstes Gesicht und höre einmal mit dem langweiligen Haus auf! Du wohnst ja drin, kannst es Dir alle Tage ansehen — was brauchst Du's denn noch gemalt?" rief Lora ungeduldig der Schwester zu.

„Was man liebt, besitzt man nie genug," entgegnete Lisa, ohne sich stören zu lassen.

„Liebst Du denn etwas? Ich meine so recht von Herzen."

Da hierauf keine Antwort erfolgte, lag mit einem Male der Strauß auf dem Blatte.

Aengstlich, ob die Farben auch nicht verwischt seien, hob Lisa die Blumen hinweg. Sie hatte einen kleinen Ausruf des Unwillens ausgestoßen. Nun aber schüttelte sie lächelnd den Kopf, da sie sah, daß ihre Arbeit unversehrt geblieben, und halb wieder versöhnt, sagte sie:

„Du bist ja heute ganz übermüthig. Was freut Dich denn so sehr?"

„Alles! Das Leben."

In einem so vollen Jubeltone aus tiefer Brust kam das über die frischen Lippen, daß es Lisa mächtig ergriff.

„Du Glückliche!" sagte sie seufzend.

„So glücklich kannst Du auch sein. Grund genug zur Freude giebt es ja, wo man hinsieht."

„Mit jungen frohen Augen."

„Ah, die Deinen sind schon furchtbar alt. Arme Alte!" Sie lachte hell auf, um dann mit der Miene einer Protectorin fortzufahren: „Den Frohsinn aber verscheuchst Du selbst. Ist das eine Miene für einen Tag wie der heutige? Singe, lache, tanze! Kommt nicht Witold heim? Ist das nicht schon Grund, sich zu freuen? da, da — das zum Schmuck! Ah, wie prächtig es Dir zu Deinem Haare und Teint steht!"

Der kleine Zweig mit hellrothen Pyrusblüthen, den sie ihrer Schwester in's aufgenommene dunkle Haar gesteckt, bildete in der That einen hübschen Gegensatz zu dem matten Weiß des feinen Gesichtchens, das ein leises Lächeln jetzt noch mit anmuthsvoller Wärme belebte. Dabei glitt aber doch ein forschender Blick zu Lora hinüber.

„Blumen und Freude kommen zu früh für solchen Zweck. Lomeda kommt ja, wie er der Tante schrieb, frühestens heute Abend, wahrscheinlich aber erst morgen zurück."

„Nun, so freue Dich über etwas Anderes. ‚Immer alerte!' wie Steinweg sagt."

„Vielleicht soll ich mich mit Dir über — oder vielmehr auf Steinweg freuen?" suchte Lisa die Schwester zu necken. Diese aber lachte so laut und anhaltend, als ob etwas ungeheuer Drolliges gesagt worden wäre.

„Da bist Du wirklich auf dem — ‚Steinweg'!" rief sie, den Strauß, dessen Symmetrie durch die Entfernung des Pyruszweiges etwas gestört war, mit großem Eifer auf's Neue ordnend. „Wie Du nur darauf kommen magst?"

„Nun, Du beschäftigst Dich doch häufig mit ihm."

„Ich glaube es schon, wenn Ihr ihn mir auf dem Halse laßt," fiel Lora verdrießlich die Achseln zuckend ein.

Ihre Schwester mußte schweigen, denn sie konnte ihr nicht Unrecht geben. Jedesmal, so oft Rittmeister Steinweg seinen Besuch erneuerte — und es war noch keine Woche vergangen, ohne daß er einmal nach Riesling getrabt kam — war Lisa für ihn unsichtbar geblieben. Das eine Mal hieß es, sie sei bei der alten kranken Rasenbäuerin im Dorfe, das andere Mal war sie selber unwohl — ein Vorwand hatte nie gefehlt. Ein einziges Mal nur war sie ihm auf der Rückkehr von einem größeren Spaziergange mit Gretchen in dem Augenblicke begegnet, wo er eben wieder fortritt. Da aber auch andere Leute des Weges kamen, so war es bei wenigen Worten geblieben.

„Warum weichen Sie mir aus, Elise?" hatte er, sein Pferd anhaltend, gefragt, indem er Miene machte, abzusteigen, was er aber auf ihren abwehrenden Wink dann unterließ.

„Weil ich kein Mittel habe, Sie zum Wegbleiben zu zwingen, da mein deutlich ausgesprochener Wunsch Sie nicht dazu bewegt."

„Ach, Sie fürchten sich."

„Nein," hatte sie fest und ruhig geantwortet.

„Nun denn, auch ich fürchte mich nicht, und ich werde es darauf ankommen lassen, daß mir Herr von Lomeda selbst das Haus verbietet, das viel zu viel Angenehmes hat, um es freiwillig zu meiden."

Mit diesen trotzigen Worten war er höflich grüßend davongeritten, indem er sie in dem peinlichen Gefühle zurückgelassen, daß sie thatsächlich kein Mittel besaß, ihm das Wiederkommen zu verwehren. Eines hätte es allerdings gegeben, das nämlich: sich an ihren Gatten zu wenden, dann aber mußte sie ihm die Gründe angeben, welche ihr die Ausweisung des aufdringlichen Gastes wünschenswerth machten, und welchen Ausgang ein Zusammentreffen der beiden Männer dann hatte, war kaum zweifelhaft. Einen solchen aber konnte sie doch unmöglich herbeiführen wollen. Ergriff sie jedoch ein anderes Auskunftsmittel und machte sie ihren Mann auf den bedenklichen Verkehr des jungen Officiers mit ihrer Schwester aufmerksam, so leitete sie nur eine Erklärung ein, die Steinweg gewissenlos dazu mißbrauchen konnte, sich erst recht für die nächste Zeit den Zutritt zu sichern. Hatte er ja eben jetzt erst eine Anspielung fallen lassen, die wohl darauf berechnet gewesen war, ihre Eifersucht zu erregen — wie wenig kannte er ihre Empfindungen! Ebenso konnte er ihrem Manne gegenüber eine Zeit lang die Rolle eines Werbers oder Bräutigams spielen — um unter diesem Deckmantel seine Pläne weiter zu verfolgen.

„Aber warum nur *spielen*?" fuhr es ihr plötzlich durch den Kopf, und von da ab wandte sie den Gedanken um und um und beobachtete Lora schärfer.

Eigenthümlich war es, daß der beinahe mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederkehrende Besucher auch dem Herrn des Hauses fast nie oder nur flüchtig begegnete. Witold war seit jenem ersten Zusammentreffen, das eine schwere Wolke auf seiner Stirn zurückließ, überhaupt viel abwesend, in Feld und Wald, in eigenen und bald auch, als die innere Unruhe bei ihm zunahm und ihn rastlos umhertrieb, in fremden Angelegenheiten, die er sich halb erbeten, halb freiwillig aufgeladen. Glücklicher Weise hatte der alte Verwalter seine Stelle noch nicht geräumt, und so litt wenigstens die Bewirthschaftung des Gutes nicht unter den gerade in einer Jahreszeit, wo es für den Landmann so viel zu thun giebt, wiederholt unternommenen Reisen nach der Hauptstadt und, wie es eben jetzt wieder der Fall war, nach Sternberg.

War Steinweg vermieden von den Einen, so war er nur um so lieber gesehen von den Anderen im Hause. Besonders die Tante hatte an seinem gewandten und liebenswürdigen Benehmen, wie an seiner ehrfurchtsvollen Galanterie, welche er der älteren Dame widmete, großen Gefallen gefunden und den jungen, hübschen, eleganten und — was bei ihr nicht Nebensache war — auch wohlhabenden Reiterofficier in's Herz geschlossen. Ein solch frohmüthiger Husar war auch ihr jüngster Bruder gewesen.

Sie selbst war es, die ihn zur Wiederkehr aufmunterte, und auf Lora's harmlosen Vorschlag, der sich nur so beiläufig einmal im Gespräche ergab, hatte sie es sogar für passend gefunden, den immer nur auf ein, zwei Nachmittagsstunden einkehrenden Gast für nächsten Sonntag auch einmal zum Mittagstische einzuladen.

Auf diesen gehörte nun freilich selbstverständlich der Schmuck der ersten Frühlingsblumen, und daß Lora es sich so lebhaft angelegen sein ließ, ihn zu beschaffen, hatte ihrer Schwester Anlaß zu der Neckerei gegeben, welcher — auch wenn Lisa es sich nicht eingestand — die Absicht zu Grunde lag, die Andere auszuhorchen, und welche nun jene ernstlich aussehende Kundgebung abwehrenden Verdrusses hervorrief.

Lora sprach sogar recht abfällig über Steinweg, indem sie ihn zwar nicht, wie nach seinem ersten Auftreten, verspottete, doch aber seine Eigenschaften in ziemlich unparteiischer Weise Revue passiren ließ und sie dabei eher unter als über dem Werthe anschrieb. Einige Male hatte Lisa selbst ernste Einwendungen gegen solche Geringschätzung und gab sich Mühe, ihre Schwester zu einer gerechtern Würdigung zu bekehren, vielleicht sogar gegen ihre eigene Ueberzeugung.

„Ei!" sagte Lora, nach einer Weile listig lächelnd, „so ist es denn wahr: ‚alte Liebe rostet nicht'. Du hast ja noch recht viel Interesse für Deinen einstigen Verehrer."

„Was sprichst Du da?" fuhr Lisa betreten auf.

„Nur nicht geleugnet, Schwesterchen! Unter uns, so ganz

Digitized by Google

unter uns hat es doch keinen Zweck. Glaubst Du, Kinder seien blind? Ich habe recht gut gesehen, wie die Dinge standen, und daß Papa Dich Knall und Fall davon schickte, das hat seine guten Gründe gehabt, über die nicht einmal unsere Dienstleute im Unklaren blieben. O Thekla, o Thekla!

„Laßt ihren Kummer reden! Laßt sie klagen!
Mischt Eure Thränen mit den ihrigen,
Denn einen großen Schmerz hat sie erfahren;
Doch wird sie's überstehn; denn meine Thekla
Hat ihres' — —

Nein," unterbrach sie sich, „ihrer Schwester ‚unbezwungnes Herz'. Schade, daß ich dazu nicht Witold's schöne tiefe Baritonstimme habe. Da klänge es viel eindrucksvoller."

Eine nicht mehr zu verbergende Verwirrung hatte sich Lisa's bemächtigt; in der Verlegenheit hatte sie wieder nach dem Pinsel gegriffen und lackirte ganz unnöthiger Weise den Himmel nach.

„Das ist so lange her — was einst war —" stammelte sie unsicher.

„Ist es denn so ganz vorüber?" sondirte nun Lora ihrerseits mit scharfer Nachsichtslosigkeit. „Dieses absichtliche Ausweichen verräth, daß Du Dir selbst nicht so ganz traust."

Auf diesen Vorwurf hob jedoch die Angeschuldigte stolz den Kopf, ihr Auge suchte mit festem offenem Blicke das unter Lächeln lauernde Auge ihrer Schwester.

„Du irrst, mein Kind," sagte sie nachdrücklich, den Mund zu einem wehmüthigen Lächeln verziehend. „Das ist vorbei, wenn es je mehr war als ein Phantasiespiel. Wenn ich zur Seite trete, geschieht es wohl nur, um — nicht immer wieder daran erinnert zu werden."

Lora schwieg einen Moment, lachte dann auf und deutete auf Gretchen, die sich alle Mühe gab, Frip eine sehr unbehagliche Reitlection auf Harro's Rücken zu geben. Dann nickte sie der Schwester zu.

„Nun wohl," citirte sie abermals mit einigem Pathos:

„Nein, Thekla! Dieser Unglücksbote soll
Nie wieder unter Deine Augen treten."

Lassen wir Herrn Rittmeister Max begraben sein. Es ist ja am Ende auch natürlich, daß das kleinere Licht vor dem größeren verblaßt. Wer neben Witold einherwandelt, kann kein Auge mehr für Steinweg haben."

„Ich möchte das nicht so hinstellen," entgegnete Lisa vorsichtig. „Wo es sich um zwei verschiedene Typen, zweierlei Geschmacksrichtungen handelt, kann immer nur von einer relativen Abschätzung die Rede sein. Man kann sich das Ideal eines leichten Reiterofficiers nicht anders denken."

„Eines leichten Reiterofficiers!" versetzte Lora, das Näschen rümpfend. „Was ist ein Husarenofficier? Ein tanzendes, reitendes, plauderndes, allerliebstes Spielzeug, das man um den Finger wickelt, wenn man es nur bei der Meinung seiner furchtbaren Gefährlichkeit läßt. Da ist doch ein thätiger arbeitsamer Landwirth ganz etwas anderes. Witold aber ist nicht allein Landwirth, er ist auch Politiker; seine Thätigkeit war eine segensreiche; seine Fähigkeiten sind allgemein anerkannt; täglich hat man Gelegenheit sein Wissen zu bewundern, und dabei steht er da, nicht leichtsinnig, beweglich, tändelnd, sondern fest' wie eine Eiche, den unerschütterlichen Willen auf der schönen Stirn, die Gluth des Gemüths in den dunklen melancholischen Augen, in jedem Zuge ein Urbild stolzer Kraft."

Lisa fuhr es wie ein Stich schmerzhaft durch's Herz.

Ei ja, das Schwesterchen hatte wirklich sehr scharfe, klare Aeuglein im Kopfe und sah damit gar wunderbar genau. Das war ja nicht mehr der Ton ruhiger Anerkennung, gerechter Würdigung; so sprach sich nur die Begeisterung aus, eine Begeisterung, die schon so sehr das ganze Wesen erfüllt, daß sie sich gar nicht mehr zu verbergen vermag und die züchtige Verschämtheit des jungfräulichen Herzens in ihrer Gluth verzehrt.

Ach ja, sie hatte nur zu Recht: ob es sich um äußerliche oder innere Eigenschaften handelte, ob es die edlen Züge des Antlitzes oder die Zuverlässigkeit des Charakters galt, in jeder Hinsicht überragte Witold die meisten anderen Männer. Es war ja nur die Bestätigung dessen, was in allmählich gewonnener Ueberzeugung Lisa's Seele bereits erfüllte. Sie empfand eine unaussprechliche Wonne, diesen Mann preisen zu hören, wie er es verdiente, und doch zuckte sie dabei wie unter der Berührung glühenden Eisens zusammen. Ein Ideal hatte Lora ihn genannt. Ja, es war so, aber warum mußte gerade Lora es sein, die all das sah und erkannte, und schon in den wenigen Wochen ihres Zusammenlebens, während sie, die ihm näher stand, jahrelang in starrem Eigensinn die Augen trotzig verschlossen? Was war er der Schwester, daß sie ihn so mit all der hell aus ihren Augen leuchtenden Bewunderung umfassen durfte? Dieses Gefühl auf einen Anderen ablenken zu wollen, war wohl vergeblich. Hoffnungslos stellte Lisa ihre Bemühungen ein. Die Schlange der Eifersucht ringelte sich in ihrer Brust. (Fortsetzung folgt.)

Johannes Brahms.

Eine Charakterstudie aus der Componistenwelt der Gegenwart.

Von Hermann Kretzschmar.

Es liegt außer dem Bereiche der Möglichkeit, daß alle hervorragenden Tondichter von Jedermann mit gleicher Pietät verehrt und verstanden werden. Naturanlage und Bildung ziehen uns zu dem einen Künstler hin und lassen uns einen andern fremd oder schwierig erscheinen. Es wird wenig Clavierspieler geben, die nicht Mozart oder Franz Schubert geliebt haben vom ersten Tacte ab, aber es giebt sehr Viele, welche das „wohltemperirte Clavier" Sebastian Bach's sehr bald wieder zugeschlagen haben auf Nimmerwiederansehen, und es giebt viele gebildete Deutsche, welchen dieser, einer ihrer größten Landsleute, bis auf den Namen unbekannt geblieben ist.

So würde man auch noch vor zwölf Jahren unter zehn singenden oder spielenden Musikliebhabern immer etliche vergeblich nach Johannes Brahms gefragt haben. Es gab damals zwar schon viele Musiker von Fach, welche die Werke dieses Componisten liebten und mit Erwartung jeder neuen Aeußerung seines Genius entgegensahen, aber sie bildeten doch nur eine Art Secte, eine kleine Gemeinde, welche die Verbindung mit dem großen Publicum noch nicht gefunden hatte. Heute ist das anders, und der Glaube an Johannes Brahms allgemein und mächtig geworden. Sein Aufenthalt in einer unserer Concertstädte wird dieser zu einem Musikfest, und die vornehmsten Orchester- und Chorinstitute erblicken eine besondere Auszeichnung darin, wenn er unter ihnen weilt, um persönlich eines seiner Werke zu dirigiren. Englische Universitäten haben ihm Ehrengrade verliehen, und noch unlängst promovirte ihn die Universität Breslau als den ersten Meister der ernsten Musik im heutigen Deutschland.

Die Zusammenstellung „Bach-Beethoven-Brahms", welche von einem der schärfsten Köpfe unter den lebenden Musikern herrührt, nämlich von Hans von Bülow, weist unserm Meister einen ersten Platz in der Musikgeschichte aller Zeiten, nicht blos derjenigen der Gegenwart, an. Der und Jener freilich schätzt ihn weniger hoch, rechnet ihn wohl gar mit zu den „Epigonen". Das sind Schulstreitereien, wie alles Numeriren, Rangiren und Censurengeben für die Kunstbildung wenig förderlich ist. Die Hauptsache bleibt, die Meister und ihre Werke zu kennen; mit der Kritik darüber halte es Jeder nach seinem Geschmack!

Es war im Jahre 1853, als die „Neue Zeitschrift für Musik" einen „Neue Bahnen" betitelten Aufsatz brachte, in welchem Robert Schumann den jungen, zwanzigjährigen Brahms als den Meister vorstellte, „in dessen Namen einst der gesammte musikalische Gehalt der Zeit zusammengefaßt sein würde". Zwar galt Schumann damals in Wort und Werk noch als Mann einer bestimmten Partei, als Führer der Linken jener Zeit — aber was er sagte, wurde auf keiner Seite überhört. Deshalb war die Aufmerksamkeit der gesammten musikalischen Welt dem jungen Brahms in ungewöhnlicher Weise zugewendet und die Begierde, ihn kennen zu lernen, auf Seiten der Gläubigen wie der Mißtrauischen eine gleich starke, vielleicht auch die Enttäuschung: den Akademikern war er für ihre gewohnten Vorwürfe zu tüchtig

Digitized by Google

Johannes Brahms.

Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

musikalisch, und den Fortschrittlern zu eigenartig musikalisch für ihre billige Begeisterung. So leuchtete der Name Brahms nur eine kurze Kometenzeit; dann war das Verheißungswort Schumann's vergessen, und der junge Künstler trat für die Menge wieder in die „glückliche Verborgenheit" zurück. Es war von nun ab für viele Jahre nur eine kleine Schaar sinnesverwandter Musikernaturen, deren Liebling er blieb und die an seine weitere Entwickelung die größten Hoffnungen knüpften. Wenn aber Einer aus dem Kreise dieser Schwärmer ein Heft neuer Lieder von Brahms in die Hände eines singenden Dilettanten zur gefälligen Ansicht gab, so bekam er es in der Regel am achten Tage wieder zurück mit einem verbindlichen Lächeln, aber ohne eigentlichen Dank. Und fragte man einen Dirigenten, dessen künstlerische Ansichten man nicht genau kannte, um die baldige Aufführung eines größeren Instrumentalwerks von J. Brahms, so that man gut, auf ein Achselzucken und eine ablehnende Bemerkung gefaßt zu sein.

So war für lange Zeit die Durchschnittsmeinung dem Componisten nicht hold, und es muß deshalb mit besonderem Danke Derer gedacht werden, welche sich in jener Periode seiner „undankbaren" Werke annahmen. Es waren allerdings die Besten aus der musikalischen Künstlerreihe dabei, wie Joachim, Kirchner, Clara Schumann, und nicht zu vergessen Julius Stockhausen, dessen Name mit den Magelonen-Romanzen verflochten bleiben wird. Literarisch suchte der Dessauer Dr. Schubring ihm die Wege zu bahnen. Aber erst, als das erste große Tonwerk von Brahms, das „Deutsche Requiem" aufgeführt war — das geschah vollständig im Jahre 1868 im Bremer Dome — trat der große Tondichter in den Genuß der allgemeinen „Berühmtheit"

Digitized by Google

und der Vortheile, welche mit dieser Eigenschaft für die Künstler und ihre Werke verbunden sind. Für das Verständniß und die Würdigung der Werke von Brahms ist von seiner Gründung ab das „Musikalische Wochenblatt" von E. W. Fritzsch in Leipzig unausgesetzt und energisch eingetreten.

Johannes Brahms wurde am 7. Mai 1833 zu Hamburg geboren. Im Hause des Vaters, welcher in verschiedenen Orchestern thätig war, frühzeitig zur Musik angehalten, hatte er, als er in den eigentlichen Unterricht kam, das große Glück, in Eduard Marxsen einen Lehrer zu finden, welcher schon aus den Schularbeiten des Knaben dessen eigenartiges, tiefes Talent erkannte und dasselbe zu wecken und zu fördern wußte. Vierzehn Jahre alt, zeigte sich Brahms zum ersten Male den Hamburgern in einem eigenen Concerte als Pianist und auch als Componist.

Von da ab nahm er an dem Musikleben seiner Vaterstadt hin und wieder Antheil, nicht mit dem Nimbus eines Wunderkindes, sondern bescheiden und gelegentlich.

In seinem zwanzigsten Jahre fand Brahms durch die Bekanntschaft mit dem ungarischen Violinspieler Remenyi Veranlassung zu einer Kunstreise, auf welcher verschiedene mittel- und norddeutsche Städte besucht wurden. Einzelne unbeabsichtigte Bravourstückchen, daß er z. B. ohne Noten spielte, ganze Sonaten und große Musikstücke ohne Weiteres transponirte, wurden ihm dabei hoch angerechnet. Das beste Erträgniß der Reise waren für Brahms aber wohl die Freundschaftsbande, welche er während derselben geknüpft hatte. In Hannover lernte er Joseph Joachim kennen, in Weimar Franz Liszt und in Düsseldorf Robert Schumann.

„Das muß Clara hören," rief dieser, als Brahms zu spielen angefangen.

Auf der Stelle wurde Frau Clara herbeigeholt, eine Musik zu hören, „wie sie noch keine gehört hatte". Schumann's Enthusiasmus hielt auch nach und drückte ihm die Feder zu dem bereits erwähnten Aufsatze in die Hand, welcher der musikalischen Welt in dem jungen Brahms den Erwarteten vorstellte, der nicht wie die Andern „die Meisterschaft in stufenweiser Entfaltung bringt, sondern, der Minerva gleich, vollkommen gepanzert dem Haupte des Kronion entsprang". — „Und er ist gekommen," schreibt Schumann, „an dessen Wiege Grazien und Helden Wache hielten. Er heißt Johannes Brahms; kam von Hamburg, dort in dunkler Stille schaffend, aber von einem trefflichen und begeistert zutragenden Lehrer gebildet . . . in den schwierigsten Satzungen der Kunst: mir kurz vorher von einem verehrten bekannten Meister empfohlen. — Er trug auch im Aeußeren alle Anzeichen an sich, die uns ankündigen: das ist ein Berufener. Am Clavier sitzend, fing er an, wunderbare Regionen zu enthüllen. Wir wurden in immer zauberischere Kunst hineingezogen. Dazu kam ein ganz geniales Spiel, das aus dem Clavier ein Orchester von wehklagenden und laut jubelnden Stimmen machte. Es waren Sonaten — mehr verschleierte Symphonien — Lieder, deren Poesie man, ohne die Worte zu kennen, verstehen würde, obwohl eine tiefe Gesangsmelodie sich durch alle hindurchzieht: einzelne Clavierstücke, theilweise dämonischer Natur, von der anmuthigsten Form; dann Sonaten für Violine und Clavier, Quartette für Saiteninstrumente, und jedes so abweichend vom andern, daß sie jedes verschiedenen Quellen zu entströmen schienen. Und dann schien es, als vereinigte er, als Strom dahinbrausend, alle wie zu einem Wasserfalle, über die hinunterstürzenden Wogen den friedlichen Regenbogen tragend und am Ufer von Schmetterlingen umspielt und von Nachtigallenstimmen begleitet. Wenn er seinen Zauberstab dahin senken wird, wo ihm die Mächte der Massen im Chor und Orchester ihre Kräfte leihen, so stehen uns noch wunderbare Blicke in die Geheimnisse der Geisterwelt bevor. Möchte ihn der höchste Genius dazu stärken, wozu die Voraussicht da ist, da ihm auch ein anderer Genius, der der Bescheidenheit, innewohnt! Seine Mitgenossen begrüßen ihn bei seinem ersten Gange durch die Welt, wo seiner Wunder warten werden, aber auch Lorbeeren und Palmen; wir heißen ihn willkommen als starken Streiter."

Vom Jahre 1854 ab lebte Brahms längere Zeit in Hannover, eine Weile auch in Detmold, wo er die Hofconcerte und den Gesangverein (unter dessen active Mitglieder der Fürst selbst gehörte) dirigirte. Im Uebrigen führte er in den schönen zwanziger Lebensjahren ein herrliches künstlerisches Wanderleben. Seit dem Jahre 1862 hat er Wien zu seiner Heimath gemacht und daselbst auch in einflußreichen Directionsstellungen sich um das Musikleben der österreichischen Hauptstadt große Verdienste erworben.

Wer die innere Biographie des Künstlers kennen lernen will, der suche sie in seinen Werken! Sie erzählen die höchst erfreuliche Geschichte von einer großen Begabung und einem großen Charakter. Ich weiß nicht, wie weit der Sturm, welcher durch die ersten Werke von Brahms dahinbraust, einen Bezug auf des Componisten eigenes Leben hat. Aber gewaltig hat sein Herz in der Lenzeszeit zu pochen gehabt. Wie heftig geht es in jener Fis-moll Sonate zu, welche als Op. 2 Frau Clara Schumann gewidmet ist! Wie ist das riesig und furchtbar im Wüthen und Klagen, wie kindlich rührend, wie unwiderstehlich innig im Bitten und im Sehnen! Ein kühner, kraftvoller Recke, stellte sich der Brahms von zwanzig Jahren sogleich in die Nähe des alten Beethoven, bei dem die Sturm- und Drangperiode gegen das Ende des Lebens sich am stärksten äußerte. Es gehen in diesen Erstlingswerken Gestalten von wundersamer Originalität umher. Manches ist so titanisch, daß eine Zeit, welche noch vollständig von dem freundlichen und humanen Genius Mendelssohn's beherrscht wurde, davon befremdet sein mußte. Vieles ist darin nächtig und schaurig. Dann hat er aber auch wieder Weisen so freundlich ansprechend, als hätten wir sie von der Mutter gehört oder selbst als Kinder gesungen. Wie träumt er sich in seinen väterlichen Freund Schumann hinein, wenn er ein Thema desselben variirt! Man könnte glauben, dieser spräche selbst, wenn nicht da und dort ein schmerzlicher Ausruf erklänge, der dem elenden Schicksale des großen Meisters gilt. Es ist ganz die Weise, wie Schumann selbst Grabreden auf Vater Sebastian Bach in Orgelfugenform gehalten hat.

Dann scheint er wieder einmal musikalische Photographie zu treiben: denn diese absonderlichen Themen, dieses Kreuz und Quer, Hin und Her muß einer Figur gelten, die wirklich gelebt hat: für die reine Erfindung ist es zu regellos. Wie aber seine Phantasie mit allen diesen Gebilden der Leidenschaft, des Humors, der Grazie und der weichsten Empfindung spielt — so frei, so sicher und so groß: das haben, so lange es eine Kunst giebt, gewiß nur wenige Jünglinge gekonnt, und Schumann war ganz in seinem Rechte, wenn er in einem Componisten solcher Jugendarbeiten ein Meistergenie allererster Art ersah. Diese Compositionen taugen freilich nicht als Vorbereitung zum Schlafengehen, überhaupt nicht in den Salon, eigentlich auch nicht in den Concertsaal. Aber gekannt zu werden verdienen sie, und nicht blos von denen, die sich für Brahms speciell interessiren. Ihm ist es jedenfalls nicht leicht geworden, sich aus der Sphäre dieser Werke zu befreien. Denn der Zug zum Maßlosen, welcher in ihnen hervortritt, war nicht blos in der überreichen Natur des Künstlers begründet, sondern er war und ist noch heute das Zeichen der Zeit. Darauf aber beruht zum großen Theil die Größe der wahren Meister, daß sie die Gefahren ihrer Zeit erkennen und überwinden.

Wie Brahms diesen Künstlerkampf geführt hat, das ist für Jünger der Kunst sehr lehrreich zu studiren. Ob das äußere Schicksal ihm hierbei hülfreiche Hand geboten? Es kann sein. Wenn die Serenade in D-dur, welche als Op. 11 nach jahrelangem Zwischenraum den Clavierballaden folgte, mehr ist als eine frei poetische Schöpfung, so deutet sie auf äußerst glückliche Tage. Sie schildert Jugend und Liebe, schöne Abendstunden in mondbeleuchtetem Garten, und auch die drolligen Musikantenstreiche fehlen nicht. Wie die Form an eine Sitte jener guten alten Zeit anlehnt, in welcher noch der manierliche Liebhaber vor das Haus der Angebeteten eine musikalische Ovation zu bestellen für gut fand, so schlägt Brahms in dem Werke auch den Ton jener Periode sehr ergötzlich an. Die G-dur-Menuett, in der Fagotte und Clarinetten eine Hauptrolle haben, klingt in ihrer Gutmüthigkeit und Schwärmerei doch auch ein wenig spießbürgerlicher, als wir dies heute gewöhnt sind, und hat in dieser Mischung von Treuherzigkeit und Spaßhaftigkeit in der neueren Instrumentalliteratur kaum ein anderes Seitenstück, als die Scene der Pifferari in der Harold-Symphonie von Hector Berlioz. Als Op. 16 folgte später noch eine zweite Serenade (A-dur), welche, ähnlich wie Méhul's Oper „Uthal", die Bratsche zur

Digitized by Google

führenden Geigenstimme hat und auf die Mitwirkung der eigentlichen Violinen verzichtet. Größere Instrumentalwerke verwandten Inhalts sind noch die beiden Septette für Streichinstrumente in B-dur und G-dur. Auch die unlängst veröffentlichte zweite Symphonie in D-dur tritt dem Stimmungskreise dieser frohbeglückten, freundlich milden, zuweilen übermüthig heiteren Compositionen nahe.

Zeitweilig hat er das Elegische und Weiche seiner Natur so vorwalten lassen, daß vielen seiner Verehrer das Bild des Componisten nur in der Gestalt eines zarten Jünglings in der Seele lebt. So zeigt ihn namentlich ein großer Theil seiner Lieder. „Wie bist Du meine Königin" und „Die Mainacht" sind vielleicht die bekanntesten Repräsentanten dieser Gattung Brahms'scher Gesänge, deren Empfindungsweise einst irgend Jemand mit dem Schlagwort „schön und schüchtern" zu bezeichnen versuchte. Ein Silberglanz liegt über ihnen: sie scheinen unter einer Sonne gesungen, die immer wärmt und niemals brennt. In der neueren Liederliteratur haben sie wenig Verwandtes, vielleicht nur einige der kleinen Lieder von Robert Franz, beispielsweise dessen „Stille Sicherheit". Man muß direct auf Beethoven's „Adelaide" zurückgehen, um an den Quell zu kommen, aus dem diese Weisen flossen. Ein musikalischer Milchbruder des edlen Hölty erscheint Brahms in diesen so weitschauenden und doch so decenten Liedern mit der großen Sehnsucht, der großen Anlage zu Glück und Freude und dem kleinen Schleier von Melancholie. Auch quantitativ hat Brahms in seinen Liedern die Dichtungen Hölty's sehr bevorzugt. Dadurch, daß das tiefe, feine Gefühl, welches sich in ihnen ausspricht, doch gleich beim ersten Blick von der sonst gebräuchlichen Musikſentimentalität zu unterscheiden war, haben diese elegischen Lieder sehr auffallen und in der Zeit einen großen Eindruck hervorrufen müssen. Keineswegs aber ist mit ihnen das Wesen von Brahms auch nur als Liedersänger erschöpft.

Die ganze Scala menschlicher Empfindungen hat er durchgenommen und auch (in den neuesten Gesängen bei dem Goethe'schen Walpurgislied und der Herder'schen Edward-Ballade) die schauerlichen Saiten wieder sehr unbarmherzig gerührt. Hervortretend wird man namentlich seinen Humor finden und besonders eine ganz schelmische Spielart desselben, die Ernst und Spaß unbestimmt in einander fließen läßt. Die lamentirende Stelle in der „Botschaft" von Daumer und die in dem Gedicht von Kopisch (op. 58, 2), wo der Geliebte daran denkt, daß er nach Hause muß, sobald es zu regnen aufhört, sind sehr frappante Beispiele hierfür. Wenn die Damen unsern Brahms schon wegen seiner Stimmungen wie einen zweiten Heinrich Frauenlob verehren sollten, so hat er sich ihren Dank noch ganz besonders durch seine Schilderungen und Verherrlichungen liebender Mädchen verdient. Sollte einmal ein Musikgelehrter eine Abhandlung über „das Weib in der Tonkunst" abfassen, so wird darin gewiß von Beethoven's „Leonore" und Schumann's „Peri" sehr viel die Rede sein müssen. Mögen dann aber auch ja nicht die beiden einzig lieben Kinder in den Brahms'schen Gesängen „Von ewiger Liebe" und vom „Herrn von Falkenstein" vergessen werden!

Von ihrem Gehalte abgesehen, bieten die Lieder von Brahms Denjenigen, welche sie studiren, noch einen großen formellen Nutzen, nämlich die beste Gelegenheit sich mit dem Stile des Componisten vertraut zu machen und eine Hauptschwierigkeit desselben unvermerkt zu überwinden. Wenn Musikfreunde vor manchen instrumentalen Sätzen des Componisten zurückschrecken, so liegt das weniger daran, daß seine Phantasie zuweilen sich in Gebiete begiebt, die von ferne nur grau aussehen, und daß ihre Wege nur strapaziös und schwierig zu übersehen sind, als vielmehr an der Knappheit und Kürze des Ausdrucks, mit der er bedeutungsvolle Stellen erledigt: zwei sehr bekannte Uebergangsstellen im Requiem und im Schicksalsliede sind durch nichts weiter markirt als durch zwei oder drei Hornnoten; die freundlichen Wendungen im zweiten Theile der „Harzreise" sind immer nur in wenige Tacte zusammengedrängt. Wer nicht in Brahms eingelebt ist, läuft deshalb Gefahr, wichtige Partien zu überhören. Feines und hingebendes Hören verlangt Johannes Brahms, aber man lernt dies auch an seinen Werken und am bequemsten an seinen Liedern, wo der Text vieles aufklärt und an die Hand giebt.

Obwohl Brahms Eigenthümlichkeiten des Stiles besitzt, welche beachtet sein wollen, obwohl manche seiner intimsten und schönsten Sätze für Hörer verloren gehen, die nur bei al fresco-Musik erzogen sind, und obwohl viele seiner Motive und Melodien sich an Menschen wenden, welche innere Musik besitzen und einem Componisten ernstlich nachgehen und nachsingen, so steht er doch weit über dem Verdacht eines „gelehrten" Tonsetzers, mit welchem Titel ja der Volksmund in seiner Höflichkeit die ungenießbaren Producte scholastischer Seelen abzulehnen pflegt. Manche seiner heiteren und lebenslustigen Compositionen — nebenbei bemerkt, schreiben sich die Wiener an diesen ein Verdienst zu — sind in Räume gedrungen, wo sonst die Claviere fast ausschließlich mit „Klosterglocken", „Papillons", Potpourris und ähnlichen Aufgaben beschäftigt sind. So die vierhändigen Walzer. Am häufigsten gespielt werden wohl die „Ungarischen Tänze" von Brahms. Von Brahms? Nein: Gesetzt von Brahms. So ist genau auf dem Titel zu lesen, und damit ist eigentlich ein Mißverständniß ausgeschlossen, welches vor etlichen Monaten viel Staub aufgewirbelt hat. Die ungarischen Tänze hat Brahms nur bearbeitet und nur als Bearbeitungen veröffentlicht, obwohl sie in der That von ihm sehr wohl componirt sein könnten, namentlich von dem Brahms der frühesten Periode, der das Contrastirende liebte. Von den verschiedenen Nationalmusiken, welche in der neueren Zeit an die Stelle der ehemals internationalen und ungetheilten Tonkunst zu treten versuchen, ist die ungarische am frühesten als kunstfähig behandelt worden. Haydn und Schubert bedienten sich gern der unbändigen Rhythmen, die jenseits der Leitha zu Hause sind, wenn sie etwas recht Wild-Keckes mitzutheilen hatten. In der A-dur Symphonie klirren selbst bei Beethoven ungarische Sporen. Heute finden wir Namen deutscher Componisten auf den Titelblättern ganzer „Ungarischer Suiten". Auch Brahms musicirt gelegentlich eine Strecke als lustiger Magyar. So im Schlußsatze seines G-moll Quartetts und noch neuerdings im Allegretto seiner zweiten Symphonie. Die Stile der Länder, der Meister und der Schulen stehen ihm überhaupt zu Gebote, wie er sie haben will, und in diesem Bewußtsein mag es ihn wohl an passendem Orte einmal gereizt haben, hier einen kleinen jubilus à la Händel zu versuchen, dort — wie in dem neuesten Violinconcert — eine Bach'sche Figur erklingen zu lassen. Ganz in derselben Weise hat Bach zuweilen den Geist des großen Buxtehude vor sich treten lassen; so versetzte sich Beethoven in die fromme Zeit, da noch die lydische Tonart gebräuchlich war. Namentlich die Weisen der Altdeutschen, der Eccard und Prätorius, hat Brahms oftmals und sehr wirksam erneuert in einstimmigen und mehrstimmigen Gesängen. Von den letzteren seien besonders die „Marienlieder" namhaft gemacht, die zweite Nummer derselben „Mariä Kirchgang" mit apartem Nachdruck. Sie hat an der Stelle, wo Maria in's Wasser tritt und die Glocken zu läuten anfangen, eine malerische Kraft, welche in der a capella-Literatur nicht überboten werden kann.

Es hätte sich wohl ereignen können, daß Brahms sein Leben als künstlerischer Klausner fortgesetzt und beschlossen hätte, unbekümmert um die große Welt, wie sie um ihn. Da erschien ein Zeitpunkt, an welchem er mit allem Glanze seiner Schätze an's Licht trat. Das war, als er sein „Deutsches Requiem" schrieb.

Das Werk ist ein Gelegenheitsgedicht im Goethe'schen Sinne. Nach dem Tode der Mutter sang der Sohn dieses hohe Lied vom himmlischen Leben und irdischer Vergänglichkeit, welches seinen Namen unsterblich machen wird. Wenn die katholische Todtenmesse einem Gebete gleicht, einer Bitte zum Herrn, mit den armen Seelen der Entschlafenen am jüngsten Tage gnädig in's Gericht zu gehen, so ist das „Deutsche Requiem" von Johannes Brahms mehr eine Predigt, eine Mahnung an die Trauernden, den Tod als Hingang zur ewigen und wahren Heimath zu feiern. Die starre und seufzervolle Grabesmusik, die verzweifelten Ausbrüche der Todesangst, die bitteren und schneidenden Klagen über die Hinfälligkeit des Menschlichen — Alles das soll nur den Blick nach oben lenken, nach den ewigen Freuden am Throne Gottes, den die ekstatischen Lobgesänge der Seligen umschallen. Das „Requiem" ist eine Art Doppelgemälde von dem Paradiese und einem andern Orte, den man nicht gerade Hölle nennen kann; denn der Tondichter schildert ihn mit unendlichem Mitleid und mit einem engelmilden Trostbemühen: nämlich unsere Erde, den großen Friedhof, und uns, die zum Tode bestimmten Menschen. Wir besitzen dadurch in dem „Requiem" eines der allerchristlichsten und schönmenschlichsten Werke, welche die Kunst

Digitized by Google

je hervorgebracht hat, eine Schöpfung, vor deren wohlthuender Seelenwirkung zunächst sogar die Bewunderung schweigt, welche ihrem Urheber gezollt werden muß. Der Tiefe des Fühlens, der visionären Macht der Phantasie, der Unmittelbarkeit und Gluth des Ausdrucks und der universellen Herrschaft über die Tonmittel, durch welche dieses „Requiem" überhaupt möglich wurde, wird man sich erst nachträglich bewußt. In einer Zeit, welche den Anspruch dramatischer Entwickelung auch auf alle größeren musikalischen Kunstwerke zu übertragen geneigt ist, war es ein Wagniß, mit einer Composition hervorzutreten, die dem scheinbar keine Rechnung trägt. Der Glaube an sein eigenes und das Herz der Menschheit hat aber den Componisten nicht betrogen.

Die schöne Gabe, aus dem Herben Erhebung zu bereiten, hat Brahms noch in manchem anderen Werke bewiesen. So in der „Rhapsodie", die ein Fragment aus Goethe's „Harzreise" musikalisch behandelt. Vorzüglich auch im „Schicksalsliede", einer Art Duodez-Ausgabe des „Requiem". Gleich diesem eine Chorcomposition, ist es als solche dadurch besonders interessant, daß sein letzter und entscheidender Theil den Instrumenten allein überlassen bleibt. Eine seiner größeren und anspruchsvollsten Chorcompositionen, das „Triumphlied", hat einen Bezug auf die deutschen Siege im letzten Kriege. Daß Brahms mit seinen Chorwerken unter den lebenden Tondichtern ohne Concurrenten dasteht, wird auch von Denen anerkannt, welche im Allgemeinen sich ein Wenn und Aber reserviren wollen. Aus der Menge seiner großen Instrumentalcompositionen können das Clavierconcert in D-moll, welches Ende der fünfziger Jahre in die Oeffentlichkeit trat, und die noch junge C-moll Symphonie als Werke bezeichnet werden, die in ihrer Gattung dem „Deutschen Requiem" an Bedeutung gleichkommen.

Um die Stellung des Componisten zur Mit- und Nachwelt zu charakterisiren, wird das Vorstehende genügen. Möge der Himmel, der ihm auch einen starken Körper gab, den Meister Brahms der Kunst noch lange erhalten!

Noch habe ich eine stille Frage zu beantworten: „Nein, verehrte Leserinnen, verheirathet ist er nicht."

Strahlende Materie.

Es liegt im Charakter der in vieler Beziehung einer Bergersteigung gleichenden Naturforschung, daß sich unterwegs beständig die Aussicht erweitert und an den fernsten Grenzen des Horizonts immer neue Gesichtspunkte auftauchen, aber es haben sich kaum jemals vorher den Naturforschern so kühne Perspectiven eröffnet, wie in unseren Tagen. Die Vertreter der älteren, nunmehr solide gewordenen, aber in ihrer Jugend auch einmal unsolide genug gewesenen Forschungsstufen betrachten es kopfschüttelnd als ein Zeichen des Verfalls der Wissenschaft, daß nicht nur die Zoologen und Botaniker, sondern auch die sogenannten „Exacten" heutzutage unerhörte Folgerungen ziehen, daß die modernen Mathematiker — sie betonen das allerdings nicht gut klingende Beiwort sehr höhnisch — nicht mehr an Länge, Breite und Tiefe der Dinge genug haben, sondern von einer vierten Dimension zu sprechen beginnen, und daß einige moderne Physiker außer dem festen, flüssigen und gasförmigen Zustande der Stoffe noch einen vierten, den sie den strahlenden Zustand nennen, anzuerkennen geneigt sind.

Bei Gelegenheit der im Winter von 1877 auf 1878 den Physikern Pictet und Cailletet gelungenen Verdichtung der drei bis dahin unbezwungen gebliebenen Gase Sauerstoff, Stickstoff und Wasserstoff zu flüssigen und festen Körpern, habe ich den Lesern der „Gartenlaube" (Jahrgang 1878, Nr. 5) kurz darzulegen gesucht, wie die Stoffe durch Wärme-Erhöhung und Druckverminderung allmählich aus dem festen in den flüssigen, und dann in den gasförmigen Zustand übergeführt werden (und umgekehrt durch Wärme-Entziehung und Druckerhöhung aus dem gasförmigen in den flüssigen und festen Zustand), und wie man sich das verschiedene Verhalten der Stoffe in diesen drei Aggregatzuständen dadurch erklärt, daß die kleinsten Theile der Stoffe, die sogenannten Atome, oder besser Molekeln, dabei mehr oder weniger von einander entfernt werden und demgemäß ungleich beweglich sind. Schon im Jahre 1816 hatte sich der nachmals berühmte, damals noch jugendliche Physiker Faraday gefragt, ob denn nun der gasförmige Zustand das letzte erreichbare Ziel des Auseinanderrückens der Molekeln sei, oder ob es jenseits des gasförmigen noch einen ferneren Zustand der Materie geben könnte, der wieder ebenso weit von ihm entfernt sei, wie er selbst von dem tropfbar flüssigen, und der deshalb auch seinen besondern Namen verdienen würde, nämlich den der „strahlenden Materie".

Um diesen neuen Ausdruck und Begriff in seiner ganzen und bedeutenden Tragweite zu verstehen, müssen wir uns vorher einen Augenblick mit der modernen Gastheorie beschäftigen, welche namentlich durch die deutschen Physiker Clausius in Bonn, Loschmidt in Wien und Kundt in Straßburg, sowie durch den englischen Physiker Clerk Maxwell trotz ihrer verhältnißmäßig späten Inangriffnahme zu einem der abgerundetsten Gebiete der physikalischen Chemie erhoben worden ist. Wir haben uns nach ihren Forschungen in jedem gasförmigen Stoffe die kleinsten Theilchen desselben, die Molekeln, als frei durch einander wirbelnd vorzustellen, etwa wie die einzelnen Thierchen eines Mückenschwarms, der trotz der heftigen Bewegung in seinem Innern seinen Platz über dem Sumpfe kaum verändert und sich deshalb einer in einem Behälter eingeschlossenen Gasmasse vergleichen läßt. Aus dieser freien Beweglichkeit und Entfernung der Molekeln von einander erklären sich nun leicht die beiden hervorstechendsten Eigenschaften der Gase, ihre Neigung, sich in anderen Gasen auszubreiten, und ferner ihre Zusammendrückbarkeit, die indessen bekanntlich nicht ohne Widerstand vor sich geht, wie wir an jeder luftgefüllten Blase mit widerstandsfähiger Membran direct mit der Hand fühlen können.

Wenn nämlich ein Gas in irgend einem Behälter eingeschlossen ist, so werden die Molekeln desselben in ihrem Umherschwärmen beständig gegen die Wandungen stoßen und dort wie höchst elastische Billardbälle zurückprallen. Diese einem Bombardement vergleichbaren, immerfort wiederholten Stöße der kleinsten Theile sind es also, welche uns eine sehr greifbare Erklärung geben von dem, was wir die Elasticität oder Spannkraft der Gase nennen, und womit wir — durch das Zusammenwirken von Trillionen solcher kleinen Stöße — unsere Gas- und Dampfmaschinen treiben. Da nun diese Spannkraft bei gleicher Temperatur für die verschiedensten Gase genau dieselbe ist, so müssen gleiche Raumtheile (Volumina) der verschiedensten Gase eine gleiche Menge von Molekeln enthalten. Man rechnet, nebenbei bemerkt, auf einen Fingerhut voll Gas sechs Trillionen Molekeln, eine Zahl, deren Bedeutung Professor Kundt gelegentlich dadurch begreiflich zu machen suchte, daß er sagte, wenn eine Buchdruckerei im Stande wäre, alle Tage einen Lexikonband von drei Millionen Buchstaben zu drucken, sie dennoch 64,000 Jahre hindurch ihre Arbeit fortsetzen müßte, um soviel Buchstaben zu drucken, als Molekeln in einem Fingerhut voll Luft vorhanden sein müssen.

Aus diesen kleinen Stößen erklärt sich nun ferner leicht das von dem französischen Physiker Mariotte (gest. 1684) aufgestellte und nach ihm benannte Gesetz, nach welchem die Spannkraft der Gase im umgekehrten Verhältniß zu ihrem Volumen steht. Denn wenn wir eine Gasmasse so zusammenpressen, daß sie nur noch die Hälfte des früheren Raumes einnimmt, so wird die Anzahl der Stöße gegen die Wandungen doppelt so groß sein müssen, wie vorher. Die Molekeln jedes einzelnen Gases haben nun ein anderes Gewicht, wie sich schon daraus ergiebt, daß gleich große Volumina verschiedener Gase ein sehr verschiedenes Gewicht besitzen, obwohl sie, wie wir eben erfahren haben, eine gleiche Anzahl von Molekeln enthalten. Da sie nun trotzdem, wie wir ebenfalls erfuhren, durch ihre Stöße denselben Effect ausüben, so müssen diejenigen eines jeden Gases eine verschiedene Geschwindigkeit besitzen, und zwar müssen sich die schwereren um so viel langsamer bewegen, als die leichteren, wie sie schwerer sind als diese, damit immer der gleiche Spannungseffect heraus kommt. Man kann also aus diesen Spannungsverhältnissen und den Atomgewichten die mittleren Geschwindigkeiten der verschiedenen Gasmolekeln berechnen, und man hat sie für den leichtesten der bekannten Stoffe, für das Wasserstoffgas, auf 1698 Meter in der Secunde gefunden, während sie für

Digitized by Google

Sauerstoff und Stickstoff nur etwas über den vierten Theil dieser Zahl, für Quecksilbergas nur den zehnten Theil derselben beträgt.

Da ferner die Spannkraft eines eingeschlossenen Gases mit der Temperatur zunimmt, so müssen, da hierbei doch keine Vermehrung der Molekeln stattfindet, die Geschwindigkeiten derselben entsprechend zunehmen, und in der That sieht die neuere Physik diese beinahe nie ruhenden Molecularbewegungen geradezu als das Wesen der Wärme an, und man hat daher auch einen Zustand berechnet, in welchem alle diese Bewegungen aufgehört haben und die kleinsten Theile der Stoffe zur Ruhe gekommen sind; es ist dies der sogenannte „absolute Nullpunkt", welcher 273 Centesimalgrade unter dem Gefrierpunkte des Wassers liegt.

Diese Betrachtungen über die Bewegung der Gasmolekeln gewinnen nun eine noch weit größere Wichtigkeit, wenn wir das Verhältniß derselben zu einander in's Auge fassen: die sogenannte Diffusion oder gegenseitige Durchdringung der Gase. Da die Gasmolekeln in gerader Richtung mit der ihnen eigenen Geschwindigkeit aus einander gehen, so werden sich unter gleichen Verhältnissen natürlich die leichtesten und geschwindesten Molekeln, z. B. die des Wasserstoffgases, am schnellsten ausbreiten. Natürlich könnte das nur in einem vollständig leeren Raume mit der berechneten und oben angegebenen Geschwindigkeit vor sich gehen, denn im gaserfüllten Raume, wie er auf der Erde beinahe überall vorhanden ist, hindern die Molekeln sich fortwährend gegenseitig im geradlinigen Fortfliegen, indem sie auf einander prallen und sich zurückwerfen, sodaß ihr Weg stets nur ein zickzackförmiger sein kann. Die für den Naturhaushalt so wichtige Geschwindigkeit der Ausbreitung eines Gases in dem andern (z. B. der frischen Luft in der verdorbenen, der warmen in der kalten, der tödlichen Gase in geschlossenen Räumen ꝛc.) wird sich also wesentlich nach dem mittleren Weg richten, den die Molekeln, ohne auf einander zu stoßen, zurücklegen können. Es ist dies die von Clausius so genannte freie Weglänge, die sich ebenfalls für jedes Gas als eine unter bestimmten Verhältnissen sich gleichbleibende Zahl berechnen läßt. Diese mittlere freie Weglänge ist unter den gewöhnlichen Druckverhältnissen außerordentlich klein, wegen der ungeheuren Zahl von Molekeln, die jeden Winkel erfüllen, und wie der Mensch in einem ungeheuren Gedränge, so kann auch das einzelne Molekel im Verhältniß zu der ihm innewohnenden Geschwindigkeit nur äußerst langsam vorwärts kommen.

Allein die Physik hat uns mit Mitteln versehen, den Molekeln freiere Bahn zu schaffen. Wir können mit der Luftpumpe die Molekelzahl in einem Glasgefäße sehr vermindern, obwohl von der Erreichung eines wirklichen „Vacuums" dabei keine Rede sein kann. Durch chemische Mittel, indem man nämlich einen mit Wasserdampf oder Kohlensäure gefüllten Raum erst auspumpt und dann einen weiteren Theil dieser Stoffe durch Chemikalien auffangen läßt, kann man diese Verdünnung noch viel weiter treiben, und so hat z. B. der englische Chemiker Crookes die hohe Verdünnungsziffer von $^1/_{2000000}$ erreicht. In einer Glaskugel von 13,5 Centimeter Durchmesser, die vorher ungefähr eine Quadrillion Molekeln enthalten haben mag, wären bei einer Verdünnung auf ein Millionstel immer noch eine Trillion Molekeln, also eine sehr beträchtliche Zahl vorhanden, immerhin muß dadurch die „mittlere freie Weglänge" so vergrößert werden, daß sie, sichtbar gemacht, ohne Vergrößerungsgläser erkennbar ist; die Molekeln befinden sich also in einer merklichen Annäherung an jenen freien Zustand, den man als den strahlenden bezeichnet hat, weil sich in ihm jedes Molekel geradlinig mit der ihm eigenen großen Geschwindigkeit ungehindert fortbewegen würde.

Die Molekeln selbst sind so klein, daß wir niemals hoffen können, sie zu sehen, aber ihr Verhalten in dem stark verdünnten Raume ist so verschieden von alledem, was wir in unseren lufterfüllten Experimentirzimmern sehen, daß wir, ihre Wirkungen beobachtend, in eine neue Welt zu blicken glauben und ihnen gegenüber nicht ohne Grund von einem vierten Zustande der Materie sprechen. Die sehr stark vergrößerte Weglänge der Molekel erzeugt in stark luftverdünnten Kugeln, Cylindern und Röhren sichtbare Wirkungen. Wir sind nämlich durch verschiedene Mittel im Stande, in solchen Gefäßen Molekelströme zu erzeugen, die dann sehr merkwürdige mechanische, thermische und optische Erscheinungen hervorbringen, welche wohl größtentheils davon abhängen, daß die Molekeln mit einer sonst nicht vorkommenden Heftigkeit gegen die Wandungen der Gefäße und gegen einander anprallen. Solche Mittel, Molekelströmungen von außen her in luftverdünnten Behältern anzuregen, bieten namentlich die Wärmestrahlung und elektrische Entladungen von größerer Intensität. Jeder meiner Leser kennt wahrscheinlich die von William Crookes erfundene sogenannte Lichtmühle, von welcher die „Gartenlaube", Jahrgang 1876, Nr. 13 (Blätter und Blüthen) eine ausführlichere Beschreibung gebracht hat. Die strahlende Wärme des Sonnenlichtes oder andere Wärmequellen setzen hierbei vermöge der von ihnen erzeugten Molekelströme, je nach ihrer Stärke, ein kleines Schaufelrad in langsamere oder schnellere Bewegung, sodaß durch die Schnelligkeit der Bewegung die Stärke der Strahlung gemessen wird, weshalb man den Apparat auch Radiometer oder Strahlungsmesser nennt.

Wenn man an einem solchen stark luftverdünnten Glascylinder zwei Metallpole angebracht hat, durch die man die Entladungen eines Inductionsapparates in demselben hindurchleiten kann, so erzeugt man einen ähnlichen vom negativen zum positiven Pole gehenden Molekelstrom, der ein kleines Schaufelrad, welches in der Mitte des Behälters angebracht ist, treibt. Crookes hat bei diesem Versuche die hübsche Veränderung angebracht, daß er in der Richtung des Stromes ein Scheibchen gestellt hat, welches wie die Schütze einer Wassermühle den Molekelstrom abhält, die Schaufeln des Rades zu treffen. Nun haben aber schon früher deutsche Physiker gezeigt, daß man durch einen starken, dem Cylinder genäherten Elektromagneten den geradlinigen Strom der Molekeln ablenken und zu sich herüberziehen kann, sodaß er einen dem Magneten zugekehrten Bogen macht und dadurch oberhalb oder unterhalb des Mühlenwehrs dennoch auf das Rad geleitet werden kann, welches dabei bald wie ein ober- und bald wie ein unterschlächtiges Wasserrad in Bewegung gesetzt wird.

In seinem kürzlich erschienenen Vortrage: „Strahlende Materie oder der vierte Aggregatzustand" (Leipzig, 1879) hat William Crookes noch eine fernere Anzahl sehr hübscher Experimente beschrieben und durch Abbildungen verdeutlicht, welche aber nicht wie die soeben beschriebenen auf Erfahrungen beruhen, die von ihm zuerst gemacht worden sind, sondern vielmehr schon viel früher durch Experimente der deutschen Naturforscher Kundt, Hittorf, Eugen Goldstein, Reitlinger, Kuhn und Anderer bekannt waren. Sie betreffen namentlich die optischen, thermischen und magnetischen Erscheinungen, welche die elektrischen Entladungen in diesen luftverdünnten Röhren hervorbringen. Wir können hier nur die merkwürdigsten derselben kurz erwähnen.

Zunächst wurde festgestellt, daß alle diese Erscheinungen sehr von dem Grade der Verdünnung abhängen. Indem man in solche evacuirte Behälter Stoffe bringt, die durch Erhitzung Gas entwickeln, welches sie beim Erkalten wieder auffangen, kann man alle Grade von Verdünnung in demselben Apparate hervorbringen. Im Dunkeln sieht man nun, wie sich um den als „Kathode" bezeichneten negativen Pol eine dunkle Zone bildet, die sich mit zunehmender Verdünnung verbreitert, während der übrige Theil des Rohres in hellem elektrischem Lichte erstrahlt. Verschiedene Physiker nehmen an, daß die Ausdehnung dieses dunklen Streifens die bei der betreffenden Verdünnung statthabende freie Weglänge bezeichnet, sofern an ihrer Grenze die fortströmenden Molekeln in größerer Menge mit den zurückkehrenden zusammentreffen. Das theoretisch Vorausgesetzte wird hier mit leiblichen Augen gesehen, und auf ähnliche Weise erklärt man sich auch die eigenthümliche Schichtung des elektrischen Lichtes in solchen Röhren, die namentlich in der Nähe des positiven Poles statt hat.

Dieses Strömen der Molekeln ist nun von einer sehr starken Phosphorescenzerregung begleitet, die sich an den Innenwänden des Glases markirt. Wie es scheint, erregt das Bombardement der in gerader Linie von dem negativen Pole ausstrahlenden Molekeln auf der gegenüberliegenden Glaswand durch sein heftiges Aufprallen, wahrscheinlich auch durch die zugleich entwickelten chemischen Strahlen („Gartenlaube" 1880, Seite 11), ein starkes Phosphoresciren, und zwar phosphorescirt Uranglas schön laubgrün, weiches deutsches Glas in einem hellen Apfelgrün, hartes englisches Glas blau.

Durch dieses Phosphorescenzlicht bildet sich der negative Pol auf der ihm gegenüberstehenden Glaswand nach seiner Gestalt leuchtend ab, gleichviel an welcher Stelle der positive Pol

in den Behälter eintreten mag. Es findet also ein geradliniges Abschleudern der Molekeln von dem negativen Pole senkrecht zu dessen Oberfläche statt. Ja noch mehr, dieser gerade ausgehende Strom projicirt die gesammte Oberflächenbeschaffenheit der Kathode auf die gegenüberliegende Wand. Eugen Goldstein in Berlin hat dies in einem sehr schönen, durch Crookes nicht erwähnten Versuche dargethan, indem er als Kathode eine scharf geprägte Münze anwendete. Diese Münze erschien alsbald durch Phosphorescenzlicht leuchtend auf der gegenüberliegenden Glaswand und konnte daselbst photographirt werden, zum Beweise, daß die chemischen Strahlen eine große Rolle dabei spielen.

Ein diesem Strom entgegengestelltes, niederlegbares Kreuzchen erschien in dem an der gegenüberliegenden Glaswand auftretenden Lichtschein als Schatten, wie Hittorf und Goldstein beobachtet haben, und wenn man nun das Kreuzchen niederlegte, so erschien die Stelle des Schattenkreuzes heller leuchtend als die Umgebung und verhielt sich also ähnlich wie die menschliche Netzhaut im Auge, die uns ein helles Kreuz zeigt, wenn wir von dem dunklen Kreuze im Fenster nach längerem Anschauen das Auge in einen dunklen Winkel richten, welches Experiment einige fromme Patres im siebenzehnten Jahrhundert zu den christlichen Wundern gerechnet haben. Es findet also eine Art Ermüdung der Glasfläche, ähnlich derjenigen der thierischen Netzhaut, an den länger vom Lichte beschienenen Stellen statt, und die vorher beschatteten Stellen zeigen sich geneigter, vom Lichte erregt zu werden.

Wie Hittorf und andere deutsche Forscher lange vor Crookes beobachtet haben, zeigen verschiedene mineralische Substanzen, von dem Kathodenlichte bestrahlt, ein viel stärkeres Leuchten als das Glas, allein Crookes scheint zuerst beobachtet zu haben, daß manche Diamanten hierbei mit der Helligkeit einer brennenden Kerze strahlen („Gartenlaube" 1880, Seite 12).

Sehr merkwürdig sind ferner die Beobachtungen, welche Hittorf über die hohen Temperaturen gemacht hat, welche durch die von der Kathode ausgehenden Strahlen erzeugt werden können. Indem Crookes dem negativen Pole die Gestalt eines kleinen Hohlspiegels gab, kreuzten sich die von allen Punkten desselben senkrecht ausgehenden Strahlen in einem Brennpunkte, in welchem ein daselbst befindliches Stückchen Iridium, eines der am schwersten schmelzbaren Metalle, schmolz.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit auf einen unliebsamen Nebenumstand die Aufmerksamkeit der deutschen Leser richten, aber wir wünschen, daß ihn auch die ausländischen beherzigen möchten. Crookes hat in seinem oben erwähnten, auf der vorjährigen Jahresversammlung der britischen Naturforschergesellschaft gehaltenen Vortrage alle diese Experimente so dargestellt, als ob dieses ganze Gebiet höchst merkwürdiger physikalischer Erscheinungen zuerst von ihm eröffnet und entdeckt worden wäre. Und was noch schlimmer ist, er hat auch in seinen den wissenschaftlichen Gesellschaften Englands vorgelegten Originalabhandlungen das gleiche Verfahren eingeschlagen. Nun gehören ihm aber von allen hier im Fluge skizzirten Experimenten höchstens die, bei denen es sich um die mechanische Wirkung in Bewegung gesetzter Molekeln handelt, als erstem Entdecker erb- und eigenthümlich zu; die erwähnten optischen, thermischen und magnetischen Erscheinungen sind lange vorher ausführlich von deutschen Forschern, nämlich von Hittorf (seit 1869), E. Goldstein, Reitlinger und Anderen in den Schriften der Berliner und Wiener Akademie der Wissenschaften, in Poggendorff's Annalen der Physik ꝛc. ausführlich beschrieben worden. Es ist möglich, daß Crookes diese in Deutschland längst bekannten Entdeckungen, ohne sie zu kennen, noch einmal gemacht hat, aber auch jetzt, nachdem er über diesen Sachverhalt genau unterrichtet worden ist, hält er es für unnöthig, die Priorität der deutschen Forschung auf diesem Gebiete zu erwähnen.

Wir würden eine solche betrübende Thatsache nicht vor ein so großes Publicum, wie das der „Gartenlaube", bringen, wenn sie vereinzelt dastände, aber leider ist sie nur ein Glied in einer großen Reihe ähnlicher Erscheinungen, in welcher englische Forscher sich wissentlich und geflissentlich die Priorität von Entdeckungen zuschreiben, die Jahre lang vorher in Deutschland gemacht worden sind. Schreiber dieses könnte dafür persönliche Erfahrungen beibringen, wenn es ihm nicht widerstrebte, in eigener Sache zu plaidiren. Und oft mag eben eine mildere Auffassung dieser Vorkommnisse am Platze sein. Während der deutsche Gelehrte, so viel es ihm möglich ist, die wissenschaftlichen Journale seines Faches aus allen Culturstaaten verfolgt, kümmert sich der englische Gelehrte wenig um dieselben. Die Wissenschaft isolirt sich auf dem Inselande ebenso wie die Politik. Daher kommt es, daß der englische Gelehrte, unbekannt mit den Fortschritten der Wissenschaft auf dem Continente, oft auf mühevollen Wegen Entdeckungen macht, die hier seit Jahrzehnten bekannt sind. Im vollen Bewußtsein der selbstgemachten Entdeckung ignorirt er dann die von fremder Seite erhobenen Prioritätsansprüche völlig und scheint es nicht zu empfinden, daß er wider Willen den Eindruck eines Usurpators und Plagiators macht. Abgesehen von allen nationalen und persönlichen Empfindlichkeiten muß es aber auf jeden Freund des Fortschritts einen höchst betrübenden Eindruck machen, zu sehen, wie oft unzweifelhaft bedeutende Kräfte jenseits des Canals sich in einer für die Wissenschaft beinahe völlig unfruchtbaren Arbeit erschöpfen, indem sie längst entdeckte und bekannte Dinge noch einmal und immer wieder von Neuem entdecken, statt daß sich die Forscher der verschiedenen Nationen in dieser großen Culturarbeit gegenseitig stützen und ergänzen sollten zu einem schnelleren Fortschreiten vermittelst einer möglichst weitgetriebenen Arbeitstheilung.

Die „Gartenlaube" hat ihre Stimme oft — zuletzt in dem Artikel über Gay-Lussac — in diesem Sinne erhoben, und man kann diese Mahnung nicht oft genug wiederholen. Denn noch immer ist die Summe unseres Wissens gering gegen die Masse dessen, was wir nicht wissen, und darum keine Arbeitskraft auf dem unendlichen Gebiete der Forschung entbehrlich.

Doch kehren wir von dieser Abschweifung zurück zu der strahlenden Materie! Welche Hoffnungen muß nicht ein Forschungsgebiet erwecken, in welchem wir jene kleinsten Theile, von denen schon die alten Philosophen träumten, daß sie die Welt aufbauen, von den Hemmnissen des Atmosphärendruckes befreit, alle ihre Kräfte entfalten sehen! „Wir haben thatsächlich," sagt Crookes, „das Grenzgebiet berührt, wo Materie und Kraft in einander überzugehen scheinen, das Schattenreich zwischen dem Bekannten und Unbekannten, welches für mich immer besondere Reize gehabt hat. Ich denke, daß die größten wissenschaftlichen Probleme der Zukunft in diesem Grenzlande ihre Lösung finden werden und selbst noch darüber hinaus; hier, so scheint mir's, liegen letzte Realitäten."

In der That dürfte dies nicht zu viel gesagt sein; denn an den Grenzen des geballten Stoffes der Weltkörper, jenseits ihrer Atmosphären, muß ja eine große Wirksamkeit der strahlenden Materie beginnen, und wir können noch nicht einmal ahnen, welche Rolle ihr spätere Forscher in der Weltentstehung und in der Wechselwirkung der Himmelskörper zuerkennen werden.

Carus Sterne.

Das Frühlingsblümchen.

Erzählung von A. Godin.

(Fortsetzung.)

Ibsen hielt inne und blickte träumerisch in's Weite.

„Verzeihen Sie," sagte er nach einer Weile, „verklungene Jahre zogen an mir vorüber, wie eine Wolke um Sonnenuntergang — erst farblos, dann von Purpur und Gold umsäumt, endlich zerfließend. Es war doch eine schöne Zeit!" Er strich sich das dunkle Haar zurück. „Sie kennen den Ort nicht? Nur ungenügend läßt er sich beschreiben, und doch gehört die Scenerie zu Allem, was Sie hören sollen. Wie ein Kindlein in der Wiege liegt das grüne Kleinod dem schwimmenden Wasser im Schooße, von Binsen umsäumt, in leiser Hebung aufsteigend — nichts als ein rings von Wellen umspülter Garten, in dessen Mitte ein lichtes Haus steht, gleich Dornröschens Schloß von Rosenhecken bewacht. Farbige Beete blicken aus grünem Rasen und unter prächtigen Baumgruppen hervor, verstohlene, schattige

Digitized by Google

Lauben, in denen man träumen könnte bis zum jüngsten Tage, bieten Ausblick auf den See.

Unter alten Bäumen halb versteckt, tief am flachsten Ufersaum, steht das Gärtnerhaus, kaum hundert Schritte vom Schlößchen entfernt. Der Gärtner, ein rüstiger, kurz angebundener Mann, war bei meinem Auslanden behülflich; seine zur Castellanin bestellte Frau empfing mich auf der Schwelle des mir angewiesenen Asyls, in das ich einzog wie ein Kind, das zur Taufe getragen wird. Nie hatte ich mich hülfloser, trostloser gefühlt. Auch hier, in dieser Einsamkeit, war der erste Blick, der mich traf, ein Blick des Erbarmens. So weit mein Gedanke drang, sah er nichts als ein uferloses Meer von Traurigkeit.

Nachdem ich im Gartensaale untergebracht war, rief ich Frau Brunner heran, um einige Fragen an sie zu richten. Die schlichte, verständige Weise, mit der sie Auskunft gab, berührte mich angenehm. Die Frau war noch ziemlich jung, aber längst verblüht, oder verhärmt, ein müdes, abgearbeitetes Gesicht. Offenbar freute sie sich über den Einzug eines Gastes, nachdem die Insel länger als ein Jahr verödet geblieben.

‚Im Winter sieht man hier ohnedies keine Menschenseele,‘ sagte sie, ‚und der Winter dauert lange genug. Wenn es friert, sind wir wie am Ende der Welt; selten ist das Eis so fest, daß man sich je trauen könnte, darüber zu Lande zu gehen. Dann können die Kinder nicht zur Schule; der Doctor ist schwer zu bekommen, und doch wird alle Augenblicke Eines krank. Unser Haus drunten liegt feucht; da husten und fiebern die Kinder, ehe man sich's versieht. Der Sommer macht freilich Vieles wieder gut, wenigstens war es früher so. Wer an den See kommt, fährt gern einmal zu uns herüber, aber das hat aufgehört, seit Prinzessin Theodora‘ — ihre Augen flossen über. ‚O, die war gut,‘ sagte sie klagend.

‚Der Fürst hat mir einen Auftrag mitgegeben,‘ erinnerte ich mich, ‚ich soll das Frühlingsblümchen von ihm grüßen. Wer ist das Frühlingsblümchen?‘

‚Ach, den Namen hat die Prinzessin unserem Mädle aufgebracht. Aber ich bitt' schön, sagen Sie nicht so zu ihr! Der Beiname hat sich herumgeredet; anfangs hießen sie nur die Herrschaften so; später meinte jeder Bursch, er dürfte das Kind so rufen; da hab' ich mir's verbeten. Wie's aufkam, war die Anna ein kleines Ding; jetzt ist sie gefirmelt und bald dreizehn — da schickt sich's nicht mehr, daß ihr was Apartes anhängt.‘

Ich hörte kaum mehr zu.

‚Meinen Auftrag will ich aber selbst ausrichten,‘ sagte ich, um dem Bericht ein Ende zu machen, der mich wenig interessirte. Die Frau mochte das herausgehört haben.

‚Die Anna wird nachher das Essen bringen,‘ sagte sie verschüchtert. ‚Ich hab' nur Sorge, ob es dem Herrn auch schmeckt.‘

Als sie gegangen war, schloß ich die Augen. Der Transport hatte mich ermüdet — Alles ermüdete mich in dieser Zeit. Der helle Tag, die Fahrt über den See, die ganze Frühlingsphysiognomie der Welt verstimmten mich; ich selbst kam mir dazwischen vor wie eine unauflösliche Dissonanz.

Glockenhelles Lachen weckte mich nach geraumer Zeit aus dem Halbschlummer. Fast zugleich hörte ich Joseph's verweisendes: ‚Pscht! Pscht!‘ Er streckte sorglich den Kopf durch die Thür.

‚Ist das Essen gebracht worden?‘ fragte ich. ‚Laß das Kind herein!‘

Gleich darauf trug Joseph den gedeckten Tisch neben mein Sopha; ihm auf dem Fuße — ich sehe sie noch — ein kleines, feines Ding, schmächtige Glieder, ein zartes helles Gesichtchen. Lichtbraune Flechten hingen ihr schwer über den Rücken nieder; die Füße berührten nur leicht den Boden; um so fester hielten ihre Hände eine Schale voll purpurrother Erdbeeren, auf welche sie die Augen so unverwandt heftete, als könnten sie ihr verschwinden.

Sowie ich sie sah, entschlüpfte mir, was ich ungesagt lassen sollte:

‚Das Frühlingsblümchen!‘

Große heitere Augen, klar wie Quellwasser, trafen mich mit plötzlichem Aufschlag, und mir ward dabei wie Einem, der friert und ganz unerwartet in die Sonne tritt. Zum ersten Male wieder begegnete ich einem Blick, der nicht Mitleid sprach, sondern Freude. Die Kleine stellte mit leichtem Knix ihre Früchte auf den Tisch; ihr Finger preßte sich eine Secunde lang auf den lächelnden Mund.

‚Verbotenes Blümchen,‘ sagte sie mit reizender Schelmerei.

Mir geschah, was mir seit vielen Tagen nicht geschehen: ich lachte.

‚Darf man es nicht einmal bei seinem Namen grüßen?‘ sagte ich in so gutem Humor, daß meines alten Joseph's runzliges Gesicht sich plötzlich erhellte, ‚der Fürst hat es mir ja höchsteigenhändig aufgetragen.‘

‚Dank schön! Hier bei uns giebt's aber gar keine andern Blumen als lauter, lauter Rosen. Sie werden sehen. Die schlüpfen überall heraus; sie gucken sogar vom Birnbaum herunter. Dann wird's schön. O, es soll Ihnen schon hier gefallen; es ist so prächtig, daß wieder einmal Einer bei uns ist. Ich war so froh, wie die Mutter mir das sagte, als ich heim kam.‘

‚Warst Du denn fort?‘

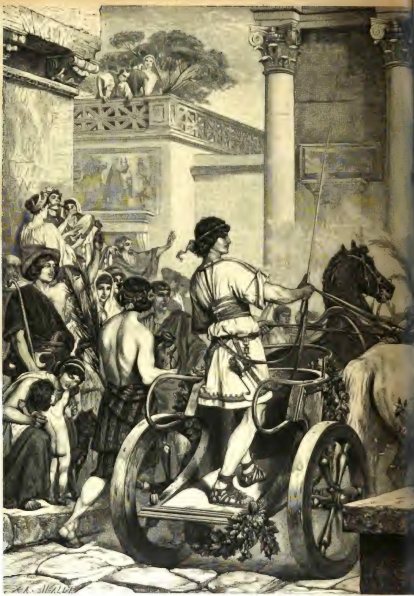
‚Freilich, bei den Nönnchen drüben, den ganzen Winter lang, da hab' ich noch Handarbeit gelernt, ehe ich mit der Klosterschule fertig war. Sie hätten mich gern noch länger da behalten, im Sommer brauchen mich aber die Eltern daheim; da giebt's im Garten zu thun, und ich muß die Buben warten und der Mutter sonst allerlei helfen; das ist lustig. Ihnen will ich auch helfen, wenn Sie's erlauben, Herr.‘

Das Alles klang wie Quellengerieſel und wehte mich so frisch an, als wüßte ich schon in diesem ersten Augenblicke, daß mir dieses Kind in der That helfen sollte aus dem fremden Mißmuth in die heimathliche Freude; denn Freude war meine Lebensluft gewesen, lange, schöne Jahre hindurch. Wer könnte auf die Dauer des Sonnenscheins entbehren? Die kleine Anna ward mir zum Sonnenstrahl. Mochte die Stimmung, mit der ich den Tag begann, auch noch so grämlich sein, sie wich, sobald das offene Gesichtchen mich anlächelte. Man schämte sich fast, mürrisch zu bleiben dieser frohherzigen Unschuld gegenüber, die auf jedem ihrer grünen Pfade das ganze Weltall zu besitzen schien und in Wahrheit nichts besaß als ihre eigenen Flügel. Woher auch diese? Vater und Mutter hatten sie ihr wahrlich nicht mitgegeben. Ein Duft und Schimmer umgab die Kleine, als gehörte sie zur Familie der Blumen, mit denen sie als Gärtnerkind umging, seit sie die Augen aufgeschlagen. Nie ist wohl ein Kind zwischen so viel Rosen gewandelt.

Was bereits in Knospe stand, als ich eintraf, wachte bald zu überströmender Schönheitsfülle auf. Rosen überall! Sie wiegten sich hoch auf schlanken Stämmen, schmiegten ihre duftschweren Häupter dicht an die Erde, hingen dort in graziösen Guirlanden über Hecken nieder, rankten sich hier aufkletternd um alte Baumriesen; es war eine Schwelgerei von Duft und Farben. Jeder leiseste Windhauch trug berauschendes Aroma nach dem See; jede dieser köstlichen Rosen schien zu winken, zu grüßen: Schau mich an! Ich bin die Schönste. Vom zartschimmernden Weiß bis zum glühendsten Purpur waren sie alle da; man wandelte wie in König Laurin's Zaubergarten.

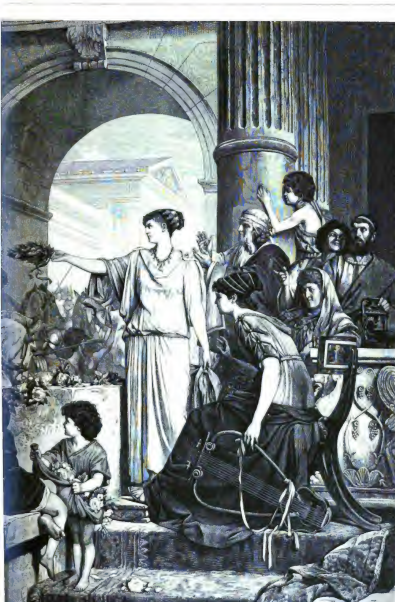
Als ich die kleine Anna zwischen dieser Pracht sah, begriff ich erst den Namen recht, welchen ihr die Prinzessin gegeben. Niemand wäre auf den Gedanken gekommen, sie mit einer dieser Rosen zu vergleichen; denn sie war noch zarter als die zarteste derselben. Es war lieblich, das feingliedrige, graziöse Kind als Gärtnerin zu sehen; sie duldete kein dürres Aestchen, das den Blick kränken konnte; behutsam streifte sie mit den kleinen Fingern hinweg, was nicht mehr von schimmernder Frische war. Ihr zu zuschauen war überhaupt meine Freude. Die Füßchen waren immer beflügelt, als wollten sie sich in die Luft erheben. Stets mit irgend einer Last beladen, flog sie bald hier bald dorthin, gleich einer Biene; jedes lebende Wesen schien ihrer zu bedürfen; Jeder rief nach ihr. Obgleich sie aussah wie ein Heimchen, erwiesen sich die jungen, biegsamen Glieder gewandt, sogar kräftig. Zuweilen schiffte Joseph mich nach dem See hinaus; dann führte Anna das zweite Ruder, und wir plauderten. Wenn das Wasser plätscherte und der Abendwind durch das Schilf strich, klang das wie Begleitung zu der hellen Kinderstimme, die immer etwas zu sagen oder zu singen hatte. Es ergötzte mich, ihr zu zuhören; sie hatte eigene Gedanken, die in frischester Naivetät zum Ausdruck kamen, und erfand sich die originellsten Bilder und Vergleiche. Auch eine Menge der schönen Volkslieder wußte sie, die wie sommeriges Gespinnst von Ort zu Ort fliegen, sich bald hier, bald da festhäkeln. Sonntags fuhr sie mit der Mutter und

Digitized by Google



Einzug des Siegers vom Wagenrennen. Von A. de Courten. Nach einer Photographie.

Digitized by Google



Verlage der „Photographischen Gesellschaft in Berlin“ auf Holz übertragen.

Digitized by Google

dem ältesten Buben ganz früh hinüber zur Klosterkirche; nach der Messe kamen die Anderen allein zurück, Anna blieb bei ihren geliebten Nönnchen, durfte im Hochamt singen und lernte Nachmittags in der Klosterschule Gott weiß welche Gelehrsamkeit. Dann war es bei uns still, wie ausgestorben, und kam das Kind gegen Abend herangefahren, dann liefen nicht nur die kleinen Brüder — nein, alles Lebendige, Hund und Seidenhase, Hühner und Tauben liefen dem Ufer zu.

Der Sommer verstrich, und es ward endlich Winter. Ich hatte mir zu den mitgebrachten Büchern noch allerlei andere nachkommen lassen, sann und spann mir eine Arbeit aus, schrieb Reminiscenzen nieder und fand schließlich die Tage kurz für Alles, was ich darin zu vollbringen hatte. Nie vergeht die Zeit rascher als dann, wenn nichts von außen hinzutritt, das gleiche Programm seinen Kreislauf einhält, von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr. Meine Zimmer waren wohnlich und warm; nach Menschen sehnte ich mich nicht. Als Schnee und Eis kam, ward es märchenhaft bei uns; die Tage spannen sich gleichsam in Heimlichkeit hin. Auf dem halb zugefrorenen See, der uns von der Welt abtrennte, regten und bewegten sich klirrende Schollen; zuweilen zehrten wir lange von aufgespeichertem Proviant, bis neue Verbindung mit der Welt möglich ward.

Die kleine Anna mußte ihre Sonntagsfahrten einstellen. Da schlug ich ihr vor, bei mir zu singen und zu lernen. Im Gartensaale stand ein Flügel. Noch hatte ich mich nicht entschließen mögen, ihn zu öffnen. Dem Frühlingsblümchen zu Liebe geschah es nun, und einmal, als sie mich bat, sang ich ihr. Im ersten Augenblick wollte mir die Stimme brechen; der eigene volle Ton that so weh — als ich aber die seligen Augen des kleinen Mädchens sah, sang ich ihr das Lied zu Ende. Es war das erste, nicht das letzte. Wohl gab es dabei viel zu überwinden; denn ich mußte mich bald überzeugen, daß auch von diesem Gute, meiner Stimme, nur ein armer Rest geblieben war. Bisher hatte ich gescheut, dies auch nur zu prüfen; ich besaß ja vielleicht noch einen Reichthum, den ich hüten wollte für künftige Zeit. Letzte Illusion! Der Ton versagte mir, sobald ich ihn länger als auf Minuten zu fesseln suchte. Es galt auch hierin zu verzichten und sich mit dem zu begnügen, was geblieben war: dem Entzücken eines Kindes. Regelmäßige Musikstunden wurden eingerichtet, und ich ließ Noten kommen. Anna war durch und durch musikalisch, erwies sich überhaupt als so intelligent, daß ich darauf kam, auch allerlei Andres noch mit ihr durchzunehmen, etwas Französisch, und womit sonst in der Klosterschule ein Anfang gemacht worden. Den Eltern war es recht; im Winter gab es nicht viel zu thun; die Mutter meinte, es wäre gar gut, wenn die Anna noch zulernte; in ein paar Jahren, wenn die kleinen Buben kein Warten mehr brauchten, müsse sie doch in die Stadt und sich etwas verdienen. Da sie nicht die Stärkste sei, könnte sie dann als Bonne in ein gutes Haus kommen, wenn ich mich wirklich mit ihr plagen und ihr etwas beibringen wollte. Ich hatte nie zuvor Anlaß gefunden, den Lehrer zu spielen; nun fand ich, daß es nichts Erfrischenderes giebt, als einem jungen, wachen Geiste neue Regionen aufzuthun. Wenn die großen, klaren Augen so aufmerksam horchten, ein Blitz raschen Verständnisses sie durchleuchtete, oder Unverstandenes ihnen plötzlich einen so geheimnißvollen, nach innen gerichteten Blick gab, interessirte mich das, wie eine ganz neue Welt.

Während dieser Stunden kam die schelmische Anmuth des Mädchens selten zu Tage; sie nahm die Sache gewaltig ernsthaft und wurde roth und bestürzt, wenn ihr das gefesselte Lachen doch einmal entwischte.

So vergingen mehrere Jahre; Schülerin und Lehrer waren sehr gute Freunde mit einander geworden. Die Zeit war hingeglitten, ohne daß ich's merkte; nichts hatte sich äußerlich verändert, meine Gesundheit und Stimmung sich aber wesentlich gebessert. In Folge dessen stellte sich nach und nach manche Beziehung zur Welt draußen her. Seit sich das innere Gleichgewicht wieder eingefunden, hatte ich dann und wann ein Lebenszeichen an Befreundete ausgehen lassen, und während der Sommerzeit traf zuweilen Besuch ein. Zum Glück zog die noch bestehende Regel, einer besonderen Erlaubnißkarte zu bedürfen, durch ihre Umständlichkeit allzuhäufigem Ueberfall und langem Verweilen eine Grenze. Nur einer der Gäste erschien öfters und fand sich selbst während der rauheren Jahreszeit mitunter ein. Dies war ein dem Hofhalte zugehöriger Beamter, dem es oblag, einzelne Privatdomänen des Fürsten ab und an zu revidiren. Wir fanden Gefallen an einander, und es freute mich, als im Laufe der Zeit seine Besuche sich wiederholten. Berthold Klein war etwa zehn Jahre jünger als ich, ein Abstand, der sich aber durch den gehaltenen Ernst seines Naturells ausglich. Bei sehr verschiedenem Temperament und auseinandergehenden Lebensrichtungen stimmten wir in allen wesentlichen Fragen überein; ich erfand ihn als zuverlässigen Charakter und lernte ihn schätzen.

Einmal, im Hochsommer, hatte ein dienstlicher Auftrag Klein wieder nach der Insel geführt; durch ein starkes Gewitter waren nämlich Beschädigungen an der Böschung entstanden, welche Nachhülfe erforderten. Sein Morgenbesuch bei mir war nur flüchtig; er schien zerstreut und verstimmt, und gegen seine Gewohnheit sah ich ihn schon vor Mittag wieder abfahren. Als Anna bald nachher das Essen zur Villa brachte, kam sie nicht, wie sonst, herein, mir guten Tag zu sagen. Ich hörte, wie sie im Begriff war, fortzugehen, und rief sie. Sie kehrte sogleich um, und als sie eintrat, sah ich, daß sie ganz verweinte Augen hatte.

‚Was fehlt dem Blümchen?' fragte ich erstaunt.

Sie wendete den Kopf ab und antwortete nicht sogleich. Erst als ich sie bei der Hand nahm, sagte sie mit unterdrückter Heftigkeit: ‚Der Vater —' und stockte dann. Ich sah, wie nahe ihr das Weinen war, und that keine weitere Frage. ‚Der Vater!' Ja, Meister Brunner faßte die Seinigen nicht immer mit Handschuhen an, wenn er gleich mit Anna sanfter zu verfahren pflegte, als mit seiner Frau und den Buben.

‚Halt!' rief ich, als sie schon im Begriff war, davon zu schlüpfen. ‚Willst Du mich gegen Abend hinausrudern?'

Sie nickte nur. Das zarte Gesichtchen war schon wieder sonnenhell. ‚Der Joseph soll mich rufen, wenn's Zeit ist,' sagte sie.

‚Schön; den Joseph lassen wir aber daheim; wir wollen nur ein wenig spazieren schaukeln; das bringst Du allein fertig.'

Ich wollte dem guten Kinde Gelegenheit geben, frei herauszusprechen; wenn Anna weinte, galt es kein eingebildetes Leid; in ihr war keine Sentimentalität.

Gegen vier Uhr ward schüchtern an meine Thür geklopft, und Frau Brunner trat ein. Sie ließ sich um diese Zeit selten sehen; ich dachte also gleich, daß irgend ein Anliegen sie herführe, und bat sie, niederzusitzen. Doch dauerte es lange, ehe eine Antwort auf meine Frage zum Vorschein kam. Sie strich sich die Schürze glatt und schaute standhaft in eine Ecke. Erst auf meine zweite Mahnung, zu sprechen, kam es heraus:

‚Ja, es ist schon wahr, ich hab' ein Anliegen, Herr Isen. Die Anna sagt mir, daß sie nachher mit Ihnen hinausfahren wird; da möcht' ich Sie bitten, daß Sie ihr den Kopf zurechtsetzen.'

‚Der Anna? Was ist denn mit ihr? Sie hatte rothe Augen.'

‚Ja, sehen Sie, Herr Isen, der Vater ist bös über ihren Eigensinn, und ich kann dem Mädle auch nicht Recht geben. Sie werden's ja wissen, daß der Herr Klein sie heut' früh vom Vater zur Frau verlangt hat; das ist ein solches Glück —'

‚Die Anna?' rief ich, wie aus den Wolken gefallen. ‚Welcher Unsinn! Sie ist ja noch ein pures Kind.'

‚Sie wird zu Michaeli siebenzehn Jahr,' sagte die Frau; ‚in dem Alter hab' ich auch geheirathet. Es ist wahr, sie ist noch kindisch, dem Aussehen nach, aber das macht nichts; sie ist gesund, wie eine Otter, und kann mehr vor sich bringen, als Manche, die groß und breit ist. Bedenken Sie nur das Glück! So ein braver Herr, der sein gutes Brod hat, und sie wär' versorgt ihr Leben lang, und den Buben käm's später auch zu gute. Da ist's dem Vater nicht zu verdenken, daß er zornig wird, weil die Anna nicht will.'

‚Sie will nicht? Und was hat sie dagegen?'

‚Das ist's ja! Sie weiß selber keinen Grund. Sie will nicht fort, und damit basta! Das ist aber doch die reine Narrheit, und deswegen komm' ich her und bitt' schön, daß Sie mit ihr reden, Herr Isen. Auf Sie giebt das Kind ja Alles. Wenn Sie ihr sagen, daß sie ihr Glück nicht verspielen soll, besinnt sie sich gewiß. Nicht fort mögen! Was denkt sie denn? Ewig kann sie nicht daheim sitzen, und bei fremden Leuten Kinder warten, ist auch nichts so Schönes. Gelt, Sie machen's ihr begreiflich?'

Digitized by Google

‚Ich will mit ihr sprechen,‘ sagte ich; ‚lassen Sie ihr aber nicht merken, daß Sie zuvor mit mir geredet haben!‘

Kaum konnte ich mich von meinem Erstaunen erholen, als ich dem eben Gehörten nachsann. Ich hatte wirklich bisher nie etwas Anderes als ein Kind in Anna gesehen; ihr gegenüber einen Freier zu denken, nun gar den gesetzten, etwas nüchternen Klein, erschien mir ganz abenteuerlich. Während ich aber dem Gedanken nachhing, konnte ich mich der Richtigkeit alles dessen, was Frau Brunner vorgebracht, nicht verschließen. Sie war ein Glück für die kleine Gärtnerstochter, diese Werbung des braven, gutgestellten und liebenswerthen Mannes, ein großes, unverhofftes Glück.

Später, als ich im Sinne gehabt, ließ ich mich von Joseph nach dem Boote bringen und meine junge Schifferin rufen; ich wollte mir zuvor genau zurechtlegen, was ich ihr zu sagen dachte.

Als wir vom Lande stießen, neigte sich schon die Sonne, und während Anna das Boot mit ein paar kräftigen Ruderschlägen flott werden ließ, betrachtete ich sie, als hätte ich eine neue Bekanntschaft zu machen, und sah, was nur dem täglichen Gewöhnen hatte entgehen können: die kleine zarte Gestalt war schwank wie ein biegsamer Halm, aber es war nicht mehr die Gestalt eines Kindes. Wo hatte ich die Augen gehabt, oder war die süße Jungfräulichkeit, welche mich in jeder ihrer Bewegungen ansprach, über Nacht aus der Knospe gesprungen? Das reine, von mir abgewendete Profil zeigte einen sinnenden Zug, der sich besonders um die festgeschlossenen Lippen zeichnete. Nun wendete sie den Kopf und sah mich an; plötzlich war alles Befremdende verschwunden, mich traf der alte, offene, herzwarme Blick meines Frühlingsblümchens.

‚Ist Ihnen nicht wohl, Herr Isen?‘ fragte Anna bestürzt, als sie meinem nachdenklichen Auge begegnete. ‚Sie sprechen kein Wort und sehen gar nicht vergnügt aus. Vielleicht ist Ihnen noch zu warm auf dem Wasser — soll ich wieder umkehren?‘

Ich schüttelte den Kopf. Wir waren, von günstigem Winde getrieben, eine gute Strecke in den See hinausgekommen. Die Sonne sank. Ich machte Anna ein Zeichen, die Ruder einzuziehen; sie wußte, daß ich gern dem Sonnenuntergange in voller Ruhe zuschaute, und verhielt sich ganz still. Die Luft war wie mit Gold durchflossen, während das Tagesgestirn feurig niederstieg. Das Wasser lag rings in seiner freien Fülle und begann in zartem Perlmutterglanze zu schimmern. Ich sah auf Anna; sie saß im rosigen Licht und lächelte mich glücklich an. Diese klaren Augen wußten so wenig mehr von vergossenen Thränen, wie die Primel vom Thau weiß, den die Sonne aufgesogen.

‚Anna,‘ sagte ich gegen meinen Vorsatz ohne Umschweife, ‚weshalb hast Du meinen Freund Klein abgewiesen?‘

Sie wurde röther als die Wolken über uns. ‚Er hat es Ihnen gesagt?‘ stammelte sie erschrocken.

‚Einerlei, woher ich es weiß! Du hättest es mir auch selbst sagen können. Dein alter, guter Freund wird wohl fragen dürfen, weshalb Du Nein sprichst?‘

Ihre Hände falteten sich über dem Ruder; sie wurde blaß und sagte in angstvollem Tone: ‚Ich kann nicht.‘

Ein Gedanke durchblitzte mich, ein fremder, neuer Gedanke, der mich störte und deshalb etwas hastig zu Tage kam. ‚Du kannst nicht, Anna? Hast Du etwa einen Andern lieb?‘

Der feine Kopf neigte sich so tief, daß ihre langen Flechten nach vorwärts über die zarte Brust glitten. Plötzlich richtete sie sich auf. ‚Ja,‘ sagte sie leise, indem sie mich voll ansah; ‚ich habe einen Andern lieb.‘

Nur eine Secunde lang traf mich ein Blick, der aus dem Grunde der jungen Seele drang; dann verhüllten ihn die breiten Lider. Ich saß betroffen und blickte stumm in das Wasser hinab, das sich im Widerscheine der Wolken weithin färbte. Die Gipfel des Gebirges entzündeten sich; röthliche Flöckchen flatterten um alle Höhen. Anna wendete mit ein paar Ruderschlägen das Boot, um mich den Bergen gegenüber zu bringen.“ (Schluß folgt.)

Album der Poesien.

Hellas.

(Mit Abbildung.)

Schön und farbenreich vor meiner Seele
Steigt die Griechenwelt empor,
Wo mit sanfter, liederreicher Kehle
In Cypressenhainen Philomele
Wundersüß berauscht des Lauschers Ohr.
Dort durch's Laubenthor
Leitet des Ilissos Schattenwellen
Kühl und ölbewaldet der Hymett,
Bis sie unter reizenden Gefällen
Thalwärts rauschen in ein sonnig Bett
Und auf düftereichen Blumenstrecken
Gleiten durch die Marmorbecken.

Auf den Lorbeerhöhen welch ein Wallen,
Welch ein Pilgern thalentlang!
Zu des Isthmos heil gen Tempelhallen
Ziehn die Völker — horch! die Haine schallen
Rings von dithyrambischem Gesang:
Evoëenklang
Taumelt, halb gejubelt, halb gesungen,
In die lauen Lüfte, immerdar
Wie ein Echo der Begeisterungen
Folgend der bekränzten Griechenschaar,
Bis die Stämme sich am Wanderziele
Mischen in die Völkerspiele.

Herrlich durch die isthmischen Gefilde
Stäubt der stolze Wagenstreit,
Und die Schwerter schlagen an die Schilde.
Doch der Stärke einigt sich die Milde,
Holde Schönheit sich der Tapferkeit:
Herzen werden weit,
Da für menschlich edele Gedanken,
Für die Freiheit, göttergleich und rein,
Da ein hoher Dichter in die Schranken
Tritt für seines Herzens Meinung ein,
Da dem Sophokles die Völker lauschen
Und des Pindar Hymnen rauschen.

Heimwärts zieht auf des Triumphes Pfaden
Lorbeerfroh der Sieger dann,
Bis wo ihn in schattige Arcaden
Glanzdurchwobne Ehrenfeste laden,
Welche zarte Liebe ihm ersann.
Hoch im Viergespann
Rauscht er durch die laubgeschmückten Thore
In des Ruhmes Morgenlicht daher,
Und das Volk grüßt ihn im Jubelchore,
Und die Freude wogt, ein brausend Meer,
Und es reichen ihm des Kranzes Spende
Schlanke, weiße Jungfraunhände.

— Ach! und diese lichte Völkerblüthe
Welkte hin im Sturm der Zeit;
Schon vom Hämos drohete der Scythe —
Hellas' letzte Abendröthe glühte;
Hellas hüllte sich in's Sterbekleid;
Denn im Bruderstreit
Tobten schrecklich seines Leibes Glieder,
Noch im Wahnsinn groß und heldenstark;
Wilder Zwietracht heiß gehetzte Hyder
Mästete sich am Heroenmark,
Und die Völker drängten auf einander —:
Philipp zeugte Alexander.

Weithin dampfend färbt die Griechenerde
Sich vom Blut der Söhne roth;
Vor dem Sieger, eine Söldnerheerde,
Liegen sie mit sclavischer Geberde:
Griechenruhm, der edle Held, ist todt.
Ach, kein Opfer loht,
Keine Hekatombe an der Bahre,
Die verlassen auf Ruinen steht,
Und kein Priester spricht im Festtalare
Für den hehren Todten ein Gebet:
Ueppig thronen, wo sonst Dichter sannen,
Macedonische Tyrannen.

Ernst Ziel.

Digitized by Google

Thier-Charaktere.

Von Gebrüder Adolf und Karl Müller.

Der Maulwurf.

Welchen Titel soll ich dem vielfach Verkannten geben, um ihm den gebührenden Platz anzuweisen in der Reihe der Insectenfresser, denen als auserlesene Waffenrüstung ein Gebiß verliehen ist, welches ich gelegentlich der Schilderung des Igels (vergl. 1878, Nr. 2) bereits zur Genüge gewürdigt habe? Der Maulwurf (Mull-, d. h. Erdaufwerfer) ist ein Riese an Kraft und Muth in Zwerggestalt, ein Hercules der Arbeit in niederster Erscheinung, ein Nimmersatt in der Begierde der Selbstbefriedigung durch Raub, Mord und Gefräßigkeit, eine lebendige Wühllocomotive, die sich nach allen Richtungen hin unter der Erde den Weg bahnt und die täglichen Züge ordnungsmäßig innehält, Morgens, Nachmittags und Abends, abgerechnet die Extrazüge, welche je nach Umständen und Bedürfniß abgehen, und die zahlreichen Nachtzüge. Die Hauptanhaltestellen sind da, wo das kriechende Vegetariergeschlecht unterirdischen Gewürms sich um Wurzeln sammelt, und die Orte, wo Wasser eingenommen wird, selbstgefertigte Erdtrichter, in denen sich das unentbehrliche Naß durch Zufluß ansammelt.

Den Ein- und Ausgangspunkt der vielfach verzweigten Erdfahrten bildet der Kessel, in welchem der Raubritter zu bestimmten Tageszeiten der Ruhe pflegt. In Rainen, unter Mauern oder in sonstigen trockenen höheren Lagen errichtet, hat diese unterirdische Burg als Mittelpunkt eine kegelförmige, acht bis zehn Centimeter weite Kammer, die Stätte des aus Moos oder sonstigen Pflanzenstoffen bereiteten Lagers. Rund um den Kessel führt erstens in gleich hoher Lage ein Gang in einem Umkreise von zwanzig bis fünfundzwanzig Centimeter, und über diesem wieder ein kleinerer Gang. Der Bewohner kann vom Kessel aus durch drei verschiedene Röhren in den oberen Kreisgang, von da aus durch fünf bis sieben Röhren in den unteren Kreisgang, von diesem aus endlich durch acht bis zehn strahlenförmig in wagerechter Richtung ausgehende Röhren in den eigentlichen Laufgraben von acht Centimeter weitesten Durchmessers gelangen, in welchen die zuletzt genannten Röhren einbiegen und welcher sich dann eine geraume Strecke von der Burg in die flacheren Gänge des Jagdgebietes verzweigt. Der Kessel hat aber auch noch einen Hülfsausgang nach unten: eine besondere, auf dem Boden der Kammer angebrachte Oeffnung fördert den schwarzen Rumpan bei Gefahr rasch in eine in die Tiefe gehende Röhre, welche allmählich bogenförmig wieder nach oben und schließlich ebenfalls in den breiten Laufgraben einlenkt.

Ein solcher Minirer und Wühler muß ungewöhnliche Grabwerkzeuge und zweckentsprechende Körperbildung haben. Der plattkegelförmigen Gesammtgestalt schließt sich insbesondere der zur Rüsselschnauze verlängerte gespitzte Kopf an. Unterstützt durch ein sogenanntes Vornasenbein, eine Knochenverlängerung des Nasenbeins, wird sie zum festen, kraftvollen Bohrer. Breit und stark ausgebildet erscheint das Schlüsselbein. Das derb angelegte Brustbein zeigt den sogenannten Kamm, den merkwürdigen kantigen Ansatz, an dessen Seitenflächen sich die stark entwickelten Muskeln des mächtig aufgebauten Vordertheils anschließen. Von besonderer Kraft und Ausbildung sind die Schulterblätter, dabei von unverhältnißmäßiger Länge im Vergleich zu den kurzen Obergliedern der im Leibe versteckten Beine, deren schaufelförmige Riesenpfoten, mit den nach außen gerichteten Innenflächen, seitwärts vom Leibe abstehen.

Das Hintertheil des Thieres kann im Verhältniß zum Vordertheil fast verkümmert genannt werden und läßt in Ansehung seiner Schmächtigkeit eine Erinnerung an die Körperbildung des Löwen zu. Unter den fünf nagelbewehrten Zehen der handähnlichen Pfoten steht nur die mittlere, längste frei, während das rechte wie das linke Paar durch Spannhaut mit einander verbunden ist. Die wie winzige Perlen erscheinenden Augen stecken tief im Pelze, können jedoch vermöge eines Muskels hervorgeschoben werden. Ebenfalls im Pelze verborgene Ohrenränder ersetzen die fehlenden Ohrmuscheln und können den Gehörgang verschließen. Auge wie Ohr ist somit vor dem Eindringen des Staubes und Sandes geschützt. Unter dem Mikroskop wird uns die Bildung des einzelnen Haares klar. Der untere Theil, von der Wurzel an, ist dünn, der mittlere dicker, der obere bis zur Spitze verjüngt sich wieder. Dadurch giebt das Haar jedem Drucke nach, legt sich nach allen Richtungen hin geschmeidig und ermangelt eines eigentlichen Strichs, durch welchen Umstand das Festsetzen der Erde im Pelze und auf der Haut verhütet wird.

Der Maulwurf stemmt sich beim Wühlen mit den Händen gegen die Erdwände seines Ganges, bohrt vor sich den Rüssel in die Erde und schaufelt nun mit den Grabwerkzeugen die Erde nach hinten, den Hinterleib nachschiebend. Beim Entfernen der Erde aus den Gängen leisten der Rüssel sowohl wie die Schulter treffliche Dienste, und die aufgeworfenen Haufen bezeichnen die mannigfaltigen Richtungen und Verzweigungen der Röhren. In leichtem Boden fördert natürlich die Wühlarbeit weit mehr, als in schwerem, gleichwohl ist ihr rascher Fortgang auch in letzterem staunenswerth. Die Bildung der Füße läßt auf den ersten Blick schon vermuthen, daß die Fortbewegung des Maulwurfs über der Erde eine schwerfälligere sein müsse, und so ist es in der That, wenngleich dieselbe immer noch eine ganz erheblich schnelle genannt werden muß. In den Gängen aber ist nach Lecourt sein Lauf ein fabelhaft rascher. Strohhalme mit Papierfähnchen an der Spitze, welche in mäßigen Abständen von einander in die Gänge gesteckt und von dem zur Flucht getriebenen Maulwurf durch Berührung erschüttert wurden, gaben die Maßstäbe für die Berechnung der Geschwindigkeit des unsichtbaren Schnellläufers.

Auf seinen Unternehmungszügen im Erdinnern und auf der Erde bietet der unbedeutende Gesichtssinn dem Maulwurf gewiß nur äußerst geringe Unterstützung, sobald aber das Thier Flüsse, Teiche, Seen, ja selbst, wie beobachtet worden, Meeresarme durchschwimmt, tritt dieser Sinn zur Mithülfe der Orientirung auf. Das Gehör scheint über der Erde bei Weitem nicht so scharf und fein zu sein, wie unter der Erde; denn ich habe mich in vielen Fällen davon überzeugt, daß im Juli und August der Maulwurf im Freien meinen Tritt erst in unmittelbarer Nähe vernahm. Im Erdinnern werden durch entstehendes Geräusch die Gehörnerven des Thieres durch Erschütterung jedenfalls stärker berührt, und Wahrnehmung und Unterscheidung sind da viel feiner. Unstreitig ist der in bewunderungswürdigem Grade ausgebildete Geruch- und Tastsinn des Maulwurfs der vornehmste Führer und Lenker desselben.

Sehr wenig Erfreuliches ist von den inneren Eigenschaften des Maulwurfs zu berichten.

Es treten in den Charakterzügen desselben hauptsächlich zwei Hauptkennzeichen auf, einmal die mit der Raubsucht und außerordentlichen Nahrungsbedürftigkeit verbundene Neid- und Bosheitswuth gegen Alles, was ihm das Jagdgebiet zu beeinträchtigen versucht, und dann die Eifersucht bei Liebeshändeln, die in dem kurzen Zeitabschnitt des Minnerausches zu blutigen Raufereien mit Nebenbuhlern führt. Kein Auge hat zwar bis jetzt die auf Leben und Tod unternommenen Zweikämpfe wuthentbrannter Maulwursmännchen in den unterirdischen Gängen beobachten können, wohl aber konnte das Ohr des Horchers das Gepolter und das quiekende Klagen der Verwundeten vernehmen, und die Schippe oder Hacke legte den erweiterten und verstampften inneren Kampfplatz frei und verhalf zu der Wahrnehmung, daß eine förmliche Abschließung oder Einsperrung des Weibchens durch Verrammelung mit Erde stattgefunden hatte. Schade, daß sich nicht hier oben wiederspiegeln läßt, was da drunten Rabale und Liebe unter den Maulwürfen anstiftet! Denn daß die Minnezeit reich ist an unsichtbaren dramatischen Scenen, dafür bürgt die Ueberzahl der Männchen im Verhältniß zu den Weibchen sowohl, wie auch der allzeit bereite Hang zur Gewaltthätigkeit auf Seiten der selbstsüchtigen Erdgnomen. Einen Zweikampf über der Erde vermag ich übrigens aus eigener Anschauung zu schildern, zu welchem freilich nicht Eifersucht, sondern Neid aus Raub- und Mordgier Veranlassung war (vergl. die Illustration).

Es mochte um den 18. oder 20. Juli des Jahres 1865 sein, als ich mich dem Neste eines Fitispaares (großer Weidenlaubsänger) näherte, in welchem ich Tags zuvor vier nackte Junge als das Ergebniß einer unternommenen zweiten Brut entdeckt

Maulwürfe im Kampfe.
Originalzeichnung von F. Specht.

Digitized by Google

hatte. Das Nest war unter einem Rosenstrauch unmittelbar an dem Stämmchen im etwas abschüssigen Boden des Rasens angelegt. Das Geschrei und Umherflattern der alten Vögel veranlaßte mich, behutsam näher zu schleichen. Zu meiner Ueberraschung erblickte ich ziemlich dicht neben dem Neste zwei erbost mit einander kämpfende Maulwürfe und vernahm gleichzeitig den quiekenden Schmerzensschrei des einen Duellanten.

In vorgebeugter Haltung beobachtete ich in unmittelbarer Nähe, wie der Kampf hin und her schwankte; beide Maulwürfe schienen mir gleich stark zu sein, da bald der eine, bald der andere im Vortheil war. Ich konnte mich deutlich von der hervorragenden Rolle überzeugen, welche der Rüssel als Heber und Dränger übernahm, und mit welcher gewandten Beweglichkeit er dem Gebiß den Weg bahnte zum erfolgreichen Angriff. War es das Aufflattern des Fitisweibchens, war es Ermüdung der vielleicht schon eine Weile Kampfenden, was Ursache war — kurz, plötzlich gab es Waffenstillstand, und nun sah ich, wie einer der Maulwürfe ungefähr einen Viertelmeter vom Neste ein junges Vögelchen von dem Boden aufnahm und, dasselbe fortschleifend, im Rasen verschwand. Der andere Maulwurf dagegen hob schnüffelnd den Rüssel in die Höhe, verfolgte noch eine Strecke die Spur des Gegners und verlor sich dann seitwärts in die Tiefe des unterirdischen Reiches. Bei näherer Untersuchung fand ich im Neste nur noch zwei Junge.

Die Veranlassung zu dem häufigen Erscheinen über der Erde im Hochsommer giebt dem Maulwurf der Umstand, daß das Gewürm sich nach der Oberfläche des Bodens zieht. Wenn auch vorzugsweise Würmer und Engerlinge die Nahrung des Maulwurfs bilden und seine Raubzüge den Aufenthaltsorten derselben mit möglichst gründlicher Ausbeutung sich zuwenden, so fallen ihm doch auch so viele andere Thiere zur Beute, daß ihm eine die feinere Ausbildung des Geschmacks bekundende Näschigkeit und wählerische Eigensinnigkeit nicht nachzurühmen ist.

Folgt das Auge dem schwarzen Mörder in einem Gebüsch auf dem Laubboden, so verräth sich uns schon die Lüsternheit in dem emsigen Bestreben, die Blätter mit dem Rüssel zu wenden, die Moosbüschel, Wurzelverzweigungen und locker sitzenden Steine zu untersuchen. Hier wird ein Wurm, dort eine Insectenpuppe, anderswo ein ausgebildetes Kerbthier, ein Käfer, ein Abend- oder Nachtfalter hervorgezogen; wieder anderswo dienen Schnecken und Kellerasseln, Spinnen, Frösche, Eidechsen und junge Vögel als Nahrung. Wo ihm das sofortige Erwürgen nicht gelingt, schneidet er bei lebendigem Leibe die Thiere an. Einen Frosch, den ein Maulwurf angefressen hatte und der jämmerlich schrie, ließ derselbe fahren, als ich mich zum Griff niederbeugte. Kaum aber war ich ein wenig vom Platze gewichen, als der Flüchtling wieder aus seiner Höhle hervorkam und die grausame Zerfleischung fortsetzte.

Man kann sich hiernach einen Begriff machen, wie raubmörderisch der Maulwurf drunten im Schattenreich des Erddunkels, auf dem Hauptschauplatz seiner Thaten, vorgeht. Da schont er der wirklichen Mäuse ebenso wenig wie der Spitz- und Wühlmäuse, wenn sie ihm begegnen. Arbeit, Mord und Fraß reichen sich fortwährend die Hand, unterbrochen nur von den beliebten Verdauungsstündchen in der Einsiedlerzelle, welche selbst keiner von Seinesgleichen betreten darf.

Um das volle Bild von der Gefräßigkeit des Maulwurfs zu geben, weise ich auf folgendes Erlebniß hin, welches mir bereits von Oken, Lenz und Flourens Beobachtetes bestätigte: Sechs Maulwürfe, welche in einer zur Hälfte mit Erde gefüllten Kiste vereinigt worden waren und mehrere Pfund Regenwürmer und Engerlinge vorgeworfen erhalten hatten, waren andern Tages nicht nur damit fertig geworden, sondern hatten sich bereits unter einander vertilgt, worauf der selbstverständliche Letzte an erhaltenen Wunden und in Folge von Entkraftung starb. Diese Rücksichtslosigkeit gegen Ihresgleichen schließt nicht aus, daß die Maulwürfe ihre Jungen äußerst zärtlich behandeln, was von Seiten des Weibchens weniger auffallend erscheint, als hinsichtlich des Männchens, welches in der That den Kleinen abwechselnd mit der Mutter Nahrung zuträgt. Von der tiefgehenden Pflugschar zu Tage geworfene junge Maulwürfe sind, wie man beobachtet hat, von der Mutter wieder unter die Erde in Sicherheit gebracht worden.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier eine erschöpfende naturgeschichtliche Darstellung dieses interessanten Erdthieres zu geben. Aber den zahlreichen Landwirthen, welche die „Gartenlaube“ lesen, soll unsere Ansicht über den Nutzen und Schaden des Maulwurfs nicht vorenthalten werden.

Schon in der Wahl des Aufenthaltes zeigt der Maulwurf seine entschiedene Vorliebe für die Jagd auf Würmer und Engerlinge, indem er die öden Steppen und Striche meidet und den fruchtbaren Boden der Weiden, Gärten, Baumpflanzungen und Wiesen aufsucht. Der Winter unterbricht seine Thätigkeit nicht, in dieser Jahreszeit ist dieselbe aber der Erdtiefe mehr zugekehrt, wohin sich der Kälte wegen Gewürm und Larven zurückgezogen haben, wenn nicht eine wärmende Schneedecke den Aufenthalt in höherer Erdschicht ermöglicht, unter welchen Umständen auch der Maulwurf häufiger seine Erdhaufen unter dem Schnee aufwirft.

Nach den neuesten Untersuchungen und Berechnungen verzehrt ein Maulwurf innerhalb 24 Stunden durchschnittlich 60 bis 70 Engerlinge. Nun ist diese Beobachtung allerdings an gefangenen Maulwürfen gemacht worden, und es mag immerhin der Fall sein, daß ihm im Freien der Tisch nicht so reichlich gedeckt ist, wie in der Gefangenschaft. Aber das Wühlen und Schaffen im Erdreich steigert auch anderntheils wieder den Stoffwechsel und den davon abhängigen Nahrungsbedarf, daher angenommen werden kann, daß der freilebende Maulwurf eine größere Menge der Beute, wenn er ihrer habhaft werden kann, vertilgt, als der eingesperrte.

Nach unseren Erfahrungen säubert ein Maulwurf innerhalb fünf bis sieben Tagen ein Achtel Hectar Wiesen- oder Ackerfläche vollständig von Kerfen und Würmern im Innern, um sich sodann mit scharfem Witterungssinn schleunigst ein neues ergiebiges Revier zu suchen. Wohl befinden sich im Gefolge seiner heilbringenden Thätigkeit auch zerstörende Eingriffe in die Werke der Bodencultur, und nicht überall kann ihm darum das Wort der Pflege und Schonung geredet werden, wie man ihn denn in Kunst- und Gemüsegärten und im GrabLande zu vertilgen berechtigt ist; wo aber seine Wühlereien das Wachsthum weniger beeinträchtigen und wo der Ackerbauer Hügel und Gänge an der Bodenfläche leicht wieder verebnen kann, gebe man ihm getrost Spielraum auf Wiesen-, Feld- und Waldboden! Die überall ausgleichende Natur wird bei allzusehr steigender Vermehrung des Maulwurfes ihre Wasserfluthen senden, und lebendige Feinde in Gestalt der Tag- und Nachtraubvögel, des Storchs, des Fuchses, Marders, Wiesels und Iltisses werden immer seine Reihen lichten.

Karl Müller.

Blätter und Blüthen.

Zum ersten April. Es ist eine uralte, weitverbreitete Sitte, einander am ersten April, wie es heißt, „in den April zu schicken“. In Deutschland erschallt am ersten April der Ruf:

„April, April, April!
Heut' kann man den Narren schicken,
Wohin man will.“

In Frankreich heißt es: „Donner un poisson d'avril“ („einen Aprilfisch geben“), und in England sagt man:

„On the first day of April
Hunt the gawk another mile,“

was zu deutsch etwa heißt:

„Im Monat April, am ersten Tage,
Den Geck eine Meile weiter jage!“

Natürlich ist es vorzüglich die Jugend, die sich diesem Genusse des „In den April Schickens“ hingiebt, aber auch die Erwachsenen verschmähen wohl einen kleinen Scherz am ersten April nicht.

Der Brauch wird auf die verschiedenste Art und Weise in Ausführung gebracht. In Deutschland, Holland und England schickt man am ersten April Kinder und Dienstboten in die Apotheken, um Mückenfett, Krebsblut und andere Ungeheuerlichkeiten zu holen, und bindet den auf diese Weise „in den April Geschickten“ Zöpfe mit Papier ꝛc. zur Erhöhung des Gaudiums an. Vornehmlich in England sind diese Aprilscherze noch recht im Brauch, ja, sie sind dort heutzutage noch am meisten beliebt. Heißt doch der erste April in England geradezu „all fools day“, aller Narren Tag. Das in dem englischen Vers enthaltene Wort „gawk“ — sagt man gewöhnlich — bedeutet ursprünglich „Kukuk“, der in der Regel in den ersten Tagen des April erscheint und auf den dann von Baum zu Baum eine Meile weit Jagd gemacht zu werden pflegt. Später jedoch

nahm der Ausdruck „gawk" auch die Bedeutung „Geck" an. In Schottland hat sich dieses Kukuksjagen bis auf den heutigen Tag erhalten; nur wird öfters — nach der üblichen Auffassung „in Ermangelung eines wirklichen Kukuks" — ein Mann dazu erkoren und gejagt.

In Frankreich schickt man gleichfalls noch heute den Narren in den April, was der Franzose, wie bemerkt, „donner un poisson d'avril" nennt. Dieser Aprilfisch ist freilich kein anderer als der im Canal so häufig vorkommende Maifisch. Bekanntlich aber waren die Fische der Liebesgöttin Venus geweiht, die zugleich auch Göttin des Monats April war, in welchem ja Alles in der Natur zu neuem Leben keimt und sprießt.

Ueber den Ursprung dieser Sitte ist viel gestritten worden. Unzulässig ist ihre späte Ableitung aus der kirchlichen Ueberlieferung der Leidensgeschichte Christi, wonach sie das Herumschicken des Letzteren „von Pontius zu Pilatus" abbilden solle, unwahrscheinlich der Einfall, daß sie der Unbeständigkeit des sprüchwörtlichen „Aprilwetters" ihren Ursprung verdanke. Nach Jacob Grimm kennt das germanische Alterthum die Sitte gar nicht; dieselbe wäre vielmehr aus Frankreich in Deutschland eingewandert, und es steht zu vermuthen, daß sie keltischen Ursprungs, wohl der Rest einer keltischen Frühlingsfeier ist, welche, wie alle heidnischen Frühlingsfeste, der Ausdruck überschäumender Lustigkeit war. Vielleicht kommt man der Sache noch genauer auf den Grund, wenn man einen Zug in Erwägung zieht, der für alle Frühlingsfeste vorzugsweise charakteristisch ist: die Symbolisirung des Winters durch irgend eine bestimmte Figur, welcher sehr übel mitgespielt, welche im Kampfe besiegt, verspottet, vernichtet, oder aber verstoßen und verjagt wird. Es liegt nahe zu vermuthen, daß jener verjagte „Geck", welchen man am ersten April „schicken kann wohin man will", mit dem Winter zusammenhängt. Nebenbei bemerkt, dürfte auch unserer Redensart „Jemanden zum (das heißt als) Kukuk schicken" die oben von Schottland berichtete Form des Wintervertreibens zu Grunde liegen und das Wort „gawk" in Bezug auf seine Herkunft noch genauerer Erwägung werth sein.

Friedrich Harkort. Seit längerer Zeit schon mußten wir, dem Laufe der Natur gemäß, auf den Verlust des Hochbetagten gefaßt sein. Als aber am 7. März der Telegraph die Kunde brachte, daß er am vorhergehenden Tage für immer entschlafen sei, da haben doch unzählige Häupter sich trauernd geneigt, und es ist ein Gefühl ehrfurchtsvoller Ergriffenheit durch Tausende von Herzen gegangen. Weit und breit in Deutschland kannte man den Werth des seltenen Mannes und die Art seines Verdienstes und seiner Bedeutung. Lag sie doch in Charakterzügen, die Jedermann verständlich sind, in der Schlichtheit und makellosen Reinheit seines Sinnes und Wandels, in der stolzen Festigkeit seines Bürgersinnes und seiner Vaterlandsliebe, in seinem unerschütterlichen Glauben an die Erlösungsaufgaben des Jahrhunderts, an den Segen der Freiheit, der Humanität und des Volksrechts, besonders aber in der muthvollen und unentwegten Hingebung, mit der er fort und fort für diesen Glauben gekämpft und ihn nach allen Seiten hin durch Wort und Werk bethätigt hat.

Und mit diesen Eigenschaften ist er in einem Moment dahin gegangen, wo nach einer kurzen Zeit volksthümlichen Aufschwunges der Schwarm wohlbekannter Rückwärtsdränger wiederum zur Macht gekommen, wo sie mit stark vordringender Kraftanstrengung ihre unterbrochene Hemmungsarbeit von Neuem begonnen haben und ein erheblicher Theil des zeitweilig kampfesmüde gewordenen Bürgerthums noch verblüfft, verwirrt und unschlüssig dieser verhängnißvollen Wendung gegenübersteht. In einem solchen Zeitpunkte bedrohlicher Vorgänge und dumpfer Stimmungen ist es ein doppelt harter Schlag für den liberalen Kern der Nation, wenn ihm freisinnige Führer von so eindrucksvoller Macht und Wärme der politischen und sittlichen Ueberzeugung abhanden kommen, wie sie Harkort und einige seiner im Tode ihm vorausgegangenen Kampfgenossen in früheren ähnlichen Perioden reactionärer Verdüsterung bewährt haben.

Die „Gartenlaube" kann es sich als ein Verdienst anrechnen, daß sie stets beflissen gewesen ist, das Andenken großer Helden und Märtyrer des Befreiungsringens durch zusammenfassende Schilderungen ihres Lebens und Charakters im Gedächtniß der Zeitgenossen lebendig zu erhalten. Auch von dem alten Harkort oder dem „alten Fritz Westfalens", wie der Volksmund ihn nannte, hat sie ihren Lesern wiederholt erzählt, auch sein Bildniß ihnen vorgeführt, da er noch lebte und sein Tag sich zum Abend neigte (Jahrgang 1870, Nr. 2 und 1877, Nr. 7). Aus diesen Artikeln werden Viele sich noch erinnern, daß der jetzt Verstorbene schon unter Blücher in den Schlachten des Befreiungskrieges gefochten und mit dem Schmuck des Eisernen Kreuzes aus demselben zurückgekehrt ist, erfüllt aber mit dem Geiste Arndt's und Körner's, das heißt nicht als ein Duckmäuser und liebedienerischer Parteigänger der Gewaltigen, wie viele seiner Kriegscameraden.

Alsbald begann er sodann im Frieden auch die Arbeit des Friedens, seine großartige und geniale Industriethätigkeit, immer seiner Zeit voraus, wo es sich um sichere Erkenntniß, um rechtzeitige Benutzung und Einführung von großen Fortschritten des Erfindungsgeistes, z. B. des Dampfes, für Verkehr und Gewerbe handelte. Was Westfalen und die Rheinprovinz und von hier aus ganz Deutschland ihm in dieser Hinsicht zu danken haben, ist anerkannt. Zugleich richtete sich seine Fürsorge auch auf die Lage seiner Arbeiter, schon lange vor dem Heraufsteigen der „socialen Frage" am politischen Horizont. Wunderbar ist es zu sehen, mit welcher Sicherheit der einzelne Mann schon damals die kranken Punkte in dem Leben der noch ganz passiv sich verhaltenden Fabrikarbeiter erkannte und in seinem Bereiche der Entwickelung schlimmer Verhältnisse durch Förderung von Unterricht und Bildung, durch wirksame Anregung der Association und besonders durch das Bemühen vorzubeugen suchte, jeden Arbeiter möglichst zum unabhängigen Besitzer eines Fleckchens Erde zu machen, in dessen Mitte sein Häuschen stand. Wären nach dieser Seite hin nicht bis heute die meisten Fabrikherren hinter ihm zurückgeblieben, so hätte die social-demokratische Unterwühlung niemals eine so furchtbare Macht und Ausdehnung gewinnen können.

Harkort liebte das Volk und hatte auch in den Tagen des vormärzlichen absolutistischen Polizeistaats schon erkannt, daß aus diesem herrischen, alles freie Regen und Bewegen niederhaltenden Zwangs- und Bevormundungsregiment ein wahres Glück der Gesammtheit nicht erblühen könne. Darum sehen wir ihn sofort nach dem Ausbruche der Revolution von 1848 hervorragend in den öffentlichen Bewegungen stehen. Aber der Gang der Dinge sagte ihm zunächst nicht zu. Sein nüchterner Sinn verstand das rasche Ueberschäumen des jungen Freiheitsrausches nicht, und sein energischer Widerspruch dagegen ließ ihn als einen grämlichen Reactionär erscheinen. Wenn aber die Reaction ihn deshalb zu den Ihrigen zählte und auf die weitere Unterstützung dieser gewichtigen Persönlichkeit hoffte, so befand sie sich in einem starken Irrthum. Sein Streben hatte nichts gemein mit den Sonderinteressen und Absichten geistlicher und weltlicher Vorrechtskasten. So wie sie die erlangte Niederwerfung der Volksbewegung zur Durchsetzung ihrer Ansprüche, zur Herabdrückung des öffentlichen Geistes und seiner freien Entwickelung benutzten, finden wir auch Harkort inner- und außerhalb der Volksvertretung in den vordersten Reihen ihrer entschiedensten und erbittertsten Feinde. Für all sein Wirken kam ihm ein besonderes Talent zu Statten: er war ein Volksschriftsteller von Gottes Gnaden, und Unerreichtes hat er namentlich im Genre der kleinen Flugschrift geleistet durch die Klarheit seiner Urtheile, durch die Schärfe seiner Gründe, die geist- und herzbewegende Gewalt seiner Gedanken, für die er stets das gemeinverständliche Wort, den natürlichsten Ton, den kernigsten und treffendsten Ausdruck fand.

Von dieser fast dämonischen und von ihm nur sparsam angewendeten Gabe machte er in der Schreckenszeit der fünfziger Jahre den vollsten Gebrauch. Als das Ministerium Manteuffel-Raumer-Westphalen in innigem Bunde mit der undeutschen junkerlich clericalen Partei allgewaltig das Ruder des Staates führte und unaufhaltsam von Sieg zu Sieg schritt, da sandte Harkort 1851 wider dieses Beginnen seinen denkwürdigen „Bürger- und Bauernbrief" in das Volk, der in jenen Tagen der Herabdrückung und Einschüchterung einen geradezu aufrüttelnden Eindruck machte, gegen welchen die angegriffenen Gewalten keinen andern Rath wußten, als daß sie den hochangesehenen Abgeordneten und Ritter des Eisernen Kreuzes auf die Bank der Angeklagten brachten. Mit solchen Mitteln aber war ein Harkort eben so wenig abzuschrecken, wie seine tapferen Mitstreiter. Wußte er doch, daß er nur zu hellem und offenem Ausdruck gebracht hatte, was dunkel und unausgesprochen Hunderttausende von Gemüthern bewegte.

Es erschien von ihm also 1852 ein zweiter, nicht minder eindringlicher „Bürger- und Bauernbrief", sowie der gleichfalls berühmt gewordene „Wahlkatechismus", und alle diese kleinen Manifeste haben in nachdrücklichster Weise dazu beigetragen, den Volkssinn vor Versumpfung zu bewahren und ihn frisch und wachsam zu erhalten für den Tag, wo mit Eintritt einer neuen Aera jene Herrschaft engherziger Finsterlinge ihr Ende fand. Harkort, der von 1848 bis 1872 der preußischen Volksvertretung angehörte, ging in mancher einzelnen Frage seine eigenen Wege. Ueberblickt man aber seine gesammte öffentliche Laufbahn, so weiß man, daß er bis zu seinem letzten Augenblicke als einer der unbeugsamsten Kämpfer auf der Seite des Fortschritts und der Freiheit, des Lichtes und der Menschlichkeit gestanden hat. Unvergeßlich wird namentlich für alle Zeiten sein niemals ermüdendes Wirken für den Unterricht und die Bildung der Jugend, für die Hebung der Schule und des Lehrerstandes bleiben, doppelt erinnerungswürdig im Angesichte der heutigen Umstände, wo die herrschgierigen Dunkelmänner wieder hoffnungsfreudig ihre Hände ausstrecken nach der Unterjochung der Schule und uns soeben von hoher Stelle aus ein Programm erneuerter Angriffe auf die Würde und Selbstständigkeit unseres ehrbaren und pflichtgetreuen Lehrerstandes verkündet wurde.

Gewiß, es ist kein erfreulicher Augenblick deutscher Geschicke, in welchem der liberale Patriarch von Barop als ein Siebenundachtzigjähriger seine Augen geschlossen hat. Gewiß aber ist auch die allenthalben seinem Andenken gewidmete Trauer eine Gewähr, daß die Aussaat seines Lebens nicht verloren gegangen ist. Außerordentlich großartig durch die nach Tausenden zählende Menge der Theilnehmenden, wahrhaft imposant durch die ergriffene Stimmung und Haltung derselben war sein Leichenbegängniß. Aus allen Gegenden Deutschlands waren die Blumen und Lorbeerkränze gekommen, die hergeshoch auf seinem frischen Grabe lagen. Reden wurden, seinem Wunsche gemäß, an demselben nicht gehalten. Aber bezeichnend für die Art des Mannes waren folgende seiner Bestimmungen. Aus einem Baume, den er selber (wohl für den Zweck) in seinem Garten gezogen, wurde sein Sarg gezimmert, mit dem Mantel, den er in den Befreiungskriegen getragen, ward sein Leichnam zugedeckt, auf dem Brautkleid seiner verstorbenen Gattin ruht sein Haupt. So schläft der volksfreundliche Fabrikherr, der wirkungsreiche Volksmann, Volksvertreter und Volksschriftsteller im Erbbegräbniß zu Haus Schede bei Wetter a. d. Ruhr den ewigen Schlaf, im Tode noch ein lebendiges Zeugniß wider jene kleinen und engen Geister, die jetzt den Schwachmuthigen und Gedankenlosen gern das seichte Märchen aufbinden möchten, daß die liberalen Gesinnungen und Einrichtungen ein Quell der Sünde, des wirthschaftlichen und sittlichen Verderbens der Völker seien. Als ein solches Zeugniß sollte das Leben Harkort's von einem Kundigen ausführlich geschildert werden.

A. Fr.

Beiträge zur Erklärung des Wetteraner Frühlingsliedes. Wir theilten unter „Blätter und Blüthen" in Nr. 7 dieses Jahrgangs den großentheils unverständlichen Text eines volksthümlichen Tanzliedes mit, welches zu einem österlichen Reigentanz in Langsdorf in der Wetterau bis vor Kurzem noch gesungen wurde, und wir gaben gleich dem Einsender der Vermuthung Raum, damit einen uralten Rest vorchristlichen Volksthums zu den Acten nehmen zu können.

Digitized by Google

Daß ein verständlicher, jenem Frühlingsliede verwandt klingender Kindertext in unserer Kinderwelt umläuft, war uns nicht unbekannt; derselbe ist auch bereits hier und da in Kinder- und Volksliedersammlungen aufgenommen. Da indeß Manches dafür zu sprechen schien, daß in dem Wetterauer Text Originaleres vorliege, so entschlossen wir uns, denselben abzudrucken und Weiteres abzuwarten.

Das Aufsätzchen hat nun in den weitesten Kreisen unserer Leser die Aufmerksamkeit erregt und dem Verfasser wie auch uns zahlreiche Briefe eingetragen, welche, neben einigen mythologischen Erklärungsversuchen, die wir übergehen müssen, genügendes Material zum Verständniß jenes Stückchens urväterlicher Festfreude liefern, und zwar knüpft sich die Aufklärung an nähere Mittheilungen über die bereits erwähnte anderwärts umlaufende, verständliche Form der Textüberlieferung.

Es ergiebt sich, daß ein mit dem Wetterauer identisches Spiel, und zwar ein Oster-, beziehungsweise Frühlingsspiel volksthümlicher Natur in Ost- und Westpreußen, in Pommern, Schleswig-Holstein, in der Mark, so unter den Siebenbürger Sachsen und auch wohl anderwärts üblich war. Dasselbe wurde ursprünglich von Erwachsenen auf grünem Raien, also im Freien, gespielt, ist aber jetzt zumeist nur noch als Gesellschafts- oder Kinderspiel üblich, in welchem Falle es in Ausführung wie Text stark abgeschwächt und nicht mehr an eine bestimmte Jahreszeit gebunden erscheint. Dem Kundigen kann schon nach dem bisher Gesagten kein Zweifel übrig bleiben, daß wir es hier thatsächlich mit einem uralten Rest Volksthums, und zwar einem heidnischen Frühlingsfeste zu thun haben, wie denn auch der Wetterauer Text von dem verstorbenen hessischen Geschichtsschreiber Professor L. Diffenbach, freilich nicht ganz zutreffend, als Lobgesang auf die Ostara gedeutet worden ist.

Was die Form des Festes betrifft, so geht aus den Mittheilungen übereinstimmend hervor, daß die Theilnehmer — jedenfalls die Jugend — einen Kreis um eine in der Mitte stehende Person schlossen, welche letztere ursprünglich immer ein Mädchen gewesen zu sein scheint, das seinen verlorenen Schatz sucht. Diese Thatsache erklärt die Suchende selbst in den ersten Strophen des Gesanges, wohl während die ganze Gesellschaft unter Reigensprüngen um die Suchende kreiste und mitsang. Alsdann steht Alles still, und die Suchende geräth zuerst an einen falschen Schatz, den sie abweist, und dann an den richtigen, mit dem sie in der Mitte des Kreises tanzt, während die Kette der Umstehenden wieder im Reihentanze das Paar umspringt. Nunmehr nimmt ein anderes Mädchen die Mitte ein, und das ganze Spiel fängt von vorn an.

Der Text des Gesanges, welcher diesen Vorgang begleitet, zeigt keine bedeutenden Varianten. Er beginnt in Schleswig-Holstein:

„Grünes Gras, grünes Gras
Unter meinen Füßen,
Hab' verloren meinen Schatz,
Werd' ihn suchen müssen.

Hier und dort, hier und dort,
Unter diesen Allen
Wird doch wohl auch Einer sein,
Der mir könnt' gefallen."

Darauf die Frage an eine Person:

„Willst Du mein Schatz sein?"

Auf die Antwort „Ja" heißt es:

„Sagst wohl aber ja ja,
Meinst wohl aber nein nein —"

und auf die Antwort „Nein" umgekehrt; in jedem Falle aber wird der Betreffende stehen gelassen, ein Anderer als Tänzer gewählt und während des Tanzes mit demselben gesungen:

„Dich, mein Schätzchen, will ich lieben;
Du bist mir in's Herz geschrieben;
Du gefällst mir wohl —
Ja Du gefällst mir wohl."

Die beiden Anfangsstrophen finden sich fast in allen uns mitgetheilten Formen des Textes; in der ersten Zeile steht bald „Grün, grun, Alles grün", bald „Hier ist grün und da ist grün" oder „Schönes Gras, grünes Gras", und statt „meinen Schatz" findet sich „der schönste Schatz"; in der zweiten Strophe, die übrigens vereinzelt ganz fehlt, heißt es auch „Hier und da, hier und da", in Westpreußen „Hier und dort, fremden Ort"; in Pommern lautet diese Strophe:

„Hier und dort und überall,
Unter diesen Allen —
Dieser mit dem bunten Rock
Thut mir sehr gefallen —"

Eingreifender sind die Varianten in dem folgenden Theile des Gesanges wie auch in der weiteren Ausführung des Spieles. Am engsten schließt sich eine westpreußische Fassung an; nur heißt die erste Frage: „Liebes Kind, liebst Du mich?" und die Schlußstrophe:

„Schönes Kind, ich will Dich lieben;
Du bist mir in's Herz geschrieben,
Ja nur Du allein,
Ja nur Du allein."

Auch in der Form: „Willst Du sein mein lieber Schatz?" findet sich die erste Frage, und die beiden gleichlautenden Schlußzeilen heißen anderwärts: „Du gefällst mir gut". Bei dieser Fassung wird nur in einem Bericht der wählenden Person freigestellt, gleich mit der erstgefragten Person zu tanzen, während dieselbe sonst durchgehends als abgewiesen stehen bleibt.

Vielfach findet sich folgende Variante des zweiten Theils: Nach den beiden Eingangsstrophen tritt die suchende Person zu einer im Kreise stehenden und singt:

„Dreh dich um! Ich kenn' dich nicht;
Bist du's oder bist du's nicht?"

Die Person wendet sich um — aus den Berichten ist nicht ersichtlich, ob der Kreis etwa zuvor im Stehenbleiben die Gesichter abgewendet hatte — und die Suchende singt weiter:

„Ach nein, ach nein, du bist es nicht;
Drum geh von mir! Ich mag dich nicht —"

oder, wie es im Samlande drastischer schließt:

„Scher dich raus! Ich kenn' dich nicht —"

wogegen einer zweiten Person der Bescheid wird:

„Ach ja, ach ja, du bist es wohl;
Drum nimm die Hand von mir zum Lohn!"

Bei Kindern heißt es hier: „Die mir'n Tänzchen (Küßchen) schuldig war (geben soll)." Uebrigens findet sich auch der Fall, daß auf die Frage: „Bist du's oder bist du's nicht?" die Antwort erfolgt: „Nein, nein, ich bin es nicht," worauf die Suchende singt: „So will ich dich denn lassen stehn und zu einem Andern gehn." Endlich ist bemerkenswerth eine aus Charlottenburg gemeldete Textfassung, welche nach Abweisen der ersten Person sagt:

„Der da mit dem braunen Rock,
Der könnte mir gefallen.
Ich bitte ihn, ich bitte ihn,
Er soll mich erlösen." — —

Zur Erklärung dieses Spiels nun genügt die bekannte Grundlage so vieler Frühlingsmythen: die Vorstellung, daß die Erde, welche von ihrem Geliebten, dem Fruhlings- oder Sommergott, durch den Winter getrennt war, jetzt dem Winter absagt und von dem „im bunten Rock", dem Frühling, erlöst, wieder mit ihm vereinigt wird. Das Bunte spielt bei allen Völkern in der Frühlingsfeier eine Hauptrolle.

Es bleibt nur noch zu erörtern übrig, wie sich die Wetterauer Textform zu den übrigen mitgetheilten verhält, und dabei liegt allerdings der Verdacht nahe, daß die sinnlosen Wörter nur Verstümmelungen sind, daß in „Herijolls" der Anfang „Hier ist" (?), in „Kapp verloren" (oder, wie es auch heißt, Kopp verloren) etwa „Ich hab' verloren" steckt, daß sich „Heridot, antimot" vielleicht als „Hier und dort, am andern Ort" und „Sax'm Krämer, ja, ja" als „Sagst mir immer ja, ja" entpuppt.

Ob es sich hiernach lohnt, eine Fortsetzung des Liedes, welches der Berichterstatter aus der Wetterau nachträglich uns mittheilt, hier anzumerken, mag zweifelhaft erscheinen. Das Stück beginnt: „Haule geh, Haule geh! Sapm hieß mein Vater, hat Dich denn der Paff gebracht unter die Soldaten" und charakterisirt sich in vier weiteren Zeilen als aufmunternder Begleitgesang zum Tanz der beiden Hauptpersonen.

Die Melodie — dies nebenbei gesagt — ist überall entweder die mitgetheilte, oder sie erinnert an eine moderne Tanzmelodie.

Wir möchten an die ganze Angelegenheit einen Wunsch anknüpfen. Die Wissenschaft der vergleichenden Mythologie liegt noch vollständig in den Windeln; sie wird einst eine bedeutsame Stelle im Kreise der Wissenschaften einnehmen und würde es dann mit reichem Danke lohnen, wenn in unserer Zeit, wo so rapid das alte Volksthum mit seinen unersetzlichen Fingerzeigen verschwindet, von den Resten gesammelt worden wäre, was irgend übrig war. Dazu wären am ehesten unsere wackeren Lehrer, jeder an seinem Ort, befähigt; so gut sie über Haar und Augen ihrer Schulkinder Bericht abstatten, so gut sie Zeugniß für den Volksdialekt ihres Wirkungskreises abzulegen veranlaßt werden, so gern würden sie jene andere Aufgabe im Dienste der nationalen Wissenschaft über sich nehmen, wenn sie von maßgebender Stelle her dazu aufgefordert würden. Denn Viel ist wohl hie und da von dem und jenem Forscher gesammelt, aber das würde verschwinden gegen den Werth eines vollständigen Materials, wie wir es in der Bibliothek der Reichshauptstadt niedergelegt wünschten.

Anfrage. Wo bestehen in Deutschland, speciell im Staate Preußen, Schulen oder Lehranstalten für blinde oder halb erblindete Kinder vermögensloser Eltern?

Berichtigung. In dem Artikel „Ueber die Hauptrichtungen in der heutigen Musik" von R. Falckenberg (Nr. 12) ist Seite 191, erste Spalte, Zeile 16 v. o. statt: „Feierliche" zu lesen: „Zierliche".

Kleiner Briefkasten.

R. K. in B. Sie haben Recht — aber der Verfasser auch. **Kreyssig** hat sich thatsächlich mit dem Plane getragen, eine Geschichte der französischen Literatur im großen Stile zu schreiben, ist aber an der Ausführung dieses Planes leider durch den Tod gehindert worden. Andrerseits druckt die Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin, welche die meisten Werke Kreyssig's verlegte, allerdings bereits in fünfter Auflage eine kleine, vorzugsweise für den Unterricht und das Selbststudium berechnete französische Literaturgeschichte aus der Feder des Heimgegangenen, die in ihrer Art ein Meisterstück präciser und dabei erschöpfender Darstellung ist, und diese hat der Verfasser des Artikels neben manchem Anderen unerwähnt gelassen.

Emma L. in Steinensee in Kurland. Wir können Ihnen leider nicht die gewünschte Auskunft ertheilen. Lassen Sie doch in dem Adreßbuche der Stadt Halle nachschlagen!

Dr. B. in Lübeck. Wir haben uns im Interesse Ihres Freundes genau über die Angelegenheit informirt, können Ihnen aber nur brieflich antworten. Geben Sie also Ihre volle Adresse an! Wir haben oft genug erklärt, daß wir den Weg der Correspondenz durch die Post stets vorziehen.

Abonnentin in St. Wiederholen Sie Ihre Anfrage unter Angabe Ihrer vollen Adresse!

P. G. in Sch. Arge Curpfuscherei, wie Alles, was von der bewußten Leipziger Firma ausgeht!

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 15. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der Weg zum Herzen.

Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von **Robert Byr.**

(Fortsetzung.)

„Wenn es heute noch Touristen in Harnisch und Stahlschienen gäbe," äußerte Lora zuletzt in ehrlichem Eifer, „so könnte ich mir Witold nur als solchen Ritter ohne Furcht und Tadel denken, der Prinzessinnen befreit und Drachen bekämpft. Ist er doch eben just wieder darauf aus, und doppelt lobenswerth ist es, daß er es sogar für eine Prinzessin — Hilma thut, aus deren Hand er nicht einmal auf Dank rechnen kann. — Ach, wie häßlich ist es von ihr, da er sich doch so sehr für sie und Heinrich bemüht!"

„Ja," sagte Lisa zerstreut. „Heinrich und Hilma sind Lomeda viel Dank schuldig — wir alle," setzte sie dann, sich verbessernd, hinzu.

Lora sann ein wenig nach; dann, nachdem sie den Kopf einige Mal gewendet, wie um in die Ferne zu horchen, betrachtete sie ihre Schwester, die sich ganz in ihre Arbeit zu versenken schien, ohne daß dieselbe jedoch dadurch gefördert worden wäre, da der trocken gewordene Pinsel fast immer auf derselben Stelle auf und nieder fuhr und tupfte. Endlich, einem plötzlichen Einfall folgend, begann sie wieder:

„Es ist doch seltsam. Ich sage immer: Witold, und Du nennst ihn stets: Lomeda. Wie kommt das?"

„Gewohnheit."

„Aber das klingt so philisterhaft feierlich, als ob er ein uralter Mann wäre. Ich könnte mir das gar nicht denken. Zum Beispiel: ‚Bist Du mir auch recht vom Herzen gut, Lomeda?' oder: ‚Weißt Du, daß ich Dich heute gar nicht mag, Lomeda?' oder: ‚Mein lieber Lomeda! Da hast Du noch einen Kuß!' Hahaha! Wie lächerlich!"

Ihr Lachen klang so voll und herzlich und schnitt der Zuhörerin doch in die Seele. Sie vermochte nicht zu lachen.

„Aber das ist wohl bei Euch gar nicht Gebrauch?" fuhr Lora mit schelmischer Neugier fort. „Wenigstens hat es noch keines Menschen Auge gesehen. Sage, Lisa — küßt Ihr Euch denn gar nie?"

Daß die Gefragte sich tief auf die Skizze herabbeugte, konnte ihr glühendes Erröthen nicht verbergen.

„Wie Du doch thöricht schwätzest!" verwies sie der Neugierigen die zudringliche Frage.

„Thöricht?" rief diese verwundert. „Mein Geschwätz oder das Küssen? Hältst Du dies für thöricht? Kommt es also bei Euch wirklich nie vor — auch nicht versteckt, ganz insgeheim? Höre, das gefiele mir gar nicht. — Habt Ihr Euch denn wirklich nicht lieb?"

Jetzt waren Lisa's Augen plötzlich erhoben und brennend auf die ihrer Schwester gerichtet.

„Wer hat es Dir gesagt? Er?" stieß sie scharf und unbedacht hervor. Es war eine Eingabe quälendsten Mißtrauens, der sie um keinen Preis zu widerstehen vermocht hätte.

„Gesagt hat mir's Niemand," entgegnete Lora schlicht, ohne den Stachel zu ahnen, der Ursache jenes Ausrufs gewesen. „Aber man muß unwillkürlich auf den Gedanken kommen, wenn man Euch so kalt und beinahe unfreundlich an einander vorüber gehen sieht. Als Ihr Euch heirathetet, da war ich zwar nur ein Backfisch, aber ich machte mir doch so meine Gedanken. So wie ich mir die Liebe vorstellte, war's nicht zwischen Euch, und ich begriff Euch Beide nicht; denn in meinen Augen gab's keine schönere Braut, als meine Schwester, und keinen anbetungswürdigeren Mann, als meinen Herrn Schwager in spe — ja wohl, schon damals! Nun, wenn ich auch noch nicht glaubte, daß Ihr Euch liebtet, so vermeinte ich Euch doch auf dem Wege dahin. Aber jetzt — ja, jetzt habt Ihr wohl den Weg verloren — bedenklich abgekommen wenigstens müßt Ihr davon sein."

Ehe sie fortzufahren vermochte oder von ihrer Schwester, die starr und stumm vor sich niederblickte, eine Antwort erhielt, hob sie, wieder aufhorchend, das Köpfchen. Harro und Frip fuhren mit lautem Gebell um das Haus, und Lora sprang, ihre psychologischen Nachgrabungen auf ein ander Mal verschiebend, munter empor.

„Da kommt schon unser neuer Gast," rief sie. „Aber gefahren diesmal. Das sind gewiß die neuen Schimmel, über die er im Handel stand. Die muß ich sehen."

Und leicht wie eine Else war auch sie um die Ecke gehuscht.

„Abgekommen! Verloren — für immer!" rief das Echo in Lisa's Brust in vielfacher Wiederholung, immer bänglicher und leiser, bis es in einem tiefen Seufzer erstarb.

Da faßte Gretchen nach ihrer Hand. Die Kleine hatte von dem Platze, wo sie spielte, den freien Ausblick neben dem Hause vorüber nach dem Hofe gehabt. Sie war jetzt sehr in Eile.

„Komm, Mama, komm!" drängte sie. „Papa ist da — da!"

War es möglich? Doch warum sollte das Kind nicht richtig gesehen haben? Sein Gesichtchen leuchtete vor Freude und es wollte, daß auch Mama sich freuen sollte — das herzige Geschöpf!

Lisa nahm es an der Hand und folgte der kleinen Führerin. Da, als sie eben um die Ecke biegen wollte, stockte ihr Fuß; sie stand wie eingewurzelt.

Digitized by Google

Auf dem umbuschten Kieswege, der die Seitenfront entlang lief, stand Witold — aber nicht allein. Er hatte den Arm um Lora geschlungen, die zu ihm strahlenden Auges und lebhaft sprechend emporsah, und er neigte sich eben nieder, einen Kuß auf ihre Stirn zu drücken.

Es war ein jäher Griff, mit dem Lisa Gretchen zurückriß, emporhob und an sich preßte, den Jubelruf der Kleinen auf diese Weise erstickend.

„Still! still!“ keuchte sie und floh, wie wenn sie selber ein Verbrechen begangen hätte. „Hinweg! hinweg!“ schrie es in ihr. Aber das Bild blieb nicht hinter ihr zurück; es verfolgte sie; es stand vor ihr unauslöschlich und unvergeßlich. Getauscht war sie worden von der eigenen Schwester — ob freventlich in dreister Heuchelei oder unwissentlich in der Unkenntniß des eigenen Herzens, kam hier nicht in Betracht. Erst noch hatte sie gemeint, ein aufkeimendes Gefühl zu entdecken, das sich in kindlicher Ahnungslosigkeit selbst verrieth, und hatte gehofft, es ablenken oder beschwören zu können, und nun war es selbst zur Warnung bereits zu spät. So weit schon, so weit war es gekommen.

Verloren der Weg — für immer verloren!

Zitternd stand sie neben dem Tischchen, zu dem sie unbewußt zurückgeflüchtet, und Gretchen schmiegte sich erschrocken an sie, als Wilhelm aus dem Speisesaale kam und ihr eilfertig berichtete, daß Gäste angelangt seien: der Herr Rittmeister, doch nicht allein, auch Graf Baumbach und Comtesse Anna in demselben Wagen. Der Herr Baron und Fräulein Lora seien eben dabei, sie zu bewillkommnen.

Sie hörte, ohne eigentlich zu verstehen, was ihr gemeldet wurde. Wie eine Schlafwandelnde folgte sie dem Diener durch den Speisesaal. Im Flur stieß sie auf die Gruppe, von der ein winzig kleines blondes Mädchen auf sie zugestattert kam, das in dem gelben Kleide und dem gelben Strohhute wie ein Canarienvögelchen anzusehen war. Auch das Stimmchen war so zart und fein und konnte dabei so grell schallen.

Sie umarmte und küßte ihre „liebe, liebe Lisa“ und wisperte ihr dabei ein halb Dutzend Geheimnisse in süßer Vertrauensseligkeit zu. Sie habe so viel mit ihrer Busenfreundin zu reden; sie sehne sich nach einem ungestörten Plauderstündchen. Nun wäre es doch entzückend, daß man den ganzen Sommer so mit einander verleben könne. Ob denn die Gerüchte mit Sternberg wahr seien? Baron Lomeda sehe doch recht finster und angegriffen aus. Rittmeister Steinweg aber sei äußerst angenehm, „und findest Du nicht auch, daß er ein so seelisches Auge hat?“ Auf all das fand Lisa nicht ein einziges Wort der Erwiderung; es bedurfte dessen aber auch gar nicht. Comtesse Anna liebte es, beweglich und kindlich zu erscheinen; das stand ihr so gut. Freilich, wenn sie ein bischen zur Ruhe kam und man sie näher betrachtete, fand man sie nicht mehr so ganz in frischer erster Jugend, aber zu solcher Betrachtung ließ sie kaum Jemanden kommen. Sie lachte immer, fragte in einem fort, erging sich in naiven Aussprüchen und umgaukelte auf ihren gelben Schwingen Jedermann in unstetem Fluge, zumeist jedoch Lisa, mit der sie „ein innigeres Band vereinigte“ — war sie doch die eine ihrer beiden Brautjungfern gewesen. Von ihrem Papa hatte sie das leichte, flatternde und unruhige Wesen nicht. In Lisa's Tagebuche war Graf Baumbach mit einem kollernden Puter verglichen, und die Jahre hatten diese Aehnlichkeit kaum gemindert. Er bewegte die Arme, als ob er seine Flügel ausbreiten wollte, indem er schrittweise auf die Hausfrau zutrat.

„Sehen charmant aus, Baronin, charmant! Kleine Ueberraschung, was? Sind erst wieder in Moorstädtel eingetroffen. Charmantes Frühjahr! Haben durch Herrn Rittmeister erfahren, daß er heute hier geladen. Hollah, da fallen wir auch ein! Charmante Idee, was? Werden endlich doch einmal gute Nachbarschaft halten. Hat lange gedauert, bis Sie wieder einmal auf's Land kamen. Sommer und Herbst charmant auf dem Lande. Wollen's uns lustig machen. Schade um Sternberg! Nun, müssen uns an das Officiercorps halten. Charmantes Regiment! Braver Oberst, angenehmes Dienen, charmant beritten! — Ei, sieh da, liebe Gräfin! Guten Winter gehabt? Freut mich. Sehen charmant aus!“

Damit war die Begrüßung zunächst so weit abgemacht, daß sich die Gesellschaft in den Salon begeben konnte. In all dem Lärm hatte sich Gretchen ganz sacht zu Papa geschlichen, der für sein Kind einen herzlichen Kuß hatte — für seine Frau nicht einen Laut, nicht eine Handbewegung; nur ein einziger Blick hatte sie gestreift, bös wie der Strahl aus einer Wetterwolke; stand sie ja eben jetzt Steinweg gegenüber, der sich tief vor ihr verbeugte und sich lächelnd und leise entschuldigte, daß er unabsichtlich Ursache dieses Ueberfalls geworden.

Ein Gutes hatte derselbe doch: daß sich die Menschen nicht allein überlassen waren. Zwei derselben hätten es im Augenblicke kaum ertragen. Lisa gab er zudem noch den willkommenen Vorwand, sich zu entfernen. Sie hatte es nicht ein einziges Mal über sich vermocht, Witold ihren Blick zuwenden, auch die förmlichste Begrüßung erschien ihr wie unerträgliche Heuchelei, zu der sie sich nicht zwingen konnte. Der unvorhergesehene Zuwachs an Gästen entschuldigte die Hausfrau, wenn sie selbst noch in der Küche nachsehen und einige nothwendig gewordene Anordnungen ertheilen ging.

Doch war, bis sie hinauskam, Zweck und Absicht vergessen. Die Köchin wandte sich vergeblich an sie; ihre Aussprüche klangen ganz verworren, und zu jedem Vorschlage sagte sie Ja. Sie dachte nicht daran, sich irgendwie nützlich zu machen, Eines oder das Andere zu untersuchen oder zu überwachen, und doch blieb sie hier stehen, als suche sie noch immer etwas in ihrem Gedächtnisse, das sie mitzutheilen vergessen. Es mußte darüber sogar eine ziemliche Weile vergangen sein; denn endlich erschien Lora, blühend, glühend, eifrig und das Lächeln vom letzten Scherzworte der lebhaften Unterhaltung im Salon noch auf den Lippen.

„Ach, mühe Dich doch nicht so sehr! Du wirst ganz erhitzt aussehen,“ redete sie auf ihre Schwester ein, daß die Leute, welche dieselbe so theilnahms- und regungslos wie einen Pfeiler mitten in der Küche hatten stehen sehen, kaum ein respectwidriges Gekicher über die wunderliche Mahnung unterdrücken konnten. „Tantchen läßt Dir auch sagen, Du sollest keine besonderen Umstände machen; es würde schon reichen; dem Grafen sei doch mehr um's Trinken zu thun — Wilhelm soll noch zwei Flaschen von dem Gelbgesiegelten heraufnehmen und ein Fläschchen Süßen für uns Damen. Die Hauptsache aber ist, daß bald aufgetragen werde. — Nun also, es ist ja Alles bereit — so komm doch mit in den Salon!“ Auf dem Gange aber, zwischen den beiden Thüren, hielt sie die Schwester doch noch einmal zurück, im raschen Geflüster ihr die Mittheilung zu machen, warum Witold schon so früh zurückgekehrt sei. „Denke Dir, er hat Alles in Ordnung gebracht! Sternberg ist zu einem ganz annehmbaren Preise verkauft, unsere windigen Erbtheile sind auf Selikau übertragen. Es ist somit Heinrich möglich gemacht, die dortige Mühle zu behalten und sich langsam wieder herauszuarbeiten. Auch für einen tüchtigen geschäftskundigen Compagnon ist gesorgt. Heute Morgen ist Alles endgültig zum Abschlusse gekommen. O, wie glücklich bin ich — der arme Heinrich! Nun, freut es Dich denn nicht?“

„Doch, doch,“ versetzte Lisa kalt und ohne Antheil, wobei sie nur mit bitter verzogenen Lippen hinzusetzte: „Und das hat er Dir Alles erzählt — eben Dir!“

„Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Aber wie Du dreinsiehst! Bitte, mache doch kein so starrendes Gesicht! Die freundliche Miene, welche man für den geladenen Gast vorbereitet hat, muß man auch dem ungerufenen zeigen — und zunächst auch dem Manne. — Du verdienst ihn nicht, Lisa! Er vermag Alles; Tante hat Recht: er ist ein Halbgott, und man muß ihn lieben.“

„Man muß? O, gewiß, gewiß — man muß!“

Es kam wie ein Lachen über Lisa's Lippen — krampfhaft, überlaut, unnatürlich. Die Schlange in ihrer Brust dehnte ihre Ringe jetzt, und das Herz fühlte ihren giftigen Biß.

9.

Das Mittagsessen verging, ja Graf Baumbach hatte dasselbe sogar „charmant“ gefunden und der Hausfrau sein Compliment darüber gemacht: man sehe wohl, daß sie sich selbst darum bekümmere, und sie hatte nicht einmal dagegen protestirt und die Schmeichelei, die sie sich so wenig zu verdienen bewußt war, mit jener geräuschvollen Heiterkeit hingenommen, welche heute an die Stelle ihres ruhig gleichmäßigen Wesens getreten war.

Auch der lange Nachmittag war zuletzt rascher vergangen, als von Einzelnen vielleicht gefürchtet worden war. Der Graf, der sich nach Tisch mit Witold zu einem politischen Gespräche zurück-

Digitized by Google

gezogen hatte und dabei nach seiner Gewohnheit eingenickt war, erschien erst wieder zum Kaffee. Auch die Tante und Lisa hatten sich auf ein Weilchen beiseite geschlichen, während die beiden Mädchen mit dem Rittmeister Gretchen's Criquetreifen auf dem Rasen ausgesteckt hatten und munter ihrer Bälle hindurch trieben.

Es war der Comtesse Lieblingsspiel. Sie konnte dabei ihren schlanken kleinen Fuß zeigen, so ziemlich die einzige Schönheit, die sie besaß, und that dies auch mit einer so naiven Koketterie, daß Steinweg, wenn er nur im Entferntesten eine „plastische Ader" gehabt hätte, schließlich aus dem Gedächtnisse ein auf Millimeter genaues Modell hätte anfertigen können, das jedem Schuhmacher zum Entzücken gereicht haben würde.

Er war überhaupt stark in Anspruch genommen, und es mochte kein Leichtes sein, die Aeußerungen seiner Galanterie so geschickt zu vertheilen, daß sich keinerlei Bevorzugung errathen ließ. Und als gar Lisa und die Tante die Spielenden verlassen hatten, wurde seine Stellung noch um Vieles schwieriger. Doch fand er auch hier den geeignetsten Ausweg, indem er sich nun vorzugsweise der jüngsten der drei „Grazien", dem kleinen Gretchen widmete, das heute vor Lust und Entzücken ganz außer sich war und sich glücklich von dem sonst streng verordneten Nachmittagsschläfchen losgebettelt hatte.

Nur in einer Pause des Spieles, während welcher die Mädchen zum Flusse hinabgingen, um sich ein wenig im Kahne zu schaukeln, war es Steinweg gelungen, sich Lisa zu nähern. In der Absicht, Feuer für seine Cigarre zu holen, ehe er sich den Damen als Ruderer zur Disposition stellte, war er durch den Speisesaal geeilt, als sie eben wieder in demselben erschien und den für den Nachmittagskaffee gedeckten Tisch überblickte. Sie hatte sich so viel äußerliche Ruhe erkämpft, wie sie für die nächsten Stunden des Beisammenseins noch bedurfte. Was weiter dann geschah, lag wie ein wirres Nebeltreiben vor ihr. Daß ihres Bleibens auf Riesling nicht länger war, das allein empfand sie mit voller überwältigender Deutlichkeit. Hier nahm ihr Schicksal eine Wendung. Wohin?

Wie wenn ihr dasselbe ein Zeichen geben wolle, stand Steinweg vor ihr.

Zusammenschreckend trat sie einen Schritt zurück, und ihre Hand erhob sich wie gegen ein auftauchendes Gespenst; er dagegen, im raschen Umblick den günstigen Moment des Alleinseins erfassend, glitt auf sie zu und machte einen, freilich vergeblichen, Versuch, ihre Hand zu erhaschen.

„Warum tritt die schöne Hausfrau mir aus dem Wege?" fragte er scherzhaft und doch mit einer gewissen Verlegenheit, die nicht im geringsten an seine sonstige zuversichtliche Dreistigkeit erinnerte. „Habe ich nicht einen gewissen Anspruch auf Freundlichkeit, da ich denn doch nun einmal Gast des Hauses bin?"

„Nicht auf mein Verlangen," unterbrach ihn Lisa in einem Tone, der keinen Zweifel an dem Ernste ihrer Ablehnung aufkommen ließ.

Steinweg kaute einigermaßen befangen an seinem Schnurrbarte. Er war diesmal gar nicht wie früher. Es fehlte ihm die heitere, selbstbewußte Nonchalance, mit der er sich sonst die Dinge möglichst nach seinem Geschmacke zurecht legte und wohl auch die Situation sich dienstbar machte. In seinem Wesen wie in seiner Stimme war vielmehr eine fast kindliche Schüchternheit, die ihn um Vieles liebenswürdiger erscheinen ließ; nur mißtraute ihm Lisa und hielt diese Unsicherheit für erheuchelt; als er deshalb den Wunsch ausdrückte, sie einen Augenblick ungestört zu sprechen, da entgegnete sie gleichsam in Wehr und Waffen gegen jedweden Angriff:

„Um mir eine neue Beleidigung zuzufügen."

„Nein, um als Reuiger Vergebung zu erbitten."

„Die werden Sie haben, wenn Sie nie mehr hierher zurückkehren."

Kopfschüttelnd und mit verlegenem Lächeln legte er betheuernd die Hand auf seine goldverschnürte Brust.

„Das kann ich nicht," sagte er. „Die Strafe wäre zu grausam. Hören Sie doch!"

Aber Lisa fiel ihm rasch und bestimmt in's Wort:

„So haben wir beide mit einander keine Silbe mehr zu wechseln."

Sie wandte sich um, das Zimmer zu verlassen, während er ihr bittend folgte und sie beschwor, ihm Gehör zu geben. Da ließ sich plötzlich eine helle Stimme von der offenen Glasthür her vernehmen:

„Ja, was treiben Sie denn, lieber Rittmeister, statt uns zu helfen? Das Boot ist angekettet, und wir brauchen den Schlüssel."

Der also Ueberraschte wendete sich schnell gegen Comtesse Anna um, die leicht auf die Schwelle gehüpft war, und versicherte mit der aufrichtigsten Miene von der Welt, er sei eben daran, die Baronin um diesen Schlüssel zu bitten, den sie aber nicht zu haben vorgebe.

„Da hätten Sie sich doch besser an den Herrn vom Hause gewendet."

„Gewiß!" fiel hier Witold mit tiefer und seltsam gepreßt klingender Stimme ein. „Der Herr Rittmeister kann versichert sein, daß ich jeder Forderung zu Diensten stehe."

Erst jetzt wurden Steinweg und Lisa den Sprechenden gewahr, der mit dem Grafen ungefähr in demselben Augenblicke durch die Bibliothek eingetreten war, als die Comtesse auf der Treppe vom Garten her erschien und das Alleinsein der Beiden störte. Seine Augen brannten in einem so düsteren Feuer, daß sich jeder Andere von minder leichtem Blute, als der Angeredete, das zweideutige Erbieten in drohendem Sinne ausgelegt hätte. Steinweg jedoch erwiderte die Versicherung mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeit.

Von der Bootfahrt war aber für's Erste keine Rede mehr; denn der Kaffee ward aufgetragen, und die ganze Gesellschaft vereinigte sich wieder um den Tisch; sogar Gretchen durfte wie eine große Dame an demselben Platz nehmen und trug mit ihrem lebhaften Geplauder nicht wenig zu dem allgemeinen Sprachgeräusche — denn weiter war es nichts — bei.

Comtesse Anna kam nach einer Weile wieder auf die Wasserfahrt zurück. Zuerst wollte sie auf dem Wasser nur eine Scene aus „Lohengrin" aufführen. Sie fragte Lisa allen Ernstes, ob sie keine Schwäne hätte. Der Rittmeister müsse den Ritter des heiligen Graal spielen und aufgerichtet im Boote daherkommen. Sie selbst wolle die Elsa darstellen; das verstand sich von selbst. Papa sollte Heinrich den Vogler, Baron Lomeda Telramund, Lisa Ortrud spielen ꝛc. Dann wieder sollte eine Regatta arrangirt werden u. dergl. m. Aus all den Plänen wurde schließlich nur eine einfache Ueberfahrt. Zwar wandte Witold gegen dieselbe den hochangeschwollenen Stand des Flusses, die Sicherheit der Telzer Brücke gegenüber der bedrohlichen Dorffähre und dies und jenes ein. Doch mußte er schließlich, um nicht unfreundlich zu erscheinen, nachgeben, da selbst Graf Baumbach seinem Töchterchen zustimmte und es bequemer fand, die directe Straße, statt des Umweges über Telz einzuschlagen; auf der Fähre, meinte derselbe, seien ja doch nur Pferde und Wagen überzusetzen.

Der Abend dämmerte schon herein, als die Gäste zum Aufbruche rüsteten. Die vorgefahrene Equipage wurde nach dem Dorfe gesandt, während sich die ganze Gesellschaft durch den Garten an den Fluß begab. Peter erwartete sie bereits in dem Kahne, den er losgekettet und ausgeschöpft hatte. Da derselbe nicht hinlänglichen Raum für Alle bot, das zweite, kleinere Schiffchen jedoch nicht genügend im Stande war, so hatte man sich nach einigem Hin- und Herreden dahin geeinigt, daß nur der Hausherr den Scheidenden das Geleit geben solle. Die beiden Schwestern, von denen ohnehin blos Lora ein wenig Lust gezeigt, die Partie mitzumachen, blieben, nachdem man allerseits Abschied genommen, am Ufer zurück.

Mit Mühe hielt Lisa Gretchen an der Hand fest, welches durchaus wie die Großen längs der Böschung nach blühenden Vergißmeinnichts suchen wollte. Die Comtesse, der Rittmeister und auch Lora hatten solche gefunden und allerlei Scherzreden damit verknüpft, deren Beziehungen nicht klar genug waren, um eine Deutung zuzulassen; nur so viel hatte Lisa dem Neckspiel entnommen, daß, während sich Steinweg-Lohengrin von Comtesse Elsa ein kleines Sträußchen an die Brust stecken ließ, Lora des Fährmanns Hut in gleicher Weise schmückte; der Fährmann war aber kein anderer als Witold, welcher sich mit Peter in die Arbeit theilte. Es that ihr wehe, den Scherz, hinter dem sich so bedeutsamer Ernst barg, mit anzusehen, und sie schritt daher an der lebenden Hecke, welche hier die Grenze gegen den Fluß bildete, weiter, bis zu einer vorspringenden eingegitterten Terrasse, die hauptsächlich zum Angeln hergerichtet war. Von hier aus

Digitized by Google

verfolgte sie den Lauf des Bootes, das soeben knapp am Ufer aufwärts getrieben bei ihr vorüberkam.

Eine gute Strecke drüben dem Dorfe zu legten Witold und Peter die Stangen beiseite und griffen zu den Rudern, um nun in die Strömung hinauszuhalten. Auch Steinweg hatte sich anheischig gemacht, zu helfen, doch wurde ihm die Betheiligung von Witold verweigert.

„Wenn Sie Ihrer Sache nicht ganz sicher sind," sagte dieser eiskalt, „so könnten Sie unheilbaren Schaden anrichten. Ich muß mir erlauben, mein Hausherrenrecht auszuüben und Sie daran zu verhindern; denn ich stehe für das Wohl und Wehe Derjenigen ein, die sich mir anvertrauen."

Diesmal war es Steinweg, als müsse er geheimen Sinn aus der Rede heraushören, die von einem so feindselig durchbohrenden Blicke begleitet war und ihm fast wie ein greifbarer Fehdehandschuh zuflog. Er begnügte sich aber, über das Mißtrauen in seine nautischen Kenntnisse scherzend hinweg zu gehen, und da Comtesse Anna bemerkte, Lohengrin rudere auch nicht, so gab er sich zufrieden, diese Rolle weiterzuspielen, welche ihm freilich auch verbot, sich niederzusetzen. Aengstlich und doch zugleich bewundernd sah die Comtesse zu ihm auf, wie er so stolz und aufrecht in dem nunmehr schon recht schnell dahinfließenden Nachen stand und von einer Stange sein Taschentuch flaggen ließ.

Comtesse Anna sang mit dünner, aber ziemlich geübter Stimme das Lied von der „Loreley"; der Graf sah nach einfallenden Enten zwischen dem Schilfe aus und beklagte, kein Gewehr bei sich zu haben, indem er mit numerisch fortwährend wachsendem Erfolge im Geiste seine Schüsse abgab, und die beiden Ruderer setzten, unbekümmert um das Eine wie das Andere, in kräftigem Tacte ein, um bald hinüber zu kommen, da sich weiter stromaufwärts soeben auch die Fähre mit der darauf befindlichen Equipage an der Anfahrtstelle zu lösen begann. Dieselbe war denn auch noch nicht völlig an ihr Ziel gelangt, als der Kahn bereits am jenseitigen Ufer anlegte.

Witold, welcher zuerst an's Land gesprungen, half dem Grafen und seinem Töchterchen aus dem schwankenden Fahrzeuge, und während diese hastig der Anlandestelle der Fähre zuschritten, weil der Graf sah, daß die Pferde unruhig geworden waren, fragte Witold Steinweg, der eben im Begriffe stand, das Boot ebenfalls zu verlassen, ob er hoffen dürfe, ihn am nächsten Morgen zu Hause zu treffen. Die Anrede machte Steinweg stutzen. Es bedurfte nur eines Blickes in diese ihn förmlich durchbohrenden Augen, um ihn zu überzeugen, daß es sich hier um ernste drohende Absichten eines Gegners handelte. Unwillkürlich reimte er auch die frühere doppelsinnige Aeußerung des Barons an die eben ausgesprochene Frage.

Vor wenigen Wochen noch wäre dieser Frage wohl eine trotzbietende höhnende Antwort geworden, jetzt aber machten sich bei Steinweg andere Regungen geltend, und wenn er seine Betretenheit auch nicht ganz verbergen konnte, so klang doch seine Stimme gutmüthig und treuherzig.

„O, Sie kommen nach Moorstädtel?" sagte er; „dann will ich mich vom Dienste freimachen. Es thäte mir leid, einen Besuch zu versäumen, der mir nur ein Vergnügen sein kann."

„Wer weiß!" bemerkte Witold, mit unverhohlenem Sarkasmus. Sein Achselzucken war an und für sich schon eine Beleidigung, doch entging es Steinweg, der in demselben Momente seine Aufmerksamkeit von anderer Seite in Anspruch genommen sah.

Man hörte von der Fähre her Rufen und Schreien; der Graf fluchte; die Comtesse kreischte, und Peter hatte sich schnell im Boote herumgewendet.

„Es triftet ab, es triftet ab," rief er bestürzt und deutete auf das breite Fährboot, welches, statt festzulegen, seinen Weg stromabwärts nahm. (Fortsetzung folgt.)

„Verlorene Kinder des Nils."

Ein Besuch bei den Papyrusstauden Siciliens.

Der modernen Siracusa sieht man es nicht mehr an, daß sie einst die volkreichste und glänzendste Stadt der griechischen Welt war. Heutzutage hat sie sich ganz auf die Insel Ortygia zurückgezogen, die ehemals nur einen kleinen Stadttheil trug, allerdings einen hochwichtigen, indem sich hier die Akropolis und die vornehmsten Heiligthümer erhoben. Die Ufer des angrenzenden Festlandes, im Alterthum mit glänzenden Bauten übersäet, liegen jetzt öde und verlassen, ein trostloses Trümmerchaos, aus dem nur noch wenige Säulenreste emporragen. Außer diesen grandiosen Steinmassen aber, die allmählich hier auf Siracusas Aeckern verwittern, ist auch eine noch immer in frischer Blüthe stehende Merkwürdigkeit übrig, welche an die Ruhmeszeit der alten Griechenstadt erinnert: die Papyrusstaude, welche in ganz Europa nirgend außer hier, am Gestade der Kyane, wild wächst, nachdem sie seit dem Jahre 1591 aus der Umgebung Palermos verschwunden ist. Vielleicht blühte sie zur Saracenenzeit auch noch an anderen Stätten Siciliens, jedenfalls ist sie in der Folge überall den Gefahren der Zeit und des Klimas erlegen. Schon in der kleinen Inselstadt selbst kann man die merkwürdige Pflanze üppig wuchern sehen, vornehmlich am Quellbecken der einst so gefeierten Nymphe Arethusa, allein die Stauden, welche den genannten Quell umrahmen, sind hier zum Schmuck künstlich angepflanzt, und ähnlich findet man sie wohl auch in anderen Städten Italiens an geschützten Stellen, namentlich in den botanischen Gärten. Wer aber die Pflanze in ihrer Urwüchsigkeit sehen will, muß den südlichsten Winkel der wogenumgürteten Trinakria, die mythenumrauschten Ufer der Kyane aufsuchen.

Die Lust zu diesem als sehr lohnend geschilderten Ausfluge führte uns, eine kleine Gesellschaft von drei Personen, begleitet von dem allen Syrakus-Besuchern wohlbekannten Cicerone (und Custoden des Museums) Salvatore Politi, eines Morgens aus den dumpfen Straßen der Stadt nach der schönen baumbepflanzten Marina, wo das vorsichtigerweise unter vorherigem Accord gemiethete Boot mit vier Rudern unser harrte. Das Wetter war wunderbar: ein köstlicher, sonnenheller Morgen lachte, wie ihn der elfte Januar nur in diesen Breiten schenken konnte. Goldig blitzten die Kämme der Wogen im Sonnenschein, und ein günstiger Wind, der die Entfaltung der Segel gestattete und die Ruder vor der Hand überflüssig erscheinen ließ, brachte uns bald auf die Mitte des „Porto maggiore", jenes prachtvollen Wasserbeckens, das einst, nächst dem alexandrinischen, den berühmtesten Hafen des Alterthums bildete und in welchem mehr als einmal das Schicksal von Völkern und Staaten entschieden ward. Bis in späte Zeiten erhielt sich sein Glanz; noch der römische Schriftsteller Florus im zweiten Jahrhundert n. Chr. nennt ihn den „Marmorhafen", vermuthlich weil sein Rand mit Marmorquadern eingefaßt war. Die Königsburg des Dionys verriegelte seinen Ausgang, die Einfahrt aber zwischen der Insel Ortygia und dem Felsencap Plemmyrion ist nur tausend Meter breit, sodaß sie mit eisernen Ketten gesperrt werden konnte, und es ist bekannt, wie die Anwendung dieses Mittels einst jene furchtbare, Athens Flotte gänzlich vernichtende Seeschlacht provocirte, welcher Thukydides durch seine unvergleichliche Schilderung ein ewig dauerndes Denkmal errichtet hat.

Und dieser berühmte Hafen, noch jetzt der größte und sicherste Italiens (fast zehn Kilometer im Umfang), liegt heute todt und still vor uns ausgebreitet. Melancholisch schaut die kleine Inselstadt, vor deren Mauern nur noch wenige Fahrzeuge ankern, über die weite Wasserfläche nach den einsamen, sonnenverbrannten Höhenzügen, die den Horizont in ernsten, großartigen Linien begrenzen.

Nach einer Fahrt von etwa fünfzehn Minuten sahen wir uns schon am jenseitigen Ufer angelangt und bogen, unter der Wölbung des Ponte grande durch, jener Brücke, über die einst die Helorische Straße führte, in die Mündung des Anapos ein. Die Ufer des mäßig breiten Flusses, aus dem noch das heutige Syrakus, wie einst das alte, seinen Wasserbedarf deckt, sind ziemlich monoton, aber immerhin malerisch; sie zeigen stellenweise einen ganz orientalischen Charakter. Weißgetünchte Steinhäuschen, von maurischen Kuppeldächern überwölbt, ihnen zur Seite vereinzelt schlanke Dattelpalmen, rings umher dichte Hecken von Opuntien, Agaven und andern Stachelgewächsen, im Vordergrunde das hohe Schilf des Flußufers — das sind die bescheidenen

Digitized by Google

Elemente, aus welchen sich eine Reihe anmuthiger Bildchen zusammensetzen. Zur Linken ragen auf sanfter Anhöhe zwei verstümmelte Säulen empor, die einzigen Reste des alten Olympieions; rechts reckt über die hügelige Steinwüste von Neapolis und Achradina hinweg der gigantische, gegen zehn deutsche Meilen entfernte Aetna sein leuchtendes Schneehaupt, heute ausnahmsweise unverschleiert, in den klaren, tiefblauen Winterhimmel. Geradeaus schweift der Blick über einförmige, braunrothe Höhenzüge allmählich bis zum antiken Fort Euryelos hinan, das einst den höchsten Punkt der alten Stadt beherrschte, dahinter aber glänzt die Kette der Crimiti, ernste, tiefdunkle Berge, welche die Gedanken in das rauhe Innere der Insel ziehen.

Nach kurzem Rudern auf dem träge dahingleitenden, schilfumbordeten Anapos verließen wir denselben wieder, um in die ihm zuströmende Kyane einzulenken. Das ist ein stilles, heimliches Flüßchen, dessen Bett aber bald so eng wird, daß es dem

Papyrusstauden im Kyanefluße bei Syrakus.
Nach der Natur aufgenommen von Professor C. Werner.

Boote kaum noch Raum gewährt. An das Handhaben der Ruder war daher nicht mehr zu denken; zwei unserer Leute sprangen an's Ufer und zogen im Schweiße ihres Angesichts das Boot an dicken Stricken weiter, während die Zurückgebliebenen mit langen Rohrstangen schiebend nachhalfen. Im Hochsommer, wenn der Scirocco Afrikas heiße Dünste ungemildert herüberbringt und das Wasser der Flüsse versiechen läßt, stellen sich dieser Fahrt unbezwingliche Hindernisse entgegen. Man muß dann versuchen, den Papyruswald zu Fuß zu erreichen — ein so schwieriges, wie unrathsames Beginnen bei dem Mangel an Fußpfaden durch das versumpfte, von giftigem Gewürm wimmelnde Flachland, dessen Ausdünstungen zudem dann sehr zu fürchten sind. Vormals lagerten sich hier wiederholt die Heere der Karthager und Athener, und stets hielt der Tod reichliche Ernte in ihren Reihen.

Jetzt, im Winter, ist es hier gefahrlos, und gerade die Fahrt zu Wasser, so mühsam sie für die Bootsknechte auch sein mag, gehört zu dem Anmuthigsten, was die Umgegend von Syrakus bietet. Kaum läßt sich etwas Romantischeres denken, als dieses mühsame Bahnbrechen durch Schilf und Röhricht, welches den Fußpfad verengt, ja ihn oft förmlich überwölbt. Dann rauscht das Rohr über unseren Häuptern zusammen und bespritzt uns mit glitzernden Tropfen, während die Welle unter uns leise dahinrinnt. An den Ufern blüht die zarte Iris und manche fremdartige Sumpfpflanze, daneben schaukeln Wasserlilien, losgelöst und von summenden Insecten umschwärmt, auf der bläulichen Fluth. Da tauchen auch schon die ersten Papyrusstauden auf, die sich zu immer dichter und dichter werdenden Gruppen reihen, bis uns ein förmlicher Wald umfängt. Die Stämme dieses Waldes sind schlanke, glatte, dreikantige Halme von zwölf bis fünfzehn, ja achtzehn Fuß Höhe, seine Wipfel graziöse langfaserige Wedel, die der Volksmund bezeichnend Perrücken nennt. Gleich kleinen Palmenkronen schweben sie auf der Spitze der Halme, leise vom Winde bewegt und träumerisch zu der vorbeifluthenden Welle hinabwinkend — ein wunderbarer fremdartiger Anblick, der uns mit dem Zauber der Tropenwelt umspinnt. Denn fremde Gäste nur sind diese Pflanzen unserem Welttheil. „Verlorene Kinder des Nils" nennt sie Gregorovius, und wirklich setzt die Sage ihre Urheimath an diesen geheimnißvollen Wunderfluß Afrikas. Gegen Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. soll Hieron der Zweite von Syrakus die Pflanze von dem damaligen Herrscher Aegyptens, Ptolemaeos dem Zweiten Philadelphos, erhalten haben und zwar, von noch anderen Geschenken begleitet, als Gegengabe für das riesige Prachtschiff, das König Hieron dem Ptolemäer als Zeichen seiner Freundschaft gesandt hatte. Neuere Forschungen, vornehmlich die des italienischen Botanikers Parlatore, haben wohl nachzuweisen versucht, daß der syracusanische Papyrus aus Syrien stamme und erst im neunten Jahrhundert n. Chr. durch die Araber an diese Küste gekommen sei. Diese Annahme stützt sich hauptsächlich auf den Umstand, daß keiner der alten Schriftsteller, selbst der über Alles berichtende Plinius nicht, das Vorhandensein der Papyrusstaude auf Sicilien erwähnt. Und doch scheint die schöne alte Sage auf uralter Tradition zu beruhen, und sie klingt durchaus nicht unwahrscheinlich, wenn man sich die Beziehungen zwischen Aegypten und Sicilien zur Zeit des ersten punischen Krieges vergegenwärtigt.

Unsere Fahrt fortsetzend, gelangten wir nach mühsamem Durchbrechen einer engen, durch Schilf und Papyrus gesperrten Wasserpforte zum Quellbecken der Kyane, einem anmuthigen, sich fast kreisrund ausbreitenden Teich, la Pisma genannt. So fern

auch die eben betrachteten Zeiten, so sind sie doch historisch erhellt, hier aber umfängt uns die Dämmerung der alten griechischen Götterlehre. Wir befinden uns an classischer Stätte, die einst Persephone-Proserpina's Verzweiflung sah. Nachdem die göttliche Jungfrau beim Blumenpflücken auf Enna's Wiese (60 bis 70 Miglien nordwestlich von Syrakus) durch Pluton geraubt worden, gelangt der Räuber mit seiner schönen Beute bis in die Gegend des Quells Kyane, die Nymphe desselben will dem Frevel wehren und wirft sich mit ausgebreiteten Armen dem finsteren Todesfürsten in den Weg. Umsonst; ihrer Ohnmacht spottend öffnet der Gott mit seinem Scepter die Erde und taucht zum Hades hinab. Kyane aber, so berichten Ovid's „Metamorphosen":

. . . „trauernd zugleich um Proserpina und die Verachtung
Ihres geheiligten Quells, nährt nun unheilbare Wunde
Tief in der schweigenden Brust, und ganz in Thränen zerrinnt sie;
Und, wo als Göttin sie jüngst obwaltete, in die Gewässer
Löst sie jetzt völlig sich auf."

Später gelangte Demeter, die verlorene Tochter suchend, zum Quell, allein die verwandelte und der Sprache beraubte Nymphe vermochte ihr nichts zu künden. Nur den Gürtel, welchen einst die widerstrebende Persephone hatte in den Strom fallen lassen, schickte sie an die Oberfläche des Wassers. Da verzweifelte die Mutter in wildem Schmerz und strafte die trinakrischen Fluren mit Mißwachs, bis ihr die benachbarte Nymphe Arethusa den Aufenthaltsort des gesuchten Lieblings verrieth. In der Folge wurden hier Feste zu Ehren beider Göttinnen, Mutter und Tochter, gefeiert und dabei geweihte Thiere als Opfer in den klaren Teich versenkt; noch sollen die Unterbauten eines alten Kyanetempels irgendwo in der Nähe sichtbar sein.

Friedliche Stille waltet heute am Quelle der „blaulockigen" Nymphe. Leise rauscht der Wind in den Papyrushalmen und kräuselt die Fluth, die eine bläuliche Farbe zeigt, wenn auch nicht jenes tiefe glänzende Blau, auf welches der Name Kyane, der ja auch der Demeterblume, der Kornblume, eigen war, schließen ließe. Aber rein und durchsichtig ist das Wasser; fast jeden Stein kann man auf dem Grunde des acht bis zehn Meter tiefen Beckens erkennen. Ringsum herrscht das Schweigen der Wüste; denn stundenweit breitet sich hier der Palude Pantano aus, in dem man den Sumpf Syraka wiedererkannt hat, der einst dem großen Syrakus seinen Namen gab. Nur das Quaken der Frösche unterbricht momentan die fast beängstigende Stille; hin und wieder entfaltet auch ein bunter Wasservogel, deren hier eine große Anzahl nistet, kreischend seine Schwingen. Später erst trafen wir die ersten Menschen in dieser Einöde, zwei Jäger, die, das Gewehr auf der Schulter und von ihrem Hunde begleitet, in hohen Wasserstiefeln die öden Sümpfe durchstreiften.

Aber die Zeit drängte zur Umkehr. Bald hatten wir die dichte Schilfhecke, die das lauschige Plätzchen von der Außenwelt abschließt, wieder hinter uns, und in rascherem Tempo ging es flußabwärts. Allein nicht lange, so rasteten wir abermals an einer besonders malerischen Stelle, wo sich der plötzlich teichartig breitwerdende Fluß in zwei Arme theilt, die verschiedene, mit Papyrus dicht bewachsene Inselchen umschließen, während den Hintergrund dieses reizenden Landschaftsbildes die stolze Schneepyramide des Aetna wirksam abschließt. (Vergl. die Illustration.) Die Ruderknechte entzündeten ein Feuer, an welchem sie, im Verein mit unserem Führer, aus mitgenommenen Vorräthen unser Mittagsmahl bereiteten, bald stand dasselbe auf den Bänken vor uns: einige gebratene Triglien (im Jonischen Meere häufig vorkommende Fische), Oliven, mit gehacktem Eiweiß und Zwiebeln gefüllt, sowie Ricotta, ein mit Zucker und Zimmt angemachter Quark von zweifelhaftem Wohlgeschmack; dazu saftige Orangen und eine Flasche des feurig süßen Moscato, den die heißen Trümmerfelder Siracusas zeitigen. So volksthümlich frugal dieses Mahl auch war — die Poesie der Situation, mitten auf der blauen Kyane und umrauscht von den mythischen Papyrusbinsen, machte es zu einem der genußreichsten, das wir je abgehalten, und mit halbem Mitleid dachten wir der Freunde daheim, die jetzt wahrscheinlich hinter dem warmen Ofen saßen. Später stellten wir mit Hülfe der Bootsknechte Versuche an, einige der Stauden in halber Höhe der Stengel abzuschneiden, was aber bei deren Zähigkeit und Dicke nur mit Mühe gelang, und wir tauschten dabei unsere Kenntnisse über die botanischen Eigenschaften und die culturgeschichtliche Vergangenheit der so hoch interessanten Pflanze aus.

Die Papyrusstaude gehört bekanntlich zur Familie der Cypergräser. Man unterscheidet von ihr verschiedene Arten, deren wichtigste von jeher die ägyptische war, die früher an den Ufern des Nilstromes in großen Mengen wuchs. Heutzutage wird sie dort nur selten gefunden, und zwar nur noch in Nubien. Ihre eigentliche Heimath sind jetzt die großen Sümpfe Nordafrikas; auch in den kleinasiatischen Küstenländern und an den Brüderströmen Euphrat und Tigris soll sie vorkommen. Man weiß, welchen hohen Werth das Alterthum dieser Pflanze beimaß und welch umfassenden Gebrauch es von ihr machte. Aus ihrem Baste wurden Kleider und Schuhwerk gefertigt, Körbe, Stricke, Dochte und Matten geflochten; aus den dicksten Halmen verfertigte man leichte Flußkähne und Geräthschaften zum mannigfachsten Gebrauche; die holzige Wurzel diente als Brennmittel, ja sogar zur Nahrung.

Von culturhistorischer Bedeutung aber ward die Pflanze vornehmlich durch ihre Bearbeitung zu jenem Schreibmaterial, dem sie ihren Namen in fast allen Sprachen aufgedrückt hat. Das Bereitungsverfahren des alten „Papiers" war nach auf uns gekommenen Nachrichten (vornehmlich bei Plinius) folgendes: das Zellengewebe des Schaftes — daß derselbe aus verschiedenen Bastlagen bestehe, ist ein durch eine mißverstandene Stelle bei Plinius allgemein gewordener Irrthum — ward mit einem scharfen, spitzen Instrumente in Lamellen zerlegt, welche man auf einer angefeuchteten Tafel ausbreitete und, nachdem man sie mit einem in Wasser löslichen Bindemittel, wahrscheinlich Gummi arabicum oder Eiweiß, überstrichen hatte, mit einer zweiten Schicht derart bedeckte, daß deren Fasern sich mit den Fasern der ersten Lage kreuzten; nur bei gröberen Sorten kam noch eine dritte Lamellenschicht hinzu; dann wurde das Ganze gepreßt, an der Sonne getrocknet und schließlich mit Hämmern geklopft. Mittelst eines glatten Instrumentes, eines Zahnes oder einer Muschel verlieh man den Blättern Politur, um das Auslaufen des Schreibstoffes zu verhindern.

Die Erfindung dieses ganzen Verfahrens ist höchst wahrscheinlich in Aegypten selbst gemacht worden. Daß man es dort schon frühzeitig kannte, dafür sprechen die ältesten Wandgemälde und das Zeugniß Herodot's. Freilich hat man aus einigen Stellen bei Varro und Plinius auf ein weit geringeres Alter dieser Industrie schließen wollen, und der Archäologe Böttiger hat darauf hin den Ruhm ihrer Erfindung der griechischen Colonie Naukratis in Unter-Aegypten zugesprochen, doch ist diese Ansicht unhaltbar. Nachdem Aegypten römische Provinz geworden, ward die Papierfabrikation besonders in der neuen Welthauptstadt Rom eifrig cultivirt und verfeinert; die am meisten geschätzte der hier bereiteten Sorten war die aus dem innersten Mark der Staude verfertigte charta Augusta, deren sich die Kaiser bedienten.

In der Folge begann das Material wegen des gesteigerten Consums sehr kostspielig zu werden; das Pergament war dem Papyrus schon längst ein gefährlicher Feind gewesen; noch größere Gegner erwuchsen ihm jetzt in Baumwolle und Leinen, aus welchen Stoffen man einfacher und billiger Papier herstellen lernte. Indeß erhielt sich der Papyrus noch bis gegen das zwölfte Jahrhundert in Benutzung, vornehmlich bei den orientalischen Völkern. Ibn Haukul, der reiselustige Kaufmann aus Bagdad, sagt in seiner interessanten Beschreibung der Stadt Palermo vom Jahre 972, daß aus dem dort wachsenden Papyrus Schiffstaue verfertigt würden, sowie das wenige Papier, welches dem Emir gehöre. Die neuere Zeit hat, sowohl aus wissenschaftlichem wie aus kaufmännischem Interesse, an dem syracusanischen Papyrus wiederholt Versuche mit der alten überlieferten Verfahrungsweise angestellt. So schon zu Anfang unseres Jahrhunderts der Cavaliere Landolina, Platen's bekannter Freund. Neuerdings ist die Bereitung von Papyrus zu einem Erwerbszweige der Ciceroni von Syrakus geworden — der ehrwürdige Stoff, einst der Wissenschaft dienend, durfte zum Befriedigungsmittel reisender Neugier herabsinken. Die Analyse, welche Hofrath Schenk, Professor der Botanik in Leipzig, mit solchem neusyracusanischen Papyrus im Vergleich mit altägyptischem (Papyrus Ebers, Papyrus Harris, Leipziger Todtenbuchfragment) anstellte, ergab, daß zu sämmtlichen dieselbe, Cyperus Papyrus genannte Pflanze das Material geliefert hat (obgleich Parlatore, die syrische Herkunft des sicilianischen Papyrus verfechtend, ihn dem ägyptischen als Cyperus Syriacus gegenüberstellt), und daß die Herstellungsweise überall die gleiche gewesen ist.

Digitized by Google

Dennoch unterscheidet sich dieser Papyrus der Ciceroni in seiner Beschaffenheit ungünstig vom alten. In seinen Zellen findet sich nämlich Stärke in Körnern, die jedenfalls aus der Pflanze selbst stammt. Wahrscheinlich ward letztere ehemals für ihre Bestimmung zu einer Zeit abgeschnitten, da sich der genannte Stoff noch nicht in ihr gebildet hatte, oder man kannte ein besonderes Verfahren zu dessen Vernichtung. Natürlich beeinträchtigen die Stärkekörner die Glätte des Papieres, und da auch sonst schwierig darauf zu schreiben ist, indem unsere Tinte schlecht haftet und leicht ausläuft, so hat es, angesichts unserer vervollkommneten Papiere, keinen praktischen Nutzen mehr. Auch alles Uebrige, wozu früher die Papyrusstaude diente, erhält man jetzt auf anderem Wege; die einst so unentbehrliche Pflanze ist daher für uns nur noch eine ehrwürdige Reliquie aus ferner classischer Zeit.

Nachdem wir unsere Ernte, deren Resultate später zum Theil mit nach Deutschland übersiedelten, beendet hatten, mußte dem Papyrushain Lebewohl gesagt werden; denn der kurze Wintertag neigte sich seinem Ende zu, und wir hatten gute anderthalb Stunden bis zur Stadt zurückzurudern, wollten auch dem nahen Olympieion noch einen kurzen Besuch abstatten. Zu diesem Zwecke verließen wir, noch ehe wir wieder in den Anapos gelangt waren, das Boot, das wir voraussandten, um unter der Helorischen Brücke auf uns zu warten.

Als wir eine Weile später wieder auf den blauen Wellen des Jonischen Meeres schaukelten, war bereits das Tagesgestirn hinter den Bergen von Pallapolo versunken; graue Dämmerung breitete sich über Felsenwüste und Sumpf, das Grab der alten Marmorstadt; nur dort, wo einst die Akropolis schimmerte, ragte ein Häuflein armseliger Häuser in den schweigenden Abendhimmel, und im Uferschilfe flüstert der Nachtwind ein Lied von der Vergänglichkeit.

Mir aber wollte die eigenthümliche Stimmung, welche mich im Schatten der merkwürdigen, so fremdartig und vertraut zugleich anmuthenden Pflanzenansiedelung an der Kyane ergriffen, lange nicht in der Seele verblassen. Eines Tages wagte ich, ihr in Versen Ausdruck zu verleihen, welchen ich die Ueberschrift „Gesang des Papyrus von Syrakus“ gab. Hier sind sie:

O Wandrer im Kahne, vernimm meinen Sang,
Wenn sanft die Kyane du gleitest entlang!
Aus bläulichen Fluthen blüh' dort ich empor:
Gefiederte Ruthen auf schwankendem Rohr.

Zum Strome mich neigend, bei Farren und Moos,
Betrachte ich schweigend mein wechselndes Loos:
Sonst ward mir die Pflege des Wissens vertraut;
Jetzt wachs' ich am Wege, ein nutzloses Kraut.

Jahrhunderte kommen, Jahrhunderte gehn,
Hab' selten vernommen, was draußen geschehn,
Aus uralten Tagen, die spärlich erhellt
Von dämmernden Sagen, nur kennt mich die Welt.

O sonniger Frieden, von Träumen umwallt,
Vom Leben gemieden, das ferne verhallt!
Stumm kreist die Libelle im zitternden Licht,
Die silberne Welle im Schilfe sich bricht.

Da rauscht's in den Halmen mit schläfriger Ruh,
Am Ufer die Palmen, sie flüstern dazu.
Gern lausch' ich dem Klange in träumendem Bann ...
Ich lausche schon lange, weiß selbst nicht seit wann.

Und sank dann hernieder die thauige Nacht,
So sind mir die Lieder der Lüfte erwacht.
Sie rauschen und flüstern und künden mir viel
Von fernen Geschwistern am heiligen Nil.

Karl Conrad.

Zur Geschichte der Socialdemokratie.

Von Franz Mehring.

6. Der deutsche Zweig der Internationale und der allgemeine deutsche Arbeiterverein.

Wenn die Arbeiteragitation Lassalle's der erste Abschnitt in der Geschichte der deutschen Socialdemokratie war, so stellen die zehnjährigen Kämpfe zwischen dem deutschen Zweige der Internationale und dem allgemeinen deutschen Arbeitervereine ihren zweiten Theil dar. Sie haben in ihrer grotesk-lächerlichen Form viel dazu beigetragen, daß die communistische Bewegung arg unterschätzt wurde; insofern haben sie ihr mehr genutzt, als geschadet, sodaß hier gewissermaßen das bekannte Wort des römischen Geschichtsschreibers umgekehrt wurde und kleine Dinge nicht durch Eintracht, sondern durch Zwietracht wuchsen. Heute haben die Einzelnheiten dieser innern Zwiste nur noch geringes Interesse; es ist nützlicher, ihre treibenden Momente klar zu erkennen, als sie in ihren wechselnden Gestaltungen genau zu verfolgen oder gar die schmutzige Wäsche der „Führer“ nochmals auszukramen.*

Nach dem Tode Lassalle's war der allgemeine deutsche Arbeiterverein zunächst ein Körper ohne Kopf, ein Leib ohne Seele. Er vegetirte nur noch, aber er lebte nicht mehr. Die auf Lassalle folgenden Präsidenten des Vereins, Bernhard Becker, Tölcke, Perl erwiesen sich als völlig gedankenlose oder im besten Falle als ganz unbedeutende Leute; sie vermochten den Gedanken des Meisters kaum zu fassen, geschweige denn durchzuführen. Marx selbst lehnte die Führerschaft der Secte ab. Aus guten Gründen; denn er konnte weder unbesehen die Erbschaft Lassalle's antreten, noch durfte er hoffen, die glühenden Anhänger seines einstigen Freundes ohne Weiteres zu seinem Glaubensbekenntnisse zu bekehren. Vertrauend auf den alten Erfahrungssatz, daß in revolutionären Parteien am letzten Ende immer die maßlosere über die besonnenere Richtung siegt, hielt er es für angezeigter, in unversöhnlichem Kampfe die Lassalleaner zu überwinden und zu verschlingen, als aus ihrem eigenen Schoße heraus sie umzuwandeln, wobei er sich persönlich nur zu schnell aufreiben und vernutzen konnte. Die Richtigkeit dieser Rechnung wurde durch den thatsächlichen Gang der Dinge glänzend erwiesen.

Namentlich ein Theil der Hinterlassenschaft Lassalle's war es, den Marx unter keinen Umständen zu übernehmen vermochte, und zwar gerade der im damaligen Augenblicke wichtigste Theil: der Glaube an den Beruf des preußischen Staats, die deutsche Einheitsfrage zu lösen. In diesem Punkte war er von jeher wenn möglich noch unerbittlicher, als in jedem andern; namenlos und unbeschreiblich ist der Haß, der ihn gegen das Land seiner Geburt verzehrt. Während Lassalle in dem immer mächtiger aufschlagenden Feuer der nationalen Bewegung seine Kastanien zu rösten gedachte, wollte Marx vielmehr für seine Zwecke in den trüben Strudeln der particularistischen Strömungen fischen. Gerade dieser Gegensatz, obgleich er nur ein Gegensatz der Taktik, nicht der Grundsätze war, trat in den Kämpfen zwischen den feindlichen Brüdern am schärfsten hervor, wie denn überhaupt bis zur Lösung der deutschen Frage, bis zur Gründung des deutschen Reiches, der alles beherrschende nationale Gedanke mehr oder minder bestimmend auch in die Entwickelung der deutschen Socialdemokratie eingegriffen hat.

Was den allgemeinen deutschen Arbeiterverein bis 1866 noch nothdürftig zusammenhielt trotz seiner kläglichen Führer, trotz der ewigen Intriguen der Gräfin Hatzfeldt, die einen Präsidenten nach dem andern stürzte, weil sich keiner ihren unberechenbaren Weiberlaunen fügen wollte — eine dieser Krisen auf Leben und Tod entstand dadurch, daß ein Präsident sich weigerte, Butter und Käse für den Abendtisch der Gräfin einzuholen — war das Hoffen und Harren auf den großen Tag, an dem die lange Rechnung der deutschen Zerrissenheit beglichen werden sollte. Prophetisch hatte Lassalle verheißen, daß dieser Tag den arbeitenden Classen als schönste Morgengabe das allgemeine Stimmrecht bringen werde.

In solchem Sinne wirkte innerhalb des Vereins namentlich Jean Baptiste von Schweitzer, ein geistreicher Wüstling, der die socialdemokratische Agitation wie einen aristokratischen Sport trieb und auf den Schultern der Arbeiter zu Ansehen, Macht, Ruhm emporsteigen wollte. Das Mißtrauen der Vereinsmitglieder gegen den blasirten Lebemann, die Scheu der Gräfin Hatzfeldt vor dem

* Diejenigen Leser, welche genauer von diesen Dingen Kenntniß zu nehmen wünschen, verweist der Verfasser auf sein Werk: „Die deutsche Socialdemokratie“. Dritte Auflage. Bremen, Schünemann.

Digitized by Google

überlegenen Kopfe hatten ihn gehindert, sofort nach dem Tode Lassalle's die Zügel der Alleinherrschaft an sich zu reißen; nur des Vereinsorgans hatte er sich bemächtigen können, das seit 1865 unter dem Titel „Der Socialdemokrat" erschien. Schon im Frühjahre dieses Jahres bekannte sich Schweitzer in diesem Blatte zu den deutschen Reformplänen des Ministeriums Bismarck; damit schwand für Engels, Liebknecht, Marx die letzte etwa noch vorhandene Hoffnung, den Brander, der einst Lassalle und sein Glück trug, unbemerkt in das Fahrwasser des internationalen Arbeiterbundes leiten zu können; sie kündigten seiner „falschen und verrätherischen Flagge" wüthende Fehde an.

Schweitzer ließ sich dadurch nicht beirren, sondern schritt sicher auf dem eingeschlagenen Wege weiter. Gleichviel mit welchen Mitteln, genug, er befreite sich von der unwillkommenen Bundesgenossenschaft der Gräfin Hatzfeldt; sie schickte sich zornig an, einen Gegenverein zu stiften, der in ihr die einzig wahre Prophetin des neuen Messias verehren sollte und der durch einige Jahre in einigen Gegenden des Königreichs Sachsen eine Art Scheinleben geführt hat. Dann unternahm Schweitzer im Frühjahr von 1866 eine große Agitationsreise durch ganz Deutschland, um überall in Arbeiterkreisen für die deutsche Einheit unter preußischer Führung zu wirken. Seine Rechnung trog ihn nicht; zu den großen Errungenschaften des Jahres 1866 gehörte das allgemeine Stimmrecht. Bei seiner ersten Bethätigung, bei den Wahlen für den constituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes im Frühjahr von 1867, eroberte der Verein zwar noch keinen parlamentarischen Sessel, aber Schweitzer gewann in Elberfeld-Barmen doch schon eine so große Anzahl von Stimmen, daß eine Stichwahl zwischen dem Grafen Bismarck und Herrn von Forbenbeck, dem conservativen und dem liberalen Candidaten, nothwendig wurde.

Auf Befehl Schweitzer's gaben seine Wähler den Ausschlag, „nicht zwar für den Candidaten der conservativen Partei, wohl aber für den Minister, der aus eigenem Antriebe den Arbeitern ein Volksrecht zurückgegeben, welches die liberale Opposition für sie zu fordern so hartnäckig vergessen hatte". Bei den Herbstwahlen desselben Jahres für den ersten und, wie sich später erwies, auch einzigen Reichstag des Norddeutschen Bundes gelang es Schweitzer dann selbst, das vielumstrittene Mandat und daneben noch ein paar Sitze zu erwerben; diese Erfolge verschafften ihm im Verein solch Ansehen, daß er nun auch alsbald zum Präsidenten gewählt wurde. Damit löste sich das Schiff endlich von der Sandbank, auf welcher es seit Jahren saß, und glitt unter der festen Hand eines verschlagenen und vielkundigen Steuermanns wieder auf die hohe See der stürmischen Zeit.

Zugleich mit Schweitzer traten aber auch schon die beiden Männer in den norddeutschen Reichstag ein, welche als Boten der Internationale den Krieg der besitzlosen gegen die besitzenden Classen auf deutscher Erde zum hellen Brande schüren sollten. Als das Tafeltuch zwischen dem nationalen Arbeiterverein und dem internationalen Arbeiterbunde unheilbar zerschnitten war, warf sich Liebknecht, der langjährige Vertraute von Engels und Marx, ganz und gar in die particularistische Agitation. Sein Hauptquartier wurde Leipzig, wo er anfangs die „Mitteldeutsche Volkszeitung", dann das „Demokratische Wochenblatt" herausgab. Gleich seinen Lehrern und Meistern von maßlosem Preußenhasse zerfressen, hat er gegen den nationalen Staat gewüthet, wie kein Zweiter. Und wie kein Zweiter, selbst unter den Sendlingen der Internationale in allen europäischen Ländern, hat er jene demagogische Methode verstanden und verwirklicht, die dem Zukunftsstaate den bequemen und breiten Weg öffnen soll — jene unnennbare Art und Weise des Kampfes, die unendlich viel mehr zur Entsittlichung und Verwilderung der Massen beigetragen hat, als alle Propaganda für die theoretischen Ziele.

In Deutschland hat Liebknecht, erfolgreicher und geschickter als es irgendwo sonst geschehen ist, eingeleitet wie durchgeführt, was die Londoner Häuptlinge unter revolutionärer Aufregung und Erbitterung der Arbeiter verstehen. Das gewerbsmäßige Ausrotten des Glaubens an die sittlichen Grundlagen von Gesellschaft und Staat, das Entstellen und Unterdrücken geschichtlicher Thatsachen, das grundsätzliche Schmähen des Vaterlandes, seiner höchsten Güter und seiner theuersten Ueberlieferungen, das aufreizende Gerede von der Aussichtslosigkeit jeder friedlichen Reform, von der Unvermeidlichkeit eines gewaltsamen Umsturzes, das persönliche Beschimpfen und Verleumden jedes noch so sachlichen Gegners, alles das ist von diesem blinden und gewissenlosen Fanatiker in ein weitverzweigtes System gebracht worden, und zwar zunächst noch immer unter particularistischer Maske. Ueberhaupt wäre es bei Liebknecht's abstoßendem und unsympathischem Wesen wohl die Frage einer langen Zeit gewesen, wann er einen namhaften Anhang unter den deutschen Arbeitern gewonnen hätte, wenn es ihm nicht gelungen wäre, einen einzelnen einflußreichen Arbeiter, den Drechsler Bebel, in die Gedankennetze des internationalen Arbeiterbundes zu verstricken. Bis dahin war Bebel ein heftiger Gegner Lassalle's, ein eifriger Anhänger der Fortschrittspartei, ja in gewissem Sinne der Führer aller fortschrittlich gesinnten Arbeiter in Deutschland gewesen. Er spielte von jeher eine große Rolle in dem „Verbande deutscher Arbeitervereine", den die Fortschrittspartei gegründet hatte, um der socialdemokratischen Agitation entgegen zu wirken; er war seit 1865 Mitglied, seit 1867 sogar Vorsitzender des Ausschusses, welcher den Verband leitete. In demselben waren mehr als hundert Vereine vertreten, die mehr als fünfzehntausend Mitglieder umfaßten. Diese erlesene Schaar ehrenwerther und einsichtiger Arbeiter war ausersehen, die Kerntruppe in dem streitenden Heere des Zukunftsstaates zu werden, und nach dreijährigem Werben wurde sie es, nicht sowohl durch Liebknecht's, als durch Bebel's Einfluß und Mühen.

Was diesem einfachen, aus dem ärmsten Proletariate hervorgegangenen Arbeiter so große Erfolge verschafft hat, ist nicht eigentlich eine hervorragende Begabung, noch weniger ein ungewöhnliches Wissen, sondern die Macht und Wucht seiner ganzen Persönlichkeit, in welcher sich alle kennzeichnenden Eigenschaften derjenigen modernen Arbeiter vereinigen, die mit ernstem Bewußtsein einen höheren Antheil an den Gütern der modernen Cultur erstreben, als ihnen augenblicklich beschieden ist. Fleißig, geschickt, treu in seinem Berufe, sittenrein in seinem bürgerlichen Leben, geistig rege, scharfsinnig, mit einer Art instinctiven Blickes begabt für große Gesichtspunkte und dabei doch anspruchslos, bescheiden, selbstlos in seinem öffentlichen Wirken, ist er gleichsam die classische Gestalt der heutigen socialdemokratischen Bewegung, so weit dieselbe einen ernsthaften, geschichtlichen Hintergrund hat.

Bebel war durch seinen starken Anhang unter den Arbeitern bereits in den constituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes gelangt; hier gab er sich noch ganz als particularistischen Demokraten und leugnete sogar, irgend welche Gemeinschaft mit der Socialdemokratie zu haben. Eben die gleiche „politische Heuchelei" trieb er gemeinsam mit Liebknecht fort, als beide in den norddeutschen Reichstag selbst eintraten. Namentlich Liebknecht hielt es für angezeigt, nur als zartfühlender Patriot in der Versammlung aufzutreten; er wies mit tragischer Geberde auf sein durch die „Zerreißung Deutschlands" mit zerrissenes Herz.

Ungleich verständiger benahm sich Schweitzer, der von sich und seinem Verein bekannte, daß sie innerhalb des neu sich bildenden Vaterlandes stehen wollten. Mit ihm gingen der Lohgerber Hasenclever und der Arzt Reincke, an dessen Stelle später der Cigarrenmacher Fritzsche trat. Sie betheiligten sich gelegentlich in sachlicher Weise an der Berathung namentlich wirthschaftlicher Gesetze; auch Bebel's gesunde Natur war nicht völlig zu unterdrücken, und er hat manche Versuche gemacht, beispielsweise in der Gewerbeordnung die besonderen Arbeiterinteressen zur gesetzgeberischen Geltung zu bringen. Darob entbrannte Liebknecht in grimmem Zorn und rief den Berliner Arbeitern das geflügelte Wort zu: „Nur Kurzsicht oder Verrath können parlamenteln;" er erklärte für den einzigen Nutzen der parlamentarischen Tribüne, daß von ihr aus am zweckmäßigsten das Signal gegeben werden könnte, wenn die Dinge reif seien zum gewaltsamen Dreinschlagen.

Neben den beiden Dioskuren des internationalen Arbeiterbundes einerseits, Schweitzer und seinen beiden Adjutanten andererseits saßen noch zwei Jünger der Gräfin Hatzfeldt, der Kupferschmied Försterling und der Advocatenschreiber Mende, im norddeutschen Reichstage. So befanden sich sieben Mandate in den Händen der Umsturzpartei, eine beschämend geringe Ziffer, verglich man sie mit den sinnlosen Prahlereien der Agitatoren, eine beschämend große Zahl, erwog man, daß damals noch im Parlamente keines andern Landes auch nur ein Socialdemokrat saß. Natürlich würde es eine sehr falsche und schiefe Auffassung sein, zu glauben, daß nur das Wühlerthum der Führer dieses traurige Ergebniß gezeitigt hätte. Vielmehr haben diese nur geschickt die Segel zu

Digitized by Google

stellen gewußt nach dem immer stärker anschwellenden Winde, von dem es auch den kundigsten Beobachtern der Epoche schwer wird zu sagen, von wannen er kommt und wohin er fährt.

In jedem Falle darf man sich nicht darüber täuschen, daß die Ursache proletarischer Bewegungen niemals die theoretische Begeisterung der arbeitenden Classen für irgend welche Gedanken und Programme, sondern immer und überall ihre tiefe Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen ist. Leben die Arbeiter auskömmlich, so kümmern sie sich blutwenig um alle Weltbeglückungspläne; leiden sie unter mehr oder minder drückenden Uebelständen, so werden sie nur zu leicht die Beute gewandter Verführer. Um also die wahren Ursachen des socialdemokratischen Treibens sicher zu erkennen, darf man sich nicht an die Irrlehren selbst halten, deren noch so gründliche Widerlegung — so weit es sich um die Beschwichtigung grollender Arbeitermassen handelt — wohl etwas, aber nichts weniger als alles und selbst nicht einmal viel bedeutet, sondern man muß genau prüfen, wie die wirthschaftliche Entwickelung das Loos der arbeitenden Classen gestaltet.

Von diesen Gesichtspunkten aus läßt sich nicht verkennen, daß das schnelle Wachsthum der deutschen Socialdemokratie in den sechsziger Jahren eine hauptsächliche Ursache in dem schnellen Wachsthum der Großindustrie hat. Es wiederholte sich auf deutscher Erde, was sich einige Jahrzehnte früher auf englischem und französischem Boden zugetragen hatte. Die Eigenthumsunterschiede gestalteten sich härter und schroffer; alle die schweren Leiden wirthschaftlicher Uebergangszustände traten ein; es zeigte sich namentlich auch die von den Agitatoren mit so wilder Leidenschaft ausgebeutete Erscheinung, daß die Entwickelung des Großbetriebes naturgemäß für die einzelnen Arbeiter die Möglichkeit mindert, zu socialer Selbstständigkeit zu gelangen. Dieses Uebel ist nicht unheilbar; es läßt sich namentlich beseitigen durch Förderung des Genossenschaftswesens, durch möglichste Vervollkommnung der gewerblichen Bildungsanstalten und Lehrmittel, mit deren Hülfe Arbeiter und kleine Gewerbtreibende sich die Vortheile der verbesserten Technik und des rationelleren Betriebes in gleicher Weise wie die Großindustrie anzueignen, und genossenschaftliche Vereinigungen zu ebenbürtigen und erfolgreichen Concurrenten des einzelnen Großfabrikanten sich zu erheben vermögen. Hierzu ist aber eine längere Zeit nöthig; bis dahin ist den Arbeitern in weit höherem Grade, als früher, die Möglichkeit verschlossen, wirthschaftlich einmal auf eigenen Füßen zu stehen, und da dieser Trieb in jeder begabteren und kräftigeren Natur unausrottbar wurzelt, so sprudelt hieraus ein unerschöpflicher Quell der Unzufriedenheit, welcher die Mühlräder der Demagogie nur allzu lustig klappern läßt.

Nun hat in der deutschen Industrie der Großbetrieb niemals entfernt das erschreckende Uebergewicht erlangt, wie in der englischen, und daß er es in irgend absehbarer Zeit erlangen wird, schließt die geschichtliche Entwickelung unserer nationalen Vermögensverhältnisse aus. Ohne pharisäische Selbstüberhebung dürfen wir sagen, daß ähnlich grauenvolle Zustände niemals in der deutschen Arbeiterbevölkerung bestanden haben, wie sie ehedem in England bestanden. Aber dieser Vorzug wurde dadurch wieder aufgehoben, daß die großen politischen und socialen Umwälzungen in den sechsziger Jahren vielfach aufreizend und verwirrend in den arbeitenden Schichten der Nation wirkten. Nicht als ob die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes irgend arbeiterfeindlich gewesen wäre; ganz im Gegentheile, da sie im Laufe weniger Jahre mit freigebiger Hand das allgemeine Stimmrecht, das Coalitionsrecht, die Freizügigkeit, die Gewerbefreiheit gab, muß sie als arbeiterfreundlich im eminentesten Sinne bezeichnet werden. Aber man war vielleicht allzu freigebig mit Freiheiten; in jugendlicher Unerfahrenheit sah man zu sehr auf die Licht-, zu wenig auf die Schattenseiten der großen Fortschritte, welche die deutsche Einheit auf wirthschaftlichem Gebiete ermöglichte. Die alten, überlebten Ordnungen, die hemmenden Schranken jedes großartigen Aufschwunges waren freilich spurlos weggefegt, aber nicht mit gleicher Leichtigkeit und Schnelligkeit ließen sich neue, bessere Ordnungen aus dem Boden stampfen; so entstanden unbehagliche Zustände, in deren düsterem Lichte die Arbeiter sich endlich gewöhnten, für eine unverwindliche Schädigung zu halten, was in Wahrheit eine unvergleichliche Hebung ihrer Classenlage war.

Als ein weiteres, wichtiges Moment für das Umsichgreifen der socialdemokratischen Anschauungen in jener Zeit kommt die falsche Haltung der besitzenden und gebildeten Classen hinzu. Was die kleinliche Selbstsucht vieler Unternehmer an den Arbeitern gesündigt hat, ist auf mehr als einem traurigen Blatte unserer neuesten Geschichte zu lesen; fast noch verhängnißvoller war die gründliche Verstimmung des Tones, in welchem die Arbeiterfrage öffentlich erörtert wurde. Nur zu viele socialpolitische Wortführer, die den englischen Freihändlern glücklich abgesehen hatten, wie sie sich räusperten und wie sie spuckten, verkündeten mit der ganzen Beschränktheit und Hartnäckigkeit des Epigonenthums Gemeinplätze von zweifelhaftester Wahrheit, die in Arbeiterkreisen tief verstimmend wirken mußten. Die öde Lehre des Gehenlassens wurde auf Markt und Gassen mit selbstgefälliger Unfehlbarkeit vorgetragen, gleich als sei wirklich der irdischen Weisheit letzter Schluß darin gefunden, daß der rücksichtslosesten Selbstsucht der freieste Lauf zu lassen sei. Selbst die Einführung von Fabrikinspectoren (vergl. „Gartenlaube" 1879, Nr. 8), die neuerdings in der kurzen Zeit ihrer Wirksamkeit schon so segensreich gewirkt haben, bekämpfte man dazumal als unerlaubten Eingriff des Staats in das wirthschaftliche Verkehrsleben.

Diese und manche andere Umstände von geringerem Gewichte ließen die socialdemokratischen Wellen von der Gründung des Norddeutschen Bundes ab immer mächtiger anschwellen. An den Geschicken des „Verbandes deutscher Arbeitervereine" ist sehr lehrreich zu verfolgen, wie die steigende Fluth alljährlich eine größere Strecke des festen Landes verschlingt. Diese Kerntruppe staatstreuer Arbeiter, die noch so tapfer gegen Lassalle gekämpft hatte, wandte sich Jahr um Jahr mehr den communistischen Zukunftsträumen zu, bis sie 1868 auf ihrem Verbandstage zu Gera sich für die Grundsätze des internationalen Arbeiterbundes erklärte.

Ermuthigt durch diesen großen Erfolg ihrer rastlosen Bemühungen, unternahmen Bebel und Liebknecht neue Anstrengungen, sich den allgemeinen deutschen Arbeiterverein zu unterwerfen. Allein es gelang weder mit Gewalt noch mit Güte, weder durch die maßlosesten Angriffe auf Schweitzer, noch durch zeitweise Versöhnungen mit ihm. Nur einige mißvergnügte Agitatoren zweiten Ranges vermochten sie ihm abwendig zu machen; so entschlossen sie sich, vorläufig den deutschen Zweig der internationalen Richtung in einer eigenen Partei zu sammeln; aus den abgefallenen Mitgliedern des allgemeinen deutschen Arbeitervereins und der großen Masse des „Verbandes deutscher Arbeitervereine" bildete sich im Herbste von 1869 auf einem Congresse zu Eisenach die „Socialdemokratische Arbeiterpartei".

Schweitzer seinerseits war durch seinen geringen Verlust eher gekräftigt, als geschwächt; wenige Wochen darauf eroberte er endlich Berlin, das heißt: indem er durch eine gut gedrillte Schaar kräftiger Anhänger jede ihm mißliebige Versammlung anderer Parteien sprengen ließ, maßte er sich mit leider nur zu großem Erfolge eine unerhörte Dictatur über das öffentliche Vereinsleben in der deutschen Hauptstadt an. Was ihm dagegen trotz mehrfacher Versuche nicht gelang, war die Vernichtung der socialdemokratischen Nebenbuhlerin. Vielmehr zählte dieselbe auf ihrem zweiten Congresse, der im Juli 1870 zu Stuttgart stattfand, ihre Anhänger schon nach vielen Tausenden. So schienen beide Secten zwar unter sich unversöhnlich zu sein, aber auf den getrennten Wegen um so unaufhaltsamer dem gemeinsamen Ziele sich zu nähern, als ein völlig unvorgesehenes Ereigniß sie wieder in die Anfänge ihrer Laufbahn zurückwarf: es war der deutsch-französische Krieg.

Ein Vorkämpfer für „Kaiser und Reich".

Dem hundertjährigen Geburtsfest desselben gewidmet.

„Heute wird die Bastille gestürmt. Kommst Du mit?" — „Freilich!" — Diese Nachbarnbegrüßung von Fenster zu Fenster über die Leutragasse Jenas hin geschah in Folge — und war zugleich die Erklärung — der ungewöhnlich lebhaften Bewegung, mit welcher ein mit jeder Minute, die dem Glockenschlage der sechsten Abendstunde näher rückte, wachsender Strom von Studenten und

Digitized by Google

„Philistern" dem Thore eines stattlichen Hauses zusteuerte. — An diesem Abend stand ein Lehrer der Geschichte in seinen Vorträgen über die große französische Revolution vor dem Abschnitt, welcher die Schilderung des Sturms auf die Bastille bringen sollte. Seit Jahren hatte dieselbe eine Anziehungskraft ausgeübt, von welcher nicht blos der Student, sondern auch der gebildete Stadtbürger ergriffen wurde. Wie geräumig auch das Auditorium des Professors war, an einem solchen Abend vermochte es die Menge der Zuströmenden nicht zu fassen; es wird erzählt, daß zur guten Jahreszeit während dieser Stunde sämmtliche Fenster des Saals geöffnet waren, damit die auch den Hof füllende Zuhörerschaft den Worten des als Redner und freisinniger Kämpfer volksbeliebten Mannes lauschen konnte.

Dieser Mann war Heinrich Luden. Die Literatur kennt ihn als „den berühmten Geschichtsschreiber der Deutschen"; Tausende seiner Schüler, die im Verlaufe von nahezu vierzig Jahren seinen Hörsaal gefüllt hatten, verehren in ihm einen unvergeßlichen Lehrer, einen unvergänglichen Leitstern ihrer Bildung und Gesinnung. Auch ich war so glücklich, sein Schüler zu sein und zu denen zu gehören, die er in seiner tagtäglichen Unterhaltungsstunde (von elf bis zwölf Uhr Mittags) gern empfing. Und da ich weiß, daß alle meine Commilitonen von „Luden's Auditorium" mit mir nur ein Gefühl der Dankbarkeit gegen ihn belebt, so durfte der zehnte April dieses Jahres nicht vorübergehen, ohne daß wir die hundertjährige Feier des Geburtstages desselben wenigstens in der Erinnerung an ihn gemeinsam begingen.

Wie einfach auch gewöhnlich der Lebensgang eines Gelehrten zu sein pflegt, den jungen Historiker hatte die Zeit dahin gestellt, wo er gründlich selbst empfinden sollte, wie die Geschichte im Sturm gemacht wird. Er war ein sechsundzwanzigjähriger Mann, als er in Gottingen 1806 als Professor der Geschichte nach Jena berufen wurde. Luden's Lebenslauf bis dahin ist mit drei Worten erzählt: von seinem Geburtsort, dem Pfarrdorf Loxstedt im ehemaligen hannöverischen Herzogthum Bremen, aus hatte er 1796 die Domschule in Bremen, drei Jahre später die Universität Göttingen bezogen, hatte Theologie studirt und schon gepredigt, als er sich für das Geschichtsfach entschied, privatisirte deshalb einige Jahre, war kurze Zeit Hauslehrer bei dem Staatsrath Huseland in Berlin und begab sich von da wieder nach Göttingen, wo er die Lebensgeschichten von Christian Thomasius und von Hugo Grotius veröffentlichte und wo ihn endlich, auf die Empfehlung Johannes von Müller's, der Ruf nach Jena traf.

Im Sommer 1806 reiste er mit seinem Gönner Huseland nach Jena und erlebte hier gleich am ersten Abend das damals von Unzähligen vergeblich ersehnte Glück, dem eben von Karlsbad zurückgekehrten Goethe in einer Abendgesellschaft bei Major von Knebel vorgestellt und von diesem für den nächsten Morgen zu einer Unterredung eingeladen zu werden. Dieselbe dauerte mehrere Stunden und ist von Luden und dessen nachgelassenem Buche „Rückblicke in mein Leben" wörtlich mitgetheilt, denn sie war nicht nur an sich von hohem Interesse, sondern auch von Bedeutung für das Verhältniß, in welchem der Historiker und Politiker Luden in der Folge zu dem großen Dichter und Minister stand.

Luden hatte, durch Goethe dazu veranlaßt, seine Ansicht über den „Faust" ausgesprochen und dabei gegen die „hohen Intuitionen" der Schlegel'schen Erklärung angekämpft, nach welcher der „Faust" nur „das Bruchstück einer großen, erhabenen ‚göttlichen Tragödie' sei, die, in ihrer Vollendung den Geist der ganzen Weltgeschichte darstellend, ein wahres Abbild des Lebens der Menschheit sein werde, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfassend", während Luden, nur das Fragment vor Augen, sich an dem erfreute, was des Dichters Wort in seiner wahren Bedeutung ihm sagte.

Obgleich Goethe den jungen Professor zum unumwundenen Aussprechen seiner Ansichten aufgefordert und hinzugefügt hatte: „Vergessen Sie, daß der Dichter des ‚Faust' mit Ihnen spricht!" so schien doch Goethe selbst dies nicht vergessen zu haben; denn am Ende der Unterredung zeigte er eine für Luden fühlbare Verstimmung.

Luden miethete vor Allem in Jena eine Wohnung, um in derselben sein bereits in Fässern und Kisten angekommenes Hab und Gut unterzubringen. Dasselbe bestand aus der schönen und werthvollen Ausstattung seiner Frau und seiner Bibliothek. Es war ihm ein wonniges Gefühl, den Sorgen der jungen Hausfrau im Gröbsten vorzuarbeiten, indem er alle Möbeln auspackte und so die freundlichen Räume wohnlich ausstattete. Nur die Betten ließ er in ihren Fässern, und die Wäsche und Kleider und all die Gegenstände, deren Einordnung die Lust der Frau ist, blieben in den Kisten und Koffern. Dagegen prangte seine wohlgewählte Büchersammlung auf den Repositorien; da die Universitätsbibliothek arm an neueren Werken war, so hatte er einen bedeutenden Theil seiner Ersparnisse opfern müssen, um für sein Lehrfach tüchtig gerüstet zu sein; er hatte dies wagen können, weil er in seinem Schreibtisch das fertige Manuscript einer Geschichte von Venedig barg, deren Honorar der Casse wieder aufhelfen mußte. Nur die Einleitung dazu gefiel ihm noch nicht, und er steckte sie zu sich, ehe er den Schlüssel vom Pulte abzog. Nachdem er so Alles zum Einzug vorbereitet hatte, eilte er nach Göttingen zurück, um gegen Mitte October mit Frau und Töchterchen sich in dem neuen Heim niederzulassen und mit dem Wintersemester seine Geschichtsvorträge zu beginnen.

Doch anders lag es im Plane Napoleon's. Anstatt in das geträumte Paradies des Friedens zu ziehen, zog Luden mit den Seinen dem Kriege entgegen. Einen Begriff davon, wie es damals mit dem Zeitungswesen und der Verbreitung wichtiger Nachrichten bestellt war, erhält man, wenn man erfährt, daß Luden mit Post von Göttingen bis Lauchstädt, weimarischen Theaterandenkens, gelangen konnte, ohne eine Kunde von der Kriegserklärung Preußens an Frankreich erhalten zu haben. Dort am 13. October angekommen, erlebten sie schon am folgenden Morgen die weltgeschichtliche Ueberraschung, daß der Kanonendonner der Schlachten von Jena und Auerstädt zu ihnen herdröhnte.

Schon am nächsten Tag sahen sie den Krieg in seiner furchtbarsten Gestalt, die Transportzüge Verwundeter, die Schaaren Gefangener und die Truppenmassen der Sieger, die vom brennenden und geplünderten Jena kamen. Luden drang mit Weib und Kind langsam bis Naumburg vor, ließ dort letztere in guter Obhut zurück und kam am 20. spät Abends vor seiner Wohnung an. Heulend trat ihm der Hausbesitzer entgegen. Das Haus, vom Besitzer aus Furcht verlassen, war ausgeplündert und ausgestohlen worden. Zitternden Herzens eilte Luden die Treppe hinauf. Da stand er vor einem entsetzlichen Bilde: Alles, Alles war dahin; die Möbel, der Inhalt der Fässer und Kisten, die zertrümmert umherlagen, alle seine Bücher, und mit dem Schreibpulte auch sein Manuscript — Alles dahin! Er war bettelarm geworden! Schweigend wandte er sich um, und schweigend ging er die Treppe hinab. „Ohne recht zu wissen warum", lenkte er seine Schritte nach dem Griesbach'schen Hause, und der Zufall hatte ihn gut geführt, denn dieses Haus war, als Quartier des Marschalls Ney, ungeplündert geblieben, und er fand bei den beiden Bewohnern, dem Professor Seidensticker und dem alten Griesbach, Nachtquartier für heute und Ermuthigung für die nächste Zukunft. Mit ihrer Hülfe war seine Wohnung in einigen Tagen wenigstens mit dem allernöthigsten Hausrathe versehen, sodaß er nun Frau und Kind in Naumburg abholen konnte.

„Wie wird sie die Nachricht von dem Verluste ihrer ganzen Ausstattung und all der Dinge, an welchen ein Frauenherz hängt, aufnehmen — wie wird sie den Schmerz verwinden?" Diese Fragen lagen schwer auf ihm bis zum Wiedersehen seiner Lieben. Dann aber fiel die Last von ihm ab; dann erkannte Luden erst sein höchstes Kleinod: er hatte ein muthiges, hochsinniges Weib, die Noth, die zu Entbehrung und Einfachheit im Leben zwang, kettete die Ehegatten nur um so fester zusammen, und so hinterließ der Krieg ihnen den schwererworbenen Boden eines durch innigste Einigkeit dauernden Glückes.

Luden war vor Allem Patriot. „Von jeher," sagt er in der Vorrede zu seinem größten Werke, der „Geschichte des deutschen Volks", „bin ich der Meinung gewesen, daß Derjenige, den Neigung und Geist zu dem Studium der Geschichte führen, seine Kräfte vor Allem der Geschichte seines Vaterlandes zu widmen habe. Pflicht ist es wohl nicht; aber es scheint mir ein Bedürfniß des menschlichen Herzens; es ist mir so natürlich vorgekommen, daß ich das Gegentheil zu denken nicht vermocht habe. Herodot und Thucydides, Livius und Tacitus haben in gleicher Weise gehandelt; Polybius ist einen andern Weg gegangen, weil er kein Vaterland mehr hatte; und wenn die allgemeinere Bildung

Digitized by Google

der neuern Zeit mehr Weltbürgerlichkeit erzeugt hat, so sind doch die meisten Geschichtsschreiber unter allen Völkern dem alten Gesetze treu geblieben, und die Geschichte fremder Völker ist gewöhnlich nur geschrieben worden mit dem Gedanken an das eigene Vaterland."

Dieses Bekenntniß kennzeichnet den ganzen Mann. Vaterländischen Geist in der studirenden Jugend zu verbreiten, dabei mit Freisinn und Gerechtigkeit die Ideen des Zeitgeistes zu würdigen, das war ihm ein heiliger Beruf, in welchem er unerschrocken wirkte selbst in der schlimmsten Zeit französischer Tyrannei. Das Vertrauen, mit welchem die leicht begeisterte Jugend sich ihm anschloß, wirkte auch weiter. In jenen Tagen der Unterdrückung (von 1806 bis 1813) hatte das Leben, wie es wohl überall geführt wurde, soweit der französische Druck reichte, einen eigenen Charakter, einen Reiz, welcher Luden noch später mit Wehmuth und Sehnsucht erfüllte. Die allgemeine Noth führte auch zu allgemeiner Entsagung von Luxus, aber „je geringer und armseliger der sinnliche Genuß war, desto reicher und tiefer war der geistige und sittliche, der sich überall darbot. Alle Menschen waren klüger und besser, als sie früher gewesen, als sie sich später gezeigt haben. Freilich war es nur ein Gedanke, der sie ergriffen hatte: das Vaterland; aber dieser Gedanke schließt alle Ideen ein, die für des Menschen Bestimmung von Bedeutung sind. — — Niemals sind die deutschen Fürsten mehr geliebt worden von ihren Völkern, weil ein Jeder erkannte, daß sie mit ihrem Volke litten. — Ich selbst habe einen Bauer helle Thränen vergießen sehen, weil sein Landesherr den Hut in der Hand neben einem Wagen ritt, in welchem Napoleon saß, den Hut auf dem Kopfe." So erzählte Luden.

Solche Erinnerungen und solche Bilder allein führen uns in jene Zeit ein, wo sich in Deutschland im Stillen so viel Geist und Muth zum großen Befreiungskampfe rüstete — und der Vordersten einer auf dieser Bahn war Heinrich Luden.

In dieser Zeit (Ostern 1812) vertraute sich ihm ein von der französischen Allgewalt Verfolgter als ein Herr von Gerlach an, wie er sich als Studirender hatte einschreiben lassen; er hatte in Spanien gegen die Franzosen gefochten, war gefangen worden, glücklich entwichen und suchte nun in Jena Verborgenheit; nach kurzer Zeit entdeckte er sich Luden als Herr von Grolmann; es war der spätere General, der bald in einem wichtigen Augenblick mit sicher lenkender, vielleicht rettender Hand in Luden's Leben eingreifen sollte. Denn als 1813 Alles zu den Waffen griff, fühlte auch der rüstige Professor den Beruf, zum Schwert zu greifen. Der ruhige, besonnene, kriegskundige Grolmann vermochte es, nach hartem Widerstand, Luden zu der Ueberzeugung zu bekehren, daß der Geist sein Schwert sei und bleiben müsse.

Um ein allezeit schlagfertiges Kampfschwert zur Verfügung zu haben, verband sich 1813 Luden mit Bertuch in Weimar zur Herausgabe einer „Zeitschrift für Politik und Geschichte", der „Nemesis", von welcher 1814 bis 1818 zwölf Bände erschienen sind. Für uns ist ein wiederum Goethe betreffender Umstand dabei von besonderem Interesse. Bertuch wünschte, daß Luden mit Goethe über ihre Zeitschrift spreche. Dies geschah. Das ebenfalls von Luden aufbewahrte Gespräch ist ein beide Männer sehr ehrendes. Luden schließt seinen Bericht darüber mit den Worten: „Nur das Eine will ich bemerken, daß ich in dieser Stunde auf das Innigste überzeugt worden bin, daß Diejenigen im ärgsten Irrthum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzliche Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntniß von den Menschen und Dingen wohl entschließen mußte." — Wie den alten Arndt, hätte man auch Luden „das deutsche Gewissen" nennen können, und darum hat aus seinem Munde dieses Wort besondern Werth.

Zu den Studenten, und besonders zu den Mitgliedern der Burschenschaft stand Luden in dem Verhältniß innigen gegenseitigen Vertrauens. Er veranlaßte unter Anderem die Auf- und Feststellung der „Grundsätze und Beschlüsse der Wartburgfeier", welche „den studirenden Brüdern auf anderen Hochschulen zur Annahme, dem gesammten Vaterlande zur Würdigung von den Studirenden in Jena vorgelegt" werden sollten. Sie wurden massenhaft durch Abschriften verbreitet und zeugen noch heute für den ernsten und klaren Sinn der Gründer der Burschenschaft. Geharnischt trat Luden in seiner „Nemesis", und mit ihm zugleich Oken in seiner „Isis" gegen die Verleumdungen der deutschen Universitäten und namentlich Jenas durch Kotzebue, Schmalz, Kamptz u. dergl. Gesellen auf, und als Oesterreich seinen Gesandten in Dresden, den Grafen Zichy, insgeheim nach Weimar schickte, damit er von dort sich nach Jena begebe und „persönlich das verschrieene Demagogennest einsehe, um Auskunft darüber zu geben, ob denn wirklich dort ein so rohes, wildes, barbarisches, aufrührerisches Wesen unter den Professoren und Studenten herrsche", wie die Lästerer es den Höfen vorgemalt hatten — war Luden es, der den Tag dieses Besuches erkundschaftete und den Studenten verrieth. Der weimarische Minister und der österreichische Gesandte staunten nicht wenig, als sie am 16. December 1817 nach Jena kamen und eine solche sittsame Ruhe und Stille auf Markt und Gassen fanden, daß der Bericht nach Wien „die Ordnung, die Disciplin und die trefflichen Gesinnungen, welche unter den Studenten zu Jena stattfände", nicht genug preisen konnte. Schon am folgenden Tag holte der Student jedoch alles Versäumte nach, indem Blücher's Geburtstag mit allem möglichen akademischen Ulk und Pomp nachgefeiert wurde. Luden's „Nemesis" aber begrüßte dieses frische Treiben mit den Worten: „Die Jugend muß brausen, wie der junge Wein, dann wird sie, wie er, mild und stark zugleich werden. Wer aber edler Rheinwein und dreizehner deutsche Jugend gut vertragen soll, der muß selbst nicht kraftlos sein."

Zu Anfang des Jahres 1823 ging Luden als Abgeordneter der Universität zum Landtage nach Weimar. Dies warf abermals einen Schatten auf sein Verhältniß zu Goethe, der für derlei Volksvertretung und deren Kämpfe keine Sympathie hatte. Dennoch wurde er einmal, 1829, als Abgeordneter zu einer Soirée bei Goethe eingeladen. Er ging hin und fand dort die ganze vornehme Welt Weimars nebst den ausgezeichnetsten Fremden versammelt. „Meinen Blick," erzählt er, „zog nur der Herr des Festes auf sich. Und Er, der alte Herr, stand da, fest und gerade, in der besten Haltung, den Hut unter dem Arme, mit allen seinen Orden geschmückt, und empfing, immer auf derselben Stelle, die Huldigung aller Gäste mit großer Liebenswürdigkeit. Ich bewunderte und bedauerte ihn. Aber nach etwa anderthalb Stunden hatte ich der Sache genug."

Im Jahre 1832 hatte Luden auch des Landtags genug, wies jede weitere Wahl zurück und lebte fortan nur seinem doppelten Berufe als Lehrer und Schriftsteller.

Es war noch in der sogenannten „guten alten Zeit" des Studentenwesens, als ich, im Herbst 1834, zum ersten Male in Luden's Hörsaal trat. Mein Erstaunen war nicht gering, als ich so manches „alte Haus" im Schlafrock, die lange Pfeife in der Hand und die Mappe unterm Arm in die Räume wandeln und auf den Bänken sitzen sah, wo ich mit dem Herzpochen der Ehrfurcht und der Erwartung des Augenblicks, in welchem ich den großen berühmten Mann zum ersten Male schauen sollte, bescheiden Platz nahm. Zur Ehre der „Bemoosten" muß ich jedoch sofort aussprechen, daß von den langen Pfeifen kein Gebrauch gemacht wurde. Der Schlafrock hinderte Keinen, die größte Hochachtung vor dem Lehrer zu hegen. Endlich öffnete sich die Thür, und Luden trat ein und bestieg das Katheder. Der Contrast war zu auffällig. Hier die Schlafrockgesellschaft, und dort der stattliche Mann in Frack und feiner Kleidung, der, die goldene Dose in der Hand, seine Zuhörer in einer Weise begrüßte, als trügen auch sie alle Zeichen des äußeren Anstandes zur Schau.

Nach wenigen Worten aus seinem Munde war jedoch alles Störende der Umgebung verschwunden, Alles lauschte dem herrlichen Klange seiner Sprache, und bald waren Geist und Herz gefesselt von dem wunderbar dahinfließenden Strom der Gedanken und Bilder, mit denen er uns das Leben der Vergangenheit vorführte. Die volle Aufmerksamkeit war unaufhörlich gespannt; keine Ermüdung konnte eintreten; denn auch der erfrischenden Heiterkeit ward ihr Recht vergönnt, und selbst die Aushülfsphrasen, die er so fein stets an bedeutungsvoller Stelle einzuschalten verstand, sein gedehntes „in jeglicher Weise" und das ironisch betonte „wenn Sie wollen, meine Herren," trugen zur immer frischen Belebung der Vortrages bei. „Wenn mir aber einmal die Vocabeln ausgehen wollen, so öffne ich meine

Digitized by Google

Scene aus Reinhl's Oper „Der Bärenhäuter von Jeroltswil".
Dem „Opern-Album" von Hermann Rauchbach (acht Photographien; Berlin, Carl Brach) entnommen.

Dose und bereite mir je nach Belieben den Genuß einer Prise. Diese einfache Handlung bestimmt meinen Zuhörern das peinliche Gefühl, daß ich ihnen gestohlen, und gebaltet mir Zeit zur Sammlung, und so ist uns beiden durch diese Pause gebolfen" — so erklärte er und den eigenthümlichen Reizen derselben einmal in einem der herrlichen, theils so anregenden und oft sogar erhebenden Plaudereistündchen der Mittagstafel.

Ja, an diesem Manne war Alles edel und ehrwürdig, ob wir ihn auf dem Lehrstuhl oder auf der Rednerbühne des Landtags, in seinem trautlichen Heim vor dem tiefigen Arbeitstisch, den einst Griesbach ihm vermacht, im Umgang mit seinen Schülern oder im Umgang mit Gleichwürdigen sahen. Verdeelnd war sein Streben immerher, und so hat er als ein Preister des Wahren, Guten und Schönen und als ein Held im Kampfe für staatsbürgerliche Freiheit und ein Vaterland der Deutschen fest auf seinem Posten gestanden bis zu seinem letzten Augenblick.

Welche Schranken er hinterlassen, welche Stelle er in der Reihe der Geschichtsschreiber und politischen Schriftsteller einnimmt, darüber giebt jedes Konversationslexicon Auskunft. Hier galt es nur, an den Mann zu erinnern, wie ihn unser Herz feiert.

Digitized by Google

Scene aus Mozart's Oper „Don Juan".

Dem „Opern-Cyclus" von Hermann Kaulbach (acht Photographien; Berlin, Carl Brack) entnommen.

Beklagen aber müssen wir Alle Eines: daß es dem Manne, welcher die schlimmsten und schönsten und abermals die beklagenswerthesten Schicksale des deutschen Volkes mitgetragen hat, die französische Schmachzeit, die Volksbegeisterung der Befreiungskriege, die neue politische Unterdrückung durch den Geist des Absolutismus, dem Manne, welchem die Alles verbitternde Reaction stets mit am nächsten trat — denn so oft eine freie Geistesregung in Deutschland verfolgt wurde, hatte immer Jena am schwersten darunter zu leiden — kurz, daß es einem Heinrich Luden nicht vergönnt war, auch die Tage der Erlösung aus dem alten Bann, der Erhebung seines geliebten Vaterlandes aus einem geographischen Begriff zu einem großen und mächtigen Reiche zu erleben.

Unsere Zeit vergißt zu leicht das Andenken an jene geistigen Kämpfer und Märtyrer, welche mit dem Muthe der Wahrheit und der Kraft zu den höchsten Opfern der Gegenwart die Wege zum Sieg gebahnt haben. Da ist's nöthig, daß das jüngere Geschlecht an jene Alten so oft wie möglich erinnert werde. Sollte es zu Jena auf dem Graben nicht auch einen Platz für eine eherne Büste Heinrich Luden's geben?

Friedrich Hofmann.

Digitized by Google

Der Todesgruß auf der Tay-Brücke.

„Ade, lieb' Mutter!" — „Mit Gott, mein Kind!"
Da pfeift's. Ein Taschentuch flattert im Wind:
Der Abschiedsgruß von der jungen Braut,
Die heute dem Gatten ward angetraut.

Hin hastet der hochauf ächzende Zug,
Besiegend den Sturm im wuchtigen Flug,
Doch dort in der Ecke das selige Paar
Wird von dem Allen Nichts gewahr.

Still, Arm um Nacken und Hand in Hand,
So fliegen sie über das schneeige Land,
Ohn' es zu achten, weltentrückt,
Voll seliger Träume, beglückend, beglückt.

Es tauchte unter so Raum wie Zeit
Tief in dem Meere von Seligkeit,
Das durch die Herzen wogend rauscht,
Wenn Liebe man um Liebe tauscht.

Genüber der lebensmüde Greis
Betrachtet die Beiden und flüstert leis:
„O, ginge nimmer solch Glück vorbei!
War auch einst glücklich wie diese Zwei.

O Tod, Du langsamer falscher Knecht,
Wie übst Du Dein Amt so träg und schlecht!
Als einst ich genossen das höchste Glück —
Das war Deine Zeit; was hielt Dich zurück?"

Hin stürmt der Zug durch die Grafschaft Perth,
Wild stürmt die See in dem buchtigen Firth,
Darein der Tay seine Wogen stürzt,
Deß stürmisch Gefäll seinen Lauf verkürzt.

Doch stürmischer als des Zuges Flucht,
Und stürmischer als der Wogen Wucht
Erbraust und dränget und wühlt der Orkan,
Der dröhnend umheult des Zuges Bahn.

Die Liebenden träumen von ewigem Glück;
Des Greises Seele weilt weit zurück:
Da plötzlich zittert und wankt der Pfad,
Als sich der Zug der Brücke genaht . . .

Ein Pulsschlag noch . . . Wo blieb der Zug?
Wo blieben sie, die er landwärts trug?
Hinunter, hinab von der Brücke des Tay
Ward er gesenkt in die tiefe See.

Der Sturm erbraust und heult wie vorher;
Wild tost und schäumt und gischtet das Meer —
Kein Zeichen, kein Trümmer verräth das Grab,
Dem der Tod so reiche Ernte gab.

Die junge Liebe, den müden Greis,
Sie mähte der Sturm auf des Todes Geheiß:
Doch hatte ihnen das Glück verliehn
Ein selig Lächeln als Gruß für ihn.

Von schweren Unglücks langem Bann
Erlöste der Tod den alten Mann . . .
Die Liebenden aber hat er zart
Vor aller Trübung des Glücks bewahrt.

Johannes Proelß.

Das Frühlingsblümchen.

Erzählung von A. Godin.

(Schluß.)

„Mir war zu Muthe, wie Einem wohl im Traume ist, wo man sich mitunter wie gefesselt fühlt, sich nicht bewegen, nichts sprechen kann, während man doch weiß, wie nothwendig das wäre. Ein bewimpelter Nachen glitt vorüber; junge Stimmen sangen darin; der Klang hallte melodisch über das Wasser.

‚Warum sollt' ich mit einem Fremden wegziehen? Daheim ist es doch so schön,' sagte Anna in klarem Tone. ‚Wenn ich Abends einschlafe, freue ich mich schon auf den nächsten Tag; ich käme um vor Heimweh, müßte ich fort.'

‚Das ist Einbildung, Anna,' sagte ich beinahe schroff. ‚Wie Klein dazu gekommen ist, um Dich zu werben, weiß ich nicht; Du hast damit heimlich gegen mich gethan von Anfang bis zu Ende, weißt Du aber nichts weiter gegen ihn einzuwenden, als daß Du lieber daheim bleibst, so wäre das ein kindischer Grund. Du bist freilich noch sehr jung, hast aber doch schon genug gesehen, um zu wissen, was ein Arbeitsleben heißt, wie es Dir bevorsteht. Sieh Deine Mutter an! Wie müde sie ist, wie sie sich plagt vom Morgen bis in die Nacht! Du hast mehr gelernt, vielleicht denkst Du Dir die Zukunft leichter. Das wird sie aber nicht sein; fremdes Brod ist selten schmackhaft — glaube mir! In die Fremde, wie Du es nennst, mußt Du nun ohnehin bald — das weißt Du selbst. Hätte Klein Dich nicht sehr lieb gewonnen, so würde er nicht um Dich geworben haben; er könnte überall anfragen und wäre bester Aufnahme sicher. Du wirst glücklich mit ihm sein; es ist ein guter, wackerer Mensch; sein Wohlstand wird nicht nur Dir selbst ein angenehmes Leben bereiten, Du kannst später auch für Deine kleinen Brüder mitsorgen, kannst manches für Deine Mutter thun, welche Dir so lieb ist. Sei deshalb nicht kindisch, nicht eigensinnig, Anna! Das wäre unrecht.'

Sie hatte mich ausreden lassen, ihre großen Augen aufmerksam auf mich geheftet. Als ich zu Ende war, sagte sie ernsthaft:

‚Alles, was Sie da sagen, ist wahr, Herr Isen, nur Eines nicht: daß ich heimlich gegen Sie gethan hätte. Nicht im Traume ist mir's eingefallen, daß der Herr Klein solche Gedanken haben könnte, bis heute. Wenn er mit dem Vater gerechnet oder Sie besucht hatte, saß er wohl nachher immer ein Stündchen bei uns, und ich plauderte mit ihm, wie mit den Anderen auch, die herkommen. Er hat sich aber nie so etwas anmerken lassen, oder ich hab's doch nicht gemerkt. Der Mann ist gut und brav — ja wohl, aber er geht mich nichts an. Sie meinen, ich müßte doch fortgehen? O nein, das hab' ich schon lange bei mir in's Reine gebracht. Die Klosterfräulein geben mir seine Arbeit herüber. Nähen und Häkeln kann ich gut; damit verdiene ich genug. Es kann Ihr Ernst nicht sein, daß ich fort soll, so lange Sie hier sind, und Sie bleiben doch bei uns?' Ihre unschuldigen Augen blickten sonnig und treuherzig wie die eines Kindes, als sie lächelnd hinzufügte: ‚Was sollten Sie wohl ohne das Frühlingsblümle anfangen, und was würde aus mir — ohne Sie!'

Ihre Innigkeit drang mir in die Seele. In diesem Augenblicke erschien mir, was sie so schlicht aussprach, wirklich als Wahrheit. Was sollten wir Beide anfangen ohne einander? Ich schwieg aber dazu.

Nach dem Verschwinden der Sonne machte sich der Abendwind auf; rasch brach Dämmerung herein.

‚Es wird kühl,' sagte Anna, setzte, ohne zu fragen, die Ruder in Bewegung und fuhr heimwärts. Wir wechselten kein weiteres Wort.

Ich konnte in der folgenden Nacht nur wenig schlafen. Mit der bloßen Möglichkeit, daß sich ein weibliches Herz dem armen Krüppel anders zuwenden sollte, als in freundschaftlicher Theilnahme, hatte ich längst und vollständig abgeschlossen. Auch hätte Anna's Offenheit mich beruhigen können; dennoch tauchte der eine kurze Blick, welcher so beredt gesprochen, durch Dunkelheit und Schweigen immer wieder auf. Arglos, wie unser Verkehr seit Jahren gewesen, bot er doch, nun ich darüber nachsann, gar manches, um eine junge, unbeschäftigte Phantasie zu reizen. Der Gedanke, daß Anna mich lieben könne und sich dessen bewußt sei, beunruhigte mich mehr, als ich mir zugeben wollte. In der Seele dieses Kindes lag bei aller Fröhlichkeit etwas Tiefgrundiges; was sie erfaßte, hielt sie fest. Das Unbehagen, durch Sorglosigkeit etwas groß gezogen zu haben, was sich nicht mehr ungeschehen machen ließe, hielt aber nicht Stand — weder vor meinem reinen Bewußtsein, noch vor der Ueberlegung, daß es sich hier doch um ein halbes Kind handle.

Ich beschloß, mit offenen Augen zu prüfen, ob ich mich nicht vielleicht ganz und gar getäuscht. Im unerwünschten Falle gab es einen sicheren Weg, das gewiß erst keimende Unheil in sein Nichts aufzulösen: das alte bewährte Mittel der Entfernung. Die Angelegenheit Klein's bedurfte auf alle Fälle der Vertagung; ich nahm mir vor, die Eltern und, wenn mir dazu Gelegenheit werden sollte, den Freier selbst auf Geduld zu verweisen, da Anna wirklich zu jung sei, als daß es gerathen erscheine, sie zu überreden. Was ich mir während der Nacht so verständig zurecht gelegt, erschien noch viel richtiger im Lichte des Tages. Ein Brief Klein's bestärkte mich. Es mochte seiner etwas zurück-

Digitized by Google

haltenden Natur leichter erschienen sein, mir eine schriftliche Beichte abzulegen, statt der mündlichen.

Die Art, wie er trotz seiner knappen Ausdrucksweise durchblicken ließ, daß ihm Anna tief in's Herz gewachsen, rührte mich. Er faßte ihre Weigerung nur als Folge der Ueberraschung auf und rechnete auf die Zeit. Daß er, dem Anna's täglicher Verkehr mit mir bekannt war, gar nicht auf den Gedanken kam, hierin die Ursache ihres Nein zu suchen, bewies schlagend genug, in welchem Licht der Verstümmelte unbefangenen Augen erschien.

Das alte Leben nahm seinen Fortgang. Nicht für lange Zeit! Kaum sichtbare Fäden spannen unmerklich ein Netz um mich, das mich nicht mehr frei athmen ließ. Nichts schien verändert, und doch war alles anders. Nicht das Kind sah ich mehr — ich sah das junge Mädchen. Einfluß auf sie zu üben war ich gewöhnt, nun aber erschütterte es mich seltsam, wenn ich das süße Gesicht bei meinem flüchtigsten Wort mit Sonnenschein oder Bestürzung füllte. Bis in's Herz, bis in jeden Nerv hinein empfand ich, daß dieses liebliche Leben mit allen Athemzügen mein war. Nun wäre es Zeit gewesen, den Vorsatz zur That werden zu lassen: zu gehen. Dennoch zögerte ich. Gedanken, die ich zuvor nie gedacht, waren in mir lebendig geworden und kehrten wieder und wieder, so oft ich sie auch verscheuchte. Warum das Gut nicht halten, das mir ein freundliches Geschick zubereitet? Wo steht geschrieben, daß ein Enterbter auf jeden möglichen Gewinn verzichten müsse? Dieses Kind an meiner Seite, mir zugehörig lebenslang — und ich wäre geborgen. Der beste Theil dessen, was mir geraubt worden, war dann ersetzt; Liebe und Güte, süße Jugend mit all ihrem heiteren Reiz würden viel Entbehrung aufgewogen haben. Was dem schlichten Mädchen noch fehlte, sie zur ebenbürtigen Gefährtin auch des Anspruchsvollsten zu machen, konnte ich selbst ihr geben; denn Alles in ihr war Fähigkeit. Und sie, die mit jeder Faser an mir hing, die zu lieben verstand — sie, deren beschwingte Seele alles Höchste aus Instinct begriff, die in Musik lebte wie ein Vogel in den Lüften — würde sie an meiner Seite nicht glücklicher sein als an der des klugen, guten, aber nüchternen Mannes, der um sie warb? — Während der Nachtstunden gewannen solche Gedanken eine namenlose Macht über mich, lockten so lieblich verheißend, daß sie mich unwiderstehlich in ihren Ring schlossen. Bei Tage freilich, wo jede unwillkürliche Geberde mich daran erinnerte, welch ein Krüppel es war, der sich in Träumen von Liebe und Ehe verlor, standen andere Geister auf. Da empfand ich scharf und klar, daß es Mißbrauch und Sünde wäre, ein kaum erwachtes Leben, das sich selbst noch nicht verstand, keinen Begriff davon hatte, was die Ehe sei, an mich zu fesseln. Meine Ruhe schwand unter ewig wiederholten Kämpfen. Ich hatte geglaubt vom Banne der Natur losgerungen zu sein, und er umspann mich stärker von Tag zu Tage. Endlich, nach einer Nacht großer Qual, rang sich der entscheidende Entschluß durch.

Wiederholt war mir, zur Beschwichtigung öfters auftretender Schmerzen, ein Curgebrauch in Wiesbaden angerathen worden. Ich hatte mich stets dagegen gesträubt, da ich die großen Unbequemlichkeiten der für meinen Zustand weiten Reise mehr scheute, als zeitweiliges, ziemlich erträgliches Leiden. Nun beschloß ich, dorthin zu gehen, mit der unausgesprochenen Absicht, nicht wieder nach der Insel zurückzukehren. Joseph war sehr zufrieden, als ich ihn hieß, alles für die Reise Nöthige vorzubereiten, aber im Gärtnerhause wurde lautes Bedauern ausgesprochen; nur Anna sagte kein Wort. Während der Tage, welche vergehen mußten, bis Antwort auf schriftliche Wohnungsbestellung einlief, war sie blaß und schweigsam, ging und kam aber in gewohnter Weise. Ich selbst wich jeder Berührung meiner nahen Abreise aus; am liebsten wäre ich Anna's Augen ausgewichen, die traurig blickten wie in unausgesprochenem Wehgefühl.

Als Anna am Vorabend meiner Abreise zur gewohnten Stunde in die Villa kam, brachte sie einen Brief mit, schüttelte aber den Kopf, als ich die Hand danach ausstreckte.

‚Nicht an Sie, doch Sie sollen ihn nachher lesen. Erst singen wir zu guter Letzt, nicht wahr?‘

Sie legte den Brief auf den Tisch; ein flüchtiger Blick auf die Adresse zeigte mir Klein's Handschrift. Nagende Unruhe überkam mich fast wie ein physischer Schmerz.

‚Laß!‘ sagte ich, als Anna im Begriff war, den Flügel zu öffnen. ‚Ich bin heute nicht aufgelegt Musik zu machen. Lesen wir etwas, oder plaudern wir lieber! Gieb mir den Brief!‘

‚Später!‘ sagte sie, leicht die Hand darauf legend, und setzte sich mir gegenüber.

Ich blätterte in einigen Heften und bezeichnete bestimmte Seiten darin.

‚Hier habe ich Dir Aufgaben notirt,‘ warf ich in der halben Zerstreuung hin, welche sich unser bemächtigt, wenn wir nicht sagen können, was wir sagen möchten. ‚Wirst Du so fleißig sein, wie Du Dir vorgenommen hast, während ich fort bin?‘

Sie antwortete nicht; ihr Köpfchen auf die linke Hand gestützt, neigte sie sich etwas über den Tisch hin, mir entgegen. Dann sagte sie ganz leise und eindringlich:

‚Werden Sie wieder kommen?‘

Die unerwartete Frage traf so hart mit meinem Bewußtsein zusammen, daß ich fühlte, wie mir das Blut bis unter die Haare stieg.

‚Ich wußt' es wohl,‘ sagte sie, als sei mein abgewandter Blick Antwort genug. ‚Warum thun Sie uns das an? Ihnen selbst wird nirgend so wohl sein, wie hier.‘

Die lieben Augen voll Trauer und Innigkeit ließen mir das Herz überfließen.

‚Nirgend, nirgend wie hier,‘ wiederholte ich erschüttert. ‚Und doch muß ich gehen. Um Deinetwillen, Anna, nicht um meinetwillen muß ich gehen.‘

Sie blickte mich mit leuchtender Zärtlichkeit an:

‚Herr Klein sagte einmal drunten bei uns, es wäre traurig, daß Sie keine Frau hätten, Sie zu pflegen. Er meinte auch, jetzt wäre es zu spät. Wenn Sie mich aber lieb haben? Ich würde Ihnen eine gute Frau sein — und — und — glückselig.‘

‚Nie! niemals!‘ rief ich heftig.

Der Glanz in ihren Augen erlosch. ‚Vergeben Sie!‘ sagte sie tonlos; ‚ich habe mich geirrt; Sie machen sich nichts aus mir.‘

Ich sah sie an, und während unter meinem Blicke feines Roth in ihrem zarten Gesichtchen aufstieg, fühlte ich, daß es Zeit war, zu Ende zu kommen, wenn ich vor mir selbst bestehen wollte.

‚Du weißt das besser, Anna; wir wissen es Beide. Was Du denkst, kann sich aber nie erfüllen. Mein Schicksal ist vorgezeichnet; ich muß einsam bleiben, wenn ich in meinen eigenen Augen rechtschaffen bleiben will. Nimmermehr soll Dein junges Leben an das eines alternden Invaliden gekettet werden.‘

Sie drückte die Augen halb zu und lächelte.

‚Wir müssen beisammen sein,‘ sagte sie mit ihrer klaren Stimme. ‚Um so besser für mich, wenn Sie mir nicht weglaufen können! Und um all die Jahre, die Sie älter sind als ich — fünfzehn, glaube ich, oder sechszehn? — sind Sie auch klüger; ist das nicht wieder gut?‘

Plötzlich erstarb ihr Lächeln; lautlos wie ein Schatten huschte sie herüber, glitt neben meinem Sessel auf die Kniee und stützte die gefalteten Hände auf dessen Armlehne.

‚Was Sie sagten, war also Ihr Ernst?‘ athmete sie, und ein dunkler Blick drang in meine traurigen Augen. ‚Das kann ich aber nicht verstehen. Es giebt doch nur Eins: daß man sich lieb hat — was kommt auf das Uebrige an? Ich aber habe Sie über Alles lieb; bei Ihnen sein, ist mein Leben. Gehen Sie fort und kommen Sie nicht wieder, dann gräme ich mich zu Tode.‘

So überzeugt, so schlicht sprach sie das hin, daß es mich überwältigte. Ich neigte mich und faßte das tiefernste Gesichtchen zwischen meine beiden Hände. In der Erregung hatte ich mich selbst vergessen; die Mahnung blieb nicht aus. Jede rasche, unberechnete Geberde läßt mich mein Elend unmittelbar empfinden. Es überlief mich kalt.

‚Anna,‘ sagte ich feierlich, ‚ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen, daß Du nie mein Weib werden sollst. Die Zeit wird kommen, wo Du das verstehst. Ist Dir mein Friede lieb, so laß mich ziehen und zähle auf kein Wiedersehen! Muß ich denken, daß Du Dich grämst, so wird mich das elend machen, aber es ändert nichts. Gehe nun, geh — Gott sei mit Dir, Gott sei mit Dir, mein Frühlingsblümchen!‘

Anna erhob sich und verbarg ihr Gesicht; ich hörte ihr leises Schluchzen. Im nächsten Augenblicke berührten ihre Lippen meine Hand. Dann war sie hinaus.

Als ich eine Stunde später im Begriff war, mich nach meinem Schlafzimmer bringen zu lassen, streifte ich im Aufstützen

Digitized by Google

etwas vom Tische nieder. Es war der Brief, den Anna dorthin gelegt. Joseph hob ihn auf und reichte ihn mir. Ehe mein Licht erlosch, hatte ich erfahren, daß Berthold Klein nach der Rheinprovinz versetzt war und seine Anfrage um Anna's Hand wiederholte.

Tags darauf sollte ich reisen; es war ein Sonntag. Frau Brunner kam zur Frühstückszeit in's Schlößchen und brachte mir einen Strauß Orangeblüthen.

‚Das schickt Ihnen die Anna,' sagte sie, ‚und ich soll einen schönen Gruß bestellen und glückliche Reise wünschen. Sie ist eben abgefahren zum Hochamt, in's Klösterchen. Nehmen Sie's ihr nicht übel, daß sie nicht gewartet hat! Ich glaub', sie hat sich nur fort gemacht, weil ihr der Abschied zu nahe geht. Die Blüthen sind von dem Bäumchen, das sie sich in ihrer Stube selbst gezogen hat.'

Ich ließ mich zum Fenster rollen und blickte hinaus in den Sommertag. Sonntagsglocken hallten über den See; das Schiffchen war schon weit vom Lande und wurde immer kleiner. Fern flatterte ein Tuch. Ich drückte meine heißen Augen in die duftenden Blüthen. Ade, ade! —

Eine Woche mochte seit meiner Ankunft in Wiesbaden vergangen sein, als ich durch einen Brief von Klein überrascht wurde. Er theilte mir mit, daß Anna Brunner ihm ihr Jawort gegeben und eingewilligt habe, ihm sogleich nach dem neuen Wohnorte zu folgen. Unverhohlen sprach er aus, daß Anna wohl mehr dem Wunsch ihrer Eltern nachgegeben, als ihrem eigenen, daß er aber fest überzeugt sei, ihre wärmere Zuneigung zu gewinnen. Nun auch ich geschieden, passe Anna nicht mehr in die dortigen Verhältnisse — das habe ihn bestimmt, keinem allzu ängstlichen Bedenken Raum zu geben; er glaube sicher, Glück bieten und erwarten zu können.

Als ich vernahm, wie rasch sich erfüllte, was ich als noch fernes Zukunftsbild betrachtet hatte, war ich anfangs sehr betroffen. Im nächsten Moment begriff ich Anna's Entschluß. Sie wußte, daß mir die Insel zur Heimath geworden war; ich hatte das manches Mal ausgesprochen; sie wußte auch, daß ich um sie bangte. So ging sie, damit ich wiederkehre, gab sich hin, damit ich ruhig sei. Zuerst erschien mir dieses Opfer unnatürlich, überspannt; dann ergab ich mich in den Gedanken. Vielleicht wäre später nie geschehen, was jetzt einer hochgespannten Empfindung entsprungen war. Ich kannte die Beiden, deren Loos sich vereinte — es mußte zum Guten führen."

Ilsen hielt inne.

Etwa eine Stunde mochte verflossen sein, seit er zu sprechen begonnen. Der Abend dämmerte herein; ein Windstoß ging über die Höhe. Joseph tauchte hinter dem Säulentempel auf, vor welchem wir saßen, und legte schweigend den Plaid um die Schultern seines Herrn.

„Ich weiß schon," nickte Ilsen und sah den Alten freundlich an. „Gleich geht's nach Hause."

„Wir sind bald zu Ende," sagte er, als wir wieder allein waren. „Von mir — was ließe sich da berichten? Ich blieb bis zum Spätherbst in Wiesbaden und siedelte dann nach Frankfurt über. Klein gab zuweilen Nachricht; jeder Brief pries sein wolkenloses Glück. Anna füllte sein Haus mit Lieblichkeit und Freundlichkeit, wie sie die kleine Welt ihrer Heimath gefüllt. Im Frühjahr schrieb er besorgt, seine Frau sähe nicht frisch aus, obgleich sie sich immer heiter und thätig zeige. Der Arzt erkläre den Zustand für Heimweh, und er habe vor, Urlaub zu nehmen und sie zur Rosenzeit nach der Insel zu bringen. Daß ihm gestattet würde, die von mir bewohnten Zimmer im Schlößchen benutzen zu dürfen, hoffe er zu erreichen.

Nachdem ich lange ohne Nachricht geblieben war, erhielt ich im zweiten Sommer einen schwarzgesiegelten Brief, dessen Adresse die mir durch ihre Rechnungen wohlbekannte Schrift der Frau Brunner zeigte. Das Frühlingsblümchen war vergangen und schlief im Schooß seiner heimathlichen Erde.

‚Wir meinten immer, sie hätte Heimweh,' schrieb die Mutter, ‚das muß es aber doch nicht gewesen sein; denn es ist auch hier nicht besser mit ihr geworden. Ach, wenn die Kinder in so einem feuchten Hause aufwachsen müssen! Der Herr Schwiegersohn wird später selbst einmal schreiben. Jetzt ist er wie von sich. Die Anna hat ihm aber auch Alles gethan, was sie ihm nur an den Augen absehen konnte. Wir dachten nicht, daß es Gefahr mit ihr hätte, freilich sah sie gar schmächtig aus, im Uebrigen aber war sie ganz wie sonst, nur singen mochte sie nicht mehr. Wie ein Licht ist sie ausgelöscht — drüben im Gartensaal. Am letzten Tag hat sie mir noch einen Gruß an Herrn Ilsen aufgetragen.'"

Er klopfte an die Innenwand seines Wagens. Der Alte kam herbei, rückte sorglich die Kissen zurecht, welche den gebrechlichen Körper stützten, und schickte sich an, das Fuhrwerk in Bewegung zu setzen. Ilsen wendete den schönen Kopf zu mir auf. „Viele betrachten den Tod als etwas Dunkles und Schweres," sagte er, „und doch ist er das vornehmste Geschäft unter allen Geschäften des Lebens. Wir alle sind zum Vergessen geneigt; keiner vergißt aber seine Todten."

Blätter und Blüthen.

Zwei Opernscenen. (Abbildungen auf Seite 248 und 249.) Der eifrige Theatergast erkennt die Bedeutung der beiden Bilder auf den ersten Blick. Aus Rossini's Oper „Der Barbier von Sevilla" stellt uns Hermann Kaulbach, des großen Wilhelm Sohn, die Scene des zweiten Actes dar, in welcher Graf Almaviva, als Musikmeister verkleidet, am Clavier mit seiner Geliebten, Rosine, über deren Flucht und Rettung aus den Klauen ihres Vormundes, Doctor Bartolo, verhandelt, während dieser von dem Barbier Figaro unter dem Scheermesser festgehalten wird. — Das andere Bild führt uns vor die letzte Scene in Mozart's „Don Juan", doch nicht streng nach den Textesworten der Oper. Nach diesen scheidet Elvira von Don Juan, nachdem sie ihn vergeblich um Reue und Besserung angefleht, mit der Verwünschung: „So bleib' ein Sclave all Deiner Lüste! Wahrlich der Strafe wirst Du nicht entgehn," sieht dann, die Thür öffnend, den heranschreitenden Comthur und entflieht wehklagend auf der andern Seite der Bühne. Jetzt gebietet Don Juan dem Leporello: „Was war der Närrin? Geh doch hin und sieh hinaus!" und da dieser aus Furcht sich weigert, so öffnet er selbst dem draußen Pochenden; der Gouverneur tritt ein, und Leporello kriecht unter den Tisch. Hermann Kaulbach hat im Bilde die getrennten Auftritte vereinigt, indem er Elvira dem unverbesserlichen Sünder den zu Roß herankommenden „steinernen Gast" zeigen und Leporello vor diesem Anblick sein Versteck suchen läßt.

Hermann Kaulbach, jetzt ein Mann von vierunddreißig Jahren, war erst Mediciner, ehe er für die Kunst gewonnen und gebildet wurde, und zwar geschah dies nicht durch den Vater, sondern durch Pilotty, dessen Schule er 1874 verließ. Von seiner reichen productiven Ader legen bereits eine große Zahl gefälliger Compositionen Zeugniß ab; die beiden Bilder, welche wir diesmal den Lesern vorführen, sind dem jüngst durch Photographie verbreiteten „Opern-Cyclus" (Berlin, Carl Brack. 8 Blätter) des jugendlichen Meisters entnommen.

In Deutschland verschollen. Am 11. Februar dieses Jahres hat sich der Gymnasiallehrer Dr. Wilhelm Kobus aus Braunschweig (Alter siebenundzwanzig Jahre, Statur mittelgroß, kräftig, Haar und Vollbart braun, Gesichtsfarbe gesund, Nase gebogen, goldene Brille) in einem Anfalle von Schwermuth aus der Dr. Müller'schen Heilanstalt für Nervenleidende zu Blankenburg am Harz heimlich entfernt. Am Abend desselben Tages gab er die letzte telegraphische Nachricht aus Halle an der Saale. Seitdem sind alle Bemühungen auf privatem und polizeilichem Wege, Kunde über sein weiteres Verbleiben zu erhalten, erfolglos gewesen. Die unglückliche Mutter, deren einziger hoffnungsvoller Sohn er war, versucht nun dieses letzte Mittel, eine Spur des Verschollenen aufzufinden, und bittet Alle, die irgend etwas, auch das Geringste, zur Aufklärung beizubringen vermögen, davon Mittheilung an die Redaction der „Gartenlaube" gelangen zu lassen.

Ein Landwehr-Officier, der durch den Feldzug von 1870 bis 1871 aus seiner Ingenieur-Carrière gerissen worden ist und in Folge der erlittenen Strapazen lange an harter Krankheit gelitten hat, sucht jetzt wieder Stellung in seinem Berufsfache. Auf einem Realgymnasium und einem ausgezeichneten Polytechnikum gebildet und in praktischer Thätigkeit, nach vorliegenden trefflichen Zeugnissen, erprobt, würde derselbe sich besonders eignen zu einer Stellung bei einem Bodencreditinstitute, in der Generaldirection einer Mobiliarfeuerversicherungsanstalt, eventuell als Culturingenieur eines großen herrschaftlichen Complexes, aber ebenso zur Leitung des Baues von Straßen, Wasserleitungen u. dergl. Wir erbitten dringend für diesen Mann, der durch seinen Dienst für das Vaterland um seine feste Lebensstellung gekommen ist, möglichste Beachtung. Die Adresse desselben steht jeden Augenblick zu Gebote. D. Red.

Kleiner Briefkasten.

Ernst Victor Hsm. in Fr. Allerdings! Die „Gartenlaube" wird die Pflicht nicht verabsäumen, die hohen Verdienste des vor einigen Wochen heimgegangenen J. J. Weber, des Begründers der „Illustrirten Zeitung" in Leipzig, seiner Zeit in einem größeren Artikel gebührend zu würdigen.

L. P. In Nr. 38 von 1875.

Danzig. Nein.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 16. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der Weg zum Herzen.

Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von **Robert Byr.**

Fortsetzung.

Die unruhigen Pferde hatten den Kutscher, der sie nur mit Mühe bändigte, zur Seite gedrängt, aber auch die Fahrleute verhindert, ihren Haken zu gebrauchen, statt an der Landungsbrücke sachte stehen zu bleiben, war das Fährboot mit hartem Stoß gegen dieselbe gefahren und wieder zurückgeprallt. Nun hatte es, da die Steuerung noch nicht umgestellt war, wohl nach einer Weile abermals angelegt, aber durch die Wucht des Anpralles und die Strömung des Wassers war endlich eingetreten, was man schon seit einiger Zeit befürchtet, ohne daß sich die Indolenz der dortigen Bauern zu einer vorbeugenden Maßregel aufgerafft hatte. Der Untergrund hatte sich durch die Anschwellung des Flusses in der letzten Zeit gelockert, und der große Grundanker schon wiederholt um ein Weniges nachgegeben, worauf man sich jedoch mit der bequemeren Kürzung des Seiles begnügt hatte. Diesmal wich aber der Anker nicht mehr um Zolle und Meter, sondern ganz und gar. Das Fährboot mit allem, was darauf war, nahm, vorläufig noch langsam, den Weg stromab; kam es in die volle Strömung, dann hielt die stärkste Fahrt wohl nichts mehr auf, und an dem ersten aufragenden Felsen mußte das morsche Wrack seinen Untergang finden.

Die Bauerweiber, die zufällig mit darauf waren, rangen jammernd die Hände und riefen die Heiligen an, während ein paar von den Männern dem Kutscher zu Hülfe gekommen waren und wenigstens die Pferde fest hielten, daß diese in ihrem ersten Schreck nicht Alles zerschlugen und zertrümmerten. Die Bootsleute winkten inzwischen zum Ufer hin und forderten schreiend die wenigen dort befindlichen Leute auf, ein schnell bereit gemachtes Tau zu fangen. Dazu war es jedoch zu spät; schon trieben sie weit abwärts, als die langsam zum Entschluß Gekommenen im Nebenherlaufen ihre Hülfsbereitschaft kund gaben.

Noch war es jener Kahn weiter unten, der das Unheil abwenden konnte, und in der That, er stieß soeben vom Lande ab.

Ohne darauf zu achten, daß Steinweg im Begriff stand, auszusteigen, war Witold, sobald er die Gefahr erkannt hatte, mit einem Satze hinabgesprungen, welcher das Boot derart in's Schwanken brachte, daß Steinweg, statt an's Land zu steigen, schleunigst niedersitzen mußte. Im Nu hatte jener sein Ruder wieder zur Hand genommen und mit demselben abgestoßen. Unter Peter's Beihülfe trieb er das leichte Fahrzeug blitzschnell durch die hastigen Wellen, und es gelang, dasselbe so nahe an das treibende Fährboot heranzuarbeiten, daß das geschleuderte Tau voraussichtlich herüberreichte.

Witold war aufgestanden, und während Peter allein weiterruderte, hatte er mit scharfem Auge und gespannt dem Wurfe entgegengesehen.

Jetzt flog der Ring durch die Luft; schwirrend senkte er sich nieder, Witold hielt ihn in der Hand, und ein Jubelruf aus fast einem Dutzend Kehlen begrüßte das Gelingen.

Aber das Jauchzen der Freude war urplötzlich in ein jähes Jammergekreisch verwandelt. All die Stimmen jedoch übertönte ein schriller Aufschrei, der vom andern Ufer herüberhell.

So schnell und kraftig sich Witold des Taues bemächtigt hatte, vermochte er doch nicht, es ebenso schnell um eine Bank oder Rudergabel zu schlingen und so am Boot zu befestigen, denn es hatte sich in dem Bootshaken verfangen, mit welchem sich Steinweg mittlerweile bewaffnet hatte. Während Witold aber hastig bestrebt war, es zu lösen, that es einen mächtigen Ruck und nahm ihm, da er es nicht fahren lassen wollte, kurzweg über Bord.

Wie ein geschleuderter schwerer Stein war die große Gestalt in den aufspringenden Wellen verschwunden.

Doch es waren nur Secunden des athemlosen bangenden Schreds. Da erschien auch schon wieder der Kopf und das breite Schulterpaar aus den grüngelblichen Fluthen, auf denen der Hut flüchtig dahintrieb.

„Ich hab's, ich hab's," war Witold's erster Ruf. Im nächsten Augenblicke rief er Denen auf dem Fährboote abwehrend zu: „Nicht aufwinden! Dann ist alles verloren. Peter — her mit dem Kahn!"

Und in der That; wurde er auf das Fährboot gewunden, so war zwar sein Leben vorläufig außer Gefahr, die letzte Aussicht auf Rettung aber für Alle dahingegeben. Das sah man hier und dort ein. Peter that auch das Möglichste, seinen Herrn einzuholen, und nun kam Steinweg's Bootshaken glanzvoll zur Geltung: mit einem Male faßte derselbe, so sacht es ging, den Schwimmenden unter die Schulter, und im Nu war die Entfernung, welche diesen vom Kahn getrennt, verschwunden.

Steinweg hielt fest; Witold konnte die Bootswand erfassen. Aber auch jetzt noch dachte er an das unternommene Rettungswerk, ehe er sich selbst in Sicherheit brachte. Er glitt bis an das Steuer und schlang das Tau mit einem raschen Knoten in den Ring am Stern. Erst als das vollbracht war, schwang er sich mit Steinweg's Hülfe in das Boot zurück.

Bis jetzt hatte dieses mit der Fähre getrieben; nun begann die schwere Arbeit, mit dem kleinen Fahrzeug die Last des großen

an's Land zu bringen. Auch das gelang der Anstrengung der drei Männer, aber es war ein Glück, daß kein neuer Zwischenfall kam; denn alle Drei waren so ziemlich am Rande ihrer Kräfte, als sie endlich an's Ufer stießen.

Die Bauern und Fährleute waren in's seichte Wasser gesprungen und zogen jetzt das unbeholfene Fahrzeug vollends heran. Mit Balken und Brettern war alsbald auch eine Brücke eingerichtet, auf welcher man die vor Schreck schäumenden und zitternden Pferde und auch den Wagen an's Land bringen konnte. Jedermann griff eifrig zu; denn der Graf hatte allen ursprünglichen Zorn vergessen, freigebige Belohnungen ausgesetzt und statt der Verwünschungen, die er zuerst auf die „verlotterten, dickknochigen Bauernschädel" hatte herabwettern lassen, nur noch ein aus erleichtertem Herzen kommendes „Charmant! charmant!" auf den Lippen, während er Witold's nasse Hand zwischen der seinen preßte.

„Ach, das war interessant!" trillerte der kleine Canarienvogel dazwischen. „Siehst Du, Papa, wie Recht ich hatte, auf die Wasserfahrt zu bestehen! Nun habe ich doch auch ein Mal ein Abenteuer erlebt. Wenn ich nur auch mit auf der Fähre gewesen wäre! Es muß sehr hübsch sein, seinem Lebensretter danken zu können."

Sie versuchte dabei einen Blick, der einem solchen Gefühle entsprach, Steinweg jedoch, dem er zugedacht war, wendete sich ab, weniger vielleicht aus Bescheidenheit, als weil er noch zu thun hatte, mit seinem Athem einigermaßen in's Gleichgewicht zu kommen; der Schweiß rann ihm in ziemlich ebenso dicken Tropfen von der Stirn, wie Witold das Wasser.

Dieser hatte seinem Lebensretter übrigens nicht einmal die Hand geboten, auch kein Wort geäußert, und erst als ihm von Steinweg der Antrag gemacht wurde, sofort den Arzt aus der Stadt zu schicken, warf er ablehnend hin, ohne den Rittmeister jedoch anzusehen: „Bah, eines Bades wegen!"

„Aber die Erkältung in dieser Jahreszeit!" meinte der Graf.

„Das Zurückrudern wird mich schon warm erhalten," erklärte dagegen Witold und benutzte das auch als Entschuldigung, um sich zu entfernen, ehe noch Alles zur Abfahrt des Wagens gerüstet war.

Nachdem er sich die Zusendung eines Arztes noch einmal ernstlich verbeten hatte, bestieg Witold sein Boot. Dasselbe rauschte in die Wellen hinaus, unbekümmert um die Comtesse mit ihrer Versicherung, wie wunderbar Alles gewesen, wie es so gut zu dem Liede „Loreley" gepaßt und wie sie es, sobald sie nach Hause gekommen, haarklein ihrer Freundin, Mimi Hartenstein, schreiben müsse ꝛc.

Sie wedelte mit ihrem Taschentuche in der Richtung zu den Damen hinüber, vom jenseitigen Ufer antwortete jedoch nur ein einziges weißes Tuch, und vielleicht galt dieses Zeichen über den Fluß nicht einmal ihr.

Nur Lora hatte gewinkt. Ihre Schwester, die Tante und selbst das Kind hatten noch nicht die Beruhigung wiedergewonnen für solch halb tändelndes Thun. Noch lag Lisa, mehr einer Leiche als einer Lebenden gleich, auf den Knieen im Kiese. Sie hatte die Sinne schwinden gefühlt und war niedergeglitten, aber so lange sie die Augen noch brauchte, durften sie ihr nicht versagen; dafür schien es, als wäre mit dem wilden gellenden Aufschrei ihre Zunge für immer verstummt. Regungslos lehnte sie an dem Gitter, das sie umklammerte — sie mußte sich festhalten, um jetzt hinterher nicht umzusinken, und weder das kleine Gretchen, das sich an sie drängte, noch die Tante, die sich, nachdem der eigene Schreck überwunden war, mit freundlicher Aufmunterung an sie wendete, brachten sie zum Reden. Nicht eine Thräne erleichterte ihr das Herz.

Erst als das Boot, das unter Witold's und Peter's Ruderschlägen pfeilschnell über den Fluß daherschoß, sich schon dem Ufer näherte, raffte sie sich auf, um ihrem Gatten an die Landungsstelle entgegen zu gehen. Als er den Fuß auf die Treppe setzte, fiel der erste Schimmer der aufgehenden Mondscheibe auf sie und ließ ihr kreidebleiches Gesicht fast gespensterhaft erscheinen.

Lora und Gretchen stürmten auf ihn ein, und er hatte Mühe ihnen zu wehren.

„Kinder, Ihr werdet naß," warnte er sie.

Sie ließen sich jedoch nicht zurückhalten, und er nahm Lora's Kuß hin und hob Gretchen zu seinem Munde empor.

„Glaubst Du, wir ließen uns dadurch abschrecken?" rief Lora begeistert aus. „Du Retter in der Noth, was haben wir um Dich für Angst ausgestanden! Aber auch der Retter fand seinen Retter. Ach, es war schön von ihm, und wir wollen ihn dankbar in unseren Herzen aufnehmen. Sag selbst, hat er es nicht wohlverdient um Dich, um uns Alle? Aber eigentlich sah es beinahe komisch aus — ein Husar als Walfischfänger. Wie wenn er Dich harpunirte, war es anzusehen. Seien Sie stolz auf Ihren Fischzug, Herr Capitain!"

Die letzten Worte rief sie lachend über den Fluß, obwohl der Ton nicht hinüberreichen konnte. Aus dem schattenhaft gewordenen Gewühl drüben setzte sich die endlich flott gemachte Kutsche in Gang, das schwerfällige Fährboot aber bewegte sich an der Zugleine langsam aufwärts seinem Anlegeplatze zu.

Witold sah nicht mehr zurück; er stand jetzt vor seiner Frau, welche die Hand erhoben hatte und sie ihm zitternd darreichte. Sie hatte gesehen, wie ihre Schwester ihn umhalst hatte, wenn auch immerhin mit einiger Vorsicht; o wie gern hätte sie nun den Triefenden umfangen — aber sie hatte kein Recht, an dieser Brust einen Platz zu suchen, von dem sie nicht Besitz ergriffen, als er ihr geboten wurde, und von dem sie nun eine Andere verdrängte.

Aber doch die Hand, die Hand brauchte er ihr nicht zu verweigern, mit der auch hier wiederholten Ausflucht, sie sei naß! Und wie herb hatten seine Worte gelautet, als sie mit stockender Stimme die ersten abgebrochenen Laute hervorbrachte!

„Ich freue mich," hatte sie kaum hörbar gestammelt.

Wohl war es ein gewöhnlicher, kühlklingender, einfältiger Anfang, aber was hätte sie in dieser Minute sagen sollen, um damit auszudrücken, was sie bewegte! Am Ende war es ja doch zunächst die Freude, daß er da lebend und unversehrt vor ihr stand, was sie fühlte, und sie hätte es nicht verdient, daß ihr ein so höhnischer Zweifel in seiner Erwiderung begegnete:

„Du freust Dich? Es wäre vielleicht einfacher und bequemer gewesen, wenn —"

Was er wohl gemeint und nun am Ende doch auszusprechen unterlassen hatte? Der böse Blick, mit dem er sie durchbohrte, verstattete kaum eine harmlose Erklärung; bitter lächelnd ging er an ihr vorüber dem Hause zu.

Selbst der Tante wollte diese unfreundliche Begegnung nicht gefallen. Als sie später, nachdem Witold sich umgekleidet hatte, mit dem Thee zu ihm auf's Zimmer trat — denn etwas mußte er nach ihrer Meinung, trotz aller Abweisung, doch zu sich nehmen, damit er sich innerlich erwärme — da konnte sie sich nicht enthalten, ihm in's Gewissen zu reden. Aber er unterbrach sie schon bei den ersten Worten voll Ungeduld.

„Sieht man so aus, wenn man sich freut?" wendete er unmuthig die Achseln zuckend ein. „Wie ganz anders zeigte Lora ihr Empfinden!"

„Sei nicht ungerecht wie Lear! Es ist doch noch gar nicht lange, daß Du uns das Stück vorgelesen. Denke an Cordelia! Es giebt Naturen, bei denen die Gefühle nicht so leichtflüssig sind und als lustiger Bach von der Zunge gehen."

„Es ist nicht Jede eine Cordelia, die schweigt."

„Lisa aber scheint mir zu dieser Rasse zu gehören."

„Du willst mich doch nicht glauben machen, daß bei ihr wirkliche Empfindung unausgesprochen blieb?"

„Wenn Du gesehen hättest, wie sie mit einem verzweifelten Angstschrei zusammenbrach, als Du in's Wasser stürztest, so müßtest Du bei dem Anblicke dieses Entsetzens auch Mitleid gefühlt haben, noch neben dem eigenen Schreck."

„Vielleicht ein Entsetzen vor der Erfüllung des eben erst im Stillen gehegten Wunsches."

„Witold!" rief die alte Dame, indem sie die Hände faltete und betroffen auf seine hohnvoll verzerrte Miene blickte. „Was hast Du? Bedenke, welche furchtbare Anklage gegen Deine eigene Frau! Ich weiß es wohl, daß Ihr nicht glücklich lebt: ein Blinder mußt' es sehen; die Beschuldigung aber, die Du erhebst, ist sinnlos. Was hielte sie bei Dir fest, wenn nicht ihr Wille?"

„Vielleicht noch heute; im höchsten Falle bis morgen."

„Du irrst, Du irrst. Und Du thust ihr Unrecht."

„Ich?! Du scheinst ja plötzlich ihr warmer Anwalt geworden zu sein."

„Weil ich sie anders beurtheilen gelernt habe. Geh Du erst Wochen und Wochen neben einem Menschen her, von früh bis Abends, und Du wirst bald sehen, weß Charakters und Gemüths

Digitized by Google

er ist. Aus irgend einem Schlitzchen oder Riß wird die Wahrheit hervorgucken, wenn noch so kostbare Maskenkleider darüber gezogen sind. Bei ihr kommt Tag um Tag ein weiteres Stück des gesunden Kerns zum Vorschein. Nein, ich hab' ihr schon lange im Stillen abgebeten, und ich mißgönne ihr den Platz an meines Kindes Stelle nicht; denn sie füllt ihn aus als ein braves Weib, als eine treue Mutter. An ihr liegt's nicht — und darüber wollt' ich Dich einmal ernstlich sprechen — an ihr nicht!"

„Sondern an mir. Nun ja, ja, mag sein — ich will mich bessern — ein anderes Mal können wir ja darüber weiter verhandeln. Für heute Nacht habe ich an dem einen Mittel genug, das Du mir verordnet. Es ist ja auch eins gegen Erkältung, vielleicht findet sich da Heilung gegen alle Arten derselben. Gute Nacht!"

Das war nicht der rechte Ton, und die Gräfin, ungewohnt, ihren Neffen in dieser Weise sprechen zu hören, ging kopfschüttelnd von dannen.

Doch eben darum, weil er ihren warmen Worten so zurückweisend begegnet, fühlte sie sich jetzt mehr als je zuvor zu Lisa hingezogen. Die ausgesprochene Meinung hatte mit einem Male auch für sie ein weit größeres Gewicht, als da sie noch in ihren Gedanken sich entwickelte, und der Zweifel daran erschien ihr wie eine Beleidigung an ihr selbst, welche die Zusammengehörigkeit zwischen ihr und der in Schutz Genommenen erst vollends festigte. Sie hatte das Gefühl, die Sühne für fremdes Unrecht mit übernehmen zu müssen. Lisa's Befinden gab ihr Anlaß, zu thun, was ihr bis jetzt noch niemals beigekommen, sie nämlich in ihrem Schlafzimmer aufzusuchen, wohin sie dieselbe, um des leichten Fieberanfalles willen, der auf den Schreck gefolgt, verbannt hatte.

Da saß sie an ihrem Bette, sah in die von der Nachtlampe nur matt erhellten großen traurigen Augen, hielt die kalte schmale Hand in der ihrigen und sprach wie mit einem kranken Kinde — von Diesem und Jenem, nur nicht von der Krankheit selbst.

Und da kam denn auch ein Plan zu Tage, mit dem sich die alte Dame schon seit einiger Zeit getragen zu haben schien und der Lisa im ersten Augenblicke mit namenloser Ueberraschung erfüllte.

Mit freudig geöffneten Augen die Worte von den schmalen Lippen der Sprecherin lesend, war sie emporgefahren.

„Du meinst, Tante?" hatte sie bebend ausgerufen, doch alsbald ließ sie sich wieder sinken.

Sie wußte ja besser, welchen Zweck Rittmeister Steinweg eigentlich mit seinen Besuchen verfolgte.

Lora's eigene Gefühle neigten ja doch nicht ihm zu. Mochte die Tante diese und jene seine Beobachtung für die Möglichkeit sprechen lassen, was wogen dieselben gegen die Gewißheit, die Lisa heute so unzweifelhaft geworden?

Sie unterließ es, einen Gegenbeweis anzuführen, weil sie keine Anklage erheben wollte, und sie hätte das ja gegen zwei Menschen thun müssen, die ihr die liebsten waren auf Erden; so konnte sie sich nur darauf beschränken, ihrem Zweifel Ausdruck zu geben.

„Es ist ja fast, als ob Du Beiden das Glück mißgönntest," ereiferte sich zuletzt die Tante ernstlich über diesen „unbegründeten" Widerspruch.

Lisa lächelte nur schmerzlich. Sie küßte die hagere Hand, welche so weich und gütig, wie die einer Mutter, über ihre Stirn strich.

Wie anders war Alles, als dieses gute, treue sorgende Herz meinte, das sie sich einst verschlossen geglaubt und dessen Werth und Reichthum an edler Liebe sie jetzt erst ganz erkennen gelernt! Und mit dieser Erkenntniß stahl sich auch ein Hoffnungsstrahl in Lisa's Seele. Sie vergegenwärtigte sich Alles, jedes Wort, jeden Blick, und es erschien ihr immer wahrscheinlicher, daß die Tante dennoch Recht haben könnte. War nicht die Art, wie sich ihr Steinweg heute genaht, eigentlich doch ganz anders gewesen, als bei früherer Gelegenheit? Hatte er nicht Reue gezeigt? Konnte er nicht beabsichtigt haben, ihr seine Sinnesänderung mitzutheilen, da sie ihm so scharf das Wort abgeschnitten?

Nicht die kleinste Regung gekränkter Eitelkeit empfand sie über solchen Abfall; der Gedanke, daß es möglich wäre, in dieser Weise doch noch jene feinen Fäden zu lösen, die sie vielleicht nur irrthümlich schon für ein unzerreißbares Gewebe zwischen Witold und Lora gehalten, machte sie zu glücklich, als daß daneben ein unlauteres Gefühl in ihrer Brust Raum gefunden hätte. Was sie jahrelang für die echte Liebe des Herzens gehalten, jetzt wußte sie, daß es ja doch nur ein Spiel der Phantasie gewesen. O, wie wollte sie sich in ihrer Schwester Vertrauen schleichen, zart, mitfühlend, liebevoll in sie dringen und sie sanft hinüberlenken zu Aller Glück und Segen! Er aber — er, ob er sich entwinden lassen würde, was sein Herz mit allen Fasern umfaßt? Er sah ja in Lora seine erste Frau wieder und hatte auf sie seine Liebe übertragen. Da waren wieder Zweifel, Furcht und Hoffnungslosigkeit, mit denen sie rang.

Stunden mußten darüber hinweggegangen sein.

Sie hörte plötzlich ein Geräusch — ein dumpfes Krachen und Brechen, das sie jäh aus ihren sich fieberhaft verwirrenden Gedanken- und Gefühlskämpfen riß.

Sie horchte auf. Das konnte nur aus dem unter ihr gelegenen Zimmer, welches Witold bewohnte, kommen. War er krank geworden? War ihm etwas zugestoßen?

Nun vernahm sie abermals ein Geräusch, und zwar ein Gepolter wie von einem Falle. Er war vielleicht nach dem Glockenzuge gegangen, gestürzt; es war keine Hülfe bei der Hand — — oder verbarg man ihr eine Gefahr?

Eine ungeheure Angst überfiel sie, und ihre krankhaft erregte Einbildungskraft spiegelte ihr alles erdenkliche Unheil vor. Diesmal ließ sie sich keine Zeit, zur Besinnung zu kommen. Sie sprang vom Lager auf, schlüpfte in ihre weichen Schuhe, entzündete ihr Licht und glitt rasch und geräuschlos auf den Gang hinaus und die Treppe hinab, über die der Mond seine breiten Lichtstreifen legte.

Jetzt stand sie an der Thür des Bibliothekzimmers. Sie lauschte, da aber Alles still blieb, öffnete sie dieselbe. Vom Mondschein erhellt, sah sie durch die offenen Portièren Witold's Arbeitszimmer vor sich liegen, aber nichts regte sich darin. Wie war's doch möglich gewesen, daß sie jenen Fall so deutlich zu hören vermeint? Es konnte gewiß keine bloße Sinnestäuschung gewesen sein!

Doch Witold's Schlafzimmer lag jenseits; der Schall hatte sich ja fortpflanzen können, und war dort etwas geschehen, um so schlimmer; denn dann lag er unzweifelhaft hülflos da. Die namenlose Angst, die sie hergetrieben, zog sie nun auch durch das Arbeitsgemach bis an die andere Thür. Jeder Nerv in ihr war in fiebernder Bewegung.

Doch ehe sie die Hand auf die Klinke gelegt, hörte sie die Schritte ihres Mannes an der andern Seite der Thür, und wie bei einem Diebstahl ertappt, fuhr sie zurück; sie fühlte ihre Glieder erstarren. Witold mußte noch nicht zu Bett gewesen sein; das war der Tritt fester Sohlen, wie sie der Landmann an seinem Schuhwerke braucht.

Wenn er sie nun hier fand? Sie glaubte vor Scham vergehen zu müssen. Doch da wandte sich der Schritt und entfernte sich wieder von der Thür. Sie hörte das Klirren eines Glases, und jetzt fühlte sie auch die Beweglichkeit der Glieder wieder zurück kehren. Auf ihrer scheuen Flucht wäre ihr Fuß beinahe an ein Hinderniß gestoßen; ein Brett lag zur Seite des Schreibtisches, wie man es zum Verschlusse einer Kiste verwendet; noch staken die Nägel darin. Es mußte dasselbe jenes Geräusch verursacht haben, das sie unter sich vernommen. Da stand ja auch die Kiste auf dem Schreibtische, gegen das schwere Bureau gelehnt, unterhalb jenes Bildes, das sie vor Jahren aus der Entfernung hier gesehen und vor dem ihr Urtheil gesprochen worden war. Und da — in der Kiste, noch in der Verpackung, befand sich ebenfalls ein Frauenbild — ein zweites — kein Spiegel — nein — es war wirklich ihr Bild! Nicht im Nachtgewande, die hochgehaltene Kerze in der zitternden Hand, sondern im dunklen Seidenkleide, den Rosenschmuck im Haare, lächelte die eine Lisa von oben herab auf die andre, welche hier unten stand und wankte und noch ein paar Schritte that und dann hinsank mit fast stehenbleibendem Herzen und nahezu aufhörendem Athem.

Die Aufregung der letzten Stunden hatte ihr Recht verlangt; die jüngste Erschütterung war die heftigste gewesen. Ihr Bild, ihr eigenes Bild bei ihrem Gatten! So war Alles, Alles anders, als sie mit Furcht, Entsagung, Verzweiflung angenommen! Als die Kräfte sie verließen, da hatte sie nur einen Gedanken: So sterben war Seligkeit! — das Glück hatte ihr die Besinnung geraubt. — —

Jenseits der geschlossenen Thür in seinem Schlafzimmer

Digitized by Google

stand Witold an seinem Waschtische und hielt seine Rechte in das Becken, in welchem sich das soeben frisch nachgefüllte Wasser schon wieder roth zu färben begann von seinem Blute, das in einem zerfließenden Faden von dem Ballen seiner Hand aussickerte.

Und gerade diese Hand mußte es sein! Gerade die Rechte!

Wozu hatte er es auch nöthig gehabt, jetzt noch, in dieser Nacht, die Kiste zu öffnen, in welcher er das Bild Lisa's seit Wochen wohl geborgen gewußt?

Als er es bei einem berühmten Maler der Residenz bestellte, der es mit Hülfe einer Photographie aus dem Gedächtnisse zu malen unternommen, da war er noch der Meinung gewesen, Alles könnte trotz alle und alledem eine bessere Wendung nehmen — ihr ruhiges Dahinleben erfüllte ihn mit leise wachsendem Vertrauen.

Als dann aber das vollendete Werk eintraf, kam es in eine Zeit, wo seine ganze Stimmung schon eine schwere Wandlung erlitten hatte. An der getroffenen Entscheidung war nun nicht mehr zu zweifeln, der Mann, der in seine Rechte treten sollte, ging bereits ein und aus in seinem Hause, als wenn ihn nichts mehr behindern könne, den Schatz desselben davon zu tragen, sobald es ihm beliebe. Da war denn die rohe Holzhülle des Meisterwerks in einen Winkel des Gemaches geräumt worden und dort uneröffnet stehen geblieben, bis heute — ja, bis zu dieser mitternächtigen Stunde.

Nachdem die Tante geschieden, war er nicht zu Bette gegangen, wie sie meinte, er hatte sich nicht einmal entkleidet; das Blut in seinen Adern verlangte nicht nach Ruhe. Bald in seinen Lehnstuhl hingeworfen, bald in unablässigem Auf- und Niederschreiten, bald an seinem Schreibtische hatte er die Zeit vollbracht. Er achtete nicht auf die verrinnenden Minuten. In ihm war ein Brand, der Raum und Zeit verschlang.

Wo war die kühle Ruhe der Entsagung? Wo auch nur der Muth und Wille zum Verzicht, die er noch heute Morgen festzuhalten vermeinte? Wo der edle Wunsch, ihrem Glücke das eigene zum Opfer zu bringen? Alles dahin, wie der verwehende Rauch einer Brandstätte! Es hatte nur eines Blickes auf die Beiden bedurft, wie sie in offenbar gestörter Verabredung einander gegenüberstanden, um all seine ernsten, fest gefaßten Vorsätze in Nichts zu verflüchtigen.

Einst hatte er gesagt, daß es ein Unrecht sei, ihr nicht auch sein Herz schenken zu können. Er hatte jahrelang gemeint, die Strafe für die Immoralität einer solchen Verbindung zu erleiden. Wie irrig! Jetzt erst erlitt er sie. Er liebte Lisa — jetzt liebte er sie, wo er sich sagen mußte, daß es ein Wahnsinn sei, und dennoch sich wehrlos fand gegen das titanenhafte in seiner ganzen Raserei entfesselte Gefühl.

Sie jetzt von sich zu lassen, schien ihm eine Unmöglichkeit, und in dieser Ueberzeugung hatte er seinem Rivalen den Besuch für morgen angekündigt. Nach demselben konnte nur einer von Beiden nach Riesling zurückkehren, und die Kugel mußte entscheiden, wen die Entsagung traf.

Inzwischen aber war jener Sturz in den Fluß erfolgt, und als er sich wieder in's Boot schwang, war der Gegner zu — seinem Lebensretter geworden.

Sollte ihm das die schußbereite Waffe aus der Hand reißen? Lebensretter? — Ein Griff mit dem Haken, wie vielleicht nach einem vom Winde entführten Hute, einem Fächer der Comtesse — was war die ganze That mehr? Wäre er denn ohne sie ganz zweifellos dem Tode verfallen gewesen? Und wenn es das Leben war, das ihm bewahrt worden, was galt diese elende Formel ohne Inhalt? Warum mußte ihm jener Mann auch noch die Last der Dankbarkeit aufbürden? Er war ihm darum nur doppelt verhaßt.

Dennoch bäumte sich in ihm etwas gegen den Gedanken auf, die Pistole auf den zu richten, der die rettende Hand nach ihm ausgestreckt. — Wenn es aber von seiner Seite nur zum Scheine geschah — wenn er dem Anderen die Blutschuld überließ, mit dem einen Schusse alles Weh und alles Begehren in diesem brennenden Herzen zu tilgen, das dann zur Ruhe kam? —

Er schrieb; er ordnete; er beschloß und verwarf wieder; ruhelos ging er dazwischen auf und ab. Leise verrannen die Stunden.

Zuletzt, als manches Papier zerrissen und manches versiegelt war, stand er vor der Kiste und es erwachte der Wunsch in ihm, wenigstens das Bild des so heiß geliebten Weibes noch einmal zu sehen. Dort hing das Portrait seiner ersten Frau. Nein, er hatte sie nie geliebt, wie diese. Ein gutes treues Auge blickte aus den ein wenig breiten und reizlosen Zügen, in welchen nur verblendete Mutterliebe eine Aehnlichkeit mit denen Lora's entdecken konnte. Es war auch nur die herzlich warme Neigung der Jugendfreundschaft, die ihn zu jener ersten Verbindung geführt. Wie anders konnte hier dieses dunkle Auge blicken, dessen kalter abwehrender Strahl schon einen Brand in seiner Brust zu entfachen vermocht hatte! Welch ein Pfuscher mußte doch jener berühmte Meister sein, daß dieser Strahl, wenn auch nur gemalt, die erbärmliche Holzdecke nicht von innen heraus durchsengte!

Heraus aus dem Grabe! Laß doch wenigstens sehen, was der Stümper geschaffen!

Und nun splitterte das Holz. Die verrosteten Nägel leisteten Widerstand, die kraftvolle Hand aber, die auch unter dem Wasser das Tau nicht losgelassen, wurde seiner Herr; da rollte der Sargdeckel hinab und fiel polternd auf die Erde.

Ja, sie war erlöst, aber nur indem sein Blut floß.

Wie das Alles für die erregten Sinne Bedeutung gewann zu solch später Stunde der Nacht, die den Ahnungen günstig ist wie den Gespenstern! Auch selbst diese Wunde, die ihm der Nagel gerissen, auch der dunkle Purpurtropfen, der auf das Bild geflossen und nun an dieser weißen Stirn haftete wie ein Schuldmal, das doch wieder seine eigene Hand verwischte, die Linke, die ja nicht wissen soll, was die Rechte thut.

Diese aber hielt er in's Wasser, das er in seinem Schlafzimmer suchen mußte. Ja, wenn hier sein ganzes Herzblut bis auf den letzten Tropfen den Ausweg hätte nehmen wollen, wie einfach und leicht wäre da die letzte Frage gelöst gewesen! Aber so war's ihm nicht vergönnt. Und nun war es diese Hand, die der Unfall betroffen, gerade diese, welche die Waffe — doch zum Scheine wenigstens — führen mußte!

Die Blutung hatte nachgelassen, sodaß er daran gehen konnte, einen Verband anzulegen. Da horchte er, den einen Zipfel des Tuches noch zwischen den Zähnen, plötzlich auf.

Welch seltsamer Laut?

Und jetzt wieder! Das war das Winseln eines Hündchens, und es kam aus seinem Wohnzimmer.

War das Frip? Wie hatte der seinen Weg dahinein gefunden? Mit einem Schritte war Witold vor der Thür. War auch das ein Vorzeichen? Hunde winseln ja, sagt man, wo ein Sterbender im Hause ist.

Er riß die Thür auf.

Vom Mond beschienen lag inmitten des Zimmers eine weiße Gestalt am Boden, und Frip kroch ängstlich um dieselbe her und leckte die ausgestreckte Hand, die noch den kleinen Leuchter mit der gebrochenen Kerze hielt.

War sie ohnmächtig? War sie —?

Ein wildes Heer von Fragen durchkreuzte sein Hirn. Ueberraschung, Freude, Zweifel, Entsetzen, all die Empfindungen sprangen fast gleichzeitig im wirren Durcheinanderklange in seiner Brust auf. Ehe er sie gesondert, lag er auf den Knieen neben Lisa.

Gottlob, sie lebte!

Er sah in das schöne bleiche Gesicht; er sah den wunderbaren weißen Hals zwischen den halbgeöffneten gestickten Kanten des Nachtkleides und drückte die Hände gegen die Stirn.

Seine Frau bei ihm — bei ihm! Aber was hatte sie hierher geführt? War sie gekommen, ihm eine Mittheilung zu machen? Die längst erwartete, längst gefürchtete? Und hatte der Beschluß den Schlaf von ihren Lidern gescheucht? Seine Stirn runzelte sich drohend, und sein Auge begann zu glühen.

Nur wie ein Blitz war der Gedanke ihm durch den Kopf gezuckt; denn schon hatte er die schlanke Gestalt auf seine Arme genommen und eilte mit ihr fort.

Flüchtigen Schrittes trug er die leichte Last die Treppe empor. Auf seiner Schulter ruhte der Kopf; an seiner Wange fühlte er das sich aus dem Häubchen drängende Haar, an seiner Brust den jungfräulichen Busen. Ein süßer Duft ging von der lieblichen Gestalt aus, den er mit tiefem wonnigem Athemzuge in sich sog. Er drückte sie innig an sich.

Sie war ja sein, sein!

Und jetzt sollte er sie lassen, jetzt wo er sie liebte mit aller wilden Gluth der Leidenschaft? Jetzt, wo er sie an seiner Brust hielt, die Widerstandslose? Hier war das Gemach, das er selbst

Digitized by Google

Frühlingsleben.
Originalzeichnung von Emil Schmidt.

Digitized by Google

eingerichtet und nie mehr betreten, seit dem Tage vor seiner Hochzeit. Die Wände begannen um ihn zu kreisen. Der rosige Schein der Ampel schien das verödete Lager in Gluth zu tauchen. — War er nicht hier zu Hause? War er hier nicht im Recht?

Alles umwirbelte ihn — ein Rausch, ein Taumel bemächtigte sich seiner. Fester preßte er die Geliebte an sich, indem er sie auf die Kissen niederließ; seine glühenden Lippen legten sich an ihren Mund.

Und es war ihm, als höbe ein Seufzer diese zarte Brust, als schlinge ein Arm sich um seinen Hals.

Da riß er sich mit übermenschlicher Gewalt empor. Ein Grauen vor sich selbst hatte ihn durchzuckt — sollte er zum Sclaven seiner trunkenen Sinne werden?

„Kein Raub, kein Frevel!“ brauste es in seinen Ohren und scheuchte ihn hinweg. Noch einen Blick that er auf die stille Schläferin, die wie ein Marmorbild auf einem Sarkophage zu ruhen schien. Dann stürzte er fort.

Lust ohne Liebe? Nein, das war es nicht, wonach sein Herz schrie.

(Schluß folgt.)

Frauen als Entdeckungsreisende und Geographen.

II.

Mistreß Atkinson's sibirische Hochzeitsreise.

Es war in den Jahren 1848 bis 1851, als der englische Maler Thomas Atkinson seine mehrjährige Studienreise nach Sibirien, der Mongolei, der Kirgisen-Steppe, der chinesischen Tatarei ausführte. Sein Reisewerk mit mehr als achtzig Bildern und Skizzen erschien im Jahre 1860, fand aber wenig Beifall, obgleich es von Gegenden handelte, die damals noch wenig bekannt waren. Um so mehr Anerkennung erwarb sich die Beschreibung derselben Reise, welche seine Frau, Mrs. Atkinson, die den Gatten muthig und treu in allen Beschwerden und Gefahren begleitet hatte, 1863 herausgab.

Wir sehen an ihr, daß Frauen ganz andere Dinge beobachten und fremde Eigenthümlichkeiten oft schärfer auffassen, als Männer; daher bietet das Buch eine Fülle interessanter Neuigkeiten und spannender Situationen dar. Mrs. Atkinson war überdies eine wahrhaft heroische Dame; denn es gehört nicht wenig Muth zu dem Entschlusse, aus der gebildeten Welt heraus eine vierjährige Wanderung unter den nomadischen Steppenvölkern Sibiriens zu unternehmen und auszuführen. Hierzu kam, daß diese Wanderung die Hochzeitsreise der Mrs. Atkinson war; eine seltsame Hochzeitsreise! Zu den eigenthümlichen Vorbereitungen für dieselbe gehörte unter anderem eine fleißige Uebung im Pistolen- und Büchsenschießen, im Handhaben verschiedener Waffen, um in Noth und Gefahr sich selbst vertheidigen zu können. —

* * *

Wir begrüßen unsere Reisenden in Jalutarowsk am Ischim. Es war die erste sibirische Stadt, wo länger gerastet wurde. Das junge Ehepaar war an Herrn Murawieff empfohlen, einen der Hauptverschwörer des Jahres 1825. Sein Bruder war jener Serjei Murawieff, der damals unter Umständen hingerichtet wurde, die selbst in Rußland Grauen und Schrecken erregten. Schon hatte der Henker sein Amt vollbracht, schon hing der Unglückliche am Galgen — da riß der Strick. Ehe man einen neuen herbeigeschafft, kehrte dem Gehenkten die Besinnung zurück; er merkte, was um ihn vorging, und äußerte darüber die herzbrechenden Worte: „Es ist doch zu viel für einen Menschen, zweimal hingerichtet zu werden.“ Herr Murawieff befand sich inzwischen hier so wohl, wie sich in Sibirien ein Verbannter befinden kann.

Zwischen Omsk und Tomsk begegnete es den Reisenden, daß sie im Schlitten eingeschlafen waren, und als sie erwachten, stand derselbe still und die Pferde waren ausgespannt, obgleich die Gegend keine Poststation aufzuweisen hatte, sondern nur zwei oder drei elende Hütten mitten im Wald. Der spitzbübische Jemtschik (Postillon) hatte die Schläfer einer Diebesbande zugeführt, und nur ihr wackerer Steppenhund und die gespannten Pistolen verhalfen ihnen wieder zu dem Ihrigen, so daß die Reise fortgesetzt werden konnte.

Tomsk ist eine Stadt der Goldwäscher. Mrs. Atkinson sah hier Goldstufen von fünfundzwanzig bis dreißig Pfund Gewicht. Auch der Vicegouverneur gehörte zur Goldaristokratie des Ortes. Er hatte die Tochter eines Goldsuchers geheirathet, die früher barfuß in den Straßen herumgelaufen war, bis ihr alter Vater an einem glücklichen Tage durch Entdeckung eines Goldlagers zum steinreichen Manne geworden.

Am 3. Juni 1848 ging die Reise von Tomsk südwärts. Frau Atkinson war entzückt über den Blumenreichthum der Steppe. Ganze Flächen leuchteten in tiefer Orangefarbe von den Blumen der Kugelanemonen, zwischen denen hellblaue Streifen von Vergißmeinnicht sich zeigten. Dabei lag noch viel Schnee. Der Obi hatte weite Strecken überschwemmt, was das Reisen sehr erschwerte; auch brach ein Steppensturm aus, wegen dessen man die Nacht am Ufer des Stromes zubringen mußte.

Dafür wurde es am nächsten Tage in Barnaul gemüthlicher. Mrs. Atkinson lernte hier das Hausfrauenleben in einer Steppenstadt von einer eigenthümlichen Seite kennen. Die Hausfrauen zeigten hier mit Stolz ihre Vorrathskammern oder vielmehr Vorrathssäle, die einem vollständigen Specereimagazin glichen. Ganze Kisten von Lichtern, Mehl, Gewürzen ꝛc. waren mit untadelhafter Sauberkeit aufgespeichert. Jede Familie muß sich nämlich für ein ganzes Jahr mit Vorräthen versehen, und wehe der Hausfrau, die nicht gut gerechnet oder die Vorräthe nicht zusammengehalten hat, denn mit Geld läßt sich der Schaden nicht mehr gut machen, da der Apotheker nur einmal im Jahre auf die Messe nach Irbit geht, wo er den Hausfrauen ihre Bedürfnisse für das ganze Jahr einkauft.

Nach dem Ritt durch die heiße Steppe von Bisk mußte der schöne Damensattel mit einem Herrensattel vertauscht werden; denn die Gebirgspfade sind so schmal und schwindelerregend, daß ein anderes als Cavalierreiten unmöglich ist. Die beherzte Engländerin hatte daher Mannskleider angelegt, saß auch in einem Mannssattel fest und sicher und schlief unter dem Filzzelte eines Kalmückendorfes ruhig und sorglos.

Am goldenen See im Altai verlebte das junge Ehepaar die Flitterwochen; dann ging's nach Kopal im Süden des Balkaschsees. Sehr glücklich machte es überall die Frauen, zu erfahren, daß die Großfürstin Olga verheirathet sei. Jetzt, meinte eine derselben, da sie einen Mann habe, müsse sie auch ein Platock, das ist ein Kopftuch, tragen. Wie betroffen aber war die sibirische Einfalt, als die Engländerin versicherte, daß eine Großfürstin weder vor noch nach der Hochzeit ein Tuch um den Kopf winde, was den loyalen Sibirierinnen wie eine anstößige Sittenverletzung erschien.

Ein Kirgisen-Aul südlich von Ajagnz auf der Steppe zeigte ringsum nur Heerden. Die Jurte, das Wohnzelt, welches Frau Atkinson betrat, stand auf einem reinen Rasenflecke in der Nähe eines kleinen Stromes, und der Boden war bedeckt mit prächtigen bucharischen Teppichen. Als der Thee fertig war, zu welchem auf erlesenem chinesischem Porcellan getrocknete Früchte gegeben wurden, brachte ein struppiger Kirgise ein kleines lebendiges Lamm, um die Gäste zu fragen, ob sie mit dem Aussehen des Thieres zufrieden seien. Da kein Einwand zu erheben war, mußte das arme Thier bluten und dampfte wenige Minuten später schon in einem bereit stehenden Kessel. Nach dem Thee wurden vom gastfreien Häuptling des Aul Kumis (gegohrene Stutenmilch) und Pfeifen servirt.

Am 13. September verließ man einen Lagerplatz in der Nähe des Ala-Kul-Sees. Es war ein köstlicher Morgen, zum ersten Male zeigte sich die Silberkette des Ala-Tau im Süden. Frau Atkinson fühlte sich schon seit mehreren Monaten Mutter, und die Beschwerden der Reise wurden um so empfindlicher. Man ritt den ganzen Tag. Kein Tropfen Wasser war anzutreffen; nur eine Wassermelone gewährte einige Erquickung. Die Sonne sank, und Dämmerung folgte rasch hinterdrein. Der Ritt ging auch in der Dunkelheit immer vorwärts. Aber bald wurde es bitter kalt, Mrs. Atkinson konnte vor Erstarrung nicht mehr die Zügel

halten; man saß ab, breitete ein paar Bärenfelle auf den Boden und ließ sie ausruhen. Erwärmt und in Pelze gehüllt, setzte sie die Reise fort. Nach zwei Stunden aber konnte Frau Atkinson nicht mehr im Sattel bleiben. Sie ging eine kleine Strecke, saß wieder auf, ging wieder und wechselte oft in Ermattung und Schwäche. Endlich sah man Feuer und hörte das Bellen von Hunden. Der Aul war erreicht, nachdem man ohne Rast 150 Werst (über 21 deutsche Meilen) zurückgelegt und seit Morgens nichts genossen hatte als ein Glas Rum und eine Wassermelone. Am 20. September erreichte man Kopal.

Hier genas Frau Atkinson am 4. November, in Folge der großen Anstrengungen um zwei Monate zu früh, eines Knaben. Derselbe erhielt die Namen Alatau Tamtschibulak, nach Berg und Quelle, in deren Nähe er geboren wurde, und die Dame, welche ohne Zwischenrast 150 Werst weit reiten konnte, absolvirte auch das Wochenbett in gleichem heroischen Stil. „Schon den Tag nach meiner Entbindung stand ich auf und ging etwas umher. Den dritten Tag stand ich nach dem Frühstück auf und legte mich seitdem nur zur Nachtruhe wieder nieder."

Als Wärterin diente eine Frau, die wegen Kindesmordes zu hundert Streichen verurtheilt worden war, das heißt: zum Tode. Als sie die Prügel empfangen sollte, trat indeß ein liebeglühender Kosak vor und erbot sich, sie zu heirathen, worauf er — das ist gesetzlich — fünfzehn Streiche sich selbst für die Geliebte aufzählen ließ, während die Mörderin straflos blieb. Seitdem lebte das Paar glücklich zusammen, und dem Anschein nach war die Frau trotz ihres begangenen Verbrechens ein gutmüthiges und williges Geschöpf.

Anfangs wohnte Mrs. Atkinson unter einem runden, aus Weidenholz geflochtenen, mit Filz aus Wolle und Kameelhaar gedeckten Zelte. Die Thür wurde wie ein Vorhang aufgerollt oder herabgelassen. Der Schornstein war eine runde Oeffnung im Zeltdach, der Boden mit Filz und drüber gelegten bucharischen Teppichen bedeckt. Man hätte sich in einer solchen Jurte ganz behaglich fühlen können, wenn die Buran nicht gekommen wären, jene furchtbaren Steppenstürme, welche nur gar zu oft die Zelte über den Köpfen der Schläfer abbrechen. Zu Gunsten des kleinen Alatau wurde daher eine hölzerne Bude mit zwei Zimmern erbaut, und außerdem verschaffte man sich den unerhörten Luxus eines Lehnsessels, eines Stuhles und zweier Tische. Die Geburt des Knaben war in Kopal ein freudiges Ereigniß; denn gerade in jenem Monat des Jahres 1848 waren alle Kinder in der Steppe gestorben. Von weit und breit kamen nun die Kirgisen herbei, um den Naturschatz zu sehen, und einer der Sultane schickte einen Knecht sogar 200 Werst weit, um dem sechs Wochen alten Alatau zum Geschenk eine geräucherte Hammelkeule zu überbringen, die nicht etwa für die Eltern, sondern ganz ernsthaft nur für das Kind bestimmt war. Wäre das Kind aber ein Mädchen gewesen, so hätte sich kein Kirgise in die geringsten Unkosten versetzt. Die Kirgisen des Ala-Tau wollten den Buben durchaus bei sich behalten, ja, sie behaupteten ernstlich, er gehöre ihnen, weil er auf ihrem Gebiete geboren und von ihren Thieren genährt worden sei. Sie versprachen, aus ihm einen Häuptling zu machen und ihn mit Heerden zu beschenken. Mit diesen gutgemeinten Rechtsansprüchen und Versprechungen konnte sich jedoch die Mutter nicht befreunden.

Mit dem Gouverneur von Kopal, Baron Wrangel, schloß man innige Freundschaft; er war dankbar für den geselligen Umgang während des Winters. Eines Tages gab er den Officiersdamen der Steppe einen Ball. Selbst von Bisk her kamen die eingeladenen Gäste. Die Officiere, versichert unsere Verfasserin, waren Gentlemen, die Frauen aber über alle Begriffe entsetzlich. Eine dieser Damen erschien auf dem Ball in einem sehr kurzen, grell gedruckten Kattunrocke mit einem zwei Zoll breiten Rosasaum, mit stark benagelten Schuhen und — ohne Strümpfe. Handschuhe fehlten ihr gleichfalls, dafür aber hatte sie muskulöse Arme wie ein Athlet, und Hände, um einen Stier niederzuschlagen. Die vornehmsten Damen, die Honoratioren von Bisk, erschienen in wollenen, ja sogar in verschossenen grünseidenen Kleidern. Beim Balle selbst zeigte sich jedoch, daß die strumpflose Officiersdame durch ihre wirbelnden Bewegungen alle andern Tänzer und Tänzerinnen im Ballsaale verdunkelte. Um acht Uhr setzte man sich zur Abendtafel, und um zehn Uhr ging oder taumelte alles heim; denn gehen konnte Niemand — so herzhaft hatte man dem Schnaps zugesprochen.

Am 24. Mai 1849 ging es nicht ohne dankbaren Abschied von Kopal gegen Osten. In den Bergen giebt es eine Fülle wilder Fruchtbäume und Fruchtsträucher: Stachelbeeren, Johannisbeeren, Erdbeeren, Pfirsiche, Aepfel. Die Kirgisen essen nichts davon; denn „Kraut und Frucht sind für die Thiere, und die Thiere sind für den Menschen".

Der Knabe blieb während der Reise immer gesund, obgleich die Blattern grassirten. Die Mutter schreibt dies den fortwährenden kalten Waschungen zu; sie selbst hatte eine starke Vorliebe für kaltes Wasser und badete oft dreimal am Tage, selbst im Winter, wenn sie sich das Eis der Flüsse aufhauen lassen mußte.

Die Steppe war reich an glitzernden Bächen, und nur gegen den Balkasch zu ging sie in eine schauervolle trockene Wüste über. Die Lufttöne des Bildes waren von solcher Pracht und Wärme, daß die Frau des Malers ausruft: „Wer diese Räume nicht besucht hat, der kann keine Ahnung haben von dem Glanz und der Pracht einer Abendlandschaft auf der Steppe."

Der Rückweg nach Sibirien führte wieder über die Steppe der großen Horde. Mrs. Atkinson beobachtete hier, daß die Kirgisenfrauen Knaben bis zum zehnten und elften Jahre säugen, aber auch nur die Knaben, den Mädchen wird keine solche Liebe zu Theil. Uebrigens kann ein Kirgise oft drei Tage ohne Nahrung aushalten, wenn er aber anfängt zu essen, dann hört er nicht eher auf, bis er Alles, was gerade da ist, aufgezehrt hat. Ein Mann kann ein ganzes Schaf bei einer Mahlzeit verzehren. Auffallend sind oft die grellen Altersunterschiede zwischen Frau und Mann. In einem Aul sah Frau Atkinson einen Burschen, der fast noch ein Kind war, an eine dreißigjährige Frau verheirathet, die ihn, dem Alter entsprechend, wie ein Kind behandelte; ein schwächlicher Knabe von fünfzehn Jahren hatte ein handfestes Weib zur Frau. Solche Ehen finden jedoch nur statt bei Knaben, die als Waisen zurückgeblieben und deren Angehörige oder Vormünder, wie wir sagen würden, für eine ältere Frau sorgen, die sie in Obhut nimmt und aufzieht.

In Ajagyz nahm die Verfasserin zum letzten Mal Abschied von den Silbergipfeln des Al-Tau und Ala-Tau im Süden; denn die Reise ging jetzt wieder nach Sibirien zurück. Ueber Barnaul und Tomsk ging es nach Krasnojarsk, an dessen Goldwäschen 9000 Sträflinge unter der Aufsicht von nur 80 Kosaken beschäftigt waren. Die Winterstation war Irkutsk. Von einem ihrer dortigen Verehrer erhielt unsere Verfasserin ein sonst höchst gefährliches Geschenk, einen Briefbeschwerer, ein Stück Malachit mit einigen Goldäderchen auf der Oberfläche, wie man sie in Mineraliensammlungen oft findet. Das Geschenk war von einer amtlichen Urkunde begleitet, welche bescheinigte, durch wen und auf welche Weise die Inhaberin in den Besitz dieser Erzstufe gekommen sei. Hätte man dieselbe bei ihr gefunden ohne diese Urkunde, so hätte sie lebenslängliche Verbannung nach Sibirien zu gewärtigen gehabt.

In Irkutsk verkehrte die Dame viel mit verbannten Russen. Zu diesen zählte Fürst Wolkonskoi mit seiner Familie. „Das Reisen," bemerkte er, „hat auf die Menschen oft ganz eigenthümliche Wirkungen. Ich zum Beispiel ging als ungestümer Jüngling nach Deutschland, Frankreich und England. Als ich nach Hause zurückkehrte, merkte ich unglücklicher Weise, daß meine Reise nach dem Westen der gerade Weg nach Sibirien und in die Bergwerke war." — —

Zu den Bekannten in Irkutsk zählte auch eine noch ziemlich hübsche Dame, die in ihren guten Tagen auffallend schön gewesen sein mußte. Sie war sehr jung an einen reichen, lebenslustigen Mann verheirathet, der aber dem russischen Nationallaster, dem Spiel, ergeben war. In wenigen Jahren verspielte er sein großes Vermögen, ohne daß die arme Frau das Geringste davon geahnt hatte, bis zu ihrem Schrecken eines Tages ein Herr sich bei ihr melden ließ, der ihr erklärte, daß er das Haus mit allem Zubehör und sie selbst im Spiel gewonnen habe. Ihr Mann hätte in letzter Nacht mit besonderem Unglück gespielt. Als das Geld bis auf den letzten Kopeken, dann alle unbewegliche und bewegliche Habe, Aecker, Haus, Möbel und Pferde verspielt waren, setzte er seine Frau auf die letzte Karte und — verlor. Das Glück war der Frau insofern hold, als sie mit dem glücklichen Spieler seitdem zwanzig Jahre exemplarisch zufrieden gelebt hatte.

In Nischni-Udinsk wohnten die Reisenden bei einem Salinebeamten. Das offene Haus zeigte eine auffallende Sorglosigkeit

Digitized by Google

gegen Diebe und Diebstahl. Dennoch arbeiteten in der Saline nur Sträflinge. Frau Taskin, die Gemahlin des Beamten, erzählte, daß sie nur Sträflinge und zwar nur solche, die sehr schwere Verbrechen begangen hatten, halten dürfe. Das Zimmer, welches unsere Künstlerfamilie bewohnte, ließ sich weder verschließen noch verriegeln. Nebenan schlief eine Magd, die ihren Herrn ermordet, und im Hause diente als Kindeswärterin eine Person, die ihre Herrin vergiftet hatte, und doch erklärte Frau Taskin, daß sie sich niemals treuere und bessere Dienstboten wünsche, als diese Sträflinge.

In Kiachta, an der chinesischen Grenze, wurde für die Fremdlinge ein chinesisches Festdiner veranstaltet. Chinesische Tafelschlachten sind bis zum Ueberdruß beschrieben worden, aber Frau Atkinson ist die erste, die uns belehrt hat, nach welcher Methode die chinesischen Köche ihre Treffen ordnen. Der große Gedanke eines chinesischen Diners besteht nämlich in der systematischen Folge der Gerichte. Zuerst erscheint alles Fleisch gesotten; nach diesem Gang kommen dieselben Fleischarten gedünstet, dann in dritter Reihe gebraten, und zuletzt erscheinen sie in Gestalt von Saucen oder Suppen. Jeder Gang besteht aus einem Dutzend Schüsseln, was uns nicht auffallen darf, weil die chinesische Küche sehr reich an Fleischsorten ist, da auch junges oder altes Katzen- und Hundefleisch nicht verschmäht wird.

Der Thee, welcher nach Tisch gereicht wurde, wollte der Verfasserin nicht munden; er war ihr weniger schmackhaft als in russischen Häusern. Die Ursache liegt darin, daß die Chinesen den Thee in Kesseln kochen lassen, wodurch natürlich ein Ueberschuß von Gerbsäure ausgezogen wird. Merkwürdig, daß man in dem Theelande keinen Thee zu bereiten versteht! Unsere sachverständige Hausfrau erzählt uns, daß die Russen, wenn sie Thee bereiten, ihn mit siedendem Wasser brühen, die Kanne schwenken und den ersten Aufguß wegschütten. Da die Russen als die ersten Adepten unter allen Theetrinkern gelten, so wird dieser Gebrauch jetzt in England und auch von anderen unserer aufgeklärten Theetrinker nachgeahmt. Indessen behaupten die Chemiker, daß gerade das Thein, das Arom, welches den Thee zum Thee macht, zuerst aufgelöst werde und später erst die schwerer lösliche Gerbsäure hinzu komme, die dem Thee seine braune Farbe und den herben Geschmack mittheile. Die Russen gießen also das Beste hinweg. Am rathsamsten ist's, man spült den Thee mit lauwarmem Wasser, welches reinigt, ohne das Thein aufzulösen.

Zwischen dem russischen Kiachta und der Chinesenstadt Maimatschin wird der gesammte Landhandel zwischen Rußland und China vermittelt. Auch Maimatschin wurde besucht, ja das Künstlerpaar erhielt sogar Erlaubniß, nach Schluß der Thore die Stadt im Glanze der Papierlaternenbeleuchtung zu sehen, was eine besondere Vergünstigung war; denn Fremde mußten vor Thorschluß die Stadt verlassen. Unglücklicher Weise war gerade Hoftrauer, und die Theater waren in Folge dessen im ganzen himmlischen Reiche für ein Jahr geschlossen.

Nach Barnaul war inzwischen ein neuer Commandant, Oberst Strolemann, gekommen, der sein Amt mit einem Balle inaugurirte, und der „Commandantenball" ist für Barnaul stets das größte Ereigniß im ganzen Winter. Da aber, wie schon bemerkt worden, hier alle Waaren von der Irbiter Messe bezogen werden müssen, die Strolemann's aber noch nicht mit dem Nöthigen versorgt waren, so hatten sie sich in Barnaul nur dürftig versehen können. So kam es denn, daß während des heitersten Ballvergnügens, als die Kerzen erst zum geringen Theile herabgebrannt waren, eine nach der anderen ausging und es bald immer finsterer wurde. Die Bedienten liefen herbei, die Kerzen wieder anzuzünden. Alles vergeblich! Endlich machte man die Entdeckung, daß die Dochte der Kerzen betrügerischer Weise nur durch den oberen Theil derselben hindurchgezogen waren. Es wurden allerdings noch zur Fortsetzung des Vergnügens ein paar Kerzen aufgetrieben, aber die Hausfrau fühlte sich tief beschämt durch die Störung des Festes, und die Stimmung der Damen, die ihren besten Staat auch bei glänzender Beleuchtung sehen lassen wollten, trübte sich wie der Ballsaal. —

Und trotz alledem klagt Frau Atkinson, als sie heimkehren mußte: „Ich muß seufzen, so oft ich daran denke, daß wir Sibirien, seine Eisblöcke, seine Schneegebirge, seine lieblichen Landschaften, seine erhabene Natur bald verlassen sollen. Fast möchte ich wünschen, ich wäre eine Kirgisin und dürfte wandernd herumziehen unter dem klaren Himmel auf saftigen Gebirgstriften!"

Der kleine Alatau Tamtschibulak entwickelte sich übrigens vortrefflich, und die „British Association" veranstaltete nach dem Tode des Vaters, 1861, eine reiche Sammlung für seine weitere Erziehung und Ausbildung.

J. Lowenberg.

Erinnerungen an den alten Holtei.

Von Max Kalbeck.

Mir ist, als wäre es gestern erst gewesen, und doch liegen so viele unruhige Jahre dazwischen. Es war ein verhängnißvoller Besuchsweg, der einem ganzen Leben Ziel und Richtung geben sollte, und ich bin ihn ahnungslos mit dem Leichtsinn glücklicher Jugend gegangen, den Horaz unterm Arm und einige mit Versen beschriebene Blätter in der Tasche, halb zuversichtlich, halb verzagt — den Weg vom Magdalenen-Gymnasium der Stadt Breslau zu der Wohnung des „Alten von den drei Bergen".

Als sechszehnjähriger Secundaner stand ich bei meinen Mitschülern im Ansehen eines Poeten. Ich las der Classe in den Zwischenstunden vor, was ich leider meist während des Unterrichts insgeheim gesündigt hatte, konnte auf eine große Schaar begeisterter Anhänger und auf ebenso viele kritische Widersacher zählen und war bei vielfältigen tollen Extravaganzen die Geißel und der Schrecken meiner armen Lehrer. Unter denen, welche mit mir dieselbe Bank drückten, befand sich auch ein aufgewecktes, naseweises rundes Kerlchen, das zur Partei meiner Gegner neigte und mir durch seine überlegene Skepsis besonders gefährlich erschien. Zwar hatte ich ihn einmal gründlich durchgebläut, weil er an einem unsträflichen Distichon etwas auszusetzen wagte, und ihn durch diesen Realbeweis scheinbar auch zu einer milderen und einsichtsvolleren Denkungsart bewogen. Allein damit war, wie ich bald merkte, nicht viel gewonnen. Er befleißigte sich in der Folge bei meinem Vorlesen eines heilsamen Stillschweigens und setzte sich damit bei den Anderen nur in um so größere Autorität. Als er uns nun gar eines Tages von ungefähr mit der Mittheilung überraschte, Herr von Holtei verkehre im Hause seiner Eltern, fühlte ich mich völlig überwunden. Der Umgang mit einem solchen über jeden Zweifel erhabenen Altmeister der Dichtkunst, den wir Alle kannten und verehrten, mußte meinen Widerpart berechtigten, in literarischen Dingen seine eigene Meinung zu haben.

Das leuchtete der Secunda und auch mir ein, und ich betrachtete unsern Kritiker fortan wie einen Bevorzugten mit Blicken scheuen Respects und heimlichen Neides. Tag und Nacht dachte ich jetzt an nichts als an die Möglichkeit, Holtei ebenfalls kennen zu lernen. Oft, wenn ich aus der Classe kam und meine eigenen Seitenpfade einschlug, die gewöhnlich an einem Lehrerinnen-Seminar vorüberführten, begegnete mir der Alte. Hochaufgerichtet, die Hände auf den Rücken gelegt, mit den Augen den Blicken der Vorbeigehenden ausweichend, schritt er durch die Menge, eine Erscheinung, so herrlich und würdevoll, wie man sie selten wieder treffen wird. So kann nur ein wirklicher Dichter aussehen, sagte ich mir, wie dieser schöne große Mann mit den wallenden weißen Locken und den leuchtenden blauen Augen. Mich überlief es immer kalt und warm, wenn ich an die Verwegenheit dachte, jemals ein Wort an ihn zu richten; unwillkürlich wich ich ihm aus, sobald er kam, und zog meine Mütze. Einige Male schlug er die Augen zu mir auf und griff dankend an den braunen Calabreser. Das war ein Triumph — hatte er mich doch wenigstens angesehen.

Inzwischen war ich Primaner geworden, von Homer und Virgil zu Horaz und Sophokles übergegangen, und dichtete immer wüthender darauf los, als verlange man von einem Abiturienten

Digitized by Google

Was sich liebt, das neckt sich.
Nach seinem Gemälde auf Holz übertragen von Otto Piltz.

nichts weiter als hundert Oden alkäischen, asklepiadischen und sapphischen Maßes. In's Unberechenbare aber steigerte sich meine Production', als mir ein Ungefähr Platen's Gedichte in die Hand spielte; ich sah mich dabei veranlaßt, von Griechenland weiter nach Osten auszuschweifen und ausschließlich Ghaselen zu componiren, in welchen Bülbül sang und sehr viel Wein verzapft wurde, obwohl ich es selber kaum an hohen Festtagen bis zu einem Glase gebracht hatte. Jetzt schwamm ich in meinem Element, und auch die leidenschaftlichsten Feinde streckten vor den Ghaselen, die bataillonsweise anrückten, ihre Waffen und bekannten sich zu meiner Hafisischen Schulweisheit, welche mit unserem Geschmack so wohl übereinstimmte und bei jeder Strophe mit einem neuen Reime melodisch an den Becher klang. Ich trank mir an dieser allgemeinen Begeisterung den gehörigen Muth, ließ mir die Haare wachsen, legte die Hände auf den Rücken und fühlte mich Holtei somit um ein Bedeutendes näher gerückt. Zwanzig meiner besten Ghaselen schrieb ich ab, klappte den Horaz eines schönen Vormittags sehr energisch zu und machte mich auf nach der Büttnerstraße. Dort wohnte Holtei in dem Hôtel „Zu den drei Bergen", nachdem er Mitte der sechsziger Jahre von Graz nach Breslau übergesiedelt war, um hier zu sterben und in heimischer Erde zu ruhen, wie er zu sagen pflegte.

Digitized by Google

Ich weiß nicht mehr, wie ich die drei Stiegen im Hôtel hinaufgekommen bin. Jedenfalls muß ich sehr einfältig und sehr ängstlich ausgesehen haben; denn der Portier lächelte mir mit einer wahren Gönnermiene zu, als wollte er sagen: Nur Muth, mein Junge! Der Alte brummt zwar, aber er beißt nicht. Noch heute aber danke ich dem guten Manne für sein freundliches Gesicht — wehe mir, wenn er mir die übliche vornehme Hausknechtsmiene aufgesteckt hätte!

Außer Athem und mit klopfender Brust stand ich endlich im dritten Stock vor der Nr 27. Es war eine goldene Ziffer auf grünem Grunde, die mir vorkam wie ein mystisches Räthsel; ich zählte noch: sieben und zwei macht neun, also drei mal drei — das ist eine gute Vorbedeutung — und klopfte schüchtern an. Drinnen und draußen blieb Alles ruhig; nur eine melancholische Bremse summte am Saalfenster auf und ab und stieß mit dem Kopfe gegen die Scheiben. Ich klopfte stärker und stärker; es rührte sich nichts. Schon wollte ich wieder gehen — da wurde innen eine Thür zugeworfen; eine tiefe Stimme raisonnirte etwas von „niederträchtiger Wirthschaft“ und „verfluchtem Gelaufe“; dann rief es mürrisch: Herein!

Der Alte stand vor mir, musterte mich mit prüfendem Blicke, der allmählich freundlicher wurde, und schnitt meine mühsam hervorgestotterten Entschuldigungen damit ab, daß er mich an den Schultern ergriff, auf ein Sopha niederdrückte und fragte:

„Mensch, rauchen Sie?“

„Noch nicht,“ erwiderte ich, „aber ich werde mir wohl auch diese Untugend angewöhnen müssen, vorläufig mache ich nur Gedichte.“

„Um Gotteswillen, wer sind Sie und was wollen Sie? Gesehen hab' ich Sie schon irgendwo. Sie dichten? Mein aufrichtiges Beileid! Sie wollen mir doch nicht etwa Ihre Verse vorlesen?“

„Das nicht, aber wenn Sie vielleicht selbst die Güte hätten — ich habe Alles auf gutes Papier abgeschrieben; eine ziemlich leserliche Handschrift — es sind nur Ghaselen,“ setzte ich begütigend hinzu.

„Auch das noch! Nun, rücken Sie heraus damit! Sie sind der Erste nicht. Stecken Sie Ihre ‚Früchte aus dem Gartenhain von Schiras‘ dort in jenes Fach, wo meine unbeantworteten Briefe liegen! Ihr Wille geschehe! Nur verlangen Sie nicht mein Urtheil! Ich habe keins.“

Nach und nach wurde er gemüthlicher und aufgeräumter; er erkundigte sich nach meinen Verhältnissen, meinen Plänen für die Zukunft, erzählte auf meinen Bescheid, daß mein Vater mich zum Mediciner bestimmt habe, gleich eine Anzahl lustiger Geschichten von Aerzten und Kranken und lachte laut auf, als ich ihm sagte, wir, das heißt unsere literarisch gebildete Prima, bemitleideten ihn, weil er immer an Zahnschmerzen zu leiden scheine.

Er trug nämlich, auch im Sommer, stets ein schwarzseidenes Tuch um den Kopf.

„Hier sehen Sie — das sind meine Zahnschmerzen.“

Er strich die langen weißen Haare zurück und brachte eine starke Blutgeschwulst unter dem linken Ohre zum Vorschein.

„Wegen dieses jugendlichen Uebermuths meines alten Körpers muß ich mir die Locken so lang wachsen lassen, daß ich aussehe wie Kutschers Affenpinscher oder der leibhaftige Rübezahl. Und damit mir der Wind nicht die Haare herunterbläst, halte ich die ganze Geschichte mit dem Tuche zusammen. Mein Freund und Menschenzerschneider M. möchte mir das Anhängsel gern abnehmen, aber mich kriegt er nicht vor's Messer. Es lohnt sich ja so nicht; ob ein halbes Pfund Fleisch mehr oder weniger mit mir zusammenfault — was thut's — Na, adje, mein Sohn! Kommen Sie hübsch wieder! Jetzt muß ich ausgehen. Am Nachmittag treffen Sie mich immer daheeme. B'hüt Ihne Gott!“

Die ersehnte Bekanntschaft war also gemacht; aus ihr sollte sich mit der Zeit ein fortdauernder freundschaftlicher Verkehr entwickeln, welchem ich die Richtung meines Lebens und Förderung und Anregung in jeder Weise zu verdanken habe. Vorerst mußten jedoch noch einige Steine fortgeräumt werden, die ich mir selbst vor die Füße geworfen hatte; denn gleich in den ersten acht Tagen drohten unsere kaum angesponnenen Beziehungen ziemlich kläglich abzureißen. Jene unglücklichen Ghaselen, respective die Eitelkeit ihres grünen Verfassers, waren schuld daran. Denn, als ich wieder zu ihm kam und großes Lob einzuernten hoffte, gab mir der Alte das Manuscript mit vielsagendem Lächeln zurück und wollte nicht mit der Sprache heraus. Endlich nahm er eines der Gedichte — es reimte durchweg auf die bedeutsame Silbe „ocken“ und behandelte einen zwischen himmlischer und irdischer Liebe schwankenden Musensohn, der durch ein schönes Kind vom sonntäglichen Kirchgange zurückgehalten wird — und sagte mit dem gutmüthigsten Spotte: „Hier haben Sie sich eine ebenso naheliegende wie wirksame Pointe entgehen lassen. Sie schließen Ihr Gedicht:

Süß lockt ihre Stimme; dumpf läuten die Glocken;
Ihr Kuß ist *zärtlich*, die Predigt trocken.

Aendern Sie das lieber um:

Ihr Kuß ist *saftig*, die Predigt trocken.

Das giebt einen viel wirksameren, anschaulicheren Contrast.“

Ich war wie vom Donner gerührt und fühlte mich in tiefster Seele verletzt. Mit diesem garstigen Scherze sollten meine vom feinsten orientalischen Gewürz triefenden Ghaselen, der Stolz und die Zierde der Unter-Prima, abgethan werden? Aber es kam noch schlimmer. Holtei schenkte mir ein Exemplar seiner hochdeutschen Gedichte, und mein gekränktes Autorgemüth wäre durch dieses Geschenk jedenfalls wieder ausgesöhnt worden, hätte ich nicht die darin befindlichen Zeilen von seiner Hand auf mich bezogen und mich noch schmerzlicher enttäuscht gesehen. Auf der ersten Seite des Buches stand in den wohlbekannten energischen Zügen des Altmeisters geschrieben:

„Lenzesfrisch im Jugendtraum
Scheinen uns unsere Lieder,
Säuseln wie hoch vom schattigen Baum
Blüthenduftig hernieder.

Ach, wir bergen sie an der Brust,
Wollen zum Kranze sie winden
Und erschrecken dann — — einen Wust
Welker Blätter zu finden.“

Wie klar und hübsch ist diese allgemeine Wahrheit gesagt, und wie bescheiden trat der Dichter mit dieser Widmung für seine eigenen Jugendgedichte ein! Ich aber, mit dem Dünkel eines siebenzehnjährigen Poeten, meinte in den beiden Strophen eine abweisende Kritik meiner unreifen Versuche sehen zu müssen und zog sehr verstimmt mit dem vermeintlichen Danaergeschenk ab, zeigte es auch Niemandem, sondern verschloß es in meinem Schreibtische.

Ein halbes Jahr lang ließ ich, trotz wiederholter Erkundigungen und Grüße Holtei's, mich nicht mehr bei ihm sehen und ging erst wieder an seinem Geburtstage, am 24. Januar, zu ihm, nachdem ich mich endlich eines Bessern besonnen hatte. Ich beichtete ihm meinen schnöden Verdacht und ließ mich weidlich auslachen. Auf meines Kritikers theilnehmende Frage nach dem Befinden meiner Muse konnte ich wieder etwas aus der Tasche ziehen, diesmal allerdings keine wohlgesetzten, zierlichen Plateniana, sondern etwas Eigenes, das, wenn auch keinen anderen Vorzug, so doch den der Wahrheit und Treue des Selbstempfundenen hatte. Es war das erste verlegene und unbeholfene Stammeln einer tiefen Leidenschaft, und ich las es ihm mit halb erstickter Stimme und unendlichem Räuspern vor. Er rückte ungeduldig auf dem Stuhle hin und her, sprang dann mit jugendlicher Leichtigkeit in die Höhe, riß mir die Blätter aus den Fingern und rief:

„Und das haben *Sie* gemacht, Sie Silbenzähler, Wortklauber, Versedrechsler? Da brate mir einer einen Storch! Das ist mir noch nicht vorgekommen.“

Und nun erging er sich in einem Strome liebenswürdiger Schmeicheleien, die ich nicht wiederholen will, und prophezeite mir Dinge, die leider bis zum heutigen Tage noch nicht eingetroffen sind. Der gute, theilnahmevolle, herzige Mensch! Er war immer maßlos in Lob und Tadel, in Geringschätzung und Bewunderung, eine unmittelbare, ehrliche und warmblütige Natur, voller Antipathien und Sympathien, die, wo sie Verwandtes traf, widerstandslos sich dahingab, wo sie auf Fremdes stieß, mit Händen und Füßen Alles von sich abwehrte.

Mein Schicksal war entschieden. Der Vorsatz, Dichter zu werden, stand in mir fest. Holtei war fortan eifrig hinter Allem her, was ich begann, und schürte das heilige Feuer der Kunst in meinem Herzen durch Wort und That. Er verschaffte mir die

Digitized by Google

Wonne, mich zum ersten Mal in Zeitschriften gedruckt zu sehen, las meine Gedichte in seinen Kreisen überall vor, brachte mich, noch während meiner Gymnasialzeit, als Prologdichter auf das Breslauer Theater und wußte für meine Schülerpoesien sogar einen mächtigen Gönner und unvorsichtigen Verleger aufzutreiben, bei welchem sie denn auch seit einem Jahrzehnt in ungestörter Verborgenheit ruhen.

So wurde er mein bester Freund, dem ich Alles vertrauen konnte, was mir auf der Seele lag, und der auch mir, obgleich ich um mehr als zwei Menschenalter jünger war, sein volles Vertrauen schenkte. Wenn wir in seinem Zimmer zur Dämmerstunde beisammen saßen oder mit einander einen Mittagsspaziergang über die Breslauer Promenaden machten, gab es immer viel zu erörtern. Gespräche politischen, religiösen, philosophischen oder literarischen Inhalts wechselten bunt mit einander.

War er besonders gut aufgelegt, so las er wohl auch Dies und Jenes vor, eine Scene aus einem Shakespeare'schen Stücke, einige seiner köstlichen schlesischen Gedichte, oder etwas Fremdes, Neues, das sein Gefallen erregt hatte. Als Erzähler wie als Vorleser war Holtei unerschöpflich und unübertrefflich. Er konnte Einen plötzlich und ohne weitere Vorbereitung lachen und weinen machen, erschüttern und beseligen, zermalmen und erheben, und beherrschte seine Stoffe mit so großer Virtuosität, daß auch das Unbedeutendste durch die Art, wie er es darbot, den Schein des Bedeutenden gewann. Eigenthümlich war das Mittel, durch welches er die Aufmerksamkeit seines Hörers zu fesseln verstand. Er las, als wenn er sich unterhielte, und nagelte den Angeredeten, der oft nicht wußte, wo das Gespräch aufhörte und die Vorlesung begann, mit den Augen fest.

Welche Augen! Aus ihrem hellen Blau leuchtete die volle Seele, und ihre Lider überflog entweder ein Schatten leichter Melancholie, oder es umspielten sie hundert schalkhafte Falten des Humors. Diese Augen hatten nichts zu verheimlichen, und wen sie ansahen, der konnte, im Moment wenigstens, einer Ausflucht oder Lüge nicht fähig sein. In ihren Blicken waren seine rührende Gutmüthigkeit, seine oft geradezu erschreckende Offenherzigkeit, seine ausgelassenen Launen und seine aus Todessehnsucht und Sterbensfurcht gemischte Schwermuth deutlich zu erkennen. Was Holtei vor der Mehrzahl der anderen Menschen voraus hatte, war die in's Unglaubliche gesteigerte Macht der Persönlichkeit. Man kann sagen, ohne damit seine poetische Begabung im mindesten herabzusetzen, daß der Mensch in ihm den Dichter an Bedeutung bei weitem übertraf. Auch seine beliebtesten, gerade ihres natürlichen Zaubers wegen so gern gelesenen Schriften geben kein vollständig zutreffendes Bild des eigenthümlichen Originals, das nur im nähern persönlichen Verkehr genau zu verstehen war.

Von der merkwürdigen Gabe des anschaulichen Vergegenwärtigens, die seinem Erzähler- und Vorlesertalente eigen war, habe ich namentlich in einer Hinsicht profitirt. Als Gymnasiast hatte ich noch sehr wenig von deutscher Literatur erfahren, die mittelalterliche ausgenommen, die mir gar nicht behagen wollte; in der neuern Geschichte der Poesie wurden wir mit trockenen Zahlen und Namen abgespeist, und nur der Zufall und der einmal erwachte Wissenstrieb machten mich mit dem oder jenem Dichter näher vertraut. Da hatte ich nun in Holtei ein lebendiges Buch vor mir, das mir Aufschluß über Alles gab, was ich nur wissen wollte, und zwar auf die allerunzweideutigste Art. Nicht nur, daß er selbst ein sehr langes und interessantes Stück Literaturgeschichte repräsentirte, das den ganzen Entwickelungsproceß des neunzehnten Jahrhunderts enthielt: seine ihm wieder von Aelteren mitgetheilten Erinnerungen reichten noch weiter zurück, bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Ich habe ihn weidlich gequält, bis er mich mit allen Größen der letzten Epoche genau bekannt gemacht hatte. Es gab kaum einen Dichter, Musiker und Schauspieler von 1820 bis 1870, dem er nicht irgendwo begegnet wäre. Dabei war der üppige Haushalt seiner Erinnerungen und Erlebnisse in so vorzüglicher Ordnung, daß Wiederholungen zu den allerseltensten Ausnahmen gehörten. Erst in der letzten Zeit, nachdem er von den „drei Bergen" in's Kloster der barmherzigen Brüder übergesiedelt war und seine allmähliche körperliche Auflösung begann, begegnete es ihm, daß er sich öfter wiederholte.

(Schluß folgt.)

Wallenstein als Student in Altdorf.

Nach Wagenseil, Murr und Baader dargestellt von **Karl Ueberhorst.**

— „zu Altdorf im Studentenkragen
Trieb er's, mit Permiß zu sagen,
Ein wenig locker und burschikos,
Hätte seinen Famulus bald erschlagen.
Wollten ihn drauf die Nürnberger Herren
Mir nichts, dir nichts in's Carcer sperren;
's war just ein neugebautes Nest;
Der erste Bewohner sollt' es taufen.
Aber wie fängt er's an? Er läßt
Weislich den Pudel voran erst laufen.
Nach dem Hunde nennt sich's bis diesen Tag —
Ein rechter Kerl sich dran spiegeln mag." —

Welchem unserer Leser wären obige Worte, mit denen der Jäger in „Wallenstein's Lager" die, wenn auch nur kurze, doch um so wildere und ausgelassenere Studentenzeit des Helden der Schiller'schen Trilogie so charakteristisch schildert, nicht bekannt? Sie haben gar manche geschichtliche Controverse insofern hervorgerufen, als der Aufenthalt Albrecht von Waldstein's auf der Schule zu Altdorf vielfach bestritten worden ist. Der um die böhmische Geschichte hochverdiente Franz Palacky insbesondere verweist, indem er der Wallenstein'schen Biographie des Domherrn Cerwenka aus dem siebenzehnten Jahrhundert folgt, alle Nachrichten über Wallenstein's Altdorfer Studentenzeit in den Bereich der Sage, und hauptsächlich diesem sonst hochverdienten und zuverlässigen Geschichtsschreiber, der bei genauerem Durchforschen deutscher Quellen sicherlich bald seines Irrthums würde inne geworden sein, verdanken wir das jeder Prüfung baare Nacherzählen obiger Behauptung. Schon im siebenzehnten Jahrhundert berichtet uns der Altdorfer Professor Wagenseil urkundlich über den Aufenthalt des jungen Waldstein in Altdorf — ebenso beweisen Murr im vorigen, Baader in diesem Jahrhundert aus Universitätsacten und Nürnberger Rathserlassen, daß Wallenstein nicht nur Student in Altdorf, sondern auch ganz der wilde Student gewesen, wie ihn uns Schiller so treffend in obigen Versen geschildert. Ein Anderes ist es mit der bekannten Carcerlegende. Die Sage umkleidet das Leben großer und hervorragender Menschen gern mit vielerlei abenteuerlichen Historien; daß sich dem gleich einem Meteor am deutschen Himmel emporsteigenden Friedländer derartige Anekdoten, lustige und schaurige, an die Fersen heften mußten, ist daher selbstverständlich — war er doch um 1632 der gefürchtetste, mächtigste und auch wohl reichste Mann Europas (das jährliche Einkommen seiner Güter allein belief sich nachweislich auf drei Millionen Gulden). Diesen Volkssagen nun verdanken wir auch die Anekdote von der originellen Taufe des Altdorfer Carcers. Bei näherer Einsicht in die Dichterwerkstatt Schiller's aber wird der Literarhistoriker bald erkennen, daß dieser nicht nur der Volksmythe folgte, sondern auch, insbesondere bei Erwähnung des nahezu „erschlagenen Famulus", ja selbst bei der Zeile: „Nach dem Hunde nennt sich's bis diesen Tag", historische Quellen — wahrscheinlich dieselben, welche uns vorliegen — benutzte. Diese Quellen aber ergeben Folgendes.

Der Nürnberger Rath verlegte sein kurz nach der Reformation von Melanchthon eingerichtetes Gymnasium um 1575 nach dem zum Nürnberger Gebiet gehörigen, nahegelegenen kleinen Altdorf, um die studirende Jugend von den Zerstreuungen, welche die reiche und lebenslustige Reichsstadt nur allzu verführerisch bot, abzuhalten. Rudolph der Zweite erhob die Schule 1576 zu einer Akademie: den eigentlichen Universitätsrang erhielt sie 1622. Wir wollen hier gleich hinzufügen, daß sie 1809 mit Erlangen vereinigt, aber erst 1818 vollständig aufgehoben wurde.

Die Hoffnung des Nürnberger Raths auf ein ruhiges und fleißiges Leben der studirenden Jugend ging nicht in Erfüllung: denn, wie zu dieser Zeit auf fast allen deutschen Universitäten ein wüstes Leben eingerissen war, so finden sich die Anzeichen

Digitized by Google

eines solchen auch hier. Das Zechen der Professoren mit den Studenten ist nicht nur in Jena üblich gewesen — auch in Altdorf sehen wir beispielsweise den durch Trunksucht und zänkisches Wesen berüchtigten Dr. Gentilis, der in den Jahren 1597 und 1613 Rector war, in bezechtem Zustande mit den Studenten fluchend durch Altdorfs Gassen ziehen und mit blankem Degen die Bürger bedrohen.

Wilden, feurigen Temperaments, welches sich erst in späteren Jahren zu kalter Ruhe und Berechnung abklärte, gerieth der junge, früh verwaiste böhmische Cavalier Albrecht von Waldstein zu Ende August 1599 in dieses Treiben. Er wurde am 29. August 1599 nebst seinen Begleitern folgendermaßen in die Matrikel eingetragen:

Albertus a Waldstein, Baro Bohemus.
Johannes Heldreich, praeceptor Görlicensis, Lusatus.
Wenceslaus Metrouski, famulus.

Gleich in den ersten Wochen offenbart sich ein bereits den späteren Friedländer andeutender Charakterzug: kaum angelangt, warf er sich zum Haupte einer Tumultantenschaar auf. Teutschenbrunn's Jurisdiction in causis criminalibus berichtet darüber kurz, aber treffend:

„Den 7. Dez. 1599 klagte Herr Dr. Schopper propter nocturnas actiones ante aedes suas (wegen nächtlicher Ruhestörungen vor seiner Wohnung). Die Thäter dieser Action sind gewesen, nach viel gehabter Mühe, Freyherr von Waldstein, Sebisch (scheint, wie aus späteren gemeinschaftlichen Affairen zu schließen, ein Hauptcumpan Waldstein's gewesen zu sein), Jeroslaus Secolinsky. Joh. de Lopes et famulus Socolinski, qui aufugit (welcher entfloh)."

Der den nächtlichen „actionibus" folgende Arrest muß nicht allzu streng gewesen sein; denn schon am 23. desselben Monats sehen wir unsern Waldstein abermals bei einem Ereignisse betheiligt, welches einen tragischen Ausgang nehmen sollte. Wolf Fuchs, ein Fähndrich der Miliz, wird (ob in regelrechtem Duell, ist nicht ersichtlich) von Hans von Steinau, dem Sohne des Rothenberger Burggrafen, erstochen. Waldstein und Sebisch, bei der That (wahrscheinlich als Secundanten) zugegen, verhelfen dem Thäter zur Flucht, sodaß derselbe glücklich nach dem nahegelegenen Rothenberg entkommt, obschon der Nürnberger Rath ausschreiben läßt, „daß, wer den Theter anmelden werde, nit allein unvermehret bleiben, sondern ihm hundert Gulden zu einer verehrung gegeben werden solle". —

Zugleich wird eine Haussuchung gehalten, welche aber auf bewaffneten Widerstand der Studenten stößt, sodaß der Nürnberger Rath Mannschaften nach Altdorf sendet und zugleich in einem Decret Waldstein und Sebisch als „studiosi" namhaft macht, „die sich bisher alles mutwillens beflissen und fast mancherlei unruhe gestiftet und angerichtet haben". — Alles dieses aber scheint den jungen Waldstein nicht besonders zu berühren; denn noch während der Untersuchung obigen Falles sehen wir ihn in einen neuen Handel verwickelt.

„Am 9. Januar 1600 erschienen (vor Pfleger und Rector) Baro von Waldstein und Gotthardus Livo, welcher von dem Barone im Fuß gestochen worden. Darauf sie vereinigt worden und hat Baro dem vulnerato (dem Verwundeten) die Schäden ausrichten müssen." Das beigegebene Bild versucht, die Scene im Zeitcostüm zu vergegenwärtigen.

Mittlerweile reskribirt der Nürnberger Rath drei Tage später — also am 12. Januar — in Sachen des getödteten Fuchs dem Pfleger und Rector:

„Dieweil sich erzeigt, daß Albrecht von Walstein, Freyherr, in der kurzen Zeit her, so er zu Altorff gewesen und studiren sollen, sich in mancherley weis allerley unruhe und mutwillens unterstanden, insonderheit auch bei angeregtem Ableib (des Fuchs) das seinige gethan, da er billig dem Theter von seinem bösen vorhaben mehr abhalten helfen sollen, so wollen wir hierin sein ehrlichen Stand und Herkommen respectirt und Euch hiermit befohlen haben, ihm Freyherrn von Walstein oben angezogener ursachen halber auf sein habitation oder wonstuben, darauf er sich auch speisen lassen und nicht davon kommen soll, so lang zu verstricken, bis er seine zu Altorff gemachte Schulden abgericht und bezahlen haben wird, und wenn dasselb geschehen, sich von Altorff hinweg zu thun und sein gelegenheit anderer orten zu suchen." —

Dem wilden Gesellen aber muß es in dieser „Stubenverstrickung", welche er, da seine Complicen „auf den im Collegio versperrten Thurm", ja sogar nach Nürnberg abgeführt wurden, lediglich seinem „ehrlichen Stand" als Freiherr zu verdanken hatte, allzu langweilig geworden sein, die ziemlich deutlich ausgesprochene Relegation ihn vor der Hand aber gar nicht beunruhigt zu haben; denn schon am 14. Januar wurde Freiherr von Waldstein, welcher seinen Famulus Joh. Rehberger, weil derselbe müßig zum Fenster auf den Markt hinausgesehen, mit einer Peitsche auf kaum glaubliche Art tractirt hatte, verklagt, und der Knabe, da er ihn so unmenschlich gezeichnet, „nach Nürnberg ad D. D. Scholarchas geschickt. Hierauf den 19. dieß ist der Herren Scholarcharum befehl erfolget, daß Baro der Akademie deßwegen 30 fl. Straf geben und sich mit des Knaben Freundschaft vergleichen soll. Baro beschwert sich dessen, vorwendend, der Knab wäre unfleißig gewesen, erbot sich, das Arztlohn auszurichten und den Knaben zu einem ehrlichen Handwerk zu verlegen und die zuerkannte Strafe zu bezahlen."

Obige urkundliche Notizen haben Schiller sicherlich vorgelegen und ihm zu dem bekannten Verse: „Hätte seinen Famulus bald erschlagen" die Veranlassung gegeben. Während der mißhandelte Famulus, respective dessen Vormünder erst am 17. März abgefunden werden, schickt Wallenstein zur Zeit obiger Vorladung zwei Commilitonen nach Nürnberg, um dort die Aufhebung seines Stubenarrestes zu bewirken. Der Nürnberger Rath bewilligt ihm hierauf, „daß er bei seinem gewöhnlichen Kostherrn zu Tisch und, da er will, in die Predigten (Wallenstein war damals noch protestantisch) und Lectiones gehen mög, sich aber sonsten des ausgehens und umschweifens in der Stadt und für die Thor enthalten soll", in dem Uebrigen aber (nämlich „sich von Altdorf hinweg zu thun und sein gelegenheit anderer orten zu suchen") läßt er's bei vorigem Befehl bewenden.

Diese unter den Fuß gegebene Relegation nun muß dem jungen, stolzen Cavalier wenig behagt haben; denn unter dem 20. Januar wendet er sich in folgendem, eigenhändig unterzeichnetem Schreiben an die „Edlen, Ehrenfesten, Erbahren und Hochweisen Herren Bürgermeister und Rathmannen der löblichen Reichsstadt Nürnberg, seine günstigen Herren und Freunde":

„Mein freundlichen gruß, Edele, Ehrenfeste, Erbare und Hochweise, günstige Herren und freinde. Das die Herren, auf mein bit, den mir auferlegten arrest etwas relaxiret, daraus vermerke ich der Herren geneigter gemütter gegen mir, und thue mich dessen gegen den Herren freindtlich und fleißig bedanken. Dieweilen aber in der Herrn bevelich, an hiesige Ihre löbliche Universitet gethan, lauttet, mir beneben dem arrest aufczuerlegen, Mich nach gethaner richtiger bezahlung von hinnen zu begeben, welche wordt gleichsam eine tacitam relegationem in sich begreiffen: und aber dieselbige nit allein meiner Person, sondern auch dem Wolgeborenen Herren Herr Caroln, und Herr Adams (Adam von Waldstein) beider Herren von Waltstein, Rom. Kay. M. meines allergnädigsten Khunigs und Herren geheimbder Räthe, sowol meinem ganczen Löblichen Geschlechte zu einem großen despect und nachtheil gelangen mochte. Als ist hiermit an die Herren mein freindtlich und fleißige bitt, Sie geruhen an deme mir auferlegten langwierigen arrest ein genügen zu haben, gedachte relegationem genczlich zu remittiren und nachzulaßen und mir in meinen freyen Willen zu stellen, zu welcher Zeit ich mich von hier begeben möge, so wol auch aus dem arrest nu mehr zu erledigen. Hergegen bin ich mein creditores richtig abzuzahlen, den Herren nit lang verdrißlich zu sein, und mich hinfüro allenthalben, als einem Herren gebühret, zu verhalten, So wol umb die Herren solches nach Vermögen freindtlichen zu verschulden erbottig.

Gegeben in Altorff den 20. January Anno 1600.

Ewer williger
Albrecht von Waldstein.
Freyher."

Daß der unterzeichnete Albrecht von Waldstein nicht eine andere Person desselben Geschlechts, wie Palacky behauptet, sondern mit dem späteren Fürsten Wallenstein identisch, wird durch die Anführung seiner nächsten Verwandten, von denen Adam von

Digitized by Google

Waldstein (seit 1638) vom Kaiser in den Grafenstand erhoben wurde, bis zur Eroberung Leitmeritz.

Der Würzburger Rath mochte es mit der verwirrenden böhmischen Sippe nicht verderben. Er schickt deshalb unter dem 31. Januar an Herten (Nicolaus Tuurelio) und Pfleger der Akademie (Georg Roggenbuch):

„Es ist unser meinung gar nit gewesen, daß es für eine relegation gehalten, sondern weil Bodissil gesprochen, daß ist ihm leichtl zum besten und dahin angerichet gewesen, damit er den leuten, welche er mit den tüzgegangen Handlungen beleidigt, mit dem spöttelichen und den Augen fremmen und seiner unrecht verbüzet werden möge. Dieweil er denn für sich selbst erkleret ist, sich auch abzubüzung seiner schulden nicht weiter in der Ding zu setzen. Bei der Rückkehr nach Altdorf wurden sie von Kroaten angegriffen, wer von ihnen niederzugehen, mehrere verwundet, sämtliche aber in's Zeichnändische Lager geführt, von wo auch sie sich mit einer großen Summe Geldes „rangsioniren“ mußten. Den Mediciner Dr. Rösler aber behielt Wallenstein als Arzt bei seiner Armee, beförderte ihn zuvor mit einer goldenen Kette, im Uebrigen mochte es ihm aber bis nach Lützen folgen, wo er Rösler, wohrscheinlich im Tradel des Nachzugs, gelang, nach Altdorf zu entkommen. Allerdings aber muß es ihm im Feindländischen Dienst nicht zugesagt sein, denn er brachte 5600 Goldgulden nach Altdorf heim. Und dem lateinischen Schreiben, welches Rösler im September 1632 an die Altdorfer Universität sendet und in welchem er die Grundzüge einer Wirthschaft freiheitlich seines Beherzug

Ein Verhör des Kinderlos Wallenstein vor Pfleger und Rector der Schule zu Altdorf.
Originalzeichnung von C. Wohlleb.

boshelft aufzuhalten, wollen wir ihn nicht allein bei weitern ernstlich ermahnet, sondern auch daß aufgelegte Gumgelchen begehrtermaßen zu seiner freien gelegenheit gestellt haben.“

Da nun am 17. März der Handel mit seinem Jamaikat zu Ende getragen wurde, so können wir annehmen, daß Wallenstein, wie auch Myer angibt, Anfangs April 1600 von Altdorf abgezogen ist. Die Würzburger Herren mögen froh gewesen sein, die wilden Gesellen los zu werden, in Altdorf aber wird man trotz des nun siebenmonatlichen Aufenthaltes seiner um volle länger gedacht haben, als er zwanzig Jahre später begann mit so gewaltiger Hand in die Geschicke Deutschlands einzugreifen. Der blutige Krampf unter Nürnbergs Mauern gestalten den zwei größten Kriegsfürsten damaliger Zeit rief der Altdorfer Universität das Andenken Waldstein's auch noch auf andere Art zurück.

Bei der Kunsteinheit Gustaus Adolf's in Nürnberg kam eine ziemlich große Anzahl Altdorfer Professoren, unter ihnen auch der damalige Rector Dr. Rösler, nach Nürnberg, um den König mitzheit, geht deutlich hervor, daß Rösler es hier gut hatte, Wallenstein an seine Altdorfer Studienjahre zu erinnern. Rösler rath der Universität, zu schreiben, „man habe zu Wallenstein's Gnade und Milde die Hoffnung, daß auch Rösler demnächst freigelassen werde, weil die Universität mit ein Zeichen setzen wolten bedenden Wohlwollens gegen dieselbe betrachten wolle“.

Wallenstein war in seinen jüngeren Mannesjahren von bestechlichen und einnehmenden Aeußeren. In der Liechtenstein'schen Bildergallerie in Wien befindet sich ein Portrait — unseres Wissens von dem Tod 1626, wahrscheinlich noch kurz vorher von Italien gemalt — welches Wallenstein im besten Mannesalter darstellt. Alle ernsthaften und derselben nicht von dem schwermüthigen, meist finsteren Ausdrucke der späteren Bilder; goldbraunes Haar umrahmt ein gebundes Antlitz, aus welchem unter ein gestreckt, mächtiges Auge entgegenblickt. So erklärt sich wohl die leidenschaftliche, daß zu Liebeserklärungen sich verleitende Neigung seiner ersten, sehr reichen, aber weit älteren Gemahlin,

Digitized by Google

welche er um 1610 heirathete. Strapazen aller Art untergruben später Kraft und Gesundheit, sodaß, als er, kaum einundfünfzig Jahre alt, aegre egrae (durch Mord zu Eger — ein damals sehr beliebtes Wortspiel) umkam, die Mordwaffe Deveroux' einen nur noch siechen Körper zu Boden warf.

Es erübrigt uns noch, auf das Altdorfer Carcer, respective dessen vielbesprochene Taufe zurückzukommen. Daß der junge Waldstein nicht mit Carcer-, sondern Stubenarrest bestraft wurde, haben wir oben gesehen. Ebenso wenig aber ist das Altdorfer Carcer durch den Namen eines Hundes getauft worden. Ursprünglich führte dasselbe nach seinem ersten Bewohner Gabriel Stumpflein, welcher es 1576 — also ein Jahr nach der Uebersiedelung der Schule und dreiundzwanzig Jahre vor dem Eintreffen Waldstein's in Altdorf — einweihte, den Beinamen „Stumpfel". Später wurde es Bärenkasten, Hundsloch oder auch kurzweg „Hund" genannt. Und letztere, noch zu Schiller's Zeit gebräuchliche Benennung hat auch den Dichter zweifelsohne zu dem Verse bewogen:

„Nach dem Hunde nennt sich's bis diesen Tag."

Wenn er dabei vorher des Pudels erwähnt, so verbindet er hier dichterisch die Volksmythe mit der Wirklichkeit. Wahrscheinlich noch bei Lebzeiten des Friedländers hat sich die Sage des Märleins von der seltsamen Carcertaufe bemächtigt; denn schon Wagenseil sieht sich 1687 veranlaßt, dasselbe in der fünften seiner „Exercitationes sex varii argumenti" zu widerlegen.

Pflanzenzucht bei elektrischem Lichte.

Von **Carus Sterne.**

Einer der Fremden, in deren Gesellschaft der Schreiber dieser Zeilen vor langen Jahren einmal die Glücksbrunner Hohle bei Bad Liebenstein besuchte, wurde daselbst von einer schönen Pflanzendecoration, die zu Ehren eines voraufgegangenen fürstlichen Besuches mit besonderer Pracht am Ufer des unterirdischen Sees arrangirt war, so überrascht und verblüfft, daß er den Charon unserer acherontischen Fahrt fragte, ob diese Palmen, Myrthen, Dracänen ꝛc. immer dablieben und so schön gediehen? Wir lachten damals über den biedern Sohn der Thüringer Berge, der nicht zu wissen schien, daß grüne Pflanzen nur im Lichte gedeihen können, allein wie die seit Februar dieses Jahres angestellten Versuche des Herrn Wilhelm Siemens in London, eines Bruders des bekannten Berliner Elektrikers, gezeigt haben, wäre eine solche unterirdische Pflanzen- und Blumenzüchterei in ewig dem Sonnenlichte entzogenen Grotten doch am Ende sehr wohl ausführbar gewesen.

Die Tageszeitungen haben mit großem Getrommel darüber berichtet, daß Herr Siemens am 4. März vor der Londoner königlichen Gesellschaft der Wissenschaften Tulpenknospen in weniger als einer Stunde durch elektrisches Licht zum Aufblühen gebracht habe, und das Berliner „Mikroskopische Aquarium" zeigt dieses schon mehr an die „höhere Physik" erinnernde Kunststück seitdem alltäglich seinen erstaunten Besuchern. Weder den Posaunisten, noch Herrn Siemens selbst scheint es bekannt gewesen zu sein, daß man dieses Experiment unter der wärmestrahlenden Glocke jeder Petroleumlampe ebenso gut, ja sogar im Dunkeln bewerkstelligen kann, da die geschlossenen Blumen mehr durch die steigende Wärme, als durch das Licht zum Aufbrechen gereizt werden. Mehr als einmal habe ich im Hochgebirge des Abends die geschlossenen tiefblauen Gentianen, die ich am Tage in der Nähe des ewigen Schnees gepflückt hatte, durch Lampenwärme zum Oeffnen gebracht: es ist das eine höchst einfache Zauberei, die mich Dr. Hermann Müller vor Jahren gelehrt hat. In verschiedenen Gegenden Deutschlands, namentlich Thüringens, z. B. in der Gegend von Hildburghausen, herrscht die schöne Sitte, kurz vor dem ersten Advent starke Aeste von Waldkirschen, Birken, Apfelbäumen, Flieder, sowie von anderen Gehölzen in die Zimmer zu holen, sie in großen Behältern mit feuchtgehaltenem Sand in eine Zimmerecke zu stellen und dort treiben zu lassen. Hier in den niedrigen Bauernstuben, in der dunkelsten Zeit des Jahres und in einer keineswegs begünstigten Zimmerecke erfüllt sich das in so vielen Volkssagen und Märchen geschilderte Wunder: die Apfelbäume, durch welche die Sünde in die Welt gekommen, erblühen um Weihnachten, wenn nicht aus Freude über die Geburt des Erlösers, so doch kraft der Strahlen des wohlgeheizten Zimmerofens; man freuet sich der Frühlingspracht blühender Apfel- und Kirschenbäume und der Fliederblüthe, die sonst das Pfingstfest schmückt, in den Weihnachtsfeiertagen.

In den Großstädten beginnt das Treiben der Frühlingsblumen im Spätherbste nach großem Maßstabe; schon vor Weihnachten hat man daselbst frische Veilchen, Maiblumen, Tazetten ꝛc., und manche dieser Pflanzen, wie z. B. der Flieder, werden in völliger Dunkelheit getrieben. Trotzdessen zeigen sie wohlausgebildete und schöne Blüthen, zum Beweise dafür, daß die Blüthenentwickelung ganz ohne Licht vor sich gehen kann, was ja auch schon der Umstand beweist, daß die vollkommene Ausbildung der Blüthe sich in der dicht geschlossenen Knospe vollzieht. Dagegen zeigen die Blätter im Dunklen getriebener Gewächse, Salatpflanzen u. dergl. eine auffallende, bei den letzteren ihre Zartheit vermehrende und deshalb geschätzte Eigenthümlichkeit: sie sind nicht grün gefärbt, sondern von einem gelblichen Elfenbeinweiß, etiolirt (vergeilt), wie der Kunstausdruck sagt. Man sieht also, die Pflanzentriebe besitzen das Vermögen, ohne Mithülfe des Lichtes, bei genügender Wärme aus den angesammelten, in Wurzeln, Stengeln oder Zwiebeln angehäuften Nahrungs- (Reserve-)Stoffen Blätter und Blüthen zu treiben; nur vermögen die meisten derselben nicht ohne Mithülfe des Lichtes den grünen Farbstoff, das Blattgrün oder Chlorophyll, auszubilden, der mit der Forternährung der Pflanzentriebe in sehr nahen Beziehungen steht.

Ich sagte mit Absicht: die meisten Pflanzen; denn einige der ältesten Pflanzen, die schon auf der Erde erschienen sind, als das Sonnenlicht wahrscheinlich noch durch eine dichtere Atmosphäre sehr gedämpft war, so die Farnkräuter und Nadelhölzer, besitzen das Vermögen, auch ohne Licht Blattgrün, wenigstens in einem beschränkten Grade, zu erzeugen, und einige derselben gedeihen nur im Schatten und scheuen das ungemäßigte Sonnenlicht geradezu; ja sie sollen zum Theil in demselben ebenso erbleichen, wie andere Pflanzen im Dunklen. Man hat bis zum vorigen Jahre ganz allgemein geglaubt, dieser grüne Farbstoff, welcher mit Ausnahme einiger, ausschließlich auf fremde Kosten lebender Schmarotzerpflanzen keinem höheren Gewächse fehlt, bewirke die Ernährung der Pflanzen, indem er es sei, der die Kohlensäure im Lichte binde und zersetze, um den Kohlenstoff, den Grundbestandtheil der meisten Stoffe des Pflanzenleibes, abzuscheiden und in Gestalt verschiedener Verbindungen den einzelnen Theilen und Geweben zuzuführen.

Allein geistreiche Versuche, welche der ausgezeichnete Botaniker Professor Pringsheim in Berlin im vergangenen Jahre angestellt hat, scheinen diese seit langen Jahren angenommene Ansicht zu erschüttern und vielmehr die Vermuthung nahe zu legen, daß das grüne Kleid der Pflanzen nur ein übergeworfener grüner Schleier sei, der wie ein Lichtschirm oder eine gefärbte Schutzbrille wirke, um den Pflanzen das volle Sonnenlicht erträglich zu machen und die eigentlich die Nahrungsaufnahme (Assimilation) bewirkenden Zellstoffe vor ihrer versengenden Wirkung zu behüten. Erst hinter dieser grünen Außenfläche der Zellkörper bewirke das durch sie gemilderte Licht die Neubildung der Stärke-, Zucker-, Eiweißstoffe ꝛc., welche die Pflanze aufbauen und später gegen das Ende der Vegetationsperiode in eigenen Vorrathsorganen aufgespeichert werden, um das Material zum nächsten Blüthen- und Blatttriebe zu liefern.

Sei dem nun, wie ihm wolle, so viel ist sicher, daß jene Entwickelung der Pflanze ohne Licht nur so lange möglich ist, wie noch Reservestoffe vorhanden sind, während ein Ersatz derselben und das darauf beruhende Weiterleben nur im Lichte geschehen kann, wobei dann auch das immerfort vom Lichte zersetzte Chlorophyll immer wieder neu gebildet wird. Nun haben sich die Naturforscher seit lange gefragt, ob hierzu unbedingt das Sonnenlicht nöthig sei, oder ob auch künstliches Licht ausreiche. Schon im Jahre 1806 hatte der berühmte Genfer Botaniker Decandolle

Digitized by Google

mit dem Lichte von sechs Argand'schen Lampen experimentirend gefunden, daß im Dunkeln getriebene weiße Pflanzen sich an dieser Lichtquelle grün färbten, also Chlorophyll bildeten, aber er konnte ebenso wenig wie spätere Untersucher finden, daß die Pflanzen bei diesem schwachen Lichte Kohlensäure zersetzen, was sich leicht an der dadurch herbeigeführten Ausscheidung von Sauerstoffgas, der Lebensluft der Thiere, erkennen lassen würde. Sie ergrünten, aber ohne merkliche Ernährungserscheinungen zu zeigen.

Man glaubte nun eine lange Zeit hindurch, daß der Mangel der gewöhnlichen künstlichen Lichtquellen an sogenannten chemischen Strahlen — der geneigte Leser wolle über dieselben „Gartenlaube" 1880, Nr. 1 nachlesen — es sei, welcher sie unfähig mache, die Ernährungsprocesse in der Pflanzenzelle anzuregen. Allein genauere Untersuchungen der deutschen Botaniker Sachs, Kraus und Pfeffer (1866 bis 1872) zeigten, daß es nicht die dunklen chemischen Strahlen des Sonnenspectrums, welche sich bei der Photographie so wirksam erweisen, sondern im Gegentheil die leuchtendsten gelben Strahlen sind, welche die stärkste Kohlensäurezersetzung hervorrufen. Wenn sie eine Anzahl Wasserpflanzen derselben Art in ganz mit Wasser gefüllten Glocken in den rothen, gelben, grünen, blauen und violetten Raum des Sonnenspectrums brachten, so schieden stets die in den gelben Raum gestellten Pflanzen die größte Sauerstoffmenge ab.

Schon früher hatte man indessen bemerkt, daß beim Gedeihen der Pflanzen doch auch die chemischen Strahlen eine wichtige Rolle spielen, indem sie es sind, welche die Bewegungen der Pflanzen regeln und sie nach der Sonne richten. Pflanzen, die im Schatten wachsen, schießen bekanntlich sehr schnell in die Länge, wo aber der Stengel von den chemischen Strahlen des Lichtes getroffen wird, hindern dieselben dieses geile Wachsthum und es entsteht eine Gewebespannung, welche natürlich bewirken muß, daß sich der auf der dunklen Seite stärker verlängerte Stengel dem Lichte zuwendet. Unter den verschieden schnellschwingenden Strahlen des Sonnenlichtes besteht also dem Pflanzenleben gegenüber eine merkwürdige Arbeitstheilung. Die langsamsten (Wärmestrahlen) befördern die innere Weiterverarbeitung der aufgespeicherten Stoffe, das Wachsen, Treiben und Entfalten, die schneller schwingenden rothen, gelben und grünen Lichtwellen regen die Stoffaufnahme an, und die schnellsten blauen, violetten und ultravioletten Strahlen richten die Pflanze nach der Licht- und Wärmequelle hin. Man dürfte hiernach vermuthen, daß das elektrische Licht vermöge seines Reichthums an chemischen Strahlen eine stark richtende Wirkung auf die Pflanzen äußern müsse, und diese Wirkung wurde in der That bereits 1861 durch Versuche von Hervé-Mangon bestätigt. Diese Experimente fortsetzend, hat der französische Naturforscher Prillieux vor einigen Jahren zeigen können, daß das elektrische Licht, und ebenso das sogenannte Drummond-Licht, ja sogar intensives Gaslicht wirklich aus Wasserpflanzen Sauerstoff entwickelt, also die Aufnahme von Nährstoffen ebenso anregt wie das Sonnenlicht.

Man sieht, es handelt sich in den neueren Versuchen von Siemens um keine neue naturwissenschaftliche Entdeckung, sondern nur um die praktische Erprobung der wissenschaftlich längst festgestellten Wirkung des elektrischen Lichtes auf die Pflanzen in einem etwas größeren Maßstabe und mit dem Hintergedanken einer ökonomischen Ausbeutung dieser Wirkungen. Gleichwohl haben diese Versuche ein allgemeineres Interesse, weshalb wir etwas genauer darauf eingehen wollen. Herr Siemens wollte zunächst feststellen, welche Einwirkung starkes elektrisches Licht auf das Gedeihen der Pflanzen habe, und wendete eine durch einen Otto'schen Gasmotor getriebene dynamo-elektrische Maschine an, welche Licht von einer 1400 Kerzen gleichkommenden Stärke erzeugte. Die mit einem metallischen Hohlspiegel versehene Lampe wurde zunächst in freier Luft ungefähr zwei Meter hoch über dem Glasdache eines unterirdischen Melonenhauses angebracht, in welchem eine beträchtliche Anzahl von Blumentöpfen mit eingesäeten oder eingepflanzten schnellwachsenden Gartengewächsen, wie Senf, Möhren, Zuckerrüben, Bohnen, Gurken und Melonen aufgestellt waren. Die Pflanzen konnten dort, ohne vom Platze bewegt zu werden, abwechselnd dem Tageslicht und dem beinahe unter demselben Winkel einfallenden elektrischen Lichte ausgesetzt werden.

Die Töpfe wurden in vier Gruppen getheilt, von denen die erste gänzlich im Dunkeln gelassen, die zweite einzig dem Einflusse des elektrischen Lichtes, die dritte allein dem Tageslichte und die vierte dem elektrischen und dem Tageslichte abwechselnd ausgesetzt wurden. Das elektrische Licht wirkte täglich von fünf bis elf Uhr Abends ein, und den Rest der Nacht blieben die Pflanzen im Dunkeln. In allen Fällen waren die Wirkungsunterschiede unverkennbar. Die im Dunkeln gelassenen Pflanzen waren blaßgelb, schmächtig im Wuchs und starben bald. Die allein dem elektrischen Licht ausgesetzten Pflanzen zeigten lichtgrüne Blätter und besaßen hinreichende Kraftfülle, um weiter zu leben. Die dem Tageslicht allein ausgesetzten Pflanzen waren von einem dunkleren Grün und größerer Kräftigkeit. Die den beiden Lichtquellen ausgesetzten Pflanzen zeigten eine entschiedene Ueberlegenheit in der Kraftfülle über alle andern, und ihr Grün war von einer reichen dunklen Farbe. Hierbei muß bemerkt werden, daß das elektrische Licht nur halb so lange wie das Tageslicht und unter ungünstigen Verhältnissen wirkte, weil die Glasbedeckung des Hauses in den kühlen Nächten stark mit Feuchtigkeit beschlug und weniger Licht einließ.

Nach diesen gelungenen Vorversuchen brachte Siemens das elektrische Licht in's Gewächshaus selbst, indem er die Versuchspflanzen diesmal in drei Gruppen theilte und sie entweder nur dem Tageslichte oder nur dem elektrischen Lichte (je elf Stunden) oder beiden Lichtpunkten abwechselnd je elf Stunden aussetzte. Diese Experimente wurden vier Tage und Nächte hindurch fortgesetzt und zeigten ganz entschieden den günstigen Einfluß des elektrischen Lichtes, obwohl die dem Tageslichte ausgesetzten Pflanzen im Allgemeinen die nur dem elektrischen Lichte ausgesetzten Pflanzen an Frische übertrafen. Sehr merklich war die gleichzeitig von dem elektrischen Bogen gespendete Hitze, welche erlaubte, die Heizung einzustellen. Die von ihm erzeugte Kohlensäure reichte hin, die Pflanzen ohne Ventilation zu ernähren, und von den gleichzeitig in geringer Menge gebildeten Stickstoffverbindungen wurde ein schädlicher Einfluß auf die Pflanzen nicht bemerkt.

Diese Experimente sind nicht blos dadurch lehrreich, daß sie das Vermögen des elektrischen Lichtes beweisen, die Pflanzen an Stelle der Sonne zu ernähren und am Leben zu erhalten, sondern noch besonders durch die Bestätigung der Erfahrung, daß den Pflanzen eine eigentliche Nachtruhe nicht nöthig ist. Pflanzen, die ihre Blätter und Blüthen während der Nacht zum sogenannten „Schlaf" schließen, thun dies nicht aus Müdigkeit, sondern nur weil der Licht- und Wärmereiz der Sonnenstrahlen fehlt und weil sie sich im geschlossenen Zustande besser gegen Nachtkühle und Nachtthau schützen. Unter die elektrische Lampe gebracht, breitete eine schlafende Acacia lophanta ihre zusammengelegten Fiederblätter alsbald wieder aus. Freilich würde man aus diesen viertägigen Experimenten noch nicht auf die völlige Entbehrlichkeit der Nachtruhe für die Pflanzen schließen können, wenn man nicht wüßte, daß in den Polarregionen, im nördlichen Schweden, Norwegen und Finnland Getreide in den beiden Sommermonaten, während die Sonne beinahe ununterbrochen über dem Horizonte ist, ungewöhnlich schnell wächst und reift. Diese schnellen Ernten könnte man also durch Ersatz des Sonnenlichtes mittelst des elektrischen Lichtes während der Nacht auch in andern Breiten erzielen, wenn das sich verlohnte. Die Pflanzen verrichten weder Muskel- noch Kopfarbeit — wozu sollten sie also der Nachtruhe bedürfen?

Der nächste Versuch bestand darin, daß die elektrische Lampe derartig an der südlichen Seite der Decke eines gläsernen Palmenhauses angebracht wurde, daß ihre Strahlen unter einem ähnlichen Winkel, wie die der Mittagssonne, die Pflanzen trafen. Die elektrische Lampe war eine ganze Woche hindurch (vom 18. bis 24. Februar) täglich, mit Ausnahme der Sonntagnacht, von fünf Uhr Abends bis sechs Uhr Morgens in Thätigkeit, und alle Pflanzen zeigten dabei ein gesundes Aussehen. Von drei Alicante-Weinreben machte die dem elektrischen Lichte zunächst stehende die meisten Fortschritte, und dasselbe konnte an den Nektarpfirsichen und Rosen bemerkt werden. Auch die nächststehenden Pflanzen, z. B. ein Geranium, wurden von der Hitze nicht beeinträchtigt: die Blätter nahmen eine dunklere und kräftigere Farbe an, und die Blumenfarbe der blühenden Pflanzen schien lebhafter als gewöhnlich zu sein. Dieser Versuch, obwohl ebenfalls von zu kurzer Dauer, um alle Zweifel zu heben, scheint doch den Schluß zu erlauben, daß das elektrische Licht in Gewächshäusern verwendet werden kann, ohne daß die Pflanzen Schaden leiden.

Ein fernerer Versuch sollte die Wirkung des elektrischen Lichtes auf unter Glas und in freier Luft wachsende Pflanzen

Digitized by Google

gleichzeitig und neben einander zeigen. Die Lampe wurde deshalb, wie bei dem ersten Versuche, zwei Meter hoch über dem Boden zwischen einem unterirdischen Melonenhause und einem ebenfalls unterirdischen Gewächshause mit Rosen, Lilien, Erdbeeren und anderen Gewächsen angebracht. Der ungefähr einen Meter breite und sieben Meter lange Bodenraum zwischen diesen beiden Häusern wurde mit Kästen besetzt, in denen frühe Pflanzen (Senf, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln ꝛc.) gesäet oder gepflanzt waren, während niedrige Mauern an den beiden offenen Seiten des Zwischenraumes kalten Winden den Zutritt abschnitten. Auch hier war die Wirkung unverkennbar und konnte leicht deutlicher gemacht werden, wenn einzelnen Pflanzen, ohne ihren Platz zu verändern, durch Beschattung das elektrische Licht entzogen wurde; sie blieben gegen die Nachbarn entschieden zurück. Besonders sichtbar war die vortheilhafte Wirkung auf die blühenden Pflanzen, und hierbei scheint besonders die von dem elektrischen Bogen ausgehende Strahlungswärme mitzuwirken. Aus diesem Grunde glaubt Siemens, daß das elektrische Licht mit Nutzen angewendet werden könnte, um Obstspaliere, Baum- und Küchengärten gegen den Einfluß der Nachtfröste, besonders zur Zeit der Blüthenentfaltung und des Fruchtansatzes zu schützen. Natürlich wird es darauf ankommen, ob die Kosten für solche Anlagen nicht zu groß werden. Die Siemens'sche Lampe (= 1400 Kerzen) erfordert zum Betriebe einen Gasmotor von drei Pferdekraft, Siemens gedenkt aber die erforderliche mechanische Kraft künftig durch eine Turbine zu gewinnen. Solche Gärten, die an einem raschlaufenden Flusse oder gar an einem Wasserfalle liegen, würden das Licht beinahe umsonst gewinnen können.

Schreiber dieser Zeilen fürchtet aber, daß solche Träumereien von bei elektrischem Lichte gezogenen Blumen und Früchten nur unter dem trüben Himmel Englands reifen konnten und nur für die Polarnacht Bedeutung haben. Bei elektrischem Lichte gezogene Melonen, Pfirsiche und Erbsen im Winter zu speisen, möchte ja einen besonderen pikanten Beigeschmack haben, aber dem Wohle der Gesammtheit werden solche Treibhauskünste wenig dienen. Mit einigen Schmauchfeuern, welche künstliche Wolken erzeugen, kann man einen Baumgarten oder Weinberg sicher zehnmal wirksamer gegen Nachtfrost schützen, als mit einigen Dutzend elektrischer Lampen. (Vergl. Gartenlaube 1874, S. 45.)

Aber von dem großen Interesse, welches heutzutage Jedermann an den Experimenten mit dem elektrischen Lichte nimmt, strahlt natürlich ein gut Theil auf diese Treibhauskünste, und es hat einen äußerst prickelnden Reiz, nicht blos das Gaslicht, sondern auch gleich die Sonne zu ersetzen, sie gleichsam zu pensioniren und in Ruhestand zu versetzen.

Uebrigens könnte man diese Versuche auch auf gewisse Thiere ausdehnen, die des Sonnenlichtes für ihr Wohlbefinden ebenso wie die Pflanzen bedürfen. Die meisten Thiere unterscheiden sich bekanntlich von den grünen Pflanzen dadurch, daß sie sich nicht wie diese direct von der Luft und den Mineralstoffen des Bodens ernähren können, dafür aber auch des Lichtes als einer nothwendigen Lebensbedingung nicht bedürfen, vielmehr jahrelang, ja zeitlebens, wie die Grottenthiere, im Finstern existiren können. Aber man hat in der Neuzeit auch grüne Thiere entdeckt, die, den grünen Pflanzen, welche der Sonnenstrahlen als der vornehmsten Lebensbedingung bedürfen, entsprechend, mit demselben Farbstoff (Chlorophyll) erfüllt sind, und deren Ernährung eine durchaus pflanzenartige ist. Schon längst hatte man an mehreren Meeresküsten grüne Plattwürmer (Planarien) gefunden, die augenscheinlich das Licht aufsuchen und sich im seichten Wasser auf der Oberfläche des weißen Sandes sonnen. Der Naturforscher P. Geddes hat im Herbste des Jahres 1878 den Lebensproceß dieser Thiere an der Küste von Roskoff in der Bretagne genauer beobachtet, nachdem es ihm aufgefallen war, daß sie im Aquarium stets die Lichtseite aufsuchen. Er beobachtete sie nunmehr im Sonnenschein und sah von ihrem Körper eine Gasentwickelung ausgehen, die derjenigen vom Laube einer besonnten grünen Meeresalge durchaus nichts nachgab. Um das ausgeschiedene Gas genauer zu untersuchen, brachte er sie unter eine ganz mit Wasser gefüllte Glasglocke und erhielt nach einem einzigen Tage Sonnenschein ein ganzes Probirglas voll Gas. Ein glimmendes Zündhölzchen erglühte darin mit lebhaftem Glanze; es war also vorwiegend Sauerstoffgas, 43 bis 52 Procent, wie genauere Analysen ergaben. Das Verhalten dieser Thiere war somit demjenigen der Pflanzen sehr ähnlich, und die weitere Untersuchung ergab, daß die Plattwürmer auch Stärkemehl unter dem Einfluß des Lichtes in ihrem Körper erzeugen. Ja, es ist nicht unmöglich, daß sich dieselben zum größern Theil und hauptsächlich auf diese Weise ernähren, indem sie sich die Sonne in den Leib scheinen lassen; denn sie konnten des Lichtes nicht lange ohne Schaden entbehren. Nachdem sie den Transport von Roskoff nach Paris glücklich überstanden hatten, starben sie innerhalb zwei bis vier Tagen sämmtlich, wenn man sie im Dunklen hielt, während sie im zerstreuten Tageslichte fortfuhren, die Kohlensäure zu zerlegen, und mindestens zwei Wochen am Leben blieben. Es würde nun, meine ich, nicht uninteressant sein, in größeren Aquarien grüne Plattwürmer zu halten und sie mit elektrischem Lichte zu beleuchten. Wenn sie, wie das sehr wahrscheinlich ist, den verschmälerten Strahl aufsuchen und dort wie die Wasserpflanzen einen feinen Gasstrom erzeugen, so würde das ein interessantes Schaustück für die Besucher abgeben.

Blätter und Blüthen.

Erwachendes Leben. Zwei Frühlingsbilder (Seite 257 und 261). Hier der Fink auf dem Blüthenbaum, welchen Bienen und Fliegen umsummen und Schmetterlinge als fliegende Blumen umgaukeln, eines der Bilder, welche Emil Schmidt so gern und gut der Natur ablauscht, — und dort ein ganz junges Menschenkind auf dem ältesten Thron der Welt, dessen Spielcamerad Kleinjakob ist, der junge Rabe, der seine Belustigungsdienste mit gestutzten Flügeln verrichten muß — eine treffliche Composition von Otto Pilz. Der blühende Baum und der aufblühende kleine Mensch — beider Anblick erfreut das Herz mit schönen Hoffnungsträumen; denn beide blühen der Zukunft entgegen, wo aus der Blüthe die Frucht sich entwickeln soll. Und doch können auch diese Bilder einen Schatten über das sinnende Gemüth hinwerfen, den das Volkslied so lieblich ausspricht:

„Von Rosen erblüht dir
Alljährlich ein Strauß —
Die Liebe blüht einmal;
Dann ist's mit ihr aus.

Der Lenz muß erscheinen,
Ist der Winter vorbei —
Doch der Mensch hat nur einen
Unreinzigen Mai."

Die telegraphische Verbindung mit in Bewegung befindlichen Eisenbahnzügen war längst ein angestrebtes Ziel verschiedener Elektriker; denn daß man während einer Eisenbahnfahrt keine Telegramme empfangen und absenden kann, ist ein schon manchmal empfundener Mangel. Wenn ein Fürst mittelst seines nirgends haltenden Jagdzuges eine weitere Fahrt ohne Unterbrechung machen will, so muß das arme Land einen halben oder ganzen Tag vollständig unregiert bleiben, eine vaterlose Waise. Jenes Problem ist nun von einem schwedischen Ingenieur G. M. Dalström kürzlich in einer Weise gelöst worden, die allen damit angestellten Proben genügt hat. Es handelt sich dabei um die ununterbrochene Hineinführung der oberirdischen Metallleitung in den sammt dem ganzen Zuge in Bewegung befindlichen Dienstwagen, der den Telegraphenapparat enthält. Diese fortdauernde Berührung mit dem neben dem Bahnkörper herlaufenden Telegraphendraht erreicht nun Dalström einfach dadurch, daß er an der Decke des Dienstwagens eine kupferne Walze auf der Leitungsseite hervortreten läßt, die beständig gegen den Leitungsdraht gedrückt und durch die Reibung an demselben in fortwährende Drehung versetzt wird. Natürlich muß der betreffende Draht so angebracht sein, daß er nur von oben her gehalten wird, sodaß die von unten an denselben durch eine leichte Feder gepreßte Rolle nirgends einem Hinderniß begegnet.

In den mit dieser Vorrichtung auf einer Eisenbahnstrecke in Schweden angestellten Versuchen setzte man auf diese Weise zwei auf demselben Gleise, in gleicher, aber entgegengesetzter Richtung fahrende Züge in Verbindung und konnte so in beständiger telegraphischer Unterhaltung bleiben, obgleich man die übliche Geschwindigkeit einhielt. Ob etwa die im Winter an den Drähten vorkommenden Eisbildungen und größere Geschwindigkeiten diesen Verkehr erschweren, respective unmöglich machen, sollen weitere auf den schwedischen Staatsbahnen anzustellende Versuche feststellen.

Kleiner Briefkasten.

Spanien. Deutschland deckt seinen Bedarf an spanischen Fliegen zum großen Theil aus Rußland. Der Preis ist in den verschiedenen Jahrgängen schwankend; gegenwärtig beträgt derselbe im Großverkehr etwa acht Mark pro Kilo.

J. B. in **S.** und **G.** in **L.** Ungeeignet! Verfügen Sie über das Manuscript!

Eine treue Anhängerin in **St. Petersburg.** Unter Hinzufügung von „Stuttgart" wird die angegebene Adresse genügen.

N. N. Schwindel!

A. B. in **Wiborg.** Gedichte werden grundsätzlich nicht zurückgesandt, ebensowenig kleinere Artikel.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 17. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Osterglocken.

Nachklang der Ostern: Königsberg 1880.

Selten läuten hier die Glocken
In der Protestantenstadt:
So ist fast mein Herz erschrocken,
Als es heut' vernommen hat
Feierlich, mit tiefem Hall,
Osterglocken, ernern Schall!

Osterglocken, Faust'sche Klänge!
Wie ihr schlaget an mein Ohr,
Mahnt ihr mich der Weihgesänge
Von Alt-Münchens Oster-Chor,
Wann euch trug der Märzenwind
Zu dem ahnungsfrommen Kind.

Ueber Wipfel in dem Garten
Hört' ich leis die Klänge nahn,
Und mein gläubiges Erwarten
Sah die Himmel aufgethan:
Im Gewölk von Gottes Thron
Nieder stieg des Menschen Sohn.

Ach, die Ulmenbäume ragen
Wohl noch dort im Märzenwind,
Und Sanct Ludwig's Glocken schlagen
Noch wie damals voll und lind:
Doch vernähm' ich auch den Schall,
Fänd' er andern Widerhall. —

Andrer Ostern denk' ich heute:
An der blauen Adria
Ueber Pinien ihr Geläute
Sandte die Basilika,
Leise Klänge, todesmatt,
Aus der Gothen Königsstadt.

Aus Ravenna kam's gezogen
Feierlich wie Grabgesang,
Und des Meeres leise Wogen
Stimmten ein wie Klageklang:
Dein gedacht' ich, Held von Bern,
Schöner, lang erloschner Stern.

Arme Menschheit! Was verloren,
Bringt kein Ostern dir zurück.
Nie wird wieder dir geboren
Todtes Leben, todtes Glück:
Schönheit, Tugend, Weisheit, Kraft,
Die der Tod dahin gerafft.

Arme Menschheit! All dein Sehnen:
Leben, Wärme, Freude, Licht;
In des Leichenzuges Thränen
Läßt du von der Hoffnung nicht:
Ach, dein Lebensdrang so groß —:
Und Vernichtung doch sein Loos!

Osterglocken, schönste Klänge
Des Unsterblichkeitsgedichts!
Schwingt euch, ihr Triumphgesänge,
Durch das Meer des Frühlingslichts!
Kündet — wohl ist es gethan
Dem der Menschheit Trost und — Wahn!

Denn sie kann ihn nicht entbehren;
Selbst erquickt durch diesen Traum
Mag ertragen sie die schweren
Lasten ihres Looses kaum:
Löscht im finstern Schachte nicht
Ihr das letzte Grubenlicht!

Nahet doch der armen Erden
Einst der letzte Ostertag,
Der noch mag gefeiert werden
Mit der Glocken hellem Schlag:
Denn die nächste Wiederkehr — —:
Menschen findet sie nicht mehr.

Ausgeglüht hat dann die Sonne,
Die geglänzt Aeonen lang;
Ausgeglüht in Weh und Wonne
Auch der Menschheit Lebensdrang,
Und in Nacht, in Eis, in Schmerz
Brach das letzte Menschenherz.

Auch dies letzte wird noch wähnen,
Daß es wieder weiter schlägt,
Daß ein andrer Stern sein Sehnen
Fluthend durch die Himmel trägt:
Aber schweigend durch das All
Kreist der ausgestorbne Ball.

Niemand ahnt dann mehr, welch' Leben
Einst auf dieser Scholle schwoll:
Unser Jauchzen, Weinen, Streben
Spurlos, zeugnißlos verhallt,
Und in ew'ges Schweigen lang
Schwand der Osterglocken Klang.

Felix Dahn.

Der Weg zum Herzen.

Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Robert Byr.

(Schluß.)

10.

Es war noch früh am Morgen — die Sonne war freilich schon eine Weile aufgegangen — als Lora, selbst so frisch und sonnig wie der junge Frühlingstag, aus der Hausthür trat und in den regsamen Hof hinaussah.

Sie ließ sich den Morgenschlummer sonst nicht gern stören und nannte ihre Schwester eine Frühaufsteherin, deren Besuche in Stall und Hühnerhof sie nicht zu theilen verlangte, heute aber hatten beide einmal die Rollen gewechselt: wie es schien schlief noch Alles im Hause. Nur die gute Tante hatte bereits ihre allererste Runde gemacht und versicherte der ihr auf der Schwelle begegnenden Lora, in der Richtung nach Witold's und Lisa's Schlafzimmer deutend, die Ruhe werde beiden gut thun, und darum habe sie den Leuten auch auf die Seele gebunden, ja kein Geräusch zu machen.

„Und was führt Dich so frühzeitig heraus? Willst Du vielleicht statt Lisa in den Stall? Zum Melken kommst Du doch schon zu spät."

Digitized by Google

Aber Lora schüttelte lachend den Kopf.

„Darnach strebt mein Sinn nicht," sagte sie, die Tante umschlingend. „Ich will im Walde Maiglöckchen suchen. Es sind gewiß schon welche heraus. Weißt Du, Mamachen, es giebt immer so vorwitzige Dinger, die es nicht erwarten können, in die Welt zu gucken."

„Wie Du!"

Das Mädchen knixte lachend; ein Kuß, und sie war die Stufen hinunter.

Wie schön war der Morgen! Noch hatte die Sonne nicht jeden Thautropfen hinweggetrunken, und Lora mußte ihr Kleid schürzen, um keinen nassen Saum zu bekommen, während sie, leise trillernd, auf dem Feldrain der Anhöhe zuschritt, die von schattigem Walde gekrönt war. Als sie denselben erreicht, ging sie erst eine Weile am Rande hin; dann bog sie in einen schmalen Pfad ein und stieg immer höher, bald nach Blumen ausspähend, bald vor einem moosigen Steine oder einem wunderlichen Pilze stille stehend.

An einem Köhlerhause hielt sie an: sie sprach mit den Kindern, die davor saßen, half dem kleinen Mädchen die Puppe ankleiden und ließ auf dem Tische neben dem geleerten Milchglase ein ansehnliches Geschenk zurück. Vor dem Meiler blieb sie stehen und sprach mit dem Köhler über das Wetter. Und wieder stieg sie weiter.

Nach einer Weile kam sie auf eine Waldblöße heraus; es war fast auf der Kuppe des Hügelstriches. Die Sonne lag warm auf der Wiese, und in der Nähe von ein paar gefällten Bäumen leuchteten auch die ersten weißen Glockenstiele aus den grünen Blattscheiden.

Laut jubelnd begrüßte sie den Fund. Aber es schlossen sich unwillkürlich Worte an den Jubelruf.

„Ach, ich bin so froh! Ich möchte singen."

Ob auch das den Blumen galt?

Inneres Glück strahlte aus ihren Augen, doch die waren in die Ferne gerichtet. Dort, wohin sie sahen, stiegen ein paar Kirchthürme zwischen grauen Häusern auf, und der glänzend weiße Bau, den die Morgensonne traf, war wohl das Schloß über dem Städtchen, das Comtesse Anna bewohnte.

„Die schläft gewiß noch in ihrem Bauer," kicherte Lora.

Sie dachte nur — ja bestimmt nur an das Canarienvögelchen.

Eine Zeitlang suchte sie noch weiter nach frischgeöffneten, duftenden Blüthen; dann setzte sie sich auf einen der Stämme, band einen Strauß, lauschte dem Gesange der Vögel, zählte den Kukuksruf und versank in sanftes Träumen. Ihr Blick war dabei wieder langsam über den stillen Hof und das Dorf hinweg, über den Fluß und den jenseitigen Uferhang zu den Kirchthürmen gewandert, deren vergoldete Helmkreuze hin und wieder Blitze auszusenden schienen.

Und fast war es, als ob der in seinen Ansprüchen verkürzte Schlummergott sein Recht einfordern wolle; so lange und so still saß die Träumerin an derselben Stelle, nur freilich blieben die Augen geöffnet und sahen immer, immer in derselben Richtung.

War's der Schlag der Thurmuhr aus dem Dorfe oder ein anderes Geräusch, das sie weckte — sie fuhr auf einmal überrascht auf, athmete tief und strich sich den dünnen Schleier ernster oder sehnsüchtiger Gedanken von der Stirn. Sie lächelte wieder.

Ihr Blick fiel dabei hinab: die in Bewegung gesetzte Fähre fesselte ihn. Das Fahrzeug war schon wieder an seiner alten Stelle und offenbar in Arbeit. Ein paar Leute und ein Pferd waren darauf. Jetzt trat das Pferd jenseits an's Land, und ein Reiter schwang sich auf. Die Gestalt konnte nur die Witold's sein. Wo mochte er hinreiten um diese Stunde?

Nun war es aber Zeit für sie, sich auf den Heimweg zu machen. Es ging rascher als bergan, doch schlug Lora zum Schlusse eine andere Richtung ein. Sie wollte durch's Dorf gehen und nach der Fähre sehen.

Da, wo der Gemeinde-Anger an die Straße stieß, blieb sie plötzlich wie angewurzelt stehen; denn zwischen den letzten Häusern hervor trabte eben ein Reiter ihr entgegen, auf dessen Erscheinen sie in diesem Momente sicherlich nicht gefaßt gewesen.

Hatten denn ihre Blicke, welche soeben wieder und immer wieder auf den Kirchthürmen und dem Schlosse von Moorstadtel geruht, magnetische Kraft? Oder was sonst führte Steinweg gerade jetzt hierher, zu einer Zeit, wo sie ihn, nach seiner eigenen Mittheilung, tief vergraben in den allerwichtigsten dienstlichen Geschäften geglaubt? Hatte sie ihn nicht in der That auf der Reitschule, unter Remonten, bei der Unterofficierschule und weiß Gott wo gesehen, und nun — war er hier! War es ein Wunder, daß sie vor Ueberraschung zu glühen begann und das Herz auf einmal ganz schnell klopfte?

Aber auch der Reiter hatte sie erblickt. Er setzte sein Pferd sofort in Galopp und grüßte ganz unmilitärisch, indem er die Mütze hoch in die Luft schwang.

Jetzt stand der Fuchs wie eingemauert vor ihr und mit elastischem Absprunge Steinweg daneben.

„Guten Morgen, mein Fräulein!" rief er fröhlich die Hand bietend. „Das nenne ich eine glückliche Begegnung, und abergläubisch, wie wir Soldaten sind, halte ich es für eine gute Vorbedeutung."

„Das Gegentheil wäre auch zu ungalant," entgegnete Lora lachend. Der Schrecken war schon vorüber, und willig ließ sie sich die Hand schütteln. „Wissen Sie, daß ich heute schon in Moorstädtel war?"

„Sie?"

„Mit den Augen. Dort vom Hügel aus."

„O, wenn ich mir schmeicheln dürfte —"

„Pfui, sich selber schmeicheln!" unterbrach sie ihn, indem sie sich vor seinem ausdrucksvollen Blicke lächelnd abwandte und unwillkürlich den Weg gegen den Hof einschlug. „Thun Sie etwas eines Mannes Würdigeres und befriedigen Sie meine Neugierde! Erzählen Sie mir, was Sie eigentlich hierher führt!"

„Die Besorgniß um Baron Lomeda."

„Ah!" — es klang fast wie Enttäuschung — „da können Sie vollkommen ruhig sein. Mein Schwager ist keine Salondame. Ja, wenn Comtesse Anna das Bad genommen hätte!"

„Vielleicht würde ich dann weniger Eile haben, mich zu erkundigen."

„Wirklich?" Sie sah ihn forschend an, aber kein Zehntel einer Secunde lang; dann nickte sie ironisch und fuhr fort, ihn zu necken. „So sprechen Sie, und doch haben Sie sich heute sicherlich schon die Füße wund gelaufen nach dem Schlosse, um zu hören, wie man nach der Aufregung geschlafen hat."

„Gelaufen, gelaufen!" entgegnete Steinweg mißbilligend. „Ich laufe überhaupt nie, mein Fräulein."

„Ist das unter der Würde eines Cavalleristen?"

„Gewiß. Um rascher von der Stelle zu kommen, hat man ja das Pferd."

„So sind Sie also auf's Schloß *geritten*, um anzufragen?"

„Auf Ehre! Sie thun mir heute ganz grausam Unrecht, Fräulein Lora," beklagte er sich. „Ich bin hierher gekommen, um Baron Lomeda zu sprechen."

„Mein Schwager ist schon vor einer Weile fortgeritten."

„Nach Moorstädtel?"

„Das weiß ich nicht. Aber über die Fähre."

„Und ich habe den Weg über die Telzer Brücke genommen. So haben wir uns verfehlt. Zwar hat er mich schon gestern auf seinen Besuch vorbereitet, ich wollte ihm aber den Weg ersparen, da ich ja nicht wissen konnte, ob er nicht doch unwohl geworden sei."

„Er wollte Sie heute sprechen? Aber in welcher Angelegenheit?" fragte Lora, aufmerksam geworden.

„Ich weiß es nicht," sagte er ein wenig verlegen, doch setzte er rasch hinzu: „Wohl eines Pferdehandels wegen oder dergleichen. Wie fatal!"

„Ist Ihnen so leid um die verpaßte Gelegenheit?"

„Nur darum, daß ich jetzt umkehren muß, und ich wäre doch so gern hier geblieben."

„Sie können meinen Schwager auch hier erwarten."

Ein freudiges Aufleuchten ging über seine Miene, so harmlos sie das auch hingeworfen hatte. Er nahm den Antrag mit Begeisterung an. Und auch was das Pferd betraf, wenn es etwa, wie er voraussetzte, zum Damendienste verlangt wäre, könne hier zur Stelle Rath geschafft werden. Molly sei ein artiges Thier, und er könne sich kein größeres Glück vorstellen, als wenn er sie künftig auf seinem Pferde sehen dürfte.

Es war ein versteckter Sinn in diesen Worten, und Lora, die auf eine weitere Erläuterung zu warten schien, schnitt sie rasch ab, als sie endlich zögernd kommen wollte. Sie warf den

Digitized by Google

Kopf ein wenig in den Nacken, und das Auge, das befangen gesenkt gewesen, hob sich wieder frei.

„Für mich, meinen Sie, daß Witold das Pferd kaufen will?“ nahm sie in lebhaftem Ton das Wort. „Nun, da könnten wir ja gleich eine Probe machen, ob es taugt.“

„Gewiß, sobald ein Damensattel aufgelegt ist.“

„Ach — geht es denn nicht auch so?“

Sie fragte, bat und besiegte jeden Einwand. Steinweg, der sich zu glücklich fühlte, ihr einen Wunsch erfüllen zu können, noch dazu einen, der so gut mit seinen eigenen Wünschen stimmte, hielt gern sein Pferd, das er bisher an dem lose um den Arm geschlungenen Zügel geführt hatte, an und richtete es, so gut es ging, für die geänderte Bestimmung ein. Zur Noth genügte es ja, daß der linke Bügel kürzer geschnallt und der rechte über den Sattelknopf herüber geschlagen wurde. Er selbst stellte sich bereit und hielt die Hand hin, damit der Recrut das Füßchen darauf setze.

Lora aber schüttelte lachend den Kopf.

„Auf Bedingungen, Herr Rittmeister,“ sagte sie abwehrend. „In Ermangelung eines Reitkleides bin ich hoch zu Pferd nur auf der rechten Seite präsentabel. Ich bitte, sich dort hinüber zu verfügen und drüben zu bleiben. Hier der Prellstein wird so gefällig sein, mir den Stallmeister zu ersetzen.“

Unterwürfig fügte sich Steinweg der Vorschrift. Es ging wirklich ganz vortrefflich. Mit graziöser Gewandtheit schwang sich Lora in den Sattel, und so unbehülflich ihr auch die Führung anstand, wollte sie, nachdem Steinweg erst die Zügel in ihrer Hand geordnet, doch nichts davon wissen, daß er dieselben halte; ja sie forderte sogar die Gerte von ihm.

Bewundernd sah er zu der hübschen schlanken Reiterin auf, während er neben dem ruhig ausschreitenden Pferde einherging. Er gab ihr dabei Rathschläge über Haltung und Gebrauch der Hülfen. Sie schien rasch zu begreifen, aber doch ein wenig ängstlich. Sie hielt, ritt wieder an. Es ging wunderbar.

„Sind Sie mit Ihrem Recruten zufrieden?“ fragte sie.

„Ach, hätten wir lauter solche! Ich behielte mir diese Abtheilung ganz allein vor.“

„Welcher Diensteifer! Haben Sie denn an einem nicht genug? Nein, kommen Sie nicht so nahe, als wenn Sie dem Pferde jeden Augenblick in die Zügel fallen wollten! Wenn ich traben soll, muß ich Raum haben.“

„Traben?“ rief er erschrocken aus. „Nein, das geht doch nicht. Da müßte ich das Pferd an der Longe oder in einer Reitschule haben. Sie müßten einen Kreis um mich beschreiben.“

„Aber ich *will* traben.“

„Ich beschwöre Sie, Lora — es könnte einen Unfall geben.“

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als in dem Moment, wo seine Hand schon nach dem Zügel faßte, das Pferd, als ob es von der Bewegung erschreckt wäre, einen Ruck that und sich in schärfere Gangart setzte. Nur war es kein Trab, sondern Galopp. Lora griff in die Mähnen.

„Mein Gott, ich falle,“ hörte er sie angstvoll rufen.

„Um Himmelswillen, ziehen Sie die Zügel an!“ rief Steinweg, der dem Pferde eilig nachgesprungen war.

Aber sei es, daß gerade dieser Lärm oder die Berührung der Reitgerte, die Lora ganz unvorsichtig, offenbar in dem Bemühen, sich am Sattel festzuhalten, an die Weichen des Pferdes führte, das Thier noch mehr aufregte — es griff immer mächtiger aus, während Steinweg auf Leben und Tod hinterdrein rannte, ohne es doch erreichen zu können.

Da flog der Renner durch das Hofthor, mäßigte seine Sprünge und hielt mit einem Male nach einer prächtigen Wendung an, als hätte ihn der Escadroncommandant selbst mitten vor der Front auf's Regelrechteste parirt.

Lora stieg gewandt ab und streichelte und klopfte den Hals des braven Thieres, das ihr schnaubend den Kopf zuwandte. Unterdeß kam auch Steinweg heran, den sie mit spöttischem Lächeln und einer grüßenden Geberde empfing, indem sie die Gerte gegen die Brust hob und dann wieder senkte; der Schalk frohlockte aus ihren Augen.

„Recht brav *gelaufen*,“ sagte sie dabei mit ironischem Lobe. „Ich habe kaum auf sechs Pferdelängen gewonnen.“

„Wie?“ stammelte er, athemlos vor ihr stehend bleibend. „Das war doch kein — Wettlauf?“

„Ein wenig dergleichen,“ bestätigte sie, und das mühsam zurückgehaltene Lachen brach nun los, ohne ihn zum Miteinstimmen zu bringen. „Sie haben nur nicht daran gedacht, daß es mir schon vor Jahren zuweilen gestattet war, Lisa's Pony zu besteigen, und wenn es Niemand sah, habe ich ihn nach Lust getummelt.“

„Ein Spiel also? Das war nicht schön.“

„Weil Sie verloren?“

Statt eine Antwort zu geben, sagte er mit tiefem Athemzuge, der verrieth, wie sehr die Angst ihm noch die Brust bedrückte:

„Mein Gott, wie haben Sie mich erschreckt!“

Sie führte das Pferd ein paar Schritte dem Stalle zu, und auf ihren Ruf erschien auch sofort ein Junge, welcher ihr dasselbe abnahm, während sie es noch einmal mit zärtlicher Hand liebkoste.

„Streicheln Sie Molly doch nicht immer!“ bat Steinweg mit komischem Unmuthe. „Man könnte den Gaul beneiden.“

Es war ein ganz leises liebevolles Lächeln, das ihre feuchten Lippen kräuselte, und das sie ihm verbergen wollte; denn sie wandte den Kopf zur Seite — doch nur für einen Augenblick; langsam die Richtung gegen den Park einschlagend, richtete sie doch wieder ihre Augen freundlich auf ihn.

„Nun, da haben Sie auch etwas für die Reitlection,“ sagte sie, ihm die Maiglöckchen hinreichend.

Das Sträußchen nahm er an, doch hielt er auch dabei die Hand fest und hob dieselbe auf seinen Arm.

„Blumen?“ meinte er geringschätzig.

„Sie ungenügsam unpoetisches Gemüth! Ist das nicht ein ausreichendes Honorar für die Stunde?“

„Und für den Schreck?“

Es war, als ob ihr Blick diesmal ernstlich in seinem Herzen lesen wollte.

„Sind Sie denn wirklich so sehr erschrocken?“ fragte sie leise.

„Wie in meinem ganzen Leben noch nicht! Weiß Gott, ich glaube, ein Schuß in die Brust müßte ein Spaß sein neben dem Gefühl, das mir in dieselbe fuhr, als ich Sie so davonjagen sah. Mir fiel es wie Lähmung in die Beine.“

„Und darum geriethen dieselben in's Laufen? Nun ist's erklärt,“ rief Lora lachend. Mit anmuthigem Erröthen schelmisch nickend, setzte sie hinzu: „Ich erlaube Ihnen, den kleinen Finger zu nehmen und ihn nach Belieben zu mißhandeln.“

„Nur den kleinen Finger? Nein!“ versetzte er resolut. „Ich habe mich bloßgestellt, ich habe mich lächerlich gemacht, ganz abgesehen davon, daß ich gelitten — ja wohl, ich habe gelitten. Wenn Sie das Geschichtchen ausplaudern, bin ich das Gespött des ganzen Regiments. Ich muß eine größere Bürgschaft für Ihre Verschwiegenheit haben. Meine Ehre verlangt es.“

„Ei, Herr Rittmeister,“ entgegnete sie kopfschüttelnd, „Sie sind ein wenig — zu anspruchsvoll.“

„Und Sie, Lora — sind eine große Kokette.“

Sie blieb wie eingewurzelt stehen, wandte sich, auf den Hacken sich umdrehend, zu ihm und sah überrascht in sein bewegtes Gesicht, um ihm sofort mit der Miene tiefster Beleidigung einen Knix zu machen.

„Adieu, Herr Rittmeister!“ sagte sie kurz und eilte in den Park.

Aber so eilig sie floh, so rasch folgte ihr, treu gleich ihrem Schatten, Steinweg. Nun hatte er ja doch das Laufen schon gelernt; da kam es auch auf einmal mehr oder weniger nicht an. Und im Schatten blühender Buschpartien mit ihren verschwiegenen Laubwänden und traulichen Sitzen war das Haschen ein so reizvolles Spiel.

Kein süßeres konnte es geben zu holder Frühlingszeit.

Die Tante hatte Wilhelm schon zweimal ausgeschickt, die Frühstücksglocke zu läuten, aber Niemand war erschienen als Lisa. Der Herr sei fortgeritten und noch nicht zurückgekehrt, hieß es, und Fräulein Lora nirgends zu finden, sodaß sich die Tante endlich selbst ungeduldig aufmachte, sie im Garten zu suchen.

Lisa blieb indeß allein im Salon zurück.

Sie saß da wie traumverloren. Ihre Antworten auf die Frage nach ihrem Befinden und auf andere Bemerkungen hatten alle keinen Sinn gehabt, aber doch nicht eigentlich Anlaß zu Besorgniß gegeben; denn es ging, so blaß ihr Antlitz war, ein so eigenthümliches Leuchten von demselben aus, wie von einem tief-

Digitized by Google

verborgenen geheimen Schatz des Glücks, daß die Tante sie wieder und wieder verwunderungsvoll angesehen.

Sobald dieselbe das Gemach verlassen hatte, zog Lisa einen Brief hervor, um die Adresse wieder zu lesen — sie selber wußte nicht, zum wievielten Male schon.

Er war ihr beim Erwachen übergeben worden. Noch lag ihr Denken wie in einen Schleier gehüllt; Traumgesichte umschwebten sie und erfaßten ihre Seele mit wunderbarer Macht, als ihr Blick auf diese Schriftzüge fiel. Ein Brief an sie — von ihrem Manne?

Mit zitternder und doch hastiger Hand hatte sie danach gegriffen und den Umschlag aufgerissen; dann las sie mit einer Angst, daß ihr die Kehle wie zugeschnürt schien:

„Es bedarf zwischen uns keiner Worte. Seit Wochen erwarte ich den entscheidenden Schritt von Dir. Es scheint, daß Du heute Nacht die Absicht hattest, mir die Mittheilung zu machen, und daß Dich die Kraft verließ. Ich ertrage die Qual nicht mehr, und so will denn ich ein Ende machen.

Witold."

Was wollte er thun? Was war's?

Der Zettel, der herausfiel, erklärte Alles: jenes unselige Blatt von Steinweg's Hand, das sie vernichtet glaubte.

Es war also in Witold's Hände gefallen, und wohl damals schon, und daher jener ungeheure unverstandene Umschwung in seiner Stimmung, daher jenes kalte Zurückstoßen, jenes absichtliche Vermeiden einer Begegnung mit Steinweg. Aber wie ein Lichtquell sprang es auf in ihrem Herzen, und in jedem Worte dieser wenigen Zeilen las sie jauchzend die Bestätigung, daß sie geliebt war.

Kein Traum war's gewesen, daß sie ihr eigenes Bild gesehen, kein Traum, daß er sie selbst in seinen Armen treppauf getragen. Willenlos, unfähig, auch nur ein Glied zu regen, gelähmt und mit geschlossenen Augen hatte sie doch gefühlt, daß sie an seiner Brust gelegen, ein unbeschreiblich seliges Gefühl hatte sie durchrieselt, eine unnennbare Sehnsucht sie erfüllt; sein Kuß brannte jetzt noch auf ihren Lippen. Doch als sie seinen Namen rufen wollte, da waren ihr die Sinne von Neuem vergangen in wundersam süßer Betäubung, und als sie dann erwacht, da lag's um ihr Haupt wie ein wirres Gespenst der Nacht, aus dem sie sich nicht zu erlösen vermochte, bis andere Traumbilder emporstiegen und tiefer Schlaf sie umfing.

Und nun war's heller Tag um sie und in ihr. Was that's, daß hier die räthselhaften, unheimlichen Worte mit einem „Ende" drohten? Ja, ein Ende der Qual sollte es sein und ein Anfang des Glücks. Die Angst, die ihr zuvor beim ersten Ueberlesen fast einen Schrei entrissen, schwand immer mehr. Was konnte geschehen, jetzt, da sie einander liebten? Ja, *das* — *das* war die Liebe.

Sie wollte beten und an ihn denken, und er mußte fühlen, wo er auch war, daß sie ihn rief. Die Liebe ist ja allmächtig.

Doch schlich sich leise wieder die Sorge ein, wie eine Begegnung zwischen den Männern ablaufen würde. War Steinweg so redlich, einzugestehen, daß er von ihr abgewiesen worden, war er so ruhig, auf ein anklagendes Wort mit keiner Beleidigung zu antworten? Besorgt sah sie von dem Briefe auf.

Da schlug ein Kichern an ihr Ohr und eine Stimme, die der Stimme Steinweg's glich. War's möglich?

Sie traute ihren Augen kaum, als sich hinter Lora her jetzt in der That durch die sachte aufgethane Thür derjenige schob, an den sie eben gedacht. Beide hielten sich an den Händen und verbeugten sich vor Lisa, und Steinweg sagte ein wenig verlegen, indem er den Maiglöckchenstrauß an seiner Brust hin und her schob:

„Es soll ein Rebus sein, Frau Baronin."

„Herr Rittmeister Steinweg," setzte seine Begleiterin nach kurzer Pause schämig lächelnd hinzu, „und Fräulein Eleonore von Mildner empfehlen sich als Verlobte."

Und ehe sie der Schwester noch Zeit gelassen, über diese Erklärung eigentlich recht in Staunen zu gerathen, flog sie ihr jubelnd um den Hals.

Der Rittmeister aber wandte sich der Tante zu, die auch eingetreten war und kopfschüttelnd immer noch ihr „Närrische Leute, närrische Leute!" wiederholte, mit dem sie wohl schon seit einer Weile das glücklich aufgestöberte Paar begleitete, das so unbegreiflicher Weise die Frühstücksglocke überhört hatte.

„Ja, ist es denn möglich!" rief Lisa mit vor Ueberraschung und tiefer Bewegung gedämpfter Stimme. „Ist es denn möglich! Die, welche Witold über alle Männer pries, der er ein Ideal, ein Halbgott war!"

„Ja, weißt Du," entgegnete Lora vertraulich: „Halbgötter betet man an, doch um sie zu lieben, muß man selbst mindestens eine — Halbgöttin sein, und das bist Du immer in meinen Augen gewesen. Wen *ich* liebe, der muß *mich* anbeten; das ist viel, viel schöner. Es hat eben jeder seinen eigenen Weg zum Herzen. Bei dem einen ist's eine glatte Chaussee, bei dem andern ein Hohlweg; da ein schmaler Waldpfad, den man leicht verliert und nur nach tausend Schritten in der Irre wieder findet; dort ein spurloser Steig, über rauhe Felsen und an Abgründen vorüber. Bei uns war's ein breiter ebener Rennplatz; wir sind beide hoch zu Roß unter Trompetengeschmetter bei einander eingeritten."

Fröhlich, wie ein Kind, schlug sie die Hände zusammen und warf einen neckenden Blick auf ihren Verlobten, der herantrat und Lisa die Hand küßte.

„Ich hatte schon gestern die Absicht, Ihre Fürsprache zu erbitten," wollte er beginnen, doch fiel ihm Lora rasch in's Wort.

„Welche Strafe gebührt dem Ueberläufer?" fragte sie.

„Der Tod," sagte er.

„Nein, das — ist zu viel."

„Tiefe Verachtung," meinte die Tante.

„Bitte, widme Du sie ihm," ersuchte Lora ihre Schwester. „Aber wer sich unverläßlich erweist," fuhr sie mit komischem Ernste fort, „wird außerdem am zweckmäßigsten an die Kette genommen, und das — will *ich* besorgen. Gewisse verdachterregende Schwankungen, nach dem gräflich Baumbach'schen Heerlager zu, haben mich zum Nachdenken und zu dem Entschlusse gebracht, diesem leichtsinnigen Herumstreifen ein Ende zu machen. Weißt Du, Lisa, der Mann that mir doch in der Seele leid; er hat im Grunde ein gutes Herz; unsern Witold hat er auch gerettet; man mußte etwas für ihn thun, und so nahm ich mich seiner an und trat bei seiner Escadron als Recrut ein. Aber nur zum Schein; denn eigentlich beabsichtige ich zu commandiren. Ich will ihn schon in der Uebung erhalten, mir allzeit pflicht- und ordnungsgemäß nach —" hier hielt sie ein wenig inne und schloß mit einem Schelmenblick auf Steinweg: „nachzureiten."

„Wie meinem Leitstern!" betheuerte er entzückt.

Sie aber hüpfte lachend davon, schlang ihren Arm in den der Tante und zog diese in das Frühstückszimmer.

Auch Lisa lächelte mild und bewegt. Sie sah Steinweg an und konnte nicht begreifen, daß sie jemals hatte glauben können, daß dies ein Mann für sie sein könnte. Bei ihr war es allerdings anders als bei ihrer Schwester. Wo *sie* lieben sollte, da mußte sie auch verehren können. Das wußte sie jetzt.

„Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück," sagte sie weich. „Und hier — mein Hochzeitsgeschenk. Es war nahe daran, großes — nicht wieder gut zu machendes Unheil anzurichten."

Er erkannte das Blatt, das sie hervorgezogen und ihm eingehändigt.

„Können Sie mir vergeben?" bat er beschämt.

„Wenn Ihr nicht gleich kommt, so werde ich eifersüchtig und — hungrig. Herr Rittmeister, wo bleibt der Leitstern?" rief Lora, die wieder unter der Thür erschien.

In diesem Augenblicke trat Witold durch die andere vom Flur her ein.

In Steinweg's Wohnung hatte er erfahren, daß derselbe hierher geritten, und in großer Erregung war er ihm gefolgt. Soeben war er vom Pferde gesprungen.

Lisa sah, daß Zorn in seinen Mienen arbeitete, und ihr Herz zitterte vor Furcht und namenloser Freude zugleich. Sie war nicht im Stande, auch nur ein Wort zu sprechen, und wenn es ihr Tod gewesen wäre.

Zum Ausbruch aber kam es nicht; denn schon hing Lora am Halse des eben Eingetretenen.

„Witold, sag', daß es recht ist!" rief sie, schelmisch und doch in seltsamem Umschlag zur Rührung, beinahe schluchzend. „Dann erst bin ich ganz ruhig. Siehst Du, Lisa hat mir so ernstlich zugesprochen, daß ich nachgeben mußte. Sie hat es mit zu verantworten, wenn es ein Unglück giebt. Gustav will mich zur Frau."

Digitized by Google

Ausgewiesen.

Nach einem Gemälde von Brownlesli in Rom auf Holz übertragen.

Auch Steinweg trat an seinen Schwager mit einer gewissen Förmlichkeit heran und erklärte, daß er die Absicht gehabt hätte, in feierlicher Weise um Lora's Hand anzuhalten, und was der Versicherungen seiner ernsten treuen Meinung noch mehr waren.

Witold, der wie versteinert dastand, ließ ihn sprechen. Er drückte ihm mit Macht die Hände; er schloß Lora wieder an seine Brust und küßte ihre Stirn, aber seine Zunge schien ihm zu versagen. Das abgebrochene Murmeln blieb unverständlich, und als die überglückliche Braut, die endlich doch aus dem Geplauder in's Weinen gerathen war, zur Tante flüchtete und Steinweg diesmal seinem Leitstern getreulich in's Frühstückszimmer folgte, da brach Witold auf den Stuhl nieder, neben dem er stand. Die Ellbogen auf den Tisch vor ihm gestützt, barg er das Antlitz in die Hände. Die Wandlung war eine zu ungeheure gewesen, auch selbst für seine Kraft.

Da kam ein unhörbarer Frauenfuß über den Teppich geglitten. Leise neigte sich Lisa auf den geliebten Mann herab und berührte sein Haar mit ihren Lippen.

So sanft der Kuß, er hatte ihn doch empfunden, wie einen elektrischen Funken, der sein ganzes Wesen durchzuckte. Die Hände sanken ihm von den Augen, aus denen Thränen über die bleichen Wangen rannen. Er sah zu ihr auf, die schön wie die strahlende Morgenröthe vor ihm stand, und breitete die Arme weit aus.

„Lisa!" rief er mit versagender Stimme. „Willst Du mein Weib sein?"

Ob sie wollte? Wie gern! Wie gern!

Mit Augen voll innern Lichtes sah sie auf ihn, aber sie brachte doch nichts anderes hervor, indem sie an seine Brust sank, als ein einziges, leises, herzinniges Wort:

„Witold!"

Erinnerungen an den alten Holtei.

Von **Max Kalbeck.**

(Schluß.)

Einige der Haupthistorien Holtei's sind mir in voller Frische gegenwärtig; ich sehe ihn deutlich auf dem glattpolirten schweren Mahagonistuhle vor mir sitzen und agiren. Er begleitete das Gespräch in der Regel mit äußerst drastischer Mimik und den lebhaftesten Bewegungen, die dem jeweiligen Charakter der von ihm citirten Personen genau angepaßt waren. Der ehemalige Schauspieler brach fortwährend in ihm durch. Ein Bild, wie es Holtei z. B. von Goethe entwarf, in dessen Hause er eine Zeitlang ungenirt ein- und ausgegangen war, darf Ansprüche auf Portraitähnlichkeit machen. Er stand vom Stuhle auf und zerlegte sich gleichsam in zwei Charaktere; der eine war der lustige und burschikose junge Holtei, der andere der gemessene und wie ein lebendiges Weltorakel auftretende alte Goethe. Den Kopf in den Nacken zurückgeworfen, die Hände hinten über den Rocktaschen gekreuzt, stand er kerzengerade und steif da; die Augen weit geöffnet und fest auf einen Punkt gerichtet, fertigte er den vorlauten Burschen, der es gewagt hatte, die Schiller'sche Inscenirung des „Egmont" anzugreifen, mit der ruhigen Bemerkung ab:

„Was wollt Ihr von meinem ‚Egmont', Ihr junges Volk, die Ihr kaum in die Welt gerochen habt? Unser Freund Schiller wußte, was er that, und also war es gut."

Und dann machte er den Gang des Olympiers nach und wandelte wie eine geschobene Statue im Zimmer auf und ab, zuweilen inne haltend und mit den Blicken auf Tischen, Schränken und Kästen suchend, einen Zettel in der Hand, auf welchem wenige Zeilen standen. Als Goethe am zweiten Theile des „Faust" dichtete, waren überall solche Zettel verstreut, die er dann zusammenschob oder beiseite legte, je nachdem es ihm gefiel. Oder der Alte ahmte nach, wie Goethe, was selten zu geschehen pflegte, in Zorn gerieth, die Nasenflügel bewegte, mit gehobener Stimme ausrief: „Nun, nun, das ist ja recht schön!" und zur Thür hinausging. Dies war der höchste Ausdruck seiner Unzufriedenheit, und dann fand Niemand mehr den Muth, ihm vor Augen zu treten.

Ein anderes Bild: Heinrich Heine hatte seine ersten Gedichte herausgegeben, welche die Jugend elektrisirten und ihren Verfasser zum verzogenen Liebling der Berliner Salons machten. Er saß mit Ludwig Robert, dem Bruder der Rahel (Friederike Varnhagen von Ense), und Holtei zusammen und sonnte sich im Glanze seines jungen Ruhmes. Trotz seiner Erfolge war er schüchtern, argwöhnisch, eifersüchtig, empfindlich und gereizt und lauerte auf jedes Wort des Lobes oder Tadels. Robert zog beständig mit den harmlosesten Scherzen über ihn her, und Heine nahm jede Ironie für baare Münze und befand sich in der übelsten Stimmung.

„Sie haben sich's nicht sauer werden lassen, lieber Heine, mit Ihren paar Liedern. So was macht Ihnen Jeder nach," begann Robert.

„Nun bitte, versuchen Sie es doch einmal, wenn es gar so leicht ist!" replicirte der gekränkte Dichter.

„Warum nicht? Hören Sie:

‚Sie gab mir bei ihrem Tode
Ein blasses, blaues Band
Es liegt in meiner Kommode
Im Schube linker Hand.'"

Heine sprang wie von einer Spinne gestochen auf und sagte mit zitternder Stimme alles Ernstes:

„Lieber Robert, lassen Sie das um Gotteswillen nicht drucken — sonst bin ich ein verlorener Mann."

Wie Holtei zuvor Goethe copirt hatte, so that er es auch mit Heine und Robert, und man glaubte die drollige Scene selber zu erleben.

So wüßte ich noch eine Menge von Anekdoten aus Holtei's Gesprächen zu berichten. Zum Theil finden sie sich schon in den „Vierzig Jahren", dort allerdings meist in veränderter Fassung, und sie nehmen sich im Druck stumpf und todt aus.

Hand in Hand mit diesen mündlichen Ueberlieferungen ließ Holtei schriftliche Demonstrationen gehen. Wenn man in sein von ihm nur als Garderobe und Stapelplatz für einlaufende Bücher und Geschenke benütztes Vorzimmer trat, sah man auf einem Tische eine Reihe von großen blauen Mappen liegen, in alphabetischer Ordnung und sauber abgefegt. Das war seine kostbare Autographensammlung, sein liebster Besitz, von welchem er sich später nur nach langem Widerstreben und durch die äußerste Geldverlegenheit gedrängt zu trennen vermochte. Hätte ich damals die lumpigen dreizehnhundert Thaler gehabt, die er für diese unbezahlbaren Reliquien erhalten hat, so wären sie heute noch beisammen und nicht, wie leider geschehen, in alle vier Winde zerstreut und verzettelt. Das Wenige, was ich an Handschriften aus der reichen Fundgrube besitze, sind einige Doubletten, die mir Holtei zum Geschenk gemacht hat, als ich den Kauf zwischen ihm und dem wunderlichen Kunstliebhaber Robert Weigelt — er ist unlängst in Elend und Armuth gestorben — vermittelte. Weigelt war ein stadtbekanntes Breslauer Original, ein genialer, herzensguter, aber für das Leben völlig unbrauchbarer Mensch. Er hatte Theologie studirt, war dann Maler und Photograph geworden, trieb aber bald sein Geschäft nur aus Liebhaberei, nachdem er seine Kunden durch Launen und Schrullen der seltsamsten Art verscheucht hatte.

Sein väterliches Vermögen schien ihm unerschöpflich; er kaufte Alles, was ihm irgendwie interessant schien, war immer mit geheimnißvollen Plänen beschäftigt, die nicht zur Ausführung gelangten, und hatte niemals eine Minute Zeit, obgleich er eigentlich nichts that. Von ihm rührt das beste Portrait unseres Dichters her, das mir Holtei vor zehn Jahren mit folgender Unterschrift überreicht hat:

„Und wenn der Junge zum Alten kommt,
Vermeint Ihr, daß es dem Jungen frommt?
Der Alte möcht' weise Lehren geben,
Durch Lehren aber lernt Keiner leben.
Jedweder selbst soll sich Weisheit kaufen,
Soll rechts und links mitunter anlaufen.
Erfahrung hat, theuer bezahlt, erst Gewicht;
Was Einem geschenkt wird, achtet er nicht."

Digitized by Google

Wenn die blauen Mappen hervorgeholt wurden, war kein Ende des Lesens, Fragens und Berichtens zu finden, und die Stunden flogen mit Windeseile dahin, sodaß ich Mittag- und Abendmahlzeit über den vergilbten Herrlichkeiten versäumte und in ewig sich erneuernde Conflicte mit der Ordnung des Vaterhauses gerieth:

„Wen erlabend die Himmlischen nähren,
Kann der irdischen Speise entbehren."

Da zeigte sich Holtei als rechter Geisterbeschwörer; denn er ließ mit den Manuscripten zugleich ihre Autoren erscheinen, und aus den kümmerlichen Resten ihres Erdendaseins wuchsen die leuchtenden Gestalten herrlich empor. Das enge Gasthofzimmer erweiterte sich zur Ruhmeshalle der deutschen Dichtung, und ihre Heroen schritten grüßend an dem Nekromanten und seinem begeisterten Adepten vorüber. Klopstock und Lessing, Goethe und Schiller, Herder und Wieland, Hölderlin und Hölty, Tieck und Schlegel, Arnim und Brentano, Bürger und Kleist, Immermann und Heine, Grillparzer und Lenau, Platen und Rückert, Uhland und Chamisso, Hebbel und Grabbe, Strachwitz und Eichendorff — sie alle lernte ich gleichsam persönlich kennen, und als ich dann später ihre Werke las, machten mir diese einen doppelt tiefen Eindruck und erschienen wie vertrauliche Mittheilungen.

Solche Literaturstunden, von solchem Lehrer gegeben, werden mir schwerlich ein zweites Mal wieder kommen. Heute bewundere ich die unendliche Geduld, Nachsicht und Güte meines väterlichen Freundes und begreife nicht, wie er seine Zeit dem blutjungen Menschen widmen konnte, der damals dies Alles als etwas Selbstverständliches in Empfang nahm und kaum ein „Danke schön!" dafür sagte. Aber eben diese Selbstlosigkeit war charakteristisch für Holtei, wie er sie denn auch nach einer andern Seite hin übte, indem er mit verschwenderischer Freigebigkeit fortschenkte, was er besaß. Für den Armen, der bei ihm anklopfte, hatte er immer noch einen Thaler übrig, obwohl er selber Noth litt und erst wenige Jahre vor seinem Tode durch die Güte des Kaisers und als Pensionär der Schiller-Stiftung vor dem äußersten Mangel bewahrt wurde. So lange er konnte, hat er seinen Unterhalt sich ehrlich verdient, wenn auch die Feder manchmal seiner müden Hand entsinken wollte und er unter der Last widerwilliger Arbeit seufzte.

Wie oft, wenn ich ihn zur festgesetzten Stunde am Schreibtisch überraschte, erging er sich in Expectorationen, wie:

„Gut, daß Sie kommen und daß ich die nichtswürdige Schmiererei liegen lassen darf! Schreiben oder Hungern — mögen Sie nie vor dieses traurige Dilemma gestellt werden! Es ist eines so schlimm wie das andere, und ich bin noch gut daran, die Leute kümmern sich hier und da noch um das dumme Zeug; sonst müßte es heißen: Schreiben u n d Hungern! Und gar heutigen Tages! Wer liest denn noch Bücher, wie man sie früher las, mit Andacht, Behagen und Ruhe? Und wer kauft sie? Die gnädige Frau Baronin oder die Frau Oberstlieutenant oder die Frau Regierungsräthin wollen überhaupt nur reden über ein Buch, und ihre Zeitung bringt ihnen die übliche alberne Anzeige mit einem Extract der Geschichte, der dem Autor das Beste vorweg nimmt. Allenfalls schicken sie dann in die Leihbibliothek und schämen sich nicht, einen Band in ihre hochwohlgeborene Pfote zu nehmen, der aussieht, als wenn er drei Tage im Rinnstein gelegen hätte. Pfui Teufel! Dieses hochnasige, knickerige und unverschämte moderne Bildungsgesindel, das seine Nase in jeden Quark steckt und über Alles das Maul bis an die Ohren aufreißt! Für diesen Pöbel strengt unsereiner sein abgemartertes Gehirn an. Keine Zeile mehr würd' ich auf's Papier setzen, wenn ich's nicht nöthig hätte. Geschenkt wollen sie Alle haben und thun noch, als ob sie einem eine besondere Ehre erwiesen, wenn sie das Buch huldvollst und geneigtest entgegennehmen und dem armen Verfasser das Geld aus der Tasche stehlen. Wenn ich die Groschen beisammen hätte, die mich meine Bücher schon gekostet haben, weil ich sie immer und immer wieder kaufen muß, um sie meinen ‚Verehrern' zu dediciren — es wäre ein hübsches Sümmchen."

Sobald Holtei am Arbeitstische saß, einem ungeschlachten, die halbe Wand ausfüllenden einfachen Möbel, das er nach eigener Angabe sich hatte anfertigen lassen, spielte er mit einer Kugel von braunem Bossirwachs, die er in der linken Hand hielt, knetete und rollte. Deutsche Bücher, besonders Romane, las er nur, wenn er sich für den Autor interessirte. Geistige Nahrung und Anregung zog er meist aus französischer Lectüre, die er sehr hoch schätzte. Auch wollte er in seinem Stil von Niemandem beeinflußt sein und haßte nichts so sehr, wie Nachahmung und Schablone. Eine Bibliothek besaß er nicht; seine Bücher lagen sämmtlich in Graz bei seinen Angehörigen, und nur das Allerunentbehrlichste hatte er in einem kleinen Glasschranke im Vorzimmer untergebracht. Dazu gehörten Rückert's sämmtliche Werke, ein Geschenk des Verlegers Sauerländer, Goethe's und Christian Günther's Gedichte, Béranger und Horaz. So wenig er für die moderne Literatur im Allgemeinen eingenommen war, so innig und warm verehrte er einige der neuesten Dichter, vor Allen Paul Heyse als Novellisten und Emanuel Geibel als Lyriker. Das „Geheimniß der Sehnsucht" mit seinem Heimweh nach der Ewigkeit, eines der schönsten und tiefsinnigsten Gedichte Geibel's, rührte ihn zu Thränen. Was ihn bei beiden Dichtern mit lebhaftester Bewunderung erfüllte, der er nie genug rühmende Worte zu geben wußte, war die hohe künstlerische Vollendung ihrer Form, als hätte er gefühlt, woran es ihm selber am meisten gebrach.

Im Uebrigen war er, wie aus vielen seiner mündlichen und schriftlichen Aeußerungen hervorgeht, kein Freund der modernen Zeit mit ihren Eisenbahnen, Correspondenzkarten, Parlamentsreden, Journalen, Reclamemachern, Schwindlern und Clavierspielern. Das Alles warf er bunt durch einander in Einen Topf und pries dann die guten alten stillen Tage von ehemals, die golden in seinem Gedächtniß fortlebten. Es war unter Umständen gefährlich mit ihm zu politisiren und zu philosophiren; er wurde leicht verstimmt und trug seinen Groll dem, der ihm widersprochen hatte, lange nach.

In der Politik stand ihm das autokratische Königthum der Hohenzollern und die Hausmacht des preußischen Staates auf unantastbarer Höhe; er nannte sich mit Vorliebe den alten Royalisten und wollte von der Wandlung der Dinge, die in den siebenziger Jahren eintrat, und vom deutschen Reiche anfänglich wenig wissen. Wurde er von Thatsachen und schlagenden Beweisgründen in die Enge getrieben, so schnitt er die Debatte kurzweg ab und deckte sich den Rückzug mit drolligen Redensarten, wie: „Daraus mag einer von Euch Gelehrten klug werden; ich bin zu alt und zu dumm für Eure Weisheit von gestern." Oder er sagte: „Was geht mich die ganze Wirthschaft an? Ich hab's ja doch bald überstanden; ‚auf einer Wolke will ich sitzen und zusehen, wie sie einander unten die Köpfe abreißen.'"

Hielt er in politischen Angelegenheiten starr an dem überlieferten Autoritätsprincip fest, so dachte er in Gefühls- und Glaubenssachen um so freier und humaner. Er übte Toleranz gegen jede natürliche Schwäche des Herzens und achtete jede ehrliche Ueberzeugung. „Da ist kein Jude, kein Heide, kein Christ — wir sind allzumal Sünder, die des Ruhmes ermangeln" — in diesen Worten war sein Glaubensbekenntniß enthalten. Priesterlichen Beistand und eine geistliche Grabrede hat er sich vor seinem Ende ausdrücklich verbeten. Und doch beschäftigten ihn die Gedanken über Seele, Gott und Unsterblichkeit bis in die letzten Tage. Ein Skeptiker vom reinsten Wasser, verließ er sich auf nichts als auf seine eigenen Erfahrungen, die ihn zuweilen in abenteuerliche Phantasien verwickelten. Noch kurz vor seinem Tode versicherte er mir mit aller Bestimmtheit, es gäbe keine Unsterblichkeit; er fühle, wie mit den Kräften des Leibes auch die des Geistes allmählich schwächer würden und auslöschten. Und dann meinte er wieder, wenn ein Gott existirte, der sich um jeden miserabeln Kerl und um alle Weltläufe, welche auf Millionen von Gestirnen herumkriechen, bekümmere, so werde er ihm gewiß verzeihen, daß er nicht an ihn habe glauben können. Sei der Geist göttlichen Ursprungs, so vermöge man keinen besseren Gebrauch von ihm zu machen, als zu zweifeln. Der Glaube beschränke, während der Zweifel befreie. Man diene also Gott eher dadurch, daß man seine eigenen Meinungen sich in Kampf und Verwirrung des Lebens bilde, als daß man als gläubiges Schaf hinter einem Leithammel herliefe und sich von den Pfaffen etwas vorreden ließe. Die Atheisten seien die wahren Diener des heiligen Geistes ꝛc.

Bei solchen Ansichten und Sophistereien mochte es befremden, daß Holtei, der obendrein geborener Protestant war, entschieden zum Katholicismus hinneigte. Aber diese Neigung hatte, wie bei vielen künstlerisch angelegten Naturen, ihren Grund in den

ästhetischen Anschauungen und beruhte keineswegs auf seiner positiven Ueberzeugung. Ich hatte ihm einmal eine Anzahl geharnischter Sonette geschickt, die, aus einer äußern Veranlassung entstanden, gegen die despotische Kirche zu Felde zogen, und erhielt folgende schriftliche Abweisung: „Ich fühle mich nicht befähigt, Dichtungen zu beurtheilen, welche gegen den Katholicismus im Allgemeinen gerichtet sind, da ich an diesem stets nur das poetische Ideal betrachtet habe, ohne mich von den Entartungen der Realität abschrecken zu lassen."

Das poetische Ideal war es, was ihn zum weihraucherfüllten, von Musik durchklungenen Dome und zu der Menge anbetender Gläubigen hinzog; vor dem Unbegreiflichen und Ewigen wollte er mit ihnen auf den Knieen liegen, ohne darum ihre Dogmen und Satzungen zu beobachten. Er unterschied zwischen religiöser Stimmung und religiösem Glauben und mochte nicht leiden, daß ihm dieser durch eine protestantische Predigt aufgenöthigt wurde, während er jene am reinsten und unmittelbarsten im Cultus der katholischen Kirche zu empfangen schien. Sein intimer Umgang mit dem ehemaligen Fürstbischof von Breslau, der sofort abgebrochen wurde, als Dr. Heinrich Förster seinen Beitritt zur Unfehlbarkeitserklärung aussprach, ist Holtei, wie vieles Andere, von den biederen Breslauern schwer verübelt worden. Sie nannten ihn einen Achselträger und Heuchler und hatten keine Ahnung davon, wie ungebunden und rückhaltlos der Dichter mit dem geistlichen Oberhaupte vom Dome verkehrte, und wie er auch ihm gegenüber aus seinen freien Ansichten durchaus nicht den geringsten Hehl machte.

Holtei's Lebensabend wurde durch zwei außergewöhnliche Ereignisse verschönt: durch sein goldenes Dichterjubiläum, das in seiner Vaterstadt festlich begangen wurde, und durch die allgemeine Feier seines achtzigjährigen Geburtstages, an welcher ganz Deutschland sich betheiligte. Auch für mich waren der 21. Mai 1869 und der 24. Januar 1878 denkwürdige Ehrentage; denn man hatte mich ausersehen, für Widmung und Prolog zu sorgen, und ich bin der ehrenvollen Aufforderung mit großer Freude nachgekommen. Konnte ich dem väterlichen Freunde doch einmal vor vielen Ohrenzeugen sagen, wie lieb ich ihn hatte und wie dankbar ich ihm war!

Die Erinnerung an Holtei's Dichterjubiläum wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Hinter einer glänzenden und zahlreichen Deputation vornehmer Herren und schöner Damen — die Artôt und Padilla waren als junges Ehepaar dabei — schlich ich in einem geliehenen Frack die Stiegen des bekannten Hôtels hinauf. Freiherr von Ende trug auf einem Atlaskissen den Lorbeer aus massivem Golde, welcher auf seinen Blättern die Titel von Holtei'schen Werken zeigte. Eine Dame überreichte dem Jubilar das Zueignungsblatt, das außer meinen Versen die Namen seiner Freunde und Kranzspender enthielt; eine andere Dame übergab ihm ein verblichenes gedrucktes Papier mit altmodischen Lettern, von einem gestickten Rahmen eingefaßt — es war der Theaterzettel vom 21. Mai 1819, der die erste Aufführung der „Farben" im Breslauer Stadttheater ankündigte. Während die Schauspielerin Helene Widmann die Zueignung sprach, lehnte Holtei an dem Thürpfosten und weinte wie ein Kind. Dann aber war er schnell gefaßt, unterhielt die Gesellschaft auf's Lustigste und erzählte seine „Göttergeschichten".

Ernster und trauriger für den Dichter verlief die Feier seines achtzigjährigen Geburtstages. In völliger Gebrochenheit und von Leiden aller Art gequält, saß er in der stillen einsamen Zelle des „Barmherzigen Bruderklosters", die er nur verlassen sollte, um sie mit einer noch einsameren und stilleren unter der Erde zu vertauschen. Nur wenige Gratulanten wurden vorgelassen, und die wenigen standen verlegen, einsilbig und niedergeschlagen um den Kranken, dem die Vernichtung schon ihre sichtbaren Zeichen in's Antlitz geprägt zu haben schien. Während am Abend vor einem unabsehbaren Publicum, das aus ganz Schlesien nach der Hauptstadt geeilt war, Holtei's Lieder gesungen und seine Gedichte declamirt wurden und der Festredner Karl Weinhold den Dichter in warmen beredten Worten feierte, stöhnte der gequälte Mensch auf seinem Schmerzenslager und rief vergebens nach dem einzigen barmherzigen Bruder, der ihn von seinen Schmerzen erlösen konnte, nach dem Allerbarmer Tod. Noch zwei lange, unsäglich elende Jahre sollten hingehen, ehe der ersehnte Erlöser und Befreier an seine Thür klopfte.

Gleich einem Gefangenen, der kaum ein Stück blauen Himmels und ein paar Schornsteine von seinem vergitterten Fenster aus zu sehen bekommt, verlebte Holtei, an den Lehnstuhl gefesselt, düstere Stunden; von Schreiben und Lesen war bald die Rede nicht mehr; er ließ sich in der ersten Zeit noch manchmal etwas vorlesen und nahm auch an den Ereignissen des Tages Theil, so gut es eben anging. Dann aber kamen Perioden, wo sein Geist umnachtet war, Gesichtstäuschungen und Gedankenstörungen eintraten und er Niemanden erkannte. Nur mit innerstem Widerstreben bin ich den Weg zum Kloster gegangen. Jeder Besuch regte mich im Tiefsten auf; das Bild, das ich aus früheren Tagen von Holtei empfangen hatte, erschien mir bis zur Unkenntlichkeit entstellt und verzerrt, und der Geruch des Krankenhauses, sowie die sich fühlbar machende Nähe von Sterbenden und Todten wirkten so deprimirend auf Geist und Körper, daß ich jedesmal unwohl und im Fieber nach Hause kam.

Bei unserem letzten Wiedersehen hatte er einen guten Tag. Sein Gedächtniß war wieder da, und wir plauderten eine halbe Stunde. Zu meinem Erstaunen fand ich ihn auf das Genaueste über alle meine Verhältnisse, die mich in die Fremde fortgedrängt, unterrichtet. Und er hat mich beruhigt und getröstet wie in alter Zeit, und seine letzten an mich gerichteten Worte waren Worte herzlicher Liebe und Güte. Ich fühle noch den Druck seiner kalten abgestorbenen Hände, die nun in der Erde ruhen.

Als ich ihn noch einmal besuchen wollte, um Abschied von ihm zu nehmen, hatte er selber auf ewig Abschied genommen.

Der Dichter der „Kinderheimath".

In der Nähe Münchens liegt idyllisch das Dörfchen Krailing. Herrliche Waldungen ziehen das anmuthige Würmthal entlang. Waldesgrün, Waldesluft und Waldesfrieden begrüßen hier den Besucher. Alljährlich, sobald der Frühherbst in das Land zog, durchstreifte diese Gegend ein Gast, der von Alt und Jung gekannt und geliebt war. Derselbe war eine imposante, äußerst gewinnende Erscheinung. Das wohlgeformte Antlitz, durch das ein Zug von Wohlwollen ging, war von einem sorgfältig gepflegten Bart umrahmt. Das freundliche Auge strahlte ein seltenes Feuer des Geistes.

Dieser regelmäßige Besucher war Friedrich Güll, der Dichter der „Kinderheimath". Wie der Lerche das Saatfeld und die Bläue des Himmels, so war seinem poetischen Gemüthe der Wald ein Bedürfniß. Inmitten der heiteren Landschaft suchte und fand er Erholung und geistige Frische. Die von Arbeit und Sorgen gelähmten Schwingen des Geistes sammelten hier neue Flugkraft. Seine in Krailing empfangenen Eindrücke legte Güll in Sprüchen, Versen, Stammbuchblättern ꝛc. nieder und brachte diese als werthvolle Ausbeute mit in die Heimath.

Der Herbst des vergangenen Jahres war der letzte, der ihn in sein geliebtes Walddörfchen führen sollte. Kurz vor Jahresschluß ist er in München aus dem Leben geschieden.

Güll gehört nicht zu jenen Berühmtheiten, deren Name auf Aller Lippen ist; selbst unter den literarisch Gebildeten wird eine ganze Anzahl seinem Namen zuerst an dieser Stelle zu begegnen meinen. Sie irren sich — sie haben es nur vergessen, daß dieser Name unter so manchem Liedchen in den Fibeln und Lesebüchern ihrer Kindheit gestanden, vielleicht gerade unter solchen, die ihnen einst die liebsten waren und die sie heute noch nicht vergessen haben. Und daß ihnen diese Erinnerung nicht wieder aufgefrischt wurde, daran ist jener unbegreifliche, kaum zu bezwingende Wahn schuld, als könne es gar keine Jugenddichtung geben, welche wirklichen Kunstwerth habe, welche in die Literaturgeschichten gehöre. Sie wird in Bausch und Bogen wie das Spielzeug der Kinder behandelt, das man kauft, um es zerreißen und zerbrechen zu lassen.

Aber Güll war ein wirklicher Dichter, und einer, der ein Gedenkblatt an dieser Stelle verdient. Das Leben hat ihn, den unermüdlich ringenden, zur Höhe des Schaffens strebenden Mann, leider immer mit so kurzem Zügel geführt, daß er nie zu rechter

Digitized by Google

Freiheit der Bewegung gekommen ist. So soll ihm wenigstens die alte gut deutsche Gerechtigkeit werden, daß die Nachwelt ihn würdigt und — beklagt.

Friedrich Güll wurde am 1. April 1812 in der fränkischen Kreishauptstadt Ansbach geboren. Seine Wiege stand in einem sehr bescheidenen Stübchen; der Vater war, wie der Großvater schon, ehrsamer Goldschmied und verdiente, soviel die Familie zum Leben brauchte. Aber der Vater starb, als Friedrich noch ein zartes Kind war, und dieser kam abwechselnd zu den beiden Großmüttern, von denen die eine ihn in kargender Zucht hielt, die andere grenzenlos verwöhnte. Um für den Sohn eine consequente, ernste Führung zu gewinnen, entschloß sich daher die Mutter zu einer zweiten Ehe. Der Stiefvater war wirklich ein treuer, rechter Vater. Er ließ sich die geistige Heranbildung Friedrich's sehr angelegen sein. Während er selbst des Schneiderhandwerks pflegte, mußte der Knabe die Vocabeln in der neuen Fibel entziffern und auf leichtfaßliche Weise an den Schneiderutensilien das Rechnen lernen. Der talentvolle Junge machte rasche Fortschritte, und bald ward er der Lector des Vaters, dem er seine Leibblätter vorlesen mußte. Das Herumtummeln im Freien, die so sehnlichst gewünschten häufigen Ausflüge in Feld und Wald blieben ihm durch eine Schrulle des Alten lange ganz versagt, und als die Mutter sie endlich in beschränktem Maße erwirkt, kostete sie der Knabe mit wahrer Leidenschaft, selbst auf die Gefahr empfindlicher Strafen hin. Und diese seltene Liebe zur Natur hat ihn, wie bereits eingangs bemerkt, durch das ganze Leben begleitet.

Friedrich Güll.

Genügend vorbereitet, trat er in die Volksschule ein. Auch dort machte er rasche Fortschritte. Privatim schöpfte er viel geistige Nahrung aus einer kleinen, aber ausgewählten Bibliothek, die er eines Tages in einem entlegenen Theile des Hauses in einer Kiste entdeckte. Während der freien Zeit wurde stundenlang gelesen und memorirt.

Mit zehn Jahren trat Güll in die Realschule seiner Vaterstadt ein; der Stiefvater that es nicht anders, trotzdem die Verhältnisse des gichtisch gewordenen Schneidermeisters bedenklich zurückgegangen waren. Hier erst thaute der Knabe recht auf; hier lernte er für die Gedichte von Goethe, Schiller und Uhland, vermittelt durch das Lesebuch, schwärmen; aber ein geschickter Unterricht fesselte sein Interesse auf allen Gebieten.

Da starb auch der zweite Vater, und vorbei war es mit allen Träumen von Gymnasium und Hochschule. Mit blutendem Herzen stand der reichbegabte Schüler vor jenem verhängnißvollen Scheideweg des Lebens, an welchen das harte Geschick so manchen strebsamen Jüngling stellt. Bei den unzulänglichen Mitteln mußte er jedem höhern Studium entsagen; zu einem ehrsamen Handwerke konnte er sich nicht entschließen, und so wurde er Volksschullehrer.

Die Zeit der Vorbildung zu diesem Berufe, welche im Seminar zu Altdorf abschloß, war in wenigen Jahren mit sehr gutem Erfolge zurückgelegt; sie hatte Güll, außer anderem, eine gute musikalische Ausbildung eingetragen, die er mit ganz besonderer Vorliebe umfaßte. Eine übervölkerte Landschule, zu Flachslanden, wurde ihm jetzt als Arbeitsfeld angewiesen. Das kam dem spätern Jugenddichter sehr zu statten. Das Kinderlied ist ein Sprößling der lyrischen Volkspoesie. Die elementare Form, der einfache Gedanke, der klare bündige Ausdruck, die plastischen Bilder sind beiden gemeinsam. Die geistigen Wurzeln des Jugenddichters müssen ihre Nahrung aus den verschiedenen Gattungen der Volkspoesie schöpfen.

Der Volks- und Kindeston schlug dem Landschullehrer stündlich an's Ohr. Das große, lehrreiche Buch des Volks- und Kinderlebens lag vor ihm aufgeschlagen. Es gehörte nur ein empfänglicher Sinn, ein verständnißvolles Gemüth und ein redliches Streben dazu, um die unbeachteten Sprachschätze zu heben und sich nutzbar zu machen. Daß Güll dies that, bezeugen die reichen Früchte seines Schaffens. Auch für sein späteres großes Reimgeschick legte er hier den Grund: er ging, um den Entwurf einer Lesefibel auszuarbeiten, ein ganzes Wörterbuch durch und prägte sich damit einen seltenen Wortschatz ein.

Nach längerem treuem Wirken brach Güll sein Zelt ab und siedelte in seine Geburtsstadt Ansbach über. Daselbst wirkte er sieben Jahre, theils an der Armenschule, theils am Theresianum, einem städtischen Institute. Er war ein geborener Lehrer, ausgerüstet mit freudiger Lebensanschauung, einem kindlichen Sinne, Liebe und Verständniß für die Kleinen, Treue für den Beruf. Ein ganzer Kreis von Schülern, denen es vergönnt war, einen Blick in sein reiches Gemüthsleben zu thun, blickte mit Dank und Verehrung zu ihm auf. Es kam Güll schwer an, sich loszureißen von einer Wirkungsstätte, mit der er durch tausend Wurzeln des Seins verwachsen war. Doch in der Landeshauptstadt sprangen so reiche geistige Quellen. Das muß einen wissensdurstigen Mann mächtig anziehen. Er ergriff daher abermals den Wanderstab, um eine städtische Schulstelle in München anzutreten. Leider waren auch hier die Verhältnisse stärker als ein strebsamer Wille. Güll hatte bereits eine Familie gegründet und diese, mehrere Köpfe zählend, war auf das bescheidene Jahreseinkommen von — dreihundert Gulden angewiesen.

Der sorgsame Vater mühte sich im Erwerbe. Doch der Dichter ging nicht im Ernährer unter. Des Tages war Pegasus im Joche, des Abends wurde er für kurze Zeit frei.

Schon seit früheren Jahren machte Güll dichterische Versuche auf dem Gebiete der Kunstlyrik, und auf diesem Gebiete Vollendetes zu leisten, war und blieb die höchste Sehnsucht seines Lebens. Als er an dem berauschenden Kelche der Liebe geschlürft, da quollen seine Gefühle zum ersten Male in Versen hervor. Auch als Erzähler versuchte er sich. Sein eigentliches Feld fand er aber, als er auf das „Kinderlied" kam.

Einst geriethen durch Zufall — so erzählte Güll dem Schreiber dieser Zeilen wiederholt — die Ammenreime in „des Knaben Wunderhorn" in seine Hände. Diese regten ihn mächtig an. Er las sie, las sie wieder, legte das Buch aus der Hand und — der Jugenddichter war in ihm zum Bewußtsein gekommen. Rasch entstanden einige Lieder, unter ihnen auch das bekannte Recrutenlied „Wer will unter die Soldaten", das bald auf den Rücken'schen Flügeln des Gesanges seinen Siegesflug durch alle deutschen Gauen antrat. Der Einzug eines Regiments zur Wachtparade regte dieses Lied im Dichter an. Jetzt reihte sich Strophe an Strophe, Lied an Lied. Bald war es eine stattliche Sammlung.

Mit diesem poetischen Schatze eilte der Dichter zu Meister Gustav Schwab, um zuerst dessen gewiegtes Urtheil über seine Gedichte zu hören, ehe er sie durch den Druck einem größeren Kreise vorlege. Güll, ein seltener Meister im Vortrag, führte dem strengen Richter einige seiner poetischen Kinder vor. Wie sie diesem gefielen, beweist die Thatsache, daß er die Drucklegung (1837) selbst in die Hand nahm und den Gedichten in Form einer warmen Vorrede einen schönen Geleitsbrief mit auf den Weg gab. Darin sagt er unter Anderem: „Sie athmen so viel Unbefangenheit und verbergen ein besonnenes Dichtertalent. Die

Lehren, die darin verflochten, sind mit so wenig Lehrermiene und so viel Laune vorgetragen, daß mir ihr künstlerischer Werth ebensowohl als ihr pädagogischer unzweifelhaft däucht." Den illustrativen Theil zu der Ausgabe der Güll'schen Gedichte hatte der ebenfalls als Jugenddichter bekannte Graf Franz Pocci übernommen.

Die „Kinderheimath" wurde bald zur Heimath der Kinder, bei der sie immer und immer wieder einkehrte. Sie erlebte mehrere Ausgaben; der Verfasser veranstaltete später auch eine Volksausgabe. Wir schließen uns freudig dem Wunsche der „Augsburger allgemeinen Zeitung" an, daß es einem Meister wie Oscar Pletsch gefallen möge, diese Gedichtsammlung mit Bildern zu schmücken. Der Stift dieses Künstlers wäre der richtige Zauberstab, um den Klapperstorch, die Kätzchen und Mäuschen, den Nicolaus ꝛc. lebensvoll und möglichst individuell ausgestattet vor die Augen der Kinder hinzustellen.

Der Jugendlehrer Güll hatte als Jugenddichter den Ton des Kinderliedes in der glücklichsten Weise getroffen. Der Lehrer, als Führer des Verstandes, ward als Dichter der Priester des Herzens. Güll kannte als Lehrer durch täglichen Umgang die Welt der Kleinen, verstand deren Thun, las ihre Wünsche, redete ihre Sprache, wußte, warum und wann das Kind lacht und weint; und nur einem so eifrigen Naturforscher der Kindesseele, wie er, der zugleich so innig vertraut mit der Volkspoesie und ein so gestaltungskräftiger Künstler war, konnte es gelingen, vereint dem kindlichen Bedürfniß und den Ansprüchen der Kunst gerecht zu werden.

Die Gedichte Güll's zeichnet — wenn auch nicht alle in gleicher Weise — eine wohlthuende Frische, eine packende, kindliche Darstellung aus. Dabei durchziehen dieselben die Silberfäden eines gesunden Humors. Die Sprache ist voll Melodie und Wohllaut, der Versbau schlicht, die Form rein. Die fabula docet springt leicht in die Augen, ohne daß sie sich je prätentiös aufdrängt, oder nur lose angefügt wäre, wie etwa bei Gellert und Anderen.

Wie traute Freunde blicken diese Gedichte jedem Kinde liebevoll in das Gesicht, schmeicheln sich in die Kindesseele ein und werden bald zu Lieblingen der Kleinen. Ja selbst auf die Erwachsenen machen die Gedichte vom „Steckenpferd", „Schneemann", „Kletterbüblein" und wie sie alle heißen, einen äußerst anheimelnden Eindruck. Die ganze Jugendzeit mit all ihren Reizen kehrt wieder und steht mit frischen Farben in der Erinnerung bei diesen Liedchen, die wir als Kinder auch gelernt und gesungen.

Daß Güll ein gesuchter Mitarbeiter der deutschen Jugendzeitschriften war, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Mit Stolz zählten ihn diese zu ihrem Mitarbeiter; und in ganz Deutschland existirt kaum noch ein Schullesebuch, das nicht eine Anleihe bei der „Kinderheimath" gemacht hätte.

Neben den eigentlichen Kinderliedern stehen eine große Zahl von vielfach in der Form äußerst pikanten Räthseln und eine noch größere von Sprüchen. Die letzteren sind vielleicht als die reifste Leistung Güll's zu betrachten. Graziös in der Form, bergen sie einen außerordentlichen Schatz von Lebensweisheit, eine Fülle von feinen Beobachtungen. Freilich läuft da mancher bekannte Gedanke unter, wenn auch immer eigenartig ausgesprochen; aber das ist kein Wunder bei ihrer Menge. In den Jahren von 1873 bis 1877 hat Güll allein nahezu 600 Sprüche, 300 Räthsel und 20 Gedichte geschaffen, nachdem das warmherzige Drängen seines neugewonnenen Freundes Julius Lohmeyer, des Begründers der „Deutschen Jugend", den ermüdeten, mißmuthig und alt gewordenen Dichter noch einmal aufgestachelt hatte, und der umfangreiche literarische Nachlaß hat an Sprüchen und Räthseln noch mindestens eine ebenso große Zahl ergeben. Lohmeyer hat das Vermächtniß überkommen, diesen Nachlaß zusammen mit den sonstigen, bisher nur zerstreut veröffentlichten Schöpfungen Güll's herauszugeben. Eine kurze Selbstbiographie des Dichters hat er jüngst in seiner „Deutschen Jugend" veröffentlicht.

Zu voller Lebensfreudigkeit ist Güll in München, obgleich er seinem arbeitsvollen Berufe gern oblag und manche Stunde anregenden Umganges genießen durfte, je länger, je weniger gekommen. Mochten seine Schüler musterhaft sein und besonders die Theilnehmerinnen an seinem privaten Fortbildungscursus schwärmerisch an ihm hängen, mochten ihn die Abende unter den „Zwanglosen", im „Deutschen Hause" mit Thäter, König, Schwind und Anderen, bei Schnorr, Kaulbach ꝛc. mit der Ueberzeugung erfüllen, daß er den Besten werth war — zu vollem Genusse dessen blieb dem von der Brodarbeit abgematteten und gequälten Manne nur selten die Fähigkeit, und zum Schaffen eben nicht häufiger. Nur in den Ferienausflügen genoß er wirklich. Und als die Behörde ein Einsehen hatte und seit 1870 ihm die Last erleichterte, ja zwei Jahre Urlaub und 1876 die Versetzung in den Ruhestand gewährte, traf die Wohlthat einen Mann mit zerrütteten Nerven, den Nervenschmerzen, Ermattung und oft düstere Melancholie peinigten.

Besondere Lichtblicke waren für ihn die Zeichen der Anerkennung, welche ihm von Seiten der beiden kunstsinnigen Fürsten Maximilian's des Zweiten und Ludwig's des Zweiten zu Theil wurden, namentlich die Aussetzung einer jährlichen Subvention, die er vom Erscheinen der „Kinderheimath" ab genoß; ferner die Ehrenbezeigungen, mit denen die Stadt München sowie die Collegenschaft ihn feierten, als er aus seiner öffentlichen Thätigkeit schied.

Wie beliebt und geachtet Güll war, zeigte sich erst recht bei seinem Begräbnisse am letztverflossenen zweiten Weihnachtstage. Die höchsten Schulbeamten des Staates, des Kreises und der Stadt gaben dem schlichten Schullehrer das letzte Geleite.

Während der Dichter in das Grab gebettet wurde, prangte in jedem Hause der Christbaum, den er wie kaum ein zweiter Jugenddichter besungen. Gar manches Kind erfreute sich an der Festgabe der „Kinderheimath", als über deren Verfasser sich der Grabeshügel wölbte. **Fr. Gärtner.**

Das Haftpflichtgesetz und seine Revision.

Von K. Biedermann.

Die moderne Industrie hat durch eine gründliche Arbeitstheilung, durch die Einführung zahlloser Maschinen, vor Allem dadurch, daß sie die elementaren Naturkräfte in ihren Dienst zwang, ihre Wirkungen verhundert-, ja vertausendfacht. Allein neben der Lichtseite steht auch eine Schattenseite. Mit der Kühnheit ihrer Unternehmungen, mit der Massenhaftigkeit der Stoffe, die sie bewältigt, mit der fieberhaften Hast, mit welcher die Maschinen und die zu ihrer Bedienung verwendeten Menschenhände arbeiten müssen, sind auch die Gefahren für Gesundheit und Leben der dabei beschäftigten Millionen von Arbeitern wesentlich gestiegen. Ganz besonders aber sind es eben jene in den Dienst des Menschen gezwungenen Elementarkräfte, welche nicht selten gegen ihn selbst ihre zerstörende Macht richten und so sich gleichsam rächen für die Herrschaft, die der Menschengeist über sie ausübt. „Denn," wie schon der Dichter singt, „die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand." Der Dampf allein, dieser Riese im Schaffen, solange er dem Menschen gehorcht, dieser furchtbare Dämon, sobald er seine Fesseln sprengt, hat Tausende und aber Tausende von Leben vernichtet. Ja auch schon seine regelrechten Functionen im Umtriebe von Rädern verleihen den von ihm in Bewegung gesetzten Maschinen eine solche Schnellkraft, daß die mit denselben in Berührung kommenden Menschen immerfort in Gefahr schweben, von ihnen erfaßt, beschädigt, wo nicht verstümmelt oder zermalmt zu werden. Nicht am wenigsten sind es ferner auch jene unterirdischen, unberechenbaren, unheimlichen Elementargeister der giftigen Dämpfe und der sogenannten schlagenden Wetter, welche leider so häufig Menschenopfer, und zwar gewöhnlich gleich massenweise, fordern.

Den Gefahren, welchen somit die im Dienste der modernen Industrie arbeitende Bevölkerung tagtäglich ausgesetzt ist, kann freilich vielfach vorgebeugt werden durch Vorsicht und zwar auf Seiten der Arbeiter wie der Unternehmer. Leider aber wird diese Vorsicht beiderseits nur zu oft vernachlässigt.

Von einem sehr großen Theile aller der Unglücksfälle in Fabriken ꝛc. läßt sich mit ziemlicher Sicherheit constatiren, daß er nur durch Unvorsichtigkeit oder Leichtsinn der Arbeiter selbst

Digitized by Google

herbeigeführt worden. Es ist dies um so schlimmer, als durch derartige Unvorsichtigkeiten oft nicht blos Diejenigen, welche sich solcher schuldig machen, sondern auch zahlreiche Andere, die daran unschuldig waren, verunglücken.

Indeß, dagegen läßt sich (abgesehen von den auf erweislich grobe Fahrlässigkeit unter Umständen fallenden criminellen Strafen) wenig oder nichts thun, außer der immer auf's Neue wiederholten dringenden Ermahnung zur Vorsicht an die Arbeiter.

In vielleicht ebenso vielen Fällen mag aber auch ein Verschulden der Unternehmer oder ihrer Angestellten die Ursache von Körperverletzungen oder gar Tödtungen von Arbeitern sein. Und hier ist es nicht nur möglich, sondern hier heischt es auch die Gerechtigkeit: sobald durch Jemandes Verschulden Personen beschädigt wurden, welche seiner Leitung sich anvertrauten, welche in seinem Dienste gearbeitet und mit dem Aufgebot ihrer Kräfte ihm genützt haben, denselben dafür haftbar zu machen, daß er (abgesehen von einer etwaigen strafrechtlichen Verantwortung) die also Beschädigten möglichst ausreichend für den erlittenen Verlust schadlos halte.

In den Gesetzgebungen der großen Industriestaaten England und Frankreich war eine solche Haftpflicht der Unternehmer für die durch ihr Verschulden herbeigeführten Unglücksfalle schon längst ausgesprochen, und die Praxis der dortigen Gerichte hatte die Wirkung, daß oft sehr bedeutende Summen (zumal bei Massenunfällen, z. B. auf Eisenbahnen) gezahlt werden mußten. In Deutschland fehlte es, so lange es überhaupt noch keine gemeinsame Rechtsgesetzgebung gab, selbstverständlich auch hierfür an irgendwie ausreichenden Bestimmungen.

Die einzelnen Landesgesetzgebungen machten zwar wohl größtentheils den Unternehmer oder Arbeitgeber haftbar für Unfalle, die unmittelbar er selbst verschuldet hatte, nicht aber (oder doch nur unter ganz besonderen Voraussetzungen) für solche, die durch Verschuldungen seiner Angestellten veranlaßt waren; da nun bei allen größeren Betrieben (bei Eisenbahnen, Bergwerken, Fabriken) selten oder nie der Unternehmer selbst, vielmehr nur die von ihm angestellten Personen die eigentliche Leitung des Betriebes haben, so konnte nach jenen Gesetzen in den seltensten Fällen eine gesetzliche Verpflichtung des Unternehmers zur Schadloshaltung der in seinem Unternehmen Verunglückten nachgewiesen werden.

Durch das preußische Gesetz über die Eisenbahnen von 1838 wurde zuerst für dieses sehr bedeutende Gebiet industrieller Unternehmungen eine umfassendere Haftpflicht, und zwar eine sehr strenge, eingeführt; denn nach jenem Gesetz hafteten die Unternehmer von Eisenbahnen (also die Actiengesellschaften) für jeden beim Betriebe derselben vorkommenden Unglücksfall, sobald sie nicht nachweisen konnten, daß entweder eine sogenannte „höhere Gewalt" (z. B. ein Bergsturz, der einen Wagenzug zertrümmert, oder ein Blitzstrahl, der in einen solchen eingeschlagen, oder eine plötzliche, nicht abzuwendende Unterwaschung der Schienen und dergleichen), oder daß das eigene Verschulden des Verunglückten dessen Beschädigung verursacht habe.

Noch in zwei anderen Beziehungen waren die deutschen Landesgesetzgebungen über Haftpflicht unzureichend. Für's Erste enthielten sie nichts Genügendes über die Höhe der Entschädigung, und so kam es, daß, wenn einmal ein Unternehmer zu einer solchen verurtheilt ward, die zu zahlende Summe selten viel mehr betrug, als die Curkosten eines Beschädigten, die Beerdigungskosten eines Getödteten und höchstens noch den Arbeitslohn des Verunglückten auf eine kurze Zeit. Sodann aber war (abgesehen von den unter das preußische Eisenbahngesetz fallenden Vorkommnissen) für den Beschädigten der Beweis, daß der Unternehmer an der Beschädigung Schuld trage, äußerst schwer, meist gar nicht zu führen, weil die deutschen Proceßgesetze insgesammt für eine solche Beweisführung höchst peinliche, nur selten zu erfüllende Erfordernisse aufstellten.

Es war somit für Deutschland, dessen Industrie je länger je mehr an Maschinenkraft und Fabrikbetrieb mit der englischen und französischen wetteiferte, das höchste Bedürfniß vorhanden, auch in Bezug auf den Schutz der Arbeiter gegen die mit diesem Industriebetriebe verbundenen Gefahren ähnliche gesetzliche Bestimmungen zu treffen, wie sie in jenen Ländern längst bestanden. Und weil eine gemeinsame Gesetzgebung des Reichs über den Proceß und vollends über das bürgerliche Recht noch in weiter Aussicht stand, mußte zunächst durch ein besonderes oder sogenanntes Specialgesetz diese Materie der Haftpflicht geordnet werden.

Die erste Anregung zum Erlaß eines solchen „Haftpflichtgesetzes" für's ganze Reich ging von Leipzig aus, und zwar nicht, wie man vielleicht denken könnte, aus der Mitte der Arbeiter, etwa in Folge der seit 1863 lebhafter gewordenen und hauptsächlich von Leipzig aus betriebenen Arbeiterbewegung, vielmehr aus einem Kreise von Besitzenden, die dem größeren Theile nach Arbeitgeber waren. Eine Versammlung der nationalliberalen Partei in Leipzig war es, welche an den norddeutschen Reichstag von 1868 eine von Dr. Hans Blum verfaßte, von dem Verfasser dieses Aufsatzes angeregte Petition in diesem Sinne richtete.

Der Reichstag übergab diese Petition („Biedermann und Genossen") einstimmig dem Reichskanzler zur Berücksichtigung. In Folge dessen gelangte denn an den ersten gesammtdeutschen Reichstag im Jahre 1871 eine Vorlage der verbündeten Regierungen, welche es unternahm, die Haftpflicht wenigstens für eine Reihe von Gewerbebetrieben in solcher Weise zu normiren, daß den Arbeitern, beziehentlich deren Hinterlassenen, eine möglichst ausreichende Entschädigung für Körperverletzungen oder Tödtungen gesichert sei.

Allerdings beschränkte das Gesetz, wie es damals zu Stande kam, den Umkreis der Gewerbebetriebe, die unter dasselbe fallen sollten, auf: Eisenbahnen, Bergwerke, Steinbrüche, Gräbereien und Fabriken, ließ also alle übrigen Gewerbebetriebe unberücksichtigt, von denen manche, wie z. B. die Baugewerke, der Mühlenbetrieb, ja auch einzelne Zweige der Landwirthschaft, kaum minder gefährlich sind, als jene oben aufgezählten. Anträge auf Hereinziehung noch anderer Gewerbe wurden zwar im Reichstage gestellt, aber von der Majorität zurückgewiesen. Man glaubte sich zur Zeit auf das Allernothwendigste beschränken zu müssen, um so mehr, als damals (1871) der Reichsgesetzgebung die Competenz in Sachen des bürgerlichen Rechts — mit Ausnahme des Obligationenrechts — noch nicht zustand.

Immerhin war es als ein wesentlicher Fortschritt zu Gunsten der arbeitenden Classen zu bezeichnen, daß wenigstens in jenen unstreitig gefährlichsten Gewerbebetrieben die Unternehmer für Beschädigungen ihrer Arbeiter oder auch dritter Personen ausdrücklich haftbar gemacht und zur Zahlung einer Entschädigung verpflichtet wurden, und zwar bei den Eisenbahnen (§ 1) — ganz nach dem Muster des preußischen Gesetzes von 1838 — in allen den Fällen, wo sie nicht entweder „höhere Gewalt" oder eigenes Verschulden des Beschädigten nachzuweisen vermöchten, bei den anderen Gewerbebetrieben aber nicht mehr blos (wie nach den Landesgesetzen) bei einem Verschulden des Unternehmers, sondern auch in den Fällen, „wenn (wie es in § 2 des Gesetzes wörtlich heißt) ein Bevollmächtigter oder Repräsentant, oder eine zur Leitung oder Beaufsichtigung des Betriebes oder der Arbeiter angenommene Person durch ein Verschulden in Ausführung der Dienstverrichtungen den Tod oder die Körperverletzung eines Menschen herbeigeführt hat".

Ebenso wichtig war der zweite Fortschritt, den das Haftpflichtgesetz über die bisherige Gesetzgebung hinaus in Betreff der Höhe der zu leistenden Entschädigungen that. Es setzte nämlich (in § 3) fest: der zu leistende Schadenersatz müsse, abgesehen von der Erstattung der Heilungs- oder Beerdigungskosten, bestehen „in der Erstattung des gesammten Vermögensnachtheils, welchen ein Verletzter durch eine in Folge der Verletzung eingetretene Erwerbsunfähigkeit, oder welchen eine Person, zu deren Unterhalt der durch Unfall Getödtete vermöge Gesetzes verpflichtet war, durch dessen Tod erleidet".

Es sei hier sogleich bemerkt, daß diese Gesetzesbestimmung von den Gerichten, mindestens von dem als oberster Gerichtshof für alle diese Sachen bestellten Reichsoberhandelsgericht, dahin ausgelegt worden ist, daß ein Beschädigter durch den haftpflichtigen Unternehmer jedenfalls in der Art schadlos gehalten werden muß, daß er dasselbe Einkommen fortbezieht, welches er vor seiner Körperverletzung bezog, bei Tödtungen aber denjenigen Personen, welche zu unterhalten der Getödtete gesetzlich verpflichtet war (z. B. der Frau und den Kindern), der Unterhalt in dem gleichen Maße, wie sie solchen von ihrem Ernährer bezogen, fortgewährt wird.

Ein vielumstrittener Punkt bei Berathung des Haftpflichtgesetzes im Reichstage war der wegen der sogenannten Beweislast. Wer soll den Beweis zu führen haben, ob ein Verschulden des Unternehmers, beziehungsweise eines seiner Angestellten, vor-

Digitized by Google

liege oder nicht: der Beschädigte oder der Unternehmer? Die Gesetzesvorlage sagte — allerdings in Uebereinstimmung mit den hergebrachten Rechtsgrundsätzen —: der Beschädigte. Dagegen ward von vielen Seiten geltend gemacht: dann werde der Beweis in den meisten Fällen gar nicht erbracht werden; denn wie solle z. B. bei einem Unglücksfall durch schlagende Wetter in einem Bergwerke, wo gewöhnlich die Unglücksstätte selbst zerstört oder verwüstet ist, nachträglich bewiesen werden, ob etwas und was von Seiten des Unternehmers oder seiner Angestellten versehen worden sei? Es ward daher mehrfach im Reichstage beantragt: der Unternehmer (eines Bergwerks, einer Fabrik) solle jedes Mal nachzuweisen haben, daß von seiner Seite und von seinen Angestellten nichts versäumt oder vernachlässigt worden sei, was dazu hätte dienen können, den Unglücksfall abzuwenden. Er sei, wurde behauptet, dann immer noch besser daran, als eine Eisenbahngesellschaft, welche ohne Weiteres schuldig und daher haftbar betrachtet werde, sobald sie nicht höhere Gewalt oder eigenes Verschulden der Beschädigten nachweise.

Indeß auch diese Anträge wurden verworfen, und so blieb es bei der dem Beschädigten (beziehentlich dessen Hinterlassenen) obliegenden Beweislast. Zum Troste dafür ward von den Vertheidigern der Vorlage gesagt: indem das Gesetz für alle haftpflichtigen Fälle die alte, beengende Beweistheorie in Wegfall bringe und den erkennenden Gerichten das allerfreieste Ermessen einräume sowohl hinsichtlich der Schuldfrage selbst, wie hinsichtlich der Höhe des Schadenersatzes (und das that es allerdings in den §§ 6 und 7), gebe es den Gerichten die Möglichkeit, auch ohne eine strenge Beweisführung von Seiten des Beschädigten diesem eine Entschädigung zuzusprechen, wenn sie nach ihrer wohlerwogenen Ueberzeugung, nach allen vorliegenden oder von ihnen auf eigene Hand ermittelten Umständen die Ansicht gewännen, daß ein Verschulden des Unternehmers oder eines seiner Beauftragten vorliege. Wir werden später (in einem zweiten Artikel) sehen, daß die Hoffnung: die Gerichte würden dem Beschädigten, trotz der für ihn so sehr erschwerten Beweisführung, dennoch zu seinem Rechte verhelfen, wenigstens in vielen Fällen keine vergebliche gewesen ist.

Auf eine besondere Bestimmung des Gesetzes, welche nicht in der ursprünglichen Vorlage enthalten war, sondern erst vom Reichstage hineingebracht ward, auf den vielberufenen § 4, der unter gewissen Voraussetzungen die Kranken-, Knappschafts- und ähnliche Cassen bei der Entschädigung haftpflichtiger Unfälle in Mitleidenschaft zieht, wollen wir hier nicht näher eingehen, wir bemerken nur, daß die mit diesem Paragraphen gemachten Erfahrungen uns für eine Beseitigung desselben zu sprechen scheinen.

Fassen wir alle diese Momente in's Auge, so werden wir sagen müssen, daß das Haftpflichtgesetz von 1871 allerdings manche wichtige Verbesserungen der bisherigen Gesetzgebung enthielt und daß es entweder Unwissenheit oder böswillige Absicht verrieth, wenn socialistische Agitatoren dasselbe als ein für die Arbeiter ganz werthloses, ja wohl gar als ein ihnen nachtheiliges verschrieen, daß es aber auf der andern Seite sehr begreiflich ist, wenn dieser erste Ansatz zu einer gesetzgeberischen Regelung der Materie für das ganze Reich — und das war das Haftpflichtgesetz — noch unvollkommen und lückenhaft blieb. Seit dessen Inslebentreten sind nun nahezu neun Jahre vergangen, und zahlreiche Erfahrungen sind mit Anwendung des Gesetzes gemacht worden; inzwischen ist auch die Gemeinsamkeit der Rechtsgesetzgebung für das ganze deutsche Reich in allen Theilen mit alleiniger Ausnahme des bürgerlichen Rechts bereits verwirklicht worden, und auch für letzteres ist wenigstens die Competenz des Reichs zweifellos und festgestellt.

Genug, es scheint an der Zeit, an eine Revision des Haftpflichtgesetzes Hand zu legen, und es sind denn auch mehrfache Anregungen dazu bereits erfolgt, theils in der Form von Anträgen, Interpellationen u. dergl. m. im Reichstage selbst, theils auf dem Wege der Petition von außerhalb desselben. Jene ersteren bezweckten theils eine Erweiterung des Kreises der haftpflichtigen Gewerbe, theils Aenderungen in Bezug auf die Beweislast. In letzterer Beziehung ist unseres Wissens wiederum Leipzig mit gutem Beispiel vorangegangen; von da aus sind in jüngster Zeit gleichzeitig zwei ihrem Inhalte nach ziemlich ähnliche Petitionen um Erweiterung des Haftpflichtgesetzes an den Reichstag gerichtet worden, die eine von der „Gemeinnützigen", die andere von der „Polytechnischen Gesellschaft", also beide wiederum aus dem Kreise der Besitzenden, beziehentlich der Arbeitgeber.

Nur die erstere ist bisher veröffentlicht worden. Sie erbittet eine Erweiterung des wichtigen § 2 des Haftpflichtgesetzes nach zwei Seiten hin, einmal durch Aufnahme sämmtlicher Gewerbe, einschließlich der Landwirthschaft, in das Gesetz, zweitens durch eine erleichterte Beweisführung zu Gunsten der Beschädigten. Nach dieser Petition wäre § 2 so zu fassen:

„Jeder Unternehmer eines gewerblichen Betriebes — einschließlich der Landwirthschaft — haftet für den Schaden, der dadurch entsteht, daß im Betriebe seines Gewerbes durch sein Verschulden ein Mensch getödtet oder körperlich verletzt wird. Desgleichen haftet ein solcher, wenn er eine auf Schadensverhütung abzielende polizeiliche Anordnung der zuständigen Behörde vernachlässigt hat, für alle körperlichen Unfälle, welche durch Beobachtung der betreffenden Anordnung hätten vermieden werden können, ebenso, als hätte er dieselben verschuldet, wofern er nicht nachweist, daß der Unfall auch bei Beobachtung der polizeilichen Anordnung nicht hätte verhütet werden können. Endlich haftet derselbe auch für den unter gleichen Voraussetzungen von einem Bevollmächtigten oder Repräsentanten oder einer zur Leitung oder Beaufsichtigung des Betriebes oder der Arbeiter angenommenen Person durch ein Verschulden in Ausführung der Dienstverrichtungen herbeigeführten Schaden."

In dem jetzigen Stadium, wo eine Revision, eine Erweiterung oder Ergänzung des Haftpflichtgesetzes von 1871 seitens der Reichsgewalten in ziemlich sicherer und wohl auch nicht ferner Aussicht steht, schien es uns angemessen, die öffentliche Meinung und insbesondere die bei diesem Gesetze zunächst Betheiligten, Arbeitgeber und Arbeiter, über diese Materie — in Bezug auf welche zum Theil noch so manche irrige Ansichten und so manche vorgefaßte Meinungen bestehen — so viel wie möglich zu orientiren und aufzuklären. Und es konnte dies wohl nirgends besser geschehen, als in der überall hin, selbst bis in die Wohnungen der Arbeiter verbreiteten „Gartenlaube".

Wir beschränken uns für heute auf die obigen Andeutungen über den Inhalt, die Tragweite, die Vorzüge und die Mängel des bestehenden Haftpflichtgesetzes, so wie über die bereits gegebenen Anregungen zu Abänderungen desselben. In einem zweiten Artikel, der bald folgen soll, gedenken wir über die bisherigen praktischen Wirkungen des Haftpflichtgesetzes Einiges beizubringen.

(Schluß folgt.)

Altdeutsche Sagenstätten.

Von **M. v. Humbracht.**

I.

Wo im baierischen Unterfranken das Alzenauer Freigericht seinen dunkel bewaldeten Höhenzug an Dettingen vorüber gen Aschaffenburg erstreckt, haftet in der weiten Ebene, die der Mainstrom durchschneidet, das Auge vorzugsweise an einem Punkte; während diesseits alle die verstreut liegenden Ortschaften von nur einem niedrigen, sehr bescheidenen Kirchthürmchen überragt werden, streben jenseits des von Ufergebüschen dicht umsäumten Flusses mehrere äußerst stattliche Thürme hoch und schlank gen Himmel, und auch der kleine Häusercomplex, der sich da am Mainufer hindehnt, erhebt sich über einen „dörflichen" Anstrich. — Wenn wir die Mainfähre, die uns über den Strom getragen, verlassen, stehen wir auf hessen-darmstädtischem Gebiet, und zugleich auf dem althistorischen Boden von „Ober-Mühlheim", das durch Kaiser Karl den Großen seinen neuen Namen „Seligenstadt" erhielt.

Der Geschichte nach hatte Kaiser Karl zu Seligenstadt einen ähnlichen Reichspalast, wie zu Frankfurt am Main, wie zu Tribur und Ingelheim am Rhein. Ein uralter, mit etlichen

Digitized by Google

Steinbogen und kleinen Pilastern verzierter Mauerrest, der unmittelbar über dem Mainufer emporsteigt und noch jetzt den hochtönenden Namen „Palatium“ trägt, deutet den Platz an, wo sich einst die Seligenstädter Kaiserpfalz erhob, die noch wiederholt von den Regenten aus dem Geschlecht der Hohenstaufen zum Aufenthalt benutzt worden ist.

Für die Erbauung des Palatium zu Seligenstadt wäre nun genugsame Veranlassung zu finden in Kaiser Karl's besonderer Vorliebe für die Jagd und der Nähe seines Lieblingsforstes, des Dreieich, dessen Grenzen mit denen der übrigen beiden großartigen Reviere des alten, deutschen Reichswaldes, dem „Forehahi“ und Odenwald, so nahe zusammenliefen, daß die drei zusammen gleichsam eine einzige, nur hier und da durch Sumpfland unterbrochene Strecke tiefsten, wundervollsten Urwaldes bildeten. Zeugen doch von jener Vorliebe des Kaisers für den herrlichen Bannforst noch heute die Ruinen von Dreieichenhain, die Stätte bezeichnend, wo das kaiserliche Jagdschloß stand. Aber die Sage hat eine ganz andere Erklärung noch für den Vorzug des Ortes, einen Reichspalast erhalten zu haben, sowie für den Namen Seligenstadt, eine Erklärung, die uns gewissermaßen in den engsten Kreis der Familienverhältnisse jenes deutschen Kaisers einführt, dem Mit- und Nachwelt den ehrenvollen Beinamen „der Große“ gaben.

Der Liebesroman von Emma, der Tochter des Kaisers, die Eginhard, den Geheimschreiber ihres Vaters, heirathete, ist — wie man wohl sagen darf — ein in aller Welt bekannter. Die uralte Chronik des Klosters Lorsch, dessen gelehrten und fleißigen Mönchen wir so viele interessante Notizen und Berichte aus der fernen Vorzeit verdanken, bewahrte der Nachwelt auch jene anziehende Sage von deutscher Liebe und Treue auf. Der Ort nun, wohin Eginhard und Emma sich wandten, nachdem der Kaiser sie vom Hofe „und aus seinem Angesichte“ verbannt hatte — wo sie Beide lebten, starben und die Stätte ihrer ewigen Ruhe fanden, ist der Ueberlieferung zufolge eben in Seligenstadt und dessen ehemaliger Benedictiner-Abtei zu suchen.

Kaiser Karl der Große hatte sich, so heißt es, mit der Verbannung des jungen Paares selbst am härtesten gestraft. Emma war seine Lieblingstochter, Eginhard sein Günstling. Häusliche Tugenden zierten die junge Prinzessin; nicht umsonst hieß sie nach der fleißigen Biene „Imma“; und eine dieser häuslichen Tugenden wurde des verbannten Kaiserkindes Glück und der Grund zur Aussöhnung mit dem Vater: ihre besondere Meisterschaft in der Kochkunst.

Kaiser Carolus kam auf einem seiner Jagdzüge durch den Dreieich an des Maines Ufer bei Ober-Mühlheim und machte mit seinem Gefolge Rast in der Nähe einer Fischerhütte, die einsam dort am Strande lag, wo nun auf schöner Terrasse die Abtei Seligenstadt sich erhebt. In dem Fischerhäuschen griff die am Herde wirthschaftlich waltende junge Hausfrau in die Functionen des kaiserlichen Kochs ein. Sie kochte einen im Main eben geangelten Fisch auf die Weise, wie sie ihn einst ihrem Vater zubereitet. Kaum sah der Kaiser die Schüssel, so stieg die Erinnerung an sein verbanntes, seit lange umsonst gesuchtes Kind in ihm auf, und heftig fragte er: „wer den Fisch gekocht habe?“ — Der erschrockene Koch lief auf und davon; der Kaiser eilte zur Hütte und stand jetzt vor der einfach und ländlich gekleideten Frau. Er erkannte sie sofort; sie sank zu seinen Füßen hin, und er nahm sie an sein Herz, in dem sie fortan ihren alten Platz wieder behauptete. Auch mit Eginhard war er ausgesöhnt, als er seine Emma trotz Armuth und Entbehrung so beglückt und zufrieden fand. Damals rief er die Worte aus, welche dem Platze einen neuen Namen geben sollten: „Selig sei die Statt, wo sich meine Tochter wiedergefunden hat!“

Der Ort war seitdem ein geweihter für die drei Glücklichen. Den frommen Gebräuchen einer alten Zeit zu Folge — die an den Stellen, wo dem Menschen Glück und Heil widerfahren, der Gottesverehrung Ausdruck gab — begründeten Eginhard und Emma dort, wo sie den Kaiser und Vater mit sich ausgesöhnt hatten, ein Kloster, die Benedictiner-Abtei Seligenstadt. Anfangs weltlicher Vorsteher derselben, später nach dem 836 erfolgten Tode seiner Gattin Abt, schrieb Eginhard hier die meisten der Werke, welche seinen Gelehrtenruf feststellten, nicht aber seine berühmte Chronik über das Leben Kaiser Karl's des Großen, die ihm schon verschiedene Jahre früher einen Namen machte.

Die Abtei wurde 1802, nachdem sie über tausend Jahre bestanden, aufgehoben und Seligenstadt fiel an den Großherzog von Hessen. Die stattlichen Bauten der Kirche und des sich daran schließenden Convents erheben sich noch heute an ihrer alten Stelle nahe dem Mainufer, nur wenige Schritte von den Ueberresten des Palatium entfernt. Die Kirche beherrscht den Vordergrund des weiten Platzes, und hinter derselben dehnen sich in mächtigem Viereck die langgestreckten Flügel der Klosterbauten. Obgleich Um- und Anbau dem alterthümlichen Gotteshause vielfach schadeten, ist die Kirche mit ihren schönen Thürmen, ihrer großartigen Façade, eine besondere Zierde des Maingebiets. Sie wird neuerdings mit großer Pracht renovirt.

Interessanter — und zu den alten Zeiten und sagenhaften Geschichten passender war die Kirche früher. Es lag damals in dem düstern, tief umschatteten Raume dieser uralten Pfeilerbasilika, die noch ein Atrium besaß, ein geheimnißvoller, ein ganz unsagbarer Zauber. Das Grau der Wölbungen, hie und da der tiefe Verfall, dann die dunklen alten Chor- und Beichtstühle, der alterthümliche und eigenartige Bilderschmuck — all dieses Dunkle und Düstere paßte prachtvoll zu der Grabstätte inmitten des hohen Chors, zu jenem mit der Krone und dem Kaiserwappen der Karolinger gezierten mächtigen Sarkophage von schwarzem Marmor, den die Sage mit ihren grauen Schleiern umwob.

Im März des Jahres 1872 feierte Seligenstadt einen großen Triumph. Es ging nämlich seit lange die Sage: Eginhard und Emma wären nicht in jenem Marmorsarkophage, sondern zu Erbach im Odenwalde begraben. Wer je den interessanten alten Rittersaal des Erbacher Schlosses durchschritt und unten in der kleinen abgegrenzten Gruft vor dem großen einfachen Steinsarge stand, der wird dort auch gehört haben: „darin ruhen die Stammeltern des gräflich Erbach'schen Geschlechts, Eginhard, Herr und Graf von Erbach, ehemals Geheimschreiber Kaiser Karl's des Großen, und Emma, Eginhard's Gemahlin, des mächtigen Kaisers Lieblingstochter.“

Der Erbacher schlichte Steinsarg, ähnlich dem zu Verona als Ruhestätte Romeo's und Julien's erklärten, befand sich allerdings einst in der Seligenstädter Abteikirche; in ihm aber ruhten, wie die Seligenstädter Ueberlieferung besagte, Eginhard und Emma nur so lange, bis ein prachtliebender Abt einen Marmorsarkophag als passender erachtete für die Tochter und den Schwiegersohn eines großen deutschen Kaisers.

Im März 1872 nun, vor der Renovirung des hohen Chors, wurde der Marmorsarkophag von seinem alten Platze entfernt. Er kam in einen niedrigen Anbau im hohen Chor, in das sogenannte Kirchenarchiv. Dieses ist jetzt zur Capelle umgewandelt und durch offenen Eingang mit der Kirche verbunden. Vor der Veränderung des Platzes öffnete man den Sarkophag in Gegenwart einer dazu eingeladenen Commission, die aus verschiedenen höheren hessischen Beamten und Würdenträgern der Kirche bestand. Man legte dieser Commission zuvörderst ein altes Urkundenbuch der Abtei vor, in welchem Seligenstädter Klosterbrüder über eine gleiche Nachforschung nach den Gebeinen der berühmten Todten aus den Jahren 1607 und 1722 berichtet haben.

Nach hundertfünfzig Jahren stand man also abermals an dem uralten Grabe zu einem gleichen Zwecke versammelt. Der Wunsch, den alten Streit endlich beigelegt zu sehen, mochte diese letzte Nachforschung angeregt haben. Dieselbe fiel zu glänzender Rechtfertigung des alten Urkundenbuches aus; denn bis auf's Kleinste stimmten seine Angaben mit dem Inhalt sowohl des Sarkophags wie der darin ruhenden Documente überein. Der Anfang des neuen, vor Zeugen aufgenommenen Berichtes über den Befund, welcher Bericht von allen Anwesenden unterzeichnet wurde, mag hier wortgetreu folgen:

„Nach Hinwegnahme der marmornen Deckelplatte des Sarkophags erblickten wir, ungefähr ein Fuß tiefer, eine Bretterlage, und nach deren Entfernung wurde eine sargähnliche Lade sichtbar, die mit zwei Siegeln, denen des Abts Peter des Vierten Schultheiß, versehen war. Im Innern war diese Lade durch eine Querleiste in zwei Abtheilungen getheilt. In der einen derselben, gegen den Hochaltar hin, lagen zwei schwarzseidene Säckchen, an deren eines eine kleine Pergamentrolle angebunden; außerdem befand sich hier ein Stück schwarzen Zeuges aus ripsartigem Stoffe und ein Stück durchlöchertes Leinen. — In der andern, nach dem Schiff der Kirche gerichteten Abtheilung fanden sich,

Digitized by Google

in ein Stück schwarzen Seidenzeugs eingeschlagen, eine Reihe von Gebeinen in Ordnung neben einander liegend. Unter diesen lag eine schwarze Dalmatika mit einem einzelnen rothseidenen Längestreifen über Brust und Rücken. Darunter zwei Stücke Seidenzeug, welche je aus zwei rothen und von diesen umschlossenen gelben Streifen bestanden und deren Nähte durch einen schmalen blaugefärbten Lederstreifen gedeckt waren. Unter diesen lag wiederum ein Stück Leinen in verblaßten Farben. In ein ähnliches Stück Leinen waren die Gebeine eingeschlagen, welche das eine schwarze Säckchen enthielt. Beide Stücke waren auf den Nähten und inmitten der Streifen, nach einer gewissen Ordnung, mit Lederstückchen besetzt."

Hiermit und mit den beiliegenden Documenten war der Inhalt des Sarkophags erschöpft. Nach dem Wortlaut dieser alten Documente, die von vielen Conventualen unterzeichnet, waren die Gebeine als die von drei Personen: eines älteren Mannes, einer älteren Frau und einer im jugendlichen Alter Verstorbenen, näher recognoscirt, die beiden Ersteren als die von Eginhard und Emma, die der Jugendlichen als die einer Gisla. Die Gebeine Eginhard's lagen frei auf der Dalmatika, jene anderen in den beiden Säckchen. Der Pergamentstreifen an dem einen dieser Säckchen trug die Worte: „Ossa Dominae Gisla pia memoria." Wer diese junge Herrin war, ist nicht gesagt. Man vermuthet: eine Tochter von Eginhard und Emma. Dieser Gisla Andenken bewahrt auch noch das nahe bei Seligenstadt gelegene Dorf Zellhausen, wo Emma und Gisla als „fromme Veterinnen und Wohlthäterinnen der Armen" im Erinnern fortleben.

Nach dieser letzten Sarkophag-Eröffnung wurde Seligenstadt abermals eine besuchte Wallfahrtsstätte, nur daß fortan nicht mehr, wie in früheren Jahrhunderten, die Gebeine der heilig gesprochenen Märtyrer: „Marcellin und Peter" die Menschen dahin zogen — sondern die Grabstätte des berühmten Liebespaares den Magnet bildete. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß, nachdem der Streit zwischen Seligenstadt und Erbach zur Ruhe gekommen, ein anderer noch nicht schweigt: der Streit, ob Emma auch in Wahrheit eine Tochter Karl's des Großen gewesen. Nun: die gefundenen Urkunden gehen mit den alten Sagen und den Insignien auf dem Sarkophage Hand in Hand, und ein Ausspruch des berühmten Rhapsoden Dr. Jordan lautet dahin: „die alte Sage sei treuer und zuverlässiger, als die alte Geschichte".*

Weniger glücklich, als die Kirche, deren Restauration bereits weit vorgeschritten, sind die anderen Baureste der alten Abtei daran; sie bleiben vorläufig dem Verfall überlassen.

Das Prälaturhaus, das von allen Bauten des ehemaligen Convents das wohlerhaltenste ist, zeigt noch zur Zeit die „Kaiserzimmer". Bieten sie auch dem Auge die entsetzlichsten Spuren der Verwüstung, so tragen sie doch auch auf der andern Seite noch den Stempel ihrer einstigen Pracht in Stuckaturarbeit und vergoldeten Ledertapeten. Einer der Säle hat seinen Wandschmuck in alten Oelgemälden bewahrt. Diese, sowie die Fresken in anderen Räumen, weisen fromme oder gelehrte Motive auf. Die Abtei besitzt auch ein altes Bild von Eginhard und Emma, das Kaiser Leopold sich copiren ließ. Ein anderes Gemälde ist der Portraitstammbaum aller Aebte, von Eginhard ab bis in's achtzehnte Jahrhundert.

Das ganze Terrain des Klosters ist von hohen Mauern umgeben, welche alterthümliche, mit Wappen und Statuen verzierte Portale schmücken. Im Refectorium erreichte die Verwüstung den Höhegrad. Die prachtvolle, weit und hoch gewölbte Halle ist jetzt ein Holzschuppen. Und dabei steht noch am Eingange das schöne Weihbecken von Marmor; es berührt ebenso eigen, wie die Reste der Wandmalereien, wo Bischöfe in vollem Ornat den Stab segnend über Holz und Gerümpel neigen. Geradezu erschütternd aber wirkt in dem Raume, an dem zerbröckelten Pfeiler eines Fensterbogens, der letzte Ueberrest eines Gesichts: ein großes weitaufgeschlagenes Auge. Es starrt uns so ernst, so vorwurfsvoll an, daß man erschrocken, bestürzt zurückweicht.

Möchte Hessens Behörde diesen vorwurfsvollen Blick doch auf sich beziehen und durch ihn bewogen werden, der so stark um sich greifenden Verwüstung in der alten Eginhard'schen Abtei Einhalt zu thun!

Wie die Abtei ihre Wandlungen erfahren hat, so auch das Palatium. Die historische Stätte des alten Reichspalastes erkor sich ein speculativer Verfertiger guten Bieres zur Brauerei, und am Ende der letzten alt-interessanten Mauerwand zieht sich, unterhalb mächtiger Quadern und zierlicher Pilaster und Säulen, in friedlich einfacher Holzbedachung eine Kegelbahn hin. „Mainlust" heißt zur Zeit der Ort, der Garten, wo man sich nach allen historischen Kreuz- und Querzügen durch Seligenstadt ausruhen und erquicken kann. Der „Mainlust" gegenüber liegt am Saume des Alzenauer Freigerichts Dettingen, und blicken wir in die weite Ebene, so haben wir das Schlachtfeld vor uns, auf welchem 1743 die Pragmatische Armee unter König Georg dem Zweiten von England einen so blutigen Sieg über die Franzosen erfocht. Kirchhöfe der Umgegend bewahren auf alten Leichensteinen noch die Namen manches Opfers der Schlacht. Auch der dreißigjährige Krieg sandte seine verheerenden Horden in die Gegend, die nun den Stempel eines tiefen Friedens trägt und unter seinen Segnungen blühend gedieh.

Der Ort Seligenstadt selbst weist nur zwei mehr als zweifelhafte Erinnerungen an die Zeit Eginhard's auf.

Im Innern des Städtchens trägt ein uraltes Giebelhaus als Wahrzeichen einen Kopf. Die Einen deuten denselben dahin: „Das ist Kaiser Karl, der nach seiner Tochter ausschaut." Andere wiederum erzählen die Geschichte vom Fische und Koch mit einer Miene, als habe sie sich am Tage zuvor zugetragen, und sie enden den Bericht mit den Worten: „Bis hierher lief der Koch in seinem Schrecken, und das Haus, das nun hier steht, nahm seinen Kopf als Wahrzeichen." Im Gasthause „Zur Krone" aber bewahrt man einen kunstvoll geschnitzten Löffel mit Kette. Aus dem soll Karl der Große getrunken haben. Interessant ist das durch ein altes Fremdenbuch nachgewiesene Factum, daß Peter der Große, als er im Juni 1698 auf seiner Reise nach Rom in Seligenstadt übernachtete, jenen Carolus-Löffel als Becher benutzte. Auch andere deutsche Kaiser tranken daraus, die auf ihren Reisen zur Kaiserkrönung nach Frankfurt in Seligenstadts Abtei Rast machten.

Als wir vor Kurzem wiederum mit Freunden und Verehrern der altdeutschen Sage in Seligenstadt waren, nahmen wir von da aus den Rückweg nach Frankfurt über Dreieichenhain. Die dichten und dunkeln Fichten- und Föhrenwaldungen, die sich von Seligenstadt gen Offenbach erstrecken, die Laub- und Nadelwaldungen, welche wiederum gen Langen, Isenburg und Dreieichenhain sich hindehnen — es sind noch immer herrliche Waldbestände. Um Dreieichenhain haben sogar, woran der Name erinnert, noch die deutschen Eichenwaldungen ihr Reich. Vergebens aber sucht man unter den alten Baumriesen nach jenen berühmten „drei Eichen", einer alten Gerichtsstätte. Wo jetzt der Kirchplatz von Langen ist, sollen sie einst ihren Platz gehabt haben. Dafür besitzt Dreieichenhain eine sehr schöne Burgruine. Dort stand, wie schon bemerkt, ehemals das Jagdschloß Karl's des Großen, und dort rasteten nach der Sage Eginhard und Emma auf ihrem Verbannungswege. Unterhalb der Ruinen zieht sich ein Weiher entlang. Auch in seine Fluth senkte Fastrada, das von Kaiser Karl so glühend geliebte Weib, einen Zauberring, ihn wieder an die Stelle zu locken und da zu bannen, wo sie so glücklich mit ihm gewesen. Des Ringes Zauber wirkt der Sage nach noch immer. Wer die klare Fluth des stillen Wassers einmal erschaute, den zieht es wieder zur Stelle. Und wer ließe sich nicht gern zu jenen Eichenwäldern locken — in jene alten, sagenumsponnenen Ruinen, wo schon die Römer ein Castrum erbaut hatten! Man weist die Ansiedelung der Römer zu Seligenstadt und Dreieichenhain um die Zeit nach, wo Kaiser Trajan begann, die Südseite des Mainstromes ebenso zu befestigen, wie man zu Drusus' Zeiten seiner nördlichen Linie entlang Castelle erbaut und Pfahlgräben angelegt hatte. Wo jetzt in Seligenstadt, nahe der Abteikirche und dem Palatium, ein alter Mainthorthurm aufragt, soll ehemals sich eines der vier Thore eines römischen Castrum befunden haben: die Porta Sinistra.

Ein hessischer Chronist führt sogar an: in Seligenstadt wäre schon ein Theil der 22. römischen Legion detachirt gewesen,

* Wir unsrerseits ziehen es vor, uns an das Resultat der kritischen Geschichtsforschung zu halten. Nach demselben hat Eginhard allerdings die Abtei Seligenstadt gebaut, aber auf einem 815 ihm von Ludwig dem Frommen (Kaiser Karl starb 814) geschenkten Territorium, und seine Gemahlin Emma oder Imma, mit welcher er sich in die Abtei zurückzog, war nicht eine Tochter Karl's, sondern die Schwester des Bischofs Bernhard von Worms. Eginhard (oder Einhard) starb am 14. März 840. D. Red.

Digitized by Google

die bei der Zerstörung Jerusalems betheiligt war. Durch aufgefundene Votivsteine weist er das nach.

Der anmuthige Liebesroman von dem Geheimschreiber Eginhard und der Kaisertochter hat neuerdings eine reizvolle, vielbewunderte Darstellung von Künstlerhand gefunden. Zu Ingelheim am Rhein, wo einst das Palatium Karl's des Großen stand, erhebt sich zur Zeit die Villa des Baron Erlanger, und ihren Hauptschmuck bilden im Innern jene Darstellungen des Offenbachers Leopold Bode, zu welchen bei ihrer Ausstellung im Städel'schen Institut in Frankfurt am Main die Menschen tausendweis drängten. Jetzt zieht jener Sagencyclus die Rheintouristen nach Ingelheim; und Viele, Viele wandern von da, wo sie das Liebesleben von Eginhard und Emma im Bilde geschaut, an ihr Grab in der einsam gelegenen Abteikirche zu Seligenstadt.

Blätter und Blüthen.

Ausgewiesen. (Abbildung Seite 273.) Eines der Bilder, die sich selbst erklären: Eine arme Familie wird auf die Straße gestoßen, weil sie den Hauszins nicht bezahlen kann. Auch von den Hauptpersonen einer solchen Scene fehlt keine, die zur Erregung unseres Mitleids und unserer bis zum Zorn verbitterten Theilnahme am harten Schicksal der Armuth nöthig sind: der brutale Gebieter, der Gensd'arm, dessen Uniform den Ort der Handlung nach Italien verlegt und in dessen Gesichtszügen die Bedauernißmiene mit dem Zustand der Ausgewiesenen ausgedrückt ist, ferner der gleichgültige Diener, der das Ausräumen besorgt, und endlich die Neugierde, die an der andern Thür lauscht — man sieht nicht, mit welchen Gefühlen; — und diesen gegenüber der nur mit dem Nothwendigsten bekleidete Mann mit der geballten Faust, das weinende Weib, das frierende Kind und die verjagte Katze — und damit nichts fehle, was die Situation gehässig machen kann, so muß auch noch ein heftiger Regen das Hab und Gut der Armen auf der Straße durchnässen und verderben. Viele sehen vielleicht dieses Bild an und sagen: „Etwas Neues bringt es eben nicht." Nein, leider ist das nichts Neues, ja, dieses Elend der Armuth ist sogar etwas sehr Altes — aber wahrlich nicht zur Ehre der Menschheit. Wenn solche Bilder an die Pflicht mahnen, sie selbst durch die mehr und mehr vereint wirkende Thatkraft wahrer Menschenfreunde immer seltener zu machen, so haben sie ja einen Zweck, dessen Erreichung auch die drastischeste Darstellung solcher Scenen entschuldigt.

Eine seltene Frau. Am 6. April starb zu Altenburg Auguste Herz, geboren den 8. Juni 1824 zu Leipzig als Tochter des Mechanikus Kachler, seit 1843 Gattin des Dr. Heinrich Herz, der 1849 als Theilnehmer an dem Maikampfe in Dresden zum Tode verurtheilt und zu acht Jahren Landesgefängniß begnadigt ward, die er jedoch nur zur Hälfte verbüßte — und zwar in Hubertusburg. Während dieser langen Verwaistheit der Familie mußte die Frau selbst für sich und ihre fünf kleinen Kinder sorgen. Als eine der ersten Schülerinnen Friedrich Fröbel's, dessen Methode sie in Keilhau studirt, errichtete sie mit Hülfe der damaligen demokratischen Partei den „ersten Volkskindergarten" in Dresden und hielt Vorträge zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen. Nach einiger Zeit schloß aber die Polizei diese Anstalt als „staatsgefährlich".

Durch Schriftstellern („Hauserziehung und Kindergarten"), Musikstunden — sie war eine Schülerin Friedrich Wieck's — Turnunterricht ꝛc. erhielt sie ihre Familie, bis sie mit dem ihr zurückgegebenen Gatten eine Anstalt für blödsinnige Kinder in Meißen gründete. Als diese durch den Krieg und die Cholera von 1866 zurückging, ergänzte sie ihre Kenntnisse durch Privatstudien bei Professor Bock in Leipzig und erhielt von ihm ein treffliches zur Ausübung orthopädischer Curen genügendes Zeugniß. Sie betrieb zuerst in Dresden diese Praxis und dann in Altenburg, wo ihr Gemahl eine Erziehungsanstalt für Knaben übernahm. Dort ward sie für Gymnastik und Orthopädie am herzoglichen Fräuleinstift engagirt und errichtete nebenbei einen Cursaal. Das Vertrauen, welches ihr die herzogliche Familie wegen glücklicher Curen schenkte, trug ihren Ruf auch an andere Höfe und führte ihr, der einstigen „staatsgefährlichen Demokratin", Patienten höchsten Ranges zu. Im Kriege 1870–1871 zeichnete sie sich bei der Ankunft der Verwundeten wie im Lazareth so aus, daß sie den Orden des Eisernen Kreuzes, ebenso andere Orden und viele Auszeichnungen erhielt. Selbst der Schlachtendenker Moltke ehrte sie 1874 bei einer besonderen Veranlassung durch eigenhändiges Ueberreichen eines Lorbeerkranzes.

Viele von ihr Geheilte und die ganze Stadt erwiesen ihr bei ihrem Begräbnisse noch die größten Ehren, und Hunderte von Armen Altenburgs, deren Kindern sie unentgeltlich mit Rath und That beistand, segnen ihr Andenken. Ihr Gatte und neun erwachsene Kinder überleben sie.

Das Hören durch die Zähne und das Audiphon. Seit der Entdeckung von Telephon und Mikrophon wird häufig die Frage laut, ob denn diese Erfindungen nichts zur Milderung des schweren Gebrechens der Taubheit beitragen können? Man antwortet darauf am besten folgendermaßen: Wenn die Taubheit eine Folge der Arbeitseinstellung des Hörnerven und der inneren Organe ist, kann kein Mittel etwas helfen, während, wenn nur Verletzung des Trommelfells oder der äußern Gehörswerkzeuge vorliegt, der Fehler am besten durch mechanische Mittel (sogenannte künstliche Trommelfelle und dergleichen) vermindert werden kann. Die Natur des vorliegenden Uebels und das beste Mittel zur Abhülfe kann aber stets nur der Ohrenarzt angeben. Auf ein sehr eigenthümliches Mittel für diejenigen nicht seltenen Fälle, in denen blos Trommelfell und Gehörknöchelchen nicht in Ordnung sind, ist man schon seit längerer Zeit aufmerksam geworden; das Mittel besteht nämlich darin, daß die Schallschwingungen durch Mund, Zähne und Kopfknochen zu dem Hörnerven geleitet werden — ist es doch bekannt, daß manche schwerhörige Personen den Mund öffnen, um besser zu hören. Ein sehr gutes Mittel ist in dieser Richtung das seit langer Zeit bekannte Straßentelephon, ein Holz- oder Pappcylinder, dessen eine Oeffnung mit einer straffen Leder- oder Gummimembran bespannt ist; ein von der Mitte der letzteren ausgehender Faden leitet den Schall. Wenn ein Schwerhöriger, dessen innere Gehörswerkzeuge noch thätig sind, das Ende dieses Fadens zwischen den Zähnen faßt, so wird er noch in ziemlicher Entfernung verstehen, was Jemand in diesen ureinfachen Apparat hineinspricht, der vielen Schwerhörigen bessere Dienste leisten wird, als das Hörrohr.

Auf ähnlichen Grundsätzen beruht auch ein neu empfohlener Apparat, den R. G. Rhodes in Chicago kürzlich erdacht und „Audiphon" genannt hat. Derselbe besteht aus einem dünnen, etwas über handlangen und breiten Hartgummi-Blatt, welches wie ein Palmenblattfächer auf einem Handgriff befestigt ist und durch einige Fäden bogenförmig gespannt wird. Wenn man die Spitze dieses Fächers an die obere Kinnlade lehnt, so soll man, die gewölbte Seite nach außen gekehrt, unter den eben erwähnten Verhältnissen sehr viel besser hören als sonst.

Professor Colladon in Genf hat gefunden, daß dieses Instrument sehr vortheilhaft durch ein gleichschenkliges Dreieck von achtzehn Zoll Höhe bei zehn Zoll Grundlinie aus der elastischen, zur Appretur der Seiden- und Wollenwaaren gebrauchten Glanzpappe ersetzt wird, welches Dreieck sich Jeder für ein paar Pfennig herstellen kann. Wenn man dieses Papierdreieck an der Basis mit der Hand erfaßt und seine gefirnißte Spitze so gegen die Zähne stemmt (respective mit denselben festhält), daß ein gegen die Schallquelle gerichteter Bogen entsteht, so hört man bei nicht völliger Vernichtung des innern Organs unter allen Umständen besser. Professor Colladon hat in Taubstummenhäusern sehr günstige Resultate von dieser höchst einfachen Vorrichtung beobachtet, welche letztere, wenn schwarz lackirt, sehr wenig von dunkler Kleidung absticht und sowohl Musik wie Sprache selbst beinahe tauben Personen zugänglich machte. Es ist ein künstliches, vor dem Munde aufgespanntes Trommelfell, dessen Gehörknöchelchen, hier die Zähne, die von ihm mit breiter Fläche aufgefangene Schallerschütterung zu dem „innern Ohr" leiten.

Ein allgemeines sachliches Inhaltsverzeichniß über die fünfundzwanzig unter Ernst Keil's Redaction erschienenen Jahrgänge der „Gartenlaube". Von Friedrich Hofmann.

Die Nothwendigkeit der Herstellung eines Generalregisters über die ersten fünfundzwanzig Bände der „Gartenlaube" ist schon von vielen Besitzern einer großen Anzahl von Bänden unserer Zeitschrift empfunden und brieflich gegen uns geäußert worden. Zwar besteht bereits ein „Ausführliches Sachregister der ‚Gartenlaube'" vom ersten bis fünfzehnten Jahrgange (1853 bis 1867), und man könnte der Ansicht sein, es genüge eine Fortsetzung dieses Registers bis zum fünfundzwanzigsten Jahrgange, 1877. Dem widerspricht jedoch Zweierlei.

Erstens — müssen wir den Hauptfehler des früheren Registers vermeiden, welcher darin besteht, daß dort häufig das Stichwort den Artikelüberschriften entnommen ist, welche den Gegenstand der Aufsätze nicht immer in seiner nackten Sachlichkeit angeben, sondern ihn oft in eine halb durchsichtige Verhüllung kleiden. Damit war mancher Gegenstand für den nicht mit der zufälligen Ueberschrift des betreffenden Aufsatzes Bekannten unfindbar. Dem gegenüber machen wir es uns für das neue Verzeichniß zum Gesetz, als Stichwort uns die wahren Sachbezeichnungen und Namen dienen zu lassen, hinter welchen wir jedoch die in der „Gartenlaube" selbst gewählten Ueberschriften eingeklammert folgen lassen.

Zweitens — ist es unser Plan, in unserm Register den ganzen Reichthum an Wissensgegenständen darzulegen, welcher in fünfundzwanzig Jahrgängen der „Gartenlaube" enthalten ist und zum großen Theile, weil nur gelegentlich mitgetheilt und deshalb früher nicht registrirt, nutzlos begraben liegt. Jeder aufmerksame Leser weiß, daß in den meisten der größeren Artikel und selbst in mancher Mittheilung unter „Blätter und Blüthen" einzelne Besonderheiten, Gegenstände, Thatsachen, Personen ꝛc. mit mehr oder weniger Ausführlichkeit mit behandelt werden, ohne daß das Stichwort uns dieselben hier ahnen und suchen läßt. Diese Wissensschätze für den Leser zu heben, indem wir ihre Stichworte denen der übrigen Artikel einreihen, ist eine Hauptaufgabe unseres Registers.

Wie die „Gartenlaube" ihre Stoffe aus allen Gebieten des menschlichen Wissens, Wirkens und Könnens genommen, so weist das auf die beschriebene Weise vervollständigte Register den Lesern nach, daß ihre „Gartenlaube" ihnen den Reichthum eines Conversationslexicons bietet, nur daß sie in anmuthigerer Form ihre Belehrungen giebt und den Schmuck von etwa 3000 Illustrationen als Zugabe bringt. Kommt auch dieser Vortheil vollständig nur Denen zu Gute, welche die glücklichen Besitzer von allen Jahrgängen der „Gartenlaube" aus dem ersten Vierteljahrhundert ihres Bestehens sind, so empfinden doch auch Diejenigen die Wohlthat des Registers, welche nur eine kürzere Reihe von Bänden um Rath fragen können; denn auch ihnen wird der volle Inhalt derselben erst durch das Register zu einem jederzeit und in jedem Theile nutzbaren.

Dem Sachregister schließt sich ein Illustrations- und, auf vielfach ausgesprochenen Wunsch, auch ein Mitarbeiter-Verzeichniß an, welch letzteres die Namen der Schriftsteller und Künstler des Blattes aus den fünfundzwanzig Jahrgängen aufführt.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil.**

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 18. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Martha und Maria.

Novelle von Hieronymus Lorm.

1.

Unter den europäischen Culturvölkern haben nur die Russen, insofern man sie dazu zählen darf, einen richtigen Begriff von ländlicher Einsamkeit. Um sie als solche zu empfinden, darf man natürlich nicht ein Bauer sein oder irgend einem Berufe angehören, der außerhalb der Städte erfüllt wird; denn ländliche Einsamkeit empfindet nur, wer früher ihr Gegentheil, den Glanz der gebildeten Geselligkeit in großen Städten, kennen gelernt hat.

In allen Culturländern schlingt sich ein Rest dieses Glanzes, ein Widerschein städtischer Lebensformen in die ländliche Einsamkeit des kleinsten Dorfes mit hinein. Nur in Rußland, mit seinen unendlich weiten, unwegsamen Straßen und seinen eingegrenzten Standesverhältnissen, kann die ländliche Einsamkeit mitunter eine Welt für sich allein werden, mit eigenen, ihr ausschließlich angehörenden Lebensbedingungen, eine Abgeschiedenheit, die über Alles hinausreicht, was ein halbwegs gebildeter Gesellschaftsmensch in dieser Beziehung jemals geschaut und empfunden hat.

Sergey Iwanowitsch Nikrachewsky war aber keineswegs ein blos halbwegs gebildeter Mensch. Er hatte bis zum Jahre 1856 alle kriegerischen Affairen seines Vaterlandes in Asien wie in Europa als Officier mitgemacht. Wenn ihm diese Aufgabe auch nicht gestattet hatte, seine Liebe zur Naturforschung und zur Philosophie gründlich zu befriedigen, so hatte er seinem Beruf doch stets die Zeit und die Ruhe zur Selbsteinweihung in die Wissenschaften abzuzwingen gewußt. Da übrigens wahre Bildung nicht aus der unfruchtbaren Anhäufung von Kenntnissen besteht, sondern sehr wörtlich als etwas, das sich auf Grund der erworbenen Kenntnisse selbstständig im Menschen gebildet hat, folglich als eine Weltanschauung aufzufassen ist, so war Sergey Iwanowitsch Nikrachewsky, als er fünfunddreißig Lebensjahre zählte, in diesem Sinne ein gebildeter Mann.

Er war von Natur aus zur Melancholie angelegt, hatte jedoch eine stark ausgeprägte Neigung, alles Thun und Lassen sittlich zu begründen, sodaß er sich einem Hang zu müßiger, gedankenloser Trübseligkeit, zu andauernder Verdrießlichkeit nicht überließ. Schamhaft verhüllte er vielmehr die in seinem Gemüthe wurzelnde Melancholie wie einen Fehler, wie eine Schuld und gewann seinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen einen Gleichmuth ab, der als ruhige Heiterkeit erschien.

Die wahre Beschaffenheit seines Innern hätte nur der errathen können, welcher seinen allgemeinen Aeußerungen besondere Aufmerksamkeit geschenkt haben würde. So sprach er zum Beispiel gern und viel über das Verhältniß des Glaubens zum Wissen, und weil einem ernsthaften und nicht frivolen Ungenügen am Glauben stets ein inniges Verlangen nach dessen Tröstungen, ein hingebendes Versenken in die heiligen Schriften vorhergehen muß, so war er ein bibelfester Philosoph. Oft äußerte er in verschiedenartiger Gesprächsform, das wahre Martyrium des Heilandes wäre nicht gewesen, daß er an's Kreuz genagelt wurde, sondern daß er wieder auferstehen mußte.

In solcher Lebensstimmung war es natürlich, daß er die Erbschaft eines kleinen Gutes im nordöstlich von Moskau gelegenen Gouvernement Kostroma mit dem Entschlusse antrat, die eigene Scholle nicht mehr zu verlassen und ein Gegengewicht zum beständigen Widerwillen, womit ihn das Treiben der Welt, besonders in Gestalt der politischen Zustände seines Vaterlandes, erfüllte, in der Abkehr von ihr, in der Einsamkeit, zu suchen. Wer sich ausschließlich landwirthschaftlichen Beschäftigungen widmet, ohne einen raffinirten, einen andern als den von selbst sich ergebenden Gewinn daraus ziehen zu wollen und folglich ohne zu einem vielgestaltigen Menschenverkehr genöthigt zu sein, der befreit sich gewissermaßen vom politischen Charakter seines Landes und gehört nur noch dem Naturleben in der allgemeinen menschlichen Bedeutung desselben an.

So einsam nun auch Sergey dahinlebte, er gab auch dieser Lebensform so wenig wie seiner Melancholie einen fanatischen Anstrich. Bereitwillig unterbrach er vielmehr seine Einsamkeit, wenn dies von einem Interesse des Gemüths oder einer sittlichen Pflichterfüllung erheischt wurde. Die Beziehung zu seinem Freunde Nikolai Alexandrowitsch Towaroff schloß solches Interesse und solche Pflicht mit ein.

Towaroff war zehn Jahre älter als Sergey und war dessen Vorgesetzter im Militärstande gewesen. Beide Männer waren von früh an durch ein starkes Freundschaftsgefühl verbunden, ohne daß sie sich über dasselbe jemals ausgesprochen hätten. Ihre Gespräche waren im Gegentheil ein beständiges feindselig scheinendes Streiten. Denn obgleich Towaroff nicht wie Nikrachewsky eine fertige Gedankenwelt in sich trug und überhaupt dem Nachdenken nicht zugethan war, bildete doch seine Auffassung der Dinge einen vollständigen Contrast zur Weltanschauung des Freundes. Towaroff war mit der Beschaffenheit der Welt vollkommen zufrieden und behauptete oft, er wäre der glücklichste Mensch in dieser Welt, wenn die äußeren Umstände seine gute Laune nur einigermaßen unterstützt, ihm nur ein wenig die Last der Sorgen erleichtert hätten. Denn wie die Disposition der Gemüther, war auch das Schicksal der Freunde entgegengesetzter Art. Sergey Iwanowitsch

Digitized by Google

Nikrachewsky besaß mehr, als seine wesentlichsten Bedürfnisse erheischten; Nikolai Alexandrowitsch Towaroff weniger, als selbst die Nothwendigkeit erforderte. In jungen Jahren hatte er viel vergeudet und zwei Jahre nach seiner Mündigkeit ein armes Mädchen geheirathet.

Wäre es aus Liebe geschehen, der Bund wäre ihm vielleicht zum Segen gereicht, das Seelenglück hätte ihn in Bezug auf andere Besitzthümer genugsamer gemacht. Es war aber nicht aus Liebe geschehen, sondern aus — guter Laune, aus jenem holden Leichtsinn, der sich von wüster Tollheit durch das Edle der Absichten unterscheidet. Das Mädchen hatte ihm in dem Grade gefallen, daß er keine Verführungskünste anwenden mochte, aber es hatte ihm nicht in dem Maße gefallen, daß er auf dasselbe nicht, ohne zu verzweifeln, hätte verzichten können.

Er fand bald keine Freude mehr an seinem Hause, obgleich es niemals zu offenen Conflicten zwischen dem gutmüthig lebensfrohen Manne und der still demüthigen Frau gekommen war. Die Geburt einer Tochter beglückte ihn nur in bescheidenem Maße, weil sich seine Phantasie vom Besitz eines Sohnes besonders erfreuliche Vorstellungen gebildet hatte, und als auch das zweite Kind weiblichen Geschlechtes war, schickte er die Mutter sammt den kleinen Mädchen auf sein Gut im Gouvernement Wladimir.

Das Gut stammte von einem seiner mütterlichen Verwandten, Andreeff, und führte darum noch immer den Namen Andrejewo. Es bildete so ziemlich den Inbegriff seiner letzten Habe, war aber auch schon bis über die Schornsteine des Herrenhauses mit Schulden belastet. Alle heilige Zeit einmal besuchte dort Nikolai Alexandrowitsch seine Familie. Als seine Gattin starb, war es für ihn gerade an der Zeit, den Abschied vom Militär zu nehmen. Er fand zu Hause am Sarge seiner Frau zwei halberwachsene Töchter, Matrjona und Milinka, deren weitere Pflege und sorgsame Erziehung fortan allein zu übernehmen der hell durchsichtige Vorwand war, weshalb er nicht mehr nach Moskau oder Petersburg zurückkehrte, sondern von jetzt an ununterbrochen die erzwungene „Ruhe mit Würde" genoß.

Die ältere Tochter, Matrjona, hatte schwarze Haare und in derselben Farbe funkelnde Augen; sie hatte sich gleich nach dem Tode der Mutter bereit und geschickt gezeigt, die Geschäfte der Haushaltung auf sich zu nehmen. All die kleinen Kunststücke, um die würdige Repräsentation des Hauses und zugleich einen wenn auch nur mäßigen Comfort auf dem Wege äußerster Sparsamkeit zu erreichen, hatte Matrjona der Mutter treu abgelernt.

Die jüngere Tochter hingegen, eine zarte blauäugige Blondine, verrieth einigen Widerstand gegen Beschäftigungen, welche sie mit dem Namen Prosa belegte, und befand sich außerordentlich wohl, wenn sie ungestört den schönen Künsten, namentlich aber der Lectüre sich hingeben durfte.

Matrjona's Vorliebe für haushälterische Obliegenheiten hatte zur Folge, daß das Mädchen fast ausschließlich mit ihnen betraut war, wobei die um ein Jahr jüngere Schwester sie nur wenig unterstützte. Indessen ward Matrjona deshalb doch nicht der Pflicht enthoben, an dem Unterricht in wissenschaftlichen Gegenständen ausgiebig theilzunehmen. In der Kindheit hatte diesen Unterricht eine Bonne besorgt, die später Gouvernante und, als die Mädchen dem zwanzigsten Lebensjahre nahe kamen, Gesellschafterin genannt wurde. Ernsthaft aber und in strenger Form ertheilte den Unterricht ein Deutscher, der in der nahen Kreisstadt als Sprachmeister lebte und schon bei Lebzeiten der Mutter, da die Mädchen in das Backfischalter getreten waren, jede Woche für zwei Tage nach Andrejewo kam. Die Sommerferien und die Weihnachtswoche brachte er dort stets als Gast zu, jedesmal mit zwei schweren Kisten ankommend, die seine Bücher enthielten, und ein Packchen mit seiner Wäsche unter dem Arme tragend.

Er führte den Namen Hesekiel Nazarus und ließ sich Doctor tituliren, eine Gefälligkeit, die man ihm auch ohne weitere Prüfung des Thatbestandes gern erwies. Da er niemals lachte und beständig rauchte, so hatte er den Mädchen keine sympathische Erscheinung sein können, und der Vater, Nikolai Alexandrowitsch, ließ, so oft er des Sprachmeisters ansichtig geworden war, den stereotypen Witz vernehmen:

„Der Doctor Nazarus steht im Geruch der Gelehrsamkeit und des Tabaks."

Trotzdem widmete Milinka ihrem Lehrer in deutscher Sprache und Literatur sowie in Geographie und Geschichte einen unbegrenzten Respect, eine bis zur Demuth gehende Hochachtung vor seinen Kenntnissen, während Matrjona in die gebotene Ehrerbietung einen leisen Zug von Spott und Verachtung zu mischen nicht unterlassen konnte.

Wenn man sie darüber zur Rede stellte, so erwiderte sie lachend: „Ich würde dem Doctor Nazarus gewiß sehr gut sein, wenn ich ihn nur immer, noch bevor ich ihn zu sehen bekomme, erst waschen könnte."

Hesekiel Nazarus hatte für Rußland, das er bereits seit dreißig Jahren bewohnte, große Vorliebe. Den Grund wußte Niemand, aber es kümmerte sich auch Niemand darum. Die Thatsache genügte, um ihn sowohl beim Gutsherrn wie bei den dienenden Hausgenossen in unwandelbare Gunst zu setzen. Stets hatte er ein Lob für russische Eigenthümlichkeiten auf den Lippen, und eine Entschuldigung vorkommender Ungeheuerlichkeiten drückten wenigstens seine Mienen aus.

Er pflegte gewohnheitsmäßig und ohne weiteres Nachdenken dasjenige, was er vor einem Menschenalter, bevor er Deutschland verlassen, an Büchern und Schriften kennen gelernt hatte, für die neueste deutsche Literatur zu halten. So sagte er in den fünfziger Jahren: „Soeben ist eine neue Erzählung von H. Clauren erschienen, dem ersten jetzt lebenden Romanschriftsteller der Deutschen. Das Buch ist freilich selbst in Moskau noch nicht zu haben, aber die russischen Buchhandlungen müßten Zauberer sein, wenn man bei so großer Entfernung eine so rasche Beförderung von ihnen verlangen könnte."

Das Herrenhaus von Andrejewo empfing außer dem Doctor Hesekiel Nazarus nur selten einen Gast. Es wurde neben der Gutsherrschaft blos noch von dienstthuenden Leuten bewohnt, und deren waren nur drei an der Zahl: die schon erwähnte Gesellschafterin, eine uralte Köchin und ein Kutscher. Letzterer konnte sein wichtiges Amt nicht zu jeder Zeit bekleiden, einfach aus Mangel an Pferden. Nikolai Alexandrowitsch wußte an denselben stets einen unleidlichen Fehler zu entdecken, so oft ihm die Fütterung eine unerschwingliche Last zu werden drohte, und nach der Veräußerung, unter dem Vorwand, die entsprechende Rasse erst suchen zu müssen, die Wiederanschaffung lange hinauszuschieben. Besuche von und bei Gutsnachbarn fanden nicht statt; denn je umfassender die russische Gastfreundschaft sich gestaltet, die nicht blos die Bewirthung des einzelnen Besuchers, sondern auch die seiner Angehörigen und Dienerschaft und oft für mehrere Wochen erfordert, um so mehr trug man Bedenken das Herrenhaus von Andrejewo damit zu belasten, was zur natürlichen Folge hatte, daß auch die Bewohner des letzteren es niemals zu dem Zwecke verließen, um bei Freunden in der Nachbarschaft gastliche Aufnahme zu finden.

So verlief das Leben auf Andrejewo in einer ununterbrochnen Einförmigkeit, welche jede zufällig sich darbietende Abwechselung oder Neuerung im Lichte eines großen Ereignisses erscheinen lassen mußte. Als solches wurde es denn auch aufgenommen, als der geliebteste Freund und ehemalige Camerad Towaroff's, als Sergey Iwanowitsch Nikrachewsky im Gouvernement Kostroma sich ansiedelte. Die erste Meldung von diesem Ereigniß brachte Nikolai ganz außer sich vor Freude.

„Dieser einzige Mann," rief er, „ersetzt mir das Officierscasino in Moskau, die Balle in Petersburg und die Jagden bei Kiew. Wie sehne ich mich, mit ihm grob zu werden! Denn er ist ein schwarzgalliger Misanthrop, dem man zuweilen einen Schlag geben muß, um ihn wieder auf einen vernünftigen Weg zu bringen. So lange er es aber nicht zu bunt treibt, so lange man ihn gewähren lassen kann, ist er ein bezaubernder Mensch."

Auch Sergey freute sich, dem alten Freunde räumlich näher zu kommen und die Gespräche und Discussionen über die zwischen ihnen herrschenden Verschiedenheiten der Lebensauffassung zu erneuern. Sergey, der auch durch die Sanftmuth und Gelassenheit beim Disputiren ein Gegensatz zu Nikolai war, liebte diesen über Alles, ohne sich eines andern Grundes dafür bewußt zu sein, als daß er im Freunde den Ausdruck der reinsten Lebensfreude bewunderte, die, wenn sie nicht momentane Betäubung ist, sondern zur Natur des Gemüthes gehört, auf Andere stets anziehend und erfrischend wirkt. Da beide Freunde für das Briefschreiben nicht eingenommen waren, so hatten sie sich während langer Trennung über ihre gegenseitigen Verhältnisse kaum eine Kunde gegeben.

Nicht lange dauerte es, und die Besuche Sergey's waren

Digitized by Google

ein nothwendiger Bestandtheil des Lebens auf Andrejewo geworden. Mit Staunen und doch mit kaltem Gleichmuth sah und beobachtete er die schön erblühten Töchter des Freundes, die eben in der Vollgewalt ihres Reizes standen. Die Unterhaltung im Familienkreise gab den Mädchen Gelegenheit, ihre Gesinnungen, Wünsche, Lebenshoffnungen auszusprechen. Sergey fand dann, wenn er sich den langweiligen Weg der Heimkehr durch Nachsinnen verkürzte, genügenden Grund, sich über sich selbst zu wundern. Denn ohne dabei die äußere Erscheinung im Geringsten in Anschlag zu bringen, empfand er doch, soweit er derartigen Eindrücken überhaupt zugänglich war, mehr Wohlgefallen an der durchaus praktisch gesinnten Matrjona, als an der zu schwärmerischen Gefühlen und Abstractionen geneigten Milinka, während nach seiner eigenen Natur und Denkungsweise gerade das Gegentheil hätte der Fall sein sollen.

Er hatte eines Tages Gelegenheit, die verschiedenen Charaktere der beiden Mädchen zu erörtern. Denn er genoß die Ehre, bei sehr schlechtem Wetter und weil wieder einmal Nikolai's Pferde zu große Fehler gehabt hatten, in seinem eigenen Wagen Herrn Hesekiel Nazarus nach der Kreisstadt zu bringen.

Der deutsche Sprachmeister hatte schon längst entdeckt, daß Nikrachewsky mit der Philosophie nicht unbekannt und stets wißbegierig war, mehr darüber zu erfahren. Nazarus selbst war in der Leibnitz-Wolff'schen Schule stecken geblieben und vollkommen überzeugt, daß Alles, was später auf diesem Gebiet an den Tag getreten und was er zufällig nicht mehr gelesen, durchaus keine Bedeutung hatte. Als Sergey, der mit Kant vertraut war, nach diesem fragte, antwortete Nazarus:

„Ja, ich weiß, das ist einer von den Neueren, aber die Jungen taugen alle gar nichts. Ich bedaure sehr, mein guter Herr, daß Sie meine Werke nicht gelesen haben."

„So!" rief Sergey höchst überrascht, „das will ich nachholen! Wo sind denn die Werke zu haben?"

„Sie sind nicht geschrieben," erwiderte Nazarus, heftige Rauchwolken von sich stoßend; „ich habe niemals freie Zeit dazu gehabt, und außerdem verträgt meine Natur das Schreiben nicht gut. Ich nicke dabei regelmäßig ein und schlafe meinen Lesern das Beste weg. Uebrigens," fuhr er nach einer Pause fort, „darf man, um Weltweisheit zu schöpfen, nicht zu weit in die Jahrhunderte zurückgehen. Denn ohne Rauchen läßt sich nach meiner Meinung nichts Gescheidtes ausdenken. Der Tabak kam erst nach der Entdeckung Amerikas zu uns; Weltweisheit läßt sich also frühestens vom sechszehnten Jahrhundert erwarten."

Sergey erwiderte hierauf nichts, um den Gedanken nicht aussprechen zu müssen, daß er sich mit dem Sprachmeister nicht wohl in Wissenschaft werde ergehen können. Weil aber Nazarus doch unverkennbar ein frommer Mann war, sagte Sergey:

„Sie haben gewiß bemerkt, Herr Doctor, daß die Töchter meines Freundes Nikolai Alexandrowitsch von sehr verschiedener Natur sind. Mir ist dabei heute eine Bibelstelle in's Gedächtniß gekommen, ohne daß ich mich im Moment darauf besinnen könnte, wie sie eigentlich lautet."

Das war für Nazarus eine willkommene Gelegenheit, zu zeigen, wie bibelfest er war. Er fragte nur noch, worin die Verschiedenheit bestehen möge, die Sergey meinte; denn von selbst war der Sprachmeister niemals darauf gekommen, psychologische Bemerkungen anzustellen. Sergey erklärte ihm nun, daß Matrjona ihm den Eindruck einer durchaus dem realen Leben zugewendeten Seele mache, während Milinka nicht bezweifeln lasse, daß ihr Herz und ihre Geistesrichtung idealeren Interessen sich zuneige. Mehrmals mußte Sergey diese Auffassung auseinander setzen, ehe der alte Lehrer verstand, was der Edelmann meinte. Dann aber besann er sich wenig mehr und sagte:

„Sie haben an das Evangelium Lucas gedacht, Capitel 10, Vers 38 bis 42."

Dann citirte er sogleich wörtlich:

„Es begab sich aber, da sie wandelten, ging er in einen Markt. Da war ein Weib, mit Namen Martha, die nahm ihn auf in ihr Haus. Und sie hatte eine Schwester, die hieß Maria; die setzte sich zu Jesu Füßen und hörte seiner Rede zu. Martha aber machte sich viel zu schaffen, ihm zu dienen. Und sie trat hinzu und sprach: ‚Herr, fragst Du nicht darnach, daß mich meine Schwester lässet allein dienen? Sage ihr doch, daß sie es auch angreife!' Jesus aber antwortete und sprach zu ihr: ‚Martha, Martha, Du hast viele Sorge und Mühe, eins aber ist noth. Maria hat das gute Theil erwählet, das soll nicht von ihr genommen werden.'"

Nazarus fügte seinem Citat hinzu:

„Merkwürdig, daß es hier keine Parallelstelle in den anderen Evangelien giebt."

„Die Parallele finden wir im Leben," sagte Sergey, „und doch —"

Er schwieg.

2.

Als Sergey nach einigen Tagen in Andrejewo erschien, fand er den Arzt im Hause. Man hatte ihn aus der Kreisstadt kommen lassen, weil Towaroff von einem Krampfanfall war ergriffen worden. Der Arzt kam nun täglich und schien es besonders darauf abgesehen zu haben, die Wirkungen eines Besuches Sergey's zu beobachten.

Dieser gab sich unbefangen wie gewöhnlich der Unterhaltung mit Nikolai hin. Es handelte sich diesmal um eine Verwandte Sergey's, um die Gräfin Varinka Wladimirowna Tschatscherin in Petersburg, die Schwester seines verstorbenen Vaters. Sie war längst Witwe; ein Sohn war auf dem Felde der Ehre geblieben, eine Tochter in Frankreich verheirathet. Die Trennung von ihrem einzigen noch lebenden Kinde schmerzte sie sehr; dennoch konnte sie sich nicht entschließen, Rußland auf die Dauer zu verlassen.

Diese Tante Sergey's war keineswegs damit einverstanden, daß Sergey sich nach dem Verlassen des Militärdienstes wie ein Schwärmer, wie ein Sonderling in die Einsamkeit zurückzog. Sie wollte, daß er die ihm günstigen Chancen benutze, um im Staatsdienst von Neuem Carrière zu machen, und schrieb ihm lange Briefe, um ihm die Ueberzeugung beizubringen.

Nikolai Alexandrowitsch war ganz derselben Meinung.

„Die Gräfin Tschatscherin ist eine Frau nach meinem Herzen," rief er; „ich verliere sehr viel an Dir, das weißt Du, Sergey Iwanowitsch; die Teufel der erzwungenen Weltflucht, der Langenweile werden sich mir wieder auf Brust und Nacken setzen. Aber alle Teufel der Erde und der Hölle sollen mich nicht verleiten, einen guten Freund in seiner verstockten Dummheit zu bestärken!"

„Was verstehst Du unter verstockter Dummheit?" erwiderte Sergey ganz gelassen; „daß ich nicht die Uniform ausgezogen haben will, blos um eine Livrée dafür anzuziehen?"

Dem guten Nikolai stieg auf diese Rede das Blut in's Gesicht.

„Da bist Du wieder bei Deinem Thema!" begann er eine lange Strafpredigt, in deren Verlauf seine Aufregung stets größer und seine Stimme stets lauter wurde. Als die Aufregung Nikolai's am stärksten geworden war, trat der Arzt in's Zimmer. Er untersuchte den Zustand Nikolai's und gab dann, indem er sich von diesem verabschiedete, Sergey einen leisen Wink. Nikolai durfte sein Gemach nicht verlassen, und Sergey gehorchte dem Winke und begleitete den Scheidenden. Als sie außer der Hörweite des Kranken waren, erklärte der Arzt, daß die Gespräche der Freunde für den leidenden Towaroff lebensgefährlich wären, gerade weil er die ihm daraus erstehende Aufregung so sehr liebte, wie ein Branntweintrinker den Rausch, und daß es gut wäre, wenn die Zusammenkünfte für einige Wochen unterbrochen werden könnten; nur dürfe Towaroff den wahren Grund der Unterbrechung nicht ahnen.

Sergey ließ sich dies gesagt sein. Zum Freunde zurückgekehrt, warf er sich wie erschöpft in einen Sessel und sprach:

„Ich bin hinausgegangen, um frische Luft zu athmen. Unsere Debatten greifen meine Nerven an. Ja, ich habe Nerven, wie mir der Arzt soeben betheuerte. Bisher glaubte ich, Nerven wären ausschließlich ein Bestandtheil des weiblichen Körpers. Zehn Jahre jünger als Du, Nikolai, bin ich um zehn Jahre älter nach meiner Schwäche und leiblichen Beschaffenheit. Wir dürfen, um meinetwillen, eine Zeit lang nicht mehr zusammenkommen."

Nikolai war sehr erschrocken.

„Wie lange willst Du fortbleiben?" fragte er.

„Ich weiß es nicht," antwortete Sergey, „aber ich will Dir eine Art Vertrag vorschlagen."

Man war jetzt im November, und sie kamen überein, daß

Digitized by Google

sie sich am Neujahrstage wiedersehen wollten, nach vorausgegangener brieflicher Verständigung, ob in Andrejewo oder bei Sergey. Sollte jedoch für Einen von ihnen ein wichtiges, selbst nur ein ungewöhnliches Ereigniß eintreten, das er dem Andern mündlich mittheilen müsse oder wolle, so wäre eine Ausnahme zu machen, und in diesem Falle könne Einer den Andern ungehindert besuchen. Selbst den beiden Mädchen, als er ihnen Lebewohl sagte, vertraute Sergey nicht den wahren Grund an, weshalb er für längere Zeit Abschied nahm.

Beide Schwestern waren schmerzlich bewegt, daß sie den Freund ihres Vaters bis zu Neujahr nicht wiedersehen sollten. Der Tag ging eben zur Neige; das Wetter war grau und unheimlich geworden und Schneewolken zogen am Himmel hin. Matrjona verließ plötzlich den Salon und lief zu Wania, dem alten Diener, der Sergey immer begleitete. Sie kehrte zurück und erklärte mit eifrigen Worten, daß Sergey für die plötzliche Verschlimmerung des Wetters nicht genügend ausgestattet sei. Sie bat ihn, Wania zu erlauben, einen Pelz des Vaters, ein Fell und einen Teppich für den Wagen mitzunehmen, was jener mit Dank zuließ.

Während ihrer Entfernung hatte Sergey eine tiefer gehende Unterhaltung mit Milinka geführt. Nachdem er ihr den Inhalt seines letzten Zwiegespräches mit Nikolai angedeutet, war sie fast begeistert in der Zustimmung zu den Motiven, welche Sergey für sein Zurückziehen von der Welt geltend machte. Er war davon so angenehm bewegt, daß er sich nicht enthalten konnte, auch die ältere Schwester zu einer Entscheidung über die Frage aufzufordern. Er gab ihr zuvor noch die Gründe für seine eigene Entscheidung an.

Matrjona dachte einen Augenblick nach und sagte dann sehr gelassen: „Die Richtigkeit der Motive zu beurtheilen, die zur Weltabgeschiedenheit veranlassen können, bin ich wohl zu jung und zu unerfahren. Ich glaube jedoch, daß Grundsätze allein hier gar nichts zu sagen haben, sondern nur das Wichtigste und Köstlichste, was ein Mensch nach meiner Meinung besitzt, seine Gemüthsstimmung, eine entscheidende Stimme hat. Ob Einer sich wohler in der Einsamkeit oder in der Welt fühlt, davon hängt es ab. Man kann zur Noth für einen Andern denken, wenn er selbst keine Einsicht hat, aber man kann für keinen Andern fühlen. Und das Glück, das hier die Wahl bestimmen soll, liegt doch immer nur im Gefühl."

Dies klang nicht so schmeichlerisch wie der Beifall, den ihm Milinka gezollt hatte, aber es lagerte sich wie ein Stoff zu fernerem und langem Nachdenken in seiner Seele ab. Vorläufig, im stillen Hinbrüten während der Heimfahrt, kleidete er diesen Stoff nur in die oft halblaut wiederholten Worte: „Matrjona und Milinka — Martha und Maria."

Gänzlich entfernt aber war er von dem Gedanken, diesen Gegensatz als eine Frage zu fassen, und „Martha oder Maria" vor sich hinzusagen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mozart-Diner bei Schikaneder.

„Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen zum Ritt in das alte romantische Land!" so beginnt Wieland seinen „Oberon". Die Phantasie hat die Fähigkeit und daher die Erlaubniß, auch die denkbar weitesten Klüfte zu überbrücken. Zeit und Raum sind für sie in der That keine realen Dinge. Sie gruppirt Alles, was für sie zusammengehört, in einem idealen Raume und drängt es in einen gedachten Moment zusammen. Wie hätte der weltberühmte „kaiserlich königliche Kammercompositeur" Gluck, ja nur der kaiserlich königliche Hofcapellmeister Salieri nebst den vornehmen Primadonnen vom kaiserlich königlichen Hoftheater bei einem vorstädtischen Theaterprincipal von dem Schlage Schikaneder's sich je zu Tische befinden sollen? Auch Mozart's schöne Schwägerin, Aloysia Lange, ließ ja nach seinem eigenen Berichte ihr eifersüchtiger Mann „nirgends hin". Gar nun aber zur Zeit der „Zauberflöten"-Composition, als Mozart viel mit Schikaneder verkehrte und von ihm in der That durch mannigfache Veranstaltung heiterer Geselligkeit bei guter Laune erhalten wurde, war Gluck längst todt und Haydn befand sich in London. Und dennoch, so wenig historische Richtigkeit ein solches „Diner zu Ehren Mozart's bei Schikaneder" haben kann, so berechtigt ist der bildende Künstler zu einer derartigen Zusammenfassung gleichzeitiger berühmter Persönlichkeiten in einem einzelnen Augenblicke und gegebenen Raume, wie seine Darstellung sie braucht.

Denn ihm steht ein höheres Moment zur Seite, die ideale Wahrheit. Diese sämmtlichen musikalischen Berühmtheiten nebst Haydn und Albrechtsberger weilten in der That zu gleicher Zeit in Wien und „sogen an seiner Sphäre". Und daß diese Sphäre auf unserem Bilde sich in dem leichtlebigen fliegenden Theaterdirector Schikaneder darstellt, entspricht dem allgemeinsten Charakter des damaligen Wiens, das in der That in dem Paradiese eines naiv heiteren, unbefangenen Sinnendaseins lebte. Die Mutter dieser reichen Kunstentfaltung in der glänzenden Zeit Kaiser Joseph's des Zweiten war eben solche freiere Regung und vollere Spende der Natur. Sie entband die Phantasie wie die Sinne, und was wäre dem Künstler, zumal dem schaffenden Musiker, mehr Bedingung des Schaffens, ja des Lebens! Daß Mozart trotz des glänzenden Anerbietens Friedrich Wilhelm's des Zweiten in Wien verblieb, ja daß selbst Beethoven, der Sohn des ernsteren Nordens, das gleiche Anerbieten ausschlug, obwohl er die Sphäre Oesterreichs und Wiens erst so kurze Zeit gekostet hatte, sagt hier Alles. Die wohlig anheimelnde wärmere Art des Südens und vor allem Wiens band diese Geister an die Stätte, an welche nur Haydn und Albrechtsberger zugleich in der Eigenschaft als geborene Oesterreicher gefesselt waren.

Gluck, aus Baiern stammend, war mit dem böhmischen Granden Lobkowitz nach Wien gekommen und verlebte, nachdem er die Welt mit dem Ruhme seiner „Iphigenie" und seiner „Armide" erfüllt hatte, seine alten Tage aus freien Stücken in Wien, das doch damals noch nicht entfernt die Anerkennung seines Genius zeigte, die Paris ihm gezollt. Unter seiner Protection führte Salieri, ein geborener Venetianer, 1769 in Wien seine erste Oper auf. Sie gefiel; er ward der „Abgott des Kaisers" — und verblieb ebenfalls in Wien bis zu seinem Tode im Jahre 1825. Gleicher Weise fesselte der Genius loci, um ein Wort Goethe's zu gebrauchen, denjenigen Künstler an Wien, der den Musikruf der Stadt zuerst durch alle Welt führte, Mozart. Er war durch den Zufall von Salzburg, wo er geboren ist, nach Wien gekommen: sein Erzbischof, der vorübergehend in Wien weilte, hatte ihn zu sich berufen. Der sehr hochmüthige geistliche Fürst wollte sich mit ihm „gloriren". Mozart aber weiß es fertig zu bringen, daß er ganz in Wien bleibt. Der Geist dieses Wiens und Oesterreichs hatte es ihm angethan. „Soll ich meinen guten Kaiser ganz verlassen?" entgegnete er „gerührt und nachdenkend" auf die königlichen Anerbietungen in Berlin.

Er hatte sich aber zugleich diesem liebenswürdig-heiteren Genius des Landes sozusagen persönlich verbunden, indem er in diesem Wien seine Frau, seine geliebte Constanze, fand. Zwar war sie ebenfalls von außen her in's Land gekommen. Aber die Familie Weber, der auch der Componist des „Freischütz" angehört, war eine ursprünglich österreichische. Constanze war ihrer hochbegabten Schwester, der berühmten Sängerin Lange, nachgezogen, und Mozart gewann in ihrem Hause eine ruhige Zuflucht, als er sich mit dem harten Erzbischofe überwarf, der ihm „überall wie ein Lichtschirm" war und ihn vor Allem nicht freiwillig in Wien lassen wollte. Und daß Aloysia Lange gerade neben ihm sitzt? „Bei der Lange war ich ein Narr — das ist wahr, aber was ist man nicht, wenn man verliebt ist! Ich liebte sie aber in der That und sehe, daß sie mir noch nicht gleichgültig ist — und ein Glück für mich, daß ihr Mann ein eifersüchtiger Narr ist und sie nirgends hinläßt und ich sie also selten zu sehen bekomme!" So schreibt Mozart selbst 1781 in den Briefen an seinen Vater, als er denselben überzeugen will, daß er diesmal kein „Narr" ist und es sehr ernst meint, wenn er „die Weberische", seine liebe Constanze, heirathen will. Man findet das Portrait der schönen Sängerin, die uns hier den Rücken zukehrt, in meinem Buche „Mozart's Leben".

Beethoven's späterer Lehrer, der Theoretiker Albrechtsberger endlich war unweit der Kaiserstadt in Klosterneuburg geboren

Digitized by Google

und sog also recht eigentlich an der Sphäre seiner Heimath. Das Gleiche gilt von Joseph Haydn, der an der ungarischen Grenze zu Hause war. Seine Anhänglichkeit an Wien und Oesterreich bethätigte er in gleicher Kraft wie Mozart: so verführerische Anträge ihm bei seinem Ruhmesaufenthalte in London von der königlichen Familie gemacht wurden, er ging nach Wien zurück, wo ihn eine Luft umspielte, die das Land der „Goldfüchse" einem richtigen deutschen Musikantengemüthe nie und nirgends zu bieten vermochte.

Die Signora Cavalieri war eine echte italienische Primadonna. Mozart hat zwar in der „Entführung" eine Arie „ein wenig ihrer geläufigen Gurgel geopfert", aber in der großen Arie: „Mich verläßt der Undankbare", die er ihr für die erste Aufführung des „Don Juan" in Wien eigens hinzuschrieb, ihrem Talente und ihrer Kunst dann wieder eine herrliche Frucht seiner Muse dargebracht.

Ganz zuletzt der Herr „Principal" — nämlich Schikaneder! „Er war dem sinnlichen Genuß sehr ergeben, ein Schwelger und Mädchenfreund, je nach Umständen ein Parasit und ein leichtsinniger Verschwender, und nicht selten trotz großer Einnahmen von seinen Gläubigern hart bedrängt," so schildert ihn ein Freund und jahrelanger Capellmeister seines Theaters auf der Wieden, der aus Beethoven's Leben bekannte J. Seyfried. Schikaneder war als vagirender Musikant zu einer Schauspielertruppe in Augsburg gestoßen, hatte die Pflegetochter des Principals geheirathet und kam zur Zeit der Composition des „Figaro" nach Wien, wo er sich mit Mozart, den er schon in Salzburg gekannt hatte, wieder näher befreundete. Die Noth war es, die ihn im Todesjahre des unsterblichen Meisters zu ihm führte. Sein Theater im Starhembergischen Freihause stand am Rande des Abgrundes. Er kam zu Mozart, ihn um eine „Zauberoper" zu bitten. Es war die „Zauberflöte". Das Gartenhaus, in dem Mozart dieses sein unsterblichstes Werk schrieb, steht heute auf dem Kapuzinerberge in Salzburg; für seine Erhaltung wird soeben in ganz Deutschland gesammelt. Sich selbst stellte Schikaneder, der den Text verfaßt, in dem Federmann Papageno dar, leichtsinnig, genußsüchtig, furchtsam, aber zugleich hülfreich gutmüthig. In dem Kometenschweife des unsterblichen Werkes, das doch in seinem Kerne zusammenfaßt, was an wahrer Humanität und Seelenreinheit in jener schönen Zeit lag, wandelt auch diese drollige Figur des alten Wiener Künstlerlebens. Sein Verdienst bleibt immer die Wahl des Stoffes, und daß er Mozart für dessen Composition zu gewinnen und an dieselbe zu fesseln wußte. Diese Thatsache ist auch die Anregung zu der heiteren geselligen Gruppirung im Bilde geworden; ihr innerer Zusammenhalt aber ist eben jener Geist der freien schönen Menschlichkeit und idealen Begeisterung, der all diese großen Künstler damals so dauernd an Wien und Oesterreich fesselte. L. Rohl.

„Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?"

Die Untersuchungen des Professors Paul Bert über den Einfluß des Luftdrucks auf das Leben.

Im Hochsommer 1879 ging es in der französischen Abgeordnetenkammer wieder einmal lebhaft her, als man die Vorlagen Ferry's behandelte, durch welche die Schule von dem Einflusse der Jesuiten befreit werden sollte. Unter den altbekannten schlagfertigen Politikern erschien damals auch ein auf der politischen Arena bisher noch wenig genannter Gelehrter, der durch seine zündenden Reden die Gefährlichkeit der jesuitischen Moral aufdeckte und für sein freimüthiges Auftreten den Beifallssturm der Republikaner und den glühendsten Haß der Schwarzen erntete. Es war der Professor der Medicin Paul Bert.

Unsere Aufgabe wird es nicht sein, das politische Wirken dieses Mannes näher zu prüfen. Wohl aber möchte es sich lohnen, dem plötzlich als Redner berühmt gewordenen Gelehrten auf das ruhige Gebiet ernster, wissenschaftlicher Forschung zu folgen und seine sehr werthvollen Studien über den Luftdruck und dessen Einfluß auf das thierische Leben einmal näher zu betrachten.

Der Luftdruck unterliegt bekanntlich fortwährenden Veränderungen, und der Volksverstand, der sich mit medicinischen Fragen stets eifrig beschäftigte, glaubte in diesen Schwankungen den Entstehungsgrund der verschiedensten nervösen und rheumatischen Leiden beim Witterungswechsel gefunden zu haben. Wenn aber diese Annahme Grund haben sollte, so müßten ja die Rheumatiker schon beim Besteigen einer kleinen Anhöhe, auf deren Spitze der Luftdruck um einige Millimeter geringer ist als unten — welcher Unterschied den täglichen Schwankungen in den Druckverhältnissen der Atmosphäre entsprechen würde — ähnliche Zufälle (Schmerzen in den Gliedern, den Narben ꝛc.) empfinden. Davon ist aber nichts bekannt. Wahrscheinlich spielen hier andere Einflüsse mit, wie z. B. Veränderungen in der Feuchtigkeit und die Elektricitätsspannung der Atmosphäre. Ihre genauere Prüfung wird vielleicht einst in die dunkle Wissenschaft vom Rheumatismus Licht werfen; vorläufig ist es als Fortschritt zu bezeichnen, daß wir den Einfluß eines dieser Factoren, des Luftdrucks, auf das thierische Leben kennen gelernt haben.

Wer hohe Bergbesteigungen ausgeführt hat, der machte wohl gelegentlich die Bekanntschaft eines eigenthümlichen, den Gebirgsbewohnern wohlbekannten Uebels, der sogenannten Bergkrankheit. Sie besteht darin, daß in einer gewissen Höhe (und zwar gewöhnlich zwischen 3000 und 4000 Meter) unser Athem kürzer und unser Puls beschleunigt wird, und zwar so, daß diese Anfälle mit zunehmender physischer Anstrengung stärker werden und im Ruhezustande des Körpers schnell verschwinden.

Steigt der Reisende noch höher, so nehmen diese Symptome bald einen drohenden Charakter an. Ohrensausen, Kopfschwindel, ein Gefühl von Schwere in den Knieen bilden die Vorboten gefährlicher Blutstürze aus den Lungen, der Mundhöhle oder den Ohren. In diesem Stadium kann selbst das Tragen einer geringfügigen Last oder das Erklimmen eines unbedeutenden Felsens den augenblicklichen Tod des Reisenden nach sich ziehen. Die körperliche Anstrengung beschleunigt den Eintritt dieser Zufälle, deshalb treten sie später, das heißt in größerer Höhe, auf, wenn wir auf einem Reitthier die Berge erklimmen. Ihr starker Bundesgenosse ist auch die Kälte, und aus diesem Grunde können wir unter dem Aequator ohne Beschwerden höhere Berge besteigen, als in den Ländern, welche den Polen näher liegen. Im Allgemeinen beginnt die Region der Bergkrankheit mit der Linie des ewigen Schnees. Auch die Luftschiffer sind bei ihren Ausflügen ähnlichen Gefahren ausgesetzt.

Was ist nun der Grund dieser interessanten Erscheinungen?

Als in dem Kindesalter der Menschheit die Phantasie unbekannte Gebiete mit ihren poesievollen Gebilden erfüllte, da sollten lebende, geisterhafte Wesen dem Menschen den Zutritt zu jenen lichten Regionen verwehren. Die Völker Himalayas behaupteten, daß auf den nackten hohen Felsen Blumen wüchsen, die noch keine Menschenhand gepflückt habe und deren Blüthen einen betäubenden, tödtlichen Duft aushauchen sollten. Die Indianerstämme am Fuße der Anden in Südamerika glaubten, aus den Schlünden der Bergspitzen stiegen metallische Ausdünstungen in die Höhe, welche die dort Veta oder Puna genannte Bergkrankheit verursachen sollten.

Der berühmte schweizerische Naturforscher de Saussure war der Erste, welcher die wahre Ursache der Bergkrankheit erkannte. „Auf dem Gipfel des Montblanc," sagte er, „ist die Luft nur halb so dick als über dem Meeresspiegel; jeder Athemzug kann also auch nur halb so viel Sauerstoff enthalten, und wahrscheinlich ist es nicht ihre Dünnheit an sich, sondern der Mangel einer genügenden Sauerstoffzufuhr zum Blute, der unsern Puls auf hohen Bergen so beschleunigt und die gefährlichen Zufälle der Bergkrankheit erzeugt."

Erst dem schon erwähnten Paul Bert, dem Nachfolger des unsterblichen Claude Bernard am College de France, gelang es, diese Frage auf experimentellem Wege zu entscheiden. Er bringt in seinen Vorlesungen einen kleinen Vogel unter die Glocke einer gewöhnlichen Luftpumpe, die durch ein Leitungsrohr mit einem Ballon verbunden ist, in welchem sich reines Sauerstoffgas befindet. Wenn der Luftdruck, dessen Höhe wir jeder Zeit an einem Manometer ablesen können, beim Auspumpen bis auf vierzig Centimeter gesunken ist, wird der Vogel unruhig, fällt auf die Seite

Digitized by Google

und befindet sich bei weiterem Verdünnen der Luft in Lebensgefahr.

In diesem Augenblicke öffnen wir den Hahn und lassen reines Sauerstoffgas in die Glasglocke einströmen. Der Vogel erholt sich sofort und erhebt sich wieder ganz munter. Nach mehrmaliger Wiederholung dieser Manipulation haben wir unter der Glasglocke reinen Sauerstoff. Verdünnen wir jetzt das Gas in unserem Apparate nochmals, so können wir getrost die früher so gefährliche Grenze zwischen 30 bis 40 Centimeter überschreiten. Selbst bei 15 und 12 Centimeter Druck befindet sich unser Versuchsthier noch ganz wohl.

Damit war die Vermuthung de Saussure's als richtig erwiesen. Die atmosphärische Luft ist bekanntlich ein Gasgemenge, das nur zu seinem fünften Theile aus Sauerstoff besteht. Ein Cubikmeter Luft unter 760 Centimeter Druck wiegt rund 1250 Gramm und enthält etwa 250 Gramm Sauerstoff. Aber in einer Höhe von über einer halben Meile unter 40 Centimeter Druck wiegt ein Cubikmeter der bereits viel dünneren Luft nur die Hälfte, das heißt 625 Gramm, und enthält deshalb nur 125 Gramm Sauerstoff.

Zum Unterhalten des Lebensprocesses braucht jedes Thier in jedem Augenblicke eine bestimmte Menge Sauerstoff, z. B. in der Stunde 250 Gramm, wobei es einen Cubikmeter Luft verbraucht. Kommt es nun in eine Atmosphäre, in der unter geringerem Druck auf denselben Rauminhalt nur 150 oder 100 Gramm Sauerstoff vorhanden sind, so wird es in derselben, da es seinen Bedarf an Sauerstoff durch gewöhnliche Athmung nicht decken kann, anfangs Versuche machen, diesem Mangel durch beschleunigte Athmung abzuhelfen, schließlich aber absterben — ersticken müssen. Da aber der nöthige Bedarf an diesem Gase nicht nur bei jeder Art, sondern sogar bei jedem Individuum ein verschiedener ist und selbst bei diesem durch zahlreiche andere Einflüsse, wie Kälte, Hunger, Schlaf, Arbeit ꝛc. verändert wird, so muß auch die Bergkrankheit bei dem einen Menschen früher, bei dem andern dagegen später auftreten, was auch von Bert in seinen später mit Menschen angestellten Versuchen nachgewiesen wurde.

Er ließ einen großen Luftverdünnungsapparat bauen, in den er zuerst sich selbst eingeschlossen hatte. Bei 43 Centimeter Druck zeigten sich die ersten Symptome der Bergkrankheit zu ebener Erde. Sein Athem wurde beschleunigt; sein Puls stieg von 60 Schlägen in der Minute auf 82; Ohrensausen und eine merkliche Abschwächung der geistigen Functionen stellten sich ein. Der Professor konnte nicht mehr die Zahl seiner Pulsschläge mit Drei multipliciren und schrieb auf den Papierzettel nieder: „Zu schwierig!" Er hatte aber in jenen Apparat einen mit Sauerstoff gefüllten Ballon mitgenommen, setzte ihn an seinen Mund, athmete das belebende Gas ein, und siehe da! alle jene Zufälle verschwanden wie mit einem Schlage.

Auf diese Weise verweilte er, ohne irgend welche Beschwerden zu fühlen, halbe Stunden und länger unter einem Drucke von zwanzig Centimeter, in einer Luft, die gleich jener war, welche die nackten Felsenspitzen des Everest, des höchsten Berges der Erde, umweht. Aehnliche Versuche wurden unter Bert's Aufsicht noch von den drei bekannten Luftschiffern Sivel, Crocé-Spinelli und Gaston Tissandier vorgenommen. Sivel zeigte sich selbst gegen bedeutende Luftverdünnungen unempfindlich. Crocé-Spinelli dagegen befand sich bald in Erstickungsgefahr, aber auch bei ihm wurden alle Beschwerden, selbst das Schwarzwerden der Lippen und Ohren, durch die Sauerstoffeinathmung aufgehoben. Nachdem sie nun nach dieser Probe ein sicheres Mittel gegen die Beschwerden der Bergkrankheit gefunden zu haben glaubten, stiegen sie bald darauf mit einem Ballon in die Höhe und fanden in der That, daß bei „jedem Schlucke" Sauerstoff die Schwäche von ihren Gliedern wich und alle anderen Zufälle verschwanden. Ermuthigt durch diesen Erfolg traten sie am 15. August 1875 ihre zweite verhängnißvolle Reise an. Bert war damals von Paris abwesend; er würde, wie er selbst in der „Gazette des Hôpitaux" erklärte, ihnen entschieden gerathen haben, größere Mengen Sauerstoffs mitzunehmen. Da sie aber nur über geringe Quantitäten dieses Rettungsmittels verfügten, so mußten sie mit seinem Gebrauche sparsam umgehen, und als während der Reise der Ballon nach dem Wegwerfen des Ballastes plötzlich rasch in die Höhe stieg, wurden ihre Arme gelähmt, ehe sie die Schläuche mit Sauerstoff ergreifen konnten. Sivel hatte noch die Kraft, die Klappe zu öffnen. Aber diese Anstrengung brachte seiner starken Natur wahrscheinlich den Tod. In tieferen Regionen erwachte nur Gaston Tissandier, als kummervoller Zeuge des Todes seiner Gefährten, die im Kampfe für die Wissenschaft in der noch nie erreichten Höhe von über 8,600 Meter ruhmvoll gefallen waren. Die französische Nation ehrte ihr Andenken durch eine reiche Geldsammlung für die Hinterbliebenen.

So hat die rauhe Wirklichkeit unserer Phantasie, die schon bis zur eigentlichen Region der Schnee- und Hagelbildung vorzudringen hoffte, wieder einmal die Flügel beschnitten. Nur an ein enges Gebiet des unermeßlichen Weltalls ist der menschliche Körper gebannt. Unüberwindbare Grenzen findet er sowohl in den feurigen Tiefen der Erde, wie auch in den stillen Regionen des Luftmeeres.

Das umgekehrte Verhältniß, eine merklich verdichtete Luft, tritt uns in der Natur kaum irgendwo entgegen, wohl aber hat man bei gewissen industriellen Unternehmungen ihre Anwendung vortheilhaft gefunden.

Experimente, welche Bert mit Ratten vorgenommen hat, belehren uns, daß Thiere selbst einen Druck von zehn Atmosphären ertragen können. Erst wenn der Hahn der Glasglocke geöffnet, und dadurch der hohe Luftdruck plötzlich in den normalen verwandelt wurde, starben sie sofort. Die Section dieser Thiere ergab, daß ihre Blutgefäße mit Luftbläschen angefüllt waren, die aus Kohlensäure und Sauerstoff bestanden. Daß aber der Eintritt freier Luft in das Blut den augenblicklichen Tod nach sich ziehen kann, ist den Aerzten schon lange bekannt.

Durch den Blutstrom werden nämlich die Luftbläschen in die Arterien getrieben, bis sie, in den kleinsten Verzweigungen der Blutgefäße sich einkeilend, hier die Gerinnung der sie umgebenden Blutflüssigkeit und die Hemmung der Circulation hervorrufen. Tritt nun dieselbe im Gehirn ein, so ist im günstigsten Falle Lähmung, gewöhnlich aber der Tod ihre augenblickliche Folge.

Die Entstehungsursache der Gasbläschen im Blute unserer Versuchsthiere ist aber leicht zu erklären. Unter stärkerem Druck lösen sich die Gase in Flüssigkeiten in größeren Mengen auf, als unter dem normalen. Das Blut unserer Versuchsthiere wurde daher unter dem Druck von mehreren Atmosphären mit Kohlensäure und Sauerstoff übersättigt. Bei plötzlichem Verschwinden des starken Druckes wurden die Gase auf einmal frei und bildeten überall im Blute Luftbläschen, ähnlich der stürmischen Gasentwickelung in einer frisch geöffneten Mineralwasserflasche.

Wenn wir aber durch vorsichtiges Oeffnen den Druck allmählich verringern, dann können wir die Flasche ganz öffnen, ohne das Aufbrausen des Wassers hervorzurufen. Diese Erklärung paßt vortrefflich auf die inneren Vorgänge in unseren Versuchsthieren. Ihre Gesundheit bleibt unbeschädigt, wenn wir stufenweise den erhöhten Druck auf den normalen herabsetzen. Bei der Beobachtung dieser Maßregel wird der Ueberschuß an Gasen allmählich durch die Lungen ausgeschieden.

Diese Entdeckung, welche zum Aerger der Gegner der Vivisection mit dem Leben einiger Ratten bezahlt werden mußte, hat bereits segensreiche Früchte getragen.

Mit immer zunehmender Kühnheit drang der Mensch bis in den tiefsten Schooß des Oceans vor, um ihm Perlen und Korallen und die Schätze gesunkener Schiffe zu entreißen. Aber nach seiner Naturanlage kann er nur zwei bis höchstens drei Minuten unter dem Wasserspiegel bleiben. Heute setzt er sich einen mit gläsernen Augen versehenen Helm auf den Kopf, einen Helm, welcher durch eine lange Röhre mit einer auf dem Schiffsdeck aufgestellten Luftpumpe verbunden ist. Durch diese Röhre wird nun die Luft unter einem Drucke von vier bis fünf Atmosphären in den Helm hineingetrieben. Hier verdrängt sie durch kleine Oeffnungen das Wasser und, indem sie durch diese selbst entweicht, verhütet sie sein wiederholtes Eindringen. Mit solchem Helme ausgerüstet und comprimirte Luft einathmend, kann der Taucher eine halbe oder sogar eine ganze Stunde auf dem Meeresgrunde verweilen.

Dasselbe Princip wurde auch seit 1841 von dem Ingenieur Triger zum Bau der Brückenpfeiler benutzt. Der Grundgedanke des Apparats ist höchst einfach. In ein Gefäß mit Wasser tauchen wir eine Röhre ein, sodaß ihr unteres Ende auf dem Gefäßboden ruht, ihr oberes dagegen über der Wasseroberfläche

Digitized by Google

hervorragt. Die Röhre wird sich sofort mit Wasser füllen. Wenn wir alsdann aber ihr oberes Ende in den Mund nehmen und in das Röhrchen blasen, so wird die verdichtete Luft das Wasser austreiben und den von der Röhre begrenzten Theil des Gefäßbodens trocken legen. Im Triger'schen Apparate nun sehen wir an der Stelle des Röhrchens große, luftdicht anschließende metallische Cylinder, während unsere Lungen und unser Mund durch eine mit Dampfkraft bewegte Luftpumpe vertreten werden. Diese metallischen Cylinder versenkt man auf den Grund der Flüsse, läßt dann in dieselben gewöhnlich auf fünf Atmosphären comprimirte Luft einströmen, und stellt so einen wasserfreien Raum her, in dem die Arbeiter die nöthigen Bauten verrichten können.

Die Gefahr tritt für Taucher und solche Tubenarbeiter mit dem Augenblicke ein, wo sie aus der comprimirten Luft in die normale zurückkehren. Todesfälle und Lähmungen standen früher bei ähnlichen Unternehmungen auf der Tagesordnung. Bei 160 Arbeitern, die bei dem Fundamentbau der Brücke von Saint-Louis (Missouri) beschäftigt waren, kamen 30 schwere Erkrankungen und 12 Todesfälle vor. Seitdem aber die von Bert empfohlenen Vorsichtsmaßregeln ausgeführt worden sind, haben diese beklagenswerthen Unfälle fast gänzlich aufgehört.

Wir haben noch zum Schluß des Einflusses zu erwähnen, den der comprimirte Sauerstoff auf den thierischen Organismus ausübt. In diesem Zustande ist der belebende Bestandtheil unserer Atmosphäre ein intensives Gift. Er hemmt momentan alle thierischen Functionen. Selbst Pflanzenorganismen können ihm nicht widerstehen, und er tödtet ebenso rasch die mikroskopischen Hefepilze, wie die winzigen Bakterien und Vibrionen.

Ob Bert sich nach seinem ersten Versuch in das stille Laboratorium Magendi's und Claude Bernard's zurückziehen oder gleich Virchow in Deutschland und Rokitansky in Oesterreich auf dem politischen Schlachtfelde Frankreichs weiter kämpfen wird, kann erst die Zukunft entscheiden.

St. von Jezewski.

Das englische Clubwesen sonst und jetzt.

Von Leopold Katscher.

1. Sonst.

In England ist das Clubwesen mit der Freiheit aufgekommen; vor der Regierung Elisabeth's konnte man keine ähnliche Einrichtung. Dem poetischen Charakter der elisabethinischen Epoche entsprechend, trugen die ersten Londoner Clubs ein durchaus literarisches Gepräge. Der älteste, von dem man überhaupt weiß, versammelte sich in dem Wirthshaus „Zur Sirene" und verdankte seine Entstehung der Initiative Raleigh's, der den Tabak und mit Francis Drake die Kartoffeln in Europa einführte. Eine Ueberlieferung besagt, daß in jener Schenke die allerersten Kartoffeln gegessen wurden. Die hervorragendsten Mitglieder des Sirenen-Clubs waren die vier größten Dramatiker jener Tage: Shakespeare, Ben Jonson, John Fletcher und Francis Beaumont. Ben Jonson begründete später im Apollosaale der Schenke „Zum Teufel" einen andern Club, zu dessen Nutz und Frommen er unter dem Titel: „Leges conviviales" eine Art Codex in lateinischen Versen schrieb. Nach diesen Statuten wurden Damen zugelassen und mit ihnen „gebildete, höfliche, heitere, anständige Männer"; Plumpheit, Unmäßigkeit und Rohheit waren ausgeschlossen; während des Weintrinkens durfte nicht über geheiligte Dinge abgehandelt werden, und das Lesen geschmackloser Gedichte und das Improvisiren schlechter Verse waren verboten. Jonson's schriftstellerischer Ruf, seine Vorliebe für eine gute Tafel, sein Conversationstalent schaarten um ihn eine große Anzahl geistvoller und lebenslustiger Männer, aber trotz der begeisterten Verse, in denen er die Vorzüge des Weines zu preisen pflegte, sollen die im Club geführten Gespräche besser gewesen sein, als die daselbst getrunkenen Weine.

Die Clubs scheinen verschwunden zu sein, als Cromwell und die Puritaner das Staatsruder ergriffen. Dagegen war die Regierungszeit Karl's des Zweiten eine wahre Blüthenperiode der Clubs wie des Theaters. Einige Jahre nach der Restauration bildete „Will's Kaffeehaus" das vorzüglichste Stelldichein der Schriftsteller, der Schöngeister, der guten Redner und der Müßiggänger. Das Scepter führte dort Dryden. In diesem Club wurden die socialen Ranges- und Standesunterschiede abgestreift, und es heißt, daß sowohl die jungen Modehelden wie die Gelehrten viel darauf hielten, der Dose Dryden's von Zeit zu Zeit eine Prise zu entnehmen. Bis 1810 galt „Will's Kaffeehaus" in London als beliebter Zusammenkunftsort vornehmer Leute, Neugieriger, Priester und Romanschreiber. Will's gegenüber erhob sich später „Button's Kaffeehaus"; sein Besitzer war früher bei Lady Warwick, der Addison damals den Hof machte, bedienstet gewesen, und der genannte Gelehrte und Dichter schlug in diesem Kaffeehause seinen Thron auf. Seine Anhänger waren Steele, Budgell, Tickel, Phillips und Carey, mit denen er eine literarische Brüderschaft einging, und die Stammgäste blieben nach der Gewohnheit der damaligen Schriftsteller stets sehr lange beisammen; Plaudern, Trinken und Rauchen waren ihre Beschäftigungen, bei denen Addison in jeder Hinsicht als Vorbild voranleuchtete. Button's Local war gleichzeitig das Redactionsbureau des „Guardian", dessen Mitarbeiter sich in einem Hinterkämmerchen aufzuhalten pflegten. Als Addison sich in der Folge mit der Herzogin von Warwick entzweite, zog er sich auch von ihrem ehemaligen Diener zurück, sodaß der Club von selbst ein Ende erreichte.

Wie Dryden und Addison, liebte es auch Samuel Johnson, die Londoner Wirthshäuser zu besuchen. Im Jahre 1749 begründete er in Ivy Lane (Epheugäßchen) einen Club, dessen Mitglieder in dem Beefsteakhaus „Zum Königskopf" jeden Dienstag Abend zusammenkamen; sie waren Kaufleute, Buchhändler, Aerzte und sectirende Geistliche. Während das Beefsteak auf dem Roste prasselte, warf sich Johnson mit Feuereifer auf die Discussion und Polemik.

Als diese Vereinigung sich auflöste, begründete Johnson im Jahre 1764 einen andern, berühmt gewordenen Club, der sich im „Türkenkopf" niederließ; man kam wöchentlich einmal um sieben Uhr Abends zusammen und plauderte bis Mitternacht. Anfänglich namenlos, legte sich dieser Club nach Garrick's Tode den Titel „Literarischer Club" bei. In diesen aufgenommen zu werden, galt als hohe Ehre, deren man nur durch die Stimmzettel der Majorität der jeweiligen Mitglieder theilhaftig werden konnte. Unter den fünfunddreißig Mitgliedern waren die bedeutendsten: der Maler Sir Joshua Reynolds, Oliver Goldsmith, der Redner Burke, der Historiker Gibbon, der Lustspieldichter Sheridan und vor Allen Johnson und Garrick. Neunzehn Jahre später rief Johnson einen dritten Club in's Leben und zwar in der Schenke „Zum Haupte des Essex", wo die Mitglieder sich dreimal wöchentlich versammelten. Die Clubregeln waren milde und die Ausgaben geringfügig. Wer einer Sitzung fern blieb, wurde mit zwei Pence bestraft, und der Reihe nach kam jedes Mitglied auf den Präsidentenstuhl. Johnson's Eifer im Begründen von Clubs erklärt sich aus seinem Charakter und seiner Lebensweise: seine Frau war ihm frühzeitig gestorben, und seither bildeten die Clubabende die einzige ihm zusagende Zerstreuung nach des Tages Arbeit und Einsamkeit; ohnehin war er sehr gesellig und gesprächig.

Um dieselbe Zeit, das heißt in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, gab es in London eine Reihe von Kaffeehäusern, die Mode waren und Leute von Geist in Clubs sammelten, darunter ein Club der Blaustrümpfe, der sich im Jahre 1781 im Hause der Madame Montague um Stillingfleet gruppirte und verschiedene gleichfalls literarische Namenswettern erhielt. Der Name muß später von irgend einem literarisch-ästhetischen Damenclub her zum Spottnamen geworden sein — die ersten Blaustrümpfe waren Männer.

Neben den literarischen gab es auch zahlreiche politische Clubs, von denen wir nur zwei erwähnen wollen. „Die Conföderation der Könige", welche kurz nach der Restauration entstand, nahm Staatsmänner und Bürger aus allen Gesellschaftsclassen unter der Bedingung auf, daß sie sich dazu verstanden, den Beinamen „König" als Gewährleistung einer gut monarchischen Gesinnung zu tragen. König Karl der Zweite

Digitized by Google

selbst gehörte der Gesellschaft als Ehrenmitglied an. Den Gegensatz dazu bildeten der „Club des königlichen Hauptes", der aus Whigs bestand und dessen Mitglieder am Hute grüne Bänder trugen, zum Unterschied von den Tories, deren Hutbänder scharlachroth waren. Der whiggistische Club correspondirte mit ganz England und kam einer Art Executivgewalt gleich. Die Conversation drehte sich größtentheils um den Schutz der Freiheit und des Eigenthums. Unter dem Vorwande, die Reformirten seien von einem bevorstehenden Blutbade bedroht, lud man die Clubmitglieder ein, seidene Panzer anzulegen, die damals für kugelfest gehalten wurden. Diese Lächerlichkeit zog die Auflösung des Clubs nach sich.

Vom Standpunkte der Sittengeschichte aus betrachtet, haben die zahlreichen Clubs, die damals in Großbritannien entstanden, glückliche Folgen gehabt, namentlich dadurch, daß sie zwischen den Bürgern die gesellschaftlichen Bande, die während der Bürgerkriege gelockert worden waren, fester knüpften und daß sie die Wiege der Redefreiheit waren, die heutzutage ein so hervorstechender Zug des englischen Lebens ist. Hinsichtlich des günstigen Einflusses der Clubs auf die Literatur sei nur der einen Thatsache gedacht, daß der „Kit-Cat-Club" zur Ermunterung der dramatischen Production 4000 Guineen votirte.

Als im Laufe der Zeit die politischen Zwistigkeiten einer ruhigeren Stimmung wichen, ging man daran, die Basis des Clubwesens zu verbreitern, indem man sie namentlich den Anforderungen des Gaumens dienstbar machte. Es gab einen „Kalkskopf-Club", einen „Gans-Club", einen „Aalpasteten-Club" ꝛc. Der berühmteste unter diesen gastronomischen Vereinen war der im Jahre 1735 entstandene und erst vor etwa acht oder neun Jahren aufgelöste „Beefsteak-Club".

Der Harlequin des Coventgarden-Theaters, Rich, arrangirte eines Tages die Generalprobe einer Pantomime und hatte dazu einige Edelleute geladen. Einer derselben, der Graf von Peterborough, verspätete sich, was den hungerig gewordenen Künstler jedoch nicht abhielt, sein Diner in Gestalt eines Beefsteaks zuzubereiten; Rich lud nun den Grafen ein, an seinem bescheidenen Mahl theilzunehmen, und der Graf fand an dem Beefsteak und an der Conversation des Komikers solchen Gefallen, daß er in der nächsten Woche in Begleitung einiger Freunde wiederkam und sich bei Rich zu einer ähnlichen Mahlzeit einlud. So entstand der „Beefsteak-Club", welchem unter Anderem Hogarth, Brougham, Sheridan, Thornhill und Fox angehörten. Die Mitglieder — deren Zahl auf vierundzwanzig beschränkt war, später aber, um den Prinzen von Wales zulassen zu können, auf fünfundzwanzig erhöht wurde — nahmen alljährlich von Ende November bis Ende Juni jeden Samstag ein vornehmlich aus Beefsteak bestehendes, echt englisches Fünf-Uhr-Diner ein, bei dem man die Feier der Freiheit mit der des Rindfleisches verband.

Der Banketsaal war mit Eichengetäfel ausgekleidet, auf dem das Wappen des Clubs, ein Bratrost, in Relief prangte. Sobald die Saaluhr fünf schlug, hob sich ein Vorhang und enthüllte die Küche, in welcher man die Köche in der Ausübung ihrer verschiedenen Obliegenheiten erblickte. Diese Küche trug eine Inschrift — zwei Verse aus „Macbeth" — und von der Mitte des Plafonds hing der allererste Bratrost des Clubs in ureigenster Gestalt herab, eine ehrwürdige Reliquie, welche zwei Feuersbrünste überdauert hatte. Nach jedem Diner nahm der Präsident seinen Ehrenplatz auf einer erhöhten Plattform ein, die mit den Insignien des Clubs, sowie mit einem kleinen Dreimasterhut geschmückt war, den Garrick dereinst bei der Darstellung einer wichtigen Rolle zu tragen pflegte.

In seinem goldenen Zeitalter stand der „Beefsteak-Club" zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, als er Kemble, Kobb, Ferguson, den Herzog von Clarence und den Herzog von Norfolk zu seinen Mitgliedern zählte. Selbstverständlich hatten in einer solchen Gesellschaft das gute Beefsteak und der feine Wein nur den Zweck, geistreichen Gesprächen als Würze zu dienen. Die Seele des Clubs war lange Zeit der 1836 im Alter von hundert Jahren verstorbene Capitain Morris, mit dem die Glanzzeit desselben überhaupt ein Ende nahm.

Es gab noch einen andern „Beefsteak-Club", dessen Ursprung jedoch unbekannt ist; jedenfalls existirte er bereits unter Karl dem Zweiten. Die einzige Frau, die er ausnahmsweise unter seine Mitglieder zählte, die berühmte Schauspielerin Peg Woffington, war lange gleichzeitig seine Präsidentin. Das Abzeichen der Mitglieder bestand in einem goldenen, an einem grünen Bande um den Hals getragenen kleinen Bratrost.

Es war ein Hauptmerkmal des früheren englischen Clubwesens, daß es sich den verschiedenartigsten Geschmacksrichtungen anzupassen wußte. Jedermann konnte sich einem seinen eigenen Neigungen entsprechenden Club anschließen. Die Phlegmatischen gingen in den „Humdrum-Club", wo sich ihnen beim Eintritt in den Saal ein feierlicher Anblick darbot: die Mitglieder beobachteten ein tiefes Stillschweigen und hatten Pfeifen im Munde und Biertöpfe vor sich; man hätte sich in einer Gesellschaft von Taubstummen wähnen können. Die Lärmsüchtigen traten dem „Club der Ausgelassenen" bei. Die Starkgeistigen konnten sich in den „Club der Philosophen" einschreiben lassen, in den Jedermann, der ein neues Argument gegen die Religion vorzubringen wußte, gegen Erlegung von vier Pence zugelassen wurde, die auf Punsch ausgegeben werden mußten. Waren die Eigenheiten eines Menschen noch so sonderbar, in London fand er sicherlich einen entsprechenden Club oder doch Leute, die bereit waren, sich behufs Gründung eines solchen ihm anzuschließen.

Es entstand ein Vogelzüchter-Club, ein Blumenliebhaber-Club (für die Tulpennarren) und ein Modegecken-Club, in welchem nur von Kleidern, Bändern und neuen Moden die Rede war. Eine Anzahl griesgrämiger und übelgelaunter Leute bildete einen „Club der Mürrischen", in welchem gegen alles Mögliche losgezogen wurde und dessen Mitglieder einander nach Herzenslust beschimpften und „herunterrissen". Die Wucherer suchten Ihresgleichen im „Split-Farthing-Club" (etwa „Pfennigfuchser-Club") auf, welcher, um Kerzen und Oel zu ersparen, in einer finstern Kammer tagte. Die Kaufleute, die in ihrem geschäftlichen Leben Unglück hatten, trösteten sich im „Club der Unglücklichen"; schon ein einfaches Fallissement berechtigte zur Aufnahme als Mitglied, ein betrügerischer Bankerott verlieh aber einen höheren Anspruch auf diese Ehre. Die Bettler schleppten sich zum „Bettler-Club", einer Art Wundertempel, in dem die Blinden plötzlich sehend, die Stummen redselig wurden. Die Diebe besuchten den „Diebs-Club', die Marktweiber den „Club der flachen Hauben". Eine spaßige Erscheinung war der „Club der Lügner", in den Leute mit einer Neigung zum Aufschneiden aufgenommen zu werden trachteten. Die wichtigste Bestimmung war, daß jedes Mitglied, das zwischen sechs und zehn Uhr Abends die geringste Wahrheit sprach, zur Bezahlung einer Gallone Wein verhalten war; dieselbe Strafe traf Jeden, der allzuplumpe und unwahrscheinlich klingende Lügen vorbrachte. Die sich zur Aufnahme Meldenden hatten eine Prüfung zu bestehen; es handelte sich nicht um's Lügen allein, sondern um künstlerisches Lügen. Ein blaues Fäßchen und eine rothe Feder bildeten die Insignien des Präsidenten. Sobald an einem Clubabend ein Mitglied eine kühnere und gelungenere Lüge zum Besten gab, als der Vorsitzende, mußte dieser den Präsidentensitz und die Insignien sofort dem glücklichen Lügner abtreten.

Einer der berühmtesten war der „Club der häßlichen Leute", bei dessen Gründungsbanket ein überaus häßlicher Hörer des „King's College" sich muthig zur Uebernahme der Functionen eines Caplans entschloß. Weniger glücklich war man, als es sich um die Wahl eines Präsidenten handelte; denn lange wollte Niemand diese Ehre annehmen. Die auf auf eine Tafel gravirten Regeln besagten, daß Niemand Mitglied werden könnte, der nicht mit einer auffallenden Häßlichkeit behaftet war; meldeten sich bei einer Vacanz zwei gleich häßliche Aspiranten, so wurde derjenige gewählt, der eine dickere Haut besaß. Jedes neueintretende Mitglied mußte die Gesellschaft mit einem Gericht Kabeljau tractiren und eine Lobrede auf Aesop halten, dessen Portrait im Clubsaale neben denen von Thersites, Duns Scotus, Scarron und Hudibras aufgehängt war. Der Club fand solchen Anklang, daß die Mitglieder Muth bekamen und den König (Karl den Zweiten) aufforderten, beizutreten. Er antwortete lachend, er könne nicht selbst kommen, werde aber zwei Ziegenböcke senden. Anfänglich hatte der Club seinen Sitz in Cambridge, aber sein großer Erfolg veranlaßte ihn später zur Uebersiedelung nach der Hauptstadt.

Der „Club der Häßlichen" besaß eine Concurrenz in dem „Ohnenasen-Club". Einem Herrn mit wunderlichen Neigungen fiel bei einem Spaziergange durch die Straßen Londons eines Tages die große Anzahl der nasenlosen Leute auf, denen er

Digitized by Google

begegnete. Er kam auf den Gedanken, alle Nasenlosen Londons zu einem Banket einzuladen, welches die Begründung eines Clubs nach sich zog, der monatlich einmal zusammenkam. Als nach einem Jahre der Tod des Gründers eintrat, wollten die Mitglieder — die, wie sie sagten, „nicht Lust hatten, sich bei der Nase herumführen zu lassen" — sich keinem neuen Vorsitzenden unterwerfen und trennten sich. In dieselbe Kategorie gehört der „Club der fetten Männer". Der Sitzungssaal, dessen Größe dem Umfange der Mitglieder angemessen war, hatte zwei Thüren: eine schmale von gewöhnlichem Caliber und eine sehr breite mit zwei Flügeln; konnte ein Candidat durch die erstere gehen, so wurde er abgewiesen, andernfalls that sich die andere vor ihm auf und die corpulente Gesellschaft begrüßte ihn als Bruder.

Diesem Club zum Trotze bildete sich ein „Club der mageren Leute". Zu bemerken ist, daß diese beiden Clubs nicht in London, sondern in einer Provinzstadt existirten; sie befehdeten einander jahrelang, und da die Mageren sich die öffentliche Gunst zu erobern verstanden hatten, drohten sie, die Fetten von den öffentlichen Aemtern auszuschließen. Schließlich einigte man sich dahin, daß die beiden obersten Beamten der Stadt aus je einem der beiden Clubs zu wählen seien.

Die Clubs der „Langen", der „Kleinen", der „besranzten Handschuhe", der „Seufzenden", den „Wittwen-Club" und viele andere müssen wir übergehen. Die bizarren Clubs waren wenigstens harmlos, aber neben ihnen gab es auch Clubs düsterer und gefährlicher Natur; so z. B. den der Duellanten, dessen Präsident ein Dutzend Menschen im Zweikampf getödtet hatte; den der Menschentödter, in den man nur aufgenommen werden konnte, wenn man mindestens einen Mord begangen hatte; den der Schrecklichen, dessen Mitglieder ungemein lange Säbel trugen; den der Mohocks, der seinen Namen einem Menschenfresserstamm entlehnte und es als seine Aufgabe betrachtete, auf der Lauer zu liegen, Straßenpassanten anzuhalten und ihre Gefangenen auf's Grausamste zu mißhandeln.

Anknüpfend an die Clubs, erzählt Alphonse Esquiros eine hübsche Anekdote. Der Lord-Oberrichter Holt hatte in seiner Jugend ein keineswegs musterhaftes Leben geführt und einem argen Club angehört. Als er eines Tages dem Central-Criminalgerichte von Old Bailey präsidirte, wurde ihm ein der Straßenräuberei überführter Mann vorgeführt, in welchem er einen seiner ehemaligen Clubgenossen erkannte. In der Meinung, dieser erkenne ihn nicht, fragte er ihn halb aus Neugierde, halb aus Theilnahme, was aus den übrigen Mitgliedern des gefährlichen Clubs geworden, dem der Gefangene angehört habe. Der arme Teufel salutirte und erwiderte seufzend: „Ach, Mylord, alle sind gehenkt worden, bis auf Euer Gnaden und mich."

Ehe wir von den alten Clubs Abschied nehmen, sei eines höchst komischen Clubs Erwähnung gethan, der, wenn wir nicht irren, noch vor fünfundzwanzig Jahren bestand; wir meinen den Londoner „Unsuccessful-Club" („Club der durchgefallenen Dramatiker"). Wer aufgenommen werden wollte, mußte der Ehre theilhaftig geworden sein, mit einem Theaterstück einen Mißerfolg erlebt zu haben. War ein Stück erst nach der zweiten Aufführung vom Repertoire verschwunden, so mußte über die Aufnahme oder Abweisung des Verfassers erst abgestimmt werden. War aber eines schon am ersten Abend ausgepfiffen worden, so wurde der Autor mit Acclamation aufgenommen und durfte auf Kosten des Clubs ein beliebiges Diner bestellen. Das Abzeichen des Clubs, das der Präsident im Knopfloch trug, war ein silbernes Pfeifchen.

Wie man sieht, entsprechen die englischen Clubs von früher mehr dem, was man heutzutage „Vereine" oder dergleichen nennen würde. Wie anders sind in dieser, wie jeder andern Hinsicht die heutigen Clubs beschaffen! Doch davon in unserm Schluß-Artikel.

Eine spanische Verbrecher-Gesellschaft.

So allgemein bekannt es ist, daß in Spanien das Räuberwesen von jeher in Blüthe gestanden, so wenig verbreitet ist die Kunde von einer Jahrhunderte alten Organisation desselben im großen Stil, deren letzte Anhänger erst in unserm Jahrhundert, im dritten Jahrzehnt desselben, den Tod durch Henkershand starben. Wir meinen die Verbrechersecte, welche unter dem Namen Garduna-Brüderschaft beinahe vier Jahrhunderte lang in Spanien ihr Wesen getrieben hat und deren letzter Ordensmeister, mit zwanzig seiner Genossen in den Schluchten der Sierra Nevada verhaftet, am 25. November 1822 auf dem Marktplatze zu Sevilla gehängt wurde.

Nur in einem Lande wie Spanien konnte eine Gesellschaft bestehen, die ein so charakteristisches Gepräge, namentlich in der Vermischung von Religion und Verbrechen, trug. Vollkommen organisirt, mit Statuten versehen, deren strengste Befolgung verlangt und deren Verletzung schwer gerügt wurde, hatte sie den Zweck, zu einem festgesetzten Preise und unter tiefster Verschwiegenheit Verbrechen aller Art auszuführen. Der Mord stand am höchsten verzeichnet in diesem originellen Preiscourant, welcher unter anderm auch Entführungen von Männern und Frauen und Austheilung von Dolchstichen, je nach Erforderniß mit oder ohne tödtlichen Ausgang, umfaßte.

An der Spitze Aller stand ein Großmeister (hermano mayor, wörtlich: älterer Bruder), der zuweilen eine hervorragende Stellung im Staatsdienst einnahm; von ihm gingen die Befehle an das Personal des Bundes aus, das aus guapos, einer Art von ausgesuchten Banditen, bestand. Dieselben waren in zwei Unterclassen geschieden, guapos punteadores, das heißt Austheiler von Dolchstichen, und guapos floreadores, welch letztere zunächst sich mit der Anwartschaft auf jenen höheren Grad zu begnügen hatten, die aber dennoch schon geschickte Diebe waren und zuweilen einen Lehrcursus in den Gefängnissen von Sevilla oder Malaga durchgemacht hatten. Dann folgten die fuelles, wörtlich: Flüsterer oder Spürhunde, deren Name hinlänglich ihre Beschäftigung charakterisirt. Helfershelfer von weiblichem Geschlechte waren die coberteras (Hehlerinnen) und die serenas, junge schöne Frauenzimmer, welche die Opfer an Orte zu locken hatten, die der Durchführung des Verbrechens günstig waren.

Die Mitglieder der Garduna erhielten bei der Aufnahme einen besonderen Ordensnamen, und zwar bezeichnete derselbe in der Regel eine Eigenthümlichkeit oder hervorstechende Eigenschaft des Betreffenden, z. B. manofina (Feinhand) oder cuerpo de hierro (Eisenleib) ꝛc. Ebenso hatte man den auszuführenden Verbrechen unverdächtig klingende Namen gegeben; so nannte man Dolchstiche: Tausen; Reise wurde der Raub auf der Heerstraße genannt, Ertränkungen hießen Bäder. War ein Verbrecher zum Bagno verurtheilt, so sagte man, er sei der königlichen Marine zugetheilt ꝛc. Der Stützpunkt und Hauptversammlungsort dieser furchtbaren Gesellschaft war nicht die Hauptstadt Madrid, sondern Sevilla nebst Umgebung; ein daselbst gelegener alterthümlicher und halb verfallener Palast maurischen Stils wurde jahrelang zu ihren Zusammenkünften benutzt. Die Versammlungen begannen und schlossen mit Gebet, und ein Bildniß der heiligen Jungfrau, unter dem sich eine Opferbüchse befand, schmückte den Raum, wo man zusammenkam.

Als bei der oben erwähnten Gefangennahme der Letzten des Bundes auch dessen Papiere aufgefunden wurden, erhielt man Einsicht in die Statuten, aus denen hier nur noch folgende Punkte erwähnt sein mögen:

Die Novizen des Ordens, welche ein Jahr lang dienen mußten, bevor sie zu den eigentlich ausübenden oder thätigen Mitgliedern zählten, und die man chivatos (Ziegen) nannte, erhielten eine Geldentschädigung für Nahrung und Kleider; die Andern empfingen ein Drittel des Beutegeldes, während der Rest zur Hälfte in die allgemeine Casse floß, um Messen für die armen Seelen Verstorbener oder Gerichteter lesen zu lassen und um Gerichtsbeamte oder Gefangenwärter u. dergl. zu bestechen, die andere Hälfte aber dem Großmeister zufiel. Alle Brüder, hieß es in den Statuten, müssen lieber als Märtyrer sterben, als daß sie Verräther werden, und auch die weiblichen Theilnehmer des Bundes sind verpflichtet, diesem mit Leib und Seele zu dienen.

Eine besondere Sorgfalt verwandte man, um die Mitglieder zu ihren Ausführungen und Thaten gründlich geeignet zu machen und praktisch auszubilden. Sie erhielten Unterricht im Nachahmen der verschiedensten Thierstimmen; Nachts dienten besonders der

Digitized by Google

Ton der Grille, der Ruf des Uhus oder des Käuzchens, das Quaken der Frösche, oder das Miauen einer Katze, am Tage das Bellen eines Hundes oder andere Stimmen der das Leben und die Gewohnheiten der Menschen theilenden Thiere. Namentlich aber wurde den Novizen immer und immer wieder eingeschärft, daß das erste und Haupterforderniß bei allem Thun Schweigen sei, und der erste Artikel der Statuten lautete, daß Jeder mit gutem Auge, scharfem Ohre, flinken Füßen und „keiner Zunge" Mitglied werden könne.

Eigenthümlich waren auch die Ceremonien, welche bei der Ausschließung eines Mitgliedes der Garduna beobachtet wurden. Dies geschah beispielsweise, wenn ein solches sich durch Mitleid oder einen andern Beweggrund veranlassen ließ, seinen Auftrag nicht oder nicht gehörig auszuführen. Eine solche Ausschließung wurde dadurch eingeleitet, daß bei einer der nächtlichen Versammlungen der Meister des Ordens oder dessen Stellvertreter, nachdem die Schuld des Betreffenden kund gethan war, das catalonische Messer, welches er gleich allen Anderen trug, oder seinen Dolch ergriff und, die Spitze auf den Boden drückend, sich kräftig auf die Klinge lehnte und sie so zerbrach. Die zerbrochenen Stücke händigte er dem Abtrünnigen ein, der ihm dagegen sein eigenes Messer zu übergeben hatte. Durch diesen Austausch war der Bravo degradirt und unwürdig geworden, ferner der Garduna-Brüderschaft anzugehören. Hierauf führte ihn der Meister vor das Madonnenbild, kniete dort mit ihm nieder und ließ ihn schwören, weder den Bund noch einen Theilnehmer desselben jemals zu verrathen — welcher Verrath übrigens mit dem Tode bestraft worden wäre. Nachdem der Ausgestoßene sich entfernt, begaben sich Alle nach der nächstgelegenen Kirche, um die heilige Jungfrau anzuflehen, daß sie ihnen bald ein neues Mitglied an Stelle des verstoßenen senden möge.

Auch ein Tagesbefehl fiel bei der im November 1822 erfolgten Auflösung der Garduna den Behörden in die Hände, aus dem wir folgende interessante Stelle hier wiedergeben:

„Ferner ist auszuführen eine Taufe (Dolchstich), mit sechs Dublonen bezahlt. Ein Canonicus bezahlt sie. Dieselbe soll morgen vor sechs Uhr Abends einem Confrater des Mandatars, der um diese Zeit die Brücke von Triana zu passiren pflegt, gegeben werden, damit der Getaufte nicht den Mitgliedern des Capitels die nothwendigen Besuche abstatten und um ihre Stimme bei der Wahl zum Dechanten werben kann. Sein Nebenbuhler hofft dadurch größere Aussicht zu erhalten. Wenn diese Taufe sich nach einigen Tagen in eine Beerdigung verwandeln könnte, so würde die Summe verdoppelt werden. Wohl verstanden, man muß mit Geschicklichkeit verfahren, damit die Wunde nicht augenblicklich tödtlich ist. Zu diesem Zwecke bedient man sich entweder eines feinen Dolches, oder einer spitzen Pfrieme, selbst eine dicke Sattlernadel genügt, um eine Wunde zu machen, die zehn bis zwölf Tage dauert und blutet. Uebrigens, wenn der Canonicus zum Dechanten gewählt wird, so kann unser Bund auf seinen Schutz rechnen, wie auch Seine Gnaden ausdrücklich versprochen."

Es ist von Interesse, zu erfahren, daß unter diesen Bestellungen sich nahezu an 2000 befinden, welche seitens der Inquisition innerhalb eines Zeitraums von 147 Jahren bei dem Bunde gemacht wurden und ihm die Summe von 198,670 Pesetas eintrugen (ein Peseta ungefähr = $^3/_4$ Mark). Dieselben bestanden zu ein Drittel aus Entführungen von Frauen; der Meuchelmord bildet ein zweites Drittel; Ertränkungen, Dolchstöße, falsche Zeugnisse ꝛc. füllen den Rest. Seit dem Jahre 1667 wurden die Aufträge seltener; vom Jahre 1797 ab findet sich keine von einem Mitgliede der Inquisition gemachte Bestellung mehr vor in diesem Register.

Schließlich folge hier die Schilderung einer seitens der Garduna ausgeführten Entführung, wie sie zu Anfang dieses Jahrhunderts in einer großen Stadt Spaniens geschehen.

Die Glocke der Kathedrale hatte soeben die Mitternachtsstunde verkündet, als ein kleiner Trupp der Garduna, der sich in dem Schatten der Pfeiler verborgen, sich geräuschlos von diesen loslöste, um an den verschiedenen Ecken des freien Platzes einzeln Posto zu fassen, während sich ein weibliches Mitglied der Bande in die Mitte des Platzes begab und sich bei den Orangenbäumen verbarg, welche den dort plätschernden Springbrunnen umgaben. In diesem Augenblicke hörte man leise Tritte, und eine weibliche Person näherte sich dem Springbrunnen und blieb dort stehen, indem sie wie suchend um sich blickte. Sofort trat die serena hinter dem Bosquet hervor und winkte ihr auf ihre hastigen Fragen Stillschweigen. Und plötzlich eilen, auf ein gegebenes Zeichen, von allen Seiten die Anhänger der Garduna geräuschlos herbei, fassen die zum Tode Erschrockene, der augenblicklich ein seidenes Tuch um den Mund gelegt wird, und tragen sie in einen am Eingange einer Seitenstraße haltenden Wagen, dessen Rollen Niemand vernehmen kann, da die Räder mit dickem Leder beschlagen sind und die Füße der vorgespannten Maulthiere Nachtsandalen aus Büffelleder und Werg tragen, die mit Riemen und Schnallen befestigt sind. Fort fährt der Wagen, dem die eine Hälfte der Entführer voran eilt, während die andere im stärksten Laufe folgt.

Ehe das Ende der Stadt erreicht ist, muß eine Brücke passirt werden, auf der eine Anzahl Sbirren sich postirt hat; dicht vor der Brücke gelingt es der Entführten einen Schrei auszustoßen. Doch auch das rettet die Unglückliche nicht. Der Wagenlenker macht sofort Kehrt, um, so schnell die Maulthiere laufen können, davonzufahren, während die Begleiter sich den Sbirren entgegen werfen. Auf der nur von einigen Fackeln und Laternen erleuchteten Brücke entspinnt sich ein wüthender Kampf, und nach einigen Augenblicken sind die Sbirren bis an das Geländer zurückgedrängt. Da faßt auf einen von dem Führer der Verbrecher ausgestoßenen kurzen Ruf jeder derselben seinen Gegner mit unvorhergesehenem, raschem Untergriff um den Leib und stürzt ihn über das Brückengeländer hinab in den Guadalquivir. Eine Stunde später hält der Wagen vor den Thoren eines klosterähnlichen Gebäudes, und die Entführung ist geglückt.

Am andern Morgen meldet einer der Sbirren, der sich aus dem Flusse durch Schwimmen gerettet, das Geschehene. Aber alle Schritte, welche die Eltern zur Ermittelung des unglücklichen Kindes thun, sind vergebens. Lange Zeit danach erst wurde durch einen Zufall eine Spur entdeckt, die zur Lösung des Räthsels führte. Die Schönheit des jungen Mädchens hatte bei einem Kirchenbesuche die Blicke eines sehr wohlhabenden Wüstlings auf sie gezogen, und nachdem dieser vergebens versucht, auf anderem Wege sein Ziel zu erreichen, bediente er sich jener Verbrechersecte, und leider mit dem besten Erfolge. Eine gefälschte Einladung zu einem Rendezvous von bekannter Hand hatte das Opfer an den zur Ausführung ersehenen Platz gelockt.

Bei der Auflösung der Garduna im Jahre 1822 fiel durch Veröffentlichung ihrer Papiere und Schriften der Schleier so mancher Gewaltthat, so manchen Verbrechens; was lange Jahre hindurch unaufgeklärt und verborgen gewesen, wurde mit einem Male klar, und das Land athmete erleichtert auf, von einer so fürchterlichen Plage befreit zu sein.

Das neue Empfangsgebäude der Berlin-Anhaltischen Eisenbahn in Berlin.

Von dem rastlosen Streben und Wachsen der Industrie und dem hierdurch veranlaßten Aufschwunge der modernen Verkehrsmittel legt kaum etwas ein so glänzendes Zeugniß ab, wie die gewaltigen Bauwerke unserer Zeit. Ein solch mächtiges Monument der Betriebsamkeit wurde neuerdings in dem Empfangsgebäude der Berlin-Anhaltischen Eisenbahn in Berlin aufgerichtet, um demnächst seiner Bestimmung übergeben zu werden.

Die ursprünglich zum Betrieb einer Berlin-Sächsischen Eisenbahn von Potsdam über Riesa nach Leipzig im Jahre 1836 gegründete Privatgesellschaft verwandelte sich zwei Jahre später mangels Erlangung dieser Concession in die Berlin-Anhaltische Gesellschaft zum Bau einer Bahn von Berlin nach Cöthen. Bereits im Jahre 1841 wurde diese ganze Strecke eröffnet. Im Jahre 1848 wurde die Verbindung mit Dresden durch die Strecke Jüterbogk-Röderau hergestellt, und elf Jahre später wurden Bitterfeld, Halle und Leipzig in das Verkehrsnetz gezogen. Erst nach dem deutsch-französischen Kriege ließ sich die directe Verbindung zwischen Magdeburg und Leipzig durch Ausbau der

Digitized by Google

Rock of Gibraltar, which, indeed, is the only part of the fortress that is visible from the sea. The Rock is honeycombed with galleries, and the guns are mounted in casemates, so that the gunners are protected from the fire of the enemy. The Rock is 1,400 feet high, and the fortress is considered impregnable. The garrison consists of about 5,000 men, and there are 600 guns mounted on the Rock. The harbour is small, but is capable of accommodating a large number of vessels. The town of Gibraltar is built on the slope of the Rock, and has a population of about 20,000. The streets are narrow and steep, and the houses are built of stone. The climate is mild and healthy, and the town is a favourite resort of invalids. The chief industry is the supply of ships with provisions and stores. The trade is considerable, and the imports and exports amount to about £2,000,000 a year. The town is governed by a Governor, who is assisted by a Council. The Governor is appointed by the Crown, and the Council consists of the principal officers of the garrison and the civil service. The town has a police force of about 100 men, and a fire brigade. There are several churches, a theatre, and a public library. The town is supplied with water from a reservoir on the Rock, and with gas from a gasworks. The drainage is good, and the town is well lighted. The roads are good, and there are several carriages and horses for hire. The town is connected with the mainland by a causeway, which is crossed by a bridge. The bridge is guarded by a fort, and the causeway is commanded by the guns of the fortress. The town is also connected with the mainland by a railway, which runs to the frontier of Spain. The railway is used chiefly for the transport of goods, and there is a regular service of trains. The town is also connected with the mainland by a telegraph line, which runs to the frontier of Spain. The telegraph line is used chiefly for the transmission of messages to and from the garrison. The town is also connected with the mainland by a telephone line, which runs to the frontier of Spain. The telephone line is used chiefly for the transmission of messages to and from the garrison. The town is also connected with the mainland by a submarine cable, which runs to the frontier of Spain. The submarine cable is used chiefly for the transmission of messages to and from the garrison. The town is also connected with the mainland by a wireless telegraph station, which is situated on the Rock. The wireless telegraph station is used chiefly for the transmission of messages to and from the garrison. The town is also connected with the mainland by a wireless telephone station, which is situated on the Rock. The wireless telephone station is used chiefly for the transmission of messages to and from the garrison. The town is also connected with the mainland by a wireless telegraph station, which is situated on the Rock. The wireless telegraph station is used chiefly for the transmission of messages to and from the garrison. The town is also connected with the mainland by a wireless telephone station, which is situated on the Rock. The wireless telephone station is used chiefly for the transmission of messages to and from the garrison.

THE ROYAL EXCHANGE AND MANSION HOUSE, LONDON.

Drawn by Thomas Allom, M.A.

The Royal Exchange was built by Sir Thomas Gresham, and was opened by Queen Elizabeth in 1571. It was destroyed by the Great Fire of London in 1666, and was rebuilt by Sir William Jones. It was again destroyed by fire in 1838, and was rebuilt by Sir William Tite. The present building is a handsome structure of Portland stone, and is surmounted by a cupola and a clock tower. The Mansion House is the official residence of the Lord Mayor of London. It was built by George Dance the Younger, and was completed in 1753. It is a large and imposing building, and contains a number of state apartments. The Lord Mayor's Banquet is held in the Mansion House every year on the 9th of November.

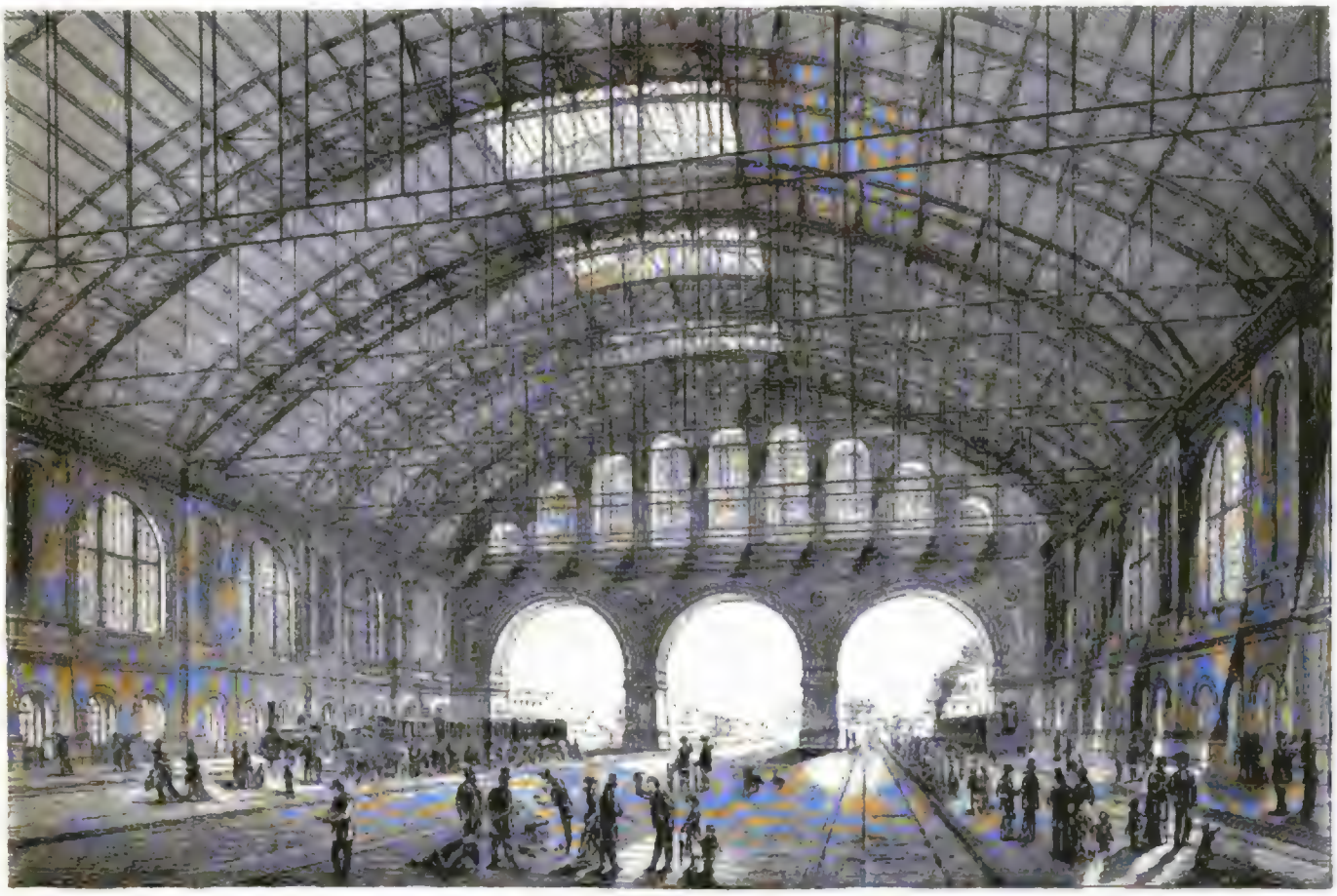
Mitte nimmt der bis zu einer Höhe von zwanzig Meter aufsteigende Vestibülbau ein, welcher durch beide Geschosse hindurchgeht; ihn krönt die mächtige Uhr, deren Seiten die vom Bildhauer Brunow modellirten Figuren des Tags und der Nacht, in Kupfernieder-schlag von Riedinger in Augsburg ausgeführt, einnehmen; drei kreisrunde Fensteröffnungen und die beiden Sandsteinreliefs des Bildhauers Geier „Ingenieurwissenschaft“ und „Architektur“ be-leben ihn. Am Vestibül tritt wiederum die niedrigere Unterfahrt in einer Höhe von 11 Meter vor, welche sich gegen den Askanischen Platz mit drei Rundbogen öffnet. Von hier aus findet der Zutritt zu dem Bahnhofe statt, und zwar ist Raum für die gleichzeitige Vorfahrt von drei Droschken genommen.

Die Langseiten des Bahnhofs sind, wenn auch natürlich nicht mit so prächtiger Façade, wie die der Hauptfront, geschmückt, dennoch durch die mächtigen Bogenfenster der Halle, sowie durch die gemusterten Füllungen der breiten Pfeiler in anziehender Weise belebt.

nach dem Tunnel und von dort zur Gepäckausgabe. Dieser sinn-reichen Einrichtung zufolge wird die Belästigung der Reisenden durch das sonst übliche Hin- und Herstoßen der Gepäckkarren auf die glücklichste Weise vermieden.

Wir verlassen das Vestibül und dringen auf einem breiten, oben in zwei Arme sich spaltenden Treppenaufstieg zu der großen Corridorhalle, dem Vorraum zur eigentlichen Bahnhofshalle, empor. Dieses Foyer, welches eine Länge von 87 Meter erhielt, entfaltet, im Osten und Westen durch Kuppelräume mit Oberlicht abgeschlossen, eine ungemein imposante architektonische Wirkung. Es übertrifft die berühmte Vorhalle der Peterskirche zu Rom in der Länge um 15 Meter.

Von der Corridorhalle führen rechts wie links vier Thüren in den eigentlichen Kopfperron der Bahnhofshalle. Der ungeheure Raum, dessen Grundfläche fast derjenigen des Marcus-Platzes von Venedig gleich ist, liegt voll vor unseren erstaunten Blicken. Ueber uns wölbt sich die mächtige Rundung der Halle in ihrer bisher



Der neue Anhalter Bahnhof in Berlin: Die Verkehrshalle.

Originalzeichnung von Neubauer.

Nachdem wir die äußere Schönheit des Werkes in Augen-schein genommen, betreten wir vom Askanischen Platze aus durch die Unterfahrt das Innere des Bahnhofs. Drei Thüren ver-mitteln den Eingang in das mächtige Empfangsvestibül, dessen Umfang 390 Quadratmeter beträgt. Die Großartigkeit in der Anordnung des ganzen Gebäudes offenbart sich hier sofort dem Beschauer, indem unmittelbar ein freier Einblick bis weit in die große Bahnhofshalle beziehentlich das Dachwerk derselben gewährt wird. Im Vestibül befinden sich links die sechs Billetschalter, während sich rechts der Raum für die Gepäckannahme anschließt. Das hier abgegebene Gepäck gelangt durch die überwölbten Schachte des Erdgeschosses auf Karren bis zu hydraulischen Aufzügen. Mittelst derselben werden die Güter zur Perronhöhe emporgehoben und sodann auf besonderen, zwischen den Abfahrtsgeleisen liegenden Gepäckperrons bis zu den für ihre Verladung bestimmten Wagen gekarrt. Durch zwei entsprechende Versenkungen an der linken Seite des Bahnhofs gelangt das von den Gepäckperrons der Ankunftsgeleise gekarrte Personengut der ankommenden Reisenden

von keinem ähnlichen Baue erreichten Höhe von 34,25 Meter. Die 60,72 Meter betragende Breite des Raumes wird nur von der Sanct-Pancrasstation zu London und der Centralstation zu Birmingham übertroffen. Vor uns liegen in gerader Richtung die Schienenstränge für die einlaufenden und abgehenden Züge und an denselben die zwei Seiten- und zwei Mittelperrons für die ein- und aussteigenden Reisenden. Es ist ermöglicht, daß hier zu gleicher Zeit sechs verschiedene Personenzüge, und zwar vier abgehende und zwei einlaufende, Aufstellung finden können.

Auf der rechten Seite des Kopfbaues befinden sich für das abreisende Publicum Wartesäle von mächtiger Ausdehnung, an welche sich die Räume für die Telegraphie, für die Stations-beamten, sowie die Empfangssäle für den kaiserlichen Hof an-schließen. Auf der linken Seite öffnet sich mit drei Thüren das 300 Quadratmeter große Ausgangsvestibül für die angekommenen Reisenden. Neben demselben ist durch Einrichtung eines Warte-saals für das auf die Ankommenden wartende Publicum einer sonst selten berücksichtigten Forderung Rechnung getragen. Hier

schließen sich, außer kleineren Räumlichkeiten für die Benutzung des kaiserlichen Hofes bei seiner Ankunft, noch Säle, welche vorläufig für Verwaltungszwecke bestimmt sind, an. Der Kopfperron quer vor den Schienen selbst, welcher uns zuerst aufnahm, soll für den Sommerverkehr als Aufenthaltsraum für das abreisende Publicum benutzt und dementsprechend mit Sitzplätzen und Tischen ausgestattet werden. Sogar einen in unglaublicher Weise gesteigerten Verkehr würde dieser riesige Raum mit seinem Umfange von 900 Quadratmeter — nur 270 Meter weniger, als der weltberühmte große Gürzenichsaal in Köln — bewältigen können.

Auch die Längswände der inneren Bahnhofshalle bieten, vom Kopfperron aus betrachtet, ein ebenso eigenartiges wie eindrucksvolles Bild. Dieselben werden in Zwischenräumen von je 14 Meter (Achsweite) — statt der meist üblichen einzelnen Wandpfeiler — durch eine Anzahl von Doppelpfeilern unterbrochen, auf welchen die eisernen Gewölbeträger, zu zweien gekuppelt, aufsetzen; inmitten je zweier Doppelpfeiler, deren Lücke durch Terracottaplatten verkleidet ist, erheben sich die hohen, sieben Meter breiten Hallenfenster. Diese Anordnung giebt ein unterscheidendes Merkmal von derjenigen der übrigen Berliner Hallen ab, bei welchen die Entfernung der einzelnen Bänder höchstens 7,5 Meter beträgt, und steigert durch ihren mächtigen Maßstab den großartigen und edlen Eindruck der Halle. Ebenso erhöht ein sehr eigenartiger Raum über der großen Corridorhalle den monumentalen Charakter des Bahnhofes: eine Loggia von riesigen Dimensionen, welche, nach innen geöffnet, auf den Kopfperron herabblickt.

Ueber die innere Einrichtung der Räumlichkeiten zu berichten, ist vor deren Fertigstellung unmöglich: daß dieselbe der großartigen Anlage des Werkes entsprechen wird, verbürgt unzweifelhaft der vornehme Sinn und vollendete Kunstgeschmack des Baumeisters.

Es erübrigt noch, einige Daten über die Kosten des Baues anzugeben. Für den Innenbahnhof ist ein Aufwand von 6,300,000 Mark erforderlich gewesen. Hierzu treten weitere 7,200,000 Mark für den Güterbahnhof, während die Kosten des Rangirbahnhofes und der Werkstatt 1,500,000 beziehungsweise 3,000,000 Mark betrugen. Die letzteren beiden Anlagen befinden sich auf der Tempelhofer Feldmark, im Süden der Stadt. Sobald der Personenbahnhof zur Benutzung gelangt, werden auch die bisher gesperrten Strecken der großen äußeren Ringstraße von Berlin — der Bülow- und York-Straße, dem Verkehr übergeben werden. Dieselben sind *unter* der Anhaltischen, Potsdamer und Dresdener Bahn hindurchgeführt. Zwei andere Straßen, Monumenten- und Colonnen-Straße, sind auf mächtigen Brücken *über* die Anhaltische Bahn herübergeleitet.

So ist mit einem allerdings ansehnlichen Kostenaufwand ein Werk geschaffen worden, welches in gleicher Weise den Meister, der es vollendet, wie die Männer, die ihn erwählten, ehrt.

Erinnerungen an Ludmilla Assing.

Von **Rudolf von Gottschall.**

Die Kunde der plötzlichen Erkrankung und des Hinscheidens von *Ludmilla Assing* hat nicht blos deren Freunde in Deutschland schmerzlich überrascht, auch in Italien hat sie in weitesten Kreisen jene Sympathien zum Ausdruck gebracht, welche sich die Schriftstellerin in ihrem Adoptivvaterlande erworben hat.

Noch im Herbst 1878 hatte ich Ludmilla Assing auf ihrer Villa in Florenz besucht. Diese Villa, die nicht blos auf eine freundliche Villeggiatur eingerichtet, sondern ein stattliches Gebäude ist, liegt an der Via Luigi Alamanni, hinter der alten Dominikanerkirche Santa Maria Novella in der Nähe des nördlichen Bahnhofs.

Sie ist von allen Seiten von einem Garten umgeben, welcher die Flora des Südens in üppiger Fülle und Mannigfaltigkeit zeigt; die Besitzerin hat diese Bäume alle selbst gepflanzt, die, mit südlicher Trieb- und Lebenskraft emporgewachsen, ihr jetzt den willkommenen Schatten gaben. Aus ihrer Studirstube führte eine Treppe hinunter in den Garten, zu ihren schattigen Lieblingsplätzchen. Schwere Vorhänge und Jalousieen wehrten nach italienischer Sitte die Sonnenhitze ab, wenn sie oben sich ihren Studien hingab. Repositorien mit den ausgewählten Werken deutscher Schriftsteller, meistens Erbstücke aus der Bibliothek Varnhagen's, reichten überall bis hoch an die Decke hinan; ein Bücherschrank aber war das Allerheiligste in diesem Gemach; er enthielt den noch unveröffentlichten manuscriptlichen Nachlaß Varnhagen's — eine Mappe neben der andern, und in jeder Blatt an Blatt gereiht in der saubersten Ordnung, wie sie Varnhagen liebte, alle Notizen mit jener Perlschrift abgefaßt, welche zu den Vorzügen des geistreichen Diplomaten gehörte.

Einige dieser Mappen waren eine biographische Encyklopädie der Zeitgenossen; alphabetisch geordnet lagen die Fascikel übereinander, und in jedem zunächst von Varnhagen's Hand biographische Notizen und kurze, oft scharfe Kritik, dann allerlei handschriftliche Reliquien, Briefe, Gedichte, Aufsätze. Ich selbst fand in diesem Register der Santa Casa Gedichte von mir, die für mich längst verschollen waren und von deren Existenz ich nichts mehr wußte.

In der That, was ist das biblische Oelkrüglein der Wittwe gegen den unerschöpflichen Varnhagen'schen Nachlaß? Varnhagen war ein Sammler, wie es keinen zweiten giebt. Dazu gehörte nicht blos Fleiß und Ordnung, dazu gehörte ein in der Gegenwart fast ausgestorbener Sinn, das Interesse für die einzelne Persönlichkeit, ihre eigenartige Bedeutung, ihr ganzes Sein und Werden. Wer giebt sich heutigen Tags noch Mühe mit solchen Charakterstudien? Man mißt und schätzt die Menschen in Bausch und Bogen: fast scheint es, daß sie auch uninteressanter geworden sind. Ein paar Heroen in plastischer Größe; alles andere nur Reliefbilder an ihren Piedestalen! Damals machten die Einzelnen, auch wenn sie nicht ihre Namen auf den prunkenden Aushängebogen der Fama lasen, Anspruch auf geistige Bedeutung. Wie viele Werke sind aus Varnhagen's Zauberschranke bereits durch die fleißige und pietätvolle Vermittelung der Besitzerin an's Licht hervorgetreten! Mir war's, als hörte ich darin ein Rumoren wie in dem Davenport'schen Schrank; denn wie viele Lärmgeister der Chronik sind dort noch gebunden!

Ich ließ sie an mir vorüberziehen, die Schriften aus Varnhagen's Nachlaß, die bereits der Oeffentlichkeit übergeben. Humboldt's Briefe an Varnhagen, sowie die Gespräche des Gelehrten und Diplomaten, ein Werk, das so großes Aufsehen erregt hatte; denn sie hatten alles ausgeplaudert, was sie auf dem Herzen hatten, und beide waren sonst so discret und zugeknöpft. Varnhagen's Tagebücher, die Chronik des Berliner oeil de boeuf, dreizehn Bände, bald vornehm und geistig bedeutend, bald heimisirend plauderhaft und spöttisch, überreich an Mittheilungen, die zum Theil dem revisionsbedürftigen Tagesklatsch, zum Theil der unparteiischen Weltgeschichte angehörten; alle die Briefe von Chamisso, Stein, Bettina, Staegemann und Anderen, die in verschiedenen Sammlungen erschienen, meistens mit scharfen Portraitvignetten von der Feder Varnhagen's oder der Herausgeberin, zuletzt alle die Briefsammlungen, die dem ‚Cultus der Rahel gewidmet waren, oder vielmehr, welche uns die Rahel selbst geben; denn sie war ja nie eine Schriftstellerin von Fach; sie lebt ja nur in ihren Briefen.

Und trotz aller dieser Veröffentlichungen ein immer noch gefüllter Schrank, ein unverzehrbarer Vorrath aufgespeicherter Memoiren! Der Eifer der Verleger, die Theilnahme des Publicums mußten allmählich ermüden, solchem Reichthum gegenüber, der für die Geschichte und Culturgeschichte von unschätzbarem Werthe ist. Auch Ludmilla Assing schien die Geister nicht mehr bannen zu können, die ihr Onkel heraufbeschworen und ihrer Obhut anempfohlen hatte. Wir sprachen davon, daß sie diese Schätze einer Bibliothek einverleiben möchte, und in der That erfahre ich, daß sie dieselben jetzt testamentarisch der königlichen Berliner Bibliothek überlassen hat, unter der Bedingung, daß dieselbe als Varnhagen-Sammlung aufgestellt und für den öffentlichen Gebrauch bestimmt bleibe. Würde aber die Berliner Bibliothek das testamentarische Geschenk nicht annehmen, so sollte es der Züricher Bibliothek zufallen.

Zu diesen Manuscripten gehört auch der noch nicht veröffentlichte Nachlaß des Fürsten Pückler-Muskau. Der Fürst war ein Freund Varnhagen's, ihm verwandt in geistiger Regsamkeit,

Digitized by Google

in unbeschränkter Aneignungsfähigkeit, obschon mehr geneigt, sich selbst als Hauptperson zu betrachten und seine geistreiche Persönlichkeit in den Vordergrund zu stellen. Er war ein alter Bekannter Ludmilla's, und als er die Gewissenhaftigkeit sah, mit welcher diese Schriftstellerin für den Varnhagen'schen Nachlaß Verleger suchte, gewann und festhielt, und die verständnißvolle Art, mit welcher sie denselben herausgab und mit geistvollen Einleitungen und Bemerkungen versah, hielt er es für das Beste, ihr auch seinen Nachlaß zum Zweck der Herausgabe zu vermachen. Doch für Semilasso, einen gefeierten Helden der jungdeutschen Epoche, herrschte nicht mehr ein so ausgiebiges Interesse, daß für einige zwanzig Bände seines Nachlasses sich ein Verleger gefunden hätte. Gleichwohl vermochte die Herausgeberin noch neun Bände buchhändlerisch unter Dach und Fach zu bringen. Dem Fürsten selbst widmete sie eine geistreich geschriebene Biographie, welche das Lebensbild desselben ohne Verschleierung für die Zeitgenossen und die Nachwelt fixirte. In vieler Hinsicht war der Fürst eine problematische Existenz und huldigte besonders der Freigeisterei der Leidenschaft in rücksichtsloser Weise. Die Auflösung seiner Ehe mit der Gräfin Hardenberg, mit gegenseitiger Zustimmung, nur um ihm die Möglichkeit einer Geldheirath zu sichern, sowie der afrikanische Liebesroman, dessen Heldin die Abessinierin Mechbuba ist, sind die auffallendsten Episoden seines Lebens nach dieser Seite hin. Lord Byron war ihm leuchtendes Vorbild, doch diese Epoche, in welcher geniale Ausnahmenaturen, wie Fürst Pückler, eine Rolle spielen konnten, ist vorübergegangen.

Ludmilla Assing war ein Hamburger Kind; ihre Mutter war Rosa Maria, Varnhagen's Schwester, eine begabte Dichterin, die mit Chamisso und anderen Poeten in regem Verkehre stand, ihr Vater ein tüchtiger Arzt. Auch über diese von geistigen Interessen beseelte Häuslichkeit hat sie Actenstücke gesammelt, die sie in letzter Zeit zu veröffentlichen wünschte. In Eimsbüttel bei Hamburg, bei Verwandten, brachte sie oft den Sommer zu, auch zur Zeit, da Varnhagen sie schon nach Berlin zu sich genommen hatte. Wie oft bin ich damals mit Feodor Wehl, dem jetzigen Intendanten des Stuttgarter Hoftheaters, hinausgewandert in die Eimsbütteler Idylle, wo wir in dem großen schönen Garten der Wolff'schen Villa über Literatur und Politik plauderten oder auch der Nichte Varnhagen's für ihr Album saßen, in welches sie unsere Köpfe mit kunstverständiger Hand einzuzeichnen suchte.

Eine andere Etappe unseres Verkehrs bildete der Varnhagen'sche Salon in der Mauerstraße in Berlin; es war ein Salon der guten alten Zeit, der in der Epoche der lärmenden Gastereien längst auf den Aussterbe-Etat gesetzt ist. Gleichwohl fanden sich dort nicht ästhetische Theekränzchen zusammen, sondern er war mehr ein bureau d'esprit, in welchem über alle Tagesfragen in lebendigen Gesprächen verhandelt wurde; Politik und Literatur nahmen das gleiche Interesse in Anspruch.

Ludmilla war hier die Aufgabe zugefallen, als die präsidirende Dame des Hauses die Traditionen der Rahel fortzupflanzen, und wenn sie sich auch in Bezug auf die Tiefe sibyllinischer Offenbarungen nicht mit Rahel messen konnte, so kam sie ihr doch gleich an aufgeschlossenem Sinn für Alles, was der Tag brachte, an geistvoller Lebendigkeit der Unterhaltung. Sterne erster Größe, wie Alexander von Humboldt, waren bei Varnhagen oft zu finden, ebenso Fürst Pückler, auch die Autoren des jungen Deutschlands, Theodor Mundt, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, wenn die beiden Letzteren in Berlin sich aufhielten, ferner jüngere Schriftsteller, wie Max Ring und Andere. Ein Stammgast des Salons war Freiherr von Sternberg: mit seiner schlanken Gestalt, seinen edelgeschnittenen Zügen war der kurländische Baron eine Erscheinung, die bei dem ersten Anblick schon die Theilnahme erregte. In der Regel war er während des Gesprächs damit beschäftigt, diesen oder jenen Charakterkopf aus der Zahl der Anwesenden auf ein Blatt Papier hinzuwerfen. Varnhagen selbst handhabte mit Meisterschaft die Silhouettenscheere, welche mit derselben Gewandtheit wie die Feder des Biographen die Profile hervorragender Persönlichkeiten in scharfgeschnittenen Umrissen festzuhalten verstand.

Ein anderer Berliner Salon, in welchem ich oft mit Ludmilla Assing zusammentraf, war derjenige der Gräfin Ahlefeld. Die Freundin Immermann's, die Wittwe des Führers der Lützow'schen Freischaaren, war in jeder Hinsicht eine distinguirte Persönlichkeit von geistig vornehmem Wesen: sie hatte einen Zug von ästhetischem Hohenpriesterthum. Wenn auch bei ihr vorzugsweise die Dichtung ein Asyl fand, so durfte man auch hier nicht an die flachen schöngeistigen Cirkel Berlins denken. Palleske las hier Shakespeare'sche Dichtungen, wir jüngeren Autoren trugen unsere eigenen Dramen vor; wir durften auf das feinste Verständniß rechnen und waren bei allen Stellen, die wir nach unserem Gefühl für gelungen hielten, der lauten Zustimmung der Gräfin und ihrer Freundin gewiß. Ein Denkmal dieser Freundschaft ist die Biographie der Gräfin Ahlefeld, welche Ludmilla im Jahre 1853 herausgab und welche uns das Bild eines interessanten und vielbewegten Lebens entrollt. Einzelne Episoden desselben, wie die Freundschaft mit Immermann, gaben ihr Anlaß zu psychologisch feiner Darstellung. Auch das Werk der Ludmilla Assing über „Sophie La Roche, die Freundin Wieland's" (1859) trägt das Gepräge einer Darstellungsgabe, welche ein fein retouchirtes Gesammtbild eines Charakters ausführt.

Im Herbste des Jahres 1878 besuchte ich Ludmilla Assing zum letzten Male in Florenz, wo ich sie schon im Jahre 1863 bei meiner ersten italienischen Reise aufgesucht hatte. Die dauernde Ansiedelung Ludmilla Assing's im Auslande war die Folge der Verurtheilungen, die sie sich durch die Herausgabe der Varnhagen'schen Tagebücher in den Berliner Preßprocessen zugezogen. Seitdem hatte sie sich ganz in Italien eingelebt, im Einklang mit den strebenden Geistern der Nation, eine italienische Patriotin, welche der Einheitsbewegung mit Begeisterung folgte und besonders für Mazzini große Bewunderung hegte. Zu ihren nächsten Freunden gehörte der früh verstorbene Pietro Cironi, einer der feurigen Patrioten, dem sie auch einen literarischen Denkstein in einer Biographie gesetzt hat. Seitdem sie die Villa gekauft, die sie jetzt ihren mazzinistischen Freunden im Testament vermacht hat, konnte sie eine geistreiche Geselligkeit nach dem Berliner Vorbild pflegen. Ich fand in ihren Salons, außer dem deutschen Consul, eine große Zahl italienischer Journalisten, Publicisten, Künstler, auch Vertreter vornehmer Gesellschaftskreise; sie bildeten eine Art von internationalem Mittelpunkt, und wie tief gerade in Florenz diese Interessen wurzeln, beweisen wohl die beiden hier erscheinenden italienischen Revuen: „Rivista internazionale" und „Rivista Europea", welche beide der deutschen Literatur eingehende Beachtung schenken, häufig Artikel aus deutschen Zeitschriften, besonders „Unsere Zeit", übersetzen und jedes Heft derselben auf das Genaueste analysiren.

In dieser Villa spielt auch der kurze Liebes- und Ehe-Roman, welcher in deutschen Blättern so viel Staub aufgewirbelt hat. Ludmilla vermählte sich mit dem jungen Bersagliere-Officier Grimelli in der Ueberzeugung, daß die Bewunderung, die er für ihre geistige Begabung und ihre Leistungen hegte, für den großen Unterschied des Lebensalters einen ausgleichenden Ersatz bieten werde. Diese Ueberzeugung erwies sich als trüglich.

Die Kluft war nicht auszufüllen; Grimelli begann allmählich, sich seiner älteren Lebensgefährtin vor seinen Cameraden zu schämen. So mußte die Ehe wieder getrennt werden; das Gerücht schmückte diese Scheidungsgeschichte in abenteuerlicher Weise aus. Ludmilla Assing hat mir alle Briefe Grimelli's vorgelegt: es war zur Zeit, als in Deutschland jene falschen Gerüchte verbreitet wurden. Der Bersagliere-Officier bewahrte zu jeder Zeit seinen Respect vor den hohen Geistesgaben seiner Gattin, ja er gab demselben oft einen überschwänglichen Ausdruck. In finanzieller Hinsicht hatte sich Frau Assing-Grimelli ihr gutes Recht gewahrt und blieb hierin auch allen Vermittelungsversuchen unzugänglich.

Grimelli wurde Publicist in Piacenza und später in Livorno. Meinungsverschiedenheiten führten zu Mißhelligkeiten und zu Duellen mit anderen Redacteuren, und Grimelli endete durch Selbstmord, wie es scheint, weil sein Benehmen in einem Ehrenhandel den Conflict mit den anderen Publicisten noch schärfer auf die Spitze getrieben hatte.

So hatte die Villa der Via Luigi Alamanni ihre Tragödie, und eine zweite sollte ihr auf dem Fuße folgen. Ludmilla Assing verfiel in Folge einer Entzündung der Hirnhäute dem Irrsinn und mußte in die Irrenanstalt von San Bonifazio gebracht werden, wo sie in bewußtlosem Zustande ihre letzten Lebenstage verbrachte. War ihre Krankheit die Folge angestrengter Geistesarbeit? Sie war voll unermüdlicher Thatigkeit, und wenn sie ordnend, sammelnd, durch Abfassung von Einleitungen, durch

Digitized by Google

Hinzufügung von Bemerkungen sich ermüdet hatte, so las sie in der Laube ihres Gartens mit dem greisen Advocaten Campanella, einem Freund Mazzini's, die italienischen Classiker. Ich hielt sie stets für gesund und zu einem hohen Alter berufen; nur einmal wurden mir hierüber Bedenken wach. Es war im Campo Santo von Pisa; wir bewunderten die Freskenbilder von Andrea Orgagna und die Tempera-Wandbilder von Benozzo Gozzoli, welche diesen Corridorumgang schmücken: da glitt meine Begleiterin auf einer der Stufen aus, welche plötzlich und unmerklich in diesen Corridoren auf- und niederführen. Diesem Ausgleiten folgte alsbald eine Ohnmacht. War dies ein böses Vorzeichen, die Ohnmacht in dem Campo Santo, wo sich 600 Gräber unter dem Marmor des Fußbodens befinden? War es eine Mahnung aus der Tiefe, welche das herandrohende Loos des Todes voraus verkündete?

Das traurige Schicksal von Ludmilla Assing erinnerte mich an eine andere deutsche Schriftstellerin, die auch in Italien lebte und auch, nachdem sie einen italienischen Officier geheirathet hatte, im Irrenhause gestorben ist. Auch sie besaß eine Villa, und zwar dicht bei Stresa, unmittelbar an den reizenden Ufern des Lago Maggiore. Vom Altan derselben sah man auf die gegenüberliegenden Borromeischen Inseln und tief hinein in die Geheimnisse der Alpenwelt, auf die Gipfel, welche die Pässe des Simplon und Sanct Gotthard bilden. Auch sie war lebensfrisch, als ich sie besuchte; noch sehe ich ihre schlanke, hohe Gestalt unter den immergrünen Cypressen und Magnolien auf den Terrassen der Isola bella — und nicht allzu lange darauf kam die Kunde ihres Todes. Es war die Wittwe des preußischen Gerichtsrathes Voigtel, die unter dem Namen Arthur Stahl geistvolle spanische und ägyptische Reisebilder verfaßt hat und als Verfasserin eines viel zu wenig gekannten Romans: „Die Tochter der Alhambra", auch in unserer Literatur Anspruch auf gerechte Beachtung sich erworben hat.

Als ich mit Ludmilla Assing über das Schicksal der schriftstellerischen Collegin sprach, als wir beide dasselbe tief beklagten, da ahnten wir nicht, daß schon, ehe zwei Jahre vergangen, die Chronik der Zeitungen von ihr selbst ganz das gleiche Trauerloos berichten würde. Sic eunt fata hominum.

Blätter und Blüthen.

Die ersten Pionniere der Weltstraßen. Beinahe zu gleicher Zeit, als die Kunde von der erfolgten Durchschlagung des St. Gotthard-Tunnels in alle Welt ging, sanctionirte Oesterreichs Parlament den Bau der Arlbergbahn und damit die Herstellung eines Tunnels, der, was Großartigkeit der Anlage betrifft, ein würdiger Rivale zu dem jetzt der Vollendung nahenden St. Gotthard-Tunnel zu werden verspricht. Weltstraße auf Weltstraße!

Das läßt mich an einen herrlichen Morgen des letzten Spätsommers lebhaft zurückdenken, an welchem ich, vom Rigi kommend, die unvergleichliche Axenstraße am Urnersee entlang nach Altdorf fuhr. Ueberall regte es sich ameisenhaft, endlose Züge jener piemontesischen Steinarbeiter, deren Ruf als Felsenbezwinger unseren Erdtheil seit Jahrzehnten erfüllt, zogen vorüber. Dampfboote, vor Schleppkähne gespannt, und urstämmige Frachtwagen schafften den Proviant für die Minen, den unvermeidlichen Dynamit, herbei, durch schwarze Fahnen die Gefahr, welche sie in sich bargen, kennzeichnend — ein Bild des Todes, im Gegensatze zu dem lebensvollen fröhlichen Arbeitergetümmel. Auf dieser Portrace zum St. Gotthard Tunnel gab es hauptsächlich Tagessprengungen; bald sah ich im Verlaufe der Fahrt überall an der linksseitigen Berglehne entlang Minen aufblitzen, und der lang anhaltende grollende Donner rief in den Bergschluchten unzählige Echos wach. Die Zahl der am Wege gelegenen Wirthshäuser, Ambulancen, Cantinen und Osterien hatte sich, dem gesteigerten Bedürfniß entsprechend, unglaublich vermehrt; denn in den Mußestunden, da die Sprengungen stattfinden, suchen sich die Italiener gern die zur Ausübung ihres anstrengenden Berufs nöthige Stärkung in einem Fläschchen vino d'Asti. Leicht fand sich Gelegenheit, mit einigen Partienführern der Steinvernichter ein Gespräch anzuknüpfen. Es waren ergraute Piemontesen, sehnige, wetterfeste Figuren, aber die Augen noch des italienischen Jugendfeuers voll.

„Sehen Sie," erklärte mir der Eine, übereinstimmend mit seinem Gefährten und wahrscheinlichen Geschäftstheilhaber, „wir sind alt geworden in unserem wahrlich beschwerlichen Berufe, aber wir denken trotz alledem nicht an Ruhe und Genießen, obschon wir Jeder ein kleines Capital uns erspart haben. Wir fingen beim Bau des Semmering an und vollendeten dann die Karststrecke vor Triest. Den Brenner zu bewältigen, wurde unsere nächste Aufgabe, und kaum war dieser fertig, als wir die Arbeiten am Mont Cenis-Tunnel begannen. Diese Aufgabe bleibt uns als die liebste in der Erinnerung; denn sie galt der theuren Heimath. Hierauf folgten wir dem Rufe der Suez-Canal Unternehmung — wohl nicht so schwierig, wie die europäischen Felsenkämpfe — aber es war wirklich keine Kleinigkeit für uns, unter Afrikas Sonne zu arbeiten. Erlagen doch bisweilen die Eingeborenen dem mörderischen Klima und der Arbeit früher, als unsere eigenen Landsleute. Dann nahmen wir Spaten und Hacke, sagten den Ufern des Nils Ade und zogen zur Donau-Regulirung nach Wien, und jetzt sehen Sie uns hier am Gotthard. Zum nächsten Frühjahr müssen wir fertig werden. Und wir tummeln uns jetzt bei der Arbeit doppelt; denn sonst könnten wir den Panama-Canal oder drüben im Vorarlberg den Arlberg Tunnel versäumen, von denen mit Bestimmtheit verlautet, daß sie nächstens begonnen werden. Insbesondere reflectiren wir auf den Gebirgsdurchschnitt zwischen den beiden großen Weltmeeren. Herr Lesseps braucht für sein Unternehmen geschulte Arbeiter, und wir haben Vertrauen zu ihm, wie wir auch wissen, daß er seit der Probe in Aegypten solches zu uns hat. Ohne uns," fuhr der graubärtige Mann fort, „darf der Panama-Canal nicht fertig werden, und wir setzen unsere Ehre darein, nicht zu ruhen und zu rasten, so lange es solche Aufgaben zu bewältigen giebt."

Ich drückte mein Erstaunen und meine Theilnahme aus, daß sich die Leute ein so fernes Arbeitsziel wie den Durchstich Centralamerikas als nächstes Object ihrer Thatkraft ausersehen hatten. „Unser Beruf ist kein gewöhnlicher," erhielt ich zur Antwort, „täglich, ja stündlich schauen wir dem Tod in das Angesicht; Orden und Ehrenzeichen giebt es für uns nicht; deshalb folgen wir dem Rufe, der uns in unserem bescheidenen Leben den größten Nutzen in Aussicht stellt."

Und in der That leben diese Leute ihrer Leistung gegenüber kärglich, wie nicht leicht der Arbeiter einer anderen Nationalität, dafür danken sie ihrer Genügsamkeit Ersparnisse, wie wir sie bei unsern Arbeitern beispielsweise vergeblich suchen würden.

Die Zeit zur Wiederaufnahme der Arbeit war gekommen; die Mineurs hatten ihre Schuldigkeit gethan, und auch ich mußte an den Aufbruch denken. Ich drückte den wackeren Männern die rauhe Hand und wünschte ihnen Glück bis zum Ende ihrer dornenvollen, wohl nur von wenigen ihrer Mitmenschen nach Verdienst gewürdigten Laufbahn. Z—r.

Als Nachtrag zu „Die Sparteriewaaren-Erzeugung" geht uns folgende Mittheilung zu: „Ihre Zeitschrift enthält in Nr. 9 eine Beschreibung der Sparteriewaaren-Erzeugung, an welche anschließend noch zu erwähnen ist, daß auch in dem Orte Zeidler in Böhmen die Sparteriewaaren-Erzeugung einer großen Anzahl Familien das tägliche Brod bietet; es ist besonders die Firma Joseph Lindner in Zeidler, die hierin Hervorragendes leistet, sodaß deren Erzeugnisse bei der Weltausstellung 1878 zu Paris von der internationalen Jury diplomirt, mit der großen silbernen Medaille prämiirt und von Fachblättern lobend hervorgehoben wurden. Joseph Lindner, dessen Firma auch in Ebersbach in Sachsen ein Zweigetablissement aufzuweisen hat, besitzt ein Patent zur Erzeugung von Sparteriegeweben mit imitirten und echten Gold-, Silber- und Wollfäden, aus denen verschiedenartige Luxus-Cartonnagen, sowie moderne Hüte für Kinder, Damen und Herren ꝛc. sowohl von genannter Firma, wie von auswärtigen Geschäftshäusern gefertigt werden."

Diesem Nachtrage fügen wir noch die Notiz bei, daß auch das Gemeindeamt von Alt-Ehrenberg officiell erklärt, „die Erzeugung der Sparteriewaaren sowohl in Platten, wie in daraus verfertigten Herren- und Damenhüten in jeder gewünschten Form habe schon vor der Niederlassung der Firma A. Rueff u. Comp. dortselbst auf der jetzigen Höhe gestanden, und sei der Vertrieb durch die Kaufleute Endler und Liebisch in Rixdorf und J. Hoßner in Schluckenau vermittelt worden." Daß die drei Letztgenannten in einer besonderen Zuschrift gegen die wider sie erhobenen Beschuldigungen sich verwahren, sei hier ausdrücklich constatirt.

D. Red.

Berichtigung. In unseren kleinen Artikel „Die telegraphische Verbindung mit in Bewegung befindlichen Eisenbahnzügen" (Blätter und Blüthen von Nr. 16) hat sich ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen, den wir hiermit berichtigen. Man lese dort in der sechsten Zeile vor Schluß des Artikels nicht: „in gleicher, aber entgegengesetzter" sondern: „in gleicher oder entgegengesetzter Richtung"!

Kleiner Briefkasten.

Ch. J. Th. in München. Sie wünschen in der „Gartenlaube" „Anleitungen für Anfertigung mikroskopischer Präparate" zu finden. Wir fürchten aber, daß solche Mittheilungen für die große Mehrzahl unserer Leser nicht erwünscht sein würden, und möchten Sie daran erinnern, daß in den zahlreichen Specialwerken über das Mikroskop von Willkomm, Frey, Harting, Schacht, Dippel, Hager ꝛc. vielfach Winke dieser Art enthalten sind.

Herrn **Justus Ebhardt in Rom.** Ihre Beschwerde darüber, daß der Stahln'sche Artikel „Ostern in Rom" (Nr. 13 unseres Blattes) nur ein Capitel Ihres uns damals noch unbekannten vortrefflichen Buches „Menschen und Dinge im heutigen Italien" (Leipzig, Reißner und Ganz) umschreibe, ohne diese Quelle anzugeben, ist leider nur allzu berechtigt; wir sprechen Ihnen an dieser Stelle unser aufrichtiges Bedauern über die von Herrn Stahln begangene literarische Freibeuterei aus, an welcher wir selbst natürlich völlig unschuldig sind.

G. A. — G. Claussius in Berlin. Ungeeignet! Verfügen Sie über das Manuscript!

Wilhelm F—ft in Wien. Geben Sie Ihre volle Adresse an!

E. K. in W. Nicht geeignet und deshalb vernichtet.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 19. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Frühlingsboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Von E. Werner.

„Das nennt man nun hier zu Lande Frühling! Das Schneetreiben wird mit jeder Minute ärger, und dazu bläst dieser liebenswürdige Nordost mit einer Energie, als wollte er uns mit der ganzen Extrapost fortwehen. Es ist zum Verzweifeln."

Die Postchaise, deren einer Insasse in dieser Weise seinem Unmuthe Luft machte, arbeitete sich in der That mühsam durch den Schnee der Landstraße. Die Pferde kamen trotz aller Anstrengung nur im Schritt und so langsam vorwärts, daß die Geduld der beiden Reisenden, die sich im Innern des Wagens befanden, auf eine harte Probe gestellt wurde.

Der Jüngere der Beiden, der einen sehr eleganten, aber für diese Witterung viel zu leichten Reise-Anzug trug, konnte höchstens vierundzwanzig Jahr alt sein. Der volle Lebensmuth oder vielmehr Uebermuth der Jugend leuchtete aus den schönen offenen Zügen, aus den dunklen Augen, die so keck und klar in die Welt blickten, als wären sie noch nie von irgend einem Schatten getrübt worden. Die ganze Erscheinung hatte etwas ungemein Fesselndes und Liebenswürdiges, aber der junge Reisende schien die Verzögerung der Fahrt sehr ungeduldig zu ertragen und gab seinem Aerger darüber jeden nur möglichen Ausdruck.

Desto gleichgültiger zeigte sich sein Begleiter, der, in einen grauen Mantel gehüllt, in der anderen Ecke des Wagens lehnte. Er schien einige Jahre älter zu sein, aber sein Aeußeres hatte wenig Anziehendes. Seine Gestalt war mehr kräftig als elegant, seine Haltung beinahe nachlässig. Sein Gesicht war nicht gerade häßlich; mindestens konnte es für charaktervoll gelten, wenn seine Linien auch keinen Anspruch auf Schönheit oder Regelmäßigkeit erheben durften, aber es lag ein Ausdruck darin, der befremdend und erkältend wirkte. Die tiefe Herbheit und Bitterkeit der schwersten Lebenserfahrungen mußte diesem jugendlichen Alter noch fremd sein, und doch war unbedingt etwas davon in jenem Zuge, der, ohne sich im Einzelnen verfolgen oder feststellen zu lassen, doch dem ganzen Antlitz sein eigenthümliches Gepräge lieh und den jungen Mann weit älter erscheinen ließ, als er in Wirklichkeit war. Das volle dunkle Haar harmonirte mit den dichten dunklen Augenbrauen, die Augen selbst aber waren von jener völlig unbestimmten Farbe, die gewöhnlich nicht für schön gilt. Es lag auch in der That wenig Sympathisches darin, kein froher Lebensmuth, keine einzige von jenen schwärmerischen oder leidenschaftlichen Regungen, an denen die Jugend sonst so reich ist. Der kalte, freudlose Blick hatte etwas ungemein Hartes, wie die ganze Persönlichkeit.

Der Letztgeschilderte hatte bisher ruhig in das Schneetreiben hinausgeblickt; jetzt wandte er sich um, und jenen ungeduldigen Ausruf seines Gefährten beantwortend, sagte er:

„Du vergißt, Edmund, daß wir uns nicht mehr in Italien befinden. In unserem Klima, und vollends hier in den Bergen, gehört der März noch ganz dem Winter an."

„Mein schönes Italien! Dort verließen wir Alles im Sonnenschein und Blüthenduft, und hier in der Heimath empfängt uns ein Schneesturm, direct vom Nordpol importirt. Du scheinst Dich freilich bei dieser Temperatur ganz wohl zu befinden. Dir ist ja auch die ganze Reise nur eine lästige Aufgabe gewesen. Leugne es nicht, Oswald — Du wärst am liebsten zu Hause bei Deinen Büchern geblieben."

Oswald zuckte die Achseln.

„Was ich wünschte oder nicht wünschte, kam wohl überhaupt nicht in Betracht. Du solltest nicht ohne Begleitung reisen — da hatte ich mich einfach zu fügen."

„Ja, Du wurdest mir als Mentor beigegeben," lachte Edmund, „mit dem allerhöchsten Auftrage, mich zu beaufsichtigen und mir nöthigenfalls Zügel anzulegen."

„Was mir durchaus nicht gelungen ist. Du hast Tollheiten genug ausgeübt."

„Bah, wozu ist man denn jung und reich, wenn man das Leben nicht genießen soll! Ich habe das freilich stets allein thun müssen. Geh, Oswald, Du bist kein guter Camerad gewesen! Warum zogst Du Dich stets so eigensinnig und finster zurück?"

„Weil ich wußte, daß das, was dem Majoratsherrn und Grafen Ettersberg erlaubt ist oder ihm höchstens mit einem zärtlichen Vorwurfe verziehen wird, bei mir als Verbrechen gilt," lautete die schroffe Erwiderung.

„Warum nicht gar!" rief Edmund. „Du weißt doch, daß ich in jedem Falle die Verantwortung für uns Beide auf mich genommen hätte. So freilich muß ich alle Schuld auf mich allein nehmen. Nun, der Richterspruch über mein Vergehen wird nicht allzu streng ausfallen, wenn aber Du bei der Rückkehr Deine Zukunftspläne zur Sprache bringst, so kannst Du Dich auf einen Sturm gefaßt machen."

„Das weiß ich," versetzte Oswald lakonisch.

„Aber diesmal stehe ich Dir nicht zur Seite, wie damals, als Du so entschieden die Militärcarrière verweigertest," fuhr der junge Graf fort. „Ich half Dir das durchsetzen; denn ich glaubte natürlich, Du werdest in den Staatsdienst treten. Wir Alle glaubten das, und jetzt kommst Du auf einmal mit dieser unsinnigen Idee zum Vorschein."

Digitized by Google

„Die Idee ist weder so unsinnig noch so neu, wie Du glaubst. Bei mir stand sie bereits fest, als ich mit Dir die Universität bezog. Ich habe meine ganzen Studien darnach geregelt, wollte mir aber die jahrelangen, nutzlosen Kämpfe ersparen, deshalb schwieg ich bis jetzt, wo es zur Entscheidung kommen muß."

„Und ich sage Dir, Du bringst die ganze Familie damit in Aufruhr; es ist auch unerhört. Ein Ettersberg als Advocat, den ersten besten Dieb oder Fälscher vertheidigend! Das giebt meine Mutter nun und nimmermehr zu, und sie hat vollkommen Recht. Wenn Du in den Staatsdienst trittst —"

„So dauert es noch Jahre, bis ich die ersten Stufen überwinde," unterbrach ihn Oswald, „und so lange bleibe ich gänzlich von Dir und Deiner Mutter abhängig."

Der Ton der letzten Worte war so herb, daß Edmund sich rasch emporrichtete.

„Oswald! Habe ich Dich das je fühlen lassen?"

„Du — nein! Aber ich fühle es eben deshalb um so tiefer."

„Da sind wir wieder auf dem alten Punkte. Du wärst im Stande, das Widersinnigste zu thun, nur um diese sogenannte Abhängigkeit — aber was ist denn das? Weshalb hält der Wagen? Ich glaube wahrhaftig, wir bleiben hier mitten auf der Landstraße im Schnee stecken."

Oswald hatte bereits das Wagenfenster niedergelassen und sich hinausgelehnt.

„Was giebt es?" fragte er.

„Wir sitzen fest," klang die phlegmatische Antwort des Postillons, der die Sache sehr natürlich zu finden schien.

„Wir sitzen fest!" wiederholte Edmund mit einem ärgerlichen Auflachen. „Und das meldet uns der Mensch mit dieser philosophischen Ruhe. Wir sitzen also fest. Was nun?"

Oswald gab keine Antwort, sondern öffnete den Schlag und stieg aus. Die Situation ließ sich mit einem Blicke überschauen; angenehm war sie allerdings nicht. Der Weg senkte sich hier ziemlich steil abwärts, und der schmale Thaleinschnitt, den man passiren mußte, war durch Schneewehen vollständig versperrt. Der Schnee lag an dieser Stelle mehrere Fuß hoch und so dicht, daß ein Durchkommen unmöglich schien. Das mußten der Kutscher wie die Pferde wohl gleichzeitig eingesehen haben; denn die letzteren gaben jede fernere Anstrengung auf, und der Erstere hatte Peitsche und Zügel sinken lassen und sah seine beiden Passagiere an, als erwarte er von ihnen Rath oder Beistand.

„Diese verwünschte Extrapost!" brach Edmund aus, der seinem Begleiter gefolgt und gleichfalls ausgestiegen war. „Weshalb ließen wir uns auch nicht die eigenen Pferde entgegenschicken! Jetzt kommen wir vor Einbruch der Dunkelheit nicht nach Ettersberg. Kutscher, wir müssen vorwärts."

„Vorwärts geht es nicht," erklärte dieser in unzerstörbarer Gemüthsruhe. „Die Herren sehen es ja."

Der junge Graf war im Begriff eine heftige Antwort zu geben, als Oswald die Hand auf seinen Arm legte.

„Der Mann hat Recht. Es geht wirklich nicht; mit den beiden Pferden allein kommen wir hier nicht vorwärts. Es wird uns nichts weiter übrig bleiben, als einstweilen hier im Wagen auszuhalten und den Postillon nach dem nächsten Stationshause zu schicken, um Vorspann zu holen."

„Damit wir inzwischen hier vollständig einschneien? Da ziehe ich es denn doch vor, zu Fuß nach der Poststation zu gehen."

Oswald's Blick überflog mit sarkastischem Ausdruck das Reisecostüm seines Gefährten, das augenscheinlich nur für das Eisenbahncoupé oder den Wagen berechnet war.

„In diesem Anzuge willst Du den Fußweg durch den Wald zurücklegen, wo man bei jedem Schritt bis an die Kniee einsinkt? Das möchte denn doch seine Schwierigkeiten haben. Ueberhaupt wirst Du Dich erkälten hier in dem scharfen Winde. Nimm meinen Mantel!"

Damit nahm er ohne Weiteres den Mantel ab und legte ihn um die Schultern des Grafen, der lebhaft, aber vergeblich dagegen protestirte.

„Ich bitte Dich, dann bist Du ja ohne jeden Schutz gegen die Witterung."

„Mir schadet das nichts. Ich bin nicht weichlich."

„Aber ich bin es Deiner Meinung nach?" fragte Edmund empfindlich.

„Nein — nur verwöhnt! Jetzt aber müssen wir einen Entschluß fassen. Entweder wir bleiben im Wagen und schicken den Postillon fort, oder wir versuchen es, auf dem Fußwege vorwärts zu kommen. Entscheide Dich rasch. Was soll geschehen?"

„Wenn Du nur nicht immer so entsetzlich kategorisch wärst!" sagte Edmund mit einem Seufzer. „Fortwährend stellst Du ein Entweder — oder auf. Weiß ich es, ob der Fußweg zu passiren ist?"

Das Gespräch wurde hier unterbrochen. In einiger Entfernung ließ sich das Stampfen und Schnauben von Pferden hören, und jetzt sah man auch durch Nebel und Schneeflocken einen zweiten Wagen herankommen. Die kräftigen Thiere überwanden ziemlich leicht die Schwierigkeiten des Weges, an dieser bedenklichen Stelle machten sie aber doch Halt. Der Kutscher zog die Zügel an sich, betrachtete kopfschüttelnd das Hinderniß und wandte sich dann nach dem Innern des Wagens. Seine Meldung schien nicht viel tröstlicher zu lauten, als die des Postillons, und ebenso ungeduldig aufgenommen zu werden; denn die helle, jugendliche Stimme, welche ihm antwortete, klang in erregtem Tone.

„Das hilft Alles nichts, Anton; wir müssen hindurch."

„Aber Fräulein, wenn es doch nun einmal nicht geht!" wandte der Kutscher ein.

„Thorheit! Es muß gehen. Ich werde selbst nachsehen."

Den sehr bestimmt gesprochenen Worten folgte die Ausführung sofort. Der Wagenschlag wurde geöffnet, und eine offenbar noch sehr junge Dame sprang heraus. Sie schien mit der Märztemperatur hier in den Bergen hinreichend vertraut zu sein; denn ihre Kleidung war noch ganz winterlich. Ein pelzbesetztes Jäckchen umschloß die schlanke Gestalt in dem dunklen Reisekleide, und ein dichter Schleier, der über dem Hute befestigt war, hüllte fast den ganzen Kopf ein. Es schien sie sehr wenig zu kümmern, daß ihr Fuß beim Aussteigen bis an den Rand des Stiefelchens in den weichen Schnee versank; sie that tapfer einige Schritte vorwärts, blieb aber stehen, als sie den andern Wagen bemerkte, der dicht vor dem ihrigen hielt.

Auch die beiden Herren waren aufmerksam geworden. Oswald freilich hatte nur einen flüchtigen Blick auf die neuen Ankömmlinge geworfen und dann seine ganze Aufmerksamkeit wieder der kritischen Lage zugewendet, Edmund dagegen verlor auf einmal alles Interesse dafür. Er überließ seinem Begleiter alles Weitere und stand schon in der nächsten Minute an der Seite der Fremden, der er mitten im ärgsten Schneegestöber eine Verbeugung von so tadelloser Eleganz machte, als befände er sich im Salon.

„Sie entschuldigen, mein Fräulein, aber wie ich sehe, sind wir nicht die Einzigen, die dies unvergleichliche Frühlingswetter überrascht hat. Es ist immer ein Trost, im Unglück Leidensgefährten zu haben, und da wir in der gleichen Gefahr sind, hier rettungslos einzuschneien, so gestatten Sie wohl, daß wir Ihnen unseren Beistand anbieten."

Graf Ettersberg vergaß bei diesem ritterlichen Anerbieten vollständig, daß er und Oswald selbst ganz rathlos vor dem Hinderniß standen. Unglücklicher Weise wurde er auf der Stelle beim Worte genommen; denn die junge Dame sagte, ohne durch die Anrede irgendwie in Verlegenheit zu gerathen, in dem früheren bestimmten Tone:

„Nun, dann haben Sie die Güte, uns einen Weg durch den Schnee zu bahnen!"

„Ich?" fragte Edmund betroffen. „Ich soll —?"

„Sie sollen uns eine Bahn durch den Schnee schaffen — gewiß, mein Herr!"

„Mit dem größten Vergnügen, mein Fräulein, wenn Sie mir nur gefälligst sagen wollten, wie ich das anfangen soll."

Die Spitze des kleinen Stiefels schlug ungeduldig gegen den Boden, und nicht minder ungeduldig klang die Erwiderung.

„Ich dachte, Sie hätten bereits ein Mittel gefunden, da Sie mir Ihre Hülfe anboten. Jedenfalls müssen wir hindurch, gleichviel auf welche Weise."

Damit schlug die Sprechende den Schleier zurück und machte Anstalt, die Situation zu beaugenscheinigen. Das, was dies dichte dunkelblaue Gewebe aber jetzt entschleierte, war von so ungewöhnlichem Liebreiz, daß Edmund die Antwort darüber vergaß. Man konnte auch wirklich kaum etwas Anmuthigeres sehen als das von der scharfen Luft rosig angehauchte Gesicht dieses jungen Mädchens. Ihr dunkelblondes Haar drängte sich lockig und widerspänstig aus dem seidenen Netze hervor, das vergeblich versuchte, es zu fesseln.

Digitized by Google

Die Augen, von tiefstem Dunkelblau, hatten durchaus nichts von jener Ruhe und Sanftmuth, die man sonst in dem blauen Auge sucht; vielmehr sprühte auch hier der ganze kecke Uebermuth, den die Jugend und das Glück nur zu geben vermögen. Das Grübchen, das beim Lächeln die Wangen vertiefte, war allerliebst, aber um den kleinen Mund lag ein Zug, der entschieden auf Trotz deutete, und das Köpfchen dort unter den widerspänstigen Locken sah ganz so aus, als beherberge es allerlei Launen und Eigensinn. Aber vielleicht war es gerade dies, was dem Gesicht den eigenthümlich pikanten Zauber lieh, der unwiderstehlich fesselte und den Blick fast zwang, darauf zurückzukehren.

Der jungen Dame entging keineswegs der Eindruck, den ihre Erscheinung machte, und daher mochte auch wohl das Lächeln stammen, das den ungeduldigen Ausdruck in ihren Zügen verdrängte. Uebrigens dauerte das Verstummen Edmund's nicht lange. Verlegenheit und Schüchternheit gehörten durchaus nicht zu seinen Fehlern, und er war eben im Begriff, mit einem Compliment zu debütiren, als Oswald dazwischen trat.

„Die Schwierigkeit dürfte nunmehr gehoben sein," sagte er mit einer leichten Verbeugung. „Wenn Sie uns gestatten, mein Fräulein, Ihre Pferde vor die unsrigen zu legen, so wird es wohl möglich sein, zunächst die Postchaise durch den Schnee zu bringen, und dann in der gleichen Weise Ihren Wagen hinüber zu schaffen."

„Ungemein praktisch!" sagte Edmund, der sich unbeschreiblich ärgerte, daß er in seinem Complimente und in der sonstigen Entfaltung seiner Liebenswürdigkeit unterbrochen wurde, aber auch die junge Dame schien befremdet über den kurzen trockenen Ton, in welchem der Vorschlag gemacht wurde. Die höchst unpraktische Bewunderung des Grafen Ettersberg war ihr augenscheinlich weit angenehmer, als die praktische Gleichgültigkeit seines Begleiters.

Sie sagte nun auch ihrerseits sehr kurz:

„Ich bitte, verfügen Sie ganz nach Belieben!" befahl dem Kutscher, den Anordnungen des fremden Herrn zu folgen, und machte dann Anstalt, in ihrem Wagen vor dem unaufhörlichen Schneetreiben Schutz zu suchen.

Edmund folgte ihr schleunigst. Er fand es nöthig, ihr beim Einsteigen zu helfen, und ebenso nöthig, auf den Wagentritt zu steigen, um über den weiteren Verlauf der Sache, die Oswald sofort mit voller Energie in Angriff nahm, Bericht zu erstatten.

„Jetzt setzt sich der Zug in Bewegung," rapportirte er durch das niedergelassene Wagenfenster. „Sie zwingen es kaum mit dem doppelten Gespann — da am Abhange wird die Sache bedenklich, die unglückliche Postkutsche kracht und wankt in allen Fugen — die beiden Rosselenker benehmen sich sehr ungeschickt; es ist nur ein Glück, daß mein Begleiter als Commandant das Ganze leitet. Das Commandiren versteht er ausgezeichnet. — Wahrhaftig, da legen sie Bresche in den Schneewall! Es geht wirklich. Oswald steht bereits drüben und giebt ihnen die Richtung an."

„Und Sie stehen inzwischen hier auf dem Wagentritt," spottete die junge Dame.

„Aber mein Fräulein," vertheidigte sich Edmund. „Sie werden doch nicht verlangen, daß ich Sie allein auf der Landstraße lasse. Irgend Jemand muß doch zu Ihrem Schutze hierbleiben."

„Ich glaube nicht, daß hier ein räuberischer Ueberfall zu fürchten ist; unsere Landstraßen sind sicher, so viel ich weiß. Sie scheinen aber diesen Standpunkt sehr zu lieben."

„Da er mir eine so reizende Aussicht bietet — gewiß!"

Die kecke Galanterie mißfiel offenbar; denn augenblicklich flog der dunkelblaue Schleier wieder herab und verhüllte die eben noch so gerühmte Aussicht. Graf Edmund war etwas betreten. Er sah seine Uebereilung ein und wurde respectvoller.

Es dauerte fast eine Viertelstunde, bis die Postkutsche über die bedenkliche Stelle geschafft war. Endlich stand sie drüben; Oswald kehrte zurück, und die Kutscher mit den Pferden folgten. Edmund stand noch immer auf dem Wagentritt und schien auch Absolution für seine Keckheit erhalten zu haben; denn es war ein äußerst lebhaftes Gespräch zwischen ihm und seiner Schutzbefohlenen im Gange. Nur fand diese ein boshaftes Vergnügen daran, ihm fortgesetzt ihren Anblick zu entziehen; der Schleier lag noch immer über ihrem Gesichte, als Oswald herantrat.

„Ich muß Sie ersuchen, auszusteigen, mein Fräulein," sagte er. „Der Abhang ist ziemlich steil und der Schnee sehr tief. Unsere Postchaise war mehrere Male in Gefahr, umgeworfen zu werden, und Ihr Wagen ist bedeutend schwerer. Die Fahrt würde bedenklich sein."

„Aber Oswald, welche Idee!" rief Edmund. „Die Dame kann doch nicht den Weg zu Fuß zurücklegen — das ist unmöglich."

„Das nicht, nur etwas unbequem," lautete die gleichmüthige Antwort. „Die Wagen haben einigermaßen Bahn geschafft, und wenn wir ihnen unmittelbar folgen, so ist die Sache nicht so schwierig. Wenn die Dame es indessen nicht wagt —"

„Nicht wagt?" unterbrach ihn diese in gereiztem Tone. „O, mein Herr, ich bitte mir doch nicht so viel Furchtsamkeit zuzutrauen. Ich werde es unter allen Umständen wagen."

Damit verließ sie rasch den Wagen und stand in der nächsten Minute draußen auf der Chaussee. Hier aber erfaßte der Wind den bisher hartnäckig festgehaltenen Schleier, der hoch aufflatterte. Zwar griffen die kleinen Hände sofort danach, aber er hatte sich fest um den Hut geschlungen, und der Versuch, ihn wieder herabzuziehen, mißglückte, zum größten Vergnügen Edmund's, der nun ungestört die „Aussicht" bewundern konnte.

Inzwischen waren die Pferde vor den zweiten Wagen gelegt worden. Da die Bahn bereits gebrochen war, so ging die Fahrt diesmal leichter von Statten; trotzdem hatte Oswald, der unmittelbar folgte, fortwährend zu lenken und einzugreifen. Das Schneetreiben wollte noch immer kein Ende nehmen, und der Wind trieb die Flocken wirbelnd durch einander. Die Dämme zu beiden Seiten des Weges waren nur undeutlich wie durch einen weißen Schleier sichtbar, während jeder weitere Ausblick im Nebel verschwand. Es gehörte sehr viel jugendlicher Uebermuth dazu, um dieses Wetter und diesen Weg erträglich oder gar amüsant zu finden. Zum Glücke besaßen die beiden jüngeren Passagiere diese Eigenschaft in hohem Maße. Sie betrachteten das Ganze offenbar als Vergnügungspartie. Das beschwerliche Vorwärtskommen, wo man bei jedem Schritt in den Schnee einsank, der fortwährende Kampf mit dem Winde, all die kleinen und großen Hindernisse, die überwunden werden mußten, waren ihnen eine unerschöpfliche Quelle der Heiterkeit. Die Unterhaltung stockte nicht einen Augenblick — das flog wie Raketenfeuer hinüber und herüber; jedes Wort wurde aufgefangen und zurückgegeben. Keiner blieb dem Andern einen Spott oder eine Neckerei schuldig, und das Alles ging so unbefangen, so selbstverständlich, als hätten sich die Beiden schon seit Jahren gekannt.

Endlich war man glücklich drüben angelangt. Der Weg, der sich hier nach zwei verschiedenen Richtungen hin theilte, ließ ein ferneres Hinderniß nicht mehr besorgen. Die Wagen standen bereits neben einander, und die Gespanne wurden soeben in Ordnung gebracht.

„Wir werden uns jetzt wohl trennen," sagte die junge Dame, auf den Weg deutend. „Sie fahren jedenfalls die Poststraße; mein Reiseziel liegt nach jener Richtung hin."

„Aber doch wohl nicht allzu weit?" fragte Edmund rasch. „Ich bitte um Verzeihung, aber dieses Reise-Abenteuer mit seinen elementaren Hindernissen hat alle Etikette aufgehoben. Wir haben uns Ihnen noch nicht einmal genannt. Sie erlauben, mein Fräulein, daß ich in dieser etwas ungewöhnlichen Situation" — er stemmte sich mit aller Gewalt gegen einen Windstoß, der ihm den Mantelkragen in die Höhe schlug und einen nassen Flockenschauer in das Gesicht trieb — „mich Ihnen vorstelle. Graf Edmund von Ettersberg, der das Vergnügen hat, Ihnen zugleich seinen Vetter, Oswald von Ettersberg, zu präsentiren. Die nöthigen Salonverbeugungen müssen Sie uns erlassen, sonst wirft uns dieser liebenswürdige Nordost sofort zu Ihren Füßen in den Schnee."

Die junge Dame stutzte bei der Nennung des Namens.

„Graf Edmund? Der Majoratsherr zu Ettersberg?"

„Zu Befehl!"

Um die Lippen der Fremden zuckte es wie ein mühsam unterdrückter Lachreiz.

„Und Sie sind mein Beschützer gewesen? Wir haben uns mit unseren Pferden gegenseitig aus der Noth geholfen? O, das ist unvergleichlich."

„Mein Name scheint Ihnen bekannt zu sein," sagte Edmund. „Darf ich nun auch meinerseits erfahren —"

„Wer ich bin? Nein, Herr Graf, das erfahren Sie jetzt

Digitized by Google

auf keinen Fall. Aber ich rathe Ihnen, dieses Zusammentreffen in Ettersberg zu verschweigen. Ich werde das zu Hause gleichfalls thun; denn so unschuldig wir daran sind, wir würden doch beiderseitig in Acht und Bann gethan bei dem Geständniß." Hier war es zu Ende mit der Selbstbeherrschung der jungen Dame; sie brach in ein so lautes und muthwilliges Lachen aus, daß Oswald sie befremdet anschaute; Edmund dagegen ging sofort auf den Ton ein.

„Es bestehen also irgend welche geheime Beziehungen zwischen uns, von denen ich vorläufig keine Ahnung habe," sagte er. „Jedenfalls scheinen sie sehr heiterer Natur zu sein, und da Sie Ihr Incognito durchaus nicht lüften wollen, mein Fräulein, so gestatten Sie einstweilen, daß ich mitlache," damit stimmte er ebenso herzlich und übermüthig in das Gelächter ein.

„Die Wagen sind bereit," unterbrach Oswald diese stürmische Heiterkeit. „Es ist wohl Zeit, einzusteigen."

Die Beiden hörten plötzlich auf zu lachen, und ihre Mienen zeigten, daß sie diese Unterbrechung sehr rücksichtslos fanden. Sie warf das Köpfchen zurück, sah den Sprechenden von oben bis unten an, kehrte ihm dann ohne Weiteres den Rücken und ging zu ihrem Wagen. Edmund ging natürlich mit, er schob den Kutscher bei Seite, der an dem geöffneten Schlage stand, hob seine schöne Schutzbefohlene hinein und schloß die Wagenthür.

„Und ich soll wirklich nicht erfahren, wen der Zufall so gütig und leider so flüchtig in meinen Weg geführt hat?" fragte er sich niederbeugend.

„Nein, Herr Graf! Vielleicht erhalten Sie in Ettersberg die Aufklärung, falls nämlich mein Signalement dort bekannt ist. Ich gebe sie Ihnen auf keinen Fall. Aber noch eine Frage — ist Ihr Herr Vetter immer so artig und so — mittheilsam wie heute?"

„Sie meinen, weil er während des ganzen Weges kein Wort gesprochen hat? Ja, das ist leider seine Art Fremden gegenüber, und was seine Galanterie betrifft —" Edmund seufzte — „Sie glauben nicht, mein Fräulein, wie oft ich da eintreten muß, um seinen gänzlichen Mangel daran wieder gut zu machen."

„Nun, Sie unterziehen sich dieser Aufgabe auch mit großer Aufopferung," spottete die junge Dame, „und im Uebrigen hegen Sie eine unglaubliche Vorliebe für den Wagentritt. Sie stehen schon wieder oben."

Edmund stand allerdings dort und hätte wahrscheinlich noch lange gestanden, wenn der Kutscher, der jetzt die Zügel ergriff, nicht sehr deutliche Zeichen von Ungeduld gegeben hätte. Die schöne Unbekannte neigte graziös das Haupt.

„Meinen Dank für die freundliche Hülfe! Leben Sie wohl!"

„Ich darf doch hoffen — auf Wiedersehen?" rief Edmund beinahe ungestüm.

„Um des Himmels willen nicht! Darauf müssen wir unter allen Umständen verzichten. Sie werden das auch noch einsehen. Adieu, Herr Graf von Ettersberg!"

Der Abschiedsgruß verhallte in dem alten, muthwilligen Lachen. Die Pferde zogen an, und Graf Ettersberg kam nur mit genauer Noth noch vom Tritte herunter.

„Willst Du denn nun endlich die Güte haben, einzusteigen?" klang Oswald's Stimme. „Du hattest ja so große Eile, nach Hause zu kommen, und wir haben uns schon bedeutend verspätet."

Edmund warf noch einen Blick auf den Wagen, der ihm die reizende Bekanntschaft entführte und der soeben zwischen den Bäumen verschwand; dann folgte er der Aufforderung.

„Oswald, wer war die Dame?" fragte er rasch, während auch die Postchaise sich in Bewegung setzte.

„Darnach fragst Du mich? Wie soll ich das wissen?"

„Nun, Du warst ja lange genug bei den Wagen. Du wirst doch den Kutscher gefragt haben."

„Es ist nicht meine Art, die Kutscher auszufragen, und überdies interessirt mich die Sache sehr wenig."

„Aber mich desto mehr!" rief Edmund ärgerlich. „Freilich, das sieht Dir ähnlich. Nicht einmal eine Frage hältst Du der Mühe werth, wo es sich um eine so interessante Begegnung handelt. Ich weiß nicht, was ich aus diesem Mädchen machen soll. Das sprüht ja Funken bei jeder Berührung — das zieht an und stößt ab in einem Athem. In der einen Minute glaubt man sich berechtigt, ihr ganz zwanglos zu nahen, und in der nächsten wird man wieder in die respectvollste Entfernung zurückgescheucht. Ein reizender kleiner Kobold!"

„Aber sehr verwöhnt und übermüthig!" schaltete Oswald ein.

„Du bist ein entsetzlicher Pedant!" fuhr der junge Graf auf. „Ueberall findest Du etwas zu tadeln. Gerade dieser launische Uebermuth ist es, der das Mädchen so unwiderstehlich macht. Aber wer in aller Welt kann sie sein? Der Wagenschlag trägt kein Wappen, der Kutscher nur einfach herrschaftliche Livrée, ohne jedes Abzeichen. Also irgend eine bürgerliche Familie aus der Nachbarschaft, und doch scheint sie uns sehr genau zu kennen. Woher denn aber dieses Verweigern des Namens, diese Hindeutung auf schon bestehende Beziehungen? Ich zerbreche mir vergebens den Kopf darüber."

(Fortsetzung folgt.)

Die Zukunft der deutschen Rechtschreibung.

Eine brennende Frage der Gegenwart.

Von K. J. Schröer.

Ist die deutsche Rechtschreibung eine „Frage"?

So groß — besonders in den letzten Jahrzehnten — die Verwirrung geworden ist, die in den Schulen herrscht, indem überall eine „neue Orthographie" gelehrt wird, die wiederum an jeder Anstalt eine andere ist, so wurde dadurch doch der Schreibgebrauch der Schriftsteller und Journale bisher so wenig berührt, daß man geneigt sein konnte, darüber hinwegzusehen und die Unsicherheit der deutschen Schreibung bei alledem zu leugnen. Sie erschien so ziemlich zu Einheit und Festigkeit gelangt, namentlich für die historische Betrachtung, welche die Entwickelung unserer Orthographie von den ältesten Zeiten deutschen Schriftenthums an bis zur Gegenwart verfolgte.

Wir hatten große Zeiten des Aufblühens unserer schönen Literatur im zwölften, dreizehnten und sechzehnten Jahrhundert. Was wurde da geschrieben! Aber eine in so weiten Kreisen verbreitete, übereinstimmende Schreibung, wie sie heute herrscht, hatten wir noch nicht. Der Kundige weiß, wie selten die ideale Schreibung sauberer neuer Ausgaben unserer mittelhochdeutschen Dichtungen in den Handschriften angetroffen wird. Auch wie die Orthographie des sechzehnten Jahrhunderts im Argen liegt, ist ja wohl schon einem weiteren Kreise bekannt. Und welches Chaos herrschte noch in unserer Schreibung, als der wackere Leonhard Frisch 1741 in Berlin sein von Jacob Grimm so gerühmtes deutsch-lateinisches Wörterbuch herausgab! Man braucht nur einen Blick zu werfen in die Vorrede, und Schreibungen wie: oft, Wissenschafft, weitläufftig, Muthmaßung, Werck*, Saltz u. dergl. m. erinnern sogleich an den Abstand der Zeit. — Eine solche Schreibung, wie sie hier ein angesehener Sprachforscher in einem gelehrten Werke schrieb, war aber keineswegs die allgemein gültige. Man nimmt gewöhnlich an, die gegenwärtige Orthographie sei durch Gottsched festgestellt worden und zwar durch seine 1748 erschienene „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst". Das ist aber doch nicht so aufzufassen, als ob sie eine Erfindung Gottsched's wäre, dessen Machtspruch die Nation gefolgt sei. Dergleichen vermag wohl ein Einzelner bei einem großen literarischen Volke nicht. — Die Läuterung unserer Schreibung von Consonantenhäufungen, wie in den angeführten Worten, begann schon vor Leonhard Frisch. Sie ging von Leipzig aus.

Wenn wir die in der Breitkopf'schen Druckerei erschienenen Schriften der „Deutschen Gesellschaft", der freilich Gottsched nahe stand, von 1730 bis 1742 vergleichen, so finden wir schon durchweg in ihnen: oft, Wissenschaft, weitläuftig, Muthmaßung, Werk, Salz ꝛc. ganz wie wir heute schreiben, kurz die später von Gottsched gelehrte Orthographie. Wir finden sie aber auch ebenso z. B. in Kopp's Uebersetzung von „Tasso's befreitem Jerusalem", die 1744

* ck nach n schrieb übrigens Goethe bis an sein Lebensende.

Digitized by Google

Fig. 1. Lucas Cranach the Elder, *Hercules and Omphale*, 1537. Oil on panel, 49.5 × 34.5 cm. Private collection.

Hercules and Omphale, a subject that Cranach painted on several occasions, is a story from Greek mythology. Hercules, the strongest man in the world, was punished by the gods for killing his wife and children in a fit of madness. He was sentenced to serve Omphale, Queen of Lydia, for three years. Omphale, who was also a powerful sorceress, made Hercules perform tasks that were considered women's work, such as spinning wool. She dressed him in women's clothes and made him sit at her feet while she wore his lion skin and carried his club. The story was a popular one in the Renaissance, as it illustrated the power of women over men, even the strongest men. Cranach's painting is a humorous and erotic depiction of this story. Hercules is shown sitting at Omphale's feet, looking up at her with a lovesick expression. Omphale is wearing Hercules' lion skin and carrying his club, and she is looking down at him with a mischievous smile. The painting is full of details that add to the humor and eroticism of the scene. For example, Hercules is wearing a necklace of beads, and Omphale is wearing a crown of flowers. The painting is also full of symbols. The lion skin represents Hercules' strength, and the club represents his power. The beads and the crown of flowers represent Omphale's feminine charms. The painting is a reminder that even the strongest men can be brought low by the power of love.

Veränderlichkeit und Thier. Das hatte nicht den geringsten Einfluß auf den breiten Strom der Literatur, der in ruhiger, allmählicher Entwickelung und Läuterung majestätisch weiter wogte.

Wie sich diese Läuterung allmählich vollzog, davon will ich ein Beispiel anführen.

Barth. Heinr. Brockes (geboren 1680, gestorben 1747) gebrauchte noch für: die Augenbrauen die Form: Augenbrahnen, und reimte dieses Wort auf: Bahnen. Bei Herder kommen noch vor die Formen: Augbran und Augenbran. Auch bei Schiller kommt die Form: Augbranen noch zweimal vor, zuletzt 1787. Goethe schrieb: Augbraun, Augbraune, Augenbraune und Augenbraue. Schiller, außer den genannten Fällen: Augbraun und Augbraune. Heute scheint die Form: Augenbraue schon so ziemlich die Oberhand gewonnen zu haben.

Der Einfluß Einzelner ist da bei Weitem geringer, als man gewöhnlich annimmt. So wie man Gottsched's Macht in Bezug auf die Festsetzung der Orthographie überschätzt, so überschätzt man den später zur Geltung gekommenen Einfluß Adelung's. Um das Jahr 1616 erscheint, so viel bekannt, das erste Mal in deutscher Sprache das Wort: das Boot. Es ist ein Fremdwort, aus dem Holländischen. Die Seefahrenden und Handelsleute haben es von da in holländischer Schreibung (Boot) mit so in's Land gebracht. Adelung's Wörterbuch schlug schon 1774 die Schreibung Both (siehe Grimm's Wörterbuch, II, 237) vor. Wir schreiben aber heute noch ganz richtig: Boot.

So erscheint denn die deutsche Schreibung im Ganzen in gesunder Bewegung und allmählich sich vollziehender Läuterung. Bei ihrem riesigen Umfange kann ihre Umgestaltung wohl nur eine allmähliche sein. Sie schleppt sich noch mit Widersprüchen und überflüssigen Buchstaben. Wenn man aber ihr Ganzes übersieht, so muß man doch die größte Uebereinstimmung in der Hauptsache anerkennen, sowie die nicht ruhende Tendenz nach Beseitigung einzelner Mißbräuche, eines nach dem andern. Das y in: sein (être), am längsten von der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" festgehalten, ist verschwunden. Wir schreiben schon lieber Schwert, als Schwerdt; lieber Wirt, als Wirth, und so werden auch diejenigen Fälle immer weniger, von denen man sagt: „Die Schreibung schwankt."

Ob diese Fälle jemals ganz schwinden werden? Ich weiß nicht, ob man es wünschen soll. So lange die Sprache lebt, wird sie immer kleine Veränderungen erleiden, und die werden allmählich auch in der Schreibung sich geltend machen. Ich glaube, daß ein so naturgemäßer Vorgang bei Weitem dem Festfrieren der Wortbilder, wie im Englischen, vorzuziehen ist.

Wer von dem Leben einer Sprache und dem lebendigen Erfassen dieses Lebens die rechte Vorstellung hat, wird auch nicht wünschen, daß eine Akademie eingesetzt werde, ein solches Festmachen zu besorgen. Trefflich spricht sich hierüber R. Hildebrand in seinem Werke „Vom deutschen Sprachunterricht. Leipzig 1879" aus, wo auch S. 58 die noch in vielen Köpfen spukende Forderung einer „Akademie" gekennzeichnet ist. Im Ganzen ist wohl die große Mehrheit der schreibenden Welt sehr wenig interessirt für die Schreibung. Was kümmert den Journalisten, den Gelehrten, den Schriftsteller überhaupt die Orthographie! Es ist etwas so Nebensächliches, so Aeußerliches, ein von dem, was er zu sagen hat, so weit abliegendes Moment, daß man begreift, wie es der weitaus größten Mehrheit der Schreibenden, die doch am Ende ausschlaggebend ist, gleichgültig sein muß. Dennoch klären sich, wie gesagt, allmählich die Begriffe auch in der Schreibung, und kleine Fortschritte vollziehen sich unmerklich.

Alles stünde nach Wunsch, nur von unseren Schulen muß man gestehen, daß es da mit der Orthographie schlimm steht. Wir wissen, wie die Schriftsteller schreiben, wie die Journale schreiben, wie man zu schreiben hat als gebildeter Mensch, wie aber unsere Kinder schreiben, wie sie schreiben sollen, wie es die Schule verlangt, das wissen wir nicht.

Jede Schule schreibt anders, und man kann sich dabei nur mit der Hoffnung trösten, daß die Kinder die Verwirrung, in die sie durch die Schule gerathen, später überwinden und dann doch auf eigne Faust noch schreiben lernen werden — wie man schreibt.

Bisher konnte man sich wohl auch mit der Ansicht beruhigen, dieses Unwesen sei im Ganzen doch nur ein Sturm in einem Glase Wasser, der vorüber gehen wird.

Die Sache nimmt aber nun eine Wendung, über die sich nicht mehr hinwegsehen läßt. In der Hauptstadt des deutschen Reiches wird den Schulen eine neue Orthographie befohlen, und selbst die Ministerien sind darüber verschiedener Meinung! Das Berliner Unterrichtsministerium hat den Gegensatz, in welchem die Schule zur öffentlichen Meinung steht, verschärft und ist selbst Partei geworden, ohne die öffentliche Meinung einerseits, ohne die Schule andererseits zu befriedigen. Muß die Schule nicht, wenn ihr eine bestimmte neue Orthographie aufgedrungen wird, fragen: warum diese und nicht eine von den vielen anderen, die vorgeschlagen sind?

Werfen wir einen Blick auf diese verschiedenen vorgeschlagenen Orthographien!

Bekanntlich war es Karl Weinhold, der feinsinnige Germanist, der 1852 ein Ideal einer deutschen Schreibung aufgestellt hat nach dem Grundsatz: man schreibe, wie es die geschichtliche Entwickelung des Neuhochdeutschen verlangt!

Man nannte die von ihm aufgestellte Schreibung die historische. Der von dieser Schrift ausgehenden Strömung, die wesentlich auf Jac. Grimm's historischer Grammatik fußt, trat 1855 Rudolf von Raumer entgegen, der das Recht der lebenden Sprache geltend machte und darauf drang, durch die Schreibung die Aussprache der Gebildeten möglichst genau phonetisch wiederzugeben. Also z. B. wenn auch in dem Worte Löffel historisch richtig e für ö zu schreiben wäre, so schreibe man doch neuhochdeutsch Löffel, weil so heutzutage der Gebildete spricht. Das phonetische Princip veranlaßte Raumer auf Einführung des Heyse'schen ſs zu dringen. Davon noch später!

Beide haben eine ideale Schreibung im Auge, die anzustreben wäre, aber noch nicht üblich ist. Es ist natürlich nichts dagegen einzuwenden, wenn Männer der Wissenschaft solche Ideale hinstellen, und als solche haben beide Erörterungen ihren Werth und haben zur Klärung der Begriffe viel beigetragen. Etwas anderes aber ist es, solche Ideale theoretisch hinzustellen, etwas anderes, sie in der Schule einführen zu wollen.

Es tauchten nun in den letzten Jahrzehnten eine Menge von neuen Orthographien in Lehrerkreisen auf, immer angeblich in der Absicht, in die Schreibung Einheit hineinzubringen, eigentlich aber immer nur mit dem Zweck, gewissen Lieblingsmeinungen Einzelner Geltung zu verschaffen. Man begnügte sich nicht, Einigung in zweifelhaften Fällen zu erzielen, sondern man griff immer auch das Feststehende an. Man führte dann diese neuen Orthographien in die Schulen ein, ohne sich im Geringsten darum zu kümmern, ob man auch der allgemeinen Zustimmung der übrigen Welt gewiß sei. Die chaotischen Zustände, die auf diese Weise in den Schulen einrissen, indem man dort nach dem historischen, hier nach dem phonetischen Princip orthographische Regeln aufstellte und lehrte, die alle unter einander nicht übereinstimmten, mußten die Regierungen, zunächst die Unterrichtsbehörden, veranlassen, etwas zu thun, um dem ein Ende zu machen.

Es sei nur zweier derartiger behördlicher Schritte gedacht, des einen aus Wien, eines andern aus Berlin.

Durch einen Auftrag des österreichischen Unterrichtsministeriums wurde ich 1868 veranlaßt einen Vorschlag auszuarbeiten, der geeignet wäre, in die Orthographie der Schulen Ordnung und Einheit zu bringen.

Es lagen schon damals Erfahrungen vor, aus denen ersichtlich war, woran solche Vorschläge gewöhnlich scheitern. Sie dienen meistens zur Grundlage von Berathungen einer Commission, deren Ergebniß ist, daß zu den neunundneunzig bereits geschaffenen Orthographien nun noch eine hundertste geschaffen ist. Das Uebel, dem man abhelfen wollte, wird vergrößert.

Commissionen zur Berathung über die deutsche Rechtschreibung sind gewöhnlich nach der Mehrzahl ihrer Mitglieder, wie die Dinge einmal stehen, nicht unbefangen genug. Sie werden gewählt aus Kreisen, die zur orthographischen Reform schon Stellung genommen haben, und da haben sich bei den meisten Mitgliedern gewöhnlich schon gewisse Lieblingsmeinungen angesetzt, die bei einer solchen Gelegenheit geltend gemacht werden. Da findet sich denn bald, daß die Mehrzahl nur in Einem Punkte einig ist, nämlich darin, daß ihnen die Reform der Schreibung, ganz abgesehen von der Praxis, in erster Reihe wichtig erscheint und darüber die Einigung, die anzustreben wäre, vergessen wird. Sie kommen dann auch zu Ergebnissen, über welche die Welt anfangs gewöhnlich erschrickt und dann — zur Tagesordnung übergeht.

Digitized by Google

Indem mir diese Gesichtspunkte klar vor Augen standen, hielt ich es für gerathen, von dem Ideal einer deutschen Rechtschreibung völlig abzusehen und nur die Aufgabe in's Auge zu fassen, die mir zunächst gestellt war, Vorschläge zu machen, die geeignet wären, Ordnung und Einklang in die Schreibung zu bringen, welche an den Schulen gelehrt wird.

Es wurde von mir der Grundsatz an die Spitze gestellt: von der Schule vor allen Dingen Alles fernzuhalten, was problematisch ist, also auch die Schreibung der Zukunft. Die Schüler dürfen nicht mit in den Streit, der unter den Gelehrten ausgebrochen ist, hinein gezogen werden. Die Läuterung der Schreibung wird sich nach und nach vollziehen, dann wird die Schule, die anzuleiten ist, darauf zu achten, wie man schreibt, nachfolgen; sie kann nicht vorausgehen. Der Schüler kann Reformvorschläge nicht vertreten und sie dem herrschenden Gebrauch gegenüber nicht behaupten. Auch der Volksschullehrer nicht.

Ich führte aus, daß die allgemeine Uebereinstimmung der üblichen Schreibung in den Hauptsachen hoch zu halten ist und nicht durch Theorien gestört werden sollte. Die Theoretiker haben mit ihren Vorschlägen für die Schule bisher die Uebereinstimmung nicht gefördert, sondern nur gestört.

„Wer ist wohl zweifelhaft, wie er die Wörter: Haß, haßt, gewiß, Riß, Roß, Schloß zu schreiben hat? Die Zeitschriften, die Schriftsteller werden alle übereinstimmend so schreiben, wie ich hier geschrieben habe, unter den Lehrern wird aber der Eine, Heyse's Regel folgend, schreiben: Hafs, hafst, haſſen, gewifs, Rifs, Rofs, Schlofs, der Zweite ‚aus historischen Gründen': Haß, haßt, haßen, gewis oder gewiß, jedoch Riß mit ß, aber Ros oder Rofs mit s oder ſs, und wieder Schloß mit ß. Schreibt nun ein Dritter noch in herkömmlicher Weise und geschieht das, wie es wohl vorkommt, in einer Anstalt nebeneinander, so kann die Verwirrung wohl nicht größer sein, aber, wohlgemerkt! nicht in der Literatur, nur in der Schule. Wenn die verwirrten Schüler in's Leben treten, so lernen sie dann wohl noch zuweilen ganz ordentlich schreiben."*

Ich beschränkte mich in meinem Vorschlage daher darauf, die allgemein herrschende Schreibung zu erörtern und zu empfehlen und in einem Wörterverzeichnisse diejenigen Wörter besonders zu besprechen, in denen auch bei unbefangenen Schriftstellern die Schreibung schwankt, wie Brot oder Brod, Dienstag oder Dienstag, echt oder ächt, gescheit oder gescheut, gibt oder giebt, gültig oder giltig, Hilfe oder Hülfe ꝛc. Die Besprechung sollte nur dazu dienen, daß der Lehrer sich selbst ein Urtheil bilde.

Bei den Berathungen, die über meine Vorschläge gepflogen wurden, ging es dann aber freilich wieder, wie bei allen solchen Berathungen, aus Gründen, die ich schon angedeutet: man wollte nicht, daß die Schulen einfach die herrschende Schreibung lehren, sondern man wollte erst „sich einigen", das heißt: eine neue Schreibung schaffen und diese dann anbefehlen.

Unter solchen Umständen zog ich meinen Vorschlag zurück und gab ihn in den Buchhandel (vgl. unten: Anmerkung), und die Schulen lehren in Oesterreich munter ihre neuen Orthographien noch immer fort.

In Berlin faßte man die Sache groß an. Rudolf von Raumer wurde beauftragt, einen Entwurf auszuarbeiten, welcher der Berathung zur Einigung in der Rechtschreibung als Grundlage dienen sollte. Zur Berathung dieses Entwurfes wurden Delegirte der deutschen Bundesregierungen, ein Delegirter des deutschen Buchdruckervereins und einer des deutschen Buchhändlerverbandes einberufen. Ihre Verhandlungen, die 1876 erschienen, sind bekannt. Sie fanden keinen Beifall und sind Theorien geblieben.

Es scheint natürlich, daß man, um sich in einem solchen Falle zu einigen, vom Wirklichen ausgeht, das heißt, die Punkte, in denen die Welt schon einig ist, vorerst unberührt läßt und nur über die noch nicht geklärten sich zu verständigen versucht. Statt dessen stürzte sich die Conferenz auf die schiefe Ebene der Reform des Bestehenden, die allerdings schon Rudolf von Raumer's Vorlage betreten hatte, und wenn man sich erst auf diesen Boden begiebt, dann ist freilich kein Halt mehr. Das Publicum erschrak über die Ergebnisse der Conferenz; die Schule hatte keinen Nutzen davon.

Ich verkenne nun keineswegs, daß in den Reformvorschlägen der Berliner Conferenz mit Vorsicht und Sachverständniß der Weg zu einer idealen Schreibung angedeutet worden ist. Wer durch Jahre und Jahrzehnte mit der deutschen Sprache in ihren verschiedenen Entwickelungsstufen und Mundarten zu thun hat, dem erscheint das jetzige Deutsch in anderem Lichte, als dem Laien, und die Schreibung dieses Deutsch, wie sie üblich ist, kann ihn allerdings wenig befriedigen. Ich selbst bekenne, daß ich nicht frei von der Neigung bin, Manches anders zu schreiben, als es üblich ist. Ich denke, das muß jedem Schriftsteller frei stehen. — Wenn ich aber Kinder im Schreiben unterrichten sollte, da wollte ich mich doch dreimal bedenken, bevor ich es wagte, sie eine neue Schreibung zu lehren.

Da sind nun jüngst wieder von Seiten der Behörden neue „Regeln und Wörterverzeichnisse für die deutsche Rechtschreibung" erschienen, sowohl 1879 in Wien, wie auch 1880 in Berlin.

Die in diesen Publicationen enthaltenen Regeln weichen wieder von einander ab. Die Wiener stimmen nicht mit den Berlinern und beide nicht mit dem üblichen Schreibgebrauch überein. Die Wiener sind nicht bindend für die Schulen, die Berliner aber werden denselben strengstens zur Darnachachtung anbefohlen. Diese verdienen daher besondere Aufmerksamkeit.

Sie sind in der That so eigenthümlich, daß man die Aufregung, die sie hervorgerufen, begreiflich finden muß. Man traut seinen Augen nicht.

Das Kind soll nun schreiben: der Tau, der Teil, teuer, das Tier; daneben aber doch mit th: das Thal, die That, der Thon, das Thor, der Thor, die Thräne, thun, Thür! Wo die Dehnung des Vocals sonst nicht angedeutet wäre, soll nämlich th stehen bleiben. Nun ist aber doch auch Muth ohne h empfohlen. Wie ist denn da die Dehnung des Vocals angedeutet?! Auch Fremdwörter und Wörter aus älteren germanischen Sprachen sollen mit h geschrieben werden, z. B. Günther, Mathilde, Bertha. Nun sind das keineswegs Namensformen aus älteren germanischen Sprachen; die althochdeutschen Formen wären ja: Gundahari, Mahthilda, Perahta! In Günther, Mathilde erklärt sich das h aus der Zusammensetzung mit -her (wie auch in Walt-her) und -hilde; hingegen Bertha ist gar nichts als neuhochdeutscher Schreibmißbrauch. Daß mit dem h das althochdeutsche h in Perahta angedeutet werden soll, welches nicht gehört und nicht gesprochen wird, auch in Albert, Hubert längst schon abgefallen ist, das soll wohl damit gesagt sein, allein ist das richtig motivirt, indem Bertha unter die Fremdwörter aus älteren germanischen Sprachen gestellt wird?! — Welche Schwierigkeiten erwachsen aber nun daraus, wenn die Schule nicht dort th schreiben soll, wo man überall th schreibt, sondern nur in den Fällen, die hier angegeben sind! Wird damit größere Einheit erzielt oder größere Verwirrung? Mir scheint entschieden Letzteres.

Ein merkwürdiges Beispiel von den üblen Folgen aller Willkür in Dingen, über welche die Gelehrten noch nicht einig sind, ist aber die Vorschrift, die hier § 17 gegeben ist, alle Verba auf iren mit e zu schreiben.

Die Germanisten haben nach Jac. Grimm's Vorgang die Schreibung -ieren in allen Zeitwörtern solcher Endung in mittelhochdeutscher Weise zu schreiben angefangen. Bis dahin war die Regel bekanntlich die, daß man, mit Ausnahme von regieren, spazieren und den von einem Substantiv auf -ier abgeleiteten Zeitwörtern (wie barbieren, quartieren) -iren schreibe. Phonetisch genügt -iren vollkommen, und es sieht befremdlich aus, wenn geschrieben wird: manieriert, studieren ꝛc.

Das Berliner Büchlein befiehlt die Durchführung des -ieren in allen diesen Verben, obwohl es phonetisch nicht zu rechtfertigen ist. Warum? Wohl im Hinblick auf den Vorgang der Germanisten. Nun haben es die Germanisten aber in neuerer Zeit mit guten Gründen wieder aufgegeben und kehrten zum üblichen Schreibgebrauch zurück. In Wilmann's Grammatik lesen wir S. 213: „die Verbalendung -iren wird mit e geschrieben in regieren, spazieren — sonst werden die Verba auf -iren ohne e geschrieben, z. B. probiren, hantiren, negiren ꝛc." Auch W. Scherer schreibt -iren.

Die Anschauungen, auch der Gelehrten, sind eben Wandlungen unterworfen. Die älteren Germanisten aus der Schule J. Grimm's und Lachmann's schrieben so übereinstimmend -ieren (mit e), daß man noch vor zehn Jahren annehmen konnte, diese Schreibung werde durchdringen. Ich selbst empfahl noch vor

* Aus meiner Schrift: Die deutsche Rechtschreibung in der Schule. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1870. Seite 13.

Digitized by Google

zehn Jahren die Schreibung -ieren.* Es scheint mir jetzt, daß sie nicht Aussicht hat, allgemein zu werden, und ich gebe sie auf.

Ein anderes Beispiel. Die Berliner Conferenz empfahl noch nach kurzem Vocal das Heyse'sche ſs, wofür Raumer mit solchem Eifer eingetreten war. Ich war immer dagegen. Das graue Büchlein des Berliner Unterrichtsministeriums von 1880 hat es nun auch aufgegeben (es schreibt: Haß, Riß, nicht mehr: Haſs, Riſs).

Da nun, wie aus diesen Beispielen ersichtlich ist, die Anschauungen solchen Schwankungen unterliegen, wer mag da orthographische Reformen den Schulen befehlen wollen, die mit dem herrschenden Gebrauche im Widerspruche stehen? Warum um's Himmels willen läßt man denn die armen Lehrer, die armen Kinder nicht unbehelligt mit solchen Neuerungen, über deren Berechtigung die Gelehrten mindestens nicht einig sind?

Wäre es nicht heilsamer, der Schule zu empfehlen, ja zu befehlen — alle Gründe der Methode und Disciplin sprechen dafür — daß sie sich von allen Neuerungen der Schreibung fern halten? Wäre nicht von der Schule zu erwarten, daß sie die Kinder davor bewahren werde, so zu schreiben, daß gebildete Menschen glauben könnten: sie können nicht schreiben?

Die Ansicht, daß eine neue Schreibung durch die Schule eingeführt werden könne, bei einem großen literarischen Volk, ist ein Irrthum.

Schriftsteller oder Gelehrter wird unter den Schulkindern nicht eines von tausend. Die große Mehrzahl der Ungelehrten, die eine neue Schreibung angenommen hat, soll sie demnach behaupten und vertreten im Widerspruch mit der ganzen Welt der Andersschreibenden, welche in der älteren Schule gebildet sind! Das wird diese Mehrzahl nicht durchführen. Sie wird zum Theil gar nicht in der Lage sein viel zu schreiben, oder sie wird im andern Fall sich dem allgemeinen Schreibgebrauch fügen müssen. Die Wenigen aber — von mehreren Tausenden etwa Einer — die Schriftsteller werden, besitzen eine Bildung, durch welche sie ganz gewiß sich entbunden fühlen werden von der Pflicht, die Orthographie, die man ihnen in der Schule aufgezwungen hat, zur Geltung zu bringen. Sie haben ihre Bildung gewonnen durch das Schriftenthum, das von der neuen Orthographie noch unbeeinflußt ist, und werden daher, wenn sie für Orthographie nicht ein besonderes Interesse haben, sich einfach dem vorgefundenen Gebrauch anschließen, wenn sie aber ihren Studien und ihrer Geistesrichtung nach für orthographische Reform sich interessiren sollten — was unter Hunderten wieder kaum bei Einem der Fall sein wird — so werden sie wahrscheinlich nicht für die in der Volksschule gelernte Orthographie eintreten, sondern ihre eigenen Wege gehen.

Aber warum sollten sie nicht für die in der Volksschule gelernte Orthographie eintreten wollen? Darum wahrscheinlich nicht, weil diese Orthographie eine Menge von Punkten enthält, die disputabel sind. Dies spiegelt sich deutlich schon in der Erscheinung, daß dort, wo die Gewalt des grauen Büchleins nicht hinreicht, auch die Zustimmung nicht erfolgt, wie man aus den vielseitig laut werdenden Protesten schon jetzt ermessen kann.

Der orthographische Friede in den Schulen ist nur durch die Verordnung herzustellen, daß sich die Schulen einer jeden auffälligen, ungewöhnlichen Schreibung im Unterricht zu enthalten haben. Ich glaube, daß viel, ja, daß alles gewonnen wäre, wenn in der Schule der Friede damit wieder hergestellt würde, daß sie verhalten wäre, im Unterricht nicht die Schreibung der Zukunft, also eine problematische Schreibung zu lehren. Die Lehrer würden bald die Wohlthat fühlen, um wie viel leichter es sich unterrichtet, wenn man sich in Uebereinstimmung befindet mit der Literatur, als wenn man sich abmüht den Sisyphusstein einer fraglichen Reform zu wälzen, in Widerspruch mit der Literatur und auch mit den Eltern der Schüler.

Das, was uns Alle, auch die etwa Gebietenden, zwingt, ist der Wogengang der Literatur im Großen. Der Lehrer lehre ihn achten und auf ihn achten.

Daß mit dem Zwecke des Jugendunterrichts die Bedingung einer Beschränkung auf das Herkömmliche gegeben ist, ergiebt sich, abgesehen von methodischen Gründen, auch schon daraus, daß die Frage des anzustrebenden Ideals noch ungeklärt ist, wie dies die zahllosen, sich widersprechenden Schriften, welche in neuerer Zeit über den Gegenstand entstanden sind, zur Genüge beweisen. Zur Abenteuerlichkeit wird jedes Abweichen von dem Herkömmlichen im Unterricht, wenn es gelehrt wird, als ob seine allgemeine Annahme gesichert wäre, bevor man eine Bürgschaft eines solchen Erfolgs nachweisen kann. Es wird damit der Streit, der in der Literatur noch unbeendet ist, in die Schule verlegt, und der Schüler sieht sich nicht nur im Widerspruche mit dem ganzen Schriftenthume, er sieht sich sogar zum Schiedsrichterthum bestellt, oft selbst zwischen seinen Lehrern.

Noch haben wir den methodischen Grund nicht berührt, der gegen eine vom Herkommen abweichende Schreibung im Unterricht spricht.

Die Sprachphysiologie hat gelehrt, daß unsere Buchstabenschrift lange nicht ausreicht, den Wortlaut vollkommen wiederzugeben. Wir lesen auch nicht buchstabirend oder lautirend. Wer so liest, liest schlecht. Die vorgeschrittenste Schreiblesemethode beginnt auch nicht mehr mit Lauten oder sinnlosen Wortbestandtheilen, sondern mit ganzen Wörtern, mit Wortbildern, und erreicht damit ausdrucksvolles Lesen und richtiges Schreiben sicherer, als mit allen Regeln. Wie sehr erschwert es nun den Unterricht, wenn eine nicht übliche Schreibung gelehrt werden soll, durch die eine Schranke gezogen wird zwischen dem Wortbild auf allen Straßen und Gassen, in Büchern und Zeitschriften, und dem des Schulbuchs!*

Eine Schrift mit Regeln und Wortverzeichniß der deutschen Rechtschreibung, das sich an den herrschenden Schreibgebrauch hält, ist viel leichter und sicherer herzustellen, als Vereinbarungen über Zukunftsorthographien. So ein Büchlein, von obenher empfohlen, müßte wie Oel wirken, das man in aufgeregte Fluthen gießt. Es würde bald durch unanfechtbare Stichhaltigkeit, durch seine Uebereinstimmung mit der Literatur populärer und von Kindern, Eltern und Lehrern wie eine wahre Wohlthat empfunden werden.

* Auch Weigand's vortreffliches Wörterbuch, das sonst so gewissenhaft die übliche Schreibung verzeichnet, weicht in dem Punkte davon ab, daß es durchaus -ieren schreibt. Es ist abgeschlossen 1871.

* Wir möchten den hier angedeuteten Punkt, namentlich dem phonetischen Princip gegenüber, ganz besonders betonen. Es ist schlechterdings unmöglich, die Orthographie nach der Aussprache zu uniformiren — weil es keine durchweg einheitliche Aussprache in irgendwelcher Sprache giebt, und weil, wenn es sie gäbe, wie oben bereits gesagt, ein unendlich complicirtes Alphabet geschaffen werden müßte. Thatsächlich ist die Schrift nichts Anderes, als ein Operiren mit Wortsymbolen, Wortbildern, welche mehr oder weniger mit versuchsweiser Rücksicht auf eine Lautunterscheidung gestaltet sind und welche Jeder nach den Lauten seines Dialekts ausspricht. Was der Mitteldeutsche „Geist" liest, das liest der Schwabe „Gejscht"; der Zweck der Schrift ist erfüllt, wenn Jeder von beiden weiß, welchen Lautwerth das Wortbild für ihn hat, und damit, welcher Begriff und welche logische Stellung im Gedankenzusammenhang durch dasselbe repräsentirt wird. Keine Sprache mehr, als die englische, bezeugt, daß diese Auffassung vom Wesen der Schrift den thatsächlich vorliegenden und mit innerer Nothwendigkeit gewordenen Verhältnissen entspricht: hier hat sich die Aussprache in ihrer allmählichen Entwickelung bis zum Komischen von der in früher Zeit erstarrten Lautschrift abgewendet, und zwar ohne den geringsten Schaden für das Verständniß des geschriebenen und gedruckten Wortes.

Aber wir möchten noch einen andern Punkt zur Ergänzung der obigen Gründe gegen die Orthographiereform hier nicht unerwähnt lassen: er betrifft den sehr prosaischen Geldpunkt. Es ist in den Tagesblättern schon mehrfach darauf hingewiesen worden, daß dem Buchhandel, das heißt einer Anzahl von Privatpersonen, welche Schul- und Jugendliteratur verlegt haben, aus der Puttkamer'schen Maßregel eine durch nichts zu rechtfertigende Schädigung erwächst; aber nur wenige Leute dürften einen Begriff davon haben, wie groß dieser Schaden, der stellenweise dem Ruin gleichkommt, sein wird, obschon dem Buchhandel das Zugeständniß gemacht worden ist, daß nunmehr, nach erfolgter Einführung der Reform, zwar keine Schulbücher mehr in abweichender Orthographie zu drucken sind, die alten Bestände jedoch noch durch fünf Jahre verwendbar bleiben.

Wir können eine Einigung in Beziehung auf Orthographie für das Gesammtgebiet unserer Muttersprache nur auf's Dringendste wünschen, aber dann mag sie im Sinne obigen Aufsatzes sorgfältig vorbereitet und darf sie nicht mit souveräner Willkür über's Knie gebrochen werden.

D. Red.

Digitized by Google

Robert Schumann.

Prolog zur musikalischen Feier nach Enthüllung seines Denkmals am 2. Mai 1880 in Bonn.

Von Emil Rittershaus.

Es ist ein ernstes Fest, das wir begehen:
Verehrung ließ ein Monument erstehen
Auf eines großen, edlen Meisters Grab,
Der Mit- und Nachwelt ew'ge Schätze gab
Aus tiefem Geist, aus einer reichen Seele,
Aus der gewalt'gen Gluth der Leidenschaft,
Und aus dem Wunderborn der Gotteskraft
Des Genius! — Als funkelnde Juwele,
Als Diamanten in der lichten Krone
Der Kunst hat längst die Welt es anerkannt,
Was ihr geschenkt von Schumann's Meisterhand. —
Vergebens such' ich nach dem rechten Tone,
Um ihn zu schildern, dessen Denkmal heute
Hier ward enthüllt — es will mir nicht gelingen.
Was könnt' ich auch an Lob und Ehren bringen
Für ihn, dem längst den besten Kranz man weihte,
Für ihn, so hoch von dem Geschick gestellt,
Daß er erobern durft' sich eine Welt!
Freilich die Welt nicht, die für müß'ge Stunden
Den Zeitvertreib durch bunten Klang begehrt;
Sie hat dem Meister nicht den Strauß gewunden.
Auch die nicht, welche stumpfen Sinns verehrt
Die Kunst, die betteln geht bei dem Gemeinen
Um Gunst und Beifall. — Mit den Edelsteinen
Soll man nicht schachern auf dem Jahrmarktsplatz. —
Es ehrt die Welt den Meister, die den Schatz
Des Idealen trägt in ihrem Busen,
Die es noch hinzieht zu dem Sohn der Musen,
Der sinnend zu der Dinge Tiefen dringt,
Der aus dem Grund die echte Perle bringt,
Statt mit der Tageswoge Schaum zu spielen,
Der rastlos ringt nur nach den höchsten Zielen. —
Was aber ist das höchste Ziel der Kunst?
Ein mächtig Innenleben zu gestalten,
In öden Alltags Nebel, Staub und Dunst
Der Schönheit leuchtend Banner zu entfalten
Und, was gelebt und lebet, durch die Gunst
Der Götter fest in Wort und Ton zu halten,
In Bild und Form! Des Gottesgeistes Spur
Mit weisem Sinn zu finden, zu erfassen;
Was Herrliches ringsum verstreut, zu sammeln;
Zu lauschen auf die Sprache der Natur
Und in der Kunst sie reden dann zu lassen
Harmonisch, frei von allem wirren Stammeln!
— — — — — — — — — —
Wir sind am Rhein. Romantik hier und dort.
Rab' sind uns Zeugen längst vergangner Tage.
Im Strome ruht der Nibelungen Hort;
Um Burgruinen flüstert leis die Sage.
Sie steigt empor aus alter Zeiten Gruft
Und zaubert manches Traumbild in die Seele.
Berauscht von junger Blüthen Weihrauchduft,
Singt uns des Lenzes Credo Philomele.
Der Kahn durchzieht die Fluth mit leichtem Strich;
Am Ufer sich die Wellen murmelnd brechen,
Und, kommt der Abend, legt der Nebel sich
In weißen Schleiern nieder auf die Flächen. —
Romantik, sprich, wer ließ in Tönen dich
Am wunderbarsten zu der Menschheit sprechen?
Wer hob dich hoch empor auf seinem Schild?
Der Meister, dem des Tages Feier gilt.
Ob er in Indien an der Menschheit Wiege,
Ob er an Manfred's Seelenabgrund tritt,
Allzeit gewaltig sind des Geistes Flüge,
Und siegend reißt er unsre Herzen mit.
Hier der Gefühle grimmer, wilder Streit,
Dort schelmisch Tändeln, sanfte Lieblichkeit!
Wer ruft des milden Zwielichts Stimmung wach,
Der Dämmerstunde sacht verstohlnes Plaudern,
Und spürt dem Dichter in's Geheimste nach,
Daß er die Seele faßt mit süßem Schaudern,
Wenn er dem Lied die Tonverklärung leiht?
Wer hat dein Werden, wonn'ge Frühlingszeit,
Besungen wie mit Nachtigallenzungen?
Das „Waldgespräch", die „Sonntagsmorgenzeit"
Wem ist's zu schildern einzig schön gelungen?
Der Meister ist's — der hat den Preis errungen —
Der Meister, dem wir dieses Fest bereiten!
— — — — — — — — — —
Ach, wen zu ihrem Dienst die Musen weihten,
Preist ihn nicht glücklich! Urgewaltig quölle
Der Strom nicht, bringend Wundergabenspende,
Trüg' er nicht bei dem Himmelreich die Hölle
In seiner Brust bis zu des Lebens Ende!
Ihr fühlt es nach, die ihr zum Fest erschienen,
Ihr ahnt die Schaffenslust und Schaffenspein.
Wer nur der Stunde Götzen weiß zu dienen,
Ihm muß der Künstler unverständlich sein.
Was weiß, der klug sein Denken und Empfinden
Verbraucht für sich im engsten Kreise still,
Von Flammen, die an Sternen sich entzünden,
Vom Geist, der mit dem Sturme segeln will?
Aus seiner Seele kurzgespannten Saiten
Klingt nie der Ton, der eine Welt durchzieht.
Er hat mit den Dämonen nicht zu streiten,
Die jener stets auf seinen Wegen sieht.
Er kennt nicht, wie des Wesens Fibern beben,
Wie glühend es durch alle Adern rinnt,
Bevor ein wahres Kunstwerk Geist und Leben,
Gestalt in seines Schöpfers Brust gewinnt.
Daß spielend man den ew'gen Kranz erjage,
Der Thor nur glaubt's, der tiefen Fühlens bar.
Noch wird vom Pelikan die alte Sage
Beim Künstler und bei seiner Schöpfung wahr.
Und dennoch — andres Leid hat andre Lust.
Wie man im Himmel lebt, hat nur gewußt,
Wer auch der Hölle Qual empfinden konnte. —
Klagt um den Todten nicht! Sein Leben sonnte
In einer Liebe sich, so himmlisch reich,
Daß ihm aus ihrem duft'gen Rosenzweig
Die schönsten Kunstgebilde erst entstiegen. —
Nichts mehr von seinem Kampf! Von seinen Siegen
Soll diese Feier klingend' Zeugniß geben. —
— — — — — — — — — —
Wir sind am Rhein. Hier in dem Land der Reben,
Beethoven schaute hier das Licht der Welt;
Was Goethe war uns in der Dichtung Reich,
Ein Heros, dem zur Seite nichts sich stellt,
Ein Quell des Lichtes, einer Sonne gleich,
Er war's im Reiche der Frau Musika;
In seines Geistes Riesenspiegel sah
Sich eine ganze Welt und Zeit gespiegelt;
Ihm war ein jedes Räthselbuch entsiegelt.
Hoch stehn die beiden Kunstgewalt'gen da. —
Nicht viel der Männer bringt uns ein Jahrtausend,
An deren Geist Jahrhunderte sich bilden,
Aus denen, bald wie Alpenströme brausend,
Bald wie die klaren Bächlein in Gefilden,
Die Lebensquellen segnend niederrinnen. — —
Beethoven, Goethe! Sagt, was mocht' gewinnen
Von Jenen er, dem heut wir Kränze flechten?
Ist nicht ein Etwas von den dunklen Mächten
Beethoven's in des edlen Meisters Sinnen?
Stieg er wie Faust nicht zu den tiefsten Schächten
Des Lebens, aufwärts zu den höchsten Zinnen
Nicht mit dem Grübler, der Erlösung fand?
War er nicht selbst ein Faust im Tongewand? —
Was fragen wir's! Nicht, wo der Born entstammt,
Gilt's heut zu suchen. Frommen Dankes Zoll,
Verehrung, die erlöschen nimmer soll —
Das bringen wir. — — Vollzieh dein hohes Amt,
Frau Musika! In seinen Tongedichten
Laß den Entschlafnen herrlich auferstehen!
Ruf ihn in seinem Werk zum Leben wieder!
Laß uns von seines Odems Hauch umwehen! —
Nur, was da sterblich, kann die Zeit vernichten;
Nur, was vergänglich, sinkt zum Staube nieder:
In seinem Schaffen bis zur fernsten Zeit
Lebt fort der Meister, groß und hochgeweiht.

Noch einmal unsere Schiller-Stiftung.

Zur Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens.

Von Zeit zu Zeit pflegt im Leben der Völker das ruhige Vegetiren einem Zustande gesteigerten Kräfte-Anspannens zu weichen. Eine Knospe entfaltet sich zur Blüthe, und wenn Wind und Wetter günstig sind, so gedeiht aus der Blüthe eine Frucht — die Frucht idealer Begeisterung.

Es sind nunmehr fünfundzwanzig Jahre, daß in Bezug auf ein seitdem segensreich zur That gewordenes Vorhaben ein solches Kräfte-Anspannen durch Deutschland ging. In der Heimath Lessing's und Theodor Körner's, in Sachsen, hatte ein volksthümlicher Dichter — Julius Hammer aus Dresden — den glücklichen Gedanken gehabt, die fünfzigste Wiederkehr des Sterbetages unseres Schiller am 9. Mai 1855 zum Ausgangspunkte eines Vorschlages zu machen, der eine locale Reliquie, das Loschwitzer Schiller-Häuschen, der Vergessenheit zu entreißen bestimmt war. Wie man weiß, hat Schiller in dem gastlichen Hause seines Freundes Körner schöne, genußreiche Tage verlebt. Bei dem Vorschlage Hammer's, das zu Körner's Besitzthum gehörige Schiller-Häuschen mit einer Gedenktafel zu schmücken, konnte er sich auf Schiller's Brief vom 13. September 1785 berufen, der ausdrücklich dem stillen Glück dieser Loschwitzer Erholungstage gilt: „Was meine heißesten Wünsche erzielten, habe ich endlich erlangt; ich bin hier wie im Himmel aufgehoben, und in der jetzigen Fassung meines Gemüths kenne ich keine andere Besorgniß mehr, als die Furcht vor dem allgemeinen Loos der zerstörenden Zeit."

Diese Stätte war solcher Art in der That geweiht, wie wenige andere. Kein Wunder, daß sich in Folge jener Anregung alle Hände rührten, um das so lange Versäumte nachzuholen und zugleich durch eine würdige Feier des erinnerungsreichen Tages Zeugniß abzulegen von der Liebe, mit der wir Alle ja das Gedächtniß unseres Schiller in Treue pflegen.

Und hier zeigte sich, wie naturwüchsig der Trieb war, dessen Knospe zur Entfaltung drängte. Ein schlichter Dresdener Steinmetzmeister, C. Uhlmann mit Namen, erbot sich „eine Marmorplatte unentgeltlich anzufertigen und an Ort und Stelle zu schaffen"; er knüpfte daran nur die Bedingung, daß sein Name nicht in der Leute Mund komme, eine Forderung, der, gewiß zur Freude und Ehre des braven Mannes, auf die Dauer der Zeit nicht genügt werden konnte.

Digitized by Google

Man hat, da von Hammer die Idee einer deutschen Schiller-Stiftung zuerst in Verbindung mit dem Dank für das Uhlmann'sche Anerbieten ausgesprochen worden ist, jene Gedenktafel als den Grund- oder Eckstein des ganzen Gebäudes bezeichnet, und sie symbolisirt als solcher in der That auf wohlthuende Weise den volksthümlichen Gedanken, der jene Stiftung entstehen ließ. Aus so kleinem Samenkorn ist der seitdem in die Höhe gewachsene Baum hervorgegangen. Da weite Kreise der Nation einst mit — leider nicht eben nachhaltiger — Begeisterung das Werk schaffen halfen und die Nation wohl auch einmal das Gedächtniß einer guten That, wie so oft das einer tapferen, feiern mag —

„Brave freuen sich der That" —

so soll das seit der Loschwitzer Feier nahezu verstrichene Vierteljahrhundert nicht zu Ende gehen, ohne daß, wie es in nachstehender Skizze geschieht, die stufenweise Entwickelung des großartigen Werks weiteren Kreisen anschaulich gemacht wird.

Wie dachte sich Hammer die Ziele desselben? In seinem schon erwähnten Aufruf vom 24. April 1855 wünscht er, „daß sich eine Anzahl Freunde des großen Dichters und Menschen vereinigen möge, um durch eine ‚Schiller-Stiftung' einen Fonds zur Unterstützung für die Hinterbliebenen armer Schriftsteller zu begründen." Und einige Zeilen weiter sagt er, es werde hoffentlich an Schiller's hundertstem Geburtstage (10. November 1859) das Capital bereits soweit angewachsen sein, „daß es hinreicht, mehr als einer hinterbliebenen Familie würdiger Schriftsteller, insbesondere Dichter, materielle Sicherung und Förderung, z. B. auch hinsichtlich der Erziehung, zu bieten."

Eine damals in Dresden anwesende, seitdem verstorbene Hamburgerin, Frau Johanna Helmcke, war die erste, welche im großen Sinne den Reigen der Spendenden eröffnete. Sie schenkte tausend Thaler. Später hat sie nochmals tausend Thaler gezeichnet.

Mit jener ersten Gabe war dem geplanten Vorhaben ein stattliches Pfand des Vertrauens entgegengebracht, und die allgemeine Theilnahme wandte sich ihm nun mit Entschiedenheit zu. Noch vor dem Loschwitzer Gedenkfest hatte das für letzteres zusammengetretene Comité — Geheimer Medicinalrath Dr. Carus, Hofrath Dr. Klemm, Hofrath Winkler (Theodor Hell) und Dr. Julius Hammer — durch Hinzutritt Gutzkow's, des Staatsministers a. D. von Wietersheim und des Majors Serre eine Vervollständigung erfahren. In dem von diesem Comité am 10. Mai erlassenen Aufrufe wurde, angesichts der wachsenden Bedeutung der Stiftung, der Zweck derselben dahin erweitert: „sie solle solchen Schriftstellern, welche, dichterischer Formen sich bedienend, dem Genius unseres Volkes in edler, die Mehrung der Bildung anstrebender Treue sich gewidmet haben, für den Fall über sie verhängter eigener schwerer Lebenssorge oder den Fall der Hülflosigkeit ihrer nächsten, auf ihr Talent angewiesenen Hinterlassenen einen thatkräftigen Beistand leisten."

Die anfänglich in's Auge gefaßte ausschließliche Unterstützung der Hinterbliebenen war solcher Art in die zweite Linie gerückt, und es konnte nicht wohl ausbleiben, daß die weitere Ansicht laut wurde: es möge auch jene von Julius Hammer gleich anfangs festgestellte Bezugnahme auf den Dichter Schiller insoweit umgedeutet werden, daß die Stiftung nicht insbesondere dem Loos der Dichter eine Erleichterung bieten solle, vielmehr allen Schriftstellern, und unter ihnen auch den Männern der Wissenschaft.

Diesem Wunsche stand aber schon der Umstand entgegen, daß ansehnliche Gaben unter Hinweis auf jene Bezugnahme gespendet worden waren und daß fortwährend Beiträge einliefen, die jenem an Schiller's dichterische Thätigkeit anknüpfenden Zweck gewidmet waren. Nicht minder wurde mit Recht auf die Undenkbarkeit hingewiesen, daß eine einzige Stiftung jemals eine so in's Ungemessene gesteigerte Aufgabe werde bewältigen können. Aber auch auf die mannigfachen, den Männern der Wissenschaft schon zu Gute kommenden staatlichen Veranstaltungen richtete sich im Laufe der Debatten das Augenmerk, und schließlich überwog die Ansicht, daß eine den Namen Schiller tragende Stiftung sich in der That von dem Gedanken, der im Gedicht „Die Theilung der Erde" Ausdruck gefunden hat, nicht allzu weit entfernen dürfe. In solchem Sinne durfte Hammer an Schiller's Worte erinnern: „Poeten sollten immer nur durch Geschenke belohnt, nicht besoldet werden; es ist eine Verwandtschaft zwischen den glücklichen Gedanken und den Gaben des Glückes: beide fallen vom Himmel."

Im Uebrigen sagte man sich schon damals, daß, wenn es auch „bei jeder derartigen Vereinigung von höchster praktischer Wichtigkeit sei, den Zweck möglichst zu individualisiren", und wenn sich's vor Allem empfehle, nicht durch Meinungszwiespalt das kaum Begonnene zu gefährden, die engere oder weitere Auslegung des Stiftungszwecks doch vertrauensvoll der Zukunft überlassen werden müsse. Berlin, wo Dr. Julius Pabst die erste Anregung zur Gründung einer Zweig-Stiftung gegeben hatte, trat in diesem Sinne zur rechten Zeit mit Nachdruck für die Dresdener Beschlüsse ein.

Die endlich als definitiv festgestellte Formulirung des Durchschnittsergebnisses der verschiedenen Meinungen bildet den § 2 der Stiftungssatzungen. Derselbe lautet:

„Der Zweck der deutschen Schiller-Stiftung besteht darin: deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die Nationalliteratur (mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, daß sie ihnen oder ihren nächst angehörigen Hinterlassenen in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge Hülfe und Beistand bietet. — Sollten es die Mittel der Stiftung erlauben und Schriftsteller und Schriftstellerinnen, auf welche obige Merkmale nicht sämmtlich passen, zu Hülfe und Beistand empfohlen werden, so bleibt deren Berücksichtigung dem Ermessen des Verwaltungsrathes überlassen."

Kein Menschenwerk ist vollkommen, so auch nicht die Fassung dieses Nachsatzes. Aber wenigstens in Bezug auf die Voraussetzung der Hülfsbedürftigkeit ist er von wünschenswerther Deutlichkeit, und diese Deutlichkeit hat im Verlaufe der Zeit sich als keine überflüssige erwiesen.

Noch hatten die Mittel der Stiftung einen solchen Umfang nicht gewonnen, daß Julius Hammer und Major Serre jetzt schon, wie dies später geschah, in ihrer Freude über das mächtig emporwachsende Werk in dem schließlich doch als unausführbar erkannten Gedanken einer Akademie sich hätten begegnen können. Man muß nicht glauben, daß damals die Gründung einer Zweig-Stiftung Kinderspiel war und sich unter dem Einflusse der allgemeinen Schiller-Begeisterung halb von selbst machte. Wenn jetzt „die schlechten Zeiten und die schon so großen Mittel der Stiftung" die landläufige Ausrede bilden, um deren willen die Gründung neuer Zweig-Stiftungen unterbleibt, so hatten damals die eifrigen Männer, welche für die gute Sache eintraten, außer jenen Einreden über den Stiftungszweck und die Worte „Dichter" oder „Schriftsteller" noch eine Menge Bedenken zu beseitigen, die heute nicht mehr aufgeworfen werden können. Hier wollte man zunächst abwarten, ob nicht doch Alles nur Strohfeuer sei; dort gab es politische Einwürfe — beispielsweise: ob denn die österreichischen Dichter zu Schiller ein gleich nationales Verhältniß hätten, wie die deutschen Dichter „draußen im Reich"?

In Wien, das mit seinen 65,800 Gulden gegenwärtig als zweitreichste Zweig-Stiftung dasteht, wurde zwar Einwendungen dieser Art, wo sie auftauchten, mit Nachdruck begegnet, aber ihr hemmender Einfluß führte immer neue Verzögerungen herbei, und so kam es, daß die steierische Hauptstadt sich die Ehre erwarb, die früheste Zweig-Stiftung Oesterreichs zu werden.

Wie gut der brave Holtei, der eigentliche Gründer der Grazer Zweig-Stiftung, den Ton zu treffen wußte, um für die Gründung einer Zweig-Stiftung zu interessiren, das mag hier durch einige Citate belegt werden; denn es kommt immer noch darauf an, die rechten Wege zum Erreichen solchen Zieles fest in's Auge zu fassen, und dieser ganze Rückblick verfolgt ja den Zweck, zu ähnlichen Anstrengungen Jeden aufzurufen, in dem die Liebe zur Literatur in Wahrheit eine Stätte hat.

Um den Sinn und Zweck der Stiftung und namentlich auch den Werth kleiner Gaben möglichst deutlich in's Licht zu setzen, erinnert Holtei an die früher einmal für den Luftschiffer Godart in Graz veranstaltete Sammlung, nachdem der Ballon desselben durch die Schuld eines „tabakrauchenden Müßiggängers" in Flammen aufgegangen war. „Das war schön," sagt Holtei in Bezug auf jene Sammlung, „aber aufrichtig gesagt, sollte denn doch, was man aus rasch auflodernden Mitgefühl für das Fortkommen eines ausländischen Aëronauten gern gethan, zehnmal lieber gethan werden, wo Geist, Seele und Gemüth, wo heilige Pflicht, wo das Bewußtsein so laut und vernehmlich reden: ‚Wir sind Deutsche, und deutsche Poesie und Literatur weben das Band, welches

Digitized by Google

ohne Unterschied von Farben und Grenzen alle Deutschen verbindet.' Wer nur einigen Theil hat an den geistigen Genüssen, die ein gutes Buch gewährt, wem ernste, belehrende, erheiternde, rührende Schriften auch nur bisweilen eine trübe Stunde belebten, ihm höhere Freuden als die alltäglichen gewährend; ja, wer nur aus Anderer Munde, wenn er selbst nicht Zeit und Beruf hatte nach Büchern zu greifen, von den günstigen Einflüssen vernahm, die vielgelesene Werke auf Bildung und Sitte ausüben, der handelt sträflich, sobald er nicht ein Scherflein (seinen Mitteln entsprechend) zu diesem Monumente deutscher Eintracht, zu dieser Stiftung dankbarer Pietät liefert." — „Die Menge solch kleiner Gaben," heißt es weiter, „ist es, welche nach und nach große Massen bildet." Und endlich: „Wir Schlesier führen ein altes Sprüchwort: ‚Ist's nicht mit Scheffeln, so ist's doch mit Löffeln.' Das findet hier vollkommene Anwendung."

Von den hingebenden Mühen und Anstrengungen Derer, die allmählich in allen Theilen unseres Vaterlandes in edlem Wetteifer die Gründung von Zweig-Stiftungen erstrebten, kann hier nicht im Einzelnen die Rede sein. Die Geschichte der Schiller-Stiftung berichtet über schöne Erfolge, und die vierundzwanzig Zweig-Stiftungen,* aus welchen die Gesammt-Stiftung gegenwärtig besteht, sind ja die lebendigen Zeugen für das Gelingen eines wesentlichen Bruchtheils jener Mühen und Anstrengungen. Soweit diplomatische Vermittelung nöthig war, erwarb sich das sächsische Ministerium um die Stiftung große Verdienste. Hier und da mußte auch ein glückliches Ungefähr zu Hülfe kommen. So in Leipzig, wo Heinrich Brockhaus sich schon im Juli 1856 mit einer Tausend-Thaler-Spende als Freund der Stiftung bethätigte und auch der Buchhändler Veit in seinem Minoritäts-Votum vom Jahre 1857 sich mit schöner Wärme für eine vom Leipziger Börsenverein der deutschen Buchhändler zu bewilligende Tausend-Thaler-Spende verwendet hatte, und wo dennoch allerlei Bedenken die Gründung einer Leipziger Zweig-Stiftung verzögerten. Erst ein Schreibfehler in dem Zweitausend-Gulden-Vermächtniß des in München verstorbenen Literaturfreundes Freiherrn von Pflummern gab der Sache eine bessere Wendung. Die Summe war an die Dresdner Stiftung gekommen, aber die Adresse hatte „an die Schiller-Stiftung in Leipzig" gelautet. Solcher Art standen unliebsame Verwickelungen in Aussicht, und daß sie vermieden wurden, dankt die Stiftung dem praktischen Rath des Major Serre, demgemäß das Geld wieder nach Leipzig ging, daselbst aber als erster Fonds für eine Leipziger Zweig-Stiftung angelegt werden mußte. Das Eis war nun gebrochen. Von allen Seiten flossen der Leipziger Stiftung Gaben zu, und gegenwärtig verfügt sie über mehr als 14,000 Mark, sodaß sie, dem Vermögensbestande nach, unter den Zweig-Stiftungen die siebente Stelle einnimmt — immer allerdings für die Bedeutung Leipzigs als Buchhändler-Metropole eine zu bescheidene Stelle.

Erwies sich hier der Zufall als ein freundlicher Bundesgenosse, so half an einigen anderen Orten die Energie eines Einzelnen die Schwierigkeiten überwinden, welche kleinstädtische Verhältnisse solchen Unternehmungen entgegen zu setzen pflegen. So ist das kleine Nienburg, Dank den rühmlichen Bemühungen einiger dortiger Männer, vor Allem Oppermann's, des auch als Schriftsteller wohlbekannten, vor einigen Jahren verstorbenen Obergerichtsanwalts daselbst, zu der Ehre gelangt, allen andern hannöverischen Städten voran eine Zweig-Stiftung zu gründen, ja die einzige Stadt in den hannöverischen Landen zu bleiben, die eine Zweig-Stiftung besitzt; denn selbst die Landeshauptstadt hat bis heute noch keine solche, gerade so wenig wie das benachbarte Bremen, dessen hochgebildete und allen deutschen Interessen so warm zugethane Bewohnerschaft doch gewiß, sobald aus ihrer Mitte der rechte Mahner erstände, mit Freuden zur Mitarbeit an dem guten Werke herantreten würde.

Unter den Fürsten, welche durch werthvolle Geschenke das Zustandekommen der National-Lotterie förderten, eröffnete König Johann von Sachsen den Reigen, und sein Sohn, König Albert, hat während der unlängst zu Ende gegangenen Dresdener Vororts-Periode die Stiftung nicht nur durch einen regelmäßigen Jahresbeitrag ausgezeichnet, er hat ihr auch in einem der königlichen Schlösser bereitwilligst Unterkunft gewährt und sein warmes Interesse für die Stiftung in jeder Weise bethätigt. Durch regelmäßige Spenden stehen ferner das deutsche Kaiserpaar, der Kaiser von Oesterreich, der Großherzog von Baden und der Großherzog zu Sachsen-Weimar mit der Stiftung in fortdauerndem engem Zusammenhang; der letztere literatur- und kunstfreundliche Fürst hat sich die Stiftung überdies zu dauernder Erkenntlichkeit verpflichtet sowohl durch sein Protectorat über die National-Lotterie und durch die ansehnlichen Geschenke, welche er diesem Glücksspiel überwies, wie auch namentlich durch die schöne und zwanglose Gastlichkeit, welche — um mit den Worten des dritten Jahresberichts zu reden — „den Stiftungsgenossen bei jeder Gelegenheit an dem geweihten Musenhofe Weimars zu Theil wird."

Im Zusammenhang mit der erwähnten, auf eine Akademie abzielenden Anregung war die Oeffentlichkeitsfrage schon bald nach dem Entstehen der Stiftung bei allen Betheiligten in ernste Erwägung gezogen worden. Der Umstand, daß sowohl die in England wie die in Frankreich bestehenden großartigen Stiftungen verwandter Art die Veröffentlichung der Namen ausschlossen, bewirkte auch für die Schiller-Stiftung eine ähnliche Fassung der betreffenden Bestimmung des Statuts. Dieselbe hat sich jedoch im Laufe der Zeit als unhaltbar erwiesen; die Jahresberichte haben seit dem 1. Januar 1871 von dem ihnen durch Beschluß der vorhergegangenen Generalversammlung eingeräumten Rechte, die Namen zu veröffentlichen, Gebrauch gemacht, und es hat sich nach dieser delicaten Seite hin dadurch nicht nur erschöpfendes Material zur Beurtheilung der Verwaltung und ihrer Unparteilichkeit ergeben, sondern auch die Hoffnung Derer bestätigt, welche voraussagten, der Bezug einer Pension aus unserer nationalen Stiftung werde in der allgemeinen Auffassung nicht als eine Verunehrung aufgefaßt werden, ganz ebenso wenig wie dies bei einer von irgend einem Fürsten verliehenen Dotation oder Pension der Fall ist. Wie wäre es auch anders möglich gewesen, nachdem der nun gewährte Einblick in die Listen der Empfänger unter Denen, die für ihre Hinterbliebenen nicht in auskömmlicher Weise zu sorgen vermocht hatten, eine Menge Namen erkennen ließ, welche durch Leistungen bedeutender Art der Nation lieb und werth geworden waren! Gewiß, die Bestätigung, daß literarisches und dichterisches Schaffen in Deutschland nur ganz ausnahmsweise die Flamme des häuslichen Herdes ergiebig nährt, ist nichts Erfreuliches, und das Bewußtsein, daß selbst Reiche bei uns ein gutes Buch lieber borgen als kaufen, ist nicht geeignet, unserm Nationalgefühl zu schmeicheln. In dieser Beziehung uns mit Engländern und Franzosen zu vergleichen, haben wir auch wohl nie für eine absonderlich erquickliche Beschäftigung erachtet. Um so tröstlicher aber ist das Wirken einer Genossenschaft, welche den Hinterlassenen von Männern wie Otto Ludwig, Julius Mosen, Hermann Kurz, Eduard Mörike, Karl Beck, Eduard Duller, Hoffmann von Fallersleben, Georg Herwegh, Georg Hesekiel, Benedey, de la Motte-Fouqué, Bürger, Herder, Musäus, Leopold Schefer, Eichendorff, Nikolaus Lenau und so vielen, vielen namhaften anderen Schriftstellern den schuldigen Ehrensold zahlt.

Mit diesem Wegfall jedweden demüthigenden Beigeschmacks für die Empfänger ist auch das aus zarter Rücksicht hervorgegangene Project einer Schiller-Akademie mit literarischen Graduirungen nach der Seite hin, durch welche allein es mit der Schiller-Stiftung als einer „milden Stiftung" in Zusammenhang zu denken war, um seine eigentliche Basis gekommen. Eine Registrirung der endgültigen Ablehnung des Projects bildet ein Passus in dem Rescript des königlich sächsischen Cultus-Ministeriums vom 4. November 1862, welcher hier einen Platz finden möge. Er lautet: „Die Schiller-Stiftung, als eine milde Stiftung in Sachsen begründet, steht unter dem Schutze des § 60 der sächsischen Verfassung und ihr Vermögen darf solcher Art ‚zu anderen Zwecken als den durch die Stiftung vorgezeichneten niemals und unter keinerlei Umständen verwendet werden'."

„Die Entwickelungsgeschichte der Schiller-Stiftung mag bei diesem ihrem Marksteine auch für gegenwärtige Skizze abschließen! Es geschieht mit dem herzlichen Wunsche, daß in weiten Kreisen das schöne, dem deutschen Namen zur Ehre gereichende Werk wieder

* Badische (Heidelberg, Karlsruhe, Mannheim), Berliner, Breslauer, Brünner, Danziger, Darmstädter, Dresdner, Frankfurter, Grazer, Hamburger, Hannöverische, Kölner, Königsberger, Leipziger, Linzer, Lübecker, Mainzer, Münchener, Nürnberger, Offenbacher, Salzburger, Stuttgarter, Weimarer, Wiener. In Augsburg besteht eine Schiller-Stiftung, doch kann das alphabetische Verzeichniß leider nicht mit Augsburg anheben, da jene Stiftung zu der deutschen Schiller-Stiftung bis jetzt nicht in den statutenmäßigen Verband getreten ist.

Digitized by Google

in verstärktem Maße als ein der allseitigen freudigen Pflege nicht nur würdiges — daran zweifelt Niemand — nein, auch bedürftiges erscheinen möge. Das ist es aber in jedem Sinne, nicht nur in dem engen Sinne des Geldbedürfnisses, obschon auch dieses nicht unterschätzt sein will.

Denn was sind 52,000 Mark, wie die Stiftung sie, nach Mittheilung ihres letzten Jahresberichts, an Unterstützungsbedürftige verausgabte? Mehr als 180 beträgt die Ziffer dieser Letzteren. Man rechne, was auf den Einzelnen kommt. Und sind es denn Einzelne? Die Mehrzahl hat doch eine ganze Reihe von Familiengliedern hinter sich. Wie viele ihres Versorgers beraubte Wittwen stehen auf der Liste! Wittwen mit noch unerzogenen Kindern! Wer nach dem allgemeinen Hörensagen immer von den „Reichthümern der Schiller-Stiftung" spricht, würde bald andern Sinnes werden, wenn er der Verwaltung angehörte. Das Vermögen der Stiftung erwächst sehr langsam. Nur in ganz seltenen Fällen gedenkt man ihrer, wo Vermächtnisse gemacht werden — nicht aus Lauheit für die gute Sache überhaupt, aber wohl aus Unklarheit über die Verhältnisse der Stiftung, von deren Midasreichthümern man sich nun einmal die ungeheuerlichsten Vorstellungen gemacht hat.

Noch mehr als durch pecuniäre Zuwendungen jedoch würde sich das der Stiftung wieder in vermehrtem Maße zugewandte Interesse durch Gründung von neuen Zweig-Stiftungen bethätigen lassen. Wie wenige Städte haben sich bisher das Verdienst erworben, durch Gründung solcher Zweig-Stiftungen für die Invaliden und Veteranen der deutschen Literatur etwas zu thun! Vierundzwanzig erst giebt es, vierundzwanzig in fünfundzwanzig Jahren! Man schlage einmal nach, wie viele namhafte Städte Deutschland und Deutsch-Oesterreich zählt! Sollte es mehr als der Klarstellung all dieser Sachlagen bedürfen, um einflußreichen und national gesinnten Männern den Gedanken in's Herz zu geben, auch in ihrem Kreise, auch in ihrer Stadt muthig Hand an's Werk zu legen, wie es Oppermann und seine Freunde in dem kleinen Nienburg gethan haben?

Fast Alle, die vor nunmehr fünfundzwanzig Jahren mit Begeisterung unsere „Stiftung" gründen halfen, deckt heute der grüne Rasen: Hammer, Gutzkow, Serre, Grün, Halm, Mosenthal, Oppermann, Brockhaus, Veit, Heller, Merck, Zabel, Kugler, Professor Blum, Cotta, Carus, Wietersheim, Pfotenhauer, Hackländer, Holtei und wie viele Andere, die damals Mühsale und Demüthigungen nicht scheuten, um das muthig Begonnene auch zu Ehren der Nation zu gutem Ende zu führen.

Von den Männern, welche die Nationallotterie durchführen halfen, lebt nur noch Einer: Hofrath Alexander Ziegler. Den unermüdlichen juristischen Berather des Major Serre, Bürgermeister Hertel in Dresden, haben wir vor wenigen Wochen zur letzten Ruhe bestattet. Nun denn, wohin dieses Blatt dringen mag, da sage man sich: auch ich habe Theil an jenen Ehren und was ich aus Unbekanntschaft mit dem wirklichen Sachverhalt bis heute zu thun unterließ, das will ich jetzt nachholen!

A. Waldmüller.

Am Eingange des Vierwaldstädtersees.

Etwas für die kommende Reisesaison.

Der Sommerverkehr in der Schweiz gruppirt sich hauptsächlich um die zwei schönsten Seen derselben, den Genfersee und den Vierwaldstädtersee. Es wird ewig ein unausgemachter Streit unter den Schweiz-Touristen bleiben, welcher dieser Seen der reizvollere sei, denn die Entscheidung ist reine Geschmackssache. Da ist nicht die Rede von einem Mehr oder Weniger der Schönheit: die Art der Schönheit bildet das Streitobject. Man würde ebenso erfolglos streiten, ob ein schöner Mann oder ein schönes Weib im Punkte der Schönheit höher stehe. Praktisch dürfte jene Frage für die nächste Zeit zu Gunsten des Vierwaldstädtersees entschieden werden, und zwar durch die Gotthardbahn und die projectirte Arlbergbahn. Für die Arlbergbahn würde allerdings nur in Betracht kommen, daß dieser See der nähere ist, aber für den Gotthardbahnverkehr wird er geradezu den Centralpunkt bilden.

Den Schlüssel zu diesem wunderbaren Gewässer, das wie ein seltsam gebrochenes Kreuz in die riesige Alpenwelt der Urschweiz hinabgedrückt ist, stellt Luzern dar, und in Luzern wird die Direction der Gotthardbahn ihren Sitz nehmen.

Die Lage Luzerns ist in ihrer Art unvergleichlich. Flach hingelagert, das niedrige Bergland der Vorschweiz hinter sich, wird die Stadt rechts und links von je einem Alpenriesen flankirt, hier dem Rigi, dort dem Pilatus; vor sich hat sie den grünen See, der ein Stück hin seine beiden Kreuzarme hinter den Pilatus und vor den Rigi schiebt, und über das Seepanorama erhebt sich zwischen letzteren beiden der massige Zug des Bürgenstocks, dem die Häupter einer immer gewaltiger sich aufreckenden Alpenwelt über die Schulter blicken. Der Rigi ist ein breiter, dicker, bequemer Patron, ein gutmüthiger Riese; freundlich leuchten die hellen Culmhäuser von dem sanft rundlichen und übergrünten Koloß hernieder, und ein blau aufschwebendes Wölkchen mahnt an die kecke Bahn, welche ihm den Leib überschnürt hat. Dort oben genießt der Glückliche, Wetterbegünstigte das berühmte, unbeschreibliche Panorama; dort lagert sich's so gemüthlich auf dem kurzen Almrasen; vielleicht hat selbst der Juli droben noch ein grauüberkrustetes Schneebett bewahrt, aus dem eine lustige Gesellschaft das Material zu einem Schneeballkrieg im Sommer nehmen kann. Anders der Pilatus, der locale Wetterzauberer mit der energisch geschnittenen Physiognomie und dem kahlen Scheitel: steil, geklüftet und doch compact, gewaltig und trotzig steht er da; zuweilen, wenn die Gewitterballen lebendig werden auf seinem Gipfel, hat er etwas unheimlich Persönliches, und man begreift die Sagenwelt, die sich um ihn gesponnen hat, und das vor Zeiten der Gespenstergefahr wegen erlassene Verbot, den Berg zu betreten.

Unten aber, in der anmuthig saubern Schweizerstadt ist nichts Unheimliches zu finden. Da ist alles luftig, farbenhell und baumgrün; da zieht sich, über der Reuß drüben, am linken See-Ufer eine Hôtel- und Villenpracht hin mit schattiger Seepromenade: der Schweizerhofquai; da ragen die Thürme grauer Stadtmauern und imposante Kirchenbauten, und auf der vielbrückigen grünen Reuß schwimmen zahme Schwäne und tummelt sich die Menge halbgezähmter Wasserhühner mit dem eigenthümlich kurzen Schrei und den wunderlich ausgebogten Schwimmhäuten an den Zehen.

Die Stadt birgt Manches, was für den Fremden der Besichtigung werth ist — in erster Linie das Löwenmonument. Es liegt seitab in der Weggisvorstadt; der Weg führt bei dem Meyer'schen Diorama, in welchem man die Rigi- und Pilatus-Aussicht, gut gemalt, bei effectvoll wechselnder Beleuchtung zum Voraus studiren kann, dann bei dem Stauffer'schen Museum ausgestopfter Alpenthiere vorüber. Im kühlen Schatten üppigen Grüns stehen wir vor einem Bassin, hinter welchem eine steile glattgehauene Felswand aufsteigt. Da ruht, von dem Constanzer Meister Ahorn nach Thorwaldsen's Modell in den Sandstein des Felsens gehauen, der Löwe von Luzern, ein Denkmal für die treuen Schweizer des unglücklichen sechszehnten Ludwig's von Frankreich. „Helvetiorum fidei ac virtuti" steht über der Nische; die Namen der gefallenen Tuilerienvertheidiger sind unter ihr mit Goldschrift verzeichnet.

Ein ergreifendes Bild, dieser sterbende Löwe mit der abgebrochenen Lanzenspitze zwischen den Rippen und dem leisen Ausdruck des Schmerzes im Gesicht, der die Majestät des Gewaltigen erst recht zur Geltung bringt! Rings ist es still; die wenigen Besucher des Denkmals flüstern blos; kühler Wasserdunst webt in dem Schatten, in den sich nur vereinzelte Lichter zu stehlen vermögen, und leise glucksend fallen die Tropfen, welche — nicht ohne Schaden für die am meisten exponirte Partie des Monumentes — vom feuchten Felsen sich lösen, in das Bassin nieder.

Im nahen Gletschergarten kann man die wunderbaren Riesentöpfe, sechszehn Strudellöcher aus der Gletscherzeit, nebst Felsblöcken voll uralter Gletscherspuren betrachten, und ebenda Pfahlbautenreste und das Pfyffer'sche Relief der Urcantone aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Reste der bildenden Kunst aus alter Zeit bewahren das Rathhaus, die originelle Capellbrücke über der Reuß nahe dem Bahnhof mit ihren possirlichen Bildern

Digitized by Google

in den Dachgiebelfeldern und die alte Spreuerbrücke mit einem Todtentanze. Auch die Kirchen enthalten manches Sehenswerthe, und die Hof- und Stiftskirche, welche in der Woche allabendlich (außer Sonnabends, wo die Vormittagszeit dazu bestimmt ist) ein gewähltes Publicum zu einem Orgelconcert sammelt, bietet außerdem noch etwas Hörenswerthes: denn ihre gewaltige Orgel von neunzig Registern steht mit einer Tonhalle auf dem Kirchengewölbe in Verbindung, durch welches zwei der Stimmen, die Menschen- und die Engelsstimme, ihren Weg nehmen, um, wie von unsichtbaren Chören gesungen, aus der Decke der Kirche herniederzuschweben.

In eine andere Welt versetzt wieder das Zeughaus mit schönen Glasgemälden und der historischen Waffensammlung aus der Glanzzeit des Schweizerruhms, darunter die Rüstung des gefallenen Leopold von Oesterreich und gar ein Geschenk Karl's des Großen, in Harsthörnern bestehend. Die reichen städtischen Bibliotheken enthalten mancherlei handschriftliches Material von wissenschaftlichem Interesse.

Aber all das Sehenswerthe will gar keine rechte Zugkraft üben angesichts des blühenden, lachenden, bewegten Lebens ringsum. Die Luzerner sind gut katholisch, und das eine Zeitlang florirende liberale Element unterliegt wieder stark ultramontanen Einflüssen; aber sie sind ein munteres, lebenslustiges Völkchen, sauber und freundlich, wie ihre Stadt. Nur ist in dem bunten Menschentreiben auf Gassen und Quai schwer zu sagen, wer da Luzerner ist. Wir befinden uns in einem Sammelpunkte von Touristen, Sommerfrischlern und Badegästen, und diese fremden Elemente sind im Grunde die anziehenderen für das Auge. Da begegnen sich die originellen Trachten des Landvolks aus den Nachbarcantonen in ihrer verwirrenden Mannigfaltigkeit mit der bequemen Reisetracht der englischen Lady und der großen Toilette ständiger weiblicher Hôtelgäste; da wandert der nach allen Regeln der Bergsteigekunst equipirte französische Alpenbummler neben dem einfachen deutschen Gymnasiallehrer, der sein Nöthigstes im schlichten Umhängetäschchen mit sich führt; da plaudert, lispelt, schnattert und schnarrt es in allen civilisirten Sprachen, besonders von den Lippen sehr junger Ehepaare, welche in sonnigster Honigmondstimmung ganz unverkennbar ein großes Contingent der fremden Besucher stellen.

In später Nachtstunde sammelt sich das Alles noch einmal zur Ankunft des letzten Dampfers auf der Promenade des Schweizerhofquais, und das giebt dann ein Bild ab, wie die beigefügte Zeichnung Meister Heyn's es den Lesern vor Augen stellt. Welch ein zauberhafter Genuß ist das, in lauer Sommernacht, im Mondschein an der blitzenden Wasserfläche auf und nieder zu promeniren, wenn der abendliche Bergduft über der Fläche schwebt und die Bergriesen in schimmernde Schleier hüllt!

„Er kommt!" heißt es endlich, und da biegt der Dampfer von Weggis her in das Kreuz des Sees ein; nur langsam verringert sich die Entfernung. Leider hat sich die Wolkenwucht, die schon seit dem Nachmittage auf dem Pilatus gebraut, in flockiger Auflösung inzwischen weiter und weiter über den Himmel geschoben.

„Es wird morgen Regen geben!" sagt eine Stimme.

„Um's Himmelswillen, es wird doch nicht? Das wäre zu schrecklich. Ein paar Tage nur am Vierwaldstädtersee, und dabei Regen!"

Aber da hilft kein Klagen und Jammern: ein Luzerner hat es gesagt, und die kennen ihren Pilatus. **B. Bl.**

Martha und Maria.

Novelle von Hieronymus Lorm.

(Fortsetzung.)

Für die Gefährlichkeit des Wetters hatte die Tochter Nikolai's ein prophetisches Gefühl gezeigt. Denn während der wenigen Stunden, deren Sergey bedurfte, um nach Hause zu gelangen, war ein völliger Schneesturm losgebrochen. Der Reisende hatte Ursache, die Vorsorge Matrjona's dankbar zu empfinden. Die folgenden Tage dienten dazu, der Furchtbarkeit und Strenge eines russischen Winters volle Entfaltung zu geben. Sergey verschloß sich in seine Bibliothek und fand Behagen an einem Zustande, der ungeheuere Schneemauern aufthürmte, um ihn von der Menschenwelt völlig abzutrennen. Selbst Briefe und Zeitungen konnten einstweilen nicht zu ihm gelangen, weil die Ueberwehungen der Straßen den Postenlauf verhinderten. Wie ausgestorben war die ganze Gegend, und Sergey kam es vor, als ob er sich in einem Fabelreiche aufhielte, das nicht den Namen eines der Länder dieser Erde trüge.

Nachdem die Schneestürme aufgehört hatten, fror es gewaltig. Vögel stürzten todt aus der Luft. Die Arbeiter, die aufgeboten wurden, um mitten durch den Schnee hindurch glatte Bahnen für den Verkehr herzustellen, konnten nur langsam und unter großen Vorsichtsmaßregeln gegen die Kälte ihr Werk vollbringen. Wie früher der Schnee, so machte jetzt die Temperatur das Reisen fast unmöglich.

Dennoch schien sich der Postschlitten durchgearbeitet zu haben; denn Sergey erhielt endlich Sendungen aus Petersburg, unter welchen sich ein Brief seiner Tante, der Gräfin Tschatscherin, befand. Sie erzählte zuerst die Neuigkeiten der Hauptstadt, beschrieb die Genüsse, welche die Oper und das französische Theater boten, und schilderte die Personen, die ihren Kreis bildeten. Dann ging sie mit ernsteren Worten auf ihren eigentlichen Zweck über.

„Du siehst, dieser Winter läßt sich glänzend an," schrieb sie, „er ist ja der erste, seitdem wir den neuen Czar und mit ihm den Frieden bekommen haben. Gott segne sie beide, den Kaiser und den Frieden! Wenn Dich nun weder Lust und Vergnügen bewegen können, Deine Einsamkeit aufzugeben, noch die neu erwachte Thätigkeit auf allen Gebieten Macht über Dich hat, Dich dem Müßiggange zu entreißen, so bin ich, falls Du hierin wirklich einen unwandelbaren Entschluß gefaßt haben solltest, weit entfernt, Dir deshalb zu zürnen, oder auch nur zu grollen. Mich dünkt zwar, daß, wenn es sich, wie jetzt hier, überall regt und bewegt und ein neues, vielversprechendes Regiment an der Spitze steht, kein Mann von fünfunddreißig Jahren und in bester Gesundheit sich weigern sollte, an die Gestaltung besserer Zustände mit Hand anzulegen. Indessen habe ich über die Sache mit Peter Michailowitsch Nikitine gesprochen, den Du kennst und der ein vortrefflicher Mann ist. Er ist um fünf Jahre jünger als Du und scheint mir doch klarer zu sehen, als wir Alle. Er bestreitet mir gewissermaßen das Recht, hinsichtlich Deiner öffentlichen Laufbahn in die Dispositionen Deines Charakters widersprechend eingreifen zu wollen. Ich muß mich daher bescheiden, Dir meine Wünsche in dieser Beziehung, obgleich es bereits das zehnte Mal sein mag, noch einmal auszudrücken. Frauen sollen sich ja nicht in die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens mischen, nicht einmal durch einen darauf bezüglichen Rath.

Einen Punkt giebt es jedoch, den ich nicht so gelassen behandeln kann. Du bist der Sohn meines Bruders, den ich von Jugend an mehr geliebt habe, als bis heute irgend einen Menschen, meine Kinder ausgenommen. Ich bin überzeugt, daß er sich im Grabe umdrehte, wenn er wüßte, daß Du als Junggeselle dahingehen und seinen Namen nicht fortpflanzen willst. Wenn Du keine angeborenen, sondern nur freiwillig übernommene Pflichten dem Vaterlande gegenüber anerkennst, wie Du oft gesagt hast, so wirst Du Dich doch den Pflichten nicht entziehen wollen, welche Abstammung und Familie Dir auferlegen.

Komme also diesen Winter nach Petersburg, um Dir eine Frau auszusuchen! Du hast die Wahl unter den schönsten, vornehmsten und reichsten Töchtern des Landes. Welche Freude hätte ich, Deine Pläne durch meinen kleinen Intriguengeist zu unterstützen, der auch in den unschuldigsten Dingen nicht überflüssige Dienste thut! Davon will ich gar nicht sprechen, daß ich mein Haus durch neue, weibliche Verwandtschaften gleichsam wärmer machen möchte, da es bei allem Zudrange der Weltleute doch sehr kalt und einsam ist. Schreibe mir bald günstig über dies Alles!"

Kaum hatte Sergey den Brief zu Ende gelesen, als ihm

Digitized by Google

Wania meldete, das ganze Dorf wäre in Aufruhr gebracht, und zwar durch denselben Boten, der soeben mit den Postsendungen angekommen war.

Dichter Schneefall war nämlich wieder eingetreten; die Straßen waren auf's Neue verweht worden, und der Postschlitten, obgleich mit mehr Pferden als gewöhnlich bespannt, hatte sich in eine Vertiefung gesenkt. Schreiend, wimmernd und fluchend hatten sich die zahlreichen Passagiere so weit aus dem Schnee herausgearbeitet, um nicht sogleich ersticken zu müssen, doch konnten sie sich nicht selbst befreien, man mußte ihnen mit den nöthigen Geräthschaften zu Hülfe kommen. Einem der Postillone war es gelungen, ein Pferd loszuspannen, das Briefpacket an sich zu nehmen und reitend das Dorf zu erreichen. Nun sollte Alles, was Hände und Schaufeln besaß, auf so vielen Fuhrwerken, wie nur immer aufzutreiben, zur Unglücksstätte hinauseilen.

Sergey Iwanowitsch ließ sogleich satteln, beschleunigte durch sein Erscheinen, sein Zureden und seine zweckmäßigen Befehle die Bereitmachung der Leute und setzte sich an die Spitze des hülfebringenden Zuges.

Der Anblick und das Anhören der Reisenden war schrecklich. Sie waren beflissen, bei gehemmter Bewegung in grimmiger Kälte sich vor einschlafender Betäubung und folglich vor Erfrieren hauptsächlich durch den Gebrauch ihrer Lungen zu schützen. Die Jammertöne verstummten jedoch sogleich, als die Ankunft des Zuges Gewißheit der Befreiung gab; es schien, sobald sie sich gerettet wußten, daß das Unbehagen einer Calamität, die nothwendig zur Natur ihres „heiligen" Rußlands gehörte, sie nicht weiter anfechte.

Mitten im Arbeiten der Leute vernahm Sergey eine Stimme, die ihm bekannt schien, ohne daß er sich ihres Besitzers sogleich zu entsinnen gewußt hätte. Er legte mit Hand an in der Richtung, aus welcher die Stimme hervordrang, und hatte bald das Vergnügen, daß ihm Herr Doctor Hesekiel Nazarus in die Arme fiel.

Der arme Deutsche schien der Einzige zu sein, auf welchen die Schrecken der Lage auch in moralischer Beziehung einwirkten. Auf die Beine gebracht und auf sichern Boden gestellt, rührte er sich nicht mehr vom Platze. Sein Gesicht drückte neben physischem Schmerz auch trauriges Erstaunen aus, daß solche Ereignisse unter Gottes Himmel überhaupt möglich seien. Nachdem er lange mit Verwunderung im Kreise umhergesehen, blieben seine Augen auf Sergey haften, den er jetzt erst deutlich zu erkennen schien. Nazarus sprach aber kein Wort, und der Ausdruck der Ueberraschung wich nicht aus seinen Zügen.

„Was haben Sie? Was denken Sie?" fragte der Edelmann unwillkürlich.

Lakonisch erwiderte Nazarus:

„Ich bin gewaschen."

„Das glaube ich wohl," sagte Sergey, „aber nun lassen Sie sich auch abtrocknen!"

Und er sorgte dafür, daß einer der Schlitten für den armen Sprachmeister zurecht gemacht wurde, ritt nebenher und richtete keine Frage mehr an den Verunglückten, wie Vieles auch zu erfragen gewesen wäre. In seinem Hause übergab Sergey den Sprachmeister der Behandlung Wania's, der sehr gut wußte, wie man einen Halberfrorenen wieder zu Leben und Behagen bringt. Nach dem Genuß heißer Getränke und glücklichem Ueberstehen der mit ihm vorgenommenen Manipulationen schlief Nazarus bis zum späten Morgen des nächsten Tages und erschien dann mit seinem gewohnten Gleichmuth am Frühstückstisch des Gutsherrn.

Noch verhielt sich der Sprachmeister sehr schweigsam, seine Miene jedoch spiegelte Zufriedenheit, sodaß Sergey ihn nicht durch wichtige Erkundigungen im vergnügten Hinbrüten stören wollte. Als aber Nazarus den Inhalt des Samowars in die Tasse fließen sah, verdüsterte sich seine Miene plötzlich und auffallend. Er suchte in allen seinen zahlreichen Taschen mit Verzweiflung, und wenn kein Capital bei ihm zu vermuthen war, so konnte man doch glauben, er hätte ein ihm anvertrautes verloren.

„All mein elendes Gepäck trug ich um den Leib gebunden," stöhnte er endlich, „und kein Stückchen fehlt. Aber das Kostbarste von den schnöden Gütern dieser Erde, meine Pfeife, meine kurze Reisepfeife —"

Er rang die Hände.

„Die ist wohl im Schnee stecken geblieben," sagte Sergey, „aber —"

„Nein," unterbrach ihn Nazarus, „ich erinnere mich jetzt, ich habe sie im Postwagen zurückgelassen. Unter'm Schnee habe ich nicht geraucht und später war ich wie verdonnert und verwettert. Ich will gleich —"

„Aber," schrie er auf, sich selbst unterbrechend; „jetzt fällt mir bei, der Postschlitten ist ja gewiß schon ohne mich davongefahren. Mein Reiseschein gilt nur für den bestimmten Tag, und es ist auf dem Schein zu lesen, daß auf einen Passagier, der sich von einer Station entfernt, nicht gewartet wird."

„Kamen Sie denn nicht zu mir? War das nicht Ihr Reiseziel?"

„Keineswegs. Ich wußte nicht einmal, daß das Gut auf dem Wege liegt. Wie sollte ich mich erdreisten, uneingeladen —! Aber was soll ich jetzt anfangen?"

Der Gutsherr bedeutete ihm, den Thee nicht erkalten zu lassen, und sagte dann mit Lächeln:

„Für beide schreckliche Fälle weiß ich Abhülfe. Ich besitze von meinem Großvater her eine Pfeifensammlung, um die ich mich gar nicht kümmere; ich genieße nur Tschibouk oder Cigarre. Ich hoffe, ein Stück der Sammlung wird würdig sein, das verlorene zu ersetzen. Und was das Versäumen der Post betrifft, so war es meine Schuld; ich habe Sie in mein Haus entführt. Es ist daher meine Pflicht, für einen neuen Reiseschein zu sorgen, wenn Sie mir nur sagen wollen, wohin?"

„Nach Moskau."

Nazarus nahm nach und nach seine frühere vergnügte Miene wieder an, und Sergey ließ ihm schweigend Zeit, sein Mahl zu beenden. Dann führte er seinen Gast in das Rauchzimmer, und als Nazarus seinen Tabak in Brand gebracht hatte, bat Sergey um Nachricht vom Freunde Nikolai Alexandrowitsch und von dessen ganzem Hause.

„Alles sehr wohl," sagte Nazarus und wähnte sich sehr fein auszudrücken, wenn er hinzufügte: „Sehr wohl Alles, so weit es den Körper betrifft, aber was die Kleider anbelangt —"

Und er schwieg und schüttelte den Kopf mit bedenklichem Gesicht.

„Die Kleider? Wie meinen Sie dies?"

„Ich meine, in den Kleidern sind Taschen und in den Taschen ist — nichts," platzte Nazarus ohne weitere Versuche, fein zu sein, heraus.

Und nun erzählte er umständlich die Verlegenheiten und Bedrängnisse des Hauses Towaroff in Folge der Schulden, die auf dem Besitze Andrejewo lasteten, und wie die Nervenerregung, die der Arzt den Gesprächen mit dem Freunde zugeschrieben, eigentlich in der materiellen Pein und Sorge des Gutsherrn wurzelte, der, abgesehen von der momentanen Noth und der damit verbundenen unangenehmen Correspondenz eines jeden Tages, noch von dem Zwange gequält war, als heiterer Lebemann seine Tage in einsamer Zurückgezogenheit hinbringen zu müssen. Er hatte nun, weil die Antwort auf einen Vorschlag, den er seinem Moskauer Advocaten gemacht, durchaus nicht eintreffen wollte, Nazarus, in Ermangelung eines besseren Vermittlers, veranlaßt, einen Bescheid in Moskau zu ertrotzen und zurückzubringen.

Sergey hörte diese Eröffnungen mit Bestürzung an und versank in tiefes Nachdenken. Sein Gast war jedoch nicht der Mann, dem er seine Gedanken hätte mittheilen wollen. Er bestand jetzt darauf, daß Nazarus seine Mission ohne Zögerung wieder aufnehme, und stattete ihn mit Allem aus, was die Reise beschleunigen und zugleich möglichst behaglich machen konnte.

Wieder allein geblieben, ging Sergey mit großen Schritten in seinem Bibliothekzimmer auf und nieder.

„Von dieser ganzen Misere," dachte er, „habe ich keine rechte Vorstellung gehabt; ich glaubte immer nur, es handle sich um Kleinigkeiten und Späße. Nikolai ist ein idealer Mensch — ich habe das immer gewußt. ‚Die Freundschaft darf nicht zum Mittel für gemeine Zwecke dienen; Geld leiht man sich nicht von seinen Freunden, sondern von seinen Feinden aus,' hat er oft lachend gesagt. Lieber den Gleichgültigsten, den Fremdesten, als den Freund unter der Erbärmlichkeit des eigenen Schicksals leiden zu lassen — das war immer sein Grundsatz. Aber trotz alledem — jetzt muß geholfen werden."

Sergey setzte sich nachsinnend an einen Schreibtisch, wo unter einem Briefbeschwerer die Schrift der Gräfin Tschatscherin hervorlugte. Mechanisch zog Sergey das Schreiben hervor und las es noch einmal durch.

Digitized by Google

„Die Tante hat im Grunde Recht," sagte er sich, „ich bin es meinen Vorfahren schuldig, meinen Namen nicht erlöschen zu lassen, und ich bin es mir selbst schuldig, wenn ich schon nicht dem Vaterlande dienen kann, ein Weib, ein Kind so glücklich werden zu lassen, wie es in meiner Macht liegt. Man kann nur dann mit gutem Gewissen für sich selbst leben, wenn man dabei auf irgend eine Weise für Andere lebt, und eine gute Ehe erlaubt dies, ohne daß man deshalb sein Selbst in ein verhaßtes Joch spannen müßte. Jetzt ist aber nicht Zeit, daran zu denken — oder doch?"

Er stand auf und ging wieder umher.

„Ja," sagte er sich mit Entschlossenheit, „das ist zugleich der einzig richtige Weg, um Nikolai zu helfen. Er hat zwei Töchter, ich will ihm eine abnehmen, ob Matrjona oder Milinka — Martha oder Maria, das frage ich mich jetzt nicht. Genug, die Versorgung einer Tochter ist schon an und für sich eine Erleichterung seiner Lage und, was noch mehr bedeutet, gestattet mir auch, in das Detail seiner Verhältnisse einzudringen und Rath zu schaffen. Nun, wahrhaftig! Die Werbung ist doch wohl ein genug wichtiges Ereigniß, um mir nach unserem Vertrag zu gestatten, noch vor Neujahr auf Andrejewo zu erscheinen." — —

Nichts merkte man an der Lebensführung, die im Herrenhause Andrejewo waltete, von den Qualen und Sorgen, die das Gemüth des Gutsherrn zerrissen. War die Befriedigung des Nothwendigsten auch bis zur Kümmerlichkeit einfach, so blieben doch die Geschäfte wie die Genüsse des Tages von einem ungestörten Frieden umhegt. Denn Nikolai war bei soldatisch rauhen Manieren und bei aller Rücksichtslosigkeit, wenn es sich für ihn um ein Vergnügen oder ein Behagen handelte, außerordentlich zartfühlend; er hätte sich lieber getödtet, als unnützer Weise seine Umgebung zu Leidensgefährten in seinen Sorgen gemacht. Dennoch gingen, ohne daß er es wußte, gleichsam die Athemzüge seines Unglücks durch das Haus. Man sprach sich nicht darüber aus, aber man schmachtete nach einer Freude — und sie kam, als in einer Abendstunde, unvermuthet wie ein Wunder, Sergey Iwanowitsch Nikrachewsky in den Hof einfuhr.

Der Jubelschrei, mit dem ihn der Knecht empfing, pflanzte sich fort bis in das Cabinet Nicolai's, der hierauf mit den Sprüngen eines Knaben die Treppe hinabeilte. Im Salon harrten die Mädchen des Angekommenen, und man saß bald gemüthlich am warmen Ofen, bis Matrjona, die, wie immer geschäftig ab und zu ging, mit dem Ausdruck des Befremdens meldete, daß Wania ein ganzes Magazin von Wein und Delicatessen aller Art in die Küche abgeliefert habe.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung," sagte Sergey, „aber ich weiß nur zu gut, daß wir auf unseren Herrenhäusern in dieser Jahreszeit von Allem abgeschlossen sind, was angenehm schmeckt. Und da ich schon reiste, so bin ich über den Ort gegangen, wo man sich assortiren kann. Werfen Sie getrost weg, Fräulein Matrjona, was Ihnen für das Haus nicht paßt, und für das Brauchbare werde ich Dir die Rechnung präsentiren, Nikolai Alexandrowitsch."

Dieser, als er von einer Rechnung hörte, starrte betrübt vor sich hin.

„Apropos!" fuhr Sergey fort, „ich habe eine Botschaft für Dich, Nikolai. Du sollst einen Brief lesen, den mir meine alte Tante, die Gräfin Tschatscherin geschrieben hat. Den muß ich Dir zeigen, wenn wir allein sind. Nicht, daß ich so unschicklich und grausam wäre, vor den Damen ein Geheimniß zu haben, aber es ist zunächst Dein Geheimniß, Nikolai, und es brennt mir auf der Seele; ich werde bessern Appetit haben, wenn Du erst davon Kenntniß hast."

„Dann komm' in mein Zimmer!" rief Nikolai und ging der Thür zu. Sergey folgte ihm, nachdem er um Verzeihung gebeten hatte für die Störung des Familienkreises, die nicht von langer Dauer sein sollte. (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Scene aus dem Sport des Wettrennens. (Abbildung Seite 305.) Wir leben jetzt in der „Saison" desjenigen „Sports", welcher bei den reitlustigen Deutschen die weiteste Ausdehnung gewonnen hat. Zwar fällt ein Theil unserer Wettrennen auch in die Herbstzeit, zu den Festen nach der Ernte; da aber der Frühling den Anfang mit ihnen macht, so nehmen wir die Gelegenheit wahr, sie hiermit sogleich zu begrüßen. Die Wettrennen in Aachen, Berlin, Doberan, Königsberg, Breslau, Leipzig, Baden Baden, Stettin, Hamburg, Schwerin, Cannstatt, auf der Theresien-Wiese bei München, auf der Sömmeringer Weide bei Wien ꝛc. sind nicht ausschließlich „Amusements" höherer Herrschaften, sondern auch ein Theil unserer größten Volksfeste, und in letzterer Beziehung ein ehrwürdiges Erbe aus der Urväterzeit. Schon die Germanen waren eifrige Pferdeliebhaber; Wettrennen gehörten zu ihrem Götterdienst und konnten auch vom Christenthum nicht verdrängt werden, ja, Spuren davon werden in Deutschland und bei den Flamändern noch jetzt gefunden. Ein Zeugniß dafür ist auch der außerordentliche Reichthum Deutschlands an Pferden bis zum dreißigjährigen Kriege; es ist mit Zahlen nachzuweisen, daß in vielen Landstrichen jener Reichthum nicht wieder erlangt wurde.

Wenn wir daher unsere „Bauernreiten" mit besonderer Theilnahme betrachten, so finden wir keinen anzulächelnden Contrast zwischen ihnen und dem ersten geschichtlichen Wettrennen bei den Festen des persischen Sonnengottes Mithra, sondern wir glauben sogar, daß der indogermanische Weg zwischen beiden eine Verbindung zuläßt. Die Wettrennen an sich sind also einheimisch, aber die moderne Form derselben als „Sport" haben wir, nebst den dazu gehörigen technischen Ausdrücken, von den Engländern herübergenommen, und so haben wir, wie sie, jetzt Herrenreiten, Officiersreiten, das bei uns erfreulicher Weise bevorzugt wird, das gewöhnliche Jockeyreiten und das bereits erwähnte Bauernreiten. Im Allgemeinen tragen die Wettrennen zur Belebung der Pferdezucht bei, obgleich Sachverständige der Meinung sind, daß dieselben für gewöhnliche Landespferde nicht von Vortheil seien, weil diese sich nicht der kräftigen Respirationsorgane erfreuen, wie die aus dem reinen Blute von Generationen hindurch gezüchteten Rennpferdfamilien, deren Vorzüge durch die Wettrennen gesteigert werden. Letztere zerfallen in England bekanntlich in Flach-, Hürden-, Kirchthurm- und Trabrennen. Das Hürdenrennen (hurdle-race) stellt dem Pferde nur leichte Hindernisse von Flechtwerk in den Weg, während das Kirchthurmrennen (steeple-chase), das seinen Namen von dem Ziel hat, auf welches man schnurgerade losritt und das oft ein Thurm war, stärkere Hindernisse, Gräben, Dämme, Barrièren u. dergl. zu überwinden giebt. Vor ein solches Hinderniß führt uns unsere Illustration, und ein Jockeyreiter leidet dabei Schiffbruch.

Für die Hinterbliebenen der verunglückten Bergleute in Zwickau

gingen ferner ein: A. Sauber M. 5; C. Stolle in Galsbeufse 5 Rubel: Josef Graber in Galsbeufse 1 Rubel; G. Strauß in Cunnersdorf M. 10; R. R. in Bergamo 5 Franken; E. Freund in Philippdis in Südafrika M. 5; T. in Teplitz 1 Gulden österr. Währ.; Moritz, Anna und Paul M. 3; Frau Sölchen auf Godderstorf M. 40. (Gesammtertrag unserer Sammlung M. 2457.72.)

Für die Nothleidenden in Oberschlesien

gingen ferner ein: R. R. in Bergamo 5 Franken; A. Sauber M. 5; Pfarrer Joh. Imrich in Wolkendorf bei Kronstadt in Siebenb. 4 Gulden österr. Währ.; E. F. in Odessa M. 12; E. B. in Odessa M. 15; H. W. K. in San Francisco 3 Dollar; gesammelt unter den Deutschen Mitaus 30 Rubel; Sammlung durch die Expedit. d. „Statthalter von Schoysheim" M. 50; Clara Hoevet aus Baslui M. 5; Mitglieder des Calber Turnvereins M. 4.75; Alb. Horst in Bahnhof Blönsdorf M. 4; Lt. M. 5; v. Buch in Sondershausen M. 6; M. B. in Montreux M. 20; M. in M. M. 9; G. W. Dg. in Hamburg M. 15; von der Williamsburgh B. S. M. 15; Sammlung in Albany durch Jacob Heinmiller M. 1000; Club „Concordia" in Bangkok, unter den Deutschen gesammelt M. 1555.40; Geo. H. Cornelton in Orangeburgh M. 418.85; M. J. in Potsdam M. 3; Comité in Pittsburgh M. 725: Eug. Lassel in Kronstadt in Siebenb. 2 Fl. ö. W.; Ertrag einer Vorstellung des Theater-Vereins in Clausnitz M. 20; Deutsches Hülfscomité in Pittsburgh M. 2000; ein Packet Kleidungsstücke von Frau Alwine Lassen in Kappeln; Central-Turnverein in Pittsburgh durch Herrn W. Grabowsky M. 120; aus Abo von dort ansässigen Deutschen M. 174.47; Ertrag eines von den Deutschen in La Salle, Ill. veranstalteten Vortrags des Herrn Fr. Bodenstedt M. 454; T. in Teplitz 1 Fl. ö. W.; Alex. Raebiger in Ferndale, Humboldt County, Calif. M. 10.56; einige Deutsche des fernen Ostens M. 25.55; Edmund Kron in Milwaukee 2 Dollar.

Gesammtertrag unserer Sammlung **M. 10,994.69**, welche wir dem Comité in Breslau baar eingesandt haben.

Für die Nothleidenden in Thüringen, sowie **Spessart und Rhön** sind uns unaufgefordert folgende Beiträge zugegangen, welche den betreffenden Comités übermittelt wurden:

Für Thüringen: Frau B. Kertscher in Zöschau M. 15; von der Williamsburgh B. S. M. 15; Comité in Pittsburgh M. 725; Deutsches Hülfscomité in Pittsburgh M. 2500. (Summa: M. 3255.)

Für Spessart und Rhön: Deutsches Hülfscomité in Pittsburgh M. 1500.

Die Redaction der „Gartenlaube".

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No. 20. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Frühlingsboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Oswald, der das Kopfzerbrechen seines Vetters überflüssig zu finden schien, lehnte sich schweigend in die Ecke zurück, und die Fahrt wurde nunmehr ohne weiteres Hinderniß, aber mit der früheren Langsamkeit fortgesetzt. Man hatte, zum großen Aerger des Grafen, auf allen Stationen statt der verlangten vier Postpferde nur zwei erhalten, da in Folge des Schneefalls die Thiere bei den gewöhnlichen Posten Aushülfe leisten mußten, und so hatten die Reisenden sich seit der Abfahrt von der Bahnstation heute Mittag um volle zwei Stunden verspätet. Die Dunkelheit brach schon herein, als der Wagen endlich in den Schloßhof von Ettersberg rollte, wo die Ankömmlinge augenscheinlich längst erwartet wurden. Die Thüren der großen, hell erleuchteten Eingangshalle standen weit offen, und mehrere Diener eilten geschäftig herbei. Einer derselben, ein alter Mann, der gleichfalls die reiche Ettersberg'sche Livrée trug, trat sofort an den Wagen.

„Guten Abend, Eberhard!" rief Edmund fröhlich. „Da sind wir, trotz Sturm und Schneegestöber. Es ist doch Alles wohl zu Hause?"

„Gott sei Dank, ja, Herr Graf! Aber die Frau Gräfin waren schon in großer Sorge wegen der Verspätung und fürchteten, daß die jungen Herrschaften einen Unfall gehabt hätten."

Damit öffnete Eberhard den Schlag, und gleichzeitig erschien oben auf den Treppenstufen, die von der Eingangshalle in das Innere des Schlosses führten, eine Dame von imposanter Gestalt, in dunklem Seidenkleide. Aus dem Wagen springen, in die Halle stürzen und die Stufen hinauffliegen, war für Edmund das Werk eines Augenblicks, schon im nächsten lag er in den Armen seiner Mutter.

„Mama! geliebte Mama, endlich sehe ich Dich wieder."

Der Ruf hatte nichts von jenem tändelnden Uebermuthe, den der junge Graf bisher ausschließlich gezeigt. Das war der volle, echte Herzenston, und derselbe Ausdruck leidenschaftlicher Zärtlichkeit lag in der Stimme und in den Zügen der Gräfin, als sie den Sohn in die Arme schloß und küßte.

„Mein Edmund!"

„Wir kommen spät, nicht wahr?" fragte dieser. „Die verschneiten Wege und die elenden Posteinrichtungen sind schuld daran, und dann hatten wir auch unterwegs ein kleines Abenteuer."

„Wie konntest Du überhaupt in solchem Wetter reisen!" sagte die Gräfin mit liebevollem Vorwurf. „Ich erwartete stündlich die Nachricht, daß Du in B. bleiben und erst morgen eintreffen würdest."

„Sollte ich noch vierundzwanzig Stunden von Dir getrennt sein?" unterbrach sie Edmund. „Nein, Mama, das hätte ich sicher nicht vermocht, und das hast Du auch nicht geglaubt."

Die Mutter lächelte. „Nein, und eben deshalb habe ich mich während der letzten beiden Stunden so geängstigt. Aber jetzt komm! Du mußt Dich von der kalten und stürmischen Fahrt erholen."

Sie wollte den Arm ihres Sohnes nehmen, aber dieser blieb stehen und sagte mit leisem Vorwurfe:

„Mama, siehst Du denn Oswald nicht?"

Oswald von Ettersberg war seinem Vetter schweigend gefolgt. Er stand seitwärts im Schatten des Treppenpfeilers und trat erst hervor, als die Gräfin sich zu ihm wandte.

„Willkommen, Oswald!"

Die Begrüßung klang sehr kühl, und ebenso kühl und förmlich war die Art, mit welcher der junge Mann seine Lippen auf die Hand der Tante drückte, deren Blick jetzt befremdet über seinen Anzug hinglitt.

„Du bist ja vollständig durchnäßt. Was ist denn vorgefallen?"

„Mein Gott, das habe ich ganz vergessen zu erzählen," rief Edmund. „Er gab mir beim Aussteigen seinen Mantel und hat nun selbst die ganze Witterung aushalten müssen. Oswald," wandte er sich an seinen Vetter, „ich hätte ihn Dir doch wenigstens im Wagen zurückgeben können; warum erinnertest Du mich auch nicht daran? Nun bist Du noch eine volle Stunde lang in dem nassen Ueberrock gefahren. Wenn Dir das nur nicht schadet!"

Er nahm hastig den Mantel ab und legte die Hand prüfend auf den allerdings völlig durchnäßten Ueberrock Oswald's; dieser machte eine abwehrende Bewegung.

„Laß doch — es ist ja nicht der Rede werth."

„Das glaube ich auch," nahm die Gräfin das Wort, der diese Sorgfalt entschieden zu mißfallen schien. „Du weißt ja, daß Oswald Witterungseinflüssen ganz unzugänglich ist. Er braucht nur die Kleider zu wechseln. Geh, Oswald! Aber noch eins," setzte sie flüchtig und wie beiläufig hinzu, „ich habe Dir ein anderes Zimmer anweisen lassen — eines drüben im Seitenflügel."

„Weshalb denn das?" fragte Edmund betroffen. „Wir haben ja sonst stets neben einander gewohnt."

„Ich habe einige Aenderungen in Deiner Wohnung getroffen, mein Sohn," sagte die Gräfin in sehr bestimmtem Tone, „und

Digitized by Google

mußte dabei nothgedrungen über Oswald's Zimmer verfügen. Er wird wohl nichts dagegen einzuwenden haben; er ist drüben in der Erkerwohnung auch recht gut logirt."

„Gewiß, liebe Tante!"

Die Erwiderung klang vollkommen ruhig und gleichgültig, aber es mußte doch irgend etwas darin liegen, was dem jungen Grafen auffiel. Er runzelte leicht die Stirn und war im Begriff, etwas zu sagen, unterdrückte es aber mit einem Blick auf die umstehenden Diener. Statt dessen trat er plötzlich auf seinen Vetter zu und ergriff dessen Hand.

„Nun, das wird sich ja finden. Aber jetzt geh, Oswald, und kleide Dich sofort um! Hörst Du, auf der Stelle! Du darfst keine Minute länger in den nassen Kleidern bleiben, wenn ich mir nicht ernstlich Vorwürfe machen soll. Thu' es mir zu Liebe; wir warten jedenfalls bei Tisch auf Dich."

„Edmund, ich warte auf D i c h," klang die Stimme der Gräfin in unverkennbarer Schärfe.

„Im Augenblick, Mama! Eberhard, leuchten Sie Herrn von Ettersberg und sorgen Sie unverzüglich für trockene Kleider!"

Mit diesen Worten reichte er seiner Mutter den Arm, um sie hinaufzuführen. Oswald hatte die so herzlich kundgegebene Sorgfalt mit keiner einzigen Silbe beantwortet. Er blickte den Beiden einige Secunden lang nach und nahm dann dem alten Diener, der soeben herantrat, den Armleuchter aus der Hand.

„Es ist gut, Eberhard. Ich finde den Weg schon allein. Sehen Sie nach meinem Koffer!"

Damit trat er in den nur schwach erleuchteten Corridor, der nach dem Seitenflügel des Schlosses führte. Die Kerzen warfen ihren hellen Schein auf das Gesicht des jungen Mannes, das jetzt, wo er sich allein sah, seinen gleichgültigen Ausdruck verloren hatte. Die Lippen waren fest auf einander gepreßt, die Brauen finster zusammengezogen, und ein Ausdruck fast des Hasses entstellte seine Züge, als er halblaut murmelte:

„Wann endlich werde ich frei werden?"

Das Geschlecht der Grafen von Ettersberg war ursprünglich ein großes und weitverzweigtes gewesen, aber im Laufe der Jahre hatten der Tod oder die Vermählung der weiblichen Mitglieder einen Zweig nach dem andern abgelöst, und gegenwärtig existirten außer der verwittweten Gräfin, die in Ettersberg lebte, nur noch zwei Vertreter des Namens, Graf Edmund, der jetzige Majoratsherr, und sein Vetter Oswald.

Der Letztere theilte das Schicksal aller jüngeren Söhne in den Familien, wo die Güter ausschließlich Majorat sind. Ohne jedes Vermögen, war er gänzlich auf die Abhängigkeit von dem Chef des Hauses angewiesen, wenigstens so lange, bis ihm eine eigene Lebensstellung zu Theil wurde. Freilich war das nicht immer so gewesen — im Gegentheil, seit seiner Geburt ward e r von seinen Eltern als der voraussichtliche Majoratserbe begrüßt. Das damalige Haupt der Familie, Edmund's Vater, war kinderlos und erst in vorgerücktem Alter Wittwer geworden; sein einziger Bruder, der bedeutend jünger war und in der Armee diente, konnte sich also mit Fug und Recht als dereinstigen Erben betrachten. Es galt ihm deshalb auch als besonderes Glück, als ihm nach längerer Ehe, die bisher nur mit früh verstorbenen Töchtern gesegnet war, ein Sohn geboren wurde. Auch der Oheim begrüßte dieses Ereigniß, das die Zukunft seines Hauses sicherte, mit großer Freude, und die Aussichten des kleinen Oswald während seiner ersten Lebensjahre waren die glänzendsten.

Da trat eine ganz unerwartete Schicksalswendung ein. Der mehr als sechszigjährige Graf Ettersberg führte ein zwanzigjähriges Mädchen als zweite Frau zum Altar. Die junge Gräfin war sehr schön, aber sie stammte aus gänzlich verarmter, wenn auch edler Familie. Es hieß damals, ihre Familie habe Alles aufgeboten, um die glänzende Partie zu ermöglichen, die allerdings die Herzensbedürfnisse eines jungen Mädchens nicht befriedigen konnte, um so weniger, als, wie allgemein behauptet wurde, das Band einer schon bestehenden Neigung durch jene Werbung jäh und plötzlich zerrissen worden war. Ob dabei von Seiten der Verwandten Zwang oder nur Ueberredung vorwaltete, das wußte Niemand; jedenfalls willigte die junge Dame in die Verbindung, die ihr eine vielbeneidete Lebensstellung gab. Der alte Graf Ettersberg erlag so vollständig dem Zauber dieser so spät auflodernden Leidenschaft, daß er alles Andere darüber vergaß, und als er nun vollends das kaum mehr erhoffte Glück hatte, einen Majoratserben in seinen Armen zu halten, da war die Herrschaft der schönen und klugen Frau vollständig gesichert.

Es war begreiflich, daß der jüngere Bruder diese vollständige Vernichtung seiner Aussichten sehr peinlich empfand, und ebenso begreiflich, daß er seiner Schwägerin keine besondere Freundschaft entgegenbrachte. Das ehemals herzliche Verhältniß zwischen den Brüdern machte der Kälte und Entfremdung Platz, die bis zum Tode des jüngeren andauerte. Er und seine Gattin starben rasch hinter einander, und der verwaiste Knabe kam in das Haus des Oheims, wo er gemeinschaftlich mit dem jungen Majoratserben erzogen wurde.

Aber auch der alte Graf Ettersberg überlebte den Bruder nicht lange. In seinem Testamente hatte er Sohn und Neffen der Vormundschaft seines Schwagers, des Bruders seiner Gemahlin übergeben, welcher der Schwester denn auch überall zur Seite stand, wo eine männliche Vertretung nothwendig war.

Im Uebrigen aber sicherte jenes Testament der Gräfin die vollste Freiheit und Selbstständigkeit aller Verfügungen, und sie leitete auch selbst die Verwaltung der Familiengüter und die Erziehung der beiden Knaben.

Jetzt war die letztere vollendet; Graf Edmund hatte während des Winters, in Begleitung seines Vetters, eine längere Reise nach Frankreich und Italien unternommen und war nunmehr zurückgekehrt, um sich mit der Verwaltung seiner Güter vertraut zu machen, die er bei seiner bevorstehenden Mündigkeit selbst übernehmen sollte, während Oswald sich darauf vorbereitete, in den Staatsdienst zu treten. — —

Es war am Morgen nach der Ankunft der beiden jungen Männer. Das Wetter hatte sich aufgehellt, aber die Landschaft bot noch einen völlig winterlichen Anblick. In ihrem Wohnzimmer befand sich die Gräfin allein mit ihrem Sohne. Die Dame hatte sich, obgleich sie bereits in der Mitte der Vierzig stand, doch ihre einst so blendende Schönheit noch größtentheils zu bewahren gewußt. Man hätte in dieser imposanten, aber noch beinahe jugendlichen Erscheinung schwerlich die Mutter eines vierundzwanzigjährigen Sohnes vermuthet, um so weniger, als kein einziger Zug auf eine Aehnlichkeit zwischen ihnen hindeutete. Edmund mit seinen dunklen Haaren und Augen, mit dem sprudelnden, feurigen Uebermuth, der sich in jedem Worte, in jeder Bewegung kundgab, war der directe Gegensatz zu seiner schönen ernsten Mutter, deren hellblondes Haar und blaue Augen mit der kühlen Ruhe harmonirten, die ihr gewöhnlich eigen war und die nur dem Lieblinge gegenüber einem wärmeren Ausdruck Platz machte.

Der junge Graf schien soeben eine Beichte abgelegt zu haben über das, was Oswald seine „Tollheiten" nannte, aber es mußte ihm wohl nicht allzu schwer geworden sein, Verzeihung zu erlangen; denn die Mutter schüttelte zwar den Kopf, aber der Ton klang weit mehr zärtlich, als vorwurfsvoll, in dem sie sagte:

„Du Wildfang! Es ist Zeit, daß ich Dich wieder in meine Obhut nehme. Du scheinst in der schrankenlosen Freiheit da draußen den mütterlichen Zügel arg gelockert zu haben. Wirst Du ihn denn jetzt wieder ertragen?"

„Von Deiner Hand — immer!" versicherte Edmund, ihre Hand innig an die Lippen drückend, dann aber, sofort wieder in seinen alten übermüthigen Ton fallend, setzte er hinzu: „Ich habe es dem Oswald vorhergesagt, daß mein Urtheil auf Gnade lauten würde. Ich kenne meine Mama."

Das Gesicht der Gräfin verfinsterte sich.

„Oswald scheint seiner Pflicht sehr wenig nachgekommen zu sein," entgegnete sie, „das ersah ich schon aus Deinen Briefen. Als der Aeltere und Besonnenere sollte er Dir zur Seite stehen; statt dessen ließ er Dich überall allein, wo er nicht unbedingt folgen mußte. Wenn Deine eigene Natur Dich nicht davor bewahrt hätte, mehr als bloße Thorheiten zu begehen, e r hätte es sicher nicht gethan."

„Nun, gepredigt hat er genug," sagte Edmund. „Es war schließlich meine Schuld, wenn ich nicht darauf hörte. Aber jetzt vor allen Dingen eine Frage, Mama! Weshalb ist Oswald in den Seitenflügel verbannt worden?"

„Verbannt? Welch ein Ausdruck! Du hast ja die Aenderungen

Digitized by Google

gesehen, die ich in Deinen Zimmern vorgenommen habe. Gefällt Dir die neue Einrichtung nicht?"

„Ja, aber —"

„Es ist nothwendig, daß Du jetzt eine eigene Wohnung erhältst," schnitt die Gräfin ihrem Sohne das Wort ab. „Wenn Du als Majoratsherr Deine Güter übernimmst, kannst Du nicht wie bisher die gleichen Zimmer mit Deinem Vetter theilen. Er wird das selbst einsehen."

„Es war aber nicht nöthig, ihn deshalb in den alten Bau zu weisen, der nur in Ausnahmefällen benutzt wird," warf Edmund ein. „Es sind im Hauptgebäude Zimmer genug zur Verfügung. Deine Anordnung hat Oswald verletzt; ich sah es ganz deutlich. Nimm sie zurück — ich bitte Dich."

„Das kann ich nicht, ohne mich vor der ganzen Dienerschaft lächerlich zu machen," sagte die Gräfin in sehr bestimmtem Tone. „Wenn Du es meinem ausdrücklich gegebenen Befehle gegenüber thun willst, so steht es Dir frei."

„Mama!" rief der junge Graf unwillig. „Du weißt ja, daß ich nie in Deine Beschlüsse eingreife. Aber die Aenderung hätte für jetzt wohl unterbleiben können; Oswald verläßt uns ja ohnehin in einigen Monaten."

„Ja, im Herbste! Bis dahin wird mein Bruder die nöthigen Schritte thun, um ihm den Eintritt in den Staatsdienst zu öffnen."

Edmund sah zu Boden.

„Ich glaube, Oswald hat andere Zukunftspläne," sagte er mit einem gewissen Zögern.

„Andere Zukunftspläne?" wiederholte die Gräfin. „Ich will doch nicht hoffen, daß er uns zum zweiten Male Ungehorsam entgegensetzt. Damals, als es sich um seine Bestimmung für die Armee handelte, hast Du allein mir die Nachgiebigkeit abgezwungen. Du warst ja wie immer auf seiner Seite. Ich habe ihm den damaligen Trotz noch heute nicht vergeben."

„Es war kein Trotz," vertheidigte Edmund. „Nur die Ueberzeugung Oswald's, daß er als Officier und Vertreter eines altadeligen Namens nicht in der Armee existiren konnte, ohne dauernd meine Beihülfe in Anspruch zu nehmen."

„Die Du ihm doch wohl überreichlich gewährt hättest."

„Die er aber um keinen Preis annehmen will. Er besitzt nun einmal einen unbeugsamen Stolz."

„Sage lieber einen unbändigen Hochmuth," fiel die Gräfin ein. „Ich kenne das; ich habe damit zu kämpfen gehabt von dem Tage an, wo er in unser Haus kam. Wäre es nicht die ausdrückliche, testamentarische Bestimmung meines Gemahls gewesen, daß er Deine ganze Erziehung, all Deine Studien und Reisen theilen sollte, ich hätte Dich nie so ausschließlich in seiner Gesellschaft gelassen. Mir war er nie sympathisch. Ich ertrage nun einmal nicht diese kalten, spürenden Augen, die immer wachsam, immer auf der Lauer sind, denen nichts verborgen bleibt, und wäre es das Geheimste."

Edmund lachte laut auf.

„Aber Mama, Du machst ja einen förmlichen Criminalisten aus Oswald. Er ist allerdings ein ungewöhnlich scharfer Beobachter, das hört man an seinen gelegentlichen Bemerkungen über Menschen und Verhältnisse, an denen Anderen nicht das Geringste auffällt. Hier in Ettersberg kann er das doch aber nicht geltend machen; wir haben ja Gott sei Dank keine Geheimnisse."

Die Gräfin beugte sich über die auf dem Tische liegenden Papiere und schien irgend etwas darin zu suchen.

„Gleichviel! Ich habe Deine blinde Vorliebe nie begriffen. Du mit Deiner warmen, offenen Natur, die sich immer voll und ganz giebt, und Oswald's eisige Verschlossenheit! Ihr paßt zusammen wie Wasser und Feuer."

„Vielleicht ziehen wir uns gerade deswegen gegenseitig an," scherzte Edmund. „Oswald ist nicht liebenswürdig — das gebe ich zu, und gegen mich ist er es nun vollends nicht. Trotzdem zieht es mich immer wieder zu ihm, und er hat mich gleichfalls lieb — das weiß ich."

„Meinst Du?" fragte die Gräfin kalt. „Da täuschest Du Dich entschieden. Oswald gehört zu den Naturen, welche diejenigen hassen, von denen sie Wohlthaten annehmen müssen. Er hat es mir nie vergeben, daß meine Vermählung seine und seines Vaters Aussichten vernichtete, und Dir verzeiht er es nicht, daß Du zwischen ihm und dem Majorate stehst. Ich kenne ihn besser als Du."

Edmund schwieg; er wußte aus Erfahrung, daß seine Vertheidigung die Sache nur verschlimmerte; denn hier sprach die mütterliche Eifersucht mit, die sich jedesmal regte, so oft der Sohn seine Zuneigung zu dem Vetter und Jugendgefährten offen eingestand. Die Fortsetzung des Gespräches verbot sich überdies von selbst, da der Gegenstand desselben eintrat.

Oswald's Begrüßung war ebenso förmlich und die Antwort der Gräfin ebenso kühl, wie gestern Abend; welcher Art ihre Empfindungen dem Neffen gegenüber auch sein mochten, die Förmlichkeit dieses Morgengrußes und der Erkundigung nach dem Befinden der Tante wurde ihm nie erlassen. Für diesmal gab die eben vollendete Reise Anlaß zu einem längeren Gespräche. Edmund schilderte einige Erlebnisse derselben; Oswald ergänzte und vervollständigte und so kam es, daß der Besuch, der sich sonst immer nur auf wenige Minuten beschränkte, über eine Viertelstunde dauerte.

„Ihr habt Euch Beide verändert während der sechs Monate," sagte die Gräfin endlich. „Du besonders, Edmund, siehst mit Deinem jetzt so dunklen Teint vollständig wie ein Südländer aus."

„Ich bin auch oft genug dafür gehalten worden," entgegnete Edmund. „In dieser Hinsicht habe ich leider gar nichts geerbt von meiner schönen blonden Mama."

Die Mutter lächelte.

„Nun, ich dächte, Du könntest zufrieden sein mit dem, was Dir die Natur gegeben hat. Mir gleichst Du allerdings nicht, eher Deinem Vater."

„Dem Onkel? Schwerlich!" warf Oswald ein.

„Wie willst Du das beurtheilen?" fragte die Gräfin etwas gereizt. „Du und Edmund, Ihr waret ja noch Knaben, als mein Gemahl starb."

„Nein, Mama, gieb Dir keine Mühe, irgend eine Aehnlichkeit zu entdecken," fiel Edmund ein. „Ich erinnere mich des Papa freilich nur noch dunkel, aber wir haben ja sein lebensgroßes Bild, das ihn im kräftigsten Alter darstellt. Ich habe auch nicht einen einzigen Zug von ihm, und das ist eigentlich wunderbar; denn gerade in unserem Geschlechte pflegen die Familienzüge besonders stark ausgeprägt zu sein. Sieh Dir Oswald an! Das ist ein Ettersberg vom Scheitel bis zur Sohle. Der gleicht Zug um Zug den alten Familienportraits drüben im Saale, bei denen sich von Generation zu Generation immer dieselben Linien wiederholen. Der Himmel weiß es, weshalb ich allein dieser historischen Aehnlichkeit nicht gewürdigt worden bin. — Was siehst Du mich so an, Oswald?"

Das Auge des jungen Mannes lag allerdings scharf und prüfend auf dem Gesichte seines Vetters.

„Ich finde, daß Du Recht hast," entgegnete er. „Du hast auch nicht einen einzigen Ettersberg'schen Zug."

„Das ist nun wieder eine von Deinen gewagten Behauptungen," sagte die Gräfin in scharf zurechtweisendem Tone. „Solche Familienzüge fehlen in der Jugend oft ganz und treten im späteren Alter um so deutlicher hervor. Das wird auch bei Edmund der Fall sein."

Der junge Graf schüttelte lachend den Kopf. „Ich glaube kaum. Ich bin nun einmal gänzlich aus der Art geschlagen und frage mich oft, wie ich mit meinem brausenden, leicht beweglichen Blute, diesem Leichtsinne und Uebermuthe, um deren willen mir fortwährend der Text gelesen wird, in dieses Geschlecht gerathen bin, das von jeher so verzweifelt ernsthaft und verständig und nebenbei ein wenig langweilig und schwerfällig gewesen ist. Oswald würde sich weit besser zum Chef desselben eignen, als ich."

„Edmund!" rief die Gräfin zürnend. Man wußte nicht, galt der Ausruf der letzten Behauptung oder dem leichtsinnigen Ausfalle auf die Vorfahren.

„Ja so," sagte Edmund etwas beschämt. „Ich bitte die Schatten meiner Ahnen um Verzeihung. Du siehst es ja, Mama, ich habe leider nichts von ihren hundertjährigen Vortrefflichkeiten geerbt, nicht einmal die Verständigkeit."

„Ich glaube, die Tante meinte etwas Anderes," sagte Oswald ruhig.

Die Gräfin preßte die Lippen zusammen. Ihr Gesicht zeigte, daß sie wieder einmal den vollsten Widerwillen gegen die „kalten, spürenden Augen" empfand, die jetzt auf ihr ruhten.

„Laßt doch endlich den Streit über die Familienähnlichkeiten!" sagte sie abbrechend. „Die Tradition weist da mindestens

Digitized by Google

ebenso viele Ausnahmen wie Regeln auf. — Oswald, ich wünsche, daß Du einmal diese Papiere durchsiehst. — Du bist ja auch Jurist. Unser Rechtsanwalt scheint den Ausgang der Sache für zweifelhaft zu halten, ich hoffe aber, Edmund ist meiner Meinung, daß wir sie bis auf's Aeußerste verfolgen müssen."

Damit schob sie die auf dem Tische liegenden Papiere ihrem Neffen hin, der einen flüchtigen Blick hineinwarf.

„Ah so! Es handelt sich um den Proceß gegen den Oberamtsrath Rüstow auf Brunneck."

„Mein Gott, ist die Geschichte noch nicht zu Ende?" fragte Edmund. „Der Proceß wurde ja schon eingeleitet, ehe wir abreisten."

Oswald lächelte etwas spöttisch. „Du scheinst einen eigenthümlichen Begriff von der Dauer solcher gerichtlichen Proceduren zu haben. Das kann jahrelang währen. Wenn Du erlaubst, Tante, so nehme ich die Papiere mit in mein Zimmer, um sie dort durchzusehen, wenn nicht Edmund vorher —"

„Nein, mich verschont mit dergleichen!" wehrte der Graf ab. „Ich habe die Geschichte schon halb und halb wieder vergessen. Dieser Rüstow hat ja wohl die Tochter des Onkels Franz geheirathet und erhebt nun Ansprüche auf Dornau, das der Onkel mir in seinem Testamente vermacht hat?"

„Und mit vollem Rechte," ergänzte die Gräfin, „denn jene Heirath fand wider seinen ausdrücklichen Willen statt. Seine Tochter hat durch ihre Mesalliance mit ihm und der gesammten Familie gebrochen. Es war natürlich, daß er sie vollständig enterbte, und ebenso natürlich, daß er, da keine näheren Verwandten existiren, Dornau dem Majoratsbesitz unserer Familie hinzufügen wollte, also Dir vermachte."

Auf der Stirn Edmund's zeigte sich eine leichte Wolke bei dieser Auseinandersetzung.

„Das mag sein, aber mir ist die ganze Sache peinlich. Was brauche ich als Herr von Ettersberg nach dem Besitze von Dornau zu fragen? Ich komme mir da wie ein Eindringling in fremde Rechte vor, die doch nun einmal trotz aller Familienzerwürfnisse und Testamente den directen Erben zustehen. Ich würde am liebsten sehen, wenn irgend ein Vergleich geschlossen würde."

„Das ist unmöglich," sagte die Gräfin mit Bestimmtheit. „Die Schroffheit Rüstow's hat der Sache von vornherein eine Wendung gegeben, die jeden Vergleich ausschließt. Die Art, wie er das Testament anfocht und gegen Dich, den erklärten Erben, auftrat, war förmlich beleidigend und machte jede Nachgiebigkeit unsererseits zu einer unverzeihlichen Schwäche. Ueberdies hast Du kein Recht, die ausdrückliche Willensmeinung unseres Verwandten umzustoßen. Er wollte nun einmal diese ‚Frau Rüstow' gänzlich von der Erbschaft ausgeschlossen wissen."

„Sie ist aber doch auch schon seit Jahren todt," warf Edmund ein. „Und ihr Mann ist doch in keinem Falle erbberechtigt."

„Nein, aber er erhebt die Ansprüche im Namen seiner Tochter."

Die beiden jungen Männer blickten gleichzeitig auf; Edmund fuhr wie elektrisirt in die Höhe.

„Seiner Tochter? Er hat also eine Tochter?"

„Gewiß! Ein achtzehnjähriges Mädchen, so viel ich weiß."

„Und diese junge Dame und ich sind also die beiden feindlichen Erbschaftsprätendenten?"

„Allerdings! Aber was interessirt Dich denn auf einmal so an der Sache?"

„Victoria, ich habe es!" rief Edmund. „Oswald, das ist unsere reizende Bekanntschaft von gestern. Deshalb also fand sie das Zusammentreffen so unbeschreiblich komisch; deshalb verweigerte sie uns den Namen; daher die Hindeutung auf die Beziehungen zwischen uns — es trifft Alles zu, Wort für Wort. Es ist gar kein Zweifel möglich."

„Willst Du mir denn nicht endlich sagen, was das alles zu bedeuten hat?" fragte die Gräfin, welche diese Lebhaftigkeit sehr unpassend zu finden schien.

„Gewiß, Mama, auf der Stelle! Wir lernten gestern eine junge Dame kennen, oder vielmehr ich lernte sie kennen; denn Oswald kümmerte sich wie gewöhnlich gar nicht darum. Ich that es aber für uns Beide" — und nun begann der junge Graf das gestrige Abenteuer mit allen Einzelnheiten zu erzählen, mit unverkennbarem Triumphe darüber, daß er seine schöne Unbekannte entdeckt hatte, und mit der sprudelndsten Laune. Trotzdem gelang es ihm nicht, ein Lächeln auf dem Gesichte seiner Mutter hervorzurufen. Sie hörte schweigend zu, und als er mit einer sehr enthusiastischen Schilderung endigte, sagte sie sehr kühl und gemessen:

„Du scheinst diese Begegnung als ein Vergnügen zu betrachten. Mir an Deiner Stelle wäre sie peinlich gewesen. Es ist nicht angenehm, mit Personen zusammenzutreffen, denen man feindlich gegenübersteht."

„Feindlich?" rief Edmund. „Einer Dame von achtzehn Jahren stehe ich nie feindlich gegenüber, und dieser nun vollends nicht, und wenn sie Ettersberg selbst beanspruchte. Ich würde ihr mit Vergnügen ganz Dornau zu Füßen legen, wenn —"

„Ich bitte mir aus, Edmund, daß Du die Sache nicht mit diesem Leichtsinn behandelst," fiel ihm die Gräfin in das Wort. „Ich weiß, Du liebst dergleichen Thorheiten, wo es sich aber um ernste Dinge handelt, müssen sie zurückstehen, und diese Angelegenheit ist ernster Natur. Der Proceß wird von Seiten der Gegenpartei mit einer Erbitterung und Rücksichtslosigkeit geführt, die jede persönliche Berührung ausschließt. Ich hoffe, Du wirst das einsehen und etwaige fernere Begegnungen mit aller Entschiedenheit vermeiden. Ich erwarte das mit Bestimmtheit."

Damit erhob sie sich, und um dem Sohne ja keinen Zweifel über ihre völlige Ungnade zu lassen, verließ sie das Zimmer.

Der junge Majoratsherr, dessen Stellung die Mutter bei jeder Gelegenheit betonte, schien gleichwohl noch sehr unter dem mütterlichen Scepter zu stehen; denn er wagte kein Wort der Erwiderung, obgleich der Proceß im Grunde doch nur ihn allein anging.

(Fortsetzung folgt.)

Das Haftpflichtgesetz und seine Revision.

Von **Karl Biedermann.**

(Schluß.)

Der erste Theil dieses Aufsatzes (in Nr. 17) sprach im Hinblick auf die Revisionsbedürftigkeit des Haftpflichtgesetzes die Hoffnung aus, daß eine Revision desselben in nicht ferner Zeit erfolgen werde. Allein vor der Hand besteht das Gesetz noch in der Gestalt fort, in welcher es 1871 erlassen wurde, und muthmaßlich dürfte es auch noch in allernächster Zeit unverändert fortbestehen, da wohl frühestens beim nächstjährigen Reichstag eine Revision zu erwarten steht. Unter diesen Umständen mag es denn nicht überflüssig sein, zu untersuchen, welche Wirkungen das Haftpflichtgesetz bisher gehabt hat und voraussichtlich auch, so lange es seine gegenwärtige Gestalt behält, noch haben wird. Denn für die dabei Betheiligten ist es nicht gleichgültig, wie das Gesetz in der Praxis wirkt, da es von der Kenntniß dieser Wirkungen wesentlich mit abhängt, ob ein Beschädigter eine gerichtliche Klage auf Entschädigung glaubt anstrengen zu sollen, oder ob er vorzieht, sich in Güte mit dem Unternehmer zu einigen, umgekehrt, ob der Letztere es auf einen Proceß ankommen lassen, oder im Wege der Güte eine angemessene Entschädigung dem Verletzten, beziehungsweise den Hinterlassenen eines Getödteten, gewähren soll.

Die bisher in Bezug auf Unglücksfälle gemachten Beobachtungen scheinen darzuthun, daß einerseits öfters Processe auf Grund des Haftpflichtgesetzes angestrengt werden, deren Erfolglosigkeit vorauszusehen war (z. B. in den Fällen, wo die Verletzung zweifellos durch eine Unvorsichtigkeit des Verletzten selbst herbeigeführt ward), andererseits Beschädigte oder deren Familien von dem Anspruch auf Entschädigung, den die Gesetzgebung ihnen gewähren wollte, keinen Gebrauch machen, entweder weil sie das Gesetz überhaupt nicht genügend kennen, oder weil sie der vorgefaßten Meinung sind (in welcher sie leider durch gewissenlose Agitatoren bestärkt werden, welchen die Verhetzung der Arbeiter mehr gilt, als deren materielles Wohl), als ob ein solcher Anspruch wohl auf dem Papier stände, in der Praxis aber niemals durchzuführen wäre.

Digitized by Google

In dieser Beziehung wird hoffentlich das öffentliche Gerichtsverfahren, welches seit Einführung der großen Reichsjustizgesetze auch im Civilprocesse zur Anwendung kommt, wohlthätig wirken. Die Entscheidungen und die Entscheidungsgründe der Gerichte in Haftpflichtsachen werden allmählich mehr und mehr bekannt werden, und es wird sich so nach und nach in Volkskreisen eine deutlichere Kenntniß des Gesetzes und seiner Anwendung herausbilden.

Bisher waren es fast nur Erkenntnisse der Gerichte höherer Instanz, und vornehmlich der höchsten, welche in die Oeffentlichkeit gelangten. Allerdings sind aber auch gerade diese Erkenntnisse ganz besonders wichtig und werden es auch künftig sein, da ja unter Umständen Jeder, der einen Proceß auf Grund des Haftpflichtgesetzes anstrengt, oder gegen den ein solcher angestrengt wird, in die Lage kommen kann, im Wege der Berufung an diese höchste Instanz zu appelliren, da ferner mit Grund anzunehmen ist, daß die unteren und mittleren Gerichte bei ihrer Auslegung des Haftpflichtgesetzes sich nach den in ähnlichen früheren Fällen ergangenen Entscheidungen der obersten Instanz mehr und mehr richten werden. Es dürfte daher wohl in der Aufgabe eines so vielverbreiteten und den Interessen aller Schichten des Volkes gewidmeten Blattes wie die „Gartenlaube" liegen, zum Bekanntwerden wenigstens einiger besonders wichtiger Erkenntnisse dieser Art auch in weiteren Kreisen beizutragen.

Bis zum 1. October 1879 war die höchste Instanz in allen Haftpflichtprocessen das Reichsoberhandelsgericht; seit dem 1. October 1879 ist es das Reichsgericht. Von jenem ersten liegt eine größere Reihe von Erkenntnissen in Haftpflichtsachen aus einer fast achtjährigen Praxis vor; aber auch dieses letztere, obschon seine Thätigkeit noch nicht einmal so viel Monate alt ist, hat doch schon eine Anzahl solcher Fälle entschieden. Die von Dr. Hans Blum unter Mitwirkung von Dr. Karl Braun bei Duncker und Humblot in Leipzig herausgegebenen „Annalen des Reichsgerichts" enthalten in ihren ersten drei Heften elf solche Entscheidungen, darunter einige sehr interessante und principiell wichtige. Um jedoch chronologisch zu verfahren, beginnen wir mit jenen früheren des Reichsoberhandelsgerichts.

Da stoßen wir denn zuerst auf einen allgemeinen Grundsatz, der sich zwar für den Juristen von selbst versteht, der aber dem nicht juristisch gebildeten Publicum wohl häufig unbekannt oder doch unklar ist. Bei größeren Unglücksfällen, namentlich Massenunfällen, pflegt immer alsbald eine amtliche Erörterung und eventuell eine strafrechtliche Untersuchung einzutreten, um zu ermitteln, ob eine von Amtswegen zu bestrafende Verschuldung vorliege. So geschah es z. B. bei dem jüngsten großen Grubenunglück in dem Kohlenschacht bei Zwickau. Da hieß es nun in öffentlichen Blättern: „die amtliche Erörterung hat keine Verschuldung herausgestellt," und sofort wurde daran die Schlußfolgerung geknüpft: „somit erweist sich wieder einmal das Haftpflichtgesetz als unwirksam." Diese Folgerung ist eine unberechtigte. Ein Erkenntniß des Reichsoberhandelsgerichts vom 19. October 1874 spricht ausdrücklich aus, daß der Ausfall einer strafrechtlichen Erörterung oder Untersuchung für den Civilrichter, der das Haftpflichtgesetz zu handhaben hat, in keiner Weise ausschlaggebend oder auch nur bestimmend sein kann, daß recht wohl der Strafrichter keine Schuld finden mag, die zu einem strafrechtlichen Verfahren Anlaß böte, wohl aber der Civilrichter eine solche, welche ausreicht, um darauf eine civilrechtliche Haftpflicht und folglich die Verbindlichkeit zur Schadloshaltung eines Verletzten, beziehentlich der Hinterlassenen eines Getödteten, zu begründen.

Die Entscheidung des Civilgerichts in Haftpflichtsachen ist eben eine gänzlich und nach allen Seiten hin freie, lediglich von der eigensten Ueberzeugung des Richters, wie sich diese aus seiner Gesammtanschauung des Sachverhaltes herausbildet, abhängige. Diese „freie richterliche Ueberzeugung" ist seit Einführung der neuen Civilproceßordnung für das deutsche Reich allgemeingültiger Grundsatz unserer Civilrechtspflege geworden; vorher bestand sie nur in Haftpflichtsachen in Folge einer ausdrücklichen diesfallsigen Vorschrift im Haftpflichtgesetze selbst. Nach den früheren allgemeinen processualischen Bestimmungen mußte der Richter gewisse Dinge als bewiesen annehmen, durfte er andere nicht als bewiesen gelten lassen, je nachdem bestimmten, genau vorgeschriebenen Beweisregeln von den Parteien genügt oder nicht genügt worden war. Jetzt steht es ihm frei, eine Beweisaufnahme zu verfügen, wenn sie ihm nothwendig scheint, oder sie zu unterlassen, wenn er ihrer zur Gewinnung einer bestimmten Ansicht von dem Rechtsfalle nicht zu bedürfen glaubt. Oder — wie es in den Motiven zur deutschen Civilproceßordnung heißt — „der Richter ist nicht genöthigt, nur das von den Parteien Bewiesene, beziehentlich Behauptete für wahr anzunehmen, sondern er hat sich, ganz unabhängig davon, ein Bild von dem Thatbestande zu machen".

Dieses völlig freie Ermessen der Gerichte — welches, um das noch zu erwähnen, in dem durch die deutsche Civilproceßordnung auch im Civilverfahren eingeführten mündlichen Verfahren eine wichtige Verstärkung und Unterstützung finden wird — kommt, wie wir wohl kaum zu sagen brauchen, vorzugsweise dem klagenden Theil in Haftpflichtprocessen, also zumeist den durch Unfälle in Fabriken, Bergwerken ꝛc. beschädigten Arbeitern oder ihren Familien, ferner dem bei Eisenbahnkatastrophen betheiligten Publicum zugute. Dem Beschädigten, der eine solche Klage anstellen will, mag es oft schwer fallen, eine bestimmte „Verschuldung" des Betriebsunternehmers oder seiner Bevollmächtigten und deren ursachlichen Zusammenhang mit der Beschädigung dergestalt nachzuweisen, daß nirgends eine Lücke im Beweise bleibt, doppelt schwer den Hinterlassenen eines solchen, wo nicht einmal der Mann selbst mehr über das Vorgefallene etwas angeben kann. Hier aber tritt nun eben das Gericht mit seinem freien Ermessen ergänzend ein: es verfolgt die vom Kläger gegebene Spur weiter; es sucht, nach seiner eigenen besten Kenntniß, von dem, was zu einem solchen Beweise nothwendig, das noch Fehlende auf, indem es sich seiner discretionären Gewalt bedient, um die ihm nöthig scheinenden Beweismittel herbeizuschaffen, und stellt so nach Möglichkeit eine gewisse Gleichheit zwischen den Parteien her. Denn zu leugnen ist ja nicht, daß mindestens bei Processen nach § 2 des Haftpflichtgesetzes (bei Unglücksfällen in Bergwerken, Steinbrüchen, Fabriken) der Unternehmer, als der Verklagte, von Haus aus in einer günstigeren Lage sich befindet, als der Beschädigte, welcher ihm oder seinen Vertretern eine bestimmte Verschuldung nachweisen soll — ganz abgesehen von den sonstigen Schwierigkeiten, mit denen namentlich der vermögenslose, von seinem Arbeitgeber abhängige Arbeiter bei einem Processe mit diesem oder vollends mit einer denselben vertretenden Unfallversicherungs-Gesellschaft zu kämpfen hat.

Um nun den zugleich so wichtigen und so schwierigen Nachweis einer Schuld zu erleichtern, hat die oberste richterliche Instanz im Uebrigen bereits gewisse Linien gezogen, welche in einer für den Beschädigten sehr günstigen Weise den Begriff des „Verschuldens" in der einen und der andern Richtung feststellen.

So heißt es in dem schon erwähnten Erkenntniß des Reichsoberhandelsgerichts vom 19. October 1874 wörtlich:

„Unter ‚Verschulden' ist vor Allem die Nichtbeobachtung des nach allgemeinen Rechtsprincipien erforderlichen Grades von Aufmerksamkeit zu verstehen. Das Gericht hat dies im civilrechtlichen Sinn nach freier Ueberzeugung zu entscheiden, selbst wenn eine criminelle Freisprechung stattgefunden hat." Ferner in einem vom 30. Juni 1875: „Da bei den betreffenden Personen (Beauftragten von Unternehmern) eine besondere Sachkenntniß vorauszusetzen, so gehört bei ihnen zum ‚Verschulden' jede Uebertretung der allgemeinen und speciellen, gesetzlichen oder polizeilichen Vorschriften, Instructionen, Reglements, gleichviel ob nach Reichs- oder Landesgesetzen, ob für das ganze Land oder einen einzelnen Bezirk erlassen, vornehmlich der §§ 16, 18, 24, 25, 107, 108, 147 Nr. 2, 148 Nr. 10 der Reichsgewerbeordnung, der Verordnung des Bundesraths über Anlegung von Dampfkesseln vom 29. Mai 1871 und der Ausführungsverordnungen dafür in den Einzelstaaten ꝛc. Als ‚Verschulden' stellt es sich ferner dar, wenn diejenige Vorsicht zur Verhütung von Unfällen nicht aufgewendet ist, welche Wissenschaft und Erfahrung dem Angestellten zur Pflicht machen. Bei der Mannigfaltigkeit der hier in Betracht kommenden Fragen wird sich dies im einzelnen Falle wohl nur durch Anhörung von Sachverständigen entscheiden lassen. Der Richter wird dabei von der Voraussetzung ausgehen müssen, daß sich jeder derartige gefährliche Betrieb auf der Höhe der technischen ꝛc. Erfahrung halten, das heißt alle diejenigen Sicherheitsvorkehrungen treffen muß, welche nach der herrschenden Verkehrsanschauung erforderlich sind. Er wird andrerseits die concreten Umstände genauer zu berücksichtigen haben, die Möglichkeit solcher Einrichtungen nach den localen Verhältnissen ꝛc."

Zu dem „Verschulden" eines Angestellten rechnet es daher

Digitized by

auch das Reichsoberhandelsgericht, wenn derselbe solche Sicherheitsvorkehrungen oder Maßregeln anzuwenden unterließ, „welche nach Gesetz, Wissenschaft, Erfahrung, allgemeiner vernünftiger Verkehrsanschauung zur Verhütung von Unfällen erforderlich sind", ebenso, wenn er eine unrichtige, also jenem Zweck nicht entsprechende Anordnung des Betriebsunternehmers selbst wider besseres Wissen oder fahrlässiger Weise zur Ausführung brachte, ohne dagegen Vorstellung zu machen; wenn er untaugliche Maschinen, welche Jener angeschafft, ohne weiteres zur Verwendung bringen ließ ꝛc. Kann der Angestellte beweisen, daß er den Betriebsunternehmer auf das Ungenügende oder Zweckwidrige gewisser Vorrichtungen aufmerksam gemacht, Letzterer aber nichts desto weniger darauf beharrt hat, so ist der Angestellte schuldlos. Die Klage ist dann gegen den Betriebsunternehmer selbst zu richten, der nach allgemeinen Landesgesetzen für solche Verschuldungen an erster Stelle verantwortlich ist.

Ein „Verschulden durch Unterlassung", also einen Grund zur Haftbarkeit, erblickt das Reichsoberhandelsgericht ferner darin, wenn ein Betriebsleiter die Benutzung einer von den Arbeitern hergestellten ungeeigneten und gefährlichen Arbeitsvorrichtung (z. B. eines zu schwachen Gerüstes) nicht verhindert oder verbietet, überhaupt gegen ein ungeeignetes Verhalten der Arbeiter, durch welches sie sich selbst oder ihre Mitarbeiter in Gefahr bringen können, einzuschreiten unterläßt.

Ja schon wenn der Betriebsleiter verabsäumt, solche Arbeiter, die er zu besonders gefährlichen Verrichtungen verwendet, über diese Gefahr, die Schutzmittel dagegen und das von ihnen bei der betreffenden Verrichtung einzuhaltende Verfahren zu belehren, ist dies nach einem Erkenntniß des Reichsoberhandelsgerichts ein ausreichender Grund, den Betriebsleiter für schuldig und folglich den Betriebsunternehmer für haftbar wegen der dadurch veranlaßten Körperverletzung zu erklären — es wäre denn, daß die zu der gefährlichen Arbeit verwendete Person, wie dem Betriebsleiter bekannt war, die dazu erforderliche Sachkunde und Erfahrung bereits besaß.

Der Kläger muß allerdings die Verletzung auf irgend eine schuldbare Handlung oder Unterlassung beim Betriebe seitens eines der Angestellten zurückführen; allein auf der andern Seite genügt es, wenn nur die durch die Schuld des Angestellten herbeigeführte Möglichkeit einer solchen Verletzung nachgewiesen wird. „Wollte man," sagt das Reichsoberhandelsgericht, „von dem Kläger den strengen Nachweis verlangen, daß die Verletzung auf keine andere Weise eintreten konnte, als durch ein schuldbares Verfahren des Angestellten, so würde die Haftpflicht des Unternehmers beinahe in allen Fällen rein illusorisch sein." Beispielsweise: wenn der mit Prüfung und Herrichtung der Sicherheitslampen in einem Kohlen- oder Bergwerke beauftragte Betriebsbeamte nachweisbar hierbei nachlässig gehandelt hat und es ist nun ein Unfall durch eine schlecht hergerichtete Sicherheitslampe entstanden, so ist die Haftpflicht begründet und es bedarf nicht des Nachweises, daß dadurch allein, nicht etwa durch ungeschickte Handhabung der Lampe seitens des Verletzten der Unfall herbeigeführt ward. Nur wenn der Betriebsunternehmer nachweisen kann, daß auch bei völlig guter Beschaffenheit der Lampen der Unfall dennoch (durch eine unabwendbare höhere Gewalt) eingetreten sein würde, ist derselbe haftfrei.

Natürlich sind die Fälle nicht selten, wo es ungewiß erscheint, ob die Verletzung eines Arbeiters durch dessen eigenes Verschulden oder durch das Verschulden eines Angestellten eingetreten sei. Das Reichsoberhandelsgericht nimmt nun an, daß überall da keine Haftpflicht eintrete, wo zwar ein Verschulden des Angestellten vorhanden war, wo aber trotzdem die Verletzung (beziehentlich Tödtung) nicht erfolgt wäre, wenn nicht der Arbeiter selbst pflichtwidrig gehandelt hätte. Wenn also z. B. eine Maschine in zu schnellen Gang gebracht und dadurch ein Arbeiter verletzt worden ist, der Verletzte aber der Maschine unbefugter Weise oder gegen erfolgte Warnung zu nahe gekommen ist, so gilt hier die Verletzung als durch die eigene Schuld des Arbeiters herbeigeführt. Ebenso, wenn eine Grube polizeiwidrig offen stand, der Arbeiter aber, der hineinstürzt, wider Verbot und Warnung jenen Ort betrat. Daß der Arbeiter durch sein verbotswidriges oder überhaupt schuldbares Verhalten sich selbst die Verletzung zugezogen habe, muß aber vom Beklagten bewiesen werden. Wenn z. B. — erklärt ein Erkenntniß des Reichsoberhandelsgerichts — ein Arbeiter auf einem fehlerhaft erbauten Gerüste steht und dort eine Handlung vornimmt, die verbotswidrig ist, und das Gerüst bricht, so muß erst bewiesen werden, daß der Zusammenbruch des Gerüstes in Folge dieser verbotswidrigen Handlung des Arbeiters erfolgt sei. Kann dies nicht bewiesen werden, so gilt die fehlerhafte Construction des Gerüstes als Ursache des Unfalles, und der Betriebsunternehmer bleibt dafür haftpflichtig.

Die angeführten Beispiele werden genügen, um darzuthun, in welch hohem und freiem Sinne das Reichsoberhandelsgericht seiner Zeit das Haftpflichtgesetz ausgelegt und angewendet hat. Daß das an seine Stelle getretene Reichsgericht auch diese Erbschaft seines Vorgängers voll und ganz antreten werde, konnte im voraus nicht zweifelhaft sein. Und in der That finden wir schon in den während dieser kurzen Zeit seiner Thätigkeit ergangenen Erkenntnissen des Reichsgerichts in Haftpflichtsachen mehrere höchst bemerkenswerthe Entscheidungen. In einer derselben, vom 2. December 1879, wird nicht nur der auf Eisenbahnen bezügliche § 1 des Haftpflichtgesetzes unbedingt auch auf Pferdebahnen angewendet, sondern wird ferner auch der Grundsatz ausgesprochen, daß eine Eisenbahngesellschaft auch für solche Unglücksfälle aufkommen müsse, welche durch bloßen „Zufall" (nicht „höhere Gewalt") veranlaßt waren.

„Höhere Gewalt", heißt es in den Entscheidungsgründen, „bezeichnet, im Unterschiede vom Zufall, ein äußeres, durch elementare Naturkräfte, die schädigende Wirkung von Naturereignissen, oder durch Menschenkräfte, die Handlungen dritter Personen herbeigeführtes Ereigniß, welches den Unfall verursacht hat und dessen schädigende Wirkung nach der allgemeinen Verkehrsanschauung durch geeignete Vorkehrungen zu vermeiden unmöglich ist." Es handelte sich im gegebenen Falle um die Beschädigung eines fünfjährigen Knaben, der, gerade als die Pferdebahn herankam, vom Trottoir auf das Geleise herabsprang und so unter die Pferde gerieth. Das Reichsgericht scheint nun diese Bewegung des Kindes, die den Unfall herbeiführte, als einen „Zufall" zu betrachten. Eine „eigene Verschuldung" sei nicht anzunehmen, weil nach sächsischem Recht (der Fall kam in Leipzig vor) bis zum siebenten Jahre die „Kindheit" dauert, welche jede „Handlungsfähigkeit", folglich auch jede „Verschuldung" ausschließt. Dahingegen unterscheidet das Reichsgericht streng zwischen Verletzungen, die wirklich beim Eisenbahnbetriebe, und solchen, die zwar auf dem Terrain einer Eisenbahn, doch ohne Zusammenhang mit dem Betriebe derselben vorgekommen, und schließt die letzteren unbedingt von der Unterstellung unter das Haftpflichtgesetz aus.

Ein anderer interessanter Fall ist folgender: Ein junger Mensch von nicht ganz vierzehn Jahren, an eine Kreissäge gestellt, um daran größeren Knochenplatten eine bestimmte Gestalt zu geben, war beim Herbeilangen neuer Platten von der Säge am Arme erfaßt und dieser ihm verstümmelt worden. Hier entstand die Frage: Lag eigene Verschuldung oder Verschuldung des Angestellten vor, der den Knaben an die Kreissäge gestellt hatte? Das Reichsgericht nahm letzteres an, indem es sagte: „Schon in der Anstellung des noch nicht vierzehnjährigen Knaben an der Cirkelmaschine liegt das Verschulden des von dem Knaben erlittenen Unfalls. Eine Cirkelsäge, sie mag groß oder klein sein, ist eine Maschine, deren Gebrauch die größte Vorsicht erfordert und bei der geringsten Unvorsichtigkeit durch die Schnelligkeit ihrer Umdrehungen den an ihr beschäftigten Arbeiter in die Gefahr einer schweren Verletzung bringt. Der gänzlich unerfahrene, mit der Handhabung einer Kreissäge nicht im Mindesten vertraute Knabe sollte auf einmal durch eine Unterrichtung des Werkführers die erforderliche Geschicklichkeit im Gebrauche der Kreissäge und die zur Vermeidung einer Gefahr der Verletzung erforderliche Vorsicht erlangt haben!" Hiernach also habe der Werkführer durch Anstellung des Knaben an der Kreissäge dessen Unglück verschuldet, umsomehr, als er gar nicht abgewartet, ob derselbe mit der Maschine richtig umgehen werde, vielmehr sich alsbald fortbegeben und den Knaben ohne Aufsicht die gefahrvolle Arbeit habe vollführen lassen. Das Reichsgericht findet diesen Thatbestand, der den Anspruch auf Schadenersatz begründet, dermaßen „für bewiesen zu erachten", daß nach seiner Ansicht „es nicht erst, wie seitens der Vorinstanzen geschehen, einer besonderen Beweisauflage mittelst Erkenntnisses bedurfte".

Eine ähnliche Collision zwischen fremder und eigener Verschuldung schien vorzuliegen, als in einer Glashütte ein Gerüst zusammengestürzt und ein Arbeiter dadurch schwer beschädigt

Digitized by Google

worden war. Der morsche Zustand des Gerüstes war erwiesen, aber der Beklagte behauptete, dasselbe würde nicht eingestürzt sein, wenn nicht der Beschädigte selbst zu viel Holz darauf gelegt hätte. Das Gericht indeß erklärte: „Es könne darauf entscheidendes Gewicht schon darum nicht gelegt werden, weil es die Pflicht des Angestellten gewesen wäre, wenn er das schadhafte Gerüst weiter benutzen ließ, den Arbeitern genaue Anweisung zu ertheilen, bis zu welchem Maße es belastet werden dürfe." Gleichermaßen wird es einem Angestellten als „Verschulden" angerechnet, daß derselbe einen einfachen Fabrikarbeiter mit einer Arbeit betraute, die besondere Geschicklichkeit erforderte, „ohne ihm mindestens genaue Verhaltungsmaßregeln zu geben oder ihm den Beistand eines technischen Sachverständigen zu gewähren".

Von besonderem Interesse ist auch ein Fall, wo ein Gießer als „Vorarbeiter" eine gemeinschaftliche Arbeit zugleich commandirte und selbst mit verrichtete, und wo er durch die Art seines Zugreifens die Schädigung seines Mitarbeiters veranlaßte. Die unteren Instanzen hatten hier angenommen, der Gießer sei in diesem Falle nur als gewöhnlicher Arbeiter thätig gewesen; das Reichsgericht erkennt dagegen, daß das thätige Miteingreifen des Gießers seine Verantwortlichkeit als „Vorarbeiter", als Leiter dieser bestimmten Verrichtung, nicht aufhebe, und verurtheilt deshalb den Unternehmer zur Entschädigung des verletzten Arbeiters.

Günstiger für die Unternehmer ist ein anderes Erkenntniß des Reichsgerichts, welches ausführt: die Benutzung einer Maschine könne zwar wegen ihrer großen Gefährlichkeit für die Arbeiter den Gewerbetreibenden für den dadurch herbeigeführten Schaden verantwortlich machen, allein dazu gehöre eine ganz besondere Gefährlichkeit. Wollte man alle für gefährlich zu erachtende Maschinen beseitigen, so würde eine große Reihe von Fabriken unmöglich werden. Nach § 107 der Gewerbe-Ordnung hätten die Arbeiter lediglich einen Anspruch auf „Sicherung", soweit sie durch Einrichtungen „thunlich" sei.

Wie in der Beurtheilung des Entschädigungsanspruchs selbst, so ist das Gericht auch vollkommen frei in Feststellung der Höhe der zu gewährenden Entschadigung. Nach dem Haftpflichtgesetze soll dem Beschädigten der durch die Beschädigung ihm erwachsende Vermögensnachtheil ersetzt werden. Schon das Reichsoberhandelsgericht hat nun angenommen, daß hierfür maßgebend sei die Summe des Erwerbes, welchen der Beschädigte zur Zeit der Beschädigung hatte. Dieses Einkommen muß ihm erhalten bleiben; bei gänzlicher Erwerbsunfähigkeit in Folge der Beschädigung muß ihm dasselbe vollständig ersetzt, bei nur partieller muß der Ausfall vergütet werden, den er in Folge dessen an jenem früheren Einkommen erleidet. Bei einem ungleichmäßigen Erwerbe wird der Durchschnitt der letzten Jahre als Norm genommen. War bei einer Fortsetzung derselben Arbeit (ohne Versetzung in eine andere Stelle) eine Erhöhung des Einkommens mit Bestimmtheit zu erwarten (z. B. bei Zugführern u. dergl.), so ist auch darauf Rücksicht zu nehmen. Wird dem noch theilweise Erwerbsfähigen von dem Entschädigungspflichtigen eine Arbeit zugetheilt, die ihm einen entsprechenden Erwerb gewährt, so muß er diese annehmen, wenn sie seiner bisherigen Beschäftigungsart angemessen ist, was bei dem gewöhnlichen Arbeiter leicht zu bewirken sein wird. Wissenschaftlich oder technisch Vorgebildete brauchen nur wieder in eine ebensolche Arbeit einzutreten. Das Reichsgericht hat dem von der Kreissäge beschädigten Knaben, da sein rechter Arm unverletzt geblieben, er also noch mit diesem arbeiten konnte, als Entschädigung eine der Hälfte seines Wochenlohns entsprechende Rente zugebilligt.

Eine eigenthümliche Frage entstand bei dem beschädigten fünfjährigen Knaben. Hier konnte von einem Verluste der Erwerbsfähigkeit augenblicklich noch keine Rede sein, und das Reichsgericht wies daher den Anspruch auf eine bestimmte Entschädigung „zur Zeit" ab. Andererseits war zu erwägen, daß nach dem Haftpflichtgesetz jeder Anspruch auf Entschädigung, wenn nicht geltend gemacht, nach zwei Jahren erlischt. Um diesen Nachtheil von dem Beschädigten abzuwenden, entschied das Reichsgericht, „daß die Beklagte (die Pferdebahngesellschaft) dem Kläger (dem Vater des Beschädigten) für dessen Sohn Ersatz des Vermögensnachtheils zu leisten schuldig sei, welcher für Letzteren in Folge der Verletzung durch Verminderung der Erwerbsfähigkeit in Zukunft entstehe". Auf Grund dieser Entscheidung kann der Beschädigte später, wenn er in das Alter der Erwerbsfähigkeit eingetreten ist und hierbei sich die Folgen der erlittenen Verletzung in Bezug auf eine Verminderung dieser Erwerbsthätigkeit herausstellen, auf die wirkliche Leistung einer Entschädigung Anspruch erheben.

Aus all diesen oberstrichterlichen Entscheidungen in Haftpflichtfällen erhellt so viel, daß auch schon das gegenwärtige Gesetz für den Schutz des Publicums und speciell der Arbeiter nicht wirkungslos gewesen ist — dank der erleuchteten, auf möglichste Ausgleichung der im Gesetze noch enthaltenen Ungleichheiten und Schwierigkeiten sorgsam bedacht gewesenen Praxis dieser höchsten Gerichte. Das darf indessen nicht abhalten, das Gesetz zu verbessern, wo es noch mangelhaft ist, und damit den Gerichten selbst eine freisinnige Auslegung desselben im Geiste der Gerechtigkeit und Billigkeit noch mehr zu erleichtern.

Ein deutscher Gesangsmeister.

Von J. C. Lobe.

Seit einem Menschenalter beobachte ich die stille, ernste Berufsthatigkeit eines Künstlers, der in der schwierigsten Disciplin der Musik, im Gesangunterricht, so beachtenswerthe Erfolge erzielt hat, daß er als eine Zierde deutschen Kunstlebens und Kunststrebens einen Platz im Gedächtniß der Nation verdient, nachdem in den engeren Fachkreisen sein Ruf längst über Deutschland, ja über Europa hinaus gedrungen. Oft schon war es meine Absicht, auf das künstlerische Wirken des bedeutenden Mannes aufmerksam zu machen, aber die stete Geneigtheit desselben, sich von der Oeffentlichkeit zurückzuziehen, durchkreuzte immer wieder mein Vorhaben. Die Aufzeichnungen blieben aus diesem Grunde unter meinen Papieren verborgen, bis sie jetzt wieder in die ordnende Hand des Greises fielen und mich allen Ernstes mahnten, eine gebotene Pflicht zu erfüllen und, den Widerstand des Meisters besiegend, das Leben und Wirken des gegenwärtig vielleicht gediegensten Gesangsbildners Deutschlands, wenn auch nur in kurzen Zügen, dem großen Leserkreise der „Gartenlaube" vorzuführen.

Das Haupt einer ehrenfesten Tuchmacherfamilie in Neustadt an der Orla war Franz Götze's Großvater. Er müßte kein Thüringer gewesen sein, wenn er an der monotonen Handhabung des Zettels und Einschlags, wie das Färberhandwerk sie erheischt, Genüge gefunden hätte.

Musik liegt dem Thüringer Völkchen im Blute; sie ist sein belebender, erheiternder Motor und kennzeichnet Land und Leute. Jedes Kind der zahlreichen Familie tractirte sein Instrument bei den fröhlichen Liedern und Tänzen der Feierstunde. Der Sohn David, Gründer einer ansehnlichen Kunst- und Schönfärberei im Orte der hundert Tuchmacher, dilettirte zugleich auf drei verschiedenen Instrumenten. Seine sämmtlichen neun Kinder waren wiederum mit Trieb und Lust zur Musik ausgestattet. Der älteste Sohn Eduard, ein entschiedenes Talent für das Clavierspiel, versuchte sich sogar in kleinen Compositionen, während er dem Handwerke des Vaters treu zugethan blieb.

Der dritte Sohn, Franz, der hier im wohlgelungenen Bildnisse erscheint, 1814 zu Neustadt an der Orla geboren, war gleichfalls für die Färberei bestimmt, und als es, wie üblich, zur Wahl eines Instrumentes kam, fiel die Wahl auf die Geige, da noch Niemand ahnte, daß der Knabe das beste Instrument in seiner Stimme mit auf die Welt gebracht hatte.

Der kleine Violinist gab bald Zeugniß von Talent und Fleiß. Als Ende der zwanziger Jahre der Vater mit seinem Geschäfte nach dem benachbarten Städtchen Pößneck übergesiedelt war, fanden sich einige junge gebildete Männer an mehreren Tagen jeder Woche bei der Färberfamilie ein, um sich an den musikalischen Unterhaltungen der beiden erwähnten kaum dem Knabenalter entwachsenen Söhne zu erfreuen. Einer der Musikfreunde, Kaufmann Sänger, der sich selbst als Clavierspieler an den Productionen gern betheiligte, wußte den Vater zu bestimmen, dem Sohne Franz gründlichen Unterricht auf der Geige geben zu lassen. Kein Geringerer als der Altmeister Spohr wurde als Lehrer ausersehen,

Digitized by Google

und mit dem Glauben an seinen neuen Beruf schied der fünfzehnjährige Färberlehrling von der ehrbaren Zunft, um sich in Kassel ganz der Kunst zu widmen. Spohr war als der größte Violinist seiner Zeit bekannt. Seine Virtuosität, die Kraft und Schönheit seines Tones und Spieles verfehlte nicht, großen Eindruck auf den lernbegierigen Schüler zu machen, der sich auch bald für die hervorragenden Compositionen des Meisters erwärmte, durch welche ihm der Einblick in die ideale Kunst erschlossen wurde.

Zu den Aufführungen des kurfürstlichen Hoftheaters, an dem Spohr Capellmeister war, hatten die Schüler freien Eintritt mit der Verpflichtung, zuweilen im Orchester auszuhelfen, es zu verstärken. Natürlich wurde hiervon ausgiebig Gebrauch gemacht. Die Oper übte in vortrefflichen Aufführungen unter der ausgezeichneten Leitung Spohr's eine wunderbare Anziehungskraft aus. Die Autorität des hochgeschätzten Lehrers und die Verehrung seiner Meisterschaft war zu einem Grade gestiegen, daß in den Augen der Schüler selbst Paganini, als er sich in Kassel hören ließ und zur Bewunderung hinriß, nicht vermochte, dem deutschen Altmeister den Rang streitig zu machen.

Nach den mit Fleiß und Ausdauer betriebenen Studien trat später Götze, auf Hummel's Veranlassung, als erster Violinist in die großherzogliche Hofcapelle in Weimar ein.

Das Weimarische Theater stand noch von der classischen Zeit der Goethe'schen Oberleitung her in hohem Ansehen; jetzt glänzte es auch durch eine gute Oper unter Hummel's Direction. Dem neuen Orchestermitgliede war damit andauernd Gelegenheit geboten, seine dramatisch-musikalischen Neigungen weiter zu cultiviren. Die in den bessern Umgangskreisen der Dichterstadt herrschende ästhetische Bildung regte ihn gleichzeitig zu eifrigen Studien in dieser Beziehung an. Er hatte erkannt, daß seine bisherige Schulbildung eine ungenügende gewesen, und suchte mit der ihm eigenen Gründlichkeit alles Wissenswerthe zu erlernen, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß das Ziel aller Kunst nur auf Grund wahrer Bildung zu erstreben sei. In den Hof- und anderen Concerten errang der junge Virtuos bei Solovorträgen auf seinem Instrument neben Hummel und anderen musikalischen Celebritäten reichen Beifall, und als Wieck mit seinem Wunderkind Clara (Schumann) in Weimar ein Concert veranstaltete, wurde Götze zu einem Duo gewonnen, das der greise Goethe sich in seinem Hause wiederholen ließ. Der gemessene freundliche Ausdruck hoher Zufriedenheit von Seiten des unsterblichen Dichters blieb dem jungen Künstler eine theure Errungenschaft für's Leben.

Bei den nach damaligen Verhältnissen noch sehr gering dotirten Stellen in der großherzoglichen Hofcapelle warfen noch einige zu ertheilende Privatstunden, deren ansehnliches Honorar nicht mehr als zwei gute Groschen betrug, das Nöthige zum spärlichen Haushalt ab. Die Ferienzeit benutzte Götze wiederholt zu Reisen nach Kassel, um bei Spohr zu weiterer Ausbildung Unterrichtsstunden zu nehmen. Dabei bot sich ihm auch die erste Gelegenheit, als Sänger im kleinen Kreise durch Vortrag von Liedern die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Der Violoncellist Hasemann, im dortigen Orchester angestellt, gab auch Gesangunterricht und musicirte viel mit dem in Kassel anwesenden großen Tenoristen Wild aus Wien, den auch Götze dort mit Bewunderung hörte. Hasemann gewann beim Hören der klangvollen Stimme und dem natürlichen gefühlvollen Vortrag des Letztern die Ueberzeugung, daß aus dem Violinisten sich ein Sänger von Bedeutung entwickeln müsse, und gab ihm Veranlassung zu weiteren Stimmübungen.

Ein durchaus begabter Autodidakt, suchte Götze nun, allerdings unterstützt durch seine tüchtige musikalische Vorbildung, sich seine eigene Theorie für Gesangstudien und seine Methode zu gründen, ausgehend von einer gesunden Natürlichkeit der Tonbildung (dieses Problems der Gesangskunst) wie des Vortrags. Was er sich aus vorhandenen Lehrbüchern holen konnte, erschien ihm durchaus ungenügend, zum Theil verwerflich, während er, auf seiner eigenen Bahn vorgehend, erfreuliche Fortschritte bemerkte, die ihn nach einiger Zeit zu theatralischen Versuchen auf der Hofbühne zu Weimar ermuthigten. Obgleich diese zur Zufriedenheit gelangen und Beifall fanden, wurde der Platz des Violinisten im Orchester nicht aufgegeben; hinderte er ihn doch nicht, die Gesangübungen gründlich fortzusetzen!

Franz Götze.
Originalzeichnung von Adolf Neumann.

Eine plötzliche Wendung nahm die Sache, als in Folge der Erkrankung des ersten Tenors der dortigen Bühne, des beliebten und gefeierten Knaust, eine große Verlegenheit für die Oper erwuchs. Aus ihr herauszukommen, richtete man sein Augenmerk sofort auf Götze. Derselbe lernte zunächst als Ersatzmann die erforderlichen Partien in unglaublich kurzer Zeit, trat auf und wurde durch rauschenden Beifall für seine in jeder Weise bewundernswerthen Leistungen belohnt.

Hiermit war die Entscheidung für die künftige Künstlerlaufbahn Götze's gefallen. Er widmete sich nun ausschließlich der Bühne, bei der er als erster Tenor angestellt und bald vom Publicum zum erklärten Lieblinge erkoren wurde.

Mit dem ehrenvollen Engagement für das große Feld aller ersten Tenorpartien fielen ihm außer den lyrischen, seiner eigentlichen Sphäre, auch die Heldenpartien zu, denen er, bei den nicht allzu großen räumlichen Verhältnissen der dortigen Bühne, vollständig gewachsen war. Auch sein ergötzlicher Humor, in einigen komischen Darstellungen, lebt noch heute frisch in meiner Erinnerung.

Fortgesetzte vielseitige Studien hatten seine ästhetische Bildung zu einer Reife gebracht, die, getragen von einem ungewöhnlichen

musikalischen Verständniß, für die Darstellung und den Vortrag von großer Bedeutung war und beim Zuhörer jenes wohlthuende Gefühl anmuthenden natürlichen Gefallens erzeugte, wie es blendende Mittel und Effecthascherei niemals vermögen. Seine Stimme gehörte nicht zu den mächtigen, aber zu den sympathischen, wie ich sie im bewunderungswürdigen Cantabile lyrischer Rollen und in seelenvollen Liedervorträgen schöner nie gehört habe.

Bei den gesteigerten Anforderungen, die nun an den Künstler auf der Bühne herantraten und die er vor Allem an sich selbst stellte, arbeitete er mit einer Strenge und Gewissenhaftigkeit, wie sie ihm eigenartig, an seiner höhern, künstlerischen Ausbildung fort. Von der Richtigkeit und Zweckmäßigkeit seiner Gesangsmethode konnte er mehr und mehr überzeugt werden, da er in dieser Zeit auf Grund derselben eine junge Dame, Fräulein Rosalie Aghte, ausbildete, welche bald als Frau von Milde bei der Oper in Weimar als eine ganz hervorragende dramatische Sängerin glänzte; gleichwohl war es ihm vom höchsten Interesse zu wissen, wie Garcia, der berühmteste Gesanglehrer seiner Zeit, Unterricht ertheile, was von ihm noch zu erlernen sei, und in wie weit derselbe mit der Methode und den Leistungen des deutschen Sängers übereinstimme. Ein zu diesem Behufe erlangter Urlaub von einigen Monaten wurde benutzt, nach Paris zu reisen, um in die vielgerühmten Geheimnisse der Stimmausbildung und des Kunstgesanges einzudringen.

Götze erlangte da die Genugthuung, daß sein bisheriger Studiengang im Grunde der rechte gewesen war, und gewann mit der Anerkennung des berühmten Gesangsmeisters die Ueberzeugung, auf dem betretenen Wege weiter gehen zu sollen; denn ein Genügen, ein Ausruhen auf dem Lorbeer giebt es für ihn überhaupt nicht; sein Streben nach Wahrheit und Vollkommenheit in seiner schönen Kunst wird erst mit ihm selbst endigen.

Von größter Bedeutung für ihn war jene Zeit, als auf der Weimarischen Bühne ein Stern erster Größe in Wilhelmine Schröder-Devrient aufging, die zu einem längeren Gastspiel eintraf. Dieser hochbegabten größten dramatischen Sängerin Deutschlands war es ein Vergnügen, hier eine stimmungsvolle edle Künstlernatur in Götze zu finden, mit dem sie eine ganze Anzahl Rollen in ihrer genialen Weise einstudirte. Der Gewinn, den Götze aus dem Zusammenwirken mit der Schröder-Devrient für Darstellung und dramatischen Gesang zog, war ein so hoher, der Eindruck, den die unvergleichliche Frau auf ihn machte, war ein so tiefer, daß seine Verehrung für sie noch heute den Lorbeer um ihr Bildniß schlingt, welches sie ihm mit einer eigenhändigen Widmung nebst einem werthvollen Ringe beim Abschiede von Weimar verehrte.

Als jüngsthin Frau Marie Wilt, die während ihres Engagements in Leipzig die Aufmerksamkeit Götze's durch ihre phänomenalen Gesangsmittel gefesselt hatte, dem liebenswürdigen Meister des Gesanges scheidend einen Lorbeerkranz überbrachte, wollte er ihn mit den Worten zurückweisen: „Was soll ich damit? Der gebührt mir nicht — aber," setzte er sogleich hinzu, „da hängt das Portrait einer großen echten Künstlerin, das wollen wir damit schmücken," und der Kranz wurde um das Bildniß der Schroder geschlungen.

Unter Chelard's und Liszt's Direction gewann das umfangreiche Repertoire der Weimarischen Hofbuhne immer mehr an Ausdehnung. Es umfaßte die deutsche Oper von der classischen Periode, von den Werken Gluck's, Mozart's, Beethovens, an bis zur neuern romantischen Zeit, zu den Opern Weber's, Spohr's, Marschner's ꝛc., wie die Oper der alten und neuen Franzosen und Italiener. Götze's vielseitiges Talent beherrschte alle die bedeutenden ersten Tenorpartien darin, unter steigender Theilnahme des kunstgebildeten Publicums.

Wenn Götze seiner ganzen Natur nach den unsterblichen Werken unserer classischen Componisten mit Vorliebe zugethan war, so hielt ihn das nicht ab, jeder Kunsterscheinung von Werth warmes Interesse entgegen zu bringen, wie er es auch in neuester Zeit der Muse Richard Wagner's und Liszt's widmete. In nähere freundliche Beziehung zum geistreichen Liszt trat Götze noch, indem er einer der Ersten war, der dessen Liedercompositionen vortrug, die dadurch allgemein bekannt und gewürdigt wurden.

Im weiteren Verfolge seiner Künstlerlaufbahn wurde Götze bei angestrengter Thätigkeit am Theater wiederholt leidend, und so reifte der Wunsch in ihm, von der Bühne zu scheiden und sich dem liebgewonnenen Berufe, Unterricht in seiner Kunst zu ertheilen, ganz zu widmen. Ein wiederholt vom Directorium des Conservatoriums zu Leipzig an ihn gelangter Ruf bestimmte ihn, die Stelle als Gesangslehrer daselbst anzunehmen. Weimar empfand den schweren Verlust tief und schmerzlich, und der Großherzog würdigte die Verdienste des Scheidenden durch Verleihung des Titels als Professor der Musik.

Im Jahre 1853 trat Götze seine Stelle in Leipzig an, mit der Hoffnung, hier die Erfahrungen, die ihm ein langes geliebtes Studium verschafft, möglichst allgemein und nützlich zu verwerthen. Gewissenhaftigkeit und Consequenz, eine mit liebreicher Theilnahme verbundene Strenge waren Eigenschaften bei seiner Unterrichtsweise, die ihm eine seltene Autorität und eine Zuneigung seitens der Schüler erwarben, wie sie nur dem besten Lehrer zu Theil werden. Zahlreiche Beweise von Anerkennung und rührender Dankbarkeit wurden ihm von vielen Seiten dargebracht.

Nach einer fünfzehnjährigen Wirksamkeit am Conservatorium widmete sich Götze von 1868 an lediglich dem Privatunterricht, darin das eigentliche Mittel erkennend, stimm- und talentbegabte Schüler bis zu derjenigen Ausbildung zu bringen, die den Künstler berechtigt, vor die Oeffentlichkeit zu treten. Ist der Schüler nach langen gründlichen Studien zu jener Stufe gelangt, so weiß ihn der Meister auch bezuglich der Darstellungskunst in einem Grade vorzubereiten, daß sein erstes Auftreten die Leistung als die eines Anfängers kaum erkennen läßt.

Es würde zu weit führen, die zahlreichen Schüler, welche durch Götze zu bedeutenden und hervorragenden Künstlern gebildet worden sind, hier alle aufzuführen; es genüge, einige aus neuerer Zeit zu nennen, wie: Georg Henschel, der als Concertsänger auch außer Deutschland, in England und Rußland, die größten Erfolge erzielt, Bulß, Hofopernsänger in Dresden, Bariton Karl Meyer am Hoftheater in Kassel, der dort in die frühere Stelle von Bulß getreten, lyrischer Tenor Landau in Hamburg bei Pollini, Bariton Goldberg in Königsberg, ferner Frau Gutschbach-Lißmann, früher in Leipzig, jetzt in Hamburg, Fräulein Lammert, jetzt Frau Dr. Damm, Hofopernsängerin in Berlin, Fräulein von Hartmann in Königsberg und Fräulein Friedländer, zur Saison in London mit großem Erfolge singend.

Aus Götze's Schule sind aber auch Lehrer, die in seinem Geiste mit der an sich selbst erprobten Methode lehren, hervorgegangen. So weit sie mir bekannt, sind es: Professor von Bernuth in Hamburg, Fritz Nebling (lange Zeit hindurch ein vorzüglicher Oratorien- und höchst brauchbarer Buhnensanger), Fräulein Natalie Schilling in Leipzig, Fräulein Elise Eide in Bremen, Frau von Milde in Weimar und Götze's eigene reichbegabte Tochter, Fräulein Auguste Götze in Dresden, welche die jetzt an der Frankfurter Bühne thätige vortreffliche und Aufsehen erregende Sängerin Frau Morau-Olden herangebildet hat. Mögen sie die empfangene wahre reine Lehre in alle Welt verbreiten und damit der Klage über den Verfall der Gesangslehre in Deutschland abhelfen, die von Denen erhoben wird, welche das ernste geräuschlose Wirken Götze's, dem freilich nichts mehr als die Reclame verhaßt ist, nicht kennen.

Zum Schlusse sei es mir noch gestattet, einige Worte über die Kunst des Gesanges, wie sie von Gotze verstanden wird und von der ganzen Welt verstanden werden sollte, hinzuzufügen.

Die menschliche Stimme ist das vollkommenste aller Instrumente, weil sie, aus der schöpferischen Hand der Natur hervorgegangen, allein die Fähigkeit in sich trägt, die leisesten Regungen der Seele zum Ausdruck zu bringen; daß dieser Ausdruck aber wahrhaft künstlerisch, das heißt allezeit wahr und schön sei, dazu muß der Sänger das vorzutragende Musikstück, nachdem er es seinem musikalischen und geistigen Inhalte nach völlig in sich aufgenommen hat, vor seiner Seele in höchster Tonschönheit hervorzurufen verstehen und seine Stimme so durchaus beherrschen, daß sie, mühelos seinem Willen gehorchend, das Empfundene ungetrubt zur Erscheinung bringt.

Diese wenigen Worte enthalten das Wesentliche aller Gesangskunst und können dem Laien wohl kaum einen Begriff von dem jahrelangen Mühen und Ringen geben, dem selbst ausgesprochene Talente sich unterziehen müssen, wofern sie über die Mittelmäßigkeit sich erheben wollen. Es gilt eben, in der Seele des Sängers ein Ideal heranzubilden, welches sein Denken und Empfinden so völlig beherrscht, daß ihm jede Unschönheit als Verneinung der Kunst widerwärtig, ja als Unmöglichkeit erscheint,

Digitized by Google

und zu gleicher Zeit seinem Instrumente, der Stimme, die Kraft und Geschmeidigkeit zu verleihen, deren sie zur Bewältigung der mannigfaltigen schwierigen und anstrengenden Aufgaben, welche die Kunst ihr stellt, bedarf.

Das intellectuelle und technische Können seiner Schüler nun gleichmäßig so weit zu entwickeln, wie es die Fähigkeit und der Fleiß des betreffenden Individuums überhaupt gestatten, versteht Götze in meisterlicher Weise. Vom Leichten zum Schwierigen aufsteigend, das dem Schüler von der Natur Verliehene festigend und entwickelnd, das Versagte oder Verkümmerte ihm zum Bewußtsein bringend und durch Erweckung des Sinnes dafür ergänzend, müht sich Götze rastlos; er opfert freudig seine Zeit und selbst seine Gesundheit seinen gesangspädagogischen Zwecken und sieht stets den wahren Lohn seiner Anstrengungen in den Fortschritten des Schülers. Dieser aber empfindet vom ersten Augenblicke des Unterrichts an jenes unbegrenzte Vertrauen in seinen Lehrer, das dem sichern Meister wie von selbst zufällt, das aber auch allein die überraschenden Unterrichtserfolge Götze's zu erklären vermag. Welcher Art aber dieselben sind, davon soll ein Anderer Zeugniß ablegen, der leider zu früh verstorbene edle Dichter-Componist Peter Cornelius, der gelegentlich des Meininger Musikfestes im Jahre 1867 in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" Nr. 250 desselben Jahres Folgendes schrieb:

„Der dritte Concertabend war vorzugsweise der Gesangslyrik gewidmet. Da war ein Quartett von Schülern des Professor Götze aus Leipzig, die in dem spanischen Liederspiel von Schumann einen wahren Sturm von Beifall und da capo-Rufe über da capo-Rufe errangen. Es waren die Fräulein Emilie Wigand und Clara Martini, die Herren Joseph Schild und Paul Richter. Es läßt sich nichts Vorzüglicheres denken. Wie diese beiden Damen aussprechen, wie sie Alles ungezwungen und natürlich geben! Gewisse Worte, wie ‚An ihn! an ihn!' aus der ‚Botschaft', oder wenn Schild mit seiner goldenen Stimme sang: ‚Also lieb' ich Euch, Geliebte', oder das ‚Wer mich liebt, den lieb' ich wieder' des Fräulein Martini, sind für's Leben unvergeßlich."

Möchte es Deutschland, das seit anderthalb Jahrhundert durch seine Componisten allen Nationen der Erde voransteht, gelingen, auch den Ruhm zu gewinnen, die Kunst des Gesanges, deren Verfall in ihrem Mutterlande Italien offenkundig ist, zu neuer Blüthe entwickelt zu haben! Das aber zu erreichen, dazu dürfen uns niemals Männer fehlen, die Meister Götze gleich all ihre Kraft im Dienst des unvergänglichen Ideals einsetzen.

Das englische Clubwesen sonst und jetzt.

Von Leopold Katscher.

2. Jetzt.

Als der vor etwa einem Jahre verstorbene französische Schriftsteller und Senator Alphonse Esquiros vor fünfundzwanzig Jahren zum ersten Male in der Gegend des Londoner Saint-James-Parkes promenirte, fielen ihm die vielen Prachtbauten auf, die er in der Nähe erblickte und die diesem Stadttheil ein millionärmäßiges, imposantes Aussehen verliehen. Da sah er alle möglichen Baustile, den griechischen, den romanischen, den italienischen, einfach und überladen. Seine Ueberraschung wuchs in der eleganten Straße Pall-Mall, wo die Paläste reihenweise neben einander stehen; er kam dort aus den Colonnaden, Portiken, Basreliefs und Friesen nicht heraus. Er fragte sich, welche alten Adelsfamilien reich genug seien, um so kostspielige Wohnhäuser unterhalten zu können. Bald gab man ihm die Auskunft, daß jede dieser fürstlichen Residenzen von einem „Collectiv-Lord" bewohnt werde: er hatte nämlich eine Anzahl der schönsten Clubhäuser vor sich — jener modernen Vereinshäuser, die Eigenthum eines Clubs sind und alle Vorzüge eines Hôtels, eines Speisehauses, eines Cafés, einer Bibliothek und eines Vereinigungsortes für gesellige Zwecke unter einem Dache vereinigen.

Diese prächtigen Clubhäuser sind wahre Denkmäler des heutigen England, und die heutigen Clubs erinnern in ihrer ganzen Organisation an die moderne englische Staatsverfassung. Die ältesten der modernen Londoner Clubs gehen nicht weiter zurück als bis 1815. Jene vier Clubs, die älter sind und sämmtlich in Saint-James-Street stehen, nämlich: „White's", „Boodle's", „Crockford's" und „Brookes'", sind anders organisirt, als die modernen: sie werden je von einem Privatmann gehalten, der seinen Subscribenten für eine Eintrittsgebühr und einen Jahresbeitrag gewisse Vortheile bietet, die denen der vereinsartigen Clubs ähneln. Diese Art von Unternehmungen heißt „Subscriptionsclubs" und bildet gleichsam einen Uebergang von den alten zu den neuen Clubs, doch haftet ihnen der Makel an, daß sie arge Pflegstätten des Hazardspiels sind, während dieses in den modernen Schwesteranstalten untersagt ist oder doch nur in geringem Maße getrieben wird.

William Crockford war ein Fischhändler gewesen: als er durch ausgedehntes Hazardspielen ein reicher Mann geworden, begründete er eine Art Clubhaus, das von der aus der Oper kommenden Elite der Gesellschaft besucht zu werden pflegte und in welchem fabelhafte Summen verspielt wurden. Die Küche war als vorzüglich berühmt; der kostbarste Wein floß in Strömen; der Oberkoch Ude galt seiner Zeit als der größte culinarische Meister Europas. Crockford, mit dem Beinamen „Leviathan des Spiels", starb 1844, einen unermeßlichen Reichthum hinterlassend.

„Brookes'" war ursprünglich ein Kaffeehaus, das gegen 1770 den Häuptern der Opposition zum Stelldichein diente. Um Brookes, den ersten Besitzer, schaarten sich Fox, Burke, Grenville, Windham, Grey, Selwin, Sheridan. Die Bewerbung Sheridan's um die Aufnahme in den Club war dreimal erfolglos gewesen; denn zur Ablehnung genügte eine einzige schwarze Kugel, und diese war jedes Mal von Seldon abgegeben worden; damit Sheridan in den Club komme, mußte bei der Abstimmung über dessen vierte Bewerbung der Prinz von Wales Seldon durch eine eigens angeknüpfte Conversation zurückhalten. In den hier geführten Gesprächen wurde viel Geist, in den hier gespielten Spielen sehr viel Geld verausgabt. Ohne gänzlich auf einen politischen Anstrich zu verzichten, ist „Brookes'" heute eigentlich doch nur ein geduldetes Spielhaus.

„White's" stammt vom Cafétier White her, der im Jahre 1698 an derselben Stelle, an der das Clubhaus heute steht, ein Kaffeehaus errichtete; dasselbe verwandelte sich achtunddreißig Jahre später in einen von Tories frequentirten politischen Club, der unter Pitt, Dundas, Rose und Canning schöne Tage sah. Im Beginne unseres Jahrhunderts war der Club ungemein reich, sodaß er im Jahre 1814 dem Kaiser von Rußland, dem König von Preußen und den übrigen Verbündeten ein Bankett geben konnte, das zehntausend Pfund Sterling kostete, und drei Wochen darauf dem Herzog von Wellington zu Ehren ein ebenso glänzendes. Jetzt ist dieser Club nur noch durch seine guten Diners bemerkenswerth, und durch die Freundschaftlichkeit, mit der seine reichen, phlegmatischen, conservativen Subscribenten mit einander verkehren.

Wenden wir uns nun wieder zu der in England, namentlich London äußerst zahlreichen Classe der modernen Clubs, welche zum großen Theile wahrhaft aristokratische, aber auf Sparsamkeit berechnete Hauswirthschaften sind! Ihre Entstehung ist dem Militär zu verdanken. Die Officiere der englischen Armee hatten längst eingesehen, daß das Associationsprincip, auf die Tafel angewandt, große Vortheile biete. Als die Beendigung der anglo-französischen Kriege eine Herabsetzung des Heeresstandes nach sich zog, mußten die entlassenen Officiere die gemeinsamen Tafeln, zu denen sie sich vereinigt hatten, natürlich aufgeben. Da es ihnen schwer fiel, mit ihrer schmalen Pension auszureichen, kamen sie auf den Gedanken, die gemeinsamen Tafeln auch im Civilleben zu führen. Verschiedene Besprechungen führten zur Gründung des ersten auf den nun allgemein verbreiteten Principien beruhenden Clubs: die alten Waffenbrüder kamen einstweilen in einem gemietheten Local zusammen, um gemeinschaftlich zu speisen und in gemüthlichem Geplauder militärische Erinnerungen auszutauschen. Da die Anreger wußten, daß auch viele Marine-Officiere sich in derselben geldknappen Lage befanden, zogen sie auch solche heran, und der Verein nahm demgemäß den Titel „United Service-Club" an. Die Mitglieder schossen Geld zusammen behufs Erbauung

Digitized by Google

eines Clubhauses, das 1819 eröffnet wurde, aber die Mitgliederzahl mehrte sich so rapid, daß man schon nach sechs Jahren zum Aufbau eines neuen Gebäudes schreiten mußte. Mit diesem begann im Jahre 1828 die Reihe der „Pall-Mall"-Clubs. Der „United Service" zählte damals schon 1500 Mitglieder, deren hervorragendstes der Herzog von Wellington war. Bald brach ein wahres Clubfieber aus; binnen kurzem hatten sämmtliche höhere Zweige der Armee ihre Clubs; da gab es einen „Junior United Service", einen „Guards", einen „Army and Navy", einen „Junior Army and Navy", alle in „Pall-Mall". Die günstige Folge war, daß die Officiere dem Schenken- und Kaffeehausleben entzogen wurden. Das Beispiel der Armee fand Nachahmung bei allen Schichten des Bürgerthums, und zwar vereinigte man dabei das Wahlverwandtschaftsprincip der alten Clubs mit der Organisation der neuen. Ehemalige Universitätshörer, die während ihrer Studienjahre gewohnt waren, täglich zusammen zu speisen, zu studiren und zu lesen, fühlten sich in London kläglich vereinsamt. Sie begründeten den „United University-Club". Eine andere Gruppe bildete unter ganz ähnlichen Umständen den „Oxford and Cambridge Universities-Club"; beide Clubs bestehen der Mehrheit nach aus Geistlichen. Auch die Rechtsgelehrten ließen sich schon vor fünfzig Jahren ein schönes Clubhaus bauen, in dem sie den „Law-Club" unterbrachten.

An der Spitze des Londoner Clubwesens stehen nächst dem hauptsächlich aus Gelehrten und Schriftstellern zusammengesetzten „Athenaeum-Club" zwei politische Clubs: der „Carlton" und der „Reform". Die von der großen Wahlreform beunruhigten Tories begründeten 1830 den „Carlton", dem die Whigs alsbald den wahrhaft fürstlich aussehenden „Reform" entgegenstellten. Zu derselben Zeit entstanden und aus demselben politischen Ereigniß hervorgegangen, stehen die beiden Gebäude in Pall-Mall als feindliche Brüder neben einander. Das eine spielt im politischen Leben der englischen Hauptstadt die Rolle eines Hauptquartiers der Tories, das andere die eines Hauptquartiers der Liberalen. Beide haben seit fast einem halben Jahrhundert in hohem Maße zur Festigung der Rede- und Actionsfreiheit beigetragen. In einem gewissen Zusammenhang mit dem „Carlton" steht der „Conservative", der ursprünglich blos eine Brutstätte für künftige Bewerber um die Mitgliedschaft des „Carlton" war. Die Häupter der conservativen Partei gehören in der Regel beiden Clubs an.

Eine Art Vorschule für das politische Leben bilden die zahlreichen „Debating Clubs", denen sich namentlich Jünglinge der besseren Classen gern anschließen und deren Hauptaufgabe es ist, ihre Mitglieder durch Debatten über alle möglichen, besonders politische, Fragen in der Gabe der Beredsamkeit zu üben. Vor etwa fünfzig Jahren gab es in Cambridge einen solchen Debattir-Club, dem die Leiter der politischen Parteien große Aufmerksamkeit schenkten; fiel ihnen ein geschickter Redner daselbst auf, so nahmen sie dessen Vorbereitung auf die parlamentarische Laufbahn in Aussicht.

Die wichtigsten Clubs der Literatur- und Theaterfreunde sind der „Garrick", der „Savage" („Club der Wilden") und der erwähnte, besonders berühmte und vornehme „Athenaeum-Club".

Interessant ist der „Travellers'" („Club der Reisenden"), in den nur Ausländer oder reisende Inländer aufgenommen werden. Bei der vom Lord Londonderry angeregten Gründung handelte es sich darum, Ausländern, die entweder sich in der Reisendenwelt einen Namen gemacht haben oder von berufenen Leuten Empfehlungsbriefe mitbringen, in London einen Club zu bieten; Talleyrand besuchte während seines Aufenthalts in der britischen Metropole den „Travellers'" fast täglich. Engländer können nur dann Aufnahme finden, wenn sie den Nachweis führen, daß sie mindestens fünfhundert englische Meilen weit in gerader Richtung von London aus gereist sind. Je größere Reisen ein Candidat gemacht, desto günstiger stehen natürlich seine Chancen; denn die Länder, die er besucht, die Abenteuer, die er bestanden, die verschiedenen Volkssitten, die er beobachtet, liefern der Club-Conversation selbstverständlich ausgiebige Stoffe. Dieser Club kann sich immer einer sehr gewählten Gesellschaft rühmen; denn ihm gehören die höchsten Zweige der englischen Aristokratie und die Elite der Mitglieder beider Häuser des englischen Parlaments an. Einen geographischen Anstrich hat auch der „Oriental-Club", in welchem die in Ostindien etablirten Engländer, die zeitweilig zu ihrem Vergnügen oder in Geschäften nach London kommen, sich vor der in solchen Riesenstädten leicht eintretenden Vereinsamung retten können, da sie dort Ihresgleichen finden. Auch die pensionirten Civil- und Militärbeamten der ehemaligen Ostindischen Compagnie gehören theilweise dem „Oriental" an; ein anderer Theil hält sich an den „East India United Service". Eine gewisse Aehnlichkeit mit dem „Travellers'" besitzt der „Hanover Square-Club", auch „Cercle des Nations" betitelt, einer der neuesten Clubs, dessen Eröffnung Schreiber dieses am 1. Januar 1876 beiwohnte. Hier ist die Aufnahme nicht von Reisen abhängig, sondern jeder Ausländer — aber auch jeder Inländer — der bei der geheimen Abstimmung über die Candidaten nicht durchfällt, kann Mitglied werden. Auswärtige Mitglieder bezahlen nur den vierten Theil des auf die Londoner berechneten Jahresbeitrages und können den Club während ihres jeweiligen Aufenthaltes in London benützen; dieser Club ist von besonderem Vortheil für auswärtige bemittelte Herren, die in London nicht zur Genüge bekannt sind; sie können dort vorzüglich speisen, die Zeitungen ihrer Heimath lesen, ihren Kaffee nehmen, ihr Spielchen machen, mit Landsleuten zusammenkommen, ihre Post expediren und sogar schlafen, denn der „Hanover Square" gehört, gleich vielen anderen vornehmen Clubs, zu den Hôtel-Clubs.

Was ein Hôtel-Club ist, wird uns klar werden, wenn wir die Organisation und die innere Einrichtung der Londoner großen Clubs näher in's Auge fassen. Wenn die modernen Clubhäuser äußerlich durch Größe und architektonische Schönheit auffallen, so überraschen sie noch mehr durch die Eleganz ihres Innern. Das Peristyl führt in eine Vorhalle, in welcher der Besucher von einem Portier und seinem Gehülfen empfangen wird, welche beide Diener die Aufgabe haben, Niemand zuzulassen, dessen Name nicht im Mitgliederbuche steht, oder der nicht von einem Mitgliede als Gast eingeführt wird. Gäste haben in der Regel das Recht, den Club eine Woche hindurch zu benutzen. Die genannten zwei Functionäre tragen schwarze Anzüge und weiße Cravatten und verfügen über einen oder zwei livrirte Pagen, denen die Besorgung der Post und der Gänge für die Mitglieder obliegt. Ueberbringer von Botschaften erwarten die Antwort in einem besonderen „Empfangszimmer". Von der Vorhalle gelangt man in den Vorsaal, der in fast allen wichtigen Clubs mit großer Pracht ausgestattet ist. Ahorn- oder Mahagonithüren führen in die verschiedenen Parterreräumlichkeiten: das „Vormittagszimmer", die Garderobe, das Lesezimmer, die Speisesäle; überall sieht man maßlos hohe Spiegel, enkaustische Gemälde, guirlanden- und karnießengeschmückte Plafonds, die schönsten Kronleuchter, die theuersten Möbel. Eine gewöhnlich sehr elegante Treppe führt zu den zwei oder drei oberen Stockwerken. Im ersten befinden sich: der Salon, die Bibliothek, das Rauchzimmer und das Spielzimmer für Whistspieler. Das letztere ist, um die Zahl der Spieler einzuschränken, in der Regel klein angelegt. Auf's Rauchzimmer verwendet man viel weniger ausschmückende Sorgfalt als auf die übrigen Gemächer. Auch die Bibliothekäle vieler Clubs zeichnen sich durch herrliche Ausstattung aus, abgesehen von dem Umfang der Büchersammlungen. Das zweite Stockwerk enthält Säle für's Billard und andere Spiele, das dritte die Wohnungen der Beamten und Diener des Clubs. Eine Reihe von Clubs geht so weit, den Mitgliedern auch Wohnung zu bieten, zu welchem Behufe im dritten und vierten Stockwerke eine Anzahl von elegant möblirten Zimmern eingerichtet sind, die den Club-Junggesellen zu mäßigen Preisen zur Verfügung stehen. Die hervorragendsten „Hôtel-Clubs" sind der „Reform-Club" und der „Hanover Square". In allen besseren Clubhäusern giebt es auch Badezimmer oder doch wenigstens Wasch- und Toilettenzimmer. Eine wichtige Rolle spielt natürlich die Küche, und sie gehört mit ihrer blendenden Reinlichkeit, ihren sauberen Köchen, ihren lichterlohen, prasselnden Feuern und ihren ungeheueren Tischen zu den größten Sehenswürdigkeiten der großen Clubs. In vielen Clubs hat man im Souterrain auch Apparate, um das Wasser in die höheren Stockwerke zu leiten, die Wärme zu vertheilen und die verschiedenen Räume im Nothfall mit kühler Luft zu versehen. Die Speisesäle sind von gewaltiger Ausdehnung; der des „Hanover Square" enthält einen Tisch, an dem dreihundert Personen Platz haben. Will ein Mitglied mit einem Gaste allein speisen, so steht ihm eines der kleineren Speisezimmer, die eigens zu diesem Behufe vorhanden sind, zur Verfügung. Natürlich sind so schöne Gebäude mit so herrlicher Einrichtung nicht um einen Spottpreis herzustellen.

Digitized by Google

Ihr Gesicht, ihre Hände, ihr Haar, ihr Kleid, alles ist in Licht getaucht, und dieses Licht ist so stark, daß es sich auf dem Boden, auf dem Tisch, auf dem Stuhl, auf dem Bett, auf der Wand, überall spiegelt. Es ist ein Licht, das nicht von außen kommt, sondern das aus ihr selbst strahlt, das sie selbst ausgibt. Sie ist ganz Licht, ganz Leuchten, ganz Glanz. Und dieses Licht ist so stark, daß es sich auf dem Boden, auf dem Tisch, auf dem Stuhl, auf dem Bett, auf der Wand, überall spiegelt. Es ist ein Licht, das nicht von außen kommt, sondern das aus ihr selbst strahlt, das sie selbst ausgibt. Sie ist ganz Licht, ganz Leuchten, ganz Glanz.

Abb. 1. Gretchen am Spinnrade.

Ihr Gesicht, ihre Hände, ihr Haar, ihr Kleid, alles ist in Licht getaucht, und dieses Licht ist so stark, daß es sich auf dem Boden, auf dem Tisch, auf dem Stuhl, auf dem Bett, auf der Wand, überall spiegelt. Es ist ein Licht, das nicht von außen kommt, sondern das aus ihr selbst strahlt, das sie selbst ausgibt. Sie ist ganz Licht, ganz Leuchten, ganz Glanz. Und dieses Licht ist so stark, daß es sich auf dem Boden, auf dem Tisch, auf dem Stuhl, auf dem Bett, auf der Wand, überall spiegelt. Es ist ein Licht, das nicht von außen kommt, sondern das aus ihr selbst strahlt, das sie selbst ausgibt. Sie ist ganz Licht, ganz Leuchten, ganz Glanz.

Martha und Maria.

Novelle von Hieronymus Lorm.

(Fortsetzung.)

Als die Freunde allein waren, sagte Sergey:

„Du fragtest noch nicht nach dem Ereigniß, das mich in Dein Haus geschneit hat: nach unserm Vertrag dürfte es doch nur etwas Außerordentliches sein.“

„Dein Kommen ist mir immer ein Ereigniß,“ erwiderte Nikolai, „Du erfüllst also die Vertragsclausel schon dadurch, daß Du kommst. Uebrigens hast Du ja auch etwas Außerordentliches in der Tasche, wie Du sagst: den Brief der Gräfin.“

„Nun, es kann etwas werden,“ lächelte Sergey, „meine gute Tante will mich verheirathen! Lies!“

„Jedes Wort ist eine Perle,“ rief Nikolai, nachdem er den Brief der Gräfin gelesen hatte. „Du bist natürlich dagegen, und wir fangen gleich wieder zu streiten an.“

„Diesmal nicht, Nikolai. Denn das Ereigniß ist, daß ich mich entschlossen habe, zu heirathen.“

Nikolai sprang auf und umarmte seinen Freund.

„Hurrah! Und wen hast Du gewählt?“

„Ich habe Dir schon im Salon gesagt, daß die Sache zunächst Dein Geheimniß ist. Du mußt für mich wählen.“

„Du bist nicht gescheidt, Sergey Iwanowitsch; ich komme nicht mehr in die Welt, sehe keine Weiber mehr; ja, wenn Du mich vor fünf Jahren gefragt hättest! Die schönsten Mädchen, die ich kannte, sind seitdem alt geworden oder haben ihre Männer.“

„Du hast aber zwei im Hause, die noch ganz Knospe sind.“

„Meine Mädchen!“ sagte Nikolai fast bestürzt und schlug die Hände wie bei einer unangenehmen Ueberraschung zusammen; „welche Fliege hat Dich gestochen? Du bildest Dir wohl ein, die Mitgift läge hier im Kasten? Ich sage Dir, Sergey Iwanowitsch, sie bekommen keinen Kopeken. Mütterliches war niemals vorhanden, und ich, Gott sei's geklagt, bin ein armer Teufel. Daran hast Du wohl nicht gedacht?“

„Es ist wahr,“ erwiderte Sergey, „daran habe ich nicht gedacht. Aber — Du kennst mich ja als einen verstockten und eigensinnigen Menschen — ich denke auch jetzt nicht daran und werde niemals daran denken. Ich denke nur daran, um jeden Preis Dein Schwiegersohn zu werden.“

„Hast Du Dich denn schon mit meinen Töchtern verständigt? Welche von Beiden liebt Dich, welche liebst Du?“

„Höre mich an, mein theurer Freund!“ sagte Sergey in einem Tone, der seinen Ernst und seine tiefe Bewegung verrieth. „Ich bin Quietist, und wie ich selbst ein Mann ohne Leidenschaft bin, so weiß ich, daß ich auch schwerlich Leidenschaft zu erregen vermag. Ich bin fünfunddreißig Jahre alt, also fast schon ein Alter, bin ein wenig melancholisch und obgleich ich mich stets bemühte, dies vor Anderen zu verbergen, kann es doch ohne mein Wissen zum Vorschein gekommen sein. Ich bin nach alledem, wie Du siehst, weder liebenswerth noch liebenswürdig. Nun finde ich aber die Gründe meiner Tante Varinka ganz richtig, warum sollte ich es nicht versuchen, was sich durch Liebe nicht mehr erreichen läßt, vielleicht durch Freundschaft zu erreichen?“

„Erkläre mir das näher!“

„Du zweifelst wohl nicht, daß meine Freundschaft für Dich und Deine Kinder groß genug ist, um mich wünschen zu lassen, zur Familie zu gehören. Es fragt sich, ob auch die Freundschaft eines Deiner Kinder groß genug ist, um, blos auf dieses Gefühl gestützt, einen Lebensbund schließen zu wollen. Da ich keine von Beiden liebe, so liebe ich Beide; das will sagen: da ich keine Leidenschaft habe, so habe ich auch kein Recht, zwischen Beiden zu wählen. Diejenige aber, die sich für mich entscheiden sollte, wird sich im Freunde nicht getäuscht finden.“

Nikolai dachte lange nach, dann sagte er:

„Laß mich's überschlafen, und vorläufig kein Wort zu den Mädchen!“

Die Freunde begaben sich in den Salon zurück, wo inzwischen der Abendtisch vorbereitet worden war. Wenn bisher die unausgesprochene Betrübniß des Familienvaters einen Schatten über die Stimmung der Seinen geworfen hatte, so belebte jetzt eine in ihren Ursachen gleichfalls unergründete Heiterkeit Nikolai's den ganzen Kreis. Der gute Mann wurde mit jedem Augenblick, in welchem er sich immer deutlicher das Glück ausmalte, welches die Werbung für sein Haus zur Folge haben könnte, lebhafter und gleichsam jünger: er sprach viel, trank mit ausgesprochenem Behagen, pries Sergey wegen der klugen Voraussicht, guten Proviant mitgebracht zu haben, trällerte zuweilen den Anfang eines alten Liedchens, und lange nicht empfundene Fröhlichkeit stieg in den Herzen Matrjona's und Milinka's auf.

Auch sie begannen die unschuldigen Regungen ihres Gemüthes unbefangen hervortreten zu lassen. Matrjona erzählte von dem einzigen Balle, den sie in ihrem Leben mitgemacht, auf einem Gute in der Nachbarschaft, und gab, um den Tisch herumtanzend, eine komische Probe von den Manieren ihrer damaligen Tänzer. Milinka, auch in glücklichen Momenten von einem Zuge schwärmerischen Ernstes nicht verlassen, recitirte deutsche und französische Gedichte und wurde durch zarte und liebevolle Anspielungen ihrer Schwester sogar zum Geständnisse gebracht, daß sie selbst schon Verse zu machen versucht und daß der verwegene Ehrgeiz, einst Schriftstellerin zu werden, sie zuweilen nicht schlafen lasse.

Sergey frischte in sich die Laune auf, um heitere Erinnerungen an seine Reisen und an seine Beziehungen zur großen Gesellschaft mitzutheilen. Man lachte viel und wurde des Fluges der Stunden nicht gewahr, bis Nikolai endlich aufstand und rief: „Kinder! Ihr seht jetzt etwas, was Ihr noch nicht mit Augen gesehen habt, seit Ihr auf der Welt lebt.“

„Was wäre das?“ fragten die Mädchen wie aus einem Munde.

„Die zweite Stunde nach Mitternacht. Da man aber mit den Seltenheiten des Lebens sparsam umgehen soll, so bewahrt Euch den Anblick der noch folgenden Nachtstunden bis zum Morgen für spätere festliche Gelegenheiten auf und geht jetzt schlafen!“

„O, ich habe schon manche späte Nachtstunde gesehen,“ sagte Milinka, „aber freilich im Finstern in wachen Träumen.“

„Dafür hast Du wahr und gewiß auch niemals eine frühe Morgenstunde gesehen,“ entgegnete Matrjona lachend und neckend.

Man trennte sich. Nikolai hatte anfangs die Absicht gehabt, die Mädchen noch an diesem Abend, bevor sie sich zur Ruhe begaben, von der Werbung Sergey's in Kenntniß zu setzen, aber er fürchtete jetzt, ihnen dadurch eine Aufregung zu verursachen, die ihnen noch den Rest der Nacht geraubt hätte. Er schied von Sergey mit den lachenden Worten: „Ich habe sehr wichtig zu schlafen; denn ich muß es ja überschlafen.“

Sehr vergnügt zog sich auch Sergey zurück. Er hatte im Hause der Noth und Sorge glückliche Menschen gesehen. „Das sind auch die besten Menschen,“ sagte er sich, „die so leicht in glückliche Stimmung zu versetzen sind, und sie verdienten ein Glück, das solidere Ursachen hätte, als eine flüchtige Stimmung. Welch instinctives Verständniß, wie es nur die innigste Liebe giebt, müssen die Mädchen für ihren Vater haben, wenn seine heitere Miene, seine unumwölkte Stirn schon genügt, alle versteckte Jugendlust in ihnen aufjauchzen zu machen! Liebe, liebe Kinder sind es.“

Er war reisemüde; er trachtete in's Bett zu kommen, aber statt zu schlafen setzte er seine Gedanken fort.

„Beide sind gleich hübsch, ja sie sind schön. Milinka mahnt an die heilige Cäcilie, Matrjona an eine Madonna Murillo's. Milinka würde helfen, ein Leben in tiefster Abgeschiedenheit zu vergeistigen, Matrjona ein Leben im Trouble der Welt unendlich behaglich zu machen. Die Dinge dieses Erdenlebens sind pure Nichtigkeit; ich erweise ihm nicht die Ehre, sein Gutes zu wollen, darum zu kämpfen, ich bin zufrieden, wenn ich zur Abwehr, zum geistigen Widerstande gegen sein Böses genugsam gerüstet bin. Ich habe mein Schicksal in die Hände dieser Mädchen gelegt, vorausgesetzt, daß sie überhaupt Lust haben, darüber zu entscheiden.“

Auch Nikolai schlief nicht. Er überdachte, was er seinen Töchtern sagen wollte. So gewiß es war, daß er zur Ordnung seiner zerrütteten Verhältnisse Sergey's künftige Hülfe in Anspruch nehmen durfte, sobald dieser sein Schwiegersohn war, so unerläßlich war es, daß den Mädchen keine Ahnung aufsteigen dürfe, wie sehr es sich in dieser Angelegenheit um das Glück des

Digitized by Google

Vaters handelte. Sie würden sonst blindlings, ohne Rücksicht auf Neigung oder Widerwillen, ihre Zustimmung gegeben und gelooſt haben, welche von Beiden sich als die Braut Sergey's erklären sollte. Nikolai aber wollte, daß unter allen Umständen die Entscheidung aus einem von jeder Nebenrücksicht freien Gefühle entspringe.

Am nächsten Tage blieb Alles so still im Hause, daß der Gast weder den Vater noch die Töchter in den Vormittagsstunden zu Gesicht bekam. Nikolai war, als man ihm gesagt, daß Matrjona wieder bei ihren häuslichen Beschäftigungen und Milinka bei ihren Büchern sei, in das Zimmer seiner Kinder gekommen und hatte eine lange Unterredung mit ihnen geführt. Jetzt, vor Tische, kam er zu Sergey und zeigte eine betrübte Miene.

„Wir haben es nicht gut gemacht, Bruderherz," sagte er; „die Kinder, die neugierig vor mir standen, waren von der Proposition, daß eine von ihnen Dich nehmen sollte, so überrascht, ich will nicht sagen, bestürzt, daß sie auf ihre Sessel niedersanken. Sie ließen die Köpfe hängen. Ob sie Dich denn nicht leiden könnten, ob sie Dich haßten? fragte ich. Da betheuerte Jede einzeln mit feurigen Worten — und ich habe sie selten in einer Sache in solcher Uebereinstimmung gefunden — daß sie Dich liebe, wie einen theuren Freund: aber um keinen Preis — Kurz, wir haben es nicht gut angefangen. Denn ich will Dir etwas sagen, Sergey Iwanowitsch!"

Er räusperte sich und rang nach dem Ausdruck:

„Weißt Du, daß, wenn Du an Eine herangetreten wärest, an welche immer, aber mit entschlossener Wahl, sie hätte Dich sogleich genommen. Denn sie sind Dir Beide gut, und die Gewählte hätte sich geliebt geglaubt und wäre von der Andern beinahe beneidet worden. Jetzt, da Du sozusagen um Beide zugleich wirbst, vermissen sie die Liebe in Dir, und für Keine hat die Sache irgend einen Reiz."

Sergey senkte betroffen das Haupt.

„Was sagte ich den Kindern darauf?" fuhr Nikolai fort: „Ihr seid unerfahrene Mäuse. Ihr kennt die Fallen nicht, die Euch das Leben stellt. Wißt Ihr, was geschieht, wenn ich meinem Freunde vermelde, daß Jede von Euch sich weigert, ihn zu erhören? Ein abgewiesener Freier kommt niemals wieder in das Haus, in welchem er einen Korb bekommen hat — das fordern Selbstgefühl und Schicklichkeit."

Nikolai betrachtete nach diesen Worten fragend seinen Freund, und da dieser mit keinem Zuge des Gesichtes seine Meinung verrieth, fuhr Nikolai fort:

„Kaum hatte ich dies den Mädchen gesagt, als sie in ein Jammergeschrei ausbrachen. Sie beschworen mich, Dir von meiner Unterredung mit ihnen noch gar nichts zu sagen. Ich sollte Dir melden, ich hätte die Werbung noch hinausgeschoben; ich müßte Deinen Antrag selbst noch bedenken. Ich versprach es ihnen nicht, aber, wenn Du willst, so kannst Du thun, als wüßtest Du von ihrer Weigerung noch nichts, und kommst also ganz unbefangen zu Tische. Ja, wenn Du ignorirst, daß ich für Dich geworben und vergeblich geworben habe, so bekommst Du ihnen gegenüber freie Hand, noch gut zu machen, was verdorben ist, nämlich Dich für die Eine oder die Andere bestimmt zu entscheiden."

„Ich tauge nicht gut zum Komödienspiel," erwiderte Sergey; „ich soll mich jetzt stellen, als wüßte ich nicht, daß sie meine Absichten von Dir erfahren haben? Wenn ich auch unbefangen bliebe, würden sie es bleiben? Wäre es nicht immer ein gestörtes Beisammensein? Nein! Ich lege Deinen Töchtern die Karten offen auf den Tisch. Bringe mich noch in dieser Stunde mit ihnen zusammen, ich habe ihnen einen Vorschlag zu machen, und Du mußt dabei sein und Deine väterliche Einwilligung geben."

Die vier Betheiligten kamen im Salon zusammen, dessen Thüren gesperrt wurden.

„Meine Fräulein," sagte Sergey, „die unbestimmte Werbung, die Ihnen der Vater überbrachte, sollte mir nur das Recht verschaffen, Ihnen sagen zu dürfen, was ich mit Ihnen vorhabe. Die Gräfin Varinka Tschatscherin, meine Tante, wünscht lebhaft meine Verheirathung. Trotz großer Kreise, die sie umgeben, lebt sie sehr einsam. Ihre Tochter ist in Paris verheirathet; die Tante sehnt sich nach einer Nichte, an der sie wieder etwas Verwandtes, eine weibliche Stütze um sich hätte. Wenn ich nun die Töchter meines theuersten Freundes gefragt habe, ob sich eine als Lebensgefährtin mir anschließen wolle, so war ich nicht so vermessen zu glauben, die Entscheidung werde augenblicklich erfolgen. Nicht nur bin ich dazu nicht jung, schön und anspruchsvoll genug, gegenüber so vieler Jugend, Schönheit und Berechtigung, das Beste anzusprechen — auch Sie, meine lieben Freundinnen, sind dazu nicht welterfahren genug. Sie haben bisher in trauter Stille, fern vom Treiben der Welt gelebt; ich bin fast der einzige Mann, der sich Ihnen näherte — es hieße Ihre Jugend, Ihre Unerfahrenheit ausbeuten, wenn man Sie wählen ließe, ohne daß Sie mit Anderen vergleichen können, ohne daß Sie jemals Gelegenheit gehabt, die Menschen, die Verhältnisse der großen Welt kennen zu lernen."

Er hielt inne; die Mädchen schlugen die Augen nieder. Die Miene Matrjona's schien Zustimmung zu dem Gesagten auszudrücken, die Milinka's eher Verletzung, daß man ihr, der Vielbelesenen, die Kenntniß der Dinge dieser Welt nicht zutraute.

„Ich habe nun gedacht," fuhr Sergey fort, „daß es gut wäre, Ihnen Gelegenheit zu geben, die Welt kennen zu lernen. Wenn ich der Tante schreibe, daß ich diejenige von Ihnen zur Gattin wahlen will, die sich nach einigem Verkehr im Leben der Welt dafür entscheidet, so wird die gute Frau Sie mit offenen Armen in ihrem Hause empfangen, zunächst erfreut darüber, Jugend und Frohsinn um sich zu haben. Sie verbringen die Wintermonate in Petersburg. Sie beobachten, wie es in der großen Gesellschaft aussieht, Sie begegnen Männern, ausgezeichnet durch Geist, Liebenswürdigkeit und hervorragende Stellung, auch der Werth oder Unwerth weltlicher Freuden macht sich Ihnen fühlbar — und wenn sich Ihnen zuletzt ein Loos nach Ihren Wünschen darbieten sollte, besser als Sie es an meiner Seite finden, so trete ich zurück, zwar mit dem Schmerz, entsagen zu müssen, aber mit befriedigter Freundschaft. Darum bitte ich Sie, mir zu gestatten, wenigstens an die Möglichkeit zu glauben, daß Sie sich einst für mich entscheiden; denn diese Möglichkeit allein giebt mir das Recht, Sie bei meiner Tante einzuführen, und sichert Ihnen von ihrer Seite den freudigsten Empfang. Wollen Sie nach Petersburg reisen?"

Matrjona sprang lachend von ihrem Sitz auf und klatschte in die Hände.

„Es wäre himmlisch, Petersburg zu sehen, all die berühmten Plätze und Promenaden, die Boutiquen, die Theater, die Gesellschaften! Und was man da lernen kann für Haus und Leben, tausend Dinge, die wir auf dem Lande nie erfahren!"

Milinka blieb ruhig auf ihrem Sitz; ein Zug verächtlicher Gleichgültigkeit spielte um ihre Lippen.

„Die Welt bietet nichts, was das Herz ausfüllen könnte — ich weiß es! All der Glanz und die Vergnügungen haben keinen Reiz für mich, aber ich wäre es im Grunde zufrieden, meine richtige Werthschätzung der Dinge dieser Welt auch einmal thatsächlich zu erproben."

„Halt!" sagte jetzt Nikolai, „darüber habe ich vorher noch ein Wort mit diesem Schwärmer zu sprechen."

Er zog Sergey in die Fensternische und eine leise Debatte, eifrig aber kurz, wurde über die finanziellen Mittel zur Ausführung des Planes zwischen den Freunden geführt. Sergey nannte es Verrath am Vaterlande und an der Freundschaft, wenn bei diesem Anlaß der ganze Umfang russischer Gastfreundschaft nicht unbedenklich in Anspruch genommen würde. Außerdem bekannte er rund heraus, daß er Kenntniß von der gefährlichen Lage Nikolai's gewonnen habe und diesen für verpflichtet halte, Vorschläge anzuhören, deren Erwägung nur an Ort und Stelle, nur in Petersburg möglich wäre. Nikolai mußte zugeben, daß, nachdem der Freund sich in die Sachlage gleichsam eingedrängt hatte, es am besten wäre, ihm für einige Zeit die Führung zu überlassen.

So kehrte denn Nikolai zu seinen Töchtern zurück, um ihnen seine Zustimmung zu der Reise nach Petersburg mitzutheilen. Die Mädchen umarmten sich im ersten Augenblick des Entzückens. Denn eine Abwechslung im „ermüdenden Gleichmaß der Tage" war auch für Milinka erfreulich, obgleich ihre Wehmuth, gewohnte Verhältnisse verlassen zu müssen, gleich wieder zum Vorschein kam und sie von Neuem die Ueberzeugung aussprach, daß die Welt ihr kein Glück zu bieten haben werde. Matrjona hingegen machte kein Hehl aus ihrem Jubel, aus der vollen, kindlichen Hingebung an die unerwartete Freude.

Es wurde nun beschlossen, daß Sergey nach seinem Gute zurückkehre, um von dort aus der Gräfin Tschatscherin den

Digitized by Google

bevorstehenden Besuch anzuzeigen und seine häuslichen Angelegenheiten für eine längere Abwesenheit zu ordnen. Dann sollte er wieder in Andrejewo erscheinen, um gemeinsam mit Nikolai und seinen Töchtern die Reise nach Petersburg anzutreten.

Auf seiner Heimfahrt machte sich Sergey klar, daß die Bedenkzeit, die er mit dem Aufenthalt in der Hauptstadt den Mädchen einräumte, eigentlich eine war, die er sich selbst gönnte. Matrjona's ungemessene Freude, die lärmenden Vergnügungen der großen Welt in Aussicht zu haben, entsprach nicht seinem Geschmack, und dennoch lag darin etwas Räthselhaftes, das ihn anzog; Milinka's Abneigung gegen die rauschenden Genüsse stimmte zu seiner eigenen Denkungsweise, und dennoch fand er darin etwas ihm Widerstrebendes, das er sich augenblicklich nicht zu erklären vermochte. Von den Begebenheiten in der großen Stadt war ein Klarwerden über jenes Räthselhafte und dieses Widerstrebende zu hoffen. (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Lose Vögel. Zwei Frühlingsbilder („Kukuk", S. 329 und „Der erste Schreck", S. 321) führen uns in das frische, junge Leben der kräftig in Blätter und Blüthen treibenden, Mensch und Thiere erquickenden Natur. Wir können beide Bilder wohl unter der gegebenen Ueberschrift zusammenfassen; denn wenn auch die Jungen in dem Neste, das mit ebenso viel Klugheit wie Geschmack einer steinernen Gartenzierde in Gestalt eines Genius mit dem unerklärlichen Stab in den Händen auf die Schultern gebaut ist, soeben ihren „ersten Schreck" erleben, so sind sie, wenn der Feind vorübergeschnurrt, doch sofort wieder die losen freßbegierigen Jungen, die losen Vögel ihrer zärtlichen Mutter.

Unser andrer loser Vogel aber, der hinter seiner harrenden Mutter im Walde herbeischleicht und sie mit dem Rufe „Kukuk" erschrecken will, sagt es uns mit seinem lachenden Gesicht, was er ist, und wie ihm das Erschrecken der Mutter gelungen, ist ja auch in ihrem Antlitz deutlich zu lesen. Es sind zwei harmlose Bildchen, die wir unseren Lesern in dieser Zeit bieten, wo die Natur sich als liebende Mutter zeigt, die alle von des Winters Last und Noth gedrückten Menschenkinder wieder froh machen möchte, und wenn ihr das bei Vielen nicht gelingt, so sind leider die Menschen selber daran schuld und die bösen „Umstände", mit denen sie sich das Leben erschweren und verbittern.

Kriegskämpfer und -Invaliden in Bedrängniß. Welch großes, unbeschreibliches und unermeßliches Unglück der Krieg ist, wie verheerend er in das Leben der Einzelnen und der Familien eingreift, das stellt sich uns lebhaft vor Augen, wenn wir sehen, daß heute, im zehnten Jahre nach unserm „letzten Kampf um den Rhein", Einzelne und ganze Familien, die jener Krieg aus ihren Bahnen, aus gesicherten Stellungen gerissen, noch nicht wieder empor gekommen sind, zum Theil sogar, trotz aller Bitten und Mühen um Erwerbsthätigkeit, in harter Bedrängniß leben.

Man braucht in dieser Klage nicht gleich eine Anklage gegen die bestehenden staatlichen und privaten Invaliden-Unterstützungsanstalten zu erblicken; denn die Unmöglichkeit, in der sich selbst die mit Mitteln reichlichst ausgerüsteten Anstalten dieser Art befinden, Allen, die es verdient haben, auch würdig zu helfen, liegt auf der Hand; dagegen soll man uns an den maßgebenden Stellen keinen Vorwurf daraus machen, daß wir beklagenswerthe Thatsachen nicht verschweigen und für Diejenigen, welche unter diesen Thatsachen leiden, ein Wort der Bitte aussprechen.

Ebenso wenig darf die Mahnung an eine noch unerloschene Pflicht gegen unsere Tapferen unterbleiben, die Mahnung an jene Pflicht der Dankbarkeit, die während der Gefahren und Triumphe des Krieges so oft und laut in allen Volkskreisen anerkannt, ja bei mancher öffentlichen Feier jener Tage begeisterungsvoll beschworen worden ist. — Wir bieten in den nachstehenden Anliegen einer Anzahl unserer invalidgewordenen Kämpfer die Gelegenheit, jener Pflicht immer noch zu genügen. Namen nennen wir nicht, geben aber auf jede mit Bezeichnung der betreffenden Ziffern eingehende Anfrage die gewünschte Auskunft und theilen gleichzeitig die nöthige Adresse mit.

1) Arm und krank durch den Krieg. Ein Buchdrucker, jetzt einunddreißig Jahre alt, eilte vor zehn Jahren freiwillig zu den Fahnen, die nach Frankreich zogen, und kehrte aus dem Kriege mit schweren rheumatischen Leiden behaftet zurück. In jugendlicher Zuversicht, daß das Uebel sich legen werde, versäumte er die für Ansprüche an den Invalidenfonds festgesetzte Frist. Da er in seinem Berufe nicht mehr arbeiten konnte, suchte er in Bureaudiensten und als Corrector sich zu ernähren und verwandte seine letzten Ersparnisse auf eine Cur in Teplitz, die sein Leiden nicht hob; es kam noch ein Herzleiden hinzu, das ihn ganz erwerbsunfähig machte. Seitdem lag er, der früher seine alten, armen Eltern unterstützt hatte, diesen selbst zur Last, bis er im Armenhause seiner Vaterstadt, mit welchem das Stadtlazareth verbunden ist, Aufnahme fand. Arm und krank, so jung und den Tod vor Augen! Wer diesem Unglücklichen noch eine Freude gönnt, spende sie bald!

2) Invalid in Möhra. Früher Weber und Musikant, wurde dieser Mann bei Sedan schwer verwundet (die Kugel steckt noch in der Wunde); da er verheirathet und Vater von drei Kindern ist, so reichen die Invalidengelder nicht zur Ernährung seiner Familie hin, und er sucht, da seine Verwundung ihn an der Betreibung der Weberei hindert, eine Stelle als Aufseher, Portier oder dergl.

3) Barbier und Buchbinder. Theilnehmer an den Feldzügen von 1866 und 1870, wurde er nach dem letzten Ausfall vor Paris krank und in die Heimath beurlaubt. Da er als Barbier seine Kundschaft verloren, so suchte er seine Familie durch Buchbinderei zu ernähren; Concurrenz und Arbeitslosigkeit brachten jedoch ihn um Alles, sodaß er nun dringend um eine Stellung in einem Hause oder einem seiner Berufsgeschäfte bittet.

4) Durch den Krieg an den Bettelstab gekommen. Ein Ziegler, welcher 1859 in die Artillerie-Reserve trat, ernährte sich und seine rasch anwachsende Familie gut, bis er 1870 die Belagerung von Paris mitzumachen hatte. Dort hat er sich den Rheumatismus zugezogen, der ihn nach der Heimkehr sehr bald zu schwerer Arbeit unfähig machte, und da durch schwindelhafte Ueberproduction die Ziegelfabrikation zum Stillstand kam, so wurde der Unglückliche, mit sechs Kindern Gesegnete brodlos. Eine Stellung des Mannes als Fabrikaufseher, Hausdiener oder dergl. könnte die Armen retten.

5) Eisernes Kreuz und bittere Noth. Ein sächsischer Artillerist, welcher vom 1. Januar 1866 an fünfundeinhalb Jahr im activen Dienst gestanden, die Feldzüge in Oesterreich und Frankreich mitgemacht, in letzterem in den drei Schlachten von St. Privat, Sedan und Beaumont, in den Gefechten von Verdun und Nouart und in der Belagerung von Paris mitgekämpft und für seine Tapferkeit das Eiserne Kreuz zweiter Classe erhalten, wurde nach dem Feldzuge von einem so schweren Brustleiden ergriffen, daß er sein Schuhmacherhandwerk nicht weiter betreiben konnte und ihm eine gesetzliche Invalidenpension bewilligt wurde. Er erhält monatlich 15 Mark Pension, 6 Mark Kriegszulage und 6 Mark Anstellungsentschädigung, zusammen 27 Mark. Wie dankbar der Mann dafür auch ist, so ist es doch nicht seine Schuld, daß er, seine Frau und drei Kinder von dieser Einnahme nur kümmerlich leben können und eine Sorgfalt für seine Gesundheit dabei nicht möglich ist. Da aber selbst diese Einnahme mit Ende October 1881 aufhört, so bittet er dringend um eine leichte Beschäftigung im Wald oder sonst in freier gesunder Luft, um sich seiner Familie wenigstens noch einige Jahre erhalten zu können.

6) Landwirth und ledig. Ein dreiunddreißigjähriger, unverheiratheter Mann, dem am 6. August 1870 bei Wörth der rechte Unterschenkel zerschmettert worden war und der nach der Heilung mehrmals versuchte, als Verwalter zu dienen, aber wegen der Schwäche, welche die schwere Verwundung ihm zurückgelassen, diese Thätigkeit wieder einstellen mußte, wünscht jetzt, wo sein Zustand ein ziemlich kräftiger geworden, sich in seinem Berufe nützlich zu machen. Er bezieht zwar eine Invalidenpension von monatlich zwölf Thalern, würde aber einer Stellung als Landwirth, Verwalter, Aufseher oder Haushofmeister den Vorzug geben.

7) Ein Veteran der Feldzüge von 1866 und 1870 auf 1871; aus letzterem brachte er hartnäckigen Rheumatismus in beiden Armen heim, der ihm allerdings „saure Arbeit" unmöglich macht, dagegen ihm gestattet, noch als Feldaufseher, Portier ꝛc. zu dienen.

8) Einer von den Kämpfern vor Belfort im tiefsten Elend. Seines Zeichens ein Bergmann, zog er 1870 nach Frankreich mit und nahm an den Kämpfen bei Metz und 1871 an der dreitägigen Schlacht bei Belfort gegen Bourbaki Theil. Die furchtbaren Strapazen dieses Heldenkampfes an der Lisaine, der damals Deutschlands Rettung vor französischer Verwüstung war, sollte, wie vielen Anderen, auch diesem Manne verderblich werden, der kerngesund ausmarschirt war. Scheinbar kam er auch gesund heim, er stieg wieder in den Schacht, um sich freizuarbeiten von den Schulden, die seine Familie während des Krieges hatte machen müssen. Aber bald brach der bei Belfort gelegte Krankheitskeim in schweren Gichtleiden aus. Da auch er die rechte Meldungsfrist zur Invalidenpension versäumt hatte, so suchte er durch Schuhflicken die Seinen zu ernähren. Endlich ging auch das nicht mehr. Mit gichtgekrümmten Händen und Füßen ist der in der treuesten Ausübung seiner Pflicht für das Vaterland in solches Elend Gesunkene auf das öffentliche Mitleid angewiesen. Ein Gensd'arm, welcher in hohem Auftrage ihn aufsuchte, ward beim Anblick des Mannes und seiner Familie so ergriffen, daß er aus der eigenen Tasche zwei Mark auf den Tisch legte. Und das ist Einer von Belfort!

9) Ein Jäger von St. Privat. Am 18. August 1870 wurde beim Sturm auf St. Privat ein Trompeter der sächsischen Jäger durch den rechten Oberschenkel geschossen. Nach achtmonatlichem Lazarethlager als Invalid entlassen, erhielt er eine Pension von monatlich einundzwanzig Mark gewährt. Da er damit auch Weib und Kind ernähren muß, so reicht es nicht zu, und so bittet er, da in Folge seiner Wunde und der Feldzugsstrapazen er das Musiciren lassen muß, ebenfalls um eine Stelle als Aufseher in einer Fabrik, als Hausmeister oder Aehnliches.

Wir wiederholen, daß wir die Namen dieser neun Invaliden auf Anfrage und nur brieflich mittheilen.

Berichtigung. In dem Artikel „Von Babylon nach Jerusalem" in unserer Nr. 6 heißt es in Bezug auf das Verhältniß der Gräfin Ida Hahn-Hahn zu Heinrich Simon: „Simon hielt um die Hand der Gräfin an, doch diese konnte sich nicht entschließen, ihren Rang einem Bürgerlichen von jüdischer Herkunft zu opfern". Diese Angabe wird von der Familie Simon auf Grund vorhandener Papiere in Abrede gestellt, was wir hiermit berichtigend zur Kenntniß bringen. D. Red.

Kleiner Briefkasten.

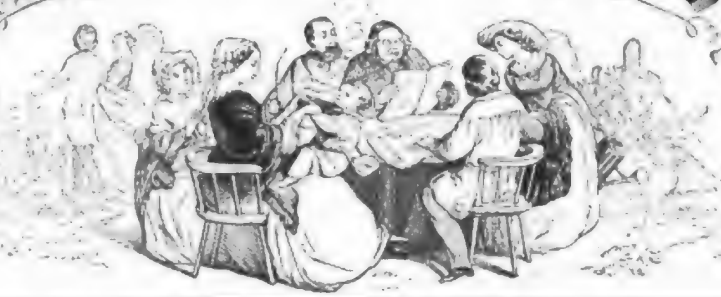
E. M. D. Eigener Name des Autors! Adresse: Danzig, Heiligegeistgasse Nr. 53.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 21. 1880.

Die Gartenlaube.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Frühlingsboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

„Das war zu erwarten," sagte Oswald, als die Thür sich geschlossen hatte. „Weshalb hast Du Deine Vermuthung nicht verschwiegen?"

„Konnte ich denn wissen, daß sie so ungnädig aufgenommen werden würde? Das scheint ja eine förmliche Feindschaft mit diesem Rüstow zu sein. Aber das thut nichts, deshalb gehe ich doch nach Brunneck."

Oswald ließ plötzlich die Papiere sinken, mit deren Durchblättern er beschäftigt war.

„Du willst doch nicht etwa dem Oberamtsrath einen Besuch machen?"

„Gewiß will ich das! Glaubst Du, ich werde diese reizende Bekanntschaft aufgeben, weil unsere beiderseitigen Advocaten einen Proceß führen, der mir im Grunde höchst gleichgültig ist? Im Gegentheil, ich werde die Gelegenheit benutzen, um mich meiner schönen Gegnerin als Feind und Widersacher vorzustellen. In den nächsten Tagen reite ich hinüber."

„Der Oberamtsrath wird Dich zur Thür hinauswerfen," bemerkte Oswald trocken. „Er ist in der ganzen Gegend bekannt wegen seiner unendlichen Grobheit."

„Dann bin ich um so höflicher! Dem Vater einer solchen Tochter nehme ich überhaupt gar nichts übel, und schließlich wird auch dieser Bär irgend eine menschliche Seite haben. Sieh doch nicht so finster aus, Oswald! Bist Du etwa eifersüchtig? Dann steht es Dir ja frei, mit mir hinüberzureiten und selbst Dein Glück zu probiren."

„Verschone mich doch mit solchen Possen!" sagte Oswald kurz, indem er sich erhob und an das Fenster trat. Es lag in der Bewegung und in dem Tone etwas wie mühsam verhaltene Gereiztheit.

„Meinetwegen! Aber noch Eines!" Das Gesicht des jungen Grafen wurde plötzlich ernst, während er einen bedenklichen Blick nach der Thür des Nebenzimmers warf. „Halte vorläufig noch zurück mit Deinen Zukunftsplänen! Der Boden ist jetzt nicht günstig dafür. Ich wollte vorbeugen und Dir die unvermeidliche Erklärung erleichtern, es zog aber ein solcher Sturm heran, daß ich es vorzog, meine Mitwissenschaft zu verschweigen."

„Wozu das? Die Sache muß doch nächstens zwischen mir und der Tante zur Sprache kommen. Ich sehe also nicht ein, wozu ein Aufschub nützen soll."

„Nun, acht Tage lang wirst Du doch wenigstens noch schweigen können?" rief Edmund ärgerlich. „Ich habe jetzt ganz andere Dinge im Kopfe und gar keine Lust, wieder fortwährend als Friedensengel zwischen Dir und meiner Mutter zu stehen."

„Habe ich Dich schon darum ersucht?" fragte Oswald so herb und abweisend, daß der Graf auffuhr.

„Oswald, das geht zu weit. Ich bin es freilich gewohnt, von Dir stets in dieser Weise zurückgewiesen zu werden, aber ich begreife wirklich nicht, warum ich von Dir allein ertrage, was ich keinem Anderen verzeihen würde."

„Weil Du in mir den Unterdrückten, den Abhängigen siehst, und Dich zur Großmuth verpflichtet fühlst gegen den — armen Verwandten."

Es sprach eine so grenzenlose Bitterkeit aus diesen Worten, daß Edmund's Heftigkeit sofort verschwand.

„Du bist gereizt," sagte er begütigend, „und mit Recht. Aber weshalb läßt Du mich den gestrigen Vorfall entgelten? Ich trage doch keine Schuld daran. Du weißt, ich kann der Mama nun einmal nicht ernstlich entgegentreten, auch wenn ich entschieden anderer Meinung bin. In diesem Falle aber wird sie nachgeben; denn entweder werden Deine Zimmer morgen wieder neben den meinigen eingerichtet oder — ich ziehe selbst in den Seitenflügel und quartiere mich bei Dir ein, trotz Staub und Fledermäusen."

Der bittere Ausdruck in Oswald's Zügen verschwand, und seine Stimme klang milder, als er entgegnete:

„Du wärst im Stande dazu. Aber laß das, Edmund! Es kommt wirklich nicht darauf an, wo ich die wenigen Monate meines Hierseins zubringe. Die Erkerwohnung ist sehr ruhig, ganz zum Studium geeignet. Ich bin weit lieber dort, als hier in Eurem Schlosse."

„In Eurem Schlosse!" wiederholte Edmund empfindlich. „Als ob es nicht von jeher auch Deine Heimath gewesen wäre! Aber Du suchst förmlich etwas darin, Dich fremd zu uns zu stellen. Oswald, Du trägst auch einen großen Theil der Schuld an dem peinlichen Verhältniß, das zwischen Dir und meiner Mutter besteht. Du hast ihr nie Zuneigung, nie auch nur Fügsamkeit entgegengebracht. Kannst Du Dich denn nicht überwinden?"

„Wo eine blinde Unterwerfung gefordert wird, wenn es sich um meine ganze Zukunft handelt — nein!"

„Nun, dann haben wir nächstens wieder eine Familienscene zu erwarten!" sagte Edmund mit sichtlicher Verstimmung. „Du willst also durchaus keine Aenderung der Zimmer?"

„Nein."

„Wie es Dir beliebt! Adieu!"

Er ging nach der Thür, hatte sie aber noch nicht erreicht, als Oswald rasch aus der Fensternische hervortrat und ihm folgte.

„Edmund!"

„Nun?" fragte dieser, indem er stehen blieb.

„Ich bleibe auf jeden Fall im Seitenflügel, aber — ich danke Dir."

Der junge Graf lächelte.

„Wirklich? Das klingt ja fast wie Abbitte. Ich glaubte gar nicht, daß Du so warm denken könntest. Oswald ——" er legte plötzlich mit vollster Herzlichkeit den Arm um die Schulter seines Vetters — „ist es wahr, daß Du mich hassest, weil das Schicksal mich zum Majoratserben gemacht hat, weil ich zwischen Dir und der Herrschaft in Ettersberg stehe?"

Oswald sah ihn an. Es war wieder jener seltsame durchdringende Blick, der in den Zügen des jungen Erben irgend etwas zu suchen schien, diesmal aber ging das Forschen unter in einem Strahl warmer, voller Empfindung, die sich durch alles Andere hindurch Bahn brach.

„Nein, Edmund!" war die feste, ernste Antwort.

„Ich wußte es ja," rief Edmund. „Und nun wollen wir die Mißverständnisse ruhen lassen! Was aber unsere Reisebekanntschaft betrifft, so sage ich es Dir voraus, ich werde meine ganze, so oft gerühmte Liebenswürdigkeit zusammennehmen, um in Brunneck Effect zu machen, trotz Deines finsteren Gesichtes und trotz der Ungnade meiner Mutter. Und ich werde Effect machen — verlaß Dich darauf!"

Damit ergriff er den Vetter beim Arm und zog ihn lachend mit sich fort.

Brunneck, das Eigenthum des Oberamtsrath Rüstow, lag nur zwei Stunden von Ettersberg entfernt und war schon seit einer Reihe von Jahren in den Händen seines jetzigen Besitzers. Es war ein bedeutendes, umfangreiches Gut, mit mehreren Vorwerken und ausgedehnten Betriebsanlagen. Der Oberamtsrath galt als Landwirth für eine Autorität ersten Ranges, und da er überdies Besitzer eines der schönsten Rittergüter der Provinz war, so war seine Stellung in der Umgegend eine sehr einflußreiche. Mit der großen Ettersberg'schen Herrschaft konnte sich Brunneck freilich nicht messen, dennoch wurde allgemein behauptet, daß der Reichthum Rüstow's dem seiner gräflichen Nachbarn nichts nachgebe. Die wirthschaftlichen Anlagen, die er auf seinem Gute geschaffen und mit rastloser Thätigkeit noch immer vermehrte, hatten sich im Laufe der Zeit vorzüglich bewährt und ließen sein Vermögen immer bedeutender anwachsen, während in Ettersberg die Bewirthschaftung fast gänzlich in den Händen der Beamten lag und überhaupt in einer so vornehm sorglosen Weise geführt wurde, daß von einer wirklich nutzbringenden Verwerthung der Güter kaum die Rede sein konnte.

Wie schon erwähnt, waren die beiden Familien mit einander verschwägert, aber diese Beziehung wurde von beiden Seiten mit der gleichen Hartnäckigkeit und Erbitterung ignorirt. In seiner jetzigen Stellung hätte der Oberamtsrath es wohl eher wagen dürfen, um die Hand eines Fräulein von Ettersberg zu werben. Damals freilich, vor mehr als zwanzig Jahren, war der junge Landwirth, der sich in Dornau mit seinem Berufe vertraut machen sollte und dem für die eigene Zukunft nur ein sehr bescheidenes Vermögen zur Seite stand, keine passende Partie für die Tochter des Hauses gewesen, aber die Liebe der jungen Leute fragte nicht nach Vorurtheilen und Hindernissen.

Als man sie mit voller Härte trennte, als alle Bitten, alle Kämpfe sich als nutzlos erwiesen, wußte Rüstow seine Braut, die inzwischen mündig geworden war, zu einem entscheidenden Schritte zu bestimmen. Sie verließ das elterliche Haus und die Trauung fand, zwar wider den Willen des Vaters, aber in aller Form statt. Das junge Paar hoffte wohl, daß, wenn der Schritt einmal unwiderruflich gethan sei, die Verzeihung folgen werde, aber diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. Weder die wiederholten Annäherungs- und Versöhnungsversuche der jungen Frau, noch die Geburt einer Enkelin, noch selbst die Veränderung in den Verhältnissen Rüstow's, der sich ungemein rasch zu Stellung und Reichthum emporarbeitete, vermochten es, den Zorn des Vaters zu besänftigen. Er stand allzu sehr unter dem Einfluß seiner Verwandten, und diese verabscheuten nun einmal die bürgerliche Heirath und bestärkten ihn immer wieder in seiner Härte.

Frau Rüstow starb, ohne daß eine Versöhnung erfolgt war, und mit ihrem Tode hörte überhaupt jede Möglichkeit dazu auf. Ihr Gatte hatte von jeher die vollste Abneigung gegen eine Familie bekundet, die seinen Stolz und sein Selbstgefühl so tief verletzte. Nur aus Liebe zu seiner Frau hatte er die Versöhnungsversuche überhaupt geduldet und jetzt, wo diese Rücksicht fortfiel, stellte er sich seinem Schwiegervater und dessen ganzer Verwandtschaft mit einer Schroffheit und Feindseligkeit gegenüber, die jede Beziehung ausschloß. Die Folge davon war jenes Testament, das mit vollständiger Uebergehung der Enkelin und ohne ihrer und ihrer Mutter auch nur zu erwähnen, Dornau dem Majoratsbesitze der Familie zusprach. Dieses Testament nun wurde von Rüstow angefochten, der gegen das völlige Ignoriren seiner Ehe protestirte und seine Tochter als rechtmäßige Erbin ihres Großvaters anerkannt wissen wollte. Ganz aussichtslos war dieser Proceß nicht; denn der Verstorbene hatte es unterlassen, die Enterbung ausdrücklich auszusprechen. Er hatte sich damit begnügt, die Enkelin einfach als nicht existirend anzusehen, und demgemäß über sein Vermögen verfügt. Dies und einige Formfehler, die sich noch nachträglich herausstellten, machten das Testament in der That anfechtbar. Jedenfalls war der Ausgang der Sache sehr ungewiß, und die Advocaten der beiden Parteien hatten volle Gelegenheit, ihren Scharfsinn daran zu üben.

Das Herrenhaus von Brunneck war weder so weitläufig noch so imposant, wie das gräfliche Schloß zu Ettersberg, aber das geräumige und alterthümliche Gebäude machte dennoch einen höchst stattlichen Eindruck. In der inneren Einrichtung war zwar jeder Luxus vermieden, aber sie entsprach doch vollständig der Stellung und dem Vermögen des Besitzers.

In dem großen Balconzimmer, wo sich die Familie gewöhnlich zusammenfand, saß heute eine Dame, mit der Durchsicht einiger Haus- und Wirthschaftsrechnungen beschäftigt. Es war eine ältere Verwandte des Gutsherrn, welche seit dem vor acht Jahren erfolgten Tode seiner Frau dem Haushalte vorstand und bei seiner Tochter Mutterstelle vertrat. Sie beugte sich über die Rechnungen und machte einige Notizen, als die Thür hastig geöffnet wurde und der Oberamtsrath selbst eintrat.

„Ich wollte, der Kukuk holte sämmtliche Processe, Acten und Gerichte, inclusive der Herren Advocaten!" rief er und ließ die Thür so rücksichtslos hinter sich in's Schloß fallen, daß seine Cousine zusammenfuhr.

„Aber Erich, wie können Sie mich wieder so erschrecken! Seit dieser unglückselige Proceß begonnen hat, ist gar nicht mehr mit Ihnen auszukommen. Sie haben nichts Anderes mehr im Kopfe. Können Sie den Ausgang denn nicht geduldig abwarten?"

„Geduldig?" wiederholte Rüstow mit einem bitteren Auflachen. „Ich möchte den sehen, der da nicht die Geduld verliert! Das ist ein ewiges Hin- und Herziehen, ein ewiges Protestiren und Appelliren. Ueber jeden Buchstaben des Testamentes giebt es Erörterungen, Eingaben, Beweisführung, und dabei ist die Geschichte noch genau auf demselben Fleck, wie vor sechs Monaten."

Damit warf er sich in einen Sessel. Erich Rüstow war ein Mann in den besten Jahren, dem man es ansah, daß er in seiner Jugend schön gewesen sein mußte. Jetzt freilich waren Stirn und Antlitz tief durchfurcht und trugen deutlich die Spuren all der Sorgen und Erfahrungen eines rastlos thätigen Lebens. Aber die Erscheinung war noch immer eine stattliche und wäre auch anziehend gewesen, wenn nicht ein Zug von Ungestüm, der bei jeder Gelegenheit hervorbrach, jenen Eindruck beeinträchtigt hätte.

„Wo ist Hedwig?" fragte Erich nach einer kurzen Pause.

„Sie ist vor einer Stunde ausgeritten," antwortete die Cousine, die ihre Notizen wieder aufgenommen hatte.

„Ausgeritten? Das hatte ich ihr ja für heute verboten. Bei dem plötzlich eingetretenen Thauwetter sind die Wege grundlos, und oben in den Bergen liegt noch tiefer Schnee."

„Allerdings, aber Sie wissen ja, daß Hedwig gewöhnlich das Gegentheil von dem thut, was sie soll."

„Ja, das ist merkwürdig; das thut sie," sagte der Gutsherr, der das in der That nur merkwürdig zu finden schien, ohne weiter darüber in Zorn zu gerathen.

Digitized by Google

„Sie haben das Mädchen in einer zu schrankenlosen Freiheit aufwachsen lassen. Wie oft habe ich Sie gebeten, Hedwig nur für einige Jahre einem Institut anzuvertrauen, aber Sie waren ja nie zu bewegen, sich von ihr zu trennen."

„Weil ich nicht wollte, daß sie mir und ihrer Heimath entfremdet werden sollte. Ich habe ihr hier in Brunneck Lehrer und Gouvernanten genug gehalten, und sie hat ja auch alles Mögliche gelernt."

„Gewiß, wenigstens versteht sie es ausgezeichnet, Sie und ganz Brunneck zu tyrannisiren."

„Predigen Sie nicht fortwährend, Lina!" sagte Rüstow ärgerlich. „Immer finden Sie an Hedwig etwas zu tadeln. Bald ist sie Ihnen zu oberflächlich, bald nicht tief, nicht gefühlvoll genug. Mir ist sie recht so! Ich will ein frisches, lebensfrohes und lebenslustiges Kind haben, keine empfindsame Dame mit ‚Gefühlen' und ‚Nerven'."

Bei den letzten Worten fiel ein etwas anzüglicher Blick auf Fräulein Lina, die ebenso anzüglich erwiderte:

„Ich dächte, dergleichen müßte man sich hier in Brunneck abgewöhnen — dafür sorgen Sie schon hinreichend."

„Ja, Ihre Nerven sind Ihnen in den acht Jahren glücklich abhanden gekommen," versetzte Rüstow mit unverkennbarer Genugthuung. „Aber Gefühle haben Sie noch immer. Wie gefühlvoll waren Sie nicht vorgestern, als Hedwig Ihrem Schützlinge, dem Baron Senden, in aller Form einen Korb gab!"

In dem Gesichte des Fräuleins stieg ein leises Roth des Aergers auf, als sie antwortete:

„Nun, dafür war Hedwig um so gefühlloser. Sie lachte über die Werbung, die jedes andere junge Mädchen doch wenigstens ernst gestimmt haben würde. Der arme Senden! Er war in voller Verzweiflung."

„Er wird sich trösten," meinte Rüstow; „denn erstens glaube ich, daß seine Leidenschaft wie seine Verzweiflung mehr meinem Brunneck als meiner Tochter gilt. Ihre Mitgift käme ihm gerade recht, sein tief verschuldetes Gut zu retten. Zweitens war es seine eigene Schuld, daß er sich einen Korb holte; ein Mann muß wissen, woran er ist, ehe er zu einer bestimmten Erklärung schreitet; und drittens hätte ich die Partie überhaupt nicht zugegeben, denn ich will nicht, daß Hedwig in die Aristokratie heirathet. Ich habe Erfahrungen genug gemacht in meiner eigenen Ehe. Von der ganzen vornehmen Gesellschaft, die uns hier in Brunneck mit ihren Besuchen plagt, bekommt Keiner das Mädchen, kein Einziger, sage ich Ihnen. Ich werde ihr schon selbst einen Mann aussuchen, wenn es Zeit ist."

„Und Sie glauben wirklich, daß Hedwig darauf warten wird?" fragte das Fräulein mit leisem Spotte. „Bisher ist ihr noch jeder Freier gleichgültig gewesen, wenn sie aber erst eine Neigung hat, so wird sie gar nicht darnach fragen, ob der Bräutigam der Aristokratie angehört oder nicht, ob sie dabei auch mit etwaigen Principien ihres Vaters in Widerspruch geräth — und Sie, Erich, werden sich dem Willen Ihres Lieblings fügen, wie gewöhnlich."

„Lina, reizen Sie mich nicht!" fuhr Rüstow auf. „Sie scheinen zu glauben, daß ich meiner Tochter gegenüber überhaupt gar keinen Willen habe."

Er war aufgesprungen und sah drohend auf seine Cousine herab, aber diese blickte sehr furchtlos zu ihm auf.

„Nein, gar keinen!" versetzte sie mit der größten Bestimmtheit, nahm ihre Rechnung zusammen und verließ das Zimmer.

Der Gutsherr war außer sich, vielleicht weil er die Wahrheit der Behauptung nicht ganz in Abrede stellen konnte. Er ging heftig im Zimmer auf und nieder und fuhr den Diener an, der mit einer Karte in der Hand eintrat.

„Was giebt es denn? Schon wieder ein Besuch?" damit nahm er die Karte, hätte sie aber beinahe vor Ueberraschung wieder fallen lassen.

„Edmund Graf von Ettersberg! Was soll das heißen?"

„Der Herr Graf wünscht den Herrn Oberamtsrath persönlich zu sprechen," berichtete der Diener.

Rüstow sah wieder auf die Karte; da stand klar und deutlich der Name Ettersberg, und so unerklärlich die Sache auch sein mochte, es blieb doch nichts übrig, als den seltsamen Besuch eintreten zu lassen. Der Diener erhielt die Weisung dazu und gleich darauf erschien der junge Graf und begrüßte den ihm bisher gänzlich fremden Gutsherrn mit einer Unbefangenheit und Sicherheit, als sei dieser Besuch etwas ganz Selbstverständliches.

„Herr Oberamtsrath, Sie gestatten wohl, daß ich persönlich die Bekanntschaft meines Gutsnachbars mache? Ich hätte das längst gethan, aber meine Reisen und Studien haben mich meist von Ettersberg entfernt gehalten. Ich war immer nur auf kurze Zeit dort und bin jetzt erst im Stande, das Versäumte nachzuholen."

Rüstow war im ersten Augenblick noch so verblüfft über diese Art, die bestehenden Verhältnisse zu ignoriren, daß er vorläufig noch gar nicht zum Aerger kam. Er brummte etwas, was wie eine Aufforderung klang, Platz zu nehmen. Edmund that das ganz zwanglos, und da sein Gegenüber keine Neigung zeigte, die Unterhaltung zu beginnen, so übernahm er selbst diese Mühe und begann von den vorzüglichen wirthschaftlichen Anlagen in Brunneck zu sprechen, die kennen zu lernen längst sein Wunsch gewesen sei.

Rüstow hatte inzwischen seinen Gast vom Kopf bis zu den Füßen gemustert und mußte wohl zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß dessen ganze Persönlichkeit mit den vorgeblichen landwirthschaftlichen Interessen sehr wenig übereinstimmte. Er unterbrach daher die Begeisterung Edmund's dafür mit der sehr rücksichtslosen Frage:

„Darf ich fragen, Herr Graf, was mir denn eigentlich die Ehre Ihres Besuches verschafft?"

Edmund sah, daß er seine Taktik ändern mußte. Mit bloßen Höflichkeitsphrasen war hier nicht durchzukommen, die vielgerühmte Grobheit des Oberamtsrathes grollte bereits in der Ferne, aber der junge Graf war vollständig darauf vorbereitet und entschlossen, das Feld zu behaupten.

„Sie scheinen mich in meiner Eigenschaft als Gutsnachbar nicht gelten lassen zu wollen," sagte er mit dem liebenswürdigsten Lächeln.

„Sie scheinen ganz zu vergessen, daß wir noch etwas Anderes sind als Nachbarn, nämlich Gegner vor Gericht," erwiderte Rüstow, der jetzt anfing, gereizt zu werden.

Edmund betrachtete angelegentlich die Reitpeitsche, die er in der Hand hielt.

„Ah, so! Sie meinen den langweiligen Proceß um Dornau?"

„Langweilig? Langwierig wollen Sie wohl sagen. Das scheint er allerdings zu werden. Sie kennen ja doch die Proceßacten so gut wie ich."

„Nein, die kenne ich nicht," gestand Edmund mit der größten Unbefangenheit. „Ich weiß nur, daß es sich um das Testament meines Onkels handelt, das mir Dornau zuspricht und das von Ihnen angefochten wird. Proceßacten? Ja wohl, ich habe auch die Abschriften erhalten, ganze Bände voll, aber angesehen habe ich sie noch nicht."

„Aber, Herr Graf, Sie führen ja doch den Proceß," rief Rüstow, dem diese sorglose Gleichgültigkeit unbegreiflich war.

„Bitte, mein Rechtsanwalt führt ihn," protestirte Edmund, „und er meint, ich sei verpflichtet, die Verfügung meines Onkels unter allen Umständen aufrecht zu erhalten. Ich selbst lege gar keinen so großen Werth auf den Besitz von Dornau."

„Glauben Sie vielleicht, daß ich es thue?" fragte Rüstow scharf. „Mein Brunneck wiegt sechs solcher Güter auf, und meine Tochter braucht wahrhaftig nach der Erbschaft ihres Großvaters nicht zu fragen."

„Ja, weshalb streiten wir dann aber eigentlich? Wenn die Sache so steht, dann ließe sich ja wohl ein Vergleich schließen, der beide Theile —"

„Ich will keinen Vergleich," fuhr der Oberamtsrath ungestüm auf. „Für mich handelt es sich hier nicht um eine Erbschaft, sondern um ein Princip, und das werde ich durchfechten bis auf's Aeußerste. Wenn mein Schwiegervater die Enterbung ausgesprochen hätte — gut! Wir hatten ihm getrotzt — er hatte das Recht dazu. Ich bestreite es ihm nicht, aber daß er meine Ehe in einer so beleidigenden Weise ignorirte, als ob sie gar nicht rechtmäßig geschlossen wäre, daß er das Kind dieser Ehe nicht als seine Enkelin anerkennen wollte, das ist's, was ich ihm noch im Grabe nicht verzeihe und wogegen ich mein Recht geltend mache. Die Ehe *soll* existiren, gerade denen gegenüber, die sie ableugnen möchten; meine Tochter *soll* als legitime und alleinige Erbin ihres Großvaters anerkannt werden, und dann,

wenn der Spruch der Gerichte das unumstößlich festgestellt hat, dann mag Dornau meinetwegen zum Teufel oder zum Majoratsbesitz Ihrer Familie gehen!"

„Da bricht die Grobheit durch!" dachte Graf Edmund, der längst darauf gewartet hatte und den die ganze Sache höchlich amüsirte. Er war mit dem festen Vorsatze gekommen, dem als eine Art von Original bekannten Herrn von Brunneck überhaupt nichts übel zu nehmen. So nahm er denn auch diesen Ausfall von der humoristischen Seite und erwiderte mit der größten Artigkeit:

„Es ist eine sehr schmeichelhafte Zusammenstellung, die Sie da auszusprechen belieben, Herr Oberamtsrath. Daß Dornau zum Teufel geht, dürfte wenig wahrscheinlich sein; ob es an Ettersberg oder an Brunneck fällt, müssen wir abwarten — doch das ist ja Sache der Gerichte. Ich gestehe Ihnen offen, ich bin sehr neugierig, was die Weisheit der Herren Rechtsgelehrten da eigentlich zu Tage fördern wird."

„Nun, das muß ich sagen, eine solche Auffassung der Sache ist mir noch nicht vorgekommen," erklärte Rüstow, ganz starr vor Erstaunen.

„Aber, weshalb denn nicht? Sie verfechten, wie Sie selbst sagen, nur ein Princip; ich vertrete gleichfalls nur die Pietät für den Willen meines Verwandten. Wir sind ganz beneidenswerth objectiv in der Angelegenheit. Also lassen wir in Gottes Namen die Herren Advocaten den Proceß weiter führen! Uns hindert das ja durchaus nicht, freundnachbarlich mit einander zu verkehren."

Rüstow war eben im Begriff, energisch gegen diesen freundnachbarlichen Verkehr zu protestiren, als die Thür geöffnet wurde und seine Tochter auf der Schwelle erschien. Die junge Dame sah heute in dem dunkeln, enganliegenden Reitkleide mit dem von dem schnellen Ritt leicht gerötheten Antlitz noch viel reizender aus, als neulich in der winterlichen Umhüllung. Das fand auch Graf Edmund, der eiligst aufgesprungen war, viel eiliger, als die bloße Höflichkeit erforderte. Hedwig mochte wohl schon von dem Diener erfahren haben, wer sich bei ihrem Vater befand; denn sie verrieth keine Ueberraschung, als sie die Verneigung des Grafen mit einem halb fremden Gruße erwiderte, aber das muthwillige Aufblitzen ihrer Augen zeigte ihm, daß sie die Begegnung so wenig vergessen hatte, wie er selber. Der Oberamtsrath mußte sich wohl oder übel zu einer Vorstellung herablassen, und die Art, wie er den in seinem Hause so verpönten Namen Ettersberg nannte, verrieth, daß der Träger desselben trotz alledem schon einiges Terrain gewonnen hatte.

„Mein Fräulein," wandte sich Edmund zu dem jungen Mädchen, „ich habe erst kürzlich erfahren, wen mir das Schicksal in dem Proceß um Dornau zur Gegnerin gegeben hat. Sie werden daher begreifen, daß ich mich nun beeile, mich Ihnen in aller Form als Feind und Widersacher vorzustellen."

„Sie kommen also nach Brunneck, um das feindliche Terrain zu recognosciren?" fragte Hedwig, sofort auf den übermüthigen Ton eingehend.

„Allerdings! Das ist meine Pflicht unter den obwaltenden Umständen. Ihr Herr Vater hat mir bereits diesen Einbruch in das feindliche Lager verziehen. Vielleicht dürfte ich das auch von Ihnen hoffen, obgleich Sie mir neulich so bestimmt Ihren Namen verweigerten."

„Was ist das?" fuhr Rüstow dazwischen. „Du kennst den Grafen?"

„Jawohl, Papa," sagte Hedwig unbefangen. „Du weißt es ja, daß ich bei der Rückkehr aus der Stadt beinahe mit dem Wagen und dem Anton im Schnee stecken geblieben wäre, und ich habe Dir ja auch von den beiden Herren erzählt, mit deren Hülfe wir endlich hindurch kamen."

Dem Oberamtsrath schien jetzt ein Licht aufzugehen über die Quelle, aus der die freundnachbarliche Zuneigung seines jungen Gastes stammte. Bisher hatte er sich vergebens den Kopf darüber zerbrochen, aber sehr erfreulich mußte ihm die Entdeckung wohl nicht sein, denn seine Stimme klang ziemlich scharf, als er erwiderte:

„Das war also Graf Ettersberg! Warum hast Du mir denn den Namen verschwiegen?"

Hedwig lachte. „Weil ich Dein Vorurtheil gegen denselben kannte, Papa. Ich glaube, wenn irgend eine Lawine uns getroffen hätte, Du hättest mir nicht einmal verziehen, mit einem ‚Ettersberg' zusammen verschüttet zu sein."

„Lawinen giebt es nicht auf unserer Landstraße," grollte Rüstow, dem diese Heiterkeit durchaus nicht gefiel.

„Doch, Herr Oberamtsrath, es war etwas dergleichen in der Thalsenkung niedergegangen," mischte sich Edmund ein. „Ich versichere Ihnen, die Sache war äußerst schwierig und gefährlich. Ich schätzte mich glücklich, dem Fräulein meinen Beistand anbieten zu können."

„Nun, Herr Graf, Sie standen ja größtentheils auf dem Wagentritt," spottete Hedwig. „Ihr schweigsamer Begleiter war es, der uns aus der Noth half. Er" — die Frage kam etwas zögernd heraus — „er ist natürlich nicht mit Ihnen gekommen?"

„Oswald weiß es nicht, daß ich gerade heute nach Brunneck geritten bin," gestand Edmund. „Er wird mir jedenfalls Vorwürfe machen, daß ich ihn des Glückes beraubt habe —"

„O, ich bitte, geben Sie sich doch keine Mühe, mir das einzureden!" unterbrach ihn die junge Dame, indem sie, genau so wie damals am Wagen, das Köpfchen zurückwarf und eine höchst ungnädige Miene annahm. „Ich habe die Artigkeit Ihres Herrn Vetters hinreichend kennen gelernt und trage meinerseits gar kein Verlangen nach einer Erneuerung unserer Bekanntschaft."

Edmund beachtete nicht die Gereiztheit dieser Worte. Er fand es sehr natürlich, daß man den finstern, ungeselligen Oswald nicht vermißte, wo er, Graf Ettersberg, seine ganze Liebenswürdigkeit entfaltete, und er that dies jetzt in so ausgedehnter Weise, daß sogar Rüstow diesem Zauber unterlag. Zwar sträubte er sich mit allen Kräften dagegen, er strebte, seinen Aerger festzuhalten und durch verschiedene grimmige Bemerkungen das Gespräch wieder in's Feindselige hinüberzuspielen, aber eins gelang ihm so wenig wie das andere; das Wesen und die Persönlichkeit des jungen Grafen nahmen ihn mit jeder Minute mehr gefangen. Dieser setzte augenscheinlich Alles daran, das gegen ihn bestehende Vorurtheil zu brechen. Er war sprühend, hinreißend in der Unterhaltung und unendlich liebenswürdig selbst in seinem Muthwillen. Der feindliche Gutsherr wurde überstürzt, gebändigt, noch ehe er es selbst recht wußte; er vergaß zuletzt vollständig, mit wem er es eigentlich zu thun hatte, und als Edmund endlich aufstand, um zu gehen, da geschah das Unerhörte, daß Rüstow ihn hinausbegleitete und ihm sogar zum Abschied die Hand schüttelte.

Erst als er wieder in das Zimmer trat, kam ihm die Besinnung und damit auch der Aerger zurück, und als er vollends sah, daß Hedwig am Balcon stand und dort den Abschiedsgruß des davonsprengenden jungen Grafen empfing, da brach das Ungewitter los.

„Nun, das übersteigt denn doch alle Begriffe. Solch eine Ueberrumpelung ist mir noch nicht vorgekommen. Da kommt dieser Graf Ettersberg ohne Weiteres angeritten, spielt den Liebenswürdigen, behandelt die ganze Proceßangelegenheit als eine Bagatelle, spricht von Vergleichen, von freundschaftlichem Verkehr, von allem Möglichen — er behext Einen ja förmlich mit dieser Manier, sodaß man gar nicht zu Athem kommt. Aber zum zweiten Male lasse ich mir das nicht gefallen. Wenn er wirklich wieder kommt, so werde ich ihm höflichst melden lassen, daß ich nicht zu Hause bin."

„Das thust Du nicht, Papa," sagte Hedwig, die jetzt neben ihm stand und schmeichelnd den Arm um seinen Hals legte. „Dazu hat er Dir selbst viel zu sehr gefallen."

„So? Und Dir wohl auch?" fragte der Vater mit einem sehr kritischen Blicke. „Denkst Du etwa, ich weiß es nicht, was den jungen Herrn nach Brunneck führt? Denkst Du, ich habe den Handkuß nicht gesehen, mit dem er sich von Dir verabschiedete? Aber dergleichen verbitte ich mir ein für alle Mal. Ich will nun einmal mit keinem Ettersberg zu thun haben; ich kenne die Gesellschaft hinreichend. Hochmuth, Selbstsucht, unvernünftiger Starrsinn — das sind die Kennzeichen dieses Geschlechtes; da ist Einer wie der Andere."

„Das ist nicht wahr, Papa," sagte Hedwig mit Entschiedenheit. „Meine Mutter war auch eine Ettersberg, und Du bist mit ihr sehr glücklich gewesen!"

Die Bemerkung war so schlagend, daß Rüstow ganz aus der Fassung gerieth.

„Das — das war eine Ausnahme," versetzte er endlich.

Digitized by Google

„Mir scheint, Graf Edmund ist auch eine Ausnahme," erklärte Hedwig in zuversichtlichem Tone.

„So? Scheint Dir das? Du entwickelst ja eine gewaltige Menschenkenntniß mit Deinen achtzehn Jahren," rief der Oberamtsrath und begann seiner Tochter eine Rede zu halten, in der die „Principien" eine große Rolle spielten. Fräulein Hedwig hörte zu, aber mit einer Miene, die deutlich bewies, daß ihr diese „Principien" höchst gleichgültig seien, und wenn der Vater ihre Gedanken hätte errathen können, so würde er es wahrscheinlich wieder „merkwürdig" gefunden haben, daß sie sich auch diesmal vornahm, genau das Gegentheil von dem zu thun, was ihr anbefohlen wurde. (Fortsetzung folgt.)

Künstliche Diamanten.

Von **Carus Sterne.**

Wieder ist der rastlos vorwärts schreitenden Chemie die Verwirklichung eines alten Traumes geglückt: man hat den kostbarsten aller Edelsteine, den Diamanten, im chemischen Laboratorium dargestellt! Vor zwei Jahren konnten wir in einem Artikel über „Edelstein-Alchemie" (1878, Seite 228) den Lesern der „Gartenlaube" über ein neu entdecktes Verfahren berichten, nach welchem sich Sapphire, Rubine und Smaragde, die nächst ihm werthvollsten Steine, künstlich herstellen lassen. Das waren die Vorläufer, denen um die letzte Jahreswende Gerüchte folgten, daß nun auch dem Diamanten sein Recht geschehen sei. Aber wie es schon so oft dagewesen, diese Gerüchte, welche James Mactear in Glasgow als Denjenigen nannten, dem der große Wurf geglückt sei, erwiesen sich als trügerisch; seine angeblichen Diamanten hielten einer genauen chemischen und mineralogischen Prüfung nicht Stand. Aber die Diamantenfabrikation war nun im Flusse; gleich darauf wurde Dr. Marsden in Bristol als Diamanten-Koch ausgerufen, und ehe er noch seine Künste eingestehen oder ableugnen konnte, legte Professor Stokes am 24. Februar dieses Jahres Proben wirklicher, unbezweifelbarer Kunst-Diamanten, welche J. Ballantyne Hannay, ein junger Chemiker in Glasgow, nach einem sehr sinnreichen Verfahren dargestellt hat, der Londoner königlichen Gesellschaft der Wissenschaften vor.

Ehe wir sein Verfahren und den Weg, der ihn zur Entdeckung desselben geführt hat, genauer beschreiben, wird es zweckmäßig sein, einen Blick auf die Vorgeschichte dieser Entdeckung zu werfen. Jeder Schulknabe weiß heute, daß der Unbezwingliche, Adamas, wie ihn die Alten mit Recht genannt haben, weil er alle Steine ritzt, ohne von irgend einem derselben angegriffen zu werden, für den Chemiker nichts anderes ist, als — bloße Kohle im dichtesten, krystallisirten Zustande. Und doch ist sein Werth nicht ein blos auf seiner Seltenheit beruhender, lediglich eingebildeter, denn der Diamant besitzt wirklich auch innere Eigenschaften, die ihn an die Spitze aller Edelsteine stellen. Wir hörten eben, daß er der härteste aller Steine sei, und neulich (Seite 11 dieses Jahrgangs) erfuhren wir, daß er unter allen Stoffen am stärksten phosphorescirt, nämlich unter gewissen Bedingungen mit der Helligkeit einer brennenden Kerze. Ebenso lenkt er den Lichtstrahl mit einer stärkeren Kraft, als irgend ein anderer Stein, von seinem Wege ab und erzeugt dadurch, indem er die Farbenantheile des weißen Lichtes sondert, das herrlichste Farbengefunkel, welches es geben kann, wenn ein geschickter Schliff dem Lichte zahlreiche Einfallsflächen neben einander verschafft hat.

Außer einigen stark mit Blei oder Thallium — einem durch die Spectralanalyse entdeckten Metalle — versetzten Glasflüssen, aus denen man falsche (Simili-) Brillanten herstellt, zeigen ein so starkes Lichtbrechungsvermögen nur noch einige sehr kohlenstoffreiche organische Substanzen, namentlich viele ätherische Oele, und aus dieser Uebereinstimmung schloß bereits Newton, daß auch der Diamant einen brennbaren Stoff enthalten müsse.

Von dieser Vermuthung ausgehend, veranlaßte der Großherzog Cosimo der Dritte von Toscana im Jahre 1694 durch Hergabe einiger Diamanten die Naturforscher seines Hofes zu Florenz, den Unbezwinglichen einmal im Focus eines großen Brennspiegels der Feuerprobe auszusetzen, welche er — nicht bestand. Hier, wo allerdings auch Gold und Silber wie Wachs schmolzen und sich verflüchtigten, bekam der Stein alsbald Risse, erglühte unter Funkensprühen und verschwand. Es war ein fürstlicher Versuch, welchen Kaiser Franz der Erste 1750 in Wien wiederholen ließ. Am leichtesten geht die Verbrennung in einem Behälter mit reinem Sauerstoffgase vor sich, wobei man zugleich das Verbrennungsproduct sammeln kann, und begüterte Chemiker wiederholen dieses historische Experiment jetzt wohl alljährlich in ihren Vorträgen. Als ich vor achtzehn Jahren bei dem berühmten Mitscherlich (gestorben 1863) in Berlin Chemie hörte, ging der zum Feuertode bestimmte Diamant mit den anderen Brillanten des Professors Tags vorher unter einer Glasglocke im Hörsaal herum, und wir wurden aufgefordert, Studienfreunde anderer Disciplinen, die einen sehr seltenen und berühmten Versuch sehen wollten, in den geräumigen Hörsaal mitzubringen. Es war aber nicht viel dabei zu sehen, und die Verbrennung eines Stückchens gewöhnlicher Holzkohle, einer Uhrfeder, eines Schwefel- oder Phosphorstückes in Sauerstoff ist unendlich glanzvoller. Lavoisier, der in der französischen Revolution der Guillotine geopferte Reformator der Chemie, wies nach, daß der Diamant sich bei dieser Verbrennung in dieselbe Luftart verwandelt, die wir beständig ausathmen und welche Champagner und Selterwasser moussirend macht, in den hauptsächlichsten Bestandtheil unseres Schornsteinrauches, in — Kohlensäure. So ergab sich, daß der Diamant aus gemeinem Kohlenstoff besteht; und daß neben ihm kein weiterer wesentlicher Bestandtheil vorhanden ist, hat später der englische Chemiker Humphry Davy dargethan.

Der Kohlenstoff theilt mit manchen anderen Elementarstoffen die Eigenthümlichkeit, in verschiedenen Modificationen aufzutreten. Die ursprünglichst bekannte Form ist diejenige, in welcher er bei unvollkommener Verbrennung (Verkohlung) der organischen Körper, deren Hauptbestandtheil er bildet, zurückbleibt, weil sich nämlich die anderen Grundbestandtheile derselben leichter und schon bei niedrigerer Temperatur mit Sauerstoff und unter einander zu flüchtigen Verbindungen vereinigen, als er selbst. Auch die Torf-, Braunkohlen- und Steinkohlen-Bildung ist eine solche langsame Verbrennung, deren Product im Allgemeinen um so reicher an reinem Kohlenstoff zu sein pflegt, je älter die Fundschicht und je weiter damit die langsame Verbrennung der organischen Substanz fortgeschritten ist. Ein mehr oder weniger reiner Kohlenstoff einer zweiten Modification findet sich in Gestalt undurchsichtiger bleigrauer, metallglänzender Krystalle oder Schuppen an vielen Orten der Erde; es ist der sogenannte Graphit oder das Reißblei, aus welchem unsere Bleistifte und feuerfesten Tiegel gemacht werden und welcher außerdem in den Künsten und Gewerben vielfache Anwendungen erfährt.

Der Graphit ist von der gewöhnlichen Kohle jedoch wesentlich nicht nur durch seine krystallinische Gestalt, sondern auch in seinen chemischen Eigenschaften verschieden; er ist ein anderer Zustand derselben, wie der rothe Phosphor der schwedischen Zündhölzer ein weniger feuergefährlicher und weniger giftiger Zustand des gewöhnlichen Phosphors ist. Gleichwohl gelingt es nicht nur, gewöhnlichen weißen Phosphor in rothen, sondern auch gewöhnliche Kohle in Graphit umzuwandeln, indem man sie in geschmolzenem Gußeisen auflöst und daraus herauskrystallisiren läßt. Der Ueberschuß scheidet sich beim Erkalten aus dem Gußeisen als Graphit ab und war schon längst als sogenannter Eisenschaum oder Gahrschaum der Hochöfen bekannt. Sollte man nun, so fragten sich die Chemiker seit mehr als einem halben Jahrhundert, nicht den Diamanten ebenso wohl wie seinen rußigen Bruder künstlich herstellen können? In der That, dieser Gedanke hat nichts Abenteuerliches. Da der Diamant, abgesehen von den zufälligen Beimengungen, die ihn öfters färben oder trüben, nichts als klare, krystallisirte Kohle ist, warum sollte man nicht jede Kohlensorte, wie die Chemiker sagen, „umkrystallisiren" lassen können? Es handelt sich hier nicht um die Umwandlung des einen Elementes in ein anderes, wie bei der Alchemie oder Goldmacherkunst, sondern einzig darum, einen gegebenen, überall in Masse vorhandenen Stoff zur Krystallisation zu bringen.

Es giebt für dieses Ziel, wie in dem obenerwähnten Artikel

Digitized by Google

über Edelstein-Alchemie eingehender dargelegt wurde, hauptsächlich drei verschiedene Wege. Man versetzt ihn durch Auflösung oder Erhitzung in gelöste, flüssige oder dampfförmige Gestalt und giebt den dadurch beweglicher gemachten kleinsten Theilchen durch langsame Verdunstung des Lösungsmittels oder allmähliche Abkühlung Zeit und Gelegenheit, die diesem Stoffe eigenthümliche Krystallform anzunehmen. Allein außer dem geschmolzenen Eisen, aus welchem der Kohlenstoff als undurchsichtiger Graphit auskrystallisirt, fand man kein Lösungsmittel desselben, und noch weniger gelang es, ihn für sich zu schmelzen, geschweige denn, ihn zu verflüchtigen. Eine Zeit hindurch gab man sich der Hoffnung hin, die Kohle durch die gewaltige Gluth des zwischen zwei Kohlenspitzen übergehenden galvanischen Lichtbogens zu schmelzen, und hat thatsächlich in demselben kleinere Schmelzperlen entstehen sehen, welche die Härte des Diamanten besaßen. Sie waren aber schwarz und undurchsichtig, wie die schwarzen Diamanten Brasiliens, welche so wenig selten sind und so niedrig im Preise stehen, daß man sie in der Neuzeit zum Besatze von Steinsägen benützt, mit denen man nicht nur Marmor, sondern auch Granit mit der größten Leichtigkeit schneidet.

Aus dem Verhalten eines in den Gluthbogen einer kräftigen elektrischen Batterie gebrachten Diamanten glaubt man im Gegentheil schließen zu müssen, daß der Diamant in der Natur nicht durch Schmelzung entstanden sein könne. Man sieht ihn nämlich, wenn man durch ein dunkelgefärbtes Glas auf den mit blendendem Lichte glänzenden Stein blickt, sich dabei stark aufblähen und in eine coaksähnliche Kohle verwandeln. Die heimlichen Diamanten-Fabrikanten — denn in der Stille hat so mancher Chemiker an dem Problem gearbeitet — versuchten es nun mit der langsamen Ausscheidung des Kohlenstoffs aus seinen Verbindungen, sei es durch chemische Mittel oder durch den galvanischen Strom, mit dessen Hülfe man bereits manches Element aus seinen Verbindungen zum ersten Male isolirt hatte. Im Besondern wurde eine Zeit lang eifrig mit der eine wasserhelle Flüssigkeit darstellenden Verbindung des Schwefels mit dem Kohlenstoff gearbeitet. Es erwies sich jedoch alle Liebesmühe vergebens; überall, wo man den Kohlenstoff zwang, aus einer Verbindung auszutreten, erschien er als schwarzer, rußiger Geselle, so unähnlich wie möglich dem ersehnten strahlenden Anblick der dritten Modification.

Als nun um die letzte Jahreswende James Mactear in Glasgow wirklich künstliche Diamanten erzeugt zu haben glaubte, welche aber die mannigfachen Proben, denen man sie unterwarf, nicht bestanden, ahnte man wohl nicht, daß ein Landsmann von ihm, J. B. Hannay, in derselben Stadt schon auf einem besseren Wege zur Erreichung dieses ersehnten Zieles sei. Hannay hatte sich kurz vorher in Gemeinschaft mit einem Mitarbeiter, Namens Hogarth, mit einer Untersuchungsreihe beschäftigt, welche die Zusammenpreßbarkeit der Gase betraf, über welche der geneigte Leser ebenfalls im Jahrgang 1878 der „Gartenlaube" (Seite 80) Näheres findet. Wir wissen, durch die daselbst näher beschriebenen neuen Untersuchungen, daß sich alle Gase durch die vereinte Wirkung von starkem Druck und Kälte in Flüssigkeiten verwandeln lassen. Die Kälte gehört nothwendig mit dazu, und Dr. Andrews in Belfast hat in neuerer Zeit (1869) gezeigt, daß es für jedes Gas einen bestimmten Temperaturgrad giebt, über welchen hinaus es durch keinen Druck mehr in eine Flüssigkeit verwandelt werden kann. Man nennt diesen Grenzpunkt den kritischen Punkt des betreffenden Gases und hat bemerkt, daß alle Gase dicht jenseits desselben durch starken Druck in einen Zustand versetzt werden, der weder derjenige einer wirklichen Flüssigkeit, noch der eines richtigen Gases ist. Man hat vielmehr einen wahren Uebergangszustand zwischen beiden vor sich, aus welchem sie durch leichte Abkühlung in den flüssigen, durch geringe Druckverminderung in den wahren Gaszustand übergehen.

Es bot sich nun wie von selbst die Frage dar, wie sich in zugeschmolzenen Röhren über ihren kritischen Punkt erhitzte Flüssigkeiten verhalten möchten, die feste Körper aufgelöst enthielten. Wird der letztere ausgeschieden werden, wenn die Flüssigkeit in jenen Mittelzustand übergeht?

Die Versuche von Hannay und Hogarth zeigten, daß z. B. eine weingeistige Lösung von Jodkalium, die in einer starken zugeschmolzenen Glasröhre weit über ihren kritischen Punkt erhitzt wurde, diesen salzartigen Stoff keineswegs ausschied; er blieb in dem gasförmig gewordenen Lösungsmittel aufgelöst, wie vorher in der Flüssigkeit. Erst wenn man die Spitze der Glasröhre durchbrach und damit den Druck plötzlich aufhob, schied sich das Jodkalium aus der gasförmigen Lösung aus, und zwar in Gestalt einer Schneewolke aus feinen Krystallen oder eines zarten Rauhreifes, der sich auf den inneren Wandungen der Glasröhre absetzte.

Weitere Versuche zeigten, daß solche überhitzte und zusammengepreßte Gase, ganz wie eine Flüssigkeit, auch nachträglich feste Körper mit Leichtigkeit auflösten, wie denn z. B. Kieselerde, Thonerde, Zinkoxyd und andere in kochendem Wasser schwerlösliche Stoffe von überhitztem und stark zusammengedrücktem Wasserdampf leicht aufgelöst und beim Nachlaß des Druckes zum Theil in krystallinischer Gestalt ausgeschieden wurden. Doch läßt sich mit Wassergas in diesem Zustande schlecht experimentiren, da es auch die Glaswandungen dabei auflöst.

Wahrscheinlich veranlaßten nun Mactear's angebliche künstliche Diamanten Hannay und Hogarth erst, zu ihren einschlägigen Versuchen zurückzukehren und zu probiren, ob nicht auch Kohle auf diese Weise in Gasen aufgelöst und nachher in krystallinischer Gestalt ausgeschieden werden könnte. Allein — mochten sie nun Graphit, Holzkohle oder feinsten Lampenruß anwenden, es wollte ihnen nicht gelingen, die Kohle trotz der feinsten Zertheilung in irgend einem überhitzten Gase aufzulösen. Sie kamen deshalb darauf, Gase anzuwenden, die den Kohlenstoff in chemischer Verbindung enthalten, und seine Ausscheidung zu bewirken, während sich das Gas in jenem zusammengepreßten Zustande befand, wobei es ja möglich war, daß der Kohlenstoff, wenn auch nicht mehr chemisch gebunden, so doch aufgelöst bleiben konnte, um sich, wie die anderen festen Körper, nachher in krystallinischer Form auszuscheiden. Der Kohlenstoff bildet eine Menge flüchtiger Verbindungen mit Wasserstoff, zu denen beispielsweise unser Petroleum und Leuchtgas gehören, und man kann denselben in stark erhitzten und verschlossenen Röhren den Wasserstoff durch Metalle entziehen, die, wie Natrium und Magnesium, bei hohen Temperaturen eine starke Verwandtschaft zum Wasserstoff haben. Dieser Versuch wurde in sehr dicken flintenlaufartigen Eisenröhren mit anderthalb Zoll starken Wandungen ausgeführt, wobei man Sorge tragen mußte, daß zugleich ein feuerbeständiges Gas vorhanden war, in welchem der ausgeschiedene Kohlenstoff gelöst bleiben konnte. Die feuerbeständigen Verbindungen von Kohlenstoff und Stickstoff (Cyangas ꝛc.) zeigten sich am besten dazu geeignet.

Der Versuch gelang nicht gleich ohne Umschweife. Von zehn Stück dieser starken Eisenröhren, die nur einen halben Zoll innerer Weite besaßen, widerstand nur eine dem starken Gasdruck während des Glühens; neun wurden aufgerissen. Aber wenn der Versuch gelang, zeigten sich in der Röhre feine glänzende Splitter von in krystallinischer Gestalt ausgeschiedener Kohle, das heißt von wirklichen Diamanten.

Hannay selbst, und Professor Maskelyne, ein berühmter englischer Mineraloge, sowie andere Naturforscher haben diese Splitter allen möglichen Proben unterworfen, um sich zu vergewissern, ob es wirkliche Diamanten seien. Und sie haben alle diese Proben bestanden. Ihre Härte ist so groß, daß sie Sapphir mit Leichtigkeit ritzen, was eben nur der Diamant vermag. Sie sind, wie der echte Diamant, dreiundeinhalbmal schwerer als Wasser. In dem elektrischen Glühbogen verhalten sie sich ebenfalls ganz wie der natürliche Diamant, und vor dem Löthrohre oder in Sauerstoff verbrennen sie ohne Rückstand und geben soviel Kohlensäure, daß man den Kohlenstoffgehalt, ähnlich wie bei echten Diamanten, auf achtundneunzig Procent berechnen konnte. Die Krystallgestalt betreffend, fand man eine höchst charakteristische Eigenthümlichkeit der natürlichen Diamanten, nämlich, daß sie nicht wie fast alle anderen Krystalle gerade, sondern gewölbte Flächen zeigen, auch an den künstlichen wieder, doch ließ sich wegen der Kleinheit der Fragmente hier wenig Sicheres feststellen. Es scheint fast, als ob man es mit zersprungenen Krystallen zu thun habe; denn nur an wenigen Stücken fand man ausgebildete Flächen oder Ecken, vielleicht war der plötzliche Uebergang von starkem zu geringem Druck oder von hoher zu niedriger Temperatur daran schuld. Eins nur erscheint sicher: das lange angestrebte Problem, Diamanten zu erzeugen, dürfte hiermit gelöst sein.

Ob dieses für die Wissenschaft höchst interessante Ergebniß für das praktische Leben jemals irgend eine Bedeutung gewinnen wird, steht dahin. Vorläufig dürfen Diejenigen, welche einen

Theil ihres Ueberflusses in Brillanten angelegt haben, ruhig schlafen; die erwähnten kleinen Partikel werden ihre Schätze nicht entwerthen. Es ist ja nicht undenkbar, daß die Industrie sich des von den Erfindern offen dargelegten Verfahrens mit Erfolg bemächtigen und daß sie als Schmucksteine brauchbare Krystalle erzeugen mag; wahrscheinlich ist es gerade nicht. Auch würde darin kein großer Gewinn für die Gesammtheit liegen; denn mit ihrem Kaufpreise würde auch sofort ihr Ansehen sinken, weil sie dann nicht mehr als sicheres Unterscheidungsmittel der Geldaristokratie gelten könnten.

Viel wichtiger würde es sein, wenn man so große und reine Stücke herstellen könnte, daß sich daraus Gläser für Mikroskope und Fernröhre herstellen ließen, die wahrscheinlich unsere gläsernen Werkzeuge übertreffen würden, doch ist dazu noch weniger Aussicht vorhanden. Eine andere naheliegende Frage ist, ob sich die Diamanten in der Natur unter ähnlichen Verhältnissen gebildet haben möchten, wie die Haunay'schen? Die äußeren Bedingungen dazu, starke Glühprocesse unter gewaltigem Gasdruck, sind gewiß oftmals auf dem jungen Erdball vorhanden gewesen. Es ist für mich selbst überraschend und bezeichnend für die Weise, wie Prophezeiungen zu Stande kommen, daß ich vor ungefähr elf Jahren die Abscheidung des Kohlenstoffs aus seinen Verbindungen durch Metalle bei hohem Gasdruck als den muthmaßlichen Weg bezeichnete, auf dem die Natur Diamanten hervorgebracht haben könnte.

Nicht um irgend welche Prioritätsansprüche zu erheben, sondern einfach der Curiosität halber theile ich die Stelle, welche in einer Berliner Zeitschrift („Das Haus", 1869, Nr. 25) steht, hier wörtlich mit. Es ist dort davon die Rede, daß das oben beschriebene Verhalten des Diamanten in der Hitze des galvanischen Kohlenlichtes nicht dafür spräche, daß er auf feurigem Wege entstanden sei. Nun heißt es: „Aus diesem Verhalten hatte man alsbald geschlossen, daß die Bildung der Diamanten auf kaltem und nassem Wege vor sich gegangen sein müsse, und Liebig sprach seine Meinung dahin aus, daß vielleicht eine Art Fäulniß oder Zersetzungsproceß aus einer organischen Substanz den Kohlenstoff in krystallinischer Form abgeschieden habe. Ein solcher Abscheidungsproceß hat immerhin für den Chemiker seine Fragezeichen, und man mag eher an die Abscheidung des Kohlenstoffes durch andere Substanzen, vielleicht unter erhöhtem Druck, denken. So scheidet Eisen das Kupfer aus seinen Lösungen ... Vielleicht waren es in der That Eisenverbindungen, welche den Kohlenstoff als Diamant ausschieden; denn er kommt besonders häufig in einem eisenreichen Steinschutt (Caskalho) vor."

Im Uebrigen braucht die Diamantenbildung in der Natur nicht überall in gleicher Weise vor sich gegangen zu sein — die Natur hat viele Mittel, und es läßt sich nicht leugnen, daß viele Diamanten Eigenschaften darbieten, welche eine allmähliche Bildung auf nassem Wege bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich machen. Manche Stücke zeigen Vertiefungen an der Oberfläche, als ob dieselbe ursprünglich weich gewesen wäre und Eindrücke von runden Sandkörnern oder spitzen Steinen empfangen habe. Aehnliche Vermuthungen erweckt das Studium der Einschlüsse vieler Diamanten. Petzoldt wollte Ueberbleibsel organischer Zellenbildung in einzelnen Stücken gesehen haben, und auch Göppert bemerkte 1854 mikroskopische Maschenbildungen, die wenn auch nicht auf organische Zellenbildungen, doch auf ein System regelmäßiger Sprünge hindeuteten, wie sich solche in weichen, langsam eintrocknenden organischen Massen (wie Gummi und Harz) bilden. Lippert nahm vor zwölf Jahren in gewissen Diamanten traubenförmig gehäufte grüne Kügelchen wahr, die auf's Täuschendste den Zellen gewisser niedriger Pflanzen (Algen) glichen, und manche Naturforscher waren nicht abgeneigt, darin diejenigen Organismen zu erblicken, welche vielleicht die Bildung der Diamanten bewirkt haben könnten. Obwohl diese Vermuthung noch durch die Aehnlichkeit der krummflächigen Diamanten mit gewissen, in organischen Flüssigkeiten gebildeten Krystallen, den sogenannten Krystalloiden, unterstützt wird, bietet sie doch bei näherer Betrachtung so viele Schwierigkeiten, daß es richtiger ist, unsere völlige Unkenntniß von der Bildung der natürlichen Diamanten einzugestehen. Um so erfreulicher ist der Triumph der Wissenschaft auf diesem Gebiete, sofern er einen neuen, vorher ungeahnten Weg zeigt und beweist — wenn man daran zweifeln könnte — daß die bekannten Naturkräfte ausreichen, um den Diamanten hervorzubringen und seine Bildung zu erklären.

Aus der zoologischen Station in Neapel.

Von **Carl Vogt.**

„Nun, Antonio, etwas Neues?" fragt einen wettergebräunten älteren Fischer ein blonder Herr im Arbeitsrocke, der seine Cigarre mit weltmännischem Anstande zwischen den Fingern hält.

„Nicht viel, Doctor Eisig," antwortet statt des Fischers, der ein verzweifeltes Gesicht macht und nur mit den Achseln zuckt, ein junger, hochaufgeschossener Mann in hohen Stiefeln, der als Diener eine Schürze vorgebunden hat und mit Pincette und Lupe in dem großen niedrigen Holzbecken herumkramt, in das der Fischer seinen Fang ausgeschüttet hat. „Bei solcher Tramontana, wie sie seit einigen Tagen herrscht, ist die Fischerei nicht ergiebig."

„So gehen Sie einmal nach Amphioxus, Antonio!" befiehlt Dr. Eisig, „es sind verschiedene Herren da, welche den ‚ehrwürdigen Stammvater' haben möchten. Geben Sie ihm sein Geld, Salvatore, und Du," wendet er sich zu einem kleinen Jungen, „rufe Herrn Schmidtlein!"

Der Ort, wo dieses Gespräch stattfindet, ist eine geräumige, durch drei gewaltige Bogenfenster erleuchtete Halle, aus welcher jetzt Fischer und Diener mit Benutzung einer seitlich hinabführenden engen Treppe verschwinden. Die Fenster entlang stehen auf einem breiten Gerüste, das in seinem Innern große, zur Aufbewahrung bestimmte Kisten enthält, die runden, kaum handhohen Becken, in welchen der Fang sortirt wird. An der Hinterwand, dem Sortirungstische gegenüber, befinden sich zwei über einander stehende Reihen von Aquarien, etwa einen Meter hoch und tief, durch welche beständig Ströme von Seewasser hindurchrieseln. Die Thüren an beiden Enden führen in das Arbeitszimmer.

Professor Dohrn, der Gründer und Leiter der Anstalt, hat mir für die kurze Zeit meines Aufenthaltes in zuvorkommendster Weise eines dieser Zimmer, das er selbst zu seinen Arbeiten benutzt, eingeräumt. Ich trete in dem Augenblicke, wo der Fischer abgeht, aus meiner Thür, um zu sehen, was man Neues gebracht haben könne.

Es krabbelt und knistert in dem Sortirbecken. Hunderte von Einsiedlerkrebsen (Pagurus) arbeiten unter einander herum, jeder seine Schneckenschale mit sich schleppend, auf welcher eine schöne, blaßviolette, mit rothen Punkten gezierte Actinie, die Adamsia, sitzt. Ich habe früher in der „Gartenlaube" (Jahrg. 1876, Nr. 25) von Roscoff her das zarte Freundschaftsverhältniß beschrieben, welches zwischen dem Krebse und der Actinie herrscht — aber während die so gesellten Freunde in Roscoff selten sind, kann man hier täglich Hunderte und aber Hunderte von Exemplaren haben. „Vortreffliches Futter für meine Meeraale, Muränen, Ziegen- und Zahnfische," sagt der inzwischen herbeigekommene Herr Schmidtlein, indem er sich über die Paguren beugt. „Michele, mache Dich gleich daran, die Bursche aus den Schalen herauszuholen! Sie werden Ihre Freude haben, Professor, zu sehen, wie meine Aale aus ihren Töpfen herausschlüpfen und über die Einsiedler herfallen, sobald man sie in ihr Bassin schüttet. Das knackt förmlich unter ihren Zähnen."

Die Meeraale (Conger) und die gefleckten Muränen bergen sich in der That in dem großen Aquarium, das dem Publicum geöffnet ist, in Thonurnen und Töpfen, aus denen sie nur die Köpfe hervorstrecken, bis das Futter sie vollständig hervorlockt. Die Töpfe passen so gut zu den Thieren, daß eine das Aquarium besuchende Dame fragte, ob sie von den Fischen selbst gefertigt seien?

Unterdessen sind ein zweiter und dritter Fischer, jeder mit seinem Gehülfen, eingetreten. Der Eine hat mit dem feinen Netze an der Oberfläche den pelagischen, schwimmenden Thieren nachgestellt, der Andere auf einer Untiefe (secca) mit dem Schleppnetze den Boden abgekratzt. Salvatore schließt einen Be-

Digitized by Google

hälter auf und nimmt verschiedene große und kleinere Glasgefäße heraus. „Früher ließen wir unsere Glasgefäße frei stehen," sagt Dr. Eisig, „sie verschwanden wie durch Zauberei trotz aller Beaufsichtigung! Intelligent, aber diebisch — ist die Signatur dieses Volkes."

„Wollen Sie Auftrieb?" fragt Salvatore, indem er das Wort ausspricht, als werde es mit einem aspirirten H geschrieben. „Oceania in Menge!" Die kleinen, hutförmigen Quallen mit ihren durchsichtigen Schirmen, ihren weißen Mägen, die in der Mitte des Schirmes aufgehängt sind, und den feinen, langen, zartgefärbten Fühlfäden tummeln sich in dem Glase umher. „Wenn nicht, so erhält sie Professor Metschnikoff."

„Ach ja," sagt dieser, der eben in der Thür erscheint, „ich hoffe, sie führen sich besser auf, als die letzten, welche ich bekam."

„Wie so, College?"

„Nun ja," sagt Metschnikoff, „ich will ja die Entwickelung der Eier studiren, und die letzten legten auch viele — aber sie waren alle nicht befruchtet. Ich glaube, die Kälte —"

„Na ob!" seufzt Schmidtlein. „Haben Sie gesehen, welche Verheerungen die Kälte unter meinen Ziegenfischen (Balistes capriscus) angerichtet hat? Als Sie kamen, Professor Vogt, hatte ich noch einen ganzen Schwarm, und Sie freuten sich an ihrem lebhaften Wesen. Jetzt sterben sie wie die Fliegen, und in ein paar Tagen werden wir keinen einzigen mehr haben."

Der Leiter des Aquariums schreitet gebeugten Hauptes der Treppe zu, um sich zu seinen Pfleglingen zu begeben. Er darf sich derselben rühmen. Ich habe die meisten See-Aquarien des Binnenlandes gesehen — keines kann sich, was Reichthum der Formen, Pracht der Farben, Auswahl der Exemplare betrifft, auch nur entfernt mit demjenigen der Station in Neapel messen. Die eigenthümlichen Lebensbedingungen sind einer jeden Art so gut abgelauscht und angepaßt, daß die meisten nicht nur ausdauern, sondern sich auch fortpflanzen und vervielfältigen. Die zartesten Thiere, welche bei der geringsten Berührung leiden und niemals transportirt werden können, sieht man hier fast alltäglich — wenn sie auch nur einige Tage in dem Aquarium leben, so ersetzt der nächste Fang den Verlust. Man kann Stunden und Tage in diesen Räumen verbringen und wird stets etwas Neues sehen und beobachten können. An der Farbenpracht der Becken aber, welche die lebenden Korallen oder Röhrenwürmer beherbergen, würde selbst die Palette eines Makart scheitern.

„Nichts für mich?" ruft ein magerer, schwarzhaariger Mann, der aus einer Thür neben der meinigen in die Halle tritt. „Doch! Da sind ja einige Feuerwalzen (Pyrosoma)!"

„Geduld, lieber Müller," sagt Eisig, „erst wollen wir sie in unsere Gläser übergießen, und dann wollen wir doch sehen, ob nicht Professor Götte von Straßburg welche braucht, um Infusorien darauf zu suchen."

„Er wird doch nicht gleich ein ganzes Dutzend nöthig haben?" antwortet Müller, „und die Infusorien werden ebenso gut auf den weniger schönen Exemplaren zu finden sein. Ich annectire also die schönsten Zapfen — es werden immer welche verlangt, von allen Museen; sie leuchten freilich nicht in den Gläsern wie im Meere, aber zeigen muß man sie können, wenn von Leuchtthieren die Rede ist. Da sehe ich auch Phronima."

„Paul Meyer wollte Junge haben. Sehen wir zu, ob welche in ihrem Tönnchen sind."

Das so benannte Krebschen könnte auch der Turnerkrebs genannt werden. „Es ist," sagt Schmidtlein in seinem trefflichen „Leitfaden für das Aquarium der zoologischen Station in Neapel", „ein kleines pelagisches Krebschen von glasartiger Durchsichtigkeit, das merkwürdiger Weise in jungen Pyrosomen lebt, welche es zu einer kleinen Tonne ausfrißt und sodann als ambulante Wohnung in Besitz nimmt. Indem es sich mit den vorderen Beinpaaren in der Tonne festklammert, steckt es den Hinterleib aus derselben hervor und schwimmt durch lebhafte Ruderschläge der Schwanzanhänge munter mit seinem Füßchen umher. Auch als Kinderstube benutzt der kleine Diogenes seine Gallerttonne, indem nicht nur die Eier an der Innenwand derselben befestigt werden, sondern auch die schon ausgeschlüpften Jungen noch geraume Zeit ihren Aufenthalt darin nehmen." Das turnt in der That in und mit der Tonne, wie am Reck und Barren — und die Heiterkeit des Vorganges wird noch erhöht durch die überaus seltsame Gestalt des Krebschens mit seinen riesigen Augen, dem pferdeähnlichen Kopfe, den langen Klammerarmen und dem spindeldürren Leibe.

Müller verschwindet mit seiner Beute in sein Zimmer, dessen kleinstes Plätzchen mit Gläsern und Gefäßen aller Art überfüllt ist. Er besorgt die Conservirung der Thiere, welche theils zur Bildung einer typischen Localfauna, theils zum Verkauf an Museen und öffentliche oder Privatsammlungen bestimmt sind. Man staunt über die Fortschritte, welche diese Kunst in den letzten Jahren gemacht hat, wie man allmählich gelernt hat, die glasartige Durchsichtigkeit der pelagischen schwimmenden Seethiere ebenso zu erhalten, wie ihre zarten Farbentöne und die Umrisse ihres ganzen, vom Wasser aufgeschwemmten Körpers. Die zoologische Station wollte die Ausstellung von Fischereigegenständen beschicken, welche soeben in Berlin eröffnet worden ist; ich bin überzeugt, daß neben dem Modell der ganzen Anstalt, den Geräthen und Apparaten, welche der wissenschaftlichen Fischerei dienen, die Sammlung conservirter Seethiere, welche man für die Ausstellung vorbereitete, die Aufmerksamkeit aller Kenner im höchsten Grade fesseln wird.

Die Nachricht, daß manches Brauchbare gefischt worden sei, hat sich wellenartig weiter verbreitet. Dr. Berthold, der Botaniker der Station, sucht in den Kübeln nach Algen und Tangen im Zustande der Fructification; er versichert uns, daß das Mittelmeer, und speciell der Golf von Neapel, weit reicher an interessanten Formen sei, als man nach den bisherigen Forschungen hätte glauben können, und daß namentlich die Taucherei mit dem Scaphander (einer besondern Art von Schwimmkleid) für die Botaniker von unschätzbarem Werthe sei. So viel wir wissen, arbeiten gegenwärtig drei Algologen in der Station; sie erhalten ihr Material und theilen sich brüderlich darein.

„Achtung! Die Meyerei rückt an!"

Die so angekündigte Truppe besteht aus zwei Norddeutschen, die auf dem nördlichen Flügel des Gebäudes ihre Laboratorien haben. Dr. Paul Meyer nimmt die Tönnchen mit Phronima-Eiern in Empfang, die er mit Hülfe eines sinnreichen Apparates ausbrüten will, der die Eier beständig hin- und herschleudern soll, wie dies im Leben von den Krebsmüttern geschieht; er forscht außerdem nach kleinen Ziegenkrebsen (Caprelliden), über welche er eine Monographie ausarbeitet.

Fritz Meyer geht direct auf Professor Metschnikoff los, mit einigen Präparaten bewaffnet.

„Sie erinnern sich des Haliphysema, Herr Professor?"

„Ach ja!" antwortet Metschnikoff, „es ist ja wohl sehr schwierig."

„Ich habe die Kieselnadeln mit Flußsäure aufgelöst und nachher den Körper mit Carmin gefärbt; es geht recht gut; wollen Sie die Präparate sehen? Die Kerne sind deutlich. Vorher möchte ich aber noch einige zusammengesetzte Seescheiden (Ascidien) nehmen, vielleicht auch ein kleines Pyrosoma."

Wir folgen Fritz Meyer in sein Zimmer, wo einige junge Gehülfen an der Arbeit sitzen. Er zeigt uns die mikroskopischen Präparate, mit deren Herstellung er betraut ist und die bald ferienweise in den Handel kommen sollen. Die Anfragen um solche Präparate, von denen viele nur am Meeresstrande gefertigt werden können, häuften sich so, daß die Station einen besondern Betriebszweig dafür einrichten mußte.

Wir kehren in die Halle zurück und finden dort unsern Freund, Professor Dohrn, der aufmerksam einen kleinen Wurm betrachtet, welchen ihm Salvatore in einem Uhrglase überreicht hat.

„Ich habe solch Thier noch niemals gesehen," sagt Salvatore.

„Ich auch nicht," sagt Dohrn. „Was meinen Sie, Doctor Lang?" indem er sich an einen jungen, stämmigen Mann wendet, dessen ganze Figur den Schweizer erkennen läßt; „gehört die Bestie in Ihr Bereich?"

„Hm!" antwortet dieser, „das Ding scheint einen Rüssel zu haben; sollte es eine Nemertine sein?"

„Woher dann die franzenartigen Falten am Hintertheile?"

„Aber ein Wurm ist es doch."

„Wurm sagt gar nichts. Ein Ringelwurm? Was halten Sie davon, Eisig? Dann hätten Sie ein Recht darauf."

„Danke! Ich bearbeite die Borstenwürmer. Das Ding hat keine Borsten."

„Aber Etwas muß es doch sein."

Digitized by Google

Es wird hin und her gerathen und discutirt; fünf Professoren, Dohrn von Neapel, Metschnikoff von Odessa, Götte von Straßburg, Duplessis von Lausanne und Vogt von Genf, lassen das Uhrglas von Hand zu Hand gehen, betrachten das Ding mit der Lupe, schütteln den Kopf; so und so viel Doctoren thun dasselbe. Jeder hat eine andere Meinung; endlich sagt Dohrn:

„Nehmen Sie den Teufelswurm, Lang, zeichnen Sie ihn genau, so lange er lebt, und dann härten und färben Sie ihn und machen Sie Schnitte! Da muß es sich ja wohl zeigen, weß Geistes Kind er ist."

Aber es zeigte sich nicht, oder vielmehr, es kam schließlich heraus, daß wir Alle durch ein abgerissenes Stück eines Tentakels von irgend einem Wurme gefoppt worden waren, das sich in sich selbst eingestülpt hatte und nun aussah wie ein Wurm, der einen langen Rüssel einziehen und ausstrecken konnte. Die kleine Geschichte giebt uns auf's Neue den Beweis, daß all unser Wissen Stückwerk ist und daß noch für lange Zeiten Stoff genug für Untersuchungen am Meere sich findet, wenngleich einige Weisheitskrämer die Meinung geäußert hatten, die Errichtung einer Station sei schon deshalb unzweckmäßig, weil die Bucht von Neapel in wenig Jahren durch die Menge der dort sich einfindenden Naturforscher so gründlich durchstudirt sein müsse, daß gar nichts mehr für die Nachfolger übrig bleiben werde. Du lieber Himmel! Jede Forschung erzeugt neue Probleme, neue Forschung.

„Na, Petersen, was ist denn schon wieder los?" fragt Dohrn einen jungen Mann, der eine Nebentreppe herunter eilt.

„Was los ist, Herr Dohrn?" antwortet dieser in kurzen, über einander purzelnden Sätzen; „was los ist? Mit Ihrer Erlaubniß, die Bacterien sind los; die Vibrionen kommen uns über den Hals. Alles stirbt."

„Nanu! So arg wird es doch nicht sein?"

„Aber doch, Herr Dohrn! Das Wasser wird schon trübe im großen Arbeitssaal, und wenn wir nicht Einhalt thun, kommen die Vibrionen hinunter in das Aquarium."

„Das wäre doch zu toll. Da müssen Sie sich mit aller Macht entgegenstemmen."

„Wir werden Alles ausputzen und gleich den Strom absperren. Aber ich muß Hülfe haben."

„Alle Hände auf Deck, Petersen! Schade um die schönen Colonien von Hydroid-Polypen und die lustige Gesellschaft von kleinen Mysis-Krebschen, die sich in dem Aquarium des großen Arbeitssaales festgesetzt hatten! Aber, à propos, Petersen, können wir morgen fahren?"

„Mit dem Dampfer? Nein, Herr Dohrn, ich brauche die Leute morgen noch zum Putzen und Reinigen. Wir müssen finden, wo sich die Vibrionen entwickeln."

„Der Professor Vogt möchte gern dabei sein, wenn wir mit dem Scaphander tauchen."

„Versteht sich! Uebermorgen wird Alles in Ordnung sein. He! Aniello! Michele! Francesco! Wir wollen nach oben gehen."

Nach kurzer Zeit erscheint Petersen, der Obermaschinist, wieder auf der Bildfläche, freundlich lächelnd.

„Ich glaube, wir haben's. Das Zuflußrohr oben ist zu weit. Es darf keine Luft hineinkommen. Wir machen es enger."

„Also können wir morgen fahren?"

„Nein, wir müssen morgen Kohlen im Arsenal fassen. Auch geht der Hamburger Dampfer ab —"

Vielleicht hat der Leser durch das Gesagte einen, wenn auch nur schwachen Einblick in das vielfach bewegte Leben gewonnen, das in der Dohrn'schen Station sich entfaltet, und dem trotz der scheinbaren Ungebundenheit eine festgefügte Organisation zu Grunde liegt. Jeder der immerhin zahlreichen Beamten hat sein specielles Departement, seine bestimmte Aufgabe und Verantwortlichkeit; abwechselnd von Woche zu Woche ist Reih' um einer du jour, der das Kommen und Gehen der Diener und Angestellten zu überwachen und zu controlliren hat und Morgens der Erste, Abends der Letzte auf dem Platze sein muß. Jeder hat Rechnungsbücher zu führen, Beobachtungstabellen zu bearbeiten, bestimmte wissenschaftliche Aufgaben durchzuführen, je nach specifischen Talenten und Neigungen. Es herrscht ein angenehmer Ton freier, aber gebildeter Sitte unter diesem aus allen Ländern deutscher Zunge zusammengewürfelten Generalstab der Station; ich bin während vierzehn Tagen beim einfachen Frühstück ihr Tafelgenosse gewesen und habe nur die angenehmsten Erinnerungen davon nach Hause gebracht.

Gar Mancher, der keinen Begriff von den Aufgaben hat, welche die wissenschaftliche Forschung sich heute stellen muß, mag über diesen Generalstab von acht Beamten, denen noch eine doppelt so große Anzahl von untergeordneten Bediensteten zur Seite steht, bedenklich den Kopf geschüttelt haben, und manche Forscher der alten Schule, an Geringfügigkeit der Aushülfen und Mittel gewöhnt, haben ihre Zweifel laut werden lassen. Ich muß offen gestehen, daß ich zum Theil derselben Ansicht war, bis ich mich durch längeres, eingehendes Studium der Verhältnisse vielmehr zu der Ueberzeugung bekehrte, daß das Personal der Anstalt nur mit äußerster Anspannung der Kräfte den Aufgaben genügen kann und weit eher eine Vermehrung, als eine Verminderung des Personals in Aussicht zu nehmen ist.

Es ist leicht, diese Behauptung zu begründen.

Regierungen und Institute haben über zwanzig Arbeitstische gemiethet, zu deren Benutzung sie berechtigte Forscher nach der Anstalt senden. Anfangs April arbeiteten dort, wie mir mein Assistent berichtet, welcher den Schweizer-Tisch einnimmt, 26 Personen. Diesen muß beständig das Material an Thieren und Pflanzen geliefert werden, dessen sie zu ihren Untersuchungen bedürfen. Zwei Segelboote und zwei Ruderboote sind fortwährend mit dieser wissenschaftlichen Fischerei beschäftigt — bald mit dem feinen Netze an der Oberfläche, um pelagische Thiere zu haschen, bald mit Schleppkratzen, Reusen, Netzen und Angelschnüren auf den Untiefen.

Es zeigte sich bald, daß die Kräfte, welche man auf diesen Fahrzeugen entwickeln konnte, zu der so unendlich wichtigen Tiefseefischerei nicht ausreichten; die Akademie der Wissenschaften in Berlin schenkte einen kleinen Dampfer, zu welchem das preußische Unterrichtsministerium einen Beitrag gab — die ganze Flottille, so klein sie ist, bedarf Mannschaft, der Dampfer einen Maschinisten, Leute zur Handhabung der schweren Schleppnetze, der Luftpumpen des Tauchapparates. Außerdem haben sich die Fischer des Golfs daran gewöhnt, in die Station zu bringen, was sie auf dem Markte nicht verwerthen können, und so sind schon die seltensten und schönsten Stücke zur Beobachtung gekommen.

Wie bei der Jagd, spielt bei der Fischerei der Zufall eine bedeutende Rolle. Um ein bestimmtes Thier beschaffen zu können, muß man oft Haufen anderer Thiere in den Kauf nehmen. Ein Beispiel! Dr. Lang, der Bibliothekar der Station, bearbeitet nebenbei für die Fauna des Golfes die Plattwürmer und speciell die Gruppe der Planarien. Diese äußerst delicaten, oft mit den schönsten Farben gezierten Strudelwürmer verkriechen sich so zwischen Algen, in Löchern und Ritzen der Felsen, daß man sie kaum erblicken und auch dann meistens nicht haschen kann, ohne sie zu zerreißen. Man muß die mit hundert und aber hundert Thier- und Pflanzengebilden bewachsenen Grundproben ruhig im Wasser stehen lassen — nach einigen Stunden oder selbst erst nach Tagen kommen die blattartigen Thiere hervor, kriechen oder schwimmen umher. Man hat jetzt Planarien, aber nebenher die schönsten Grundthiere, Korallen, Seesterne, See-Igel, Moosthiere ꝛc. eingefangen. Die letzteren passen nun zwar vielfach für das große, dem Publicum geöffnete Aquarium, das einestheils durch die Besucher eine Einnahmequelle ist, anderntheils einen unversiechbaren Reservefonds für die Forscher bildet, aber dieses Aquarium bedarf eines umsichtigen, kenntnißreichen Leiters, der seinen Pfleglingen mit liebevoller Aufmerksamkeit folgt; es bedarf weiterer Beamten an der Casse, Diener für die Besorgung.

Nicht Alles paßt für das Aquarium. Aber Museen, Unterrichtsanstalten und Private schreien nach wohl conservirten Seethieren, und je eifriger man sich bemüht, diesen Forderungen gerecht zu werden, desto stürmischer wird die Nachfrage. Der Export solcher conservirten Thiere verlangt eine bedeutende Correspondenz und genaue Buchführung — der Leiter dieses Geschäftszweiges, dessen stets fortschreitende Entwickelung gezeigt hat, daß er einem wesentlichen Bedürfnisse entspricht, muß zugleich ein wissenschaftlich gebildeter Mann sein — er hat mit seinen Gehülfen vollauf zu thun.

Die Herstellung mikroskopischer Präparate ist ein ganz bedeutender Industriezweig geworden. Es giebt kaum eine Secundärschule, welche nicht eine Sammlung mikroskopischer Präparate besäße; die Universitäten bedürfen derselben massenhaft. Viele dieser Präparate können nur am Meeresstrande hergestellt oder vorbereitet werden. Man verlangt sie von allen Seiten. Der

dafür angestellte Beamte arbeitet in angestrengtester Weise mit mehreren Gehülfen, um den ersten Anforderungen zu genügen.

Der Forscher, welcher in der Station arbeitet, soll dort Alles vorfinden, was ihm zu seiner Arbeit nöthig ist. In keinem andern Laboratorium, so weit ich sie kenne, findet sich eine Bibliothek, welche sich nur im Entferntesten mit derjenigen der Station in Neapel vergleichen ließe. Ein Bibliothekar ist nöthig, sie in Ordnung zu halten. Wenn derselbe heute noch nebenbei zeichnet und wissenschaftlich forscht, so wird dies bald, bei fortschreitender Vermehrung der Bibliothek, kaum mehr möglich sein. —

„Ist das Thier, welches ich eben untersuche, auch wirklich die Art, für die ich es halte?" Eine oft ungemein schwer zu beantwortende Frage, die sich aber leichter lösen läßt, wenn eine typische Sammlung sämmtlicher im Golfe gefundener Arten existirt, mit welcher ich meinen Fund vergleichen kann. Aber es giebt tausend und abertausend Arten, und der Beamte, der dieselben sammeln und bestimmen soll, schwitzt manchmal Tage lang über Texten und Zeichnungen, bis er die richtige Lösung findet.

„Ich komme, um die Entwickelung des Amphioxus zu studiren," sagt ein in den Osterferien eintretender Forscher.

„Thut uns leid, das Thierchen laicht erst im Hochsommer — haben Sie den Katalog der Erscheinungs- und Laichzeiten nicht nachgesehen, den wir veröffentlicht haben und alljährlich vervollständigen? Wenden Sie sich an Herrn Doctor Eisig — er wird Ihnen sagen können, was jetzt vorkommt, laicht, sich fortpflanzt und entwickelt!"

„Kann ich Bonellia bekommen?" fragt ein Anderer. „Ich möchte gern diesen merkwürdigen Wurm studiren, dessen winzige Männchen als Schmarotzer in den Organen des riesigen Weibchens leben."

„Sie sollen welche haben bei dem nächsten Ausfluge des Dampfers nach Gaëta, wo das Thier in Menge in Löchern des Uferkalkes lebt; hier in der Nähe ist es zu selten, als daß wir eine bestimmte Zusage machen könnten."

Es ist klar, daß die Station eine ebenso vollständige Kenntniß der Erscheinungszeiten, der Entwickelungsperioden der Thiere und Pflanzen besitzen muß, wie sie andererseits wissen muß, an welchen Orten, in welcher Tiefenzone dieses oder jenes Wesen zu haben und wie ihm am leichtesten beizukommen ist. Sie muß nach und nach den Golf und seine Bewohner, deren Wechsel und Standorte ebenso genau kennen, wie ein Forstmann sein Revier, um den wissensdurstigen Jägern ihre tägliche Beute zuführen zu können.

Als vor vierzig und mehr Jahren die Forschungen am Meeresufer allgemeiner zu werden begannen und sich von dem elementaren Sammeln und Suchen nach neuen Orten zu tieferen Studien über die Organisation und Entwickelung der Seethiere ausbildeten, da war fast Alles neu, die Mühe geringer, der Erfolg sicherer. Ein Aufenthalt von einigen Wochen während der Ferien gab Ausbeute genug — es bedurfte nur eines Bootes, eines Netzes und eines Mikroskopes, um die kurze Zeit fruchtbringend verwenden zu können. Damals schöpfte man gewissermaßen den Rahm ab. Aber jetzt sind diese von selbst sich bietenden Gegenstände nahezu erschöpft; es bedarf längerer Studien, zeitraubender Präparationen, um die verwickelten Fragen beantworten zu können, welche die Wissenschaft täglich aufwirft. Je mehr die Untersuchung sich vertieft, desto bedeutender werden die Forderungen nach den Hülfsmitteln, deren sie bedarf. Es geht hier so, wie bei allen anderen Forschungszweigen. Das Postament eines einzigen Teleskopes kostet heutzutage mehr, als zu Galilei's Zeiten sämmtliche Sternwarten der Welt in ihrer Gesammtheit, und zur Beobachtung eines so einfachen Phänomens, wie der Durchgang der Venus vor der Sonne, mußten sich alle civilisirten Nationen der Welt verbinden und förmliche Flottenexpeditionen ausrüsten.

So ist denn auch hier aus den Forderungen der Wissenschaft selbst eine großartige internationale Anstalt erwachsen, die in den wenigen Jahren ihres Bestehens ihre Nothwendigkeit schon dadurch documentirt hat, daß eine Menge kleinerer Anstalten entstanden sind, welche ähnliche Zwecke, wenn auch mit geringeren Mitteln und größerer localer Beschränkung fördern. Man kann dies nur mit Freuden begrüßen — aber wenn diese localen Anstalten nützlich und nothwendig sind, so ist damit nicht gesagt, daß die größere Centralanstalt deshalb unnöthig geworden wäre. Die großen Universitäten haben die kleinen nicht entbehrlich gemacht — im Gegentheile — das rege Leben der Glieder führt dem Mittelpunkte und dieser den kleineren Anstalten größere Kräfte zu.

Die zoologische Station in Neapel ist die Gründung eines jungen, energischen, deutschen Forschers, Dr. Anton Dohrn aus Stettin, der sich nicht gescheut hat, ein bedeutendes eigenes Capital von 100,000 Mark darauf zu verwenden, für eine weitere Summe von etwa 75,000 Mark einzustehen und mit größter Uneigennützigkeit seine ganze, wirklich staunenswerthe Thätigkeit dem Unternehmen zu widmen. Die Anstalt, welche jetzt erst seit sechs Jahren eröffnet ist, kämpft noch immer, trotz bedeutender Zuschüsse von Regierungen, Instituten, Gesellschaften und Privaten, mit einem stets zunehmenden Deficit. Als Speculation von Seiten eines Privatmannes betrachtet, wäre sie ein absolut hoffnungsloses Unternehmen, das nothwendig zum Ruin führen müßte.

Gar Mancher hat schon eine unglaubliche Energie und seine ganze Existenz an Unternehmungen geknüpft, welche nicht aufrecht erhalten werden konnten. Hätte die zoologische Station in Neapel nicht ihre innere Berechtigung, wäre sie nicht eine unabweisliche Nothwendigkeit für die Wissenschaft, so könnte man den Gründer bedauern, ohne die Verpflichtung zu fühlen, seine Schöpfung über dem Wasser zu erhalten.

Glücklicher Weise ist dem nicht so. Ich stehe nicht an, zu behaupten, daß die zoologische Station in Neapel gegründet werden müßte, wenn sie nicht schon existirte, und daß sie in diesem Falle immer wieder als internationales Institut in einer ähnlichen oder noch größeren Ausdehnung in's Leben gerufen werden müßte.

Die nationale Arbeit wird immer, in jeder Wissenschaft, die Grundlage und Bedingung des Fortschrittes sein, während die internationale Vereinigung die Krönung des Werkes bildet. Wir haben nicht umsonst in allen Wissenszweigen, neben den nationalen Gesellschaften, die internationalen Versammlungen und Congresse; sie sind eine wesentliche Bedingung des auf gegenseitigem Verständniß beruhenden allgemeinen Fortschrittes. Hier ist, in einer Wissenschaft, welche einerseits im höchsten Grade von der Ausbildung der technischen Methoden, andererseits von dem Kampfe der theoretischen Gesichtspunkte abhängt, eine beständige internationale Vereinigung geschaffen, in welcher keine Lehre dominirt, kein Meister Bedingungen vorschreiben kann. Das ist eine unschätzbare Wohlthat für den Arbeitenden, der durch die unmittelbare persönliche Bekanntschaft aus dem engen Kreise angelernter oder angenommener Anschauungen und Vorurtheile heraustritt.

Es wäre meines Erachtens ein großes Unglück für die Wissenschaft selbst, wenn, durch die Verhältnisse gezwungen, die Station diesen internationalen Charakter abstreifte und eine exclusiv deutsche Anstalt würde. Daß das deutsche Reich und dessen Einzelstaaten in der Anstalt eine vorwiegende Rolle spielen, ergiebt sich schon aus der Nationalität des Gründers und aus der Thatsache des überwiegenden Antheils, welchen die deutsche Wissenschaft an den Forschungen dieser Art nimmt; es ist deshalb auch vollkommen gerechtfertigt, wenn Deutschland den größten Theil der Kosten übernimmt und im Interesse seiner nationalen wissenschaftlichen Arbeit von Reichswegen die Station ebenso gut unterstützt, wie das archäologische Institut in Rom; aber es ist zu hoffen, daß diese Unterstützung, für welche der Reichstag seine Geneigtheit in Folge einer von du Bois-Reymond, Helmholtz und Virchow unterzeichneten Petition ausgesprochen hat, den deutschen Forschern auch die Gelegenheit erhalte, mit den Forschern anderer Nationen auf dem neutralen Felde der Wissenschaft zusammenzutreffen.

Das jährliche Budget der Station beträgt an Ausgaben etwa 80,000 Mark, an Einnahmen 42,000 Mark. Dem Vernehmen nach hat das deutsche Reich eine Summe von 30,000 Mark auf dem jährlichen Budget bewilligt, welche das Institut wird flott erhalten können, wenn es auf dem bisherigen Stande verharrt.

Es giebt unter den heute lebenden Naturforschern wohl nur wenige, welche so viele und lange Zeit den Seestudien gewidmet haben, wie ich. Es wäre mein höchster Wunsch in jüngeren Jahren gewesen, eine zoologische Station gründen zu können, und ich habe manchen Plan für eine solche ausgearbeitet. Das thut dem Verdienste Dohrn's, der einen solchen selbstständig verwirklichte, keinen Eintrag. Aber es erlaubt mir doch wohl, als Sachverständiger zu sprechen, und da kann ich sagen, daß ich es für eine kolossale Aufgabe halte, zwanzig bis dreißig Naturforschern, die keine Anfänger, sondern selbstständige Arbeiter sind,

Digitized by Google

ihr tägliches wissenschaftliches Futter zu schaffen, ihnen durch Herstellung einer trefflichen Bibliothek die Möglichkeit zu gewähren, an Ort und Stelle neben der Beobachtung die literarische Arbeit durchzuführen, durch genau bestimmte Sammlungen und Präparate, sowie durch Rath und That sie vor Irrthümern zu wahren und die Materialien zu einer vollständigen Fauna und Flora eines der reichsten Golfe unserer europäischen Meere zu bearbeiten, wie dies eben jetzt in Neapel geschieht.

Unsere Werke müssen für uns zeugen! Während der kurzen Zeit ihres Bestehens von noch nicht sechs Jahren hat die zoologische Station in Neapel das Menschenmögliche geleistet, und diese Leistungen bürgen für die Zukunft. Reiner, selbstloser Drang für die Wissenschaft hat die Anstalt gegründet, und es darf daher wohl der Wunsch ausgesprochen werden, daß ihr auch fernerhin die Mittel zufließen mögen, welche ihr gestatten, zum Besten der Wissenschaft ihre Thätigkeit weiter zu führen.

Der Wiener Naschmarkt.

Eine Plauderei aus der Kaiserstadt an der Donau.

Von Alfred Friedmann.

Von der Elisabeth-Brücke in Wien bietet sich dem Auge ein freundliches Städtebild. Sie überspringt die heute in viel zu weitem Bette schmal hineilende Wien, welche gestern noch mächtig gerauscht und getobt. Acht Statuen schauen von Piedestalen und Balustraden auf dich herab, während du selbst bald auf die gerade Linie, Kärnthnerstraße geheißen, welche von dem mosaikgezierten, in der Sonne glänzenden Dach des Stephans-Thurmes verstellt wird, bald auf die Kuppeln und Siegessäulen der Karls-Kirche blickst. Die goldenen Zierrathe der letzteren leuchten im Frühlingslicht; fernhin auf der Wiedener Hauptstraße stellt sich der rothe Ziegelbau der evangelischen Schule gebietend an die Ecke; die Polytechnik streckt sich lang nach der barocken Kirche hin; dieser gegenüber steigen stolz die gelbe Seitenfaçade der Handelsakademie, das Künstlerhaus im italienischen Renaissancestyl, das farben- und statuengeschmückte Gebäude der Gesellschaft der Musikfreunde herauf. Ein Stück Ring vor der Oper ist zu sehen, und dort tummeln sich Reiter, stieben die Vollblutpferde vor den aristokratischen Karossen dahin und promenirt eine lenzbedürftige, modesüchtige Menge: die elegante Wienerin mit ihrer feinen Taille, ihren kleinen Füßen, plaudernd, lachend, klatschend, der Fürst aus langer Ahnenreihe, der gefeierte Sänger, Maler, Dichter, der mit der deutschen Orthographie in ewigem Kampfe liegende Banquier-Millionär, der Sieger aus Oesterreichs Feld- und Seeschlachten, der erstaunte Bauer vom Lande, die aufgeputzte Familie aus der Leopoldstadt und unbemerkt, unangefochten auch meine Wenigkeit. Aber das kaleidoskopische Vorüberhuschen der Toiletten, Uniformen, Wagen, Reiter mit ihrem confusen Lärm ermüdet. Vor mir geht ein zerlumptes Kinderpaar, ein achtjähriges Mädchen, das ein jüngeres Brüderchen gar liebevoll führt und bewacht, fast so liebevoll, wie es selbst von einem gewitterdrohenden Sicherheitswachmann bewacht wird. Die Kinder schlängeln sich zwischen allerlei Gefahren über die Straße hinüber nach der Elisabeth-Brücke. Das Mädchen trägt einen leeren Korb, und manchmal flüstert es dem Bruder etwas Ermuthigendes zu. Er ist sehr müde, der Kleine. Und hungrig ist er auch. — Ich folge ihnen. Zur rechten Seite am Ende der Brücke umfaßt ein großes, niedriges, altmodisches Gebäude, das gräflich Starhemberg'sche Freihaus, wie ein ungeheuerer, gekrümmter Arm einen mit Buden, Holzhäuschen und einer wirr durch einander hastenden Menge bedeckten Platz. Das ist der Wiener Naschmarkt.

Die culturhistorischen Quellen fließen nicht so ergiebig über ihn, wie die unversiechbaren der Näschereien, denen er seinen Namen verdankt. Die vierundzwanzigste Lieferung von „Alt und Neu Wien" von Moritz Bermann kann uns nur erzählen, „daß dieser Obstmarkt vom Volkswitz mit der prägnanten Bezeichnung ‚Naschmarkt' belegt wurde, weil hier nicht nur Obst und alle erdenklichen Lebensmittel, sondern auch Leckereien feilgeboten wurden und es sogar nicht an mobilen Garküchen fehlt." Dieser Platz ist von jeher bekannt als auserkorener Sammelplatz der urwüchsigen Wiener Hökerinnen, „Fratschlerinnen" (so genannt von Ausfragen, Auskundschaften), einer Specialität und Curiosität der Residenzstadt, „welche selbst von hohen Persönlichkeiten aus der Fremde besucht wurde, um die sprüchwörtliche Mundfertigkeit der Obst- und Gemüseverkäuferinnen zu erproben".

Wer je in früher Morgenstunde durch den riesigen Frucht-, Obst- und Blumengarten von „Coventgarden" in London gewandelt ist und vor all den überseeischen Erzeugnissen und Naturherrlichkeiten gestaunt, die Körbe voll Bananen, die goldenen Ananashäupter, die Riesenerdbeeren, die Seefrüchte, todte und lebende, bewundert hat, wer eine ähnliche Wanderung durch die Pariser „Centralhallen" am Ende der „Rue Montmartre" vorgenommen, ja, wer auch nur die prächtigen neuen, eisernen Wiener Markthallen am Stubenthor besichtigt, dem kann der Naschmarkt als Mittelpunkt eines Weltverkehrs freilich nicht mehr imponiren. Der Zug in's Große, der durch unsere Zeit geht, droht nach und nach das Individuelle, Originelle, Volksthümliche ganz auszulöschen; wie die Nationalitäten zur Nation, die vielen kleinen Reiche ein Reich, so werden die kleinen zerstreuten Stadtmärkte ein Markt.

Centralisation ist das Schlagwort des Tages, und wie die Maschine die tödtlichste Concurrenz des Handwerkers, so ist auch die Association, der Verkehr in der Hand einer Actiengesellschaft, der Untergang jener zunftmäßigen, gildenhaften, alterthümlichen und altmodischen „Fratschlerei".

Der Naschmarkt ist ein solches Ueberbleibsel aus einer Zeit, die nun fernabdonnernd die Thore hinter sich zuwirft. Das neue Wien verschlingt das alte, wie Chronos, die Zeit, ihre Kinder.

Von dem ersten Bäuerlein, das seiner Scholle, seines Gartens Frucht zum kleinen nachbarlichen Marktflecken gebracht, bis zum Coventgarden-Market, bis zur Wiener Markthalle — welch ein riesiger Abstand! Weil wir es aber heute so „herrlich weit gebracht" haben, sehen wir uns darum nicht doch gern einmal wieder ein Stück aus der guten alten Zeit an? Und das ist der Wiener Naschmarkt. Man muß ihn „halt" ein wenig mit Kinderaugen betrachten.

Da sind, aufgethürmt wie Billardkugeln in ihrem Dreieck, goldrothe Orangen, und um sie her weht ein Duft wie von den Gärten ihrer Heimath, dem meerumspülten Capri, dem hochgestadigen Sorrent, den Palmenhainen der Riviera und der heißen Sandküste Algiers. Wie Perlen an einem Halsband hängen lange Kränze zuckerstaubiger Feigen von den Querstangen der Buden herab: Früchte aus Smyrna, denen kleine goldige Körner im weichen Inneren glühen. Hier diese Citronen kommen aus Rom. Zwischen dunkelgrünen Zweigen haben sie gehangen; eine dunkeläugige Trasteverinerin lehnte vielleicht mit dem Rücken an dem Stamm, die Arme verschränkt und halb ungläubig lächelnd, halb selig vertrauend zu dem kecken Beppo aufblickend, der weiter nichts zu sagen wußte, als immer und immer: „Ti voglio ben, Ti voglio ben."

Der Cocosnuß halb offene Schalen zeigen dir ihr blendend weißes Herz. Süße „Krachmandeln" in ihren rauhen, lederartig bezogenen und runenbezeichneten Schalen lagern in geflochtenen Bastkörben. Und jene dunkeln Schoten dort — wer kennt sie nicht aus der schönen Zeit der Jugend her? In Südspanien, Südportugal, am Mittelmeere wächst ein Baum, unserm Apfelbaum nicht unähnlich; in Sicilien bildet er ganze Wälder; seine Frucht hat nach der Sage einst Johannes dem Täufer in der Wüste Nahrung geboten: jetzt stehen die Schulknaben begehrlich vor den braunen, trockenen, süßen Hülsen, die er hergesendet hat, und kaufen sich für ihre paar Naschkreuzer — das Johannisbrod. Was neben ihm goldbraun glänzt, das sind Früchte aus der großen Oase der Mozab, wo die Dattelstämme ragen, von denen der mozabitische Bauer sagt: „das Haupt im Feuer, den Fuß im Wasser — so will's die Nährpalme," wie C. von Vincenti so schön in seinen farbengluthigen „Wundergeschichten der Liebe" zu erzählen weiß. Oder kommen sie aus Valencia, der spanischen Provinz, mit ihren Oasen von 80,000 Dattelstämmen

Hier bietet ein altes Großmütterchen, den Strickstrumpf, wie fast alle Damen dieser Hallen, in den runzligen Händen,

Digitized by Google

ebenso runzlige Lederäpfel, gold-rothe Reinetten und frische Maschansker (Borsdorfer), „drei um zwei Kreuzer," aus. Ihr Enkelchen zerschneidet mit dem unteren Ende eines Löffels einen Apfel; es sitzt mitten auf dem Verkaufstische, und ein älterer Knabe schaut seelenvergnügt zu ihm empor und verklagt ihn schelmisch bei der Großmutter: „Mutta, der Peperl ißt wieda alle Aepfel." Und es liegen deren Hunderte vor, neben, hinter ihm. — Kolossale weißleinene Regenschirme werden jetzt über die sonnengebräunten Gesichter aufgespannt; denn die Sonne brennt schon gar zu heiß. Die Oelfarbe der weißen Laden mit grünen Streifen beginnt zu schwitzen.

„Warum sind denn die Citronen in Seidenpapier eingewickelt?" fragt ein naseweiser Kleiner eine Hökerin. „Damit sie sich nicht verkühlen," brummt diese ärgerlich. Es sind freilich mehr Megären als Aphroditen, diese Fratschlerinnen. Weiter!

Da giebt's Finken-, Lerchen-, Stieglitzfutter; Canarienvögel, und wieder leere Vogelbauer im Stile der phantastischsten Früh- und Spätrenaissance; todte und „gepflückte", lebendige gackernde und pickende Hühner, Honig in Waben und in Glastöpfchen, triefende Speckseiten und schneeweiße Sahne, blasse oder auch goldgelbe Butter; Blumenkohl, Rothkraut und Kohlhäupter zu ansehnlichen Pyramiden aufgethürmt; dann Parmesan, Nudeln, Maccaroni, Tausende von Semmeln, Kipfeln, die sich mit dem Pariser „pain riche" an Wohlgeschmack messen können, rundes, außen honiggelbes Schwarzbrod aus Kornneuburg, kleines Brennholz; Kartoffeln; dazwischen Nürnberger Spielzeug, die Augenweide der Kleinen, welche mit der Hausfrau einkaufen gehen dürfen, Korbwaaren, Besen und Flechtwerk, Pantoffeln aus Zeug und Stroh. Und hier hat auch die Flora ihren Stand erbaut. Hyacinthen, Levkoyen, Azaleen; allerhand Frühlingskinder mit Würzeln und Erde zum Wiedereinsetzen, Veilchen, Primeln, Knollengewächse, ja sogar schon Rosen bietet die Lenzgöttin. Es folgen Hagebutten in Körben, dann ein Mann, der Glasscherben mit Kitt zusammenheftet und, um die Haltbarkeit seiner Arbeit darzuthun, eiserne Gewichte daran aufhängt. Weiter hinten in der Reihe das schuppige Volk der Flußbewohner, Hechte, Schaiden, Schill; die See ist durch Hummern, Turbot, kleine Garneelen mit langen Fühlhörnern und anderes vertreten. Noch weiter zurück arbeiten die Fleischhauer, zukünftige Rostbraten, „Wiener Schnitzel" und „Lämmernes" verkaufend; arme kleine Lämmlein weiß wie Schnee hängen in vollem Ornat, noch mit ihrem Vließe angethan, an grausamen eisernen Haken. Noch tiefer zurück geht der Fruchtvertrieb en gros vor sich. Zahllose Aepfelfässer, mit Bast und Stroh bekleidet, lehnen gegen die Bänke, auf deren Kante dralle Dirnen, unwirsche Mütter und hexenhafte Ahnen sitzen. Aus einer Bude am Freihaus tritt eine reizende Mehlverkäuferin, die Hände in weißen Handschuhen, auf den ursprünglich kohlschwarzen, nun aber à la Pompadour gepuderten Haaren ein Kopftuch wie eine spanische Mantilla, ganz mit Mehl bestäubt, auf die Schwelle; sie sieht ironisch lächelnd in mein Notizbuch und fragt mich:

„Kaufen Sie Mehl?"

Ich wage eine verschämte Antwort. Sie aber erwidert mit schelmischem Lächeln etwas, was ihre Goethe'sche Schwester poetisch so ausdrückt:

„Mit nichten!
Denn wer die schöne Müllerin küßt,
Auf der Stelle verrathen ist.
Euer schönes dunkles Kleid
Thät' mir leid
So weiß zu färben."

Ich schlendre weiter und summe mir belustigt eines vor:

„Wenn man sie einmal nur gesehn,
Ach! immer muß man nach ihr gehn."

Aber da im hintersten Winkel geht's laut her. Eine junge Böhmin hat zwei Landsleute wiedergefunden und erkannt; sie hat Kohl feil, und die Dorfgespielen schleppen Glaswaaren, zerbrechlich wie Glück. Marianka hört mit sichtlichem Gleichmuthe die etwas verlegenen Erkundigungen des in der „Vorsicht" gründlich geschulten Janko an. Vielleicht, daß die Beiden dereinst ein würdiges Paar abgeben, wenn sie mit „Geld großmächtigem", das sie beiderseitig verdient, in das Dorf heimkehren. Eine Schaar Gänse und ein paar stolze „Pockerln" (Truthühner) bilden die in ihrer Kritik sehr laute Zuschauerschaft bei der Scene. Seitwärts bindet schmunzelnd ein Ungar, der, bequem über die Pferde gelagert, selbstbewußt seine Pfeife schmaucht, mit einem Rastelbinder aus der Gegend von Trentschin an. Ein Fremder steht abseits und zeichnet die Gruppe. Es ist ein bekannter Maler, der die Scene verewigt. Wir begrüßen uns.

„Für die ‚Gartenlaube'!" sagt er und zeigt mir seine wohlgelungene Skizze.

„So werde ich versuchen, ihr den Text zu schreiben," rufe ich, schon im Fortgehen.

Da schlendern ja auch noch meine beiden armen Kinder, das achtjährige Mädchen mit dem Korbe und das müde Brüderchen, umher!

„Noch nicht müde, Ihr Kinderchen?" frage ich.

„Ach ja!" — und das Mädchen erzählt mir auf weitere Fragen die ewig alte, traurige Geschichte. Die Eltern heiratheten arm, auf ihren täglichen Verdienst angewiesen. Der Vater wird krank; die Mutter pflegt ihn; er stirbt; sie liegt im Spital mit zwei armen Würmchen. Sie schlagen sich nothdürftig durch, aber die Mutter bleibt siech und schwach. Was wird der morgige Tag, die Zukunft bringen?

„So kommt mit, Ihr Kleinen!"

Ich führe sie nochmals an allen Buden vorbei; Orangen, Fleisch, Butter, Brod und ein paar Guldenzettel wandern in den Korb.

„Nun macht, daß Ihr schleunigst nach Hause kommt! Die Mutter wartet. Da nehmt noch die Eier dazu! Nun aber flugs!"

Das Mädchen will mir die Hand küssen. Ich treibe die Kleinen bis zur Tramway, hebe sie in den Wagen, drücke dem Conducteur das Geld in die Hand und hui — fort sind sie.

Die Verkäuferinnen haben ihre Buden geräumt und geschlossen. Der „Wiener Naschmarkt" ist leer und ausgestorben. Ueber dem stillen Orte gehen auch goldene Sterne auf und leuchten über eines Zufriedenen Heimweg.

Martha und Maria.

Novelle von **Hieronymus Lorm.**

(Fortsetzung.)

4.

Peter Michailowitsch Nikitine, der Mann, den die Gräfin Tschatscherin im Briefe an ihren Neffen als einen so vortrefflichen Weltmann und Lebenskenner gerühmt hatte, gehörte einer der ältesten russischen Adelsfamilien an. Fürstliches Blut rollte in seinen Adern.

Er war in der That in dem Sinne, in welchem alte Frauen den Werth des Menschen zu schätzen pflegen, ein vortrefflicher Mann, das heißt: er war praktischen Geistes und wußte mit Geschick und Klugheit Alles zu erreichen, was ihm in seiner politischen Laufbahn oder in geselliger Beziehung wünschenswerth schien. Daß er dabei ohne gründlichen Ernst der Gesinnung, ohne Charakter war, wurde in einem Lande, wo der Firniß Alles ist, kaum bemerkt; daß er die Frauen liebte, vergötterte, jeder Schönheit huldigte und nachstrebte, ohne dabei jemals mit der Seele betheiligt zu sein, ewig auf Genuß und Vergnügen bedacht, wurde ihm von Denjenigen, die nicht selbst darunter zu leiden hatten, nicht nur verziehen, sondern sogar als genial und liebenswürdig angerechnet, ja diese Eigenschaft, statt den Frauen, die darum wußten, eine Warnung zu sein, schien seine kühnsten Unternehmungen noch zu begünstigen.

Er hatte unter den Männern keine wahren Freunde, wie Viele ihm auch schmeichelten, weil sie seinen Einfluß gebrauchen zu können hofften. Er selbst hatte kein Bedürfniß nach Freundschaft — mit einer einzigen Ausnahme. Die Gräfin Tschatscherin war seine Vertraute, und diese alte Frau, die bereits seine Großmutter hätte sein können, war das einzige weibliche Wesen, dem er Wahrheit, Offenheit, innern Respect entgegenbrachte.

Der letzte Wagen rollte aus dem Palast der Gräfin. Die Gesellschaft war nicht sehr zahlreich gewesen; sie hatte sich größten-

Digitized by Google

theils uneingeladen, zufällig zusammengefunden, die Nacht war darum auch noch nicht weit vorgerückt, als die Säle sich leerten.

Nur Nikitine blieb zurück. Solche Momente waren es gerade, in welchen er ihr am willkommensten erschien; denn sein Geplauder half ihr, über die Stunden der Schlaflosigkeit, wie sie das Alter heimsuchen, leichter hinwegzukommen. Sie setzte sich dann in ihrem allerliebsten kleinen Schreibzimmer vor einen Ofenschirm, dessen Oberfläche eine Mosaik von grotesken Zeichnungen, Carricaturen und Bilderräthseln war. Für den Gesellschafter der alten Frau galt es dann, die einschläfernde Wirkung, die das Anstarren und Entziffern dieser bunten Malereien hatte, zu beseitigen oder auch, wenn das nicht gelingen wollte — zu unterstützen.

Die Gräfin vernahm gern die pikante Chronik der Salons aus dem Munde ihres Freundes. Er verstand es, Geschichten zu erzählen, die Niemand gewagt hätte vor ihr Ohr zu bringen, weil nicht leicht sonst Jemand die Form gefunden hätte, in der sie dergleichen vertrug. Er aber lachte in ihrer Gesellschaft wie sonst nirgends, ohne den Zwang, den er überall beobachtete, kindisch, ausgelassen.

„Sie ermuntern mich zu stark, Nikitine," sagte die Gräfin, als an diesem Abend wieder einmal sein helles Gelächter scholl; „ich muß Ihre Fröhlichkeit dämpfen: auf welchem Punkt sind Sie gegenwärtig mit Léonide?"

Er wurde sogleich überaus ernsthaft und antwortete:

„Sie ist mein Tod. Ich gebe Ihnen die Versicherung, ich sterbe an ihr."

„Ich bin nahe daran zu lachen, wie Sie," erwiderte die Gräfin; „denken Sie gar nicht daran, junger Mensch, daß ein Schmerz nicht wahr sein kann, der nur in dem Moment wahr ist, in welchem Sie daran erinnert werden, nachdem Sie noch einen Augenblick früher wie ein sorgloses Kind gelacht haben?"

Er schwieg eine volle Minute.

„Und weshalb war Léonide heute Abend nicht hier?" fragte er endlich, ohne auf die Reflexion der Gräfin weiter einzugehen.

„Ich habe die Fürstin gebeten," entgegnete sie, „aber nicht nur, daß sie nicht kommen wollte, sie hat mir auch die Meinen entführt, meinen Neffen und meine Nichten."

„Ich habe nicht gewußt, Gräfin, daß Sie Nichten besitzen. Wer sind Ihre Nichten? Hat Sergey Iwanowitsch Schwestern?"

„Sie machen sich den Scherz, Nikitine, dies immer wieder zu sagen und zu fragen. Das ist für die Situation wohl ausgedacht; denn es langweilt mich; ich fange an, die Augen zu schließen."

„Man ermuntert Sie immer wieder, Gräfin, wenn man von Sergey Iwanowitsch spricht. Welche ist Ihre Nichte? Hat er noch immer nicht gewählt?"

„Es ist schwer," erwiderte sie, „die reizenden Geschöpfe sind aus dem Grunde Schwestern, um die Wahl zur Qual zu machen."

„Ich, für meine Person, ich hätte bald entschieden," sagte er mit großem Ernste.

„Wahrscheinlich für Beide," lachte sie, „es waltet aber in der That ein merkwürdiger Unterschied zwischen den Mädchen. Die Jüngere, Milinka, mein besonderer Liebling, ist voll Gedanken, Schwärmerei, Poesie; sie faßt das Leben ideal auf. Es giebt kein Unglück, keinen Schmerz, woraus sie nicht eine höhere Betrachtung zöge. Darum haßt sie auch die frivole Welt und sehnt sich nach der Einsamkeit ihres väterlichen Hauses."

„Ein angenehmes Haus," scherzte Nikitine, „wo man kein Mäusegift braucht; die armen Thiere sind entflohen, weil sie niemals etwas in Küche und Keller gefunden haben."

„Es ist nicht mehr so arg; mein Neffe hat ein wenig Ordnung geschafft. Das hat mir der lustige Vater der Mädchen, Towaroff, bevor er auf das Gut zurückkehrte, selbst voll Enthusiasmus erzählt."

„Und die Aeltere, Gräfin?"

„Matrjona ist froh, in der Welt zu sein; ich glaube, man wird sie nur schwer zurückbringen. Das wäre nichts für Sergey, der ähnlich wie Milinka denkt. Matrjona ist harmlos, heiter und hat einen praktischen Geist. Ich glaube, sie würde sehr gut für Sie passen, mein Lieber. Dabei hat sie die unvergleichliche Gabe, wenn man Aerger und Verdruß hat, praktisch, wie sie ist, die Sachen so geschickt zu wenden, daß sie ganz leidlich werden."

„Gleichviel! Ueber Aerger und Verdruß hilft der eigene Leichtsinn am besten hinweg. Ich habe mit Ihnen, Gräfin, denselben Liebling: Milinka. Schade nur, daß sie für Weltabgeschiedenheit schwärmt, aber — wer weiß?"

Die Gräfin lachte.

„Und Léonide? Das Bild auf dem Schirm hier zeigt einen Schmetterling mit einem einzigen Flügel; den andern hat er sich verbrannt."

„Warum rühren Sie immer an die brennende Wunde?" fragte der junge Mann; „Sie sind grausam, Frau von Tschatscherin. Léonide spielt mit mir; sie hat mich für eine Zeit verbannt: ich darf sie nicht sprechen, auch wenn ich ihr zufällig begegne, bis sie mir ein Zeichen giebt. Haben Sie kein Gefühl für solches Elend?"

Die Gräfin schloß die Augen, statt zu antworten.

„Der Vorhang fällt," rief er gleich wieder lachend, „das Stück ist aus. Schlafen Sie wohl!"

Die Gräfin war noch lange nicht schlafbedürftig. Sie hatte den Freund sich entfernen lassen, weil sie ihn bei der Heimkehr der Mädchen von der Fürstin Léonide Romalow nicht mehr anwesend wissen wollte. Jetzt lauschte sie geduldig, ob nicht der Wagen mit den Heimkehrenden in den Thorweg des Palastes rolle.

Die Fürstin Léonide Romalow war eine Französin und noch nicht zwanzig Jahre alt. Schön und voll Sanftmuth, wenn auch nicht gerade lebhaften Geistes, hätte sie ein besseres Loos verdient, als, kaum aus dem Kloster gekommen, in welchem sie erzogen worden war, halb aus Unschuld, halb gezwungen, einen Mann zu heirathen, den sie früher nur zweimal gesehen hatte, und der, wie man es hätte nennen können, heimlich blödsinnig war.

Er handhabte die gebräuchlichen Umgangsformen wie ein Automat und sprach die nöthigen „liebenswürdigen" Floskeln, die man auch einem Papagei hätte beibringen können, zur rechten Zeit. Uebrigens war er schweigsam und in sich gekehrt, weil total gedankenlos, was ihm einen Anstrich von Trauer oder Blasirtheit verlieh. Dies genügte, um ihn bei seinem regelrechten Benehmen und seiner vornehmen Erscheinung für einen vollendeten Gentleman und selbst für einen interessanten Mann zu halten.

Erst wenn dieses äußere Wesen zufällig durchschaut werden konnte, entdeckte man, daß Fürst Romalow ein Cretin war. In seinem Vaterlande, unter seinen Standesgenossen, war dies ziemlich allgemein bekannt. Darum schickte ihn seine Familie, damit er doch irgend einen Zweck auf Erden erfülle, nach Frankreich, um ihm dort eine Frau zu verschaffen. Man gab ihm einen klugen Begleiter, einen welterfahrenen Hausbeamten auf die Reise mit, und bestochen von dem ungeheueren Reichthum des Fürsten und seine wahre geistige Beschaffenheit nicht ahnend, verstand sich eine hochadelige, durch Revolutionen und Krieg verarmte Familie dazu, ihre schöne Tochter mit ihm zu verbinden.

Léonide, so unerfahren sie war, begann schon bei der Trauung auf seinen Zustand zu schließen. Im Augenblicke, als der Priester vor dem Altar ihr Jawort verlangte, flüsterte ihr der Bräutigam „Nein!" in's Ohr, aus keinem anderen Grunde, als weil er selbst eben „Ja!" gesagt hatte und eine Abwechselung haben wollte.

Schon der Umstand, daß in solchem Augenblicke der Braut in's Ohr gesprochen wurde, machte ungeheueres Aufsehen in der Kirche, und der Priester, um es rasch zu beenden, nahm das Stammeln der tödtlich erschreckten Léonide für das verlangte Wort, schon weil er ohnehin nicht vermuthen konnte, daß sie etwas Anderes hätte sagen wollen.

Noch bevor das Paar in Petersburg angelangt war, hatte Léonide vollständige Gewißheit, von welcher Art der Mann war, den man ihr gegeben. Am meisten jedoch erschreckten sie Momente, in denen er ein wenig zu denken, sein Innenleben zu erwachen schien. Die Selbstbesinnung gab sich als Sucht zu tyranniſiren, als kleinliche Bosheit kund.

Vergebens suchte Léonide Anlehnung, Schutz, Vertheidigung bei den Verwandten des Fürsten. Man verübelte ihr jede Klage: der Geisteszustand ihres Mannes sollte sozusagen todtgeschwiegen werden. Verlassen und vereinsamt, entwarf sie in schlaflosen Nächten Pläne, zu entfliehen. Sie hatte in den französischen Colonien Amerikas einen kinderlosen alten Oheim, der sie sehr liebte, sie mit offenen Armen empfangen, ihr ein sicheres, gegen alle Welt vertheidigtes Asyl geboten hätte. Immer deutlicher arbeitete ihre Phantasie an der Ausführung dieses Gedankens.

Digitized by Google

Da geschah es, daß der hochgestellte und liebenswürdige Cavalier Peter Michailowitsch Nikitine ihre Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Sein Wesen und seine Bildung waren die treuesten Reminiscenzen an ihr Vaterland, die sie bisher in der Fremde gefunden hatte, und erweckten schon dadurch in ihr mächtige Sympathien. Er zeigte sich bald von Leidenschaft für sie ergriffen und säumte nicht lange, sie davon in allen Formen der Aufmerksamkeit und Beredsamkeit zu überzeugen.

Léonide gestand sich, daß sie Nikitine liebe. Was man überall von seinen Beziehungen zu Frauen erzählte, war wohl geeignet, sie einzuschüchtern, und hielt das Bekenntniß ihrer Gefühle ihm gegenüber zurück. Welche Frau aber, die geliebt wird, schmeichelt sich nicht, besonders wenn sie selbst liebt, daß es ihr gelungen sei, ein flatterndes Herz in sicherer Alleinherrschaft endlich festzuhalten?

Dennoch überkamen sie immer wieder Zweifel und Bedenken, wenn sie ihm ein Zeichen der Uebereinstimmung mit seinen Empfindungen geben sollte. Bei dem Ernst und der Frömmigkeit ihres Gemüthes fühlte sie, daß sie damit ein Schicksal für ihr ganzes Leben herausfordern würde. Von einer blos frivolen und leichtsinnigen Auffassung solcher Verhältnisse hatte sie keine Ahnung und würde den Gedanken daran mit Abscheu zurückgestoßen haben. Sie war von schlichter, einfacher Denkungsweise und wußte sich unerfahren: sie suchte einen Rath.

Vermählte Frauen sind unerbittlich grausam gegen eine Frau, die nicht in guter Ehe lebt. Immer muß der Gattin die Schuld zufallen. Die Frauen scheinen sich in solchem Falle durch harte Verdammungsurtheile zu entschädigen und zu belohnen für die Entbehrungen, Kämpfe und Entsagungen, denen sie selbst im Leben unterworfen waren. Unter den Frauen der großen Gesellschaft fand Léonide keine, von der sie nicht hätte voraussetzen müssen, daß sie ein Bekenntniß des Unglücks in der Ehe oder gar der Neigung für einen fremden Mann mit unbarmherzigem Spotte aufgenommen hätte.

Die Gräfin Varinka Tschatscherin wäre vielleicht die Einzige gewesen, von der ein weiser Zuspruch erwartet werden konnte. Allein sie war zu offen mit Nikitine befreundet, um ein unparteiisches Urtheil über ihn fällen zu können; außerdem war sie zu alt, um den Ernst und die weithin zielende Gewalt eines Liebessturmes, wie er sich in der Seele der jungen Frau erhoben hatte, ganz zu begreifen.

Als aber nun mit einem Male die Töchter Towaroff's zu Hausgenossinnen der Gräfin wurden, ging in Léonide die Zuversicht auf, an diesen Mädchen, wie jung sie auch waren, einen Anhaltspunkt zu finden. Sie selbst war ja noch ganz mädchenhaft. Die holde Unverdorbenheit dieser dem Weltleben bisher entfremdet gebliebenen Kinderherzen, der Reiz, den die Verschiedenheiten ihres Charakters wie ihres Aeußern bei gleicher Noblesse der Gesinnung boten, bewirkten, daß Léonide instinctiv Liebe und Zutrauen empfand. Keineswegs war sie sofort entschlossen, ihre verhängnißvolle Situation vor das Forum dieser unschuldigen Herzen zu bringen; allein mit Matrjona und Milinka hatte sie zugleich den Neffen der Gräfin, Sergey, kennen gelernt, und obgleich er Ohr und Auge nur für die Töchter seines Freundes zu haben schien, so leuchtete von seiner Stirn und sprach aus seinen Worten Einsicht und Lebenskenntniß.

So entschied sich Léonide allmählich für den Gedanken, diese drei ihr so schnell werth gewordenen Menschen in das Geheimniß ihrer Lage zu ziehen. Freilich wäre allein Sergey competent gewesen, zu hören und zu urtheilen, allein sie brachte es nicht über sich, in einem tête-à-tête mit einem ihr eigentlich fremden Manne so ernste und zarte Geständnisse über die Lippen zu bringen.

Sie lud einige gleichgültige Personen zum Thee ein und bat insgeheim Sergey und die Mädchen, die sie hinzugezogen hatte, die Anwesenheit der Andern zu überdauern. Als sie mit den Fremden allein geblieben war, erzählte sie ihnen ihren bisherigen Lebensgang. In dem Bericht zu dem Zeitpunkt gekommen, da sie Nikitine kennen gelernt, stockte sie, erröthete, aber ihre Miene drückte mehr noch die bitterste Verzweiflung, als mädchenhafte Scheu aus. Matrjona und Milinka nahmen sie in ihre Mitte und umschlangen sie; Léonide, sich besinnend, wie ernst der Augenblick und daß er nicht einem unnützen Gespräche diene, bekannte endlich mit stolzer Freiheit, daß sie einem Manne eine größere gesellige Annäherung gestattet habe, als Herkommen und Sitte dies unter gewöhnlichen Verhältnissen erlauben, daß aber die ihrigen ungewöhnlicher Art seien, sie deshalb seine Leidenschaft angehört, die eigene jedoch, so heiß sie sei, ihm noch verschwiegen habe. Sie nannte nicht seinen Namen; sie hütete sich, ein Merkmal von ihm anzugeben, aber sie verschwieg nichts, was von der Gluth seiner und ihrer Liebe überzeugen konnte. Jetzt wollte sie von den Freunden Hülfe, eine Lehre für ihr Handeln, eine Richtschnur für die Zukunft.

„Hätte ich ihm die Erklärung schon gegeben," sagte sie, „die er so heiß wünscht, die jetzt zum ersten Male von meinen Lippen kam, die Erklärung, daß ich ihn liebe, so bliebe nichts mehr zu rathen und zu sagen. Blindlings würde ich den Bestimmungen des Geliebten gehorchen. Der Ausspruch ‚ich liebe Dich' wäre mein letztes, mein ganzes Schicksal. Darum zerreißt sich mein Herz wie an einem Marterpfahl an dem Zweifel, ob ich das Wort sprechen kann und darf; darum verlange ich eine Entscheidung von den einzigen Menschen hier, die mir gut sind, denen ich mich anvertraue."

Betroffen schwiegen die drei Zuhörer.

„Meine Zweifel," fuhr Léonide fort, „entspringen nicht aus einem Gedanken an meine Pflicht als vermähltes Weib. Ich habe eine solche Pflicht nicht übernommen. Man brachte mich vor einen Civilbeamten, der eine Formalität vornahm, die ich nicht verstand und die mich nicht band. Das Jawort am Altare hätte mich für ewig gebunden, und unter allen Qualen, bis in den bittersten Tod wäre ich ihm treu geblieben — aber ich habe es *nicht* gesprochen. Die Menschen haben es zu hören geglaubt; Gott hat es nicht gehört. Meine Zweifel entspringen aus der Angst, ein Verhängniß heraufzubeschwören, ohne die Kraft der Liebe, die mich darüber hinwegtrüge, im Geliebten wieder zu finden, vor Allem aber entspringen sie aus der Furcht, ein Unrecht zu begehen, das mir der Himmel niemals vergeben würde."

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Und doch steht sie da!

(Zur Illustration S. 337.)

„Ei, gar so geschäftig?
Wohin so geschwind?
Wie theilest Du kräftig,
Bergmädel, den Wind!

O halte, ich bitte,
Ein wenig nur still
Die eiligen Schritte —
Du weißt, was ich will:

Wie schön, wenn Du Wilde,
So wie Du da gehst,
Im fertigen Bilde
Leibhaftig da stehst!

Du mußt mir wohl taugen
Mit aller Gewalt:
Ich fang' mit den Augen
Die ganze Gestalt."

O kommt solchen Mannen,
Ihr Mädel, nicht nah'!
Wie lief sie von dannen —
Und doch steht sie da!

Fr. Hfm.

Berichtigung. Unter den beiden Ansichten des neuen Anhalter Bahnhofes in Berlin (in unserer Nr. 18) ist als Name des Zeichners nicht: Neubauer, sondern: Fritz Neubronner zu lesen.

Kleiner Briefkasten.

Norwegen. Allerdings hat E. Marlitt, wie bereits früher mitgetheilt, einen neuen Roman für die „Gartenlaube" unter der Feder. Ueber den Termin des Erscheinens desselben läßt sich noch nichts Bestimmtes sagen. — Von der erst vor einigen Wochen im Verlage unseres Blattes erschienenen Buchausgabe von „Im Schillingshofe" (Preis 9 Mark) ist übrigens die erste Auflage bereits vergriffen und die zweite soeben im Druck fertig geworden.

Paul Withow in Rußland. Sie dürften Ihren Zweck durch eine Annonce in dem „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" am besten erreichen.

Frl. **M. N. in Neurode.** Der Name der Verfasserin ist Redactionsgeheimniß.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 22. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Frühlingsboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Der März und auch der größte Theil des April waren vergangen, und Schneegestöber und Kälte hatten nun endlich ein Ende genommen. Trotzdem ließ sich der Frühling noch immer erwarten; es sah noch recht öde aus draußen im Freien, wo sonst um diese Jahreszeit schon Alles im Frühlingsschmuck prangte. Vorläufig war von Wärme und Sonnenschein noch nicht viel die Rede, und die Witterung war und blieb wochenlang so unerfreulich wie nur möglich.

In den feindseligen Beziehungen zwischen Ettersberg und Brunneck hatte sich, dem äußeren Anschein nach, nichts geändert. Der Proceß nahm ungestört seinen Fortgang; jede der Parteien behauptete nach wie vor ihren Standpunkt, und von irgend einem Vergleich war nicht die Rede. Die Gräfin ertheilte alle Anweisungen im Namen ihres Sohnes, der sich um die ganze Angelegenheit nicht im geringsten kümmerte, und der Oberamtsrath vertrat seine minderjährige Tochter, die ja überhaupt noch gar keine Meinung haben konnte. Das war von Anfang an so gewesen und wurde als selbstverständlich angenommen.

Aber die beiden Hauptpersonen, die eigentlich den Proceß mit einander führten, verhielten sich keineswegs so passiv, wie es den Anschein hatte, und die Eltern, die mit der größten Hartnäckigkeit ihre „Principien" verfolgten, ahnten nicht, was sich inzwischen im Stillen vorbereitete.

Rüstow war überhaupt während der letzten Wochen nicht in Brunneck gewesen. Seine Betheiligung an einem großen industriellen Unternehmen hatte ihn nach der Residenz gerufen. Man forderte auch hier seinen Rath und Beistand, aber die Sache zog sich in die Länge, und aus der anfangs nur kurz bemessenen Abwesenheit wurden volle vier Wochen.

Als Graf Ettersberg nach Verlauf von acht Tagen seinen Besuch in Brunneck wiederholte, fand er den Herrn desselben schon abwesend, aber Fräulein Hedwig und ihre Tante waren zu Hause, und Edmund versäumte es natürlich nicht, sich bei den Damen liebenswürdig zu machen. Diesem zweiten Besuch folgte bald ein dritter und vierter, und von nun an fügte es ein merkwürdiger Zufall, daß regelmäßig, wenn die beiden Damen einen Spaziergang, eine Ausfahrt oder einen Besuch in der Nachbarschaft unternahmen, der junge Graf immer genau zu derselben Zeit auf demselben Wege war. Das gab dann stets Gelegenheit zur Begrüßung und zu einem längeren oder kürzeren Zusammensein — kurz, der freundnachbarliche Verkehr war im vollsten Gange.

Der Oberamtsrath wußte freilich nichts davon. Seine Tochter hielt es nicht für nöthig, dergleichen in ihren Briefen zu erwähnen, und Edmund befolgte die gleiche Taktik seiner Mutter gegenüber. Seinem Vetter hatte er allerdings jenen ersten „Einbruch in das feindliche Lager" triumphirend mitgetheilt, da Oswald aber einige scharfe Bemerkungen darüber gemacht und den Verkehr mit Brunneck während der Dauer des Processes als unpassend bezeichnet hatte, so wurde auch er keiner ferneren Mittheilung mehr gewürdigt.

Es war gegen das Ende des April, an einem ziemlich kühlen und trüben Vormittage, als Graf Edmund und Oswald durch den Wald schritten. Die Ettersberg'schen Waldungen waren sehr ausgedehnt und erstreckten sich auch über einen Theil jenes Höhenzuges, der sich als Vorläufer der eigentlichen Berge in das Land hineinschob. Die beiden Herren stiegen dort bergaufwärts, aber es schien nicht der Spaziergang zu sein, der sie hinausgelockt hatte; denn sie musterten prüfend die Umgebung, und Oswald sprach eindringlich auf seinen Vetter ein.

„Nun sieh Dir doch Deine Forsten an! Es ist unglaublich, wie in den letzten Jahren da gewirthschaftet worden ist; den halben Wald haben sie Dir niedergeschlagen. Ich begreife nicht, wie Dir das nicht auffallen konnte; Du bist ja fast täglich ausgeritten."

„Bah, ich habe nicht darauf geachtet," sagte Edmund. „Du hast Recht, das sieht allerdings bedenklich aus, aber der Administrator behauptet, er hätte den Ausfall der anderweitigen Einnahmen nur auf diese Weise decken können."

„Der Administrator behauptet alles Mögliche, und da er bei Deiner Mutter in großer Gunst steht, so glaubt sie ihm anstandslos und läßt ihn überall gewähren."

„Ich werde mit meiner Mama darüber sprechen," erklärte der junge Graf. „Eigentlich wäre es besser, wenn Du das thätest. Du verstehst es weit klarer und nachdrücklicher auseinander zu setzen als ich."

„Du weißt, daß ich Deiner Mutter nie einen Rath ertheile," entgegnete Oswald kalt. „Sie würde das auch von meiner Seite als ein unberechtigtes Eindringen auffassen und demgemäß abweisen."

Edmund schwieg zu der letzten Bemerkung, deren Wahrheit er wohl fühlen mochte.

„Hältst Du den Administrator für betrügerisch?" fragte er nach einer kleinen Pause.

„Nein, aber für gänzlich unfähig, seine Stellung auszufüllen.

Digitized by Google

Er versteht nichts zu leiten, nichts zusammen zu halten. Wie in den Forsten, so sieht es in der ganzen Verwaltung aus. Jeder der Beamten wirthschaftet auf eigene Hand, und wenn das so fortgeht, werden sie Dir Deine Güter bald in Grund und Boden wirthschaften. Sieh Dir Brunneck an, wie es dort zugeht! Der Oberamtsrath zieht aus dem einen Gute so viel, wie Du aus Deiner ganzen Herrschaft, und Ettersberg hat noch ganz andere Hülfsquellen. Bisher hast Du Dich auf Andere verlassen müssen. Du warst ja jahrelang auf der Universität und dann im Auslande, jetzt aber bist Du eigens hier, um Deine Güter zu übernehmen; jetzt muß auch energisch eingegriffen werden."

„Was Du in den sechs Wochen nicht alles herausgefunden hast!" sagte Edmund mit aufrichtiger Bewunderung. „Wenn die Sache so steht, werde ich allerdings eingreifen müssen; wenn ich nur wüßte, wo ich eigentlich anfangen soll."

„Für's Erste entlaß die Beamten, die sich unfähig erweisen, und ersetze sie durch bessere Kräfte! Ich fürchte freilich, daß Du dann fast das ganze Personal wechseln mußt."

„Um des Himmelswillen nicht! Das giebt Weitläufigkeiten und Widerwärtigkeiten ohne Ende. Es ist mir peinlich, lauter neue Gesichter um mich zu sehen, und es wird Monate dauern, ehe sie sich einarbeiten. Inzwischen habe ich die ganze Last und muß Alles selbst thun."

„Dafür bist Du aber der Herr. Du wirst doch wenigstens befehlen können."

Edmund lachte. „Ja, wenn ich Deine Leidenschaft für das Commandiren hätte und Dein Talent dazu! Du würdest in vier Wochen Ettersberg total umgestalten und in drei Jahren eine Musterwirthschaft daraus machen, wie Brunneck es ist. Wenn Du mir nur wenigstens zur Seite bliebest, Oswald! Dann hätte ich doch eine Stütze, aber nun willst Du durchaus im Herbste fort, und dann sitze ich hier allein mit unzuverlässigen oder fremden Beamten. Schöne Aussichten! Ich habe das Majorat noch gar nicht einmal officiell angetreten, und schon ist es mir eine Plage geworden."

„Das Schicksal hat Dich aber doch nun einmal zum Majoratsherrn gemacht," sagte Oswald sarkastisch, „also wirst Du die schwere Last wohl tragen müssen. Noch einmal, Edmund, es ist die höchste Zeit, daß hier irgend etwas geschieht. Versprich mir, daß Du ungesäumt zur Abhülfe schreiten wirst!"

„Ja, gewiß, unter allen Umständen," versicherte der junge Graf, den das Gespräch sichtlich langweilte. „Sobald ich nur irgend Zeit habe — jetzt habe ich so viel andere Dinge im Kopfe."

„Wichtigere Dinge als das Wohl und Wehe Deiner Güter?"

„Vielleicht! Aber ich muß jetzt fort. Kehrst Du von hier aus nach Hause zurück?"

Die Frage klang eigenthümlich forschend. Oswald achtete jedoch nicht darauf; er hatte sich in offenbarer Verstimmung abgewendet.

„Gewiß! Kommst Du nicht mit mir?"

„Nein, ich will nach dem Forsthause hinüber. Der Förster hat meine Diana in Dressur genommen; ich muß einmal nach dem Thiere sehen."

„Muß denn das gerade jetzt sein?" fragte Oswald befremdet. „Du weißt ja, daß heute Mittag Dein Rechtsanwalt aus der Stadt kommt, um mit Dir und Deiner Mutter wegen des Processes zu conferiren, und Du hast versprochen, pünktlich zu sein."

„O, bis dahin bin ich längst wieder zurück," sagte Edmund leichthin. „Adieu, Oswald! Mach' mir kein so finsteres Gesicht. Ich verspreche Dir, daß ich morgen ausführlich mit dem Administrator reden werde, oder übermorgen. Jedenfalls wird es geschehen — verlaß Dich darauf!"

Damit schlug er einen Seitenpfad ein und verschwand bald darauf zwischen den Bäumen.

Oswald sah ihm finster nach.

„Es wird auch morgen und übermorgen nichts geändert werden und überhaupt niemals. Da hat er wieder irgend eine unnütze Tändelei im Kopfe, und darüber kann ganz Ettersberg zu Grunde gehen. Freilich," hier zuckte ein Ausdruck tiefer Bitterkeit über das Gesicht des jungen Mannes, „freilich, was geht das mich an! Ich bin ja ein Fremder auf diesem Boden und werde es bleiben. Wenn Edmund durchaus nicht hören will, so mag er die Folgen tragen! Ich kümmere mich nicht mehr darum."

Das war aber leichter gesagt als gethan. Oswald's Blick kehrte immer wieder zu dem arg gelichteten Wald zurück. Sein zorniger Unwille über die völlig planlose Verwüstung ringsum wollte sich nicht unterdrücken lassen, und anstatt nach Hause zurückzukehren, wie es seine Absicht gewesen war, stieg er weiter bergaufwärts, um auch den hochgelegenen Theil zu untersuchen. Es war nicht viel Tröstliches, was er dort entdeckte. Auch hier hatte die Axt überall in zerstörender Weise gehaust, und das nahm erst oben auf der Höhe ein Ende. Dort begann bereits das Gebiet von Brunneck, wo es nun allerdings anders und besser aussah.

Es war zunächst nur dieser Vergleich, der Oswald bewog, das fremde Gebiet zu betreten, aber sein Unwille stieg beim Anblicke dieser prächtigen, sorgfältig geschonten Waldungen, hinter denen die Ettersberg'schen Forsten in ihrem jetzigen Zustande weit zurückblieben. Was hatte überhaupt die Thätigkeit eines einzigen Mannes aus diesem Brunneck gemacht, und wie war dagegen Ettersberg gesunken! Seit dem Tode des alten Grafen befanden sich die Güter fast gänzlich in den Händen der Beamten. Die Gräfin, eine vornehme Dame, die seit ihrer Vermählung nur von Glanz und Reichthum umgeben war, fand es selbstverständlich, daß die Verwaltung von den Untergebenen geführt und die Herrschaft so wenig wie möglich damit behelligt wurde. Ueberdies war der gräfliche Haushalt auf einem sehr großen Fuße eingerichtet; die Summen dazu mußten geschafft werden, und die Güter mußten sie schaffen, gleichviel auf welche Weise. Der Bruder der Gräfin, Edmund's Vormund, lebte in der Residenz, wo er ein höheres Staatsamt bekleidete, und war sehr von seinem Berufe in Anspruch genommen. Er trat überhaupt nur selten und nur in besonderen Fällen ein, wenn die Schwester seinen Rath und Beistand verlangte; nach den Verfügungen ihres Gemahls war sie ja auch die eigentlich Beschließende. Das nahm nun freilich mit Edmund's Mündigkeit ein Ende, aber was von der Thätigkeit und dem Interesse des jungen Majoratsherrn für seine Güter zu erwarten war, das hatte sich ja soeben gezeigt. Oswald sah mit Bitterkeit, wie eine der reichsten Herrschaften des Landes durch die Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit ihrer Besitzer dem sicheren Verfalle entgegen ging, und er empfand das um so schwerer, als er sich sagte, daß ein ungesäumtes, energisches Eingreifen noch Alles wieder gut machen konnte. Noch war es Zeit; in zwei Jahren vielleicht war es schon zu spät.

Der junge Mann war auf diese Weise immer tiefer in den Wald hineingerathen; jetzt blieb er stehen und sah nach der Uhr. Mehr als eine Stunde war vergangen, seit er sich von Edmund getrennt hatte; dieser mußte längst auf dem Rückwege sein. Auch Oswald beschloß jetzt umzukehren, aber er wählte dazu einen andern, etwas weiteren Weg. Er hatte ja nichts zu versäumen; *seine* Gegenwart bei der Conferenz war weder nöthig noch erwünscht; also konnte er den Spaziergang ganz nach Belieben ausdehnen.

Es mußten eigenthümliche Gedanken sein, die in der Seele des jungen Mannes wühlten, als er so langsam dahinschritt. Er dachte längst nicht mehr an Forsten und Gutsverwaltung. Es war etwas Anderes, was seine Stirn so drohend faltete und auf sein Antlitz einen so herben, feindseligen Ausdruck legte, als sei er bereit, mit aller Welt den Kampf aufzunehmen. Es war ein finsteres, forschendes Grübeln, das sich ruhelos um einen einzigen Punkt drehte, von dem er sich vergebens loszureißen suchte, und das ihn trotzdem immer mehr und mehr gefangen nahm.

„Ich will nicht mehr daran denken," sagte er endlich halblaut. „Immer und immer wieder dieser unselige Verdacht, den ich nicht los werden kann! Ich habe nichts, was ihn bestätigt, und doch verbittert er mir jede Stunde, vergiftet mir jede Regung — fort damit!"

Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wolle er die quälenden Gedanken verscheuchen, und verfolgte rascher den Weg, der jetzt eine Biegung machte und den Wald verließ. Oswald trat auf die freie Höhe hinaus, blieb aber hier wie angewurzelt stehen bei dem gänzlich unerwarteten Anblick, der sich ihm darbot.

Kaum zwanzig Schritt von ihm entfernt, am Rande des Waldes, saß auf dem rasigen Abhange eine junge Dame. Sie hatte den Hut abgenommen, sodaß man ihr Gesicht voll erblicken konnte, und wer dies reizende Gesicht mit den leuchtenden, dunklen

Digitized by Google

Augen nur einmal gesehen hatte, der vergaß es so leicht nicht wieder. Es war Hedwig Rüstow, und dicht neben ihr saß in sehr vertraulicher Weise Graf Edmund, der in der Zwischenzeit unmöglich im Forsthause gewesen sein konnte. Die Beiden waren in ein äußerst lebhaftes Gespräch vertieft, das aber weder ernst noch inhaltreich zu sein schien. Es war vielmehr wieder jenes muthwillige Spiel, das sie schon bei der ersten Begegnung mit solcher Vorliebe getrieben hatten, ein neckisches Hin- und Herfliegen von Worten, ein Lachen und Scherzen ohne Ende, nur daß dies heut alles den Anschein der engsten Vertraulichkeit hatte. Und jetzt nahm Edmund neckend den Hut aus den Händen des jungen Mädchens und warf ihn auf den Rasen, während er sich der Hände selbst bemächtigte, um stürmisch Kuß auf Kuß darauf zu drücken, und Hedwig ließ das ohne jeden Einspruch geschehen, als sei es durchaus selbstverständlich.

Einige Minuten lang stand der fremde Zuschauer regungslos und sah den Beiden zu; dann wandte er sich um und wollte unbemerkt wieder unter die Bäume zurücktreten, aber dabei krachte ein trockener Ast unter seinen Füßen und verrieth ihn. Hedwig und Edmund blickten gleichzeitig auf und der letztere sprang rasch empor.

„Oswald!"

Dieser sah, daß ein Zurückziehen jetzt nicht mehr möglich war. Er verließ daher seinen Standpunkt und näherte sich dem jungen Paare.

„Du bist es!" sagte Edmund in einem Tone, der zwischen Verlegenheit und Aerger schwankte. „Wo kommst Du denn her?"

„Aus dem Walde!" versetzte der Gefragte lakonisch.

„Aber Du wolltest ja sofort nach Hause zurückkehren?"

„Und Du wolltest nach dem Forsthause, das ja wohl in entgegengesetzter Richtung liegt."

Der junge Graf biß sich auf die Lippen. Er mochte wohl fühlen, daß es nicht möglich war, dieses Beisammensein für ein zufälliges auszugeben; überdies mußten die leidenschaftlichen Handküsse gesehen worden sein; er suchte sich deshalb so gut wie möglich zu fassen.

„Du kennst Fräulein Rüstow bereits von unserer ersten Begegnung her," warf er leicht hin. „Ich brauche Dich also nicht vorzustellen."

Oswald verneigte sich völlig fremd vor der jungen Dame.

„Ich bitte die Störung zu entschuldigen; sie war durchaus unfreiwillig. Ich konnte meinen Vetter unmöglich hier vermuthen. Sie gestatten wohl, mein Fräulein, daß ich mich sofort wieder zurückziehe?"

Hedwig hatte sich gleichfalls erhoben. Sie empfand das Peinliche der Situation augenscheinlich viel tiefer als Edmund; denn auf ihrem Gesichte lag eine flammende Röthe, und ihr Auge haftete am Boden. Erst bei dem Ton der Anrede, der trotz aller Höflichkeit doch eine wahre Eiseskälte hatte, hob sie den Blick empor. Er begegnete dem Oswald's, und das junge Mädchen mußte darin wohl etwas sehr Verletzendes lesen; denn die dunkelblauen Augen sprühten plötzlich auf, und die Stimme, die soeben noch in jenem frischen, silberhellen Lachen geklungen, bebte in zorniger Erregung, als sie rief:

„Herr von Ettersberg — ich bitte Sie zu bleiben."

Oswald, der wirklich im Begriff war zu gehen, hielt betroffen inne. Hedwig stand bereits neben dem jungen Grafen und legte ihre Hand auf die seinige.

„Edmund, Du wirst Deinen Vetter nicht so gehen lassen. Du wirst ihm die nöthige Aufklärung geben — sofort, auf der Stelle! Du siehst es ja, daß er sich im — Irrthum befindet."

Oswald war unwillkürlich einen Schritt zurückgetreten, als er dies „Du" vernahm, aber auch Edmund sah sehr überrascht aus bei dem energischen, fast befehlenden Tone, den er wohl zum ersten Male von diesen Lippen hörte.

„Aber Hedwig, Du selbst warst es ja, die mir Schweigen auferlegte," sagte er. „Sonst hätte ich Oswald sicher kein Geheimniß aus unserer Liebe gemacht. Du hast Recht, wir müssen ihn in's Vertrauen ziehen; mein gestrenger Mentor ist sonst im Stande, Dir und mir eine vollständige Strafpredigt zu halten. Also mag die Vorstellung in aller Form erfolgen. Oswald — meine Braut und Deine künftige Cousine, die ich hiermit Deiner verwandtschaftlichen Liebe und Hochachtung empfehle."

Der junge Graf hielt auch bei dieser gewiß ernst gemeinten Vorstellung den heiter scherzenden Ton fest, aber Hedwig, die sonst stets bereit war, darin einzustimmen, schien ihn hier beinahe peinlich zu empfinden. Sie stand wortlos an der Seite ihres Bräutigams und blickte mit eigenthümlicher Spannung zu dem neuen Verwandten hinüber, der noch immer schwieg.

„Nun?" fragte Edmund befremdet und etwas verletzt durch dieses Schweigen. „Und Du gratulirst uns nicht einmal?"

„Ich habe wohl zunächst um Verzeihung zu bitten," sagte Oswald, indem er sich an die junge Braut wandte. „Auf eine solche Neuigkeit war ich allerdings nicht gefaßt."

„Das ist Deine eigene Schuld," lachte Edmund. „Warum hast Du meine Mittheilungen über meinen ersten Besuch in Brunneck so schroff zurückgewiesen! Du hattest alle Aussicht auf den Posten eines Vertrauten. Aber nicht wahr, Hedwig, wir haben Unglück mit unserem Rendez-vous? Es ist das erste Mal, daß wir uns allein, ohne die schützenden Flügel der Tante Lina treffen, und sofort überrascht uns dieser Cato, auf dessen Gesicht das Entsetzen über den Handkuß, den er mit angesehen, so deutlich ausgeprägt stand, daß wir ihn schleunigst mit der Verlobungsanzeige beruhigen mußten. Hoffentlich nimmst Du jetzt Deine Malice wegen der ‚Störung' zurück — und im Uebrigen warten wir noch immer auf Deinen Glückwunsch."

„Ich gratulire Dir," sagte Oswald, die dargebotene Hand seines Vetters ergreifend. „Auch Ihnen, mein Fräulein!"

„Wie einsilbig das klingt! Willst Du Dich etwa auch zu unserem Gegner erklären? Das fehlte noch! Wir haben genug mit dem voraussichtlichen Widerstande unserer Eltern zu thun. Der Sturm zieht von zwei Seiten zugleich heran, und da muß ich wenigstens Dich als Verbündeten haben."

„Du weißt, daß ich bei der Tante keinen Einfluß habe," sagte Oswald ruhig. „Du mußt da Deiner eigenen Macht vertrauen. Aber eben deshalb solltest Du es gerade jetzt vermeiden, Deiner Mutter anderweitigen Anlaß zur Verstimmung zu geben, und das wird sicher geschehen, wenn Du die heutige Conferenz versäumst. Dein Rechtsanwalt ist jedenfalls schon in Ettersberg, und Du hast noch eine volle Stunde bis zum Schlosse. — Sie entschuldigen, mein Fräulein, aber ich muß meinen Vetter an eine Pflicht erinnern, die er vollständig vergessen zu haben scheint."

„Du hast eine Conferenz im Schlosse?" fragte Hedwig, die sich während der letzten Minuten auffallend schweigsam verhalten hatte.

„Ja, wegen Dornau's," lachte Edmund. „Wir befehden uns ja noch immer unversöhnlich deswegen. Bei Dir habe ich freilich Proceß und Conferenzen vergessen; es ist ein Glück, daß Oswald mich daran erinnert. Ich muß heute noch nothgedrungen mit der Mama und dem Herrn Advocaten Pläne schmieden, wie Dornau der Gegenpartei zu entreißen ist. Sie haben ja keine Ahnung davon, daß wir beide den Proceß längst auf dem etwas ungewöhnlichen, aber sehr praktischen Wege der Verlobung erledigt haben."

„Und wann werden sie das erfahren?" fragte Oswald.

„Sobald ich weiß, wie Hedwig's Vater die Sache aufnimmt. Er ist gestern zurückgekommen, und eben deshalb mußten wir uns noch einmal ungestört sprechen, um den Kriegsplan zu berathen. Es hilft nun einmal nichts: wir müssen jetzt hervor mit unserem Geheimniß. Ettersberg und Brunneck werden freilich darüber entsetzt sein und noch eine Weile Montecchi und Capuletti spielen, aber wir werden schon dafür sorgen, daß das Drama keinen tragischen Ausgang nimmt, sondern mit einer fröhlichen Hochzeit endigt."

Es sprach eine so heitere Zuversicht aus den Worten des jungen Grafen, und das Lächeln, mit dem Hedwig ihm antwortete, war so siegesgewiß, daß man sah, der Widerstand der Eltern wurde hier gar nicht als wirklich ernster Conflict in Betracht gezogen. Das junge Paar war sich seiner Macht über Vater und Mutter hinreichend bewußt.

„Aber nun muß ich nach Hause," rief Edmund aufbrechend. „Es ist wahr, ich darf jetzt die Ungnade der Mama nicht herausfordern, und sie ist sehr ungnädig, wenn sie warten muß. Verzeih, Hedwig, daß ich Dich nicht durch den Wald zurückbegleite! Oswald wird es statt meiner thun. Du mußt ihn als Verwandten ja jetzt überhaupt näher kennen lernen; er ist nicht immer so schweigsam wie bei der ersten Begegnung. Oswald, ich übergebe meine Braut feierlichst Deinem Schutze und Deiner Ritterlichkeit. Und nun lebe wohl, meine süße Hedwig!"

Digitized by Google

Er zog die Hand seiner Braut zärtlich an die Lippen, winkte seinem Vetter einen Abschiedsgruß zu und eilte davon.

Die beiden Zurückgebliebenen schienen nicht sehr angenehm überrascht von der Bestimmung des Grafen und fanden jedenfalls nicht so schnell, wie er es voraussetzte, den Ton verwandtschaftlicher Vertraulichkeit. Auf der Stirn des jungen Mädchens ruhte eine Wolke, und Oswald's Haltung verrieth vorläufig noch wenig von der anempfohlenen Ritterlichkeit. Endlich nahm er das Wort:

„Mein Vetter hat mir ein so vollständiges Geheimniß aus seinen Beziehungen zu Ihnen gemacht, daß seine jetzige Eröffnung mich im höchsten Grade überrascht."

„Das haben Sie hinreichend gezeigt, Herr von Ettersberg," erwiderte Hedwig. Es war seltsam, wie stolz und entschieden sie sprechen konnte, sobald sie wirklich einmal ernst war.

Oswald trat langsam etwas näher. „Sie sind beleidigt, mein Fräulein, und mit Recht, aber die größere Schuld liegt doch wohl auf Edmund's Seite. Ich konnte unmöglich glauben, daß er seine Braut, seine künftige Gemahlin solchen Mißdeutungen aussetzen würde, wie die, deren ich mich vorhin schuldig machte."

Dunkle Gluth floß wieder heiß über Hedwig's Wangen.

„Gegen Edmund sprechen Sie den Vorwurf aus, und mir soll er gelten; ich habe ja eingewilligt. Daß das eine Unvorsichtigkeit war, ist mir erst klar geworden bei Ihrem Blick und Ton."

„Ich habe schon einmal um Verzeihung gebeten," sagte Oswald ernst, „und ich wiederhole diese Bitte jetzt. Aber fragen Sie sich selbst, mein Fräulein, wie ein Fremder, dem man die Aufklärung nicht so schnell und unumwunden geben konnte, diese Zusammenkunft beurtheilt haben würde! Ich bleibe dabei: mein Vetter durfte Sie nicht dazu veranlassen."

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Suche nach Nordenskjöld.

Tragisches Ende einer Dampferfahrt.

Von einem Augenzeugen.

Als im Herbst 1878 die zur Aufsuchung der Nordostpassage ausgegangene schwedische Expedition unter Professor Nordenskjöld wider alles Erwarten nicht in Japan eintraf, sondern verschollen blieb, rüstete der in der „Gartenlaube" kürzlich schon genannte Russe Alexander Sibiriakoff (vergl. Nr. 6 d. J.) einen neuen Dampfer aus, um die Expedition, die er selbst mit so reichen Mitteln unterstützt hatte, aufsuchen zu lassen und ihr nöthigenfalls Hülfe zu bringen. Der zu Ehren des Führers der vermißten Expedition „A. E. Nordenskjöld" getaufte Dampfer verließ den Hafen Malmö, wo er gebaut und ausgerüstet worden war, am 13. Mai 1879 und erreichte auf dem gewöhnlichen Wege durch den Suezcanal Jokohama am 27. Juli. Es hatte für uns die Möglichkeit vorgelegen, die „Vega", falls sie frühzeitig im Sommer aus den sie gefangen haltenden Eisbanden glücklich entkommen sein sollte, hier bereits im Hafen liegend anzutreffen; allein es war dies nicht der Fall, und nach wenigen Tagen Aufenthalt lichtete der „Nordenskjöld" zur Weiterfahrt nach der Beringstraße die Anker.

Die weite, von kleinen Fischerbooten belebte Bai von Jeddo lag hinter uns; wir hatten soeben den an Naturschönheit reichen, von hohen, üppig grünen Bergen gebildeten Eingang durchdampft — da bereitete uns Mutter Natur noch ein grandioses Schauspiel, wie man es so prachtvoll selten sieht: das Land war hinter uns schon fast verschwunden, als plötzlich der Wolkenschleier, der den westlichen Horizont bedeckte, sich verzog und der Fusi-no-yama, jenes weltberühmte Heiligthum der Japaner, mit seiner schon etwas mit Schnee bedeckten, regelmäßigen hohen Pyramide vor die untergehende Sonne trat. Wir hatten vergeblich gehofft, von Jokohama aus dieses Vorbild eines Vulcanes zu erblicken; der herrschende Dunst hatte es verhindert. Um so erfreuter genossen wir den hehren Anblick dieses zwölftausend Fuß hohen Bergriesen, wie er, magisch beleuchtet, scheinbar gerade aus dem Meere aufstieg, kleiner und kleiner werdend, bis endlich die hereinbrechende Dunkelheit ihn verhüllte.

Rasch ging es längs der japanischen Ostküste dem Norden zu; eifrigst wurde tagtäglich nach Schiffen ausgespäht, lag doch die Möglichkeit nahe, die „Vega" zu treffen. Nichts indessen ließ sich erblicken; einsam lag der Ocean vor uns, und als nun gar am 3. August, drei Tage nachdem wir Jokohama verlassen hatten, dicke, naßkalte Nebel das Schiff umschlossen, war uns jede Aussicht benommen, Professor Nordenskjöld, falls er wirklich schon um diese Zeit in den japanischen Gewässern eintreffen sollte, zu begegnen. Mit ungeminderter Geschwindigkeit wurde trotz des Nebels die Fahrt fortgesetzt, um noch zur günstigen Zeit das Eismeer zu erreichen. Wir glaubten freies Fahrwasser vor uns zu haben, allein die heimtückischen Feinde der Seefahrer, die Meeresströmungen, hielten unser wackeres Schiff im Bann und führten es unversehens dem Verderben entgegen.

Am 5. August um fünfeinhalb Uhr Morgens erfolgte plötzlich ein fürchterlicher Stoß, der das ganze Schiff krachen und erzittern ließ und die Schläfer wider ihren Willen aus ihren Kojen heraus und auf die Füße brachte. Schnell springt Jeder auf Deck, während die Stöße sich noch immer wiederholen, bis endlich die Maschine still steht. Der dichte Nebel verhindert jede Aussicht; nur ganz undeutlich kann man durch ihn hindurch den weißen Schaum der Brandung sehen, deren fernes Tosen gleichzeitig als eine wenig verheißungsvolle Musik zu unseren Ohren dringt. Das Loth belehrt uns, daß wir auf einer Sandbank sitzen, noch ist aber kein Wasser im Schiff; es ergiebt sich also, daß die Sache für den Augenblick nicht so gefährlich ist. Eines der beiden kleinen Boote, die wir an Bord haben, wird sofort ausgesetzt, um einen Anker auszubringen, mit dessen Hülfe man das Schiff zurückzuwinden gedenkt. Allein der Anker hält in dem lockeren Sand nicht, und so muß denn dazu geschritten werden, das Schiff durch Ueberbordwerfen der Kohlen und Ladung zu erleichtern. Es wird noch ein Anker ausgebracht, und nun arbeitet Jeder in wilder Hast.

Die Dampfpfeife sendet von Zeit zu Zeit ihre schrillen, langgezogenen Töne durch den Nebel in die Ferne, um Hülfe herbeizuholen, aber kein Boot, kein Schiff läßt sich erblicken, außer dem fernen Rauschen der Brandung herrscht ringsum tiefe Stille und Einsamkeit. Die mächtigen Zuckerfässer, die unten im Raume liegen, werden mit Aexten aufgeschlagen, und binnen wenigen Stunden sind viele Hunderte von Zuckerhüten in's Meer geworfen, die dazu bestimmt gewesen waren, die Herzen der Hausfrauen zu Jakutsk im fernen Centralsibirien zu erfreuen oder uns manch schönen Pelz oder ethnographisch interessante Gegenstände durch Tauschhandel bei den Tschuktschen zu erwerben. Den Zuckerfässern folgen Eisenstangen und schwere Kisten mit Seife, welche letztere die Bewohner des fernen Tschuktschenlandes hatten in Versuchung führen sollen, sich wenigstens einmal in ihrem Leben zu waschen. Dieser große Schritt zu weiterer Culturentwickelung war nun vom Schicksal vereitelt.

Unterdessen stellt sich aber heraus, daß auch der zweite Anker nicht halten will, und trotz alles Zurückwindens und Ueberbordwerfens ist der Dampfer, welcher fortwährend auf dem Sande hin und her gestoßen wird, nicht flott zu machen; vielmehr rückt er, von den Wellen gedrängt, unaufhaltsam dem Lande näher, welches allmählich bei dem sich etwas lichtenden Nebel zu erkennen ist. Die hohen, üppig mit einem Kräuterteppich bedeckten Hügel fallen ziemlich steil zum Meere ab; an ihrem Fuße erstrecken sich mit Treibholz bedeckte schmale Sandflächen, an denen sich ohne Unterlaß die Wogen donnernd überwälzen. Kein lebendes Wesen ist an der öden Küste zu erblicken.

Endlich um drei Uhr Nachmittags sehen wir durch den Nebel Reiter den Strand entlang kommen. Sie haben uns bemerkt; sie halten an und scheinen sich zu berathen; es sind Japaner. Rasch ist ein Boot bemannt; der Capitain steigt ein; er will von jenen zu erfahren suchen, wo wir sind, und sie veranlassen, Hülfe herbeizuholen. Rasch fliegt das kleine Boot von vier kräftigen Armen getrieben mit der Spitze nach hinten, um den Wogenprall zu pariren, durch das Wasser, verfolgt von den sorgenvollen Blicken der an Bord Zurückgebliebenen. Jetzt kommt der kritische Moment, das Passiren der Brandung.

Das Boot verschwindet einen Augenblick; dann taucht es wieder auf: die Gefahr ist vorüber; die Unserigen springen in's

Digitized by Google

Ainos-Typen von der Insel Jesso.
Nach japanesischen Photographien auf Holz übertragen von Adolf Neumann.

Digitized by Google

Wasser und waten, das Boot auf's Trockne ziehend, an's Land zu den dort haltenden Reitern. Die Unterhaltung währt nicht lange: da man sich beiderseits nicht durch die Sprache verständigen kann, so hilft die Pantomime. Die Leutchen sehen ein, daß wir Hülfe haben wollen, und wir erfahren, daß es die Insel Jesso ist, an der wir gestrandet sind, die nördlichste der vier großen japanischen Inseln. Unsere Freunde setzen ihre kleinen zottigen Pferde in eiligen Trab und verschwinden in dem wieder dichter werdenden Nebel. Da jede Aussicht auf eine sofortige Rettung des Schiffes uns benommen war, so wurden die Nesselfeuer gelöscht; das Pfeifen des ausströmenden Dampfes erschien uns wie das Todtenlied des braven Schiffchens.

Jeder sich erhebende stärkere Wind konnte uns in die größte Gefahr bringen; deshalb befahl der Capitain gegen Abend der Mannschaft, das Nöthigste zusammenzupacken und an's Land zu gehen. Eilends raffte nun Jeder sein Bestes zusammen, und bald gehen die beiden Boote zwischen Dampfer und Land hin und her und bringen Proviant, Kisten und Koffer in Sicherheit. Die Ueberwindung der Brandung gelingt; nur einmal wird ein Boot, in dem sich gerade ein Theil der wissenschaftlichen Instrumente befindet, von einer hohen Sturzwelle erfaßt und überworfen, wodurch natürlich die Sachen verloren gehen.

Bald ist dicht am Strande ein Zelt aus Segeln aufgeschlagen, ein mächtiges Feuer aus dem am Strande herumliegenden Treibholz angezündet, und der Schiffskoch, ein alter Gardeschütze aus Berlin, ist an einem genau nach dem preußischen Reglement angelegten Kochgraben eifrigst bemüht, den ermatteten und durchnäßten Leuten etwas warmes Essen zuzubereiten. Dann macht sich Jeder, so gut es geht, in dem weichen Sand unter dem Zelt ein Lager für die Nacht zurecht und erwartet den Schlaf.

Da aber war die Rechnung ohne — die Mosquitos gemacht, welche aus den nahen Wäldern und Sümpfen herbeigelockt waren. Eben ist man im Begriff einzuschlafen — da summt und singt es plötzlich am Ohr, und nun beginnt der oft beschriebene Kampf ohne Erbarmen drüben, ohne Hoffnung auf Sieg hüben. Bald tönt aus dieser, bald aus jener Ecke des Zeltes erst ein leiser Seufzer, dann ein tüchtiger Seemannsfluch, bis endlich bald der Eine, bald der Andere, wie von Furien verfolgt, zum Zelt hinaus und zum Feuer stürzt, in dessen qualmendem Rauch man zwar vor Mosquitos ziemlich sicher ist, aber Gefahr läuft zu ersticken. So giebt es denn keine Rettung weiter, als zur Pfeife oder Cigarre zu greifen und die ganze Nacht am Strande um das Feuer herumzulaufen. Nur wenige Hartfellige bringen es zu einem, wenn auch sehr unruhigen Schlaf; früh sind sie freilich so zerstochen und verschwollen, daß sie kaum aus den Augen sehen können.

Als der Tag anbrach, erschien einer unserer alten japanischen Bekannten, Jedem seine obligaten Bücklinge machend, indem er sich bis zur Erde verneigte; er bat den Capitain ihm zu Pferd nach einem neun Stunden entfernten Städtchen zu folgen, woselbst ein höherer japanischer Beamter residiren sollte. Der Capitain leistete dieser Aufforderung natürlich Folge, und wir benutzten die Zeit bis zu seiner nach zwei Tagen erfolgenden Rückkehr, unsere sehr ungemüthliche Lage etwas bequemer zu gestalten, indem Matratzen, Stühle, Decken, Proviant, ja sogar auch ein Tisch vom Schiff heruntergeholt wurden. Letzterer war bald mit üppigen Sträußen der schönsten Wald- und Wiesenblumen geschmückt. Kurz, es wurde Alles so gemüthlich wie möglich eingerichtet, und wenn nur die Legionen von Mücken bei Nacht und Stechfliegen bei Tag nicht gewesen wären, so hätte man es schon aushalten können.

Der Strand war weithin mit leeren Zuckertonnen und zerfallenen Seifenkisten bedeckt, deren halbzerflossener Inhalt einheimischen Fischern, die gerade vorbeikamen, sehr verlockend erschien. So groß aber war die Ehrlichkeit dieser Leute, daß sie von diesem eigentlich herrenlosen Gut sich nicht eher etwas aneigneten, als bis sie den Einen oder Anderen von uns zu den betreffenden Stellen geführt und die natürlich gern ertheilte Erlaubniß erhalten hatten. An den europäischen Küsten würden die Strandbewohner nicht so große Umstände gemacht haben, und wieder einmal hatte Seume Recht mit seinem: „Wir Wilde sind doch bessere Menschen."

Die Bewohner des Landes benutzen den Strand als Verkehrsweg, da es im Innern der Insel keine Straßen giebt, vielmehr dort alles fast noch unerforschte, ängstlich gemiedene Wildniß und Urwald ist; der Verkehr mit den Leuten gestaltete sich auf das Günstigste. Obwohl Alle schon häufiger mit Europäern zusammengekommen zu sein schienen, so betrachteten sie doch die am Strande herumliegenden Dinge mit der größten Aufmerksamkeit und ließen sich den Gebrauch dieses oder jenes Gegenstandes auseinandersetzen, ohne jedoch zu wagen, irgend etwas ohne specielle Erlaubniß zu berühren. Zuweilen erhielten wir auch den Besuch von höheren Beamten; es waren Abgesandte des oben erwähnten Gouverneurs in Nemoro, welche europäisch gekleidet waren und mehr oder weniger geläufig englisch sprachen. Sie untersuchten genau die Lage des Schiffes, beobachteten unser Thun und Treiben und ließen sich bereitwilligst mit Champagner und Cigarren tractiren. Was schadete es, wenn der Eine keinen Hut hatte und des Andern Hosen von etwas bedenklicher Kürze waren, auch der Rock nicht vom ersten Pariser Schneider gemacht zu sein schien; die Leutchen waren alle höflich und freundlich und versprachen jede mögliche Hülfe. Beim Abschied erhielt dann wohl Jeder sein tüchtiges Stück Schinken, das, sauber in Papier eingewickelt, sofort in einer Rocktasche verschwand; daneben wurde Jedem auch noch ein Stück Hutzucker zu Theil. Bezahlungen, die uns in der ersten Zeit angeboten wurden, lehnten wir natürlich ab.

So verging eine volle Woche; tagtäglich waren wir mit Rettungsversuchen beschäftigt, die aber stets mißlangen, und ein kleiner japanischer Dampfer, der uns zur Verfügung gestellt war, konnte auch nicht viel helfen. Nachdem unser braves Schiffchen allmählich durch den Wogengang fast ganz auf das Trockene geworfen war, wurde das Nöthigste zusammengepackt, und während der Capitain beim Schiff zur Bewachung blieb, war bald die übrige Mannschaft mit dem oben erwähnten japanischen Dampfboot an der Küste entlang nach einem kleinen Fischerort gebracht. Die Bevölkerung desselben bestand theilweise aus Ainos, jenem Volke, welches sich vor allen anderen der Erde durch eine starke Behaarung des ganzen Körpers auszeichnet — eine Eigenthümlichkeit, die von ihren Trägern für eine besondere Schönheit gehalten zu werden scheint; nehmen doch die Ainofrauen ihre Zuflucht zu der Kunst, um die Kargheit der Natur zu corrigiren, indem sie mittelst einer schwarzblauen Farbe die Oberlippe derart tätowiren, daß der Schein eines kräftigen Schnurrbartes erweckt wird (vergl. die umstehende Abbildung!). Früher die Hauptbevölkerung der südlichen Inseln des japanischen Reiches bildend, wurden die Ainos im dreizehnten Jahrhundert dort ausgerottet; jetzt bewohnen sie nur noch die Insel Jesso und die Kurilen. Sie leben vom Fischfang und von der Zubereitung des Seetanges, welcher in den Küstendörfern am Strande getrocknet und in großen Bündeln meist nach China exportirt wird, wo dieser gerade nicht sehr wohlduftende Tang, gekocht oder als eine Art Salat, in großen Massen verzehrt wird. Die Ainos sind außerdem sehr muthige Jäger, namentlich auf Bären, von denen es auf der Insel Jesso noch sehr viele giebt und welche sie meist mit vergifteten Pfeilen durch Selbstschüsse erlegen. Doch scheuen sie auch persönlichen Kampf mit den Ungethümen durchaus nicht, und wenn die Umgebung von Hakodade, wo die Bären eigentlich ausgerottet sind, einmal wieder durch solche Eindringlinge belästigt wird, so verschreibt die japanische Regierung stets einige Männer aus den nächsten Ainodörfern, um die lästigen Gäste durch diese erlegen zu lassen. Trotz des gutmüthigen Charakters dieser Leute werden sie von den Japanern als ein früher unterjochtes und wenig civilisirtes Volk mit Verachtung angesehen, und in den Gasthäusern dürfen sie, wenn sie darin überhaupt geduldet werden, die ihnen zur Benutzung angewiesene Ecke, meist gleich beim Eingang, nicht überschreiten.

Die umstehende Abbildung, welche den Lesern einige charakteristische Typen von Ainos vorführt, ist nach von Japanern gefertigten Photographien hergestellt und giebt ihren Gegenstand in naturgetreuer Weise wieder.* (Schluß folgt.)

* Nicht unwillkommen dürften hier einige Mittheilungen über die Abstammung und die Naturanlagen der Ainos sein. Dieses im Aussterben begriffene Volk ist von zweifelhaftem Ursprung; es wurde früher allgemein der turanischen und wird jetzt von Einigen der arischen Familie zugewiesen. Hervorragende Bildungsfähigkeit und Intelligenz ist ihm nicht eigen; dagegen zeichnet es sich durch eine unverkennbare Gutmüthigkeit aus. Die Ainos sind von dunkelbrauner Gesichtsfarbe und mittlerem Wuchs, und ihr Körper ist, wie bereits oben erwähnt, fast ganz von starker Behaarung bedeckt. Unser heutiges Bild thut indessen dar, daß dieser eigenthümliche Volksstamm neben Gesichtern von dem unverkennbar stupiden Ausdrucke einer untergeordneten Rasse auch Physiognomien von edlerem Formcharakter und einem gewissermaßen europäischen Gepräge geistiger Belebtheit aufzuweisen hat. D. Red.

Digitized by Google

Noch einmal in der Falle.

Ein weiterer Beitrag zur Kennzeichnung der „amtlichen" Empfehlungs-Atteste für Geheimmittel.

Von R. H. Paulcke, Apotheker in Leipzig.

Die „Gartenlaube" gab in Nr. 7 dieses Jahrgangs Bericht über den Verlauf eines Processes, welchen zwei später in einem Artikel über „die Helfershelfer des Geheimmittelschwindels" näher charakterisirte Herren (vergl. Nr. 11) gegen die Redaction „wegen Beleidigung" angestrengt hatten. Einer der beiden Herren nun, welche das Gericht mit ihrer Klage abwies, hat, weit entfernt, an seine Brust zu schlagen und in sich zu gehen, den traurigen Muth gehabt, seine Galle über die erfahrene „Störung seines Berufes" in einer Broschüre zu entladen, in welcher er auf seine Weise nicht nur mit der „Gartenlaube", sondern mit allen Denen in's Gericht geht, welche jüngst sich bemüht haben, das Publicum über diese ganze Schwindelwirthschaft des Geheimmittel-Attestwesens aufzuklären. Der Titel des durch Inserate in den Zeitungen angekündigten Werkes lautet:

„Der ‚Gartenlauben'-Redacteur Dr. Ziel, der ‚Vereinsblatt'-Redacteur Dr. Heintze, der Schriftsteller Ernst Leistner, der Engelapotheker Paulcke, alle in Leipzig, der Ortsgesundheitsrath und Bürgermeister Schnibler in Karlsruhe, sämmtlich in Sachen des Geheimmittelschwindels und wegen Beleidigung vor das Gericht der öffentlichen Meinung gestellt von Dr. Heß in Berlin. Gegen Einsendung von 1 Mark baar oder in Briefmarken an Zeitungsspediteur Schmidt, Berlin, franco gegen franco."

Die Ehre, mit an diesem Pranger zu stehen, verdanke ich einem vor Monaten von mir veröffentlichten „Almanach für Gesundheitspflege", welcher einen Aufsatz „Die Mutter und Hausfrau am Krankenbette" von Dr. Max Lange in Kassel sowie ein Gesundheitslexikon enthält, letzteres den Zweck verfolgend, die jetzt vorzugsweise in den pharmaceutischen Handel kommenden empfehlungswerthen diätetischen Mittel und medicinischen Specialitäten gemeinverständlich auf ihren Werth und die Art ihrer Verwendung hin zu besprechen. In der Einleitung hatte ich nicht umhin gekonnt, gelegentlich eines die Geheimmittel besprechenden Passus vor den Zeugnissen der Herren Dr. Groyen, Dr. Johannes Müller, Dr. Heß und Dr. Theobald Werner zu warnen.

Eines Tages erhielt ich eine Zuschrift, welche den obigen Titel der Heß'schen Broschüre mit folgenden Zeilen begleitete:

„Vorstehendes Inserat ist für die Leipziger und Karlsruher Zeitungen bestimmt. Machen Sie mir die Mittel namhaft, bei denen es sich um betrügliche Ausbeutung des Publicums handelt, und für welche ich Atteste ausgestellt habe (siehe Seite 47 Ihres Almanachs). Wollen Sie freiwillig die Satisfaction geben, welche ich auf Grund des Preßgesetzes § 11 zu beanspruchen habe, oder soll ich Ihnen angeben, worin diese Satisfaction zu bestehen hat? Wegen der Satisfaction, welche ich auf Grund § 185 bis 189 des Reichsstrafgesetzbuches von Ihnen zu verlangen habe, sprechen wir uns vor Leipziger Gerichten. Dr. Heß zugleich im Namen von ꝛc."

Ein fast gleichlautender Brief war, wie sich nachträglich herausstellte, an sämmtliche im Inserat beziehungsweise Titel der Broschüre genannte Herren gelangt.

Ich stand sprachlos, über die naive Unverschämtheit dieses Briefes halb belustigt, halb empört. Ein Mann, der soeben mit einem gerichtlichen Protest gegen die ihm gewordene Bezeichnung eines Schwindlers abgewiesen worden war, weil das Gericht den Beweis der Wahrheit als geführt erachten mußte, drohte mit einer neuen Klage dieser Art, im Falle er nicht zuvor durch eine Entschädigung abgefunden würde!

Ich ließ mir zunächst die Broschüre kommen, welche die Vertheidigung des Dr. Heß enthielt; ein rohes Machwerk, aber in mancher Hinsicht von geschickter Dialektik. Als Probe, bis zu welchem Stil der Verfasser sich verirrt, diene die Wiedergabe eines Passus auf S. 14:

„Melde Dir bei mich, grüner, berühmter Berliner Gewerbeberichterstatterjunge! ich werde Dich einen Gesundheitsliqueur einschenken, genannt Rachenputzer, der Dich den Rachen putzen und Dich recht wohl bekommen soll! und merken Sie sich lieber Junge! Jeder Einfaltspinsel und Schafskopf bildet sich ein über meine Atteste urtheilen zu können ..."

Was mich frappirte, war die Thatsache, daß ich der Broschüre in einem Punkte Recht geben mußte: das amüsante Manöver, durch welches der Karlsruher Gesundheitsrath seinerzeit Herrn Dr. Müller gefangen und welches die „Gartenlauben"-Leser kennen, erfüllte insofern seinen Zweck nicht genügend, als das Mittel, welches Dr. Müller attestirt hatte, weder schädlich, noch der medicinischen Wirkung, auf welche es berechnet sein sollte, ganz fremd war.

Wie, sagte ich mir, wenn man versuchte, ein direct schädliches Mittel in den bekannten Bureaux als Heilmittel attestiren zu lassen? Zwar war es kaum glaublich, daß die Herren noch einmal in eine Falle gehen sollten, welche soeben erst einen von ihnen eingefangen. Aber ein Versuch konnte nichts schaden — wenn er gelang, so gab das der öffentlichen Thätigkeit dieser Herren den Gnadenstoß, zu Ehren der Volksgesundheit und der öffentlichen Moral.

Diese Erwägung war der Ausgangspunkt einer Posse von so belustigendem Verlauf und Abschluß, daß ich mehr als einmal in Versuchung war, zu vergessen, um eine wie ernste und traurige Sache es sich im Grunde handelte.

Gern entspreche ich dem Wunsche des weitest verbreiteten deutschen Unterhaltungsblattes, an der Hand der nöthigsten Actenstücke seinem Leserkreise zu zeigen: bis zu welchem Grade der Gewissenlosigkeit mit seinem Gelde und seiner Gesundheit gewirthschaftet wird.

Während ich die sofort zu schildernde Entlarvung der Herren Attestschwindler vorbereitete, ließ ich durch einen Vertreter zunächst mit Dr. Heß über den Gegenstand seiner Zuschrift, die Forderung einer „Entschädigung", verhandeln. Des Pudels Kern war, wie sich herausstellte, das Ansinnen eines „Geldopfers", wofür mein Name aus allen Schriften des Dr. Heß wegbleiben sollte. Die Forderung einer Geheimhaltung der diesbezüglichen Verhandlungen „auf Ehrenwort" ließ der Ehrenmann fallen, da diese Geheimhaltung, wie er sich ausdrückte, „in meinem eigenen Interesse liege". Es handelte sich somit, wie ich vermuthet, nicht um die Ehre des Dr. Heß, sondern um eine einfache Geldschneiderei.

Inzwischen war Folgendes geschehen:

Anfangs dieses Jahres wurden in meiner Apotheke durch meinen Provisor, in Gegenwart von Zeugen, nachstehende Recepte, jedes in dreifacher Menge, angefertigt:

1) Eine Salbe, bestehend aus:

Weißem Arsenik (Acidum arsenicosum) 0,5 Gramm; Basisch salpeters. Wismuth (Bismuth. subnitric.) 2,0 Gramm; Borax (Natr. biboracic.) 1,0 Gramm; Vaseline (Vaselinum americ.) 50,0 Gramm; Rosenöl (Ol. rosarum) 3 Tropfen.

2) Ein Pulver, bestehend aus:

Weißem Arsenik (Acidum arsenicosum) 0,1 Gramm; Schwefelspießglanz (Antimon. crud.) 0,5 Gramm; Zinkoxyd (Zinc. oxyd. alb.) 0,5 Gramm; Baldrianwurzel (Pulv. rad. valerian.) 10,0 Gramm; Hirschhornpulver (Pulv. corn. cerv. pr.) 10,0 Gramm. Gemischt und in zwanzig Theile getheilt.

Durch einige Mittelspersonen wurde sodann ein Leipziger Annoncenbureau beauftragt, bei Dr. Werner in Breslau und Dr. Heß in Berlin anzufragen, ob sie geneigt seien ein Mittel gegen rothe Nasen zu untersuchen; bei Medicinalrath Dr. Müller und Stabsarzt Dr. Groyen bildete ein Epilepsiemittel den Gegenstand der Anfrage. Die ersten drei Herren antworteten umgehend zusagend; für Herrn Stabsarzt Dr. Groyen, der unterdessen verstorben, antwortete Herr Dr. Heß als Geschäftsnachfolger ebenfalls zustimmend. Herr Dr. Heß und Dr. Werner erhielten nun zwei Büchsen der oben angeführten Salbe, sowie Dr. Müller und Dr. Heß je zwanzig der oben erwähnten Pulver. Die Reste beider Mittel blieben sorgfältig verschlossen als eventuelle Controllexemplare in sicherer Verwahrung. Zur Vereinfachung der Untersuchung wurden den Herren die richtigen Bestandtheile ohne Angabe der Mengenverhältnisse und mit Ausnahme des Arseniks, mitgetheilt; letzteren sollten sie selbst bei der Analyse finden. Daß das Quantum Arsenik ein genügendes, um von einem Chemiker bei der Analyse nicht übersehen zu werden, wird jeder Sachverständige sofort bestätigen, ebenso auch, daß es genügend, um sowohl in seiner äußerlichen wie innerlichen Anwendung die Gesundheit gründlich zu schädigen.

Am wenigsten Umstände machte Dr. Theobald Werner in Breslau. Er taufte die Nasensalbe mit dem sinnigen Namen „Rosalin", wünscht den Wismuthbestandtheil durch eine andere Zusammensetzung dieses Minerals ersetzt, und corrigirt seine Forderung von anfänglich zwanzig Mark in dreißig um, was ihm schließlich alles zugestanden wird; der Preis von drei Mark für eine Quantität, welche nach der sächsischen Arzneitaxe in elegantester

Digitized by Google

Verpackung etwa auf eine Mark kommen würde, erscheint ihm durchaus angemessen. Das Attest, welches für das Wundermittel gegen rothe Nasen, genannt Rosalin, des Herrn Louis Dufrêne in Leipzig (fingirter Name des Erfinders) schließlich von Dr. Werner einging, lautet:

„Certificat für Herrn Louis Dufrêne in Leipzig.

Seit der ebenso zeitgemäßen wie heilsamen Einrichtung und Schaffung des deutschen Reichsgesundheitsamtes und des damit verbundenen Gesetzes vom 14. Mai 1879 hat das Publicum eine bleibende Garantie für die Güte, Reellität und Unschädlichkeit derjenigen Fabrikate, die von unparteiischer, sachverständiger Seite auf ihre chemische Zusammensetzung geprüft und durch die Analyse für unschädliche und reelle erkannt werden.

Von dieser bereits allgemein anerkannten Thatsache ausgehend und überzeugt, übersandte mir Herr Louis Dufrêne zu Leipzig eine größere Probe des von ihm unter Beihülfe namhafter Autoritäten erfundenen, nach eigener Methode bereiteten Mittels gegen Hautreiz, namentlich gegen rothe Nasen und Flechten, welches der Herr Fabrikant unter dem Namen ‚Rosalin' in praktischer und eleganter Verpackung in den Handel bringt, mit dem Wunsche, mich als Sachverständiger und Fachmann unparteiisch über das Resultat meiner Untersuchung zu äußern. Ich habe das oben näher bezeichnete Fabrikat, welches eine butterartige, sehr angenehm riechende Substanz ist, persönlich in meinem analytisch-chemischen Laboratorium für öffentliche Gesundheitspflege einer genauen, sowohl qualitativen als auch quantitativen Untersuchung, wodurch anerkanntermaßen am ehesten und sichersten der reelle Werth eines derartigen Fabrikates constatirt werden kann, unterworfen und bin zu nachstehendem Urtheil berechtigt.

Das ‚Rosalin' ist ein auf kunstgerechte und durchaus sachgemäße Weise bereitetes Fabrikat, das unschädliche, Hautepidermalreize lindernde und heilende chemische Ingredienzien enthält, welche letztere in höchst sinnreicher Weise in so concentrirter Form darin enthalten sind, daß bei richtiger Anwendung schon nach kurzem Gebrauch die erwähnten Hautkrankheiten, namentlich aber die unangenehme Röthe der Nase, bedeutend gelindert und nach längerem Gebrauch vollständig gehoben wird.

Ich erwähne ausdrücklich, daß das ‚Rosalin' frei ist von schädlichen ätzenden und narkotischen Stoffen und dasselbe keine Ingredienzien enthält, welche durch das Gesetz vom 14. Mai 1879 verboten sind. Alle die erwähnten Vorzüge berechtigen mich, dem ‚Rosalin' das Prädicat ‚vorzüglich' zu ertheilen und die Anwendung desselben aus vollster Ueberzeugung da, wo es nöthig ist, angelegentlichst zu empfehlen.

Breslau, im März 1880.

Der Director des analytisch-chemischen Laboratoriums
und polytechnischen Instituts.
Dr. Th. Werner, vereideter Chemiker."

Die „persönliche", „genaue qualitative Untersuchung" dieses würdigen Sachverständigen hatte keinen Arsenik gefunden. Ein völlig unschädliches, „linderndes" (der Arsenik wird vorzugsweise als Aetzmittel bei Krebsleiden angewendet!) Mittelchen gegen rothe Nasen ist der Welt geschenkt.

Etwas umständlicher gestaltete sich die Sache mit dem schreibseligen Dr. Heß, schon darum, weil derselbe zwei Mittel zu attestiren hatte, erstens das Mittel des Herrn Dufrêne gegen rothe Nasen, zweitens die Epilepsiepulver, für welche ein Freund, Herr Max Kröhl, den Erfinder spielte.

Zunächst liegt auch ihm, was das Nasenmittel betrifft, daran, daß das Kind einen Namen erhalte. Herr Dufrêne schlägt die wohlklingende Bezeichnung „Rhinleucansis" vor und sendet gleichzeitig 20 Mark für das zu erwartende Attest. Darauf gelangt an seine Adresse folgendes Schriftstück von Dr. Heß:

„Hochgeehrter Herr Dufrêne!

Es freut mich sehr, daß Sie die Anfechtungen und Verdächtigungen der Leipziger medicinischen Infallibilisten, Geheimmittelinquisitoren und wie alle diese medicinischen Obscuranten und Dunkelmänner nach einander heißen, nicht scheuen und gerade von Leipzig aus mit einem neuen Geheimmittel in die Oeffentlichkeit treten, doch bedaure ich, daß Sie das Mittel ‚Rhinleukansis' getauft haben, was fast etwas an ‚Rhinoceros' erinnert. Uebrigens muß ‚Rhinleukansis' nicht mit t.c', sondern mit ‚r' geschrieben werden, wie ich gethan habe. Da Sie mir statt vierzig Mark nur zwanzig Mark gesandt haben, so habe ich das Mittel nicht untersucht, sondern nur begutachtet, auf Grund der Ihnen bekannten Bestandtheile, welche Sie mir ja mitgetheilt hatten. Schaffen Sie sich meine Schriften über Geheimmittel an; Sie sind ein Gleichgesinnter. Wünsche besten geschäftlichen Erfolg von ‚Rhinleukansis'. Ergebenst

Dr. Heß."

Das wissenschaftliche Gutachten lautet nun:

Herr Louis Dufrêne in Leipzig ist im Besitz eines guten Mittels gegen rothe Nasen und beabsichtigt dieses Mittel wegen seiner vortrefflichen specifischen Eigenschaften geschäftlich zu verwerthen. Dieses Mittel führt den Namen ‚Rhinleukansis' und gehört zu den sogenannten Geheimmitteln. Bedenkt man, wie namentlich in Leipzig augenblicklich ein wahres Nest von schwarzen Geheimmittelfeinden und Geheimmittelinquisitoren beisammen hockt, so verdient der Muth des Herrn Dufrêne, von Leipzig aus ein neues Geheimmittel der Oeffentlichkeit zu übergeben, die größte Bewunderung und Anerkennung, welche ich demselben um so mehr zolle, als auch ich selbst die schwärzesten Geheimmittelfeinde und Geheimmittelinquisitoren nie fürchte, sondern denselben muthig entgegentrete, und namentlich auch jederzeit für gute Geheimmittel gute Atteste ausstelle, wie hiermit geschieht. Herr Dufrêne hat mir ‚Rhinleukansis' zur wissenschaftlichen Begutachtung übersandt und zufolge der Bestandtheile dieses Mittels ist dasselbe vollkommen unschädlich, gehört aber zu den besten Hautverbesserungsmitteln, welche es überhaupt giebt, abgesehen davon, daß es nach Herrn Dufrêne's eigenen Erfahrungen ein vorzügliches Mittel gegen rothe Nasen ist. Herrn Dufrêne's ‚Rhinleukansis' verdient daher als vortreffliches Mittel gegen Nasenröthe und als Hautverbesserungsmittel überhaupt die beste Empfehlung, was ich hiermit gutachtlich, der Wissenschaft gemäß, bestätige und beglaubige.

Dr. Heß,
königl. preuß. approbirter Apotheker I. Classe
und gerichtlich vereideter medicinisch-pharmaceutischer und
technisch-chemischer Sachverständiger."

Wie man sieht, vermeidet das Attest die plumpe Lüge des Herrn Theobald Werner, von einer stattgehabten chemischen Untersuchung zu sprechen. Dennoch muß der Uneingeweihte aus den gesperrten Worten eine solche herauslesen, denn wenn ein Mann vom Standpunkt der Wissenschaft aus erklärt, daß eine Composition „zufolge ihrer Bestandtheile" unschädlich sei, so muß vorausgesetzt werden, daß er die Art dieser Bestandtheile wissenschaftlich festgestellt hat. So lautete denn auch, als der angebliche Herr Dufrêne noch 20 Mark einsandte und eine chemische Untersuchung forderte, die Antwort des Dr. Heß einfach:

„Sie werden zugeben, daß ich kaum ein besseres Attest für ‚Rhinleukansis' ausstellen kann, als ich schon gethan habe, weswegen ich der Meinung bin, wir betrachten die Sache als abgethan."

Glücklicher war Herr Max Kröhl mit seinem Epilepsiemittel; denn hier constatirt das Attest des Herrn Dr. Heß ausdrücklich die Vornahme einer wissenschaftlichen Prüfung. Das Gutachten lautet:

„Heutzutage werden zwar diejenigen Heilmittel sehr bekämpft und angefochten, welche nicht in den Apotheken angefertigt werden; aber so lange die Medicin noch keine unfehlbare Wissenschaft ist, was gewiß noch sehr lange dauern wird, muß man es, im Interesse der Leidenden und Kranken, sogar als eine große Wohlthat betrachten, daß auch außerhalb der Apotheken Heilmittel angefertigt werden. Die Hauptsache ist nur, daß alle Heilmittel den berechtigten wissenschaftlichen Anforderungen entsprechen, nämlich vollkommen unschädlich sind und wirklich heilkräftige und wirksame Stoffe enthalten. Herr Max Kröhl in Leipzig hat mir das von ihm bereitete Epilepsiemittel zur wissenschaftlichen Prüfung und Begutachtung übersandt. Zufolge dieser Prüfung und der Zusammensetzung dieses Mittels ist dasselbe für die Gesundheit vollkommen unschädlich, und enthält durchaus nur solche Bestandtheile, welche nach vielfachen Erfahrungen des Herrn Kröhl bei Krampfleiden verschiedener Art, insbesondere aber bei Epilepsie und anderen derartigen Krampfleiden von großer Heilkraft und Wirksamkeit sind. Daher kann Herr Kröhl mit Ruhe und Gelassenheit auf die unerhörten und bösen Verdächtigungen herabschauen, welche nur ein Ausfluß der Unwissenheit und des Brodneides sind und jetzt hauptsächlich von Leipzig aus gegen die sogenannten Geheimmittel und deren Verfertiger und Begutachter geschleudert werden; denn das Kröhl'sche Epilepsiemittel entspricht den berechtigten wissenschaftlichen Anforderungen, was ich hiermit bestätige und beglaubige.

Berlin, den 6. April 1880. Dr. Heß ꝛc."

Also die „wissenschaftliche Prüfung" des Dr. Heß hat keine Spur Arsenik gefunden, der Gebrauch des Mittels ist dem Publicum durchaus zu empfehlen — und diesmal ist der Arsenik innerlich zu nehmen!

Nebenher hatte übrigens Herr Max Kröhl eine Episode in dieser Angelegenheit angeregt, welche den Zweck hatte, den Dr. Heß vertrauensseliger zu machen, als er nach meiner Befürchtung zu sein schien. Er hatte sich ganz unter der Hand bei dieser ehrenwerthen wissenschaftlichen Autorität erkundigt, was von dem Mittel gegen rothe Nasen, genannt „Rhinleukansis", des Herrn Dufrêne zu halten sei; er habe die Bekanntschaft des Letzteren gemacht und nicht übel Lust, sich mit ihm zu associiren. Herr Dr. Heß meint, das Mittel sei als Hautverbesserungsmittel ganz gut, aber er wisse bessere Specifica gegen Nasenröthe, welche er „gegen angemessenes Honorar" mittheilen wolle, ebenso ein noch besseres Mittel gegen Epilepsie. Er legitimirt sich in dieser Beziehung mit folgendem Satz:

„Wenn man, wie ich, fünfzig Jahre hindurch ununterbrochen mit medicinischen, pharmaceutischen und chemischen Sachen zu thun gehabt hat, dann hat man schon hinreichende Kenntniß von den besten Mitteln gegen die verschiedenen Leiden und Krankheiten."

Und diese Bemerkung, zusammen mit den vorgängigen Eröffnungen, ist nicht uninteressant: es ergiebt sich, daß wir in Dr. Heß die Quelle nicht nur zahlreicher Atteste für Geheimmittel, sondern einer Anzahl dieser Schwindelmittel selbst vor uns haben dürften.

Bevor ich den unerwarteten Abschluß, den die Verhandlungen mit Dr. Heß fanden, mittheile, muß ich über diejenigen mit

Digitized by Google

Dr. Müller berichten. Die Vermuthung liegt zu nahe, daß Beides in einem gewissen Zusammenhange steht.

Medicinalrath Dr. Müller hat das empfangene Epilepsiepulver mikroskopisch untersucht und so complicirt gefunden, daß er für die chemische Analyse dreißig Mark fordern muß. Dieselben gehen an ihn ab. Irrthum! schreibt Dr. Müller, Sie müssen falsch gelesen haben; ich habe dreißig Thaler beansprucht. Aber Herr Max Kröhl erklärt ihm, das könne er nicht daran wenden; entweder also Analyse für dreißig Mark, oder Rücksendung des Geldes!

Da trifft ein Brief Dr. Müller's ein, in welchem es heißt:

„Wenn ich ein Gutachten über ein Mittel abgeben soll, ist es meine Pflicht, zuerst dasselbe gründlich zu untersuchen und jeden einzelnen Bestandtheil kennen zu lernen. Diese Untersuchung war schon längst vollständig im Gange, als ich Ihren letzten Brief erhielt, und ist nun fast abgeschlossen. Es handelt sich jetzt noch darum für mich, zu wissen, ob Sie wirklich dieses Mittel gegen Epilepsie mit Erfolg angewendet, ob Sie dasselbe selbst zusammengesetzt und ob Sie überzeugt sind, daß die Substanzen, welche Sie angeführt, wirklich darin vorhanden sind und keine schadlichen enthalten ꝛc." —

Der Herr Medicinalrath hat die chemische Untersuchung also fast abgeschlossen und keinen Arsenik gefunden. Aber er wittert Unrath — der Vorfall in Karlsruhe muß doch etwas nachgewirkt haben — und der Verdacht scheint weit über das im Briefe angedeutete Maß hinaus ein bestimmter zu sein, wenn damit, wie ich nicht zweifle, eine plötzlich an Herrn Max Kröhl gelangende Zuschrift des Dr. Heß in Verbindung zu bringen ist. In dieser heißt es nämlich:

„Seit einiger Zeit behandle ich manche Attestangelegenheiten gewissermaßen diplomatisch .... aus Gründen, die nur mich angehen .... Ehe Sie von dem Ihnen am 6. April gesandten Attest irgend welchen Gebrauch machen, dürfte es immerhin gerathen sein, erst meine weiteren Mittheilungen abzuwarten."

Und vier Tage später schickt er an die Herren Dufrêne und Kröhl nachstehendes kostbare Document:

„Die Geheimmittelattestangelegenheit, welche Sie mit mir gepflogen haben, war nur ein verdecktes Spiel.

Ich hätte Ihnen das gleich von vorn herein sagen können; aber ich habe es nicht gethan, aus nur mir bekannten Gründen. Heute will ich Ihnen aber diese Aufklärung nicht länger vorenthalten.

Das Mittel des Herrn Dufrêne, ‚Rhinlenkansis', gegen rothe Nasen erkläre ich hiermit ausdrücklich und durchaus für unbrauchbar gegen rothe Nasen. Auch das Mittel des Herrn Kröhl, gegen Epilepsie, erkläre ich hiermit ausdrücklich und durchaus für unbrauchbar gegen Epilepsie; im Gegentheil ist es sogar schädlich!

Ihre Rollen haben Sie, im Ganzen genommen, nicht schlecht, sondern gut gespielt; und darum kommen Sie — vorläufig — nicht auf den — Index.* Ein anderer Herr in Leipzig aber, der seine Rolle schlecht gespielt hat, wird wahrscheinlich über lang oder kurz auf den — Index kommen. Wollen Sie auf die Ehre verzichten, jemals auf den Index zu kommen, so senden Sie mir die für Ihre Mittel ausgestellten Atteste zurück, Sie haben jedoch vollkommen freien Willen, ganz zu thun, was Ihnen beliebt. Ich erkläre hiermit beide Atteste für ungültig; jeder mich benachtheiligende Gebrauch, welchen Sie davon machen, bringt Sie auf den — Index. Ergebenst

Berlin, den 12. April 1880. Dr. Heß."

Eine Antwort auf letzteren Brief hat Dr. Heß vergeblich erwartet; ich will sie ihm an dieser Stelle ertheilen, zugleich im Namen der Uebrigen, welche von ihm mit dem Eingangs abgedruckten Drohbrief behelligt wurden:

„Sie haben in Ihrer ersten Zuschrift an mich, mein Herr Doctor, entweder die bewußte Entschädigung, oder Nennung der auf betrügliche Ausbeutung des Publicums zielenden Mittel verlangt, welche Sie durch Atteste eingeführt hätten. Nun, indem ich mich Ihnen als Verfasser der sämmtlichen Kröhl-Dufrêne'schen Briefe vorstelle, nenne ich Ihnen zwei dieser Mittel: ‚Rhinlenkansis' und das bewußte Epilepsiemittel.

Daß diese Mittel nie in den Handel kommen würden, haben Sie bei deren Empfehlung nicht gewußt, vielmehr angenommen, daß mit denselben thatsächlich auf den Geldbeutel des Publicums speculirt werde.

Sie haben diese Mittel glänzend empfohlen, und zwar vom Standpunkt der Wissenschaft aus. Ein Verkauf dieser Mittel aber wäre nicht nur ein Betrug, er wäre ein Verbrechen. Daß dieselben nicht, wie das vom Karlsruher Gesundheitsrath benutzte, in gewisser Beziehung doch ihrem Zweck entsprachen, daß sie vielmehr ganz unbrauchbar und geradezu schädlich waren, dafür nenne ich Ihnen eine Autorität, welche Sie gewiß anerkennen, sie heißt — Dr. Heß (vergl. den letzten Brief).

Damit Gott befohlen!"

Noch ein kurzes Nachspiel. Von Sanitätsrath Dr. Müller ist schließlich doch ein Zeugniß für das Epilepsiemittel eingelaufen des Inhalts: daß, wenn in dem Mittel nichts enthalten sei, als die ihm genannten Bestandtheile in der angeführten Menge, das Mittel unschädlich und einer Empfehlung werth sei.

Der Ehrenmann wußte doch eine Form zu finden, um in ungestörtem Besitz der 30 Mark verbleiben zu können.

Und was mag bei den beiden Berliner „wissenschaftlichen Autoritäten" den Verdacht rege gemacht haben? Nicht etwa der gefundene Arsenik; der würde sicher sonst zur Sprache gekommen sein. Ich habe eine bessere Vermuthung: im Leipziger Adreßbuch ist der Name Louis Dufrêne nirgends zu finden.

* Der Index ist nämlich die fünfzehnte Seite der Eingangs erwähnten Broschüre, auf welcher die Feinde des Herrn Dr. Heß verzeichnet stehen.

Hermann Kurz.*

Von Johannes Scherr.

„Der Himmel lacht, und heit're Lüfte spielen" ...

Auf den kräftigen Schwingen seiner Silcher'schen Melodie rauschte das Lied durch den vom Tabaksqualm erfüllten Saal, wo ich — es ist lange, fürchterlich lange, volle 43 Jahre her — als Fuchs meinen ersten Kommers mitmachte.

Text wie Weise ergriff mich gleichermaßen.

„Von wem?" fragte ich meinen Nachbar.

„Der Hermann Kurz hat es gedichtet, der Silcher in Musik gesetzt."

„Wer ist der Kurz?"

„Ein Stiftler."

„Ein Stiftler?"

„Ja wohl, aber ein hinausgeschmissener."

Das klang ganz eigen. Ungefähr so, als hätte der Sprecher sagen wollen: „Ein famoser Kerl!" Vielleicht war auch eine Mischung von Eigenliebe dabei; denn mein liebenswürdiger Nachbar war selber ein „hinausgeschmissener", d. h. ein weiland Insasse des berühmten Tübinger „Stiftes", welchem er, rebus theologicis haud bene gestis (weil er es in der Theologie zu nichts gebracht) und nachdem es ihm gelungen, die fast unergründliche Langmuth des „Ephorus" Jäger, genannt Sabel, zu ergründen, zwar unfreiwillig, aber doch mit Freuden Valet gesagt hatte, um sich der Juristerei zu befleißigen, wenn auch nicht gerade leidenschaftlich.

Der mir zu- oder auch abgeneigte Leser wolle gefälligst beachten, daß vorstehendes Präludium vor 43 Jahren gespielt hat. Wie es heutzutage mit dem Stift und mit den Stiftlern bestellt sein mag, ist mir, der ich seit dem großen Exodus von 1849 mein schwäbisches Heimatland, welches man bekanntlich auf Distanz am innigsten liebt, nicht mehr betreten habe, gänzlich unbekannt, und darum verwahr' ich mich förmlich dagegen, daß man aus den Prämissen der Vergangenheit unliebsame Schlußfolgerungen der Gegenwart ziehe. Anno dazumal freilich, d. h. in meiner Fuchsenzeit, galt es für ausgemacht, daß der „Stiftler" von echtem Schrot und Korn eine absonderliche Species vom Genus Homo darstellte. Das Verhältniß des Stiftlers zum Deutschen und Schwaben ließe sich etwa so bestimmen, daß man sagte: Wenn der Deutsche gleich wäre einem Viereck, so wäre der Schwabe gleich einem Sechseck, der Stiftler aber gleich einem Achteck. Im Grunde genommen, flößte der richtige Stiftler Respekt ein, nämlich mittels der durchschnittlichen Tüchtigkeit seiner Bildung. Schade, daß dieser Bildung ein fataler Beigeruch anhaftete, das berühmte „Stiftsg'schmäckle", nur für Schwaben spürbar, aber keineswegs von allen Schwaben

* Gesammelte Werke von Hermann Kurz. Mit einer Biographie des Dichters herausgegeben von Paul Heyse. 10 Bde. Stuttgart, A. Kröner, 1874.

Digitized by Google

gern gespürt. Unter den Stoffen, aus welchen dasselbe zusammengesetzt war, nahmen die Ausschließlichkeit und Selbstgefälligkeit, die man den Stiftsbewohnern im allgemeinen schuldgab, vortretende Stellen ein. Das Ab- und Eingeschlossensein, welches die Stiftsordnung vorschrieb, verleitete die Herren Stiftler häufig dazu, sich für etwas ganz Besonderes zu halten. Es hatte sich demzufolge im Laufe der Zeit ein hochgradiges Stiftsbewußtsein entwickelt, welches sich mehr und mehr versteifte im Hinblick auf die lange Reihe von ausgezeichneten Männern, welche innerhalb des Stiftes ihre Universitätsstudien gemacht. Eine Anstalt, aus welcher Hölderlin, Schelling, Hegel, Pahl, Schwab, Stälin, Baur, Strauß, Zeller, Schwegler, Vischer, Waiblinger, Mörike, Hauff, Pfizer, Zimmermann, Seeger, Kurz u. s. w. in die Welt, will sagen in die Wissenschaft und in die Literatur ausgegangen, war sicherlich berechtigt, ihren Stolz zu haben. Dieses wohlberechtigte Stiftsbewußtsein kam nun aber, wie die Menschen einmal sind, in den Stiftlern nicht eben liebenswürdig zur Erscheinung. Nämlich in Gestalt einer Großmannssucht und Ueberhebung, welche freilich in den Augen Wissender und Unbefangener weit mehr Belustigendes als Verletzendes hatten. War es doch erheiternd anzusehen, wie so ein Musterstiftler, eingemauert in sein potenzirtes Schwabenthum, in sein bloßes Bücherwissen, in seinen rührenden Mangel an Welt- und Menschenkenntniß, zu einem Selbstbewußtsein, oder, schwäbisch zu reden, zu einem „Krattel" sich verstieg, welcher ihn selber glauben ließ und andere glauben machen wollte, er hätte den Schelling oder Hegel oder Hölderlin oder sonst eine oder gar mehrere der Berühmtheiten früherer „Promotionen" im Leibe. Wirklich bedeutende Stiftler haben sich oft genug über diesen „Stiftlerkrattel" lustig gemacht, aber scharfnasige Leute wollten behaupten, daß auch die bedeutenden, bedeutenderen und bedeutendsten Stiftler das erwähnte „G'schmäckle" ihr Lebenlang nie losgeworden wären.

Wer es ganz gewiß nie loswurde, war der Hermann Kurz, zur Zeit seines Stiftlerdaseins von seinen Mitbewohnern der Stube „Eisleben" im Stift „Das blaue Genie", später in unserem stuttgarter Freundeskreis kurzweg „Der Blaue" genannt. Der Ursprung dieses Kriegs- oder Biernamens ist etwas mythisch. Von Einem, der zugleich mit Kurz die Stube Eisleben „behorstete", erfuhr ich, daß der Dichter dazumal leidenschaftlich Spaniol geschnupft, dabei blauer Schnupftücher sich bedient habe und in Folge dessen häufig mit angeblauter Nase herumgegangen sei. Da nun der Inhaber dieser Blaunase seinen Commilitonen für ein Genie gegolten, so hätten sie ihn das blaue Genie genannt. Kurz ließ sich das gefallen, nur latinisirte er es, indem er sich zu seinem Privatgebrauche Cäruleus — der Blaue — nannte. Unter diesem Namen hat er sich in seine allerliebste Novellenskizze „Das Wirthshaus gegenüber" humoristisch eingeführt.

Sechs Jahre nach jenem Tage, wo ich Hermann Kurz zum erstenmal hatte nennen hören, wurde ich in Stuttgart mit ihm persönlich bekannt und befreundet. Die Bekanntschaft wurde gemacht im Hause der Frau von Suckow (Emma von Niendorf), jener liebenswürdigen und anspruchslosen Schriftstellerin, welche ihr Empfangszimmer mit feinstem Takte zu einem neutralen Boden zu machen verstand, auf welchem Menschen der verschiedensten Anschauungen und Richtungen zwanglos einander begegnen konnten. Die Freundschaft wurde gestiftet und befestigt beim „Burger Frank" und beim „Bürger Ochsenjergle", also in einem Bierkneiplein und in einer Weinstube, welche in der Zeit von 1843—49 allen von der damals jüngeren schwäbischen Generation, die sich zum Liberalismus, Demokratismus, Republikanismus bekannten, vertraut waren und uns wenigen heute noch Lebenden jenes Kreises unvergesslich sind. Denn ach! es gilt, zu klagen:

„Ich habe gekannt manch schönes Kind
Und manchen guten Gesellen!
Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind,
Es schäumen und wandern die Wellen. . . ."

Die Biographie, womit Paul Heyse die Sammlung der Werke von Kurz eingeleitet hat, zeugt auf jeder Seite von warmer und feinfühliger Freundschaft. Da und dort wäre jedoch dem Biographen eine genauere Kenntniß schwäbischer Menschen und Dinge zu wünschen gewesen. Auch ist Heyse über mehr als einen wichtigen Punkt und Wendepunkt in dem Lebenslaufe des schwäbischen Poeten hinweggegangen mit einem Stillschweigen, welches recht fein diplomatisch oder meinetwegen pietätvoll sein mag, aber vieles unerklärt lässt. Hier ist jedoch zu Erklarungen nicht der Ort, wie denn diese Zeilen überhaupt nicht darauf ausgehen, die biographische Arbeit Heyse's zu ergänzen. Nur auf einen Punkt will ich flüchtig hindeuten. Der Lebensbeschreiber hat wiederholt und ganz richtig betont, daß Kurz kein vom Glücke begünstigter Mann gewesen. Aber eine andere Frage ist, ob diese Thatsache nur den Verhältnissen schuldzugeben war. Am Ende aller Enden bleibt es doch immer wieder wahr, daß ein jeder seines Glückes eigener Schmied sei und sein müsse, und da möchte nicht zu leugnen sein, daß unser Dichter als ein ungeschickter und lässiger Schmied sich erwiesen. Allerdings muß sogleich beigefügt werden, daß diese Lassigkeit und dieser Unschick zu seinem Wesen gehörten. Er war ein Träumer all sein Lebtag. Er konnte es nie dazu bringen, aus der Traumwelt, welche er sich in seinem Innern zurechtgemacht, entschieden und entschlossen herauszugehen, und ich bin überzeugt, daß es der oben gekennzeichnete „Stiftlerkrattel" gewesen, welcher ihn wider Wissen und Willen verführte, sich für so etwas Apartes zu halten, daß er gar nicht nöthig hatte, mit der Prosa des Lebens sich auseinanderzusetzen.* So ist es dann gekommen, daß er jede der ihm gebotenen Gelegenheiten, bei guter Zeit sich eine festumfriedete Existenz zu gründen, vornehm vorübergehen ließ. Ich möchte aber dieses „vornehm" nicht allein im tadelnden Sinne verstanden wissen, sondern auch im lobenden.

Ja, dieser Sohn der alten Reichsstadt Reutlingen war eine vornehme Natur und ist es in allen Bedrängnissen seines Daseins geblieben. Er ist im ganzen Wortsinn eine „anima candida", eine reine Seele, gewesen und man darf auch von ihm sagen, was von seinem größten Landsmann mit vollem Rechte gesagt worden, daß nämlich „tief unter ihm das Gemeine im wesenlosen Scheine gelegen". Daher wirkte auch das ihm anhaftende „Stiftsg'schmäckle" nicht verletzend. Seine Milde und Duldsamkeit verleugneten sich selten. Seine Entrüstung mußte schon sehr groß sein, wenn sie in heftiger Form hervorbrach. Sonst war dieser hochbegabte, mit so vielseitigem Wissen ausgestattete Mann mild im Urtheilen, maßvoll im Tadeln. Die schnöde deutsche Unsitte der Nergelei lag ihm fern. Männer seines Schlages müssen gewiß immer schmerzlicher vermisst werden in einer Zeit, wo jeder dumme Junge sich zum Kritiker berufen glaubt und wo Gesellen, welche nie etwas, und wäre es auch nur das Geringste, geleistet haben und nie etwas leisten werden, sich erfrechen dürfen, den Geifer ihres grünen Neides gegen alle Autoren zu verspritzen, welche etwas können und der Nation etwas sind. Wie noch so manches andere Gute könnten die Deutschen auch literarischen Anstand von den Franzosen lernen, wenn unsere mehr oder weniger lieben Landsleute es nicht vorzögen und nicht von jeher vorgezogen hätten, den westlichen Nachbarn nur ihr Schlechtes und Schlechtestes abzugucken. In Frankreich ist es undenkbar, daß literarische Gassenbuben die großen Gestalten der Literatur mit Koth bewerfen dürften. Bei uns dürfen sie es und können dabei sogar der heimlichen oder offenen Zustimmung vonseiten des oberen und des unteren Pöbels sicher sein.

Einen wissenden Mann hab' ich Kurz genannt und das war er in That. Es gereichte dem höheren Schulwesen Wirtembergs von jeher zur Ehre, daß jedes studirende Landeskind, so es wollte,

* Bestätigung dieser Ansicht giebt das „Nachlaß" überschriebene Gedicht:

„Ich werde so von hinnen eilen
Mit tief geschlossenem Visir,
Und ein paar arme stumpfe Zeilen
Die bleiben dann der Welt von mir.
Nach diesen werden sie mich wägen,
Verdammung sprechen oder Lob,
Nicht ahnend, ach, mit welchen Schlägen
Sich oft mein Herz in meinem Busen hob;
Wie ich am schönen Tag, in guter Stunde
Verschmelzend Geist in Geist verwebt,
Mit einem kleinen Menschenbunde
Ein ganzes, volles Leben durchgelebt;
Wie wir das Herz, wie wir die Welt gemessen,
Wie manch gewichtig Wort in Lethe's Wellen fiel
Und wie wir dann in seligem Vergessen
Manch kecken Scherz geübt, manch übermüthig Spiel.
Vor solchem Leben frisch und reich
Wie sind die Lettern todt und bleich!
Doch was ich mir, in mir gewesen,
Das hat kein Freund geseh'n, wird keine Seele lesen."

Digitized by Google

in den Stand gesetzt war, mit einem tüchtig gefüllten Schulsack die Universität zu beziehen. Auf dieser ist Kurz seinem Brotstudium, der Theologie, soweit fleißig obgelegen, daß er im Stande, seinen Hochschulkursus mit Bestehung des regelrechten Examens zu beschließen. Sein sodann gemachter Versuch, vikarisirend als „Diener am Worte" thätig zu sein, war freilich von kurzer Dauer. Wahrscheinlich hat der Umstand, daß er kein Redner war, diesen Versuch noch beträchtlich abgekürzt. Fortan hatte er mit der Theologie keinen näheren Verkehr mehr. Innerste Neigung führte ihn der Literatur zu, und er hatte sich für die Schriftstellerei philologisch und philosophisch sehr eifrig und erfolgreich vorbereitet, wie das ja auch sein Alters- und Studiengenoß, Mitpoet und Freund, der lange nicht genug gekannte Ludwig Seeger, der geniale Verdeutscher des Aristophanes und des Béranger, gethan hatte. Es ist bedauerlich, daß die zerstreuten kritischen und literarhistorischen Forschungen und Findungen von Kurz nicht gesammelt sind. Eine Zusammenstellung dieser Arbeiten würde die gründlichen Kenntnisse, den spürenden Scharfsinn und das besonnene Urtheil des Verfassers erfreulich darthun. Schon während seiner Gymnasialjahre in Maulbronn hatte Kurz nicht allein auf dem Gebiete der alten, sondern auch der neuen Sprachen fleißig und mit schönem Erfolge sich umgethan. Zeugnisse hierfür sind seine zahlreichen poetischen Uebersetzungen, verdeutschte Dichtungen von Ariosto, Shakespeare, Byron, Moore, Cervantes. Den Ton von Shakespeare und Byron hat der Uebersetzer, wie mir vorkommt, nicht ganz getroffen. Dagegen müssen seine Verdeutschungen von Ariost's „Orlando furioso" und von Moore's „Paradise and the Peri" zu den Meisterwerken deutscher Uebersetzungskunst gestellt werden. Es ist unmöglich, die „corbellerie" — um nicht, wie die andere Lesart lautet, zu sagen die „coglionerie" — des Messer Lodovico gutlauniger und anmuthiger nachzudichten, als es Kurz gethan hat, und unvergleichlich schön wußte er auch das Schimmernde und Flimmernde, den lyrischen Schmelz und die sprachliche Musik des berühmten Moore'schen Gedichtes wiederzugeben. Die Uebertragung der schwankhaften „Zwischenspiele" des großen spanischen Dichters ist ebenfalls vortrefflich gelungen. . . .

Zur Zeit meiner Befreundung mit Kurz stand er in der Vollkraft seines Wollens und Könnens. Der Roman „Schiller's Heimatjahre" war erschienen und hatte zwar nicht bei der Menge, aber doch bei Urtheilsfähigen einen Beifall gefunden, welcher den Verfasser wohl zu weiterem Schaffen ermuthigen konnte. Zunächst arbeitete er an der Neudeutschung und Beschließung des „Tristan" Gottfried's von Straßburg, welches Werk, mit einer gediegenen Einleitung ausgestattet, unlange darauf veröffentlicht wurde. Kurz war dazumal eine hochragende, hagere, schmalschulterige Gestalt, mit vorgeneigtem Kopfe etwas schlotterig einhergehend. Bleicher Gesichtsfarbe, blonden Haares und Bartes, eckigen Gebarens und zugeknöpfter Haltung, wie er war, hatte seine ganze Erscheinung für den flüchtigen Beobachter wenig Anziehendes. Bei genauerem Zusehen mußten die anmuthige Bildung seines Mundes, der treuherzige Blick ungewöhnlich glänzender Augen und ein über die ganze Physiognomie gebreiteter Hauch träumerischer Resignation den Beschauer gewinnen. Zu seinen Gewohnheiten gehörte, zum „Burger Frank" und zum „Bürger Ochsenjergle" immer zu spät zu kommen, um sich dann darüber zu ärgern, daß wir anderen seiner Meinung zufolge immer zu früh gingen. Ein Hochgenuß war es, den Rubens (Seeger), den Ostjak (Finkh) und den Blauen (Kurz) mitsammen in Erinnerungen an ihre Stiftlerjahre sich ergehen zu hören. Dem Seeger fielen da die tollsten Schnurren nur so aus den Aermeln; der Finkh lachte dazu, daß die Zimmerdecke schütterte; der Kurz lächelte, still in sich vergnügt „wie ein Maikäfer", und nahm eine „währschafte" Prise.

Zur Politik verhielt sich der Dichter damals noch ganz gleichgiltig. Das änderte sich aber mit seiner Uebersiedelung nach Karlsruhe, wo er in mehrjährigem Umgange mit den Führern der badischen Kammeropposition zum regelrichtigen Liberalen sich auswuchs. Er hat später die Wendungen und Wandlungen der liberalen Doktrin in aller Ehrlichkeit mitgemacht und selbst die kindlichsten Illusionen der Partei aufrichtig getheilt. Ist es ihm doch unter anderem begegnet, daß er — zu Anfang des Jahres 1848 nach Stuttgart zurückgekehrt und nach dem großen Zusammenbruch von 1849 und der Flucht des braven Adolf Weißer mit der Redaction vom „Beobachter" betraut — lange noch mit der Seifenblase der sogenannten „Trias-Idee" ernsthaft spielte, nachdem der Bundestag schon wieder im Thurn- und Taxis'schen Palast in der Eschenheimer Gasse installirt war. Die Sache ist, Politik war und blieb dem Träumer von Poeten im Grunde allzeit etwas Aeußerliches, etwas blos Anempfundenes, etwas Unsympathisches. Hat er mir ja mitten im Wirbel des großen Sturmjahres einmal seufzend gestanden, der ganze Zeitungskram ekelte ihn an, und er fühlte sich recht glücklich, wenn er sich aus der „heulenden Wüste" der Tagesfragen für etliche Stunden in die stille Oase der Beschäftigung mit irgendeinem literarischen Problem zurückziehen könnte. Natürlich hat er dessenungeachtet den schimmernden Märztraum von 1848 mit ganzer Seele mitgeträumt. Zeugniß dessen sein „Vaterlandslied", welches edle Gedicht das ganze Vertrauen, die ganze Hoffnung, den ganzen Jubel und Ueberschwang jener wunderbaren Märztage gerade so seelenvoll offenbart, wie Freiligrath's Zornflammenschrei „Der Todten an die Lebenden" die ganze Enttäuschung, den ganzen Grimm und Groll der Novembertage herzzerreißend kundgibt.

Es ist heutzutage schwer, in die Stimmung sich zu versetzen, aus welcher heraus Kurz sein „Vaterlandslied" sang. Ja, ich stehe nicht an, zu sagen, daß man jenen Frühling miterlebt haben muß, um begreifen zu können, wie der schwäbische Dichter auf die Aetherhöhe weltbürgerlichen Idealismus sich zu erschwingen vermochte, von welcher aus er der „großen Mutter" Germania in den Schlußstrophen seines Gedichtes zurief:

„Lauschend nach des Geistes Sonnen,
Sankst du hin, zum Sterben wund;
Aber Flut vom Lebensbronnen
Quoll dir aus des Todes Schlund.
Keine Freiheit ohne diese!
Bleiche Weltbefreierin,
Deine kühne Wahrheit gieße
Ueber alle Völker hin!

Deine Seher, deine hellen,
Kannten wohl der Sterne Lauf:
Endlich steigt aus Sturm und Wellen
Jenes Friedenseiland auf,
Wo aus Dornen sich die Rose
Ungeknickt entfalten kann, —
Ja, und säuselnd bricht der große
Schöne Völkerfrühling an.

Endlich siegt der wahre Glaube,
Der die Menschheit menschlich macht.
Mit dem Oelblatt kommt die Taube
Und der Rabe flieht zur Nacht.
Aller Völker bunt Gewimmel
Wird ein freier Volksverein
Und der längst verlorne Himmel
Kehrt auf Erden wieder ein."

Das Vaterlandslied erschien im „Beobachter" am 26. März von 1848, an jenem sonnigen Sonntag, an welchem zu Göppingen am Fuße des Hohenstaufen die große Volksversammlung stattfand und welcher wohl der schönste Tag der bekanntlich sehr harmlosen schwäbischen „Revolution" genannt werden darf. Als wir vom Bahnhof durch das Menschengetümmel dem Platze vor dem Rathhause zuschritten, von dessen Balkon herab die Ansprachen gethan und die Schlußnahmen beantragt werden sollten, disputirte unterwegs Kurz mit dem „rothen Pfau", welcher schließlich gelassen das große Wort aussprach:

„Das Gescheideste wäre halt doch, wenn wir ohne weiteres die Republik proklamirten."

Wogegen Kurz ganz furibund: „Was? du wilde Gans, wohin verfliegst du dich? Ihr Ueberstürzler werdet alles zu Grunde richten."

Der „rothe Pfau" war über diesen unerwarteten Ausbruch des „sanftlebenden Fleisches von Reutlingen" für einen Augenblick bis zur Sprachlosigkeit verblüfft. Dann brummte er: „Jetzt hört aber doch alles auf, wenn auch noch der Blaue den Staatsmann heraushängen will."

Der hinter ihm hergehende Ostjak tröstete ihn: „Ja, weißt Du, Pfaule, seit etlichen Tagen grassiren halt die Staatsmänner. Jedennoch die blaue Staatsmännischkeit kommt mir grün vor, sehr grün."

Wir lachten; der Blaue lächelte und nahm eine unendliche Prise. Ueberhaupt ging es bei der schwäbischen „Revolution"

Digitized by Google

selten ganz ohne Humor und Lachen ab, und das war wohl das Beste daran. Die Spuren bewahrt ergötzlich der „Eulenspiegel", welchen Ludwig Pfau im Sturmjahre redigirte. Kurz führte übrigens in der politischen und literarischen Discussion selten die Keule als Waffe, sondern zumeist den zierlich damascirten, aber scharfschneidigen Stoßdegen der Ironie. In seiner Streitschrift gegen einen leidenschaftlichen Bekrittler seines „Tristan", welche unter dem Titel „Der Kampf mit dem Drachen" 1845 erschien, kann ich zwar nicht mit Heyse ein Meisterstück „polemischen Humors" erblicken, wohl aber in der auf die Auerbach'sche Dorfhistorik gemünzten „Dorfgeschichte" (Ges. Werke, IX, 259 fg.) eine der besten und zugleich gutmüthigsten literarischen Satiren, die jemals in Deutschland geschrieben wurden. Das ist attisches Salz oder auch allerbestes schwäbisches. Zu der lyrischen Stimmungsfülle und dem Stilglanze, welche im „Vaterlandslied" walteten, hat sich der Dichter später nur einmal noch erhoben, in dem prächtigen Gedichte „Der Fremdling", einer hochpoetisch-symbolisirenden Transfiguration des eigenen Schicksals.

Faßt man die dichterische Thätigkeit unseres Freundes und die Ergebnisse derselben zusammen, so könnte man ihn, die Vorstellung von einer schwäbischen Dichterschule als eine berechtigte vorausgesetzt, als den letzten Mohikaner dieser Schule bezeichnen. Er war so recht ein schwäbischer Binnenmensch, ein Schwabe im Superlativ, ein Reutlinger. Er ist nie in einer großen Stadt gewesen, München ausgenommen; er hat nie das Meer gesehen, auch die Hochalpen nicht, kaum flüchtig ein Stück Voralpen. Sein Heimathland war ihm A und O, war und blieb ihm die Welt. Darum ist in keines anderen schwäbischen Dichters Werken so entschieden viel vom besten Bein, Fleisch und Blut des Schwabenthums wie in den Werken von Hermann Kurz. Dieser Thatsache gegenüber könnte es wundernehmen, daß Kurz in seinem Heimatlande keineswegs populär geworden ist, wenn man nicht beachtete, daß es von jeher ein schwäbisches Specificum gewesen, einheimische Talente zu missachten und hintanzusetzen, unter Umständen auch zu verleumden, zu verfolgen oder zu vertreiben. Vollends solche, welche sich unter die Schablone des altherkömmlichen wirtembergischen „Schreiberregiments" nicht zu fügen verstanden oder nicht fügen wollten.

Die Werke des schwäbischen Dichters par excellence, namentlich seine zwei großen Romane, wurden und werden in Norddeutschland und sonst außerhalb Schwabens entschieden mehr gelesen und gewürdigt als daheim. Freilich auch in der Fremde noch lange nicht nach Verdienst. Den Hauptgrund ihrer geringen Verbreitung sehe ich darin, daß Kurz es nie verstand, die Frauen für sich zu gewinnen, — die Frauen, von welchen doch die Beliebtheit eines Poeten vorzugsweise abhängt. Und warum gewann er sie nicht? Weil seinen Schriften durchweg das Glattgestrichene, Geschminkte, Kokette und häufig das Packende, Spannende, Sensationelle abgeht, weil er weit mehr ein Dichter der sinnenden Betrachtung als ein Dichter der elementaren oder der raffinirten Leidenschaft ist, weil es endlich in seinen Erzählungen vor lauter Motiviren nicht häufig genug zu dramatisch bewegtem Leben und Handeln kommt. Und wenn es dann doch dazu kommt, so ist der Leser und gar noch die Leserin gewöhnlich schon so ermüdet und abgespannt, daß sie das Interesse an der ganzen Geschichte verloren haben.

Kurz besaß fraglos viele der besten Eigenschaften eines besten Erzählers, aber diese Vorzüge wurden nicht selten paralysirt durch den großen Fehler, daß unser Freund jenen Besuchern glich, welche die Thür nicht mehr finden können. Er verstand es nicht, bei guter Zeit zu Ende zu kommen und abzuschließen. Das gab dann selbst kleineren Sachen, z. B. der, psychologisch angesehen, so meisterhaften Novelle „Der Weihnachtsfund", etwas so Gedehntes, daß die Geduld der meisten Leser daran erlahmte. Dieses Nichtendigenkönnen ist daran schuld, daß in der Kurz'schen Novellistik mehr als einmal der Ausgang nicht hält, was der Anfang verspricht. Man fühlt mit einer gewissen peinlichen Theilnahme, wie dem Verfasser im Verlaufe seiner Erzählung mehr und mehr die Stimmung abhanden kommt und Dialektik ersetzen soll, was die Phantasie verweigert. Mitunter fällt darum das Ende dem Anfang gegenüber wahrhaft erschreckend ab. So in der Novelle „Die beiden Tubus". Die erste Hälfte hat ein Meister des Humors gedichtet, aber die zweite verläuft in Trivialität. Was Gleichmaß und Geschlossenheit der Form angeht, so hat Kurz nichts Besseres geliefert, als seine zumeist auf Familientradition beruhenden Erzählungen, welche in der Gesammtausgabe unter der Ueberschrift „Hauschronik" zusammengestellt sind. Sie standen ursprünglich in dem Kurz'schen Novellenbuch „Genzianen". Mir persönlich sind, wie ich gestehe, diese Geschichten das Liebste von allem, was der Freund geschaffen. Hier, meine ich, sei es ihm so gut wie sonst nirgends geglückt —

„Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Poesie zu weben."

Die eigentliche Domäne von Kurz war die Geschichte Wirtembergs im 18. Jahrhundert. Auf diesem Gebiete kannte er jeden Weg und Steg, jeden Berg und Bach, jeden Baum und Busch, jeden Wald und Weiler. Auf dem Hintergrunde der Regierungszeit des Herzogs Karl hat er seine beiden großen Romangemälde „Schillers Heimatjahre" und „Der Sonnenwirth" ausgeführt. Jenes ist das frischer empfangene und künstlerischer gezeitigte und herausgearbeitete, dieses das tiefer angelegte und seelenkundiger entwickelte. In jenem herrschen idealistisch-romantische Motive, in diesem realistisch-psychologische. Als eine „schwäbische Volksgeschichte" durfte der Dichter seinen Sonnenwirth mit Fug bezeichnen. Ich wüßte kein Buch zu nennen, in welchem das altwirtembergische Volksdasein zur angegebenen Zeit so umfassend, so anschaulich und so lebenswahr geschildert wäre wie hier. Den Höhepunkt erreicht die Erzählung und damit zugleich den Höhepunkt des tragischen Könnens unseres Dichters im 37. Kapitel, da, wo der Sonnenwirthle, nachdem er den Fischerhanne erschossen, seinem durch das Todesthal ahnungslos daherkommenden Vater von der Bergwaldwand herab zuruft: „Sonnenwirth von Ebersbach, wo hast du deinen Sohn?" Schade, daß auch bei diesem Werke die schauende und gestaltende Kraft des Verfassers nicht bis zum Ende vorhielt. Der letzte Theil ist nur eine fleißige, aber trockene Relation nach Kriminalakten. „Schillers Heimatjahre" leiden an einer gewissen Zwiespaltigkeit. Der Roman hat keinen rechten Mittelpunkt. Der Held desselben im Romansinne soll Heinrich Roller sein, aber er wird durch die Erscheinung Schillers fortwährend verdunkelt und in den Hintergrund gedrängt. Die beste Figur im ganzen Buche macht der Herzog Karl. Er ist überhaupt die am meisten plastische und typische Gestalt, welche Kurz geschaffen hat. Dieser Erzmischmasch von aufgeklärtem Despoten, Jagdwüthrich und Wüstling, von Tyrann und Schulmeister leibt und lebt vor unsern Augen, obzwar unser Dichter die Farben, mit denen er das Porträt malte, etwas abgedämpft hat. Es ist ihm gelungen, den Herzog so zu sagen dichterisch zu rehabilitiren, indem er einen Stral altwirtembergischer Pietät auf denselben fallen ließ.

Heyse hat sich mittels Veranstaltung und Veröffentlichung der vorliegenden Gesammtausgabe gewiß den Dank aller Wissenden und Empfänglichen verdient. Aber verwunderlich ist, daß in dieser Gesammtausgabe gerade das Werk von Kurz fehlt, welches, wenn vom Dichter im engeren Sinne die Rede, fraglos für sein bedeutendstes gelten muß. Ich meine selbstverständlich den von dem Freunde gedichteten Beschluß des von Gottfried von Straßburg unvollendet gelassenen Tristan. Noch im Mittelalter hatte, wie jeder weiß, das wundersame Werk Gottfrieds zwei Poeten, den Heinrich von Freiberg und den Ulrich von Türheim, zur Vollendung angeeifert, und die Beiden hatten sich auch nach einander ihrer Aufgabe entledigt, soweit eben ihre Mittel reichten.

In unserem Jahrhundert sodann hatten Follen und Immermann den reizenden Stoff zu selbstständiger Behandlung wieder aufgenommen und hatte es der erstgenannte nur zur Schaffung etlicher Bruchstücke gebracht. Auch Immermann's herrlicher Wurf war nicht zum Ziele gelangt, weil den düsseldorfer Meister der Tod vorzeitig hinwegnahm, wie er den straßburger vordem vorzeitig hinweggenommen hatte. Kurz war glücklicher. Ja, als einen rechten Glücksfall rechne ich es ihm an, daß ihm gegönnt gewesen, das „Hohelied von Tristan und Isolde" zu beschließen. Denn wie hat er es beschlossen! So, daß der alte Gottfried, falls er aus seinem unbekannten Grabe sich erheben und seines Nachfolgers Leistung betrachten könnte, wohl sagen würde: „Das ist mein lieber Sohn; an dem hab' ich Wohlgefallen." Ich will damit nur auf die Congenialität des alten Beginners und des neuen Vollenders hingewiesen haben, indem ich ja nicht meinen kann, Kurz hätte in knechtischer Schmiegsamkeit ganz im Sinn

Digitized by Google

Rembrandt Harmensz. van Rijn, *Christ Healing the Sick (The Hundred Guilder Print)*, c. 1648–50. Etching, drypoint, and burin, 11 1/8 × 15 3/8 in. (28.3 × 39.1 cm). Rembrandt's most ambitious print, in which Christ appears at the center of a crowded scene of the sick and suffering, surrounded by Pharisees who refuse to see the miracle before them.

auch des bitteren Gefühles nicht zu erwehren, wie wenig die deutsche Leserwelt diesem vaterländischen Schriftsteller bislang gerecht geworden. Schade, daß er kein Franzos gewesen! Schade, daß er, statt aus der Geschichte, aus der Landes- und Volksart seiner Heimat heraus seine Romane und Novellen zu schreiben, nicht aus boue de Paris wüste Fratzen geknetet hat! Schade, daß er, statt ein standhafter Idealist und echter Poet zu sein, nicht den photographischen Apparat des hochgelobten „Realismus" in Boulevardstheatern, Branntweinkneipen und sonstigen Kloaken herumgeschleppt hat! Wäre er ein Franzos gewesen und hätte er so geschmierakelt, ja dann würden die guten Deutschen und besseren Deutschinnen zweifelsohne seine Bücher verschlungen haben und verschlingen.

Von den Verhältnissen und Stimmungen des Freundes in seinen letzten Lebensjahren hab' ich keine nähere Kenntniß. Ich weiß nur, daß er seinen Lebensabend verhältnißmäßig sorglos verbringen konnte. Der Ungerechtigkeit und Theilnahmelosigkeit des Publicums müde, hatte er der dichterischen Hervorbringung entsagt und sich ganz seinem spät, zu spät erlangten Amte als einer der Universitätsbibliothekare zu Tübingen, sowie seinen literarischen und historischen Forschungen gewidmet. Eine gediegene Frucht der letzteren war die im Jahre 1871 in Buchform erschienene geschichtliche Bilderreihe „Aus den Tagen der Schmach". Wie Kurz im großen Jahre der Deutschen fühlte und dachte, bezeugt schön die Zusatzstrophe, welche er dazumal (1870) seinem zehn Jahre zuvor gedichteten Märchen „Die zwölf Brüder und der Menschenfresser" anfügte. Dieses politische Märchen hatte die Schlußzeile gehabt: „'s gibt keinen Oger mehr." Die Zusatzstrophe von 1870 nahm das auf und sagte:

„Doch ja, den Oger gibt's zur Frist
In seiner stolzen Babel,
Doch der begrab'ne Bruderzwist
Macht ihn erst recht zur Fabel.
Ein Zorn im Volk, ein Muth im Heer,
Vorüber Hohn und Spott,
Und lächelnd reicht er uns den Speer,
Der alte Siegesgott."

Die Periode der Enttäuschung, Ernüchterung und Erbitterung, welche dem beispiellosen Aufschwung des großen Jahres folgte, hat Kurz nicht mehr mitdurchleben müssen. Der Anblick der traurigen Ebbe, welche so bald nach der prächtigen Hochflut von 1870—71 eintrat, blieb dem Patrioten erspart. Auch ist ihm das Sterben leichter geworden, als ihm das Leben gewesen. Am 10. October von 1873 beschloß ein plötzlicher Tod das innerlich so reiche, äußerlich so dürftige Leben des am 30. November von 1813 geborenen Dichters. „Das Herz war ihm gesprungen," meldet sein Biograph und fürsorglich treuer Freund Heyse.

Have, anima candida!

Martha und Maria.

Novelle von Hieronymus Lorm.

(Schluß.)

Nach einer Pause fragte Sergey:

„Sind Sie sicher, daß der Mann, der um Ihre Liebe wirbt, nicht einen Nebenzweck damit verbindet, daß er nicht im weltlichen Sinne des Wortes sein Glück machen will?"

„Er hat Rang und Stellung," antwortete Léonide, „Alles, was den Ehrgeiz eines Mannes befriedigt. Aber das ist es. Ich denke nicht an mich. Entreiße ich ihm nicht diese köstlichsten Güter, wenn ich seiner Leidenschaft die meine entgegenbringe? Zwingen ihn dann nicht die Verhältnisse zur Verbannung, zur Weltflucht, zu unerhörten Opfern? Was thun?"

Milinka war es, die zuerst ihre Stimme erhob. Brennende Röthe auf den Wangen, aber die Augen begeistert zum Himmel aufgeschlagen, rief sie:

„Entsagung für immer von beiden Seiten oder gemeinsam sterben."

Das war correct und zugleich romantisch.

„So wird wohl das Ende sein," schluchzte Léonide in ihr Tuch.

Sergey richtete unwillkürlich einen Blick der Mißbilligung auf Milinka. Die Poesie ihres Ausspruchs wollte ihm nicht zu Sinne. Er konnte sich über den Grund nicht sogleich klar werden; er fühlte nur, daß der Ausspruch der wirklichen Situation gegenüber inhaltsleer war.

Matrjona hatte noch nicht gesprochen; sie saß nachsinnend da mit niedergeschlagenen Augen. Als sie jedoch Léonide weinen hörte, sagte sie sanft:

„Sie weinen vielleicht über Ihr höchstes Glück, theuerste Léonide, statt darüber zu jubeln. Sich geliebt zu wissen, wenn man liebt, muß alles Unglück ausgleichen, das die Erde aufbieten kann, wie es kein größeres Unglück auf Erden geben mag — ich fühle es im eigenen Herzen — als sich nicht geliebt zu wissen, wenn man liebt. Die Fragen, die Zweifel betreffen also nur den einzigen Punkt, ob er Sie wirklich liebt. Ich verstehe nicht Ihre Bedenken, Ihre Furcht, ihm seine Stellung zu rauben, ihn um die Genüsse seines Ehrgeizes zu bringen. Sind Sie nicht bereit, Aehnliches für ihn zu thun? Ich würde in Ihrem Falle mit dem Manne, an dem ich zweifle, bald im Reinen sein. Ich würde ihm sagen: ‚Wir besteigen einen Wagen oder ein Schiff und fahren in die weite Welt, nach einem vergessenen Erdenwinkel, und Beide haben wir uns dadurch die Rückkehr für immer versperrt und haben uns für immer vereinigt. Zögerst Du auch nur eine Secunde, denkst Du auch nur mit einem Seufzer des Bedauerns an Deinen Rang, Deine Stellung, Deine Freunde, an Dein bisheriges Leben mitten in den Genüssen der Welt, kommst Du nicht augenblicklich mit mir, dann geh — dann hast Du mich nie geliebt, dann wollen wir uns niemals wiedersehen.' So würde ich zu dem Manne sprechen, an dem ich zweifle, und wäre er nicht, bevor ich noch mit den Worten zu Ende bin, mit mir im Wagen, im Schiff, so kehrte ich nach Hause zurück, zwar im Herzen vernichtet, aber stark durch die Pflichterfüllung gegen den Unglücklichen oder Verhaßten, mit dem ich verbunden bin. Was mir auch dadurch an Bitternissen erstünde, sie wären süß im Vergleich mit dem, was ich im Herzen erfahren habe, und je schwerer die Pflichten zu erfüllen wären, um so leichter würden sie mir helfen, mit allen übrigen Forderungen an das Leben für immer abzuschließen."

Schon während Matrjona sprach, hatte sich Léonide in einem Gefühl ungeahnter Befriedigung erhoben. Jetzt umarmte sie das Mädchen und rief fast mit Jauchzen:

„Ich bin gerettet."

Sie dachte an den Oheim in den Colonien.

Aber auch auf Sergey war das Auftreten Matrjona's von unerwarteter Wirkung.

„Wer hätte gedacht, daß so viele praktische Einsicht in das Leben, verbunden mit dem Respect vor den höchsten Interessen des Herzens, in einer unerfahrenen Mädchenseele sich entwickeln können! Aber sie selbst hat verrathen, wer ihr solche Lehren gab. Sie gestand, aus eigenem Herzen zu sprechen, wenn sie es das größte Unglück nannte, sich nicht geliebt zu wissen, wo man liebt. Weh mir, wenn nicht ich es sein sollte, der es vermag, dieses Unglück von ihr zu nehmen! Sie ist nicht Martha, nicht Maria, sie ist Martha und Maria."

So sagte sich Sergey im Stillen. Der Augenblick war für ihn gekommen, aus der gleichgültigen Passivität mitten in den Sturm der Leidenschaft hineinzuspringen.

5.

Zehn Minuten nach der Entfernung Nikitine's hörte die Gräfin Tschatscherin, noch immer vor ihrem Ofenschirm sitzend, die Einfahrt des Wagens, der die Mädchen heimbrachte. Sie rührte an einer Glocke, die vor ihr stand, und gab Befehl, die jungen Damen, wenn sie sich nicht zu müde fühlten, noch zu ihr zu bescheiden.

Matrjona allein erschien. Milinka hatte sich sogleich zurückgezogen und ließ sich durch ihre Schwester mit zu großer Ermüdung

Digitized by Google

bei der Gräfin entschuldigen. In Wahrheit aber saß Milinka am Schreibtisch und füllte ihr Tagebuch mit der Aufzeichnung des für sie Merkwürdigen, das sie an diesem Abend erlebt hatte. Seit sie sich in Petersburg befand, hatte sich ihre Neigung zum Vielschreiben noch gesteigert, was einigermaßen das Verdienst Derjenigen war, die ein schriftstellerisches Talent in ihr errathen haben wollten und ihr damit schmeichelten.

Das Gesicht der Gräfin, als sie Matrjona empfing, war Spannung und stumme Frage. Daß die von Léonide in ihr Vertrauen Gezogenen den Inhalt der Unterredung streng verschweigen würden, war so selbstverständlich, daß dafür ein Versprechen weder verlangt noch gegeben wurde. Matrjona glitt daher über den Abend bei der Fürstin mit nichtssagenden Worten hinweg, und um die Neugier der Frau von Tschatscherin von dem Gegenstande abzulenken, sprach sie von den Eindrücken, die sie durch das Leben in Petersburg überhaupt empfangen.

Schon seit einigen Tagen war sie sich einer Wendung ihres Gemüths bewußt geworden. Aus der ursprünglich so lebhaften und unbefangenen Hingebung an die Freuden und das Treiben der großen Gesellschaft war allmählich ein Gefühl der Enttäuschung hervorgegangen. Sie glaubte zuletzt Luft gespeist und gemalten Wein getrunken zu haben. Gegen eine Empfindung von Leere und Nüchternheit hatte sie sich zu wehren, um in ihrer Seele nicht Raum dafür zu lassen. Sie hatte begonnen, sich nach Thätigkeit zu sehnen, nach dem stillen und regelmäßigen Walten ihres ländlichen Hauses. Was sie an diesem Abend bei Léonide erfahren, brachte ihr völlige Klarheit über die neue Lebensstimmung, die mit der kindlichen Freude am Weltleben, mit der sie ihren Aufenthalt in Petersburg begonnen hatte, in so großem Widerspruch stand.

Die Gräfin war darum auch im höchsten Grade erstaunt, als ihr Matrjona das Bekenntniß dieser Wandlung ablegte; die Gräfin war erstaunt, aber auch erfreut; denn sie dachte an ihren Neffen. Seiner Denkungsweise und seinem Lebensplan konnte nichts besser entsprechen, als die Abwendung von der Welt, und wenn Milinka schon von Anfang an, aber ohne ausgesprochenen Grund und gleichsam nur instinctmäßig, die ländliche Einsamkeit dem hauptstädtischen Getümmel vorzog, so mußte Matrjona's erst durch die Erfahrung herbeigeführte gleiche Weltanschauung für Sergey größern Werth haben, weil auf Erkenntniß und Urtheil beruhend.

Eine leise Anspielung der Gräfin, welche vortheilhafte Wirkung diese Wandlung im Gemüthe Matrjona's auf den Neffen üben werde, brachte das junge Mädchen in äußerste Bestürzung. Matrjona zitterte vor Scham und Entrüstung bei dem Gedanken, daß Sergey, wenn er ihr Gespräch mit seiner Tante erführe, eine ihm bereitete Concession oder etwa gar eine Aufforderung oder auch nur Anregung zur Wiederholung seiner Werbung darin erblicken könnte. Sie beschwor die Gräfin mit inbrünstigen Worten, die ihr eben eingestandene Wandlung vor aller Welt zu verschweigen.

„Beruhigen Sie sich, liebes Kind!“ sagte die alte Frau, „ich wünsche lebhaft, daß entweder Sie oder Ihre Schwester sich entschließen mögen, Sergey's Hand anzunehmen, weil er sonst schwerlich zu einer Heirath überhaupt zu bringen wäre, allein ich werde mich persönlich niemals in die Verständigung einmischen, die zwischen den beiden Schwestern und ihm endlich stattfinden und einer Entscheidung vorhergehen muß.“

Die Gräfin zog sich hierauf in ihr Schlafgemach zurück, und Matrjona schloß die Augen nicht zum Schlummer, ohne sich zu sagen: „Niemals! niemals! Er hat um meine Schwester und mich zugleich geworben — das ist so gut, als wäre er ein Freier all der Millionen Mädchen, die auf dieser Erde leben. Ich werde mich niemals entschließen, eine von diesen Millionen, eine ‚gleichviel welche‘ zu sein.“

Im Laufe des folgenden Tages erhielt Frau von Tschatscherin ein Billet Nikitine's. Er theilte ihr mit, daß er sie einige Tage nicht sehen werde, weil er sogleich nach Kronstadt abreisen müsse; er habe nichts dawider, wenn sie dächte, daß die Reise mit der Angelegenheit in Verbindung stände, die ihm, wie sie wisse, über Alles theuer, mit der „brennenden Wunde“, die endlich eine glückliche Heilung finden werde.

Die Gräfin las diese Zeilen kopfschüttelnd. Sie setzte von der jungen Fürstin nicht voraus, daß sie einen Mann wie Nikitine ernst nehmen könnte, und hatte bisher vielmehr vermuthet, die schöne Dame werde durch Widerstreben und Koketterie ihr Geschlecht an dem Frevler zu rächen suchen. Doch nahm sich die Gräfin nicht Zeit, lange darüber nachzudenken; das Wesen ihres Neffen hatte sich auffallend verändert, und dies neue Räthsel nahm ihre Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch.

Sergey, dessen beständige milde Heiterkeit sonst nur den schärfsten Blicken der lange mit ihm Vertrauten gestattete, den darunter verborgenen Hang zur Melancholie zu gewahren, gab diese jetzt offen kund und, wie die Gräfin klagte, mit einer an ihm ungewohnten Rücksichtslosigkeit gegen seine Umgebung. Dieses Frauenurtheil bedeutete eigentlich nur, daß er nicht unterhaltend, nicht liebenswürdig, nicht Plauderer war, wie sonst.

Das Räthsel löste sich sehr einfach: die Liebe, die zum ersten Male mit ihrer ursprünglichsten Gewalt in ihm erwacht war, rief zugleich die bittersten Selbstvorwürfe wach. Immer hatte er in der tiefsten Heimlichkeit seiner Seele Matrjona bevorzugt, weil er aber in ihrem praktischen Wesen einen Widerspruch mit seiner Denkungsweise zu finden geglaubt, war sie ihm nicht theuer genug geworden, daß er nicht vielleicht lieber noch die Hand der ideal gesinnten Milinka angenommen hätte. Jetzt aber, nachdem er während des Aufenthaltes in Petersburg die ihm sympathischere äußere Erscheinung Matrjona's immer stärker auf sich hatte wirken lassen und endlich erkannt hatte, daß sie mit ihrer Einsicht für das unmittelbare Leben auch die Ehrfurcht vor Ideen und Idealen verband — jetzt erst klagte er sich an, sie durch seine Doppelwerbung verletzt und herabgesetzt zu haben, und hielt sich nicht mehr für würdig, nicht mehr für fähig, um sie allein zu werben.

Er war aber nicht der Mann, lange in Unklarheit auszuhalten und nicht lieber die schwerste Buße, als eine schwankende Unzufriedenheit mit sich selbst zu ertragen. Schon nach wenigen Tagen legte er der Geliebten sein Herz und den ganzen Entwickelungsgang seiner Gefühle für sie, seine Liebe, seine Reue und sein Verzagen offen dar.

„Und damit Sie nicht glauben, theure Matrjona,“ schloß er, „daß neben Ihnen noch irgend etwas Werth für mich hätte, selbst wenn es mir bis zu dem Augenblicke, da ich Sie liebte, der einzige Lebenswerth zu sein schien — ich habe die Luft und Freude nicht übersehen können, womit Sie am Stadtleben hängen, ich bin bereit für Ihren Besitz meine Einsamkeit auf dem Gute aufzugeben, unser Dasein ganz nach Ihrem Geschmack zu gestalten.“

„Dann blieben wir auf dem Lande,“ sagte Matrjona, „denn mein Herz hat sich von der Welt abgewendet.“

„Ist es möglich?“ rief er fast bestürzt; „hat ein Schmerz Sie dahin gebracht? Ist ein unglückliches, ein hoffnungsloses Gefühl in Ihnen erwacht?“

„Nein!“ erwiderte sie, „der Anblick der Welt und ihres Treibens genügte. Und wenn ein Schmerz dabei im Spiele war, so ist er jetzt dahin, da der Mann, der mir ihn zugefügt, ihn in diesem Augenblicke von mir genommen.“

Er wollte sie entzückt umschlingen, aber sie wehrte ihn ab: „Noch ist nicht Alles gethan. Vergessen Sie nicht, daß auch Milinka gewissermaßen Ihre Braut ist, daß auch sie das Recht hat, die Hand nach Ihnen auszustrecken. Wir müssen erst ihr Herz prüfen, und wenn auch nur ein Schatten von Verstimmung es trübte, weil ihr die Entscheidung erlassen ist — so hätten Sie auch mich verloren.“

Diese Unterredung fand im Salon der Gräfin statt, nachdem die gewohnte Abendgesellschaft ihn verlassen hatte, und zwar an demselben Tage, an welchem Nikitine von Kronstadt zurückgekehrt war. Während die Liebenden sich verständigten, saß in einem Nebensalon Milinka in tiefem Gespräch mit einer ältlichen Frau, einer Mitarbeiterin belletristischer Zeitungen, der Milinka ihre ersten Federversuche zur Beurtheilung vorgelegt hatte. Zu gleicher Zeit aber hatte sich die Gräfin schon in ihr Boudoir zurückgezogen und vor dem Schirm ihren gewohnten Platz genommen, und auch Nikitine saß wieder an ihrer Seite.

„Ich erzähle Ihnen keine Fabel, Gräfin. Léonide wollte in Kronstadt, daß wir ein zur Abfahrt nach Amerika die Anker lichtendes Schiff bestiegen, augenblicklich, ohne Besinnen, mit Aufgebung aller Verhältnisse, sogar des Junggesellen-Diners, zu dem ich schon Einladungen verschickt hatte, kleine Nebensachen, wie des Ministers und meiner Carrière, gar nicht zu gedenken — und dies Alles, um niemals mehr wiederzukehren, um fortan unter der Bewachung eines Oheims, eines alten Negerfürsten oder dergleichen zu leben, mit nichts beschäftigt, als mit ewiger Liebe.“

Digitized by Google

Kalter Schweiß schien ihm auf die Stirn zu treten; denn er trocknete sie mit seinem Taschentuch.

Er fuhr fort:

„Sie verließ mich, wie sie mir sagte, um mich niemals wiederzusehen — und ich verließ sie, wie ich verschwieg, um sie gewiß nicht mehr wiederzusehen. Denn sie ist offenbar verrückt, und auf eine noch schlimmere Art als Fürst Romalow. Ein würdiges Paar! Aber was wollen Sie, Gräfin? Ich bin trotzdem von der Geschichte zerschmettert, unglücklich, elend, trostlos. O die Frauen — ich will ihnen nicht mehr nahe kommen. Wissen Sie, theure Freundin, daß dies gerade die richtige Stimmung wäre, um meine Vorliebe für Ihre Milinka in Erwägung zu ziehen? Die Marotte des Mädchens, sich von der Welt zurückziehen zu wollen, kommt meiner gegenwärtigen Disposition entgegen."

Die Gräfin lachte.

„Milinka wird heute noch bei mir erscheinen; sie hat mir etwas anzuvertrauen."

„Benützen Sie die vertrauliche Stunde — ich bitte Sie — um ihr Herz zu erforschen," sagte Nikitine, indem er sich erhob; „ich habe mein Unglück noch lange nicht überwunden; ich werde es niemals überwinden, und ich bin jetzt todtschläfrig."

Er hatte sich kaum entfernt, als Milinka eintrat. Sie war erregt, hochroth, und ohnehin leicht zur Ekstase geneigt, warf sie sich der Gräfin zu Füßen.

„Papa hat heute geschrieben, er will endlich unsere Heimkehr und unsere Entscheidung wegen Sergey Iwanowitsch. Retten Sie mich, theure Gräfin!"

„Ja, es zwingt Sie ja Niemand, meinen Neffen zu heirathen!"

„Das würde ich auch niemals thun, so sehr ich ihn schätze und achte, schon deshalb nicht, weil er sein Leben auf dem Lande verbringen will. Ich aber will Petersburg, will diese herrliche neue Welt mit ihren interessanten Begebenheiten, Charakteren und Stoffen nicht mehr verlassen. Ich habe die Einsamkeit en horreur genommen. Das ist es, wovor Sie mich retten sollen."

Erstaunt erfuhr die Gräfin zum zweiten Male, wie rasch, wenn auch psychologisch erklärlich, die Lebensanschauungen junger Herzen sich ändern. Ehe sie antworten konnte, bat Matrjona mit leisem Pochen, eintreten zu dürfen. Auch Sergey wollte seine Tante noch sehen. Die Gräfin theilte den Neuhinzugekommenen die Aeußerungen Milinka's mit.

„So viel ist gewiß, mein Sohn," sagte sie zu Sergey, „Du darfst Dir keine Hoffnungen auf die Hand dieses Mädchens machen; Milinka hat sich entschieden dagegen erklärt."

Matrjona und Sergey sahen sich in die Augen. Die Gräfin fuhr fort:

„Ich wäre glücklich, Sie für immer bei mir zu behalten, Milinka. Wollen Sie als meine Gesellschafterin, als meine Freundin mit mir weiter leben? Sie sind plötzlich eine Gegnerin der Einsamkeit geworden — wollen Sie mir helfen, auch die meine zu verbannen?"

Milinka küßte ihre Hand, ihr Kleid und sank ihr, Freudenthränen weinend, zu Füßen.

Jetzt hielt es auch Sergey an der Zeit, sein Glück nicht länger zu verschweigen. Der Freudensturm Milinka's ging aus anderen Ursachen nun auch auf die Gräfin über. Sie umarmte und küßte Matrjona und nannte sie ihre zweite Tochter. Nie haben Glücklichere einen Tag mit größerer Freude auf die nächsten Tage beschlossen.

Die Hochzeit Sergey's und Matrjona's fand in Petersburg statt. Towaroff hatte gleich, nachdem Hesekiel Nazarus mit erfrorener Nase und beschädigten Beinen aus Moskau zurückgekehrt war, ihn für immer in sein Haus aufgenommen. Nachdem Towaroff die Lebensentscheidungen seiner Töchter erfahren, übergab er dem ehemaligen Sprachmeister die Verwaltung des fortan einsam bleibenden Herrenhauses, hoch erfreut, den Rest seines Lebens als lustiger Junggeselle in einer der großen Städte verbringen zu können.

Sergey hatte in seiner Häuslichkeit oft Gelegenheit zu sagen: „Einst fragte ich mich: Martha oder Maria? In der Ehe aber kann nur ein Weib beglücken, das Martha und Maria zugleich ist."

Blätter und Blüthen.

Beim Ausstopfer. (Mit Abbildung S. 361.) Die Jugend hat ihre Schmerzen und Sorgen so gut, wie die Welt der Erwachsenen, und wenn dem großen Menschen solch ein kindischer Jammer zumeist höchst komisch vorkommt, er lastet darum doch mit derselben ernsthaften Schwere auf dem kindlichen Gemüth, wie ein großes Leid auf Jenem. Es ist eben alles nur relativ in der Welt, Wahrheit, Tugend, Schönheit — alles, und darunter auch der Begriff Unglück. Was eine souveraine Würdigung der Dinge mit einem Schnabahupfl abthut:

Fritze Stieglitze, der Vogel ist todt,
Er liegt auf dem Rücken und frißt gar kein Brod —

das kann ein Kindergemüth auf's Tiefste erschüttern, mehr selbst, als der Tod eines Familienmitgliedes. Jede Trennung wirkt naturgemäß um so schmerzhafter, je innerlicher die Bande waren, welche sie zerriß, und es ist nichts so Unnatürliches, daß ein Kind sich innerlich fester an einen kleinen Spielcameraden aus der Thierwelt anschließt, als an einen seinem Innenleben fremd bleibenden Menschen. Man frage ein kleines Mädchen, was es lieber verschenken will, seine Lieblingspuppe oder einen größeren Bruder — selbst diese Lieblingspuppe wird ihr als das Unentbehrlichere erscheinen, eben weil dieselbe mit ihrem ganzen Denken und Fühlen tiefer verwachsen ist, und so offenbart die ungeschminkte Kindesnatur ein Naturgesetz, an welchem der Psychologe nicht achtlos vorbeigehen kann.

Das jugendliche Paar auf unserem Bildchen versank nicht in seinem Kummer. Es gilt eine monumentale That, und so erscheint es denn mit dem theuren verstorbenen Piepmatz beim Ausstopfer, etwa wie weiland eine ägyptische Familie in Trauer bei dem Mumienbesorger, in der Absicht, dem todten Liebling die letzte Ehre einer mit Werg ausgefüllten Unsterblichkeit zu verschaffen. Auf dem halb lächelnden Gesicht des würdigen Künstlers schwebt freilich, wie es scheint, die für den Erfolg des Besuches bedenkliche Frage: „Wer bezahlt's?" Unserm Mitleid zuliebe wollen wir indeß hoffen, daß er's diesmal nicht so genau nimmt.

Blinden-Erziehungsanstalten in Deutschland. Auf unsere Anfrage in Nr. 14 dieses Jahrganges: „Wo bestehen in Deutschland, speciell im Staate Preußen, Schulen oder Lehranstalten für blinde oder halb erblindete Kinder vermögensloser Eltern?" erhalten wir von dem Taubstummenlehrer Herrn W. Neuschert in Ratibor eine so erschöpfende Auskunft, daß wir sie unseren Lesern nicht vorenthalten dürfen. Sie lautet:

„Blinden-Erziehungsanstalten bestehen in folgenden Orten Deutschlands: 1) Königsberg (provinzialständisch), Ostpreußen; 2) Neu-Torney bei Stettin (provinzialständisch), Pommern; 3) Bromberg (provinzialständisch), Posen; 4) Breslau (Vereinsanstalt), Schlesien; 5) Kraschnitz bei Militsch (deutsches Samariterordensstift), Schlesien; 6) Steglitz bei Berlin (königlich), Brandenburg; 7) Berlin (städtisch); 8) Barby (provinzialständisch), Pr. Sachsen; 9) Schleswig, Schleswig-Holstein; 10) Kiel (provinzialständisch), Schleswig-Holstein; 11) Hannover (provinzialständisch); dazu die Blindenvoranstalt zu Nössing bei Nordstemmen), Pr. Hannover; 12) Soest (provinzialständisch), Provinz Westfalen; 13) Paderborn (provinzialständisch, katholisch), Westfalen; 14) Düren (provinzialständisch), Rheinprovinz; 15) Frankfurt am Main (Privatanstalt), Provinz Hessen-Nassau; 16) Wiesbaden, Provinz Hessen-Nassau; 17) Hamburg; 18) Neukloster bei Wismar (großherzoglich), Mecklenburg-Schwerin; 19) Weimar (großherzoglich); 20) Dresden (königlich), 21) Leipzig (Privatanstalt von Biener), 22) Hubertusburg (königliche Blindenvorschule), 23) Moritzburg bei Dresden (königliche Blindenhülfsanstalt und Vorschule), Königreich Sachsen; 24) München (königlich), 25) Würzburg (Kreisblindenanstalt für Unterfranken und Aschaffenburg), 26) Nürnberg (protestantische Privatanstalt), Baiern; 27) Stuttgart (Protectorat: Königin Olga), 28) Gmünd (Privatanstalt), 29) Lustnau bei Tübingen, Württemberg; 30) Friedberg (großherzogliche Anstalt), Hessen; 31) Ilvesheim bei Friedrichsfelde (großherzoglich), Baden; 32) Illzach bei Mühlhausen im Elsaß (Privatanstalt).

Im Anschluß hieran erlaube ich mir noch mitzutheilen, daß in allen Staats- respective provinzialständischen Anstalten die meisten Zöglinge Freistellen besitzen. Die Freistellen werden vom Landes-Directorat vergeben an solche Zöglinge, deren Eltern unbemittelt sind; ob ein Gleiches in den Privatanstalten der Fall ist, kann ich jedoch nicht angeben."

Kleiner Briefkasten.

R. Sch. in L. Ihr Einwurf ruft uns die Klage in's Gedächtniß zurück, welche jüngst in der „Allg. Ztg." (Nr. 128) über die in der Rechtschreibung der deutschen geographischen Namen herrschende Verwirrung Ludwig Steub angestimmt hat. Dieselbe ist leider nur zu berechtigt, und Niemand hat darunter öfter zu leiden, als die Redactionen von Zeitschriften. Es darf ein Manuscript nur möglichst unleserlich sein und der Corrector es mit lautverwandten Vocalen zu thun haben, wie ö, e und i, so ist ein Unglück fertig und steht eine Semmeringer oder Sömmeringer (Beides ist richtig) statt einer Simmeringer Heide da, die auch noch in eine „Weide" verwandelt sein kann. Uebrigens dient, wie uns von anderer Seite mitgetheilt wurde, diese Heide bei dem zu den Vororten Wiens gehörigen Dorfe Simmering längst nur als Artillerie-Exercirplatz, während die Wiener Wettrennen auf einer großen Wiese zwischen dem Donaustrom und dem Donaucanale, der Freudenau, abgehalten werden. So dankt man einem leidigen Druckfehler eine schätzbare Belehrung.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 23. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. In Heften à 50 Pfennig.

Frühlingsboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

„Edmund nennt Sie stets seinen Mentor," warf Hedwig mit unverkennbarer Gereiztheit hin. „Es scheint, als seine Braut genieße auch ich jetzt das Vorrecht, von Ihnen — erzogen zu werden."

„Ich habe nur warnen, nicht verletzen wollen. Es steht ja bei Ihnen allein, wie Sie diese Warnung auffassen wollen."

Sie gab keine Antwort. Der tiefe Ernst, mit dem die Worte gesprochen wurden, blieb nicht ohne Wirkung auf sie, wenn er ihre Gereiztheit auch nicht völlig besiegte.

Hedwig nahm ihren Hut auf, der noch unbeachtet am Boden lag, und ließ sich auf ihrem früheren Platze nieder, um die zerdrückten Blumen zu ordnen. Das zierliche Frühjahrshütchen hatte auf dem reif- und nebelfeuchten Grase doch etwas gelitten; es paßte überdies nicht recht zu dem rauhen Apriltage. Der Frühling kommt spät in den Bergen, und diesmal zeigte er überhaupt kein heiter lächelndes Antlitz. Er kam ziemlich ungestüm, mit Sturm und Regen, mit Nachtfrösten und Nebeltagen, kaum daß sich hin und wieder ein matter Sonnenblick hindurchstahl.

Auch heute war der Himmel dicht umzogen; die grauen Wolken ließen keinen einzigen Sonnenstrahl passiren; die Ferne umschleierte ein trüber Nebel, und die Luft lag schwer und regenfeucht über der Erde. Noch stand der Wald kahl und blattlos da, nur an den niederen Gesträuchen und am Boden sproßte schüchtern das erste Grün hervor. Jedes Blättchen, jede Knospe mußte ihr Dasein ja erst der rauhen Luft abringen und mühsam vertheidigen. Es war noch recht öde und leer ringsum.

Oswald hatte keinen Versuch gemacht, das Gespräch wieder anzuknüpfen; auch Hedwig zeigte wenig Neigung dazu, aber auf die Dauer wurde ihr das Schweigen doch peinlich, und sie warf die erste beste Bemerkung hin.

„Welch ein unfreundlicher April! Es ist, als ob wir mitten in den nebligen Herbsttagen wären und uns auf den Winter vorbereiten müßten. Wir werden diesmal um die ganze Frühlingsfreude betrogen."

„Lieben Sie den Frühling so sehr?" fragte Oswald.

„Ich möchte wissen, wer ihn nicht liebt! In der Jugend kann man nun vollends den Blüthenduft und Sonnenschein nicht entbehren. Oder sind Sie darin anderer Meinung?"

„Es kommt darauf an. Nicht jeder Frühling hat Blumen und Sonnenschein — und nicht jede Jugend."

„Hat die Ihrige das nicht gehabt?"

„Nein!"

Es klang sehr hart und entschieden, dieses Nein, Hedwig's Blick streifte den Sprechenden; sie mochte wohl bei sich denken, er sei ebenso herb und unfreundlich, wie der Frühlingstag, der ihr Mißfallen erregte. Es war auch ein großer Gegensatz zwischen dieser Unterhaltung und dem muthwilligen Getändel, mit dem sich das junge Brautpaar noch vor Kurzem hier unterhalten hatte. Nicht ein einziges ernstes Wort war dabei gefallen; selbst der „Kriegsplan" gegen die Eltern wurde unter allerlei Neckereien entworfen und jede Sorge um etwaige Hindernisse weggelacht und weggescherzt. Jetzt aber, wo dieser Oswald von Ettersberg dastand, in seiner starren Haltung, jetzt war nicht blos die Heiterkeit, sondern auch die Lust dazu wie fortgeweht; dieses verzweifelt ernste Gespräch erschien ganz selbstverständlich, und das junge Mädchen fand sogar einen gewissen Reiz darin, es fortzusetzen.

„Sie haben freilich Ihre Eltern sehr früh verloren. Ich weiß es durch Edmund. Aber Sie fanden ja doch in Ettersberg eine zweite Heimath und eine zweite Mutter."

In dem Gesichte des jungen Mannes zeigte sich wieder jener herbe, feindselige Ausdruck, der für einige Zeit gewichen war, und seine Lippen zuckten fast unmerklich.

„Sie meinen meine Tante, die Gräfin?"

„Ja. Hat sie denn nicht Mutterstelle an Ihnen vertreten?"

Wieder erschien dieses leise Zucken des Mundes, das alles Andere, nur kein Lächeln war, aber Oswald's Stimme klang vollkommen ruhig, als er antwortete:

„O gewiß! Es ist aber doch ein Unterschied, ob man das einzige, geliebte Kind des Hauses ist, wie Sie und Edmund zum Beispiel, oder ob man als Fremder aufgenommen wird."

„Edmund betrachtet Sie ganz als seinen Bruder," fiel das junge Mädchen ein. „Er empfindet es sehr schwer, daß Sie sich sobald schon von ihm trennen wollen."

„Edmund scheint in Bezug auf mich sehr mittheilsam gewesen zu sein," sagte Oswald kalt. „Also auch das hat er Ihnen bereits erzählt."

Hedwig erröthete leicht bei dieser Bemerkung.

„Es ist doch wohl natürlich, daß er mich mit allen Verhältnissen der Familie bekannt macht, in die ich später eintreten soll. In diesem Falle aber beklagte er sich, daß all seine Bemühungen, Sie zum Bleiben in Ettersberg zu bewegen, vergebens gewesen sind."

„Zum Bleiben in Ettersberg?" wiederholte Oswald mit unverstelltem Erstaunen. „Das kann mein Vetter unmöglich im Ernste gemeint haben. In welcher Eigenschaft hätte ich denn bleiben sollen?"

Digitized by Google

„Nun, doch wohl in der bisherigen eines Freundes und Verwandten.“

Der junge Mann lächelte bitter.

„Mein Fräulein, Sie haben schwerlich eine Ahnung von der Stellung eines so vollständig überflüssigen Freundes und Verwandten; sonst würden Sie mir nicht zumuthen, länger darin auszuharren, als es die Nothwendigkeit gebietet. Es mag Naturen geben, die sich mit den Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten eines solchen Lebens über seine wahre Bedeutung hinwegtauschen. Ich habe das nie vermocht. Es ist überhaupt niemals meine Absicht gewesen, dauernd in Ettersberg zu bleiben, und jetzt nun vollends nicht — um keinen Preis der Welt!“

Sein Blick flammte auf bei den letzten Worten. Es war ein seltsamer blitzähnlicher Strahl, den man in diesen kalten Augen für unmöglich gehalten hätte. Er traf das junge Mädchen nur einen Moment lang und erlosch dann sofort wieder, aber es war nicht möglich, zu sagen, was eigentlich darin stand. Jedenfalls nicht die zärtliche Bewunderung, die Hedwig gewohnt war, in einem anderen Blicke zu lesen; dieser blieb ihr völlig räthselhaft.

„Weshalb denn gerade jetzt nicht?“ fragte sie betreten. „Was meinen Sie damit?“

„O nichts, durchaus nichts — Familienbeziehungen, die Ihnen noch fremd sind,“ antwortete Oswald hastig.

Er bereute augenscheinlich seine Uebereilung und zerdrückte, wie im Zorne über sich selbst, einen Zweig, den er von dem nächsten Gebüsch abgerissen.

Hedwig schwieg, aber die Erklärung genügte ihr nicht. Sie fühlte, daß die jähe Heftigkeit und Bitterkeit, mit der er jene Worte hervorgestoßen, einen andern Grund haben mußte. Galten sie ihrem Eintritt in die Familie? Stellte auch dieser neue Verwandte sich ihr gleich im Anfange feindlich gegenüber? Und was sollte der räthselhafte Blick bedeuten? Sie dachte noch immer darüber nach, während Oswald sich abgewendet hatte und nach der entgegengesetzten Richtung blickte.

Da tönte aus der Höhe ein ferner, zarter Laut hernieder; es klang wie Vogelgezwitscher und war doch nur ein einziger, langgezogener Ton.

Hedwig und Oswald blickten gleichzeitig empor; hoch über ihnen flatterte eine Schwalbe, die sich jetzt niedersenkte und dicht über ihren Häuptern hinschoß, sie im pfeilschnellen Fluge fast berührend, um dann von Neuem emporzusteigen. Der ersten folgte die zweite und dritte, und jetzt tauchte aus dem Nebel der Ferne ein ganzer Schwarm hervor, der näher und immer näher heranzog. Sie strichen durch die feuchte, regenschwere Luft, umkreisten Berge und Wälder und flatterten dann nach allen Richtungen hin auseinander, als wollten sie ihre alte Heimath grüßen — die ersten Boten des Frühlings!

Auf der einsamen Höhe war es plötzlich lebendig geworden. Unaufhörlich und ruhelos strichen die Schwalben darüber hin, bald hoch oben in unerreichbarer Ferne, bald dicht am Boden hinziehend. Mit leichtem Flügelschlage schossen die schlanken, zierlichen Geschöpfe hierhin und dorthin, so blitzschnell, daß das Auge kaum vermochte, ihnen zu folgen, und dabei schwirrte immer wieder jener leise grüßende Ton durch die Luft, der so ganz anders klingt als Nachtigallenschlag und Lerchenjubel, und doch süßer als beides, weil er der erste ist, der den nahenden Frühling verkündet, sein erster Gruß an die erwachende Natur.

Hedwig war aus ihrem Nachsinnen aufgefahren; alles Andere trat plötzlich in den Hintergrund. Weit vorgebeugt, mit strahlenden Augen, rief sie mit dem ganzen Jubel und dem ganzen Entzücken eines Kindes:

„Ach, die Schwalben!“

„Ja wirklich, es sind die Schwalben!“ bestätigte Oswald. „Sie können sich Glück wünschen, so freudig begrüßt zu werden.“

Die kühle Bemerkung fiel wie ein Reif auf die helle Freude des jungen Mädchens, das sich jetzt umwandte und den nüchternen Beobachter mit einem entrüsteten Blicke maß.

„Sie finden es wohl überhaupt unbegreiflich, Herr von Ettersberg, daß man sich über irgend etwas freuen kann. Sie machen sich dessen jedenfalls nicht schuldig, und den armen Schwalben haben Sie sicher nie die geringste Aufmerksamkeit geschenkt.“

„O doch! Ich habe sie stets beneidet um ihren Zug in's Weite, um den freien Flug, den nichts hemmt und fesselt. Es giebt ja doch nichts Höheres im Leben, als die Freiheit.“

„Gar nichts Höheres?“

Die Frage klang gereizt und unwillig. Um so kälter und entschiedener war die Antwort.

„Nein — wenigstens nicht für mich!“

„Das klingt ja, als hätten Sie bisher in Fesseln geschmachtet,“ sagte Hedwig mit unverhehltem Spotte.

„Muß man denn immer gerade in Kerkermauern athmen, um sich nach Freiheit zu sehnen?“ fragte Oswald in dem gleichen Tone, nur daß sich sein Spott bis zum Sarkasmus steigerte. „Das Leben schmiedet Ketten genug, die oft schwerer drücken, als die wirklichen Fesseln eines Gefangenen.“

„Nun, dann muß man diese Ketten abschütteln.“

„Ganz recht, man muß sie abschütteln. Nur ist das unendlich viel leichter gesagt, als gethan. Wer die Freiheit nie entbehrt hat, der begreift es freilich nicht, daß Andere jahrelang ringen und kämpfen, daß sie Alles einsetzen müssen für ein Gut, das sonst als selbstverständlich erachtet wird. Doch das ist im Grunde einerlei, wenn es nur überhaupt errungen wird.“

Er wandte sich ab und schien aufmerksam den Flug der Schwalben zu verfolgen. Es trat ein neues Schweigen ein, das diesmal länger dauerte und die Geduld Hedwig's auf eine noch härtere Probe stellte, als vorhin. Diese Pausen in der Unterhaltung waren ihr ebenso ungewohnt, wie unerträglich. Freilich, dieser Oswald von Ettersberg nahm sich ja alles Mögliche heraus. Zuerst erlaubte er sich eine förmliche Zurechtweisung über die Zusammenkunft mit Edmund; dann erklärte er in der schärfsten, fast beleidigenden Weise, daß er um keinen Preis der Welt im Hause seines Vetters bleiben werde; dann sprach er von den allerunerquicklichsten Dingen, wie Kerker und Ketten, und jetzt schwieg er und hing ganz ungestört seinen Gedanken nach, während sich doch eine junge Dame, die Braut seines nächsten Verwandten, in seiner Gesellschaft befand. Hedwig fand, daß das Maß der Rücksichtslosigkeit jetzt gefüllt sei, und erhob sich.

„Es ist wohl Zeit, daß ich den Rückweg antrete,“ bemerkte sie kurz.

„Wie Sie befehlen!“ Oswald machte Miene, sich ihr anzuschließen, wurde aber mit ungnädiger Handbewegung zurückgewiesen.

„Ich danke, Herr von Ettersberg; ich kenne den Weg ganz genau.“

„Edmund hat mir ausdrücklich aufgetragen, Sie zu begleiten,“ warf Oswald ein.

„Und ich erlasse es Ihnen,“ erklärte die junge Dame in einem Tone, der deutlich zeigte, daß sie die Anordnungen des Grafen nicht für maßgebend erachtete, wo ihr eigener Wille in Betracht kam. „Ich bin allein gekommen und werde auch allein zurückkehren.“

Oswald trat sofort zurück. „Dann werden Sie eilen müssen, nach Brunneck zu kommen,“ sagte er kühl. „Die Wolken dort ziehen immer näher heran, und in einer halben Stunde haben wir den Regen.“

Hedwig warf einen prüfenden Blick nach den drohenden Wolken. „Bis dahin bin ich längst zu Hause, und im schlimmsten Falle mache ich mir nichts daraus, von einem Frühlingsregen durchnäßt zu werden. Die Schwalben haben es uns ja jetzt verheißen — es wird doch endlich Frühling.“

Die letzten Worte klangen halb wie eine Herausforderung, doch der hingeworfene Fehdehandschuh wurde nicht aufgenommen. Oswald verneigte sich nur mit gemessener Artigkeit und verscherzte dadurch den letzten Rest von Nachsicht bei der jungen Dame, die sich nun auch ihrerseits bemühte, die möglichste Kälte in ihren Abschiedsgruß zu legen; dann eilte sie leicht und schnell wie ein Reh davon.

Diese Eile galt indessen nicht der Furcht vor dem Regen; denn sobald die Höhe hinter ihr lag, mäßigte Hedwig ihren Schritt. Sie wollte nur aus der Nähe dieses unerträglichen „Mentors“ kommen, der seine Erziehungsversuche auch auf sie ausdehnte und dabei von einer unerhörten Rücksichtslosigkeit war. Er hatte nicht einmal einen Einwand erhoben, als sie seine Begleitung ablehnte. Es war ihr freilich Ernst damit, aber die Rücksicht auf die einfachste Höflichkeit hätte doch einige Worte des Bedauerns verlangt. Doch nichts von alledem; er war augenscheinlich froh, des lästigen Ritterdienstes überhoben zu sein. Die junge, sehr verwöhnte Dame, die in Folge ihrer Schönheit und vielleicht auch ihres Reichthums überall mit Aufmerksamkeiten und Huldigungen

Digitized by Google

überschüttet wurde, empfand eine derartige Gleichgültigkeit fast als Beleidigung, und sie war noch nicht mit ihrem Aerger darüber fertig geworden, als sie aus dem Walde trat und Brunneck dicht vor ihr lag.

Oswald war allein zurückgeblieben, aber er schien den heranziehenden Regen völlig vergessen zu haben; denn er lehnte unbeweglich, mit verschränkten Armen an dem Stamme eines Baumes und machte keine Anstalt zum Gehen.

Die Wolken senkten sich immer tiefer; der ganze Wald verschleierte sich im Nebel, und die Schwalben schossen jetzt dichter über den Boden hin, der noch hier und da die weißen Spuren des Nachtfrostes trug. Aber mitten unter Reif und Nebel keimte still und mächtig all das Leben, das noch in tausend Knospen schlummerte; es wartete auf den ersten warmen Hauch, auf den ersten Sonnenglanz, der es erwecken sollte. Es lag etwas wie Frühlingsathem in dieser herben Luft, und wie Frühlingswehen ging es durch den öden Wald. Es war, als rege sich ringsum ein geheimnißvolles Weben und Walten, lautlos und unsichtbar, aber es wurde doch gefühlt und verstanden, auch von dem einsamen Manne, der wie träumend in die umschleierte Ferne blickte.

Vorhin, als er auch einsam durch den Wald ging, da war das Alles so leer und todt gewesen, da vernahm er auch nicht einen einzigen Laut der Sprache, die jetzt so deutlich zu ihm redete. Er wußte nicht oder wollte nicht wissen, was ihm auf einmal das Verständniß erschlossen hatte, aber der herbe, feindselige Zug verschwand aus seinem Antlitz und mit ihm versank auch die Erinnerung an eine öde, freudlose Jugend ohne Liebe und Sonnenschein, versanken der Haß und die Bitterkeit, mit denen eine stolze energische Natur Abhängigkeit und Zurücksetzung ertrug. Jenes weiche, halb unbewußte Träumen, das Anderen so oft naht, hatte auch den starren kalten Oswald umsponnen, vielleicht zum ersten Male, aber es hielt ihn nur um so unwiderstehlicher fest. Ueber ihm schwebten die Schwalben noch immer rastlos auf und nieder in der regenschweren Luft; immer noch schwirrte ihr leise grüßender Laut herab, und dieser Gruß und das Frühlingsweben ringsum und die Stimme in der eigenen Brust wiederholten immer nur das Eine, das vorhin so triumphirend und siegesgewiß von anderen Lippen geklungen: Es wird doch endlich Frühling.

Im Laufe der nächsten Tage kam nun wirklich der „Kriegsplan" zur Ausführung, den Edmund und Hedwig entworfen hatten. Die unumwundene Erklärung des jungen Paares den Eltern gegenüber hatte genau den erwarteten Effect, hochgradige Empörung in Brunneck, wie in Ettersberg, Vorwürfe, Bitten und Drohungen, schließlich ein bestimmtes und unwiderrufliches Nein von beiden Seiten. Der junge Graf und nunmehrige Majoratsherr hatte die entschiedene Erklärung seiner Mutter entgegen zu nehmen, daß sie ihre Einwilligung zu dieser Verbindung ein für alle Mal versage, und Fräulein Hedwig Rüstow hatte einen gelinden Wuthanfall ihres Vaters auszuhalten, der förmlich außer sich gerieth bei der Nachricht, daß ein Ettersberg, ein Mitglied der verhaßten Familie und sein Gegner in dem Processe um Dornau, ihm als Schwiegersohn präsentirt werden sollte. Der in der schärfsten Weise kundgegebene elterliche Unwille machte aber leider nur einen sehr geringen Eindruck auf die jungen Herrschaften, denen natürlich jeder fernere Verkehr verboten wurde, und die sich noch in derselben Stunde hinsetzten, um an einander zu schreiben; denn sie hatten, in weiser Voraussicht des Kommenden, bereits einen sicheren Weg für ihre Briefe verabredet.

In dem Balkonzimmer des Herrenhauses von Brunneck ging der Oberamtsrath mit großen Schritten auf und nieder. Hedwig hatte für gut befunden, nach den ersten heftigen Debatten sich zurückzuziehen und ihren wüthenden Papa sich selber zu überlassen. Dieser schüttete jetzt, da die Tochter ihm nicht erreichbar war, das ganze Maß des Zornes über seine Cousine aus, der er die heftigsten Vorwürfe machte, sie habe durch ihre unverzeihliche Nachgiebigkeit und Begünstigung dieser Bekanntschaft die ganze Sache verschuldet.

Fräulein Lina Rüstow saß auf ihrem gewöhnlichen Platz am Fenster und hörte zu, ohne sich im Geringsten bei der Handarbeit stören zu lassen, mit der sie beschäftigt war. Sie wartete geduldig, bis eine Pause eintrat und ihr aufgebrachter Cousin genöthigt war, Athem zu schöpfen; dann fragte sie in voller Seelenruhe:

„Vor allen Dingen, Erich, sagen Sie mir, was haben Sie eigentlich gegen diese Heirath einzuwenden?"

Der Gefragte blieb plötzlich stehen — das war ihm denn doch zu stark. Seit einer halben Stunde bemühte er sich, seinem Aerger, seiner Wuth, seiner Empörung jeden nur möglichen Ausdruck zu geben, und jetzt fragte man ihn in aller Gemüthsruhe, was er denn eigentlich gegen diese Heirath einzuwenden habe. Die Frage brachte ihn so gänzlich aus der Fassung, daß er im Augenblicke gar keine Antwort darauf fand.

„Ich begreife Ihren Unwillen wirklich nicht," fuhr das Fräulein in dem gleichen Tone fort. „Es handelt sich hier um eine aufrichtige Herzensneigung von beiden Seiten; Graf Ettersberg ist eine höchst liebenswürdige Persönlichkeit. Der unselige Proceß, der Ihnen schon den ganzen Winter die Laune verdirbt, wird dadurch in der allereinfachsten Weise beendigt, und äußerlich betrachtet, ist diese Partie für Hedwig eine glänzende. Warum also sträuben Sie sich so dagegen?"

„Warum? warum?" rief Rüstow, noch mehr gereizt durch diese Ruhe. „Weil ich es nicht leiden will, daß meine Tochter einen Ettersberg heirathet. Weil ich es ein für alle Mal verbiete."

Fräulein Lina zuckte die Achseln.

„Ich glaube nicht, daß sich Hedwig diesen Gründen fügen wird. Sie wird sich einfach auf das Beispiel ihrer Eltern berufen, die ja auch ohne Zustimmung des Vaters —"

„Das war etwas Anderes," fiel Rüstow ungestüm ein, „etwas ganz Anderes!"

„Es war genau dasselbe, nur daß die Verhältnisse damals weit ungünstiger lagen als jetzt, wo wirklich nur Vorurtheil und Starrsinn dem Glücke des jungen Paares im Wege stehen."

„Das sind ja sehr liebenswürdige Complimente, mit denen Sie mich überhäufen," rief der Oberamtsrath von Neuem in Wuth gerathend. „Vorurtheil! Starrsinn! Haben Sie nicht noch mehr dergleichen Schmeicheleien für mich in Bereitschaft? Geniren Sie sich nicht! Ich warte darauf."

„Mit Ihnen ist heut wieder einmal nicht zu reden," bemerkte das Fräulein, gleichmüthig die Arbeit wieder aufnehmend, die während der letzten Minuten geruht hatte. „Wir wollen das später besprechen, wenn Sie ruhiger geworden sind."

„Lina, Sie bringen mich um mit dieser entsetzlichen Gelassenheit," fuhr Rüstow auf. „Legen Sie wenigstens die verwünschte Näherei bei Seite! Ich halte es nicht aus, wenn Sie mit dieser unverwüstlichen Ruhe den Faden auf und nieder ziehen, während ich — ich —"

„Das ganze Haus umreißen möchte. Geben Sie sich keine Mühe — es bleibt doch stehen."

„Jawohl, es bleibt schon, und wenn auch Alles gegen mich rebellirt, und wenn auch Sie in heller Opposition gegen mich stehen. Ich habe Gott sei Dank noch einen Bundesgenossen, die Gräfin Mutter in Ettersberg. Die wird noch mehr Starrsinn zeigen, als ich — darauf können Sie sich verlassen. Wir können uns zwar nicht leiden; wir thun uns in dem Processe alle nur möglichen Chicanen an, in diesem Punkte aber sind wir einmal ausnahmsweise einer Meinung. Sie wird ihrem Sohne schon den Kopf zurechtsetzen, und das freut mich; damit bin ich einverstanden; ich werde es gerade so mit meiner Tochter machen."

„Ich glaube auch nicht, daß die Gräfin so schnell ihre Einwilligung ertheilen wird," sagte Lina in kühlem Tone. „Das zu erreichen ist eben Edmund's Sache."

„Edmund!" wiederholte Rüstow, der heut von einer Aufregung in die andere gerieth. „Das klingt ja schon recht vertraulich, recht verwandtschaftlich. Sie betrachten ihn wohl schon ganz und gar als Ihren Neffen? Aber daraus wird nichts. Ich sage Nein und nochmals Nein, und dabei bleibt es."

Mit diesen Worten stürmte er aus dem Zimmer, und warf die Thür hinter sich zu, daß die Fenster klirrten. Fräulein Lina mußte sich wirklich „die Nerven" abgewöhnt haben, denn sie fuhr nicht einmal zusammen bei dem Lärm, sondern sah dem heftigen Manne nur kopfschüttelnd nach und sagte halblaut:

„Ich möchte wissen, wie lange es dauert, bis er nachgiebt."

In Ettersberg ging es nun allerdings etwas weniger stürmisch zu, aber die Aussichten für das junge Paar waren darum nicht hoffnungsreicher. Die Gräfin hielt die Sache für wichtig genug,

Digitized by Google

um ihren Bruder, den Baron Heideck, der in allen wichtigen Fällen ihr Rathgeber und ihre Stütze war, zu sich zu rufen. Er war auch sofort aus der Residenz eingetroffen, und Graf Edmund hatte nunmehr den Kampf mit der Mutter und dem Vormund zugleich aufzunehmen.

Der Letztere war erst vor einigen Stunden angelangt und befand sich jetzt mit der Gräfin allein im Zimmer. Er war um mehrere Jahre älter als seine Schwester, aber während sie sich eine noch beinahe jugendliche Erscheinung zu bewahren gewußt hatte, war bei ihm eher das Gegentheil der Fall. Kalt, ernst und sehr gemessen in Haltung und Sprache, verrieth er schon in seinem Aeußern den vornehmen Bureaukraten. Er hörte schweigend und aufmerksam der Gräfin zu, die soeben ihren Bericht schloß.

„Wie ich Dir bereits schrieb, ist mit Edmund nichts anzufangen. Er besteht hartnäckig auf diesem Heirathsplane und bestürmt mich mit Bitten um meine Einwilligung dazu. Ich wußte mir schließlich nicht anders zu helfen, als indem ich Dich herbeirief."

„Daran hast Du sehr recht gethan," sagte der Baron, „denn ich fürchte, Du allein hast nicht die nöthige Festigkeit, wenn es sich um einen Herzenswunsch Deines Lieblings handelt. Ich denke aber, wir sind darin einig, daß diese Verbindung unter allen Umständen verhindert werden muß."

„Gewiß sind wir das," stimmte die Gräfin bei. „Es fragt sich nur, wie wir sie verhindern. Edmund wird in Kurzem mündig und ist dann unumschränkter Herr seines Willens."

„Er hat sich bisher stets dem Deinigen gefügt," warf Heideck ein. „Er liebt Dich über alles."

„Bisher!" sagte die Gräfin mit aufquellender Bitterkeit. „Jetzt liebt er noch eine Andere außer seiner Mutter. Es muß sich erst zeigen, ob ich noch den alten Platz in seinem Herzen behaupte."

„Laß Deine mütterliche Empfindlichkeit, Constanze!" mahnte der Bruder, „sie allein hat das Ganze verschuldet. Du hast Deinen Sohn von jeher mit einer Ausschließlichkeit und Eifersucht geliebt, die Dir den Gedanken an seine Heirath unmöglich machte. Deshalb allein wiesest Du den Vorschlag zu einer standesgemäßen Verbindung zurück, den ich Dir im vorigen Jahre machte, und der damals leicht zu verwirklichen war. Du siehst, was daraus entstanden ist. Doch wir müssen jetzt Stellung zu der Sache nehmen. Dieser Rüstow ist sehr reich?"

„Wenigstens gilt er dafür in der ganzen Umgegend."

„Auch in der Residenz! Er hat sich erst kürzlich bei einer unserer großen industriellen Unternehmungen mit ganz erstaunlichen Mitteln betheiligt. Ueberdies wird er von allen Seiten als eine Autorität in seinem Fache angesehen; sogar im Ministerium legt man Werth auf seine Meinung in wirthschaftlichen Fragen. Dazu kommt noch seine Verschwägerung mit der Ettersberg'schen Familie, welche trotz alledem doch nun einmal existirt — man kann die Sache nicht so ohne Weiteres als eine Mesalliance behandeln."

„Nein, und ich glaube, darauf baut Edmund."

„Er baut nur auf Deine grenzenlose Liebe für ihn, von der er Alles zu erreichen hofft und auch erreichen würde, wenn ich nicht dazwischen getreten wäre. Du hast aber hier das Andenken und den Namen Deines Gemahls zu repräsentiren, der eine derartige Verbindung nie geduldet haben würde. Erinnere Dich, wie scharf er damals die Heirath seiner Cousine mit Rüstow verurtheilte! Du mußt durchaus in seinem Sinne handeln."

„Das habe ich ja bereits gethan," sagte die Gräfin ein wenig gereizt, „aber wenn Edmund nicht hören will — —"

„So wirst Du seinen Gehorsam zu erzwingen wissen, gleichviel auf welche Weise. Dieses bürgerliche Element darf sich nicht wieder in den Stammbaum der Ettersberg eindrängen — es war genug an dem einen Male."

Er sprach langsam, mit schwerer Betonung, und die Gräfin erbleichte unter dem beinahe drohenden Blicke des Bruders.

„Armand, was soll das? Ich —"

„Ich sprach von der Heirath Rüstow's mit der Cousine Deines Gemahls," unterbrach sie der Baron kalt. „Aber ich glaube, die Erinnerung war nothwendig, um Dich daran zu mahnen, daß Du hier nicht schwach sein darfst. So wenig es Dir sonst an Energie fehlt: Deinem Edmund gegenüber bist Du stets eine allzu zärtliche Mutter gewesen."

„Vielleicht!" sagte die Gräfin mit schmerzlicher Bitterkeit. „Er ist ja das Einzige gewesen, was ich lieben durfte, seit — seit Du mich zwangest, dem Grafen die Hand zu reichen."

„Nicht ich, die Verhältnisse haben Dich dazu gezwungen. Ich dächte, Du hättest in Deiner Jugend Armuth und Entbehrungen genug kennen gelernt, um die Hand des Bruders zu segnen, die Dich aus diesem Elend riß, um Dich auf die Höhen des Lebens zu führen."

„Segnen?" wiederholte die Gräfin leise, mit halb erstickter Stimme. „Nein, Armand, das habe ich nie gethan."

Baron Heideck runzelte die Stirn.

„Ich habe damals nach Pflicht und Gewissen gehandelt. Es galt, unserem Vater eine letzte Lebensfreude, der Mutter eine sorgenfreie Zukunft und Dir selber eine glänzende, vielbeneidete Lebensstellung zu sichern. Wenn ich Dich dazu drängte, wenn ich Dich gewaltsam von einer Jugendschwärmerei losriß, so geschah es in der festen Ueberzeugung, daß die Vergangenheit für die Gräfin Ettersberg nicht mehr existiren werde. Ich konnte unmöglich voraussehen, daß ich meiner Schwester — zu viel getraut hatte."

Die Gräfin zuckte zusammen bei den letzten Worten und wendete sich ab.

„Laß diese Erinnerungen, Armand! Ich ertrage sie nicht."

„Du hast Recht," sagte Heideck abbrechend. „Wir wollen die Vergangenheit ruhen lassen; hier handelt es sich um die Gegenwart. — Edmund darf diesen romantischen Jugendstreich nicht ausführen. Ich habe nur erst flüchtig mit ihm gesprochen, auf dem Wege hierher, als er mich von der Bahnstation abholte. Ich vermied absichtlich, näher auf die Sache einzugehen, um erst Rücksprache mit Dir zu nehmen. Ich habe aber mit Bestimmtheit den Eindruck empfangen, daß es sich hier um keine tiefe und ernste Leidenschaft handelt, die alle Schranken niederwirft und Alles daran setzt, ihr Ziel zu erreichen — davon ist keine Rede. Er ist eben verliebt in ein junges und, wie es heißt, sehr schönes Mädchen und möchte nun gleich auf der Stelle heirathen. Wir werden aber dafür sorgen, daß das nicht geschieht. Gegen derartige tändelnde Gefühle haben wir noch Waffen genug."

„Das hoffe ich auch," entgegnete die Gräfin, die sich augenscheinlich zwang, zu dem ruhigen Gesprächston zurückzukehren. „Eben deshalb bat ich Dich zu kommen. Du bist der Vormund."

Heideck schüttelte den Kopf. „Meine Vormundschaft ist stets nur ein formelles Recht gewesen, und in wenigen Monaten erlischt es ganz. Dem wird sich Edmund schwerlich beugen, aber Dir beugt er sich; denn er ist es gewohnt, sich von Dir leiten zu lassen. Stelle ihm einmal die Wahl zwischen Dir und seiner Neigung, drohe ihm, Ettersberg zu verlassen, wenn er diese Braut hier einführt! Er hängt mit ganzer Seele an Dir; er wird seine Mutter nicht verlieren wollen."

„Nein, das wird er nicht," fiel die Gräfin mit vollster Ueberzeugung ein. „Noch bin ich seiner Liebe sicher."

„Du wirst es auch ferner sein, wenn Du es verstehst, Deine Macht über ihn zu gebrauchen, und ich zweifle nicht, daß das im vollen Umfange geschehen wird. Du weißt es ja, Constanze, daß bei Deinem Sohne, gerade bei *ihm*, die Tradition der Familie um jeden Preis gewahrt werden muß. Bedenke das!"

„Ich weiß es," sagte die Gräfin tief aufathmend. „Sei ohne Sorge."

Es trat eine kurze Pause ein; dann nahm Baron Heideck von Neuem das Wort.

„Und nun zu der andern unerquicklichen Angelegenheit! Willst Du Oswald rufen lassen?. Ich möchte ihn doch über seine wunderbaren Zukunftspläne zur Rede stellen."

Die Gräfin klingelte. „Melden Sie dem Herrn von Ettersberg, daß Baron Heideck ihn zu sprechen wünscht und ihn hier erwartet," befahl sie dem eintretenden Diener. Dieser entfernte sich mit der gegebenen Weisung, während der Baron sarkastisch fortfuhr:

„Das muß man zugestehen, Edmund und Oswald wetteifern förmlich darin, dem Ettersberg'schen Namen erhöhten Glanz zu verleihen. Der Eine will die Tochter eines ehemaligen Pächters heirathen und der Andere sich eine Advocatenpraxis gründen. Oswald kann doch nicht plötzlich auf diese Idee gekommen sein."

„Ich glaube, er hat sie schon jahrelang mit sich herumgetragen und jahrelang darüber geschwiegen," sagte die Gräfin.

Digitized by Google

„Durch diese hohle Gasse muß er kommen."
Nach seinem Gemälde auf Holz gezeichnet von Schlabitz.

„Erst jetzt, wo er unmittelbar vor dem Examen steht, kommt er damit zum Vorschein. Ich habe ihm aber mit der größten Entschiedenheit erklärt, daß von Advocaturpraxis keine Rede sein könne, und daß er in den Staatsdienst treten werde."

„Und was hat er Dir darauf erwidert?"

„Nichts — wie gewöhnlich! Du kennst ja dies starre, finstere Schweigen, das er schon als Knabe jedem Vorwurf und jeder Strafe entgegensetzte, diesen Blick voll unerträglichem Trotze, den er stets in Bereitschaft hat, wenn sein Mund schweigt. Ich bin überzeugt, er hält nur um so hartnäckiger fest an seinem unsinnigen Plane."

„Das sieht ihm ähnlich, aber in diesem Falle wird er sich doch fügen müssen. Wer so gänzlich mittellos ist, wie Oswald, der ist in jeder Lebensstellung noch für's Erste von der Beihülfe seiner Verwandten abhängig. Der Ungehorsam würde ihm doch allzu theuer zu stehen kommen."

Das Gespräch hatte während der letzten Minuten einen ganz andern Ton angenommen. Vorhin, als von Edmund die Rede war, hatten die Gräfin und ihr Bruder wohl ernst und sorgenvoll gesprochen, aber jedes Wort zeugte doch von der höchsten Rücksicht für den eigensinnigen Sohn und Neffen. Sie wollten ihn nur leiten, nur zurückführen, und die Liebe zu seiner Mutter war das einzige Zwangsmittel, das überhaupt in Betracht kam. Von dem Augenblicke an aber, wo Oswald's Name genannt wurde, gewann das Gespräch eine andere Färbung. Da wurde im herbsten Tone berichtet und mit der schärfsten Strenge abgeurtheilt; da war sofort von Zwangsmaßregeln gegen den Ungehorsamen die Rede: Baron Heideck theilte augenscheinlich die Abneigung seiner Schwester gegen den jungen Verwandten im vollsten Maße.

Der Gerufene trat jetzt ein und begrüßte die Tante und den Vormund, den er bei der Ankunft nur flüchtig gesehen hatte, in der gewohnten ruhigen Haltung, aber ein schärferer Beobachter konnte bemerken, daß er sich für die kommende Scene gewaffnet hatte. Er stand wieder da mit dem „starren finsteren Schweigen", mit jenem Blicke „unerträglichen Trotzes", und wartete, was man ihm eröffnen werde. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Auf der Suche nach Nordenskjöld.

Tragisches Ende einer Dampferfahrt.

Von einem Augenzeugen.

(Schluß.)

Japan ist ein ungeheuer rasch sich entwickelndes Land; noch vor dreißig Jahren liefen Europäer im Fall eines Schiffbruchs an diesen ungastlichen Gestaden Gefahr, ihr Leben durch Henkershand zu verlieren oder Jahre lang, ängstlich bewacht, im Lande zurückgehalten zu werden, und jetzt wurden wir mit der ausgesuchtesten Höflichkeit aufgenommen, in einem für japanische Verhältnisse recht guten Gasthause untergebracht und täglich dreimal mit frischem, lachsartigem Fisch versehen; ja aus Besorgniß für unser kostbares Leben wurde es uns nicht einmal gestattet, den zahlreichen Bären, die das Reisen in der Nachtzeit dort sehr gefährlich machen, einige Denkzettel an unsern Aufenthalt zu geben. Nur heimlich gelang es einigen von uns, bis an die Zähne mit Messern, Revolvern und Flinten bewaffnet, sich eines schönen Tages aus dem Städtchen hinaus in's Freie zu stehlen, um eine frische, fröhliche Jagd auf die Ungethüme zu veranstalten. Unsere Jagdlust wurde aber nach fünfstündigem Herumirren in dem pfadlosen Urwald mit seinen manneshohen Gräsern und unpassirbaren Sümpfen bald bedenklich abgekühlt; das Gewirr der umgefallenen, halbvermoderten Baumriesen, in die man häufig beim Ueberklettern bis an den Leib hineinsank, das dichte Unterholz, durch welches man sich nur mit größter Mühe Schritt für Schritt einen Weg bahnen konnte, ließen es räthlich erscheinen, bei anbrechender Nacht die gastlichen Wohnstätten der Menschen wieder aufzusuchen, zumal Meister Petz, wie wir aus einigen aufgefundenen, aber leeren Lagern sahen, es vorgezogen hatte, vor unserer lärmenden Jagdgesellschaft einen schleunigen Rückzug anzutreten. Sehr ermüdet und verfolgt von den ironischen Blicken der Bewohner, kehrten wir am Abend in das Städtchen zurück, als einzige Jagdbeute einige unschuldige Raben mit uns führend, die so unvorsichtig gewesen waren, uns auf Schußweite herankommen zu lassen.

Wir hatten nun reichliche Muße, um uns das Städtchen genau anzusehen und alle Merkwürdigkeiten zu studiren. Wie im Abendlande die Kirchen zu den hervorragendsten Bauten in Dörfern und Städten gehören, so fallen auch in Japan in allen Ortschaften sofort gewisse Gebäude in's Auge, die religiösen Zwecken geweiht sind. Besonders bemerkenswerth sind die meist reich vergoldeten, mit wunderbarem Schnörkelwerk ausgestatteten Buddhatempel, die häufig inmitten oder in nächster Nähe eines aus hohen, uralten Bäumen gebildeten Haines liegen und mit den zu ihnen hinführenden Reihen von steinernen Laternensäulen nicht selten sehr malerische Bilder liefern, welche einen tiefen Frieden, eine heilige Stille athmen.

Der Buddhismus, obwohl nicht officielle Staatsreligion Japans, hat doch die meisten Anhänger unter den Landesbewohnern. Im Allgemeinen freilich ist der Japaner sehr indifferent; namentlich die gebildeten Stände lassen sich über religiöse Fragen nicht im Mindesten graue Haare wachsen und sehen besonders mitleidig auf das Thun der in allen Farbenschattirungen zahlreich vorhandenen Missionäre herab, deren Erfolge denn auch, trotz aller rosig gefärbten Berichte, so ziemlich gleich Null sind. Diesen Herren, unter denen sich übrigens einige sehr tüchtige Kenner japanischer Verhältnisse befinden, ist die Ausübung ihres Berufes im Innern des Landes untersagt, wohl im Hinblick auf einige Vorkommnisse sehr ärgerlicher Natur in früheren Jahrhunderten, wo die damals in Japan sehr zahlreich vorhandenen, von Jesuiten bekehrten Christen die Fahne des Aufruhrs gegen die Regierung erhoben, bis sie endlich gänzlich ausgerottet wurden. Heute ist es Jedermann gestattet, wenn er sich von dem Gesandten seines Heimathslandes mit einem Paß versehen läßt, ungehindert im ganzen Lande sich umzusehen; nur darf er sich's dabei nicht einfallen lassen, predigen zu wollen oder Tractätchen zu vertheilen.

Dem toleranten Charakter des Buddhismus entsprechend, war es für uns nicht schwer, Eintritt in den Tempel des Städtchens zu erhalten und Freundschaft mit den Priestern desselben zu schließen. Gern gestattete man uns, nachdem wir Buddha oder vielmehr seine Vertreter auf Erden mit einigen Kupfermünzen bereichert hatten, des öfteren dem Gottesdienst beizuwohnen, der durch die weißgekleideten, ganz glatt geschorenen Priester und die Knaben mit Räuchergefäßen und Lichtern, sowie durch das Knieen und Niederbeugen der andächtig Versammelten sehr an den Cultus in katholischen Kirchen erinnerte. Die Versammlung der Andächtigen bestand außer uns meistens aus Frauen und alten Männern. Zur Schonung der zarten Strohmatten, mit denen alle Gebäude ausgelegt sind, hatten wir die Fußbekleidung hübsch draußen vor der Thür stehen lassen müssen; dagegen brachte man uns, um uns der für Europäer doch recht beschwerlichen Landessitte zu überheben, nach Türken-Art oder auf den Hacken am Boden zu sitzen, einige Stühle, wahrscheinlich die einzigen im ganzen Orte.

Aber nicht allein mit den Buddhapriestern, sondern auch mit den übrigen Bewohnern standen wir auf gutem Fuße. Der eine oder andere lud uns dann wohl bei unserm Hindurchschlendern durch die Straßen ein, näher zu treten und in seinem Hause ein Täßchen Thee einzunehmen; besonders gern geschah dies von solchen Leuten, die schon einige Brocken Englisch sich angeeignet hatten und stolz darauf waren, diese Weltsprache verstehen zu können. Wenn der Stoff zu der mühsam geführten Conversation auszugehen drohte, wurde das Schreibzeug, bestehend aus einem Kasten mit Tusche und feinen Haarpinseln, herbei geholt, und wir mußten auf höfliches Ersuchen unsere Namen zu Papier bringen. Das höchst wichtige Actenstück wurde dann von den Herren in sorgsamen Verwahr genommen, und nun wurden auch wir von dem Namen unseres gütigen Wirthes in Kenntniß gesetzt.

Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt beförderte uns endlich ein japanischer Regierungsdampfer nach der Stadt Hakodade, wo uns die Nachricht vom glücklichen Eintreffen der „Vega" in Jokohama erreichte.

Sobald sich eine Schiffsgelegenheit bot, eilten wir dorthin, um Professor Nordenskjöld und seine muthigen Gefährten begrüßen zu können, und wenn auch unser Zusammentreffen unter gänzlich anderen Verhältnissen und an einer andern Stelle stattfand, als wir bei unserem Fortgange von Europa erwartet und gehofft hatten, so tröstete uns doch die Freude über das nunmehr glücklich von der „Vega" vollendete Werk der Umschiffung des nördlichen Theiles der alten Welt über unser eigenes Unglück, und wir waren neidlose Zeugen der allseitigen Bewunderung, welche der kühnen That Professor Nordenskjöld's und seiner Genossen von Seiten der in Japan lebenden Europäer und der gebildeten Japaner selbst gezollt wurde. Eine Festlichkeit reihte sich in jenen Septembertagen an die andere, alle aber wurden von dem Glanze eines Nachtfestes überstrahlt, welches in Tokio, der Hauptstadt Japans, von der englischen und deutschen ostasiatischen Gesellschaft und von dem erst kürzlich gegründeten, bisher nur geborene Japaner zu Mitgliedern zählenden geographischen Verein gegeben wurde; es wird sicherlich den Hunderten von Theilnehmern unvergeßlich bleiben.

Die Ehrengäste des Abends wurden mittelst Equipagen von dem Bahnhofe der Eisenbahn, welche Jokohama mit Tokio verbindet und auf der von früh Morgens bis spät in die Nacht hinein alle fünfviertel Stunden Züge zwischen beiden Städten verkehren, nach dem zum Festlocale auserkorenen Gebäude der polytechnischen Schule von Tokio übergeführt. Der Garten und das ganze stattliche Ziegelgebäude waren mit Hunderten der in Japan allgemein üblichen bunten Papierlaternen beleuchtet, und der ganze Saal mit schwedischen, englischen, deutschen, russischen und den weißen, mit einer rothen Sonne in der Mitte versehenen japanischen Flaggen ausgeschmückt. Alles, was Japan an einheimischen und fremden politischen wie wissenschaftlichen Größen aufzuweisen hat, war hier versammelt. Es war Gelegenheit geboten, jene Männer kennen zu lernen, welchen das Land die Anregung zu den seit zehn Jahren in's Werk gesetzten großartigen Umgestaltungen seines socialen und politischen Lebens verdankt, durch deren Bemühungen Japan binnen zweier Decennien aus Verhältnissen, welche ungemein an unsere eigenen mittelalterlichen

Digitized by Google

Zustände erinnern, herausgetreten ist und bald im Stande sein wird, in die Reihe moderner Culturstaaten einzugehen.

Kein leicht ausführbares Unternehmen ist dies gewesen; galt es doch für diese Reformatoren, sich selbst zunächst mit den Einrichtungen der civilisirten Staaten vertraut zu machen, zu einer Zeit, als noch für jeden Japaner eine Reise über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus gesetzlich als ein mit dem Tode zu bestrafendes Verbrechen galt. Nicht wenige von ihnen haben später, als es ihnen trotz aller Hemmnisse und Schranken gelungen war, Reformen einzuführen, die mit einem Schlag den Feudalismus und alle sonstigen einer weiteren Fortentwickelung entgegenstehenden Einrichtungen in Japan beseitigten, unter den Schwertern und Dolchen fanatisch conservativer Landsleute den Tod gefunden.

Neben jenen hervorragenden Männern Japans waren die in der Hauptstadt residirenden diplomatischen Vertreter der verschiedenen ausländischen Staaten und die zahlreichen, namentlich anglo-amerikanischen und deutschen Gelehrten, welche an den wissenschaftlichen Anstalten Tokios wirken, zugegen. Das Festbankett nahm einen sehr gelungenen Verlauf; die Tafelmusik, welche von der Capelle des kaiserlichen Garderegiments ausgeführt wurde, ließ nichts zu wünschen übrig, und es war ein deutscher Capellmeister, welcher diese, bei dem unglaublich geringen musikalischen Sinn, den die Japaner im Allgemeinen haben, geradezu ein Kunststück zu nennende Leistung durch seine Geduld und Ausdauer ermöglicht hatte. Die zahlreichen, auch in deutscher Sprache ausgebrachten Trinksprüche gaben den tröstlichen Beweis, daß der deutsche Einfluß dem englisch-amerikanischen im Reiche des Sonnenaufganges nicht nachsteht, das „sprechendste" Zeugniß dafür aber lieferte der Toast, den Kita Schira Nawa-no-Miya, der Onkel des regierenden Mikado, in fließendem Deutsch auf den Helden des Tages, auf Professor Nordenskjöld, ausbrachte.

v. Danckelmann.

Luiz de Camoens.

Zur dreihundertjährigen Feier des Todestages von Portugals größtem Dichter.

Eine biographische Skizze von Leopold Katscher.

Am 10. Juni dieses Jahres begeht Portugal eine große nationale Feier: die dreihundertste Wiederkehr des muthmaßlichen Todestages seines hervorragendsten Poeten, des edlen Sängers der „Lusiaden". Ist es nicht betrübend, daß Camoens (portugiesisch Camões), einer der größten und berühmtesten Dichter aller Zeiten und Völker, „arm und elend leben und arm und elend sterben mußte", wie es in seiner Grabschrift hieß? Und ist es nicht merkwürdig, daß man über Geburts- und Sterbejahr dieses wichtigen Mannes keine absolut verläßlichen Daten besitzt, daß man auch nicht genau weiß, in welcher Stadt er geboren wurde?

Bessere Kunde hat man von der Abkunft unseres Helden. Sein Urgroßvater hieß Vasco Pires de Camoens, war ein trefflicher spanischer Dichter und wanderte von der Provinz Galicien nach Portugal aus, um an den Kämpfen gegen Heinrich den Zweiten von Castilien theilzunehmen. Die Literaturgeschichte kennt ihn als eines der Häupter jenes Dichterkreises, dem die poetische Wiedergeburt der genannten Provinz zu danken war. Der Urgroßvater kämpfte in Afrika; der Großvater war Marinehauptmann und mit dem berühmten Entdeckungsreisenden Vasco de Gama verschwägert; der Vater führte ein abenteuerliches Leben und dürfte unseres Dichters Mutter, Anna de Sá e Macedo, wahrscheinlich 1523 geheirathet haben. Ob Luiz 1517 oder 1524 das Licht der Welt erblickte, ist streitig; man hat sich jedoch ziemlich allgemein für 1524 entschieden. Mit Homer hat Camoens nicht nur hinsichtlich der Eigenschaften seines großen Epos Aehnlichkeit, sondern auch hinsichtlich des Umstandes, daß sich eine ganze Reihe von Städten für seine Geburtsorte ausgeben; da er jedoch nur in Einer Stadt geboren sein konnte, hat man sich auf Grund gewichtiger Anhaltspunkte zu Gunsten Lissabons geeinigt, sodaß Coimbra, Alemquer und Santarem in den Winkel gestellt sind.

Im Alter von etwa drei Jahren wurde Luiz nach der portugiesischen Universitätsstadt Coimbra gebracht, wo er, wie es in einer seiner Canzonen heißt, seine Kindheit „heiter und zufrieden für sich verlebte und sich des Lebens freute". 1537 begann er daselbst seine Studien. Die Thatsache, daß seine Werke eine gründliche classische Bildung verrathen — dieselbe tritt dem Schwunge seiner Leier zuweilen sogar hemmend in den Weg — beweist, daß sein Fleiß kein geringer war; mit besonderer Vorliebe verlegte er sich auf die Weltgeschichte und die Literatur des Alterthums, dessen Mythologie ihn oft zur kühnsten poetischen Begeisterung entflammte. Aber auch die großen italienischen Dichter las er eifrig, und ihr Einfluß auf seine dichterische Entwickelung ist unverkennbar; derselbe tritt namentlich in seinen ersten Versuchen hervor, deren allererster eine an seinen Oheim Bento de Camoens gerichtete Elegie auf die Leiden Christi war.

Um 1542 nach der Hauptstadt zurückgekehrt, wurde er trotz seiner Armuth und seiner Jugendlichkeit bei Hofe eingeführt, weil er adelig war, noch mehr aber seiner umfassenden Kenntnisse halber. Bei Hofe waren damals classische Studien in der Mode; selbst die Damen sprachen und schrieben Latein. Kein Wunder daher, daß Camoens mit seiner klösterlichen Erziehung im königlichen Palast gern gesehen wurde. Er verfaßte Frauen zuliebe manche Gedichte in der Manier der französischen Liebeslieder, allein diese Tändeleien gingen an ihm ohne tieferen Eindruck vorüber.

Da machte er eines Tages die Bekanntschaft der schönen Catharina de Attayde, einer Ehrendame der Königin, und verliebte sich glühend in sie. Er feierte sie in zahlreichen Gedichten, unter denen die „siebente Canzone" — eine der edelsten lyrischen Perlen des Camoens — durch außerordentliche Gefühlsinnigkeit und Leidenschaftsgluth hervorragt. Catharinens Gegenliebe kann als der einzige eigentliche Lichtstrahl in dem sturmbewegten Leben unseres Helden gelten, aber das Glück dauerte nicht lange; denn der Ruhm, den sich der geniale Jüngling durch seine bisher noch ungedruckten Gedichte zu erwerben begann, erregte den Neid kleinlicher Geister, die seine Liebe zu Catharinen als Vorwand benutzten, um gegen ihn so lange zu intriguiren, bis er vom Hofe verwiesen wurde (1546). Beschleunigt wurde diese Maßregel dadurch, daß Camoens 1545 das Schauspiel „König Seleukus" geschrieben hatte: eine Episode in demselben erinnerte an das Verfahren des regierenden Königs Manoel, der zur dritten Gemahlin die Braut seines eigenen Sohnes genommen.

Luiz hatte nun die Absicht, zunächst wieder nach Coimbra zu gehen, allein der Tod seines Oheims Bento vereitelte diesen Plan. Um eine seiner physischen Kraft und seiner warmen Vaterlandsliebe angemessene Beschäftigung zu wählen, vielleicht auch um seinen Kummer ob seiner Trennung von Catharinen zu betäuben, nahm er rasch entschlossen Seedienste und kämpfte mit seinen Landsleuten in Afrika gegen die Mauren, wobei er vor Ceuta durch ein feindliches Geschoß das rechte Auge verlor, ohne die Seelenruhe zu finden, deren Wiederkehr er von dem Schlachtgetöse erhofft hatte. In Ceuta verweilte er zwei volle Jahre, bis seine Lissaboner Freunde die Aufhebung seiner Verbannung vom Hofe durchsetzten, worauf er 1549 nach Lissabon zurückkehrte. Dort harrten seiner große Enttäuschungen; er begegnete dem alten Haß und Neid, und man verspottete den tapfern Mann, der für seine Nation geblutet, ob des Verlustes eines Auges. Er sah, daß er in der Heimath, wo bekanntlich Niemand als Prophet gilt, nichts zu erwarten habe; gleichwohl hielten ihn die Hoffnungen, die er hinsichtlich des Thronfolgers hegte, drei Jahre in der Hauptstadt zurück.

Wieder jedoch verdrängten ihn Verleumdungen aus der Nähe seines fürstlichen Gönners, der ihm nicht einmal eine Gelegenheit gab, sich gegen die meuchlerischen Einflüsterungen der feigen Ehrabschneider zu vertheidigen. Der Wunsch, sich zu zerstreuen, stürzte unsern Dichter in allerlei Abenteuer. Er übertäubte seine innere Unruhe, die Zerfahrenheit seines Gemüths durch einen zügellosen, ungestümen Muthwillen, dem er häufig genug in nächtlichen Streifzügen mit Raufbolden und wüsten Gesellen bethätigte. Bald galt er als schlimmer Händelsucher, der ein sehr unordentliches Leben führte, und es ist bezeichnend genug, wenn er in seiner zweiten Ekloge von der Liebe behauptet, sie sei „keine Liebe,

Digitized by Google

wenn sie nicht auftritt mit Tollheiten, Unzukömmlichkeiten, Zwistigkeiten, Frieden und Krieg, Lust und Leid, Gefahren, bösen Zungen, Gemurre, Eifersucht, Zank, Mißtrauen, Furcht, Zorn, Tod und Verderben". Sein ungestümes Treiben wurde ihm schließlich verhängnißvoll. Während der Frohnleichnamsprocession 1552 beleidigten zwei Masken den königlichen Stallmeister Borges und geriethen mit ihm in Streit. Zufällig kam Camoens herbei, erkannte in den Masken zwei seiner Freunde und prügelte Borges ohne weitere Untersuchung durch, was zur Folge hatte, daß er verhaftet und in Ketten gelegt wurde. Erst nach fast einem Jahre erhielt er die Freiheit wieder, doch unter der Bedingung, daß er als Soldat nach Ostindien gehen müsse. Am 7. März 1553 verließ er das Gefängniß, und schon zwei Wochen später schiffte er sich ein, um dieser Bedingung zu entsprechen.

Schweren Herzens trennte er sich von seinem trotz alledem und alledem geliebten Lissabon. Nach seiner eigenen Aussage murmelte er beim Betreten des Schiffes Scipio Afrikanus' Worte: „Undankbares Vaterland, du wirst meine Gebeine nicht besitzen." Von den vier bis fünf Schiffen, aus denen die betreffende Flotte bestand, erreichte nur dasjenige, auf welchem sich Camoens befand, den Bestimmungsort Goa; die übrigen gingen in Folge furchtbarer Stürme zu Grunde. Die Ankunft in Goa erfolgte Ende September nach mehr als sechsmonatlicher Fahrt. Trotz der traurigen Stimmung, die Camoens dort vorfand, und trotz der schändlichen Zustände, die in Indien herrschten, behagte es ihm anfänglich in seiner neuen Heimath recht gut; denn er traf hier viele Bekannte aus Portugal, sogar einige Verwandte, und sah sich geachteter und ruhiger als zu Hause. Bald jedoch wurde er der Ruhe überdrüssig und begann sich über den Mangel an Raufbolden und schönen Damen zu beklagen. Aber obgleich „hier alle Damen alt sind, ein elendes Portugiesisch sprechen und für Liebesabenteuer keinen Sinn haben", verliebte er sich in eine Mulattin, deren schwarzem Teint er die schönsten Verse widmete.

Vier oder sechs Wochen nach seiner Ankunft in Goa schiffte er sich mit dem Vicekönig Alfonso de Noronha ein, um an dem zum Schutz des Königs von Cochin unternommenen Seekriegszuge theilzunehmen, von welchem die Lusitanen nach etwa einem Jahre als Sieger nach Goa zurückkehrten.

Wenige Monate später (1555) machte Camoens unter dem Admiral Manoel de Vasconcellos eine neue Flottenexpedition mit, die ihm so viele Widerwärtigkeiten eintrug, daß er sein Loos in einer Elegie als ein sehr bitteres beklagte. Nach seiner abermaligen Rückkunft schrieb er zur Feier des Amtsantrittes des neuen Vicekönigs das alsbald zur Aufführung gebrachte Schauspiel „Der Volksfreund". Der Amtsantritt des neuen Vicekönigs Francisco Barreto führte indirect eine schmerzliche Wendung in des Dichters Leben herbei. Bei den nicht enden wollenden Festlichkeiten und Gelagen trat nämlich die Verderbtheit aller Stände so sehr zu Tage, daß Camoens die schreckliche Satire „Das Turnier" schrieb und nach Lissabon schickte, wobei er den Wunsch äußerte, sie möge entweder gar nicht oder anonym veröffentlicht werden. Dennoch wurde die Sache ruchbar; der Verfasser machte sich Feinde, und der Vicekönig bestrafte ihn, indem er ihn als „Ober-Intendanten der Güter verstorbener und abwesender Landeskinder" nach Macao versetzte — dem äußersten Punkte, den Europäer bislang im Osten besetzt hatten. Als Vorwand diente die angebliche Absicht, dem nothleidenden Camoens Gelegenheit zu Geldverdienst zu geben. Während der im März 1556 begonnenen Reise nach Macao litt er an der Küste von Cambodja Schiffbruch, rettete sich aber schwimmend und hielt dabei das Manuscript der bereits in Goa begonnenen „Lusiaden" mit der Linken aus den Fluthen.

Trotz aller Fährlichkeiten wohlbehalten in Macao angelangt, hatte er alle Hände voll zu thun. Bei seiner Redlichkeit und seinem Muthe war er der richtige Mann, um den zahlreichen Unterschlagungen des Vermögens portugiesischer Kaufleute, die in der Fremde gestorben waren, Einhalt zu thun; als Baccalaureus besaß er auch die für sein Amt erforderlichen juristischen Kenntnisse. In Macao hatte er die ruhigste und materiell beste Zeit seines Lebens, und so konnte er sich denn freien Geistes dem Dienste der Muse widmen. In einer in der Nähe der Stadt liegenden Felsengrotte, welche die Portugiesen jener Colonie noch heute mit Stolz als „Camoens-Grotte" zeigen, entstand der größte Theil der unsterblichen Heldendichtung „Os Lusiadas" („Die Lusiaden"), in der er mit unvergleichlicher Schönheit die Größe seines Vaterlandes, die ruhmvollen Thaten seiner Nation verewigte — jenes poetische Monument, ohne das die portugiesische Literaturgeschichte keinen einzigen weltberühmten Namen aufzuweisen hätte.

Zwei Jahre verbrachte Luiz in Macao, und er wäre noch länger dort geblieben, hätte man nicht auf's Neue in Goa gegen ihn intriguirt; er wurde seines Amtes entsetzt und abberufen, um sich gegen die wider ihn erhobenen Beschuldigungen zu vertheidigen. Die über seine Verwaltung angestellte Untersuchung ergab seine Unschuld. Er kam nach Goa ebenso arm zurück, wie er es verlassen hatte, und mußte wieder Schulden machen. Erschütternd wirkte auf ihn die Nachricht von dem Tode seiner noch immer heißgeliebten Catharina de Attayde.

Als sich ihm nach einiger Zeit Gelegenheit bot, nach Portugal zurückzukehren, ließ ihn einer seiner unbezahlt gebliebenen Gläubiger in's Gefängniß werfen, wo er seinen Trost in der Poesie suchte. Er wurde zwar bald in Freiheit gesetzt, allein die günstige Gelegenheit zur Heimkehr war versäumt. Den ihm zur Wiedererlangung der Freiheit gratulirenden Freunden gab er ein Bankett, bei dem jeder Teller statt eines Gerichtes ein Gedicht enthielt — der unbemittelte Dichter konnte den Leuten eben nur geistige Nahrung bieten. Nun schien Camoens wieder einmal Glück haben zu sollen; denn der 1561 ernannte Vicekönig Francisco Coutinho de Redondo, der ihn noch vom Lissaboner Hofe her kannte, that sehr viel für ihn, und der intime Umgang mit dem hervorragenden und edeln Dichter Heitor da Silveira bereitete ihm zahllose genußreiche Stunden. Allein schon nach zweieinhalb Jahren starb jener mächtige Gönner, und alsbald begann die dunkelste Periode in Camoens' Leben. Zwar war ihm auch der nächste Vicekönig, der schon in Ceuta mit ihm freundschaftlich verkehrt hatte, zugethan, und er versprach ihm eine ziemlich einträgliche Stelle in Chaul, die aber bis jetzt noch besetzt war. Allein drei Jahre wartete er vergebens auf das Freiwerden dieses Postens; die Zeit wurde ihm lang, und er fing an, sich ernstlich nach Portugal zurückzusehnen. 1567 erbot sich Pedro, der Neffe Francisco Barreto's, ihn mitzunehmen und lieh ihm zur Tilgung der dringlichsten Schulden eine größere Summe; aber während der Reise erzürnte sich Pedro gegen Camoens aus unaufgeklärten Gründen so sehr, daß er ihn, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, in Sofala (Mozambique) aussetzte, wo er zwei Jahre in größter Noth verlebte, auf die Unterstützung von Freunden angewiesen. Hier vollendete er die „Lusiaden" und die aus einer langen Reihe kleinerer Gedichte bestehende Sammlung „Der Parnaß". Im Winter 1569 sammelten einige Freunde das Geld und die Wäschstücke, deren er zur Abfahrt nach Lissabon bedurfte, welche im November erfolgte.

Am 7. April 1570 betrat Camoens nach siebenzehnjähriger Abwesenheit wieder den Boden seiner Heimath — „arm und verlassen, mit dem nackten Leben", wie es bei Homer von Odysseus heißt. Ueberdies hatten Kerker und Ketten seinen Muthesmuth beträchlich gebeugt, und keine liebende Seele erwartete seine Heimkehr. Er mußte vom Mitleid Fremder leben; denn er besaß nichts, als sein „Lusiaden"-Manuscript. Und dennoch sind die schönsten Stellen dieses Epos diejenigen, welche die Seligkeit des Gedankens an eine Heimkehr in's Vaterland behandeln. Wie verändert fand unser Patriot dieses Vaterland, und besonders die Hauptstadt! Die Pest hatte kurz vor seinem Eintreffen eine furchtbare Ernte gehalten; eine Geld- und Handelskrise war ausgebrochen; das Land wurde schlecht verwaltet; das frühere angenehme, ritterliche, literarische Hofleben hatte einem Getriebe religiöser Unduldsamkeit und politischer Ränke Platz gemacht. All diese Umstände erzeugten eine düstere Stimmung, die sich natürlich auch des warmfühlenden Camoens bemächtigte. Es stand zu befürchten, daß bei solchen Zuständen die „Lusiaden" keine große Beachtung finden würden. Zum wenigsten hatte der Poet bei Hofe zwei Gönner, die ihm (September 1571) beim Könige das Druckprivilegium erwirkten, sodaß „Die Lusiaden" im Juli 1572 in den Buchhandel kamen, und obschon sofort eine Anzahl Gegner über ihn herfielen, indem sie ihm den Vorwurf machten, er habe zahlreiche neue Wörter und Formen geschaffen, erzielte das Werk einen riesigen Erfolg. Noch in demselben Jahre wurde eine zweite Auflage nöthig, und Pedro da Alcazova Carneiro beantwortete die Frage, welchen Hauptfehler er an den „Lusiaden" zu tadeln finde, mit dem hübschen Worte: „Den sehr großen, daß

Digitized by Google

sie zu lang sind, um auswendig gelernt, und zu kurz, um ewig gelesen zu werden."

Des Dichters Ruhm stieg sehr hoch; Tasso bezeichnete ihn als den Einzigen, der in jenem Jahrhundert ihm die Palme streitig machen könne. Dennoch blieb seine Person selbst ziemlich unbeachtet. Der König hatte zwar die Widmung der „Lusiaden" angenommen, ließ sich den Autor jedoch nicht vorstellen, sondern speiste ihn mit einer auf drei Jahre berechneten und nachträglich auf weitere drei Jahre verlängerten Rente von 15,000 Reis (66 Mark) ab, die aber sehr unregelmäßig, zuweilen gar nicht ausgezahlt wurde und ihren Empfänger auch im günstigsten Falle nicht hätte ernähren können. Für die „Lusiaden" erhielt er nichts; das Manuscript des „Parnaß" war ihm von Neidern gestohlen worden — der arme Mann litt also die bitterste Noth, und sein treuer javanesischer Sclave Antonio, der ihm in Macao beigegeben worden war und ihn seither nicht wieder verlassen hatte, soll des Nachts für ihn betteln gegangen sein. „Mein Antonio," sagte er einmal zu einem Edelmann, „verlangt zwanzig Reis (circa neun Pfennig) für Kohlen von mir, und ich kann sie ihm nicht geben. Ich sehe mich in großem Elend und habe für nichts mehr Sinn, zu nichts mehr Lust."

Die wenigen Gedichte, die er noch schrieb, enthielten lauter bittere Klagen. Bald starb auch der wackere Antonio, sodaß der kranke, nothleidende Dichter gänzlich vereinsamte. Die ihm bekannt werdende Verehrung, die das Ausland ihm in viel höherem Maße zollte, als Portugal, bildete seinen einzigen Trost; im Uebrigen hatte er jede Hoffnung aufgegeben. Den Todesstoß versetzten ihm die Nachricht von der Niederlage seiner Landsleute bei Alcazar-Quivir und die Usurpirung des portugiesischen Thrones seitens des Königs von Spanien. Der Niedergang seines Volkes erschütterte ihn tief, und die Anstrengungen, die er im Verein mit anderen Patrioten machte, um die Verschmelzung der beiden Nachbarländer zu verhüten, waren das letzte Aufflackern seiner geistigen Kraft. Er starb, wie er prophezeit, mit dem Vaterlande — am 10. Juni 1580, kurz nachdem eine spanische Armee Portugal besetzt; wenigstens haben sich die Mehrzahl der Camoens-Forscher, sowie die Portugiesen selbst aus guten Gründen für 1580 als Todesjahr entschieden, während Manche das Jahr 1579 vorziehen. Die Sanct Annen-Kirche, in welcher der Dichter begraben wurde, stürzte bei dem berühmten Lissaboner Erdbeben von 1755 ein, und bis vor wenigen Jahren dachte Niemand daran, ihm ein Denkmal zu setzen. Er hatte verlassen und unbeachtet geendet „in einem Spitale," wie ein Zeitgenosse berichtet, „ohne daß er ein Betttuch gehabt hätte, sich zu bedecken, nachdem er in Indien triumphirt und 5500 Seemeilen zurückgelegt hatte."

Beinahe wäre Deutschland zu der Ehre gekommen, die Gebeine des großen Poeten zu beherbergen; denn einige Jahre nach dessen Tode schrieb, wie Pedro Mariz berichtet, „ein deutscher Edelmann nach Lissabon, er würde, falls er wüßte, daß Camoens kein prächtiges Grabmal besäße, mit der Stadt unterhandeln, um die Erlaubniß zu erlangen, die Gebeine nach Deutschland zu bringen, wo er dem Dichter ein herrliches Denkmal setzen lassen würde." Mit Rücksicht auf die Würde der Nation lehnte die Stadtbehörde den Vorschlag ab.

Was Camoens, abgesehen von seiner gewaltigen Bedeutung als Dichter, zu Portugals echt nationalem Sänger macht, ist sein unerschütterlicher Patriotismus. Und doch fangen die Portugiesen erst jetzt an, ihn gebührend zu würdigen. Weit mehr wurde er, wie bemerkt, jederzeit im Auslande anerkannt, vornehmlich in Deutschland. Humboldt nannte ihn den „Homer der lebenden Sprachen"; von seinen Werken sind zahlreiche deutsche Uebersetzungen erschienen, und seine Schicksale wurden von deutschen Dichtern dramatisch (von Halm) und novellistisch (von Tieck) dargestellt.

Aus zehn Gesängen von zusammen 1102 achtzeiligen Strophen (Stanzen oder ottave rime) setzt sich das „Die Lusiaden" betitelte Heldengedicht zusammen, das Avé-Lallemant mit Recht als ein „historisches Feenmärchen" bezeichnet. In keinem andern Epos sind Wahrheit und Dichtung auf so wunderbare Weise mit einander verschmolzen, wie hier. Den Inhalt bilden die für den Glanz der Nation so wichtigen Entdeckungsfahrten Vasco de Gama's, die Geschichte der Glanzperiode Portugals und die Verherrlichung der heldenmüthigen Eigenschaften, welche die Portugiesen bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts kennzeichneten. Die zauberhaften Schilderungen von Völkerschaften, Ländern, Meeren und Seeschlachten, sowie die hochpoetische Verwerthung der altgriechischen Götterwelt entrücken den Leser der „Lusiaden" förmlich der Wirklichkeit. Kraftvoll und kernig ist die Sprache, wenn von den Helden des Epos, anmuthig und lieblich, wenn von den in die Geschichte der letzteren vielfach eingreifenden Gestalten der hellenischen Mythologie die Rede ist. Wir wollen es nicht versuchen, den Inhalt des großartigen Camoens'schen Hauptwerkes hier wiederzugeben — die „Lusiaden" wollen, um mit Lessing zu sprechen, „weniger gelobt und mehr gelesen" sein. Nun denn, Niemand kann den bevorstehenden Gedenktag würdiger begehen, als indem er am 10. Juni „Die Lusiaden" zur Hand nimmt und von der ersten bis zur letzten Zeile durchliest. Er feiert damit nicht nur Camoens, sondern er verschafft sich auch einen auserlesenen poetischen Genuß.

Aus den Zeiten der schweren Noth.

Familien-Erinnerung an die Tage der Schlacht bei Jena.

In dem offenen Materialwaarenladen in der Saalgasse zu Jena, welcher meinem Großvater, dem Kaufmann und Rathsassessor K., gehörte, herrschte am Vormittag des 12. October 1806 ein reges Treiben. Bauern der Umgegend, die ihre Bedürfnisse an Colonialwaaren hier zu holen pflegten, in weit hinabreichenden Röcken und den Dreimaster auf dem Kopfe, Stadtbürger mit Stulpstiefeln, langen Westen und steifer Halskrause, dazwischen einzelne Studenten in „Koller und Kanonen", standen in und vor dem Laden in bunten Gruppen, die Köpfe zusammensteckend und eifrig gesticulirend.

Eine Glasthür führte neben dem Laden in die Stube des Herrn Rathsassessors; man konnte hinter ihr den alten Herrn sehen, wie er, die Pfeife im Munde, mit dem Rathsdiener verhandelte und dann und wann mächtige Dampfwolken ausstieß, während sein schmuckes zukünftiges Schwiegertöchterchen, die im Hause zu Besuch anwesend war, ab und zu ging. Jetzt nahm der Rathsdiener ein Actenbündel vom Tische und trat aus der Glasthür unter die Versammelten.

Er hatte die wichtigste Miene aufgesteckt, über welche er verfügte, und ließ den Strom der Andrängenden erst in nächster Nähe sich aufstauen.

„Wißt Ihr jetzt etwas Sicheres, ob die Franzosen heute kommen?" fragte es durch einander.

„Sie kommen wahr und wahrhaftig," antwortete der würdige Rathsdiener bedächtig; „wer noch einen Preußen von der Saalfelder Affaire her im Hause hat, der lausen kann, mag ihm Beine machen, und wer sein Baares oder Pretiosen noch unverwahrt hat, der mag sich dazuhalten, daß er solches gut verschließt oder vergräbt."

Rasch stob, unter vereinzelten Jammerrufen, ein Theil des Schwarms aus einander, während die Uebrigen den Alten, der sich mit den Ellenbogen Bahn machte, weiter geleiteten, eifrig bemüht, Genaueres aus ihm herauszulocken. Manches böse, zornige Wort fiel, mancher kräftige Fluch — vielleicht gerade um deswillen, weil man wußte, daß man alles Kommende ohne Widerstand über sich werde ergehen lassen müssen.

In dem Stübchen hinter der Glasthür war es still, vor dem Hause einsam geworden. Der Rathsherr dampfte, tief in seine sorgenvollen Gedanken verloren, dermaßen, daß das blühende junge Mädchen, welches diesmal in Begleitung eines dreizehnjährigen Knaben hereintrat, beim besten Willen ein Hüsteln nicht zu unterdrücken vermochte. Der Knabe — nachmals mein Vater — trug eines jener Stammbücher in der Hand, in welche Freunde und Verwandte sich zur Erinnerung einzuschreiben pflegten und welche leider fast gänzlich durch die modernen Photographien-Albums verdrängt worden sind.

„Papa, Sie haben das noch nicht gelesen," sagt der Junge hastig. „Wenn nun die Franzosen kommen und lesen das, da

Digitized by Google

werden sie mir, glaube ich, das Buch wegnehmen, und das sollen sie nicht. Meinen Sie nicht, Papa, daß ich es verstecken muß? Ich weiß schon einen Ort, wo ich es hinthue."

„Sie müssen es lesen, Herr Vater," nickt das junge Mädchen; „was die ersten Beiden geschrieben, würde die Herren Franzosen doch vielleicht reizen, und es wäre schade, wenn dem Jungen die Freude verdorben würde. Nur das Blatt des hübschen kleinen Herrn von Heßlingen ist unverfänglich."

Drei Officiere des preußischen Grenadier-Bataillons „Graf von Dohna" waren es, die sich auf den drei Seiten des Stammbuches dort eingezeichnet hatten. Sie waren Tags zuvor, auf dem Rückzuge von Saalfeld her, im Hause des Herrn Rathsassessors einquartiert gewesen, und der frische Knabe, mit dem sie sich viel beschäftigt, hatte die Gelegenheit wahrgenommen, sich eine schriftliche Erinnerung von ihnen zu erbitten. Jetzt befanden sie sich mit dem Gros der retirirenden Vorhut wohl schon bei der Hauptarmee, die unter Hohenlohe zwischen Jena und Weimar stand.

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder," las mein Großvater. „Manchem meiner Freunde hat er abgeblüht. — Jena, den 11. October 1806, nach dem Tage der unglücklichen Affaire bei Saalfeldt, wie wir im Begriff standen, unsere gefallenen Kameraden zu rächen und für den Tod des braven Prinzen Louis von Preußen uns die eclatanteste Satisfaction zu nehmen. Lieutenant von Zitzewitz."

„Sieg oder Tod," stand auf dem zweiten Blatte — „gleichviel für mich! Nur nicht diesseits, nein! jenseits dieser Brücke, und in beiden Fällen möge dadurch der für uns traurige Tod unseres geliebten Prinzen Louis von Preußen und unserer gefallenen Brüder gerächt, sein deutscher Vaterstaat und unser Ruhm erhalten sein. Jena, d. 11. Okt. 6. Lieutenant von Oelhusen" (so glaube ich den etwas undeutlichen Namen lesen zu müssen; denn die vergilbten Blätter aus jenen Tagen liegen jetzt vor mir).

Die gedruckte Abbildung der Saalbrücke neben dem eben Gelesenen erklärte, welche Brücke gemeint war.

Der alte Herr schlug das Blatt um, da hieß es weiter:

„Wenn Dich am Busen der Mutter Natur,
Am birkenumschatteten Hügel
Oder am beblümten Ufer des Silberbachs
Der Jugend Bilder umgaukeln
Und die Erinnerung an Jenas Lieben —
Warm in die Seele Dir strömt,
Dann, kleiner Freund, schenken Sie auch
öfters die Erinnerung Ihrem für's
Vaterland und Deutschlands Rechte kämpfenden
Freunde Fr. von Heßlingen."

Ihr vergilbten Hoffnungen und Wünsche dreier Menschen! eine wie bittere Enttäuschung war euch bestimmt! Und wer kann sagen, ob die drei Menschen, welche euch im Herzen trugen, diese Enttäuschung überlebt haben bis zu den sühnenden Tagen der Freiheitskämpfe?

Der Großvater ließ das Buch sinken und horchte: lauter Trommelwirbel scholl von der Saale her.

„Sie kommen," sagte er erregt, und seine Brauen zogen sich zusammen. Er stand auf und gab dem Knaben das Buch zurück.

„Schließ es meinetwegen in Deinen Schrank! sie werden sich nicht viel um ein Album kümmern; dazu haben sie schwerlich Zeit. Geht — geht hinauf und zieht Euch nach Möglichkeit zurück! Ich muß leider auf das Rathhaus."

Als er bald nachher rascheren Schrittes, als es sonst die rathsherrliche Würde zuließ, auf der Straße dahin schritt, erklang der Lärm der wie ein reißender Bergbach sich durch Jena wälzenden Truppenmassen von allen Gassen her. Der Eilige sah nicht mehr, wie auch die Saalgasse herauf ein Schwarm Franzosen unter wüstem Toben und Schreien gestürzt kam, wie hier eine Hausthür aufgerissen wurde und ein Schwarm im Hausflure verschwand, um in aller Eile Geldeswerth zu erpressen, dort sich eine Gruppe um einen unglücklichen Passanten drängte, um ihn zu plündern und mit ihm Muthwillen zu treiben.

Und jetzt sind ein paar von der Rotte bei dem großväterlichen Hause angelangt, ihnen voran ein langer, rothhaariger Kerl mit widerlich frechem Gesichte — ein Tambour. Er stürzt durch den Laden, durcheilt die Ladenstube und steht da vor der Treppe, gierig sich nach lohnender Beute umschauend.

Da knarren leichte Schritte die Treppe hernieder — es ist die jugendliche Braut, sorglos, nichts ahnend. An ihrem Halse aber funkelt ein goldenes Medaillon. Erst als sie unten angelangt ist, erblickt sie den Franzosen, der im Begriff steht, auf sie loszuspringen.

Ein Schrei — sie entwindet sich ihm und gewinnt Fluchtfreiheit nach dem geräumigen Hofe, nach dem Hintergebäude zu. Umsonst! Der Franzose ist der Angstbeflügelten dicht auf den Fersen; noch auf dem Hofe ergreift er ihren Arm, hält sie trotz alles Widerstandes und Hülfeschreiens fest und reißt den Schmuck an sich.

Aber er gewahrt ein zweites Schmuckstück — den Verlobungsring am Finger der Braut. Ein neuer Kampf beginnt, doch der Ring, der Treue Zeichen, sitzt zu fest, um so leicht, wie das Medaillon, eine Beute des Marodeurs zu werden; inzwischen sind die Hülferufe im Hause gehört worden, und der erschrockene Bräutigam hat Zeit, auf dem Schauplatze zu erscheinen, bevor noch der zweite Raub geschehen.

Im Nu ist die Scene verändert: der Franzose hat den Nahenden gehört und den Degen gezogen, indem er zugleich mit verdoppelter Anstrengung an dem Ringe zerrt. Wer weiß — ein unseliger Einfall, und der Hieb saust vielleicht auf die weichen Finger der armen geängstigten Braut —? Aber schon hat der Bräutigam den Arm des Unholds mit jener Kraft gepackt, mit der ein Mensch sein Liebstes vertheidigt. Ein wüthendes Ringen folgt — die überlegene Körperkraft des Franzosen ist gebunden, da er den Ring nicht läßt; dennoch schwirrt der Degen bedrohlich in der Luft, und ein paar heisere Flüche bezeugen, daß die Wuth in dem Räuber sich zu regen beginnt —

Da plötzlich rasseln Trommeln draußen auf der Straße. Noch eine gewaltige Anstrengung — der Ring hat sich vom Finger gelöst. Ein kräftiger Stoß gegen den Angreifer giebt dem Franzosen die Freiheit, und er stürzt hastig mit seinem Raube in das Haus zurück und auf die Straße.

Die Entscheidungsschlacht bereitete sich vor. Napoleon, der gleichfalls über die Saalbrücke nach Jena gekommen und, wie meine Großmutter mir so oft geschildert, auf schönem Muschelwagen durch die Stadt gefahren, begriff rasch mit sicherem Feldherrnblick den Vortheil, den ihm die Preußen gelassen, indem sie die steil in das Jenaer Thal abfallenden Höhen nicht besetzt hatten.

Noch am 12. October ließ er mühsam Kanonen auf den „Landgrafen", einen sechshundert Fuß über die Saale sich erhebenden Berg, die steile Schlucht des sogenannten „Steigers" hinauf schaffen. Auch ein anderer, bequemer Weg durch das Rauthal wurde ihm verrathen, nachdem, wie der Artikel „Nur ein Schafhirt" (Jahrg. 1861, S. 233) erzählt hat, ein armer Schäfer seine Weigerung, ihn den Feinden zu zeigen, mit dem Tode bezahlt hatte.

Auf des Landgrafenberges höchster Spitze, dem später „Napoleonstein" genannten „Windknollen", konnte Napoleon die preußische Aufstellung übersehen, und von hier aus leitete er am 14. October die Schlacht, deren Ausgang die Bürger Jenas mit furchtbarer Angst und Spannung erwarteten. Hatte doch der Kaiser auf dem Galgenberge, einem Hügel dicht an der Stadt, Kanonen aufpflanzen lassen, welche im Falle einer Niederlage ihm den Rückzug decken und die unglückliche Stadt in Brand schießen sollten. Einen Vorschmack von dem drohenden Verhängniß gab das Auffliegen eines Pulverkarrens, durch das ein ganzes Stadtviertel in Brand gerieth.

Der Verlauf der Schlacht ist bekannt; das Vaterland hatte ihn mit Jahren schwerer Knechtschaft zu büßen. Noch einmal durchzogen die Franzosen plündernd die Stadt an der Saale, und der Jenaer Pöbel half bei der Plünderung. Dann ward Ruhe und Ordnung; man ging daran, die Verwüstungen zu beseitigen. Luden schildert in seinen „Rückblicken ꝛc.", wie noch eine Woche nachher massenhaft zerbrochene Hausthüren und Fensterläden zu sehen waren, die Straßen aufgerissen und voll Unrath gelegen, auf der Brandstätte verzweifelte Menschen suchend die Trümmer durchstöbert hätten, wie die Gesichter der Vorübergehenden blutlos und eingefallen, trübsinnig und scheu ausgesehen und selbst die Kinder verschüchtert und ängstlich seitwärts auf die Franzosen geschielt hätten, welche zurückgeblieben waren und in der Stadtkirche

Digitized by Google

ein Lazareth aufgeschlagen hatten, aus dem ein Wagen nach dem andern die Todten fortschaffte.

Als die Plünderer abgezogen waren, strömte die Bevölkerung aus den Thoren, die Einen auf das Schlachtfeld, Andere dahin, wo man die Todten begrub, wieder Andere nur irgendwohin in's Freie, um in der geistbefreienden Natur wieder voll aufzuathmen.

Zwei Tage nach der Schlacht war es — da wanderten auch meine Großeltern nebst dem Brautpaare und dem Dreizehnjährigen, der im glücklichen Besitze seines Albums verblieben, um das am Abhange des Landgrafenberges gelegene Berggrundstück der Familie mit seinen hübschen Gartenanlagen aufzusuchen. Während die Uebrigen sich hier unter Gesprächen über die jüngste Vergangenheit und die dunkle Zukunft ergingen, entdeckte der nach Kinderart herumschweifende Knabe, daß hinter dem Grundstück ein Massengrab für französische Soldaten soeben mit Leichen gefüllt wurde. Er kam athemlos mit der Nachricht angestürzt, und bald hielt die kleine Gesellschaft mit Schaudern vor der gähnenden Gruft.

Wagen voller Todten wurden herbeigefahren; in der Gruft selbst standen Arbeiter, welche schwatzend, zuweilen mit rohem Scherze sich über das Grausige der Situation hinweghelfend, einen der starren Körper nach dem anderen in Empfang nahmen und in die Reihe legten. Die Frauen drängten schüchtern zum Weggehen; da fiel ein Wort, welches sie wie ein Bannspruch an die Stelle fesselte.

„Halt!" sagte eine Stimme in der Grube, „wart' einen Augenblick! Der Tambour da hat einen Ring am kleinen Finger, und ich will ihn abziehen für meine Alte, damit sie doch auch etwas von den Franzosen aufheben kann."

Wie ein Blitz flog die frische Erinnerung an den Raub des Verlobungsringes in dem Brautpaare auf — ein paar Schritt nach der Grube zu, und da starrte ihnen das wohlbekannte widerliche, jetzt bleiche und vom Todeskampf verzerrte Antlitz des rothhaarigen Franzosen entgegen. Am kleinen Finger seiner Linken, welche der Arbeiter eben emporhob, blinkte ein schmaler Goldreif.

Der Bräutigam ließ den Arm der Braut los und beugte sich hinab: wenige Worte der Verständigung genügten; der Arbeiter reichte den Ring herauf. Es war der geraubte.

Erschüttert sah sich das Paar eine Secunde lang in die Augen. Dann nahm der glückliche Bräutigam das wiedergefundene Symbol der Treue zwischen die Fingerspitzen und streifte es mit schweigendem Ernst der Geliebten an den Finger. Und wie sie bleich und bebend dastand, nahm er sie in den Arm und küßte sie auf die erblaßten Lippen. „Unverlierbar!" sagte er.

Der Ring ist noch heute als theures Vermächtniß in der Familie erhalten, eine sprechende Erinnerung an die Tage der Unglücksschlacht und an eine Schreckensstunde, zu welcher die Familienchronik den vorstehend wiedergegebenen Commentar liefert.

A. K.

Chioggia, die Fischerstadt.*

„Was in aller Welt gedenken Sie in ‚Dschosa', dem Fischernefte, zu treiben? Dort finden Sie erstens arme Leute, zweitens Bettelleute und drittens Leute, die gar nichts haben. Wünschen Sie ‚Dschozzoten' zu sehen, so besuchen Sie lieber die Gallerien! Dort finden Sie solche von Meisterhand gemalt."

Mit diesen Worten beantwortete der Sandwirth von Venedig, der Herbergsvater und Berather aller fahrenden deutschen Künstler und Schriftgelehrten, meine Frage nach dem nächsten Lagunendampfer, der mich nach Chioggia führen sollte. Wider Absicht wuchs meine Entgegnung zu einem kleinen Vortrag an über eine Art von classischer Armuth, die, gleich fern von aller Culturwohlthat wie allem Culturelend, die beste Bewahrerin alter, naiver Volkssitten ist und die das öffentliche Interesse ebenso gut verdient, wie die tausend Ellen bemalter Leinwand und die steinerne Märchenpracht von Sanct Marcus.

Es war gar nicht nöthig, mit dem Goethe'schen Wort vom Hineingreifen in's volle Menschenleben abzuschließen; auch dem Sandwirth erschien in diesem Licht ein lebendiger Chiozzot immerhin noch interessanter, als ein gemalter; er warf seinen Mantel über, empfahl sein Hôtel auf einige Tage der Frau Sandwirthin, dampfte mit mir gen Chioggia und ist mit seiner Kenntniß des seltsamen Chiozzotendialektes nicht von meiner Seite gewichen, bis ich ihm sagen konnte: „Meine Studien sind beendet, ich danke Ihnen von Herzen."

Die sechszehn Seemeilen Fahrt auf der Lagune gehören zweifellos zu den anziehendsten Reisestrecken, welche die graue Vergangenheit unserem Touristenzeitalter bereitet hat. Zur Rechten dehnt sich unabsehbar das prächtige blaugrüne Gewässer mit seinen Hunderten von kleinen flachen Inseln aus, das man oft als Sumpf verleumdet hat. Zur Linken begleitet uns bis Chioggia ein schmaler Inselstreifen, der durch das ewige Zusammenstauen der Salz- und Süßwassermassen entstanden ist, und dahinter wogt die majestätische Adria und umspült die Grundmauern jener Tausende von malerischen Heimstätten, welche der kecke Erdensohn auf dem schmalen Streifen errichtet hat.

Diese Häuserkette zieht sich von Malamocco bis über Palestrina hinaus und ist nur dort unterbrochen, wo das Meer seine Einfallspforten offen hält und seine Wogen in die friedfertigere Lagune hereinrollt; dabei wird der Landstreifen an manchen Stellen so schmal, daß man von hier einen Stein über die Häuser hinweg in's Meer werfen könnte. Hunderte von Fischerbooten mit dem classisch-lateinischen Segel, prächtige Fregatten der jungen italienischen Marine, schwarze, unansehnliche englische Poststeamer, die lautlos, wie Geisterschiffe, mit erstaunlicher Schnelligkeit den Silberspiegel der Lagune aufpflügen, beleben die krystallenen Straßen.

Hinter Porto di Malamocco beginnen die Murazzi, die Riesenmauern, deren Gesammtlänge 5227 Meter, also nahezu zwei Wegstunden beträgt. Die Venetianer errichteten sie im vorigen Jahrhundert, und sie bilden gleichsam das Schlußwerk jener großartigen venetianischen Bauten, vor denen man noch heute mit offener Bewunderung stehen bleibt. Diese Murazzi mußten errichtet werden, weil im Süden der Lagunen die Nehrung nicht allein das Meer zurückhalten konnte, wenn ein Sirocco große Wassermassen in die buchtartige Adria hinaustrieb; die Städte Chioggia, Sottomarina und Palestrina würden wahrscheinlich jetzt von den Fluthen weggespült und Venedig mindestens schwer bedroht sein, wenn die Murazzi nicht stünden. Die Höhe beträgt 10 bis 15 Meter, wovon der größere Theil unter Wasser steht; das Profil stellt ein verschobenes Dreieck dar, dessen obere stumpfe Ecke einen bequemen, schönen Fußweg trägt. Das Gestein zu der halben Million Kubikmeter Mauerwerk lieferten die istrischen Marmorbrüche.

Die lange Gallerie von Seestücken findet mit Sottomarina und Chioggia einen überaus anziehenden Abschluß; sie liegen so flach auf dem Wasserspiegel auf, daß man vermeint, die Wellen, die der kleine Lagunendampfer aufwirft, müssen sie schon unter Wasser setzen; nun kommt hinzu, daß sich das perspectivische Verhältniß beider Orte während der Einfahrt stark verschiebt; dadurch gerathen sie scheinbar in Bewegung, sodaß man in Zweifel sein könnte, wer vorwärts schwimmt, sie oder der Dampfer.

Der Grundplan Chioggias ist leider langweilig und nüchtern, wie der einer jungen amerikanischen City. Die Hauptstraße Vittorio Emanuele und, durch eine Häuserreihe getrennt, der Canal della Vena theilen die Stadt in zwei Hälften; umgürtet ist sie in Hufeisenform vom Canal Lombardo, dessen inneres Ufer Häuserreihen und dessen äußeres kleine Inseln und seichte Lagunen bilden. Quer durch den Ort aber schneidet eine große Anzahl kleiner, enger, durchweg gerader Gassen, die sämmtlich am Canal Lombardo endigen. Jedes einzelne dieser Gäßchen würde ein köstliches Modell für verwahrloste Architektur darstellen — glaubt man doch im ersten Anblick Brandruinen vor sich zu haben. Unförmliche Schornsteine erheben sich im Freien; die Mauern sind roh und brüchig; der Kalkbewurf fehlt bis zum ersten Stockwerk gänzlich; die vergitterten engen Fenster sind oft in barocker Laune über die weißen Mauerflächen vertheilt, und daneben neigen sich altersmüde Fensterladen traurig herab nach dem Beschauer, und vielfach sind sie noch garnirt mit sehr fraglichen Wäschestücken. Hier wohnen die armen Fischer, welche 90 Procent der 28,000 Köpfe zählenden Stadtbevölkerung ausmachen, und im anstoßenden Canal Lombardo liegen an hohen Festen, zu denen sie stets heimkehren,

* Sprich Kiodscha — im Volksmund: Dschosa.

Digitized by Google

gegen 8000 Fischerbarken und zweimastige Küstenfahrer. In solchen Tagen scheint die Stadt von einer Legion von Riesenbajonnetten umschlossen zu sein.

Ein Besuch der nahen Murazzi wird mindestens den Leser nicht gereuen. Wir suchen sie bei Mondschein auf. Ein schweigsamer Chiozzot rudert uns hinüber nach Sottomarina, und wir beschreiten von hier die Riesenmauern. Das Meer liegt im ewigen Selbstgespräch und bricht sich plätschernd in den Hohlräumen der Schutzblöcke, die in barocker Unordnung den Fuß der Mauern bedecken. Auf der andern Seite liegt in stillem Frieden die Lagune: in unermeßlicher Tiefe ruht ein zweiter gestirnter Nachthimmel, der die Wölbung über uns zur Vollkugel gestaltet, und auf einem Silberstreif schlafen die stillen, schwimmenden Städte mit ihren seltsamen Contouren, die jede ein so vollkommenes Doppelbild geben, als hätte man sie auf einen ungeheueren venetianischen Spiegel hingestellt.

Setze dich hin auf die Murazzi, schließe die Augen eine Weile, suche dich auf einen Augenblick der Wirklichkeit zu entrücken, öffne sie dann wieder — und du hast eine völlig übersinnliche Landschaft vor dir.

Leider sind die Murazzi bei Sturm nicht zu begehen, es sei denn, daß man riskirt, wie ein Kork hinweggespült zu werden. Wie Sturmcolonnen läßt dann das Meer seine Wogen heranrollen, und wenn sie auch ohnmächtig an den Marmorblöcken zurückprallen, so schleudern sie doch in ihrem Grimm Springfluthen hinüber in die Lagune, die genügen würden, eine Fischerbarke mit einem Schlag zu füllen und in den Grund zu drücken.

Wenn man zur Winterzeit die Gassen von Chioggia betritt, könnte man des Glaubens werden, ein Bettelorden bevölkere die Stadt. Die Männer tragen lange, braune Kapuzinermäntel mit spitzer Kapuze und von unbeschreiblich grobem Gewebe. Im Sommer ersetzt den Mantel eine Jacke aus gleichem Stoffe und ebenfalls für Sturm und Regen mit Kapuze versehen. Die Chiozzotin kleidet sich in englischen Kattun. Eigenartig ist, daß sie die Schürze bei üblem Wetter an der Kehrseite anbringt; sie nimmt dieselbe über den Kopf empor und hat sich mit dieser einfachen Toilettenwandlung das Aussehen einer Nonne gegeben.

Verwittert und rauh, wie sein Kleid, sind auch die Gesichtszüge des Chiozzoten. Elf Monate im Jahre schwebt er in seiner Nußschale auf dem Wasser unter Gottes freiem Himmel, und die tausend Seestürme, die um seine Nase pfeifen, sind eben kein Conservirungsmittel für weiche, glatte Haut. Man sieht junge Männer und selbst halbwüchsige Burschen mit Wetterfalten und die Greise zeigen ein Antlitz, in welchem jede Spur der indo-europäischen Rasse in tiefen Falten begraben liegt; dazu kommt, daß einer auffällig großen Zahl dieser Veteranen des Meeres die Augen erloschen sind. Die Hornhaut ist bläulich-weiß geworden, wie trübes Milchglas. Solche Blinde beleben zu Dutzenden die Straßen und gehen mit aufgerichtetem Antlitz einem Schimmer nach, der durch die verwitterten Fenster ihres Geistes hereindringt.

Die Chiozzoten sind der Meinung, die scharfe Seeluft verzehre den Spiegel der Hornhaut, ein See-Officier dagegen wollte mich dahin aufklären, es komme vom Waschen im Meerwasser.

Bei all diesem wilden, verwahrlosten Aussehen hat der Chiozzot nichts vom Briganten an sich. Unter dem zottigen, dichten Stirnhaar blickt ein harmloses, gutmüthiges Auge hervor, und die völlig natürliche, affectfreie, selbstbewußte Haltung spricht ebenfalls von einem schlichten, redlichen Männerherzen. Vom lateinischen Typus, der dem Brigantenhaften so günstig liegt, haben sie fast nichts geerbt; sie erinnern mit ihrem sehnigen Körperbau und ihren derben Zügen eher an Nordländer; mindestens hat die bekannte italienische Grazie bei ihnen völlig Schiffbruch gelitten. Auch sind sie bei weitem nicht so lebhaft, wie ihre Stammesgenossen; man sagt, der Venetianer Schiffer braucht mehr Worte beim Löschen eines Weinfasses, als der Chiozzot beim Austrinken. Nur die Freude am Farbigen haben Beide gemein. Eine rothe Mütze, ein rothes Halstuch und im Nothfall nur eine rothe Taschencinfassung am Mantel, das sind des Chiozzoten Ideale in Bezug auf Kleidung. Die Sandalen und die malerischen Bundschuhe hat er leider durch abscheuliche Holzpantoffeln ersetzt. Stiefeln kennen die Fischer von Chioggia nicht. Einige von ihnen besitzen marineblaue Festgewänder, die einen traditionellen Zuschnitt haben; sie führen darin am Meeresstrand Tänze auf oder brilliren damit bei Ruderkämpfen. Das alte Venedig entsendete die costümirten Chiozzoten öfter zu den großen Genueser Seefestlichkeiten, und sie sollen stets mit hohen Ehren dort bestanden haben.

Graziöse Frauengestalten mit der venetianisch tiefen, träumerischen Augengluth hat die Stadt nicht aufzuweisen; das harte Gewerbe der Männer scheint auch auf die Frauen zurückzufallen.

Wie alle Naturkinder, sind auch die Chiozzoten religiös, aber sie sind dies nicht im kirchlichen Sinne. Ihr Gott ist jener Gott, der ihnen die Fische in's Netz treibt, günstigen Wind schickt, oder in Stürmen zu ihnen redet und ihre Nußschale tanzen läßt auf den Wogen der Adria; dabei sind sie sehr abergläubisch und mit allerhand Vorahnungen behaftet. Ihr Gewerbe gestattet keine bestimmte Zeiteintheilung für Schlafen und Wachen, und so sitzen sie meist bei nächtlicher Weile in ihren stets offenen Tavernen und erzählen sich mit tonloser Stimme die haarsträubendsten Geschichten aus der Geisterwelt. Dabei sind sie keineswegs durch Wein erhitzt; sie trinken meist nur Kaffee à Tasse 5 Centesimi (4 Pfg.). In ihren Köpfen leben alle die Meerungeheuer, die flüsternden und singenden Geister der Luft noch, die zum Theil Shakespeare aus italienischen Novellen in seine Dichtungen übertrug.

Die Geistlichkeit hat mit den Chiozzoten ein schweres Stück Arbeit: sie ist gezwungen, die volksthümlichste Sprache zu reden; sie muß selbst den Humor zu Hülfe nehmen, wenn sie diese schlichten Gemüther fesseln will. Die Männer wollen verteufelt wenig von dem Kirchengott wissen, der seine Sammelbecken hinter den Kirchthüren aufgepflanzt hat, und die Frauen und Kinder sind nur dann bei der Katechese festzuhalten, wenn der Geistliche sich in seiner Methode den Policinellovorstellungen nähert. Schulen kennt der Chiozzotenknabe nicht; mit sieben Jahren schon muß er mit hinaus auf die hohe See.

Auch in politischer Hinsicht hat sich das Völkchen keine Ideale gebildet. Die Regierung, die es am billigsten regiert, ist ihm die beste. Aus diesem Grunde sind die Oesterreicher mit ihrem für die Armen allerdings sehr günstigen Steuersystem in sehr gutem Andenken geblieben.

Trotz des gemessenen Wesens geräth doch zuweilen das südliche Blut in Wallungen, und Revolten entzünden sich dann rasch, wie schlagende Wetter. Im jüngsten Frühjahr erhob sich die ganze anwesende Fischerbevölkerung gegen die Stadthäupter, steinigte und vertrieb sie, und was war der Grund davon? — ein Polentakessel. Die Armuth der Chiozzoten gestattet nicht, daß sich jede Familie ein solches Kupfergefäß anschaffen könnte, in denen sie allwöchentlich die Polenta, ihre Hauptnahrung aus Mais und Oel, bereiten. Nun leben in der Stadt einige Kesselverleiherinnen, die für drei Centesimi je eine Polentabereitung ermöglichen. So war es gekommen, daß ein Steuereintreiber fälschlich seine Hand auf einen entliehenen Polentakessel gelegt hatte; die Verleiherin kommt dazu, erhebt ein echt italienisches Weibergeschrei; die anderen Weiber laufen herzu und schreien aus Leibeskräften mit; sie entreißen dem Auspfänder den Kessel und prügeln ihn weidlich durch; die Männer mischen sich ein, ziehen vor's Stadthaus, werfen die Fenster ein und verjagen die Häupter der Stadt. Den Schlußact inscenirten zwei Compagnien Militär aus Venedig, und die letzte Scene wird erst in zwei Jahren stattfinden können, wenn die dreißig Verurtheilten wieder auf freiem Fuße sind.

Standesunterschiede kennt der Chiozzot nicht; seine Bedürfnißlosigkeit macht ihn zum wahren Freiherrn; er würde in derselben Haltung, in der er die Riva degli Schiavoni zu Venedig auf und abgeht, auch über den Marmor eines Königspalastes schreiten.

Die trauliche Häuslichkeit der Germanen ist dem Italiener überhaupt fremd, am allermeisten aber dem Chiozzoten. Die Wohnungen liegen in den beschriebenen engen Gassen; der elende Kamin wärmt nicht; das vergitterte Fenster leuchtet nicht; die dunklen Heiligenbilder machen die öden Wände nicht freundlicher. Das Kanapee, die Pritsche, die dem ärmsten deutschen Haushalt eine gewisse bärenhäutige Bequemlichkeit giebt, fehlt ganz; kein Kätzchen wärmt sich schnurrend die Pfoten; kein Hund träumt, angeregt durch die Ofenwärme, von Jagdabenteuern; kein flatternder Singvogel durchschmettert die graue Luft im grauen Raum; keine Schwarzwälder tickt in gemüthlicher Schläfrigkeit und hebt mühsam aus, um die Zeitenläufte kund zu geben — die einzigen Lichtblicke sind das stets blanke Kupfergeschirr überm Herd und der reiche Kindersegen auf dem Stubenflötz. Daß es den kleinen Nestlingen oft am Nothdürftigsten gebricht, die Blößen zu decken,

Digitized by Google

das darf uns nicht zu sehr philanthropisch anregen. Einmal müssen die Kleinen für ihren Beruf abgehärtet werden, und dann hat man den Trost, daß es ihnen nie an Nahrung fehlen wird. Ein Chiozzotvater kann eben nur schwer das Linnen für ein Hemdchen beschaffen, aber er könnte doch zwanzig Kinder mit Leichtigkeit ernähren; das Meer ist ja ein unverwüstlicher Ackergrund, und den Mais zur nahrkräftigen Polenta liefert das gottgesegnete Land in hundertfältiger Frucht.

Auf den Schiffen gestaltet sich das Bild weit freundlicher; sie sind nicht alles Schmuckes bar, wie die Wohnungen; einige Fahrzeuge tragen sogar recht gefälliges Schnitzwerk, andere sind wenigstens bemalt. Der häufigste Zierrath ist ein goldener und im Falle des Unvermögens ein gelber Engel, der mit vollen Backen die Posaune bläst. In der Mitte sind die Schiffe offen; der vordere Theil birgt das Magazin für Netze, Geräthschaften und Trinkwasser, in der Cabine am Steuer ist der kleine Feuerherd aufgemauert, an dem auf offener See die Fische für den eigenen Bedarf bereitet werden. Sonderbarer Weise schlaft der Chiozzot nicht in einem der gedeckten Räume; er breitet im Mittelntheil seine Binsenmatte aus, deckt sich mit dem Himmel zu und läßt sich von den spielenden Meereswellen einsingen. Nur im Sturm erhält auch dieser Theil des Schiffleins seine Bedachung.

Je zehn bis zwanzig Boote vereinigen sich zu gemeinsamer Arbeit und steuern hinaus auf die heimtückische Adria. Ist das Wetter ihrem Handwerk günstig, so sind die Leute oft mehrere Tage und Nächte ununterbrochen beim Fang, sie sind aber dann auch wieder im Stande, auf schwankender Lagerstätte in eine Art Winterschlaf zu verfallen und den veritabelsten Orkan zu verträumen.

Alle Finessen der Fischerei sind natürlich dem Chiozzoten bekannt: er angelt; er katschert; er fischt und krebst in Körben; er harpunirt — kurz, er hat für jedes nutzbare Seegethier eine eigene Methode, eigene Werkzeuge, und die Tradition hat ihm Zeiten und Umstände überliefert, die am erfolgreichsten für die mannigfachen Fangarten liegen. Zuweilen machen die Leute Riesenfänge, zu denen sich eine größere Anzahl Barken vereinigen; sie werfen Schleppnetze aus, bilden einen weiten Halbkreis und treiben alles Gethier, was sich zufällig in dem gefährlichen Rayon tummelte, gegen eine Sandbank. Sind die Fischkästen gefüllt, dann sieht der Chiozzot nach dem Wimpel, hißt das Segel auf und steuert geraden Weges auf die Stadt los, die am günstigsten vor dem Winde liegt. So kommt es, daß bald Venedig, bald Triest, bald Zara oder Brindisi mit Fischern aus Chioggia förmlich belagert wird.

Was Menschenwitz in der Wetterprophezeiung überhaupt vermag, das sollen unsere Fischer leisten. Der Flug der Vögel, die Farbe des Wassers, die Windrichtung, die Zähigkeit oder die Trockenheit des Segeltuchs — das sind ihre Wettergläser. Ich weiß nicht, was an dem Ruf Wahres ist; merkwürdig erschien mir die Uebereinstimmung. Ohne jegliche Verabredung erscheinen Hunderte zu gleicher Zeit im Hafen oder verschwinden aus demselben wie auf einen Geisterwink.

Zu jedem gefahrvollen Handwerk gesellt sich ein gewisser Gleichmuth gegen das Leben, bei dem Chiozzoten aber wächst dieser zur Lebensverachtung an. Ich habe zwar nichts Näheres über den Procentsatz erfahren können, der draußen auf hoher See zu Grunde geht, er soll aber ein ganz erschrecklicher sein. Thatsache ist, daß in keiner italienischen Stadt nach dem Einwohnerverhältniß so viele Wittwen ihr Leben fristen, wie zu Chioggia.

Es sei hier zum Schluß ein Wechselgesang der Fischer citirt, der den meisten Lesern als Ausfluß eines verwilderten Gemüthes erscheinen wird, in Wirklichkeit jedoch nichts weiter ist, als ein etwas drastischer Ausdruck für die allgemeine Lebensverachtung, die sich naturnothwendig jedes Menschen bemächtigt, der unausgesetzt dem Tod in's Auge schauen muß. Dem Sinne nach und abgekürzt lautet der Gesang:

Der Sohn ruft:

„Vater, Vater, ich ertrinke."

Der Vater singt, indem er Feuer anschlägt:

„Pinke, pinke, pinke, pinke!"

Der Sohn:

„Mich verschlingt das Element!"

Der Vater:

„Wart' nur, bis die Pfeife brennt!"

Wir sehen, bei diesem Völkchen haben selbst die Elementargewalten ihre Autorität eingebüßt; die Regierung und die Geistlichkeit kann sich also mit ihnen trösten.

Th. Gampe.

Blätter und Blüthen.

Ein Feierabendhaus. Feierabend! Welch süßer Klang schon in dem Wort! Ein Klingen wie Abendglocken — Heerdengeläut — Vogelgesang — Kinderjubel muthet uns daraus an, so anheimelnd für's Ohr und Herz, und weckt uns Erinnerung und Sehnsucht nach den glücklichen Tagen der Kindheit, wenn wir alt und müde geworden — und nach der fernen deutschen Heimath, wenn wir draußen in der Fremde sind.

Feierabend — des Lebens! Ein friedlich Ausruhen nach des Lebens Last und Sorge im behaglichen Heim, im Kreise liebevoll sorgender Kinder und zärtlicher Enkel. Auf einem solchen Feierabend ruht des Himmels Segen, wie ein rosiger Sonnenuntergang. Wohl dem, der dies an sich selber erfährt!

Aber wehe dem, der diesen Segen und diesen Frieden nicht kennt! Wehe dem heimathlosen, müden Wanderer, der an seinem Lebensabend nicht weiß, wohin sein Haupt legen! Wehe dem Arbeiter, der alt und krank und kraftlos nichts mehr erwerben kann — und keinen Sparpfennig, keine liebevoll sorgenden Kinder, kein friedlich Heim hat! Hinaus mit ihm auf die öde Landstraße, den Bettelstab in der Hand — in's Armenhaus — in's Hospital — auf den Armenkirchhof!

Und solcher todtmüden, hungernden, heimlosen Arbeiter giebt es auf dieser unvollkommenen Welt Millionen: Arbeiter der Hände und Arbeiter des Geistes, die kein friedlicher Feierabend erwartet, wenn die Sonne untergeht. O, wer diesen Armen und Elenden helfen, wer ihnen einen sorgenlosen Lebensabend bereiten könnte — ein friedlich Sterben und ein freundlich grünes Grab!

Das können wir nicht — bei Allen! Aber gewiß bei Einzelnen. Und da wir's können, ist es auch unsere Pflicht, es zu thun: Jeder nach seinen Kräften und seinem Können — Jeder an seinem Platze und in seinem Kreise.

Und so komme ich heute zu den Hunderttausenden und aber Hunderttausenden, deren Auge auf dieses Wort fällt und die da helfen können, wenn sie wollen, mit der herzlichen Bitte: laßt uns einen kleinen Anfang machen mit einem solchen Feierabendhause für eine Classe vereinsamter alter müder Arbeiterinnen, die kein Heim und kein Brod haben!

Es sind Arbeiterinnen des Geistes und des Herzens, für die ich bitte; Arbeiterinnen, wie sie vielleicht auch für Dich, lieber, glücklicher Leser, wahrscheinlich aber für Dich, liebe, glückliche Leserin, ihre besten Kräfte, ihre treueste Sorge, ihre reinste Liebe gegeben haben.

Ein oft gebrauchtes Wort sagt: die strahlenden deutschen Siege unseres Jahrhunderts hat der deutsche Schulmeister erfochten, der unsere wackeren Soldaten erzog und lehrte. Die Siege, welche unsere deutsche Lehrerin errungen, sind weniger geräuschvoll und weniger prunkend, aber sicher ebenso wichtig und bedeutsam für das Vaterland. Sie erzieht, lehrt und bildet unsere Töchter zu deutschen Hausfrauen und Müttern heran, zum Schmuck und zur Krone des Hauses, zum Segen der Familie — zum Wohle des Staates.

Und was ist ihr Lohn — ihr Feierabend?

Abgenutzt — wird die deutsche Lehrerin und Erzieherin fortgeworfen, wie altes, rostiges Eisen. Hunger und Kummer, Sorge und Noth sind ihr Dank. Sie hat nicht einmal ein ruhiges Plätzchen zum Sterben.

Die altmodische deutsche Gouvernante ist bei uns längst zum Typus der lächerlichen alten Jungfer geworden, mit der Jeder ungescheut seinen Scherz und Spott treiben zu dürfen meint. Die gedankenlose — und in dieser Gedankenlosigkeit nur zu oft bitter grausame Welt vergißt gar leicht und schnell, was diese lächerliche alte Schulmamsell, diese überflüssige alte Jungfer einst, als sie jung und frisch und in der Mode war, treu und opfermuthig gearbeitet hat, Segen um sich her verbreitend, säend und pflanzend zu Blüthe und Frucht.

Der sorgenvolle Gedanke an's Alter hat schon mancher deutschen Lehrerin und Erzieherin Kummerthränen erpreßt und ihr den schweren, sauren Beruf noch schwerer und saurer gemacht. Ihr winkt kein friedlicher Feierabend. Was sie in langen arbeitsvollen Jahren vom Verdienst selbst bei größter Sparsamkeit zurücklegen konnte, ist gewöhnlich zu wenig zum Leben — und nur genug zum Sterben. Und der Staat, der für seine jungen und alten Invaliden des Schwertes und Zündnadelgewehres sorgt — für diese Invalidinnen des Friedens, die ihr Leben und ihre Kraft nicht weniger dem Vaterlande widmeten, als der Krieger, für die armen, alten, müden Schulfräulein hat der Staat bis jetzt keinen Pfennig und kein Strohdach übrig gehabt. Nur städtische, festangestellte Lehrerinnen können auf winzig kleine Feierabendpensionen hoffen.

Dürfte ich doch den Herrn Reichskanzler und die Herren Minister hiermit recht herzlich und eindringlich bitten: für diese Invalidinnen friedlicher Arbeit doch alljährlich ebenso beredt und, wenn's sein muß, ebenso drohend vom Staate nur ebenso viele Tausende zu fordern, wie für die Invaliden des Krieges Hunderttausende. Und sollte das nun

Digitized by Google

einmal nicht ohne eine neue Extrasteuer gehen, so fordert auch diese kühnlich vom Lande, das ja der Steuern nicht ungewöhnt ist! Fordert diese Lehrerinnensteuer jährlich bei Groschen und Mark ein von den Eltern, deren Töchter die Schule besuchen, gleichviel, ob eine öffentliche oder private, und bei Kronen und Doppelkronen von den Reichen, den Guts- und Schloßherren, die ihren Töchtern eine eigene Erzieherin halten, und Jeder wird die Mark und die Kronen gern bei Kleinem geben, wenn er weiß: diese Steuer kommt dereinst Deiner Lehrerin und Erzieherin zu Gute, wenn sie alt und krank und müde ist. Du sorgst durch diese kleine Abgabe treulich mit für den Feierabend ihres Lebens, an den die Arme jetzt nur voll heimlicher Angst denken kann.

Bis dahin aber, bis der Staat für diese seine wackersten und segensreichsten Mitarbeiterinnen etwas Ausreichendes thut, bis er auch ihnen Invalidenhäuser baut und Invalidenpensionen stiftet — bis dahin sind wir auf Selbsthülfe angewiesen.

So dachte auch ein Kreis von herzensmuthigen Lehrerinnen Rheinland Westfalens, und sie schossen ihre Groschen und Mark zusammen und veranstalteten kleine Verloosungen zu einem Feierabendhause für die Invalidinnen der Schule — und waren hochbeglückt, als sie hierzu 3000 Mark beisammen hatten.

Das opferfreudige Streben rührte einige edle Männer und Frauen; sie bildeten vor Jahresfrist einen Verein: den müden Lehrerinnen ein Feierabendhaus bauen zu helfen — in dem freundlichen grünen braunschweigischen Städtchen Gandersheim am Harz, in der Nähe der Heilquellen des Herzog Ludolf-Soolbades. Der Vorsitzende des Vereins ist Superintendent König zu Witten bei Bochum, der Cassirer Gottfried Banse in Bielefeld. Die vierundzwanzig stimmberechtigten Vorstandsmitglieder gehören meistens dem Lehrerstande an.

Ordentliches Mitglied des Vereins wird jede deutsche Lehrerin und Erzieherin durch Einzahlung von fünf Mark und einen Jahresbeitrag von drei Mark. Außerordentliches Mitglied kann Jedermann werden durch einen Jahresbeitrag von wenigstens drei Mark, oder durch eine einmalige Gabe von wenigstens sechszig Mark.

Das Feierabendhaus für Lehrerinnen und Erzieherinnen wird den Namen „Wilhelm-Augusta-Stift" erhalten, zur bleibenden Erinnerung an die goldene Hochzeit unseres Kaiserpaares — und in der Hoffnung, daß die Kaiserin Augusta das Protectorat übernehmen werde, sobald die Statuten von der Regierung bestätigt worden sind.

In diesem Wilhelm-Augusta-Stift kann jede deutsche Lehrerin und Erzieherin für ihren Lebens Feierabend ein Ruheplätzchen finden, wenn sie ordentliches Mitglied des Vereins, 55 Jahre alt oder bei 40 Jahren dienstunfähig geworden ist und mindestens 15 Jahre unterrichtet hat. Auch ein Eintrittsgeld von 300 Mark und eine kleine Jahrespension werden anfangs gefordert werden müssen, bis die Vereins Mittel es erlauben, darauf zu verzichten. Jede Pensionärin erhält ein freundliches Zimmer nebst Schlafcabinet, freie Verpflegung und freie Curkosten und Bäder im Herzog-Ludolfs-Bade.

Das Vereinsvermögen wuchs mit der Zeit auf 12,000 Mark an. Vor einigen Wochen versuchte auch ich, angeregt durch ein eifriges Vorstandsmitglied, zum Bau mein Sandkörnlein beizutragen. Ich schrieb, anknüpfend an die berühmte alte Gandersheimer Nonne und Dichterin Hroswitha, die vor neunhundert Jahren lebte und sich selber „Clamor validus Gandershemiensis" nannte, einen Aufruf zum Bau eines Feierabendhauses: „Die mächtige Stimme von Gandersheim". Diese Stimme ist, wenn auch nur von wenigen großen Zeitungen weiter getragen, nicht wirkungslos verhallt. Dafür zeugen die Hunderte von Zuschriften und die reichen Gaben, welche mir in kaum drei Sammelwochen von allen Seiten zuflossen. Es sind über 1600 Mark, darunter viele Jahresbeiträge, meistens gesammelt in dem kleinen Kreise, der sich um die drei Städte Magdeburg Leipzig Halle schließt. Aus unseren großen reichen Städten: Hamburg, Bremen, Köln, Hannover, Braunschweig, Dresden, Breslau, Danzig, Königsberg, Stettin, Stuttgart, München ist bis jetzt kein Pfennig gesandt, weil dort meine Bitte für unser Feierabendhaus noch nicht bekannt geworden.

Um so dankbarer müssen wir jetzt der „Gartenlaube" sein, die freundlich bereit ist, diesen neuen Aufruf hinaus zu tragen in alle deutsche Lande — und über die Meere in ferne Länder, so weit die deutsche Zunge klingt.*

Dieser Erfolg erst giebt mir die frohe Zuversicht: wir werden schon im nächsten Frühjahr in Gandersheim, während die Stadt das tausendjährige Jubiläum der Stiftung der alten Abtei durch Herzog Ludolf feiert, den Grundstein zu unserem Feierabendhause legen können — und wir werden nicht in den Fundamenten stecken bleiben. Die Leser der „Gartenlaube" haben ja schon oft bewiesen, daß sie das Herz auf dem rechten Flecke haben, bauen zu helfen, wo es ein großes, edles, deutsches Nationalwerk gilt.

Und Jeder von Euch, liebe Leser, kann redlich bauen helfen, wenn er nur redlich will. Der Reiche giebt Goldkronen, Bauholz, Steine — der Arme trägt ein wenig Sand herbei — in Briefmarken. In ähnlicher Weise habe ich auf der kleinen Halbinsel Mönchgut bauen sehen. Das ganze Dorf, Jung und Alt half am Bau. Unten wurde gemauert und gezimmert — und oben wurde schon das Strohdach gelegt. Frauen und Kinder schleppten Sand, Steine, Wasser und Stroh herbei — Jeder nach seinen Kräften und seinem Vermögen. Laßt uns an diesen weltverschollenen, armen Insulanern ein Beispiel nehmen — und Ihr werdet selber Eure Lust daran haben, wie wunderbar schnell der Bau uns unter den Händen aufwächst.

Damit genug für heute — und Gott befohlen! Ich hoffe, wir begrüßen uns an dieser Stelle noch ein oder das andere Mal als gute Freunde. Zunächst habt Ihr das Wort — in klingenden Briefen und Postanweisungen. Die Adresse ist die unterzeichnete:

Blankenburg am Harz. Arnold Wellmer.

* Unsere Leser erinnern sich wohl noch unseres früheren Aufrufes für ein ähnliches Lehrerinnen-Asyl in Steglitz bei Berlin (Nr. 51, Jahrgang 1878). Wenn wir hiermit auch der warmen Befürwortung einer zweiten ähnlichen Stiftung Raum gewähren, so geschieht dies in der Ueberzeugung, daß für die große Anzahl hülfsbedürftiger und im Alter verlassener Lehrerinnen in Deutschland mehr als ein Feierabendhaus wünschenswerth ist, und weil wir keine Gelegenheit versäumen möchten, um der Sache an sich, nämlich der Altersversorgung an ihrem Lebensabend alleinstehender Lehrerinnen und Erzieherinnen, in allerdringendster Weise das Wort zu reden. D. Red.

„Decoration-day".* „Der Yankee hat kein Gefühl für etwas Höheres; ihm gilt sein ‚time is money' mehr als Alles auf der Welt" — wie oft hört man diesen Ausspruch, und mit wie stolzer Miene schlägt der Pharisäer an seine Brust und ruft in eitler Selbstüberhebung: „Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin, wie jene nach Reichthümern jagenden Amerikaner!"

Ob aber der Yankee mit seiner kühlen Außenseite nicht ein tieferes Gefühl in sich birgt, als Jener, der sein Herz offen zur Schau trägt — darüber ist schwer zu rechten. Wahr aber bleibt es, daß in Amerika Wohlthun und Nächstenliebe sich in köstlichster Weise entfaltet haben und oftmals durch einen innigen, poetischen Hauch verklärt werden; und ebenso steht es um die nationale Pietät. „Decoration-day", der 30. Mai, liefert dafür den treffendsten Beweis.

Als der Sturm des Krieges 1865 verweht war, als die Brüder der Union sich über rauchenden Trümmern, blutenden Leichen versöhnt die Hände reichten, als dem Norden Amerikas das große Werk gelungen war, die Neger aus ihren Sclavenfesseln zu lösen, da wurden von Hoch und Niedrig, von Arm und Reich Geld und Lebensmittel herbeigetragen, um die Noth der Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen zu lindern; als aber für des Leibes Unterhalt genügend gesorgt war, da gedachte man der Todten. —

Denkmäler setzt jede Nation; der einzelnen Schlachttage gedenkt mit stiller Wehmuth jedes Regiment und legt seine Kränze am Monument der gefallenen Cameraden nieder — aber etwas hat die Union vor allen Ländern voraus: die gemeinschaftliche Todtenfeier, die Ausschmückung der Gräber aller Gefallenen, ob Freund — ob Feind, an einem und demselben Tage.

Am 30. Mai kommen die Regimenter zusammen; da ziehen sie aus, hinter sich Wagen, die mit Blumen überladen sind. Bei dumpfem Trommelklang ziehen sie hin zu den Kirchhöfen; dort, unter dem Gebet der Geistlichen, schmücken die Soldaten die Gräber derjenigen, die im Kampf geblieben sind, legen die Blumenspenden nieder und pflanzen kleine Fahnen auf die Hügel.

Es gewährt einen wunderbar rührenden Anblick, wenn man z. B. in Albany, der Hauptstadt des Staates New York, am „Decoration-day" auf dem Kirchhof steht. Dort auf einem Plateau liegen wohl weit über hundert Gräber beisammen, in welchen Soldaten gebettet sind. Auf hohem Postament, in Lebensgröße, auf sein Gewehr gestützt, steht ein aus grauem Stein gemeißelter Soldat. Er hält Wache über all den stummen Schläfern dort unten. Das Käppi sitzt fest auf seinem Haupte; der Mantel scheint im Winde sich zu bewegen, und der schwermüthige Ausdruck, mit dem er hinüber nach einem klaren Teiche schaut, der die Grenze zwischen den Soldatengräbern und den Ruhestätten der Bürger bildet, ist ein so naturwahrer, daß man im Augenblicke denkt, der Mann lebe und empfinde für alle die Todten das Rührende der militärischen Trauerfeier, welche da unter seinem Postamente stattfindet.

Aber Winterfeld's Wort:

„Da geht's zurück mit Sang und Klang;
Soldatenkummer währt nicht lang —"

bewahrheitet sich zuletzt auch hier. Wenn die Ceremonie vorüber ist und während die Hunderte von Besuchern herbeiströmen, um nun auch ihre Blumenspenden niederzulegen, ordnen sich die Regimenter; der Tambourmajor mit seiner hohen Bärenmütze wirft seinen Stab in die Luft und fängt ihn mit sicherer Hand wieder auf. Die Trommeln wirbeln; mit lustiger Musik geht es zurück in die Garnison. Hinter jedem Bataillon schreiten zwei Neger mit einem Eimer voll Eiswasser, und ein dritter mit seinem Wichsapparat, während an der Spitze sich die höheren Officiere stolz in ihren Sätteln wiegen und die goldenen Litzen mit dem rothen Futter der kurzen zurückgeknöpften Mäntel im Glanz der Sonne funkeln. Ein kurzer Vorbeimarsch bei dem Gouverneur des Staates oder dessen Stellvertreter, und Alles geht zufrieden heim, mit dem Bewußtsein, den Todten den ihnen schuldigen Tribut gebracht zu haben.

Die Blumen auf den Gräbern duften; die Fähnchen auf den Hügeln bewegen sich leise im Winde. „Decoration-day" ist vorüber. Schlaft in Frieden, Ihr tapferen Krieger unter dem grünen Rasen!

Clara Hance.

* Der 30. Mai wird in Amerika „Decoration-day" genannt, weil an diesem Tage die Soldatengräber geschmückt werden.

Auf der Lauer. (Mit Abbildung S. 369.) Wenn unsere Leser den verborgenen Menschen, von dessen dunkler, an die Wand gedrückter Figur nur das herwärts spähende Gesicht ein wenig erkennbar ist, mit glücklichem Auge entdecken und nun die beiden Gestalten näher betrachten, welche anscheinend nicht die geringste Lust zum Weitervorrücken haben, sondern auf ihrem Posten standhaft beharren werden, bis der Feind „durch diese hohle Gasse" hervorbricht — dann werden sie mit uns in der Vermuthung übereinstimmen, daß es nicht leicht ist, zu sagen, welchen von den drei Helden die größere Angst schüttelt. In der Gewißheit, daß allen Dreien in ihrer Situation gleich schlecht zu Muthe ist, liegt die Komik unseres Bildchens.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No. 24. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Frühlingsboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

„Du hast uns eine eigenthümliche Ueberraschung bereitet," wandte sich Baron Heideck an Oswald. „Vor allen Dingen mir, der ich schon im Begriffe stand, Schritte für Deine nächste Zukunft zu thun. Was sind das für unsinnige Ideen, mit denen Du auf einmal zum Vorschein kommst! Die Militärcarrière hast Du verweigert; jetzt machst Du es ebenso mit der Staatscarrière, und gerade Dir — in Deiner abhängigen Lebensstellung — ist ein solches Schwanken zwischen allen möglichen Laufbahnen am wenigsten gestattet."

„Ich selbst habe wohl nie geschwankt; denn ich habe nie eine eigene Wahl gehabt," entgegnete Oswald ruhig. „Ich wurde für den Staatsdienst bestimmt wie anfangs für die Armee, ohne daß meine Neigung dabei befragt wurde."

„Und warum äußertest Du nie ein Wort darüber, daß es Dir schließlich belieben würde, Dich auch dieser Bestimmung zu widersetzen?" fragte die Gräfin.

„Das ist leicht zu errathen," fiel Heideck ein. „Er scheute einen längeren Kampf mit Dir und mir, in dem er doch wohl zu unterliegen fürchtete, und dachte durch Ueberraschung unseren Widerstand zu brechen. Aber da bist Du im Irrthum, Oswald. Meine Schwester hat Dir bereits erklärt, daß wir den Namen und Rang der Grafen von Ettersberg für unvereinbar mit einer Advocatenpraxis halten, und ich wiederhole Dir, daß Du dazu nie unsere Einwilligung erhalten wirst."

„Das thut mir leid," war die feste Antwort. „Dann bin ich eben gezwungen, den Weg, den ich mir vorgezeichnet habe, ohne die Einwilligung meiner Verwandten zu gehen."

Die Gräfin wollte auffahren, aber ihr Bruder winkte beschwichtigend mit der Hand.

„Laß ihn, Constanze! Es wird sich zeigen, ob er das kann. Ich begreife Dich wirklich nicht, Oswald," fuhr er mit vernichtendem Spotte fort. „Du bist doch lange genug auf der Universität und auf Reisen gewesen, um wenigstens einigermaßen die Anforderungen der Welt zu kennen. Hast Du Dir denn nie gesagt, daß Du ohne Existenzmittel weder Dein Examen in der Residenz machen, noch Jahre lang leben kannst, bis sich irgend ein Einkommen für Dich findet, und daß Dir diese Mittel entzogen werden, wenn Du es bis zum Bruche mit Deiner Familie treibst? Du rechnest wahrscheinlich auf Edmund's Gutmüthigkeit und seine Zuneigung zu Dir, in diesem Falle aber wird meine Schwester dafür sorgen, daß er Deinen Eigenwillen nicht unterstützt."

„Ich rechne auf Niemand als auf mich selbst," erklärte Oswald. „Edmund weiß es bereits, daß ich seine Hülfe nie in Anspruch nehmen werde."

„Nun, dann erlaubst Du vielleicht mir, als Deinem ehemaligen Vormund, die Frage, wie Du Dir eigentlich die nächste Zukunft denkst," sagte Heideck in dem früheren hohnvollen Ton.

„Ich gehe zunächst nach der Residenz zu dem Justizrath Braun. Der Name ist Ihnen vermuthlich bekannt?"

„Allerdings. Er hat einen bedeutenden Ruf als Vertheidiger."

„Er war der Rechtsfreund meines verstorbenen Vaters und verkehrte damals viel in unserem Hause. Ich habe ihn jedesmal aufgesucht, wenn ich mit Edmund in der Residenz war, und er hat die alte Freundschaft für den Vater auf den Sohn übertragen. Schon während meiner Universitätszeit gab er mir die nöthigen Winke, wie ich meine Studien für die schon damals erwählte Laufbahn einzurichten hatte, und seitdem sind wir regelmäßig in Verkehr geblieben. Jetzt wünscht er einen Gehülfen und späteren Nachfolger in seiner allzu großen Praxis und hält mir diese Stellung bis nach vollendetem Examen offen. Für die Zeit des Examens selbst hat er mir den Aufenthalt in seinem Hause angeboten, und ich habe das dankend angenommen."

Oswald setzte das Alles mit unerschütterlicher Ruhe auseinander, um so erregter aber waren seine beiden Zuhörer, denen das im höchsten Grade unerwartet kam. Sie hatten geglaubt, mit einem bloßen Machtworte die „unsinnigen Ideen" des widerspänstigen Neffen zu brechen, der durch seine Abhängigkeit ja vollständig in ihren Händen war, und stießen nun auf einmal auf einen fest und sicher gegründeten Lebensplan, in dem alles bestimmt, alles vorhergesehen war, und der den jungen Mann vollständig ihrer Macht entzog. Die unliebsame Ueberraschung verrieth sich deutlich in dem Blicke, den sie miteinander wechselten.

„Das sind ja merkwürdige Neuigkeiten," brach die Gräfin aus, die ihre Gereiztheit nicht länger zu beherrschen vermochte. „Du hast also hinter unserem Rücken mit einem Fremden ein förmliches Complot gegen uns geschmiedet? Und dieses Complot hat schon seit Jahren bestanden."

„Und zu welchem Zwecke!" ergänzte Heideck. „Während Dir in der Armee wie im Staatsdienst Dein altadeliger Name die Carrière sichert, stößt Du das Alles zurück um einer Advocatenpraxis willen. Ich glaubte denn doch, daß Dein Ehrgeiz einen höheren Flug nähme. Hast Du wirklich eine so unglaubliche Schwärmerei für diesen Stand?"

Digitized by Google

„Nein," sagte Oswald kalt, „nicht die mindeste! Aber in jeder anderen Laufbahn bin ich gezwungen, noch Jahre lang die bisherigen — Wohlthaten anzunehmen, und das will ich nicht. Jener Weg ist der einzige, der mich zur Unabhängigkeit und Freiheit führt, und diesem einen Ziele opfere ich alles."

Es sprach ein unbeugsamer Entschluß aus diesen Worten, zugleich aber auch ein herber Vorwurf, den die Gräfin nur zu gut verstand.

„Du hast allerdings diese Wohlthaten so lange angenommen, daß Du sie füglich jetzt entbehren kannst," warf sie hin.

Der Ton der Bemerkung war noch verletzender als ihr Inhalt, aber auch Oswald verlor jetzt seine Ruhe. Seine kurzen, heftigen Athemzüge verriethen, wie erregt er war, als er ebenso verletzend antwortete:

„Wenn man mich bisher an der Kette meiner Abhängigkeit festhielt, so ist das sicher nicht meine Schuld gewesen. Einem Ettersberg war es ja nicht erlaubt, sein Fortkommen in der Welt auf eigene Hand zu suchen, wie das in bürgerlichen Verhältnissen geschieht. Ich hatte mich der Tradition meiner Familie zu fügen. Ich habe warten müssen bis zu dieser Stunde, wo ich endlich meine Zukunft selbst in die Hand nehme."

„Und Du thust das in der rücksichtslosesten Weise," sagte die Gräfin mit steigender Heftigkeit. „In vollster Gleichgültigkeit gegen diese Traditionen, in offener Empörung gegen die Familie, der Du Alles verdankst. Hätte mein Gemahl das vorhergesehen, er hätte nie die Bestimmung getroffen, daß Du mit seinem eigenen Sohne erzogen und wie ein Kind des Hauses gehalten werden solltest, dem Du jetzt in einer solchen Art dankst. Freilich, Dankbarkeit ist ein Wort, das Du überhaupt nicht zu kennen scheinst."

Oswald's Blick flammte auf, und ein drohender, unheilverkündender Strahl brach daraus hervor.

„Ich weiß es, Tante, welch eine schwere Last Dir der Onkel mit dieser Bestimmung auferlegte, aber glaube mir, ich habe daran noch schwerer getragen als Du! Wäre ich als Waise in die Welt hinausgestoßen, wäre ich von Fremden auferzogen worden, ich hätte es leichter ertragen, als das Leben in diesen glänzenden Umgebungen, wo ich täglich und stündlich an meine Nichtigkeit erinnert wurde, wo die stolze Ettersberg'sche Ader in mir sich nicht regen durfte, ohne sofort unterdrückt zu werden. Der Onkel hat meine Aufnahme in seinem Hause durchgesetzt, mich zu schützen hat er nie versucht, und Dir war ich ja von jeher nur das Vermächtniß eines feindseligen und gehaßten Schwagers. Ich bin mit Abneigung empfangen, mit Widerwillen geduldet worden, und dieses Bewußtsein hat mich oft genug zur Verzweiflung getrieben. Wäre nicht Edmund gewesen, der Einzige, der mir Liebe entgegenbrachte, der Einzige, der fest zu mir hielt, trotz Allem, was geschah, ihn mir zu entfremden, ich hätte dieses Leben nicht ausgehalten. Du verlangst Dankbarkeit von mir? Ich habe sie nie gegen Dich gefühlt, werde sie nie fühlen; denn tief in meinem Innern regt sich oft eine Stimme, die mir zuruft, daß ich hier nicht zu danken habe, sondern — anzuklagen."

Er schleuderte das letzte Wort voll und drohend heraus; die Schranke war gebrochen, und all der Haß, all die Bitterkeit, die er Jahre lang verborgen in sich getragen, flutheten jetzt in wilder Empörung der Frau entgegen, die, äußerlich wenigstens, Mutterstelle bei ihm vertreten hatte. Auch sie hatte sich erhoben und stand ihm jetzt Auge in Auge gegenüber. Sie maßen sich, wie zwei Todfeinde vor dem beginnenden Kampfe, und die nächsten Worte hätten vielleicht zu einem unheilbaren Bruche geführt, wenn sich nicht Baron Heideck rasch in's Mittel gelegt hätte.

„Oswald, Du vergißt Dich," rief er. „Was ist das für eine Sprache, die Du Deiner Tante gegenüber zu führen wagst!"

Die kalte scharfe Stimme brachte die Beiden gleichzeitig zur Besinnung. Die Gräfin ließ sich langsam wieder auf ihren Sitz nieder, und ihr Neffe trat einen Schritt zurück. Einige Secunden hindurch herrschte ein peinliches Schweigen; dann nahm Oswald in völlig verändertem, eiskaltem Tone das Wort:

„Es ist wahr — ich habe um Verzeihung zu bitten. Zugleich bitte ich aber auch, mich meinen Weg fortan ungehindert gehen zu lassen. Er entfernt mich voraussichtlich für immer von Ettersberg und hebt jede fernere Beziehung zwischen uns auf. Ich glaube, das liegt in unseren beiderseitigen Wünschen, und jedenfalls ist es das Beste für uns."

Und ohne irgend eine Antwort oder Entlassung abzuwarten, wandte er sich um und verließ das Zimmer.

„Was war das?" fragte die Gräfin tonlos, als die Thür sich geschlossen hatte.

„Eine Drohung!" sagte Heideck. „Hast Du sie nicht verstanden, Constanze? Ich denke, sie war deutlich genug."

Er sprang auf und ging einige Male rasch und unruhig auf und nieder. Selbst die kühle Gemessenheit des Bureaukraten hielt vor dieser Scene nicht Stand; endlich blieb er vor seiner Schwester stehen.

„Wir werden nachgeben müssen. Die Sache liegt jetzt anders, ganz anders. Ein energischer Widerstand unsererseits könnte bedenklich werden — das haben mir die letzten Minuten gezeigt."

„Meinst Du?"

Die Worte fielen fast mechanisch von den Lippen der Gräfin; sie blickte noch immer starr auf die Thür, hinter der Oswald verschwunden war.

„Unbedingt!" sagte Heideck rasch und bestimmt. „Der Bursche ahnt mehr als gut ist; es ist gefährlich ihn zu reizen. Wenn er es durchaus will, so mag er gehen. Wir haben ohnehin keine Macht mehr, ihn zu halten; er hat sich ja völlig unangreifbar gemacht mit diesem meisterhaft ausgearbeiteten Zukunftsplane. Darauf war ich allerdings nicht gefaßt, aber wir wissen jetzt wenigstens, was hinter seiner scheinbaren Ruhe und Gleichgültigkeit verborgen ist."

„Ich habe das längst gewußt," erklärte die Gräfin, die jetzt erst wieder zur klaren Besinnung zu kommen schien. „Ich habe nicht umsonst diese kalten, spürenden Augen gefürchtet. Schon als sie mir das erste Mal aus dem Antlitz des Knaben entgegenblickten, wehte es mich an wie eine Ahnung, daß sie einst Verderben über mich und meinen Sohn bringen würden."

„Thorheit!" sagte Heideck. „Was sich Oswald auch einbilden mag, es kann und wird nie mehr als eine Ahnung bleiben, und er wird sich hüten, ihr je wieder Worte zu leihen. Es war nur die äußerste Aufregung, die ihm jene Andeutung entriß, aber gleichviel — derartige Scenen dürfen nicht wiederkehren. Darin wenigstens hat er Recht, daß es das Beste ist, wenn er Ettersberg für immer meidet. Dann hören schließlich auch seine Beziehungen zu Edmund auf. Wir müssen in unserem eigenen Interesse ihn jener Laufbahn überlassen."

Oswald hatte inzwischen rasch die Gemächer der Gräfin durchschritten und war eben im Begriff, sie zu verlassen, als er Edmund begegnete, der auf dem Wege zu seiner Mutter war. Heiter, sorglos und übermüthig wie gewöhnlich bemächtigte sich der junge Graf sofort seines Vetters und hielt ihn fest.

„Nun, Oswald, wie ist die Gerichtsscene da drinnen ausgefallen? Wir müssen jetzt fest zusammenhalten; wir sind ja in dem gleichen Falle, nur daß der meinige romantisch und der Deinige juristisch ist. Ich hatte schon vorhin im Wagen eine kleine Voruntersuchung auszuhalten, und jetzt kommt die hochnothpeinliche Verhandlung selbst. Ist der Onkel sehr ungnädig?"

„Gegen Dich wird er es schwerlich sein," war die einsilbige Antwort.

„O, ich fürchte mich auch nicht im Mindesten!" rief Edmund lachend. „Die Mama allein hätte ich längst auf meine Seite gebracht; leider weiß sie das und hat sich den Onkel zur Hülfe kommen lassen. Mit dem ist nun allerdings schwerer fertig zu werden, doch allzu arg verfährt er auch nicht mit mir. Aber Du, Oswald," er trat dicht vor seinen Vetter hin und sah ihm forschend in die Augen. „Du siehst wieder so finster, so verbittert aus. Dich haben sie wohl recht gequält?"

„Du weißt ja, daß es bei solchen Dingen nicht ohne heftige Debatten abgeht," versetzte Oswald ausweichend. „Ich habe aber trotzdem meinen Willen durchgesetzt. Doch noch Eines, Edmund! Ich werde Ettersberg wahrscheinlich früher verlassen, als es anfangs bestimmt war, vielleicht schon in den nächsten Tagen."

„Weshalb?" fuhr der junge Graf auf. „Was ist vorgefallen? Du warst ja entschlossen, bis zum Herbste zu bleiben. Hat Dich der Onkel beleidigt, daß Du fort willst? Das dulde ich nicht: ich werde auf der Stelle —"

„Ich sage Dir ja, daß Alles geordnet und ausgeglichen ist," unterbrach ihn Oswald. „Es ist durchaus nichts vorgefallen. Die Tante und ihr Bruder sind natürlich etwas gereizt gegen

Digitized by Google

mich, aber sie werden mir kein Hinderniß mehr in den Weg legen."

„Ist das Dein Ernst?" fragte Edmund überrascht. Er konnte sich offenbar diese plötzliche Nachgiebigkeit nicht erklären.

„Mein voller Ernst; Du wirst es ja von ihnen selbst hören. Und nun geh zu Deiner Gerichtsscene! Dir wird sie nicht allzu schwer gemacht werden; Du hast ja nur an die Liebe Deiner Mutter zu appelliren, wo ich die — Furcht zu Hülfe rufen mußte."

Edmund sah ihn verwundert an. „Furcht? Vor wem? Du bist manchmal ganz räthselhaft in Deinen Ausdrücken."

„Geh' nur!" drängte Oswald. „Ich kann Dir ja später den Verlauf der Unterredung erzählen."

„Nun gut!" Edmund wandte sich nach der Thür, blieb aber noch einmal stehen. „Aber Eines sage ich Dir, Oswald, aus Deiner frühen Abreise wird nichts. Du hast mir versprochen, bis zum Herbste zu bleiben, und eher lasse ich Dich unter keiner Bedingung fort. Schlimm genug, daß ich Dich dann monatelang entbehren muß; denn vor Beendigung des Examens kommst Du schwerlich zum Besuche nach Ettersberg — das weiß ich im Voraus."

Er ging. Oswald blickte ihm düster nach. „Monatelang? Wir werden es wohl lernen müssen, uns für immer zu entbehren," und mit sinkender Stimme setzte er hinzu: „Ich habe nicht geglaubt, daß mir das so schwer werden würde."

Mehr als zwei Monate waren vergangen. Man befand sich schon mitten im Sommer, aber Ettersberg und Brunneck spielten immer noch, wie Graf Edmund sich ausdrückte, Montecchi und Capuletti. Weder die Gräfin noch Rüstow hatten den Widerstand gegen die Verbindung ihrer Kinder aufgegeben; desto hartnäckiger hielten diese selbst daran fest. Trotz des Verbotes sahen sie sich sehr oft und schrieben sich noch öfter. Um das Erstere zu ermöglichen, hatte man Fräulein Lina Rüstow in das Complot gezogen, und diese hielt es für besser, die Zusammenkünfte, die doch jedenfalls stattgefunden hätten, unter ihren Schutz zu nehmen; sie stand überhaupt gänzlich auf Seiten des jungen Paares, das sein Schicksal ziemlich leicht trug. Weder Edmund noch Hedwig waren danach geartet, die vorläufige Trennung sentimental oder gar tragisch zu nehmen. Eine Verbindung ohne jedes Hinderniß wäre ihnen wahrscheinlich langweilig erschienen, der elterliche Widerstand gab der Sache in ihren Augen erst die nöthige Romantik. Sie vertieften sich darin mit dem ganzen Eifer ihrer achtzehn und vierundzwanzig Jahre und fanden sich und ihre treue Liebe über alle Maßen interessant und poetisch. Ueber den Ausgang des Romans machten sich Beide im Grunde wenig Sorge; sie wußten zu gut, daß sie die verwöhnten und verzogenen Lieblinge ihrer Eltern waren und ihren Willen schließlich doch durchsetzen würden. Einstweilen zeigte sich die Gräfin zwar noch als unerbittliche Mutter, und der Oberamtsrath war wüthender als je, aber es fehlte doch nicht an Anzeichen, daß die Festungen nicht so unüberwindlich waren, wie sie sich stellten, und daß sie dem fast täglich wiederholten Ansturm doch endlich erliegen würden.

Die Entscheidung kam schneller, als alle Betheiligten es ahnten. Fräulein Lina Rüstow war auf einige Tage nach der Stadt gefahren, um Einkäufe zu machen, und kehrte nun ganz harmlos nach Brunneck zurück, das sie noch in voller Feindschaft mit Ettersberg verlassen hatte. Etwas befremdet darüber, daß ihr Cousin sie allein empfing und Hedwig sich nirgends blicken ließ, fragte sie nach derselben.

„Hedwig?" fragte Rüstow mit einer Miene, die zur Hälfte Verlegenheit und zur Hälfte Ingrimm ausdrückte. „Sie ist augenblicklich nicht hier; sie wird später kommen."

Die Cousine forschte nicht weiter. Es hatte vermuthlich wieder eine Debatte hinsichtlich der Herzensangelegenheit gegeben, und das war nie erfreulich für die Umgebung des Oberamtsraths, denn dieser pflegte seinen Aerger an aller Welt auszulassen, nur nicht an seiner Tochter. Diesmal aber wußte sich Fräulein Lina im Besitze einer Nachricht, die jede Mißstimmung verscheuchen mußte, und kaum waren sie Beide in das Zimmer getreten, so kam sie damit zum Vorschein.

„Ich bringe Ihnen eine Neuigkeit mit, Erich. Der Rechtsanwalt wollte Ihnen ein Telegramm schicken, ich bat es mir aber aus, die Ueberbringerin der frohen Botschaft zu sein. Sie haben den Proceß in erster Instanz gewonnen; Dornau ist Hedwig zugesprochen worden."

Merkwürdiger Weise hatte diese so sehr ersehnte und ganz unerwartete Nachricht gar keine besondere Wirkung. Das finstere Gesicht Rüstow's hellte sich zwar auf, aber aus seiner Stimme klang noch immer ein unverkennbarer Aerger, als er ausrief:

„Das freut mich. Das freut mich trotz alledem. Wenn die Sache nur ein paar Wochen früher gekommen wäre; jetzt ist mir das ganze Vergnügen daran verdorben. Der Proceß ist also gewonnen?"

„In der ersten Instanz. Unser Anwalt hegt jedoch die zuversichtlichste Hoffnung auch für die endgültige Entscheidung. Allerdings wird die Gegenpartei appelliren und Alles aufbieten, Ihnen den Sieg streitig zu machen."

„Nein, das wird sie nicht!" brummte Rüstow, in dessen Gesicht wieder jener seltsam verlegene Ausdruck erschien.

„Doch! Daran ist gar kein Zweifel. Der Anwalt hat sich schon auf die sämmtlichen Instanzen vorbereitet."

„Er soll sich gefälligst die Mühe sparen," brach Rüstow los. „Kein Mensch wird appelliren. Der Proceß ist aus, rein aus, und das Ende vom Liede ist, daß Dornau nun doch an Ettersberg fällt."

„An Ettersberg? Ich sage Ihnen ja aber — mein Gott, Erich, was soll diese finstere Miene bedeuten, und warum ist Hedwig nirgends zu erblicken? Was ist vorgefallen? Ist sie krank oder gar —"

„Echauffiren Sie sich nicht!" unterbrach Rüstow die angstvollen Fragen. „Hedwig ist ganz wohl und munter, und im Uebrigen ist sie drüben in Ettersberg bei ihrer künftigen Frau Schwiegermutter. — Ja, setzen Sie sich nur, Lina! Ich nehme es Ihnen gar nicht übel, wenn Sie auf's Höchste überrascht sind; mir ist es ebenso gegangen."

Fräulein Lina war in der That auf einen Stuhl gesunken und starrte völlig sprachlos vor Ueberraschung ihren Cousin an, der jetzt fortfuhr:

„Dies junge Volk hat ein ganz unerhörtes Glück. Um ein Haar hätten Sie Keinen von uns mehr am Leben getroffen, Lina. Die Gräfin war am Ertrinken; wir Anderen hätten beinahe Hals und Beine gebrochen."

„Um des Himmelswillen! Und das nennen Sie ein unerhörtes Glück?" rief das Fräulein entsetzt.

„Ich sage ja nur ‚beinahe'. Schließlich ist eine Verlobung daraus geworden, und Hals über Kopf ist die Geschichte gegangen. Todesgefahr, Rührung, Umarmung — wir waren auf einmal mitten darin und konnten uns erst als segnende Eltern wieder herausfinden. O diese verwünschten Ettersberg'schen Rappen! Ich wollte ihnen das Durchgehen abgewöhnen! Warum gehen denn meine Pferde niemals durch?"

„Aber was gehen mich denn Ihre Pferde an?" unterbrach ihn die Cousine in halber Verzweiflung. „Auf diese Weise erfahre ich gar nicht, was eigentlich passirt ist. So erzählen Sie doch vernünftig!"

„Ja richtig, ich muß Ihnen das in Ruhe erzählen," sagte der Oberamtsrath und leitete diese Ruhe damit ein, daß er heftig im Zimmer auf und nieder zu schreiten begann, wie es seine Art war, wenn er sich in Aufregung befand.

„Also, ich fahre vorgestern mit Hedwig zum Besuch nach Neuenfeld. Sie wissen ja, wir müssen dabei den steilen Hirschberg passiren, und oben auf der Höhe ist der Weg so schmal, daß zwei Wagen nur mit Vorsicht an einander vorüber fahren können. Gerade an der Stelle begegnet uns die Ettersberg'sche Equipage mit der Gräfin. Wir ignoriren uns natürlich, unsere Herren Kutscher aber ignoriren sich nicht, sondern fahren wie toll auf einander los. Auf meinen Zuruf bringt Anton zwar die Pferde zum Stehen, aber die anderen drängen vorwärts, und so gerathen die Thiere an einander. Die wilden Ettersberg'schen Rappen nehmen das übel; sie bäumen sich hoch auf, rasen an uns vorbei, so dicht, daß sie uns fast die Räder zerschmettern, und als der Kutscher nun noch allerlei unsinnige Manöver macht, fangen sie in aller Gemüthlichkeit an durchzugehen. Als ich aus dem Wagen springe, ist es bereits zu spät; das geht wie die wilde Jagd den Berg hinunter. Der Kutscher fliegt vom Bock; der

Digitized by Google

Diener, anstatt die Zügel zu fassen, klammert sich an den Sitz fest; die Gräfin ruft um Hülfe, und so geht es geradewegs dem Weiher zu, der so recht hübsch bequem zum Ertrinken unten am Berge liegt."

Das Fräulein hörte in athemloser Erwartung zu. „Schrecklich! War denn keine Hülfe da?"

„Nun, ich war da," sagte Rüstow trocken. „Und ich kann zur Noth auch einmal den Rettungsengel spielen, wenn das auch nicht gerade meine gewöhnliche Beschäftigung ist. Langes Besinnen galt hier nicht und das Nachlaufen hätte ich bleiben lassen sollen. Zum Glück hielten wir gerade an dem steilen Fußwege, der die gewundene Fahrstraße um die Hälfte abkürzt. Wie ich hinunter gekommen bin, weiß ich nicht — genug, ich war unten, gleichzeitig mit dem Wagen, und brachte ihn dicht vor dem Weiher zum Stehen."

„Gott sei Dank!" rief das Fräulein aufathmend.

„Ja, das sagte ich auch, aber erst später, vorläufig war ich wüthend; denn ich stand da mit der ohnmächtigen Gräfin im Arme, und der Diener war vor Schreck und Angst fast ebenso besinnungslos, wie seine Herrin. Ein paar wilde Pferde kann ich zur Noth bändigen, aber mit ohnmächtigen Damen weiß ich nichts anzufangen. Jetzt aber flog auch Hedwig den Fußweg herab, und dann kam Anton und dann der Kutscher, hinkend zwar und mit einer tüchtigen Beule an der Stirn, aber das geschah ihm recht — er hatte durch sein unsinniges Fahren das ganze Unglück verschuldet."

„Und die Gräfin?" warf die Zuhörerin ein.

„Nun, die Gräfin war zum Glück unverletzt. Wir brachten sie in das nahegelegene Haus des Feldhüters, wo sie sich denn auch einigermaßen erholte. Von Fortkommen aber war vorläufig keine Rede. Die liebenswürdigen Rappen hatten sich neben dem Durchgehen noch das Specialvergnügen gemacht, die Deichsel ihres Wagens zu zerbrechen und den unserigen beim Vorbeijagen so zu beschädigen, daß er nicht von der Stelle konnte. Ich schickte also den Diener nach Ettersberg, um ein anderes Fuhrwerk zu holen, den Anton und den Feldhüter nach der Unglücksstätte, um womöglich den Wagen herab zu schaffen, und den Kutscher zu seinen schwarzen Ungethümen, die er denn auch glücklich nach Hause gebracht hat. Wir drei blieben allein — es war ein recht gemüthliches Zusammensein."

„Ich will doch nicht hoffen, Erich, daß Sie selbst da grob gewesen sind," sagte das Fräulein in vorwurfsvollem Tone.

„Nein, das ging leider nicht," versicherte Rüstow mit aufrichtigem Bedauern. „Die Gräfin war noch immer todtenblaß und halb ohnmächtig. Ich hatte auch einen kleinen Denkzettel erhalten, eine bloße Schramme am Arme, aber sie blutete doch, und das arme Kind, die Hedwig, lief angstvoll von Einem zum Anderen und wußte nicht, wem sie zuerst helfen sollte — in solcher Situation kommt die Höflichkeit ganz von selbst. Wir waren denn auch ungeheuer höflich mit einander und ungeheuer besorgt um einander, aber ich hoffte doch, die Sache würde mit einem schönen Danke und einer Empfehlung abgemacht sein, und wartete sehnlich auf den Wagen von Ettersberg. Statt dessen kam Graf Edmund angestürzt. Er hatte nach dem confusen Berichte des Dieners geglaubt, seine Mutter sei verletzt oder halb todt, und da hatte er gar nicht auf das Anspannen gewartet, sondern sich auf das erste beste Pferd geworfen und war hergejagt, als gelte es sein eigenes Leben. Ich hätte dem leichtsinnigen Springinsfeld gar nicht so viel Herz zugetraut. Er stürzte wie ein Verzweifelter in das Haus und in die Arme seiner Mutter, und im ersten Augenblicke sah und hörte er überhaupt nichts weiter als sie allein. Das hat mir bei alledem gefallen, sehr gefallen. Er scheint die Mutter leidenschaftlich zu lieben."

Die Stimme des Erzählenden hatte einen weichen Klang angenommen. Unglücklicher Weise ließ sich die Cousine beikommen, ihr Taschentuch hervorzuziehen und an die Augen zu drücken, was den Oberamtsrath sofort in die entgegengesetzte Stimmung warf.

„Ich glaube gar, Sie wollen weinen!" fuhr er auf. „Die Rührung verbitte ich mir; wir haben genug davon gehabt. Jetzt kam es natürlich" — nahm er den Faden seiner Erzählung auf — „zu Fragen und Erklärungen, bei denen ich trotz all meines Sträubens als Retter und Held figurirte. Die Gräfin floß über von Dankbarkeit, und urplötzlich fällt mir dieser Edmund um den Hals und behauptet, ich hätte seiner Mutter das Leben gerettet, und er verdanke das Niemandem auf der Welt lieber, als dem Vater seiner Hedwig." Hier wurden die Schritte Rüstow's immer größer und sein Antlitz immer grimmiger. „Ja, das sagte er ganz ungenirt: dem Vater seiner Hedwig! Ich will mich losmachen — da faßt mich Hedwig von der anderen Seite und erzählt mir genau dieselbe Geschichte von der Mutter ihres Edmund; jetzt tritt auch noch die Gräfin auf mich zu, bietet mir die Hand und — nun, das Uebrige können Sie sich denken. Wie gesagt, wir waren auf einmal mitten in der allgemeinen Umarmung und Versöhnung und kamen erst wieder zur Besinnung, als der Wagen, der dem Grafen nachgekommen war, draußen vorfuhr. Da es sich nun ergab, daß der unserige vorläufig nicht zu brauchen war, so blieb nichts übrig, als daß wir sämmtlich einstiegen und zunächst nach Ettersberg fuhren. Schließlich ist Hedwig dort geblieben bei der Gräfin, die wirklich recht elend und angegriffen war von dem Schrecken, und ich — ich sitze hier mutterseelenallein in Brunneck, ohne irgend einen Menschen."

„Bitte, ich bin ein Mensch," sagte Fräulein Lina etwas pikirt. „Rechnen Sie mich etwa nicht dazu?"

Rüstow brummte irgend etwas Unverständliches; in diesem Augenblicke trat der Diener ein und meldete den Herrn Pfarrer von Brunneck, der mit dem Gutsherrn befreundet war.

„Da haben wir es," rief dieser verzweiflungsvoll. „Der Pastor kommt sicher, um zu der Verlobung zu gratuliren. Die Geschichte ist ja schon in der ganzen Umgegend bekannt. Seit heute Morgen darf ich mich nicht aus der Thür wagen, ohne daß alle Welt mich anlächelt und mir Andeutungen über das ‚erfreuliche Ereigniß' macht. Aber das halte ich nicht aus. Ich muß mich erst fassen; ich muß mich erst daran gewöhnen. Lina, thun Sie mir den Gefallen: empfangen Sie den geistlichen Herrn; denn ich werfe in meiner jetzigen Stimmung alle Gratulationsbesuche zum Fenster hinaus."

Damit lief der Oberamtsrath zu der einen Thür hinaus, während der Herr Pfarrer durch die andere eintrat und dem Fräulein nun in der That feierlich und salbungsvoll zu dem „erfreulichen Ereigniß" gratulirte.

Der Tag, an welchem der junge Majoratsherr von Ettersberg seine Mündigkeit erreichte, war herangekommen und wurde mit einer glänzenden Festlichkeit begangen. Die Gräfin hielt gerade diesen Zeitpunkt für geeignet, all die Pracht zu entfalten, deren Ettersberg nur fähig war, und das geschah denn auch im vollsten Maße. Die weiten, im hellsten Lichtglanz strahlenden Räume des Schlosses sahen an diesem Tage eine äußerst zahlreiche Gesellschaft, für welche das Fest neben seinem eigentlichen Anlaß noch ein besonderes Interesse hatte. Das junge Brautpaar, dessen Verlobung vor einigen Wochen in Brunneck im Familienkreise gefeiert worden war, erschien zum ersten Male in einem größeren gesellschaftlichen Cirkel und nahm dessen Glückwünsche entgegen.

Die Verlobung selbst hatte in der Umgegend begreiflicher Weise viel Aufsehen erregt, aber mit jener Thatsache erfuhr man auch zugleich, was sie herbeigeführt hatte, und das erklärte Manches, das sonst unbegreiflich erschienen wäre. Es war erklärlich, daß die Gräfin dem Manne, dessen muthiger Entschlossenheit sie ihr Leben verdankte, die Hand zur Versöhnung bot und ihre aristokratischen Bedenken gegen eine Verbindung fallen ließ, die sie, wie es hieß, im Anfange sehr heftig bekämpft hatte. Es war eben so begreiflich, daß der Oberamtsrath nach jener Lebensrettung seinen Groll gegen die Ettersberg'sche Familie nicht länger festhielt, um so mehr, als der Proceß um Dornau jetzt zu seinen Gunsten entschieden und seinem Starrsinn damit eine Genugthuung bereitet worden war. Im Ganzen wurde die Wahl des Grafen Edmund mehr beneidet als angefochten, besonders von seinen jüngeren Standesgenossen. Die Erbin von Brunneck und Dornau war keine unangemessene Partie, selbst für einen Grafen Ettersberg. Es wurden oft ähnliche Verbindungen geschlossen, bei denen *keine* so romantische Neigung vorwaltete, bei denen die reiche Erbin *nicht* zugleich auch ein schönes und liebenswürdiges Mädchen war. Wie man aber auch die Sache beurtheilen mochte, das Brautpaar selbst bekam natürlich nur Liebenswürdigkeiten und Artigkeiten zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Eucalyptus-Oasis der Trappisten in der Campagna Romana.

Etwa eine Stunde weit von der Porta S. Paolo und der Pyramide des Cestius liegt südwestlich von Rom, abseits von der Via Ostiensis, welche den Tiber entlang zum Meere führt, in einer unfreundlichen Niederung der römischen Campagna die uralte Abtei der Tre Fontane (drei Quellen). Die Traditionen des einsamen Orts sind ebenso schwermüthig, wie seine äußere Erscheinung. Bis in die ältesten Zeiten seiner Geschichte war es stets der gewaltsame und unfreiwillige Tod, welcher in dem kleinen düsteren Thale mit roher Gewalt die Herrschaft führte. Die Menschen und die Natur wetteiferten und überboten sich auf dieser Spanne Erde in Grausamkeiten.

Die Legende erzählt, daß hier der heilige Paulus den Märtyrertod erduldete und daß zehntausend Christen, welche am Bau der diocletianischen Thermen in Rom Frohndienst geleistet hatten, hier niedergemacht wurden. Auf dem Friedhofe dieser Märtyrer entstand die Abtei. An der Stelle, wo Paulus enthauptet wurde, erbaute man dem Heiligen eine Votivkirche, in welcher drei Quellen aus prächtigen Tabernakeln rieseln; diese Quellen sind dem Boden, wie es heißt, an den drei Punkten entsprungen, die von dem Haupte des Märtyrers berührt wurden, als es, vom Rumpfe getrennt, dreimal in den letzten Zuckungen emporschnellte.

Ueber den Gebeinen der zehntausend Christen errichtete man schon im neunten Jahrhundert einen Tempel, den der Cardinal Aldobrandini im Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts durch den Architekten della Porta zu dem jetzigen Kuppelbau umgestalten ließ. Er trägt den Namen der Santa Maria della Scala.

Eine uralte Basilika, den Heiligen Anastasius und Vincenz gewidmet, überragt die beiden anderen Kirchen an Alter um mehrere hundert Jahre. Sie reicht hinauf in das sechste Jahrhundert; in einem geräumigen Kloster, welches sich an das alterthumliche Gotteshaus lehnt, hausten nach einander Benedictinermönche, Cistercienser und Franziskaner.

Im Jahre 1868 waren Kloster und Kirchen verlassen. Nur zwei Franziskaner pilgerten noch jeden Tag frühmorgens bei Sonnenaufgang von Rom nach der Einsiedelei, um Messe zu lesen und den Andächtigen das heilige Wasser zu reichen, welches den drei Paulus-Quellen entsprudelt und in der ewigen Stadt in großem Rufe steht. Niemand läutete gewöhnlich den Tag über an dem Eingange des verlassenen Klosters; nur an Sonn- und Feiertagen verloren sich einige fromme Seelen in die unwirthsame Gegend.

Das Fieber hatte die Mönche zu Dutzenden niedergemäht und schließlich ganz vertrieben. Selbst die eiserne Klosterzucht hatte vergebens gegen die Verheerung der Sumpfluft angekämpft; ebenso grausam, wie die Römer einst mit den Christen umgesprungen waren, verfuhr das Fieber nachher mit den Mönchen. Sobald die Sonne ihre letzten Strahlen mit goldenem Glanze auf die Dächer der drei Gotteshäuser legte, sah man die beiden Franziskaner das gewaltige eiserne Gitter des großen Thorbogens aus dunkelrothen Backsteinen in das Schloß werfen und den Heimweg nach Rom einschlagen.

Der Weg, der diese Flüchtlinge allabendlich dem Fieber entführte, steigt zwischen mannshohen Disteln hügelauf. Kein Baum gab ihnen Schatten bis zu der einsamen in der flachen Campagna liegenden weltberühmten Riesenkirche des heiligen Paulus. Die Sonne beschien im Sinken mit dem sanften vollen Goldlicht des Abschiedes die bärtigen ausgemergelten Gesichter der zwei Mönche, welche keinen Abend sicher waren, daß sie nicht den Todeskeim mit sich heim trugen.

Die Abtei Tre Fontane ist eingepfercht zwischen eine dreiwinklige Hügelwand aus dunkelrother Pozzolanerde, die weit melancholischer wirkt als die rothe Erde Westfalens. Die langen Linien ihrer drei Dächer, welche sich im Halbdunkel der hereinbrechenden Dämmerung phantastisch durchschneiden und für den Wanderer, der gen Rom zieht, allmählich in den Umrissen der Hügelwellen der Via Ardeatina versinken, erwecken keinerlei Sehnsucht, noch einmal zu ihr zurückzukehren. Das Gepräge des Todes liegt auf der Abtei wie auf ihrer Umgebung. Schwermüthige Bäche tragen langsam den Keim des Verderbens an ihr vorüber; die wenigen Häuser, welche einen Flintenschuß weit von ihr hier und dort emporragen, sind fest verschlossen, ihre Fenster vergittert, ihre Einwohner nach der nahen Stadt entflohen, woher sie nur zurückkehren, um die nöthigsten Arbeiten der Heu-Ernte zu verrichten oder um am Tage bei glühender Sonne in den Pozzolanerdbrüchen eine überaus harte Arbeit zu verrichten und die Pozzolana an den verlassenen Ufern des Tiber zu verladen, wo früher die Schätze des Orients stromaufwärts vorbeifuhren nach der üppigen Kaiserstadt. Das malerische Bild derselben, mit den zahllosen Kuppeln und den Pinien des Janiculus, bietet sich plötzlich am fernen Horizonte jenseits San Paolo dem Wanderer dar, sobald er die Anhöhe erreicht hat, von der er einen letzten Blick rückwärts auf Tre Fontane werfen kann.

So stand es um die Gegend bis vor zwölf Jahren noch.

Seit zwölf Jahren begegnet man den beiden Franziskanern nicht mehr. Niemand weiß mehr etwas von ihnen; sie sind verschollen. Die einst so öde Straße hat neues Leben gewonnen; bei der hochgelegenen Osteria del Ponticello an der Via Ostiensis, wo das Hügelland beginnt, biegen täglich Wagen und Reiter ein: Arbeiter mit Sensen und Heugabeln ziehen den staubigen Weg empor. Von der Höhe aber, wo früher der Wanderer nur mit dem Vorgefühl unheimlichen Fieberschauers hinunterschaute, weidet sich das Auge an dem saftigen üppigen Grün, aus dem heute die hohe Kuppel von Santa Maria und die Giebel der Pauls- und Athanasius-Kirche mit dem Grunde von Tre Fontane freundlich hervorwinken.

Neue Insassen haben die alte Abtei bezogen. Es ist Alles in ihr wie im Traume umgewandelt. Der kahle, sonnverbrannte, steinige Vorhof, um den sich hart an einander die drei Kirchen gruppiren, ist zu einem duftenden Garten mit sprudelnden Springbrunnen geworden; Rosenstöcke und Nelken verschwenden dort ihre Gerüche; Weinlauben laden zur behaglichen Ruhe ein; kleine geschmackvolle Anlagen ziehen sich, sauber gehalten, die Rampe der Kirche von Santa Maria della Scala empor, während prachtvoller Epheu die Ringmauer erklettert und ernste Trauerweiden von majestätischer Größe das feierliche Gepräge dieser einsamen Ruhestätte in weit anmuthigerer Weise zur Geltung bringen, als der frühere baum- und blätterlose Klosterhof in seiner finstern und schroffen Erhabenheit. Eine hohe schattige Allee schließt sich an die jungen Anlagen; an ihrem Ende tritt man jetzt, gegen die Sonne geschützt, in die Pauls-Kirche, wo die drei Quellen sprudeln.

In der Kirche ist Alles sauber und reinlich gehalten; an den drei Sprudeln liegen Becher, damit gläubige Seelen das Wunderwasser schöpfen können; Fläschchen voll Wasser stehen auf dem Tabernakel. Jeder kann davon nehmen. Bet- und Beichtstühle giebt es nicht in der Kirche; nirgends überhaupt ein Anzeichen, daß Gottesdienst darin gehalten wird. Mit besonderer Pietät scheinen die Hüter eine prachtvolle große Mosaik aus Ostia zu bewahren, welche als Fußboden eines Theiles der hohen luftigen Kirche dient. Ein hölzernes Brettchen bittet, die Mosaik nicht zu betreten. Eine solche Besorgniß für die Kunst ist in den Klöstern nicht eben gewöhnlich.

Auch die andere zwischen Rosenbeeten und grünem Gelände aufsteigende Kuppelkirche entbehrt jeden Kirchengeräths. Einen besonders einladenden Charakter hat die ehrwürdige Basilika der heiligen Männer Vincenz und Athanasius gewonnen, wie dieselbe ihn wohl nie zuvor während ihres jahrhundertelangen Bestehens besessen hat. Diese uralte Kirche selbst ist innen und außen neu aufgeputzt. Die vier im dreizehnten Jahrhundert zu einem Vorbau, der eine Art Porticus bildet, verwandelten Säulen mit ionischen Capitälen, umstellt von Blumen, die an ihnen emporranken, umrauscht von dem nie aufhörenden Geplätscher der Springbrunnen, lassen in keiner Weise auf den schweigsamen, großartigen Ernst der dreischiffigen, mächtigen Pfeilerflucht im Innern schließen, welche mit ihrem einfachen, gelblich-grünen Ton, mit ihrer gewaltigen Bogenwölbung ein durch nichts gestörtes Gefühl erhabenster Ruhe um sich verbreitet. Ein mattes Licht bricht durch die eigroß durchlöcherten und so als Fenster dienenden Marmorplatten oberhalb der Mittelschiff-Pfeiler der alten Basilika, auf der, dem Styl ihrer Gründungszeit entsprechend, ein flaches Giebeldach ruht. Unter dem wundervoll wirksamen Rundbogen der Chorcapelle schimmern die Farbenbrechungen eines bunten Fensters hervor. In den

Digitized by Google

Nebencapellen des Hochaltars erzeugen die bläulich übertünchten Wände der Wölbung einen zarten Gegensatz zu dem gelblichen Dämmerschein, welcher die ganze Kirche füllt.

Ein scharfer Theergeruch beherrscht die Luft des großen Tempels. Kein Prunk auf dem einfachen Altartische, kein Kronleuchter, keine Sammetdecken, keine goldenen Gefäße, keine Edelsteine, keine Bank, kein Betschemel in den weiten Räumen! Nichts als die nackten, kahlen Wände in großartiger Einfachheit; nur im Mittelschiffe hat man die lebensgroßen, Raphael roh nachgebildeten zwölf Apostelbilder al fresco an den Pfeilern nicht übertüncht.

Was ist hier vorgegangen? Wer hat es vermocht, dem Tode das Feld streitig zu machen, auf dem seit Jahrhunderten Jeder hinsiechte, der es wagte, darauf auch nur vorübergehend sein Lager aufzuschlagen? Die Lösung dieser großen Aufgabe hat die Willenskraft und Selbstverleugnung eigenartiger Menschen gereizt: weit aus Frankreich hergewanderte Mönche, welche sich das Gelübde ewigen Schweigens auferlegen und dabei rüstig den Spaten führen, unternahmen es auf eigene Faust, die Urbarmachung der römischen Campagna zu versuchen. Sie brachten dazu einen Bundesgenossen mit, in den sie ein unbegrenztes Vertrauen setzten — den Eucalyptusbaum*.

An die Geschichte dieses Bundesgenossen im Thale der Tre Fontane knüpft sich eine wahre Epopöe. Die Streiter in der weißen Kutte mit dem schwarzen Ueberwurf waren ihrer sechsundzwanzig, rüstig und jung, als sie 1868 voller Zuversicht und männlichen Trotzes die verrufene Abtei bezogen. Ihre Ordensregel verbot ihnen die Wohlthat des menschlichen Wortes; nicht einmal ihr Leid durften sich die Trappisten unter einander klagen. Man führte den Spaten, den Pflug; man pflanzte und pflegte den Eucalyptus; man baute Wein und Oel. Aber auch eine andere Wohlthat mußte man hier in Folge des Fiebers entbehren lernen: die Wohlthat des Schlafens nach dem mühsamen Tagewerke.

Oft genug durchzitterte plötzliches Frösteln die müden Glieder; glühende Hitze überströmte dann das Antlitz, und ehe die Sonne das nächste Mal zur Neige ging, hatte nicht selten das Fieber seinen Tribut gefordert. Die Ueberlebenden schritten umher wie Skelete. Im Laufe weniger Jahre waren achtzehn von den Einwanderern dahingestorben; fünfunddreißig, welche in die gelichteten Reihen der Ordensbrüder nach und nach einrückten, mußten das Kloster wieder verlassen, weil sie dem Fieber nicht zu widerstehen vermochten.

Seitdem sind zwölf Jahre verflossen; das Papstthum hat seine weltliche Macht verloren; die italienische Regierung löste 1870 die Klöster auf und confiscirte ihre Güter, die dann unter den Hammer kamen. Auf die vierhundert Hektare der Abtei der Tre Fontane speculirte Niemand. Der rasche Umschwung in den politischen Verhältnissen Roms konnte die als Körperschaften aufgelösten Trappisten nicht ermuthigen, ihre Thätigkeit auszudehnen angesichts der Möglichkeit, eines schönen Tages vertrieben zu werden. Das war eine schlimme Zeit für die rüstigen, opferwilligen Ackerbauer im Mönchsrocke. Erst allmählich wagte man es, die Stimmung in Rom auszuforschen, und da man als religiöse Corporation keine juridische Person mehr war und als solche keine Contracte mehr schließen konnte, so that man sich zusammen zu einer „Ackerbaugesellschaft" und pachtete als solche von der Regierung vorläufig nur sechsunddreißig Hektare, für die sich kein Bewerber, selbst nicht zu Spottpreisen, gefunden hatte. Mit rastlosem Fleiße wurden neue Pflanzungen angelegt, und die Riesenschnelle, mit der sich der Eucalyptusbaum entwickelt, begünstigte das Unternehmen. Im Vorhofe des Klosters, den die Mönche zu einem lieblichen Garten umschufen, überragt er bereits die Dächer der Kirchen. Die Sterblichkeit im Kloster hat fast ganz aufgehört. Seit zwei Jahren starb keiner der Insassen mehr am Fieber, obgleich dieselben ein Leben voll Entbehrung und Mühsal führen.

Achtzig verschiedene Sorten vom Eucalyptus weist die Pflanzung auf, von denen die meisten auch der Winterkälte widerstanden haben. Welche der vielen Arten die Fieberluft am wirksamsten absorbirt, ist noch nicht erwiesen; auch die Heilkraft des Elixirs, das die Mönche aus den Blättern und den Rinden gewinnen, scheint nicht festzustehen. Sie selbst machen allerdings täglich Gebrauch davon, als Präservativmittel gegen das Fieber, und wer die Leute vor einigen Jahren im Anfange ihrer Thätigkeit in Tre Fontane gesehen hat, wie sie sich elend und leichenfarben durch's Leben schleppten, der erkennt sie heute nicht wieder; so bedeutend hat sich ihr Aussehen gebessert. Die römischen Aerzte zucken dagegen die Achseln, wenn die Rede auf das Eucalyptuselixir als Heilmittel gegen das Fieber kommt. Mehr als die Eigenschaft, die Fieberluft aufzusaugen und unschädlich zu machen, erkennen sie dem Eucalyptus nicht zu. Die Hoffnung der Trappisten, einst das theure Chinin durch den Extract aus Eucalyptus verdrängen zu können und auf diese Weise ein wohlfeiles Heilmittel gegen das Fieber für die arme Landbevölkerung herzustellen, gilt unter den Aerzten lediglich als frommer Wunsch.

Die Regierung hat der „Ackerbaugesellschaft" jetzt vierhundert Hektare in Erbpacht gegeben unter der Bedingung, sie urbar zu machen und mit Eucalyptus zu bepflanzen.

Das hat die Thätigkeit der Mönche verdreifacht; und wem sie es gestatten, einen Blick in das Innere des Klosters und auf seine Liegenschaften, zu denen Frauen keinen Zutritt haben, zu werfen, der ist erstaunt über die landwirthschaftliche Thätigkeit, welche sich dort im Stillen entwickelt hat. Große Gemüsegarten reihen sich an Weinberge, die sich an den Hügeln hinaufziehen; viele Tausende von Blumentöpfen mit jungen Eucalyptuspflanzen füllen die inneren Höfe und Wege des Besitzthums. Alle Sorten von Fruchtbäumen sind vertreten; überall ragen dazwischen, je nach den Bedürfnissen des Feldes, hohe oder niedere Eucalyptus hervor. Ein Saal des Klosters ist umgestaltet zu einem vortrefflich gehaltenen Kuhstall für fünfzig Kühe; auf der nahen Weide fehlt es nicht an Ziegen und Schafen, noch an Pferden und Eseln, welche die Erzeugnisse des Jahrhunderte lang als unfruchtbar verrufenen Bodens theils auf dem Rücken, theils auf zweirädrigen Wägelchen nach Rom zu Markt bringen.

Die meisten der Mönche in Tre Fontane sind Franzosen, zu denen sich neuerdings einige Piemontesen und drei Deutsche gesellten. Italiener findet man überhaupt fast nie in den Trappistenklöstern, weil sie nur selten die harte Probezeit bestehen. Die Ordensregeln sind streng und gebieten eine seltene Selbstverleugnung. Kein Klosterbruder kennt den Namen und die Familienabkunft des andern. Arbeit und Schweigsamkeit sind für jeden Mönch eine erste Pflicht; nur der Prior ist berechtigt zu sprechen.

Um zwei Uhr Morgens läutet die Glocke zur Frühmesse und rüttelt die Schläfer wach auf dem harten Lager des großen Dormitoriums, wo die Trappisten gemeinsam auf einer langen hölzernen Pritsche ohne jegliches Kissen ihre Nachtruhe halten. Niemals entkleiden sie sich; keiner hat eine Zelle für sich; kein Sterbenswörtchen wird jemals laut in dem großen Saale, weder bei Tag noch bei Nacht. Nach einem kurzen Aufenthalt im Chor geht es, sobald der Tag graut, zur Feldarbeit, wobei etwa vierzig Laienbrüder den Mönchen hülfreiche Hand leisten. Erst um sechs Uhr Morgens wird der Frühimbiß geboten. Nie giebt es dabei einen Schnitt Fleisch, ein Huhn oder ein Ei. Die Trappisten sind strenge Vegetarianer; ein Glas kräftigen Landweines ersetzt alle übrigen Genüsse. Die kirchlichen Uebungen und Ceremonien sind auf das Nothwendigste beschränkt, um der Arbeit die kostbare Zeit nicht zu rauben. Außer den Ackerbaustudien, welche mit Eifer und Umsicht betrieben werden, hat sonst die Wissenschaft keinen Zutritt in das Kloster der Tre Fontane. Bis gegen Mittag sieht man die Mönche in großen breiträndrigen Strohhüten der Sonne trotzen; jeder hat sein Amt, der eine als Gärtner, der andere als Maurer, der fleißig Hand anlegt bei der Errichtung der Wirthschaftsgebäude, welche durch die zehnfache Vergrößerung der Pflanzung jetzt nothwendig werden. Ein frugales Mittagsmahl, eine kurze Nachmittagsruhe, eine noch kürzere Andacht in der Basilika unterbrechen die harte Arbeit etwa für zwei Stunden bis zum Ave Maria, welches die stummen bärtigen Figuren wieder im Refectorium versammelt.

* Eine ausführliche Mittheilung über Gestalt und Charakter, wie über die Verpflanzungen und wunderbaren Wirkungen dieses riesigen australischen Gummibaumes ist von der „Gartenlaube" bereits in Nr. 5 des Jahrgangs 1876 aus der geschätzten Feder ihres naturwissenschaftlichen Berichterstatters gegeben worden. Es gereicht uns zur Freude, in den obigen Schilderungen aus Rom die Angaben jenes früheren Artikels an einem so hochinteressanten Beispiel bis auf den letzten Punkt bestätigt zu sehen. Bedauerlich ist nur, daß man noch nicht allgemeiner Sorge getragen hat, das große Wasserbedürfniß dieses majestätischen Baumes zur Austrocknung morastigen Bodens und die aromatischen Ausdünstungen seiner Blätter zur Verbesserung der verheerenden Sumpfluft zu benutzen.
D. Red.

Digitized by Google

Um acht Uhr Abends ist jedes Leben in der Abtei erstorben; nur von Zeit zu Zeit hört man die Kühe brüllen und die Hunde kläffen, welche die Nachtwache halten.

In weiteren zehn Jahren wird das kleine blühende Gut hinunterreichen bis an die Ufer des Tiber; Schritt für Schritt werden die fleißigen Mönche der stiefmütterlichen Natur den Boden abtrotzen und zahlreiches Landvolk herbeiziehen. Sie werden dadurch den Beweis liefern, daß es keine Unmöglichkeit ist, das Weideland der großen Wüste, welche die ewige Stadt meilenweit umgiebt, zu fruchtbaren Feldern umzuwandeln, ohne die Menschen dem Fiebertod preiszugeben.

Wird aber das Beispiel der Trappisten Nachahmer finden? Werden die großen Grundbesitzer und Züchter der Campagna Romana auf die bequemen Einkünfte des Weidelandes und ihrer Schaf- und Büffelheerden verzichten, um sich den Mühen und den Gefahren einer langwierigen Urbarmachung zu unterziehen, obgleich dieselbe doppelten und dreifachen Gewinn verspricht? Wir zweifeln daran, denn wo wird man die Opferbereitwilligkeit finden, welche die Arbeiter zehn Jahre hindurch in den sicheren Tod treibt, wie sie es bei den Trappisten that?

Das Aufblühen der Trappistencolonie hat allerdings schon jetzt die nicht ungerechtfertigte Besorgniß hervorgerufen, die seit wenigen Jahren erst aufgelösten geistlichen Orden auf diese Weise um so schöner und um so gefährlicher auferstehen zu sehen, weil sie gleichzeitig als Träger des Wohlstandes und der Arbeit auftreten würden, aber gerade dieser Besorgniß verdankt der Gedanke, große Arbeitercolonien in der Campagna zu gründen, seinen Ursprung. Die italienische Regierung sollte ein großes Interesse daran haben, denselben zu fördern; einen Theil der süditalienischen Auswanderung nach Südamerika künftig nach der römischen Campagna zu lenken, müßte z. B. ihre Aufgabe sein. Es müßte dies der italienischen Regierung um so leichter und lieber sein, als der Vatican merkwürdiger und unverständiger Weise die Pflanzung in Tre Fontane mit scheelen Augen betrachtet und ihre Entwickelung durch Auferlegung von Tributen wenn nicht zu verhindern, so doch zu erschweren sucht.

Den Schutz, welche die italienische Regierung deshalb den todesmuthigen Mönchen gewährt, wird daher Niemand tadeln, gewiß aber darf sie dabei nicht vergessen, daß das Unternehmen der Trappisten nur als eine Versuchsstation betrachtet werden kann, deren Gelingen sie sich zum Beispiel und zum Sporn dienen lassen muß, um die römische Campagna nicht etwa wieder für die vaterlandslose Ordenscleriſei, sondern für das fleißige, arbeitslustige Volk des neuen Italiens zu erobern und zugleich damit die große sociale Lebensfrage für die ewige Stadt, welche in der Urbar- und Gesundmachung ihrer Umgebung liegt, einer ernsten Lösung entgegen zu führen.

Die Trappisten von Tre Fontane haben das Verdienst, diese Lösung zuerst angeregt und todesmuthig mit Erfolg versucht zu haben. Ehre daher, wem Ehre gebührt! Aber dem raschlebenden, thatkräftigen Geist unserer Zeit, den so viele sociale Sorgen beunruhigen, darf es nicht entgehen, daß hier ein Wettkampf bevorsteht, in welchem er siegen muß.

An ihm ist es, zu beweisen, daß die freie Vereinigung, daß das Genossenschaftswesen unserer Tage ebenso opferwillig handeln könne, wie die mittelalterliche sclavische Disciplin der Trappisten, und daß sie Erfolge zu erringen vermögen, welche für die wirthschaftliche, moralische und sociale Entwickelung eines Volkes stets weit bedeutsamer und wohlthuender sein werden, als alle noch so gut gemeinten Anstrengungen religiöser Brüderschaften, welche dadurch selbst am deutlichsten beweisen, wie sie keine Berechtigung mehr in der heutigen Gesellschaft haben, daß sie den Schwerpunkt ihres klösterlichen Gemeinschaftslebens hinausverlegten auf das Gebiet bürgerlicher und bäuerlicher Werkthätigkeit.

Beethoven's „Schaffnerin Eurykleia".

„Gott gebe es daß ich nur nichts, gar nichts darüber schreiben, reden noch denken müßte; denn Sumpf und Schlamm sind im Kunstboden noch mehr als all das Teufelszeug für einen Mann!" So schrieb im Jahre 1817 der „unbehülfliche Sohn Apollo's", wie sich Beethoven einmal selbst nennt, über seine häuslichen Angelegenheiten an eine Freundin, welche die letzteren für den alternden Junggesellen in Ordnung halten half. Er hatte mit so vielen Schwierigkeiten und Unzulänglichkeiten in seiner Berufssphäre, mit dem, was er „Sumpf und Schlamm im Kunstboden" nennt, zu kämpfen, daß er sich gern frei gesehen hätte von kleinen wirthschaftlichen Sorgen, die für „einen Mann" in der That ein wahres „Teufelszeug" sind — und wem bedeutete eine weibliche Fürsorge in diesen Dingen wohl mehr als dem schaffenden Geiste, und gar wenn er in solchem Maße in die „Götterlust" künstlerischen Bildens versunken ist, wie Beethoven es war?

Wir wollen nach den authentischen Quellen ein Bild der erwähnten Freundin Beethoven's zu skizziren suchen: es wird die durch Klugheit und Feinheit anmuthenden Züge, wie sie ihr beigegebenes Portrait zeigt, nicht verleugnen.

Sogleich ihr Nekrolog vom Jahre 1833 kennzeichnet die Eigenschaften, durch welche Beethoven sich an diese Frau gefesselt fühlte: ihren musikalischen Sinn, ihre Weiblichkeit und Häuslichkeit.

Wie hätte irgend Jemand dauernd in Beethoven's Nähe weilen können, der nicht musikalisch war! Er stellt selbst, als er im Jahre 1809 seinem Freund Gleichenstein wegen einer für ihn aufzusuchenden Frau Instructionen giebt, nächst der Schönheit vor allem die Bedingung an seine Zukünftige, daß sie „seinen Harmonien einen Seufzer schenke". Unsere „Eurykleia", wie wir die wackere Frau nach der weiland treuen Schaffnerin im Hause des Odysseus taufen möchten, war sogar ausübende Künstlerin von Bedeutung. „Das Seltene ihres schönen Spieles bestand in der Ruhe und Deutlichkeit, in dem richtigen Ausdrucke, in dem Interesse, welches sie ihrem Vortrage zu geben und wodurch sie ihre Zuhörer immer in Spannung zu erhalten wußte," sagt der Nekrolog. „Nicht die Eitelkeit, als Spielerin glänzen zu wollen, störte den aufmerksamen Zuhörer — ein gänzliches Hingeben, das genaueste Anschließen an die Tondichtung beseelte ihre Darstellung und erweckte Entzücken, Rührung oder Wohlgefallen." Und diesem Glanze des Talents stellten sich die häuslichen Tugenden unserer Eurykleia gleich glänzend an die Seite — in der That Eigenschaften, die sie besonders befähigten, thätige Liebesdienste einem Manne zu erweisen, von dem ein genauester Kenner in diesem Punkte, der Baron von Zmeskall sagt: „Er bediente sich abwechselnd solcher Freunde, die zugleich Beförderer seiner einfachen Geschäfte sein konnten. Diese mußten sich sein Zutrauen in einem hohen Grade zu erwerben suchen, sollte er sich ihnen vertrauensvoll nähern, welches äußerst selten und bei Wenigen geschah."

Doch wir dürfen den Leser nicht allzu ungeduldig machen — sagen wir endlich, wer diese Pflegerin des großen Meisters gewesen! Sie hieß: Nannette Streicher geborene Stein.

„Nannette Stein war geboren zu Augsburg am 2. Januar 1769. Ihr Vater war Andreas Stein, berühmt als Erbauer der herrlichsten Orgeln, als Erfinder einer Mechanik, die den rohen Pantalon in das jetzt überall eingeführte Pianoforte umwandelte," beginnt der Nekrolog, und wenn dieses Letztere auch nur soweit richtig ist, als Stein einer derjenigen war, die das verbesserte Hackbrett (Cymbal), das nach seinem Erfinder Pantaleon Hebenstreit Pantalon benannt war, durch bessere Mechanik zu unserem jetzigen Clavier machten, so besitzen wir doch über diese Sache das zuständigste Urtheil in dem Schreiben Mozart's vom 17. October 1777, das in „Mozart's Briefen" zu finden ist, und hören von Beethoven, daß er schon in der Jugendzeit zu Bonn gewohnt war, „nur auf einem Stein'schen Flügel zu spielen".

„Da keine der älteren Schwestern so viel Anlage zur Musik verrieth, wie die kleine Nannette, sie auch die zarteste Anhänglichkeit für ihren Vater bewies, so wurde diesem das Kind so werth, daß es seine immerwährende Gesellschafterin sein mußte und er sie in ihrem zehnten Jahre erst zur Verfertigung einzelner Theile, dann zur gänzlichen Vollendung seiner Pianoforte anhielt."

Und dies bedeutete ihre und ihrer Geschwister fernere Existenz und begründete ihre Zukunft. Denn als nach einigen Jahren der Vater starb, trat sie, die erst dreiundzwanzigjährige Tochter, an seine Stelle. Mit männlichem Muthe übernahm sie es, mit ihrem sechszehnjährigen Bruder das Geschäft fortzuführen,

Digitized by Google

und so ihre sechs unversorgten Geschwister vor Noth zu schützen. Mittlerweile hatte sie jenen jungen Mann kennen gelernt, der eine Rolle in Schiller's Flucht aus Stuttgart spielt, Andreas Streicher, der sich im nahen München als Clavierspieler und Componist hervorgethan hatte. Er wurde ihr Gatte, und mit ihm und ihrem ältesten Bruder begab sie sich im Jahre 1794 nach Wien und begründete unter ihrem Vaternamen Stein ein neues Geschäft, das sich bald zu der noch heute blühenden berühmten Streicher'schen Clavierfabrik entwickelte.

Hier begegnete sie nun dem fast gleichalterigen Beethoven, der schon 1787, nach dem ersten Aufenthalte in Wien, wo er Mozart's Anleitung genossen hatte, bei ihrem Vater in Augsburg gewesen war, und er, der die volle Erbschaft des jüngst gestorbenen Mozart übernommen hatte, ist es auch gewesen, der die Grundlage zu der Vollendung der Instrumente legte, auf denen die moderne Kunst des Clavierspiels in Liszt, Thalberg, Chopin ihre Wunder zu verrichten vermochte. Wie erst die Vollendung des Geigenbaues durch die Meister Amati, Guarneri, Stradivari im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert auch das erste künstlerisch vollendete Violinspiel in Meistern wie Corelli, Vivaldi und Tartini erzeugte, das dann in Paganini gipfelte, so bereiteten die Fähigkeiten der Stein'schen Instrumente den Meistern Mozart und Beethoven, zumal in ihren freien Phantasien, ganz neue Möglichkeiten der Ausführung. Dies spiegelte sich vor allem sogleich in den ersten Sonaten Beethoven's wieder, und Streicher, der zunächst auch in Wien als Clavierlehrer weiter fungirte, war es, der, wie wir aus dem Buche „Beethoven nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen" ausdrücklich erfahren, diese neuen Compositionen nach Kräften bei seinen Schülern zu verbreiten trachtete.

Nannette Streicher, geb. Stein.
Nach einem alten Portrait.

Ja, zuletzt sollten es diese steten Neuproductionen Beethoven's auf solchen Stein'schen Instrumenten sein, die Streicher selbst zu immer weiterer Verbesserung derselben führten. „Streicher hat das Weiche, zu leicht Nachgebende der anderen Wiener Instrumente verlassen und auf Beethoven's Rath und Begehren seinen Instrumenten mehr Gegenhaltendes, Elastisches gegeben, damit der Virtuose, der mit Kraft und Bedeutung vorträgt, das Instrument mehr in seiner Gewalt hat," meldet Goethe's „Spitz von Giebichenstein", der Capellmeister J. F. Reichardt, von seinem Aufenthalte in Wien im Jahre 1809.

So verbanden gegenseitiges Interesse, Kunst und persönliche Freundschaft den Künstler und die Clavierbauerfamilie, und jener hatte den Hauptvortheil davon; denn das größere Bedürfniß nach thätiger Freundeshülfe lag auf seiner Seite.

Sein Gehörleiden hatte in einer Weise zugenommen, die einen unbeschreiblich quälenden Eindruck auf ihn machte; seine Geltung als Componist wollte noch immer nicht durchdringen, da seine Spielart zu schwierig und vor allem sein Ideenflug zu hoch war, und dies wirkte auf den Absatz seiner Werke und damit auch auf seine materielle Existenz zurück. Die Hochthat dreier österreichischer Großen, welche dem nahezu Vierziger zum ersten Male das Gefühl behaglich gesicherter Existenz geboten, war ebenfalls durch das unselige Finanzpatent von 1811, das den Werth des Geldes auf ein Fünftel verringerte, zunächst fast unwirksam geworden. Dazu hatte eine tiefgehende Herzensleidenschaft, die Liebe zu Amalie Sebald, jener jungen Berlinerin, die ihm unter allen weiblichen Wesen, welche er je gekannt, die „Eine" blieb, die er gefunden, sein Gemüth ebenso zerrüttet, wie die lange Reihe von Jahren voller Anstrengung ohne Rast und Ruhe seine Gesundheit untergraben hatte. Er befand sich in einer gänzlichen Erschöpfung, von der er selbst sagt, „daß so viele auf einander gefolgte Begebenheiten ihn beinahe in einen verwirrten Zustand gesetzt," und das „kostbarste Geschenk des Himmels", seine Muse, schien ihm sogar nicht mehr so hold und fruchtbringend wie sonst sein zu wollen.

Jetzt konnte sich also zeigen, was thätige Freundschaft war.

Das Jahr 1813 war für Beethoven ein überaus leidvolles. Auf ärztlichen Rath ging er nach dem schönen Curort Baden bei Wien. Auch Frau Streicher weilte dort. Sie mußte sehen, daß ihr großer Freund „auch in Hinsicht auf Körperbedürfnisse aller Art sich in verwahrlostem Zustande befand". Sogleich nach ihrer Rückkunft in die Stadt war sie daher mit Hülfe ihres Gatten für umfassende Herbeischaffung des Nöthigsten besorgt, und dieses ersten, bestens ausgeführten Auftretens als Schaffnerin erinnerte sich fortan unser zumal in Betreff der Wohnungen viel wandernder Odysseus, sobald er irgend in seinem Haushalte praktischen Beistands bedurfte.

Man kennt Beethoven's Mißgeschick mit dem vielgenannten Neffen, dem Sohne seines im Jahre 1815 in Wien gestorbenen Bruders Karl. Er betrachtete das Kind als das seinige, sich selbst als dessen Vater und nahm daher jede Pflicht und Mühe der Pflege und Erziehung des Knaben auf sich. Für die ersten Jahre hindurch hatte er ihn in einem Institute untergebracht. Bald aber wähnt er das Kind hier nicht gut aufgehoben und will selbst einen Haushalt einrichten. Hier muß nun seine bewährte Freundin Frau Streicher einspringen, und die Billets an sie enthüllen sowohl den ganzen Charakter dieser Freundschaft, wie ein gutes Stück von Beethoven's Leiden und Lebenswirrwarr.

Eine Weile — im Jahre 1816 — war der Verkehr mit Streicher unterbrochen gewesen; Beethoven brachte seine freie Zeit in dem Institute des Knaben zu, und das kleine Buch „Eine stille Liebe zu Beethoven" sagt uns, wie sehr sich hier sein Gemüth nach seiner vollen Tiefe und Kindlichkeit enthüllte. Dann erinnert ihn ein Billet vom Januar 1817 an „seine werthe Streicher", und er hat sich jetzt auch sogleich mit ihr über etwas zu „besprechen". Er ist in seiner häuslichen Existenz die „Beute elender Menschen", und wieder hat also die Freundin eine ganze Reihe ökonomischer Pflichten zu übernehmen, vom Suchen einer ordentlichen Wohnung und der Regelung verwirrtester Bedientenverhältnisse bis zur „gütigsten Besorgung der Wäsche" und der vielfachen Krankenbedürfnisse, zu denen gar ein zinnerner Löffel zum Medicinnehmen gehört.

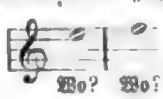
„Liebe Frau von Streicher! Ich bin voller Verdrießlichkeiten heute; Ihnen sie aufzuzählen, ist unmöglich," schreibt er das eine Mal. „Leben Sie wohl, Gott waltet über uns Alle!!" Das andere Mal aber heißt es: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie vielleicht durch meine heutige Mission beleidigt — meine Kränklichkeit und meine so traurige Lage in dieser Hinsicht lassen mich nicht wie sonst alles abwägen. Ich bitte Sie um das Bettzeug — verzeihen Sie einem Erschöpften."

Er hatte die „Lungenkrankheit" und wollte auf ihren Rath wegen besserer Kost und Pflege eine eigene Haushaltung beginnen.

„Wäre man bei dieser gänzlichen moralischen Verderbtheit des österreichischen Staates nur einigermaßen überzeugt, eine rechtschaffene Person erwarten zu können, so wäre alles leicht gemacht, aber — aber!!“ Der Wiener Congreß hatte durch seine Verschwendung und seine Laster die dienenden Classen bis auf den Grund verderbt, und so war allerdings die Hülfe einer verständigen Frau hier sehr nothwendig. Wir werden bald von dem tragikomischen Wirrwarr hören, der in diesem Punkte in das Dasein des gänzlich arbeitversunkenen und obendrein alternden tauben Junggesellen drang und den auch Frau Streicher nicht gänzlich zu bannen vermochte. Zunächst kommt der Sommer und mit ihm geistige wie körperliche Erfrischung.

„Ich konnte wegen dem schlechten Wetter nicht eher hereinkommen und Sie waren schon fort,“ schreibt er im Juli 1817, als er vom nahen Nußdorf einmal in die Stadt gefahren war, und der Humor bricht in den Wortspielen hervor: „Welcher Streich von der Frau von Streicher!!! nach Baden???!!! Uebrigens lassen Sie sich durch Ihren Mann nicht zu gewissen Ehestreichen verführen. Halten Sie Ihre Tochter fleißig an, daß sie eine Frau werde. Heute ist eben Sonntag — soll ich Ihnen noch etwas aus dem Evangelium vorlesen: Liebet Euch unter einander ꝛc.“ Und was ihn neu beglückt, ist, daß die freie Natur seine Geister neu beflügelt. „Kommen Sie an die alten Ruinen, so denken Sie, daß dort Beethoven oft verweilt — durchirren Sie die heimlichen Tannenwälder, so denken Sie, daß da Beethoven oft gedichtet oder, wie man sagt, componirt.“

„Im Walde Entzücken, wer kann alles ausdrücken,“ schrieb er ein anderes Mal; in Baden sind allerdings viele seiner eigensten Tongedichte entstanden. Noch eine „Inlage“ fügt er später hinzu, die auf die frühere Geschäftsfirma der Freundin anspielt: „Was die Frau von Stein anbelangt, so bitte ich selbe, daß sie den Herrn von Steiner nicht versteinern soll lassen, damit er mir noch dienen könne, oder die Frau von Stein möchte nicht zu sehr von Stein sein in Ansehung des Herrn von Steiner.“ Steiner hieß nämlich sein damaliger Wiener Verleger. Der Schluß lautet: „Beste Frau von Streicher, spielen Sie Ihrem Männchen keine Streiche, sondern heißen Sie lieber gegen Jedermann Frau von Stein!!“ Man sieht, die Freundin mußte sich von seinem zeitweiligen Uebermuthe auch manches gefallen lassen. Als Nachschrift aber steht noch vertrauensvoll da: „Wo sind meine Bettdecken?



Wo? Wo?“

„Heute habe ich ein neues Pfläster auf den Nacken gelegt erhalten — o Noth! Noten sind besser als Nöthe und Noth,“ heißt es jedoch bald wieder. „Ich bitte Sie, zuweilen an einen armen österreichischen Musikanten zu denken.“ Sein Bedienter stiehlt und bringt das ganze Haus durch einander. Da thut er denn den Ausruf, mit dem wir die Skizze oben einleiteten. Er will endlich wirklich einen eigenen Haushalt einrichten, da er für sein Dasein einer besseren Pflege und Aufwartung bedürfe und Karl ganz zu sich nehmen wolle. „Was es für ein Gefühl ist, ohne Pflege, ohne Freunde, ohne alles, sich selbst überlassen leidend zubringen zu müssen, das kann man nur selbst erfahren,“ schreibt er. Jetzt hat die Freundin alle Hände voll zu besorgen. „Eine Portion Abwischsetzen brauchten wir als Präliminarien zur künftigen Haushaltung, denn der Teufel hat meine zwei-, dreimalige Einrichtung schon immer geholt — verfluchen Sie mich nicht wegen so vieler Beschwerlichkeiten,“ heißt es — fast eine ganze neue Hauseinrichtung war herzustellen. Dabei galt es aber auch noch, Sorgen um die gesteigerten Ausgaben zu zerstreuen. Es hatte ihm beim Rechnen darüber Einer „alles gräßlich geschildert“. „Gott erbarme sich unser!“ ruft er aus. „Was gibt man zwei Dienstleuten Mittags und Abends zu essen? Wieviel Pfund Fleisch rechnet man für drei Personen?“ solche Fragezettel fabricirt, offenbar für die „werthe Freundin“, der Künstler, der innen an der „Neunten Symphonie“ arbeitet. Aber schlimmer als die großen Ausgaben ist die Pein, die jetzt erst auf allen Seiten für ihn beginnt und die uns zum Schluß wahrhaft Shakespeare'sche Scenen bringt.

Schon nach wenig Wochen hält er eine „vernünftigere Person“ für nöthig: „denn beide sind stumpfsinnig“, nämlich Nanni, die „bußige Betriegerin“, und Baberl, das „schlechte Schönheitsgesicht“, und daher „hinkt alles“, namentlich die „Kocherei“, was wieder nachtheilig auf seinen leidenden Körper wirkt und ihn „sehr verdrießlich und übel auf“ macht. Da hat denn die Freundin durch kräftiges Dreinreden Ordnung zu schaffen. Aber: „Ihre letzte Unterredung mußte ich theuer bezahlen; die Nanni hat sich darnach so gegen mich betragen, daß ich wüthend geworden bin, darnach hat sie freilich wieder getaugt“, schreibt er, der bekanntlich selbst von sehr großem Jähzorn und andererseits „altniederländischer Starrköpfigkeit“ war — Eigenschaften, die gerade den Dienenden am leichtesten zum Widerstand reizen.

Eines Abends brauchten die „saubern Bedienten“ die Zeit von sieben bis zehn Uhr, ehe er Feuer im Ofen hatte. Das machte ihn bei der grimmigen Kälte des Winters 1817 „zu sehr erkühlen“. Husten und die fürchterlichsten Kopfschmerzen, die er je gehabt, waren die begreiflichen Folgen. Der Baberl hatte er schon aufgesagt; die Niedrigkeit von beiden sei ihm unausstehlich; die Nanni stehe „trotz ihrem Gesicht“ noch unter dem Vieh. Er wünscht der Freundin Gutachten und Oberaufsicht, da er bei seinen Gebrechen sonst mit allen dergleichen Leuten dasselbe Schicksal haben werde. „Die Undankbarkeit gegen Sie ist es, was mir beide Menschen auf das tiefste heruntergesetzt hat,“ schreibt er. Er hatte der Nanni aber auch „zu Neujahr ein halb Duzend Bücher an den Kopf geworfen“ und ruft verzweifelnd aus: „Die Blätter rotten wir aus, indem wir die Baberl fortschaffen, oder die Aeste, aber wir werden wohl selbst bis an die Wurzel kommen müssen, sodaß nichts mehr übrig bleibt als der Grund.“ Doch konnte er zum Trost melden, die „Fräulein Nanni“ sei ganz umgeändert, seit er ihr das halbe Dutzend Bücher an den Kopf geworfen habe: „es ist wahrscheinlich durch Zufall etwas davon in ihr Gehirn oder schlechtes Herz gerathen.“

Außerordentlich erschwerte er selbst seiner getreuen Schaffnerin die erfolgreiche Mitwirkung durch sein unausrottbares Mißtrauen. Liegt ein solches schon in der Natur des hülflos gewordenen Tauben, so war die Lebensfügung dieses einsamen großen Mannes darnach geartet, dasselbe immer mehr auszubilden. Dazu die hochgesteigerte und fast einseitige „moralische Denkungsweise“.

Sein unbesonnenes Dreinfahren in der Freundin wohlüberlegtes Thun konnte nicht verfehlen, das Verhältniß etwas zu alteriren. Und kam nun das in solchen Dingen nie mangelnde Geschwätz dazu, so war die „Entzündung“ da. Die Freundin darf im Interesse der Sache ihre Bemerkungen darüber nicht zurückhalten. Beethoven, empfindlich und leicht gereizt, wie der in seiner idealen Welt lebende Künstler ist, kann darauf „leider nicht mehr das Vergnügen haben, zu ihr zu kommen“, hofft aber, daß sie sich nicht gänzlich seinem Haushalte entziehen werde, was denn auch in Erfüllung geht — ein klarer Beweis dafür, daß seine Größe und innere Hoheit auch bei ihr stets nur die besten Eigenschaften wiedererweckte.

Die sicherste Probe der Theilnahme und des Vertrauens hat diese Freundschaft aber abgelegt, als nun Beethoven's schönster Wunsch, den Neffen Karl ganz bei sich zu haben, in Erfüllung geht und die „Immoralität“ der Dienstboten ihm hier den allerärgsten Streich spielt, den Jungen ihm zu entfremden und hinter seinem Rücken zu üblen Dingen zu verleiten. Hierüber zum Abschluß des Ganzen noch einige erläuternde Worte.

Als Beethoven's Bruder Karl starb, hinterließ er diesen Knaben und eine Wittwe. Dieselbe war von dem unverwüstlichen Leichtsinn des damaligen Wien und wurde daher durch das Gericht von der Vormundschaft völlig ausgeschlossen. Darüber ebenso gereizt wie in ihrer natürlichen Empfindung verletzt, suchte sie nun mit allen Mitteln zu dem Knaben zu gelangen und ihn zugleich gegen seinen Oheim mißtrauisch zu machen. Schon war sie als Mann verkleidet unter die Knaben des Instituts auf dem Spielplatz gedrungen, aber die Strenge dieses Instituts machte ihre ferneren Versuche vergeblich. Mit der Aufnahme in das eigene Haus hatte nun aber der Oheim selbst alle Schranken für ihre „Intriguen“ geöffnet. Rührend ist die fast eifersüchtige Liebe, die er dem Knaben geschenkt.

„Er ist frohen Muthes und viel aufgeweckter, als sonst, und zeigt mir jeden Augenblick seine Liebe und Anhänglichkeit,“ vernimmt die Freundin. Er hält ihm einen Hofmeister und ladet, er, der alte Junggeselle, seine Professoren zu Tische. Aber schon nach kurzer Zeit heißt es: „Gott helfe mir! Ich appellire an ihn als letzte Instanz.“ — Die Mutter hatte die Dienst-

Digitized by Google

boten zu bestechen gewußt, so daß sie den Knaben heimlich zu ihr ließen.

Wir wissen heute, wohin die Verwirrungen, die auf solche Art in dieses junge Leben kamen, führten, und daß Karl's späterer Selbstmordversuch den zu frühen Tod des großen Mannes selbst herbeiführen half. Also begreifen wir den langen schmerzerfüllten und innerlich empörten Brief, den, als einen der letzten uns erhaltenen, Beethoven jetzt an seine „beste Frau von Streicher" schreibt. Man findet ihn in den „Neuen Briefen Beethoven's"; er enthält die ganze Empfindungsgewalt wie die tief sittliche und doch immer humane Anschauung unseres Künstlers.

„Karl hat gefehlt — aber Mutter — Mutter! — selbst eine schlechte bleibt doch immer Mutter," ruft er aus. „Insofern ist er zu entschuldigen, besonders von mir, da ich seine ränkevolle leidenschaftliche Mutter zu gut kenne. Mein Herz wird schrecklich bei dieser Geschichte angegriffen, und noch kann ich mich kaum erholen. Ich lade Sie noch nicht ein hierher, denn alles ist in Verwirrung, jedoch wird man nicht nöthig haben, mich in den Narrenthurm zu führen."

Seinem Zorn über „die Verrätherei der verstockten Sünderinnen" hatte er mit „Marsch, zum Hause hinaus, zum abschreckenden Beispiel aller künftigen!" genügt. Und den Donner der elementaren Kraft des Heroen vernimmt man aus den Worten über den Pfarrer, bei dem Karl in die Schule ging: „Der Pfaff hier weiß schon, daß ich von ihm weiß, denn Karl hatte es mir schon gesagt. Es ist zu vermuthen, daß er nicht ganz unterrichtet war und daß er sich hüten werde. Allein damit Karl nicht übel von ihm behandelt werde, da er überhaupt etwas roh scheint, so ist es für jetzt genug. Da aber Karl's Tugend auf die Probe gesetzt — denn ohne Versuchungen giebt es keine Tugend — so lasse ich es mit Fleiß hingehen, bis es noch einmal, was ich zwar nicht vermuthe, geschieht, wo ich dann Seiner Hochwürden Ihre Geistlichkeit mit solchen geistigen Prügeln und Amuletten und mit meiner ausschließlichen Vormundschaft und daher rührenden Privilegien so erbärmlich zurichten werde, daß die ganze Pfarrei davon erbeben soll." — — „Machen Sie nichts bekannt, da man auf Karl nachtheilig schließen könnte. Nur ich, da ich alle Triebräder hier kenne, kann für ihn zeugen, daß er auf das Schrecklichste verführt ward," sagt er der Freundin zum Schlusse.

„Ich bitte, uns bald etwas Tröstliches wegen der Koch-, Wasch-, Nähkunst zu schreiben!" damit gemahnt er dieselbe zuletzt auch noch an ihre näheren Pflichten. Die tiefe Vertrauensäußerung aber, die in diesem vollen Herzenserguß, einem der längsten Briefe Beethoven's liegt, mochte ihr selbst erst zeigen, was sie dem Meister überhaupt war, und bestätigt uns den Werth und die Würde dieses Freundschaftsverhältnisses völlig.

Welch geradezu fürchterlichen Eindruck aber das Vorgehen der „bösen Frau" selbst auf ihn gemacht, erfahren wir vor Allem aus dem Tagebuche der Tochter des Institutsvorstehers. Jene hatte den Knaben schließlich dahin gebracht, daß er dem Oheim entfloh und zu ihr lief, und dieser, der männlichste der Männer, mußte den Vorgang selbst unter heftigem Weinen berichten. Denn: „Er schämt sich meiner," lautete die Ursache von Karl's Flucht.

In den Haushalt aber kam doch nach und nach soviel Gang, daß die jähen Explosionen seltener wurden. Den großen Triumph des Künstlers in dem Concerte vom Mai 1824, wo der neunten Symphonie stürmischer Empfang bereitet wurde, erlebte die Freundin mit. Wie sie jetzt zu dem Manne emporschauten, den seine Lebensleiden noch größer gemacht hatten als sein angeborenes Genie, sagt uns das Wort, womit im Herbste 1824 Streicher den Instrumentenmacher Stumpff aus London empfiehlt: „Die Ursache, warum er nach Baden kommt, ist, Sie, werthester Beethoven, den Mann zu sehen, auf den Deutschland stolz ist. Nehmen Sie ihn gütig und freundlich auf, sowie es dem Heiligen geziemt, zu welchem der andächtige Pilger aus der Ferne eine Wallfahrt macht!"

Die Sorge der Freunde erstreckt sich jetzt vorwiegend auf seine allerdings nicht glänzende äußere Subsistenz: Streicher will im Jahre 1824 mit Concert-Arrangements und verlegerischen Unternehmungen nachhelfen. Allein schon im nächsten Jahre bekommt durch den Selbstmordversuch des Neffen des Meisters Dasein jenen innern Stoß, dem es erlag. — Unter den Freunden, die ihn auf dem letzten Krankenbette mit Compot, Wein und Champagner erfrischen, befindet sich auch der Name Streicher. Der letzte Dienst der getreuen „Schaffnerin" war, wie der erste, ein Liebesdienst. Sie starb sechs Jahre nach Beethoven. Sein Name hob den ihren mit zur Unvergessenheit empor.

Ludwig Nohl.

Die Wolga und ihre Schifffahrt.

Die Wolga, unter dem Namen „Matuschka Wolga" (Mütterchen Wolga) von den Russen geradezu göttlich verehrt, hat von Rybinsk bis hinunter zur Mündung in's Kaspische Meer beim niedrigsten Wasserstande eine durchschnittliche Breite von circa $^1/_5$ deutsche Meile. Im Frühjahr und Herbst, wenn dieselbe um 10 bis 15 Meter über den normalen Wasserstand hinaussteigt, erreicht sie eine circa dreimal so breite Ausdehnung, die an vielen Stellen sogar mehr als eine deutsche Meile beträgt.

Wie groß der Schade ist, der durch diese furchtbaren Wassermassen den in der Nähe des Flusses wohnenden Menschen zugefügt wird, kann man sich denken. Es ist Thatsache, daß viele Einwohner ihr Hab und Gut im Frühjahr und Herbst verlassen, um sich den stets drohenden Gefahren der Ueberschwemmung zu entziehen. Jedoch trifft das bis auf wenige Ausnahmen nur das linke Wolga-Ufer, welches durchweg flach zu nennen ist; nur an einigen Stellen, besonders in den Gegenden zwischen Simbirsk und Samara, befinden sich enge, von hohen Felsenbergen gebildete Durchgänge, die den Strom des Wassers bedeutend hemmen und so ein furchtbares Steigen des Flusses verursachen. Die Stromschnellen dieser Gegend bieten der Schifffahrt eine stets gefährliche Passage, und im Frühjahr wird die Gefahr noch durch die vom starken Strom ausgerissenen Bäume und durch zerstückelte Flöße, welche diese Stellen verstopfen, in bedeutendem Maße vergrößert. An dem rechten Ufer zwischen Simbirsk und Samara, der schönsten Gegend an der Wolga, erheben sich kolossale Felsmassen, ja es giebt dort Schluchten, Thäler und Berge, wie man sie wohl am alten deutschen Rhein nicht schöner zu finden vermag. Jeder Reisende, der dort vorbeifährt, wird mit Bewunderung auf die stellenweise geradezu romantisch gelegenen Dörfer schauen, die, auf drei Seiten von hohen und steilen Felsmassen umgeben, an der vierten von der Wolga umspült, wie in einem natürlichen Gefängniß eingeschlossen liegen. Hier findet man auch hohe Kalksteinbrüche, die in ihren Formen zuweilen lebhaft an die zerfallenen Burgruinen des Rheins erinnern. Als besonders schön ist ein hoher Bergrücken bei dem Dorfe Schiguli zu erwähnen. Eine Anzahl ganz steil nach der Wolga abfallender Berge bildet hier eine lange Bergwand, die abwechselnd bald mit Bäumen bedeckt ist, bald unerschöpfliche Steinbrüche bietet. Von diesen Bergen aus hat man bei Hochwasser einen geradezu imposanten Anblick. Wie ein endloses Meer breitet sich von dem Fuße der Berge eine Wassermenge aus, deren Grenzen dem Auge kaum erreichbar sind. Auf einem der höchsten Berge in dieser Gegend, den einst Peter der Große bestiegen, erblickt man noch heutigen Tages die Trümmer einer zerfallenen Burg. Dieser Berg wird seither unter dem Namen „Kaiserberg" von den Russen sehr hoch geehrt.

Beim Beginn des Sommers, wenn die starre Eisdecke geschwunden ist, die fünf bis sechs Monate die Landschaft verödet und fast jeden Verkehr abgeschnitten hat, gewährt diese Gegend dem Auge andere Reize. Dann beginnt der Handel. Dampfschiffe jeder Gattung und Transportschiffe, das heißt Barken, der größten Dimensionen nehmen hauptsächlich das im Winter aufgespeicherte Getreide ein, welches von Tausenden von Menschen eingeladen wird. Endlos scheinende Holzflöße ziehen sich gleich Schlangen den Strom entlang, und die Fischereien beginnen jetzt ihre hauptsächlichste Thätigkeit. Das frische, dem Auge wohlthuende Grün, die unabsehbaren Schaaren wilden Wassergeflügels rufen Bewunderung und Staunen hervor; mit einem Worte: um diese Zeit, wo die Wolga sich sozusagen im Hochzeitsschmucke befindet, ist es geradezu paradiesisch hier.

Von dem Verkehr auf der Wolga kann sich nur der einen Begriff machen, der ihn mit Augen gesehen hat. Man kann wohl

Digitized by Google

mit Recht behaupten, daß in ganz Europa kein Fluß so viel befahren wird, wie gerade die Wolga. Mehr als siebenhundert, theils Passagier-, theils Bugsirdampfer unterhalten den für Europa so wichtigen Handel und Verkehr zwischen Rybinsk und Astrachan. Viele dieser Schiffe gehen sogar hinauf bis nach Twer, von wo aus der Fluß eigentlich erst schiffbar genannt werden kann. Und der ungeheure Handel auf der Wolga vermehrt sich von Jahr zu Jahr um ein Bedeutendes. Noch gar nicht sehr lange, vielleicht seit vierzig Jahren, benutzt man zum Fortschaffen der Frachten und Passagiere die Dampfkraft. Wie schwierig und kostspielig früher der Transport bewerkstelligt wurde, kann man schon daraus schließen, daß man Monate dazu brauchte, um eine Ladung von Astrachan bis Nischni-Nowgorod oder Rybinsk heraufzuschaffen. Es wurden in erster Linie Segelboote verwandt, die jedoch bei den sehr verschiedenen Biegungen des Stromes nur mangelhaft fahren konnten. Bei widrigen Winden oder bei Windstille benutzte man das alte Treidelsystem. Mehr als 150 Menschen zogen dann an einer einzigen solchen Barke.

Nachdem man endlich solcher kostspieligen Beförderung von Frachtgütern müde war, versuchte man ein anderes System, das dem obengenannten gerade nicht um Vieles voransteht. Man brachte nämlich auf dem Schiffe große Winden an, mit denen man sich durch das Aufwickeln eines Taues bis zu einem in einiger Entfernung vor dem Schiffe ausgeworfenen Anker hinwand. Ehe man damit zu Ende war, wurde ein zweiter Anker ausgeworfen, und auf diese Weise quälte man sich monatelang, bevor man das festgesetzte Ziel erreichte. Die erwähnten Anker wurden anfangs von Menschen immer weiter getragen; später wandte man zu ihrem Transport Ruderboote an.

Auch diese Beförderungsart konnte bei weitem dem sich immer rascher mehrenden Handel nicht genügen. Man wagte es endlich mit der Dampfkraft. Im Jahre 1842 fand sich eine Gesellschaft von Kaufleuten zusammen, die es unternahm, einige Bugsirdampfer anzuschaffen. Mit fast abergläubischer Bewunderung wurden diese Schiffe bei ihren ersten Fahrten von den Uferbewohnern betrachtet, von denen Mancher sich hierdurch seines bisherigen Erwerbes für künftige Zeiten beraubt sah. Der Nutzen jedoch, den die Dampfer in kurzer Zeit einbrachten, wurde bald allgemein bekannt, und in größter Eile entstanden darauf immer mehr und mehr derartige Unternehmungen. So bildeten sich die Gesellschaften: Polja im Jahre 1842, Wolga 1843, Kama-Wolga 1854, Kawkas und Merkurij 1855, Samolott 1856, Neptun 1859, Lebed 1868 und noch mehrere andere. Unter diesen sind natürlich auch viele, die den Passagiertransport in ihren Geschäftsbereich ziehen.

Von nun an begann eine ganz neue Periode im Handel und Verkehr auf der Wolga, und bald wandte sich auch der Handel vom südlichen und östlichen Rußland dorthin, was zur Folge hatte, daß viele bisher nur wenig bekannte Städte zu den blühendsten Handelspunkten heranwuchsen. Dieses ging so bis zum Jahre 1870.

Da sollte die Schiffahrt durch Anschaffung ganz neuer, kolossaler Passagier- und Frachtschiffe einen großen Umschwung erleiden. Ein gewisser Alphons Sewele, in Riga geboren, früher Schiffscapitain und darauf Verwalter der Kama-Wolga-Gesellschaft, überhaupt ein mit den ganzen Verhältnissen der Wolga-Schiffahrt sowie der Schiffsbaukunst vertrauter Mann, gewann einige sehr reiche Kaufleute, darunter Russen und Engländer, zur Ausführung seiner Ideen und leitete selbst in der Benardaki'schen Fabrik in Sormowa die Erbauung eines gewaltigen Dampfers. Nach langer und mühevoller Arbeit und einem Kostenaufwand von 200,000 Rubel wurde im Juli 1871 dieses erste Riesenschiff, benannt „Pereworod", das heißt Umwälzung, vom Stapel gelassen. Es war ganz nach amerikanischem System, mit mehreren Etagen und in kolossalen Dimensionen erbaut.

Die neue Riesenbrücke über die Wolga zwischen Sysran und Samara u

Digitized by Google

Zum Schluß bleibt noch zu erwähnen, daß jedes dieser fünf Schiffe, deren vollständige Bemannung etwa siebenzig Mann erfordert, circa 2000 Passagiere und 465,000 Kilogramm Lasten aufnehmen kann. Ihre Fahrgeschwindigkeit beträgt stromaufwärts zwölf, dagegen stromabwärts zwanzig Werst oder circa drei deutsche Meilen pro Stunde; dabei verbrauchen die Dampfkessel zu ihrer Heizung pro Tag circa 145 Kubikmeter Holz.

Außer diesen Dampfern amerikanischen Systems verdienen die der Gesellschaft „Wolga" erwähnt zu werden. Durch die auf diesen Schiffen herrschende Ordnung und Sauberkeit stehen sie denen der Gesellschaften „Samolott", „Kawkas und Merkurij" ꝛc. um Vieles voran.

Die Anzahl der auf dem Wolgagebiete existirenden Dampfer beträgt über siebenhundert, zu annähernd 87,500 Pferdekraft und mit einem Holzbedarf — bei einer jährlichen Fahrzeit von sechs Monaten — von circa 7,300,000 Cubikmeter im Werthe von 13,000,000 Rubel, ein Bedarf, wie ihn die für unerschöpflich geltenden russischen Wälder wohl nicht mehr sehr lange aushalten werden. Die Gesellschaft „Kawkas und Merkurij" hat bereits damit den Anfang gemacht, ihre Schiffe mit den hier so wohlfeilen Naphtharückständen zu heizen. Auf dem Wolgagebiete existiren außerdem noch circa 5000 Barken, welche, der Länge nach hinter einander gestellt, eine Gesammtlänge von mehr als fünfzig deutschen Meilen und mit den Dampfern zusammen eine solche von über sechszig deutschen Meilen ergeben. Wenn man annimmt, daß mindestens drei Viertel dieser Schiffe immer unterwegs sind, so wird man sich einen annähernden Begriff von dem einzig dastehenden Handel und dem belebten Passagierverkehre auf der Wolga machen können.

Zu diesen gewaltigen Mitteln des Verkehrs flußauf- und flußabwärts standen seither diejenigen, welche die Verbindung von Ufer zu Ufer vermittelten, nicht entfernt im Verhältniß. Es ist unglaublich, aber wahr, daß auf der ganzen Strecke von 38½ deutschen Meilen eine kleine bei der Stadt Twer befindliche Brücke die einzige feste Verbindung der beiden Wolga-Ufer bildete.

Ende vorigen Jahres ist nun aber eine zweite Wolga-Brücke dem Verkehr übergeben worden, und die kolossalen Dimensionen dieses Baues lassen sie als würdiges Seitenstück zu den geschilderten Riesendampfern erscheinen. Dieselbe ist auf der Syssran Orenburger Eisenbahn zwischen den zwei bedeutenden Städten Syssran und Samara gelegen und verbindet mithin das Gouvernement Simbirsk mit dem Gouvernement Samara.

Durch zwölf Strom- und zwei Uferpfeiler getragen, hat diese Brücke eine Länge von circa ⅛ deutsche Meile, sodaß also die Entfernung von Pfeiler zu Pfeiler über hundert Meter beträgt. Wegen des im Frühjahre sehr hohen Steigens der Wolga war man gezwungen, den Pfeilern eine solche Höhe zu geben, daß selbst beim höchsten Wasserstande zum Passiren der Schiffe noch ungefähr siebenzehn Meter Raum zwischen Wasserniveau und Brücke blieb. Trotzdem müssen noch, im Falle eines sehr hohen Steigens der Wolga, die größten Dampfer ihre Schornsteine herunterlassen, um diese Stelle passiren zu können. Die Höhe der Pfeiler über dem Wasserniveau beträgt bei gewöhnlichem Wasserstande etwa dreißig Meter, neben siebenzehn Meter unter dem Wasser.

Der Bau der Pfeiler unter Wasser wurde, wie schon früher bei derartigen Brückenbauten, mittelst Caissons bewerkstelligt. Das Princip dieser Art Pfeilerbau kennen die Leser aus einem frühern Artikel („Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?" vergl. Nr. 18 d. Jahrg.).

Ein Caisson ist ein aus Tafelblech von drei bis zehn Millimeter Stärke zusammengenieteter unten offener Cylinder, dessen Länge, Breite und Form ganz den Dimensionen des zu erbauenden Pfeilers, dessen Höhe jedoch der auf der bestimmten Stelle vorhandenen Tiefe des Wassers angemessen sein muß. Oben auf diesem Cylinder, also in dem Deckel desselben, befinden sich mehrere Oeffnungen mit Doppelthüren, die zum Hinein- und Herausschaffen von Baumaterialien ꝛc. sowie zum Ein- und Ausgang für die darin beschäftigten Arbeiter bestimmt sind.

Hat man nun die Stelle für den zu erbauenden Pfeiler festgesetzt, so versenkt man den Caisson auf der betreffenden Stelle bis auf den Grund und pumpt dann mittelst Luftpumpen soviel Luft hinein, daß das darin befindliche Wasser nach unten herausgedrängt wird. Erst dann, wenn letzteres vollkommen geschehen, kann die Arbeit in dem Caisson beginnen. Der Pfeiler wird nun darin in der Weise aufgemauert, daß noch ein kleiner Raum zwischen Caisson und Pfeiler rund herum bleibt, um später das Herausnehmen des Caissons besser bewerkstelligen zu können. Die Leistungsfähigkeit der fortwährend arbeitenden Luftpumpen muß natürlich sehr genau regulirt werden, damit nicht etwa zeitweise zu wenig oder auch wieder zu viel Luft hineinkommt. Im ersteren Falle würde das Wasser bei einem geschwächten Gegendrucke von unten hereinfließen, im letzteren die zu stark comprimirte Luft auf die Gesundheit der darin beschäftigten Arbeiter schädlich einwirken. Diese Arbeiter müssen vollkommen gesund und kräftig sein und werden zudem der anstrengenden Arbeit halber öfters während des Tages gewechselt. Trotzdem kommen Todesfälle in Folge dieser Arbeit nicht selten vor.

Was bei diesem Brückenbau ganz besonders neu war, das war die Heranschaffung der einzelnen schmiedeeisernen, vorher fix und fertig genieteten Gitterwerke, von welcher das beigegebene Bild der im Entstehen begriffenen Brücke eine Anschauung giebt. Man stellte nämlich sieben große Barken neben einander, verband dieselben sehr fest und erbaute auf der so gebildeten Fläche ein hohes Gestell von Balken. Alsdann wurde das erste der dreizehn fertigen Gitterwerke, welche auf dem sehr hohen rechten Ufer der Wolga des Transports harrten, auf das Gestell geschafft und der ganze Koloß durch drei starke Bugsirdampfer stromaufwärts zwischen zwei fertige Pfeiler gezogen. Dort angelangt, regulirte man genau den Stand mittelst ausgeworfener Anker, ließ dann gleichmäßig in alle Barken Wasser hinein und senkte so das Ganze, bis das Gitterwerk fest an Ort und Stelle auf den Pfeilern lag. Für den Fall jedoch, daß etwa durch irgend welchen Zufall die Lage des bereits niedergelassenen Gitters eine nicht ganz erwünschte sei, war auf jeder der Barken eine Pumpe angebracht worden, mittelst deren eine große Locomobile das in die Barken hineingelassene Wasser wieder gleichmäßig herauszupumpen im Stande war. Es würde sich in Folge dessen der ganze Koloß langsam wieder gehoben haben. Erfreulicher Weise ist der Verwerthungsfall für die Vorsichtsmaßregel nicht eingetreten. Diese ganze Erleichterung einer sonst so schwierigen Arbeit durch eine höchst einfache Vorrichtung ist der glückliche Gedanke des Ober-Ingenieurs Beresin, welcher den Bau der Brücke leitete.

Nebenher sei noch bemerkt, daß der ganze Bau von einem Bau-Unternehmer aus St. Petersburg, Michailow, für die Summe von sieben Millionen Rubel Silber übernommen wurde. Das Totalgewicht des ganzen Eisenwerks stellt sich auf 6,930,000 Kilogramm.

O. Behring.

Ueber die Grausamkeiten beim Fang der Thiere.

Auch eine Thierschutzfrage.

Es liegt ein eigenthümlicher Reiz in der Ueberlistung und Verfolgung der Thiere, und je höher der Werth der letzteren ist, mit desto leidenschaftlicherem Eifer wird die Nachstellung betrieben, mit desto größerem Fleiß geben sich Verstand und Phantasie Entwürfen der Erfindung hin, um nach Möglichkeit einen Erfolg zu sichern. Wie manchem Verbannten in Sibirien hat der Zobelfang Lichtstrahlen in sein dumpfes Dasein geworfen! Aber gerade die entzündete Leidenschaft trübt das Auge für die Gesetze der Menschlichkeit und läßt die Mahnungen, welche aus dem qualvollen Gebahren mißhandelter Thiere sprechen, höchstens nur flüchtig an eine Saite des Gemüthes anschlagen.

Wie komme ich in den Besitz des schönen Pelzes, welchen dieses oder jenes Raubthier trägt? Wie schütze ich mit raschem Erfolg meinen Hasen- oder Rehstand vor den Frevelthaten vierfüßiger oder beflügelter Räuber? Welche ist die beste Art, der schädlichen Nager los zu werden, die mir Haus und Hof unterwühlen und die aufbewahrten Vorräthe gefährden?

Alle diese Fragen sind wohlberechtigt, und es wäre widersinnig, wollte man dem Menschen nicht das Recht zugestehen, sowohl Maßregeln gegen die Thiere zum Schutz seines Eigenthums zu ergreifen, wie auch sich der Hingabe an den geheimnißvollen Reiz der Verfolgung gewisser Thiere zu erfreuen. Aber

Digitized by Google

die Ansprüche der mit Empfindung ausgestatteten Geschöpfe fordern Rücksichtnahme in der Wahl der Mittel, welche zum Besitz derselben führen sollen, und einer diesen Ansprüchen gegenüber theilnahmlosen Industrie sollte durch Abnahme grausamer Fangmittel nicht Unterstützung geboten werden. Nur in einem Falle könnte auch die Wahl qualvoller Werkzeuge zum Vertilgen von in großem Maßstabe schädlichen Thieren gerechtfertigt erscheinen, wenn nämlich keine andere Art der Nachstellung genügen würde. Aber gewöhnlich führen die rasch tödtenden Fallen auch am sichersten zum Ziele. Betrachten wir uns die verschiedenen Fuchs-, Marder- und Iltisfallen! Für den Fuchsfang ist es der „Schwanenhals", mit welchem man Erfolge erzielt, und wenn derselbe mit kräftig wirkender Feder versehen ist und die Bügel weit genug sind, um den Vorderkörper der Beute richtig zu packen, so tödtet er in den meisten Fällen ziemlich schnell. Aber auf ewig verbannt sollten längst die grausamen Haken sein, an welchen der Köder den lüsternen Fuchs zum Sprung verlockt, in Folge dessen er sich selbst am Unterkiefer anspießt und jammervoll langsam zu Tode zappelt. Für den Edel- oder Baummarderfang ergiebt sich die allerwärts bekannte und eingeführte Prügelfalle nicht nur als die erfolgreichste, sondern auch als die am schnellsten tödtende Fanganstalt. Was die Hausmarder und Iltisse betrifft, so ist ihr Fang in Tellerfallen auf dem „Sprung" darum grausam, weil sich die Thiere an den Pfoten fangen und in solche Verzweiflung gerathen, daß die Rasenden — wie wir dies bei Iltissen gesehen haben — sich über den Bügeln der Falle den gepreßten „Lauf" (Fuß) durchbeißen, sich also selbst zerfleischen, um der Gefangenschaft zu entgehen. Auch die Hohlfalle bereitet den Gefangenen Qual, weil diese lange im Zustande der verzweiflungsvollen Wuth verharren, wiewohl eine solche Falle immerhin der Tellerfalle vorzuziehen ist. Unstreitig die beste Fangmethode in Bezug auf Erfolg und schnelle Tödtung ist hier diejenige, welche der „Studentenfalle" in großem Maßstabe gleichkommt. Die erdrückende Belastung besteht dabei aus einer schweren alten Thür, welche, wo nöthig, noch durch platte Steine in ihrem Gewichte vermehrt werden kann. Wenn ein Ei am weißen Faden als Köder benutzt und die Thür nicht höher gelüftet wird, als es zum Zweck des Zutritts der Marder an den Köder nöthig ist, so riskirt man auch nicht, daß Katzen oder kleine Hunde in die Falle gehen.

Liegen in diesen Andeutungen wohlgemeinte Winke für Jagdliebhaber und Raubthierfänger, denen Handlungen auf den Preiscouranten neben empfehlenswerthen Fangapparaten stets auch die grausamsten Werkzeuge anpreisen, so beschäftigen sich die nachfolgenden Betrachtungen mit den fast in jeder Haushaltung gebräuchlichen Fanganstalten zur Vertilgung schädlicher Nager.

Wenn wir die Fallen der umherziehenden Mausfallenkrämer durchmustern, so finden wir darunter selten eine, welche darauf berechnet wäre, dem verhaßten Nagethier wenigstens einen möglichst schmerzlosen Tod zu bereiten oder Quälerei zu verhüten. Die Berufung auf die unzähligen Unbilden aber, die von diesen Thieren zur Plage und Belästigung der Menschen verursacht werden, kann die Gleichgültigkeit gegen die Todesart der Gefangenen ebensowenig rechtfertigen, wie der Abscheu und Ekel, den diese Thiere etwa erregen.

Auf den ersten Blick scheinen jene Fallen vielleicht harmloser, als sie es in Wirklichkeit sind. Es wird beim Fange kein Glied verletzt. Hinter der Maus oder Ratte schlägt die Fallthür zu, und die Verhaßte sitzt gefangen in einem Drahtkäfig bis zum Morgen, wo ihr dann schnell genug vom Leben zum Tode verholfen wird. Aber man besehe sich doch einmal eines Morgens das abgehetzte Thier näher! Wir finden es in einem traurigen Zustande: vom Toben ermattet und schweißgebadet, oft an Schnauze und Füßen vom Einschnitt der Drähte oder vom Riß spitzer Enden derselben blutend.

Anders liegt die Sache, wenn man sich jener eisernen Fallen bedient, deren Bügel mit scharfen Zacken versehen sind und deren Federn ein wirksames kräftiges Zuschnellen veranlassen. Sie packen die Ratte, welche man in schwierigen Fällen erst mit Speckbröckchen kirre machen kann, am Kopf oder Hals und zermalmen edle Theile. Noch mehr zu empfehlen sind die sogenannten Studentenfallen, sowie die im Princip ähnlichen Klotzfallen, bestehend aus einem hölzernen Kästchen, auf dessen Boden der Köder hingestreut ist, und einem Galgen, der einen entsprechend schweren Würfelklotz zum Niederfallen trägt. Für Mäuse ist indessen die beste Falle ein etwa drei Finger dicker, länglich viereckiger Holzklotz mit rund eingebohrten Schlupflöchern auf der Frontfläche, über dessen Oberfläche sich ein hinten mit gewundener Feder befestigter, vorn in einer runden Schlinge endigender Draht erhebt. Dieser Draht wird niedergedrückt, wobei die Schlinge in einen von der Oberfläche bis auf den Grund des Schlupfloch führenden Einschnitt sich senkt, und wird dann mit einem Faden, der hinter dem Einschnitt abwärts und aufwärts so durch den ganzen Klotz geführt wird, daß er doppelsträngig das Schlupfloch passirt, festgebunden. Hinter den Fäden im Inneren des Schlupflochs ist Mehl oder gestoßener Hafer ꝛc. angebracht. Die Maus beißt, um zu dem Köder zu gelangen, die Fäden durch und wird sofort strangulirt.

Es ist gewiß nicht nöthig, auf alle grausamen Fangapparate aufmerksam zu machen, welche die menschliche Erfindungskraft ersonnen hat. Unser Zweck wird schon erreicht, wenn wir es vermögen, unsere Leser zu einer von humaner Rücksicht geleiteten Ueberlegung beim Ankauf oder Anfertigen von Thierfallen zu bewegen.

Es ist viel, sehr viel über die Vogelliebhaberei geschrieben und raisonnirt worden, und wir wollen hier die Feinde dieser Liebhaberei nicht widerlegen. Nur das sei als das Resultat unserer Erfahrungen und Beobachtungen in kurzen Zügen hingestellt: das verständige, auf wissenschaftlichem und erfahrungsmäßigem Studium beruhende Halten der Vögel in der Gefangenschaft bereitet ihnen keine Einbuße ihres Wohlbehagens oder gar ihrer Lebensdauer; letztere wird vielmehr unter günstigen Verhältnissen bedeutend verlängert, und die Thiere treten unter liebevoller Pflege und Behandlung in ein wahrhaft intimes Verhältniß zu ihrem Besitzer. Dagegen werden so unzählige Mißgriffe in der Eingewöhnung, Wartung und Unterbringung der Gefangenen begangen, daß sie in den Händen Unverständiger der Quälerei vielfach ausgesetzt erscheinen.

Und da wir wohl wissen, daß trotz aller Aufsicht und Strafandrohung der Vogelfang doch nicht ganz aufhören wird, so wollen wir den Vogelfängern, die unter den Tausenden und aber Tausenden von Rothkehlchen alljährlich sich das eine oder andere zur Reinigung der Stube vom Ungeziefer und zur Belebung der Winterstille fangen, die Warnung zugehen lassen, das allbeliebte Fangwerkzeug „Sprenkel" nicht zu hart und eng zu spannen, und das Ende des Schlingfadens mit weichem Zunder zu versehen, damit die dünnen Beinchen der zarten Vögel nicht zerbrochen werden.

Den Fischern aber sei in Bezug auf den Fischfang auch ein freundschaftlicher Wink gegeben. Wenngleich es richtig ist, daß die Empfindung der höheren Thiere weit feiner ist, als diejenige der niederen, so haben doch die Fische als Rückgratthiere sicherlich noch immer Empfindung in genügendem Maße, um vor Mißhandlung beschützt werden zu müssen. Nie lasse man den zu Lande gebrachten Fisch auf dem Trocknen langsam sterben, sondern ein Schnitt in das Genick oder ein Schlag auf den Hinterkopf beschleunige seinen Tod. Grausam ist der Fang mit der Nachtangel. Die Angel mit dem Widerhaken bohrt sich in's Fleisch und verursacht im Innern sicherlich große Schmerzen. So zagt und zappelt das arme Thier die Nacht hindurch, reißt oder beißt vielleicht, wie wir es beim starken Aal beobachtet haben, die Schnur durch und schleppt den schmerzenden und die Aufnahme von Nahrung hindernden Haken mit sich herum, nach und nach dem Tode verfallend. Auch auf dem Gebiete des Fischfangs sollte man über Erfindungen zur Milderung oder Beseitigung der Qualen, die den Thieren bereitet werden, nachsinnen.

Wenn wir endlich noch der Mißhandlung der Schmetterlinge und Käfer durch Sammler gedenken, so richten wir ein Mahnwort vorzugsweise an die Jugend. Ein Druck mit dem Daumen und Zeigefinger auf die Seiten des Vorderleibes und der durchbohrende Stich der Nadel genügen nicht einmal bei den Tagfaltern, um den alsbaldigen Tod herbeizuführen, wie viel weniger bei den dickleibigen und zähllebigen Abend- und Nachtfaltern. Schmetterlinge wie Käfer bedürfen zum raschen Sterben wirksamer Mittel, jene des Aethers, diese des Spiritus.

Eine nie ermüdende Sorge um Erhaltung des menschlichen Gefühls lenke das wachsame Auge der Eltern und Erzieher auf die Kinder, die mit Netzen und Schachteln ausziehen, um Insecten zu sammeln! Wie mancher Bube hat an solchen Thierchen die ersten Probestücke eines Zuges zur Grausamkeit versucht und es darin

Digitized by Google

nach und nach zur Meisterschaft gebracht, die er dann an höher organisirten Thieren und schließlich auch an Menschen probirte.

Leider steht der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts noch immer, trotz aller Humanitatsbestrebungen, in gar mancher Beziehung auf dem Boden der Verirrung menschlichen Gefühls. Denn eine beklagenswerthe Verirrung muß es genannt werden, wenn der Mensch, der sich selbst mit so natürlichem Triebe grausamer Behandlung zu entziehen sucht, anderen Geschöpfen dieselbe zufügt. Der Thierquäler glaubt sich wohl mit der Behauptung entschuldigen zu können, die Thiere hätten solche feine Empfindung nicht, wie der Mensch, es sei mehr ein Scheinschmerz, den wir an ihnen wahrnähmen, als ein wirklicher oder mit dem äußeren Gebahren übereinstimmender. Einen großen Theil dieser gänzlich falschen Anschauungen hat eine starre Orthodoxie zu verantworten, welche in dem Thiere ein seelenloses Wesen, gleichsam eine lebendige Maschine erblickt, die blind arbeite nach dem Willen des verborgenen Lenkers und nur zum Dienste des von der thierischen Schöpfung isolirt dastehenden Menschen geschaffen sei. Unter dem Eindrucke der Voraussetzung eines solchen Verhältnisses zwischen Mensch und Thier ist ersterer zur Geringschätzung und harten Behandlung des letzteren hingeführt worden.

Wir gehören nicht zu den empfindsamen Naturen und theilen in keiner Weise die Ueberschwänglichkeit sentimentaler Thierschutzvereinler. Aber wie wir, mit unter den Ersten, dem Seelenleben der Thiere das Wort redeten, so wollen wir auch nicht aufhören, unsere Forderungen an Vernunft und Herz des Volkes zu richten, um dem Thiere ein besseres Loos im Dienste der es benutzenden Menschheit und ein besseres Ende in der Gewalt seiner Verfolger zu sichern.

Karl Müller.

Blätter und Blüthen.

Tiger im Lager. (Vergl. die Abbildung auf S. 385.) Heutzutage dem Publicum eine Belehrung über die Naturgeschichte des Tigers geben, hieße Eulen nach Athen tragen. Gute Naturgeschichtswerke sind in Aller Händen, und der schrecklichste, gewaltigste aller vierfüßigen Räuber fehlt sicher auch in dem kleinsten nicht. In den großen Städten braucht man nicht einmal auf die Jahrmärkte mit ihren Menagerien zu warten, um ihn zu Gesicht zu bekommen: eine große Zahl dieser Städte hat bereits stehende Thiergärten, und auch hier gehört der Besitz eines Tigers zu den ersten Erfordernissen. Selbst die Schilderungen von Tigerjagden, einst das Entzücken gruselbedürftiger Leser, sind aus der Mode: man ist davon übersättigt; auch die kühnste Phantasie vermag diesem Stoffe kaum neue Seiten abzugewinnen.

Und doch: ob ich den so riesenstarken wie geschmeidigen „König der Wälder" im schmalen Käfig tausendmal auf- und abschleichen sehe, ob ich die Zahl seiner Knochen und Zähne an den Fingern herzählen kann — ich kenne den Tiger erst, wenn mir einmal irgendwie das ganze herzlähmende Grauen im Gefühl vermittelt worden ist, welches über dem Jagdrevier des königlichen Thieres in freier Wildniß liegt, jene Atmosphäre von Tod und Verderben, von lauschender Einsamkeit, welche jeden Augenblick aufschrecken kann durch ein erschütterndes Gebrüll, das doch zugleich katzenhaft widrig in dem kaltfeuchten Laubdunkel erdröhnt, durch wilde, unheimlich lautlose, in hundert Muskeln spielende Tigersprünge, von deren Federkraft die matten, vorsichtig gewordenen Bewegungen im Käfig kaum etwas ahnen lassen.

Dieses Gefühl vermag nur die Reise in die Tigerreviere, oder aber der Künstler zu vermitteln, dem ein Anschauungsvermögen gegeben ist, wie es der menschlichen Durchschnittsphantasie versagt bleibt — der echte Künstler; und ein solcher echter Künstler von Gottes Gnaden ist Paul Meyerheim. Ein Blick auf die düstere Scenerie unseres Bildes, auf diese Bestien, welche sich offenbar so völlig zu Hause fühlen und so ganz geben, wie sie sind, auf die ganze Unheimlichkeit dieser mit abgenagtem Gebein bestreuten Waldstelle im tiefsten Dickicht, genügt, um zu fühlen: das sind wahre und wahrhaftige Tiger. —

Die Meyerheims sind eine ganze Künstlerfamilie. Man kennt längst den Großvater Karl Friedrich Meyerheim und seine Söhne und Schüler: Friedrich Eduard, den vor kurzer Zeit verstorbenen Meister in der Darstellung idyllisch gemüthlichen Volkslebens, und Wilhelm Alexander, welcher in Pferde-, Lager- und Schlachtenscenen excellirte. Von den Söhnen Friedrich Eduard's hat sich der ältere, Eduard Franz, der Art des Vaters angeschlossen, indem er liebenswürdige Genrebilder von zarter Ausführung und guter Färbung malte; er folgte dem Vater vor Wochen im Tode nach. Der jüngere Sohn Paul ist zweifelsohne der Bedeutendste unter den Fünfen und wohl der genialste Thiermaler der Gegenwart. Im Jahre 1842 zu Berlin geboren, auf der Akademie daselbst unter Holbein, mehr noch unter seinem Vater ausgebildet, kehrte er nach mannigfachen Wanderungen, die ihn besonders in England bedeutsame Anregungen finden ließen, in die Heimath zurück, wo er seit 1869 auch als Mitglied der Akademie wirkt.

Seinen Ruf begründete eine Reihe origineller Bilder, in welchen er Thiere Genrescenen aus dem modernen Menschenleben darstellen ließ; zeigten schon diese Bilder eine ungewöhnliche Herrschaft über Farbe und Form, ein fast photographisches Auffassungsvermögen für die Natur, so wurden die späteren Arbeiten Meyerheim's immer freier, realistischer und durchgeistigter: Aquarellen, Illustrationen, Fresken und Oelgemälde folgten einander, deren Aufzählung im Einzelnen hier zu weit führen würde. Am meisten gesehen dürften die Malereien des Antilopenhauses im Berliner zoologischen Garten sein. Einem prächtigen Löwenbilde ließ er vor Kurzem unser Tigerbild folgen, das Letzte, was von ihm, allgemein bewundert, die Runde durch die deutschen Ausstellungen gemacht hat.

Ein unglückliches Grafenkind. Aus Oldenburg im Großherzogthum schreibt uns ein Eisenbahnbeamter, sein Bruder, ein Matrose, sei jüngst von einer Reise aus Laguna (auf einer gleichnamigen Insel in der Campeche Bai) zurückgekehrt und habe dort einen „Grafen von L.", den Sohn eines ehemaligen hannöverschen Hofbeamten, kennen gelernt, und zwar in einem wahrhaft jammervollen Zustande. Der junge Mensch habe ihm erzählt, er sei in Deutschland Zögling einer Cadettenanstalt gewesen und habe in der Abgangsprüfung nicht bestanden, worauf er seine Eltern um die nöthigen Mittel für die Wiederaufnahme des Studiums gebeten habe. Diese seien ihm gewährt worden, er aber habe in der Angst, daß er das Ziel doch nicht erreichen werde, und aus Furcht, mit diesem Geständniß vor seine Eltern zu treten, es vorgezogen, sich als Schiffsjunge auf einem deutschen Schiffe zu vermiethen. Schwächlich, wie er war, und den Strapazen nicht gewachsen, sei er unterwegs erkrankt und in Laguna, wo das Schiff Anker warf, in's Hospital gelegt worden. Nach langer Krankheit genesen, blieb er, zu körperlicher Arbeit unfähig, als eine Art Krankenpfleger im Spital und erhält für seine Dienste wenigstens das tägliche Brod. Um sich aber nothdürftig wieder kleiden zu können, sei er gezwungen, beim Beladen der Schiffe ab und zu mit thätig zu sein. Der Bruder unseres Gewährsmanns war selbst Zeuge davon und erzählte, es habe ihn gejammert, wie der arme Mensch mit schlotternden Beinen herangewankt sei, die schweren Blauholzblöcke auf der Schulter. Nach jeder solcher Anstrengung liege er wieder krank darnieder. Warum er nicht heimkehre? Auf diese Frage erwiderte er, es nehme ihn seiner Schwäche und seines Kleidermangels wegen kein Schiff mit: die Hauptursache seines Bleibens in der Fremde schien aber auch jetzt noch dieselbe zu sein, die ihn in die Ferne trieb.

Wir geben den direct nicht zu ermittelnden Angehörigen des in Laguna Darbenden mit der Angabe des Ortes die Möglichkeit an die Hand, den Halbverlorenen und Schwergeprüften zu retten. Aber auch der Brief unseres Correspondenten steht, mit dessen ausdrücklicher Erlaubniß, auf Meldung der Betreffenden zur Verfügung.

Anfrage. Wer giebt uns eine Anstalt an, in welche gebrechliche (z. B. lahme) Personen sich auf Lebenszeit einkaufen können? Und wie hoch stellen sich die Kosten einer solchen Einkaufung?

Gefunden. Es freut uns, mittheilen zu können, daß der vermißte Friedrich Edlinger uns seine Adresse angegeben hat; die Verwandten Edlinger's können dieselbe jederzeit von uns erhalten.

Kleiner Briefkasten.

A. Z. Br . . . Sie sehen in unserm Schweigen eine Sie „verletzende Mißachtung"? Wenn die Versenkung Ihres Manuscripts in den Papierkorb von Ihnen selbst, wie Sie zugeben, befürwortet war, wozu dann noch eine besondere Mittheilung über die feierlich stattgehabte Execution? Unsere Correspondenz, respective unser „Kleiner Briefkasten", würde eine ganz unverhältnißmäßige Ausdehnung annehmen, wenn wir alle Erzeuger solcher todeswürdigen geistigen Kinder auch noch mittelst Feder oder Druckerschwärze von der vollzogenen Ueberführung derselben vom Leben zum Tode benachrichtigen wollten.

Nürnberg 27 4. Nicht geeignet! Verfügen Sie gütigst über das Manuscript.

E. Z. in **Fulda.** Sie finden die gewünschte Auskunft in unserer Nr. 49 vom Jahre 1879 unter „Blätter und Blüthen".

K. H. in **Prag.** Die zwei Strophen im Artikel „Erwachendes Leben" (Nr. 16 der „Gartenlaube") gehören ursprünglich dem in österreichischer Mundart gedichteten Volksliede „'s Mailüfterl" von Anton Freiherrn von Klesheim an. In die hochdeutsche Form sind jene beiden Strophen aus einer Umdichtung in Coburger Mundart von Fritz Hofmann übertragen worden.

Alter Abonnent aus G. Das von Ihnen angeführte Buch gehört durchaus in das Gebiet der Schwindelliteratur.

E. Marold in **München.** Das Eingesandte ist zum Druck leider nicht geeignet und steht zu Ihrer Verfügung.

E. E. in **Riga.** Vergleichen Sie unsern Artikel „Coca und Pentsao" in Nr. 47 von 1878!

L. Z. in **L.** Nein, das Borckmann'sche Bild „Eine Festtafel zu Ehren Mozart's bei Schikaneder" (in Nr. 18) ist nach einer Photographie im Verlage der „Photographischen Gesellschaft" in Berlin angefertigt.

P. G. in **Sch.** Wiederholen Sie Ihr Gesuch unter voller Angabe Ihrer Adresse!

A. B. in **Naumburg.** Wenden Sie Sich an die Expedition der „Allgemeinen Anzeigen zur Gartenlaube", Leipzig, Peterskirchhof Nr. 4, I! Wir haben oft genug erklärt, daß wir mit der Verwaltung jener „Anzeigen" und der Verantwortlichkeit für dieselben nichts zu thun haben.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 25. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — Jn Heften à 50 Pfennig.

Frühlingsboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Baron Heideck fehlte bei dem Feste, zu dem man ihn, als den bisherigen Vormund, bestimmt erwartet hatte. Er gab seinen Standpunkt nicht so leicht auf wie die Gräfin, sondern beharrte in seinen exclusiven Ansichten. Zum Glücke hatte Edmund dafür gesorgt, daß der Onkel in der Residenz die Verlobung erst in dem Augenblicke erfuhr, wo sie veröffentlicht wurde. Die Gräfin konnte jetzt in keinem Falle mehr zurück, und das Eingreifen ihres Bruders kam zu spät. Trotzdem machte er seiner Schwester brieflich die heftigsten Vorwürfe über ihre Nachgiebigkeit und wollte nicht begreifen, wie man sich von der Erregung des Augenblicks so weit fortreißen lassen könnte, „Principien“ zu opfern. Er wußte nicht, wie sehr die Liebe zu dem Sohne jenem Augenblicke bereits vorgearbeitet hatte, jedenfalls aber war er im höchsten Grade gereizt darüber und ging so weit, seine Anwesenheit bei dem heutigen Feste zu versagen. Er hatte den Brief seines Neffen, in welchem ihn dieser auf ausdrücklichen Wunsch der Mutter um sein Kommen ersuchte, kurz und kühl mit der Erklärung beantwortet, seine Amtsgeschäfte erlaubten ihm jetzt nicht, die Residenz zu verlassen; er werde die Förmlichkeiten der Majoratserklärung schriftlich abmachen.

Edmund ertrug diesen Beschluß sehr leicht; um so verstimmter war die Gräfin darüber. Sie hatte von jeher unter dem Einflusse ihres Bruders gestanden und ertrug seinen Unwillen um so schwerer, als sie ja im Grunde mit ihm gleicher Meinung war. Trotzdem sah sie ein, daß jetzt, wo der Schritt einmal gethan war, der eingenommene Standpunkt vor der Welt behauptet werden mußte, und sie that dies mit so viel Tact und Liebenswürdigkeit, daß Jedermann überzeugt war, jene Einwilligung, zu der sie eigentlich nur die Verhältnisse gezwungen hatten, sei ihr freier Entschluß gewesen.

Ihren Sohn und dessen Braut zur Seite, empfing die Gräfin die ankommenden Gäste. Sie war in reichster und gewähltester Toilette, und daß sie in der That noch eine sehr schöne Frau war, hatte sich vielleicht noch nie so siegreich gezeigt, wie an dem heutigen Abende, wo ihre Erscheinung sich selbst neben der jugendlich blühenden und reizenden Gestalt ihrer künftigen Schwiegertochter behauptete, ohne irgendwie dabei zu verlieren. Edmund's Auge ruhte bisweilen mit einer förmlichen Begeisterung auf seiner schönen, stolzen Mutter, die ihn fast ebenso sehr in Anspruch zu nehmen schien, wie seine Braut.

„Die Gräfin sieht heute sehr imposant aus,“ sagte der Oberamtsrath, indem er zu seiner Cousine trat. „Wirklich höchst imposant, und Feste veranstaltet sie anzuordnen — das muß man ihr lassen. Das hat Alles einen so vornehm großartigen Zuschnitt, und dabei besitzt die Frau ein bewunderungswürdiges Talent, sich zum Mittelpunkte des Ganzen zu machen, Jeden anzuregen, Jedem etwas Angenehmes zu sagen — Hedwig kann in dieser Beziehung sehr viel von ihr lernen.“

„Sie scheinen die Extreme zu lieben,“ bemerkte Fräulein Lina, die sich auf einen Eckdivan zurückgezogen hatte und dort mehr die ruhige Beobachterin spielte. „Von Ihrer ganz unvernünftigen Abneigung gehen Sie zu einer schrankenlosen Bewunderung der Gräfin über. Sie haben ihr vorhin sogar die Hand geküßt.“

„Bin ich Ihnen etwa wieder nicht recht?“ fragte Rüstow beleidigt. „Sie haben mir das feierliche Versprechen abgenommen, heute Abend liebenswürdig zu sein, und nun ich auch ganz unglaubliche Anstrengungen dazu mache, erkennen Sie es nicht einmal an.“

Das Fräulein lächelte ein wenig boshaft. „O doch! Ich bewundere Ihre ‚unglaublichen Anstrengungen‘ ebenso sehr wie die Gesellschaft, die sich vorläufig noch gar nicht darein finden kann. Man ist gewohnt, Sie immer in einer Art von Donnergewölk zu sehen, und kann sich diesen plötzlichen Sonnenschein gar nicht erklären. Aber noch eine Frage, Erich! Was hat Hedwig mit Oswald von Ettersberg? Sie vermeiden sich ja in einer beinahe auffallenden Weise.“

„Mit Edmund's Cousin? Gar nichts, so viel ich weiß. Hedwig kann ihn nicht leiden, und ich glaube, er macht sich auch nicht viel aus ihr.“

Die letzten Worte klangen sehr entrüstet. Der Oberamtsrath begriff es offenbar nicht, daß irgend Jemand sich nichts aus seiner Tochter machte.

„Diese gegenseitige Abneigung muß aber doch irgend einen Grund haben. Der junge Ettersberg besitzt allerdings keine hervorragende Liebenswürdigkeit.“

„Aber immense landwirthschaftliche Anlagen!“ sagte Rüstow enthusiastisch. „Wenn der das Majorat unter den Händen hätte, sähe es anders hier aus. Er durchschaut die Wirthschaft auf den Gütern ganz klar und hat mir neulich, als er mit in Brunneck war, Aufklärungen und Winke darüber gegeben, die mich denn doch veranlassen werden, einmal ernstlich dazwischen zu fahren, wenn Edmund es nicht thut. Wir sprachen sehr eingehend darüber.“

Digitized by Google

„Ja, und sehr lange," warf das Fräulein hin. „Mir machte es fast den Eindruck, als wollte Herr von Ettersberg Sie um jeden Preis bei dem Gespräche festhalten, um die Zärtlichkeiten nicht mit anhören zu müssen, mit denen Edmund seine Braut überschüttete."

„Ich fürchte, er hat aristokratische Mucken," sagte Rüstow. „Die Verlobung erfreut sich nicht seines hohen Beifalls, das habe ich gesehen, als er uns nach dem Unfall hier in Ettersberg empfing und Edmund seine Braut aus dem Wagen hob. Der junge Herr machte ein Gesicht, als sei urplötzlich der Himmel eingefallen, und schoß einen Blick auf die Beiden, der mir ganz und gar nicht gefiel. Zwar faßte er sich schon im nächsten Augenblicke wieder und war sehr höflich, aber das Bedauern über den Unfall seiner Tante und der Glückwunsch für seinen Vetter kamen so einsilbig und kühl heraus, daß man ihnen das Gezwungene anmerkte. Viel Herz scheint er nicht zu haben, aber er ist trotzdem ein landwirthschaftliches Genie."

„Gilt dieses schmeichelhafte Compliment mir?" fragte Edmund, der soeben mit seiner Braut herantrat und die letzten Worte hörte.

Rüstow wandte sich um. „Dir? Nein, wir sprachen von Deinem Vetter. Du hast leider gar keine praktischen Anlagen."

„Nein, nicht die mindesten!" versicherte Edmund lachend. „Das ist mir erst neulich in Brunneck klar geworden bei Euren endlosen Debatten über Forstcultur und Drainirung. Hedwig und ich haben nur hin und wieder ein Wort davon aufgefangen, aber es war schrecklich langweilig."

„Das sind ja vielversprechende Ansichten für einen Gutsherrn!" sagte der Oberamtsrath ärgerlich. „Also langweilig hast Du das gefunden? Du und Hedwig, Ihr habt allerdings kein vernünftiges Wort mit einander gesprochen; das war ein Lachen und Necken ohne Ende. Und doch hättest Du allen Grund gehabt, zuzuhören. Deine Waldungen —"

„Um des Himmelswillen, Papa, verschone mich heute mit solchen Dingen!" unterbrach ihn Edmund. „Wenn Du durchaus landwirthschaftliche Gespräche führen mußt, werde ich Dir Dein vielbewundertes Genie herbeischaffen. Oswald ist im Stande, den ganzen Abend mit Dir von Forstcultur zu reden. Aber wo ist er denn eigentlich? Ich vermisse ihn schon seit einer Viertelstunde. Eberhard, haben Sie Herrn von Ettersberg nicht gesehen? Ist er vielleicht drüben im Tanzsaal?"

„Nein, Herr Graf, ich komme eben von dort," erwiderte der alte Diener, der mit einem Präsentirbrett vorüberging.

„So werde ich wohl selbst nachsehen müssen. Auf Oswald ist in solchen Dingen nie zu rechnen; er läßt mir die ganze Last der Anordnung allein. Komm, Hedwig! Der Tanz soll bald beginnen; wir wollen uns überzeugen, ob die nöthigen Arrangements getroffen sind."

Damit nahm der junge Graf den Arm seiner Braut und führte sie nach dem Tanzsaal, der auf der anderen Seite der Gesellschaftsräume lag.

Der Saal war augenblicklich noch ganz leer, ebenso wie das anstoßende Gewächshaus, und das mochte der Grund gewesen sein, weshalb Oswald sich dorthin zurückgezogen hatte. Seine frühere Absicht, Ettersberg sofort zu verlassen, war von allen Seiten bekämpft worden. Zunächst von Edmund, der leidenschaftlich auf dem Bleiben seines Vetters bestand und ihn unausgesetzt mit Bitten und Vorwürfen bestürmte. Aber auch die Gräfin und Baron Heideck hatten es für bedenklich erachtet, wenn der widerspenstige Neffe im vollen Bruche mit ihnen in die Welt hinausging, und widersetzten sich seiner Abreise. Die Differenz, die nun einmal nicht auszugleichen war, sollte wenigstens nicht unter die Leute kommen. Den Zukunftsplänen des jungen Mannes selbst wollte man kein ferneres Hinderniß in den Weg legen, und so hatte er denn halb gezwungen nachgegeben und eingewilligt, bis zum Herbste zu bleiben, wie es ursprünglich bestimmt war.

Oswald stand vor einer blühenden Camelliengruppe und schien in den Anblick derselben versunken zu sein, in Wirklichkeit aber sah er nichts von all der Blüthenpracht, nichts von der Umgebung überhaupt. Der Ausdruck seines Gesichtes paßte wenig zu dem Glanze und der Festlichkeit des Tages, der den jungen Majoratsherrn von Ettersberg in die unumschränkte Herrschaft seiner Güter einsetzte. Dieses finstere, drohende Gesicht hätte sich freilich nicht inmitten der Gesellschaft zeigen dürfen. Es war wieder einer jener Momente, wo die Maske ruhiger Gleichgültigkeit herabsank, welche jahrelange Gewöhnung und Selbstbeherrschung dem jungen Manne aufgezwungen hatten und die so wenig seiner wahren Natur entsprach. Man sah es an dieser schwerathmenden Brust, an diesen fest zusammengebissenen Zähnen, er hatte es nicht länger ausgehalten in dem glänzenden Gewühl, er hatte in die Einsamkeit flüchten müssen, um nur einmal aufzuathmen, um nicht zu ersticken an all den Gedanken, die jetzt so wild in ihm stürmten und wogten. War das wirklich nur der kleinliche, bittere Neid eines Undankbaren, der die empfangenen Wohlthaten mit Haß vergalt, und es nicht verschmerzen konnte, daß das Glück seinen Vetter reicher als ihn bedacht hatte? In der Haltung Oswald's lag etwas von dem stolzen Trotz des unterdrückten und zu Boden getretenen Rechtes, etwas wie ein unausgesprochener, aber drohender Protest gegen den Glanz dieses Festes.

„Also hier findet man Dich!" tönte Edmund's Stimme.

Oswald fuhr auf und wandte sich um. In der Thür des Gewächshauses stand der junge Graf, der jetzt rasch näher trat und in vorwurfsvollem Tone fortfuhr:

„Du scheinst Dich heut ganz und gar als Gast zu betrachten. Du entziehst Dich der Gesellschaft und weilst in ruhiger Beschaulichkeit hier vor den Camelienbäumen, anstatt mir zu helfen, die Honneurs des Hauses zu machen."

Oswald hatte nur eines Augenblickes bedurft, um seine gewöhnliche Ruhe wieder zu finden, aber es lag dennoch eine versteckte Bitterkeit in seinen Worten, als er entgegnete:

„Das ist wohl ausschließlich Deine Sache; Du bist ja der Held des heutigen Tages."

„Ja, in doppelter Eigenschaft," scherzte Edmund. „Als Majoratsherr und als Bräutigam. In der letzteren Eigenschaft habe ich Dir übrigens den Text zu lesen. Du hast es versäumt, Dich um einen Tanz bei Hedwig zu bewerben, und Du konntest doch voraussehen, daß sie von allen Seiten bestürmt werden würde. Zum Glück bin ich für Dich eingetreten und habe Dir den einzigen Walzer gesichert, über den sie noch Verfügung hatte. Ich hoffe, daß Du meine Aufopferung gebührend anerkennst."

Das schien leider nicht der Fall zu sein, wenigstens nicht in dem erwarteten Maße; denn Oswald's Antwort verrieth eine merkliche Kälte:

„Du bist sehr freundlich. Eigentlich war es meine Absicht, heut überhaupt nicht zu tanzen."

„Nein, das ist zu arg," fuhr der junge Graf erzürnt auf. „Es wäre unverantwortlich, wenn Du Dich auch davon zurückziehen wolltest. Weshalb denn? Du hast ja sonst getanzt."

„Weil mir die Tante das früher nicht erließ. Lästig ist es mir immer gewesen. Du weißt ja, wie wenig ich den Tanz liebe."

Edmund zuckte die Achseln.

„Gleichviel! Den Walzer wirst Du unter allen Umständen tanzen müssen, da ich ihn ausdrücklich für Dich verlangt habe."

„Wenn Fräulein Rüstow damit einverstanden ist."

„Fräulein Rüstow! Genau derselbe Ton, mit dem Hedwig mir sagte: ‚Wenn Herr von Ettersberg es wünscht!' Wie oft habe ich Euch schon gebeten, diese steifen Formen zu lassen und endlich der Verwandtschaft ihr Recht zu geben, aber Ihr werdet nur immer fremder und förmlicher bei jedem Zusammensein. Es ist kaum mehr auszuhalten."

„Ich wüßte nicht, daß ich es jemals an der schuldigen Achtung gegen Deine Braut hätte fehlen lassen."

„Ach nein, gewiß nicht! Ihr seid im Gegentheil so unglaublich hochachtungsvoll gegen einander, daß mir beim Zuhören oft ganz eisig zu Muthe wird. Ich begreife Dich nicht, Oswald, Du trägst gerade Hedwig gegenüber eine so absichtliche Zurückhaltung zur Schau, daß Du Dich wirklich nicht beklagen darfst, wenn Du von ihr bisweilen ein wenig — rücksichtslos behandelt wirst."

Oswald nahm den Vorwurf sehr gleichgültig hin; seine Hand spielte, wie in halber Zerstreutheit, mit einem der Blüthenzweige, als er antwortete:

„Laß das gut sein, Edmund, und sei überzeugt, daß ich mit dieser Zurückhaltung nur den Wünschen Deiner Braut entgegenkomme! Da Du den Walzer in meinem Namen erbeten hast, so werde ich ihn natürlich tanzen, im Uebrigen aber mußt Du mir die Betheiligung an dem Balle erlassen. Es war wirklich meine Absicht, heute nicht zu tanzen."

„Nun meinetwegen," sagte Edmund, der ebenso leicht versöhnt als gereizt war, und dessen Unmuth nie lange Stand hielt. „Wenn Du durchaus unseren Damen den Tänzer entziehen willst — zwingen kann ich Dich nicht und ärgern will ich mich um keinen Preis. Das wäre wirklich undankbar an dem heutigen Tage, der mir jeden Wunsch erfüllt. Du siehst, Hedwig und ich hatten ganz Recht, die Hindernisse unserer Liebe nicht so tragisch zu nehmen, wenn auch Papa Rüstow's Heldenthat die Sache weit schneller in Ordnung gebracht hat, als wir zu hoffen wagten. Die feindlichen Häuser sind versöhnt, und unser Roman endigt mit einer fröhlichen Hochzeit. Ich wußte es ja."

Der sorglose und siegesgewisse Uebermuth, der heute mehr als je in dem Wesen des jungen Grafen zum Ausdruck kam, bildete einen scharfen Contrast zu dem beinahe finsteren Ernste Oswald's, dessen Auge schwer und düster auf dem heiteren Antlitz seines Vetters haftete.

„Du bist eben ein Kind des Glückes," sagte er langsam. „Dir fällt Alles zu."

„Alles?" wiederholte Edmund neckend. „Nein, da bist Du doch im Irrthum. Die uneingeschränkte Bewunderung meines Schwiegervaters zum Beispiel fällt Dir zu. Er erklärt Dich geradezu für ein landwirthschaftliches Genie, schwärmt für Deine praktischen Ideen und bedauert es gewiß von ganzer Seele, daß Du nicht anstatt meiner sein Schwiegersohn geworden bist."

So harmlos der Scherz auch hingeworfen wurde, er machte einen sichtlich peinlichen Eindruck. Oswald zog die Stirn finster zusammen und erwiderte in gereiztem Tone:

„Wie oft habe ich Dich schon gebeten, mich mit derartigen Neckereien zu verschonen! Kannst Du denn nie davon lassen?"

Graf Edmund, der sich an dem Aerger seines Vetters unendlich ergötzte, lachte ausgelassen.

„Nun, beruhige Dich nur! Gegen eine solche Stellvertretung würde ich am meisten protestiren, und auch Hedwig würde sehr wenig damit einverstanden sein. Ich beabsichtige durchaus nicht, Dir meine Rechte abzutreten. Aber jetzt komm! Es ist die höchste Zeit, daß wir zu der Gesellschaft zurückkehren."

Oswald, der keinen Vorwand mehr hatte, zurück zu bleiben, folgte der Aufforderung, und die jungen Männer kehrten zusammen in die Gesellschaftsräume zurück. Hier war die Abwesenheit des Grafen bereits bemerkt worden. Die Augen der Gräfin suchten mit einiger Ungeduld ihren Sohn, da sie den Tanz beginnen lassen wollte, und auf das Gesicht Hedwig's, die neben ihr stand, legte sich eine Wolke, als die beiden Herren herantraten. Die junge Dame fand es sehr überflüssig, daß Edmund seinen ungeselligen Vetter eigens aufsuchte, und ganz unverzeihlich, daß er sie deswegen allein ließ. Sie liebte nun einmal nicht diesen neuen Verwandten mit seiner eisigen Zurückhaltung, der sich nie zu einem Worte der Schmeichelei oder Bewunderung verstieg, und gab sich sehr wenig Mühe, zu verbergen, daß die Zusage für den Walzer eine halb und halb erzwungene war. Oswald mußte nothgedrungen mit einigen Worten dafür danken und that dies auch, schien aber im Ganzen sehr unempfänglich für die ihm bewilligte Auszeichnung. Dafür ward ihm nun auch freilich keine besondere Rücksicht zu Theil. Hedwig studirte während ihrer kurzen, kalten Erwiderung angelegentlich die Zeichnung ihres Fächers und wandte sich dann sofort zu ihrem Bräutigam. Dieser machte wieder einmal die Erfahrung, daß seine Bemühungen, seine Braut und seinen Vetter einander zu nähern, bei Beiden stets die entgegengesetzte Wirkung hatten, und der halb scherzhafte, halb ernst gemeinte Versuch, sie zu einer Annäherung zu zwingen, scheiterte nun vollends.

Der Ball begann jetzt in der That und nahm bald den jüngeren Theil der Gesellschaft vollständig in Anspruch. Nur Oswald von Ettersberg machte eine Ausnahme. Er blieb seinem Vorsatze getreu und tanzte wirklich nicht, zum großen Mißfallen der Gräfin, die es gleichwohl seit jener letzten Unterredung aufgegeben hatte, auf ihren Neffen irgend einen Zwang auszuüben, und ihn schweigend gewähren ließ. Um so lebhafter gaben sich Edmund und Hedwig dem Vergnügen des Tanzes hin, den sie beide leidenschaftlich liebten. Man konnte nicht leicht ein schöneres Paar sehen, als den jungen Majoratsherrn und seine Braut, wie sie so durch den Saal schwebten, beide strahlend von Jugend, Schönheit und Freude, beide umgeben von allem Glanze des Reichthums und des Glückes, das seine Gaben in unerschöpflicher Fülle über sie ausschüttete. Es trübte ja auch nicht eine einzige Wolke den sonnenhellen Horizont ihrer Zukunft.

Selbst Baron Heideck würde sich an dem heutigen Abend mit der Wahl seines Neffen ausgesöhnt haben — so reizend war die Erscheinung des jungen Mädchens in dem zartrosigen Seidenkleide, mit den duftigen, weißen Spitzen und den hier und da verstreuten Rosen. Das Haar, von keinem Netze mehr gefesselt, nur von einem Rosenzweige gehalten, wallte in seiner ganzen lockigen Fülle nieder, und aus dem schönen, von der Erregung des Tanzes höher gerötheten Antlitz, aus den strahlenden dunkelblauen Augen leuchtete viel Jugendlust und Jugendfreude, wenn auch freilich keine ganz unbefangene mehr; denn man sah es deutlich, wie sehr sich die junge Dame ihrer siegreichen Schönheit und ihrer Triumphe bewußt war.

Aber auch Edmund war keineswegs gleichgültig dagegen; die sichtliche Bewunderung, welche seine Braut überall fand, war ihm auf's Höchste schmeichelhaft. Er war voll zärtlicher Aufmerksamkeit gegen Hedwig und überhaupt von hinreißender Liebenswürdigkeit. Oswald hatte Recht, der junge Graf war in der That ein Kind des Glückes, das ihm zu Allem, was es ihm schon bei der Geburt gegeben, nun auch erlaubte, frei der Wahl seines Herzens zu folgen. Es fiel ihm Alles zu.

Drei oder vier Tänze waren bereits vorüber; jetzt begann der Walzer, den Edmund von seiner Braut für Oswald erbeten hatte, und dieser trat heran, um seiner Tänzerin mit gewohnter kühler Höflichkeit den Arm zu bieten.

„Sie haben ja heute noch gar nicht getanzt, Herr von Ettersberg," sagte Hedwig mit leisem Spott. „Wie es scheint, wird nur mir die Ehre einer Ausnahme zu Theil. Ist es wirklich wahr, was eine der Damen vorhin behauptete, daß Sie den Tanz überhaupt verabscheuen?"

„Wenigstens liebe ich ihn nicht," war die Antwort.

„O, dann bedaure ich aufrichtig, daß Sie sich meinetwegen ein solches Opfer auferlegen. Es war wohl Edmund's ausdrücklicher Wunsch, daß wir mit diesem Walzer die ‚Etiquettenpflicht' erledigen sollten?"

Der Stich verfehlte seine Wirkung; denn Oswald blieb vollkommen ruhig, aber er umging die Antwort auf die allerdings verfängliche Frage und entgegnete doppelsinnig:

„Ich wußte nicht, ob ich Edmund's Zusage so ohne Weiteres annehmen durfte. Ich mußte mich doch erst Ihrer Zustimmung versichern, mein Fräulein."

Hedwig biß sich auf die Lippen. Sie fand ihre Vermuthung bestätigt, aber dieser ungalante Verwandte machte gar nicht einmal den Versuch, zu leugnen, daß es sich bei diesem Arrangement um eine Art von Gewaltstreich ihres Bräutigams handelte, sondern ließ sie ruhig den Zusammenhang errathen. Es schien, als werde Edmund das zu büßen haben; denn auf dem Gesicht der jungen Dame erschien jener Ausdruck von Trotz, den auch er bereits kennen gelernt hatte. Indessen zurücknehmen ließ sich die einmal gegebene Zusage nicht ohne directe Beleidigung, um so weniger, als der Tanz bereits begonnen hatte.

„Wenn Sie befehlen," sagte Oswald, auf die vorüberfliegenden Paare deutend. Hedwig gab keine Antwort, aber sie legte mit resignirter Miene ihren Arm in den seinigen und in der nächsten Minute schwebten Beide durch den Saal.

Es war trotz alledem ein seltsamer Tanz, dieser Walzer, mit dem nur eine „Etiquettenpflicht" erledigt wurde. Hedwig hatte sich vorgenommen, dies so kurz und förmlich wie nur möglich zu thun, und doch empfand sie etwas wie eine Beklemmung, als ihr Tänzer den Arm um sie legte. Sie hatten sich ja bisher noch nicht einmal die Hand gereicht; es war bei dem Gruße, bei den fremdesten Formen der Höflichkeit geblieben, und nun waren sie sich auf einmal so nahe. Vorher hatte Oswald kaum einen Blick gehabt für den Liebreiz seiner Tänzerin; er vermied es beinahe absichtlich, sie anzusehen, und sie hatte das als eine Art von Beleidigung empfunden; jetzt hafteten seine Augen wie festgebannt auf ihrem Antlitz, von dem sie sich nicht losreißen konnten. Seine Augen redeten eine ganz andere Sprache, als die so herb geschlossenen Lippen; seine Brust hob sich in kurzen, stürmischen Athemzügen, und der Arm, der sich um die schlanke Gestalt des jungen Mädchens legte, bebte.

Hedwig fühlte das; sie hob befremdend und fragend das Auge empor — da begegnete sie wieder demselben räthselhaften

Digitized by Google

Ausdruck, wie damals bei dem ersten Alleinsein auf der Waldhöhe. Damals hatte sie diesen so heiß und jäh aufflammenden Strahl nicht verstanden und oft genug darüber nachgegrübelt, was er bedeutete — viel öfter, als sie sich eingestand — jetzt begann ihr das Verständniß aufzudämmern. Es war noch kein klares Erkennen der Wahrheit; es tauchte nur dunkel und undeutlich auf wie ein Schatten, der erst allmählich Form und Gestalt gewann, aber er quälte und beängstigte dennoch. Mochte die Gefahr, die da heraufstieg, auch noch so fern drohen, sie übte bereits ihren magnetischen Reiz, der langsam, aber unwiderstehlich näher und näher zog.

Mechanisch, wie halb im Traume, folgte das junge Mädchen den Wendungen des Tanzes. Der hell erleuchtete Saal, die rauschende Musik, die tanzenden Paare, das alles verschwamm und wich zurück in weite Ferne. Es war Hedwig, als lege sich eine endlose Kluft zwischen sie und die ganze Umgebung, als sei sie allein mit dem Einen, der sie in den Armen hielt, allein unter dem Banne dieser Augen, dem sie zu entfliehen strebte, und der sie unwiderstehlich festhielt, und mitten durch dieses Wogen unklarer und unverstandener Gefühle fluthete es plötzlich voll und mächtig, wie die Ahnung eines bisher noch nicht gekannten, aber grenzenlosen Glückes.

Der Tanz war zu Ende. Er hatte kaum zehn Minuten gedauert und doch viel zu lange für die Beiden. Noch einmal begegneten sich ihre Augen und ruhten secundenlang in einander; dann verneigte sich Oswald tief und trat zurück.

„Ich danke, mein Fräulein," sagte er tonlos.

Hedwig erwiderte keine Silbe; sie neigte nur leise das Haupt. Es blieb ihr auch keine Zeit zur Antwort; denn Edmund stand bereits neben ihr, triumphirend darüber, daß er seinen Willen durchgesetzt hatte, und sehr geneigt, seinen Neckereien wieder freien Lauf zu lassen. Für diesmal kam es jedoch nicht dazu; denn bei dem Aufhören des Tanzes lösten sich die Paare, und mehrere Herren und Damen traten heran. Der Graf und seine Braut wurden umringt, wurden von allen Seiten in Anspruch genommen, und es begann ein äußerst lebhaftes Geplauder.

Edmund war in der sprudelndsten Laune und bildete sofort den Mittelpunkt der ganzen Gruppe. Auch Hedwig lächelte und antwortete, aber ihre Antworten waren eigenthümlich matt, ihr Lächeln höchst gezwungen. Die strahlende Heiterkeit, die sie während des ganzen Abends gezeigt, war plötzlich wie verwischt und ausgelöscht. Vorhin hatte sie sich mit voller Seele der Freude, dem Vergnügen hingegeben, hatte sich in diesem heiteren, glänzenden Gewühl wie in ihrem eigensten Elemente bewegt; jetzt war ihr das alles auf einmal so fremd und gleichgültig geworden. All die Scherze und Schmeicheleien schwirrten so völlig inhaltlos an ihrem Ohre vorüber. Es lag wie ein Schleier auf ihrer Seele und wie ein Schleier auf der Pracht des Festes; sie mußte sich förmlich zwingen, daran Theil zu nehmen.

Oswald hatte das Herantreten der Fremden benutzt, um sich unbemerkt zurückzuziehen und den Saal zu verlassen. Graf Edmund hätte doch besser gethan, seinen Willen nicht so übermüthig zur Geltung zu bringen. Er wußte freilich nicht, daß sein Vetter dem Tanze nur fern bleiben wollte, um der einen „Etiquettenpflicht" zu entgehen, die er sonst nicht vermeiden konnte, und nun war ihm gerade diese eine aufgedrängt worden. Oswald mochte es wohl fühlen, daß er sich theilweise verrathen hatte, und es half nun nichts mehr, daß der Zorn über sich selbst heiß und wild in ihm aufloderte. Was er sich bisher immer noch abgeleugnet, was er sich um keinen Preis eingestehen wollte, das hatte ihm dieser unselige Tanz endlich klar gezeigt. Er wußte jetzt, wie es um ihn stand.

Das so sehnlich gesuchte Alleinsein sollte dem jungen Manne aber diesmal nicht zu Theil werden; denn in einem der Nebenzimmer traf er den Oberamtsrath Rüstow, der dort von den ebenso ungewohnten wie unerhörten Anstrengungen seiner Liebenswürdigkeit ausruhte. Er hatte sich heute Abend selbst übertroffen und förmliche Ritterdienste bei der Gräfin geleistet, aber schließlich war ihm dies doch etwas unbequem geworden, und er begrüßte mit Freuden die Gelegenheit, einmal wieder ein „vernünftiges" Gespräch zu führen. Er bemächtigte sich sofort Oswald's, der ihm nothgedrungen Stand halten mußte.

„Sie hatten leider Recht!" sagte Rüstow im Laufe des Gespräches. „Ich habe mir auf Ihre Eröffnungen hin die Ettersberg'schen Güter einmal gründlich angesehen. Das ist ja eine ganz heillose Wirthschaft! Die Beamten taugen sämmtlich nichts; der Administrator ist vollständig unfähig, und die Gräfin hat sich jahrelang auf ihn allein verlassen. Nun, von ihr kann man den Ueberblick nicht verlangen, aber meinen Herrn Schwiegersohn werde ich mir ernstlich vornehmen. Bisher war freilich nicht viel mit ihm anzufangen; er hatte nichts als seine Bräutigamständeleien im Kopfe, aber das muß jetzt aufhören. Der heutige Tag macht ihn zum wirklichen und alleinigen Herrn von Ettersberg, jetzt trägt er aber auch allein die Verantwortung und muß Ordnung schaffen."

„Edmund wird nichts thun," erklärte Oswald. „Er wird alles Mögliche versprechen, sich auch alles Mögliche vornehmen, es wird aber nicht das Geringste geschehen. Verlassen Sie sich darauf!"

Rüstow stutzte bei dieser mit voller Bestimmtheit gegebenen Erklärung.

„Sie meinen, daß Edmund der Aufgabe nicht gewachsen ist?" fragte er gedehnt.

„Nein! Er ist eine liebenswürdige, aber keine energische Natur, und hier ist volle Energie nothwendig. Sie werden selbst eingreifen müssen, Herr Oberamtsrath, wenn Sie ihm die Güter retten wollen."

„Und weshalb haben Sie denn das nicht längst gethan?" fragte Rüstow in vorwurfsvollem Tone. „Sie sahen ja doch bei Ihrer Rückkehr, wie die Sachen hier standen."

„Ich habe kein Recht, mich in fremde Angelegenheiten zu mischen."

„Fremde? Ich dächte, Sie wären gleichfalls der Sohn des Hauses, dessen Namen Sie tragen."

Oswald schwieg; er konnte dem Oberamtsrath unmöglich auseinandersetzen, wie er mit seiner Tante stand, und wie wenig eine Einmischung von seiner Seite geduldet worden wäre. Er erwiderte deshalb ausweichend:

„Ich habe bereits im Frühjahre meinem Vetter rücksichtslos die Mängel der Verwaltung aufgedeckt und ihn zum Einschreiten aufgefordert, aber ohne jeden Erfolg. Ihnen steht jetzt die väterliche Autorität zur Seite; und Edmund wird sich Ihnen überhaupt sehr gern fügen, sobald Sie ihn nur der Nothwendigkeit überheben, selbst irgend etwas zu thun."

(Fortsetzung folgt.)

Die neueren Curorte gegen Lungenschwindsucht, besonders Görbersdorf und Davos.

Unter allen chronischen schweren Krankheiten kommt keine so häufig vor und keine rafft so viele Menschen, meist in der Blüthe ihres Lebens, hin, wie die Lungenschwindsucht. Diese Krankheit besteht bekanntlich in eigenthümlichen Veränderungen der Lungen, welche zu deren theilweiser Zerstörung führen und meist unter länger anhaltendem Fieber nach monate- oder jahrelangem Verlaufe den Menschen tödten.

Die Behandlung der Lungenschwindsucht hat sich in den letzten Jahrzehnten in mehreren wichtigen Punkten wesentlich geändert und — das darf man sicher behaupten — vervollkommnet. Vor zehn, zwanzig und dreißig Jahren hütete man solche Kranke, auch wenn sie noch nicht bettlägerig, noch nicht fieberhaft waren, in der ängstlichsten Weise vor jeder Erkältung; sie mußten ununterbrochen im warmen Zimmer bleiben oder durften nur bei sehr warmem Wetter in's Freie; sie wurden warm gekleidet; sie mußten jede Einathmung kalter oder kühler Luft vermeiden, wozu besonders der sogenannte Respirator diente (ein vor dem Munde und zum Theil vor der Nase angebrachtes mehrfaches Drahtgitter), u. dergl. m.

Die Aenderung dieses älteren Curverfahrens ging von Dr. med. Brehmer in Görbersdorf aus. Nach Brehmer ist die Lungenschwindsucht bedingt durch eine verminderte Ernährung der Lunge,

Digitized by Google

in Folge von geringerer Energie des Herzens und dadurch verminderter Blutcirculation in den Lungen. Brehmer suchte demnach die Herzthätigkeit und den Lungenblutlauf in verschiedener Weise anzuregen. Mag diese Ansicht richtig sein oder nicht, jedenfalls hatte Brehmer Erfolge seiner Curmethode aufzuweisen, sodaß sich seine Heilanstalt Görbersdorf immer mehr vergrößerte und jetzt — etwa fünfundzwanzig Jahre nach der Gründung derselben — vielen Tausenden von Kranken aus allen Welttheilen Besserung und selbst Heilung brachte.

Görbersdorf liegt im Waldenburger Kreis des Regierungsbezirkes Breslau, in einem Thale, welches, nach Südwesten offen, von Osten nach Westen zieht, am Riesengebirge, nahe der Eisenbahnstation Friedland, an der böhmischen Grenze von Schlesien. Es liegt, worauf Brehmer wegen des verminderten Luftdrucks besonderes Gewicht legt, 1900 Fuß überm Meere, in der Zone, deren Bewohner von der Schwindsucht frei sind. Die angrenzenden dicht bewaldeten, bis 3000 Fuß hohen Berge haben die schönste Tannenluft und gleich den anmuthigen Gärten der Anstalt ausgedehnte und mit vielen Ruhesitzen versehene Promenaden. Das Trinkwasser ist vorzüglich. Die Kranken wohnen meist in der Anstalt selbst, in ältern oder neuern stilvollen, höchst comfortabel eingerichteten Gebäuden: mehrere Hunderte finden gleichzeitig Aufnahme. Durch die Einrichtung der Häuser (Wasserheizung und dergl.), durch großartige Wintergärten ꝛc. ist auch eine erfolgreiche Wintercur leicht durchführbar, und durch eigene Viehwirthschaft ist für gute Milch, von welcher jährlich über 50,000 Liter gebraucht werden, gesorgt.

Die Kranken stehen unter dem scharfen Regiment des für sein Curverfahren mit Recht begeisterten Directors Dr. Brehmer und seiner Assistenzärzte: und ein solches Regiment ist recht nöthig; ja in seiner strengen Durchführung, die aber nur in einer geschlossenen Heilanstalt, nicht im Curort möglich ist, liegt ein Haupttheil der Cur. Die Kost ist gut, verhältnißmäßig fettreich (letzteres aus Gründen, welche theoretisch und praktisch erprobt sind), reichlicher Milch- und mäßiger Weingenuß, besonders von Ungarwein, ist geboten. Die Kranken müssen systematisch tief athmen, vernünftig spazieren gehen und ihren Kräften entsprechend Berge steigen, was ohne die der Anstalt selbst gehörenden Berge mit ihren guten Promenaden und den vielen Ruhesitzen unbedingt nicht möglich wäre. Eine vernünftige Kaltwassercur (kalte Abreibungen, Regendouchen ꝛc.) wird meist mit in Betracht gezogen.

Es konnte nicht fehlen, daß die Brehmer'schen Erfolge alsbald andere Aerzte zu gleichen Unternehmungen anregten. Unter den so entstandenen Curorten ist der wichtigste Davos in der Schweiz, das zuerst durch den dortigen Landschaftsarzt Dr. Spengler, dann durch den Dr. Unger, welcher früher als Kranker in Görbersdorf gewesen war, die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Während Görbersdorf das ganze Jahr hindurch zur Cur geeignet ist, vorzugsweise aber vom Frühjahr bis Spätherbst frequentirt wird, ist Davos wesentlich Wintercurort, das heißt die Kranken bleiben hier vom October bis zum März.

Für die Benutzung von Davos sprach schon der Umstand, daß dort Lungenschwindsucht bei den Eingebornen fast noch nie beobachtet worden ist und daß die Davoser zwar im flachen Land nicht selten schwindsüchtig werden, jedoch meist mit dem Leben davonkommen, wenn sie zeitig genug in ihre Heimath zurückkehren. — Davos liegt in einem von Nordost nach Südwest liegenden Hochalpenthal, 5000 Fuß über dem Meere, von 3000 bis 4000 Fuß hohen, zum Theil bewaldeten Bergen umgeben. Es besteht aus den beiden eine halbe Stunde von einander entfernten Ortschaften Davos-Platz, welches mehrere große und kleine Hôtels und eine Anzahl Einzelhäuser hat, und aus dem kleinen Davos-Dörfli, welches fast nur das große Curhôtel besitzt. Die große Landstraße ist ausgezeichnet; die Promenadenwege sind gut, beides auch im Winter.

Die Luft in Davos ist sehr rein, vollkommen staubfrei, dünn, also sauerstoffarm, und trocken, wodurch eine stärkere Wasserausscheidung durch Haut und Lungen bedingt wird. Im Winter sind nur mäßige Winde vorhanden. Von Ende October an fällt in wenigen Tagen meist sehr reichlicher Schnee („Davos ist eingeschneit") und bleibt häufig bis Ende März liegen. Die Winterkälte in Davos ist selbstverständlich größer als in der Ebene, aber es giebt viele Tage mit Sonnenschein, und an diesen können die Kranken von zehn oder elf Uhr Vormittags bis drei oder vier Uhr Nachmittags im Freien oder auf den offenen Veranden sitzen. Das ist dadurch möglich, daß (bei Nachttemperaturen von — 15 bis fast 30° C.) an den Tagesstunden bei Sonnenschein die Temperaturen + 25 bis 40° C. betragen. Davos vereinigt so gewissermaßen die Kälte des Nordens mit der Wärme des Südens. — Die zahlreichen Wohnungen sind zweckmäßig eingerichtet; die Kost ist gut; eine Anzahl von tüchtigen schweizer, deutschen und anderen Aerzten sorgt für die zu Ausschreitungen im Besserungsfall nur zu leicht geneigten Kranken. Ein Theil der ständigen Bewohner von Davos besteht aus Leuten, welche vor Jahren schwindsüchtig dorthin kamen und schließlich dort sich niederließen, weil sie in der Heimath wieder zu erkranken pflegten: mehrere Aerzte, Gastwirthe, Kaufleute, Buchhändler, Handwerker ꝛc.

Eine Reihe anderer in die gleiche Kategorie gehörender Curorte erwähnen wir nur kurz: die Concurrenzanstalt des Dr. Römpler in Görbersdorf, die Heilanstalt Falkenstein im Taunus, den Ort St. Blasien im Schwarzwald und endlich mehrere Davos ähnliche Orte in der Schweiz. Wir wünschen auch ihnen allen ein rüstiges Weiterschreiten; bei der Häufigkeit der Lungenschwindsucht werden Kranke nicht ausbleiben, wenn die Anstalten der Mutteranstalt Görbersdorf, welche wir unseren Lesern im Bilde vorführen, ernstlich nacheifern.

Welche Kranke gehören nun in die oben beschriebenen Anstalten und Curorte? Diese Auswahl wird selbst den besten und erfahrensten Aerzten nicht immer leicht, und es kommen auch bei solchen hier und da Mißgriffe vor. Wir sind deshalb weit entfernt, für die Kranken, für Nichtärzte specielle Regeln aufstellen zu wollen. Die folgenden Zeilen geben nur ein ganz allgemeines Bild.

Obige Heilanstalten und Curorte müssen wenigstens Monate lang besucht werden; zunächst gehört dazu selbstverständlich Geld. — Geeignet sind dieselben in erster Linie für Alle, welche der Lungenschwindsucht vorbeugen wollen, vorzugsweise Menschen vom fünfzehnten Lebensjahre an, aber auch für noch jüngere, welche blutarm, muskelschwach, schmalbrüstig sind, häufig an Husten leiden, von schwindsüchtigen Eltern abstammen oder denen schon Geschwister an gleicher Krankheit starben, ferner für Leute, welche an gewissen Arten von Scrophulose, von allgemeiner Blutleere und Schwächlichkeit auch ohne nachweisbare Lungenerkrankung leiden, sowie für Reconvalescenten von Brustfell-Entzündungen.

Weiter findet man in jenen Curorten in größter Zahl Solche, welche an chronischer, das heißt langsam verlaufender Schwindsucht leiden, welche aber nicht besonders erregbar, womöglich nicht über vierzig Jahre alt sind, nicht fiebern, einen gesunden Kehlkopf, kein Herzleiden und gesunde Nieren haben. Alle anderen Formen der Schwindsucht erachten viele Aerzte als nicht geeignet für jene Orte. Auch manche Formen von chronischem Luftwegekatarrh, manche Arten von Brustbeklemmung (sogenanntes Asthma) werden, besonders in Davos, gebessert oder geheilt.

Manche Aehnlichkeit mit den genannten Curorten und nicht selten gleich guten Erfolg haben für Lungenkranke die monatelangen Fahrten zur See, während der Gebrauch der Seebäder oder der Aufenthalt am Meere fast immer nachtheilig auf dieselben wirkt.

Wann aber soll man die Curorte im Süden Europas, in Afrika aufsuchen? Welche Kranke gehören nach Ems, Soden, Lippspringe, Salzbrunn ꝛc.? Welche in die Soolbäder? In die Molkencurorte? In die Sommerfrischen Thüringens, des Schwarzwaldes ꝛc.? Hierauf Antwort zu geben ist recht schwer, und wir wollen das nicht einmal versuchen. Jeder dieser Orte kann geeigneten Falles ausgezeichnete Dienste leisten: man erwarte aber nur nicht, von einer langen Krankheit ernsterer Art in vier Wochen geheilt zu werden, und man besuche keinen dieser Orte und keine jener Heilanstalten, ehe man einen erprobten Arzt zu Rathe gezogen hat!

Digitized by Google

Die Deutschen in Ungarn.

Einige magyarische* Terroristen haben bekanntlich vor Kurzem im Bunde mit deutschen Ueberläufern in der Pester Stadtverordnetenversammlung den Beschluß durchgesetzt, daß gegen alle Billigkeit, ja gegen verbrieftes Recht und geschriebenes Gesetz das deutsche Theater in Budapest gesperrt, das heißt für immer unterdrückt werde. Dieser Beschluß entfesselte in deutschen Kreisen allenthalben einen solchen Sturm von Unwillen, daß sich die Pester Stadtverwaltung genöthigt sah, von der augenblicklichen Durchführung desselben abzustehen und dem bedrohten Kunstinstitut eine Gnadenfrist zu gewähren. Dieser bezeichnende Zwischenfall hat die Augen der Welt wieder einmal auf die Zustände gelenkt, die sich in Ungarn und besonders in seiner Hauptstadt seit dem Anfange der neuesten magyarischen Aera herausgebildet haben. Man glaube ja nicht, daß der geplante schwere Gewaltact, den die magyarischen Chauvinisten angesichts der allgemeinen Entrüstung zu üben nicht den Muth gehabt, etwa eine vereinzelte Erscheinung sei; nein, er ist nur ein Glied in einer langen Kette von Bedrängnissen, welche die Deutschen in Ungarn seit dem Jahre 1861 zu tragen haben. Es ist Pflicht der deutschen Presse, einmal wieder auf diese ungewöhnlichen Vorgänge zurückzukommen, und sie kann um so unbefangener ihre warnende Stimme erheben, als in Deutschland nicht eine Spur von feindseliger Stimmung wider das Magyarenthum zu finden ist, die liberale Mehrheit der Nation vielmehr den Geschicken des schönen Landes stets eine aufrichtige und immer lebendige Theilnahme bewahrt.

Sagen es doch die Magyaren offen und ohne Scheu: das Ziel, nach dem sie streben, sei die Ausrottung des Deutschthums im Gebiete der Stephans-Krone, sei die, wenn nothwendig, auch mit offener Gewalt durchzusetzende Magyarisirung der ungarländischen Deutschen. Fragt man sie nach ihrem Rechte zu solchem Vorgehen, so antworten sie, die Deutschen seien „Fremde" im Lande und der Hausherr habe ein Recht zu fordern, daß seine Gäste sich entweder seiner Hausordnung fügen oder — gehen. Sind die ungarländischen Deutschen wirklich „Fremde" in Ungarn, denen man so ohne Weiteres vorhalten kann: „Entweder Ihr werdet Magyaren oder Ihr verlasset das Land!"? Die Geschichte mag auf diese Frage die Antwort geben.

Die westlichen Gegenden Ungarns waren von Franken und Bajuvaren besiedelt, als die Magyaren — im Jahre 884 — unter ihrem Führer Almos und dessen Sohne Arpad in Pannonien erobernd einbrachen. Diese deutschen Stämme, die noch heute die Grenzcomitate gegen Oesterreich hin — Preßburg, Eisenburg, Wieselburg, Oedenburg — bewohnen, wurden durch die asiatischen Eroberer niemals von ihren Sitzen verdrängt und sind somit eine mindestens ebenso alte, wahrscheinlich aber ältere Nationalität in Ungarn, wie die Magyaren. Als Herzog Geyza das Bedürfniß empfand, zum europäischen Westen in dauernde friedliche Beziehungen zu treten und aus seinen Magyaren ein anerkanntes Mitglied der europäischen Völkerfamilie zu machen, verheirathete er seinen Sohn, den nachmaligen König Stephan den Heiligen, mit Gisella, der Tochter des damaligen Baiernherzogs, und in ihrem Gefolge kamen zahlreiche deutsche Ritter (die Chronik nennt einige Grafen von Henneberg und Wasserburg aus Baiern, die Ritter Hunt und Poznam aus Schwaben, Tibolt von Tannberg ꝛc.) in's Land, welche die ersten Burgen bauten, deutsches Recht und deutsche Ritterfitte einführten und Stammväter vornehmer Geschlechter wurden, die noch heute blühen und deren Namen die Liste der Mitglieder des ungarischen Oberhauses zur guten Hälfte ausfüllen. Stephan der Heilige befolgte das Beispiel seines Vaters und lud ebenfalls viele deutsche Edle und Bürger ein, sich in Ungarn niederzulassen, und in gleicher Weise sein Nachfolger Peter. König Andreas der Zweite rief 1143 niederrheinische Colonisten in sein Reich, die das damals wüst liegende Siebenbürgen und Oberungarn bevölkerten und von denen die heutigen Zipser und Sachsen abstammen. Diese Deutschen kamen nicht etwa als landflüchtige Abenteurer, auch nicht als rechtlose Bettler, sondern dictirten dem Könige, der sie in seinem Gebiete aufnehmen wollte, ihre Bedingungen, schlossen mit ihm rechtsgültigen Vertrag, forderten weitgehende Privilegien und nahmen von den ihnen angebotenen Landstrecken erst Besitz, als ihnen alle Forderungen feierlich zugestanden worden waren.

So oft in der Folge Kriege und Feindeseinfälle Ungarn verheerten und entvölkerten, nahm seine Regierung zu demselben erprobten Mittel ihre Zuflucht, um die menschenleeren Einöden mit blühenden Wohnstätten und civilisirter Bevölkerung zu beleben: sie rief deutsche Colonisten in's Land und gewährte ihnen auszeichnende Vorrechte zum Dank und Lohn für ihre Culturthätigkeit. So that es Bela der Vierte nach den Mongolenzügen im Jahre 1268; so thaten es nach der endgültigen Vertreibung der Türken aus Ungarn Leopold der Erste, Karl der Sechste, Maria Theresia (die Deutschen des Banats und der Batschka sowie der ehemaligen Militärgrenze kamen damals nach Ungarn); so thaten es noch zuletzt die Regierungen Ferdinand's und Franz Joseph's, als es galt, das fiebererzeugende, durchaus werthlose Sumpfland die Temes und Bega entlang zu entwässern und in fruchtbarsten Weizenboden umzuzaubern. Die erste Bedingung, welche die deutschen Einwanderer immer stellten, war die, daß man ihnen ihre Sprache, ihr Volksthum unangetastet lasse. Wir haben historische Zeugnisse dafür, daß sie über dieses ihr heiligstes Kleinod mit einer Eifersucht wachten, gegen welche die Lauheit eines großen Theils ihrer Nachkommen kläglich absticht. Das berühmte Ofener Stadtrecht aus dem dreizehnten Jahrhundert (herausgegeben von Michnay und Lichner, Preßburg 1845) bestimmt, daß zum Stadtrichter nur ein Deutscher gewählt werden dürfe, der rein deutsche Ahnen nachweisen könne. Der Rath bestand aus zwölf Mitgliedern, von denen zehn Deutsche sein mußten; der Rathsschreiber mußte ein Deutscher sein ꝛc. Und dieses Ofener Stadtrecht, das durch Bela den Vierten im Jahre 1244 mittelst einer „goldenen Bulle" neu bestärkt und bekräftigt wurde, galt auch in allen übrigen Städten Ungarns, die fast ausnahmslos von Deutschen gegründet, von Deutschen bewohnt waren.

Das sind die Rechtstitel der ungarländischen Deutschen, deren es dort nach einer magyarischen Quelle (Karl Keleti, „Hazánk és népe", Pest 1873) 1,816,087 giebt, wobei man die 500,000 Juden, deren Muttersprache fast ausnahmslos deutsch ist, nicht mitrechnet und die Städter, die in der letzten Generation magyarisirt wurden, mit als Nationalmagyaren verzeichnet. Die Deutschen sind also zum Theil so alte oder ältere Landsassen in Ungarn als die Magyaren selbst, und sofern sie später als diese einwanderten, thaten sie es auf Grund rechtsgültiger Verträge; sie „Fremde" zu nennen, heißt der Geschichte und dem öffentlichen Rechte in's Antlitz schlagen; die Deutschen Ungarns sind in ihrem Vaterlande so wenig Fremde, wie die Deutsch-Oesterreicher in Oesterreich, die deutschen Schweizer in der Eidgenossenschaft oder die baltischen Deutschen in den Ostseeprovinzen.

Und sehen wir doch einmal, was diese „Fremden" im Laufe der Geschichte ihrem ungarischen Vaterlande, ja dem magyarischen Stamme selbst geleistet haben! Deutsche Glaubensapostel, zuerst der Mönch Wolfgang von Einsiedeln in Schwaben, dann der Bischof Pilgrim von Lorch (979), zuletzt der Bischof Adalbert von Prag, predigten den heidnischen Magyaren das Christenthum und schlangen so das Band, welches die asiatischen Eroberer mit den Nationen Europas zu friedlicher Gemeinschaft verknüpfte; die deutschen Colonisten der Zips und Siebenbürgens lehrten die Magyaren den Bergbau und die Metallindustrien; sie bauten zuerst Burgen und Städte und gaben das Beispiel bürgerlicher Sesthaftigkeit, welche die Nomaden bis dahin kaum gekannt; aller Handel, alle Industrie ruhte im Mittelalter — wie ja zum großen Theil auch heute noch — in den Händen der Deutschen, die jedoch über diesen friedlichen Hantirungen ihre Wehrhaftigkeit nicht einbüßten und in den südlichen und östlichen Grenzprovinzen durch Jahrhunderte eine eherne Schutzmauer ihres ungarischen Vaterlandes waren. Christenthum, Städteleben, Bergbau, Handel, Industrie jenseits der Leitha, die ein seßhaftes Culturvolk von barbarischen Nomadenhorden unterscheiden, sind in Ungarn ziemlich ausschließlich deutschen Ursprungs, wir möchten sagen: deutsche Importartikel.

* Bei dieser Gelegenheit wollen wir wiederholt das Unserige dazu beitragen, daß man „Magyar" und „magyarisch" richtig auszusprechen sich gewöhnt: man spreche „Madjar" und „madjarisch"! D. Red.

Digitized by Google

Doch weshalb auf die fernen geschichtlichen Ursprünge der ungarischen Cultur zurückgehen? Weshalb dabei verweilen, daß Deutsche es waren, die nach dem Rückfluß der verheerenden Tataren- und Türkenfluthen wüste Gegenden in blühende Provinzen verwandelten? Betrachten wir doch einmal die Rolle, welche das deutsche Element in der zeitgenössischen ungarischen Cultur spielt, die sich gern als eine specifisch magyarische giebt! Auf allen Gebieten des Geisteslebens, in allen Wissenschaften und Künsten sind es Deutsche, die zum Bau einer eigenen ungarischen Cultur den ersten Grundstein legten. Wer hat Ungarn zuerst geologisch durchforscht und die erste gute geologische Karte des Landes angefertigt? Der Deutsche Max von Hantken. Wer hat die wissenschaftliche Philologie der magyarischen Sprache geradezu geschaffen? Der Deutsche Budenz. Wer hat zuerst die Mythologie und die früheste Cultur der Magyaren erforscht? Der Deutsche Stummer, der sich hinter dem später angenommenen magyarischen Namen Ipolyi verbirgt. Wem verdanken die Magyaren die erste wissenschaftliche Bearbeitung ihrer alten Kunst- und Baudenkmäler? Dem Deutschen Emerich Henßlmann. Wer war der erste Ethnograph und Geograph Ungarns? Der Zipser Deutsche Hundsdorfer, jetzt Hunfalvy genannt. Die zwei besten Geschichtswerke über Ungarn stammen von den Deutschen Fessler und Engel, welche die Magyaren Horvath und Szalay nicht zu überbieten vermochten. Der beste Detailforscher ungarischer Geschichte ist der jüdische Deutsch-Ungar Frankl, heute als Fraknoi und Domherr ein doppelter Renegat. Die bisher beste Würdigung eines magyarischen Nationalschriftstellers im Zusammenhange mit seiner Culturepoche giebt die preisgekrönte Studie „Ueber Revai und seine Zeit", vom jüdischen Deutsch-Ungar Weiß, heute Banoczi. Es thut uns leid, daß wir diese, wie wir fürchten, langweilige Liste noch immer nicht schließen können. Das einzige Werk über Ackerbau und Bodencultur in Ungarn hat der Deutsche Heinrich Dietze geschrieben; der erste Meteorologe Ungarns ist der Deutsche Guido Schenzl, gleichwie der Schöpfer der magyarischen Nationalökonomie der Deutsche Kautz und der Begründer der ungarischen Statistik der jüdische Deutsch-Ungar Hajduska, jetzt Köröši, ist. Die erste — und eigentlich bisher einzige — Literaturgeschichte der Magyaren stammt aus der Feder des Deutschen Franz Schedel, welcher seinen Namen später in Toldy umgewandelt hat. Wir finden ferner, daß der erste Chemiker Ungarns, Than, deutschen Ursprungs, und der erste Erforscher der ungarischen Spinnenfauna, Otto Hermann, ein Deutscher ist. Jeder einzelne Professor der höheren Lehranstalten des Landes hat seine Ausbildung in Wien oder Deutschland erhalten, und sämmtliche Lehrbücher, die an höheren Lehranstalten im Gebrauch stehen, sind aus dem Deutschen übersetzt oder aus deutschen Werken compilirt worden.

Und wie in der Wissenschaft, so in der Kunst! Die besten Historienmaler Ungarns, Than und Lotz, sind Deutsche und Schüler Rahl's; der gefeiertste Künstler, den Ungarn hervorgebracht, Michael Munkacsy, ein Mann, den die landläufige Fabel als Erz-Hunnen darstellt, heißt eigentlich Lieb, ist, wie dieser Name lehrt, deutschen Ursprungs und hat seine Ausbildung in Wien, München und Düsseldorf erhalten. Liezen-Mayer und Wagner, die gleichfalls obenan stehen, wenn die Glanznamen der ungarischen Kunst verzeichnet werden, sind Deutsche und fühlen sich als solche. Franz Liszt, diese rühmlichste Verkörperung der ungarischen Musik, ist ein Deutscher und kann noch heute kein Wort Magyarisch; dasselbe gilt von Franz Erkel, dem Schöpfer der magyarischen Nationaloper.

Daß die Magyaren heute überhaupt eine Literatur in ihrer Sprache besitzen, verdanken sie den Anregungen, welche ihre berühmten „Gardisten" in Wien zur Zeit Maria Theresia's durch die Berührung der deutschen Cultur empfingen, wie denn die ersten Werke dieser Regeneratoren ihres Stammes theils Uebersetzungen, theils Nachahmungen deutscher (und allerdings auch französischer) Originalwerke waren. Einer der größten Dichter der Magyaren, Kisfaludy, führte seine Privatcorrespondenz in deutscher Sprache; Szechenyi, den die Magyaren selbst „den größten Ungar" nennen, der Begründer der ungarischen Akademie, schrieb seine Tagebücher deutsch, verfaßte deutsche Gedichte und gelangte niemals dahin, das Magyarische fließend zu sprechen.

Wohin wir also in der ungarischen Kunst und Wissenschaft immer blicken, sind es deutsche Namen, die uns entgegentreten, ist es deutsche Geistesarbeit, auf die wir stoßen.

Da wir einmal bei der Abrechnung sind, machen wir sie gleich gründlich: Das deutsche Element in Ungarn hat sich nicht damit begnügt, den magyarischen Nachbarn die höchsten Güter der Civilisation zu erwerben, es hat auch dafür gesorgt, daß das Ausland von der magyarischen Cultur Kenntniß erhalte. Bis vor einem Jahrzehnt gab es in ganz Europa wohl keinen einzigen Nichtungarn, der magyarisch verstand, und selbst heute, wo dank deutscher Apostelthätigkeit für Ungarn die Aufmerksamkeit des Auslandes mehr auf dieses Land gelenkt ist, kann man noch an den Fingern einer Hand die Franzosen und Engländer herzählen, die ein magyarisches Buch im Original lesen können. Wenn trotzdem der Name Petöfy's durch die ganze gebildete Welt klingt, so ist es, weil Deutsch-Ungarn ihn aus dem Original in's Deutsche übersetzten, worauf ihn die anderen Nationen aus diesen Uebersetzungen in ihre eigenen Literaturen verpflanzten. Dasselbe gilt von Moritz Jokai, dessen Romane nur darum in alle gebildeten Sprachen übertragen werden konnten, weil Deutsch-Ungarn sich's angelegen sein ließen, sein unter dem magyarischen Scheffel verborgenes Licht auf den deutschen Weltleuchter zu setzen.

Alle Nationen außer der deutschen beziehen ihre Kenntniß Ungarns und magyarischer Geistesarbeit aus zweiter Hand; blos die Deutschen haben sie aus erster Hand, aus derjenigen der Deutsch-Ungarn, die des Magyarischen mächtig sind, dafür Interesse und Liebe haben und es für ihren patriotischen Beruf halten, zwischen Ungarn und der Außenwelt beständig und sympathisch zu vermitteln. Derjenige magyarische Schriftsteller, der keinen deutschen Uebersetzer, Lobredner, Würdiger findet, bleibt der Welt unbekannt und nähme er in seinem Vaterlande die allerbedeutendste Stellung ein; der unbedeutendste Magyare aber, den ein Deutscher an der Hand nimmt, tritt mit diesem Führer sofort in's Licht des weltweiten Bekanntseins.

Und wenn man im Auslande für die Magyaren Sympathieen hat, wenn man sie für ein auserwählt ritterliches Volk hält, wenn ihren Namen ein gewisser romantischer Nimbus umgiebt — wem anders verdanken sie es als wieder den Deutschen, deren Dichter sie mit Begeisterung besangen? Schrieb nicht Heine in dem schönen Gedicht „Im Januar 1849":

„Wenn ich den Namen Ungar hör',
Wird mir das deutsche Wamms zu enge;
Es braust darunter wie ein Meer,
Mir ist, als grüßten mich Trompetenklänge.

Es flirrt mir wieder im Gemüth
Die Heldensage längst verklungen,
Das eisern wilde Kämpenlied —
Das Lied vom Untergang der Nibelungen."

War es nicht ein deutscher Dichter, Moriz Hartmann, der für die ungarische Freiheitsbewegung die heißen Strophen des Gedichtes „Kossuth" fand:

„So hat nicht Capistran,
Nicht Irlands Dan gesprochen,
Wie jener blasse Mann,
Von Kerkerpein gebrochen,
Mit blassem Angesicht,
Mit Augen, welche blauen
Im Schatten dunkler Brauen
Gleich Veilchen zarter Frauen —
Wie der zum Volke spricht!"

Haben nicht die Deutsch-Ungarn Nikolaus Lenau und Karl Beck ihrem Vaterlande unter den Völkern des Westens mehr Freunde geworben, als alle magyarischen Schriftsteller zusammengenommen?

Und nun wollen wir sehen, wie die Magyaren — denen wir Deutschen, nebenbei bemerkt, noch im vorigen Jahre gelegentlich der Katastrophe von Szegedin vor andern Nationen die thatsächlichsten Beweise selbstloser Bruderliebe gaben — wir wollen sehen, wie diese Magyaren es den Deutschen vergolten haben, daß sie ihnen die Cultur brachten, daß sie ihnen eine Literatur, Kunst und Wissenschaft schufen und ihnen die Aufmerksamkeit, die Sympathieen der fremden Völker zuwandten.

Als im Jahre 1861 das österreichische Regiment in Ungarn ein Ende nahm, benützten die wieder zu einem Theil ihrer Macht gelangten Magyaren die ersten Anfänge ihrer Autonomie dazu, um einen Kampf gegen das Deutschthum im Lande zu beginnen, der seit 1867 mit größeren Mitteln weitergeführt wird. Das

Digitized by Google

Hauptangriffsobject war die Landeshauptstadt Budapest. Wir haben oben durch Anführung einzelner Bestimmungen des alten Ofener Stadtrechts dargethan, daß die Doppelstadt Ofen-Pest in alter wie in neuer Zeit specifisch deutsch und auf ihr Deutschthum eifersüchtig war. Dieser Charakter der Landeshauptstadt sollte nun gewaltsam umgewandelt werden. Im Jahre 1861 bestanden in Budapest zwei deutsche Gymnasien und eine deutsche Realschule, und die Elementarschulen waren sammt und sonders deutsch. Die neue Regierung magyarisirte sofort alle diese Lehranstalten, nöthigte die deutschen Lehrkräfte zum Abgang, welche zum Theil wissenschaftliche Autoritäten allerersten Ranges waren, und ersetzte sie durch junge Leute von zweifelhafter Moralität, die außerdem jeder wissenschaftlichen Vorbildung entbehrten, dafür aber die Garantie, daß sie blos magyarisch vortragen würden, um so sicherer boten, als sie keiner andern Sprache mächtig waren. Durch dieses Verfahren wurde eine ganze Generation von zum Theil hochbegabten und vielversprechenden Schülern in Bildung, Fleiß und Disciplin zurückgebracht; alle Knaben und Jünglinge jener Epoche verloren in der Folge mehrere Jahre, da sie aus dem ihnen unverständlichen fremdsprachigen Unterricht nicht den geringsten Nutzen zogen, und es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß aus jener Schülergeneration, welcher die Möglichkeit der Ausbildung geraubt wurde, bis zum heutigen Tage, also achtzehn Jahre später, nicht ein einziger halbwegs bedeutender oder nur irgendwie bemerkenswerther Mann hervorgegangen ist.

Auf diesen Angriff gegen die höchsten Bildungsinteressen einer ganzen Generation beschränkte man sich jedoch nicht. Ihr nächstes Object war ein anderer deutscher Culturfactor: das deutsche Theaterwesen der Hauptstadt. Im Jahre 1861 bestand in Budapest blos ein einziges magyarisches Theater: die „Nationalbühne", die trotz reicher Dotation jährlich ein kolossales Deficit zu verzeichnen hatte und im tiefsten Verfall begriffen war. Dagegen blühten zwei ständige deutsche Theater, das Ofener Festungs- und das Pester Stadttheater, und zwei deutsche Sommerbühnen in Ofen und Pest. Alle diese deutschen Anstalten standen unter städtischem Schutz und führten das Stadtwappen im Theaterzettel. Die erste Maßregel der neuen Stadtbehörde war, den deutschen Theatern den städtischen Schutz und das Recht, das Stadtwappen zu führen, zu entziehen. Dann wurde die Magyarisirung des Ofener Festungstheaters, hierauf die des Ofener Sommertheaters decretirt; ferner votirte die Stadtverordneten-Versammlung, zum guten Theil aus den Steuerpfennigen der deutschen Bevölkerung, eine riesige Summe zum Bau und zur Unterstützung eines magyari-

Der Neptunhof in der Fischerei-Ausstellung zu Berlin.
Nach der Natur gezeichnet von H. Lüders.

schen Volkstheaters, das hauptsächlich die Pariser Cancan-Operette cultivirt, und zuletzt suchte sie ihrem bisherigen neunzehnjährigen Zerstörungswerke die Krone aufzusetzen, indem sie, wie wir im Eingange gesehen, das nur noch als Privatinstitut bestehende deutsche Theater, das letzte überlebende von den vier früher vorhanden gewesenen, zu unterdrücken begann.

Obwohl das ungarische Nationalitätengesetz vom Jahre 1868 ausdrücklich bestimmt, daß jeder Bürger in den Stadtverordneten-Versammlungen sich seiner Muttersprache bedienen dürfe, sofern diese Sprache von mindestens einem Fünftel der Gemeindebevölkerung gesprochen wird, faßte die Pester Stadtverordneten-Versammlung dennoch den Beschluß, daß in ihr blos magyarisch gesprochen werden dürfte, was zur Folge hatte, daß sich die bewährtesten bürgerlichen Elemente aus ihr zurückziehen mußten und der Platz ziemlich ausschließlich besitz- und bildungslosen, aus der Provinz eingewanderten Magyaren überlassen blieb, welche nun bekanntlich in der vielfach erörterten und tief gemißbilligten Weise mit dem Vermögen der Stadt wirthschaften.

Der § 21 des angeführten Nationalitätengesetzes lautet: „Die Gemeindebeamten sind verpflichtet, in ihrem Verkehr mit den Gemeindebewohnern deren Sprache zu gebrauchen"; dem ungeachtet wurden seit 1861 mit Vorliebe solche Beamten angestellt, die blos des Magyarischen kundig sind, sodaß der steuerzahlende Pester Bürger sich in seinem Verkehr mit den Beamten der eigenen Stadt eines Dolmetschers bedienen muß, und in neuester Zeit wurde sogar mit offener Verhöhnung des § 23 jenes mehrerwähnten Gesetzes die Verfügung getroffen, daß städtische Behörden schriftliche Eingaben blos in magyarischer Sprache annehmen dürfen.

Diese administrativen Maßregelungen wurden und werden auch von einem socialen Terrorismus begleitet, der den deutschen Bürger auf Schritt und Tritt beunruhigt und quält. Heißspornige magyarische Blätter brachten täglich Proscriptionslisten jener Geschäftshäuser, welche sich erkühnten, deutsche Firmenschilder zu führen; dieselben Blätter denuncirten alle Vereine, ja sogar enge Familienkreise, in denen deutsch conversirt wurde, und beschimpften einzelne Individuen, die deutsche Gesinnung und Anhänglichkeit an ihre Muttersprache freimüthig bekundeten. Der Abgeordnete Mocsáry that in offener Sitzung des ungarischen Abgeordnetenhauses den Ausspruch: „Die deutsche Sprache muß bei uns die Sprache der Kellner und Hausknechte werden," und in allen magyarischen Kneipen wurde unter rohem Jubel ein Spottlied gegen die Deutschen gesungen, dessen erster Vers lautet: „Még is hunczfut a német!" („Der Deutsche ist doch ein Hundsfott!") Es ist nicht der geringste Grund zu der Befürchtung vorhanden, durch solche Mittheilungen in Deutschland etwa einen Rassenhaß zu entzünden. Der deutsche Charakter neigt nicht dazu. Aber es liegen doch unabweisbare Anlässe vor, diese fast im Stillen sich vollziehenden, aber ganz notorischen zeitgeschichtlichen Thatsachen dem öffentlichen Urtheil vorzuführen. Viele Tausende von Zeugen erlebten und erleben sie stündlich. Es würde ein großer Muth der Lüge, oder ein sehr unkundiges Publicum dazu gehören, wenn man den Versuch machen wollte, sie abzuleugnen oder zu widerlegen.

Aehnlich wie in der Hauptstadt, ging es im ganzen Lande zu. Ueberall wurden die deutschen Schulen unterdrückt (mit offener Verletzung des Volksschulgesetzes vom Jahre 1868, welches bestimmt, daß jedes Kind in der Elementar- und Mittelschule in seiner Muttersprache unterrichtet werden müsse!) und man ersetzte sie durch magyarische. Die Verwaltung wurde ausschließlich magyarisch, selbst in reindeutschen Bezirken. Der magyarische Beamtenkörper wurde in jedem Orte ein Centrum der Propaganda, welche durch gesellschaftlichen und amtlichen Hochdruck den wohlhabenden und angesehenen Theil der Bevölkerung zum Magyarismus zu bekehren sucht.

Die deutschen Beamten des Staats und der Verkehrsanstalten, zum Theil alte Männer, die im Dienste des Landes und in redlicher Pflichterfüllung ergraut waren, wurden aus ihren Stellungen verdrängt; man machte ihr Verbleiben im Amte von der Erlernung der magyarischen Sprache abhängig, für die man ihnen — eine Frist von sechs Monaten gewährte, welche einmal sogar gnädig um weitere sechs Monate verlängert wurde. Also ein Jahr zur Erlernung der schwersten europäischen Sprache, die in ihrem ural-altaischen, turanischen Gefüge von allen iranischen Sprachen so urverschieden ist, daß ein indogermanischer Geist, wenn er das Jugendalter überschritten hat, sich in ihre Eigenheiten überhaupt gar nicht mehr einleben kann. Solche Forderungen stellte man an alte Männer, die dabei von Amtsgeschäften fortwährend in Anspruch genommen waren und gar nicht die Zeit hatten, sich mit dem Erlernen eines fremden Idioms abzugeben. Natürlich war die Folge dieser Maßregel, daß neun Zehntel der deutschen Beamten entlassen wurden und am Abend ihres Lebens ihre Existenz vernichtet sahen.

So ging es in Ungarn seit dem Jahre 1861 her. Heute nun liegen die Dinge so, daß die Deutschen, die 1861 bereits das Jünglingsalter erreicht hatten und nun das Magyarische nicht mehr erlernen konnten oder wollten, aus der Gemeinde- und Staatsverwaltung verdrängt wurden, daß ihnen Aemter und Ehrenstellen unzugänglich sind, daß die öffentlichen Laufbahnen für sie nicht existiren, daß sie im eigenen Vaterlande förmlich vaterlandslos dastehen. In der Hauptstadt, in reindeutschen Landbezirken giebt es keine einzige deutsche Volks- und Mittelschule mehr, und die Kinder werden in den Unterrichtsanstalten mit aller Macht magyarisirt. Das Gesetz schreibt wohl vor, daß Deutsch in den Schulen als obligater Lehrgegenstand vorgetragen werde, allein die oberen Schulbehörden geben den betreffenden Lehrern bei ihrer Ernennung zum Lehreramte den vertraulichen Wink, sich nicht allzu sehr anzustrengen, und wenn sie es trotzdem mit ihrem Berufe ernst nehmen und im Unterricht des Deutschen Eifer an den Tag legen, werden sie von ihren Collegen denuncirt und verlieren für immer die Aussicht auf Beförderung. Die Folge dieses Systems ist, daß die neue Generation, die seit 1861 erwächst, Deutsch nicht mehr als gebildete Sprache spricht, sondern als Küchenjargon radebricht, daß in vielen Fällen die Eltern sich mit den magyarisirten Kindern nicht mehr verständigen können.

Die allgemeine Cultur des Landes ist erschreckend zurückgegangen. Viele Orte, die früher ein gutes deutsches Theater, ja selbst eine Oper hatten, entbehren jetzt jeder Möglichkeit, sich bildende Genüsse zu verschaffen; deutsche Vereine, in denen edle Geselligkeit gepflegt wurde, haben sich aufgelöst und sind durch „Casinos" ersetzt worden, in denen magyarische Beamten trinken und Karten spielen. Der Absatz guter Bücher hat abgenommen, das Land producirt nicht mehr Lehrkräfte genug für seinen Bedarf und muß für alle höheren Verwaltungszwecke, für alle technischen Aufgaben ausländische Fachmänner — meist doch wieder die verhaßten, aber unentbehrlichen „Schwaben"! — berufen.

Daß es so weit kommen konnte, ist allerdings zum Theil die Schuld jener zwei Millionen deutscher Bürger, die sich widerstandslos zu verachteten, vaterlands- und rechtlosen Parias erniedrigen ließen. Die Deutschen Ungarns kamen eben anfangs der magyarischen Bewegung mit Sympathie entgegen, weil im Jahre 1861 Oesterreicherthum leider Ultramontanismus, Absolutismus und Reaction, der Magyarismus dagegen politische und religiöse Freiheit bedeutete; Freiheit allerdings nur für den magyarischen Stamm, nicht aber für die nichtmagyarischen Nationalitäten des Landes, was die guten, für liberale Schlagwörter schwärmenden Deutsch-Ungarn völlig übersahen. Als die Deutschen später erkannten, daß die neue Aera ihrer Sprache, ihrer Bildung, ihrem Volksthum an's Leben gehe, waren sie schwach genug, Alles schweigend zu erdulden. Viele magyarisirten ihre Namen, gingen zur herrschenden Partei über, ließen sich mit Titeln und Aemtern dafür belohnen und suchen nun durch doppelten Eifer im Kampf gegen die Deutschen ihren eigenen deutschen Ursprung vergessen zu machen.

Ungarn hat eine weitverbreitete deutsche Presse. Zwei deutsche Blätter der Hauptstadt haben jedes für sich allein mehr Abonnenten, als alle magyarischen Blätter zusammengenommen. Diese Zeitungen waren die natürlichen Anwälte und Vertheidiger des Deutschthums. Ein um so beklemmenderes Schauspiel gewährt es, täglich zu sehen, wie solche hervorragende Organe ganz offen mit ihrem deutschen Wort unter der Fahne der ausgesprochensten Deutschenverfolgung kämpfen. Wenn der einzelne Deutsche aber sieht, daß er bei der Regierung keinen Schutz findet, daß seine eigene einheimische Presse mit der Bekämpfung gemeinsame Sache macht und daß isolirtes Hervortreten mit seiner Gesinnung ihn allen möglichen Verfolgungen und Unbilden aussetzt, so wagt er es nicht mehr, Farbe zu bekennen, und verschließt seinen Groll in's Herz, wo er weiterfrißt.

Heute sind es die Deutschen Ungarns allein, die unter diesen Zuständen leiden, aber die Magyaren werden bald genug

Digitized by Google

erfahren, ja erfahren es zum Theil schon jetzt, was sie sich und ihrem Lande angerichtet haben, als sie ihren Krieg gegen das die Cultur ihres Landes repräsentirende Deutschthum begannen. Die Magyaren haben bisher noch nicht das Experiment gemacht, sich ganz in ihren Magyarismus einzuschließen; sie haben es bisher noch nicht versucht, ihre Cultur von der des Westens zu isoliren. Bis zum Jahre 1833 lernte jeder gebildete Magyare Deutsch und Lateinisch und hatte, wenn er schon das Deutsche verschmähte, in seiner, wenn auch noch so schlechten, Latinität eine Brücke zum Westen. Von da bis 1861 war die Sprache der Bildung in Ungarn noch immer die deutsche. Die jetzt heranwachsende Generation der Magyaren und selbst der von deutschen Eltern abstammenden Ungarn spricht, liest, schreibt nicht mehr deutsch, aber auch keine andere europäische Sprache; denn das Lateinisch der Schulen reicht nicht zu literarischen und wissenschaftlichen Zwecken, und der Unterricht im Französischen, der in den Mittelschulen obligat gemacht wurde, ist wahrlich ein bloßes Späßchen, einzig und allein dazu bestimmt, einen scheinbaren Beweis gegen Jene zu liefern, die den Krieg gegen das Deutschthum als einen Krieg gegen die westeuropäische Civilisation darstellen.

Diese Generation also wird im Ganzen außer dem Magyarischen keiner andern europäischen Sprache mächtig sein. In all ihren ökonomischen Interessen auf Oesterreich und Deutschland angewiesen, die dem industrielosen Ungarn seine sämmtlichen Industrie-Artikel liefern und ihm seine Naturproducte abkaufen, wird sie in Folge ihrer Unkenntniß der deutschen Sprache hülflos dastehen und den ganzen internationalen Handel und Verkehr fremden Einwanderern überlassen müssen, die nicht etwa, wie die eingeborenen Deutschen Ungarns, für das Land ein Herz haben, sondern es als Colonie betrachten werden, die man auf jede Weise auspressen und aussaugen müsse. Noch schlimmer aber, als auf ökonomischem, wird es diesem Nachwuchs auf geistigem Gebiete ergehen.

Heute publicirt noch jeder magyarische Forscher seine Arbeiten nebenbei deutsch und bringt sie so zur Kenntniß der Welt. In zehn, fünfzehn Jahren wird dies nicht mehr geschehen können; denn die magyarischen Gelehrten der Zukunft werden des Deutschen nicht mehr mächtig sein, und auch die Ungarn deutschen Namens werden ihr bisheriges Vermittlergeschäft nicht fortsetzen können, weil sie in den Schulen nicht lernen, sich ihrer Muttersprache zu höheren Bildungszwecken literarisch zu bedienen. So würde, wenn die Dinge sich nicht wandeln, Ungarn als Culturvolk aus dem Gesichtskreise der Völker des Westens verschwinden müssen. Man würde von dieser Nation und ihrer etwaigen geistigen und wissenschaftlichen Thätigkeit nichts mehr hören. Eingeschlossen in ihre der Welt unbekannte Sprache wie in eine chinesische Mauer, würden die Magyaren losgeschnitten sein von der europäischen Gemeinschaft und ihre Ausweisung der europäischen Cultur mit dem Rückfall in den vollen Asiatismus bezahlen.

Das Land wird es sehr bald fühlen, daß die Zweisprachigkeit allein den magyarischen Stamm bisher in Europa erhalten hat, daß das Deutschthum in Ungarn ein Glück für denselben war, daß er in einer exclusiven Einsprachigkeit verkommen muß; das Land wird zu spät erkennen, daß eine in Europa ohne jegliche Verwandtschaft dastehende, nur von einer kleinen Zahl Individuen gesprochene Sprache an sich keine Existenzfähigkeit habe und nur unter der Mithülfe einer Weltsprache dauern und gedeihen könne.

Dies sehen übrigens die denkfähigen Magyaren selbst ein, und es ist gewiß bezeichnend, daß der Ministerpräsident Tisza von der Nothwendigkeit deutscher Bildung so überzeugt ist, daß er seinen Sohn in Berlin erziehen, daß er ihm durch preußische Lehrer die „Sprache der Hausknechte" beibringen läßt. Die Einzelnen blicken tiefer und wollen die sichtlichen Gefahren, welche die öffentlichen Maßnahmen zur Folge haben, wenigstens von ihren eigenen Familien abwenden.

Mit alle dem ist freilich den Deutschen in Ungarn nicht geholfen, die als hingebende Patrioten, begeistert für den Ruhm und die Blüthe ihres Vaterlandes, den verhängnißreichen Folgen einer aus irrender Leidenschaft entsprossenen Politik mit Bangigkeit entgegen sehen. Freilich haben sie bisher unterlassen, was sie hätten thun müssen. Wenn man ihnen ihre theuersten Güter raubt, durch Beschimpfung ihrer Sprache und ihres Volksthums ihnen blutige Schmach zufügt, ihnen die Möglichkeit nimmt, ihren Kindern deutsche Bildung zu geben, sie zu Heloten im Lande macht: so mögen sie sich aufraffen; sie mögen ihren Widersachern die Paragraphen des Volksschul- und Nationalitätengesetzes entgegenhalten und sich von ihren verbrieften Rechten nicht widerstandslos abdrängen lassen! Sie mögen ihnen die Worte zurufen, die einer der Ihrigen, der große magyarische Politiker Nikolaus Wesselenyi, im ungarischen Reichstag von 1830 sprach:

„Der Gebrauch der Muttersprache ist ein unbezweifelbares Recht jeder Nation. Wenn die Nation in der Ausübung dieses ihres natürlichen Rechts behindert wird, bricht sie in Klagen aus; wenn man in der Behinderung verharrt, erweckt man Bitterkeit im Busen der Nation; wenn die Behinderung aber sich zur Bedrückung steigert, erweckt sie eine Reaction, die für die Regierung ebenso gefährlich, wie in ihren Folgen verhängnißvoll ist!" *

Ein Deutsch-Ungar.

* Wir sind in der Lage, diesen bezeichnenden Worten noch einen viel bedeutsameren Ausspruch anzuschließen, der im Hinblick auf die oben geschilderten Zustände unbedingt den Werth einer ernsten und gewichtvollen Mahnung erhält. Der Ausspruch ist das Product der Ueberzeugung eines Mannes, zu dem die Magyaren mit heiliger Verehrung aufschauen und der ihnen für alle Zukunft als die kühnste, gluthvollste und gewaltigste Ausprägung ihres Nationalbewußtseins und seiner Forderungen gelten wird. Freilich gehören seine Anschauungen noch einer Zeit an, die ihre Männer in der Schule der Humanität und in den Grundsätzen demokratischer Gleichberechtigung erzogen hatte. Der soeben erschienenen deutschen Ausgabe von Ludwig Kossuth's Memoiren („Meine Schriften aus der Emigration". Preßburg und Leipzig, C. Stampfel) ist folgende Stelle aus einem deutschgeschriebenen Briefe des berühmtesten Führers der ungarischen Sache vorausgeschickt:

„Ich fühle mich berechtigt, zu hoffen, daß im ungarischen Vaterlande ohne Unterschied der Sprache noch Millionen von Bürgerherzen schlagen, in denen der Klang der Saite, die meine Schriften berühren, wohl noch einen Widerhall erwecken mag, und unter diesen — deß' bin ich gewiß — werden die deutschen Patrioten Ungarns weder die mindest zahlreichen, noch die letzten sein. Sie haben es thatsächlich bewiesen, daß, obschon die Kenntniß der Sprache, welche das typische Merkmal der staatlichen Individualität und des historischen Charakters einer Nation bildet, gewiß sehr wünschenswerth und sehr wichtig ist, dennoch die Einheit der Sprache weder das einzige, noch das stärkste Band der politischen Einheit ist. Die Weltgeschichte liefert viele Beispiele, daß, während Völker einer und derselben Nationalität in verschiedene Nationen getheilt sein können, anderntheils die Verschiedenheit der Sprache kein Hinderniß der Nationaleinheit ist. Denn Nationalitäten (Rassen) sind blos ein Zufall der Natur, Nationen hingegen sind eine Schöpfung der Geschichte, die, durch die Gemeinschaft der Gesinnungen in den Werkstätten der historischen Entwickelung von gemeinschaftlichen Interessen ausgebildet, die Bürger eines Landes ohne Unterschied der Sprache mit heiligen Banden an den heiligen Begriff des ‚Vaterlandes' knüpft."

Wenn es möglich wäre, daß in Ungarn diese lichten, hohen und durchaus praktischen Ansichten des großen Patrioten wieder zur Geltung kämen, die in der That vollständig den neueren Erkenntnissen der Wissenschaft vom Völkerleben entsprechen, so würde dort aus dem Gefühle inniger Zusammengehörigkeit des magyarischen mit dem alteingeborenen und zweifellos hochpatriotischen deutschen Volkselement nur Heil und Gedeihen entsprießen, während die feindselige Abstoßung der beiden Elemente allerdings keine anderen als verwirrende und zerrüttende Folgen haben kann. Möchten wir es erleben, daß man sich wiederum verständnißvoll die Hände reichte! Es würden dadurch auch alle Trübungen schwinden, welche leider die alten Sympathien Deutschlands für das Magyarenthum im Angesicht des Kampfes wider unsere Stammesbrüder erfahren müssen.

D. Red.

Die internationale Fischerei-Ausstellung in Berlin.

Von Gustav Schubert.

Mit Illustrationen von H. Lüders.

„Nehmen Sie den Ausdruck ‚Wasserflächen bewirthschaften' gütigst in Ihren Sprachschatz auf — er ist zeitgemäß." von Behr-Schmoldow.

Obige, vom Präsidenten des deutschen Fischereivereins im Festsaale des Berliner Rathhauses vor den Vertretern der verschiedensten Nationen gesprochenen Worte führen uns am schnellsten in die Bestrebungen einer Gesellschaft von Männern ein, deren ebenso selbstloses, wie erfolgreiches Wirken in der am 20. April in Berlin eröffneten internationalen Fischerei-Ausstellung zum lebendigen Ausdruck gekommen ist. Als sich vor zehn Jahren der

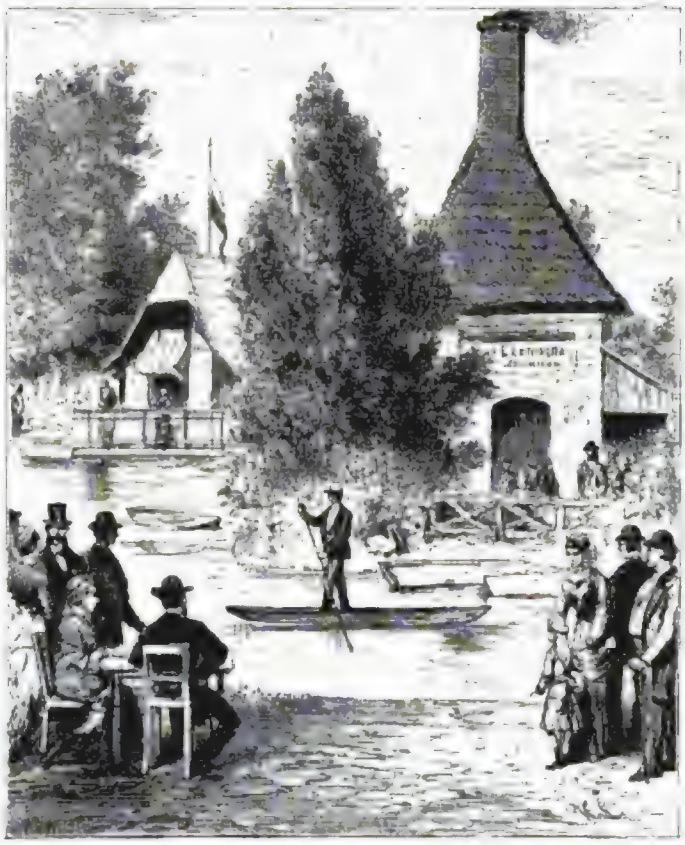
Digitized by Google

deutsche Fischereiverein constituirte, fand er ein Arbeitsfeld vor sich, wie es schwieriger kaum gedacht werden kann. Unsere in früheren Jahrhunderten und noch vor Decennien so fischreichen Bäche, Flüsse und Seen waren durch Unwissenheit und Barbarei verödet und entvölkert; ohne von einem Natur- oder Staatsgesetz sich beschränkt zu wissen, suchte jeder Berechtigte oder Unberechtigte mit mörderischen Geräthen und Werkzeugen zu allen Zeiten da zu ernten, wo er nicht gesäet; die Schätze der unsere Küsten umspülenden Meere blieben wegen ungenügender Fangmethoden ungehoben und wurden entweder von den besser ausgerüsteten Nachbarn entführt, oder konnten auf Grund eines mangelnden schnellen und guten Transportwesens nur einem kleinen Theile der Bevölkerung zugute kommen. Heute ist es, dank der Wirksamkeit des deutschen Fischereivereins, anders und besser geworden, wenn auch nach der Natur der Dinge noch viel zu thun übrig bleibt. Viele deutsche Gewässer werden jetzt regelrecht bewirthschaftet; aller Unkenntniß und Willkür auf dem Gebiete der Fischerei ist durch das Gesetz vom Mai 1874 und durch spätere Bestimmungen, aus der sachverständigen Vorprüfung des Vereins hervorgegangen, ein Damm gesetzt; Laich-Schonreviere und Schonzeiten werden respectirt; die Erforschung der Gewässer und ihrer Erzeugnisse, verbesserte Fang- und Beförderungsmethoden und nicht in letzter Stelle die künstliche Fischzucht haben einen vollständigen Umschwung herbeigeführt und das ganze Fischereiwesen in eine aufsteigende Bahn gelenkt, deren sicheres Endziel eine nicht unbeträchtliche Vermehrung unseres Nationalwohlstandes sein muß.

Als vor hundert Jahren der berühmte Fischkenner Bloch Friedrich den Großen bat, ihn bei den Vorarbeiten einer herauszugebenden Naturgeschichte über Fische durch die königlichen Behörden zu unterstützen, erledigte der große König das Gesuch mit der vielsagenden Randbemerkung:

„Was es für Fische in Meinem Lande giebt, weiß Ich: Hechte, Zander, Plötze, Barsche und Aale; will Er vielleicht die Gräten zählen?"

Welche Umwandlungen sich seit dieser spöttischen Zurückweisung vollzogen haben, erhellt aus der Thatsache, daß der deutsche Kronprinz jetzt Protector des Fischereivereins ist und mit Rath und That jene Arbeiten desselben hat fördern helfen, als deren glänzendes Resultat die in Berlin in's Leben gerufene internationale Ausstellung zu betrachten ist. Nicht minder charakteristisch ist, daß den auswärtigen deutschen Gesandten, Botschaftern, Geschäftsträgern, Marinebehörden ꝛc. die Aufgabe zufiel, im Auslande überall das lebhafteste Interesse für die Ausstellung und ihre Beschickung zu erwecken, was ihnen, dank der veränderten politischen Stellung unsres Vaterlandes, auch in reichem Maße gelungen ist.



Angel- und Räucherhäuschen.

Vor dem Aquarium.

Das auch an größere Firmen, Privatpersonen und Specialvereine gerichtete Einladungsprogramm umfaßte: Wasserthiere im weitesten Sinne des Wortes, deren Producte, Fischerei mit den betreffenden Geräthen und Fahrzeugen, künstliche Zucht von Wasserthieren, Vorrichtungen zur Aufbewahrung und zum Versand frischer Wasserthiere, Veranschaulichung der Verarbeitung, Zubereitung oder Conservirung der Fischereiproducte, Modelle von Fischerhäusern, Untersuchung der Gewässer in Beziehung auf den Fischbestand, Geschichte der Fischerei, Literatur und Statistik.

Dem Rufe, sich an der Ausstellung zu betheiligen, folgte mit Freudigkeit in erster Linie Deutschland, ihm schlossen sich an: Oesterreich und Ungarn, Italien, die Schweiz, England, Schweden, Norwegen, Dänemark, die Niederlande, Rußland, die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, Japan, China und Ostindien — Frankreich hatte sich dagegen nicht bewogen gefühlt, an dem friedlichen internationalen Wettkampfe theilzunehmen.

Durch Vermittelung des Protectors war die Direction der Ausstellung, bestehend aus dem Präsidenten Kammerherrn von Behr-Schmoldow, Director im Landwirthschaftlichen Museum Oberregierungsrath Marcard und einer Reihe von Gelehrten, Fachleuten und Verwaltungsbeamten, in der glücklichen Lage, das neue, prachtvolle Gebäude des Landwirthschaftlichen Museums (Invalidenstraße) benutzen zu können; an dasselbe wurden von den Bauräthen Heyden und Kyllmann Stein- und Holzbauten gefügt, sodaß sich die Ausstellungsgegenstände über eine Grundfläche von 14,000 Quadratmeter (einschließlich des Gartens mit seinen Weihern und Inseln) ausbreiten konnten. Bei der übergroßen Fülle des Gebotenen, bei der bunten und interessanten Mannigfaltigkeit der einzelnen Abtheilungen wird vielleicht Mancher dem Berichterstatter zuzurufen versucht sein: Will Er vielleicht die

lebender Strom aus. — Der gebräuchliche Apparat stellt einen Blechkasten dar, in welchen beständig Wasser herabstürzt, um durch einen Einsatz mit fein durchlöchertem Boden, auf dem sich fünf- bis achttausend Fischeier befinden, in einen zweiten ebensolchen, nur kleineren Apparat (Fangapparat) abzuströmen. Die Aufstellung des Troges kann überall da erfolgen, wo in einem geschlossenen frostfreien Raume ein dauernder Strahl nicht verunreinigten Quell-, Bach- oder Flußwassers zur Verfügung steht. Die Zeit, welche die Eier von der Befruchtung bis zum Ausschlüpfen der jungen Fischchen brauchen, hängt von der Temperatur des Wassers ab. Die Forelle verläßt bei 8° Celsius nach 42 bis 48 Stunden die Eihülle, während es bei 1° Celsius wenigstens 100 Tage dauert; durch besondere Eisbrütapparate, die in voller Thätigkeit durch Haack-Hüningen und Schuster-Freiburg ausgestellt waren, kann das Ausschlüpfen monatelang verzögert werden, eine Entdeckung, die für die längern Transportreisen von großer Wichtigkeit ist. Das ausgeschlüpfte Fischchen ist ein kleines unbeholfenes Wesen, dem die Natur einen ungeheuren, die Bewegung hindernden Speisesack in Form eines gelben Dotterbläschens mit auf den Lebensweg gegeben hat. Wehr- und schutzlos, ist es in Bach und Fluß auch jetzt noch ein wahrer Leckerbissen für die genannten Feinde; erst wenn es nach sechs bis sieben Wochen das ganze Säckchen aufgezehrt hat, kann es sich wenigstens den Angriffen durch die Flucht entziehen. Es ist deshalb geboten, die junge, selbstgezogene Brut erst dann in dem dazu geeigneten Wasser auszusetzen, wenn sie anfängt zu fressen, das heißt nach dem Schwinden des Dottersäckchens.

Eine leichte Beantwortung erfährt die Frage nach einer Bezugsquelle für Fischerei. Es sind die bereits genannten Fischzüchter respective Anstalten, welche ihre begehrte „Waare" nach allen Theilen Deutschlands und Europas verschicken, und zwar eignen sich für den Versand bereits angebrütete Eier, d. h. solche, in welchen die Augen des Fischchens als schwarze Punkte erkennbar sind; das Ausschlüpfen der Thierchen geschieht, da die Entwickelung schon weit vorgeschritten, in acht bis vierzehn Tagen nach dem Einsetzen in den Trog und überhebt damit den kleineren Züchter einer längeren Beaufsichtigung.

Es würde uns zu weit führen, an dieser Stelle anzugeben, welche Arten von Fischen dem einzelnen Interessenten zu empfehlen sind (in erster Linie sind es die Forellen). Wir verweisen aber auf ein leichtverständliches Buch: „Die Fischzucht" von dem tüchtigen Züchter und Landwirth Max v. d. Borne (Berlin, Wiegandt, Hempel und Parey), sowie auf dessen für einige Pfennige zu beziehende „Kurze Anweisung" (Berlin, W. Moser). Eine Anschauung von den Preisen mögen ein paar Angaben aus der Preisliste der Schuster'schen Fischzuchtanstalt Selzenhof bei Freiburg vermitteln. Tausend Stück angebrütete Eier kosten daselbst: Rheinlachs (Salmo salar) 6 Mark, Bachforelle (Trutta fario), Lachsforellen-Bastarde, Ritter oder Saibling (Salmo valvelinus) je 7 Mark, Seeforelle (Trutta lacustris) 8 Mark, Felchen (Coregonus Wartmanni) 2 Mark, Aesche (Thymallus vexillifer) 4 Mark. Stellen wir hierzu den auf der Ausstellung vielfach vertretenen, leicht zu beschaffenden Bruttrog (Bezugsquellen: Weinhold-Tharand; Mühlbach-Neudamm in der Neumark) im Preise von 6 bis 10 Mark, so ergiebt sich eine Rechnung, die manchen Wasserberechtigten oder Naturfreund veranlassen dürfte, sich der wenig Mühe verursachenden, aber großen Gewinn verheißenden Fischzüchterei zuzuwenden.

Die künstliche Befruchtung wird in der einfachsten Weise bewerkstelligt. Man nimmt einen laichfähigen weiblichen Fisch (Rogener), faßt ihn mit Daumen und Zeigefinger dicht hinter den Kiemen und streicht leise mit dem Mittelfinger den Bauch von oben nach unten; in Folge dieser Operation fließen die Eier aus und werden in einem flachen Gefäß aufgefangen. Auf gleiche Weise nöthigt man auch das Männchen, die Milch abzugeben; man vermischt dieselbe durch vorsichtiges Umrühren mittelst einer Federfahne mit dem Rogen, gießt nach einiger Zeit Wasser hinzu, und die Ausbrütung der nun befruchteten Eier (circa fünfundneunzig Procent) kann sofort in's Werk gesetzt werden.

Bemerkenswerth ist, daß Milch und Eier, getrennt, mehrere Tage ohne Schaden in Flaschen aufbewahrt werden können; auf der Ausstellung befanden sich sogar Meerforellen, deren Eltern als Leichen schon eine weite Reise gemacht hatten, um schließlich noch auf obige Art — fortgepflanzt zu werden. Die Bastardirung hat durch die geschilderte Methode die erfreulichsten Resultate aufzuweisen. So errangen sich die von der Hüninger Anstalt ausgestellten lebenden Bastarde von Saibling und Forelle und von Lachs und Forelle wegen ihrer vortrefflichen körperlichen Beschaffenheit den ungetheiltesten Beifall aller Züchter und Fischkenner. Einen lebhaften Versand unterhalten die genannten Firmen an Fischbrut (fressende, kleine Fische); dieselbe kostet circa dreimal so viel wie die Eier. Außer den Salmoniden (Forellen und Lachse) empfehlen sich vorzüglich junge Karpfen, deren Aufzucht wir, auf Grund des von M. v. d. Borne vorgeführten Modells, Privaten und Gemeinden, die irgend über einen nicht gerade verunreinigten Teich oder Tümpel verfügen, auf das Dringlichste anrathen. Eckardt in Lübbinchen und Andere versenden 1000 Stück Karpfenbrut für 5 Mark.

Der Versand junger Fische führt uns unmittelbar auf die eminent wichtige Frage der Transportgefäße für lebende Fische, an deren Lösung, wie die Ausstellung zeigt, viele Köpfe mit Erfolg gearbeitet haben. Alle suchen den in einem größeren oder kleineren Bottich (Faß) reisenden Fischen Sauerstoff und Kühlung zuzuführen, wobei Luftpumpe und Eis eine große Rolle spielen. Als „lebendige Beweise" der Leistungsfähigkeit der verschiedenartig geformten Gefäße sehen wir muntere Forellen aus Süddeutschland und Thüringen, Huchen aus der Donau, Lachse aus allen Gegenden der Windrose, Sterlett von der Wolga, den so empfindlichen Häring aus der Nordsee und verschiedene Seethiere des Mittelmeeres. Letzteren diente ein von dem Director des Berliner Aquariums, Dr. Hermes ausgestellter, sinnreich construirter Apparat mit beständig circulirendem (und dadurch luftzuführendem) Wasser, ohne Anwendung von Luftpumpen und Eis, als Transportmittel. Der Versand todter, in zerkleinertes Eis gepackter Fische wird uns auf der Ausstellung von den größeren Berliner Handlungen in den erprobtesten Methoden gezeigt; hoffentlich trägt dies dazu bei, die noch immer bei vielen Hausfrauen zu findenden Vorurtheile gegen „todte Fische" zu zerstreuen.

Wie die genauere Kenntniß der Lebensgewohnheiten einzelner Fische die Vermehrung derselben begünstigen kann, beweist einer der wohlschmeckendsten und größten Gäste des deutschen Flußgebietes, der Lachs (Salmo salar). Alle Lachse wandern zur Laichzeit aus dem Meere in die Flüsse und Bäche, um sich hier fortzupflanzen, und zwar kehrt jeder einzelne Fisch wieder in denselben Fluß oder doch dasselbe Stromgebiet zurück, in welchem er geboren wurde. Der „Aufstieg" wird von den Thieren mit einem wahrhaft todesverachtenden Eifer ausgeführt; Stromschnellen und kleinere Wasserfälle werden durch große Luftsprünge genommen, wobei sich der Lachs durch etwaige anfängliche Mißerfolge von seinem Vorhaben nicht zurückschrecken läßt. Senkrechte Wasserfälle und die in neuerer Zeit bei Stromregulirungen vielfach angelegten Wehre setzten aber leider den Lachsen ein oft unüberwindliches Hinderniß entgegen, sodaß der edle Fisch in Stromgebieten, wo er früher in Unmassen gefangen wurde, ausgestorben ist.

Dieser Schaden kann aber bei gutem Willen von Gemeinden respective Regierungen durch Anlegung von Lachsleitern leicht in das Gegentheil umgewandelt werden. Die Ausstellung bot eine überaus reiche Sammlung von Modellen, mit deren Construction sich viele Nationen beschäftigt haben. Es handelt sich dabei um die Aufgabe, dem Fisch eine „Treppe" mit einzelnen Stufen beziehentlich Absätzen zu bauen, auf denen er sich ausruhen kann, um allmählich in die Höhe zu steigen. Bei einigen Leitern schwimmt er, stets durch vorspringende Holz- oder Eisenplatten gedeckt, im Zickzack nach oben; bei anderen wird auf seine Kunstfertigkeit im Springen gerechnet; ein Modell hat sogar das Princip der Wendeltreppe zur vollen Geltung gebracht.

Außerordentliches leistet auf diesem Gebiete England und Amerika, sowie Norwegen durch das kühne Bauwerk der Lachstreppe bei Sarpsborg, die in großem Zickzackweg aufsteigt; recht praktische Fischwege stellte auch der Fischzuchtverein Ohrdruf und der bereits genannte Fischzüchter M. v. d. Borne aus, auf die wir Interessenten, ohne anderen guten Quellen zu nahe treten zu wollen, hiermit verweisen.

Die Bemühungen des eifrigsten Fischzüchters können aber leicht zunichte gemacht werden, wenn er unterläßt, sein Augenmerk auf die Fischfeinde zu richten. Dieselben waren auf der Ausstellung in einer Menge zu bemerken, daß man sich eines

Digitized by Google

gewissen bänglichen Gefühles nicht erwehren konnte. Einige Oberfischermeister hatten sich begnügt, das räuberische Heer nur in ausgestopftem Zustande, in welchem es gewiß einem jeden Naturaliencabinet zu großer Zierde gereichen würde, zur Kenntniß zu bringen; andere Aussteller gingen aber weiter und zeigten, um zugleich die erprobteste Fangmethode vorzuführen, die gefräßigen Diebe in dem Augenblicke, wo ihnen das Eisen der Falle um Beine oder Hals schlägt.

Der grimmigste und unersättlichste Fischvertilger ist der Fischotter, welcher in einem Winter den wohlbesetztesten Teich vollständig auszuplündern vermag; ihm folgt in ebenbürtigster Weise der Fischreiher und ein kleiner Raubfischer, der zwar ein reizendes Gefieder hat, aber trotzdem nicht geschont werden darf: der Eisvogel. Indem wir von den verschiedenen Species der Seevögel, Möven, Enten ꝛc. absehen, nennen wir nur die actenmäßig festgestellte Beute, die M. v. d. Borne in dem kurzen Zeitraume von drei Jahren auf seinem inmitten Deutschlands gelegenen Grundstücke gemacht hat.

Es wurden gefangen: 45 Fischottern, 187 Reiher, 120 Eisvögel, 40 Taucher, 117 Bläßenten, 49 Raubvögel, 60 Grasenten, 5 Iltisse, 4 Füchse und 4 Kiebitze. Diese Angaben mögen zeigen, daß unsere Gewässer in viel höherem Maße bedroht sind, als wohl im Allgemeinen angenommen wird; wir verweisen deshalb auf die Firma J. Ravené Söhne in Berlin, welche nach Angabe des oben genannten Züchters Fallen für Fischfeinde anfertigt, desgleichen auf die Fabrik Pieper in Mörs, die außer den Geräthen eine illustrirte Broschüre: „Der Fang des Raubzeuges", versendet.

Wenn es auch gelänge, die schädlichen Thiere von unseren Fischen fern zu halten, so gälte es doch noch, einen furchtbaren Feind zu besiegen; derselbe ist zwar ein Zeichen blühender Industrie und fleißigen Schaffens, aber auch tausendfacher Mörder der Wasserbewohner: wir meinen die Abflüsse aus Fabriken und volkreichen Orten. In richtiger Würdigung dieses Moments hat der König von Sachsen einen Ehrenpreis für die beste Lösung der Preisaufgabe bestimmt: „Genaue Darlegung eines für bestimmte, näher zu beschreibende Verhältnisse praktisch ausführbaren Planes beziehentlich Mittel, um die den natürlichen Wasserläufen und Gewassern zugeführten Abwässer der Fabriken und Auswürfe der Städte für den Fischbestand der gedachten Gewässer vollkommen unschädlich zu machen."

Die internationale Fischerei-Ausstellung enthielt in Folge dieses Preisausschreibens einige recht bemerkenswerthe Modelle und Pläne; wir nennen die Arbeiten der Firma H. Alisch u. Comp. in Berlin und W. Knauer in Osmünde bei Halle. Das Verfahren des Letzteren hat sich bei einigen Fabriken praktisch bewährt und läßt die Möglichkeit erkennen, den verderblichsten aller Fischfeinde endgültig zu beseitigen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei planmäßigem Handeln und redlichem Willen der Behörden, Gemeinden, Vereine und Privaten das große Ziel des deutschen Fischerei-Vereins erreicht werden wird, daß „an jeder Wassermühle ein Forellenbrutkasten" zu finden und die Worte des Herrn von Behr-Schmoldow: „Ich strebe darnach, daß in jedes Wasserloch im deutschen Reiche der rechte Fisch gesetzt werde, um eine Massenproduction für die breiten Schichten des Volkes zu erzielen", in Erfüllung gehen. (Schluß folgt.)

Eine Deputation bei Heinrich von Gagern.*

Zur Erinnerung an einen Jüngstverblichenen.

Es war in der stürmischen Nacht nach dem 6. März 1848, als ein Eilbote nach dem entlegenen Waldstädtchen Büdingen, am südwestlichen Hange des Vogels-Gebirges, kam und eine freudig erschreckende Nachricht brachte. Wir Gymnasiasten erfuhren dieselbe früh in der Schule. Der Director Thudichum berief uns am Morgen, anstatt in die Classenzimmer, sogleich in die Aula des Gymnasiums und verkündete in tiefer Erregung die nächtlich gekommene Botschaft: Großherzog Ludwig der Zweite habe in einem Edict seinem Lande eine neue Verfassung mit dem Rechte der freien Versammlung, der freien Schrift und Rede zugesagt, den Thronfolger Ludwig (den Dritten) zum Mit-Regenten ernannt und Heinrich von Gagern, den Führer der ständischen Opposition, zu seinem Minister erkoren. Zum Gedenken dieses hochsinnigen Actes sollten wir heute mit der Bürgerschaft gemeinsam ein Fest feiern und den Cicero wie Horaz einmal bei ihren Vätern ruhen lassen.

Am Nachmittage versammelte sich die Bürgerschaft vor dem alten Rathhause; ein paar bestäubte Fahnen wurden vom Rathssaale herab geholt, auch ein Dutzend alte Gewehre mit Feuersteinschlössern, dazu zwei Napoleonische Trommeln, welche die Franzosen in der Schlacht bei Hanau verloren hatten. Mit diesen Emblemen geschmückt, sieben Mann Stadtmusik voran, zog die Bürgerschaft mit ihren Beisassen, den Gymnasiasten, zum Thore hinaus über den Seemen-Bach nach dem „Wildenstein", einem riesigen Basalt-Fels, der als revolutionäres Gestein durch das zahme Sandstein-Sediment hindurch gebrochen war — ein würdiges Vorbild des revolutionären Actes, der hier geschehen sollte.

Der Director hielt eine Rede, in der er den Bürgern die große Bedeutung des Tages erklärte, die Verdienste des neuen Ministers um die Rechte des Volkes darlegte, wie er seit Jahren in Wort und Schrift die Freiheit erkämpfte, die uns jetzt durch den Fürsten verkündet wurde. Er schloß mit einem Hoch auf Heinrich von Gagern, den Führer des hessischen Volkes, der uns bald zu herrlichen, glorreichen Tagen führen werde. Die Musik intonirte, aus Mangel an einem anderen patriotischen Gesang: „Heil, Ludwig, lange Dir!" und der ganze Chor der Alten und Jungen sang den Weihesang, der mit mächtigem Schall in das Thal ertönte. Die Musik und die älteren Bürger zogen alsdann nach Haus; die jüngeren Bürger und die Gymnasiasten blieben zu einer Nachfeier zurück. Ein Polytechniker aus Karlsruhe sprang auf den „Wildenstein" und hielt eine feurige Rede, in der er die großen Thaten erzählte, die in den letzten Wochen zu Paris geschehen waren, und von der weitgehenden Erregung der Bevölkerung am linken und rechten Rheinufer berichtete, wie die ganze Pfalz und Rheinhessen, ganz Baden bis in den innersten Schwarzwald hinein in fieberhafter Gährung begriffen sei, wie man in Mannheim, Heidelberg, Karlsruhe und Freiburg schon Volksversammlungen gehalten, die auf nichts Geringeres ausgingen, als auch diesseits des Rheines die Republik auszurufen. Er schloß mit einem Hoch auf die Führerin der europäischen Völker, die französische Republik!

Wir sangen die „Marseillaise" und zogen triumphirend zum Städtchen hinein. Sofort ward eine Bürgerwehr gebildet, in die wir Gymnasiasten eintraten. Ein alter Officiersdegen, den mir meine Hauswirthin lieh, war meine Waffe; ein Anderer brachte einen langen Schleppsäbel, ein Dritter ein verborgen gehaltenes Rappier oder Schläger. Gewehre waren nur so viel vorhanden, wie die Wachen und Patrouillen brauchten; sie gingen leihweise von Schulter zu Schulter. Tag und Nacht wanderten wir durch die Straßen, um die alten Thore, durch den Park und die Weinberge und prüften, ob nichts sich zeige, was die Ruhe der Büdinger Bürgerschaft bedrohen könne. Denn die Rinderbücher, Düdelsheimer, Rohrbacher Bauern waren im Anzug, von dem Fürsten von Büdingen ihre Wald-, Hut-, Jagd- und Fischereirechte durch Deputationen zu verlangen und in Masse selber zu ertrotzen. Wir wollten ihnen dies nicht wehren; denn die Büdinger hatten selber von dem Fürsten diese Rechte erlangt, dazu auch das Recht auf Hochwild in und außer dem Park aus freier Entschließung sich angeeignet — mußten wir Gymnasiasten doch den ganzen Sommer von Hirsch- und Rehbraten leben! — nur sollten die Bauern eben ordnungsmäßig bei Tage kommen, und nicht, wie sie gedroht, das Städtlein nächtlicher Weile an vier Ecken anzünden.

Neben dieser allgemeinen Bürgerpflicht übten wir aber auch unsere besondere Gymnasiastenpflicht. Die Karlsruher und Stuttgarter Polytechniker, die Studenten von Heidelberg, Freiburg, Tübingen, Gießen, Marburg und München hielten Versammlungen und beriethen ihre Rechte. Wir, die wir lange schon Karl Heinzen's „Opposition", Struve's „Deutschen Zuschauer" und andere bei Gefängnißstrafe vorbotene Zeitschriften gelesen, erkannten auch unsere Pflicht und beschlossen eine Adresse an den neuen Minister, den gloriosen Führer von Jung-Deutschland, von dem wir so viel Mannhaftes, Hochherziges und Ehrenfestes vernommen hatten. In die Schule gingen wir nicht mehr — das war der Beschluß des ersten Tages — wir hielten aber täglich Versammlungen zur Berathung der Adresse. Nach drei-, viertägigen Ausschußsitzungen und etlichen Plenarversammlungen kam die Adresse zu Stande. Eine Deputation von drei Primanern ward gewählt; sie sollte die Adresse eigenhändig dem Herrn von Gagern überbringen.

Die Deputation reiste ab. Eine Eisenbahn gab's noch nicht; die Post war zu theuer — Diäten wurden verschmäht; es war Ehrensache — so reiste die Deputation zu Fuß den ersten Tag bis Bilbel, zwei Stunden nördlich von Frankfurt, wo einer der Deputirten domicilirt war und die Genossen beherbergte. Am anderen Tage ging's zu Fuß weiter nach Frankfurt, um dann mit der Main-Neckar-Eisenbahn nach Darmstadt zu fahren.

Der ältere der drei Deputirten hatte sich, der höheren Festlichkeit wegen, in seines älteren Bruders Frack gesteckt; zwei lange spitze Zipfel reichten beinahe so weit hinab, wie die Hosen an den Stiefeln herauf gingen. Eine grüne Studentenkappe, eine mächtige Pfeife mit langem

* Die Gestalt des Präsidenten der deutschen Nationalversammlung von 1848 gehört der Geschichte einer Zeit an, über die wir unsere Leser kaum mehr genauer zu orientiren brauchen. Die populärste Persönlichkeit des großen Bewegungsjahres und in den ersten fünfziger Jahren noch ein vielgenannter Mann, war Heinrich von Gagern schon den nächsten Generationen ein nahezu Vergessener, und erst die Kunde von seinem vor wenigen Wochen erfolgten Tode frischt im Gedächtniß der Nation das Bild dieses Kämpfers auf, den seine Partei nicht mit Unrecht den „Edlen" nannte. So dürfte auch obige heitere Episode aus dem Leben Gagern's heute nicht zur Unzeit kommen. D. Red.

Digitized by Google

Weichselrohr und schwarz-roth-goldenen Pfundquasten — aus dem Atelier von Meister Türk — waren die übrige Ornamentirung. Die beiden Anderen waren in schwarzem Sonntaganzug, das schwarz-roth-goldene Band über der Brust als einzige Auszeichnung.

Auf dem Weg nach Frankfurt ward nun berathen, wer die Anrede an den Herrn Minister sprechen sollte; denn zu dritt konnte man wohl in einer Volksversammlung reden, doch nicht vor dem Herrn Minister. Der Bilbeler Gastfreund sprach: „Daniel, Du beschämst uns; wir kommen spießbürgerlich in unseren Casino-Röcken; Du allein hast mit dem Frack den richtigen Tact gehabt. Du bist auch der Aeltere, hast einen stattlichen Bart und eine tiefe Baßstimme. Das wird dem Minister imponiren; Du mußt die Rede halten."

Daniel lehnte schmunzelnd ab. „Mir geht's wie Moses; ich habe eine schwere Zunge, seit drei Tagen auch einen mächtigen Katarrh. Du, Aaron, kannst die Rede fließender halten."

Der Wettstreit ging so bis zur Bilbeler Warte, indeß jeder der Beiden das Thema variirte, was man dem Minister sagen müsse, bis der Spruch des jüngsten Deputirten, daß Daniel sich schämen müsse, wenn ein Jüngerer den Vortritt nähme, den Ausschlag gab.

Tief sinnend und schweigsam schritt nun Daniel einher; der Pfeife Qualm erlosch, und die starren Augen verkündeten, daß er inwendig heftig arbeitete. Die Deputation schritt zum Bilbeler Thor herein in dem Hochgefühl, daß Klein Frankfurt mit Staunen auf sie schauen müsse. In der Friedberger-Gasse kamen die Muster-Schüler eben aus der Schule; sie blieben verwunderungsvoll stehen und staunten den langen Deputirten an, noch mehr die langen Quasten. Am Dalles-Platz standen die Fulder; da mußte die Pfeife abermals Spießruthen laufen. Die Deputation zog durch die Faser-Gasse und hatte beinahe unangestaunt die Main-Brücke erreicht, als die Gymnasiasten aus der alten Pädagog-Gasse hervorkamen. Ein kecker Bursche stellte sich breitspurig an die Straße und rief seinen Cameraden zu:

„Habt Ihr's denn schon gehört, die Schweizer wollen dem Arnold von Winkelried ein Denkmal setzen. Sie suchen ein Modell dazu."

Daniel ward immer schweigsamer, immer blässer, und als die Deputirten am Sachsenhäuser Roth-Bahnhof ankamen — die Main-Neckar-Brücke war noch nicht gekrönt — da seufzte er ganz erschüttert:

„Ich kann die Rede nicht halten. Ich habe zu viel geraucht; da ist mir ganz schwindlig geworden. Du, Aaron, mußt sprechen."

Nach langem Streit übernahm Aaron die Rolle. Die Deputation setzte sich in den lederverhüllten Waggon und fuhr gen Darmstadt. Eine knappe Stunde Zeit — nun galt's kurzen Entschluß. Eine kühle Brise wehte durch die Ledervorhänge; der Ostwind sauste zwar „ohnmächtige Schauer körnigen Eises", doch mächtig genug, die schweigsame Gesellschaft zu erkälten. Aaron ward, je näher gen Darmstadt, desto blässer, und als der Conducteur in Arheiligen die Billete nach Darmstadt abverlangte, war's auch dem zweiten Deputirten so unheimlich, daß er auf die Ehre der Rede verzichtete und den jüngsten Deputirten haranguirte: „Du, Hanirel, warst Präsident von der Versammlung, Dein Name steht auch oben auf der Adresse. Der Herr Minister erwartet doch, daß, wer oben steht, auch die Anrede hält." Dieser Streit währte bis zum „Hôtel Köhler", in dem die Gesellschaft mit einer Flasche Ungsteiner sich frischen Muth erholte und Hanirel sich entschloß, die Rede zu sprechen."

Die Deputation schritt die Rheinstraße hinauf. Die Darmstädter machten nicht viel Aufhebens; sie hatten der Deputationen schon mehrere gesehen. Die schwarz-roth-goldenen Pfundquasten sammt der Pfeife waren überdies im „Hôtel Köhler" geblieben. Mit den Odenwälder Copulationsfräcken konnte sich Daniel's Frack zum mindesten messen. So schritten die Deputirten, ernst und würdevoll, die breite Treppe zum Ministerium hinan. Auf der ersten Podeste erblickten sie den Herrn Minister, der zur Treppe herabstieg. Die hohe imposante Gestalt, das große, leuchtende Auge machten auf die Jünglinge einen mächtigen Eindruck, doch nicht niederschlagend, nein — wie das wahrhaft Große, erhebend, begeisternd. Da stand das gewaltige Bild vor ihnen, wie sie aus seinen Reden es sich aufgebaut, der Zeus mit der Donnerstimme, mit den Olympos-bewegenden Brauen, dem Blick voll Hoheit und einem feinen, graziösen Lächeln, dem Ausdruck edler Herzensgüte.

Die Jünglinge verbeugten sich; mit rascher Wendung trat der Sprecher vor und bat den Herrn Minister um eine Audienz. Bereitwillig ward sie gewährt und die Deputation in das Empfangszimmer geführt. Der Sprecher hielt seine Anrede: „Herr Minister, wir sind gekommen als die Vertreter der Gymnasiasten von Büdingen, um Ihnen unsere Huldigung kund zu thun. Auch wir sind von der Bewegung ergriffen, die jetzt der Völker Europas sich bemeistert. Sind wir auch nicht in der Lage, in die Geschichte einzugreifen, so sind wir doch entschlossen, alles zu thun, was das Heil des Volkes verlangt. Durch Ihre hochherzigen Reden sind wir befeuert und begeistert worden, daß wir wagen, vor den Mann zu treten, an dessen Augen und Lippen die ganze deutsche Jugend, die gesammte deutsche Nation erwartungsvoll hängt. Wir wollen Ihnen sagen, daß, wo Sie die Hülfe der Nation brauchen, Sie auch auf die Jugend rechnen können. Wir wollen Sie aber auch bitten, der Schule zu gedenken, damit sie Männer erziehe, die fähig und geschickt seien, wenn die Nation einst mannhafte Thaten verlangt."

Der Herr Minister dankte verbindlich lächelnd für die hohe Meinung, die wir von ihm hegten. „Ich freue mich, daß die Jugend in diesem Momente so rasch zur That drängt. Denn ihrer Mithülfe bedürfen die Aelteren, die wohl führen, doch allein nicht Alles zu vollbringen vermögen. Die Begeisterung der Jugend ist mir sogar ein Prüfstein für die Echtheit der Sache, der ich mein Leben geweiht habe. Mit gewandter Dialektik kann man die Aelteren auch für eine minder edle Sache gewinnen; die Begeisterung der Jugend wird nur durch Rechtes und Wahres entfacht."

Dann flog er die Petition durch: „Naturwissenschaft, besseren Religionsunterricht, neuere Geschichte und Literatur, Turn- und Fechtübung verlangen Sie! Mit Ihren Lehrern sind Sie nicht zufrieden; Sie haben doch tüchtige Lehrer. Der Geist der Schrift läßt dies vermuthen."

„Herr Minister, wir haben wackere Lehrer, die alles Große und Schöne uns lehren, was seit Homer und Sophokles bis zu Goethe und Schiller überliefert ist. Doch haben wir auch Einen, der die Teufel austreibt."

„Nun," lächelte der Herr Minister, „Sie wissen doch, wie Faust sagt:

‚Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust' —

da wird es wohl nicht schaden, wenn der Teufelaustreiber der einen Seele etwas forthülft."

„Nicht doch, Herr Minister," rief plötzlich Daniel, dessen Augen leuchteten, als Herr von Gagern „seinen Faust" citirte, „die eine Seele ist doch

— ‚ein Theil der Kraft,

Die stets das Böse will und stets das Gute schafft' —

und ohne diese Kraft ständen wir heute nicht hier."

Der Herr Minister freute sich, daß die Jünglinge nicht so leichten Kaufes sich drein gaben, reichte ihnen mit herzgewinnendem Lächeln die Hand und entließ sie mit dem Versprechen der baldigen Gewährung. Mit hohem Stolz verließen die Deputirten das Ministerium. Es war ihnen eine hehre Freude, mit dem hochverehrten Manne reden zu dürfen, ungezwungener, freier und herzlicher, als mit mancher der kleinen Größen, die ihnen vor- und nachher im Leben begegneten. Das war ihnen die beste Bürgschaft für die Willfahrung ihrer Bitte und die gute Erledigung ihrer Mission.

In der That kam auch nach wenigen Wochen schon eine Aufforderung an das Lehrercollegium, die Wünsche der Gymnasiasten zu hören und thunlichst ihnen zu willfahren. Der Herr Director Thudichum empfing sie ohne Vorwurf, doch mit bekümmertem Blicke: „Habe ich das um Euch verdient, der stets so väterlich um Euch besorgt war?" Der Blick traf tiefer als jeder Vorwurf. Wir fühlten, daß wir den alten Herrn unverdienter Weise gekränkt hatten, und nur das eine Bewußtsein mochte uns trösten: wir hatten mit dem Manne gesprochen, der wie ein heller Stern in finsterer Nacht vor unserer Seele schwebte; wir waren mit Achtung von ihm empfangen worden und wurden um deßwillen auch von den Männern geehrt, die vorher uns diese Achtung verweigerten.

Heinrich Becker.

Blätter und Blüthen.

„Der Abhülfe bedürftig," schreibt man uns, „ist ein Uebelstand, der sich immer fühlbar macht, wenn die Eisenbahnen ihre Fahrpläne verändern (meistens den 15. April und den 15. October); es ist, wie Ihnen ja bekannt, üblich, die Fahrpläne der Nachbarbahnen auf den Stationen auszuhängen. Nun sollte man doch glauben, daß diese Art der Bekanntmachung eines neuen Fahrplanes mindestens an dem Tage, an welchem die Veränderung eintritt, geschähe, dies ist jedoch nicht der Fall, und Sie können heute noch Fahrpläne vom Winterhalbjahre aushängen sehen. — Eine Entschuldigung, daß diese neuen Fahrpläne nicht zu rechter Zeit in den Besitz der Stationen gebracht werden können, ist nicht stichhaltig; mindestens müßten die alten, also falschen Fahrpläne entfernt werden, um nicht, wie es so vielfach vorkommt, bei Reisenden empfindlich schädigende Irrthümer hervorzurufen." Wir empfehlen diese, wie uns scheint, gerechtfertigte Beschwerde den Directionen der deutschen Eisenbahnen zur freundlichen Erwägung.

Eine Kaiser Joseph-Bibliothek. Der 29. November 1880 bezeichnet den hundertjährigen Gedenktag der Thronbesteigung Kaiser Joseph's des Zweiten. Der deutsch-österreichische Leseverein der Wiener Hochschulen hat die Anlegung einer Bibliothek in Aussicht genommen, die ein Unicum zu werden verspricht; sie soll in möglichster Vollständigkeit alle Erscheinungen der Literatur enthalten, welche auf Joseph den Zweiten Bezug haben. Alle, die dieser Bibliothek einen Beitrag zuzuwenden gedenken, wollen denselben an den Ausschuß des deutsch-österreichischen Lesevereins (Wien, Bäckerstraße 20) adressiren.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das zweite Quartal dieses Jahrganges. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere. **Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 26. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Frühlingsboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Rüstow sah bedenklich vor sich hin. Er schien nicht sehr erbaut von der vielleicht unabsichtlichen Charakteristik seines künftigen Schwiegersohnes, welche ihm hier in Oswald's Worten entgegentrat.

„Edmund ist noch so jung," sagte er endlich wie entschuldigend, „und er ist bisher noch wenig auf seinen Gütern gewesen. Mit dem Besitze wird auch die Freude daran kommen und das Interesse dafür. Vor allen Dingen aber muß der unsinnigen Wirthschaft in den Forsten ein Ende gemacht werden." Damit fing der Oberamtsrath an, seine wirthschaftlichen Pläne und Ansichten aus einander zu setzen, und vertiefte sich so darein, daß er es gar nicht bemerkte, wie er fast allein sprach und wie schweigsam sich sein Zuhörer verhielt. Erst als die Antworten Oswald's immer einsilbiger ausfielen, seine Zustimmung immer matter wurde, begann Rüstow aufmerksam zu werden.

„Fehlt Ihnen etwas, Herr von Ettersberg?" fragte er. „Sie sehen ja so bleich aus."

Oswald zwang sich zu einem Lächeln und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Es ist nichts von Bedeutung, nur ein Kopfschmerz, der mich schon seit heute Morgen plagt. Ich wäre am liebsten dem Feste ganz fern geblieben."

„Dann hätten Sie wenigstens nicht tanzen sollen," meinte Rüstow. „Das steigert nur ein derartiges Uebel."

Die Lippen des jungen Mannes zuckten. „Ganz recht! Ich hätte nicht tanzen sollen. Es wird auch nicht wieder geschehen."

Seine Stimme klang so dumpf und gepreßt, daß Rüstow im vollen Ernste besorgt wurde und ihm rieth, auf die Terrasse hinauszugehen; in der freien Luft werde sich der Kopfschmerz eher verlieren. Oswald ergriff hastig den ihm gebotenen Vorwand und ging. Der Oberamtsrath schaute ihm kopfschüttelnd nach und bedauerte, daß das Gespräch schon endigte. Die „immensen landwirthschaftlichen Anlagen" des jungen Ettersberg waren heute gar nicht recht zur Geltung gekommen.

Der Abend verlief, wie das bei solchen Festen üblich ist, sehr geräuschvoll und sehr glänzend. Ettersberg rechtfertigte auch heute seinen alten Ruf in dieser Hinsicht; denn die Gräfin war nun einmal Meisterin in der Anordnung wie in der Repräsentation derartiger Festlichkeiten. Die Nacht war schon weit vorgerückt, als die Gäste das Schloß verließen und die Wagen davonrollten. Auch die Familienglieder trennten sich bald. Edmund begleitete seinen zukünftigen Schwiegervater, der mit seiner Verwandten nach Brunneck zurückkehrte, bis an den Wagen, während Hedwig, die noch einige Tage in Ettersberg bei der Gräfin bleiben sollte, dieser bereits „Gute Nacht!" gesagt und sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte.

Die vor Kurzem noch so geräuschvoll belebten Räume des Schlosses waren jetzt völlig leer und einsam, obwohl sie noch im vollen Licht- und Festesglanze strahlten. Nur die Gräfin war hier zurückgeblieben. Sie stand, wie in Gedanken versunken, vor dem Bilde ihres Gemahls, das dieser ihr bei der Vermählung zum Geschenk gemacht hatte und das jetzt den großen Empfangssalon zierte. Es war ein gütiges, mildes Antlitz, das da aus dem reich vergoldeten Rahmen hervorblickte, aber es war das Antlitz eines Greises, und die Frau, die vor ihm stand, konnte noch jetzt Anspruch auf Schönheit erheben. Diese stolze, fast königliche Gestalt, in dem reichen Atlaskleide, mit dem kostbaren Diamantschmucke an Hals und Armen, wäre noch heute keine passende Gefährtin für einen Greis gewesen — und vor mehr als fünfundzwanzig Jahren war sie ihm angetraut worden! Es lag eine ganze Lebens- und vielleicht auch Leidensgeschichte in dem Contrast dieser Erscheinung mit jenem Bilde.

Auch der Gräfin mochte sich das in dieser Stunde aufdrängen. Ihr Blick, der auf dem Gemälde haftete, wurde immer düsterer, und als sie sich jetzt abwandte und ihr Auge die Zimmerreihe durchflog, die eine prachtvolle Einrichtung zeigte, da legte sich ein unendlich bitterer Ausdruck um ihre Lippen. Der Glanz und die Pracht dieser Umgebung bekundeten so deutlich die Lebensstellung, welche die Gräfin Ettersberg einnahm und in welcher sie lange Jahre hindurch Alleinherrscherin gewesen war. Vielleicht galt jene Bitterkeit dem Gedanken, daß die Zeit der Alleinherrschaft vorüber war, wenn eine neue, jüngere Herrin hier einzog, vielleicht auch anderen Erinnerungen. Es gab doch Momente, wo die sonst so stolze, selbstbewußte Frau trotz der glänzenden Rolle, die ihr im Leben zugefallen war, es nicht verzeihen konnte, daß man sie — geopfert hatte.

Die Stimme Edmund's, der soeben zurückkehrte, riß die Gräfin aus ihren Träumereien.

„Papa Rüstow läßt sich Dir nochmals empfehlen," sagte er heiter. „Du hast eine vollständige Eroberung an ihm gemacht. Er stürzte sich ja förmlich in die Galanterie um Deinetwillen und war den ganzen Abend hindurch von einer so unerhörten Liebenswürdigkeit, daß ich ihn gar nicht wiedererkannte."

Digitized by Google

„Es läßt sich besser mit ihm auskommen, als ich dachte," entgegnete die Gräfin. „Er ist eine etwas rücksichtslose, aber offene und energische Natur, die man in ihrer Eigenthümlichkeit hinnehmen muß. — Deine Braut hat ja heute förmliche Triumphe gefeiert, Edmund. Du hast freilich in ihrer Erscheinung den besten Fürsprecher für Deine Wahl."

Edmund lächelte. „Ja, Hedwig sah heute Abend unendlich reizend aus. Es gab in der ganzen Gesellschaft nur eine einzige Dame, die es mit ihr aufnehmen konnte — meine Mutter!"

Seine Augen, die mit zärtlicher Bewunderung an dem schönen Antlitze der Mutter hingen, bezeugten, daß die Worte keine bloße Schmeichelei waren. Auch die Gräfin lächelte flüchtig; sie wußte sehr gut, daß sie noch so viel jüngere Frauen und Mädchen überstrahlte und selbst vor ihrer vielbewunderten Schwiegertochter nicht in den Schatten trat. Aber ihre Genugthuung darüber verschwand jetzt vor einer tieferen Regung, als sie dem Sohne die Hand hinstreckte und fragte:

„Bist Du denn jetzt zufrieden mit Deiner Mutter?"

Der junge Graf zog leidenschaftlich die dargebotene Hand an seine Lippen.

„Das fragst Du heute, wo Du mir jeden Wunsch erfüllst? Ich weiß, daß Du mir ein Opfer gebracht hast mit Deiner Einwilligung, weiß, welche Kämpfe Du um meinetwillen mit dem Onkel zu bestehen hattest."

Die Gräfin unterdrückte einen Seufzer bei der Erwähnung ihres Bruders.

„Armand wird mir meine Nachgiebigkeit nie verzeihen. Er mag ja Recht haben. Es wäre wohl meine Pflicht gewesen, die Traditionen unseres Hauses um jeden Preis zu wahren. Ich habe trotz alledem Deinen Bitten nicht widerstehen können. Ich wollte wenigstens Dich glücklich sehen."

Ihr Blick streifte bei den letzten Worten unwillkürlich das Bild des alten Grafen. Edmund fing diesen Blick auf und verstand den Ton, der auf jenem Worte lag.

„Du bist es nicht gewesen?" fragte er leise.

„Ich habe in meiner ganzen Ehe nie einen Grund zur Klage gehabt. Mein Gemahl ist stets die Güte und Nachsicht selbst gegen mich gewesen."

„Aber er war ein Greis," sagte Edmund, dessen Auge jetzt auch auf den freundlichen und doch so welken Zügen des Vaters haftete, „und Du warst jung und schön, wie Hedwig, und hattest wie sie ein Recht, Glück vom Leben zu fordern. Meine arme Mutter!" seine Stimme bebte in unterdrückter Bewegung. „Erst seit ich selbst so glücklich bin, begreife ich, wie öde Dein Leben gewesen sein muß an der Seite des Vaters, trotz all seiner Güte. Er konnte Dir ja nicht mehr das Herz und die Liebe der Jugend geben. Du hast freilich Dein Loos so stark und fest getragen, aber es ist trotz alledem ein hartes Loos, sich ewig nur dem Gebote der Pflicht zu beugen und jede Stimme zu ersticken, die nach Glück und Leben ruft —"

Er hielt inne; denn die Gräfin zog plötzlich mit einer raschen Bewegung ihre Hand aus der seinigen und wandte sich ab von ihm und dem Bilde.

„Laß das, Edmund!" sagte sie hastig abwehrend. „Du peinigst mich."

Der Sohn schwieg betreten; es war das erste Mal, daß er sich eine derartige Hindeutung erlaubt hatte. Er hatte nicht geglaubt, daß sie die Mutter verletzen könnte.

„Verzeih!" sagte er nach einer Pause. „Es sollte kein Vorwurf gegen das Andenken meines Vaters sein. Seine Schuld war es sicher nicht, wenn Du an seiner Seite etwas entbehrtest."

„Ich habe nichts entbehrt," rief die Gräfin aufwallend. „Nichts; denn ich hatte Dich, mein Edmund. Du bist mir Alles gewesen, hast mir Alles ersetzt; ich fragte nach keinem anderen Glücke mehr, seit ich die Liebe meines Sohnes hatte. Bisher freilich" — hier sank ihre Stimme — „besaß ich diese Liebe allein, jetzt muß ich sie mit einer Anderen theilen, die fortan den ersten Platz in Deinem Herzen einnimmt."

„Mama!" fiel der junge Graf halb bittend, halb vorwurfsvoll ein. „Du bleibst ja doch, was Du mir stets gewesen."

Die Gräfin schüttelte leise das Haupt. „Ich habe ja längst gewußt, daß die Zeit kommen werde, wo die Mutter der Braut weichen muß, und nun sie da ist, trage ich es doch schwer, so schwer, daß ich bisweilen ernstlich daran denke, bei Deiner Vermählung Ettersberg zu verlassen und mich in Schönfeld einzurichten, das mir zum Wittwensitze bestimmt ist."

„Niemals!" fuhr Edmund ungestüm auf. „Das kannst, das wirst Du mir nicht anthun. Du darfst nicht von mir gehen, Mama; Du weißt, daß ich Dich nicht entbehren kann, auch um Hedwig's willen nicht. So sehr ich sie liebe, sie würde mir doch nie ersetzen können, was ich mit Dir verlieren würde."

Die Gräfin hörte seinen Worten mit geheimem Triumphe zu. Sie wußte, daß Edmund die Wahrheit sprach; diese Stunde bewies es ihr auf's Neue. Für seine Braut hatte er nie etwas Anderes, als Scherze und Tändeleien; sie kannte nur die liebenswürdige, aber oberflächliche Seite seines Wesens, die er aller Welt zeigte. Was er wirklich an Ernst, an Tiefe und Innigkeit besaß, das gehörte nach wie vor einzig und allein seiner Mutter, das strömte ihr auch jetzt wieder so warm und voll entgegen, daß sie triumphirend erkannte, wie der erste Platz in dem Herzen ihres Sohnes ihr gewahrt blieb. Sie hatte es freilich längst gewußt, und vielleicht verdankte Hedwig nur diesem Bewußtsein die Freundlichkeit, mit der sie von ihrer zukünftigen Schwiegermutter aufgenommen wurde. Eine glühend und leidenschaftlich geliebte Braut hätte an der mütterlichen Eifersucht einen schweren Gegner gefunden, dieses junge, schöne Wesen, das eine tiefere Neigung weder gab noch verlangte, wurde geduldet, weil es die Herrschaft der Mutter nicht gefährdete.

„Still, still! Laß das Niemand hören!" sagte die Gräfin scherzend und doch mit überströmender Zärtlichkeit. „Es schickt sich wenig für einen Bräutigam und Majoratsherrn, wenn er so unumwunden erklärt, nicht ohne seine Mutter leben zu können. Glaubst Du denn, daß es mir leicht werden würde, von Dir fort zu gehen?"

„Und glaubst Du, ich würde Dich gehen lassen? Die Form meiner Mündigkeitserklärung ändert ja nicht das Geringste an unserem beiderseitigen Verhältniß."

„Doch, Edmund!" sagte die Gräfin ernst. „Der heutige Tag bedeutet Dir mehr als eine bloße Form. Bisher warst Du nur mein Sohn, nur der Erbe, über den ich die Vormundschaft führte. Von heute an bist Du der Chef des Hauses, das Haupt; Du hast jetzt den Namen und das Geschlecht der Ettersberg zu vertreten. Möge es in Glück und Glanz geschehen! Dann soll mir kein Opfer zu groß gewesen sein, dann will ich gern Alles ertragen und erduldet haben — um Deinetwillen."

Es sprach eine tiefe, innere Genugthuung aus diesen Worten, und sie hatten vielleicht noch einen anderen Sinn, als Edmund ihnen beimaß. Er dankte nur für das Opfer der Einwilligung zu seiner Vermählung, als er sich niederbeugte und die Mutter küßte. Die Gräfin erwiderte seine Umarmung mit vollster Innigkeit, aber plötzlich zuckte sie zusammen, und ihre Arme schlossen sich fest und angstvoll um den Sohn, als müsse sie ihn vor einer Gefahr schützen.

„Was hast Du?" fragte Edmund unbefangen, indem er der Richtung ihres Auges folgte. „Es ist ja nur Oswald."

„Oswald — ja wohl!" murmelte die Gräfin. „Er und immer nur er!"

Es war in der That Oswald, der von außen die Glasthür geöffnet hatte, die nach der Terrasse führte, und etwas befremdet schien, als er seine Verwandten erblickte.

„Ich glaubte, es sei Niemand mehr in den Sälen," sagte er näher tretend.

„Und ich glaubte, Du hättest Dich längst zurückgezogen," entgegnete die Gräfin. „Wo bist Du denn gewesen?"

„Im Parke," versetzte der junge Mann lakonisch, ohne den herben Ton der Frage beachten zu wollen.

„Jetzt, nach Mitternacht?" fiel Edmund ein. „Wenn es nicht eine Beleidigung wäre, Dir Mondscheinschwärmereien zuzutrauen, so würde ich glauben, daß eine der Damen des heutigen Festes Dein Herz gerührt hat. Man fühlt in solchem Falle stets eine unwiderstehliche Reizung, den Sternen sein Glück oder Unglück vorzuseufzen. — Nimmst Du das schon wieder übel? Oswald, die Mama hat mich soeben feierlichst zum Chef des Hauses und zum Haupte der Familie proclamirt. In dieser erhabenen Eigenschaft verbiete ich Dir diesen finsteren Blick und befehle mit aller Strenge ein freundliches Gesicht. Ich will nur Glück in meinem Ettersberg sehen."

Digitized by Google

Er wollte in der alten vertraulichen Weise den Arm um die Schulter seines Vetters legen, aber die Gräfin trat plötzlich zwischen Beide. Es war ein stummer, aber so energischer Protest gegen die Vertraulichkeit der jungen Männer, daß Edmund unwillkürlich zurücktrat. Oswald sah seine Tante an, und sie gab ihm den Blick zurück; keines von Beiden sprach ein Wort, aber der Ausdruck unversöhnlichen Hasses, der in ihren Augen sprühte, sagte genug.

„Nur Glück!" wiederholte Oswald kalt. „Ich fürchte, Du dehnst die Machtvollkommenheit in Deinem Hause doch allzuweit aus. Das anzubefehlen, dürfte nicht einmal dem ‚Chef der Familie' und dem ‚Haupte des Hauses' möglich sein. — Gute Nacht, Edmund! Ich will Dich und die Tante nicht länger stören."

Er verneigte sich vor der Gräfin, ohne ihr wie sonst die Hand zu küssen, und verließ den Saal. Edmund blickte ihm halb verwundert, halb unwillig nach.

„Oswald wird jeden Tag herber und unzugänglicher. Findest Du das nicht auch?"

„Warum hast Du ihn gezwungen, zu bleiben?" sagte die Gräfin kurz und bitter. „Du siehst, wie er Dir Deine Liebe lohnt!"

Der junge Graf schüttelte den Kopf. „Das ist es nicht. Mir gilt dieses seltsame Wesen nicht. Es lastet etwas auf Oswald, irgend etwas Schweres. Ich sehe es ganz deutlich, wenn er mir auch nie Rede stehen will. Dir gegenüber kehrt er freilich immer im Trotze die herbsten Seiten seines Charakters heraus; ich kenne ihn, wie er wirklich ist, und deshalb habe ich ihn lieb."

„Und ich hasse ihn," brach die Gräfin aus. „Ich weiß, daß er etwas gegen uns im Schilde führt. Vorhin, als sich mir der Segenswunsch für das Glück Deiner Zukunft so heiß auf die Lippen drängte, da tauchte er plötzlich auf wie ein Schatten, da trat er dazwischen wie ein Unglücksbote. Weshalb hast Du ihn zurückgehalten, als er gehen wollte? Ich kann nicht aufathmen, so lange er in Ettersberg weilt."

Edmund blickte seine Mutter ganz erschreckt an. Leidenschaftliche Ausbrüche waren bei ihr etwas so Ungewöhnliches, daß er sie in diesem Augenblicke gar nicht wieder erkannte. Ihm war ja ihre Abneigung gegen Oswald nicht fremd, aber diese furchtbare Gereiztheit vermochte er sich doch nicht zu erklären.

Der Eintritt Eberhard's und noch eines Dieners machte dem Gespräch ein Ende. Sie hatten drüben im Tanzsaal die Lichter gelöscht und wollten nun das Gleiche hier thun. Die Gräfin, gewohnt, sich in Gegenwart der Dienerschaft zu beherrschen, faßte sich auch jetzt schnell. Sie gab noch einige Befehle und nahm dann den Arm Edmund's, der sie nach ihrem Zimmer geleitete. Sie schien es bereits zu bereuen, daß sie sich ihrem Sohne gegenüber so weit hatte fortreißen lassen, und auch diesem war die Störung willkommen gewesen. In der Beurtheilung Oswald's verstanden er und die Mutter sich nun einmal nicht.

In den Festräumen wurde es gleich darauf still und dunkel; die Thüren wurden geschlossen, und die Dienerschaft zog sich zurück. Auch in den Zimmern der Gräfin und Edmund's erlosch das Licht bald, nur zwei Fenster waren noch hell im ganzen Schlosse, das Erkerzimmer im Seitenflügel, das Oswald von Ettersberg bewohnte, und ein anderes Gemach, das im Hauptgebäude neben der Wohnung der Gräfin lag.

Auch die junge Braut war noch nicht zur Ruhe gegangen. Sie saß in den Armstuhl zurückgelehnt, das Haupt in die Polster gedrückt, und achtete nicht darauf, daß sie die Spitzen und Rosen ihres Seidenkleides zerdrückte. Vor ihr auf dem Tische lag das Brautgeschenk ihres Verlobten, ein kostbares Perlenhalsband, das sie heute zum ersten Mal getragen hatte, aber auch nicht ein einziger Blick fiel darauf, und doch hatte sie es vor wenigen Tagen mit solcher Freude empfangen.

Der heutige Abend war ja überhaupt so reich an Freuden gewesen. Hedwig war zum ersten Mal als Braut in die Gesellschaft getreten; zum ersten Mal hatte sie sich in dem neuen, glänzenden Rahmen bewegt, der ihr Leben fortan umschließen sollte. Es war immerhin ein beneidenswerthes Loos, als Herrin in das stolze Ettersberg einzuziehen, selbst für eine reiche Erbin und ein so verwöhntes Schooßkind des Glückes, wie Hedwig Rüstow war. Sie hatte noch nie so viel Triumphe gefeiert, so viel Huldigungen empfangen, wie sie heute der künftigen Gräfin Ettersberg zu Theil wurden.

Und doch zeigte sich kein Lächeln des Glückes oder der befriedigten Eitelkeit auf dem Gesichte des jungen Mädchens. Unbeweglich, die Hände im Schooße gefaltet, blickte sie mit träumendem Ausdrucke vor sich hin. Der Schleier, der auf ihrer Seele lag, wollte nicht weichen; der Traum hielt sie noch immer umsponnen. Er führte sie fort von all den glanzvollen Bildern des Festes, weit hinweg, bis zu einer einsamen Waldhöhe, wo ein trüber, dicht umschleierter Himmel niederblickte, wo die Schwalben durch die regenschwere Luft zogen und ihre Grüße niedersandten.

Sie hatten damals wirklich den Frühling gebracht. Mitten unter Reif und Kälte keimte das noch tief verborgene, aber mächtige Frühlingsleben, und ringsum regte es sich lautlos und unsichtbar, wie das Weben geheimnißvoller Kräfte. Ja wohl, es wird doch endlich Frühling, in der Natur wie im Menschenleben — aber bisweilen kommt er zu spät.

Das Fest in Ettersberg war im Hochsommer gefeiert worden; jetzt befand man sich bereits im September. Der junge Majoratsherr hatte nunmehr selbst die Verwaltung seiner Güter übernommen, aber es ließ sich nicht behaupten, daß irgend etwas dadurch anders oder besser geworden wäre — im Gegentheil: es blieb Alles beim Alten. Dem Administrator war zwar auf energisches Andrängen Rüstow's gekündigt worden, aber er blieb bis zum Beginn des nächsten Jahres noch in seiner Stellung, und weder ihm noch den übrigen Beamten wurde der so nothwendige Zügel auferlegt; denn Graf Edmund fand es sehr überflüssig und unbequem, sich um dergleichen zu kümmern. Er hörte zwar stets mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit den Vorschlägen und Plänen seines Schwiegervaters zu, gab ihm in allen Stücken Recht und versicherte regelmäßig, er werde gleich morgen die Sache in Angriff nehmen, aber dies „morgen" kam niemals. Oswald's Vorhersagung bestätigte sich; der Oberamtsrath sah bald genug ein, daß er selbst eingreifen mußte, wenn irgend etwas geschehen sollte.

Edmund seinerseits wäre auch ganz einverstanden damit gewesen, dagegen stieß Rüstow auf unerwarteten Widerstand bei der Gräfin, die es höchst überflüssig fand, daß man ihren Sohn bevormunden wollte, und durchaus nicht geneigt war, dem Schwiegervater desselben eine Machtvollkommenheit einzuräumen, die sie bisher allein ausgeübt hatte.

Ueberdies waren die Aenderungen, die der Oberamtsrath vorschlug, durchaus nicht nach dem Geschmack der Dame. Einrichtungen und Anlagen, die für das bürgerliche Brunneck paßten, waren für das aristokratische Ettersberg nicht geeignet. Mochte ein Theil der Beamten auch noch so überflüssig, mochte die Art der Bewirthschaftung auch noch so kostspielig sein, das war seit langen Jahren so gewesen, das gehörte zu dem großen Stil, in dem man zu leben gewohnt war. Eine Einschränkung des Beamtenpersonals, eine peinliche Controlle über die Details der Verwaltung, die Rüstow forderte, erschienen der Gräfin als eine Art von Herabsetzung, und da sie nach wie vor die entscheidende Stimme in Ettersberg hatte, so drang ihre Opposition durch. Es hatte bereits sehr lebhafte Debatten zwischen ihr und dem Oberamtsrath gegeben, und wenn Edmund auch noch stets dazwischen getreten war und Frieden gestiftet hatte, so blieb doch eine gewisse Verstimmung zurück.

Die Bewunderung Rüstow's vor der imposanten Dame hatte merklich abgenommen, seit er erfahren hatte, wie imposant sie ihre Privilegien zu vertheidigen wußte, und die Gräfin ihrerseits fand, daß der Oberamtsrath doch Eigenthümlichkeiten habe, die man nicht so ohne Weiteres hinwegnehmen könne, kurz, die Harmonie des Verhältnisses war gestört, und es zogen bereits Wolken an dem bisher so klaren Himmel des Familienfriedens auf.

Oswald hatte sich von all diesen Erörterungen consequent fern gehalten. Er schien sich bereits als ein Fremder in dem Hause zu betrachten, das er nun bald verlassen sollte. Ueberdies nahmen ihn seine Studien für das bevorstehende juristische Examen vollständig in Anspruch und gaben ihm den Vorwand, sich von allen Besuchen und Einladungen zurückzuziehen, mit denen das Brautpaar und dessen Familie überschüttet wurde.

Jetzt war das Ende des September und damit der zur Abreise nach der Residenz bestimmte Termin herangekommen.

Die Vorbereitungen waren getroffen, die Abschiedsbesuche gemacht und die Reise selbst auf den zweitnächsten Tag festgesetzt worden. Nur in Brunneck galt es noch, sich zu verabschieden: das konnte bei dem jetzigen verwandtschaftlichen Verhältniß nicht umgangen werden, wenn Oswald es auch bis zuletzt aufgeschoben hatte. Er beabsichtigte in Begleitung Edmund's hinüber zu fahren, aber der Graf hatte gerade für diesen Tag eine Einladung zur Jagd angenommen, und so blieb seinem Vetter nichts übrig, als die Fahrt allein zu machen. Trotz der wiederholten freundschaftlichen Einladungen des Oberamtsrathes hatte Oswald dessen Haus seit jenem Tage nicht wieder betreten, wo dort die Verlobung gefeiert wurde, der er nothgedrungen beiwohnen mußte. Trotzdem hatte er die Braut seines Vetters häufig gesehen; denn Hedwig kam sehr oft mit ihrem Vater nach Ettersberg. Man begann dort bereits einen Theil des Schlosses zur Wohnung für das künftige Ehepaar einzurichten.

Der Gutsherr von Brunneck saß im Balkonzimmer und las die Zeitungen, während seine Cousine vor einem Seitentische stand und mit prüfender Miene verschiedene elegante Toilettengegenstände musterte, die dort ausgebreitet waren. Es waren Muster und Proben, vor Kurzem erst aus der Residenz angelangt und für die Tochter des Hauses bestimmt, mit deren Ausstattung man bereits eifrig beschäftigt war.

Der Oberamtsrath schien nicht sehr von seiner Lectüre in Anspruch genommen zu sein; er blätterte zerstreut in den Zeitungen; endlich blickte er davon auf und sagte ungeduldig:

„Sind Sie denn mit Ihrem Wählen und Prüfen noch nicht fertig, Lina? Warum lassen Sie sich nicht von Hedwig helfen?"

Die Angeredete zuckte die Achseln:

„Hedwig hat wie gewöhnlich erklärt, daß sie mir Alles überlasse. Ich werde wohl allein die Auswahl treffen müssen."

„Ich begreife nicht, wie das Mädchen so wenig Interesse dafür haben kann," sagte Rüstow. „Es handelt sich ja um ihre eigene Ausstattung, und sonst war ihr die Toilette ja doch eine Haupt- und Staatsangelegenheit."

„Ja — sonst!" sagte das Fräulein mit Betonung.

Es trat eine Pause ein; der Oberamtsrath schien etwas auf dem Herzen zu haben; plötzlich legte er die Zeitungen weg und stand auf.

„Lina, ich muß etwas mit Ihnen besprechen — Hedwig gefällt mir nicht."

„Mir auch nicht," sagte die alte Dame halblaut, aber sie vermied es dabei, ihren Cousin anzusehen, und betrachtete angelegentlich ein Spitzenmuster.

„Nicht?" rief Rüstow, der, wenn er sich ärgerte, stets auch streitsüchtig wurde. „Nun, ich dächte, Ihnen müßte sie doch jetzt ausgezeichnet gefallen. Hedwig war Ihnen ja immer zu oberflächlich; nun ist sie so ungeheuer tief geworden, daß sie sogar das Lachen darüber verlernt hat. Nicht einmal Widerspruchsgeist, nicht einmal Unarten hat sie mehr. Es ist zum Davonlaufen."

„Weil der Widerspruch und die Unarten aufgehört haben?"

Rüstow beachtete den ironischen Einwurf nicht; er stellte sich in drohender Haltung vor seine Cousine hin.

„Was ist mit dem Mädchen vorgegangen? Wo ist mein lebensfrohes, übermüthiges Kind hingekommen, mein Wildfang, der sich vor Tollheiten und Neckereien nicht zu lassen wußte? Ich muß das wissen."

„Sehen Sie mich nicht so wüthend an, Erich!" sagte Fräulein Lina gelassen. „Ich habe Ihrem Kinde nichts gethan."

„Aber Sie müssen wissen, was diese Veränderungen hervorgebracht hat," rief der besorgte Vater dictatorisch. „Sie müssen es wenigstens in Erfahrung bringen."

„Auch das kann ich nicht; denn Ihre Tochter hat mich nicht zur Vertrauten gemacht. Nehmen Sie doch die Sache nicht so schwer! Hedwig ist allerdings sehr ernst geworden, aber es ist ja auch ein ernster Schritt, der ihr bevorsteht, die Trennung vom Vaterhause, der Eintritt in ganz neue Verhältnisse und Umgebungen. Sie mag ja noch Manches durchzukämpfen und zu überwinden haben, aber wenn sie nur erst vermählt ist, wird ihr das Pflichtgefühl den nöthigen Halt geben."

„Pflichtgefühl?" wiederholte der Oberamtsrath, ganz starr vor Erstaunen. „Ist der Verlobung denn nicht ein vollständiger Liebesroman vorhergegangen? Haben die Beiden nicht ihren Willen durchgesetzt, mir und der Gräfin zum Trotze? Ist Edmund nicht der zärtlichste, aufmerksamste Bräutigam? Und da reden Sie von Pflichtgefühl? Das ist jedenfalls eine sehr vortreffliche Eigenschaft, aber wenn eine junge Frau von achtzehn Jahren ihrem Manne nichts Anderes entgegenbringt, so giebt das eine ganz jammervolle Ehe — darauf können Sie sich verlassen."

„Sie mißverstehen mich," beruhigte die Cousine. „Ich meinte nur, daß der Ernst und die Pflichten auch an Hedwig herantreten werden, wenn sie erst in Ettersberg lebt. Die Verhältnisse dort scheinen doch nicht ganz so dornenlos zu sein, wie wir im Anfange voraussetzten."

Rüstow merkte nicht das sichtbare Bestreben, ihn von dem eben besprochenen Thema abzulenken. Er ging sofort auf die hingeworfene Bemerkung ein.

„Nein, wahrhaftig nicht!" sagte er heftig. „Wenn das so fortgeht, gerathe ich mit der Gräfin noch einmal ernstlich zusammen. Was ich auch anfangen und vorschlagen mag, ich stoße immer wieder auf diese verwünschten aristokratischen Mucken, denen sich Alles unterordnen muß. Es ist der Frau nicht klar zu machen, daß der drohende Verfall der Güter nur durch energische Mittel aufzuhalten ist; es soll Alles in dem alten Schlendrian bleiben. Die nothwendigsten Maßregeln werden verworfen, sobald sie sich nicht mit dem sogenannten Nimbus des alten Grafengeschlechtes vertragen, und mit dem verträgt sich überhaupt nichts, was Ordnung und Sparsamkeit heißt. Der eigentliche Herr und Gebieter von Ettersberg thut überhaupt gar nichts. Er glaubt schon das Aeußerste geleistet zu haben, wenn er sich einmal von seinem Administrator einen halbstündigen Vortrag halten läßt — und im Uebrigen liegt er anbetend vor seiner Frau Mama auf den Knieen und hält sie für den Inbegriff aller Weisheit und Vollkommenheit. Hedwig wird sich ihres Mannes ernstlich versichern müssen, wenn sie nicht von der Schwiegermutter vollständig in den Hintergrund gedrängt werden will."

Der Oberamtsrath hätte seinem Herzen wahrscheinlich noch mehr Luft gemacht; denn er war nun einmal im Zuge, aber das Geräusch eines vorfahrenden Wagens unterbrach ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Im Banne des Mittelalters.

Aus Spaniens fernen Tagen, aus der Zeit
Des Mittelalters, trotzig, wüst und blutig,
Klingt ein Geheul von ungeheurem Leid,
Bricht Flammenlodern, grell, zerstörungsgluthig;
Stets wächst das Elend, das zum Himmel schreit,
Und ob dein Auge noch so fest und muthig:
Die Wimper zuckt, willst du das Bild erfassen
Des Unglücksvolkes, das sein Gott verlassen.

Das ist der störr'sche Nachwuchs Ahasver's,
Der inbrunststark der Väter Erb' umfaßte;
Zerbrochen war der Schutz des Maurenspeers
Von jenen Christen, die sein Glaube haßte;
Kein Wunder hielt die Fluth des rothen Meers,
Bis daß Jehova's Volk bei Palmen raste:
Zerfleischend traf's, zum Christenschwert erkoren,
Das Kreuz der Liebe, das sein Schooß geboren.

Das schwang der Wahnwitz und die Beutegier
Und finstre Rachlust, glaubenshaßverbündet;
Das hob zerstörungsfroh die Rohheit hier,
Und dort die Lust der Sinne, frech entzündet;
Mit allen Lastern regte sich das Thier;
Und vor dem Zeichen, das Versöhnung kündet,
Vor dem Verrath, vor Folter und Vernichtung
Floh Israel in aller Winde Richtung. —

Jüngst träumte mir — mit Schaudern denk' ich dran —
Als hätt' in ihren weltverborgnen Grüften
Die Schreckenszeit gelöst des Todes Bann
Und stieg' gespenstisch aus erbrochnen Klüften.
Nachtfinster kam's — ein Brodem ging mich an,
Wie ein Gemisch aus Blut- und Moderdüften,
Und gräßlich sah ich jener Zeit Gestalten
Weithin und weiter ihres Wesens walten.

Digitized by Google

Gustave Doré, *The Crucifixion*, 1866

Ein ferner Angstschrei scholl von allem Land,
Ein wilder Schrei, wie aus Verlorner Munde;
Und um mich rief's nach Ketten und nach Brand,
Nach neuen Schlägen in die alte Wunde —
Und wie ich qualvoll vor dem Räthsel stand,
Da — — wacht' ich auf; und tief von Herzensgrunde
Sog ich den Athem, noch des Spuks verwundert. —
Es war ein Traum — — im neunzehnten Jahrhundert!

O bessre Zeit — gelobt, gesegnet sei,
Und, heil'ge Duldung, du auf deutscher Erde!
Gesetz und Vaterland, die lehre Zwei
Faßt alle Bürger fest zu Einer Heerde;
Jedweder ringt, weß Glaubens er auch sei,
In seiner Weise, daß er glücklich werde,
Und jene Schmach barbarischer Gerichte
Versiegelt uns der Fluch der Weltgeschichte.

Victor Blüthgen.

Die internationale Fischerei-Ausstellung in Berlin.

Von **Gustav Schubert.**

Mit Illustrationen von H. Lüders.

(Schluß.)

Daß unsere deutschen Flüsse auch noch andere Schätze als Fische enthalten können, zeigt die Collectiv-Ausstellung des königlich sächsischen Perlfischereiregals und der aus ihm erwachsenen Zweige, vermittelt durch Professor Nitsche-Tharand. Die Flußperlmuschel findet sich in dem oberen Flußgebiet der Donau und wird außerdem besonders gepflegt im Königreich Sachsen, wo sie fast die ganze weiße Elster bis Elsterberg abwärts bewohnt. Die Frage nach der Entstehung der Perle, des ältesten und geschätztesten Schmuckgegenstandes aller Völker, beschäftigte die Menschen schon in den Urzeiten. Nach der altindischen Sage entglitten dem Himmel in milden, lauen Sommernächten zarte Thautropfen, um in dem Busen der klaffenden Muschel durch wärmende Strahlen der Sonne zu Perlen heranzureifen. Die neuere Naturwissenschaft konnte indeß von dieser poetischen Erklärung keinen Gebrauch machen. Als Perle bezeichnet man jetzt jede frei innerhalb der Weichtheile der Perlenmuschel befindliche Ablagerung von Schalensubstanz der Muschel, deren Kern, wie die sächsische Ausstellung in vorzüglichen Präparaten und Durchschnitten zeigt, irgend ein in die Muschel eingedrungener fremder Körper (Sandkörner, Eier von Parasiten, Fadenalgen ꝛc.) ist. Das Thier sucht den störenden Gegenstand in seinem Innern unschädlich zu machen und überzieht ihn zu diesem Zweck mit der kostbaren Perlmuttersubstanz (kohlensaurem Kalk), das heißt macht ihn zur Perle, die mithin als einem Acte der Nothwehr entsprungen zu denken ist.

Auf Grund dieser Erkenntniß hat man versucht, die Muscheln künstlich zur Erzeugung von Perlen zu veranlassen, doch sind mit dieser Methode im Elstergebiet keine Resultate erzielt worden. Daß indeß die Möglichkeit eines solchen Zwanges vorhanden ist, lehrt die Thatsache, daß der Naturforscher Linné ein Verfahren kannte, es aber leider als sein Geheimniß behielt.

In nutzbringender Weise verstehen es die Chinesen, künstliche Perlen zu erzeugen, und wie weit das Weichthier in der Thätigkeit der Absonderung jenes glänzenden Materials getrieben werden kann, zeigen einige Muscheln in der japanischen Abtheilung. Diese enthalten eine Anzahl reliefartiger, auf der Schale festgewachsener Götzenbilder (aus Blei), die von dem Thier mit einer feinen Schicht überzogen worden sind. Ja, in der von Berliner Hofjuwelieren veranstalteten Perlen-Ausstellung (Producte der Seeperle), die mit den Objecten des „Grünen Gewölbes" in Dresden einen Werth von vielen Millionen repräsentiren, befindet sich in einer Muschel als kostbare perlmutterschillernde Mumie eine deutlich erkennbare Eidechse.

Die sächsische Perlenfischerei, durch Kurfürst Johann Georg den Ersten im Jahre 1621 zum Regal erhoben, tritt begreiflicher Weise gegen die Seeperlenfischerei zurück, doch hat sie immerhin erfreuliche Resultate zu verzeichnen. Das ausgestellte berühmte Elsterperlen-Collier des „Grünen Gewölbes" hat einen Werth von 30,000 Mark; seit 1719 sind im Ganzen 22,723 Perlen aufgefunden, darunter einige, die pro Stück mit 250 Mark verkauft wurden. Mit welchem Ernste das Perlensuchen in früherer Zeit betrieben wurde, geht aus einem der Collectiv-Ausstellung beigegebenen „Juramente" (Schwur) aus dem Jahre 1643 hervor. Derselbe lautet:

„Ich Abraham Schmirler, schwehre zu Gott dem Allmächtigen einen leiblichen Eydt, daß ich perlensuchens nach meinem besten Verstande zu Jederzeit warten Niemandeß derothalben Unterschleif verstatten und da ich etwas vermercken würde, solches sobalden im Ambte Voigtsbergk anmelden, alle Zeitigen Perlen aber dem Baumeister Sebastian Walthern nach Dresden, oder an wen ich sonst gewiesen werde treulich und ohne Betrug überliefern, das Bekenndnuß auch hergegen Jedesmahl im Ambte allhier vorzeigen, und mich im Uebrigen dergestalt erweisen soll und will, Allermaßen es recht und billich sein wird, So wahr mir Gott helfe, Amen."

Es war ein glücklicher Gedanke, den Werth der Muschel nicht allein in den Perlen zu suchen; seit 1850 unternahm es ein Mitglied der historischen Familie Schmerler, das Aeußere der Schalen zu schleifen und daraus kleine Galanteriewaaren (Portemonnaies, Täschchen ꝛc.) herzustellen. Die Artikel fanden großen Beifall, und heute blüht in Adorf (Königreich Sachsen) eine viele Menschen ernährende Perlmutter-Industrie (vergl. den Artikel „Bei den Muschelarbeitern im Voigtlande" in Nr. 7, 1878), die ihre Erzeugnisse in alle Welt hinaussendet und sich durch die Berliner Ausstellung viele neue Freunde erworben hat. —

Mit voller Berechtigung durfte einem der nutzbarsten Waserproducte, dem Bernstein, ein hervorragender Platz auf der Fischerei-Ausstellung eingeräumt werden. Der Firma Stantien und Becker zu Königsberg in Preußen gebührt das Verdienst, uns in ebenso übersichtlicher wie lehrreicher Anordnung die Erzeugnisse einer Industrie vorgeführt zu haben, die in wissenschaftlicher wie in national-ökonomischer Beziehung eine gleich hohe Bedeutung hat. Was die Naturforscher aller früheren Jahrhunderte geahnt und als wahrscheinlich angenommen, hat unsere Zeit mit Gewißheit festgestellt: der Bernstein, das Elektron der Griechen, ist das Product vorweltlicher, unserer Fichte und Tanne verwandter Nadelhölzer, unter denen die Bernsteinfichte (Pinites succinifer) die Haupterzeugerin des kostbaren Harzes ist. Die Heimath der untergegangenen Wälder war nachweislich ein längst versunkenes und zerwaschenes Land, welches einst in dem Bereich unserer jetzigen Ostsee lag.

Durch vorzügliche Modelle und Zeichnungen wird veranschaulicht, daß die Gewinnung des Bernsteins theils durch Baggern, Schöpfen und Tauchen, wie in Schwarzort, südlich von Memel, theils auf bergmännischem Wege (Palmnicken an der samländischen Küste) geschieht, wobei die genannte Firma gegen 3000 Arbeiter nebst 50 Dampfmaschinen von 1500 Pferdekraft beschäftigt. Der jährlich an den Staat zu zahlende Pacht von 600,000 Mark deutet auf die Ergiebigkeit der Quellen, welcher wiederum ein kolossaler Geschäftsverkehr nach allen Theilen der Welt entspricht.

Die Ausstellung zeigt in mehreren größeren mit dem „Strandsegen" angefüllten Abtheilungen, wie verschieden die Ansprüche einzelner Nationen an den Bernstein sind. Frankreich consumirt eine andere Qualität als Deutschland, Rußland, Amerika, und England entwickelt wieder einen andern Geschmack als China, Japan und die Türkei. Von besonderem Interesse sind die sogenannten Capitalstücke, große und schöne Funde von unberechenbarem Werthe, darunter eines im Gewichte von dreizehneinhalb Pfund, sowie die gewiß einzige, aus mehreren tausend Nummern bestehende Sammlung der Inclusa (Einschlüsse). Trefflich erhalten geben uns hier die eingeschlossenen und wohlerhaltenen Thiere und Pflanzen das Bild einer Fauna und einer Flora, die vollständig ausgestorben sind. Mücken, Motten, Spinnen, Fliegen, Milben, Käfer, Grashüpfer, Raupen und Schmetterlinge wechseln mit Holztheilen, Nadeln und Blättern einer Vegetation, welche eine große Aehnlichkeit mit der heutigen nordamerikanischen gehabt haben muß. Daß die Menschen auf der niedrigsten Culturstufe das gelbe Harz schon als Schmuckstein suchten und

Digitized by Google

schätzten, davon legen einige altheidnische, in dem Alluvium von Schwarzort ausgebaggerte Götzenbilder und durchbohrte Stücke, desgleichen Halsperlen aus deutschen und italienischen Grabstätten (in einem andern Raume von dem Märkischen Museum ausgestellt) beredtes Zeugniß ab. —

Außer den Perlensammlungen und dem Bernsteinsaal erfreute sich keine Separatausstellung so lebhaften und andauernden Besuchs von Seiten der Damenwelt, wie jenes Eckzimmer mit seinen Korallenschätzen, auf welche Italien mit Recht stolz sein kann. Mehrere große Firmen haben sich vereinigt, Deutschland das Bild einer Industrie zu geben, wie es bunter und reichhaltiger wohl noch nie gesehen worden ist. Die in den herrlichsten Farbennüancen schillernden und mit dem feinsten künstlerischen Geschmack verarbeiteten Meeresproducte der Edelkoralle (Corallium rubrum) entstammen dem mittelländischen Meere und überzeugen den unbefangenen Beschauer nur schwer von ihrem thierischen Ursprunge, und doch sind diese blutrothen Zweige und Aeste nichts weiter als die gemeinschaftliche Körpersubstanz unzähliger kleiner Polypen, die ihre Fangarme gleich Octopus und Eledone in die nährende, salzige Fluth hinausstreckten. Hunderte von Fahrzeugen, wie das in Thätigkeit befindliche ausgestellte kleine Modell einer starken, halbgedeckten Barke, Tausende italienischer Fischer sind in der heißen Jahreszeit thätig, die Korallen an bestimmten, einer gewissen Schonzeit unterworfenen Stellen des Mittelmeeres einzuheimsen. Hierzu bedient man sich eines nach seiner Construction uralten, an zwei über Kreuz gelegten Balken befestigten Schleppnetzes, das oft genug in den Felsvorsprüngen haften bleibt und nur mit unsäglicher Mühe wieder flott gemacht werden kann. Als Kunstwerk von unschätzbarem Werthe verdient eine blaßrothe Koralle in Form eines Petschaftes hervorgehoben zu werden, das die in großer Naturwahrheit ausgearbeiteten Brustbilder der italienischen Königsfamilie zeigt und letzterer vom Hause Mazza in Torre del Greco gewidmet wurde.

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß es einer deutschen Firma (M. Mayer-Mainz) gelungen ist, sich einen großen Theil des Marktes, der früher von Italien und Frankreich beschickt wurde, zu erobern. —

Große Aufgaben harren des Vereins in Bezug auf die Zucht eines Seethieres, das berufen erscheint, auf dem Gebiete der Volksernährung eine wichtige Rolle zu spielen — es ist die Auster. Obgleich man nicht chemisch nachweisen konnte, daß die unscheinbare Muschel mit ihrem Nährwerth die besten Fleischsorten von Säugethieren und Vögeln überragt, wurde sie doch gewissermaßen instinctiv von den Völkern des Alterthums gesucht und geschätzt, und es ist für den Historiker nichts Neues mehr, daß man in den uralten Küchenabfällen untergegangener nordischer Stämme, wie zwischen den Marmortrümmern des classischen Römer- und Griechenthums Spuren der Auster findet. Professor Möbius-Kiel hat es unternommen, uns Binnenländer auf der Ausstellung mit der Naturgeschichte dieser nutzbaren Muschel in anschaulicher Weise bekannt zu machen. Vor unsern Augen streckt sich eine kleine Austernbank, die einen Theil des deutschen Austerngebiets (Wattenmeer, Westküste von Schleswig-Holstein) darstellt.

Es ist zunächst auffällig, wie wenig marktfähige Muscheln auf einem Raume von circa zehn Quadratmeter gefunden werden (es sind deren vielleicht zwanzig), verfolgen wir indeß die durch ausgestellte Präparate trefflich illustrirte Naturgeschichte des Schalthieres, so mag uns die Zahl doch nicht zu winzig erscheinen. Die Auster (bekanntlich ein Zwitter) entläßt jährlich aus ihrem Mantel über eine Million bereits ausgebrüteter mikroskopischer Junger, die mit Hülfe zahlreicher schwingender Wimperchen solange in der Fluth umherirren, bis sie einen festen Anhaltspunkt gefunden haben; welche Gefahren sie aber auf dieser ihrer ersten Reise zu überstehen haben, möge der von Möbius aufgestellte Satz beweisen, daß auf eine marktfähige holsteinische Auster etwa eine Million zu Grunde gegangener Junger kommen. Es ist begreiflich, daß solche Verhältnisse den Scharfsinn der „Wasserwirthe", wie man jetzt neben „Forstwirthe" und „Landwirthe" sagen muß, herausfordern, und man ist in Folge dessen auf dem besten Wege, der Auster wie den Fischen künstlich zu Hülfe zu kommen, das heißt, sie zu züchten. Das geschieht durch Aufhängung von Reisigbündeln und Stricken im Wasser, „Aussäen" an geeigneten Stellen, verschiedene Schutzmaßregeln gegen die zahlreichen Feinde, Versandung, Ueberführung in geschlossene Bassins, Anlegung von Parks, Anwendung von Zuchtkästen mit verschiedenen Abtheilungen von geflochtenem Netzwerk ꝛc., und man hat dadurch in Italien, Frankreich, England und Amerika, wo die Auster längst Volksnahrungsmittel geworden, großartige Resultate erzielt. Die Gewinnung der Austern geschieht mit einem aus Metalldraht gefertigten Schleppnetze, das durch ein flottes Fahrzeug über die „Bänke" gezogen wird. Die eßbaren, circa fünf bis zehn Jahre alten Thiere werden durch einen Cirkel nach ihrer Größe bestimmt und zurückbehalten, während die jüngeren dem Meere wiedergegeben werden. Austernessern und „solchen, die es werden wollen", giebt Professor Möbius den Rath, die Austern nicht ganz zu verschlucken, sondern sie zu zerbeißen und zu kauen, um ihre wohlschmeckenden Stoffe frei zu legen und zur Wirkung zu bringen. Wer übrigens vom Glück begünstigt ist, kann dabei wie jener Hamburger eine Perle entdecken, für welche dem erstaunten Feinschmecker sechsundsechszig Mark ausgezahlt wurden.*

* Ueber die im ersten Theile des vorstehenden Artikels behandelte künstliche Fischzucht hat die „Gartenlaube" vier Artikel gebracht, auf welche wir unsere Leser wohl kaum besonders aufmerksam zu machen brauchen. Der erste derselben erschien allerdings schon vor achtzehn Jahren: „Künstliche Fischzucht" von S. Augustin, Jahrg. 1862, Nr. 33. Der zweite, 1871 in Nr. 35 abgedruckt, konnte bereits in der Fischzuchtanstalt zu Hüningen den „Wasserschatz für den Volkstisch" als „eine Elsässer Morgengabe an Deutschland" begrüßen. Denselben schmücken zwei Illustrationen, das Laboratorium, das Bureau und die Beamtenwohnung der Brutanstalt sowie die Ausbrütungsapparate darstellend. Der dritte Artikel: „Saat in's Wasser" von Gampe, bringt (1874, Nr. 8) zugleich eine Abbildung der Fischzuchtanlagen zu Einsiedel im Erzgebirge, und im vierten (1877, Nr. 45) führt Dr. Edmund Beckenstedt uns zu den „Karpfenteichen der Niederlausitz". Die Anstalten waren auch auf der Berliner Ausstellung vertreten. D. Red.

Zur Geschichte der Socialdemokratie.

Von Franz Mehring.

7. Der Gothaer Vereinigungscongreß.

Unter den unermeßlich reichen Gaben, mit welchen das unvergeßliche Jahr 1870 unser Vaterland begnadete, war nicht die geringste die gänzliche Zerschmetterung der deutschen Socialdemokratie — nicht die geringste, aber leider die am wenigsten beachtete. Statt die letzten Keime des Uebels besonnen und vorsichtig auszurotten, ließ man sie ungestört sich erholen und wieder in üppiges Unkraut schießen. Viele Umstände entschuldigen diese Saumseligkeit, aber deshalb bleibt sie nicht weniger zu beklagen.

Es war ein sehr böses Dilemma, in welches die communistischen Demagogen durch die französische Kriegserklärung geriethen. Die große Masse der Arbeiter, auch wo ihr gesunder Sinn durch utopistische Zukunftsträume schon verwirrt war, stand unter dem mächtigen Eindrucke des frevelhaften Friedensbruchs sofort fertig und klar auf Seiten des gefährdeten Vaterlandes. Der innere Zusammenhang der beiden socialdemokratischen Secten war mit einem Schlage zerstört. Die Lassalleaner thaten immerhin noch das Klügste, was sich unter solchen Umständen thun ließ; konnten sie sich doch auch auf die besten Ueberlieferungen ihres Stifters berufen, wenn sie mit dem allgemeinen Strome schwammen! Schweitzer und seine näheren Gesinnungsgenossen stimmten im Reichstage für die Bewilligung der Kriegsanleihe.

Um so kläglicher schwankte der deutsche Zweig des internationalen Arbeiterbundes hin und her. Zwar, daß Marx bei Ausbruch des Krieges Frankreich von Paris und Deutschland von — Braunschweig aus, wo damals das Hauptquartier seiner deutschen Anhänger war, habe insurgiren wollen, ist ein reactionäres Märchen, für welches noch keine Spur von Beweis erbracht worden ist und auch niemals erbracht werden kann. Im Gegentheil, der Londoner Generalrath rieth in seinen Manifesten namentlich den französischen Arbeitern von jeder vorzeitigen Schilderhebung ab; er sah den Erfolg der deutschen Waffen voraus, und er wünschte ihn auch, wenigstens vorläufig. Natürlich nicht um der gerechten

Digitized by Google

Sache willen, sondern in der schlauen Berechnung, daß ein französischer Sieg die deutschen Herzen in der Gluth vaterländischen Zorns nur noch fester zusammenschmieden werde, während ein deutscher Triumph unfehlbar zum Sturze des zweiten Kaiserreichs führen müßte.

Trotzdem konnte sich Liebknecht, der deutsche Apostel des Bundes, als Reichstagsmitglied, nicht entschließen, in der Stunde der höchsten Gefahr für sein Vaterland einzutreten. Er, wie auch leider der von ihm beeinflußte Bebel, enthielt sich der Abstimmung, als die Mittel zur Kriegführung gegen Frankreich bewilligt wurden. Beide erklärten schriftlich, daß eine Zustimmung zur Kriegsanleihe ein Vertrauensvotum für die preußische Regierung sein würde, welche 1866 den gegenwärtigen Krieg vorbereitet habe, während ihre Verweigerung als Billigung der verbrecherischen Politik Bonaparte's aufgefaßt werden könnte. Erfreulicher Weise erregte diese unwürdige Neutralität im eigenen Lager vielfach den lebhaftesten Unwillen; höchst unzufrieden war namentlich auch der leitende Partei-Ausschuß in Braunschweig, dessen Seele der kürzlich verstorbene Bracke war, eine der edelsten, liebenswürdigsten und reinsten Gestalten, welche jemals in der socialdemokratischen Bewegung aufgetreten sind. Bracke bewirkte, daß der Ausschuß, um die Haltung von Bebel und Liebknecht wieder gut zu machen, einen Aufruf an die Partei erließ, welcher zwar nicht frei war von mancherlei schiefen und verworrenen Wendungen, aber doch patriotische Hingebung athmete.

So drohte innerer Zwist vollends zu zerstören, was noch von fester Partei-Organisation vorhanden war. Da trat in dem Kriege die Wendung ein, auf welche Marx gerechnet hatte; die Schlacht von Sedan stürzte den Thron des dritten Napoleon und die Republik wurde seine Erbin. In einer Republik Gambetta-Thiers sah Marx freilich nicht sein Ideal, aber trotz alledem — es gab wieder eine französische Republik mit unberechenbaren Chancen für proletarische Aufruhrneigungen; ihre weitere Schwächung oder gar Vernichtung durch ein monarchisches Reich widersprach allen revolutionären Interessen. So gab denn Marx das Feldgeschrei aus, daß um jeden Preis Friede geschlossen, daß namentlich die Annexion von Elsaß-Lothringen gehindert werden müsse.

Inzwischen hatte es der gleißende Name der Republik auch schon von selbst dem schwärmerischen Gemüthe Bracke's angethan: er fügte sich ohne Weiteres, als die neuen Befehle aus London eintrafen. Der Braunschweiger Ausschuß erließ einen zweiten Aufruf an die Partei, in welchem er zu Massenkundgebungen des Volkes für einen ehrenvollen Frieden mit der französischen Republik und gegen die Annexion von Elsaß-Lothringen aufforderte; in seinem wesentlichen Inhalte bestand das Manifest aus dem Briefe, den Marx an den Ausschuß gerichtet hatte. Nichts ist bezeichnender für die vielgerühmte „Loyalität" und „Vaterlandsliebe" der communistischen Demagogie, als die Schimpfworte, die der große Häuptling des Umsturzes über das deutsche Volk in der größten Krisis seiner Geschichte ausschüttete. So schrieb er: „Ich fürchte, die Schurken und Narren werden ihr tolles Spiel ungehindert treiben, wenn die deutsche Arbeiterclasse nicht en masse ihre Stimme erhebt."

Was Wunder, daß Liebknecht mit einem jubelnden „Hurrah!" dieser ruchlosen Beschimpfung aller patriotischen Elemente beistimmte: ein ernsterer und klügerer Parteigänger schrieb freilich besorgt über die Wirkung des Aufrufs nach Braunschweig: „Man wird uns todt schlagen wie tolle Hunde, und man wird dazu noch Recht haben."

Nun, diese düstere Prophezeiung erfüllte sich glücklicher Weise nicht, wohl aber ließ General Vogel von Falckenstein als Generalgouverneur der Küstenlande Bracke und seine Collegen vom Ausschusse kurz nach Erlaß ihres Aufrufs aufheben und in die Veste Boyen bei Lötzen einthürmen. Einige Monate später wurden auch Bebel und Liebknecht unter der Anklage des Hochverraths verhaftet, unmittelbar nachdem im December 1870 die letzte Session des Norddeutschen Reichstages geschlossen worden war, welche über die Bewilligung neuer Kriegsanleihen, die Versailler Verträge mit den süddeutschen Staaten, die Schöpfung von Kaiserthum und Reich zu berathen und zu beschließen hatte. In allen diesen grundlegenden Fragen bildeten die socialdemokratischen Abgeordneten eine unversöhnliche Opposition, einschließlich der Lassalleaner, welche nun auch eine klingende Schelle, der Name der französischen Republik, so unwiderstehlich in hoffnungslose Wirrniß lockte, wie die Pfeife des Rattenfängers einstmals die Kinder von Hameln.

Im März von 1871 ergaben die Wahlen zum ersten deutschen Reichstage unwiderleglich den gänzlichen Niedergang der socialdemokratischen Bewegung. Von den bisherigen sieben Abgeordneten der Partei siegte nur Bebel in dem Wahlkreise Glauchau-Meerane, der allein unter allen deutschen Wahlkreisen seit Einführung des allgemeinen Stimmrechts bis auf den heutigen Tag sich den seltsamen Ruhm gewahrt hat, immer socialdemokratisch zu wählen. Nach beendeter Wahl wurden die Braunschweiger und Leipziger Gefangenen aus der Untersuchungshaft entlassen. Später haben sie bekanntlich vor Gericht gestanden und sind verurtheilt worden, Bracke und Genossen in Braunschweig zu einer geringen Gefängnißstrafe wegen Theilnahme an einem gesetzwidrigen Vereine, Bebel und Liebknecht durch ein Leipziger Schwurgericht zu zweijähriger Festungshaft wegen Vorbereitung des Hochverraths. Das letztgedachte Verfahren hat einschneidender Kritik reichen Stoff geboten; sei es nun mit Recht oder Unrecht — in jedem Falle war der Gewinn des Einsatzes nicht werth; die beiden Agitatoren hatten als Parteiführer so gründlich verspielt, daß sie als „Märtyrer" nicht einen Theil der Partie wieder zu gewinnen vermochten.

Ein fast noch schwererer Schlag, als er dieser Fraction durch die gerichtlichen Verfolgungen zugefügt wurde, traf die Lassalleanische Secte durch den Rücktritt Schweitzer's. Weshalb der gewandte und kluge Mann plötzlich die Hand von dem Pfluge zog, den er ein halbes Jahrzehnt mit bemerkenswerthem Geschicke geführt hatte, ist noch nicht hinlänglich aufgeklärt; ein geistreicher Abenteurer, wie er war, fand er vermuthlich das ganze Treiben nach den zerschmetternden Schlägen von 1870 zu hoffnungslos und zu thöricht. Jedenfalls ist die Annahme, daß er ein bestochener Agent des Fürsten Bismarck war, eine lächerliche Einbildung, so weit sie ihn selbst, eine böswillige Verleumdung, so weit sie den Reichskanzler betrifft.

Zwar wenn man Liebknecht und Genossen reden hört, so ist die Sache „bewiesen" und „notorisch". Aber man frage nur nicht: wie? Erst die letzten Wochen haben wieder einen schlagenden Beweis dafür geliefert, daß mit gleichem Recht das Gleiche in Betreff Liebknecht's selbst bewiesen werden könnte. Was als Hauptgrund für Schweitzer's Achselträgerei angeführt wurde, war seine maßvolle Haltung im Norddeutschen Reichstage; eben dies „Parlamenteln" erklärte Liebknecht für „Verrath" in einer noch gedruckt vorliegenden Flugschrift, in welcher er selbst den nackten Waffenaufruhr predigte. Inzwischen sind zehn Jahre in's Land gegangen, und die Dinge haben sich mannigfach geändert. Heute versucht Liebknecht im Reichstage so maßvoll zu sprechen, wie es Schweitzer seiner Zeit that: dagegen ist Hasselmann, der damalige Adjutant Schweitzer's, in die abgelegte Garderobe Liebknecht's gefahren; er verurtheilt, geradezu mit denselben Worten, das „parlamentarische Geschwätz" als unnützen Zeitverderb, verkündet schauerliche „Thaten" des Proletariats und wird eben darauf hin von Liebknecht öffentlich beschuldigt, daß er vom Fürsten Bismarck bezahlt werde oder doch bezahlt zu werden verdiene. Man sieht, diesen Gerechten müssen alle Dinge zum Besten dienen. Aber von zwei Dingen Eins! Entweder hatte Liebknecht gegenüber Schweitzer Recht — dann handelt er heute, oder er hat gegenüber Hasselmann Recht — dann handelte er vor zehn Jahren als agent provocateur. Ein moralischer Selbstmord dieses Calibers wird einstweilen schwerlich als vollgültiger „Beweis" dafür angesehen werden können, daß der große Staatsmann des deutschen Reichs sich die communistische Landplage mit schwerem Gelde großgezogen hat.

Am lächerlichsten von Allem ist, wenn Hasselmann von jener Seite vernommt wird, weil er sich mit den französischen Communards in dieselbe Reihe stellte. Auch hierin ist er nur der plumpe Nachahmer viel leckerer Vorgänger. Im Mai von 1871, in denselben Tagen, da ein Flammenmeer über der prächtigsten Stadt des Erdballs zusammenschlug und ein Schrei des Entsetzens durch die gesittete Welt scholl, verkündete Bebel feierlich von der Tribüne des Deutschen Reichstages, daß die deutsche Socialdemokratie die moralische Verantwortung für alle Thaten des französischen Aufstands übernähme. Damals war eben nichts mehr zu verlieren: man konnte nur noch versuchen, arglose und unerfahrene Arbeiter über die moralische und politische Zerrüttung der Partei zu

Digitized by Google

täuschen, und man glaubte diesen Zweck dadurch am sichersten zu erreichen, daß man keine Spur von Reue verrieth, sondern die alten demagogischen Trümpfe womöglich verzehnfachte.

Leider trog diese dreiste Rechnung nicht. Das einfache und unbefangene Gemüth der großen Masse mag nichts vom Schwanken und Zweifeln wissen; es verlangt greifbare Gewißheit, und nur zu leicht imponirt ihm jene hartnäckige Frechheit, welche, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken, Schwarz für Weiß und Weiß für Schwarz erklärt. Man kann sagen, daß vom Tage des Friedensschlusses mit Frankreich an die socialdemokratische Bewegung sich wieder hob, anfangs langsam, dann schneller und immer schneller. Freilich: die emsige Sorgfalt der Führer vermochte nur die noch matt flackernde Flamme zu hüten und zu schüren, daß sie nicht völlig verlösche; außerhalb ihrer Macht lag, sie weiter zu leiten, sodaß sie mit gieriger Zunge sich immer tiefer in den edlen Leib des Vaterlandes fraß. Diese Wirkung entsprang, wie immer in solchen Fällen, anderen Ursachen allgemeiner Natur.

Außer jenen Umständen, welche bereits früher als maßgebend für die Entstehung der deutschen Socialdemokratie angeführt worden sind, trat namentlich ein verhängnißvolles Moment hervor, dessen Einfluß auf die sociale Vergiftung unseres nationalen Lebens gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann: jene niederträchtige Gründer-, Schwindel- und Wucherperiode, die auf den französischen Krieg folgte wie ein freches Satyrspiel auf eine erschütternde Tragödie. Zunächst freilich schien dieses Treiben nicht ungünstig auf die Lage der unteren Volksschichten zu wirken; es führte unausweichlich zu mehr oder minder erheblichen Lohnerhöhungen. Nicht nur daß die Arbeitgeber geneigter dazu waren, weil ihr eigener Verdienst erheblich wuchs, sondern die starke, anscheinend gar nicht zu befriedigende Nachfrage nach Arbeitern trieb die Löhne schon von selbst in die Höhe.

Aber es haftet nun einmal wie ein unauslöschlicher Fluch an solchem Katzengolde; das uralte Loos unseres bedürftigen und gebrechlichen Geschlechtes will, daß nur die langsam reifende Frucht mühsamer Arbeit den Menschen gedeiht. Jener günstige Umschwung trat viel zu schroff und unvermittelt ein, als daß die Arbeiter von ihm zunächst nicht hätten berauscht werden sollen, und ehe sie sich noch ernüchtern konnten, kam schon der Krach, welcher sie nun doppelt und dreifach unzufrieden machte, weil einerseits ihre Bedürfnisse erheblich gestiegen waren, und andererseits die Löhne meist noch tief unter die Grenze sanken, welche sie vor der Schwindelperiode eingehalten hatten.

Man braucht sich nur die tausendfältigen Wirkungen eines so jähen Auf- und Niederganges in den arbeitenden Classen vorzustellen, um zu erkennen, eine wie unverwindliche Einbuße das in ihnen vorhandene Maß von Fleiß und Kraft, von Geduld und Treue, von Einsicht und Ueberlegung erleiden mußte, das heißt wie leicht nunmehr die herrliche Verheißung eines süßen Schlaraffenlebens unheimliche Gewalt über ihre Seelen gewinnen konnte. Diese Gefahr war um so drohender, als es sich bei der ganzen Erscheinung nicht sowohl um die moralische Verwilderung der einzelnen Arbeiter, als um die socialpolitische Zerrüttung der Arbeitermasse handelte. In ersterer Beziehung ist außerordentlich viel übertrieben worden; die besitzenden Classen haben nur zu oft in pharisäischem Hochmuthe es vorgezogen, über die Splitter im Auge der Arbeiter zu schelten, statt den Balken im eigenen Auge zu sehen; jene Maurer, die einmal in einer Droschke auf ihren Arbeitsplatz gefahren sein, oder jene Steinträger, welche einmal Austern und Sect gefrühstückt haben sollen, sind in unbilliger Weise zu Tode gehetzt worden. Solchen zweifelhaften Reportergeschichten steht eine Reihe von Thatsachen gegenüber — beispielsweise wurde im Jahre 1872 die kolossale Summe von 83,6 Millionen Thaler in die preußischen Sparcassen neu eingelegt — welche es in hohem Grade wahrscheinlich macht, daß die Lohnerhöhungen der Schwindelperiode wenigstens zu einem erheblichen Theile von den einzelnen Arbeitern in ehrenwerther und nützlicher Weise verbraucht worden sind.

Ganz anders steht es mit den socialpolitischen Wirkungen dieser Zeit auf den Arbeiterstand als solchen. Gerade in seinen einsichtigsten und vorgeschrittensten Elementen entwickelte sich ein Selbstbewußtsein und eine Siegeszuversicht, die gar keine vernünftigen Schranken mehr kannten. Nicht zufrieden mit den erreichten Erfolgen, wollten die Arbeiter sich einen noch immer höheren Antheil an dem nationalen Gesammteinkommen erringen, und sie wählten für diesen Zweck das sehr zweischneidige Mittel der Arbeitseinstellungen.

An diesem Punkte setzte die communistische Demagogie ein. Sie benutzte die Strikes gleichsam als Canäle, um den in unzähligen Rinnsalen durch die arbeitenden Classen sickernden Strom der Leidenschaften in eine gemeinsame Richtung zu lenken und auf ihre eigenen Mühlräder zu treiben. An sich steht die Arbeitseinstellung in unheilbarem Widerspruche mit ihrem unfehlbaren Credo, ein Satz, der namentlich von Lassalle wieder und wieder mit größtem Nachdrucke betont wurde. Und in der That — wenn das „eherne Lohngesetz", das heißt die Beschränkung des Arbeitslohns auf den nothwendigen Lebensbedarf des Arbeiters, in der modernen Gesellschaft unabänderlich herrschen soll, was kann der Versuch, durch Einstellung der Arbeit den Lohn zu erhöhen, anders erzielen, als daß die Arbeiter sich das schmerzliche Joch höchstens noch tiefer in den Nacken drücken? Deshalb rieth Lassalle, so viel er konnte, stets von Arbeitseinstellungen ab.

Gewissenloser, als er, verfuhren seine kleineren Nachfolger. Sie waren sich zwar vollkommen klar über die verhängnißvollen Wirkungen systematischen Strikens, aber sie wußten auch, daß die Arbeitseinstellung nächst dem Bürgerkriege die heftigste Form des inneren Zwistes darstellt, daß sie, wie kein anderes Mittel, geeignet ist, unversöhnliche Feindschaft zwischen Arbeitgebern und Arbeitern zu säen oder, wie die Agitatoren es nannten, das „Classenbewußtsein" der letzteren zu fördern. Natürlich sind aber Strikes nur möglich unter Arbeitern derselben Gewerbe, und so hatten beide Secten der deutschen Socialdemokratie sich schon vor 1870 bemüht, ihre Anhänger „behufs planmäßiger, zusammenhängender Organisation der Strikes" je nach den einzelnen Gewerken zu sondern.

Diese Gewerkvereine socialdemokratischer Richtung nahmen einen gewaltigen Aufschwung, als während der Schwindelperiode das Strikefieber in breiten Schichten des Arbeiterstandes ausbrach. Sie kamen der thörichten Leidenschaft schmeichelnd entgegen und waren bereit, jede Arbeitseinstellung zu unternehmen, wie aussichtsvoll oder wie aussichtslos sie immer war. So wurden sie außerordentlich ergiebige Werbeplätze für die Partei des Umsturzes. Unzählige Arbeiter, welche sich ihnen zunächst nur aus Strikelust anschlossen, blieben in ihren Netzen hängen, ob nun die einzelne Arbeitseinstellung glückte oder nicht. Im ersteren Falle fesselte sie Uebermuth, im letzteren Verzweiflung an ihre neuen Freunde; ist es doch ein unerreichbarer Vortheil, den eine revolutionäre Arbeiterpartei vor allen anderen Parteien hat, daß der Rausch wie der Katzenjammer gleich erfolgreich für sie werben.

Unter solchen Um- und Zuständen gewann die socialdemokratische Partei binnen weniger Jahre nach 1870 einen viel breiteren Boden in Deutschland, als sie je vorher gehabt hatte. Während das öffentliche Urtheil sich vielfach in der alten Selbstverblendung wiegte und von ihrem „Rückgange" träumte, warf sie bei den Reichstagswahlen vom 10. Januar 1874 Zahlen auf den Tisch, die ihr gestatteten, grimmigen Spott über ihre kurzsichtigen Gegner auszuschütten. Sie gewann neun Reichstagssitze und gelangte in elf Wahlkreisen zur engeren Wahl. Noch glänzender trat ihr Triumph hervor, wenn man die Zahl der Stimmen musterte, welche sie davongetragen hatte; es waren ihrer nicht weniger, als — in runder Summe — 340,000, mehr als sechs Procent aller gültig abgegebenen Stimmen.

Dieser namhafte Wahlerfolg pflückte für die Partei aber noch eine andere Frucht, welche an Werth ihn selbst fast übertraf: er schenkte ihr nämlich den inneren Frieden. Schon seitdem Schweitzer in's bürgerliche Leben zurückgekehrt war, Bebel und Liebknecht in Hubertusburg ihre Strafe absaßen, hatte der ewige persönliche Krakehl erheblich nachgelassen; man schimpfte wohl noch auf einander, aber der echte und rechte Demagogenneid fehlte, der solch elendes Gezänk auf die Dauer allein gedeihen lassen kann. Mit der Minderung der persönlichen Kämpfe wuchs aber zugleich die sachliche Annäherung der beiden Flügel. Die Lassalleanische Secte hatte unter den unfähigen Nachfolgern Schweitzer's ihren eigenthümlich nationalen Charakter nach und nach verloren; sie war mehr und mehr in das Fahrwasser des internationalen Arbeiterbundes geglitten; von Neuem bewährte sich die Erfahrung, daß in revolutionären Parteien die wüthendere regelmäßig über die gemäßigtere Richtung den Sieg davonträgt.

Nun kamen die Wahlen, und auch das blödeste Auge mußte

Digitized by Google

erkennen, daß, wenn die Partei eine so ansehnliche Macht erworben hatte, es das ABC aller politischen Taktik erheischte, daß man die volle Kraft gegen den gemeinsamen Gegner richte, statt sich gegenseitig in häuslichem Zwist lahm zu legen — dies um so mehr, als die Gegner gar keinen Anstand nahmen, die feindlichen Brüder über einen Kamm zu scheeren; alsbald nach den Wahlen verfolgten die Polizeibehörden und Staatsanwaltschaften mit gleichem Eifer die Anhänger von Lassalle, wie diejenigen von Marx. Nichts eint so sehr, wie gemeinsames Leid; das gegenseitige Mißtrauen schwand, und der Verschmelzung beider Fractionen stand kein ernstliches Hinderniß mehr im Wege.

Diese Verschmelzung fand nach mancherlei Verhandlungen im Mai 1875 auf einem Parteicongresse zu Gotha statt. Man kann dabei eigentlich weniger von einer Vereinigung, als vielmehr nur von einer völligen Auffaugung der Lassalleanischen Secte durch den deutschen Zweig des internationalen Arbeiterbundes sprechen. Obgleich jene 15,000, dieser nur 9000 auf dem Congresse durch Abgeordnete vertretene Anhänger musterte, so enthielt das neue Programm der Gesammtpartei doch kaum noch die leiseste Spur von den Gedanken Lassalle's, dagegen enthüllte es den nacktesten Communismus in seiner ganzen Schönheit.

Mit diesem Congresse endete der zweite große Abschnitt in der Geschichte der deutschen Socialdemokratie. Er umfaßte gewissermaßen die Kinderkrankheiten der Partei, von denen sie nach schwerem Ringen endlich gesundete. Hinfort konnte sie sich in ihrer schwefelgelben Glorie voll entfalten, konnte sie ihre ganze, nicht mehr durch innere Kämpfe verzehrte Kraft gegen die moderne Cultur, das reiche Erbe reicher Jahrtausende, zu Gunsten einer düsteren und ungewissen Zukunft wenden. Und volle drei Jahre hindurch hat sie diesen Kampf geführt mit einer Hartnäckigkeit und Rücksichtslosigkeit, wie sie in der modernen Culturgeschichte bisher ohne Beispiel sind.

Der Hasbruch.

Ein deutsches Walddild.

Von Ferdinand Lindner.

So schwierig es ist, den Charakter eines Volkes im Allgemeinen zu bestimmen, so leicht lassen sich einzelne Eigenthümlichkeiten desselben herausfinden. Von denjenigen, welche bei uns Deutschen in Frage kommen, nimmt die Liebe zum Walde eine hervorragende Stelle ein. Unser Wald! Welches deutsche Leben wäre so arm, daß es nicht eine erquickende Stunde reinen Frohsinnes im Schatten unseres Waldes sein nennen könnte! Aber auch die antike Welt, wenngleich sie in der Auffassung des Waldes durchaus nicht die Innigkeit der unserigen erreicht, hat uns doch in der Sage von den Hainen, an deren Gebiet die Furien ihr Opfer verlassen mußten, eines jener goldenen Bilder hinterlassen, welche noch heute das kostbare Erbtheil unseres Phantasielebens bilden. Wer hätte nicht schon in tiefster Seele die Wahrheit dieser Sage empfunden, wenn er, die Sorgen des Tages in der Brust, zum Walde kam, dessen Bäume ihm tröstend ihre Aeste entgegenstreckten und mit ihrem Blätterdache wie ein Asyl winkten, das mit der Abwehr der Sonnengluth zugleich Sänftigung und Kühlung für das heiße Herz versprach!

Ein Freund der Seele, ein Arzt des Körpers, ein Segenspender unserer Aecker — was ließe sich Alles vom Walde sagen — doch sind das Dinge allgemeinen Werthes, auch dem Angehörigen jeder andern Nation verständlich. Das Band aber, welches den Deutschen mit seinem Walde verbindet, ist ein viel engeres — es schlingt sich in die Tiefen seines ganzen Denkens und Fühlens und vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht; denn die Geschichte seines Volkes knüpft allenthalben an den Wald an. Wie sich in den Nebeln, welche über den deutschen Wäldern lagerten, der Blick des Geschichtsforschers verliert, bis ein ernster Römer den Schleier lüftet und uns ein Volk zeigt, das in, mit und durch den Wald lebt, an Sitten rein wie die Natur, die es umgiebt, so beginnt auch unser Eintritt in die große Weltgeschichte mit einer riesenhaften entscheidungsschweren Waldschlacht, und das Christenthum führt sich bei uns ein, indem es als Symbol, daß ein neuer Glaube in die Wälder einziehe, Axt und Feuer an die heiligen Bäume legt. Und unsere Sage, tritt sie nicht vor uns, ausgestattet mit allem Zauber des Waldes; sind die Gaben, welche unser Märchen mit blauem Auge und lachendem Kindermunde uns darbietet, sind sie nicht zwischen den Farren und Kräutern des Waldes gesammelt? Allenthalben, wir mögen blicken, wohin wir wollen, ragt diese grüne Welt in unser nationales Leben herein — tragen doch selbst jene vierundzwanzig modernen Gnomen, welche die Schätze unseres Wissens geschäftig aller Welt vermitteln, die Buchstaben (d. h. Buchenstäbe) — tragen doch auch sie in ihrem Namen die Reminiscenzen des Waldes und eines seiner schönsten Geschlechter. Darum — wer mit uns einstimmt in „das hohe Lied vom Walde", der wird uns heute mit Freuden in einen ehrwürdigen heiligen Hain begleiten, den ältesten und schönsten, der seines Gleichen nicht hat in ganz Deutschland.

Nicht weit von da, wo die Oldenburger Geest, in der Nähe der alten Cisterzienser-Abtei Hude an die Marsch grenzt, liegt mitten in Waldungen jüngeren und jüngsten Datums wie ein Allerheiligstes der Hasbruch. Gewöhnlich pflegt man ihn mit dem Namen eines Urwaldes zu bezeichnen, doch ist er dies nicht, insofern man als Charakteristicum eines solchen die wildverschlungene Mannigfaltigkeit landschaftlicher Scenerie auffaßt. Diese Bezeichnung kommt vielmehr dem Neuenburger Urwald zu, der, gleichfalls einzig in seiner Art, hauptsächlich das malerische Element vertritt, während der Hasbruch einen friedlichen, durchaus historischen Charakter trägt.

Ursprünglich war der Hasbruch wohl ein heiliger Hain, der wahrscheinlich noch größere Ausdehnung hatte als heute; denn im weiten Umkreise des gegenwärtigen liegen viel Opfersteine und Hünengräber, „be groten Steene", wie sie die Leute dort nennen. Ja, daß er unter demselben Namen, unter dem wir ihn heute noch kennen, in historisch überlieferter Zeit eine mehr als gewöhnliche Bedeutung genoß, beweist seine Erwähnung durch Karl den Großen im Jahre 786, der ihn als Grenze für das Bremer Gebiet nach Nordwesten bestimmte — er heißt in der Urkunde: Aschbrouch.

Unter dem Schutze ihres geweihten Ansehens mögen die Bäume nun erstarkt und bereits zu so gewaltigem Umfange gelangt sein, daß nur bei Vereinigung von Arbeitskräften die aufgewandte Mühe dem Nutzen des Weghauens entsprechen konnte. Aber die Höfe lagen, wie zum größten Theile noch heute, vereinzelt umher, und jeder kümmerte sich nur um sich. Danach kamen die herrschenden Grafengeschlechter und nahmen den Wald als ihren Jagdgrund in Anspruch — und da braucht wohl nicht hinzugefügt zu werden, daß derselbe nun erst recht verschont blieb. Und als nun endlich in neuerer Zeit eine ernste Gefahr durch die rationelle Forstwirthschaft drohte, da war inzwischen die Zeit der Romantik herangekommen — der Sinn für Naturschönheit und die Verehrung für unsere Vorzeit hielten Axt und Säge zurück.

Aber für weitere Kreise des Publicums wurde der Hasbruch eigentlich erst gegen die Mitte unseres Jahrhunderts neu entdeckt; Kohl erzählt darüber folgende hübsche Geschichte. Der oldenburgische Maler Willers hatte nach Studien aus dem Hasbruch gemalte Eichenbilder in München ausgestellt, wo sie der König Ludwig sah; dieser wollte jedoch durchaus nicht glauben, daß solche fabelhafte Eichen in Wirklichkeit existirten. Die Sache interessirte ihn aber doch so, daß er seinen Hofmaler in den Hasbruch schickte, um sich von der Wahrheit zu überzeugen — dieser mußte natürlich die Angaben Willers' vollinhaltlich bestätigen. Von da ab wurde der Hasbruch zu einem vielbesuchten Punkte; Fürsten und Künstler kamen hin, und in den Werkstätten unserer Landschaftsmaler werden wir oft alten Bekannten aus dem Hasbruch begegnen.

In der That, demjenigen muß das Herz zu und der Sinn todt sein, der beim Eintritt in diesen ehrwürdigen Wald nicht den Schauer empfindet, der uns in den feierlichen Räumen eines Domes zu erfassen pflegt. Ein geheimnißvolles Halbdunkel empfängt uns, das sich weiterhin in den Wald zu tiefer Nacht verdichtet — nur hier und da, soweit der Blick vorzudringen vermag, bricht durch das dichte Laubdach, wie durch bemalte

Digitized by Google

Figure 1. Mixed Forest, 1929. Oil on canvas, 46 × 38 cm. Private collection.

Mixed Forest, 1929 (Figure 1) is a painting that I have always found fascinating. It is a work that I have returned to many times, and each time I have discovered something new in it. The painting is a study of the forest, but it is also a study of the relationship between the forest and the human figure. The figure is small and almost lost in the vastness of the forest, but it is also the focal point of the composition. The forest is not a backdrop for the figure; it is the figure's environment, and the figure is a part of it.

The painting is executed in a style that is both realistic and expressionistic. The trees are rendered with great attention to detail, but the colors are not naturalistic. The artist has used a palette of greens, browns, and blues that creates a sense of mystery and depth. The brushwork is loose and energetic, and it gives the painting a sense of movement and life.

The composition is also very interesting. The figure is placed in the lower left corner of the canvas, and the trees lead the eye into the distance. The artist has used a diagonal composition that creates a sense of tension and drama. The figure is not looking at the viewer; it is looking into the forest, and it is as if it is drawn to the mystery of the trees.

I have always been drawn to paintings that have a sense of mystery, and Mixed Forest, 1929 is a painting that has a great deal of mystery. It is a painting that I will continue to return to, and I am sure that I will always discover something new in it.

Fig. 1.1

Fig. 1.1 shows a tree in a field. The tree has a trunk and branches. The branches have leaves on them. The tree is in the middle of the field. The field is flat. The sky is above the field. The sky is blue. There are clouds in the sky. The clouds are white. The tree is tall. The tree is green. The leaves are green. The trunk is brown. The branches are brown. The field is green. The grass is green. The grass is short. The grass is in the field. The field is large. The tree is large. The tree is old. The tree has many leaves. The leaves are small. The leaves are oval. The leaves are flat. The leaves are thin. The leaves are soft. The leaves are smooth. The leaves are shiny. The leaves are dark green. The leaves are light green. The leaves are yellow. The leaves are red. The leaves are orange. The leaves are brown. The leaves are dead. The leaves are falling. The leaves are on the ground. The leaves are in the grass. The leaves are in the field. The leaves are in the sky. The leaves are in the air. The leaves are in the wind. The leaves are in the rain. The leaves are in the snow. The leaves are in the sun. The leaves are in the shade. The leaves are in the light. The leaves are in the dark. The leaves are in the day. The leaves are in the night. The leaves are in the morning. The leaves are in the afternoon. The leaves are in the evening. The leaves are in the spring. The leaves are in the summer. The leaves are in the autumn. The leaves are in the winter. The leaves are in the year. The leaves are in the month. The leaves are in the week. The leaves are in the day. The leaves are in the hour. The leaves are in the minute. The leaves are in the second. The leaves are in the time. The leaves are in the world. The leaves are in the universe. The leaves are in the galaxy. The leaves are in the solar system. The leaves are in the earth. The leaves are in the atmosphere. The leaves are in the air. The leaves are in the wind. The leaves are in the rain. The leaves are in the snow. The leaves are in the sun. The leaves are in the shade. The leaves are in the light. The leaves are in the dark. The leaves are in the day. The leaves are in the night. The leaves are in the morning. The leaves are in the afternoon. The leaves are in the evening. The leaves are in the spring. The leaves are in the summer. The leaves are in the autumn. The leaves are in the winter. The leaves are in the year. The leaves are in the month. The leaves are in the week. The leaves are in the day. The leaves are in the hour. The leaves are in the minute. The leaves are in the second. The leaves are in the time. The leaves are in the world. The leaves are in the universe. The leaves are in the galaxy. The leaves are in the solar system. The leaves are in the earth. The leaves are in the atmosphere.

sie Ring an Ring; selbst die Blitze des Himmels vermochten ihnen nur tiefe Narben in die mächtigen Leiber zu schlagen, der Sturm nur ihre Kronen zu brechen; immer noch stehen sie unentwegt, und voll Scheu blicken wir zu den Ehrwürdigen empor.

Der Deutsche vergleicht deutsches Leben gern der Eiche; sie hauptsächlich ist ihm der nationale Baum, und ein tiefer Sinn liegt diesem Vergleiche zu Grunde: wie ein eigenwilliger, eigensinniger Individualismus, im Einzelnen wie im Stamme, den Deutschen charakterisirt und ihm zum Segen wie zum Unheil geworden ist, so giebt es allerdings keinen Baum, der diesen Charakter in höherem Grade sein Eigen nennen könnte, als die Eiche; jede Wurzel, jede Furche des Stammes ist ein Charakter; jedes Blatt hat seine krause Eigenart; jeder Ast springt in eigensinnigen, trotzigen Windungen vom Stamme ab. Die Aufgabe, einen ganzen Wald solcher uralter Charaktere schildern zu wollen, wäre unmöglich zu lösen; wir müssen uns darauf beschränken, Einzelnes herauszuheben, und hier stehen wir wieder rathlos vor dem mächtigen Reichthume an Formen und Gestaltungen rings um uns: Wurzeln, bald wie eine Riesenklaue in den Boden geschlagen, bald wie eherne Pfeiler den Stamm stützend, bald wie ein aufbäumendes Thier scheinbar daran emporkletternd; Stämme in allen möglichen Formen, mit tiefgefurchter, von Rillen zerrissener Rinde, zwischen den Streifen derselben Knorren, alte Astansätze, Aststumpfe, auf denen neuer Samen Wurzel geschlagen, oder klaffendschwarze Höhlungen, aus denen der Sturm den Ast mit Stumpf und Stiel gebrochen hat. Ganz besonders wunderbar aber gestalten sich die Risse, welche durch den Frost oder anderweite Verletzungen der Epidermis entstanden sind und um welche Jahrhundert auf Jahrhundert eine neue Schicht gelagert hat, sodaß sie jetzt als Wülste erscheinen, die eingesprengten Felsblöcken gleichen. Interessant ist es übrigens, daß die hier und da herabhängenden Stücken der Epidermis, so lange sie, wenn auch nur durch ein schwaches Band, mit dem Stamme zusammenhängen, Jahrhunderte lang der Fäulniß widerstehen, während sie, losgelöst, binnen weniger Jahre zerfallen.

Und nun das Astwerk! Indem die Eiche immer die Entwickelung der Nebenknospe begünstigt, entstehen jene fabelhaften phantastischen Bewegungen und Verschlingungen der Aeste, die wir schon an jeder einzelnen Eiche bewundern — man denke sich nun die wilde Mannigfaltigkeit in diesem knorrigen Eichenhaine!

Hier bäumt sich ein Ast hinaus und greift dann, plötzlich geradeaus schießend, in das Astwerk des Nachbars; dort wächst ein anderer in sanfter Biegung aus dem Stamm hervor, neigt sich hinunter zu den schmeichlerisch emporrankenden Brombeerbüschen und springt dann plötzlich mit höhnischem Schwunge steil nach oben, wo ihn ein Nachbar in den tollsten Schlangenwindungen förmlich anzufallen scheint. Ganz besonders malerisch sind die kahlen, von jeder Rinde entblößten und oft fast blank polirten Aeste, welche wie die Knochen eines Gerippes, ein Bild des Todes, aus dem frischen, lebendigen Grün hervorragen. Ein großer Theil derselben ist hohl; manchmal fährt man erschrocken herum; denn dicht hinter Einem ertönt ein laut durch den Wald schallendes Klopfen — aber nichts ist zu sehen. Da ertönt es wieder, und nun entdecken wir zu unserem Erstaunen, daß ein winziger Specht das Geräusch hervorbringt; der Ast, auf dem er hämmert, ist durch und durch hohl, und seine Wände sind so dünn, daß er bei seinem gewaltigen Umfange wie ein riesiger Resonanzboden das schwache Picken des Vogels als lauten Schall weit hinaus in den Wald sendet.

Neben den kraftstrotzenden Bäumen aber stehen die Stumpfe sterbender und abgestorbener voll melancholischer Poesie. Gleich dem Menschen, welcher die sterblichen Ueberreste der Seinigen mit Blumen zu schmücken pflegt, hat die Natur ihre modernden Kinder mit einem lieblichen Geranke von Epheu, wilden Rosen, Brombeergebüschen und Farrenkräutern umwoben; ringsum in weitem Umkreise liegt dann roth und braun ausgestreut der sogenannte Ulm, die Asche dieser Riesen, der, wenn ihn ein verlorener Sonnenstrahl trifft, in der tiefumschatteten Umgebung wie glühende Kohlen leuchtet. Wunderbar gestaltet sich der Eindruck, wenn die inwendig durchaus hohl gewordenen Bäume noch aufrecht stehen. Die schönste dieser Art ist „de holle Eek", welche unser Bild zeigt, ein Baum von ungewöhnlich interessanten Formen, dessen bis in die Aeste hinaufragender weitklaffender Spalt in das Innere wie in eine Höhle blicken läßt. Um den riesigen Umfang dieses Baumes ganz zu würdigen, muß man wissen, daß das Innere desselben nicht weniger als acht Personen zu beherbergen vermag.

Zur weiteren Erläuterung der Größenverhältnisse der Hasbruch-Bäume diene noch folgende heitere Geschichte, welche einem Bauer aus der dortigen Gegend passirte. Diese Bauern haben nämlich das Weiderecht in dem Walde; bald begegnet man einer Stute, die mit ihrem Füllen die duftigen Waldkräuter abgrast, bald Kühen, einzeln oder in einem Trupp, welche den Fremden mit großen Augen anblicken und sich ihm neugierig nähern, um bei der ersten Bewegung desselben mit hochgehobenem Schwanze in den Wald hinein zu galoppiren. Alle haben Glocken um den Hals, wenn man die alten klappernden Blechbüchsen so nennen darf; sinkt die Sonne, so hört man sie von verschiedenen Seiten wie auf Verabredung den heimathlichen Höfen zueilen. Es sind dies auch die eigentlichen thierischen Bewohner des Hasbruch; denn Wild giebt es dort keines mehr; nur das Geschlecht Reinecke ist zahlreich vertreten, und dann und wann sieht man einen Bussard mit breitem Flügelschlage gleich einem dunkeln Schatten durch den Wald streichen. Eine jener Kühe nun kam eines Abends nicht mit nach Hause, und der Besitzer machte sich andern Tags daran, sie zu suchen, aber vergeblich; kreuz und quer durchforschte er den Hasbruch — er fand sie nicht; ihre Spuren verloren sich in der Nähe eines jener umgestürzten Riesen. Manchmal hatte er schon ein sonderbares Getön gehört; jetzt erklang es unmittelbar vor ihm, als käme es aus dem Baume heraus; er spähte hinein, und siehe da, in dem hohlen Stamme, ziemlich weit drinnen, kniete die Kuh wie eine büßende Magdalena — Gott weiß, welcher Versucher das „fußnachschleppende Rindvieh" dahinein gelockt hatte. Kurz, sie war darin, und was das Schlimmste, man konnte sie in keiner Weise aus ihrem Gefängnisse erlösen; es blieb also nichts übrig, als ihr Futter und Wasser durch Einkriechen von der andern Seite des Stammes darzureichen und sie dann herauszusägen.

Der gewaltigste Baum des Hasbruch ist die sogenannte „dicke Eiche". Ihr Umfang beträgt zehn Meter; von den Aesten könnte jeder wieder als ein respectabler Baum gelten, und als einmal einer derselben herunterbrach, hatten vier Pferde Mühe, ihn vom Platze zu bringen. Der Baum ist durch eine Hecke eingehegt, und nebenan sind Sitzbänke angebracht; denn der Hasbruch ist das beliebte Ziel der Bremer Sonntagsausflüge. Doch giebt es noch eine stattliche Reihe von Bäumen, welche diesem an Umfang nahe kommen; die sieben-, sechs- und fünfmetrigen, welche in anderer Umgebung als gewaltige Exemplare angestaunt werden würden, bilden nur so den Troß, den Mittelschlag.

Die schönste jedoch von allen Hasbruch-Eichen, die imposanteste, malerischste und zugleich diejenige, welche die hervorragendsten Eigenthümlichkeiten in sich vereinigt und so gewissermaßen als Typus gelten kann, ist die Amalien-Eiche — so benannt nach der Prinzessin des großherzoglichen Hauses, der nachmaligen Königin von Griechenland. In seinem Umfange steht dieser Baum der dicken Eiche nicht nach, besser aber als jede Maßangabe wird ein Blick auf unsere Illustration und ein Vergleich des Stammes mit den nebenan stehenden Kühen — ausgewachsenen, großen Exemplaren — die ungeheuere Dimension veranschaulichen. Welch ein Baum! Die Wurzeln wie für ein Jahrtausend gegründet, der Stamm kraftstrotzend und doch von edeln Linien. Als jene Eichel, aus welcher dieses Wunderwerk der Natur emporwuchs, von dem Aste, an dem sie saß, in den feuchten Moosboden hinabfiel — da war es vielleicht um jene Zeit, als Gunther, der König des Nibelungenliedes, seinen Namen unter die lex Burgundionum setzte; als jener Riß, den wir noch heute als Scharte auf dem mächtig darüber gewachsenen Wulste erblicken, sei es durch den Frost einer Maiennacht, sei es durch das Horn eines Wisent, entstand — da war es vielleicht um die Zeit, da Kaiser Rothbart in den Kyffhäuser hinabstieg, und als der erste zarte Keim zu jenem Aste ansetzte, der jetzt kahl und todt aus dem Laube hervorragt — da erschallten vielleicht die Hammerschläge an der Kirchthür zu Wittenberg — und — wenn diese Eiche einst auch ein zerfallender Stumpf ist, über den die Büsche ihre Ranken schlingen, dann wird wieder ein halbes Jahrtausend verrauscht sein — und Menschen werden leben, die unser gedenken als eines längst verschollenen Geschlechtes.

Den Leser möchte gegenüber dem Gesagten ein Zweifel beschleichen, ob wir uns mit dem riesigen Umfange der Zeiträume, mit denen wir rechnen, nicht einiger Uebertreibung schuldig gemacht hätten. Eine genaue Messung möge beweisen, daß wir

Digitized by Google

noch lange nicht weit genug gegangen sind. Als einmal eine der größeren Eichen umgehauen wurde, nahm der Oberförster eine Zählung der Jahresringe vor, setzte sie da, wo das bloße Auge nicht mehr unterscheiden konnte, mit der Lupe fort und erhielt eine Summe von elfhundert Jahren — ein Resultat, das mit den amtlichen Messungen anderer Bäume übereinstimmte — nun war aber die Eiche im Inneren weiterhin verfault und in der Mitte ganz hohl — der Leser mag sich da an der Hand der Chronologie selbst ein Bild vom Alter der Hasbruch-Eichen machen.

Indeß wir so bewundernd im Walde umherwandern, hat sich die Sonne dem Horizonte genähert, und es beginnt nun ein Schauspiel von überraschender Schönheit. Während sich allenthalben in den Büschen dicht um uns schon die Dämmerung eingenistet hat, beginnen jetzt über uns die Wipfel der Bäume zu schimmern und zu leuchten. Die bleichen, todten Aeste der Kronen erglühen wie zu neuem Leben, und da, wo weit drüben im Holze eine Lichtung ist oder ein stürzender Baum eine Lücke riß, ergießt sich ein siegreicher Lichtstrom in den Wald, Büsche und Bäume in feuriger Lohe entzündend; man hat ganz den Eindruck, als sähe man aus einem dunkeln Zimmer in die Thür eines hellerleuchteten Festsaales, kurze Zeit später aber, wenn die Sonne unter den Horizont sinkt, ist es, als lösche eine Geisterhand den Purpur von Wipfeln und Aesten; die Dämmerung huscht an den Stämmen empor — die Dunkelheit hält ihren Einzug, und durch die Waldnacht spinnen sich Geheimnisse von Baum zu Baum.

In dem Augenblicke, da wir uns anschicken, den ehrwürdigen Hain zu verlassen, die Seele erfüllt von Eindrücken, als hätten wir einen Blick in die früheste Geschichte unseres Vaterlandes gethan — in diesem Augenblicke übernimmt es eine mächtigere Stimme, als die unsere, diesen Gefühlen Ausdruck zu verleihen: ein dumpfes Grollen dringt über den stillen Wald her — der Fremde würde es sich nicht deuten können, wir aber verstehen es — es sind die schweren Geschütze von Wilhelmshaven; wiederum dröhnt es herüber — und wie es der Abendwind einherträgt, der rauschend über die Wipfel streicht, da glauben wir den Flügelschlag des deutschen Adlers zu vernehmen — nicht, wie einst wohl, müssen wir gesenkten Hauptes den Blick niederschlagen unter diesen lebendigen Zeugen deutscher Vergangenheit, sondern stolz, als Söhne eines einigen, thatenstarken Volkes, blicken wir zu ihnen empor, und ihre Antwort bleibt nicht aus. Wie die germanischen Krieger einst ihre Schilde, so schlagen die altersgrauen Recken knarrend die Aeste zusammen, und ein Brausen geht durch die Tiefen des Waldes.

Blätter und Blüthen.

Nachfrage nach Vermißten. Die Bitte, welche wir im Jahrgang 1873 dem „Offenen Antwortschreiben" unseres Mitarbeiters Theodor Kirchhoff in San Francisco auf S. 154 als Anmerkung anfügten, darf heute, nach sieben Jahren, ihrem ganzen Inhalte nach wiederholt werden. Der Zudrang von Nachfragen nach Vermißten übersteigt wieder alles Maß. Wenn der Erfolg derselben nur in irgend leidlichem Verhältniß zu dem Raume stände, den sie in Anspruch nehmen, so würden ja unsere Leser selbst, durch erfreuliche, familienbeglückende Mittheilungen mit Theilnahme erfüllt, die ihnen durch die Vermißtenlisten für andere Gegenstände entzogenen Spalten des Blattes gern opfern. Allein das ist nicht der Fall. Auf hundert Anfragen kommt oft nur eine Auskunft, und leider ist auch diese dann nicht immer so, daß man sie den Angehörigen mit einem Glückwunsch zusenden könnte.

Trotzalledem wollen wir den bei der Ausbreitung der „Gartenlaube" über alle von Deutschen bewohnten Theile der Erde allerdings einzigen Weg zur Nachforschung nach Verschollenen unseren Lesern nicht verschließen, müssen dem Uebermaß des Zudrangs aber feste Schranken entgegenstellen. Vor allem bitten wir, erst die durch das Reich (das auswärtige Amt, die Gesandtschaften und Consulate) gebotenen Nachforschungsmittel in Anwendung zu bringen, ehe man zu uns damit kommt. Ferner werden wir alle Anfragen mit so ungenügenden, dürftigen Angaben, daß sie einen Erfolg kaum möglich machen, unberücksichtigt lassen; dasselbe geschieht mit den uns anonym zugesandten Anfragen und mit allen so undeutlich geschriebenen, daß die Namen nicht zu entziffern sind. Endlich erwarten wir, daß Diejenigen, deren Anfragen noch vor deren Veröffentlichung sich durch Auffinden der Spur der Vermißten erledigten, uns davon Nachricht geben. Für die Vermißten in Nordamerika benutzen wir nach wie vor die Umschläge der Heftausgabe der „Gartenlaube", die dort eine bedeutende Verbreitung hat.

Eine Ausnahme gestatten wir uns aber: alten, armen Vätern und Müttern, welchen die Sehnsucht nach verschollenen Kindern die letzten Tage trübt, werden wir nie den Trost versagen, den sie in unserem Aufrufe nach denselben finden. — Daß wir auch den Behörden, welche in der „Gartenlaube" das letzte Mittel für ihre Nachforschungen erkennen, nach wie vor gern gefällig sind, ist selbstverständlich.

Und somit beginnen wir eine neue Reihe von Vermißten. Möge sie von glücklichem Erfolge begleitet sein!

1) Ein junger Mann, deutscher Abkunft, in Kurrachee (Ostindien), Charles August Haller, fragt, ob Geschwister seines in Darmstadt geborenen und in Singapore gestorbenen Vaters, Maximilian Joseph August Haller, noch am Leben seien.

2) Eine Schwester, in Berlin, sucht ihren Bruder, den Gärtner Bernhard Schloer aus Wik bei Greifswald. Er ist allerdings schon vor 19 Jahren plötzlich aus Sayn bei Köln verschwunden, aber unter Umständen, die ihm Heimkehr und Nachrichtgeben verleiden konnten. Diese sind gehoben.

3) Der Brauer August Mehle aus Syrottau, dessen Spur 1867 in Hamburg verloren ging, wird, einer Erbschaft wegen, von seinem Abwesenheitsvormund gesucht.

4) Eine Mutter sucht ihre Tochter, Josephine Bornert, geboren 1862 zu Straßburg im Elsaß. Das Mädchen nahm am 3. Februar 1877 auf dem Straßburger Bahnhof Abschied von der Mutter, um zu einer Verwandten in Reschwoog (?) zu reisen, ist aber nicht an diesem Orte angekommen und seitdem verschollen. Sie zeichnete sich durch hohe schlanke Gestalt, frische Gesichtsfarbe, helle blaue Augen und auffallend schönes blondes lockiges Haar aus.

5) Von Brüssel aus geht uns die Bitte einer Mutter zu, die ihr am 12. December 1866 in Köln geborenes Kind, Therese Josephine Ellerbroek, einer Schauspielerfamilie Schulze in Köln (Stockgasse 25) zur Erziehung übergab. Diese Familie zog später angeblich nach Wiesbaden und ist sammt dem Kinde seitdem für die Mutter verschollen.

6) Rud. Herm. Paul Mundt aus Stettin, am 16. October 1856 geboren, hat, seiner schwachen Augen wegen, kein Gewerbe erlernt, war in Hannover Packer, diente dann in Dresden bis Anfangs März 1877 in der Ostra-Allee Nr. 10, dann als Schreiber und Packer bei Kaufmann Richter in der Annenstraße, arbeitete darauf in Schlesien, zuletzt in der Eisenhütte von Sprottau, von wo er im Frühjahr 1879 abzog. Er hatte röthlich-blondes Haar, spitze Nase und Sommersprossen.

7) Kaufmann Christian Bruno Schneider aus Oederan, 1840 geboren, verließ 1876 eine Stelle (bei Fiedler und Lechla) in Chemnitz, um Süddeutschland zu bereisen, hielt sich in Stuttgart, Heidelberg und München auf und ist seitdem verschollen. Nach ihm fragt dringend seine Schwester Asta.

8) Eine Mutter sucht ihren Sohn. Georg Ries, geboren 1852 in Vacha an der Werra, nahm sich den Tod seines Vaters, des Thierarztes Dr. Ries, so zu Herzen, daß er als irrsinnig in die Heilanstalt zu Jena gebracht werden mußte. Nach zweijährigem Aufenthalt dort im Juni 1879 angeblich geheilt entlassen, ist er spurlos verschwunden.

9) Friedrich Weber, von Kulm in Böhmen, 1843 geboren, Maschinenschlosser, spricht deutsch, ungarisch und französisch, arbeitete 1863 in einer Dresdener Maschinenfabrik, dann, von 1864 an, vier Jahre im königlichen Kanonenguß- und Bohrhaus zu Augsburg, hierauf in einer Nähmaschinenfabrik in Wien, worauf er auf sechs Monate nach Serbien ging. Von Kragujevacz begab er sich 1870 über Galatz nach Salonichi, wo er am 11. Mai 1872 vom österreichischen Generalconsul eine Reiseunterstützung erhielt. Seitdem zum Kummer seines alten Vaters verschollen.

10) Wilhelm Halmke aus Wöhrden in Holstein, ein deutscher Seemann, wurde am 13. September 1872 in London von dem britischen Schiffe „Brooking" entlassen und hat seinen alten Eltern seitdem keine Nachricht mehr gegeben.

11) Ein spurlos verschollener Gatte und Vater ist Georg Baerst aus Illkirch im Elsaß, wo er 1837 geboren wurde. Seit 1867 verheirathet und Vater von drei Kindern, lebte er als Beamter der Spielbank in Monaco in wohlgeordneten Verhältnissen, wird aber seit dem 4. März 1875 vermißt. Der Gedanke an ein Verbrechen liegt hier nahe.

12) Ein hülfsbedürftiger, nun über achtzig Jahre alter Vater zu Kappeln in Schleswig wurde früher, bis vor etwa drei Jahren, von seinen beiden Söhnen Georg und Christian Mackrodt regelmäßig unterstützt. Georg arbeitete in den Goldminen Australiens, Christian in Chicago. Plötzlich hörten von beiden Brüdern alle Nachrichten sammt den Unterstützungen für den verlassenen Greis auf. Wo sind die Brüder?

13) Der Eisenbahndirector Dr. j. Conrad von Wallenrodt aus Posen, 40 Jahr alt, groß, schlank, mit dunkelblondem Haar und Vollbart, hagerem Gesicht, blauen Augen und gebogener Nase, hat am 4. November 1879 in Montreux am Genfersee, wo er zur Cur eines Nervenleidens sich aufhielt, zu einem Spaziergang das Haus verlassen und ist nicht zurückgekehrt. Wir machen darauf aufmerksam, daß Herrn von Wallenrodt von seinem Arzte empfohlen war, sich eine Zeitlang in eine Anstalt für Gemüthskranke zu begeben, und daß er sich vielleicht durch eine rasche Abreise nach Italien der Möglichkeit, einer solchen Anstalt zugeführt zu werden, entziehen wollte. Möglich, daß auf der Reise die gefürchtete Geisteskrankheit zum Ausbruch kam. Doch ist auch die Möglichkeit eines Verbrechens nicht ausgeschlossen, da Herr von Wallenrodt eine bedeutende Baarschaft, goldene Uhr und Kette und werthvolle Ringe bei sich trug. In seinem Besitz befand sich auch eine Freikarte für den Bereich des Vereins deutscher Eisenbahnen Nr. 547.

14) Nur einen Todtenschein! Der Gärtner Josef Zelisko, geboren 1823 zu Neuschloß bei Kaaden in Böhmen, verließ 1866 die Herrschaft Radwarna in Galizien, in deren Dienst er gestanden und wo er seine Frau und seine zwei Kinder zurückließ, um sich in den Donaufürstenthümern oder im südlichen Rußland eine Stelle zu suchen. Seitdem war trotz aller Bemühungen der k. k. Behörden keine Spur mehr von ihm

Digitized by Google

zu finden, und die Ueberzeugung ward vorherrschend, daß er ein Opfer der damals furchtbar wüthenden Cholera geworden sei. Da er aber Mitglied eines Wittwencassenvereins war, so würde seiner sehr armen Familie eine Pension sicher sein, wenn die Wittwe den Todtenschein ihres Mannes beibringen könnte.

15) Der Steuermann Karl Seecks aus Stralsund kam, trotz aller Bemühungen unserer Consuln, von seiner alten Mutter nirgends gefunden werden, weil er sehr häufig die Schiffe zu wechseln scheint. Im Herbst 1879 kam er in die Capstadt, aber als der Consul ihn suchte, war er wieder fort. Die alte bekümmerte Mutter theilt ihm mit, daß er einiges Vermögen von seinem verstorbenen Vater zu erben habe. Vielleicht hilft das.

16) Aus Crefeld ist am 6. Mai 1875 ein junger Mann so spurlos verschwunden, daß alle obrigkeitlichen Nachforschungen bis jetzt ohne Erfolg geblieben sind. Er heißt Bernhard Maas, ist Sattler, war damals 32 Jahre alt, 5 Fuß 1 Zoll hoch; seine Haare, Augenbrauen, sowie sein Bart sind hellblond; breite Nase, großen Mund, Narbe am Kinn und an der Oberlippe. Seine Schwester kann sich über das unheimliche Verschwinden ihres Bruders noch nicht beruhigen und traut dem guten Stern der „Gartenlaube" die Kraft zu, Licht in das Dunkel dieses Schicksals bringen zu können.

17) Gustav Adolf Engert, 1855 geboren, ein Sohn der Wittwe Wilhelmine Engert in Dresden (Mathildenstr. 59), stand im Jahre 1872 bei dem Norddeutschen Lloyd als Leichtmatrose im Dienst und hat als solcher die Fahrt nach Westindien auf dem Dampfer „Graf Bismarck", Capitain Nordenholt, mit angetreten, aber schon im August bei der Insel Colon das Schiff in Gesellschaft noch einiger anderer Matrosen verlassen. Seitdem ist seine Mutter ohne jede Nachricht von ihm.

18) Siebenzig Jahre und einsam auf der Welt! Das ist das Loos einer Wittwe, deren Kinder alle im blühendsten Alter dahingestorben sind — bis auf den ältesten Sohn, von dem sie seit achtzehn Jahren, wo sie ihn in Hamburg sah, nicht das geringste Lebenszeichen mehr erhalten hat. Albert Wilhelm Heuduck (aus Oderberg i. d. M.) fuhr unter dem Namen Charles Smidt auf amerikanischen Schiffen und soll 1870 und 1878 wieder in Hamburg gesehen worden sein.

Drei Dichter-Monumente. Die schmerzliche Bewegung, welche das Hinscheiden Karl von Holtei's in den weitesten Kreisen hervorgerufen, hatte alsbald den Wunsch entstehen lassen, das Andenken des gefeierten Schriftstellers durch ein bleibendes Erinnerungszeichen geehrt zu sehen. Naturgemäß ist die Anregung dazu von Breslau ausgegangen. Ein dort aus hervorragenden Notabilitäten der Stadt gebildetes Comité hat zu dem Zwecke bereits im März einen Aufruf erlassen, der zunächst als Stätte des zu errichtenden Denkmals den Friedhof in's Auge faßte. Da aber die Tochter des Verewigten das Recht in Anspruch nimmt, der Ruhestätte des Vaters den ihr gebührenden bildnerischen Schmuck zu geben, soll das Holtei-Denkmal, das als ein Obelisk mit Reliefbild oder Büste gedacht ist, sich nunmehr auf der schönen Breslauer Promenade und zwar auf der sogenannten Ziegelbastion erheben, unter deren Bäumen der Dichter bei seinen Spaziergängen gern auszuruhen pflegte. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Schlesier in der Heimath und Fremde die Absicht des Comités reichlich und mit ganzem Herzen unterstützen werden. Da aber Holtei der ganzen Nation angehörte, seine Werke in das Volk gedrungen sind und weit und breit der allerwärmsten Verehrung sich erfreuen, werden gewiß nicht wenige Deutsche aller Länder eine Befriedigung darin finden, sich an der Erfüllung einer so schönen Pietätspflicht zu betheiligen. Je reicher die Gaben fließen, um so würdiger wird die künstlerische Gestaltung sich ausführen lassen. Es wäre doch herrlich, wenn auf das Monument eines der bedeutendsten unserer neueren Dichter die Inschrift gesetzt werden könnte: „Errichtet von seinen Verehrern in allen deutschen Landen." Um dies zu erreichen, glauben wir von der ergangenen Aufforderung nur einfach Nachricht geben zu müssen, mit dem Bemerken, daß Herr Stadtrath Anton Hübner in Breslau zur Empfangnahme von Spenden für das Holtei-Denkmal bereit ist.

Mit dieser Hinweisung ist jedoch die Aufgabe unseres Artikels noch nicht erledigt, es liegt uns vielmehr ob, die Aufmerksamkeit zugleich auf zwei andere, viel ältere Ehrenschulden zu lenken. Während die dankbare Anerkennung für Holtei schon unmittelbar nach seinem Ableben in einer öffentlichen Bekundung sich manifestiren will, lebte ein anderer schlesischer Dichter, sein einstmaliger begeisterter Kampfgenosse im deutschen Befreiungskriege, bisher nur in seinen Liedern fort: Joseph von Eichendorff. Wir glauben, es braucht dieser Name nur genannt zu werden, um in vielen Tausenden von deutschen Seelen das Gefühl einer innigen und tiefen Sympathie zu erwecken. Eichendorff war seiner kirchlichen und politischen Richtung nach confessioneller Katholik und seine Gesinnung stimmt in dieser Hinsicht nicht mit der unserigen. In seine Poesieen aber ist kaum etwas übergeflossen von diesem Ei er des Religionsstreites; hier weht uns nur der warme Hauch eines echten deutschen Volksdichters an, mit aller Ursprünglichkeit und Wahrheit eines reingestimmten, kindlich-lebensfreudigen Gemüths, mit allem bestrickenden Reize einer empfindungsreichen Naturverklärung. Ueberall in unserem Vaterlande ertönen Eichendorff's Gesänge, aber den Ausdruck des Dankes für diese quellende Fülle edlen und herzerquickenden Genusses ist seine Nation ihm schuldig geblieben. Auf dem Jerusalemer Kirchhof in Neiße bezeichnet nur ein schmuckloser Stein das Grab, in welchem er seit beinahe dreiundzwanzig Jahren neben seiner Gattin ruht. Da fordert endlich in unseren Tagen eine Anzahl angesehener Einwohner Neißes in einer gedruckten Ansprache zu Sammlungen für ein Eichendorff-Denkmal auf, das vor dem einstigen Wohnhause des Dichters, auf einem freien Platze errichtet werden soll, zu welchem die anmuthigen Auen des Neißethales und die blauen Berge an Schlesiens Südgrenze so recht im Sinne eines Eichendorff'schen Stimmungsbildes herübergrüßen. Die Idee ist vollständig gerechtfertigt und gern schließen wir uns der Bitte an: es möchten alle Freunde deutscher Poesie und namentlich alle deutschen Sängerbünde diesseits und jenseits des Oceans das Unternehmen durch Herbeischaffung der Mittel so rechtzeitig und kräftig fördern, daß das Denkmal Eichendorff's im November 1882 bei der Gedächtnißfeier seines fünfundzwanzigjährigen Todestages fertig gestellt sein und enthüllt werden kann. Briefe und Beiträge sind an Herrn Bankvorsteher Barchewitz in Neiße zu richten.

An die dritte Schuld werden wir von den höchstgelegenen Punkten des sächsischen Voigtlandes gemahnt. Dort ist bekanntlich in dem Dorfe Marieney am 8. Juli 1803 Julius Mosen geboren worden, dessen Andenken noch frisch im Gedächtniß von Tausenden lebt. Unvergessen wie die Dichtung dieses herrlichen Sängers, eines der besten deutschen Männer, wird auch sein tragisches Geschick bleiben, die rührend bange Sorge und ehrfurchtsvolle Wehmuth, mit welcher die Nation viele Jahre hindurch auf sein langwieriges Krankenlager im Norden unseres Vaterlandes geblickt hat. Wiederholt im Laufe der Jahre ist auch von der „Gartenlaube" der Liebe des deutschen Volkes für Julius Mosen und der Würdigung seines hohen Werthes der innigste Ausdruck gegeben worden. Auch in Bezug auf ihn — wir sind dessen sicher — bedarf es nur der Nennung seines Namens, um weit und breit Herzen zu erwärmen für den Gedanken eines ihm in seinem Geburtsorte zu errichtenden „einfachen aber würdigen Denkmals". In der Marieney benachbarten Stadt Schöneck ist im Januar dieses Jahres ein Comité zusammengetreten, das zur Herbeischaffung der Mittel einen Aufruf erläßt. Man hofft, dieselben werden reichlich genug fließen, um aus den Ueberschüssen auch noch eine milde Stiftung zum Gedächtniß des edlen Dichters und Dulders begründen zu können. Die Beiträge sind an den Herrn Bürgermeister Leuthold in Schöneck zu richten. — Wer eines Vermerkes in sein Notizbuch bedarf, der schreibe also, mit der Bestimmung eines Scherfleins, hinein: „Holtei-Denkmal in Breslau — Eichendorff-Denkmal in Neiße — Mosen-Denkmal in Marieney.

Für die Nothleidenden in Oberschlesien gingen ferner ein: Ertrag einer Aufführung der Erie-Liedertafel in Erie, Pa., M. 502; Sammlung des Rheumatischen Clubs in Newark, N. J., M. 833; Sammlung des Hülfscomités in Albany M. 1200; J. M. Claassen in Lichtenfels M. 1.50; C. R. in K. M. 1.72 (1 Gulden ö. W.); aus Bielefeld M. 30. Gesammtertrag: M. 13,562.91.

Für die Hinterbliebenen der verunglückten Bergleute in Zwickau: Eug. W. M. 8.63 (5 Gulden ö. W.).

Für **Thüringen:** Aus Aschersleben M. 2.30; aus Triberg M. 5.

Für **Spessart:** C. W. in C. M. 1.

Kleiner Briefkasten.

A. M. in **Liban.** Nein, der Nachdruck (unter Quellenangabe) des Artikels „Noch einmal in der Falle" (in unserer Nr. 22) ist uns im Gegentheil sehr erwünscht. Aufklärungen über die heillosen Schäden, welche das Geheimmittelunwesen anrichtet, können gar nicht genug unter das Volk gebracht werden. Wir sind jeder Zeitung dankbar, welche uns in dem Kampfe gegen die Curpfuscherei und ihre Helfershelfer durch Nachdruck unserer bezüglichen Artikel unterstützt.

A. Roth in **Frankfurt am Main.** Erhalten und an die Adresse abgesendet. Besten Dank.

A. H. in **P.** Schwarzwurzel ist ohne Wirkung.

Brünn. Anonyme Zuschriften können nicht berücksichtigt werden.

S. in **Mannheim.** „Nicht nehmen"!

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das zweite Quartal dieses Jahrgangs. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Die Verlagshandlung.

Das nächste Quartal wird außer dem Schluß von E. Werner's „Frühlingsboten" mehrere kleinere Novellen bringen. Dem Bedürfniß der Belehrung wird durch Artikel aus allen Gebieten des Lebens und der Zeit in gewohnter Weise Rechnung getragen werden, und dürften außer den nunmehr zum Abschluß kommenden Beleuchtungen von Franz Mehring's „Zur Geschichte der Socialdemokratie" und einer Reihe anderer orientirender Beiträge aus dem Bereiche der Zeitgeschichte, namentlich Johannes Scherr's historische Essay's (zunächst „Die abenteuerliche Geschichte vom falschen Dmitry"), Rudolph Gottschall's Kunst- und Literaturbilder (unter anderen „Adolph Sonnenthal") und die so beliebten naturwissenschaftlichen Aufsätze Carus Sterne's nach dieser Seite hin dem nächsten Quartal Glanz und Mannigfaltigkeit verleihen.

Die Redaction der „Gartenlaube".

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 27. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — Jn Heften à 50 Pfennig.

Frühlingsboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Fräulein Lina, die am Fenster stand, blickte hinaus.

„Es ist Herr von Ettersberg," sagte sie, den Gruß desselben erwidernd.

„Oswald?" fragte Rüstow. „Er kommt vermuthlich, um Abschied zu nehmen; er wollte ja in diesen Tagen abreisen. Lassen Sie doch Hedwig rufen! Sie ist im Parke."

Die alte Dame zögerte. „Ich weiß nicht — ich glaube, Hedwig wollte noch einen Spaziergang machen. Sie wird gar nicht zu finden sein, und überdies sind Sie und ich ja hier."

„Nun, das wäre aber doch mehr als unhöflich, wenn Hedwig nicht einmal bei dem Abschiedsbesuche ihres künftigen Cousins erscheinen wollte," sagte Rüstow unwillig. „Der Diener soll wenigstens nachsehen, ob sie im Parke ist, und sie in diesem Falle benachrichtigen."

Er wollte klingeln, aber Fräulein Lina kam ihm zuvor.

„Ich werde hinausschicken. Empfangen Sie inzwischen Herrn von Ettersberg!"

Damit verließ sie das Zimmer und kam erst nach Verlauf von einigen Minuten zurück. Sie wußte sehr gut, daß Hedwig sich im Parke befand; trotzdem war der Befehl, sie zu rufen, nicht gegeben worden.

Oswald war inzwischen eingetreten. Er kam in der That, um Abschied zu nehmen, hatte aber noch einige dringende Geschäfte und Reisevorbereitungen, die durchaus noch heute erledigt werden mußten. Er konnte deshalb nur ein flüchtiges Lebewohl sagen. Man sprach von allem Möglichen; der Oberamtsrath bedauerte, daß seine Tochter in der That auf einem Spaziergange sei; er habe bereits nach dem Parke hinaus gesandt, der Diener müsse sie aber nicht gefunden haben. Oswald bedauerte das gleichfalls höflich, bat, dem Fräulein seine Empfehlungen und Abschiedsgrüße auszurichten, und beendigte den Besuch nach kaum einer Viertelstunde. Rüstow sah seinen Günstling mit schwerem Herzen scheiden; Fräulein Lina dagegen athmete verstohlen auf, als der Wagen aus dem Hofe rollte. —

Oswald hatte sich in die Ecke des Wagens zurückgelehnt. Er war froh, daß dieser Abschied überstanden war, unendlich froh, wenigstens sagte er sich das. Er hatte diese Stunde lange genug gefürchtet — oder vielleicht auch erhofft. Gleichviel, jedenfalls war es am besten so. Mit dem Lebewohl, das der Zufall ihm verwehrte, wurde ihm nur eine letzte nutzlose Qual erspart. Jetzt waren die Kämpfe der letzten Tage und Wochen zu Ende, Kämpfe, die freilich Niemand gesehen hatte, die aber doch das ganze Wesen des jungen Mannes aus seinen Fugen zu reißen drohten. Es war die höchste Zeit, daß er ging. Mit der Entfernung wurde vielleicht der Bann gebrochen, und wurde er es nicht, so war wenigstens eine Scheidewand aufgerichtet. Jetzt galt es, sich mit voller Energie in das neue Leben zu werfen, zu arbeiten, zu ringen und womöglich zu vergessen — und während sich Oswald das immer und immer wiederholte, pochte es wild und verzweiflungsvoll in seiner Brust und mahnte ihn daran, daß er sich ja gesehnt hatte nach dieser letzten nutzlosen Qual, wie nach einem letzten Glücke. Er ging ja auf Nimmerwiederkehr.

Der Wagen bog jetzt um die Ecke des Parkes; Oswald wandte sich um und blickte nochmals zurück. Da entdeckte er drüben, auf einem kleinen dicht umbuschten Altane, eine schlanke Mädchengestalt, und in dem Momente sanken all die weisen Tröstungen und Vorsätze der Vernunft in nichts zusammen. Nur noch ein einziges Mal! Vor dem Gedanken schwanden Besinnung und Ueberlegung. Jn der nächsten Secunde hatte Oswald dem Kutscher bereits zugerufen, zu halten, und war aus dem Wagen gesprungen.

Der Wagen fuhr, dem erhaltenen Befehle gemäß, nach dem Dorfe voraus, um dort zu warten. Oswald dagegen trat durch die hintere Pforte in den Park, aber seine Schritte wurden immer langsamer, je mehr er sich dem Altane näherte, und als er endlich die Stufen hinaufstieg und Hedwig ihm entgegentrat, da hatte er so völlig wieder die gewohnte Haltung angenommen, als erfülle er wirklich nur eine Pflicht der Artigkeit, wenn er im Vorbeifahren anhielt, um sich von der Braut seines Vetters zu verabschieden.

„Ich habe soeben Ihrem Herrn Vater meinen Abschiedsbesuch gemacht," begann er, „und konnte es nicht unterlassen, mich auch Ihnen persönlich zu empfehlen, mein Fräulein."

„Sie reisen schon in den nächsten Tagen?" fragte Hedwig.

„Schon übermorgen."

„Edmund sagte mir bereits, daß Ihre Abreise nahe bevorstände. Er wird Sie sehr vermissen."

„Ich ihn gleichfalls, aber das Leben fragt nun einmal nicht nach unseren Empfindungen, wenn es eine Trennung verhängt."

Die Bemerkung sollte scherzhaft sein, aber sie klang bitter genug, während der Blick des jungen Mannes über Hedwig hinglitt, die sich leicht auf das hölzerne Geländer stützte. Die Besorgnisse des Oberamtsrathes mochten doch wohl übertrieben sein;

Digitized by Google

die Erscheinung seiner Tochter war noch ebenso rosig und blühend, ebenso anmuthig wie sonst. In ihrem Aeußeren hatte sich nicht das Geringste verändert, und doch war sie eine ganz Andere, als jene neckische, launische Else, die einst, von Lust und Uebermuth sprühend, aus dem Schneesturme auftauchte. Die Blume, die so lange im vollsten Sonnenschein geblüht hat, und auf die plötzlich ein Schatten fällt, bleibt auch unverändert. Es sind noch dieselben Formen und Farben, derselbe Duft, aber das Sonnenlicht ist gewichen. Ein solcher Schatten lag jetzt auch auf dem Antlitz der glücklichen, vielbeneideten Braut des Grafen Ettersberg, und die dunkelblauen Augen hatten einen feuchten Schimmer, als hätten sie etwas kennen gelernt, was ihnen so lange fremd gewesen war — die Thränen.

„Die Trennung wird Ihnen also doch schwer?“ setzte Hedwig das Gespräch fort.

„Gewiß! Ich werde mich in der Residenz oft genug nach Edmund und nach — den Bergen sehnen.“

„Nicht auch nach Ettersberg?“

„Nein!“

Das Wort klang so hart und entschieden, daß Hedwig befremdet aufblickte. Oswald bemerkte es und lenkte ein.

„Verzeihung! Ich vergaß, daß Ettersberg in Kurzem Ihre Heimath sein wird. Mein Wort galt auch nur den Verhältnissen, die mir den Aufenthalt dort peinlich machen und die Ihnen ja längst bekannt sind.“

„Diese Verhältnisse sind ja aber doch ausgeglichen. Die Familie legt Ihrer juristischen Laufbahn jetzt kein Hinderniß mehr in den Weg.“

„Nachdem ich mir die Freiheit des Handelns erzwungen habe, allerdings nicht mehr, aber es hat doch Kämpfe deswegen gegeben, und es ist nicht leicht, mit meiner Tante zu kämpfen. Das werden Sie auch noch erfahren.“

„Ich?“ fragte Hedwig betreten. „Ich hoffe doch nicht in den Fall zu kommen, mit meiner Schwiegermutter kämpfen zu müssen.“

Hedwig richtete sich empor; es war ein halb stolzer, halb unwilliger Blick, mit dem sie den Sprechenden maß, doch dieser erwiderte ihn mit ruhiger Festigkeit.

„Vielleicht ist es unzart, daß ich diesen Punkt überhaupt berühre, und vielleicht weisen Sie meine Einmischung als unberechtigt zurück, aber ich kann nicht gehen, ohne wenigstens eine Warnung auszusprechen. Meine Tante spricht öfter davon, bei der bevorstehenden Vermählung Ettersberg verlassen und sich nach Schönfeld zurückziehen zu wollen. Edmund hat den Plan stets in der heftigsten Weise bekämpft, und Sie haben ihn dabei unterstützt. Thun Sie das in Zukunft nicht mehr — im Gegentheil: bestimmen Sie ihn, seine Mutter gehen zu lassen! Sie sind das seinem und Ihrem Glücke schuldig. Es ist in Ettersberg kein Platz für eine junge Herrin, wenn die ältere ihre Stellung behauptet, und Ihnen vollends tritt dort mit der alten Feindschaft noch ein neues Vorurtheil entgegen.“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr von Ettersberg,“ sagte Hedwig erregt. „Vorurtheil? Feindschaft? Sie können doch unmöglich den einstigen Proceß um Dornau meinen.“

„Nicht den Proceß, aber das, was die Veranlassung dazu gab. Sie wissen vermuthlich nicht, wer es war, der Ihren Großvater in seiner Hütte bestärkte und ihn schließlich bestimmte, die bürgerliche Heirath seiner Tochter nicht anzuerkennen. Aber Ihr Vater weiß es, und er täuscht sich, wenn er glaubt, daß die Gräfin ihre Vorurtheile gegen derartige Verbindungen besiegt hat. Sie hat allerdings nachgegeben, in einem Moment der Ueberraschung, in einer Aufwallung des Dankes gegen ihren Lebensretter und vor Allem aus Liebe zu ihrem Sohne. Was thäte sie nicht um seinetwillen! Aber sie wird ihre Nachgiebigkeit früher oder später bereuen, wenn sie es nicht schon jetzt thut, und das wird nicht Edmund, das werden Sie zu büßen haben.“

Hedwig hörte in steigender Erregung zu. Was ihr hier so klar und unbarmherzig enthüllt wurde, das hatte sie selbst schon im Verkehr mit der Gräfin empfunden, zumal in der letzten Zeit, freilich nur dunkel und ohne sich deutlich Rechenschaft darüber zu geben.

„Ich habe bisher noch nicht über meine Schwiegermutter zu klagen gehabt,“ sagte sie zögernd. „Sie war mir gegenüber stets freundlich und entgegenkommend.“

„Auch herzlich?“

Das junge Mädchen schwieg.

„Glauben Sie nicht, daß mein persönliches Verhältniß zu meiner Tante mein Urtheil beeinflußt!“ fuhr Oswald fort. „Ich würde es sicher nicht unternehmen, Mißtrauen zu säen, wüßte ich nicht, wie gefährlich ein zu argloses Vertrauen werden kann. Es ist ein heißer Boden, auf den Sie in Ettersberg treten, und Sie müssen ihn wenigstens kennen lernen, ehe er Sie trägt. Auch Ihre Mutter mußte sich das Glück ihrer Ehe erst erkämpfen, aber sie hatte wenigstens an dem Gatten eine feste Stütze und einen muthigen Vertheidiger. Bei Ihnen werden diese Kämpfe erst nach der Vermählung beginnen, aber erspart bleiben sie Ihnen nicht; denn Sie treten ein in den Kreis jener Vorurtheile, aus dem Ihre Mutter sich losriß, und ob Sie an Edmund die so nothwendige Stütze finden, das muß sich erst zeigen. In jedem Falle ist es besser, auf sich selbst zu vertrauen. Ich bitte Sie nochmals: gehen Sie unter keiner Bedingung auf das Zusammenleben mit Ihrer Schwiegermutter ein — Edmund *muß* den Gedanken aufgeben.“

Hedwig schüttelte leise das Haupt. „Das wird schwer, wenn nicht unmöglich sein. Er liebt seine Mutter —“

„Mehr als seine Braut!“ fiel Oswald mit schwerer Betonung ein.

„Herr von Ettersberg!“

„Das verletzt Sie, mein Fräulein? Gewiß, es ist auch verletzend, aber eben deshalb müssen Sie es lernen, der Wahrheit in das Auge zu sehen. Sie haben bisher allzu sorglos mit der Liebe Edmund's gespielt und dafür auch nur Spiel und Tändeleien empfangen. All die tieferen Regungen seiner Natur haben Sie der Mutter gelassen, die das nur zu bereitwillig unterstützte. Edmund kann *mehr* als blos tändeln. Unter seiner muthwilligen Außenseite verbirgt er warme, sogar leidenschaftliche Empfindungen, aber sie müssen geweckt werden, und das hat bisher allein seine Mutter verstanden. Sichern Sie sich, was Ihnen gehört! Noch steht Ihnen die Macht der Braut, der ersten Jugendliebe zur Seite; wenn dieser verklärende Schimmer erst geschwunden ist, möchte es zu spät sein.“

Er hatte mit tiefem Ernste, aber auch mit seiner gewohnten Rücksichtslosigkeit gesprochen. Jedes Wort fiel schwer und schonungslos in das Ohr des jungen Mädchens, und schmeichelhaft waren diese Worte nicht. Noch vor wenigen Monaten hätte Hedwig eine derartige Warnung entweder als Beleidigung betrachtet oder im Uebermuthe ihres Glückes verlacht; jetzt hörte sie stumm, mit gesenktem Haupte zu. Er hatte ja Recht — das fühlte sie, aber warum mußten denn die Rathschläge für ihr Glück an Edmund's Seite gerade von *diesen* Lippen kommen?

„Sie schweigen?“ fragte Oswald, der vergebens auf eine Antwort wartete. „Sie weisen meine unerbetene Einmischung zurück?“

„Nein,“ entgegnete Hedwig mit einem tiefen Athemzuge. „Ich danke Ihnen, denn ich weiß, was eine derartige Warnung in Ihrem Munde bedeutet.“

„Und was sie mich kostet —“ drängte es sich unwillkürlich auf Oswald's Lippen, aber er sprach das Wort nicht aus. Vielleicht wurde es trotzdem errathen.

Der kleine Altan, auf dem die Beiden standen, hob sich aus dichten Gebüschen empor und bot einen vollen Ausblick auf das Gebirge. Man sah hinweg über weite Wiesenflächen und grüne Waldhöhen, bis hin zu den hohen Bergkuppen, die so fern lagen und in der klaren Herbstluft doch so nahe gerückt schienen. Man unterschied deutlich den waldigen Vorsprung, der die Grenze zwischen den Ettersberg'schen und Brunneck'schen Forsten bildete, und Oswald's wie Hedwig's Augen suchten nur den einen Punkt. Sie waren zum ersten Mal wieder allein seit jenem Zusammentreffen dort drüben. Es lag ein ganzer Sommer dazwischen und so manches Andere noch.

Damals war es ein rauher, stürmischer Frühlingstag gewesen, ohne Wärme und Sonnenlicht. Blatt und Blüthen bargen sich noch in der dunklen Knospenhülle, wie die Landschaft sich im Nebel und Regengewölk barg, und die Schwalben, die heranzogen, tauchten aus trüb umschleierter Ferne auf. Aber es war doch der Frühling gewesen, den seine geflügelten Boten auf ihren Schwingen in das Land trugen; das wußten die Beiden am besten, die hier so wortlos neben einander standen. Sie

hatten es erfahren, wie der Frühling gleichsam über Nacht aufwachen und wie siegreich er sich Bahn brechen kann.

Jetzt war es Herbst geworden. Es war freilich ein schöner, klarer Tag, mit milder, weicher Luft und hellem Sonnenschein, aber doch immer ein Herbsttag. Das Laub, das noch so dicht und voll an den Zweigen hing, hatte schon jenen leisen, bräunlichen Schimmer, der auf ein baldiges Vergehen deutet. Auf den Wiesen war die bunte Blumenpracht verschwunden, nur die Herbstzeitlose zeigte noch hier und da ihre matten Farben, und die Schwalben, die dort oben am Himmel in langen Schwärmen hinzogen, sammelten sich schon zum Fluge nach dem Süden. Abschied nehmen, hieß die Losung, in der Natur wie bei den Menschen, Abschied von dem Sommer, von der Heimath und dem Glücke.

Hedwig brach zuerst das drückende Schweigen, das nach den letzten Worten eingetreten war.

„Die Schwalben wollen uns auch verlassen," sagte sie, nach oben deutend. „Sie ziehen fort."

„Und ich mit ihnen," ergänzte Oswald. „Nur, daß ich für immer gehe."

„Für immer? Sie werden doch bisweilen nach Ettersberg kommen?"

Es lag etwas wie verhaltene Angst in der Frage; Oswald sah zu Boden.

„Ich glaube kaum, daß mir das möglich sein wird. Ich werde wenig Zeit haben, und überdies — wer sich so vollständig von seinem bisherigen Lebenskreise losreißt, wie ich, der thut am besten, ihm für's Erste fern zu bleiben und sich ganz und voll der neuen Sphäre zuzuwenden. Edmund will das freilich nicht einsehen. Er kennt eben nicht den Zwang der Pflichten."

„Und doch sorgt er sich mehr um Sie und Ihre Zukunft, als Sie glauben," warf Hedwig ein.

Oswald lächelte halb verächtlich. „Er soll sich die Sorge ersparen. Ich gehöre nicht zu denen, die etwas unternehmen, was über ihre Kräfte geht, und dann auf halbem Wege muthlos die Hände sinken lassen. Was ich unternommen habe, werde ich wohl auch durchführen, und in jedem Falle mache ich mich damit frei von den Fesseln der Abhängigkeit."

„Drücken Sie diese Fesseln denn so schwer?"

„Ja — zu Boden!"

„Herr von Ettersberg, Sie sind ungerecht gegen Ihre Verwandten."

„Und undankbar," fiel Oswald mit ausbrechender Bitterkeit ein. „Das haben Sie oft genug von meiner Tante gehört, nicht wahr, mein Fräulein? Sie mag ja von ihrem Standpunkte aus Recht haben. Ich hätte mich vielleicht geduldiger in die Rolle finden müssen, die das Schicksal mir auferlegte. Ich habe das aber nun einmal nicht gekonnt. Sie wissen nicht, was es heißt, sich fortwährend unter einen fremden Willen zu beugen, wenn der eigene längst mündig geworden ist, sich in jedem Streben gehemmt, in jeder Regung unterdrückt zu sehen, und nicht einmal das Recht des Widerspruches zu haben. Ich weiß, daß meine Zukunft unsicher, vielleicht dornenvoll ist, daß ich meine ganze Kraft dafür einzusetzen habe, aber es ist meine Zukunft, mein Leben, das mir fortan allein gehört, und nicht immer und ewig an der Kette fremder Wohlthaten geleitet wird. Und wenn ich zu Grunde ginge in der selbsterwählten Laufbahn, sie giebt mir wenigstens das Recht auf ein eigenes Schicksal."

Er hatte sich emporgerichtet bei den letzten Worten, und seine Brust hob sich unter einem tiefen, freien Athemzuge. Es war, als sinke mit der Vergangenheit die ganze so stumme und doch so schwer getragene Last von der Seele dieses Mannes, der so kühn und trotzig dastand, daß man wohl sah, er war im Stande, den Kampf mit der Welt aufzunehmen und durchzufechten, wie starr und feindselig sie ihm auch entgegentreten mochte. Hedwig begriff zum ersten Male ganz, was diese stolze, unbeugsame Natur gelitten hatte unter einem Loose, das so Vielen beneidenswerth erschien, weil es den Glanz des Ettersberg'schen Hauses theilte.

„Und nun muß ich Ihnen Lebewohl sagen," begann Oswald von Neuem, aber seine Stimme war auf einmal klanglos geworden. „Ich kam ja, um Abschied zu nehmen."

„Edmund erwartet Sie im December, wenn auch nur auf einige Tage," sagte Hedwig leise, mit stockender Stimme. „Er rechnet mit Bestimmtheit auf Ihre Gegenwart bei — bei unserer Trauung."

„Ich weiß es, und weiß auch, daß er es mir als Lieblosigkeit auslegen wird, wenn ich fern bleibe. Mag er es thun — ich muß mich eben darein finden."

„Sie wollen also nicht kommen?"

„Nein!"

Oswald fügte kein einziges Wort hinzu, keinen Vorwand, der ja doch nicht geglaubt worden wäre. Nur sein Auge tauchte tief in das Hedwig's und gab die Erklärung für dieses so herb klingende Nein. Es war verstanden worden — das sah er an dem Blick, der dem seinigen antwortete, aber wie wild auch das Weh des Scheidens in den beiden jungen Herzen aufstürmen mochte, ausgesprochen wurde es nicht.

„So leben Sie wohl, Herr von Ettersberg," sagte Hedwig, ihm die Hand reichend.

Er beugte sich nieder; es waren ein Paar heiße, zuckende Lippen, die sich auf die bebende Hand preßten, welche sich ihm entgegenstreckte, und sie allein zeigten, wie es um Oswald stand. Schon in der nächsten Minute ließ er die Hand fahren und trat zurück.

„Vergessen Sie mich nicht ganz, mein Fräulein — leben Sie wohl!"

Er ging. Hedwig war allein. Ihre Hand griff wie unwillkürlich in die Gebüsche, um sie zurückzubiegen und den Scheidenden noch einmal zu sehen, aber es war zu spät; er war bereits hinter den Bäumen verschwunden. Als das Laubwerk wieder zusammenschlug, sanken die ersten welken Blätter herab auf das junge Mädchen, das wie unter einer ernsten Mahnung zusammenschauerte. Ja wohl, es war Herbst geworden, wenn die Landschaft ringsum sich auch noch in goldenes Sonnenlicht tauchte.

Jener rauhe stürmische Frühlingstag war doch so reich an Verheißungen gewesen mit seinem unsichtbar mächtigen Leben und Werden, mit seinen tausend geheimnißvollen Stimmen, die ringsum zu flüstern schienen. Jetzt waren all diese Laute verstummt; das Leben hatte ausgeblüht und neigte sich langsam zum Vergehen. Es war so leer und still überall geworden.

Hedwig lehnte stumm und bleich an dem Geländer des Altans; sie weinte nicht, regte sich auch nicht; ihr Blick streifte nur mit unendlich schwerem, sehnendem Ausdruck über die Bergkette hin und hob sich dann empor zu den Wolken, wo die Wandervögel in langen Zügen hinschwärmten. Heute senkten die Schwalben sich nicht mehr grüßend und glückverheißend nieder wie damals; sie zogen in unerreichbarer Höhe dahin, der blauen Ferne zu, und nur ganz fern und leise, wie halb verweht, klang ihr grüßender Laut hernieder, ein letzter matter Wiederhall jenes Wortes, das hier unten in so heißem Trennungsweh ausgesprochen wurde: Lebewohl!

Es war am nächstfolgenden Tage, dem letzten, den Oswald in Ettersberg zubringen sollte. Graf Edmund war noch nicht von seinem Jagdausfluge zurückgekehrt, wurde aber stündlich erwartet, dagegen war Baron Heideck schon am Vormittage aus der Residenz eingetroffen. Er hatte für gut befunden, dem Feste, das mit der Mündigkeitserklärung seines Neffen zugleich die Veröffentlichung von dessen Verlobung brachte, in demonstrativer Weise fern zu bleiben; erst jetzt, nach mehr als zwei Monaten, hatte er sich zu einem kurzen Besuche in Ettersberg entschlossen. Obwohl die Thatsache jener Verlobung nicht mehr zu ändern war, schien es doch eine lebhafte Debatte deswegen zwischen den Geschwistern gegeben zu haben. Sie waren über eine Stunde lang mit einander allein geblieben, und die Vorwürfe Heideck's waren um so weniger wirkungslos geblieben, als seine Schwester in der That schon im Stillen ihre „Uebereilung" bereute, wenn sie es vorläufig auch noch nicht zugeben wollte.

Die Gräfin hatte sich endlich sichtlich verstimmt in ihr Zimmer zurückgezogen. Sie saß vor ihrem Schreibtische und hatte vermittelst des Druckes einer verborgenen Feder das geheimste Schubfach desselben geöffnet. Die Unterredung mit dem Bruder mochte wohl alte Erinnerungen berührt oder wenigstens wach gerufen haben; denn jedenfalls hing das, was die Gräfin jenem Fache entnommen hatte, mit alten Erinnerungen zusammen. Die kleine, kaum handgroße Kapsel, die dem Anscheine nach ein Bild enthielt, hatte wahrscheinlich Jahre lang unberührt an ihrem Platze gelegen; daß sie aus einer weit zurückliegenden Zeit stammte, das zeigten sowohl die altmodische Form, wie die verstaubte und

Digitized by Google

verblichene Außenseite. Die Gräfin hielt sie jetzt geöffnet in der Hand, und während sie unverwandt darauf niederblickte, nahm ihr Antlitz immer mehr einen Ausdruck an, der ihm sonst ganz fremd war.

Es war jenes trübe, halb unbewußte Hinträumen, das uns der Gegenwart völlig entrückt und zurückführt in eine ferne Vergangenheit, wo längst versunkene Erinnerungen wieder auftauchen, längst vergessene Freuden und Leiden aufwachen und Gestalten, die seit Jahren das Grab deckt, auferstehen.

Die Gräfin bemerkte es nicht, daß Minuten und Viertelstunden vergingen, während sie so dasaß, und fuhr halb erschreckt, halb unwillig auf, als die Thür unvermuthet geöffnet wurde. Mit einem raschen Drucke schloß sie die Kapsel und legte die Hand darauf, während ihr ungnädiger Blick zu fragen schien, was die Störung bedeute.

Es war der alte Eberhard, der eintrat, aber nicht in seiner gewöhnlichen feierlichen Haltung. Er war sichtlich bestürzt, und ohne erst die Frage seiner Gebieterin abzuwarten, begann er sogleich seine Meldung.

„Der Herr Graf ist soeben zurückgekommen."

„Nun, und wo ist er denn?" fragte die Gräfin, die gewohnt war, daß der erste Gang des Sohnes bei der Rückkehr ihr galt.

„In seinem Zimmer," berichtete Eberhard. „Herr von Ettersberg war zufällig unten an der Treppe, als der Wagen vorfuhr, und hat den Herrn Grafen hinaufgeleitet."

Die Gräfin erbleichte. „Hinaufgeleitet? Was soll das heißen? Ist irgend etwas vorgefallen?"

„Ich glaube wohl," sagte der alte Diener zögernd. „Der Reitknecht sagt, es wäre ein Unfall auf der Jagd gewesen. Das Gewehr des Herrn Grafen hat sich zufällig entladen und ihn verwundet —"

Weiter kam Eberhard nicht mit seinem Berichte; denn die Gräfin war mit einem lauten Schreckensrufe emporgefahren. Die geängstigte Mutter stürzte, ohne weiter zu fragen, ohne irgend etwas hören zu wollen, in das anstoßende Gemach, von wo aus ein Corridor nach den Zimmern ihres Sohnes führte. Der alte Diener, der vollständig den Kopf verloren hatte und ebenso erschrocken war wie seine Gebieterin, wollte ihr eiligst folgen, als Oswald von der andern Seite her durch den Salon eintrat.

„Wo ist meine Tante?" fragte er hastig.

„Wahrscheinlich schon bei dem Herrn Grafen," sagte Eberhard, auf die geöffnete Thür zeigend. „Die Frau Gräfin war so sehr erschrocken, als ich ihr die Nachricht von der Verwundung brachte."

Oswald machte eine unwillige Bewegung. „Wie konnten Sie so unvorsichtig sein! Die Wunde des Grafen ist ja gar nicht von Bedeutung. Ich komme eben selbst, meiner Tante das mitzutheilen."

„Gott sei Dank!" sagte Eberhard aufathmend. „Der Reitknecht erzählte —"

„Der Reitknecht hat den Unfall arg übertrieben," unterbrach ihn Oswald. „Der Graf hat eine leichte Verletzung an der Hand, nichts weiter. Es war durchaus nicht nöthig, die Gräfin deswegen so zu erschrecken. Gehen Sie jetzt und melden Sie das dem Herrn Baron Heideck, damit er nicht gleichfalls durch die Nachricht von einer wirklichen Gefahr in Schrecken versetzt wird!"

Eberhard entfernte sich, um den erhaltenen Befehl auszuführen, und auch Oswald stand im Begriff das Zimmer zu verlassen, als sein Blick, der zerstreut und gleichgültig über den Schreibtisch hinglitt, auf die dort liegende Kapsel fiel.

(Fortsetzung folgt.)

Adolf Sonnenthal.

Von Rudolf von Gottschall.

Das Theater am Michaelisplatz in Wien ist seit Jahrzehnten ein Hort deutscher Dichtung: das feine Lustspiel wie die höhere Tragödie haben hier eine Stätte gefunden, wo sie ausgezeichneter künstlerischer Pflege sich erfreuen, und alle politischen Wandlungen haben hierin nichts zu ändern vermocht. Wenn auch Oesterreich aus dem Staatenverbande des deutschen Bundes ausschied: das Wiener Burgtheater hat den Cultus des deutschen Geistes nach wie vor zu seiner Aufgabe gemacht.

Und welche Pietät hegt das Wiener Publicum gegen seine erste Bühne! Es hat die Künstlergemeinde der Burg so in's Herz geschlossen, daß die hervorragenden Darsteller von jedem Einzelnen wie Freunde, ja wie Familienmitglieder betrachtet werden, daß ganz Wien auch an ihrem persönlichen Geschick den wärmsten Antheil nimmt.

Einer der erklärten Lieblinge Wiens ist Adolf Sonnenthal: auch in Deutschland hat dieser Künstler gastirt, in Berlin, München, Leipzig und anderen Städten; doch er ist kein Gastspielreisender von Fach; die Burg ist sein Halt, die Stätte, von der sein Ruf in die Lande ausgeht, und in der That, für seinen Ruhm ist das Theater am Michaelisplatze eine feste Burg geworden.

Sonnenthal wurde am 21. December 1833 in Pest geboren; er besuchte das dortige Polytechnicum und hatte anfangs die Absicht, Lithograph zu werden. Doch auch dieses bescheidene Ziel seines Strebens sollte zunächst für ihn unerreichbar bleiben; denn im Jahre 1848 hatten seine Eltern ihr Vermögen und damit die Mittel verloren, ihn für diese Laufbahn weiter auszubilden. Sonnenthal sah sich genöthigt, zu Nadel, Zwirn und Scheere zu greifen und als Lehrling der ehrsamen Schneiderzunft den Kampf um's Dasein weiter fortzusetzen. Auf einer Wanderschaft kam er nach Wien und besuchte dort das Burgtheater; er sah von der letzten Gallerie herab eine Aufführung von Otto Ludwig's „Erbförster" mit an, in welchem Stücke damals Anschütz die Titelrolle spielte. Schon lange schwärmte er für das Theater, und wenn er auf dem Schneidertisch saß und die Nadel tapfer handhabte, schwelgte seine Phantasie in glänzenden theatralischen Bildern, obschon er kaum wagte, sein armes Selbst in Zusammenhang zu bringen mit diesem Glanz der Bühne. Wohl hatte er in aller Stille manchen Monolog aus großen Trauerspielen sich eingelernt, doch ihm fehlte zunächst Lehrer und Publicum.

Jener Theaterabend sollte indeß entscheidend werden für sein Geschick. Der Eindruck einer Aufführung am Wiener Burgtheater war so mächtig, daß er es als das höchste Ziel seines Lebens ansah, eine ähnliche Wirkung auf ein begeistertes Publicum auszuüben. Er glaubte sich auf einmal berufen und auserwählt und begab sich zu Bogumil Dawison, der im Rufe eines zugänglichen Künstlers stand, welcher gern junge Talente protegirte. In der That schenkte dieser dem jungen Handwerksburschen, der ihm den Monolog Karl Moor's aus Schiller's „Räubern" mit Feuer vorgetragen hatte, sein Interesse und empfahl ihn der Beachtung des Directors Laube, der ihn unter die freiwilligen Mitwirkenden seiner Massentableaus aufnahm. Volontair und Statist: ein bescheidener Anfang in künstlerischer und finanzieller Hinsicht!

Längere Zeit executirte Sonnenthal auf der Bühne des Wiener Burgtheaters nur jene bezeichnenden Armbewegungen, mit denen das Volk, das auf der Bühne meistens noch schlechter behandelt wird als in der Weltgeschichte, seinen Antheil an dem Geschicke der ersten Fächer zur Schau trägt. Doch wie viel Mimik er auch im Schatten der verschiedenen Bärte sinnvoll entfaltete: er vermochte keines Sterblichen Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und sein Ehrgeiz blieb unbefriedigt. In Dawison hatte er glücklicher Weise einen Mentor gefunden, der mit seiner Empfehlung nicht genug gethan zu haben glaubte, der des jungen Talentes sich auch weiterhin annahm und ihm mehrere Rollen einstudirte. Doch damit konnte er in Wien nicht glänzen.

Das Papagenoschloß des Statisten wurde ihm endlich in Temesvar abgenommen, wo er in dem „Glöckner von Notre-Dame" zuerst als Phöbus von der Bühne herab sprechen durfte (30. October 1851). Von jetzt ab blieb der junge Mime der Kreibig'schen Gesellschaft treu, die sich im Jahre 1852 nach Hermannstadt in Siebenbürgen begab und dort bis 1854 blieb. In diesem Zeitraume mußte Sonnenthal die verschiedenartigsten Rollen spielen; er wurde jedenfalls bühnenfest und bühnenfromm; in der Routine, nicht durch akademische Schulung, bildete sich sein

Digitized by Google

Fig. 1. Portrait of Ludwig van Beethoven, painted by Joseph Karl Stieler in 1820. Beethoven is shown holding a manuscript of the Missa Solemnis. Courtesy of the Beethoven-Haus, Bonn.

Beethoven's deafness began around 1798 and progressed steadily. By 1802 he was writing the Heiligenstadt Testament, a letter to his brothers in which he considered suicide but resolved to continue living for his art. The Third Symphony, the Eroica, was completed in 1804 and is widely regarded as the beginning of the middle period. Its scale, harmonic daring, and emotional range were unprecedented. The Fifth Symphony, with its famous four-note motif, followed in 1808. By the time of the Ninth Symphony, premiered in 1824, Beethoven could not hear the applause of the audience.

zu sein. Er trat als Mortimer auf und gefiel nicht. Am Morgen nach diesem Debüt begegnete ich auf der damals noch bestehenden Bastei einem jungen Schauspielerpaare — ich glaube, es war ein Brautpaar — und Beide drückten mir ihr inniges Bedauern aus, daß es wieder nichts wäre mit dem neuen jungen Liebhaber, und daß ich ihn nicht behalten könnte. Ich schwieg. Die Person des jungen Mannes war mir angenehm; ich hoffte hartnäckig. Der tragischen Rolle sollte eine Lustspielrolle folgen: ‚Der geheime Agent'. Eine Fichtner'sche Rolle! Natürlich genügte er auch da nicht, aber ich meinte nach diesem zweiten Abende, meiner Hoffnung noch sicherer vertrauen zu dürfen, wenn es mir nur gelänge, einen fremden Redeaccent zu vertreiben, der ihm eigen war. Ich war es gewohnt, mit solcher Hoffnung allein zu bleiben, ja mich verspottet zu sehen mit derselben, was diesmal auch von meiner Behörde reichlich geschah. Der Spott steigerte sich sogar zum Tadel, als ich ihm Rollen gab wie den Schiller in den ‚Karlsschülern', und das sonst beliebte Stück vor schwachem Hause abspielte. ‚Das kommt von solcher Besetzungen,' hieß es. Das ist der ewig fehlerhafte Cirkeltanz beim Theater; es soll Nachwuchs erzogen werden, aber Rollen will man den jungen Leuten nicht anvertrauen; sie sollen schwimmen lernen ohne Wasser. Nun, ich blieb eigensinnig anderer Meinung, und jener junge Mann, fleißig und geistig strebsam, lernte schwimmen wie Einer, und wenn ich ihn jetzt nenne, so sagt jetzt Jedermann: ‚Ja, das glauben wir.' — Es war Adolph Sonnenthal."

Auch bei diesem Künstler überragen also anfangs die Dornenstücke die Blumen- und Fruchtstücke; doch es ist ermuthigend für junge strebende Talente, zu erfahren, daß auch anfänglich halbe Erfolge und Mißerfolge keineswegs für später eine glänzende theatralische Laufbahn ausschließen; freilich bedarf es dazu eines Bühnenleiters von unerschütterlichen Ueberzeugungen, von jenem Eigensinn Laube's, der für ihn, wo er im Unrecht war, stets verhängnißvoll gewesen ist, wo er aber Recht hatte, auch Gedeihliches durchzusetzen vermochte.

Im Jahre 1863 sprach ich Sonnenthal wieder in Wien: er war inzwischen ein Liebling des Publicums geworden. Ich konnte ihm danken für den schönen, sich nachhaltig vermehrenden Erfolg meines Lustspiels „Pitt und Fox", den er in erster Linie durch die vorzügliche Darstellung des Fox errungen half. Laube brachte das Stück, wie er selbst mittheilt, erst zur Aufführung, als Sonnenthal soweit entwickelt war, daß er ihm den Fox geben konnte, weil er in seinem gehaltvollen Wesen eine erhöhende Unterlage fand für die ausgelassene Figur des berühmten Ministers.

Seitdem hat sich Sonnenthal's Stellung an der Burg von Jahr zu Jahr noch mehr befestigt; er ist zugleich ein tüchtiger, fleißiger Regisseur und hat sich auch durch bühnengerechte Bearbeitung des George Sand'schen Dramas: „Der Marquis von Villemer" auf dramaturgischem Gebiete bewährt.

Die Entwickelung des begabten Darstellers wurde nicht nur durch seinen Fleiß gefördert, er kam auch allmählich immer mehr in das richtige Fahrwasser. Der männliche Grundzug seines Wesens, der sich von Jahr zu Jahr schärfer ausprägte, war ihm bei der Darstellung der lyrischen Bühnenjünglinge immer etwas im Wege. Er hatte wohl Feuer und Wohlklang des Organs; aber es fehlte ihm doch die sanfte Innigkeit der Schwärmerei, das eigentlich Schmelzende der Sehnsucht und Hingebung der Liebe; auch störte bisweilen das Umschlagen der Stimme in den höheren Registern der Schiller'schen und Shakespeare'schen Tenore. Im Conversationsstücke dagegen sollte der junge Künstler bald heimischer werden und sich allmählich die Domaine erobern, in welcher ihm am deutschen Theater unbestritten der erste Rang zuertheilt werden mußte. Als Salonschauspieler erntete er die reichsten Lorbeeren, und doch war er nicht vorzugsweise das, was man als Frackschauspieler zu bezeichnen pflegt.

Die äußere Eleganz war nicht das Sieghafte bei ihm in diesen Rollen, wenn er sie auch nicht vermissen ließ: es war immer der innere markige Halt, die geistige Bedeutung, der seelenvolle Ausdruck, was den Ausschlag gab bei den Wirkungen seiner Kunst. War doch auch seine Gestalt mehr stattlich als schlank, und in seinen für bewegliches Mienenspiel nicht besonders geeigneten Zügen war es vorzugsweise der sprechende Blick des Auges, der die Situation beherrschte. Mehr als die jugendlichen Liebhaber in Jamben, sagten ihm daher die Liebhaber der Bauernfeld'schen Muse zu, die reiferen Junggesellen mit ihrem oft sarkastischen Humor, die widerstrebend in Amor's Bande eingefangen werden. Sein Baron Ringelstern in „Bürgerlich und Romantisch", sein Baron Zinnburg und ähnliche Lebemänner, kundige Thebaner in Herzenssachen, Männer von Laune und Geist: das waren die Helden, die von Sonnenthal in unnachahmlicher Weise auf die Bühne gebracht wurden. Ein fein jovialer Humorist, wie Bolz in Freytag's „Journalisten", alle Rollen mit geistiger Unterlage, wie Fox bei freiem Spiel der Laune, wurden die Zierden seines Repertoires.

Sehr zu Statten kam dem Darsteller dann auch die an sich übertriebene und tadelnswerthe Pflege der französischen Komödie seitens des Deutschfranzosen Heinrich Laube; doch in diesen französischen Stücken gab es manche interessante Salonrolle, Liebhaber von männlichem Gepräge und geistig überlegener Haltung; wir erwähnen hier nur den Grafen Prasch in dem Lustspiel „Der Attaché", den ebenso energischen, wie schlauen Diplomaten, den Sonnenthal ganz vortrefflich durchführte.

Neben diesen Lustspieldarstellungen gingen diejenigen der Tragödie einher. In Goethe's „Clavigo" spielte er die Titelrolle stets wirksam, so wenig dieser schwankende Charakter seinem Naturell zusagte. Immer sind Sonnenthal's Masken vortrefflich; so war es auch diejenige des „Clavigo". Wir geben sie hier wieder nach einem Oelgemälde, welches im Vorzimmer der kaiserlichen Loge in der Burg hängt. Bei schwierigeren Charakteren, wie Hamlet und Narciß, die zur Bizarrerie verlocken, war der Darsteller stets darauf bedacht, sie aus einem Guß und mit maßvoller Haltung hinzustellen; er gehörte nicht zu den Künstlern, welche mehr die gelehrten Noten der Commentare spielen, als den Text der Dichtung selbst. Alle unruhige Geistreichigkeit mit ihren hin- und hergreifenden Marotten liegt ihm fern.

Gerade in der harmonischen maßhaltenden Gestaltung liegt der große Vorzug seiner Darstellungsweise. Darum gelangen ihm auch in der Tragödie besonders diejenigen Gestalten, über denen eine milde dichterische Beleuchtung schwebt, die von dem Poeten selbst schon mit einer harmonischen Stimmung beseelt sind, wie der König in dem interessanten Grillparzer'schen Fragment: „Esther".

In den letzten Jahren hat sich Sonnenthal mehr dem Helden- und Charakterfach gewidmet. Eine seiner Glanzleistungen war der „Nero" in Wilbrandt's Trauerspiel, das bei einzelnen grandiosen Zügen doch auch eine gewisse Verzerrtheit in den Uebertreibungen der grellen Handlung nicht verleugnen konnte und sich deshalb nicht auf der Bühne erhalten hat. Immerhin war der Titelheld eine interessante pathologische Studie, die von dem Darsteller mit Tiefe erfaßt wurde; von den genialen Blitzen der Wilbrandt'schen Dichtung ging keiner verloren, keiner zündete bei seiner Darstellung mit kaltem Schlag. Für die Durchführung des Antonius in Shakespeare's „Antonius und Kleopatra" zollte Dingelstedt in der Widmung, die er seiner ebenso kühnen wie bühnengewandten Bearbeitung dieser römischen Historie vorausendete, Sonnenthal sowie Charlotte Wolter, der königlichen Kleopatra, warmen Dank.

Eine Meisterleistung, die wir selbst an der Burg mit ansahen, ist der alte Risler Sonnenthal's in dem widerwärtigen französischen Stück: „Risler senior und Fromont junior". Wenn Daudet auf dem Wiener Burgtheater sich behauptet hat, so hat er dies wesentlich dem Schauspieler Sonnenthal zu verdanken. Selten haben wir auf der Bühne etwas Wirksameres gesehen, als den Contrast zwischen diesem biedermännisch schlichten, ruhig einfachen Risler der ersten Acte und diesem hinreißenden Wirbelwind der Leidenschaft, in den ihn die furchtbare Entdeckung der Untreue seiner Frau versetzt. Das Spiel Sonnenthal's erregte jedesmal in dieser großen Scene einen wahren Sturm des Enthusiasmus.

So gehört Sonnenthal zu den Darstellern, die bei keiner Etappe ihrer Entwickelung stille stehen, zufrieden mit dem errungenen Ruhm, sondern die immer strebend sich bemühen und dem aufmerksamen Beurtheiler stets neue Seiten ihres Talentes darbieten. Auch ist er kein staubaufwirbelnder Virtuose, sondern ein echter Künstler, dem nur das Schaffen und die Schöpfung selbst am Herzen liegen, eine liebenswürdige Künstlernatur, empfänglich für alles Schöne und, wo er nur vermag, gern bereit, das Talent junger Darsteller und Dichter zu fördern.

Digitized by Google

Metalloskopie und Metallotherapie.

Auf der letzten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte überraschte Professor Schiff aus Genf, einer der namhaftesten Physiologen der Jetztzeit, die Versammlung mit dem Geständniß, daß er trotz aller Zweifelsucht und wissenschaftlichen Vorsicht gewisse Einwirkungen der Metalle auf den menschlichen Körper habe bestätigen müssen, welche sonst Jedermann geneigt gewesen sei, in's Gebiet des Aberglaubens zu verweisen. Den mit der medicinischen Tagespresse vertrauten Zuhörern war es nicht unbekannt, daß, von einer Reihe ärztlicher Capacitäten Frankreichs abgesehen, auch mehrere deutsche Autoritäten auf dem Gebiete der Nervenkrankheiten, wie z. B. Professor Eulenburg in Greifswald, Westphal in Berlin und Andere, zu ähnlichen positiven Ueberzeugungen auf diesen Gebieten gekommen sind. Es dürfte deshalb an der Zeit sein, auch den Lesern der „Gartenlaube" einen Blick in dieses mysteriöse Gebiet zu eröffnen und wenigstens das Thatsächliche darüber kurz mitzutheilen.

Schon in alten Zeiten trug man bekanntlich gegen verschiedene Uebel metallene, mit magischen Zeichen bedeckte Amulette, meist in Form runder oder eckiger Blechschilder, auf der bloßen Brust oder am Halse, und die archäologischen Sammlungen sind reich an oft höchst absonderlich geformten Gold- und Bronzegegenständen, die man im alten Assyrien, Aegypten und Rom zur Abwendung des Krämpfe erzeugenden „bösen Blickes", gegen Fallsucht und Pest am Halse trug. Die ursprünglich nur von den Kindern römischer Großen, später von allen Kindern, deren Eltern diesen Luxus erschwingen konnten, am Halse getragene Goldkapsel (Bulla aurea) gehört ebenfalls zu diesen magischen Schutzmitteln gegen Krankheiten und böse Einflüsse von außen. Im Mittelalter machte Paracelsus Geschäfte mit seinen metallenen „Constellationsringen", indem er in jener Zeit astrologischen Aberglaubens Jedermann rieth, einen eigens dazu construirten breiten Ring aus dem Metalle seines Geburtsplaneten zu tragen. So mußten die Sonnenkinder goldene, die Mondkinder silberne, die Mars-, Venus-, Jupiter- und Saturnkinder eiserne, kupferne, zinnerne und bleierne Ringe tragen, die Mercurskinder endlich gläserne Hohlringe, die mit Quecksilber gefüllt waren. Auch empfahl er zuerst die Anwendung des Stahlmagneten gegen rheumatische Schmerzen.

Von da leitet sich die Behandlungsweise und der Name des „thierischen Magnetismus" her; denn Mesmer, der Vater desselben, begann seine Curen bekanntlich mit Stahlmagneten, mit denen er seine Kranken bestrich, und mit magnetischen Bassins, deren Griffe seine Patienten in der Hand halten mußten. Seit jenen Tagen kam das Tragen magnetischer Armaturen auf, die nach Entdeckung der Voltaischen Säule durch sogenannte „galvanische" Garnituren abgelöst wurden. Wir erinnern hier nur an Raspail's galvanische Platten, Georget's kupferne Migräneringe, Recamier's (mit Kupfer und Zinkspähnen) gefüllte galvanische Kissen und Goldberger's Ketten, denen sich viele ähnliche „große Erfindungen" zum Heile der Menschheit anschlossen.

Bekannt ist auch der im Volke lebende Glaube an die Wirksamkeit großer metallener Gegenstände gegen Krämpfe. So soll Wadenkrampf oftmals durch Berührung mit einem großen Hausschlüssel gestillt werden, und Dr. Burq in Paris, der Wiedererwecker der Metallotherapie, erzählt in seinem ersten über diese Behandlungsweise 1854 veröffentlichten Buche von Personen, die stets mit Schaufel und Feuerzange zu Bette gingen, und von einem Pariser Commandanten, der sein ganzes Bett mit alten, durch Traben auf gepflasterten Straßen besonders stark „magnetisch" gewordenen Pferdehufeisen gegen den Krampf-Dämon verbarricadirt hatte. In der Normandie sollen die Bauern, wie Burq versichert, in ihren Holzschuhen vielfach einen eisernen Schlüssel als Vorbeugungsmittel gegen Krämpfe tragen.

Seit dem Jahre 1821 machte ein französischer Arzt, Namens A. Despine, Beobachtungen über den Nutzen einer Auflegung von Goldsachen bei Hysterie; eine den Kranken umgehängte goldene Uhr that Wunder, besonders wenn sie an einer goldenen Kette hing. Man lachte darüber und meinte, mit goldenen Schmucksachen ließen sich viele weibliche Patienten curiren. Nicht viel mehr Beifall erwarb der englische Arzt Elliotson bei seinen Collegen, als er (1838) bemerkt haben wollte, daß das Auflegen verschiedener anderer Metalle krampfstillend, dagegen das Auflegen von Nickel krampferregend wirken sollte. In den dreißiger Jahren wollte man bemerkt haben, daß die Arbeiter in österreichischen Kupfer- und Quecksilberbergwerken und Metallarbeiter überhaupt von der Cholera verschont geblieben seien, und man begann mit Quecksilber gefüllte Glasröhren und große kupferne Medaillen als Schutzmittel gegen Cholera auf dem bloßen Leibe zu tragen. Die letzteren, auch von Hahnemann (1833) empfohlenen sogenannten „ungarischen Medaillen" haben dann in allen Cholera-Epidemien bis auf die neueste Zeit ihre Rolle gespielt.

Der eigentliche Wiedererwecker der Metallotherapie ist, wie schon erwähnt, der Pariser Arzt B. Burq, der im Jahre 1848, durch die Versuche Elliotson's angeregt, schon als Eleve im Hospital Cochin den damaligen Dirigenten Maisonneuve ersuchte, ihm eine aufgegebene Kranke, ein hysterisch gelähmtes Mädchen, welches an schrecklichem Erbrechen und Krämpfen litt, zu überlassen, und dabei durch Anwendung messingener Platten und Ringe nicht nur eine nach wenigen Minuten erfolgende Stillung der Krampferscheinungen, sondern endlich dauernde Heilung des für unheilbar erklärten Mädchens erzielte. Seitdem wurde Burq der Apostel und Fanatiker dieser Heilmethode, und da es ihm gelang, während der Cholera-Epidemie 1849 in den Pariser Hospitälern durch Anlegen von Messing- und Kupferringen die Krämpfe vieler Cholerakranken augenscheinlich zu mildern, öffneten sich seinen Versuchen bereitwilligst alle Krankenhäuser; Napoleon der Dritte interessirte sich für seine Untersuchungen und gab die Mittel zur Beschaffung von Metallarmaturen für die Krankenhäuser her, die Akademien nahmen seine Berichte entgegen, und Burq war für einige Zeit ein gefeierter Mann. Er curirte schließlich alle Nervenübel, Lähmungen, Rheumatismen und Neuralgien, Krämpfe, Delirien und hysterischen Leiden mit seinen stählernen und kupfernen Armaturen, oder indem er die Kranken in kupferne Badewannen brachte, und suchte seine Mittel in Form von etwas massiven Schmucksachen (Armbänder, Halsbänder, Medaillen, Ketten und Ringe) einzubürgern.

Nach und nach hatten ihn seine Untersuchungen darauf geführt, daß nicht alle Metalle in gleicher Weise jedes Uebel höben; er fand, daß solche Leiden, bei denen kupferne Armaturen unwirksam waren, durch stählerne gehoben wurden, oder vielmehr, daß manche Personen durch das eine Metall besser als durch das andere geheilt würden, und daß sich Menschen und Metalle nach einer Scala ordnen ließen, deren entgegengesetzte Enden Kupfer und Stahl bildeten, während die andern Metalle ihre Stellung zwischen ihnen erhalten. Es erinnert dies unmittelbar an die Anordnung der Metalle und anderer Elementarstoffe in eine elektrochemische Reihe nach ihrem elektrischen Verhalten, wie sie Berzelius aufstellte, in welcher jedes Metall gegen seine Vorgänger elektropositiv und gegen seine Nachfolger elektronegativ erscheint, und zwar um so starker, je weiter es von ihm absteht.

Bekanntlich ist schon vor langer Zeit behauptet worden, daß die elektronegativen und elektropositiven Stoffe und ihre Verbindungen auf die Nerven empfindlicher Personen sehr verschieden einwirkten, und Herr von Reichenbach, der Entdecker des Od's, hat dies einst dem Urheber der elektrochemischen Theorie sehr augenscheinlich dargelegt. Als nämlich Berzelius im Jahre 1845 zur Cur in Karlsbad war und die odischen Erscheinungen kennen lernen wollte, ermittelte Reichenbach daselbst mit Hülfe des Bade-Arztes ein „sensibles" Fräulein und ersuchte Berzelius, eine Reihe stark elektronegativer und elektropositiver Körper wie Knallbonbons in gleich aussehende Papierstücke einzuwickeln, sodaß sie von außen nicht zu unterscheiden wären. Berzelius, der eine Reihe seltener Metalle und Präparate mit sich führte, that dies und streute die Packetchen durch einander auf den Tisch. Die Sensitive glitt dicht mit der flachen Hand über die Päckchen hin und bemerkte, daß einige Päckchen ein Ziehen in der Hand hervorriefen. Berzelius ersuchte die Dame nun, die „ziehenden" von den unwirksamen Packeten zu sondern, und es zeigte sich, daß sie lauter elektropositive, die „nichtziehenden" elektronegative Stoffe enthielten. Für die linke Hand würde die Wirkung nach Reichenbach's Versicherung eine umgekehrte gewesen sein. Aehnliche Wahrnehmungen haben auch andere Beobachter gemacht; Schindler untersuchte eine Somnambule, der angeblich jedes Metall Schmerzen

Digitized by Google

verursachte, Erdmann eine andere, der sie nur auf der linken Seite angenehm waren. Wir werden solche halbseitige Wirkungen sogleich auch bei der Metallotherapie hervorgehoben finden.

Nach den Anschauungen Burq's ordnen sich die Menschen und ihre nervösen Leiden selbst in eine ähnliche Reihe, und wie dort dasselbe Metall nach der einen Seite elektronegativ und nach der andern elektropositiv wirken konnte, so sollen sich hier bestimmte Metalle bestimmten Personen und Krankheitszuständen gegenüber heilsam oder unwirksam erweisen. Es käme also zunächst darauf an, zu ermitteln, welches Metall auf ein bestimmtes krankes Individuum bei äußerlicher Anwendung die heilsamste Wirkung ausübt. Dasselbe muß nicht nur die Schmerzen oder die Empfindungslosigkeit in den betreffenden Körperstellen vermindern, sondern soll daselbst auch vermehrte Wärme und Blutumlauf erzeugen, sodaß Nadelstiche, die vorher keine Blutung hervorriefen, es nunmehr thun, in welchem Umstande ein auch für den äußern Beobachter controllirbares Kennzeichen der stattgehabten Metallwirkung gefunden wurde.

In Folge gewisser mysteriöser Verwandtschaften zwischen den lebenden Wesen und den zusammensetzenden Hauptelementen der Umgebung, sagt Burq, existiren mit den verbreitetsten Metallen Beziehungen der innigsten Art, und es ist nöthig, dem Organismus dasjenige Metall innerlich zuzuführen, welches bei äußerlicher Anwendung den günstigsten Einfluß darauf übt. Denjenigen Nervenkranken, auf welche Eisen den günstigsten Einfluß übt, muß Eisen in passender Form innerlich gereicht werden, anderen Kupfer, Silber und besonders vielen Gold. Man hat diese Ausmittelung des heilsamsten Metalles mit dem Namen Metalloskopie, der sonst für das Metallspüren der mit Wünschelruthe und siderischem Pendel versehenen Bergleute galt, belegt, und wirklich wird damit eine Theorie aufgefrischt, die mit jenen Proceduren viele Berührungspunkte hat; denn bekanntlich sollten die Nerven der erwähnten Ruthengänger oder Rhabdomanten durch unterirdische Metalladern so beeinflußt werden, daß eine von ihnen ausströmende Kraft die Wünschelruthe in Bewegung setzte. Andererseits hat die auf die Metalloskopie basirte innerliche Metallotherapie viel Aehnlichkeit mit den Heilsystemen von Paracelsus und Rademacher, wie denn in der alten Medicin nicht nur nervenstärkende Eisen- und Goldtropfen, sondern auch Kupferpräparate eine bedeutende Rolle spielten.

Trotz aller dieser verdächtigen Verwandtschaften veranlaßte die Ausdauer und Unermüdlichkeit des von seinen Ideen enthusiasmirten Arztes, daß die Pariser biologische Gesellschaft im August 1876 eine Commission aus drei renommirten Pariser Aerzten einsetzte, welche, unter Leitung einer der ersten medicinischen Autoritäten Frankreichs, nämlich des Professor Charcot, in der von diesem geleiteten Salpetrière die Versuche Burq's prüfte und in den letzten Jahren (1877 und 1878) sehr günstige Berichte darüber erstattete. Die Versuche wurden wegen einer dabei hervortretenden doppelten Beweiskraft namentlich an Kranken angestellt, die an sogenannter Hemi-Anästhesie litten. Diese Krankheit, welche sich nicht selten bei hysterischen und nervösen Frauen, zuweilen auch bei nervenleidenden Männern ausbildet, stellt eine vollständige periodische oder dauernde Unempfindlichkeit einzelner Theile oder auch einer gesammten Körperhälfte dar, während die Beweglichkeit aller Theile erhalten ist. Diese Unempfindlichkeit halbirt den Körper so scharf, daß z. B. die rechte Seite der Zunge empfindlich sein kann, während die linke unempfindlich ist, und ebenso sind Gesichts- und Gehörssinn auf der entsprechenden Seite mehr oder weniger unempfindlich. Anatomisch erklärt sich dieser Zustand, der ja auch durch die halbseitige Gehirnlähmung illustrirt wird, sehr wohl durch die zweiseitige Anordnung des Nervensystems und Gehirnbaues, aber über die Natur jener Krankheit ist man völlig im Unklaren, und es ist nur eine Umschreibung, wenn man sagt, das „Nervenfluidum" circulire in der einen Hälfte nicht, die „Innervation" sei dort periodisch aufgehoben ꝛc.

Nach dem Auflegen der für die betreffende Person als wirksam erkannten Metalle stellt sich nun nach Burq und vielen anderen Beobachtern im Verlaufe einer viertel bis halben Stunde die Empfindlichkeit in den betreffenden Theilen wieder her, das Ohr beginnt zu hören, das Auge erst langsam Formen, dann Farben zu unterscheiden, und zwar nach einer in letzter Zeit vielbesprochenen Scala Roth zuerst, Blau zuletzt.

Das Merkwürdigste aber ist, daß in demselben Maße die vorher gesunde Seite die Empfindlichkeit einbüßt; es findet eine vollkommene Umkehrung der „Innervation" statt, als ob, um wieder dieses grobe Bild zu gebrauchen, das nur für eine Seite ausreichende Nervenfluidum von dem Metall auf die andere Seite herübergezogen würde. Man nennt diese Wirkung die Sensibilitäts-Uebertragung („Transfert de Sensibilité"), und es kann nichts Erstaunlicheres geben, als nun im anderen Auge die Farbenempfindung ebenso schrittweise erlöschen zu sehen, wie sie in dem vorher unempfindlichen Auge wiederkehrt.

Gewiß hatten Professor Schiff, Eulenburg und zahlreiche andere Autoritäten Ursache, mit dem größten Mißtrauen an die Prüfung dieser Phänomene zu gehen. Es ist bekannt, daß hysterische Personen einen krankhaften Hang zur Verstellung und Täuschung besitzen. Schiff, der in der Salpetrière nach Belieben experimentiren durfte, gab sich die größte Mühe, durch sinnreich angeordnete elektrische Apparate die Kranken zu täuschen, ihnen z. B. unversehens starke elektrische Schläge zu versetzen, von denen sie nach der Anordnung der Apparate glauben mußten, daß dieselben die empfindliche Seite treffen würden, während sie die angeblich unempfindliche Seite trafen ꝛc. Er endigte mit der Ueberzeugung, daß die Personen, mit denen er experimentirte, wirklich halbseitig unempfindlich seien, und daß die beschriebene Wirkung der Metalle also nicht auf Täuschung beruhe.

Ursprünglich glaubte man, daß ein schwacher elektrischer Strom, wie ihn die Berührung des Metalles mit der feuchten Haut erzeugt, die Wirkung hervorbringen möchte, allein es zeigte sich, daß das Zwischenlegen seidener Tücher die Wirkung nicht hinderte, daß nach Westphal Glas, nach Schiff ein ganz bestimmter Wärmegrad, elektrisirte Körper, deren Strom nicht in den Organismus eintritt, ja sogar mechanische Erschütterungen, wie z. B. Tonschwingungen, dieselbe Wirkung wie die Metalle hervorbringen.

Das Ergebniß aller dieser Untersuchungen, die zum Theil mit der größtmöglichsten Vorsicht angestellt wurden, ist, daß es sich hier im Großen und Ganzen nicht um absichtliche oder unfreiwillige (physische) Täuschungen auf Seiten der Kranken handelt, sondern daß gewisse äußere Agentien, und zwar nicht blos Metalle und die von denselben repräsentirten elektro-chemischen Spannungen, sondern auch andere unter der Form von Schwingungen anhaltend einwirkende physikalische Kräfte, einen unleugbaren Einfluß auf das Nervenleben äußern. Im Grunde konnte dies bei dem heutigen Zustande der Forschung Niemanden allzu sehr überraschen. Denn seit der Entdeckung Volta's ist man überzeugt, daß die Nervenkraft eine, wenn auch mit der Elektricität nicht identische, so doch analoge Naturkraft sei, die mit den übrigen physikalischen und chemischen Kräften ebenso in Wechselwirkung stehen muß, wie diese unter einander. Die von den berühmtesten Aerzten vorgenommene Behandlung der Nervenleiden mit galvanischen Strömen beruht ja größtentheils auf dieser Ueberzeugung, ebenso wenn wir bei rheumatischen Leiden Wärme anwenden, und vielleicht beruht häufig die Unwirksamkeit jener Mittel nur darauf, daß wir nicht leicht im Stande sind, dasjenige Maß von Wärme, Elektricität ꝛc. zu treffen, welches der Zurückführung der gereizten Nerven zur normalen Thätigkeit am günstigsten wäre, sondern eher durch Ueberreizung das Uebel vorübergehend verschlimmern. So sah Schiff in einem Falle Heißwasserumschläge von 54 Grad Wärme völlig unwirksam, während 58 bis 59 Grad warmes Wasser alsbald ebenso günstig wie das wirksamste Metall eingriff. Bei der äußern Anwendung von Metallbandagen mögen, selbst wenn man nicht sogleich das allergünstigste Metall trifft, nicht so leicht — wegen der im Allgemeinen milderen Einwirkung — Verschlimmerungen eintreten.

Indessen beabsichtigen wir hier keineswegs den Schein zu erwecken, als ob wir etwa den Rheumatismusketten, elektromotorischen Zahnhalsbändern und ähnlichen Wundermitteln irgendwie das Wort reden wollten. Die in diesen Ketten stattfindende Verbindung von Zink und Kupfer, und jede gleichzeitige Anwendung zweier Metalle wird als die Wirkung schwächend bezeichnet. Naturgemäß würde auch die Metallotherapie, falls sie sich überhaupt zu einem ersprießlichen Zweig der Heilkunde entwickeln sollte, nur unter Leitung verständiger Aerzte Erfolg haben können, und gerade so gut, wie Jedermann, der ohne eigene Rechtskenntnisse einen Proceß anstrengt, sich einen sachkundigen Rechtsbeistand sucht, sollte Jeder-

Digitized by Google

mann, der einen Proceß gegen seinen — gewöhnlich durch eigene Schuld — störrisch gewordenen Körper gewinnen will, immer den vertrauenswürdigsten Heilsbeistand wählen.

Ob nun die innere Metallotherapie wirklich die ihr von Burq beigelegte Wichtigkeit habe, ist schwerer und jedenfalls erst nach langer Erfahrung zu beurtheilen. Unmöglich wäre es ja nicht, wenn es auch nicht sehr wahrscheinlich klingt. Im Uebrigen will derselbe gewisse äußere Beweise von der Wirksamkeit der durch Metallo-skopie ermittelten Metallarzneien auf die Nervenzustände darin gefunden haben, daß bei ihrem Gebrauch die äußere Metallarmatur im entgegengesetzten Sinne wirke und unter Umständen Empfindungslosigkeit (Metall-Anästhesie) hervorbringe. Ob sich aber nicht hierbei unter die thatsächlichen Wirkungen eingebildete mischen, wird sehr schwer zu ermitteln sein. So ist die Wiederkehr der Empfindlichkeit für die verschiedenen Farben in der Reihe Roth, Gelb, Grün, Blau nicht aus inneren Gründen, wohl aber darum verdächtig, weil diese Eigenthümlichkeit in einer Zeit bemerkt worden ist, in welcher die vermeintliche historische Entwickelung des Farbensinns beim Menschen vielfach in allen Zeitungen besprochen und — nebenbei bemerkt — von dem Unterzeichneten zuerst gründlich widerlegt worden ist. Ueber die Wahrheit gerade dieser Aussagen lassen sich keine Controllversuche machen, weil die Kranken angeben, das Auge werde nie ganz unempfindlich, wie z. B. die Haut, sie behielten immer einige Fähigkeit, Licht und Dunkel, sowie allgemeine Umrisse zu unterscheiden: wir sind also in dieser Farbenfrage einzig auf die nicht eben große Glaubwürdigkeit der Kranken angewiesen.

Was aber bei allen möglicherweise unterlaufenden Täuschungen diesen Versuchen ein tieferes Interesse verleiht, ist weniger die medicinische Bedeutung, als eben der Umstand, daß sich hier Wege eröffnen, durch verschiedene physikalische und chemische Mittel die Nerventhätigkeit zu beeinflussen und mit ihr in Wechselwirkung zu treten. Daß man dabei von anomalen Zuständen ausgehen muß, ist kein Beweis gegen den Werth der Sache: schon viele wichtige Fragen der Physiologie und Nervenphysik sind durch anomale Zustände, Verwundungen, und Krankheitsprocesse aufgeklärt worden, und andere Fragen wurden dadurch zuerst angeregt. Die Forschung steht hier vor Problemen, die nur eine ebenso vorurtheilsfreie wie höchst behutsame und vorsichtige Untersuchung entschleiern kann.

Carus Sterne.

Die abenteuerliche Geschichte vom falschen Dmitry.

Von **Johannes Scherr.***

1. Warum und wieso der Schwindel möglich war.

Eines Winterabends im Jahre 1584 trat Iwan der Vierte (Wassiljewitsch), Zar aller Reußen, genannt „der Henker" oder „der Schreckliche", auf die „rothe" Treppe des Kremlin zu Moskau hinaus, um lange zum Firmament emporzustarren, allwo zwischen den Kuppeln und Thürmen der Kirche Iwans des Großen und der Kirche der Verkündigung ein Komet sichtbar war mit kreuzformartigem Feuerschweif. Der Zar wandte sich endlich ab, bekreuzte sich und murmelte vor sich hin: „Das bedeutet meinen Tod."

Bald darauf erkrankte er schwer. Aus Lappland herbeigeholte Schamanen-Zauberer vermochten dem Uebel nicht Einhalt zu thun. Am 10. März von 1585 berief er den Bojarenrath und ließ sein Testament aufsetzen, kraft dessen er die Thronfolge seinem Sohne Feodor zutheilte und inbetracht der Blödsinnigkeit desselben einen Regentschaftsrath bestellte, bestehend aus den beiden Knäsen (Fürsten) Iwan Schuisky und Iwan Mstislawsky, sowie den drei Bojaren (Großbarone) Bogdan Bielsky, Nikita Juryew und Boris Godunow. Am 18. März starb „der Schreckliche" und säuberte mittels seines Todes den Erdball vom größten Scheusal, welches zu tragen dieser jemals verdammt war. Denn überblickt man das Wüsten und Wüthen dieses Dämons, ja faßt man auch nur die von ihm veranstalteten „Opaly" (Durchwurfelungen oder Ausmerzungen des Volkes) ins Auge, mit deren Gräueln verglichen die Schrecken der französischen Revolution harmlose Kinderspiele waren, so könnte man unschwer zu dem Glauben kommen, die „allgütige Mutter" Natur hätte in ihrer grausamsten Laune dieses Unthier geschaffen, um eine fürchterliche Probe anzustellen, was alles die Menschen sich gefallen ließen und bis zu welcher bodenlosen Tiefe der Niedertracht die sklavische Feigheit der Völker hinabreichen könnte.

In unseren Tagen ist es bekanntlich zur „wissenschaftlichen" Mode geworden, den Unterschied von gut und böse, Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Verdienst und Verschuldung zu verwischen und einem grundsatzlosen Geschlechte das ohnehin schon sehr geschwächte Gefühl der Verantwortlichkeit vollends aus der schlaffen Seele zu schmeicheln mittels der materialistischen Theorie, daß die Gefühle, Gedanken und Thaten des Menschen schlechterdings nur Produkte seiner physischen Anlagen und Eigenschaften wären. Laster, Frevel und Verbrechen müßten daher für unumgängliche Schlußfolgerungen aus natürlichen Prämissen angesehen werden, für Abnormitäten, und demnach Lasterhafte, Frevler und Verbrecher nur für mitleidswerthe Kranke, für Gestörte, für Wahnsinnige. Es ist recht verwunderlich, daß diese modische Theorie, welche sich ja auch schon spürbar genug in die Strafgesetzgebung und Strafrechtspflege eingeschlichen hat und, wenn erst in ihrem ganzen Umfange verwirklicht, die menschliche Gesellschaft unfehlbar in den aller Verantwortlichkeit baren Zustand der Bestialität zurückentwickeln wird — ja, es ist recht verwunderlich, daß diese schöne Theorie nicht auch schon von irgendeinem „wissenschaftlichen" Modisten auf Iwan den Schrecklichen angewandt und also an dem „grausen" Zaren, wie er beim Lermontow heißt, eine der jetzt so beliebten „Rettungen" verübt wurde. Freilich, ein leichtes Stück Arbeit würde der „Retter" nicht haben. Denn wenn ihm der Nachweis, daß Iwan der Henker von Haus aus ein Wahnsinniger gewesen, nicht allzu schwer werden dürfte, so vermöchte doch keine Trübung der Quellen und keine sophistische Dialektik die Thatsache aus der Welt zu schaffen, daß in dem Wahnsinn des Zaren Methode gewesen ist und der „Grause" seiner Absichten und Zwecke sich sehr wohl bewußt war.

Wie ein rother Faden, nein, wie ein rother Blutstrom windet oder wälzt sich durch Iwans Gräuelherrschaft der Staatsgedanke, mittels Gründung der zarischen Autokratie, des zarischen Absolutismus höchster Potenz die moskowitische Reichseinheit her- und festzustellen, welche bislang durch die Machtstellung des Bojarenthums stark beeinträchtigt worden war. Allerdings ist der Zar häufig genug Henker um der Henkerlust willen gewesen, allerdings trieb er die gräßliche Wollust der Grausamkeit bis zum raffinirtesten Kitzel; aber den angegebenen Grundzug seiner Politik hat er selbst in den wildesten Orgien der Entmenschung so wenig vergessen, als er desselben in den tollen Uebertreibungen der „gottesdienstlichen" Uebung seiner „Frömmigkeit" jemals vergaß. Denn selbstverständlich war der vierte Iwan sehr „fromm", das heißt allem Aberglauben der orientalisch-russischen Kirche leidenschaftlich zugethan, ganz wie Ludwig der Elfte von Frankreich „fromm", das heißt allem Aberglauben der occidentalisch-römischen Kirche fanatisch ergeben war. Man könnte überhaupt Iwan den Vierten den aus dem Französischen ins Russische übersetzten Ludwig den Elften nennen. Denn im ganzen und großen spielte der Zar im 16. Jahrhundert in Rußland die Rolle, welche der König im 15. Jahrhundert in Frankreich durchgeführt hatte. Beide haben, jeder in seinem besonderen Stil, die Adelsherrschaft gebrochen und die absolute Monarchie begründet.

Kein Zweifel, das russische Volk erkannte in dieser Gründung eine Wohlthat, wenigstens instinktmäßig. Daraus mag sich das Unglaubliche und doch fraglos Wahre erklären, daß die Russen diesem Wüthrich, der die Grausamkeit bis zu unerhörten Thaten wilder Wuth oder auch bis zur raffinirtesten Qualenaustiftelung

* Wir benutzen diese willkommene Gelegenheit, um auf die soeben erschienene zweite durchgearbeitete und vermehrte Auflage von Johannes Scherr's vortrefflichem Werke: „1870 bis 1871. Vier Bücher deutscher Geschichte" (Leipzig, Otto Wigand) hinzuweisen. Eine eingehende Besprechung widmeten wir dieser in mehrfacher Hinsicht so bedeutsamen Leistung, der jüngsten des hervorragenden Geschichtsschreibers, bereits in unserer Nr. 24 von 1879. D. Red.

Digitized by Google

getrieben, seine eigene Familie in empörendster Weise gepeinigt, seinen zweitältesten Sohn eigenhändig umgebracht, in mongolisch wüster Vernichtungsraserei die Bewohnerschaften ganzer Städte und Landschaften ausgetilgt, daneben im Schlamme ekelhafter Ausschweifungen sich gewälzt hatte, geradezu leidenschaftlich unterwürfig und zugethan waren — so leidenschaftlich, daß beim Tode des Scheusals von Zar die allgemeinste, aufrichtigste, wildeste Wehklage losbrach. Man hätte, so man dies Gebaren der Moskowiten ansah, meinen können, ein Gott, ihr Gott wäre ihnen gestorben. Und im Grunde war es ja so, denn die zarische Macht und Gewalt war eine abgöttisch geglaubte und verehrte.

Vom 18. März 1585 an hieß Feodor Iwanowitsch, Iwans des Schrecklichen dritter Sohn — der älteste war frühzeitig gestorben, den zweitältesten hatte der Vater todtgeschlagen — der Zar aller Reußen. Der zweiundzwanzigjährige Junge war physisch und psychisch eine Null, kraft-, verstand- und kenntnißlos, ein Dreiviertels-Trottel, ein Fex, welcher seine ganze Zeit damit verbrachte, in den Kirchen des Kremlin herumzulaufen, die Glocken allerhöchsteigenhändig zu läuten und sich tagelang die absurdesten Heiligenlegenden vorlesen zu lassen. Bei feierlichen Anlässen setzte man den Zar-Fex auf den Thron und gab ihm Scepter und Reichsapfel in die Hände. Dann starrte er mit dem Lächeln blödsinniger Bewunderung auf diese Insignien einer Macht, die ein anderer statt seiner innehatte und übte. So war der letzte Zar aus dem Hause Rurik, will sagen aus dem warägisch-normannischen Herrscherstamme, der letzte Zar aus der Familie der alten Großfursten von Moskau. Man hatte dem Schwächling die Schwester des Boris Godunow, Irinia oder Irene, als Gemahlin angetraut, und sein Schwager Boris war der Zar des Zaren, thatsächlich jetzt schon der Leiter und Beherrscher Russlands. Denn dieser Magnat, dem Titel nach ein Mitglied des Regentschaftsrathes, also einer der fünf obersten Minister, hatte vermöge der zarischen Schwagerschaft die Macht seiner vier Amtsgenossen bald zu einem Nichts gemacht. Boris war zweifelsohne ein ungemein begabter, ein schlauer und erfahrener Mann, dabei von einem unbändigen Ehrgeiz besessen, welcher als sein Endziel die Erlangung der Zarenkrone wohl schon frühzeitig in's Auge gefaßt haben mochte. Daß ihm dabei seine tatarische Abkunft ein Hinderniß sein würde, brauchte er nicht zu fürchten, denn bekanntlich war seit den Zeiten, wo die Mongolen zwei Jahrhunderte lang über Russland geherrscht hatten, das Blut der Russen, namentlich auch das der vornehmen, stark mit tatarischem gemischt.

Nun aber ist zu melden, daß Iwan der Schreckliche neben seinem Nachfolger Feodor noch einen Sohn hinterlassen hatte und zwar einen Sprössling aus seiner siebenten Ehe mit Marfa (Martha) Nagoy, einer Dame von tatarischer Abkunft. Dieser Sohn, im Jahre 1581 geboren, also beim Tode seines Vaters ein unmündiger Knabe, hieß Dmitry (Dimitri, Demetrius) und war in den Augen streng rechtgläubiger Russen allerdings nur ein Bastard. Denn der Lehre der russischen Kirche zufolge kann ein orthodoxer Christ nur viermal rechtmäßig sich verheiraten. Indessen war es bei des grausen Zaren Lebzeiten niemand eingefallen, gegen die Legitimität des kleinen Dmitry Protest erheben zu wollen, und demzufolge führte der Prinz gleich seinem Halbbruder Feodor den Titel Zarewitsch, d. i. Zarensohn. Iwan der Schreckliche selbst jedoch schien diesen seinen letzten Sprössling nicht für voll angesehen zu haben; denn er hatte ja in seinem Testamente bestimmt, daß Dmitry nichts erben sollte als die Stadt Uglitsch und ihr Gebiet. Dies verhinderte jedoch nicht, daß angesichts der Schwächlichkeit und Hinfälligkeit des Zaren Feodor die Augen vieler Russen in dem Knaben Dmitry den künftigen Zaren erblickten. Boris ließ es sich daher angelegen sein, diesen Thronprätendenten dem Volke vorderhand mehr aus dem Gesichtskreise zu rücken. Kaum war Feodor zum Zaren gekrönt, wurde Marfa Nagoy, die Witwe des Schrecklichen, mit ihrem Söhnlein Dmitry nach der Stadt Uglitsch geschafft, um dort ihren ständigen Aufenthalt zu nehmen. Boris bestellte zum Wächter von Mutter und Kind seinen Diak (Kanzleisekretär) Bitjagowski, auf welchen er sich vollständig verlassen konnte. Ist den Berichten, welche dieser Beamte von Uglitsch nach Moskau sandte, zu glauben, so verrieth sich der kleine Dmitry als der echte Sprössling seines Vaters und zwar mittels Bethätigung der Instinkte wilder Grausamkeit. Der Knabe hatte ein Wohlgefallen daran, Thiere raffinirt zu quälen, und er soll auch haben verlauten lassen, daß er dereinst mit Menschen ebenso verfahren wollte. Eines Wintertages, so wird erzählt, hatte er mit Hilfe seiner Spielkameraden auf dem Hofe des uglitscher Schlosses nach Knabenart den Schnee zu Menschenfiguren geballt. Diesen gab er die Namen der Magnaten des Reiches und die größte nannte er Boris. Dann nahm er seinen hölzernen Säbel und schlug damit den Schneemännern die Arme und die Köpfe ab mit den Worten: „So werde ich mit ihnen umspringen, wann ich einmal groß bin!"

Es ist möglich, daß der Knabe in Folge der grollenden, aufreizenden rachsüchtigen Aeußerungen seiner Mutter solche oder ähnliche Worte gesprochen. Wahrscheinlicher freilich erscheint es, daß ihm hinterher dieselben in den Mund gelegt worden seien. Im übrigen hat es solcher kindischen Drohungen gar nicht bedurft, um das Leben des letzten Sprösslings Iwans des Henkers zu gefährden. Der Prinz war ja ein Hinderniß, sogar, wie die Sachen lagen, das einzige ernstliche Hinderniß auf Boris Godunows Wege zum Zarenthron.

Daß Boris der Urheber dessen war, was am 15. Mai 1591 (a. St.) auf dem Schloßhofe zu Uglitsch geschah, dürfte einer ernstlichen Anzweifelung kaum unterstellt werden können. Am genannten Tage, am hellen Tage, ist nämlich dort der Zarewitsch Dmitry mittels Durchschneidung der Kehle ermordet worden. Das ist eine unzweifelhafte Thatsache. Allein die Einzelnheiten der Mordthat konnten nicht aktenmäßig festgestellt werden, weil die Mörder, der Diak Bitjagowski, sein Bruder Daniel, seine Frau, sammt Josef Wolochow und Nikita Katschalow, von dem wüthenden Volke von Uglitsch, welches Marfa Nagoy und ihre zwei Brüder angesichts der Leiche des ermordeten Sohnes und Neffen zur Rache aufgerufen hatten, gesteinigt wurden.

Boris unterschlug den aus Uglitsch über die Katastrophe eingelaufenen Bericht und gab dem Zaren Feodor einen gefälschten in die Hände, worin es hieß, der junge Dmitry hätte sich in einem Anfalle von Epilepsie, da er gerade ein scharfes Messer in der Hand gehabt, selber eine Wunde am Halse beigebracht und wäre an der Verblutung gestorben — eine ganz dumme Lüge, welche ihrem Urheber später theuer zu stehen kommen sollte. Vorderhand freilich erntete er die Früchte des uglitscher Verbrechens. Niemand wagte mehr, seinem Willen zu widerstehen, vollends dann nicht mehr, als er auch die große Familie der Fürsten Schuisky, sowie das Haupt der russischen Klerisei, den Erzbischof-Metropoliten von Moskau, tief gedemüthigt und seinem Machtgebote gebeugt hatte. An die Mutter des ermordeten Dmitry erging ein zarischer Ukas, kraft dessen sie „zur Strafe dafür, daß sie ihren Sohn nicht besser behütet hätte", aus Uglitsch hinweg und in ein im Norden Russlands gelegenes Kloster verwiesen wurde, allwo sie den Nonnenschleier umthun mußte. Die Hinterlassenen derer dagegen, welche der Lynchjustiz des Volkes von Uglitsch zum Opfer gefallen, wurden reichlich versorgt. Rastlos bemüht, seine Stellung nicht nur zu erhalten und zu befestigen, sondern dieselbe auch zu einer Aufgangsstufe herzurichten, von welcher aus das letzte und höchste Ziel unschwer zu erreichen wäre, suchte und wußte Boris seine Regierung mit dem Glanze von Eroberungen zu umgeben, welcher dem russischen Ausbreitungstriebe schmeichelte. Ebenso beeiferte er sich, die Geneigtheit von Klerisei und Adel zu gewinnen, und auf sein Bestreben, dem letzteren zu gefallen, ist hauptsächlich eine im Jahre 1593 getroffene, tiefeinschneidende Maßregel zurückzuführen, jener zarische Ukas, welcher die russischen Bauern an die Scholle fesselte, indem er denselben strengstens verbot, ihren Wohnsitz zu ändern. Das war eine Maßregel, deren unberechenbare Tragweite zunächst gar nicht erkannt wurde. Das war die Begründung der bäuerlichen Leibeigenschaft und bald auch eine der Hauptursachen des gegen Godunow erwachenden russischen Volkshasses.

Zu Anfang des Jahres 1598 starb der Schattenzar Feodor, und so war denn die Zeit gekommen, wo Boris auch dem Namen nach der Zar aller Reußen sein wollte. Er fand es angezeigt und räthlich, zuvörderst noch eine Komödie aufzuführen, nämlich diese, daß er durch den sogenannten großen Landesrath („Semskaya Duma"), ein Schein- und Schemenparlament, in welchem die geistlichen Magnaten, die Erzbischöfe und Bischöfe, sowie die adeligen, die Bojaren, saßen, seine Schwester Irene, Feodors kinderlose Witwe, zur regierenden Zarin bestellen ließ. Im raschen Weitergange der wohlinscenirten und gutgespielten Posse entsagte dann

Digitized by Google

die Zarin Irene dem Scepter und ging in ein Kloster, ihr Bruder Boris aber machenschaftete, ränkelte, drohte, bestach und schauspielte so geschickt, daß er selber schon am 21. Februar von 1598 vom Adel, Klerus und Volk Moskaus förmlich angefleht wurde, sich doch um Gotteswillen des verwaist'ten Russlands anzunehmen, d. h. Zar zu werden. Godunow ergab sich, wie er sagte, „nur zögernd und nothgedrungen in den Willen Gottes", ergriff das Scepter und ließ sich im Kremlin mit großer Prachtentfaltung die Zarenkrone aufsetzen. Man muß ihm nachsagen, daß er gewissermaßen die Rolle Peters des Großen vorweggenommen habe, d. h. daß er Russland aus der Barbarei des Asiatenthums heraus- und in die europäische Civilisation hineinführen wollte.

Aber seine bezüglichen Versuche misslangen, theils, weil sie zu wenig um- und vorsichtig unternommen wurden, theils, weil Russland dazumal noch zu asiatisch war, um für europäische Cultur überhaupt schon empfänglich zu sein, theils endlich, weil der Zar Boris im Hinblick auf den Ausgang des Zarewitsch Dmitry der ungeheuren Mehrzahl seiner Unterthanen doch nur für einen Usurpator galt, Adel und Klerisei im Geheimen fortwährend gegen ihn wühlten und sogar solche seiner Absichten und Strebungen, welche zweifellos löblich und ersprießlich waren, zu hemmen, zu hindern und zu durchkreuzen suchten und wußten, so z. B. die Bemühungen des Zaren, einem altherkömmlichen russischen Nationallaster, der Saufwuth, zu steuern oder wenigstens Zaum und Zügel anzulegen. In Bälde war die Unpopularität, ja Verhasstheit Godunows bei allen Ständen und in allen Schichten des Russenthums eine vollendete Thatsache.

Zur Vervollständigung dieser flüchtigen Zeichnung der Lage, in welcher Russland auf der Schwelle vom 16. zum 17. Jahrhundert sich befand, gehören noch zwei Züge: Erstens die Stellung des russischen Staates gegenüber dem polnischen, d. h. die Hinweisung auf den altherkömmlichen, zur erbitterten Feindseligkeit längst verknöcherten Gegensatz zwischen Polen und Russen. Diese Gegensätzlichkeit mag ursprünglich in Stammes- oder gar in Rasseverschiedenheiten gewurzelt haben, war aber höchst bedeutsam verschärft worden durch den Umstand, daß die Russen der anatolisch-byzantinischen Orthodoxie anhingen, während dagegen die Polen orthodoxe römische Katholiken waren, fanatische sogar von der Zeit an, wo das schon halb für den Protestantismus gewonnene polnische Volk durch die Klugheit und Energie des Jesuitenordens wieder in den römischen Pferch zurückgetrieben worden. Dieser religiöse oder konfessionelle Gegensatz von Polen und Russen war fraglos eine unumgängliche Voraussetzung der Möglichkeit einer Erscheinung, wie sie die des falschen Demetrius gewesen. Zweitens ist mit Betonung zu erwähnen, daß in Folge mehrjähriger Mißernten mit dem Jahre 1601 in Russland ein allgemeiner Nothstand begann, welcher sich bis zum Jahre 1604 verlängerte und in vielen Gegenden des Reiches bis zur bitteren, bittersten Hungersnoth sich steigerte. Auch dieses Unglück half das Auftreten und die Erfolge des Betrügers in bedeutendem Grade mitermöglichen.

Denn es ist ja wohlbekannt und durch hunderte von Zeugnissen der Geschichte bestätigt, daß solcherlei Leiden die Gemüther der Menschen und der Völker für das Außerordentliche stimmen, für den Glauben und das Unglaubliche empfänglich machen und auf das Wunderbare vorbereiten. Außerdem wußten es die Machenschaften der Feinde des Boris so einzurichten und dahinzubringen, daß die ganze Schwere der öffentlichen Drang- und Trübsale auf den Usurpator zurückfiel, als ob er der Verursächer der Hungersnoth und jeglichen anderen Uebels wäre. Man weiß ja, wie leicht es unter sothanen Verhältnissen ist, der Angst und dem Grolle der Volksmassen, welche nirgends und zu keiner Zeit logisch zu denken vermochten oder vermögen, einen Sündenbock zu bezeichnen. Die umsichtigen und eifrigen Bemühungen des Zaren, die schwere Noth zu heben oder wenigstens zu lindern, erwiesen sich demzufolge als eitel, den gegen ihn wachgerufenen und geschickt genährten Haß zu beschwichtigen. Er war einmal als Sündenbock stigmatisirt und blieb es.

In solcher Bedrängniß und Gährung befand sich Russland, als von Polen her eine wundersame Kunde nach Moskau gelangte.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Salonbilder.*

Von **Gottlieb Ritter.**

I.

Von den gegenwärtigen Pariser Salons soll ich erzählen? Aber giebt es denn noch „derlei Bankete der Vernunft und Schmäuse der Seele", wie der englische Philosoph Hume sagt, der diese hübsche Umschreibung gewiß in der Seinestadt erdachte? Ja, damals standen sie in voller Blüthe. Gährende Geister und talentvolle Streber, denen die Exclusivität des Hofes die höchsten Stellen in der Armee und Verwaltung verschloß, kamen zu Rang und Reichthum durch jene geselligen Zusammenkünfte im Hause einer schönen oder genialen Frau. Von dort aus verbreitete sich der Ruhm des Findlings d'Alembert, des Uhrmachersohnes Caron, der sich selbst zum Herrn von Beaumarchais adelte, und einiger Ausländer, wie des Pfälzers Holbach und des Regensburgers Grimm, so rasch und nachhaltig über die Welt, daß fremde Regierungen glänzend bezahlte Correspondenten unterhielten, welche die graziösen und geistreichen Salonplaudereien für sie aufzuschreiben hatten. Selbst Prinzen von Geblüt besuchten die mächtigen „Geistesbureaux" von Frau de Tencin, deren Gunst einen sogar in die Akademie zu bringen vermochte, von Madame du Deffand, die aus der „Diogenestonne" ihres Lehnstuhles die Unterhaltung leitete, von Fräulein de Lespinasse, wo die Gelehrten der „Encyklopädie", die bei Madame Geoffrin gespeist, verdauten und philosophirten, von Vauvenargues, der von seinem Schmerzenslager herab mit seinen Gästen über die höchsten Fragen disputirte, und sogar die schöngeistigen Cirkel frivoler Schauspielerinnen, wo der witzige Bachaumont tausend Anekdoten vom Hofe und aus der Gesellschaft zu erzählen wußte.

Im Pariser Salon entstand das moderne Feuilleton, und mancher spätere Tribünendonnerer, wie Mirabeau, Brissot, Camille Desmoulins, bereitete sich dort zu parlamentarischer Beredsamkeit vor. Der Hof mochte über die Körper der Unterthanen gebieten, der Salon regierte die freien Geister; dort war das Schwert, hier Kopf und Herz von Frankreich.

Die Revolution setzte der Herrlichkeit ein schreckliches Ende. Die zierlichen Abbés und die geistreichen Schönheiten zerstoben in alle Winde; der Adel floh über die Grenzen; die politische Phrase bemächtigte sich der Redner, und angesichts der arbeitenden Guillotine fehlte Zeit und Stimmung, um an Kunst und Wissenschaft zu denken. Erst nach den tollen Orgien des Directoriums, bei denen man sich in einer Nacht für zehn verlebte Schreckensjahre entschädigen wollte, und als der Pulverdampf von Wagram und Waterloo verraucht war, wollte man wieder den alten Brauch in's Leben rufen. Aber die harmonische Einheit der Gesellschaft war vorüber. Zwischen den rachedurstigen und verarmten Adel und den enttäuschten dritten Stand hatten sich säbelklirrend und beuteschwer die Emporkömmlinge des Kaiserreichs gedrängt. Die ehemalige Geselligkeit erwachte höchstens noch in den Salons des Ministers und Dichters Lamartine und am Kamin von Madame Emile de Girardin. Unterm zweiten Kaiserreich jedoch, wo die schöne Souverainin eine Art literarischen Hofes um sich versammelte, dem die geistvolle Prinzessin Mathilde, Plon-Plon's Schwester, die lebenslustige Fürstin Metternich und die bürgerlichen Romandichter Octave Feuillet und Jules Sandeau angehörten, fand der wahre Salon fast keine Pflege und blieb ohne irgendwelchen Einfluß auf das sociale und künstlerische Leben.

Und die Salons der dritten Republik?

Ich will meinem Tagebuche einige Blätter entnehmen, welche die Antwort leicht machen sollen.

* * *

* Wir eröffnen hiermit eine Reihe von Schilderungen aus dem Leben der europäischen Hauptstädte und gewähren in unsern heutigen Federzeichnungen der Seinestadt den Vortritt, für welche auf unser Ersuchen die pikant-lebendige Feder des oben genannten bewährten Feuilletonisten der Wiener „Neuen Freien Presse" die Berichterstattung übernommen hat. D. Red.

Digitized by Google

Zu
Nach seinem Gemälde auf Holz üb

Digitized by Google

...panſe.

...m C. M. Seyppel in Düſſeldorf.

Digitized by Google

Der aristokratische Salon der Herzogin von G . . . im Faubourg Saint Germain. Zwei Säle, deren Ausstattung mit den Gästen im Einklang steht. Lauter gut legitimistische Divans, Stühle und Fauteuils aus der Zeit oder doch im Stile Heinrich's des Vierten, Karl's des Zehnten und Ludwig's des Fünfzehnten, und darauf sitzen vornehme Herrschaften, deren Ahnherren mit Franz dem Ersten bei Pavia fochten und mit dem „Sonnenkönig" in Versailles residirten.

Ein uralter Kammerdiener in Kniehosen öffnet die Flügelthüren, ohne die Ankömmlinge anzumelden. Man ist ja fast en famille. Es sind meist ehrwürdige Ueberbleibsel vom Hofe der Restaurationszeit, denen die Orleanisten beinahe ebenso verhaßt sind, wie die Kaiserlichen und die jetzt am Ruder stehenden Republikaner. Man sollte glauben, daß in einer so übereinstimmenden Gesellschaft die Unterhaltung eine sehr lebhafte und angenehme sein müßte. Aber man braucht sich nur jenen Herren und Damen am hohen Kamin zu nähern, um jedem Wort, Blick und Lächeln die trostloseste Langeweile zu entnehmen. Der hocharistokratische Salon von heute ist nichts, als ein Schmollwinkel für unterdrückten Ehrgeiz und enttäuschte Hoffnungen. Angeekelt, hat man aller Politik den Rücken gekehrt. Nur wenn irgend ein diplomatischer Intrigant, etwa der Senator Herzog von Broglie, eine Gastrolle giebt, werden die geheimsten Wünsche, daß sich die republikanische Führerschaft unmöglich machen und das Ausland dem Roy auf den Thron verhelfen möge, ganz ungescheut ausgesprochen. Vor der Hand sind die reactionären Verschwörer allerdings, gleich ihren Collegen in der Operette „Madame Angot", noch kaum über das Hauptrecept: „Blonde Perrücke und schwarzes Collet" hinausgekommen."

Und so ist denn die Kleiderfrage fast ausschließlicher Gegenstand der Unterhaltung: welche Robe die bonapartistische Gräfin d'H . . . auf dem deutschen Botschaftsball getragen, was der erste Pariser Damenschneider Worth für eine Seebad-Toilette creirt, ob die royalistischen geblümten Stoffe à la Marie Antoinette wirklich in die Mode kommen, und ob Fräulein Bartet vom Théâtre Français ihres Talentes oder ihres neuen Kleides wegen applaudirt worden sei. Trotz alledem entstehen manchmal peinliche Pausen im Gespräche, sodaß die Herrin des Hauses schnell irgend etwas Gutes oder Schlechtes ersinnen muß, um die sie entehrende Lücke zu stopfen. Jawohl, die junge Herzogin ist gutmüthig, wahrheitsliebend und edel, aber wenn es sich darum handelt, die Unterhaltung um jeden Preis wieder in Fluß zu bringen, dann wird sie böse, verlogen und übelzüngig. Ich kenne manche Unschuld, die in schlimmen Ruf kam, blos weil der Plauderstoff ausgegangen war.

Ueble Laune ist die Signatur dieses Salons. Auch die anwesenden jungen Herren sehen unzufrieden aus; denn sie betrachten die Pflicht, ihre Mütter hierher zu begleiten, als einen bitteren Frohndienst. Sie hätten wohl lieber den Abend im Club oder im Theater oder in galanter Gesellschaft zugebracht. Aber dort in der Fensternische sind ja die Cousinen. Allerliebste Mädchen, was? „Guten Abend, Fräulein Léonide . . ." und da staken sie schon mitten im besten Plaudern, Kichern und Kosen. Unterdessen blättert ein schweigsamer Akademiker in der „Revue des deux Mondes", als ob man nicht ohne sie selig einnicken könnte. Und hinter der spanischen Wand flüstert die lahme Herzogin Mutter mit einem dicken Abbé und jammert, gleich Scheffel's Ichthyosaurus, über der Zeiten Verderbniß. Aber das Pfäffilein, das prächtig gegessen hat und ohne Aufregung verdauen möchte, ist nachsichtig, wie alle Leute mit gutem Gewissen und gutem Magen, und überfließt zum Entsetzen der alten Dame von christlicher Gnade und Barmherzigkeit.

„Und denken Sie sich, Herr Abbé, meine Schwiegertochter hat zur Vertrauten eine Jüdin."

„Ohne Zweifel um sie zu bekehren, meine Liebe."

* * *

Diplomatischer Salon bei der Fürstin T . . . Jeden Tag wird in ihrem dem dänischen Gesandten gehörigen kleinen Palaste der Geselligkeit gepflogen. Zwischen vier bis sechs Uhr kann man sie regelmäßig im sogenannten Diplomatenwinkel sehen. Der Sonnenschein fällt in bunten Lichtern durch die gemalten Fenster auf ihre aristokratische Gestalt.

Ist sie jung? Je nun, das Alter der Frauen zählt man ja wie im Piquet: nach neunundzwanzig kommt sechszig; und wenn sie letzterer Zahl näher ist, so trägt sie das jedenfalls mit königlicher Würde. Die Taille ist fein und der Fuß nicht größer als ihre Hand, die sehr klein ist. Das Gesicht verräth den russischen Typus: wasserblaue Augen, Stumpfnase, matter Teint, starke Backenknochen und blondes Haar. Ihre Toilette ist von echtem moskowitischem Geschmacke. Sie soll jährlich hunderttausend Franken dafür ausgeben; ohne Zweifel muß sie das Vergnügen, die ersten Schneider von Paris durch ihre excentrischen Anforderungen zu compromittiren, nach Gebühr bezahlen.

Die Fürstin tauchte gleich nach dem deutsch-französischen Kriege am Pariser Horizont auf. Sie hegte von Anfang an den Plan, die kaiserlose Weltstadt für den Mangel eines Hofes zu entschädigen und ihr eine Regentin in partibus zu geben. Sie hatte zuvor in Baden-Baden den alten Thiers kennen gelernt. Bei ihrer Intelligenz, Energie und Verwandtschaft mit Gortschakow wurde es ihr nicht schwer, den großen Staatsmann für ihre Person und Idee zu gewinnen. Thiers wünschte sich ohnehin schon längst eine solche Egeria, die ihm, nicht für politische Rathschläge, wohl aber als diplomatische Zwischenhändlerin und Spionin ähnliche Dienste leisten könnte, wie Madame de Liéven dem alten Guizot. So wurde denn der greise Diplomat die Sonne ihres Salons, um welche als Planeten die Minister, Gesandten und die wichtigsten Parteiführer aller Farben kreisten. Die Fürstin selbst war nur der Mond an diesem Firmamente. Sie strahlte blos geliehenen Glanz wieder, handelte nicht selbst, sondern regte zu Thaten an und wußte es immer so einzurichten, daß sie Ansichten Anderer erfuhr, ohne ihre Meinung zu verrathen.

Das Verhängniß wollte, daß ihr treuer Berather starb und sie ohne sicheren Compaß zurückließ. Von nun an folgte sie den parlamentarischen Strömungen und war demzufolge genöthigt, öfter ihre Gesinnungen und den Charakter ihres Salons zu ändern. Als nach Thiers' Tode eine Wiederherstellung des französischen Königthums möglich und sogar wahrscheinlich wurde, da hängte die Fürstin plötzlich ihr politisches Mäntelchen nach dem legitimistischen Winde. Ein Jahr lang war der Herzog von Aumale der Abgott ihres Salons. Er thronte dort auf Weihrauchwolken und genoß den Vorgeschmack eines Hofstaates. Aber plötzlich blieb er fort. Böse Zungen behaupten, weil der Sohn Louis Philipp's gemerkt habe, daß die ehrgeizige Russin ihm ihre schöne junge Tochter zur Gemahlin zu geben trachte. Ich glaube eher, weil er die Unzuverlässigkeit der Fürstin erkannt hatte, die schon damals anfing, mit der erstarkenden republikanischen Partei zu kokettiren.

Unter der Präsidentschaft von Mac Mahon ging sie mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte in's liberale Lager über, was natürlich ihre bisherigen Anhänger verletzte, ohne ihr das Vertrauen der neuen Parteigänger zu gewinnen. Sie bemühte sich nach Kräften, Gambetta zum Stern ihres Salons zu machen, aber der schlaue Tribun fiel keineswegs in ihre Netze. Wenn er auch die wetterwendische Dame besuchte, so wählte er doch immer die Vormittagsstunden, wo der diplomatische Salon noch nicht eröffnet war. Auch die Republikaner des Centrums und der äußersten Linken blieben fern. Weil sie es immer mit den Stärkeren hielt und fortwährend die aus dem Sattel gehobene Partei im Stiche ließ, verdarb sie es mit Allen. Bald zählten ihre Armeelisten mehr Fahnenflüchtige als Combattanten.

Und doch ist sie immer noch eine vollendete Salonkönigin. Alle Feinheiten diplomatischer Sprach- und Umgangsformen sind ihr geläufig. Sie plaudert nicht, um ihre Meinung zu sagen, sondern um Andere auszuholen. Aber was kann das für einen Werth haben, wo die Personen werthlos sind? Man musterе die mumehrigen Gäste der Moskowitin!

Es sind meistens vornehme Angehörige der russischen Colonie, aber ohne socialen oder gar politischen Einfluß auf französische oder europäische Angelegenheiten. Mag sich die Fürstin noch so oft von ihrem Stuhle erheben, um dem eintretenden Gaste mit gravitätischem Gruße entgegenzugehen: er ist weder ein Gambetta, noch ein Prätendent oder ein activer Minister, sondern im höchsten Falle irgend ein dunkler Abgeordneter, dessen ganze parlamentarische Thätigkeit in der Einbringung überflüssiger Amendements besteht, die er gegen Ende der Sitzung regelmäßig wieder zurückzieht, weil alsdann ihr einziger Zweck, seinen Namen in die

Digitized by Google

Kammerberichte der Zeitungen zu bringen, glücklich erreicht ist. In einer solchen Gesellschaft werden sämmtliche diplomatische Finessen und all die kleinen Kniffe, mit denen die Fürstin früher ihren Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte bekunden wollte, einfach lächerlich. Wie in den Zeiten des Glanzes, findet man auch jetzt noch, etwa unter einem Buche oder Album, ein wie zufällig liegen gebliebenes vertrauliches Handschreiben Gortschakow's, das den Inhalt eines früheren Briefes dunkel bestätigt und ein räthselhaft angedeutetes Ereigniß voraussagt. Böse Zungen behaupten freilich, der russische Kanzler schreibe an seine Freundin viel seltener, als sie an ihn, oder jedenfalls weniger häufig, als sie behaupte, und das unvermeidliche Billet sei immer das nämliche, wie eine Theaterpastete.

Kurz, der ehedem glänzende Salon ist zur Caricatur geworden. Man sagt, die Diplomatin habe in Paris schon runde fünf Millionen ausgegeben, und werde demnächst vor ihrer Concurrentin, der geistreichen Freundin Gambetta's, Madame Edmond Adam, die wirklich Präfecten ernennen und Minister stürzen soll, enttäuscht und besiegt das Feld räumen und nach St. Petersburg heimkehren. — —

Seitdem ich Vorstehendes in mein Tagebuch schrieb, hat die Fürstin T. wirklich Paris verlassen, und kein Mensch in Paris würde mehr von ihr sprechen, wenn nicht jüngst die Zeitungen gemeldet hätten, sie stehe im Begriffe, an die Seine zurückzukehren, um wieder einen politischen Salon zu eröffnen. Wird dieser zweite Versuch besser gelingen, oder wird sie abermals glauben, Geschichte zu machen, und blos — Geschichten machen?

* * *

Schöngeistiger Salon bei Victor Hugo! Prachtvoller rother Saal mit prismatisch funkelndem venetianischem Kronleuchter. Nur Spiegel, aber keine Bilder an den Wänden. Schwere Lehnstühle und leichte Sessel aus vergoldetem Bambus, die doch stark genug sind, um das sterbliche Theil Gambetta's, Augier's, Renan's und anderer gewichtiger Persönlichkeiten zu tragen. Nebenan ein ebenfalls reicher Saal mit gepreßten Ledertapeten aus Cordova und einem kostbaren Gobelinteppich an der Decke. Dann das Eßzimmer, von grünem Sammt verhängt; eine Glasgallerie, in welche sich die Raucher vor dem nikotinfeindlichen Dichter zu flüchten pflegen; endlich ein Zimmer mit kostbarer Bibliothek und herrlicher Jugendbüste des Dichters von David d'Angers.

Die politische und künstlerische Welt ist gleich stark vertreten. Neben dem aristokratischen Frack sieht man den bürgerlichen Gehrock. Echte Figuren aus vorstädtischen Wahlversammlungen und aus den Bierstuben des lateinischen Viertels tragen unter schlichtem Kittel eine bunte, offenbar sonntägliche Weste. Dort plaudert der gravitätische Gambetta mit dem Socialisten Louis Blanc, einem blassen, breitmäuligen Männchen, und wird von seinem Freunde Coquelin, dem besten Schauspieler Frankreichs, ostentativ gedutzt und „Mon cher Léon!" angeredet.

Unter den alten und jungen Damen bemerken wir die honneursmachenden Hausfrauen, nämlich die weißlockige Madame Drouet, die getreue Begleiterin des Dichters, und seine in zweiter Ehe mit dem Abgeordneten Lockroy vermählte jugendliche Schwiegertochter, die Mutter von Georges und Jeanne Hugo, welche letzteren von ihrem Großvater so schön besungen wurden.

Dort lehnt er selbst mit dem Rücken am Kaminbord. Ob seinem herrlichen Kopfe vergißt man seine vierschrötige kleine Statur und den philiströsen Spitzbauch. Dichtes, blendend weißes Kopf- und Barthaar umrahmt das Gesicht. Die prächtig gewölbte Stirn ist wie aus Erz gegossen und von breiten Falten gefurcht. Sie hat am besten des Lebens Stürme überdauert. Die kräftige Nase senkt sich altersschwach zum Mund herab, und die Augen sind klein geworden. Ein feuchter Schleier verdeckt diese schwimmenden Sterne, die von unbestimmter Farbe sind. Die früher Feuer gesprüht, verrathen jetzt die stille Beschaulichkeit des Alters. Sie versinken fast in den faltigen Höhlen, und nur im Momente des Affectes, wenn der Dichter sie mühsam aufreißen will und sich die unendliche Stirn in tausend Runzeln und Linien bricht, zuckt es darin von Leben und Gluth, doch blos auf einen Augenblick. Eine milde Hoheit ist über das ehrwürdige Greisenantlitz ausgegossen, und wer darin zu lesen versteht, dem erzählt es von einem reichen und guten Herzen, von heißen Kämpfen für Ehre und Recht, von tiefer Menschenliebe und hohem Gedankenflug, von immerfort gewaltiger Schöpferkraft und einer Poetenseele, deren Gluth noch nicht in Asche versunken ist.

Der Verkehr in des Dichters Salon ist frei und ungezwungen. Nach französischer Sitte wird Niemand vorgestellt und meldet man nur die seltenen Gäste an. Man tritt herein, mischt sich in die Gruppen und begrüßt gelegentlich den einfachen und herzlichen Dichter, wenn er einem nicht zuvorkommt; denn er hat ein vortreffliches Auge. Den Damen gegenüber ist er von ausgesuchter, fast altväterischer Galanterie: er liebt es, ihnen zum Willkommen und Abschied die Hand zu küssen. Das gemachte oder, wie der selige Philipp Ulrich Schartenmayer sagen würde, „übermachte" Pathos seiner Werke liegt seiner Plauderei fern. Ein ausgezeichneter Erzähler, kramt er gern in seinen Erinnerungen, wobei er vom jugendfrischen Gedächtniß nie im Stiche gelassen wird. Er weiß die überraschendsten Anekdoten höchst anschaulich zu erzählen, und wenn er in kurzen Worten das Portrait irgend einer historischen Persönlichkeit aus den Zeiten Karl's des Zehnten oder des Bürgerkönigs zeichnet, so glaubt man den Betreffenden leibhaftig vor sich zu sehen.

Bitten ihn die Damen darum, so holt er wohl aus seinem Studirzimmer, das noch kein fremder Fuß betrat, einige große Bogen holländischen Büttenpapieres, das er in Stunden dichterischer Arbeit mit seiner riesenhaften Kielfederschrift zu bedecken pflegt, und liest das neueste Kind seiner Muse mit der ihm eigenen vollen, vibrirenden Stimme vor, die aus tiefstem Herzen kommt und mit sympathischer Gewalt wieder zu Herzen dringt.

Offen gesagt, ich bewundere die französische Prosa, aber der Alexandriner ist mir ein Gräuel, und ich entschuldige die Abonnenten des Théâtre Français, die den classischen Donnerstagsaufführungen von Corneille, Racine und Voltaire nur einen seligen Schlummer entgegenbringen. Die Schönheit und das Erhabene mancher Stellen wird durch die steife Monotonie des Versmaßes und den geschraubten Vortrag der Schauspieler fast immer verkümmert. Die letzteren zerfallen in zwei Schulen: die Einen singen die gereimten Bandwürmer im herkömmlich langweiligen Zwölffüßen-Rhythmus, die Anderen — und die Herrschaften nennen sich Realisten — lösen die Verse in regellose Prosa auf, indem sie die Cäsur willkürlich brechen und die Reime durch eine subtile Kunst im Verschlucken und Ueberhasten wegescamotiren.

Victor Hugo thut weder das Eine noch das Andere. Er gewährt der Poesie ihr Recht und läßt den Reim nachklingen, doch ohne ihn zu betonen. Sein Vortrag übereilt nichts und ist doch bewegt und feurig, was allerdings schon der kecke Wurf seiner Verse ermöglicht. Nie wird der herrliche Wohlklang seiner Dichtung so klar wie in seinem Munde. Und folgt eine jener zahlreichen Stellen, wo die Poesie in grellen Antithesen und leerem Wortgepränge und Bombast unterzugehen scheint, dann glaubt man im Zauberbanne seiner gewaltig erhobenen Stimme einem mystischen Propheten zu lauschen, dessen Erhabenheiten kühlem Verstande, der nichts Uebersinnliches faßt, verschlossen bleiben, während sie gläubiger Hingabe eine Welt von Schönheit ahnen lassen. Man muß Victor Hugo sich selbst vorlesen hören, um ihn zu verstehen, oder um wenigstens zu fühlen, wie er's versteht.

Leider läßt der greise Dichter meistens den anwesenden jungen Lyrikern das Wort. Alsdann werden oft ganze Sonettenkränze vor den arglosen Gästen heruntergehaspelt. Zum Glück giebt es noch gewisse Ruhepunkte, wo Vorleser und Publicum Athem schöpfen können, nämlich wenn das bereitgehaltene Glas Zuckerwasser durch die trockene Kehle gegossen wird. So träufelt man löschendes Naß auf die Wagenachse, die sich zu entzünden droht; aber die lyrische Gluth hat noch kein Zuckerwasser gedämpft.

Was den Besuch dieses Pariser Salons noch mehr verleiden kann, ist der überschwängliche Götzendienst, den seine Jünger mit dem achtundsiebenzigjährigen Dalai Lama treiben. Jedes Wort aus seinem Munde wird wie ein Evangelium betrachtet und — heimlich aufgeschrieben; denn die meisten Gäste führen ein Hugo-Tagebuch, mit dem sie nach des Dichters Tode ein hübsches Stück Geld zu verdienen hoffen. Nehmen solch ergiebige Publicationen doch schon zu seinen Lebzeiten immer mehr überhand. Anders als „Meister" und „Lieber Meister" wird der Greis gar nicht angesprochen. Der Hugo-Cultus hat entschieden etwas Abgeschmacktes. Kürzlich wurde Hugo als größter Mann des Jahrhunderts angeredet, und der phrasenhafte Louis Blanc rief in Verzückung:

Digitized by Google

„Wenn es auf Erden und im Himmel Erhabeneres gäbe als Dein Geist, so wäre es Dein Herz.“ So bedeutend Hugo auch sein mag, der ohne Zweifel ansehnliche Werth seiner Dichtung motivirt keineswegs maßlose Verhimmelung. Man muß da Vieles auf Rechnung des französischen Nationalcharakters setzen, der stets seinen Personencultus haben muß, und welch würdigeren Gegenstand könnte er finden, als den ruhmgekrönten Romantiker und unentwegten Kämpfer für alle Humanität? Aber diese lärmvolle Begeisterung ist auch berechnete Reclame einer starken Partei, die gegen die überrealistischen Neigungen der neuesten Kunst protestiren will und dagegen Hugo's ideales Banner aufpflanzt.

Ein anderer Umstand ist dem deutschen Beobachter peinlich. Die unduldsamen Trabanten verbieten bei allerhöchster Ungnade, im Salon ihres Meisters den Namen „Goethe“ auszusprechen. Hugo selbst vermeidet seit vielen Jahrzehnten in Wort und Schrift ebenfalls die Nennung des Weimaraner Jupiters. Schmerzt den Greis noch immer das scharfe Urtheil über seinen Jugendroman: „Notre-Dame de Paris“ in Eckermann's Gesprächen? Der geistreiche Wiener Feuilletonist H. Wittmann hat wohl das Richtige getroffen, wenn er den Grund dafür in Hugo's Eifersucht auf seinen gefährlichsten Nebenbuhler um die Palme des Jahrhunderts vermuthet. Wie man das sechszehnte und das vorige Säculum auf die Namen Luther's und Voltaire's getauft hat, so schmeichelt sich der französische Poet, die Nachwelt werde unsere Zeit das Jahrhundert Victor Hugo's nennen. Er kennt aber des deutschen Dichterfürsten Universalgenie, das die Höhen und Tiefen der Wissenschaft und Poesie mit gleicher Allmacht umfaßte, viel zu gut, um nicht zu befürchten, wenn die Weltenuhr zum neunzehnten Schlage aushebe, so werde die Menschheit nicht seinen Namen rufen, sondern: Johann Wolfgang Goethe!

Aus der alten Bischofstadt Halberstadt.

„Mukuh von Halberstadt,
Brenk doch unsen Kinde wat!
Wat soll ick ehm denn brengen?
Ein Hottepiäthen un raude Schoh,
Un en holtenen Wagen dato.
Heide, Holle, hutt!“

singen die Kinder auf den Straßen in Halberstadt und erinnern uns an die Zeit, wo Bischof Buko, der Kinderfreund, mit glänzendem Gefolge einzog, um den erledigten Bischofsstuhl einzunehmen. Ihrem kindlichen Munde ist „Mukuh“ geläufiger als Buko — und so muß sich denn der alte Herr diese Verstümmelung seines Namens gefallen lassen.

Ja, Halberstadt ist ein alter Bischofssitz, das sieht man, sobald man sich ihm nähert; die zahlreichen Thürme zeugen davon, sie geben der Stadt schon aus der Ferne ein ehrwürdiges Aussehen, und vor Allem fallen dem Beschauer die schlanken gothischen Thürme des Domes auf.

Halberstadt liegt in einer Thalmulde, die von der Holtemme, dem munteren Kinde der grünen Harzberge, durchflossen wird, vor widrigen Winden geschützt durch die Höhenzüge der zerklüfteten Klusberge und des buchenbekränzten Huys. Am fernen Horizonte zeichnen sich die Contouren des Harzes scharf am Himmel ab, und wie ein Patriarch erhebt über ihnen der alte Brocken sein sagenumwobenes Haupt. Gesegnet ist dieses Thal, die wogenden Korn- und grünenden Rübenfelder zeugen davon; viele Morgen des Halberstädter Weichbildes sind aber auch mit den duftigen Kindern Floras geschmückt: da hauchen ganze Felder voll Reseda ihr würziges Arom; da glühen weite Strecken Astern bunt und farbenprächtig uns entgegen. Schienenwege führen nach allen Richtungen der Windrose hin; Handel und Wandel blühen — dafür sprechen die rauchenden Schornsteine, die schmucken Läden der Straßen und Plätze.

Treten wir eine Wanderung durch die gebogenen und gewundenen Straßen der Stadt an, so begegnen uns überall die antiken Giebelhäuser mit der gut erhaltenen Holzschnitzerei, mit den überstehenden Etagen; hier und da blickt uns ein alter Erker, dort ein reich verzierter Vorbau, ein Wahr-, ein seltsames Innungszeichen an. Die weitaus meisten dieser Bauten stammen aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert, gerade so, wie die der Harzschwesterstädte Goslar, Osterwieck, Quedlinburg und Wernigerode.

Vor allen Dingen fesselt der herrliche gothische Dom, welcher schon im Jahrgang 1862 (Seite 277) der „Gartenlaube“ in Bild und Wort dargestellt wurde, die Aufmerksamkeit des Beschauers. Es giebt im nördlichen Deutschland wohl noch manch größeres, aber kein schöneres Gotteshaus, als dieses. Die Form des Doms ist die des Kreuzes; er liegt erhöht, auf drei Seiten von den stattlichen Curien der ehemaligen Domherren, dem 1875 neu errichteten Gymnasium und den Domprediger-Wohnungen umschlossen, während die vierte Seite auf den schönen wohlerhaltenen Domplatz schaut, dessen anderes Ende die 1005 begonnene und 1284 beendete, im romanischen Stile aufgeführte, vierthürmige Liebfrauen-Kirche einnimmt. Eine lange Zeit theilte letztere das Schicksal so manches anderen Gotteshauses der Stadt: sie wurde als Heumagazin verwandt, seit dem Jahre 1848 ist sie aber wieder restaurirt und ihren ursprünglichen Zwecken zurückgegeben. Außer diesen beiden Kirchen finden sich noch die Pauls-Kirche, mit Thüren im Rundbogenstile geschmückt, die dem zwölften Jahrhundert entstammen, die Moritz-Kirche, die im Spitzbogenstil errichtete Martini-, die 1366 in demselben Stil vollendete Andreas- und die St. Katharinen-Kirche, die 1399 gebaut wurde. Sechs geweihte Stätten sind baufällig geworden und werden zu weltlichen Zwecken benutzt; eine darunter ist sogar zum Schauspielhause umgewandelt, in dem sich jedoch die Musen nicht recht heimisch fühlen wollen. Unter ihnen befindet sich auch die am Antonius-Hofe belegene französisch-reformirte Kirche.

Hinter dem Dome versteckt liegt ein bescheidenes Haus, durch dessen niedrige Räume einst der Hauch echter deutscher Poesie zog, in denen die Freundschaft ihren Tempel baute; die Neuzeit zierte es mit einer steinernen Tafel:

„Hier lebte und dichtete Joh. Wilh. Ludw. Gleim,
gestorben den 18. Februar 1803.“

Nach Möglichkeit hat man die Räume wieder so eingerichtet, wie sie waren, als sie der Canonicus Gleim inne hatte; eine reiche Sammlung von Portraits und Büsten und vielen anderen Sachen, die sich auf sein Leben beziehen, ist darinnen aufgestellt.

Auch die alte bischöfliche Residenz, der Petershof, erhebt sich auf dem Domplatz, er ist von Burchard dem Ersten im Jahre 1052 auf einem Felsen erbaut, dessen Fuß von der Holtemme bespült wird; die dem heiligen Petrus geweihte Capelle gab ihm den Namen. Heute wird nun freilich kein glänzendes Hoflager mehr hier gehalten — heute spricht hier das Kreisgericht Recht, und die dort untergebrachten Gefangenen sehen diesem Ausspruch gespannt entgegen.

Wir verlassen den schönen Domplatz und gehen an der Dompropstei vorüber durch den sogenannten „Zwicken“ (Schwibbogen), einen im antiken Geschmacke ausgeführten Bogengang, dessen Fries zahlreiche Familienwappen der ehemaligen Domherren schmücken. Es sind die in und um Halberstadt häufig sich wiederholenden Wappen Derer von Oppen, von Schulenburg, von Bieren, von Wrampe, von Lochow, von Rintorff, von Treskow, von Holle, von Hoppenkorb, von Bennigsen, von Rössing und Spiegel von Pickelsheim.

Der Name Spiegel kommt oft in der Geschichte Halberstadts vor; dieser Familie dankt die Stadt die Anlage ihres schönsten Vergnügungsortes, der „Spiegel'schen Berge“, welches Besitzthum sie dem Publicum bereitwilligst geöffnet hat. Noch bis vor kurzer Zeit lebte hier Domherr von Spiegel, der sich seine hinter dem Dom gelegene Curie mit Kunstwerken ersten Ranges — wovon die hervorragendsten: „Die Söhne Eduard's“ und: „Die Chorknaben bei der Vesper“ von Th. Hildebrandt — schmückte. Auch schöne Architekturbilder des Malers Hasenpflug sind dort vorhanden. Ueberhaupt findet die Kunst in Halberstadt einen dankbareren Boden, als dies wohl in manchen gleich großen Städten der Fall ist. Die Anregung dazu verdankt man hauptsächlich dem rühmlichst bekannten Dr. Lucanus, der die ambulanten Kunstvereine in's Leben rief. Auch der ausgezeichneten, reichhaltigen und wohlgeordneten ornithologischen Sammlung des Oberamtmann Heine auf dem Burchardi-Kloster ist hier zu gedenken.

Digitized by Google

Nachdem wir uns in der durch ihren Besitzer bekannten und vielbesuchten Conditorei des Herrn Teesen gestärkt, schreiten wir an den beiden schon sehr modernisirten Häuserreihen der Schmiedestraße vorüber und treten auf den an alterthümlichen Gebäuden so reichen Holzmarkt. Wir haben hier das Bild vor uns, welches unser Holzschnitt zeigt. Unwillkürlich fühlen wir uns um einige Jahrhunderte zurückversetzt; das, was sich unserem Auge bietet, steht den berühmten Nürnberger Stadtansichten in keiner Weise nach. Vor allen Dingen entzückt uns ein stattliches Haus, von dessen Alter die Ehrfurcht gebietenden Zahlen 1433, 1531, 1663 zeugen; die Füllung der Brüstung — eine „Justitia" mit verbundenen Augen und den Buchstaben T S W (Trau, Schau, Wem) — und ein sinniger Spruch, der das mit Wappen und Bildern im Renaissancestil ausgeführte Treppenhaus ziert, machen, uns die Bestimmung dieses Baues klar — es ist das „Rathhaus".

Stolz hält der alte „Roland" mit gezücktem Schwerte davor die Wacht — einst das Zeichen des Rechts des hochnothpeinlichen Gerichts und der Grafenwürde. Wenn auch die Rosette die Jahreszahl 1483 trägt, sagt man doch, daß diese Zahl neueren Ursprungs, die Bildsäule selbst aber schon unter Karl dem Großen 789 errichtet sei. Die grausigen Mordinstrumente, die Schellen, die Eisen und die Foltertverkzeuge, die von der damaligen Rechtspflege unzertrennlich sind, befanden sich ehedem im Keller eines Hintergebäudes vom Rathhause, welches seine Front dem Fischmarkte zukehrt — des an Inschriften so reichen „Richthauses".

Am Holzmarkt zu Halberstadt.
Nach einer Photographie auf Holz übertragen.

Höchst spaßhafter Natur ist das „Hilarius-Männchen" im Reliefbild am östlichen Portal: da streichen der Trompeter und der Dudelsackpfeifer dem Bürgermeister den Bauch. Halberstadt hat noch manche solcher Wahrzeichen aufzuweisen, so das „blutende Schwert" an der Liebfrauen-Kirche, an das sich eine düstere Rittersage knüpft, dann das „Broimännchen" an einem 1577 erbauten Eckhause der Gerberstraße zu Ehren des Brauers des

„Broihans“, und dann das Bild „Tetzel's mit dem Ablaßkasten“ an dem sogenannten „Tetzel-Hause“ neben dem mit Holzarchitektur so überaus reich ausgestatteten „Schuhhof“ — Wappen, Inschriften, Gewerkzeichen ziehen sich wohlbehalten in ununterbrochener Reihe an seiner Font hin und das

„Anno Domini 1520 hanc posui.“
(„Im Jahre 1520 habe ich dies Haus gebaut.“)

spricht für sein respectables Alter.

Das zweite Bauwerk, welches die Abbildung zeigt, ist die sogenannte „Commisse“, das zweite bischöfliche Residenzschloß, 1596 von Heinrich Julius für 72,000 Thaler erbaut, jetzt der Sitz des Hauptsteueramtes; seinen Namen erhielt es, weil die Waaren, welche von dem Fiscus als gepascht recognoscirt wurden, demselben „in commissum“ verfallen waren und dorthin gebracht wurden.

Das dritte Gebäude, welches wir erblicken, ist die Krone aller Häuser der Stadt, der nach seiner Inschrift: „anno domini 1461 in dio Dorothee“ auf der Stelle des ehemaligen, vom Grafen von Reinstein oder Regenstein erbauten Franziskaner-Klosters errichtete „Rathskeller“. Reich an Holzarchitektur, welche einen hohen Kunstwerth besitzt, ist er gut erhalten; die Etagen springen über einander hervor und berühren in ihren oberen Stockwerken fast das sich gleichfalls nach oben erweiternde Nachbarhaus, welches auf unserem Bilde die Straße abschließt und ebenso wie ersteres durch sein Alter und sein wohlerhaltenes, kunstvolles Schnitzwerk ausgezeichnet ist. **E. von Wald.**

Aus dem Zeitalter der Polizei.

Schicksale eines Buches.

Der Mann, in dessen Schicksalsbuche ich flüchtig blättern will, ist vorzeitig grau geworden, aber seine Gestalt blieb aufrecht, wie ein Baumstamm, der sich nichts aus Wind und Wetter macht. Als er jung war und seine ersten Lieder sang, mögen die Blicke der Frauen mit Wohlgefallen an ihm gehangen haben; nun er alt geworden, schauen respectvoll die Manner auf ihn. Ich spreche von Johannes Nordmann, dem Präsidenten des Wiener Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia“. Oder vielmehr nicht von ihm, sondern von einem seiner Bücher, welches vor Kurzem in dritter Auflage erschienen ist und eine wunderliche Jugendgeschichte hat. Es heißt: „Frühlingsnächte in Salamanca“ und ist eine Erzählung, aus dem lustigen Novellino des alten Italieners Masuccio herausgearbeitet, aber dem heiteren Glanze, der über die Darstellung ausgegossen ist, merkt man es nicht an, daß an der Wiege dieses Büchleins die Polizei gesessen hat. Ja wohl, die Polizei. Und zwar diejenige der tollsten Reaction, deren noch heute jeder betagte Wiener sich mit geheimem Grauen erinnert.

Die Völker lieben es, ihren Städten charakteristische Prädicate beizulegen. Namentlich wissen die Italiener stolze und klangvolle Beiworte für ihre großen städtischen Gemeinwesen zu finden. „La felice“, „la bella“, „la superba“. Auch wir Deutsche sprechen wohl gern von unseren großen Städten in bezeichnenden Eigenschaftswörtern. Das „kritische“ Berlin, das „reiche“ Leipzig, das „schöne“ Dresden, das „ehrwürdige“ Prag, das „gemüthliche“ Wien. Und just von Wien gilt das alte Prädicat nicht mehr: es hat seit Anno Windischgrätz und der Concordatsherrschaft aufgehört, das „gemüthliche“ zu sein. Die Lebenslust konnte ihm nicht vergällt und die Schönheit seiner Frauen nicht getilgt werden, aber die Naivetät ist ihm ausgetrieben worden; denn zehn volle Jahre clerical-feudaler Polizeiwirthschaft bringen es schon zuwege, daß, um mit Schiller zu reden, der Spiritus zum Teufel geht und das Phlegma bleibt. So ganz wörtlich braucht das Citat allerdings nicht genommen zu werden: was übrig blieb, langt eben schon noch für eine sehr große, sehr schöne, sehr bewegliche Stadt; nur eben die „Gemüthlichkeit“ ist dahin, und die Sünde, sie verscheucht zu haben, lastet neben vielen anderen auf den Schultern der Polizei in der bitterbösen Episode zwischen Windischgrätz und Schmerling.

Ein Bild von düsterster Färbung thut sich auf, wenn man in diese und die ihnen vorangegangenen Tage zurückdenkt. Metternich hat die Gewalt, und Sedlnitzky versieht ihm die Polizei. Dem Volke ist so sehr aller bürgerliche Muth abhanden gekommen, daß es vor Schreck erzittert, als Anastasius Grün das dreiste Verlangen äußert, frei sein zu wollen. Kuranda, der frisch von der Leber weg sprechen und schreiben will, muß hinaus in die Fremde, in's Exil. Moritz Hartmann, Alfred Meißner, Eduard Mautner und auch Johannes Nordmann, welche singen wollen, wie der Vogel singt, müssen aus dem engen heimischen Vogelbauer entfliehen, um in Leipzig sich dürftige Nester zu gründen. Wien lacht über Nestroy's Späße, aber das Lachen tönt wie dasjenige eines arglosen Kindes. Dann kommt das jähe Aufleuchten vom 13. März, ein kurzes enthusiastisches Ringen, das in den Laufgräben der „gemüthlichen“ Kaiserstadt blutig endet.

Und da es nun stille, todtenstille geworden ist, wie in einem großen Grabe, übernimmt der General und Freiherr von Kempen, eine mitleidslose Sergeantennatur, als Polizeiminister die Sorge für die öffentliche Sicherheit; ihm zur Seite als Stadthauptmann von Wien steht der Oberösterreicher Weiß von Starkenfels, ein Wütherich von Temperament, ein fanatischer Kirchengänger, eine Tilly-Gestalt, aus den Tagen des dreißigjährigen Krieges in unser Jahrhundert versetzt. Alexander Bach, der Renegat, schließt sich als Minister des Inneren würdig an. Graf Leo Thun, der finstere Concordatsgraf, leitet Cultus und Unterricht.

Das ist eine Festtagszeit für Gensd'armen, Jesuiten und Spitzel. Wer je eine Geschichte der Polizei schreiben wird, muß dieses Capitel mit besonderem Fleiße studiren; denn aus demselben ergiebt sich, warum schon das bloße Wort Polizei so gehässig, so abschreckend dem Volke in die Seele klingt. Es wird in der Welt wohl nie an Polizisten fehlen, aber nicht sie sind das Uebel. Nur wenn der Detective sich in die Kutte und der Jesuit sich in die Uniform steckt, dann Gnade Gott den Völkern! Vor den Polizisten nicht, vor den Polizeiseelen bewahre uns der Himmel.

Und mit diesen hatte Johannes Nordmann sein Lebtag viel sich abzukämpfen. Er ist glücklicher Weise ein starker Mann, und als er während der Concordatszeit einem Wiener Blatte Localplaudereien schrieb, that er es unter dem Zeichen des Dreschflegels. Daher ist es denn gekommen, daß er Kempen und Weiß von Starkenfels und Alexander Bach siegreich überdauerte, daß ihm die Liederquelle in seinem Herzen nicht versiechte, und daß sogar seine „Frühlingsnächte in Salamanca“ mit ihrem prächtigen Sternenschimmer wieder aufgingen, nachdem die Nacht der Reaction mit ihrer dichten, seelenlosen Finsterniß verrauscht war — verrauscht, aber vielleicht nicht auf Nimmerwiederkehr. Das Ideal ist unsterblich, aber auch sein Widerspiel ist es. Darum finde ich es so nützlich, in besseren Tagen sich überstandener Leiden zu erinnern. Wer weiß, wie bald sie wieder an unsere Thür klopfen!

Es war im Jahre 1852, als Nordmann, der sich emsig mit italienischer Literatur beschäftigt, der einen Roman „Carrara“ aus Paduas Vorzeit und ein gutes Buch über Dante's Zeitalter geschrieben hatte, auch über die Geschichten des Masuccio gerieth. Das sind lustige, aber auch ein wenig unsaubere Stücke.

„Ich setzte einen künstlerischen Ehrgeiz darein,“ sagt Nordmann in seiner derben, ungeschminkten Art, „eine Geschichte aus den fünfzig Novellen herauszugreifen, die am schwersten rein zu kriegen schien.“ Und das war gleich die erste des „Novellino“. Unter der Hand wuchs ihm die Arbeit zu einem kleinen Romane an, und da er selber eine Revue „Der Salon“ herausgab, so war nichts natürliches, als daß er sein Opus, das vorerst den Titel „In Salamanca“ trug, in dieser Revue zu veröffentlichen begann. Aber er hatte ohne die Polizei gerechnet. Kaum war die erste Abtheilung erschienen, so ereilte ihn eine Vorladung, die ihn vor den „Preßrath“ Hauk citirte.

Die „spanische Geschichte“, so ward ihm eröffnet, wäre namentlich in clericalen Kreisen „übel vermerkt“ worden, sie sei nicht danach geartet, um in einem „christkatholischen Staate“ zugelassen zu werden. Nordmann, der kein Hasenfuß ist, wallte auf. Die nächste Stunde sah ihn, eine Audienz erwartend, im Vorzimmer des Generalgewaltigen, des Polizeiministers von Kempen. Mag er selbst den Verlauf dieser Audienz berichten:

„‚Excellenz‘, wendete ich mich an den in Wien Verrufenen

Digitized by Google

und Gefürchteten, ‚ich habe an Sie eine ästhetische Frage zu richten.‘

‚Da stehen Sie vor der unrechten Schmiede; ich bin Soldat und traue mir in solchen Dingen kein Urtheil zu.‘

‚Herr General, es handelt sich auch nicht so sehr um ein Urtheil, und ich möchte Sie in der eiteln Voraussetzung, daß Sie vielleicht einen flüchtigen Blick in meine Geschichte „In Salamanca“ geworfen haben, nur fragen, ob Ihnen diese Arbeit mißfallen hat.‘

‚Im Gegentheil, sie gefällt mir ganz außerordentlich, und ich freue mich auf die Fortsetzung.‘

‚Excellenz, die Fortsetzung werden Sie nicht lesen.‘

‚Warum nicht?‘

‚Weil Ihr Censuramt schon am Eingange über einen Stein des Anstoßes gestrauchelt ist und mir die weitere Veröffentlichung untersagt hat.‘

‚Welcher Dummkopf hat da wieder die plumpe Hand im Spiel?‘“

War das der vielverlästerte Tyrann Kempen? Ei gewiß, nur hatte diesmal sein Verfahren einen ganz eigenthümlichen Grund. Kempen war den Clericalen spinnefeind. Hatte er zwischen diesen und den Liberalen zu wählen, so sah er die Letzteren als das kleinere Uebel an. Eines Tages wendete sich Cardinal Rauscher, weiland Fürst-Erzbischof von Wien, mit dem Ansinnen an ihn, durch die Polizei-Organe Tabellen über alle in „wilder Ehe“ lebenden Personen anfertigen zu lassen. Darauf gab Kempen bündig zur Antwort, er halte ein derartiges Begehren von kirchlicher Seite für unzulässig und werde seinerseits nie zu einer solchen Familien-Inquisition die Hand bieten. Der Cardinal habe übrigens ein leichtes Spiel, über jene Personen, bei denen ihm in seinem Sprengel eine Spionage zustehe, das Gewünschte in Erfahrung zu bringen, dürfe sich aber darüber nicht verwundern, wenn er finden sollte, daß fast eben so viele „wilde Ehen“ wie Pfarrämter vorhanden seien.

Bei Herrn von Kempen also war der Proceß Nordmann und seiner „spanischen Geschichte“ anscheinend gewonnen.

Aber dieser „Salon“, diese leidige Revue, war noch anderen Leuten ein Dorn im Auge, und deren Haß schrieb sich aus den Tagen her, da Nordmann die Erlaubniß zur Herausgabe seiner Zeitschrift förmlich erzwungen hatte. Das hatte nämlich folgende Bewandtniß. Nordmann war zum Minister Bach gegangen, der, als er im Jahre 1848 „dem Weltgeiste die Thüren angelweit öffnen“ gewollt hatte, ein Bekannter des Schriftstellers gewesen war.

„Sie wollen eine belletristisch-kritische Revue herausgeben?“ fragte Bach. „Ich finde ein solches Unternehmen unpraktisch, und Sie werden damit keine Geschäfte machen. Warum versuchen Sie es nicht lieber mit einer politischen Wochenschrift? Darüber ließe sich allenfalls sprechen.“

Der Minister hätte Nordmann gern für seine eigenen Dienste gewonnen, aber da dieser beharrlich that, als ob er den Wink nicht verstehe, so erklärte Bach schließlich:

„Mich soll es freuen, wenn Sie mit Ihrem Unternehmen durchdringen, und von mir wird die Sache rasch und anstandslos erledigt werden.“

Es geschah aber weder rasch noch anstandslos. Der Stadthauptmann Weiß von Starkenfels hatte auch ein Wort dazwischen zu reden und er that es dem Demokraten Nordmann gegenüber auf seine Weise. Nordmann bekam plötzlich von der Polizei die Mittheilung, daß er aus Wien ausgewiesen und in eine Kreisstadt zu internirен sei.

Nun wieder zu Bach, dem Minister.

„Excellenz, Ihre Verwendung für meine literarische Angelegenheit war nicht besonders wirksam. Anstatt die nachgesuchte Concession zu erhalten, soll ich aus Wien ausgewiesen und in einer kleinen Landstadt internirt werden. So lautet der drakonische Befehl des Herrn Weiß von Starkenfels, der mir aber nur mündlich durch einen Polizei-Commissär mitgetheilt wurde.“

„Hat man Ihnen keine Gründe dieser Maßregel angegeben?“

„Nein.“

„Ich sichere Ihnen schon vorwegs zu, daß Sie Wien nicht zu verlassen haben. Dennoch möchte ich Sie ersuchen, sich zu dem Stadthauptmann zu begeben und ihn um die Gründe Ihrer Ausweisung und Internirung zu befragen.“

In die Höhle des Raubthieres. Das war ein wirkliches Wagstück; denn vor Weiß von Starkenfels zitterte buchstäblich ganz Wien. Dieser Polizei-Pascha blickte finster und lauernd, sprach „wie ein Kettenhund“, handelte gewaltthätig.

Nordmann trat bei ihm ein.

„Was wollen Sie? Wie heißen Sie?“

„Ich heiße Nordmann. Es kann offenbar nur ein Versehen Ihrer Untergebenen sein, daß ich heute die polizeiliche Weisung erhielt, Wien zu verlassen.“

„Es ist kein Versehen; denn es geschah auf meinen Befehl.“

„Und was veranlaßte diesen Befehl?“

„Darüber habe ich Ihnen keine Rechenschaft zu geben.“

„Doch, Herr Stadthauptmann. Ich habe mir diese Frage auf Anregung des Ministers des Inneren, von dem ich komme, erlaubt.“

„Sie werden doch nicht in Abrede stellen wollen, daß Sie eine politisch compromittirte Persönlichkeit sind? Als solche müssen Sie am besten wissen, wie Sie sich im Jahre 1848 und später vergangen haben. Was Sie damals im Café Sch. vor vielen Leuten ausgesprochen haben, das könnte Sie an's Messer bringen.“

„Ich bin bis zur Stunde niemals in dem genannten Café gewesen.“

„Und ich habe mich mit Ihnen in keine Discussionen einzulassen.“

Der Dialog ist knapp, wuchtig und grob, wie man sieht. Der Schriftsteller duckt sich vor dem Polizei-Pascha nicht. Im Gegentheil, dieser kommt schließlich so sehr in die Enge, daß er in seiner Verlegenheit an Nordmann plötzlich die Frage richtet:

„Wann sind Sie geboren?“

„Am 13. März 1820.“

„Sie freilich konnten keinen anderen Geburtstag als den 13. März haben.“

Dieses Dictum verdient unsterblich zu sein. Nordmann galt als Demokrat, und der 13. März war der Tag des Beginnes der Wiener Revolution. Ein Weiß von Starkenfels mochte wollen, daß dieses ominöse Datum überhaupt aus dem Kalender der Weltgeschichte gelöscht werde. Es geht nun allerdings auch über die Kräfte der Polizei, eine geschichtliche Thatsache ungeschehen zu machen, allein dem armen Nordmann gegenüber Sieger zu bleiben, schien für den Stadthauptmann keine Schwierigkeiten zu haben. Der Ausweisungsbefehl stand einstweilen aufrecht. Der Finanzminister Kraus sagte zu dem Poeten:

„Wenn Sie ein Jude wären, so würde ich mir die Verfolgungswuth des Stadthauptmanns gegen Sie erklären können. Er hat mir in seinem Fanatismus gegen die Juden schon die ganze Börse rebellisch und kopfscheu gemacht, und seine Uebergriffe gehen so weit, daß er bei den Firmen der ersten jüdischen Handelshäuser die Einsicht in die Geschäftsbücher beansprucht.“

Für ein Weilchen trat Bach glücklicher Weise dazwischen. Er befahl die Aufhebung des Ausweisungsbefehls, und Weiß von Starkenfels mußte zähneknirschend gehorchen. Aber Bach unternahm eine Reise, und sofort war Weiß von Starkenfels mit der Ausweisung wieder da. Nur daß diesmal der gehetzte Autor seine letzte Kraft zusammennahm und geraden Weges an den Polizeiminister ging, das wendete die Lage. Nordmann begehrte nicht mehr und nicht weniger als eine regelrechte Untersuchung über sein Verbrechen. „Ich will nicht vogelfrei sein,“ sagte er zu Kempen. Sein Verlangen ward erfüllt, und wie vorauszusehen war, stellte sich trotz der genauesten Prüfung seiner Personalacten nichts heraus, was ihn compromittirt hätte.

Die Ausweisung unterblieb demnach, aber wie stand es um die Erlaubniß zur Herausgabe des „Salon“? Kempen hatte nichts gegen sie einzuwenden; Bach widerstrebte nicht. Das Censuramt zerrte hin und her, zögerte, verschleppte, aber schließlich mußte es sich fügen. Es hatte jedoch, wie man zu sagen pflegt, einen Zahn auf die neue Zeitschrift; es dürstete nach Rache an dem kecken Literaten, der sich erfrecht hatte, über die Häupter von Preß-, Hof- und Polizeiräthen hinweg bei den Ministern selbst sein Recht zu suchen. Bevor der „Salon“ erschien, hatte er bereits mächtige Feinde, und als er sich mit der Erzählung „In Salamanca“ producirte, gerieth der gesammte polizeiliche Preßapparat in feindselige Bewegung. Die Parole ging aus, es sei in dieser Geschichte eine Blasphemie gegen die herrschende Staatsreligion enthalten. Nichts destoweniger oder vielleicht gerade deshalb hielt Herr von Kempen seine schützende Hand über der lästigen Novelle; er sorgte dafür, daß ihr völliger Abdruck im „Salon“ nicht gewaltsam unterbrochen werde.

„Auch Patroclus ist gestorben und war mehr als Du!“

Gegen Preß-, Hof- und Polizeiräthe kam Kempen siegreich auf; das Concordat war „ihm über". Und eben, als die Geschichte „In Salamanca" unter der Presse lag, um für die Buchform zurecht gemacht zu werden, war das Concordat zum Abschlusse gediehen. Die Polizei trug fortan die Kutte. Da erschien denn eines Tages das Verhängniß in Form einer Confiscation: die bereits fertigen Exemplare wurden beseitigt, die noch nicht vollendeten unter Siegel gelegt.

Und wieder setzte sich Nordmann zur Wehre. Aber diesmal bewilligte man ihm anstatt seines ganzen Rechtes nur einen Compromiß. Man löste die Amtssiegel und stellte ihm die ganze Auflage zur Verfügung, jedoch unter der Bedingung, daß die Geschichte unter einem anderen Titel und in einem ausländischen Verlage erscheine.

Das ist die Geschichte der „Frühlingsnächte in Salamanca" von Johannes Nordmann.

Bücher haben ihre Schicksale, sagt ein altes Wort. Je nun, wenn in diesen Schicksalen nicht zugleich die Geschicke der Zeiten sich wiederspiegeln, so mag es zweifelhaft sein, ob es sich verlohne, sie zu registriren. Aber an diese „Frühlingsnächte in Salamanca" knüpft sich ein ganzes Capitel aus der Geschichte der Polizei. Und deshalb hat Nordmann wohl daran gethan, in einem Vorberichte zu erzählen, wie es ihm mit dem Buche ergangen. Liest man sich dann in die Novelle hinein, so fragt man sich verwundert, was denn hier gegen den „christkatholischen Staat" habe verstoßen können. Und man merkt kaum, daß man eigentlich eine alberne Frage aufgeworfen. Hätte Alban Stolz diese „Frühlingsnächte" geschaffen, so wäre es auch der Wiener Polizei von Anno dazumal nicht eingefallen, ihn zu drangsaliren. Aber Nordmann hieß der Verbrecher, der nicht blos ein Demokrat, sondern auch an einem 13. März geboren war. Nicht sein Roman, er selbst sollte getroffen werden.

Leben wir nicht jetzt in idealen Zuständen? Es wäre undankbar, zu leugnen, daß in unseren Tagen selbst die Polizei liebenswürdiger, civilisirter geworden ist. Derselbe Johannes Nordmann, der unterdessen freilich ein Mann mit schlohweißem Barte wurde, dichtet ein großangelegtes Epos „Eine Römerfahrt", in welchem der Kampf der Geister gegen das Papstthum gepriesen wird, ohne daß es einem Polizeirath einfallen darf, dasselbe mit seinem Amtsgrimme zu verfolgen. Das Concordat fordert keine Opfer mehr in Oesterreich; denn es hat längst aufgehört, zu bestehen. Weiß von Starkenfels lebt noch, wenn ich nicht irre; er würgt in seiner Linzer Dunkelheit den Groll über die Wandlung der Zeiten hinunter.

Nordmann gehört zu den populärsten Gestalten Wiens. Er hat nie seinen Nacken vor der Gewalt gebeugt, und stramm, knorrig, robust wie seine Gesinnung, ist auch seine Schreib- und Redeweise.

„Das Concordat," sagt er, „bei dessen Abschlusse Minister Bach die Hauptpathendienste verrichtete, was seinen Namen für alle Zeiten an die Colonna infame nagelt, hat sich nach Kurzem als unbrauchbar für Oesterreich gezeigt und ist nachgerade beseitigt worden. Nun, mit dieser Beseitigung hat es freilich seine gewissten Wege; es hält noch manche Niete, an der ein Fetzen von diesem Nessushemde flattert, der als Reliquie von den Stierköpfigen hinter den Bergen und an den südöstlichen Reichsgrenzen, wo die Welt sozusagen mit Brettern vernagelt ist, inbrünstig verehrt wird."

In diesen Worten steckt der ganze Mann, tapfer, deutsch und geradeaus wie er ist. Es lohnt sich, ihn kennen zu lernen.

Die Polizei freilich hat ihn stets gehaßt; sie thut es in ihrem Inneren vielleicht heute noch.

Wilhelm Goldbaum.

Blätter und Blüthen.

Eine Tanzpause. Wir wohnen vor unserer Abbildung (auf S. 440 und 441) einer Dorfkirchweihe im Schwarzwalde bei. Das sagt uns der bekränzte Tanzplatz, während die beiden Hauptfiguren in der Mitte desselben genügend andeuten, daß wir uns nicht auf einer Hochzeit befinden, denn auf einer solchen würde schwerlich der alte Clarinettist mit dem Zahlteller herumgehen und den jungen Burschen vor sich zum Hervorziehen seines Lederbeutelchens veranlassen. Dennoch scheint es, daß wir in dem Burschen mit der großen Halskrause einen Bräutigam zu sehen haben, der soeben mit seiner Braut anstößt; daß aber der junge Bursche sein Geld nicht finden kann, mag wohl in dem Umstand liegen, daß es in dem Rock steckt, den der Junge ihm sammt dem Hut während des Tanzes gehalten hat und noch hält. Trefflich hat der Düsseldorfer E. M. Seyppel in seinem lebensvollen Bilde dafür gesorgt, daß jede einzelne Gestalt desselben sich selbst erklärt, Männlein und Weiblein, Alt und Jung, von der dienenden Magd, welche in Ermangelung eines Seihers den Trichter zum Staublöschen und Anfeuchten des Tanzbodens benutzt, bis zu den hochthronenden Musikanten und zu den Gruppen an den Fechtischen im offenen Vorder- wie im lauschigen Hintergrunde. Man läßt den Blick gern auf so vielen hoffnungsfrohen Gesichtern ruhen und möchte ihnen allen zurufen:

Die Freude macht gut; die Liebe macht stark —
So freue Dich, Volk, mit gesundem Mark!
Sei frisch im Schaffen und frisch im Scherzen,
So lange das Herz noch kräftig schlägt!
Wenn ein Sturm einst über die Tennen fegt,
Seid ihr auch Manns, es zu verschmerzen.

Zur Hebung der deutschen Interessen in Amerika hat sich ein neuer Verein gegründet, auf dessen dankenswerthe Ziele wir nicht unterlassen wollen, ehrend hinzuweisen. In Folge eines Aufrufs, der vom bisherigen „Deutschen Hülfs-Comité für die Nothleidenden in Thüringen und Schlesien in Pittsburg" (Pennsylvanien in Nordamerika) ausging, hat sich in der genannten Stadt eine Gesellschaft zur Unterstützung bedürftiger deutscher Einwanderer gebildet. Der Verein nennt sich „Deutsche Gesellschaft in Pittsburg" und hat ein Local eröffnet, in welchem durch angestellte Beamte deutschen Einwanderern und deren Angehörigen unentgeltlich Rath und Auskunft ertheilt, Hülfsbedürftigen Unterstützung verabreicht und Arbeitsuchenden Arbeit nachgewiesen werden soll.

Im Hinblick auf die starke Einwanderung aus Deutschland und die traurige Wahrnehmung, daß viele deutsche Einwanderer gänzlich mittellos den amerikanischen Boden betreten oder bei ihrer Ankunft durch unglückliche Zufälle oder professionelle Schwindler und Diebe ihrer letzten Habe beraubt und der größten Noth preisgegeben werden, muß die Neugründung solcher Vereine in Amerika, deren es in New-York und anderen Städten bereits mehrere giebt, auf's Freudigste begrüßt werden, dies um so mehr, als weder die amtliche Armenpflege, noch die Polizeiverwaltung im Stande ist, solche Noth in allen Fällen zu lindern und durch die nöthige Auskunft den mit den Verhältnissen unbekannten Neueingewanderten den rechten Weg zur Erreichung eines Unterkommens zu zeigen.

Die kolossale Zufuhr neuer Kräfte kann nicht verfehlen, auf den amerikanischen Arbeitsmarkt eine lähmende Einwirkung zu üben. Der Neueingewanderte kennt die Verhältnisse nicht und muß für das arbeiten, was man ihm eben giebt, und — man giebt ihm natürlich wenig.

„Nun liegt es nicht in unserer Macht," heißt es in dem Pittsburger Bericht über diese neu gegründete Gesellschaft, „den Strom der Einwanderung zurückzuhalten. Das wollen wir auch nicht — im Gegentheil, der biedere Landsmann ist uns willkommen. Er hat nicht allein ebenso gut wie wir das Recht, sich in Amerika anzusiedeln, sondern seine Ankunft trägt sogar zum allgemeinen Wohlstand des Landes bei.

Aber das können wir thun, daß wir den Strom gewissermaßen reguliren und dahin leiten, wohin er gehört. Es liegt in unserer Macht, bis zu einem gewissen Grade zu verhüten, daß der hiesige Arbeitsmarkt überfüllt wird, indem Hunderte von kräftigen Männern, welche vielleicht gar keine Absicht hatten, sich hier niederzulassen, dennoch sitzen bleiben, einfach weil ihnen die Mittel zur Weiterreise fehlen. Mancher deutsche Bauernbursche würde viel lieber weiter gehen auf's Land, oder nach den Agriculturstaaten im Westen, wenn er nur könnte; statt dessen bleibt er hier und muß, vielleicht ganz gegen seinen Willen, in Eisenwerken, Kohlengruben u. dergl. Arbeit nehmen."

Den in dem Pittsburger Bericht geschilderten Zuständen gegenüber leuchtet die große Nützlichkeit solcher Vereine zur Unterstützung von Auswanderern ein, und wir können einerseits nur der ferneren Bildung derselben kräftig das Wort reden, andererseits aber auch alle unsere Landsleute jenseits des Oceans und solche, welche sich dahin zu begeben gedenken, falls sie in die Lage kommen sollten, Hülfe zu bedürfen, an diese Institute echter Menschenliebe verweisen.

Die Wolkenbruch-Verheerungen in der Oberlausitz, durch welche, nach neuesten Berichten, dreiundsechszig Menschen das Leben verloren haben, rufen allerorts auch außerhalb Sachsens die werkthätige Theilnahme wach. Wir bitten auch unsere Freunde, den öffentlich bekannt gemachten Sammelstellen der Hülfscomités ihre Scherflein zugehen zu lassen. Bei dem Unglücke der Zwickauer Bergleute hat die Erfahrung den sonst geläufigen Satz umgestoßen, daß heimische Noth weniger Beachtung finde, als fremde. Möge die neue Erfahrung sich auch den armen Lausitzern gegenüber glänzend bewähren! Einen zuverlässigen und erschöpfenden Bericht über das schreckliche Naturereigniß hoffen wir unsern Lesern in der nächsten Nummer mittheilen zu können.

Kleiner Briefkasten.

E. M. in J. Ein Portrait Karl Friedrich Lessing's, des vor einer Woche in Düsseldorf verstorbenen großen Historien- und Landschaftsmalers, haben wir unseren Lesern bereits in Nr. 7 des Jahrganges 1878 geboten.

Frl. Sch. Mittel gegen das Ergrauen der Haare giebt es nicht.

Alter Abonnent in T. bei Leipzig. Wir bitten um Ihre Adresse, da wir mit unsern Lesern in Privatangelegenheiten nur brieflich verkehren.

A. K. Es liegt leider außerhalb des Bereiches unserer Macht, Ihrem Wunsche zu entsprechen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 28. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Frühlingsboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Die Neugierde gehörte nicht zu Oswald's Fehlern, und er würde es indiscret gefunden haben, irgend etwas zu untersuchen, was, wenn auch offen, im Zimmer seiner Tante lag; hier aber leitete ihn ein sehr verzeihlicher Irrthum. Er hatte bereits gestern die Gräfin um ein Bild seines verstorbenen Vaters ersucht, das sich im Besitze von dessen Bruder befunden hatte und wahrscheinlich in dem Nachlasse desselben noch vorhanden war. Oswald wünschte bei seiner bevorstehenden Abreise dieses Familienandenken, das nur für ihn Werth hatte, mitzunehmen; die Gräfin war auch bereit gewesen, es ihm abzutreten, und verhieß, nachzusehen. Jedenfalls, so sagte er sich, hatte sie jetzt das Gesuchte gefunden.

In dieser sicheren Voraussetzung griff Oswald, der sich jenes kleinen Bildes nur dunkel erinnerte und gar nicht wußte, ob es sich in einem Rahmen oder einer Kapsel befunden hatte, nach der letzteren. Ihr verblichenes Aussehen schien seine Vermuthung durchaus zu bestätigen, und so öffnete er sie denn.

Die Kapsel enthielt in der That ein Bild, ein auf Elfenbein gemaltes Portrait, aber es war nicht das gesuchte. Schon beim ersten Blicke darauf stutzte Oswald und schien im höchsten Grade überrascht zu sein.

„Edmund's Bild?“ fragte er sich halb laut. „Seltsam, das habe ich ja noch nie gesehen, und er hat ja auch niemals Uniform getragen.“

Er betrachtete mit steigendem Befremden erst das Bild, das unverkennbar die Züge des jungen Grafen trug, und dann die altmodische und verblichene Kapsel, in die es sichtlich schon seit langer Zeit eingefügt gewesen war. Die Sache war ihm durchaus räthselhaft.

„Was soll das bedeuten? Das Bild ist alt — das zeigen die Farben und die Umhüllung, und doch stellt es Edmund dar, wie er jetzt aussieht. Freilich, ganz ähnlich ist es nicht: es hat einen durchaus fremden Zug und — Ah!“

Der letzte Ausruf wurde mit wilder Heftigkeit hervorgestoßen. Dem jungen Manne war urplötzlich das Verständniß aufgegangen. Wie ein zündender Blitz war die Erkenntniß der Wahrheit niedergefahren und hatte ihm das Räthsel gelöst. Mit einer stürmischen Bewegung trat er dicht vor das lebensgroße Oelgemälde des Grafen Edmund, das im Zimmer der Mutter hing, und die geöffnete Kapsel in der Hand, begann er Zug um Zug, Linie um Linie zu vergleichen.

Es waren dieselben Züge, dieselben Linien, auch die dunklen Haare und Augen, nur der Ausdruck des Gesichts war ein anderer auf jenem kleinen Bilde, das Edmund so täuschend glich, als habe er selbst dazu gesessen, und das doch einen *Anderen* darstellte. Einen ganz Anderen! Das ergab sich bei der längeren Prüfung mit überzeugender Gewalt.

„Also doch!“ sagte Oswald dumpf. „Ich hatte Recht mit meinem Verdachte.“

Der Ausruf verrieth weder Triumph noch Schadenfreude — im Gegentheil, es sprach ein unverhülltes Grauen daraus, aber als der Blick des jungen Mannes jetzt auf den Schreibtisch und das noch offenstehende geheime Fach fiel, da ging jede andere Empfindung unter in der ausbrechenden Bitterkeit.

„Ganz recht!“ murmelte er. „Sie hat es tief genug verborgen, so tief, daß ein fremdes Auge es wohl nie erblickt hätte, wenn die Todesangst um Edmund ihr nicht alle Besinnung geraubt hätte. Und gerade in *meine* Hände mußte es fallen — das war mehr als Zufall. Ich denke denn doch,“ hier richtete sich Oswald stolz und drohend empor, „ich denke, ich habe ein Recht zu fragen, wen dieses Bild vorstellt, und ich werde es nicht eher wieder aus den Händen geben, bis mir die Antwort darauf geworden ist.“

Damit schob er die Kapsel in seine Brusttasche und verließ rasch das Zimmer.

Die Schreckensnachricht, die Eberhard der Gräfin gebracht hatte, erwies sich in der That als sehr übertrieben. Der Unfall, der den jungen Grafen betroffen, war von gar keiner ernsteren Bedeutung. Beim unvorsichtigen Uebersteigen einer Hecke hatte sich sein Jagdgewehr entladen, aber der Schuß hatte zum Glück nur die linke Hand gestreift — es war mehr eine Verletzung, als eine Wunde. Trotzdem gerieth das ganze Schloß in Aufruhr; Baron Heideck eilte sofort zu seinem Neffen, und die Gräfin beruhigte sich nicht eher, bis der eiligst herbeigerufene Arzt ihr versicherte, daß nicht das Geringste zu befürchten sei und die Verletzung in wenigen Tagen geheilt sein werde.

Edmund selbst nahm die Sache am leichtesten. Er lachte und scherzte alle Besorgnisse seiner Mutter hinweg, protestirte energisch dagegen, sich als Verwundeter behandeln zu lassen, und war nur mit Mühe zu bewegen, der Anordnung des Arztes nachzukommen und auf dem Sopha zu bleiben.

So war der Abend herangekommen. Oswald befand sich allein in seinem Zimmer, das er seit jener Entdeckung noch nicht wieder verlassen hatte. Die auf dem Tische brennende Lampe erhellte nur matt das große und ziemlich düstere Gemach mit

den dunklen Ledertapeten und seinem mächtigen Erker. Die Einrichtung war gediegen, wie in allen Räumen des Ettersberg'schen Hauses, aber sie war seit Jahren nicht erneuert worden und stand in scharfem Gegensatze zu der Pracht, die im Hauptgebäude des Schlosses und in den Zimmern des jungen Grafen herrschte. Den Neffen, den Sproß der Seitenlinie, hatte man in den Nebenflügel verwiesen. Er mußte hier, wie in Allem, hinter dem Majoratsherrn zurückstehen, und wie der Charakter Oswald's nun einmal geartet war, würde er niemals den Schutz und die Vertretung Edmund's bei diesen fortwährenden Zurücksetzungen angenommen haben.

Auf dem Schreibtische lagen verschiedene Briefschaften und Papiere, die Oswald vor seiner Abreise noch hatte ordnen wollen; jetzt dachte er nicht mehr daran. Mit rastlosen Schritten durchmaß er immer wieder das Zimmer, während die tiefe Blässe seines Gesichtes und die heftig arbeitende Brust verriethen, wie furchtbar die Aufregung war, die in ihm wühlte. Was Jahre lang wie eine dunkle quälende Ahnung in seiner Seele gelegen, was er oft genug mit dem Aufgebot all seiner Willenskraft von sich gewiesen, das stand jetzt in voller Klarheit vor ihm. Mochte ihm der Zusammenhang der Ereignisse und die Geschichte jenes Bildes auch noch dunkel bleiben, es erhob den lang genährten Verdacht zur Gewißheit und rief einen Sturm widerstreitender Empfindungen in ihm wach.

Oswald blieb jetzt vor dem Schreibtische stehen und nahm von Neuem das verhangnißvolle Bild in die Hand, das dort zwischen den Papieren lag.

„Was nützt das schließlich Alles!“ sagte er bitter. „Ich brauche freilich keinen anderen Beweis mehr, aber es fehlt die Bestätigung, und die Einzige auf der ganzen Welt, die sie geben könnte, wird schweigen. Sie würde eher sterben, als zugestehen, was sie und ihren Sohn zugleich vernichtet, und zwingen kann ich sie nicht. Ich kann und darf die Ehre unseres Geschlechtes nicht öffentlich preisgeben, selbst wenn es die Herrschaft in Ettersberg gilt. Und doch muß ich Gewißheit haben — ich muß! Koste es, was es wolle!“

Er schloß langsam die Kapsel und legte sie wieder nieder, während er düster nachsinnend vor sich hinblickte.

„Einen Weg gäbe es vielleicht, einen einzigen. Wenn ich mit diesem Bilde vor Edmund hinträte und *ihn* zur Erklärung, zur Nachforschung aufriefe. *Er* erzwingt die Wahrheit von seiner Mutter, wenn er ernstlich will, und er wird es wollen, wenn ich den Verdacht in seine Seele werfe — darauf kenne ich ihn. Aber freilich, der Schlag würde ihn furchtbar treffen, ihn, mit seinem reizbaren Ehrgefühl, mit seiner wahren, offenen Natur, die nie eine Lüge gekannt hat. Und nun herausgerissen zu werden aus der ahnungslosen Sicherheit, aus der Fülle des Glückes, zum Werkzeuge eines Betruges gestempelt zu sein — ich glaube, er ginge zu Grunde an diesem Bewußtsein.“

Die Liebe zu dem Jugendfreunde regte sich in ihrer alten Macht, aber mit ihr zugleich erwachten auch andere, feindseligere Regungen. Sie wiesen drohend auf den begangenen unerhörten Verrath und flüsterten und raunten dem Schwankenden in's Ohr:

„Willst Du wirklich schweigen und auf die Rache verzichten, die das Schicksal selbst in Deine Hand gelegt hat? Willst Du schweigend von hier gehen, hinaus in eine dunkle, ungewisse Zukunft, Dich Fremden unterordnen, Dich mühsam emporarbeiten und vielleicht untergehen im vergeblichen Ringen, während Du Herr sein kannst auf diesem Boden, der Dir von Rechtswegen gehört? Soll die Frau, die von jeher Deine bitterste Feindin gewesen ist, triumphirend die Macht behaupten und ihren Sohn mit allen Gütern des Lebens überschütten, wo Du unterdrückt und ausgestoßen bleibst aus dem Erbe Deiner Väter? Wer hat nach *Deinen* Empfindungen, nach *Deinen* Kämpfen gefragt? Gebrauche die Waffe, die der Zufall Dir gegeben! Du kennst die Stelle, wo sie trifft.“

Sie hatten Recht, diese anklagenden Stimmen, und sie fanden ein nur zu lautes Echo in Oswald's Brust. All die Zurücksetzungen, all die Demüthigungen, die er jahrelang erlitten, erhoben sich jetzt von Neuem und drückten den Stachel tiefer in seine Seele. Was er so lange in stummem Groll als ein Verhängniß getragen, das stachelte ihn jetzt, wo er es als Verrath erkannte, zur wildesten Empörung. Jede andere Regung ging unter in Haß und Bitterkeit. Die Gräfin würde doch wohl gezittert haben, wenn sie jetzt das Antlitz ihres Neffen gesehen hätte. Er konnte nicht mit einer offenen Anklage vor sie hintreten, aber er kannte die Stelle, wo sie verwundbar war.

„Es giebt keinen anderen Weg,“ sagte er entschlossen. „Mir wird sie keinen Schritt weichen; mir trotzt sie bis zum letzten Athemzuge. Edmund allein ist im Stande, ihr das Geheimniß zu entreißen. So mag er es denn erfahren! Ich will nicht länger das Opfer eines Verrathes sein.“

Ein leichter, rascher Schritt draußen auf dem Corridor unterbrach den Gedankengang des jungen Mannes. Er schob rasch das Bild unter die auf dem Schreibtische liegenden Papiere und warf einen unmuthigen Blick nach der Thür, aber er fuhr beinahe zusammen, als er den Eintretenden erkannte.

„Edmund — Du!“

„Nun, so erschrick doch nicht, als ob Du ein Gespenst vor Dir sähest,“ sagte der junge Graf, indem er die Thür wieder schloß. „Noch gehöre ich zu den Lebenden, und komme sogar, um Dir in eigener Person anzuzeigen, daß Du trotz meiner sogenannten Wunde noch gar keine Hoffnung auf das Majorat hast.“

Edmund ahnte nicht, wie furchtbar sein unbefangener Scherz und sein Erscheinen gerade in diesem Augenblicke seinen Vetter berührten. Oswald bedurfte einer gewaltsamen Anstrengung, um sich zu fassen. Seine Stimme klang beinahe rauh, als er erwiderte:

„Wie kannst Du so unvorsichtig sein, und durch die langen, kalten Corridore gehen! Du sollst ja heute Dein Zimmer nicht verlassen.“

„Ich kümmere mich viel um die weisen Verordnungen des Doctors,“ sagte Edmund leichthin. „Denkst Du, ich werde mich als Schwerverwundeter behandeln lassen, weil ich eine Schramme an der Hand davongetragen habe? Einige Stunden habe ich das ausgehalten, meiner Mutter zu Liebe, nun ist es aber genug. Mein Diener hat strengen Befehl, auf jede Nachfrage zu erklären, daß ich schlafe, und ich bin eigens herübergekommen, um mit Dir zu plaudern. Ich kann Dich unmöglich entbehren, Oswald, an dem letzten Abende, den Du in Ettersberg zubringst.“

Die letzten Worte waren so voller Herzlichkeit, daß Oswald sich unwillkürlich abwandte.

„So laß uns wenigstens in Deine Gemächer zurückkehren,“ sagte er hastig.

„Nein, hier sind wir ungestörter,“ beharrte Edmund, indem er sich in einen Armstuhl warf. „Ich habe Dir noch so Manches zu erzählen, zum Beispiel, wie ich zu dieser vielbesprochenen und vielbeklagten Wunde gekommen bin, die ganz Ettersberg in Aufruhr brachte, obgleich sie nicht der Rede werth ist.“

Oswald's Blick richtete sich unruhig auf die Papiere, unter denen die Kapsel verborgen lag.

„Wie Du dazu gekommen bist?“ wiederholte er zerstreut. „Ich denke, Deine Büchse ist losgegangen, als Du eine Hecke übersteigen wolltest.“

„Ja, das haben wir allerdings der Dienerschaft gesagt, und auch Mama und der Onkel werden nichts Anderes erfahren. Dir brauche ich ja aber kein Geheimniß aus der Sache zu machen. Es war ein Rencontre mit einem der gleichfalls zur Jagd geladenen Gäste, dem Baron Senden.“

„Mit Senden?“ fragte Oswald aufmerksam werdend. „Was ist denn zwischen Euch vorgefallen?“

„Er ließ eine verletzende Aeußerung gegen mich fallen. Ich stellte ihn darüber zur Rede; ein Wort gab das andere und wir kamen schließlich überein, die Sache gleich am nächsten Morgen auszumachen. Du siehst, sie ist ziemlich ungefährlich verlaufen. Ich werde höchstens acht Tage lang die Hand verbunden tragen, und Senden ist mit einem ebenso leichten Streifschuß an der Schulter davongekommen.“

„Also deshalb bist Du über Nacht ausgeblieben! Warum ließest Du mich denn nicht durch einen Boten hinüberrufen?“

„Als Secundanten? Das war nicht nöthig, unser Wirth hat mir diesen Dienst geleistet, und als leidtragender Verwandter wärst Du ja immer noch früh genug gekommen.“

„Edmund, sprich nicht so leichtsinnig von ernsten Dingen!“ sagte Oswald unwillig. „Bei einem Duell steht doch immer das Leben auf dem Spiele.“

Edmund lachte. „Mein Gott, ich hätte wohl gar erst ein Testament machen, Dich feierlichst zum Abschiede herbeirufen und ein rührendes Lebewohl an Hedwig hinterlassen sollen? Solche

Dinge muß man möglichst leicht nehmen und sich im Uebrigen auf sein Glück verlassen."

„Du scheinst doch die Worte Deines Gegners nicht leicht genommen zu haben. Womit hat er Dich denn eigentlich beleidigt?"

Das Antlitz des jungen Grafen verfinsterte sich, und seine Stimme nahm einen erregten Ton an.

„Es war von dem ehemaligen Streite um Dornau die Rede. Man neckte mich wegen meiner praktischen Idee, den Proceß durch eine Verlobung zu erledigen. Ich ging auch unbefangen auf den Scherz ein. Da Dornau ja nun doch an Ettersberg fiele, so seien gewisse frühere — Bemühungen in dieser Hinsicht ganz überflüssig gewesen."

„Du weißt ja, daß der Baron sich bei Deiner Braut ein Nein geholt hat," sagte Oswald achselzuckend. „Er trägt Dir nun natürlich bei jeder Gelegenheit eine möglichste Gereiztheit entgegen."

„Die Aeußerung war aber gegen meine Mutter gerichtet," brauste Edmund auf. „Es ist ja kein Geheimniß, daß sie entschieden gegen die Heirath ihrer Cousine mit Rüstow Partei genommen und ganz auf der Seite des erzürnten Vaters gestanden hat. Sie hegt nun einmal eine hohe Meinung von ihren Standesvorrechten und hat sich damals verpflichtet gefühlt, das aristokratische Princip mit aller Energie zu vertreten. Eben deshalb rechne ich ihr das Opfer, das sie mir jetzt bringt, um so höher an. Jene Bemerkung klang aber, als sei das Testament des Onkel Franz aus eigennützigen Rücksichten beeinflußt worden, um Dornau mir zuzuwenden. Sollte ich das vielleicht dulden?"

„Du gehst zu weit. Ich glaube nicht, daß Senden einen derartigen Hintergedanken gehabt hat."

„Gleichviel, ich habe es so aufgefaßt. Weshalb widerrief er nicht, als ich ihn zur Rede stellte? Es mag sein, daß ich das etwas allzu heftig that, aber in dem Punkte vertrage ich nun einmal nichts. Du wirfst mir oft genug meinen Leichtsinn vor, Oswald, es giebt aber eine Grenze, wo er aufhört, und dann nehme ich die Dinge ernster als Du."

„Ich weiß es," sagte Oswald langsam. „Es giebt zwei Punkte, in denen Du tief und ernst empfinden kannst: Dein Ehrgefühl und — Deine Mutter!"

„Und die gehören zusammen!" fiel Edmund beinahe drohend ein, „und wer sie auch nur mit dem Schatten eines Verdachtes beleidigt, der treibt mich zum Aeußersten."

Er war aufgesprungen und stand jetzt hoch aufgerichtet da. Der sonst so heitere, sorglose Ausdruck seiner Züge war einem tiefen Ernste gewichen, und seine Augen blitzten in leidenschaftlicher Erregung.

Oswald schwieg; er stand an seinem Schreibtisch und hatte bereits die Papiere ergriffen, um sie bei Seite zu schieben und das Bild hervorzuziehen, bei den letzten Worten des jungen Grafen aber hielt er unwillkürlich inne. Warum mußte in diesem Augenblick auch gerade ein solches Gespräch aufkommen?

„Ich habe nie geahnt, daß jenes Testament zu einer derartigen Auffassung Anlaß geben könnte," nahm Edmund wieder das Wort, „sonst hätte ich schon damals, bei dem Tode des Onkels, der Erbschaft entsagt und nie die Einleitung des Processes geduldet. Wenn mir Hedwig nun fremd geblieben wäre und die Gerichte mir Dornau zugesprochen hätten, ich glaube, die Verleumdung hätte sich nicht gescheut, mich zum Helfershelfer eines Betruges zu machen."

„Man kann auch das Opfer eines Betruges sein," sagte Oswald dumpf.

„Das Opfer?" wiederholte der junge Graf, indem er mit einer raschen Bewegung vor seinen Vetter hintrat. „Was meinst Du damit?"

Oswald's Hand lag schwer auf den Papieren, die so Verhängnißvolles deckten, aber seine Stimme klang kalt und unbewegt, als er erwiderte:

„Nichts! Ich sprach in diesem Augenblicke gar nicht von Dornau. Wir wissen ja am besten, daß der Onkel ganz nach eigenem Willen gehandelt hat. Aber das Testament lautet nun einmal zu Deinen Gunsten, mit Uebergehung der Tochter; da hat die Verleumdung immer Spielraum und spricht von Beeinflussung. In diesem Falle würde man es vielleicht sogar natürlich gefunden haben, wenn eine Mutter sich im Interesse ihres Sohnes über alle Bedenken hinwegsetzt."

„Das wäre aber eine Erbschleicherei gewesen," rief Edmund von Neuem aufflammend. „Ich begreife Dich nicht, Oswald. Wie kannst Du mit einer solchen Gleichgültigkeit von einer derartigen Annahme, einer derartigen Beschimpfung sprechen? Oder wie nennst Du es denn, wenn der rechtmäßige Erbe verdrängt und ein Anderer an seine Stelle gesetzt wird, um diesem das Vermögen zu sichern? Ich nenne das einen Betrug, eine Ehrlosigkeit, und der bloße Gedanke schon, daß man so etwas mit dem Namen Ettersberg in Verbindung bringen könnte, macht mein Blut sieden."

Oswald's Hand glitt langsam von dem Schreibtische und er trat einige Schritte seitwärts in den Schatten, wohin der Lichtkreis der Lampe nicht reichte.

„Dir würde man auch schweres Unrecht thun mit einem solchen Gedanken," sagte er mit Nachdruck. „Aber die Welt urtheilt meist in gehässiger Weise; freilich macht sie auch oft gehässige Erfahrungen. Gerade in unseren Lebenskreisen spielen so manche dunkle Familiengeschichten, die, jahrelang verborgen, plötzlich durch irgend ein Verhängniß an's Licht gezogen werden, und so Mancher, der eine glänzende Stellung behauptet, trägt das Bewußtsein einer Schuld mit sich herum, die ihn vernichten würde, wenn man sie aufdeckte."

„Nun, ich könnte das nicht," sagte der junge Graf, indem er das schöne, offene Antlitz seinem Vetter voll zuwendete. „Ich muß mit freier Stirn dastehen vor der Welt und vor mir selber, muß frei athmen und jede Verleumdung verachten können — sonst giebt es für mich kein Leben mehr. Dunkle Familiengeschichten! Gewiß, es giebt mehr dergleichen, als man ahnt, aber ich würde einen solchen Schatten in meinem Geschlechte nicht dulden, und sollte ich ihn selbst an's Licht bringen."

„Und wenn Du schweigen müßtest um der Familienehre willen?"

„Dann würde ich vielleicht daran sterben; denn leben mit dem Bewußtsein, daß ein Makel auf mir und meinem Namen ruht — das könnte ich nicht."

Oswald fuhr mit der Hand über die Stirn, die von kaltem Schweiße bedeckt war, während sein Blick in furchtbarster Spannung jeder Bewegung seines Vetters folgte. Es bedurfte vielleicht seines Eingreifens nicht mehr, der Zufall nahm ihm die schwere Pflicht ab, die doch nun einmal vollzogen werden mußte. Edmund war an den Schreibtisch getreten und warf, während er erregt weiter sprach, die einzelnen Papiere durch einander, ohne sie anzusehen. In der nächsten Minute schon konnte er die Kapsel entdecken, deren Form ihm nothwendig auffallen mußte, und dann — dann kam die Katastrophe.

„Wenigstens weiß man es jetzt, wie ich derartige Andeutungen auffasse," fuhr er fort, „und die Lehre, die Senden erhalten hat, wird auch für Andere von Nutzen sein. Der Verleumdung ist ja nichts heilig, mag es noch so rein und hoch dastehen, mag es einem Anderen das Ideal sein."

„Auch Ideale können in den Staub sinken," warf Oswald ein. „Du hast das freilich noch nicht erfahren."

„Ich sprach von meiner Mutter," sagte der junge Graf mit tiefer Empfindung.

Oswald gab keine Antwort, aber es war gut, daß er so tief im Schatten stand; so sah der Andere wenigstens nicht, wie diese Unterredung ihn marterte. Es kam ja so selten vor, daß Edmund einmal ernst war, und gerade heute war er es, gerade jetzt zeigte er die ganze Tiefe seiner Empfindung. Dabei blätterte seine Rechte immer noch mechanisch in den Papieren, und er kam dem verhängnißvollen Punkte immer näher. Oswald's Arm zuckte, um den Ahnungslosen zurückzureißen, aber es geschah nicht, der junge Mann verharrte unbeweglich auf seinem Platze.

„Du begreifst es jetzt wohl, warum ich der Mama dieses Rencontre verschweige, trotz seines ungefährlichen Ausganges," nahm Edmund wieder das Wort. „Sie würde nach dem Anlaß fragen, und der würde sie kränken. So lange ich noch dastehe, soll ihr aber auch nicht die leiseste Kränkung nahen. Ehe ich dulde, daß sie von der Verleumdung auch nur berührt wird — eher gebe ich selbst das Leben hin."

Er hatte die einzelnen Papiere, Blatt für Blatt, bei Seite geworfen und griff nun nach dem letzten, unter welchem das Bild lag; in demselben Augenblicke aber legte sich Oswald's Hand auf die seinige und hinderte ihn daran.

„Was soll das?" fragte Edmund erstaunt. „Was hast Du denn?"

Statt aller Antwort umfaßte ihn Oswald und zog ihn einige Schritte seitwärts.

Digitized by Google

„Komm, Edmund! Wir wollen uns auf das Sopha drüben setzen."

„Und deshalb ziehst Du mich so gewaltsam von Deinem Schreibtische fort? Du thust ja, als ob er in der nächsten Minute explodiren müsse. Hast Du eine Mine dort gelegt?"

„Vielleicht!" sagte Oswald mit einem seltsamen Lächeln. „Laß die Papiere liegen, komm!"

„O, Du brauchst keine Indiscretion von meiner Seite zu befürchten," erklärte der Graf mit heftig aufwallender Empfindlichkeit. „Du brauchtest nicht so verbietend die Hand auf Deine Papiere zu legen. Ich habe sie nicht angesehen; es geschah rein zufällig, daß ich sie in die Hand nahm. Du scheinst da Geheimnisse zu haben, und ich störe Dich wohl überhaupt im Ordnen Deiner Briefschaften. Es ist daher besser, ich gehe."

Er machte wirklich Miene, zu gehen, aber Oswald hielt den Arm fest, der sich ihm unwillig entziehen wollte.

„Nein, Edmund, so darfst Du nicht von mir gehen. Heute darfst Du das nicht."

„Ja freilich, es ist der letzte Abend, den Du hier verlebst," sagte Edmund, halb grollend, halb versöhnt. „Du thust Dein Mögliches, mir zu zeigen, wie gleichgültig Dir das ist."

„Du thust mir Unrecht — die Trennung wird mir schwerer, als Du ahnst."

Oswald's Stimme bebte so hörbar, daß Edmund ihn betroffen ansah und all seine Empfindlichkeit fahren ließ.

„Mein Gott, was ist Dir denn? Du bist ja todtenbleich. Du warst überhaupt so seltsam den ganzen Abend. Doch, ich errathe es. Du hast da in den alten Papieren und Schriften gekramt, die wohl noch von Deinen Eltern herstammen, und das hat Dir schwere Erinnerungen wachgerufen."

„Jawohl, sehr Schweres!" sagte Oswald mit einem tiefen Athemzuge, „aber jetzt ist es überwunden. Du hast Recht, es waren alte Erinnerungen, die mich verstimmten. Ich werde jetzt ein Ende damit machen."

„Dann will ich wirklich gehen," erklärte Edmund. „Ich vergaß, daß Du noch Vieles zu ordnen hast, und wir sehen uns ja noch morgen früh. Gute Nacht, Oswald!"

Er wollte seinem Vetter die Hand reichen, aber dieser schloß ihn, wohl zum ersten Male in seinem Leben, fest und innig in die Arme.

„Gute Nacht, Edmund! Ich bin Dir wohl oft herb und kalt erschienen, wenn Du mir Deine Freundschaft so warm und voll entgegenbrachtest. Ich habe Dich aber doch sehr lieb gehabt, wie sehr, das hat mir erst diese Stunde gezeigt."

„Die Scheidestunde!" sagte Edmund mit halbem Vorwurf, während er doch zugleich die Umarmung mit vollster Herzlichkeit erwiderte. „Sonst wäre dieses Geständniß auch nie über Deine Lippen gekommen. Ich habe aber trotzdem gewußt, was ich Dir werth war."

„Vielleicht doch nicht so ganz. Weiß ich es doch selbst erst seit heute. Aber nun geh! Du darfst bei Deiner Wunde wirklich nicht länger aufbleiben. Geh zur Ruhe!"

Den Arm um die Schulter seines Vetters gelegt, begleitete er diesen zur Thür und durch den Corridor. Dort trennten sie sich, aber während der junge Graf nach seinem Zimmer zurückkehrte, stand Oswald wieder vor seinem Schreibtische, das Bild in der Hand. Noch einmal ruhten seine Augen darauf; dann schloß er mit festem Drucke die Kapsel und sagte halblaut:

„Er würde daran sterben — um den Preis will ich nicht Herr in Ettersberg sein." (Fortsetzung folgt.)

In der Stadt Romeo's.

Es war in Verona; der Sommertag neigte sich seinem Ende zu. Ein einsamer Spaziergänger, hatte ich das Freie aufgesucht. Um mich her zuckte noch eben das nervöse Leben der Straße, doch bereits ermüdet, wie die erlöschende Gluth eines durch Leidenschaft erschöpften Herzens. Hier draußen ward es stiller und stiller. Düsterbrütend ragen die fernen Bergzinnen in die goldig blaue Luft; Abendlieder ertönen in den Thälern; die Cypressen stehen lauschend und sinnend. Wahrlich, in Italien ist der Abend das Beste vom Tage!

Die Dunkelheit steigt endlich herab, und ich schlendere nach Hause. Außer meinem Hund und meinem Kanarienvogel warten folgende Zeilen auf mich:

„Du mußt mir einen Gefallen thun, mein Freund. Gewiß verfügst Du über einen alten, fadenscheinigen Rock, einen schäbigen Hut und ein paar geflickte Beinkleider — kurz, über eine Uniform, die das Gegentheil von Salongarderobe bedeutet. Lege dieselbe hübsch an und erwarte mich um sieben Uhr am Haupteingange des Amphitheaters. Ich hoffe, Dir etwas Extrafeines bieten zu können: weltschuttbestaubte Mauern und zerbrechliche Baracken, Gladiatoren und Pulcinelli, Stiergefechte und Heirathsscenen, je nachdem Deine Phantasie mitspielen hilft oder nicht. Das ist einmal etwas zur Förderung der lieben Literatur. Mache also nicht langen Trödel und komme pünktlich! Enrico."

Was war da zu thun! Die Einladung hatte sich schon den ganzen Nachmittag auf meinem Tische gelangweilt. In einer halben Stunde wollte es sieben Uhr hämmern. Ich warf mich hastig in die vorgeschriebene Toilette, erhöhte den Totaleindruck durch ein paar Stiefel, die infolge der Wanderungen auf den Lavafeldern des Vesuvs mit sich selbst uneinig geworden — eine Sohle zeigte bisweilen große Lust, neben dem Stiefel einherzulaufen — und befand mich zur bestimmten Zeit am Platze.

Eigenthümliche Gefühle entquellen beim Anblicke dieser ehrwürdigen Ruine dem Herzen. Der gewaltige Bau, welcher wie ein Gespenst aus fernen Jahrhunderten zu mir herüberlugt, scheint kein Gebilde der Menschenhand, sondern ein Werk jenes großen Künstlers zu sein, der die ewigen Pyramiden der Alpen aufgerichtet und die Fackel des Vesuvs entzündet. Diese mächtigen Säulen, wie kühn sie trotz der zerklüftenden Spalten emporstreben! . . . Diese luftigen Bogen, die sich darüber hinwölben, um dem ganzen architektonischen Hymnus, so möchte ich sagen, eine tiefharmonische Klangfarbe zu geben!

Und ringsum das echte, phantastische, hülpsende, marionettenhafte italienische Volksleben. Hier wogt eine toll durch einander gewürfelte Menge heimathloser Armuth: Bettler, Vagabonden, Krüppel, aus denen gar seltsam, aber imponirend der auf das Ohr gedrückte Cylinder eines Pflastertreters hervorlauscht. Daneben verkaufen zerlumpte Knaben Cigarrenstummel, die sie auf allen Straßen zusammengelesen, offeriren gelbe Frauengesichter Kürbiskörner, damit die Zähne bei den theatralischen Vorstellungen etwas knuspern können, während im nahen Café über den Köpfen der Gäste vom Stiefelputzen eine Staubwolke schwebt.

Enrico klopft mir auf die Schulter.

„Endlich! . . . Alle Wetter, ich warte schon eine halbe Ewigkeit."

„Dafür wirst Du auch hier, wo sonst Löwen und Tiger brüllten, die feinsortirtesten Witze eines Hanswurstes hören und so einmal zur Genüge sehen, wie jetzt die Zeiten eingeschrumpft sind."

„Wie meinst Du das?"

„Nun, wir wollen einer Vorstellung in der elenden Bretterbude beiwohnen, die hier in der Arena errichtet ist. Kannst die ganze Welt von Treuenbrietzen bis Kuhschnappel, oder von China bis San Francisco durchbummeln, wirst nicht gleich wieder finden, wie Sonst und Jetzt einander so grell berühren."

Wir treten ein.

Mitten in dem immensen Raum, der einst an zwanzigtausend Zuschauer faßte und dessen Sand so viel Blut getrunken, erhebt sich ein flitterhaft aufgeputztes Theater, in welchem Ritter-, Räuber- und Spectakelgeschichten vorgeführt werden. Davor befindet sich ein bretterner Aufbau, vor ihm zwei Flügelansätze rechts und links, alles zusammen vielleicht ein Zehntel der Arena bedeckend, mit Plätzen für die Zuschauer. Eine Treppe führt rechts wie links an der Basis der Flügel auf den Raum hinauf; die Zugänge bewacht je ein schäbig aussehender Cerberus vor einem Tische, welcher die klingenden Münzen im Teller sammelt.

Zwei Ueberraschungen noch: der Zuschauerraum ist geradezu überfüllt und das Publicum, wenngleich ein gemischtes, so doch zum guten Theil den besseren Ständen angehörend. In der von wenigen Laternen spärlich erhellten Dämmerung gewahre ich wohl

Digitized by Google

In den Ruinen des Amphitheaters zu Verona.
Originalzeichnung von E. Berninger.

Digitized by Google

vielfach die charakteristische Bauerntracht und die unbekümmerte Dürftigkeit und Beweglichkeit des niederen Stadtvolks, und es scheint, daß diese Elemente in dem Raum vor der Bühne überwiegen, aber freilich auf den Flügeltribünen gruppiren sich die Promenadetoiletten der guten Gesellschaft: der hohe Cylinder, der elegante Strohhut haben die Herrschaft, weiße Frauennacken blinken, Fächer regen sich, und trotz der Munterkeit, welche auch hier die Kopf an Kopf sich hindehnende Menschenmenge bewegt, liegt das Maß gesellschaftlicher Bildung darüber.

„Aber zum Teufel, Enrico, wozu diese Räuberkleidung, welche Dein Billet mir vorgeschrieben, wenn wir die Aussicht hatten, uns zu anständigen Leuten setzen zu können?"

„Ruhig Blut!" war die lachende Antwort. „Wenn ich in anständiger Gesellschaft Theater genießen will, gehe ich nicht hierher; Andere mögen das halten, wie sie wollen. Uebrigens wird das Publicum in wenig Tagen ein anderes, sobald die Sache den Reiz der Neuheit eingebüßt hat. Was uns betrifft, so werden wir mit Deiner Erlaubniß einen höheren Standpunkt einnehmen, damit Du die Wirkung des Spectakels in ungetrübter Reinheit beobachten kannst."

„Um Gotteswillen, doch nicht — —?" Und ich zeigte, von einer Ahnung erfaßt, auf die antiken Sitzreihen in luftiger Höhe, wo sich eine verdächtige Anhäufung von muthmaßlich zahlungsunfähigen Gästen knäuelte.

Enrico nickte. Ich sah seufzend an meinem auswendigen Menschen hernieder und sagte mir in der Stille, daß die olympische Verborgenheit da oben in der That den angemessensten Platz für mich biete. So folgte ich denn dem Freunde, und wir schlichen durch einen der Aufgänge und kletterten empor.

Es ging durch ärmliches Volk, Gelächter und lebhaftes Gespräch in einem abscheulichen Gassenjargon von Italienisch; zuweilen umspülte uns ein penetranter Duft von Zwiebel oder Knoblauch, oder auch die Ausdünstung übermäßigen Weingenusses; ich war froh, daß wir möglichst hoch über diese Atmosphäre hinaus stiegen. Endlich nahmen wir auf einem der alten Steinsitze Platz. Der Himmel hatte sich inzwischen gelichtet — der Mond mußte aufgegangen sein. Seitlich saßen einige dunkle, wüst und zerlumpt aussehende Gesellen, über die man sich nicht eben freuen würde, wenn sie einem so zufällig begegneten und nach der Zeit fragten; unter uns saß eine Gruppe Betrunkener, welche von sehr unsaubern Erlebnissen in Ostindien erzählten; neben ihnen ein hageres Individuum in grauem Cylinder und schwarzem Rock, auf dem Metallknöpfe blinkten, weßwegen ein paar halbnackte Knaben in der Nähe ziemlich ungenirt den Verdacht äußerten, eine „Eccellenza" vor sich zu haben. Unten aber wogt und rauscht und summt es, und eine Weile hängt mein Auge gefesselt an dem phantastisch originellen Bilde dieser Arena, bis ich des Eindrucks müde geworden.

Unterdeß haben zwei Violinen und eine heisere Trompete, welche das Orchester vorstellen, bereits drei Ouvertüren durchprobirt, ohne daß eine Andeutung baldigen Beginns der Vorstellung erfolgt. Ich versuche, während Enrico in vollem Behagen mit einem Taschenperspectiv um sich späht, den Widerwillen gegen meine Umgebung durch Erinnerungen zu betäuben. Die Phantasie träumt sich zurück, weit, weit zurück in vergangene Zeiten. Die Natur vergrößert, das Herz erweitert sich; langstverstorbene Schatten leben auf. Die steinernen Sitze, die mächtigen Mauern helfen das Bild vervollständigen.

Es ist ein römischer Festtag. Wunderprächtig blaut der Himmel; die Sonne scheint so heiter, daß man fast die Freude in den Herzen lesen kann. Tausende über Tausende drängen nach der Arena. Der Boden erglänzt von Goldsand und Carmin, damit das Blut der Kämpfenden sich weniger bemerkbar macht, und über die weitgeschwungenen Sitzreihen spannen sich große orientalische Purpurplanen, das Licht dämpfend und den Eindruck des Schauspieles erhöhend. Chorgesang und Musik ertönt, und die Menge schwatzt von den Neuigkeiten.

Plötzlich ein Zeichen! Die Menge verstummt. Lächelnd, nach allen Seiten grüßend, erscheinen die Gladiatoren, kampfesmuthig, als winkte ihnen ein freudevolles Fest, nicht der unerbittliche Tod. Glitzernde Rüstungen, nackte Leiber, dreizackige, scharfgeschliffene Messer werden sichtbar. Es tobt der Kampf. Athemlos lauscht das Volk. Verstümmelte Glieder, aufgeschlitzte Körper, ängstliches Schluchzen, Stöhnen der Sterbenden, vom Tod entstellte Gesichter.... Endlich in thierischer Lust ein ungeheurer Beifallssturm, in den sogar die Löwen und Tiger, welche nun die Scene betreten sollen, durch Brüllen mit einstimmen.

Ein langgedehntes „Ah" der Versammelten reißt mich aus den Träumereien. Enrico reicht mir sein Perspectiv.

Vor dem Vorhang der Bretterbude erscheint, die Cigarre im Munde und die Mütze unternehmend schief auf dem schwarzen Krauskopf, ein Theaterdiener. Er schlägt einen Augenblick voll großer Entschiedenheit die Arme in einander und starrt mit einer Mischung von Bewunderung und Verachtung in's Publicum. Dann bückt er sich nieder, putzt die Oellampen und schraubt die Flammen höher. Nun ist dem starken Ueberfluß an Gesichtsfarbe, welcher vermuthlich bei den Priestern und Priesterinnen dieses Kunsttempels vorherrscht, die rechte Beleuchtung gesichert, und Alles läßt auf den Anfang des Stückes schließen.

Mir kommt ein Einfall.

„Weißt Du was, Enrico? Mich lüstet, da unten Studien hinter den Coulissen zu machen. Geht das an?"

„Warum nicht?" sagt der Freund, der Verona wie seine Taschen kennt. Und wir erheben uns und klettern noch etwas höher, um droben entlang bis zu dem Abstieg zu schreiten, der hinter dem Theater in die Arena einmündet.

Unten, im Rücken der Bühne, hebt mein Führer ein rissiges Stück Leinwand; es geht durch kleine schmale Gänge hin.

„Achtung, mein Junge!" ertönt unterwegs Enrico's Warnungsruf. „Falle nicht über jenen zu den ‚Requisiten' gehörenden Tellerkorb. Wie sollte dann im fünften Act das ‚Heer' dort ein Siegesmahl halten!" Und er zeigt auf drei schmutzige Gesellen mit korkgeschwärzten Gesichtern, in alten grauen Waffenröcken und kothigen Stiefeln, welche sich vorläufig an einer umfangreichen Schüssel Macaroni mit Pomidore stärken.

Enrico fragt nach dem Director und erhält den Bescheid, derselbe befinde sich in dem Ankleidezimmer nebenan.

Und da stehen wir mitten in der Aufregung der letzten Augenblicke vor Beginn des Schauspiels. Der dicke Director, der sich unausgesetzt den Schweiß von dem rothbraunen Antlitz wischt, bittet um Geduld — er hat keine Zeit für uns übrig; desto mehr Zeit haben wir, die Gesellschaft zu mustern, die uns kaum einen flüchtigen Blick schenkt.

Sämmtliche Künstler und Künstlerinnen sind bereits in Costüm. Dort der kleine Ladenjunge ist ein türkischer Sultan, daneben die junge, gluthäugige Dame ein geraubtes Christenmädchen, weiterhin der simpelhaft aussehende, säbelbeinige Kerl der tiefbetrübte Vater des armen Kindes. Soeben hilft er in seinem faltigen Gesichte den Spuren des Grams durch ein paar kühne Pinselstriche nach, während seine traute Gemahlin, ein ungeheuer dickes Weib, christliche Ergebung in ihre Physiognomie aufträgt.

Der erste Liebhaber, der das geraubte Kind aus den Händen der Ungläubigen zu retten hat, kann vor Begeisterung kaum den Anfang der Vorstellung erwarten. Er weiß, daß er in der Sterbescene ungeheueren Effect machen wird, und murmelt immer und immer im Declamationston aus seiner Rolle: „Addio, addio per sempre!" Dann klopft er etwas auf dem Kilo Kolophonium herum, damit der „Schloßbrand" mehr Furore erweckt, und gedenkt, seinem plötzlich in ein sanftes Schmachten umschlagenden Mienenspiel nach zu urtheilen, einiger sonnigeren Partien der Tragödie. . . .

„Allons! Allons! meine Herrschaften, das Publicum zerbricht bald die Bänke!"

Es erfolgt ein allgemeiner Aufbruch nach der Bühne.

„Nun," ruft der Director und nimmt die Liste zur Hand, welche hinter der ersten Coulisse hängt: „Erster Auftritt, einsame Gegend, Nacht, Donner und Blitz — Alles in Ordnung, Giovanni?"

„Fein in Ordnung."

„Recht so. — Zweiter Auftritt, Schloß am Meer. Ist das Schloß am Meer heruntergelassen?"

„Ja."

„Giovanni, wenn das Zeichen erfolgt, ziehe die überschwemmte Gegend hinauf in die Wolken."

„Va bene."

„Jetzt die Ohren gespitzt. Seid Ihr Alle da?"

„Alle."

„Gut also. Weg von der Bühne! Giovanni, pfeife zum Anfang!"

Das Orchester schweigt, der Vorhang rauscht in die Höhe,

Digitized by Google

das Trauerspiel beginnt, und wir sehen von der allem Vermuthen nach gesichertsten Stelle in den Coulissen zu.

Was soll ich über die dramatischen Ungeheuerlichkeiten des Stückes, über die Kränze von Blödsinn, mit denen fast alle Scenen durchwoben sind, was über die Darstellung sagen! Man muß diesen Streit mit den „Todtengräbern", diese sehnsuchttriefenden Liebesmonologe, dieses durch Kniewackeln unterstützte Schluchzen gehört, den „Schloßbrand" gerochen haben, um zu wissen, wie nahe das Erhabene dem Lächerlichen steht.

Stürmischen Beifall erntete der erste Liebhaber, der nach einer ziemlich hitzigen Gefechtsscene — zu sterben hatte. Er schlug sich wohl zehn Minuten mit vier stangenbewaffneten Räubern wie ein gereizter Löwe herum, fiel auf die Kniee, kämpfte in dieser Stellung, sprang dann wieder auf und focht weiter. Erst nachdem ihm der Hut vom Kopfe gefallen, fing er an zu wanken, drehte sich so, daß der Sturz nicht wehe thun konnte, und empfing den Todesstoß. Im Verscheiden schrie er dann aus allen Leibeskräften: „Addio! addio per sempre!"

Dies wirkte derart, daß ein Orchestermitglied beinahe vom Schlafe aufgeschreckt wurde und ein Wasserverkäufer vor Erstaunen stehen blieb, anstatt mit den Gläsern von Bank zu Bank zu schleichen, während allenthalben sich Taschentücher vor die gerührten Augen legten.

Wir hatten genug und verzichteten darauf, dem Director Aufklärung über unsere Anwesenheit hinter den Coulissen zu geben. Addio, Amphitheater, addio per sempre! Wenn die Seelen der alten Geschlechter, die ehemals hier jubelten und lachten, aus dem Staube stiegen und gewahrten, was die alte Arena heute mit anschen muß!

Enrico nahm mich am Arm; wir schlichen uns in's Freie und verließen das Amphitheater durch den nächsten Ausgang. Der Himmel hing voll vereinzelter, dunkler, wandelnder Wolken, Cypressen und Lorbeerbüsche warfen im weichen Schimmer des Mondlichts weithin kriechende Schatten. **Karl Böttcher.**

Der Hagerbaur.

Von **Karl Stieler.**

1. Der Alte.

Es is scho Hirgscht,[1] as Laab im Berg werd gelb,
Aber halt d'Sunna — die scheint no so fein,
Und in der Fruah scho is der Tag so lind!
Vor sein braun Häusl, auf der Bank herauß't,
Da sitzt der Hagerbaur mit siebezg Jahr.
Er sitzt alloans, d'Händ hat er in der Schooß,
Die andern all san heunt in d'Kirchen fort,
Weil der alt Hofer eingrabn werd von Schliers.
Er schaugt so außi — grad in Himmel nein,
Und lunst,[2] wie's läut so schön im Kirchei drent.

Mei (denkt er si) — jetzt werd's mi aa bald ham,[3]
No, wegn meina![4] — aber 's reut mi nit,
Und kaam i heunt nomal auf d'Welt, is wahr,
I möcht nix anders wern, als was i bin.
Da auf dem Feld und vor dem Hoamet[5] da,
Da hab i gspielt als kloaner Bua davor,
Da hab i g'arbeit in die guaten Jahr,
Da rast i aus in meine alten Täg.

Wie schön war dös, wenn so im Lanks,[6] im Mai,
Die Kerschbaam blüht und d'Vögein gsunga habn;
Wenn ma im Summer, auf Johanni rum,
So gmaht' ham draußt, um Viere in der Fruah,
Daß d'Sans' ganz tropft vor lautern frischen Thau!
Und alls ghört Dein, die Traden[7] und dös Feld!
Wie schön is 's Leben, wenn van ebbes[8] wachst! —
Und na im Hirgscht — es war dös aa scho fein,
Wenn ma so droschen ham im Tenna[9] hint,
Daß ma's glei hallern hört bis auf Ellmau.
Und z'Weihnacht ericht san ma mi'n Schlitten naus
Ins Holz und durchn Schnee durch, auf die Berg.
Da war's erst schö, wennst hoam kimmst aufn Abnd,
Und's Feuerl brinnt, und d'Kinder san dahoam,
Und derfst di strecka auf der Ofenbank.
So hat a jede Jahrzeit halt sei Sach,[10]
A jede kimmt und geht und hat sei Freud,
Alls is so fest gmacht und dös thuat so wohl.

Und na der Sunta und der Kirta erscht![11]
O mein Gott, nein, i hab ja dieweil gmoant,
So schön, wie's i hab, kunnt's koa Mensch nit habn,
Und lustiger, wie's is, kunnt's nimmer wern!
Und auf der Kahralm[12] — bei mein Lisei droben,
Wenn so der Mond gscheint hat und d'Kalma woaden,[13]
Und bei der Musi(k) auf der Klausen drunt,
Dös war a Lebn — heunt giebt's mir no an Riß!

Und meiner Lebtag nie koa Stund nit krank! — —
Jetzt aber geht's wohl aa schön staad dahin;[14]
'S hat lang gnua dauert und mei Zeit is um;
Es freut mi 's Lebn und fürcht mi nit vorn Sterbn.
Na muaß as Weib halt um an Pfarrer numm,
Daß der no kimmt mit unsern Herrn[15] auf d'letzt;
Denn unser Herrgott, der verlaßt mi nit.
As Sach und d'Hoamet aber kriegt der Bua,[16]
Und den und seine Buabn freut's nachher aa,[17]
Wenn ebbes wachst — und wo i's lahna laß,[18]
Nimmt er's: mei Sans', und maht damit sei Feld,
Und meins, mein Vatern und mein Ahnl seins. —
So hat der Alt sinnirt — d'Luft is so lind,
Er spielt mi'n Kazei in der Sunna dort,
Er schaugt die Vögein zua im Kerschbaam drobn
Und lunst, wie schön 's im Kirchei drenten läut.
Und über's Feld hoam kemment d'Kirchenleut.
„Grüß Di Gott, Vater!" sagens. — „Grüß Gott aa!"
Ihm is so guat — er kunnt's nit schöner habn,
Alls is so fest gmacht und dös thuat so wohl —
Dös Bauernlebn is wier an ewiges Leben!

2. Der Jung.

Wie's draußen sturmt! — Der Wind geht in die Baam:
Wie's finster is — und wie der Regen schlagt!
Drin in der Kammer, auf sein Bett, da sitzt
Der Hagerbaur und lahnt sein Kopf auf d'Knie
Und tracht und tracht — es werd ihm hoaß und kalt,
Dös g'lockt Haar um d'Stirn um wird ihm naß,
Es schlagt scho zwölfe — und er schlaft nit ein. — —
Luns nur, wie's sturmt — er ziehgt 'n Athem an —
Und zletzt, zletzt sagt er's dengerscht zu sein Weib):

„Muader — morgn kemmens — morgen — die vom G'richt,
Alls is verspielt — Alls han i durchthan,[20]
Mei Feld, mei Holz, mei Hoamet und mei Sach —
I han's verspielt — und zletzt Di selber aa.
Oft hamma[21] gherzt in dera Kammer da —
Na[22] aber han i nimmer auf di g'acht
Vor lautern Großthun, lautern Draußtensein;
Zletzt is nix überblieben, als wie dös Herz,
Dös einigschni(tt)n in unser Bettstatt is.
Sei staad[23] — i woaß's — i bin nix mehrers werth.

Muader — i geh! Morgn kemmens in der Fruah,
Und wenn's na fragn: Wo is sei Viech? — na mach
Nur d' Stallthür auf, wo's alles laar is drin.
Wo is sei Holz?[24] Na zoag nur hin am Berg
Und sag: ‚Dort is's, wo alles zammengschlagn is.'
Und wenns zletzt fragn: ‚Wo is na er, er selm?'
Na sagst: ‚Fort is er — durch!' — und sagst dazu:
‚Um so an Lumpen is's ja wohl koa Schad!'
Ja, so derfst sagn, es is ja wahr a so,
Nur dös schaug halt — daß's d'Kinder halt nit hören."

As Weib) schlagts Deckbett von ihr weg und schreit,
Und nimmt um an Hals mit all zwoa Händ:
„Na,[25] Vader, na!" — Er aber redt dahin,
Daß d' moanst, du hörst die bösen Geister redn:
„I bin verspielt — verspielt — i woaß schier nit,
Bin i dran schuldi oder is's die Zeit,
Die heuti Zeit — es is als wier a Fluach,
Als leidet's koan mehr, daß er zfrieden is
Und ehrli bei sein Sach — dös treibt und treibt,
Nix hat koan Halt mehr — all's is feil und feil,
Muader, mir is's, als brennet's unter mei!

Sei staad! — Guat Nacht! — Schaug, daß D' no schlafen kannst,
Und wennst no schlafst, na steig i aus und geh.
Es siecht mi koaner von die Nachbarn nit.
Muader — bhüt Gott — morgn kemmens in der Fruah."

[1] Herbst. [2] horcht. [3] wird mich der Tod auch bald erreichen. [4] Nun, meinetwegen. [5] Heimath, heimischer Hof. [6] Frühling, Lenz. [7] gemäht. [8] Wiesen. [9] etwas. [10] Tenne. [11] ihren Vorzug. [12] Sonntag und Kirchweih erst. [13] Kahralpe. [14] Kälber weiden. [15] langsam mit mir zu Ende. [16] mit dem Abendmahl. [17] der Sohn. [18] auch. [19] wo ich meine Sense lehnen lasse. [20] durchgebracht. [21] haben wir. [22] dann. [23] still. [24] Wald. [25] Nein.

Berliner Bilder.

4. Bei Clausing. Eine Jubiläums-Erinnerung.

„Dasjenige Bier, welches nicht getrunken wird, hat seinen Beruf verfehlt.“ Dieser unsterbliche Satz floß am 21. Januar 1880, bei Gelegenheit der Berathung des Gesetzentwurfs betreffend die Steuer vom Vertriebe geistiger Getränke aus dem Munde eines preußischen Abgeordneten, welcher durch diese inzwischen unter die „Geflügelten“ erhobenen Worte eine Heiterkeit des Hauses erregte, die bei allen Bieranbetern, in Tausenden von deutschen Kneipen und salamanderreibenden Kreisen ein freudiges Echo weckte und dem klarsehenden Redner sogar unzählige gereimte und ungereimte Dankschreiben sowie lustig dedicirte Fäßlein Gerstensaft einbrachte. Wenn dem parlamentarischen Biervertheidiger auch nur das „Baierische“ vorschwebte, so fanden seine weiteren geistvollen Ausführungen (vergl. den stenographischen Bericht) nichtsdestoweniger die begeistertste Zustimmung einer Biergemeinde Berlins, die mit stolzer Verachtung auf das braune Gebräu herabblickt und nur dem Weißbier huldigt.

Bei der culturgeschichtlichen Mission, die das Weißbier unbestritten erfüllt, und dem Adelsrang, den das Berliner (nur aus Weizen gebraute) Nationalgetränk unter den „Stoffen“ einnimmt, ist billiger Weise zunächst die „Ahnenfrage“ zu erörtern. Das Berliner Weißbier ist nach den gewissenhaftesten Stammbaumstudien ein wohlgerathener Nachkomme des „Broihan“, eines Trankes, der 1547 in Halberstadt auftauchte und nach seinem „Erfinder“ Conrad Broihan benannt wurde. Den sonstigen Erfahrungen entgegen, scheint diese „Erfindung“ von den Zeitgenossen des Halberstädter Brauers sofort in ihrem vollen Werthe begriffen worden zu sein; denn nach einem von dem „Bär“ (Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde) mitgetheilten Distichon aus jener Zeit soll sogar Zeus dieses Weizenproduct bei seinen olympischen Gastmählern eingeführt haben:

„Grandia si summo fierent convivia coelo,
Broihanum superis Jupiter ipse daret.“

(„Wenn auf dem hohen Olymp commersirten die seligen Götter —
Broihan setzte gewiß Zeus den Unsterblichen vor.“)

Die Kunst, das himmlische Naß herzustellen, verpflanzte sich bald nach dem Hauptplatze der Mark; in einem kurbrandenburgischen Kochbuche aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges wird bereits das „Berliner Weitzenbier“ neben andern empfehlend genannt, „denn es ist so beschaffen, daß man es im Mangel eines guten Broihans brauchen kann, um damit vornehme Personen herrlich zu tractiren.“

Die Stürme der Zeiten haben nichts über dieses Bier vermocht; die verschiedenen, oft mit den wunderlichsten Namen belegten Brauproducte, ein treffliches „Spiegelbild des deutschen Particularismus“, traten zwar in Concurrenz, das vornehmthuende „Bairisch“ schien ihm den Rang ablaufen zu wollen, trotzdem aber ist der Consum mit einigen Schwankungen ein steigender gewesen, denn heute widmen sich „am grünen Strand der Spree“ mehr als zwanzig Brauereien der Herstellung des schäumenden Getränkes. Im Hinblick auf die große Güte und allgemeine Beliebtheit desselben ist es durchaus begreiflich, wenn am 26. Februar ein Gedenktag gefeiert wurde, an welchem die Bewohner der Residenz in Gedanken, Wort und That den innigsten Antheil nahmen: es war das fünfzigjährige Jubiläum des Weißbierlocals von Clausing, Zimmerstraße 80.

Ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seitdem der „alte Clausing“ in dem Hause, wo sich bereits seit 1781 eine Weißbierstube befand, die erste „kühle Blonde“ ausschenkte. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen“, welchen bezaubernden Reiz der Ruf: „eine Weiße“, eine „kühle Blonde“ für den Spree-Athener hat, ja schon der Name Clausing weckt in dem echten Berliner, auf welchem Punkte des Erdballes er sich auch befinde,

„Der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.“

Wer von den Einheimischen hätte „Vater Clausing“ in seinem schwarzen Sammetkäppchen nicht gekannt? Die Kinder auf der Straße grüßten den alten Herrn; den Fremden wurde er gewissermaßen als Berliner Wahrzeichen und lebendiges Wappenbild gezeigt; denn die von ihm meisterlich gepflegte „kühle Blonde“ galt als unübertrefflich und schien nur in seinen Händen gedeihen zu wollen.

Kein anderes Getränk fordert nämlich in seiner Behandlungsweise Intelligenz und persönliche Hingabe in dem Maße heraus, wie es das Weißbier thut. Viele Factoren: Keller, Gefäße, Sauberkeit, Temperatur, Gährungsproceß, Kruken, Pfropfen, Aufstellung, sogar Licht und Schatten müssen zusammenwirken, um jene perlende, kohlensäurehaltende, prickelnde Flüssigkeit zu erzeugen, zu deren Quelle sich die durstende Seele zurücksehnt, wie der Rom-Pilger zu den einmal gekosteten Wassern der Fontana Trevi in der ewigen Stadt. Wo deshalb immer Berliner sich eine neue Heimath gründen, da folgt ihnen auch die ersehnte „Weiße“, und das Clausing'sche Haus schickt seine kunstvoll „geproppten“ Kruken in alle Welt hinaus, oder genauer gesagt, nur nach der nördlichen Erdhälfte, da das Spreewasserproduct den Aequator noch nicht passiren gelernt hat, ohne ein verzweifelt saures Gesicht zu machen. Es ist übrigens eine noch nicht hinlänglich bekannte Thatsache, daß sich das gute Weißbier nur aus dem Elemente der Spree brauen läßt; das ganze übrige deutsche Flußnetz, so respectable Eigenschaften sich auch von ihm nachweisen lassen — zu echten kühlen Blonden läßt es sich doch nicht verwirthschaften.

Gleich seinem Bier hat auch das Clausing'sche Local selbst seine Geschichte. Wie ehedem die Heroen der Dicht- und Schauspielkunst in der Weinstube von Lutter und Wegner (vergleiche „Gartenlaube“ Nr. 49, Jahrgang 1856) zu fröhlichem Zechen und Scherzen zusammenkamen, so versammelte sich auch bei „Clausing“ allabendlich eine „Tafelrunde“, deren Geist, obgleich ganze Geschlechter hinweggeweht sind, noch heute in den Räumen fortlebt. Der Weißbiergeist ist aber ein ganz besonderer Kauz, der mit dem Geist auf sonnigen Hügeln gezeitigten Traubensaftes nichts gemein hat. Dieser regt das Gemüth des Menschen auf, läßt das Blut schneller in den Adern rollen und ist fähig, wie die Geschichte der weintrinkenden romanischen Völker lehrt, zu allem Außergewöhnlichen zu reizen. Nicht so der andere. Das kühlende, Hunger und Durst zugleich vertreibende Weißbier macht den Trinker ruhig, nachdenklich und bedächtig und läßt ihm Besinnung genug, bei Allem, was er thut, auch das maßgebende Ende zu bedenken, indem es zugleich das angeborene kritische, moquirende und witzelnde Element zu fröhlicher Entfaltung befördert.

Dort an dem Stammtisch, umgeben von tabakgebräunten, schmucklosen Wänden, saßen Mimen und Sänger, wie Gern, Iffland, Hendrichs, Mantius in Gesellschaft von allerhand Geheimräthen, Universitätsprofessoren, Doctoren, Gelehrten, Beamten und dem biederen, wohlhabenden Bürger, der es nie versäumt, bevor er zum Werke des Trinkens schreitet, neben sich auf den eichenen Tisch die mächtige Dose und das bunte Schnupftuch aufzubauen; hier reiften die Urtypen der in Vatermörder versunkenen Weißbierphilister „Neumann“, „Schwabbe“, „Bohmhammel“ und Andere. Aus praktischen Gründen bildete sich unter ihnen, wie bei allen Weißbiertrinkern, ein Consortium, welches nur aus einem Glase trinkt; dieser Modus trägt offenbar dazu bei, durch den ohne Rast und Ruhe kreisenden ungeheuerlichen, nur mit zwei Händen zu regierenden Humpen nebst „Strippe“ (Kümmel) ein gleichmäßiges Fluidum zu verbreiten. Wer nennt ein politisches oder unpolitisches Thema, das nicht an dem „Raisonnirtisch“ mit echter deutscher Gründlichkeit verarbeitet worden wäre, um, wenn irgend möglich, schließlich mit einer von Spott und Hohn gesättigten „Tunke“ begossen zu werden! Vater Clausing verstand es vortrefflich, durch zeit- und kunstgemäßes Einschenken den Rede- und Bierfluß im Gange zu erhalten. Aber auch „Mutter Clausing“, ein Muster aller Gastwirthinnen, wurde hoch in Ehren gehalten: zeigte die am Schenktisch aufgehängte schwarze Tafel in den altmodischen, mit Kreide geschriebenen Buchstaben Gänsebraten, Karpfen oder gar Eisbein mit Sauerkohl, so gab es keinen Stammgast, der nicht seine „Protection-Portion“ à drei Groschen beansprucht hätte.

Das mit Allem, nur nicht mit den Wirkungen des Weißbieres in Zusammenhang zu bringende „tolle Jahr“ 1848 warf seine Wellen auch in die Atmosphäre des Clausing'schen Locals.

Der ruhige Bürger mußte zur Wehre greifen; er stellte dieselbe aber mit Vorliebe nach gethaner Wache oder sonstigem

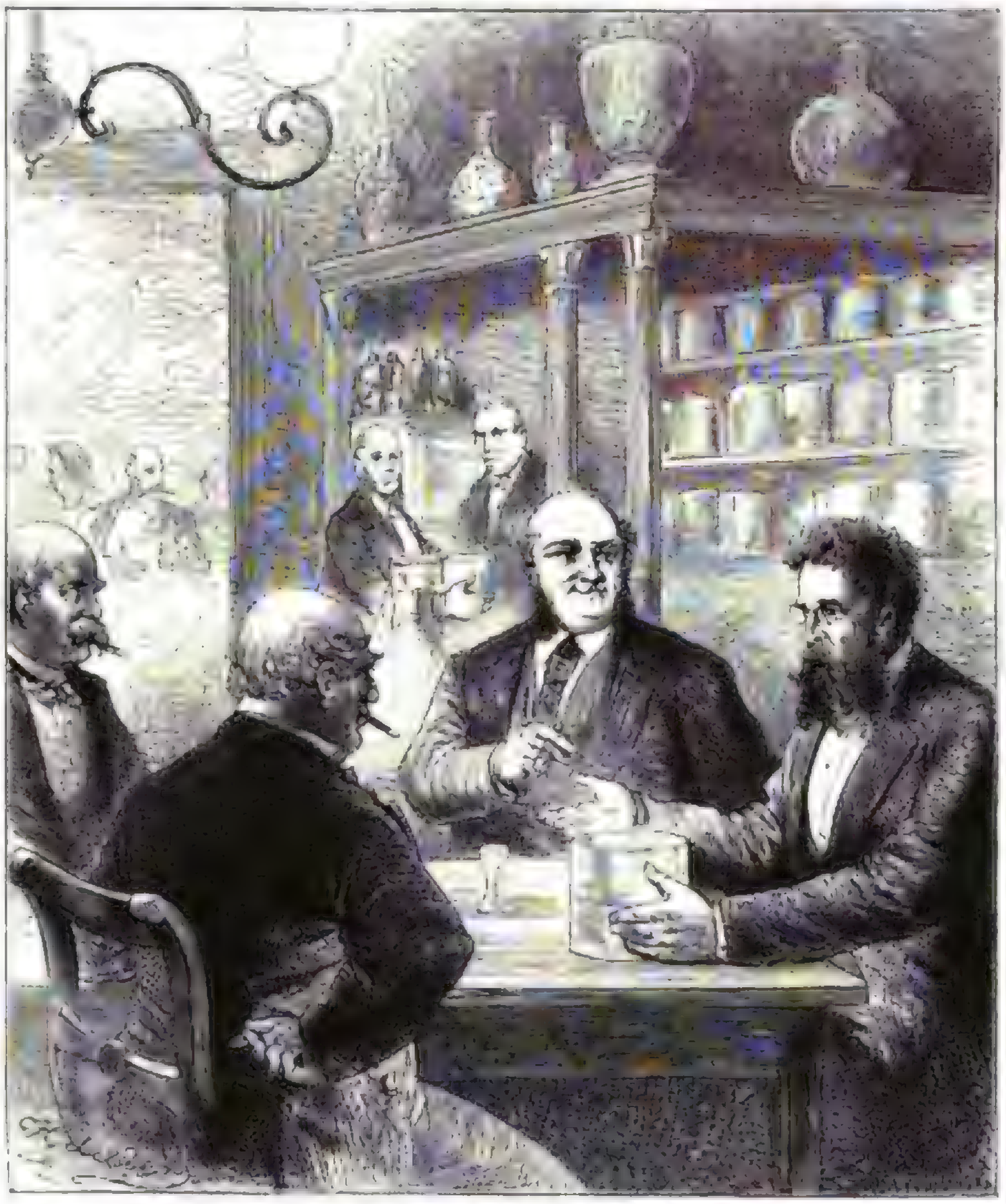
Digitized by Google

kriegerischem Geschäft Abends friedlich in eine Ecke bei Clausing und spülte alle politischen Beklemmungen durch mehrere Weiße mit verschärften Strippen hinab. Wie eine wohlverbürgte Tradition berichtet, hatte sich trotz der dort vorherrschenden „angenehmen Temperatur" eines Tages ein „revolutionärer Redner und Wühler" eingeschlichen, um von einem Tische aus Propaganda für Freiheit und Gleichheit zu machen. Seine Bemühungen scheiterten indeß an der Gesinnungstüchtigkeit der „Mutter Clausing", die weniger den neuen Ideen, als vielmehr dem unberufenen Schreier mit kräftiger Hand „unter die Arme griff" und ihn unter Beifallsrufen der anwesenden Gäste zum Hause hinausbrachte.

Besonders lebhaft ging es in den traulich düstern Kneipräumen während des Berliner Jahrmarktes zu, dessen Budenreihen sich vom Dönhofsplatze bis zur Zimmerstraße erstreckten. Die Verkäufer waren um Gründe, sich einen guten Trunk zu leisten, nicht verlegen; gute Geschäfte wurden in Gesellschaft der Kunden durch mehrere Weiße gefeiert, während die schlauen Handelsleute und feilbietenden Handwerker der bösen Laune über mangelnden Umsatz und das sprüchwörtliche „Jahrmarkts-Hundewetter" durch mannhaftes Trinken bei Clausing geschickt das Gleichgewicht zu halten wußten. Wer von seinem „Stande" unabkömmlich war, ließ sich eine „Blonde" holen, sodaß an manchem Tage tausend Weiße „über die Straße" verkauft wurden. Der „alte Clausing" ist, nachdem er durch Millionen Kruken den Durst seiner Mitwelt gelöscht hat, im Jahre 1857 heimgegangen; er hat, wie jener König von Thule, Alles, sogar noch den „Becher" seinen Erben gegönnt; denn sein Sohn wandelt, unterstützt von einer wackeren, thätigen Hausfrau, in den Fußstapfen des Vaters weiter.

Das Fest des fünfzigjährigen Jubiläums gestaltete sich deshalb zu einem Ehren- und Erinnerungstage, der seine wohlausgenutzten vierundzwanzig Stunden zählte und welchem Hekatomben von Weißen („auf Eis" und „in Civil") und — Kuhkäse geopfert wurden.

Wenn auch der Charakter des Locales etwas vom Zeitgeiste benagt und beeinflußt worden ist, das alte patriarchalische Verhältniß zwischen Gästen und Wirth ist doch geblieben; denn dem Letzteren ist es durch das erstaunlich pünktliche, über Tag und Nacht gleichmäßig vertheilte Kommen und Gehen der Besuche ziemlich leicht gemacht, Fühlung zu behalten. Da erscheint in den ersten Vormittagsstunden die „angeblich wegen Studien" in der Residenz sich massenhaft aufhaltende akademische Jugend in der ausgesprochenen Absicht, das bekannte geschwänzte Hausthier, Kater genannt, zu ertränken; ihnen folgen die Mannen des täglichen Stammfrühstücks, und sodann vereinzelte Mittagsgäste, denen sich am Nachmittag beziehungsweise Abend die eigentlichen Weißbierhelden anreihen. Ministerial-, Magistrats- und sonstige Beamte mit Titel und Würden, Militärs z. D. und a. D., Künstler, Schauspieler, Abgeordnete, Journalisten, Rentiers, Kaufleute, Handwerker wechseln in bunter Reihenfolge bis nach Mitternacht; es soll nicht verschwiegen werden, daß in der Neuzeit in dem neuen modernen Anbau auch die sonst in diesem Hause nicht gesehene Damenwelt Eingang gesucht und an der „Blonden" großen Geschmack gefunden hat.



Ein Stammtisch bei Clausing in Berlin.
Originalzeichnung von H. Lüders.

Die Aegypter, Phönicier, Tyrer, Karthager und andere Völker des Alterthums mußten, wie der Eingangs erwähnte Parlamentsredner in derselben Sitzung behauptete, nach kurzem Glanze schnell untergehen, „weil sie nichts Vernünftiges zu trinken gehabt haben". Berlin wird demnach ewig blühen; denn es hat sein Weißbier. Du aber, o Wanderer, sollten sich je deine Schritte nach der Zimmerstraße lenken, so gedenke des tiefsinnigen Wortes: Dasjenige Bier, welches nicht getrunken wird, hat seinen Beruf verfehlt.

Gustav Schubert.

Die abenteuerliche Geschichte vom falschen Dmitry.

Von Johannes Scherr.

(Fortsetzung.)

2. Wie der Schwindel anging, vorschritt und sein Ziel erreichte.

Wie lautete die Kunde, welche wie ein Blitz in die schwüle Stimmung fiel, von der die russische Nation befangen war?

Sie lautete: Der Stamm Ruriks ist noch nicht erloschen. Der Zarewitsch und rechtmäßige Nachfolger Iwans des Schrecklichen, der junge Dmitry, welchen man irrthümlich todt und zu Uglitsch ermordet glaubte, ist noch am Leben. In der polnischen Provinz Lithauen von einem Woiwoden gastfreundlich aufgenommen, hat er den angesehensten Männern der Republik Polen, sowie dem Könige Sigismund dem Dritten selber sich zu erkennen gegeben und schickt jetzo sich an und verschreitet dazu, sein klares Recht auf den russischen Zarenthron als letzter recht-

Digitized by Google

mäßiger Sproß des Hauses Rurik, als legitimer Sohn des vierten Iwan Wassiljewitsch, mit der Hilfe Polens geltend zu machen.

„Mit der Hilfe Polens." Schon dieser Beisatz hätte die Russen stutzig machen können und sollen. Aus Polen und mit Polens Hilfe kam der Prätendent, also aus dem Lande und mit der Unterstützung von Russlands Erbfeind. Aber wann und wo haben Menschendummheit, Volksaberglauben und Parteiwuth gezögert, auf einen kolossalen Lügenköder begierig anzubeißen? Nimmer und nirgends! Wann und wo haben sie angesichts eines frechen Schwindels verständige Erwägungen angestellt? Zu keiner Zeit und an keinem Ort!

Der wirkliche Sohn des „grausen" Zaren, der wahre Dmitry, war zweifellos ermordet, todt und begraben. Das hinderte aber nicht, daß die große Mehrzahl der Russen in einem nachgemachten Dmitry einen Helden, Herrn und Heiland sah und ihn geradezu vergötterte, für eine Weile nämlich, das heißt gerade so lange, als er Glück hatte.

Der historische Roman vom falschen Demetrius, welchen man, wie im Schlußkapitel dieser Historie gezeigt werden soll, füglich einen Tendenzroman nennen darf, hat also angehoben.

Um die Mitte des Jahres 1603 stand im Schlosse zu Brahin in Lithauen ein junger Mensch als Bereiter oder Unterstallmeister im Dienste des polnischen Fürsten Adam Wisniewiecki. Eines Tages wurde der Bereiter krank, todtkrank, das heißt er stellte sich krank, todtkrank, und ließ den Hauskaplan des Fürsten, welcher Geistliche ein Jesuit war — wohlgemerkt! — zu sich bitten, um diesem seine angeblich letzte Beichte abzulegen. Solchem Beichtvater nun anvertraute das Beichtkind, daß es der todtgeglaubte russische Zarewitsch Dmitry wäre und folglich der rechtmäßige Zar aller Reußen, dessen angestammten Thron ein grausamer Usurpator innehätte. Zur Bekräftigung dieser großen Neuigkeit erzählte — dem Berichte des Jesuitenpaters zufolge — der Scheinkranke eine höchst romantische Geschichte, allwie er durch einen deutschen Arzt den mörderischen Anschlägen des Boris entrissen und wie an seiner statt zu Uglitsch der Sohn eines leibeigenen Knechtes ermordet worden wäre — ein ganz dummes, schlecht ersonnenes und schlecht stilisirtes Märchen. Aber in solchen Fällen heißt es bekanntlich: „Je dümmer, desto schöner!" Als Beglaubigung seiner Fabel brachte, wie der Beichtvater erzählte, der Bereiter ein Siegel vor, welches Wappen und Namen des Zarewitsch Dmitry zeigte, sowie ein kleines goldenes, angeblich mit Edelsteinen besetztes Kreuz, welches ihm, behauptete er, bei seiner Taufe sein Pathe, der Fürst Mstislawski, geschenkt hätte.

So die Aufstellung, so die Beweisstücke. Und daraufhin — es klingt ebenfalls märchenhaft — wurde der Stallknecht von seinem Brotherrn, dem Fürsten Adam Wisniewiecki, als wirklicher und wahrhafter Zarewitsch Dmitry anerkannt — rasch auch von anderen, so von dem Bruder des lithauischen Magnaten, dem Fürsten Konstantin Wisniewiecki, und von dessen Schwiegervater, dem Woiwoden von Sendomir, Jurii Mniszek. Diese beiden Großbarone, beide als fanatische Anhänger der Gesellschaft Jesu bekannt, erklärten dem Könige Sigismund, der Bruder und rechtmäßige Nachfolger des verstorbenen russischen Zaren Feodor wäre wunderbarer Weise gerettet, aufgefunden und erkannt worden. Sigismund, von dem päpstlichen Nuntius an seinem Hofe, Monsignore Rangoni, gehörig bearbeitet, glaubte oder stellte sich an, als glaubte er an eine Sache, welche mehr und mehr die Gestalt einer von langer Hand her vorbereiteten und inscenirten Komödie annahm und dann auch ganz ungescheut als ein gegen Russland, gegen das anatolisch-byzantinisch-rechtgläubige Russland gerichtetes jesuitisch-polnisches Intrikenspiel weiterspielte.

Der Stalldiener Wisniewiecki's wurde unter der Hand an den polnischen Königshof nach Warschau geladen. Dort ist er im folgenden Jahre (1604) im Palaste des Nuntius (oder im Jesuitenkollegium?) von der griechisch-katholischen zur römisch-katholischen Kirche übergetreten, was wohl auch nur eine Scene der ganzen Komödie war, insofern der nachgemachte Zarewitsch höchst wahrscheinlich von Geburt ein Polak und demnach schon von Haus aus römisch-katholisch gewesen ist. Aber die feierliche Posse war durchaus im Sinne der Leiter des ganzen Stückes, das heißt der Jesuiten, nothwendig, um der Welt einen zum römischen Katholicismus *bekehrten* russischen Zarewitsch vorschauspielen zu können. Bei seinem angeblichen Uebertritt in die römische Kirche, welcher übrigens vorläufig noch geheim gehalten werden sollte, mußte der junge Mann geloben, auch Russland zu dieser Kirche herüberzubringen, was ja schon seit längerer Zeit der heiße Wunsch der Gesellschaft Jesu und der Zweck von schon mancher offen oder versteckt gethanen Arbeit derselben gewesen. Das geleistete Gelöbniß war der Preis, um welchen die Jesuiten den klaglichen Waschlappen von Polenkönig, Sigismund den Dritten, vermochten, den erdichteten und zurechtgeschneiderten Dmitry förmlich als Zarewitsch, als echten und legitimen Sprössling von Iwan Wassiljewitsch anzuerkennen. In feierlicher Audienz ließ sich der „König" der „Republik" Polen — die Verkuppelung dieser beiden Worte kennzeichnet sprechend die polnische Anarchie — durch den päpstlichen Nuntius den Prätendenten vorstellen und richtete an denselben die Worte: „Gott behüte Dich, Demetrius, Fürst von Moskau! Deine Herkunft ist uns bekannt und durch achtungswerthe Zeugen bestätigt. Wir weisen Dir ein Jahrgehalt von 40,000 Gulden an, betrachten Dich als unsern Freund und Gast und ermächtigen Dich, von den Rathschlägen und Diensten unserer Unterthanen Gebrauch zu machen."

Der Sinn des Schlußsatzes war nichts weniger als dunkel. Die „Republik" Polen zwar befand sich dazumal im Frieden oder wenigstens in einem auf 20 Jahre geschlossenen Waffenstillstand mit Russland; allein das hinderte den „König" von Polen nicht, Russland sofort den Krieg zu machen, wenigstens mittelbar, indem er den angeblichen Zarewitsch ermächtigte, „von den Rathschlägen und Diensten" der polnischen Großen Gebrauch zu machen, d. h. mit Hilfe derselben einen Kriegszug gegen den Zaren Boris zu rüsten.

Bis dahin war diese politische Komödie großen Stils ganz vortrefflich gegangen. Die feinen und frommen Herren von der Gesellschaft Jesu waren eben sehr geschickte Inscenesetzer und Marionettenlenker. Sie hatten das auch in der Auswahl des „Helden" ihres Stückes bewiesen, indem sie unter der Hand zu verbreiten verstanden, der wiedergefundene Zarensohn hätte alle die körperlichen Merkmale an sich, welche, behaupteten sie, an demselben in seiner Kindheit zu Uglitsch wahrgenommen worden waren. So das Merkmal, daß sein rechter Arm etwas länger als der linke; weiter, daß er eine Warze auf der Stirn und eine zweite unter dem rechten Auge habe. Auch sei er von mittlerem Wuchse wie sein Vater Iwan und sehr braun von Gesichtsfarbe wie seine Mutter Marfa. Im Uebrigen war unser Abenteurer nach den übereinstimmenden Zeugnissen solcher, die ihn oft gesehen, keineswegs ein Adonis, sondern im Gegentheil ein hässlicher Bursche, dessen impertinent blondes Haar, blaßblaue Augen, breites Gesicht mit vorstehenden Backenknochen, dicke Knollnase und wurstlippiger Mund von beträchtlichem Umfang keine verführerische Physiognomie ausmachten. Dem Anschein nach zwanzig bis zweiundzwanzig Jahre alt, war der junge Mann breitschultrig, kräftig, behend und ein vortrefflicher Reiter, ein so vortrefflicher, daß die Sage, er wäre unter den Kosaken am Don aufgewachsen, vielleicht nicht grundlos sein mag. Seine geistige Kultur war der Meinung polnischer und russischer Edelleute von damals zufolge nicht gering. Denn er verstand rasch und hübsch zu schreiben, sprach polnisch und russisch — die letztgenannte Sprache freilich mit polnischem Accent und häufiger Einmischung polnischer Worte — und kannte sogar etliche Brocken vom Küchenlatein. Die Geschichte Russlands hatte er augenscheinlich sehr eifrig studirt. Er kannte sie genau und war namentlich in der Genealogie der russischen Aristokratie gut bewandert. Seine Rolle als geborener Prinz spielte er meisterlich, indem er sich unter den polnischen Magnaten so sicher und gewandt bewegte, als wäre er sein Lebtag nie in anderer Gesellschaft gewesen. Kurz, bislang machte das Geschöpf der Jesuiten seinen Schöpfern oder wenigstens Ausbildnern alle Ehre.

Es wurde nun unverweilt zur Ausführung des wohlangelegten Planes geschritten, welcher begründet war auf die slavische oder, besser gesagt, geradezu hündische Anhänglichkeit der russischen Volksmassen an das Haus Rurik und ihre Unzufriedenheit mit dem Regimente des Boris.

Dieser hatte die erste Botschaft vom Auftreten des nachgemachten Zarewitsch in Lithauen und am polnischen Königshofe leicht genommen. Allein spätere und genauere Nachrichten hatten ihm hinsichtlich des Ernstes der Sache keinen Zweifel mehr gelassen. Er beschloß, den Weitergang der polnischen Kabale — als welche ja *ihm*, der nur allzu gut wußte, daß der wahre

Dmitry todt und wie derselbe gestorben, der ganze Schwindel sofort erscheinen mußte — dadurch zu hemmen, daß er den Russen zu wissen that, der falsche Dmitry wäre eigentlich ein verlaufener Mönch, der als Söffer und Wüstling weithin verrufene Grischka (Gregor) Otrepiew. Diese Erklärung ließ der Zar durch eine Gesandtschaft auch dem König von Polen überbringen, mit dem Beisatze, daß der besagte liederliche Mönch, welcher im Kloster zu Tschudow die Tonsur erhalten, im Jahre 1603 aus Russland nach Lithauen entwichen wäre. Dann ließ Boris durch seine Gesandten die Auslieferung des frechen Betrügers fordern. Allein die Minister Sigismunds, zweifelsohne mit im Komplott, wußten der angebrachten und wiederholten Auslieferungsforderung allerhand Ausflüchte entgegenzustellen, und so konnte das Spiel seinen Fortgang nehmen. Um so leichter und rascher, als die zarische Kundgebung inbetreff des Grischka Otrepiew in Russland keinen Glauben fand.

Begleitet und geleitet von zwei Jesuitenpatres begab sich der nachgemachte Zarewitsch von Krakau nach Galizien, allwo sich auf den Gütern des Woiwoden Mniszek bereits abenteuerlustige Scharen polnischer Edelleute, natürlich so ziemlich lauter Sprößlinge der ungeheuer großen Familie Derer von Habe- und Taugenichts, zu einem kriegerischen Zuge gegen Moskau zu sammeln angefangen hatten. Mit dem Staatsgeschäfte, das man in majorem dei gloriam begonnen hatte, wußte man nun auch noch ein Familiengeschäft zu verbinden, mit dem utile das dulce. Nämlich Pan Mniszek, der Woiwode von Sendomir, hatte eine sehr schöne Tochter, die Panna Marina, und neben diesem sehr schönen Besitz hatte er auch den sehr häßlichen einer kolossalen Schuldenlast, wie das eben bei den polnischen Magnaten damaliger Zeit zum adeligen Stil und Ton gehörte. Aus dieser Voraussetzung ergab sich, wie die Sachen lagen, unschwer die logische Schlußfolgerung, daß am 25. Mai von 1604 der angebliche Sohn Iwans des Schrecklichen einen Vertrag unterzeichnete und beschwor, kraft dessen er sich verpflichtete, nach seiner mit dem Beistande von Mniszek und dessen Freunden zu erlangenden Inthronisirung auf dem russischen Zarenthron 1) Russland in den Schooß der alleinseligmachenden römischen Kirche zurückzubringen, 2) die schöne Marina Mniszek zu seiner zarischen Gemahlin zu erheben, 3) mit russischem Gelde die polnischen Schulden des lieben Herrn Schwiegervaters in spe zu bezahlen, 4) die russischen Fürstenthümer Groß-Nowgorod und Pskow seiner geliebten Gemahlin in spe als erb- und eigenthümliche Besitzthümer zu überliefern, 5) dem künftigen Herrn Schwiegerpapa die Fürstenthümer Smolensk und Sewerien als erbliche Lehen zu verleihen, 6) etliche noch näher zu bezeichnende russische Landschaften an die Republik Polen abzutreten.

Daraus ist zu ersehen, daß man mit dem Felle des zu erlegenden russischen Bären sehr freigebig umging. Man traf aber auch zur Jagd auf denselben ernstliche Anstalten, deren Kosten zuvörderst die Firma Mniszek, Wisniewiecki und Kompagnie aufzubringen hatte. Das ganze Geschäft war eine Art von Aktienschwindelunternehmen im Stile jener Zeit. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts thun sich „Konsortien“ zur Aufschwindelung von breit- und schmalspurigen Eisenbahnen oder von nationalen und internationalen Banken zusammen; damals, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts schwindelten Jesuiten und polnische Magnaten, welche letztere mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe hatten, mitsammen in Eroberungen von Land und Leuten. Es hat eben jede Zeit ihre eigene Manier, zu schwindeln, aber dem Wesen nach bleibt die menschliche Schwindelei allzeit dieselbe und wird es bleiben, so lange es Schwindler und Beschwindelte giebt, also bis an's Ende der Tage. Zweifelhaft ist nur, ob der letzte Mensch der letzte Betrüger oder aber der letzte Betrogene sein werde, und vielleicht hilft man sich aus diesem Dilemma am anständigsten heraus, indem man sagt, der letzte Mensch werde der letzte betrogene Betrüger sein.

Wo immer zur Zeit, von welcher hier gehandelt wird, in den Gränzbezirken zwischen Polen und Russland etwas los war, da strömten sofort ganze Schaaren von Krapülenskis und Waschlappskis, will hier sagen von Habe- und Taugenichtsen, Vagabunden und Räubern zuhauf, um mitzuthun.

Die Werber, welche der Prätendent und seine Helfershelfer in die Gegend von Kiew, in die Ukraine, zu den saporogischen und don'schen Kosaken entsandten, hatten demnach leichtes Spiel.

So vermochte sich denn der nachgemachte Zarewitsch schon am 15. August 1604 an der Spitze von 1500 Mann regelmäßiger polnischer Truppen, d. h. polnischer Schlachtschitzen (Edelleute oder auch Freibauern, Mitglieder der Schlachta, des niederen Adels und in dessen ganzem Umfange), welche zu Pferde dienten und von Magnaten beseligt wurden, gegen die Ufer des Dnepr in Bewegung zu setzen, um den Krieg nach Russland zu tragen, während doch die Republik Polen und ihr König mit dem Zarenreiche in Frieden zu sein und zu bleiben behaupteten. In der Nähe von Kiew vereinigten sich andere Banden mit ihm, insbesondere tausende von Kosaken, die der verlaufene Mönch Grischka Otrepiew, welcher uns bei dieser Gelegenheit ganz bestimmt und deutlich als einer der Spießgesellen, Treiber und Werber des falschen Demetrius vorgeführt wird, angeworben, gesammelt und in Bewegung gesetzt hatte. Das kleine Heer, womit der Prätendent am 23. Oktober oberhalb Kiews über den Dnepr ging, um 8 Tage später bei Morawsk das russische Gebiet zu betreten, mochte etwa 15,000 Streiter und Mitläufer zählen. Den Kern bildeten die polnischen „Hussaren“, nicht zu verwechseln mit der späteren ursprünglich ungarischen leichten Reiterart der Husaren; denn jene polnischen Reiter waren recht eigentlich „schwere“, ganz wie die deutschen „Kyrisser“ zu Ausgang des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Sie ritten auf schweren Schlachthengsten, hatten Stahlhelme und Eisenpanzer, führten als Hauptwaffe die Lanze und trugen als eigenthümlichen Schmuck zwei Adler- oder Geierflügel, welche mittels silberner Haften auf ihren Schultern befestigt waren. Beim Betreten Russlands ließ der Prätendent ein Manifest ausgehen, worin er dem russischen Volk kundgab, daß er käme, um als der rechtmäßige, wunderbar gerettete Sohn Iwans sein Thronrecht gegen den Usurpator Boris geltend zu machen. Auch Pan Mniszek, der Woiwode von Sendomir, erließ ein Proklam, worin er erklärte, daß die polnischen Pane in diesem Dmitry den echten Zarewitsch erkannt und darum beschlossen hätten, selbigem zur Besitznahme seines väterlichen Thrones zu verhelfen.

Das abenteuerliche Unternehmen des Schwindlers und seiner Mitschwindler in den Einzelnheiten der militärischen Handlungen zu verfolgen, ist an diesem Orte unthunlich und auch überflüssig. Es genügt ja, zu sagen, daß der Abenteurer binnen wenigen Monaten einen vollständigen Erfolg erzielte, obzwar er nach einem kriegerischen Unfall, welchen er auf seinem Zuge nach Russland hinein erlitt, einmal schon zur Rückflucht nach Polen sich anschickte. Diese Rückflucht verhinderten aber Russen, welche sich ihm, nachdem er den russischen Boden betreten, sofort angeschlossen hatten. Sie erklärten ihm, falls er feige genug wäre, seine Unterthanen aufzugeben und sie im Stiche zu lassen, so würden sie ihn am Kragen nehmen, um ihn entweder dem Boris auszuliefern oder aber ihn kurzweg todtzuschlagen. So mußte der Schwindler wohl oder übel beharren und ausharren, und bald darauf wurde ihm ein Triumph zutheil, welcher ebenso leicht errungen als glänzend war.

Denn ganz Russland schien ja von der Tarantel gestochen, schien vom Veitstanz ergriffen zu sein. Ein seltsamer, ein epidemischer Rausch war auf die gesammte Bevölkerung gefallen. Die plumpe Lüge vom Wiedererstandensein des Sohnes Iwans des Schrecklichen und von seinem Herkommen übte eine geradezu magische Wirkung. Massen von Bauern, eine Menge von Bojaren und Edelleuten schlossen sich dem Prätendenten auf seinem Zuge gen Moskau an; schaarenweise liefen die Soldaten des Boris zu ihm über, und eine Stadt nach der andern öffnete ihm ihre Thore. In der Hauptstadt verließen die Ratten nach Rattenart das gefährdete Schiff, d. h. im Kremlin ward es mehr und mehr leer und öde um den Zaren Boris her. Das Verhängniß lag bleischwer auf den Schultern des Mannes. Er vermochte nicht aufzukommen wider die Last, sondern brach darunter zusammen. Am Morgen vom 13. April 1605 hielt er noch einen Rathschlag mit den obersten Staatswürdenträgern; am Abend desselben Tages war er todt. Ob er Gift genommen, ob ein Schlagfluß ihn weggerafft, ist unbestimmt und unbestimmbar. Doch ist der Schlagfluß wahrscheinlicher als das Gift. Im 15., 16., 17. und 18. Jahrhundert konnte ja bekanntlich kein mächtiger oder auch nur vorragender Mann eines jähen Todes sterben, ohne daß er dem Glauben der Leute nach vergiftet worden sein oder sich selbst vergiftet haben mußte. Es ist das für die Sittlichkeitsbegriffe und die Sittenzustände der „guten alten frommen Zeit“ sehr kennzeichnend.

Digitized by Google

Auf die Sittlichkeitsbegriffe und die Sittenzustände der russischen Gesellschaft zur Zeit des falschen Demetrius wirft ein erschreckend kennzeichnendes Streiflicht, was unmittelbar nach dem Tode von Boris in Moskau geschah. Obgleich nämlich die ganze Bewohnerschaft der Hauptstadt im Herzen willig und schon bereit war, dem herankommenden Schwindler zuzufallen und zuzujubeln, huldigten alle Moskauer, alle, vom Erzbischof-Patriarchen an bis zum letzten Kleinbürger, der Wittwe des Boris, der Zarin Maria, ihrem sechszehnjährigen Sohne Feodor, sowie ihrer Tochter Xenia, und die Huldigenden alle verpflichteten sich mittels furchtbarer Eidschwüre, mit unverbrüchlicher Treue an der Zarin-Wittwe und ihren Kindern unentweglich festzuhalten. So that auch der Bojar Peter Basmanow, welcher als der fähigste der russischen Generale an der Spitze eines neuausgerüsteten Heeres dem Prätendenten entgegengeschickt wurde.

Schon am 7. Mai jedoch erklärte sich derselbe Basmanow, welcher gar wohl wußte, wie es mit der Zarensohnschaft des angeblichen Dmitry bestellt wäre, und welcher dieses sein Wissen gegenüber dem ehrlichen Konrad Bussow, unserem Hauptgewährsmann, ohne Umstände verlautbart hatte — ja, derselbe Basmanow erklärte sich für den Betrüger und mit ihm das ganze Heer.

Das gab den Ausschlag. Boten, welche Dmitry nach der Hauptstadt sandte, um dieselbe zur Unterwerfung und Huldigung für ihn, als den rechtmäßigen Zaren, aufzufordern, wurden mit Jubel empfangen. Die Spitzen von Adel, Klerus und Bürgerschaft traten zusammen, anerkannten den Dmitry als den echten Zarewitsch und den rechten Zaren und sandten ihm eine Abordnung von Bojaren nach Tula entgegen, um ihn einzuladen, in seine „getreue" Hauptstadt einzuziehen. Er erklärte gnädig, bald kommen zu wollen. Bevor er aber kam, sandte er Befehle, die Zarin-Wittwe Maria und ihren Sohn Feodor zu erdrosseln, was dann am 10. Juni geschah. Der Tochter des Boris, der jungen Xenia, war noch Schlimmeres bestimmt als der Tod. Dmitry, der Mörder ihrer Mutter und ihres Bruders, zwang sie, seine Kebse zu werden. Weiter hat man von ihr nichts mehr vernommen.

Am 20. Juni von 1605 hielt Zar Dmitry, wie er jetzo sich nannte und nennen ließ, seinen Triumphalpompeinzug in Moskau unter Vorantritt der polnischen Hussaren, welche in Gliedern von 20 Mann hoch einherzogen, mit eingelegten Lanzen und unter dem Getön ihrer Trompeten und Kesselpauken. Dann schritt die Klerisei in Procession mit Fahnen und Heiligenbildern vor dem Zaren einher, welchen Bojaren in höchster Gala umgaben. Von der Pracht seiner Erscheinung kann eine Vorstellung schon der Umstand geben, daß er einen Halskragen im Werthe von 150,000 Dukaten trug. Das Volk jubelte dem Götzen des Tages zu: „Hoch unser Väterchen! Gott segne und erhalte dich! Wir waren im Finstern. Jetzt aber mit dir ist die rothe Sonne (krasnoe zolnza) Russlands wieder über uns aufgegangen."

Neun Tage später ist Dmitry in der Marienkirche zu Moskau feierlich-prunkhaft zum Zaren aller Reußen gekrönt worden.

Es fehlte aber noch das Tüpfelchen auf dem i dieser zarischen Herrlichkeit. Das war die Anerkennung des neuen Zaren durch die noch lebende Mutter des wirklichen Dmitry. Damit, d. h. mit der Erlangung dieser Anerkennung, sollte allen etwaigen Zweifeln ein Ende bereitet werden. Die zwei ersten Bojaren des Reiches, der Fürst Feodor Mstislawski und der Fürst Wassily Schuisky, wurden in das Kloster im Norden entsendet, wo Marfa Nagoy, die Wittwe und letzte Frau Iwans des Schrecklichen, lebte, um sie nach Moskau zu holen. Sie kam und wurde von Dmitry mit der ganzen Ehrfurcht und Zärtlichkeit eines Sohnes empfangen. Was die Beiden miteinander gesprochen, weiß man nicht; das aber weiß man, daß Beide vortrefflich schauspielten. Marfa hat zwar nie förmlich ausgesprochen, daß der falsche Zar ihr Sohn wäre. Wie konnte sie das auch, sie, welche den wirklichen Dmitry todt in ihren Armen gehalten hatte? Aber sie fand die Rolle der Zarin-Mutter mehr nach ihrem Geschmack als das Klosterleben und lebte demzufolge mit ihrem angeblichen Sohn im besten Einverständniß. Will man die Gefühle zergliedert sehen, welche die Wittwe des „grausen" Zaren bestimmten, die ihr angebotene Rolle und Stellung anzunehmen, so lese man im Demetrius-Fragment Schillers die herrliche Scene zwischen Marfa und dem Erzbischof Hiob — eine Scene, wie sie eben nur Schiller schaffen konnte.

(Schluß folgt.)

J. J. Weber.

Ein buchhändlerisches Culturbild.

Es ist wenig über ein halbes Jahrhundert her — es war im Jahre 1825 — daß zu dem deutschen Boissere'schen Prachtwerke über den Kölner Dom, welches im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung erschien, Titelblatt und Vorrede in deutscher Sprache mit deutschen Lettern in Paris gedruckt werden mußte, weil in Deutschland, der Wiege der großen Erfindung Guttenberg's, typographisch nichts geleistet werden konnte, was den Forderungen der Schönheit und des guten Geschmacks entsprochen haben würde.

Die französische Typographie und ihre Schwesterkünste, namentlich die Holzschneidekunst, waren damals der deutschen weit voran geschritten, und mit dem Aufschwung dieser Künste hatte sich auch der Unternehmungsgeist der französischen Buchhändler weit über den der deutschen erhoben. Der Buchhändler Masson kündigte unter anderen Werken gleichzeitig an: „Voyage pittoresque en Autriche", „Collection des vases grecs", einen „Buffon" mit 1150 Kupfern, „Monumens de la France", „Biographie universelle", in 50 Bänden, Werke, die 1000 bis 2000 Franken kosteten. Die „Description de l'Égypte" (die freilich auf Kosten der Regierung erschien) kostete sogar 4000 bis 6000 Franken. Außer Masson waren Didot, Panckoucke, Bertrand, Bossange und Andere berühmt wegen der Großartigkeit ihrer Unternehmungen. Namentlich wurden Reisewerke auf das Prachtvollste ausgestattet, wie die von de Laborde, Choiseul, Gouffier, d'Ohsson ꝛc. Luxuriöse Ausstattung war sozusagen Tagesmode, aber diese Mode wurde in Deutschland, das sonst leider nur zu schnell ausländischen Tand nachzuahmen liebt, nicht nachgeahmt.

Allerdings war schon früher auch in Deutschland ein rühmenswerther Anlauf zu geschmackvoller Verschönerung der typographischen Ausstattung gemacht worden. Der Verlagsbuchhändler Georg Joachim Goeschen entfaltete seit 1787 eine hochbedeutsame Geschäftsbrührigkeit, seitdem er eine Prachtausgabe von Wieland's Werken mit lateinischen Lettern drucken und seine eigene Buchdruckerei etabliren wollte, da die vorhandenen Druckereien seine ästhetischen Forderungen nicht erfüllen konnten. In der Blüthezeit des dickverfilzten Zopfthums, des Zunft- und Innungswesens mußte Goeschen in seinem Concessionsgesuche an den Kurfürsten 1793 geltend machen, daß er nur „mit lateinischen Lettern nach Didot" drucken wolle, daß diese in Leipzig nicht vorhanden, daß seine Typen noch schöner seien, als die von Unger in Berlin, daß Leipzigs Buchdruckerruhm dadurch steigen würde u. dergl. m. Außerdem wolle er nur für sich drucken und sogar nur solche Artikel seines Verlages, die Andere nicht ausführen könnten — trotzalledem mußte er 1797 seine Druckerei nach Grimma verlegen, wo er unbeschränkte Dispensation von allem Zunftzwang erhielt.

Die Gesammtausgabe von Wieland's Werken war etwas noch nie Dagewesenes in Deutschland; sie erschien in vier Ausgaben, von denen die große Prachtausgabe in 42 Quartbänden, mit Antiqua gedruckt und mit 36 Kupfern geschmückt, 250 Thaler kostete. Das Werk machte das Aufsehen einer Wundererscheinung, und als Wieland nach Leipzig kam, wurde ihm der erste Band unter festlichem Gepränge von griechisch gekleideten Genien überreicht, während die Muse ihn mit einem Lorbeerkranze schmückte.

Aber schon die Napoleonische Invasionszeit war nicht geeignet, die deutsche typographische Kunst zu fördern, und noch ärger, als der Kriegsdruck des fremden Feindes, wirkten nach den ruhmreichen Siegen im sogenannten Freiheitskriege die Karlsbader Beschlüsse, die schnöden Polizeigesetze der 38 deutschen Landesväter auf den Aufschwung der Literatur, der Presse, der typographischen Kunst. Daher mußte auch Alexander von Humboldt zur Herausgabe seines amerikanischen Reisewerks nach Paris gehen. Es waren

Digitized by Google

nicht blos die wissenschaftlichen Institute und der Beistand gelehrter Freunde, die ihn dahin zogen, es waren auch die vorzüglichen technischen Anstalten und die größere Bereitwilligkeit der Pariser Buchhändler zu großen literarischen Unternehmungen. Noch im October 1826 schrieb er aus Paris an Berghaus, als er diesem den Prospect zur „Géographie des Plantes“ für die „Hertha“ schickte: „Ein Werk dieser Art kann nur in Frankreich veröffentlicht werden. In Deutschland wäre es unmöglich. Engherzigkeit und langes vieles Bedenken kennt Hr. Gide, mein Verleger, nicht.“

So waren die Zustände des Buchhandels, der Typographie und ihrer Schwesterkünste in Deutschland und Frankreich — und sie mußten hier als Hinter- und Untergrund unserer Darstellung gezeichnet werden — als der noch nicht fünfzehnjährige Johann Jakob Weber, der Sohn eines unbemittelten Kleinbürgers in Basel, als Lehrling in die dortige Buchhandlung von Thurneisen eintrat. Weber hatte nur mäßigen Schulunterricht genießen können, aber er besaß einen angeborenen Wissensdrang, unermüdliche Arbeitslust, hartnäckigen Fleiß, dabei Kunst und Schönheitssinn, einen idealen Trieb, stets das Vollkommenste und Schönste zu erstreben, und das Glück, — — daß die Bestimmung seiner Berufsthätigkeit seinen Neigungen vollkommen entsprach. So vollendete er denn die Lehrlings-Laufbahn mit bestem Nutzen; es folgte eine mehrjährige Thätigkeit bei Paschoud in Genf, worauf der nun Zwanzigjährige 1823 zu Firmin Didot nach Paris, dann für kurze Zeit zu Breitkopf und Härtel nach Leipzig, zu Herder nach Freiburg im Breisgau und bald wieder nach Paris, zu Bossange Père, zurück ging.

Von der Meute gestraft.

Nach seinem Gemälde auf Holz gezeichnet von Fritz Beinke.

So sehen wir den jungen Mann in der kurzen Frist weniger Jahre in sechs Buchhandlungen thätig, bald in französischen, bald in deutschen. Dieser stete Wechsel, diese Unruhe und geringe Ausdauer könnte bedenklich erscheinen, da alle Geschäfte, in denen er conditionirte, zu den berühmtesten ihrer Zeit gehörten. Wurde Weber von seinen Principalen entlassen? Mit nichten! Alle erkannten seine Fähigkeit und seinen Eifer in vollem Maße an; alle wünschten, daß er länger bei ihnen bleibe, aber die rastlos arbeitende Unruhe seines Geistes trieb ihn von Ort zu Ort, von Geschäft zu Geschäft — — er wollte die Verschiedenheit, die Vorzüge und die Mängel des französischen und des deutschen Buchhandels in allen seinen Eigenheiten kennen lernen und beide zu lebhafterem Verkehr, zu Austausch großer gegenseitiger Interessen verbinden. Ein, wie wir jetzt geläufig sagen, internationaler Verband in buchhändlerischen Interessen war das Ziel, welches ihm als Ideal vorschwebte. Diese Wanderjahre Weber's, mit solchen Zielen, waren sicher einzig in ihrer Art, und hierzu kam seine vollständige Kenntniß und Beherrschung der deutschen wie der französischen Sprache und Literatur. Bossange erkannte bald die Vorzüge des jungen Mannes, erwies ihm volles Vertrauen und etablirte auf dessen Anregung 1832 eine Filiale in Leipzig; der Leiter dieses Geschäfts ward J. J. Weber.

Um diese Zeit trat der Buchhändler Charles Knight in London unter den Auspicien der Society for the diffusion of useful knowledge mit dem „Penny Magazine“ hervor. Dieses Unternehmen enthusiasmirte Weber's rastlos sinnenden Geist; er veranlaßte den Franzosen Bossange, nach diesem englischen Muster ein deutsches „Pfennigmagazin“ herauszugeben, und der leitende Geist, der eigentliche Spiritus familiaris des Geschäfts war wieder J. J. Weber. Monsieur Bossange aber war stolz auf seine Erfindung, obwohl er nicht ein Wort deutsch verstand, und schmeichelte sich, etwas vollbracht zu haben, was selbst dem großen Kaiser nicht gelungen sei: eine unzertrennliche Allianz zwischen Frankreich und Deutschland. Mit Energie und großem Geschick wurde das Unternehmen unter Weber's Leitung trotz aller Schwierigkeiten durchgeführt, und das „Pfennigmagazin“ erreichte schnell die in Deutschland damals monströse Abonnentenzahl von sechszigtausend.

Die Schwierigkeiten bestanden nicht blos in Beschaffung des literarischen und technischen Materials, der technischen Ausführung und des Drucks, es erhoben sich auch Bedenken und Hindernisse gegen den Vertrieb der Pfennigliteratur, und namhafte Buchhandlungen, wie z. B. Duncker und Humblot in Berlin, schickten alle Pfennig-Zusendungen zurück. Auch die besseren Schriftsteller glaubten sich durch diese Literatur gefährdet, durch den erlaubten partiellen Nachdruck, durch das Uebervorchen von Arbeiten unwissender literarischer Dienstmänner. Man glaubte, die Masse regellos zusammengeworfener realistischer Curiosa ziehe das Publicum von den Schöpfungen der Phantasie ab und ersticke die Theilnahme für ernste Leistungen. Aber alle diese und ähnliche Bedenken schwanden; denn sie beruhten auf nur oberflächlicher Ansicht der Verhältnisse.

Unendlich wichtig wurde die Pfennigliteratur ganz besonders für die Fortschritte der deutschen Industrie. Das deutsche

Volk bedurfte populärer naturwissenschaftlicher Aufklärung über die Benutzung physikalischer, chemischer, mechanischer Kräfte und Gesetze, über die verborgenen Naturschätze seines Grund und Bodens zur Vereinfachung der Gewerbe. Das große deutsche Volk brauchte polytechnische Belehrung, erziehende, bildende Unterhaltung, und die Pfennig-Literatur bot dieselbe in anziehender, billigster Weise. Sie war zugleich ein probates, homöopathisches Mittel gegen die Noth der zahllosen seichten Bücher, welche man damals dem Volke für schweres Geld in die Hand gab. Weber war ein wahrhafter Homöopath in diesem Zweige der Literatur. Gegen die großen, theuren Schriften, welche keinen Pfennig werth waren, gab er kleine Dosen guter Blätter, die nur einen Pfennig kosteten. —

Und das geschah in der Zeit, als die Schwingungen der Pariser Julirevolution auch Deutschland nachhaltig erschütterten, als das „Junge Deutschland" in Literatur und Buchhandel zu frischem, kräftigem Leben empordrang und Leipzig die Fundamente zur neuen Buchhändlerbörse legte, in deren Hallen der buchhandlerische Geschäftsverkehr in neuen Formen geregelt, in neue Bahnen geleitet und international erweitert werden sollte. Damals, in ein und demselben Jahre, 1834, gründeten J. J. Weber und Otto Wigand ihre eigenen Geschäfte. War Wigand der heißblütige, begeisterte Schutzpatron aller literarischen Unternehmungen im Geiste freisinnigen Fortschrittes und der Volksbildung, so war Weber, mehr künstlerisch angelegt, der ästhetische Reformator des deutschen Bücherdruckes. Sein Dichten und Trachten, seine Ziele und Aufgaben bei allen Unternehmungen waren Schönheit des Druckes und der gesammten Ausstattung, Anwendung und Vervollkommnung der alten deutschen Kunst des Holzschnittes zu typographischer Illustration. Mit großer Vorliebe wandte er sich der Herstellung illustrirter Werke zu, welche die Vorzüge der besten englischen und französischen erreichen, womöglich übertreffen sollten.

Gleich seine ersten Verlagsartikel waren illustrirte Werke aus der französischen und deutschen Geschichte, anfangs mit französischen, dann mit deutschen Stahlstichen, und nicht lange darauf, 1832, erschienen die „Geschichte Napoleon's" und „Die Soldaten des Kaiserreichs" mit französischen Holzschnitten nach Vernet.

Die Herausgabe aller dieser Werke war aber nur Vorbereitung, auch in Deutschland bei Zeichnern und Holzschneidern Lust und Liebe, beim großen Publicum Sinn und Verständniß für die Verwendung des Holzschnittes zu Illustrationen zu wecken. Ehe wir indeß diese Bestrebungen in ihrem Zusammenhange verfolgen, muß zuvor einer anderen Richtung der Wirksamkeit Weber's gedacht werden, welche seine ideale Auffassung auch der praktischen Berufsthätigkeit, seinen Eifer für Reform des Geschäfts charakterisirt.

Gleich nach Eröffnung der neuen Buchhändlerbörse im Jahre 1836 war Weber der Erste, der für die erwünschte Reform Hand an's Werk legte. Er gab das „Bibliopolische Jahrbuch" (1836—42) heraus, das nicht blos eine damals vortreffliche Handhabe für den praktischen Geschäftsdebit des Buchhandels war, sondern auch über die geistigen Interessen und über die Vorgänge literarischer Rechtsverhältnisse im In- und Auslande die beste Auskunft gab. In ähnlicher Weise suchte auch 1838—39 Weber's „Zeitung für Buchhandel und Bücherkunde" zu wirken. Beide Zeitschriften sind nicht ohne wohlthätigen Einfluß geblieben.

Von einem höheren, man kann sagen wissenschaftlichen Geiste war Weber's „Allgemeine Preß-Zeitung" (1840—43) getragen, ein Unternehmen, das ein wahrhaftes Bedürfniß der Zeit geworden war.

Im Glanz des jungen Ruhmes, in der Blüthezeit unserer Literatur war nämlich das Urtheil über das Recht des Eigenthums der Dichter und Schriftsteller, über ihr Autorrecht an ihren Werken verdunkelt und verwirrt worden. Die Gesetzlosigkeit hatte im Buchhandel eine wüste Anarchie hervorgerufen. Während der Buchhändler im Süden Deutschlands nach jedem geistigen Product seine Fangfäuste ausstreckte, hatte er sich im Norden hinter Wall und Graben des starren Rechts materiellen Eigenthums zurückgezogen. Einerseits war die Ansicht zum Bewußtsein gekommen, daß ein Product des Geistes, ebenso wie es aus dem Bewußtsein der Nation hervorgegangen, auch dem Gemeinbesitz derselben wieder anheimfalle, daß der Autor seine besten Werke nur von dem Genius der Zeit zu Lehen trage. Das nachwachsende Geschlecht erkannte immer mehr, daß die Werke seiner Classiker das theuerste Erbtheil seiner Vergangenheit seien, daß diese Werke ihm gehören, daß es sich den wünschenswerthen Besitz derselben nicht länger durch „allergnädigste Privilegien" verkümmern lassen wolle. Es wollte die Werke seiner Classiker in billigen, in Volksausgaben haben. Andererseits hing die Theorie des ewigen Verlagsrechts, die in die Gesetzgebung Preußens und Sachsens übergegangen war, im starren abstracten Begriff des materiellen Eigenthums. Erst nach mehr als zwanzigjährigem „Hangen und Bangen" gaben die Frankfurter Bundesbeschlüsse vom 2. April 1835 und November 1837 dem literarischen Eigenthumsrecht eine positive Basis für ganz Deutschland, und erst seitdem konnte der Boden für eine Preßgesetzgebung urbar gemacht werden.

Und wieder finden wir Weber auch bei dieser Arbeit in vorderster Reihe. Die Presse hatte damals für ihre eigenen Rechtsangelegenheiten noch kein selbstständiges Organ; Weber unternahm es, dem literarischen Recht ein solches Organ zu geben, und gründete eben die „Allgemeine Preß-Zeitung". Hülfreich standen ihm hierbei zu Seiten zwei der tüchtigsten Männer in rechtswissenschaftlichem Gebiete: der ehemalige preußische Criminaldirector Hitzig und der sächsische Advocat Dr. Schellwitz. Hitzig hatte, nachdem er den Staatsdienst verlassen, im Verein mit dem Xylographen Professor Gubitz, dem Dichter Chamisso und dem Romanschriftsteller Haering (Willibald Alexis) in Berlin die „Vereinsbuchhandlung" gegründet; er galt als juristische Autorität, war mit dem praktischen Buchhandel vollkommen vertraut, interessirte sich für denselben mit Eifer und Einsicht und trat an die Spitze der Redaction, und die „Preß-Zeitung" hat unter seiner tüchtigen Führung ein wahrhaft schätzenswerthes Material für die Revision der Gesetzgebung geliefert.

Wenden wir uns nunmehr zu derjenigen Thätigkeit Weber's, die der eigentliche Mittel- und Brennpunkt seines Schaffens war, in der er seine Eigenart am schärfsten und ausdrucksvollsten ausgeprägt hat — zu seinen Bestrebungen, die deutsche Holzschneidekunst neu zu beleben und den Holzschnitt als Illustrationsschmuck in deutschen Druckwerken zu verwerthen.

Durch Hitzig lernte Weber dessen Schwiegersohn, den Kunsthistoriker Franz Kugler, und ferner den Maler Adolf Menzel persönlich kennen.

Der bloße Namenklang beider Männer erinnert an die Eigenart und Bedeutsamkeit ihrer Werke. Es liegt die Vermuthung nahe, daß Weber bei der großen Befriedigung, die er in der Herausgabe der vorgenannten französischen Werke, der „Geschichte Napoleon's", und der „Soldaten des Kaiserreichs", gefunden hatte, die Idee zur Herausgabe eines ähnlichen deutschen Werkes zur Geschichte Friedrich's des Großen gefaßt haben mochte und daß Kugler und Menzel ihn sehr wesentlich zur Ausführung aufgemuntert haben. Lag doch in Weber der unermüdliche, im besten Sinne ehrsüchtige Drang, das fremde Schöne und Gute schöner und besser in deutschen Werken darzustellen. Friedrich der Große und seine Zeit boten zu einem solchen Werke den historisch reichsten und künstlerisch idealsten Stoff. — Wir wissen, daß das Triumvirat Kugler, Menzel, Weber ein herrliches, wahrhaft monumentales Werk geschaffen hat. Aber welche Arbeit, Mühe und Kosten dieses Werk erforderte, davon hat man in unseren Tagen, in denen Illustrationen überall wie Unkraut emporwuchern, kaum eine annähernde Vorstellung.

Weber's damaliger Geschäftsgenosse, Karl B. Lorck, der kenntnißreiche Historiograph der modernen typographischen Kunst, sagt in seinem Nachrufe an den Freund:

„Wer da zusieht, mit welcher Leichtigkeit jetzt die bedeutendsten illustrirten Werke in den vorzüglich eingerichteten Druckereien auf Schnellpressen im Fluge gedruckt werden, kann sich wohl kaum eine rechte Vorstellung von den Schwierigkeiten machen, mit welchen die Bahnbrecher für die bessere und geschmackvollere Ausstattung der Bücher, zu welchen Weber in erster Reihe gehörte, zu kämpfen hatten, als man weder das in der Fabrik geglättete Papier, noch eine Satinirmaschine hatte, als seine Illustrationsfarbe in Deutschland noch nicht in Gebrauch, die künstlerische Zurichtung noch unbekannt und der Druck von Illustrationen auf der Schnellpresse vollends etwas Unerhörtes war. Die Einführung der hierauf bezüglichen Verbesserungen in Leipzig verdankt man namentlich den ersten Unternehmungen Weber's. Hierin liegt hauptsächlich seine Bedeutung für die moderne illustrirende Typographie."

Digitized by Google

Die Holzschneidekunst war damals in Leipzig nur durch einen strebsamen Anfänger, Eduard Kretschmar, vertreten, und in Berlin waren Unzelmann, Gubitz, die beiden Vogel anderweitig vollauf beschäftigt. Weber wandte sich also an die besten Meister der Engländer und Franzosen. Die ersten ersehnten Probedrucke kamen und gingen nach Berlin, aber Schrecken über Schrecken: Menzel hatte sie durchstrichen, mit dem Marginal à la Friedrich zurückgeschickt: „Lieber jeden anderen Tod erleiden, als sich von französischen und englischen Messern zerfleischen lassen."

Doch gelang es endlich der unermüdlichen Anstrengung Kretschmar's und dem Eifer Weber's, der keine Kosten gescheut hat, Menzel's strengen Anforderungen zu genügen und damit, man darf es sagen, eine Schule der neueren deutschen Xylographie heranzubilden.

Die Bewährung des Holzschnitts zum Schmuck der Druckwerke ermuthigte, nach dem Vorbilde der „Illustrated London News" und der Pariser „Illustration" auch die Tagesgeschichte durch Illustrationen zu erläutern und durch Bild und Wort eine Anschaulichkeit der Zeitvorgänge hervorzurufen, die das Interesse an derselben erhöht, das Verständniß derselben erleichtert und die Rückerinnerung um vieles reicher und angenehmer macht. Am 1. Juli 1843 erschien die erste Nummer der „Illustrirten Zeitung", und schon nach sechs Monaten war eine Auflage von 7500 Exemplaren nothwendig. Die Probe war ruhmvoll und erfolgreich. Das Unternehmen wuchs fort und fort zu außerordentlicher Bedeutung, und was es seitdem geleistet, wie es seinen Werth in Wort und Bild fortwährend erhöht, das liegt vor in den 37 Jahrgängen, in 74 Foliobänden mit 40,000 Bildern und zwingt auch das blödeste, wie das tadelsüchtigste Urtheil zu respectvoller Anerkennung. Kretschmar's Atelier wurde ganz für die Bedürfnisse der „Illustrirten Zeitung" eingerichtet und ging nach seinem Tode 1858 in den Besitz Weber's über; es beschäftigte regelmäßig etwa 40 Holzschneider, und zahlreiche Schüler haben sich in demselben zu Meistern ausgebildet, deren Leistungen vielfach die englischen und französischen Vorbilder übertroffen, jedenfalls alle sonst noch auftauchende Concurrenz weit überflügelt haben.

Wohl wäre es von Interesse, hier auch noch die technische Vervollkommnung der Holzzeichnung und des Holzschnitts, die Zunahme seiner Anwendung für Illustrationen, die nationale Verschiedenheit der Engländer, Franzosen, Deutschen in der künstlerischen Behandlung der Zeichnung, des Schnitts, des Drucks in Betrachtung zu ziehen. Wir sind indeß schon hart an dem Rahmen des für unseren Zweck zugemessenen Raumes, und so sei nur noch wiederholentlich hervorgehoben, daß die meisten der in Weber's Verlag erschienenen Werke durch Illustrationen verschönert und veranschaulicht wurden. Eine Perle derselben ist Tschudi's „Thierleben der Alpenwelt", illustrirt von Rittmeyer und Georgy, oft neu aufgelegt, in künstlerischer Naturtreue ein wahres Prachtwerk, bei dessen Kostenaufwand materielle Geschäftszwecke, wie bei manchem andern Werke, wohl unbeachtet geblieben sein mögen.

Zu den „Illustrirten Katechismen", Belehrungen aus dem Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, ist wohl die Idee lediglich von Weber selbst ausgegangen, und daß er auch hier das Richtige getroffen, beweist der Umstand, daß ihre Zahl schon fast hundert erreicht hat und viele derselben in oft wiederholten Auflagen, der „Katechismus für Musik" in der zwanzigsten, erschienen sind. Aus dem reichen Bilderschatz der „Illustrirten Zeitung" wurden auch die Prachtwerke, die „Kriegschroniken" der Jahre 1849, 1864, 1866, 1870 und 1871, 1876 bis 1878 auf das Splendideste ausgestattet. Hatte doch Weber überall die besten Zeichner und Schlachtenmaler an Ort und Stelle, die mit den französischen und englischen Künstlern auf das Erfolgreichste wetteiferten.

Und welche werthvolle Blätter in diesem Schatze der „Illustrirten Zeitung" noch immer aufgehäuft blieben, das beweisen die in jüngster Zeit begonnenen Ausgaben der „Meisterwerke der Holzschneidekunst" sowie der „Bilder für Schule und Haus", zwei Werke, die nach der Schönheit und der Menge des Gebotenen im Verhältniß zu der außerordentlichen Billigkeit des Preises in hohem Maße bemerkenswerth erscheinen.

Wir sind am Schluß und charakterisiren die in langem Leben eigenthümliche Gesammtthatigkeit des unermüdlichen Mannes mit dem kurzen Wort: sie war für die Vervollkommnung des Holzschnitts als Illustration, für die Verschönerung des Drucks und der Ausstattung von Schriftwerken bahnbrechendes Muster und Vorbild.

J. Loewenberg.

Das Hochwasser in der Oberlausitz und im Kreise Lauban.

Wir geben versprochenermaßen im Nachfolgenden einen ausführlicheren Bericht von Ort und Stelle über das traurige Geschick der Oberlausitzer, das augenblicklich in Sachsen und im weiteren Vaterlande die Herzen bewegt und die Hände öffnet, fügen aber zugleich einen Hinweis auf die nicht viel geringeren Verwüstungen hinzu, welche die Wassersnoth auch im preußischen Schlesien angerichtet hat und welche die Mildthätigkeit ganz in der nämlichen Weise herausfordern, wie der Wasserschaden in der Oberlausitz.

„Der südliche und östliche Theil der sächsischen Oberlausitz, der zu den am dichtesten bevölkerten und industriereichsten Gegenden nicht nur Sachsens, sondern ganz Deutschlands gehört" — so schreibt unser Berichterstatter — „erlitt einen furchtbar schweren, in allen seinen Folgen noch gar nicht zu ermessenden Schlag durch die Wuth entfesselter Elemente, die binnen wenigen Stunden zahlreiche Menschenleben zum Opfer forderte, das Hab und Gut Tausender vernichtete und überhaupt die grauenhaftesten Verheerungen anrichtete, die in ihrem ganzen Umfange keine Feder zu schildern vermag.

Am Morgen des 14. Juni strömte der Regen, der schon in der vorhergehenden Nacht sehr stark gefallen war, unaufhörlich und mit zunehmender Heftigkeit herab, sodaß bald alle Bäche anschwollen. Doch ahnte Niemand etwas Schlimmes.

Da aber fiel am Kottmar ein gewaltiger Wolkenbruch, und die tosenden Wassermassen ergossen sich nun in südlicher und östlicher Richtung mit solcher Gewalt in die Niederungen, daß es schien, als solle die alte Volkssage Bestätigung finden, welche den Kottmar einst für die Oberlausitz verderblich werden läßt, denn derselbe soll — so spricht die Sage — in seinem Innern großartige Wassermassen bergen, die dereinst sich ergießen und das ganze Land überfluthen werden.

Südlich am Kottmar liegt Ober-Oderwitz, und an dieses schließen sich Mittel- und Nieder-Oderwitz, welche drei Orte eine eng zusammenhängende, fast zwei Stunden lange Häuserreihe bilden, und fast in jedem Hause klappert der Webstuhl, denn hier ist ein Hauptsitz der sächsischen Leinenindustrie. Ober-Oderwitz wurde zunächst durch die vom Kottmar und den umgebenden Berghängen herabströmenden Wassermassen auf eine furchtbare Weise überschwemmt, und dabei strömte unter schweren Donnerschlägen der Regen ununterbrochen mit größter Heftigkeit nieder, die Wassermassen stets nährend, sodaß sie, gleich einem reißenden Strome dahinbrausend und von Minute zu Minute steigend, bald die ganze Thalsohle füllten und die furchtbarsten Verwüstungen anrichteten. Die Fluthen rissen fast alle in den letzten Jahren von der Gemeinde unter großen Opfern erbauten Brücken und die Stege mit fort, wühlten metertiefe Löcher in die Dorfstraßen, drangen in die tieferliegenden Häuser, die Wohnstuben manchmal bis an die Decke füllend, demolirten Häuser, drückten Wände ein und schwemmten alles ihnen Erreichbare mit fort — Hausgeräthe, Gartenzäune, Bretter, Balken, Bäume, Reisigbündel trieben in wildem Chaos dahin. Die Bewohner der bedrohten Häuser mußten eilends flüchten und Hab und Gut dem tobenden Elemente überlassen. Doch zu allen Glück ging hier kein Menschenleben zu Grunde.

Gräßlicher noch wüthete die Fluth in Mittel- und Nieder-Oderwitz, wo sie die Höhe von neun Meter über dem gewöhnlichen Wasserstand erreichte, eine Höhe, wie sie seit dem 17. August 1595 nicht mehr dagewesen. Kleine Häuser standen bis an das Dach im Wasser, in anderen Häusern drang das Wasser in die Oberstuben, das dorthin Gerettete verderbend und die dahin Geflüchteten auf die Dachböden scheuchend. Mehrere Häuser wurden hier gänzlich weggerissen, andere dem Einsturze nahe gebracht, und eine große Zahl mehr oder minder schwer beschädigt. Auch fielen hier neun Menschenleben dem rasenden Elemente zum Opfer.

Von hier ergoß sich die Fluth in die Mandau, die nun, hoch anschwellend, in Zittau die niederen Stadttheile überschwemmte und an Häusern, Brücken, Gärten und Straßen höchst bedeutenden Schaden anrichtete. Die gleichfalls ihre Ufer überströmende Neiße verursachte in Hirschfelde — besonders in der Müller'schen Flachsspinnerei — und in Ostritz große Verwüstungen.

In östlicher Richtung befindet sich am Kottmar die Quelle der Pließnitz, bis zu Euldörfchen die Patersbach genannt. Die durch Ruppersdorf fließende, erst so winzige Wasserader schwoll in Folge jenes Wolkenbruches schnell zu einem wüthenden Strome an, der um so höher stieg, als der große herrschaftliche Teich in Ober-Ruppersdorf seinen Damm zerriß und seine Wassermassen mit jenen vereint über das unglückliche Dorf ergoß, Alles zerstörend und acht Menschenleben vernichtend. Das Unglück voll zu machen, fiel in der Gegend von Euldörfchen ein neuer Wolkenbruch nieder, schwellte die von Ruppersdorf sich daherwälzenden Fluthen noch höher an, und die ganze ungeheure Wassermasse ergoß sich über Rennersdorf, die Thalsohle in der Höhe von vierzehn Meter füllend und in rasendem Wirbel Alles mit sich fortreißend, Häuser, Brücken und Menschen.

Digitized by Google

Die immer höher steigenden Wasser stürzten sich nun verheerend über Kunnersdorf, drangen nach Bernstadt, wo elf Menschen ertranken und neun Häuser und eine Scheune fortgerissen wurden, und überfluteten Alt Bernsdorf, wo die Verheerung ihren Gipfelpunkt erreichte, denn hier waren an einer Stelle die dahertreibenden Trümmer fast haushoch zusammengeschwemmt. Beim Abräumen derselben fand man Leichen Ertrunkener.

In Schönau auf dem Eigen, dem letzten sächsischen Orte an der Pließnitz, waren die Verwüstungen kaum minder gewaltig. Hier drang das Wasser auch in die Kirche, demolirte daselbst Alles und füllte den Raum fußhoch mit Schlamm.

Außer diesen Orten wurden noch Alt-Eibau, Ober- und Nieder-Kunnersdorf bei Löbau und Kiesdorf hart von der Ueberfluthung getroffen.

Als nach einigen Stunden das Wasser sich etwas verlaufen hatte, da erkannte man erst den ganzen Umfang der Verwüstungen, welche des entfesselten Elementes Wuth angerichtet. Bei jedem Schritte begegnete man Spuren der grauenhaftesten Zerstörung an Gebäuden, von manchem Hause war kaum noch die Stelle zu erkennen, wo es einst gestanden. Dazu zertrümmerte oder weggeführte Brücken, zerrissene, aufgewühlte Wege, entwurzelte oder umgebrochene Bäume, versandete, verschlammte oder zerwühlte Gärten, von denen der gute Boden fortgeschwemmt worden. Stellenweise boten sich dem Auge herzzerreißende Bilder.

Im Ganzen sind 70 Personen ertrunken, 47 Häuser gänzlich weggerissen, 138 müssen abgetragen werden, 230 sind stark beschädigt. Geringer beschädigte Gebäude sind in Menge vorhanden.

Der Gesammtschaden ist noch nicht festgestellt, dürfte sich aber auf viele Millionen Mark belaufen. Nieder-Oderwitz allein berechnet seinen Schaden auf 600,000 Mark, Schönau auf dem Eigen den seinen allein an Wohnhäusern auf 226,170 Mark. Von den übrigen Orten liegen noch keine Angaben vor.

Am härtesten leidet der sogenannte Eigensche Kreis, dessen Fluren zwei Tage vor der ihn so schrecklich heimsuchenden Katastrophe — am 12. Juni — von einem verheerenden Hagelschlage betroffen worden waren, wobei z. B. in der Gegend von Alt-Bernsdorf die Hagelkörner in der Größe einer kleinen Wallnuß fielen.

Furchtbar ist nun das Unglück in den so schwer heimgesuchten Ortschaften, denn die Gemeinden sind meistens arm und der Schaden betrifft in der Mehrzahl arme Weber und Handarbeiter, von denen die ersteren unter der allgemeinen Geschäftsstockung der letzten Jahre ohnehin schon so schwer zu leiden hatten und um kargen Lohn arbeiten mußten. Jetzt ist das Wenige, was sie etwa in jahrelangem Mühen durch der Hände Fleiß sich erworben, verloren, die Webstühle sind meist beschädigt, die Ketten verdorben, Scheerrahmen, Treibräder, Werkzeuge, Hausgeräthe, Möbel, Kleider, Wäsche, Betten entweder fortgeschwemmt oder unbrauchbar geworden. Gar Mancher hat nichts gerettet als das, was er eben auf dem Leibe trug, und fragt sich verzweiflungsvoll: „Was soll nun werden?“

Wenn irgendwo, so ist hier Hülfe, schnelle, thatkräftige, reichliche Hülfe nöthig. Wer ein fühlendes Herz für unverschuldetes Elend seiner Mitmenschen besitzt, der helfe — und helfe bald! G. B.“

Soweit unser Bericht!

Dasselbe schwere Schicksal hat nun aber auch den preußischen Kreis Lauban betroffen. Nach amtlicher Feststellung sind dort in den Ortschaften Seidenberg, Küpper, Berna, Ober- und Mittel-Bellmannsdorf, Heidersdorf, Ober- und Nieder-Halbendorf, Ober- und Nieder-Linda und in Ober-, Mittel- und Nieder-Gerlachsheim im Ganzen 105 Wohnhäuser ganz oder zum größten Theil zerstört worden und 51 Menschen um's Leben gekommen. Berna verlor allein 25 Gebäude und hat 18 Menschenleben zu beklagen. Der Schaden an Vermögen ist noch nicht zu berechnen.

Wir bitten unsere Leser, ihre Gaben, da hier Eile dringendst geboten ist, an die ihnen zunächst gelegenen Sammelstellen, die sich in vielen Städten bilden werden, oder für die Oberlausitzer direct „an die Kreishauptmannschaft in Bautzen“ zu senden. Für Lauban ist „die Kreiscommunalcasse“ daselbst die Centralsammelstelle.

Die Redaction.

Blätter und Blüthen.

Fünftes allgemeines deutsches Turnfest. Die deutsche Turnerschaft wird in diesem Jahre vom 25. bis 29. Juli zu Frankfurt am Main ihr fünftes gemeinsames Turnfest feiern; die früheren allgemeinen deutschen Turnfeste wurden zu Coburg, Berlin, Leipzig und Bonn abgehalten, und zwar gestaltete sich bekanntlich das Leipziger, mit der fünfzigjährigen Gedenkfeier der Völkerschlacht verbundene zu einer großartigen nationalen Kundgebung. Seit jenen sechsziger Jahren hat nun freilich in weiten Kreisen eine nüchternere Auffassung von der Bedeutung großer Nationalfeste für das Volksleben Platz gegriffen; man hat deren Berechtigung überhaupt bestreiten wollen. Trotzdem glaubt die deutsche Turnerschaft auf die Abhaltung gemeinsamer Feste nicht verzichten zu sollen; denn sie sieht in derselben vor Allem eines der vornehmsten Mittel, um ihren Zweck: „die Förderung des Turnwesens als Mittel zur körperlichen und sittlichen Kräftigung des deutschen Volkes“, zu verwirklichen, und so ist denn das Programm für das Frankfurter Fest folgendermaßen festgestellt:

Am 25. Juli finden statt: 1) allgemeine Frei- und Ordnungsübungen, 2) Musterturnen einzelner Turnkreise, Gaue und Vereine, sowie ausländischer Turner, 3) allgemeines Kürturnen; am 26. Juli: 1) Turnen einzelner Kreise, Gaue und Vereine, 2) Wettturnen; am 27. Juli: Fortsetzung des Wettturnens; am 28. Juli: 1) Beendigung des Wettturnens, 2) Kürturnen der geübtesten Turner, 3) Verkündigung der Sieger; am 29. Juli: allgemeine Turnfahrt. Das Wettturnen wird diesmal eine wesentlich andere Gestalt annehmen, als bisher. Für die turnerischen Wettkämpfe früherer Feste waren die Grundsätze der althellenischen Agonistik maßgebend; wer in einer der „volksthümlichen“ Wettübungen des Laufens, Springens, Werfens ꝛc. das Ausgezeichnetste leistete, erhielt den Siegerkranz. Die neue deutsche Wettturnordnung dagegen, welche im vorigen Jahre auf dem allgemeinen deutschen Turntage zu Berlin beschlossen wurde, macht den Sieg von einer allseitigen gymnastischen Durchbildung des Leibes abhängig: nur wer an drei Hauptturngeräthen je drei Uebungen tadellos ausführt und in drei „volksthümlichen“ Uebungen Ausgezeichnetes leistet, hat Aussicht, in Frankfurt als Sieger verkündet zu werden. Außer dem Wettturnen wird auch noch ein besonderes Wettringen und Preisfechten mit Säbeln stattfinden.

Die Betheiligung seitens der deutschen Turnerschaft verspricht eine überaus zahlreiche zu werden; in allen den zweitausend deutschen Turnvereinen des deutschen Reiches und Deutsch-Oesterreichs, welche zusammen den Verband der „deutschen Turnerschaft“ bilden, rüstet man sich schon längst eifrig zu dem Feste. Die gemeinsam auszuführenden Freiübungen werden fleißig geübt und Vorbereitungen zu turnerischen Mustervorführungen getroffen. Von fast allen Centralpunkten des Weltverkehrs in Deutschland werden Extrazüge eingerichtet, welche Sonnabend den 24. Juli Nachmittags nach Frankfurt fast gleichzeitig Tausende von Turnern aus allen Gauen des Vaterlandes bringen werden. Auch die deutschen Turnvereine des Auslandes, die überall, wo Deutsche in größerer Zahl zusammen wohnen, die Sammelpunkte deutschen Volksthums bilden, werden zahlreich in der alten Mainstadt erscheinen. Schon sind in diesen Tagen 450 deutsche Turner des nordamerikanischen Turnerbundes mit dem Dampfer „Silesia“ in Hamburg eingetroffen, festlich empfangen von der Turnerschaft Hamburgs und feierlichst begrüßt von einem Delegirten Frankfurts.

Auch die sächsischen Turnvereine Siebenbürgens haben ihre Ankunft gemeldet; und nicht minder sind Abgesandte der deutschen Turnvereine aus London, Paris, Brüssel, Liverpool und anderen großen Städten Europas zu erwarten. So wird das allgemeine deutsche Turnfest, auf dem sich die deutschen Volksgenossen der ganzen Welt ein Stelldichein geben, sich unwillkürlich zu einem großen nationalen Feste gestalten.

Im Hinblick auf die hohe Blüthe, zu welcher sich das Turnen durch die sorgfältige Pflege in den deutschen Turnvereinen entfaltet hat, werden auch Vertreter fremdländischer Turngenossenschaften in der Feststadt nicht fehlen. Die beiden Conföderationen der italienischen Turner, die eidgenössischen Turnvereine der Schweiz, der belgische und niederländische Turnerbund werden Abordnungen nach Frankfurt entsenden; auch diese durch gleiches Streben den deutschen Turnern verbundenen Turner des Auslandes werden hochwillkommen sein bei dem nationalen deutschen Feste. Möge ein günstiges Gestirn über den Tagen von Frankfurt walten!

Von der Nessel gestraft. (Zu dem Bilde auf Seite 461.) Nicht unter Palmen allein wandelt man „nicht ungestraft“ — wie unser Bildchen drastisch genug vor Augen führt, hat auch das Wandeln auf einer idyllischen deutschen Blumenhalde seine Gefahren. Ganz abgesehen von derjenigen Gattung, welche in Gestalt brummiger Flurwächter in die Erscheinung tritt und panische Schrecken erzeugt, sowie gewissen Schlangen, welche „unter Blumen lauern“, hat die Pflanzenwelt ihre eigene Polizei in der Brennnessel, jenem heimtückischen Kraut, das sich mit dem harmlosesten Gesicht von der Welt unter dem übrigen Gewächs verliert und an den blumenpflückenden Händen zumeist ganz überraschend „der Blumen Rache“ übt. Man muß eben allerwegen im Leben vorsichtig sein —

Ei, Junge, paß auf!
Selbst den Blumen der Auen
Ist nicht zu trauen —
Grüne Blätter mit Unschuldsmienen
Bergen das falsche Gift der Bienen.
Sieh sie dir an!
Und wirst du ein Mann:
Hüt dich, Junge, und denke dran!

Eine Erbschaft muß unerhoben liegen bleiben, bis der Erbe, Schuhmachergeselle Karl Robert Dietze aus Leipzig, dessen Aufenthaltsort seit dem 7. August des vorigen Jahres unbekannt ist, sich wieder gefunden hat.

Kleiner Briefkasten.

Den Einsendern von Anerbietungen auf unsere Anfrage in Nr. 34, Anstalten zur lebenslänglichen Pflege eines Kranken (Lahmen) betreffend, hiermit zur Antwort, daß ihre Pensionate und Pflege-Anstalten, sämmtlich privater Natur, bei Nachfragen von uns genannt werden. Zwei Anstalten, welche auf öffentlichen Charakter Anspruch haben, sind das Stephans-Stift vor Hannover, als dessen Vorsteher uns Pastor L. Fricke genannt ist, und das Asyl der Congregation der barmherzigen Schwestern in der Riedenburg bei Salzburg, dessen Vorsteherin die Schwester-Oberin M. Katharina Angerer ist — beide Anstalten unter geistlicher Aufsicht.

Eine langjährige Abonnentin. So weit aus der Erfahrung ein Urtheil möglich, ist St. Bl. für Sie ganz passend.

M. G. in Prag; Fr. in St. Ueber die Trunksucht finden Sie in „Gartenlaube“ 1857, Seite 344, einen Artikel von Bock, der kein besseres Heilverfahren kennt, als den festen Besserungswillen des Trunksüchtigen.

E. B. 1500. Jeder Sortimentsbuchhändler wird Ihnen die gewünschte Auskunft ertheilen. Das Gute liegt so nahe!

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 29. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Frühlingsboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen trafen sich nur die drei Herren beim Frühstück, obschon die Abreise Oswald's auf den Vormittag festgesetzt worden war. Graf Edmund kümmerte sich auch heute nicht um die ärztliche Verordnung, die ihn an das Zimmer fesselte. Er erschien mit verbundener Hand, sonst aber ganz wohl und munter, und lachte über die Vorwürfe des Baron Heideck, der eine größere Schonung verlangte. Die Gräfin dagegen blieb heute unsichtbar. Sie litt an einem heftigen Nervenanfall, wahrscheinlich in Folge des Schreckens über die erste übertriebene Nachricht von der Verwundung ihres Sohnes.

Edmund, der bereits bei seiner Mutter gewesen, hatte sie in sehr nervöser Aufregung gefunden, und auf seine Frage, ob Oswald kommen dürfe, um sich von ihr zu verabschieden, die entschiedene Erklärung erhalten, sie sei zu leidend, um irgend Jemand außer ihrem Sohne zu sehen. Der junge Graf war in einiger Verlegenheit, als er die Nachricht seinem Vetter mittheilte. Er fühlte, wie rücksichtslos es sei, dem Scheidenden das Lebewohl zu verweigern, und meinte, die Mutter hätte sich wohl so weit überwinden können, ihren Neffen für einige Minuten zu empfangen.

Oswald nahm die Nachricht, daß er seine Tante gar nicht mehr sehen werde, sehr ruhig und ohne jede Ueberraschung auf. Er mochte wohl errathen, welchen Antheil das spurlose Verschwinden des Bildes und dessen muthmaßlicher Verbleib an diesem „Nervenanfall" hatten. Die Gräfin hatte jedenfalls von Eberhard erfahren, daß ihr Neffe unmittelbar nach ihrer Entfernung im Zimmer gewesen und dort allein geblieben war.

Die Unterhaltung bei dem Frühstück war ziemlich einsilbig. Baron Heideck, obgleich er schließlich selbst für Oswald's Entfernung eingetreten, zeigte doch keine besondere Herzlichkeit gegen den Neffen, der seinen Willen so entschieden durchkreuzt hatte. Edmund war verstimmt wegen der Trennung, die er erst jetzt, wo sie unmittelbar bevorstand, in ihrer ganzen Schwere empfand, nur Oswald bewahrte seine ernste Ruhe. Man stand eben vom Tische auf, als der junge Graf abgerufen wurde, um den soeben eingetroffenen Arzt zu empfangen. Baron Heideck wollte folgen und dem Doctor eine größere Strenge gegen seinen leichtsinnigen Patienten einschärfen, als eine leise Bitte Oswald's ihn zurückhielt. Sobald sie allein waren, zog der Letztere ein kleines, sorgfältig versiegeltes Packchen hervor.

„Ich hatte gehofft, meine Tante noch vor der Abreise zu sprechen," begann er. „Da das nicht mehr möglich ist, so möchte ich Sie ersuchen, ihr eine letzte — Mittheilung zu überbringen. Ich bitte aber ausdrücklich, dies Packet nur in die eigenen Hände der Gräfin, und nur dann zu übergeben, wenn sie allein ist."

„Was ist das für ein geheimnißvoller Auftrag?" fragte Heideck befremdet. „Und warum wählst Du mich, nicht Edmund?"

„Weil es wohl schwerlich in den Wünschen der Tante liegen möchte, daß Edmund von der Uebergabe oder dem Inhalte dieses Päckchens etwas erfährt. Ich wiederhole meine Bitte, es ihr nur unter vier Augen zu übergeben."

Die eisige Kälte dieser Worte und der stolze, drohende Blick, der sie begleitete, waren die einzige Rache, die der junge Mann sich erlaubte. Heideck verstand ihn natürlich nicht, aber er begriff doch, daß es sich hier um etwas Ungewöhnliches handelte, und nahm das kleine Packet an sich.

„Ich werde Deinen Auftrag ausrichten," sagte er.

„Ich danke!" entgegnete Oswald zurücktretend, aber so kurz und herb, daß jede fernere Entgegnung damit abgeschnitten war. Zu einem weiteren Gespräche kam es auch nicht, denn Edmund trat bereits wieder ein, in Begleitung des Arztes, den er durchaus zuerst zu seiner Mutter führen wollte, weil deren Zustand ihn besorgt machte.

Der ärztliche Ausspruch hinsichtlich der beiden Patienten lautete indessen sehr beruhigend. Die Wunde des Grafen erwies sich immer mehr als unbedeutend, und die Gräfin litt an einem gewöhnlichen Nervenanfalle in Folge des gestrigen Schreckens. Bei Beiden waren nur Ruhe und einige leichte Mittel nothwendig, und Edmund erzwang sogar die Erlaubniß, nach Belieben sein Zimmer verlassen und seinem Vetter bis zum Wagen das Geleit geben zu dürfen.

Der Abschied von dem Baron Heideck war sehr kurz und kalt, um so leidenschaftlicher erregt zeigte sich Edmund bei der Trennung. Er bestürmte Oswald mit Bitten, auf jeden Fall zu der bevorstehenden Vermählung nach Ettersberg zu kommen, und verhieß seinerseits einen baldigen Besuch in der Residenz. Oswald nahm das mit einem traurigen Lächeln hin, er wußte, daß Eins so wenig geschehen würde, wie das Andere. Die Gräfin fand sicher ein Mittel, ihren Sohn von dem beabsichtigten Besuche zurückzuhalten. Noch eine letzte herzliche Umarmung, dann rollte der Wagen davon, und Edmund empfand, als er in das Schloß zurückkehrte, die ganze Leere, welche das Scheiden des Jugendfreundes zurückließ. —

Mehr als zwei Stunden waren seit der Abreise vergangen, als Baron Heideck sich zu seiner Schwester begab, um den über-

nommenen Auftrag auszuführen. Er hatte keine besondere Eile damit gehabt, denn bei dem gespannten Verhältniß, das zwischen Oswald und seiner Tante herrschte, bot diese „letzte Mittheilung“ voraussichtlich nichts Erfreuliches und war vielleicht nur geeignet, das Unwohlsein der Gräfin noch zu steigern. Der Baron hatte deshalb auch anfangs im Sinne gehabt, das Ganze bis zum nächsten Tage zu verschieben, aber Oswald's Blick und Ton bei der Uebergabe des Päckchens waren ihm doch so bedenklich erschienen, daß er beschloß, auf alle Gefahr hin die Sache noch heute zu erledigen. Auf seinen Wunsch hatte die Gräfin ihre Kammerfrau fortgesandt mit dem Befehle, Niemand einzulassen, und die Geschwister waren längere Zeit allein geblieben.

Die Gräfin saß bleich und angegriffen auf der Chaiselongue. Man sah es ihr an, was sie seit gestern Abend gelitten hatte und noch litt, während sie widerstandslos die Vorwürfe des Bruders über sich ergehen ließ, der mit dem geöffneten Päckchen in der Hand vor ihr stand und, zwar mit gedämpfter Stimme, aber in der heftigsten Erregung zu ihr sprach:

„Also hast Du Dich wirklich nicht von diesem unglückseligen Bilde trennen können! Ich glaubte, es sei längst vernichtet. Wie konntest Du den Wahnsinn begehen, es aufzubewahren?“

„Schilt mich nicht, Armand!“ — die Stimme der Gräfin klang wie erstickt in Thränen. „Es ist das einzige Andenken, welches ich b halten habe. Ich erhielt es mit seinen letzten Grüßen, als er — gefallen war.“

„Und um dieser Sentimentalität willen beschworst Du eine so furchtbare Gefahr über Dich und Deinen Sohn herauf? Reden diese Züge denn nicht deutlich genug? Damals, als Edmund ein Kind war, trat die Aehnlichkeit nicht so deutlich hervor, jetzt, wo er genau in dem Alter steht wie — Jener, jetzt ist sie geradezu vernichtend. Du hast freilich eine harte Lehre für Deine Unvorsichtigkeit erhalten. Du weißt, in *wessen* Händen das Bild war.“

„Ich wußte es seit gestern Abend. O mein Gott, was wird darauf erfolgen!“

„Nichts!“ sagte Heideck in kaltem Tone. „Das beweist Dir ja die Rückgabe. Oswald ist zu sehr Jurist, um sich nicht zu sagen, daß ein bloßes Bild noch keinen Beweis bietet, und daß sich absolut keine Anklage darauf gründen läßt. Es war trotzdem ein Act der Großmuth, daß er es zurückgab. Ein Anderer hätte es wenigstens benutzt, um Dich zu quälen und zu ängstigen. Dies Bild darf nicht existiren.“

„Ich werde es vernichten,“ sagte die Gräfin tonlos.

„Nein, *ich* werde das thun,“ fiel der Bruder ein, indem er die Kapsel sorgfältig in der Tasche barg. „Du könntest wieder irgend einer romantischen Anwandlung erliegen. Ich habe Dich schon einmal vor einer wirklichen Gefahr retten müssen, Constanze, jetzt muß ich es vor der Erinnerung thun, die Dir fast ebenso verhängnißvoll geworden ist. Der Schatten ist jahrelang begraben gewesen, laß ihn nicht wieder auferstehen, er könnte leicht alles Glück in Ettersberg zerstören. Das unselige Andenken soll noch heute verschwinden. Edmund darf nicht ahnen, was es verschließt, so wenig wie Dein Gemahl es je geahnt hat.“

Er hatte die letzten Worte unwillkürlich lauter, mit erhobener Stimme gesprochen, brach aber plötzlich ab, denn in demselben Momente wurde die Thür, die in das Nebenzimmer führte, aufgestoßen und Edmund stand auf der Schwelle.

„Was darf ich nicht ahnen?“ fragte er rasch und heftig.

Der junge Graf hatte natürlich nicht angenommen, daß das Verbot der Gräfin, irgend Jemand zu ihr zu lassen, auch ihn betreffe. Er war eingetreten und leise, um die Mutter nicht zu stören, durch das Nebenzimmer gegangen. Bei der geschlossenen Thür und dem sorgfältig gedämpften Tone des Gespräches war es freilich unmöglich, daß er mehr gehört haben konnte, als die letzten Worte seines Onkels. Das zeigte auch der Ausdruck seines Gesichtes, das wohl Erstaunen und Befremdung, aber keinen Schrecken verrieth.

Trotzdem war die Gräfin zusammengefahren, und es bedurfte der stummen, aber bedeutsamen Mahnung ihres Bruders, der mit schwerem Drucke seine Hand auf die ihrige legte, um ihr die Fassung zu wahren.

„Was darf ich nicht ahnen?“ wiederholte Edmund, indem er schnellen Schrittes näher trat und sich an den Baron wandte.

„Hast Du uns etwa belauscht?“ fragte dieser, und auch ihm stockte der Athem, als er an eine solche Möglichkeit dachte.

„Nein, Onkel,“ sagte der junge Graf unwillig. „Ich gebe mich nicht mit Horchen ab. Nur Deine letzten Worte habe ich gehört, als ich im Begriff stand, die Thür zu öffnen. Es ist doch wohl begreiflich, daß ich zu erfahren wünsche, was sie bedeuten, und was man bisher mir, wie einst meinem Vater, verborgen hat.“

„Du hörtest ja, daß ich meine Schwester bat, es Dir zu verschweigen,“ entgegnete Heideck, der seine ganze Ruhe wiedergefunden hatte. „Es handelt sich um ein trübes Ereigniß aus unserer Jugendzeit, das wir besser für uns allein behalten. Du weißt es ja, daß unsere Jugend ernster und entsagungsreicher gewesen ist, als die Deinige. Wir haben damals so Manches durchkämpfen müssen, wovon Du keine Ahnung hast.“

Die Erklärung klang sehr glaublich und schien auch geglaubt zu werden, aber in dem Tone Edmund's lag, trotz aller Zärtlichkeit, ein tiefer Vorwurf, als er jetzt zu seiner Mutter sprach:

„Mama, ich habe bisher nicht geglaubt, daß Du ein Geheimniß vor *mir* hättest.“

„Quäle doch Deine Mutter nicht,“ fiel Heideck ein. „Du siehst es ja, wie angegriffen sie ist.“

„Eben deshalb hättest Du sie schonen und nicht gerade heute trübe Erinnerungen wach rufen sollen,“ gab Edmund etwas gereizt zur Antwort. „Ich kam Dir mitzutheilen, Mama, daß meine Braut und ihr Vater soeben angelangt sind. Ich darf doch Hedwig zu Dir führen? Da Du wohl genug bist, den Onkel zu empfangen, wirst Du sie jedenfalls sehen können.“

„Gewiß, mein Sohn,“ stimmte die Gräfin hastig zu. „Ich fühle mich bedeutend wohler. Bringe Hedwig sofort zu mir!“

„Ich werde sie holen,“ sagte Edmund, indem er ging, aber er wandte sich noch einmal um, und ein seltsam forschender Blick streifte über die Mutter und den Onkel hin. Es lag kein Argwohn darin, aber doch eine unbestimmte Ahnung von irgend etwas Unheilvollem.

Der junge Graf hatte schon am vergangenen Abend einen Boten nach Brunneck gesandt, mit der Nachricht, daß er sich auf der Jagd eine leichte Verletzung der Hand zugezogen habe und deshalb nicht kommen könne, ohne daß darum etwas zu besorgen sei. Aus diesem Grunde war der Oberamtsrath mit seiner Tochter nach Ettersberg gekommen, und der Anblick Edmund's, der sie heiter wie gewöhnlich empfing, zerstreute den letzten Rest ihrer Besorgnisse. Fast gleichzeitig mit ihnen war auch der benachbarte Gutsherr, bei dem der „Unfall“ stattgefunden, mit seinem Sohne vorgefahren, um sich nach dem Befinden des Patienten zu erkundigen.

Das erste Zusammentreffen des Baron Heideck mit den neuen Verwandten gestaltete sich auf diese Weise zwangloser, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre. Die Schönheit der jungen Braut blieb keineswegs ohne Einfluß auf den gestrengen Onkel, der trotz all seiner aristokratischen Bedenken doch der Wahl seines Neffen nicht ganz den Beifall versagen konnte. Nur dem Oberamtsrath gegenüber behielt Heideck den etwas kühlen und gemessenen, wiewohl artigen Ton bei. Die Gegenwart der Fremden machte das Gespräch überhaupt lebhafter und allgemeiner; nur Edmund war ungewöhnlich schweigsam und zerstreut, wollte aber durchaus nicht zugeben, daß dies irgendwie mit seiner Wunde in Zusammenhang stehe, sondern schob seine Verstimmung auf die Trennung von Oswald. Er mochte sich selber nicht eingestehen, daß es noch etwas Anderes war, was ihn bedrückte.

Die fremden Gäste blieben nicht allzulange, und nach einigen Stunden fuhr auch Rüstow mit seiner Tochter wieder nach Brunneck. Edmund hatte seine Braut in den Wagen gehoben und zärtlich Abschied genommen. Er war jetzt in sein Zimmer zurückgekehrt, aber es litt ihn nirgend, eine eigenthümliche Unruhe trieb ihn umher. Er hatte sich schließlich auf das Sopha geworfen und versuchte zu lesen, aber es wollte ihm nicht gelingen, den Worten und Gedanken des Buches zu folgen. Auf der sonst so wolkenlosen Stirn des jungen Grafen stand heute ein ganz ungewohnter Ausdruck, ein finsteres, quälendes Grübeln, das sich mit peinigender Beharrlichkeit immer wieder an jene Worte heftete, die vorhin im Zimmer seiner Mutter gesprochen worden waren. *Was* durfte er nicht erfahren? *Was* verbarg man so sorgsam vor ihm?

Edmund war viel zu wenig gewohnt, sich von irgend etwas bedrückt zu fühlen, irgend etwas Räthselhaftes mit sich herumzutragen, um diesen Zustand nicht unerträglich zu finden. Er

Digitized by Google

warf endlich das Buch hin, stand auf und ging geradewegs zu seinem Onkel.

Baron Heideck bewohnte die Fremdenzimmer, die im oberen Stockwerke lagen, und hatte sich bald nach der Abfahrt der Gäste dorthin zurückgezogen. Er stand vor dem Kamin und war beschäftigt, das in demselben lodernde Feuer heller anzufachen. Beim Eintritt seines Neffen wandte er sich überrascht um, aber es schien beinahe, als sei diese Ueberraschung keine angenehme.

„Störe ich Dich?" fragte Edmund, der das bemerkte.

„O, durchaus nicht," sagte Heideck. „Aber ich finde es sehr leichtsinnig, daß Du so gar keine Rücksicht auf Deine Wunde nimmst und überall im Schlosse herumstreifst, anstatt ruhig auf Deinem Sopha zu bleiben."

„Ich habe ja Erlaubniß, das Zimmer zu verlassen," warf Edmund ein, „und ich wünschte Dich auf einige Minuten zu sprechen. Du hast ein Feuer anzünden lassen? Ist Dir das nicht zu warm, bei der heutigen milden Witterung?"

„Ich finde es schon recht kühl hier in den hohen Zimmern, besonders gegen Abend," meinte Heideck, indem er sich auf einen der vor dem Kamin stehenden Sessel niederließ und seinen Neffen mit einer Handbewegung einlud, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Edmund blieb indeß stehen.

„Ich möchte Dich um nähere Auskunft über die Worte bitten, die ich zufällig beim Eintritt hörte," begann er, ohne weitere Einleitung. „Vorhin, in Gegenwart der Mama, wollte ich nicht ernstlich darauf dringen, sie ist in der That sehr angegriffen. Jetzt aber sind wir allein, und die Sache läßt mir nun einmal keine Ruhe. Was meintest Du mit jener Aeußerung?"

Heideck runzelte die Stirn. „Ich habe es Dir ja bereits gesagt! Ich sprach von Beziehungen in unserer Familie, die überdies längst gelöst und vergessen sind, und die Dich nur peinlich berühren würden."

„Ich bin aber kein Kind mehr," sagte Edmund mit ungewöhnlichem Ernste. „Und ich darf wohl jetzt beanspruchen, in die sämmtlichen Familienbeziehungen eingeweiht zu werden. Es war von einem Schatten die Rede, der das Glück hier in Ettersberg zerstören könnte. Gegenwärtig bin ich Herr von Ettersberg, also geht die Sache auch wohl mich an, und ich habe ein Recht, darnach zu fragen. Ein für allemal, Onkel — ich will wissen, um was es sich handelt!"

Das Verlangen wurde mit einer Energie kundgegeben, die sonst gar nicht in der Art des jungen Grafen lag, Baron Heideck aber zuckte nur die Achseln und erwiderte ungeduldig:

„Laß mich endlich in Ruhe mit Deinen Fragen, Edmund! Wie kannst Du Dich mit einer solchen Hartnäckigkeit an ein bloßes Wort klammern! Es war eine Aeußerung, wie sie Einem oft im lebhaften Gespräch entfährt, die aber gar keine tiefere Bedeutung hat."

„Du sprachst aber in sehr erregtem Tone."

„Und Du scheinst trotz Deines Protestes gegen das Horchen doch einige Minuten hinter der Thür gestanden zu haben."

„Wenn ich mich hätte so weit erniedrigen wollen, dann wüßte ich mehr und brauchte Dich nicht um Auskunft zu bitten," versetzte Edmund in gereiztem Tone.

Heideck preßte die Lippen zusammen. Er mochte daran denken, was geschehen wäre, wenn sein Neffe sich wirklich zum Horchen erniedrigt hätte, aber er sah auch die Nothwendigkeit ein, dessen fernere Fragen abzuwehren, und entgegnete daher mit der kältesten Entschiedenheit:

„Die Angelegenheit betrifft hauptsächlich mich, und deshalb wünsche ich, sie nicht weitläuftig zu erörtern. Ich denke, das wird Dir genug sein und Dich verhindern, auch Deine Mutter mit Fragen zu bestürmen. Und nun laß uns darüber schweigen!"

Auf diese mit voller Bestimmtheit und zugleich mit der ganzen Autorität des ehemaligen Vormundes gegebene Erklärung ließ sich füglich nichts erwidern. Edmund schwieg auch, aber er fühlte, daß man ihm nicht die Wahrheit sagte, ihn vielmehr davon abzulenken suchte. Trotzdem sah er ein, daß von dem Onkel nichts zu erreichen war, und daß er sein Forschen vorläufig aufgeben mußte.

Heideck schien geradezu jede Fortsetzung des Gespräches unmöglich machen zu wollen. Er hatte das Schüreisen ergriffen und begann in sehr geräuschvoller Weise das Feuer zu schüren. Die Art, wie er das that und wiederholt auf die Platte des Kamins und in die Flammen stieß, zeigte, daß die kalte Ruhe, die er zur Schau trug, nur eine äußerliche war. Seine Bewegungen verriethen die heftigste Ungeduld und eine nur mühsam verhaltene Gereiztheit. Dabei beugte er sich unvorsichtig allzu weit vor, und als das Feuer jetzt plötzlich mit voller Gewalt aufflackerte und sprühte, zog der Baron zusammenzuckend mit einem halb unterdrückten Schmerzenslaut die Hand zurück.

„Hast Du Dich verbrannt?" fragte Edmund aufblickend. Heideck betrachtete seine Hand, an der sich allerdings eine leichte Brandwunde zeigte.

„Der Kamin ist höchst unpraktisch eingerichtet!" rief er, seinem Aerger Luft machend, und riß mit derselben nervösen Hast wie vorhin das Taschentuch aus seiner Brusttasche, um es auf die kleine Wunde zu drücken. Mit dem Tuch zugleich wurde aber auch ein anderer Gegenstand hervorgerissen, der auf den Boden fiel und bis dicht vor Edmund's Füße rollte. Heideck bückte sich zwar sofort darnach, aber es war zu spät, sein Neffe war ihm bereits zuvorgekommen und hatte die Kapsel aufgehoben, deren längst schlaff gewordene Feder bei dem Fall nachgegeben hatte — der Deckel war aufgesprungen. Es mußte doch wohl ein Verhängniß über diesem unseligen Bilde walten. Unmittelbar vor seiner Vernichtung gerieth es in die Hände dessen, der es nie hätte erblicken sollen!

„Mein Bild?" fragte Edmund mit dem äußersten Erstaunen. „Wie kommst Du dazu, Onkel?"

Aus dem Antlitz des Barons war alle Farbe gewichen, aber nur für einen Augenblick. Er wußte, was hier auf dem Spiele stand. Mit Aufbietung all seiner Willenskraft gelang es ihm, die Fassung zu behaupten, und so erwiderte er, den Irrthum benutzend:

„Nun ja! Weshalb soll ich Dein Portrait nicht besitzen?"

Zugleich machte er einen raschen Versuch, die Kapsel aus der Hand des jungen Grafen zu nehmen, aber dieser trat zurück und verweigerte die Herausgabe.

„Aber ich habe ja niemals dazu gesessen?" warf er ein. „Und was soll die Uniform, die ich nie getragen habe?"

„Edmund, gieb mir die Kapsel zurück!" sagte Heideck kurz und befehlend, und streckte von Neuem die Hand darnach aus; allein vergebens. Wäre jener Vorfall im Zimmer der Gräfin nicht gewesen, so hätte sich Edmund wahrscheinlich leicht durch irgend eine Ausflucht täuschen lassen, denn Argwohn und Mißtrauen lagen seiner offenen Natur unendlich fern. Jetzt aber war ihm Beides eingeflößt worden, jetzt wußte er, daß irgend etwas Geheimnißvolles, Unheimliches über ihm schwebte. Sein Instinct sagte ihm, daß es in Zusammenhang mit diesem Bilde stehe, und er verfolgte hartnäckig die einmal gefundene Spur, freilich ohne vorläufig zu ahnen, wohin sie führte.

„Wie kommst Du zu dem Bilde, Onkel?" fragte er zum zweiten Male, aber diesmal in gesteigertem Tone.

„Das werde ich Dir sagen, wenn Du es mir zurückgegeben hast," lautete die scharfe Erwiderung.

Statt aller Antwort trat Edmund aus der Mitte des dämmernden Zimmers an das Fenster, wo noch das volle Tageslicht weilte, und begann, wie Oswald es gestern gethan hatte, Zug um Zug und Linie um Linie zu prüfen.

Es folgte eine lange, schwere Pause. Heideck umfaßte krampfhaft die Lehne des Sessels, von dem er aufgesprungen war. Er mußte schweigend zusehen, denn er sagte sich, daß ein gewaltsames Einschreiten seinerseits Alles verderben würde; aber es war eine Tortur, die er ausstand.

„Bist Du nun endlich fertig?" fragte er nach Verlauf von einigen Minuten, „und werde ich die Kapsel zurück erhalten?"

Edmund wandte sich um.

„Das ist nicht mein Bild," sagte er langsam, jede Silbe schwer betonend. „Es ist nur eine unglaubliche, unerhörte Aehnlichkeit, die im ersten Augenblick täuscht. Wen stellt es dar?"

Baron Heideck hatte die Frage kommen sehen und sich darauf vorbereitet, er entgegnete deshalb ohne Zögern:

„Einen Verwandten, der seit langen Jahren todt ist."

„Einen Ettersberg?"

„Nein. Ein Mitglied unserer Familie."

„So? Und weshalb habe ich nie von diesem Verwandten und von dieser seltsamen Aehnlichkeit gehört?"

„Wahrscheinlich durch Zufall! Mein Gott, so starre doch nicht fortwährend auf das Bild! Solche Aehnlichkeiten kommen ja unter Verwandten öfter vor."

Digitized by Google

„Oefter?“ wiederholte Edmund mechanisch. „War dies vielleicht das ‚unselige Andenken‘, das noch heute verschwinden sollte? Es sollte wohl in den Flammen dort verschwinden und Du hast deswegen das Feuer anzünden lassen?“

Die Todtenbläſſe des jungen Grafen, seine völlig erloschene Stimme zeigten, daß er Schritt für Schritt dem Abgrunde näher kam, wenn er auch wohl noch nicht dessen ganze Tiefe ermaß. Heideck sah das und machte einen letzten, verzweifelten Versuch, ihn davon zurückzureißen.

„Edmund, jetzt ist meine Geduld zu Ende!“ sagte er, zur anscheinenden Gereiztheit seine Zuflucht nehmend. „Du verlangst doch wohl nicht im Ernste, daß ich Dir auf dergleichen tolle Phantasiegespinnste antworte?“

„Ich verlange, daß mir das Geheimniß dieses Bildes gelöst wird,“ rief Edmund, sich gewaltsam zusammenraffend. „Ich will wissen, wen es vorstellt. Du wirst mir Antwort geben, Onkel! Jetzt, in dieser Minute wirst Du das thun, oder Du treibst mich zum Aeußersten!“

Heideck zermarterte vergebens seinen Kopf, um irgend eine Ausflucht zu ersinnen. Er war nicht geschickt im Lügen und fühlte überdies, daß sein Neffe sich nicht mehr täuschen ließ. Die einzige Möglichkeit, die ihm noch blieb, war, Zeit zu gewinnen.

„Du sollst es später erfahren,“ sagte er ausweichend. „Jetzt bist Du allzu sehr erregt, bist noch krank an den Folgen Deiner Wunde. Jetzt ist keine Zeit, dergleichen zu erörtern.“

„Du verweigerst mir also die Antwort?“ brach Edmund los, plötzlich zur wildesten Heftigkeit übergehend. „Du kannst und willst sie mir nicht geben? Nun denn, so werde ich meine Mutter fragen — sie soll mir Rede stehen!“

Er stürzte aus dem Zimmer und stürmte die Treppe hinab, ehe der Oheim es verhindern konnte. Dieser eilte zwar sofort nach, aber es war vergebens. Als der Baron die Zimmer seiner Schwester erreichte, hatte Edmund die Thür des Salons bereits hinter sich abgeschlossen. Es war unmöglich, auch nur zu hören, was in dem zweiten dahinter liegenden Gemache vorging. Heideck sah ein, daß er jede Einmischung aufgeben müsse. Das Verhängniß ging seinen Gang.

„Das giebt ein Unglück,“ sagte er dumpf. „Arme Constanze, ich fürchte, Du wirst in dieser Stunde schwerer gestraft, als Du je gefehlt hast.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Burschenschafter auf dem theologischen Lehrstuhl.

Eine Jubiläumshuldigung.*

Im Tübinger Ballhause, wo sich früher Samstag Abends die jüngeren Universitätslehrer zu treffen pflegten, sah man vor etwa fünfundfünfzig Jahren häufig zwei jugendliche Docenten der beiden theologischen Facultäten neben einander sitzen, in Gespräche über Vorzüge und Schattenseiten ihrer Kirchen vertieft. Der eine, Dr. Adam Möhler aus dem württembergisch gewordenen Orte Mergentheim, ein feuriger Katholik, hatte sich damals mit voller Kraft auf das Studium der Systeme der protestantischen Theologen, vor Allem Schleiermacher's, geworfen und glaubte aus ihnen mit wissenschaftlicher Folgerichtigkeit die innere Haltlosigkeit des Protestantismus, die Unmöglichkeit einer protestantischen Kirche erweisen zu können.

Der andere, Dr. Karl Hase, ein Sachse aus der Nähe des Erzgebirges, fand, obwohl Protestant und begeistert von der Heldengestalt Luther's, doch eine besondere Lust daran, Glauben und Leben der katholischen Kirche, deren weltgeschichtliche Bedeutung er zu würdigen wußte, bis in's Einzelnste kennen zu lernen, dessen gewiß, daß aus dem wissenschaftlichen und sittlichen Gesammtbewußtsein des Zeitalters die Nothwendigkeit des Protestantismus als ihres Gegensatzes von selbst hervorgehen müsse.

Das Nebeneinander katholisch- und protestantisch-theologischer Facultäten an einer und derselben Universität war damals noch neu in deutschen Landen und bestand ohne irgendwelche Trübung im collegialischen Verkehr; man hatte sich in den Jahren der Fremdherrschaft, welche die Zusammenwürfelung katholischer und protestantischer Landschaften und damit jene bedeutsame Universitätsreform im Gefolge gehabt, vertragen gelernt. Und vielleicht fand Möhler bei seinem Gegner im Ballhause ein williger es Ohr für seine theologischen Speculationen, als bei den meisten Autoritäten damaliger katholischer Wissenschaft, sicher aber fand Hase bei Möhler mehr Theilnahme, als bei den altväterischen Häuptern der Tübinger evangelisch-theologischen Facultät, die immer noch die Köpfe schüttelten, daß ein junger sächsischer Candidat, wo nicht von catilinarischer, doch von ungesicherter Existenz und jedenfalls sehr zweifelhafter Rechtgläubigkeit, es hatte wagen dürfen, mit nichts als dem leichten Ränzchen auf dem Rücken und den Hund zur Seite, in die schwäbische Universitätsstadt einzuwandern und hier, wo man nur von der Regierung besoldete Privatdocenten kannte, natürlich nur Inländer, es als Ausländer hatte durchsetzen können, bei der einzigen gläubigen Facultät Deutschlands als Privatdocent aufzutreten.

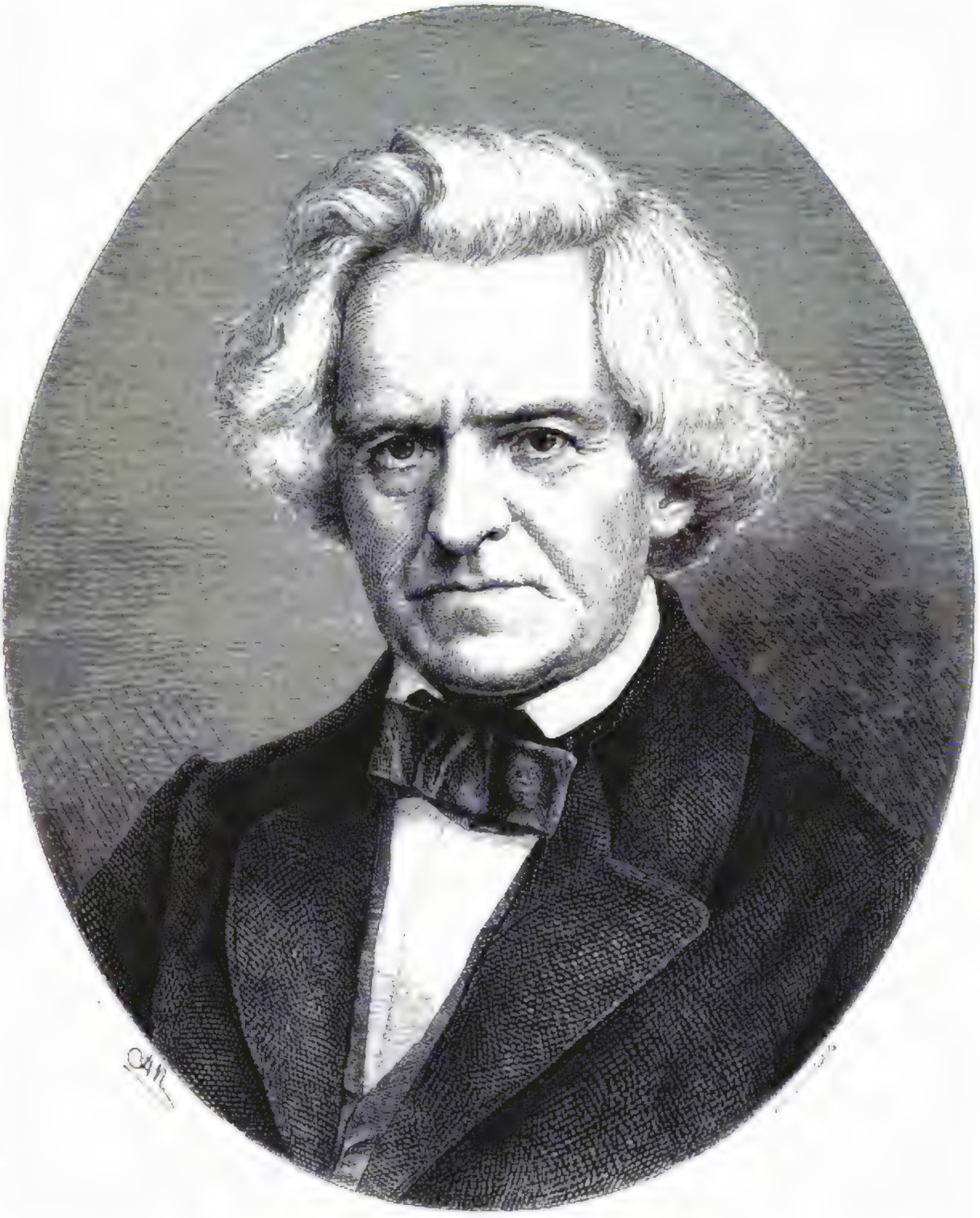
Die junge Universität aber hörte bei ihren Samstagzusammenkünften jene Beiden gern streiten, zumal sie sich inmitten der heiteren Umgebung immer wieder freundschaftlich zusammenfanden — höchstens, wenn der junge Dr. Autenrieth, der Sohn des Kanzlers, mit dem Worte in ihre Unterhaltung fiel: „Aber Möhler, heirathen darfscht doch nicht!“ wurde Möhler wehmüthig stille, und die Freunde flüsterten einander zu, daß er seinem Priesterthum eine tiefe Jugendleidenschaft geopfert hatte.

Zehn Jahre weiter — und Möhler, der stets den Geist der Duldung bewahrt, auch 1830 kein Bedenken getragen hatte, sammt den übrigen Mitgliedern der katholischen Facultät auf Einladung der evangelischen das Jubelfest der Augsburgischen Confession mitzufeiern, war durch seine „Symbolik“ und die ihretwegen mit den berühmtesten protestantischen Theologen ausgefochtenen Kämpfe der gefeiertste katholische Kirchenlehrer der Zeit, bis nach seinem frühen Tod (1841) die geistige Führerschaft in der katholischen Theologie auf seinen Freund Döllinger überging. Gleichfalls ein Jahrzehnt nach seiner Tübinger Begegnung hatte Hase mit seiner „Kirchengeschichte“ (1834), die, wie noch kein Werk auf diesem Gebiete, das Culturleben der Völker in weitestem Umfang in den Kreis geschichtlicher Betrachtung zog, auf einen Schlag seine Berühmtheit begründet. Fortan verbindet sich mit seiner Person der Begriff eines Mannes, der, wie nie vor ihm ein Protestant, den Geist der römischen Kirchenpolitik bis in die entlegensten Schlupfwinkel zu verfolgen verstand; und er hat später vor Allem in seinem „Handbuch protestantischer Polemik gegen die römisch-katholische Kirche“ das wissenschaftliche Waffenarsenal aufgespeichert für den deutschen Culturkampf — der Moltke in der Geisterschlacht wider die römische Hierarchie.

Karl August Hase wurde am 25. August 1800 als der älteste Sohn des Pfarrers in Steinbach, an einem Abhang des Erzgebirges, geboren. Familienüberlieferung war, daß die Hases „von lauter Pfarrern“ stammen; in verschiedenen Zweigen, Pfarrer auf Pfarrer, hatten sie seit zwei Jahrhunderten in Sachsen und Thüringen geistliche Stellungen eingenommen. Bisweilen hatte wohl einer des Geschlechts den Ring durchbrochen, wie denn Karl Benedikt Hase, ein Vetter unseres Karl, in Jena 1802 die Theologie an den Nagel hing, mit wenigen Thalern nach Paris wanderte und sich dort allmählich zu einem der größten Sprachenmeister des Jahrhunderts herangebildet hat — von Napoleon dem Ersten bis Napoleon dem Dritten, dessen Lehrer er war, der Bewahrer aller handschriftlichen Schätze der Pariser Bibliothek. Indeß die meisten harrten im geistlichen Berufe aus. Auch unserm Hase, dessen Vater und Großvater Pfarrer im Patronate des Grafen von Einsiedel, dessen Mutter eine Pfarrerstochter aus

* Am 15. dieses Monats feiert der kernig deutsche, geistvolle Vorkämpfer eines gesunden Protestantismus und tapfere Märtyrer für die Volkssache in schwerer Zeit, von welchem obiger Aufsatz handelt, das fünfzigjährige Jubiläum des Antritts seiner Lehrthätigkeit an der Universität Jena. Den Glückwünschen, welche dem in seltenem Maße von der Liebe und Verehrung weiter Kreise getragenen Manne zuströmen werden, fügt auch die „Gartenlaube“ den ihrigen hinzu.

D. Red.



Dr. **Karl Hase.**

Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

Windischleuba, wird bei seiner Geburt in den Pathenbrief geschrieben: „Folge dem Beispiel Deines Vaters und verkündige einst die Lehren des göttlichen Heilands."

Aber der kleine Karl steht erst im dritten Jahre, als der Vater stirbt; jedes Kindes Erbtheil beträgt — fünfzig Thaler.

„Sorgen Sie für meine Frau," hatte der Scheidende zu seinem Amtsnachbar gesagt; „und meine Kinder? Nun, Gott ist groß und die Welt ist überall."

Ein Freund des Hauses, Gerichtsdirector Dienemann in Penig, nimmt das Knäbchen als Pflegekind in's Haus, und so geht es ihm einige Jahre gut. Aber schon wirft der Weltkrieg auch hierher seine Schatten. Ein Sohn Dienemann's, Buchhändler in St. Petersburg, hat unvorsichtiger Weise Exemplare von Bülow's „Feldzug von 1805" ausgelegt, das Geschäft wird ihm deshalb mit barbarischer Strenge confiscirt, der Vater verbürgt sich bei seinen Gläubigern und wird plötzlich von der großen Buchhandlung Breitkopf und Härtel in Leipzig mit Wechselarrest belegt. Als der Bevollmächtigte derselben in das Haus tritt, sitzt da ein armer um Gotteswillen ernährter Junge, der nicht ahnt, daß er einst Mitbesitzer dieser Firma werden und daß dieselbe seine Werke drucken soll.

Für's Erste war sein Glück gestört. Ein Onkel in Altenburg nimmt ihn in's Haus, wo er von einer launischen Cousine viel zu leiden hat, zum Lernen die Lust verliert und als ein kleiner Nichtnutz gilt. Bald stirbt der Onkel, das Hauswesen löst sich auf, die Cousine verabschiedet den kleinen Vetter: „Siehst Du, nun ist der

Vater todt; hättest Du etwas gelernt, so wärst Du was, so ist nichts aus Dir geworden!" Die Mutter, wieder verheirathet, sucht ihn doch in Altenburg zu halten, wo er das Gymnasium besucht, bei einem Fleischer, dann bei einem Gensd'arm auf die Stube quartiert; einmal, im Herbste 1813, hat er mit zwei andern Schülern zusammen ein Stübchen gemiethet, als — nach der Schlacht bei Leipzig — Altenburg von Soldaten überschwemmt und auch ihnen eine Einquartierung von zwei Mann angesagt wird, deren Ernährung ihnen so unmöglich erscheint, daß alle Drei davonlaufen, Jeder in seine Heimath. Zurückgekehrt, übersteht Hase das Nervenfieber, an welchem sein in den Lazarethen beschäftigter Stiefvater stirbt. Die Mutter ist wieder hülflos; dennoch hat sie den Muth, den Sohn auf dem Gymnasium zu lassen — sie denkt ihn sich als zukünftigen Pfarrer in Steinbach. Sie hofft auf den Grafen von Schönburg, zu dessen Söhnchen, Erbgraf Alban, Karl als Gespiele zugezogen worden; auch setzt bald darauf der Graf bei seinem Tode ihm fünfzig Thaler als jährliches Stipendium aus, und so ist es ihm vergönnt, das Gymnasium zu durchlaufen, das damals unter dem berühmten Matthiä in Blüthe stand. Hase gehört bald zu Matthiä's Lieblingen, lernt correct lateinisch sprechen und schreiben, wenn es gleich „kein römischer, sondern Hasischer Stil ist", und vertieft sich mit Vorliebe in die griechische Dichtung, besonders in Sophokles. Aber er wird auch in die deutsche Literatur eingeführt. Eine angeborene künstlerische Anlage macht sich geltend; der Aufenthalt in Dresden, wo sein Oheim, der Kriegsrath Hase lebt, der Herausgeber eines Musenalmanachs, giebt ihm die erste Ahnung von bildender Kunst und erfüllt ihn mit heftiger Sehnsucht nach Italien, und es reifen dichterische Neigungen in ihm: beim Reformations-Jubiläum 1817 tritt er im Schulactus mit einer selbstgedichteten Ode auf; er wagt sich an die Composition eines Dramas „Coriolan"; ein anderes, „Die Wage", versucht den tragischen Wendepunkt im Schicksal des Hauses Oranien darzustellen — er ist auf die Kniee gefallen, als er es begonnen, und hat Gott um Beistand gebeten. Fest glaubt er an seinen Dichterberuf, und die Zeit war ganz dazu angethan, diesen idealen Schwung zu nähren. Es hatte ihn geschmerzt, als er reifere Mitschüler 1815 als Freiwillige in den Krieg ziehen sah, daß er zu jung für jene große Zeit; es erschütterte ihn, als sein geliebtes Sachsen durch Theilung verstümmelt wurde, und er nahm herzlichen Aerger an dem „preußischen Kukuk" — alles das wies auf das größere Vaterland. Wie entzückte ihn da die Nachricht von der Stiftung der deutschen Burschenschaft, vom Wartburgfest, von künftigen allgemeinen Burschentagen! Jenseits aller Stammesunterschiede und des Zwiespalts der kirchlichen Bekenntnisse wollte die Jugend festhalten am gemeinsamen deutschen Vaterlande. Er hatte damals mit zwei Mitschülern, erlesenen Jünglingen, einen Freundschaftsbund für das Leben geschlossen, mit dem tiefsinnigen Ferdinand Herbst und dem heldenkühnen Robert Müller*; griechische Lebensherrlichkeit wollten sie mit christlicher Gläubigkeit und vaterländischer Gesinnung verbinden. Auf einer etwas hochgelegenen Wiese zwischen Altenburg und Zeitz weihen sie ein Plätzchen als ihren Lieblingsaufenthalt, und ahnungsvoll hat sich's erfüllt im Leben, was Jeder nach dem Anfangsbuchstaben seines Vornamens als Sinnwort in eine Erle schnitt: Fides, Constantia, Robur (Treu' und Glaube, Beharrlichkeit, Kraft). Wir haben es mit dem Manne der Constantia, der Beharrlichkeit zu thun, deren er dringend bedurfte. Denn im Begriff, die Universität zu beziehen und nur auf die fünfzig Thaler des Grafen Schönburg gestellt, sah er „einiger Hungersnoth" entgegen.

Ohne besondere Neigung zur theologischen Wissenschaft, dachte er doch, den Wünschen der Mutter gemäß und weil eine Landpfarrei ihm das glückliche Eiland zur Ausführung seiner dichterischen Pläne dünkte, das theologische Studium aufzunehmen. Aber der Pflegevater Dienemann, in dessen Hause er die Ferien verlebte, widerrieth: „Ein Theolog muß entweder heucheln oder verkümmern." Der angehende Student freute sich auf nichts so sehr, wie auf die Burschenschaft — der Pflegevater wußte nicht Worte genug der Zunge zu finden, um auf die unreifen Burschen zu schelten, die „ohne politische Kenntnisse über vaterländische Verhältnisse urtheilen wollen".

Wirklich läßt sich Hase als Jurist in Leipzig einzeichnen und hilft seinem Pflegevater die Ferien über in dessen Expedition, wobei ihn dieser mit dem processualischen Formwesen gründlich bekannt macht, allein eben dadurch ihm die Rechtswissenschaft verleidet. Der Student der Rechte geht im Herbst 1818 nach Leipzig, um Theologie zu studiren.

Aber trübe genug lag's auf seinen ersten Semestern; er hat lange einen Dolch bei sich getragen, für den Fall, daß es zu trübe komme. Er gehörte zu den sogenannten „Paulinermusen", jenen in die Zellen des Paulinums für wenige Thaler aufgenommenen Studenten mit einem Stübchen, dahinein nie die Sonne geschienen. Auch hat er in seiner Armuth nie ein Collegienhonorar bezahlen können. In die Burschenschaft kaum eingetreten, hat er wieder austreten müssen, weil das schwarz-roth-goldene Band jede Unterstützung, deren er dringend bedurfte, zu vereiteln schien. An den theologischen Vorlesungen findet er keinen Geschmack; während der berühmte Hofrath Beck seine lateinische Gelehrsamkeit über die Korintherbriefe auskramt, schläft er regelmäßig ein. Seine Lieblingsbeschäftigung bleibt das Studium der Dichter, namentlich Goethe's und Jean Paul's, für den er besonders schwärmt. Um für die erwählte Wissenschaft doch etwas zu thun, liest er für sich das neue Testament griechisch und schreibt eine lateinische Auslegung dazu, und dies begeistert ihn zu einem Epos „Der Glaube". Aber als er, um ein Urtheil über seinen Dichterberuf zu haben, anonym sein Trauerspiel: „Die Wage" an Müllner, der damals für den ersten Dramatiker galt, gesendet und von diesem sehr ermunternde, doch keinen besonderen Erfolg verheißende Worte als Kritik erhalten, auch mit seinem kleinen Epos bei einer Preisbewerbung nicht die erwünschte Anerkennung gefunden hat, entsagt er für's Erste der Poesie und wirft sich auf Philosophie. Er studirt Kant und Fichte, und namentlich die Bekanntschaft mit den Werken des Letzteren, die im Freiheitskriege so Viele zu Todesmuth begeistert, läßt ihn eine sittliche Erstarkung gewinnen, die entschlossen ist, alle Beschwerden der Armuth zu ertragen und sich ganz in den Dienst des vaterländischen Gedankens zu stellen.

Die Burschenschaft war seit der Sand'schen That, die auch in Leipzig ungeheuere Erregung hervorrief, verfolgt; sehr im Stillen bestand sie weiter, aber gleich der erste deutsche Burschentag war nicht zu Stande gekommen. Jetzt tritt Hase in die aufgegebene Verbindung zurück, entschlossen, alle Gefahren mit ihr zu theilen; bald gehört er zu ihren Vorstehern und zu ihren ersten Rednern. Damit das Band zwischen allen deutschen Burschenschaften erhalten bleibe, läßt er sich die Mission zu einer Rundreise an die deutschen Universitäten, soweit sie Burschenschaften in ihrem Schooße beherbergen, ertheilen, verkauft, was er hat, und tritt mit fünf in den Hosenträgern eingenähten Goldstücken die Reise an. Er wandert durch das Oster- und Voigtland, in der durch ihn und neuerlich durch Heinrich Ranke's „Jugenderinnerungen" berühmt gewordenen Wunnerlich'schen Papiermühle bei Hof idyllische Rasttage haltend. Ueber Erlangen geht's nach Tübingen und Stuttgart, dann über Heidelberg nach Bonn und zurück über Würzburg und Jena. Als in der Maingegend das letzte Goldstück aus dem Hosenträger geschält ist, quartiert er sich bei den katholischen und protestantischen Pfarrern am Wege als „Bettelstudent" ein und hat auch da keine Noth gelitten. Es sind die mächtigsten Eindrücke vom schönen Vaterland, die nun auf der Jünglingsseele lagen, er liebt es fortan wie eine Braut. Kaum nach Leipzig zurückgekehrt, pilgert er, nichts als ein Schnupftuch in der Tasche, nach Berlin und besorgt auch hier seinen Auftrag; auf sämmtlichen Universitäten nimmt man, trotz der Mainzer Untersuchungscommission, die Einladung zu einem Burschentag in Dresden mit Freuden an. Um die Dresdner Polizei zu täuschen, tagen sie in einem Gasthof der Polizei gegenüber, Hase mit seinem Freund Herbst als Deputirte der Leipziger Burschenschaft, begleitet von dem dritten im Bunde, Robert Müller, dem Heros des Fechtbodens; auch die Söhne des Fürsten Schwarzenberg, des Siegers von Leipzig, sind als Mitglieder der Burschenschaft zugegen. Mit diesen — der eine ist nachmals der „Landsknecht" des Sonderbundes geworden! — wandert Hase zurück; der Weg der Brüder führt sie an das Todtenbett ihres Vaters, dem unser Dichter einen poetischen Nachruf widmet, wie er bald darauf den aus dem burschenschaftlichen Kreise scheidenden Freunden, die das spätere Leben ihm weltenweit entfremdet hat, als Vorstand der Burschenschaft einen Abschiedsgruß dichtet.

So gewinnt die verpönte Verbindung ein neues Leben. Um aber dem Vorwurf, daß ihre Mitglieder unbekümmert um die

* Letzterer, unter dem Namen „Flauschmüller" bekannt, ist schon öfters in der „Gartenlaube" erwähnt worden.

Digitized by Google

nöthigen politischen Kenntnisse politisiren, ein für alle Mal zu entgehen, hat er in jenen Semestern in eifriger Benutzung der Bibliothek des Professor Pölitz alle bedeutenderen politischen Werke von Machiavelli bis zur neuesten Zeit gelesen oder durchmustert und den geistigen Ertrag den Genossen mitgetheilt. Eine Sammlung von seinen Reden im Burschenhause bringt er zu Papier, und in allen kehrt die Mahnung wieder, wissenschaftliche Bildung und thatkräftige Gesinnung zu vereinen: „nicht Buchgelehrte, sondern Männer braucht die Zeit". Freilich ist diese seine Thätigkeit seinem theologischen Studium nicht eben günstig gewesen. Mit den Professoren ist unser Studiosus kaum in nähere Berührung gekommen, außer wenn sie über ihn zu Gericht saßen. Nur Tzschirner, damals der Wortführer des freisinnigen Protestantismus und glühender Patriot, hat ihn durch seine festliche Kanzelberedsamkeit gewaltig angezogen, und für des gelehrten und klugen Winer's Art hatte er nachhaltige Sympathie und erkannte in ihm sein Vorbild für künftige Studien. Aber die Reisen und die Leitung der Burschenschaft hatten ihn dem Collegienbesuch ziemlich entfremdet, die letztere, den Behörden nicht unbekannt geblieben, ihn verdächtigt. Carcer und Wegweisung von Leipzig waren die Folge. Als man auf sein Bitten nach Jahresfrist in Dresden die Wegweisung zurücknahm, hat dennoch der Leipziger Senat auf ihr bestanden: der Zurückkommende — so machte man geltend — würde doch wieder in die alten Verbindungen treten. Er hatte sich im Uebrigen gleich am Schlusse des ersten Semesters mit Glück als Prediger versucht und war als solcher in der Heimath und in vielen Pfarrhäusern gerühmt; die Leipziger Professoren freilich haben ihm damals wenig zugetraut, und Niemand hat seine künftige Bedeutung geahnt.

Der Weggewiesene hatte sich Ostern 1821 nach Erlangen gewendet und war hier, wo unter dem biederen König Max die Burschenschaft sich noch frei bewegen durfte, als Märtyrer derselben ehrenvoll aufgenommen, ja sofort einstimmig als ihr geborenes Haupt anerkannt worden. Bei der scherzhaften Stiftung eines Kaiserreiches mit vollständigem Apparat der Reichsämter, bis auf den Reichsnachtwächter herunter, ist er, wie billig, zum Kaiser gewählt worden und hat als „Karl der Rothbart" über Jahr und Tag regiert; ein „Fastnachtsspiel", das an diesem Hofe 1822 aufgeführt wurde, ist seine erste Druckschrift. Bei dem berühmten Auszuge nach Altdorf war er der Staatsmann der Burschenschaft, der Alles leitete und mit den Behörden unterhandelte. War der zweite Burschentag in Streitberg, auf dem er mit Eisenmann, dem Freiherrn von Rotenhan, Julius Stahl und Anderen zusammentraf, ohne Störung verlaufen, so war's zum guten Theil sein Werk. Dann aber brachte der heimlich auf Karl Follen's Anregung gestiftete „Jünglingsbund", der den Geheimbünden Italiens nachgebildet war und auf der Illusion beruhte, es stehe ihm ein über ganz Deutschland verbreiteter Männerbund zur Seite, einen Riß in die Burschenschaft. Hase, allmählich eingeweiht und ohne Vertrauen zur Sache, auch allem revolutionären Wesen und Allem, was nach Verschwörung aussah, herzlich feind, ließ sich doch bereden, einzutreten, bis er auf dem dritten Burschentag in Wurzburg seinen Austritt anzeigen ließ.

Inzwischen hatte er schöne Tage in Erlangen gesehen: ein ungleich frischerer Geist herrschte hier, als in dem zopfigen Leipzig. Baiern erfreute sich in noch ungetrübter Glorie seiner Verfassung, mit Katholiken und Protestanten aus den verschiedensten reichsständischen Territorien saß Hase traulich zusammen, Alles schwärmte für Kaiser und Reich. Er lernt, zumal in Nürnberg, das ehemals reichsstädtische Leben kennen, wandert nach München und Tirol, wo ihm Andreas Hofers Tochter ein Band an die Mütze näht und ein Wegweiser „nach Italien" die alte Sehnsucht erneuert. Bildungsmomente aller Art treten an ihn heran, wie er denn eifrig Nationalökonomie und selbst Landwirthschaft gehört hat.

Für ihn das Wichtigste war der Aufenthalt in Gotthilf Heinrich Schubert's Hause. Der Patriarch der Altgläubigen, jener frommen Gemeinde, die sich über ganz Deutschland erstreckte, nahm sich in seiner unendlichen Gutmüthigkeit des jungen Landsmannes von Herzen an, gern des Glaubens, daß seine damalige religiöse Anschauung nur ein „Durchgangspunkt" sein werde. In Schubert's Nähe eine Stunde gewesen zu sein, mache Einen mindestens für einen Tag besser — dies Studentenwort fand Hase bewährt: eine solche Kindlichkeit des Wesens, eine Reinheit und Hoheit der Gesinnung, wie bei diesem so ganz altkirchlich gerichteten Manne war ihm kaum je noch begegnet." An Selbstlosigkeit hat Schubert wohl nie seines Gleichen gehabt. So kaufte er einem armen brauberechtigten Erlanger, dessen Bier mißrathen war, dasselbe ab und trank es mit seinen jungen Freunden, damit der Mann nicht zu Schaden komme, und bei dem Auszuge der Studenten nach Altdorf sendete er Hase einige hundert Gulden mit den Worten: „Es wird Euch an Gelde fehlen, ich hab's geborgt, sorgt, daß ich's dereinst wieder bekomme." Durch Schubert wurde Hase mit Schelling bekannt, dem „großen Philosophen", wie er allgemein in Erlangen genannt wurde, und hörte dessen berühmte Ferienvorlesungen. In solcher Umgebung trat er auch der Theologie näher, „würgte" sogar hebräische Psalmen hinter, vor Allem ging ihm ein Licht auf über seine theologische Bestimmung. Winer und — Schubert standen ihm vor Augen, rücksichtslose Forschung — und Vermittelung ihrer Ergebnisse mit dem christlichen Gefühl, das wurde die Aufgabe, an der er jetzt zu arbeiten beschloß und zu arbeiten begann.

Noch hat er es nur auf eine Landpfarrei abgesehen, denn dichterische Entwürfe, wie ein Roman „Die Troubadours", beschäftigen ihn noch immer. So gilt es denn, in Dresden das Examen zu bestehen. Aber die Meldung zum Examen hatte ihre Schwierigkeiten: daß er ein aus Leipzig relegirter Student war, durfte in Dresden auf keinen Fall zur Sprache kommen. Zum Glück war durch das Ableben des Prorectors in Erlangen sein Leipziger Zeugniß verlegt worden, und man gab ihm, dasselbe „in bester Voraussetzung nehmend", ein günstiges Abgangszeugniß in Erlangen. Zwar kommt in letzter Stunde vor seinem Scheiden die Kunde vom Dresdener Burschentag an die Behörden, er hat eine scharfe Untersuchung zu bestehen und wird polizeilich ausgewiesen. Doch in höchstem Ansehen bei Professoren, Bürgern und Studenten, scheidet er unter dem Ehrengeleite der Letzteren voll herzlicher Dankbarkeit für die ihm so liebgewordene Stadt. Die Hoffnung, in Baireuth sich einige Tage für das Examen vorbereiten zu können, wird durch sofortige Ausweisung vereitelt. Er eilt in die Heimath, von da nach Dresden. Nicht glänzend, aber doch genügend hat er das Candidatenexamen bei dem Oberconsistorialrath Ammon bestanden, ohne daß Bedenken wegen des fehlenden Leipziger Zeugnisses aufgetaucht wären.

Aber was nun? Schon in Erlangen hatte ihm der übergläubig gewordene junge Graf Schönburg das Stipendium von fünfzig Thalern entzogen, und selbst den Koffer hatte er dort lassen müssen. Die kleinen Gläubiger regen sich, die Geldklemme ist groß. Er meldet sich zu einer Pfarrei bei dem Grafen Einsiedel, dem Patron seines Vaters, G. H. Schubert empfiehlt aus dem Vollen — aber er wird als zu jung abgewiesen. Er gedenkt als Lehrer nach Paris zu gehen und wendet sich an seinen berühmten Vetter; der antwortet, deutsche Lehrer seien in Frankreich, was polnische in Deutschland. Alles schlägt fehl. Seine Schwester verkauft ihr einziges Schmuckstück und legt ihm die dafür errungenen acht Thaler auf den Tisch: „Suche Dir damit zu helfen; was ich vermöbelt habe, das habe ich nicht gebraucht." Er geht nach Leipzig, um aus einem in Erlangen verfaßten theologischen Werkchen ein Stück Geld herauszuschlagen — jeder Buchhändler weist ihn höflich ab. Zum letzten Male umarmt er im Carcer seinen heroischen Freund Robert Müller, der einen Gegner im Duell erschossen hat. Als er vernimmt, daß Professor Winer, den er so hoch hält, nach Erlangen berufen ist, aber noch mit der Annahme schwankt, eilt er zu ihm, lobt Erlangen so von Herzensgrund, daß Winer sofort annimmt, und wird dadurch unbewußt zum Ehestifter, während er selbst, in ärmster Armuth umherirrend, von der Geliebten seiner Jugend, die nicht den Muth hat, sich dem Flüchtlinge anzuvertrauen, für immer Abschied nehmen muß. Tief unglücklich hat er einen Entschluß gefaßt: mit den fünfzig Thalern väterlichen Erbes, die zusammenzubringen der Mutter herzlich sauer wird, verschwindet er aus Sachsen; Niemand ahnt, wohin.

(Fortsetzung folgt.)

* Man kennt Platen's Worte im „Romantischen Oedipus":

„Hast Du denn auf Deinen Reisen nichts als Heuchlervolk erblickt,
Auch nicht Einen, der zum Himmel brünstige Gebete schickt? —
Einen einz'gen Frommen sah ich, den das Erzgebirg gebar,
Der, was Andre tölpisch äffen, wirklich in der Seele war."

Digitized by Google

Der erste Stich in's Herz.

Es hat gar oft ein ernst Gesicht
Gewiesen mir schon früh das Leben:
Ich käm' so bald zu Ende nicht,
Wollt' ich davon Bericht euch geben.
Gar oft um mich stieg hoch die Fluth;
Gar oft umfing mich Nacht und Grauen,
Doch blieb, gottlob, mir frischer Muth
Trotz alledem und Gottvertrauen.

Jedoch zur Sache! — Laßt euch nur
Erzählen heut, wie mir's im Leben
Durch's Herz zum ersten Male fuhr,
Wie's mir den ersten Stich gegeben.
Mag Mancher drum sentimental
Mich schelten: sei's! — Ich fühl' die Wunde
Noch heut nach Jahren jedes Mal,
Wenn ich gedenk' an jene Stunde. —

Der Vater war seit Jahren todt,*
Und wiederum war nun gekommen
In unser Haus des Todes Noth
Und hat die Mutter mitgenommen.
Uns Kindern ließ ein neues Glück
In neuem Heim die Liebe finden —
Der alte Hausrath Stück für Stück,
Der ging, verkauft, nach allen Winden.

Den Bücherhaufen unterm Arm,
Grad' aus der Schule kam ich eben.
Vor unserm Haus ein Menschenschwarm —
Was geht da vor? Was hat's gegeben?
Ei ja, Verkauf sollt' heute sein!.
Mir war's um's Herz so weh und eigen,
Und doch zog mich's mit Macht hinein;
Ich will hinan die Treppe steigen.

Da plötzlich steh' ich wie gebannt;
Ein Weib tritt eben aus der Thüre
Mit unserm Schlitten in der Hand —
Mir war's, als ob der Schlag mich rühre.
Mit unserm Schlitten! (Heute noch
Seh' ich ihn nach so vielen Jahren.)
Was scheert das Weib der Schlitten doch?
Just der, drauf wir so oft gefahren?

Vor den — das Schwesterlein darauf —
Ich mit dem Bruder oft mich spannte:
Hei! wie dahin in raschem Lauf
Das Paar der muth'gen Renner rannte!
Mit dem wir in den tiefen Schnee
Gepurzelt oft und umgeschlagen;
Den einmal gar beinah — o weh! —
Uns ein Gensd'arm davongetragen!

Den Schlitten kannt' ich zu genau,
Er war es, unser grüner Schlitten —
Nun trug ihn fort die fremde Frau — —
Wie das mir durch das Herz geschnitten!
Wie das die Brust mir eingepreßt! —
Sie haben später mich gefunden
Hinstarrend nach der Ecke fest,
Wo Schlitten längst und Frau verschwunden.

Dann ging ich — doch in's Haus hinein,
In's alte, bin ich nicht gegangen.
Im neuen Heim, wo Sonnenschein
Der warmen Liebe mich umfangen,
Vergaß ich allgemach den Schmerz,
Doch sah den Schlitten ich im Traume. —
Das war — wer lächelt? — für mein Herz
Der erste Stich. Ein Reif im März
Auf meines Lebens jungem Baume.

Hermann Schults.

* Der bekannte Wupperthaler Dichter Adolf Schults (vergl. „Gartenlaube" 1858, Nr. 34). D. Red.

Ein auferstandenes Wikingerschiff.

Wenn irgend ein Räuberthum mit dem Glanze des Erfolges und mit der Verklärung durch die Poesie einer romantisch gestimmten Nachwelt belohnt worden ist, so geschah das dem von der altgermanisch-heidnischen Bevölkerung Skandinaviens geübten. Diese normannischen „Wikingar", das heißt Krieger, welche von den skandinavischen Küsten aus unter Anführung von „Heer"- oder „Seekönigen" in kleinen, aber flinken und bis weit in die Flußmündungen hineintragenden Schiffen, den „schaumhalsigen Wellenrossen", die See pflügten und plötzlich irgendwo landend, mit oder ohne Kampf Beute machten, um dann ebenso plötzlich wieder zu verschwinden — diese Wikinger sind Jahrhunderte lang die Verzweiflung Englands, Frankreichs, der Niederlande und zahlreicher anderer Küstengebiete gewesen. Tief im Lande oft trugen sie Tod und Verwüstung in Städte und Dörfer, nichts Transportables von Werth verschmähend, selbst nicht die überlebende Bevölkerung, welche in Sclaverei geschleppt ward — ein todtschlaglustiges Volk von rücksichtsloser Rohheit, durchsättigt mit der ganzen altgermanischen Kraft, Wander- und Abenteuerlust und Begier nach kriegerischem Ruhm.

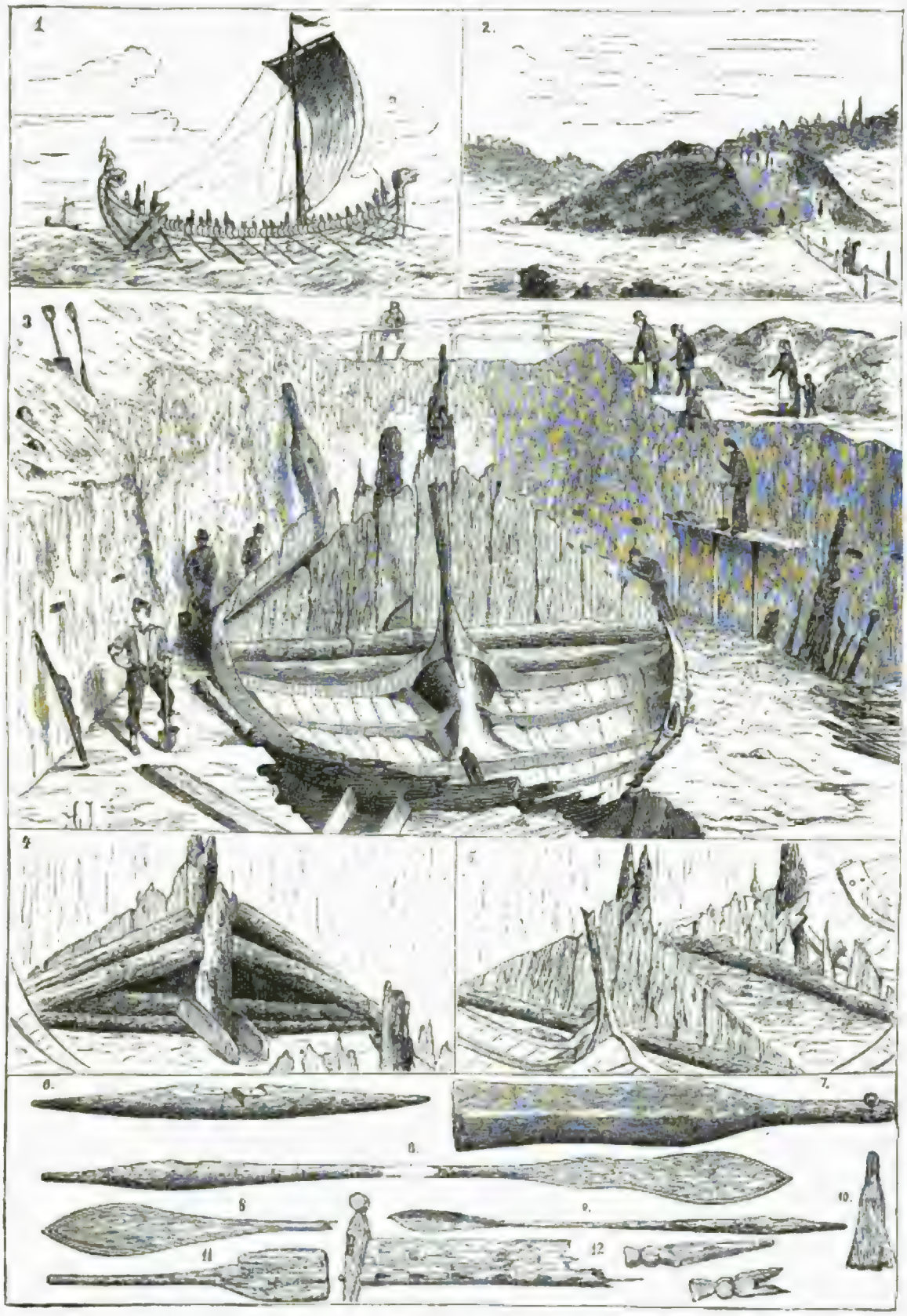
Sie drangen auf der Seine bis Paris vor und haben es drei Mal geplündert (in der Mitte des neunten Jahrhunderts), sie liefen in die Garonne ein bis Toulouse. Sie fuhren die Maas hinauf und brandschatzten die Gegend von Aachen, Köln, Trier, Mainz, Worms, ja sie sollen den Rhein hinauf sogar in die Schweiz eingedrungen sein und sich im Haslithal festgesetzt haben. An den Flußmündungen verschanzten sie sich und gewannen durch Landabtretungen immer festere Positionen, zuletzt gar die Normandie, von wo sie nach der Hastingsschlacht ihre Herrschaft über ganz England trugen, nachdem sie dasselbe durch Jahrhunderte wie eine periodisch wiederkehrende Heuschreckenplage heimgesucht hatten.

Sie fuhren in das Mittelmeer ein und vergewaltigten die Küsten bis nach Kleinasien hin; sie eroberten das südliche Italien und Sicilien, wo ihre Herrschaft erst mit den Hohenstaufen endigte. Von Schweden aus bezwangen sie als „Waringer" oder „Waräger" die Ostseeküsten bis weit in das jetzige Rußland hinein und fügten unter Rurik den Grundbau des späteren russischen Reiches, auf dem Dnjepr bis in das Schwarze Meer dringend und Constantinopel bedrohend. Sie sind die Entdecker und Besiedler der Inseln auf dem Wege von Norwegen nach Grönland, ja sie wurden, indem sie dieses entdeckten, lange vor Columbus die Auffinder des amerikanischen Festlandes, das sie bis Carolina streiften.

Es ist eine fast räthselhafte Kraft und Unverwüstlichkeit, welche aus diesem in dreihundert Jahren etwa sich abspielenden Stück Geschichte redet. Die schwerlich allzu dichte Bevölkerung eines eben nicht fruchtbaren Landes, wie Skandinavien, giebt einen Ueberschuß an Menschen ab, welche solcher Vermehrung und solcher Kraftentfaltung fähig sind, daß sie unter der würgenden Hand beständiger Kämpfe und maritimer Gefahren dennoch eine Eroberungszone um ganz Europa, mit einem Streifen nach Amerika hinüber, zu schlingen vermögen und erst in dreihundert Jahren sich erschöpfen! Schon diese einzigartige Vergangenheit, welche eine Fülle der großartigsten geschichtlichen Bilder in sich schließt und Stoff zu einem Dutzend Epen bietet, muß einen romantischen Zauber üben. Aber auch in Art und Wesen, in Cultur und Sitte der alten Wikinger tritt uns, soweit wir hier einen Blick frei haben, soviel Originelles entgegen, daß die ärmlichste Dichterphantasie sich davon mühelos für eine ganze Lebensthätigkeit mit Stoffen versorgen kann. In Bezug auf die heidnische Vergangenheit des Germanenthums wären wir ohne die Edda-Aufzeichnungen der norwegisch-isländischen Wikinger fast ohne directe Quellen; zugleich aber braucht einer nur diese Ueberlieferungen zu studiren, um wie im Spiegel ein Bild von dem ganzen Empfindungsleben jenes historischen Heroenthums zu erblicken, welches als Pole hier, man möchte sagen: mammuthhafte Gewalt der Rohheit, dort das rührendste Fühlen kraftvoller Frauenherzen aufzeigt.

Es ist ohne Zweifel nöthig, das Alles in lebendiger Erinnerung zu haben, und vielleicht noch jenen glücklichsten poetischen Griff in das Wikingerleben: Esaias Tegnér's „Frithjofssage", dazu, wenn man ganz das Interesse begreifen will, welches das jüngste Ereigniß auf dem Gebiete archäologisch wichtiger Ausgrabungen in

Digitized by Google



Das Wikingergrab im „Königshügel“ von Gokſtad.

Nach dem „Norsk Familjeblad“

1. Das aufgefundene Wikingerſchiff in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, nach Anſicht des Zeichners. 2. Der geöffnete „Königshügel“. 3. Der vordere Theil des Schiffsfundes, bis zum Giebel der Grabkammer. 4. Reſte des hinteren Grabkammergiebels. 5. Ein Blick in die offene Grabkammer. 6—12. Verſchiedene dem Schiffe entnommene Gegenſtände.

Anſpruch nimmt: nämlich die Auffindung eines Wikingerſchiffes in einem norwegiſchen Grabhügel.

In der Nähe des norwegiſchen Seebades Sandefjord in Sandehered liegt das Landgut Gokſtad, und zu ihm gehörte ein Hügel von beträchtlicher Größe, welcher im Volksmunde „der Königshügel“ hieß. Im vergangenen Winter ging man an ein Ausgraben deſſelben und ſtieß dabei auf Balken und anderes Holzwerk. Das Ungewöhnliche dieſer Thatſache gab Veranlaſſung, mit der weiteren Förderung einzuhalten und den Reichsantiquar Nicolayſen zur Leitung der Arbeit herbeizurufen, worauf unter

dessen Augen über leidlich gut erhaltene Körper eines Schiffes bloßgelegt wurde, jedenfalls eines Wikingerschiffes.

Man kannte bereits die Abbildung solcher Schiffe auf einer alten, sehr merkwürdigen Tapete — Wollgarnstickerei auf dickem Leinen — welche, zu Bayeux in der Normandie gefunden und aus dem Ende des elften Jahrhunderts stammend, den Zug Wilhelm's des Eroberers abgebildet zeigt. Man hat sogar früher bereits im Kirchspiel Tune in Smaalenene (Norwegen) ein kleines Wikingerboot gefunden, welches, wenn auch gut erhalten, doch zu unbedeutend war, um wichtigere Aufschlüsse zu geben. Hier stand man auf einmal vor einem der größten und vollständigst ausgerüsteten, dem Schiffe eines jener Seekönige, welche ihre Würde dem Umstande verdankten, daß sie alle ihre Gefährten an Kraft, an Rücksichtslosigkeit, Todesverachtung und Rohheit übertrafen, welche es für eine Schande gehalten haben würden, „unter rauchgeschwärzten Balken zu schlafen und am häuslichen Herd ihr Trinkhorn zu leeren", und welche sonst gern, wenn der Tod des Alters über sie kam, auf ihrem Schiff hinausfuhren in das Meer, um dort mit dem liebsten Besitz in Flammen unterzugehen.

Die gewöhnlichen Wikingerschiffe waren flach (daher ohne Verdeck) und klein, so klein, daß ihrer drei- bis vierhundert zu einem Raubzuge gehörten; hier aber hatte man einen Riesen von zweiundzwanzig Meter Länge und etwa fünf Meter Breite vor Augen!

Flach muß das Schiff freilich auch gewesen sein, nicht viel höher als anderthalb Meter, was ungefähr zu dem älteren, in Tune gefundenen stimmt; freilich ist anzunehmen, daß der Druck der Erde beide flacher gestaltet hat, als sie ursprünglich waren; beide sind übrigens in blauem Thon gebettet gewesen, was sich für ihre Conservirung als ganz besonders günstig erwies.

Das Schiff besteht aus an einander genagelten Brettern; im Innern laufen zwanzig Rippen, welche von oben durch Nägel, von unten durch Reifen an die Bretter geschlagen sind, und sie schließen an einen der Länge nach durch das Boot laufenden Balken, dessen Enden fischschwanzförmig zugeschnitten erscheinen. Auf dem Balken erhebt sich noch ein Stück des Mastes, welcher, wie es scheint, sechs Meter lang gewesen ist und dessen oberes Ende abgehauen im Schiffe vorgefunden ward, ebenso wie eine Reihe anderer Ausrüstungsgegenstände: Ruder in verschiedener Größe, aber in der Form nicht viel von einander abweichend, Reste von Segel- und Tauwerk, das Seitensteuer des Schiffes, eigenthümlich geformte Holzstückchen von einem halben Meter Länge mit kreisrunden Ausschnitten, durch welche einst Taue gelaufen sind und welche ganz abgenutzt erscheinen. Ferner entdeckte man merkwürdige Einrichtungen von Manneslänge, welche möglicher Weise als Bettstellen gedient haben. An sonstigen Geräthen fanden sich vor: ein großes Gefäß aus Holzstäben, mehrere Spaten, ein Kupferkessel mit zwei Traghenkeln, ein genieteter Eisenkessel von trefflicher Arbeit, Trinkkellen mit kurzen geschnitzten Handgriffen 2c. Der Schiffsbord muß ganz mit Schilden bedeckt gewesen sein, von denen der ganze Eisenbeschlag, auch breite Schildbretter mit Spuren von Farbe sich erhalten haben. Außer dem großen Schiff sind aber noch Theile von zwei bis drei kleineren Booten an der Seite desselben ausgegraben worden.

Von menschlichen und thierischen Resten zeigten sich Spuren verbrannter Knochen, sowie die Gebeine von drei Pferden und einem oder zwei Hunden.

Soviel hatte sich ergeben, als man daran ging, einen eigenthümlichen auf dem Schiffe sich erhebenden Verschlag zu öffnen, welchen man nicht mit Unrecht für die eigentliche Grabkammer hielt. Derselbe befand sich in Form eines Daches mit zwei bretternen Giebelwänden hinter dem Mast; als man eindrang, zeigte sich, daß durch den Druck der Erdmasse die Sparren auf der einen Seite zerbrochen waren; zugleich aber noch etwas anderes: daß man auf eben dieser Seite schon früher einen Einbruch in die Grabkammer bewerkstelligt hatte.

Es ist anzunehmen, daß bei dieser Gelegenheit der größte Theil des Inhalts entführt wurde. Gleichwohl fand sich noch Mancherlei vor: zerstreute Gebeine der Todten, Stücke von lebhaft gefärbtem Seidenzeug, ein kastenförmig ausgehöhlter Baumstamm mit stark durch eingedrungenen Lehm verdorbenem golddurchwirktem Stoff, Reste von Riemen- und Sattelzeug, vor Allem aber, neben einigen kleinen Gegenständen aus Eisen, an die fünfzig Beschlagstücke von vergoldetem Silber und vergoldeter Bronze, zu Gürtel- und Reitzeug gehörend, von denen die ersteren einfach, mit geometrischen Motiven und en face-Portraits, ornamentirt sind, wogegen die letzteren zum Theil eine vorzügliche Arbeit zeigen. Ein paar kleinere Beschläge, von welchen der schönste einen mit eingelegter Lanze dahergaloppirenden Reiter bis in die kleinsten Details erkennen läßt, gehören zu dem Besten, was von Kunst aus der nordischen Heidenzeit erhalten ist.

Vielleicht wird nachträglich noch dies oder das gefunden. Das Schiff hat indeß die Bestimmung erhalten, unterbaut, auf Rollen gesetzt, und so auf die Höhe geschafft zu werden, um dann zur See nach der Landeshauptstadt zu gelangen. Die beigegebene, dem „Norsk Familjeblad" entnommene Abbildung mag einigermaßen die Fundstätte zur Anschauung der „Gartenlauben"-Leser bringen.

„Der Städte Blume und des Reiches Stolz."

Eine Plauderei von der Stätte des bevorstehenden Turnfestes.*

Was er wohl sagen würde, wenn er heute wiederkehrte in die Stadt seiner Väter, der große Goethe — in die Stadt, die man „der Städte Blume und des Reiches Stolz" genannt hat? Er, der einst voll Enthusiasmus die schmucklose Stadt an der Pleiße zum „Klein-Paris" erhob, sie über alles lobte und ihr damit ein Ehrenmal aufdrückte für alle Zeiten — er hatte kein ähnliches Wort der Auszeichnung für die Stadt, die ihn geboren. Man erzählt sich darüber Mancherlei. Er soll in der That nicht gut auf Frankfurt zu sprechen gewesen sein, der stolze Olympier, seit er in Weimar eine zweite Heimath gefunden hatte. Es soll ihn Etwas dort verdrossen haben, und was dem Frankfurter von damals als das höchste Kleinod galt, sein freireichsstädtisches Bürgerrecht, das soll er nicht respectirt, ja sogar im Unmuth zurückgegeben haben.

Doch das sind alte, vergessene Geschichten. Im Grunde hatte er die altehrwürdige Stadt, in der er geboren und erzogen war und von der er so viel zu erzählen wußte, doch herzlich lieb, und käme er heute wieder, sicherlich, er würde ohne jeglichen Groll — doch, was sage ich! Zu allererst würde er ein „Ah!" der Bewunderung ebenso wenig unterdrücken können, wie jeder andere Sterbliche, der die alte Reichs- und Krönungsstadt längere Zeit nicht gesehen. Staunen würde er, wenn er die breiten, schönen Straßen erblickte, durch die ein ewig reger Strom des Verkehrs bequem dahinfluthet, wenn er vor die vielen Prachtbauten träte, die im Laufe der Jahre emporgewachsen sind, wenn er sähe, wie die Stadt nach allen Richtungen hin sich ausgedehnt hat, wie die umliegenden Ortschaften im Westen und Nordosten zu Vorstädten herangewachsen sind, und ihm das Ganze als ein Gemeinwesen vor Augen träte, das mit seinen mehr denn 125,000 Einwohnern immer mehr der Großstadt zusteuert.

Gerade in der Umgebung seines Geburtshauses würde sich der Altmeister am schwersten zurechtfinden: dort, wo man den engen Mauerbann des ehemaligen Frankfurt durchbrochen, die alten Häuser großentheils ganz hinweggeräumt hat, wo um den jetzigen Kaiserplatz herum ein völlig neues Stadtviertel im großartigsten Stil emporgewachsen ist, wo Palast an Palast sich reiht und die nahen Bahnhöfe — die nun auch bald zu einem großen Centralgebäude vereinigt werden — tagtäglich mit einem bunten Gemisch von Reisenden aus aller Herren Ländern die Straßen beleben. Und weiterhin: der frische, grüne Kranz der Promenaden, der sich im weiten Bogen um die Stadt zieht, geziert mit stattlichen Monumenten, umsäumt von herrschaftlichen Villen mit den prachtvollsten Gartenanlagen, und mitten darin die jüngste grandiose Schöpfung bürgerlichen Gemeinsinns, das neue große, schöne Opernhaus!

Unwillkürlich würde er sich umsehen, der gute Vater Goethe, was denn eigentlich geblieben von seinem Frankfurt, dem alten Frankfurt, und er würde nur Weniges noch finden. Dort, über die Dächer ragend, wie ein Denkmal für die Ewigkeit, steht noch

* Vergl. dazu die Notiz: „Unsere Abbildung von Frankfurt am Main" unter „Blätter und Blüthen". D. Red.

Digitized by Google

der Dom mit seiner mächtigen Kuppel — aber auch er ist nicht mehr ganz der alte, auch ihm hat die Gegenwart eine neue Krone aufgesetzt; dann dort der romantische Eschenheimer Thurm, dieser Rest mittelalterlicher Baukunst mit seiner dichten Epheu-Umrankung; hier und da im Innersten der Stadt noch eine Gasse, die ihren alten Charakter gewahrt, und einzelne Häuser, die aus Pietät unberührt geblieben — im Ganzen aber hat Frankfurt ein durchaus neues Gewand angezogen, und wenige Städte dürfte es geben, die in den letzten Jahrzehnten so eifrig und gründlich, wie diese, an ihrer Verschönerung gearbeitet haben.

Und doch ist die Stadt in ihrem eigentlichen Wesen sich treu geblieben. Vor 370 Jahren war es, da besang der edle Ritter Ulrich von Hutten Frankfurt wie folgt (wir geben seine Worte in D. F. Strauß' Uebersetzung des lateinischen Originals):

„Wohl ja kennst du die Stadt, vorlängst in den Kriegen der Franken
Ward sie erbauet und heißt nach den Erbauern noch jetzt.
Sie durchschneidet der Main, der unter der Brücke dahinfließt,
Und nicht ferne des Rheins mächtigem Strome sich eint.
Hoch aufragen die Mauern, es prangen die stolzen Gebäude,
Stolz auch ist auf den Ruhm ihrer Bewohner die Stadt ...
Weither suchen die Völker sie auf und wandern die Menschen,
Denn für die Waaren der Welt ist sie der wimmelnde Markt." —

Das trifft Alles heute noch zu; nur daß aus der einen Brücke, welche ehedem den Zugang zum jenseitigen Main-Ufer vermittelte, im Laufe der Jahrhunderte nicht weniger denn fünf geworden sind — ein laut sprechendes Zeugniß für den Aufschwung, den die Stadt mittlerweile genommen hat. Heute wie ehedem bildet ihre überaus günstige Lage und ihr gesundes, mildes Klima die Basis ihrer Reize; alles Uebrige kann nur als Pflanzung auf diesem von der Natur verliehenen fruchtbaren Boden bezeichnet werden. Wie vor Zeiten erscheint Frankfurt auch heute noch einer Fürstin ähnlich, umgeben von ihren dienstfertigen Trabanten: die Wetterau ist ihr Speicher, der Rheingau ihr Keller, die Gerau ihre Küche; aber mehr denn je ist Frankfurt heute ein kosmopolitischer Centralpunkt für den internationalen Verkehr. Die großartigen Etablissements, wie der zoologische und der in seiner Art wahrhaft einzige Palmen-Garten, dazu das seiner Vollendung nahe Sechs-Millionen-Theater, sie mögen zunächst für Frankfurt selbst geschaffen sein; ihr gedeihliches Fortbestehen aber gründet sich zu einem guten Theile auf das beständig im größten Maße hier ab und zu strömende Fremdenpublicum; denn Frankfurt repräsentirt eine der dichtesten Eisenbahnverknotungen des ganzen deutschen Reiches, den Brennpunkt vieler der frequentesten Verkehrswege nach und von dem Auslande.

Aber all der Glanz, mit dem sich Frankfurt umgeben hat, er wäre doch nur eine werthlose Schale, wenn ihm nicht zugleich ein Lebenskern inne wohnte, der mit dieser strahlenden Außenseite harmonirte. Ich habe noch Niemand Einspruch erheben hören gegen die Behauptung, die man häufig und gerade von vielgereisten Leuten vernimmt, daß sich an wenigen Plätzen so angenehm leben lasse wie in Frankfurt. Dieses Urtheil stützt sich nicht nur auf den äußeren Comfort, es stützt sich vor Allem auch auf die eigenthümliche Art des Verkehrs, die etwas biderb Gemüthliches hat und die Leichtlebigkeit des Rheinländers mit einem tüchtigen Zusatz von Intelligenz und Bildung verbindet. Der augenfällige Wetteifer des gesammten Gemeinwesens, der Behörden, Vereine und Privaten, um die fort und fort im Wachsthum begriffene Stadt auch äußerlich und innerlich auf der Höhe der Zeit zu halten, kommt natürlich dazu. Wer von Frankfurt sprechen hört, verbindet damit unwillkürlich die Vorstellung riesiger Geldsäcke und nicht mit Unrecht. Es ist viel, viel Geld in Frankfurt, wenn es auch andererseits nicht an Armen mangelt. Aber dieser Reichthum liegt nicht brach unter Schloß und Riegel, er kommt der Stadt, die ihn birgt, wirklich zu Gute. Was Frankfurt zu leisten vermag, das hat es oft und in eclatanter Weise erst neuerdings wieder gezeigt. Namentlich zu künstlerischen und zu wohlthätigen Zwecken hat es immer Geld. Für ersteres zeugt das mehrerwähnte neue Opernhaus, für letzteres spricht das Ergebniß bei jeder Sammlung zu milden Zwecken, zuletzt wieder bei der Collecte für die Nothleidenden in Schlesien. Dazu kommen eine lange Reihe wohlthätiger Anstalten in der Stadt selbst, und Privatsammlungen über Privatsammlungen, wovon in weitere Kreise keine Kunde dringt. Ja, es ist kein leeres Compliment: die Stadt der Millionen ist zugleich die Stadt des Wohlthuns; schade nur, daß die großen Summen, welche hier jahrein jahraus dem Drachen des Elends in den Rachen geworfen werden, das Ungeheuer doch nicht zu tödten vermögen.

Während im Sommer die Reize der Natur den Aufenthalt in Frankfurt würzen, vereinigen sich während des Winters Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben, um ein wahres Füllhorn über die Unterhaltung suchende Bewohnerschaft auszuschütten. Da sind die Theater, da winken die Concertsäle, da reiht sich ein öffentlicher Vortrag an den anderen, Soirée an Soirée, sodaß man wohl in Verlegenheit geräth, wohin man seine Schritte lenken soll. Bei dieser Pflege der Geselligkeit macht sich aber besonders ein Moment bemerklich, das von unschätzbarem Werthe ist. Man muß Plätze wie München, Köln, Mainz und andere kennen, um so recht tiefinnerlich den einen Vorzug Frankfurts würdigen zu können, daß hier, obwohl sämmtliche Confessionen, von der strenggläubigsten bis zur freisinnigsten, neben einander wohnen, doch keine Spur jenes ebenso häßlichen als gehässigen Fanatismus zu finden ist, der das Leben in anderen Städten vergällt; vielmehr herrscht in dieser Beziehung eine wahrhaft musterhafte Eintracht. Glaube Jeder was er will, sei er in diesem seinem Glauben so selig wie möglich, aber behellige er Andere nicht damit! Das ist hier die allgemeine Parole.

Im politischen Glaubensbekenntniß hat freilich nicht immer die gleiche Toleranz gewaltet. Es gab eine Zeit, in welcher es für den Nichteingeborenen schwer war, in Frankfurt Boden zu fassen und Fühlung zu gewinnen, eine Zeit, in welcher jeder Fremde wie ein Eindringling betrachtet wurde, der das gute Einvernehmen der Einen großen Familie, Frankfurt genannt, zu stören drohe; wo einem Zugereisten, mochte er auch Jahrzehnte lang bei musterhafter Aufführung das Gastrecht genossen haben, kein Bürgerrecht zugestanden wurde, es sei denn, daß eine Eingeborene durch Verheirathung mit ihm gewissermaßen Bürgschaft für ihn leistete. Und dann kam eine Zeit, die man heute nur ungern berührt, eine Zeit, in der das gewaltsame Zerreißen dieser altväterischen, durch die Tradition festgeknüpften Bande Jung und Alt mit Erbitterung erfüllte, in der man den Namen Preußen nur nennen durfte, um einen Ausbruch des Abscheus zu erleben. Auch diese Zeit ist vorüber, und die überstandene Krisis ist entschieden zum Guten ausgeschlagen.

Das moderne Frankfurt hat seine Thore weit geöffnet, ein Jeder kann unbeanstandet seinen Einzug halten und, wenn's ihm gefällt, sich niederlassen. Und wer umgänglicher Natur ist, der fühlt sich bald heimisch unter dieser Bürgerschaft, die sich längst nicht mehr auf verschimmelte Rechtstitel steift, sondern dem frischen fröhlichen Fortschritt huldigt und, wo es gilt, das Herz auf dem rechten Flecke hat, nicht nur für die Interessen ihrer vier Pfähle, sondern für das ganze Vaterland, ja, wo's erforderlich, für die ganze weite Welt.

Hat aber auch die alte ehemals freie Reichs- und Krönungsstadt am Main mit den Jahren manche Wandlung erfahren, an einem Punkte hat die Zeit nichts zu ändern vermocht: das ist die glühende Liebe des Frankfurters zu seiner Vaterstadt. Man wird vielleicht einwerfen, ein jeder Deutsche liebe den Ort, wo seine Wiege gestanden. Gewiß! Aber doch nicht Jeder, wie der echte Frankfurter.

Um dem freundlichen Leser davon einen Begriff zu geben, und um gleichzeitig ein Pröbchen der heimischen Mundart vorzuführen, mag Frankfurts gefeiertster Localdichter, Friedrich Stoltze — selbst ein urwüchsiges Stück Alt-Frankfurt — hier das Wort nehmen und uns sagen, wie er — und mit ihm jeder echte Frankfurter — von seiner Vaterstadt denkt:

„Un dhät des Glück, Gott wääß wie weit,
Bis nach Dripsdrill mich stumbe,[1]
Wo die berihmt Babbiermihl leiht,[2]
Die Dhaler mecht aus Lumpe;
Un käm ich immer Buxtehud
Bis zu de Hottendotte,
Un hätt merr dort ihr Herz und Schmud[3]
Die Kronprinzeß gebotte;[4]
Und säß ich in der Schlaraffei,
Wo's Wei und Bratwerscht regent,
Kää Paff is un kää Bollezei —
Gewiß e glicklich Gegend!
Un wär' ich bis am End der Welt
Un noch e bissi driwwer,
Wo'm liewe Gott sei Postkutsch hält
For's selige Eniwer;[5]

[1] stoßen. [2] liegt. [3] Mund. [4] dargeboten. [5] Hinüber.

Digitized by Google

Innsbruck am Rhein.

Ja, säß ich selbst im Himmel drei,
Wo se den Nektar schenke:
Bei jedem Troppe Aeppelwei
Müßt ich an Frankfort denke!
Wer könnt aach je sei Vatterstätt,
Sei Frankfort je vergesse,
Un wenn er Gott zum Schwager hätt
Un pure Gold zu fresse?
Ja, Frankfort! wo is da e Wahl
Trotz de Erunnerhunzer?*
Wo führt e Määdrick[7] noch emal
In's Paradeis, wie unser?
O Frankfort! wo ääm des Geschick
Nach immer hingetriwwe,
Mit goldner Schrift und pathornsdick*
Bleibst de in's Herz geschriwwe."

* Herunterhunzer, Tadler. [7] Mainbrücke. * pfarrthurmsdick.

So sind die Frankfurter, und so waren sie alle Zeit. Wer die Stadt kennt, wird diese Anhänglichkeit begreifen. Auch Fremde, wie ich schon oben erwähnte, fühlen sich von ihr meist mächtig angezogen. Was Wunder, daß die Stadt der Gärten und der Millionen, die Stadt der glanzvollen historischen Vergangenheit und der mächtigen Entfaltung in der Gegenwart zugleich die Stadt der Congresse ist! Sie eignet sich dazu wie wenige.

Auch jetzt wieder rüstet sich Frankfurt zu einem großen nationalen Stelldichein. Viel tausend frisch-fromm-fröhlich-freie Herzen schlagen ihm erwartungsvoll entgegen, und in wenigen Tagen wird die Stadt in festlichem Schmucke prangen. Möge sich jeder Festtheilnehmer dort so wohl aufgenommen finden, daß er mit vollem Herzen einstimmen kann, wenn man Frankfurt preist als „der Städte Blume und des Reiches Stolz"! **Theodor Winkler.**

Die abenteuerliche Geschichte vom falschen Dmitry.

Von **Johannes Scherr.**

(Schluß.)

3. Wie die Komödie zur Tragödie und der Schwindel zum Krach umschlug.

Nun galt es aber, des Vertrags vom 25. Mai des vorhergegangenen Jahres sich zu erinnern. Oder vielmehr, die polnischen Herren, welche mit ihren kriegerischen Gefolgschaften zugleich mit Dmitry in die russische Hauptstadt eingezogen waren und daselbst Standquartiere bezogen hatten, zögerten gar nicht lange, den Pseudozaren an seine schweren, in Polen eingegangenen Verbindlichkeiten zu mahnen. Er konnte sich von der Erfüllung derselben nicht lossagen und wagte nicht einmal den Versuch einer Lossagung. Hieraus ergab sich aber mit Nothwendigkeit, daß seine Stellung vom ersten Augenblick seiner gelungenen Usurpation an eine ganz schiefe und unhaltbare und der Zarenthronsitz für ihn ein sehr unbequemer und ungemüthlicher war. Der Schwindler befand sich ja, so zu sagen, zwischen zwei Feuern. Auf der einen Seite seine polnischen Helfershelfer, welche in Moskau geradezu die Herren spielten, durch ihren Hoch- und Uebermuth das Russenthum kränkten und herausforderten und die Stadt mit dem Geräusche ihrer Ausschweifungen erfüllten und ärgerten. Auf der andern Seite die russischen Großen, welche in dem Prätendenten zunächst nur einen Hebel zum Sturze des verhaßten Boris gesehen hatten, jetzt aber erfahren mußten, daß der neue Usurpator auf ihre nationalen Gefühle und Anschauungen, auf ihre stupiden Vorurtheile, auf ihren echtbarbarischen Haß gegen alles Fremde und auf ihre wildselbstsüchtige Abneigung gegen alle und jede Neuerung noch weit weniger Rücksicht nahm, als Boris gethan hatte, ja daß der Eindringling geradaus so schaltete und waltete, als wäre er eigens hergekommen, um alles Russische zu verhöhnen und auszutilgen, als wäre er nicht so fast ein Zar des rechtgläubigen, heiligen Russlands, als vielmehr der Statthalter des Polenkönigs im Reußenland und das bereitwillige Werkzeug der Jesuiten, um die orthodoxe russische Nationalkirche zu vernichten und an die Stelle derselben das zu setzen, was alle Russen den ketzerischen Gräuel Roms nannten und als eine Todsünde verabscheuten.

Bei alledem und bei der gänzlichen Abwesenheit von Ehre und Treue unter den russischen Magnaten ist es ganz in der Ordnung gewesen, daß sich in den Kreisen dieser Aristokratie schon wenige Monate nach Dmitry's Krönung ein Komplott anspann, welches die Entthronung und selbstverständliche Ermordung des Eindringlings zum Zwecke hatte. An der Spitze dieser Verschwörung stand das Haupt des Hauses Schuisky, der Fürst Wassily, welcher selber nach der Zarenkrone gierte und strebte. Allein das Komplott wurde verrathen und durch Dmitry mit Hilfe der noch immer scharenweise und wohlgerüstet in Moskau anwesenden Polen unschwer vereitelt und niedergeschlagen. Den Fürsten Wassily Schuisky ließ der Pseudozar zum Tode verurtheilen, aber unkluger und leichtsinniger Weise begnadigte er den Verurtheilten auf dem Schaffot und angesichts von Block und Beil; ja, er rief den Verschwörer nach kurzer Verbannung an den Hof zurück und setzte ihn wieder in alle seine Ehren und Würden ein, welche thörichte Großmuth der Begnadigte, wie er nun einmal war, natürlich damit vergalt, daß er vorsichtiger als früher seine Minirarbeit weiterführte.

Die Leichtigkeit, womit diese Gefahr beschworen worden, mußte den glück- und machtberauschten Dmitry in seiner leichtsinnigen und leichtfertigen Art, die Sachen zu nehmen und zu führen, noch bestärken. Er stand demzufolge nicht an, große Summen dem russischen Staatsschatze zu entnehmen und nach Polen zu schicken, daß damit die Schulden der Mniszek und Wisznieviecki bezahlt würden. Auch die Herholung seiner Verlobten, der schönen Panna Marina Mniszek, welche mit unerhörtem Prunk umgeben wurde, verursachte schweren Aufwand. Am 1. Mai von 1606 zog die Zarenbraut in Moskau ein, in polnischer Staatstracht, in einer mit rothem Atlas ausgeschlagenen, mit perlengestickten Sammetkissen gepolsterten und von 12 Tigerschecken gezogenen Karrosse, begleitet von einem ganzen Schwarm polnischer Herren und Damen und gefolgt von mehreren Tausenden reichgerüsteter Hussaren.

Acht Tage später wurde die Hochzeit im Kremlin gefeiert, für die Russen kein Freudenfest, sondern nur ein neues und großes Aergerniß. Denn niemals noch hatte ein Reußenzar, statt unter den Töchtern des Landes zu wählen, mit einer Fremden sich vermählt, wie Dmitry that — und vollends gar mit einer Fremdgläubigen, mit einer Ungläubigen, die, weil eine römische Ketzerin, eigentlich noch schlimmer denn eine Heidin. Mit der Vermählung des Zaren sollte aber auch — so wollte es der polnische Stolz — die Krönung der Zarin verbunden werden, eine Ehre, welche bislang noch keiner Zarin widerfahren war und welche, noch dazu einer Fremden und Heidin angethan, Stockrussen schlankweg als eine ruchlose Gotteslästerung erschien.

Bei Gelegenheit dieser Haupt- und Staatsaktion gab es eine komische Episode und schüttelte der Narr, welcher in der sogenannten Weltgeschichte herumspringt, lustig seine Schellenkappe. Denn die Frage, wie Marina an ihrem Vermählungs- und Krönungstage angezogen sein sollte, wurde zu einer förmlichen Staatsfrage aufgebauscht, welche im Reichsrath zur Erörterung kam. Die schöne Polin wollte in ihrer gewohnten polnischen oder vielmehr französischen Modetracht zur Kirche gehen. Aber davor schlugen die Russen ein Kreuz und verlangten, daß Marina schlechterdings in russischer Nationaltracht vermählt und gekrönt werden müßte, also mit unter dem „Makoschnik" verborgenem Haupthaar, wie verheirathete Frauen denselben trugen, in einem weiten, oberhalb des Busens gegürteten Rock und in großen Stiefeln mit eisenbeschlagenen Absätzen. Die Braut entsetzte sich vor diesem ihr zugemutheten An- und Aufzug, aber sie mußte sich fügen; denn die Herren Bojaren verstanden in dieser Kleiderfrage keinen Spaß und wiesen alle von Dmitry und Marina zu Gunsten eines kleidsameren Anzuges vorgebrachten Argumente zurück.

Nachdem diese wichtige Frage also erledigt worden, ging die Doppelceremonie am 8. Mai in der Kathedralkirche von Moskau pomphaft in Scene. Dieser Tag bezeichnete den Höhepunkt, so recht die Peripetie der verwegenen Komödie und zugleich den Wendepunkt zur tragischen Katastrophe.

Beschleunigt wurde diese durch den mehr und mehr sich steigernden Uebermuth der Polen, von welchen der Zarenhof wimmelte. Ihre Frivolität hielt es gar nicht der Mühe werth,

der Verachtung, welche sie für die Russen und alles Russische hegten, Zaum und Zügel anzulegen. Sie verhehlten auch nicht, nein, sie bramarbasirten laut, daß der Zar Dmitry eigentlich ein Zar von ihrer Mache wäre, verpflichtet und willig, demnächst diese oder jene russische Provinz an Polen abzutreten. Das mußte die Russen wüthend machen und den im Dunkeln und Stillen emsig weitergesponnenen Ränken der Schuisky und ihrer Freunde sehr zu gut kommen. Rechnet man dazu die Unklugheit des Pseudozaren, welcher ernstlich Anstalt machte, an und in den Pfaffensack zu greifen, d. h. den reichen Grundbesitz der russischen Kirche einzuziehen, um die Erträgnisse desselben auf die Bildung eines zahlreichen und tüchtigen Söldnerheeres verwenden zu können, und rechnet man weiter dazu noch das siegesgewisse Auftreten der mit den Polen gekommenen Jesuiten in der Hauptstadt Russlands, so wird man es nicht verwunderlich finden, daß die Macht und Pracht des falschen Dmitry ein rasches Ende nahm, ein Ende mit Schrecken, und der Schwindel, wie billig, mit einem erschrecklichen Krach zerbarst.

Schon neun Tage nach dem Vermählungs- und Krönungsfest trat diese Verkrachung ein, während die Reihenfolge rauschender Vergnügungen im Kremlin noch im vollen Zuge war. Da tanzte man „auf einem Vulkan". Der verblendete Pseudozar und seine gleichverblendete Umgebung, sie wurden vollständig überrascht durch den Losbruch des Orkans, welcher am 17. Mai über sie hereinstürzte — in Gestalt eines allgemeinen und darum unwiderstehlichen, von dem Fürsten Wassily Schuisky und dem Bojaren Tatischtschew geleiteten Aufstandes des gesammten moskauischen Moskowiterthums.

Von einem erfolgreichen Widerstande konnte dem bis zur Raserei erhitzten Zorn eines ganzen Volkes gegenüber gar keine Rede sein. Aber es ist nur gerecht, zu sagen, daß der Schwindler von falschem Dmitry wenigstens am Ende seiner Laufbahn einigermaßen zur Höhe eines Helden emporwuchs. Obzwar durch den plötzlichen Ansturm der Empörer vollständig überrascht, raffte er sich doch energisch zusammen und stemmte sich, den Säbel in der Faust, an der Spitze der wenigen treulich zu ihm Haltenden, dem wüthend in den Kremlin einbrechenden und alles vor sich niederwerfenden Volksstrom entgegen. Ein eitel und vergeblich Wagen und Ringen! Der General Basmanow, seinen an Boris begangenen Verrath mittels seiner dem Dmitry bis zuletzt bewahrten Treue sühnend, fällt an der Seite des Zaren, und nun wirft sich dieser aus einem Fenster, bricht bei dem Sturz ein Bein, wird drunten von einem Volkshaufen aufgefangen, erkannt, verhöhnt, misshandelt, von einem Edelmann angeschrieen: „Hund von einem Bastard, sag' uns, wer du bist und von wem du stammst!" und endlich von dem Kaufmann Walujew mit den Worten: „Seht, wie ich diesem ketzerischen Hund von polnischem Gaukler die Absolution gebe!" durch's Herz geschossen.

Dann schleppte der Pöbel den Todten durch die Straßen, alle seine kanibalische Rohheit an dem Leichnam auslassend, wobei sich die Weiber durch gräuliche Schamlosigkeit hervorthaten.

Die Zarin Marina wurde vor dem ersten Ausbruch des Volksgrimms nur dadurch bewahrt, daß sie sich unter dem ungeheuren Reifrock ihrer Oberhofmeisterin, einer resoluten alten Dame, versteckte. Dann wurde sie zwar mit allen ihren polnischen Damen gefangen, und wurden die Armen vonseiten der siegreichen Rebellen mit unbeschreiblichen Beschimpfungen in Worten und Werken überhäuft, doch kamen sie mit dem Leben davon. Marina's Vater, der Woiwode Mniszek, und alle in Moskau befindlichen Polen scharten sich zusammen und leisteten tapferen Widerstand. Viele von ihnen wurden erschlagen, die übrigen schließlich gefangen. Etwas später jedoch entließ man die Gefangenen, darunter auch Marina, in ihre Heimat.

Eine Nachricht will, unmittelbar nach der Ermordung Dmitry's hätten die Empörer an die Zarin-Witwe Marfa die Frage gethan, ob der Ermordete ihr Sohn wäre. Worauf Marfa: „Das hättet ihr mich fragen sollen, als er noch lebte. Jetzt ist er es nicht mehr."

Gerade hier also mag die Frage platzberechtigt sein: Wer war denn der falsche Demetrius eigentlich? Man weiß es nicht. Denn bis zur Stunde ist es der Geschichtswissenschaft noch nicht gelungen, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um diese Frage mit Bestimmtheit oder auch nur mit einiger Sicherheit beantworten zu können. Auch die fünfbändige, im Jahre 1837 durch Ustrialow in Petersburg veröffentlichte „Sammlung von zeitgenössischen Berichten über den falschen Dmitry" hat hieran im Grunde wenig geändert und gebessert.* In der amtlichen Welt Russlands gilt die, wie wir sahen, zuerst durch Boris Godunow aufgestellte Behauptung, der falsche Dmitry wäre ein entlaufener russischer Mönch gewesen und hätte eigentlich Grischka Otrepiew geheißen, noch jetzt. Darum ist es in der orthodoxen russischen Kirche noch heute Brauch, alljährlich an einem bestimmten Tage über diesen Grischka Otrepiew als über den falschen Dmitry eine feierliche Verfluchung zu sprechen. Das beweis't aber gar nichts, beweis't gerade so wenig wie der Umstand, daß der russische Dichter Puschkin in seinem Trauerspiel „Boris Godunow" die herkömmliche Legende an- und aufnahm. Ein stichhaltiger Beweis für die Dieselbigkeit des Grischka und des Dmitry ist nie beigebracht worden. Im Gegentheil, gerade die älteste und unverdächtigste Quelle, die handschriftlichen Denkwürdigkeiten des Konrad Bussow, sie meldet ausdrücklich und bestimmt, daß der verlaufene Mönch Grischka Otrepiew nur einer der Handlanger des falschen Dmitry gewesen sei, und benamset diesen Handlanger nicht gerade schmeichelhaft, aber doch auszeichnend „des Teufels Instrument". Auch der Franzos Jacques Margeret, welcher im Jahre 1601 nach Russland gekommen und zuerst in den Diensten von Boris, dann in denen Dmitry's gewesen ist, 1606 nach Frankreich zurückkehrte und 1607 in Paris sein Buch „Estat de l'empire de Russie" drucken ließ, berichtet als Augenzeuge, daß Grischka Otrepiew ein Helfershelfer des Pseudozaren gewesen und von diesem, welchem der wüste Trunkenbold und Aergernißgeber lästig geworden, aus Moskau nach Jaroslaw verbannt worden sei.

Der russische Geschichtschreiber Karamsin hatte in seinem großen Werke der gäng und gäben Legende von der Identität des Grischka und des Dmitry sich bequemt. Dann aber sind ihm Zweifel aufgestoßen und er schickte sich an, die Sache einer neuen und genaueren Untersuchung zu unterziehen. Der Zar Alexander der Erste untersagte das jedoch ausdrücklich dem Historiker. Alexander nämlich stand dazumal in der Blüthe seiner Vorliebe für Polen und wollte daher nicht, daß die Polen mittels Wiederaufrührung der alten Stänkerei unangenehm berührt würden.

Wenn es nun wahrscheinlich für immer verborgen bleiben wird, wer der Betrüger und Schwindler eigentlich gewesen, so steht dagegen sein Betrüger- und Schwindlerthum fest. Aber war er ein Betrüger aus eigenem Antrieb? Oder ein künstlich zubereiteter, sorgfältig dressirter? Auch das ist ein zur Stunde noch ungelös'tes Problem. So ich alles zusammenhalte, was die echten Quellen und ältesten Zeugnisse ergeben, bin ich geneigt, zu glauben, der Abenteurer, welcher die Rolle des falschen Demetrius spielte, müßte ein geborener Pole gewesen sein. Die polnische Sprache war ihm notorisch geläufiger als die russische; auch zog er polnisches Wesen, die polnische Art, das Leben zu fassen und zu führen, der russischen entschieden vor. Viele von den polnischen Edelleuten, welche sein Unternehmen unterstützten, sprachen es ganz offen aus, daß sie ihn für einen Bankert des verstorbenen Königs von Polen, Stephan Bathory, hielten. Ein von mir gemachter Versuch, diese Spur weiter zu verfolgen, ist resultatlos geblieben.

Aber war die Rolle, welche der Schwindler spielte, eine spontane, eine von ihm selbst ausgeheckte, oder war es eine ihm von anderer Hand überbundene, eine angelernte? Wenn ich recht erwäge, lassen sich die beiden Seiten der Frage etwa so mitsammen vermitteln, daß wir annehmen, der junge Mann sei von sich aus auf die abenteuerliche Idee verfallen, als der ermordete Zarewitsch Dmitry sich aufzuspielen, sofort aber auch von den Jesuiten, welche dazumal am Hofe Sigismunds allmächtig waren, als ein vortreffliches Werkzeug für ihre Pläne erkannt und als solches gehandhabt worden, d. h. als ein Werkzeug zur Inswerksetzung des

* In dieser Denkschriftensammlung befinden sich auch zwei von Deutschen herrührende: „Die Chronik von Moskau" von Martin Bär und die „Denkwürdigkeiten" von Georg Peyerle. Martin Bär hat zur Zeit des falschen Demetrius als lutherischer Pastor in Moskau gelebt. Es stellte sich aber heraus, daß die Bär'sche Chronik größtentheils nur die Abschrift der Aufzeichnungen eines andern Deutschen ist, des Konrad Bussow, welcher ebenfalls zur Zeit der Dmitry-Episode zu Moskau und Kaluga sich aufgehalten hat. Hanns Georg Peyerle war ein augsburger Kaufmann, welcher zur gleichen Zeit von geschäftswegen in Russland sich befand. Für eine Quelle zweiten Ranges kann gelten das bald nach den bezüglichen Ereignissen, 1620, in Leipzig erschienene Buch: „Historien und Berichte von dem Großfürstenthum Muschkow", publicirt durch Petrum Petrejum von Erlesunda.

Digitized by Google

großen jesuitischen Plans, das russische Zarenthum und folglich Russland vom griechisch-anatolischen Glaubensbekenntniß zum römisch-katholischen herüberzubringen. Freilich muß ich beifügen: schon das erste Auftreten des falschen Dmitry in Lithauen war von so verdächtigen Umständen begleitet gewesen, daß man in der vorhin geäußerten Ansicht doch wieder wankend und zu dem Glauben getrieben wird, der Betrüger habe von Anfang an nicht aus eigenem, sondern aus fremdem Antriebe geredet und gehandelt. Eine vollständige Klarstellung des geschichtlichen Problems vom falschen Demetrius zu Anfang des 17. Jahrhunderts ist wohl erst dann eine Möglichkeit, wann einmal das Geheimarchiv der Gesellschaft Jesu der historischen Forschung zugänglich sein wird. Dort ist die endgiltige Lösung der Frage zu suchen.

Mit dem Trauerspiel vom 17. Mai 1606 war übrigens nur die Laufbahn des ersten falschen Dmitry zu Ende, nicht das Stück selber. Man weiß ja, daß, so in der unendlichen Tragikomödie „Weltgeschichte" der Unsinn oder das Unheil einmal recht im Zuge sind, sie nicht bald wieder aufhören. Ein baldiges Aufhören ginge ja der bekannten „sittlichen Weltordnung" zu sehr wider den Strich. Nachdem die russischen Magnaten und Prälaten den Fürsten Wassily Schuisky zum Zaren gewählt hatten, trat ein zweiter falscher Dmitry auf und zwar zu Putivl an der lithauischen Gränze. Dieser zweite Schwindler, welcher sich für den am 17. Mai zu Moskau ermordeten und zerfetzten, angeblich aber wunderbarer Weise geretteten Dmitry ausgab, stand in jeder Beziehung weit unter seinem Vorbild und Vorgänger. Aber trotzdem fand „der Dieb von Tuschino", unter welchem Namen er in der Geschichte Russlands verrufen ist, Glauben, Anhang und Unterstützung. König Sigismund und die polnischen Magnaten benützten ihn als Werkzeug der polnischen Politik. Aber die stärkste Leistung von Schamlosigkeit in dieser schamlosen Posse von Kabale war doch, daß Marina Mniszek in dem Dieb von Tuschino ihren „wiedererstandenen" Gemahl erkannte und anerkannte, mit ihm lebte und einen Sohn von ihm hatte. Nun folgte ein grauenhaftes Wirrsal, ein Bürgerkrieg in Russland, ein polnischer Einbruch, in dessen Verlauf König Sigismund nahe daran war, erst seinen Sohn, dann sich selber zum russischen Zaren zu machen. Endlich wurde auch der zweite falsche Demetrius getödtet, sein Sohn erwürgt, und verscholl Marina in einem russischen Klosterkerker. Russland aber erhob sich aus allen diesen Trubeln und Trübsalen erst 1613 wieder zu einer festen Staatsordnung und zwar mittels der Gründung der Dynastie Romanow, welche in der Person von Michail Fedrowitsch Romanow am 21. Februar des genannten Jahres auf den Zarenthron gelangte.

Blätter und Blüthen.

Unsere Abbildung von Frankfurt am Main. In der auf Seite 476 und 477 gegebenen Illustration entrollt unser Zeichner ein sehr anschauliches Bild von dem heutigen Frankfurt am Main. Mit Recht hat derselbe das linke untere Mainufer (Schaumainquai) nahe der (hier nicht sichtbaren) Eisenbahnbrücke als Aussichtspunkt gewählt, denn von hier aus präsentirt sich die Stadt am vortheilhaftesten. Was sich zunächst im Vordergrunde des Bildes ausbreitet, die Dürerstraße mit ihren stattlichen Villen und Gärten, gehört zu der Vorstadt Sachsenhausen, welche von Frankfurt durch den Main geschieden ist. Der große Bau, welcher links vom Beschauer die Ecke des Vordergrundes füllt, enthält das erst seit Kurzem dahin verlegte Städel'sche Kunstinstitut, eine weitberühmte Gemälde- und Kupferstichsammlung. Lassen wir von hier aus den Blick auf das andere Stromufer wandern und den Ziffern folgen, womit der Zeichner über dem gegen Berge und Himmel sich abgrenzenden Stadtprofil die bemerkenswerthesten Gebäude hervorgehoben hat, so finden wir weiter links zunächst die Irrenanstalt, einen Prachtbau im gothischen Stil, genannt „zum Affenstein"; ferner das großartige der Vollendung nahe neue Opernhaus am Bockenheimer Thor, mit Raum für mehr als 2000 Zuschauer, dessen Bau an 6 Millionen Mark gekostet. Ein Stück weiter rechts ragt die neue Börse (hinter dem alten Theater), welche den Erbauern auch nicht eben billig zu stehen kam — der Bau verschlang 3 Millionen. Der Eschenheimer Thurm ist ein Ueberbleibsel der alten Stadtbefestigung, um 1350 erbaut; die Katharinenkirche, inmitten der Stadt an der Zeil gelegen, entstand zwischen 1678 und 1680; die Friedberger Warte, ein Wartthurm aus dem Mittelalter, begrenzt das Weichbild der Stadt im Norden. Ein den Lesern der „Gartenlaube" vertrauter Name ist derjenige der Paulskirche, welche der Sitz des ehemaligen deutschen Parlaments in den Jahren 1848 und 1849 gewesen ist; nicht minder aber derjenige des weltberühmten Romers, der einst mit seinem Kaisersaal die Stätte der Krönungsmahle war und jetzt der Stadt als Rathhaus dient. Die nahebei gelegene katholische Leonhardskirche, die lutherische Nicolaikirche und die Hauptsynagoge am Ausgange der Judengasse zählen zu den hervorragenderen kirchlichen Gebäuden der Stadt; der benachbarte Kirchthurm gehört zur Vorstadt Bornheim (ehedem selbstständige Ortschaft, jetzt zur Stadt gehörig). Der Saalhof, das heißt die einstige Sala Ludwig's des Frommen, ist die Geburtsstädte Karl's des Kahlen, zugleich der Sterbeort Ludwig's des Deutschen; später Kaufhalle, birgt er jetzt das Conservatorium für Musik. Der Dom ist, als Wahl- und Krönungskirche der deutschen Kaiser, wohl das historisch merkwürdigste Gebäude Frankfurts; sein Thurm heißt im Volksmunde „Pfarrthurm". Das städtische Archivgebäude am Weckmarkt enthält ein historisches Museum, während das Fürsteneck am Farthor ein altes herrschaftliches Absteigequartier ist. Ein Stück weiter hin folgt der neue zoologische Garten, im Osten, auf der ehemaligen Pfingstweide. Der „Palmengarten", eines der berühmtesten Institute Frankfurts, ist, weil im äußersten Westende gelegen, auf unserem Bilde nicht sichtbar. Die alte Mainbrücke, aus dem Jahre 1342 stammend, ist dieselbe, welche Hutten in seinen Distichen erwähnt. Die städtische Bibliothek bietet nichts besonders Bemerkenswerthes, wogegen die Gerbermühle am jenseitigen Ufer, oberhalb Sachsenhausens, durch Goethe's Verkehr mit Marianne v. Willemer („Suleika") bekannt ist. Das Deutschherren-Haus an der alten Brücke war im Mittelalter ein unantastbares Asyl für verfolgte Ritter des deutschen Ordens. Die Wasch- und Bade-Anstalt mit dem hohen Schornstein sowie die Dürerstraße gehören zu Sachsenhausen, und die letztere führt uns wieder zu unserem Ausgangspunkte, dem Städel'schen Institut, zurück.

Dom Pedro der Zweite und die brasilianischen Protestanten. In Bezug auf das Verhalten des brasilianischen Monarchen zu dem gescheiterten Versuch, den deutsch-protestantischen Brasilianern das passive Wahlrecht neben dem activen zu verschaffen, erhielten wir aus dem kaiserlich brasilianischen Generalconsulat zu Hamburg die nachfolgende Zuschrift:

„Ein unter der Ueberschrift ‚Von unseren Landsleuten in Rio Grande do Sul' in Nr. 4 des laufenden Jahrgangs der ‚Gartenlaube' erschienener Artikel hebt die Zurücksetzung und Benachtheiligung der deutschen Protestanten Brasiliens durch das im Reiche geltende Wahlgesetz hervor. Zugleich aber bemerkt der Verfasser über den im Ministerrath und in den Kammern gescheiterten Antrag auf Beseitigung jenes Wahlsystems: ‚Ein Wort des Kaisers hätte genügt, die Frage zu Gunsten der Protestanten zu erledigen.' Diese Auffassung ist nicht zutreffend. Durch zuverlässige Erkundigungen fühlt sich vielmehr der Unterzeichnete zu der Entgegnung ermächtigt: Nein, ein Wort des Kaisers hätte nicht genügt, die Frage der Wählbarkeit der Nichtkatholiken zur Entscheidung zu bringen, und eben nur weil der Kaiser hierüber keiner Täuschung sich hingeben konnte, wurde das betreffende Wort von ihm nicht gesprochen. Nicht minder als Herr Silveira Martins erkannte Dom Pedro der Zweite die Gerechtigkeit der Forderung des gleichen Wahlrechts der Protestanten an. Erklärte er gleichwohl, in Uebereinstimmung mit der Majorität des Ministeriums Sinimbú, der aus den Herren Silveira Martins und Baron von Villa-Bella bestehenden Minorität gegenüber sich gegen Aufnahme einer bezüglichen Bestimmung in die Wahlreform-Vorlage, so war, was ihn dazu veranlaßte, die Rücksicht auf die Schwierigkeiten, denen eine derartige Bestimmung bei der Mehrheit des Senats zu begegnen und an welchen dann das ganze Gesetz zu scheitern drohte.

Vor Allem gelte es, das war die klar ausgesprochene Tendenz des kaiserlichen Votums, die Wahlreform in ihren Hauptpunkten unter Dach zu bringen, und sei deshalb vorerst alles von ihr abzuscheiden, was ihren Erfolg, sei es in dem einen, sei es in dem andern Hause des Parlaments, in Frage stellen könne. Seien deren Hauptpunkte erst einmal in's Leben getreten, so werde in den auf Grund derselben gewählten Kammern nur um so leichter und sicherer auch den Nichtkatholiken ihr augenblicklich noch nicht durchzusetzendes Recht verschafft werden können. — Gewiß ist, daß irgend welche Mißgunst oder auch nur Gleichgültigkeit gegen das Recht der nichtkatholischen Bürger des Reiches an der fraglichen Entschließung des Kaisers keinen Theil hatte, und somit auch zu dem ‚bitteren Grolle gegen die Krone', von welchem der Artikel spricht, ein Grund nicht gegeben war.

Daß im Gegentheil es des Kaisers Ernst ist und war, auch den Nichtkatholiken Brasiliens politische Gleichberechtigung zu gewähren, dafür spricht die Thatsache, daß der Ex-Ministerpräsident Sinimbú in dem veröffentlichten Schreiben an seinen Amtsnachfolger Saraiva (wegen Bildung eines neuen Ministeriums) Letzteren im Namen des Kaisers ausdrücklich auffordert, durch das Wahlreform-Gesetz die Wählbarkeit der Nichtkatholiken festzustellen, welcher Umstand in der That nunmehr bestätigt wird durch den vom jetzigen Ministerium am 25. Mai dieses Jahres der Deputirten-Kammer zur Berathung vorgelegten Wahlreform-Gesetzentwurf, dessen Artikel 2 lautet:

‚Wähler ist jeder brasilianische Staatsbürger, eingeboren oder naturalisirt, katholisch oder nichtkatholisch, frei geboren oder frei gelassen; erstens wenn er über einundzwanzig Jahre alt ꝛc.'

Es bestimmt nämlich Artikel 8 des neuen Regierungsentwurfes, daß ‚wählbar zum Amte eines Senators, eines General-Deputirten, eines Mitgliedes der gesetzgebenden Provinzial-Versammlung, eines Municipalrathes, eines Friedensrichters, oder zu einem jeden anderen gesetzlich geschaffenen Amte jeder in Artikel 2 einbegriffene Staatsbürger sei, unter einigen Beschränkungen in Bezug auf Alter, Stellung ꝛc., aber durchaus nicht in Bezug auf das Glaubensbekenntniß.'

Hamburg, im Juni 1880. Baron von Paraguassú."

Zu erinnern ist hier, daß der betreffende, das Verhalten Dom Pedro's rügende Artikel bereits in der letzten Januar-Nummer der „Gartenlaube" erschienen ist, also vier Monate vor Erlaß des genannten neuen Gesetzvorschlages. Die Folge muß es ja nun zeigen, ob die in dem obigen Berichtigungsschreiben von officiöser Seite her so ausdrücklich erklärte und versicherte Theilnahme des Kaisers für die Forderungen der Toleranz und des gleichen Rechts sich fortan auch thatsächlich und in entschlossenem Widerstande gegen die Ansprüche des Fanatismus erweisen wird. Wir werden diese wichtige Angelegenheit jedenfalls im Auge behalten. D. Red.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 30. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. Zu Heften à 50 Pfennig.

Frühlingsboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Der nächste Tag brachte wirbelnden Schneesturm. Nebel- und Staubregen hüllten die Landschaft ein, an den Bäumen und Gesträuchen zeigten sich die Zeugen des ersten Nachtfrostes.

In Ettersberg rieth die Dienerschaft der Nacht zusammen und rieth, was denn eigentlich vorgefallen sei. Denn vorgefallen war etwas, das Manch seit Gretens Taufe, bei dem Besuch der Brunnecker Herrschaften, war noch Alles Heiterkeit und Eintracht gewesen; aber bald darauf, von dem Augenblicke an, wo der junge Graf aus dem Zimmer seiner Mutter gekommen war, herrschte eine völlige Zerstörung.

Der Graf hatte sich seitdem eingeschlossen und wurde nicht wieder sichtbar. Die Gräfin war, wie die Kammerfrau behauptete, sehr krank, ließ aber Niemand zu sich und hatte sogar verboten, den Arzt zu rufen. Baron Heideck endlich hatte heute Morgen schon zweimal vergebens versucht, Einlaß bei seinem Neffen zu erlangen. Auch für ihn blieb die Thür geschlossen. Je weniger man im Schlosse an Familienscenen gewöhnt war, desto freieren Spielraum hatten die Vermuthungen, die freilich auch nicht annähernd das Richtige trafen.

Jetzt war es beinahe Mittag geworden. Heideck hatte soeben einen dritten Versuch gemacht, zu dem jungen Grafen zu gelangen, aber auch diesmal ohne Erfolg. Der alte Eberhard stand rathlos und bestürzt neben dem Baron, der jetzt mit voller Entschiedenheit sagte:

„Ich muß zu meinem Neffen, koste es was es wolle. Es ist unmöglich, daß er dieses Pochen und Rufen überhören kann. Es muß irgend etwas passirt sein."

„Ich habe den Herrn Grafen unaufhörlich auf- und niedergehen hören," wandte Eberhard ein. „Erst seit einer halben Stunde ist es drinnen still geworden."

„Gleichviel!" erklärte Heideck. „Er kann in Folge seiner Wunde einen neuen Blutverlust, eine Ohnmacht gehabt haben. Es bleibt nichts Anderes übrig, als die Thür mit Gewalt zu öffnen."

„Vielleicht gäbe es noch ein anderes Mittel," sagte Eberhard zögernd. „Die kleine Tapetenthür, die von der Garderobe des Herrn Grafen nach dem Schlafzimmer führt, ist wahrscheinlich nicht verschlossen: wenn wir —"

„Und das sagen Sie erst jetzt?" unterbrach ihn Heideck heftig. „Warum erfuhr ich das nicht schon heute Morgen? Zeigen Sie mir sofort den Zugang!"

Der alte Diener ließ den Vorwurf schweigend über sich ergehen. Er glaubte nicht an den Vorwand von Ohnmacht und Bewußtlosigkeit, mit dem man das gewaltsame Eindringen decken wollte, denn er hatte deutlich die Schritte seines jungen Gebieters gehört, aber auch gewußt, daß dieser um jeden Preis allein sein wollte. Jetzt wollte dieser mehr Klugheit, als der Jüngere zu haben, der sich in der That als unverbesserlicher Stürmer erwies.

Heideck wandte dem Diener unwillkürlich den Rücken, und ging allein zu seinem Neffen, indem er die kleine Tapetenthür sorgfältig hinter sich verriegelte. Das Schlafzimmer war leer, das Bett unberührt. Mit raschen Schritten trat der Baron in das anstoßende Wohngemach, und unwillkürlich entrang sich seiner Brust ein erleichternder Athemzug, als er Edmund erblickte. Er hatte einige Minuten lang das Aergste gefürchtet.

„Edmund, ich bin es," sagte er halblaut.

Es erfolgte keine Antwort. Der junge Graf schien die Schritte des Nahenden nicht vernommen, die Anrede nicht gehört zu haben. Er lag auf dem Sopha, das Gesicht in die Polster gedrückt, wie todtmüde hingeworfen. Die Stellung verrieth jene tödtliche Erschöpfung, die als ein Rückschlag nach der äußersten Anstrengung einzutreten pflegt.

„Wie konntest Du uns so ängstigen!" sagte Heideck in vorwurfsvollem Tone. „Dreimal bin ich heute schon vergebens an Deiner Thür gewesen und habe mir endlich halb mit Gewalt den Eingang erzwingen müssen."

Auch diesmal kam keine Erwiderung; Edmund verharrte in seiner unbeweglichen Stellung. Der Oheim trat näher und beugte sich über ihn.

„So gieb mir doch wenigstens eine Antwort! Du bist gestern Abend wie ein Wahnsinniger davon gestürzt, ohne zu hören, ohne Dich halten zu lassen. Hoffentlich bist Du jetzt ruhiger geworden und kannst mich wenigstens anhören. Ich komme eben von Deiner Mutter —"

Dieses letzte Wort schien endlich einige Wirkung zu äußern. Edmund zuckte leise zusammen und richtete sich empor; aber Baron Heideck fuhr erschrocken zurück bei seinem Anblick.

„Um Gotteswillen — was ist Dir? Wie kannst Du Dich so niederwerfen lassen!"

Die Züge des jungen Grafen waren in der That so verändert, daß man ihn kaum wieder erkannte. Der Blitzstrahl, der ihn getroffen, hatte mit einem Schlage alle Lebenskraft und allen Lebensmuth vernichtet: das zeigten seine erloschenen Augen und der Ausdruck völliger Gebrochenheit in Haltung und Sprache, als er erwiderte:

Digitized by Google

„Was kann ich denn noch hören?“

„Du weißt noch gar nichts Näheres. Hast Du wirklich keine einzige Frage an mich?“

„Nein!“

Heideck blickte seinen Neffen unruhig an; ein leidenschaftlicher Ausbruch wäre ihm lieber gewesen, als diese starre Theilnahmlosigkeit. Er setzte sich neben Edmund und ergriff seine Hand; dieser ließ es ohne Widerstand geschehen; er schien kaum zu wissen, was um ihn her vorging.

„Ich habe gestern Alles aufgeboten, Dir die Wahrheit zu verhehlen,“ fuhr der Baron fort; „denn auch ich bin vielleicht nicht ohne Schuld in dieser unglückseligen Sache. Ich habe damals eigenmächtig und gewaltsam in das Schicksal zweier Menschen eingegriffen, und das hat sich schwer gerächt. Meine Absicht freilich war die beste. Ich wußte, daß der junge Officier, der meine Schwester liebte und dem sie sich heimlich verlobt hatte, ebenso arm war, wie sie selber. Er konnte ihr keine Zukunft, konnte ihr überhaupt erst nach langen Jahren seine Hand bieten, und ich liebte Constanze zu sehr, um sie in Sorgen und Trauer verblühen zu lassen. Als ich sie von dem Jugendgeliebten losriß und sie bestimmte, die Hand des Grafen Ettersberg anzunehmen, geschah es in der festen Ueberzeugung, daß es sich nur um eine flüchtige, romantische Mädchenneigung handelte, die mit der Vermählung zu Ende sei. Hätte ich geahnt, wie tief diese Leidenschaft wurzelte, ich hätte niemals eingegriffen. — Erst nach Jahresfrist, als ich erfuhr, daß jenes Regiment in die Ettersberg zunächst liegende Garnison versetzt worden war, kam mir eine Ahnung der Gefahr, und mein nächster Besuch hier machte diese Ahnung zur Gewißheit. Die alte Jugendliebe war bei dem Wiedersehen in ihrer ganzen Macht wieder aufgeflammt und zur Leidenschaft geworden, die alle Schranken niederriß. Als ich das entdeckte, als ich zwischen die Beiden trat und sie gewaltsam zum Bewußtsein ihrer Pflichten zurückrief, da — war es bereits zu spät.“

Er hielt inne und schien eine Antwort zu erwarten. Edmund zog seine Hand aus der des Oheims und stand auf.

„Weiter!“ sagte er mit halberstickter Stimme.

„Ich habe nichts weiter hinzuzufügen; mit jener Trennung war Alles zu Ende. Ich sagte Dir bereits gestern, daß das Bild einen Todten darstelle. Er fiel schon im nächsten Jahre, als eines der ersten Opfer des damals ausbrechenden Krieges. Meine Schwester hat ihn nie wiedergesehen. — Nun kennst Du den Zusammenhang, und nun versuche, Dich zu fassen! Ich begreife es ja, daß der Schlag Dich furchtbar trifft. Du mußt ihn eben als ein Verhängniß nehmen.“

„Jawohl, als ein Verhängniß!“ wiederholte Edmund. „Du siehst es ja, daß ich ihm erliege.“

„Man erliegt nicht so leicht dem ersten Sturm des Lebens,“ sagte Heideck ernst. „Du wirst es auch lernen, zu tragen, was Du doch nun einmal tragen mußt. Aber jetzt raffe Dich auf und entreiße Dich diesem trostlosen Brüten über das Unabänderliche! Willst Du nicht endlich zu Deiner Mutter kommen?“

Der junge Graf machte eine heftig zurückweisende Bewegung.

„Nein, Onkel! Verlange das nicht von mir — nur das nicht!“

„Edmund, sei vernünftig! Du kannst Dich doch nicht ewig in Deinen Zimmern einschließen.“

„Ich verlasse sie noch heute. Ich reise in zwei Stunden ab.“

„Du willst fort? Wohin denn?“

„Nach der Residenz — zu Oswald.“

„Zu Oswald?“ rief Heideck, indem er jäh von seinem Sitze emporfuhr und seinen Neffen anstarrte, als habe er nicht recht gehört. „Bist Du von Sinnen?“

„Habt Ihr vielleicht geglaubt, ich werde mich zum Mitschuldigen des Verrathes machen?“ brach Edmund aus, dessen bisherige unheimliche Ruhe jetzt einem fieberhaften Aufflammen wich. „Habt Ihr es wirklich für möglich gehalten, daß ich schweigen und fortfahren würde, den Majoratsherrn zu spielen, während der rechtmäßige Erbe vertrieben und in ein Leben voll Entbehrungen hinausgejagt wird? Wenn Ihr das vermochtet — ich vermag es nicht. Wie ich das Furchtbare ertragen werde, und ob ich es überhaupt tragen kann, das weiß ich nicht. Aber eins weiß ich: ich muß zu Oswald, muß ihm sagen, daß er betrogen ist, daß ihm die Herrschaft in Ettersberg gebührt. Er soll Alles wissen und dann — werde aus mir, was da will.“

Heideck hatte mit tödtlichem Schrecken zugehört. Was er auch gefürchtet haben mochte — auf diese Wendung war er nicht gefaßt gewesen. Wenn Edmund erfuhr, daß Oswald das Geheimniß bereits kannte oder doch wenigstens ahnte, so war eine Erklärung zwischen den Beiden nicht mehr zu verhindern, und dann stürzte Alles zusammen. Der Oheim erkannte die unabsehbaren Folgen einer derartigen Katastrophe besser, als sein leidenschaftlicher Neffe, und war entschlossen, sie um jeden Preis abzuwenden.

„Du vergissest, daß es sich hier nicht um Dich allein handelt,“ sagte er mit Nachdruck. „Hast Du bedacht, wen Du mit diesem Geständniß anklagst?“

Edmund zuckte zusammen, und die fieberhafte Gluth, die eben noch sein Antlitz färbte, wich einer Leichenblässe.

„Oswald ist von jeher der Feind Deiner Mutter gewesen,“ fuhr Heideck fort. „Er hat sie stets gehaßt, und sie hat sich niemals darüber getäuscht. Willst Du wirklich ihm, gerade ihm das Geständniß machen, das sie vernichtet? Er wird triumphiren, wenn er die gehaßte Frau endlich im Staube vor sich sieht, wenn der eigene Sohn —“

„Onkel, hör' auf!“ unterbrach ihn Edmund mit einem wilden Aufschrei. „Ich ertrage das nicht.“

„Ich habe nicht geglaubt, daß Du auch nur einen Augenblick zwischen Deiner Mutter und Oswald schwanken könntest,“ sagte der Baron finster. „Du hast hier überhaupt keine Wahl; Du mußt Dich der Nothwendigkeit beugen.“

Edmund hatte sich in einen Sessel geworfen und das Gesicht in den Händen verborgen; ein leises Stöhnen rang sich aus seiner Brust hervor.

„Glaubst Du, daß es mir leicht geworden ist, zu schweigen und das zu unterstützen, was Du Verrath nennst?“ fragte der Oheim nach einer kurzen Pause. „Aber ich wiederhole Dir: es gab und giebt hier keine Wahl für Dich. Das Majorat ist nicht übertragbar und haftet an Deiner Person. Du mußt entweder Herr in Ettersberg bleiben, oder aller Welt das Geheimniß aufdecken, und dann wird die Ehre der Ettersberg wie die der Heideck rettungslos preisgegeben. Einen anderen Ausweg giebt es nicht. Das habe ich damals meiner Schwester in's Gedächtniß gerufen, als sie auf dem Punkte stand, sich ihrem Gemahl zu entdecken, und das rufe ich Dir jetzt zu. Du mußt schweigen! Wenn Oswald's Zukunft dabei geopfert wird, so können wir das nicht ändern. Die Familienehre steht höher, als sein Recht.“

Er sprach mit eiserner Ruhe, aber eben deshalb wirkten seine Worte um so tiefer, und Edmund fühlte nur zu sehr deren Wahrheit. Es war ein verzweifelter Kampf zwischen dem Rechtsgefühl des jungen Mannes und der Nothwendigkeit, die man ihm so gebieterisch vor Augen hielt. In seinem Inneren klang noch Oswald's Frage: „Und wenn Du schweigen müßtest, um der Familienehre willen?“ Er war freilich weit entfernt, dieser Frage des Vetters eine tiefere Bedeutung beizulegen oder dessen Kenntniß der Wahrheit zu ahnen. Jenes Gespräch hatte sich ja ganz selbstverständlich und natürlich ergeben. Damals war der junge Graf in so leidenschaftlicher Empörung aufgeflammt, weil man es wagte, seiner Mutter eigennützige Berechnung vorzuwerfen. Er hatte so stolz und verächtlich erklärt, daß er keinen Schatten, keine Lüge in seinem Leben dulde, daß er der Welt mit freier Stirn gegenüber treten müsse. Das war vor zwei Tagen gewesen, und jetzt —?

Baron Heideck verlor keine Zeit, seinen Sieg zu einem vollständigen zu machen. Er ergriff das letzte und wirksamste Mittel dazu.

„Und nun komm zu Deiner Mutter!“ sagte er in weicherem Tone. „Du weißt nicht, in welchem Zustande sie seit gestern Abend ist. Sie wartet in Todesangst auf eine Nachricht von Dir, auf ein Wort aus Deinem Munde. Komm!“

Edmund ließ sich willenlos emporziehen und einige Schritte führen; an der Thür aber blieb er plötzlich stehen.

„Ich kann nicht.“

Heideck, der bereits die von innen verschlossene Thür geöffnet hatte, achtete nicht auf diesen Protest, sondern suchte seinen Neffen fortzuziehen; aber dieser widerstrebte jetzt entschieden.

„Ich kann die Mutter nicht sehen. Dränge mich nicht dazu, Onkel, zwinge mich nicht, oder — Du erlebst eine Wiederholung der gestrigen Scene!“

Digitized by Google

Er machte sich los und riß an der Klingel. Eberhard trat ein.

„Mein Pferd!“ befahl der junge Graf. „Es soll augenblicklich gesattelt werden.“

„Aber ist denn Alles, was ich Dir vorgehalten habe, umsonst gewesen?“ rief Heideck verzweiflungsvoll, als der Diener sich entfernt hatte. „Kannst Du wirklich noch an die Abreise denken?“

„Nein, ich werde bleiben. Aber ich muß hinaus in's Freie, wenn ich nicht ersticken soll. Laß mich, Onkel!“

„Erst gieb mir Dein Wort darauf, daß Du nichts Unsinniges, nichts Verzweifeltes unternehmen willst! Du bist jetzt zu Allem fähig. Was soll ich Deiner Mutter sagen?“

„Was Du willst. Ich habe nichts vor, als ein paar Stunden im Freien umherzujagen. Vielleicht wird es dann besser!“

Damit eilte Edmund davon. Der Oheim machte keinen Versuch mehr, ihn zu halten. Er sah, daß hier weder Zureden noch Beruhigen half. Vielleicht war es am besten, den Sturm austoben zu lassen. —

Stunde auf Stunde verging, es war Nachmittag, war beinahe Abend geworden, und noch immer kehrte der junge Graf nicht zurück. Im Schlosse wuchs die Besorgniß über sein Ausbleiben mit jeder Minute. Baron Heideck machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er den Neffen in einer solchen Stimmung fortgelassen, und er durfte das nicht einmal zeigen, sondern mußte noch Kraft und Besinnung für seine Schwester haben, die der Angst zu erliegen drohte. Sie eilte von Zimmer zu Zimmer, von Fenster zu Fenster und hatte für die Trostesworte ihres Bruders nur ein stummes, verzweiflungsvolles Ablehnen. Sie kannte freilich ihren Sohn am besten und wußte, was zu fürchten stand.

„Es nützt wirklich nichts, Constanze, wenn wir Boten aussenden,“ sagte Heideck, der jetzt neben ihr am Fenster stand. „Wir kennen ja nicht einmal annähernd die Richtung, die Edmund eingeschlagen hat, und das Aufsehen und Kopfschütteln unter der Dienerschaft wird dadurch nur größer. Der Tollkopf muß sich doch nun ausgejagt haben; jetzt, wo es dämmert, wird er sicher schon auf dem Rückwege sein.“

„Oder er ist dennoch abgereist,“ flüsterte die Gräfin, deren Blick nicht einen Moment die zum Schlosse führende Allee verließ.

„Nein!“ entgegnete Heideck mit vollster Bestimmtheit. „Seit ich ihm klar gemacht habe, wen sein Geständniß trifft, steht das nicht mehr zu fürchten. Zu Oswald ist er in keinem Falle, aber —“ Er unterdrückte die Fortsetzung mit Rücksicht auf die Gräfin. Auch er begann jetzt irgend einen Verzweiflungsschritt seines Neffen zu fürchten, eine Lösung, die noch schlimmer war, als das Geständniß an Oswald.

Es war wieder trostloses Schweigen eingetreten, wie so oft schon am heutigen Nachmittage. Da plötzlich fuhr die Gräfin mit einem Ausruf empor und beugte sich weit vor. Heideck, der ihrem Beispiel folgte, konnte nichts entdecken, aber das Auge der Mutter hatte trotz Nebel und Dämmerung den Sohn erkannt, der jetzt am Ende der Allee erschien. Die Selbstbeherrschung der Gräfin war zu Ende; sie dachte nicht daran, daß sie bei der Dienerschaft noch für krank galt, fragte nicht, wie Edmund ihr begegnen würde. Sie wollte ihn nur sehen, nur wieder haben und eilte ihm entgegen, so schnell, daß ihr Bruder kaum folgen konnte.

Sie mußten noch einige Minuten drunten im Vestibül warten, denn der junge Graf, der in rasender Carrière davongesprengt war, kehrte jetzt im Schritt zurück. Das über und über mit Schweiß bedeckte Pferd zitterte am ganzen Leibe, als es endlich stille stand. Es war augenscheinlich dem Zusammenbrechen nahe, und der Reiter schien in einem ähnlichen Zustande zu sein. Er, der sich sonst so leicht aus dem Sattel schwang, stieg heute beinahe mühsam ab, und es kostete ihn sichtliche Anstrengung, die wenigen Stufen bis zu dem Eingange hinaufzusteigen.

Die Gräfin stand an derselben Stelle, wo sie damals den Sohn bei der Rückkehr von seiner Reise empfangen hatte, wo er so stürmisch und glückstrahlend in ihre Arme geflogen war. Heute bemerkte er die Mutter nicht einmal. Seine Kleidung war völlig durchnäßt vom Regen, das Haar lag ihm schwer und feucht in der Stirn, und langsam, ohne aufzusehen, trat er ein und wandte sich nach der Treppe.

„Edmund!“

Der Ruf klang bebend, halb gebrochen. Edmund blickte auf und sah erst jetzt seine Mutter, die dicht vor ihm stand. Sie sprach kein Wort weiter, aber er las in ihrem Auge all die Todesangst und Todesqual der letzten Stunden. Und als sie jetzt die Arme nach ihm ausstreckte, da wich er nicht zurück, sondern beugte sich zu ihr nieder. Seine Lippen berührten feucht und eiskalt ihre Stirn, und leise, nur ihr allein verständlich sagte er:

„Sei ruhig, Mutter! Ich will versuchen, es zu tragen — um Deinetwillen.“

Oswald befand sich bereits seit zwei Monaten in der Residenz und hatte dort die freundlichste Aufnahme gefunden. Justizrath Braun nahm unter den dortigen Rechtsgelehrten eine der ersten Stellen ein und stand dem Sohne seines verstorbenen Freundes in jeder Beziehung helfend und fördernd zur Seite. Er hatte volles Verständniß für die Handlungsweise des jungen Mannes, der sich mit solcher Energie einem äußerlich bequemen und glänzenden Leben entriß, weil er es nicht ertragen konnte, seine Existenz als Wohlthat aus den Händen seiner Verwandten zu empfangen und dafür zeitlebens eine untergeordnete Rolle zu spielen.

Der Justizrath und seine Gattin waren kinderlos, und der junge Gast wurde von ihnen fast wie ein Sohn empfangen und betrachtet. Oswald warf sich mit leidenschaftlichem Eifer in die Arbeit, und das unmittelbar bevorstehende Examen ließ ihm wenig Zeit, an das zurückzudenken, was er in Ettersberg verlassen hatte; aber es befremdete ihn doch, daß gar keine Nachricht von dort eintraf. Auf seinen ersten ausführlichen Brief hatte Edmund allerdings geantwortet — nur wenige Zeilen, die eigenthümlich gezwungen lauteten und ihre auffallende Kürze mit der noch immer nicht ganz geheilten Wunde an der Hand entschuldigten. Der zweite Brief dagegen harrte noch immer der Beantwortung; und doch waren schon Wochen seit seiner Absendung vergangen.

Oswald wußte freilich, daß er mit der Rücksendung jenes Bildes die Brücke zwischen sich und der Gräfin abgebrochen hatte und daß sie jetzt alles daran setzen werde, das Band zu lösen, das ihn noch mit ihrem Sohne verknüpfte; aber es war unmöglich, daß Edmund so schnell und vollständig diesem Einflusse erlag. Wie leichtsinnig der junge Graf sich auch oft zeigen mochte — an der Freundschaft für seinen Vetter hatte er stets treu und unverbrüchlich festgehalten. Er konnte den Jugendfreund nicht in wenigen Wochen vergessen haben. Es mußte etwas Anderes sein, was ihn am Schreiben hinderte.

Es war in den ersten Tagen des December. Oswald hatte das Examen glänzend bestanden und wollte nun sofort seine neue Laufbahn beginnen. Justizrath Braun aber forderte entschieden, daß der junge Mann sich nach den Anstrengungen der letzten Wochen einige Ruhe gönne und sich vorläufig noch als Gast in seinem Hause betrachte. Halb widerstrebend gab Oswald nach; er fühlte freilich selbst, daß er der Erholung bedurfte nach all dem rastlosen Studiren und Arbeiten seit dem vorigen Frühjahr. In dem leidenschaftlichen Ringen nach Selbstständigkeit hatte er seinen Kräften doch etwas zu viel zugemuthet.

Der Justizrath befand sich in seinem Arbeitszimmer und hatte soeben die Geschäftsstunden beendigt, als Oswald eintrat und einen Brief, den er in der Hand hielt, zu der übrigen Correspondenz legte, die gewöhnlich um diese Zeit von dem Diener zur Post befördert wurde.

„Haben Sie nach Ettersberg geschrieben?“ fragte der alte Herr aufblickend.

Oswald bejahte; er hatte Edmund die Nachricht von dem glücklich bestandenen Examen mitgetheilt. Darauf mußte doch endlich eine Antwort erfolgen; dieses lange Schweigen fing wirklich an, beunruhigend zu werden.

„Es war soeben hier von den Gütern Ihres Vetters die Rede,“ warf der Justizrath hin. „Einer meiner Clienten beabsichtigt, dort bedeutende Holzankäufe zu machen, und zog mich über einige Punkte des Vertrages zu Rathe.“

Oswald wurde aufmerksam. „Bedeutende Holzankäufe? Das muß ein Irrthum sein. In den Ettersberg'schen Waldungen ist während der letzten Jahre so viel niedergeschlagen worden, daß sie der äußersten Schonung bedürfen. Mein Vetter weiß das und kann sich unmöglich zu einem derartigen Schritte haben bestimmen lassen.“

Der Justizrath zuckte die Achseln. „Trotzdem kann ich Ihnen versichern, daß sich die Sache so verhält. Mein Client verhandelt allerdings nicht mit dem Grafen selbst, sondern mit dessen Administrator; aber dieser muß doch wohl zu solchen Abschlüssen ermächtigt sein.“

Digitized by Google

„Der Administrator verläßt in Kurzem seine Stellung," fiel Oswald ein. „Er erhielt schon im Sommer die Kündigung wegen vollständiger Unzuverlässigkeit. Er kann unmöglich mehr im Besitze der allerdings sehr ausgedehnten Vollmachten sein, die Baron Heideck ihm vor Jahren ertheilt hat. Ich glaubte, Edmund hätte sie zurückgezogen, als er seine Güter selbst übernahm; sollte das dennoch nicht geschehen sein?"

„Das wäre aber eine unverantwortliche Nachlässigkeit von Seiten des jungen Grafen," meinte der Rechtsgelehrte. „Einem Beamten, den er entläßt und mit dem er unzufrieden ist, noch monatelang derartige Vollmachten in Händen zu lassen — halten Sie das wirklich für möglich?"

Oswald schwieg; er kannte Edmund's unglaubliche Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit in geschäftlicher Hinsicht und war überzeugt, daß sich die Sache in der That so verhielt.

„Die in Rede stehende Summe ist bedeutend," fuhr der Justizrath fort, der dieses Schweigen verstand. „Gleichwohl ist der Kaufpreis, wie der Käufer selbst zugiebt, sehr niedrig, da sofortige baare Auszahlung verlangt wird."

„Ich fürchte, es handelt sich hier um Schlimmeres, als einen bloßen Uebergriff des Administrators," sagte Oswald unruhig. „Er galt bisher für ehrlich, jetzt aber, wo ihm die Stellung doch verloren ist, erliegt er vielleicht der Versuchung, noch einen letzten betrügerischen Vortheil aus ihr zu ziehen. Mein Vetter kann zu einer derartigen Verwüstung seiner Forsten nicht seine Zustimmung gegeben haben; ich bin überzeugt, er weiß nichts von der Angelegenheit."

„Das ist möglich. Wenn aber die Vollmacht wirklich nicht zurückgezogen ist, wird er trotz alledem den Vertrag anerkennen müssen, der in seinem Namen abgeschlossen ist. Sie sollten einmal telegraphisch in Ettersberg anfragen, wie sich die Sache verhalt; vielleicht ist eine rechtzeitige Warnung nothwendig."

„Gewiß; wenn sie nur noch rechtzeitig eintrifft. Wann soll der Kaufvertrag abgeschlossen werden?"

„In diesen Tagen. Wahrscheinlich schon übermorgen."

„Dann muß ich selbst nach Ettersberg," sagte der junge Mann entschlossen. „Eine bloße Anfrage nützt nichts. Es muß sofort eingeschritten werden; denn wie ich die Sache beurtheile, gilt es hier, einem Betruge zuvorzukommen. Edmund ist leider allzuvertrauend in solchen Dingen und läßt sich nur zu leicht durch Ausflüchte hinhalten und täuschen, bis es zu spät ist. Ich bin für den Augenblick ja frei und kann in drei Tagen zurück sein. Es ist jedenfalls am besten, wenn ich selbst meinem Vetter die nöthigen Aufschlüsse gebe, damit er ohne Verzug handeln kann."

Der Justizrath stimmte bei. Auch ihm erschien die ganze Angelegenheit und die Eile, mit der sie betrieben wurde, im höchsten Grade verdächtig, und es gefiel ihm, daß der junge Mann, der doch beinahe mit seinen Verwandten gebrochen hatte, so entschlossen und ohne eine Minute zu zögern, eintrat, als es galt, sie vor Schaden zu bewahren.

Oswald traf noch im Laufe des Abends die Vorbereitungen für die improvisirte Reise. Ettersberg lag nicht allzuweit entfernt; wenn er mit dem Morgenzuge abreiste, konnte er schon um die Mittagszeit dort sein. Er fand leicht irgend einen Vorwand, um den Aufenthalt auf einen oder zwei Tage zu beschränken, und die Vermählungsfeier, der er um jeden Preis ausweichen wollte, sollte ja erst um die Weihnachtszeit stattfinden.

In Ettersberg ahnte man natürlich nichts von dem bevorstehenden Besuche. Man hatte dort vollauf zu thun mit den Vorbereitungen für die Hochzeit und für den Einzug des jungen Paares in seine künftige Heimath. Die Einrichtungen im ersten Stockwerke des Schlosses, das der Graf mit seiner Gemahlin bewohnen sollte, waren noch immer nicht ganz vollendet; außerdem galt es noch, Schönfeld für die Gräfin Mutter in Bereitschaft zu setzen, die gleich nach der Hochzeit dorthin übersiedeln wollte.

Der Entschluß der Gräfin, Ettersberg bei der Vermählung ihres Sohnes zu verlassen, war sehr überraschend gekommen. Sie hatte wohl früher bisweilen davon gesprochen, aber es war ihr niemals Ernst damit gewesen, und sie fügte sich nur zu gern dem leidenschaftlichen Proteste Edmund's, der nichts von der Trennung wissen wollte. Jetzt aber schienen Beide ihre Ansichten geändert zu haben. Die Gräfin erklärte auf einmal, sie werde in Zukunft das Gut bewohnen, das ihr Gemahl in seinem Testamente ihr ausdrücklich als Wittwensitz bestimmt hatte, und Edmund erhob nicht den mindesten Widerspruch dagegen. In Brunneck war man allerdings befremdet über diesen plötzlichen Entschluß, aber durchaus mit ihm einverstanden. Der Oberamtsrath hatte das Zusammenleben mit der Schwiegermutter stets für seine Tochter gefürchtet, und die unerwartete Wendung war ihm viel zu willkommen, als daß er darüber hätte nachgrübeln sollen, was sie veranlaßte.

Man war überhaupt in den letzten beiden Monaten gar nicht recht zur Besinnung gekommen. Die Uebernahme und Einrichtung von Dornau, das, als Hedwig's Erbtheil, ja nun doch an Ettersberg fiel, die Vorbereitungen für die sehr glänzend projectirte Vermählungsfeier, die zahlreichen Einladungen und Besuche von allen Seiten brachten eine förmlich athemlose Unruhe hervor. In der Herbstzeit herrschte überhaupt ein regeres Gesellschaftsleben unter den Gutsherrschaften der Umgegend. Es fanden überall große Jagden statt, an die sich alle möglichen anderen Festlichkeiten anschlossen. Man hatte seit dem September in einem fast ununterbrochenen Wirbel von Zerstreuungen gelebt, und wenn man wirklich einmal zu Hause und ohne Gäste war, so gab es so viel zu besprechen und zu berathen, daß von einem ruhigen Zusammensein gar keine Rede war. Rüstow hatte mehr als einmal erklärt, daß er das auf die Dauer nicht aushalte und daß er wünsche, die Hochzeit sei vorüber, um nur endlich wieder Ruhe zu haben. Der Zeitpunkt war bereits festgesetzt worden; in drei Wochen sollte die Trauung in Brunneck stattfinden, und alsdann wollten sich die Neuvermählten nach ihrer künftigen Heimath begeben.

(Fortsetzung folgt.)

Präsidentenwahlen in der Union.

Streiflichter zum Verständniß des gegenwärtigen Wahlkampfes.

Es war eine verhängnißvolle Gabe, welche mit dem Institute der Negersclaverei den Vereinigten Staaten gleich bei ihrer nationalen Gründung in die Wiege gelegt wurde. Wohl fehlte es an eindringlich warnenden Stimmen nicht, wohl wiesen die Edelsten und Besten unter den Gründern der großen transatlantischen Republik mit beredten Worten auf das Unheil hin, das aus der gesetzlich sanctionirten Sclaverei entstehen müsse — die Freiheit wurde der Einheit zum Opfer gebracht, und in wenigen Jahrzehnten hatte jenes fluchwürdige Institut eine Ausdehnung und Machtstellung gewonnen, welche nicht nur die Freiheit, sondern auch die Einheit der nordamerikanischen Union zu Grunde zu richten drohten. Den heftigsten parlamentarischen Kämpfen in den Hallen des Congresses über die Ausdehnung oder Localisirung der Negersclaverei folgte im Jahre 1861 jener erbitterte Bürgerkrieg zwischen dem sclavenhaltenden Süden und dem freien Norden, der länger als vier Jahre hindurch die Union in ihren Grundfesten erschütterte, um schließlich nach unsäglichen Opfern an Gut und Blut den sittlichen Flecken der Leibeigenschaft aus der Bundesconstitution der Vereinigten Staaten zu tilgen. Allein die böse Saat der Sclaverei hatte zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß die schlimmen Folgen derselben durch das Schwert allein geheilt werden konnten. Der unterworfene und „reconstruirte" Süden fügte sich nur unwillig den militärischen Gewaltmaßregeln des Nordens. Vielleicht wäre der versöhnliche und staatskluge Abraham Lincoln, dem eines ruchlosen Mörders Hand im entscheidungsvollen Momente das Leben raubte, im Stande gewesen, durch seinen persönlichen Einfluß die feindlichen Gegensätze allmählich auszugleichen; einem Andrew Johnson war dies nicht gegeben. Noch weniger gelang es dem Präsidenten U. S. Grant, der wohl eine Schlacht zu schlagen, aber kein leidenschaftlich erregtes Volk zu regieren verstand.

Obschon ursprünglich der demokratischen Partei, wie Andrew Johnson, angehörig, warf er sich als Präsident doch vollständig dem radicalen Flügel der republikanischen Partei in die Arme. In der Finanzfrage, die seit dem Bürgerkriege eine Hauptrolle in der innern Politik der Vereinigten Staaten spielt, trat er mit der überwiegenden Mehrheit der republikanischen Partei für eine ehrliche Abzahlung der Nationalschuld und für möglichst baldige

Digitized by Google

„Nach getaner Arbeit ist gut ruhen.“ Von W. Großmann.

Digitized by Google

Wiederaufnahme der „Hartgeldzahlung“ ein, während die Demokraten in ihrer Mehrzahl und im Widerspruche zu der früher von ihnen befolgten Politik für die Vermehrung des uneinlösbaren Papiergeldes und für Zahlung der Nationalschuld und deren Zinsen in minderwerthigem Papiergelde stimmten. Nur ist es leider zu jener versprochenen Hartgeldzahlung unter ihm nie gekommen. Den Südstaaten gegenüber unterstützte er auf das Eifrigste die von den radicalen Republikanern empfohlenen, vielfach parteiischen und daher ungerechten „Reconstructionsgesetze“. Die unausbleiblichen Folgen seiner einseitigen Parteipolitik waren Conflicte ohne Ende, Mißregierung und steigende Verarmung des Südens der Union.

Am 30. März 1870 wurde jenes fünfzehnte Verfassungsamendement proclamirt, durch welches etwa vier Millionen Neger das volle politische Stimmrecht erhielten, ein Recht, zu dessen verständiger Anwendung die bis vor Kurzem in Unwissenheit und Knechtschaft versunkenen Schwarzen noch keineswegs befähigt waren. In Wahrheit sollte durch diese Maßregel auch nur der in ihrer großen Mehrheit der demokratischen Partei angehörenden weißen Bevölkerung der Südstaaten ein Paroli gebogen werden. Dazu kam, daß um diese Zeit nördliche Abenteurer, die sogenannten „Carpetbagger“, welche ihr ganzes Vermögen im Reisesacke mit sich trugen, in hellen Schaaren nach dem Süden zogen und mit Hülfe der unwissenden Neger zu Macht und Ansehen gelangten. Zu den Rückschlägen, welche eine solche Gesetzgebung und eine solche Art zu regieren nothwendiger Weise zur Folge haben mußten, gehört das Entstehen des gegen die Farbigen und jene nördlichen Aufwiegler gerichteten „Kuklux Clan“, eines südstaatlichen Geheimbundes, der schließlich nur durch Anwendung der schärfsten Gewaltmaßregeln, welche seinem eigenen gewaltthätigen Auftreten übrigens vollkommen entsprachen, zu unterdrücken war. Derartige Ausbrüche des Rassenhasses konnten nicht wohl vermindert werden durch den parteiischen Schutz, welchen die Grant-Regierung den Negern und ihren demagogischen Leitern, den „Carpetbaggern“, angedeihen ließ.

Verschlimmert aber wurde die Lage der Dinge durch eine immer tiefer greifende Corruption in der staatlichen und communalen Verwaltung. Der Handel mit Staatsämtern und die Unterschlagung öffentlicher Gelder wurden nie so schamlos betrieben, wie unter Grant's Regierung. In Grant's nächster Umgebung, unter den Ministern und den persönlichen Rathgebern und Freunden des Präsidenten befanden sich die bestechlichsten und betrügerischesten Menschen. Die ehrlichen Leute schienen politisch mundtodt gemacht zu sein. Vergeblich bemühte sich die namentlich durch Karl Schurz in's Leben gerufene Partei der „liberalen Republikaner“, die Wiedererwählung Grant's im Jahre 1872 zu verhindern, eine Reform im Aemterwesen durchzusetzen und das jede locale Selbstregierung unmöglich machende Militärregiment im Süden aufzuheben.

Endlich trat der langerwartete Rückschlag ein. Eine Reihe öffentlicher Skandale trug wesentlich dazu bei, das Ansehen der Regierung in Washington-City und der herrschenden, das heißt der radicalen republikanischen Partei in der öffentlichen Meinung zu untergraben. Unter solchen Umständen kam die Präsidentenwahl des Jahres 1876 heran, und in diesem Jahre, in welchem die Republik der Vereinigten Staaten der Feier ihrer hundertjährigen Existenz durch Abhaltung einer internationalen Weltausstellung einen besonderen Glanz zu verleihen bestrebt war, versuchten die obengenannten „liberalen Republikaner“ oder „Unabhängigen“ abermals — diesmal mit mehr Glück, als vier Jahre zuvor, Einfluß auf die Präsidentwahl zu gewinnen.

Am 15. Mai (1876) trat zu New-York eine Conferenz der „Unabhängigen“ zusammen. Die Versammlung war zahlreich besucht, obschon nur achtzehn Unionsstaaten, darunter sehr wenige Südstaaten, Vertreter dorthin entsandt hatten. Im Namen eines von der Conferenz niedergesetzten Fünfer-Ausschusses trug Karl Schurz, der nebst dem hochgefeierten Dichter William Cullen Bryant zu den Hauptführern der unabhängigen Bewegung zählte, am folgenden Tage ein zum großen Theile aus seiner Feder stammendes „Manifest an das Volk der Vereinigten Staaten“ vor. Nach einem eindringlichen Vergleich der großartigen Vergangenheit der Union mit dem beklagenswerthen Zustande derselben in der Gegenwart ging der Aufruf zur Discussion der wesentlichsten Fragen über, welche bei der bevorstehenden Präsidentenwahl ihre Lösung finden müßten. Zunächst wurde eine versöhnliche Haltung den Südstaaten gegenüber, bei voller Wahrung der nationalen und freiheitlichen Errungenschaften des Bürgerkrieges, befürwortet, dann aber eine weise und ehrliche Lösung der Finanzfrage empfohlen. Das System des uneinlösbaren Papiergeldes oder die sogenannte „Inflationstheorie“ wurde als eine der Hauptursachen nicht nur der schlechten Geschäftszustände in der Union, sondern auch der immer mehr um sich greifenden sittlichen Verkommenheit entschieden verurtheilt. Eine gründliche Reform des Civildienstes wurde verlangt und das corrumpirende System der Aemtervertheilung für geleistete Parteidienste offen als der Weg zum Untergange der Republik bezeichnet.

Dieser von den „Unabhängigen“ erhobene Ruf nach Reformen blieb in den nun folgenden „Nationalconventionen“ der beiden großen Parteien, der Republikaner und der Demokraten, nicht unbeachtet. Beide nahmen in ihren „Platformen“ oder politischen Glaubensbekenntnissen darauf Rücksicht.

Präsident Grant, der durch die massenhaften Schwindeleien seiner Anhänger selbst zu sehr compromittirt war, verzichtete auf eine dritte Candidatur für das Präsidentenamt, zu der er, wie die Folge gezeigt hat, sonst wohl geneigt gewesen wäre. Der Wahlkampf war ein äußerst harter, und nur mit einer Stimme (185 gegen 184) siegte der Republikaner Hayes, bis dahin Gouverneur von Ohio, über den Demokraten Tilden. Bekanntlich wurde die Wahl im Congresse von den Demokraten angegriffen, und erst nach langen und heftigen Debatten einigten sich beide Parteien dahin, die verhängnißvolle Streitfrage durch eine aus Senatoren, Repräsentanten und Mitgliedern des obersten Gerichtshofes der Union zusammengesetzte Fünfzehner-Commission entscheiden zu lassen. Der betreffende Schiedsspruch lautete zu Gunsten von Hayes, der denn auch im März 1877 das Präsidentenamt antrat.

In seiner „Inaugural-Adresse“, der Rede, mit welcher Hayes feierlich das Präsidentenamt antrat, nahm er die Reform auf sich. Versöhnung und Ausgleichung der zwischen dem Norden und Süden bestehenden Gegensätze; Beseitigung der Mißregierung politischer Abenteurer sowie der corrumpirenden Einwirkung der Militärherrschaft und Sicherung einer weisen, ehrlichen und friedlichen Selbstverwaltung in localen Angelegenheiten für alle Theile der Union; möglichst baldige Wiederaufnahme der Baar- oder Hartgeldzahlung — das war Hayes' Programm. Und mit diesen trefflichen Grundsätzen standen auch die Amtshandlungen des Präsidenten in vollem Einklange. Er berief in sein Ministerium sechs gemäßigte Republikaner, Vertreter der die Reform fordernden Gruppe der republikanischen Partei — unter Anderem Karl Schurz als Minister des Innern — sowie einen Demokraten, den General-Postmeister David M. Key aus Tennessee. Im schneidenden Gegensatze zu Grant nahm er bei der Vertheilung von öffentlichen Aemtern in keinerlei Weise auf seine Verwandten und intimen Freunde Rücksicht; er sah weniger auf geleistete Parteidienste, als auf Fähigkeit und Charakterreinheit. Die arg verwickelten Verhältnisse in Süd-Carolina und Louisiana führte er schnell einer friedlichen Lösung dadurch entgegen, daß er das Bundesmilitär aus jenen Staaten zurückzog und die republikanischen Gouverneure Chamberlain und Packard bewog, ihren demokratischen Gegnern Hampton und Nicholls Platz zu machen. Das bedeutendste Ereigniß der Hayes-Administration ist die am 1. Januar 1879, trotz der Opposition der Demokraten, vorgenommene Wiederaufnahme der Hartgeldzahlung, welche für den Aufschwung des Handels, der Industrie und des Geschäftslebens überhaupt, sowie für den Nationalcredit der Vereinigten Staaten von den segensreichsten Folgen begleitet war.

Allein die wahrhaft patriotische Regierungspolitik dieses Präsidenten fand weder bei dem radicalen Flügel der Republikaner, noch bei der Masse der Demokraten Anklang und Unterstützung. Die Freunde des alten Grant-Regiments, die Meister in der sogenannten „Maschinenpolitik“ waren und sich weniger um das Gemeinwohl, als um ihre Sonderinteressen kümmerten, wandten sich kühl von der Hayes'schen Reformpolitik ab oder traten derselben auch wohl direct entgegen. Die demokratische Partei aber, welche, Dank der corrupten Grant-Regierung, im Laufe der Zeit in beiden Congreßhäusern, im Senat und im Repräsentantenhause, die Majorität erlangt hatte, lohnte die Versöhnungspolitik des Präsidenten Hayes mit dem schnödesten Undank. Nicht zufrieden damit, daß sie der ehrlichen und durch das Gesetz vorgeschriebenen Finanzpolitik des Präsidenten die heftigste Opposition machten und sich dabei mit der inzwischen aufgetauchten, communistischen An-

Digitized by Google

sichten huldigenden „Papiergeld-Arbeiterpartei“ verbanden, waren die Demokraten eifrig bestrebt, diejenigen Gesetze unwirksam zu machen, welche bestimmt waren, bei nationalen Wahlen, das heißt bei Präsidenten- und Congreßwahlen, die Reinheit der Stimm-Urne zu schützen und Gewaltthätigkeiten und Betrügereien bei der Stimmabgabe zu verhindern.

Innerhalb wie außerhalb des Congresses regte sich wieder der alte unionsfeindliche Rebellengeist, und wie unter Grant nördliche Abenteurer in den Südstaaten das freie Stimmrecht mit Füßen getreten hatten, so machten jetzt die südlichen Demokraten, die früheren Sclavenhalter, mit den wildesten Drohungen, mit List und Gewalt jenes Recht illusorisch. Unionsbeamte, welche das Gesetz aufrecht erhalten wollten, wurden in das Gefängniß geworfen. Die entrechteten Neger verließen den Süden und zogen zu Hunderttausenden im Anfang des Jahres 1879 nach dem Norden und Nordwesten der Union. In den Gesetzgebungen verschiedener Südstaaten, z. B. in Virginien und Alabama, wurden Beschlüsse gefaßt, welche das dreizehnte, vierzehnte und fünfzehnte Verfassungs-Amendement, wodurch die Farbigen gleiche politische Rechte mit den Weißen erhalten hatten, für „null und nichtig“ erklärten. Die Organe der südlichen Demokraten wagten es, mit einer „neuen Rebellion“ zu drohen, und in den Hallen des Congresses selbst hielten am 4. März 1879 südliche Bundessenatoren bei Berathung der berüchtigten, nur auf politischen Stimmenfang abzielenden „Pensionsbill“ die wärmsten Lobreden auf den Exrebellen Jefferson Davis, den Ex-Präsidenten der südlichen Conföderation, und verglichen ihn mit den größten Helden des alten Griechenlands und Roms. Senator Hoar aus Massachusetts protestirte gegen die Ungeheuerlichkeit, daß Jefferson Davis, der Todfeind der Union, weil er einmal im mexicanischen Kriege die Uniform der Union getragen, aus dem Bundesschatze eine Pension beziehen sollte, aber er rief damit nur unter den demokratischen Senatsmitgliedern die wüthendsten Zornausbrüche hervor. Da erhob sich, es war bereits 3 Uhr Morgens geworden, der leider nunmehr verstorbene Zacharias Chandler, Senator aus Michigan, von seinem Sitze und sprach unter Anderem folgende Worte:

„Es sind jetzt ungefähr zwanzig Jahre her, als ich mit Herrn Jefferson Davis in dieser Kammer aufstand und mit ihm beim allmachtigen Gott schwor, die Verfassung der Vereinigten Staaten aufrecht zu erhalten. Vier Jahre hindurch saß ich mit Jefferson Davis in dieser Körperschaft und sah, wie Tag für Tag Anstalten gemacht wurden, diese Regierung niederzubrechen. Mit Verrath im Herzen und Meineid auf den Lippen leistete er den Schwur, die Regierung zu stützen, deren Sturz er beabsichtigte. Herr Präsident, es war Methode in diesem Wahnsinn. Im Bunde mit anderen Männern des Südens und mit Ministern des Präsidenten James Buchanan wurden die sorgsamsten Vorkehrungen von ihm für das, was folgen sollte, getroffen. Der Schatz der Union wurde geleert, das Bundesheer über das ganze weite Land hin zerstreut, sodaß es in der Noth keine Hülfe leisten konnte. Unsere Kriegsschiffe wurden in entfernte Meere gesandt, wo immer die Winde sie hinwehten und die Wogen sie trugen, sodaß sie zum Niederwerfen der Rebellion nicht benutzt werden konnten. Herr Präsident, im letzten Februar waren es achtzehn Jahre, da saß ich in diesen Hallen und hörte, wie Jefferson Davis seine Abschiedsrede hielt, uns über die Pflichten belehrte, die wir nach der Verfassung dieser Regierung schuldig wären, uns dann verließ und die Rebellion gegen die Regierung begann, der zu dienen er geschworen. Ich blieb hier während der ganzen Dauer des Rebellionskrieges. Ich sah unsere braven Soldaten bei Tausenden, fast möchte ich sagen bei Millionen, auf den Schauplatz des Krieges ziehen. Ich sah ihre gelichteten Reihen wiederkehren. Ich sah Dampfboot nach Dampfboot, einen Eisenbahnzug nach dem andern die Verwundeten heimbringen. Ich besuchte meinen Freund, den General Burnside, der jetzt Senator ist, als er die Potomac-Armee commandirte, und ich sah Schmerzensscenen, die das Herz erzittern machen. Ich sah Wittwen und Waisen, die jener ruchlose Krieg geschaffen. Zu jener Zeit dachte ich nicht, daß die Zeit kommen würde, wo ich es erleben sollte, im Senate der Vereinigten Staaten Jefferson Davis bei seinen Lebzeiten lobpreisen zu hören, den noch lebenden Rebellen hier in diesen Hallen des Senates der Vereinigten Staaten. Wahrlich, Herr Präsident, ich bin darüber fast betaubt, aber ich kann den Herren aus dem Süden hier sagen, daß sie den Geist des Nordens der Union wenig kennen, wenn sie hierher kommen mit hochtönenden Redensarten auf den Lippen und Lob häufen auf Denjenigen, welchen jeder Mann und jede Frau und jedes Kind im Norden für einen doppelten und dreifachen Verräther erklärt.“

Kein Senator wagte es, Chandler's Rede zu unterbrechen. Niemand fühlte sich beleidigt. Die Worte des republikanischen Senators enthielten eine niederschmetternde Wahrheit — aber das von den Demokraten beantragte Pensionsgesetz wurde doch angenommen, wenn auch die auf Creirung neuen Papiergeldes abzielenden Vorschläge des demokratischen Senators Voorhees aus Indiana keinen Anklang fanden.

Das hier kurz geschilderte unionsfeindliche Auftreten der Demokraten rief jedoch in der Stimmung des amerikanischen Volkes bald wieder einen Umschwung zu Gunsten der republikanischen Partei hervor, nicht minder die ruhige und feste Haltung des Präsidenten Hayes, der in allen Hauptfragen unentwegt das Interesse des ganzen Volkes im Auge behielt und sich weder von den heißblütigen Südländern, noch von den hab- und herrschsüchtigen Grant-Leuten auf Irrwege führen ließ. Die Verfassung aber setzt auch dieser anerkennenswerthen Regierung ein Ziel. Im bevorstehenden November muß vom Volke ein neuer Präsident erwählt sein, und die Zurüstungen für den großen Wahlkampf haben bei sämmtlichen Parteien dieses Mal früher begonnen, als es sonst wohl zu geschehen pflegt.

Den Anfang machten die drei Bundessenatoren Conkling aus New-York, Cameron aus Pennsylvanien und Logan aus Illinois, ein „Grant-Triumvirat“, welches, wohlbewandert in allen Künsten der politischen „Drahtzieherei“, mit verblüffender Dreistigkeit das Project in Angriff nahm — den General U. S. Grant zum dritten Male in das „Weiße Haus“ einziehen zu lassen. Diese Edlen wußten, daß sie im Falle des Gelingens nicht nur selbst eine maßgebende Rolle spielen, sondern auch ihren dienstwilligen Werkzeugen und Helfershelfern einen lohnenden Preis in fetten Bundesämtern würden gewähren können. Schon im Februar eröffneten sie lebhaft ihre Operationen, um drei der einflußreichsten Staaten der Union möglichst zeitig für Grant zu gewinnen; sie hofften, daß es ihnen dann nicht schwer fallen würde, auch in anderen Staaten die Grant-Fahne siegreich zu erheben und so bis zum 2. Juni, der für die allgemeine republikanische Vorwahl angesetzt war, die Majorität für ihre Pläne zusammenzubringen. Allein diese Rechnung war doch eine trügliche. Ihr Spiel in New-York, Pennsylvanien und Illinois gelang, aber nun rührten sich auch die Gutgesinnten. Allen voran war es das deutsche Element in den Vereinigten Staaten, welches sich weigerte, zum dritten Male einen Mann auf den Präsidentenstuhl zu erheben, dessen Regierung in mehr als einer Beziehung dem amerikanischen Namen nicht eben Ehre gebracht hatte. Bald schlossen sich ähnlich denkende Amerikaner an, und so trat am 6. Mai dieses Jahres eine Nationalconvention „unabhängiger Republikaner“ zu St. Louis im Staate Missouri zusammen und erklärte: daß eine dreimalige Präsidentschaft desselben Mannes das ungeschriebene, aber durch Gebrauch geheiligte Gesetz der Union verletze und gegen das republikanische Princip sei, und daß eine dritte Wahl Grant's mit allen gesetzlichen Mitteln auch deshalb bekämpft werden müsse, weil dadurch die von Hayes so erfolgreich begonnene Reformpolitik gefährdet werde. Diese Beschlüsse fanden in der ganzen Union den lautesten Wiederhall, und gerade die besten Mitglieder der republikanischen Partei traten für die Ansicht ein, daß, was ein George Washington, ein Thomas Jefferson, ein Madison, ein Monroe sich nicht erlaubt haben, einem Grant am allerwenigsten zu erlauben sei.

Als daher am 2. Juni die Nationalconvention der Republikaner zur Wahl ihres Präsidentschafts-Candidaten in Chicago zusammentrat, da zeigte es sich, daß die Grant-Fraction, allen angewandten politischen Künsten zum Trotz, nicht im Stande war, das Feld zu beherrschen. Abgesehen davon, daß nicht Cameron, dem Vorsitzenden des republikanischen Central-Wahlcomités, sondern dem früher genannten Hoar die Leitung der Versammlung übertragen wurde, beschloß die Convention auch, daß nicht nach Staaten abgestimmt werden sollte, sondern daß jeder einzelne Delegat berechtigt sei, sein Votum „nach seiner eigenen freien Meinung abzugeben“. Es war vorauszusehen, daß nunmehr eine ganze Anzahl von pennsylvanischen und neu-yorker Delegirten gegen Grant stimmen würde. Die Grant-Männer ergingen sich in glänzenden, aber leidenschaftlichen Reden. Nur um so sympathischer berührte die

Digitized by Google

Mäßigung auf der anderen Seite, namentlich in der Person Garfield's, der als Obmann der Ohio Delegation für Sherman einzutreten gekommen war und sich bald als der eigentliche Führer der Anti-Grantleute erwies. Garfield ist eine imponirende Erscheinung, mit einer ausdrucksvollen Kopfbildung und intelligenten Gesichtszügen. Er sprach stets ruhig und versöhnlich, ohne alle persönlichen Angriffe, und die Rede, welche er zu Gunsten seines Freundes Sherman hielt, war vielleicht die beste und wirksamste, welche überhaupt in der Convention gehalten wurde.

Montag, den 7. Juni, fanden zwei Sitzungen der Convention statt, in denen nicht weniger als achtundzwanzigmal über den Präsidentschafts-Candidaten abgestimmt wurde. Die Gesammtanzahl der Stimmen betrug 756, sodaß zur Ernennung 379 nothwendig waren. Anfangs kamen in der Zahl der auf die einzelnen Candidaten fallenden Stimmen nur geringe Veränderungen vor. Noch dachte kaum Jemand an eine Candidatur Garfield's. Von der zweiten bis zur dreizehnten Abstimmung stimmte ein einziger Delegat für ihn, dann wurden es zwei, dann wieder einer; bis zur neunzehnten Abstimmung verschwand er ganz, um von da an bis zur dreißigsten wiederum mit einem oder zwei Anhängern aufzutauchen. Endlich gaben die Anhänger von Windom, Edmunds und Blaine nach, und nun kam das Ende schnell heran. Dienstag, den 8. Juni, füllte sich Garfield's Liste, bis er in der sechsunddreißigsten Abstimmung mit 399 Stimmen, also zwanzig mehr als zum Siege nöthig waren, die Ernennung erhielt, die nun auf — Conkling's Antrag zu einer einstimmigen gemacht wurde. In der Abendsitzung des 8. Juni wurde dann General Chester A. Arthur aus New York, dem Grantflügel angehörig, beim ersten Wahlgange mit 468 Stimmen als republikanischer Vicepräsidentschafts-Candidat gewählt; auch seine Ernennung wurde zu einer einstimmigen erhoben.

Auf der Nationalconvention der demokratischen Partei, die am 22. Juni zu Cincinnati sich versammelte, ging die Ernennung der betreffenden Candidaten schnell und ohne nennenswerthen Kampf vor sich. Es wurden nach kurzem Ringen General Winfield Scott Hancock für das Amt des Präsidenten und William H. English für das des Vicepräsidenten ernannt.

Werfen wir einen Blick auf die Vergangenheit der beiden Präsidentschafts-Candidaten! James Abraham Garfield, in dessen Adern nach einigen Nachrichten deutsches Blut fließen soll, gehört zu den in Amerika so häufigen „self-made men". Arm geboren (am 19. November 1831), in Dürftigkeit aufgewachsen, hat er sich durch angestrengte Arbeit, große Sparsamkeit und eisernen Fleiß eine ziemlich gute Bildung, namentlich in national-ökonomischen Fragen erworben. In den Jahren 1857 und 1858 betheiligte er sich zuerst lebhaft an politischen Dingen, trat mit Erfolg als öffentlicher Redner auf und wurde 1859 in den Senat des Staates Ohio gewählt. Beim Ausbruch des Bürgerkrieges trat er als Oberst in die Unionsarmee und zeichnete sich wiederholt durch Umsicht und Tapferkeit aus; wegen seines ebenso kaltblütigen, wie muthigen Benehmens in der blutigen Schlacht bei Chicamauga wurde er zum Generalmajor befördert.

Seit 1862 wurde er neun Mal hinter einander von demselben Wahldistricte Ohio's in das Repräsentantenhaus des Congresses gewählt, wo er zuletzt die Führerschaft der republikanischen Partei übernahm. In der so wichtigen Geldfrage hat er zu allen Zeiten eine gesunde und ehrliche Finanzpolitik vertheidigt. Seine achtzehnjährige hervorragende Thätigkeit in der Bundeslegislatur hat ihm eine genaue Kenntniß der politischen und socialen Verhältnisse seines Vaterlandes verschafft. Eine Reise nach Europa, die er im Jahre 1867 unternahm, hat seinen geistigen Blick auch nach anderer Richtung hin erweitert. Von seinen demokratischen Gegnern wird ihm der Vorwurf gemacht, daß er sich 1872 bei den nicht immer ganz sauberen Unternehmungen des amerikanischen „Credit Mobilier" betheiligt habe; doch liegt Grund zu der Annahme vor, daß dieser Vorwurf mehr eine gehässige Parteianklage, als thatsächlich begründet ist; andernfalls hätte Karl Schurz nicht folgenden telegraphischen Glückwunsch an Garfield nach Chicago senden können: „Empfangen Sie meinen Glückwunsch zur Nomination; dem Lande ist ebenso wohl Glück zu wünschen, wie Ihnen selbst."

Was nun Garfield's Gegencandidaten, den General Winfield Scott Hancock, anbetrifft, so wurde derselbe am 14. Februar 1824 in Montgomery County, im Staate Pennsylvanien, geboren und genoß eine militärische Erziehung. Er zählt zu den unionstreuen Demokraten und kämpfte mit großer Auszeichnung während des Bürgerkrieges in der Unionsarmee. Der glückliche Ausgang der entscheidungsvollen Schlacht bei Gettysburg ist vornehmlich sein Verdienst und trug ihm auch den Dank des Congresses ein. Nach dem Kriege hat er sich durch thatkräftige und unparteiische Leitung der Dinge in der Verwaltung verschiedener Militärdepartements im Süden und Osten der Union einen achtungswerthen Namen erworben. Sein Charakter ist vollkommen makellos.

Nicht allein die Republikaner, sondern auch die Demokraten haben also hinsichtlich ihres Präsidentschafts-Candidaten eine glückliche Wahl getroffen. Beide Männer haben eine ruhmvolle Vergangenheit hinter sich; beide haben sich in Krieg und Frieden um ihr Vaterland wohlverdient gemacht; beide waren stets der Union getreu, und ihr Name ist überall in den Vereinigten Staaten bekannt und geehrt. Dennoch neigen wir uns der Ansicht zu, daß Garfield vor Hancock als Präsident den Vorzug verdient, sowohl wegen seiner persönlichen Eigenschaften, wie wegen seiner politischen Parteistellung. Mag immerhin Hancock als General und Soldat höher stehen, so übertrifft ihn Garfield doch als Staatsmann und erfahrener Politiker im höchsten Grade. Der erste Beamte der Republik soll aber vor allen Dingen und in erster Linie staatsmännische Kenntnisse und politische Erfahrung besitzen. Er soll nicht Schlachten schlagen, sondern mit Weisheit und Gerechtigkeit das Land regieren. Ein in politischen Dingen unerfahrener Präsident wird nur zu leicht ein Spielball gewandter, ehrgeiziger, selbstsüchtiger und gewissenloser Politiker; zu dieser Classe von Politikern zählt aber die große Mehrzahl der Führer der gegenwärtigen demokratischen Partei in Amerika. Während Hancock dem politischen Parteikampfe innerhalb und außerhalb des Congresses ziemlich fern stand, hat Garfield in den Vorderreihen der politischen Kämpfer gestanden und die nicht nur in finanzieller, sondern auch in national-freiheitlicher Beziehung verderblichen Bestrebungen der früheren Sclavenbarone mit Kraft und Geschick bekämpft. Wie sehr diese noch immer den Kern der demokratischen Partei bilden, das zeigt die Wahl des demokratischen Vicepräsidentschafts-Candidaten: der Ernannte, English, hat seinerzeit durch die berüchtigte „English-Bill" in raffinirter Weise das Territorium Kansas bei dessen Aufnahme in die Union zu einem Sclavenstaat machen wollen. Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten steht, wie zur Zeit des Bürgerkriegs, so auch heute in seiner großen Mehrzahl auf Seiten der unionstreuen und freiheitsliebenden Republikaner; es wird daher auch im kommenden November seine Pflicht thun und Garfield zum Präsidenten wählen helfen, der nach seiner Vergangenheit verspricht, ein würdiger Nachfolger von Rutherford B. Hayes zu sein. **Rudolf Doehn.**

Der Burschenschafter auf dem theologischen Lehrstuhl.

(Fortsetzung.)

Hase traf 1823 in Tübingen ein. Auf dem Wege dahin hat er die Nachte über in Dorfschenken auf einer Streu gelagert, und seine erste Wohnung in der Neckarstadt, ein von einem Freunde nur für dessen Gepäck gemietheter Raum, den ihm derselbe überließ, ist etwas „hundestallmäßig". Der Prälat von Bengel, der erste Professor der Theologie, dem er sich vorstellt, hat nicht den Muth, für ihn bei der Universitätsbibliothek zu bürgen, damit er sich dort Bücher leihen kann. Indessen geht der Flüchtling den Cultusminister in Stuttgart, von Schmidlin, an, sich habilitiren, das heißt das Recht zur Abhaltung von Vorlesungen erwerben zu dürfen — ein unerhörter Fall, da die freie Habilitation in Tübingen ganz unbekannt geworden war. Nach langem Erwägen giebt man nach. Er läßt sich examiniren, promovirt, was sein bischen Vermögen fast verschlingt, und disputirt. Zum Glück kommt gerade Professor Winer auf einer Durchreise an, wohnt der Disputation bei und betrachtet Hase als seinen Schüler; das wirkt auf

Digitized by Google

die schwäbischen Professoren, die Winer's Gelehrsamkeit bewundern. Allmählich fassen die Schwaben Vertrauen zu ihm, selbst der Kanzler von Autenrieth wird sein entschiedener Gönner, und der Präsident des obersten Gerichtshofes vom Schwarzwaldkreise, der damals die Vertretung des Criminalrechts an der Universität übernommen, liest ihm sein Heft über Criminalrecht vor. Wurm, der nachmals so berühmte Staatsrechtslehrer in Hamburg, den er sein „schwäbisches Schatzkästlein" tauft, und Wilhelm Hauff, der frühvollendete Dichter, nächst ihnen Wächter, Robert Mohl, Paul Pfizer wurden unter den jüngeren Schwaben seine Freunde. Eine immerhin ansehnliche Studentenschaar hörte seine Vorlesungen. Bald fühlte er sich so heimisch in Tübingen, daß er gern für immer hier geblieben wäre.

Als er von Stuttgart mit der Gewißheit, seinen Habilitationsplan ausführen zu können, in einer schönen Frühlingsnacht nach Tübingen zurückreiste, stand ihm plötzlich seine Lebensaufgabe in Gestalt eines kleinen Romans vor der Seele, den er in glücklichen Stunden rasch vollendete und „Des alten Pfarrers Testament" betitelte. Das Büchlein, alsbald gedruckt, zündete wenigstens in den schwäbischen Kreisen. Was hier ahnungsvoll angedeutet war, entschloß er sich voll jugendlicher Kühnheit in zwei größeren Werken auszuführen. In einem „Leben Jesu" wollte er — der *erste*, der das versuchte — ein streng kritisches Lebensbild des religiösen Genius, dem achtzehnhundert Jahre hindurch Glaube und Anbetung der Gemeinde in wechselnder Gestalt gegolten, für die religiöse Gemeinde des neunzehnten Jahrhunderts zeichnen. In einer „Dogmatik" oder Glaubenslehre beabsichtigte er den Tiefsinn der alten Kirchenlehre mit dem geistigen Licht der Gegenwart zu beleuchten.

So waren zwei ungeheuere Stoffe auf seine Seele gelegt, und es handelte sich nun um die Muße zur Bearbeitung. Aber längst waren die Zeichen da, die eine finstere Zeit in Deutschland ankündeten. Mit dem Beginn des Jahres 1824 häuften sich die Verhaftungen ehemaliger Burschenschafter und sonstiger Vaterlandsfreunde. Hase selbst, als er in Augsburg seinen Freund Herbst besuchen wollte, der ihm nach Süddeutschland gefolgt war, wurde dort ausgewiesen — Herbst war bereits ausgeliefert. In Tübingen dachte man für's Erste an keine Verfolgung, noch war Wangenheim (vergl. „Gartenlaube" 1873, Nr. 14) Bundestagsgesandter. Doch eine Zigeunerin weissagt Hase bereits: „Glück und Unglück liegen bei Dir noch im Streite, Du wirst aber bald erhöht werden." Und wirklich wird er — der Anstoß kam von außen — kurze Zeit später aus seinem Wirkungskreise gerissen und auf die Festung Hohenasperg abgeführt.

Der Jünglingsbund war verrathen worden. Wie Hase, so befanden sich alle schwäbischen Mitglieder — darunter Kolb und Mebow, die nachmaligen Redacteure der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", Rödinger und Tafel, die späteren Parlamentsdeputirten — auf der Festung, und ein carrièrebegieriger Assessor von Prieser aus Eßlingen inquirirt frisch drauf los. Es hilft Hase nichts, daß er nachweisen kann, nie mit den schwerwiegendsten Paragraphen des Bundes einverstanden gewesen und aus diesem bald ausgetreten zu sein; bei seiner Weigerung, Mitschuldige zu nennen, die ihm sogar Wochen lang ein härteres Gefängniß, als das für Diebe und Mörder übliche, einbringt, wird er als gravirt betrachtet. Ein von Berlin ausgehendes Druckstück über den hochverrätherischen Bund nennt unter den „lasterhaften Verbrechern", die der Nation zum Abscheu hingestellt werden, auch seinen Namen. Da hat er in der Einsamkeit des Kerkers — Papier und Schreibzeug waren versagt — am Studium des Spinoza, das mit der Lectüre Walter Scott's abwechselte, Trost gefunden. Erst als das Urtheil über Hase und seine Genossen gefällt war, das ihn selbst zu Entsetzung von seinem Lehramt und zu mehrjähriger Festungshaft verurtheilte, umwanden sich die Ketten der Gefangenen, die nun frei unter einander verkehren durften, mit Rosen. Die „Gogs auf dem Aschberg" wie die schwäbischen Bauern die gefangenen Demagogen hießen, erfuhren allseitig die Sympathieen der Gebildeten, und der Verfasser von „Des alten Pfarrers Testament" erfuhr sie doppelt. Allen gemeinsam senden die Liberalen des Landes ein Faß Wein nach dem andern, sodaß sie stets einen hübschen Vorrath haben. Wenn sie dann aus einem eichenbekränzten Fasse in einer Grotte lustig drauf los zechen, liest ihnen Rödinger, der in Jena studirt hat, sein Heft von Luden's Geschichte der französischen Revolution vor. Allwöchentlich sendet der Altvater der württembergischen Liberalen, der treffliche Schott, der häufig mit Frau und Tochter die jungen Märtyrer besucht, an Hase eine runde Magenwurst und andere Gaben. Die schwäbischen Buchhändler schicken Bücher und zahlen Honorar voraus. Hase schreibt jetzt eine anonyme Schrift „Die Proselyten", eine alte Sage behandelnd, nach welcher zwei Brüder, der eine Protestant, der andere Katholik, sich wechselseitig zu bekehren suchen und zwar mit solchem Erfolg, daß der Protestant Katholik und der Katholik Protestant wird — ein für Hase charakteristisches Thema. Andere Schriften hat er hier entworfen. Das „Leben Jesu", von dem der Buchhändler Cotta schon einen Bogen gedruckt, giebt er für's Erste auf, um wenigstens die „Dogmatik" zu vollenden. Plötzlich wird er auf ein eingereichtes Gesuch vom König begnadigt, nur daß ihm Tübingen verboten wird. Nassen Auges nimmt Hase von dem liebgewordenen Schwabenlande Abschied und denkt: „Sie haben Dich von drei Universitäten fortgejagt, nun sollen sie Dich an drei berufen."

So muß er wieder nach Sachsen zurück, wo damals unter dem allmächtigen Minister Einsiedel die Reaction ganz anders Boden gewonnen hatte, als in Schwaben. Er sieht Mutter und Schwestern wieder, deren Freude, von Tübingen aus über den Verschwundenen so viel Gutes zu erfahren, durch die Gefangenschaft arg getrübt worden war. Um unter den Augen der Behörden und in der Nähe einer großen Bibliothek zu leben, zieht er nach Dresden: aber sobald die Polizei davon Kunde erhält, wird er ausgewiesen; auch das glänzendste Zeugniß der Tübinger theologischen Facultät rettet ihn nicht. Da wendet er sich direct an den Minister Grafen Einsiedel, dem ja sein Vater und Großvater so treu gedient und dem ihn vor drei Jahren Schubert so warm empfohlen. Nicht ohne die Ermahnung, „nie zu vergessen, daß die Philosophie eine Magd der Theologie sein müsse, und sich ja nicht wieder um Politik zu bekümmern, wovon er nichts verstehe", hat ihn dieser aus den Krallen der Polizei errettet. Aber die ängstlichen Sachsen weichen ihm aus, und nur in nächtlicher Stille hat ihn Frau Elise von der Recke, die Freundin Tiedge's, die ihn kennen zu lernen wünschte, empfangen mögen.

Er lebt in tiefer Stille von den Honoraren der schwäbischen Buchhändler, anonym vielerlei schreibend. Ein glänzend abgefaßtes Werkchen „Vom Justizmord", das die Unchristlichkeit der Todesstrafe zu erweisen versucht, macht in den höchsten Kreisen Dresdens Sensation: selbst Prinz Friedrich August, der nachmalige König, ladet ihn zu sich nach Pillnitz, und Ludwig Tieck's Cirkel und mancher andere steht ihm nun offen. Mittlerweile ist die „Dogmatik", die in Dresden gedruckt wird, vollendet. Der hochgebildete Ammon, dem Minister Einsiedel gegenüber kleinlich feige, hat als Censor Berge von Bedenken. Selbst der Setzer macht zu einer Stelle in Hase's Manuscript die Anmerkung: „Diese Stelle wird die Censur wohl nicht passiren!" So erscheint denn das Schubert und Winer zugeeignete Werk, die erste größere Geistesthat des Verfassers, im Herbste 1826 mit den offenen Wundmalen der Censur, deren Striche Hase nicht ausgefüllt hatte. Als er kurz darauf Ammon fragt, ob er sich *nun* um eine Pfarrstelle bewerben dürfe? und die Antwort empfängt: „Wenn Sie nur nicht die ‚Dogmatik' geschrieben hätten!" — entgegnet er bitter: „Da hätte ich die Pfarre allerdings wohlfeiler haben können." Ammon räth, er soll nach Leipzig gehen und sich dort habilitiren.

Er geht nach Leipzig. Da er den überängstlichen Professoren immer noch als der weggewiesene Student gilt, will er sich vor der Habilitation durch ein lateinisch geschriebenes Kirchenrecht der katholischen wie der protestantischen Kirche in Leipzig zünftig machen und lebt einstweilen in tiefer Verborgenheit. Inzwischen wird Ostern 1827 vom Minister Einsiedel der Professor Hahn aus Königsberg berufen, um das, was Einsiedel Christenthum nennt, in Leipzig zu lehren. Der tritt seine Professur mit einer Disputation an, in der er die Behauptung vertheidigt: die Rationalisten seien aus der Kirche auszuschließen. Und dabei war der Rationalismus, die etwas spießbürgerliche Freisinnigkeit jener Tage, die eigentliche Glaubensrichtung der deutschen Bürger! Professor Krug und Andere opponiren heftig, die ganze Stadt nimmt an der Sache Theil. Hase wirft anonym ein Schriftchen dazwischen: „Die Leipziger Disputation", in welcher er mit vernichtender Schärfe das Unprotestantische jener Behauptung darthut. Er wird bald errathen und ist mit einem Schlage bei Bürgern und Studenten ein hochgeschätzter Mann: Tzschirner, immer noch der Hort des freisinnigen Protestantismus, widmet ihm herzliche Theilnahme.

Digitized by Google

Jetzt beginnt auch die „Dogmatik" Aufsehen zu machen. Die ersten Theologen der verschiedensten Richtungen fangen an, sich für den Verfasser zu interessiren, Angriffe erfolgen, aber achtungsvolle, sodaß sich Hase urplötzlich aus der Zahl der Demagogen in die der Theologen versetzt sieht. Die kirchliche Reaction im politischen Interesse war damals oben auf. In Preußen das Bestreben, eine Königskirche zu begründen, Gottesdienst und Königsdienst in einander verwoben; daher die Agende und die Union. Dem gegenüber in Sachsen, und nun auch (seit König Ludwig) im katholischen Baiern, wie im griechischen Rußland künstliche Wiedererweckung der alten Lutherkirche, zu der Klaus Harms schon 1817 aufgerufen hatte. Das Unerhörte, daß in Preußen das Wort „protestantische Kirche", in Baiern das Wort „evangelische Kirche" verboten war, bezeichnet jene Zeit. Allen diesen Gegensätzen gemeinsam war der Abscheu vor dem Rationalismus. Wer damals Carrière machen wollte — und zahllose junge Theologen machten ihre demagogischen Sünden auf diese Weise vergessen — eiferte gegen den Rationalismus und ging auf seine Vernichtung um jeden Preis aus. „Die Larven kriechen aus," schrieb damals Schleiermacher; und in der That: bei dem entschiedenen Widerwillen Friedrich Wilhelm's des Dritten, bei dem noch größeren Abscheu des Kronprinzen gegen den Rationalismus war es nur dem milden Cultusminister von Altenstein zu danken, daß man in Preußen nicht noch offener gegen die verpönte Richtung vorging. Aber schon stand die rationalistische Facultät in Halle in höchster Ungnade, schon wurde Tholuck hierher berufen, um das „wahre Christenthum" zur Geltung zu bringen, schon begann Hengstenberg in Berlin die „Evangelische Kirchenzeitung" (1822). Da mußte ein Werk, wie Hase's „Dogmatik", nach allen Seiten hin frappiren, ein Werk, welches der Vernunft ihr Recht wahrt, dabei die Berechtigung der Altgläubigkeit anerkennt wie kein rationalistisches Werk und hohe Toleranz athmet: nur das Frivole will Hase ausgeschlossen wissen von Kanzel und Lehrstuhl. So war er gerade für die Häupter der Rationalisten, die ihn sonst bekämpfen zu müssen meinten, der rechte Mann; denn ihre Tage auf den Katheder, das wußten sie, waren gezählt; Hase aber trat, wenngleich in ihnen fremder Verhüllung, für ihr gutes Recht ein. „Sein System taugt den Teufel nichts," rief der Generalsuperintendent Röhr in Weimar aus, der schroffste aller Rationalisten, „aber nach Jena muß er doch!"

Aber auch die Gegenpartei machte Anstrengungen, den geistvollen Kopf für sich zu gewinnen. Tholuck, der Hase von Halle aus kennen gelernt, konnte ihm das Anerbieten machen, ihn unter günstigen Bedingungen nach Rom zu begleiten, wohin er selber sich auf ein Jahr als Gesandtschaftsprediger begab. Hase, ohne Mittel und ohne Aussichten, von Jugend auf die Sehnsucht nach Italien mit sich tragend, schwankte. Da aber erhob sich Tzschirner, der Unrath witterte, und riß ihn für immer aus jenen Umarmungen los. Er setzte durch, daß Hase in Leipzig als Privatdocent auftreten durfte; all die schamlosen Intriguen einzelner Professoren, zumal Beck's, der nicht verwinden konnte, daß der „weggewiesene Student" gegen einen ordentlichen Professor, wie Hahn, aufgetreten war, machte er zu Schanden. Schon hatte der Treffliche mit dem Tode zu ringen; das Treppensteigen ward ihm sauer; aber er ist zu sämmtlichen Senatoren die Treppen hinaufgestiegen, bis er Alle gewonnen hatte. Er starb, noch ehe Hase's Habilitationsfeierlichkeit stattfinden konnte, seinem „Schätzchen", wie er den jungen Freund gern nannte, die Anwartschaft auf die einstige Führung des Protestantismus hinterlassend. Es war eine glänzende Disputation, mit der Hase bald darauf in Leipzig sich habilitirte, und eine glänzende Zuhörerschaft, vor welcher der Verfasser der „Leipziger Disputation" seine Lehrthätigkeit von Neuem begann. Zwar die Intriguen der vornehmen und frommen Kreise währten fort; aber Studenten, jüngere Docenten und vor Allem die Leipziger Bürger hielten um so fester an ihm. Als er vergebens bei einem Kürschner etwas von dem begehrten Preise eines Pelzes abzuhandeln sucht und seinen Namen nennt, wird ihm die Antwort: „Sie sind der Herr Magister Hase? Der gegen Hahn? Von Ihnen nehme ich keinen Profit. Was mich der Pelz gekostet, dafür haben Sie ihn auch."

Mittlerweile war er, da er von der Feder leben mußte, mit eisernem Fleiße schriftstellerisch thätig gewesen. Drei Bände einer „Gnosis. Glaubenslehre für die Gebildeten"; die erste diplomatisch genaue Ausgabe der symbolischen Bücher der evangelischen Kirche, auf Zureden des ihm warm zugethanen Probstes und späteren Bischofs Neander Friedrich Wilhelm dem Dritten zugeeignet; eine kurze Zusammenstellung der altlutherischen Kirchenlehre des sechszehnten Jahrhunderts mit Hinzufügung der späteren Abweichungen unter dem Titel „Hutterus redivivus", aus der klar hervorging, wie weltenweit verschieden die moderne Orthodoxie von jener der Väter der lutherischen Kirche war; endlich ein knappes „Leben Jesu" — das Alles entstand bis 1829. Die Gestalt Christi erschien zwar in idealer Verklarung, aber doch so menschlich gezeichnet, daß allen Ernstes der Frage ein Paragraph gewidmet wird: warum der Herr nicht geheirathet habe? Und die Antwort lautet: „Weil er wahrscheinlich kein ebenbürtiges Herz fand."

An eine akademische Beförderung Hase's war unter dem Ministerium Einsiedel zunächst nicht zu denken; desto mehr wünschten ihn die Häupter des Rationalismus in Halle, Wegscheider und Gesenius, nach Kanzler Niemeyer's Tode dorthin. Der berühmte Kanzler hatte Hase wohlgewollt, war, obschon hochbetagt, zu dessen Disputation nach Leipzig gekommen, selbst die alte Frau Kanzlerin hatte sich einen Augenblick auf der Gallerie gezeigt; um so erwünschter erschien die Berufung eines Mannes von so geistesverwandter Richtung zur Professur des Verewigten. Hase wird aufgefordert, sich direct in Berlin dem Minister von Altenstein und dessen Rathe Johannes Schulze vorzustellen. Er kommt zu spat, bereits ist Ullmann von Heidelberg nach Halle berufen worden; der Minister aber fragt ihn:

„Wollen Sie nicht hierher nach Berlin?"

Die Antwort ist ein freudiges: „Wie gern!" In froher Hoffnung kehrt Hase von dieser Weihnachtsfahrt 1828 nach Leipzig zurück; auch Schleiermacher hat er kennen lernen und ist mit Auszeichnung von ihm aufgenommen worden; er hofft in Berlin schöne Tage zu erleben. Da kommt nach wenigen Wochen der Donnerschlag: der Polizeimeister von Kamptz, der Demagogenrieche, hat gegen seine Berufung ein Veto eingelegt. In Hoffnung auf dieselbe hatte er mit seinem Freunde Dr. Hermann Härtel, dem Mitbesitzer der Firma Breitkopf und Härtel, eine Reise nach Italien projectirt; nun giebt er sie auf. Allein der reiche Freund hält ihn fest; ob er ihm die Reisekosten in zehn, zwanzig, fünfzig Jahren oder am jüngsten Tage wieder erstatte, sei gleichgültig. Noch ehe die Freunde ziehen, ist Hase, der inzwischen mit einer unbesoldeten, außerordentlichen Professur der Philosophie bedacht worden, zu einer theologischen Professur in Jena durch Röhr berufen worden. Welcher Jubel! Und unmittelbar nach der Reise sollte noch ein Ruf nach Gießen kommen, sodaß die drei Universitäten, an die er beim Abschiede von Tubingen einst berufen zu werden hoffte, sich in der That früh genug gefunden haben.

So zieht er jetzt mit dem Freunde, an dessen jüngste Schwester ihn längst eine tiefe Neigung fesselt, in das Land seiner Jugendsehnsucht, nach Italien, und diese Reise wird der große Wendepunkt seines Lebens. Von Venedig und Genua bis Palermo sind sie all die herrlichen Städte des Wunderlandes durchpilgert, in Erinnerung seiner großen Vergangenheit, im Anschauen aller Denkmäler der Kunst, doch auch mit lebhaftem Genusse an Land und Leuten. Und wie einst Gibbon auf den Zinnen des Capitols, als er die ewige Stadt zu seinen Füßen liegen sah, den Gedanken faßte, der Geschichtschreiber ihres Verfalls zu werden, so begriff Hase, als er Vatican und Peterskirche und die übrigen Denkmäler des katholischen Rom sah, seine Aufgabe, einst der Kirchengeschichtschreiber des Zeitalters zu werden. Segen und Fluch, welche die katholische Kirche über die Völker gebracht, gingen ihm wie vor den Augen auf.

Ein Königreich von Ideen in sich tragend, verließ er das herrliche Land und den Freund, der dort zurückblieb, um die Schwestern zu erwarten; in Constanz traf Hase mit diesen zusammen, und Pauline Härtel sank als Braut in seine Arme. So kam er voll tiefen Glückes und froher Zuversicht über Stuttgart nach Leipzig zurück und begab sich von da nach Jena, um seine Professur anzutreten (Juni 1830).

Es gab in der That nur einen Fleck Erde in Deutschland, wo er damals, ohne sich selbst aufzugeben, unangefochten leben und wirken konnte, und das war Jena. Hier waren die Traditionen Karl August's lebendig, Goethe noch Chef der Oberaufsicht für Wissenschaft und Kunst, und Röhr leitete die Landeskirche. Die Wellen der Juli-Revolution, die in Hase's erste

Digitized by Google

Jenaer Wochen fiel, wühlten sich nach Deutschland hinüber — eine Bewegung, ungleich radicaler, als die, welcher seine Jugend gehört hatte; aber er hörte sie hier ebenso fern grollen, wie den Todeskampf der alten populären kirchlichen Freisinnigkeit in Preußen. Die Jenaer theologische Facultät war theils rationalistisch, theils supranaturalistisch — die beiden Strömungen der älteren, von Pietismus und Orthodoxie noch nicht berührten Kirchlichkeit; Alles athmete hier den Geist der Toleranz. Allerdings die Kirchengeschichte, die Hase nun zu lesen begann, hatte einen Vertreter, wie er in größerem Gegensatze zu ihm nicht gedacht werden konnte. Es war der unter der Misère der Jenaischen Verhältnisse verkümmerte grundgelehrte Professor Lobegott Lange, dem sein „deutsches Maul" so viel Schaden gethan; er redete von keinem Papste anders, als mit der Bezeichnung: „der Hallunke"; von Gregor dem Siebenten erzählte er: „Der Schurke machte selbst den Wunderthäter;" eine Würdigung der katholischen Kirche des Mittelalters, wie man sie von Hase hörte, war ihm in der Seele zuwider. Mit den übrigen Collegen aber, vor Allem mit dem ehrwürdigen Baumgarten-Crusius, der Vielen als der gelehrteste Theolog der Zeit galt, begründeten sich die freundschaftlichsten Beziehungen. Der Philosoph Jenas war der edle Jacob Friedrich Fries; auch zu ihm und gleichzeitig zu seiner Philosophie gewann Hase bald ein näheres Verhältniß. Nicht minder berührte er sich in seinen politischen und kirchlichen Anschauungen mit dem Historiker Luden, dem glänzendsten Lehrer der Universität, der in der katholischen Kirche des Mittelalters das Bollwerk gegen die Tyrannei der Fürsten und selbst in der gegenwärtigen katholischen Kirche bei dem Mangel an politischer Bedeutung und der Fürstendienerei des protestantischen Kirchenwesens ein zuweilen der politischen Freiheit nützliches oppositionelles Element erkannte, ohne darum die Kehrseite dieser Medaille zu übersehen. (Vergl. sein Lebensbild in Nr. 15 dieses Jahrgangs.)

Seit dem Jahre 1831 mit Pauline Härtel verheirathet, konnte er sich so recht seiner Unabhängigkeit freuen, welcher allmählich die wachsenden Erträge der Firma Breitkopf und Härtel zu Gute kamen. „Absonderlich frei" nennt er seine Stellung, und sicher hat er hier in Wort und Schrift nie von einer Behörde das Mindeste zu befahren gehabt. Mit nur 300 Thaler berufen, auch, als er 1836 ordentlicher Professor wurde, nur mit dem gewöhnlichen Gehalt eines damaligen Jenaischen ordentlichen Professors dotirt, hat er es bis in seine alten Tage auf eine Besoldung von nur 700 Thalern gebracht. „Man muß in Jena laufen können, wenn man Zulage haben will," sagte ein College; „Hase kann nicht laufen." Dennoch konnte er sich bald ein Wohnhaus bauen, und hier hat er seitdem gelebt. Im Erdgeschoß liegt der ausreichend große Hörsaal, dessen Wände mit den Bildern aller möglichen kirchlichen und theologischen Größen geschmückt sind. Die Bücher, die Hase in seinen Vorlesungen erwähnt, liegen auf einem Tische aus, und jeder Hörer kann davon mitnehmen, was er will; eine Notiz an den Famulus genügt.

Eine Wirksamkeit im großen Maßstabe war in Jena unmöglich; die Universität hatte durch die Demagogenverfolgungen ungeheuer gelitten; sie war Jahre lang allen Preußen verboten, und die Süddeutschen blieben gleichfalls weg. Bei der Begünstigung der Orthodoxie seitens der meisten Regierungen konnte die Jenaer theologische Facultät wenig Anziehungskraft besitzen. So waren es außer den meist sehr armen Thüringern nur Oldenburger, Braunschweiger, Hanseaten, Schweizer und Ungarn, die in Jena Theologie studirten. Wer aber hier Theologie studirte, hat Hase gehört.

Regelmäßig früh zehn Uhr, bisweilen auch noch in einer früheren Morgen- oder in einer Abendstunde füllt sich das Auditorium, bis sich etwa zehn Minuten nach dem Schlag die Hausthür schließt. Dann tritt der verehrte Lehrer ein, eine kräftige edle Gestalt, von feinster Haltung, das sinnige Auge streift die Zuhörerschaar; auf dem Katheder ist sein Vortrag melodisch und von schönstem Fluß, meist in kurzen Sätzen sich bewegend, mit einer Fülle der glücklichsten Bilder. Jeder seiner Studenten hat bei ihm Zutritt; zu seinen großen Abendgesellschaften, welche die Elite der Jenaer Gesellschaft versammeln, sind stets ihrer viele geladen. Und wie er selbst in den Ferien auf Reisen nicht nur jede größere Stadt, jede wichtigere Landschaft Deutschlands und einen guten Theil des Auslandes besucht, sondern namentlich auch alle für ihn wichtigen Männer kennen gelernt hat, so ist auch wiederum sein Haus in Jena ein Sammelpunkt geworden aller bedeutenden Menschen, welche seit fast fünfzig Jahren die thüringische Musenstadt besucht haben. Jetzt repräsentirt Hase gleichzeitig in lebendiger, wenn auch nicht ganz unmittelbarer Ueberlieferung Fremden gegenüber, die großen Tage von Weimar-Jena. Als er kam, waren die letzten Repräsentanten derselben noch am Leben. Er ist unter Goethe's Ministerium berufen worden und hat an dessen Sarge gestanden; Knebel und Frau hat er noch oft erzählen hören, und zur Schwagerin Schiller's, Frau von Wolzogen, kam er in so freundschaftliche Beziehungen, daß ihm die Herausgabe ihres Nachlasses übertragen wurde.

Nicht mehr in der Lage, um „Geld und Gut" schreiben zu müssen, obendrein als Mitbesitzer einer Buchhandlung fortan sein eigener Verleger, konnte Hase nun auch mit voller Muße an sein eigentliches Lebenswerk gehen, an seine „Kirchengeschichte". Sie erschien 1834 und wurde sofort mit dem lautesten Beifall begrüßt, der sich in immer neuen Auflagen kundgab. Ihm schwebte vor, wenn auch in der spröden Form eines Compendiums, doch in großem historischem Stil eine Kirchengeschichte zu schreiben, die den mustergültigen Darstellungen weltlicher Geschichte ebenbürtig sei. Aus der Fülle der Erscheinungen jedes Zeitalters sollten, unmittelbar aus den Quellen geschöpft, die charakteristischsten, individuellsten Züge mitgetheilt werden, sodaß die Vergangenheit dem Leser zur unmittelbaren Gegenwart werde. Dies ist auch meisterlich gelungen. Es hat sicher vor und vielleicht neben Hase gelehrtere Kirchenhistoriker gegeben, aber keinen, der einen so äußerst reichen Inhalt so künstlerisch zu gruppiren, der kernig und schlagend mit wenigen Worten so viel zu sagen verstanden hatte. Dazu kam, daß Hase die Kirchengeschichte bis zum Erscheinungsjahre des Werkes darstellte und in jeder neuen Auflage weiterführte, sodaß es für die neueste Zeit, bei des Verfassers eingehender Kenntniß aller Personen und Verhältnisse, geradezu zur Quelle wird.

Aus den verschiedensten theologischen Lagern her wurden diese Vorzüge des Werkes anerkannt. Der katholische Theolog Hefele (der jetzige Bischof von Rottenburg) verglich es in einer geistvollen Recension einem Meisterwerke der Florentinischen Materschule, zu welchem sich ein katholisches Kirchengeschichtswerk wie ein Gemälde der römischen Schule verhalte. Der große Urkundenforscher Böhmer fand hier erreicht, was er in den Werken über deutsche Geschichte vergebens gesucht. Hegelianer — unter ihnen Baur — und Schüler von Neander fanden bei manchem Tadel der Auffassung doch das Epochemachende des Buches sofort heraus. Im niederländischen Lager ward es von Herzog Bernhard und Friedrich von Gagern gelesen, in Dänemark und Schweden, später auch anderwärts übersetzt; es bürgerte sich ein in Palästen und Pfarrhäusern. Unzufrieden war im Grunde nur Einer, und gerade derjenige Mann, welcher Hase berufen hatte — Röhr.

(Schluß folgt.)

Wien auf dem Lande.

Von **Baldwin Groller**. Mit Illustrationen von **J. J. Kirchner**.

I.

Wien ist im Hochsommer nicht zu Hause; es ist ausgegangen, ausgeflogen, ausgezogen, man könnte fast meinen ausgestorben. Und doch ist Wien wahrlich eine Stadt, in welcher es sich auch im Sommer sehr wohl existiren läßt, eine Stadt, die auch in sanitärer Beziehung vor vielen Großstädten so Manches voraus hat.

Durch eine großartig angelegte Wasserleitung bezieht sie ein klares, gesundes, erfrischendes Trinkwasser direct von den nur wenige Meilen entfernten Hochgebirgsquellen; Reservoirs für frische, stärkende, würzige Luft hat sie gleich vor der Thür an dem unvergleichlichen Prater, und im Hause selbst, um im Bilde zu bleiben, an dem Stadtpark, diesem köstlichen, funkelnden Smaragd an dem „Ringe" Wiens; ferner an den weitläufigen Gartenanlagen längs der Ufer des Donaucanals und der Wien, an dem schattigen, düsterreichen Schwarzenberg-Garten, dem Belvedere-

Digitized by Google

und dem vornehmen Volksgarten, dem Rathhauspark mit seinen stark besuchten Kinderspielplätzen, dem majestätischen Augarten, endlich an dem Liechtenstein- und dem Schönbornpark. Auch die Plätze vor der Votivkirche, dem akademischen Gymnasium mit dem jüngst enthüllten Beethoven-Denkmal und dem Polytechnicum, endlich der Rudolphs-Platz — sie alle präsentiren sich als freundliche und einladende Gartenanlagen. Dazu ist die Stadtvertretung unablässig bemüht, Raum zu schaffen für neue Gärten im Innern der Stadt. Zwei ehedem kahle Plätze, der Börsen- und der Schlickplatz, sind allein in diesem Jahre mit dem jungen Lenze zu einer neuen schönen Blüthenexistenz erwacht — und trotz alledem und alledem ist es nach der Meinung des Wieners nicht möglich, den Sommer in Wien zu verbringen. So schafft sich der Reichthum seine Bedürfnisse. Ja, der Reichthum! Aber nicht der allein; denn in der That: all diese Gartenjuwele und die ganze imposante und freundliche Ringstraße, die auch nur eine prächtige Doppelallee ist — sie wollen nur wenig bedeuten im Vergleiche zu der wahrhaft einzig schönen Umgebung Wiens.

Hätt' man's nicht, so thät' man's nicht; und: läge Einem diese Umgebung in all ihrer berauschenden Schönheit nicht so dicht vor der Nase, man mußte dann eben auch ohne sie existiren können. So aber geht es absolut nicht; man kann unmöglich den Sommer über in Wien bleiben — und damit Basta!

Wenn im jungen Jahr der Schnee schmilzt und die ersten Grashalme neugierig die Spitzen hervorstrecken, dann beginnt die große Suche nach den Sommerwohnungen, und die Suche dauert fort bis tief in den Sommer hinein, bis Mitte Juli, wo die Schulferien beginnen. Viele Familien sind genothigt, so lange in der Stadt zu verbleiben, weil die Schulbehörden für die Kinder keinen Dispens vom Schulbesuch ertheilen, es müßte denn sein, daß ein ärztliches Zeugniß producirt würde, welches die unumgängliche Nothwendigkeit der Luftveränderung für den Petenten bestatigt. Solche Zeugnisse sind wohl erfahrungsmäßig nicht allzu schwer zu erlangen; allein es verdient doch constatirt zu werden, daß die meisten Eltern einerseits es ehrlich wünschen, daß ihre Kinder etwas lernen, und andererseits schon aus pädagogischen Gründen Bedenken tragen, „falsches Zeugniß" zu geben. Andere Eltern wieder schicken ihre Kinder mit dem Fiaker vom Lande herein in die Schule und lassen sie auf dieselbe Art abholen. Das ist nun freilich ein sehr kostspieliges Auskunftsmittel und daher auch nicht eben häufig. Häufiger dagegen ist es, daß die jungen Staatsbürger Eisenbahn, Omnibus und Tramway benützen, um zur Schule zu gelangen, und es ist nicht uninteressant, zu beobachten, mit welcher Sicherheit und Selbstständigkeit die bildungsbeflissene Jugend sich auf diesen kurzen Reisen bewegt, auf welchen sie hinreichend Gelegenheit hätte, die schönsten Confusionen anzurichten. Sie brauchte zu diesem Zwecke unter den zahllosen Wagen nur den unrichtigen zu besteigen.

Wiens Umgebung ist herrlich, das ist unbestritten, aber es ist auch nicht zu bestreiten, daß das Landleben für einen geplagten Wiener Familienvater seine zahlreichen und sehr bedenklichen Schattenseiten hat. Zunächst kommt der Kostenpunkt in Betracht; oft beträgt der Miethzins für die Landwohnung nicht weniger, als der für die Stadtwohnung; der Preis der ersteren ist natürlich sehr verschieden und hängt von der Größe, Ausstattung, Lage und nicht zum wenigsten von der Beschaffenheit des zu ihr gehörigen Gartens ab. Hat das Sprüchwort: „Zweimal ausziehen ist soviel wie einmal abbrennen", Recht, dann brennt ein großer Theil der Wiener Familien jährlich einmal ab. Denn der Auszug auf's Land und die Rückkehr ist ein doppeltes Ausziehen unter erschwerenden Umständen. Wechselt man innerhalb der Stadt die Wohnung, so weiß man, daß der Möbelwagen über ein großstädtisch gepflegtes Pflaster zu fahren hat und daß er selbst im ungünstigsten Falle doch kaum mehr als eine Stunde unterwegs sein wird. Anders ist es aber, wenn er über Land geht. Da kann er, den Launen der Witterung ausgesetzt, auch einen halben Tag und noch mehr auf der Reise sein, ehe die mit ihrer heiklen Last naturgemäß nur bedächtig Schritt für Schritt dahintrollenden Pferde am Ziele anlangen. Und wenn sie dann angekommen sind, geht das große Jammern an; der sorgsamen Hausfrau blutet das Herz, und dem Manne regt sich die Galle. Vom schönen Salontisch oder dem werthgehaltenen Wäschkasten, dem Stolz der Hausfrau, ist die Politur weggewetzt; an dem Divan ist gerade in der Mitte das Tuch durchgerieben, und vom Kinderbett ist ein Fuß abgeschlagen. Das pflegt die Regel zu sein, gewissermaßen der feste Punkt, an welchen sich die übrigen kleineren und abwechselungsreicheren „Malheure" Krystallen gleich ansetzen. Daß unter Gypsfiguren und Blumenstöcken Verheerungen angerichtet werden, das ist am Ende noch natürlich; daß aber unter den vorsichtshalber zwischen die Wäsche gepackten Glassachen es immer just die Oelflasche sein muß, die zerschlagen wird, das ist doch schon etwas wunderbarer. Und die volle Oelflasche muß mit; wer anderer Ansicht ist, mag's nur einer sparsamen Hausfrau sagen, wenn er die Courage hat. Auf dem Lande ist Alles theuer, es muß also von Allem ein großer Vorrath mitgenommen werden, und selbst wenn das nicht gethan wird — man kann doch die Reste der Vorräthe nicht in der leeren Stadtwohnung zurücklassen!

War der Wagen nicht gut gedeckt, so geschieht es wohl, daß die Strohsäcke, Matratzen und Polster vom Regen gründlich durchnäßt ankommen, was dann immer höchst erbarmungswürdig anzuschauen ist. Vielgestaltig, wie der Tod, ist auch das tückische Unglück, das bei jeder Straßenbiegung auf die Siebensachen eines armen in die Sommerfrische hinausziehenden Wieners lauert; doch da nützt keine Klage — es muß ja sein, und Jahr für Jahr zieht ja doch ganz Wien wieder hinaus.

Endlich verstummt der Jammer; der Aerger setzt sich; man richtet sich ein. Der Flieder duftet zu den Fenstern herein, die Luft ist so gut und so frisch, der Wald und die Berge grüßen vertraut herüber, das Grün ist so saftig — dafür kann man schon Manches in den Kauf nehmen; nur ist das manchmal recht, recht viel. Mit der Einrichtung beginnen auch die Mißhelligkeiten: man beginnt Dinge zu bemerken, auf welche man bei der Aufnahme der Wohnung nicht gerechnet hatte. Im Hause nebenan wohnt ein Schlosser, ein Klempner oder ein Faßbinder, und es wird den ganzen Tag gehämmert, daß Einem, wenn schon nicht Hören und Sehen, so doch gewiß das Hören vergeht. Noch ist Mama mit dem Auspacken beschaftigt, und schon kommt ein Kind schreiend hereingelaufen, weil es von den Kindern des bäuerlichen Gutsherrn durchgeprügelt worden ist. Merkwürdig: von diesen Kindern war auch nichts wahrzunehmen, als die Wohnung aufgenommen wurde. Freilich giebt es auch vornehme Hausherren, Villenbesitzer, die ihren Miethsparteien, wenn es gerade Differenzen giebt, nicht mit bäuerlicher Grobheit entgegenkommen; dafür nehmen hier die Differenzen numerisch zu. Diese Herren halten etwas auf ihre Gärten; sie dulden nicht, daß die Kinder der Parteien sich auf den Rasenplätzen tummeln; sie legen der Hausfrau Hindernisse in den Weg, wenn sie das Fest der großen Wäsche zu Hause feiern will, und sie erlauben unter keiner Bedingung, daß die herrliche Natur profanirt werde, indem man Wäsche im Garten zum Trocknen aufhangt.

Zu diesen Annehmlichkeiten kommen vielerlei andere. „Unsere biederen Landleute" beweisen ihren Ruf auch in der Umgebung Wiens. Gemüse und alles Grünzeug, das sie berufsgemäß in die Stadt hinein auf den Markt führen, verkaufen sie ihren Sommerparteien entweder gar nicht, oder zu weit höheren Preisen, als sie in der Stadt dafür verlangen; so kommt es, daß alle an Ort und Stelle producirten Victualien theurer sind, als in der Stadt. Das ist absurd, aber es ist so, und man kann sich demgemäß das Lamento der malträtirten Wiener Hausfrauen denken. Aber auch alle Händler und Kaufleute, der Greisler, wie der Milchmann und der Fleischer, sie haben doppelte Tarife, einen billigen für die Eingeborenen und einen besonderen und besonders theueren für die Eingewanderten. Diese müssen es büßen, daß sie nicht auch im Winter da wohnen, indem sie dafür diese beträchtliche ausgleichende Steuer bezahlen.

Man wohnt im Allgemeinen in unbequemen, schlechteren, ja oft auch ungesünderen Wohnungen, als in der Stadt. Der Comfort, die Behaglichkeit, die Wohnlichkeit, die man zu Hause hat, ist auf dem Lande, wo man sich doch nur gleichsam ein Nomadenzelt aufschlagt, nicht zu erreichen. Die Zimmer sind weniger hoch und weniger luftig, als in den Stadthäusern, und dazu sehr häufig feucht, sodaß die Sommerfrische bei schlechtem Wetter, welches auf dem Lande doch noch etwas ganz Anderes bedeuten will, als in der Stadt, geradezu zu einer Poenitenz werden kann. Man ißt schlechter, man trinkt schlechter, man wohnt schlechter, man ist tausend Unannehmlichkeiten ausgesetzt — und man zieht doch auf's Land.

Digitized by Google

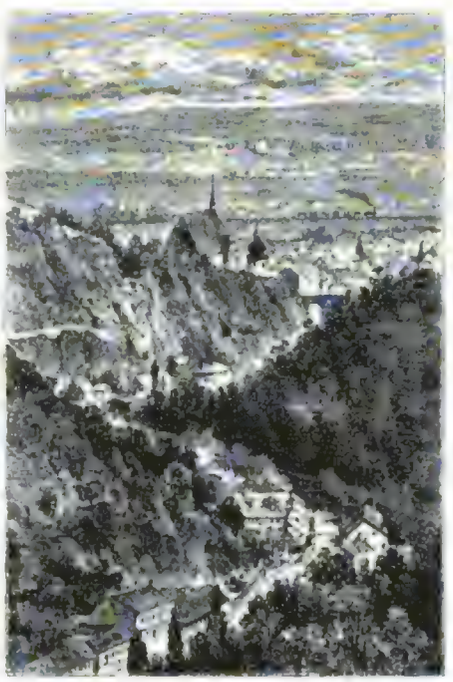
Ein Familienvater übernimmt mit der Villeggiatur ein wahres Martyrium; er selbst hat von der Sommerfrische nur Plagen

Hütteldorf.

Purkersdorf.

und Kosten. In aller Gottesfrühe muß er aufstehen, um bei Zeiten in sein Amt, sein Bureau, sein Geschäft, sein Atelier, seine Werkstatt zu gelangen; den Tag über ist er in seinem Berufe thätig, um Abends wieder heimzureisen. Zu den bereits erwähnten Auslagen kommt für ihn speciell noch die Bestreitung der anstrengenden täglich zweimaligen Fahrt, und dann die besondere Auslage für seine Verköstigung in der Stadt. Aber er trägt gern all die Lasten, im Vollbewußtsein seines Martyriums, weil — trotz alledem und alledem die Landluft ein Segen für Weib und Kind ist.

Wo also ist Wien zu finden, wenn es im Sommer ausgeflogen ist? Ja, wo? Das ist leicht gefragt, und auch leicht beantwortet, wenn man sich mit der Antwort: In der Umgebung Wiens, begnügt. Die Zahl der bekanntesten und populärsten Ortschaften in der Umgebung Wiens, die mit Vorliebe von dem Wiener zu Sommerfrischen gewählt werden, beträgt wohl an hundert, allein man greift schwerlich zu hoch, wenn man noch weitere hundert Ortschaften annimmt, die ebenfalls den Wienern Sommerasyle bieten, die jedoch, weil sie etwas abseits von der großen Verkehrsstraße liegen, weniger bekannt und weniger frequentirt sind, als die hundert ersterwähnten Ansiedelungen. Es giebt reizend gelegene Dörfchen kaum eine Stunde von Wien entfernt, die höchstens fünf bis zehn Sommerparteien beherbergen. — Meister J. J. Kirchner, einer der geschicktesten, jedenfalls der fruchtbarste unter den deutschen Landschaftszeichnern — hat er doch trotz seiner großen Jugend schon vor mehreren Jahren das Fest seines tausendsten Holzstockes gefeiert — hat sich nun kürzlich, mit seinem Skizzenbüchlein bewehrt, aufgemacht, um eine Reihe der beliebtesten Sommerfrischen der Wiener für die „Gartenlaube" aufzunehmen. Uns sei es gestattet, zu diesen Bildern kurze Commentare zu liefern.



Mödling-Klause.

Wir beginnen mit Hütteldorf. Hütteldorf gilt, und mit Recht, für einen der fashionablesten Sommersitze. Es hat eine prächtige Lage und ist gerade eine Meile von Wien entfernt, daher mit der Westbahn, auf welcher es von Wien aus die zweite Station ist, in kaum einer Viertelstunde zu erreichen. Stündlich kommt und geht ein Localzug, und Omnibusse, die allerdings eine gute Stunde brauchen, um die Meile zurückzulegen, verkehren in Zwischenräumen von je einer halben Stunde. Hütteldorf hat, wie fast alle Sommerfrischen, ein gutes Kaltbad, zu welchem das Wienflüßchen das Wasser liefert; es weist eine Fülle von reizvollen Gärten und zierlichen Villen auf; es bildet ein Centrum, von welchem aus in aller Bequemlichkeit die schönsten und lohnendsten Ausflüge gemacht werden können, und es hat — last not least — ein weit berühmtes Brauhaus, wo gar köstlicher Stoff geschänkt wird. An schönen Sonntagnachmittagen pilgern denn auch immer Tausende von Wienern hierher, um sich an der herrlichen Gottesgabe, die hier frisch vom Zapfen läuft, zu erlaben; wenn dann spät Abends die letzten Züge heimwärts gehen, pflegt es ein gewaltiges Gedränge zu geben, und es wird bei dieser Gelegenheit so mancher schwere Haarbeutel verfrachtet, ohne daß dafür eine Ueberfracht bezahlt würde. Die höchstgelegene Villa auf der Abbildung, mit dem schlanken Thürmchen, das weit hineinlugt in das Land, ist die sogenannte „Villa Dietz". Ihr Erbauer, der

Baden.

Kalksburg.

wackere Zimmermeister Dietz, der im Jahre 1873 die Zimmerarbeiten für die Wiener Weltausstellung besorgt hatte, ist schon seit mehreren Jahren todt. In seinem Testamente hatte er in wahrhaft fürstlicher Weise eine Reihe von Wohlthätigkeits-Instituten bedacht; das Findelkinderasyl hat er durch sein Legat geradezu vor dem Untergange gerettet. Darum sei denn auch in Ehren seiner Erwähnung gethan.

Fahren wir von Hütteldorf eine Station weiter, so sind wir in Weidlingau. „In Weidlingau, da ist der Himmel blau", singt der Barde des Wiener Orpheums, und ganz Wien singt es mit ihm. Dann noch eine Station weiter, und wir sind in Purkersdorf. Um mit der Eisenbahn hierhin zu gelangen, dazu bedarf es schon einer halben Stunde. Dafür gehört Purkersdorf zu den schönsten Ortschaften des Wienthales; es steckt tiefer in den Bergen des Wienerwaldes, als Hütteldorf, und liegt daher auch malerischer. In historischer Beziehung wäre zu bemerken, daß der freundliche Ort vor zweihundert Jahren viel von den Türken zu leiden hatte, die im Jahre der Belagerung Wiens hier die Kirche zerstörten und auch sonst wie Vandalen hausten.

Noch stärker als die Westbahnstrecke wird die Südbahnstrecke von den Wienern während des Sommers frequentirt. Es sind wahrhaft kolossale Menschenmassen, welche die Südbahn täglich mit erstaunlicher Präcision befördert. Da geht es, die kleineren Stationen nicht mitgerechnet, nach Liesing, mit einer ebenfalls beliebten, sehr exportfähigen Bierbrauerei, nach Mödling, Baden, Vöslau ꝛc. Mödling ist die jüngste Stadt des Reiches; daß es Stadt geworden, hat es zu nicht geringem Theile der Energie seines schneidigen Bürgermeisters Schöffel zu verdanken. Mit Mödling verbunden ist die kleine, aber überaus malerische Ansiedelung „Klause", die eine wahrhaft romantische Verbindung mit dem womöglich noch romantischeren Brühl (Vorder- und Hinterbrühl) bildet. Die Fürsten Liechtenstein, die hier ausgedehnte Besitzungen haben, waren von jeher darauf bedacht, durch eine wahrhaft großartige Munificenz die romantische Natur dem Publicum möglichst bequem zugänglich zu machen. Sie haben Wege gebaut und die bewaldeten Berge zu großen Parkanlagen mit wunderbaren Spaziergängen eingerichtet. Das Bildchen Kirchner's giebt, so klein es ist, doch recht wohl einen Begriff von den hier zusammengedrängten Naturwundern.

Einen der hervorragendsten Plätze unter den Sommerfrischen der Wiener, wenn nicht den hervorragendsten, nimmt die Stadt Baden ein, die von Wien aus mit der Eisenbahn in einer Stunde zu erreichen ist. Die Anzahl der Sommergäste hier ist mit zehntausend nicht zu hoch angegeben. Diese Beliebtheit verdankt Baden seinen warmen, schwefelhaltigen und sehr heilkräftigen Quellen, deren Existenz nachweisbar schon den Römern bekannt war. Der Ort wurde bereits vor vierhundert Jahren zu einer Stadt erhoben, ist in stetigem Aufblühen begriffen, hat eine wohlhabende Bürgerschaft und erfreut sich als Bad einer internationalen Beachtung. Im Sommer wird es, trotz der nicht unbeträchtlichen Entfernung von der Hauptstadt, fast als eine Vorstadt von Wien betrachtet, an das es die verschiedenartigsten Interessen und nahen Beziehungen knüpfen. Eine eingehende Schilderung Badens, das in historischer, culturgeschichtlicher, balneologischer und landwirthschaftlicher Hinsicht so viel des Interessanten aufweist, liegt nicht in der Tendenz dieses Aufsatzes, der ja nur ungefähr andeuten soll, wo Wien sich im Sommer eigentlich befindet — zum Theil also, und nicht zum schlechtesten, in Baden.

Das letzte Bild auf unserem heutigen Tableau zeigt den Lesern Kalksburg, das zu dem ferneren Umkreise der Gegenden des Wienerwaldes gehört und das, obschon es nicht direct an der Eisenbahn liegt, doch von der Stadt aus in einer Stunde erreicht werden kann. Kalksburg ist ein uralter Ort und hat schon, wie ich im guten Glauben einem „verläßlichen Führer" nacherzähle, im zwölften Jahrhundert seine Rolle gespielt. Gegenwärtig wird das finstere Mittelalter nur durch eine bekannte Jesuitenschule repräsentirt, die hier von den im Jahre 1855 eingewanderten Jesuiten errichtet worden ist und die sich insbesondere in den klerikalen Kreisen einer sehr lebhaften Beachtung und Unterstützung zu erfreuen hat.

Balduin Groller.

Fortschritte der Neuzeit in der Bienenzucht.

Ein volkswirthschaftliches Capitel.*

Wenn Gärten, Felder, Wiesen und Wälder in vollstem Blüthenschmuck prangen und das Auge des sinnigen Beschauers mit Wohlgefallen auf dieser Herrlichkeit ruht, so denkt er wohl nur in seltenen Fällen daran, daß diese Millionen lieblicher Blüthen sehr werthvolle Schätze bergen, Schätze, die, wenn gehoben, ganz respectable Summen repräsentiren, die gleichsam so nebenbei am Wege liegen, weil Niemand das geringste Eigenthumsrecht daran geltend macht, und die von Jedermann, wer nur Lust und Befähigung dazu hat, eingeheimst werden können. Eine Erinnerung an dieselben dürfte dankenswerth für Viele sein, welche unter dem Drucke der schlechten wirthschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit sich gern durch eine Nebenbeschäftigung den harten Kampf um's Dasein erleichtern möchten.

Die reichen Schätze, welche wir im Auge haben, sind die oft winzig kleinen Nektartröpfchen, die sich meistens tief versteckt in den Blüthenkelchen finden und welche allein durch die kleine fleißige Biene zusammengetragen und von ihr alljährlich zu vielen tausend Pfunden Honig und Wachs verarbeitet werden.

Schon im grauen Alterthume kannte und schätzte man diese köstlichen Producte der Bienenzucht, und gar bald hatte man es herausgefunden, daß es bequemer und vortheilhafter war, wenn man, anstatt mit vieler Mühe und Gefahr Honig und Wachs aus den Felsenspalten und hohlen Bäumen zu holen, die Bienen in geeignete Wohnungen brachte und auf ihre Behandlung die gehörige Sorgfalt verwendete. Bei der verhältnißmäßig geringen Mühe, welche die Wartung und Pflege der Bienen beansprucht, und bei der großen Einträglichkeit derselben war es kein Wunder, daß sich die Bienenzucht schon in früher Zeit eines hohen Aufschwunges erfreute.

Die alten Römer lösten aus ihrer von Sclaven geleiteten Bienenwirthschaft im Verhältniß höhere Erträge, als aus allen anderen Unternehmungen auf landwirthschaftlichem Gebiete; nicht minder unsere alten deutschen Vorfahren, bei denen Honig und Wachswaaren von jeher sehr geschätzte und gesuchte Artikel gewesen sind. Seit dem Dreißigjährigen Kriege gerieth jedoch in Deutschland die Bienenzucht für lange Zeit in Verfall. Besonders nachtheilig wirkten die sich immer mehr verändernden Bodencultur-verhältnisse. Viele Waldstrecken fielen unter den Schlägen der Axt: die Wälder wurden besser durchforstet; Anger und Wiesen, bisher vielfach nur zur Weide benutzt, wurden in Aecker verwandelt, diese wieder sorgfältig von honigenden Unkräutern reingehalten und mehr mit Hackfrüchten bestellt ꝛc. Das alles schmälerte die Bienenweide, und wenn auch mit der Zeit dieser Ausfall durch den Anbau sehr gut honigender Pflanzen, wie Raps, Esparsette ꝛc., überreichlich ersetzt wurde, so erwies sich doch die Ausnutzung der Weide in althergebrachter Betriebsweise als unzulänglich, um einträglich genug zu erscheinen. Indeß wie der Menschengeist immer und überall mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen und da neue Bahnen aufzusuchen weiß, wo die alten ausgetreten worden sind, so geschah es auch bei der Bienenwirthschaft.

Den ersten und wichtigsten Schritt vorwärts, der die Grundlage aller weiteren Fortschritte auf dem Gebiete der Bienenwirthschaft bildete, that der katholische Pfarrer Dr. Dzierzon. Er kam auf den sehr glücklichen Gedanken, die Bienen ihren Bau derart einrichten zu lassen, daß man ohne irgend welche Nachtheile für sie den Wachsbau in gesonderten Tafeln (Waben) dem Bienenstocke beliebig entnehmen und wieder einfügen konnte.

Diese Beweglichkeit des Bienenbaues — der Wachswaben — ermöglichte es, ohne viel Umstände den Ueberschuß recht starker Stöcke an Bienen sowie junger Brut schwächern Stöcken zuzutheilen, wodurch diese schnell zur größtmöglichen Ausnutzung der Honigquellen fähig werden. Ebenso war es jetzt eine Kleinigkeit,

* Vergl. die früheren Artikel über den Gegenstand in „Gartenlaube" Jahrg. 1855, S. 78; 1857, S. 440. 458; 1861, S. 638; 1866, S. 382; 1868, S. 596. D. Red.

Digitized by Google

die Königin eines Stockes herauszufangen und durch eine andere, bessere zu ersetzen, die Vermehrung durch künstliche Schwärme je nach Bedürfniß zu beschaffen, kurz, jeden Augenblick bald helfend und fördernd, bald hindernd, je nachdem es die Interessen des Züchters bedingten, in den Bienenstaat einzugreifen. Durch die Beweglichkeit der Waben allein gelang es vollkommen, das Leben der Bienen, deren Stock bisher dem Züchter ein Buch mit sieben Siegeln gewesen war, genau zu beobachten, die Eigenheiten des wundervollen Gemeinwesens zu erforschen und eine Theorie als Grundlage eines neuen zeitgemäßen Betriebes aufzustellen, der dem Menschen die vollkommenste Herrschaft über die Bienen sichert.

Die Beweglichkeit der Wabe hat auch zur Construction neuer Bienenwohnungen, die dem Bienenwesen angemessen und für den Bienenzüchter vortheilhaft sind, geführt. Zu den anerkannt besten gehören jetzt der Dzierzon'sche Zwillingsstock, die Berlepsch'beute, der Dathestock und der aus Stroh gefertigte und deshalb billigere Gravenhorst'sche Bogenstülper.

Wie nun eine wichtige Erfindung meistens die Mutter einer zweiten, ja oft vieler anderer wird, so auch hier. Die bewegliche Bienenwabe führte gar bald zu der höchst wichtigen Erfindung der sogenannten Honigschleuder, einer Maschine, die durch Centrifugalkraft den Honig aus den Zellen wirft.

Zwar gestattete die an ein Stäbchen oder in ein Rähmchen gebaute Wabe ihre Herausnahme zu beliebiger Zeit, sodaß der Ueberschuß an Honig seit Dzierzon bequem zu gewinnen war; allein man mußte doch, wollte man den Honig von dem Wachse trennen, fortdauernd den Wachsbau zerstören, während es ohne Zweifel viel vortheilhafter sein mußte, wenn man die Honigwaben ohne Zerstörung oder Beschadigung vom Honig entleeren und alsdann den Stöcken wieder zurückgeben konnte. Man weiß nämlich, daß die Bienen aus ungefähr zehn Pfund Honig erst ein Pfund Wachs zu bereiten vermögen, ungerechnet daß der Neubau des Werkes auch Zeit in Anspruch nimmt, die für das Honigsammeln verloren geht. Das Problem nun, die vollen Honigwaben unbeschädigt vom Honige entleeren zu können, wurde vom Major von Hruschka durch die Erfindung der Honigschleuder vollständig gelöst. Der nach der Aufdeckung der Honigzellen ausgeschleuderte Honig wird in einem untergesetzten Gefäße aufgefangen, worauf die vollständig entleerten Tafeln den Stöcken zum abermaligen Volltragen wieder eingeschoben werden. Dabei trat die so erfreuliche Erscheinung zu Tage, daß, je mehr man Honig entnahm, desto mehr die Bienen bestrebt waren, den Abgang an Honig durch regeren Fleiß wieder zu decken. In ausgezeichneten Jahren kann man von einem einzigen Stocke oft über hundert Pfund ausschleudern, ohne ihn dadurch bei Schmalhans in die Kost zu schicken. So etwas war bei altem Betriebe gar nicht möglich. Und was für köstlicher Honig ist dieser sogenannte Schleuderhonig gegen das Product, welches man nach Altväter-Weise gewinnt und welches, aus den zerquetschten und erwärmten Wachswaben herausgepreßt, seine Farbe und sein Arom verliert! Dabei ist zudem gar nicht zu vermeiden, daß sich beim Pressen viel Blumenstaub, den die Bienen oft in großer Menge als stickstoffhaltige Zukost zwischendurch in den Zellen aufstapeln, sowie Wachstheilchen mit durchpressen und sich dem Honige beimischen. Dergleichen gemischter Honig verursacht hin und wider bei einzelnen Menschen nach dem Genusse Magenbeschwerden, wohingegen der geschleuderte ohne Unterschied höchst wohlthätig auf den menschlichen Organismus einwirkt. Indeß die Gewinnung des reinsten Honigs nebst den andern erwähnten Vortheilen ist es nicht allein, was die Honigschleuder so werthvoll für den Imker macht: sie setzt ihn sogar in den Stand, den Honig nach der Blüthe, aus der er stammt, zu sortiren. Blüht die Linde, die Akazie ꝛc., so giebt er seinen Stöcken entleerte Wachstafeln zum Volltragen aus der Blüthe, die gerade Honig spendet. Schleudert er dann, bevor wieder eine andere Blüthe von den Bienen beflogen wird, so kann er sagen: das ist reiner Linden-, das Akazienhonig ꝛc. Der Schleuderhonig behält sogar für die erste Zeit nach dem Schleudern noch das Arom der Blüthe, aus der er stammt. Die Gewinnung bestimmter verschiedener Honigsorten hat aber wieder ihren großen Werth. Da der Honig in Bezug auf Farbe, Geschmack, Arom und sonstige Eigenschaften sehr verschieden ist, so wird zum Genusse oder zu gewerblichen Zwecken bald diese, bald jene Honigsorte vorgezogen und demnach auch besser bezahlt.

Eine weitere bedeutsame Errungenschaft war die Erfindung der Kunstwaben von Mehring, das heißt künstlicher Bienenwachstafeln, die, vermittelst der Maschine gepreßt, die Zwischenwand der Waben nebst Zellenanfängen auf beiden Seiten darstellen. Die Bienen haben nur die Zellenanfänge fertig zu bauen, brauchen somit weniger Wachs zu schaffen und können viel mehr Honig tragen; zugleich — was gleichfalls wesentlich mit in's Gewicht fällt — verhindert man auf diese Weise den überflüssigen Drohnenbau, den die Bienen zu Zeiten gar zu gern ausführen.

Neben diesen hochwichtigen Erfindungen, die den Betrieb der Bienenwirthschaft ganz umgestalteten, ist auch die Entdeckung eines Heilverfahrens hervorzuheben, nach welchem die bisher für unheilbar gehaltene pestartige, oft plötzlich auftauchende Krankheit der Bienenvölker, die sogenannte Faulbrut, curirt wird. Viele Tausende von Stöcken hat diese bitterböse Krankheit jährlich allein in Deutschland ruinirt, und schon seit undenklichen Zeiten hatte man sich vergebens um ein sicheres Heilmittel bemüht. Da war es eben die „Gartenlaube", welche die Bienenzüchter auf die rechte Fährte brachte. In Folge eines Artikels derselben über die antiseptischen Wirkungen der Salicylsäure stellte der Gutsbesitzer Hilbert umfassende Versuche mit dieser Säure bei seinen an der Faulbrut erkrankten Bienenvölkern an und war so glücklich, ein sicheres Vorbeugungsmittel wie Heilverfahren ausfindig zu machen. Das war wieder ein bedeutender Schritt vorwärts, dem ein anderer gleichfalls wichtiger an die Seite zu stellen ist.

Schon früher hatte Hilbert ein rationelles Verfahren bekannt gemacht, die Bienen mit Ei und Milch zu füttern. Diese Fütterung, die jedoch mit großer Vorsicht und gehöriger Sachkenntniß ausgeführt werden muß, bezweckt, durch die Darreichung stickstoffhaltiger Nahrung den Bienen die Stoffe, die zum Aufbau des Bienenkörpers ꝛc. nöthig sind, zu liefern und den Brutansatz zu fördern. In letzter Zeit hat auch zu gleichem Zwecke der Pfarrer Weygandt eine Fütterung mit Mehl im Stocke, was bis dahin nie hatte gelingen wollen, ausfindig gemacht. Beide Fütterungsarten sind insofern von großer Bedeutung, als sie die Züchter in den Stand setzen, zur Zeit der Honigernte recht viele Arbeiter in den Stöcken zu haben.

Bei der Darlegung der großartigen Fortschritte in der Bienenzucht darf es hier nun auch wohl nicht unerwähnt bleiben, daß die Blutauffrischungen mit heimischen und die Kreuzung mit verschiedenen ausländischen Bienen, wie der italienischen und cyprischen ꝛc., gleichfalls nicht ohne Vortheil für die Bienenzucht gewesen sind. So wurde die Leistungsfähigkeit der heimischen Bienen erhöht, und die Züchtung der italienischen Rasse hat nicht unwesentlich zur Lösung wichtiger theoretischer Fragen beigetragen. Allein es läßt sich auch nicht leugnen, daß bisher mehr als nöthig Geld für fremde Bienen in's Ausland gesandt worden ist, welches ohne Zweifel, besonders bei Anfängern, in heimischen Bienen besser angelegt worden wäre. Wir haben in Deutschland selbst genug gutes Zuchtmaterial, wenn es gilt, was ja die Hauptsache ist, auf Leistungsfähigkeit zu züchten. So ist z. B. die Haidbiene, die sich in den hannoverschen Haidegegenden bis Braunschweig und wohl etwas darüber hinaus vorfindet, unzweifelhaft eine durch besondere sorgfältige Züchtung entstandene Culturrasse. Nicht minder gut ist die allgemeine deutsche Biene in den Gegenden, in welchen eine zu starke Inzucht nicht getrieben wird. Die Kreuzung beider hat stets einen vorzüglichen Mittelschlag gegeben.

Nach den obigen Darlegungen wird Jeder, auch wer sonst nichts von der Bienenzucht versteht, leicht herausfinden, wie sehr die in den letzten Decennien gemachten Fortschritte die Einträglichkeit und Annehmlichkeit der Bienenzucht befördert haben müssen. Freilich ist es jetzt mehr als früher nöthig, sich die gehörigen Vorkenntnisse durch ein anerkannt gutes Lehrbuch der Bienenzucht zu verschaffen, ohne daß man dabei, mindestens anfangs, die Vorschriften erfahrener und bewährter Züchter entbehren könnte. In jedem Fall bleibt die Bienenzucht eine ebenso interessante Beschäftigung, wie sie als ein lohnender Nebenverdienst, welcher äußerst wenig Capitalanlage beansprucht, immer wieder empfohlen werden sollte.

C. J. H. Gravenhorst.

Blätter und Blüthen.

Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen. (Vgl. das Bild auf S. 485.) Ein launiges Lied singt: „'s giebt kein schönres Leben, als das Räuberleben" ꝛc. Diese Behauptung ist ebenso gewagt, wie man ein Recht hätte, dafür zu setzen: „'s giebt kein schönres Leben, als das Künstlerleben". Wer je in einer Malerstadt gelebt, je eines der alljährlich stattfindenden Künstlerfeste mitgefeiert hat, die in übermüthig ungebundener Laune eine Fülle lustiger Ideen mit jenem geläuterten Geschmack zu verkörpern wissen, welcher zu den Ausbildungszielen des Künstlers gehört, der wird eine Empfindung haben, daß in des „Künstlers Erdenwallen" etwas ganz besonders Beneidenswerthes steckt. Worin es liegt? Nun — zunächst im Berufe selber. Es giebt gewiß keinen höheren Reiz, als den, welcher dem künstlerischen Schaffen und Gestalten innewohnt, welcher mit dem Bewußtsein der Herrschaft über die Welt der Formen, der Farben, der Klänge verbunden ist. Die Stunden hohen geistigen Aufschwungs, wie solcher der künstlerischen Befähigung frei zu Gebote steht, während er den weniger bevorzugten Sterblichen erst durch das Kunstwerk vermittelt wird — diese Stunden tragen nicht nur ihren Zauber in sich selbst; sie hinterlassen auch bei dem arbeitsmüden Künstler ein Gefühl tiefster Befriedigung, einen Nachklang von fröhlicher Stimmung, der die Muße desselben verklärt.

Davon wissen die Freunde des Künstlers, davon wissen die Wirthe in den Gegenden zu berichten, welche das lustige Malervölkchen auf Sommerfrische oder zu Naturstudien sammeln. Davon erzählt auch unser heutiges Bild, das uns in das Malerland Italien, in die Gegend von Rom führt, von dessen deutscher Malercolonie seinerzeit Ernst Eckstein den Lesern der „Gartenlaube" eine farbige Schilderung gegeben hat (vergl. 1878, Nr. 32). Feierabend im Atelier! Verlassen steht die Staffelei; die Freunde sitzen beisammen um das frugale Mahl, welches ein feuriger Tropfen südlichen Rebenblutes würzt; die gute deutsche Pfeife dampft, und die italienische Laute klingt unter den Fingern ihres offenbar lyrisch angehauchten Besitzers, und mit entsagungsvollem Lächeln blickt der die Palette säubernde Schüler auf den muntern Gesellen, welcher der Ueberzeugung praktisch Ausdruck geben zu wollen scheint, daß die vollen rothen Lippen der jungen Modellsteherin noch zu etwas Besserem gut seien, als um mit Pinsel und Farbe auf grundirter Leinwand verewigt zu werden. Ein Kuß in Ehren — wer will's verwehren?

Ein Aufruf an die gesammte deutsche Nation ist am 5. Juni in der Berliner geographischen Gesellschaft berathen worden. Die Opferwilligkeit der Deutschen soll in Anspruch genommen werden für Zwecke, denen sie schon früher ihre Theilnahme in rühmlicher Weise zugewandt hat, für — Forschungen an beiden Polen unserer Erde, in den arktischen und antarktischen, jenen nördlichen und südlichen Polarzonen, die seither Millionen an Werth und Tausende von Menschenleben verschlungen haben. Diesem Uebel soll nunmehr entgegengetreten werden. Man will sich nämlich nicht mehr mit der bloßen Entdeckung der Configuration von Land und Meer begnügen. Es soll vielmehr der Schlüssel zu den meteorologischen und anderen Geheimnissen gesucht werden, deren Lösung alle Menschen praktisch und theoretisch berührt. Dieser Schlüssel liegt in jenen hohen Breiten des Nordens und Südens, und von Deutschland aus hat sich der Gedanke und der Plan verbreitet, denselben aufzusuchen, die civilisirten Nationen zu einer internationalen Junta zusammenzurufen, um zu berathen, in welcher Weise der gefaßte Plan ausgeführt werden soll.

Die Wichtigkeit des Planes tritt mahnend hervor bei Erwägung der großen Verluste, welche schon deutsche Schiffe allein in nur sechs Jahren erfahren haben. Von 1873 bis 1878 gingen 1005 Schiffe mit einem Gesammtinhalt von 225,554 Register Tons und 2204 Menschenleben verloren. Der Verlust der anderen Nationen wird diese Zahlen wohl noch übersteigen. Alle diese Verluste aber würden bei besserer Kenntniß der meteorologischen Vorgänge unserer Atmosphäre sehr wesentlich verringert worden sein.

Es richteten sich daher schon lange die Blicke der Meteorologen aller Länder nach den höchsten geographischen Breiten, wo sehr wahrscheinlich der Ausgangspunkt jener wirbelartigen Luftströmungen zu suchen ist, die oft plötzlich, und ohne daß Vorbereitungen getroffen werden können, über das Meer und die Länder der gemäßigten Zone daherbrausen, vernichtend und zerstörend, was die menschliche Cultur aufgebaut hat.

Diese Vorgänge zu erforschen, ihr Entstehungsgebiet mit einer Reihe fester, wissenschaftlicher Stationen zu umgeben, ihr Vorgehen, Ankommen und Verschwinden zu registriren und in erweiterter Kenntniß daraus Grundgesetze der praktischen Wetterkunde abzuleiten, das ist allein schon eine Aufgabe, welche die höchste — auch pecuniäre — Bedeutung für den Wohlstand der ganzen Menschheit hat. Darum hatte die Berliner „Gesellschaft für Erdkunde" es übernommen, für die Realisirung dieser sehr bedeutsamen Ideen mit ihrem Einflusse einzutreten und den Appell an die deutsche Nation von Berlin aus ertönen zu lassen.

An der Spitze der Agitation stehen keine geringeren Männer, als der berühmte Führer der „Gazelle" auf der ersten wissenschaftlichen deutschen Erdumseglung, Capitain zur See Freiherr von Schleinitz, und der kenntniß- und erfahrungsreiche Director der deutschen Seewarte in Hamburg, Professor Dr. Neumayer.

Die drollige Randbemerkung Friedrich's des Großen, mit welcher derselbe das Ersuchen des Ichthyologen Marcus Elieser Bloch um behördliche Beihülfe zur Herausgabe einer Naturgeschichte der Fische abweisend beschied — wir theilten dieselbe im Artikel über die Berliner Fischerei-Ausstellung, Nr. 25 dieses Jahrgangs mit — gelangte, wie uns ein Verwandter Bloch's, Herr Richard Lesser in Leipzig, schreibt, in der erweiterten Form folgenden Cabinetsschreibens an den Bittsteller:

„Seiner Königlichen Majestät von Preußen, Unser allergnädigster Herr, lassen den Doktor Bloch, auf seine allerunterthänigste Anzeige vom 25. dieses, und in Ansehung des darin gethanen Antrages, hierdurch zu erkennen geben, daß es nicht nöthig ist, von denen Cammern eine Liste von den Fischen zu erfordern, denn das wissen sie schon aller Weges, was es hier im Lande vor Fische giebet, das sind auch durchgehends dieselbe Arthen von Fischen, ausgenommen im Glatzischen, da ist eine Arth die man Kaulen nennet, oder wie sie sonst heißen, die hatt man weiter nicht, sonsten aber sind hier durchgehends einerlei Fische, die man weiß und kennet: Und darum ein Buch davon zu machen, würde unnöthig seyn, denn kein Mensch wird solches kaufen: die zugleich mit eingereichte Kupfer-Abdrücke, von einigen Fischen, erfolgen hierbei wieder zurück.

Potsdam, den 27. Martz 1781. Friedrich."

So ist der Text, dessen Handschrift sich im Besitz des Herrn Lesser befindet, auch 1856 in den 3. Theil des 27. Bandes der „Oeuvres de Frédéric le Grand" aufgenommen worden. —

Diese Ablehnung des Bloch'schen Gesuches war aber, wie Herr Lesser weiter berichtet, nur eine anfängliche, denn der König erließ am 13. November 1781 an sämmtliche Kriegs- und Domänen-Kammern, auch Deputationen, mit Ausschluß Schlesiens, die Verfügung, dem Doctor Bloch zur vollständigen Ausarbeitung der ökonomischen Naturgeschichte das Verzeichniß der Namen aller Fische in den Gewässern der königlichen Provinzen zuzufertigen und diesem Verzeichnisse instructive Bemerkungen beizufügen. Auch findet sich im Staatsarchive das französische Originalschreiben des Doctor Bloch vom 12. Mai 1782, in welchem derselbe dem Monarchen über den glücklichen Fortgang seines Werkes Bericht erstattet und die Erlaubniß nachsucht, sich für den Illustrator seines Werkes einige Exemplare des Sterlets beschaffen zu dürfen, welche ihm auch gewährt wurde. In den Mühlenteich bei Kustrin, wie in den Gierland-See im pommerschen Amte Colbatz hatte der König nämlich seit dem Jahre 1774 mit großer Mühe und vielen Kosten den Sterlet aus Rußland verpflanzen lassen, der sich übrigens bis heutigen Tages in beiden Gewässern erhalten hat.

Eine neue Sehenswürdigkeit des baierischen Hochgebirges. Die langgedehnte unzugängliche Schlucht, durch welche der Leutaschbach bei Mittenwald zur Isar hervorbricht und die bis jetzt meist als Leutaschklamm in den Büchern und Karten angeführt war, ist seit wenigen Wochen in ihrem schönsten Theile zugänglich gemacht worden. Niemals hat sie eines Menschen Fuß betreten. Die Mittenwalder Bürger selbst, durch deren Aufopferung der finstere Wasserschlund jetzt auf bequemem Steg durchschritten werden kann, waren höchlich erstaunt über die von ihnen betreffs der Wildheit und Größe dieser Klamm gemachten Entdeckungen. Erschütternd wirkt namentlich der etwa hundert Fuß hohe Gesammtsturz des Leutaschbaches, der in Schaum aufgelöst in dem nächtlichen Tobel aufschmettert. Dieser Schlund, der von nun ab mit Recht Mittenwalderklamm genannt werden soll, gehört zu den allerersten Schaustücken der Hochalpen des deutschen Reiches. Die Mittenwalderklamm ist von dem Ort, der ihr den Namen gegeben und den jetzt wegen der Oberammergauer Spiele so viele Reisende berühren, kaum eine Viertelstunde entfernt. Niemand sollte bei gegebener Gelegenheit den Gang dorthin verabsäumen; ja, ohne Uebertreibung gesagt, diese Naturscene ist eine eigene Reise werth. Namentlich sei auch auf den überaus malerischen Rückblick zum steilen Karwendelgebirge aufmerksam gemacht, welches den Felsenspalt zu sperren scheint. Der Wasserfall an und für sich ist einer der bedeutendsten in den Kalkalpen. H. N.

Kleiner Briefkasten.

Th. T. in B. Auf Ihre Anfrage bezüglich der Curmethode des italienischen Grafen Cesare Mattei, welche noch immer so viele Gläubige findet, diene Ihnen Folgendes zur Antwort: In ärztlichen Kreisen verhält man sich meistens ablehnend gegen die Mattei'sche Curmethode, ja bezeichnet sie sogar für durchaus bedenklich, wie denn auch der Centralverein der homöopathischen Aerzte Deutschlands auf seiner letzten Wanderversammlung gegen jede Gemeinschaft mit der Elektro-Homöopathie des Mattei entschieden Verwahrung eingelegt hat. Besonderes Verdienst um die Klärung der Frage hat sich ein Dresdener Medicinalrath erworben, indem er bei mehreren angesehenen Aerzten Italiens directe Erkundigungen über den Grafen Mattei und seine Curmethode eingezogen hat. Es gingen ihm auf seine Anfragen aus Bologna, Rom und Legnano Mittheilungen zu, welche ergeben, daß der Graf Mattei ein Curpfuscher gewöhnlichster Art ist, der in Italien bereits seit lange als solcher erkannt worden. Ein Aufsatz in der „Gazetta d'Italia" vom 28. Januar dieses Jahres sagt bei Besprechung einer bereits in mehrere Sprachen übersetzten Schrift des Grafen Mattei über Elektro Homöopathie: „Das Werk ist mit solchen Verkehrtheiten angefüllt, daß man schamroth werden muß, wenn man daran denkt, daß sich im neunzehnten Jahrhundert noch gebildete Leute finden, welche dieser Sache Glauben schenken."

A. M. in Tr. Wir bedauern, Ihnen nicht dienen zu können. Uebrigens bleiben anonyme Gesuche grundsätzlich unberücksichtigt.

F. E. in Thun. Die Zusammensetzung des Roob Laffecteur ist bekannt und besteht im Wesentlichen aus Sarsaparille-Extract.

A. K. in B. Evangelische Diaconissinnen-Anstalten bestehen bekanntlich in Kaiserswerth, Dresden, Ludwigslust, Berlin, Stuttgart. Wenden Sie sich an die Ihnen zunächstgelegene, und Sie werden auf Ihre Anfrage gewiß sofort genügende Auskunft erhalten.

Alter Abonnent aus Jabern. Dr. R. in B. ist nicht zu empfehlen. Brieflich können Sie überhaupt nicht behandelt werden.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 31. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Frühlingsboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

In dem Salon des Ritterschaftlichen Schlosses, wo man sich gewöhnlich versammelte, wenn die Familie allein war, saß die Gräfin mit einem Buche in der Hand und las, oder schien doch wenigstens zu lesen. Hedwig, die sich, wie das oft geschah, auf einige Tage zum Besuche bei ihrer Schwiegermutter befand, stand am Fenster und blickte in die schneebedeckte Landschaft hinaus. Der Winter war längst eingezogen, und auch heute herrschte draußen ein leichtes Schneetreiben, das den Aufenthalt im Freien mindestens nicht behaglich machte.

„Edmund kommt noch immer nicht zurück," unterbrach die junge Dame das Stillschweigen, welches schon seit einiger Zeit eingetreten war. „Welch ein Einfall, bei solchem Wetter auszureiten!"

„Du weißt ja, daß er das täglich thut," erwiderte die Gräfin, ohne von ihrem Buche aufzusehen.

„Aber doch erst seit einiger Zeit. Früher war er sehr empfindlich gegen die Witterung, und ein Regen trieb ihn sofort nach Hause. Jetzt scheint er am liebsten in Sturm und Unwetter umherzujagen und bleibt stundenlang draußen im Freien."

Die Worte klangen in unverkennbarer Besorgniß. Die Gräfin gab keine Antwort darauf; sie schlug die Blätter ihres Buches um, aber wer sie genauer beobachtet hätte, würde gesehen haben, daß sie auch nicht eine einzige Zeile las. Hedwig wandte sich jetzt in das Zimmer zurück und trat zu ihrer Schwiegermutter.

„Findest Du nicht, Mama, daß Edmund seit den letzten Monaten seltsam verändert ist?"

„Verändert? Worin?"

„In Allem."

Die Gräfin stützte den Kopf in die Hand und schwieg auch diesmal. Sie wollte offenbar einer Erörterung über diesen Punkt ausweichen, aber das junge Mädchen hielt ihn trotzdem fest.

„Ich habe schon längst mit Dir darüber sprechen wollen, Mama. Ich kann es Dir nicht mehr verhehlen, daß Edmund's Wesen mich jetzt oft beunruhigt, ja geradezu erschreckt. Er ist so ganz anders als früher, so ungleich und wechselvoll in jeder Beziehung, sogar in seiner Zärtlichkeit. Er betreibt die Vorbereitungen zu unserer Hochzeit mit einem beinahe fieberhaften Eifer, und bisweilen ist er wieder so gleichgültig dagegen, so gänzlich theilnahmlos, daß mir schon der Gedanke gekommen ist, er wünsche sie aufgeschoben zu sehen."

„Sei ruhig, mein Kind!" sagte die Gräfin mit einem Tone, der beruhigend sein sollte, durch den aber doch eine tiefe Bitterkeit hindurchklang. „Du hast seine Liebe nicht verloren, Dich umfaßt er noch wie vor mit der gleichen Zärtlichkeit. Ich dächte, das müßtest Du empfinden. Edmund ist etwas überreizt, das gebe ich zu. Er hat sich in der letzten Zeit zu sturmisch der Geselligkeit hingegeben, der wir uns freilich Alle nicht entziehen können. Man kam ja kaum zu Athem bei all diesen Jagden, Diners und Soiréen. Du hast Dir in dieser Beziehung auch etwas zu viel zugemuthet, und es sollte mich nicht wundern, wenn Du gleichfalls nervös würdest bei diesem aufregenden Leben."

„Ich hätte gern die Hälfte der Einladungen abgelehnt," sagte Hedwig gepreßt, „aber Edmund bestand ja darauf, daß wir sie annähmen. Seit dem September jagen wir förmlich von einer Festlichkeit in die andere, von einem Besuch zum anderen, und wenn wir wirklich einmal ausruhen wollen, so kommt Edmund schon wieder mit einem neuen Vorschlag oder bringt uns neue Gäste. Es ist, als könnte er auch nicht eine Stunde mehr allein hier oder in Brunneck aushalten, als würde ihm die Einsamkeit zur ärgsten Qual."

Die Lippen der Gräfin zuckten, und sie wandte wie zufällig das Antlitz zur Seite, als sie scheinbar gelassen erwiderte:

„Thorheit! Was machst Du Dir für Gedanken! Edmund hat die Geselligkeit stets geliebt, und auch Du kanntest früher kein höheres Vergnügen, als ein glänzendes, reichbewegtes Gesellschaftsleben. Von Dir erwartete ich am wenigsten eine Klage darüber. Warum hast Du denn Deinen Geschmack auf einmal geändert?"

„Weil ich mich um Edmund ängstige," gestand das junge Mädchen, „und weil ich sehe, daß auch er keine Freude an diesem Treiben findet, so leidenschaftlich er es auch aufsucht. In seiner Heiterkeit liegt jetzt etwas so Wildes, so Krampfhaftes, daß es mir oft bis in die Seele hinein wehe thut. — Mama, versuche doch nicht, Dir und mir das abzuleugnen! Es ist ja unmöglich, daß Du diese Veränderungen nicht bemerkt hast. Ich fürchte, Du ängstigst Dich im Geheimen darüber nicht weniger, als ich."

„Was hilft meine Angst?" sagte die Gräfin in einem beinahe herben Tone. „Edmund fragt ja nichts darnach."

Aber rasch einlenkend, als habe sie bereits zuviel gesagt, setzte sie mit erzwungener Kälte hinzu:

„Du wirst es wohl lernen müssen, mein Kind, allein mit dem Wesen und mit den Launen Deines künftigen Gatten fertig zu werden. Er ist nicht so leicht zu behandeln, wie Du Dir im Anfange Deiner Brautzeit vorgestellt haben magst. Doch er liebt Dich ja, also wird es Dir nicht schwer werden, den richtigen

Digitized by Google

Weg zu finden. Ich habe mir vorgenommen, niemals zwischen Euch zu treten: Du siehst ja, daß ich sogar den Gedanken an ein Zusammenleben mit Euch aufgegeben habe."

Die Abweisung war deutlich genug. Hedwig fühlte sich bis in's Innerste erkältet, wie so oft schon, wenn sie es versucht hatte, der Schwiegermutter mit Herzlichkeit zu nahen. Sie wußte freilich seit jener Unterredung mit Oswald, welchen gefährlichen Gegner sie an der mütterlichen Eifersucht hatte, aber sie merkte doch, daß diese herbe Zurückweisung nicht blos in der Eifersucht wurzelte. Es lag irgend etwas zwischen Edmund und seiner Mutter — Hedwig hatte das längst bemerkt, so sehr die Beiden sich Mühe gaben, äußerlich das alte Verhältniß festzuhalten. Die Gräfin hatte in der ersten Zeit der Verlobung ihren Sohn noch so ganz für sich in Anspruch genommen, war so wenig geneigt gewesen, der Braut den ersten Platz einzuräumen — woher nun auf einmal dies Verzichten auf jeden Einfluß, das so gar nicht in ihrem Charakter lag?

Im Eifer der Unterredung hatten die beiden Damen den Galopp eines ansprengenden Pferdes überhört. Sie wandten sich erst um, als die Thür sich öffnete und der junge Graf erschien. Er hatte Hut und Ueberrock bereits abgelegt, aber in seinen dunklen Haaren hingen noch einzelne Schneeflocken, und sein erhitztes Gesicht verrieth, wie wild der Ritt gewesen war, den er soeben beendigt hatte. Er trat rasch ein und drückte hastig, beinahe stürmisch seine Lippen auf die Stirn seiner Braut, die ihm entgegengetreten war und jetzt vorwurfsvollen Tones sagte:

„Du bist zwei Stunden lang draußen gewesen, Edmund. Wäre das Schneetreiben schon früher eingetreten, so hätte ich Dich nicht fortgelassen."

„Willst Du mich verweichlichen? Ich liebe nun einmal gerade dieses Wetter."

„Seit wann? Sonst liebtest Du nur den Sonnenschein."

Auf Edmund's Antlitz legte sich eine Wolke bei dieser Bemerkung, und er entgegnete kurz:

„Ja, sonst! Das ist eben anders geworden."

Damit trat er zu der Gräfin und küßte ihr die Hand. Die Umarmung, mit der er in früherer Zeit die Mutter stets bei der Rückkehr begrüßte, unterblieb jetzt, und er vermied auch wie zufällig den Fauteuil zwischen den Plätzen der beiden Damen und warf sich in einen Sessel, der an der anderen Seite seiner Braut stand. Es lag eine nervöse Hast und Unruhe in all seinen Bewegungen, die ihm niemals eigen gewesen war, und dieselbe unruhige Hast verrieth sich auch in seiner Stimme und in der Art, wie er im Gespräche von einem Gegenstande zum anderen sprang, ohne einen einzigen festzuhalten.

„Hedwig hat sich bereits wegen Deines langen Ausbleibens geängstigt," warf die Gräfin hin.

„Geängstigt?" wiederholte Edmund. „Was fällt Dir ein, Hedwig? Fürchtest Du etwa, daß ein harmloses Schneegestöber mich verschütten könne?"

„Nein, ich fürchte nur Dein wildes Reiten in solchem Wetter. Du bist seit einiger Zeit grenzenlos unvorsichtig darin."

„Warum nicht gar! Du bist ja selbst eine leidenschaftliche Reiterin und zeigst niemals Aengstlichkeit bei unseren Spazierritten."

„Wenn Du mich begleitest, bist Du auch vorsichtiger, aber allein giebst Du Dich immer wieder diesem tollkühnen Jagen hin, das doch wirklich gefährlich ist."

„Pah, gefährlich! Mich trifft keine Gefahr, darauf kannst Du Dich verlassen."

Die Worte hatten nichts von jenem heiteren, sorglosen Uebermuth, mit dem der junge Graf sich sonst auf sein Glück zu berufen pflegte, sie klangen im Gegentheil wie eine bittere Herausforderung des Schicksals, ja beinahe wie eine versteckte Anklage. Die Gräfin hob langsam das Auge, und ein düsterer, schwerer Blick fiel auf den Sohn, aber dieser schien das nicht zu bemerken, sondern fuhr in leichtem Tone fort:

„Hoffentlich haben wir morgen besseres Wetter zu unserer Jagd. Ich erwarte einige Herren, die wahrscheinlich schon heute Nachmittag eintreffen werden."

„Du hast ja erst vorgestern die ganze Umgegend zur Jagd in Ettersberg versammelt," wandte Hedwig ein. „Und übermorgen steht uns das Gleiche in Brunneck bevor."

„Ist Dir die Einladung nicht recht?" scherzte Edmund. „Ja freilich, ich hätte erst die allergnädigste Erlaubniß der Damen einholen sollen und bin untröstlich, das versäumt zu haben."

„Hedwig hat Recht," nahm die Gräfin das Wort. „Du muthest Dir und uns jetzt wirklich allzu viel zu. Seit Wochen haben wir keinen einzigen Tag gehabt ohne Gäste oder Ausfahrten, Ich will froh sein, wenn ich erst in meinem ruhigen Schönfeld bin und es Euch allein überlassen kann, dies aufreibende Gesellschaftsleben weiter zu führen."

Noch vor wenigen Monaten würde eine solche Hindeutung auf die bevorstehende Trennung die leidenschaftlichsten Proteste und Bitten von Seiten Edmund's hervorgerufen haben, der ja stets behauptete, nicht ohne seine Mutter leben zu können — heute schwieg er. Er hatte nicht ein einziges Wort des Widerspruches, nicht einmal einen Vorwurf dafür, daß die Mutter sich sehnte, Ettersberg zu verlassen.

„Mein Gott, Ihr seht ja die Herren nur bei Tische!" rief er, die letzte Bemerkung vollständig ignorirend. „Sie sind den ganzen Tag draußen im Walde."

„Und Du mit ihnen," ergänzte Hedwig. „Wir hofften Dich morgen wenigstens für uns allein zu haben."

Edmund lachte laut auf. „Wie schmeichelhaft für mich! Aber Du hast wirklich Deine ganze Natur geändert, Hedwig. Ich habe diese romantische Neigung zur Einsamkeit früher niemals an Dir bemerkt. Bist Du menschenfeindlich geworden?"

„Nein, ich bin nur müde," sagte das junge Mädchen leise, aber in einem Tone, der wirklich die tiefste Ermüdung verrieth.

„Wie kann man mit achtzehn Jahren müde sein, wenn es sich um ein Vergnügen handelt!" spottete Edmund, und nun begann er, wie sonst, seine Braut mit Neckereien und Zärtlichkeiten zu überströmen. Es war ein förmliches Raketenfeuer von Scherzen, das da aufflammte, aber es war doch nicht die alte Weise, nicht jenes heitere, muthwillige Getändel, in dem der junge Graf so hinreißend liebenswürdig sein konnte. Hedwig hatte Recht, es lag jetzt etwas Wildes, Krampfhaftes in seiner Heiterkeit, die viel zu laut und stürmisch war, um natürlich zu erscheinen. Sein Scherz gestaltete sich zum Spott, sein Uebermuth zum Hohne. Dabei klang sein Lachen so grell und laut, und die Augen glänzten so fieberhaft, daß es beinahe wehe that, ihn zu sehen und zu hören.

Der alte Eberhard trat jetzt ein und meldete, daß der Bote, den man nach Brunneck senden wollte, draußen warte; das gnädige Fräulein habe noch eine Bestellung an den Herrn Oberamtsrath mitgeben wollen. Hedwig erhob sich und verließ den Salon. Fast gleichzeitig stand auch Edmund auf und machte Miene, ihr zu folgen, als ihn die Gräfin zurückrief.

„Willst Du auch den Boten sprechen?"

„Jawohl, Mama. Ich will in Brunneck sagen lassen, daß wir übermorgen zur Jagd bestimmt dort eintreffen."

„Das war ja ohnehin ausgemacht, und überdies steht es in dem Billet Hedwig's an ihren Vater. Es ist nicht nöthig, daß Du es noch einmal wiederholst."

„Wie Du befiehlst, Mama!" Der junge Graf, der bereits an der Schwelle stand, schloß zögernd die Thür und schien unentschlossen, ob er wieder auf seinen Platz zurückkehren solle oder nicht.

„Ich befehle nichts," sagte die Gräfin. „Ich meine nur, daß Hedwig in fünf Minuten zurückkommen wird, und daß Du deshalb nicht so ängstlich nach einem Vorwande zu suchen brauchst, um das Alleinsein mit mir zu vermeiden."

„Ich?" fuhr Edmund auf. „Ich habe ja niemals —" er verstummte mitten in der Rede, denn er begegnete wieder jenem düsteren, vorwurfsvollen Blicke, dem sich diesmal nicht ausweichen ließ.

„Du hast das niemals ausgesprochen," vollendete die Gräfin. „Nein, mein Sohn, aber ich sehe und fühle es doch, wie Du meine Nähe fliehst. Ich würde Dich auch jetzt nicht bei mir zurückhalten, wenn ich nicht eine Bitte an Dich richten müßte. Laß dieses wilde Jagen nach Zerstreuung, dieses stundenlange Umherstürmen im Freien! Du reibst Dich auf. Von meiner Angst spreche ich nicht, Du hörst ja längst nicht mehr darauf, aber auch Deine Braut täuschest Du nicht länger mit dieser erzwungenen Heiterkeit. Ich habe es vorhin während Deiner Abwesenheit hören müssen, wie sie sich um Deinetwillen ängstigt."

Sie sprach in gedämpftem Tone. Ihre Stimme war matt und klanglos, und dennoch zitterte ein schmerzliches Weh hindurch.

Digitized by Google

Edmund war langsam näher gekommen und stand jetzt am Tische, der Mutter gegenüber, aber er hob den Blick nicht vom Boden, als er erwiderte:

„Mir ist ja nichts! Ihr sorgt Euch ganz unnöthiger Weise um mich."

Die Gräfin schwieg, aber dasselbe schmerzvolle Zucken der Lippen, mit dem sie vorhin Hedwig's Besorgnisse aufgenommen hatte, zeigte auch jetzt, wie viel ihr diese Versicherung galt.

„Unser Leben ist ja jetzt überhaupt so voll Unruhe und Aufregung," fuhr Edmund fort. „Es wird schon besser werden, wenn Hedwig nur erst dauernd in Ettersberg ist."

„Und wenn ich in Schönfeld bin!" ergänzte die Gräfin mit tiefster Bitterkeit. „Nun, das wird in wenigen Wochen geschehen."

„Mama, Du bist ungerecht. Habe ich Dein Fortgehen verschuldet? Die Trennung war doch *Dein* ausdrücklicher Wunsch."

„Weil ich sah, daß sie uns Beiden nothwendig ist; denn so können wir nicht neben einander hinleben, wie in diesen letzten zwei Monaten. Du bist furchtbar überreizt, Edmund, und ich weiß nicht, wie das enden soll, wenn Deine Vermählung nicht Deine Stimmung ändert. Vielleicht gelingt es Hedwig, Dich wieder ruhig und glücklich zu machen. Deine Liebe zu ihr ist jetzt noch meine einzige Hoffnung; denn ich — habe keine Macht mehr über Dich."

Es mußte weit gekommen sein, wenn die stolze Frau, die stets so triumphirend und siegesgewiß die Liebe ihres Sohnes behauptet hatte, sich ein solches Geständniß entreißen ließ. Es lag keine Bitterkeit und kein Vorwurf mehr in den letzten Worten, aber ihr Ton war so erschütternd, daß Edmund in aufwallender Reue herantrat und die Hand der Mutter ergriff.

„Verzeihe, Mama! Ich wollte Dich nicht kränken, gewiß, ich wollte das nicht. Du mußt Nachsicht mit mir haben."

In seiner Stimme lag ein Anflug der alten Zärtlichkeit, und mehr bedurfte es nicht, um die Gräfin Alles vergessen zu lassen. Sie machte eine Bewegung, als wolle sie den Sohn an ihre Brust ziehen, aber es kam nicht dazu. Edmund wich, wie einer unwillkürlichen Regung folgend, zurück, dann besann er sich plötzlich, und sich über die Hand der Mutter beugend, drückte er stumm seine Lippen darauf.

Die Gräfin war bleich geworden; und doch kannte sie längst dieses scheue Ausweichen, dieses Grauen vor ihrer Umarmung, das gewaltsam bezwungen wurde, um sie nicht zu beleidigen. Das war ja schon seit Monaten so gewesen, aber die Mutter konnte und wollte es noch immer nicht begreifen, daß sie die Liebe ihres Sohnes verloren hatte.

„Denke an meine Bitte!" sagte sie, sich zusammenraffend. „Schone Dich, um Hedwig's willen! Du bist es ihr und Dir schuldig."

Sie ging und zögerte doch noch einen Moment lang an der Schwelle. Vielleicht hoffte sie, zurückgehalten zu werden, aber vergebens. Edmund stand unbeweglich an seinem Platze und sah nicht auf, bis sie das Zimmer verlassen hatte.

Erst als er allein war, richtete sich der junge Graf empor. Sein Blick haftete einige Minuten lang unverwandt auf der Thür, hinter der seine Mutter verschwunden war, dann trat er an das Fenster und drückte die heiße Stirn gegen die Scheiben.

Jetzt, wo er sich unbeobachtet wußte, sank die Maske der Heiterkeit, mit der er seine Umgebung zu täuschen suchte, und an ihre Stelle trat ein Ausdruck so düsterer, so hoffnungsloser Verzweiflung, daß die Besorgnisse der Gräfin nur zu sehr gerechtfertigt erschienen. Es mußten finstere, unheimliche Gedanken sein, die in dem Inneren des jungen Mannes bohrten und wühlten, als er so starr in den immer dichter fallenden Schnee blickte. Sie beschäftigten ihn so völlig, daß er es nicht vernahm, wie seine Braut wieder eintrat. Erst als die Schleppe ihres Kleides dicht hinter ihm rauschte, fuhr er auf und wandte sich um.

„Ah, Du bist es! Hast Du dem Papa die Nachricht von unserem Kommen gesandt?"

Hedwig konnte beim Eintreten wohl kaum das Gesicht ihres Verlobten gesehen haben. Dennoch mußte sie etwas von jener Stimmung gewahr geworden sein, der er sich einen Augenblick überlassen; denn anstatt auf seine Frage zu antworten, legte sie ihre Hand auf die seinige und fragte leise:

„Was hast Du, Edmund?"

„Ich? Nichts! Ich ärgerte mich nur soeben über das Wetter, das auch für morgen nichts Gutes verspricht. Ich weiß, was dies Schneetreiben auf sich hat, wenn es sich erst einmal in unseren Bergen festsetzt. Möglicherweise können wir morgen vor Schnee und Nebel gar nicht in den Wald hinaus."

„So gieb die Jagd auf! Du hast ja doch keine Freude an ihr."

Edmund runzelte die Stirn. „Warum nicht?" fragte er in gereiztem Tone.

„Die Frage möchte ich an Dich richten. Warum hast Du keine Freude mehr an Allem, was Dir sonst lieb war? Soll ich denn nie erfahren, was Dich quält und drückt? Ich habe doch wohl das erste Recht dazu."

„Das ist ja eine förmliche Inquisition," rief Edmund lachend. „Wie kannst Du eine augenblickliche Laune und Verstimmung so ernst nehmen! Aber Du schlägst jetzt bei jeder Gelegenheit diesen elegischen Ton an. Wenn ich darauf eingehen wollte, würden wir ein recht sentimentales Brautpaar abgeben, und Sentimentalität ist immer gleichbedeutend mit Lächerlichkeit."

Hedwig wandte sich tiefverletzt ab. Es war nicht das erste Mal, daß Edmund sie mit diesem herben Spott zurückscheuchte, wenn sie es versuchte, in die räthselhafte Veränderung seines Wesens einzudringen. Es schien, als müsse er dies Räthsel auf Leben und Tod vor aller Welt und auch vor ihr vertheidigen.

Was war überhaupt aus dem frohen, glückstrahlenden Brautpaar geworden, das es als selbstverständlich hinnahm, wenn Glück und Leben es mit all ihren Gaben überschütteten, das mit so sorglosem Uebermuthe der sonnigen Zukunft entgegeneilte, und in dessen spielendes Getändel sich kaum jemals ein Hauch von Ernst mischte! Sie hatten Beide nur zu bald den Ernst des Lebens kennen gelernt, und wenn er dem jungen Mädchen genaht war wie ein kalter dunkler Schatten, vor dem alles Sonnenlicht verschwand, so war in dem Inneren Edmund's dafür eine Flamme aufgeschlagen, welche ruhelos und verzehrend fortbrannte und sich oft gegen jene richtete, die ihm die Nächsten und Liebsten waren.

Hedwig hatte sich zum Gehen gewandt, aber sie hatte kaum einige Schritte gethan, als sie sich von Edmund's Armen umfaßt und zurückgehalten fühlte.

„Habe ich Dir wehe gethan?" fragte er. „Schilt mich, Hedwig! mach' mir Vorwürfe — aber gehe nicht so von mir! Das ertrage ich nicht."

Die Abbitte war so stürmisch und innig, daß das verletzte Gefühl der Braut davor nicht Stand hielt. Sie lehnte leise den Kopf an seine Schulter, als sie entgegnete:

„Ich fürchte, Du thust Dir selbst wehe mit diesem Spotte. Du weißt nicht, wie herb und bitter er oft klingt."

„Ich bin wohl recht unleidlich gewesen in der letzten Zeit?" sagte Edmund mit einem Versuche, zu scherzen. „Nach der Hochzeit werde ich um so liebenswürdiger sein. Dann werfen wir den ganzen Gesellschaftstrubel hinter uns und bleiben allein in unserem Schlosse. Nur jetzt — jetzt kann ich dieses Alleinsein nicht aushalten. Aber ich sehne mich unendlich nach dem Tage unserer Vereinigung."

„Thust Du das wirklich?" fragte Hedwig, den Blick fest auf sein Gesicht heftend. „Bisweilen ist es mir vorgekommen, als fürchtetest Du diesen Tag."

Die flammende Röthe, welche in dem Antlitze des jungen Grafen aufschlug, schien diesen Worten Recht zu geben, und doch widersprach ihnen die leidenschaftliche Zärtlichkeit, mit der er seine Braut an sich preßte.

„Fürchten? Nein, Hedwig, wir lieben uns ja, und — nicht wahr, Deine Liebe gilt mir allein? Nicht dem Majoratsherrn, dem Grafen Ettersberg? Du hattest ja unter so Vielen zu wählen, die Dir Aehnliches bieten konnten, und Du hast *mich* gewählt — nicht so?"

„Um des Himmels willen, wie kommst Du auf solche Gedanken?" rief Hedwig, halb erschreckt und halb beleidigt. „Wie kannst Du glauben, daß ich an dergleichen auch nur gedacht habe?"

„Ich thue es ja auch nicht," sagte Edmund mit einem tiefen Athemzuge. „Und darum halte ich fest, was mir allein gehört, und behaupte es, *Allem* zum Trotze. An Deine Liebe kann ich wenigstens noch glauben, sie ist doch wenigstens keine Lüge. Wenn auch das mich täuschte, wenn ich auch an Dir verzweifeln müßte, dann — machte ich je eher, je lieber ein Ende."

„Edmund, Du ängstigst mich namenlos mit diesem wilden

Digitized by Google

Wesen!“ rief Hedwig, vor seiner Heftigkeit zurückschreckend. „Du bist krank, Du mußt es sein, sonst könntest Du nicht so sprechen.“

Der angstvolle Ruf brachte Edmund zur Besinnung. Er versuchte, sich zu fassen, und es gelang ihm sogar, ein Lächeln zu erzwingen, als er antwortete:

„Nun muß ich das auch von Dir hören! Die Mama hat es mir vorhin erst vorgehalten, wie nervös und überreizt ich bin. Weiter ist es auch in der That nichts; es wird vorübergehen — es geht ja Alles vorüber im Leben. Aengstige Dich nicht, Hedwig! — Und nun muß ich nachsehen, ob Eberhard Anstalten zur Aufnahme der Gäste getroffen hat. Ich vergaß, ihm specielle Befehle zu geben. Entschuldige mich nur für zehn Minuten! Ich bin sogleich wieder bei Dir.“

Er ließ seine Braut aus den Armen und ging wirklich. Es war wieder dieses jähe Abbrechen, diese förmliche Flucht vor jedem Aussprechen, jeder Erklärung. Es war nicht möglich, die Lösung des Räthsels zu finden; die Gräfin wie Edmund waren gleich unzugänglich in dieser Beziehung.

Hedwig kehrte zu ihrem früheren Platze zurück und stützte, in trübes Nachsinnen versunken, den Kopf in die Hand. Edmund verbarg ihr etwas, und doch hatte sie an seiner Liebe nichts verloren, das sagte ihr eigenes Gefühl ihr besser, als die Gräfin es vermochte. Er schien sie im Gegentheil weit leidenschaftlicher zu lieben, als früher, wo die Mutter noch so vollständig bei ihm im Vordergrunde stand, aber die junge Braut bebte oft unwillkürlich zurück vor der düsteren Gluth, die ihr entgegenschlug, wo sie sonst nur tändelnde Zärtlichkeit gefunden. Wie seltsam, wie beängstigend war Edmund's Benehmen vorhin wieder gewesen! Weshalb forderte er so stürmisch die Gewißheit, daß ihre Liebe ihm allein gelte? Und womit wollte er „ein Ende machen“, wenn diese Gewißheit ihn täuschte? Eins war so räthselhaft wie das Andere.

Hedwig fühlte freilich, daß sie sich an die Brust ihres Verlobten hätte werfen und seine Offenheit erzwingen müssen. Wie hartnäckig er sich auch vor ihr verschließen mochte, er würde jetzt sicher nachgegeben haben, wenn sie mit der vollen Innigkeit der Liebe gebeten hätte — aber das eben *konnte* sie nicht. Es war etwas wie ein geheimes Schuldbewußtsein, das sie zurückhielt, ihre volle Macht zu gebrauchen, und sie hatte doch so tapfer gekämpft gegen die Träume, die ihr immer wieder die Gestalt eines Anderen zeigten, der jetzt so fern war und den sie vielleicht niemals wiedersah!

(Fortsetzung folgt.)

Goldgrube und Weltbad.

Ein geschichtlicher Rückblick zur zwölfhundertjährigen Jubiläumsfeier Gasteins.

Gastuna semper una. (Es giebt nur ein Gastein.)
Alter Spruch.

In den norischen Bergen, wo die Wasser von weißen Feldern in die Tiefe stäuben, zwischen den Gipfeln der Hohen Tauern, um welche sich Sage und Märchen weben, dringen um einen tosenden Strom, ja im Bette desselben heiße Quellen aus dem Erdinnern. Man nannte die Stätte und den Strom in alten Tagen Gastuna, Gastaun und Gastyn. Fern ab von den breiten Verkehrswegen der Menschen lag hier eine alte Ansiedelung in die Schlucht schneebedeckter Gneisfelsen eingebettet. Gleichwohl war sie, soweit das Andenken der Völker und die Aufzeichnungen der Geschichte reichen, immer im Munde der wechselnden Geschlechter, als wäre hier nicht eine Alpenwildniß, sondern eine Stadt voll von Leben und Denkmälern.

Jetzt führt die Salzachbahn alljährlich Tausende von Besuchern nach Lend im Pongau, welche das Weltbad Gastein aufsuchen wollen. Sie klettern zu Fuß oder zu Wagen von hier aus die schauerlich romantische Straße der Gasteiner Klamm hinauf und hinab, zur Seite tief unter sich die tosenden Fälle der Gasteiner Ache, welche durch die Pongauer Bergwand bei Lend in jähem Sturze zur Salzach niederbricht. Jenseits der Klamm erwartet sie „die Gastein“, ein liebliches Hochthal; dem hastig daherrinnenden Achenwasser entgegen führt der Weg über Mayerhofen, Dorf Gastein und Hof Gastein — und da ist man mit starkem Aufstieg in Wildbad Gastein, nicht mehr der spärlichen Ansiedelung, sondern dem — für moderne Bäderverhältnisse immerhin nicht prunkvollen — Weltbade, in der Nähe der heißen Wunderquellen (Hof Gastein bekommt das zwischen achtundzwanzig und neununddreißig Grad Réaumur warme Wasser wenig abgekühlt durch eine Röhrenleitung). Die Natur mag sich kaum verändert haben; noch immer steigen hinter dem Orte die Tauern in steilen Terrassen auf bis zu den Gletschern des Naßfeldes, von wo die Ache in prachtvollen Wasserfällen bis zur Thalsohle niederschäumt. Aber welche Wandlungen der heimischen Geschichte überblickt der Gasteiner im Jahre des Heils 1880, in welchem das Bad eine Vergangenheit von 1200 Jahren festlich zu begehen im Begriff steht!

Wer im Winter dort hinauf steigt und die hohen Dampfsäulen betrachtet, die sich aus der verschneiten Landschaft erheben, dem mögen die wandelnden Dünste, wie sie an den Eisorgeln des Wasserfalls emporschweben, sich zu Gestalten umwandeln, welche die Flucht der Erscheinung versinnbildlichen. Da wallen die „Wildfrauen“ und „enterischen (heidnischen) Leute“, an wilde Urbewohner mahnend, die hier hausten, bevor Kelten, Römer, Germanen, vom verhängnißvollen Verlangen nach Gold getrieben, über die Pongauischen Hochpässe stiegen. Die Vorstellungen von denselben, wie sie in den Köpfen des Volkes leben, mögen sich zu ihren Urbildern verhalten, wie Lindwürmer und Drachen der Sage zu den von der Oberfläche der Erde verschwundenen Thieren der Vorzeit. Jene Ur-Insassen vergossen kein Blut und bearbeiteten, von Krankheit nicht heimgesucht, die Erde mit einem goldenen Pflug, den sie vor ihrem Abzuge in den Schluchten des Bärnkogls versteckten. Der Aberglaube nimmt noch zu Zeiten die eine oder andere dieser Gestalten wahr. Manchmal hängen Wildfrauen auf Graten ihre Wäsche aus — das sind Nebelfetzen und Schneeflecke an Hochkaren — oder es fällt von unsichtbarem Baume, den sie unnahbar pflegen, ein Apfel in die Gasteiner Klamm hinunter. Ihre zwölf goldenen Götzen sind in der Klamm verborgen; jeder Reisende erspäht dort vom Eilwagen aus die Höhle, die „enterische Kirche“, in welcher die Götterbilder während der Johannisnacht so weit herauf kommen, daß derjenige sie erbeuten müßte, der im jähen Augenblick des Emportauchens das Bannwort zu sagen verstünde. Bis aus Böhmen kommen noch alljährlich Goldgierige in der Zaubernacht zum Heiligthum der in Märchen verwehten Urbewohner des Thals.

Ein Tauernwindstoß — die Wildfrauen verschwinden im Stäuben des Sturzes, und es erheben sich, in geschabte Felle gekleidet, mit Schlägeln in den Fäusten, Gestalten der Ambisonten und Ambidraven. Das sind Kelten. Von einer Sage gelockt, kamen die Stämme, deren Ahnen einst vielleicht in den taurischen Bergketten Hochasiens nach Gold geschürft hatten, auf ihrem Wanderzuge von Südost nach Nordwest zu den Geröll-Lagern beim Naßfeld und fanden gewiß schon die Spuren älterer Arbeiten im goldhaltigen Gestein. Den Fluß südlich der Berge nannten sie Drava (Drau), den nördlich derselben Isonta (Salzach); sie selbst wurden nach beiden Flüssen geheißen; von Ambisontes stammt das spätere deutsche Bisonz-Gawe, davon das heutige Wort Pinzgau. Gar nichts ist von diesen norischen Keltenstämmen erhalten; nur Spuren ihrer Sprache haften noch an den flüchtigen Wassern. Aber auch Vieles, was einheimische Geschichtsauffassung der Arbeit von „Römern“ zuschrieb, beispielsweise die Spuren „römischer“ Meißel an den Wänden über der benachbarten Kitzlochklamm, dürfte von Kelten vollbracht worden sein, unter deren beliebteste Thätigkeiten der Bergbau gehörte.

Im flüchtigen Tanze der Gestalten mag der Fremdling noch gar viele andere Aufzüge angedeutet sehen. Auf Maulthieren bringen — die Gastuna und ihre Berge sind längst von den römischen Soldaten dem Lande Noricum beigefügt worden — römische Söldlinge Salz von Juvavum (Salzburg) nach Aguntum (Innichen) oder Aquileja. Jahrhunderte vergehen, und andere Karawanen klingelnder Tragthiere schleppen die Ausbeute der Goldgruben über den Korntauern nach Venedig, oder Wein, Seide, Früchte aus welschen Gauen den Kaufhäusern des Nordens zu. In einer Zeit, in welcher auch die „Straßen“ sich nicht von einem Saumpfad unterschieden, besann man sich nicht, nähere Pfade

Digitized by Google

Wildbad Gastein.

Originalzeichnung von Robert Aßmus.

über höhere Pässe einzuschlagen. Dann tauchen die Paläste der „Gewerken“ auf, die reichen Wechselstuben der „Perkherren“, der Weitmooser und Rosenberg — dann die Knechte unduldsamer Erzbischöfe, wie sie die Fluthen der Salzach über den Friedhof der „Lutherischen“ leiten — endlich die Posthörner, die wehenden Schleier, die Landauer, die Oberkellner und die Eisenbahn-Fahrpläne.

Das Gold und die heißen Quellen waren es, welche die Menschen in dieses Hochthal lockten. Längst aber hatte das Gold mit seiner Anziehungskraft gewirkt, bevor von den heißen Sprudeln irgendwo die Rede war. Die Anlage so mancher Grube, mag sie nun heute noch offen oder von Gletschern zugedeckt sein, reicht gewiß weit über den Beginn der christlichen Zeitrechnung hinauf. Auch die Sage gesteht ihnen dieses Alterthum zu, will aber mit der „Entdeckung“ der Quellen, welche doch sicherlich schon den allerersten Eindringlingen auffallen mußten, nicht über das siebente Jahrhundert wegrücken.

In diesem Säculum, nämlich 680, soll es, wie uns das Bild in der Vicariatscapelle belehrt, gewesen sein, daß zwei Jäger durch Zufall auf warme Wasser stießen. Es ist dies eine Geschichte, wie sie auch von Karlsbad und mehreren andern Thermen erzählt wird. Ohne Zweifelsucht kann man dieselbe, gestützt auf den Satz, daß eine in gleicher Weise an mehrere Oertlichkeiten angeknüpfte Anekdote überhaupt erdichtet sei, unter die Legenden verweisen; aber da kein früherer Zeitpunkt genannt ist, welcher die Gründung des „Bades“ Gastein bezeichnet, so mag man es den Gasteinern nicht verargen, wenn sie diese Gründung mit allen Jubiläen derselben an jene Zahl knüpfen.

Es ist hier nicht der Ort, uns in die Sagengeschichte von Gastein zu vertiefen. Sicherlich waren viele Jahrhunderte hindurch die Bade-Anstalten daselbst um Vieles einfacher, als sie heute in den bescheidensten „Bauern-Badln“ Tirols oder Kärntens sind.

Den rechten „Aufschwung“, wie man sich ausdrückt, nahm Gastein erst, nachdem Friedrich, Erzherzog von Oesterreich, als einundzwanzigjähriger Jüngling im Jahre 1436 in das stille Tauern-Hochthal gekommen, um dort, vom Heiligen Lande zurückgekehrt, seinen wunden Fuß zu baden. Es scheint in der That, als ob sich ihm die Geister des Wassers gütig gezeigt hätten; denn das beschädigte Bein brauchte er sich erst fünfzig Jahre später als römische Majestät abschneiden zu lassen. Seine Angst, er möchte von der Geschichte einst „der Einbeinige“ zubenannt werden, ist grundlos geblieben. Er war ein ruhiger, sanfter Herr, der sich nicht gern stören ließ und während dessen fünfundfünfzigjähriger Regierung das heilige römische Reich einen ausgiebigen Schritt zu seinem Grabe zurücklegte.

Wer nennt die Namen der Fürsten, Erzbischöfe, Ritter und edlen Herren, die entweder siechen Leibes, oder auch sommerlicher Kurzweil wegen während der folgenden Jahrhunderte in die Gastein pilgerten? In Muchar's „Gasteiner Geschichte“ kann eine Schaar dieser Namen aufgelesen werden. Inzwischen fingen die Heilquellen schon an, mit dem bedacht zu werden, was man heute „Reclame“ nennt. Insbesondere waren es zwei echte Kinder des sechszehnten Jahrhunderts, welche Wunder von den Gasteiner Wassern zu erzählen wußten: Paracelsus und Thurneiser — jene sonderbaren Heiligen, in deren Köpfen sich alchemistische Träume mit Ahnungen von späteren Errungenschaften des Wissens zusammenfanden. Sie glaubten an den Geist des Gestirns, an die unsichtbare Mumia, an den Spiritus vitae — aber unsere Gelehrten werden gern zugestehen, daß wir über die Gründe der Heilkraft jener Quellen heute nicht mehr wissen, als die genannten Kabbalisten.

Aus dem sechszehnten Jahrhundert wäre wohl auch noch das Auftauchen der Familie Straubinger zu vermelden. Einer ihrer Nachkommen kann sich heute noch den König von Gastein nennen, und ihr Name ist mit der Geschichte der Gaststätten daselbst untrennbar verbunden.

Nachdem während des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts durch die Schriften jener Schwärmer sowohl, wie durch die eines Tabernämontanus (eines zu Bergzabern geborenen Wunderdoctors), dem als Arzt des Kurfürsten von der Pfalz, der freien Reichsstadt Worms, des Fürstbischofs von Speier viel Einfluß zukam und der in seinem Thesaurus aquarum Gastein unter die kräftigsten Heilmittel einrechnete — dann durch Günther von Andernach und zahlreiche Scribenten das Gasteiner Bad allenthalben bekannt gemacht worden war, fanden sich allmählich immer mehr fürstliche Personen ein. Namentlich waren es der prunkliebende geistliche Hof von Salzburg und die Herren des Hauses Oesterreich, welche durch ihre Anwesenheit und ihre Spenden die Bade-Ansiedelungen vermehrten und verschönerten. Es muß da, einigen Andeutungen der Chronisten zufolge, mitunter sehr lustig hergegangen sein. Abgesehen von gewissen fahrenden Gestalten, von denen die warmen Bäder in jenen Jahrhunderten schaarenweise heimgesucht wurden, wird da auf winterliche Episoden im Badeleben angespielt, welche denjenigen, die über eine immer mehr sich steigernde Sittenlosigkeit jammern, ein Kopfschütteln abnöthigen müssen. Gastein wurde übrigens noch in unserem Jahrhundert zeitweilig auch im Winter von Lebemännern besucht, und es scheint, als habe es früher hier auch, wie an anderen Orten, Vollbäder gegeben, die allerdings dem Badeleben in mancher Hinsicht eine andere Gestaltung ertheilen mußten, als sie die Einsamkeit der jetzt ausschließlich gebrauchten Wannenbäder bedingt.

Im sechszehnten Jahrhundert standen allenthalben in der Gastein Gewerkhäuser, welche, sammt dem Wohlstand der Thalbewohner, meist durch die Verfolgung der Protestanten verwüstet wurden. Wir verzichten darauf, hier auf jene Begebenheiten ausführlicher zurückzukommen. Die meisten Spuren jenes Wohlstandes bewahrt Hof Gastein. Das Moser'sche Haus mit seinen Bogengängen und der Kirchhof mit seinen Denkmälern verdienen auch jetzt einen Besuch. Auch die Rosenbergs, welche drüben im Markte Rauris sich einen erkerreichen Palast erbauten, sind mit der Geschichte dieses Marktfleckens eng verwebt. Es war die Zeit des Goldsegens, wo das Volk von Gastein noch an die „schwarze Schule“ von Venedig, an wunderwirkende Goldsucher und schatzhütende Gnomen der Wildniß glaubte, wie ich diese Zeit in den „Denkwürdigkeiten eines armen Goldsuchers“ in meinen „Gasteiner Novellen“ geschildert habe.

Wie Gastein sich allgemach umwandelte, davon legt so recht der Wechsel der Wege Zeugniß ab, auf denen seine Gäste ihm zustrebten. So lange nicht ein Saumweg durch die Klamm gebrochen war, mußten die Reisenden einen ganzen Berg an- und absteigen, bevor sie die ebene Flur des Gasteiner Thalbodens erreichten. War es doch mit dem Zugange zu den beiden Nachbarthälern Großarl und Rauris bis vor wenigen Jahren gerade so bestellt. Denn alle diese Thäler enden von Haus aus in unzugänglichen, von ihrer Ache durchtosten Schluchten, welche über die Höhe hinweg umgangen werden müssen. So klommen denn während des Mittelalters die Leute, welche nach der Gastein wanderten, die vielblumigen Anger, die mit Alpenrosen, Lärchen und Ahornbäumen bedeckten Matten hinan, jenseits deren die heutige Straubinger Alp liegt. Alsdann kamen sie zum Joch, wo sich ein schöner Blick in das grüne Thal Gastein bis hinüber zu den weißen Tauern-Wällen aufthut. Auch den Hochkönig mit seiner Capelle erblickten die Wanderer, dazu die Uebergossene Alm und den Dachstein. Dort oben auf dem Joche fanden die Reisenden eine in der Gastein vielverehrte Heilige, Solängia, welche den eigenen Kopf in ihren Händen trägt — so steht ihr Bildniß noch heute in der Capelle des Joches. Dort läßt die Legende ein oft erzähltes Wunder geschehen. In alten Zeiten, so heißt es, befanden sich drei Gasteiner auf einer Pilgerfahrt im Gelobten Lande, wo sie viel von Sonnenhitze und von Unbilden seitens der Türken zu leiden hatten. Da flehten sie zu Gott und sagten, sie wollten gerne sterben, wenn sie nur noch einmal ihre Gastein sehen könnten. Sie kehrten glücklich zurück, und als sie zu diesem Joche kamen und den schönen Thalboden mit den Fernern vor sich liegen sahen, starben sie. Noch sind die Spuren ihrer Tritte, vom Volke emsig besucht, auf den großen Felsblöcken sichtbar, und die Stätte auf der Höhe des alten Saumweges heißt „Zu den drei Wallern“: jene Trittfurchen aber können wohl als Spuren der Eiszeit, als Gletscherschliffe am wandernden Geschiebe gelten.

Einen weiteren Fortschritt für Gastein bedeutete die Anlegung des älteren Weges durch die Klamm. Das war, im Vergleich zur jetzigen Straße, eine wirkliche Via Mala, doch immerhin gegen die Nöthigung, zuerst ein Joch anzusteigen, ein erheblicher Fortschritt. Sie zog durch Holzgallerien hin, hing da und dort an Ketten und würde wohl manchen unserer modernen nervösen Reisenden zur sofortigen Umkehr veranlaßt haben.

Endlich kommt das neunzehnte Jahrhundert, die Aera der Verkehrserleichterungen im großen Stil. Zunächst wird eine gute und sichere, großen Fuhrwerken zugängliche Straße an den Wänden

des linken Achenufers hin eingesprengt. Nebenbei errichten Menschenfreunde allenthalben Unterkunftshäuser auch für Solche, die außer dem Elend des Siechthums noch andere Noth des Daseins drückt. Der Kaiser Franz von Oesterreich hat sich durch solche Schöpfungen in unseren Augen vielleicht ein würdigeres Denkmal gesetzt, als es dasjenige ist, welches man ihm auf dem inneren Burgplatze zu Wien aufgerichtet hat, und auch was der Erzbischof Pyrker hier für kranke Soldaten gethan, wird den Ruhm seiner Epopöen überdauern. Den Beschluß macht die Anlegung der reizvollen Salzachthal-Bahn, welche die Gasteiner Klamm mit der Tiroler Linie, mit Salzburg, mit dem Südosten Oesterreichs verbindet.

Gastein ist jetzt ein modisches Bad mit allen Einrichtungen, ohne welche der Stadtmensch unserer Tage nicht auszukommen vermeint. Es wäre eine Therme, wie viele andere, ständen die Eckpfeiler der stillen Eiswelt nicht da, stammten nicht die Regenbogen im Sturme der Schaumwolken seiner Wasserstürze und wehte nicht jene Luft aus den hohen Einöden herab, die in Blut und Nerven des Ankömmlings gewiß nicht minder segensvoll eingreift, als die Brunnen der Tiefe. Dies ist es, was die alte Gastuna zu einer in ihrer Weise einzigen Heilstätte macht. —

Zum Schlusse noch zwei Anmerkungen.

Wie drüben im grünen Thalboden und an den Hängen der Rauris, liegt auch in der Gastein viel Geschiebe aus der Eiszeit. Die verschiedenen Stufen des Gesammtthales, Naßfeld, Böckfteiner Thal und die eigentliche Gastein stellten damals Terrassen eines und des nämlichen Gletschers dar, den an den jähen Absturzbruchstellen gewiß breite, blauende Klüfte durchzogen. Nach dem Hinschwinden desselben entstanden zwei Seen; der eine füllte das Böckfteiner Thal, der andere die tiefere Gastein aus. Der obere See stürzte in die Gastein, der untere in die Salzach ab; als Andeutung daran ist der Fall im Wildbad und der von Lend geblieben.

Vorahnend wirft die Einbildungskraft der Thalbewohner ein anderes Gemälde von Gastein auf fernen Hintergrund. Dort — so heißt es — wo jetzt das Patschker-Gütl neben dem Böckfteiner Wege steht, wird sich einst der letzte „Käskessel" (Sennhütte) befinden. Es ist dies ein Bild wiederkehrender Eiszeit. Mag ein solches in entlegenen Jahrtausenden verwirklicht werden oder nicht — wir und unsere spätesten Nachkommen werden uns stets erfreuen an Gastein und an der Pracht der hohen Tauern. Ueber der Kräftigung des Körpers dürfen wir nicht vergessen, daß inmitten solcher Herrlichkeit auch unser Sinn erstarkt und sich gern vom Wuste des Alltäglichen Dingen zuwendet, welche die Selbstsucht abschwächen und den Willen veredeln. **Heinrich Noë.**

Zur Geschichte der Socialdemokratie.

Von Franz Mehring.

8. Die höchste Blüthe der deutschen Socialdemokratie.

Die socialdemokratische Agitation im deutschen Reiche bietet während des dreijährigen Zeitraums, der sich vom Gothaer Vereinigungscongresse bis zu den Attentaten von Hödel und Nobiling erstreckt, in ihrer Art ein nicht minder fesselndes und merkwürdiges Bild, als die Pariser Commune. Wenn hier das aufrührerische Proletariat mit Feuer und Schwert die verrottete Welt umzuwälzen gedachte, so zeigte sich dort, was es mit seinem „friedlichen" und „gesetzmäßigen" Wirken auf sich hat. Es ist schwer zu sagen, welche von beiden Methoden furchtbarer und verhängnißvoller in ihren Folgen ist; alle Schrecken der blutigen Maiwoche verbleichen fast vor der langsamen und tödtlichen Vergiftung des nationalen Geistes, welche die deutschen Demagogen zu erreichen verstanden.

Die Entwickelung der Partei während dieser Zeit in allen Einzelnheiten zu verfolgen, würde an dieser Stelle zu weit führen; es muß genügen, die eigenthümlichsten und lehrreichsten Momente in einem allgemeinen Bilde zu sammeln. Glänzend bewährte sich die Hoffnung der einsichtigeren Agitatoren, daß die Vereinigung der beiden Fractionen die Kraft und Wucht der ganzen Bewegung nicht blos verdoppeln, sondern selbst verzwanzigfachen würde. Ein flüchtiger Umblick in dem Rüst- und Zeughause der Partei liefert hierfür schlagende Beweise.

Die Parteicasse balancirte hinfort jährlich in Einnahme und Ausgabe mit durchschnittlich 60,000 Mark, einer Summe, welche nur den geringsten Theil der von armen Arbeitern für diese Agitation aufgebrachten Opfer enthält, selbst wenn man blos die Aufwendungen an baarem Gelde erwägt. Ungleich mehr verschlangen Gewerkschafts-, Local-, Wahlzwecke. Die Berliner Reichstagswahlen von 1877 kosteten allein 16,000 Mark. Davon wurden unter Anderem 1,400,000 Exemplare von Drucksachen hergestellt, deren Verbreitung unentgeltlich durch Parteigenossen bewirkt wurde. Man vermag schon aus diesem Beispiele zu erkennen, wie gering noch die Einbußen an Geld im Verhältnisse zu den Opfern an Kraft und Zeit waren, die von den bethörten Anhängern der socialen Revolution gebracht wurden.

Die Hauptarmee des Umsturzes bildeten Agitatoren, Vereine, Zeitungen; man kann die ersten als die leichten Truppen, die zweiten als die Heersäulen des Fußvolkes, die dritten als die schweren Geschütze in der streitenden Armee des Zukunftsstaates bezeichnen. Am wenigsten ausgebildet war die erste Truppengattung; gewerbsmäßige Agitatoren wurden von der Parteicasse verhältnißmäßig wenige besoldet; man hatte die Zweischneidigkeit dieser Waffe erkannt. Diese Gevatter Schneider und Handschuhmacher, die „predigend reisten" und von dem conservativen Socialpolitiker Rudolph Meyer sogar mit den Aposteln verglichen worden sind, boten in ihrem albernen Hochmuth und ihrer banausischen Unwissenheit den Gegnern zu starke Blößen, wurden auch den einsichtigeren Arbeitern nur zu bald verächtlich. Die klügeren Führer suchten sie mehr und mehr zurückzudrängen zu Gunsten der Parteipresse. Freilich darf dabei nicht übersehen werden, daß die Beamten und Vertreter der Partei, Abgeordnete, Redacteure, Expedienten ꝛc., verpflichtet waren, wo und wie sie immer konnten, sich an der mündlichen Agitation zu betheiligen, ja daß in gewissem Sinne jedes gewandtere Mitglied der Partei ihr geborener Agitator war. Im Ganzen verfügte die Agitation über einige Hunderte geschulter Redner, die mit allen Wassern der Dialektik eines Lassalle und Marx gewaschen waren.

Wichtiger war das Vereinswesen der Partei. Sie hatte zuletzt 26 größere Gewerkschaftsverbindungen geschaffen, welche etwa 50,000 Mitglieder an mehr als 1200 Orten zählten. Die jährliche Einnahme dieser Verbände belief sich auf 400,000, ihre jährliche Ausgabe auf 320,000 Mark. Nur die einfachste Gerechtigkeit gebietet, anzuerkennen, daß diese Vereine, nachdem der dauernde Nothstand ihr Strikefieber gründlich erstickt hatte, auch mannigfach nützlich und segensreich gewirkt haben. Von ihren Ueberschüssen wurden ihre Invaliden-, Kranken-, Reiseunterstützungscassen unterhalten. So besaßen die Gewerkschaften der Goldarbeiter und Buchdrucker ein Vermögen von 18,000, beziehungsweise 52,000 Mark in ihren Invalidencassen. Hier hat das Socialistengesetz leider auch manche fruchtbare Keime zerstört.

Aber noch in anderer Weise wußte die deutsche Socialdemokratie das Vereinswesen für ihre Zwecke auszunützen. Nicht weniger als 20 Druckereien befaßten sich mit der Herstellung ihrer Literatur in periodischen und nichtperiodischen Druckschriften; darunter befanden sich 16 Genossenschaftsbuchdruckereien, an denen über 2500 Arbeiter und Kleinbürger mit ihren kleinen Ersparnissen betheiligt waren; sie beschäftigten ungefähr 400 Personen als Redacteure, Expedienten, Setzer, Drucker, und sie setzten jährlich in runder Summe über 800,000 Mark um. Schier unzählbar waren dann die sonstigen Vereine, in denen der Geist der Partei lebte: Bildungs-, Gesang-, Lese-, Theater-, Zeitungs-, Consum-, Unterstützungs-, Wahlvereine und wie sie sich sonst nennen mochten; ihre Namen wechselten tausendfach; in der Sache waren sie alle über denselben Kamm geschoren; in ihnen wurden die Rekruten geübt und geworben. Niemals noch hatte es eine andere Partei verstanden, so den ganzen Menschen zu erfassen, ihn mit seinen alltäglichsten Gewohnheiten unlöslich an sich zu ketten.

Das schwere Geschütz endlich in dem communistischen Arsenale bildeten die bleiernen Lettern Gutenberg's. Mit fabelhaftester Schnelle wuchs eine kleine Bibliothek socialdemokratischer Flugschriften und Bücher an; sie zählte einige hundert Nummern und

Digitized by Google

vermehrte sich noch von Woche zu Woche. Vieles, das Meiste darunter ist reiner Schund, Manches passables Mittelgut, Einzelnes, wie die Schriften von Engels, Lassalle, Marx, Lange, Jacoby ꝛc., gehört zu den namhaftesten Werken unserer politischen und socialen Literatur.

Alle diese Erscheinungen fanden eine aufmerksame und weite Lesewelt im deutschen Arbeiterstande; in einer Berliner Volksversammlung rühmte sich einmal ein einfacher Arbeiter, daß er eine Broschüre Lassalle's achtmal habe Zeile für Zeile durchackern müssen, um sie zu verstehen, aber nun habe er sie auch gründlich verstanden, und keine Macht der Welt könne ihm mehr dieses geistige Eigenthum entreißen. Der kleine Zug kennzeichnet treffend, mit welcher hartnäckigen Leidenschaft die Arbeiter darnach rangen, diese Nahrung völlig in ihr Fleisch und Blut aufzunehmen. Ein beiläufiger, aber deshalb nicht minder willkommener Erfolg dieses Büchervertriebes war, daß er der Partei einen namhaften Ueberschuß abwarf.

Noch ausgebreiteter und wirkungsvoller war die periodische Literatur der Socialdemokratie, welche vom eintägigen Wahlflugblatte bis zum jährlich erscheinenden Kalender alle denkbaren Formen dieser Art Druckschriften umfaßte. Am zahlreichsten in ihr war natürlich die politische Tagespresse vertreten. Viele dieser Blätter gingen so schnell, wie sie kamen, sodaß eine völlig sichere Statistik über sie nicht aufzustellen ist.

Um die Jahreswende von 1877 auf 1878 erschienen etwa fünfzig socialdemokratische Zeitungen, von denen ungefähr der dritte Theil sechsmal, die übrigen ein-, zwei- und dreimal in der Woche herausgegeben wurden. Dazu kamen je ein Witzblatt in Braunschweig und Chemnitz und vierzehn Gewerkschaftsorgane, die neben ihren Fachinteressen auch für die Ausbreitung der communistischen Grundsätze sorgten. Im Ganzen und Großen waren all diese Blätter vollkommen werthlos; ihre geistige Habe, ihre politische Wehr und Waffen waren einzig unverdaute Phrasen aus den Broschüren von Lassalle und Marx. Abgesehen von einigen catilinarischen Existenzen, die sich mit größerem oder geringerem Rechte einer „akademischen Bildung" rühmten, wurden die Redactionsgeschäfte von Arbeitern erledigt, Böttchern, Lohgerbern, Maurern, Schlossern, Schneidern, Schriftsetzern und andern Handwerkern, bei denen von einer publicistischen Befähigung nicht wohl die Rede sein konnte.

Höher standen der „Vorwärts" in Leipzig, das amtliche Blatt der Partei, die „Neue Gesellschaft" und die „Zukunft", ihre wissenschaftlichen Zeitschriften, endlich die „Neue Welt", ihr Unterhaltungsblatt, die socialdemokratische „Gartenlaube", wie sie von ihren Lesern stolz genannt wurde. Der „Vorwärts" sollte vornehmlich einen geistig ebenbürtigen Kampf mit den Gegnern der Partei führen; er hat sich dieser Aufgabe zeitweise nicht ohne Erfolg, Geschick und Glück entledigt, eine ganze Reihe socialpolitisch bemerkenswerther Aufsätze gebracht, aber er selbst verscherzte meist die errungenen Vortheile durch eine rohe und wüste Sprache, durch wüthende Verleumdungen des persönlichen Charakters seiner Widersacher, durch halbe Unzurechnungsfähigkeit in Beurtheilung der politischen Tagesfragen. Eine durchaus anständige Form bewahrten die wissenschaftlichen Zeitschriften, welche die besitzenden und gebildeten Classen mit den Zielen der Socialdemokratie befreunden sollten; inhaltlich brachten sie in bunter Mischung dürftige und gehaltvolle Artikel. Die „Neue Welt" sollte die Frauen und Kinder der Arbeiter gewinnen; sie stieg bald auf vierzigtausend Abonnenten, ein nicht unverdienter Erfolg; denn geschickt und maßvoll geschrieben, durfte sie wohl den ersten Platz unter den periodischen Preßerzeugnissen der Partei beanspruchen.

Wenn diese Organe höhere Zwecke verfolgten, so waren umgekehrt die socialdemokratischen Kalender bestimmt, tagaus tagein als Brander auf der weiten See der arbeitenden Bevölkerung zu kreuzen und in jene entlegenen Buchten und Winkel zu dringen, in welche selbst der leichtest beschwingte Nachen der Tagespresse noch nicht zu gelangen vermag. Der „Arme Conrad" war mehr auf die städtische, der „Volkskalender" mehr auf die ländliche Arbeiterbevölkerung berechnet; jener setzte etwa sechszigtausend, dieser erheblich weniger Exemplare ab. Ihr literarischer Werth fiel unter Null; sie entbehrten namentlich, was überaus bezeichnend ist, jeder Spur volksthümlichen Humors. Bemerkenswerth an ihnen war nur die Geschicklichkeit, mit welcher die von ihnen verfochtene Weltanschauung jeden Stoff bis in die innerste Faser und bis zum obersten Rande zu sättigen und zu tränken wußte. Diese Panderabüchsen waren voll gerüttelt und geschüttelt von Haß, Neid, Zorn, Unzufriedenheit, Wuth, von allen wilden und zügellosen Leidenschaften der menschlichen Brust.

So etwa stellt sich nach ihren allgemeinsten Umrissen die waffenklirrende Rüstung dar, welche die deutsche Socialdemokratie in den Tagen ihrer höchsten Bluthe trug. Darnach kann man einigermaßen abwägen, welches Maß von Geld, Kraft und Zeit sie verschlungen, welche Unsummen von Opfern, die von blutarmen Arbeitern gebracht wurden, sie erheischt hat. Rechnet man nun gar noch die riesigen Verluste hinzu, welche die zahllosen socialdemokratischen Strikes in der ersten Hälfte der siebenziger Jahre dem nationalen Wohlstande zugefügt haben, so ergiebt sich, daß dieser „Militäretat" so kostspielig gewesen ist, wie nur irgend ein anderer — so kostspielig, aber nicht entfernt so nothwendig und nützlich. Blickt man nämlich auf die Kehrseite der Medaille, erwägt man, ob diese gewaltigen Aufwendungen den Arbeitern irgend welchen nennenswerthen Nutzen gebracht haben, so wird das dunkle Bild nur um so viel dunkler; Schlagschatten auf Schlagschatten fällt hinein, kaum hier und da ein leiser Lichtstreif.

Verhältnißmäßig die größten Erfolge wurden in Wahlkämpfen errungen; bei den Reichstagswahlen von 1877 gewann die Partei beinahe eine halbe Million Stimmen, fast den zehnten Theil der gesammten gültigen Stimmenzahl. Sie erwies sich als die viertstärkste Partei im deutschen Reiche — gewiß ein staunenswerther Erfolg, welcher sie mit lebhafter Genugthuung erfüllen durfte, aber im Wesen der Sache doch nur eine moralische Eroberung. Die Zahl der Abgeordneten entsprach keineswegs der Zahl der Stimmen; es gelang nicht mehr als zwölf socialdemokratische Mandate zu erobern. Und auch dieses Maß gesetzgeberischen Einflusses wurde in schmählicher Weise von denen verzettelt, in deren Hände es gelegt worden war.

Gewiß ist die Vertretung der Arbeiterinteressen ein berechtigter und erwünschter Factor im großen Rathe der Nation, wenn aber diese Anschauung noch vielfach verkannt wird, so haben es die Arbeiter allein dem parlamentarischen Treiben der socialdemokratischen Abgeordneten zu danken. Niemals haben dieselben auch nur versucht, mit Eifer und Ernst sich an den Geschäften des Reichstages zu betheiligen; meist wohnten sie den Sitzungen gar nicht bei; hielten sie es gelegentlich der Mühe werth, zu kommen, dann war ihre einzige Leistung die Wiederholung einer und derselben Drohrede, bald in halbwegs anständiger Form, bald so stark gepfeffert, daß ein Petroleumduft durch das ganze Haus zog. Daneben benutzten sie höchstens, wie es noch in der diesjährigen Frühjahrssession des Reichstages geschah, die Redefreiheit der parlamentarischen Tribüne, um aus diesem sicheren Hinterhalte wehrlose Privatpersonen zu verleumden, die ihr Mißfallen erregt hatten.

Sie betheiligten sich selbst nicht, wenn andere Parteien sich bemühten, das bestehende Arbeiterrecht zu erweitern; ihre Abwesenheit verschuldete, daß bei der Berathung der Gewerbe-Ordnungsreform in der endgültigen Abstimmung die strengeren Bestimmungen über die Sonntagsruhe fielen, die bei der vorläufigen Abstimmung im Interesse der arbeitenden Classen angenommen worden waren.

Einmal zwar schien die socialdemokratische Reichstagsfraction einen sachlichen Zweck zu verfolgen; sie brachte ein Arbeiterschutzgesetz ein, aber auch damit war es eitel Schwindel. Die Einzelnheiten dieses Entwurfs waren sinnlos, ohne jede Rücksicht auf die concreten Verhältnisse der deutschen Industrie aus der englischen und schweizerischen Gesetzgebung ausgeschrieben; es lag auf der Hand, daß der Reichstag ein so form- und gedankenloses Machwerk nicht annehmen konnte und würde; darüber waren sich seine Urheber auch vollkommen klar und gestanden auf ihrem Parteicongresse mit preiswürdiger Offenheit, daß sie in diesem Antrage nur eine scharfe Agitationswaffe hätten schleifen wollen für Gegenden, in denen andere Parteien starken Anhang unter den Arbeitern hätten.

Entsprechend dieser Haltung hat die socialdemokratische Agitation auch außerhalb des Reichstages gar nichts gethan, die sachlichen Interessen der Arbeiter zu fördern. Sicherlich ist noch viel zu wenig geschehen, den gerechten Beschwerden unserer niederen Volksschichten abzuhelfen, aber ebenso unbestreitbar ist, daß noch jede andere Partei mehr auf diesem Gebiete geleistet

Digitized by Google

hat, als die Socialdemokratie. Selbst wenn ohne ihr Zuthun arbeiterfreundliche Einrichtungen in's Leben traten, stand sie denselben feindlich oder mindestens gleichgültig gegenüber, so beispielsweise den Fabrikinspectoren; „ihre Blätter," schreibt klagend einer dieser Beamten, „haben ihre Leser über die hauptsächlich zum Besten der Arbeiter getroffene Einrichtung zu belehren nicht für nöthig oder zweckmäßig gehalten." Einzig die von der Partei gegründeten Gewerkschaften haben den Arbeitern nicht blos faule, sondern auch gesunde Früchte gespendet, allein einerseits wurden diese Vortheile wieder aufgewogen durch die unnützen Strikes, die von denselben Vereinen angezettelt wurden, und andererseits haben dieselben das, was sie leisten, nicht geleistet, *weil*, sondern *obgleich* sie socialdemokratischen Ursprungs waren. Nicht die Socialdemokratie schuf eine gesunde Einrichtung, sondern eine gesunde Einrichtung war selbst durch die Socialdemokratie nicht völlig zu verderben.

Was hat sie nun aber in Wahrheit den Arbeitern geboten? Nichts als eine wahrhaft hündische Schmeichelei, wie sie nicht leicht verhängnißvoller von kriechenden Höflingen gegen bethörte Fürsten geübt werden mag; nichts als im besten Falle die flachsten Eitelkeiten der Welt, die unfruchtbarsten Lärm- und Spectakelscenen. Straßenkundgebungen, wie der große Leichenzug bei dem Tode des Arbeiters Heinsch in Berlin, lächerlich-widerwärtige Ketzergerichte, wie sie vor einem Tribunale von ungebildeten Handarbeitern über Mommsen's römische Geschichte gehalten wurden, tosende Volksversammlungen, wie diejenigen etwa, in denen Herr Most und Herr Stöcker — ein edles Brüderpaar — in rüstigen Fäusten das Banner der gestissentlichen Volksverdummung schwangen — das waren die Steine, welche die socialdemokratische Agitation den Arbeitern statt des Brodes gab.

Doch diese Dinge, so schlimm sie erscheinen, waren nicht das Schlimmste. Ungleich verderblicher wirkte die gänzliche Verrohung und Verrottung, die man in den Gemüthern der Arbeiter hervorzurufen suchte, um sie fähig und willig für eine gewaltsame Revolution zu machen. Denn hierauf und auf nichts Anderes lief die ganze Agitation hinaus.

Heutzutage faseln die Demagogen zwar viel von ihren „friedlichen" und „gesetzmäßigen" Absichten, während noch vor wenigen Jahren der „Volksstaat" das Streben nach einer „ruhigen Entwickelung des Staatslebens" als einen „offenen Verrath an der Arbeitersache" verdammte. Nichts scheint rührender, als wenn die socialdemokratischen Reichstagsabgeordneten mit einer zitternden Thräne an der Wimper sich als Opfer der gräulichsten Verleumdung hinstellen, weil man sie geplanter Gewalt beschuldigt, aber thatsächlich ist nichts komischer. Ihnen mag es gestattet sein, heute zu leugnen, was sie gestern behauptet haben, aber einstweilen sind sie die Werkzeuge von Marx, der sein ganzes System wie seine ganze Taktik auf den gewaltsamen Umsturz berechnet und seit mehr als dreißig Jahren keine passende oder unpassende Gelegenheit versäumt hat, diese Thatsache mit dem ganzen Nachdrucke seines unfehlbaren Prophetenthums hervorzuheben.

Für solchen Zweck nun wurde, um die arbeitende Bevölkerung in gewissenlos-schlauester Weise vorzubereiten, jeder schwächste Faden zu zerstören gesucht, der sie mit ihrem Vaterlande und ihrem Volke verband. Hörte man die socialdemokratischen Redner und Zeitungen, so war nicht nur die heutige Wirthschaftsordnung auf Betrug und Raub gegründet, sondern die ganze deutsche Geschichte eine albern-boshafte Intrigue von Betrügern und Narren, Luther ein „bornirter Pfaff", Melanchthon ein „fistelnder Schleicher", Schiller ein „reactionärer Phrasendrescher", Goethe ein „serviler Hofpoet", die großen Feldherren unserer Geschichte „Gurgelabschneider" und „Landsknechte", ganz zu geschweigen der niederträchtigen Beschimpfungen, mit denen die großen Heerführer und Staatsmänner unserer Tage überschüttet wurden. Unter Strömen von Koth sollte Alles begraben werden, woran sich die Ehre des deutschen Namens knüpft, um jede Spur menschlicher Scheu aus den Herzen der Arbeiter zu reißen.

In ähnlicher Weise wurden die sittlichen Grundlagen der modernen Cultur zu untergraben gesucht. Die Religion war ein leerer Humbug, erfunden von Betrügern, um Narren zu bethören, die Vaterlandsliebe ein verhüllender Schleier für Raub und Mord, die Ehe eine staatlich concessionirte Prostitution, die Wissenschaft eine feile Dirne des Volksverraths, die Schule eine Verdummungsanstalt im „Dienste gegen die Freiheit", die Presse ein einziger Reptiliensumpf der Verderbniß, der Reichstag — nach einem anmuthigen Ausdrucke Liebknecht's — ein Haufe von Junkern, Apostaten und Nullen, der als Puppe am Drahte eines Menschen und Recht verachtenden Staatsmanns tanzt. Jeder Gegner der Partei war ein Narr oder Schuft; wagte irgend ein Bürger, in einer Versammlung oder einer Zeitung gegen die Socialdemokratie zu sprechen, so wurde er alsbald in seiner privaten Ehre und Stellung böswillig und verleumderisch angegriffen; man erfand ein förmliches System des Terrorismus, um jeden Widersacher von vornherein abzuschrecken.

Dies etwa waren nach ihren allgemeinsten Umrissen die Gegenleistungen der socialdemokratischen Agitation für die großen Opfer, welche der deutsche Arbeiterstand ihr brachte. Es kam darnach, was kommen mußte. Die mit vollen Händen den Wind säeten, ernteten den Sturm, früher, weit früher, als die von ihnen geplagte Welt hoffte, und als sie selbst fürchteten.

Der Burschenschafter auf dem theologischen Lehrstuhl.

(Schluß.)

Röhr, das „sichtbare Oberhaupt des Rationalismus", wie er damals genannt wurde, konnte mit dem derben Bauernverstand, der ihm eigen war, Hase's Eigenthümlichkeit am wenigsten begreifen. Einer felsenfesten Abgeschlossenheit in freisinnigen Grund- und Glaubenssätzen, die alles Gefühlsmäßige, nicht vor dem Verstand zu Rechtfertigende von sich stieß, stand hier ein feiner, milder Sinn gegenüber, der jeder religiösen Ueberzeugung gerecht wurde und selbst in religiösen Verirrungen gern den edlen Kern erkannte. Besonders ärgerte den alten Herrn eine von Hase in Pelt's und Mau's Studien gebrauchte Bezeichnung: Rationalismus vulgaris (gemeiner Rationalismus). Aber die Hase'sche Totalauffassung der Kirchengeschichte überhaupt, die milde Beurtheilung oder halbe Vertheidigung aller kirchengeschichtlichen Erscheinungen, welche Röhr verabscheute, veranlaßten den Weimarischen Generalsuperintendenten, in seiner kritischen Predigerbibliothek den jungen Professor ernstlich zu rüffeln, ja ihm mit schlimmeren Censuren zu drohen. Dem setzte Hase eines seiner glanzvollsten Werke, den „Anti-Röhr" gegenüber, einen Protest religiösen Gefühlslebens und wissenschaftlichen Freisinnes gegen das Flachverstandesmäßige und Unwissenschaftliche des Rationalismus, welcher sich geschichtlich abgewirthschaftet habe.

Dies zeigte sich gerade damals. Denn ein Jahr nach dem Erscheinen der Kirchengeschichte (1835) brach der Geistersturm los, auf den Hase's Auftreten die Weissagung gewesen war. Gerade aus der gläubigen Facultät Tübingen, die einst Hase verübelt, daß er nur die menschliche und nicht auch die göttliche Natur Christi in Betracht ziehe, ging David Friedrich Strauß hervor, der, was Hase einst in zarter Scheu nur angedeutet, mit dem ganzen Rüstzeug Niebuhr'scher Kritik und Hegel'scher Logik bewaffnet, schonungslos durchführte, indem er die neutestamentliche Lebensgeschichte Jesu fast ganz als Mythe darstellte. Im selben Jahre begann der Tübinger Lehrer von Strauß, der große Dogmenhistoriker Baur, welcher erst nach Hase's Abgang an die Schwaben-Universität gekommen war, seine Kritik der Echtheit der neutestamentlichen Schriften und erwies zunächst die Unechtheit der Pastoralbriefe. Und doch war bis dahin Baur's Gläubigkeit, mindestens in Tübingen, nie bezweifelt worden, und Justinus Kerner's Seherin in Weinsberg hatte Strauß geweissagt, daß er nie ungläubig werden könne! Gleichzeitig gingen aus dem unmittelbaren Kreise Hegel's das bahnbrechende Werk Vatke's, der das ganze alte Testament als unhistorisch oder nur sehr zweifelhaft historisch verkündete, und die Untersuchungen Benary's, welche die Siegel von der Offenbarung Johannis lösten, hervor. Den „Gläubigen" stand der Verstand still. Die „Ungläubigen" aber — vornehmlich das junge Deutschland — jubelten. Gutzkow nannte bereits die Evangelien abgestandene Fischersagen. Die Junghegelianer be-

Digitized by Google

trachteten den Bruch mit aller positiven Religion und die Wiedereinsetzung der nackten Sinnlichkeit in ihre Rechte als das eigentliche Werk des Protestantismus, den sie auf ihre Fahne schrieben. Heine sagte geradezu: „Das blühende Fleisch auf den Lenden der Titianischen Venus, das ist alles Protestantismus.“ Tausende riefen dieser Gesinnung Beifall zu.

Dahin war es gekommen durch die Prüderie der Regierungen, die Aengstlichkeit der Theologen, daß im Volke jede religiöse Kundgebung mit um so größerer Freude aufgenommen wurde, je weiter sie entfernt war von der von oben beschützten Gläubigkeit. Hase wendete sich 1838 als Prorector in einer herrlichen Rede vom „jungen Deutschland“ an die deutsche Jugend; er wies auf die Gefahren der Frivolität hin, er beschwor Lessing's unsterblichen Geist, ermahnte, mit rückhaltlosem Freimuth dem Banner der Forschung, aber der echten Forschung, zu folgen, erkannte auch den Verfasser des „Lebens Jesu“ in Schwaben an, wie frühreif ihm seine Resultate däuchten, Heine aber — „der größten Lyriker einer, das ist sein Recht von Gottes Gnaden“ — und Gutzkow wies er weit von sich hinweg. Und eben hatte er Gelegenheit, auch nach einer andern Seite hin Gerechtigkeit zu üben. Der Bruch der Erzbischöfe Droste in Köln und Dunin in Posen mit der preußischen Regierung war vollbracht, die Frucht des unseligen Pactirens mit Rom, welches immer nur den Hochmuth der Klerisei geschwellt hat. Die Verhaftung der Erzbischöfe rief in allen katholischen Landen ungeheuere Aufregung hervor; Papst Gregor hielt seine berühmte Allocution; Görres fiel in seinem „Athanasius“ den preußischen Staat an. Wohl eiferte Röhr in Weimar in seiner dreizehnmal aufgelegten Reformationspredigt gegen den „priesterlichen Gaukler“ in Rom — die preußische Regierung fand doch so gut wie gar keine Vertheidiger; Heinrich Leo, ein alter Freund und Gegner Hase's, erklärte in seinem „Sendschreiben“ offen, daß er die katholische Kirche bewundere ob ihrer Einmüthigkeit und sich „schäme, Protestant zu sein“. Hier trat Hase ein mit seiner Schrift „Die zwei Erzbischöfe“ (1839), wohl der schwerwiegendsten kirchenpolitischen Publication vormärzlicher Zeit, voll sibyllinischer Weissagungen auf die nachmärzliche. Von entschieden protestantischem Standpunkt enthüllt er die ganze Gefahr der Hierarchie, wie sich diese in den letzten Jahrzehnten von Neuem befestigt hatte, aber er deckt auch alle Sünden der preußischen Kirchenpolitik auf und zeigt ihr wie im Spiegel ihre Ohnmacht, nicht ohne nebenbei auf die einstigen Aufgaben des Thronfolgers hinzuweisen, von dem man so viel erwartete.

Man weiß, wie diese Hoffnungen umschlugen. Das Ministerium Eichhorn tauchte empor, über Bunsen, Radowitz und Schelling kam man auf — Stahl. Nur noch mehr spitzten sich die Gegensätze zu. Die kirchliche Reaction wurde übermächtig, während in der Nation eine schwungvolle hochgespannte Zeit anhob, die unter den patriotischen Idealen auch die Befreiung des Glaubens von der Beeinflussung der Höfe und Regierungen auf ihr Schild schrieb. Vor Allem in der Provinz Sachsen gährte es seit den „Hallischen Jahrbüchern“ gewaltig. In Weimar war nur die politische Seite der zur Herrschaft gekommenen Romantik zu empfinden, welche aber bei dem Schielen des Cultusministers Schweitzer nach dem Hofe doch wenigstens hier und da auch auf das theologisch-kirchliche Gebiet einwirkte. Schweitzer gegenüber war Hase der entschiedene Patriot. Als die „Sieben“ in Göttingen entsetzt worden waren, stand er unter den Ersten, die für sie sammelten, und als Dahlmann nach Jena übersiedelte, ward er dessen treuester Freund und ermüdete nicht in dem vergeblichen Bemühen, ihn den Erhaltern der Universität für eine Professur zu empfehlen. Als sich dann der Gustav-Adolf-Verein begründete, war Hase, im Gegensatz zu Rohr, unter denen, die ihm im Weimarischen die Stätte zu bereiten suchten; auch hier scheiterten er und sein Freund Schwarz, bis die Uebernahme der Protection durch Friedrich Wilhelm den Vierten den Angstminister Schweitzer umstimmte. Hase hat dann den Hauptversammlungen mehrfach beigewohnt, immer das Recht aller kirchlichen Richtungen im Verein betonend. Inzwischen begann die deutsch-katholische Bewegung; Ronge kam auch nach Weimar, wurde als der „Luther des neunzehnten Jahrhunderts“ auch hier gefeiert und von Röhr eingeladen, der in einer Schrift die gute Sache der Deutsch-Katholiken vertheidigte. Hase erkannte auf den ersten Blick die Unbedeutendheit der Führer, die „bei Kalbsbraten, Wein und Forellen Weltgeschichte machten“; er glaubte nicht an die Zukunft der Bewegung, doch erachtete er diese für ein bedeutsames Zeichen der Zeit, verlangte, daß man sie sich ausleben lasse, und besprach gemeinsam mit seinem Collegen Dr. Schwarz in der „Neuen Jenaer Literaturzeitung“, die er eine Zeitlang mitredigirte, sämmtliche über die Bewegung geschriebene Broschüren und Flugblätter. Auch die lichtfreundliche Bewegung, gleichfalls von Röhr willkommen geheißen, nahm, wenn auch in anderem Sinne, Hase's Theilnahme in Anspruch. Er erkannte in ihr nur einen Act der Nothwehr, der zwar nicht weit führen werde, aber doch gebieterisch dazu auffordere, endlich das protestantische Kirchenthum neu zu gestalten. Seine Prorectoratsrede „Das gute alte Recht der Kirche“ führte dies aus, und weitere Schriften in gleichem Sinne folgten. Aufhebung des landesherrlichen Summepiskopats, eine bischöflich verfaßte evangelisch-deutsche Kirche mit Freigebung des Bekenntnißstandes, ein ganz allgemein gehaltenes Ordinationsformular für die Geistlichen, dazu Presbyterien und Synoden in aufsteigenden Kreisen, Befreiung der Kirche vom Staat, doch festes Bündniß mit dem Staate — das sind seine Forderungen. Die theologische Facultät in Jena, zumal Schwarz und der seit 1844 berufene unerschrockene Rückert, theilten dieselben. Sonst blieb Hase damit vereinsamt.

Auf einem Rosenballe in Jena überraschte die Universitätsangehörigen die Nachricht von der Pariser Februar-Revolution. Wenige Tage — und die Flamme durchzuckte ganz Deutschland. Ministerium auf Ministerium fiel; am 11. März stürzten Studenten und Bauern das Ministerium Schweitzer in Weimar. Allerwärts in Deutschland sanken mit den verhaßten Staatsmännern auch die verhaßtesten Männer der Kirchenleitung. In dem Völkerfrühling, der nun anhob, wurden auch in Hase die alten patriotischen Ideale, denen er stets angehangen, mit neuer Macht lebendig, und er hat unter dem alten Namen „Karl von Steinbach“ seine Hoffnungen für des Vaterlandes Zukunft ausgesprochen, auch die Kirche des neuen deutschen Reiches in einem Werke der Nation an's Herz zu legen versucht. In der That war die Bewegung im mittleren Deutschland zum guten Theil religiösen Charakters, wie fast alle Wahlen Thüringens und der Provinz Sachsen nach Frankfurt und Berlin bewiesen, es waren fast durchweg die Matadore der antistaatskirchlichen Bewegung der vierziger Jahre, welche man dorthin sandte. Man hätte erwarten sollen, Hase in erster Reihe in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt zu finden. Aber die Volksstimmung der Thüringer Wahlkreise, zumal des Jenaischen, war damals zu antipreußisch und darum zu antikaiserlich — die Universität hatte zu viel von Preußen erlitten und die kirchliche Richtung des Berliner Hofes war zu sehr verhaßt — als daß ein Mann, der ein erbliches Kaiserthum über Deutschland erstrebte und auf Preußen zählte, durchzudringen vermocht hätte. Er stand in diesem Jahre, wenn auch mit dem größeren Theile seiner Collegen, der thüringischen Demokratie gegenüber in entschiedener Minorität.

Hase hat einen Theil des Sommers in Frankfurt verlebt, begrüßte seine alten Freunde Eisenmann, Rotenhan, Wurm, Rödinger, Tafel in der Nationalversammlung und überstand in dieser Umgebung den 18. September. Er hat später nach der Kaiserwahl eine schwarz-roth-goldene Fahne auf seinem Hause aufgehißt, was doch Niemand in Jena nachahmte. Er hat schmerzbewegt alle seine Hoffnungen scheitern sehen, entschloß sich, gut großdeutsch wie er war, nur schwer zum Dreikönigsbündniß und sah gelegentlich des Erfurter Parlaments seinen alten Freund Stahl auf Wegen, welche himmelweit von den seinen verschieden waren. Immer trüber gestalteten sich die Dinge, auch die kirchlichen.

Nach Neander's Tode wurde er von der Berliner Facultät als Professor der Kirchengeschichte vorgeschlagen, doch war an seine Berufung unter dem Minister Raumer nicht zu denken. Zur Erholung und um die neuen Bahnen der Zeit kennen zu lernen, besuchte er die Londoner Industrie-Ausstellung. So hatte sich die Lage verändert, daß im Hôtel der preußischen Gesandtschaft, in deren Kanzlei er eingetreten war, ihm Bunsen mit den Worten um den Hals fiel: „Wir müssen zusammenhalten gegen das frommthuende Gesindel, das uns Staat und Kirche verdirbt,“ und daß bald darauf Radowitz einen seiner Schüler in Jena, freisinnigster Richtung, zum Hauslehrer engagirte. Und das waren die Männer, welche an der Wiege der kirchlichen Romantik in Preußen Gevatter gestanden hatten!

Die nächste Zeit fand Hase — Röhr war inzwischen gestorben — mit der Jenaer Facultät auf der entschiedenen kirchlichen

Linken. Es gehörte Muth dazu, um diese Position zu behaupten. Alle deutschen Kirchenregimente wurden mehr oder weniger orthodox besetzt, alle Hoffnung auf eine evangelische Kirchenverfassung lag in Trümmern; dahingegen erhob der Ultramontanismus sein Haupt, selbst Döllinger fing an beargwohnt zu werden. Ketteler als Bischof von Mainz war mit Hülfe der mit Polypenarmen um sich greifenden Jesuiten der hierarchische Agitator geworden. Hase bekannte, als er sein Werk über die deutsche Kirche 1852 neu auflegte, „vordem mehr Achtung vor seinem Volke gehabt zu haben". Aus dem Zeitalter der Revolution ward das Zeitalter der Concordate.

Eine Einladung zu dem Kirchentage, dem Sammelpunkt der modernsten Orthodoxie, hatte er 1848 unbeantwortet gelassen; jeder Versuch, ihn der neugläubigen Richtung geneigter zu machen, scheiterte. Als Hengstenberg drohte, der Kirchentag werde sein Anathem gegen die Facultäten in Jena und Gießen schleudern, gründete Hase mit den Freunden dort und in Berlin die „Protestantische Kirchenzeitung" (seit 1854), die unter der unerschrockenen Leitung Heinrich Krause's die Zerstreuten sammelte, und in ihr hat Hase so oft mit köstlicher Ironie die Kleingläubigkeit jener Starkgläubigen und das ganze Gewebe ihrer Machinationen aufgedeckt. Ohne Umschweife hielt er ihnen vor, daß der Rationalismus, den sie für immer beseitigt wähnten, nicht nur nicht todt, sondern sogar noch eine ungeheure Macht in den Gemüthern sei. Er vertrat den Geist schrankenlosen Denkens und Forschens, wie er in den Tagen Goethe's und Schiller's geherrscht habe; er erklärte unumwunden, die theologische Facultät Jena's werde selbst einen David Friedrich Strauß, wenn er sich bei ihr habilitiren wolle, willkommen heißen, und hat den jungen Theologen Hilgenfeld, einen Geistesverwandten der Tübinger Schule, der in Jena aufgetreten war, treu beschützt. Mit dieser Schule, deren Methode ihm zweifelhaft, deren Ergebnisse ihm unsicher erschienen, hat er in der Schrift „Die Tübinger Schule" (1854) Abrechnung gehalten, in vollster Anerkennung ihrer Berechtigung. Was er selbst als die wesentliche Aufgabe der Zeit erkannte, hat er in seiner kühnen Rede über die „Entwickelung des deutschen Protestantismus" ausgesprochen.

Die Jenaer theologische Facultät war in dieser Epoche eine einzigartige Erscheinung. Der feindiplomatische Hase mit dem großartigen Blick in die Zukunft, der felsenfeste Rückert mit dem Fichte'schen Motto: „Du sollst nicht lügen, und wenn die Welt darüber in Trümmer gehen sollte", und mittenninne der gewaltige Prediger Schwarz mit dem Eliaseifer gegen die Verlogenheit der Zeit — sie ergänzten einander vortrefflich. Das trat hervor in den Tagen des Jenaer Universitätsjubiläums: da empfingen aus ihren Händen, wie früher schon Sydow, so nun Ketzer wie Karl Schwarz, Zittel, Hilgenfeld, Lipsius theologische Doctordiplome. Das schöne Fest erschien als die Morgenröthe einer bessern Zeit. Hatten doch der Prinz und die Prinzessin von Preußen der Universität zu ihrer Jubelfeier die Büsten Fichte's, Schelling's und Hegel's verehrt, in Tagen, wo in Preußen an Fichte und Hegel nicht erinnert werden durfte! Die „Kreuzzeitung" druckte bei ihrer Mittheilung über die Schenkung die Worte: „der Prinz von Preußen" gesperrt.

Wenige Wochen später, und die Regentschaft des Prinzen begann, sein Wort von der „heuchlerischen Orthodoxie" fand tausendfachen Wiederhall. Die „neue Aera", die man jubelnd begrüßte, schien auch dem Kirchenwesen einen neuen Geist einhauchen zu sollen. Zum Unglück war Bethmann-Hollweg, der Präsident des Kirchentags, der erwählte Cultusminister, und Bunsen ein zu nachgiebiger Rathgeber. Hase hatte dessen „Zeichen der Zeit" als eine Frühlingslerche begrüßt und ihm im Streit wider Stahl durch Beiträge beigestanden; dennoch, als es nun galt, die theologischen Lehrstühle in Preußen anders zu besetzen, hielt Bunsen dafür, Hase sei „stehen geblieben"! Bald stellte es sich heraus, daß die kirchlichen Hoffnungen auf die neue Aera eitel waren: der Generalsuperintendent Hoffmann und später Bethmann-Hollweg's Nachfolger von Mühler wußten den Regenten, dann den König umzustimmen und hatten es in der Conflictszeit leicht. Aber das wiedererwachende Nationalgefühl sträubte sich gegen die kirchliche Bevormundung; hier und da, am siegreichsten in Baden, kam es zu kirchlichen Agitationen. Dann suchte der Protestantenverein, durch den geistesk ühnen Richard Rothe zu Bedeutung gelangt, ein kirchliches Verfassungsleben durchzusetzen, endlich ergaben sich, oft aus sehr materiellen Gründen — um Kirchensteuern durchsetzen zu können — die meisten evangelischen Regierungen darein, Synodalverfassungen zuzugestehen. An diesen Agitationen nahm Hase nicht Theil. Er erkannte, daß der Schade unendlich tiefer liege. So lange der landesherrliche Summepiskopat bestehe, so lange die bisherigen Landeskirchen fortdauerten, dazu die Angst, mit Bekenntnissen zu brechen, die keine mehr sind, und dem gegenüber der ungeheuere Indifferentismus der Massen, so lange sah er in den Synodalverfassungen modernsten Datums kein Heil.

Aber auch auf die katholische Kirche wirkte die neue Aera zurück. Oesterreich, seit dem Concordat von 1855 ihr Bollwerk, unterlag im italienischen Krieg; Napoleon der Dritte vermochte, obwohl Sieger, nicht, die italienische Einheitsbewegung zu meistern. Die Unterthanen des Papstes fielen von diesem ab und der Kirchenstaat ging aus den Fugen. Hase, der seit 1852 einen Theil fast jeden Jahres in Italien zubrachte, um die neuen Phasen des Katholicismus an Ort und Stelle zu studiren, hatte selbst diese Bewegung dort werden und wachsen sehen, und obwohl er dem von Haus aus so menschenfreundlichen Papste kein Dorf mißgönnte, täuschte er sich doch nicht darüber, daß es mit der weltlichen Herrschaft desselben zu Ende gehe. Auch die Katholiken, soweit sie freieren Blick besaßen, begriffen das. Ihr größter Kirchenlehrer, Ignaz Döllinger, schrieb sein berühmtes Werk: „Kirche und Kirchen", das der eigenen Kirche unter dem Pontificat Pius' des Neunten und der Herrschaft der Jesuiten ein langes Sündenregister nachwies, freilich zugleich das protestantische Kirchenwesen als ein durchaus hoffnungsloses schilderte. Da konnte Hase nicht länger schweigen. Und so entstand, zumeist in Rom selbst, sein „Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche" (1862), das in Anerkennung alles Großen und Schönen, das diese Kirche über die Völker gebracht hat, doch die tief innere Unwahrheit und die Gefahren des hierarchisch-jesuitischen Wesens für die Cultur in einer unendlichen Fülle von Thatsachen schonend und doch schlagend nachweist.

Einer von den Convertiten des Bischofs Ketteler, Regierungsrath Volck in Erfurt, veröffentlichte unter dem Namen Ludwig Clarus als „literarische Hasenjagd" ein scheußliches Pamphlet dagegen. Aber das Buch machte die Runde durch Europa, und da der Verfasser in Italien so gut wie heimisch geworden war und dort die Entstehung der Encyclica, des Syllabus, die Vorbereitungen zum vaticanischen Concil verfolgen konnte, dann dieses selbst zum Theil in Rom erlebte, da er ferner warm befreundet wurde mit Augustin Theiner, der die archivalischen Schätze des Vaticans verwaltete und nicht viel anders über das, was um ihn vorging, dachte, als Hase, so wurde das Werk in zweiter, noch mehr in dritter Auflage die Fundgrube eines Wissens, das nur einmal in dieser Weise vorhanden war.

Die Entscheidung von 1866 verhieß und das Jahr 1870 zeitigte die Erfüllung der nationalen Sehnsucht, wenngleich der alte Burschenschafter nicht verwinden konnte, daß es nicht die Farben Schwarz-Roth-Gold waren, die auf dem Siegesbanner prangten. Er sah seine drei Söhne in den Kampf ziehen und glücklich wiederkehren, er sah das deutsche Kaiserreich sich erheben. Gleichzeitig fiel der letzte Rest der weltlichen Macht des Papstthums, und in die katholische Kirche kam mit dem Dogma der Infallibilität ein tiefer Riß. An der Spitze der Gegner desselben stand nun Döllinger, und die „Altkatholiken" protestirten gegen den Neukatholicismus des Papstes. Andererseits erhob sich eine starke ultramontane Partei im deutschen Reichstag, und bald stellte sich's heraus, daß hinter ihr die ungeheuere Mehrheit des katholischen Volks, seine Bischöfe an der Spitze, stand; sie bot der Reichsregierung kühnlich die Stirn — und empfing zur Antwort die Maigesetzgebung von 1873. Wie Hase geartet war, konnte er nur ungern den Namen „Culturkampf" für die Phase des Conflicts zwischen Staat und Kirche acceptiren, die zum guten Theil durch die frühere Politik der Regierungen, die Roms zu bedürfen meinten, heraufbeschworen worden war. Der mild urtheilende Historiker, der mehr von der Vergangenheit als von der Zukunft aus die Dinge beurtheilte, fand die Maigesetzgebung von 1873 in manchen Punkten drakonisch. Ein Todfeind der Jesuiten und Redemptoristen und völlig einverstanden mit deren Ausweisung, ist er doch der Ansicht, daß das Brodkorbgesetz, daß die sogenannte Anzeigepflicht, daß das weltliche Examen der katholischen Priester nicht durchaus nothwendige Maßregeln seien, und vor Allem konnte

Digitized by Google

er erinnern, wie vieles sich in der Praxis besonders verschärft habe. In diesem Sinne hat er in seiner Schrift „Des Culturkampfs Ende" die Präliminarien aufzuzeichnen versucht, auf denen der Staat, ohne sich etwas zu vergeben, mit der Kirche Frieden schließen könne. An die Möglichkeit des gegenwärtig eingetretenen Vorganges, an ein einseitiges, durch kein Entgegenkommen der römischen Curie bewirktes Zurückweichen des Staates hat er dabei wohl nicht gedacht. Das System Puttkammer lag damals noch in weiter Ferne.

Ein glückliches Alter ist dem verehrten Manne beschieden worden. 1873 erlebte er sein fünfzigjähriges Doctor- und Docentenjubiläum, an welchem Ehrentage seine Freunde und Schüler eine Hase-Stiftung gründeten. Im Jahre 1877 war er der Vertreter der Universität Jena beim Jubiläum der Universität Tübingen — neben Eduard Zeller der gefeiertste Gast des Festes, an dessen Tafel Beiden die Plätze gegenüber dem König angewiesen wurden. Hase's Werke blühen noch — die Zeit, für welche er seiner Kirchengeschichte das Verstauben in Bibliotheken geweissagt, ist noch nicht gekommen. Die Niederschrift seiner Jugenderinnerungen, unter dem Titel „Ideale und Irrthümer", wurde von den Händen der Gebildeten begierig aufgegriffen, und das größere Werk über das „Leben Jesu", das er 1829 begann, erblickte nach länger als einem halben Jahrhundert doch noch das Licht. So trifft denn auch das Jubiläum des Antrittes seiner Jenaer Professur, in welches diese Darlegung seines Lebens und Wirkens hineinklingt, den wackeren Patrioten und Lehrer aller menschlichen Voraussicht nach im glücklichsten Familienkreise, in jener Frische und Rüstigkeit, welche bei dem Greise fast rührend anmuthet und welche noch heute die Ueberschrift rechtfertigt, die wir diesen Zeilen gegeben haben.

Thierbilder von nah und fern.

2. Nasenbären.

Von Gustav Mützel.

Bevorzugte Lieblinge des Publicums, welches die Besucher der zoologischen Gärten bildet, sind ohne Zweifel die Bären. Wer hätte nicht schon in früher Kindheit diesen komischen Gesellen seine Zuneigung geschenkt, wenn sie, vom vagirenden Zigeuner oder Slovaken geführt, zu Trommel und Querpfeife ihre täppischen Tänze ausführten, Purzelbäume schlugen oder gar im Verein mit Affe, Kameel oder Pudel ein drolliges Quatuor leisteten? Wer hätte nicht an den weiten Zwingern der zoologischen Gärten mit herzlichem Vergnügen die immer begehrlichen, kläglich brodheischenden, gravitätischen und doch im gegebenen Falle so flinken Pelzträger belacht, wie sie aufrecht sitzend wackeln oder auf den Hinterfüßen umherschwanken, den lüsternen Blick fragend nach oben gerichtet, ob ihnen Jemand etwas zuwerfe? Wer hätte nicht die ungemeine Gewandtheit bewundert, mit welcher der hochragende Kletterbaum bestiegen, auf ihm der zugeworfene Bissen gefangen und von ihm rücklings wieder hinabgerutscht wurde? Das sind die Hauptkünste dieser Gesellschaft — Grunzkämpfe um das eine oder andere entgangene Stück Brodes bringen aufregende Abwechslung in die Geschichte, und stundenlang sieht sich der harmlose Beobachter durch den Reichthum der wechselnden Scenen gefesselt. Diese Beobachtungen sind allbekannt und können gleichmäßig bei allen großen Arten der Bären gemacht werden. Weniger in's Auge fallend und daher auch weniger beachtet ist das Leben und Treiben der kleineren Bärenarten, von denen der Waschbär und der Nasenbär oder Coati häufiger, andere, wie Winkelbär, Marderbär und Katzenbär, seltener zu Gesicht gebracht werden.

Die „Kleinbären" theilen völlig diejenigen Eigenthümlichkeiten der „Großbären", welche diese von den übrigen Raubthieren trennen. Kräftiger, gedrungener Körperbau, kurzer, dicker Hals, kurze Ohren, kleine Augen, nicht zu lange Beine mit fünfzehigen, kräftig bekrallten Füßen und nackten Sohlen, die in ihrer ganzen Länge beim Gehen benutzt werden, sind die gemeinschaftlichen äußern Merkmale der Familie; gegen den stummelhaften Schwanz der Großen ergiebt jedoch ein langer, buschiger Schweif auf Seiten der Kleinen einen bezeichnenden Unterschied. Hierzu kommt, daß die allgemeine Körpergestalt weniger formlos ist und sich bei einigen sogar zu großer Schlankheit umbildet.

Die Nasenbären, deren besonderer Betrachtung wir uns hier zuwenden, zeichnet vor ihren Sippschaftsgenossen der verlängerte spitze Kopf aus, an dem eine rüsselartige, über die Mundspalte verlängerte Nase mit fast platter Vorderfläche auffällt und den Namen des Thieres veranlaßt hat. Das beigegebene Bild überhebt mich der Nothwendigkeit, eine in's Einzelne gehende Beschreibung hier folgen zu lassen; bezüglich der Färbung ist nur zu bemerken, daß ein Gemisch von Dunkelbraun, Grau und Schmutziggelbweiß am Körper vorherrscht, welches nach Kopf und Füßen zu in's Schwarzbraune übergeht, während der Schwanz auf dunkelrothgelbem Grunde schwarze Ringe und eine schwarze Spitze zeigt. Die Flecke neben Augen, Nase und Lippen sowie die Ränder der Ohren sind weiß.

Die hiermit im Allgemeinen beschriebene Art ist der Weißrüsselbär (Nasua leucorhyncha), welcher im Verein mit dem rothbraunen, dunkelgesichtigen Nasenbären (Nasua narica) in dem größten Theile Brasiliens heimisch ist. Farbenspielarten, vielleicht auch Uebergänge beider in einander, sind überall verbreitet, und so bewohnen Nasenbären das ganze Gebiet innerhalb der Wendekreise von Mexico an durch Mittel- und Südamerika, ja noch über den Wendekreis des Steinbocks hinaus bis südlich von Buenos-Ayres, die Ost- wie die Westküste berührend. An den meisten Oertlichkeiten sind sie so zahlreich vertreten, daß kaum einem Farbigen oder Weißen das Thier unbekannt ist, ja, daß man über seine Naturgeschichte allerseits wohl unterrichtet ist. Früher hielt man sich berechtigt, zwei Arten in anderer Weise zu unterscheiden, nämlich den geselligen Nasenbären (Nasua socialis) vom einsamen (Nasua solitaria Coati). Man fühlte sich dazu veranlaßt dadurch, daß neben Gesellschaften meist kleinerer Thiere einzeln lebende, bedeutend größere Exemplare angetroffen wurden. Es hat sich jedoch durch strenge Forschung herausgestellt, daß die Einsiedler nur alte Männchen sind, welche, an den Wanderungen des jungen Corps keinen Geschmack mehr findend, sich griesgrämig von der Familie trennen und ein einsames Leben führen, bis der anbrechende Liebesfrühling sie veranlaßt, sich mit dem Stamme wieder zu vereinigen.

Kaum ist das Frühroth am Himmel aufgestiegen, eben röthen sich die höchsten Gipfel der riesigen lianendurchschlungenen Mora-bäume, aus denen der Schmied und der Hämmerling mit weitschallenden, metallreinen Glockentönen die ersten Strahlen der Sonne begrüßen, so beginnen auch unsere Nasenbären ihr Tagewerk. Als echte Zigeuner haben sie keine stehenden Quartiere — wo die Nacht sie überfiel, gaben sie sich gestern Abend der Ruhe hin, und Baumhöhlen, unter Wurzeln vorgefundene Erdlöcher oder von Aesten gebildete Gabelungen dienten ihnen als ihren Bedürfnissen völlig entsprechende Lagerstätten. Durch akustische Signale wird die Vollzähligkeit der Truppe nachgewiesen und alsdann sofort die durch die Nacht unterbrochene Thätigkeit wieder aufgenommen. Es sind Trupps bis zu zwanzig Stück, die gesellig ihren Geschäften obliegen, ohne indeß Jagdzüge nach einheitlichem Plane auszuführen: jeder arbeitet vielmehr auf eigene Rechnung. Grunzend, quiekend, schnarrend verfolgen sie ihre Straße, hier einen Wurm, eine Käferlarve, eine Schnecke, da Früchte oder Beeren irgend welcher Art auflesend. Alle Beharrlichkeit wird darangesetzt, die gewitterte Beute zu erlangen; die scharfen Krallen sind wohl geeignet, morsches Holz zu zerkratzen, um der Larve beizukommen, und Wurzeln zu unterwühlen, um den Wurm zu fangen. So wird denn gekratzt, gebohrt, gegraben, ab und zu in das erzielte Loch die lange Nase gesenkt und schließlich der erhaschte Wurm oder Tausendfuß mit lautem Schmatzen verzehrt, falls nicht etwa die Begehrlichkeit eines benachbarten Jagdcumpans einen Zweikampf um der Arbeit Lohn hervorruft. Das geht so den Vormittag hindurch. Endlich dringt der Mittag mit seiner Gluth auch durch das reichverfilzte, in schwindelnder Höhe wuchernde Laub hindurch, obschon dieses den Sonnenstrahlen selbst jeden Zugang zum feucht-warmen Urwaldsboden verwehrt. Da hält man's denn an der Zeit, sich Ruhe zu gönnen. Die Bande sammelt sich mehr und mehr, passende Bäume und Bäumchen werden gewählt, und Jeder findet in kürzester Zeit ein wohliges Astplätzchen und überläßt sich nun dem süßen Nichtsthun.

Nasenbären-Familie.
Nach dem Leben gezeichnet von G. Mützel.

In lang ausgedehnter Siesta läßt die Gesellschaft des Tages Hitze über sich hinwegziehen, bis der vorwärtstreibende, alle Welt bewegende Magen auch diese Schläfer wieder aufrüttelt und sie zur Weiterjagd und Weiterwanderung zwingt. Plötzlich tönt von der Spitze des Zuges her ängstliches, lautes Pfeifen. Ein Feind — ein Ocelot, eine Tigerkatze oder auch ein menschlicher Jäger ist gewittert, und sofort, in rasender Eile, stürmt die ganze Gesellschaft die zunächst stehenden Bäume hinan und zerstreut sich auf die weitausgreifenden Aeste, — von Baum zu Baum geht die Flucht weiter. Bei Verfolgung durch Thier oder Menschen springen die Coatis, falls die Noth sie zwingt, von den Endspitzen solcher Zweige, die keine weitere Verbindung zu anderen Bäumen haben, auf den Boden herab, hier kräftigst Reißaus nehmend. Dergleichen Sprünge werden aber nur in Verzweiflungsfällen gewagt; gewöhnlich bewegen die Thiere sich auf den Aesten mit großer Vorsicht, obwohl sie, wie man bei ihren Spielen im Gezweige bemerken kann, an Gewandtheit den Affen, Mardern und Katzen kaum nachstehen; sie klettern bedächtig kopfunten stammabwärts, um nach Bedürfniß einen andern Baum zu besteigen. Am Boden erscheinen ihre Bewegungen in der Ruhe schwerfällig und unbehülflich. Der hocherhobene, kaum mit der Spitze übergebogene Ringelschwanz giebt diesen Geschöpfen aber etwas unendlich Possirliches.

Unter den Feinden der Nasenbären ist der Mensch nicht zum wenigsten gefürchtet. Weiße und Farbige stellen dem Coati mit gleichem Eifer nach. Erstere betreiben seine Jagd mit der Meute hauptsächlich als unterhaltenden Sport, obgleich nebenbei der Braten, welchen das Wildpret gewährt, vorzüglich der der jungen Thiere, ein ausgezeichneter ist, auch das Fleisch der Alten noch als sehr wohlschmeckend gerühmt wird.

Da es verhältnißmäßig leicht ist, in den Besitz lebender Nasenbären zu gelangen, sind sie häufig angetroffene Hausfreunde bei Weißen und Indianern, welche Letztere ja große Thierliebhaber sind. Die Anspruchslosigkeit des Coati unterstützt diese Liebhaberei ausnehmend. Milch, Früchte und Fleischabgänge sind ihm angenehme Nahrung. Man hält ihn nicht im Käfige, sondern mittelst Halsbandes und Riemens an einen Pfosten gebunden; niemals versucht er, die Fessel zu durchbeißen, und fügt sich überhaupt willig in jede Veränderung seiner Lage. Wiewohl er einen hohen Grad von Zahmheit erlangt, ja über ihm gewährte Liebkosungen die lebhafteste Freude äußert und seine menschlichen Freunde zum Streicheln und Ohrenkrauen zudringlich auffordert, wahrt er dennoch ganz entschieden seine Selbstständigkeit. Er spielt und tändelt nur, wenn es ihm genehm ist; er läßt sich hudeln und selbst am Schwanze ziehen, solange er dazu aufgelegt ist, empört sich jedoch offen mit kräftigem Gebiß und scharfen Krallen gegen jeden Zwang und schont selbst nicht im mindesten seine vertrauten Freunde. Hunde sind ihm sehr unsympathisch; meist schreitet er sofort ohne allen Grund zum Angriffe gegen solche, die sich in seinem Bereiche zeigen.

Wenn die alten Herren, die Einsiedler, sich wieder zum befreundeten Familienstamme begeben haben, kommt ein reges Leben in die ganze Genossenschaft. Nicht so leicht ist es, aus den Herzen der Weibchen die Neigung zu den auf langer Wanderschaft freundgewordenen jüngeren Männchen zu reißen; noch weniger wollen diese ihr wohlerworbenes Recht durch den alten Isegrimm, der sich so lange Zeit nicht um das Wohl und Wehe seiner Angehörigen gekümmert hat, beeinträchtigen lassen; da setzt es blutige Köpfe und Bälge. Ernsthafte Raufereien sind an der Tagesordnung, mit den ansehnlichen, keilförmigen, meißelscharfen Eckzähnen bringen sich die Kämpfer tiefe, klaffende Wunden bei, und lange schwankt der Kampf. Alle Gewandtheit, Kraft und Geschmeidigkeit wird aufgeboten, bis der Besiegte das Feld zu räumen gezwungen ist und der Triumphator die Vortheile des mühsam erworbenen Lorbeers genießt.

Mit dem October, der in Südamerika unserm gefeierten „wunderschönen Monat Mai", dem Frühlingsideale, entspricht, erblicken die Jungen das Licht der Welt. In recht heimlichem Verstecke hat die Mutter eine Höhlung im modernden Baumstamm oder unter Wurzelwerk hergerichtet, wo ihre Kinder die erste Lebenszeit zubringen. Rasch erstarken sie und verlassen bald mit Mama den gastlichen Schlupfwinkel, ja so eilig haben sie's, sich dem Corps der älteren anzuschließen, daß manche, die man als Glieder des größeren Verbandes antraf, kaum ihre Schneidezähne erhalten hatten. Auch in der Gefangenschaft in Europa hat man öfter die Freude gehabt, junge Coatis zu züchten, doch sind dies nur sehr vereinzelte Fälle.

Besonders glücklich war der zoologische Garten in Breslau, dessen ausgezeichneter Leiter Dr. Schlegel wiederholt das Glück hatte, von seinen Pfleglingen Junge zu erzielen, die er auch glücklich auferzog. Er war es, der mich rief, an seiner Freude theilzunehmen, und reich lohnte das sich bietende Schauspiel den Ausflug. Im Angesichte der Familie schrieb ich meine Beobachtungen über sie für „Brehm's Thierleben" nieder, an welche Darstellung ich mich im Nachfolgenden wesentlich halte.

Zehn Wochen waren die jungen Thiere alt, als ich sie besuchte; sie bewohnten einen geräumigen Käfig, der am Boden theilweise mit Stroh bedeckt war und einen reichgegliederten Kletterbaum enthielt. Die Alte ruhte auf der Fläche des Kreuzbeines, Rücken und Schultern in eine Ecke gelehnt, Beine und Schwanz mir entgegengestreckt. Lebhaft beschäftigte sie sich mit der Toilette ihrer fünf Kleinen, die, an ihren Zitzen hängend, sich dem behaglichen Genusse des Frühstücks hingaben. Fünf braungraue, birnenförmige Haarballen mit je einem hell und dunkel geringelten Schwänzchen, die strahlenartig von der Mutter als Mittelpunkt ausgingen, bildeten für Letztere ein so eigenartiges Geschmeide, daß es kaum noch des leise bewegten mütterlichen Hauptes bedurfte, um einen hochkomischen Eindruck zu erzielen. Mein Hinzutreten brachte bald Wechsel in das Bild; denn die Aufmerksamkeit der menschengewöhnten, spielgeübten Alten wandte sich mir zu. Neugierig erhob sie sich vom Lager und versuchte ihre Jungen abzustreifen. Die aber hielten fest bis auf eines, welches, da es noch schlaftrunken ihr vor den Füßen umhertaumelte, beiseite geschoben wurde; die anderen Beharrlichen schleifte Mütterchen unverdrossen auf dem Boden entlang bis zum Gitter des Käfigs. Erst nach längerer Zeit, als Mama schon längst angelegentlich meine Bekanntschaft gemacht und sich meiner Freundschaft versichert hatte, ließen die Kleinen von ihr ab, und da sie sofort in kindliche Schäferspiele eintraten, gaben sie mir Gelegenheit zu umfassender Musterung. Von den Alten unterscheiden sie sich nur durch die Kinderformen der runden Köpfe mit den großen Augen und noch sehr kurzen Schnauzen, sowie durch kleine Füße und Schwänze; in der Farbe stimmen sie fast völlig mit jenen überein. Dennoch ist der Gesammteindruck ein durchaus anderer, und in einer Gruppe von fünf gleichgezeichneten, koboldartig sich tummelnden kleinen runden Gestalten wirkt die zierliche Farbenvertheilung im höchsten Grade komisch. Die glänzend schwarze Nase, welche fortwährend in schnüffelnder Bewegung ist, das verlängerte Gesicht, die von mehreren verschieden geformten weißen Flecken umgebenen, harmlos dummblickenden, glänzend schwarzen Perlaugen, die zackig braun und weiß gezeichneten Wangen, der hochgewölbte Schädel mit den vielbewegten Ohren, dazu der bärenartig rundliche Körper mit dem immer aufrecht getragenen Ringelschwanze bilden ein so absonderlich belustigendes Ganze, daß ich mich nicht erinnere, jemals drolligere Erscheinungen gesehen zu haben.

Um unserer neuen Freundschaft eine solide Basis zu verschaffen, hielt ich es für an der Zeit, Futter zu reichen. Eine todte Maus und bald darauf eine Ratte wurden von der Alten schleunigst acceptirt, in den Kopf gebissen, als sollte die Todte noch mehr getödtet werden, und vom Schwanz-Ende an verzehrt. Letztere Eigenthümlichkeit — andere Thiere beschließen gewöhnlich mit dem Verspeisen des Schwanzes ihrer Beute das Mahl — wurde mir vom Wärter der Thiere als constant bezeichnet. Daß die Alte die prächtigen Bissen für sich allein in Besitz nahm, war eigentlich ganz gegen meinen Wunsch und Willen, sowie auch gegen die lebhaft ausgedrückte Begierde der Kleinen. Wahrscheinlich wußte aber Mama besser, als ich, was ihren Kindern gut sei; denn energisch verweigerte sie ihnen Alles, schnarrte ärgerlich auf, stieß nach rechts und links die Jungen weg und schleuderte sie, als sie in ihrer Zudringlichkeit nicht nachließen, mit den Vorderfüßen seitwärts und hinter sich. Die Jungen rafften sich flink auf, umstanden die schmausende Alte voller Theilnahme und Begierde, die schnüffelnde Nase in ewiger Bewegung, sämmtliche fünf Schwänze in die Höhe gereckt und nur zuweilen mit deren Spitzen nach Katzenart kleine Kreise beschreibend — ein köstliches Bild jugendlicher Begehrlichkeit. Endlich war der saftige Braten verzehrt bis auf ein kleines Stück, das jedoch, um es den Kleinen vorzuenthalten, in einem diesen unerreichbaren Loche, einen halben Meter über dem Boden, niedergelegt und mittelst der langen beweglichen Nase

Digitized by Google

in seinem tiefsten Grunde geborgen wurde. Darauf überließ die würdige Mama sich einer genußreichen Siesta, die auch von ihren Kindern nicht beeinträchtigt wurde, da diese durch einen andern Gegenstand vollauf beschäftigt waren.

Unbeachtet von der Alten, waren zwei Stückchen Rattenhaut übriggeblieben, und über diese dürftigen Reste der Mahlzeit fielen die Kleinen mit einem Eifer und einer Gier her, wie ich etwas Aehnliches nie gesehen. Es gab eine Balgerei, welche mir Lachthränen in die Augen lockte. Die fünf bunten Gesichter, die fünf wolligen Körper, die fünf ragenden Schwänze verwirren, überkugeln, verwickeln sich; die tölpelhaften Gesellen laufen, fallen, purzeln über und durch einander, kollern auf den Dielen dahin, überklettern die geduldige Alte, steigen an dem Kletterbaume auf und nieder, und das Alles mit solcher Eilfertigkeit, daß man die größte Mühe hat, einen von ihnen bestimmt mit den Augen zu verfolgen. Einmal in Bewegung, versuchen sie sich auch in Künsten, denen sie unbedingt nicht gewachsen sind, klettern an dem Mittelstamme ihres Käfigs empor, fallen schwerfällig herab, versuchen es von Neuem, laufen auf wagerechten Aesten hinaus, kippen um, kommen nochmals in Gefahr, herabzufallen, halten sich mühsam an der Unterseite des Astes fest und setzen von hier den Weg bis zum Ende des Astes fort. Hier ist guter Rath theuer. Auf dem schmalen Steige umzukehren, erlaubt die Ungeschicklichkeit noch nicht — verschiedene Versuche fallen äußerst unbefriedigend aus — und so bleibt nichts anderes übrig, als zu springen: der kühne Kletterer läßt also die Vorderfüße los; er angelt mit ihnen nach dem Boden — endlich wagt er den Sprung. In demselben Augenblicke rennt aber zufällig einer der Brüder unter ihm hin; er fällt diesem auf den Rücken und schreit auf; ein dritter, welcher jenen verfolgt, bleibt erschreckt zurück, und die beiden durch Zufall Verbundenen setzen nun die Hetze ihrerseits fort. Am Ende blieben die beiden flinksten der Geschwister im Besitze der Hautstückchen. Die andern gingen bei Frau Mutter zu Tische und gewährten mir durch wechselnde Gruppirungen eine Reihe reizender Familienbilder.

Herrschen keine aufregenden Verhältnisse, so treiben es die Jungen durchaus wie die Alten. Bedächtig, wie alle Sohlengänger, schreiten sie im Käfige umher, untersuchen jedes tausendmal ausgekratzte Loch auf das Gewissenhafteste, sondern sich in Paare, spielen in lustiger Weise mit einander, rennen in einem drolligen Galopp hinter einander her, klettern am Baume in die Höhe oder steigen auf der Alten umher, welche ihrerseits mit unzerstörbarem Gleichmuthe alle Unbequemlichkeiten duldet und sich, obgleich sie nur selten zärtlich wird, dem Willen der Kinder unterwirft. Der Abend vereinigt das Völkchen im Schooße der Mutter, und das zuerst gezeichnete Bild gestaltet sich von Neuem, bis endlich die Alte, nachdem die Jungen ihrer Meinung nach sich gesättigt, auf die Seite sinkt und einnickt, gleichviel ob das kleine Volk noch an ihren Zitzen haftet oder nicht.

Blätter und Blüthen.

Ein Werk deutscher Kaufleute. Aus dem großen „Germanischen Nationalmuseum" in Nürnberg, dieser allmählich so stolz erblühten Schöpfung des wissenschaftlichen und patriotischen Geistes, wird hoffentlich binnen Kurzem ein neuer Zweig sich hervorgebildet haben, eine Fach- und Specialsammlung von großem Interesse und unleugbarer Wichtigkeit für die Kenntniß unserer Cultur und ihrer Entwickelungsgeschichte: ein deutsches Handelsmuseum. Der Wunsch, dieser bisher nur schwach vertretenen Abtheilung des Instituts die ihr gebührende Vollständigkeit und Selbstständigkeit zu geben, war natürlich längst vorhanden, mußte aber einstweilen hinter andern Zwecken zurücktreten, besonders da Geldmittel dafür aus dem eigenen Besitze des Germanischen Museums nicht verfügbar waren. Erst im Herbste 1877 war man so weit, die Angelegenheit in Angriff zu nehmen. Ein Prospect, welcher nach mannigfachen Vorbesprechungen damals von der Leitung der Nürnberger Gesammtanstalt verfaßt, aber in Rücksicht auf die trüben Geschäftsverhältnisse erst im Frühjahre 1878 nach einzelnen Orten ausgesandt worden war, wendete sich zur Anregung der Theilnahme für das Vorhaben an die kaufmännischen Kreise, und es wurde diese vertrauensvolle Erwartung auch nicht getäuscht. Der Aufruf fand in den betreffenden Kreisen so schnelles Verständniß, so ermunternden Anklang, daß schon am 23. Januar 1879 im Saale der Nürnberger Handelskammer eine Versammlung stattfinden, auf gesicherten materiellen Grundlagen die sofortige Constituirung beschlossen und zur weiteren Organisation und Führung der Sache ein Comité erwählt werden konnte.

Dieses aus hervorragenden Kaufleuten und Industriellen bestehende Comité hat nun am Jahrestage seiner Begründung, unter dem 23. Januar 1880, seinen ersten Rechenschaftsbericht veröffentlicht, der einen glücklichen Fortgang des Unternehmens zeigt und das Zustandekommen desselben durch den rege sich bethätigenden Gemeinsinn des deutschen Handelsstandes kaum noch bezweifeln läßt. Es haben die Handelskammern und die diesen entsprechenden Collegien in Berlin, Bochum, Bremen, Düsseldorf, Fürth, Hamburg, Heilbronn, Köln, Königsberg, Leipzig, Lübeck, Magdeburg, Mainz, Mannheim, Nürnberg, Rastatt, Reutlingen, Ulm und Würzburg sich alsbald des Planes durch Uebernahme von Antheilscheinen angenommen, und es sind überhaupt von diesen Antheilscheinen à 50 Mark, welche die Stiftung ermöglichen sollen, bis jetzt schon 600 untergebracht worden, hauptsächlich in Berlin, Bremen, Frankfurt am Main, Fürth, München, Norden, Nürnberg, Prag, Stuttgart und Ulm. Das angesammelte Vermögen belief sich bei Abschluß der ersten Rechnung auf 19,631 Mark. Auch an mannigfach interessanten Geschenken — Werken für die Bibliothek, Geschäftsbüchern, Acten, Tabellen, Formularen, Preiscouranten, bildlichen Darstellungen, Münzen, Maßen, Gewichten, Einrichtungen und Comptoirutensilien aus alter Zeit ꝛc. — ist aus allen Gegenden Deutschlands für die projectirten Sammlungen schon eine erhebliche Anzahl eingelaufen, sodaß sich diese Gegenstände mit Einschluß der durch Ankauf erworbenen bereits auf tausend Nummern belaufen.

Dies Alles ergiebt einen Anfang, wie er im Verhältniß zu der überaus kurzen Zeit seit dem Erlaß der Aufforderung nicht besser gewünscht werden kann. Das vorgesteckte Ziel ist kein geringes: in einem eigenen Gebäude soll zum ersten Male eine möglichst vollständige Sammlung von Originaldenkmalen und Documenten zur Geschichte des deutschen Handels nebst Copien, Modellen und der entsprechenden Literatur vereinigt werden. Um dies in einer der Würde der Wissenschaft und der Ehre unseres Vaterlandes angemessenen Weise zu erreichen, bleibt im Lauf dieses Jahres noch Vieles zu thun. Gleichwohl ist im Grunde eine ausgebreitete Agitation für die Sache noch nicht in Gang gebracht worden, und noch sind deshalb in den Reihen der bisherigen Subscribenten sehr viele bedeutende Handelsplätze gar nicht vertreten. Das ist der Punkt, auf den wir hiermit unter Verweisung auf den oben genannten, jedenfalls durch das „Germanische Nationalmuseum" zu beziehenden Jahresbericht die Aufmerksamkeit lenken wollen. Möchten bald allenthalben alle Kaufleute dem hier und dort von ihren Berufsgenossen gegebenen schönen Beispiele folgen, und möchten dabei auch namentlich die Inhaber „alter" Geschäfte es nicht versäumen, manchen bei ihnen unbeachtet in Winkeln vermodernden Gegenständen einen Ehrenplatz da zu verschaffen, wo sie, mit ähnlichem Material vereint, Tausenden als Anregung, Belehrung und Unterstützung bei ihren Studien und Forschungen auf historischem und wirthschaftlichem Gebiete dienen können! Wird nach allen diesen Seiten hin von Einzelnen wie von Corporationen der Sache die erforderliche Bereitwilligkeit entgegengebracht, so darf man mit Sicherheit auf die Verwirklichung des Gedankens hoffen, daß das deutsche Handelsmuseum in einer unserer Nation würdigen Gestaltung an das Licht treten werde, nicht allein als ein Denkmal der früheren Größe und heutigen Blüthe des deutschen Handels, sondern auch als eine Schöpfung, die Zeugniß giebt von der Empfänglichkeit des gegenwärtigen deutschen Handelsstandes für eine tiefere Erfassung seiner Berufsthätigkeit und ihrer idealen Zusammenhänge. Daß auch dem Buch- und Kunsthandel mit allen seinen Zweigen in dem neuen Museum ein hervorragender Platz angewiesen ist, versteht sich von selbst.

Ein absterbender Gebrauch. Bekanntlich giebt es auch in Deutschland „Saisons" für Badereisen, Sommerfrischen, Theaterbesuch, Bälle ꝛc. Des Landmanns „Ballsaison" liegt zwischen beendeter Ernte und beginnendem Winter und heißt — Kirchweihzeit (rheinisch: Kerrwëzeit; „Kerrwë" Mehrzahl von „Kerrb").

Etwa bis zum Jahre 1848, das den Landmann modernisirte, war am Mittelrheine die Kirchweih das einzige Vergnügen in großem Stile, das jener sich das Jahr über erlaubte; denn da sah er „Fremde", das heißt außerhalb des Dorfes wohnende Verwandte und Freunde bei sich. Wehe ihm, wenn er Einen oder gar Eine zu laden vergaß! Das geschah jedoch schon aus Klugheit nicht leicht; denn waren viele Freunde geladen, so war auch sichere Aussicht vorhanden, wieder an viele Orte geladen zu werden, so zwar, daß die Einladung zur heimischen Kirchweih unter Umständen Einladungen zu allen Kirchweihen in mehrstündigem Umkreise zur Folge hatte. — Die Freunde kamen am Kirchweihsonntagmorgen auf zweiräderigen Karren; großstreifige, mächtige Bettkissen lagen auf den Sitzen, um die gewaltigen Stöße des sprungfederlosen Gefährts einigermaßen zu brechen.

Das Kirchweihfest war (und ist vielfach noch) zusammengesetzt aus der „Vorkerrb" und der acht Tage später folgenden „Nachkerrb"; die erstere währt drei volle Tage und — nicht zu vergessen — Nächte, vom Sonntag ab gerechnet, die letztere nur einen Tag und eine Nacht.

Während der „Kerrwëwoch" hatten die Häuser innen und außen einen neuen Anstrich in meist augenfälliger Farbenzusammenstellung erhalten. Kirchweihsamstag war der bewegteste Tag. Er gehörte durchaus dem weiblichen Theile. Dieser putzte im ganzen Hause unter vieler Wasserverschwendung; das Geschirr ward blank gerieben und in der Küche geordnet, Alles ward zu unterst und oberst gekehrt, daneben aber wurden Kuchen gebacken, eine unendliche Zahl, zwanzig bis fünfzig Stück, je nach der Stärke der Haushaltung und des geladenen Besuches, die meisten von Quadratmetergröße. Oft kam man erst spät in der Nacht damit zu Ende. Dann ward noch der Fußboden gescheuert und mit Sand bestreut, dieser auch in schöne Muster gestrichen.

Samstags war zu Hause nicht gut sein. Deshalb zog sich der

Digitized by Google

männliche Theil des Nachmittags in die Wirthshäuser zurück, um Kegel zu schieben und den Wein zu probiren.

Der junge Theil männlicher Einwohnerschaft hatte daneben noch eine besondere Aufgabe: er mußte die „Kerrb" vergraben. So hieß bildlich eine Flasche Wein, die man an verborgenem Ort in die Erde grub, in der Nähe des Dorfes, vorsichtig, heimlich, damit nicht Schalk und Dieb sie des Nachts auffinden und leeren konnten. Kirchweihsonntagnachmittags um drei Uhr feierte sie schon lustige Auferstehung; früher soll sie von einer Kirchweih zur andern haben warten müssen.

Abgeholt ward die „Kerrb" unter Vorantritt der Musik, welche bei dieser Gelegenheit „besonders gut" spielte, weil blos Blechinstrumente thätig waren. Ein Bursche folgte ihr — oder vielmehr: er hüpfte hinter ihr im Tacte, von einem Bein auf das andere springend und unter zeitweiliger vollständiger Drehung um die Längsachse seines Körpers und beständigem Jauchzen; seine Hände bewegten eine Stange im Tacte auf und ab, an deren Spitze ein bändergeschmückter Kranz befestigt war. Vor lauter Lustigkeit war der Träger alsbald heiser. Das schadete aber nicht; denn große Heiserkeit galt als Zeichen größter Heiterkeit, nicht allein beim Kranzträger. Diesem folgten die Burschen in Reih und Glied nach, unter weniger anhaltendem Jauchzen, weil sie doch von Zeit zu Zeit aus dem nebenher getragenen Viertelkruge die Gläser sich füllen lassen und sie dann austrinken mußten, wodurch jedesmal eine Pause entstand. Dem Zuge schloß sich die Jugend, schrillstimmig und vielstimmig, an. War man am Orte, wo die „Kerrb" vergraben lag, angekommen, so ward diese unter passenden Reden dem kühlen Schooße der Erde entnommen und an die Spitze der Kranzstange erhöht. Darauf kehrte der Zug in umgekehrter Ordnung und noch lauter seiner Freude Ausdruck gebend zum Wirthshause zurück, der Bursche mit der „Kerrb" voran, dann die Andern, zuletzt die Musik und die Schuljugend.

Zum Schlusse der symbolischen Handlung ward der Kranz mit der Flasche an der Tanzsaaldecke befestigt, worauf die Muse Terpsichore erst ihre Herrschaft antreten durfte. Und über's Jahr ließ man sie wieder auferstehen. Bis dahin aber zählte man die Wochen, die noch verfließen mußten, ehe ihre Herrschaft wieder begann.

Das war „dazumalen", als auf dem Lande nur auf Kirchweihe getanzt ward. Heute giebt es auch hier, öfters als gut, Sängerbälle, Kriegerbälle, Fahnenweihbälle und „abonnirte" Bälle nach Belieben. Die „Kerrb" wird am Rhein aber bald weder mehr vergraben noch abgeholt werden.

Dr. J. Herm. Baas.

Es ist ein räthselhaftes Leid — —

Es ist ein räthselhaftes Leid —
Vielleicht empfindet's ähnlich so
Der Vogel, der zur Ferne weit
Aus seinem Heimathswalde floh
Und der zum Ort, der ihn geboren,
Auf irrem Flug die Spur verloren.

Mir ist, als sei im Weltenraum
Noch eine andre Heimath mein;
Sie spinnt mich heimlich oft im Traum
In ihre fremden Wunder ein,
Laßt mich der Götter Antlitz schauen
Und stirbt dahin im Morgengrauen.

Wer hat aus jenem Himmelsland,
Dem Land des Glückes und der Ruh,
Mich fort in diese Welt gebannt?
Wer schloß mir jene grausam zu?
Waldvöglein du, das sich verflogen,
Wir haben gleiches Loos gezogen.

Du singst das Herz mir seltsam weich;
Ich fühl's — es wohnt mein eig'ner Geist
Im Liede, das dein Himmelsreich
Halb jubelnd und halb schluchzend preist.
Des heimwehkranken Sängers Schmerzen —
Sie nisten auch in deinem Herzen.

Ich weiß, ich sang gar manches Jahr
Kein Lied aus frischer, freier Brust,
Und heute bricht es wunderbar
Sich wieder Bahn in Schmerz und Lust.
Ich sing' empor — du singst hernieder;
Gott Lob: Wir haben beide Lieder.

Helene von Götzendorff-Grabowski.

„Die lichten Nächte." Ein Freund der „Gartenlaube" in Waltershausen theilt uns seine Beobachtungen über eine seltene Erscheinung bei Nacht leuchtender Nebel mit, die wir im Folgenden wiedergeben. Derselbe schreibt:

„Ist wohl einem der wissenschaftlichen Naturfreunde die eigenthümliche Erscheinung aufgefallen, welche ich, um derselben nur überhaupt einen Namen zu geben, ‚die lichten Nächte' nennen möchte? Ich meine nicht die bekannten hellen Nächte vor und nach der Sommer-Sonnenwende, in welchen einige den Rand unserer Atmosphäre noch erreichende Sonnenstrahlen einen schwachen Reflex bis zur Erdoberfläche gelangen lassen und bei hellem Himmel selbst der Mitternachtsstunde einen schwachen Dämmerungsschimmer verleihen; ich meine eine andere Erscheinung, welche ich, unterstützt durch meinen seit Jahren sehr unvollkommenen Schlaf, von Zeit zu Zeit, wenngleich nicht gerade häufig, beobachtet habe. Es sind dies Nächte (respective Nachtstunden), in welchen jede Quelle von atmosphärischer Beleuchtung (als Mondschein, Sonnendämmerung, Sternenlicht, Nordlicht ꝛc.) ausgeschlossen und dennoch eine eigenthümliche, mir in ihrem Ursprunge nicht erklärliche Helligkeit über Himmelsgewölbe und Erdoberfläche verbreitet ist. — Ich will als Beispiel die letzte meiner diesfallsigen Beobachtungen anführen.

Es war in der Nacht vom 6. zum 7. November 1877. Etwa eine halbe Stunde vor Mitternacht erwachend, nahm ich sofort das Vorhandensein der erwähnten abnormen Nachthelligkeit wahr, stand auf, um mich über die allgemeinen atmosphärischen Verhältnisse zu orientiren, und fand Folgendes: Temperatur: + 9½° Réaumur, Barometer = 766,0 Mm., Wind: lebhafter, jedoch nicht stürmischer WSW., Himmelsbedeckung: eine allgemeine, ununterbrochene, nebelähnliche Verschleierung ohne Wolkenformen, welche nicht allzu dicht zu sein schien, jedoch keinen einzigen Stern durchscheinen ließ. Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft schien (ich habe kein hygroskopisches Instrument) nicht mehr als ein mittlerer zu sein. Regen hatte in den vorhergehenden wie nachfolgenden Tagen nur wenig stattgefunden. Der Mond, ohnehin eine kaum sichtbare Sichel, war seit 6 bis 7 Stunden untergegangen. (Neumond war am 5. November Vormittags 9 Uhr 30 Minuten gewesen.) Es waren demnach alle Verhältnisse gegeben, um eine sogenannte ‚rabenschwarze' Nacht zu schaffen. Trotzdem war das ganze Himmelsgewölbe von einer eintönigen, blassen, an Phosphorescenz erinnernden Helligkeit in allen Richtungen und Höhen gleichmäßig bedeckt, sodaß erhabene Gegenstände, besonders Dachfirsten, in mäßigen Entfernungen, in welchen von denselben Gegenständen bei wirklich dunkeln Nächten keine Spur von Umrissen sich erkennen ließ, sich mit einer unverhältnißmäßigen Deutlichkeit hervorhoben.

Hier würde, unter den oben angeführten Verhältnissen, nur noch das Nordlicht als die etwaige Quelle der sonderbaren Nachthelligkeit anzunehmen sein, aber ich kann daran nicht glauben wegen der, wie erwähnt, nach allen Richtungen und Höhen hin vollkommen homogenen, dabei gänzlich farblosen Helligkeit. Ich beobachtete in genannter Nacht die geschilderte Erscheinung etwa zwei Stunden lang, worauf ich, da sich keine merkliche Aenderung zeigte, mich dem Schlafe überließ.

Auf Erscheinungen, wie die hier geschilderte, bin ich seit etwa fünfzehn Jahren aufmerksam geworden. Es mögen in diesem Zeitraume mir dergleichen ungefähr fünf bis sechs vorgekommen sein. Doch hat erst diese zuletzt beobachtete meine Aufmerksamkeit so weit gespannt, daß ich das Betreffende zu notiren für gut fand, was ich bei den früheren Fällen leider nicht gethan hatte.

Eine genügende Erklärung der besprochenen Erscheinung vermag ich nicht zu finden. Vielleicht zieht dieselbe das Interesse der Naturforscher auf sich."

Wir können Obigem einstweilen nur die Bemerkung hinzufügen, daß dieselbe Erscheinung auch von Anderen bereits beobachtet worden ist, so z. B. 1743 mitten in einer Neumondnacht, wo man Gegenstände in 600 Fuß Entfernung deutlich erkennen konnte. (Humboldt's „Kosmos" I., Seite 146.) Die Ursache ist noch, wie Plinius sehr schön von einem anderen Phänomene sagt, „in der Majestät der Natur verborgen".

Verschwunden! Ein Secundaner der Realschule zu Düsseldorf, Eduard Daelen, 17 Jahre alt, ist seit Sonnabend den 14. April nirgends zu finden, trotz der rastlosesten Nachforschungen der trostlosen Eltern und der Behörden. Der Vermißte hat eine Größe von 1,83 bis 1,84 Meter, blondes Haar, blaue Augen, frische Gesichtsfarbe, etwas starke Nase, trägt eine dunkelgraue Jacke, braungestreifte Hose, ein schwarzes Hütchen und in der Weste eine silberne Ankeruhr mit Stahlkette. In einem solchen Falle ist auch die schlimmste Nachricht besser, als gar keine.

Kleiner Briefkasten.

A. Br. in **L. und Andere.** Auf Ihre Anfrage, wie man in den in Nr. 26 dieses Jahrganges geschilderten Hasbruch gelange, erwidert Ihnen der Verfasser des betreffenden Aufsatzes, Herr F. Lindner, Folgendes: Ausgangspunkt ist Bremen; die Tour selbst ist eine Tagespartie und zwar entweder von Bremen ab per Wagen über Delmenhorst nach Fallenburg, wo man einen Führer nimmt, oder von Bremen per Eisenbahn bis zum Haltepunkt Gruppenbühren (Oldenburger Bahn), von da zu Fuß durch den Wald nach Fallenburg; der Rückweg ist am besten nicht wieder nach Gruppenbühren, sondern nach Hude einzuschlagen, wo man die interessante Klosterruine in Augenschein nehmen und per Bahn nach Bremen zurückkehren kann. Bei der letzteren Tour muß man allerdings von Falkenburg aus wieder zurück nach dem Hasbruche, den man zum Theil auf dem Heimwege durchschneidet, aber es ist theils wegen eines leicht möglichen Verirrens zu bedenklich, theils wegen der Unkenntniß der schönsten Stellen zu undankbar, den Wald ohne Führer zu betreten. Bei der Wahl des letzteren muß man sich auch zuvor versichern, daß er das Terrain genau kenne.

R. P. in **Metz.** Geben Sie Ihrer Melancholie keinen Raum! In Arbeit und heiterm Lebensgenuß bietet sich Ihnen ein Mittel zur Bekämpfung trüber Stimmungen, von dem Sie ohne Zweifel sehr bald sagen werden: Probatum est. Wozu all den trüben Möglichkeiten, welche uns das Gebiet erblicher Krankheiten erschließt, nachhängen? Es giebt kein thörichteres Thun; denn — wir können es Ihnen zur Beruhigung sagen — trotz der Behauptungen Ihres leichtfertigen Zeitungscorrespondenten ist nichts so willkürlich, so trügerisch, wie diese sogenannten Wahrscheinlichkeitsrechnungen in Betreff erblicher Krankheiten.

Alter Abonnent in **T. b. L.** Nach Auskunft von Fachmännern giebt es für Fälle, wo der Betreffende schon so weit über die Zeit der Erziehungsfähigkeit hinaus ist, auch keine Erziehungsanstalten, sondern nur öffentliche „Besserungshäuser", weshalb sechs Jahre früher das Leipziger Pestalozzi-Stift für den Betreffenden zu empfehlen gewesen wäre; jetzt ist's dazu zu spät. Doch ist auf eine Anfrage dort ein guter Rath sicher.

Filomene in **Wien.** Wegen mangelnden Raumes leider unmöglich.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 32. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Frühlingsboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Oswald von Ettersberg schien seit seiner Abreise fast verschollen zu sein. Die Gräfin sprach nie von ihrem Neffen und hatte die Erkundigungen Rüstow's kurz und kalt dahin beantwortet, daß Oswald sich in der Residenz ganz wohl befinde, daß er aber nur äußerst wenig mit seinen Verwandten correspondire. Sie wünschte offenbar, diesen Gegenstand zu vermeiden, und er war in Folge dessen auch nicht weiter berührt worden. Daß aber auch Edmund niemals den Namen seines Vetters nannte, von dem er doch sonst unzertrennlich gewesen war, daß auch ihm die Erwähnung desselben peinlich zu sein schien, das gehörte gleichfalls zu seinen jetzigen Unbegreiflichkeiten. Wahrscheinlich hatte es kurz vor der Abreise Oswald's noch eine neue Differenz gegeben, und der Bruch war ein vollständiger geworden.

Müde vom Sinnen und Träumen hatte sich Hedwig in den Sessel zurückgelehnt. Sie vernahm wohl, daß die Thür des Nebenzimmers geöffnet wurde, daß ein Schritt näher kam, aber in der Voraussetzung, daß Edmund zurückkehre, änderte sie ihre Stellung nicht, und erst als der Kommende eintrat, wandte sie matt und langsam den Kopf nach jener Richtung.

Da war es auf einmal, als ob ein elektrischer Schlag die Gestalt des jungen Mädchens durchzucke. Bebend, von glühender Röthe übergossen, sprang sie auf, das Auge auf die Thür gerichtet. War es Schrecken oder Freude, was mit so betäubender Gewalt auf sie einstürmte — sie wußte es nicht, gab sich auch keine Rechenschaft davon, aber der Name, der sich unbewußt ihren Lippen entrang, und der Ton, mit dem er ausgesprochen wurde, verrieth Alles:

„Oswald!"

Es war wirklich Oswald, der dort auf der Schwelle stand. Er mußte wohl auf die Möglichkeit eines Wiedersehens gefaßt sein, als er nach Ettersberg kam; dennoch war auch ihm dieses Zusammentreffen ein unerwartetes; das zeigte die Gluth, die auch seine Stirn färbte, als er die Braut seines Vetters erblickte. Im ersten Moment stand er noch zögernd, unentschlossen da, aber als er seinen Namen von ihren Lippen hörte, da war es vorbei mit dem Zögern. In der nächsten Minute war er an ihrer Seite.

„Hedwig! Habe ich Sie erschreckt?"

Die Frage schien nur zu sehr gerechtfertigt; denn Hedwig war noch völlig fassungslos.

„Herr von Ettersberg — Sie kommen so plötzlich — so unerwartet — —"

„Ich konnte meine Ankunft nicht erst anzeigen. Es handelt sich um eine dringende Angelegenheit, um deren willen ich Edmund persönlich sprechen muß."

Er sprach die Worte fast ohne zu wissen, was er sagte; denn sein Blick hing unverwandt an den Zügen des jungen Mädchens. Der eine Moment des Wiedersehens vernichtete Alles, was eine Trennung von zwei Monaten so mühsam geschaffen hatte.

Hedwig machte eine Bewegung, um sich zu entfernen.

„Ich — ich werde Edmund benachrichtigen."

„Meine Ankunft wird ihm bereits gemeldet. Fliehen Sie doch nicht so vor mir, Hedwig! Gönnen Sie mir nicht eine Minute?"

Hedwig blieb stehen. Der schmerzliche Vorwurf bannte sie an ihren Platz, aber sie wagte es nicht, darauf zu antworten.

„Ich kam nicht freiwillig und nicht in meinem Interesse," fuhr Oswald fort. „Ich reise schon morgen wieder ab und konnte nicht ahnen, daß Sie gerade in diesen Tagen in Ettersberg sein würden, sonst — hätte ich uns Beiden dieses Wiedersehen erspart."

Uns Beiden! Mitten durch die Bitterkeit seiner Worte brach es doch wie ein heller Strahl des Glückes. Jener unbewachte Ausruf hatte ihm ja endlich die Gewißheit dessen gegeben, was er bisher nur geahnt, und wenn er auch keine einzige Hoffnung daran knüpfen konnte und durfte, er hätte diese Gewißheit doch um keinen Preis hingegeben. Beim Abschiede hatte der junge Mann noch so energisch seine Selbstbeherrschung behauptet, dieses unerwartete Wiedersehen aber drohte das Siegel von seinen Lippen zu nehmen. Die lang verborgene Gluth wollte zur hellen Flamme aufschlagen — das las Hedwig in seinen Augen, und jetzt war sie es, die ihre volle Fassung zurückgewann und behauptete.

„So lassen Sie uns wenigstens das Wiedersehen abkürzen," sagte sie leise, aber mit festem Tone und wandte sich ab. Doch Oswald that ihr einen Schritt nach.

„Und so wollen Sie von mir gehen? Darf ich Ihnen denn nicht einmal ein einziges Wort sagen?"

„Ich fürchte, wir haben uns schon zu viel gesagt. Lassen Sie mich gehen, Herr von Ettersberg — ich bitte Sie darum."

Oswald gehorchte. Er trat zurück, um sie vorüber zu lassen. Sie hatte ja Recht — und es war gut, daß sie wenigstens die Besinnung behielt, wo ihn die seinige zu verlassen drohte. Er blickte ihr schweigend, mit unendlich düsterem Ausdrucke nach, aber er machte keinen Versuch mehr, sie zurückzuhalten.

Kaum war Hedwig in den Zimmern der Gräfin verschwunden, als Edmund von der andern Seite her eintrat. Die Ankunft seines Vetters war ihm jedenfalls gemeldet worden, aber sein

Digitized by Google

Gesicht verrieth nichts von freudiger Ueberraschung. Der junge Graf erschien im Gegentheile sehr erregt, beinahe verstört. Als Oswald ihm entgegen eilte und ihm mit der alten Herzlichkeit die Hand reichen wollte, wich er zurück, und auch seine Bewillkommnung klang eigenthümlich fremd und gezwungen.

„Welche Ueberraschung, Oswald! Ich ahnte nicht, daß Du uns hier in Ettersberg einen Besuch zugedacht habest."

„Bin ich Dir unwillkommen?" fragte Oswald befremdet und erkältet von dem ganz ungewohnten Empfange, indem er die ausgestreckte Hand sinken ließ.

„Durchaus nicht!" rief Edmund hastig. „Ganz im Gegentheil! Ich meinte nur, Du hättest mir zuvor irgend eine Nachricht senden können."

„Die Nachricht durfte ich wohl von Dir erwarten," sagte Oswald vorwurfsvoll. „Du hast meinen ersten Brief nur mit einigen Zeilen, den zweiten gar nicht beantwortet. Ich konnte mir dieses Schweigen ebenso wenig erklären, wie jetzt Deinen Empfang. Bist Du krank gewesen oder ist etwas vorgefallen?"

Der junge Graf lachte; es war wieder jenes laute, höhnische Lachen, das jetzt so oft von seinen Lippen kam:

„Was fällt Dir ein! Du siehst es ja — ich bin ganz gesund. Ich hatte nur keine Zeit zum Schreiben."

„Nicht?" sagte Oswald verletzt. „Nun, da habe ich doch mehr Zeit für Dich übrig, trotz meiner dringenden Berufsarbeiten. Ich komme einzig und allein Deinetwillen, um Dich vor einem Verluste zu bewahren, und nicht als Besuch. Hast Du die Vollmachten Deines Administrators zurückgezogen?"

„Was für Vollmachten?" fragte Edmund zerstreut und unruhig. Er vermied es consequent, dem Blicke seines Vetters zu begegnen.

„Die früheren, welche Baron Heideck noch als Vormund in Deinem Namen ertheilte, die den Administrator ermächtigten, Ettersberg ganz selbstständig zu verwalten. Hat er sie wirklich noch in Händen?"

„Ja, vermuthlich; denn ich habe sie nicht zurückgefordert."

Oswald's Stirn faltete sich unwillig. „Wie konntest Du so unvorsichtig sein und einem Manne, den Du als unzuverlässig kennst, ein solches Vertrauen schenken! Aller Wahrscheinlichkeit nach hat er es in der schmählichsten Weise mißbraucht. Oder weißt Du etwas davon, daß der dritte Theil Deiner Forsten niedergeschlagen und verkauft werden soll?"

„So? Soll das geschehen?" fragte Edmund, wie abwesend. Die Nachricht schien keinen Eindruck mehr auf ihn zu machen.

„Aber so besinne Dich doch!" drängte Oswald. „Wenn Du nichts davon weißt, wenn es ohne Deine Zustimmung geschieht, so liegt der Betrug ja klar vor Augen. Die Kaufsumme, ein wahrer Spottpreis, soll baar ausgezahlt werden, und der Administrator hofft jedenfalls, sich damit unsichtbar zu machen, ehe die Sache entdeckt wird. Ich erfuhr durch einen Zufall davon — der Käufer legte dem Justizrath Braun den Vertrag zur Einsicht vor — und bin sofort hierhergeeilt, um Dich und Ettersberg vor einem ganz unberechenbaren Schaden zu bewahren."

Edmund fuhr mit der Hand über die Stirn, als müsse er sich gewaltsam zwingen, seine Gedanken auf den Gegenstand des Gespräches zu richten.

„Das ist sehr freundlich von Dir. Deshalb bist Du gekommen? Nun, wir können das ja zu einer anderen Zeit besprechen."

Oswald's Befremden wuchs bei dieser völligen Theilnahmlosigkeit, und mehr noch als diese machte ihn der eigenthümlich starre Ausdruck in den Zügen des jungen Grafen besorgt, der mit seinen Gedanken augenscheinlich ganz anderswo war.

„Edmund, hast Du denn gar nicht gehört, was ich Dir sagte? Die Angelegenheit ist von der äußersten Wichtigkeit und duldet nicht den geringsten Aufschub. Du mußt augenblicklich jene Vollmachten für erloschen erklären und Dich des Betrügers versichern, oder Du bist gezwungen, einen Vertrag anzuerkennen, der Deine Forsten geradezu verwüstet und das ganze Majorat in einer Weise schädigt, die vielleicht nie wieder gut zu machen ist."

„Das Majorat?" wiederholte Edmund, der von der ganzen Auseinandersetzung nur dieses eine Wort aufgefangen zu haben schien. „Ja freilich, das darf nicht geschädigt werden. Uebernimm Du die Sache, Oswald! Du hast sie ja doch einmal in die Hand genommen."

„Ich? Wie kann ich Bestimmungen auf Deinen Gütern treffen, wenn Du selbst anwesend bist? Ich kam nur, um Dich zu warnen und Dir den Betrug aufzudecken. Das Handeln ist Deine Sache; Du bist ja der Herr von Ettersberg."

In dem Antlitze des jungen Grafen zuckte es, wie eine innere, mühsam unterdrückte Qual, und sein Auge suchte wieder scheu den Boden vor dem erstaunt fragenden Blicke seines Vetters. Er preßte die Lippen zusammen und schwieg.

„Nun?" fragte Oswald nach einer Pause. „Wirst Du den Administrator rufen lassen?"

„Wenn Du meinst."

„Gewiß meine ich das. Es muß unverzüglich geschehen."

Edmund trat an den Tisch und wollte die Klingel ergreifen, als Oswald, der ihm gefolgt war, plötzlich die Hand auf seine Schulter legte und in ernstem, eindringlichem Tone fragte:

„Edmund, was hast Du gegen mich?"

„Gegen Dich? Nicht das Geringste! Du mußt es schon entschuldigen, wenn ich jetzt etwas zerstreut bin. Ich habe alle möglichen Dinge im Kopfe; Unannehmlichkeiten mit der Verwaltung, mit den Beamten. Du siehst es ja an diesem Zwischenfall mit dem Administrator, was für Erfahrungen man macht."

„Das ist es nicht," sagte Oswald mit voller Bestimmtheit. „Deine Verstimmung gilt mir allein. Mit welcher Herzlichkeit hast Du mich bei der Trennung entlassen, und wie empfängst Du mich jetzt dagegen! Was ist zwischen uns getreten?"

Er hatte bei der letzten Frage den jungen Grafen umfaßt und wollte ihm prüfend in's Auge sehen, aber Edmund machte sich mit Ungestüm los.

„So quäle mich doch nicht fortwährend mit solchen Vermuthungen und Voraussetzungen!" brach er heftig aus. „Muß ich Dir denn von jedem Worte, von jedem Blicke Rechenschaft ablegen?"

Oswald war zurückgetreten und blickte seinen Vetter mehr erstaunt als beleidigt an. Dieser Ausbruch, zu dem so gar keine Veranlassung vorlag, war ihm ganz unerklärlich. In diesem Augenblicke vernahm man das Geräusch anfahrender Wagen und das laute Gebell von Hunden. Edmund athmete auf, als sei er von einer unerträglichen Pein erlöst.

„Ah, unsere Gäste! Verzeih, Oswald, daß ich Dich allein lasse! Ich erwarte einige Herren zu der Jagd, die morgen stattfindet. Du bist doch auch von der Partie?"

„Nein," sagte Oswald kalt. „Ich kam nicht des Vergnügens wegen und muß schon morgen Nachmittag abreisen."

„So bald schon? Das thut mir leid, aber Du mußt ja wissen, über wie viel Zeit Du verfügen kannst. Ich werde Befehl geben, Deine Zimmer in Stand zu setzen."

Er stand bereits an der Schwelle:

„Und noch Eines, Oswald! Stelle Du den Administrator zur Rede! Ich habe kein Geschick, keine Geduld. — — Ich bin mit Allem einverstanden, was Du anordnest. Auf Wiedersehen!"

Die letzten Worte verriethen wieder jene athemlose Hast, die in jähem Wechsel die frühere Theilnahmlosigkeit ablöste. Dann eilte er fort, als brenne ihm der Boden unter den Füßen. Oswald stand allein da und wußte nicht, ob er erzürnt oder besorgt sein sollte über einen derartigen Empfang.

Was war das? Es gab nur eine einzige Erklärung dafür. Edmund war in den Salon getreten, fast unmittelbar nachdem Hedwig ihn verlassen hatte. Vielleicht war er schon früher gekommen und hatte im Nebenzimmer das kurze und doch so inhaltreiche Gespräch theilweise angehört. Wenn auch kein Wort dabei gefallen war, das auf ein Einverständniß hindeutete, so war es doch genug, um zu zeigen, wie es zwischen Oswald und der Braut des jungen Majoratsherrn stand, genug, um diesen in heller Eifersucht aufflammen zu lassen. Das erklärte auch sein Zurückweichen, als Oswald ihm die Hand bot, seine Gleichgültigkeit den drohenden Vermögensverlusten gegenüber, sein stürmisch aufgeregtes Wesen. Es konnte gar nicht anders sein.

„Das war es also," sagte Oswald halblaut. „Er muß irgend etwas gehört haben. Nun denn, so hat er auch gehört, wie unschuldig wir Beide an diesem Zusammentreffen waren und wie wir uns trennten. Ich weiß mich frei von Schuld, und wenn die Sache zwischen uns zur Sprache kommen muß, so werde ich ihm Rede stehen."

Drunten im Schloßhofe hörte man jetzt lebhaftes Sprechen und Begrüßen, vor allem Edmund's Stimme, der mit lauter

Heiterkeit seine Gäste empfing. Oswald warf einen Blick durch das Fenster. Er kannte die Herren sämmtlich, die soeben ausstiegen, aber er war nicht in der Stimmung, sich begrüßen zu lassen und auf alle möglichen Fragen zu antworten. Er verließ deshalb rasch den Salon und schlug den Weg nach seinen ehemaligen Zimmern ein, noch ehe die Fremden in das Schloß getreten waren.

Das Wetter erwies sich der beabsichtigten Jagd günstiger, als man voraussetzte. Wenn es sich auch nicht vollständig aufhellte, so hörte doch das Schneegestöber und der dichte Nebel auf, und der nächste Morgen verhieß einen zwar etwas trüben, aber im Ganzen doch vortrefflichen Jagdtag.

Es war noch sehr früh am Tage, als Oswald seine Zimmer verließ und sich nach dem Hauptgebäude des Schlosses begab, wo die Wohnung des Grafen lag. Noch war Niemand von den Gästen sichtbar, aber unten im Hofe traf die Dienerschaft bereits Vorbereitungen zum Aufbruche der Herrschaften, der unmittelbar nach dem Frühstücke erfolgen sollte.

Oswald fand die Zimmer seines Vetters verschlossen, seltsamer Weise; denn es war sonst nie dessen Gewohnheit gewesen, sich einzuschließen. Erst auf wiederholtes Klopfen öffnete Edmund die Thür.

„Du bist es, Oswald? So früh schon?"

Seine Stimme verrieth deutlich genug, daß die Ueberraschung eine peinliche war. Oswald trat nichtsdestoweniger ein.

„Du bist schon angekleidet, wie ich sehe," sagte er. „Ich störe Dich also nicht mit meinem frühzeitigen Besuche."

Der junge Graf war allerdings schon in vollem Jagdanzug, aber er sah bleich und überwacht aus, und seine Augen brannten fieberhaft. Die Spuren einer schlaflosen Nacht waren seinem Antlitze nur zu deutlich eingeprägt. Er hatte augenscheinlich seit gestern Abend weder Schlaf noch Ruhe gefunden.

„Du hast wohl Deine Absicht geändert und kommst, mir zu sagen, daß Du doch an der Jagd Theil nimmst?" fragte er leichthin, entzog sich aber zugleich den beobachtenden Augen seines Vetters, indem er sich abwandte und sich an seinem Schreibtisch zu schaffen machte.

„Nein," entgegnete Oswald, „Du weißt ja, daß ich am Nachmittag abreise. Vielleicht bist Du dann noch nicht einmal zurück. Ich wollte Dir daher jetzt Lebewohl sagen."

„Muß denn das unter vier Augen geschehen?"

„Allerdings, denn ich habe noch einiges von Wichtigkeit mit Dir zu besprechen. Du pflegtest mir sonst nicht so geflissentlich auszuweichen, Edmund. Ich habe gestern Abend vergebens versucht, Dich eine Minute allein zu sprechen. Du warst so vollständig von Deinen Gästen in Anspruch genommen und überhaupt so erregt, daß ich es aufgab, mit geschäftlichen Angelegenheiten bei Dir Gehör zu finden."

„Geschäftliche Angelegenheiten? Ah so, Du meinst die Sache mit dem Administrator. Hast Du mir den Gefallen gethan, mit ihm zu sprechen?"

„Ich mußte wohl, da Du trotz meiner wiederholten Mahnungen keine Anstalt dazu machtest. Die Sache verhielt sich genau so, wie ich fürchtete, und da der Administrator sah, daß ich hinreichend orientirt war, so gab er schließlich das Leugnen auf. Ich ließ ihm die Wahl, entweder Ettersberg noch heute zu verlassen oder einer gerichtlichen Untersuchung gewärtig zu sein. Er hat natürlich das Erstere vorgezogen. Hier sind die Vollmachten zurück, die er mir ausgeliefert hat, Du thust aber doch besser, sie noch in aller Form für erloschen zu erklären. Auch der Käufer ist bereits benachrichtigt. Ich hatte mir für alle Fälle seine Adresse notirt, und habe ihm telegraphisch mitgetheilt, daß der Kaufvertrag nicht vollzogen werden kann, da die Vollmacht Deines Vertreters zurückgezogen ist und die Verhandlungen ohne Deine Zustimmung geführt wurden. Der Verlust ist also für diesmal abgewendet."

Er berichtete das alles ruhig und geschäftsmäßig, ohne das mindeste Gewicht auf die jedenfalls sehr energische Thätigkeit zu legen, die er dabei entwickelt hatte. Edmund mochte trotzdem fühlen, wie viel er dem umsichtigen Einschreiten seines Vetters dankte, aber das schien ihn eher zu drücken; denn seine Antwort klang sehr einsilbig:

„Ich bin Dir sehr dankbar. Ich wußte es ja, Du verstehst in solchen Dingen viel energischer aufzutreten als ich."

„Das Auftreten wäre hier wohl Deine Sache gewesen," sagte Oswald vorwurfsvoll. „Ich habe den Administrator glauben lassen, daß vorläufig nur ich von seinem versuchten Betruge wisse, daß ich ihn auf eigene Verantwortung zur Rede stelle, und Dir erst heute nach seinem Verschwinden die nöthigen Mittheilungen mache — sonst hätte er sich wohl nicht erklären können, daß Du Dich so entschieden einer Angelegenheit fern hältst, die doch nur Dich allein angeht."

„Ich sagte es Dir ja bereits gestern: ich war nicht in der Stimmung —"

„Das sah ich und habe dieser Stimmung Rechnung getragen; denn ich weiß, was sie veranlaßt."

Edmund zuckte zusammen und wendete sich jäh und heftig um.

„Du weißt —? Was soll das heißen? Was weißt Du?"

„Den Grund Deines seltsamen Empfanges, Deiner beinahe feindseligen Haltung gegen mich, und deshalb allein bin ich hergekommen. Es muß klar zwischen uns werden, Edmund. Wozu dieses Schweigen und Verbergen? Wo man mit einander steht, wie wir, da ist ein offenes Wort das Beste."

Der junge Graf stützte sich auf den Tisch, an dem er stand. Er erwiderte nichts, sondern starrte todtenbleich, keines Wortes mächtig, den Sprechenden an, der unbeirrt fortfuhr:

„Du brauchst mit Deiner Anklage nicht zurückzuhalten; ich kann ihr mit freier Stirn entgegentreten. Ich liebe Hedwig und scheue mich nicht, Dir das zu bekennen; denn ich habe ehrlich gekämpft gegen diese Leidenschaft, und als ich sah, daß sie nicht zu besiegen war, da bin ich gegangen. Nie ist ein Wort der Erklärung zwischen uns gefallen, und wenn ich mich gestern zu einer Andeutung hinreißen ließ, so ist es das erste und letzte Mal gewesen. Das unerwartete Wiedersehen raubte mir für einen Moment die Besinnung, aber es war eben nur ein Moment — schon der nächste gab mich mir selbst zurück. Wenn Du das Schuld nennen willst — ich denke es verantworten zu können."

Die offene, männliche Erklärung hatte eine ganz unerwartete Wirkung. Edmund hörte zu wie ein Träumender. Die schreckensvolle Ueberraschung, die ihn vorhin lähmte, wich allmählich, aber fassen konnte er die Worte augenscheinlich noch nicht.

„Du liebst Hedwig? Du? O, das ist nicht möglich."

„War Dir das denn noch ein Geheimniß?" fragte Oswald betreten. „War es nicht Eifersucht, die seit der Minute meiner Ankunft zwischen uns stand?"

Edmund achtete nicht auf die Frage; seine brennenden Augen hefteten sich mit dem Ausdrucke der furchtbarsten Spannung auf das Gesicht Oswald's, während er in athemloser Erregung hervorstieß:

„Und Hedwig? Erwidert sie Deine Gefühle? Wirst Du von ihr geliebt?"

„Ich habe Dir ja bereits gesagt, daß kein einziges Wort der Erklärung zwischen uns gefallen ist."

„Wozu bedarf es der Worte? Du weiß es, mußt es wissen, ob Du geliebt bist. Man fühlt das ja in jedem Blicke, in jedem Athemzuge. Habe ich es doch gefühlt, daß es nicht die ganze volle Liebe war, die sie mir gab, daß sich ewig etwas zwischen uns drängte. Bist Du dieses Etwas gewesen? Sprich! Ich will Gewißheit, um jeden Preis."

Oswald sah zu Boden. „Hedwig wird die Heiligkeit des gegebenen Wortes ehren, wie ich es thue," entgegnete er leise.

Die Antwort sagte genug, und es erfolgte auch keine Erwiderung darauf. Während der nächsten Minuten herrschte ein banges Schweigen; man vernahm nur die kurzen, heftigen Athemzüge des jungen Grafen.

„Also auch das noch!" sagte er endlich.

Oswald blickte ihn besorgt an. Er hatte sich auf eine stürmische Scene, auf leidenschaftliche Auseinandersetzungen gefaßt gemacht, diese dumpfe Resignation, die so gar nicht in dem Charakter Edmund's lag, befremdete ihn auf's Aeußerste.

„Wir werden es überwinden," nahm er wieder das Wort. „Wir haben ja Beide nie an die Möglichkeit einer Vereinigung gedacht, und selbst wenn Hedwig frei gewesen wäre, durfte ich keine Hoffnung nähren. Ich habe stets die Glücksritter verachtet, die dem Vermögen der Frau ihre ganze Existenz verdanken, während sie selbst nichts zu bieten haben. Mich würde ein solches Verhältniß erdrücken, ich würde es nicht einmal an der Hand der Liebe ertragen. Und meine Laufbahn soll ja erst beginnen. Ich

Digitized by Google

habe noch auf Jahre hinaus für mich allein zu arbeiten, wo Du mit Deiner Hand ein glänzendes Loos bieten konntest."

Die Worte wurden ganz absichtslos gesprochen, sie sollten nur beruhigen, aber sie erreichten das Gegentheil. Edmund war bei der letzten Hindeutung aufgefahren; sein ganzes Wesen, selbst seine Stimme war verwandelt, während es in schneidender Bitterkeit, im wildesten Hohne von seinen Lippen brach:

„Willst Du mich nicht beneiden um dieses glänzende Loos, das mir das Schicksal gegeben hat? Ich bin ja ein Kind des Glückes, mir fällt ja Alles, Alles zu. Du hast Dich geirrt mit Deiner Prophezeiung, Oswald. Wir haben die Rollen getauscht. Hedwig's Liebe wenigstens glaubte ich noch zu besitzen; dieses Einzige hielt ich noch für mein. Auch das wird mir genommen, durch Dich genommen. O, es ist genug und übergenug."

„Edmund, Du bist außer Dir," mahnte Oswald. „Fasse Dich! wir wollen das ruhiger —"

„Laß mich allein!" unterbrach ihn Edmund ungestüm. „Ich kann jetzt nichts hören, nichts ertragen, und Deine Gegenwart ertrage ich am wenigsten. Geh!"

Oswald wollte beschwichtigend näher treten, aber vergebens. In einer Gereiztheit, die fast an Wahnsinn grenzte, stieß der Graf ihn zurück.

„Ich will allein sein — sage ich Dir. Bin ich denn nicht einmal mehr Herr in meinen Zimmern? Soll ich Dich beleidigen, um Dich fortzutreiben?"

„Das hast Du nicht nöthig," sagte Oswald, sich tiefverletzt emporrichtend. „Auf eine derartige Aufnahme meiner offenen, ehrlichen Erklärung war ich nicht gefaßt, sonst hätte ich geschwiegen. Du wirst bald genug einsehen, wie unrecht Du mir gethan, aber dann möchte es zu spät für unsere Freundschaft sein. Leb' wohl!"

Er ging, ohne auch nur einen Blick zurückzuwerfen. Nach seinem Fortgange brach Edmund wie vernichtet in den Sessel zusammen. Der Schlag, der ihn soeben getroffen, war vielleicht nicht der schwerste gewesen — der fiel in jenem Augenblicke, wo die Liebe des Sohnes zu der Mutter und sein Glaube an sie den Todesstoß empfing — aber es war der letzte. Und dieser letzte warf ihn nieder. —

Eine Stunde später war die ganze Gesellschaft im Speisesaal versammelt, wo das Frühstück eingenommen werden sollte. Die Herren waren sämmtlich in der besten Laune; denn das Wetter verhieß eine vorzügliche Jagd. Die Gräfin machte die Honneurs des Hauses mit der ihr eigenen vornehmen Anmuth. Was sie auch innerlich bedrücken mochte, sie war zu sehr Weltdame, um in Gegenwart Fremder irgend etwas davon zu verrathen. Hedwig zwang sich gleichfalls, heiter zu erscheinen. Das Gespräch war äußerst lebhaft, und Oswald's ernste Schweigsamkeit und Zurückhaltung fiel nicht auf, da man gewohnt war, ihn meistentheils so zu sehen.

Graf Ettersberg selbst erschien erst auffallend spät bei seinen Gästen. Er entschuldigte sich damit, daß er noch einige nothwendige Anordnungen für die Jagd getroffen habe, und war jedenfalls bemüht, seine Verspätung durch verdoppelte Liebenswürdigkeit wieder gut zu machen.

Edmund sah jetzt nicht mehr bleich und überwacht aus, wie vor einer Stunde. Es lag im Gegentheil etwas wie Fiebergluth auf seinen Wangen, und wie Fiebergluth schien es auch durch seine Adern zu stürmen, während er sich einer Lebhaftigkeit oder vielmehr Ausgelassenheit hingab, die in der That nur durch die höchste Ueberreizung zu erklären war. Er bemächtigte sich sofort des Gespräches und riß mit seiner glänzenden Unterhaltungsgabe all die Uebrigen hin. Scherze, Spöttereien, Jagdanekdoten jagten einander. Er schien förmlich etwas darin zu suchen, alle Welt von seiner vortrefflichen Laune, von seiner sprudelnden Heiterkeit zu überzeugen, und bei seinen Gästen gelang ihm das auch vollständig. Die älteren Herren, sämmtlich Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, fanden, daß der junge Graf noch nie so liebenswürdig gewesen sei wie heute. Die Jüngeren ließen sich von seinem Muthwillen mit fortreißen und stimmten in den Ton ein. Die Zeit bei Tische verging wie im Fluge, bis der Schloßherr das Zeichen zum Aufbruche gab.

Oswald hatte sich auch jetzt ziemlich schweigsam verhalten, aber er hatte unausgesetzt und unruhig seinen Vetter beobachtet. Es befremdete ihn nach dem Vorhergegangenen nicht, daß Edmund ihm noch mehr als gestern auswich und es sogar vermied, das Wort an ihn zu richten, aber eben deshalb täuschte ihn auch diese fieberhafte Lebhaftigkeit nicht. Nach der Scene, die heut Morgen stattgefunden hatte, konnte nur die Verzweiflung einen solchen wilden Uebermuth dictiren. Erst jetzt, wo die Erregung des beleidigten Stolzes vorüber war, kam es dem jungen Manne zum Bewußtsein, wie verstört, wie außer sich Edmund bei jenem Geständniß gewesen war. Er hatte also wirklich nichts davon geahnt, es war nicht Eifersucht gewesen, die sein unbegreifliches Benehmen veranlaßte. Was aber war es dann?

Man hatte sich allseitig erhoben und machte sich jetzt zur Abfahrt fertig. Die Herren verabschiedeten sich von den Damen des Hauses und von Oswald, der gleichfalls zurückblieb. Herr von Ettersberg wurde allgemein bedauert, weil seine schnelle Abreise ihm nicht erlaubte, an der Jagd Theil zu nehmen, und in aller Eile wurden noch einige Artigkeiten und Grüße ausgetauscht.

Edmund hatte bereits von seiner Braut Abschied genommen, mit derselben stürmischen Heiterkeit, die heut von seinem Wesen unzertrennlich schien. Seinem Vetter rief er im Vorübergehen nur ein kurzes „Adieu Oswald!" zu, so kurz und flüchtig, daß es gar keine Erwiderung zuließ. Er wollte augenscheinlich jede weitere Berührung mit ihm vermeiden, und trat jetzt zu der Gräfin, die mit einem der Herren sprach.

„Ich wollte Dir Lebewohl sagen, Mama!"

Die Worte wurden hastig, eilig gesprochen, aber es klang etwas wie der alte, lang entbehrte Ton hindurch, und das Ohr der Mutter fing augenblicklich diesen Ton auf. Ihr Auge suchte und fand das des Sohnes, und zum ersten Male seit langer Zeit las sie dort nicht das scheue Zurückweichen, das sie so namenlos quälte. Heute stand etwas Anderes, Unsagbares darin, aber es war kein Vorwurf mehr. Die Hand, welche die Gräfin ausstreckte, bebte leise. Der kühle, förmliche Handkuß war ja das Einzige, was Edmund beim Gehen und Kommen noch für sie hatte. Er beugte sich auch jetzt nieder, plötzlich aber fühlte die Mutter sich von seinen Armen umschlossen, fühlte seine heißen zuckenden Lippen auf den ihrigen. Es war die erste Umarmung seit jenem Tage, wo er das unselige Geheimniß entdeckte.

„Edmund!" flüsterte die Gräfin, es klang wie eine halb zärtliche, halb angstvolle Frage. Edmund erwiderte nichts, er hielt die Mutter fest an sich gepreßt, nur einen Moment lang, aber sie fühlte es doch, daß in diesem Moment die ganze alte Liebe mächtig wieder aufflammte. Noch einmal berührten seine Lippen die ihrigen, dann aber machte er sich rasch und entschieden los.

„Lebe wohl, Mama! Ich muß fort; es ist die höchste Zeit."

(Fortsetzung folgt.)

Die Raupenfeinde der Insectenwelt.

Größeren Leserkreisen ist bisher ein Einblick in das Leben der Raupenfeinde der Insectenwelt wohl nur selten gewährt worden, und doch bietet dasselbe des Lehrreichen und Interessanten so vieles, daß wir der Versuchung nicht widerstehen können, im Nachfolgenden eine kleine Excursion in dieses an fesselnden Aufschlüssen so reiche Gebiet der Naturkunde zu unternehmen. Ein Beispiel möge uns gleich mitten in das Thema hineinführen!

An einem Kohlblatte, einem Baumstamme u. dergl., die sich in der Nähe von Kohlpflanzungen befanden, entdeckten wir im Spätsommer öfters eine Kohlweißlingsraupe, eingebettet in weißliche oder gelbliche Körperchen, welche ihrer Form nach allenfalls für Eier gehalten werden könnten und in der That für solche gehalten worden sind, aber nur von Leuten, denen es nicht klar geworden war, daß eine Raupe als noch unfertiges Insect überhaupt niemals Eier legen könne.

Jene gelblichen Körperchen sind die Puppengespinnste für so viele Maden, wie im Körper der Raupe auf deren Kosten gelebt haben; das arme Thier wurde auf einmal nach allen Seiten hin in seinem Innern gezwickt, und bald hier und bald da drängte sich aus seiner Haut eine kleine weiße Made hervor, welche zu

Digitized by Google

Raupenvertilgende Insecten.

Nach der Natur aufgenommen von Emil Schmidt.

spinnen begann, noch ehe sie vollkommen frei geworden war; sie hüllte sich allmählich in eines jener eiförmigen Körperchen ein, deren Bedeutung uns nun verständlich geworden ist. Der leere Raupenbalg wurde schließlich von den Maden mehr oder weniger vollkommen eingehüllt; er trocknet nun zusammen, und das Gebilde, durch die Gespinnstfäden befestigt, bleibt den Winter über an derselben Stelle sitzen, wenn nicht Meisen oder andere Insectenfresser unter den Vögeln die Puppchen in der futterarmen Zeit als willkommene Nahrung aufgepickt haben.

Wenn im nächsten Frühjahre wieder geeignete Raupen vorhanden sind, kommt aus jedem jener Cocons eine kleine schwarze Schlupfwespe mit gelben Beinen, der Microgaster glomeratus, hervor. Die Schlupfwespchen umschwärmen die jungen Kohlweißlinge — oder andere verwandte Raupen, damit sich ihre Weibchen eine Stätte für ihre Nachkommen erobern. Ihnen kommt alles darauf an, mit dem kurzen Legestachel die Oberhaut der Raupe zu durchbohren und die Eier unter dieselbe zu bringen. Mag sich die verfolgte Raupe auch noch so sehr dagegen wehren und durch Um-sich-Schlagen mit dem vorderen Körpertheile den ungebetenen Gast zu vertreiben suchen, dieser hat die nöthige Ausdauer, um die Raupe zu ermüden und seinen Zweck schließlich zu erreichen.

Die in kürzester Zeit den Eiern entschlüpften fußlosen Larven, an denen man infolge von Quereinschnitten zwölf Leibesringe und an der größeren Stumpfheit das vordere von dem spitzeren Hinterende unterscheiden kann, ernähren sich im Innern der Raupe. Sie fangen an dem sich aufspeichernden Fettkörper und verschonen die edleren Theile, sodaß beide, der Schmarotzer und der Wirth, gleichzeitig mit einander gedeihen und ungefähr zu derselben Zeit erwachsen sind. Ein Blick auf die Raupe Nr. 1 des beigegebenen Bildes zeigt uns das Ergebniß der Schmarotzerthätigkeit.

Einen ähnlichen Feind hat die Kiefernspinnerraupe in dem Microgaster nemorum, dessen zahlreiche Larven dieselbe in einen ganz ähnlichen Zustand versetzen können, wie die der vorher genannten Schlupfwespe die Kohlweißlingsraupe. Die Puppengespinnste und in deren Mitte den vertrockneten Raupenbalg (vergl. auf dem Bilde Raupe Nr. 2) bekommt man nur tief unten an einem Kiefernstamme zu sehen. Die erwachsene Raupe pflegt sich Ende Juni oder Anfangs Juli hoch oben zwischen den Nadeln oder am Stamme zur Verpuppung in ein dichtes Gespinnst von gelblicher oder graubrauner Farbe einzuschließen, wenn sie aber den genannten Schmarotzer beherbergt, so steigt sie in ihrer Angst tiefer herab und zeigt kein Verlangen zum Spinnen, sondern muß es sich gefallen lassen, daß sie allseitig umsponnen wird von den aus ihrem Leibe hervordringenden Maden.

Einige Monate später, nachdem mittlerweile die gesunden Kiefernspinnerraupen zu Puppen geworden, aus den Puppen die Schmetterlinge gekrochen sind und deren Eier die Räupchen geliefert haben, sind auch die Schlupfwespen ihrer Puppe entstanden. Jede derselben hat ein Deckelchen von dem sie umhüllenden Gespinnste abgenagt (2) und findet nun in der jungen Kiefernspinnerraupe für ihre im nächsten Jahre schwärmenden Nachkommen die geeignete Brutstätte.

Bisweilen bemerkt man statt des abgehobenen Deckels auf dem Scheitel des Puppengespinnstes ein seitliches winziges Löchlein in der Nähe jenes, und darf dann voraussetzen, daß nicht der Microgaster, sondern eine noch kleinere Schlupfwespe, also ein Schmarotzer-Schmarotzer, daraus hervorgegangen ist.

Der hier in starker Vergrößerung beigegebene Microgaster nemorum möge eine Vorstellung von dieser artenreichen, allgemein verbreiteten Gattung geben. Sie gehört mit noch vielen anderen zur Familie der sogenannten Schlupfwespenverwandten, Braconiden, welche bei sonst verschiedener Körpergestalt alle das mit einander gemein haben, daß im Vorderflügel nur eine Querader (rücklaufende Ader) von den Ueberrandzellen in die Flügelfläche führt, während bei den echten Schlupfwespen deren zwei vorhanden sind.

Die in Rede stehende Gattung ist an dem kleinen, nicht gestielten Hinterleibe zu erkennen, welcher den wissenschaftlichen Namen, „Kleinbauch“ zu deutsch, einigermaßen rechtfertigt, an den achtzehngliedrigen, plumpen Fühlern und an der Bildung der Unterrandzellen, das heißt der dem Vorderrande zunächst gelegenen Reihe von Adern geschlossener Räume in der äußern Hälfte der Flügelfläche. Unter Berücksichtigung der eben gegebenen Erklärung erblicken wir in unserer Abbildung unter dem dunklen Flecke am Vorderrande, dem sogenannten Flügelmale, eine unregelmäßig sechseckige Unterrandzelle (auch siebeneckig kann sie sein), bei andern Arten kommt auch noch eine kleine, dreieckige zweite in Steigbügelform nach außen sich anschließende vor, die hier jedoch fehlt. Der Körper unseres Wespchens ist glänzend schwarz; die Hinterränder der beiden ersten Hinterleibringe sind lichter; die Flügelschüppchen, das heißt die die Flügelwurzel deckenden Haarplättchen, gelb und die Beine röthlich-gelb, mit Ausschluß sämmtlicher Füße und der ganzen Hinterbeine, welche schwarze Farbe tragen.

Andere zu den Braconiden gehörende Arten sind es, deren Larven aus wieder anderen Raupen kommen und gemeinschaftlich spinnen, sodaß der Raupenbalg gänzlich verschwindet, indem er von der Futterpflanze herabfällt und an dieser ein dichter Gespinnstballen zurückbleibt. Dergleichen gelbe oder weiße, wattenähnliche Flöckchen bemerkt man an Kräutern oder Grasstengeln gar nicht selten, wie inmitten unseres Bildes (3) dargestellt ist. Beim Auseinanderrupfen wimmelt es im Innern von Maden oder von Puppen; sollten sich dagegen kugelige Eier zeigen, so haben wir ein Spinnennest vor uns, da manche Spinnen ihre Eier genau in dieser Weise einschließen und an einen Pflanzentheil anheften.

Die Maden anderer Schlupfwespen, welche zu ermitteln mir indessen noch nicht gelungen ist, bleiben in der Raupe und verwandeln dieselbe in eine sehr verkürzte hartschalige „Mumie“, wie Nr. 4 unseres Bildes auf der Fichte von der Fichtenspinnerraupe (Dasychira abietis) eine solche wiedergiebt. Soweit meine Erinnerungen reichen, waren es immer nur bündelartig behaarte Spinnerraupen, welche ich an der Futterpflanze fest angeheftet in diesem mumienartigen Zustande angetroffen habe; sie zeigten alle eine harte, runzellose Oberfläche, welche meist noch mit einigen Haarbüscheln bekleidet war, und auffällige Verkürzung ihres natürlichen Längsdurchmessers.

Bei Weitem die meisten und zugleich größeren Schlupfwespen führen ihr Schmarotzerleben so im Geheimen, daß der Laie so leicht nichts davon zu sehen bekommt, desto häufiger aber der raupenzüchtende Schmetterlingssammler durch sie schmerzlich enttäuscht wird, wenn statt des erwarteten Schmetterlings, dessen Raupe mit vieler Sorgfalt gehegt und gepflegt worden war, eine Schlupfwespe im Zwinger umherschwirrt. Sofern er diesen untergeschobenen Kindern einige Aufmerksamkeit schenkt — und als wirklicher Naturfreund, dem es nicht blos auf eine schöne Schmetterlingssammlung ankommt, wird er es thun — kann er an jenen mancherlei interessante Erfahrungen sammeln.

Diejenigen Raupen, welche zu ihrer Verpuppung ein Gespinnst anfertigen, hüllen sich in dasselbe ein, wenn ihre Zeit gekommen ist. Oeffnet man es nach Verlauf einiger Wochen, so wird man keine Schmetterlingspuppe sammt der abgestreiften Raupenhaut vorfinden, wie es nach regelrechter Entwickelung zu erwarten stände, sondern — wenn die Raupe „angestochen“ gewesen ist — bis vier sehr langgestreckte, spindelförmige, an beiden Polen aber abgerundete Körper neben dem zusammengeschrumpften Raupenbalge; es sind die Cocons von Schlupfwespen Am häufigsten haben dieselben eine schwarze, stark metallisch glänzende Färbung und solche Derbheit in ihrem Gefüge, daß sie keinem Gespinnste, sondern einer pergamentartigen Umhüllung gleichen, die jedem Versuche des Zerreißens Widerstand leistet. Bisweilen legt sich um die Mitte ein hellerer Ring, oder die ganze Oberfläche hat einen mehr schmutzigen grauen Anflug. In ihrem Cocon nun wird die Schlupfwespenmade zu einer Puppe, und die dieser entschlüpfte Wespe nagt sich an dem einen Pole durch ein mehr oder weniger regelmäßiges Loch zu einer Zeit heraus, in welcher die betreffende Schmetterlingsraupe vorhanden ist, der sie ihre Nachkommen anvertrauen kann.

Was die Schlupfwespe selbst anlangt, welche sich in der angegebenen Weise entwickelt, so kann sie ein sehr verschiedenartiges Aussehen haben, daher bald dieser, bald jener Familie angehören. In erster Linie dürfte es eine Sichelwespe sein, wie der hier in der Mitte des Unterrandes als Beispiel vorgeführte Ophion merdarius mit seiner Puppenhülse (5), eine der verbreitetsten und stattlichsten Arten. Alle Sichelwespen sind durch einen, mindestens in der Hinterhälfte von der Seite her zusammengedrückten Hinterleib ausgezeichnet, welcher gleichsam sichelförmig erscheint und beim Weibchen kaum den Legestachel am Ende sehen läßt. Bei einer Sichelwespengattung (Banchus) ist die Hinter-

leibswurzel breit und stark niedergedrückt, das Rückenschildchen außerdem in ein kurzes Dörnchen ausgezogen, bei einer andern (Exetastes) jenes mehr oder weniger drehrund, nur an der Spitzenhälfte mäßig zusammengedrückt und in ein kurzes Schwänzchen, das Futteral für den Legestachel, verlängert.

Die vorherrschend lehmgelben Ophionarten vergegenwärtigen das Urbild der Sichelwespen durch den langgestielten, sehr entschieden zusammengedrückten Hinterleib und unterscheiden sich von mancher ebenso gefärbten Art der Gattung Paniscus dadurch, daß die mittlere (zweite) Unterrandzelle mit der ersten verschmolzen ist, die erste aber, wie bei allen echten Schlupfwespen, mit der darunterliegenden sogenannten Mittelzelle zu einer einzigen „großen Zelle“ vereinigt erscheint, sodaß manchmal, wie auch bei unserer Art, ein Aderästchen nur den Anfang der fehlgeschlagenen trennenden Ader andeutet.

Statt einer Sichelwespe konnte aber auch eine Cryptide aus einem andern jener langgestreckten Puppengehäuse hervorgekommen sein. Ein Familiengenosse, der Cryptus migrator, ist auf unserm Bilde unter Nr. 6 dargestellt, und zwar das Weibchen am untern Rande, das Männchen fliegend unter der Benadelung der Kiefer. Alle Cryptiden haben einen gestielten Hinterleib, welcher beim Männchen fast linienförmig oder mehr keulenförmig, beim Weibchen deutlich niedergedrückt und geschwänzt ist; überdies zeigt der Hinterrücken des Mittelleibes sehr unvollständige Felderung und der Vorderflügel in der Regel drei Unterrandzellen, von denen die mittelste, bei den Schlupfwespen auch Spiegelzelle genannt, vorherrschend viereckig erscheint. Unser Cryptus migrator ist schwarz, an den vier ersten Hinterleibsringen und den Schenkeln, mit Ausnahme der schwarzen Hinterschenkelspitze, roth; die hinteren Füße an der Wurzel, die weiblichen Fühler in einem Ringe und die äußerste Hinterleibsspitze sind weiß. Durchschnittliche Länge 11 Mm. Die eben genannten Farben finden sich freilich bei vielen andern Gattungsgenossen, sodaß noch manches zu weit in das Einzelne führende Merkmal hinzugefügt werden müßte, um die Art mit Sicherheit zu erkennen.

Eine weitere Erfahrung lehrt den Raupenzüchter, daß sehr viele angestochene Raupen, mögen sie sich bei der Verwandlung in ein Gehäuse verspinnen oder nackt in einer Erdhöhle liegen, sich zu anscheinend vollkommen gesunden Puppen ausbilden; diese Puppen enthalten aber schließlich keinen Schmetterling, sondern eine Schlupfwespe, welche den bereits besprochenen Sichelwespen angehören und beispielsweise das Anomalon circumflexum sein kann, welche sich als eine Pimpla, eine Tryphonide vorstellt, in den meisten Fällen jedoch eine Ichneumonide im engeren Sinne des Wortes sein wird. Es sind hier Namen genannt worden, mit denen der geehrte Leser keine bestimmte Vorstellung zu verbinden im Stande ist, wenn nicht einige erläuternde Worte hinzugefügt werden.

Das Anomalon circumflexum (8) auf dem untersten Eichenblatte unseres Bildes ist eine stattliche Sichelwespe von der vorgeführten schlanken Form; der Kopf und der kurze Rumpf mit Einschluß der Hüften sind schwarz, die Fühler, das Gesicht, das Schildchen und der Hinterleib gelb; nur die Spitze des letzteren und die der Hinterschenkel und Hinterschienen behalten die Grundfarbe. Die verhältnißmäßig kurzen, gleichfalls gelben Flügel zeichnen sich bei allen Anomalonarten durch eine kurze Querader an Stelle der Spiegelzelle aus. Beim Ausschlüpfen köpft die Wespe die Puppe des Kiefernschwärmers und einiger anderer Schmetterlinge in der Figur 7 dargestellten Weise.

Um die große Mannigfaltigkeit in der Entwickelung der Sichelwespen darzuthun, sei beiläufig noch bemerkt, daß von den gleichfalls lehmgelben Arten der Gattung Paniscus, die sich durch eine dreieckige Spiegelzelle von Ophion unterscheidet, einige ihre Eier in der Kopfnähe gewisser Raupen äußerlich anheften und daß die Larven nicht in den Raupenkörper eindringen, sondern, äußerlich saugend, an ihnen haften bleiben, bis sie, zur Verpuppung reif, ein Gespinnst anfertigen.

Die Mitglieder der großen Pimplarierfamilie zeichnen sich durch ihren sitzenden, das heißt an seiner Wurzel nicht stielartig verengten, niedergedrückten Hinterleib aus, dessen Spitze beim Weibchen in Folge des Legbohrers in ein kürzeres oder längeres Schwänzchen ausläuft; im Vorderflügel zählt man bei den meisten drei Unterrandzellen, deren mittelste der Dreiecksform am nächsten kommt. Die Beschaffenheit des Mittelrückens, ob er querrunzlig, oder glatt, die des Hinterleibsrückens, ob durch Erhebungen und Eindrücke uneben oder eben, des Bohrers, ob aus der Spitze oder aus einer Längsspalte des Bauches heraustretend, der Klauen, ob einfach oder an der Innenseite kammartig gezähnt, das Vorhandensein einer vollständig geschlossenen Spiegelzelle, nur eine Andeutung derselben oder ihr gänzlicher Mangel und noch andere Merkmale entscheiden über die Zugehörigkeit jeder Art zu dieser oder jener der zahlreichen Gattungen, welche die ganze Familie zusammensetzen.

Die namengebende Gattung Pimpla ist an der knotigen Oberfläche des Hinterleibes und der Längsspalte für den Bohrer zu erkennen, welch letzterer mithin an seiner Wurzel durch diese Spalte, im weiteren Verlaufe durch das schwanzartige Futteral gedeckt wird, so lange er nicht als Eierleger dient. Schwarz, Roth, reines Gelb und Weiß sind die Farben, welche hier nur in Betracht kommen können, die Vereinigung der beiden ersten mit der letzten besonders an den Beinen. Die auf dem obersten Eichenblatte sitzende Pimpla varicornis (9) ist schwarz, rothbeinig, an den Schienen und Füßen der Hinterbeine hell geringelt, an der Schildchenspitze, den Fühlern und im Gesicht mehr oder weniger gelb, auch wohl auf dem Rücken zwischen den Flügeln mit zwei gelben Längslinien gezeichnet und auf dem Rücken des ersten Hinterleibsringes in auffallender Weise muldenartig ausgehöhlt. Sie zerstört in der eben angegebenen Weise die Puppe eines Fleckenfalters der Melitæa Maturna.

Die glänzend schwarze, reichlich schwefelgelb gezeichnete Colpotrochia elegans (10), mit verhältnißmäßig kurzen, dicken Beinen und einer kurzen Querader an Stelle der Spiegelzelle, mag als Vertreter der Tryphoniden gelten, einer Familie, die sich in ihren verschiedenen Formen nur in größerer Umständlichkeit charakterisiren ließe, als hier angebracht erscheint.

Ungemein zahlreich und wechselnd in den Farben sind die zierlichsten aller Schlupfwespen, welche sich um die alte Gattung Ichneumon schaaren und in der Mehrzahl durch einen niedergedrückten, gestielten Hinterleib, in welchem der weibliche Legstachel verborgen ist, durch einen regelmäßig gefalteten Hinterrücken des Mittelleibes und durch eine fünfeckige Spiegelzelle im Vorderflügel gekennzeichnet sind. Die männlichen Fühler lassen diese zusammensetzenden Glieder kaum unterscheiden und bleiben nach dem Tode unverändert, während die sich dann ringelnden weiblichen Fühler deutlich abgesetzte Glieder und viel häufiger als jene einen weißen Ring zeigen.

Viele Arten sind in ihren beiden Geschlechtern abweichend gefärbt, die Weibchen oft bunter, als ihre Männchen (gelb oder roth, schwarz und weiß am Hinterleibe), diese dagegen wieder reichlicher gelb oder weiß gezeichnet, als jene, weshalb es oft sehr schwer wird, beide auf ihre Art zu deuten. Dies gilt nicht von dem hier vorgeführten Vertreter, Ichneumon pisorius (11). Die schwarze Grundfarbe weicht am Hinterleibe vom zweiten Gliede an, bisweilen mit Ausschluß der Spitze, einem schmutzigen Gelb, die Schildchen, je eine Linie vor der Flügelwurzel, sind rein gelb, beim Männchen auch das Gesicht und die Beine, an denen die Grundfarbe nur fleckenartig zurückbleibt, beim Weibchen dagegen nur ein Schienenring, die oberen und vorderen Augenränder noch gelb und ein Fühlerring weiß. Die Art schmarotzt vorzugsweise in der Raupe des Kiefernschwärmers und entwickelt sich aus dessen Puppe, welche dann genau so aussieht (7), als wäre das Anomalon circumflexum daraus hervorgebrochen.

Noch hat der Raupenzüchter seine Beobachtungen nicht erschöpft; denn er findet beispielsweise in dem aus den Körperhaaren gewebten Cocon einer Bärenraupe oder in dem gleichfalls durchsichtigen Gespinnste der Gamma-Eule keine Schmetterlingspuppe, sondern eine Anzahl kurzer, dunkler „Tönnchen“, wie die Gruppe (12) zwischen der Kohlweißlingsraupe und dem unteren Eichenblatte unseres Bildes andeuten soll. Dieselben sind wesentlich anderer Natur als die früher besprochenen (5). Ein nur schwacher Druck zwischen den Fingerspitzen läßt die brüchige Haut nachgeben und zeigt, daß sie nicht gesponnen sind; außerdem liefern sie bei natürlicher Entwickelung keine Schlupfwespen, sondern Fliegen, im Hinterleibe viergliedrige Grasflügler, deren verschiedene Arten hinsichtlich der Größe zwischen derjenigen einer kleinen Stubenfliege und einer derben, blauen Fleischfliege schwanken.

Auch in Färbung, im Baue des Körpers und im Verlaufe des Flügelgeäders erinnern viele derselben lebhaft an die gemeine

Stubenfliege, unterscheiden sich aber bei näherer Betrachtung in ersterer Linie von ihr durch die kräftigen Borsten zwischen der Haarbekleidung des Körpers und zum Theil auch der Beine und durch die nackte Fühlerborste, welche dort gefiedert ist. Ihre Bewegungen sind hastiger, der Flug ein rascherer (daher auch Schnellfliegen), und als Larven ernähren sie sich, wie die Schlupfwespen, parasitisch in anderen Insectenlarven. Weil diese anderen Insectenlarven erfahrungsmäßig vorherrschend Schmetterlingsraupen sind, hat man die in Rede stehenden Fliegen in ihrer Gesammtheit Raupenfliegen, oder nach der ursprünglichen, neuerdings vielfach gespaltenen Gattung Tachina, auch Tachinen genannt.

Die auf ihren braunen, etwas heller und dunkler grünstreifigen Püppchen sitzende Exorista vulgaris (12) ist kräftiger, namentlich breiter als die Stubenfliege, schwarz von Farbe, auf dem Mittelleibsrücken streifenartig, auf dem Hinterleibe unvollkommen bindenartig weißgrau schillernd, Schildchen gelblichgrau, der Körper stark beborstet, drittes und letztes Fühlerglied sehr lang und schmal, mit kräftiger Rückenborste. Die Beborstung im Gesicht, welche beiderseits nur die halbe Länge desselben, vom Mundrande nach der Stirn zu, reicht, die Behaarung der Augen und die gleich näher zu bezeichnende Beschaffenheit des Flügelgeäders bilden die Gattungsmerkmale. Die Flügel haben sechs Längsadern, von denen sich die erste vorn theilt, die dritte und vierte sind, wie bei allen echten Fliegen, etwa in der Mitte durch die „kleine Querader" verbunden, jenseits welcher sie die „erste Hinterwandzelle" bilden; daß dieselbe offen ist, das heißt nach außen nur durch den Flügelsaum und nicht durch eine Ader geschlossen wird, und, entfernt von der Flügelspitze, in den Vorderrand mündet, bildet die weiteren Gattungsmerkmale. Die Beugung der vierten Längsader nach der dritten hinauf, welche die eben bezeichnete Zelle bilden hilft, heißt überall, wo sie vorhanden, die „Spitzenquerader"; ihr ziemlich gleichlaufend, vom Flügelsaume entfernter, verbindet die „hintere Querader" die vierte und fünfte Längsader mit einander; überdies bemerkt man nahe der Flügelwurzel je vier sehr kleine Queradern zwischen derselben und zwischen der fünften und sechsten Längsader, welche beide zwei unscheinbare für den Fliegenflügel charakteristische Zellen begrenzen. Hinter jedem Flügel steht ein großes, weißes Schüppchen, unter welchem ein gestieltes Knöpfchen, die allen Zweiflüglern zukommenden „Schwinger", verborgen sind. Hiermit sei ein für allemal auf die wesentlichsten Punkte aufmerksam gemacht, welche zur Unterscheidung der echten Fliegen (Muscidae) in Betracht gezogen werden. Die genannte Exorista schmarotzt in der Raupe der Gamma-Eule, aber auch, wie die folgende, in derjenigen des Kiefernschwärmers.

Auf der eben genannten Raupe sehen wir die Phorocera concinnata (13) sitzen. Nach geschäftigem Hin- und Herschwirren hat das Fliegenweibchen die ihm genehme Raupe erspäht, und nun wiederholt sich ungefähr dasselbe, was oben von den Angriffen des Microgaster erzählt wurde. Die Raupe ist ungemein empfindlich gegen jegliche Berührung, wehrt sich nach Kräften, aber umsonst: die Fliege erreicht ihren Zweck, verfährt jedoch insofern glimpflicher mit ihr, als die meisten Schlupfwespen, als sie die Haut nicht verletzt, sondern die Eier äußerlich anheftet. Man trifft bisweilen Raupen an, namentlich von Schwärmern, welche an einer ihrer Körperseiten reichlich mit kleinen lichten Körnchen, wie mit einem Ausschlage besetzt sind, so regelmäßig oder wenig geordnet, wie es unsere Kiefernschwärmerraupe zeigt. An der der Raupenhaut zugekehrten Eiseite schlüpft die Made aus, dringt unter dem Schutze der Eischale in jene ein und ernährt sich nur vom Fettkörper in der Raupe, ebenso wie die Schlupfwespenlarven. Wenn sie erwachsen sind, findet ein anderer, den echten Fliegen eigener Vorgang statt. Die Larve verkürzt sich, nimmt dadurch in der Breitenausdehnung zu; das Innere löst sich von der Haut los und bildet mit der Zeit die Puppe, während die Haut als schützende Hülle für jene erhärtet. Diese Umwandlung erfolgt meist dann, wenn sich die reife Larve aus der Raupenhaut herausgebohrt hat; die hier vorkommenden Verschiedenheiten sind jedoch noch lange nicht hinreichend erforscht. Die in dem „Tönnchen", wie man die auf die eben angegebene Weise entstandenen Fliegenpuppen allgemein nennt, entwickelte Fliege stößt ein mehr oder weniger regelmäßiges Deckelchen mit ihrem Kopfe los — nagen kann sie nicht, wie überhaupt keine Schlupfwespe — und wird frei.

Die genannte Phorocera, welche, wie bei sehr verschiedenen Raupen, so auch noch bei denen des Kohlweißlings, des Weidenspinners, des Goldafters schmarotzt, stimmt in ihren Gattungsmerkmalen fast vollständig mit der vorigen überein und weicht nur dadurch von ihr ab, daß die Borstenwimperreihe beiderseits des Gesichtes nicht in der halben Höhe aufhört, sondern bis zu den Fühlern hinaufreicht. Die abgebildete Art ist schwarz, auf dem Rücken in der Weise grau bestäubt, daß vier Längsstriemen die Grundfarbe beibehalten, auch auf dem Hinterleibe zeigen sich vom zweiten Ringe an breite, weißlichschillernde Bänder; die gelben Tastenspitzen und die nicht winkelig, sondern unter einem Bogen von der vierten Längsader weitergehende Spitzenquerader vervollständigen die Artkennzeichen.

Auf einem der äußeren Eichenblätter ist noch eine dritte und größere Raupenfliege abgebildet, die Echinomyia lucida (14), einer Gattung zugehörig, welche sich leicht an dem an Länge das erste übertreffenden zweiten Fühlergliede erkennen läßt. Unsere Art trägt außer den schwarzen Borsten ein ziemlich dichtes und weißes Haarkleid, hat jederseits der Hinterleibswurzel einen schmutzig gelben Fleck und die Spitzenhälfte der Beine von noch lichterer Färbung. Sie schmarotzt unter Anderem in der Raupe einer „Kapuzeneule", der Cucullia verbasci.

Bisher haben wir nur schmarotzende Fliegen und Schlupfwespen als Raupenfeinde kennen gelernt und das höchst anziehende Leben derselben allerdings nur andeuten können; näher auf dasselbe, namentlich der Schlupfwespenschaaren, einzugehen, würde einmal ein umfassenderes Vorstudium dieser so hochinteressanten Insecten erfordern, als bei den Lesern vorausgesetzt werden darf; überdies würden wir aber auch weit von unserem vorgesteckten Ziele abweichen, da ja die Raupen nicht allein, sondern auch die Larven anderer Insecten, wie deren Eier oder Puppen von ihnen zu Brutstätten auserkoren werden. Aber selbst dann, wenn wir uns nur auf erstere beschränken, ist es nach dem heutigen Stand der Wissenschaft noch nicht möglich, die angedeuteten Mannigfaltigkeiten in der Lebensweise dieser Thierchen unter gewisse Gesichtspunkte zu ordnen und als gültige Gesetze präcisiren zu wollen.

Durch die Schlupfwespen sind wir mit einem kleinen Theile der interessantesten aller Kerf-Ordnungen, den Hautflüglern, bekannt geworden. Gewisse andere Ordnungsgenossen hat man in Folge ihrer Lebensweise mit dem gemeinsamen Namen der Mondwespen zusammengefaßt und dieselben in Rücksicht auf den Körperbau in mehrere Familien getheilt. Diese Mondwespen legen in dazu geeignetem Erdboden, in Lehmwänden, mürben Baumstämmen, alten Pfosten u. dergl. wenige künstliche Röhren (Nester) an, tragen in dieselben Insecten verschiedener Art, und unter ihnen auch Raupen, eine jede nach ihrem Geschmacke und mit Auswahl, legen ein Ei an das eingetragene Futter, verschließen die Röhre je nach der Oertlichkeit mit Erde, mit Abnagseln von Holz oder Pflanzenmark, reihen wohl auch mehrere Zellen, jede mit ihrem besonderen Futtervorrath und einem Ei, an einander, wenn sie es nicht vorziehen, für jedes folgende Ei eine neue Röhre zu graben. Mit letzterer Beschäftigung z. B. füllt das Weibchen der gemeinen Sandwespe (Ammophila sabulosa [15]) seine sommerlange Lebenszeit aus. Es sucht sich eine und die andere Art der sogenannten Erdraupen, tödtet oder lähmt dieselbe vielmehr nur mit einigen Stichen und schleppt sie oft weite Strecken mit Aufopferung aller ihr Kräfte, da das Opfer mehrmals schwerer zu sein pflegt, als die Sandwespe selbst, nach ihrer im Sandboden gegrabenen Röhre, legt ein Ei an diesen Vorrath und verschließt den Zugang der Röhre sorgfältig mit kleinen Sandsteinen, dadurch jede Spur von dem Vorhandensein des Nestes tilgend. Zu Ende des nächsten Frühjahrs öffnet eine junge Sandwespe den Verschluß ihres Kellergewölbes und ahmt die mütterliche Brutpflege nach, sofern sie ein Weibchen ist. Das außerordentlich schlanke und bewegliche Thierchen ist schwarz, in der Mitte des langgestielten und hierdurch keulenförmigen Hinterleibes roth, an den Brustseiten durch Behaarung silberfleckig und hat drei geschlossene Unterrandszellen im Vorderflügel. Wenige ihr nahe verwandte Arten führen dieselbe Lebensweise und werden zu Raupentödtern.

Manche Ameise dürste dieses und jenes Räupchen einheimsen, manche Baumwanze eins mit ihrem spitzen Schnabel anstechen und aussaugen, auch der vierpunktige Aaskäfer (16) stellt sich besonders dann zahlreich auf dem Eichenstangenholze ein, wenn dessen Blätter von Raupen zerfressen sind, um an den Fressern seine Mahlzeiten zu halten.

Digitized by Google

Unter den von den genannten und anderen Insecten unmittelbar verspeisten Raupen sind möglicher Weise viele schon krank und keiner regelrechten Entwickelung mehr fähig. Die Schmarotzer sind und bleiben ihre gefährlichsten Feinde unter den Insecten, und darum sei zum Schlusse noch der bisher unerwähnt gebliebenen Schlupfwespen-Familie, der Pteromalinen oder Chalcidier, gedacht, von denen gewisse Arten Schmetterlingseier oder Schmetterlingspuppen anstechen. Wir erblicken hier den Pteromalus puparum als Vertreter einer Familie, unter welcher wir die kleinsten aller Schlupfwespen zu suchen haben, so klein, daß selbst mehrere ihrer Larven im Inhalte eines Schmetterlingseies hinreichende Nahrung finden. Gekniete Fühler, fast vollkommen aderlose Flügel, deren vordere stumpf und breit gerundet sind, und vorherrschend metallisch grüne Körperfarbe zeichnen die Familienglieder aus. Das hier abgebildete Weibchen ist olivengrün, an den Beinen von den Knieen an gelblich, sein schlankes Männchen heller und an den Beinen ausgedehnter gelb gefärbt. Wenn die Kohlweißlings- oder andere Tagschmetterlingsraupen sich in gleicher Art, wie die genannte, an einen Gegenstand angeheftet und ihre letzte Haut abgestreift haben, so umschwärmt das Wespchen die noch zarthäutige Puppe und schiebt hier und da zwischen die noch nicht zusammenklebenden Körpertheile ein Ei. Die vollkommen wehr- und hülflose Puppe muß dies geschehen lassen, wenngleich sie zum Zeichen ihres Unbehagens ob dieser Frechheit die Hinterleibsringe lebhaft hin und her windet. Bald nachher ist ihre Oberhaut erhärtet und wie aus einem Gusse in allen Theilen zusammenhängend; kein Mensch kann es ihr ansehen, daß sie den Keim des Todes in sich birgt. Allmählich jedoch verliert sie ihre Beweglichkeit, entfärbt sich, und zu einer Zeit, in welcher dieselbe oder verwandte Puppen bald wieder anzutreffen sind, erhält sie allerwärts runde Löcher, aus welchen ein Schlupfwespchen nach dem andern hervorspaziert und behaglich mit den Fühlern auf und ab nickt. Die durchlöcherte Puppenhaut bleibt zurück, wie Fig. 17 andeutet.

Trotz der gestrengen Polizei, welche die kleinen und größeren Schmarotzer unter den Wespen und Fliegen neben Vögeln, Kriechthieren, Spinnen ꝛc. gegen die Raupen ausüben, können sie derselben doch nicht immer Herr werden, und jeder neue Raupenfraß mahnt uns daran, daß wir selbst alle Kräfte aufbieten müssen, um diesem Ungeziefer gegenüber unsere Culturen möglichst zu schützen.*

* Wir benutzen diese Gelegenheit, um auf ein der Bekämpfung schädlicher Insecten besonders zu Hulfe kommendes Werk hinzuweisen — wir meinen Prof. Dr E. L. Taschenberg's „Praktische Insectenkunde“ (Bremen, M. Heinsius), ein für Entomologen, Land- und Forstwirthe, Gärtner, Lehrer und ähnliche Berufsangehörige sehr empfehlenswerthes Handbuch, das in fünf Bänden alles Wissenswerthe über die Insectenwelt Deutschlands enthalt und seine Gegenstände durch zahlreiche Illustrationen veranschaulicht. D. Red.

Pferde in der Schwemme.
Zeichnung von Gustav Jäger in München.

Digitized by Google

Das „Schiller-Album“ im Schiller-Hause zu Weimar.

Es war im Juni 1847, als der Stadtrath von Weimar das ehemalige Wohnhaus des Dichters aus Privatbesitz erwarb und in dem neugeweihten Hause ein „Schiller-Museum“ begründet wurde. Einige Weimarische Verehrer Schiller's faßten den Entschluß, ein „Schiller-Album“ hinzuzufügen: die einzelnen Blätter wurden an die hervorragendsten Persönlichkeiten des Tages gesandt, und im Beginn des Jahres 1848 erfolgten die ersten Einzeichnungen. Seit Abschluß des Albums liegt dasselbe in zwei stattlich eingebundenen Büchern den Besuchern des Schiller-Hauses zur Einsicht vor.

Daß in einem Album zu Ehren Friedrich Schiller's eine ausgewählte Gesellschaft zusammenkommen und Gaben des Geistes mitbringen werde, die des Gefeierten sich würdig erweisen, war wohl im Voraus als sicher anzunehmen. Nicht voraussehen, kaum ahnen konnten aber die Stifter desselben, daß sie mit diesem „Schiller-Album“ die Gelegenheit bieten würden zur Aufstellung des treuesten Spiegelbildes einer der denkwürdigsten Zeiten der deutschen Geschichte.

Wenn nämlich auch ein gut Theil dieser Blätter sich abseits von den politischen Bewegungen der Zeit stellt, den Dichter feiert, Handzeichnungen und musikalische Autographen berühmter Meister giebt (auch manche Schiller-Reliquie hat im Album ihren Platz gefunden), so beanspruchen doch zahlreiche andere ein geschichtliches Interesse: da haben von den Wehen der Zeit erregte Geister aller Schattirungen ihrem Herzen mehr oder weniger Luft gemacht, und wer die politisch-nationalen Strömungen des Jahrzehnts vor dem Sturmjahr von 1848, dieses selber und die Zeit bis zur beginnenden Reaction sich vor Durchblätterung des Albums einen Augenblick in die Erinnerung zurückruft, dem wird dasselbe einen ganz eigenartigen Genuß bereiten.

Alle vorherrschenden Gedanken und Stimmungen in Kopf und Herz der Zeit- und Kampfgenossen jener Tage — sie treten uns frisch und lebendig noch heute aus dem „Schiller-Album“ entgegen, und daß alle diese hochstehenden und hochbegabten Männer und Frauen die unumwundensten, dem Augenblick entsprungenen Darlegungen ihrer Gedanken und Gefühle, ihrer Hoffnungen und Wünsche, ihrer Klagen und Verwünschungen in der ganzen Reihenfolge der damaligen Schicksale der Nation dem „Schiller-Album“ anvertrauten, daß sie gleichsam ihr Herz dem Dichter ausschütteten, gerade das gereicht unserm Friedrich Schiller zur höchsten Ehre: er ist dadurch vor Allem gefeiert als der Sänger des Vaterlandes und der Freiheit, als der geistige Mitkämpfer in jedem Kampfe um die höchsten Güter der Nation.

Ehe wir aber in diesen Ehrenbau eintreten, lassen wir uns wie von einführenden Herolden an der Pforte von einem Dichter und einer Dichterin begrüßen. Hören wir schon einzelne weimarische Stimmen ihre Freude über die neue Weihe des alten Schiller-Heim aussprechen, so hat den rechten Thorgruß doch am gelungensten Oscar Ludwig Bernhard Wolff*, Deutschlands erster und größter Improvisator († 1851), ausgesprochen in dem Gedichte, das er in Jena, am 20. Januar 1848, also noch vor der Revolution, dem Album widmete:

„Schiller's Manen.

Dir hat in diesen engen Räumen
Einst Liebe sanft die Stirn gekühlt,
Wenn, trotz urmächt'gen Dichterträumen,
Du schwer des Alltags Last gefühlt.
In dieser Heimath Heiligthume
Barg sich die Freude Deiner Welt,
Wo Du dem Adler, Deinem Ruhme,
Die Friedenstaube zugesellt.

Nun erst, nach mehr denn vierzig Jahren,
Ward es der Bürger edles Ziel,
Vor schnödem Untergang zu wahren
Das Haus, das fast zusammenfiel.
Sie eilen froh, es auszuschmücken,
Selbst des Geringsten frommer Sinn
Legt mit dem innigsten Entzücken
Sein Scherflein Deinem Altar hin.

Auch diese tief empfundnen Zeilen
Sind nur ein Scherflein solcher Art,
Ein Streben, das Gefühl zu theilen,
Das treu Dein Vaterland bewahrt.

So muß die Wahrheit sich entschleiern,
Die ernst der Nachwelt Kunde giebt:
Nicht, wie Dich deutsche Fürsten feiern,
Nein, wie das deutsche Volk Dich liebt!“

* Vergl. „Gartenlaube“ 1867, S. 808.

Die Dichterin, die uns am Eingang mit begrüßt, Henriette Ottenheimer, deren Dichtungen von der Frauenwelt nicht hätten vergessen werden dürfen, stand mitten im Revolutionssturm, als sie (zu Regensburg am 27. April 1849) in edler weiblicher Bescheidenheit, und doch von ihrer Zeit und Schiller's Geist erhoben, sang:

„Dir huldigen?! — Zum Lächeln ist es fast,
Nicht Du bist's, den so arme Klänge ehren;
Sie sind der Opferrauch, der aufwärts steigt,
Ein Zeugniß, daß wir heil'ges Feuer nähren.

Dein Ziel war göttliche Vollkommenheit
Und Deine Spur, für alle Zukunft, Segen;
Jetzt liegt wohl Deine klare Sonnenbahn
Weit ab von dieser Welt verworrnen Wegen.

Im Liede aber lebst Du mit uns fort
Und streitest mit in unsrem Freiheitskriege;
Du weißt es nicht, doch hilft Dein Geist gewiß
Dem Heile unsres Vaterlands zum Siege.

Auch sagt man, und ich glaube es so gern,
Daß Liebe leicht Verständniß jenseits findet,
Sie sei im Himmel ja des Hauses Kind,
Die milde Kraft, die Stern mit Stern verbindet.

O ist es so, so kannst Du nimmermehr,
Verklärter, unsern Herzensgruß verschmähen;
Denn daß der Liebe Athem ihn durchweht,
Du wirst es wohl erkennen und verstehen.“

Und nun treten wir ein, und wenn wir die beiden von Künstlerhand und Familienliebe mit Schiller's Bildniß und einer Locke seines Haares geschmückten Bände durchblättert haben, und Anfang und Ende vergleichen, so stehen wir überrascht von der wunderbaren Fügung, daß zwei Männer, für uns beide gleich ehrwürdig durch ihr hohes Alter, der Eine der beharrlichste Vaterlandsverherrlicher bis an seinen Tod und als „treues deutsches Gewissen“ unsterblich — der Andere der Erbe und Vollender all der Kämpfe um Deutschlands Befreiung, Einigung und des Reiches Wiederaufstehen, daß beide wie zwei höchste Ehrensäulen am Anfang und am Ende dieses Albums stehen: dort der Vater Arndt und hier — der Kaiser Wilhelm! Und würdig ihres Charakters sind ihre eigenhändigen Inschriften im „Schiller-Album“.

Arndt schrieb am 14. Hornung (Februar) 1848 (also, wie Wolff, noch vor der Revolution):

„Wer sich des Muths erkühnt, zu singen und zu klagen
Dein Weh', o Vaterland, und dein's, o Menschenherz,
Wer die Lawine wälzt der Schicksalsräthselfragen,
Bald fliegend himmelauf, bald stürzend höllenwärts,
Der horche nimmer auf, wo Späne von Philistern,
Mit schalem Spott besprützt, durch Himmelsflammen knistern.

Hat Einer der Erde prometheische Flammen zugetragen, so trug sie Deutschlands idealistischster Dichter. Sein unsterblicher Name ist auch oft angesprützt worden und wird es zuweilen noch, aber die Flammen, die er ausgesäet hat, werden brennen und leuchten, so lange deutsch noch ein Name ist.“

Unser Kaiser, damals „Prinz von Preußen“ und aus dem Revolutionskrieg heimgekehrt, citirt, am 1. December 1850, als seine Schiller-Albumsgabe die Stelle der „Piccolomini“ in der sechsten Scene des zweiten Acts, so bedeutungsvoll für ihn nach seinen Erlebnissen in dieser Zeit:

„Auch des Menschen Thun
Ist eine Aussaat von Verhängnissen,
Gestreuet in der Zukunft dunkles Land,
Den Schicksalsmächten hoffend übergeben.“

Wir ordnen die folgenden Mittheilungen aus dem Album nach der Zeit und beginnen mit den Inschriften politischer Farbe vor dem Ausbruche der Februarrevolution. Das giebt uns das Recht, auch hier einen alten Volksmann, und zwar einen aus dem Volke, an die Spitze zu stellen.

Der weimarische Buchbindermeister Adam Henß schrieb am 20. Januar 1848 in das Album:

„Wenn die Geschichte die Namen brutaler Volksdränger und zelotischer Finsterlinge der Nachwelt überliefert, so thut sie das nur, damit die Verachtung der künftigen Geschlechter sie ebenso trifft, wie die Verwünschungen der Gegenwart. — Aber in eigenem Lichte glänzen die Namen der geistigen Heroen, die, ihrer Zeit voraneilend, dem Ideenkreise ihrer Zeitgenossen ihre Richtung gaben; ihr Geist ist lebendig durch alle Zeiten, denn die zum Gemeingut gewordene Idee ist in endloser Folge die Mutter stets wachsender Erkenntniß. — Nie wird Deutschland des ersten seiner Dichter vergessen, und sollte man einstens fragen: Wo stand Weimar? dann wird die Geschichte mindestens sagen: In seinen Mauern lebte Schiller!"

Am 22. Januar zeichnet der Weimarische Oberbürgermeister und Stadtdirector Karl Georg Hase ein:

„An Schiller.

Was Du von der Freiheit hast gesungen,
Hat in Deinem Volke nachgeklungen;
Ueberall schon grünet Deine Saat!
Frost und Hitze konnten sie nicht drücken,
Golden werden bald die Aehren nicken,
Und dem kühnen Worte folgt die That."

Gustav von Struve, der spätere badische Revolutionsmann und Geschichtsschreiber, liefert vom 3. Februar aus Mannheim folgenden Beitrag:

„Die Zeit des Dichters Schiller liegt um ein halbes Jahrhundert hinter uns. Deutschland ist an Erfahrungen reicher geworden, seit er aufhörte, seine Ideale dem Vaterlande vorzuführen. Wenn Schiller's Zeit dazu aufforderte, für Freiheit und Recht zu schwärmen, so ist es die Aufgabe unserer Tage, für Freiheit und Recht zu wirken, Gut und Blut für die höchsten Güter der Menschheit einzusetzen. Thun wir dieses, dann handeln wir im Geiste des Dichters der Freiheit, dann üben wir unsere Pflicht als Menschen und Bürger. Lebte Schiller unter uns, er würde in den vordersten Reihen kämpfen gegen die Verderbniß, welche von den höchsten Stufen der Gesellschaft herab ihr Gift über die ganze Nation ausschüttet."

Adolph Stahr in Oldenburg schrieb am 4. Februar:

„Die moralische Möglichkeit, den Staat der Noth in den Staat der Freiheit zu verwandeln, fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht!' (Schiller's Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.)

Je näher diese große Aufgabe der Menschheit ihrer Lösung entgegenschreitet, desto tiefer und dankbarer wird es erkannt werden, daß Schiller's unsterblicher Genius die Menschheit zu derselben erzogen hat und täglich erzieht."

Günther von Ziegeler, fürstl. Schwarzburg-Sondershausener wirklicher Geheimrath a. D. in Sondershausen, ein Verwandter von Schiller's Gattin, schließt seine am 12. Februar 1848 im Album niedergelegten persönlichen Erinnerungen an seine Aufnahme in Schiller's Hause zu Jena (1793 und 1794) mit den ganz im Geiste von 1847 gedachten Worten:

„Offener Sinn für alles Wahre und Gute, und dann vorwärts zum Besseren, aber nicht im Sturmschritte, sondern in besonnener Weise, das sey unser Losungswort und die Maxime unseres Handelns!"

Von Dr. Joh. Wilhelm Schäfer in Bremen, berühmtem Literarhistoriker, auch Dichter, lesen wir:

„Das ist des deutschen Volkes Hoffnungstraum,
Daß einer neuen Hansa Band sich webe,
Daß durch des Weltenmeeres Wellenschaum
Am stolzen Mast die deutsche Flagge schwebe,
Und daß in seinem ungemessnen Raum
Die deutsche Flotte ihr Panier erhebe;
Die Hansa schlummert noch im Zeitenschooße:
Der Tag kommt für das Herrliche und Große.

Ein Völkerfrühling naht mit mächt'gem Wehen,
Er sendet seine Boten schon voran.
Nicht hemmen ihn die eisbedeckten Höhen;
Vom Süd zum Norden macht er kühn sich Bahn.
Und was vom Belt bis zu den Alpenseeen
Prophetisch sich verkündet, ist kein Wahn:
Ein Jugendfeuer strömt durch Deutschlands Glieder,
Und Eine große Hansa eint uns wieder.

Worte zum Schlusse einer öffentlichen Vorlesung über die Geschichte der deutschen Hansa — niedergeschrieben im Vorgefühl großer vaterländischer Ereignisse am 20. Februar 1848."

Louise von Ploennies, die Dichterin in Darmstadt, hat das „Schiller-Album" mit einem längeren Gedichte geschmückt, welches beginnt:

„Ich hab' dir manches Lied gesungen,
Doch nur im innersten Gemüth,
Wenn still von deinem Geist durchdrungen
Es mir im Herzen tief geglüht" —

und schließt, schon die erwachenden Ansprüche des Weibes auf Betheiligung am öffentlichen Leben andeutend — es ist am 22. Februar 1848 geschrieben —:

„Wenn an der Geister Heiligthume
Nicht mehr vergebens pocht die Frau,
Dann blüht der Liebe Wunderblume
Noch herrlicher auf deutscher Au."

Unter den Prophetenstimmen einer anderen Richtung möge, um auch in dieser Beziehung eine Probe zu bringen, dem Theologen und Literarhistoriker, damaligem Gymnasialdirector in Marburg, Dr. August Friedrich Christian Vilmar das Wort gegeben sein. In seinem Beitrag, der am 22. Februar (Schiller's Hochzeitstag 1790) niedergeschrieben worden ist, heißt es unter Anderem:

„Sie feiern dir manch ‚Schiller-Fest', manch ‚Hoch!' gilt deinen ‚Manen';
Im Prunksaal deine Büste steht, dein Bild in Sänger-Fahnen;
Dort weihen sie ein Standbild dir; dies Album wird gegründet;
Sie lesen, wie die Briefe einst mit Körner dich verbündet ꝛc.

Wer noch dich liest, der pflückt doch nur an deinen Ruhmeskränzen,
Liest auch vielleicht aus dir heraus — moderne Staatstendenzen.
Wer fühlt, wie wir als Knaben einst, dein sturmgewalt'ges Wehen?
Wo sind die Dichter, die allein den Dichterheld verstehen?
Die Sänger, die aus tiefster Brust zu deiner Harfe singen?
Die Seelen, die du kühn einst trugst auf deiner Seele Schwingen?
Die Wangen, die wie Morgenroth bei deinem Sang geleuchtet,
Die Augen, die mit Thränenglanz dein Liederstrom befeuchtet?
Wo ist ein Herz, in das dein Wort wie Blitz und Sturm gewittert,
Daß selbst noch in des Greises Brust Begeistrung es durchzittert?
Ein Herz, in das dein mächt'ger Klang des Lebens Odem hauchte
Und tief es in den frischen Quell der ew'gen Jugend tauchte?
Kaum lernen wollen sie von dir, nur über dich viel sprechen ꝛc.

Nichts werden wollen sie durch dich, von dir nur vieles wissen,
Und wenn sie Leben und Gedicht zergliedert und zerrissen,
Dann thun sie breit und groß damit, was du durch sie geworden —
Sie werden alles nur durch sich, die Literatenhorden ꝛc.

Doch wenn dereinst ein neu Geschlecht durch dich will etwas werden,
Dann bricht ein neuer Tag herein der Lieder hier auf Erden,
Und wieder, wie in alter Zeit, wird's von den Bergen klingen
Und regen sich in Flur und Wald ein neues frohes Singen.
Wenn wieder dann bei deinem Lied die Herzen freudig schlagen,
Dann wird Gesänge stolzen Klangs ein Sturm durch Deutschland tragen,
Der kühn als junge Freiheit braust, wie Ost im Frühlingslaube,
Und mild und warm, wie Maienhauch, als alter treuer Glaube.
Sein Odem ruft die Todten auf, die Grüfte sprengt sein Wehen:
Es wird aus seinem Felsengrab der Rothbart auferstehen,
Und weltgebietend rauscht, wie einst, des deutschen Aars Gefieder.
Heran! du freie neue Zeit, du Zeit der deutschen Lieder!"

Und nun treten wir in die Sturmwehen der Revolution selbst ein und begrüßen voll Ehrfurcht den ersten Verkündiger derselben im Schiller-Album, der kein Geringerer ist, als der 1860 verstorbene Ignaz Heinrich von Wessenberg, damals Bisthumsverweser in Constanz (in der „Gartenlaube" in Bild und Wort — Jahrgang 1863, Seite 37: „Die Tiara mit dem Eichenkranze" — dargestellt). Er, der als Kirchenfürst, Patriot und Dichter gleich hervorragende Mann, singt begeistert — am 25. Februar 1848 —:

„Der Völker Auferstehen.

Wer fühlt jetzt nicht allwärts die Schauer wehn,
Wie sie voraus der Morgensonne gehn?
Wo ist ein Volk so tief in Schlaf versunken,
Daß es, durchzuckt von einem Himmelsfunken,
Nicht lauschte sehnsuchtsvoll und freudetrunken
Dem Ruf zum ‚Auferstehn'?

Welch Brausen in den Tiefen, auf den Höhn!
Wem giebt sich Gottes Finger nicht zu sehn?
Ist's der doch, der gelöst der Völker Zungen,
Daß eine Stimm ist durch die Welt gedrungen:
Wornach umsonst Jahrhunderte gerungen,
Soll jetzt uns auferstehn.

Kein Wahnbild nennt's, um was die Völker flehn!
Wer dürfte so, was Menschen heilig, schmähn?
Gerechtigkeit und Freiheit sind die Güter,
Wofür der Völker Chor jetzt treue Hüter
Begehrt. Ist Frevel gegen die Gebieter —
Solch edles Auferstehn?

O nein! Gott will, daß ernten, welche sä'n,
Will, daß nach Licht frei alle Geister spähn.
Aufrecht zu ihm soll jedes Antlitz schauen,
Sich jeder Mund erschließen mit Vertrauen,
Und jedes Volk, um sich sein Haus zu bauen,
Frohlockend auferstehn!

Digitized by Google

Dieses Auferstehungslied sei dem Genius unsers deutschen Sophokles geweiht, dessen Muse im ‚Don Carlos', im ‚Wilhelm Tell', im ‚Wallenstein', in ‚Maria Stuart' und ‚Jungfrau von Orleans' die Morgenröthe des Auferstehens der Völker zum Licht und zur Freiheit mit hoher Begeisterung begrüßt hat.

Constanz, den 25. Hornung (Februar) 1848.

J. H. Wessenberg."

Oscar von Wydenbrugk, der Weimarische Märzminister, schrieb am 4. März in Weimar in das Album:

„Schlägt Deutschland sich nicht selbst die tiefsten Wunden,
So wird kein Feind dem schönen Lande schaden."

Eine Inschrift vom 19. März lautet:

„Tief sinkt der Same in der Erde Schooß,
Und Ceres Klage tönt ob seinen Grüften —
Der Frühling naht, mit ihm ein selig Loos,
Die goldne Aehre dringt zu lauen Lüften.

Kühn richtet der Gedanke sich empor
Aus langer Nacht — des Geistes heil'ge Habe!
Durch Deutschlands Gauen tönt der Jubelchor,
Und freudig leuchtet es ob Deinem Grabe."

v. Canaval in Prag.

Dr. J. G. E. Schwarz, Kanzelredner und freisinniger Theolog in Jena, knüpft an Schiller's Ausspruch in „Tell":

„Seid einig — einig — einig,"

das Sinngedicht im Geiste des damaligen großen Augenblicks:

„Immer ist auch ein Prophet, wem die echte Weihe des Dichters
Wohnt in der Tiefe der Brust, seinem Geschlechte zum Heil.
Darum hört, was im ‚Tell' der Sänger der Freiheit gelegt hat
In des Sterbenden Mund — hört es, ihr Lebenden heut!

Jena, den 18. Mai 1848. Am Tage der Eröffnung des deutschen Parlaments."

Gervinus schreibt unter Anderem:

„Schiller faßte den großartigen Gedanken, daß durch die Bildung, durch Kunst das deutsche Volk in dem Maße müßte veredelt werden, daß eine ähnliche Stunde (wie die der französischen Revolution) der politischen Erhebung Deutschlands ein für die Segnungen der Freiheit und für das Staatsleben besser vorbereitetes Volk finden müßte. Diese Fassung schließt so viel höchsten Seelenadel, so viel vaterländisches Gefühl, Freiheitsliebe und politischen Sinn in sich, daß es das Glänzendste, Edelste und Beste in Schiller's Wesen ausspricht ꝛc."

(Jeden Besucher des Schiller-Hauses machen wir auf dieses Blatt unseres Gervinus besonders aufmerksam.)

Margaretha von Schiller, die Wittwe von Schiller's Sohn Friedrich Wilhelm Ernst (schon 1841 †), sandte als „Dank für die Pietät der hochherzigen Stadt Weimar gegen den unsterblichen Dichter", von Köln, im Frühling 1848, folgendes ebenfalls vom Geist des Völkerfrühlings dictirte Gedicht:

„Du schriebst mit Deines Herzens Blut,
Du warst des deutschen Volkes Herz,
Drum ist Dein Wort sein heilig Gut,
Bleibt ewig jung ihm, ewig wahr.

Du ahntest freie Morgenluft,
Vorläufer deutscher Freiheit Du —
Und sieh, gesprengt ist ihre Gruft!
Jetzt wird erfüllt Dein Seherwort!

Jetzt klingt Dein Name doppelt hell
An jedes brave deutsche Herz —
Mich freilich rührt zugleich er stets
Mit stiller Wehmuth, stillem Schmerz."

Günther, reg. Fürst zu Schwarzburg-Sondershausen, schrieb zu derselben Zeit in das Album:

„Die schönen Worte, welche Schiller in seinem ‚Don Carlos' den Marquis von Posa an den König Philipp richten läßt, sind auch in die Ohren deutscher Fürsten gedrungen, und nicht überall sind sie an dem kalten Felsenherzen zurückgeprallt, in welchem der finstere Philipp seine Königswürde zu finden glaubte."

(Schluß folgt.)

Wien auf dem Lande.

Von **Balduin Groller.** Mit Illustrationen von **J. J. Kirchner.**

II.

Unser Ziel ist Hietzing. Wie wir dahin kommen? Ganz einfach. Wir besteigen auf der Ringstraße in Wien einen Pferdebahnwagen und fahren, wenn an der Stirnseite des Wagens eine grüne Scheibe angebracht ist, bis nach Penzing, der Endstation der Tramway. Hatte die Scheibe eine andere Farbe, dann fahren wir mit dem Wagen nur bis zur Bellaria am Burgring und steigen dort um in einen Wagen, der sich durch seine grüne Scheibe und durch die grünen Stirnbänder der Pferde für unseren Zweck empfiehlt. In Penzing angelangt, überschreiten wir eine kleine Kettenbrücke, die sich über das Wienflüßchen streckt, und wir sind in Hietzing. Gehen wir von der Brücke noch hundert oder zweihundert Schritt geradeaus weiter, so haben wir den richtigen Augenpunkt für unser Bild gefunden. Wir stehen auf dem Hauptplatze von Hietzing. Es vergeht keine Minute, ohne daß wir hier einen Omnibus nach der Stadt fahren oder von dieser kommen sähen. Der Verkehr ist ein außerordentlich reger und starker; Hietzing gehört zu Wiens nothwendigsten Bedürfnissen; es ist jedenfalls die bequemste Sommerfrische, die sich denken läßt.

So wie man aus dem westlichen Thore des Schönbrunner Parkes heraustritt, steht man auf dem Hauptplatze von Hietzing, dessen bedeutsame Zier ein ehernes, vom verstorbenen Meixner, dem Schöpfer des Albrechts-Brunnens und so mancher anderen plastischen Zierde Wiens, geformtes Standbild des unglücklichen Kaisers Max von Mexico bildet. Das Denkmal macht in seiner frischen, grünen Umgebung einen mehr freundlichen, als großartigen und weihevollen Eindruck.

Hinter dem Denkmal steht die Kirche, ein einfacher gothischer Bau. In derselben befindet sich ein Bild, das angeblich den Namen des Ortes erklärt. Es ist die Darstellung einer Sage, nach welcher bei einem Einfalle der Türken mehrere Wiener Bürger durch ein Gnadenbild der Madonna, das ehedem an einem Baume aufgehängt war, und das sich gegenwärtig ebenfalls in der Kirche befindet, gewarnt worden sein sollen. Das Bild soll gerufen haben: „Hüet's eng!" (Hütet euch!) Es dürfte gerathen sein, dieser Ableitung nicht allzuviel Vertrauen zu schenken.

Dem Denkmal gegenüber, auf unserem Bilde jedoch nicht mehr ersichtlich, steht ein altberühmtes Wirthshaus „Dommager's Casino". Die Gartenconcerte daselbst locken immer ein sehr zahlreiches und elegantes Publicum aus Wien heraus. Die gut gepflegte Fahrstraße führt zunächst zu dem triumphbogenförmigen Portal, das der Leser auf dem Hintergrunde des Bildes noch ohne Mühe entdecken wird. Das ist der Zugang zu einem im großen Stile angelegten Belustigungsort, zu Schwender's „Neue Welt". An schönen Sommernachmittagen und Abenden giebt es da Militärmusik, Gesang, Theater, Seiltänzer, Gymnastiker, wohl auch Luftschiffer, und zum Schluß auch Feuerwerk, kurz Alles, was des Menschen Herz, und natürlich auch was sein Magen begehrt. Die „Neue Welt" war ehemals ein herrschaftlicher Park, und sie gehört noch heute zu den schönsten und größten Parkanlagen in der Umgebung Wiens.

Daß nach den Ereignissen des Jahres 1866 der gewesene König von Hannover Hietzing zu seiner Residenz machte, ist allgemein bekannt. Die hannoversche Colonie hat sich hier sehr bald wohl und heimisch gefühlt. — Vor dem Portal zur „Neuen Welt" theilt sich der Weg. Die eine Zinke der Wegegabel führt nach Lainz, Speising, Mauer, die andere nach Unter- und Ober-St. Veit, Haking ꝛc. — durchwegs beliebte Sommerfrischen.

Um nun nach Dornbach zu gelangen, müssen wir Tramway, Omnibus, oder Fiaker benutzen; eine Eisenbahnverbindung steht uns hier nicht zu Gebote. Der Weg nach Dornbach führt durch Hernals, einen der volk- und industriereichsten Vororte von Wien. Allsonntäglich ergießt sich ein gewaltiger Menschenstrom nach Dornbach, der noch immer mächtig genug bleibt, auch nachdem er beträchtliche Menschenfluthen in Hernals zurückgelassen hat. In Hernals wird nämlich ein ganz besonderer Saft credenzt, der „höchste Heurige", ein junger Wein von rebellischem, äußerst

Dornbach.

Heiligenstadt.

Hietzing.

Hatzlenberg.

Klosterneuburg.

Digitized by Google

stürmischem Charakter. Hernals hat nicht gerade ein Privileg auf den Heurigen, der in derselben Qualität auch anderwärts geschenkt wird, aber eine Laune der öffentlichen Meinung und wohl auch geschickter Industrialismus hat dem Hernalser Heurigen zum Ruhmespreise verholfen. Der Heurige ist nichts Anderes, als der österreichische Landwein, der seine erste Jugend austobt; er ist von jungfräulicher Herbigkeit und vollführt doch sehr tolle Streiche — es ist ihm nicht zu trauen.

Dornbach zeichnet sich durch eine große Anzahl koketter Villen und schöner Gärten aus; dennoch könnte es die vielen Menschen, die da zusammenzuströmen pflegen, nicht beherbergen. Es bildet nur den Knotenpunkt für einen großen Transitoverkehr von Naturschwelgern, die von Dornbach aus nach allen Richtungen hin kürzere oder längere Ausflüge unternehmen und die dann nach erledigtem Naturgenuß von Neuwaldegg, vom Galizinberg oder sonst woher aus der Umgebung wieder in Dornbach zu gemeinsamer Rückkehr nach Wien zusammentreffen.

Muß Dornbach noch zu den Sommerfrischen des Wiener Waldes gezählt werden, so gehört Heiligenstadt zu dem engsten Umkreis der Donaugegenden um Wien. Heiligenstadt ist ein Bade-Ort mit rühmend anerkannter Heilquelle gerade vor den Thoren Wiens, kaum eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Die schönste Zierde und die wichtigste Anziehungskraft des Ortes ist das Bad, das sich inmitten eines freundlichen Parkes befindet. Von Heiligenstadt aus ist nach den Sommerfrischen Nußdorf, Döbling, Grinzing und Sievering nur ein Katzensprung.

Ziehen wir den Kreis der Donaugegenden um Wien nur etwas weiter, und wir werden den Kahlenberg, und noch etwas weiter Klosterneuburg berühren. Der Kahlenberg ist förmlich ein Wahrzeichen von Wien; er gehört so gut zu dem Bilde Wiens, wie der Stephans-Thurm, und wie dieser ist er von allen Seiten sichtbar und kenntlich als einer der hervorstechendsten und charakteristischsten Züge der Physiognomie Wiens. Er gehört nicht eben zu den Bergriesen; er hat eine Seehöhe von etwas über 1500 Fuß; berücksichtigt man, daß die Donau am Fuße des Leopolds-Berges, des nächsten Nachbarn des Kahlenberges, in einer Höhe von etwa 500 Fuß über dem Meeresspiegel dahinfließt, so wird man auf dem Gipfel des Kahlenberges weder Gletschereis noch auch nur Edelweiß suchen wollen. Der Aufstieg ist an sich ein angenehmer und leichter, allein er ist ganz bequem gemacht worden durch zwei in der Periode des volkswirthschaftlichen Aufschwunges entstandene Eisenbahnen, welche die Ausflügler in wenigen Minuten auf den Gipfel des Berges brachten. Eine dieser Bahnen freilich ist von den Stürmen des Jahres 1873 einer zarten Blume gleich geknickt worden, allein die andere besteht noch und wird sich als ein wirkliches Bedürfniß wohl auch für die Folge halten.

Das geräumige Gebäude auf der Höhe des Berges ist ein Hôtel, ebenfalls eine Schöpfung des modernen Geistes der Association. Das Schlößchen neben dem Hôtel ist ein Stein gewordener Künstlertraum. Maler Felix hat sich hier auf felsiger Höhe vor wenigen Jahren ein Künstlerheim erbaut, wie es anmuthiger und prächtiger nicht gedacht werden kann. Der Bewohner des Schlosses sieht die schimmernde Vindobona zu seinen Füßen liegen; sein Auge folgt dem Laufe des mächtigen Donaustromes und verliert sich in wonniger Träumerei in die in Luft und Nebel und Sonnenglanz daliegenden Auen; es ist eine Aussicht von märchenhafter Schönheit. Das war ein schöner, ein künstlerischer — aber ein unpraktischer Gedanke, sich da anzukaufen und zu bauen. Der glänzende Bau verschlang ungeheure Summen. Eine Fahrstraße wurde in den Stein gehauen, und zahllose Marmorquadern mußten den Berg hinauf geschleppt werden — es war eine Sisyphusarbeit. So wacker der Künstler auch schaffte, er war in materieller Hinsicht doch den mächtigen Anforderungen nicht gewachsen. Um sein Kleinod vor störender, prosaischer Nachbarschaft sicher zu stellen, hatte er alle angrenzenden Grundstücke zusammen kaufen müssen, welche er sämmtlich zu einem herrlichen Parke vereinigte. Eingerichtet war das Schlößchen in fürstlicher, mehr, in wahrhaft künstlerischer Weise. Und als dann Alles in wunderbarer Pracht fertig war, da gehörte es nicht mehr dem Künstler, sondern seinen Gläubigern. Der Mann, der ein Feenschloß auf die Bergesspitze gezaubert hatte, ging arm aus demselben hinaus. Ein arabischer Schimmel mit rosenrothen Nüstern, ein Thier von unvergleichlicher Schönheit, hatte ihn hinaufgetragen — zu Fuße stieg er zu Thal, ernst und still, ein ruinirter Mann. Doch nein, mit seinem Kopfe und seiner Hand ist man kein ruinirter Mann. Felix begann auf's Neue; er arbeitete mit eisernem Fleiße, und bald dürfte er wieder soweit sein — vielleicht ist er es wirklich schon — um abermals auf's Neue Pläne zu neuen Feenschlössern auszudenken.

Das letzte unserer Bilder stellt Klosterneuburg vor, eine überaus freundliche Stadt an der Donau, die von Wien aus mit der Eisenbahn in einer halben Stunde zu erreichen ist und die ihrer gesunden und malerischen Lage wegen von vielen Wiener Familien mit besonderer Vorliebe zur Sommerfrische erwählt wird. Das mächtige Gebäude unseres Bildes stellt das hochangesehene Stift dar, das eine Fülle von historischen und künstlerischen Kostbarkeiten birgt. Die Stiftsherren haben hier seit langen Jahrhunderten die ihnen zugefallene, nicht unwichtige Culturmission bis auf den heutigen Tag getreulich erfüllt. Sie haben Künste und Wissenschaften mit Liebe gepflegt und um die Hebung der Landwirthschaft sich unvergängliche Verdienste erworben. Insbesondere aber sind sie als die Begründer des rationellen Weinbaues in Oesterreich zu betrachten. Der Klosterneuburger Stiftskeller erfreut sich eines festwurzelnden und weitreichenden Ruhmes und einer Popularität, die bisher noch niemals erschüttert worden ist. In diesem Keller befindet sich auch das berühmte große, neunhundertneunundneunzig Eimer haltende Faß, das den Anlaß zu einer oft geschilderten und oft abgebildeten Volksbelustigung, dem „Fasselrutschen", geboten hat. Die heiter gestimmte Menschheit findet nämlich in diesem Keller eine ganz besondere Freude daran, das Faß, zu dessen Höhe eine Treppe führt, zu besteigen, um sich dann auf der andern Seite unter großem Halloh und Juchhe hinuntergleiten zu lassen. Da purzelt denn Alles, auch Frauen und Kinder, über und durch einander, und je toller es hergeht, desto größer die Freude. Im Ganzen ist der „Jux" ziemlich harmlos, „a rechte Hetz" — und die rechte Hetz kann auch nur von fröhlichen und harmlosen Naturen vollführt und genossen werden.

Frauen und Mädchen als Gärtnerinnen.

Etwas zur Frauenfrage.

Wenn ich von „Gärtnerinnen" rede, so verstehe ich unter dieser Bezeichnung weder die bunten Theaterfiguren aus den Idyllenspielen der Zopfzeit, noch jene massiven Frauenbilder auf dem Gemüsemarkt der Gegenwart. Ich meine Kunstgärtnerinnen, wie sie sich gern nennen hören, mit aller Bildung, die ein so verwickeltes und von der Wissenschaft untrennbares Geschäft nöthig macht, und ich berühre damit zugleich die Frage von den Berufsarbeiten des weiblichen Geschlechtes, die so viele Gedanken und Federn beschäftigt.

Den Anstoß zu den nachfolgenden Betrachtungen gab eine junge Dame aus Holstein, die sich gegen mich als Fachmann folgendermaßen brieflich aussprach:

„Wie weit besser entspricht das stille, sinnige Pflegen und Ziehen der Kinder der Natur den sanften sorgsamen Neigungen des Weibes, als denen des Mannes! Würde der Schönheits- und Farbensinn, der im Allgemeinen doch wohl im weiblichen Geschlecht ausgeprägter ist, als im männlichen, uns Frauen im Gärtnerberufe nicht herrlich zu statten kommen? Ja selbst das Oculiren der Pflanzen, wozu bekanntlich eine leichte Hand gehört, ist eine angenehme, passende Arbeit für Frauen. Daß die Beschäftigung in der freien Natur der schwächlichen Constitution des Weibes überdies weit mehr zusagt als andere, z. B. der Telegraphendienst ꝛc., brauche ich wohl kaum zu erwähnen.... Es ist ja auch der eigentliche Beruf des Weibes, mit liebender Hingabe zu sorgen, zu pflegen und zu veredeln. Gestatten ihm die Verhältnisse und Fähigkeiten nicht, seine Sorgfalt der jungen Menschenknospe zu Gute kommen zu lassen, so mag es mit den Kindern der Natur versucht werden! Sie werden seine Mühe nicht unbelohnt lassen."

Dieser Vorschlag erschien mir sofort besser, als mancher andere, der in der Frauenfrage gemacht worden, weil ich aus Erfahrung weiß, wie viel Nützliches Frauen in der Gärtnerei leisten können. Ich unterziehe mich daher mit Vergnügen im Folgenden einer kurzen Besprechung des Gegenstandes.

Daß der Blumenverkauf und das Ordnen der Blumen zu Sträußen, Kränzen ꝛc. theilweise schon seit Jahren in den Händen von Mädchen und Frauen liegt, ist bekannt. Es vergeht keine Woche, wo nicht in den gärtnerischen Geschäftsblättern von Blumenhändlern „geübte Binderinnen" gesucht werden; denn die Gärtner kommen immer mehr dahinter, daß

Digitized by Google

weibliche Gärtner im Allgemeinen mehr Geschick und Geschmack zu Blumenarbeiten haben und weniger Ansprüche machen, als dazu fähige Männer. Ja, die Männer sind in diesem Fache sogar selten, weil die Arbeit des Bindens ihnen meistens nicht zusagt. Ich kenne eine Erfurter Gärtnerei, welche bedeutenden Blumenhandel treibt; dieselbe beschäftigt mehrere Hundert junge Mädchen mit Sammeln, Sortiren, Ordnen und Binden von getrockneten und frischen Blumen. Die männliche Thätigkeit ist aus diesem Theil der Geschäftsräume so gut wie ausgeschlossen. Auch wird die Leitung aller dieser Blumenarbeiten meistens von der Frau des Gärtners geführt, soweit die häuslichen Pflichten ihr dies gestatten. Dieses Alles sind Thatsachen, welche laut für die Befähigung der Frau zum Betriebe der Gärtnerei sprechen.

Ich erinnere indessen daran, daß man die jungen Mädchen, an welche wir hier denken, nicht mit derben Tagelöhnerinnen vergleichen darf, welche mit Leichtigkeit hundert Pfund auf dem Rücken tragen, graben und hacken wie ein Mann. Wir haben im Allgemeinen Töchter aus Familien des Mittelstandes vor uns, die statt der Nadel ein einträglicheres Werkzeug handhaben möchten. Aber selbst wenn wir annehmen, daß sich die Muskeln durch die Arbeit stärken, daß auch diese anfangs schwachen Mädchen kräftiger werden, selbst dann kommen immer noch Arbeiten vor, welche Frauen aus Mangel an Kraft nicht verrichten können. Die weibliche Gärtnerei muß daher Männerhülfe haben. Auch kann ich mir wohl eine Gärtnerei mit männlichen Arbeitern denken, in der eine Frau an der Spitze steht, aber keine mit gemischter Arbeiterschaft; sie würde nicht lange in Frieden gedeihen.

Ein, wie es scheint, unvertilgbarer Fehler des weiblichen Geschlechts, welcher den Werth der Frauenarbeit sehr verringert, ist das Bedürfniß der Unterhaltung. In der Gärtnerei, wo eine gewisse Ungebundenheit herrscht, äußert sich dieses Bedürfniß nachtheiliger, als bei anderen Beschäftigungen. In der Fabrik steht der Aufseher neben den Arbeiterinnen; anders im Garten, wie ich aus Erfahrung weiß, da ich seit vierzig Jahren weibliche Arbeiter (freilich keine gebildeten Damen) beschäftigt habe. Kaum sind sie an die Arbeit gegangen, so geht das Plaudern an. Und dies geschieht nicht etwa bei der Arbeit, sondern die letztere steht während dieses wichtigen Geschäftes ganz still. Schon aus diesem Grunde darf Frauenarbeit im Garten nicht so hoch bezahlt werden, wie Männerarbeit. Verhütet man das gemeinschaftliche Arbeiten, so giebt es einzelne Frauen, welche gut und viel arbeiten. Wer sie aber fesseln und zufrieden erhalten will, darf sie allerdings nicht ganz isoliren, muß ihnen Gelegenheit geben, die Zunge manchmal in Bewegung zu setzen. Man glaube nicht, daß ich lästern will; denn ich spreche auf Grund reicher Erfahrung in verschiedenen Gegenden, selbst Ländern: die Frauen sind überall dieselben und werden es immer bleiben.

Ein anderes Hinderniß bildet die Frauenkleidung. Doch dem ließe sich allenfalls abhelfen.

Endlich muß, sofern es sich um „Damen", das heißt einigermaßen gebildete Mädchen und Frauen handelt, welche hier allein in Betracht kommen, bemerkt werden, daß Gartenarbeit rauhe, harte, rothe, nach Befinden schmutzige Hände macht. Wer sich damit nicht befreunden kann, soll davon bleiben. Selbst die Kranzbinderin, wenn es ihre tägliche Beschäftigung ist, verdirbt ihre schönen Hände und muß in der Gesellschaft durch Handschuhe das Uebel verbergen; denn bald ritzt der Dorn einer Rose; bald schneidet der Faden beim straffen Anziehen in die Finger, sodaß bleibende Spuren der Arbeit unvermeidlich sind. Daß bei Gartenarbeit auch kein weißer „Teint" zu erhalten ist, daß trotz Strohhut Gesicht, Hals und Nacken „verbrennen", will ich nicht als ein Uebel ansehen, es würde aber doch wohl viele junge Damen von der Gärtnerei abschrecken.

Nachdem ich diese der Frauenwelt nicht schmeichelhaften und daher auch meinem Gefühl nicht angenehmen Stellen unseres Artikels glücklich hinter mir habe, wollen wir nun sehen, welche Ausdehnung die Frauenarbeit in der Gärtnerei erlangen kann. Zunächst fallen selbstverständlich dem weiblichen Geschlecht diejenigen Leistungen zu, welche sich schon in seinen Händen befinden: das Binden von Sträußen, Kränzen, sogenannten Coiffuren ꝛc. im Dienste eines Gärtners. Bis jetzt sind die „Binderinnen" meist aus Töchtern der Verwandten von Gärtnern hervorgegangen, und nur der Zufall hat auch Töchter aus dem Gewerbe- und niederen Beamtenstande anstatt zu Nähmädchen dann und wann zu Blumenmädchen gemacht.

Ich meine, daß diese Beschäftigung ebenso anständig ist, wie jede andere, welche Mädchen aus gebildeten Ständen gewöhnlich ergreifen, dabei aber um vieles angenehmer, vorausgesetzt natürlich, daß der Arbeitgeber und dessen Familie nicht abstoßend sind. Das Geschäft der Blumenbinderin kann unter günstigen Umständen in Selbstständigkeit übergehen, wenn sie ein Blumengeschäft errichtet, und das Material dazu liefern jetzt allenthalben „Klein"-Gärtner. Wirklich einträglich und vollständig wird das Blumengeschäft jedoch erst dann, wenn dabei eine kleine Gärtnerei unterhalten wird, welche die gangbarsten Blumen selbst zieht. In dieser Gärtnerei mag die „Herrin" entweder selbst die Oberaufsicht führen, zum Theil mit weiblichen Arbeitern, oder einem Manne übertragen. Im Allgemeinen ist dieses Blumengeschäft, wie die ganze Gärtnerei, kein bequemes; denn die Arbeiten drängen oft mehr, als für das Leben angenehm ist, und während die Besitzerin eines Putzwaarenladens ihr Geschäft Abends schließt, die Lehrerin, Post-, Telegraphen- und Eisenbahnbeamtin ihre bestimmte Arbeitszeit hat, muß die Binderin bei vielen Bestellungen oft bis tief in die Nacht hinein und an Sonn- und Festtagen arbeiten; denn sie kann wegen der schnellen Vergänglichkeit ihres Materials und des Umstandes, daß die Aufträge meistens dringlicher Art sind, weder etwas voraus arbeiten, noch etwas aufschieben, muß vielmehr eingelaufene Aufträge auf der Stelle ausführen.

Frauen, welche Geschick und Uebersicht genug haben, können ihren Garten oder ein Pachtgrundstück dadurch verwerthen und sich auskömmliche Einnahmen verschaffen, daß sie es zur Anzucht von Blumen für das eigene Geschäft benutzen oder an fremde Blumengeschäfte verkaufen. An Badeorten und Plätzen, wo im Sommer viele Fremde wohnen, verwerthen sich Rosen sehr hoch, und die Händler kommen jeden Morgen oder Abend, um sie zu schneiden.

Ebenso sind Erdbeeren und andere Beerenfrüchte, sowie alle Küchengewächse gangbare Artikel, und ihre Pflege ist eine geeignete Aufgabe für Frauenhände. Daß Frauen das sogenannte Veredeln der Bäume ebenso gut verrichten können, wie Männer, wenn sie beim Oculiren die Dornen der Rosen nicht scheuen, ist sicher, ebenso das Anbinden und Schneiden von Spalierbäumen.

Zum Schlusse dürfen wir die Frage nicht vergessen: wie und wo sollen Gärtnerinnen sich ausbilden? Meiner Ansicht nach muß die theoretische Geschäftsbildung so gut wie ausgeschlossen werden, und es sich nur um praktisches Erlernen, um Können handeln. Ist der Trieb zur Selbstbildung da, dann genügen bei sonst guter Schulbildung die Fachschriften. Nur keine Vorträge! Ehe sich die Sache einlebt, mögen junge Mädchen suchen, in einer Gärtnerei zu lernen, in welcher eine Frau die Oberleitung oder den größten Einfluß hat! Einen größeren Andrang von lernenden Gärtnerinnen zu befriedigen, dazu fehlt noch jede Gelegenheit. Die einzige Möglichkeit, solche anzulernen, wäre die, daß Privatleute und Vereine zur Beförderung der Frauenarbeit Geld und ein Grundstück zur Errichtung einer praktischen Lehranstalt für Gärtnerinnen hergäben. Man müßte mit wenigen Schülern anfangen und dann prüfen, wie die Aussichten zum weitern Fortkommen derselben sich gestalten.

Vielleicht ist es den Frauenvereinen, bei ihrer Rührigkeit, möglich, recht bald eine solche Versuchsanstalt in's Leben zu rufen. Erst dann würde sich klar herausstellen, ob und welche Hindernisse sich auf einer solchen neuen Bahn der Frauenarbeit entgegenstellen und was zur Bewältigung derselben gethan werden kann.

H. Jäger.

Wir freuen uns, dem kleinen obigen Artikel eines der ältesten Mitarbeiter der „Gartenlaube" die Bemerkung beifügen zu können, daß der Letztere selbst mehrere Bücher zur Belehrung in Gartensachen für Frauen geschrieben hat. Hierher gehört z. B. sein „Allgemeines illustrirtes Gartenbuch", von dem jetzt die vierte Auflage erscheint, und die bei J. J. Weber in Leipzig in vier Auflagen herausgekommenen „Illustrirten Katechismen"; doch sind für Frauen besonders berechnet der „Frauengarten" (Stuttgart und Leipzig 1871) und „Zimmer- und Hausgärtnerei", in dritter Auflage bei Philipp Cohen in Hannover erschienen. „Frauengarten" beschäftigt sich mehr mit Decoration, Blumenverwendung und Beaufsichtigung, das letztgenannte Werk dagegen vorzugsweise mit Blumenzucht in Wohnräumen.

Anm. d. Red.

Blätter und Blüthen.

Aufruf zu einem Gutzkow-Denkmal. Freudige Zustimmung und wärmste Beherzigung in weiten Kreisen des deutschen Publicums wird hoffentlich ein neuerdings zur Errichtung eines Gutzkow-Denkmals erlassener Aufruf finden. Derselbe ist von einer beträchtlichen Anzahl namhafter Männer aus den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und Kunst, der Literatur und Presse unterzeichnet und lautet:

„Unter den in den letzten Jahren gestorbenen Schriftstellern ist keiner, der so hervorragende und tief eingreifende Wirkung auf die deutsche Literatur ausgeübt hat, wie Karl Gutzkow. Als geistiger Führer des ‚Jungen Deutschland' bahnte er für die Literatur eine neue Richtung an, welche mit den letzten Nachklängen der romantischen Schule brach und dem realen Geiste zu seiner Geltung verhalf. In seinen Kritiken wehte der Geist einer philosophisch durchgebildeten Weltanschauung, dem nur das Höchste genügt, und seine Schöpfungen auf dem Gebiete des Dramas sind zum Theil bereits Geisteseigenthum aller Gebildeten geworden und werden ihre hohe Bedeutung behalten, so lange wir überhaupt ein deutsches Drama haben. Auf dem Gebiete des Romans hat er gleichfalls durch den Roman des Nebeneinander und durch die meisterhafte Darstellung ganzer Culturepochen und einzelner Geistesströmungen eine neue Bahn eingeschlagen und für lange Zeit auf dieses Gebiet der Literatur bestimmend eingewirkt.

Karl Gutzkow gehört unbestritten zu den Säulen und Zierden der deutschen Literatur; er hat sich in seinen Werken selbst ein unvergängliches Denkmal gesetzt und dürfte dreist das Horazische Wort: ‚Exegi monumentum aere perennius' auf sich anwenden, allein für die Nachwelt würde es als ein Zeichen der Undankbarkeit erscheinen, wenn sie die Verdienste des Todten nicht in einem Allen sichtbaren Monumente zur Anerkennung brächte. Für Diejenigen, welche Gutzkow's Werke kennen, bedarf es eines solchen Zeichens nicht, allein für die Tausende, die nur seinen Namen kennen, und für die heranwachsenden Geschlechter soll es ein Hinweis sein, daß Deutschland nicht allein große Dichter besitzt, sondern daß es deren Andenken auch ehrt.

In einer Zeit, wo allerorten Denkmale errichtet werden, geziemt es sich, der Dichter nicht zu vergessen, die das Schwert des Geistes siegreich schwangen und deren Triumphe dem ganzen Volke dauernd zum Segen und Ruhme gereichen."

Die Redaction der „Gartenlaube" schließt sich dieser Aufforderung auf das Wärmste an, legt dieselbe ihren Lesern dringend an's Herz und erklärt sich zur Entgegennahme der voraussichtlich zahlreich eingehenden Beiträge bereit. Ueber den Betrag der Sammlung wird zur Zeit Rechnung abgelegt werden.

Digitized by Google

Das Reifen der Früchte beim Scheine der Polarsonne und des elektrischen Lichtes. Im Anschluß an unsere frühere ausführliche Mittheilung über „Pflanzenzucht bei elektrischem Licht“ (1880, S. 265) wollen wir nicht unterlassen, mitzutheilen, daß Herr C. W. Siemens in London in einer Frühjahrssitzung der dortigen Royal Society reife Erdbeeren vorgelegt hat, die durch Unterstützung der Sonne mit elektrischem Lichte so früh zur Reife gebracht worden waren. Der berühmte Industrielle zeigte den Anwesenden zwei Töpfe mit zu gleicher Zeit und unter gleichen Bedingungen eingesetzten Erdbeerpflanzen vor, von denen die eine nur dem Tageslichte, die andere außerdem, während der Nacht, dem elektrischen Lichte ausgesetzt worden war, und von denen die erste völlig grüne Beeren, die zweite völlig reife und schmackhafte Früchte trug. Herr Siemens schließt daraus, daß elektrisches Licht auch geeignet ist, den Zucker und aromatischen Stoff zu bilden, von denen das Reifen der Früchte abhängt. So interessant die Thatsache ist, so wenig zuverlässig ist der daraus gezogene Schluß. Man weiß nämlich aus sehr interessanten neuerdings veröffentlichten Versuchen des Professor Schübeler in Christiania, daß in den Nordpolarländern, z. B. in Norwegen, gezogene und im Sommer beinahe immerwährendem Sonnenschein ausgesetzte Früchte zwar außerordentlich aromatisch werden, aber völlig sauer bleiben. Manche dort gezogene Gemüse, die in anderen Ländern ganz milde schmecken, werden dort so aromatisch, daß man sie gar nicht genießen kann. Schübeler schließt daraus, und im Hinblick auf die Süßigkeit der Südfrüchte wohl mit Recht, daß das Licht Aroma und die Wärme Zucker erzeuge. Das schnellere Reifen der mit dem elektrischen Lichte gezogenen Erdbeeren erklärt sich aber einfach daraus, daß die Vegetationszeit verdoppelt wurde, was ungescheut geschehen darf, da Pflanzen eben keiner Nachtruhe bedürfen. Letztere Thatsache war von Schübeler schon früher dadurch augenfällig bewiesen worden, daß er eine neuholländische echte Akazie (Acacia lophanta), die ihre Blätter in unseren Gewächshäusern wie in ihrer Heimath allabendlich zum sogenannten „Schlafe“ schließt, nach den Lofoden und nach einem Orte Westfinnmarkens brachte, woselbst sie während zweier Monate, so lange die Sonne ununterbrochen über dem Horizonte blieb, ihre Blätter nicht schloß. Aehnlich den Erdbeeren des Herrn Siemens wachsen und reifen beim anhaltenden Scheine der Polarsonne alle in Scandinavien aushaltenden Beeren und Getreide-Arten innerhalb zwei bis drei Monat.

Oesterreichischer Touristenclub. Wenn wir vor einiger Zeit (in „Blätter und Blüthen“ von Nr. 43, Jahrg. 1879) an dieser Stelle das Wirken der alpinen Vereine besprachen, und hierbei namentlich den deutschen und österreichischen Alpenverein als den größten und bedeutsamsten besonders hervorhoben, so möchten wir heute noch eines Vereines gedenken, welcher sich sowohl vermöge der Zahl seiner Mitglieder (über 250), wie wegen seines thatkräftigen Wirkens vollen Anspruch auf Beachtung und Gleichberechtigung mit allen anderen großen Alpenvereinen erworben hat. Es ist dies der im Jahre 1869 gegründete, unter dem Protectorate des Erzherzogs Karl Ludwig stehende „Oesterreichische Touristenclub“ in Wien.

Daß auch er seine Aufgabe nicht blos in sportmäßig betriebener Berggymnastik, sondern in der touristischen und wissenschaftlichen Erschließung und Durchforschung der Alpen, in der Hebung und Förderung des Fremdenverkehrs sucht, daß somit seine Ziele in letzter Reihe volkswirthschaftliche und culturelle sind, dürfte nachfolgende Uebersicht seiner Thätigkeit und seiner Leistungen erweisen.

Seinem Namen entsprechend, hat er sich, unterstützt von vorläufig acht Sectionen, vorzugsweise das Gebiet der österreichischen Alpen zu seinem Operationsfelde auserkoren und hierin nach jeder Richtung bereits höchst Bedeutendes geleistet. Den Schwerpunkt seines Wirkens verlegt auch er namentlich auf die Bauthätigkeit: den Bau von Schutz- und Unterkunftshäusern, Anlegung, Verbesserung und Markirung von Gebirgssteigen, die Errichtung von Wegweiserzeichen und Aussichtswarten ꝛc. So hat er bereits zehn Schutzhäuser, darunter zwei vollkommen eingerichtete, mustergültige Alpenhospize (auf dem Schneeberge und der Raxalpe) erbaut, zwei meteorologische Beobachtungsstationen (auf dem Schneeberge in Niederösterreich und dem Hochobir in Kärnthen) errichtet, zahlreiche Wege, Wegmarkirungen ꝛc. durchgeführt und hierfür im Ganzen den sehr ansehnlichen Betrag von 16,000 Gulden verausgabt.

Aber neben dieser praktischen Thätigkeit werden auch die theoretischen Aufgaben nicht vernachlässigt. Zeugniß hierfür legt das seit zehn Jahren erscheinende, an Gediegenheit der Aufsätze und Reichhaltigkeit der Beilagen sich alljährlich vervollkommnende „Jahrbuch des Oesterreichischen Touristenclub“ ab, außerdem verschiedene andere Publicationen, Monographien von Gebirgsgruppen, Reiseführer ꝛc.

Eine besondere Specialität dieses Clubs bildet die Anfertigung und Herausgabe von Panoramen der vorzüglichsten Aussichtspunkte Nieder-Oesterreichs und anderer Hochgipfel der Ostalpen. Solcher Panoramen sind bereits vierzehn in zum Theil musterhafter Ausführung publicirt worden, und alljährlich vermehrt sich die Zahl derselben.

Nicht minder eifrig wird das gesellige Element im Club, durch Veranstaltung von Wanderversammlungen, Clubpartieen, Festen und Vergnügungsabenden, Wochenversammlungen mit Vorträgen und Ausstellung von Panoramen und Landschaftsbildern gepflegt und dadurch das Interesse und treue Zusammenhalten der Clubmitglieder beständig rege erhalten. Der österreichische Touristenclub darf sich das Verdienst zuschreiben, durch seine rastlose Thätigkeit im Baufache, seine Bemühungen für Regelung des Führerwesens, durch die Pflege einer rührigen Provaganda für den Alpencultus, durch interessante Schilderungen von Bergtouren mittelst Schrift und Wort, durch Ausstellungen, Versammlungen, Partieen, durch Anlegung einer reichhaltigen Bibliothek alpiner Werke und Karten ꝛc. wesentlich zur Weckung und Belebung des Interesses für die Alpinistik unter den Residenzbewohnern beigetragen und das Touristenwesen in Wien geradezu populärisirt zu haben.

Zu erwähnen wäre noch, daß sich der österreichische Touristenclub an den zwei internationalen Ausstellungen in Paris betheiligte und daß er hierfür einmal durch Zuerkennung eines Ehrendiploms, das andere Mal durch Prämiirung mit der silbernen Medaille erster Classe ausgezeichnet wurde. Als Präsident des Clubs fungirt nunmehr durch länger als zehn Jahre der Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Leopold Schiestl, dem der Schriftführer Ernst Wolfrum thätig zur Seite steht. Als Redacteur des „Jahrbuchs“ sowie der „Alpinen Chronik“ macht sich der Vicepräsident Edmund Graf verdient, während für das gesellige Element der Dr. med. Emerich Klotzberg als Oberarrangeur trefflich sorgt.

So hat sich der österreichische Touristenclub durch richtiges Erfassen seiner Aufgaben und durch unablässige gemeinnützige Thätigkeit neben allen anderen großen Alpenvereinen, mit denen er auch im besten Einvernehmen und Schriftenaustausch steht, eine allseitig geachtete Stellung errungen und verdiente es daher wohl, daß wir hier ein kurzes Bild seiner Thätigkeit entrollten.

Bildungsschulen schwäbischer Bauernmädchen. Wie segensreich in Württemberg die von der Regierung gegründete „Centralstelle für das Wohl der arbeitenden Classen“ wirkt, ist wohl allgemein bekannt, aber noch unbekannt ist das neue Verdienst, das sie sich um die Errichtung von Fortbildungs- oder Haushaltungsschulen für Bauerntöchter seit länger als einem Jahre erworben hat.

Wer auf dem Lande gelebt, weiß, wie wenig hier durch eine von Knaben und Mädchen gleich sehr überfüllte Schule im Unterricht geleistet werden kann, besonders schlecht steht es aber da, wo der Handarbeitsunterricht noch nicht eingeführt ist, um die Mädchen. Sie bleiben in jeder Beziehung zurück, und wenn sie endlich in der Wirthschaft, im Feld und Stall den Eltern helfen sollen, kommen sie im glücklichsten Fall bis auf den Standpunkt, den ihre Mütter eingenommen, aber weiter nie. Vermögendere Bauern geben wohl oft ihr Töchterchen ein oder zwei Jahr in eine Stadtpension — aber das Wenige, was sie bei der mangelhaften Vorbildung dort profitiren, ist gewöhnlich mehr geeignet, sie bei der Rückkehr in ihr Dorf mit den alten Verhältnissen unzufrieden, als für dieselben tauglicher zu machen. Aehnliches geschieht mit den ärmeren Bauernmädchen, welche in der Stadt einen Dienst finden. Kehren sie auf's Land zurück, so bringen sie nur eine schädliche Halbbildung und Gewohnheiten mit, welche meist dem allgemeinen Dorfleben keineswegs förderlich sind. Tüchtige Mägde wie tüchtige Hausfrauen sind gleicher Weise an ihnen verdorben.

Allen diesen Uebelständen wird durch die erwähnten, speciell für Bauernmädchen und ihre künftige Berufserfüllung auf dem Lande bestimmten Schulen begegnet und dadurch dem Fortschritt eine Gasse auch unter der Dorfbevölkerung gebrochen.

Solcher Schulen bestehen in Württemberg bereits vier. Wir geben ein gemeinsames Bild von allen, wenn wir hier die in Stubersheim bei Ulm zu schildern versuchen; sie steht unter der Oberleitung des Oberamtmanns von Geislinger und wurde als erste derselben auf Anregung des Regierungsraths Schillerholm gegründet. Ein älteres Staatsgebäude, das der Regierung zur Verfügung stand, wurde zur Aufnahme der Bauernmädchen eingerichtet. Ueber diese führt die Aufsicht eine Hausmutter, welche, in dem Gebäude wohnend, die Wirthschaft leitet, und eine Arbeitslehrerin. Jede Schülerin zahlt auf sechs Monate ein Lehrgeld von sechsundzwanzig Mark und ein tägliches Kostgeld von achtzig Pfennig. Der Cursus beschränkt sich auf die Wintermonate, wo die Mädchen, die ganz in der Anstalt wohnen, ja am leichtesten zu Hause entbehrt werden können. Die im Dorfe ansässigen Zöglinge behalten die Wohnung im Elternhause. Unter Aufsicht der Hausmutter werden nun alle Mädchen der Schule gleichmäßig zu allen Hausarbeiten, wie Kehren, Waschen, Putzen, Kochen, Backen ꝛc. angeleitet, von der Handarbeitslehrerin in allen nöthigen Handarbeiten: Stricken, Nähen, Flicken ꝛc., durch den Schullehrer des Ortes im Singen, in Religion, im deutschen Aufsatze und im Briefschreiben, Rechnen und Buchführung, wie sie für die Hauswirthschaft nöthig, unterrichtet. Der nächstwohnende Arzt ertheilt Gesundheitslehre und Naturlehre, soweit beide der Fassungskraft der Mädchen angemessen erscheinen. So erhalten sie einen Einblick in Nutzen und Nothwendigkeit vom Gebrauche des Wassers und der frischen Luft; sie lernen den wahren Werth der Nahrungsmittel kennen und werden über die wichtigsten Naturerscheinungen aufgeklärt. Es giebt offenbar keinen bessern Weg, um dem auf dem Lande noch immer herrschenden Aberglauben und solchen Vorurtheilen zu begegnen, deren hauptsächlichste Trägerinnen ja die in Unwissenheit erhaltenen Frauen sind.

Der Aufwand für diese Anstalt beträgt jährlich etwa 1500 Mark. Reicht das Pensionsgeld nicht dazu aus, so schießen die benachbarten landwirthschaftlichen Bezirksvereine zu und schließlich die königliche Centralstelle, der ein jährlicher Rechenschaftsbericht vorgelegt werden muß. An Kostspieligkeit können also diese trefflichen Schulen nicht zu Grunde gehen.

Möchte dieses segensreiche Vorbild aus dem still und bescheiden, aber um so lehrreicher in der Volksbildung vorwärts strebenden Schwaben überall im deutschen Vaterlande Nachahmung finden! L. O.

Kleiner Briefkasten.

E. H. in Malaga. Das Verfahren, alkoholreiche Getränke zum Gefrieren zu bringen, wurde ja in dem betreffenden Artikel (1878, Nr. 5) bereits angedeutet. Die gewöhnlichen Eismaschinen reichen nicht dazu aus, und die Fabrikation dürfte kaum lucrativ sein.

M. R. in Schönberg. Das Schielen ist heilbar. Wenden Sie sich an einen tüchtigen Augenarzt!

R. B. in Glauchau. Wenn Sie Antwort auf eine Frage haben wollen, so vermeiden Sie die unausstehliche Unsitte, Ihren Namen völlig unleserlich zu schreiben!

Frz. Largstn. Abgelehnt! Verfügen Sie gütigst!

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nr. 1. Illustrirtes Familienblatt. Erscheint jede Woche 1 Nummer. 1876.

Die Gartenlaube.

Redaktion: Ernst Keil.

Redaktion & Exp.: Leipzig, Querstrasse 3. Post: Nr. 2611. Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

1876.

Ein Neujahrsgruß.

Ein Neujahrsgruß! — Ja, meinen lieben Lesern
Will ich ihn bringen, wie ich's stets gethan,
Und wünschen, daß sie mögen gut und gern
Das neue Jahr beginnen, wie begann
Das alte, das nun hinter uns liegt fern,
Und daß sie's mögen enden, wie es kam,
Daß Gott sie schütze vor Gefahr und Leid
Und ihnen gebe Glück und Seligkeit.

Ein Neujahrsgruß! — Ich weiß, daß Viele hoffen,
Daß Viele bangen, daß Viele sich gequält,
Daß Viele, die sich einst gefunden offen,
Sich jetzt verschließen, daß Viele sich gequält
Mit Sorgen, die sie nicht verdienen trafen

seltsam forschenden Ausdruck der Gräfin, als diese das Zimmer verließ.

Sie wollte wohl dem Alleinsein mit ihrem Neffen entgehen; denn Hedwig hatte ihren Bräutigam hinunterbegleitet und sah vom Portal des Schlosses aus der Abfahrt zu.

Im Schloßhofe herrschte reges Leben. Eine Anzahl von Schlitten stand bereit, um die Herren aufzunehmen und nach dem ziemlich entfernten Jagdrevier zu führen. Die Dienerschaft eilte geschäftig hin und her; der Jäger des Grafen, der die Hunde an der Leine hielt, vermochte kaum deren Eifer zu zügeln, und auch die Pferde gaben ihre Ungeduld über das lange Warten durch Stampfen und Scharren kund.

Am unruhigsten zeigten sich die beiden schönen Rappen, die vor einen kleinen Schlitten gespannt waren, der nur für zwei Personen Raum bot. Es waren dieselben unbändigen Thiere, die damals den Unfall am Hirschberge veranlaßt und die Gräfin in Lebensgefahr gebracht hatten. Diese benutzte seitdem stets andere Pferde zu ihren Ausfahrten und hätte die Rappen am liebsten gar nicht mehr geduldet, aber Edmund hatte eine Vorliebe für die prächtigen Thiere, die allerdings ihres Gleichen suchten. Er hatte sie auch heute vor seinen eigenen Schlitten legen lassen, den er stets selbst führte, und trat soeben heran, um die Zügel aus der Hand des Dieners zu nehmen.

Es war alles bereit, aber die Abfahrt verzögerte sich noch eine Weile. Irgend eine Bemerkung des jungen Grafen mußte eine Debatte hervorgerufen haben, die von den Herren sehr lebhaft erörtert wurde. Man stritt augenscheinlich für und wider eine Sache; das laute Sprechen und Lachen drang bis zu Oswald herauf, aber die geschlossenen Fenster hinderten ihn, die Worte zu verstehen. Edmund sprach am lebhaftesten, einige der älteren Herren schüttelten die Köpfe und schienen abzumahnen. Endlich war die Sache erledigt; man ordnete sich zur Abfahrt, und auch Edmund nahm in seinem Schlitten Platz. Aber er fuhr seltsamer Weise allein; der Sitz an seiner Seite blieb leer, auch der Kutscher blieb auf seinen Wink zurück, während er selbst Zügel und Peitsche ergriff.

Die Jäger grüßten noch einmal nach dem Portale hin, wo die Braut des Schloßherrn stand. Auch Edmund that das, wie all die Uebrigen, dann aber richtete sich sein Blick empor zu den Fenstern seiner Mutter. Die Gräfin mußte wohl jetzt dort erscheinen; denn das Auge ihres Sohnes hing unverwandt an jenem Punkte. Er warf einen Gruß hinauf, viel leidenschaftlicher und inniger als der, welcher vorhin seiner Braut galt, und in diesem Augenblick brach es mitten durch den so gewaltsam festgehaltenen Uebermuth, wie ein wildes, verzweifeltes Weh. In dem Abschiedsblick, der zu der Mutter emporflog, lag etwas wie eine stumme, flehende Abbitte. Dann sauste die Peitsche nieder, daß die feurigen Rosse sich hoch aufbäumten und im Davonstürmen den Schnee unter ihren Hufen aufstäuben ließen. Die übrigen Schlitten folgten und mit lautem fröhlichem Lärm eilte der Jagdzug dahin.

Oswald war wie im plötzlichen Schrecken vom Fenster zurückgetreten.

„Das sah ja aus wie ein Abschied!“ murmelte er. „Was soll das bedeuten? Was hat Edmund vor?“

Er verließ das Gemach und wollte rasch durch das anstoßende Zimmer dem Ausgange zuschreiten, als ihm Eberhard begegnete, der soeben vom Hofe heraufkam.

„Weshalb gab es noch einen Aufenthalt vor der Abfahrt?“ fragte Oswald hastig. „Was hatten die Herren vor, und weshalb fuhr der Graf allein in seinem Schlitten?“

„Es gilt eine Wette,“ sagte Eberhard mit bekümmerter Miene. „Der Herr Graf will über den Hirschberg fahren.“

„Ueber den steilen Hirschberg? So unmittelbar nach einem Schneefall? Das ist ja gefährlich.“

„Ja, das meinten die anderen Herren auch, aber der Herr Graf verspottete sie wegen ihrer Aengstlichkeit und wettete, er werde, wenn er über den Hirschberg fahre, eine volle Viertelstunde früher in den Forsten sein, als die Anderen. Da half kein Abmahnen und keine Bitte, auch nicht die des gnädigen Fräuleins, die Wette wurde gehalten. Wenn nur nicht gerade die wilden Rappen —“

„Wer hieß denn auch gerade heute die unbändigen Thiere vor den Schlitten meines Vetters legen?“ unterbrach ihn Oswald. „Er fährt ja meist mit den Schimmeln.“

„Es war ausdrücklicher Befehl des Herrn Grafen. Er kam vor dem Frühstück eigens herunter, um es anzuordnen.“

„Und der Kutscher? Weshalb blieb der zurück?“

„Auch auf Befehl! Der Herr Graf wollte durchaus ohne Begleitung fahren.“

Oswald sagte kein Wort. Er ließ den alten Diener stehen und eilte ohne weiteres Besinnen hinüber zu den Zimmern seiner Tante. Die Gräfin stand noch am Fenster, obwohl der Jagdzug längst verschwunden war. Sie wußte nichts von der Scene, die heute Morgen bei ihrem Sohne stattgefunden hatte, aber sie mußte doch irgend etwas ahnen oder fürchten; denn ihre Hände waren wie in stummer Angst gefaltet und auf dem Antlitz, das sie jetzt dem Eintretenden zuwendete, lag eine tiefe Blässe.

Sie schrak zusammen, als Oswald so plötzlich und unangemeldet bei ihr erschien. Es war das erste Mal seit seiner Abreise, daß er ihr allein gegenüberstand. Gestern und heute Morgen hatten sie sich nur in Gegenwart der Fremden gesehen, und ihr Verkehr hatte sich auf eine kurze, förmliche Begrüßung beschränkt. Die Gräfin durfte keine Schonung von dem Manne erwarten, den sie als ihren bittersten Feind betrachtete, und der jetzt vollauf Ursache hatte, es zu sein. Wenn er auch seine gefährlichste Waffe großmüthig aus der Hand gegeben hatte, er kannte sie doch, und schon das gab ihm Macht genug über seine Tante. Aber diese Frau war von jeher nur ihrem Sohne gegenüber schwach gewesen, und so richtete sie sich denn auch hier zur äußersten Abwehr entschlossen auf. Sie stand starr und kalt da, bereit keinen Schritt zu weichen, aber auf Alles gefaßt.

Doch nichts von dem, was sie erwartete und fürchtete, kam von den Lippen Oswald's. Er trat nur rasch heran und fragte mit halbunterdrückter Stimme:

„Was ist mit Edmund vorgegangen?“

„Mit Edmund? Was meinst Du?“

„Er ist furchtbar verändert seit unserer Trennung. Es muß irgend etwas geschehen sein, was ihn außer sich bringt und ihm zeitweise fast die Besinnung zu rauben droht. Ich glaubte anfangs den Grund zu errathen, sehe aber jetzt, daß ich mich vollständig getäuscht habe. Was ist geschehen, Tante?“

Ueber die fest zusammengepreßten Lippen der Gräfin kam kein Wort. Sie kannte am besten die unheilvolle Veränderung ihres Sohnes, aber diesem Manne gegenüber konnte sie das nicht eingestehen.

„Verzeih, daß ich eine peinliche Frage an Dich richten muß!“ fuhr Oswald fort. „Es gilt das Schlimmste zu verhüten, und da müssen alle andern Rücksichten fallen. Ich übergab bei meiner Abreise Deinem Bruder ein Päckchen. Ich sagte ihm ausdrücklich, daß es für Dich allein bestimmt sei, daß Edmund den Inhalt nicht kennen dürfe — hat er vielleicht dennoch — —?“

Die sichtbare Unruhe und Aufregung ihres sonst so kalten, besonnenen Neffen gaben der Gräfin die Gewißheit einer Gefahr, die sie bisher nur geahnt hatte. Sie forschte angstvoll in seinen Zügen, als sie statt aller Antwort fragte:

„Warum ist Edmund allein gefahren? Und was bedeutete der Gruß, den er mir zuwarf? Du weißt es, Oswald.“

„Ich weiß nichts, aber ich fürchte Alles, nach der Scene, die heute Morgen zwischen uns vorfiel. Edmund hat eine tollkühne Wette gemacht. Er will jetzt, bei diesem Wetter, über den steilen Hirschberg fahren. Auf seinen ausdrücklichen Befehl sind die wilden Rappen vor den Schlitten gelegt worden und der Kutscher hat zurückbleiben müssen. Du siehst, es handelt sich hier um Leben und Tod, und darum muß ich die Wahrheit wissen. Kennt Edmund den Inhalt jenes Päckchens?“

Ein halbersticktes „Ja“ rang sich aus der Brust der Gräfin hervor. Mit diesem einen Worte gestand sie Alles zu, gab sie sich vollständig in die Hände ihres Neffen, aber sie dachte in diesem Augenblick nicht einmal daran. Es handelte sich um Leben und Tod ihres Sohnes — was fragte die Mutter da nach dem eigenen Verderben!

„Um Gotteswillen, dann plant er etwas Schreckliches,“ fuhr Oswald auf. „Jetzt verstehe ich Alles.“

Die Gräfin stieß einen Schrei aus; auch ihr ging jetzt das Verständniß jenes Abschiedsgrußes auf.

„Ich muß ihm nach,“ sagte Oswald rasch entschlossen, indem er die Klingel zog. „Es ist kein Augenblick zu verlieren.“

„Ich — ich werde Dich begleiten,“ stieß die Gräfin hervor,

Digitized by Google

und wollte einen Schritt vorwärts thun, aber sie wankte und wäre gesunken, wenn ihr Neffe sie nicht gestützt hätte.

„Unmöglich, Tante, das erträgst Du nicht. Ueberdies sind die sämmtlichen Schlitten hinaus zur Jagd; es ist kein einziger mehr verfügbar, und mit dem Wagen kommen wir im Schnee nicht vorwärts. Ich werfe mich auf's Pferd und jage nach — das ist die einzige Möglichkeit, die uns noch bleibt."

Er wandte sich zu dem soeben eintretenden Eberhard.

„Lassen Sie den englischen Fuchs satteln! So schnell wie möglich; ich muß dem Grafen folgen."

Der alte Diener ging in voller Eile. Er sah, daß es galt, eine Gefahr von seinem jungen Gebieter abzuwenden.

Oswald war wieder zu der Gräfin getreten, welche sich zitternd und todtenbleich an einem Sessel hielt, und suchte sie zu beruhigen.

„Fasse Dich! Noch ist nichts verloren. Der Fuchs ist einer der besten Renner, und wenn ich über Neuenfeld reite, so schneide ich fast ein Drittel des Weges ab. Ich *muß* Edmund erreichen."

„Und wenn Du ihn erreichst!" rief die Gräfin verzweifelnd. „Er wird Dich nicht hören, so wenig wie mich und seine Braut."

„Mich wird er hören," sagte Oswald mit tiefem Ernste, „denn ich allein kann den unglückseligen Conflict lösen. Hätte ich heute Morgen gewußt, was zwischen uns lag — es wäre nicht dahin gekommen. Wir sind ja nicht umsonst Freunde gewesen von unserer frühesten Kindheit an; wir werden auch *das* überwinden. Muth, Tante! Ich bringe Dir Deinen Sohn zurück."

Die energische Entschlossenheit des jungen Mannes verfehlte nicht ihren Einfluß auf die geängstigte Mutter. Sie klammerte sich an die Hoffnung, die er ihr gab, klammerte sich an den gefürchteten, gehaßten Oswald wie an einen letzten Rettungsanker. Sie war keines Wortes mächtig, aber der Blick, mit dem sie zu ihm aufsah, war so hülfeflehend, so herzzerreißend, daß Oswald tief erschüttert ihre Hand in die seinige schloß. In der Todesangst um den Einen, den sie beide mit der gleichen Innigkeit liebten, erlosch die jahrelang genährte Feindschaft, wurden Haß und Anklage begraben.

Oswald umfaßte die fast zusammenbrechende Frau und ließ sie sanft auf den Sessel niedergleiten; dann eilte er hinaus. Die Hoffnung, noch retten zu können, gab ihm Muth und Zuversicht, aber die Mutter, die thatenlos und verzweifelt zurückbleiben mußte, erlag fast der Angst. Sie wußte es ja, was es war, das ihren Sohn in den Tod jagte, und dieses Bewußtsein drückte das Siegel auf die Qual der letzten Wochen. Baron Heideck hatte Recht, die arme Frau wurde schwerer gestraft, als sie je gefehlt hatte. —

Eberhard hatte zur größten Eile getrieben. Das Pferd wurde bereits vorgeführt, als Oswald aus dem Schlosse trat; er schwang sich in den Sattel und jagte davon.

Es war mit Sicherheit anzunehmen, daß Edmund die freie Bahn der Landstraße gewählt hatte. Der bedeutend nähere Weg über Neuenfeld führte meist durch Wald und war so schmal und uneben, daß ein Schlitten ihn kaum passiren konnte. Für einen Reiter bot er keine Schwierigkeiten, und der Fuchs war in der That ein vorzüglicher Renner; seine Hufe berührten kaum den Boden, auf dem der Schnee dicht, aber doch nicht so hoch lag, daß er ein Hinderniß gewesen wäre. So ging es vorwärts, durch den in Frost und Eis starrenden Wald, über schneebedeckte Wiesen, durch ein Dorf, das wie ausgestorben in seiner Winterhülle dalag, vorwärts wie im Fluge, und doch immer noch zu langsam für die Ungeduld des Reiters.

Oswald zweifelte keinen Augenblick, daß es hier galt, eine Verzweiflungsthat zu hindern. Es mußte noch ein Mittel geben, diesen unglückseligen Conflict zu lösen. Wenn Oswald nicht anklagte und Rechenschaft forderte, so hatte Niemand ein Recht, das zu thun. Man konnte ja vor der Welt schweigen wie bisher und das Geheimniß begraben sein lassen. Die Beiden, die es zunächst anging, konnten sich die Hände reichen und sich geloben, daß das Haus Ettersberg hinfort zwei Söhne haben solle — und mitten hinein in all diese Hoffnungen und Entwürfe klang immer wieder die Erinnerung an jenes Gespräch am Abende vor der Abreise Oswald's, klangen ihm Edmund's Worte: „Ich könnte nicht leben mit dem Bewußtsein, daß ich einen Makel mit mir herumtrage. Ich muß mit freier Stirn dastehen können vor der Welt und vor mir selber."

Der Weg mündete jetzt in die Landstraße, wo sich ein freier Ausblick bot. Oswald hielt einen Augenblick sein Pferd an und spähte suchend umher, aber vergebens. Er sah nichts, als die weite weiße Fläche, in einiger Entfernung die dunklen Tannen des Hirschberges und weiter hinaus den grauen Nebel des trüb verschleierten Wintertages. Ringsum war alles öde, kein lebendes Wesen zu erblicken. Die Hoffnung, Edmund den Weg abzuschneiden, erwies sich als trügerisch. Er mußte schon voraus sein, weit voraus — die Spur seines Schlittens zeigte sich deutlich in dem frischen Schnee. Jetzt zum ersten Mal drohte Oswald's Zuversicht zu schwinden, aber er wollte nicht hören, was die schlimmen Ahnungen ihm zuflüsterten, sondern gab seinem Roß die Zügel und jagte weiter, bis er am Fuße des Hirschberges anlangte und der ansteigende Weg dem Galopp ein Ziel setzte.

Der nicht allzu hohe, aber sehr steile Hirschberg galt für einen sehr unbequemen Uebergang und wurde gern vermieden. Er war überhaupt nur mit Vorsicht zu passiren; man mußte den Wagen vollständig in der Gewalt haben und der Pferde sicher sein, wenn man diesen Weg wählen wollte. In solcher Jahreszeit vollends waren die eis- und schneebedeckten Abhänge geradezu gefährlich; das erfuhr auch Oswald, der mehr als einmal sein Pferd vor dem Stürzen bewahren mußte. Zum Glück war er ein ebenso geschickter, wie besonnener Reiter, und das kam ihm hier zu Statten, aber mit jeder Minute, die verrann, mit jeder Windung des Weges, die sich vor ihm aufthat, ohne den Gesuchten zu zeigen, wuchs seine Angst. Er trieb das Roß mit Peitsche und Sporen vorwärts, ohne sich und ihm einen Moment Ruhe zu gönnen. Alles Andere trat zurück vor dem einen Gedanken: „Ich muß ihn erreichen!"

Und er erreichte ihn. Das Pferd gewann jetzt schnaubend die Höhe und trabte einige Minuten lang auf ebenem Boden dahin. Drüben senkte sich der Weg wieder steil abwärts. Noch war die Spur des Schlittens sichtbar, aber kaum hundert Schritt weiter, gerade an dem jähesten Abhange, war der Schnee aufgewühlt und zertreten, wie von bäumenden, stampfenden Rossen. Die niedrige Hecke, die den Weg säumte, war durchbrochen, zerrissen, die jungen Tannen am Abhange geknickt, als sei ein Sturmwind darüber hingefahren, und unten in der Tiefe lag eine dunkle, bewegungslose Masse — der Schlitten und die Pferde, zerschmettert im jähen, fürchterlichen Sturze.

Bei diesem Anblicke verließ auch Oswald die Besonnenheit. Er dachte nicht mehr an die eigene Gefahr, sondern jagte auf Leben und Tod den Weg hinunter. Unten angelangt, sprang er vom Pferde und drang in die Schlucht ein.

Der Schlitten lag in Trümmern, die Pferde auf und unter demselben, und einige Schritte davon — Edmund, regungslos auf dem Boden ausgestreckt. Er war im Sturze hinausgeschleudert worden; dies und der hier unten dicht und hoch liegende Schnee hatten ihn vor dem eigentlichen Zerschmettern bewahrt, aber der felsige Grund war trotz alledem verhängnißvoll geworden, das zeigte das Blut, das aus einer Wunde am Hinterkopf strömte und den weißen Schnee ringsum röthete.

Oswald hatte sich neben seinem Vetter auf die Kniee niedergeworfen und versuchte, das Blut zu stillen und den Bewußtlosen in's Leben zurückzurufen. Anfangs waren alle seine Bemühungen vergebens. Endlich, nach langen, todesbangen Minuten, schlug Edmund die Augen auf, aber der matte, umflorte Blick schien noch nichts zu erkennen. Erst bei dem Tone von Oswald's Stimme, bei dessen angstvollen Fragen kehrte langsam und allmählich das Bewußtsein zurück.

„Oswald!" sagte er leise. Es war wieder der alte, innige Herzenston, den er stets für den Jugendfreund gehabt hatte. All die Bitterkeit, die wilde Erregung der letzten Stunden waren wie ausgelöscht in diesen schmerzvollen, aber ruhigen Zügen.

„Edmund, warum hattest Du nicht Vertrauen zu mir?" brach Oswald aus. „Warum mußte ich erst jetzt erfahren, was Dich in den Tod trieb? Ich bin Dir nachgejagt, aber ich kam zu spät, vielleicht nur um Minuten."

Das schon halb verschleierte Auge Edmund's belebte sich und richtete sich fragend auf den Sprechenden.

„Du weißt —?"

„Alles!"

„Dann wirst Du es auch begreifen," sagte Edmund matt. „Daß ich auch Dir lügen mußte, daß ich *Dein* Auge nicht mehr

Digitized by Google

ertrug, das hat am schwersten auf mir gelastet. Jetzt ist es vorbei — Du wirst noch heute Majoratsherr in Ettersberg sein."

„Um den Preis Deines Lebens!" rief Oswald außer sich. „Ich kannte ja längst das Geheimniß; das unselige Bild ist ja in meinen Händen gewesen, ehe Du es erblicktest. Ich bewahrte Dich fast gewaltsam davor; denn ich wußte, daß Du daran sterben würdest. Und nun war es doch umsonst; das ganze Opfer ist vergebens gebracht worden. Nur ein offenes Wort heut Morgen zwischen uns, und alles wäre noch gut geworden."

Edmund machte eine schmerzlich verneinende Bewegung.

„Nein, Oswald, das wäre es nie. Ich konnte die ewige Lüge dieses Lebens nicht tragen, nicht die ewige Scham vor den Menschen und vor mir selbst. Ich habe es ja versucht, wochen-, monatelang. Du weißt nicht, was ich gelitten habe seit jener fürchterlichen Stunde. Nun ist es gut. Du trittst in Deine Rechte, und das Andenken meiner Mutter bleibt rein — es war nur so zu lösen!"

Oswald hielt den Sterbenden in den Armen. Er sah, daß jede Hülfe hier zu spät kam. Es war unmöglich, das Blut zu stillen, unmöglich, das fliehende Leben aufzuhalten; nur die letzten Worte konnte er noch von den Lippen nehmen, die sich nun für immer schlossen.

„Meine Mutter — sage ihr, ich hätte es nicht tragen können — leb' wohl!"

Edmund's Stimme erlosch; seine schönen dunklen Augen verschleierten sich, vom Tode überschattet — nur wenige Minuten noch, und Oswald kniete auf dem schneebedeckten Boden — neben einem Todten. Er drückte seine Lippen auf die Stirn des Geschiedenen, und Niemand hörte mehr seine verzweiflungsvolle Frage:

„Allmächtiger Gott! Mußte das so enden?"

Schon zweimal waren die Schwalben gekommen und gegangen, seit sich die Gruft über Edmund von Ettersberg geschlossen hatte. Jetzt trugen sie zum dritten Male den Frühling in das Land, und wie die Erde nach dem eisigen Frost und Schnee des Winters in neuer Pracht erblühte, so rang sich auch aus den Thränen, die an jenem Grabe geflossen waren, ein neues Lebensglück empor.

Der Tod des jungen Grafen Ettersberg hatte in allen Kreisen die höchste Bestürzung und Theilnahme hervorgerufen, an der die Persönlichkeit Edmund's wohl einen ebenso großen Antheil hatte, wie das schreckliche Ereigniß, dem er zum Opfer fiel. So jung und schön, so reich und glücklich, im Begriff sich zu vermählen! Und nun an einer tollkühnen Wette, an einem bloßen Uebermuth zu Grunde zu gehen, den Armen der Mutter und der Braut entrissen zu werden, ohne daß diese auch nur einen letzten Blick von ihm empfingen — es war ein furchtbares Schicksal!

Wie lebensvoll, wie heiter war der junge Graf noch unmittelbar vor der schrecklichen Katastrophe gewesen! Den geheimen, furchtbaren Zusammenhang ahnte Niemand. Edmund hatte erreicht, was er gewollt: seine Mutter blieb rein von jedem Verdachte, und der wahre Erbe trat in seine Rechte.

In Ettersberg selbst hatte sich im Laufe der letzten beiden Jahre vieles verändert. Der jetzige Majoratsherr, Graf Oswald, auf den mit den Gütern auch der Titel seines verstorbenen Vetters übergegangen war, nahm es ernst mit den Pflichten seiner neuen Stellung. Der Schicksalswechsel, der ihn betroffen, war so jäh und unerwartet, wie er nur selten in das Leben eines Menschen eingreift. Der in Abhängigkeit und Unterdrückung aufgewachsene Oswald, der selbst, als er sich dieser Abhängigkeit entriß, nur einem Leben voll ernster, sorgenvoller Arbeit entgegenging, wurde urplötzlich zum Herrn des ganzen reichen Familienbesitzes. Seine juristische Laufbahn war zu Ende, noch ehe sie begonnen hatte; denn wenn seine Beziehungen zu dem väterlichen Freunde in der Residenz, der ihm damals Schutz und Beistand angeboten hatte, auch ebenso herzlich blieben, so konnte doch von einer Rückkehr dorthin nicht mehr die Rede sein.

Es traten jetzt andere, größere Aufgaben an Oswald heran, und er widmete sich ihnen mit der ganzen Energie seines Charakters. Seine kräftige Hand entriß die lange vernachlässigten Güter dem Verfall, gerade in dem Moment, wo derselbe unabwendbar zu werden drohte, und führte sie jetzt langsam, aber sicher wieder zu ihrer früheren Höhe zurück. Fast das ganze Beamtenpersonal wurde gewechselt und die Verwaltung vollständig umgestaltet; die bedeutenden Summen, welche früher der glänzende gräfliche Haushalt beansprucht hatte, waren seit zwei Jahren ausschließlich zur Hebung der Güter verwendet worden.

Der neue Majoratsherr lebte vorläufig noch einsam und ziemlich zurückgezogen in seinem Schlosse und machte noch nicht die mindeste Anstalt, eine Wahl für seine künftige Heirath zu treffen. Dieser letzte Umstand befremdete einigermaßen in den Kreisen der Nachbarschaft. Man fand, daß der Graf, der jetzt in seinem neunundzwanzigsten Jahre stand, wohl an eine Vermählung denken könne, ja daran denken müsse, da er der einzige und letzte Sproß des Ettersberg'schen Geschlechtes war. Es fehlte nicht an mancherlei Plänen und Bemühungen, deren Ziel diese nunmehr so glänzende Partie war, aber bis jetzt war noch Alles vergebens gewesen.

Ganz ähnliche Pläne und Erwartungen gaben sich auch in Bezug auf Brunneck von verschiedenen Seiten kund. Die Hand der jungen Erbin war ja nun wieder frei geworden, wenn das Zartgefühl für's Erste auch noch jede directe Bemühung verbot. So allgemein und aufrichtig die Theilnahme für die Braut des verstorbenen Grafen auch gewesen war, so nahm man doch an, daß ein achtzehnjähriges Mädchen nicht ewig um den entrissenen Bräutigam trauern werde, und manche Wünsche und Hoffnungen, denen jene Verlobung ein Ende gemacht hatte, tauchten jetzt von Neuem wieder auf.

Vorläufig war aber auch hier Alles umsonst; denn Hedwig entzog sich allen Annäherungsversuchen, indem sie noch vor Ablauf der Trauerzeit Brunneck verließ, um die Mutter Edmund's nach Italien zu begleiten. Die Gräfin war schwer leidend seit dem Tode ihres Sohnes, und das Uebel machte, allen angewandten Mitteln zum Trotz, so stete und bedenkliche Fortschritte, daß die Aerzte nur noch von einem längeren Aufenthalt im Süden eine Rettung hofften. Man fand es sehr aufopfernd, daß Fräulein Rüstow die Heimath und sogar den Vater verließ, um die Kranke zu begleiten. Man wußte eben nicht, daß Hedwig sich um jeden Preis der Heimath entziehen wollte, um eine Schranke zwischen sich und Hoffnungen zu legen, deren Verwirklichung ihr jetzt noch wie ein Vergehen an dem Todten erscheinen mußte.

Fast anderthalb Jahre hatten die beiden Damen im Süden zugebracht. Die ungeduldigen Bitten und Mahnungen des Oberamtsraths zur Rückkehr fanden kein Gehör bei seiner Tochter. Sie schützte stets das Befinden der Gräfin vor, die sie weder verlassen könne noch wolle. Jetzt endlich waren die Reisenden wieder zu Hause eingetroffen, mit Rüstow, der ihnen eine Strecke entgegengereist war und nun mit seiner Tochter nach Brunneck zurückkehrte, während die Gräfin sich nach Schönfeld begab, das sie seit dem Tode Edmund's bewohnte. — —

Es war am zweiten Tage nach der Rückkehr der Damen, als der Oberamtsrath, wie gewöhnlich, mit seiner Cousine im Balconzimmer saß. Er war voller Freude, seine Tochter endlich wieder zu haben, und ganz entzückt über ihren Anblick nach der langen Trennung. Er behauptete, sie sei viel schöner, viel klüger, viel liebenswürdiger geworden, und der Ausbruch seines Vaterstolzes gipfelte in der feierlichen Erklärung, daß er seinen Liebling jetzt nun und nimmermehr wieder von sich lasse.

Die Cousine war diesmal ausnahmsweise derselben Meinung, aber bei den letzten Worten schüttelte sie den Kopf und erwiderte mit einer gewissen Betonung:

„Sie sollten das nicht mit solcher Bestimmtheit aussprechen, Erich. Wer weiß, ob man Ihnen nicht auch hier in Brunneck den ausschließlichen Besitz Hedwig's streitig macht."

„Das werde ich mir verbitten," fiel Rüstow ein. „Ich zweifle nicht, daß die Gräfin sie am liebsten wochenlang in Schönfeld haben möchte, aber daraus wird nichts. Ich habe mein Kind lange genug entbehrt und will endlich auch einmal zu meinem Vaterrechte kommen."

„Graf Ettersberg," fragte die Cousine, „war ja wohl auf der Bahnstation, als Sie vorgestern mit den Damen ankamen?"

„Gewiß. Es war sehr rücksichtsvoll von ihm, daß er selbst kam, um seine Tante zu empfangen und nach Schönfeld zu geleiten. Nebenbei wollte er auch Hedwig bei der Ankunft begrüßen."

„Ja wohl — so nebenbei!" sagte das Fräulein halblaut, aber mit einem sehr spöttischen Zucken der Lippen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der kleine Eifersüchtige.
Nach dem Gemälde von L. Horovitz.

Der Hansel ist mein kleiner Mann;
Ich lieb' ihn — das geht Dich nichts an.

Du schlägst nach ihm? Lieb Brüderlein,
Willst Du allein mein Mann denn sein?

Dann laß den Hansel mir in Ruh,
Er ist so gut und schön, wie Du!

Sieh', wie er da im Kissen steckt,
Voll Angst — so hast Du ihn erschreckt.

Ein Küßchen, Schelm? Ich geb' Dir ein's
Und auch dem Hansel ein ganz klein's.

Nun sieh mir lieb den kleinen an —
Du bist ja doch mein großer Mann.

Das „Schiller-Album“ im Schiller-Hause zu Weimar.

(Schluß.)

Friedr. von Wichert, königl. Hofrath, Bureau-Vorsteher und Bibliothekar bei der königl. Regierung in Königsberg in Preußen, widmet Schiller „im ersten Halbjahr 1848“ ein Sonett, dessen Terzinen lauten:

„— — Wohl schwiegest Du nicht länger,
Du unser Stolz, Du edelster der Sänger,
In solcher Zeit, wo Deutschland groß erstand.

Du ließest jetzt nicht ‚blühn nur im Gesange
Das Schöne‘, nein, Du sängst mit vollem Klange
Von schöner That, vom deutschen freien Land.“

Ludwig Storch, der alte Dichter und Patriot und jetzt ältester Mitarbeiter der „Gartenlaube“, legt im August 1848 in Gotha seine Ansicht über die nationale Bedeutung von Goethe und Schiller im Album nieder, und namentlich den zum Kosmopolitismus verführenden Idealismus Schiller's bekämpfend, kommt er auf den Schluß, den wir hier mittheilen müssen:

„Schiller schrieb 1795 unter Anderem an Jacobi: ‚Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann, sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen und Dichters, zu keinem Volke und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes Zeitgenosse aller Zeiten zu sein.‘ Dies ist Schiller'scher Idealismus, der, auf das Leben angewandt, sich verflüchtet und uns einem trostlosen Kosmopolitismus anheim giebt. Nein, wir Alle, nicht Philosophen und Dichter allein, sondern das ganze Volk, wir wollen, und nicht blos dem Leibe nach, sondern auch dem Geiste nach, mit allen Kräften desselben, Zeitgenossen unsrer Zeit, Bürger unsres Staats, echte Söhne unsres deutschen Vaterlandes sein und bleiben, und nicht etwa, weil es nicht anders sein kann, sondern aus freier Liebe und lebendiger Ueberzeugung; wir wollen Partei nehmen für uns und unsre gute Sache, für ein freies deutsches Bürgerthum; wir wollen uns festklammern an dieses particulare Deutschland, wir wollen uns mit Leib und Seele an den bestimmten Zeitangelegenheiten betheiligen. Das ist unsre große und schöne Aufgabe, das ist das unabweisbare Bedürfniß unsres Jahrhunderts. Darum kein starres Schillerthum, so wenig wie ein starres Lutherthum! Vielmehr ewig frisches Ringen und Streben nach Ausbauung und Vollendung des Lebens nach allen Seiten hin, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und erhöht. Schiller und Luther seien uns und unsern Nachkommen ideale Leitsterne, leuchtende Vorbilder, zu streben und groß zu sein in Gesinnung und That.“

Roderich Benedix, der Leipziger Lustspieldichter und Volksmann, schrieb im October 1848 in Köln am Rhein unter Anderem:

„Blitzartig durchzuckte in diesem Jahr der Gedanke der Freiheit alle deutschen Volksstämme, und alle erhoben sich zu kräftiger That. — So rasch aber hätte der Blitzfunke der Freiheit nicht gezündet, wenn er keinen Brennstoff in den Gemüthern der Deutschen gefunden: — das war die Liebe zur Freiheit, genährt durch Schiller, der wahrhaft der Freiheitsapostel des deutschen Volkes ist. Jahre lang haben wir uns an den Gestalten eines Verrina, eines Posa, Tell, Stauffacher begeistert und ihre — Schiller's — unsterbliche Worte leben nicht blos in unserm Gedächtniß, sie sind uns in Fleisch und Blut übergegangen. Die Geschichte des Jahres 1848 ist vorzugsweise Schiller's Werk!“

Leopold Schefer, der berühmte Dichter des „Laienbrevier“, widmete zu Muskau am ersten Donnerstag im December 1848 dem Album folgende Dichtung:

„Die wahren Potentaten.

Ich stand auf hohem Berge im Maienabendroth,
Da sagte mir ein Wandrer: ‚Gott! — Schiller, der ist todt!‘
‚Unmöglich!‘ sprach ich damals, ‚unmöglich ist er todt!‘
Er lebte mir im Herzen, als Sonn' im Morgenroth;
Und jetzt in diesen Tagen erst rief ich laut: ‚Er lebt!‘
Er hat mit Macht im Volke am Vaterland gewebt!
Den Tag, der uns umleuchtet, hat Er mit vorgebracht;
Die Todten leben göttlich! Sie sind die größte Macht!
Die großen Genien herrschen in stiller Ewigkeit —
Die kleinen Herrn regieren danach ihr Stündchen Zeit.
Im Geist der Menschen herrschen gar andre große Herrn!
Sie sterben nicht; begraben, bleibt erst ihr wahrer Kern.
Ein solcher Potentate war Schiller allen Herrn
Und allen Völkern eben. Er steht als Feuerstern
Klar über unsrer Erde und schauet jetzt uns gern!
Der Schiller herrscht in Deutschland, und noch auf Erden fern
Und fern in allen Zeiten. Ihn wählet Euch zum Herrn,
Begrüßt ihn alle Morgen als heil'gen Morgenstern.
Schaut Ihn als Posa drängen, als starken Tell Ihn thun,
Vor Brüderfeindschaft warnen, im Freiheitskampf nie ruhn!“

Ebenfalls noch im December 1848 schrieb Heinrich König in Hanau in's Album:

„Schiller hinterließ bei seinem leider! zu frühen Tode, außer dem edelsten Vermächtniß seiner menschlichen und poetischen Begeisterung für die Freiheit, das Legat eines liebenswürdigen Irrthums, den er mit seiner kosmopolitischen Zeit theilte. — ‚Das vaterländische Interesse‘ — schreibt er an Körner — ‚ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt.‘ — Doch gerade jene Begeisterung löste diese Täuschung. Denn so wie die erste, unserm großen Dichter nachwachsende Generation das Vaterland von fremder Unterdrückung befreite, erwachte das nationale Selbstgefühl, das zuerst durch Franzosenhaß — seit 1813 — dann durch französische Sympathien — seit 1830 — zuletzt durch entschlossene Haltung gegen Frankreich — seit 1840 — fortwährend unter einheimischer Bevormundung, zum Selbstbewußtsein der letzten Märztage reifte. Wir wissen nun, daß das Ewig-Menschliche, dem Schiller huldigte, sich nur in den Eigenthümlichkeiten der Völker offenbart. Sind wir nun aber auch durch wirkliche Reife zum vaterländischen Interesse gekommen, so erinnert doch leider! so vieles in den Bewegungen, wodurch wir jenes Interesse in's Leben einführen wollen, an Schiller's ‚unreife Nationen‘. Könnten wir doch heut noch einmal des Dichters reine und edle Begeisterung in uns erwecken, die, weit entfernt von unserm Taumeln, die hohe Göttin Freiheit nicht fasennackt und ohne das edle Gefolge von Mäßigung und Humanität, von Würde und Ehrerbietung auf den Thron eines großen Volkes setzen wollte, das sich selbst bisher der höchsten Ansprüche und des herrlichsten Glücks einer freien Nation für so würdig hielt!“

J. M. von Radowitz, der preußische General, Staatsmann und Gelehrte, einer der bedeutendsten Männer und besten Redner des Frankfurter Parlaments:

„Innerlich Freiheit, äußerlich Maß in Allem und Schranke,
Das ist des Lebens Gesetz, wie zu dem Menschen es spricht.

Frankfurt am Main, den 18. Februar 1849. Im neunten Monat des ersten deutschen Parlaments geschrieben.“

Friedrich Wilhelm Schlöffel, aus Schlesien, Reichstagsabgeordneter in Frankfurt am Main, einer der edelsten, muthigsten und entschiedensten Männer der ersten „deutschen constituirenden Nationalversammlung“, preist den Sänger der Freiheit in sechs Distichen, deren Geist wir aus den beiden folgenden erkennen:

„Lernet doch männlich reif die Worte der Muse zu deuten!
Sittliche Freiheit sei Herold der wirklichen nur!“

„Endet entschlossen den Bau auf des Menschenrechts mächtigen Pfeilern:
Thatloses Staunen belohnt nimmer des Dichters Verdienst.“

Der Schluß eines längeren Gedichts, das Moritz Hartmann dem „Schiller-Album“ widmet, lautet:

„Ein treuer Freund ist mir das Volk — symbolisch —,
Das herbergt, birgt und schützt in seinem Schooß
Die Männer, die verfolgt und obdachlos
Den neuen Glauben lehren apostolisch.
So war es stets — so wird es immer sein:
Das Volk wird nach des Dulders Worte dürsten,
Und die bedroht von Kerkern ihrer Fürsten —
Die schließt das Volk in seine Herzen ein.

Frankfurt a. M. Paulskirche 272. 49.“

Eduard von Peucker, 1848 Reichskriegsminister, preußischer General, schreibt in's Album am 1. März 1849:

„Nur in der vollkommenen Gleichheit aller Pflichten liegt die sichere Bürgschaft für die Erhaltung gleicher Rechte Aller. Gleichheit vor dem Gesetz und persönliche Ableistung jeder Wehrpflicht als unauflösliche Ehrensache, sowohl für den Aermsten, als für den Reichsten, müssen als die wichtigsten Träger jeder Heeresverfassung angesehen werden ꝛc. — Nur einer Heeresverfassung, welche gestattet, alle Kräfte des Landes zu seinem Schutze verfügbar zu machen, ist die Zukunft unseres deutschen Vaterlandes anzuvertrauen, nur in ihr ist der feste Unterbau zu suchen, auf welchem Deutschland, seiner selbst würdig, den ihm gebührenden politischen Standpunkt behaupten kann. Wenn daher Deutschland, als das Herz Europas, mit frischen und kräftigen Pulsschlägen auf seine Lebensthätigkeit einwirken will, so wird es jeden Tropfen Blutes seiner Söhne in seiner Wehrverfassung aufnehmen und seinen Heeren durch die Vereinigung aller moralischen Kraft und geistigen Bildung seiner Gaue jene höhere Weihe der edelsten Begeisterung, der Vaterlandsliebe und der Intelligenz ertheilen müssen, welche allein den Stand des Kriegers zu adeln, ihn aus den Tiefen roher Kraft auf den Gipfel geistiger Höhe zu erheben vermag.“

Digitized by Google

Hoher Beachtung werth ist die folgende Album-Gabe:

„‚Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.'

So sang der unvergeßliche Schiller.

Wollten doch Alle dem wahren Geist dieser Worte folgen, wahrlich es wäre mehr Freiheit unter uns. Lebte Schiller jetzt, sähe das allgemeine Ringen und Sehnen nach Freiheit, sicher würde er in das Chaos rufen: ‚sucht erst unter Euch der Einheit Blüthe zu entfalten, dann reift die Frucht der wahren Freiheit — die des Geistes — sicher, und dann erst habt Ihr mich richtig erfaßt.'

Dem, was den Jüngling begeisterte, des Mannes Brust mächtig hob, dem zum Lohne verkündeter Wahrheit und vertheidigter Menschenrechte sieben Jahre lang Eingekerkerten Trost und Beruhigung gewährte, und dem Vertrauen auf den endlichen Sieg rechtlicher Freiheit zur festen Stütze diente — den Grundsätzen der Geistes- und Charaktergröße unseres unsterblichen Schiller — bringt, wenn auch mit zitternder Hand, an der Schwelle seines 75. Lebensjahres, dennoch mit inniger Pietät den Zoll seiner Verehrung anmit gerne dar

Bamberg, im März 1849.

Dr. Wilh. Jos. Behr,
vormals Professor der Rechtswissenschaften, dann erster Bürgermeister zu Würzburg, zuletzt Abgeordneter zur deutschen Nationalversammlung."

Ebenso beachtenswerth ist die folgende Inschrift eines ebenso edlen wie begabten Mannes, welchem die „Gartenlaube" (Jahrgang 1869, Nr. 1, im Artikel „Banz und der Pater Roman", S. 7) eine Erinnerung gewidmet hat:

„Schiller! Dein großer Geist hat alle Zeiten gelebt, auch die, welche Dein sterbliches Auge nicht sah, denn in der Seele des Dichters spiegelt sich das All, wie in der Natur. Der See, der, vom Föhn aufgewühlt, hier brandet, ist auch ein Beweis davon; Dein Fuß betrat nie sein Gestade und dennoch malt es uns Dein herrliches Gedicht so wahr, als habest Du die Farben dazu aus dem Duft seiner Berge und aus dem tiefen Grün seiner Fluth geschöpft. Theuer gemacht hast Du ihn dem Herzen aller Generationen und ihn mit jenem ewigen Glanz umwoben, welcher dem Morgenlicht gleicht, wenn es die hohen Firnen des Arenberges vergoldet. — Dieser See — o Schiller! — ist auch das Bild meiner Zeit; Baumgarten, der die Hände flehend nach einem Retter ausstreckt — ist er nicht Dein und mein Volk? Doch ihm erscheine kein Tell, es durch die Brandung zu steuern: — es vertraue der eigenen Kraft, die es — ach! so lange mißachtet hat. Nicht nach Frankfurt oder Berlin soll es sich umschauen nach seinen Helfern: daß sie dort nicht sind, fängt es endlich an — zu erkennen.

Dies in Dein Album, Schiller, von einem der Millionen Deiner Verehrer.

Coburg, im März 1849. Gustav von Heeringen."

Christian Friedrich Winter, der Vater, Buchhändler und Bürgermeister in Heidelberg, ein tapferer Freiheitsmann, schrieb im März 1849 in's Album:

„Frei muß man denken, streben und schreiben, das Gedachte, Gesprochene, Gedruckte verbreiten dürfen, wenn das Rechte, Gute und Wahre gedacht und ausgesprochen werden soll. Worte aus meiner Motion am 5. Juni 1819 für Preßfreiheit in der badischen Kammer."

Dr. Christian Reinhold, Professor der Rechte in Tübingen, theilt einen „Prolog" mit, eine Dichtung, die ganz ein Gedankenspiegel jener Sturmperiode ist und von welcher wenigstens die erste Hälfte hier Platz finden muß.

März 1849.

„Was soll das Spiel in dieser wilden Zeit,
Wo Alles aus den Fugen scheint zu brechen?
Die Fürsten steh'n, die Völker kampfbereit,
Die Tänze schweigen, die Kanonen sprechen;
Im Osten grollt's, der Czar ist nicht mehr weit,
Sein Pferd tränkt der Kosak in deutschen Bächen;
Und — während wir vor Stenographen hadern,
Spritzt schon das Blut der Freiheit aus den Adern.

Es war ein Frühlingleuchten angebrochen,
Die Feuerzeichen flammten auf den Bergen;
Den Diplomaten war in's Herz gestochen,
Sie eilten, sich in Winkeln zu verbergen.
Man sah das Volk an die Paläste pochen,
Die Fürsten bebten zwischen ihren Schergen;
Nun that die harte Faust sich auf zum Segnen,
Und mit Versprechen fing es an zu regnen.

Das war die Zeit, wo Kronen wohlfeil waren.
Das Volk besann sich seiner Majestät,
Es kam, um's alte Banner sich zu schaaren,
So wie ein einig Volk von Brüdern geht,
Das allzu lang der Trennung Schmach erfahren; —
Wie herrlich stand's nun da, noch kaum geschmäht!
Was man schon lange nur auf Karten fand,
Da stand's — das eine deutsche Vaterland.

Auf ewig schien der alte Haß verbannt,
Der uns're Reih'n so blutig oft gespalten.
Dem Welfen reicht der Ghibellin die Hand,
Der Sachse will es mit den Schwaben halten.
Vereint steht Katholik und Protestant
Und läßt die Stirn den Jesuiten falten.
Ein Frühling war da lachend aufgesprungen,
Wie ihn kein deutscher Dichter noch besungen."

Max Joh. Ganganelli Seidel, der Regisseur des Hoftheaters in Weimar, weihet dem Album einen „Nachruf an Schiller im Jahre 1849" in Sonettform. Es ist ein Klagegesang auf die schon damals wieder gesunkene „Freiheit", dessen letzte Verse lauten:

„Ist frei die Red'? Sind keine Kerker offen?
Sind Deutschlands Fürsten Eins mit ihrem Volke?
Dann hat das Volk auch Gutes nur zu hoffen!
Doch ach! — noch trübet manche finstre Wolke
Den Horizont; ‚Unsterblichkeit' hienieden,
Wie Dir, ist unsrer Freiheit nie beschieden.

Weimar, den 18. März."

Carl Moering, k. k. Hauptmann im Geniecorps, Reichstagsabgeordneter für Wien in Frankfurt am Main, datirt:

„Am Tage der Zerreißung Deutschlands durch die Kaiserwahl, den 28. März 1849."

Georg Waitz, der berühmte Geschichtsforscher, Abgeordneter des ersten holsteinischen Wahlbezirks der verfassunggebenden Nationalversammlung, schreibt prophetisch:

„Weimars Fürstentochter erzieht den Sohn, von dem Deutschland für das kommende Menschenalter die feste Leitung seiner Geschicke hofft. Wenn die Väter ihm Kraft und Treue zu überliefern haben, so möge der Sinn für die freie geistige Einigung der Nation, wie sie Weimar einst in dem Bunde der Dichter darstellte, ihm als ein mütterliches Erbe zufallen.

Geschrieben in Frankfurt in den Ostertagen 1849."

Adolph Schoder, würtembergischer Regierungsrath, der charakterfeste und volkstreue Parlamentsmann von 1848, läßt sich vernehmen:

„‚An's Vaterland, an's theure schließ Dich an,
Das halte fest, mit Deinem ganzen Herzen.'
(Schiller's ‚Wilhelm Tell'.)

Möchte diese Aufforderung in den jetzigen Tagen, wo entschieden werden soll, ob die von der deutschen Nationalversammlung beschlossene und verkündigte Reichsverfassung in's Leben treten werde, in jedes Deutschen Brust dringen! Durch die Einführung dieser Verfassung erst wird den Deutschen das lang entbehrte Vaterland wieder geschenkt. Welcher Deutsche ein Vaterland will, der schaare sich um die Verfassung und unterordne seine persönlichen Ansichten über die beste Staatsform dem höheren Zwecke.

Frankfurt am Main, den 17. April 1849.

Adolph Schoder."

Noch im April 1849 schreibt Eduard von Bauernfeld in Wien:

„Die deutsche Literatur war unser wahres Vorparlament, unsere geistige Freiheit der Vorläufer der politischen. Der Samen des Wortes, der von Luther und Hutten bis Goethe und Schiller und Börne in den deutschen Volksboden gestreut ward, ist zur vollen reifen Saat gediehen, die jetzt nur — des Schnitters harrt."

Ebenfalls vom April 1849 stammt die Inschrift des alten Justinus Kerner in Weinsberg:

„Du würdest, könnte man Dich wecken,
Zu schauen dieses Treiben an,
Erschauern tief und rufen dann:
‚Ja, ja! Der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn!'"

Jakob Venedey, einer der Führer der Linken im Frankfurter Parlament (vergl. „Gartenlaube" 1871, S. 297), klagte im Juni 1849:

„Im März des Jahres 1848 sah es fast so aus, als ob das deutsche Volk zum Selbstbewußtsein erwacht wäre, im Juny 1849 lag es in Angst und Demuth wieder auf den Knieen, auf dem Bauche und winselte. Wenn heute ein Deutscher mit einem so großen und so feinen Herzen wie der Schiller lebte, es würde brechen bei dem Gedanken an die Schmach des deutschen Volkes. Der festeste Glaube schwankt, das unwandelbarste Vertrauen in die Zukunft Deutschlands bricht zusammen. Und doch hat ein Schiller dem deutschen Volke gelebt, und doch lebt ein Schiller im Herzen des deutschen Volkes! Der Same wird nie untergehen; wie wenig Früchte er auch bis jetzt getragen hat, er wird einst auf die rechten Felder fallen. Wer aber heute, im Juni 1849, Schiller's Werke ohne Erröthen lesen kann — für den hat kein Schiller gelebt, kein Schiller gedichtet."

Digitized by

Jakob Robert Steiger, der schweizerische Patriot und Staatsmann, durch sein politisches Märtyrerthum in Luzern und vom Sonderbundskrieg her eine geschichtliche Person, schrieb am 18. August 1849 für das Schiller-Album Folgendes nieder:

„Kühn wallt mit philosophischem Geiste den Völkern voran die Phantasie des unsterblichen Dichters — kaum noch Gedanke, ein Wort, ein Nebelgebilde. — Aber dem Embryo gleich, erhält das dunkle Gebilde, der Gedanke, das Wort Fleisch und Bein und wird ein lebenskräftig Geschöpf. Wenn oft unförmlich im Beginn, wie der Adler beim Durchbrechen des Ei's, erreicht die einmal zur That werdende Idee bald die Kühnheit des ersten Gedankens, und die erst gaffende Menge jauchzt zuletzt selbst Triumph dem leitenden Geist zu.

Den Glauben an die Gewalt der Idee lasse im Glück und im Unglück sich Niemand rauben. Dem Unterdrückten ist er der leitende Stern in der Nacht des verfolgenden Schicksals, dem Unterdrücker ein blutig Gespenst für die mißbrauchte Gewalt — Allen die Aussicht des Lohns für den geistigen Werth.

Nicht verzagt! Der deutsche Geist wird eine Wahrheit sein, wie in der Idee, so in der That!"

Zehn Jahre nach der großen politischen Weihe der Paulskirche widmete Bernhard Endrulat dem Album den folgenden Dank, welcher den Schluß unserer Mittheilung bilden mag:

„Als Deutschland unter'm Schritt der Fremden stöhnte,
Da schiedest du, sein bester Geist, von hinnen.
Du sahst nicht mehr das Freiheitswerk beginnen,
Sahst nicht den Sieg, der uns're Fahnen krönte!

Doch fort und fort dein heil'ger Name tönte;
Dein Geist sprach feurig zu des Jünglings Sinnen,
Scholl ihm im Sturz erstürmter Feindeszinnen,
Und wo der Feldschlacht Riesendonner dröhnte.

So warst du dennoch bei uns, hoher Sänger,
Und deiner Feldherrnschaft ist heiß zu danken,
Daß wir entledigt sind der fremden Dränger.

Du siegtest längst im Reiche der Gedanken,
Da trug dein Volk die Schmach des Druck's nicht länger:
Es schritt dir nach, und alle Fesseln sanken!"

Wenn ich jetzt noch einmal die beiden Album-Bände mit ihren mehr als zweihundert Blättern im Geiste überschaue, so drängt sich mir doch das Gefühl der Verpflichtung auf, noch auf manchen Namen in denselben hinzuweisen, der in unserem engen Rahmen keinen Platz fand.

Vor Allen wollen wir, eben weil es bei der jüngeren Generation nicht mehr Sitte ist, das Alter ehren. Die drei ältesten Einzeichner sind der damals achtzigjährige Hofschauspieler Graff in Weimar, der ebenso alte Geheime Medicinalrath Meyer in Minden und Graf Christian Ernst von Bentzel-Sternau, der Staatsmann und Schriftsteller, der, von seinem Humor noch im zweiundachtzigsten Jahre nicht verlassen, sondern jung erhalten, zwei Jahre später, 1851, auf seinem Landsitze Marienhalde am Zürichsee starb. Aus dem Fürstenstande finden wir den König Oscar von Schweden, den Fürsten Heinrich LXII. von Reuß-Schleiz, die Fürstin Caroline von Schwarzburg-Rudolstadt, den Fürsten Lynar in Dresden; Schiller's Familie ist noch vertreten durch Schiller's Schwester Christophine (Reinwald), Ludw. von Gleichen (Schiller's Enkel), und Schiller's Töchter Emilie von Gleichen-Rußwurm und Caroline Junot, sowie endlich durch Charlotte von Schiller, des Dichters Gattin.

Zahlreich und sinnig haben die Künstler aller Art dem Dichter ihre Huldigungen dargebracht: durch Inschriften die berühmtesten Namen der Bühne (Auguste Crelinger, L. Dessoir, E. Devrient, Th. Döring, A. Haizinger ꝛc.), durch Compositionen die Tonmeister (Chelard, W. Ernst, Hiller, Lindpaintner, Lortzing, J. C. Lobe, Drouet ꝛc.) und endlich die Maler (wie Achenbach, Crola, Gegenbaur, C. G. Hammer ꝛc.) durch Bilderschmuck. Hier müssen wir ganz besonders auch Professor Thon und Fräulein Angelika Facius, die Bildhauerin, nennen, welche, jener durch ein Titelblatt, diese durch ein Schiller-Portrait, den Einband künstlerisch ausstatten halfen.

Die im Album vertretenen Schriftsteller, Gelehrten, Dichter und sonstigen Verehrer Schiller's hier aufzuzählen, wird man uns gern erlassen. Wer auf dem geweihten Boden Weimars weilt, wird es nicht versäumen, auch das Schiller-Haus zu besuchen und das Album aufzuschlagen. Muß doch schon der eine Reiz dazu verlocken, auf diesen Blättern die eigene Handschrift so vieler berühmter und bedeutender Männer und Frauen zu sehen und ihnen geistig dadurch näher zu kommen; denn die Handschrift verräth ja viel vom innersten Menschen, und wir finden sie von allen Arten, von der Verschnörkelung, welche die Eitelkeit liebt, bis zu den ruhigen und festen Zügen des vertrauenswürdigen Charakters, vom raschen Striche der Jugend bis zu den zitterigen Zeilen der Greise. Aus allen aber spricht das, was unser Eingangsgruß uns sagt, wie hoch unser Schiller in den Herzen aller Deutschen steht, wie innig „das deutsche Volk ihn liebt."

Friedrich Hofmann.

Zur Geschichte der Socialdemokratie.

Von Franz Mehring.

9. Die Attentate und das Socialistengesetz. Schluß.

Ueber den Zusammenhang der Attentate Hödel's und Nobiling's mit der socialdemokratischen Agitation ist viel gestritten worden; so lange die Wirkungen dieser frevelhaften Verbrechen so tief in unser öffentliches Leben einschneiden, wie gegenwärtig noch, wird der Streit auch niemals aufhören. Für den ruhigen und unbefangenen Beobachter ist die Frage aber eigentlich keine Frage mehr. Es ist zunächst nicht nur zweifellos, daß die Führer der deutschen Socialdemokratie die scheußlichen Thaten weder gefördert noch auch nur gewünscht haben, sondern man kann selbst dreist sagen, daß sie Alles daran gesetzt haben würden, dieselben zu verhindern, wenn sie nur die leiseste Ahnung gehabt hätten, daß solche Dinge bevorständen.

Dies ist aber nur eine Seite der Sache. Anders liegt die Frage, ob die Attentate unter die Folgen der socialdemokratischen Agitation zu rechnen sind. So, wie dieselbe in dem vorigen Abschnitte dieser Darstellung geschildert worden ist, konnte sie eine dreifache Wirkung ausüben. In besonders festen und starken Naturen unter den Arbeitern mochte sie einen revolutionären Trotz erwecken, welcher dieselben zwar in einen finsteren und unheilvollen Gegensatz zu der Mehrheit ihrer Volksgenossen brachte, aber sie persönlich in gewissem Sinne zum Denken, Forschen, Ueberlegen, zum eisernen Zusammenfassen aller ihrer Kräfte anspornte. Solche Gestalten treten auch mannigfach in der Geschichte der deutschen Socialdemokratie auf, verbissene, aber in ihrer Art ehrliche und treue Naturen.

Anders die große Masse der Arbeiter, die in den wirren Strudel der Bewegung gerissen wurde. Sie wurde entmannt und entnervt wie durch einen Opiumrausch; sie lernte aus der Lehre der neuen Propheten nichts, als Unlust zur Arbeit, Unzufriedenheit mit ihrem Loose und der ganzen Welt, nichts als eine anmaßende Selbstüberhebung, die auch eigene Verschuldung nur im Lichte der ungerechten Einrichtungen von Gesellschaft und Staat sah. Die Fabrikinspectoren schildern übereinstimmend die Arbeiter in allen Gegenden, welche ergiebige Werbeplätze der Socialdemokratie waren, als ein dumpfes, träges, jeder thatkräftigen Selbsthülfe unfähiges Geschlecht. Ihre Berichte entwerfen beispielsweise das dunkelste und trübste Bild von den Arbeiterzuständen im Regierungsbezirk Düsseldorf, der ältesten Heimstätte der communistischen Lehren im preußischen Staate; grauenerregend sind ihre Schilderungen von der geistigen Dumpfheit und Stumpfheit der dortigen Massen, von der gänzlichen Verwahrlosung der Jugend, von dem Ueberhandnehmen des Schnapstrinkens, von dem Kost- und Quartiergängerwesen, das scheußlicher Unzucht einen bequemen Platz am Herde der Familie bietet. Ja, in diesem Bezirke häufen sich selbst jene traurigsten Fälle, in denen die Eltern, entgegen dem schützenden Gesetze des Staats, ihre Kinder in die „Lohnsclaverei" der Fabriken schleppen wollen, und nur die Barmherzigkeit der „Schlotjunker" verhindert, daß die heranwachsende Jugend von Grund aus verwüstet wird. Alles in strenger Consequenz des geflügelten Wortes von Marx, daß die

Digitized by Google

Arbeiter noch zehnmal unglücklicher werden müßten, als sie gegenwärtig sind, ehe die Saaten des internationalen Arbeiterbundes aufgehen könnten.

Endlich aber in faulen und schlechten Naturen weckte die socialdemokratische Agitation herostratische Gelüste. Die Frechheit, mit welcher sie die besitzenden und gebildeten Classen in allen ihren Gliedern als verkommen, die Arbeiter dagegen als edle und reine Menschen darstellte, bezauberte jeden dummen Jungen, der nichts gelernt hatte und auch nichts lernen wollte, aber begeistert die Aussicht ergriff, durch Bummeln und Schwatzen und sonstigen öffentlichen Unfug „berühmt" zu werden. Dieser Größenwahn äußerte sich in mannigfachen Formen und verschiedenen Graden. Die Einen ergaben sich den brodlosen Künsten des Agitirens und Colportirens; die Anderen wurden „Schriftsteller", zeichneten als Strohmänner verantwortlich die Zeitungen der Partei und büßten mit harten Geld- und Gefängnißstrafen für die Verleumdungen der Demagogen; die Dritten „vermöbelten", um in ihrer zarten Sprache zu reden, die „wissenschaftlichen" Größen der „Bourgeoisie"; die Vierten suchten sich bemerkbar zu machen durch pöbelhafte Beschimpfungen des Reichsoberhauptes; die Fünften schritten vom giftigen Worte zur giftigen That, wie Hödel und, ihn nachahmend, Nobiling.

In diesem Sinne eine schwere Mitschuld des communistischen Wühlerthums an den Attentaten leugnen zu wollen, ist ein ganz vergebliches Beginnen. Hödel war sicherlich ein verkommener und verlotterter Bube, ehe er sich der Socialdemokratie anschloß; er wäre es auch nach allem menschlichen Ermessen geblieben, wenn er nie die Partei kennen gelernt hätte, aber so wie er war, wäre er aus eigenem Antriebe eher auf jedes andere Verbrechen verfallen, als auf den Kaisermord, wenn seine Theilnahme an dem umstürzlerischen Treiben nicht herostratischen Größenwahn in ihm gezüchtet hätte.

Die rasche Nachfolge, welche sein Verbrechen fand, die rohen Aeußerungen nichtswürdiger Schadenfreude, die überall aus den Massen hervorbrachen, bewiesen vollends, daß hier ein organisches Leiden vorliege, welches die höchste Aufmerksamkeit der Gesetzgebung erheische.

Die Folge der Attentate war bekanntlich die gesetzliche Unterdrückung der socialdemokratischen Agitation. Auch das Urtheil über diese Maßregel ist arg verwirrt durch der Parteien Gunst und Haß, weit ärger, als an sich nothwendig wäre. Man muß hier nur zwei ganz verschiedene Dinge aus einander halten. Der Satz, daß eine geistige Bewegung dauernd niemals durch äußere Mittel niedergehalten werden könne, ist richtig und unanfechtbar, aber wenn man ihn auf das Socialistengesetz in verurtheilendem Sinne anwenden will, so wird man doch zunächst nachzuweisen haben, daß die socialdemokratische Agitation eine geistige Bewegung gewesen ist. Der wissenschaftliche Socialismus freilich, ebenso wie das Streben der arbeitenden Classen nach einem höheren Antheil an den Schätzen der nationalen Cultur und des nationalen Wohlstandes, sind geistige Bewegungen; so weit in ihnen geschichtliches Recht enthalten ist, werden sie sich unwiderstehlich durchsetzen, und von einem Versuche, sie zu unterdrücken, gilt ganz und voll das Dichterwort:

„Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen in's bewegte Rad der Zeit."

Ganz anders steht es mit der socialdemokratischen Agitation. Sie war ein kühl berechneter und geplanter Versuch schlauer Demagogen, die bestehende Ordnung der Dinge gewaltsam umzustürzen. Sie war die politische Waffe einer politischen Partei; sie förderte mit roh revolutionären Mitteln roh revolutionäre Zwecke. Sich hiergegen zur Wehr zu setzen, die Waffe zu zerbrechen, die nach seinem Herzen gezückt wurde, war nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht des Staates, der, wie jeder lebendige Organismus, den Trieb der Selbsterhaltung hat, auf das Recht wie die Pflicht der Nothwehr niemals verzichten kann. Auch der freieste Staat wird offenen Aufruhr niederschlagen; ein derartiges Vorgehen ist einfach gleichbedeutend mit seinem Wesen und seinen Zwecken. In diesem Falle hatte die Socialdemokratie am wenigsten Recht, sich über Gewalt zu beklagen, welche Niemand anders auf der weiten Welt beschworen hatte, als sie selbst.

Ungleich bedeutsamer und weitertragend ist ein anderer Einwurf gegen das Socialistengesetz: die Befürchtung nämlich, daß die äußerliche Stille, welche in grellem Gegensatze auf das wilde Toben der zügellosesten Demagogie gefolgt ist, die niemals allzu kraftvolle Initiative des Volks zur Beseitigung der socialen Mißstände und zur Beruhigung der irre geleiteten Massen vollends einschläfern wird. Und leider läßt sich nicht leugnen, daß diese Befürchtung ihren Grund hat, ja zum großen Theile schon eingetroffen ist. Soweit das Socialistengesetz wirken kann und soll, hat es gewirkt; mit unbarmherziger Sichel sind die hochwogenden Saaten der Revolution bis auf's letzte Hälmchen niedergestreckt und über dem dürren Stoppelfelde heult schon der melancholische Herbstwind der inneren Zwietracht. Es ist eitel Unfrieden ausgebrochen im Lager der Weltumstürzler und Weltverbesserer; sie verschlingen und verzehren sich unter einander; Herr Most erklärt Herrn Liebknecht und Herr Liebknecht erklärt Herrn Hasselmann für einen Verräther; was kundige Urtheiler immer von dieser Spreu von Menschen geurtheilt haben, bestätigt sich vollkommen: der erste rauhe Windstoß hat sie von der Bildfläche gefegt. Käme es nur auf sie an, man könnte getrost der socialdemokratischen Bewegung die Grabschrift schreiben und den Leichenstein setzen.

Allein was die Grundquelle des Uebels angeht, die gerechten Beschwerden der Arbeiter über die Uebelstände, unter welchen sie leiden, so ist seit Erlaß des Socialistengesetzes kaum noch ein Spaten angesetzt worden, sie abzugraben. Alle schönen Vorsätze, die nach den Attentaten laut wurden, sind spurlos im Sande verlaufen; alle feierlichen Verheißungen, welche im Reichstage die Berathungen jenes Gesetzes begleiteten, sind verhallt, ohne ein Echo zu finden; alle tausendmal gehörten Betheuerungen, daß ohne organische Reformmaßregeln mit der bloßen Unterdrückung der socialdemokratischen Agitation nichts gethan sei, sind vergessen worden. Gesellschaft und Staat wetteifern in dieser verhängnißvollen Saumseligkeit. Jene ist matt und müde auf das alte bequeme Lotterbett zurückgesunken; sie läßt die Dinge gehen, als glaubte sie wirklich an das frivole Wort: „Nach uns die Sündfluth!"

In der Presse, im Vereins- und Versammlungsleben herrscht tiefe Stille über die wichtigste Frage des Zeitalters, es sei denn, daß die bekannten wohlwollenden, hunderttausendmal durchgelaufenen Redensarten zum hunderttausend und ersten Male wiederholt werden. Nur Herr Stöcker treibt unermüdet die Socialreform in seiner Weise; er hat es den communistischen Demagogen glücklich abgesehen, wie sie sich räusperten und wie sie spuckten, und er liefert in seinen Versammlungen ein trauriges Zerrbild auf das, was sein sollte — auf alles, was sich Herz und Verstand, Wissenschaft und Würde nennt.

Nicht besser sieht es auf staatlichem Gebiete aus. Selbst die dringend nothwendige Reform des Haftpflichtgesetzes, von dem durch hundertfache Beweise und das übereinstimmende Urtheil aller kundigen Stimmen feststeht, daß es in seiner jetzigen Form den socialen Frieden weit mehr stört, als fördert, ist noch nicht in Fluß gekommen. Ja, seitdem die Junker und Pfaffen in unseren Parlamenten das große Wort führen, scheint es, als ob unsere socialen Zustände mit Dampfkraft rückwärts revidirt, die besitzenden auf Kosten der arbeitenden Classen begünstigt werden sollen. Die neuen Steuern auf die nothwendigsten Lebensmittel, namentlich die Korn- und Viehzölle, drücken die Lebenshaltung der Arbeiter vollends herab, belasten sie unverhältnißmäßig schwerer als die reichen und wohlhabenden Schichten der Nation. Das preußische Feld- und Forstpolizeigesetz löst glänzend eine Aufgabe, an welcher die geriebensten Demagogen der Socialdemokratie immer vergebens gerathselt haben: die Aufgabe nämlich, den communistischen Umtrieben einen bequemen und breiten Weg auf das platte Land zu eröffnen.

Ferner ist es ein offenes Geheimniß, daß mächtige Einflüsse gegen eine weitere Ausbildung des Instituts der Fabrikinspectoren arbeiten, es wohl gar wieder ganz verschwinden lassen möchten. Käme nun gar noch das Tabaksmonopol zu Stande, wie es fast zu Stande kommen zu sollen scheint, so würden einige hunderttausend ländliche und städtische Kleinbesitzer in das besitzlose Proletariat hinabgeschleudert und würde eine fast unerschöpfliche Quelle socialer Unzufriedenheit erweckt werden.

Das Alles eröffnet trübe Aussichten in die Zukunft. Es scheint, als ob, wie in aller Vergangenheit, so auch in aller Zukunft nur „die ungestüme Presserin, die Noth", sociale Reformen hervorrufen könne. Ein letzter Lichtblick ist die rüstige Arbeit der Wissenschaft an der siegreichen Bewältigung der socialen Probleme.

Digitized by Google

Sie schreitet, unbekümmert um die Launen und Vorurtheile des Tages, ihrem hohen Ziele entgegen, sicher, daß eine ernste, gerechte und unparteiische Forschung nur zu Ergebnissen führen kann, welche das Glück, nicht das Unglück der Massen verbürgen. Die Entwickelung der deutschen Socialwissenschaft bietet, wie Roscher sagt, das Bild eines überaus reichen, vielseitigen Lebens, voll reifer Früchte und hoffnunggebender Blüthen dar. Mit raschen Schritten holen wir auf diesem Gebiete den Vorsprung anderer Völker ein. Werke, wie das monumentale Lehrbuch der politischen Oekonomie von Adolf Wagner und Erwin Nasse, wie Held's socialpolitische Arbeiten, die ebenso mannigfaltig wie verdienstvoll sind, wie Brentano's lehrreiche Darstellung der englischen Gewerkvereine, Samter's gelehrte und gründliche Untersuchungen des Eigenthums in seiner socialen Bedeutung, Scheel's fein- und scharfsinnige Forschungen über den innern Kern der modernen Arbeiterfrage — um nur wenige von vielen trefflichen Namen zu nennen — enthalten eine Fülle der reichsten und tiefsten Belehrung, an welcher kein gebildeter Mann mehr achtlos vorübergehen sollte.

Hoffen wir, daß die Wissenschaft eine wirksamere Bahnbrecherin des socialen Friedens sein wird, als die Politik hat sein können oder wollen! Drohend und ernst ist die Lage; in allen Gliedern der europäischen Welt spukt das sociale Fieber. Vergebens sucht der laute Lärm des Tages das Grollen der unterirdischen Vulcane zu übertönen. Verhängnißvoller denn je schwankt die Wage der Weltgeschicke. Die heute athmen und leben, werden das Ende der nahenden Kämpfe nicht mehr sehen; erst auf ihren Gräbern werden die entscheidenden Würfel fallen. Aber ihr Thun und Lassen wird in erster Reihe maßgebend sein, ob die größte Frage des neunzehnten Jahrhunderts in friedlichen und glücklichen Fluß kommt oder nicht, ob auf unseren Tagen dermaleinst ruhen wird der Fluch oder der Segen der kommenden Geschlechter.

Königs-Wusterhausen.

Von **Fedor von Köppen.**

Es muß ein seltsamer Herr gewesen sein, der sich auf der wüsten Landscholle an der Vereinigung der Nolte und Dahme zwischen Sumpf und Haide vor Jahrhunderten sein festes Haus erbaute. Seltsamlich, fast mürrisch starrte auch bei unserem Besuche, den wir von Berlin aus mittels der Görlitzer Eisenbahn dem etwa drei Meilen in südöstlicher Richtung entfernten Flecken Königs-Wusterhausen abstatteten, der alte Schloßbau auf uns herab. Die beiden hohen Ziegeldächer zu beiden Seiten des hervorspringenden runden Thorthurms trugen eine mächtige Schneelast; auch die Bäume, welche theils in größeren und kleineren Gruppen, theils einzeln, sich von dem nahen Forste bis an das Schloß hinziehen, ließen ihre beschneiten und mit Eiszapfen behangenen Zweige schwer herniederhängen und sahen aus wie bezopfte Riesen. Ringsum herrschte tiefe Stille und der alte Bau glich in dieser Vereinsamung mehr einer verzauberten alten Burg, als einem kaiserlichen Lust- und Jagdschlosse der Gegenwart.

Als die Hohenzollern von der Mark Brandenburg Besitz ergriffen, fanden sie das Schloß — das, wie die Tradition berichtet, zur Zeit des Lützelburger Karl's des Vierten als einstöckiger fester Bau mit Zinnen und Wartthurm dem jetzt ausgestorbenen Geschlechte von Torgau gehörte — bereits in der jetzigen Gestalt und im Besitze der Familie von Schlieben. Ob auch die Schlieben von dieser Burg aus ähnlichen Neigungen nachgingen, wie ihre Zeit- und Standesgenossen, die Quitzow, die Rochow und die Edlen Gänse zu Putlitz oder wie jene späteren, die das Volkssprüchlein nennt: die Köckeritz und Lüderitz, die Itzenplitz und Kracht — darüber verlautet nichts Gewisses. Jedenfalls änderten sich die Zeiten bald, und Wusterhausen ging gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in die Hände der Schenk von Schweinsberg über. Allmählich hatten aber auch die Hohenzollern die herrlichen Wusterhäuser Forsten und ihren Wildreichthum schätzen gelernt. König Friedrich der Erste kaufte die Herrschaft Wusterhausen (1697) von seinem Staatsminister von Jena, um dieselbe seinem damals zehn Jahre alten Sohne, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, zu schenken, der sich schon in seiner Jugend als ein tüchtiger Jäger erwies und manches schöne Stück Wildpret in den Wusterhäuser Forsten erlegte.

Das stille Wusterhausen wurde der Lieblingsaufenthalt des Prinzen. Hier war er nicht mehr an das lästige Ceremoniell gebunden, welches ihm am Hofe seines Vaters verhaßt war. Hier konnte er die zierlich gekräuselte Allonge-Perrücke, die von Goldbrokat strotzenden Kleider der Berliner Hoftracht von sich werfen und im einfachen Jagdkleide durch Wald und Fluren streifen oder dem edlen Waidwerke nachgehen; hier fand er in einem großen, wohlverschlossenen Schranke in langen Linien seine Gewehre aufgestellt, die, sämmtlich spiegelblank, von vorzüglicher Güte und Schönheit waren. Hier errichtete der Prinz sich seine eigene Jagdcompagnie, auf deren militärische Ausbildung er bald seine ganze Sorgfalt verwandte. Die zu den größeren Jagden aufgebotenen Treiber aus Wusterhausen und den Nachbardörfern — meistens junge, zehn- bis fünfzehnjährige Burschc — wurden militärisch in Reih und Glied gestellt. Sie vertauschten die Stöcke, mit denen sie sonst durch die Waldungen klapperten, mit kleinen hölzernen Gewehren und empfingen den Prinzen beim Beginn der Jagd, indem sie nach den unzähligen künstlichen Tempos des damaligen Reglements das Gewehr präsentirten. Dreißig der größten und ansehnlichsten Bursche wurden militärisch bekleidet mit weißen Stiefeletten, Beinkleidern und Kamisolen und von dem Prinzen selbst einexercirt. Fehler im Exerciren oder in der Propretät wurden von ihm mit Arrest oder mit dem Stocke bestraft, den er bald meisterlich handhaben lernte.

Diese dreißig jungen Jagdgardisten wurden in drei Glieder rangirt; das erste Glied, in welchem die größten standen, erhielt Grenadiermützen, das zweite und dritte Füsiliermützen. So bildete sich an dieser Duodezarmee jener soldatische Sinn heran, der Friedrich Wilhelm's Regierung zu einer, wenn auch nicht vorzugsweise kriegerischen, doch zu einer durchweg militärischen gestalten sollte. Unter jenen dreißig Wusterhäuser Jagdsoldaten wuchsen fünf zu einer ungewöhnlichen Leibesgröße heran. Diese bevorzugte der Kronprinz ganz besonders, stellte sie seinem königlichen Vater, wenn dieser zur Jagd nach Wusterhausen kam, mit Stolz vor, und an ihnen zeigte sich zuerst seine merkwürdige Vorliebe für „lange Kerle", die nach und nach sich zu einer ihn völlig beherrschenden Leidenschaft entwickelte. Als Friedrich Wilhelm (im Jahre 1709) den Feldzug in Flandern mitmachte, nahm er einen Theil dieser seiner Spielsoldaten mit in's Feld, und als er (1713) den Thron bestieg, wurden die sämmtlichen dreißig Wusterhäuser dem ersten Bataillon des Leibregiments einverleibt, desselben Regiments, welches unter der Bezeichnung der „großen Potsdamer Garde" bald eine europäische Berühmtheit erlangte. Die Tradition hat auch die Namen Einiger der ersten großen Wusterhäuser Jagdsoldaten aufbewahrt. Sie nennt vor Anderen den langen Strug und den langen Rasemann, deren Nachkommen noch heute in Gräbendorf bei Wusterhausen leben, unter den Stammvätern jener weltberühmten Potsdamer Riesengarde.

Unter König Friedrich Wilhelm dem Ersten änderte der Ort auch seinen Namen. Das alte Wendisch-Wusterhausen ward nun in Königs-Wusterhausen umgetauft und zugleich zum Hauptorte des Kirchspiels erhoben — eine Neuerung, mit welcher sich übrigens der Particularismus der Nachbardörfer nicht einverstanden erklärte; ja, die Einwohner der letzteren wollten lieber ganz vom Gottesdienste zurückbleiben, als nach Königs-Wusterhausen in die Kirche gehen. So geschah es, daß der König mit der königlichen Familie und den wenigen Personen seines Hofstaates einige Sonntage außer dem Pfarrer und dem Küster die einzigen Anwesenden beim Gottesdienste waren. Aber Friedrich Wilhelm hatte seine Mittel, um die Leute zum Kirchenbesuche anzuhalten. Er ließ einige Compagnien Grenadiere in die übrigen Dörfer des Kirchspiels — Schenkendorf, Deutsch-Wusterhausen, Hoher-Löhme, Nieder-Löhme, Senzig und Zeesen — als Einquartierung legen und befahl, daß am nächsten Sonntag die Grenadiere sämmtlich ihre Wirthsleute mit in die Kirche bringen sollten. So geschah es, daß die Leute buchstäblich in die Kirche „getrommelt" wurden. Nachdem dies einige Sonntage nach einander wiederholt worden, gewöhnten sie sich

Digitized by Google

allmählich daran, die Königs-Wusterhäuser Kirche als ihre Hauptkirche anzusehen, und kamen nun auch von selber, ohne auf die Trommel zu warten.

Obschon Lieblingsaufenthalt Friedrich Wilhelm's des Ersten, scheint Schloß Wusterhausen zu seiner Zeit in seiner inneren Einrichtung noch wenig Behagen und namentlich wenig Befriedigung für den ästhetischen Geschmack geboten zu haben, auch wenn wir den Schilderungen der feinsinnigen und geistvollen, aber etwas zur Uebertreibung neigenden Prinzessin Wilhelmine, späteren Markgräfin von Bayreuth, nicht ganz unbedingten Glauben beimessen möchten.

„Das Gebäude" — so erzählt die Markgräfin in ihren Denkwürdigkeiten — „war von einem Erdwall und einem Graben umgeben, dessen schwarzes und fauliges Wasser dem Styxe glich.* Drei Brücken verbanden dasselbe mit dem Hofe, mit dem Garten und mit einer gegenüberliegenden Mühle. Der nach vornhin gelegene Hof war durch zwei Flügel flankirt, in denen die Herren von des Königs Gefolge wohnten, auf der dritten durch ein Staket geschlossen, an dessen Eingange man zwei Bären — beiläufig gesagt, sehr böse Thiere, welche Jedermann anfielen und erschreckten — als Schildwachen angebunden hatte. Mitten im Hofe befand sich ein mit vieler Kunst angelegter Springbrunnen zum Gebrauche für die Küche. Meine Schwester** und ich hatten für uns und unser ganzes Gefolge nur zwei Zimmer oder vielmehr zwei Dachstübchen. Wie auch das Wetter sein mochte, wir aßen zu Mittag immer im Freien unter einem Zelte, das unter einer großen Linde aufgeschlagen war. Bei starkem Regen saßen wir bis an die Waden im Wasser, da der Platz vertieft war. Wir waren immer vierundzwanzig Personen zu Tische, von denen drei Viertel jeder Zeit fasteten; denn es wurden gewöhnlich nur sechs Schüsseln aufgetragen, und diese waren so schmal zugeschnitten, daß ein nur halbwegs hungriger Mensch sie mit vieler Bequemlichkeit allein aufzehren konnte. Der König saß nie länger bei Tische als bis ein Uhr; er schlief dann bis zweieinhalb Uhr auf einem Großvaterstuhl im Freien, der ärgsten Sonnenhitze ausgesetzt. Wir hatten dieses Vergnügen mit ihm zu theilen und mußten auf der Erde zu seinen Füßen liegen. . . . In Berlin hatte ich das Fegefeuer, in Wusterhausen aber die Hölle zu erdulden. . . ."

Es ist lange her, seitdem Prinzessin Wilhelmine so geschrieben, aber noch heute werden wir bei Betrachtung der inneren Räume des Schlosses und ihrer einfachen, beinahe kasernenhaften Einrichtung lebhaft in die Zeit Friedrich Wilhelm's des Ersten zurückversetzt. Geräumige, etwas düstere Hallen (weil das Tageslicht nur durch die tiefen Fenster an einer der schmalen Seiten Einlaß findet) durchziehen das Schloß seiner ganzen Länge nach. Aus denselben führen an den beiden langen Seiten Thüren in die angrenzenden Logirzimmer.

Eine uralte Linde, wahrscheinlich dieselbe, unter welcher Prinzessin Wilhelmine sich nasse Füße holte, steht auf der dem Schloßgarten zugekehrten Seite. Die Bären am Eingange des Schloßhofes, welche die Prinzessin erschreckten, sind seit lange nicht mehr zu erblicken; dafür steht am Eingange einer der Jagdhallen ein ausgestopfter gewaltiger Bär mit gefletschtem Rachen hoch aufgerichtet; er ist wohl angethan, dem arglos eintretenden Besucher für den ersten Augenblick Schrecken einzuflößen; er ist ein Geschenk des in Berlin wohnenden Hoflieferanten Ewest für Kaiser Wilhelm. Die Wände der Hallen sind mit Geweihen geschmückt; eine Merkwürdigkeit für Jäger in einer derselben ist das große Geweih eines Hirsches, der mit diesem zwischen den Aesten eines Baumes hängen geblieben. Während das arme Thier qualvoll verenden mußte, wuchsen die grünen Zweige um das Geweih herum lustig weiter und haben sich allmählich der Art mit dem Geweih verschlungen, daß das letztere aus dem Baume selbst hervorzuwachsen scheint.

Auf den Consoletischen — außer einigen Stühlen den einzigen Möbels in diesen Räumen — sieht man die mächtigen Schädel einiger Keiler mit den gewaltigen Fangzähnen, ihrer furchtbaren Waffe gegen die verfolgende Meute. Nach dem Umfange dieser Schädel zu schließen, scheint auch die thierische Generation, welche zu Friedrich Wilhelm's Zeiten in den Wusterhäuser Wäldern hauste, eine ungewöhnliche Größe erreicht zu haben. Heutzutage schießt man so große Keiler hier nicht mehr. Ein merkwürdiges Möbel finden wir in dem ehemaligen Schlafgemache des Königs, nämlich seine „Waschtoilette" oder vielmehr — wie der uns führende Diener richtiger sagte — seinen „Waschstein", einen großen Sandsteinblock mit hölzerner Umkleidung und mit einer tiefen, muldenartigen Aushöhlung, auf deren Boden sich eine Oeffnung zum Abfluß des Wassers mit einem Verschlußsteine oder Verschlußzapfen befindet. Man sagt, daß der König, welcher bekanntlich einer der reinlichsten Menschen war, diese Toilette wohl zwanzigmal des Tages benutzte. Das Mittagsmahl wurde unter Friedrich Wilhelm dem Ersten, wie schon Prinzessin Wilhelmine berichtet, nach der Jagd gewöhnlich im Freien, im Schloßgarten, eingenommen:

„Dann saß vor dem Schlosse der fürstliche Jäger
Bei fröhlicher Tafel, das Wildpret darauf;
Die Treiber vom Dorfe, die Hüter und Heger,
Sie füllten die Krüge und warteten auf" —

Der König pflegte einen starken, waidmännischen Appetit zur Tafel mitzubringen, und es ist nicht erklärlich, wie er mit demselben bei der schmalen Kost — wie Prinzessin Wilhelmine sie schildert — bestehen konnte.

In einem Saale des oberen Stockwerks versammelte sich die berühmte Abendgesellschaft des Königs, das „Tabakscollegium". Von den hölzernen Stühlen, die an der langen hölzernen Tafel stehen, sind einige von dem Könige selbst gezimmert worden; er hatte es in diesem Gewerbe zu einer gewissen Fertigkeit gebracht; die übrigen sind in späterer Zeit den ersteren nachgebildet worden. Auch die Köpfe, welche aus den Rahmen an den Wänden mit größtentheils sehr nüchternen Mienen herabschauen, sind Portraits von dem Pinsel dieses Königs, die er zum Theil „in tormentis pinxit" (unter gichtischen Leiden gemalt), obgleich wir nach dieser Unterschrift, die wir unter den lebensgroßen Portraitfiguren seiner Leibriesen im Potsdamer Schlosse häufig erblicken, hier vergebens suchten. Die Originale besaßen übrigens sonst keine andere Berühmtheit, als daß sie eben einmal vom Könige gemalt zu werden die Ehre hatten. In einem anderen Zimmer des Wusterhäuser Schlosses finden wir von des Königs Hand das Bild einer badenden Susanna, über einem Ruhebette hängend, an welches sich eine kleine Anekdote knüpft. König Friedrich Wilhelm dachte nämlich nicht gerade gering von seiner Kunst und sprach öfters selbstgefällig die Ansicht aus, daß er von derselben ganz gut würde leben können, wenn er auch nicht König wäre. Um den Beweis beizubringen, ließ er jenes Bild der badenden Susanna einem Berliner Kunsthandler zum Kaufe anbieten. Dieser zögerte auch nicht, dem Könige den Preis von hundert Thalern dafür zu bieten und wirklich zu zahlen. Er stellte dasselbe darauf in seinem Schauladen zum Verkaufe aus, nachdem er ein Plakat daran befestigt mit der Aufschrift: „Gemalt von Seiner Majestät, dem Könige Friedrich Wilhelm dem Ersten." Diese Unterschrift zu diesem Bilde schien dem Könige doch bedenklich, um so mehr, weil sich nun täglich eine Menge Menschen vor dem Schauladen sammelte, um an der badenden Susanna die Kunstfertigkeit des königlichen Malers zu bewundern. Er wünschte deshalb, den Handel rückgängig zu machen. Aber der industrielle Kunsthändler erwiderte dem königlichen Kammerdiener, welcher den Auftrag hatte, ihm die hundert Thaler zurückzuzahlen und dafür das Bild wieder abzuholen: er lebe von dem Handel mit Kunstwerken und könne daher das Gemälde nicht zu demselben Preise verkaufen, den er selbst dafür gezahlt habe. Wolle der König das Bild wieder haben, so möge er nun dreihundert Thaler dafür geben. Schwer entschloß sich der sparsame König, einen so hohen Preis für sein eigenes Gemälde zu zahlen, aber er mußte doch wohl oder übel einwilligen und rückte mit den geforderten dreihundert Thalern heraus, um das Aergerniß zu beseitigen. So kam die badende Susanna nach Königs-Wusterhausen zurück.

Zu den gewohnten Genossen des Tabakscollegiums kam in Wusterhausen noch der Schulmeister loci. Dieser hatte sich nämlich bei dem Könige dadurch in große Achtung gesetzt, daß es dem Letzteren nicht gelungen war, die aus der Schule heimkehrenden Jungen zu dem Rufe zu bewegen: „Unser Schulmeister ist ein Esel." Die Jungen blieben dabei, daß der Schulmeister ihnen mehr zu sagen habe als der König.

Wenigstens zwei Monate alljährlich wohnte Friedrich Wilhelm in Wusterhausen. Spätestens am 24. August traf er ein und

* Der Graben ist erst 1831 zugeschüttet worden, als seine Ausdünstungen Cholerabefürchtungen aufsteigen ließen; von einem Erdwalle ist nichts bekannt.

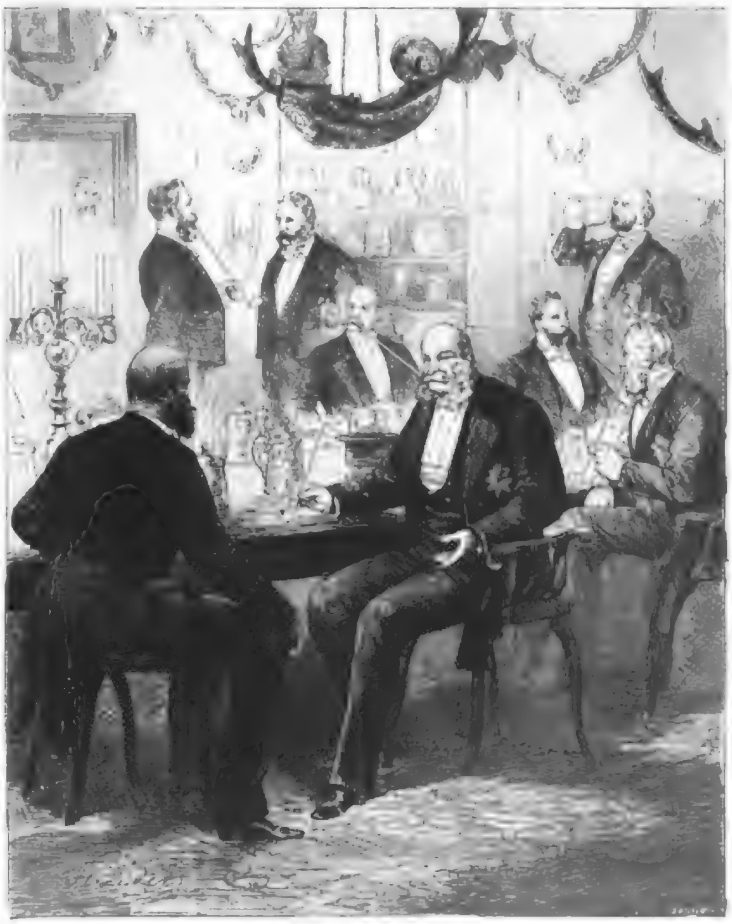
** Prinzessin Charlotte, spätere Herzogin von Braunschweig.

Digitized by Google

Schlafzeit um 4 Uhr. 2. November: Früh 6 Uhr. Wie warm, wie schwer und feucht dicht hier nebelt. Im Schlafsaal ist es kalt. Ich habe mich in meine Decke gewickelt. Um 7 Uhr Frühstück. Kaffee, Brot und Butter. Um 8 Uhr Abmarsch. Ich habe mich in meine Decke gewickelt. Ich habe mich in meine Decke gewickelt. Ich habe mich in meine Decke gewickelt

Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. Was sollte aus dem Staate werden, den er auf Disciplin, Ordnung und Unterordnung gegründet hatte, wenn der Nächste zum Throne, wenn sein Sohn und Erbe diese Ordnung zu durchbrechen wagte! Wenn er Officiere aus des Königs Dienst verleitete, ihren Fahneneid zu vergessen und seine Fahnenflucht zu begünstigen! — Am 27. October fiel die Entscheidung in Köpenick. Sie fiel anders aus, als der König erwartet hatte. Die Richter erklärten sich für „unvermögend, in einer Sache einen Spruch zu fällen, so hauptsächlich eines großen Königs Zucht und Potestat über seinen Sohn betreffe; in den Kriegsartikeln sei nichts enthalten, was auf diesen Fall passe".

„Sie wagen es nicht," dachte der König; „sie wälzen die Verantwortung auf mich zurück. Ich aber will ein Exempel statuiren, damit die Nachwelt nicht sagen möge, ich habe aus Familienrücksichten die Gerechtigkeit schweigen lassen. Fiat justitia, pereat mundus"



Das Tabaks-Collegium: Jetzt.
Original-Zeichnung von H. Lüders.

Die königliche Familie, die Hauptstadt, das ganze Land harrten angstvoll auf die königliche Entscheidung. Die sämmtlichen gekrönten Häupter, auch der Kaiser Karl der Sechste, legten Fürsprache für den Prinzen ein — wer vermag zu sagen, was in jenen bangen Tagen zu Wusterhausen in der Seele Friedrich Wilhelm's vorging? Es mehrten sich die Anzeichen, daß der König in der That entschlossen war, den alten Römerspruch an einem Beispiele aus seinem eigenen Hause zu bewahrheiten. Auch die Verwendung der fremden Mächte würde keinen Einfluß auf den eisernen Willen des Königs gehabt haben, wenn hier nicht andere vaterländische Elemente dazwischen getreten wären, die seinem Herzen näher standen. Es waren dies die alten Generale des Tabakscollegiums, die Natzmer, Buddenbrock, Flanz, der Herzog von Holstein-Beck, der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau und Andere mehr. Die Meinung dieser ehrenwerthen alten Herren, welche bei Hochstedt, Turin und Malplaquet ihre Treue für das Vaterland bewährt hatten und dem Könige bis zum letzten Blutstropfen ergeben waren, gewann endlich die Oberhand über jede andere Regung in des Königs Seele. Als ein Zeugniß jener ehrenhaften Treue und des unerschrockenen Muthes, welcher auch den Unwillen des Königs nicht scheute, wo es galt, ihn von einem furchtbaren Schritte zurückzuhalten, durch welchen der Ruhm und das Ansehen des preußischen Königshauses und des Vaterlandes schwer geschädigt worden wären, hat die Geschichte die Worte des Generalmajors von Buddenbrock aufbewahrt, der in edler Aufwallung die Uniform aufriß und dem Könige zurief:

„Wenn Ew. Majestät denn Blut verlangen, so nehmen Sie meins! Jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen kann."

Während der König noch schwankte, das Urtheil über seinen Sohn zu sprechen, hatte das Kriegsgericht in Köpenick abermals Sitzung gehalten (1. November), um gegen den Lieutenant von Katte als Mitschuldigen des Kronprinzen an seinem Fluchtversuche zu erkennen. Das Urtheil, auf Cassation und mehrjährigen Festungsarrest lautend, lag in der folgenden Nacht zu Wusterhausen dem Könige zur Bestätigung vor, mit demselben zugleich die Verwendungen aus der Familie des Unglücklichen, auch ein rührendes Begnadigungsgesuch von Katte selber: „Ein verdorrender Baum werde noch eine Weile geschont," sagt er darin, „er aber treibe schon neue Knospen der Treue und Anhänglichkeit." Aber es schien, als ob des Königs harter Sinn nur durch ein blutiges Sühnopfer erweicht werden könne. Er schleuderte die Feder, die er schon angesetzt, um das ihm zu milde dünkende Urtheil des Kriegsgerichts zu bestätigen, wieder von sich und dictirte die berühmte Cabinetsordre aus Wusterhausen den 1. November 1730, welche schließt:

„Seine Königliche Majestät seynd in der Jugend auch die Schule durchgelauffen und haben lateinische Sprüchwort gelernt: fiat justitia, pereat mundus. Also wollen Sie hiemit von Recht und Rechtswegen, daß der Katte, ob er schon nach denen Rechten verdienet gehabt, wegen des begangenen crimen laesae majestatis mit glühenden Zangen gerissen und aufgehenket zu werden, in Consideration seiner Familie, mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Wenn das Kriegsrecht dem Katte die Sentonz publicirt, soll ihm gesagt werden, daß es Sr. K. M. leydt thäte, es aber besser, daß er stürbe, als daß die Justice aus der Welt käme.

Friedrich Wilhelm."

Nach dem Tode Friedrich Wilhelm's trat Wusterhausen für lange Zeit in die Dunkelheit zurück. Der nächste Besitzer, Prinz Heinrich, zog das heitere Rheinsberg als Aufenthalt dem düsteren Wusterhäuser Schlosse vor. Nach seinem Tode (1803) wurde das Schloß ausgeräumt und geleert. Die Herrschaft erbte Prinz Ferdinand, der jüngste Bruder Friedrich's des Zweiten. Von diesem ging sie (1813) auf seinen Sohn, den Prinzen August, über, der die Herrschaft bis zu seinem Tode (1843) besessen hat. Die Domäne Königs-Wusterhausen, welche nur einen geringen Theil der Herrschaft bildet, wurde im Jahre 1810, als Napoleon der Erste zur Abtragung der rückständigen Contribution drängte, verkauft. Sie war längere Zeit hindurch im Besitze der Familie Menke, welcher die Mutter des Fürsten Bismarck (bekanntlich die Tochter des Cabinetsraths Anastasius Ludwig Menke, der unter König Friedrich Wilhelm dem Dritten eine einflußreiche Stellung bekleidete) verwandt war. Auch der Vater des Fürsten, Rittmeister a. D. Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck, hatte in der Nähe einen Grundbesitz, die sogenannte „neue Ziegelei", auf welcher der gegenwärtige deutsche Reichskanzler in seiner Kindheit öfters gewesen und — wie Fama sagt — auf Eseln geritten sein

Digitized by Google

soll. Von der Familie Menke, welche den Wandel der Glücksgüter an sich erfahren hat, kaufte die königliche Hofkammer 1868 die Domäne zurück.

Das Schloß zu Wusterhausen schien eine Zeitlang fast ganz in Vergessenheit gekommen zu sein. König Friedrich Wilhelm der Vierte, der bekanntlich kein leidenschaftlicher Jagdliebhaber war, scheint für dasselbe keine Neigung gehabt zu haben.

Erst unter König Wilhelm ist das Schloß in seiner inneren Einrichtung wieder hergestellt und seiner alten Bestimmung zurückgegeben worden, und seit dem Jahre 1863 haben, wie das schon erwähnte Jagdbuch nachweist, hier regelmäßig Jagden stattgefunden. Nur im Jahre 1870 sind dieselben, wie es in des Kaisers eigenhändiger Bemerkung heißt: „aus bekannten Gründen", ausgefallen. Gewöhnlich im Spätherbst, oft auch erst im Winter wird der Besuch des Kaisers und einiger hohen Gäste in Königs-Wusterhausen angesagt. Dann beleben sich wieder die Räume des alten Schlosses, und es bleibt auch kein Winkelchen unbesetzt. Die hohen Herren müssen sich fast sämmtlich, jeder mit einem nicht einmal sehr geräumigen Zimmer begnügen, und das Jagdgefolge wird in den Cavalierflügeln untergebracht. Auch die beiden Zimmer im unteren Stockwerke, welche der Kaiser bewohnt, zeichnen sich nicht vor den übrigen aus. In das Jagdbuch hat der Kaiser eigenhändig das Datum jedes Jagdtages eingetragen. Unter diesem Datum tragen sich die sämmtlichen Gäste, insofern sie zum ersten Male den kaiserlichen Jagden in Wusterhausen beiwohnen, ein. Da begegnen wir nun freilich anderen Namen, als zu Zeiten König Friedrich Wilhelm's des Ersten. Das Jagdbuch nennt unter den Theilnehmern der letzten Jagd (21. und 22. December 1879) unter Anderem: Wladimir, General-Duc de Russie, Wilhelm, Prinz von Preußen, den Grafen Oubril, russischen Botschafter am kaiserlichen Hofe zu Berlin, den König Albert und den Prinzen Georg von Sachsen, den Großherzog von Mecklenburg und Andere.

Auch das Tabakscollegium ist in gewissem Sinne wieder auferstanden. In demselben Saale, wo einst der absolute Monarch sein berühmtes „Rauchparlament" um sich versammelte, finden sich am Abend des Jagdtages der Kaiser und die Theilnehmer der Jagd in ihren einfachen, bequemen Hauskleidern zusammen. An demselben langen hölzernen Tische und auf den Stühlen, welche König Friedrich Wilhelm der Erste und seine Genossen, der Fürst von Dessau, Grumbkow, Seckendorf, seine witzigen Junker, die Gröben und Löben, und sein lustiger Rath Gundling einnahmen, läßt sich auch die heutige Tabaksgesellschaft nieder. Man raucht größtentheils holländischen Tabak. Auch der Kaiser, welcher sonst bekanntlich nicht raucht, bläst hier doch einige Male den Dampf durch das thönerne Rohr. Die Gläser werden aus den irdenen Krügen — nicht mit Ducksteiner oder mit Kövenicker Moll — sondern mit echtem baierischem Bier gefüllt, und die Unterhaltung nimmt ihren heiteren Verlauf, wobei jedoch nicht — wie so häufig in dem Tabakscollegium Friedrich Wilhelm's des Ersten — die politischen Angelegenheiten, sondern die Ereignisse des Tages, die Ergebnisse der letzten Jagd den Hauptgegenstand bilden. Für diejenigen Herren, welche dem Kartenspiele den Vorzug geben, sind einige Spieltische in Bereitschaft gestellt, und für Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse ist durch Aufstellung eines Buffettisches mit kalter Küche in dem Nebenzimmer gesorgt.

Die Ankunft des Kaisers wird in Wusterhausen als ein Fest gefeiert. Möchten die Wusterhäuser sich noch recht oft des Glückes freuen, den Kaiser Wilhelm in dem Schlosse drüben einkehren zu sehen, und möchte es dem greisen Helden beschieden sein, noch häufig bei voller Rüstigkeit und Frische in den Wusterhäuser Forsten dem gewohnten Waidwerke nachzugehen!

Vernünftige Gedanken einer Hausmutter.

Von E. Michael.*

11. Vergeßlichkeit und Vergessen.

Wie viel Leid und Aergerniß bringen alle vergessenen Dinge in die Welt! „Ach, wenn es doch keine Vergeßlichkeit gäbe!" seufzt mehr als eine Hausmutter, wenn sie eben, mit Paketen beladen, aus der Stadt kommt und gerade das Allerwichtigste — *das*, um dessen willen sie ausgegangen ist — vergessen hat.

„Wenn es doch kein Vergessen gäbe!" Welch thörichter Wunsch! Wenn uns der Himmel nicht den großen Segen beschcert hätte, vergessen zu können, wie elend wäre unser Dasein! Müßten wir denn nicht alle großen Schmerzen und kleinen Aergernisse unseres ganzen Lebens mit uns fortschleppen bis an's Grab?

Das „Vergessenkönnen" ist keine Schwäche; es ist eine der segensvollsten Kräfte unseres Geistes; nur kommt es darauf an, *was* man vergessen soll. Ich glaube nämlich bestimmt, daß man auch diese Seelenkraft ebenso streng schulen und in seine Gewalt bekommen kann, wie alle übrigen, daß man, bei einiger Selbstbeherrschung, sich stets zwingen kann, das zu vergessen, was man vergessen will. So aber wie jede Tugend zu einem Fehler, wird jede Kraft unserer Seele zur Schwäche, wenn sie falsch benutzt wird. Wie schön ist, beispielsweise, die Tugend des Mitgefühles bei fremdem Leide, und doch kann sie ausarten in weichlich sentimentalen Weltschmerz; wie groß und herrlich steht der echte Wohlthäter der Menschen da, wie lächerlich und erbärmlich Jener, der da „allen Sperlingen Schuhe schaffen" möchte, und doch entspringt das Thun Beider aus derselben Quelle, aus dem Wunsche, Glück zu verbreiten auf Erden; nur durch die Mittel, welche sie dazu anwenden, unterscheidet sich der wahre Menschenfreund vom lächerlichen Don Quixote.

So geht es mit allen Tugenden und Kräften unserer Seele, so geht's auch mit dem arg geschmähten Vergessen.

Wir dürfen nicht nur, wir sollen und müssen gar viele Dinge vergessen — aber welche?

Wenn ich darüber nachsinne, so ist mir, als bestünde unser Gedächtnißschrein aus mehreren verschiedenen Fächern. Da giebt es nun Erinnerungen, schöne, traurige oder geheiligte, die soll man ganz tief zu unterst legen, wo sie still und sicher ruhen für ewig, ohne durch den rasch wechselnden Inhalt der obern Fächer gestört zu werden. In diesen obersten Fächern aber, da gilt es, Ordnung zu halten.

Wir haben darin nur einen bestimmt begrenzten Raum und können nur Platz schaffen für das Wichtige, indem wir den alten, unnützen Plunder hinaus werfen.

Ihr schüttelt die Köpfe?

O, probirt es nur, Ordnung zu machen in Kopf und Herzen — dann hat gar wunderbar Vieles Platz in dem kleinen Gehirnkästchen. — Hätte jene Frau, die schwer bepackt aus der Stadt kommt, *nicht* den ganzen Weg über an das neue Kleid ihrer Nachbarin gedacht und sich dessen Schnitt und Farbe beständig vor das geistige Auge gehalten, hätte sie lieber an das Kleid ihres Kindes gedacht, das sie heute noch zuschneiden will — sicherlich würde sie dann die Zuthat zu demselben einzukaufen nicht vergessen haben und brauchte jetzt nicht, mit tiefen Seufzern über ihre Vergeßlichkeit, umzukehren, um den weiten Weg noch einmal zu machen.

Was wir im Kopfe behalten *müssen*, ist so gar viel nicht, wenn es ganz *allein* darin steckt. Für besondere Fälle giebt

* Von der so schnell beliebt gewordenen Verfasserin sind unter dem Titel „*Vernünftige Gedanken einer Hausmutter*. Prosa und Poesie" (Leipzig, Ernst Keil) soeben die in unserem Blatte unter dieser Rubrik bereits früher veröffentlichten Aufsätze als Buch erschienen. Diese in der Schule des täglichen Lebens entstandenen, ebenso warmblütigen wie einfachen Aufzeichnungen, welche durch eine Reihe bisher noch ungedruckter gleichartiger Erzeugnisse der Verfasserin eine schätzenswerthe Bereicherung erfahren haben, dürfen bei ihrem inneren Werthe und ihrer sittlichen Gediegenheit wohl einer allgemeinen freundlichen Aufnahme von Seiten der Leser der „Gartenlaube" gewiß sein, dies um so mehr, als es gerade Stimmen aus diesen Kreisen waren, welche den Wunsch nach einer in Buchform zusammengefaßten Sammlung von E. Michael's „Vernünftigen Gedanken" wiederholt dringend aussprachen. Möge das hiermit unseren Lesern dargebotene trefflich ausgestattete Buch (Preis 3 Mark), welches, wie es die Widmung andeutet, die geistige Ausbeute eines vollen Menschenlebens repräsentirt, den deutschen Hausmüttern — denn an diese wendet es sich in erster Reihe — ein bei der ihm innewohnenden Gesundheit und Frische der Lebensansichten stets gern gesehener Freund und Rathgeber werden!

D. Red.

Digitized by Google

es dann noch besondere kleine Hülfsmittel. Der Knoten im Taschentuch ist ein unsicheres, denn wenn du nicht glücklicher Weise den Schnupfen hast, so magst du dir nur gleich noch anders wohin einen zweiten Knoten knüpfen, um den ersten nicht zu vergessen.

Ein besseres Mittel schon ist das Zählen der Dinge, die man sich zu merken hat. „Ich habe sechs Gegenstände einzukaufen; ich will dem Arzte drei Fragen vorlegen; vier dringende Briefe sind morgen zu schreiben ꝛc.“ Diese Zahlen merkst du dir leicht. Besonders nützlich ist es, auf Reisen stets so die Zahl der Gepäckstücke im Kopfe zu behalten. Freilich giebt es auch Leute, bei denen Hopfen und Malz verloren ist, Solche, von denen es heißt: „Gut, daß ihm der Kopf fest angewachsen ist, sonst hätte er ihn sicher auch schon einmal vergessen,“ Solche, die mit unglücklicher Miene dastehen und fragen: „Hatte ich denn nur drei Pakete? Mir ist doch, als hätte ich vier gezählt.“ Das ist traurig. Wer sich nicht einmal die Zahl der Dinge merken kann, die er sich merken soll, für den bleibt nur noch das letzte Radicalmittel — das Aufschreiben.

Ehe wir aber von diesem reden, müssen wir noch eine Eigenthümlichkeit vergeßlicher und zerstreuter Personen erwähnen. Wenn dieselben sich noch auf den Ort zu besinnen vermögen, wo sie zuletzt an das Vergessene gedacht haben, und sie suchen diesen Ort auf, so fällt es ihnen meistens wieder ein.

„Ich weiß es genau,“ seufzt eine Hausfrau, „ich stand im Garten, unter dem Apfelbaum, als ich daran dachte.“

Gut, dann stelle dich wieder unter den Apfelbaum! Sorge aber auch, daß du die Augen nach derselben Richtung kehrst, wie damals! Da stehst du. Dort drüben über dem Zaune liegt der Nachbarin Wäsche auf der Bleiche. Ein Blick darauf, und sofort fällt dir wieder ein, daß du neuen Seifenvorrath bestellen wolltest.

Und jetzt also vom Aufschreiben und Notiren!

Das ist entschieden das beste Mittel, um nichts zu vergessen, nur leider passirt es dann zuweilen, daß wir gerade — das Notizbuch vergessen. Auch verwöhnt dieses beständige Aufschreiben unser Gedächtniß in einem solchen Grade, daß wir bald gar nicht mehr ohne Notizbuch leben zu können meinen und etwas, was wir nicht aufgeschrieben haben, dann jedesmal ganz sicher vergessen.

Geradezu erstaunlich ist es, welch treues Gedächtniß oft Menschen aus den niederen Volksclassen haben, die nie etwas aufschreiben, aber freilich auch nur einzig an die einfachen Vorgänge ihres geregelten Tagewerkes zu denken haben. Ich bewunderte darin einen Schuhmacher, der drei Personen Maß nahm, ohne sich die zusammen etwa fünfzehn verschiedenen Nummern dieser Maße zu notiren.

„Sie schreiben es aber doch dann zu Hause auf?“ fragte ich.

„Wäre nicht übel!“ meinte er; „habe ich doch die Maße von zwanzig Kunden genau im Kopfe.“

Ein ähnlicher Gedächtnißkasten ist meine alte Gartenfrau. Die weiß es genau zu sagen, auf welchem Beet vor zehn Jahren die Bohnen gestanden haben oder vor fünfzehn die Gurken, und wenn irgend ein Geräth durch lange Jahre nicht benutzt worden ist, braucht man nur die Alte danach zu fragen; sie weiß es gewiß, wo es Anno dazumal aufbewahrt wurde. Sie weiß es, die siebenzigjährige einfache Frau, die nicht ihren Namen schreiben kann und nie ein anderes Buch gelesen hat, als Bibel und Gesangbuch. — Ein Beweis, daß die vielen Gedächtnißübungen, mit denen man die heutige Jugend quält, nur dann das Gedächtniß wirklich kräftigen, wenn damit auch gleichzeitig eine gewisse strenge Schulung und Erziehung dieser Geisteskraft Hand in Hand geht. Wo aber diese fehlt, da werden gerade die gedächtnißstärksten Menschen oft die vergeßlichsten; hundert komische oder drastische Beispiele zerstreuter Gelehrten beweisen es täglich.

Die Beobachtung des außerordentlich klaren und treuen Gedächtnisses Ungebildeter drängt uns aber auch die Frage auf, ob wir es ihnen nicht auf irgend eine Weise nachthun können. Ja, wir können für bestimmte kurze Zeiträume unseren Kopf ebenso klar machen, wie es der des Schusters und der alten Gartenfrau ist, indem wir ihn freiwillig ebenso — leer machen.

Wer jemals die mühevolle und complicirte Pflege eines geliebten Schwerkranken besorgt hat, der versteht vielleicht am besten, wie ich das meine. Es kommen bei solcher Pflege Stunden, ja ganze Tage, wo wir die Kraft haben, aus unserem Gedächtniß so vollständig jeden anderen Gedanken auszulöschen, daß nichts mehr darin bleibt, als nur der fortschreitende Zeiger der Uhr, der uns angiebt, was in jeder einzelnen Minute bei dem Kranken zu geschehen hat. „Auf Ihre Pünktlichkeit kommt jetzt Alles an,“ hat ja der Arzt gesagt. An dieser unserer Pünktlichkeit hängt also das Leben des Heißgeliebten, und wir denken nichts — nichts mehr, als diese rettende Pünktlichkeit. Auf die Minute genau werden alle Vorschriften befolgt, und nicht die geringste Kleinigkeit wird vergessen. Haben wir doch nicht nur unser Denken, nein, selbst unser Fühlen in diesen engen Kreis gebannt! Still und todt ist es geworden in dem zuckenden Herzen; wir haben eine eiserne Mauer um all unser Denken, Fühlen und Erinnern gezogen. Es ist, als sei der Kranke, der dort liegt, für uns nur ein willenloser Körper, dessen Schmerzensausbrüche und Fieberphantasien uns ruhig lassen; keine Ahnung seines möglichen Scheidens darf unsere Seele streifen.

Nur wo dieses Concentriren aller geistigen Fähigkeiten auf die Pflege und Wartung errungen werden kann, wird die Pflege ebenso gut sein, wie die einer geschulten fremden Wärterin. Wenn du dem Theuersten, was du auf Erden hast, nicht fremd zu werden vermagst in der Stunde der Gefahr, dann taugst du nicht an sein Schmerzenslager.

Aber — du kannst es auch; du kannst vergessen, was dieser Kranke dir jemals war und ist, um — nicht die Minute für die vorgeschriebene Arznei zu vergessen, oder die Zahl seiner Pulsschläge oder die Temperatur des Thermometers. So groß, so unumschränkt ist unsere Gewalt über unser Gedächtniß.

Nicht nur im Schmerz, auch in der Freude müssen wir oft die gleiche Herrschaft darüber bewahren. Seht da die Brautmutter am Hochzeitstage der geliebten Tochter! Vergessen muß sie, daß dieses Kind heute für immer von ihr scheidet, vergessen die Träume von Glück, die sich in die Zukunft desselben hinausspinnen, und die Aufregung der jüngsten Vergangenheit, vergessen Alles, was ihr Herz so stürmisch bewegt, um nicht vielleicht darüber — den Hochzeitskuchen in der Ofenröhre zu vergessen.

Ja, unsere Gedanken losreißen von den Gegenständen, die sie mit Macht gefangen halten, und sie mit Schärfe und Klarheit auf tausend Kleinigkeiten richten, das ist das bittere, aber auch einzig wirksame Recept gegen die Vergeßlichkeit bei wichtigen Veranlassungen.

Wie aber bekämpft man diesen bösen Erbfeind im gewöhnlichen Lauf des Alltagslebens?

Da muß das schon oben erwähnte „Ordnung halten“ in unserm Gedächtnißschrein eintreten. Wir können nicht, wie bei großen Ausnahmefällen, Alles hinauswerfen, was darin ist, aber wir können, wie der Volksausdruck ganz richtig sagt, „unsere Gedanken hübsch ordentlich zusammen nehmen“.

Jeder von uns hat die Aufgabe, den größeren oder kleineren Gedächtnißraum, den ihm Mutter Natur bescheert hat, so nützlich und zweckmäßig wie möglich auszufüllen, nicht aber, wie manches Mädchen seine Schubfächer, mit altem Flitterkram und Naschwerk, neben dem die nöthigen Dinge nicht mehr Raum haben.

Da giebt es zum Beispiel Frauen, die sich mit fast grauenhafter Genauigkeit jedes Wort merken, welches sie jemals haben sprechen hören, die dich moralisch niederschmettern können durch Wiederholung einer vor Jahren flüchtig hingeworfenen Bemerkung, welche vielleicht deinen heutigen Ansichten entgegenlautete. — Es giebt wieder Andere, die ebenso genau vom ersten Ball an, den sie besuchten, bis zur zuletzt stattgefundenen Kaffeegesellschaft herzählen können, welche Toiletten die sämmtlichen Theilnehmer dieser Feste getragen haben. Noch Andere haben das gleiche treue Gedächtniß für Speisen und Getränke oder für Handarbeiten. Eine vierte Sorte — und es ist die schlimmste — vergißt nie ein Aergerniß, einen Streit, ein unangenehmes Ereigniß. Ob auch der Sohn solch einer Mutter selbst schon Vater wäre, immer noch zählt sie bis in's letzte Detail alle seine Kinderkrankheiten auf und weiß genau, wie viel Brauschen er sich als Schuljunge an die Stirn gestoßen hat. So oft sie es aber herzählt, jammert sie darüber ebenso herzbrechend, wie vor dreißig Jahren.

Von allen diesen Frauen kann man fast mit Bestimmtheit annehmen, daß sie — vergeßlich sind. Sie haben ihren Kopf so voll gepfropft mit überflüssigem Ballast, daß kein Platz darin bleibt für die Bedürfnisse des Augenblickes; sie haben ihr Gedächtniß so ermüdet, so abgestumpft durch das beständige Wiederholen alter Ereignisse, daß ihm die Spannkraft verloren gegangen

Digitized by Google

ist für die rasch wechselnden Anforderungen jedes neuen Tages. Sie Alle müssen vergessen lernen, wenn sie die fatale Vergeßlichkeit los werden wollen. Aber nicht nur aus jenen engherzigen, kleinlichen Naturen recrutirt sich das Heer der „Vergeßlichen". Auch ein edler interessanter Theil unserer Mädchen- und Frauenwelt liefert sein ansehnliches Contingent dazu. Es sind — die Träumerinnen unter uns.

Wie süß und herzerquickend ist ein waches Traumstündchen, wo man Bild um Bild an der Seele vorüberschweben läßt und all seinen Gedanken freie Audienz giebt, wo auch das tiefste, verborgenste Fach der Erinnerung sich aufthut und seine heiligsten Schätze an's Licht bringt! Wer kennt nicht den Zauber solcher Stunden, wer möchte nicht jedem fühlenden und denkenden Wesen den Genuß derselben gönnen?

Ja, träumt nur, ihr jungen Mädchen und Frauen, träumt nur, ihr gewiegten Matronen, die ihr eine Stunde stiller Einkehr in euch selbst vielleicht noch nöthiger habt! Aber wenn der einsame Spaziergang, der Sonntagsmorgen im stillen Kämmerlein, der Mondabend im duftigen Garten vorüber ist, dann habt auch die Kraft, mit allen euren Gedanken wieder in die Gegenwart zurückzukehren und mit Herz und Verstand bei dem zu sein, was sie von euch fordert!

Die alten lieben Erinnerungen, die goldigen Zukunftsträume dürfen nicht Theil haben an der Zubereitung des Mahles; sie dürfen nicht mit an das Bügelbrett und an die Nähmaschine treten. — Hinab, hinab mit ihnen in's stille Heiligthum eurer Seelen, oder — verlaßt euch darauf! — die abscheuliche Vergeßlichkeit wird durch das versäumte Vergessen gerächt.

Blätter und Blüthen.

Chinesen in Steyer. Wer hat nicht schon von der Werndl'schen Waffenfabrik in der so freundlich gelegenen oberösterreichischen Stadt Steyer gehört? Als ein schlichter Waffenschmied, der sich selbst heraufgebildet, hat Werndl dort im Laufe der Jahre eine Industriewerkstätte geschaffen, die heut in ihrem speciellen Arbeitszweige eben so eigen wie großartig dasteht. Im Anfange der siebenziger Jahre machte der strebsame Fabrikant seine zusammengelegten Werke zum Besitzthum einer gegenwärtig noch blühenden Actiengesellschaft. Wie Krupp in Essen die vollkommenste Kanone in alle Welttheile führte, so ist der Name Werndl wohl für immer mit der Hinterladerbüchse, dem Universalgeschoß der Einzelbewaffnung, verknüpft. Es wird im Bereiche der Civilisation jetzt wohl kaum ein Heer geben, das nicht wenigstens versuchsweise einen Theil seines Schußwaffenbedarfs aus dieser Fabrik entlehnt hätte.

Ganz außerordentlich bezeichnend für die Verhältnisse der Gegenwart ist es, daß in den letzten Jahren arg en und weitgreifenden Darniederliegens von Handel und Gewerbe einzig und allein die Fabrikation von Producten für Kriegsmaterial einen in hohem Grade schwungvollen Betrieb entfalten und einen erheblichen Gewinn abwerfen konnte. Nach allen Seiten hin, auf allen Märkten und allen Gebieten friedlicher Arbeit schwere Verluste, Mangel an Absatz, beispiellose Stockung des Bedarfs und der Nachfrage. Die Fabriken Werndl's aber sahen sich von dieser allgemeinen Krisis nicht berührt; ihre Thätigkeit steigerte sich vielmehr über alles Erwarten, und bei dem Sinken aller andern Werthseffecten behaupteten die sogenannten Werndl-Actien auf der Wiener Börse ein Aufgeld von sechzig und mehr Procent. Aus allen Himmelsgegenden gelangen ununterbrochen kolossale Hinterladeraufträge nach Steyer. Die Regierungen Deutschlands, Oesterreichs, Frankreichs und neuerdings auch Schwedens bezogen von dorther die Schußwaffen für ihre Armee, und um diesem Verlangen zu genügen, fand ein Heer von sieben- bis achttausend geschulten Arbeitern ununterbrochene Arbeit in den betreffenden Fabriken. Das deutsche Reich führte nach Beendigung des französischen Krieges eine vollständige Neu-Armirung in Betreff der Schußwaffen ein und bezog seinen Bedarf an Mauser-Gewehren ausschließlich von Werndl in Steyer.

Erst in der letzten Zeit erfolgte ein Nachlassen der Aufträge und eine Reduction der Arbeitskräfte. Da kommt plötzlich eine überraschende Nachricht aus — China! Die dortige Regierung sei mit der österreichischen Waffenfabrikgesellschaft in Unterhandlungen getreten, denen der Abschluß auf Lieferung von zwei Millionen Hinterladergewehren neuesten Systems, zum Durchschnittspreise von zwanzig Gulden pro Stück, sofort folgen würde. Eine Militär-Commission, bestehend aus einem Feldmarschall, einem General, einem Oberst, einem Major, Hauptleuten und subalternen Officieren, wird in dem oberösterreichischen Städtchen Einzug halten, um Verträge abzuschließen, die gefertigten Schußwaffen zu prüfen, zu übernehmen und in die ferne Heimath zu senden.

Und weil ein Geschäft einen Auftrag in dem Umfange von zwei Millionen Stück Feuerwaffen in kurzem Termine nicht erledigen kann, werden jene chinesischen Militärs sich vor der Hand in Steyer häuslich einzurichten haben. Welch ein interessantes Culturbild moderner Verkehrsbewegung! An den Ufern der Enns eine Colonie chinesischer Gentlemen, in den Händen der bezopften morgenländischen Gestalten eines der raffinirtesten Producte moderner Civilisation und Technik — der Hinterlader! Der Vorgang giebt aber zugleich einen bedeutsamen politischen Wink. Man sieht, es ist den Chinesen Ernst mit ihren Vorbereitungen zum Widerstande gegen Rußland. Wie sie bereits die Forts ihrer wichtigsten Seehäfen mit Krupp'schen Geschützen armirten, soll die Kunst Werndl's in Steyer nun auch ihre Landarmee zeitgemäß ausrüsten wider einen etwaigen Angriff des russischen Kolosses. Z.

Phosphorescirende Anstriche im Dienste des täglichen Lebens. Aus dem verbesserten Kanton'schen Phosphor, dessen Bereitungsmethode in unserm Artikel „Geborgtes Sonnenlicht" (Nr. 1 des laufenden Jahrgangs) angegeben wurde, hat ein englischer Ingenieur, Mr. Balmain, Oelanstrichfarben hergestellt, welche eine lange Winternacht hindurch intensiv leuchten, wenn sie vorher nur wenige Stunden einem mäßigen Tageslichte ausgesetzt gewesen sind.

Da diese Anstrich-Masse eine ziemliche Wetterfestigkeit zu besitzen scheint, so läßt sie sich nicht nur für Illuminationszwecke (leuchtende Grotten, Statuen, Namenszüge ꝛc.), sondern auch für äußerst praktische Zwecke anwenden, wie leuchtende Straßen-Namen, Wegweiser, Aufschriften, Thurm-Uhren, Namen unter Klingelzügen, Erleuchtung feuergefährlicher Orte (Pulverthürme) ꝛc. Eine originelle Benutzung ist die Erleuchtung von Eisenbahn-Tunnels, für welche es genügt, wenn die äußere und innere Decke der Waggons mit dieser Farbe angestrichen wird.

Eine interessante Illustration zu dem alten Satz, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt, hat F. B. Dickins in einer chinesisch-japanesischen Encyklopädie gefunden, in welcher der Artikel Ye (Malerei) unter Anderem Folgendes erzählt: „Ein gewisser Sü Ngoh besaß einen gemalten Ochsen, der jeden Tag den Bildrahmen verließ, um grasen zu gehen, und des Nachts dorthin zurückkehrte, um darin zu schlafen. Das Gemälde kam in den Besitz des Kaisers Tai Tsung aus der Sung-Dynastie (976 bis 988 unserer Zeitrechnung), der es seinen Hofleuten zeigte und eine Erklärung von ihnen verlangte, die aber Niemand zu geben vermochte. Endlich sagte ein Buddhisten-Priester, die Japanesen fänden eine leuchtende Substanz in dem Körper einer Art Auster" — Kanton's Phosphor wurde sonst durch Glühen von Austerschalen mit Schwefel dargestellt — „die sie sammelten und unter Farbe mischten, um so Gemälde herzustellen, die bei Tage unsichtbar und bei Nacht leuchtend seien." — „Es ist kein Zweifel," setzt der Autor der Encyklopädie hinzu, „daß man, wenn gesagt wird, der Ochs verlasse am Tage den Bildrahmen, um grasen zu gehen, einfach gemeint hat, daß das Bild des Ochsen bei Tage nicht sichtbar sei." Will man ein solches Bild oder die leuchtende Schrift auch bei Tage sichtbar haben, so braucht man die weiße Farbe nur auf einem schwarzen Grunde zu verwenden, z. B. bei Wegweisern.

Nachträge zum Artikel über die internationale Fischerei-Ausstellung. Bei der großen Bedeutung, welche der Transport respective die Aufbewahrung lebender Fische für Nationalökonomie und Naturwissenschaft hat, halten wir es für unsere Pflicht, auf einen Apparat hinzuweisen, der sich bei Gelegenheit der internationalen Fischerei Ausstellung in Berlin, wie nachträglich zu constatiren ist, glänzend bewährt hat. Es ist der „Luftwasserstrahlapparat" von Karl Feise in Hannover. Das Princip desselben beruht in der steten Versorgung des Behälters mit Luft, die vermittels eines Wasserstrahles in der Längsrichtung des Gefäßbodens eintritt. Die Brauchbarkeit des Apparates bezeugte am besten die Specialausstellung von Lindenberg (Berlin), in dessen Aquarien der überaus empfindliche Hering und andere bisher schwer versendbare Fische tagelang beobachtet werden konnten. Gustav Schubert.

Nachrichten über Vermißte. Auf die Nachfrage in Nr. 26 über Georg Ries (8) wird uns von dem großherzoglich sächsischen Inspectorat der Landesheilanstalten in Jena sowie von dem Abtheilungsarzte, Herrn Dr. Villers daselbst, geschrieben, daß Ries, der am 7. Juni aus der dortigen Irrenanstalt beurlaubt worden war, in Leipzig aufgegriffen und am 22. Juni wieder in die Jenaische Anstalt zurückgebracht worden ist, wo er sich noch befindet. Von der Mutter, der dies sofort gemeldet wurde, ist uns keine Mittheilung darüber gemacht worden.

Dem Charles August Haller zu Kurrachee in Ostindien zur Nachricht, daß als sein einziger Verwandter noch ein Bruder seines Vaters lebt: Peter Haller, großherzoglich hessischer Oberconsistorialkanzlist in Darmstadt, Roßdorferstraße 49.

S. Eitrand zu Indre Kwaröe in Nordland (Norwegen) zur Nachricht, daß, laut einer Auskunft, die wir der Gefälligkeit der Stadtpolizeiverwaltung in Memel verdanken, der elternverlassene Jul. Heinr. Knutson dort vergeblich nach Verwandten mütterlicherseits suchen würde.

Gefunden: Nr. 9. Friedrich Weber, der als Werkführer der Centralwerkstätte der türkischen Eisenbahnen in Jedi Konlé angestellt ist.

Kleiner Briefkasten.

H. K. in E. Sie finden die Werke in jedem Conversationslexicon verzeichnet. Sehen Sie die Artikel über die betreffenden Länder nach!

Frau Wittwe N. in Amsterdam. Ihre Gabe von 10 Fl. holl. ist an Herrn Arnold Wellmer abgegangen.

A. L. in M. Unmöglich! Wir müssen uns auf Fälle von ganz besonderer Natur beschränken. Solche Ansuchen gelangen allwöchentlich dutzendweise an uns.

N. in K. Wir geben kein Gutachten über Heilmittel ab.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by G

№ 34. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Am Meer.

Alle Rechte vorbehalten.

Aus den Papieren eines Arztes von C. Lionheart.

1.

„Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer,
Sei mir gegrüßt zehntausendmal
Aus jauchzendem Herzen!"

Heine.

„Könnte ich gleich ein Fuhrwerk nach dem Eichenhof haben?" fragte ich den Wirth „Zur goldenen Sonne", indem ich den letzten Fuß von der hohen Stufe des Marterkastens herabzog, dem ich meine armen Glieder auf der letzten Station hatte anvertrauen müssen. „Der Baron hat doch keinen Wagen geschickt?"

Der kugelrunde Wirth mit dem kirschbraun angelaufenen, jovialen Gesicht schüttelte den dicken Kopf; dann wühlte er sich nachdenklich in dem Kraushaar und rief laut über den Hof fort nach „Jochen", der mit der gehörigen Langsamkeit in der Stallthür erschien. Die Leute hier zu Lande schienen alle übermäßig viel Zeit zu haben.

Jochen kam schwerfällig, einen Strohhalm zwischen den Zähnen kauend, auf uns zu, gab als Zeichen des Grußes der Mütze noch einen leisen Ruck, daß sie vollends im Genick saß, glotzte uns aus runden hellblauen Augen ziemlich ausdruckslos an und hatte auf das Examen seines Herrn immer dasselbe phlegmatisch langsame:

„Neeh, dat gäht nich, Herr."

Die „Liese" wurde beschlagen; der „Foss" war mit dem Milchwagen nach Grauwald; an der Chaise war die Deichsel caput, und den kleinen Kremser hatte ja Na'ber (Nachbar) Ohlerich geliehen, kurz, es stellte sich heraus, daß meine übergroße Eile wahrscheinlich umsonst gewesen, wenn sich bei irgend einem der Ackerbürger des Oertchens nicht Pferd und Wagen auftreiben ließ. Mit dem nächsten Zug erwartete man mich ohne Zweifel auf dem Edelhof und schickte ein Fuhrwerk an die Bahnstation. Was nützte mir das aber? Sollte ich in dem fürchterlichen Omnibus noch einmal den Weg zurück machen? Bei allen Göttern nicht! Lieber den Weg zu Fuß nach Eichenhof antreten. Ich fragte den Wirth, welcher sich rathlos hinter dem Ohre kratzte, wie weit es bis dort sei?

„Zwei Meilen." Und der Abend brach schon herein. Zu Wasser sei es freilich nur eine Viertelstunde quer über die Bucht hin, erklärte der Wirth. Die Lichter, die ich da drüben schimmern sähe, wären die vom Dorfe Eichenhof; er wolle 'mal gleich nachsehen, ob einer der Knechte mit dem Boot zu Hause sei; denn selber rudern (und dabei sah er mit geringschätzendem Mitleid meine geschonten Hände an) könne ein Stadtherr doch wohl nicht.

Dem Jochen mußte ein Einfall — etwas Seltenes in seinem Leben — gekommen sein. Er brauchte eine geraume Zeit, sich mit dem Einfall vertraut zu machen; denn er ließ seinen Herrn und mich während einer Weile noch hin- und herberathen, nachdem sich herausgestellt, daß keiner der Fischerknechte zur Hand sei.

„J, Herr," meinte er gedehnt, „dat Frölen is jo man eben irst hier west, ward denn wol noch nich furt sin, dat Eichenhof-Frölen, Herr."

Für mich waren diese Worte natürlich ohne Bedeutung, während sie für den Wirth eine zu haben schienen; denn sein Vollmondgesicht glänzte noch einmal so freundlich, und urgemüthlich meinte er:

„Na, Herr Doctor — Sie sind ja wohl der Herr Doctor oder Professor, den sie auf dem Schloß erwarten? — dann könnten wir ja Courage fassen; ich werde 'mal laufen und nachsehen, ob das Eichenhofboot noch unten liegt. Oder kommen Sie man lieber gleich mit, Herr Doctor!"

Den Mann mit den kurzen Beinen „laufen" zu sehen, wäre zu anderen Zeiten ein unbezahlbares Vergnügen gewesen. Mir aber war furchtbar ernst zu Muthe, und der Boden brannte mir unter den Füßen. Meine Finger knitterten das bedeutungsvolle Telegramm, das mich aus meinen Berufspflichten, aus meiner Ruhe und Behaglichkeit herausgerissen, in der Rocktasche, während wir den langen schmalen Bauerngarten entlang dem Strande zu gingen. Mein Wirth hielt die beiden hohlen Hände wie eine Trompete gegen den Mund und rief ein kräftiges „Hallo" nach dem andern.

„Ho — ho!" antwortete es schallend; mein Begleiter spähte erwartungsvoll in das Halbdunkel hinaus und schien wirklich in der Ferne etwas zu sehen — und dann sah ich auch etwas, ein dunkles unförmiges Etwas, das sich nachher als schwerfälliger Kahn kundgab, eine hochragende Gestalt, die unbeweglich am Steuer saß, und einen Mann, der, die Hosen in den hohen Wasserstiefeln, den Südwester im Nacken, überrascht in der Beschäftigung inne hielt, das Fahrzeug vom seichten Ufer über den knirschenden Meeressand fort in's Wasser zu schieben. Seine braunen sehnigen Hände — ich sah es jetzt, als ein bleiches Mondviertel die dunkle Wolkenschicht durchbrach — stemmten sich fest gegen den Bootsrand, während er den Kopf rückwärts uns zugewandt hielt.

„Na, Herr Jürs, denn man fixing!" rief er uns aus voller Kehle entgegen.

Mein Wirth, der außer Athem war und pustete und keuchte, ohne zu Worte kommen zu können, brachte nur „Professor, Hauptstadt!" hervor. Das wirkte wie ein Zauberwort. Mit einem Rucke war das Boot zurück am Ufer, und der Mann hielt mir

Digitized by Google

diensteifrig die braune Hand zur Hülfe beim Einsteigen hin. Er lächelte stillzufrieden in sich hinein, als sein Blick meine Hünengestalt überlief. So etwas imponirt den Söhnen des Meeresstrandes mehr, als Titel und Würden. Die Kraft, die rohe elementare Kraft ist Capital; sie schätzen diese daher naturgemäß am höchsten.

Das „Frölen" saß bereits im Boot; sie war aufgestanden. Ich bewunderte, wie fest und sicher sie sich auf ihren Füßen hielt, während der Bootsknecht uns in das zischende Element hinein schob. Sie reichte mir eine weiße kräftige Hand über die Bänke fort und setzte sich erst wieder, als nun Korl (so nannte sie ihn) sich zu uns hinein über den Bootsrand schwang, daß das Fahrzeug einen Moment gefährlich von einer Seite zur andern kippte. Viel von ihr sehen konnte ich bei der schwachen Beleuchtung nicht: zwei handbreite, helle Zöpfe, die ihr im Nacken bis über die Hüften hinunter hingen, ein Auge, das hell und klar wie Diamant zu leuchten schien, und ungewöhnlich kräftige Gliedmaßen, die ein dunkler Regenmantel von schwarzem Wachstuche übrigens vollständig verhüllte.

„Frölen, segeln?" fragte Korl.

Sie nickte. Er wickelte das Tau um das Focksegel schnell vom Maste los, und das Frölen hatte die feste, unbekleidete Hand sofort auf dem Steuer. Unser Boot legte sich auf die Seite; zischend durchschnitt der Kiel die aufbäumenden Wogen. Wie ein Aar durch die Lüfte schoffen wir blitzschnell dahin, und falkengleich scharf durchdrangen des Mädchens helle Augen aufmerksam das Halbdunkel.

Ich hätte an das Mädchens die Frage richten können, die mir in der Seele brannte, aber sie saß so ernst und still am Ruder, wie eine Nonne — und dann giebt es Fragen, vor deren Antwort es einem bangt.

Um uns heulte unheimlich der Wind. In den Segeln pfiff er und die Raa ächzte und knarrte beunruhigend.

Wie in dunkler stürmischer Octobernacht tobten die Elemente — eine passende Begleitung des Familiendramas, dem ich entgegen ging! Ein paar Mal schossen die Spritzwellen am Kiel empor und versprengten sich gleich Sprühregen über unser Boot hin. Gleichmüthig trocknete das „Frölen" mit dem Rücken der linken Hand die Salzdouche von der Stirn, während die rechte nicht einen Moment das Steuer losließ.

„Möchten Sie mir wohl die Kapuze über den Kopf ziehen, Herr Professor," sagte sie mit ihrer klangvollen hellen Stimme, als verstünde sich das von selbst. Sie zuckte auch nicht prüde zurück, als meine Finger zufällig dabei ihren warmen Hals berührten; sie dankte auch nicht einmal. Ohne alle Ziererei und übertriebene Anerkennung nahm sie einen Dienst hin, den sie wohl ebenso bereitwillig mir und jedem Anderen geleistet hätte.

Wir sprachen kein Wort mehr mit einander, und ich hatte Zeit, meine Gedanken wandern zu lassen, weit, weit fort in eine längst versunkene Vergangenheit:

So werde ich also — sprach ich zu mir selbst — die kleine Ina wiedersehen. Aber aus der kleinen Ina Maltiz ist inzwischen eine große Baronin Bassowitz geworden. Sie hatte mich rufen lassen; sie hatte also wieder einmal, nach Jahren einmal, ihren Hans „gebraucht", und mit der Herrschsucht, die sie dem guten Jungen gegenüber immer geübt, hatte sie einfach commandirt. Als sie rief, hatte der Professor Hans natürlich bereitwillig seine Memoranda für den nächsten Vortrag bei Seite geworfen, gerade so wie vor Jahren der Primaner Ovid's Metamorphosen. O, ich erinnere mich noch deutlich der Scene von damals: während ich eifrig las, lugte das Dämchen, auf den Fußspitzen stehend, in das Parterrefenster des Pfarrhauses und rief den Studirenden weinerlich als Retter an. Ina — ich weiß noch, wie sie damals aussah — hatte das große graue Perlhuhn, den Liebling ihres Vaters, mit einem kühnen Wurfe mitten in den Ententeich geschleudert — es sollte durchaus schwimmen lernen, wie die jungen Enten. Als es nicht wieder zum Vorschein kam, wurde ihr angst und bange, und sie rief jämmerlich nach mir. Natürlich warf ich, schnell bereit, den Rock ab und watete bis zur Brust in das ziemlich tiefe Wasser, rettete ihren halbtodten Liebling, wickelte ihn ihr in die Schürze und erhielt dafür ein gnädiges Kopfnicken.

Das ist nun lange, lange her! wir hatten uns sehr lieb damals, und als wir herangewachsen waren, nahm wohl Jeder in unserer Umgebung stillschweigend an, daß wir für's Leben zusammengehören würden. Ob es meinem Vater ganz recht war, das seine zierliche Edelfräulein als künftige Tochter betrachten zu sollen, habe ich manchmal bezweifelt. Er war aus reicher Schulzenfamilie, und obschon ein grundgelehrter und studirter Herr Pfarrer, hatte er doch seinen echten, starren Bauernstolz, der es nicht gern sah, wenn Einer sich über ihn stellte. Graf Maltiz, Ina's Vater, hätte nichts gegen die Partie gehabt, glaube ich. Er war der jovialste, gutmüthigste Kerl, den meine Augen je gesehen; er lebte und ließ leben und war jedem ein guter Camerad, der mit ihm „Rothspohn" trank und auf die Jagd ging. — — Als ich nach dem dritten Semester in den Ferien nach Hause kam, fand ich alles verändert: Ina's Vater war plötzlich gestorben. Der Verkehr zwischen dem Schloß und der Pfarre hatte fast gänzlich aufgehört, und das fremde kühle Wesen der Familie Maltiz hielt mich fern. Heimliche Rendezvous im Schloßgarten gab es wohl noch, aber Ina war doch verändert, verlegen oder herrisch in seltsamer Abwechselung, und ich, der gute dumme Michel, der unter den Commilitonen für ein Licht galt, ich ließ mir das Alles harmlos gefallen, und als dann wieder eine hübsche Zeit in's Land gegangen war — ich befand mich gerade im Staatsexamen — erhielt ich die Anzeige von der Verlobung der Comtesse Iduna von Maltiz mit einem Andern — und dann wurde sie Baronin Bassowitz — ich weiß wohl: ohne Liebe.

„Komm, Hans, hilf mir!" hatte sie mir nun telegraphirt. Ihr Nothschrei rührte mich. Nichts gab es, was mich halten durfte. Noch ehe man mich dort im Eichenhof selbst erwartete, war ich unterwegs.

Aber was war mir, im Grunde genommen, heute noch die Baronin Bassowitz? Und doch begann mein Herz immer heftiger zu klopfen, je näher ich die hellerleuchteten Schloßfenster herüberglänzen sah. — —

Als wir am Dorfe landeten, griff gleich ein Dutzend rüstiger Hände vom Steg herab nach dem schaukelnden Boot. „Das Frölen" schwang sich behende hinauf, befahl Korl kurz, mich zu geleiten, und bewegte sich schnell die Eichenallee entlang, die auf den Edelhof mündete. Korl, eine Stalllaterne, die man ihm gegeben hatte, hin und her schaukelnd, in der ein qualmender Docht glomm, ging schweigend neben mir unter den uralten weitschattenden Bäumen.

Ich hielt es für an der Zeit, endlich zu erfahren, welcher Ursache ich die schleunige Herberufung verdankte.

„Ist Jemand im Schlosse krank?" fragte ich zögernd den Mann.

„Neeh," sagte er gedehnt.

Sollte ich weiter forschen? Immer angstbeklommener wurde mir zu Muthe. Mein Gott, was konnte Ina geschehen sein, daß sie mich zu ihrer Hülfe herbeirief? Behandelte ihr Mann sie unzart? Meine Phantasie arbeitete kräftig. Die Leute hier zu Lande kannte ich ja; unter ein wenig äußerer Politur verbirgt sich bei ihnen ein gut Theil rücksichtsloser Brutalität — und meine arme zarte, zerbrechliche Blume in rohen Fäusten! Fix und fertig stand das tragische Schicksal meines Lieblings mir vor Augen, ehe ich noch den Fuß auf die Freitreppe des Schlosses gesetzt. Meine Voreingenommenheit gegen den Schloßherrn war so groß, daß ich kühl und steif die artige Verbeugung des imposanten Herrn erwiderte, der, ein Windlicht in der Hand, von einer stattlichen Reihe von Dienern umgeben, im Portal stand. Natürlich werde ich der Willkür dieses Wütherichs meine holde Ina entreißen, sagte ich mir; meine Hand werde ich schützend über sie breiten. Wehe dem, der eines ihrer seidenen Haare zu berühren wagt!

Ich nahm es dem Baron beinahe übel, daß er mich mit feinster Höflichkeit willkommen hieß. Zögernd legte ich meine Fingerspitzen in seine mir entgegengestreckte Hand. Er war kein junger Mann mehr, aber von so stattlichem und herzgewinnendem Aeußeren, daß man sein vorgeschrittenes Alter darüber schier vergaß und mein Zorn schnell verrauchte. Er war, was man einen „schönen Mann" zu nennen pflegt: groß, mit breiten Schultern und breitgewölbter Brust, auf die der krause Vollbart hinabwallte, mit ein paar hellblauen, intelligent und treublickenden Augen und einer lichten, hohen Stirn, die von der energischeren Färbung des übrigen Gesichts marmorweiß abstach.

Trauer, eine würdevoll und ruhig getragene Trauer lag in diesem Augenblick auf dem männlichen Gesicht; unterdrückter Schmerz kämpfte auch in der Stimme, als er mir gedämpften Tones sagte:

Digitized by Google

„Herr Professor, ich bedaure außerordentlich, daß Sie die weite Reise vergeblich machten und Ihre kostbare Zeit uns zwecklos opferten. Es ist schon Alles vorüber."

„Was ist vorüber?" mag ich so entsetzt herausgestoßen haben, daß er mich befremdet ansah.

„Was? — Malte hat ausgerungen." Dann überwältigte ihn der Schmerz. Er lehnte sich an die Granitwand im Treppenhaus und legte die Hand beschattend über die Augen. Ich glaube, der große, feste Mann weinte. Dann raffte er sich entschlossen auf. „Der Brief meiner Frau kann Sie nicht mehr erreicht haben; sonst wären Sie nicht schon hier, und das Telegramm, das ich dem ersten nachschickte, ebenfalls nicht; sonst hätten Sie natürlich die Reise nicht gemacht. Wollen Sie — —? Aber vielleicht möchten Sie sich erst waschen und umkleiden. Ingeborg sagt mir, daß Sie abwechselnd von Regenschauern und Spülwasser durchnäßt worden sind. Baum, sorgen Sie für des Herrn Professors Bequemlichkeit — die Baronin wünschte ja wohl das Gobelinzimmer? Lassen Sie die Reisetasche sogleich hinaufbringen! Auf Wiedersehen beim Thee, Herr Professor!"

Er machte mir, auf der untersten Stufe der breiten Marmortreppe stehend, eine tiefe ceremoniöse Verbeugung. Auf mich drangen die überstürzenden Eindrücke so überwältigend ein, daß ich zu gar keinem klaren Gedanken kommen konnte und mechanisch dem Haushofmeister in schwarzer Kleidung, weißer Halsbinde und Escarpins, der mit zurückgewandtem Kopfe und Candelaber die Treppe hinaufglitt, in die erste Etage folgte.

Wer war Malte, wer Ingeborg? Sollte ich den würdevollen Alten fragen, dessen faltiges Gesicht die Schweigsamkeit selbst war, oder den Kammerdiener, der, auf dem Teppich knieend, meine Reisetasche aufschloß und reine Wäsche und den einzigen schwarzen Abendanzug herausnahm, den vorsorglicher Weise meine gute Wirthschafterin hineingelegt? Der richtige Tact verbot Beides. Ich unterwarf mich also schweigend den ungewohnten Hülfeleistungen des gewandten Kammerdieners und ließ mich von dem ernsthaften Schwarzgekleideten nach vollendeter Toilette wieder hinabführen, ich weiß nicht durch wie viele Säle, Hallen, Cabinete, bis er eine dunkle Sammetportière zurückhielt, um mir den Eintritt in ein hohes düsteres Gemach, den sogenannten Ahnensaal, freizugeben.

Von dem eichengetäfelten gefächerten Plafond hingen schwärzlichgebeizte Holzzapfen in massiver Arbeit herab. Aus dem Halbdunkel funkelten auf dem mächtigen Buffet riesige silberne Humpen und Trinkgeschirre, und in dem beinahe eine Wandseite einnehmenden Kamine lohten ganze Holzklötze. Von den Wänden herab lächelten, still und stolz, hochmüthig und ernst, in voller Rüstung oder in holder Frauenlieblichkeit die Bilder der Ahnherren und Ahnfrauen — sie lächelten herab auf ein lebendes Genrebild inmitten des nur halb erleuchteten Saales: denn dort erblickte ich einen mit Silbergeschirr und Krystall bedeckten Tisch, auf dem die Theemaschine dampfte, im tiefzurückliegenden Sessel den Schloßherrn, die Füße auf dem schlummernden Jagdhund ruhend, die Stirn in die aufgestützte Hand gelegt und mit den Fingern der rechten Hand nervös den langen grauen Schnurrbart wirbelnd, in einem zweiten Sessel Ina's graziöse schlanke Mädchengestalt, dasselbe feingeschnitzte Elfenbeingesichtchen mit dem kindlichscheuen Ausdruck, dieselben hellbraunen wie Atlas glänzenden Scheitel, über die meine Hand so gern liebkosend hingestreichelt, dieselben süßen Gazellenaugen wie früher. Nein, dieselben Augen waren es nicht mehr — es war etwas Scheues, Zurückhaltendes in Ina's Blick.

Hoch und groß stand Fräulein Ingeborg, das „Frölen", mit der ich die Fahrt über die Bucht gemacht, über die Baronin gebeugt und näßte ihre Stirn mit Eau de Cologne. Eine gewisse Vornehmheit, die Vornehmheit der Kraft, sprach sich in den ruhigen Bewegungen des Mädchens aus, in der leichten Verbeugung, mit der sie mich begrüßte, als der Hausherr mich ihr vorstellte: „Professor Ebert — meine Pflegetochter Ingeborg!"

Die Baronin streckte mir matt die Hand entgegen, die ich herzlich ergriff.

„Sie — Du —" sagte sie, und eine fliegende Röthe stieg in ihr feines Gesicht.

„Meine Frau fühlt sich leidend," entschuldigte der Baron sie, „die traurigen Vorgänge haben ihre Nerven heftig alterirt — — Sieh da, unsern Hofrath!" begrüßte er einen ältlichen, rundlichen, stutzerhaft gekleideten Herrn, den der Haushofmeister eben anmeldete und der die ganze Länge des Saales bis an den Theetisch in devoten Bücklingen heranchaussirt kam. „Die Herren kennen sich nicht? Hofrath Lenz, früherer Leibarzt des Fürsten X. (er nannte einen der Potentaten der kleinen mitteldeutschen Staaten), der berühmte Professor Ebert aus der Residenz!"

Des kleinen Mannes zwinkernde Aeuglein starrten mich unter der Brille nicht eben freundlich an; dennoch verbeugte er sich vor dem jüngeren Collegen fast bis zur Erde, sprach süßlich mit den Damen, ließ sich sehr nöthigen, um dann einer der schlimmsten Vertilger unter den guten Sachen des Theetisches zu sein, während der Schloßherr und die Damen nur zum Scheine mit Gabel und Messer spielten.

Nach aufgehobener Tafel zog mich der kleine Hofrath unter die schweren Vorhänge einer der Fensternischen und übergoß mich mit einem Wortschwalle ärztlicher Weisheit, aus dem ich nur zusammenlas, daß der verstorbene Junker ein zu Krämpfen neigendes Kind mit der schwachen Constitution seiner Mutter, der ersten Baronin, gewesen, sich aber später herausgemacht und zu den besten Hoffnungen berechtigt; der Schicksalsschlag hatte die Familie also um so unerwarteter und fürchterlicher getroffen.

„Ist dem Tode des Jünglings eine heftige Erregung vorausgegangen?" fragte ich.

Der höflich geschmeidige Hofmann hüstelte discret, lächelte und zuckte geheimnißvoll die Achseln. Ich stellte seine Discretion natürlich auf keine weitere Probe.

Da man ihn gleich darauf zu einem Kranken in's Dorf rief, verabschiedete er sich mit dem Versprechen, in der Frühe wieder da zu sein. Das Männchen drehte sich mit unglaublicher Schnelligkeit und rastloser Lebendigkeit wie ein Kreisel um sich selbst, die gnädig überlassene Hand der Baronin küssend, dem Haushofmeister ein vertraulich Wort zuflüsternd, rückwärtsgehend, unter einer Unzahl von Verbeugungen, bis er etwas unfreiwillig rasch über die Schwelle hinausstolperte. Der schmerzlich gepreßte Mund des Barons verzog sich unwillkürlich zu dem Schatten eines Lächelns. Die Gnädige war in ohnmachtartiger Ermattung wieder in die Lehne ihres Sessels zurückgesunken. Fräulein Ingeborg ging ab und zu und ertheilte der Dienerschaft leise Befehle, trotz des gedämpften Tones so bestimmt und klar, daß mein Auge voll Interesse jeder Bewegung des seltenen Mädchens folgte. Wie jungfräulich herb und stolz sie erschien, kühlanwehend, wie der Odem des Meeres, der hier durch jeden Spalt zu dringen schien! Aber der Seewind thut nicht weh durch seine energische Kraft; er erfrischt nur und fegt alle unreinen Dünste fort.

Ich bat um Erlaubniß, mich zurückziehen zu dürfen, um mich von der Reise auszuruhen. Die Baronin sah mich von unten herauf mit einem ich möchte sagen: schmeichelnden Blicke an, wenn dieser Ausdruck für die Situation nicht gar zu frivol klänge. Wie seltsam, daß dieser lange auf mir haftende warme Blick, der, hätte er mich vor Jahren getroffen, mein Blut in Bewegung gesetzt haben würde, mich völlig kühl ließ! Sie nickte mir halb gönnerhaft, halb vertraulich zu, und dabei zuckte es eine Secunde beinahe schalkisch um den feinen Mund dieser Sphinx.

„Mit wem von uns spielte sie eigentlich Komödie?" so fragte ich mich, aber als dem nervösen Spiel der Gesichtsmuskeln ein hysterisches Schluchzen folgte, bat ich ihr, als ich mich verabschiedete, innerlich meine Gedankensünden, meinen freventlichen Argwohn ab.

Morgen dachte ich bei Zeiten wieder aufzubrechen. Jeder hier müßig verbrachte Augenblick war ein Raub an meinen Berufspflichten. Dem Baron konnte ich, der Fremde, eine tröstende oder auch nur willkommene Gesellschaft unmöglich sein. Ina? — sie war mir plötzlich seltsam fern gerückt — fremd, ganz fremd geworden.

„Am besten, Du wartest das Familienfrühstück gar nicht erst ab," sagte ich mir und dann laut zu dem mich begleitenden Diener: „Wann geht der erste Zug von B. ab? Acht Uhr schon? Ich danke." Ich nahm meine Visitenkarte heraus und kritzelte neben dem p. p. C... ein paar artige Abschiedsworte.

„Wollen Sie so gut sein, dies den Herrschaften zu geben und zu veranlassen, daß ich spätestens um Fünf geweckt werde und ein Wagen bereit gehalten wird, der mich zur Haltestelle bringt?" bat ich den im Vestibül mich respectvoll erwartenden Haushofmeister.

„Wollen der Herr Professor nicht —" begann er zurück-

Digitized by Google

haltend; ich schnitt durch eine energisch verneinende Kopfbewegung das Wort ab.

„Ich muß nothwendig morgen Abend zurück in die Residenz."

O ihr Götter, anders war's in eurem Rath da oben bestimmt. Welch eine Nacht lag zwischen dem Heute und Morgen!

2.

In meinem düstern gothischen Zimmer wob sich aus Mondschein und Kerzenlicht eine seltsam spukhafte Beleuchtung. Eben schlug es im Thurm über mir elf. Ich hatte meinen Abendanzug abgelegt und in den Reisesack gepreßt, als es außen wie von schleppenden Frauengewändern an meiner Thür ein paar Mal vorbeirauschte. Man hatte mir gesagt, daß diese Etage ganz unbewohnt, lediglich den Prunk- und Gasträumen gewidmet sei. Das Geräusch mußte mich also befremden — nun ließ es sich sogar hinter den Gobelins vernehmen, welche die Wände des Zimmers schmückten — aber nein, meine erregte Phantasie spielte mir sicherlich einen Streich. „Vielleicht beginnen die traditionellen Gespenster alter Schlösser ihr Wesen hier etwas früher als es sonst Mode ist," sagte ich in scherzendem Selbstgespräch, gleichsam zu meiner Beruhigung. Aber doch! Es rauscht schon wieder hinter den Gobelins. Ich brenne mir eine Cigarre an, nehme den vielarmigen Kandelaber vom Tisch und leuchte an den etwas verblaßten, aber künstlerisch gearbeiteten Bildern hin. Immer dasselbe Gesicht mit den zarten Rubens'schen Fleischtönen, der goldigen Haarpracht und den strahlenden Blau-Augen, immer dieselbe nordische Schönheit und Kraft, hier als Freia, dort als Brunhild, auf dem dritten Bilde als Isolde, auf dem vierten als Schildjungfrau — eine etwas bunte Gesellschaft freilich, aber überall dieselbe kraftstrotzende Gliederpracht, derselbe vornehmstolze, freie Ausdruck der Züge, überall eine eigenthümliche Aehnlichkeit mit — Ingeborg.

Was ist das?! Ich habe gute Nerven und nicht die geringste Anlage zu abergläubischem Grauen, aber beinahe wäre mir vor Schreck doch der Armleuchter aus der Hand gefallen, als sich jetzt plötzlich leise knarrend die umpanzerte Schildjungfrau aus einander thut und aus dem klaffenden Spalt eine ganz weiße Gestalt hervortritt.

„Wie Du mich erschreckt hast, Ina! Frau Baronin, was soll das?" Die Tapetenthür schnappte mit leichtem Knacken in die Feder zurück; die Schildjungfrau hielt ihren Schild wieder fest in der Hand; der Helm saß, wie vorher, auf den vereinigten Hälften des schönen ernsten Kopfes, und die Baronin Maltiz trat mit einem kindlichen Lächeln auf den rosigen Lippen, als freue sie sich eines gelungenen Scherzes, weiter vor in das Gemach und bedeutete mich, den Armleuchter auf den Tischteppich zu setzen.

Ich gehorchte stumm vor Ueberraschung und blieb dann abwartend vor der jungen Frau stehen, die sich in einem der weitbauchigen Armstühle niedergelassen hatte. Sie kicherte leise in sich hinein, wie sie das schon als Mädchen zu thun pflegte, wenn sie mir irgend einen Streich gespielt; dabei drehte sie, erröthend und die Augen niedergeschlagen, an den Quasten der dicken Seidenschnur, die ihr weißes, spitzendurchbrochenes Negligé zusammenhielt. Wenn Ina je in ihrem Leben verführerisch ausgesehen hatte — in diesem Augenblicke war sie geradezu unwiderstehlich. Aber der Zauber war schnell gebrochen: über dem gaukelnden Falter hier vor mir schwebte ja der stolze Aar, über Ina's Kinderkopfe das sonnige Haupt der nordischen Göttin, sieghaft in Klarheit, Reinheit und Wahrheit — das Ebenbild Ingeborg's.

Ina schlug die mandelförmigen Augen unter dunkler Wimper mit einem Ausdrucke auf, der mich früher ihr zu Füßen geworfen hätte. Sie schien auch einigermaßen erstaunt, daß nichts dem Aehnliches geschah, daß ich, den Rücken an den kunstvoll geschnitzten Kaminmantel gelehnt, ganz ruhig auf das hübsche Bild im altmodischen Sessel hier vor mir herabsah.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Niederdeutschland.

Von Ferdinand Lindner.

4. Das Watt.

Zu den stimmungsvollsten Gedichten Freiligrath's gehört die „Wüstencarawane", die Einöde der Sahara, bis zum Morgengrauen von Schatten und Gespenstern belebt — das ist ein großartig gedachtes Landschaftsbild, und wenn wir hier daran anknüpfen, so geschieht es, weil die Scenerie, welche wir im Folgenden darzustellen gedenken, trotz aller localen Verschiedenheit eine auffallende Aehnlichkeit mit jener hat: hier wie dort eine trostlose Wüste mit ihren drohenden Gefahren, ihren Stürmen, ihrer Fata morgana, ihren Trümmern, den Zeugen verzweifelter Katastrophen. Während es sich bei der afrikanischen Wüste um eine glühende Landschaft am Aequator handelt, wollen wir von der feuchten Einöde einer durch Wolken und Nebel oft genug umschatteten nordischen Küste erzählen und zwar von keiner anderen, als unserer heimathlichen Nordseeküste.

Wenn man eine Specialkarte dieses Strandgebietes betrachtet, so kann man genau die Linie verfolgen, welche das Festland nach dem Meere zu abschließt, aber jenseits derselben, schon im Bereiche des Meeres, erblickt man noch eine Reihe unregelmäßiger, durch Punkte oder Farbe hervorgehobener, mit der Küste parallel laufender Flecken. Dies ist das Terrain, auf dem sich unsere Darstellung bewegen wird; hier, wo die Wissenschaft des bei weitem größten Theiles unserer binnenländischen Leser wohl aufhört, soll unsere Schilderung beginnen.

In der Zeit, als der Canal noch geschlossen, die Nordsee ein nur nach Norden offener Meerbusen war und die vom Westen kommenden Fluthwellen nur in schwächeren Ausläufern auf die Küste trafen, in dieser Zeit konnten die großen deutschen Flußsysteme mit aller Ruhe ihren aus dem Oberlande abgeführten Schutt an der Mündung abladen und damit eine mächtig ausgedehnte Marschbildung erzeugen. Als aber die bis dahin noch zusammenhängenden Gebiete des jetzigen Frankreich und England durchbrochen wurden und der Canal entstand, ergossen sich die Fluthwellen des Oceans in den weit hinaus mit Marschland und Schlamm erfüllten Meerbusen und begannen ihr Zerstörungswerk, theils unausgesetzt das Marschland benagend, theils in wilden Sturmfluthen weite Strecken fortreißend. Wir können die Reste desselben bis in die Mitte der Nordsee verfolgen, bis an jene von den Schiffern so sehr gefürchtete Strecke, wo bei Sturm eine höchst gefährliche und unregelmäßige See steht — die Doggerbank, welche sich bis zu 12 bis 13 Faden Tiefe unter dem Niveau der See erhebt, während das Terrain daneben auf 30 bis 40 Faden Tiefe abfällt. Von den an die Küsten sich anlehnenden Resten des Schwemmlandes wurde ein Theil in späterer historischer Zeit durch kühne seevertraute germanische Stämme urbar gemacht und zu üppigen Landschaften umgestaltet; der andere Theil umzieht in weitem Bogen, nach der See zu von einer Inselkette umgrenzt, als „Watt" die Küsten von Holland und Jütland, unserer Nordseeküste den ihr eigenthümlichen, nichts weniger als einladenden, ja fast drohenden Charakter verleihend.

Das Watt zu schildern, erscheint so einfach und ist doch, soll es anschaulich und lebenswahr geschehen, überaus schwer; denn jeder Vergleich, jede Beziehung auf eine ähnliche oder verwandte Scenerie läßt uns im Stich; es ist nicht Land und nicht Meer, nicht Sumpf und nicht Sand, und doch ist es wiederum dies Alles zusammen, ein düsteres, feucht schimmerndes Gemenge, als tauche der Meeresgrund soeben zum ersten Male über den Ocean empor. Man würde sich aber täuschen, wenn man glaubte, das Watt zeige uns immer nur dasselbe einförmige Gesicht — im Gegentheil: ganz wie das Meer ein Wiederspiegeln der ewig wechselnden Luftgebilde, ist auch das Watt ein Proteus, der uns in den mannigfaltigsten Gestalten erscheint. Wenn das schwere trübe Regengewölk des nordischen Himmels über das Watt zieht, dann gewährt es in seiner starren Ruhe einen Anblick, so traurig und unheimlich, so finster und drohend, wie das Verderben selbst; weit, weit draußen läuft eine weiße unregelmäßig bewegte Linie, der Schaumkranz der dort wogenden See; noch weiter hinaus zieht ein Dampfer, eine lange Rauchsäule hinter sich, am Horizonte hin, sodaß es fast aussieht, als glitte er über das Watt selbst. Nicht weniger ge-

Digitized by Google

Das Wall bei Schaarhörn.
Originalzeichnung von Ferdinand Lindner.

spenstisch schaut das Watt drein, wenn schwere Nebelmassen darüber lagern und seine matt und trüb schimmernde Oberfläche fernhin in den feuchten Schwaden sich gleichsam aufzulösen scheint, als befände man sich, um mit den Alten zu reden, am Ende des Okeanos, wo Erde, Meer und Luft in einander verschwimmen. An den Flußmündungen liegen einzelne kleinere Flächen vom Strome umflossen, wie schleimige, schlüpfrige Riesenquallen, welche die Fluth an den Strand warf, und wer bei solch „mistiger" Witterung, wie der Seemann sagt, unsere Flußmündungen passirte, wird sich mit leisem Grauen dieser schmutzig bleifarbenen Bänke erinnern, welche so unheimlich über den Gewässern emporragen und auf deren Rücken schon so manch wackeres Schiff geborsten ist.

Mit einem Schlage aber ändert sich die ganze Scenerie in dem Augenblicke, wo die Sonne hervortritt. Bei Mittagssonne liegt das Watt wie eine leuchtende gleißende Metallfläche vor uns, welche das Auge blendet, sodaß es unmöglich ist, längere Zeit hinauszublicken. Eine wundervolle Stimmung aber breitet sich des Morgens und Abends darüber aus, und selbst die kühnste Phantasie würde auf der bei trübem Wetter so finster und mürrisch dreinschauenden Fläche nicht jenen Farbenreichthum vermuthen, welchen die tieferstehende Sonne darüber ausstreut. Dies erklärt sich aus der Gestaltung des Watt. Dasselbe ist nämlich durchaus nicht etwa eine gleichmäßig glatte Fläche, wie es vom Strande aus erscheint, sondern im Gegentheil ein ziemlich stark coupirtes Terrain von sehr verschiedener Zusammensetzung. Risse, Rinnsale, tiefere Spalten, muldenförmige Vertiefungen kreuzen sich überall und bilden zum Theil wirkliche kleine Flußbetten, die sogenannten „Prielen". Im Terrain selbst aber schieben sich zwischen theils gehärtete, theils noch weiche und nachgebende Schlick- und Schlammmassen gewaltige Strecken festen harten Thones, Muschelbänke und Sanddünen, auf denen das Spiel der ebbenden Wellen die zierlichsten Figuren zurücklässt. Wenn nun Himmel und Wolken in reichem Farbenschmucke leuchten, so spiegelt das feuchte Watt diese nämlichen Farben wieder, jeden Theil aber in seinem Localtone, den Schlamm anders als den Thon und diesen wieder anders als den Sand — fast alle Farben der Palette sind vertreten, namentlich aber ein intensives Violett in allen seinen Nüancen. Da aber, wo das Tagesgestirn über dem Horizonte steht, sendet es eine wahre Feuergarbe funkelnder, glitzernder und blitzender Lichtatome über's Watt, während die Prielen, vom Wasser erfüllt, wie leuchtende Schlangen sich hindurchwinden, ein Schauspiel, das namentlich von der Höhe, z. B. von einem Leuchtthurme aus gesehen, mit imponirender Großartigkeit und Eigenart wirkt.

Bei stillen warmen Frühlings- oder Sommertagen, oder auch wenn sich in der schwülen Luft ein Gewitter zusammenbraut, erscheint plötzlich über dem Horizonte, auf einer weißen Dunstschicht thronend — die Fata morgana. Schiffe schweben, ihr Bild verkehrt nach unten spiegelnd, in der Luft; entfernte, zum Theil unter dem Horizonte befindliche Gegenstände heben sich herauf und rücken näher, ja der Felsen von Helgoland wurde an der Küste oft so deutlich, über dem Watt emporsteigend, erblickt, daß man sogar die tiefliegende Düne erkennen konnte.

Um dem Bilde des Watts, sowie speciell dem unserigen gerecht zu werden, sei noch der Mondnacht gedacht! Man kann sich nach dem Gesagten wohl vorstellen, welch magischen Eindruck die Scenerie macht, wenn die breiten Wolkenschatten wie Gespenster über die im bleichen Lichte des Mondes geheimnißvoll schimmernde Fläche streichen. Der Mond aber ist es zugleich, der uns an eine Unterlassungssünde gemahnt; wir müssen nämlich darauf aufmerksam machen, daß es das Watt der Ebbezeit ist, welches wir schilderten; zweimal am Tage ebbt und fluthet das Meer darüber hin; zur Fluthzeit aber ist jene ganze Scenerie, die wir soeben beschrieben haben, verschwunden, und soweit wir blicken können, wogt die See.

Es ist nicht der wenigst interessante Moment, wenn die Fluth über das weite Watt herankommt. Ein frischer Luftzug geht ihr als Bote voraus; dann naht ein leichtes Wellengerieseln, das sich leise zischend auflöst, um sofort wieder von Neuem zu beginnen; jetzt rauscht es da drüben an der Muschelbank auf; tiefe Stille — wiederum ein Rauschen — jetzt hier und da und dort; in langen Athemzügen naht die Fluth — nun wird es in den Rissen und Prielen lebendig, verworrene flüsternde Geräusche wie von tausend fliehenden Geistern tönen hervor, und unmittelbar darauf schießen dunkle schäumende Bäche und Flüsse heran, als wollte eine Welle die andere überflügeln, und ehe man noch recht weiß wie, ist Alles bereits eine graue schäumende Wassermenge; nur da, wo höhere Bänke liegen, hebt sich noch ein unregelmäßiges Gewoge und dringt ein dumpfes Gemurmel herüber, aber auch dieses verliert sich in der immer höher steigenden Fluth und endlich rollen in gleichmäßigen Pausen langgezogene Wellen dem Strande zu.

Anders freilich ist es, wenn zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, vom heulenden Weststurme gepeitscht, das Meer mit stürmender Hand gegen die Deiche heranbraust: das ist die Zeit, wo jene Katastrophen eingetreten sind, denen gegenüber der Untergang von Städten wie Pompeji, Lissabon, Szegedin immer noch als ein kleineres Unglück erscheint.

Ueberall an unseren Küsten giebt es Wattstrecken, wo einst nicht die See wogte, nicht blos Schalthiere und Vögel eine Wüste belebten, sondern wo in blühenden Landschaften ein tüchtiges Geschlecht sich seines Daseins freute. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier von den Sturmfluthen berichten, welche unsere Küsten heimsuchten; die Geschichte dieser Jahrhundert um Jahrhundert wiederkehrenden „Mannränke" ist so furchtbar, so großartig, daß sie eine Schilderung für sich erheischt, aber wer das Watt darstellen will, muß ihrer auch vor Allem gedenken, damit man wisse, daß meilenweite Strecken unserer Watten nichts anderes sind, als die düsteren Gräberstätten eines untergegangenen Culturlandes; allenthalben könnten wir Glocken von Vineta erlauschen, und es nimmt uns nicht Wunder, wenn auf den Inseln, wie z. B. auf Sylt, die Bevölkerung sich erzählt, daß in den Dünen am Watt Geister und Gespenster ihr Wesen treiben.

Die Erinnerung aber an jene Katastrophen führt uns überhaupt in die Vergangenheit zurück und damit auf ein Gebiet, das ein hohes Interesse beanspruchen darf. Von keiner Gegend unseres Vaterlandes nämlich besitzen wir so uralte Ueberlieferungen, wie von der Nordsee. Aus dem Mythencyclus der Hellenen dringt verschollene Sage auch von der Nordsee zu uns. Hier, im Norden des deutschen Meeres ist das Land, wo Nacht und Morgen so nahe an einander grenzen, daß der eintreibende Hirte dem austreibenden begegnet; hier geräth die Argo in so seichtes Meer, daß sie weiter gezogen werden muß; hier sinkt Phaëthon nach seiner tollen Fahrt nieder und seine herbeieilenden Schwestern, in Bäume verwandelt, erzeugen den Bernstein. Die Phönicier sind es vor Allem, deren Berichte sich in diesen durchaus localgetreuen Bildern widerspiegeln, denn schon im achten Jahrhundert v. Chr. dürfen wir sie auf ihren kühnen Fahrten an der britannischen Küste vermuthen, und wenn unter den Berichten, welche vermeintlich die anderen Nationen abschrecken sollten, ihren Handelswegen zu folgen, wenn unter diesen die Schilderung von dem im Westen immer seichter werdenden Meere erscheint, so lehrt uns ein Blick auf das Watt, daß sie ihre Angaben durchaus nicht aus der Luft griffen; denn von ihren Factoreien an der britannischen Küste aus besuchten sie die Nordsee-Inseln des Bernsteinhandels wegen und lernten das seichter werdende Meer aus eigener Anschauung kennen.

Haben wir es hier mit mehr sagenhaften Angaben zu thun, so sind wir andererseits im Besitze einer überaus interessanten Reisebeschreibung des ersten Weltumseglers, den die Geschichte kennt. Um die Zeit, da Alexander der Große griechische Cultur in das Innere Asiens trug, unternahm ein kühner Seefahrer aus Massilia, Pytheas mit Namen, eine Umsegelung der damals bekannten Welt jenseits der Säulen des Hercules, und was er sah und erlebte, legte er in einer Reisebeschreibung nieder, von der uns Bruchstücke erhalten geblieben sind.

Das höchst originelle Bild, welches wir von der Nordsee und ihren Küsten aus diesen Berichten und den Schriften derjenigen, die sie benutzten und ergänzten (unter ihnen Tacitus), erhalten, ist kurz gedrängt Folgendes: Nach einer Fahrt an der Küste hin über Island und die Westküste Britanniens gelangt Pytheas nach dem sagenhaften Thule, jedenfalls eine der Shetland-Inseln. Hier zeigen ihm die Eingeborenen am äußersten Horizonte die Stelle, wo die Sonne sich zur Ruhe legt, um nach kurzer Rast von wenigen Stunden sich wieder zu erheben. Hier beginnt auch das geronnene Meer, ein träges, beinahe unbewegliches und dunkel gefärbtes Wasser, das den Erdkreis umgürtet, von keinem Winde bewegt; ringsum ein Gemisch von Erde, Meer und Luft, wo man weder gehen noch fahren kann, einer Seequalle vergleichbar. Von hier aus kommt man in den Meerbusen Montonomon (die Nordsee), an dessen Ufern die Teutonen

Digitized by Google

wohnen. Der Meerbusen ist von großen und kleinen Inseln erfüllt; nirgends ist offenes Meer; bei der Ebbe scheinen die Inseln mit dem Festlande verbunden zu sein. Im Frühjahr werfen die Fluthen hier den Bernstein, eine Ausscheidung des geronnenen Meeres, aus; die Einwohner sammeln ihn und verhandeln ihn theils nach dem Festlande, theils benutzen sie ihn als Feuerung. Auf den Inseln giebt es verschiedene wunderbare Bewohner — solche, welche nur von Eiern leben; dann die Hippopoden, Menschen mit Pferdefüßen; endlich die Panotier, welche solche große Ohren haben, daß sie ihren ganzen nackten Körper damit bedecken.

Man hat früher angenommen, Fahrt und Beschreibung des Pytheas habe der Ostsee gegolten, weil ein so reichlicher Bernsteinfund, wie er ihn angiebt, in der Nordsee nicht vorkomme, aber abgesehen davon, daß man auch in der Nordsee einen nicht unbedeutenden Bernsteinfund in alter Zeit nachweisen kann, giebt vor Allem die Schilderung ein so getreues Bild der Nordseeküste, daß an die Ostsee überhaupt gar nicht gedacht werden kann. Auch die wunderliche Nachricht von der Benutzung des Bernsteins als Feuerungsmaterial findet in der Neuzeit eine Parallele, indem berichtet wird, daß noch im vorigen Jahrhundert arme Leute angezündete Bernsteinstücken als Beleuchtungsmaterial benutzten. Nicht weniger zutreffend sind die Eieresser — wer Nordsee-Inseln während der Brutzeit besucht hat, wird sich der dort lagernden Eiermassen und ausgebrüteten Vögel erinnern.

Etwas wunderlicher schaut sich der Bericht von den Pferdefüßlern an, aber auch hier giebt uns die Gegenwart die sogar sehr nahe liegende Möglichkeit der Erklärung. Wenn irgend ein Bekleidungsstück, so bietet der niederdeutsche Holzschuh Formen von wahrhaft vorhistorischem Charakter dar — hier tritt aber nun der wichtige Umstand in den Vordergrund, daß gerade, wie ja auch J. G. Kohl ausführt, das Gebiet der Nordseeküste die eigentliche und alleinige Heimath dieses in Wirklichkeit pferdefußartigen Möbels ist, während seine Verbreitung nach Frankreich aus verschiedenen Gründen als eine secundäre erscheint. Bedenkt man ferner, wie treu sich Formen, welche wir schon bei den alten Schriftstellern geschildert finden, auf niederdeutschem Gebiete bis zu unserer Zeit vererbt haben, so kann man nicht mit Unrecht vermuthen, daß in diesen Hippopoden des Pytheas die früheste Spur des gerade für diese Gegenden zweckmäßigen Holzschuhes zu suchen ist.

Jeder Anhalt fehlt uns dagegen bei der dritten Art Inselbewohner, derjenigen, welche so große Ohren haben, daß sie ihnen zugleich als Toilette dienen. Solchen Ohren gegenüber müssen freilich diejenigen unserer gegenwärtigen Küstenbewohner als höchst rudimentäre Organe erscheinen, und wenn man nicht annehmen will, daß mit der fortschreitenden Bekleidungskunst eine entsprechende Rückbildung der Ohren eingetreten ist, so bleibt Nichts übrig, als das zu thun, wozu sich der Gelehrte so schwer entschließt — nämlich zu gestehen, daß wir Nichts darüber wissen. Die Vermuthung ist höchstens berechtigt, daß es sich hier um ein Bekleidungsstück, eine Art Kappe im niederdeutschen Sinne handelt.

Waren, mit Ausnahme des eben erwähnten, fast alle Einzelheiten jener alten Beschreibung zu erklären, so bleibt doch ein Theil, der allerdings Schwierigkeiten bereitet — die Erzählung vom geronnenen Meere und was damit zusammenhängt. Man muß hier eine scharfe Scheidung von zwei ganz verschiedenen Scenerien vornehmen. Das geronnene Meer, von dem später auch noch die Römer und deutschen Seefahrer sprechen, verlegt man, und wohl mit Recht, in die Nähe der Orkneys- und Shetland-Inseln, wo starke Strömungen, schwerer Seegang, Nebel und Windstillen häufiger, als in den angrenzenden Meeren der Fall ist, die Schifffahrt erschweren. Für die weitere Schilderung aber, wie „Erde, Meer und Luft in einander übergehen, ein Gemisch, das man nicht betreten und beschiffen kann, einer Seelunge vergleichbar", müssen wir uns nach einer Localität umsehen, welche dem Bilde zu Grunde gelegen haben mag; denn dasselbe trägt so viel Localfarbe an sich, daß man nicht blos an ein allgemeines phantastisches Bild denken kann. Die Schilderung selbst aber paßt so vortrefflich auf das Watt, daß wir uns oben bei Beschreibung desselben sogar jener Vergleiche bedienen konnten.

Mit dem Bilde der „Seelunge", als einem Mitteldinge zwischen Thier und Pflanze, wählte Pytheas einen trefflichen Vergleich zur Bezeichnung eines Mitteldinges zwischen Land und Meer, wie es das Watt ist. Das übrige, sagt Pytheas, habe er von Hörensagen — hier haben wir also eine alte Tradition der Eingebornen auf den britischen Inseln und damit zugleich die denkbar älteste Ueberlieferung vom Watt und der Nordseeküste vor uns. Abgesehen davon, daß in vorhistorischer Zeit die Ausdehnung des Schwemmlandes eine viel größere gewesen sein wird als heute, besaßen die frühesten Bewohner der britannischen Inseln sicher ein Bild der gegenüberliegenden Küste und ihrer Wattscenerie, wohin wohl so mancher von ihnen in seinem Lederschiffe bei düsterem Wetter verschlagen worden war — wo Erde, Luft und Himmel sich vermischten, und wo auch für sie die Welt aufhörte. Dieses Bild der gegenüberliegenden östlichen Küste übertrugen sie dann im weiten Bogen auf den ganzen Horizont ihrer Weltanschauung.

Erscheint die Beschreibung des Pytheas immerhin noch in etwas sagenhaftem Gewande, so tritt unsere Landschaft in das helle Licht der Geschichte mit dem Beginn der Römerzüge gegen die germanischen Stämme der Küste, welche sich hier in ihrer ganzen wilden Großartigkeit zeigt.

Den Reigen eröffnet Drusus im Jahre Zwölf vor Christus mit seiner sowohl in den Zielen wie in den Resultaten ziemlich dunkeln Seefahrt. Nachdem er — ein riesiges Werk, eine Verbindung zwischen Rhein und dem jetzigen Zuidersee (damals ein kleiner Archipel) hergestellt und die Bundesgenossenschaft der Friesen erworben hatte, ging er mit der Flotte in das Wattenmeer und eroberte die Insel Burchanis, das jetzige Borkum, welche damals einen weit größeren Umfang hatte, als gegenwärtig. Nach einem Kampfe mit den Bructerern auf der Ems finden wir ihn plötzlich am Gebiet der Chauken im Wattenmeere festsitzen, „da die Schiffe im Ocean auf das Trockene geriethen. Von den Friesen, welche als Fußmannschaft den Zug mitmachten, aus dieser Noth befreit, kehrte er, da es Winter ward, um und begab sich nach Rom." Diese kurze Angabe des Dio Cassius ist ziemlich dunkel; es sieht fast darnach aus, als habe das Watt schon damals beim ersten feindlichen Angriff auf unsere Küsten sich als jener mächtige Bundesgenosse in der Vertheidigung derselben bewährt, wie dies späterhin und zuletzt noch im siebenziger Kriege der Fall war.

Der nächste Zug war der des Tiberius, der mit großartigeren Mitteln durchgeführt auch zu dem gewünschten Resultate führte, indem die durch das Wattmeer fahrende Flotte und das zu Lande vorrückende Heer sich im Gebiet der Langobarden an dem rechten Elbufer, und zwar in seinem der Mündung nahe liegenden Theile trafen. Details über diese Wattfahrt besitzen wir nicht. Desto interessanter für uns gestaltet sich der Zug des Germanicus im Jahre Fünfzehn nach Christus. Von der Insel der Bataver an der Rheinmündung zog er mit einer Flotte von tausend für die Fahrt auf dem Wattmeer besonders gebauten Fahrzeugen aus, passirte den Drusus-Canal und segelte dann durch das Watt in die Ems ein, wo die Flotte vor Anker ging, während das Heer über die Weser rückte und die Schlacht von Idistaviso schlug. Germanicus wählte zur Rückbeförderung der Armee wiederum das Watt, und hier sollte ihm das Gefährliche seiner Fahrt zum vollen Bewußtsein kommen; denn um ein Haar hätte er im Aufruhr der Elemente sämmtliche Legionen verloren. Von Böen mit Hagelwetter überfallen, wurde die Flotte schließlich durch einen schweren Südsturm in die Nordsee geschleudert, Pferde, Lastvieh, Gepäck, die Waffen wurden über Bord geworfen, um die Schiffe zu erleichtern, die Sturzseen erhielten und Wasser zogen. „Soviel, als der Ocean großartiger ist als andere Meere, soviel übertraf das Unglück alles durch seine Neuheit und Größe: ringsum feindliche Küsten, und das Meer so weit und tief, daß man annimmt, es sei das Ende der Welt."

Im Anschluß an diesen Kampf mit den Elementen sei noch einer anderen ganz eigenartigen Thatsache erwähnt: daß die Römer an den Flußmündungen, als wollte selbst das Binnenland am Kampfe gegen die fremden Eindringlinge Theil nehmen, von schwimmenden Inseln angefallen wurden, auf denen riesige Eichen standen, deren Aeste wie das Takelwerk von Schiffen aussahen. Die Römer mußten diesen Stämmen, wie Plinius sagt, förmliche Seeschlachten liefern, da sie sonst kein Sicherungsmittel wußten. Vor längerer Zeit erzählten wir in der „Gartenlaube" (vergl. Jahrg. 1861, S. 666) von dem wunderlichen schwimmenden Lande in Niederdeutschland — hier finden wir es im Berichte der Alten wieder.

Eine Heerfahrt von dem Umfange der römischen hat das Wattmeer nicht wieder gesehen, ausgenommen höchstens die Flotte der Sachsen, als sie unter Hengist und Horsa von der Nordsee-

Digitized by Google

küste zur Eroberung Englands auszogen. Pipin und Karl der Große, welche beide in ihren Kämpfen mit den Sachsen bis in diese Gegenden vordrangen, haben gewiß auch Flotten an der Küste hingeführt, doch wissen wir nichts weiter darüber.

Wohl aber ist hier der Punkt, wo wir das, was wir oben andeuteten, nochmals besonders hervorheben müssen: das Watt als mächtigen Schutz unserer heimischen Küsten — das bedeutendste Beispiel hierfür ist noch in unser aller Gedächtniß — bei der Unfertigkeit unserer Küstenvertheidigung hätten die Franzosen 1870 mit der überlegenen Flotte uns unberechenbaren Schaden zufügen können, eine bei weitem größere Truppenmasse wäre der Armee im Felde entzogen worden, die Situation eine nicht unwesentlich andere gewesen — aber da lag das Watt weit hinausgestreckt in See auf der Lauer, den ersten Franzosen, der sich heranwagen würde, an seinen Bänken zu zerschellen, und die Herren Franzosen hielten es denn auch für gerathener und zuträglicher, diesem unheimlichen Vertheidiger der deutschen Küste in weitem Bogen aus dem Wege zu gehen — denn daß alle Seezeichen eingezogen waren, brauchen wir wohl nicht erst anzudeuten.

Durch alle Jahrhunderte bis in die neuere Zeit stand die Seeräuberei in dem Wattmeer in schönster Blüthe, und die Hamburger und Bremer konnten sich ihrer trotz Schiffsmacht und Bündnisse, trotz Köpfen und Pfählen selbst bis in's siebenzehnte Jahrhundert hinein nicht ganz erwehren. Die früheste Nachricht besitzen wir durch Plinius über die Seeräuberei der Chauken, von denen er erzählt, daß sie in ausgehöhlten Baumstämmen, deren einer dreißig Mann faßte, an den Küsten hinfuhren und besonders diejenigen Galliens plünderten. Diesen folgten später Sachsen und Franken, die, wie die Britannier, sich lederüberzogener Schiffe bedienten, Friesen, Dänen und Normannen, Oldenburger, Wurstner, Dithmarschen, Engländer, Franzosen, kurz, Seeräuber von den heimischen Küsten wie aus aller Herren Ländern.

(Schluß folgt.)

Franz Liszt.

Ein musikalisches Charakterbild.

Von La Mara.

Der Musikhistoriker, der es unternimmt, Wesen und Charakter der einzelnen Perioden in der Entwickelung der Tonkunst darzulegen, wird die gegenwärtige, wie die ganze Nach-Beethoven'sche Epoche überhaupt, als eine von poetischer Tendenz erfüllte bezeichnen dürfen. Seit Beethoven in der Riesenthat seiner neunten Symphonie die Schranken der absoluten Musik durchbrach und im instrumentalen Kunstwerk die Hülfe des dichterischen Wortes in Anspruch nahm, hiermit eine neue Phase seiner Kunst einleitend, einigten sich die Schwesterkünste Poesie und Musik zu immer innigerem Bunde. Ein Blick auf die musikalische Dramatik Weber's und Wagner's, auf die instrumentale und vocale Lyrik der letzten fünf oder sechs Jahrzehnte belehrt uns darüber zur Genüge. Die letzten, mehr im declamatorischen Stil gehaltenen Lieder Schubert's, die Concertouvertüren und Lieder ohne Worte Mendelssohn's, die Symphonien Berlioz', die Clavier- und Liederpoesie Schumann's, Chopin's, Franz', die Orchester- und Kirchenwerke Liszt's veranschaulichen auf das Deutlichste den Weg, den die Tonkunst nach dieser Richtung eingeschlagen, und zeigen die Consequenzen dieses poetischen Princips am schärfsten in den Schöpfungen Liszt's entwickelt. Die gleichen Bestrebungen, die sein Freund und Kunstgenosse Wagner auf der Bühne verfolgte, brachte er in Concertsaal und Kirche zur Geltung. Es war ihm nicht genug, der größte Virtuos zu sein, den die Welt gesehen, auch in einer langen Reihe schöpferischer Thaten sollte sich sein Genius bezeugen, während er zugleich als Dirigent und Lehrer für Verlebendigung seiner Ideale wirkte und ein Hauptvertreter der Schule ward, die sich die neudeutsche oder neuromantische nennt.

Wie er als Pianist auf seinem Instrument gleichsam eine neue Welt entdeckte, die in ihm schlummernden orchestralen Kräfte erweckte und dessen eigentlichste Glanzzeit herbeiführte, mußte er auch als Componist neue selbstständige Bahnen wandeln. Wenn auch nicht so rasch wie dem vom ganzen musikliebenden Europa gefeierten Clavierbeherrscher, so wandte sich doch auch dem schaffenden Meister Liszt die Gunst des Erfolges zu. Die Musikgeschichte erzählt kaum von einem Künstlerdasein, das sich an Glanz und Erfolg mit dem seinen zu messen vermöchte. —

Im Kometenjahr 1811 ward Franz Liszt am 22. October in dem Dorfe Raiding bei Oedenburg in Ungarn geboren.* Sein Vater Adam Liszt, der Nachkomme einer adeligen Familie, die sich jedoch bei zurückgekommenen Vermögensverhältnissen ihres Adelsrechtes begeben hatte, war daselbst als Rechnungsführer des Fürsten Esterhazy angestellt. Als eifriger Musikfreund, der selbst mehrere Instrumente spielte, erkannte er die sich frühzeitig kundgebende Begabung seines Kindes und begann auf seine dringenden Bitten im sechsten Jahre mit ihm den Clavierunterricht. Drei Jahre später erspielte der kleine Franz sich bereits in Oedenburger und Preßburger Concerten die Bewunderung der Zuhörer in solchem Maße, daß einige ungarische Magnaten sich sofort erboten, durch ein Stipendium von tausend Gulden sechs Jahre hindurch die Kosten seiner Ausbildung zu tragen.

Dieselbe ward nun in Wien, wohin Vater und Sohn sich nach Aufgeben der Stellung des Ersteren wandten, unter Führung Czerny's und Salieri's in Clavierspiel und Composition energisch betrieben, und am 13. April 1823 hörte die musikliebende Kaiserstadt Franz Liszt zum ersten Male. Das äußerst günstige Resultat dieses ersten Concerts, das dem genialen Knaben eine Umarmung des ihm zu Ehren anwesenden Beethoven als höchsten Lohn eintrug, lieferte in Verbindung mit einem zweiten die Mittel, seine künstlerische Ausrüstung in Paris zu vollenden. Auf dem Wege dahin ward er bei seinem Auftreten in Stuttgart und München als „ein zweiter Mozart" begrüßt. Die sehnlich gehoffte Aufnahme in das Pariser Conservatorium zwar blieb ihm, als einem Ausländer, trotz eines glänzend bestandenen Examens, von Cherubini versagt, doch fand er in Paer und Reicha thätige Förderer und Leiter seiner jugendlichen Bestrebungen. Bald war er der gefeierte Held des Tages, der Liebling der musikalischen Aristokratie, und die Pariser Blätter ergingen sich in Lobpreisungen des phänomenalen Talentes, das „keinen Nebenbuhler mehr kannte". Auch als Componist, als welcher er bereits in Wien die Aufmerksamkeit Salieri's erregt hatte, trat er nun an die Oeffentlichkeit, und eine einactige Oper: „Don Sancho, oder das Schloß der Liebe", die er im Jahre 1825 in der Académie royale zur Aufführung brachte, ward so beifällig aufgenommen, daß Nourrit, der Repräsentant der Hauptrolle, den jugendlichen Componisten auf seinen Armen dem jauchzenden Publicum entgegentrug.

Reisen in die Provinzen, nach England und der Schweiz brachten ihm neue Triumphe. Da starb plötzlich sein treuer fürsorglicher Vater, und der sechszehnjährige Jüngling sah sich auf sich selbst gestellt. Schleunig rief er seine Mutter, an der er bis an ihr Ende mit der ganzen Innigkeit seines Herzens hing, zu sich nach Paris und legte ihr als Willkommengruß seine bisherigen Ersparnisse, 100,000 Franken zu Füßen, die ihren Lebensabend vor Sorgen sicher stellen sollten.

Religiöse Scrupel und innere Kämpfe, politische Principien- und Parteifragen, philosophische und allgemeine Studien, welche letztere ihm die vielbewunderte Universalität seiner Geistesbildung gewannen, beschäftigten ihn während der nächsten Jahre. Nicht nur eine künstlerische Begabung und Entwickelung, sondern mit ihr gemeinsam eine allgemeine Ausbildung des Geistes und Charakters sind ja nach seiner Ansicht Träger und Bedingniß wahren Künstlerthums. Alle Virtuosität wollte er „nur als Mittel, nicht als Endzweck" betrachtet wissen. War das Virtuosenthum vor ihm auf nicht viel mehr als bloße Fingerfertigkeit hinausgelaufen, so erschien er, laut Dehn's, des berühmten Harmonikers, Zeugniß, als „der Erste, welcher der ganz vorzugsweise durch ihn ausgebildeten Technik eine innere Bedeutung gab, der sie zu einem höheren Zwecke benutzte". Die hohe Ueberlegenheit seiner Künstler-

* Eingehenderes über Liszt's Leben und Schaffen siehe in: La Mara, „Musikalische Studienköpfe", 1. Band, 5. Auflage. (Leipzig, Schmidt und Günther.)

Digitized by Google

schaft bezeugte sich auch alsbald, als er sich, durch Thalberg's Erscheinen in Paris veranlaßt, in einen Wettkampf mit ihm einließ, der mit seinem Siege endete. „Thalberg ist der Erste, Liszt aber der Einzige", lautete die Entscheidung der Gesellschaft, der sich die Kritik ohne Zögern anschloß. Und der Einzige ist er geblieben bis auf den heutigen Tag.

War es sein Grundsatz als Dirigent, daß „die Aufgabe eines Capellmeisters darin bestehe, sich thunlichst überflüssig zu machen und mit seiner Function möglichst zu verschwinden", so ließ er auch in seiner Thätigkeit als Lehrer der Individualität die größte Freiheit in der Entwickelung. Da war und ist von keiner Schablone die Rede; die volle Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit blieb jedem Einzelnen gewahrt, dem er die unschätzbaren Reichthümer seiner Erfahrung in der Technik seiner Kunst erschloß. Läßt sich der individuelle seelische Zauber seines Spiels auch auf keinen Anderen übertragen, seine Schule geht, längst in alle Welttheile verbreitet, nicht mehr verloren. Aus ihr gingen die berühmtesten Namen der jüngeren Pianisten, an ihrer Spitze Rubinstein, Hans von Bülow, von Bronsart, Tausig, Sophie Menter, Anna Mehlig, Ingeborg von Bronsart, Laura Rappoldi, hervor, denen sich ein weiterer Kreis von Capellmitgliedern und Musikern, wie Joachim, Laub, Singer, Coßmann, Cornelius, Lassen, anschloß.

Schon während seines Wander- und Virtuosenlebens hatte Liszt eine ansehnliche Reihe von Werken geschaffen, die, für das Clavier geschrieben, zunächst seiner Virtuosität dienen sollten; gleichzeitig mit der neuen, im Vergleich zu dem bisher Vorhandenen unerhört vervollkommneten Technik, die sie begründeten, brachten sie meist ein poetisches Element zum Ausdruck. So seine Studien und Transscriptionen (namentlich Schubert'scher Lieder), seine Paraphrasen, Phantasien und Polonaisen, seine „ungarischen Rhapsodien", die „Consolations", „Années de pélerinage", „Harmonies poétiques et religieuses", die Clavierpartituren und Bearbeitungen der Beethoven'schen Symphonien und der phantastischen Symphonie von Berlioz, wie Wagner'scher, Rossini'scher, Weber'scher, Schubert'scher, Bach'scher und anderer Werke, in denen er Unnachahmliches leistete.

Größere, umfänglichere musikalische Thaten reiften nun während seines Weimarer Aufenthaltes. Als Beherrscher großer orchestraler Formen trat Liszt jetzt hervor und überraschte die musikalische Welt mit seinen zwölf „Symphonischen Dichtungen". Völlig neue Erscheinungen ihrer Art, waren sie der Idee wie der Form nach seine eigensten Geschöpfe. Irgend einen poetischen Gegenstand, eine Dichtung, einen dichterischen Charakter oder Vorgang nimmt er zum Grundgedanken und bringt ihn, indem er ihm seine musikalischen Seiten abgewinnt, zu tonkünstlerischer Darstellung. Die äußere Gestalt wächst aus dem Inhalte heraus; sie ist so mannigfaltig, wie dieser Inhalt selbst und eher der Ouverture als der Symphonie verwandt. Der Sonatensatz, auf dem die Letztere beruht, erwies sich als nicht elastisch genug zur Aufnahme eines neuen poetischen, einen fortlaufenden Ideengang repräsentirenden Inhaltes, und so griff Liszt zur freien Variationenform, wie sie Beethoven im Vocalsatz seiner neunten Symphonie — dem Ausgangspunkte für Liszt's gesammtes instrumentales Schaffen — anwandte. Aus einem oder zwei gegensätzlichen Themen — oder Leitmotiven, wenn man will — heraus entwickelt er eine ganze Folge verschiedenartigster Stimmungen, die durch rhythmische und harmonische Veränderungen in immer neuer Gestalt erscheinen, dem Gesetze des Wechsels, des Gegensatzes und der Steigerung entsprechend.

Vor seinem Wettstreite mit Thalberg hatte Liszt längere Zeit zurückgezogen in Genf gelebt, wozu seine freundschaftliche Verbindung mit der unter dem Schriftstellernamen Daniel Stern bekannten Gräfin d'Agoult — der Mutter von Richard Wagner's Gattin — die Veranlassung gab. Dann verweilte er zwei volle Jahre (1837 bis 1839) concertirend und studirend in Italien. Glanzvolle Erfolge in Wien stellten hierauf auch in Deutschland seinen Künstlerruf fest und leiteten die Virtuosenreisen ein, die ihn nun vom Norden bis zum Süden, vom Osten bis zum Westen Europas, durch alle Lande und alle musikpflegenden Städte führten. Aller Orten begeistert gefeiert, erlebte er zumal in Ungarn und Deutschland die größten Huldigungen. Fürsten schmückten ihn mit Titeln und Orden; der österreichische Kaiser stellte seinen Adel wieder her, wie er ihn später zum kaiserlichen Rath mit einem Ehrensold und zum Präsidenten der Pester Musikakademie ernannte; Städte erhoben ihn zu ihrem Ehrenbürger; Pest überreichte dem Meister den Ehrensäbel, und die Universität Königsberg verlieh ihm den Doctortitel. Ein Begeisterungsrausch folgte allenthalben seinen Spuren. Da — die Welt sah es staunend — hielt er plötzlich ein in seinem Siegeslaufe und schloß, auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes stehend, seine Laufbahn als Virtuos, um sie mit dem dornenvolleren Berufe des Componisten zu vertauschen.

Siegesmüde, sich nach einem Heim, einem concentrirteren Wirkungskreise sehnend, der ihm die nöthige Muße zum Schaffen bot, ließ er sich in dem kleinen Weimar fesseln und nahm dort, einem Rufe des Großherzogs als Hofcapellmeister folgend, im November 1847 bleibend seinen Wohnsitz. Auf der „Altenburg" ließ er sich in Verbindung mit der ihm aus Rußland gefolgten Fürstin Caroline Sayn-Wittgenstein, einer Frau von hoher geistiger Bedeutung, nieder und versammelte mit ihr bald einen Kreis vornehmer Geister um sich. Eine neue Kunstblüthe rief er hier auf dem alten classischen Boden hervor und entfaltete eine Wirksamkeit, die für das gesammte Musikleben der Gegenwart von weittragender Bedeutung wurde. Wie sein Erscheinen als Virtuos ein epochemachendes gewesen, so war es auch sein Auftreten als Dirigent, als Lehrer und als Componist. Dort wie hier, in allen Richtungen seiner Thätigkeit, war es ein kühner, kraftbewußter Geist des Fortschritts, der aus seinen künstlerischen Leistungen sprach und der Kunst neue Bahnen eröffnete. Neben der Pflege classischer Werke ließ er sich vor Allem die Förderung der aufstrebenden musikalischen Generation angelegen sein. Unberechenbare Verdienste erwarb er sich um Wagner, dessen Opern er, während Niemand des in der Verbannung lebenden Meisters und seiner Kunst gedachte, auf der Weimarer Bühne eine Heimath gründete; er brach ihnen so durch sein energisches Vorgehen Bahn. Keine neue musikalische Erscheinung irgend welcher Bedeutung blieb von ihm unberücksichtigt, und die allsonntäglich in seinem Hause veranstalteten Matinéen übten bis in die weite Ferne ihre Anziehungskraft.

Das auf diesem Gesetz beruhende Princip des Sonatenbaus ist also trotz der thematischen Einheit und der eine freiere Periodengliederung aufweisenden einsätzigen Form auch hier wirksam, ja die Umrisse der herkömmlichen vier Sätze blicken, freilich zusammengedrängt, mehr oder minder kenntlich noch immer hervor. Bei seinen beiden umfangreichsten und großartigsten Instrumental-Dichtungen „Dante" und „Faust", die er als Symphonien bezeichnete, behielt Liszt auch die selbstständige Theilung der Sätze bei, aber er schaltet innerhalb derselben auf seine eigene Weise. In beiden, welche die tiefsinnigsten Dichterwerke, die wir besitzen, „Die göttliche Komödie" und Goethe's „Faust", in Tönen verlebendigen, brachte er, wiederum nach dem Vorbild der neunten Symphonie, im Schlußsatz Chöre in Anwendung. Den einzelnen Sätzen fügte er erläuternde Titel (z. B. Faust, Gretchen, Mephistopheles) bei, wie er auch seinen symphonischen Dichtungen, um Genuß und Verständniß derselben zu erleichtern und uns über den Gedankengang, den er beim Schaffen im Wesentlichen verfolgte, aufzuklären, Programme beifügte. Er giebt uns in denselben entweder selbstständige kleine Dichtungen, wie die Verse Victor Hugo's und Lamartine's zur „Bergsymphonie", zu „Mazeppa" und den „Préludes", oder den Hinweis auf bekannte größere Dichterwerke, wie im „Tasso" und „Prometheus", oder er führt uns im „Orpheus" eine vertrauliche mythische Gestalt entgegen und läßt uns in der „Heldenklage" das große historische Ereigniß ahnen, das er darin feierte. Die „Festklänge" und „Hungaria", sowie „Hamlet", die „Hunnenschlacht" (nach Kaulbach) und „Die Ideale" (nach Schiller) hat er ohne Programm gelassen, da er durch die Titel die ihn leitenden Ideen genugsam bezeichnet zu haben glaubte.

Eben diese ihre poetisch-musikalische Doppelnatur in Verbindung mit der Neuheit ihrer Form, die doch lediglich das Resultat dieses Inhalts ist, war dem Verständniß der großen Orchesterschöpfungen Liszt's besonders ungünstig und hat durch ihre ungewöhnlich hohen Anforderungen an das Publicum die Verbreitung derselben erschwert. An sie heftete sich trotz ihres instrumentalen Glanzes und der in ihnen zu Tage tretenden harmonischen und contrapunktischen Kunst die erbitterte Opposition, von der die seinem Virtuosenthum dienenden Clavierconpositionen nichts erfahren hatten. Aber diese Opposition konnte nicht hindern, daß die von Liszt vertretene poetische Richtung in allen Gat-

Digitized by Google

tungen der Musik zur Herrschaft gelangte und daß sich in der Popularisirung seiner Werke ein stetiger Fortschritt geltend macht. Dringen namentlich die eingänglichsten seiner symphonischen Dichtungen, wie die „Préludes", „Tasso", „Orpheus" ꝛc., und andere seiner Instrumentalwerke, wie seine auf das gleiche thematische Einheitsprincip basirten Clavierconcerte, nicht schon in alle Concertsäle ein? Und werden nicht auch seine Lieder und Kirchencompositionen mit wachsender Vorliebe gehört?

Im Liede vertritt Liszt die Durchführung des poetischen Princips bis zu seinen äußersten Consequenzen. Dem Dichter ordnet sich der Musiker völlig unter; ein freies declamatorisches Element waltet vor, das Wagner's „Sprechgesang" ähnlich sieht. Es sei hier nur an das schöne „Ich liebe Dich" (von Rückert) erinnert; wogegen sich das populärste von allen Liszt'schen Liedern „Es muß ein Wunderbares sein" der älteren Liedform am meisten nähert.

Das poetische charakterisirende Princip, das Liszt im Liede und in seinem Schaffen überhaupt, das thematische Einheitsprincip, das er in seinen Instrumentalschöpfungen verfolgte, gelangt auch in seinen Kirchenwerken zu vollem Rechte. Die Leitmotive, aus denen Wagner das Gewebe seines musikalischen Dramas spinnt, bringt Liszt nun zuerst auch in Messe und Oratorium zur Geltung. Alle modernen Errungenschaften der Instrumentation und des freien Formenspiels läßt er ihnen zu Gute kommen.

Auch hier schafft er, den Bedürfnissen seiner Natur gemäß, Neues, Großes. Wie überall, gab er auch hier, wo es ihm um nichts weniger als um die Regeneration der katholischen Kirchenmusik zu thun ist, mit vollen Händen. Wir können bei der Fülle des Gegebenen hier nur der Gran er Festmesse, der für die Krönung des österreichischen Kaiserpaares in Pest geschriebenen ungarischen Krönungsmesse, der Missa choralis, der Messe und des Requiems für Männerstimmen, der Psalmen und Hymnen und der Oratorien: „Die heilige Elisabeth" und „Christus" gedenken. Dies letztere Werk, eine Schöpfung voll unvergleichlicher Originalität und Geistestiefe, ist Liszt's gewaltigste That im Gebiet der kirchlichen Kunst.

Weitaus die Mehrzahl seiner geistlichen Compositionen aber entkeimte nicht mehr dem weimarischen, sondern dem römischen Boden. Als im December 1859 die Oper „Der Barbier von Bagdad" von Cornelius, einem Schüler des Meisters, als Opfer einer Coterie, die sich gegen Liszt gebildet hatte, durchfiel, trat der Letztere für immer von der Direction zurück. Ohnedies war seit Dingelstedt's Eintritt in die Intendantur des Weimarischen Theaters das Hauptgewicht der dortigen Bühnenleitung auf das Drama gelegt worden, während andererseits die Gründung der Malerschule zu viel Mittel in Anspruch nahm, um bei dem beschränkten Hofbudget noch für Oper und Orchester Ersprießliches so fördern zu können, wie es eines Liszt würdig war. Genug, im September 1861 verließ er Weimar und begab sich nach Rom. Dort empfing er am 22. April 1865 von Cardinal Hohenlohe in der vaticanischen Capelle die Weihen, die ihm den Rang eines Abbate verliehen, zu dem man neuerdings noch die Würde eines Canonicus fügte.

Seinem künstlerischen Beruf aber blieb der Liebling Pio Nono's dennoch getreu. Seit 1869 kehrte er auch alljährlich für mehrere Monate wieder in Weimar und zwar in der „Hofgärtnerei" daselbst ein. Seither lebt er abwechselnd in Rom, Weimar und Pest, wo er sein Amt als Präsident der Musikakademie im Februar 1876 officiell antrat.

Wir müssen es als zu den schönsten Verdiensten Liszt's gehörig hier anerkennen, daß er Unzähligen den Weg in die Oeffentlichkeit gebahnt hat, wie er allen künstlerischen Bestrebungen immerdar ein offenes Herz und offene Hände zeigt. Er ist der erste und thätigste Förderer des Bayreuther Unternehmens, der Hauptbegründer des „Allgemeinen deutschen Musikervereins". Und für wie viele humanitäre Zwecke setzte er von je seine Künstlerschaft ein! Machte er schon während seiner Virtuosenlaufbahn seinen Genius ungleich mehr dem Vortheil Anderer als seinem eigenen dienstbar — denn von den Millionen, die er erspielte, erübrigte er für sich selbst nur eine bescheidene Summe, während er allein für den Ausbau des Kölner Doms, das Bonner Beethoven-Denkmal und die Hamburger Abgebrannten viele Tausende opferte — so war nach Abschluß seiner Pianistencarrière seine öffentliche künstlerische Thätigkeit ausschließlich dem Besten Anderer, sei es künstlerischen Bestrebungen, oder mildthätigen Zwecken oder dergleichen, geweiht. Seit Ende 1847 floß weder durch Clavierspielen und Dirigiren, noch durch Unterrichten ein Heller in seine eigene Tasche. Dies Alles, was Andern reiche Capitalien und Zinsen eintrug, kostete ihm selbst nur Opfer an Zeit und Geld.

Auch in seiner schriftstellerischen Wirksamkeit, in seinen berühmten Arbeiten „Lohengrin" und „Tannhäuser", „F. Chopin", „Robert Franz" und seinen zerstreuten Aufsätzen, bekundete er, von dem Glanz der Darstellung, der Fülle geistreicher Gesichtspunkte und Ideen abgesehen, den schönen Zug seiner Natur: für das unverstanden gebliebene Schöne und Große mit seiner Autorität einzutreten und ihm, kraft derselben, zu besserem Verständniß zu verhelfen. Darum, von welcher Seite wir dieses thatenreiche Künstlerleben auch betrachten — es zeigt uns das erhebende Bild nicht nur eines großen, sondern auch eines der edelsten Menschen.

Die deutsche Kunstindustrie und die jüngsten Ausstellungen.

Allgemeine Betrachtungen von Georg Buß.

Seit einem Vierteljahrhundert geht durch die tonangebenden Culturvölker Europas ein mächtiges Streben und Ringen, der Kunst wieder Eingang zu schaffen in's Gewerbe, daraus sie fast vertrieben war, die Kunstindustrie zu hegen und zu pflegen. In Deutschland ist diese Bewegung erst nach der zweiten Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 zum Durchbruch gekommen; denn was bis dahin in den einzelnen Staaten, wie in Baiern und Württemberg, geschehen war, hatte sich seitens der Allgemeinheit fast gar keiner Beachtung zu erfreuen und verlor sich in der großen Strömung der Tagesinteressen.

Seitdem hat ja in Folge der Mißergebnisse auf den verschiedenen Weltausstellungen die Erkenntniß von dem gottverlassenen Zustande unserer Industrie in Bezug auf guten Geschmack immermehr Platz gegriffen und eine große Anzahl hervorragender Kräfte veranlaßt, den Grund des Verfalles aufzudecken und die Mittel zur Abhülfe zu erforschen. Da ergab sich denn, daß die Ursachen der bedauerlichen Geschmacksverwilderung unserer Tage erstens der historischen Entwickelung angehören und zweitens auf die großartigen Erfolge der Maschinentechnik zurückzuführen sind. Dieser Mangel an Schönheitssinn ist also keine bleibende Eigenschaft des deutschen Nationalcharakters, dem die Natur Liebe und Enthusiasmus für den edelen Reiz der Formen und der Farben vielleicht versagt hätte; nein, eingetreten ist dieser Mangel in erster Linie durch gewaltige, vernichtende Begebenheiten der Geschichte und ihre Folgen für Cultur und Kunst.

Blicken wir zurück auf die Werke unserer Ahnen im Mittelalter und in der Zeit der Wiedergeburt, der Renaissance, die noch heute unsere Sehnsucht und unseren stillen Neid erweckt! Welche Fülle von Schönheit erschließt sich uns! Wie nehmen die gewaltigen, zum Himmel ragenden Dome mit dem zierlichen Meißelwerk, mit der Scheiben bunter Pracht, die in den Strahlen der Sonne wie flüssiges Gold, Smaragd und Rubin leuchten, Herz und Sinn gefangen! Welch glänzende Kunst weisen die Priestergewänder auf, die Kasel (casula), Stolen und Mitren, die frommer Eifer mit farbiger Seide bestickte und mit Edelgestein verzierte; welche Kunst das aus Edelmetall gefertigte und mit Email und Steinen geschmückte Kirchengeräth, die Monstranzen, Ciborien, Kelche, Meßbuchdeckel, Reliquienschreine ꝛc.! Wie reich und behaglich erscheinen in der späteren Zeit, im sechszehnten Jahrhundert, die Wohnungen und Paläste des Adels, der Patricier und des wohlhabenden Bürgers! Welche Fülle von schönem Geräth, von prächtigen Teppichen, Decken, buntbestickten Leinen und anderen Geweben, von edlen Gefäßen, farbigen Krügen, Humpen, grauen Pinten, bemalten Schalen und bunten Gläsern, von reich geschnitzten, eingelegten Möbeln und von Goldtapeten! Unsere Prunkgemächer schmücken wir noch heute, um die eigene Armuth zu verdecken, mit jenen reich ornamentirten Stühlen, Tischen und Schränken, welche einst des wohlhabenden Bauern Hauseinrichtung bildeten.

Niemals gab es eine herrlichere Vereinigung von Kunst und Gewerbe und niemals war die Kunst volksthümlicher, als in dieser

Digitized by Google

Zeit. Die Künstler, selbst dem Handwerk entwachsen, blieben ihm ihr Lebelang treu und, fast in jedem Materiale schöpferisch thätig, verstanden sie das allgemeine Kunstbewußtsein ihres Volkes in mustergültige Formen zu gießen. Auch der weniger begabte und ausgebildete Handwerker stand unter dem Einfluß eines gesunden und geläuterten Geschmacks. So strebte denn Alles mit Entschiedenheit einem einheitlichen künstlerischen Ziele zu.

Da kam der Dreißigjährige Krieg. Seine wuchtigen Schläge trafen das deutsche Land bis in's innerste Mark, vernichteten den Wohlstand des Bürgers und Landmanns, lähmten die Lust und Freudigkeit am Schaffen, brachen das Unabhängigkeitsgefühl und hemmten den Schwung der Gedanken. Die nationale Kraft des Volkes erstarb; Gleichgültigkeit und Mißmuth traten an die Stelle der früheren Thätigkeit, und um Kunst und Handwerk war's geschehen. Die Zeit des tiefsten Verfalls begann; dem deutschen Volke ging das politische Bewußtsein verloren. Jetzt erhob sich das französische Königthum zur europäischen Herrschaft, und französisches Wesen und französische Kunst, nur auf die Verherrlichung der fürstlichen Gewalt gerichtet, gleichsam eine Apotheose des Monarchenthums, hielten ihren siegreichen Einzug in unser Land, und unsere Väter wurden gewohnt, die Normen des Geschmacks aus der Fremde, von Frankreich, zu empfangen.

Länger als ein Jahrhundert hatte diese Abhängigkeit in ungeschwächter Kraft gedauert. Aus dem Barokstil hatte sich inzwischen das Rococo und aus diesem unter Ludwig dem Sechszehnten der sogenannte Zopf entwickelt, ein Stil, der die allmählich in dem Rococo eingerissene Verwilderung durch Anlehnen an die antike, ornamentale Formenwelt zu bekämpfen suchte. Da fuhren wie ein Donnerwetter die Stürme der französischen Revolution dahin; Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ward die Losung; dem citoyen schien principielle Einfachheit die oberste republikanische Tugend; Rococo und Zopf mit ihrem höfischen Flitter und Tand wurden in den Bann gethan, und der Faden der alten Tradition ward gewaltsam abgerissen.

Dafür wurden nach dem Rathe „philosophischer Künstler" die Musen aus dem stillen Frieden des Alterthums an das blutige Licht des Tages geschleppt und alles im reinsten griechischen Geschmack gebildet. Aber unter dem Schrecken der Guillotine konnte die Kunst nicht heimisch werden; sie gestaltete sich zu einer Carricatur der Antike, und auch das folgende Kaiserreich vermochte hieran wenig zu ändern. Die restaurirte Monarchie, in dem Glauben, die welterschütternden Begebenheiten der letzten fünfundzwanzig Jahre ignoriren zu müssen, knüpfte an das Rococo wieder an, aber dies blieb eine überlebte Kunstform, weil sich der Zeitgeist gegen jede Rückkehr zum Alten sträubte. Trotz seines Bündnisses mit der Blumenliebhaberei vegetirte es nur kümmerlich und reizlos fort bis in unsere Tage. Einzelne hervorragende Geister, wie Asmus Carstens, Betel Thorwaldsen und Friedrich Schinkel, flüchteten sich aus diesem Jammerthal in's reine Griechenthum, aber vergebens war ihr Streben, das Verständniß ihrer Zeitgenossen für seine edlen Bildungen zu fördern; Letzterer unternahm sogar, hellenische Formen auf die Gebilde der Kunstindustrie zu übertragen, ohne jedoch dem nöthigen Interesse in weiteren Kreisen zu begegnen. In Folge der langen Abhängigkeit von französischem Geschmack und französischer Kunst unfähig, sich zu eigener That emporzuraffen und selbstthätig zu erfinden, verdarb der an und für sich nur noch geringe Geschmack des deutschen Industriellen vollständig und gleichzeitig der des deutschen Publicums.

Anders in Frankreich! Als der Wohlstand wieder stieg und ebenso das Bedürfniß nach Form und Farbe, empfand man schmerzlich die Verwüstungen, welche der republikanische Radicalismus des „citoyen" im Tempel der Kunst angerichtet hatte; eifrig machte man sich in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts an die Arbeit, um alle jene verloren gegangenen Kunstfertigkeiten früherer Jahrhunderte wieder zu gewinnen.

„Wir müssen Europa mit unserem Geschmacke bekriegen und durch die Mode uns die Welt unterwerfen," hatte der große Colbert einst gesagt — und diese Worte nahm man sich zur Richtschnur. Und in der That, die Pariser Industrie gebot sehr bald der Welt, Paris bestimmte den Geschmack; Paris ward Mode. Die Luxusgegenstände, die der Deutsche wünschte, sie kamen alle aus der Seinestadt; die Etiquette „Paris" genügte, um auch das minder Gute, das von dort her kam, geistreich erfunden, graciös, „entzückend schön" ꝛc. zu finden. Da suchte nun der biedere deutsche Industrielle des Franzmannes Muster nachzuahmen, aber vorwärts kam er dabei nicht; war er mit der Arbeit eben fertig, so hatte der erfinderische College an der Seine schon „was Neues" auf den Markt gebracht, und die deutsche Copie hinkte nach, war veraltet, oder, um mit unserer schönen Welt zu sprechen, war „unmodern" geworden.

In Folge dieses ewigen Copirens hatte unser deutscher Michel keine Zeit, selbstständige Muster zu entwerfen, auch fehlte ihm die nöthige Erfindungsgabe, der gute Zeichner und das wohlhabende Publicum, welches einen künstlerisch gebildeten Geschmack besessen hätte. Es führten diese Zustände, unterstützt von anderen Verhältnissen des nationalen Lebens, das deutsche Volk in seiner ästhetischen Haltung während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts reißend bergab. Der feinfühlige Sinn für edle Verhältnisse, für den Reiz schöner Formen und Linien, für die Poesie der Farbe — der feinfühlige Sinn unserer Väter war dahin; die Modekönigin mit ihrem schnell wechselnden, überraschenden, bizarren und unnatürlichen Wesen wurde vergöttert; ihren launenhaften Gesetzen unterwarf man sich in blinder Ergebung. Das waren die Nachwehen des Dreißigjährigen Krieges und die directen Folgen der französischen Revolution.

Diese traurigen Verhältnisse wurden wesentlich verschlimmert durch die Maschinentechnik. Sich dieses neuen Hülfsmittels vernünftig zu bedienen, vermochte die Kunstindustrie, ungesund und zerfahren wie sie war, nicht. Man fühlte sich befriedigt durch das Mehr der Arbeit und vergaß die Kunst — die Massenproduction nach der Schablone war die Losung. Statt die gefügige Maschine den Anforderungen des eigenen Schönheitsgefühls zu accommodiren, verfuhr man umgekehrt und paßte die Formen des Modells für so und so viel tausend Stück dem Gange der Maschine an. So kamen jene in der Ausführung liederlichen und gemeinen Dutzendwaaren auf den Markt, bei denen die schaffende Thätigkeit der Menschenhand in ein oder zwei sich stets wiederholenden Griffen bestand, die den Arbeiter mit der Zeit stupide machen mußten. Und wer waren diese Arbeiter? Meistens Handwerker, die der grausamen Concurrenz mit der Maschine unterlegen waren und nun in geisttödtender Weise ihr Brod verdienen mußten. Dem Handwerk war eine Menge von Kräften und ein großes geistiges Capital entzogen worden. Im Handwerk selbst riß der Fabrikbetrieb ein — die Arbeitstheilung kam. Die eine Tischlerei macht nur noch geschweifte, die andere gradlinige Stuhlgestelle, die eine nur Sophagestelle, die andere Schränke ꝛc.; die eine Tischlerei hobelt nur; die zweite schnitzt; die dritte fournirt, und die vierte polirt, sodaß jedes Stück vor seiner Vollendung ein Dutzend Hände passirt und von einer einheitlichen Behandlung nicht mehr die Rede ist. Das umfassende Können des alten Handwerks, die Solidität der alten Arbeit ging verloren, und das tägliche Geräth des Lebens war zur gewöhnlichen Fabrikarbeit geworden — nothwendige Consequenzen der alles nivellirenden Maschine, der man kein allgemeines, im Volke wurzelndes Kunstbewußtsein als Gegengewicht entgegenstellen konnte.

Nach Erkenntniß aller in der historischen Entwickelung und in der Technik liegenden Ursachen der Geschmacksverwilderung und des Verfalls der deutschen Kunstindustrie ging man energisch an die Heilung, in deren Anfangsstadium wir uns heute noch befinden.

Das geeignetste Heilmittel schien die Schule. Dort sollte der gewerbliche Arbeiter unter der Leitung tüchtiger Männer den feinfühlenden Sinn, das gebildete Auge und die geschickte Hand wiedererhalten; dort sollte an der Hand historischer Betrachtung durch systematische Stillehre und durch Nachzeichnen guter Muster und Uebung im Entwerfen kunstindustrieller Gegenstände Hülfe geschafft, sollten der Industriebevölkerung neue Bahnen erschlossen werden. Solche Unterrichtsanstalten sind von den verschiedenen Staaten, Gemeinden und Corporationen in großer Menge gegründet worden und werden noch gegründet.

Sie sind theils als einfache Zeichenschulen organisirt, in denen junge Leute, ohne in ihrer Werkstatthätigkeit behindert zu werden, während der Freistunden im Zeichnen und Modelliren ausgebildet und mit den Elementen der Kunstformensprache bekannt gemacht werden, um sie zum künstlerischen Betriebe ihres Gewerbes zu befähigen; theils sind sie Fachschulen, die einem bestehenden Industriezweige dienen, theils höhere Schulen, in denen sich der Industrielle mit Aufwendung seiner vollen Arbeitskraft und Zeit zu einem

Digitized by Google

selbstständigen schaffenden Künstler seines Faches, das heißt zu einem Musterzeichner oder Modelleur für Werkstatt und Fabrik, auszubilden vermag.

Dort, wo Mittel vorhanden waren, ging man einen Schritt weiter und gründete Museen; ihnen wurden Kunstschulen zur Seite gestellt, sodaß der Schüler seine Kenntnisse und seinen Schönheitssinn an den mustergültigen Erzeugnissen der Vergangenheit vervollkommnen konnte. Gleichzeitig sollten diese Sammlungen auf das Publicum einwirken und seine Theilnahme für die neue Bewegung gewinnen; denn nicht allein der Geschmack des Producenten, des Kunstindustriellen, sollte gebildet werden, sondern auch der des Consumenten, des gesammten Volkes, damit sein Interesse und seine Liebe für schönes Geräth erwache und somit die für den gedeihlichen Bestand jeder Industrie erforderliche Kauflust zunehme. Freilich, bis jetzt erfreuen sich nur wenige größere Städte, wie Berlin, Hamburg, Breslau, Leipzig, München ꝛc., dieser Institute, wiewohl ihr Einfluß auf die weiteren Volkskreise unwiderleglich ist, ihre Vermehrung daher durchaus erwünscht wäre.

Neben diesem gesammten Unterrichts- und Anschauungsapparat bildeten sich allmählich Kunstgewerbevereine, freie Vereinigungen von Industriellen und Interessenten, die im gegenseitigen Austausch von Erfahrungen und Ansichten ihre Kenntnisse zu bereichern suchten, veranstalteten Behörden und Corporationen Preisbewerbungen für kunstindustrielle Arbeiten, um in den betheiligten Kreisen den Wetteifer und den Ehrgeiz anzuregen, veranstaltete man in kleineren Städten sogenannte Wanderausstellungen, zu denen Museen und begüterte Privatpersonen die in ihrem Besitz befindlichen Gegenstände aus alter Zeit leihweise hergaben, und wendete man schließlich den Local- und Landesausstellungen eine vermehrte Aufmerksamkeit zu.

Gleichzeitig nahm die bezügliche Literatur einen gewaltigen Aufschwung. Bücher, Zeitschriften und Vorlagen erschienen in nie geahnter Menge.* Leider ist aber in diesem literarischen Wettrennen die Herausgabe von einfachen, elementaren Vorlagewerken, die den Lehrbedürfnissen der Schule entsprechen, fast vollständig vergessen worden. —

Das sind im Großen und Ganzen die Heilmittel, durch welche unsere deutsche Kunstindustrie genesen soll.

Mehr als ein Jahrzehnt eifriger Arbeit ist verflossen. In Berlin vereinigte eine großartige Gewerbe-Ausstellung die Producte der Residenz und in Leipzig eine nicht minder bedeutende diejenigen Erzeugnisse, welche das Kunstgewerbe des Königreichs Sachsen, der preußischen Provinz Sachsen und der thüringischen Staaten zur Anschauung bringen; eine Menge kleinerer Städte, wie Plauen, Schandau, Wernigerode, Offenbach ꝛc., sind schleunigst nachgefolgt, und gegenwärtig ist es besonders Düsseldorf, welches durch seine ähnlichen Zwecken gewidmete Ausstellung die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.** Da liegt die Frage nahe: Welchen Eindruck macht dort unsere Kunstindustrie, was für Erfolge haben alle Anstrengungen gehabt?

Angesichts der ausgestellten Gegenstände muß der Vernünftige zur Erkenntniß kommen, daß die im Laufe von zwei Jahrhunderten eingerissene Geschmacksverwilderung nicht im Handumdrehen auszurotten ist, daß nur das hingebende Schaffen vieler, vieler Jahre die begangenen Sünden wieder gut machen kann, ja, daß unsere jetzige Generation das angestrebte Ziel kaum erreichen, vielmehr die kommende sich erst der rechten Früchte freuen wird. Und um so ferner wird das Ziel gerückt, wenn viele Kunstindustrielle verschmähen, sich auf die breite Masse des Volkes zu stützen, wenn sie ihre Thätigkeit lediglich auf Objecte concentriren, die, für den geringen Mann unerschwinglich, allein auf den begüterten berechnet sind.

Nur ein winziger Bruchtheil unseres Volkes vermag sich eine Zimmereinrichtung im Preise von 5000 bis 12,000 Mark anzuschaffen. So macht die Kunstindustrie auf jenen Ausstellungen wesentlich den Eindruck einer Luxusindustrie, während sie doch streben soll, auch das bis in die ärmste Hütte verbreitete Geräth des täglichen Lebens durch Form und Farbe zu verschönen, den Sinn der Menge für das Schöne zu wecken und zu läutern und so zur Bildung des Geschmacks, zur sittlichen Erziehung unseres Volkes beizutragen.

Und wie sieht es außerhalb der Ausstellungen aus? Nun, da hängen in den Schaufenstern der für den gewöhnlichen Bedarf berechneten Läden noch immer jene vorwiegend anilinroth gefärbten Velourstepiche mit quellenden, dicken Blumen und Früchten, mit springenden Panthern und zähnefletschenden Löwen in wirklicher Größe, deren Naturwahrheit wirklich Besorgniß erregt; da hängen noch immer die alten Stickereien mit den wie Malerei oder Kupferstich ausgeführten Abbildungen von romantischen Liebespärchen, würdigen Pudeln und zärtlichen Katzen; da stehen noch immer die alten Tassen, Teller und Vasen mit Abbildungen von Blumen, so naturgetreu und unkünstlerisch, daß sie in ein Buch über Botanik gehörten, — kurz, da ist von Flachmuster keine Rede; da herrscht nach wie vor ein wilder Naturalismus und zeigt sich in crasser Weise die Unfähigkeit, aus den Dingen der Wirklichkeit das Ornament durch die gestaltende Kraft der Phantasie zu entwickeln. Und in den Möbelhandlungen stehen noch immer die alten, lüderlich hergestellten Mahagoni- und Birkenmöbel: Schränke, deren Aeußeres im Glanze der blank polirten Fournitur strahlt, deren Inneres ein erbärmliches Brettergerüst von schlecht gehobeltem Kienholz zeigt; Tische, deren unpraktische, ovale und fournirte Platte nach kurzem Gebrauch Risse und Sprünge bekommt, sogenannte „antike Stühle“ mit steifen, hohen und unbequemen Lehnen und schlechter Schnitzerei, Büffets, aus deren Füllungen Schnitzereien von todten Enten, Hühnern, Hasen, von Allem, was da kreucht und fleugt, in plastischer Brutalität herausspringen. Das sind noch immer die Geräthe für den Mittelstand, für unsere Beamten, Officiere, Kaufleute, Handwerker; die für den untersten Stand bestimmten sehen noch schlimmer aus.

Geben wir uns doch angesichts dieser Thatsachen keinen Illusionen hin, lassen wir uns durch die blendende Etiquette der Ausstellungen nicht täuschen, sondern gehen wir von dem Grundsatze aus, daß Selbsterkenntniß der mächtigste Hebel zum Fortschritt ist, und gestehen demgemäß ein, daß unsere Kunstindustrie auf falschem Wege ist und gerade dort, wo die Noth am größten ist, noch so gut wie gar nichts erreicht hat.

Eine ausschließliche Luxusindustrie wollen wir nicht. Eine Luxusindustrie wird immer ungesund sein; denn die zum echt künstlerischen Schaffen nothwendige Freiheit hat sie mit der Abhängigkeit von den Launen der „oberen Zehntausend“ vertauscht. Sie schafft Prachtstücke und verfällt zumal in unserem Falle, wo der gesunde Boden des Könnens noch fehlt, durchgehends dem Fehler, die zweckliche Bestimmung der Geräthe zu vernachlässigen und unbequemen Prunk als die Hauptsache zu betrachten, sodaß überflüssiger, häufig sinnloser, ja widersinniger Zierrath die Unfähigkeit, den Gegenstand dem Material, der Technik und dem Zwecke gemäß zu gestalten, verdecken muß. Hier ein Beispiel: Ein Büffet soll bekanntlich Tisch und Kasten zugleich sein; der Kasten soll zum Aufbewahren und Schaustellen von Tischservice und die den Unterbau abschließende Tischplatte zum Aufstellen von Terrinen, Schüsseln, Tellern ꝛc. während des letzten Anrichtens der Speisen dienen. Diese zweckliche Bestimmung ist in erster Linie bei dem Aufbau eines Büffets maßgebend. Demgemäß muß der untere Theil mit der Tischplatte recht breit und niedrig, um ein bequemes Aufstellen großer Schüsseln zu gestatten, der obere kastenartige Aufsatz aber möglichst hoch und geräumig sein, um das Tischgeräth und einige hübsche Schaustücke, wie Krüge, Kannen, Majoliken ꝛc. bergen zu können. Nun verfährt man gerade umgekehrt. Der untere Theil wird hoch und schmal gemacht, die an und für sich schon schmale Tischplatte durch aufgesetzte Säulchen und Console, welche den oberen, vorspringenden Kastenaufsatz tragen, noch mehr beengt und der räumliche Inhalt des letzteren durch Spiegel oder andere Decorationsmittel so beschränkt, daß er völlig unbrauchbar ist. So ist der Beruf des Gerätheſ

* Wir weisen bei dieser Gelegenheit auf zwei neuerdings erschienene Publicationen dieses Genres rühmlich hin, auf Georg Hirth's: „Das deutsche Zimmer der Renaissance, Anregungen zu häuslicher Kunstpflege“ (Leipzig und München, G. Hirth) und „Unser Heim im Schmuck der Kunst“ (Leipzig, E. Schloemp). D. Red.

** Nicht weniger Aufmerksamkeit lenken in letzter Zeit die Fachausstellungen auf sich, die, wenn sie Material, Bearbeitungsweisen und Erzeugnisse auch hinsichtlich des Ursprungs und der allmählichen Entwickelung zur Anschauung bringen, für allgemeine Kenntnißbereicherung und Geschmacksbildung gleich vortheilhaft wirken können. In Leipzig sah man — um nur Eines zu erwähnen — im Frühling dieses Jahres eine Drechslerwaaren-Ausstellung, die nach der ebengenannten Richtung Vortreffliches bot; als noch ansehnlicher erweist sich die gegenwärtig vielbesuchte allgemeine deutsche Wollen-Industrie-Ausstellung namentlich hinsichtlich ihrer nationalwichtigen Bedeutung, weshalb wir derselben einen besondern Artikel zu widmen gedenken. D. Red.

Digitized by Google

Originalzeichnung von Otto Fikentscher in Düsseldorf.

Digitized by Google

durchaus verfehlt. Der Grund liegt in der Vorliebe für leeren Prunk, für alle jene Säulchen, Karyatiden, Console, die nichts zu tragen haben, für alle jene Gliederungen, Verkröpfungen und Schnitzereien, mit denen das ganze Möbel von oben bis unten in verschwenderischer Fülle überladen ist, sodaß die Construction nicht ausgeprägt wird und die Verzierung in den seltensten Fällen den höheren Ausdruck der Construction giebt. Das bestechende Aeußere ist eben Hauptzweck.

Die Gründe nun, weshalb unsere eben aufblühende Kunstindustrie wesentlich den Charakter einer Luxusindustrie trägt, liegen in der gänzlich falschen Auffassung, als ob nur gewisse Gewerbe einer künstlerischen Veredelung zugänglich wären, als ob nur ein silberner oder goldener Pokal, eine Elfenbeinschnitzerei, ein Damastgewebe oder ein Mobiliar in imitirtem Ebenholze eine künstlerische Behandlung zulasse. O bewahre! Die sämmtlichen Gewerbe, sogar diejenigen der Schuhmacher und der Schneider, werden von der Kunstindustrie umschlossen. Die Formen aller gewerblichen Producte werden durch ihre zweckliche Bestimmung, durch die Natur des Materials und die dem Material entsprechende Hantirung nur in allgemeinen Umrissen vorgeschrieben, bieten also der Bethätigung künstlerischen Vermögens noch immer einen weiten Spielraum; denn wo es sich um Form und Farbe handelt, kommt überhaupt mehr oder minder die Kunst in Betracht.

Jene aristokratische Auffassung von dem Wesen der Kunstindustrie ist recht verderblich gewesen. Sie hat zur Folge gehabt, daß die neuen Reformbestrebungen vorzugsweise nur in jenen Gewerbekategorien Platz gegriffen haben, welche wegen ihres kostspieligen Rohmaterials eine bedeutende Zahlungsfähigkeit des Consumenten voraussetzen, daß ferner viele kleine, für die breite Masse des Volkes arbeitende Gewerbetreibende in der Ansicht, die Domäne der Kunstindustrie sei die auf das Große und Kostbare gerichtete Production, der neuen Bewegung vollständig fern bleiben und die Majorität des Publicums für Reformen noch wenig Interesse verräth, deren Erfolge sich bisher fast ausnahmslos in der Herstellung kostbarer Schaustücke manifestiren.

Es bleibt nunmehr noch der ästhetische Punkt übrig, der einige Worte verdient.

Wie Schinkel einst eine Wiedergeburt unserer modernen Kunst von der Antike, der Romantiker der dreißiger Jahre hingegen von der Gothik erwartete, so hat man heutigen Tages das Heil der Kunstindustrie in einem engen Anschluß an die Renaissance erblickt. Die Gründe hierfür sind mannigfacher Art. Die letzte Hauptstation vor dem allmählich eintretenden Geschmacksverfall bildend, hat die Renaissance vor allen rückwärtsliegenden Stilarten naturgemäß voraus, daß sie den heutigen Lebensgewohnheiten am nächsten steht. Wir wissen ja, wie in jenen Tagen ein allgemeiner Enthusiasmus für Erhabenheit und Schönheit die Geister ergriff, wie die Kunst das Leben durchdrang und sogar das gewöhnlichste Geräth verschönte. Diese Epoche bietet daher viele Vorbilder, welche bei der Befriedigung der gegenwärtigen Bedürfnisse sehr beachtenswerth sind. Allein im Laufe von dreihundert Jahren wechseln die Anschauungen der Menschen; demgemäß haben sich die Anforderungen vielfach geändert — ja, neue sind hinzugetreten, für welche die Renaissance, da sie dieselben nicht kannte, keinen Rath geben kann. Also müssen wir uns selbst zu helfen und die passenden Formen für das Neue zu finden suchen, oder uns nach anderen Stilarten umsehen, welche Beispiel und Lehre geben. Daraus folgt, daß jene Absicht, Gegenstände in reinem Renaissancestil zu bilden, durchaus verfehlt ist. Und weiter, daß jenes Bestreben, von der uns heute nicht mehr genügenden Renaissance das italienische und französische Gebiet noch abzuschneiden und sich ausschließlich an die deutsche zu halten, nur um einen nationalen Stil zu bilden, barer Unsinn ist.

Das hindert Alles nicht, daß auf den Ausstellungen die meisten Zimmereinrichtungen und Gegenstände in deutscher Frührenaissance und in deutscher Renaissance ausgeführt sind. Der entwerfende Künstler sollte doch selbst gestehen, daß sein in deutscher Frührenaissance entworfenes Sopha, wenn es der Bank dieses Stils entsprechen soll, den heutigen Bequemlichkeits-Anforderungen durchaus nicht entspricht, daß hingegen das Sopha, wenn es wirklich bequem ist, mit der Frührenaissance auf sehr gespanntem Fuße steht und höchstens einige unwesentliche Ornamente mit ihr gemein hat. Aber Frührenaissance muß sein, und darum wird der Alterthümlichkeit zu Liebe das Sopha unbequem und unpraktisch gemacht. Wie mit dem Sopha, so geht's mit den meisten andern Geräthen. Lieber sollte man sich von dem Vorsatze leiten lassen, Schönes und Brauchbares zu schaffen. — Das sind die Eindrücke, welche wir auf den Ausstellungen empfangen haben.

Wenn es der Reform unserer Kunstindustrie nicht wie dem Bergbache ergehen soll, der in stolzer Jugendlust von den Felsen herabbraust, um nach seinem Eintritt in die Ebene zu verrinnen, so ist dafür Sorge zu tragen, daß sie zur Volkssache wird.

Frühlingsboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Von E. Werner.

(Schluß.)

„Der Graf stand früher gar nicht besonders mit seiner Tante," wandte sich Rüstow an seine Cousine, „aber seit dem Unglück, das sie betroffen hat, ist er die Aufmerksamkeit und das Zartgefühl selbst gegen sie. Er hat sich überhaupt merkwürdig verändert. Er kann jetzt sogar liebenswürdig sein, und was seine Wirthschaft in Ettersberg betrifft —"

„So ist er ein landwirthschaftliches Genie," ergänzte das Fräulein. „Das haben Sie ja schon vor Jahren entdeckt, als noch Niemand seine zukünftige Bestimmung als Majoratsherr ahnte."

„Es wäre aber auch unverantwortlich gewesen, wenn das Schicksal einen solchen Menschen zum Juristen gemacht hätte," sagte der Oberamtsrath feierlich. „Ich denke noch jetzt mit Vergnügen daran, wie er damals in Ettersberg aufräumte, sobald er nur erst die Zügel in Händen hatte, wie er dem alten Schleudrian, der unsinnigen Verschleuderung in der Verwaltung ein Ende machte. Das ging Schlag auf Schlag. In drei Monaten hatte er all den alten Ballast hinausgeworfen, der auf seiner Herrschaft lastete und ihr jahrelang das Mark aussog. Und wie griff der Mann zu, als es darauf ankam, Neues zu schaffen! Davor muß ich mit meinem ganzen Unternehmungsgeist zurücktreten. Ich habe nie geglaubt, daß sich die Güter in so kurzer Zeit dermaßen heben könnten, und eigentlich sollte mich das ärgern; denn bisher galt Brunneck in der ganzen Gegend als die alleinige Musterwirthschaft, und nun wird ihm Ettersberg bald den Rang streitig machen."

„Es wird ihm noch manches Andere streitig machen, fürchte ich. Aber Sie werden ganz geduldig zusehen, Erich; denn Graf Oswald ist ja von jeher Ihr erklärter Liebling gewesen."

„Ja, das ist er, aber einen großen Fehler hat er doch: er will durchaus nicht heirathen. Die ganze Umgegend spricht bereits darüber. Ich werde ihm einmal ernstlich in das Gewissen reden."

„Lassen Sie das lieber bleiben!" meinte Fräulein Lina. „Es ist wirklich gar nicht nöthig und noch dazu von Ihrer Seite."

Rüstow verstand nicht den geheimen Sinn der Worte; er nahm sie als ein Mißtrauen in seine diplomatischen Fähigkeiten und war höchst beleidigt darüber.

„Sie glauben wohl, in Heirathsangelegenheiten dürften nur Frauen mitsprechen? Ich werde Ihnen zeigen, daß ich denn doch auch Einiges davon verstehe. Graf Oswald giebt sehr viel auf meine Ansichten."

„In diesem Punkte ganz gewiß. Ich bin sogar überzeugt, daß er gar nicht heirathen wird, ohne Sie zuvor um Ihre Einwilligung zu fragen. Fahren Sie doch nicht gleich wieder auf, Erich! Es ist mein voller Ernst — und überdies sehe ich eben den Wagen des Grafen in unseren Hof einbiegen. Ich wußte es, daß er heute kommen würde."

„Wie können Sie das wissen?" fragte Rüstow, noch gereizt über den vermeintlichen Spott. „Sie haben sich ja doch gar nicht um meine Dampfmaschine gekümmert."

„Um welche Dampfmaschine?"

„Eine ganz neue und höchst praktische Erfindung, die ich erst

ganz kürzlich aus der Residenz kommen ließ. Sie hatten, wie gewöhnlich, gar kein Interesse dafür, aber der Graf, dem ich vorgestern bei unserer Rückkehr davon erzählte, brennt vor Begierde, sie kennen zu lernen. Sie sehen, wie pünktlich er ist."

Die alte Dame schien ihre eigenen Ansichten über diese Pünktlichkeit und diesen brennenden Eifer zu haben; denn sie zuckte sehr bezeichnend die Achseln, während der Oberamtsrath im vollen Eifer hinauseilte, um seinen Gast zu empfangen, mit dem er wenige Minuten später wieder eintrat.

Oswald hatte sich äußerlich nicht verändert, und doch war der Eindruck seiner Persönlichkeit ein ganz anderer, als früher. Mit dem Druck der ehemaligen Verhältnisse, mit dem fortwährenden vergeblichen Ringen dagegen war auch jene Verbitterung gewichen, die diesen stolzen, reizbaren Charakter vollständig zu bewältigen drohte. Erst in der Freiheit, in der eigenen Bedeutung war er zur vollsten Entwickelung gelangt. Der herbe Zug in seinem Antlitz hatte sich verloren, ebenso wie die einstige Schroffheit und Kälte seines Wesens. Er hatte freilich nicht jene offene, heitere Liebenswürdigkeit, mit der sich einst Edmund alle Herzen eroberte, aber seine ernste, überlegene Ruhe, seine bei aller Einfachheit doch imponirende Haltung zeigten, daß der jetzige Majoratsherr besser zum Herrschen und Befehlen geschaffen sei, als sein verstorbener Vetter es war.

Der Graf kam natürlich einzig und allein der berühmten Dampfmaschine wegen, und einer gewissen Erregung nach, die er zu verbergen sich vergebens bemühte, mußte sein Interesse für diese nützliche Erfindung ein wahrhaft leidenschaftliches sein. Trotzdem hörte er sehr zerstreut der enthusiastischen Schilderung des Oberamtsrathes zu und wandte den Blick nicht von der Thür ab. Er schien von Minute zu Minute irgend etwas zu erwarten, bis ihm endlich die Geduld riß und er sich an die Cousine wandte mit der höchst unbefangen hingeworfenen Aeußerung:

„Fräulein Hedwig befindet sich wohl im Parke? Ich glaube sie beim Vorüberfahren dort bemerkt zu haben."

Die alte Dame warf ihm einen Blick zu, der deutlich sagte: „dann wärst Du sicher nicht hier bei uns!" laut aber entgegnete sie mit derselben Unbefangenheit:

„Sie sind im Irrthum, Herr Graf. Meine Nichte ist leider gar nicht zu Hause. Sie hat einen Spaziergang gemacht, wahrscheinlich um die alten Lieblingsplätze ihrer Heimath nach der langen Trennung wieder aufzusuchen."

Die alten Lieblingsplätze ihrer Heimath! Graf Oswald ließ sich das gesagt sein. Er machte urplötzlich die Entdeckung, daß er eigentlich sehr wenig Zeit habe und schleunigst nach Ettersberg zurück müsse, aber das half ihm wenig. Rüstow nahm das als ein neues Compliment für seine Dampfmaschine, die sein Gast trotz der so sehr beschränkten Zeit in Augenschein nehmen wollte, und schleppte ihn unerbittlich dorthin. Oswald mußte eine ganze Weile die Erklärungen und Auseinandersetzungen des begeisterten Landwirthes anhören, während ihm der Boden unter den Füßen brannte, bis es ihm endlich gelang, sich loszumachen.

Etwas verstimmt über den ungewöhnlich kurzen und eiligen Besuch, kehrte der Oberamtsrath in das Haus zurück.

„Mit dem Grafen ist heute gar nichts anzufangen," sagte er zu seiner Cousine. „Er war vollständig zerstreut und hat die Maschine kaum angesehen; jetzt fährt er wie mit dem Sturmwind nach Ettersberg zurück. Wegen eines so flüchtigen Besuchs lohnt es sich ja gar nicht den weiten Weg zu machen."

„Sie haben den armen Grafen aber auch unverantwortlich gequält," spottete das Fräulein. „Eine volle Viertelstunde haben Sie ihn bei Ihrer langweiligen Dampfmaschine festgehalten. Er ist gar nicht deswegen gekommen — er fährt auch gar nicht nach Ettersberg zurück."

„Und wohin sollte er denn sonst fahren?" fragte Rüstow, der in seinem Erstaunen über diese Behauptungen sogar die Beleidigung übersah, die man seiner geliebten Dampfmaschine mit dem Beiwort „langweilig" anthat.

„Wahrscheinlich fährt er gar nicht, sondern schickt unten im Dorfe den Wagen fort und macht gleichfalls einen Spaziergang in den Wald oder in die Berge oder sonst wohin — was weiß ich, wo Hedwig jetzt herumstreift."

„Hedwig? Was soll das heißen? Sie meinen doch nicht etwa —"

„Ich meine, daß Hedwig nun einmal vom Schicksal dazu bestimmt ist, Gräfin Ettersberg zu werden, und diesmal wird sie es unter allen Umständen. Verlassen Sie sich darauf!"

„Lina, ich glaube, Sie sind nicht recht bei Sinnen," fuhr Rüstow auf. „Hedwig und Oswald? Sie haben sich ja niemals leiden können; sie sind über Jahr und Tag getrennt gewesen und haben sich ja auch vorher, während der ganzen Trauerzeit, kaum einige Male bei der Gräfin in Schönfeld gesehen. Das ist unmöglich, absolut unmöglich. Das ist wieder eine von Ihren romantischen Einbildungen."

„Nun, so warten Sie, bis die Beiden zurückkommen," sagte das Fräulein mit Nachdruck. „Aber machen Sie sich dann auf den väterlichen Segen gefaßt; denn der wird jedenfalls von Ihnen verlangt. Graf Oswald wird keine Zeit mehr verlieren wollen, und er hat auch lange genug gewartet. Ich fand, es war ein übertriebenes Zartgefühl Hedwig's, daß sie die Heimath und sogar den Vater verließ, um jede frühere Annäherung von jener Seite unmöglich zu machen."

„Was? Deswegen ist sie mit der Gräfin nach Italien gereist?" rief der Oberamtsrath, wie aus den Wolken gefallen. „Sie wollen doch nicht behaupten, daß diese Neigung schon bei Edmund's Lebzeiten bestanden hat?"

„Von einer bloßen Neigung ist hier gar nicht die Rede," belehrte ihn die Cousine, „sondern von einer glühenden, unbezwinglichen Leidenschaft, die Kämpfe und Qualen genug gekostet haben mag auf beiden Seiten. Hedwig hat mir freilich nie eine Andeutung darüber gemacht; sie verschloß sich hartnäckig auch vor mir, aber ich habe es doch gesehen, wie sie litt unter dem Worte, das sie unüberlegt, ohne sich und ihr Herz zu kennen, einem Andern gegeben hatte. Ich zweifle nicht daran, daß sie es ihm gehalten haben würde, aber was dabei aus ihr und Oswald geworden wäre, das weiß der Himmel."

Der Oberamtsrath faltete die Hände und sah seine Cousine mit dem tiefsten Respect an.

„Und das alles haben Sie blos beobachtet? Lina, ich finde, Sie sind ungeheuer klug!"

„Sehen Sie das wirklich ein?" fragte die alte Dame mit Genugthuung. „Sie kommen etwas spät zur Erkenntniß meiner Fähigkeiten."

Rüstow blieb die Antwort schuldig, aber sein Gesicht verklärte sich förmlich bei dem Gedanken, seinen Liebling, sein vielbewundertes landwirthschaftliches Genie in Zukunft als Schwiegersohn zu besitzen, und in der Freude seines Herzens umarmte er seine Cousine in ungestümer Weise.

„Ich sehe alles Mögliche ein, Lina. Alles, was Sie wollen," rief er. „Aber so schnell, wie Sie meinen, wird die Sache doch nicht gehen. Der Graf kann unmöglich Hedwig nachgelaufen sein. Er weiß ja nicht einmal, wo sie ist, so wenig wie wir das wissen."

Fräulein Lina machte sich lachend aus der Umarmung los. „Das ist seine Sache; darüber wollen wir uns nicht weiter den Kopf zerbrechen. Verliebte haben ein ganz unerhörtes Glück in solchen Dingen; das Ahnungsvermögen pflegt da eine große Rolle zu spielen. Ich glaube es auch nicht, daß Graf Oswald weiß, wo sich Hedwig befindet; denn dann wäre er schwerlich erst nach Brunneck gekommen, aber finden wird er sie, und wenn sie mitten im tiefsten Walde oder oben auf der höchsten Spitze des Gebirges säße. Sie kommen zusammen zurück — darauf gebe ich Ihnen mein Wort, Erich."

Die mit so großer Zuversicht ausgesprochenen Vermuthungen erfüllten sich beinahe buchstäblich. Oswald war in der That nur bis zum Dorfe gefahren, hatte dort den Wagen fortgesandt und eilte nun zu Fuß den Bergen zu. Das gerühmte Ahnungsvermögen mußte bei ihm wohl besonders stark entwickelt sein; denn ohne auch nur einen Augenblick zu schwanken und zu zögern, schlug er den Weg ein, der zu einer gewissen Waldhöhe führte. Sein Schritt ward immer schneller, immer stürmischer, je näher er seinem Ziele kam, und als er es endlich erreicht hatte, fand er auch, was er suchte. Er hatte es errathen, wohin sich Hedwig's erster Gang in der Heimath richten würde.

Wieder waren die Schwalben gekommen. Aus weiter Ferne trug sie der Flug zurück nach den alten geliebten Stätten. Mit leichten Schwingen zogen sie durch die sonnige Luft, umkreisten Berge und Wälder und flatterten dann nach allen Richtungen hin aus einander, als wollten sie ihre alte Heimath grüßen — die ersten Boten des Frühlings.

Aber diesmal weckte ihr Gruß nicht eine in Reif und Nebel schlummernde Erde; sie war längst erwacht aus ihrem Winterschlafe. Ueber dem sonnendurchleuchteten Walde lag wie ein zarter, durchsichtiger Schleier das erste Grün, das aus den Knospen hervorbrach; auf Wiesen und Feldern drängte und keimte es empor aus jeder Scholle, und über Erde und Himmel war ein förmliches Meer von goldig strahlendem Lichte ausgegossen. Ueberall wehte Frühlingsluft und Frühlingsathem; überall jubelten die Stimmen des neu erstandenen Lebens.

Auch für die Beiden, die dort oben auf der sonnigen Höhe standen, war es Frühling geworden. Sie hatten lange auf ihn harren müssen, nun aber kam er ihnen auch in seiner ganzen Pracht. Die Worte der Liebe, die hier ausgesprochen worden, mochten wohl stürmischer und leidenschaftlicher gewesen sein, als jene, die Hedwig vor drei Jahren von anderen Lippen gehört hatte, und tiefernst waren sie auch gewesen — das sprach aus Oswald's Zügen, als er sich zu seiner Braut niederbeugte, aus der Thräne, die noch an Hedwig's Wimpern hing. Ihre dunkelblauen Augen waren so tief, so seelenvoll geworden, seitdem sie die Thränen kennen gelernt hatten.

„So lange habe ich harren müssen," sagte Oswald, und es klang wie ein Vorwurf mitten durch die leidenschaftliche Zärtlichkeit seiner Worte. „So endlos lange! Weit über ein Jahr hinaus hast Du Dich mir entzogen, und nicht einmal schreiben durfte ich Dir. Bisweilen glaubte ich, ganz vergessen zu sein."

Hedwig lächelte, noch durch Thränen. „Nein, Oswald, das hast Du nicht geglaubt. Du wußtest ja, daß ich ebenso schwer unter dem nothwendigen Schweigen gelitten habe wie Du, aber ich war dieses Schweigen dem Andenken Edmund's und dem Schmerze seiner Mutter schuldig. Du hast sie ja gesehen bei der Ankunft, und ihr Anblick wird Dir erklärt haben, weshalb ich nicht den Muth hatte, glücklich zu sein, so lange ich an ihrer Seite war."

„Sie ist allerdings furchtbar verändert. Der Aufenthalt im Süden hat also gar keine Besserung gebracht?"

„Nur einen Aufschub. Ich fürchte, sie kam nur, um hier zu sterben."

„Ich wußte es, daß sie den Schlag nicht überwinden würde," sagte Oswald. „Weiß ich doch, was Edmund *mir* war — wie viel mehr der Mutter!"

Hedwig schüttelte leise das Haupt. „Den Schmerz lernt man tragen, und er mildert sich mit der Zeit, aber was an diesem Leben nagt, das ist etwas so Ruheloses, so qualvoll Verzehrendes, daß ich bisweilen versucht bin, es für eine — Schuld zu halten."

Oswald schwieg, aber die finstere Wolke auf seiner Stirn gab die Antwort, die er schuldig blieb.

„Du hattest mir bei unserer Abreise das Versprechen abgenommen, nicht mit Fragen und Bitten in die damals schon todtkranke Frau zu dringen," fuhr das junge Mädchen fort. „Ich habe es gehalten und mit keinem Worte das berührt, was doch so schwer auf mir lag. Es ist mir so Vieles dunkel und räthselvoll in Dem, was dem Tode Edmund's voranging und was ihm folgte. Ich ahne nur das Eine — daß er den Tod gesucht hat. Warum? Das ist mir ein Geheimniß geblieben, bis zu dieser Stunde. Aber zwischen uns darf sich das nicht auch drängen, Oswald! Du mußt mir antworten, wenn ich Dich jetzt bitte, mir die Wahrheit zu sagen. Auf *Deiner* Stirn dulde ich diese finsteren Wolken nicht."

Hier konnte sie bitten, mit der ganzen Innigkeit und der ganzen Macht der Liebe, und hier war sie auch ihres Sieges gewiß. Oswald zog sie fester in seine Arme.

„Nein, meine Hedwig! Zwischen uns darf nichts liegen; da muß Alles klar und offen sein. Aber nicht jetzt und nicht hier kann ich Dir dieses unselige Gewebe von Schuld und Verhängniß enthüllen. Meiner Braut kann ich es noch nicht sagen. Wenn Du erst mein Weib bist, sollst Du erfahren, was Edmund in den Tod getrieben hat, und was die Mutter jetzt unaufhaltsam ihm nachzieht. Der dunkle Schatten gehört nicht in das Glück dieser Stunde, von der ich oft geträumt, von dem Augenblicke an geträumt, in dem sich dieses Antlitz zum ersten Male mir entschleierte, da Du mitten im Schneesturme plötzlich vor mir standest wie ein lebendig gewordener Frühlingstag mit all seinen Verheißungen von Leben und Glück. Damals durfte ich ja nicht hoffen, daß sie sich je erfüllen würden."

Hedwig blickte zu ihm auf. Sie hatte das alte, neckische Lächeln doch noch nicht verlernt; es spielte jetzt wieder um ihre Lippen mit seinem ganzen bezaubernden Reize, als sie erwiderte:

„Weshalb denn nicht? Es war ja ein Frühlingssturm, in dem wir uns zum ersten Male begegneten, und hier, an dieser Stelle, habe ich es Dir zugerufen, als Du so düster von dem Leben und der Vergangenheit sprachest: ‚Es wird doch endlich Frühling.'"

Wie eine Antwort tönte der leise, grüßende Ruf der Schwalben nieder, die um die Höhe flatterten, wie damals im Nebelgerieseln. Aber heute tauchten sie ihre Schwingen in vollen Sonnenschein. Sie hoben sich hoch und immer höher, bis sie verschwanden in dem unabsehbar tiefen Blau des Frühlingshimmels. Die kleinen geflügelten Boten, die der Erde nach langen Winterträumen die Verheißung von neuem Licht und Leben bringen, sie hatten diesmal nach langem Sehnen und Ringen einen Lebensfrühling gebracht.

Blätter und Blüthen.

„Noblesse oblige" — „Adel verpflichtet". (Siehe Abbildung, Seite 557.) Unser Künstler stellt uns ein Stückchen Thierfabel dar, die uns ebenso ein Beispiel von der so oft beobachteten und bewährten Freundschaft der Thiere, wie auch einen Act der Großmuth des Starken gegenüber dem Schwachen, des Großen gegen den Kleinen vor Augen stellt. Das stolze Roß schaut ruhig zu, wie der Haushahn ihm die Körner seines Lieblingsmahles wegpickt, und der Hahn, der uns in etwas jugendlichem Alter zu stehen scheint, behauptet seinen Posten mit der Würde, die ihm als absolutem Hofherrn angeboren ist. Ein Kampf zwischen beiden ist nicht zu befürchten, da Jeder von ihnen dazu sich selbst viel zu hoch achtet. Die Thierfabeln sind zur Belehrung der Menschen gedichtet und gemalt; es wäre schön, wenn die Menschen von so klugen Thieren manchmal etwas lernen möchten.

Reclame. Eine seit einiger Zeit in allen Zeitungen auftauchende Annonce lautet: „Pyrogramm. Die interessanteste Erfindung der Neuzeit. Die wunderbaren Glimmbilder. Diese neueste epochemachende, in den meisten Ländern bereits geschützte Erfindung übertrifft alle in der Neuzeit bekannt gewordenen Unterhaltungsspiele und ist die interessanteste Zerstreuung für Jung und Alt." Der ganze „Zauber" besteht darin, daß auf einem rosenfarbigen Octavblatt mit chromsaurem Ammoniak oder einem andern chromsauren Salze die Umrisse eines Thieres oder sonst einer Figur aufgedruckt sind, denen ein mit einer Lunte eingebrannter Funken folgt, bis das ganze Bild aus der Fläche herausgesengt ist. Die „epochemachende" Seite dieser Erfindung vermögen wir nicht einzusehen; man wird des Spiels im Gegentheil überdrüssig, ehe man noch das letzte der zehn Blatter, welche das Paket enthält, verbraucht hat. Viel hübscher ist das bereits vergessene „Grraswachsenlassen", welches ebenfalls aus verglimmendem mit chromsaurem Ammoniak getränktem Fließpapier besteht, das sich dabei in zarte grüne Fäden wie frisches Gras zertheilt.

Ein Deutscher, welcher sich „Anton Affadaly" nannte und im Jahre 1868 in der Armee der Vereinigten Staaten und zwar im 7. Cavallerieregiment diente, blieb in der Schlacht bei Big Horn, in welcher die Hälfte des Regiments mit dessen Obersten von den Indianern niedergemetzelt wurde, ebenfalls auf dem Feld der Ehre. Er hinterließ eine Baarschaft von 250 Dollar (über 1000 Reichsmark), für welche von dem schwedisch-norwegischen Viceconsul, Herrn H. Sahlgaard in St. Paul (St. Minnesota), die wahrscheinlich in Deutschland wohnenden Erben gesucht werden. Möchten diese, falls sie sich finden, die Vermittlung der eben angegebenen St. Paul-Adresse in Anspruch nehmen!

Kleiner Briefkasten.

G. St. in Schweinfurt. Sie haben bei gewitterhafter Luft von den Baumwipfeln einer im Maine liegenden Insel braunschwarze Rauchsäulen aufsteigen sehen und fragen, ob das wohl Elmsfeuer gewesen sein könnten. Wir glauben dies nicht; denn Elmsfeuer sind am Tage entweder völlig unsichtbar oder schwach leuchtend, wenn der Wolkenschatten stark genug ist; wahrscheinlich handelte es sich um Insectenschwärme, die aus der Ferne leicht das Aussehen eines bräunlichen Rauchwölkchens annehmen.

H. H. in Wellington, New-Seeland. Da die Ameise auch *Emse* heißt, so schreibt man ebenso richtig „emsig" wie „ämsig", welch letzteres Wort erst als eine Zusammenziehung von „ameisig" erklärt werden müßte.

F. S. Fr. C. Ungeeignet.

Ernst K. in Riga. Natürlich der General.

Johanna in Prag. Schwindel.

Ein Abonnent der „Gartenlaube". Es ist wiederholt und deutlich an dieser Stelle ausgesprochen worden, daß *anonyme* Einsendungen keine Beachtung finden, da die Redaction stets wissen muß, mit wem sie es zu thun hat. Darauf muß aber noch weit entschiedener gedrungen werden, wenn es sich um „das Annehmen eines Kindes" handelt. Wie sollen wir Ihnen das Schicksal eines Kindes anvertrauen, wenn Sie uns nicht einmal Ihren Namen anvertrauen wollen?

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 35. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — Zu beziehen à 50 Pfennig.

Zum Gedenktage von Sedan.

2. September 1870. — 2. September 1880.

Zu Sedan auf der Aue
Wie war das Gras so roth!
Da lag im Abendthau
Manch Deutscher bleich und todt
Die tapfre Brust durchschossen,
Die Lippe starr und stumm —
Wer da sein Blut vergossen,
Der wußte wohl warum.

Für's höchste Gut in Wehre
Das ganze Deutschland stand,
Für unsers Volkes Ehre,
Für's heil'ge Vaterland,
Für's Liebste, das die Erde
Uns hegt in weitem Rund,
Für's theure Weib am Herde,
Für zarten Kindermund!

Zu Sedan auf der Aue,
Da brannte weit die Schlacht!
Und Wolkenbruch, der graue,
Er wehrte Deutschlands Macht:
Er fauchte, Blitz um Blitze,
Die Wadern all' in's Feld —
Da wichen die Colonnen
Vor dir, o Preußenheld.

Und das in vor'gen Tagen
Mit Donner und mit Blitz
Europas Kraft geschlagen,
Das Heer von Austerlitz —
Nun trug es schwere Fessel
Auf Sedans rothem Gras:
Gefangen lag's im Kessel
Im grünen Thal der Maas.

Zu Sedan auf der Aue
Zerbarst des Corsen Thron —
Da scholl's durch Deutschlands Gaue
Zu lautem Jubelton:
Daß groß wir wieder worden
Und einig stark zugleich,
Stark von der Ostsee Borden
Bis in der Alpen Reich.

Geeinigt nun im Kampfe,
Mein Volk, vergiß es nie,
Daß dir im Schlachtendampfe
All' Glanz und Ruhm gedieh!
Wohl lag im Abendthaue
Manch Deutscher bleich und todt —
Zu Sedan auf der Aue,
Da war das Gras so roth.

Ernst Ziel.

Am Meer.

Alle Rechte vorbehalten.

Aus den Papieren eines Arztes von E. Lionheart.

(Fortsetzung.)

„Bist Du mir noch gut, Johannes?“ fragte Ina schmeichelnd, wie ein verzogenes Kind, das sich seiner Macht bewußt ist.

„Gewiß,“ sagte ich ernst. „Daß ich Dein Freund, Dein treuer hülfbereiter Freund immer bleiben werde, habe ich dies nicht durch die Eile bewiesen, mit der ich Deinem Rufe folgte?“

„O ja,“ sagte sie gedehnt. Dann schwiegen wir Beide eine Weile. „Du bist mir doch böse,“ schmollte sie plötzlich; „ich sehe es Deinem bärbeißigen Gesicht an, wenn Du auch noch so energisch den Kopf schüttelst. Wärst Du sonst so frostig und reservirt gegen Deine kleine Ina gewesen?“

„Sei doch vernünftig!“ sagte ich etwas ungeduldig. Der kindliche Unverstand der Frau von siebenundzwanzig Jahren fing an mich zu verdrießen. „Die Verhältnisse sind ja ganz verändert — wir müssen ihnen Rechnung tragen.“

„O, dann hast Du mich nie wahrhaft geliebt,“ brauste sie auf und trat hart auf das Parquet.

„Sollte ich etwa mein halbes Leben hindurch Trauer anlegen, weil eine gewisse junge Dame den reichen, adeligen Grundbesitzer dem jungen Arzt vorzog?“ fragte ich ruhig.

„O, ich war so arm,“ entschuldigte sie sich, „und Tante drang so sehr in mich, daß ich — — Rochus war in mich verliebt und —“

„Gieb Dir keine unnöthige Mühe!“ unterbrach ich sie gleichmüthig (ich wunderte mich selbst, daß ich dieser verführerischen Sirene gegenüber Herr der Situation blieb). „Es ist für uns Beide vielleicht das Beste gewesen, daß es so kam. Du vornehme Treibhausblume paßt nur auf die sonnigen Lebenshöhen, mein Weib aber müßte auch in den Tiefen des Lebens, in den Abgründen der Noth und des Elends, zu denen mein Beruf mich oft genug hinabzusteigen zwingt, standhaft neben mir Schritt halten.“

„Und doch,“ lispelte sie, „doch, Hans, wollte ich Dich eben fragen, ob ich Dir nichts mehr sein kann, ob Du mich mit Dir nehmen willst?“

„Baronin!“ rief ich empört.

Einen Augenblick starrte sie mich groß und erschrocken an.

„Hans, bitte, bitte, nimm mich mit Dir!“ — sie sagte es unruhig und angstvoll. Spielend hatte sie alle Hindernisse wegzuräumen geglaubt: der dumme, immer dienstbereite Hans, meinte sie, müsse hochbeglückt das Taschentuch aufnehmen, das ihrer überlegenen Laune heute gefiel ihm huldvoll zuzuwerfen. Aber der Hans von heute that merkwürdiger Weise nichts von alledem. Die kleine schlaue Person mochte ihm das vom Gesicht lesen und auch vielleicht noch etwas mehr, daß er nämlich anfing sich zu schämen, dieser Frau früher die besten Gefühle seiner Brust geweiht zu haben. Ina Bassowitz war ohne Zweifel eines jener Geschöpfe, die blitzartig erfassen und mit seinem Verstande den Andern schnell durchschauen. Nachdem sie entdeckt hatte, daß die Maschen des

Digitized by Google

Netzes, in dem sie mich einst gehalten, gerissen waren, änderte sie geschickt ihre Manöver und spielte neue Karten auf den Tisch.

„Hans, Du bist der einzige Mensch auf der weiten Welt, dem ich vertrauen kann, der mir ein wahrer Freund ist. Die Wahrheit zu sagen: ich fürchte mich vor dem Baron. Er ist furchtbar in seinem Jähzorn. Du müßtest sehen, wie dunkelblau die Adern ihm dann auf der Stirn schwellen, wie seine Augen blitzen. Ich glaube, er wird mich tödten, zermalmen, wenn er erfährt . . . Hans, Hans," sie faltete beschwörend die schmalen Kinderhände zusammen und blickte mich flehentlich an — „Du mußt mir forthelfen von hier, ehe . . . Nimm mich morgen mit, ehe Einer wacht, verstecke mich irgendwo in der Residenz, bis seine erste Wuth vorüber ist, laß mich —"

„Was in aller Welt hast Du denn angerichtet?" unterbrach ich sie.

„Mein Stiefsohn," sagte sie zaudernd, „starb durch —"

Es klopfte leise. Ich ging zur Thür und öffnete. In dem hallenartigen, von gothischen Fenstern hier und da durchbrochenen Corridore stand hoch und schlank Ingeborg.

„Der Baron sucht Ina," sagte sie; in ihrer Stimme lag vieles: Tadel, Geringschätzung — ich weiß nicht was noch. Unwillkürlich tastete ich nach Ingeborg's Hand und hielt sie fest. Die Mißachtung dieses hoheitsvollen Mädchens wollte ich nicht ertragen.

Die Baronin war erschrocken aufgefahren und an uns vorüber wie ein gehetztes Reh die Treppe hinabgeeilt. Durchdringend und kalt sah Ingeborg mich aus ihren großen Augen an; ihre Finger ruhten leblos wie Marmor in meiner Hand.

„Hoffentlich messen Sie mir keine Schuld an dem Besuche der Frau Baronin bei," sagte ich.

„Jetzt nicht mehr," entgegnete sie mit stolzer Wahrheitsliebe. Ihre Finger drückten leise meine Hand, ehe sie sie zurückzog. Wie schnell eine edle Seele einen vorwurfsfreien Menschen erkennt und versteht!

„Könnte ich den Verstorbenen heute Nacht noch sehen?" fragte ich. Ina's angstgefolterte Worte hatten mir einen furchtbaren Verdacht erweckt.

„Wenn Sie die Unbequemlichkeit nicht scheuen und einen Augenblick warten wollen, Herr Professor, bis ich den Schlüssel der Verbindungsthür geholt, will ich Sie hier über die Gallerie in die Hauscapelle führen, wo sie die Leiche aufgebahrt haben. Wir stören dann Niemanden und können unbemerkt hingelangen. Warum den armen Vater erst daran erinnern? Setzen Sie lieber Ihren Hut auf! In der Gallerie zieht es sehr."

Sie ging und war mit dem Schlüssel gleich wieder da. Während wir durch die säulengetragene Loggia schritten, die längs der Seitenwand des Schlosses hinlief und die Capelle mit demselben verband, versuchte ich aus dem schweigsamen Mädchen etwas über des Junkers Krankheit und Tod zu erfahren. Sie bestätigte, daß er als Kind an Zuckungen gelitten. Wie scharf dieses stille Mädchen beobachtete, sah ich daraus, daß sie mit dem Auge des Physiologen jeder, sonst nur dem Mediciner erkenntlichen Krankheitserscheinung gefolgt war. Sie schilderte klar die Vorboten der Anfälle, die um die Augen herum in's Bläuliche spielende, auf Wangen und Nase in's Gelbliche fallende Gesichtsblässe, die Verminderung der natürlichen Wärme, das Frösteln, die spitze, verengte Nase, die den Athem beschwerte; von der gesteigerten Nerventhätigkeit, dem Hart- und Erstarrtwerden der Muskel gab sie mir in einfach-schlichten Worten ein anschauliches Bild.

Meinen Fragen nach den letzten Erscheinungen vor dem Tode Malte's wich Ingeborg aus; sie sagte ganz aufrichtig: da Alles zu spät sei, möchte sie lieber nicht darüber sprechen.

Sie hob das Windlicht hoch und beleuchtete die ausgebuchteten Steinstufen, die wir zu einem schmalen Gange hinunterzusteigen hatten. Die feuchten Steinwände glitzerten im Licht, als hätten sie sprühende Krystallatome angesetzt; unsere Schritte hallten dumpf wider in dem gruftartigen Raume. Feucht und moderig schlug uns die Luft entgegen.

„Hier ist lange nicht gelüftet worden. Der Gang wurde, glaube ich, seit meiner Taufe nicht wieder benutzt," bemerkte Ingeborg, indem sie anfangs vergeblich versuchte, das eingerostete Schloß einer schweren Thür mit dem Schlüssel zu öffnen.

„Seit Ihrer Taufe? Erinnern Sie sich derselben?" war meine lächelnde Frage.

„Gewiß. Ich war damals drei bis vier Jahre alt."

„So spät sind Sie getauft?"

„Die verstorbene Baronin hielt es für ihre Pflicht, den kleinen Fremdling auf alle Fälle taufen zu lassen, damit nicht möglichen Falles ein Heide unter ihrem frommen Dache groß würde. Ach so, Herr Professor, Sie wissen wahrscheinlich nicht, was jedes Kind im Dorfe Ihnen erzählen könnte: daß ich ein vom Meere ausgespültes namenloses Ding bin."

„Eine Perle," sagte ich halblaut zu mir selbst; zum Glücke kreischte das alte Thürschloß so sehr, daß sie es nicht hörte.

„Der Baron hat nach stürmischer Nacht mich aus einer Kiste aufgelesen, die an die Küste trieb. Ich stammelte eine fremde, Allen unverständliche Sprache, und da man nichts als ‚Inge' heraushörte, nannte man mich: Ingeborg. Der Eine hält mich für eine nordische Prinzessin irgend eines fernen Landstrichs; der Andere meint, ich sei das Kind des Capitains von dem gescheiterten Schooner, den man Abends vorher gesehen, dessen Nothschüsse man gehört und der dann mit Mann und Maus von der Meeresoberfläche verschwunden war. Keine lebende Seele hat mich zurückgefordert oder auf die vielen Zeitungsaufrufe auch nur ein Zeichen gegeben, und so hat die Baronin, statt der gestorbenen kleinen Tochter, die Malte's Zwillingsschwester war, mich bei sich behalten. Sehen Sie, Herr Professor, so kam es, daß ich meiner eigenen Taufe mich entsinnen kann. — — Bitte, versuchen Sie doch einmal!" bat sie auf den im Schlosse steckenden Schlüssel zeigend.

Wirklich gab das Schloß meinen wiederholten Anstrengungen nach. Die eiserne Pforte that sich knarrend auf, und wir traten in die todtenstille Capelle.

Unheimlich hallten die Fließen unter dem Fuß; unheimlich sah der fahle Mond durch die bunten Kirchenfenster; unheimlich raschelten die trockenen Todtenkränze an den Wänden, als wir sie im Vorübergehen streiften.

Mit schwarzem Tuch waren die Wände rings um den Altar ausgeschlagen, und die breiten Stufen mit hohen Fächerpalmen besetzt. Dicke Wachskerzen dampften um den Katafalk, und bleich und still hingestreckt lag ein Jüngling darauf. Die zusammengekrümmten Hände ruhten auf der Brust; die Gesichtsmuskeln waren in ergreifendem Ausdruck des Schmerzes erstarrt. Man sah diesem schönen Jünglingsantlitz, das eine zartere, feinere Copie des Barons war, an, daß es blitzartig hingemäht, durch irgend ein überwältigendes Ereigniß aus dem Leben gegangen war. Wo blieb mein schwarzer Argwohn? Hier hatte keine fremde Hand störend in den Mechanismus eingreifen können, und doch klagte sich die Baronin selber an? Sollte sie —?

O nein, so frevelnden Thuns, so schamloser Leichtfertigkeit konnte ich sie unmöglich für fähig halten. Immer räthselhafter, immer dunkler wurde mir ihr Thun; sollten wir es mit geistiger Störung zu schaffen haben? Arme, kleine Ina, es wäre gräßlich. Hatte der schnelle Tod des Stiefsohnes deinen hellen Kopf zerrüttet; oder war er dir mehr gewesen, als er dir sein durfte? Ueberlebten Beweise und Zeichen einer sündhaften Neigung zu ihm den Verstorbenen und zitterte st du deshalb vor der drohenden Entdeckung, vor deines Gemahls furchtbarem Zorn?

So wälzten sich die Gedanken in meinem Hirn, während Ingeborg's Hand liebevoll die lichtbraunen Locken aus der marmornen Stirn des Todten fortstrich.

An dem Hauptportal klirrte ein Schlüsselbund. Ingeborg zog mich stumm mit sich in die Sacristei, während ein schlarfender Schritt durch die Säulenhalle kam, und das Licht einer Handlaterne vor dem Ankömmling her auf die Fließen fiel.

Die Stirn an das durchbrochene Metallfenster der Sacristei gedrückt, spähte ich hinaus. Der Schritt, der ein leises Echo hatte, kam sehr langsam näher. Es war nicht eine Person; es waren deren zwei. Der die Laterne trug, war ein alter Mann, der den Schirm der Hausmütze tief über die Augen gezogen hatte; neben ihm schritt eine weibliche Gestalt von der Größe und Zierlichkeit der Baronin; es wurde ihr sichtlich schwer, sich fortzubewegen; sie stand alle Augenblicke still und hielt sich an den Kirchenstühlen aufrecht, und die Altarstufen stolperte sie förmlich herauf. Der alte Mann griff ihr stützend unter die Arme.

Ich blickte mich fragend nach Ingeborg um, die neben mir am Fenster stand und mit reger, ich möchte fast sagen: gespannter Theilnahme dem Schauspiel da am Sarge folgte. Ihre Augen schwam-

men in Thränen; sie drückte bedeutsam meine Hand, als wollte sie jedes Wort niederhalten.

Die Frauengestalt war neben dem Katafalk mit leise wimmerndem Klagelaute zusammengebrochen. Das ihr vom Kopf herabgesunkene Tuch ließ eine schimmernde Pracht aschblonder Flechten sehen, auf denen das hin und her flackernde Kerzenlicht elektrische Funken sprühen ließ. Ein jugendlich schönes, gramdurchwühltes, verweintes Gesicht lag unter den schweren Flechten, ein Gesicht, dessen Hauptreiz unbeschreibliche Unschuld und Reinheit war, die kindliche Unberührtheit eines unentweihten Herzens. Heftiges Schluchzen erschütterte die feine, zarte Gestalt.

„Leonore, das darfst Du mir nicht anthun," sagte der Alte, „siehst Du, ich hätte nicht nachgeben, Dich nicht hierher geleiten sollen. Nun wird mein fröhlicher Singvogel die Flügel hängen lassen und auch hinsterben vor Gram. Kind, Kind, für den Tod ist kein Kraut gewachsen. Alt muß sterben; Jung kann sterben, und Dein armer alter Vater hat nichts auf der Welt als Dich. Leonore, Leonore," rief er angstbeklommen, als das Mädchen wie von Sinnen ihr bleiches Gesicht in die Bahrtücher grub, „Leonore —"

Plötzlich verstummte er. Mit weit aufgerissenen Lidern, als sehe er etwas Gräßliches, stierte er auf den Todten. Ein angstvoll kreischendes: „Alle guten Geister loben den Herrn!" brach von seinen Lippen; er wankte und wäre wohl die Altarstufen hinabgestürzt, hätten Ingeborg und ich, hastig herbeispringend, ihn nicht aufgefangen.

„Mann, was ist Euch — Küster, was haben Sie?" drangen wir auf den Verstörten mit Fragen ein. Mit dem erhobenen Finger deutete er starr auf die Leiche. Was ich da sah, hätte auch stärkere Nerven, als die des armen, alten Küsters in Aufruhr bringen, auch einen festeren Verstand mit abergläubischem Grauen packen können. Der Todte, der vorhin auf dem Rücken gelegen, hatte jetzt das Antlitz ein klein wenig auf die Seite gekehrt; die gekrümmte Rechte war nun lang ausgestreckt schlaff herunter gefallen; die starren Finger berührten mit ihren Spitzen den Boden.

Den fassungslosen Greis schnell in einen der Kirchenstühle drückend, waren Ingeborg und ich mit einem Satze die Stufen wieder hinauf neben der Bahre. Ingeborg hob das ohnmächtig hingesunkene Mädchen mit schneller Geistesgegenwart empor und trug es hinaus — ich weiß nicht wohin — in das Küsterhaus wahrscheinlich. In einer Minute war sie wieder zurück und rüttelte den geistesstumpfen Alten auf.

„Mann, rafft Euch auf, damit wir dem Doctor da helfen können! Hier handelt es sich um ein rückkehrendes Leben, das wir vielleicht dem Tode noch abringen können. Auf, Vater Steffens, wenn Ihr den Junker je lieb gehabt!"

Das barsche Wort half schneller und besser, als jede Erklärung; es rief die gestörten Sinne des Küsters zur Ordnung. Das kluge, starke Mädchen ließ mich vergessen, daß es ein Weib, daß es nicht mein guter tapferer Camerad war in dieser schweren Stunde. Die Gedanken las sie mir von der Stirn, jede Sorge aus der Seele. Sie quälte mich nicht mit müßigen Fragen: „wird er leben, wie, wann?" Instinctiv errieth sie meinen Ideengang, kam meinen Absichten resolut mit der That entgegen, ward ohne Prüderie, nur der Herrschaft des Augenblicks gehorchend, mein Assistent, ein schweigsamer, kluger, mit divinatorischer Kraft begabter Assistent, wie sich jeder Arzt ihn in so schwierigem Falle, wo Tod und Leben an einem seidenen Haare hängt, nur begehren kann. Noch ehe ich den Wunsch aussprechen konnte, den Unglücklichen aus seiner schauerlichen Umgebung zu entfernen, um bei der möglichen Rückkehr zum Leben ihn nicht den schädlichen Eindrücken derselben preiszugeben, schlug sie mir vor, denselben in das angrenzende Küsterhaus zu tragen, um den Schloßbewohnern nicht vorzeitig Hoffnungen zu erwecken, die sich vielleicht doch nicht realisirten.

Ueber den kleinen Hofraum, der die Capelle von der Küsterwohnung trennte, half sie dem Alten und mir den Körper tragen. In der niedrigen Wohnstube legten wir ihn auf das Ledersopha.

Lebte er wirklich noch?

Eine genaue Auscultation der Herzgegend ließ mich beinahe hoffnungslos; Aufträufeln von Siegellack und kochendem Wasser blieb nutzlos, ebenso Bürsten der Fußsohlen, Waschungen mit Naphtha und Wein; vergeblich reizte ich die Nasenlöcher; mittelst einer rasch gewirbelten Feder bespritzte ich ihm kräftig Gesicht und Brust etwa zehn Mal mit kaltem Wasser. Blutüberführung aus einem gesunden in diesen dem Leben noch halb angehörigen Körper konnte vielleicht nützlich sein — woher aber das Blut in aller Eile nehmen? Ich ließ ein Wort davon zu Ingeborg fallen. Stillschweigend streifte sie den Aermel vom Arme und reichte ihn mir, als verstünde sich das von selbst.

Ich führte dieses kostbare Blut mittelst einer gewöhnlichen kleinen Spritze in eine Vene des Scheintodten ein. Vergeblich!

Beinahe verzweifelte ich. Noch zwei Versuche — schlugen sie fehl, mußten wir den jungen hoffnungsvollen Leib da doch der finsteren Gruft übergeben.

Sein Gesicht abwärts kehrend, seine Brust durch Unterschieben meines zusammengerollten Rockes erhöhend, versuchten wir ihn zu Athmungsbewegung zu zwingen. Wir wandten ihn sanft auf die Seite, noch ein wenig darüber hinaus, dann rasch wieder auf das Gesicht. Dieses Umwenden wiederholten wir durchaus gleichmäßig, etwa fünfzehnmal in der Minute, und jedesmal, sobald der Körper wieder auf dem Gesicht lag, drückten wir kräftig die Rückenfläche seines Brustkastens entlang mit der Hand, bis er wieder auf die Seite gedreht wurde. Vergeblich!

Wir legten ihn, beinahe muthlos schon, auf dem Rücken ausgestreckt auf ein schräggelegtes Brett, sodaß Kopf und Brust ein wenig höher lagen, und schoben ihm zusammengerollte Bettkissen unter die Schulterblätter. Ingeborg stellte sich auf meine Anordnung hinter den Kopf des Leblosen, faßte sodann beide Arme nahe oberhalb der Ellbogen und zog dieselben sanft und gleichmäßig schnell bis zum Rumpfe herauf, zugleich etwas rückwärts und nach außen. Zwei Secunden lang hielt sie die Arme so nach oben gestreckt; dann bewegte sie dieselben langsam wieder abwärts und drückte die Ellbogen fest gegen die Seiten der Brust. Sofort wurden dann die Arme wieder erhoben, wieder herabgelassen, tactmäßig ruhig, fünfzehnmal in der Minute. Den Secundenzeiger meiner Uhr scharf im Auge, gab ich das Tempo an. So mühten wir uns eine Stunde — auch das war vergeblich.

Ein leises Wort zu Ingeborg, und sie eilte in die angrenzende, räucherig finstere Küche, wo eben ein gebücktes Mütterchen die Kohlengluth anblies. Sanft schob sie die Alte bei Seite. Ihre weißen Hände schürten schnell die Gluth, und setzten auf den Dreifuß den irdenen Topf mit Wasser. Die helle Flamme bestrahlte ihr schönes ernstes Gesicht, während sie aus dem ärmlichen Hausrath zusammensuchte, was ich haben wollte.

Nun brachte sie schnell herbei, was ich in Ermangelung einer galvanischen Batterie gebrauchte, um durch Elektricität auf die erstarrten Lebensfunctionen einzuwirken. Da die Voltasäule von Doppelplatten mir in der Geschwindigkeit zur Elektropunctur fehlte, stach ich eine feine Acupuncturnadel in die Gegend des Herzens zwischen die Rippen einen halben Zoll tief ein und befestigte daran einen silbernen feinen Draht, den Ingeborg im Schlosse aus einer venetianischen Filigranarbeit gebrochen hatte; hieran fügte ich einen silbernen Löffel, den ich in ein Glas mit Salzwasser brachte. Noch eine zweite Nadel stach ich in die Herzgrube, befestigte daran einen andern feinen Draht, woran sich ein Stück Zink befand, und legte dieses in ein Glas mit warmem Wasser und Asche. Beide Gläser stellte ich nun nahe an einander und schloß abwechselnd die galvanische Kette durch einen feinen, polirten, trocknen Draht, den ich mit meinem seidenen Taschentuche anfaßte.

Mit aufmerksamem Auge war Ingeborg jeder meiner Bewegungen gefolgt. Ich glaube, daß das Interesse an dem wissenschaftlichen Experimente sie eine Secunde sogar ihren Schmerz überwinden ließ. Mit angehaltenem Athem folgten wir gespannt der Wirkung dieses letzten einfachen Mittels.

Gott im Himmel, in der elften Stunde hattest du Erbarmen mit diesem jungen zu früh gebrochenen Dasein.

Leise Erschütterungen erfolgten nach einer Weile. Die fahlen Lippen rötheten sich schwach. Nach zwanzig Minuten vernahm mein tief über Malte gebeugtes Ohr einen zartsäuselnden Laut, schwach wie ein Hauch, dann leises Athmen, der Anfang wiederkehrender Respiration, die mehr zu errathen, als wahrzunehmen war.

Noch eine Viertelstunde und in das Todtengesicht tritt matte Färbung; die steifen Muskel werden schlaff, dann die erschlafften allmählich gespannt. Mit einem tiefen Seufzer schlägt der dem Leben Zurückgegebene klar bewußt die dunkelblauen Augen groß auf, und läßt sie von Einem zum Andern wandern.

Aus der angrenzenden Kammer ist eine weiße Mädchengestalt scheu auf die Schwelle getreten. Keiner hat sie im Eifer angespanntester Erwartung gesehen, Keiner sie beachtet.

Digitized by Google

O welch ein jubelnder Schrei hallt durch das niedrige Zimmer, welch Jubeln und Weinen zugleich, als sie hinstürzt zu ihm und, seine Kniee mit beiden Armen umklammernd, vor ihm niedersinkt! Die Sichzurückgegebenen halten sich fest, fest als könnten sie sich nimmer lassen, in wortlosem Jubel umschlungen.

Still war Ingeborg hinausgeschritten in die Küche und hatte die Thür sacht hinter sich zugezogen. Ich ging ihr nach. Die gefalteten Hände auf den rothen Backsteinherd gestützt, stierte sie in die Kohlengluth. Große Thränen rannen ihr über das Gesicht. Das bisher so besonnene, stillgefaßte Mädchen weinte hier in der Verborgenheit ihre Freude aus. Als sie meinen Schritt hörte, wandte sie den Kopf und griff stumm nach meinen beiden Händen; sie preßte sie an ihr Herz und dann in überströmender Dankbarkeit an ihre Lippen.

Tief ergriffen, zog ich sie leise an mich. „Ingeborg, nur gemeinsam konnten wir so wirken," raunte ich ihr zu. Dann entwand sie sich hocherröthend meinen Armen und verließ die Hütte.

Ich gab meine Anordnungen. Erst wenn der Patient zu vollen Kräften gekommen, sollte die Schloßherrschaft von dem unerhörten Glück benachrichtigt werden. Inzwischen sollten Vater Steffens, die alte Muhme und Leonore den Kranken pflegen. Als ich den glücklich lächelnden jungen Mann in Vater Steffens' hohem rothwürfligem Federbett verschwinden sah, ihm vorsichtig ein wenig Wein mit warmem Wasser eingeflößt und Leonore beauftragt hatte, ihm später geringe Quantitäten schwachen Kaffees zu geben, trat ich aus dem schwülen kleinen Raum hochaufathmend hinaus in Gottes freie Natur.

Der Seewind fächelte mir die heiße Stirn und lockte mich die Eichen-Allee hinab dem Meere zu.

Ueber der Erde lag der dämmernde Tag. Roth schwebte der Morgenhimmel über dem wie Silber schimmernden Element, und rosig hauchte der gluthroth hinter dem Meeresspiegel auftauchende Feuerball den riesigen Schuppenpanzer an, zu dem der leise Morgenwind die Meeresfläche kräuselte. Auf dem Steg erblickte ich Ingeborg. Ihr aufgegangenes Haar warf der Morgenwind wie einen strahlenden Kaisermantel um die hohe Gestalt. Sie blickte sinnend in die Fluth.

„Darf man fragen, Fräulein Ingeborg, worüber Sie nachdenken?"

Ich stand neben ihr auf der Brücke. Ernst lächelnd blickte sie zu mir auf und deutete mit dem Finger auf einen Raubfisch, der in der Tiefe einen kleineren beharrlich verfolgte.

„Es ist so viel Frieden in der Natur — warum bekämpfen sich in mörderischer Fehde alle organischen Wesen in ihr, weshalb ist es Naturgesetz, daß überall die rohe Kraft die schwächere aufzehrt? Weshalb Kampf, Kampf unter Mensch und Thier, wohin man blickt?"

„Ich kenne ein Verhältniß, das im Leben diesen Kampf aufhebt, ein Mittel, das —"

Fein lächelnd fiel sie mir in's Wort. Wieder hatte sie mich errathen und durchschaut, ehe ich ausgesprochen.

„Sie vergessen, daß auch das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander nur ein Kampf um die Herrschaft ist. Nie, nie könnte ich mich zu der Rolle des Ambos herabwürdigen lassen."

Voll Bewunderung sah ich sie an. Wohin war mein Ideal vom Weibe: Zartheit, Demuth, Kindlichkeit? Die Ahnung dämmerte in mir auf, daß neben den starken Mann das starke Weib gehört, nicht unter, nicht über ihn, aber ihm gleichberechtigt an die Seite gestellt.

„Ingeborg," sagte ich, mich tief über sie beugend, „es giebt doch einen Ausgleich in dem Kampfe: die Liebe; sie läßt an eine Ewigkeit glauben."

Ingeborg schwieg. Nur ihr Auge blickte warm und offen zu mir auf. Und da lehnte sich ihr schönes Haupt vertrauensvoll zurück an meine Schulter, und Friede — der Friede nach dem Kampfe — ruhte auf ihrer Stirn.

Um uns rauschte das Meer — —

3.

Der Freudentaumel des Wiederfindens war unter Scenen lebhaftester Erregung verraucht. Mein Erstes war, dem glücklichen Vater zu erklären, daß ich jede Verantwortung von mir ab auf ihn schieben müsse, wenn in der schnellfortschreitenden Genesung sich ein Stillstand oder gar ein Rückschritt zeigen sollte, Erscheinungen, die ich dann nur der schädlichen Einwirkung geistiger Erregung zuschreiben könnte. Ohne daß ich bisher die einzelnen Fäden kannte, durchschaute ich längst den kleinen Roman, der sich zwischen Malte und Leonore abgespielt, und benutzte die weiche Stimmung des Barons zu Gunsten des jungen Paares, indem ich versicherte, daß eine durch nichts unterbrochene Gemüthsruhe und die umsichtige Pflege eines ihm mit jedem Gedanken ergebenen Menschen für seinen Stammhalter das beste Mittel sein würde, binnen Jahresfrist das drohende Gespenst der fürchterlichen Krankheit für immer zu bannen. Ungern, aber der Macht der Verhältnisse sich fügend, gab der Baron nach, und Leonore Steffens durfte als die Braut des Junkers mit auf das Schloß ziehen und dessen Pflege übernehmen.

Eine lange im Flüsterton gehaltene Unterredung hatte es vorher in der Küsterwohnung zwischen Vater und Sohn gegeben, während das arme Mädchen, einem verschüchterten Vöglein gleich, das mit ängstlich zusammengezogenen Schwingen sich verborgen hält, im dunkelsten Winkel der Küche sich zusammenduckte. Zum Schluß küßte der junge Baron ehrerbietig und mit gerührter Dankbarkeit die Hand des Vaters; Leonore wurde herbeigerufen, und der ältere Baron berührte in etwas zurückhaltender Förmlichkeit mit den Lippen flüchtig die holde Wange. — — —

Mit Ausnahme des Haushofmeisters, der mir ein feines Frühstück mit in krystallner Caraffe funkelndem uraltem Madeira auf mein Zimmer geschickt, hatte sich keiner der Schloßbewohner den langen Vormittag um mich bekümmert. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan," sagte ich mir. „Darf ich jetzt gehen und den Genesenden sich selbst überlassen?"

Ich zog mein Notizbuch hervor, um mir meine ärztlichen Pflichten daheim zu vergegenwärtigen und nachzusehen, ob ich es verantworten könne, hier noch einen Tag in halber Müßigkeit zuzubringen. Dabei flatterte ein vergilbtes Papierblättchen aus einer der Seitentaschen des Buches.

„Du bist wie eine stille Sternennacht;
Ein süß Geheimniß ruht auf deinem Munde,
In deines dunklen Auges feuchtem Grunde —
Ich weiß es wohl und hab' es wohl in Acht." — —

las ich kopfschüttelnd. Wie fern, wie schattenhaft fern lag die Zeit, wo ich in jugendlicher Schwärmerei dem verschleierten Bild von Ina's veränderlichen Augen diese Verse gewidmet hatte! Eine Sphinx, ein lebendes Räthsel war sie mir heute mehr als jemals, aber ich ahnte schon: wenn sich der Schleier von dem Bilde zu Sais heben werde — o, dann werde auch nicht der geringste Bruchtheil von meinem Jugendideal stehen bleiben; ich fühlte im Voraus, daß nicht alle Geheimnisse dieser unergründlichen Sirene „süß" seien.

Ein Anderer, der nach scharfem Klopfen mit umwölkter Stirn und düsterem Auge, kurz grüßend, zu mir eintrat, mußte das auch bereits wissen.

„Haben Sie eine Stunde Zeit für mich?" sagte Baron Bassowitz mit militärischer Kürze, die eine Hand in den Brustausschnitt seines Rockes geschoben, ohne in dem Sessel Platz zu nehmen, den ich diensteifrig herbeirollte.

„Sie stehen der Baronin nah . . ." sagte er, und dabei zuckte es ironisch um seine Nasenflügel. Er wußte also von Ina's Nachtbesuch und deutete ihn, wie ihn Jeder gedeutet hätte, nicht zu meinen Gunsten.

„Ich stand Fräulein von Maltiz nahe," erwiderte ich. „Sie war meine Jugendfreundin und mir im Stillen verlobt bis zu dem Augenblick, wo sie — Ihre Braut wurde, Herr Baron."

„Trage ich die Schuld, daß Sie nicht der Begünstigte waren?" fragte er unbeschreiblich wegwerfend. Um seine Lippen zuckte es boshaft.

„Herr Baron!" Das Blut schoß mir in's Gesicht. „Ich mache Niemandem den Vorzug streitig, in dem Herzen der Frau Baronin obenan zu stehen. Ich habe die Ehre, Sie — um Fräulein Ingeborg's Hand zu bitten."

Er fuhr überrascht auf und sah mich groß an. „Sie kennen Ingeborg kaum," meinte er. In seinem Ton lag beinahe eine abschlagende Antwort.

„Ich habe mit Ingeborg eine ganze Nacht am Krankenbett gewacht, Zeit genug, um einen solchen Charakter würdigen zu lernen. Sie wissen, Herr Baron, was der Dichter sagt:

Digitized by Google

Im Grünen.
Originalzeichnung von Dobauer.

„Zwei kennen sich schon manches Jahr
Und kennen doch sich nicht am Ende;
Zwei reichen einmal sich die Hände
Und kennen sich schon manches Jahr.“

Beschämt reichte er mir die Hand. „Vergeben Sie mir, Herr Professor! Ich habe allen Grund Ihnen dankbar zu sein. Es ist in den letzten Stunden so Vieles, so Unerwartetes, so Fürchterliches auf mich eingedrungen, daß es mich völlig verwirrte. Vergeben Sie mir!“ wiederholte er dringend in schöner Wärme, „und ich will Ihnen dankbar sein. Für das Leben meines Sohnes will ich Ihnen das Beste geben, was ich habe: Ingeborg, den einzigen Schatz von meiner Brust reißen, der mir unvergänglich werthvoll ist. Ich hoffe, Sie werden diese reine echte Perle, die mir das Meer schenkte, zu schätzen wissen, Sie werden sie in die würdige Fassung bringen.“

Gerührt schüttelten wir uns die Hände. Ich wollte ihm von meinen Verhältnissen, meiner nicht ungünstigen Lebensstellung sprechen. Er wehrte mir mit einem ungeduldig düsteren: „Nachher, nachher! Alles Geschäftliche wollen wir von beiden Seiten später feststellen.“

Nach einer Pause sagte er: „Ich muß Sie nun bitten, daß Sie Zeuge einer Unterredung mit der Frau Baronin werden.“

„Ich?“ fragte ich betreten.

„Sie — gefälligst! Ich möchte einen Unbetheiligten, lieber noch einen für meine Frau parteiisch Gesinnten zwischen ihr und mir stehen haben, während — während — ich Gericht halte,“ sagte er furchtbar ernst.

Wir stiegen in die untere Etage hinab; stumm voranschreitend und nur an den Thüren mir artig den Vortritt lassend, führte er mich im linken Schloßflügel durch eine Reihe sehr einfach und stilvoll gehaltener Herrenzimmer: es waren Waffensäle, Rauch- und Arbeitszimmer und eine werthvolle Bibliothek. Dann kamen wir in das mit gediegener Pracht ausgestattete Schlafgemach, weiter in ein kleines mit äußerster Koketterie decorirtes Toilettezimmerchen, das die Verbindung mit den Wohnräumen der Baronin bildete — und an die Thür des Zimmers klopfte er gebieterisch.

(Schluß folgt.)

Portraits vom französischen Parlament.

1. Die Abgeordneten-Kammer.

Das lehrreichste Haus von Paris ist ohne Frage der moderne Griechentempel, der mit seiner giebelgekrönten Säulenfront am Ufer der Seine und just dem Platze gegenüber steht, wo Ludwig der Sechszehnte hingerichtet wurde. Mancher Bau mag älter und schöner sein, aber dieser da hat Geschichte gemacht.

Vom Duodi, dem zweiten Pluviose des Jahres VI (Sonntag, 21. Januar 1798) an hat sich hier fast die ganze revolutionäre Aera Frankreichs abgespielt. Hier wurden Verfassungen gegeben und umgestürzt; hier berieth man das vollständigste Gesetzbuch seit der Römerzeit und tagten die Repräsentanten von neun verschiedenen Regierungen, von deren Häuptern einzig Ludwig der Achtzehnte im Vollbesitze der Macht gestorben ist. Die classische Freitreppe wurde nur einmal, aber von einem Riesen überschritten, von Napoleon dem Ersten, der zur Eröffnung des Gesetzgebenden Körpers kam. Zwei Kaiser und drei Könige hielten hier ihre Thronreden, und drei Revolutionen trieben die Erwählten des Volkes aus einander.

Nach dem letzten Sturme von 1870 glich das Haus neun Jahre lang einem Sarkophage; denn die Vertreter Frankreichs tagten unterdessen in Versailles, ohne daß die Atmosphäre dieser Königsstadt, wie die Gegner der Republik ohne Zweifel gehofft, sie hatte umstimmen können. Erst nach der reactionären Verschwörung von 1873, wo die Wiederherstellung der Monarchie blos an der Principientreue des „legitimen“ Kronprätendenten (Graf von Chambord) scheiterte, und nach dem 16. Mai 1877, als der Präsident Mac Mahon vor dem schon eingeleiteten Staatsstreiche zurückschreckte, zog die nationale Souverainetät am 27. November 1879 still und ohne den unter monarchischem Regiment üblichen Pomp wieder in die Hauptstadt des Landes ein.

Der neue Sitzungssaal bildet einen Halbkreis, worin die Bänke der Abgeordneten fächerartig aufgestellt sind; die Sitze sind schmal und die Gänge dazwischen eng. Man merkt, daß der Architekt, welcher statt der 429 Mitglieder und 483 Zuschauer des kaiserlichen Gesetzgebenden Körpers nunmehr 563 Deputirte und 700 Gallerienbesucher unterzubringen hatte, gewaltig in die Enge kam, wenn er die Grundmauern nicht erweitern wollte. Vor dem goldbeschlagenen Präsidentenstuhl, doch einige Stufen niedriger, stehen die Sitze der acht Secretäre und die Rednerbühne mit dem schönen Basrelief der Geschichte, das von der Tribüne von 1798 herrührt. Darüber schaut Rafael's „Schule von Athen“ in prachtvoller Tapetenwirkerei zwischen den Standbildern der Ordnung und Freiheit hoch herab von der Wand und bildet einen angenehmen Gegensatz zur rothsammetenen Draperie des Saales. An den Wänden des Halbkreises entlang läuft ein stilvoller Säulengang von weißem Marmor, der zwischen sich auf zwei Stockwerken die diplomatischen und gemeinderäthlichen Logen, die Damengallerie, die Journalistenpferche und die Räume für das große Publicum hat.

Von den Mitgliedern des sogenannten „Bureaus“, das aus dem Vorsitzenden, vier Vicepräsidenten, acht Secretären und drei Quästoren besteht, gebührt Léon Gambetta in seiner Eigenschaft als Präsident der Kammer auch hier die erste Stelle. Er ist in den letzten Jahren alt, dick und elegant geworden. Seine langen pomadeglänzenden Haare, die an der Stirn und auf dem Wirbel einem schüchternen Mondschein Platz machen, spielen leicht in's Graue. Sein Gang wird in Folge seines stets keder vorspringenden Schmerbauches bedächtiger, mühsamer, doch auch gravitätischer. Er präsidirt weniger kühl, methodisch und correct, als sein Vorgänger Grévy, das jetzige Staatsoberhaupt, ist aber doch mit durchgängigem Erfolge bemüht, sein südliches Temperament zu bemeistern und über den Parteien zu stehen. Freilich, wenn die Lärmer von der Rechten einen Tumult in Scene setzen, bricht manchmal die ganze vulcanische Natur des Genuesers hervor. Dann verliert er das Gefühl seiner Würde; all sein dickes Blut schießt ihm in den Kopf; die innere Gluth scheint durch sein gläsernes Auge zu leuchten; die Wildheit, mit der er sein Lineal schwingt, erinnert plötzlich an den Bierbankpolitiker vom Café Procope, und seine Stimme, die in guten Stunden erquickenden Wohllaut und hinreißende Kraft entfaltet, gurgelt wüste und rauhe Töne hervor, womit er seine Gegner in noch größere Wuth versetzt. Immerhin steht er als Redner wie als Vorsitzender thurmhoch über seinen vier Stellvertretern, dem charakterfesten, feurigen Brisson, dem eleganten Vertheidiger Bethmont, dem energielosen Legitimisten Grafen Durfort de Sivrac und dem pedantischen Sénard, der an die Stelle des zum algerischen Generalgouverneur ernannten Albert Grévy, Bruder des ersten Präsidenten, gewählt worden ist. Dieser gesammte Vorstand hat seine liebe Noth, die französisch lebhaften Gemüther zu regieren. Die silberne Präsidentenglocke, ein Geschenk Napoleon's des Dritten, läutet manchmal ununterbrochen den halben Tag lang, und die bewehrten Saalpolizisten rufen sich heiser mit ihrer höflichen, aber eindringlichen Ermahnung:

„Silence, Messieurs, faites silence, s'il vous plait!“

Verlorene Liebesmühe! Die Privatunterhaltung und die freilich auf dem dicken Fußteppich geräuschlosen, aber doch nicht weniger störenden Spaziergänge dauern lustig fort. Nur wenn ein beliebter und einflußreicher Parteigänger die Tribüne besteigt, giebt es einigermaßen Ruhe; allein die Plauderei macht alsdann meist den tobenden Aeußerungen des Lobes oder Tadels Platz. Diese berechtigte Eigenthümlichkeit französischer Versammlungen ist guten Rednern nicht selten so erwünscht, daß sie sie gewaltsam herausfordern und auf der Stelle beantworten. Einige Leiseiprecher haben sogar bestellte Helfershelfer, welche die fehlende Aufmerksamkeit durch eine heftige Unterbrechung zu erregen suchen, während Anfänger, die sich in ihrem Periodenbau verirren, nach der rechten Seite hin blos Napoleon's Staatsstreich oder nach links die Proclamation der Republik ein Verbrechen zu nennen brauchen, um augenblicklich einen Tumult heraufzubeschwören, welcher den ehrenvollen Rückzug und die stolze Erklärung ermöglicht:

„Ich constatire, daß die Tribüne nicht frei ist, und verzichte auf's Wort.“

Digitized by Google

Besonders groß im Scandalmachen ist der Journalist Paul de Cassagnac, ein gewandter Klopffechter mit Feder, Wort und Degen. Er hat eine unsagbar verächtliche Art, seine hohnvollen Reden mit einer Bewegung des rechten Armes zu begleiten, als wollte er jede Phrase, sobald sie gesprochen, wie eine Hand voll Koth der Linken entgegenschleudern. Ist er zu Ende, so stürmt er von der Bühne herunter, provocirt vielleicht zu alten Duellen noch ein neues, hält wohl auch zur Abwechslung den Ministern die Faust unter die Nase und organisirt ein bonapartistisches Concert, das in der Nachahmung von Katzen-, Esel- und Hundestimmen sowie in der geschickten Handhabung von Falzbeinen und Pultdeckeln eine seltene Virtuosität erreicht. Eine Zeitlang wurden solche Ruhestörungen von der reactionären Minorität systematisch und offenbar in der Absicht betrieben, jede fruchtbringende Thätigkeit zu verhindern und die republikanische Kammer in der Achtung des Landes herabzusetzen. Man wußte sich jedoch durch parlamentarische Polizeiparagraphen zu helfen. Ein sogenanntes „Kleines Local" wurde als Arrestzimmer eingerichtet und die unanständigsten Heulmeier, wie kürzlich der Pariser Abgeordnete Godelle, zeitweise ausgeschlossen. Seither wurde der „polnische Reichstag" wenigstens zu einem französischen, aber auch das ist manchmal noch zu viel.

Derlei Vorgänge rauben natürlich dem monarchistischen Anhange die Achtung des Landes, deren die arg zersplitterte bonapartistische Partei, wo das Schisma in der Dynastie selbstverständlich nachwirken muß, am dringendsten bedarf. Hier wie dort fehlt es an einem unbestrittenen Haupte. Einige halten zu „Plonplon", Andere zu seinem ältesten Sohne, und der Rest erkennt den Cardinal Lucian oder seinen Bruder, Prinzen Charles, als Chef der Familie an. Von den fünfzig Senatoren und neunzig Abgeordneten sind aber Baron Haußmann und Rouher die einzigen Autoritäten und auch die alten Nebenbuhler geblieben. Namentlich Letzterer, der ehemalige „Vicekaiser", hat kürzlich wieder in seiner großen Rede zu Gunsten des Freihandels bewiesen, daß er im französischen Parlamente noch immer „der erste Tenor" oder wenigstens einer der ersten ist. Da er jedoch mit dem Prinzen Jérôme seit Jahrzehnten gründlich zerfallen ist und nur noch Bonapartismus ohne Bonaparte, das heißt mit Ausschluß aller dynastischen Fragen treibt, so entbehrt seine Politik des Haltes, wie seine Beredsamkeit der Wirkung, obgleich er von dem talentvollen Jolibois, seinem ehemaligen Geheimagenten Gavini und den wilden Corsicanern Abbatucci, Casabianca, Cunéo d'Ornano und dem jüngst gemaßregelten Arrighi de Casanova Herzog von Padua secundirt wird.

Schlimmer steht es mit der Vertretung des Königthums, obgleich Orleanisten und Legitimisten jetzt brüderlich vereinigt scheinen. Eine rein ultramontane Fraction, welche die ausschließlichen Interessen des Papstthums vertritt, fehlt in der Kammer gänzlich, doch ist vor Kurzem der elsässische Preußenfeind Freppel, Bischof von Angers, gewählt worden, dessen bekanntes schroffes Wesen der jesuitischen Sache aber nur schaden dürfte.

Vorläufig liegt der Schwerpunkt der reactionären Opposition im Senate, und wenn dieser nicht ab und zu sein Vetorecht ausüben würde, so lägen die Geschicke Frankreichs ganz in der Hand der republikanischen Kammermehrheit, die ebenfalls in verschiedene Gruppen zerfällt. Die Staatsverwaltung wurde bisher aus dem liberal-conservativen Centrum gewählt, woraus hervorragende Talente wie der geschäftskundige Dufaure, der unzuverlässige Jules Simon, der ehemalige Orleanist Say, Léon Renaut, Cochery und Andere an's Ruder gelangten. Jetzt hat sich das Uebergewicht mehr nach links und der größten Gruppe zugewendet, die man officiell den Opportunismus nennt, weil er jahrelang eine gemäßigte und schmiegsame Gelegenheitspolitik verfolgte. Ironisch heißt man sie auch die „Partei Gambetta" und zwar mit vollkommenem Rechte; denn der Kammerpräsident steht rathend und befehlend hinter den Ministern und Deputirten. Die ganze jüngste Politik Frankreichs ist die Ausführung seines am 19. September 1878 in Romans aufgestellten Programms. Zuerst erfolgte die Reinigung der Armee und Verwaltung von allen der Republik feindlichen Elementen, was um so wichtiger ist, als noch vor Kurzem die Obercommandos und höchsten Richterstellen im Besitze widerspenstiger Bonapartisten waren. Hierauf gewann man sich die Sympathien der Mittelclassen durch die Conversion der fünfprocentigen Rente, und endlich wurde der Kampf gegen die staatlich nicht anerkannten Congregationen und die Verpfaffung der Volksschule und Universität eröffnet. Kurz, Gambetta selbst inspirirt den gegenwärtigen Conseilpräsidenten de Freycinet — unter Napoleon dem Dritten officieller Candidat für den Gesetzgebenden Körper! — und namentlich den energischen Unterrichtsminister Ferry.

Jules Ferry ist ein breitschulteriger, muskulöser Sohn der Vogesen mit langer Schnüffelnase und sinnlich aufgeworfenen Lippen. Haar und Bart schillern schon in's Graue. Verläßlicher als an dem nach französischer Advocatenart wegrasirten Schnurrbarte erkennt man den ehemaligen Sachwalter an seiner Beredsamkeit und seiner vom Talar herrührenden Gewohnheit, in der Hitze des Wortkampfes die Aermel zurückzustreichen. Leider hat er wenig echt parlamentarische Rednergabe, die zu erwärmen und zu überzeugen versteht; er plaidirt mit erstaunlicher Gewandtheit, aber er plaidirt eben nur. Es kommt ihm deshalb sehr zu Statten, daß er von dem kenntnißreichen Camille Sée, vom gelehrten Jesuitenfeinde Professor Paul Bert, vom buckligen Apostel der Ehescheidung Alfred Naquet, von Charles Floquet, dem heißblütigen Pyrenäer, der 1867 bei einem Besuche des Kaisers Alexander im Justizpalaste ein Hoch auf Polen ausbrachte, von dem Elsässer Dr. Bamberger, dem fleißigen Malézieux Dréo und den praktischen Geschäftsmännern Pascal Duprat und Allain-Targé besonders wirksam unterstützt wird.

Das bedachtsame liberal-conservative Centrum verhält sich freilich, zumal den anticlericalen Maßregeln gegenüber, auffallend kühl, wobei auch etwas persönliche Gereiztheit mit im Spiele sein mag, denn die sogenannten Centre-gauchers zählen mehrere republikanische Exminister, die wie Bardoux, Lepère und de Marcère gerade von der republikanischen Linken gestürzt worden sind. Eine Ausnahmestellung nimmt der hervorragende Journalist Emile de Girardin ein, der zum Dank für seine rücksichtslose Bekämpfung des 16. Mai-Attentats zum Pariser Abgeordneten an die Stelle Grévy's gewählt wurde. Er ist mehr als ein Parteiführer; er ist eine Partei ganz allein für sich. Bald stimmt er mit der Rechten und bald mit der Linken, je nach seiner vielgestaltigen Ueberzeugung, die seit einiger Zeit wieder einmal stark in's Monarchische sticht. Da ihm alles Rednertalent abgeht, so erscheint sein durchgeistigter Kopf mit den hermetisch verschlossenen, feinen Lippen, der Napoleonslocke tief in der Stirne und dem Zwicker sattelfest auf der Nase nur selten neben dem begeisternden Glase Zuckerwasser; seine einzige Tribüne ist sein Blatt „La France", das er täglich mit seiner schneidigen und phrasenhaften Prosa versieht. Dieser „Wilde", der aller Parteidisciplin spottet, dürfte wohl nicht wieder gewählt werden. Auch Gambetta's Vertrauter und Reisegefährte vom Luftballon Spuller gehört als Redacteur der „République Française" zur Journalistik. Blaue Augen und blonder Bart verrathen seine deutsche Abstammung, die er freilich gerne verheimlichen möchte. Sein Vater war ein nach Frankreich ausgewanderter Schwarzwälder, und darum wird Gambetta's Freund von den reactionären Blättern spöttisch nur „le Badois", der Badenser, genannt.

Doch vom Generalstabe des Volkstribunen hat sich eine lärmvolle Republikanerpartei abgesondert, die nach ihrem Sitz in der Kammer die äußerste Linke geheißen wird. Wenn man nach echt französischer Manier die Vorbilder für die politischen Zwerge von heute in der großen Revolution sucht, so vergleicht man die Männer vom linken Centrum gerne mit den gemäßigten Feuillants, die Opportunisten mit den Girondins und die Radicalen oder Unversöhnlichen mit den Jacobinern.

Aber auch die moderne Bergpartei hat mannigfaltige Gruppen. Naquet und Floquet konnten wir bereits mit Fug unter die Gambettisten zählen. Der Abgeordnete des Seinedepartements Barodet ist schon um eine Schattirung rother, und der dunkle Ehrenmann Bonnet-Duverdier, ehemals Gemeinderathspräsident von Paris und in der Kammer zur Demission gezwungen, die er schamlos wieder zurückzog, von einer gar nicht zu beschreibenden Farbe. Die namhaftesten Verfechter der vollständigen Commune-Amnestirung waren der jüngere Raspail, Madier de Montjau und Edouard Lockroy, welcher Victor Hugo's verwittwete Schwiegertochter geheirathet hat. Aber all diese Anhänger der Pöbelherrschaft zerfallen wieder in Radicale und Socialisten, deren grundverschiedenes Endziel aus einer Vergleichung ihrer beiden Führer am klarsten hervorgehen dürfte.

Das Haupt der Unversöhnlichen, Georges Clémenceau,

ist eine der interessantesten Erscheinungen der Deputirtenkammer. Wenn der erst neununddreißigjährige Vertreter des Montmartre-Viertels die Tribüne besteigt, so wird es plötzlich mäuschenstill in dem menschenerfüllten Riesensaale, sobald aber die Scandalmacher ihr störendes Werk beginnen, dann bedroht er sie mit einem so schneidigen: „Sie haben nicht das Wort," daß sie sich am liebsten gleich unter ihre klappernden Pultdeckel verkriechen möchten. Das hagere Bleichgesicht mit den kurzgeschorenen Haaren, starken Backenknochen und phosphoreseirenden Augen hat schon manchen Sturm der ganzen sich aufbäumenden Kammer bemeistert, aber weniger durch die Gewalt der Rede, als durch die der Persönlichkeit. Man erkennt an Clémenceau's praktischem und knorrigem Wesen, daß er längere Zeit in der Union gelebt hat, aber auch sein ärztlicher Beruf verräth sich in seiner Rede; denn wenn er die socialen und politischen Schäden bloßlegt, braucht er die Feder und das Wort wie ein Scalpell. Obendrein führt er die gefürchtetste Klinge des Parlaments, und sogar dessen privilegirter Raufdegen Paul de Cassagnac duckt sich kläglich vor ihm. Clémenceau ist kein Freund gewaltsamem Umsturzes, wie sehr er nachträglich für die Commune, und die Amnestirung ihrer Mitglieder eingetreten. Sein Plan besteht vielmehr darin, die Commune zu disciplíniren und mit erlaubten Mitteln zur Herrschaft zu führen. Obgleich ein Freund Gambetta's, dem er in seinem Duell mit Fourtou als Secundant gedient, bekämpft er den jetzt am Ruder stehenden Opportunismus. Zwar greift er den Kammerpräsidenten noch nicht direct an, aber an zarten Winken mit dem Zaunspfahl läßt er es nicht fehlen, wie z. B. schon bei der Wahl desselben, wo Gambetta das absolute Mehr mit nur neun Stimmen überschritt, weil die äußerste Linke ihre vierzig Zettel unbeschrieben in die Urne gelegt hatte. Von erstaunlicher Taktik sind seine Angriffe auf die Minister. Die Keulenschläge der Logik und Dolchstiche des Sarkasmus werden nicht gespart, aber er hütet sich wohl, dorthin zu treffen, wo die Wunde tödtlich wäre; denn er will ein geschwächtes Cabinet, das gleich dem Thurme von Pisa sich nach einer Seite — und zwar der seinigen — neigt und doch nicht fällt. Ebenso unterstützt er keineswegs die gemäßigten Republikaner und Reactionäre, welche Gambetta ein Portefeuille aufdrängen wollen; denn er ist fest überzeugt, daß dieser in seinem neben dem Abgeordnetenhause gelegenen prachtvollen Präsidentschaftspalaste, der Wohnung des Staatsstreichshelden Morny, alle Liebe seiner demokratischen Wähler einbüßt, ohne das ganze Vertrauen des dritten Standes zu erringen, während sich seine Adjutanten, einer nach dem andern, als Minister abnützen. Erst wenn der Opportunismus verbraucht, glaubt er seine Zeit gekommen, wo es keine Bureaukratie, keinen Senat und keinen Präsidenten der Republik mehr geben soll. Der Nationalconvent wird zur obersten Macht, die Clubs gelangen wieder zum „souveränen Einfluß", und die Commune tritt an die Stelle der administrativen Organisation. Und dann? Darauf antwortet Clémenceau wohlweislich niemals; denn er weiß zu gut, daß noch jeder Radicale einen Radicaleren gefunden hat. Bedeutsam genug heißt ja sein Nachbar: Louis Blanc.

Dieser ist noch immer der einzige hervorragende Repräsentant des revolutionären Proletariats. Man denke sich einen kaum die sprüchwörtlichen drei Käse hohen Mann, der von Weitem mit seinem bleichen glattrasirten Gesichte über dem bis unter's Kinn zugeknöpften schwarzen Rocke wie ein hungriger Candidat der Theologie aussieht. Erst in der Nähe wird das vermeintliche Bürschchen zu einem noch ziemlich rüstigen Greise. Seine gelblichen Hängebacken sind schlaff; die kleine Nase ist schwammig, und der weit geschlitzte Mund, den er bei jedem Worte zu einem klaffenden Viereck aufreißt, droht fortwährend ganz aus den Fugen zu gehen. Seine Reden entbehren Gambetta's elementarer Gewalt, Rouher's akademischer Schönheit und Clémenceau's überzeugender Logik; sie sind im correctesten Periodenbau durchaus druckfertig und voll sorgsam auswendig gelernter Salbung. Allein dennoch elektrisirt er das Volk, wie jüngst in Marseille, wo sich die Menge vor seinen Wagen spannte, und wie damals, vor zweiunddreißig Jahren, als eine disciplinirte und zu Allem entschlossene Armee von 200,000 Arbeitern dem Agitator die Führung anbot. Seine Gewalt rührt daher, daß er voll von dem Hasse und der Leidenschaft ist, die den vierten Stand Frankreichs beseelt. Er nennt sich mit Vorliebe das „unglücklichste Kind des Volkes", obgleich er schon in jungen Jahren weltberühmt und durch den Erlös seiner Geschichtsbücher zu bedeutendem Reichthume gelangt war. Bei Louis Blanc ist eben alles und sogar seine tiefste Ueberzeugung Declamation, und so erklärt sich der geringe Erfolg seiner Reden im Parlamente und wahrhaft Gebildeten gegenüber. Das Volk läßt sich leichter überrumpeln und bethören, namentlich die vom Elend und Alkohol aufgeregten Bewohner der Pariser Vorstädte. Und doch ist nicht zu leugnen, daß der bald siebenzigjährige Apostel des Socialismus mit seinen unpraktischen Theorien von der Organisation der Arbeit sowie durch die tolle Invasion seines Gassenheeres die zweite Republik wider Willen den „Gesellschaftsrettern" vom Staatsstreiche in die Hände gespielt hat. Und wenn er auch gegen die Commune war, weil er den Zeitpunkt für ungünstig hielt, so ist es doch sein hohles, aber gemeinfaßliches Staats- und Gesellschaftsideal, welches das arme Volk von Belleville und der Vorstadt Saint-Antoine zur Vertheidigung der Rothen Conföderation mit Pulver und Petroleum begeisterte und verschuldete, daß die blinde Reaction nachher wieder ihr Haupt erheben konnte, um der gegenwärtigen Staatsverfassung in der Wiege den Garaus zu machen. Dies verhindert und die Sache der Freiheit durch schwere Jahre, wo die demokratische Staatsform nur dem Namen nach bestand, siegreich hindurch geführt zu haben, ist vor Allem das Verdienst des jetzigen Präsidenten der Abgeordnetenkammer. Von seiner Mäßigung hängt die Zukunft der Republik ab. Ist doch seit seiner großen Rede zu Gunsten der Amnestie sein Einfluß wie sein Ansehen in einer Weise gestiegen, daß er bereits von allen Parteien als das eigentlich leitende Haupt der französischen Nation betrachtet wird.

Gottlieb Ritter.

Skizzen aus Niederdeutschland.

Von Ferdinand Lindner.

4. Das Watt. (Schluß.)

Für die Schiffahrt der Gegenwart wie wohl auch der Vergangenheit spielen die Prielen eine wichtige Rolle, da sie ein tieferes Fahrwasser als das Hasf des Wattmeeres haben. Durch das Ab- und Anschwemmen der Fluthen sind sie aber auch unausgesetzt einer steten Veränderung und Verschiebung unterworfen, und um sie für die Schifffahrt nutzbar zu erhalten, werden sie jährlich „ausgebakt", das heißt durch eingegrabene Birkenreiser gekennzeichnet, und zwar so, daß diese auf deutschem Gebiete für den von Nord nach Süd bis West Steuernden zur Rechten, auf holländischem Gebiete zur Linken der Fahrstraße stehen.

Die eigentlichen für die Fahrt auf den Watten bestimmten Schiffe müssen flach gehend und glatt gebaut sein und dürfen nicht mehr als ungefähr sechs Fuß Tiefgang haben. Die Fahrt im Watt ist halb See-, halb Binnenfahrt; denn im Schutze der vorliegenden Inselkette können die verschiedenen Küstenfahrzeuge mit größerer Sicherheit zwischen den einzelnen Nordseehäfen verkehren, ja selbst Flußschiffe haben die Fahrt gewagt, sind aber dabei manchmal übel angekommen. Alle Arten von Küstenfahrern beleben die See, Ewer, Tjalken, Kuffs und wie sie alle heißen. Namentlich die holländischen sind originelle Erscheinungen; das Fahrzeug bildet das einzige Besitzthum, die Geburtsstätte, die Heimath und oft genug auch die Todesstätte des Schiffers, der mit seiner ganzen Familie darauf lebt, von Holland bis Jütland immer unterwegs ist und im Winter in einem der Nordseehäfen Unterkommen findet, wo wir dann den Rauch seines Schiffsherdes behaglich in den Fleeten oder Binnenhäfen aufsteigen sehen.

Einen anderweiten Gewinn sucht der Mensch in den ausgedehnten Muschelbänken des Watts, wo er das sogenannte „Schillen" betreibt, indem er mit Wagen oder weiter draußen mit Schiffen sich an eine solche Bank festlegt und die Muscheln mit einem einer Mistgabel ähnlichen Instrumente ausgräbt, sie in den Prielen rein wäscht und dann nach Hause schafft, wo sie an

Ever since the Big Bang, the universe has been expanding. Galaxies are moving away from each other at ever increasing speeds. Eventually, the universe will be so large that the galaxies will be too far apart to see each other. Then, the universe will be dark and cold. Stars will burn out and planets will freeze. This is the end of the universe.

Figure 1.1: The end of the universe.

schäumenden Masse; eine furchtbare Brandung steht an jenen Bänken, welche theils weit hinaus in die See ragen, theils tiefer hinein die Einfahrt der in die Nordsee mündenden Flüsse verlegen und die Küstengebiete von Jütland bis Holland unnahbar, ja zu Stätten der Vernichtung machen, denen schon manch stattliches Schiff verfallen ist.

In der Elbmündung heißen jene Wattbänke „Sande", z. B. der Marner Sand, vor den Dithmarschen, der Vogel-Sand, in der Mitte der Einfahrt, und andere. Schaarhörn, dem das auf S. 549 gegebene Bild entnommen ist, soll „steile Kante" bedeuten, friesisch „Skorhörn": der anderen Erklärung nach ist es eine Abkürzung von „St. Ansgarius-Bank", was bei der halsbrechenden Geschicklichkeit des Plattdeutschen in volksetymologischen Verdrehungen durchaus annehmbar ist. In der Weser dagegen führen die Bänke meist den Namen „Plate", z. B. Tegeler Plate, Luhne-Plate, doch kommen auch Sande, wie Lang-Lütjen-Sand, Ewer-Sand, vor. Namentlich sind Schaarhörn, Wittsand, Tegeler Plate, die alte Mellum und noch einige andere gefürchtet. Es giebt wohl kaum ein Meer von der Ausdehnung und Bedeutung der Nordsee, das so viele Opfer fordert, so viel Fahrzeuge verschlingt, wie diese. Wie in der Sahara die Karawanenstraßen von Gerippen umgekommener Thiere bezeichnet werden, so konnten wir in den Sandbanken und Wattgründen Wrack an Wrack finden, wenn nicht der größte Theil tief gesunken oder von den Fluthen nach und nach weggespült worden wäre. Es ist vorgekommen, daß in einer Nacht auf einem Raume von kaum einer Seemeile drei große Schiffe auf dem Watt scheiterten. Merkwürdig ist es, mit welcher Schnelligkeit ein auf Triebsand gerathenes Wrack von diesem eingesogen wird — ein stolzer Dreimaster ist binnen einer Woche, ja noch eher verschluckt. An manchen Bänken halten sich die Wracks lange, ja werden manchmal wieder flott und treiben an andere Stellen, wo sie ihrer Auflösung entgegengehen. Diejenigen, welche nicht ganz versinken, sondern unter dem Fluthniveau aus dem Wattgrund hervorragen, müssen durch sogenannte Wracktonnen gezeichnet werden, um andere Schiffe vor ihrer Berührung zu warnen; den Fischern, namentlich den Schellfischfangern, ruiniren sie oft ihre „Backs", ihre Angelleinen, welche sich um die Trümmer schlingen und mit den sämmtlichen daran hängenden Fischen über Bord gehen.

In frühesten Zeiten war es eine Sache des guten Glückes, wenn man ungefährdet die Watten und Flußmündungen passirte. Zwar wird uns schon aus alter Zeit, aus dem Jahre 40 n. Chr., die Aufrichtung eines Leuchtfeuers an der Nordseeküste überliefert. Sueton berichtet, daß Caligula nach einem seiner wahnsinnigen Streiche als Siegeszeichen einen sehr hohen Thurm errichtet habe, von welchem herab, wie auf dem Thurme von Pharos, in der Nacht Feuer leuchten sollte, um den Lauf der Schiffe zu lenken. Es geschah dies aller Wahrscheinlichkeit nach im Bataverlande, also an der Rheinmündung.

In den folgenden Jahrhunderten gab es natürlich keinen Wegweiser in der Wattwüste; als schon das Binnenland zunächst der Küste sich einer fortgeschrittenen Cultur erfreute, ja selbst als die Hansastädte schon Bedeutung und Macht gewonnen hatten, sahen die Strandbewohner noch das Strandgut als einen wesentlichen Theil ihres rechtmäßigen Einkommens an, und erst nach wiederholten Kämpfen und Vertragsschlüssen mit den Hansastädten wurde der Strandräuberei ein Ende gemacht: noch 1296 belobt Papst Bonifacius der Achte die Stadt Hamburg für ihre Bemühungen in dieser Richtung. Ganz glatt scheint es aber trotzdem nicht gegangen zu sein: denn ein ganzes Jahrhundert später finden wir die Hamburger in weiteren Verhandlungen mit den Wurstfriesen wegen Beschützung und Freiheit der Handelsschifffahrt.

Die ersten Nachrichten über Einrichtungen für die Sicherheit der Schifffahrt in den Watten finden wir in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, wo z. B. auf Neuwerk ein Thurm erbaut und zu diesem Zwecke eingerichtet, auch eine „Feuerblüse" aufgestellt wurde; eine eben solche stand auf Helgoland.

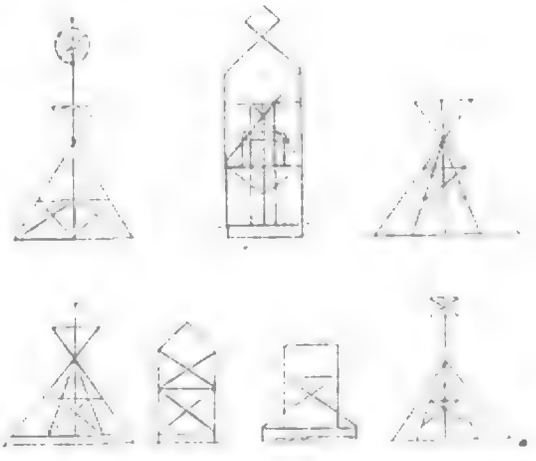
Neben den wenigen Seezeichen der alten Zeit galten überall an der Küste noch alle diejenigen Erhöhungen, die sich nur einigermaßen über dem Horizont erhoben, als Führer durch die Klippen des Watts, so z. B. an der Elbmündung ein uralter mächtiger Hünenwall, der Galgenberg, an der Wesermündung der Kirchthurm von Blexen u. a. m.

Gegenwärtig bietet uns ein ziemlich vollständiges System von Seezeichen der verschiedensten Art eine so große Sicherheit der Fahrt, wie es die „höhere Gewalt" zwischen Himmel und Erde gestattet.

Die Beleuchtung in der Nacht wird durch die Leuchtthürme, durch kleinere Signallichter auf den Deichen und durch sogenannte Feuerschiffe, welche Signallichter zeigen, besorgt.

Gestalt und Einrichtung von Leuchtthürmen sind ziemlich bekannt; auch würde die Darstellung der verschiedenen Arten, als: feste Feuer, Blinkfeuer, Drehfeuer, Funkelfeuer hier zu weit führen. Weniger verbreitet ist die Kenntniß des für die Fahrt am Tage nicht minder wichtigen Baaken-Systems, das überdies in seinen einzelnen Exemplaren eine bunte Mannigfaltigkeit aufweist und auch vom malerischen Standpunkte aus dem Küstenbilde oft ein sehr interessantes Profil verleiht. Diese Baaken sind mächtige schwarz angestrichene Gerüste von Eichenholzbalken, die bei den größeren bis zu sechszig Fuß Höhe aufsteigen; sie stehen meist auf einem fest gemauerten Unterbau von Quadern, der seinerseits auf einem starken Fundament von Steinen ruht, die zum Theil noch mit eisernen Klammern zusammengeschlossen sind.

Dreierlei Gesichtspunkte bedingen ihre eigenthümlichen Formen — erstlich, daß sie dem riesigen Luftdrucke des Sturmes einerseits ein stark gefügtes Gerüst, andererseits wieder keinen allzu großen Widerstand in den oberen, ihre eigenthümlichen Formen ausdrückenden Flächen entgegensetzen — diese letzteren sind daher Sparrenwerk, aus Brettern mit luftigen Zwischenräumen zusammengesetzt; der zweite Gesichtspunkt ist der, daß sie, von allen Seiten gesehen, immer ein und dieselbe Figur zeigen — würde man z. B. ein irgendwie geformtes Brett aufrichten, so sähe man von vorn allerdings deutlich seine Form, von der Seite, in der Richtung seiner Längenachse gesehen, schrumpfte es aber zu einem schmalen Streifen zusammen; deshalb hat man die beabsichtigten Formen, doppelt über's Kreuz wiederholt, in rechtem Winkel zu einander gestellt. Endlich der dritte Gesichtspunkt: daß jede Baake sich von der andern auf das Deutlichste und leicht erkennbar unterscheidet; wir geben hier beispielsweise die Formen einiger Baaken



der Elbe und Weser. Diejenige, welche unser großes Bild auf Seite 569 zeigt, ist die Kugelbaake bei Cuxhaven, und der Leser kann an ihr mit Leichtigkeit die soeben ausgeführten charakteristischen Eigenschaften erkennen.

Auch auf unserem Bilde von Schaarhörn in der vorigen Nummer erblickt man in der Ferne die Schaarhörnbaake, eine der größten und wichtigsten; bei dieser ist noch eine besondere Einrichtung getroffen: in ihrer Mitte befindet sich eine Art kleine hölzerne Stube, und darin Stroh, Schiffszwieback, Wein und eine Signalflagge — Strandungen sind gerade in dieser Gegend häufig, und die Mannschaft eines verlorenen Schiffes kann, hat sie sich bis hierher zu retten vermocht, solange Unterkommen finden, bis Hülfe von der Küste kommt. Es wäre zu wünschen, daß auch auf einigen anderen besonders gefährlichen Stellen die Baaken mit den gleichen Einrichtungen versehen würden.

Während diese Baaken mit stolzer Ruhe von ihrer Höhe herab in das Wogengetümmel hinausschauen, giebt es noch eine dritte Gattung ruheloser Seezeichen, welche mit den Wellen zusammen einen ewigen Tanz aufführen. Derjenige, welcher zum ersten Male eine Flußmündung passirt, wird plötzlich auf den

Digitized by Google

Wellen ein unbestimmtes Etwas, wie ein kleines See-Ungeheuer, auf- und niedersteigen sehen — nur bewegt es sich nicht vom Flecke, und beim Näherkommen erkennt er eine Tonne. Da nämlich, wo mit dem Watt und seinen drohenden Bänken die Flußmündung beginnt, viele Meilen weit draußen in See, wo andere Seezeichen, Baaken z. B., nicht mehr angebracht werden können, tritt die Tonne oder „Boje" in ihr Recht. Drei namentlich bekannte Tonnen sind es — gar nicht weit aus einander liegend, welche die Mündung von Jahde, Weser und Elbe bezeichnen: die Adlertonne vor der Jahde, die Schlüsseltonne vor der Weser und die rothe Tonne vor der Elbe (bei welcher, wie man zu sagen pflegt, „die Seekrankheit anfängt").

In früheren Zeiten benutzte man statt der Tonnen einfach Klötze oder Stücken von Masten, welche mit Stricken am Grunde befestigt waren. Tonnen müssen aber schon in sehr früher Zeit eingeführt worden sein, denn ein Document aus dem fünfzehnten Jahrhundert giebt an, daß die Tonne schon seit Menschengedenken an der Wesermündung gelegen hätte. Jetzt hat jeder Fluß an seinem unteren Laufe ein vollständiges Tonnensystem; die Elbe hat zwischen 130 und 140, die Weser 159 Stück Tonnen — und zwar bezeichnen schwarze Tonnen die rechte, weiße die linke Seite des Fahrwassers; außerdem hat noch jede Tonne eine specielle Bezeichnung, und zwar die schwarze einen Buchstaben, die weiße eine römische Ziffer, in aufsteigender Reihe von der Flußmündung beginnend, indem jede der drei oben genannten ersten als Null gilt. Die Tonnen zerfallen ihrer Form nach in zwei Classen: in spitze und stumpfe, von denen die ersteren auf der Elbe, die letzteren auf der Weser in Gebrauch sind. Sie bestehen aus Eichenholz, das durch starke eiserne Bänder zusammengehalten wird; verankert sind sie durch viereckige Sandsteinquadern (früher nahm man einfach erratische Blöcke), deren Umfang mit dem der daran befestigten Tonne in gleichem Verhältniß steht — z. B. wiegt der Stein, an welchem die Schlüsseltonne befestigt ist, zweitausend Kilo. Es läßt sich denken, daß diese Tonnen, namentlich bei schwerem Sturme und Eisgang, sehr gefährdet sind, und sie werden auch in der That in schlimmen Wintern oft zu Dutzenden abgetrieben und allenthalben an die Küsten verstreut. In alten Zeiten sind sie öfter geraubt worden, um im Interesse des Strandraubes das Zeichen verschwinden zu lassen, oder auch um ein Bergegeld zu erlangen. Außer dieser Gefährdung ihrer Existenz durch die Elemente ist aber auch noch ihr reputirliches Aeußere durch den langsam wirkenden Angriff von Seegethier und Seepflanzen bedroht, welche sich allmählich wie eine feste Kruste ansetzen, und da auch die Seevögel sich gern auf der tanzenden Tonne niederlassen und sie als Ablagerungsstätte für Guano ansehen, so gleicht dieselbe schließlich eher einem grauen Schalthier, als einem Seezeichen in Amt und Würde. Endlich verändern die Sande und Platen auch ihre Lage und machen dann eine Umsetzung der Tonnen nöthig.

Diese Umstände erheischen bei der Wichtigkeit der Sache für die Schifffahrt eine stete Aufmerksamkeit und Abhülfe — und es sind mit der Aufsicht über die Tonnen Beamte betraut, die oft Wochen, ja Monate lang in ihren mit allen möglichen astronomischen und Hebe-Apparaten versehenen Schiffen zwischen den einzelnen Tonnen umherkreuzen; alljährlich wird ein vollständiger Umtausch vorgenommen, die ausliegenden Tonnen werden eingeholt, um sie von dem daran festgesetzten Unrath zu reinigen, und andere frisch angestrichene Tonnen, welche in einem kleinen Arsenal in den betreffenden Hafenstädten vorräthig liegen, werden an ihre Stelle gelegt. Die Kosten für Erhaltung der Seezeichen werden zum Theil durch die von den Schiffen zu erhebenden Baaken- und Tonnengelder gedeckt.

Außer diesen gewöhnlichen Bojen hat man an wichtigen Punkten noch solche mit Glocken versehene angebracht, welche, durch die Wellen bewegt, ein unausgesetzt tönendes Seezeichen darstellen. Gegenwärtig sind, vor der Hand jedoch nur vor Wilhelmshaven, zwei neue Erfindungen zur Verwendung gekommen, welche einen wesentlichen Fortschritt bezeichnen: die automatische Signalboje und die Gasboje. Die automatische Signalboje beruht auf dem Princip der Verwendung comprimirter Luft zur Schallerzeugung, indem die Luft beim Steigen der Welle in einer Röhre comprimirt wird und beim Fallen der Boje tönend ausströmt, sodaß der Schiffer da, wo ihn alle anderen Seezeichen im Stiche lassen, durch das Gestöhn der automatischen Boje weithin gewarnt wird.

Ist diese Boje für das Gehör, so ist die Gasboje für das Gesicht berechnet und löst die Aufgabe, weit draußen in See, ohne den umständlichen Apparat des Feuerschiffes, Leuchtsignale zu geben. Diese Boje enthält in ihrem Bauche eine für mehrere Monate ausreichende Quantität Gas, das in eine über den Wellen hervorragende Laterne strömt.

Im Ganzen erreicht die Summe der an der deutschen Küste, und zwar der Nord- und Ostseeküste, vorhandenen Seezeichen die respectable Höhe von 5131 Zeichen, nämlich 138 Leuchtthürme, 20 Leuchtschiffe, 177 Baaken, 1889 schwimmende Seezeichen, 2856 in den Boden gesteckte Zeichen und 51 Landmarken.

Hier schließen wir unsere Schilderung. Zwar bildet der Inselkranz, der sich parallel unseren Küsten außerhalb und innerhalb der Watten hinzieht, einen charakteristischen Bestandtheil der ganzen Landschaft, aber er bietet zugleich auch den und zwar sehr reichen Stoff zu einer selbstständigen Schilderung, sodaß wir seiner hier nur erwähnen, um das Bild des Watts zu vervollständigen. Wir haben dem Leser da, wo die heimische Küste scheinbar abzuschließen scheint, noch eine fremde seltsame Welt vorgeführt; wir konnten aus der feuchten Tiefe Schatten und Geister längst verschollener Zeiten heraufbeschwören und Vergangenheit und Gegenwart im Rahmen eines eigenartigen Landschaftsbildes vereinigen, aber freilich war es keine freundliche Idylle, keine anmuthige Scenerie, welche wir dem Auge des Lesers zeigten, sondern ein düsteres, aber großartiges Küstengemälde voll finsteren, fast drohenden Ernstes; doch ihm zur Seite konnten wir an den Schluß ein anderes lichteres Bild stellen, das uns zeigt, wie ein höheres Culturleben zwischen Klippen und Untiefen freundliche Warner und gastliche Leuchten errichtet, und wie der Mensch dem Menschen über den Kampf der Elemente hinaus die Hand reicht.

Das fünfte allgemeine deutsche Turnfest in Frankfurt am Main.

Vom 25. bis 29. Juli 1880.

Von Dr. H. Brendicke. Mit Illustrationen von H. Lüders.

„Geschichtliche Denkwürdigkeit wird in lebendigem Anschauen männlicher Kraft erneuert und die Ehrenthat der Altvordern verjüngt sich im Wettturnen. Wo sich allerlei Leute als müßige Ecknr mit dem Bahgesicht angaffen können, da stehen sie einander im Wege, müden sich freudenlos ab, weil die festliche Würze fehlt. Jahn."

„Wo etwas Wichtiges geschehen, das dem Andenken lebendig bleiben soll, trete die Turnkunst als Turnfest auf und fördere die allgemeinen Volksfeste; vom Schmausen ist hier nicht die Rede, sondern von Anregung vaterländischer Gesinnung und von lebendiger Ueberlieferung des Geschehenen. Gutsmuths."

Mit dem „Ruf zur Sammlung" von Georgii und Kallenberg 1860 wurde die Reihe der großen deutschen Turnfeste eingeleitet. In Coburg fand im selben Jahre ein solches vom 16. bis 19. Juni statt, an den Tagen von Waterloo, an welchen einst Ehre und Unabhängigkeit des gemeinsamen Vaterlandes gegen fremden Uebermuth siegreich gewahrt worden sind. Der Festzug, aus kaum tausend Theilnehmern bestehend, ordnete sich nach Stämmen: die Schwaben mit schwarz-roth-goldenem Banner voran, die einst des Reiches Vordertreffen zu führen hatten, dann Baiern, Sachsen, Preußen, Märker, Hessen, Friesen; die blau-weiß-rothe Fahne Schleswig-Holsteins wurde noch umflort mitgetragen. Was der Präsident Georgii 1860 gesagt, ist erfüllt: „Die turnende Jugend wird an ihrem Theile ehrlich beitragen, daß Deutschland, mit dem Staate voran, der der mächtigste ist, groß und frei wird."

Schon im nächsten Jahre, 1861, fanden sich die deutschen Turner wiederum zusammen, in Berlin am 10. bis 12. August zur Feier des Geburtstages von Fr. L. Jahn und zur Grundsteinlegung des für ihn zu errichtenden Felsendenkmals. Damals schrieb der Kronprinz des deutschen Reiches unter dem 22. Juli

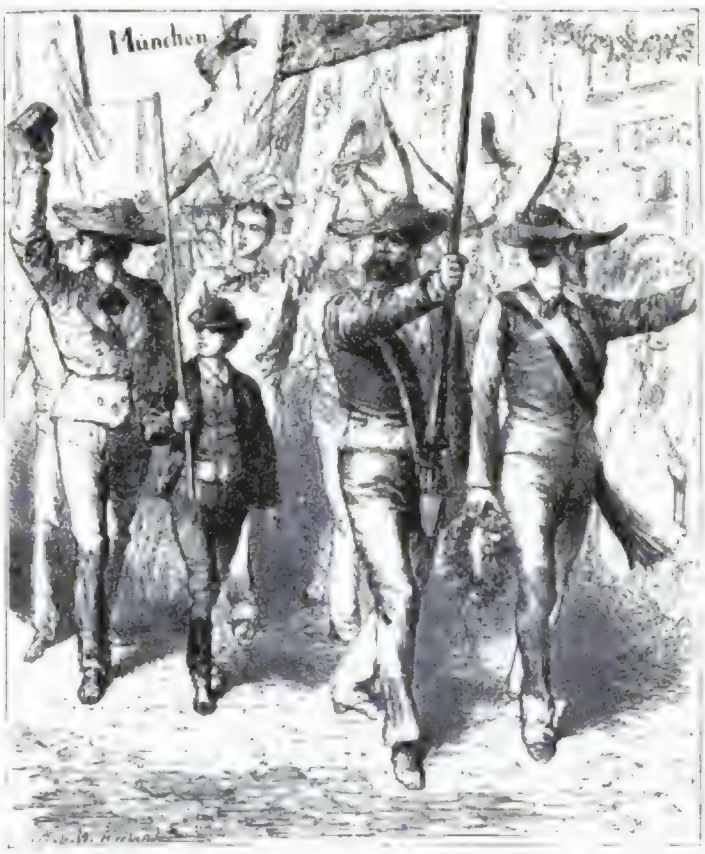
von Osborne auf der Insel Wight nicht minder prophetisch an den Berliner Turnrath: „Ich begrüße das allgemeine deutsche Turnfest als eine neue willkommene Gelegenheit, Genossen aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes zu vereinen und eine Kunst zu fördern, deren nutzbringende Thätigkeit von mir schon in früher Jugend geschätzt ward und die, gegenwärtig mit neuem Eifer erfaßt, sicherlich bei richtiger Handhabung die Söhne des Vaterlandes zu thatkräftigen Stützen seiner Schicksale anleiten muß."

Eine Perle im Kranze glänzender nationaler Feste war das dritte allgemeine deutsche Turnfest zu Leipzig am 1. bis 5. August 1863, zur fünfzigjährigen Feier der Erinnerung an die glorreichen Tage der Völkerschlacht bei Leipzig im October 1813. Selten verlief wohl ein Fest so ungestört, so friedlich unter 20,000 Theilnehmern. Selbst der Himmel wartete mit seinem Regenschauer und Donnerwetter, bis am letzten Tage des Festes die zündenden, begeisterten und begeisternden Worte des damaligen Privatdocenten von Treitschke von der Einigung der Nation verklungen waren, und es war dann fast wie eine großartige Manifestation höherer Mächte, als an die Stelle des projectirten Feuerwerks ein gewaltiges Gewitter trat.

Das für Nürnberg 1866 geplante Turnfest unterblieb des österreichischen Krieges wegen. Zur Feier der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches, zur Erinnerung an die denkwürdigen Tage von Wörth und Spichern wurde vom 4. bis 6. August 1872 in Bonn das vierte Turnfest gefeiert. Leider kleidete hier der unaufhörliche Regen die Feststimmung in ein so abscheuliches Grau, daß die große Masse der Turner — wir möchten nicht zu viel sagen — ohne rechte Befriedigung heimkehrte.

In Frankfurt am Main feierte vom 25. bis 29. Juli 1880 das volksthümliche Turnen seinen siebenzigsten Geburtstag. Der Reiz der ganzen Festlichkeit, eine billige und angenehme Reisegelegenheit, die Anziehungskraft einer herrlichen, culturhistorisch und weltgeschichtlich bedeutsamen Gegend, der herzliche Festgruß einer gastlichen Großstadt, Alles vereinigte sich, um ein in allen Theilen gelungenes Fest zu versprechen. So regten sich denn schon mehrere tausend fleißige Hände seit Beginn des Frühjahres nicht nur in der Feststadt, auf dem Festplatze, nein auch im weiten Deutschland auf allen Turnplätzen und in allen Hallen. Es wurde geturnt, gespart und verhandelt, Pläne und Führer für Frankfurt wurden studirt und wohl auch weitere Ausflüge nach dem Rhein, in den Taunus und nach Lothringen mit in das Programm aufgenommen.

Zuschauer während des Festzuges.



Im Festzuge.

Die Executormarken, soll heißen die roth-weißen runden Festabzeichen, trafen in der letzten Woche vor dem Feste ein. Mehr als acht Extrazüge beförderten fast an einem Tage aus allen Himmelsgegenden Tausende von Turnern nach dem einen großen Brennpunkt. Während des Empfangstages, Sonnabend den 24. Juli, hatten die Mitglieder der Unterausschüsse vollauf am Ostbahnhofe, wie an den Westbahnhöfen und in Sachsenhausen zu thun, um die ankommenden Festgenossen zu begrüßen, mit Musik in die Stadt zu geleiten und in die Quartiere zu führen. Aber nicht nur in der Feststadt war alles in freudiger Aufregung, schon auf allen dem Festorte mehr oder minder nahegelegenen Stationen Thüringens, Hessens, Sachsens herrschte eine begeisterte Stimmung.

Während noch immer neue Schwärme von Turnern herangezogen kamen, mußte man schon an den Beginn der Abwickelung des Programmes denken. Abends acht Uhr fand die Begrüßung der Turner auf dem Festplatze und die Ueberreichung der Bundesfahne statt, die der deutschen Turnerschaft von Frankfurter Frauen und Jungfrauen gestiftet ist als ein Symbol der lange erstrebten, jetzt erreichten Zusammengehörigkeit. Die Fahne, in Form einer Kirchenfahne nach dem preisgekrönten Entwurfe des Herrn O. Lindheimer durch die Firma Staudt und Jung ausgeführt, zeigt auf der Vorderseite im Mittelfelde den Reichsadler von einem Eichenkranze umgeben, während die rothseidenen übrigen Felder und die blauen Friese von Sammet mit reicher stilvoller Goldverzierung bedeckt sind. Die Rückseite zeigt im Mittelfelde das Turnerwappen.

Leider war es nicht Allen vergönnt, an diesem Theile des Festes theilzunehmen, doch sah man die neue Bundesfahne im Festzuge erglänzen.

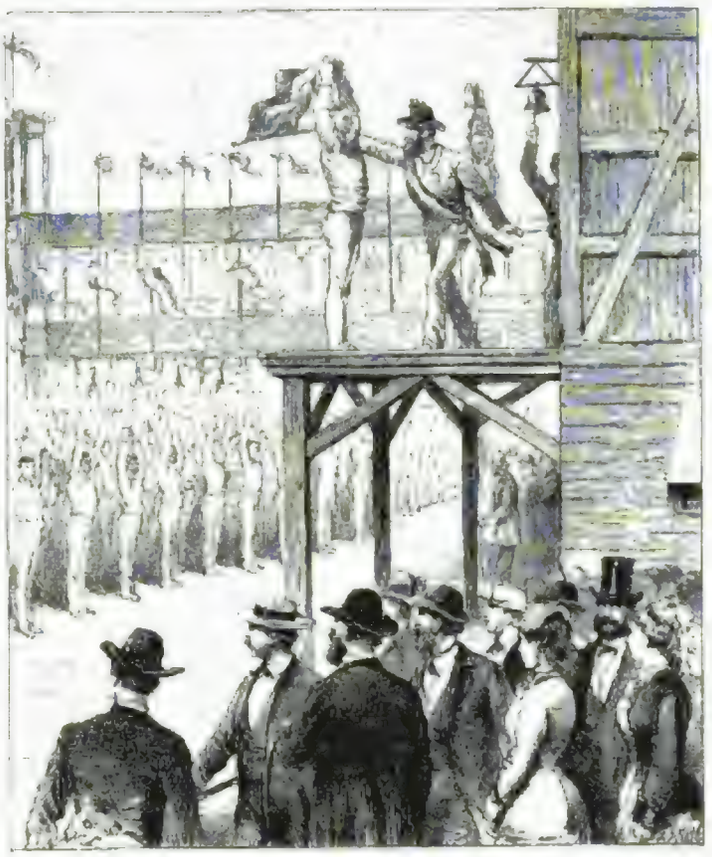
Der 25. Juli brach an, ein Sonntag. Es lachte ein heiterer Morgen, was nicht wenig dazu beitrug, die festliche Stimmung zu erhöhen.

Sonnenschein, Festesfreude und Zufriedenheit mit den Leistungen des Wohnungsausschusses harmonirten prächtig. Der erste Morgenimbiß am Kaffeetisch der Frankfurter Familie machte den Fremdling heimisch, und

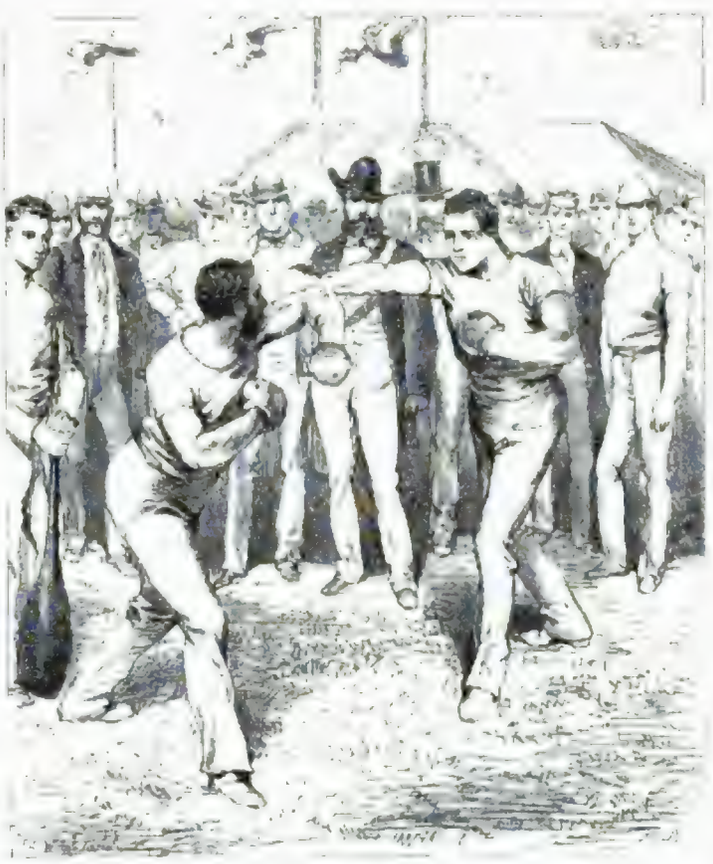
froh eilte der Turner am Morgen um 8 Uhr hinaus, um rechtzeitig den Sammelplatz seines Kreises zu erreichen. Da sah man Schwaben, Sachsen, Baiern, freudig sich begrüßend, in kleineren und größeren Trupps durch die Straßen ziehen; auf den großen Plätzen der Stadt wimmelte es von Turnern, von denen einige sich erst jetzt ihr Fest- und ihr Ortsabzeichen auf der Brust befestigten. Aus langem Hin- und Herwogen gestaltete sich in der Zeit bis 10 Uhr einer der glänzendsten Festzüge, die Deutschland je gesehen hat. Seine Aufstellung in Sachsenhausen, am Affenthor, nahm verhältnißmäßig nur geringe Zeit in Anspruch. Muntere Knaben, die mit Stolz die Vereinstafeln trugen, dienten Vielen zur Richtschnur, und es war fast auffällig, mit welcher Schnelligkeit und Gewandtheit sich eine Zugmasse in die andere einschob und einordnete.

Kurz nach zehn Uhr setzte sich die unabsehbare Menge, geführt von dem Ausschuß für den Festzug, in Bewegung, und durchschritt die Ehrenpforte bei dem Affenthor. Zweiundzwanzig Musiker ritten an der Spitze, ihnen folgten ungefähr vierzig Herrenreiter, dann ein hochbeladener Fulder Erntewagen, von vier Pferden gezogen; auf ihm saß oben ein Michel in scharlachrothem Kittel, und neben ihm marschirten verlegenen Antlitzes sieben Fulderinnen; den Frankfurter und Bornheimer Schützen schritten drei „Zeiger" in blutrothem enganliegendem Costüm voraus.

Der nun folgende Kern des Festzuges war im Allgemeinen so geordnet, daß die fremden Turner und Ehrengäste voranschritten und hinter der neuen Bundesfahne der Ausschuß der deutschen Turnerschaft und der Central-Ausschuß des Festes folgten. Daran schlossen sich in der Reihenfolge, die durch das Loos bestimmt war, die Turner der siebenzehn Kreise, getrennt durch Unter-Ausschüsse und nichtturnerische Vereine Frankfurts; dabei waren im Ganzen vierzehn Musikcorps thätig. Am zahlreichsten waren von den Ausländern vertreten die Amerikaner, durch siebenzig Turner mit zwei Sternenbannern und zwei Tafeln: Gut Heil California; Gut Heil Baltimore; dann die Engländer, Holländer, Italiener und Schweizer. Von akademischen Turnvereinen waren vertreten Göttingen, Gratz, Breslau, Tübingen; der Berliner „Akademische Turnverein" hatte allein fünfundzwanzig Mann entsendet. Den Beschluß des turnerischen Theils im Zuge machten mit mehr als hundert Fahnen die Mitglieder des turnerischen „Mittelrheinkreises", die Gastgeber, worunter die Frankfurter und Sachsenhauser Turner die Hauptmasse ausmachten. Den Turnern folgten die Frankfurter Gesangvereine, zuletzt Frankfurter Feuerwehr.



Die Commandostätte für die Freiübungen.



Das Boxen der englischen Turner.

Man hat die Anzahl der Theilnehmer auf 16,000 berechnet und ungefähr 450 Fahnen gezählt, unter denen wenige die Jahreszahlen 1848 und 1849 trugen, die meisten aus der Zeit nach 1860 datirten. Unter den nicht turnerischen Vereinen fuhren die Rudergesellschaft „Germania" und der Frankfurter „Ruderverein" ihre auf einem staffelförmigen Postament aufgestellten Preise, die sie früher gewonnen, und letzterer ein zweimastiges Segelboot auf großen prachtvoll decorirten Rollwagen einher.

Die Ausschmückung der Straßen war eine planmäßige und wirkte mehr durch die Fülle gleichartiger Dinge, wie Fahnen und Guirlanden, als durch die Mannigfaltigkeit der Einzelnheiten. Es gab Strecken in einigen der engeren Straßen, wo man auf einige Zeit buchstäblich den Himmel vor Fahnenschmuck nicht sehen konnte. Wer sein Haus nicht durch eine mächtige Fahne bemerkbar gemacht hatte, suchte den Eindruck durch gleichartige Ausschmückung sämmtlicher Fenster mit Fähnlein und Kränzen hervorzurufen. Gartenzäune, Mauerzinnen, Thorwege mußten Raum zu fliegenden Tribünen abgeben. Mehrfach aber ist hervorgehoben worden, daß der beste Schmuck der Fenster in den freudestrahlenden Mienen der schönen Frankfurterinnen im Feierkleide bestanden habe. Oft schien uns die Wirkung solcher malerisch geordneten Gruppen in Fensternischen und auf Balcons beabsichtigt. Hier und da verschenkten die Schönen Blumen, mit denen sie sich selbst geschmückt hatten. Wer nicht Kränze gab und Blumen, der reichte Bier und Wein, ja sogar — der selige Turnsenior Marggraff würde sich freuen — Milch. Als der Vorrath an frischen Blumen und Kränzen zu Ende gegangen war, löste man die Kränze von den Guirlanden an den Fenstern und überreichte sie den Fahnenjunkern, die sie erfreut auf die Spitze ihrer Fahne steckten. Es ist zweifelhaft, wer mehr turnerische Ausdauer gezeigt hat beim Festzuge, ein Fahnenträger, der vierthalb Stunden in der Sonnenhitze die Fahne getragen hat und oft durch einen Trunk gestärkt wurde, oder Damen, die in der gleichen

Zeit ihre Tücher geschwenkt und angesichts der uniformen, in strammem Schritt einherschreitenden Turner unaufhörlich: „Gut Heil!“ gerufen haben. Es war wohl natürlich, daß Turner, an deren Land irgend welche nationale Erinnerungen geknüpft wurden und die sich durch ihre stramme Haltung oder durch die große Zahl der Vertreter auszeichneten, besonders freudig begrüßt wurden. Die Landsleute Frankfurts, die leutseligen Sachsen, die Schwaben, die lustigen Berliner, die Deutsch-Oesterreicher, die freien Schweizer und die befreiten Lothringer erfreuten sich einer allgemeinen Aufmerksamkeit. Der etwas massive Klang unseres dreifachen „Gut Heil!“ als Gruß und Glückwunsch war Vielen befremdlich und wird sich erst noch in den Herzen der Volksangehörigen Bürgerrecht erwerben müssen. Die beiden schweren Silben wirken entschieden markiger und drastischer, als das aufhüpfende, jubelnd emporsteigende „Hurrah“ mit angehängtem, lang austönendem a.

Der Festzug bewegte sich über die Wall- und Schulstraße in Sachsenhausen, über den Schaumainquai und die neue Unter-Mainbrücke, über die neue Mainzerstraße nach dem Bockenheimer Thor, durch die Bockenheimergasse über den Goethe-Platz und Roßmarkt, durch die Kaiserstraße bis zur Kühlung spendenden Fontaine des Herrn von Erlanger. Hier fand zu großer Freude der Betheiligten ein freilich nicht langer Gegenzug statt, sodaß Jeder seine nächsten Vorder- und Hintermänner begrüßen konnte. Der an der Fontaine vor dem „Frankfurter Hofe“ angebrachte Denkspruch ist werth hier verzeichnet zu werden:

„Das Wasser macht die Menschen dumm,
Die Jungen und die Alten,
Drum geht der Zug hier drum herum.
Wenn's Wein wär', blieb er halten.“

Sodann ging es wieder zum Roßmarkt, die Zeil, die Fahrgasse, Brückhof-, Fischerfeld- und Langestraße hinab, weiter die Allerheiligen-, große Friedberger- und Altegasse entlang.

Die engen alten Straßen, Großmütter gegenüber den neuen stattlichen Landstraßen, hatten durchschnittlich ein bescheideneres Gewand angelegt, aber meinten es nicht minder herzlich.

Am Triumphbogen der Alten Gasse stand:

„Wo freie deutsche Herzen walten,
Da läßt's die Altegass' beim Alten;
Wird Friede alle Welt erfreuen,
Hält's auch die Alt'gass' mit dem Neuen.“

Durch die Bleichstraße gelangte man zum Friedbergerthor, und durch die Friedberger Landstraße nach der „dicken Oede“ des Barons M. C. von Rothschild und nach dem Festplatze.

Nun, kein Frankfurter kann sich darüber beklagen, daß ihm nicht hinreichende Gelegenheit geboten worden sei, den Festzug zu sehen. Ja, es haben ihn alle Frankfurter so gut gesehen, daß die Tribüne auf dem Festplatze als überflüssig — leer stehen blieb.

Nach etwa dreieinhalbstündigem Marsche traf gegen zwei Uhr der Zug auf dem Festplatze ein und wurde von dem Centralausschuß und den Behörden begrüßt. Nachdem die Spitze des Zuges den Uebungsplatz bis zur Festhalle, vor der Bundesfahne vorbeidefilirend, umzogen hatte, ordneten sich die Freiübungsturner zu Achterreihen, welche bis an den Eingang zu dem Freiübungsplatze geführt wurden. Vermittelst der aufgestellten Richtfähnchen gelangten die 2016 Freiübungsturner in 31½ Reihen von je 64 Mann zur Aufstellung. Als die Reihen gerichtet waren, übergab der Vorsitzende des Festausschusses, Franz Fabricius, den Festplatz den Turnern mit folgenden Worten, die laut und vernehmbar vom Steigerthurm erklangen:

„Deutsche Turner, Gäste und Freunde aus dem Auslande! Willkommen, herzlich willkommen, alle Ihr Brüder! Euch deutschen Turnern mag wohl jetzt das Herz höher schlagen in dem Bewußtsein, daß das Auge der gesammten Nation nicht allein auf Euch ruht, sondern daß die Blicke des ganzen Auslandes, das den gleichen Bestrebungen huldigt, wie Ihr, auf Euch gerichtet sind. Nun denn, Ihr Turner, in diesem Bewußtsein thut Euer Bestes! Tretet *frisch* heran zum Wettkampf! Seid *fromm* und blickt ohne Neid auf den Sieger, gebt keinem andern Gedanken in Eurem Herzen Raum, als dem: ‚Ich will mir Mühe geben, es ebenso gut zu machen suchen, wie Du!‘ Seid *fröhlich*, daß es Euch vergönnt ist, an einem solchen nationalen Feste theilzunehmen, und daß Ihr hier Euren Freunden aus dem Auslande die Bruderhand drücken könnt. Wenn Ihr diese drei Worte Eures Wahlspruches wahr macht, Ihr Freunde, dann könnt Ihr *frei* vor Jeden hintreten, die Hand auf's Herz legen und sagen: Ich bin stolz darauf, ein Turner zu sein. Und so denn, Ihr Männer, so denn, Ihr Turner, übergebe ich Euch im Namen des Centralausschusses diese Stätte zum schönsten Wettkampfe. Tretet an, kämpft dem Vaterland zur Freude, der gesammten Turnerschaft zur Ehre! Und daß dieses Fest gelinge, daß wir unseren Zweck erreichen und dadurch die Turnerschaft immer mehr zur Ehre und Anerkennung bringen, Ihr Brüder, darauf bringt ein dreifaches Gut Heil!“

Nach diesen mit jubelndem Einstimmen aufgenommenen Worten übernahm der Festturnwart Gottlob Danneberg das Commando für die sechszehn mit vier größeren Pausen auszuführenden Freiübungen. Zweimaliges Läuten mit dem um den Freiübungsraum gelegten elektrischen Apparat verkündete Anfang und Ende einer größern Pause. Die Ausführung der Freiübungen wurde durch Fahnenschwenken und durch einfache Glockenschläge geregelt. Trotz einiger Schwankungen erscholl mehrfach von den Lippen der ringsum gelagerten Zuschauer ein allgemeines Bravo. Es wird stets ein überwältigender Anblick sein, Tausende augenblicklich dem Winke eines Einzigen folgen zu sehen.

Der Himmel war diesem Theile des Programms günstig. Ein Gewitter, das im Anzuge war, hatte sich verzogen. Ein scharfer Nordwest wehte, und der Himmel war mit schwarzen Wolken bedeckt, aber es kam vorläufig nicht zu störendem Regen.

Den Schluß der Freiübungen verkündete ein Böllerschuß. Der Abmarsch der Freiübungsturner erfolgte Arm in Arm durch Umzug in Achtercolonne vom rechten Flügel. Freudig stimmten die Turner ein in den Gesang des Liedes: „Deutschland, Deutschland über Alles“, vollendeten den Abmarsch und eilten, die Reihen auflösend, den Erquickung spendenden Hallen zu.

Die Uebungen der Musterriegen in Kreisen, Vereinen und Gauen begannen am Sonntag bald nach den Freiübungen, wurden aber des Regenwetters wegen eingestellt und erst am Montag Morgen um acht Uhr wieder aufgenommen.

In den spätesten Nachmittagsstunden des Montags führte eine Riege aus Birmingham auf dem für die auswärtigen Gäste abgesteckten Raum das Keulenschwingen vor und legte darin eine solche Fertigkeit an den Tag, daß allgemeiner Beifall sie belohnte. Die birkenen, drei Fuß langen Keulen haben die Gestalt von Flaschen, deren ausgezogener Hals die Länge des Bauches hat.

Ein dichter Kreis von Zuschauern endlich, den zu durchbrechen selbst Kampfrichtern und Obmännern mit Mühe nur vermöge ihrer Amtsinsignien gelang, umgab diejenigen englischen Turner, welche den deutschen Genossen ein Probestück ihres nationalen Sports, des Boxens, vorzeigen wollten. In enganschließender wollener Bekleidung traten die Gegner paarweise auf, die Fäuste bewaffnet mit dicken, weichledernen, fettgepolsterten Handschuhen, und die regste Aufmerksamkeit verfolgte ihre Uebungen.

Zu allgemeiner Befriedigung verlief das erste große Feuerwerk am Montag Abend, veranstaltet von dem königlichen Hofkunstfeuerwerker Vidacowich aus Höchst. Noch größeren Eindruck machte und von ergreifender Wirkung war das dem Feuerwerk vorangehende Nachtmanöver der freiwilligen Feuerwehr an dem drei Stockwerke hohen Steigerthurme. Fingirt war für die Uebung die Unbenutzbarkeit der Treppe bis zum zweiten Stocke in Folge eines ausgebrochenen Feuers.

Das Festbankett am Montag für die beinahe dreitausend Personen hat der gewaltigste Despot, der Hunger, und die Macht der Elemente, die das Gebild der Menschenhand hassen und das Dach der Festhalle zu durchbrechen drohten, leider nicht so glänzend verlaufen lassen, wie es sicherlich angelegt und vorbereitet war. Eine große Anzahl von Gästen konnte nicht bedient werden, weil noch vor Thoresschluß, das heißt wenige Stunden vor dem Beginn des Festmahles, aus Nachgiebigkeit des Comités Anmeldungen in Menge angenommen worden waren, trotz der Ankündigung, daß am Vorabend die Theilnehmerliste geschlossen werden sollte. Während eines grausen Gewirrs von Messerklappern, Gläserklingen, Trompetenstößen erhob sich ein Nordoststurm, der einen wahren Wolkenbruch mit sich brachte. Der Regen ergoß sich in Strömen durch die Fugen des Daches auch in die Gläser auf den Tischen. Da bewahrte nebst manchen anderen fröhlichen Leuten der akademische Turnverein aus Berlin eine wünschenswerthe Kaltblütigkeit und sang, was der Festausschuß durchzusetzen nicht im Stande war, zwar nicht an seiner Tafel, aber um einen Hallenpfeiler gedrängt, zur Freude aller Umstehenden die programmmäßigen Tischlieder ab.

Die ersten Redner wurden noch allgemein verstanden. Kaiser Wilhelm, welchem nach einem dreifachen Hoch ein Telegramm nach Gastein gesendet ward, antwortete mit seinem Dank und einem Wunsch für das fröhliche Gedeihen „des mit der körperlichen Bildung zugleich den nationalen Sinn belebenden Turnwesens". Eine persönliche Theilnahme am Feste hatten er sowohl, wie der Kronprinz, Fürst von Bismarck und die Minister des Innern und des Krieges unter Danksagung abgelehnt.

Am Dienstag Morgen gegen zehn Uhr begann das Wettturnen der sechs Riegen zu je fünfzig Mann, des Regens wegen in zwei Hallen. So konnte leider des beschränkten Raums halber an ein Zuschauen von Turnfreunden nicht gedacht werden.

Beim Stabhochspringen nahm der Turner Meller aus Bockenheim ohne Sprungbrett die übernormale Höhe von zwei Meter achtzig Centimeter. Auch an den Geräthen wurde, besonders in den Kürübungen, Vortreffliches geleistet. Je zwei Pflichtübungen und eine Kürübung (das heißt zwei vorgeschriebene Uebungen und eine solche, bei der die Wahl freistand) am Reck, am Barren und am Pferd waren gefordert, dazu Betheiligung am Stabhochsprung, am Steinstoßen und am Weitsprung. Bis Mittwoch Mittag wurde das Wettturnen in den Hallen und theilweise auf dem Festplatze fortgesetzt, während der Berechnungsausschuß tapfer arbeitete und innerhalb weniger Stunden von mehr als dreihundert Turnern zwanzigtausend Resultate zu constatiren, zuzustellen und zu berechnen hatte.

Das Schaufechten (Säbelschlagen) von beinahe hundert Personen, am Dienstag mehrmals durch das Unwetter gestört, wurde am Mittwoch nach neun Uhr fortgesetzt. Am Ringkampfe, der darauf Nachmittags gegen fünf Uhr begann, betheiligten sich über fünfzig Paare.

Nach Abwickelung des officiellen Programms winkten dem Turner Genüsse aller Art. Er konnte auf einem der beiden Tanzsäle eine und die andere der vielen anerkannt schönen Frankfurterinnen zu Tanze führen; er konnte auf dem „Dultplatze" sich den harmlosen Volksbelustigungen hingeben, vom Carroussel und Amboßschlagen bis zum Tauchen und zum Kasperltheater; er mußte wenigstens einmal gegen Vorzeigung der Festkarte die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein nehmen, und schließlich stand ihm frei, auf dem Festplatze das Concert anzuhören, dessen wirksamsten Theil der mit bewundernswerther Reinheit und Sauberkeit vorgetragene Massengesang der vereinigten 1200 Sänger Frankfurts von der großen Tribüne aus unter Leitung des Capellmeisters Freund und des Musikdirectors Gellert bildete. Ein zweiter Theil des Concerts spielte sich in der Festhalle ab. Von privaten geselligen Zusammenkünften, welche sich an das Fest schlossen, erwähnen wir nur zwei. Am Sonntag Abend versammelten sich etwa 700 Personen aus Oesterreich-Ungarn im Saal des Cafés zur neuen Börse, am Mittwoch Mittag 200 Amerikaner in der Festhalle auf Anregung des amerikanischen Generalconsuls A. Lee.

Die Verkündigung der Sieger geschah durch den Vorsitzenden der deutschen Turnerschaft, Rechtsanwalt Th. Georgii, von den Stufen des siebenzehneinhalb Fuß hohen Kolossalstandbildes der Germania herab. Die Statue war von dem Frankfurter Bildhauer Anton Karl Rumpf in Gyps massiv modellirt und von den Herren Anton und Moritz Hahn dem Central-Ausschuß gestiftet. Es hat sich ergeben, daß der erste Preis von dem Frankfurter Turner Christian Meller mit 69,2 bei 75 möglichen Punkten errungen ist. Der letzte, zweiundzwanzigste Preis ist zufällig auf den Bruder des ersten Siegers, Michael Meller, dem siebenten Verein zu Nürnberg angehörig, mit 45 Punkten gefallen. Die acht Mann starke Riege aus Milwaukee nimmt sechs Turnpreise und einen Ringpreis mit über den Ocean zurück. München hat drei Turn- und einen Ringpreis erworben, Frankfurt drei Turn- und sieben Fechtpreise, Birmingham einen Turn- und einen Ringpreis. Die Berliner, sei es durch den Regen abgeschreckt, oder von Zeit und Ort des Wettturnens nicht genügend oder nicht rechtzeitig benachrichtigt, turnten größtentheils nicht mit, gingen daher leer aus und würden einen größeren Schmerz empfinden müssen, wenn sie nicht überzeugt sein dürften, daß sie in den Tagen zuvor beim Kür- und Musterturnen Vorzügliches gezeigt hätten. Uebrigens waren nach der neuen Turnfestordnung nur die besten Durchschnittsturner zu krönen; die höchsten Leistungen an den einzelnen Geräthen sind nicht zur Geltung gekommen.

Während die deutschen Fechtlehrer in der Adlerflychtschule saßen und das Wohl des Fechtens beriethen, strebte der bei weitem größere Theil der Festgenossen am Donnerstag in das Weite und betheiligte sich an den Turnfahrten, die nach dem Taunus, dem Rhein und nach der Bergstraße unter dem Schutze von Ausschußmitgliedern unternommen wurden. Noch acht Tage nach dem Feste erscholl von der Spitze des Lurleyfelsens, wie von der Brücke der Wartburg, vom Feldberge, wie vom Heidelberger Schlosse herab ein kräftiges: „Gut Heil!"

Wenn auch das beklagenswerthe Unglück beim letzten Feuerwerk wie eine finstere Wolke den Glanz des Festes schließlich verdunkelt hat, so wird doch sonnenhell leuchtende Wahrheit bleiben, daß manche nationale Anregungen von der alten Krönungsstadt ausgegangen, internationale Freundschaften geschlossen sind, daß der patriotische Sinn belebt und durch das Fest ein neuer Markstein für die Geschichte des Turnwesens aufgerichtet worden ist.

Unvergeßlich aber wird es allen bleiben, mit welcher Opferwilligkeit Jung und Alt, Hoch und Niedrig in Frankfurt sich bemüht hat, das Fest zu verschönern, mit welcher Freigebigkeit und Aufmerksamkeit Jedermann in den Häusern bewirthet und bedient ist, mit welcher Bereitwilligkeit der Frankfurter Bürger dem deutschen Turner Haus, Herz und Hand geöffnet hat. Länger als an den Anschlagsäulen in Frankfurt wird in allen Landen, deren Vertreter die schöne Mainstadt gesehen, in den Herzen der Betheiligten das aufrichtige Gefühl des Dankes und eine angenehme Erinnerung wach bleiben.

„Zierlich denken, süß erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern."

Goethe.

Blätter und Blüthen.

Noch einmal die französischen Pendulen und die deutschen Soldaten. Von dem Herrn Stabsarzt Dr. Leopold Glaser in Mönchberg geht uns die nachfolgende Mittheilung zu: „Die ‚Gartenlaube' berichtete vor einiger Zeit (vergl. Nr. 40 von 1879 unter ‚Blätter und Blüthen'!) zur Rettung deutscher Soldatenehre über eine von der Pariser Zeitung ‚Soleil' mitgetheilte Gerichtsverhandlung. Am Schlusse des Berichts, welcher über die Unschuld der fälschlich großer Rohheit bezichtigten deutschen Soldaten keine Zweifel läßt, heißt es sodann: ‚Wie manche der angeblich von diesen „Prussiens" verübten Unthaten mögen auf solche Weise ihre Erklärung finden!' Bei diesem Ausrufe fiel mir Folgendes ein.

Das baierische Regiment Prinz Otto Chevauxlegers, bei welchem ich im französischen Feldzug 1870 und 1871 diente, lag vom 19. September ab in Villegénis, einem einzeln stehenden Schlosse zwischen Verrières und Longjumeau, das der alte König ‚Luschtik' erbaut und der folgende Besitzer, der weltbekannte Spielwaaren- und Phantasie-Artikel-Fabrikant Alphons Giroux, mit wahrhaft feenhaftem Luxus ausgestattet hatte. Am 13. December erhielten wir plötzlich Befehl zum Abmarsche nach Orleans, um dort ein anderes baierisches Reiterregiment zu ersetzen, das schwer gelitten hatte. Der Aufbruch sollte möglichst schnell erfolgen. Als aber unsere Schwadronen auf dem Sammelplatze erschienen, verkündete uns der Regiments-Commandeur die inzwischen erfolgte Gegenordre, worauf wir in die Quartiere zurückkehrten.

Am nächsten Morgen hörte ich lautes Schelten auf dem Corridor und erfuhr, daß die Zeit unserer Abwesenheit dazu benützt worden sei, aus dem Zimmer des Rittmeisters K. eine Pendule zu entfernen, die durch ihre Größe und Schönheit die Bewunderung aller unserer Gäste auf sich gezogen hatte. Daß sie Niemand von der Mannschaft zum Andenken mitgenommen hatte, war sofort uns Allen klar. Was sollte er damit auf dem Pferde? Zum Schutze der gesammten Schloßräumlichkeiten war von der Herrschaft eine Anzahl Dienstpersonen zurückgelassen worden. Auf sie fiel selbstverständlich unser erster Verdacht. Mit der Inquirirung dieser Personen wurde denn auch sogleich begonnen; sie betheuerten jedoch allesammt ihre Unschuld mit so beredten Worten in Französisch, Deutsch und Halbfranzösisch — Einige von ihnen waren von der französisch-schweizerischen Grenze — daß wir die hartgesottenen Bösewichter Freund W., dem Langen, zum Inquiriren übergaben, und ihm gestanden die Schelme, daß sie die werthvolle Uhr entwendet hatten.

Ganz richtig hatten sie angenommen, daß der Verdacht des Diebstahls auf die abziehenden deutschen Soldaten fallen würde, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß sie, wenn sie Zeit gehabt hätten — Alles in Allem gerechnet betrug unsere Abwesenheit etwa eine und eine halbe Stunde — auch noch die anderen Werthgegenstände, eine Anzahl von Uhren, an sich genommen hätten. Unser definitiver Abzug vom Schlosse ging am 18. März vor sich. Sollte nach demselben nicht eine Wiederholung des Vorganges vom 13. December stattgefunden haben?

Zum Schlusse möge noch ein anderer Vorfall Erwähnung finden.

Digitized by Google

der sich auf dem Hinmarsche nach Paris zutrug. Nach dem Uebergange bei Corbeil über die Seine waren wir in Ris Orangis einquartiert. Ein Officier unseres Regimentes hatte sein Quartier in einem niedlichen Landhause erhalten. Das Haus war vollständig möblirt, den sonstigen Hausrath aber hatte der Besitzer mitgenommen. Wie erstaunte nun Rittmeister K. — derselbe, aus dessen Wohnung in Billegénis die Uhr entwendet worden war — als er eine Commode zum Einlegen seines Revolvers öffnete und dieselbe mit den werthvollsten Schmuckgegenständen angefüllt sah! Die Sachen waren jedenfalls in der Hast der Flucht vergessen worden. Der Rittmeister erstattete sofort Anzeige bei dem Oberst, der in Abwesenheit des gleichfalls davongelaufenen Maire nichts Anderes thun konnte, als den reichen Fund dem im Hause wohnenden Gärtner zur Aufbewahrung zu übergeben. Ob dieser nun den Schatz bis zur Rückkehr der Herrschaft treulich gehütet und ungeschmälert zurückgegeben, oder ob nicht auch die ‚Prussiens' als Diebe herhalten mußten? Wer weiß es?"

Im Grünen. (Vgl. das Bild auf S. 565.) Eine Sommeridylle, „wie sie im Buche steht"! möchte man im Anschauen unseres Bildes sagen, dem wir obige Unterschrift gegeben — denn wenn man schon längst gewohnt ist, den Mai der Poeten nicht mehr von der Wirklichkeit zu verlangen, so, scheint es, wird man zum mindesten in diesem Jahre auch auf eine Landschaft mit echter Sommerstimmung in der Wirklichkeit verzichten und sich mit einer solchen auf dem Papier entschädigen müssen. Und ach! welch ein Zauber liegt in dem Genusse eines echten Sommertages, mit seiner reinen, flimmernden, sonnedurchglühten Luft, mit der tiefen, klaren Bläue seines Himmels, welchen nur zuweilen ein weißes Wölkchen langsam wie ein Schwan durchsegelt und in dem sich singende Lerchen verlieren, mit der gilbenden Saat, welche so zukunftssicher die schweren Aehren wie im Traume senkt, mit den zitternden Lichtern auf blumengesticktem Rasen und den leuchtend durchsichtigen Waldesschatten, in denen sich so wonnig ruhen läßt! Die Schmetterlinge flattern und die Bienen, die blauen und stahlgrünen Fliegen summen — Alles athmet tiefstes Behagen und jene Gewißheit der Beständigkeit in der Natur, ohne welche — die Welt empfindet es schmerzlich genug im Jahre des Heils 1880! — der volle beglückende Naturgenuß zur Unmöglichkeit wird. Möchte unser Bildchen dastehen als eine Prophezeiung auf das baldige Kommen einer besseren Zeit, wo sich's mit den Gestalten desselben heiter und beruhigt genießen läßt — „im Grünen"!

Kriegskämpfer und -Invaliden in Bedrängniß. Zweite Folge. Im ganzen deutschen Reiche wird es wenige Orte geben, in welchen nicht die diesjährige, zehnte Feier des Sedanfestes mit Begeisterung begangen werden und zumeist, was das „Gelingen" betrifft, „nichts zu wünschen übrig lassen" wird; denn im Festefeiern sind wir ja stark. Wird man es uns verargen, wenn wir, um die Freude des Tages durch eine ernste Zugabe zu heben, gerade diesen Augenblick wählen, um einmal wieder an unsere armen, verlassenen Kriegs-Invaliden zu erinnern?

Das Sedanfest hat eine doppelte Bedeutung: wir feiern mit ihm den Sieg über Frankreich und die Wiedergeburt des deutschen Reiches. Sind zur Theilnahme an letzterem alle Deutschen verpflichtet, so wären doch wohl zur Mitfeier des Siegesfestes als solchen vor Allem alle Mitkämpfer jenes Sieges berufen. Vom kleinsten Orte bis zur größten Stadt sollte es keine Ausnahme von der Dankes- und Ehren-Verpflichtung geben, an diesem Tage Alle zur Mitfeier zu laden, welche in dem großen Kriege mitgekämpft haben. Wollen wir aber uns an die bis jetzt gefeierten Sedanfeste erinnern, so wird uns die Wahrheit beschämen, daß die Zahl Derjenigen, welche, mit dem Feldzeichen, ja mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust, dem Festjubel zusehen mußten, weil sie zur Mitfeier zu arm waren, leider an vielen, besonders größeren Orten, keine geringe war.

Wäre dies nicht traurige Thatsache, wie könnte es möglich sein, daß heute, nach zehn Jahren, die Noth so vieler Mitkämpfer und ganz besonders so vieler Invaliden jenes Krieges noch so groß ist? Es vergeht keine Woche, wo nicht der Redaction der „Gartenlaube" die oft bittersten, von Obrigkeiten, Pfarrämtern und Aerzten als berechtigt anerkannten Klagen armer Invaliden zugehen, für die wir keine andere Hülfe, als die öffentliche Bitte haben.

Möchten doch alle Veranstalter und Theilnehmer an dem diesmaligen Sedanfeste sich der Pflicht der Dankbarkeit gegen die durch jenen Krieg um Gesundheit und Lebensglück gekommenen Mitkämpfer erinnern! Wenn sie sich bemühen, diese Männer aufzuspüren und ihnen die Theilnahme an dem Feste zu ermöglichen, so werden sie sich auch überzeugen, wo und wie sehr noch, aber auch wie leicht oft ihnen zu helfen ist. Die meisten der armen Invaliden suchen Arbeit, suchen eine Stelle, freilich in bedingter Wahl, wie sie die Rücksicht auf ihren körperlichen Zustand umgrenzt. Auch solche geeignete Stellen werden sich leichter finden, wenn man die Männer selbst kennen wird. Gewiß würde dann nicht so manche Familie durch die Noth aus einander gerissen — weil der Mann für das Vaterland seine Pflicht erfüllt hat.

Wir waren im Stande, an die Neun, für welche wir jüngst in Nr. 20 der „Gartenlaube" gebeten, die Summe von 708 Mark als für sie uns zugekommene Gabe zu vertheilen. Dagegen sind die Bitten um „Stellungen" von wenig Erfolg gewesen. In der Hoffnung auf die herzerwärmende Wirkung des Sedanfestes legen wir eine neue Folge solcher Bitten dem deutschen Volke an's Herz.

10) Ein Opfer der Belagerung von Paris. Mit dem Anhaltischen Infanterie-Regiment zog ein kerngesunder Reservist, Schuhmacher seines Gewerbes, 1870 nach Frankreich, focht vor Toul, bei Beaumont und Sedan und vor Paris (bei St. Denis), dann bei Orleans und Le Mans, von wo er abermals vor Paris kam. Hier packte ihn, noch im Januar 1871, zum ersten Male die Gicht so stark, daß er im März nach dem Wiesbadener Lazareth und von da in das Dessauer Reservelazareth geschafft werden mußte. Seine kräftige Natur schien über die Krankheit Herr geworden zu sein, und so heirathete er 1873 und betrieb sein Handwerk mit Glück. Erst 1875 brach das Leiden wieder aus, aber so heftig, daß er zwei Jahre lang arbeitsunfähig blieb und mit Frau und zwei Kindern total verarmte. Sein Handwerk kann er nun nicht mehr treiben — eine Wächterstelle, die ihn oft von Nachmittags vier Uhr bis Morgens sechs Uhr auch im Winter an den Dienst im Freien fesselte, und durch deren Annahme er die ihm gewährte Pension der „Kaiser Wilhelm-Stiftung" wieder verlor, drohte die Krankheit auf's Neue hervorzurufen. Der Mann, der sich durch angenehmes Aeußere, Biederkeit und Solidität auszeichnet, könnte seiner Familie recht gut noch lange erhalten werden, wenn man ihn mit einer Stelle beglücken wollte, die ihm Bewegung im Freien und doch Schutz vor Ueberanstrengung und Erkältung böte. Man denkt bei Besetzung solcher Posten nur gar zu wenig an unsere Invaliden.

11) Durch den Krieg bis vor das Armenhaus gebracht. Ein baierischer Infanterist (vom 14. Regiment) zog als Sohn einer ziemlich wohlhabenden Bauernfamilie 1870 mit aus. Er war der Aelteste von noch neun meist unmündigen Geschwistern. Während des Feldzugs richteten Feuersbrunst, Hagelschlag sowie Krankheiten der überangestrengten Eltern die Familie zu Grunde — und 1871 kehrte der Sohn, der die letzte Hoffnung und einzige Stütze des Hauses war, als ein Ganz-Invalide aus dem Kriege zurück und brachte nichts als — den Typhus mit in das Haus. Nun bezieht der junge Ganz Invalide allerdings einundzwanzig Mark Pension — gewiß recht dankenswerth unter den nun einmal bestehenden deutschen Pensionsverhältnissen — aber die Rechnung bleibt dieselbe: daß dies für den Tag 70 Pfennig ausmacht, wenn der Monat nicht unglücklicherweise 31 Tage hat. Ein total Arbeitsunfähiger kann dabei nur das armseligste Leben fristen — und was wird aus der nicht durch seine Schuld, sondern durch sein Schicksal hülflosen Familie? Sie steht mit ihm — vor dem Armenhaus. Hilft Niemand?

12) Mit schwerem Brustleiden heimgekehrt, jetzt 35 Jahre alt und ebenfalls Pensionär von 21 Mark. Heimathbehörde und Arzt bezeugen dem Manne, daß eine Badecur ihm Linderung bringen kann — aber woher die Mittel nehmen? Er war ein geschickter Goldarbeiter; unser großer siegreicher Krieg hat ihn arm und elend gemacht.

13) Um ein Auge ärmer geworden. Für diesen Tapfern, der durch seine Verwundung bei Champigny, wo er als Artillerist im Feuer stand, das rechte Auge verloren, bittet sein eigener Bezirksfeldwebel um eine Anstellung, welche ihm eine Beschäftigung gewährt, die er mit dem einen Auge ausführen kann, ohne es durch Erkältung ebenfalls zu gefährden, eine Stellung etwa als Fabrikaufseher. Der Mann hat Realschulbildung, kann also auch für schriftliche Arbeiten verwendet werden.

14) Auch Einer von Belfort, für den seine unglückliche Frau bittet. Kaufmann und jetzt zweiunddreißig Jahre alt, hat er sein kostbarstes Gut, seine Gesundheit, dem Vaterlande zum Opfer gebracht. Wie so viele unserer Braven, die in dem furchtbaren Winterfeldzuge und in der dreitägigen deutschen Thermopylen-Schlacht an der Lisaine Süddeutschland vor den Schaaren Bourbaki's gerettet, hat auch er sich dort den Keim zu den heftigsten Rheumatismusleiden geholt. Gute Stellungen, ein eigenes Geschäft, das ersparte Vermögen — Alles fraß die Krankheit, und jetzt, wo die Anfälle ihm Ruhe lassen, seine Gesundheit hergestellt scheint, sind alle seine Bemühungen um eine Erwerbsstellung, bei Privaten und Behörden, vergeblich. Mit Lohnschreiberei muß der Arme sein und seiner Familie Leben zu fristen suchen. Und das ist auch Einer von Belfort — welches „Sedanfest" wird er zu feiern haben?

15) Ein Mann mit Frau und drei Kindern. Bei Wörth durch einen Schuß in das linke Fußgelenk als „temporär ganz erwerbsunfähig" Ganz-Invalide geworden, erhielt der Mann eine Pension von vierundfünfzig Mark. Da derselbe bei der zweiten „Superrevision" nicht mehr an zwei Krücken, sondern an Stöcken gehen konnte, so wurde seine Pension um achtzehn Mark herabgemindert. Er bittet nun dringend, da er Weib und Kinder mit sechsunddreißig Mark monatlich unmöglich ernähren kann, um eine Stellung — „bei der er nicht viel zu gehen braucht".

16) Der Letzte von Dreien. Im Westfälischen lebt ein greiser, fast erblindeter ehemaliger Bergarbeiter, welcher vor 1866 drei rüstige Söhne hatte. Der älteste war verheirathet und erfreute sich eines Kindes. Da bricht der Krieg von 1866 aus — der älteste und der zweite Sohn ziehen mit, und der erstere stirbt während des Feldzuges an der Cholera. Zurückgekehrt, heirathet der Zweite, um die nachgelassene Familie des Bruders zu versorgen, dessen Wittwe. Der Feldzug von 1870 ruft ihn mit dem jüngsten Bruder zusammen in's Feld — er bleibt in einer Schlacht, und nun heirathet der anscheinend wohlbehalten zurückgekehrte dritte Bruder die zum zweiten Mal Verwittwete, deren Kinderzahl jetzt auf drei angewachsen ist. Da stellt sich bei dem Manne Krankheit als Folge der Kriegsstrapazen ein, und er ist unfähig, die Familie zu ernähren, welcher nun der alte, halb blinde Vater kärglich mit dem aushilft, was er mühsam genug durch Steineklopfen erwirbt — wahrlich, eine Familientragödie, wie sie so erschütternd die letzten Kriege nicht viele im Gefolge gehabt haben dürften.

17) Mit der Neigung zu Podagra-Anfällen aus dem letzten Kriege heimgekehrt, welche ihn zuweilen auf Monate für seinen Beruf untauglich machen, bittet ein Geometer um dauernde Verwendung. Er hat das Gymnasium absolvirt, auch kurze Zeit Chemie studirt. Nun liegt er seiner Mutter zur Last, nachdem er, auf Pensionirung unterjucht, momentan gesund befunden und deshalb von der Unterstützung ausgeschlossen worden ist.

Berichtigung. In dem Artikel: „Der österreichische Touristenclub" (in „Blätter und Blüthen" unserer Nummer 32) ist in Folge eines Druckfehlers irrthümlich mitgetheilt worden, daß die Zahl der Mitglieder des Clubs sich auf 250 belaufe. Der österreichische Touristenclub zählt heute mehr als 3200 Mitglieder. Dies zur Berichtigung!

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 36. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Am Meer.

Alle Rechte vorbehalten.

Aus den Papieren eines Arztes von G. Lionheart.

(Schluß.)

Eine wemerlich bittende Stimme schien eine andere Person da innen bewegen zu wollen, nicht aufzumachen. Ingeborg's klare Stimme machte ihr Gegenvorstellungen. Immer klaglicher flehte und wimmerte wie ein verängstigtes Kind die Eine, während, statt aller Antwort, wir einen festen Schritt auf die Thür zukommen hörten; sie wurde schnell von innen geöffnet. Ich stand eine Secunde lang wie geblendet auf der Schwelle. Mein Beruf hat mich in manches mit Raffinement und Luxus ausgestattete Damenzimmer geführt, aber in solch sinnberauschendes Märchenwunder blickte ich nie zuvor. Der Baron hatte sein reizendes Spielzeug in den verführerischsten Rahmen gebracht, oder die kleine raffinirte, phantasievolle Person selbst hatte aus ihrem Sanctuarium einen Traum wie aus „Tausend und eine Nacht" geschaffen.

Einzelheiten prägen sich dem Gedächtniß des Mannes nach solcher Richtung selten ein; ich weiß nur, daß der achteckige kleine Salon, ganz in blaßrosa Atlas gehalten, hermetisch verschlossen gegen das Tageslicht, von mattgeschliffener rosenrother Ampel überstrahlt und in jedem Winkel mit kleinen Terrassen blühender Rosen angefüllt, mir den Eindruck einer vollentfalteten großen Centifolie hervorrief. Von den Wänden schimmerte wie ein rosenfarbener Spiegel der lichte Atlas; an den Thüren floß er in reichen Falten herab. Fast mit Scheu betrat mein Männerfuß den schneeweißen daunigen Teppich, über den der Baron ungenirt bis zu dem Divan hinging, auf dem die junge Frau ruhte, in sich zusammengeschmiegt, den Kopf in die Kissen gegraben, wie ein Vogel Strauß. Seine herrische Stimme scheuchte sie auf. Neben sie hatte sich Ingeborg gesetzt und legte mitleidig den Kopf an ihre Schulter.

Wie verschieden waren diese beiden Frauen! Die Eine selbst in diesem Augenblicke der höchsten Seelenangst des Eindruckes nicht uneingedenk, den sie hervorrufen will, im verführerischen Negligé, schmiegsam, kokett, berechnend, die Andere ganz selbstvergessen, in den schlichten schleppenden Trauerkleidern, von edler plastischer Einfachheit, ganz allein sich selbst gebend; die Eine effecthaschend, mit dem eigenen Manne kokettirend, die Andere ohne Ahnung, wie gewaltig, wie schön sie ist; die Eine nur strebend, Herzen um jeden Preis zu unterjochen, die Andere zu stolz, als daß das Streben, zu gefallen, in ihrer jungfräulichen Seele jemals sich geregt. O blinder Thor, wo hattest Du Deine Augen gehabt, als Du in Ina Maltiz das Ideal aller Weiblichkeit sahest! Das Modell zu unserer Urmutter, zu einer Venus des Hörselberges, zu der Circe, die den sinnbethörten Odysseus lockt, mag sie abgeben, aber das Ideal des echten, reinen, hohen Weibes — ist Ingeborg.

Ingeborg's Augen und die meinigen begegneten sich in verständnißinnigem Blicke, während der Baron finster auf das an allen Gliedern bebende junge Weib herabblickte, als wolle er ihr in die tiefste Seele schauen. Ina's verschleiertes Auge wanderte unruhig von Einem zum Andern — es konnte den ruhig steten Blick des Barons nicht ertragen und blieb zuletzt flehend an Ingeborg hängen. Sie drückte das Gesicht in deren Schooß, als fühle sie instinctiv, daß gerade Jene, die in moralischer Reinheit hoch über ihr stand und kein Verständniß für kleinliche Gesinnung haben könne, am ersten Duldung üben werde.

„Ich habe diese Frau geliebt, geliebt mehr als ich sollte, als ich vor meinem Stolz verantworten kann," stöhnte der Baron auf; er starrte vor sich hin und preßte beide geballte Hände gegen die Stirn. Ina lag still in Ingeborg's Schooß wie eine überführte Verbrecherin, und mitunter zuckte ihr Oberkörper unter Schluchzen.

„Du hast Ränke gesponnen, so lange ich Dich kenne. Mein Gott, daß mir erst heute die Augen aufgehen!" hob er wieder kummervoll an. „Du hast den edlen Mann hier" — er deutete auf mich, ohne daß sie es sehen konnte — „um mich aufgegeben, weil ich Dir mehr —" seine Hand beschrieb verächtlich einen Rundkreis über das prunkende Gemach hin — „zu bieten hatte, als er."

Sie schnellte empor.

„Das ist nicht wahr," wallte sie auf und blieb aufgerichtet sitzen. „Ich täuschte mich über meine Neigung zu Johannes; er war mir zu schlicht, zu formlos, zu einfach, zu bäuerisch. Vergieb mir, Hans!" Sie streckte mir bittend die Hand hin, und ich nahm sie frostig und ließ sie wieder fallen. „Der, den ich wirklich geliebt in seiner stolzen Männlichkeit und imposanten Ritterlichkeit, Rochus, das warst Du."

Spielte das Kätzchen wieder Komödie, wollte sie seinem Zorn die Spitze abbrechen, indem sie seiner Eitelkeit schmeichelte? Wenn dem so war, hatte sie es zu einer künstlerischen Höhe gebracht; denn durch den Ton zitterte ergreifende Wahrheit. Den Baron ließ es kalt; er zuckte nur die Achsel, und seine Lippen umspielte ein verächtliches Lächeln.

„Die Motive Deines damaligen Handelns sind mir übrigens gleichgültig. Ich entdecke darin höchstens den Schlüssel zu dem Räthsel, das Dein Charakter mir heute aufgiebt: Du bist genußsüchtig. Ich habe dieser Leidenschaft, die bei Deiner Jugend und Schönheit ja entschuldbar ist, nichts in den Weg gestellt; Du kannst nicht sagen, daß ich den Freuden Deines jugendlichen Alters im Wege gestanden. Lächelnd habe ich warnende Freunde abgewiesen. ‚Eine Maltiz-Bassowitz mag tändeln, spielen, flattern,

Digitized by Google

aber sie vergißt sich nicht,' sagte ich mir. Das feste Gebäude des Zutrauens hast Du jetzt erschüttert. Ich habe den Glauben an Deine Wahrhaftigkeit verloren; Alles läuft verworren durch einander. Kann ich noch wissen, wo die Grenze war vom Spiel zum —" Er brach kurz ab. „Du bist falsch. Ich kann mit Dir nicht länger eine Luft athmen."

Eine Weile herrschte dumpfes Schweigen. Der Baron hatte das Gesicht zwischen den Händen begraben. Grenzenloses Mitleid sprach aus Ingeborg's Augen, welche auf die im Weinkrampf sich windende Frau herabsahen; dann schaute sie mich groß und klar an, und in ihrem Blick schien mir eine Aufforderung zu liegen. Selbst gegen das strenge Urtheil zu appelliren, wagte sie wohl bei ihrer Kenntniß vom Charakter des unbeugsamen Mannes nicht.

„Herr Baron, Sie haben mich selbst zum Anwalt dieser Frau bestellt," begann ich, „erlauben Sie mir nun den Einwurf, daß man ungehört selbst keinen Verbrecher verdammt! Geben Sie der Baronin Gelegenheit, sich zu vertheidigen! Noch weiß übrigens Keiner von uns, wessen Sie dieselbe anklagen."

Der Baron war auf einem Sessel zusammengesunken.

„Kommen wir zu Ende!" sagte er, sich aufraffend. „Wie ich über die Treue meines Weibes denke, darüber will ich heute nichts sagen, aber etwas Anderes muß hier zur Sprache kommen. Die Baronin kannte von jeher meine Standesvorurtheile; sie wußte, daß es mir in's Fleisch schneiden hieße, gegen dieselben sich aufzurichten. Ob ich Recht oder Unrecht darin habe, gehört nicht hierher. Genug, sie hat systematisch die beiden jungen Menschen, meinen Sohn Malte und die Tochter des Küsters, in jeder Weise heimlich in ihren Liebesplänen unterstützt; o, glauben Sie nicht: aus Liebe! diese Frau liebt nur sich selbst — nicht aus Schwäche: sie kann stahlhart sein, wenn sie ihre Interessen dadurch geschützt sieht — sondern aus eigennütziger Berechnung. Natürlich hat sie mit dem künftigen Herrn auf Eichenhof sich in ein günstiges Verhältniß stellen wollen — dies um so mehr, als meine vollsaftige Constitution einen schnellen Tod nicht unwahrscheinlich macht. Wie konnte sie ihren Zweck besser erreichen, als indem sie Malte's Neigung zu der Küstertochter schmeichelte? Sie ahnte nicht, daß mein Testament, das meine Vettern unabhängig stellte, längst bei dem Gerichte deponirt war. Ich hatte sie in dieser Unkenntniß absichtlich erhalten, um das Verhältniß zu dem Stiefsohne freundlich zu gestalten, so lange ich zwischen diesen Beiden, die mir gleich an's Herz gewachsen, stand. Es hätte mir auffallen können, daß zwischen meinem sanften, stillen Knaben, der bis dahin wenig Sympathie, nur kühle Höflichkeit für seine Stiefmutter gehabt, und dieser bald nach seiner Rückkehr in den Ferien sich eine sonderbare Intimität, ein Flüstern und Zischeln bemerklich machte; es hätte mir auffallen müssen, daß — wenn mein Vertrauen mich nicht mit Blindheit geschlagen — es gerade die Küsterstochter war, die meine Frau zu einem Mittelding von Gesellschafterin und Zofe hierher aus der Universitätsstadt berief, wo Malte studirte und wo das Mädchen bei ihrem Onkel, einem Gymnasiallehrer, erzogen wurde. Den großen, verwunderten Augen Ingeborg's hätte ich's anmerken können, daß hier nicht Alles mit rechten Dingen zuging, als das nette, bildsaubere und schüchterne Kind hier einzog.

Frau Baronin hat das Turteltaubenpaar unter ihre Fittige genommen. Um Allem die Krone aufzusetzen, hat Frau von Bassowitz einen armen Pfarrer zu bewegen gesucht, die jungen Menschen heimlich zusammenzugeben. Der Diener des Herrn hat aber Festigkeit genug gehabt, den verlockenden Versprechungen des gewissenlosen Weibes zu widerstehen. Sein ihr gegebenes Wort sicherte ihr Stillschweigen, und gleiches war ihr durch Malte zugesichert. Keiner aber hat Leonore die Lippen versiegelt, und diese hat gesprochen.

Niemals hätte ohne die Ermuthigungen, den Zuspruch meiner Frau mein Sohn den Muth gewonnen zu so heimlichem Treiben, niemals die Kraft gehabt, eigenmächtig über sein Leben zu entscheiden. Wir Bassowitz sind seit Generationen in strengem Gehorsam gegen den Willen des Familienoberhauptes erzogen; wer regieren will, muß zuerst gehorchen lernen. Niemand hat sich je gegen denselben aufzulehnen gewagt; mein sinniger Knabe hätte es am wenigsten vermocht, wenn er durch fremde Einflüsterung nicht dazu aufgestachelt worden wäre. Und wäre es noch offen und ehrlich geschehen im redlichen Kampfe — es hätte eine verwandte Saite in mir bewegt.

Aber die infernale Gewandtheit dieser Frau hatte den Bogen zu straff gespannt. Der junge Leu, der Blut geleckt, wollte nun durchaus auch die vorgehaltene Beute, und mit der Halsstarrigkeit, die unserm Geschlechte eigen ist, verfolgte er sein Ziel. Die Baronin Bassowitz versprach ihm einst die kleine Lore zum Weibe; nun konnte sie sehen, wie sie ihr Wort hielt. Es ging ihr wie dem Zauberlehrling, welcher der Geister nicht Herr werden kann, die er beschworen, und ich bereitete ihr die Unbequemlichkeit, ein zäheres Leben zu haben, als sie erwartet."

Ina ächzte mehrere Mal auf. Ingeborg suchte Fürsprache für sie einzulegen: sie sei ohne jeden veredelnden Einfluß groß geworden; nur ein Naturtrieb, derjenige der Selbsterhaltung, sei in ihr erstarkt; man müsse — der düsterlohende Blick des Schloßherrn ließ Ingeborg verstummen.

„Dann hätten Jene in ihren Theorien Recht," unterbrach er sie, „die da behaupten, daß der Mensch von Hause aus ein blutgieriges Raubthier sei, über dessen zügellose Leidenschaften nur die fortschreitende Cultur den Firniß verfeinerter Sitte breite. Die Gnädige ließ sich einen Additionsfehler zu Schulden kommen, indem sie in die Summa ihres Thuns nicht das Ungestüm eines zwanzigjährigen Herzens hineinrechnete. Die Verhältnisse spitzten sich zu der Katastrophe zu, die meinem armen Malte beinahe das Leben gekostet hätte. Daß ich es kurz mache: mein Sohn erklärte seinen unerschütterlichen Entschluß, mit seiner heimlich Verlobten nach Amerika zu entfliehen, und betrieb alle Reisevorbereitungen. Das war für die Baronin Bassowitz ein Strich durch die Rechnung. Sie kannte mich genug, um zu wissen, daß ich meinem einzigen Sohn das nie vergeben, daß ich ihn erbarmungslos enterben würde, und wußte, daß mein Besitzthum dann an einen entfernten Agnaten übergehen werde.

Als vor einigen Tagen Malte und ich einen Gutsnachbar besuchten und Ingeborg bei einer Freundin war, benutzte die Baronin unsere Abwesenheit, um Lore zu zwingen, sich zu dem Oheim zurück in die Stadt zu begeben. Das eingeschüchterte Mädchen mußte sich wohl oder übel fügen, aber noch in derselben Nacht, von böser Ahnung getrieben, entfloh sie aus des Oheims Hause und kam halb todt vor Mattigkeit und Erschöpfung bei ihrem alten Vater gestern Abend hier an.

Nun geschah das Letzte; der Schlußact dieses teuflischen Intriguenspiels begann. Zwei Briefe mit gut verstellter, aber mir und auch ihm jetzt völlig erkenntlicher Handschrift langten für Malte und mich hier an: mich ermahnte der anonyme Freund, auf meinen Sohn wohl Acht zu haben, mir seine Pläne alle verrathend. Der Brief an Malte lautete ungefähr:

‚Ich fliehe vor Dir, Malte, und bitte Dich, mir nicht zu folgen. Ein braver, achtbarer Mann bietet mir hier eine ruhige, gesicherte Zukunft. Ich ziehe das friedliche Leben und meine Gewissensruhe schon deshalb dem ungewissen Schicksal an Deiner Seite vor, weil wir dadurch unsere Väter nicht zu Tode betrüben. Du kennst meine Zaghaftigkeit; ich bin zu Kampf und Streit nicht geboren. Vergieb mir, wenn Du kannst, und werde glücklich! Meine Tante schreibt diese Zeilen für mich; ich bin zu gebrochen und unglücklich — ich verbiete Dir aber, mich wiederzusehen.'

Die Anstifterin von alle dem, mein Weib, spielte mir und meinem Sohne gegenüber die Rolle der besänftigenden Friedensstifterin und der theilnahmevollen Trösterin und stellte sich in's Licht reinster Unschuld.

Herr Professor — Ingeborg: das Uebrige kennt Ihr. Meinen armen, von seiner Kindheit an schwächlichen Sohn hatte dieser Schlag aus heiterem Himmel niedergestreckt. Er wand sich in furchtbaren Krämpfen bis zum Abend; dann kam die Todesstarre, die wir für den Tod selber hielten. Den unheilstiftenden Brief hatte jene Frau da zu sich stecken wollen. Ich weiß nicht, welch instinctives Gefühl mich trieb, ihn ihr fortzunehmen und in meine Brusttasche zu stecken — genug, ich habe den Brief. Dem schärfer prüfenden Auge trägt er die Grundzüge und charakteristischen Merkmale der Handschrift der Baronin Ina von Bassowitz. Was hat die Baronin darauf zu antworten?"

Emporgeschnellt wie durch Federkraft, beide Arme vor sich hinstreckend, rief sie leidenschaftlich:

„Daß ich Dich liebe! liebe! liebe!"

„Du hast eine Zukunft," sagte der Baron kalt, „— die Bühne ist Deine Zukunft."

„O!" stöhnte sie und griff nach den Schläfen, als hätte sie einen Schlag in's Gesicht bekommen.

Digitized by Google

„Was war das Motiv aller Deiner Handlungen?“

Sie strich, wie sich besinnend, über sich selber nachdenkend, die schweren dunklen Haarmassen von der feuchten Stirn. Angstvoll, hülfesuchend, blickte sie von Einem zum Andern.

„Was war die Ursache?“ fragte er noch strenger.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte sie, „vielleicht — Langeweile.“

Wir sahen uns Alle entsetzt an. Dieses frivole, frevle Spiel mit Menschenglück, Menschenfrieden, Menschenleben — aus Langerweile!

Dem nutzlosen Leben der vornehmen Frau fehlte der Segen der Arbeit, fehlte ein höheres Streben, ein höheres Interesse, als das an der kleinen Welt der Gefallsucht und des Müßigganges.

„Ich kann nicht mit Dir leben, Ina!“ rang es sich von den Lippen des Barons.

Ina schleppte sich auf den Knieen zu ihm, umklammerte angstvoll seine Füße, suchte mit den Lippen seine widerstrebenden Hände.

Er riß sie eine Secunde empor in seine Arme, trug sie wie ein kleines Kind unter die Ampel, hielt sie hoch unter das Licht und blickte ihr in die verstörten Züge, als wolle er sie sich einprägen für Zeit und Ewigkeit. Tief seufzend ließ er sie dann herabgleiten. Es muß ein schweres, unsagbar schweres Kämpfen in ihm gewesen sein; denn seine Stimme war tonlos, als er niedergeschlagen sagte:

„Geh mit Gott, Ina — für Deine Zukunft werde ich sorgen! Mein Wappen trägt den Wahlspruch ‚Veritas‘; nicht selber darf ich ihn zerbrechen, und eine Freifrau von Bassowitz darf unser Motto nicht mit Füßen treten. Geh, mein Kind!“ sprach er noch leiser, noch milder und weicher, „Gott . . .“

Er schluchzte auf. Seine Hand streckte sich wie segnend nach ihrem Scheitel aus; dann drohte das Gefühl ihn zu übermannen. Er eilte hinaus. Ich habe ihn nicht wieder gesehen.

Ina lag besinnungslos am Boden, und wie der Engel der Barmherzigkeit kniete neben ihr, angstvoll über sie hingebeugt, meine Ingeborg.

Wie sind die Jahre leise, lautlos an uns vorübergeglitten! Fünf oder sechs? Meine Ingeborg versichert mir eben, daß es deren sieben sind. Wahrhaftig, sieben Jahre!

Unsere Ehe war nicht kinderlos — ach, unsere kleine goldhaarige Ingeborg riß uns der Tod plötzlich vom Herzen. Mich mit festem Gottesvertrauen aufrichtend, ruhig gefaßt, stand in der dunklen Stunde diejenige hoch über mir, die innerlich tausendmal gebrochener sein mußte als ich; denn eine Mutter verliert tausendmal mehr an dem in allen Fasern mit ihr verwachsenen Kinde, als der Mann, der mitten im Leben und mitten in der Arbeit steht.

Ingeborg ist Licht geworden meinen lichtlosen Augen; für mich hat sie gesehen, als ich beinahe erblindet war. Sie ist die Hand geworden, die dem Gedanken erst Dasein gab. Sie hat mir, im regen geistigen Verständniß für Alles, was draußen in der Welt sonst an mir vorübergegangen, in das dunkle Krankenzimmer eine Auslese des Besten getragen; körperlich und geistig hat sie mich gestützt während der langen Monde des Siechthums. Mir die Gedanken von den Augen lesend, mich errathend, ist sie jedem Wunsche zuvorgekommen. Ein wackerer Camerad, ein treues Weib ist sie mir in diesen dunklen Prüfungstagen gewesen, in denen ich das Opfer meiner Berufspflichten, das Opfer ansteckender Krankheit geworden, die alle meine Lebenskräfte niederstreckte.

Beruhigend, wie der glatte Meeresspiegel, liegt das Wesen meines Weibes vor mir da; tief, wie in die durchsichtige, klare Fluth, blicke ich durch die ernsten Augen in dieses reiche, von einem unerschöpflichen Liebesborn erfüllte Gemüth einer nordischen Frau. Frisch, kühl, erquickend, wie die Meeresbrise, weht es aus ihrem ganzen Sein mich an, und jeder Gedanke Ingeborg's ist Kraft, Wahrheit, jedes ihrer Worte stolze Offenheit. Aber Heimweh zieht sie doch alle Jahre dem Meere zu. Bei dem jungen Malte Bassowitz und seinem braven Weibe haben wir oft genug unser Zelt aufgeschlagen, und immer war es ein gar trautes Heimwesen, das uns bei den lieben Menschen umfing. Dem alten Bassowitz ist kaum Zeit gelassen worden, mit mir zusammen den ersten Enkel über die Taufe zu halten und an dem Glück seiner Kinder sich zu erfreuen; er wurde ungewarnt und schmerzlos plötzlich aus dem Leben gerufen. Er hat die Beruhigung mit in's Grab nehmen dürfen, daß der schwächliche Junker ein Bassowitz aus echtem Schrot und Korn geworden ist; Lore ist in dem stillen Eichenhof völlig an ihrem Platz mit ihrer holden Demuth und mädchenhaften Bescheidenheit.

Von Ina hatten wir, nachdem sie mit mir Eichenhof verließ und nach Italien ging, lange nichts mehr gehört oder doch nur Schwankendes durch die ungewisse Fama. Man wollte sie öfters in den Spielsälen der rheinischen Bäder in auffallender Toilette mit einem wahnsinnig pointirenden, verlebt und wüst aussehenden Manne in hochmodischer Kleidung gesehen haben.

Während eines Tages heftige Aequinoctialstürme als Vorboten des anrückenden Herbstes unser stilles Haus im Stadtpark umtosten, klingelte es schwach an der Hausthür.

Wer konnte es sein? Meine Freunde und Collegen respectirten sonst diese Abendstunde, die einzig und allein meiner Frau gehörte. Niemand sprach um diese Tageszeit bei uns ein, während wir plaudernd, berathend am behaglichen Theetisch saßen. Das Klingeln wiederholte sich leise, und zugleich glaubten wir eine Droschke von unserer Gartenthür fortrollen zu hören. Die im Winde heftig rauschenden Bäume übertäubten jedes andere Geräusch.

„Es wird der Briefträger sein,“ meinte ich. „Bei dem Hundewetter käme doch Keiner sonst zu uns heraus.“

In demselben Augenblick ging die Thür auf, und es wurde gemeldet, daß eine Frau mit einem Kinde draußen warte, die den Herrn Professor zu sprechen wünsche.

Ein kleines, etwa dreijähriges Mädchen lief einer wankenden Gestalt voraus, die zögernd hinter dem einen Flügel stehen blieb. Die Kleine ging zutraulich auf unsern behaglichen Tisch zu und streckte Ingeborg ein fettes Grübchenhändchen entgegen. Die lachenden braunen Aurikelaugen gingen neugierig im Kreise umher, und das wunderliebliche Kindergesicht umtanzten die langen, goldblonden Locken unter dem wollenen Shawl, der ihr um den Kopf gewickelt war. Das Kind war dürftig, aber bunt, wie in Theaterplunder, gekleidet; der strahlenden Schönheit, der angeborenen Vornehmheit des kleinen Dinges hatten die bunten Lumpen aber keinen Abbruch thun können.

Mit einem entzückten: „O das liebe Kind!“ hatte meine Frau die reizende Kleine hochgehoben, geküßt und an den leckern Theetisch vor eine Schüssel mit Biscuit gesetzt. Man sah den leuchtenden Augen an, daß es ungewohnte Herrlichkeiten waren, die sich ihnen hier boten. Fröhlich bissen die kleinen Zähne in das Gebäck. Wir hatten der Fremden in unserer Freude über das holde Kind beinahe vergessen.

„Mama — wo ist Mama?“ rief das Mädchen. „Mama, ich hebe für Dich drei Kuchen auf,“ jubelte sie und packte ungenirt in die Kleidertasche, was hinein wollte.

Von der Thür kam ein seltsamer Laut. Weinte die Fremde oder war es Freude? Ein ehemals schwarzer, vom Tragen grau gewordener Schleier bedeckte ihr das Gesicht; noch dünner, noch ärmlicher war sie gekleidet, als das Kind, dem sie wahrscheinlich das Beste gegeben, was sie noch hatte. Die Gestalt zitterte vor Kälte. Meine Frau bat sie freundlich und gütevoll, hereinzukommen und hinter sich die Thür nach dem zugigen Flur zu schließen, und als sie sich noch immer nicht vom Platze regte, ging ich ihr entgegen, weil ich das seltsame Gebahren für übertriebene Schüchternheit hielt. Dann aber überzeugte ich mich, daß es Schwäche war, was sie zögern ließ; denn als ihre Hand die Stütze der Thürklinke verließ und sie einen Schritt vorwärts that, taumelte sie wie ein Trunkner.

Am Tische ließen wir sie in einen Armsessel nieder, und meine sorglich um die Aermste beschäftigte Frau wärmte in ihren weißen Händen die erstarrten mageren Finger der Kranken und nahm ihr vom Gesicht den Schleier fort.

Herr des Himmels! Ina! Erschrocken blickte das Kind von Einem zum Andern und stellte, vom Stuhle herabkriechend, sein zartes Figürchen wie eine Schutzmauer vor der Mutter auf. Um Ina's farblosen Mund schwebte ein schmerzliches Lächeln.

„Nun kann ich sterben, meine Ingeborg, bei Euch sterben — Du Johannes und jene Gute da, Ihr werdet meinem Kinde — es heißt ja auch Ingeborg — Vater und Mutter sein,“ sagte sie mühsam, mit halbgeschlossenen Augen. Welch furchtbare Verheerungen hatten Zeit und Unglück in diesem einst so schönen Geschöpfe angerichtet! In den langen, bangen Stunden der Nacht des Wiedersehens hat sie uns bruchstückweise, in abgerissenen Lauten ihre Erlebnisse erzählt, eine traurige, ach so traurige

Digitized by Google

Geschichte, in welcher Verhängniß und eigene Schuld sich zu tragischem Schlusse zusammenwebten.

Eine Zeitlang lebte sie — wir erfuhren es mit Theilnahme — durch ihre erschütterte Gesundheit gezwungen, in Monaco; dort hatte sich ihr ein Vetter, Bodo von Maltiz, der früher um sie geworben und inzwischen sein väterliches Erbe verschwendet hatte, nach zufälliger Begegnung angeschlossen, glühende Liebe ihr heuchelnd, weil sie inzwischen eine nicht mittellose Wittwe geworden.

„Ich war so allein, so verlassen, und ich wurde Bodo's Weib," klagte sie, und ihre Augen sahen uns so kindlich flehend, so hülflos aus dem magern Gesichte an, wie einst aus Ina Maltiz' lachendem Kinderantlitz, wenn sie von ihrem Hans diesen oder jenen Dienst forderte. Alles was sie besaß, hatte Bodo Maltiz dann seiner unseligen Spielleidenschaft hingeopfert. Ina's Hände sahen aus, als hätten sie Arbeit, rauhe, harte Arbeit kennen gelernt. Arme, verwöhnte, zarte kleine Hände, die Rochus Bassowitz einst ritterlich an seine Lippen führte, war das euer Schicksal? „Rochus!" klang es durch das stille Zimmer, und als Ina nach wenigen Tagen in meinen Armen ihre müde Seele aushauchte, da klang es noch einmal durch das Sterbezimmer:

„Rochus!" — —

Sie hat ihn doch geliebt, ihn allein.

„Thalatta, Thalatta! sei mir gegrüßt, Du ewiges Meer! Ich jauchze Dir zu." Wie ein Märchenwunder liegt es vor uns, das uralte Element, am Morgen der heiligen Weihnacht. Wir sind nicht länger arm unter den Reichen; in den jubelnden Kindersegen auf Eichenhof tragen wir glücklich unseren eigenen Schatz, unsere liebliche kleine Ingeborg. Meine Ingeborg, meine meergeschenkte Perle, halte ich stillbeglückt und dankbar am Herzen, während wir vom Fenster aus auf das Wunder des jungen Morgens, auf das leuchtend als blutrothe Kugel hinter dem Meeresrande auftauchende Tagesgestirn blicken, das seine Strahlen bald über die krystallisirten Baumäste der Eichen gießen wird.

Gefesselt liegen Woge und Wind, und unter dem Winterschlafe ruht neues erwachendes Leben; so ruhen auch die Stürme in unserm Leben, und hoffnungsvoll blicken wir nieder auf das blühende junge Dasein, das zärtlich seine Hände in die unsern legt. —

O Sonne, stehe still! — Ihr Parzen, haltet den Faden an!

„Das Meer ist still — die Stürme schlafen,
Der Himmel ist so sternenklar;
Am Anker ruht im sichern Hafen
Das Schiff geborgen vor Gefahr.
So laß auch mich nach Kampf und Schmerzen
An Deiner Brust vor Anker gehn
Und, blick' ich auf von Deinem Herzen,
Den Himmel Dir im Auge sehn!"

Ich flüstere innig Storm's schöne Worte meiner Ingeborg zu. Meines Weibes Herz ruht an meinem Herzen; inbrünstig umschlingen meine Arme ihre geliebte Gestalt. So blicken wir lange hinaus auf das heilige Meer.

Der Donnersberg und das pfälzische Hochland.

Von M. Grundschöttel.

Dem, der nicht die Flügel zum Besuch weit entlegner Naturschönheiten spannen kann, wenn es gilt, durch einen Sommerausflug die Lungen für längere Zeit wieder mit dem Gehalte kräftiger Wald- und Bergluft zu füllen, dem rathen wir zu einem noch wenig bekannten schönen Berglande Deutschlands, das vom Rheine aus leicht zu erreichen ist. Es ist die schöne Pfalz, „der Garten Gottes", welchem Haardt-Gebirge und Vogesen den Stempel des Hochlandes aufdrücken, während im Osten der Rhein seine reichen und fruchtbaren Ebenen durchströmt.

Als Vorposten springt nach Norden die Berggruppe des Donnersberges hervor, der, in der Ferne wie ein langgestreckter Berg erscheinend, in Wahrheit viele waldige Kuppen über die Wolken erhebt und eine Reihe eigenthümlich interessanter Thäler in den tiefen Einsenkungen seiner Vorsprünge birgt.

Von Kirchheim-Bolanden aus, das wir, von Mainz oder Bingen kommend, mit der Alzey-Bahn schnell erreichen, gelangen wir mühelos auf den weithin abfallenden Fuß des in Hufeisenform nach Süden hin sich ausbreitenden Donnersberges. Vor uns erblicken wir von Weitem das malerisch am Abhange, in einer Höhe von 1400 Fuß, liegende Dörfchen Dannenfels in einem Walde prächtiger Edelkastanien; etwa 200 Fuß darüber, ganz isolirt und von Wald umgeben, liegt die Villa Rotberg. Im Dorfe selbst bietet das seit einem halben Jahrhundert rühmlichst bekannte schlichte Haus des Herrn Gümbel, „Vater Gümbel" genannt, dem Touristen gute Herberge. Wer leidend ist und eine gewisse Abgeschiedenheit auch selbst von dem kleinen Treiben eines Dorfes sucht, der wähle die Villa Rotberg. Ein Fahrweg führt bis zu ihr hinauf durch würzig duftenden Tannenwald, und hier befinden wir uns an dem Knotenpunkte all der schön geebneten Wege, die uns nach allen Richtungen hin am Berge entlang und bis zum Gipfel hinauf führen. Der pfälzische Verschönerungsverein erwarb sich das Verdienst, den sonst so wilden Bergwald an vielen Punkten zum schönsten Parke umgestaltet und allenthalben zugänglich gemacht zu haben. Das beste Mittel zur schnellen und gründlichen Orientirung bietet ein kleines, in der Villa käufliches Buch: „Der Führer zum Donnersberg", von C. E. Groß, mit Zeichnungen und Karten von Freiherr Schilling von Cannstadt. Ein anderer Führer ist nicht nöthig, da jeder Weg sorgfältig mit Wegweisern versehen ist.

Vor beinahe zwei Jahrtausenden herrschte auf dem Donnersberggipfel der alte Gewittergott Thunar, hochverehrt von dem keltischen Stamme der Mediomatriker, die einen mächtigen Ringwall um seinen heiligen Hain und seine Altäre bauten. Dahinter bargen sie Weiber und Kinder, wie die wehrlosen Alten und Kranken, auch ihr kostbarstes Gut, wenn die feindlichen Stämme der Triboker und Vangionen vom rechten Rheinufer herüberbrausten, um das waldige Bergland in ihren Besitz zu bringen. Und als die Germanen in der That Herren im Lande geworden, nachdem die Schluchten des Donnersberges oft blutige Kämpfe gesehen, wie das Blutbad in der Mordkammerschlucht, da galt es, den von Süden sich heranwälzenden Feind, die Römer, zurückzuschlagen oder mit herabgerollten Felsblöcken in enger Thalsohle zu zermalmen, bis auch hier die Uebermacht siegte; der heilige Hain fiel in die Hände der Römer, die im Thunar ihren König der Götter, den Donnerer, wiedererkannten. Andächtig opferten auch sie ihm auf den Altären der Germanen und nannten den Berg Mons Jovis.

Auch ihre Zeit verging; die heidnischen Götteraltäre und der heilige Hain sanken unter der Herrschaft christlicher Germanen; fromme, büßende Brüder stiegen auf die verödete Hochfläche, erbauten das Kloster Sanct Jakob und säeten und pflegten jungen Waldwuchs, durch dessen rauschendes Laub die ersten Glockentöne in's Land zitterten. Priester und hoher Herren Gebot herrschten über den Berg und seine Abhänge, und alltäglich stieg ein Bruder hinab nach Dannenfels und las allda die Messe.

Auch das Kloster sank nach den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges; die Brüderschaft wurde aufgelöst, und der letzte Abt von Sanct Jakob, Peter Sutor von Kirchheim-Bolanden, legte seine geistliche Würde nieder, ward Bürger und nahm ein Weib.

Da zog ein stolzes Bauerngeschlecht auf den wieder verödeten Gipfel, baute neben den Ruinen des Klosters ein festes Haus, pflanzte auf dem Boden des heiligen Haines die ersten Kartoffeln und säete sein Korn. Und erstere gediehen vortrefflich und waren weit im Lande berühmt als „Donnersberger Kartoffeln".

Doch das Geschlecht der Bauern erlosch früh. Das Haus zerfiel, ehe es alt geworden, in der Einsamkeit und in den strengen Wintern, und bald lag eine neue Ruine neben der alten. Nun kaufte der Staat den Berg, ließ einen neuen dunklen Tannenwald sich wie einen schützenden Mantel um die Stätte so verschiedener Herrschaft legen und erbaute inmitten desselben einen Thurm, der die höchsten Wipfel überragt und weithin nach Norden, Süden, Osten und Westen blickt — und der ist geblieben und trägt den Namen des Baiernkönigs Ludwig des Ersten.

Treten wir eine Wanderung zu den bemerkenswerthesten Punkten der Gegend an, von der Villa Rotberg ausgehend! Durch würzig duftendes Tannengezweig und saftiges Grün der Buchen lockt uns der Weg aufwärts, zunächst nach der Gruppe des

Der Donnersberg.
Nach der Natur aufgenommen und auf Holz gezeichnet von M. Grundschöttel.

„Moltke-Felsens", wie die patriotische Bevölkerung dieser Gegend nach den Siegen des letzten Krieges die altersgrauen Felsenkuppen getauft hat, welche früher „Dorbis"- oder „Dorwes-Felsen" hießen. Letzterer Name, welcher vermuthlich auf Thor (Thunar) hinweist, hängt nach der Volkssage mit dem eines jungen Schmiedes aus Bockenhausen zusammen, dem ein Ritter die Geliebte raubte und der nach vergeblichen Versuchen, ihre Befreiung zu erwirken, im Wahnsinn gegen Ritter und Mönche predigend umher irrte, bis man ihn vom Sturz zerschmettert in der selbst bei Tag finstern Waldschlucht des „dunklen Delt" fand. — Bald gelangen wir zu einem Felsenvorsprung, der einen überraschenden Blick in die Ebene bietet. Und nun steigert sich die Schönheit des Weges bei jeder neuen, die vorigen überragenden Porphyrfelsenterrasse, bis wir die großartigsten Punkte erreichen.

Wie die Bastionen einer Festung ragen die rothen und bläulichen Felsenmauern vor uns auf, während schmale Lücken wie die Crenelirung alter Burgen den Blick in die Tiefe gestatten. Dann geht es schmale Stufen hinab; eng geschlossen, bilden die Felsen eine mit Moos und den üppigsten Farrenkräutern geschmückte Kammer, die sich nach dem Abhange zu öffnet und in zwei nach oben aus einander gehenden Felsenpyramiden ein Thor bildet, das uns im engen Rahmen ein herrliches Bild der weiten, offenen Pfalz zeigt. Eine Bank bietet hier ein unvergleichliches Ruheplätzchen. — Und weiter geht es aufwärts, von einem schönen Punkte zum andern bis zur Spitze der ganzen Felsengruppe, die an Festtagen die Freudenfeuer in's Land leuchten läßt. Abwärts ziehen sich kleine Pfade zwischen Felsblöcken zu den „Gedächtnißtafeln" hinab. Viele der rothen Porphyrwände sind hier mit eisernen Schildern geschmückt, welche die Namen der siegreichen Schlachten des letzten Krieges mit Frankreich tragen. Tiefer unten fallen uns an schmalen Felsenvorsprüngen vor den in den Stein gehauenen Bänken rohe Felsentische auf, welche in ihrer primitiven Form den Schein uralter Herkunft erwecken.

Der Blick vom Moltke-Felsen umfaßt ein weites Bergpanorama, umgrenzt vom Odenwald, dem Hunsrück, der Haardt, den Vogesen und dem Schwarzwald, und läßt bei klarem Wetter die Dome von Worms und Speier erkennen. Besonders schön ist hier das Schauspiel eines Sonnenaufgangs, wenn das Tagesgestirn über dem Odenwald aufsteigt und sich im fernen Rheine spiegelt.

Sinnend kehren wir vom Moltke-Felsen heim, ruhen uns auf dem von jungen Bäumen beschatteten Vorplatze der Villa aus und treten dann den Weg zum Hirtenfelsen an. — Hertha-Fels, Hirza-Fels — nannte die Vorzeit die langgestreckte, zackige Felsenwand; spätere Generationen tauften die Höhe, die damals üppigen Graswuchs trug, Hirtenfels, weil sie ein Sammelplatz der Hirten des ganzen Berglandes war, die hier beim lodernden Feuer ihre Feste feierten oder am Tage einander von Bergkuppe zu Bergkuppe mit weithin tönendem Horn grüßten und sich so zur gemeinsamen Rast hierher beschieden.

Der Weg zum Hirtenfelsen führt über die „Wacht am Rhein", wie man nach Anno 1870 die scharf vorspringende Felsenklippe taufte, die früher den Namen „Wachtelfels" trug. Arme Bauern fanden dort nach dem Dreißigjährigen Kriege einen reichen Schatz von Goldgefäßen und schön geprägtem Gelde. Nun schreiten wir durch jungen Tannenwald steiler bergan, bald Felsenstufen, bald Zickzackwege. An jedem Wendepunkte laden reizende Ruheplätzchen zum Genuß einer Landschaft ein, deren großartige Ausdehnung und Mannigfaltigkeit Worte kaum anzudeuten vermögen; leider fehlt ihr das Wasser. Nicht nur grüßen uns, wie vom Moltke-Felsen aus, die Höhen des Odenwaldes mit dem Melibokus und den Burgen am Abhange, die blauen Spitzen der Vogesen und des Schwarzwaldes; auch der Taunus und die Berge des Rheingaues blicken aus Norden herüber, und ein Waldberg neben dem andern erhebt sich unter uns; malerische Waldthäler und tiefe Schluchten, berühmte Weinthäler wie das Zellerthal fesseln unsern Blick, ehe er über die offene Pfalz hinschweift. Da schaut Bolanden mit den Ruinen der Burg der Truchsesse von Bolanden aus Weinlaub hervor; weiterhin liegt Göllheim zwischen dem Kriegs- und Hornberg, wo Adolf von Nassau im Kampf gegen Albrecht von Oesterreich fiel. Halb hinter dem Hügel verborgen zeigen sich die Ruinen des Klosters Rosenthal, in dem die Leiche des geächteten vierten Heinrich eine Zeit lang stand, ehe sie nach aufgehobenem Banne in die Kaisergruft nach Speier gebracht werden durfte. Eben läßt ein Sonnenblitz den Speierer Dom erkennen, und gleichzeitig tritt auch der von Worms aus dem Duft der Ferne.

Höher steigend, passiren wir an senkrechter Felsenwand, die eine schöne Erztafel schmückt, den Friedensplatz, bis wir das höchste Plateau erreichen und nun durch dichteren Wald zum Durchgange des alten Ringwalles gelangen. Der unvorbereitete Fremde würde ihn ahnungslos überschreiten, weil mächtige Bäume empor wuchsen auf der starken, ihn bedeckenden Humusschicht. Da stehen wir einigermaßen enttäuscht auf der Hochfläche vor vier aussichtslosen, in Tannendickicht verschwindenden Wegen. Der mittlere führt uns jedoch plötzlich auf eine freie, sammetgrüne Waldwiese, auf der mit geschlossenen Thüren und Fenstern „das Waldhaus" steht, von Bänken umgeben, doch ohne Wirth und Wirthin, die den Trunk uns bieten könnten. Dicht gegenüber rauscht in finsterer Tannennacht ein Brünnlein des Sanct Jakob, von Alters her berühmt, und nach der andern Seite hin lehnen sich an die Stämme der Fichten die moosbedeckten Trümmer des Klosters und des Hofes. Jede fernere Aussicht fehlt; die Tannen stehen so dicht, daß ihr finsterer Schatten alles Leben unten sterben läßt; ihre eigenen Zweige verdorren; nur die Pilze gedeihen noch, die giftigsten am besten.

Nach einer anderen Richtung uns wendend, halten wir ebenso unerwartet vor dem Ludwigs-Thurm, wo wir wieder Reste des Ringwalles entdecken. Wer den Thurm besteigt, hat hier nach drei Richtungen hin abermals die bereits beschriebene Fernsicht, zugleich den freien Blick nach Süden und Westen auf die prächtige Kette der Vogesen mit den drei Zacken des Trifels.

Wir steigen vom Thurme herab und wandern durch dichte Waldwege dem „Königsstuhl" zu, der letzten etwa zwanzig Fuß hohen Felsengruppe, die den hier völlig sichtbaren Ringwall überragt und über die Tannen hinweg nach der Ruine und dem Dörflein Ruppertsecken auf dem nächsten Berge schaut.

Auf steilem Waldpfade geht es jetzt hinab nach der Mordkammer, das enge dunkle Mordkammerthal entlang, das, sich an den Hünenberg anlehnend, bei Tage gerade kein Grauen einflößt. Ein klarer Bach durchströmt es, und dieser mündet auf die feuchten Mordkammerwiesen, von wo er auf die Ebene zueilt.

Die Ueberlieferung berichtet zweimal von einem entsetzlichen Blutbade, von Verrath und Wortbrüchigkeit, die hier zu furchtbaren Katastrophen führten; das erste Mal in der frühen Zeit der Germanenkriege — das zweite Mal aus der Zeit des Bauernkrieges, wo ein Fürst der Lothringer hier umzingelte Bauern niedermetzeln ließ, nachdem sie auf sein Ehrenversprechen des freien Abzuges die Waffen abgeliefert. Sicher verbürgte Anhaltspunkte für den Ursprung des Namens fehlen indeß. Am Ausgange des durch junge Tannenpflanzung scheinbar geschlossenen Thales liegt der Mordkammerhof, ein armes einsames Bauernhaus, in dem sich der Wanderer gewöhnlich durch frische Milch, Brod und Eier zum weiteren Marsche stärkt.

Von hier aus kann man, um den Berg wandernd, nach Dannenfels zurück gelangen, wir aber geleiten den Leser auf einem durch herrlichen Hochwald führenden Wege nach dem Falkenstein und dem Thale gleichen Namens.

Auf steilem Felsenkegel erhebt sich die noch imposante Ruine, während tief unten sich das Dörfchen Falkenstein um den Fuß des Felsens schmiegt und an ihm emporsteigt. Ein überraschend schönes, völlig neues Bergpanorama breitet sich hinter den schwärzlichen Felsblöcken und der düsteren Ruine aus. Steil geht es nun hinab in's hübsche Dorf, das im Gegensatze zu der übrigen Gegend ein rein katholisches Gepräge trägt, dann in das vom pfälzischen Verschönerungsverein wiederum mit den schönsten und sorgfältigsten Anlagen versehene Falkensteinerthal.

Zwischen senkrechten Felsenwänden zieht sich dieses Waldthal an den Ufern eines kleinen Baches entlang; mächtige Bäume wölben sich oben von den Abhängen darüber hin, ein grünes Dämmerlicht verbreitend. Durch die üppigste Waldflora, an gewaltigen Felsblöcken vorbei, die, malerisch über einander gethürmt, ganz von sammetnem Moosteppich umkleidet sind, läuft der Pfad am Ufer des Flüßchens neben dem breiteren Fahrwege her und steigt immer steiler an der Felswand auf, sodaß ein eisernes Geländer den Wanderer vor Schwindel bewahren muß; dann verschwindet er in Felsenhöhlen, wo Tische und Bänke von Stein zur Rast einladen, läuft an jähem Abhang durch das Innere des Felsens in gehauenem Gange, und wo er wieder an's Tageslicht

Digitized by Google

tritt, da verbirgt er sich bald auf's Neue zwischen dunkelrothen wie aus Erz gegossenen Felskolossen, die den Mauern einer Burg ähnlich sehen; am Ende führt er steil abwärts der Sohle des Thales zu und — leuchtendes, sonnendurchschienenes Smaragdgrün überrascht das Auge des Wanderers, das durch ein Felsenthor in eine freiere Waldlandschaft blickt.

Ganz verschieden von diesem Thale ist das Wildensteinerthal, das sich an den mächtigen Abhang des Herculesberges schmiegt. Inmitten einer Wildniß, der jedes Gepräge der Menschenhand fehlt, ragt auf fast unnahbarem Felsenkegel zwischen zwei waldigen Bergrücken der Wildenstein empor, nur niedrige Trümmerreste mit dem noch erhaltenen Brunnen der Burg tragend. Netze wilder Ranken, wilde Immortellen, seltene duftende Blumen und Brombeergesträpp bedecken den steilen Pfad, der seitwärts über den hohen Rücken des „grauen Thurmes" uns plötzlich der Burg dicht gegenüber führt, von der uns nur die tiefe Schlucht trennt. Der Blick schweift hier über die in weiten Wellenlinien abfallenden Bergrücken nach der Ebene und dem Dorfe Steinbach.

In dieser Wildniß hausten die Rauhgrafen vom Wildenstein, verwandt mit den Grafen von Bolanden, ein wildes, übel berüchtigtes Geschlecht. Wer sich vom Berge her der Schlucht nahte, den suchte es durch herabgerollte Felsblöcke zu zerschmettern, die oft leichter ihr Ziel trafen als die Mordwaffe. Und wehe den Zügen der Kaufleute, die am schwarzen „Spitzfels" vorbei die Schlucht passirten! Im Waldesschatten geborgen, lag der Hinterhalt, und das Hülfegeschrei der Ueberfallenen verhallte in der sonst menschenleeren Einsamkeit.

Durch die Thalsohle führt der Weg nun am Bache entlang nach dem „reißenden Fels", einer phantastisch ausgezackten, in zwei scharfen Spitzen hoch über das Walddickicht aufstrebenden Felsenwand. Etwa hundert Schritte von da ragt wie ein Zuckerhut der Spitzfels empor, oben mit einem eisernen Pfeile geziert.

Das sind die zum Donnersberge gehörenden Partien, von denen die Falkensteiner Partie recht rüstige Fußgänger fordert. Die Villa stellt indeß auch einen Wagen zur Disposition.

Wer nun diese Bergwelt lieb gewonnen und mit ihr für die ganze schöne Pfalz ein erhöhtes Interesse empfindet, der versäume nicht, dem Zuge in die Berge weiter zu folgen!

In Annweiler erschließt sich ihm schon vom hohen Kegel des Trifels, und mehr noch von der Höhe des gewaltigen Rehberges aus eine Bergwelt, die ein Meer von spitzen Berg- und Felsenhäuptern aus mächtigem Hochwald hebt; hochrother Sandstein giebt selbst dem nackten Grunde an den Abhängen und auf den Wegen eine fremdartige Färbung; Burg steigt auf neben Burg; neben dem Trifels, wo Richard Löwenherz gefangen saß, bis der Sänger Blondel ihn fand und befreite, wo des heiligen Reichs Insignien von dem Truchseß Werner von Bolanden gehütet wurden, ragen die Ruinen der Burgen Anebos und Scharfenstein auf gleichen Bergspitzen empor. Am Schlusse des Thales schaaren sich Hunderte von Berghäuptern an der Grenze des Elsaß, darunter der Drachenfels, der Berwartstein, die Lützelnburg, der Wasichenstein, der Orensberg mit seiner absonderlichen, doch imposanten Form. Die gewaltigste Burgruine der Pfalz, die Madenburg, welche sich hier noch hinter dem nackten „Wetterberg" verbirgt, bietet den großartigsten Blick in die Berge auf der einen und in die Ebene auf der anderen Seite.

Noch eigenthümlicher, wenn auch nicht so großartig, wie die eben geschilderte Partie, ist das „Dahner Thal". Von Annweiler aus ist die Station Hinterweidenthal leicht erreicht, von da fährt die Post in einer halben Stunde nach Dahn. Hier überraschen uns Felsenformen höchst bizarrer Art. Wie gewaltige indische Götzen, oft mit einem Schlapphute angethan, treten die Felsen hinter einander aus dem Walde hervor. All dies übertrifft aber das Felsenschloß von Alt- oder Grevendahn, das Cyklopenhände aus aufgethürmten Blöcken errichtet zu haben scheinen, während Menschenhände nachhalfen und Gänge, Treppen, Keller und Verließe hinein gruben. Auch einen „Jungfernsprung" mit entsprechender Sage giebt es im Dahner Thal.

Wer die schöne Bergkette entlang nach Süden wandert, dem bieten reiche, blühende Städte wie Dürkheim, Neustadt, Landau die edelsten Trauben und feurigen Wein bei guten und nicht theuren Gasthöfen. Ein gemüthliches, heiteres Völkchen macht ihm die Landschaften noch lieber, denen Geschichte und Sage den Zauber höchster Romantik verleihen, während allenthalben der thätige pfälzische Verschönerungsverein auch für den verwöhnten Fuß sorgte und Berge und Wälder mit den schönsten Wegen schmückte.

Die Spuren des vorgeschichtlichen Menschen in Deutschland.

Betrachtungen zur prähistorischen Ausstellung in Berlin.

Von A. Woldt.

I.

Europa im Werden. — Das Diluvium und die Eiszeit. — Die deutsche anthropologische Forschung und die prähistorische Ausstellung zu Berlin. — Wie es zur Diluvialzeit im Braunschweigischen aussah. — Thierische und menschliche Wanderbesuche in Mitteleuropa. — Ein Blick auf die deutschen Höhlenfunde. — Noch ein Wort über die diluviale Landkarte von Europa.

Unzählige Jahrtausende führen uns zurück in jene große Epoche der Erdentwickelung, welche von den Geologen die Tertiärzeit genannt wird. Längst dahingesunken in den Staub waren damals schon die riesigen Sauriergeschlechter; hoch bedeckten die Schichten des Jura die Reste des Urvogels, des Archäopteryx, und tief im Grunde des Kreidemeeres lagerten die Reste der früheren Meeresfauna neben mächtigen Knollen des deutschen Urculturmaterials, des Feuersteins. Die beiden ersten großen Säugethierperioden folgten auf einander; die Vorläufer der Wiederkäuer und Pferde, das Urschwein, die Waldaffen wurden abgelöst durch riesige eigenthümliche Elephanten- und Rhinocerosarten, durch anders geartete Pferde und Affen, durch Hirsche, Giraffen, hunde- und katzenartige Raubthiere.

Das Relief von Europa tritt uns zur Tertiärzeit als ein beträchtliches, von zahlreichen Meeresarmen durchschnittenes Festland entgegen, in dessen immergrünen Urwäldern mit ihren Feigen-, Lorbeer-, Kampher- und Seifenbäumen, mit ihren Myrthen und Palmen, späterhin aber mit Sumpfcypressen, Tannen und Bäumen mit fallendem Laub sich der allmähliche Uebergang des paradiesischen, echt tropischen Klimas in ein subtropisches kennzeichnet. Eine Zeit großartigster vulcanischer Thätigkeit vollführt der Hauptsache nach die Hebung der heutigen Hochgebirge, der Pyrenäen, Alpen, Karpathen, des Kaukasus, und durch den vulcanischen Ausbruch ungeheurer Lavamassen werden die Basaltgebirge in Mitteldeutschland, Eifel, Siebengebirge, Westerwald, Vogelgebirge, Rhön, die Basaltgebirge Böhmens und die ungarischen und siebenbürgischen Trachytgebirge gebildet. Höher und höher steigen in den Hochgebirgen die Gipfel und Ketten in die oberen kälteren Schichten der Atmosphäre empor, deren Niederschläge auf ihnen sich bald in gewaltigen Mengen von Schnee und Eis anhäufen und, zu riesigen Massen vereint, ausgedehnte Gletscher bilden, welche langsam, mit unwiderstehlicher Gewalt ihre Eisströme gegen die Ebene vorschieben und die Felstrümmer der Gebirge als langgestreckte Moränen hinabtragen.

Das ist die Weltbühne, auf der sich das jüngste Zeitalter der Erde, die Quaternär-Epoche abspielt, jene Periode, die mit dem Auftreten des Herrn der Schöpfung, des Menschen, bei uns in Deutschland zusammenfällt. Das ist jene gewaltige Zeit des Diluvium, der Sündfluth, wie man sie nach uralter Sage benennt, wo der Schutt des Hochgebirges und die verwitterten und abgebrochenen Felsstücke der Bergeshöhen sich auf dem Rücken der Eisströme hinuntertragen ließen in die Ebene, wo die Gletscher Skandinaviens die Gesteine der nordischen Gebirge als Findlinge oder erratische Blöcke über Norddeutschland und bis in die Mitte von Holland hinein ausstreuten, wo die Alpengletscher über den Bodensee hinaus und weit in die Rheinebene vordrangen und die obersten Schichten der Tertiärperiode oft Hunderte von Fuß hoch mit Geröll- und Lehmablagerungen bedeckt wurden.

Das Vordringen der Gletscher der Eiszeit erreichte schließlich sein Ende, sei es, daß die Berggipfel genügend abgetragen waren, sei es, daß kosmische Ursachen zur Geltung kamen — darüber ist die Wissenschaft noch nicht einig. Das Eis nahm allmählich seinen Rückzug, und die wildrauschenden mächtigen Gletscherströme verloren einen Theil ihres Wasserreichthums. Es nahte jene Zeit, bei deren Erforschung der Geologe dem Anthropologen brüderlich die Hand reicht, jene Zeit, welche die allerersten „Urkunden" der „Wissenschaft vom Menschen", der Anthropologie, aufbewahrt hat. Bei der Durchmusterung der ihr angehörenden Schichten handelt es sich nicht mehr ausschließlich um Knochenreste untergegangener Thiergeschlechter, sondern um die Thätigkeitsspuren eines neuen Wesens, eines erfindungsreichen, herrschenden Organismus, der, man weiß nicht woher, plötzlich auftaucht — eben des Menschen.

Das specielle Bestreben, die ersten Spuren des Auftretens von Menschen in Deutschland bis zu jener Zeit zu ermitteln und zu untersuchen, wo die geschichtlichen Nachrichten einsetzen, hat sich in der „Deutschen anthropologischen Gesellschaft" zusammengefaßt, welche soeben die unvergeßlichen Tage ihrer elften Jahresversammlung, 4. bis 12. August 1880, in Berlin gefeiert hat. Ihre Arbeiten haben das Material zur Construction einer „deutschen Prähistorie", einer Geschichte des Menschen vor der Geschichte in unserm Vaterlande, in der zur Zeit erreichbaren Vollständigkeit geliefert, und sie hat jüngst in Verbindung mit der erwähnten Jahresversammlung dem Publicum in Berlin vom 5. bis 21. August eine Ausstellung wichtiger Funde aus der Urzeit geboten, welche den Gedanken nahe legt, einmal die Ergebnisse dieses ganzen Forschungsgebietes für einen weiteren Leserkreis zusammenzufassen. Zum Voraus sei betont, daß es sich hier nicht um Phantasien und Hypothesen, sondern um unbezweifelbare Resultate der allernüchternsten Untersuchung handelt.

Wir stehen vor der dritten großen Säugethierperiode auf Erden. Das Mammuth tritt auf und durchstreift in zahllosen Heerden fast ganz Europa, mit ihm in Gesellschaft leben das doppelhörnige Rhinoceros und jene fürchterlichen gewaltigen Höhlenraubthiere: der Höhlenbär, die Höhlenhyäne und der Höhlenlöwe; ferner erscheinen der Wisent, der Auerochs oder Ur (Bos primigenius), das Elenthier, der Riesenhirsch, das Renthier, der Moschusochse, Lemming, Fuchs, Wolf, Edelhirsch, Schwein, Pferd ꝛc. Durch einen glücklichen Zufall ist eins der ältesten aller bisher in Deutschland bekannten, mit Spuren der Menschenhand versehenen vorgeschichtlichen Fundstücke, ein ausgezeichnet schön geschlagener Feuersteinschaber mit uralter weißer Patina, von einem der kenntnißreichsten und sorgsamsten Forscher, Dr. Alfred Nehring, Oberlehrer am Gymnasium in Wolfenbüttel, entdeckt und die Localität von ihm so ausgezeichnet untersucht, verglichen und beschrieben worden, daß wir auf Grund seiner umfassenden Studien uns sehr wohl ein Bild von dem damaligen Mitteleuropa vergegenwärtigen können.

Versetzen wir uns im Geiste zurück in jene weit entlegene Zeit der Diluvialepoche, so finden wir, daß das von Nehring untersuchte Gebiet, von einer Anzahl untergegangener Geschöpfe abgesehen, fast ganz genau den Steppencharakter besitzt, den Westsibirien heut noch hat. In jenem Punkte von Mitteldeutschland, der in der Nähe des heutigen Dorfes Thiede bei Wolfenbüttel und bei Westeregeln im Kreise Wanzleben liegt, ragten damals weit über die flache Steppe hin eine Reihe zackiger, isolirter Gypsfelsen, etwa so, wie die Kreideklippen von Rügen heutzutage weithin sichtbar sind. Ueber die Steppenflora hinweg huscht und springt jene zahlreiche Schaar der kleinen Nagethiere: Steppenmurmelthiere, Zieselmäuse, Springmäuse, Wühlmäuse, Hasen, Pfeifhasen. Von weiter her aus der Umgegend streift in flüchtigen Sprüngen die Antilope und das Pferd vorüber, verfolgt vom Wolf und jenem gräulichen Ungeheuer, dem Höhlenbären. Die gigantisch-grotesken Silhouetten weidender Trupps von Mammuthelephanten und doppelhörnigen Rhinocerossen (Rhinoceros trichorhinus) zeigen sich hin und wieder am Horizont, während zur Nachtzeit allsommerlich jene riesigen katzenartigen Raubthiere: der Höhlenlöwe und die Höhlenhyäne die Gegend durchstreifen und mit ihren Gebissen selbst den größten Thieren gefährlich werden. Zur Winterzeit, wenn diese Bestien sich südlich gewandt haben, beleben Renthierherden, Polarfüchse und Lemminge die mit Schnee bedeckte Landschaft. Hoch oben auf den Gypsfelsen horsten Bussarde, Eulen und andere Raubvögel und nähren sich von kleinen Nagern, Fledermäusen, Vögeln und Fröschen.

Unter den überhängenden salzhaltigen Felsen lagert eine Schaar Menschen, unsere ältesten bis jetzt bekannten Urväter in Deutschland, umherstreifende Jäger, die vielleicht mit Weib und Kind zu gemeinsamem sommerlichem Jagdzuge bis hierher vorgedrungen sind. Ein Feuer brennt in ihrer Mitte, an dem sie das Fleisch der Nashörner, Pferde und anderer Thiere rösten und dann verzehren. Die größeren, mittelst Feuersteinschabern vom Fleisch entblößten Knochen werden vielfach von ihnen gewaltsam mit Steinen zertrümmert, um das Mark zu gewinnen; die das Gehirn umgebenden größeren Knochen werden durchweg zerschlagen.

Später bricht die Horde auf; schlau vermeidet sie die Begegnung mit den Raubthieren; listig und gewandt lauert sie dem jagdbaren Wild auf seinem Pfade auf, von einem Tage zum andern lebend, ohne Wohnsitz, vielleicht der jährlichen Wanderung der Thierwelt folgend, im Kampfe mit den Elementen, mit den Raubthieren und oft wohl auch mit dem Hunger. Ganz so wie unsere heutigen uncivilisirten Naturvölker können wir uns diese unsere Urahnen zur Mammuthzeit vorstellen; vielleicht sind die Eskimos des arktischen Nordens die ihnen am meisten verwandten Typen.

Es giebt noch eine Reihe anderer Localitäten in Deutschland, an denen in den letzten Jahren menschliche Reste, Knochen und Werkzeuge mit den Resten diluvialer Thiere, namentlich des Mammuthelephanten, des doppelhörnigen Rhinoceros, des Höhlenbären und anderer, zusammen gefunden sind. Als ein Seitenstück zu jener obengenannten Felsengruppe von Thiede und Westeregeln kann die im Jahre 1874 in der Nähe von Gera im Dolomit bloßgelegte „Lindenthaler Hyänenhöhle" bezeichnet werden, welche neben Feuersteinmessern zahlreiche Ueberreste derselben Thierart enthielt und welche ihr wissenschaftlicher Erforscher, Professor E. Liebe in Gera, als einen Hyänenhorst nachgewiesen hat. Ferner haben wir in Westfalen die bekannte Höhle von Balve im Regierungsbezirk Arnsberg zu nennen, welche eine von denjenigen Localitäten ist, die der Mensch schon frühzeitig und wahrscheinlich während einer sehr langen Dauer als Wohnort benutzt hat. Schon vor mehr als zehn Jahren hat Virchow diese Höhle untersucht. Der Boden besteht hier aus drei Hauptschichten, deren obere vorzugsweise mit Renthierknochen angefüllt ist: die darunter folgende, welche sehr viele abgerollte Steine enthält, lieferte Reste des Bären, und in der dritten haben sich Mammuth- und Rhinocerosknochen gefunden. Außerdem enthielt die Höhle menschliche Kunstproducte, Feuersteinmesser und spätere Reste gebrannter Topfgefäße. Auf der Berliner prähistorischen Ausstellung waren zahlreiche Gegenstände aus dieser Höhle vorhanden, darunter Feuersteinwaffen, ein zugeschliffenes Geweihstück, ein Rhinocerosknochen mit bearbeitetem Rande des abgebrochenen Theiles.

Unter den westfälischen Höhlen ist noch die von Geheimerath Schaaffhausen in Bonn untersuchte Martinshöhle in Letmathe zu nennen. Er fand in ihr, außer Feuersteinmessern und Steinkernen, zahlreiche von Menschen aufgeschlagene Thierknochen, darunter solche vom Höhlenbären und Rhinoceros. Derselbe Gelehrte hat im Verein mit von Cohausen die sehr interessante Höhle bei Steeten an der Lahn wissenschaftlich erforscht. Als man die Höhlensohle zwei Meter tiefer legte, stieß man am Eingange, „noch ehe die eigentliche Höhle erreicht war, auf unzählige, aber immer zerschlagene Knochen, Geweihe und Zähne und dazwischen auf eine Menge von Feuersteinmessern. Beim weiteren Vorgehen traf man nicht ganz so tief eine Brandschicht und inmitten derselben einen großen Haufen Asche und verbrannte Knochen aller Art. Eine Mischung und durch Kalkfiltrate bewirkte unmittelbare Verbindung von mächtigen Elfenbeinsplittern mit Feuersteinmessern giebt von dem Zusammenleben des Menschen mit dem Mammuth ebenso Zeugniß, wie ein solches mit dem Renthier bereits constatirt ist. Man kann sagen, daß die Ausgrabung mitten in die Küchenabfälle, ja in die ganze Unordnung der Küche selbst gefallen ist".

Aus dieser Höhle von Steeten befanden sich auf der deutschen prähistorischen Ausstellung ein elfenbeinernes „Falzbein" mit Gitterverzierung, ein aus einer Rippe gebildetes ähnliches Instrument, mehrere andere Knochenstücke mit eingekratzter Verzierung, Vogelknochen mit eingefeilten Zickzacklinien, Oberarmbeine von Menschen, ein Mammuthzahn, Steinspähne, ein zu einem Dolch gearbeiteter Mammuthknochen, Thonscherben, zahlreiche Reste vom Bären, Renthier, Hirsch, Pferd, Rhinoceros u. dergl. m. Was den Mammuthknochen-Dolch betrifft, so äußerte sich Geheimerath Schaaff-

Digitized by Google

hausen im Jahre 1877 auf dem deutschen Anthropologen-Congreß in Constanz folgendermaßen: „Ich muß nach Ausmessung verschiedener Knochen großer Thiere bei der Ansicht bleiben, daß dieser Knochendolch mit allergrößter Wahrscheinlichkeit ein Stück Mammuthknochen ist. Heute wird bei uns fossiles Elfenbein von Mammuth in großer Menge verarbeitet, dessen gute Erhaltung wir der Kälte des nordischen Klimas verdanken."

Auch für die Gegend bei Weimar fehlt es nicht an Beweisen für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit den Thieren der Diluvialzeit. Als im Dorfe Taubach an der Ilm ein Hausbesitzer unmittelbar hinter seinem Hofe einen Keller anlegen wollte, stieß er dicht unter der Erdoberfläche, und zwar unterhalb einer Schicht von Lehm und festem Tuffstein, auf eine Schicht von lehmigem Sand, welche auf einem Raum von nur zehn Schritt Länge und drei Meter Tiefe ein förmliches Museum von Gegenständen der Urzeit enthielt. Der Besitzer konnte ein kleines Zimmer seines Hauses ganz füllen mit den prächtigsten Schädeln und Knochen diluvialer Thiere: Elephant, Rhinoceros, Auerochs, Riesenhirsch fanden sich hier neben braunem Bär, Edelhirsch, Reh und Wildschwein. In der sandigen Schicht, welche zahlreiche Gerölllsteine führte, kam neben diesen Knochen eine Reihe von Gegenständen zum Vorschein, welche die Spur des Menschen anzuzeigen schienen: Feuersteinscherben mit ganz weißer Patina, deutliche Stücke von Holzkohlen, ein angebrannter Zehenknochen eines größeren Säugethieres und scheinbar geschlagene Stücke von Extremitätenknochen sehr großer Säugethiere.

Es kann natürlich nicht die Absicht dieser kurzen Besprechung der deutschen Prähistorie sein, alle in Deutschland aufgefundenen Beweise des gleichzeitigen Zusammenlebens des Menschen mit den Thieren jener fern entlegenen Diluvialzeit vorzuführen. Erwähnt sei nur noch, daß in Süddeutschland schon seit langer Zeit der verdienstvolle Stuttgarter Geolog Prof. Dr. Oscar Fraas sich an die Erforschung der ältesten Spuren des Menschen gemacht und überhaupt zuerst die Thatsache constatirt hat, daß der Mensch in Deutschland schon mit den ausgestorbenen Geschlechtern der großen Dickhäuter und Fleischfresser zusammen gelebt hat. Die Höhlenausgrabungen von Hohlestein im Jahre 1862, vom Schussenrieder Moor im Jahre 1866, vom Hohlefels im Jahre 1872 und von der Ofnet im Jahre 1876 haben reichliche Beweise dafür und der Wissenschaft zugleich mit die ältesten Fundstücke geliefert, die Deutschland über die Existenz des Menschen auf seinem Gebiete besitzt.

Unter den berühmtesten Belegstücken, welche dieser Forscher auf der prähistorischen Ausstellung im Abgeordnetenhause zu Berlin vorführte, befand sich das vielleicht älteste Haubeil, ein Bärenkiefer, nebst einem danebenliegenden geöffneten Markknochen mit einem Loch, in welches der Eckzahn des Kiefers genau paßt, ferner von der vielbesprochenen Renthierstation Schussenried, die unmittelbar auf der Moräne des ehemaligen Rheingletschers errichtet ist, sechs Stück mit Feuersteinsplittern bearbeitete Rengeweihe, viele Feuersteinsplitter, Messer und Schaber, sowie ein ehemals als Trink- und Schöpfgefäß benutzter Renthierschädel. Vom Hohlefels waren bearbeitete Knochen, Pferdezähne, die durchbohrt sind, um zum Schmucke zu dienen, Feuersteinsplitter u. dergl. m. da.

Wir können hiermit die Betrachtung jener diluvialen Epoche schließen, in Bezug auf welche hoffentlich jeder unserer Leser überzeugt sein wird, daß laut obiger Beweise wirklich der Mensch damals bereits gelebt und daß er das Dasein eines umherschweifenden Jägers geführt hat. Ohne festen Wohnsitz, ohne Heimath irrte er umher, den Spuren des wandernden Wildes folgend, heute unter überhängenden salzigen Gypsfelsen, morgen in einer Höhle seinen Wohnsitz aufschlagend. Wie viele Jahre jene Epoche hinter unserer Gegenwart zurückliegt, vermag kein Gelehrter mit irgend welcher Bestimmtheit anzugeben.

Schwerlich lag übrigens damals Europa innerhalb seiner heutigen Meeresgrenzen. Alfred Nehring wenigstens nimmt auf Grund seiner Untersuchungen über die quaternäre Fauna von Thiede und Westeregeln an, daß die Westgrenze von Europa in der Zeit nach der Gletscherperiode wahrscheinlich mit der sogenannten Hundertfaden-Tiefenlinie des heutigen Meeres zusammenfiel und daß der Süden von Europa bereits eine feste Landverbindung mit Nordafrika besaß. Trockenen Fußes hätten also hiernach zur Diluvialzeit Menschen und Thiere von Afrika aus an den beiden Binnenseen vorbei, die damals das mittelländische Meer bildeten, nach Norden wandern können; trockenen Fußes hätten sie Großbritannien und Skandinavien zu erreichen vermocht. Viele Jahrtausende später wäre alsdann erst die Küstengliederung von Europa erfolgt; das Flußsystem in Deutschland hätte sich herausgebildet, und als die Staub- und Schuttlagen zwischen den Gypsfelsen von Thiede und Westeregeln solche Höhe erreicht hatten, daß die Klippen davon ganz überdeckt wurden, war eine so immense Zeit verflossen, daß die Steppenfauna einer Waldfauna Platz gemacht, das Klima sich verändert hatte und die Zeiten des Cäsar und Tacitus herangekommen waren. Es bleibt sehr merkwürdig, daß wir nach jener gewaltigen diluvialen Zeit, wo der Mensch mit dem Mammuth und Höhlenlöwen um die Herrschaft der Erde stritt, bis zum Hereinbrechen der nächsten prähistorischen Periode, von der uns reichlichere Kunde zu Theil geworden ist, beinahe nichts wissen. Mit unserer Kenntniß von der Existenz des Menschen gleichzeitig mit jener Thierwelt erlischt für uns für viele Jahrtausende die Urkunde der prähistorischen Forschung fast ganz, um späterhin eine um so deutlichere Schrift aufzuweisen.

Die deutsche Gesellschaft für Handelsgeographie.

Ein Beitrag zum Capitel unserer Auswanderungs- und Colonisationsfrage.

Die vielen geographischen Vereine, welche in den verschiedenen Ländern der alten und neuen Welt seit Jahrzehnten bestehen, bezwecken bekanntlich eine Erweiterung der geographischen Kenntnisse, theils durch Vorträge und Schriften, theils durch Beschaffung pecuniärer Mittel für die Erforschung unbekannter Theile unseres Planeten. Sie haben unstreitig viel für die Wissenschaft geleistet, dagegen zogen sie die praktische Anwendung der Erdkunde auf die Förderung des Handels und der Colonisation weniger in den Bereich ihrer Thätigkeit, ein Mangel, dem man zunächst in Paris abzuhelfen suchte, indem dort im Jahre 1873 verschiedene Mitglieder der Chambres syndicales und der Geographischen Gesellschaft, darunter sehr hervorragende Männer, wie Admiral Baron de la Roncière le Noury, Ferdinand von Lesseps, Delesse, Quatrefages nnd Andere, zu einem Comité zusammentraten, welches die Gründung einer handelsgeographischen Gesellschaft bewirkte. Von dieser wurde zunächst die Herausgabe von Specialkarten Frankreichs für Industrie, Handel und Ackerbau, von handelsgeographischen Handbüchern und ähnlichen Werken betrieben, überhaupt eine sehr umfangreiche Thätigkeit entwickelt. Lyon, Bordeaux und Marseille folgten zunächst dem gegebenen Beispiele, aber auch in anderen Städten Frankreichs, sowie in Lissabon, Madrid, Antwerpen, Rom, Quebec, St. Gallen ꝛc. entstanden theils selbstständige handelsgeographische Vereine, theils wurden Sectionen für Handelsgeographie in den dort bereits bestehenden geographischen Vereinen gebildet.

Im Jahre 1878 während der Pariser Weltausstellung wurde auf Anregung der Société de géographie von Bordeaux ein internationaler handelsgeographischer Congreß zusammenberufen. Derselbe stand unter der Protection der französischen Regierung und hielt seine Hauptversammlungen im Trocadero-Palast, seine Sectionssitzungen in den Tuilerien ab. Auf demselben waren die Regierungen von Italien, Belgien, Portugal, Norwegen, Rumänien, den centralamerikanischen Republiken und Brasilien, sowie außer den französischen geographischen Gesellschaften und Handelskammern viele geographische Vereine des Auslandes vertreten, unter letzteren die geographischen Vereine von Berlin und Leipzig.

Unter den Berathungsgegenständen des Congresses erwähnen wir nur die Berathungen über die Anlage des Panama-Canals, über die Bildung handelsgeographischer Museen aus den Erzeugnissen aller Länder und Völker, welche damals nahezu vollständig auf der Weltausstellung vertreten waren, sowie einen Bericht des Herrn Brau de Saint Pol-Lias über die von ihm gegründete Société des Colons Explorateurs, welche die Erforschung wenig bekannter Länder mit der Ausbeutung ihrer Naturschätze zu ver-

Digitized by Google

binden bestrebt und bereits seit einigen Jahren auf ihrer ersten Niederlassung in der Provinz Deli auf Sumatra thätig ist.

Eine planmäßige Colonisation, wie die genannte Gesellschaft sie beabsichtigt, ist gewiß ein rühmliches und wirthschaftlich wichtiges Unternehmen, und wollte Gott, daß in unserem Vaterlande sich ebenfalls Leute finden möchten, welche dem Beispiele des Herrn Brau de Saint Pol-Lias nacheiferten; denn eine Betheiligung von Deutschen an dem französischen Unternehmen, wie sie der genannte Herr allerdings wünscht, möchte sich doch wohl aus naheliegenden Gründen verbieten.

Wir gedenken schließlich noch eines auf dem Congresse gemachten Vorschlages bezüglich der Einrichtung von Conseils d'émigration in allen Ländern.

Wo wäre ein solcher Auswanderungsrath wohl mehr am Platze, als gerade in Deutschland, dessen starke Auswanderung sich bisher in bedauernswerther Weise zersplittert und völlig derjenigen Leitung entbehrt hat, welche nöthig ist, um sowohl die Wohlfahrt der Auswandernden, wie die wirthschaftlichen Interessen der Heimath in der Weise zu wahren, daß die Arbeit unserer ausgewanderten Landsleute so viel wie möglich dem Vaterlande dienstbar gemacht wird! Leider haben wir in Deutschland bisher vergeblich auf die Ausführung jenes hochwichtigen Vorschlages des Pariser Congresses gewartet.

Wir sehen hier davon ab, die Thätigkeit der ausländischen handelsgeographischen Vereine, sowie die des im vorigen Jahre stattgehabten internationalen handelsgeographischen Congresses zu Brüssel des Näheren zu besprechen; dieser Aufsatz soll sich wesentlich mit der uns zunächst angehenden Wirksamkeit der deutschen Gesellschaft für Handelsgeographie beschäftigen, von deren Begründung die „Gartenlaube" seiner Zeit ihren Lesern einen kurzen Bericht erstattet hat (vergl. 1879, Nr. 15, unter „Blätter und Blüthen").

Es bestand schon vor Jahren eine Gesellschaft für Handelsgeographie in Stettin, aber sie widmete sich vornehmlich der Pflege localer Interessen. Wohl sind Männer, wie der rühmlichst bekannte Kartograph Dr. Henry Lange, der kürzlich verstorbene Altmeister der Geographie Professor Wappäus, Dr. E. Friedel, Begründer des märkischen Provinzialmuseums, der Afrikareisende Dr. O. Kersten, Franz Maurer und Andere, schon vor vielen Jahren der Frage näher getreten, wie der Ueberschuß unserer Volkskraft, die deutsche Auswanderung, zu Nutz und Frommen des Vaterlandes verwerthet werden könne, aber ihre Bemühungen, den Strom der deutschen Auswanderung in richtige Bahnen zu lenken, blieben erfolglos, ja es wurde ihnen sogar eine hartnäckige und gehässige Opposition bereitet. Erst im letzten Jahrzehnt, nachdem der Milliardenrausch vorüber und der Alp der wirthschaftlichen Krisis immer schwerer auf Handel und Wandel zu lasten begann, wurden die Stimmen lauter und lauter, welche tadelnd beklagten, daß die Regierung des deutschen Reiches der Förderung deutscher Interessen auf dem Gebiete des Welthandels und der Auswanderung zu wenig Aufmerksamkeit zuwende. Als nun gar in den Ländern lateinischer Zunge handelsgeographische Vereine in's Leben gerufen wurden und in dem Pariser Congresse einen Ausdruck ihrer großen wirthschaftlichen Bedeutung fanden, da konnte es auch in Deutschland nicht schwer halten, eine ähnliche, auf dem Princip der Selbsthülfe beruhende Vereinigung anzubahnen und die Ideen zu verwirklichen, welche die ebengenannten Männer seit vielen Jahren angeregt hatten.

Nach langen Vorberathungen, die schon vor dem Pariser Congresse begannen, erfolgte im November 1878 in Berlin die Gründung eines Vereins, für den zunächst die Bezeichnung „Centralverein für Handelsgeographie, Auswanderung und Colonialpolitik" in Aussicht genommen wurde, der sich aber thatsächlich, nachdem man, um Mißdeutungen vorzubeugen, von diesem Namen Abstand genommen, als „Centralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande" constituirte. Zum ersten Vorsitzenden desselben wurde Dr. Jannasch, Mitglied des kaiserlichen statistischen Bureaus, zum zweiten Vorsitzenden Dr. Henry Lange und zum Schriftführer Dr. O. Kersten gewählt. Den Statuten zufolge erkennt es der Verein als seine Aufgabe, einen regen Verkehr zwischen den im Auslande lebenden Deutschen und dem Mutterlande anzubahnen und zu unterhalten, sowie über die Natur- und die gesellschaftlichen Verhältnisse der Länder, wo Deutsche angestellt sind, Aufklärung zu gewinnen und zu verbreiten. Auf Grund der gewonnenen Kenntnisse des Auslandes ist er bestrebt, die Auswanderung nach den Ländern zu fördern, welche der Ansiedelung Deutscher günstig sind und in welchen das deutsche Volksbewußtsein sich lebendig zu erhalten vermag. Der Verein hofft durch Errichtung von Handels- und Schifffahrtsstationen die Begründung deutscher Colonien bewirken zu können. Er erkennt in der Förderung der Handelsgeographie eine seiner hauptsächlichsten Aufgaben und unterhält zu diesem Zwecke mit deutschen und ausländischen handelsgeographischen Vereinen einen freundschaftlichen Verkehr.

Zur Erleichterung der Geschäftsführung errichtet der Verein ein ständiges Bureau, welchem, unter Leitung und Mitwirkung des Vorstandes, die Aufgabe zufällt, über deutsche Ansiedelungen im Auslande Auskunft zu ertheilen, über dieselben fortlaufende Berichte zu veröffentlichen, Auswanderern und im Auslande befindlichen Deutschen wirksamen Rechtsschutz zu verschaffen, Auswanderungslustige mit den Schwierigkeiten und Gefahren, welche ihrer harren, bekannt zu machen, Verbindungen für wissenschaftliche, wie Handelszwecke anzubahnen und zu unterhalten, eine Bibliothek anzulegen und zu verwalten, Vorträge zu veranstalten, das Studium der Colonialpolitik anderer Staaten zu veranlassen, insbesondere aber in jeder Weise die Bestrebungen des Vereins zu bethätigen.*

Wir brauchen die Wichtigkeit dieser Bestrebungen nicht noch einmal hervorzuheben, die hier mitgetheilten Sätze aus den Statuten sprechen sie deutlich genug aus, und die Erfolge, welche der Verein in der kurzen Zeit seines Bestehens errungen, haben ihm bereits einen ehrenvollen Platz unter den geographischen Vereinen Deutschlands gesichert. Aus der Mitgliederliste ersehen wir die Namen sehr hervorragender Männer und Corporationen, die zum Theil mit sehr hohen Beiträgen betheiligt sind und ebenso dem Gelehrten-, dem Militär- und dem Beamtenstande, wie dem Stande der Kaufleute und der Fabrikanten angehören. Nicht allein über ganz Deutschland vertheilen sich die Vereinsmitglieder, deren Gesammtzahl bereits auf circa 1500 gewachsen ist, sondern es giebt deren in den entferntesten Theilen der Erde. In Brasilien bestehen z. B. schon acht Zweigvereine, nämlich in Porto Alegre, Rio Grande, São João de Montenegro, Santa Cruz, Pelotas, Joinville, Santa Leopoldina und Mont-Alverne; in Sidney wurde während der gegenwärtigen Weltausstellung daselbst ebenfalls ein solcher in's Leben gerufen, und manche andere sind in der Gründung begriffen.

Im Leipziger Zweigverein war es, wo ein Mitglied, Herr Dr. E. Jung, welcher mit den australischen Verhältnissen vertraut ist, als der Erste energisch auf die Wichtigkeit der Beschickung der Weltausstellungen von Sidney und Melbourne seitens der deutschen Industrie hinwies, und der Verein beschloß, durch ein von genanntem Herrn zu verfassendes Flugblatt die industriellen Kreise Deutschlands, sowie die Handelskammern für das Project zu interessiren. Der Berliner Centralverein, sowie die Reichstagsabgeordneten Stephani und Witte traten in richtiger Würdigung der Wichtigkeit dieser Angelegenheit energisch für dieselbe ein, und so erfolgte denn seitens der Reichsregierung die Bewilligung von 200,000 Mark für die officielle Beschickung der Ausstellung in Sidney. Ueber 700 deutsche Aussteller betheiligten sich an derselben, und trotz der Kürze der Zeit, welche ihnen bis zur Absendung ihrer Producte verblieben war, haben sie doch so Vorzügliches geleistet, daß der zum Reichscommissar für die australische Weltausstellung ernannte Geheime Rath Reuleaux, dessen hartes Urtheil über Deutschlands Industrie-Erzeugnisse auf der Weltausstellung von Philadelphia noch nicht vergessen ist, melden konnte: „Die Scharte von Philadelphia ist ausgewetzt."

Auch den politischen und Handelsverhältnissen auf den Samoa- oder Schifferinseln schenkte der Centralverein ein reges Interesse, wozu er besonders durch die Berichte veranlaßt wurde, welche ihm seine Mitglieder Capitain zur See Freiherr von Schleinitz, Capitain-Lieutenant Darmer und Andere, sowie auch der Zweigverein Sidney über jene ferne Inselgruppe zugehen ließen. Auf Grund dieser Berichte, welche sich in den Vereinsschriften veröffentlicht finden, glaubte er die patriotische Pflicht zu haben, für Erhaltung der Godeffroy'schen Plantagenunternehmungen auf den

* Wir weisen die Aufmerksamkeit unserer Leser auf vorstehenden Passus ganz besonders hin. Möchten sie, im Fall der Eine oder der Andere einmal über Auswanderungs-Angelegenheiten Auskunft zu haben wünscht, das genannte Bureau direct, statt auf dem Wege unserer Vermittlung interpelliren! Uns und ihnen wird damit Zeit gespart werden.

D. Red.

Digitized by Google

Südsee-Inseln eintreten zu müssen und unterstützte mit allem Nachdruck die darauf hinzielende Regierungsvorlage, die sogenannte Samoavorlage, welche dem diesjährigen Reichstage zur Berathung vorlag. Selbst die Ablehnung derselben seitens des Reichstages hat ihn durchaus nicht entmuthigt; er wird sein Ziel, Deutschlands Handelsbeziehungen zu den Südsee-Inseln und dem australischen Festlande zu sichern und zu erweitern, unbeirrt verfolgen und hat begründete Hoffnung, daß diesem reinpatriotischen Streben die Anerkennung und Betheiligung der Nation für die Dauer nicht vorenthalten bleiben werde,

Einen schätzenswerthen Dienst leistet der Centralverein dem deutschen Handel durch Herausgabe der Wochenschrift „Export", indem er in derselben die Originalcorrespondenzen von auswärtigen Mitgliedern über die mercantilen Verhältnisse des Auslandes veröffentlicht; daneben widmet er aber auch im genannten Blatte der Auswanderung und Colonisation die nöthige Aufmerksamkeit in Uebereinstimmung mit seinem weiter oben mitgetheilten Programm.

Daß sich gerade in Südbrasilien die meisten Zweigvereine gebildet haben, läßt darauf schließen, daß die dortigen deutschen Colonisten die Bestrebungen des Centralvereins zu würdigen wissen und nach Kräften zu fördern Willens sind. Sie haben freilich oft genug in völliger Uebereinstimmung mit den officiellen Berichten der dortigen deutschen Consulate Zeugniß abgelegt von ihrem Wohlergehen, aber es bisher nicht vermocht, den Widerstand zu brechen, welcher der deutschen Colonisation in Südbrasilien sowohl amtlich, wie von Seiten des Publicums hier in ihrer Heimath bereitet wird. Dies hoffen sie jetzt mit Hülfe des Centralvereins zu erreichen, dem sie eine hierauf bezügliche an den deutschen Reichstag gerichtetete Petition zur Uebermittelung an letzteren übersenden werden. Es ist nicht zu leugnen, daß von der brasilianischen Regierung viel, unendlich viel auf dem Gebiete der Colonisation gesündigt worden, und gerade der Centralverein ist eifrig bestrebt, mit unnachsichtlicher Härte diese Fehler aufzudecken, aber desto mehr wird er für jene urkräftige deutsche Colonisation in Südbrasilien eintreten, welche trotz der Seitens des Staates begangenen Fehler sich zu so hoher Blüthe entwickelt hat und gerade für Deutschlands Handel außerordentlich wichtig geworden ist. Während unsere Volkswirthschaftslehrer die Auswanderung von Deutschen nach den Vereinigten Staaten als einen Totalverlust an unserem Nationalvermögen beklagen, pflegen die nach Ländern romanischer Zunge auswandernden Deutschen Sprache und Sitte der Heimath zu bewahren und Pioniere für deutschen Handel und deutsche Cultur zu werden; wenigstens war dies in Südbrasilien der Fall, wo mit Hülfe der deutschen Colonisation der englische und französische Handel aus dem Felde geschlagen wurde und der deutsche Handel sich eine dominirende Stellung errungen hat. Es liegt dies in der Natur der Sache. Dem überaus praktischen und thätigen Yankee gegenüber ist der schwerfälligere Deutsche — wenigstens auf dem Gebiete des Handels und der Industrie — der Lernende, den romanischen Stämmen Südamerikas gegenüber aber ist er der Lehrende, der Ueberlegene, und die größeren Unterschiede in Sprache und Sitte schließen dort sein Aufgehen im einheimischen Element, den Verlust seiner deutschen Eigenart, den wir an unsern Landsleuten in Nordamerika so tief beklagen, aus.

Was bisher der deutschen Colonisation in Südbrasilien gefehlt hat, das ist eine planmäßige Leitung derselben und ein unausgesetzter Zufluß neuer Arbeitskräfte aus Deutschland. Diese in völliger Unabhängigkeit von der brasilianischen Regierung zu erzielen, wird das Bestreben des Centralvereins und seiner südbrasilianischen Zweigvereine sein, welche letztere insofern der Auswanderung nach dort bereits einen großen Dienst leisten, als sie den Ankömmlingen mit Rath und That zur Seite stehen, damit sie nicht in die Hände eigensüchtiger Speculanten, die es dort wie überall giebt, fallen, sondern wohl untergebracht werden. Auch sind jene Vereine beschäftigt, durch Aussendung von Fragebogen an deutsche Ansiedler eine möglichst eingehende und genaue Statistik zu gewinnen, um demnächst mit der Logik der Zahlen zu beweisen, was deutscher Fleiß in jenem gesegneten Himmelsstriche zu erreichen im Stande ist.

Selstverständlich wird sich die Thätigkeit des Centralvereins auf dem Gebiete der Colonisation nicht ausschließlich auf Südbrasilien erstrecken, sondern er wird auch andere geeignete Länder berücksichtigen, besonders die im Stromgebiete des La Plata liegenden; doch glaubte er seine Aufgabe gerade dort beginnen zu sollen, wo bereits starke deutsche Gemeinwesen vorhanden waren und sich erfreulich entwickeln, obgleich ihnen bisher nicht die mindeste Theilnahme vom Stammlande zugewendet wurde.

Angesichts des zunehmenden internationalen Verkehrs und der Erweiterung von Deutschlands Handels- und Colonisationsinteressen im Auslande hat der Verein schon häufig Veranlassung genommen, die Nothwendigkeit des Abschlusses von Consularverträgen mit überseeischen Staaten und die Vermehrung der deutschen Berufsconsulate daselbst zu betonen; er wird, soweit überhaupt ein Privatverein derartige der Competenz des Staates unterstellte Angelegenheiten zu fördern vermag, durch Wort und Schrift dafür thätig sein.

Noch haben wir zu erwähnen, daß es dem Centralverein bereits gelungen ist, zu einer Bibliothek und einem handelsgeographischen Museum einen erfreulichen Grund zu legen.

Die deutsche Presse ist dem Berliner „Centralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande" durchaus freundlich begegnet und hat dessen Bedeutung für die wirthschaftliche Wohlfahrt des Vaterlandes unumwunden anerkannt. Und in der That — es ist aller Grund zu der Hoffnung vorhanden, man werde mit Hülfe der in allen Theilen der Erde lebenden Vereinsmitglieder im Laufe der Zeit ein Institut schaffen, welches für die Entwickelung unseres Geschäftsverkehrs mit fremden Völkern von hoher Bedeutung sein wird. **Alfred Waeldler.**

Wild-, Wald- und Waidmannsbilder.

Von Guido Hammer.

Nr. 46. Eine Gemsjagd.

Sonnenklar strahlte ein reifkalter Spätoctobermorgen über die Berge herein — irre ich nicht, war's gerade am Tage St. Galli, als der Herzog Ernst der Zweite von Sachsen-Coburg-Gotha, der rastlose Jäger, in seinen ausgedehnten wildreichen Revieren der Hinterriß in Tirol die erste Treibjagd des Jahres auf Gemsen abhielt. Nach frühzeitig erfolgtem Aufstieg in die Berge bis hinauf zu den Schroffen der Hochalpen, wo die Jagd abgehalten werden sollte, waren die Schützen endlich an ihrem Bestimmungsorte angekommen, vom diensthuenden Wildmeister bald angestellt, und zwar so, daß der gezwungene Wechsel, den die Gemsen vor den Treibern nothwendig annehmen mußten, an erster Stelle vom hohen Jagdherrn selbst, ihm zur Seite aber durch den Prinzen Leiningen und den Grafen Erbach-Erbach besetzt ward. Weiter unten hingegen, am Fuße einer gerölligen Halde und dicht vor einer Latschendickung, hatten Mr. Barnard, der damalige englische Gesandte am Coburger Hofe, Freund Gerstäcker und meine Wenigkeit ihre Stände angewiesen bekommen. Nachdem hiernach das Signal, der sogenannte Hebschuß, zum Ablaufen für die in stundenweitem Umkreise harrenden Treiber gegeben worden war, schlug mir, dem Neuling in dieser Art Jagd, denn doch das Herz merklich heftiger; regte mich doch die Hoffnung auf möglichen, mir gewünschten „guten Anblick" und dabei anzubringenden erfolgreichen Schuß nicht wenig auf. Um so vorsichtiger und strenger nahm ich Alles in Obacht, um ja nicht durch eine etwa jählings über mich kommende Ueberraschung außer Fassung gebracht und gar vom Jagdfieber ergriffen zu werden. Darum stand ich denn regungslos wie aus Stein gemeißelt, nur des Auges unmerkliche Bewegung zum Umblick nach allen Richtungen hin nicht hemmend, und wartete so in der mich umgebenden lautlosen Gebirgseinsamkeit mit Spannung der Dinge, die da kommen sollten.

Dabei mochte wohl schon gut eine volle Stunde vergangen sein; inzwischen hatte auch nicht ein einziger Ton das lauschende Ohr berührt, aus dem man die Annäherung von Wild oder Treibern hätte schließen können; kein Zeichen bekundete dem bis zur Ueberreizung auspähenden Auge auch nur das Geringste vom Gange der zu erhoffenden Jagd — da, endlich, an einer fernen, mir

Digitized by Google

gegenüber gelegenen, jäh abstürzenden Wand erschien plötzlich ein am schwindelnden Hange sich fortbewegendes Pünktchen, das für eine Gemse halten zu dürfen ich meiner aufgeregten Phantasie gern verwilligte, besonders da ihm in einiger Entfernung ein gleiches Etwas folgte. Als aber in ganz gemessenen Abständen dieselbe Erscheinung sich wiederholte und so zuletzt eine Kette lebendiger Punkte bildete, da muthmaßte ich, wie es sich später auch als richtig herausstellte, daß es die Linie der Treiberleute sein möchte, die in für mich geradezu unbegreiflicher Weise, am schaurigen Gesenke ihren Weg hinnahmen. Indeß zerbrach ich mir hierüber nicht weiter den Kopf, hatte doch der Leben bietende Anblick wahrhaft erlösend auf mich gewirkt und den Bann, der ob der langen, vergeblichen Erwartung schon recht drückend auf mir gelastet, mit einem Male gebrochen; froh und frei darüber aufathmend, fühlte ich, wie sich im Nu alle meine Lebensgeister wieder zu neuer Hoffnung anfrischten. In dieser bekümmerte es mich denn auch durchaus nicht, daß die lebendigen Colonnen wieder hinter vorspringenden Gebirgsmassen verschwanden, wenigstens konnte ich mir nun aus dem Erspähten schon leichter ein Bild vom Getriebe der mir so neuartigen Jagd schaffen, ein Umstand, der mich meinen aufmerkenden Blick nun auch nicht mehr, wie erst, allzu sehr in's Unbestimmte hinaus richten ließ.

Wiederum war geraume Zeit verflossen, in welcher all mein Denken in erneuerter Erwartung sich gipfelte, als ein Ton an mein Ohr schlug, welcher mich mit freudigem Bangen erfüllte

Gemsen auf der Flucht.

Nach der Natur aufgenommen von Guido Hammer.

glich er doch genau dem mir von Gebirgsjägern als Warnzeichen der Wachtgemsen bezeichneten. Ich mußte also eine Gefahr witternde Gemse in der Nähe vermuthen. Und in der That hatte ich richtig geschlossen; denn nicht lange nach nochmaliger Wiederholung des gleichen Lautes fiel der erste dröhnende, die tiefe Stille weithin durchhallende Schuß vom Stande des Herzogs aus, dem rasch hinter einander noch vier Schüsse folgten, sodaß das knatternde Echo in dem vielfach zerrissenen Gelüft unserer Umgebung kein Ende nehmen wollte.

Wenige Minuten darauf aber bot sich mir ein Anblick dar, der mich beinahe vergessen ließ, daß ich selber mit der Büchse in der Hand dastand; so sehr ward davon vor Allem mein Maleraug in Anspruch genommen. Und dies konnte — leider! muß ich hinzufügen — auch ohne Eintrag für den Jäger in mir geschehen; denn die in vollster Flucht daherstürmenden Gemsen, die eben dem Herzog angelaufen und von ihm und seinen beiden Nebenschützen beschossen worden waren, bogen, ehe sie uns Unterstehenden auf Schußweite nahe gekommen, ab, dabei seitwärts eine kleine grasige mit Steintrümmern übersäete Blöße überfliehend, und strebten wieder der Höhe zu, wobei sie denn abermals in's Feuer der dort verbliebenen fürstlichen Schützen kamen. Offenbar scheute das geängstigte Wild die weitere Tiefe, in welcher unser Kleeblatt verloren Posto gefaßt.

Diesmal ward ich Augenzeuge der unmittelbaren Wirkung des Feuers. Da ich jede Aussicht auf einen anzubringenden Schuß aufgeben mußte, war ich nur noch bestrebt, das mir so interessante Alpenwild möglichst lange im Auge zu behalten. Zu diesem Zweck umsprang ich behend eine mir die Aussicht versperrende, weit vorschneidende Felsenkante und konnte so denn auch wirklich die unvergleichliche Flucht der unaufhaltsam Emporstürmenden weithin verfolgen und mit ansehen, wie eben ein stattlicher Bock aus der Mitte des Rudels die Kugel empfing. Davon augenblicklich zum Tode verwundet, stürzte das edle Thier rücklings zusammen und kopfüber in die jähe Tiefe.

Die anderen Flüchtigen aber, denen noch mehrere Schüsse, doch ohne sichtbaren Erfolg, nachgesandt wurden, flohen nun in verdoppelt beschleunigter Hast über das angenommene zerklüftete Terrain dahin. Mit unglaublichen Sätzen überfielen hierbei die auf's Aeußerste Erschreckten die ihren Pfad kreuzenden gähnenden Risse und Schlünde, sodaß die stahlgesehnten Springer wie im Fluge über das starre Geklipp und auf kaum handbreit erscheinenden Simsen der senkrecht absturzenden Felsenwände hineilten, um ihre schützenden, für Menschen unzugänglichen Stände in den himmelanstrebenden Jochen zu gewinnen. Dabei hörte man noch lange hinterher, als bereits das letzte Stück außer Sicht gekommen, das durch die eisenharten Schalen der Entschwundenen losgetretene lockere Gestein zur unabsehbaren Tiefe poltern.

Darauf aber folgte lautlose Ruhe — tiefes Grabesschweigen lag wieder ringsum über dem weiten, weiten Gebirge, als berge es auch nicht ein lebendes Wesen mehr in sich. Doch bald schwand diese Täuschung. Der in Alles eingreifende Mensch störte von Neuem die hehre Naturstimmung; aus dem Lärmen der beendeten Jagd erscholl nun das Abrufen der Schützen von ihren Ständen, und in das Juchzen und Jägergeschrei aus den Reihen der Treiber und des anderen Trosses mischte sich der frohe Jubel der glücklichen Schützen. Heitere, lustige Lebendigkeit trat überall an die Stelle der kaum entflohenen Todtenstille.

Als das ganze laute Jagdvölkchen zum Sammelorte gekommen, ergab es sich, wie viel der Beute errungen worden war; sie betrug im Ganzen immerhin fünf Gemsen. Vier Stück davon wurden von den herzukommenden Treibern sofort zur Stelle gebracht und gestreckt, während der zuletzt geschossene Bock, den ich abstürzen sah, erst noch von dem ihm nachgestiegenen Jäger heraufgebracht werden mußte. Die glücklichen Erleger des gefällten Wildes aber waren der waidgerechte, selten fehlende Herzog — mit drei Böcken, den eben zur Tiefe gefallenen mit inbegriffen — sowie der Prinz und der Graf, die je eine Gemse geschossen hatten. Außerdem waren noch mehrere Stück als angeschossen angesagt, auf deren Schweißspuren die geübtesten Jäger nun noch nachzogen.

Jetzt ward zum Abstieg verschritten. Bald erreichte die Jagdgesellschaft nebst dem ganzen nachfolgenden Troß eine verlassene Alm, auf deren noch saftig grüner Matte ein Pürschhaus stand; hier war bereits für den Herzog und seine Gäste ein schmackhaftes Mahl, aus Gems- und anderm Wildbraten nebst Tiroler Wein bestehend, vorbereitet und wurde von uns Allen in heiterster Laune und mit nicht wenig geschärfter Eßlust eingenommen. Dabei umstanden die Jäger und Treiber in malerischen Gruppen das Jagdhäuschen, an dessen vorgreifender Dachrinne einstweilen die erbeuteten Gemsen vermittelst ihrer Krickeln aufgehangen worden waren. Die wetterharten Männer genossen ebenfalls in ausgelassener Frohheit den ihnen gebotenen Imbiß. Nach dieser allgemeinen Stärkung ging's dann unverweilt weiter bergein, hinab bis zum Thale, wo im hirschgeweihgeschmückten Saale des reizend gelegenen herzoglichen Jagdschlosses das Diner unser wartete.

Dieses Diner aber, welches durch die Betheiligung der geistvollen und anmuthigen Frau Herzogin verschönt wurde, gab dem so genußreich verlaufenen Jagdtage erst die rechte Weihe.

Und in unverlöschlicher Erinnerung an jene schönen Stunden, die mir bei meinem neuesten Besuche der Hinterriß im letztvergangenen Sommer wieder in lebendiger Frische vor die Seele traten, ist es mir ein wahres Herzensbedürfniß, an dieser Stelle schließlich noch dem ritterlichsten Alpenjäger, der mir so Herrliches geboten, in Dankbarkeit und mit ehrerbietigstem Gruß ein herzliches, bestgemeintes Waidmanns-Heil! zuzurufen.

Goethe und Friederike von Sessenheim.

Ein neues Streiflicht auf Goethe's Jugendliebe.

Das berühmte „Goethe-Idyll von Sessenheim" ist jetzt nach länger als hundert Jahren zu einer Art von beruhigendem Abschluß gelangt. Aus den Erträgen der unseren Lesern bekannten Sammlungen ist der „Friederiken-Ruh" genannte Hügel dort angekauft und bereits zu einer bleibenden Gedächtnißstätte geweiht worden. Seitdem Goethe die Welt in seiner Selbstbiographie mit der theilweisen Enthüllung seines Sessenheimer Liebesidylls überraschte, haben sich die Gemüther nicht wieder von dem eigenthümlich bannenden Zauber desselben abzuwenden vermocht. Man erkannte den Einfluß auf seine Dichtung und deren rührendste Frauengestalten; das Dörfchen Sessenheim wurde ein Wallfahrtsort der Schwärmer und Literarhistoriker; es entstand der Friederiken-Cultus und die Friederiken-Forschung, und es sammelte sich im Laufe der Jahrzehnte eine besondere Friederiken-Literatur, die noch immer nicht zur Ruhe kommen will. Wohlwollende Moralisten beseufzten, zelotische Anschwärzer des Genius verleumdeten und verdammten, feinfühlende Poeten und Aesthetiker vertheidigten den Dichter. Ihn hier von einem sittlichen und humanen Standpunkte aus zu rechtfertigen wird jedoch nicht möglich sein und wäre auch nicht pietätvoll, dem eigenen reuevollen Bekenntniß seines hochreifen Lebensalters gegenüber. Für uns steht es fest, daß das einfache Landmädchen mit ihrer gläubigen Hingebung und stummen Entsagung in dieser Herzenstragödie größer dasteht, als der gewaltige Heros.

Wenn es gewiß ist, daß er der Nation kein „Gretchen" gegeben hätte ohne das Schmerzensbild Friederikens in seiner Brust, so bleibt es doch ein peinliches Gefühl, daß er selbst diesen Schmerz verschuldet und vernichtendes Wehe untilgbar in den glücklichen Frieden des harmlosen Kindes geworfen hat. Diesen Flecken wäscht keine Bewunderung seiner Größe aus der Geschichte seines Lebens hinweg. Immerhin aber hat man es mit einem Goethe zu thun, an den man unbedingt keine alltäglichen Maßstäbe legen darf. Was er selber nach so langer Zeit über seine Beweggründe mitgetheilt hat oder durchschimmern läßt, giebt im Hinblicke namentlich auf die Schnelligkeit seines Gefühlswandels keine befriedigende Erklärung. Die Lichtung des halbdunkeln Vorganges ist ein Problem der Seelenkunde, eine Aufgabe der Goethe Biographen geblieben. Die Einen sagen, Friederike sei ihm an Bildung nicht ebenbürtig gewesen, und er habe auch keine Möglichkeit gesehen, die einfache Pfarrerstochter in das Patricierhaus seines Vaters zu führen. Andere wiederum führen den Schritt auf eine frühe Erkenntniß seiner Mission zurück und spenden ihm Lob, daß er nicht durch einen vorzeitigen Herzensbund den freien Aufflug seines Genius gelähmt habe. Dies Alles läßt sich hören, aber es bleiben doch Fragen übrig, welche damit nicht gelöst sind, wenn man dem ritterlichen und auf hohe Ziele gerichteten Dichterjüngling nicht die leere Gewissenlosigkeit eines gewöhnlichen Leichtfußes beimessen will. Von besonderem Interesse wird daher der Versuch einer zum Theil neuen Erklärung sein, die uns einleuchtender als alle bisherigen erscheint, da sie ihre Gründe aus der ganzen Natur der Goethe'schen Charakteranlage und aus dem Gesammtwesen seines Genius schöpft. In dem augenblicklich im Erscheinen begriffenen letzten Bande von K. Biedermann's hervorragendem und anerkanntem Werke „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert", welches wir hiermit der allgemeinen Beachtung warm empfehlen, findet sich auch eine auf den Sessenheimer Jugendtraum bezügliche Ausführung, die uns der Verfasser im Voraus und in Rücksicht auf die jüngst in Sessenheim stattgehabte Feier zum Abdruck freundlichst überlassen hat.

Nachdem Biedermann den Unterschied zwischen den früheren knabenhaften Liebeleien des jungen Goethe und der mit voller Gewalt ihn ergreifenden Liebe zu Friederike dargelegt hat, fährt er fort:

„Und dennoch barg auch dieses so reizende Verhältniß den Keim der Wiederauflösung schon vom Anfange an in sich. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir es mit einem Dichter zu thun haben, und zwar mit einem jener besonderen Art, wie Goethe war, dem nach Anlage und Gewöhnung Dichtung und Leben in gewissem Sinne in einander flossen. Wie es in Goethe's Natur lag, seine Dichtung aus seinem Inneren herauszuspinnen (‚in seinen Busen greifen', nennt er es), ein Stück eigenen Lebens durch

Digitized by Google

einen Act der Selbstentäußerung in ein Gedicht, in ein Kunstwerk zu verwandeln, so gestaltet sich ihm auch das, was er erlebt, in seiner Auffassung und Empfindung leicht mehr oder weniger zu einer Art von poetischer Illusion. Nicht, als ob er nicht, was an ihn herantrat, Freude und Schmerz, Liebe und Freundschaft, wahrhaft und warm empfunden hätte, aber er empfand es doch nicht ganz so wie gewöhnliche Menschen.

Der Strom seines Empfindens ging gleichsam nicht direct von der Außenwelt zum Herzen, sondern erst durch das brechende Medium der Einbildungskraft hindurch. Dadurch erhielten seine Empfindungen vielleicht für den Augenblick eine gesteigerte Intensität, aber sie übten auf ihn nicht jene unmittelbar zwingende und fesselnde Macht, wie das bei Naturen von einfacherer Structur der Fall zu sein pflegt; sie nahmen nicht sein ganzes Wesen ein und hielten es fest, sondern sie traten hervor und schwanden, sie erglänzten und verblaßten, je nachdem der Strahl seiner dichterischen Phantasie entweder voll auf sie fiel, oder von ihnen abgleitend nach anderen Seiten sich lenkte.

Dichternaturen wie Goethe sind ganz geschaffen für ein Leben voll anmuthig wechselnder, mannigfaltig gestalteter Liebesepisoden, deren jede ein dichterisches Erlebniß oder ein erlebtes Gedicht darstellt, dagegen wenig oder gar nicht für ein dauerndes Verhältniß, in welchem die Realität des menschlichen und des bürgerlichen Daseins mit seinen Anforderungen an Arbeit oder Entsagung, seinen Sorgen, ja auch einem gewissen unvermeidlichen und selbst nothwendigen Einerlei und Gleichmaß der Stimmungen und Empfindungen ihr Recht behauptet.

Nichts zeigt deutlicher die Grundverschiedenheit der Naturen unserer beiden größten Dichter, Goethe's und Schiller's, als ihr so ganz verschiedenes Verhalten in Sachen der Liebe und der Ehe. Schiller hatte sehr zeitig den Drang nach einem festen Lebensverhältniß und ging denn auch nach einigen mißglückten Anläufen dazu und einigen flüchtigen Neigungen, bei denen er in der Wahl des Gegenstandes irrte, schon ziemlich früh ein solches ein mit einem ihm ebenbürtigen, ihn geistig und gemüthlich befriedigenden weiblichen Wesen. Goethe durchlief eine Reihe der anmuthigsten Liebesverhältnisse — von seiner frühesten Jugend an bis in sein höchstes Alter, von Gretchen, Käthchen und Friederike bis zu Minna Herzlieb, aber zu einem Lebensglück in der Ehe brachte er es nicht. — — —

Ihn selbst, den jugendlichen Dichter, überkam schon bald das peinliche Gefühl, daß dieses ganze rührende Sessenheimer Erlebniß doch nur ein schönes Spiel, kein ernsterer Bund für's Leben sei. Jener Traum, in der Nacht nach dem Verlöbniß, wo Goethen die Straßburger Tanzmeisterstochter erscheint (die ihn geliebt hatte) und wo diese den Fluch, den sie einst über seine Lippen gesprochen, jetzt auf diejenige ausgießt, um deren willen Goethe diesem Fluche getrotzt — dieser Traum ist nur wie ein symbolisches Bild der Reue, die Goethe im Stillen darüber empfand, daß er ein liebendes Wesen an sich gekettet, trotz der geheimen Vorempfindung, daß er selbst sich nicht an sie dauernd werde ketten wollen. Dann folgen jene Aeußerungen in Goethe's Briefe an seinen Freund Salzmann (bei einem Besuche in Sessenheim), wo er von dem ‚bösen Gewissen' spricht, ‚das mit ihm herumgehe'. Genug, sein leidenschaftliches Verhältniß zu Friederike ‚fängt an, ihn zu ängstigen'. — — —

Obschon er auf diese ‚schmeichelnde Leidenschaft' bereits ‚ganz verständig Verzicht gethan', kann er sie dennoch ‚noch nicht loslassen'; er ‚ergötzt sich an der lieblichen Gewohnheit', und ‚wenn die Gegenwart Friederikens ihn ängstigt, so weiß er doch nichts Angenehmeres, als abwesend an sie zu denken und sich mit ihr zu unterhalten'. Er kommt seltener hinaus nach Sessenheim, aber ‚ihre Briefe wechseln desto lebhafter', und ‚er kann sich in solchen Augenblicken ganz eigentlich über die Zukunft verblenden'.

So kam die letzte Begegnung und dann die Trennung heran. ‚Es waren peinliche Tage,' schreibt Goethe. ‚Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Muthe.'

So rasch gab ihn jedoch das Bild der verlassenen Geliebten nicht los. Von Frankfurt aus sandte er ihr einen schriftlichen Abschied. Beim persönlichen Scheiden war unausgesprochen geblieben, ob es eine Trennung nur für kurze Zeit oder für immer sein solle. Er selbst war sich wohl des Letzteren bewußt; Friederike scheint es wenigstens geahnt zu haben. Die Antwort, die er jetzt von ihr erhielt, ‚zerriß ihm das Herz'. ‚Es war dieselbe Hand,' schreibt er, ‚derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, an mir herangebildet hatten. Nun erst fühlte ich den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und, was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eigenes Unrecht nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen; Aennchen hatte mich verlassen; hier war ich zum ersten Male schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düsteren Reue, bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe, höchst peinlich, ja unerträglich.'

Seine dichterische Phantasie stellte ihm jetzt alle Reize des nun abgebrochenen Verhältnisses, zugleich alle Schmerzen der von ihm Verlassenen auf das Lebhafteste vor, jedoch ohne daß ihm der Gedanke kam, jenes wieder anzuknüpfen und die Schmerzen zu lindern. Alles, was er that, war, an sich eine Heilung und gleichsam Entsündigung zu vollziehen durch eine ‚poetische Beichte', um ‚durch die selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden'. Die beiden Marien, erzählt er, im ‚Götz' und im ‚Clavigo' (und, setzen wir hinzu, noch mehr vielleicht das Gretchen im ‚Faust'), sowie die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wohl Resultate solcher reuigen Betrachtungen gewesen sein.

Nach dem Erscheinen des ‚Götz' schrieb Goethe an Salzmann, dem er ein Exemplar dieses Dramas gesandt hatte: ‚Wenn Sie das Exemplar von „Berlichingen" noch haben, so schicken Sie es nach Sessenheim unter Aufschrift: „An Mfll. . . ." ohne Vornamen. Die arme Friederike wird sich einigermaßen getröstet finden, wenn der Ungetreue (Weislingen) vergiftet wird.' Das war, zumal bei der so kurzen Zeit, die erst seit dem Bruche mit Friederike verflossen, ein fast zu grausamer Scherz, aber es bezeugt auf's Neue, daß Goethe Friederike weit mehr mit der Phantasie als mit dem Herzen geliebt hatte."

So weit das Biedermann'sche Buch! Das Idyll von Sessenheim hatte noch ein Nachspiel, über welches ebenfalls Goethe selbst berichtet, und zwar mit all der in sich gefaßten Ruhe (nicht mit Unrecht hat man es auch wohl Kälte genannt), die er schon so bald nach seiner stürmerischen Jugend sich immer mehr aneignete. Als Goethe bei Gelegenheit der Schweizerreise, die er 1779 mit dem jungen Herzog Karl August unternahm, von Straßburg aus in dem wohlbekannten Sessenheimer Pfarrhause eingekehrt war, schrieb er seiner Freundin, Frau von Stein:

„Die zweite Tochter hatte mich ehemals geliebt, schöner, als ich's verdiente, und mehr als andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe. Ich mußte sie in einem Augenblicke verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete. Sie ging leise darüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch übrig blieb, betrug sich allerliebst mit so viel herzlicher Freundschaft, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jene Laube, und da mußt' ich sitzen, und so war's gut . . . Die Alten waren treuherzig. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, sodaß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann."

Und so möge denn auch die Einweihung der neuerrichteten „Friederiken-Ruh" ein Act der Versöhnung sein zwischen dem Andenken an den großen Dichter, der mit seinem reichen Geiste so Bedeutendes und Nachhaltiges geschaffen, und dem an die liebliche Friederike, deren Seelenruhe und Lebensglück durch die Berührung dieses jungen Olympiers allerdings rettungslos zerstört ward, wenn auch sie selbst großmüthig und willensstark genug war, ihn dies nicht fühlen, ja kaum merken zu lassen.*

* Der Verlauf der in dem obigen Artikel erwähnten, am Nachmittag des 18. Juli stattgehabten Einweihung ist, den uns zugegangenen Berichten zufolge, ein ebenso erfreulicher wie erhebender gewesen. Von Straßburg aus führte ein Extrazug Hunderte von Theilnehmern herbei, die auf dem Sessenheimer Bahnhof mit Ansprache und Gesang empfangen wurden und durch das Gedränge der aus der näheren Umgebung herbeigeströmten Schaaren kaum zum Festplatze gelangen konnten. Nachdem hier der akademische Gesangverein das „Erwache, Friederike!", componirt von Jakobsthal, vorgetragen, folgte die Festrede und die Uebergabe der Friederiken-Laube an Sessenheim. Der Bürgermeister nahm die Schenkung mit dem Versprechen treuer Pflege und Ueberwachung des Adoptivkindes dankend entgegen, und der Chor intonirte sein „Seht die Stätte — die geweihte!" Mit einem Hoch auf das reichbegabte schöne Elsaß schloß die eigentliche Feier. — Was folgte, war ein zwangloses Gelage im schattigen Baumgarten der „Krone". D. Red.

Blätter und Blüthen.

Noch einmal „Frauen und Mädchen als Gärtnerinnen". Zu diesem Thema geht uns vom Vorstand des „Lette-Vereins" in Berlin folgende Zuschrift zu:

„Der unterzeichnete Vorstand des Lette-Vereins hat mit Dank und lebhaftem Interesse von dem in Nr. 32 der ‚Gartenlaube' enthaltenen Aufsatze ‚Frauen und Mädchen als Gärtnerinnen' von H. Jäger Kenntniß genommen. Wir hätten zu den darin geäußerten Ansichten des Herrn Verfassers Mancherlei zu bemerken und möchten namentlich darauf hinweisen, daß der von ihm wahrgenommene unvertilgbare Fehler der Frauenarbeit, ‚das Bedürfniß nach Unterhaltung', doch wohl nur bei ungebildeten Frauen hervortritt; die Erfahrungen, welche wir an gebildeten Frauen gemacht, führen zu einem anderen Ergebniß. Wir wollen indeß eine Polemik nicht eröffnen, sondern anerkennen mit Dank die freundliche Absicht des rühmlich bekannten Herrn Verfassers und stimmen ihm vollständig bei, wenn er die Kunstgärtnerei als einen für Frauen sehr geeigneten Beruf erklärt.

Auch im Lette-Verein ist diese Ansicht schon seit Jahren vorherrschend, und wiederholt ist bei uns die Ausbildung von ‚Kunstgärtnerinnen' als Berathungsgegenstand für unsere Sitzungen auf die Tagesordnung gesetzt worden; wiederholt haben wir mit Autoritäten auf diesem Gebiete über die Frage verhandelt. Der verstorbene Gartendirector Meyer hierselbst, der Kunstgärtner und Baumschulbesitzer Späth und Andere haben uns stets ihrer warmen Theilnahme für die Angelegenheit versichert. Wenn der Lette-Verein noch keine ‚Versuchsanstalt' errichtet hat, wie Herr Jäger den Frauenvereinen vorschlägt, so unterblieb dies lediglich aus dem Grunde, weil wir bei den vielen Ansprüchen, die an uns gestellt werden, nicht im Stande waren, das für diesen Zweck erforderliche Grundstück in der Nähe der Stadt anzukaufen.

Fände sich ein Gönner und Freund unserer Bestrebungen und insbesondere der Ausbildung der Frauen für den Beruf der Gärtnerin, der uns nur ein Capital von 12,000 bis 15,000 Mark zur Verfügung stellte, so sind wir überzeugt, daß auch die städtischen Behörden uns ihre Unter-

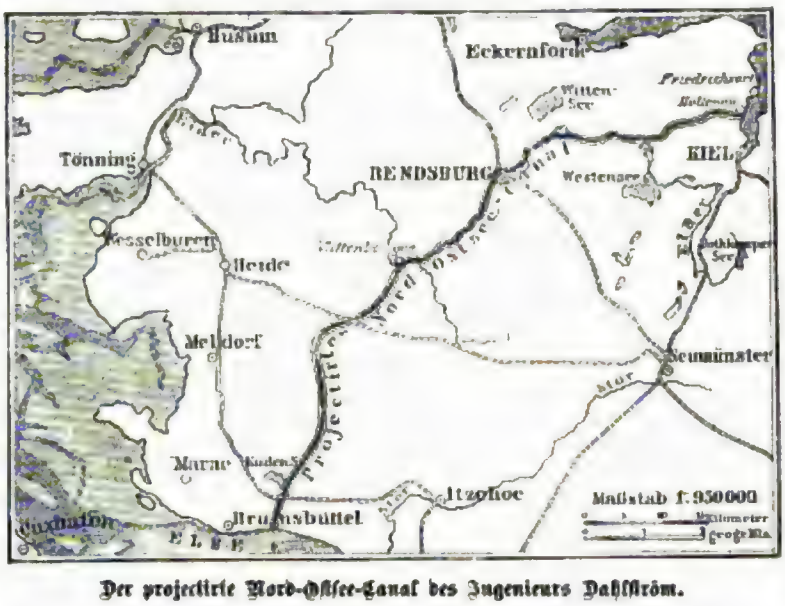
Digitized by Google

stützung leihen würden und daß es uns ebenso gelingen würde, eine Gärtnerinnenschule in's Leben zu rufen und zur Blüthe zu bringen, wie uns dies mit unserer Handelsschule, Zeichenschule, Gewerbeschule, Setzerinnenschule, Kochschule, Wasch- und Plättschule ꝛc. geglückt ist. Ob wir alsdann das praktische Erlernen nicht doch mit theoretischer Geschäftsbildung verbinden würden, darüber möchten wir für den Augenblick keine bindende Erklärung abgeben; zunächst handelt es sich darum, daß wir das Capital zum Ankauf des nöthigen Grund und Bodens für die Anstalt erhielten. Vielleicht erweckt diese Mittheilung in der ‚Gartenlaube' uns einen großmuthigen Helfer. Die Mühe und Arbeit, welche die neue Anstalt erforderte, würden wir zu den Sorgen für die alten gern übernehmen.

Der Vorstand des Lette-Vereins in Berlin."

Der Nord-Ostsee-Canal. Der schon vielfach erwogene Plan, die Nord- und Ostsee durch einen Canal zu verbinden, ist neuerdings wieder von dem Ingenieur Dahlström aufgenommen und ausführlich erläutert worden („Der Nord- und Ostsee-Canal als Durchstich mit Endschleußen ꝛc."), doch scheinen sich die Umstände auch jetzt nicht für die Ausführung viel günstiger zu gestalten als früher. Graf Moltke hatte (1873) im Reichstage geäußert:

„Wir bauen den Canal für Schweden und Rußland, für Amerika, Frankreich u. s. w. Nun kann man sagen, in diesem Falle würden diese Staaten sich auch an den Kosten der Anlage betheiligen. Vielleicht, meine Herren, aber dann würde dieser Canal ein internationaler, es würde dann auch der ganze militärische Nutzen verloren gehen; denn im Kriege würden wir den neutralen Canal gar nicht benutzen können, während wir noch im letzten Kriege sehr bedeutende Versendungen nach der Jahde bewirkt, selbst kleinere Kriegsschiffe durch den schon vorhandenen Eidercanal übergeführt haben. Ob der schon vorhandene Canal mit außerordentlich viel geringerer Summe sich nicht in besseren Zustand wird versetzen lassen, das will ich dahin gestellt sein lassen. — Was nun den militärischen Nutzen betrifft, so ist behauptet worden, daß wir durch den Canal die Möglichkeit gewönnen, die Flotte von einem Meer in das andere zu bringen, also in dem einen Meere doppelt so stark aufzutreten. Meine Herren, ganz richtig ist das auch nicht. Zunächst können wir in beiden Meeren engagirt sein. In einem Kriege mit Frankreich, dem Dänemark beiträte, können wir die Ostseeflotte in der Ostsee nicht entbehren. Allerdings könnten wir unter Umständen die Schiffe der Ostseeflotte in der Nordsee verwerthen, aber ich glaube, Schiffe wie den ‚Prinz Friedrich Karl' und den ‚König Wilhelm' können wir in der Ostsee gar nicht gebrauchen."



Der projectirte Nord-Ostsee-Canal des Ingenieurs Dahlström.

Der scharfsinnige Stratege schien inzwischen seine Ansicht modificirt zu haben. Zunächst weil jetzt in der kaiserlichen Marine mehr mittelgroße und kleinere Schiffe gebaut werden und man von Panzerkolossen zurückgekommen ist, sodaß unsere Flotte jetzt zum größten Theil in beiden deutschen Meeren verwendbar ist. Ferner soll jetzt nicht der Staat den Canal in der Hauptsache bauen, sondern nur die Mehrkosten tragen zu den Anforderungen militärischer Zwecke. Endlich ist seit 1873 die Kauffahrteimarine von Segelschiffen zu Dampfern übergegangen, die jetzt zumeist den Verkehr der Klein- und Küstenschifffahrt in der Nord- und Ostsee unterhalten. Und die Zukunft gehört den Dampfern, die bei ziemlicher Fahrgeschwindigkeit und geringem Kohlenverbrauch auch günstige Winde benutzen und werthvolle Güter expediren können, ohne die normalen Frachtsätze zu überschreiten. England thut das längst, während wir unsere Ein- und Ausfuhr durch Dampfer gegenwärtig nur zum kleinsten Theil selbst besorgen und unsere Küstenschifffahrt arg darniederliegt. Wir brauchen einen Wasserweg, welcher die ganze deutsche Küste verbindet und die ersten See- und Handelsstädte einander näher bringt.

Der Canal fängt bei Holtenau an der Ostsee an, geht über Knoop, Königsförde und Rendsburg bis Wittenbergen, mündet hier in den alten Eidercanal, der nahe bei Brunsbüttel in die Elbe führt, und ist im Ganzen etwa dreizehneinviertel Meile lang, das ist etwas über die Hälfte des Suezcanals. Um ihn auch für die deutschen Kriegsschiffe passirbar zu machen, wird er fünfzig Meter Wasserfläche breit, also mehr als die doppelte Breite des größten Kriegsschiffes, und sechseinhalb Meter tief sein. Diese Tiefe wird nöthigenfalls durch Endschleußen noch vergrößert werden können. Die Kosten sind auf fünfundsiebenzig Millionen Mark veranschlagt, zu denen der Staat etwa die Hälfte beiträgt, während die andere Hälfte in Actien beschafft werden soll, deren Dividende nach Anschlägen der Ertragsfähigkeit fünf Procent erreichen wird. Da der Bau des Suezcanals zehn Jahre in Anspruch genommen hat, so würde der Nord-Ostsee-Canal wohl in fünf Jahren ausgeführt werden können. Dies der Plan des Ingenieurs Dahlström.

Die Regierung dürfte aber nicht geneigt sein, den Plan zu fördern. Wie überhaupt Fluß- und Canalbau in Deutschland unter befremdlicher Gleichgültigkeit zu leiden hat, so hat auch dieser Plan in den maßgebenden Kreisen wenig Freunde. Als im letzten Winter der Verein für Canalwesen das Dahlström'sche Project discutirte, hat sich Feldmarschall Moltke nachdrücklich dagegen erklärt. Es ist also nicht anzunehmen, daß sobald andere Auffassungen sich geltend machen werden. Ohne staatlichen Beistand aber kann hier nichts ausgeführt werden.

Noten-Tonzeiger, erfunden von Organist Bartmuß in Bitterfeld. Leichter dürften die Tonstufen in der Notenschrift dem Nichtmusiker wohl nirgends klar gemacht werden können, als es mit Hülfe dieses Instrumentchens geschieht. Es besteht aus einer langen Pfeife, in der sich ein Stempel oder Pfropfen leicht auf und ab schieben läßt. Dieser Stempel erzeugt durch die Abgrenzung der in Schwingungen versetzten Luftsäule die Höhe und Tiefe der Töne; der Ton selbst entsteht dadurch, daß der das Instrument Benutzende die Pfeife vermittelst eines in dieselbe hineinführenden Schlauches anbläst. Mit der Verschiebung des Stempels ist ein Zeiger in Verbindung gesetzt, der in doppelter Weise die betreffende Note anzeigt, welche den durch die Stellung des Stempels von der Pfeife hervorgebrachten Ton auf dem Papiere markirt: einmal auf Notensystemen, die über einander stehen, um das Verhältniß der Höhe und Tiefe recht deutlich vor die Augen zu führen, sodann auf einem System, die Noten neben einander, wie sie der Sänger beim Singen vor sich liegen hat. Die gleichzeitige Beschäftigung des Auges und Ohres machen das Instrument zu einem vorzüglichen Anschauungsmittel; der Lernende erzeugt den Ton, bestimmt dessen Höhe und Tiefe durch das Versetzen des Stempels und findet an den Scalen die betreffende Note angezeigt. Der Ton des unter Patentschutz stehenden Noten-Tonzeigers ist weich und dient dem Sänger auch nach dieser Seite hin als Muster; der Preis des Instrumentchens, das wohl geeignet ist, den Chorgesangsdirigenten, Gesangs- und Schullehrern eine große Arbeit von den Schultern zu nehmen, und das hier deshalb empfohlen wird, ist ein geringer. Die Firma Edm. Stoll in Leipzig hat für Deutschland den Verlag desselben.

Die künstliche Herbeiführung des Regens. In einem Artikel des vorigen Jahrganges der „Gartenlaube" wurde (Seite 537) mitgetheilt, wie man beim Vorwalten gewisser Luftzustände durch eine einfache Veranstaltung den Himmel veranlassen kann, seine Schleußen zu öffnen. Wir wissen nicht, was das Genie des Menschen in dieser Richtung noch erreichen wird: vorläufig ist von einem bloßen auf rationellen Grundlagen beruhenden Projecte zu berichten, welches denselben Zweck verfolgt, wie das an genannter Stelle beschriebene Verfahren, nämlich in Zeiten anhaltender Trockenheit und Schwüle das Gleichgewicht der Luftschichten zu zerstören. Die Idee, deren Urheber der virginische General Ruggles ist, beabsichtigt, mittelst Luftballons mehr oder weniger beträchtliche Dynamitmassen in die Region der feuchten Strömungen zu führen und dann, sei es durch den elektrischen Funken, oder durch einen Zünder, der erst wirkt, wenn sie die höchste Steigung erreicht haben, die Explosion herbeizuführen. Es ist freilich die Frage, ob eine momentane Explosion so günstig wirken könne, wie der anhaltende heiße Luftstrom eines größeren Brandes, indessen versuchen ließe sich das Experiment ja wohl ohne erhebliche Schwierigkeiten und Kosten. Natürlich würde ein erfahrener Meteorologe zu Rathe gezogen werden müssen, um den geeignetsten Zeitpunkt abzupassen.

Kleiner Briefkasten.

Treue Verehrerin am schönen Rhein. Die bewußte Erzählung von Levin Schücking finden Sie in unserm Jahrgang 1858, Nr. 6 u. f.

N. N. in Schw. Das beste Mittel, Tintenflecke aus Stoffen aller Art zu bringen, besteht darin, daß man die befleckte Stelle ein bis anderthalb Tag in ungekochte Milch bringt.

Th. J. G. in Philadelphia. Der „Rettungs-Anker" (Philadelphia, Pennsylvania) mit dem Motto „Hoffe!" ist ein ebenso nichtswürdiges literarisches Machwerk, wie verwandte deutsche Bücher, nur daß er fast wörtlich aus einem der letzteren gestohlen ist. An der amerikanischen Herausgeberfirma „Deutsches Heil-Institut" beklagen wir am meisten den Mißbrauch des Wortes „deutsch" zur Empfehlung so unsauberer Lectüre.

C. in Hannover. In Bezug auf den Broihan-Streit verweisen wir Sie auf zahlreiche Zuschriften im Jahrgange 1878 und 1879 der Berliner Zeitschrift „Bär".

E. K—z. in Berlin. Hier die gewünschte Adresse: Theodor Kirchhoff, Office of M. Wunsch & Co. 206 Kearny Street N. E. Corner of Sutter. San Francisco.

J. H. in L., Kurland. Innigen Dank im Namen der Unglücklichen!

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

The Gardeners' Chronicle
A WEEKLY ILLUSTRATED JOURNAL OF HORTICULTURE AND ALLIED SUBJECTS
LONDON: SATURDAY, JANUARY 1, 1887

schönere Beziehung zu mir und kehrte so deutlich die Cousine — nur immer die Cousine — heraus, daß mir nichts anderes übrig blieb, als mit möglichster Ruhe, wenn auch mit heimlichem Verdruß, der Vetter zu bleiben, weiter nichts als der „Vetter".

Sie war nicht unfreundlich zu mir, o bewahre! Keine Cousine der Welt hätte liebenswürdiger sein können, aber sie vermied doch Alles, was an Vergangenes auch nur im Entferntesten erinnern konnte, und die Buchenlaube dort unten im Garten schien gar nicht mehr für sie zu existiren. Desto mehr für mich; ich saß halbe Nachmittage und des Abends zuweilen bis Mitternacht darinnen, und mitunter klopfte mein Herz zum Zerspringen, wenn in nächster Nähe ein duftiges weißes Kleid durch die Büsche schimmerte und eine anmuthige Stimme ein Liedchen trillerte. So recht aus der Seele klang es freilich nicht, und es schnitt mir in's Herz, wenn sich die zierliche Gestalt, die ich bereits in die Laube treten sah, kurz abwendete, um in einem der schattigen Wege zu verschwinden.

Onkel und Tante betrachteten mich sorgenvoll; denn daß mir die Geschichte tief zu Herzen ging, mochten sie mir wohl ansehen. Der Cousine Frieda zeigte ich es freilich nicht — um so weher that es nach innen.

Bis jetzt hatte das Mädchen jedes Alleinsein mit mir zu vermeiden gewußt; um so überraschter war ich, als ich sie plötzlich meinen Namen rufen hörte.

„Willst wohl zum rothen Hause? Wenn es Dir nicht unangenehm ist, Vetter" — sie betonte dieses entsetzliche „Vetter" immer ganz besonders — „so komme ich mit. Vater sagt mir eben, dem alten Wendenburg sei die Frau erkrankt, und Mutter hat mir Tropfen für sie gegeben; sie hat lange Jahre hier im Hause gedient, weißt Du; ich muß also hinüber, und gehe doch so ungern allein durch den Wald."

Sie war bei diesen Worten aus dem Gittervförtchen getreten und stand nun neben mir in ihrem schlichten Sommerkleide, das sie etwas in die Höhe genommen, damit das fleckenlose Weiß mit den feuchten Waldwegen nicht in Berührung komme. Um den Kopf trug sie ein schwarzes Spitzentüchlein geschlungen, und das liebliche Gesicht schaute doppelt reizend aus der düsteren Umhüllung hervor. Zum ersten Male fiel es mir auf, daß sie leidend aussah und daß ein schmerzlicher Zug sich um den hübschen rothen Mund gelegt hatte, den ich vor einem Jahre dort noch nicht bemerkt hatte. Ich erschrak und wollte, Alles vergessend, fragen, ob sie sich krank fühle. Aber ihre Augen blickten gleichgültig an mir vorüber in das Dunkel des Waldpfades, und dabei schwenkte sie mit kindischer Lust ein leichtes Körbchen im Kreise, sodaß ich das theilnehmende Wort unausgesprochen ließ.

„Unendlich schmeichelhaft, theuerste Cousine!" gab ich zurück, „ich würde Dir nun zwar gern den weiten Weg ersparen, und in meiner Eigenschaft als junger und patientenhungeriger Arzt den Besuch am Krankenbette Dir abnehmen, aber —"

Sie zuckte ungeduldig die feinen Schultern.

„Ich habe diesen Gedanken ebenfalls gehabt und es dem Vater auch gesagt," versicherte sie, „aber die Alte ist wunderlich, und Doctoren, noch dazu ‚junge Doctoren', haßt sie förmlich: sie würde die Tropfen aus Deiner Hand nicht nehmen, und der Vater will nun einmal, daß ich hingehe."

„Ich bin Dir also wirklich genügend zum Schutz gegen etwaige Spitzbuben, Räuber oder was Du sonst zu fürchten scheinst? In der That, dieses Vertrauen —"

„Warum denn nicht?" unterbrach sie mich und schickte sich zum Gehen an, „Du bist ja ein baumstarker, großer Mensch und mein Vetter dazu."

Ich schritt hinter ihr und — wer mag mir's verdenken? — ärgerte mich über die Launen und Capricen der Mädchen im Allgemeinen und über die meiner Cousine im Besonderen; am liebsten wäre ich wieder umgekehrt, hätte mich nicht eine ganz unbezwingliche Neugier nach dem „rothen Hause" fortgezogen.

So wanderten wir nun durch den Wald, sie immer voraus, leise ein Liedchen trillernd, als sei sie in der fröhlichsten Laune der Welt.

„Halt!" rief sie plötzlich, „da wären wir ja beinahe daran vorübergegangen!"

„Woran?" fragte ich.

„An dem Grabe unter der Hubertus-Eiche."

„Wessen Grab, Cousine?"

„Ei, frage doch nicht! Du hast ja ein ganzes Actenstück in der Tasche, das die Geschichte des Todten hier erzählt. Vater, der es Dir gegeben, hat gesagt, ich soll Dich hierher führen, bevor wir in das rothe Haus gehen; nun komm!"

Sie hielt die Zweige von ein paar prächtigen dunkelgrünen Tannen aus einander und wies auf einen schmalen, kaum zu erkennenden Pfad. Ich hatte Mühe, ihr nachzukommen; denn die Büsche schlugen wie ungestüme Wellen hinter ihrer feinen Gestalt zusammen und trafen empfindlich mein Gesicht, als wollten sie mich zurückhalten von dem Betreten dieses Ortes.

Und nun befand ich mich plötzlich auf einem mäßig großen Platze, rings umstanden von dunklen Tannen; inmitten derselben aber ragte eine prächtige uralte Eiche empor und breitete ihre Aeste wie schützend über einen Hügel aus, der kunstlos aus Feldgestein zusammengefügt war, überwachsen von Waldepheu und Moos. Ringsum die tiefste Stille, die erhabenste Waldeinsamkeit; nur durch die Tannen ging ein leises Rauschen und Flüstern, und zuweilen wehte ein gelbes Blättlein von der Eiche hernieder und blieb in dem dunklen Epheu hängen.

Ich ging hinüber zu dem schmucklosen Hügel und setzte mich auf die Bank daneben, während meine Hände den Epheu zur Seite bogen, um die Inschrift einer eisernen Tafel zu lesen. Ob hier der Urgroßonkel lag, der wunderliche Alte, der mehr gefürchtet als geliebt wurde in seiner Familie und gestorben war, einsam und verlassen, wie ein verwundeter Löwe in seiner Höhle?

„Frieda, wer liegt hier begraben?" fragte ich; denn die ehemals vergoldete Schrift war schwarz geworden und ließ sich schwer entziffern. Aber es erfolgte keine Antwort; sie stand, mir den Rücken zuwendend, und blickte durch einen Aushau in der dunklen Tannenwand zu dem herzoglichen Schloß hinüber, das aus dem grünen Laube des Schloßberges stattlich und vornehm zu uns herübersah. Die Fenster blitzten golden in dem Scheine der Herbstsonne, und die weißen Mauern leuchteten fast blendend; kaum einen Büchsenschuß weit dünkte mich die Entfernung, und doch waren wir eine halbe Stunde gewandert.

„Schönste Cousine, erhöre meine Bitte und sage mir: liegt hier der räthselhafte Jägersmann und Urgroßonkel?"

Sie wandte sich um und schüttelte den Kopf. „Ich weiß es nicht," sagte sie dann kurz; ihre Augen ruhten auf dem Hügel, und plötzlich fügte sie mit weicher, völlig veränderter Stimme hinzu: „Es ist ja gleichgültig, wer hier ruht, aber nicht wahr, es ist ein köstliches Plätzchen für den letzten Schlaf? Es träumt sich so süß, wenn der Wald über uns rauscht und die Sonnenstrahlen durch die Zweige lugen."

„Ein echtes Waidmannsgrab, Frieda; ich kann es ihm nicht verdenken, wenn er hier begraben sein wollte, statt in Reih' und Glied mit dem übrigen Menschengesindel auf einem regelrechten Kirchhof zu liegen." Und meinen Lieblingsdichter recitirend, begann ich:

„In kühler Erd', bedeckt von Moos und Farren,
Die oft mein Fuß beim Waidmannsgange traf
Durch's Tannendickicht — also möcht' ich harren
Der Ewigkeit in süßem, stillem Schlaf —"

„Hast Du die Inschrift schon gelesen?" unterbrach das Mädchen meinen Erguß rasch. „O, bemühe Dich nicht; ich kann die Verse auswendig!" Und feierlich sprach sie:

„So lernten wir uns kaum
Für diese Welt hier kennen,
Wo uns so kurz die Sonne scheint.
Wir finden einst, wenn Jeder ausgeweint,
Uns wieder, um uns nie zu trennen."

Dann wandte sie sich rasch ab.

„Sehr hübsch, Frieda, aber mich dünkt, es sei just keine Grabschrift für einen Jägersmann."

„Du hast wohl Recht," sagte sie und brach ein paar Zweige von dem Epheu; dann schritt sie wieder vor mir her durch die dunklen Waldespfade. — — — — —

Wenn meine Mutter mit mir während der Ferien zu dem Onkel Oberförster in den Harz reiste, so war Abends im traulichen Familienkreise hin und wieder wohl die Rede gewesen von einem gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts gestorbenen Urgroßonkel. Und mochte nun meine Großmutter von ihm erzählen oder die alte Tante Rieke, die sonst die Prosa in Person war, mochte mein Onkel von ihm berichten oder der uralte Castellan des herzoglichen Schlosses, der mitunter in Schlafrock und Pantoffeln

Digitized by Google

in die Oberförsterei zu einem Plauderstündchen kam, es wob sich immer ein Stückchen echter Poesie wie ein duftiger grüner Tannenkranz um seine Gestalt, die gleichwohl nur undeutlich aus dem Rahmen der Erzählungen hervortrat. Denn von den damals lebenden Mitgliedern der Familie hatte ihn selbstverständlich Niemand mehr gekannt, und nur meine hochbetagte Urgroßmutter erinnerte sich, ihn einmal gesehen zu haben, da er wie ein Einsiedler in dem rothen Hause mit einem alten Factotum von Diener gelebt, der Köchin und Gesellschafter zugleich war.

„Ich weiß es noch wie heute," pflegte sie zu erzählen, „ich saß auf der Gartenmauer und aß Weintrauben; so ein acht- oder neunjährig Ding mochte ich dazumal sein; es war ein kalter Octobertag; wir hatten schon Nachtfröste gehabt, und die Trauben hatte der Fuchs geleckt — darum schmeckten sie so süß. Da kam ein Mann aus der Schloßgartenpforte heraus, langsam und bedächtig; wunderſam sah er aus, seine Kleider waren altmodisch, aber wohlerhalten, und sein Haar und Bart silberweiß. Erstaunt blickte ich ihn an und sah ihn näher kommen; er schritt an unserer Mauer entlang, und gerade als er an der Stelle war, wo ich mich neugierig hinüberbog, schaute er empor und — ich weiß nicht mehr, wie er ausgesehen, nur das weiß ich noch, daß ihm Thränen in den Augen standen und auch ein paar Tropfen in dem weißen Barte hingen, und daß ich unwillkürlich und sehr respectvoll ‚Guten Tag!' zu ihm sagte. Ob er meinen Gruß erwidert hat, erinnere ich mich nicht mehr. Eine halbe Stunde später aber flog die Kunde durch's Städtchen: Prinz Christian sei todt, und sein so lang verfeindeter Jugendfreund habe an seinem Sterbebett gestanden und ihm die Augen zugedrückt, nachdem sie sich versöhnt."

So meine Großmutter. Und nun gab es geheimnißvolles Vermuthen und unnützes Kopfzerbrechen noch hinterher, wie es gekommen sei, daß jene Beiden, die eine glühende Jugendfreundschaft verband, sich so plötzlich trennten. Mitunter wurde ein Frauenname dazwischen geworfen, aber Niemand wußte Näheres, und nur das Eine stand fest: der Unterthan kündigte dem Prinzen die Freundschaft, und so oft auch dieser ihm die fürstliche Hand zur Versöhnung bot, sie wurde mit einer an Verachtung grenzenden Kälte zurückgewiesen, ohne daß die Geduld und Langmuth des Prinzen sich je erschöpfte; als aber der Oberförster, alt und grau geworden, sein Amt niederlegen wollte, da wurde das „rothe Haus" ihm als Eigenthum zugewiesen und die Oberförsterei in ein neues Gebäude, näher dem Städtchen, verlegt. Und der Einsiedler, der sich sonst schroff und abweisend der fürstlichen Huld gegenüber verhielt, machte in diesem Falle eine Ausnahme und nahm es dankbar an, sein Leben dort beschließen zu dürfen. Nach seinem Tode fiel das Haus an die Herrschaft zurück, laut einer Clausel im Testamente des Prinzen Christian aber blieb es unbenutzt stehen; die Zimmer wurden belassen wie zu Lebzeiten des Besitzers, und nur selten sah die gewölbte Halle einmal eine bunte Jagdgesellschaft, wenn gerade in diesem Revier gejagt wurde und die Zeit zu einem Imbiß gar zu knapp bemessen war, um nach dem eine Meile entfernten Jagdschlößchen zu fahren.

Und allmählich schwand das Interesse für den Mann, über den seiner Zeit das ganze Ländchen den Kopf geschüttelt. Die Alten starben, und die Jungen nahm das Leben mit all seinen Anforderungen an die rastlos klopfende Brust. Auch ich hatte lange nicht an den längst begrabenen Uronkel im grünen Harzwalde gedacht.

Gestern Abend nun hatte plötzlich Onkel Oberförster das Gespräch wieder auf jenen Mann gebracht, mir, nachdem Manches hin und her geredet worden, ein Päckchen vergilbter Papiere übergeben und mir mit fast feierlichem Tone gesagt, ich möge sie dort lesen, wo diese Zeilen dereinst geschrieben seien — im rothen Hause; es sei die Lebensgeschichte des Verstorbenen.

„Ich bin noch nicht gar lange im Besitze des Manuscriptes," hatte er hinzugefügt, „durch einen wunderlichen Zufall kam es in meine Hände; der Pastor in Bergerode — doch das erzähle ich Dir ein anderes Mal."

Und dort unten am Ende des schattigen Weges, tief hineingebettet in des Buchenwaldes Schweigen, tauchte nun das rothe Gemäuer des einsamen Hauses auf; plump und unschön lag es da mit seinem runden ziegelgedeckten Thurme und den unregelmäßigen Fensterreihen. Eine tiefausgetretene Sandsteintreppe führte zu der hohen Hausthür, auf jeder Seite hielt eine uralte knorrige Linde Wacht, mit einem steinernen Ruhebänklein darunter. Es mochte wohl schon Jahrhunderte überdauert haben, dieses einsame Jägerhaus, und Zeuge gewesen sein der Waidmannslust längst dahingegangener Geschlechter.

Meine Cousine schritt jetzt etwas rascher voran unter den hochaufstrebenden Buchen; die durch das Blättergewirr fallenden Sonnenstrahlen huschten goldig über ihre schwebende Gestalt, und ich blieb stehen und sah sie die moosbewachsenen Stufen der Treppe emporschreiten, die reizendste Staffage zu dem alten Hause. Dann schaute sie sich nach mir um. Ueber ihr krönte ein prächtiges Hirschgeweih die hohe eisenbeschlagene Thür, auf deren einem Flügel ein Kränzchen festgenagelt war, das Gefieder von Sturm und Zeit zerweht und zerzaust. Die in unzählige kleine Scheiben getheilten Fenster blickten schläfrig und erblindet in das üppige Waldesgrün hinaus; Haselbüsche und junger Buchennachwuchs hatten sich bis dicht an die alten Mauern gedrängt und schauten neugierig in die Fenster hinein, den Sonnenstrahlen jeglichen Eingang verwehrend; es wehte schier ein zauberhafter Friede um dieses alte Jägerheim.

Frieda war ungeduldig geworden. „Kommst Du?" rief sie, und ließ den eisernen Klopfer der Thür auf die Metallplatte fallen, daß der Schall dröhnend aus dem Hause zurückhallte. Ein Schwarm Dohlen erhob sich vom Thurme, umkreiste ihn erschreckt und schwang sich dann kreischend in den blauen Himmel empor, von innen aber erscholl heiseres Hundegebell und gleich darauf ein freudiges Schnuppern hinter der Thür.

„Diana, Diana!" rief das Mädchen leise, „geh, hole den Alten! Es ist Besuch draußen."

Bald hörten wir schlürfende Tritte, ein Schlüssel wurde kreischend herumgedreht, und ein alter gebückter Mann mit silberweißen Haaren und eigenthümlich scharfen Augen, die den Jäger sofort kennzeichneten, öffnete die Pforte.

„Das ist mein Vetter Ulrich, Wendenburg! Er will das rothe Haus sehen," begann Frieda und überschritt die Schwelle. „Vater läßt bitten, Ihr sollt ihm die Zimmer des alten Herrn aufschließen. — Ich komme zu Eurer Frau; hoffentlich ist's nichts Schlimmes?"

„Schön Dank," antwortete der Alte brummig, ohne mich eines Blickes zu würdigen; nur die Thür öffnete er etwas weiter, um mich einzulassen. Wir waren indessen in einen hallenartigen Flur getreten, der reich decorirt war mit Hirschgeweihen und Rehkronen; über einem hohen Kamine hing das nachgedunkelte Oelbild eines verwegen dreinschauenden Mannes in mittelalterlichem Jagdcostüme; Hundeköpfe und ein schnaubendes Pferdehaupt mit fliegenden Mähnen schaueten ihm zur Seite von der Wand herab.

„Hakelnberg, der wilde Jäger," erklärte Frieda beiläufig, und bedeutete mich, dem vorausschreitenden Alten ein paar ächzende Stufen hinauf zu folgen. Der Hund raste wie toll hinter ihm drein und sprang an ihm empor, als er jetzt stehen blieb, um in einer gewölbten Nische der ungefügen Mauer eine niedrige Thür aufzuschließen. Gebückt trat ich hinter Frieda ein.

„So, da hätte ich Dich hergebracht," sagte sie, „wie ich es dem Vater versprach. — Und nun, Wendenburg, kommt zu Eurer Frau; ich bringe ihr die Tropfen; es ist doch wieder die alte Geschichte, nicht?"

Der alte Mann antwortete nicht; er rückte ein paar Stühle und fuhr mit dem Rockärmel über die eingelegte Platte des massiven Tisches.

„Wenn der Herr mich braucht, ich bin im Hinterstübchen," murmelte er, „meine Frau schläft jetzt grad'; möcht' sie nicht wecken — werd' das Fräulein rufen, wenn sie aufwacht." Dann flog die Thür hinter ihm zu, und wir waren allein.

Im ersten Augenblick machte das Mädchen eine hastige Geberde, als wolle sie ihm nacheilen; ich sah, wie das bleiche Gesicht von einer purpurnen Röthe übergossen wurde; dann kam sie zurück und setzte sich in einen Lehnstuhl, der am Ofen stand. Sie schloß die Augen und jeder Zug ihres Gesichtes schien zu sagen: „Gott, wie unangenehm und langweilig, aber ich fürchte mich nicht vor dem Alleinsein mit Dir; Gott bewahre, es ist mir ganz und gar gleichgültig."

Das ließ sich nun seltsam an, und jetzt wäre es wohl Zeit für mich gewesen, zu fragen: „Frieda, warum bist Du fremd gegen mich? Was that ich Dir? Hast Du mich nicht mehr lieb?" Dies Alles lag mir auf den Lippen, und doch schwieg ich und wandte mich verletzt ab; sie sah so eiskalt aus, so unnahbar, und ich hatte ein gutes Gewissen. Ueberdies war mir erst kürzlich von einem Freunde gerathen worden, man müsse die Frau vor

Digitized by Google

der Hochzeit erziehen; und hier zuerst sprechen — da hätt' ich jawohl all mein Lebtag verspielt gehabt ihr gegenüber, wenn sie wirklich noch meine Frau werden sollte.

Meine Frau! Ich seufzte tief auf und warf doch wieder einen Blick zu ihr hinüber, und sie blinzelte eben auch unter den langen Wimpern hervor, aber wie erschreckt schloß sie die Augen, als unsere Blicke sich trafen. „Gut, ich werde thun, als wäre ich allein hier," nahm ich mir vor.

Wir befanden uns in einem mäßig großen, gewölbten Raume; durch die tiefen Fensternischen fiel das Licht nur spärlich hinein. Ein einfaches Bett an einer Seitenwand, ein Schreibtisch am Fenster, am Ofen ein Lehnstuhl, ein Pfeifenbrett und ein Tischchen mit Schachfiguren, eine Uhr in altmodisch verschnörkeltem Kasten, der plumpe Eichentisch und einige Stühle — das war die Einrichtung des Gemaches, streng und einfach.

Mich fröstelte fast in dem kaltfeuchten Zimmer; ich stieß ein Fenster auf und ließ die warme Herbstluft ein; dann nahm ich einen Pokal von dem Gesims an der Wand und füllte ihn mit dem Weine, den mir die Tante sorglich in die Wandertasche gepackt hatte. Es war ein schönes, geschnittenes Glas mit Jagdstücken; auch eine Inschrift befand sich darauf: „Seinem Freunde Heinrich Mardefeld. Prinz Christian v. S. B."

Wo waren die Hände, die einst dieses Glas erfaßt, die Lippen, die sich daran genetzt? — Gestorben, verdorben wie die Freundschaft, die es dem Freunde geschenkt! Was kann nicht Alles verderben und sterben in der Welt!

Ich zögerte, zu trinken; es war mir, als sollte ich den Mund eines Todten berühren; dann stürzte ich den Inhalt mit einem Male hinunter. Und mit dem feurigen Weine kam eine fast weihevolle Stimmung über mich; Frau Poesie war eingetreten, rückte mir den Schemel zurecht vor dem alten Schreibtische und breitete die vergilbten Blätter vor mir aus. Schon schickte ich mich an, zu lesen — da, eine leise Bewegung hinter mir; ich wandte den Kopf und sah in Frieda's Augen. Es lag eine stumme Bitte in ihnen, aber der kleine Mund war trotzig zusammengepreßt; dennoch verstand ich sie, und rasch fragte ich:

„Kennst Du den Inhalt dieser Blätter?"

Sie schüttelte stumm den blonden Kopf.

„Soll ich laut lesen?"

Sie zögerte mit der Antwort; ich sah, wie sie kämpfte. Dann nickte sie, und beinahe schien es, als gewähre sie mir nur höchst ungern die Gnade, mir zuzuhören; sie schmiegte sich wieder in den Lehnstuhl und sah, meinen Blicken ausweichend, in die dunkle Laubmasse des Waldes hinaus; die grüne Dämmerung wob sich reizend um ihre schlanke, weiße Gestalt; harziger Tannenduft quoll durch das Fenster; die Schatten der Blätter huschten im Spiele des Herbstwindes über das Papier; ringsum feierliches, stolzes Schweigen; nur das Ticken eines Holzwurmes in regelmäßigen Pausen und vom Walde herein der Schrei eines Raubvogels. Und nun senkten sich meine Augen hernieder zu dem Papier, und ich las wie folgt:

„Am Sonntage Exaudi, Anno D. 1726.

Vor mir lieget Dein Brief, herzliebster Johannes, und aus jedem Federstrichlein leuchtet mir die Liebe und Freundschaft entgegen, so Du dem Freunde bewahret, ob auch lange Jahre dahingeschwunden, seit wir uns nicht in's Antlitz geschaut. Auch von Deinem Weib und Kindlein schreibst Du, und daß Dein ältest Töchterlein Dich zum Großvater machet, und Dein Sohn candidatus theologiae geworden, und begehrest nun zu wissen, wie es jetzt mit mir stehe?

Alter Freund, ich könnte es mit den zwei Worten sagen: ‚ich hab' nimmer verstanden, glücklich zu sein.'

Aber siehe, da draußen hat mein alter Jobst ein jung blondhaarig Dirnlein zum Besuch, sein Enkelkind, und sie sitzet im Abendschein unter der Linden und singet —

‚Es sind die Lieder, die ich verlor
Im wechselnden Laufe der Jahre,
Nun kommen mir Wort und Töne zurück,
Mit ihnen kommt zaubrisch der Jugend Glück
Und küsset die silbernen Haare.'

Du hast es gewißlich niemalen geglaubet, Johannes, daß ich auch dichten könne, maßen wohl manch ein Waidmannsfluch aus meinem Munde ging, nur kein poetisch Verslein; ich glaube auch nicht, daß ich selbiges auszusprechen vermöchte; meine Zunge ist ein ungefüg Ding immer gewesen. Aber da innen im Herzen, da hat es wundersam mitunter geklungen; da haben auch Blumen geblühet und Glocken geläutet, nur nicht herausblühen und tönen konnten sie; ja, wenn das anders gewesen, wenn ich auch hätt' schmeicheln und lachen können, dann — —

Du fragst mich nach dem Heimgange Prinz Christian's, unseres Christels, wie wir ihn nenneten ehedem. Ja, Johannes, wir sind in seinem Sterbestündlein, im Tode, wieder zu Freunden geworden; im Leben waren wir getrennt, Johannes, lange düstere Jahre, und das, was uns trennete, war ein Grab, und unserer Jugend Glück lag darinnen.

Die wilde Taube unter der Linden girrt noch immer zu, der Teufel hole sie! Wollt' eben aufstehen und ihr sagen, sie möge sich auf den Blocksberg scheeren —

‚Da klang es leise von Lieb und Treu,
Wie hold, wie süß die Minne sei —
Ein Lied, ein Lied vom Lieben.'
Im duft'gen Mondschein ein Lindenbaum,
Zwo blaue Augen — Es war ein Traum,
Und einsam bin ich geblieben!'

Johannes, das ist's ja eben: einsam, einsam! Kein Weib mehr und keinen Freund mehr, und sie sagen noch: ich fühle es nicht, ich habe ein Herz, so härter sei, als der Fels in unseren Bergen. Es ist wahr, Johannes, ich konnt' nicht jammern dazumalen, es war ein Leid, zu groß zum Klagen. —

Wie es sich begeben?

Ei nun, Johannes, Du weißt ja noch, wie wir Drei, Prinz Christel, Du und ich zum letzten Male bei einander waren. Du standest bereits im Priesterröcklein an der Schwelle einer fetten Pfarre, und Dein Wesen war schon in Etwas salbungsvoll worden: ich trug noch nicht lang das grüne Waidmannskleid als wohlbestallter Oberförster in unseres herzoglichen Herrn Revieren; fürwahr, unser fürstlicher Freund hatte gesorgt für uns als ein echter Freund; denn wir waren jung an Jahren für solch Amt; er selbst aber wollt' am Morgen des nächsten Tages seine große Cavaliertour antreten zu den fremden Höfen.

Du weißt gewißlich noch, wie er das Glas, daraus wir den Abschiedstrunk gethan, im hohen Bogen in das Wasser schleuderte und dabei sagete: Niemandes Lippen sollen es wieder berühren, und wie wir uns dann küßteten und noch einmal Freundschaft schwuren, auf daß uns nichts trennen solle in der Welt.

Du mußt es noch wissen, Johannes; ich wenigstens meine noch, sein jugendlich begeistert Angesicht zu sehen; nie später ist es mir wieder so zum Bewußtsein gekommen, welch ein edelschöner Mann er war. Wie sahest doch Du dagegen aus, Johannes! Wie ein wohlgenährt Eselein neben einem edlen Roß. Und ich? Erspare mir das Gleichniß! Schönheit war niemalen mein Erbe. Doch genug hiervon! An diesem Abende haben wir uns wohl zum letzten Male in alter treuer Freundschaft die Hand gedrückt — vergangen, verloren! Durch wen? Durch ein Weib —!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Flitterwochen-Insel.

Eine Plauderei aus dem Canal La Manche.

Sie ist ein geographischer Irrthum, die herrliche, immergrüne Insel, die der Solent vom üppigen Gestade Hampshires trennt; sie gehört nicht hierher, in die ewig aufgeregten Gewässer des Aermelcanals, sondern in die blauen, ölglatten Fluthen des mittelländischen Meeres; sie scheint eine der Balearen oder Hyerischen Inseln zu sein, die sich von ihrem Ankerplatz losgerissen hat und nach wunderlicher Irrfahrt an der Südküste Englands aufgelaufen ist, so mild ist ihr Klima, so reich ihre Vegetation, so anmuthig ihr landschaftlicher Charakter.

Die Insel Wight ist der Wintergarten Albions, ein nordisches

Stromboli von der Insel Lipari.
Nach der Natur gezeichnet von Oswald.

Stück Italien, zum speciellen Gebrauche für die bequemeren Engländer im Bereich ihres ausgestreckten Armes etablirt. Dieses Wunder eines südlichen Klimas unter dem einundfünfzigsten Breitengrade wird durch den Golfstrom bewirkt, dessen warme Wassermassen das gesegnete Eiland rings umspülen und darauf gleichsam eine beständige Treibhaustemperatur erhalten. Der Winter ist hier so mild wie in Nizza: selten breitet sich eine dünne Schneedecke über den sammetnen Rasen; selten friert in der Nacht das Wasser im Freien, und weiße Weihnachten kommen nicht in fünf Jahren einmal vor. Der Sommer ist mehr feucht als heiß und bringt selten einen Tag ohne Regenschauer, aber auch selten einen ohne Sonnenschein. Der Frühling und Herbst aber sind entzückend; in diesen Jahreszeiten entfaltet sich der ganze Zauber der Insel, und wenn man an einem September- oder Octobertage durch diese liebliche Landschaft mit ihrem malerischen Wechsel sanftgeschwungener, abgerundeter Hügel und in sattestem Grün prangender Auen dahingefahren ist, so bewahrt man von einem solchen Ausflug eine sonnige, herzerquickende Erinnerung, die noch nach Jahren mit unverblichenem Glanze in der Seele aufleuchtet, wenn man den Namen des schönen Eilandes nennen hört.

Die Insel Wight gleicht in ihrer ganzen Ausdehnung einem einzigen, überaus sorgsam gepflegten Park; zwei ungefähr gleichlaufende Hügelreihen, deren eine die Insel in der Mitte von Ost nach West durchzieht, während die andere ihre Südküste begleitet, sind die einzigen ansehnlicheren Bodenerhöhungen, welche die leichtgewellte Ebene unterbrechen; silberne, fischreiche Flusse, deren bedeutendster, der Medina, fast bis an seine Quelle schiffbar bleibt, schlängeln sich an vielen Orten durch die Auen, die das charakteristische Bild der englischen Landschaft zeigen: weite Triften von wunderbar saftigem, emailartig glänzendem Grün, da und dort Aecker und Kleefelder, allenthalben hohe, lebendige Hecken und umhergestreute einzelne Bäume oder Baumgruppen von malerischestem Effect, äußerst selten ein größeres Dorf, doch sehr häufig stolze Herrensitze von mittelalterlicher Bauart mit gezinnten Wartthürmen, Graben und Zugbrücke, und vereinzelt Gehöfte mit dem typischen hoch- und schmalgiebeligen Wohnhaus des sächsischen Freisassen. Das unabhängige Bauernelement ist übrigens auf der Insel nur sehr spärlich vertreten; sie ist vielmehr zwischen wenige Großgrundbesitzer ausgetheilt, die auf ihren alleinstehenden Burgen und Schlossern gleich mittelalterlichen Dynasten hausen, während die übrigen Inselbewohner, welche keine eigene Erbscholle zu bearbeiten haben, sich in den größeren Städten an der Küste und im Innern zusammendrängen und fast ausschließlich von den die Insel besuchenden Fremden leben.

Wight ist nämlich der beliebteste Ausflugsort Englands. Neuvermählte Paare bringen mit Vorliebe daselbst ihre Flitterwochen zu. Eine Fahrt nach dieser Insel gehört beinahe zu den Acten, ohne die eine Eheschließung gar nicht rechtsgültig vollzogen werden kann. Wie die richtige Pariserin sich nicht verheirathet glaubt, wenn sie nicht in großem Staate den traditionellen „tour du lac", die Wagenfahrt um den Teich im Boulogner Wäldchen, gemacht hat, so fühlt sich die Engländerin erst dann ganz und voll im Ehestande, wenn sie durch die Pforte eines Aufenthalts auf der Insel Wight in denselben getreten ist. Nirgends in der Welt begegnet man daher so vielen Liebespärchen, wie hier; man hat oft das Gefühl, auf einer verzauberten Insel zu sein, die unter der Herrschaft der paphischen Venus steht und deren Bewohner mit Girren und Schnäbeln ihre seligen Tage verbringen. Ganze Städtchen sind voll von solchen glücklichen Pärchen; man sieht sie Hand in Hand durch die Straßen gehen und einander in die Augen blicken; man trifft sie im Freien auf blumigen Wiesen gelagert oder hinter einer Hecke verborgen; man stößt auf sie bei jeder Biegung der Straße, wenn man den Strand entlang lustwandelt.

Die Insel und ihre Bewohner sind aber auch für die eigenartigen Bedürfnisse ihrer erotischen Besucher ganz besonders eingerichtet. Die Besitzer der Hôtels und Boarding-Houses (Pensionen) sind discrete Leute, die sich so viel wie möglich unsichtbar machen, um nicht durch ihre störende Anwesenheit den verschämten jungen Leutchen einen unangenehmen Zwang aufzuerlegen. An allen Hecken und Strandwegen sind Hütten und Lauben verschwenderisch angebracht, welche den verliebten Spaziergangern ein willkommenes Ruheplätzchen und noch willkommeneren Schutz vor undelicaten Späheraugen bieten. Der alte Wächter von Carisbrook Castle, wo Karl der Erste vor seiner Hinrichtung gefangen saß, lächelt nur still in seinen Graubart und wendet den Kopf nicht um, wenn er im dunkeln Burgverließ hinter sich verdächtige schmatzende Geräusche vernimmt, während er den Besuchern des Schlosses dessen hundertfünfzig Fuß tiefen Brunnen zeigt, und selbst die bejahrteren Fremden, welche auf der Insel weilen, denken trotz ihrer britischen Zimperlichkeit nicht daran, skandalisirt zu thun und zu schmähten, wenn ihnen unvermuthet der anstößige Anblick eines sich liebkosenden Paares wird, sondern sie wenden mit wohlwollendem Lächeln den Kopf von dem reizenden Schauspiel ab und denken voll Sehnsucht der schönen Zeit, wo sie selbst so zu Zweien durch die Insel zogen und mit nimmersatter Zärtlichkeit einander umarmten, so oft sie sich einen Moment lang unbeobachtet glaubten.

Für einen sehr großen Theil des englischen Publicums ist also die Insel mit einem Glorienschein umgeben; ihr Name verknüpft sich untrennbar mit den holdesten Erinnerungen, und man sucht sie immer wieder auf, um sich an den Stätten vergangenen Glückes zu verjüngen. Allein auch auf Diejenigen, denen sich hier nicht das Paradies des Liebesglücks aufgethan, übt sie durch ihre Schönheit und ihr mildes Klima eine starke Anziehung, die sich weit über den Continent erstreckt und der Insel unter Anderem auch solche Gäste zuführt, wie das deutsche kronprinzliche Paar, das wiederholt in Sandown den Herbst verbracht hat, und wie die Kaiserin von Oesterreich, die im Sommer 1874 einige Wochen lang das Schloß Steephill Castle bei Ventnor bewohnte.

Die dunkeln, geheimnißvollen „Chines", gähnende Schlünde, die sich mitten in fruchtbarem Hügellande Hunderte von Fußen tief und manchmal eine Viertelmeile lang öffnen und in deren schwarzer Tiefe ein schäumender Wildbach dahinrast, die „Needles", drei zu einer Reihe geordnete hohe spitze Kreidefelsen von weißer Farbe, die sich auf schwarzer Unterlage unfern der westlichen Spitze der Insel mitten aus der Brandung erheben, die „Cliffs", gewaltige, steil abstürzende, der Quere nach weiß und schwarz gestreifte Felswände an demselben westlichen Vorlande, ziehen fortwährend Touristen an, und im Skizzenbuch einer wohlerzogenen englischen oder amerikanischen Miß dürfen diese renommirten Naturwunder der Insel Wight nicht fehlen, die eben nicht blos anmuthig, sondern auch im höchsten Grade „fashionable" ist.

Um die ganze Küste zieht sich ein Gürtel kleiner Ortschaften, in welchen Seebäder eingerichtet sind und die fast blos aus Hôtels und Boardinghäusern bestehen; es gehört unter den Vornehmen zum guten Ton, auf der Insel eine Villa oder selbst nur eine bescheidene Cottage zu besitzen, wenn auch nur Wenige das Beispiel des „poëta laureatus" Tennyson befolgen, der jahraus, jahrein auf seiner Besitzung Farringford unfern Freshwater menschenscheu und unzugänglich horstet und nur selten die Insel verläßt, um nach London zu gehen und im Athenaeum-Club einigen uralten mumificirten Berühmtheiten die zitterige Hand zu drücken. Der Londoner „Cockney", das echte Londoner Kind, läßt es sich nicht nehmen, seine Sommer- und Herbstsonntage größtentheils auf der Insel zu verbringen, und die „South Western Railway", die Südwestbahn, erleichtert diese Gelegenheit durch die fabelhaft billigen Extrazüge, welche sie von der Waterloo-Station der Hauptstadt nach Portsmouth laufen läßt, von wo ein Dampfer mehrmals täglich nach dem gegenüberliegenden Ryde überfährt.

Was übrigens diese besondere Classe von Besuchern, die Cockneys, betrifft, so besitzt die Insel für sie etwas ganz besonders Anziehendes, und das sind die Wettfahrten der Segel-Yachten, die hier in der schönen Jahreszeit stattzufinden pflegen. Jeder Engländer affectirt, sich für Alles zu interessiren, was auf Seeschiffahrt Bezug hat, und Alles zu verstehen, was in dieses Fach schlägt, und gerade die unwissendsten Landphilister spielen sich am meisten auf die wetterfeste, ausgepichte Theerjacke hinaus.

Unter den Cockneys ist es nun eine weitverbreitete Mode, über die neuere Entwickelung der Marine verächtlich die Nase zu rümpfen und mit schwärmerischem Bedauern von der Poesie des Segelns zu sprechen, die von der Prosa des Dampfers und der Schiffspanzer immer mehr verdrängt werde. Man höre nur einmal einen solchen City-Seemann über die britische Flotte von heute sprechen! Nichts gefällt ihm, nichts befriedigt ihn an ihr. Die glorreichen Zeiten Nelson's sind für immer vorüber; die Matrosen sind nicht mehr die herrlichen Eichenherzen von früher, sondern gemeine, platte Heizer und Maschinisten, und die Officiere verstehen nicht mehr die Kunst des Segelns, den Humor der Breitseiten und die Poesie des Enterns. Und nun gar die Schiffe,

Digitized by Google

diese lächerlichen, plumpen, ungeschickten Eisenklötze, ohne Masten, ohne Takelwerk, ohne Segel, blos mit einigen garstigen Schlöten, deren dicker Qualm den Himmel berußt! Eine einzige jener koketten, anmuthigen Fregatten der guten alten Zeit, die mit ihren himmelhohen Masten und zahllosen, gleich Schwanenfittigen ausgebreiteten Segeln einen so herzerquickenden Anblick boten, die bei gutem Winde ihre zwölf bis sechszehn Knoten in der Stunde machten, die so flink über die Fluth dahinglitten, als hätten sie eine Freude an ihrem übermüthigen Tanze — eine einzige jener stolzen Seglerinnen taugte mehr, als alle diese formlosen, grämlichen und schwerfälligen Metallklumpen zusammengenommen. Nur eine Gattung von Schiffen, fügen diese Enthusiasten der Segelschifffahrt hinzu, bewahrt noch die Traditionen der guten alten Zeit, und das sind die Segel-Yachten, welche reiche Sportliebhaber zu ihrem Vergnügen unterhalten, und um ihre Augen an dem Anblick dieser netten Fahrzeuge zu erfreuen, gehen sie so gern nach der Insel Wight, dem Hauptsitz des Segelsports in England.

Der „königliche Yachtclub", der sein Hauptquartier in Cowes aufgeschlagen hat, zählt gegenwärtig fast 180 Mitglieder, deren jedes eine eigene Segel-Yacht unterhält; ein solcher Besitz ist ein Luxus, den sich nur die Reichsten gestatten können, da eine große Yacht von etwa 500 Tonnen, abgesehen von den Zinsen des Capitals, das sie repräsentirt und das man auf reichlich 250,000 Mark veranschlagen kann, jährlich auf mindestens 25 bis 30,000 Mark zu stehen kommt, ohne dem Besitzer außer dem Vergnügen einer zeitweiligen Lustfahrt oder des Sieges in einem Wettsegeln irgend einen Nutzen zu gewähren.

Allerdings ist es ein prächtiges Schauspiel, an einem sonnigen Nachmittage bei frischem Winde die eleganten Schiffe aus dem Hafen von Cowes ausfahren und die Nordküste der Insel entlang segeln zu sehen. Da sammeln sich die Besucher der verschiedenen Seebäder am Strande und beobachten, bequem im Sande gelagert oder auf mitgebrachten Klappstühlen sitzend, die Manöver der Lust-Yachten, deren niemals zwei einander in Sicht sein können, ohne alsbald ein „race", eine Wettfahrt, zu improvisiren. Für die Seeleute und Fischer, welche jedes Schiff, seinen Eigenthümer, seine Bemannung und seine Eigenschaften kennen, hat eine solche Wettfahrt das spannendste Interesse; sie verfolgen aufgeregt mit Fernrohren die Bewegungen der Fahrzeuge, kritisiren das Aufsetzen oder Einreffen eines Segels, freuen sich, wenn eine Yacht jedem Druck des Steuers augenblicklich folgt, jubeln, wenn eine derselben ihrer Concurrentin den Wind wegfängt, und gerathen in Ekstase, wenn etwa eine Favoritin nach hartem Kampfe den Sieg über eine größere und besser getakelte Gegnerin davongetragen hat. Aber auch die Badegäste, die nicht dieses fachmännische Interesse an dem Verlaufe des Wettkampfes haben, ergötzen sich an dem Anblicke der schlanken Fahrzeuge von verschiedener Größe, die im vollen Schmucke ihrer schimmernden Segel und bunten Wimpel mit der Schnelligkeit und den anmuthigen Bewegungen von Möven über den blauen Seespiegel hingleiten, und sie werden nicht müde, stundenlang am sonnigen Strande und in der manchmal ganz empfindlich starken Seebrise auszuharren und dem maritimen Sporte zuzusehen.

So führt den Einen die Erinnerung an schöne Tage, den Andern die Passion, den Dritten das milde Klima und der landschaftliche Reiz, den Vierten der nur noch hier in solcher Ausdehnung und mit solchem Eifer betriebene Segelsport nach der Insel Wight, alle Besucher aber, die sentimentalen wie die hausbackenen, sind darüber einig, daß Alt-England keinen lieblicheren Fleck Erde aufzuweisen hat, als dieses zauberische Eiland im Canal La Manche.

Max Nordau.

Karl Humann und die Ausgrabungen von Pergamon.

Gegenüber der Insel Lesbos liegt an dem vielgegliederten Küstenlande Kleinasiens der Hafenplatz Dikeli, etwa zehn Meilen nördlich von Smyrna, der großen Handelsmetropole der Levante. Von Dikeli aus führt in vier Stunden am Felsenufer des Kaikosflusses entlang der Weg nach Bergama, einer Stadt von fast zwanzigtausend Einwohnern, die sich auf den Trümmern des einstigen Pergamon entwickelt hat; Griechen und Türken bilden zu gleichen Theilen die Hauptbevölkerung, neben ihnen treten die Juden und Armenier bedeutend an Zahl zurück. Während im Gebiete der heutigen Stadt und in ihrer nächsten Umgebung noch die nicht unbedeutenden Reste mehrerer römischen Bauten — eine Basilika, ein Amphitheater, ein Aquäduct ꝛc. — zu bemerken sind, bietet der Burgberg den unerfreulichen Anblick eines großen Trümmerfeldes, das mit dichtem niederem Gestrüppe und wilden Feigenbäumen überwuchert ist. Nur hin und wieder treten einige Mauerreste aus der Pflanzendecke hervor. Im Norden der Stadt erhebt sich, in sanften Terrassen ansteigend, der Berg bis zu einer Höhe von dreihundert Meter und bildet dort ein ovales Plateau, dessen Seiten nach den andern drei Richtungen hin schroff in die Ebene abfallen. Hier oben, auf diesem Bergplateau, stand einst die Burg der Könige von Pergamon, hier war der Sitz eines Herrschergeschlechts, unter dessen Pflege sich die griechische Kunst zu einer zweiten, vollen Blüthe entfaltete. Während drüben im alten Griechenland mit dem politischen Niedergang auch Kunst und Wissenschaft gesunken waren, erstand hier an kleinasiatischer Küste im dritten Jahrhundert vor Christus ein junges Königreich, das durch die Attaliden zum Asyl für Künstler und Gelehrte wurde. König Attalos und seine Nachfolger betrachteten sich denn auch mit Vorliebe nicht nur als Beschützer, sondern geradezu als Repräsentanten des Hellenismus. Als es Attalos gelungen war, die schon von seinen Vorgängern bekämpften Horden der Gallier auf das Haupt zu schlagen, ließ er seine Residenz mit vier großartigen Bildwerken schmücken, zu deren Ausführung er die hervorragendsten Künstler heranzog. So entstand eine Darstellung von dem Siege der Götter über die Giganten, dem Siege des Herakles über die Amazonen, dem Siege der Griechen bei Marathon und endlich von seinem eigenen Siege über die Galater.

Die Absicht des ehrgeizigen Herrschers, seine eigenen Thaten in Parallele zu stellen mit den höchsten Ueberlieferungen der griechischen Sage und Geschichte, ist unverkennbar. Er stiftete deshalb auch Copien jener Bildwerke als Weihgeschenke auf die athenische Akropolis; einige dieser Figuren, wie der sterbende Fechter des Capitols und die Gallier-Gruppe der Villa Ludovisi, haben sich bis auf unsere Tage erhalten und wurden schon vor längerer Zeit der pergamenischen Kunstschule zugeschrieben.

Eine doppelte Ringmauer schützte ursprünglich die pergamenische Burg mit ihren Palästen und Heiligthümern, welche von der Höhe herab weit über das Land schauten. Dem Andrängen der Barbaren vermochten aber später, in byzantinischer Zeit, die weit ausgedehnten Befestigungswerke nicht mehr zu widerstehen; ihre Vertheidiger sahen sich zum Rückzuge auf die Höhe des Berges gezwungen und errichteten hier nach Süden zu einen dritten Schutzwall, zu dem die Säulen und Bildwerke der eigenen Tempel das Material liefern mußten. So kommt es, daß, in diese Festungsmauer verbaut und mit Kalk und Mörtel überschüttet, uns die Hauptstücke der Gigantenschlacht, jenes großartigen Sculpturenfrieses erhalten blieben, welcher einst den Zeus-Altar auf der pergamenischen Akropolis schmückte.

Die Auffindung dieser Sculpturen haben wir einem deutschen Ingenieur, Karl Humann in Smyrna, zu verdanken, der Jahre lang mit unablässigem Eifer darauf drang, jene Schätze zu heben. Mit Spannung hatte man dem Verlaufe der Nachgrabungen zugesehen, und das Resultat derselben hat selbst die kühnsten Erwartungen weit übertroffen; so hat sich denn das allgemeine Interesse auch auf die Person des Mannes gelenkt, welcher diese herrlichen Kunstwerke seinem Vaterlande erwarb.

Allen Deutschen, die im Laufe des letzten Jahrzehnts Smyrna besuchten, ist ein in der Frankenstraße gelegenes freundliches zweistöckiges Haus mit grünen Holzjalousien wohlbekannt, welches häufig den Sammelpunkt für die dortigen Colonisten bildet. Auf den Schlag des schweren Thürklopfers öffnet sich die eiserne Eingangspforte, und wir treten in einen geräumigen Vorplatz. Marmorfliesen bedecken den Boden; vor den Wänden stehen Statuen, an deren Sockel sich grüner Epheu emporrankt, und daneben laden bequeme Sitzbänke zur Ruhe ein. Zwischen den theils orientalisch, theils in europäischem Geschmack eingerichteten Zimmern führt ein

Digitized by Google

Hofraum, von Rebengeländen und lilablühenden Akazien überdacht, zum Garten hinauf, der vom immergrünen Laub der Palmen, Granaten und Citronenbäume geschmückt wird. Das ist Humann's trauliches und gastfreies Heim, und manchem Kleinasienpilger, besonders aber den Officieren der deutschen Marine werden die Stunden, welche sie im Kreise der Humann'schen Familie in der Rosenlaube jenes Gartens vor der plätschernden Fontaine verlebten, deren weites Wasserbassin zumeist als Wein- und Bierkühler dienen muß, liebe und angenehme Erinnerungen sein.

Humann ist jetzt einundvierzig Jahre alt. Seine Gestalt ist groß und schlank; aschblondes Haar und ein blonder, in's Röthliche spielender Vollbart umrahmen sein ausdrucksvolles Gesicht; unter den buschigen Brauen sehen blaue Augen hervor, deren lebendiger, stets freundlicher Blick sein ganzes Wesen charakterisirt. Seine Sprache ist fest und wohllautend, seine Ausdrucksweise prägnant; vor Allem hervorzuheben bleibt aber die liebenswürdige Bescheidenheit des Mannes, welche ihm neben der Anerkennung seiner mannigfachen Verdinste einen großen Kreis aufrichtiger Freunde erworben hat.

Karl Humann ist am 4. Januar 1839 in Steele, einem rheinischen Städtchen in der Nähe von Essen, geboren. Nachdem er das Gymnasium absolvirt, war er ein Jahr lang bei Eisenbahnbauten für die Bergisch-Märkische Bahn praktisch thätig und bezog dann die Bau-Akademie zu Berlin. Während seiner Studien, im Jahre 1861, wurde er bedenklich krank, und die Aerzte setzten die einzige Hoffnung für Erhaltung seines Lebens auf einen Aufenthalt im Orient. Die Ausführung dieses ärztlichen Rathschlags war von Bedeutung für Humann's Zukunft. Unter dem südlichen Himmel des griechischen Archipels fand er volle Genesung; er lebte in Chios und Samos, später in Smyrna. Sein Besuch auf Samos fand auf Veranlassung des Geh. Baurath Strack in Berlin statt: Humann stellte mit günstigem Erfolge seine ersten Ausgrabungen bei dem dortigen Hera-Tempel an, über welche seltsamerweise nie etwas publicirt worden ist. Die Berichte und Originalzeichnungen wurden von Humann an Strack übergeben und müssen sich noch heute in dessen Nachlaß befinden. Vielleicht dienen diese Zeilen dazu, die Erstlingsarbeiten Humann's auf dem Felde archäologischer Forschung der Vergessenheit zu entreißen.

Nach seiner Thätigkeit auf Samos wandte sich Humann im Jahre 1862 nach Constantinopel, in der Absicht, von dort aus wieder in seine Heimath zurückzukehren. Hier machte er indessen die Bekanntschaft des englischen Gesandten Sir Henry Bulwer, welcher für den jungen deutschen Ingenieur lebhafte Sympathien empfand, ihn zu längerem Verweilen bewog und ihn bat, seinen Palast auf einer Insel des Marmarameeres auszubauen, welche die türkische Regierung dem britischen Diplomaten zum Geschenk gemacht hatte.

Allmählich gewann Humann mehr Gefallen an dem orientalischen Leben, und als ihm im Jahre 1864 von der Pforte der Antrag gemacht wurde, eine Eisenbahn von Jaffa über Jerusalem zum todten Meere hin zu bauen, ging er nach Palästina, nivellirte das Land und nahm eine Karte desselben auf. Nach einem Ausflug in das Pharaonenreich kehrte er nach Stambul zurück und erhielt dort einen anderen, interessanten Auftrag Fuad Paschas: Uebergänge über den östlichen Balkan zu suchen, um später Verbindungswege zwischen den nördlich und südlich vom Balkan liegenden Ebenen herzustellen. Das Resultat dieser Forschungen war eine detaillirte Karte des ganzen Gebietes von Varna nach Pravadi über den Balkan hinüber bis Burgas, Jamboli, Slimno, Karnabad, dann den Lauf der Tundja stromabwärts bis Adrianopel, hinüber nach Kirkilissa und zurück nach Burgas. Fortan gaben zahlreiche theils im Auftrage übernommene, theils privatim ausgeführte Reisen Humann beständig Gelegenheit zur Durchforschung großer Länderstrecken: seine Aufnahmen in Kleinasien allein dehnen sich über tausend Quadratmeilen aus. Obwohl erst die Pergamenischen Funde seinen Namen populär gemacht haben, betrachtet er selbst doch die Resultate seiner geographischen Untersuchungen als die Arbeit seines Lebens, und dieselben haben denn auch in Fachkreisen lebhafte Anerkennung gefunden. Der bekannte Geograph Professor Kiepert bezeichnete sie als epochemachend für die Geographie jener Länder und ist gegenwärtig mit der Ausgabe einer neuen Karte Kleinasiens unter Benutzung der Humann'schen Angaben beschäftigt.

Zu den Reisen des rastlosen Ingenieurs zählt eine Fahrt im Auftrage des bekannten Constantinopler Millionärs Louis Merton nach der kleinasiatischen Küste gegenüber von Lesbos, woselbst er 1865 zum ersten Male Pergamon besuchte. Auf's Neue gelangte er dahin, als er im Sommer 1866 im Auftrag Fuad Paschas sich von Constantinopel über den Bosporus zu Lande nach Smyrna begab, um die beste Landverbindung zu suchen. Er traf auf dieser Reise mit dem Kaiser von Brasilien zusammen und war einige Tage dessen Begleiter. Da kam das Jahr 1867 heran, in welchem er contractlich von der türkischen Regierung die Ausführung von Chausseebauten in Kleinasien übernahm.

Bei dieser Gelegenheit muß betont werden, daß Humann nie als Beamter im Dienste der hohen Pforte gewesen ist, sondern stets nur in einem frei vereinbarten Verhaltnisse zur türkischen Regierung gestanden hat. In diese Chausseebau-Epoche aber, welche mehrere Jahre umfaßt, fällt die erste Ausbeutung Pergamons.

Schon im Jahre 1865, als Humann, wie oben gesagt, zum ersten Mal nach Pergamon kam, fand er auf der Akropolis Kalkbrenner damit beschäftigt, Marmore auszubrechen und zu Kalk zu brennen. Dasselbe Unwesen wurde auch jetzt, im Jahre 1871, ebendort getrieben, bis ein Befehl, den Humann von Fuad Pascha erwirkte, der Zerstörung Einhalt gebot. In der von den Byzantinern errichteten Vertheidigungsmauer glaubte der Spürblick des Ingenieurs unter Mörtel verdeckt Spuren von Bildwerken zu sehen, und drei große Marmorblöcke, die er herausheben ließ, erwiesen sich in der That als Fragmente eines Sculpturenfrieses. Humann schickte diese Marmorplatten als Geschenk an das Museum in Berlin, woselbst sie im Jahre 1873 eintrafen, begleitet von einem Schreiben, in welchem der Entdecker der Bildwerke auf die ganz vortreffliche Arbeit derselben hinwies und betonte, daß die Größe der Figuren sowie das Vorhandensein von Pferden, wilden Thieren und streitenden gigantischen Männergestalten darauf schließen lasse, daß man hier den Theil eines großartigen Kampfgebildes vor Augen habe, von dem voraussichtlich noch viele andere Bruchstücke aufzufinden sein würden. Humann's Bitte ging nun dahin, daß die deutsche Regierung ihm die Erlaubniß der Türkei erwirken möge, Nachgrabungen nach den werthvollen Bildwerken anzustellen und dieselben für das deutsche Reich zu erwerben. Seine dringenden Worte verhallten indessen; in Berlin war man der Ansicht, daß die Sculpturen, welche heute alle Welt bewundert, ganz werthlos seien; in einem Kellerraum des Berliner Museums wurden die drei Pergamenischen Marmore, die Humann gesandt hatte, bei Seite gestellt, und ihm selbst wurde erst nach zwei oder drei Jahren eine Empfangsbescheinigung darüber zugesendet. So ruhte die wichtige Angelegenheit zu Humann's Kummer mehrere Jahre.

Inzwischen führte er in Kleinasien die Wegebauten für Rechnung der türkischen Regierung weiter fort, hatte aber schließlich unter der bekannten Finanznoth des osmanischen Reiches mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß er 1873 die Arbeiten aufgab. Bei seiner Reise im letztgenannten Jahre widmete er sich wieder ganz seiner Lieblingsbeschäftigung, der geographischen Forschung, und fand als wichtigstes Ergebniß dieser Expedition im Karabel-Paß das zweite, von Herodot erwähnte Bild des Sesostris, wodurch die Stätte klar gestellt wird, welche Herodot als den Kreuzungspunkt der Straßen von Smyrna nach Sardes und von Ephesus in's Phokäische Land bezeichnet. Diese geographischen Forschungen auf dem Gebiete Kleinasiens setzte er auch die nächsten Jahre hindurch fort, wozu noch zwei wissenschaftliche Ausflüge nach Nordgriechenland kamen.

Trotz dieser ablenkenden Beschäftigung hatte Humann seine Bestrebungen bezüglich der Ausgrabungen zu Pergamon nicht ruhen lassen, und das Jahr 1878 brachte denn auch die endliche Erfullung seiner Wünsche. Im Herbst 1877 war Professor Dr. Conze zum Director der Sculpturen-Gallerie des Berliner Museums ernannt worden; er beschäftigte sich auf Empfehlung des berühmten Archäologen Curtius eingehend mit den Humann'schen Berichten. Conze erkannte sofort den Werth der Pergamenischen Bildwerke; er war die Veranlassung, daß die Regierung auf Humann's Vorschläge einging, und nahm auch an den Ausgrabungen als ein treuer und eifriger Berather Humann's, dessen Thatigkeit dieser selbst auf's Höchste anerkennt, persönlich regen Antheil. Im Frühjahr 1878 fertigte die türkische Regierung einen Firman für die Nachgrabungen aus, dem zufolge ein Drittel der Funde an Deutschland, eines an die Türkei und das dritte an den Bodenbesitzer fallen sollte. Letzterer war die türkische Regierung selbst, und daher änderte Savfet Pascha die Verfügung dahin ab, daß

Digitized by Google

Deutschland auch das zweite Drittel der etwaigen Ergebnisse behalten sollte. Späterhin verstand sich sogar die Pforte dazu, auch noch das letzte Drittel dem deutschen Reiche gegen eine ganz geringfügige Geldentschädigung zu überlassen.

Die Ausgrabungen selbst nahmen einen überaus erfreulichen Verlauf. Die ersten von Humann gefundenen Reliefplatten hatte man inzwischen mit Sicherheit als Fragmente der Gigantenschlacht erkannt, mit welcher Attalos den Zeus-Altar zu Pergamon schmücken ließ, und es handelte sich zunächst um die Feststellung des Platzes auf dem ausgedehnten Gebiet der Akropolis, an welchem dieser Altar einst gestanden haben mochte. Humann sagte sich nun, daß man sicherlich für die Errichtung des großen Prachtbaues einen Punkt erwählt haben würde, der schon von großer Ferne aus sichtbar erscheint, und fand eine Stelle des Berges, welche man sogar von der Meeresküste aus deutlich erkennen konnte. Dort ist bis heute noch ein Gesträuch stehen geblieben, bei welchem Humann seinen Stock in die Erde stieß mit den Worten: „Hier muß der Zeus-Altar liegen." Auf diesen Punkt zu ließ er zwei Gräben ziehen.

An einem Montag, dem 9. September 1878, hatten die Arbeiten begonnen, am nächsten Tage fanden sich mehrere große Reliefs, und am Mittwoch bereits traf man zugleich mit dem Funde der ersten Reliefplatte auf die Grundmauern des Altars, sodaß Humann hocherfreut nach Berlin telegraphiren konnte: „Der Zeus-Altar ist gefunden." Erst am 6. December 1879 wurden die Arbeiten eingestellt. Nachdem der Altar von den Erdanschwemmungen freigelegt worden, ergab sich, daß er aus einem mit Marmor bekleideten Massenblock von 37 Meter Länge und 34 Meter Breite bestand, in dessen südliche Schmalseite eine Treppe eingebaut war. In der Mitte des kolossalen Unterbaues erhob sich eine kleine Erhöhung von einigen Fuß, welche die eigentliche Opferstätte bildete. Der Unterbau ist verziert, indem man zunächst vier breite Stufen ringsum gelegt und dann eine Plinthe (Unterlagsplatte) mit kleinem Abschluß aufgesetzt hat, in welchem die Namen der darüber befindlichen Figuren des 2,30 Meter hohen Reliefs standen. Jetzt folgte ein Hauptgesims, welches 80 Centimeter vorstand, um die Bildwerke gegen Sonne und Regen zu schützen. Auf dem Rande dieses so verzierten Unterbaues erhob sich endlich noch eine Colonnade von 10 Fuß hohen ionischen Säulen, welche durch ein flaches Dach gedeckt wurden; auf diesem Dache wiederum befanden sich zahlreiche freistehende Statuen. Von dem Fries, welcher außer den Stellen an beiden Treppenwangen 107 Meter, zusammen mit denselben wahrscheinlich etwas mehr als 133 Meter an Länge haben mochte, sind drei Fünftel aufgefunden worden; ein Drittel der gefundenen Sculpturen besteht aus mehr oder weniger gut erhaltenen Platten, von denen einzelne sich an einander fügen, während größere oder geringere Fragmente den Rest ergeben.

Die Darstellung des Schlachtgebildes ist von außerordentlicher Lebendigkeit; vor Allem zeichnen sich die beiden Hauptgruppen des Zeus und der Athene aus, welche gegen die Giganten siegreich vordringen. Bei den Göttern sind die Züge der intelligenten, siegreichen Griechen, bei den Giganten ist die Gesichtsbildung roher, nordischer Gegner nicht zu verkennen. Wir haben eben auch in diesem Werke nichts Anderes vor uns, als eine Verherrlichung der Pergamener-Siege im Gewande der griechischen Mythe. Die Figuren sind voll ausgearbeitet und können nur noch insofern als Reliefdarstellungen bezeichnet werden, als sie sich stellenweise gegen die Marmorwand anlehnen. Die Körperformen bekunden ein eingehendes Studium der Natur, während die Ausführung der Details sich mit derjenigen bei Arbeiten der besten griechischen Kunstepoche zu messen vermag.

Außer dem Gigantenkampf fand sich noch ein zweiter Fries, der nur 1,58 Meter hoch ist und eine Darstellung der Sage des Telephos, des Stadtheros von Pergamon, enthält. In Auffassung und Durchführung steht dieses Werk dem Gigantenkampf gleichberechtigt zur Seite. Hiervon wurden bisher 36 Platten gefunden. Wo dieser Fries gestanden hat, ist nicht genau zu bestimmen.

Ferner ergaben die Ausgrabungen eine Ausbeute von 50 isolirten Statuen, 150 Inschriften und einer großen Fülle architektonischen Materials, welches sich besonders bei der gleichfalls auf der Akropolis vorgenommenen Freilegung des Augusteums und des Gymnasiums vervollständigte. Die sämmtlichen Marmore, welche nach Berlin geschickt wurden, hatten ein Gewicht von 7000 Centner und waren in 463 große Kisten verpackt. 2700 Centner kommen auf die Gigantomachie, 300 auf die Telephos-Sage und das Uebrige auf Statuen, Architekturen, Vasen ꝛc. Erwähnenswerth ist auch die Art des Transportes. Für diesen Zweck ließ Humann einen den Berg in Schlangenwindungen hinabsteigenden Fahrweg bauen und die einzelnen, 30 bis 60 Centner schweren Kisten auf von Büffeln gezogenen Schlitten hinabbefördern. Da aber bei dieser Art von Fortbewegung wegen der Steilheit und Schlüpfrigkeit des Weges, an dessen Seiten tiefe Abgründe gähnten, die Kunstschätze oft in Gefahr kamen, hinabzustürzen und zu Grunde zu gehen, so wurden später die Thiere durch Menschen ersetzt, und es beförderten nun 40 Arbeiter die Lasten bis zum Meere. Hier wurden die Kisten bei der Hafenstation Dikeli auf Lichterschiffe geladen und gelangten dann in acht Stunden nach Smyrna; von dort erfolgte der Weitertransport durch die europäischen Dampfer nach Triest, dann weiter mit der Bahn nach Berlin. Später wählte man den Seeweg bis Hamburg und führte die Sculpturen auf Flußschiffen durch die Elbe, Havel und Spree bis dicht vor das Berliner Museum.

Karl Humann.

Zeichnung und Holzschnitt von August Neumann.

Endlich will ich noch bemerken, daß die sämmtlichen Unkosten des Unternehmens für Ausgrabung, Verpackung, Transport, Gehälter, Reisen und Ankauf des Drittels der Funde, welches die Türkei beanspruchen konnte, sich für die deutsche Regierung auf die verhältnißmäßig geringe Summe von etwas über 150,000 Mark beliefen, während der rohe Marmor der nach Berlin geschafften Werke, nach dem Kubikinhalt taxirt, allein einen Werth von 180,000 Mark repräsentirt.

Die mit so außerordentlichen Resultaten im vorigen Jahre abgeschlossenen Ausgrabungen zu Pergamon sind jüngst, nach Erlaß eines neuen türkischen Firmans, abermals aufgenommen worden. Bei einer Hitze von 28 Grad Réaumur haben am 14. August unter Humann's Leitung die Arbeiten wieder begonnen, zu welchen wir unserm braven Landsmann ähnlich glückliche Erfolge, wie die bisher erzielten, wünschen wollen.

Alfred Schütze.

Auf der Station von St. Pancras.

Eine Reisehumoreske von C. Schröder.

Ob es sechs oder sieben Jahre her ist, weiß ich nicht mehr genau; daß aber damals das Riesenhôtel noch nicht existirte, welches sich jetzt am St. Pancras-Bahnhofe im Norden Londons breit macht, will ich bezeugen — dies ist auch die Hauptsache an der langweiligen Geschichte.

Also vor sechs oder sieben Jahren kam ich eines Sonnabends gegen Mitternacht mit dem Dampfer in London an. Der menschenfreundliche Capitain konnte es nicht über das Herz bringen, seine einzige Passagierin mit Sack und Pack in der Geisterstunde an's schreckliche Ufer setzen zu lassen; er dampfte daher nur mir zu Liebe am gewöhnlichen Landungsplatze vorüber und noch ein tüchtiges Stück stromaufwärts.

Als der graugelbe Sonntagsmorgen anbrach, lagen wir mäuschenstill auf der vielbesungenen, majestätischen Themse. Auch heute wiegte ihre breite Brust unzählige Schiffe und Schiffein mit und ohne Flaggen, aber ich konnte mich mit dem besten Willen nicht für sie begeistern; sie war mir gar zu schmutzig.

Ein Kahnschiffer hatte die Güte, mich und meine Habseligkeiten an's Land zu rudern. Sein Gewissen mußte dabei ein Auge zudrücken; denn es war ja Sonntag, und am Sonntag darf man in England bekanntlich nicht rudern, aber sein Gewissen machte sich für ein paar Schillinge extra ganz gern der Sünde schuldig. Stöhnend schleppte er meinen schweren Koffer die schlüpfrige Anlegetreppe hinauf; ächzend setzte er ihn in der ersten besten Straße nieder, und sich den Schweiß von der Stirn wischend, sagte er:

„Wenn Sie nun einen Wagen brauchen, Ma'am, der kleine Jack da holt Ihnen gern einen. Es ist zwar Sonntag, aber für ein paar Pfennige extra — He, Jack! Die Dame braucht einen Wagen."

„Einen Wagen, Ma'am?" fragte Jack herbeilaufend; „schön, Ma'am! Es ist zwar Sonntag heute — thut nichts; ich hole Ihnen einen für einen Schilling, Ma'am" — meinte er mit schlauem Grinsen.

Als ich den Schilling bewilligt hatte, trabte der junge Wucherer davon. Ich aber setzte mich auf meinen Koffer und sah mich um. In welchem Theile Londons ich mich damals befand, weiß ich noch heute nicht — der schönste war es keinesfalls. Vor mir dehnte sich eine endlose, enge Straße, deren Häuser sich sämmtlich zum Verwechseln ähnlich sahen. Hatte hier und da der gelangweilte Maurer eine kleine Abweichungssünde begangen, so war der gute Kohlenrauch gleich bei der Hand gewesen, um sie mit dem eintönigen schwarzen Mantel seiner Liebe zuzudecken. Schwarz, rabenschwarz war überhaupt Alles, so weit das Auge reichte. Neben mir blickte sogar ein schwarzes Bäumchen über eine schwarze Mauer. Die kleinen Londoner, die bettelnd mittlerweile immer engere Kreise um mich zogen, sahen vollends aus, als ob sie aus dem Schornstein kämen.

„Arme Dinger!" dachte ich, in meine Tasche langend, „keine Seife dieser Erde wäscht Euch wieder weiß."

Sie betitelten mich ein Mal über das andere „Lady" und erfanden, um mir das Geld aus der Börse zu locken, die herzbrechendsten Geschichten. Des Einen Mutter lag todt, des Anderen Vater im Sterben, eines Dritten ganze Familie an den Blattern darnieder; Alle hatten sie seit vorgestern nichts gegessen. Die Aermsten! Sie sahen aus, als ob sie in ihrem Leben nichts als Steinkohlen geschluckt hätten.

Eben war ich mit meinem Kupfergeld zu Ende, als Jack zurückkam. Grinsend deutete er auf das Gefährt, welches ihm auf dem Fuße folgte. Er hatte gut lachen, der kleine Schelm! Mir war der Anblick des Kutschers seiner Wahl weniger erfreulich. Sein Antlitz glänzte wie ein aufgedunsener rother Vollmond; seine Schielaugen hatten den üblichen Sonnabendsrausch noch nicht ausgeschlafen; der Hut saß ihm im Nacken, und aus dem einen Aermel seines schmierigen Rockes blickte ein vorwitziger Ellenbogen. Ich habe Jack im Verdacht, daß er mir diese Perle von einem Rosselenker mit Vorbedacht verschafft hatte; denn noch hatte ich meiner Ansicht über denselben in keiner Weise Luft gemacht, da flüsterte der Schlaukopf schon:

„Glauben Sie, daß er betrunken ist, Ma'am? Geben Sie mir noch einen Schilling, und ich hole Ihnen in der Minute einen anderen!"

„Das glaube ich, Jack. Ein noch schöneres Exemplar," antwortete ich ärgerlich lachend. Bei mir dachte ich: „Mehr oder weniger angetrunken sind die guten Leute immer, ohne daß sie darum umwerfen oder sich verirren. Und wer sieht und kennt mich im großen Babylon?"

„Ich möchte nach St. Pancras," redete ich die Perle auf dem Bocke an.

„St. Pancras? — Zehn Schillinge," brummte er, ohne sich lange zu besinnen.

„Zehn Schillinge?" wiederholte ich, ob der runden Summe große Augen machend.

„Ja, zehn Schillinge," schrie er schon aufgeregt, „keinen Penny weniger nehme ich heute. Wollen Sie einsteigen oder nicht? Haben Sie mich holen lassen oder nicht? Ist es Sonntag oder nicht? War ich im Begriff zur Kirche zu gehen oder nicht?"

Als er sah, daß Jack's elastischer Mund sich bei der letzten Frage von Ohr zu Ohr dehnte und daß ich selbst einen etwas zweifelnden Blick über seine Toilette gleiten ließ, gerieth er außer sich vor Wuth und ließ von der Höhe seines Bockes einen solchen Hagel von Verwünschungen auf mich niederprasseln, daß mir Hören und Sehen verging.

Ob dem Spectakel war die Straße auf einmal lebendig geworden. Alte Weiber krochen aus Kellerluken hervor. Fenster wurden aufgeworfen. In den Oeffnungen erschienen grinsende Menschenköpfe, nickten dem Kutscher Beifall zu und ermunterten ihn durch Zurufe und wieherndes Gelächter.

Bei dem Anblick durchzuckte mich plötzlich der entsetzliche Gedanke: Wie, wenn du dich in einem der verrufenen Theile Londons befandest, in welchem man die Leute beraubt, um sie hernach mir nichts, dir nichts verschwinden zu lassen?! Unglückskind, und dein Koffer steht mitten auf der Straße! Und du hast deine Börse wohl eine Viertelstunde offen in der Hand gehalten!

„Meinetwegen denn, zehn Schillinge," rief ich (in meiner Herzensangst hätte ich auch zehn Pfund gerufen) und stürzte Hals über Kopf in den Wagen. „Da steht mein Koffer! Nur recht schnell, damit ich den Zug nicht verfehle!"

Zitternd erwartete ich, daß sich der Wüthende jetzt weigern werde, mich und meine Siebensachen an das ersehnte Ziel zu befördern. Aber er war besser, als er aussah. Schwerfällig rollte er vom Bock herunter — fluchend packte er den Koffer — fluchend schob er ihn auf den Wagen — fluchend rasselte er mit mir in den Sonntagsmorgen hinein.

Wehe den unseligen Straßenjungen, die sich uns auf Peitschenlänge näherten! Wehe den tollkühnen Rötern, die uns über den Weg liefen! Alle mußten sie es entgelten, daß ich mich so schlecht gegen den Armen benommen hatte. Wie eine Windsbraut fegten wir durch die friedlichen Straßen, unbekümmert um das feierliche Läuten der Glocken, unbekümmert um die frommen Kirchgänger, welche entsetzt an uns vorüber kopfschüttelten.

Ich fand unser Benehmen nichts weniger als anständig und hätte mein schamrothes Angesicht gar zu gern in die Kissen meiner Carosse gedrückt, aber diese hatten leider nicht umsonst so manche Nacht das Haupt ihres müden Eigenthümers gewiegt. Sie glänzten von Fett und dufteten nach Branntwein.

Wenn ich nicht irre, haben sämmtliche Miethwagen der Riesenstadt vor etlichen Jahren die Revue passiren müssen, worauf eine große Anzahl derselben in den wohlverdienten Feuertod gewandert ist. Im Interesse des fahrenden London hoffe ich, daß bei der Gelegenheit auch das Exemplar, welches mich nach St. Pancras trug, in Rauch aufgegangen ist — wenn es nicht schon vor dem Zeitpunkte seine arme Seele ausgehaucht hat. Alles klirrte, klapperte und ächzte an dem unglücklichen Fuhrwerk. Jeden Augenblick erwartete ich, meinen Koffer durch die Decke zu mir niedersteigen, oder den Fußboden unter mir versinken zu sehen. Er zeigte verschiedene Risse und eine klaffende Wunde, die ein altersgraues Häuflein Stroh nur sehr nothdürftig bemäntelte. Gern hätte ich die Perle auf dem Bocke beschworen, aus Rücksicht für das ehrwürdige Gefährt doch etwas langsamer zu fahren, aber das Fenster rechts ließ sich nicht öffnen, das links war von einer derben Faust mitten in das Herz getroffen und sah seiner baldigen

Digitized by

Auflösung entgegen. Erfolgte diese durch meine Vermittelung, so wurde das Fenster auf meine Rechnung geschrieben. Ich stemmte daher meine Füße gegen den Rücksitz, war eine halbe Stunde lang mit geschlossenen Augen auf Alles gefaßt und sagte — dem heiligen Pankratius meinen besten Dank, als er mich nach Ablauf dieser Zeit in seinen Bahnhof aufnahm.

Wo sonst das bewegteste Leben zu pulsiren pflegte, herrschte heut „Grabesstille fürchterlich“. Aus der hohen Eingangspforte, aus welcher dem gepäckreichen Reisenden sonst ein Dutzend dienstbeflissener Geister auf einmal entgegenstürzte, schritt — nachdem er der Perle Zeit gelassen, ein Weniges zu spectakeln und zu fluchen — feierlich langsam ein riesiger Polizist mit feuerrothem Cotelettenbart. Er öffnet mir den Wagenschlag, hat einen Blick des Mitleids für das invalide Fuhrwerk, einen zweiten der Mißbilligung für dessen Eigenthümer, läßt sich von diesem meinen Koffer auf die starke Schulter schieben und fragt dann, mir majestätisch voranschreitend:

„Wohin wünschen Sie zu reisen?“

„Nach W.“

Er setzt den Koffer nieder, consultirt eine enorme Taschenuhr und spricht: „Der Zug ist vor fünf Minuten abgefahren.“

„Aergerlich!“ rufe ich und wünsche von Herzen, daß ich mich der Perle fünf Minuten früher anvertraut hätte. „Also muß ich auf den nächsten warten. Bitte, seien Sie so freundlich, unterdessen ein bischen nach meinem Gepäck zu sehen!“

Mit diesen Worten drücke ich ihm nach guter deutscher Sitte ein Geldstück in die große Hand, erschrecke aber nicht wenig, nachdem ich es gethan; denn wie ich mich plötzlich besinne, gestatten die englischen Eisenbahndirectionen nicht, daß man ihren Dienern mit Trinkgeldern lohne. Kommt dies dennoch vor, so geschieht es heimlich. Ich aber habe einem Manne des Gesetzes, dessen heilige Pflicht es ist, das Zustecken möglichst zu verhindern, etwas zugesteckt! Natürlich erwarte ich, daß er mir meinen Mammon vor die Füße werfen und mich auf der Stelle arretiren werde, aber es erfolgt nichts Derartiges. Der Edle läßt das Geldstück ruhig in seine Tasche gleiten, legt dankend die Hand an den spitzen Hut und sagt, auf den Koffer deutend:

„Schon gut, Ma'am. Verlassen Sie sich auf mich! Aber Sie werden warten müssen —“

„Ja, leider!“

„Sie werden — es ist jetzt acht Uhr — eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs — ja, sechs Stunden warten müssen.“

„Unmöglich!“

Er zuckt bedauernd die Achseln:

„Es ist eben Sonntag heute. Vor zwei Uhr fährt kein Zug nach W.“

„Bitte, zeigen Sie mir den Wartesaal!“ rufe ich; denn der Schrecken ist mir in alle Glieder gefahren, und ich fühle das Bedürfniß, einen Augenblick sitzend meine Kräfte zu sammeln.

Der Wächter der Ordnung zupft verlegen an seinem rothen Backenbart.

„Es thut mir leid,“ spricht er, „aber ich habe strenge Ordre, den Wartesaal bis Punkt ein Uhr verschlossen zu halten.“

„Warum in aller Welt?“

„Wegen der Straßenjugend, Ma'am. Sehen Sie, ich bin heute den halben Tag allein hier; wie leicht könnten sich da die unnützen Rangen in die Säle schleichen und der Direction die guten, neuen Möbeln beschädigen!“

„Ist ein Hôtel in der Nähe?“

„Nein.“

„Also habe ich die Wahl, sechs Stunden lang den Perron auf und ab zu spazieren, oder in den öden Straßen herum zu wandern?“

Bei diesen in heller Verzweiflung ausgestoßenen Worten faßt den Diener der Gerechtigkeit ein menschliches Rühren. (Ich habe ihm ja auch eben erst ein Geldstück geschenkt.)

„Wenn Sie in eine Kirche gingen,“ schlägt er vor. „Es vertreibt die Zeit.“

Ja, wenn ich in eine Kirche ginge? Der Gedanke ist gar nicht übel. Aber — wo finde ich hier im hohen Norden Londons gleich eine Kirche? Und darf ich es auch wagen, ohne Gebetbuch und — was noch schlimmer ist — im Reisecostüm, ohne Capothut? — Das Gebetbuch liehe mir vielleicht eine barmherzige Seele, den runden Hut aber vergäbe mir keine. Dazu sollen die Blattern in dieser Gegend wüthen. — Nein, ich gehe lieber nicht.

„Oder,“ fährt der Menschenfreundliche fort, als er sieht, daß seine Idee keinen Anklang findet, „ich könnte Sie auch allenfalls in den Wartesaal lassen, aber unter einer Bedingung: daß Sie mir gestatten, Sie einzuschließen.“

„Wenn Sie weiter keine Bedenken haben,“ rufe ich unendlich erleichtert aus, „schließen Sie mich in Gottes Namen ein! Sagen Sie mir aber erst, wo ich mir ein nettes Buch kaufen kann; denn — aber freilich, heut sind ja keine Bücher zu haben.“

„Gewiß nicht,“ bestätigt er vorwurfsvoll. „Es ist Sonntag.“

„Oeffnen Sie immerhin!“ seufze ich, „so verschlafe ich die unglücklichen sechs Stunden.“

„Sollten Sie irgend etwas brauchen, sollte es Ihnen gar zu langweilig werden,“ bemerkt der Gute, im Begriff meinen Kerker hinter mir zu schließen, „so klopfen Sie nur an die Thür! Ich bin immer in der Nähe.“

Der Schlüssel dreht sich um seine Achse.

„Halt, halt!“ rufe ich. „Eben fällt mir ein: ich muß nothwendig erst nach W. telegraphiren. Um zwölf Uhr werde ich dort erwartet.“

„Das Telegraphenbureau ist am Sonntag geschlossen,“ schallt es durch das Schlüsselloch zurück.

Ich bin allein — „Gebieter über Alles, was ich überblicke“, das heißt über einen langen blank polirten Tisch, über verschiedene Ledersophas und einige Stühle. Ich mache es mir auf einem der Sophas so bequem, wie es die Beschaffenheit des Möbels erlaubt. Es ist knüppelhart, und seine Rücklehne hört da auf, wo beim normalen Menschen der Rücken anfängt. Ich versuche zu schlafen — in allen erdenklichen Positionen — und finde es unmöglich. Ich durchwühle meinen Handkoffer nach einer langweiligen Lectüre, um der Natur zu Hülfe zu kommen. Da ich aber aus verschiedenen Gründen auf dem Meere nie lese, so habe ich nur für den Nothfall ein dünnes illustrirtes Blättchen mitgenommen — mein Ein und Alles.

Wenn ich ein Bischen zum Fenster hinaussähe? Dies liegt nämlich nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, obgleich das Fenster dicht unter der Decke angebracht ist. Ich brauche nur auf den Rücken meines Sophas zu steigen und mich auf die Zehenspitzen zu heben. Aber es ist auf die Dauer ermüdend und langweilig; denn ich erblicke nichts als Schienen, über die kein Zug fährt, und einen Perron, auf dem sich Niemand sehen läßt, nicht einmal der rothbärtige Diener der Gerechtigkeit. Ich steige von meiner Höhe herab, fange an, um den großen Tisch herum zu spazieren, bedauere dabei abwechselnd die unglücklichen Menagerielöwen und die armen Sünder in der Tretmühle und sinke nach viertelstündigem Rundlauf erschöpft und schwindelig auf mein ledernes Kanapee.

Ich versuche zum zweiten Male zu schlafen, finde es zum zweiten Male unmöglich. Will ich nicht vor Langerweile umkommen, so muß ich mich jetzt an mein Ein und mein Alles machen. Leider enthält es außer einigen älteren Modeberichten und dem Innern eines Romans, aus welchem ich nicht klug werden kann, nur noch eine Novelette, vier Seiten lang:

Auf der ersten sehen sie sich zum ersten Male, verlieben sich sterblich in einander und schwören sich unter einer Straßenlaterne ewige Treue (Notabene: sie haben Beide zusammen keinen halben Thaler im Vermögen); auf der zweiten trennt sie das grausame Schicksal in Gestalt ihrer nach einem Goldschwiegersohne angelnden Mama; auf der dritten vereinigt sie die freundliche Vorsehung in Gestalt seines zu rechter Zeit dahingeschiedenen Erbonkels; auf der vierten Seite Hochzeitsreise, Sonnenaufgang auf dem Rigi, Aussicht auf eine glückliche Zukunft. —

Es ist jetzt genau zehn Uhr; meine Hülfsmittel sind erschöpft, und mit der Langenweile stellt sich auch der Hunger ein. Ich habe heute Morgen noch keinen Bissen genossen. Freund Rothbart muß mir meinen Kerker öffnen.

Ich gehe an die Thür und klopfe. Niemand kommt. Ich klopfe lauter. Es rührt und regt sich nichts. Ich klopfe und rüttle wie ein Verzweifelter. Alles bleibt todtenstill.

Wenn er mich vergessen hätte — nach Hause gegangen wäre — mich in diesen fürchterlichen vier Wänden jämmerlich verhungern ließe! — Vergebens sucht mir mein Verstand zu beweisen, daß der Mensch in vier Stunden nicht verhungern kann; meine aufgeregte Einbildungskraft hält das Schrecklichste für möglich, und ich schüttele, klopfe, rüttele, lausche abwechselnd wohl zehn

Minuten lang. Da — endlich — lassen sich Schritte vernehmen, langsame, gemessene Schritte. Der Schlüssel dreht sich. Rothbart erscheint in der Thüröffnung, sehr erstaunt, mich so aufgeregt zu finden. Er nimmt meine Vorwürfe sanftmüthig entgegen; er hat mich nicht klopfen hören, ist nur bis an die nächste Straßenecke gewesen, um die Leute aus der Kirche kommen zu sehen.

„Sie glauben nicht, wie langweilig es hier Sonntags ist," setzt er mit einem Seufzer hinzu.

Ob ich es glaube!

„Ich möchte frühstücken. Die Bahnhofsrestauration —"

„Wird Sonntags nicht —"

„Das dacht' ich mir. Aber Sie werden nicht behaupten wollen, daß ich in der Nähe nicht irgendwo eine Seele finde, die mir trotz des Sonntags für mein Geld etwas zu essen giebt?"

„O nein — das will ich nicht behaupten."

„Aber, wo finde ich sie?"

„Ja, wo?" spricht er sinnend. „Ein Hôtel ist nicht in der Nähe; die Kaffeehäuser sind heute fast alle geschlossen — das heißt, ich wüßte wohl eins, aber — Sie werden nicht in ein Kaffeehaus gehen wollen?"

„Lieber als hier verhungern! Wenn es anständig ist."

„O, sehr anständig, wenn auch nicht gerade ersten Ranges."

„Und wo liegt es?"

„Wenn Sie erlauben, Ma'am, so führe ich Sie hin. Ich bin im Hause bekannt."

„Aber was macht unterdessen die Station?"

„Die läuft nicht weg."

So wandeln wir denn gemeinschaftlich durch ein paar Straßen, der Mann des Gesetzes und ich. In jeder andern Stadt bekämen wir natürlich ein Gefolge von Gassenbuben; in London spielen die Polizeidiener häufig die Ritter bedrängter Damen, und es hält mich kein Mensch für verhaftet. Vor einem räucherigen, zweistöckigen Gebäude bleiben wir stehen. Mein Begleiter stößt die Hausthür auf und ruft mit Stentorstimme:

„Hann!" („Ann" hätte er gar zu gern gerufen, aber einem ungebildeten Londoner Kinde kommt leider immer zur Unzeit ein H in die Kehle.)

Es poltert in den unteren Regionen. Drauf erscheint im Hintergrunde Hann mit einem Kopf à la Struwwelpeter.

„Nun, Bobby?" fragt sie mit freundschaftlichem Grinsen.

„Die Dame will ein Frühstück, Hann."

Freund Rothbart empfiehlt sich. Hann kommt näher, sich die Hände an der Schürze trocknend, und ladet mich höflich ein, ihr über einen fadenscheinigen Treppenläufer nach oben zu folgen. Hier öffnet sie mir mit den Worten: „Das Kaffeezimmer!" ein kleines, ziemlich unsauberes Gemach, das weniger nach Kaffee, als nach einem Gemisch von Tabak und Bier duftet. Es enthält sechs Pferdehaarstühle, einen Lehnstuhl und einen Tisch mit schwarzer Wachstuchdecke, auf welcher sich in weißen Ringen und Ringlein unzählige Tassen und Gläser verewigt haben.

Hann wünscht zu wissen, was ich begehre. Leider ist ihre ganze Erscheinung so unappetitlich, daß ich aus ihren ungewaschenen Händen nur Thee und gekochte Eier begehre. Sie verspricht, sich zu beeilen, und poltert treppab. Ich rücke den Lehnstuhl an das Fenster und bekomme, indem ich dies thue, eine hohe Idee von dem Patriotismus der Engländerinnen; denn über des Lehnstuhls Rücken breitet sich der einzige Schmuckgegenstand des Zimmers, ein Antimacassar, auf dem eine kunstfertige Hand in feinen Häkelnadelstichen den Herzog von Wellington portraitirt hat. Großer Sieger von Waterloo! Man hat Dich — wer weiß wie oft! — in Stein gehauen, in Erz gegossen, in Oel gemalt, in Holz und in Kupfer gestochen, aber gewiß nur dieses eine einzige Mal in Baumwolle gehäkelt! — Voll inniger Rührung lege ich mein Haupt auf dies Denkmal von zarter Frauenhand.

Ueber der Straße unten liegt ein Nebelschleier, aber er ist blaß und dünn und gönnt mir das Vergnügen, alle fünf Minuten einen gelangweilten Menschen vorüberspazieren zu sehen. Grabesstille herrscht im Hause, nur dann und wann unterbrochen von Lauten aus der Unterwelt, in welcher Hann sich meinem Frühstück widmet.

(Schluß folgt.)

Ein Hofer-Fest in Südtirol.

Wenn der Frühling über die Berge steigt, wenn der Schnee von den Almen schwindet und bis auf die höchsten Gipfel zurückweicht, dann kommen auch die mit jedem Tage zahlreicher werdenden Alpenfahrer aus dem Norden zu uns in's schöne Land Tirol. Doch bis auf die Berge und in die Thäler des eigentlichen Südtirol versteigen sich nur die wenigsten dieser Wanderer, obwohl es südlich vom Pusterthal, an der mittleren und unteren Etsch und südlich vom Vintschgau Alpenhöhen mit weit umfassenden Rundsichten giebt und Thäler mit Waldesfrische und allem romantischen Zauber, welche denen in Nordtirol sicherlich nicht nachstehen.

In einem dieser Thäler dürfte gerade zu der Zeit, wo diese anspruchslosen Zeilen in die Hände der Leser kommen, sich ein würdiges volksthümliches Fest vollziehen, ein Fest, an welchem nicht blos die Feiernden, sondern noch manche deutsche Herzen ihre Freude haben werden. Gilt es doch dem Andenken eines Mannes, dessen Name überall mit Ehren genannt wird, so weit die deutsche Zunge klingt!

Das Passeyer-Thal! Bei dem bloßen Klange des Namens steht die Gestalt Andreas Hofer's vor uns, des Tiroler Bauern und Helden, dessen Gedächtniß erst vor Kurzem durch Defregger's, seines Landsmannes, schöpferischen Pinsel erneuert worden ist (vergl. unsere Abbildung in Nr. 40, 1879). Und der ehrliche und tapfere Hofer verdient es, daß seiner stets und zu allen Zeiten in Ehren gedacht wird. Mag man über seine Thaten, über die für sein Land nutzlose Erhebung denken, wie man will, das wenigstens muß man ihm nachrühmen: er hat es ehrlich gemeint; er kämpfte und duldete nur für das Wohl und die Freiheit seines Vaterlandes, so gut er eben Beides verstand. Diese Ansicht gilt allgemein auch bei denen, welche das „Trauerspiel in Tirol" blos nach seiner Erfolglosigkeit für das Land selber beurtheilen. Ich nenne unter den Geschichtsschreibern unserer Zeit nur F. C. Schlosser, der in seiner „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts" ꝛc. von dem Tiroler Aufstand sagt: „Wir sind weit entfernt, die Art religiöser Begeisterung für Vaterland und Cultus zu theilen oder auch nur zu billigen, welche der Kapuziner Haspinger und seine Genossen in Tyrol auf dieselbe Weise, wie die Jesuiten den Schweizer Sonderbund fanatisirten, im Tyroler Volke erweckten, aber wir ehren eine Begeisterung, welche Bauern zu Helden macht und Prediger des Fanatismus so begeistert, daß sie den Tod nicht scheuen."

Wohl manchem Wanderer, der zum ersten Male die Berge und Thäler Tirols durchzieht, mag es auffallen, daß er nirgends auf ein Zeichen der Erinnerung an den beliebtesten vaterländischen Helden stößt. In der Franziskaner-Kirche zu Innsbruck hat freilich Kaiser Franz dem auf Mantuas Wällen von fränkischen Kugeln durchbohrten treuesten Sohne seines Volkes und Vorkämpfer seines Herrscherhauses ein marmornes Standbild errichten lassen, aber vergebens sucht der Fremde an der Geburtsstätte Hofer's, im Sandhofe in Passeyer, oder auf den Wahlstätten, wo er mit seinen Getreuen in heißem Kampfe gestanden, auf dem Iselberg, „von dem er manchesmal den Tod herabgeschickt in's Thal", nach einem Denkzeichen, und wäre es auch nur ein Stein mit seinem Namen; nichts Derartiges findet sich; nur im Sandhofe zeigt man noch die Kleidung Hofer's und einen von ihm in Mantua kurz vor seinem Tode geschriebenen Brief, der Kunde giebt von der wunderbaren Seelenruhe und männlichen Ergebung in sein Loos mit den Worten: „Ade, mein schnöde Welt! So leicht schwebt mir das Sterben vor, daß mir nit die Augen naß werden."

Um diesem Fehlen aller Zeichen der öffentlichen Theilnahme für den tapferen Tiroler zunächst wenigstens an einem Punkte abzuhelfen, hat die Section des „Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins" zu Meran, der unmittelbar am Eingange in's Passeyer liegenden, als klimatischer Curort wohlbekannten Stadt, in welcher sich das Andenken an den Sandwirth noch lebendig erhalten hat, im Verein mit dem Officiercorps des dort in Garnison stehenden Landesschützen-Bataillons und einigen anderen patriotisch gesinnten Männern beschlossen, an der Hütte, in welcher Andreas Hofer gefangen genommen wurde und die bis heute unverändert erhalten ist, eine marmorne Gedenktafel anzubringen, welche

Digitized by Google

den Tag und das Jahr jenes traurigen Ereignisses dem Besucher in's Gedächtniß rufen soll.

Wenn wir Meran auf der Nordseite durch das Passeyer-Thor verlassen, so führt uns der Weg, dicht an den Ruinen der steil gelegenen Zenoburg vorüber, am rechten Ufer der Passer hin in das Passeyer-Thal; in zweieinhalber Stunde gelangen wir nach dem freundlichen Dorfe Saltaus und von dort weiter bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer in noch nicht zwei Stunden nach St. Martin, über welchem das Schloß Steinhaus gelegen ist. Diesem gegenüber erblicken wir auf dem linken Ufer des Flusses den Pfandlerhof. Hierhin flüchtete Andreas Hofer aus seinem weiter nach Norden gelegenen Sandhof, als gegen das Ende des Jahres 1809 auch der letzte Versuch eines Widerstandes gegen die über den Brenner und aus dem Puster-Thal unaufhaltsam in das südliche Tirol vordringenden Franzosen gescheitert und von Baraguay d'Hilliers für Denjenigen, der den Rebellenhäuptling tödten würde, eine Belohnung ausgesetzt worden war. Als die Gefahr immer höher stieg und Hofer sich auch auf dem Pfandlerhofe vor den ihm nachspürenden Feinden nicht mehr sicher hielt, rettete er sich in eine fast unzugängliche Hütte, in die oberhalb des Pfandlerhofes auf der Brantacher Alpe gelegene Mahdhütte. Aber auch hier konnten ihn weder die Unzugänglichkeit der Wege, noch die Eisberge und der sechs Fuß hohe Schnee vor seinen Verfolgern schützen; denn es fand sich, „was nur zu denken, geschweige zu erzählen, tief betrübend ist" (Schlosser), einer seiner vertrauten Anhänger, dessen Namen man in Tirol noch wohl kennt, der aber hier besser verschwiegen bleiben mag, welcher den Zufluchtsort Hofer's für dreihundert Ducaten verrieth. Hier wurde dieser vom Bataillonschef Coutier am 28. Januar 1810 um vier Uhr Morgens gefangen genommen,* wobei die französischen Grenadiere an dem aus dem Schlaf geweckten, ruhig sich ihnen überliefernden Gegner arge Grausamkeiten verübten, ihn mit Kolbenschlägen empfingen und ihm die Haare des Bartes ausrissen. Wie im Triumph und um den Tirolern zu zeigen, daß jede Hoffnung auf Befreiung verloren sei, führten sie ihn gefangen das Passeyer hinab durch Meran und andere Städte und Dörfer seines Landes in's feste Mantua, wo er vor ein Kriegsgericht gestellt und auf ausdrücklichen Befehl Napoleon's erschossen wurde, doch erst nach Verlauf einiger Wochen, am 20. Februar (nicht, wie es Nr. 40, 1879 in „Blätter und Blüthen" heißt: am 10. Februar). Demnach blieb den Herren in Wien Zeit genug, wenn sie gewollt hätten, für die Begnadigung des Tiroler Volkshelden einzutreten, der ja im Einverständniß und anfangs mit der offenen Unterstützung des Wiener Hofes zu den Waffen gegriffen hatte. Doch es geschah nichts der Art; nicht einmal der Versuch dazu wurde gemacht — statt dessen hat aber Kaiser Franz den männlichen Nachkommen Hofer's die erbliche Adelswürde verliehen!

Der Sandhof im Passeyer-Thal.

Die Hofer-Tafel an der Mahdhütte.

Die Gedenktafel zum Andenken an die Gefangennehmung Andreas Hofer's, welche von nun ab die Mahdhütte im Passeyer kennzeichnen wird, besteht aus weißem Tiroler Marmor, wie er in den Steinbrüchen bei Göflan im Vintschgau gebrochen wird. Sie zeigt außer der Inschrift das vom Professor J. Juß in Innsbruck trefflich modellirte und vom Steinmetzmeister Egger in Meran sauber ausgeführte Reliefbild Hofer's in Medaillonform.

Die Worte am untern Rande der Tafel: „Errichtet im Juni 1880" bezeichnen den für die Befestigung der letzteren ursprünglich in's Auge gefaßten Termin; derselbe hat aus zwingenden Gründen hinausgeschoben werden müssen, und es ist statt dessen der September in Aussicht genommen. Da nun in Tirol keine Feierlichkeit ohne ein Freischießen gedacht werden kann, so hat man auch für diese patriotische Feier ein solches angeordnet, eine größere Summe zu Preisen bestimmt und die gesammten Schützen des Burggrafenamtes Meran dazu eingeladen. Dies Schießen soll zwei Tage, den 13. und 14. September, währen. An anderen volksthümlichen Belustigungen dürfte es außerdem bei diesem Anlaß

Die Mahdhütte, Ort der Gefangennahme Andreas Hofer's.

* In den meisten Geschichtswerken und Reisebüchern sind falsche Daten der Gefangennahme Hofer's angegeben, in einigen der 20., in andern der 23., in noch anderen der 27. Januar. Die obige Angabe ist, wie von noch lebenden Kampfgenossen aus 1809 und von Augenzeugen, welche den Gefangenen durch Meran führen sahen, bekundet wird, die allein richtige.

Digitized by Google

nicht fehlen, das Hauptvergnügen wird aber sicherlich das Schießen und „Pöllern“ bleiben, das die Tiroler aus dem Grunde verstehen und mit seltener Ausdauer üben. Vielleicht, daß dieser oder jener Alpenjahrer und Freund wahrer Volksfeste aus Deutschland den Weg in's Passeyer und auf die Brantacher Alpe nicht scheut, um an dem jedenfalls erhebenden, dem Andenken des beliebtesten Helden der Tiroler gewidmeten Feste theilzunehmen und Herz und Sinn zu erfrischen. Er wird willkommen sein. **August Zapp.**

Die „Gehturniere“ und der „Autoren-Carneval“ in San Francisco.

Von **Theodor Kirchhoff.**

I.

San Francisco ist eine Großstadt, in der sich die Bewohner fast unaufhörlich in einer intensiven, aber verhältnißmäßig harmlosen Aufregung befinden, welche für einen echten San Franciscaner gleichsam zur Lebensexistenz gehört. Heute ist es eine wilde Minenspeculation, welche alle Gemüther erhitzt und Jedermann zum Millionäraspiranten macht; morgen predigt der hirnverbrannte Agitator Bearny vor vielen Tausenden Mord und Verwüstung gegen alles Bestehende in fulminanten Reden, welche ihn in jedem andern Lande der Welt hinter Schloß und Riegel setzen würden, während man hier die Gluth durch ihre eigene Hitze sich austoben läßt; bald sind es die unliebsamen Chinesen, gegen welche man in gewaltigen Volksversammlungen Rache schnaubt, die aber nie zur Ausführung kommt; bald setzt eine Wahlcampagne Alles außer Rand und Band; oder ein öffentliches Vergnügen, ein patriotisches Fest, wie z. B. der Empfang des von seiner Weltumseglungsreise heimkehrenden Grant, reißt die ganze Bevölkerung mit sich fort, wie in einem Taumel.

Jedermann betheiligt sich an diesen Aufregungen (Excitements). Die spießbürgerliche Ruhe einer deutschen Stadt würde einen San Franciscaner vor Langerweile tödten. Es scheint etwas in der Luft dieser Metropole zu liegen, was das Blut hier so schnell pulsiren läßt; denn die Neu-Ankömmlinge sind bei der geringsten Veranlassung bald in dieselbe fieberhafte Aufregung versetzt, wie die alten Bewohner der Goldstadt. Dabei nehmen die sogenannten höheren Classen der Gesellschaft in San Francisco durchaus nicht eine so reservirte Stellung ein, wie ihres Gleichen in anderen Ländern und Städten. Bei einem öffentlichen Vergnügen irgendwelcher Art drängt sich Alles zusammen, ohne Unterschied von Reichthum, Bildung oder Stand. Selbst die elegante Damenwelt wird bei einem echten „Excitement“ demokratisch und vergißt die bevorzugte Stellung, welche das schöne Geschlecht sonst überall in Amerika vor den Männern zu wahren versteht.

Wer während des letzten Jahres San Francisco besucht hat, der wird ohne Zweifel sehr oft über die aufgeregte Unterhaltung gestutzt haben, welche er dort tagaus tagein aller Orten mit anhören mußte. Monatelang bildeten die sogenannten „walking matches“, Gehturniere, hier das Stadtgespräch. Die Zeitungen jeder Farbe und Tendenz ergingen sich täglich in langen Leitartikeln über die Vorzüglichkeit dieses oder jenes Laufhelden mit einem Ernste, als ob es gälte, die Verdienste eines berühmten Staatsmannes oder eines großen Feldherrn zu preisen.

Zuerst marschirten die leichtfüßige Französin Madame La Chapelle und ihre amerikanische Rivalin Fanny Edwards wochen- und wochenlang um die Wette, unter einem stets wachsenden Volksenthusiasmus; dann betrat eine ganze Reihe von Männern die Gehbahn; dann wieder waren es ein Halbdutzend ruhmsüchtiger Frauen und Jungfrauen, welche einen Wettmarsch anstellten; in abwechselnder Reihe folgten Männer und Frauen demselben Beispiel, und zuletzt war es ein Kampf von Ausdauer und Schnelligkeit zwischen Männern und — Pferden.

Die beiden vorhin genannten Wettläuferinnen marschirten länger als einen Monat jede Viertelstunde eine viertel englische Meile in der Plattshalle um den Siegespreis der Ausdauer. Die halbe Stadt hatte für die Französin, die andere Hälfte für die Amerikanerin Partei genommen, und aufgeregte Menschenmassen strömten Tag und Nacht nach der Arena, um die beiden Heldinnen dort anzustaunen und das Ergebniß des wichtigen Streites mit eigenen Augen zu verfolgen.

Auf ein alle Viertelstunden erschallendes Glockensignal trat die — wie im Programm gedruckt stand — nur hundertneunzehn Pfund wiegende, kokett gekleidete Französin behende aus ihrem Zimmerchen hervor, durchmaß im Geschwindschritt eine viertel englische Meile und verschwand unter dem Applaus der versammelten Menge wieder hinter dem blau-weiß-rothen Vorhang ihrer Privatwohnung. Ihre kräftiger gebaute Nebenbuhlerin Fanny nahm das Marschiren weit phlegmatischer. Mit einer Reitgerte in der Hand spazierte sie, ohne sich zu echauffiren, ihre viertel Meile um die Arena.

In den für die beiden Damen wohnlich eingerichteten Privatzimmern wurde ihr körperliches Wohlbefinden nach jedem Marsche von den „Trainers“ regelrecht untersucht; die Dauerläuferinnen streckten sich gemüthlich auf ihr Kanapee und erhaschten ein kurzes Schläfchen, oder sie erquickten sich mit Speise und Trank, bis die Glocke sie wieder in die Gehbahn rief. Die Vorhänge der beiden Zimmer waren meistens zurückgeschlagen, sodaß das Publicum zusehen konnte, wie die „Trainers“ das Schuhwerk der beiden Damen sorglich prüften, ihre Füße und Knöchel mit stärkenden Essenzen einrieben, die Schlummernden mit Wolldecken einhüllten ꝛc. Auf jeder Seite des Saales prangte eine herrliche Blumenflora von vielen Hunderten prächtiger Sträußer, welche die Anhänger der beiden Damen denselben als Tribut spendeten. Die Wettläuferinnen musterten diese Blumenschätze mit neidischen Blicken, falls die Gegnerin ungebührlich vom Publicum bevorzugt wurde. Wenn die Nacht weit vorgeschritten war, pflegten die Fußgängerinnen, von einem Begleiter am Arm festgehalten, während des Marsches oft fest zu schlafen, was einen seltsamen Anblick gewährte. Der ursprünglich auf dreitausend viertel englische Meilen in ebenso vielen Viertelstunden festgestellte Wettgang wurde von den beiden Gegnerinnen noch um einige hundert viertel englische Meilen ausgedehnt und zuletzt als unentschieden beschlossen. Dies Gehturnier war der Beginn von den nun monatelang folgenden großen „walking matches“.

Der Schauplatz der Dauermärsche wurde nach dem „Mechanic's Pavilion“ verlegt, einem riesigen Holzgebäude von fünfhundert Fuß Länge und zweihundert Fuß Breite. Der Unternehmer der Gehturniere setzte für Denjenigen, welcher innerhalb sechs Tagen und Nächten die größte Meilenzahl zurückzulegen vermöchte, einen Preis von tausend Dollar aus und für die nächstbesten Marschirer respective fünfhundert und zweihundertfünfzig Dollar, wozu noch ein Theil von der Einnahme kam. Ein mit Diamanten besetzter californischer Siegesgürtel wurde außerdem von einigen Enthusiasten als Belohnung für den ruhmreichen Gewinner angeschafft. Jedem der Fußgänger stand frei, zu gehen oder zu laufen, wie er Lust hatte, und er durfte zwischendrein schlafen, so oft und so lange er wollte.

Etwa ein Dutzend wie Circusleute gekleidete Männer betraten die Arena unter dem Jubel der dort versammelten Menge, und fort ging die lange Pilgerfahrt, stets im Oblong herum auf der mit Sägemehl bestreuten Bahn. Eine lange Reihe von Zelten stand an der einen Seite des gewaltigen Raumes, die Wohnungen der verschiedenen Fußgänger. Jedes Zelt war mit einer Nummer und dem Namen seines Eigenthümers zur Orientirung für das Publicum bezeichnet. Dorthin konnte der Wettrenner sich nach Belieben zurückziehen und den leiblichen Adam durch Schlaf, Essen und Trinken, Abreiben der Beine und Füße ꝛc. stärken, wenn die Muskeln und Sehnen ihm den Dienst versagten, oder der erschöpfte Körper den Schlaf peremptorisch forderte.

Auf einer hohen Tribüne saßen die Richter und Unparteiischen, welche die zurückgelegte Meilenzahl genau controllirten; an einer großen schwarzen Tafel wurden die Meilen jede Stunde zur Kenntnißnahme für das Publicum verzeichnet. Innerhalb der langgestreckten Arena wogten die nach Tausenden zählenden Zuschauer auf und ab, wie eine lebendige See; auf den amphitheatralisch aufgestellten Bänken saßen Männer, Frauen und Kinder in buntem Gemisch, und Kopf an Kopf drängte sich die Menge an das die Gehbahn abschließende leichte Holzgitter.

Abends war in dem von elektrischem Lichte taghell erleuchteten riesigen Raume ein ausnehmend interessantes Leben und Treiben. Es war Mode geworden, jeden Abend nach dem „Pavilion“ zu gehen, wo man mit seinen Bekannten sicher zusammentraf. Selbst Solche, die anfangs am meisten gegen das barbarische Schauspiel geifert hatten, konnten dem Reize, dasselbe mit anzuschauen, nicht widerstehen, wenn sie in einer schwachen Stunde erst einmal dort gewesen waren.

Die mit einer großen weißen Nummer auf der Brust und in ein phantastisches Costüm gekleideten Fußgänger stellten mitunter bei rauschender Musik ein förmliches Wettrennen unter einander an. Wenn sich einer der bevorzugten Lieblinge des Publicums durch Schnelligkeit besonders hervorthat, so wurde er mit lautem Jubel beim Vorbeilaufen begrüßt, und die ganze Menschenmenge wogte wie eine Sturmwelle von einer Seite des großen Gebäudes nach der andern hinüber, um den Rivalen des Riesen mit den Siebenmeilenstiefeln in nächster Nähe anstaunen zu können. Alle Gesellschaftsstände waren unter den Zuschauern vertreten. Der reiche Kaufherr und sein Clerc, der Bonanzakönig und der einfache Miner, die haute volée der Stadt und die Arbeiter und Handwerker, Damen in Seidenroben und Biberpelzen und irische Köchinnen in grellfarbenen Kattunkleidern, Hoodlums (der Straßenpöbel) und ehrbare Bürger — Alles war hier auf gleichem Niveau unter einander gemengt.

Diese Gehturniere zeigten, welchen erstaunlichen Strapazen der menschliche Körper zu widerstehen vermag. Es befanden sich Mehrere unter den Fußgängern, welche fünfundsiebenzig bis hundert englische (nahezu zwanzig deutsche) Meilen innerhalb vierundzwanzig Stunden zurücklegten. Aber welche Jammergestalten waren sie, als das Turnier sich seinem Ende näherte! Hohläugig, mit wankenden Schritten durchmaßen die meisten Wettläufer die Bahn, und selbst die Sieger sahen aus wie wandelnde Sterbende. Die größte Meilenzahl, welche zurückgelegt wurde, belief sich auf fünfhundert englische Meilen in sechsmal vierundzwanzig Stunden, allerdings fünfzig englische Meilen weniger, als der berühmte Fußgänger Weston in London in derselben Zeit machte, aber immerhin eine recht anerkennenswerthe Leistung.

Das Gehturnier der Damen versetzte die Stadt in eine wo möglich noch größere Aufregung, als der Wettlauf der Männer es gethan hatte. Madame La Chapelle schwor, ihre Todfeindin Fanny Edwards diesmal zu besiegen, oder sich nie mehr unter Menschen zu zeigen. Und es gelang ihr sozusagen mit fliegenden Fahnen. Nie in meinem Leben habe ich ein weibliches Wesen so schnell auf den Füßen gesehen, wie Madame La Chapelle. Wenn es ihr darauf ankam, ihre Schnelligkeit zu produciren, flog sie fast um die Arena herum, nicht laufend, sondern in einem langgestreckten Sturmschritt. Ihre Jockeykappe schien alsdann über den Köpfen der dichtversammelten Menge wie ein bunter Vogel durch die Luft zu streichen. Am letzten Abende war sie scheinbar so frisch und munter wie am ersten Tage. Fanny hielt sich ziemlich rüstig aufrecht, aber einige andere Damen kamen dahergewandelt, als hätten sie soeben die Bastonnade empfangen. Das schmerzliche Lächeln, mit dem sie die ermunternden Zurufe des Publicums entgegennahmen, hätte Mitleid erregen müssen, wenn man nicht überzeugt gewesen wäre, daß sie in Folge einer eitlen Ruhmgier sich ihre Pein freiwillig auferlegten.

Die Zeitungen besprachen täglich die Fortschritte und Ergebnisse der verschiedenen Gehturniere in langen Leitartikeln; die Theater und Concerte waren verödet, und es schien, als ob San Francisco für nichts mehr Sinn hätte, als für diese sinnlosen Wettmärsche. Vor den in den Hauptstraßen angebrachten riesigen Tafeln, auf welchen stündlich die zurückgelegte Meilenzahl der einzelnen Laufhelden mit Kreide verzeichnet wurde, befand sich stets eine dichte Menschenmenge, und die ganze Stadt stand, wie der Amerikaner poetisch zu sagen pflegt, „auf den Fußspitzen der Erwartung“, um zu erfahren, wer Sieger oder Siegerin in diesen neuesten „olympischen Spielen“ sein würde. An den Schlußabenden der verschiedenen Gehturniere befanden sich oft acht- bis zehntausend Menschen im „Mechanick's Pavilion“, welche den Obolus von einem halben Dollar für die Person als Eintrittsgeld mit Vergnügen auf den Altar des „Fortschritts“ legten.

Nachdem sich noch einige Apache-Indianer als Wettläufer producirt hatten, fand zum Schluß ein sechstägiger Dauerlauf zwischen Männern und Pferden statt. Es war noch nie entschieden worden, wer mehr auszuhalten vermöchte, ein Mann oder ein Pferd, obgleich sich die öffentliche Meinung mehr auf die Seite der Männer hinneigte. In dieser wichtigen Streitfrage konnte nur der Versuch entscheiden.

Sechs Pferde betraten die Arena, und sieben wackere Männer nahmen die Herausforderung der Vierfüßler trotzig an. Da jedes Roß noch einen Reiter tragen mußte, der jedoch auch abwechselnd mit einer langen Leine in der Hand nebenher laufen durfte, so waren die Fußgänger eigentlich bedeutend im Vortheil, was die Rosse jedoch mit Gleichmuth hinzunehmen schienen. Unter letzteren befand sich der aus einer hocharistokratischen Pferdefamilie stammende Traber „Controller“, dessen Vettern und Tanten bereits Derbyrennen gewonnen haben und der selbst einmal zwanzig englische Meilen in achtundfünfzig Minuten und siebenundfünfzig Secunden trabend zurückgelegt hat, eine Leistung, die auf dem weiten Erdball noch nie übertroffen worden ist.

Die Pferde errangen einen glänzenden Sieg über ihre zweibeinigen Rivalen. Aber es war nicht der vor ein leichtes Cabriolet geschirrte aristokratische „Controller“, welcher den Sieg davontrug, auch nicht seine Collegen „Hoodlum“ und „Denver Jim“, die als Rennpferde in Californien einen respectablen Ruf genießen, sondern ein ganz gewöhnlicher Leihstallschimmel mit Namen „Pinafore“*, der sogar eine sehr unelegante Gangart hatte. 559 englische Meilen legte der Gaul „Pinafore“ in sechsmal vierundzwanzig Stunden zurück, ohne sich besonders dabei zu echauffiren. „Pinafore“ ist nicht mehr ein obscurer Schimmel, sondern wird mit einem geschichtlichen Namen wie „Bucephalos“ auf die Nachwelt kommen. Er hat den berühmten Engländer Weston um volle neun englische Meilen geschlagen und damit die welterschütternde Frage, ob Menschen oder Pferde am meisten auszuhalten vermögen, endgültig entschieden.

Der aufmerksame Leser, welcher die Beschreibung dieser Wettläufe zwischen Männern, Frauen und Pferden verfolgt hat, wird dadurch gewiß eine sehr geringe Meinung von dem Culturzustande der berühmten Goldstadt erlangt haben. Als Entschuldigung für die Laufmanie kann nur der Umstand dienen, daß dieselbe wieder einmal ein „Excitement“ war, welches alle Schichten der Bevölkerung in seinen Strudel hineinriß.

Während jedoch die Turniere in der Gehbahn scheinbar alles Interesse absorbirten, wurden bereits umfassende Vorbereitungen für ein anderes, großartigeres öffentliches Fest getroffen, welches der Welt den Beweis liefern sollte, daß die Bevölkerung von San Francisco durchaus nicht so verwahrlost sei, wie Mancher vorauszusetzen wohl geneigt war, daß es vielmehr nur nöthig sei, den richtigen Impuls für ein feineres Vergnügen zu geben, um die Bewohner der Handelsmetropole des Goldlandes für ein solches zu enthusiasmiren. Ich meine den während der letzten Woche des October vorigen Jahres ebenfalls im „Mechanick's Pavilion“ abgehaltenen „Autoren-Carneval“, eine originelle Schaustellung, die mit einem Glanz und Erfolg in's Werk gesetzt wurde, welche ihres Gleichen suchen. Von dem „Autoren-Carneval“ im zweiten und letzten Abschnitt dieses Artikels!

* „Pinafore“, eine in der englisch sprechenden Welt allbekannte neue Spieloper von Sullivan, deren Melodieen dort auf allen Gassen gepfiffen werden.

Blätter und Blüthen.

Die englische Culturblüthe. „Wiederholt hat man das britische Volk eine ‚Nation von Krämern‘ genannt. Gleichwohl wäre es höchst ungerecht, nicht glauben zu wollen, daß das heutige Menschengeschlecht unter allen Längen- und Breitengraden seine gesellschaftliche Vervollkommnung zum großen Theile dieser ‚nation boutiquière‘ zu danken hat. Seine *industrielle* Culturmission unverwandt im Auge haltend, hat der angelsächsische Volksstamm einen durch alle Erdtheile sich erstreckenden Staatsorganismus auferbaut, mit dessen Macht, Wohlfahrt und Glanz kein Reich des Alterthums und der Neuzeit verglichen werden kann. Niemals hätte Waffenglück allein, wenn nicht von einer guten Wirthschaftspolitik begleitet, solche Weltsiege zu erringen vermocht! Wie zur See, so ward auch auf allen Continenten, wenigstens in industrieller Beziehung, die Herrschaft Großbritanniens hergestellt. Maschinen, Dampf und Freihandel haben sich unwiderstehlicher erwiesen, als Gußstahlkanonen und Präcisionsgewehre. Mit ihrer Hülfe ist England der Spinner, der Weber, der Schiffbauer, der Metallarbeiter, der Ingenieur, der Verfrachter, der

Digitized by Google

Commissionär und der Geldleiher für die ganze Welt geworden. Der überlegene Einfluß, welchen es in ökonomischer Beziehung auf das übrige Europa, sowie theilweise auch auf die anderen Theile der Erde ausübt, ist hauptsächlich erst im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts errungen worden. Und es ist für junge Nationen ein ermuthigender Gedanke, daß eine verhältnißmäßig so kurze Periode für die Geschichte eines Volkes zuweilen hinreicht, das Aufblühen desselben mächtig zu entwickeln. Im Jahre 1810 zählte die Bevölkerung des britischen Inselreiches nicht mehr als sechszehn Millionen Einwohner; diese Zahl hat sich bis heute mehr als verdoppelt. Das steuerbare Jahreseinkommen für England und Schottland ward damals auf 100 Millionen Pfund Sterling geschätzt, dasselbe ist seither auf 550 Millionen Pfund Sterling gestiegen. Das gesammte Nationalvermögen überhaupt wurde vor sechszig Jahren auf 2000 und kürzlich von M. Robert Giffon, dem Chef des statistischen Bureaus im britischen Handelsamte, auf 8500 Millionen Pfund Sterling veranschlagt."

Wir haben obige Sätze hier citirt, weil wir sie als bemerkenswerthe Schlußfolgerung, gleichsam als letztes Ergebniß am Ende umfassender Darstellungen gefunden haben, welche für alle darin enthaltenen Urtheile die handgreiflichsten und überzeugendsten Beweise führen. Nur besondere Umstände haben das Entstehen und die Ausführung dieser Darlegungen ermöglichen können. Als der junge österreichische Kronprinz 1877 eine Studienreise durch die britischen Industriebezirke unternahm, wurde ihm vom Ministerium des Auswärtigen der schon mehrere Jahre in England weilende und mit dem betreffenden Gebiete vertraute Dr. Karl von Scherzer als wissenschaftlicher Führer zugesellt.

Was Karl von Scherzer auf dieser systematischen Wanderung durch die hervorragenden Fabriken, Werk- und Productionsstätten Großbritanniens gesehen und erfahren, erkundet und ermittelt hat, all dieses werthvolle und emsig gesammelte Material ist von ihm zu der beträchtlichen Reihe von nicht weniger als dreiunddreißig Einzelbildern verarbeitet worden, die kürzlich unter dem Gesammttitel „Weltindustrien" (bei Julius Meier in Stuttgart) veröffentlicht sind. Jede dieser Schilderungen behandelt einen bestimmten Industriezweig, eine Gruppe oder einen Centralpunkt industriellen Schaffens und erscheint so als ein abgerundetes und in sich abgeschlossenes Ganzes. Durch die wohlgeordnete Nebeneinanderstellung und Aufeinanderfolge der einzelnen Schilderungen aber entfaltet sich vor uns ein in hohem Grade eindrucksvolles und imposantes Gemälde britischen Gewerbfleißes, von seinen ersten noch sehr hülfsbedürftigen Anfängen bis zu seinem gewaltigen Aufschwunge als siegreicher Herrscher auf allen Gebieten des Weltmarktes. Zugleich zeigt sich uns dabei unwidersprechlich, wie England diese unleugbaren Erfolge einzig und allein seinen wesentlich demokratischen Institutionen, der Freiheit seiner gewerblichen Bewegung, seiner ausgedehnten Gastfreundlichkeit ꝛc. verdankt und wie sich nur aus diesem Boden jener mächtige, unaufhaltsam nach vorwärts drängende Unternehmungsgeist entwickelt hat, dessen energische Impulse der auf Massenerzeugung gerichteten englischen Production ein so durchgreifendes Uebergewicht einräumten über die zaghafte und mit eingeschränkten Mitteln fortschreitende Gewerbthätigkeit des Continents.

Durch solche Fingerzeige erlangt diese Publication eine weit über den blos literarischen Werth hinausgehende Bedeutung, und wenn wir durch einen Hinweis auf dieselbe an dieser Stelle von unserm Grundsatze, literarische Erscheinungen der Regel nach nicht in den Bereich unserer Stoffe zu ziehen, diesmal abweichen, so findet dies durch eben jene Bedeutung des Buches seine Erklärung. Mit ihrer objectiven Thatsächlichkeit und dem Rüstzeug ihrer statistischen und technischen Belehrungen, mit ihren historischen und culturgeschichtlichen Rückblicken, ja mit den mannigfach eingestreuten anekdotischen Mittheilungen von den Heroen und Märtyrern der Industrie können die Scherzer'schen „Weltindustrien" aufklärend und spornend, erhebend und erfrischend wirken in einem Moment, wo unsere eigenen handelspolitischen Verhältnisse sich auf dem Wege des Rückschritts befinden und der emsig von allen Dächern gepredigte Glaube an den angeblichen Segen der Verkehrsbeschränkung und des Vorrechtswesens bei uns so vielen Gedankenlosen bereits so stark die Augen geblendet hat, daß eine wirthschaftliche Verirrung und Verwirrung hereinzubrechen droht. Mag der Charakter unserer angelsächsischen Stammverwandten, mag ihre auswärtige Politik und Manches in ihren Zuständen nicht immer unsere Sympathien erwecken, so werden doch unter dem Drucke reactionärer Wendungen, wie es die heutigen sind, unsere Blicke unwillkürlich immer wieder auf die beneidenswerthe Festigkeit der freisinnigen und volksthümlichen Staatseinrichtungen gelenkt werden, aus denen sich in unablässigem Arbeitsringen der wirthschaftliche Frieden und Wohlstand, der behende und intelligente Unternehmungsernst des freiheitliebenden Inselvolkes zu einer so glanzvollen Culturmacht entwickeln konnten.

Wie ungemein wohlthuend berührt es, wenn wir z. B. in dem Buche lesen, daß englische Könige und Regierungen zwar gleichfalls handelspolitische Fehler begingen, fast immer jedoch bereit waren, dieselben offen einzugestehen und nach Thunlichkeit wieder gut zu machen, sobald sie nur überzeugend nachgewiesen waren! Die Fehler, von denen man zurückkam, hatten aber stets in beschränkenden Maßnahmen bestanden, und schon die Königin Elisabeth gab ein interessantes Beispiel solcher Umkehr. Als ihr einst nach langen und heftigen Parlamentskämpfen die Gemeinschädlichkeit der von ihr ertheilten Monopole durch eine an sie abgeordnete Commission dargelegt wurde, antwortete sie derselben: „Die von Ihnen geschilderten Zustände würden unzweifelhaft mir zur Unehre sich entwickelt haben, hätten nicht Sie mir jene Harpyien und Blutegel (die Monopolisten) zu erkennen gegeben. Ich würde lieber mein Herz und meine Hand verderben sehen, als daß ich dieselben dazu bieten möchte, Monopole und Privilegien zu gestatten, unter denen mein Volk leidet."

Nun, Monopole und Privilegien im Sinne jener Tage giebt es freilich heute kaum noch. Die fanatische Gewinngier aber, welche durch Vorrecht und Ausbeutung sich bereichern will, ist nicht erloschen; die modernen Verhältnisse haben sie nur gezwungen, ihre widerliche Absicht hinter staatsweisen Phrasen und patriotischen Beschönigungsnamen zu bergen, wie „Schutz und Förderung der nationalen Arbeit" ꝛc. Der Zweck ist sichtlich derselbe geblieben. Ob wir von Seiten unserer Machthaber noch ähnliche Eingeständnisse irrthümlicher Abweichung von den naturgemäßen Bahnen des gewerblichen Verkehrs erleben werden? In Worten vielleicht nicht. Gewiß aber ist, daß die Nothigung zu Thaten der Umkehr ebenso wenig ausbleiben wird, wie sie in der Geschichte des englischen Wirthschaftslebens ausgeblieben ist.

Die Verkleinerung der Großstädte durch das Telephon. Als der Schreiber dieser Zeilen im Jahrgange 1877 der „Gartenlaube" (S. 796) die Ansicht aussprach, daß man bald vermiethbare Telephonverbindungen für den Privatgebrauch des Telephons haben würde, wurde er von anderen Zeitschriften ob dieses Sanguinismus abgekanzelt, aber schon bald darauf begannen sich die amerikanischen Großhandelsplätze mit Centralstationen zu versehen, die gegen eine bestimmte Miethe jedes Geschäftshaus in den Stand setzten, in jedem Augenblick mit jedem beliebigen andern abonnirten Geschäftshause der Stadt mündlich verkehren zu können. New-York, Chicago, Saint-Louis und Cincinnati machten drüben den Anfang, und die Vortheile sind so in die Augen springend, daß überall alsbald die Zahl der auf diese Weise auf Flüsterweite in Verbindung gesetzten Theilnehmer sich auf mehrere Tausend belief, unter denen alle bedeutenden Geschäftshäuser vertreten waren. Seit einigen Monaten ist dieselbe Einrichtung in London durchgeführt, und soeben sind die ersten Schritte gethan, sie nach der deutschen Reichshauptstadt zu verpflanzen, welche ihrerseits mit der Einführung des Telephons in den Postdienst den andern Ländern vorausgegangen war. Suchen wir uns ein Bild von der ganzen Organisation, die, bildlich gesprochen, auf eine Verkleinerung der Großstädte hinausläuft, zu machen! Die Hauptsache dabei ist eine möglichst in der Mitte der Stadt angelegte Centralstation, mit welcher jedes in den Verband eintretende Haus mittelst metallischer Leitung verbunden wird. In dem Centralbureau befindet sich nun eine Einrichtung, die derjenigen der in's Riesige übersetzten Hötelklingeln ähnlich ist. Wenn der Privatmann auf seinen Telephonknopf drückt, zum Zeichen, daß er sich mit irgend Jemand dieser engern Gemeinde in Verbindung setzen wolle, so springt auf dem Centralbureau das mit seiner Nummer oder seinem Namen versehene Anzeigertäfelchen auf. Der Beamte verbindet sein Telephon mittelst eines sogenannten Umschalters durch einen einzigen Druck mit dem des Abonnenten und giebt ein Zeichen, daß er bereit sei, die Aufträge desselben auszuführen. Dieser nennt Namen oder Nummer des Hauses, mit dem er in Verbindung zu treten wünscht, und nach wenigen Secunden ist das „alte Haus" W. in Westend an den neuen Palast in Ostend gerückt und die Bewohner desselben sind bereits vom Centralbureau aus verständigt, daß Haus W. mit ihnen eine Unterredung wünsche. Zugleich ist das Centralbureau aus der Verbindung ausgeschieden und die beiden Häuser können sich mit flüsternder Stimme die größten Geheimnisse mittheilen, ohne Furcht, von irgend Jemand belauscht zu werden.

In dem Centralbureau, durch welches die Gespräche der ganzen Stadt schwirren, hört man von alledem keine Silbe und kann froh darüber sein; denn es müßte sich wie das Meeresbrausen anhören, welches man auf den Gallerien der modernen Börsen an heißen Tagen vernimmt. In New-York werden im Durchschnitt sechstausend Verbindungen täglich verlangt, und damit keine Verzögerung eintritt, sind eine Anzahl Knaben angestellt, die, von einem Oberinspector überwacht, die einfache Arbeit der Verbindung und nach Meldung, daß das Gespräch beendigt sei, die Trennung vornehmen. In Amerika erfreut sich diese Geschäftserleichterung einer solchen Theilnahme und Würdigung, daß man drauf und dran ist, auch zwischen den Nachbarorten, z. B. zwischen New-York und Philadelphia, solchen „elektrischen Geheimbund" herzustellen, wie er thatsächlich durch Vermittelung der öffentlichen Linien und Verbindung derselben mit dem Centralbureau schon jetzt ausführbar ist.

Wir haben es absichtlich vermieden, die Einzelnheiten dieser Einrichtung zu beschreiben, die ebenso einfach wie veränderlich sind. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß man überall die vollkommensten, lautesten sprechenden und ohne Mühe verständlichen Telephone anwendet. So ist der damals ausgemalte „Traum", der gewiß auch von manchem Leser der „Gartenlaube" belächelt wurde, bereits an vielen Orten verwirklicht.

C. St.

Kleiner Briefkasten.

Frau **M. P.** in **Gl.** Es ist uns zu unserem aufrichtigen Bedauern unmöglich, Ihren Wunsch zu erfüllen.

Gr. in **Lothringen.** Die reine Grillenfängerei! Milch, dem Kaffee beigemengt, ein Getränk, bei dem unsere Eltern und Großeltern zu hohen Jahren gekommen, ist trotz jener vielverbreiteten Zeitungscorrespondenz auch für uns und unsere Kinder kein Gift.

Lw. in **Metz.** Allerdings sollte Ihr Aquarium eine oder mehrere Erd- oder Felserhöhungen oberhalb des Wassers haben, damit sein Bewohner das Trockene mit dem Feuchten nach Bedürfniß vertauschen kann.

H. Wilden-Leipzig. Ihre Novelette entspricht in Erfindung und Durchführung zu wenig den zu stellenden Anforderungen, als daß wir von derselben Gebrauch machen könnten. Verfügen Sie gütigst über das Manuscript!

C. in **Kassel.** Eine derartige Anstalt ist uns nicht bekannt. Vergleichen Sie aber den Bock'schen Artikel in unserem Blatte, Jahrg. 1857, Seite 344!

G. G. aus Odessa. 25 M. für die Nothleidenden in Schlesien sind richtig eingegangen. Besten Dank!

Abonnent in Stettin. Wir warnen Sie vor diesem Schwindel.

J. A. in **Melbourne.** Auf eingesandte Gedichte kann, wie oft erklärt, eine Antwort nicht ertheilt werden.

H. L. in **Leipzig.** Es giebt nur private kartographische Anstalten. Die Schule in Potsdam ist längst eingegangen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 38. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Unverstanden.

Alle Rechte vorbehalten.

Von W. Heimburg.

(Fortsetzung.)

„Ein Weib! Suche nach, Johannes, in der Geschichte der Welt, von Adam an bis heute — die Ursache des Bösen in der Welt ist das Weib, und einer Frauen Schönheit ist wie Gift, berauschet die Sinne und machet das Herz elend. Wenn Freunde sich entzweiten, Familienglück zerriß, Ehen sich trennten, die Kriegsfuria über die Länder sich ergoß — cherchez la femme — où est la femme? Und voilà, sie war stets zu finden; schuldig oder unschuldig — das Böse in der Welt ist das Weib. Und wenn es wahr ist, daran Du felsenfest glaubst, daß es einen Teufel gebe, der in der Welt umhergehet und suchet, wen er verschlinge, so gehet er wahrlich um in eines schönen Weibes Gestalt. Lasse getrost Pferdefuß und Hörner bei Seite, Johannes!

Es war um die heilige Weihnachtszeit, da ich sie zum ersten Male gesehen. Ein Wetter tobte über die Berge daher, daß es schien, als sei die wilde Jagd noch niemalen so arg über den Harzwald gezogen. Es pfiff und sauste und heulte um mein altes Eulennest, als sängen alle bösen Geister einen Triumphgesang; dazu prasselte ein Regen mit Schneeflocken untermischt gegen die verschlossenen Läden meines Gemaches; ich hatt' just mein nasses Fußzeug abgestreifet; denn ich war eben mit Büchs und Hunden heimgekommen, der Teufel weiß, verdrießlich genug, ohne eine Kugel verfandt zu haben.

Da klopfte es draußen, und dieweil niemalen Abends Jemand einsprach in mein einsam Haus, am wenigsten bei solchem Unwetter, so hieß ich die Hunde schweigen, ging hinaus und öffnete die Thür, die mir von dem Sturm allsogleich aus der Hand gerissen ward.

Da stund sie auf der Schwelle. Johannes, wenn ich dermalen gewußt, wen ich eingelassen! Ein Weib, so königlich, schlank und stolz, und doch so demuthsvoll das schöne Haupt gesenkt; und der Sturm zerrete an ihren Gewändern und wirbelte den Schleier von dem weißen Antlitz und ließ mich in ein paar blaue Augen schauen. — Die Augen — Johannes!

‚Ein Obdach,' heischte sie, ‚und Hülfe'! Der Wagen liege zerbrochen nahebei am Wege; der Kutscher sei bei den Pferden geblieben. Ich öffnete meines Zimmers Thür und hieß sie eintreten; sie bückete sich unter der niedern Gewölbung, und als sie dann neben mir stund, da reichete mir das blonde Haupt doch nur bis zum Kinn. — Ich war ungeschickt immer gegen Frauen, doch flog ein Lächeln um ihren ernsten Mund, als sie sah, wie ich mich mühete ihr Höflichkeit zu erweisen.

‚Ich danke, Monsieur,' sagte sie und warf den Mantel ab; dann nahm sie den nassen Schleier vom Kopfe, setzte sich in den Lehnstuhl am Kamin und lockete meinen Cäsar; der legete zutraulich den Kopf auf ihre Kniee, und sie streichelte ihn mit ihren weißen zarten Händlein. Ich stund in Gedanken verloren vor ihr und schaute sie an; seltsamlich kam es über mich, da in meinem einsamen Stüblein ein Weib saß. Fremd, und doch so süß vertraut dünkete es mich, und ich vergaß Alles über solch' anmuthig Bild, bis sie mich bat, ich solle ihrem Kutscher Hülfe senden.

Da hastete ich fort in Schreck und Verlegenheit und gebot dem Jobst, er solle die fremden Mähren sorglich verpflegen und den Kutscher mit Bier und Imbiß laben, und im oberen Gestock solle sein, des Jobsten, Weib ein Kämmerlein herrichten für die Dame, da sich zeigete, daß das Gefährt zu arg beschädigt und sie in diesem Wettergraus nicht weiter könne.

Und es kam, daß ich mich nicht in mein eigen Gemach getrauete vor Herzklopfen und Verlegenheit, als ich mich aber dennoch überwand und vor ihr stund, da dankte sie mit süßen Worten, und ihre Augen sahen holdselig zu mir empor, bis sie sich senketen vor den meinen und ihr lilienweiß Antlitz sich röthete. Und so saßen wir stumm bei einander, und draußen tobete das Wetter und riß ungestüm in dem Geäst der hohen Linden.

Ich bin ein unbeholfener Gesell; ich konnt' nicht reden, sah sie nur an und wehrete dem Hunde, der nicht von ihr gewichen und nun zu ihren Füßen sich gestrecket. Sie aber merkte es kaum; ihre Augen hielt sie geschlossen, und ein schmerzlich Sinnen grub ihr ein Fältlein auf die weiße Stirn. Dann kam des Jobstens Frau und brachte Wein und Imbiß, aber sie rührte kaum die Speisen an, und dann begehrete sie zur Ruhe.

Ich aber fand solche nicht. Ich lief hinaus in Sturm und Regen und starrete zu ihrem hellen Fensterlein hinauf, und die halbe Nacht wanderte ich unstät umher, und da konnt' ich sprechen zu ihr, halblaut, lange Reden, daß die Hunde mich verwundert und blöde anstarrten.

Am andern Morgen aber war das schöne Vöglein vor Thau und Tag ausgeflogen, so früh ich auch aufstand. Auf dem Tisch vor ihrem Lager aber fand ich ein offen Brieflein, und darinnen mit zierlicher Schrift die Worte:

‚Friederike von Babenberg danket Euch für die Gastfreundschaft und hoffet, sie vergelten zu können.'

Das Zettelchen lieget noch im Kasten meines Tisches mit anderem Tand, Löcklein, Bändern und getrockneten Blumen, vergriffen und morsch zum Zerfallen.

Nun wußt' ich's; sie war die Tochter des alten Generals Babenberg auf Mausdorf, kaum ein Stündlein von hier, und von

Digitized by Google

Jobsten erfuhr ich, daß sie vom Begräbniß ihres Bruders zurückgekehrt sei, der, ein toller Raufbold, auf der Mensur sein Leben gelassen habe. Nun falle das große Majorat nach dem Tode ihres sehr alten, schier kindischen Vaters an eine entfernte Seitenlinie zurück, und dann müsse sie Mausdorf verlassen. Der Kutscher, der dies erzählet, habe hinzugefüget, er möge wohl wissen, was dereinst noch aus ihr werde; denn nach einem armen Edelfräulein renneten sich die Freier just nicht die Hacken ab.

Ich aber hatt' fortan kein ruhig Stündlein mehr. Wohin ich sah, stund vor mir das schlanke Weib in dem dunklen Trauergewand; wohin ich ging, wandelte sie neben mir und blickte mich an aus den blauen Augen, und Nachts beugte sich ihr blasses Antlitz über mein Lager. Die Liebe war über mich gekommen mit schier zauberhafter Macht; ich war vierundzwanzig Jahr, Johannes, und hatte bisher noch niemalen in eines Weibes Auge geschauet.

Und es kam so; es kam das Unglaubliche, kaum zu hoffen Gewagte: Friederike von Babenberg ward meine Braut.

Ei, das ging Alles ordentlich zu; kein Teufelsspuk, kein Hexenwerk, aber mich dünkete es das lieblichste Wunder der Welt in dem Augenblick, als ich sie im Arme hielt an des kranken Vaters Bette. ‚Friederike, mein Leben lang will ich Dir's danken' — weiter konnt' ich nichts sagen, alles Andere wär' arm und klein erschienen in so feierlicher Stunde. Und sie mußt' es ja auch, zum Donnerwetter! fühlen, daß ich mein Leben für sie gelassen hätte.

So meinete ich.

Und nun kam wieder Ruhe über mich; ich wußt' ja, sie war mein. Und so trieb es mich tagelang im Forst umher, immer mit dem einen wunderseligen Gedanken, daß ich nur ein Viertelstündlein des Weges brauchte, um in ihre räthselvollen Augen zu schauen. Und sie saß daheim am Bette ihres siechen Vaters, und wenn ich eintrat in das dunkel verhängete Gemach, dann leuchteten ihre Augen, und zwo feine, weiße Händlein streckten sich mir entgegen.

Vorbei! Alter Freund, vorbei! Ich habe niemalen Anlage gehabt für sentiments, wie es just die Mode wollte; es lag nicht in mir; das Leben in Gottes freier, gesunder Natur ließ auch Solches nicht aufkommen; schnurgrade wuchsen meine Gedanken aus dem Herzen, wie die weißleuchtenden Stämme unserer heimathlichen Buchenwälder, und so klar, wie die köstliche Bergluft, sagte ich, was ich wollte, ohne Deuteln und Drehen. Freilich, die Luft hier herum weht manch' Einem scharf in's Gesicht, aber ich merkte es nicht, ich war sie gewöhnt; mir erfrischte sie Kopf und Herz.

Die alte Excellenz Babenberg ging dann mit Tode ab, und acht Tage später führte ich Friederiken als mein Weib heim. Wozu auch noch zögern? Der Tod des alten Mannes war eine Erlösung von namenlosen Qualen, und Friederiken verlangete es nach einem Heim — ihres Bleibens war nicht mehr länger im Hause ihrer Väter.

In der Schloßcapelle von Mausdorf gab uns der Prediger zusammen. Hm! Eine wunderliche Hochzeit! Gegen Abend sollte die Trau sein, und der Tag wollte schier ewig währen. Da nahm ich mein Gewehr und streifete durch den Wald, meinte, der Zeit so besser Herr zu werden, und versäumete über eine Wildkatz, so mich schon lange geaffet, die rechte Stunde. Nur so viel Zeit hatte ich noch, mich, wie ich ging und stund, auf meinen Rappen zu werfen. Ich trat bei meiner Braut ein, als sie schon eine Weile auf mich gewartet hatte.

Sie harrete inmitten des großen Prunkgemaches, wo vor wenigen Tagen die Bahre ihres Vaters gestanden; noch hingen die schwarzen Florstreifen über die Vergoldung des Getäfels; noch meinete ich, den Geruch von Wachholdern zu spüren und von Todtenblumen. Hinter ihr erblickete ich die beiden unverheiratheten Schwestern des jüngst Verblichenen, so in dem freien adligen Damenstift Klosterode hauseten; steif, verbissen und schier feindselig anzuschauen in ihren düsteren Gewändern. Fürwahr, ein unheimlich Hochzeitsgeleit!

Aber nur einen kurzen Augenblick achtete ich auf Solche; dann blieb mein Blick wie gebannt an Friederiken hängen; sie sah bleich aus, bleicher denn je; ihre schlanke Gestalt verhüllte ein schwarz Gewand; dunkel wob sich die Myrtenkrone in das goldschimmernde Haar; ein schöner Weib, als sie, hat wohl nie vor eines Mannes Augen gestanden.

Ich vergaß, daß ich als ein Tölpel hereingetreten war; kein Wort kam aus meinem Munde, so mein verspätet Kommen erklärete, obgleich ihr Auge fragend und vorwurfsvoll zu mir empor schauete. Zögernd anfangs, dann mit zitternder Hast reichte sie mir die Hand, und in eiligem Schritt gingen wir zur Capellen. Hinter uns wisperten die Zungen der alten Stiftsdamen; ich meinete, es gelte meinen bestaubten Jagdkleidern; da wandte sie sich um mit strafenden Blicken, und sie verstummten vor ihren Augen.

Da wir aber heim wollten nach der Trau, zeigete es sich, daß ich auch vergessen hatte, für ein Fuhrwerk zu sorgen, Friederike aber weigerte sich, in einem Wagen zu fahren, der bis annoch ihrem Hause gehöret und nunmehro, wie Alles dort, ihrem Vetter eignete. ‚Lieber wollen wir doch gehen,' sprach sie herb, und ein stolzer Zug legte sich um ihren Mund. ‚Bitten ist nimmer meine Sach' gewesen.'

Ein peinvoll Viertelstündlein für mich, zumalen die zween verwitterten Gesichter der Stiftsdamen hohnvoll mein junges Weib maßen, und ein jeder Zug deutlich sagte: ‚Ei sieh', Du stolzes, ungefüges Trotzköpflein, welch' einen lumpigen Hochzeiter hast Du Dir ausgewählet, und bist doch aus edelstem Geschlecht! Ei, wer nicht hören mag, soll fühlen; Du gehst mit ihm dahin als ein Taglöhnerweib; haben wir Dich nicht gewarnt, so viel wir konnten?'

Friederike aber stund in der Halle; kein Blick streifte die alten Schwestern ihres Vaters, groß und bang schaute sie zurück in das Haus, in dem sie geboren und gelebet bis itzo, und ihr weiße Hand bewegete sich wie abschiednehmend.

‚Ich bin bereit,' sagte sie dann; das erste Wort, das sie mir gönnete an diesem Abend. Da nun aber mein Rappe vorgeführet ward, fragte ich: ‚Getraust Du Dich aufzusitzen, Friederike? Ich fasse die Zügel sicher — es soll Dir kein Leid geschehen.'

Ohne ein Wort zu erwidern, schwang sie sich an meiner Hand in den Sattel; ich legete meinen Arm um sie, und so führte ich mein Weib aus ihrer Väter Hause.

Als wir in den Waldweg bogen, stund schon der Mond am Himmel, und ich lenkte das Roß aus den dunklen Schatten der Bäume in das weiße Licht — um ihre Augen zu sehen. Warm war die Luft der Augustnacht und schwül, wie vor einem heraufziehenden Gewitter, mir aber brannte Kopf und Herz, und die Augen brannten mir vom Anschauen, und sie wandte doch das stolze Haupt nicht einmal zu mir herum. So zogen wir schweigend dahin, bis das stille Haus vor uns lag, silbern beglänzet vom Mondeslicht, aber einsam, ohne Gruß und Schmuck für seines Herrn junges Weib; nicht einmal für ein Kränzlein über der Thür war gesorget, vergessen hatt' ich alles Andere über sie selbsten.

Ich trat hinzu, um sie herabzuheben vom Pferde, aber sie sah meine Arme nicht, sondern leitete das Thier bis zu dem steinernen Bänklein unter der Linde; dort schwang sie sich hinab, und aus dem tiefen Schatten tönte ihre Stimme zu mir herüber, seltsam, kalt und deutlich:

‚Ein Wort noch, ehe denn es zu spät ist! Mitleid begehre ich nicht; lieber sterbe ich —'

‚Friederike!' rief ich erschreckt, ‚was sagest Du da?' Ich meinte nicht recht gehört zu haben.

‚Wenn mich nur Mitleid hierher geführet itzo — dann — es ist noch Zeit; noch habe ich jene Schwelle nicht überschritten.'

Da schrie es wild auf in meinem Herzen, und zornig wallte mir das Blut zu Kopfe.

‚Was, zum Henker, thust Du für absonderliche Fragen!' herrschte ich sie an, wie ein Kind am lautesten schreit, so ihm bange wird. ‚Meinest Du, ich werfe meine Freiheit aus Mitleid zum Fenster hinaus?'

Aber kaum hatte ich es gesaget, so lag ich zu ihren Füßen, und weinend barg ich meinen Kopf in ihren Kleidern.

Da beugte sie sich zu mir hernieder und zog mich an ihre Brust. ‚Ich bin ein arm verwaist Mädchen, und Du —' sie stockte. ‚ich will es glauben, Heinrich, daß Du mich lieb hast; es ist so schön zu glauben,' flüsterte sie nun mit süßem, bebendem Klang; ‚vergieb mein thöricht Fragen! Sieh, wenn ich es nicht glauben könnte, so wäre ich fort noch in dieser Nacht, und Du hättest mich niemalen wiedergesehen und nimmer gefunden.'

‚Und ich hätte Dich doch gefunden, Friederike,' erwiderte ich und zog sie ungestüm auf das Bänklein nieder, ‚und wärest Du zu jenem Stern dort oben geflohen — ich hätte Dich heruntergeholet.'

Sie schüttelte den Kopf und ließ erst jetzt die Zügel des Pferdes los, die sie noch immer gehalten.

Digitized by Google

‚Von dort holt man Keinen wieder, Heinrich,‘ sagte sie, und zum ersten Male schlangen sich ihre Arme schier leidenschaftlich um meinen Hals, und ihr Haupt senkete sich an meine Brust.

Und über uns rauschte leise der Nachtwind in den Zweigen der Linde; bleicher zitterte das Mondlicht über dem spitzgiebligen Dache des Hauses, und dann und wann zuckte ein fernes Blitzen auf; still war es in dem weiten Rund, nur ein verschlafen Rauschen des Quellbrunnens drüben, und der Schrei eines Hirsches im tiefen Walde! —

Nur Geduld, Johannes, das Ende kommt, kommt rascher als Du vermuthest.

Sie blieb ein ernst und schweigend Weib, wie sie ein ernst und schweigend Mädchen gewesen; keine Spur von dem süßen Getändel des Wonnemonds, und doch, ich war der glücklichste Mensch, Johannes; ich meinete auch, es sei die Trauer um den Bruder und Vater, die sie stumm und ernst gemacht, und von Tag zu Tage hoffte ich auf ein Lächeln um ihren Mund — vergebens! Mit einer frauenhaften Milde, die schier bedrückend wirkte, waltete sie neben mir, sodaß ich vor ihr hätt' niederfallen mögen, um ihre Hände zu küssen, wär's mir nicht thöricht und läppisch erschienen. Ich sehe noch ihre schlanke Gestalt den Waldweg entlang kommen, wenn sie mir Abends bei meiner Rückkehr aus dem Forste entgegen zu schreiten pflegte; sie ging, als schwebe sie über dem Boden, daß es mich schier dünkete, kein Grashälmchen biege sich unter ihrem Tritt; um das blonde Haupt trug sie ein lose geknüpftes schwarzes Tüchlein aus Spitzen, und meistens hielt sie ein Sträußlein Waldblumen in der Hand, die sie emsig sammelte, bald hier, bald dort sich bückend, und Juno, meine alte Hühnerhündin, ging ihr klug zur Seiten. Später saß sie dann neben mir im traulichen Zimmer, geduldig horchend, wenn ich von des Tages Erlebnissen redete.

So waren vier Wochen dahin; da kam ich einst, wie immer mit dem sinkenden Abend, zurücke und spähete vergeblich den Weg entlang nach ihr, hatte einen Reiger geschossen und dachte, sie würde sich freuen an dem aschgrauen und weißen feinen Gefieder. Aber sie schritt heut nicht daher, ungeachtet es ein prächtiger Septemberabend war, und in Angst, es möge ihr etwas zugestoßen sein, ging ich rascher zu.

Als ich nun näher gelangete und mich eben anschickte, die Stufen hinauf zu gehen in das Haus, da erreichte ein Schall mein Ohr, daß ich innehielt und lauschete; er kam aus den jungen Tannen, hinter denen die Falknerei lag. Das Herz fing mir an zu klopfen; so süße und silbern scholl itzo ein Lachen aus Frauenmund zu mir herüber, und dann ein lockend holdes Sprechen:

‚Rupf' an, mein Vöglein, rupf' an!‘

Rasch schritt ich über den Platz und bog um die Tannenwand; da sah ich im purpurnen Schein der Abendsonne mein Weib; sie hielt den Arm hochgestrecket, und mein weißer Edelfalk stund auf ihrer Hand, mit der Rechten aber bot sie ihm Atzung, und wieder scholl ihr silbern Lachen:

‚Ei, Du trotziger Gesell! Rupf' an, mein Vöglein, rupf' an!‘

Ich wußt' nicht, ob ein lieblich Wunder geschehen, daß mein ernstes, stolzes Weib ein holdes lachendes Kind geworden; rosenfarben erglühete das schöne Gesicht — ich weiß nicht, kam es vom Abendroth? Aber so neu und süße war sie mir, daß ich stehen blieb, um sie anzuschauen, und schier den trutzigen Vogel beneidete. Ich sahe auch den Mann, der da nicht weit von mir an dem Stamme einer Buche lehnte, erst, als ich dicht an ihm vorüberschritt, um zu ihr zu gehen.

Er war im tiefen Anschauen des lieblichen Frauenbildes verloren, aber nun wandte er sein Haupt, und im nächsten Augenblick hielt ich den heimgekehrten Jugendfreund in den Armen, und ein großes Freuen war über mich gekommen.

Er aber machte sich hastig los und fragete, nach Friederiken hinüber deutend:

‚Heinz, Heinz! Was ist das?‘

Meine Augen folgeten seinen Blicken und ich sah, wie itzo die schlanke Frauengestalt langsam hinter den Tannen verschwand. Der Vogel saß einsam auf seinem Gestänge, trutzig in sich geduckt.

‚Was das ist, Christel? Ei nun, mein Weib, mein herzliebstes junges Weib!‘

Und ich fühlte, wie mir vor freudigem Stolz das Blut in das Antlitz trat.

‚Heinz! Mein guter Heinz!‘ rief Prinz Christian in alter trauter Weise, ‚so finde ich Dich wieder? Hast es nicht ausgehalten allein im alten Hause und Dir die schönste Elfe eingefangen, die jemalen im Mondschein durch den Wald geflattert? Alter Borkenkäfer, wie hast Du's angefangen, das schönste, stolzeste Mädchen zu gewinnen, Friederike von Babenberg?‘

‚Wie ich es angefangen, Christel?‘ entgegnete ich, und warf einen Blick da hinüber, wo mein Weib gestanden; ‚wie ich es angefangen?‘ wiederholte ich noch einmal, und sah ihn stolz an. ‚Garnicht habe ich es angefangen; unsere Herzen haben sich in Liebe gefunden, und —‘

‚Und sie kam gern in diese Einsamkeit?‘ unterbrach mich Prinz Christian und wandte das Haupt nach den grauen Mauern des Hauses, aus dem die Giebelfenster gleich glühenden Augen in der Abendsonne leuchteten.

‚Gern, Christel? Mein Weib liebt mich.‘

‚Hm!‘ meinte er, und schritt neben mir durch das Tannengestelle dem Hause zu. ‚So schön, so jung und so allein, oder glaubst Du, Dein Edelfalk sei ihr auf die Länge ein guter Zeitvertreib?“

‚Sie ist nicht wie die Andern,‘ gab ich fast barsch zurücke; ‚ihr ernster Sinn passet wohl zur Einsamkeit.‘ Und so schritten wir schweigend in das Haus, und einen Augenblick wollt' es mich bedünken, als wär' mir der heimgekehrte Jugendfreund minder lieb, denn einst.

Da wir aber beim Nachtmahl saßen und uns wie sonst in die Augen schauten, nahm ich meinen Becher und stieß an den seinen: ‚Willkommen daheim, Christian! Laß Dir das rothe Haus nach wie vor gefallen zu gastlichem Einspruch! Du findest hier stets die alte Gesinnung.‘

Mein Weib aber saß schweigend neben mir — ihr Lachen war verstummet; sie sah fast stolzer aus, denn je, nur ein rosiger Anhauch war auf dem bleichen Gesichte zurückgeblieben, und als sich unsere Becher mit vollem Klange trafen, hob sie den Blick und schauete mich an, daß ich zu trinken vergaß; ich weiß nicht, was Alles in ihren Augen lag, Angst und Vorwurf und stummes Bitten. Da ich aber den Mund aufthat, um sie zu fragen, legte sie mir sanft die Hand auf die Schulter, erhob sich und beurlaubte sich von dem Prinzen, ‚da sich die Herren gewißlich noch Mancherlei zu berichten hätten aus der Zeit der Trennung, und sie noch Hausfrauenpflichten zu üben habe.‘

‚Bleib, Friederike!‘ bat ich, ‚es mag Dich interessiren zu hören, was man anitzo zu Paris treibet, und wie die Damen am Hofe die Hüttlein tragen.‘

‚Erlaube, daß ich gehe!‘ bat sie schier unfreundlich, ‚was kümmert mich Paris und die welsche Mode?‘ Und mit einer tiefen Verneigung gegen den Prinzen schritt sie hinaus.

Ich aber warf einen triumphirenden Blick zu ihm hinüber und wiederholete:

‚Sie ist nicht wie die Andern, Christel.‘

Ich sehe noch sein Gesicht vor mir in jenem Augenblick; er schauete die Thür an, hinter der ihre schlanke Gestalt verschwunden war, und ein purpurn Roth überfloß sein schönes Antlitz. Ich lachete laut auf und hielt ihm den Becher hin, und als er mir Bescheid that, da sah er so bleich aus wie das Tuch auf dem Tische.

Dann aber hub er an zu erzählen von seinen Reisen und lobete Paris mit seinen schönen Frauen, und manch ein verwegen Abenteuer klang da in meine Ohren. Welsche Sitte, lockere Zucht — es wollt' mir schier leid thun um den Mund, so dies erzählete, als ich aber in seine Augen sah, da leuchtete mir doch ein gut Theil alter deutscher Ehrenhaftigkeit entgegen, und ich dachte, er kann sich wohl einmal in diese wirbelnden, rauschenden Wogen gestürzt haben, aber er wird niemalen darinnen untergehen, und ich dachte an seine Mutter, das Urbild einer edlen Frauen und Fürstin, und daß ihr reiner Geist ihn gefeiet habe gegen jeglich unedel Thun.

Da er heimwärts reiten wollte spät in der Nacht, schritt er leisen Fußes die Gänge entlang und in die Halle, und als ich laut nach den Knechten schrie, daß sie Leuchtung bringen sollten, verwies er mich heftig:

‚Denkst Du nicht, daß Dein Weib schläft?‘

Ich stutzete. Es ward mir einen Augenblick klar, welch ein ungefüger Gesell ich sei, dann aber lachte ich:

‚Man merket, daß Du zu Paris die höfische Sitte noch vervollkommnet hast.‘

Als er sich dann auf das Pferd schwang, irrete sein Auge über die dunklen Fenster.

‚Darf ich wiederkommen, Heinz?‘ fragte er itzo laut.

‚So oft Du willst, Christel; es ist meinem Hause eine Ehre und Freude, und bin ich nicht daheim, so trifft Du Friederiken; nur darfst Du ihr nicht von Paris sprechen,‘ setzte ich lachend hinzu, ‚Du weißt itzo, wie sie darüber denket.‘

Friederiken fund ich aber noch wach in ihrem Stüblein; sie las in einem Gebetbuch, und der Lichtschimmer floß um ihr blondes Haupt als ein Heiligenschein.

‚Friederike,‘ fragte ich, ‚warum ließest Du uns allein? Mißfällt Dir Prinz Christian?‘

‚Nein,‘ sagte sie kurz, ‚er ist Dein Freund.‘

‚Wollest fürderhin freundlicher sein zu ihm,‘ bat ich und setzte mich zu ihr auf das gepolsterte Bänklein. Sie neigte gewährend das Haupt, aber ihr Mund blieb stumm, und die Augen blieben gesenket.

‚Der weiße Falk, Friederike, er gefällt Dir?‘ begann ich: ich wollt' ihr den Vogel schenken, an dem sie eine Freude hatte: ich sehnete mich nach einem Lächeln von ihr, seit ich wußte, daß sie lächeln konnte.

Sie schlug überrascht die Augen auf. ‚Ich hatt' einen solchen daheim,‘ sagte sie leise. Dann stand sie eilig auf. ‚Es ist Mitternacht vorüber, und Du gehst früh in den Wald.‘

Mir lag das Herz auf der Zunge; ich hätt' so gern ihr schmales Händlein erfasset und ihr gesagt: ‚Warum bist Du so kalt, und warum spielet nicht ein einzig Mal ein Lachen um Deinen Mund, wenn Du bei mir bist? Und ich weiß doch nun, wie hold Deine Lippen lächeln, Deine Augen strahlen können, wie ruhig Du zu erzählen vermagst! Sage mir, was Dir fehlet! Ich will Alles, Alles schaffen; nur sieh' mich einmal gütig an!‘ — Aber ich blieb stumm; ich verstund eben nicht zu sprechen. O, daß ich nicht geschwiegen hätte, vielleicht wär' doch noch Alles gut geworden! Ihr Lachen aber verfolgete mich im Traum und im Wachen, und immer meinte ich, das silberne Getön zu hören und die süßen Worte: ‚Rupf' an, mein Vöglein, rupf' an, Du trotziger Gesell!‘

Ich mocht' den Vogel nicht mehr leiden seit jenem Tage.

Johannes, die Feder sträubt sich, das niederzuschreiben, was nun gekommen; ich will es rasch zu Ende bringen.

Prinz Christian kehrete täglich im rothen Hause an — wunderst Du Dich? Es war ja ohnedem auch kein Tag vergangen, an dem wir uns nicht gesehen. Mitunter fund ich sie beisammen, im Schein der Abendsonne mir entgegenschreitend, oder er saß ihr genüber im Gemach, wenn draußen Regenwolken über den Wald schauerten, und sah, wie sie spann, aber lachen hört' ich sie nie wieder, wie an jenem Abend. Sie war auch wieder bleich, noch bleicher fast, denn zuvor, und stiller, aber ein unruhig Wesen war über sie gekommen; nur secundenlang weilte ein purpurn Roth auf ihren Wangen. Einmal aber, da ich erst spät nach Hause kehrte, dieweilen mich eine halbe Mondennacht auf dem Anstande gehalten, und mich nun leise in mein Gemach stahl, ihren Schlummer nicht zu stören, trat sie bald darauf zu mir ein, rascher als ich es sonsten gewöhnt war von ihr, und da ich ihr ‚guten Abend!‘ bot, merkete ich, daß sie geweint hatte und daß sie es gleichfalls zu verbergen trachtete.

Ich sagte daher nichts davon, und fragete nur so nebenher, ob Prinz Christian hier gewesen?

Da veränderte sich ihr Gesicht, und ein glänzend Roth flog darüber. ‚Er ist erst eben heimgeritten,‘ antwortete sie, ‚es sollt' mich Wunder nehmen, so Du ihn nicht getroffen auf dem Wege.‘

‚Ich bin aus den Reindorfer Buchen gekommen,‘ gab ich zurücke.

‚Ich meine, Du lässest Deinen Freund oftmalen vergeblich harren,‘ sprach sie dann, und ihre Stimme klang verschleiert, als ob das Herz ihr stürmisch poche.

‚Ei, trifft er doch meine Frau Liebste, so meine Stelle vertritt,‘ scherzte ich und schlang meinen Arm um sie; ‚oder meinst Du nicht, Friederike, daß ihm solche Vertretung gar angenehm ist?‘ Aber ihr Gesicht blieb weiß: sie wand sich aus meinen Armen und schritt hinaus, und ich wußt' mir nicht zu erklären, was ihr räthselhaft Wesen bedeuten solle.

Ein paar Male auch fand ich sie eingeschlossen in ihrem Stüblein, und da ich mich wunderte und sie neckte, sie habe wohl Angst vor Räubern und Dieben, und ob ich ihr solle eine gute Büchse zum Troste reichen, lachte sie auf und sagte seltsam betonend: ‚Ei freilich, meine thörichte Angst, was sollt' hier auch sein, das sich der Mühe verlohnte zu stehlen?‘

Ich nahm dies als ein Zeichen fröhlicher Laune; wie hätt' ich auch ahnden können, was für ein Sinn sich hinter diesen Worten barg? Ich plumper Gesell, dem nur eine ehrliche Sprache verständlich war. — — —

Und da — ja, genau weiß ich nicht mehr zu berichten, wie es war an diesem grauenvollen Tage — ich mußt' frühe fort; denn Serenissimus hatt' etliche vornehme Gäst invitiret auf eine Schweinshatz, und ich mußt' sorgen, die Garne und Lappen zu stellen und die Leute zu ordnen, doppelt sorgsam heut, dieweilen auch die hochfürstlichen Damen die Jagd mit ihrer Gegenwart zu beehren gedachten; ich vermißte auch während der Hatz Prinz Christian nicht, der sonsten niemalen gefehlet: ich that Alles rein aus Gewohnheit ab, da meine Gedanken bei Friederiken waren, hatte gemeint in der Nacht ein leises Weinen von ihr zu hören, konnte mir aber nicht klar werden, ob es im Traum oder Wachen gewesen. Wurde auch ein Keiler, nachdem er etliche Hunde darnieder geschlagen, im Garn gefangen, und ihm von dem fremden Prinzen der Fang gegeben, und fuhren die Herrschaften bald nachher zum Jagdschmaus auf das Schloß Elchsburg.

Mich aber hatte plötzlich eine Angst erfaßt, daß ich quer durch ein Tannengestell drang, um rascher heim zu kommen. Das Geäst schlug mir die Augen wund — ich achtete es nicht; rasch athmend stand ich endlich unter der Linde neben dem Brunnen; es lag ein unheimlich fahlgelb Dämmern über dem alten Gemäuer und den herbstlichen Wipfeln der Bäume, und da ich Alles so friedlich und still vor mir sah, kam auch Ruhe über mich und ein fast übermüthig Thun. Ich schlich mich durch das Hofpförtlein, klomm an dem Epheu, der ihr Fenster umrankte, ein paar Fuß in die Höhe, und wollte schauen, was sie in der Einsamkeit wohl beginnen möge.“

(Schluß folgt.)

Die Spuren des vorgeschichtlichen Menschen in Deutschland.

Betrachtungen zur prähistorischen Ausstellung in Berlin.

Von A. Woldt.

II.

Die Lücke nach dem Diluvium bis zu den Kjökkenmöddingern. — Die „Wohnplätze aus der Steinzeit“; Anmerkungen zur Frage der Herstellung und Leistungsfähigkeit von Steinwaffen. — Pfahlbautenzeit und Pfahlbautencultur; Professor Lindenschmit und die „indogermanische Hypothese“. — Die Höhlenwohnungen; oberfränkische Funde. — Gräberfelder und Hünengräber. — Die Stein- und Topfkünstler des nordischen Culturkreises. — Der lausitzer Culturkreis und die Burgwall- und Schanzenfrage.

„Vielleicht niemals wird jener große Zeitraum gemessen werden, welcher die Periode der alten Höhlenmenschen, die zur Zeit des Mammuth und der übrigen diluvialen Thiere lebten, von jener sehr viel späteren Epoche trennt, die durch die ältesten Pfahlbauten u. A. m. gekennzeichnet ist. Hier haben wir nicht mehr nach Jahrhunderten, vielleicht nicht mehr nach Jahrtausenden, möglicher Weise nach noch längeren Zeiträumen zu rechnen.“ Mit diesen Worten leitete einer der bedeutendsten Forscher der Gegenwart auf dem Constanzer Anthropologen-Congreß im Jahre 1877 seine große Rede über die Pfahlbauten ein. In der That hüllt sich die Vorgeschichte des Menschen in Deutschland unmittelbar nach der Diluvialzeit in geheimnißvolles Dunkel. Was thaten unsere Urväter inzwischen? Verließen sie, scheu und flüchtig, wie sie gekommen waren, wieder das Land? Oder bevölkerten sie allmählich die Jagdgründe der deutschen Ebene und machten ihre regelmäßigen jährlichen Streifzüge? Wir wissen es nicht. Bis

Digitize

Aus der Zeit der Pfahlbauten.
Originalzeichnung von Johannes Gehrts.

Digitized by Google

zu jenem Moment, wo uns der Mensch in Deutschland bereits in einer wesentlich fortgeschrittenen Cultur entgegentritt, besitzen wir fast keine einzige sichere Nachricht von ihm.

Freilich fehlt es nicht an Gelehrten, welche sich bemüht haben, diese gewaltige Kluft, wenn auch nicht auszufüllen, so doch zu verengen, indem sie annehmen, daß die Zeit der roh geschlagenen Steine, also die paläolithische Periode, sich sehr weit zurück erstreckt. Dr. Baier aus Stralsund hatte auf der nunmehr geschlossenen prähistorischen Ausstellung im Abgeordnetenhause zu Berlin unter Anderem eine Reihe geschlagener Feuersteine in schwerfälliger Form und roher Ausführung vorgeführt und sah sich veranlaßt, dabei auf die Gleichartigkeit dieser Formen mit denjenigen hinzuweisen, welche Lartet und Cristy in einer Höhle der Dordogne gefunden haben, und solchen, die Evans aus dem diluvialen Schwemmlande der Ouse und Themse mitgetheilt hat. Ein anderer Theil dieser auf Arkona und Hiddensoe gefundenen rohen Artefacte, das heißt Spuren menschlicher Bearbeitung tragenden Fundstücke, „gleicht völlig zahlreichen, aus französischen, belgischen und englischen Höhlen entnommenen paläolithischen, sowie den im alten Schwemmlande der Somme bei Amiens und Abbeville gefundenen". Auf Grund seiner Vergleichungen und Forschungen kommt Dr. Baier zu dem Ausspruche, die Möglichkeit könne nicht bestritten werden, „daß einzelne dieser grob geschlagenen Feuersteintypen noch der Diluvialzeit angehören; jedenfalls können sie mit Sicherheit bis in die Zeit der dänischen Kjökkenmöddinger und schwedischen Küstenfunde zurückgeschoben werden".

Die Kjökkenmöddinger! Da haben wir wieder einen neuen Ausdruck und eine neue Periode, die für einen gewissen Theil unseres prähistorischen Gebietes die „älteste" Zeit repräsentirt. Vergebens aber würde unsere Bemühung sein, jene Epoche chronologisch genau festzustellen, in der die Strandbevölkerung der dänischen Küsten ihre riesigen Muschelhaufen, dänisch: Kjökkenmöddinger, das heißt Küchenabfälle, genannt, aufthürmte. Wir sind in dieser Beziehung im Norden unseres Vaterlandes, speciell in Schleswig-Holstein, erst beim Beginn unserer Untersuchungen und dürfen uns der Hoffnung hingeben, daß noch im Laufe dieses Jahres ein in dieser Provinz gelegener Kjökkenmödding von sachkundiger Hand untersucht werden wird. Uebrigens hat die bekannte Custodin des Kieler Museums, Fräulein J. Mestorf, eine Autorität auf dem Gebiete anthropologischer Forschung, gelegentlich der prähistorischen Ausstellung darauf hingewiesen, daß sich wahrscheinlich auch auf der Insel Rügen Kjökkenmöddinger werden nachweisen lassen. Glücklicher sind wir in dieser Beziehung in der Provinz Preußen, wo sich in dem Kjökkenmödding bei Tolkemit viele Thonscherben gefunden haben.

Auch mangelt es uns im Nordosten unseres Vaterlandes nicht an einer Reihe anderer, jener entlegenen Zeit angehörender Fundstellen, welche mit dem Namen „Wohnplätze aus der Steinzeit" bezeichnet worden sind. Nicht weniger als hundert Scherbenstellen hat man am Fuße der über zwölf Meilen langen wandernden hohen Düne der kurischen Nehrung in wenig unterbrochener Reihenfolge auf dem nun vom Sande entblößten uralten Waldboden aufgefunden und hieraus im Laufe des letzten Jahrzehnts ein recht beträchtliches Material zusammengebracht. Einige dieser alten Wohnplätze bestehen ganz aus schwarzer humoser Erde, den Scherben von unzähligen zerbrochenen Gefäßen, Knochenabfällen, Fischschuppen, Trümmern von Steininstrumenten, Knochengeräthen u. A. m. Unter den zahlreichen Steinhämmern befinden sich solche in allen Stadien der Durchbohrung; ebenso hat man eine größere Anzahl jener konischen Bohrzapfen aufgefunden, welche es wahrscheinlich machen, daß unsere Vorfahren die Bohrlöcher mit Hülfe von trockenem Sande und hohlen kurzen Hirschhorncylindern, wie dies durch den österreichischen Grafen Wurmbrand dargethan wurde, herstellten. In der Ausstellung hatte Dr. Tischler aus Königsberg ähnliche von ihm künstlich durchbohrte Steinstücke vorgeführt und dadurch bewiesen, daß jene Manipulation, zu der er nur etwa vier Stunden Zeit gebraucht hatte, nicht, wie häufig geglaubt wurde, allzu zeitraubend gewesen sein muß.

Auch nach anderer Richtung muß dem weitverbreiteten Glauben, als ob die Männer der Steinzeit zur Ausführung ihrer Arbeiten unverhältnißmäßig viel Zeit gebraucht hätten, entgegengetreten werden. Beispielsweise hat man über die Leistungsfähigkeit einer Feuersteinaxt sich oft viel zu geringe Vorstellungen gemacht. So befand sich in der Collection des Kieler Museums ein schenkeldickes Stück Baumstamm, das der dänische Kammerherr von Sehestedt auf Broholm mit einer Feuersteinaxt abgeschlagen hatte, nachdem mit derselben Axt vorher in kurzer Zeit sechsundzwanzig ebenso starke Bäume gefällt worden waren.

Das interessante Factum, daß die alten Bohrzapfen der Steinbeile aufgefunden werden und damit der Beweis geliefert ist, daß jene Werkzeuge an Ort und Stelle hergestellt worden sind, treffen wir nun noch an einer weit entlegenen Localität an, nämlich in den schweizer Pfahlbauten. Was diese Pfahlbauten selbst anbetrifft, so müssen wir uns hüten, sie für die Repräsentanten einer ganz bestimmt abgegrenzten Culturepoche zu halten. Es giebt Pfahlbauten von sehr hohem Alter, und solche, die so jung sind, daß sie zum Theil noch bis an die historische Zeit heranreichen, sodaß wir einzelne derselben noch in Beziehung bringen können zu Ueberlieferungen, welche uns die Schriftsteller des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts geben. Die Pfahlbauten sind auch nicht auf die Schweiz und Deutschland beschränkt; schon im Alterthume berichtet uns Herodot von thracischen und Strabo von italischen Pfahlbauten. Die neuere Forschung hat in manchen anderen europäischen Ländern, beispielsweise in Oesterreich, Irland ꝛc., Pfahlbauten nachgewiesen. Auch heutigen Tages existiren noch bei vielen Völkerschaften der südlichen Erdhälfte, wie Jedermann weiß, diese Bauten. Somit haben wir es bei den Pfahlbauten lediglich mit einer bestimmten Form der Wohnung und nicht der Cultur zu thun.

Wir werden hier wieder an die oben erwähnte Rede Virchow's auf dem Anthropologen-Congreß in Constanz erinnert. Es wäre überaus thöricht, sagt er, wenn man sich heutzutage noch mit der so lange festgehaltenen Vorstellung tragen wollte: „Pfahlbau ist Pfahlbau; Pfahlbauzeit ist Pfahlbauzeit"; jeder einzelne Pfahlbau muß für sich untersucht und geprüft, er muß in seiner zeitlichen und culturhistorischen Bedeutung festgestellt werden. Dann erst dürfen wir ihn in unsere Classification einreihen und kartographisch fixiren. Man muß sich daran gewöhnen, daß die Pfahlbaucultur Europas schon in alten Zeiten so mannigfaltig war, wie sie noch heutzutage mannigfaltig ist in Afrika, Asien, Polynesien. Die Construction eines Negerpfahldorfes in Centralafrika darf man nicht als maßgebend betrachten für ein Negerdorf an der Küste von Neu-Guinea oder für ein Flußpfahldorf in Hinterindien. An allen diesen Orten giebt es Pfahlbauten, aber sie haben unter sich keinen Zusammenhang, und wir dürfen nicht etwa die Bevölkerung, welche auf dem einen wohnt, ohne weiteres als Verwandte der Pfahlbauern eines anderen Gebietes ansehen. Ethnologisch, zeitlich und culturhistorisch weit aus einander stehende Rassen haben auf dieselbe Weise ihre Wohnungen eingerichtet.

Professor Virchow unterscheidet in Mitteleuropa zwei große Gruppen von Pfahlbauten, eine südliche, zu der er die Pfahlbauten der Schweiz und Süddeutschlands rechnet, und eine nördliche, die sich durch das norddeutsche Gebiet bis nach Livland hin erstreckt. Er stellt jeden Zusammenhang zwischen beiden Gruppen in Abrede, da die nördliche einer viel späteren Zeit angehört, als die südliche. In der südlichen Gruppe sind wieder zwei durchaus verschiedene Abtheilungen zu constatiren, deren östliche die Ostschweiz, den Bodensee u. A. m. umfaßt und der reinen Steinzeit angehört, während die Pfahlbauten der Westschweiz auch Funde aus Bronze und Eisen enthalten.

Bereits in den ältesten Pfahlbauten, wie auch in den obenerwähnten Wohnstätten der kurischen Nehrung ꝛc., documentirt es sich, daß der mühsam emporsteigende Bildungsgang unseres deutschen Volkes im Laufe langdauernder, allmählicher Erhebung von der niedrigsten Stufe der Cultur schon weit über die Zustände unbeholfener Kindheit vorgeschritten war. Nicht mehr der heimath- und wohnungslose nomadisirende Jäger, der gelegentlich in Höhlen haust, begegnet uns hier, sondern ein hoch über einer Reihe vorausgegangener tieferer Culturzustände stehender, seßhafter Mensch mit gereifter, innerer Entwickelung. Lediglich mit Hülfe von Stein und Knochen hat dieser Mensch es vermocht, den Wagen, den Kahn, den Webstuhl, den Pflug und sein ganzes Haus herzustellen, und es herrscht bereits in dieser Zeit ein geordnetes Zusammenleben in größeren Gemeinden unter Bildungszuständen, wie sie kaum durch die spätere Einführung der Metallgeräthe wesentlich gefördert wurden. Es ist das große Verdienst des Nestors der deutschen Anthropologie, des Directors vom Römisch-Germanischen Centralmuseum in Mainz, Professor L. Lindenschmit, energisch auf die

Digitized by Google

Selbstständigkeit der deutschen Culturentwickelung aus unmeßbarer Vorzeit her hingewiesen zu haben (vergl. die eben erschienenen ersten Hefte seines „Handbuchs der deutschen Alterthumskunde"). Lindenschmit ist auch ein Vertreter der Ansicht, daß die deutschen Stämme nicht aus Asien eingewandert seien, sondern von Uranfang sich auf deutschem Boden entwickelt haben; deshalb legt er eine „ernstliche Verwahrung gegen die indogermanische Hypothese" ein.

Die südliche Gruppe der mitteleuropäischen Pfahlbauten gehört wesentlich derjenigen Zeit an, welche man im Gegensatz zu der älteren, paläolithischen Zeit die neolithische, die jüngere, die Zeit des polirten Steins genannt hat. Diese Epoche repräsentirt die eigentliche Entwickelung des deutschen Volkes; aus ihr finden wir in vielen Theilen Deutschlands große schöne Ueberreste. Von den süddeutschen Pfahlbauten seien hier nur zwei erwähnt: Zunächst der „Palissadenbau" im Steinhäuserried, welchen Herr Oberförster Frank von Schussenried im Jahre 1875 entdeckt und dem er zahlreiche Knocheninstrumente, ornamentirte Urnen, Knochen, Steinbeile ꝛc. entnommen hat. Dieser eigenthümliche Bau reicht in eine ziemlich frühe Zeit hinauf, gleichzeitig aber war er sehr lange hindurch bewohnt; denn er wurde immer wieder auf's Neue überbaut, als der Wasserspiegel, über dem er sich erhob, allmählich höher gestiegen war. Nicht weniger als neun über einander liegende Fußböden, welche durch Thonlagen gestützt waren, besitzt dieser sogenannte Palissadenbau. Der zweite Pfahlbau, den wir hervorheben müssen, ist derjenige auf der Roseninsel im Starenberger See. Dieser bereits im Jahre 1864 durch den berühmten schweizer Gelehrten Professor Desor entdeckte Pfahlbau ist durch Professor W. Wagner und Landrichter von Schab in München ausgegraben worden. Die 564 Artefacte, welche in diesem Pfahlbau aufgefunden sind, geben einen Beweis, daß er während einer sehr langen Zeit, und zwar von jener Periode an, wo die Menschen nur den Gebrauch der Steinwaffen kannten, bis zur römischen Besetzung der Gegend und selbst bis zum Mittelalter hin bewohnt gewesen sein muß. Wir sind im Stande, uns fast die gesammte Lebensweise jener dort seßhaften Bevölkerung aus den Fundstücken durch viele Generationen hindurch zu veranschaulichen, die Zähmung der Hausthiere, wie Rind, Schwein, Schaf, Pferd, Hund und Ziege, zu constatiren und die Jagd auf Hirsch, Wildschwein, Reh, Bär, Biber, Fuchs, Ur, Wisent, Elen, Gemse, Steinbock, Hase, Katze, Wolf ꝛc. als eine neben Ackerbau und Handel von den Einwohnern dieser Localität betriebene Beschäftigung zu bestätigen.

Eine andere Form der Wohnung, als die Pfahlbauten, bildeten in prähistorischer Zeit die Höhlenwohnungen. Aber die Benutzung der natürlichen Höhlen durch den Menschen ist nicht ausschließlich auf die diluviale Urzeit beschränkt. Professor Johannes Ranke aus München legte auf dem Berliner Anthropologen-Congreß einige neue Funde aus oberfränkischen Höhlen vor, wodurch unsere bisherigen Anschauungen über die Cultur der Höhlenbewohner in jenen Gegenden wesentlich verändert werden müssen. Im feuersteinreichen Norden, überhaupt in den Feuersteindistricten scheint sich an die paläolithische die neolithische Zeit unmittelbar anzuschließen. In Süddeutschland konnte man den Pfahlbautenfunden bisher noch keine Landfunde an die Seite stellen, die sie ergänzten. Die neuen Funde in den Höhlen der fränkischen Schweiz sind geeignet, diese Lücke auszufüllen. Man hat daselbst namentlich Knochenschnitzereien in einer solchen Fülle entdeckt, wie wir sie bisher aus Mitteldeutschland noch nicht kannten. Diese Knocheninstrumente charakterisiren sich theils als Waffen, theils als technische Werkzeuge. Die fränkischen Höhlenfunde zerfallen in Lanzenspitzen, Harpunen, Pfeilspitzen, Netznadeln, Perlenketten ꝛc. aus Knochen, in Spinnwirtel aus Thon und Knochen, in geschliffene Steinwaffen, Steininstrumente und ornamentale Töpferwaaren. So erschließen uns diese Felsenwohnungen Oberfrankens ein Glied der Entwickelungsgeschichte des Menschen, welches mit der Culturperiode der Pfahlbauten ungefähr auf gleicher Stufe steht.

Neben den Wohnungen sind es besonders die Grabstätten der vorgeschichtlichen Zeit, welche uns über die prähistorischen Bewohner in Deutschland Auskunft geben. Zu den ältesten Fundstücken dieser Art gehören die Reliquien des Gräberfeldes am Hinkelstein bei Monsheim in Rheinhessen. Es vereinigen sich hier eine Menge interessanter Umstände, um das hohe Alter zu beweisen. Beim Ausroden eines Feldes kamen in der Erde eine Menge flacher Gräber zum Vorschein; der Zahn der Zeit hatte aber die menschlichen Reste bereits sehr weit vertilgt; die Körpertheile waren in solchem Grade zerfallen und verwittert, daß sie nur in einzelnen Bruchstücken zu erkennen waren; bei vielen zeigten sich selbst die festeren Knochentheile nur in formlosen, auffallend leichten Fragmenten; die Stelle des Schädels wurde nur durch einige Zähne und Stücke der Kinnlade bemerkbar. Die Gräber enthielten kein Metall; dagegen wurden durchbohrte und flache Steinbeile aus Kieselschiefer, kleine spahnförmige Feuersteinmesser und einige Halsketten aus kreisrunden Stückchen von Muschelschalen sowie von durchbohrten Zähnen, einfache Handmühlen aus rothem Sandstein und eine Anzahl mit der Hand geformter ornamentirter Thongefäße gefunden. Nach Professor Lindenschmit ist die Entstehung dieser Gräber etwa um's Jahr 500 vor Christi Geburt zu setzen.

Einer anderen schon zur Steinzeit gebräuchlichen Bestattungsart verdanken die bekannten, weit verbreiteten Hünengräber ihre Entstehung. Sie sind bereits in sehr früher Zeit die Beweise einer pietätvollen Erinnerung an die Todten, deren Ueberreste inmitten der oft hoch aufgethürmten Erdmassen, in deren Centrum sich gewöhnlich eine Steinkammer befand, nebst entsprechenden Beigaben aufbewahrt wurden.

Ein in sich abgeschlossener Culturkreis umfaßte, wie von vielen Seiten angenommen wird, schon seit der Steinzeit jenes nordische Gebiet, das sich von Süd-Schweden und Dänemark abwärts durch Schleswig-Holstein, Rügen, Mecklenburg bis nach Brandenburg und in die Provinz Sachsen hinein erstreckt. Hier finden wir eine sehr große technische Ausbildung in der Behandlung des Steinmaterials, namentlich des Feuersteins, gleichzeitig aber auch eine ganz vorzügliche Kunstfertigkeit in der Keramik. Es liegt nicht im Sinne unserer Besprechung, detaillirt auf diese Verhältnisse einzugehen; nur sei darauf aufmerksam gemacht, daß der natürliche Reichthum an Feuerstein, den dieses Gebiet besaß, schon frühzeitig dahin führen mußte, daß sich namentlich auf der Insel Rügen eine große Anzahl Steinkünstler mit ihren Werkstätten etablirten und daß von hier aus ein bedeutender Export fertiger Waare aus Feuerstein weithin getrieben wurde.

Einer der fleißigsten und glücklichsten Sammler auf Rügen, Landgerichtsrath Rosenberg aus Berlin, hat aus solchen prähistorischen Werkstätten viele tausend bearbeitete Feuersteine zu einer der umfangreichsten Privatsammlungen Deutschlands vereinigt. Auf Grund seines Studiums der Localitäten ist er zu der Annahme geneigt, daß schon in sehr alter Zeit das Princip der Arbeitstheilung zur Geltung gekommen ist, indem er auf einzelnen Werkstellen vorwiegend Feuerstein-Streitäxte, auf anderen prismatische Messer und wiederum auf anderen fast ausschließlich Schleudersteine gefunden.

Gehen wir von diesem nordischen Culturkreise nach Süden, so tritt uns in der Lausitz und dem Spreewalde ein neues prähistorisches Gebiet entgegen, das bis zur Völkerwanderung durch eine germanische, späterhin durch slavische Bevölkerung eingenommen war. Ob einst vor den Germanen andere Nationen hier ihre Wohnsitze aufgesucht haben, ist noch unaufgeklärt. In der Lausitz sind es überwiegend große, zum Theil weit ausgedehnte Gräberfelder und zahlreiche Schanzen oder Burgwälle, welche unser Interesse in Anspruch nehmen. Bis vor Kurzem war man geneigt, die Gräberfelder wendische und die Burgwälle germanische zu nennen. Professor Virchow hat aber durch eine Reihe von Untersuchungen den Nachweis geführt, daß es sich im Wesentlichen gerade umgekehrt verhält, und daß ein großer, vielleicht der größte Theil der Burgwälle slavisch und sicher die Mehrzahl aller Gräberfelder germanisch oder vorgermanisch ist. Dieser Nachweis stützt sich in erster Linie auf das Studium bekannter slavischer Ansiedelungen, Festungswerke und Tempelplätze, wie solche namentlich in Arkona und Garz auf Rügen, in Wollin — dem alten Julin — in Alt-Lübeck noch in historischer Zeit bestanden, sowie der Mecklenburgischen Burgwälle. Somit läßt sich die Grenze zwischen der Prähistorie und Historie auf deutschem Gebiete durch verschiedene Jahrhunderte hindurch beobachten, in Südwestdeutschland beginnend und langsam im Allgemeinen nach Norden und Osten fortschreitend.

Bis in verhältnißmäßig sehr späte Zeit finden wir den Gebrauch der Steinwaffen und Steinwerkzeuge bei den deutschen Stämmen verbreitet, selbst noch lange, nachdem die Anwendung der Metalle bekannt geworden war. Wie es sich hiermit verhielt und wie die frühzeitige, bald schwächere, bald stärkere Einwirkung der alten südeuropäischen Culturwelt den Bildungsgang unseres Volkes hob, darüber werden wir in unserm Schlußartikel das Nähere mittheilen.

Digitized by Google

Ragaz.

Von **Johannes Scherr.**

Der Sommer von 1880 hat, wie jedermann merken mußte, neben den gewohnten ordentlichen Liebenswürdigkeiten unseres lieben „gemäßigten" Klima's auch noch verschiedene außerordentliche entfaltet. Wir drei Freunde und Stammgäste von Ragaz, welche eine im Propheten Daniel bewanderte Kurgästin die drei Männer Sadrach, Mesach und Abednego — wenn nicht vom nebukadnezarischen Feuerofen, so doch vom kühlen „Quellenhof" — wunderlich benamsete, wir drei Freunde also hatten im Juni sattsame Gelegenheit, im Thale zwischen dem Piz Alun und dem Falknis häufig binnen Tagesfrist zu erfahren, wie es der Epidermis eines civilisirten Menschen am Nordkap oder aber unter dem Aequator und umgekehrt zu Muthe sei. Am Johannistage, welcher doch von kalenderwegen hätte so anständig sein sollen, etliche Hochsommerlichkeit zu entwickeln, waren die Berge bis tief herab verschneit und erfreute sich eine Dame beim Morgenspaziergang ihres vorsichtiger Weise mitgebrachten Pelzmantels. Wir durchmaßen mit langen Schritten die große Wandelhalle, eine der Zierden von Ragaz und führten mehr oder minder anmuthige oder unmuthige Wettergespräche, als mir eine Karte gebracht wurde, welche besagte, daß der liebe alte H. aus Stralsund im „Hof Ragaz" eingetroffen wäre. Bald kam er selbst, und wir tauschten die Erinnerungen an unser erstes Zusammentreffen am Ufer der reißenden und rauschenden Tamina. Lang, lang war's her, gerade 25 Jahre! Noch ein Jahr früher war ich zum erstenmal nach Ragaz gekommen und zwar in Gesellschaft meines Freundes und Verlegers Otto Wigand, der nun auch schon lange „ruht im Bann des ewigen Schweigens".

Ach, eines alternden Menschen Fuß stößt überall an Gräber von Solchen, die Freud' und Leid mit uns getheilt hatten. Ja, ja, das Altwerden! Wohl dem, der auch diese schoflе Einrichtung der „allgütigen Mutter" Natur, wie noch verschiedene andere, mit Humor zu nehmen und zu tragen weiß! Es gibt auch in unserer nüchtern-realistischen Zeit glücklicherweise noch solche Humoristen. Im Wartsaal des züricher Bahnhofes war ich auf einen Herrn gestoßen, der mir bekannt vorkam. Ihm ging es mit mir gerade so. Nachdem wir eine Weile vigilirend um einander herumgegangen, trat die Idee in die Phase der Verwirklichung, d. h. wir erkannten uns. Hatten uns so etwa 26 Jahrlein nicht mehr gesehen. „Nun, jünger sind Sie gerade nicht geworden, lieber Freund." — „Ja, lieber Freund, glauben Sie denn, ich hätte rückwärts wachsen sollen wie ein Kuhschwanz?"

Einen Genuß hat das Alter vor der Jugend voraus: den ruhigen Gedankenaustausch zwischen Freunden, welche über verschiedenes verschieden denken können, aber in den Stürmen des Lebens die Reife oder, mit dem alten Lucretius zu reden, die „Frömmigkeit" gewonnen haben —

„Mit gleichmüthigem Sinn hinschauen zu können auf alles."

Demzufolge vermochten alle die Rücken und Tücken unseres, wie bekannt, „gemäßigten" Klima's unsere Laune nicht zu trüben. Peripatetiker vom frühen Morgen bis zum späten Abend sprachen wir mitsammen de rebus omnibus et quibusdam aliis, obzwar unsere Gespräche nicht gerade immer ordonnanzmäßig „reichsfreundlich" geklungen haben mögen. Weder konservative Hep-Hep-Rufer, noch nationalliberale Kompromißstickschuster würden daran Freude gehabt haben. Auch die Säulenheiligen vom Centrum nicht, obzwar wir am Morgen unseres Abreisetages noch der Einweihung einer zwischen dem „Hof Ragaz" und dem „Quellenhof" erbauten katholischen Kapelle durch Seine Gnaden den hochwürdigen Herrn Bischof von St. Gallen aus andächtiger Ferne zusahen.

Unseren Lungen und Beinen mutheten wir nicht mehr zu, als für Beine und Lungen von, wie die Schweizer sagen, „bestandenem" Alter ziemlich. Wenn ich meine Blicke an den Felswänden des Falknis emporschweifen ließ, kam es mir schier verwunderlich vor, daß ich vor Zeiten einmal da droben gewesen, und wie einer halbverklungenen Sage horchte ich dem, was ein anmuthiges junges Mädchen aus Mainz, welches in den letzten Tagen die langwierige und beschwerliche Ersteigung des Vergriesen kühn unternommen und tapfer ausgeführt hatte, von dem herrlichen drobigen Ausblick rundum und weithin in die Alpenwelt zu erzählen wußte. Alles hat seine Zeit. Es gab eine, wo auch ich eine Art von „Bergfex" gewesen, obzwar nicht von jener höchsten Potenz der jetzo modischen Bergfexerei, welche zum Frühstück dieses Horn oder jenen Piz „nimmt" und zum Vesperbrot das so- und sovielte Gletscherjoch „macht".

Wir faßten die Resolution, daß es für uns zeit-, lungen- und beinegemäß, den Bergmajestäten unsere Huldigungen für diesmal und fortan bescheidentlich von untenhinauf darzubringen. Wer aber Jugend und einige Uebung im Bergsteigen besitzt, sollte während eines Aufenthaltes in Ragaz nicht versäumen, einen oder etliche der umherragenden Gipfel zu erklimmen. Mit dem Guschakopf und dem Fläscherberg beginnend, mag er zum Piz Alun vorschreiten, um dann an den Vasön (fälschlich Fasanenkopf geheißen) sich zu wagen und schließlich gar den Monte Luna, den Falknis, den Kalanda oder den Piz Sol zu „nehmen". Wer jedoch in Ragaz ernstlich die Kur machen will — ich meine nicht die Damen-, sondern die Wasserkur — der lasse die Bergsteigerei überhaupt bleiben und beschränke sich auf mäßige Bewegung! Niemand sollte jedoch versäumen, von Ragaz auszufliegen — man kann es auch zu Wagen thun — über den Luciensteig nach Vaduz, der Hauptstadt des forellenreichen Reiches Liechtenstein, nach Seewis im Prätigau mit dem Blick auf die Seesaplana, nach dem kaskadengeschmückten Weißtannenthal und endlich nach Vättis. Die Fahrt nach Vättis ist von den genannten die belohnendste. Wo auf der Höhe hinter dem Dorfe Pfäfers der Weg in's Taminathal sich hinabsenkt, erschaut man rechtshin die ganze zwischen den Vasön und den Monte Luna eingespannte Reihe der Grauen Hörner mit ihren phantastisch geformten Felszacken und ihren schimmernden Schneefeldern. Vättis selbst liegt hart am nördlichen Fuße der ungeheuren Felspyramide des Kalanda, von welchem das Dichterwort:

„Aus einem tiefen, tiefen Thal
Steigt auf der Berg als wie ein Stral" —

buchstäblich gilt. Ueberschreitet man den Bergstrom und geht die kurze Strecke bis zur Basis der untersten Felsterrasse des Kalanda hinan, zu einer Stelle, wo ich in verschiedenen Jahren noch im Monat September die Schneetrümmer einer im Frühling herabgestürzten Lawine vorgefunden habe, so thut sich ein Einblick in das wildschöne Kalfeuserthal auf, aus dessen Hintergrund, falls nämlich unser „gemäßigtes" Klima der Sonne zu scheinen gerade allergnädigst gestattet, der Sardonagletscher hervorblitzt, der Vater der Tamina.

Weitere Ausflüge der ragazer Kurgäste gehen über Chur, Reichenau und das mit Schlössern und Burgruinen reichgeschmückte Domleschg nach Thusis zur Via mala, welche aber, unmittelbar nach der Quellschlucht von Pfäfers gesehen, keine große Figur mehr macht. Eine solche macht aber die Straße über den Schyn, welche linkshin von Thusis bei der Einmündung der Albula in den Rhein anhebt. Wer einmal dort, sollte den kühn angelegten und wahrhaft prächtig ausgeführten Paßweg hinaufwandern bis zur schwindelnd hoch über die Albula gespannten Solisbrücke. Der Blick hinunter in die Stromschluchten, hinüber zum Piz Beverin, hinauf zu den dräuenden Gehängen des Piz d'Err ist groß. In entgegengesetzter Richtung ziehen die Ausflügler von Ragaz hinunter an den düsterschönen Walensee und dort von Murg oder Mühlehorn hinauf nach Obstalden und auf guter Straße über den Kerenzerberg hinüber nach Mollis im Glarnerland, um auf dem Rückwege in der über dem Bahnhof von Weesen hübsch gelegenen Herberge „Zum Speer" angenehme Rast zu halten. Ist man aber im Glarnerland, so müßte man ein fühlloser Barbar sein, wollte man das zwischen den Glärnisch und den Wiggis hineingespaltene Klönthal nicht besuchen, mit seinem die Felswände des Glärnisch widerspiegelnden See unbedingt eins der eigenartigsten Hochthäler der Alpen, das einmal Einer — ich glaube, ich war es selbst — treffend mit der Poesie Lenau's verglichen hat. Und thun Sie mir, meine mehr oder minder werthen Damen und Herren, thun Sie mir oder vielmehr sich selber den Gefallen, von Glarus aus auf der jetzo das Linththal hinanrasselnden Eisenbahn bis zum schöngelegenen, heilkräftigen und nahrhaften Bade Stachelberg zu fahren, von da, an den Fätschbach- und Schreienbachfällen vorbei, bis zum Töbihaus im „Thierfehd" zu wandern und von dort — 's ist ja nicht mehr weit — über die Pantenbrücke, unter welcher, tief im Abgrund, die junge Linth dahintobt.

Digitized by Google

hinauf zur Ueieli-Alp, allwo euch Se. Majestät der Bergkönig Tödi unwidersprechlich darthun wird, daß er ein Prachtkerl sans phrase. Welche olympische Ruhe dort oben! Welche Sicherheit vor alle dem politischen, geschäftlichen, literarischen und musikalischen Spektakel drunten! Welche Auflösung der tausend Dissonanzen des Menschendaseins in die balsamische Harmonie feierlichen Schweigens! Mit Wonne gedenk' ich noch jetzt eines milden, wolkenlosen Herbsttages, den ich, ziellos umherschweifend, vor Jahren einmal ohne jede Störniß auf der Ueieli-Alp verbrachte. Dort ist mir der Tiefsinn von Hölderlins Wort aufgegangen: „Nun versteh' ich den Menschen erst recht, da ich fern von ihm in der Einsamkeit weile." . . .

Wer aber im Laude, d. h. in Ragaz bleibt, um redlich warmes Wasser zu trinken, zu baden, sich nebenbei vortrefflich — vielleicht etwas vortrefflicher als kurgemäß — zu nähren, in den schönen Gärten des Quellenhofes und des Hofes Ragaz umherzuschlendern, im Waldparke droben zu träumen oder in der großen Säulenhalle vor dem Kurhause den Weisen der vortrefflichen Kurkapelle zu lauschen, der mag Vormittags zur Ruine Freudenberg spazieren, um von dort nach den sieben oder mehr Kuhfirsten (d. h. Kuhrücken, nicht Kurfürsten) am Walensee, nach den beiden Gonzen und dem Alvier auszuschauen, und mag dann gegen Abend hin die sanft ansteigende Waldzickzackstraße hinaufwandern bis zur Ruine Wartenstein, auf die von rechtsher der kolossale Felsblock, welcher burgartig den Piz Alun krönt, herabschaut, während links unten das Rheinthal bis Zizers sich aufthut und das Auge auf dem satten Grün der Bergwände des Prätigau's ruht, von woher die Landquart durch die Klus hervorbricht, um sich unfern der Tardisbrücke dem Rhein in die Arme zu werfen. Sind Luft und Licht dir gewogen, so siehst du jenseits des Stromes Maienfeld und Jenins aus dem grünen Kranz ihrer Weingärten weiß hervorschimmern und später, wann die Dämmerung schon ihren Duftschleier auf das Thal zu breiten sich anschickt, die riesigen Felszacken des Falknis im Abendstrale roth aufglühen. Wer im Besitz eines leidlich gut erhaltenen Piedestals, sollte auch den Besuch des Dorfes Pfäfers, des nahebei gelegenen Tabor, sowie des Bergdorfes Valens nicht versäumen."

Der Gang von Ragaz die Tamina entlang zum Bade Pfäfers und zur hart dahinter sich öffnenden Quellschlucht, deren Großheit keine zweite Kluft oder Klamm im ganzen Umfange der Alpen erreicht, ist für jeden Kurgast und für jede Kurgästin selbstverständlich. Wer hier einmal gewandelt, unter sich die tosend in ihrem Felsrinnsal daherströmende Sardona-Tochter, über sich die gigantesken Wölbungen einer kyklopischen Naturarchitektur, der trägt einen Eindruck mit fort, welcher sich niemals verwischt.

In Dunkel und Schweigen liebt die Natur ihre heiligsten Mysterien zu bergen. Aber der Mensch, zugleich ihr Sklave und ihr Tyrann, dringt wißbegierig und nutzungssüchtig in ihre innersten Geheimnisse. So hat er auch hier, unter den Bergen einer an urzeitliche Erdumwälzungen gemahnenden Riesenhalle, einen Schacht in den Fels gebohrt, um die dampfende Najade bei ihrem Hervorsprudeln aus der Tiefe zu fassen und zu fangen, damit sie ihm dienstbar sei. Umwirbelt von Dampfwolken, welche die Leuchte des Führers nur schwach durchhellt, stehst du, nachdem du etwa fünfzig Schritte in einem engen Stollen gethan, in einer wie von Berggeisterhänden geweiteten Höhlung und blickst über ein hölzernes Geländer hinweg in einen tiefen Kessel hinab, von wo ein leises Gemurmel und Geplätscher heraufkommt, kaum vernehmbar in dem von draußen hereindringenden Rauschen der Tamina. Dort unten quillt die Heilquelle von Pfäfers-Ragaz, krystallhell, das klarste, reinste Urwasser von 30 Gr. R. Wärme, vergleichbar nur den schwesterlichen Wassern von Gastein und Wildbad. Alswie ein von den geheimnißvoll im Erdinnern waltenden Mächten an die Oberwelt geisterhaft heraufgesandter Gruß muthet das leise Murmeln und Plätschern dich an.

Bist du dann wieder hervorgetreten aus Dampf und Dunkel auf die schmale Plattform vor dem Quellschacht, von welchem aus die Röhrenleitung zum Bade Pfäfers und, bald über, bald unter der Erde, immer die Tamina entlang oder dieselbe überbrückend, die Wegstundelänge bis hinab nach Ragaz geht — da mag dir wohl der Gedanke kommen, wie wildschauerlich es an dieser Stelle vor 800 und etlichen 40 Jahren ausgesehen haben müsse, dazumal nämlich, als — wie Urgroßmutter Sage zu plaudern weiß — so um das Jahr 1038 herum eines Tages ein kühner Jägersmann, der Karl vom hohen Ballen aus Valens, in den Taminaschlund kecklich sich hineingewagt und den Heilquell gefunden hat. Die Sage will ihr Recht, und so soll ihr nicht verübelt werden, daß sie in ihrer naivpoetischen Weise diese Findung auszuschmücken liebte. Der Jäger hatte sein Leben gewagt, um eine von krächzenden Raben in den Abgrund hineingejagte Taube vor ihren Verfolgern zu schützen — wohl ein Anklang an die Klostersage von Pfäfers-Pirminsberg, derzufolge ja eine „schneeweiße" Taube (die Tauben sind bei solchen Gelegenheiten bekanntlich immer weiß, schneeweiß) dem heiligen Pirmin und seinem Freunde Adalbert den Weg zu der Stelle auf der Bergterrasse rechts am Fuße des Piz Alun gewiesen hatte, allwo zwischen 721 und 730 das jetzt zum Staatsirrenhaus des Kantons St. Gallen umgewandelte Kloster gegründet und mit Benediktinermönchen aus der Reichenau bevölkert wurde. Längs des tobenden Gletscherwassers durch das Gestrüppe der bislang noch von keines Menschen Fuß betretenen Urwaldwildniß sich Bahn brechend, stand der Jäger plötzlich staunend, starrend still, als er aus einem Felsspalt weiße Dampfwolken hervorwirbeln sah, welche der heiße Quell aus der verborgenen Tiefe heraufathmete. Der Finder des „Wunders" machte als der Gotteshausmann, der er war, seinem Herrn, dem Abte von Pfäfers, schleunige Meldung. Aber 200 Jahre lang ließ man den köstlichen Fund unbenutzt. Der Ort galt für unheimlich; denn möglicher, wahrscheinlicher Weise sogar waren ja die in grauenvoller Oede gespenstig aus der Tiefe dringenden Dampfwolken wohl nichts anderes als der Odem- oder Brodemaushauch Sr. höllischen Majestät des Satans.

Die Kunde von dem ersten Quellfund war so völlig verschollen, daß, als um das Jahr 1212 zwei Jäger aus Vilters, Thuoli und Vils, im Taminaschlund zufällig den Quell wieder auffanden, ihre Entdeckung für etwas ganz Neues galt. Diese zweite Findung verscholl aber nicht wieder. Der Fürst-Abt von Pfäfers, Hugo der Zweite, machte um 1242 das heilsame Naß zuerst leidenden Menschen zugänglich. Aber dieser Zugang war geradezu mit Lebensgefahr verbunden, und zwar noch lange Zeit, auch dann noch, als in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts hart beim zuweggebrachten Ausfluß der Quelle und auf quer über das tosende Rinnsal der Tamina gelegten Balken ein hölzern „Badhus" gebaut, sowie in die Felswand am linken Ufer des Bergstroms eine Kapelle gehöhlt worden war — Spuren dieser waldursprünglichen und troglodytischen Bauten sind noch jetzt bemerkbar — auch dann noch mußten die Badegäste an Stricken oder hängenden Leitern in die furchtbare Kluft hinabklettern und in derselben Halsbruch drohenden Weise wieder hinauf.

So ist auch der schwerkranke und todmüde Flüchtling Ulrich von Hutten, von Zwingli an den reformistisch gesinnten Abt Johann Jakob Russinger — sein Name bleibe in Ehren! — warm empfohlen, als Gast des Prälaten im Juni oder zu Anfang Juli's von 1523 in den Quellschlund hinunter und nach erfolgloser Kur wieder herauf gelangt. Der gute Abt erwies dem verketzerten und versemten, namentlich von dem gelehrten Klügling Erasmus von Rotterdam bis in den Tod hinein giftig gehetzten Patrioten alle Freundlichkeit, wie solche heutzutage wahrlich kein katholischer Prälat und kein lutherischer Propst mehr einem Ketzer erwiese. Bald darauf — am letzten August oder am ersten September? — ist Hutten im Pfarrhaus auf der Insel Ufnau im Zürichsee gestorben. Der gebildetste, hochherzigste und tapferste der Reformatoren, Ulrich Zwingli, hatte bis zuletzt seine „milde und feste" Hand schützend über dem unglücklichen Mitstreiter gehalten. Am 11. October 1523 schrieb er aus Zürich an Bonifaz Wolfhart: „Hutten hat nichts, gar nichts von irgendeinem Werthe hinterlassen: keine Bücher, keine Fahrhabe, nichts als seine Feder" (nihil reliquit, quod ullius sit pretii: libros nullos habuit, supellectilem nullam praeter calamum). „Nichts als seine Feder!" Natürlich. Er hatte ja sein Vaterland mehr geliebt als sich selbst. Wäre er ein Opportunitätsschwabbeler, Zweiächsler und Manteldreher gewesen wie sein Denunciant und Verfolger Erasmus und alle die zahlreichen Erasmi unserer eigenen Tage, so würde er reich in seinem eigenen Haus und Bette gestorben

* Allen Besuchern von Ragaz, namentlich meinen deutschen Landsleuten, empfehle ich angelegentlich das 1880 in zweiter, umgearbeiteter und vermehrter Auflage erschienene Buch „Ragaz-Pfäfers und ihr Excursionsgebiet" von H. Kaiser, Reallehrer in Ragaz. Das ist ein kundiger Führer. Die balneologischen Abhandlungen über Pfäfers-Ragaz von Dr. Kaiser, Dr. Vogt, Dr. Planta u. a. sind bekannt.

Digitized by Google

sein und die Sippschaft Erasmorum hätte ihm nach seinem Tode auch noch ein Standbild aufgerichtet. „Nichts als seine Feder!" Man meint das verachtungsvoll-mitleidige Lächeln zu sehen, welches dieser Nachruf unsern „liberalen" Gründern und Gründergehilfen, welche die patriotische Phrase so hübsch mit der einträglichen Jobberei und Gimpeljagd zu verbinden verstanden, auf die Lippen lockt. Sie wußten und wissen besser für sich zu sorgen, diese Herren „Realpolitiker" und Redenseilgaukler, welche es glücklich dahingebracht haben, daß völlige Grundsatzlosigkeit für das Hauptmerkmal eines normalmäßigen deutschen „Reichsfreundes" gilt....

Etliche Jahre später als Hutten besuchte sein berühmter Zeitgenoß Theophrastus Paracelsus den Heilquell im Taminaschlund und entwarf eine Beschreibung desselben. Diesen ersten Versuch einer sachkundigen Untersuchung und Würdigung der wohlthätigen Naturgabe ließ der Abt von Pfäfers drucken und veröffentlichen, wodurch der Ruf des Bades immer weiter in die Welt ausging. Die junge Anstalt hatte übrigens Schweres durchzumachen. Wiederholt, 1611 und 1629, brannte das Badhaus ab. Ein andermal war das nach der ersten Einäscherung wiederhergestellte durch den Herabsturz von Felsblöcken zertrümmert worden. Nach dem zweiten Brande verschritt man zu der dazumal sehr schwierigen Untersuchung der Taminaschlucht ihrer ganzen Länge nach, um einen passenderen Platz zur Anlage der Badgebäude ausfindig zu machen, und unter dem Regimente der beiden Aebte Jodocus und Johannes wurde der Bau des Bades Pfäfers da in Angriff genommen, wo das seitdem vielfach umgebaute und vergrößerte noch jetzt steht, und zugleich wurde mit unsäglicher Mühwaltung die erste Röhrenleitung von der Quelle bis zum Badhaus hergestellt. Am Pfingstfest von 1630 strömte das Quellwasser zum erstenmal durch diese an den Felswänden der Schlucht aufgehängte Röhrenleitung. Der Grundstock der jetzigen Badbaulichkeiten, deren klösterlicher Stil viele Besucher zu der ganz irrthümlichen Ansicht verleitet, das Haus wäre ursprünglich ein Kloster gewesen, rührt von dem Abte Bonifaz dem Ersten her (1704).

Alles hat seine Zeit, das Bergesteigen wie das Dasein von Klöstern. Das Kloster Pfäfers-Pirminsberg hatte im Jahre 1838 so abgewirthschaftet, daß die Säkularisation räthlich, ja nothwendig geworden war. Einer der „aufgehobenen" Konventualen hat mir seiner Zeit auf dem Wege zwischen Mels und Flums erzählt, die Mehrzahl der letzten Mönche von Pfäfers wäre entschieden für die Aufhebung gewesen. Der Abt hätte die Rede, welche er im Kapitelsaale inbetreff der Frage: Sein oder Nichtsein? an den versammelten Konvent gerichtet, in die Schlußworte zusammengefaßt: „Die Sachlage, meine Brüder, ist so, daß wir entweder zur strengen Regel unseres heiligen Stifters Benedictus zurückkehren oder aber die Regierung von St. Gallen um Aufhebung angehen müssen" — und darauf wäre zur Antwort ein lautes: „Aufheben! Aufheben!" erschollen. Man willfuhr dem Wunsche. Der Staat versorgte die Mönche — es waren ihrer, wenn mein Gedächtniß mir treu ist, noch 13 oder 15 — auskömmlich, richtete das Kloster zu einer Irrenanstalt her, erweiterte das Bad Pfafers und machte dasselbe eigentlich erst recht zugänglich. Denn bislang hatte man von Ragaz her nur auf dem Umwege entweder über Valens oder über Dorf Pfäfers und nur mühsälig zu dem Bade gelangen können. Die St. Galler Regierung baute, in den Besitz der Klostergüter gelangt, die kühne und schöne Straße längs der Tamina von Ragaz aufwärts bis Pfäfers, von wo sie mittels einer Röhrenleitung einen Theil des Quellwassers zum „Hof Ragaz" herabführte, welcher zeitweilig die Residenz der pfäferser Aebte gewesen war und jetzt ebenfalls zu einer Badanstalt eingerichtet, sowie in den nächsten Jahren mittels beträchtlicher Anbauten zu seiner jetzigen Gestalt gebracht wurde. Am 31. Mai von 1840 eröffnet, gedieh die Kuranstalt „Hof Ragaz" bald außerordentlich, besonders vom Jahre 1844 an, wo die Gebrüder Hauser als Pächter der ganzen Staatsdomäne Ragaz die Bewirthschaftung übernahmen. Die beiden Eisenschienenwege, deren einer vom Bodensee, deren anderer vom Walensee heraufführt, haben selbstverständlich zum Aufschwunge des neuen Badorts viel beigetragen. Als ich die ersten Male nach Ragaz kam, existirte die Eisenbahn noch nicht, und dazumal durfte man, ohne beleidigend sein zu wollen, den Ort wohl ein Nest nennen. Heute ist Ragaz mit seinen Hôtels und Pensionen, mit seiner schönen „Dorfbadhalle", mit seinen hübschen Privathäusern und Gärten ein stattlicher Flecken, den eine „Stadt" zu nennen Fremde nicht anstehen.

Für diesen Aufschwung ist ohne Frage der Uebergang der Staatsdomäne Pfäfers-Ragaz in Privatbesitz geradezu epochemachend gewesen. Der Staat St. Gallen hatte die Verpachtung doch auch gar zu wenig einkömmlich, die Verzinsung dem Kapitalwerth der großen Domäne nicht entfernt entsprechend gefunden und finden müssen. Er suchte einen vertrauenswürdigen und tüchtigen Käufer und fand einen solchen in der Person des Architekten Bernhard Simon aus Niederurnen im Glarnerland, eines self-made man im besten Sinne des Wortes, wie es nur jemals einen gegeben. Kaufweise erwarb dieser ein- und umsichtige Mann von wahrhaft nordamerikanischer Thatkraft und Arbeitsfähigkeit die ganze Domäne Ragaz erb- und eigenthümlich, dazu die pfaferser Heilquelle, die Quellschlucht, das Bad Pfäfers und die Straße von dort nach Ragaz auf 100 Jahre (vom 1. Januar 1868 bis zum 31. December 1967). Der neue Besitzer, früher Erbauer der berühmten Eisenbahn-Sitterbrücke bei Winkeln und des neuen Stadtquartiers in St. Gallen, griff das Werk der Um- und Neugestaltung energisch an und führte dasselbe in großem Stile durch. Der mächtige „Quellenhof", der Kursaal mit seinem imposanten Säulenportikus, die schönen neuen Bader mit der höchst wohlthätigen Wandelhalle wurden erbaut, Gärten- und Parkanlagen mit Springbrunnen und Teichen geschaffen, zu den Ruinen und Aussichtspunkten Wartenstein und Freudenberg, wie hinunter an den mittels kolossaler Steindämme gebändigten Rhein und hinauf in den Buchenwald bequeme Wege geführt. Eine große Wohlthat für die Insassen des Quellenhofes und des Hofes Ragaz ist es auch, daß der Besitzer — wir Stammgäste pflegen ihn scherzend den „Tyrannen" (natürlich im altgriechischen Sinne des Wortes, nicht im modernen) zu nennen — eine hoch droben am Piz Alun gewaltig hervorsprudelnde Quelle herrlichen Trinkwassers erworben und sorgfältig in eisernen Röhren zu Thale geleitet hat. Die neueste Schöpfung des rastlosen Mannes ist die katholische Kapelle, welche er über der die beiden Höfe verbindenden Galerie erfindungsreich gewölbt hat, den Wünschen gutkatholischer Französinnen und Franzosen zu Gefallen, welche ihre tägliche Messe möglichst bequem hören wollen. Ein protestantischer Betsaal findet sich in Hof Ragaz. Das nächste Jahrhundert sieht vielleicht in Ragaz auch eine Synagoge, eine Moschee und eine Pagode erstehen, vorausgesetzt, daß bis dahin die europäische Menschheit auf ihrem dermaligen Krebsgange nach Kanossa und wahlverwandten Orten nicht in dem riesigen Schafestall angelangt sein werde, welcher die Aufschrift trägt: „Ein Hirt und eine Heerde."

Ragaz ist nachgerade ein Weltbad geworden, aber — Dank den Göttern! — kein geräuschvolles Vergnügungsbad. Hierher kommt man nicht mehr oder minder läppischer Zeitvertrödelungen wegen, sondern um seiner Gesundheit willen. Für Kurgäste von jener Sorte, welche die Schweizer sehr treffend „Lustigmacher" zu nennen pflegen, ist der Boden von Ragaz zu heiß oder vielmehr zu kühl. Von Lärm und Tumult keine Rede! Die Kurgesellschaft besteht aus ernsten und gesetzten Leuten, welche ihre Leiden lindern, ausruhen, sich auffrischen wollen in diesem wunderbar schönen Alpenthale. Am vollsten wird der Ort im Juli und August in Folge des Touristenzuges. Am angenehmsten ist der Aufenthalt und Kurgebrauch im Juni oder im September. In diesen beiden Monaten trifft man dort auch die meisten deutschen, deutschschweizerischen und deutschösterreichischen Familien, während im Hochsommer Engländer, Amerikaner, Russen und Franzosen vorherrschen, durchsprenkelt mit Italienern und Spaniern, Polen und Skandinaviern. Seit 1870—71 hat auch das jährliche Kontingent deutscher Offiziere sehr zugenommen, und es gereicht mir zur besonderen Freude, sagen zu können, daß ein wissender und merkender Mann im Umgange mit diesen Männern unschwer herausfühlen kann, warum und wieso Deutschland in seinem großen Jahre Frankreich besiegen konnte, mußte.

Wär' ich ein orthodoxer Heide oder ein orthodoxer Christ, so hätte ich, dankbaren Gemüthes, längst in der Quellschlucht eine Votivtafel aufhängen müssen. Da ich aber nur ein leidlich frommer Mensch im Sinne des Lucretius bin, so durfte ich mich begnügen, dir, o hilfreiche Najade von Pfäfers-Ragaz, dieses bescheidene Weihgeschenk in die „Gartenlaube" zu stiften.

Digitized by Google

Die „Gehturniere“ und der „Autoren-Carneval“ in San Francisco.

Von Theodor Kirchhoff.

II. (Schluß.)

Im Jahre 1863 fand der erste „Autoren-Carneval“, das heißt eine Darstellung durch lebende Bilder und Declamationen aus den Werken berühmter Schriftsteller verschiedener Nationen, in Boston statt, welche Stadt auf den Namen eines westlichen Athens mit Recht Anspruch machen kann und von jeher eine Pflanzstätte der feineren Cultur in Amerika gewesen ist. Später wurden ähnliche Aufführungen in Philadelphia, St. Louis, Buffalo und zuletzt in Chicago mit großem Erfolge abgehalten, und endlich kam ein speculativer Kopf auf den Gedanken, daß San Francisco der rechte Platz sei, um einen „Autoren-Carneval“ im großartigen Stile zu veranstalten. Die kosmopolitische Bevölkerung dieser Stadt bildet ein trefflich zu verwerthendes Material, falls das Unternehmen hier von den richtigen Kräften in's Werk gesetzt werden könnte.

Es gelang, sechs wohlthätige Gesellschaften in dieser Stadt für das Unternehmen zu interessiren. Ein Comité, bestehend aus hervorragenden Männern und Frauen und unter der Oberleitung eines in solchen Dingen geschulten Theaterintendanten, nahm die Sache praktisch in die Hand; nicht weniger als zwölfhundert Männer, Jünglinge, Frauen und Jungfrauen aus den tonangebenden Kreisen der Stadt erboten sich, als thätige Theilnehmer Rollen zu übernehmen, alle Kosten für die Costüme selbst zu tragen und für den Erfolg nach besten Kräften zu wirken. Wenn ich sage, daß hunderttausend Dollar für Costüme von Privatleuten ausgegeben wurden, so wird der Leser zugeben müssen, daß der Enthusiasmus unter den activen Theilnehmern des Carnevals fast ein beispielloser gewesen ist.

Die Werke von sechszehn Dichtern verschiedener Nationen sollten durch lebende Bilder illustrirt und einzelne Scenen daraus dramatisch aufgeführt werden. Hervorragende Schauspieler übernahmen es, die Rollen einstudiren zu lassen und die lebenden Bilder künstlerisch zu gestalten, und es wurde weder Geld noch Mühe gespart, um dem Unternehmen einen durchschlagenden Erfolg zu sichern. Die Franzosen, Italiener, Spanier, Engländer, Amerikaner und Deutschen stürzten sich mit einem wahren Enthusiasmus in das neue Unternehmen, um Scenen aus den Lieblingsdichtern ihrer Nationen zur möglichst vollkommenen Geltung zu bringen. Zahlreiche Proben wurden abgehalten, prachtvolle Costüme angefertigt und umfassende Vorbereitungen für das schnelle Aufschlagen der Bühnen und der Bazare getroffen, da der „Autoren-Carneval“ schon zwei Tage nach dem Schlusse des Laufturniers beginnen sollte.

Als der siegreiche Schimmel „Pinafore“, von jubelnden Volkscohorten begleitet, erst kaum den Pavilion verlassen hatte und sich die zu Tode ermüdeten Fußgänger wie die Nachzügler eines geschlagenen Heeres mühselig daraus entfernten, rückten hundertfünfzig Arbeiter in das Riesengebäude ein, um dasselbe in zweimal vierundzwanzig Stunden aus einem Pferdestalle und einer Arena niedriger Schaustellungen in einen farbenbunten, glänzenden Musentempel umzugestalten. Eine radicalere Umwandlung in so kurzer Zeit, wie sie hier stattfand, läßt sich kaum denken, aber in San Francisco, wo das gewaltige „Palace-Hôtel“ in einem Jahre erbaut wurde, ist das Wort: „langsam“ überhaupt aus dem Wörterbuche verschwunden.

Schon die mächtige, oben von einer breiten Gallerie umkränzte Halle, mit dem Gewimmel der zu vielen Tausenden sich darin drängenden Menge, dem Lichterglanz, Fahnen- und Blumenschmuck bietet einen überaus fesselnden Anblick dar. Zu beiden Seiten des riesigen Raumes aber reiht sich eine lange Linie von Bühnen an einander, auf denen sich bald hier, bald dort der Vorhang öffnet, um das Auge mit Schaustellungen von oft blendendem Effect zu überraschen.

Hier erschließt sich der Bazar, in welchem sich die Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ in so verschwenderischer Pracht präsentiren, als wäre die schöne Scheherazade in eigener Person wieder erschienen, um dem Kalifen inmitten seines Harems ihre Erzählungen vorzutragen. Der Glanz der im reichsten orientalischen Stil costümirten Schönheiten aus der californischen Wunderstadt würde sicherlich auch in Bagdad Furore gemacht haben.

Auf der nächsten Bühne werden Episoden aus den Werken der deutschen Dichterfürsten Schiller und Goethe in wunderbar schönen Tableaux dargestellt. Diese Bilder waren ohne Frage das Vollendetste, was auf dem „Autoren-Carneval“ geboten wurde. Die mannigfaltigen Scenen aus „Faust“, „Don Carlos“, „Hermann und Dorothea“, „Die Glocke“, „Götz“, „Wilhelm Tell“ ꝛc. waren herrlich, die Darstellungen vom „Haideröschen“, „Lotte und die Kinder“ classisch schön, und alle kamen unter der trefflichen Leitung des Regisseurs der hiesigen deutschen Bühne zu einer so hervorragenden Geltung, daß sich ein wählerisches deutsches Publicum in der alten Heimath gewiß nicht minder daran gefreut haben würde, als das hier versammelte kosmopolitische Publicum der californischen Metropole.

Neben der Schiller- und Goethe-Bühne liegt die sogenannte ägyptische, auf der sich die Darsteller, sechszig an der Zahl, meistens in Massenscenen präsentiren. Die Pracht der Aegypter übertrifft noch den Pomp von „Tausend und eine Nacht“. Wenn ich beiläufig bemerke, daß die durchgängig aus Seide und Sammet verfertigten und mit Goldstickereien und (allerdings meistens unechten) Perlen förmlich überladenen Costüme der vierzig Damen dieses Bazars 12,000 Dollar gekostet haben und daß z. B. die Sphinx mit Diamanten vom Nipptische einer Bonanzaprinzessin geschmückt war, die einen Werth von 50,000 Dollar repräsentiren, so wird man sich einen Begriff von dem dort entfalteten Aufwand machen können. Unter den prächtigsten Bildern auf dieser Bühne sind „Esther vor dem Könige“, „Antonius und Kleopatra“ und „Die Auffindung des Moses“ rühmlich hervorzuheben, welche letztere Persönlichkeit zum Gaudium des Publicums durch ein veritables schreiendes „Baby“ personificirt wurde.

Weiterhin steht ein Tempel der Flora, in welchem die schönsten Mädchen der Stadt — und kein Ort der Welt vermag sich schönerer Frauengestalten und lieblicherer Mädchengesichter zu rühmen, als San Francisco — in classischen griechischen Gewändern die Blumenpracht des Goldlandes für schnöden Mammon austauschen und manchen respectablen Obolus aus den Taschen eines bewundernden Publicums locken.

Auf den nächsten Bühnen werden die Werke von Walter Scott und Tennyson bildlich dargestellt. Die holländischen und schottischen Helden des zuerst genannten Dichters sind nicht minder charakteristisch, als der „Traum von den schönen Frauen“ Tennyson's, wobei die herrlichsten Frauengestalten allmählich aus dem Dunkel in den vollen Glanz hervortreten und langsam wieder verschwinden. Weiterhin präsentirt sich Longfellow mit seiner rührenden Idylle „Evangeline“ und den Indianern aus „Hiawatha“. Indianische Häuptlinge stolziren im vollen Kriegerschmuck dort auf und ab, und es ist eine Freude, sie anzuschauen; Sitting Bull oder die „Rothe Wolke“ hätten sicherlich nichts an ihnen auszusetzen. Einen seltsamen Contrast mit den romantischen rothen Kriegern und ihren Squaws und einem unverfälschten Indianer-Wigwam bildet der Salon der Madame Recamier mit dem Ensemble der französischen feinen Welt, welche sich um jenen Schöngeist zu sammeln pflegte. Die Repräsentanten der Madame de Staël, Madame Marat, der Herzogin von Broglie, von Chateaubriand ꝛc. treten hier im getreuen Costüm ihrer Zeit auf.

Auf der gegenüberliegenden Längenseite der großen Halle befindet sich zunächst die Bühne, auf der die Werke von Charles Dickens durch Tableaux und humoristische Declamationen von nicht weniger als 120 Darstellern verherrlicht werden. Nikolaus Nickleby, David Copperfield und andere lebensgleiche Gestalten des berühmten Briten treten dort abwechselnd auf, und die Pickwickier erfreuen uns durch ihren unverwüstlichen Humor. Nebenan liegt die Cervantes-Bühne, auf welcher Don Quixote, der edle Ritter von der traurigen Gestalt, und Sancho Pansa ihre wunderbaren Abenteuer bestehen und wo mitunter ein Fandango von echten Spanierinnen aufgeführt wird. Minder schön und ganz unpassend für ihre Umgebung sind die in der Mitte dieser Bühnenreihe aufgebauten Korallenriffe, Muschelbänke und nie gesehenen Seepflanzen aus Jules Verne's Zauberstück „Auf dem Meeresgrund“, die aus New-York importirt wurden. Die zwischen dem Seetang hinter einem blauen Gazevorhang beim Orgelspiel herumschwimmenden Nixen würden schwerlich einen Fischer in den „wohlig kühlen Wellengrund“ gelockt haben.

Zu den besten Darstellungen auf dem Carneval gehören die von Bret Harte. Hier ist das urwüchsige Leben in den wilden

Digitized by Google

californischen Minenlagern auf eine so getreue Weise wiedergegeben, daß man sich nach Roaring Camp, Red Gulch oder Sandy Bar versetzt glaubt.

Die sich auf der nebenanliegenden Bühne präsentirenden fünfzig persischen Schönheiten nebst den mit eleganten Tüllflügeln versehenen Peris und ellenhohe schmale Hüte tragenden Herren Persern aus Thomas Moore's „Lalla Rookh" vermögen nicht den Vergleich mit Bret Harte's Minenlager auszuhalten. Die Bühne des amerikanischen Dichters Whittier ist der andere Nachbar von Thomas Moore und bildet mit Bret Harte den Rahmen zu dem orientalischen Flitterpomp.

Für Shakespeare ist in einem größeren Zimmer eine Bühne eingerichtet worden, wo die gewaltigen Gestalten des großen Briten wie zu Königin Elisabeth's Zeit über die Bretter schreiten, welche die Welt bedeuten. Einhundertsechszig Darsteller haben die Rollen übernommen, welche zwischen dramatischen Declamationen und Tableaux unter einander abwechseln. Der Zuschauerraum ist stets so gedrängt voll von Menschen, daß es fast unmöglich ist, dort mehr als einen vorübergehenden Einblick zu erlangen. Hunderte, die sich gleich beim Oeffnen der Thüren einen Platz auf einer der hölzernen Bänke erobert haben, verweilen dort jeden Abend bis zum Schlusse der Vorstellungen.

Das fröhliche Italien hat sich mit seinen farbenreichen Bildern in den höheren Regionen auf einer der Hausgallerien angesiedelt. Auf zwei einander gegenüberliegenden Bühnen, die das alte und das neue Rom repräsentiren, werden dort abwechselnd Scenen aus den Meisterwerken der alten und der neuen Schule von fünfundsiebenzig Darstellern aufgeführt. Unter den im Zuschauerraume ausgestellten Gemälden bemerkt man Piloty's „Wallenstein auf dem Wege nach Eger", welches Werk aus der Privatgallerie eines reichen Californiers hierher gewandert ist. Ein deutsches Bild freundnachbarlich zur Verherrlichung der heiteren Italia!

Außer den bereits angeführten Bühnen befinden sich im Pavilion noch ähnliche für Bulwer, die Knickerbocker und Washington Irving, ferner eine Sennhütte, ein japanesischer Theegarten mit veritablen Japanern darin, ein kleines Amphitheater, wo die allerliebsten Märchen von Walther Crayne durch zweihundert fröhliche Kinder aufgeführt werden, der berühmte Garten „Trianon" der Marie Antoinette en miniature, und andere mehr oder weniger hübsch arrangirte Schaustellungen, deren genauere Beschreibung hier jedoch zu weit führen würde.

Vor dem Beginn der Schaustellungen, die auf den verschiedenen Bühnen in bunter Reihenfolge einander ablösten, fand an jedem Abend ein großer Umzug sämmtlicher sich activ am „Autoren Carneval" betheiligenden Personen in vollem Costüm statt, welche höchst interessante Parade eine volle Stunde dauerte. Auf einer die ganze Breite der Halle einnehmenden großen Bühne wurden zu alledem an jedem Abend Massenbilder unter prächtiger Beleuchtung producirt, die einen wunderbar schönen Eindruck machten und in denen die verschiedenen Nationalitäten mit einander wetteiferten.

Die vereinigten orientalischen Darsteller producirten dort eine Haremsscene und einen Sclavenmarkt, wobei nicht weniger als 150 auf das Reichste costümirte Personen vertreten waren — ein schillerndes Farbenspiel von Roth und Gold und Geschmeide, das in Worten nicht zu beschreiben ist. Gern verzichtet hätte ich meinerseits auf die von den Amerikanern viel bewunderte sogenannte „Fächer-Brigade" von neun Jungfrauen, welche allabends auf der großen Bühne mit Fächern kunstvolle Exercitien ausführten, und auf ein Schachspiel, wobei Herren und Damen in Costüm die Figuren darstellten und das Spiel geschwinder zu Ende geführt ward, als Murphy oder Andersen es vermocht haben würden.

Die Deutschen errangen auch auf der großen Bühne, wie von den Amerikanern bereitwillig zugestanden wurde, die höchsten Triumphe. Die „große Apotheose" von Schiller und Goethe kam hier zu herrlicher Geltung. Um Goethe und Schiller, die lebenstreu personificirt waren, schaarten sich die Gestalten der Charaktere aus den Werken der beiden Dichterfürsten, während die Muse über der Gruppe gleichsam schwebte und einen Lorbeerkranz zu Häupten des Dichterpaares hielt. Hundert deutsche Sänger, welche sich bei dieser Gelegenheit im Vordergrunde unterhalb der Bühne aufgestellt hatten, ließen beim Aufgehen des Vorhanges ein prächtiges Lied ertönen. Nicht minder schön war das kurz darauf folgende Bild von der Kirchgangsscene aus „Faust", welches das gesammte Publicum förmlich mit sich hinriß und einen stürmischen Beifall erntete.

Der „Autoren-Carneval" war ohne Frage eines der schönsten Feste, die je in San Francisco stattgefunden haben, und stellt alle ähnlichen Unternehmungen in den östlichen Unionsstädten weit in den Schatten. Die Betheiligung des Publicums blieb bis an's Ende eine solche, wie sie sich Niemand vorher hatte träumen lassen. Mindestens 10,000 Zuschauer strömten an jedem Abend im Pavilion zusammen, und es war dort ein unbeschreibliches Menschengewoge von der sich unaufhörlich hin und her bewegenden Menge. Oft war es fast unmöglich einen bestimmten Punkt zu erreichen, und Mancher konnte von Glück sagen, in einem abgelegenen Winkel bei den Japanern eine diminutive Tasse Thee oder von den Dienerinnen der Lalla Rookh ein Glas Scherbet verabreicht zu bekommen, oder auch bei den Schweizern in der Sennhütte ein gastliches Unterkommen zu finden.

Ein großer Costümball beschloß das neun Abende dauernde Fest. Die Totaleinnahme betrug etwas über 45,000 Dollar; der Reinertrag von etwa 25,000 Dollar ward den früher erwähnten sechs wohlthätigen Gesellschaften und dem Dirigenten zu gleichen Theilen eingehändigt.

Gewiß hat San Francisco ein Recht, auf den Erfolg dieses großartigen Festes mit Stolz und Genugthuung zurückzublicken. Schon jetzt ist es beschlossen, daß der „Autoren-Carneval" im nächsten Jahre wiederholt werden soll, und es wird derselbe wahrscheinlich von jetzt an regelmäßig wiederkehren. Die unvermeidlichen Mängel der ersten Aufführung, z. B. die zu niedrige Bauart der Seitenbühnen, welche einen Ueberblick für Menschen von kleinerer Statur oft zu einem schwierig zu lösenden Problem machten, wird man zu vermeiden wissen, die alten sorgsam aufbewahrten Decorationen durch neue vermehren und das Mangelhafte und Unpassende entfernen. Der Sinn des Volkes für das Schöne und Edle hat durch das Fest einen mächtigen Impuls erhalten, und es werden die „Autoren-Carnevals" von San Francisco eine Hochschule des feineren Geschmacks für die heranwachsende Generation dieser Stadt bilden. Daß der sich von Jahr zu Jahr steigernde Ertrag durch Verringerung der Ausgaben, welche bei der Herstellung der ersten Einrichtung enorm gewesen sind, auch künftig allein den wohlthätigen Gesellschaften zu Gute kommen soll, ist eine der schönsten Errungenschaften dieser Kunstfeste.

Wer beim Lesen meiner im vorigen Artikel gegebenen Darstellung der Wettläufe eine geringe Meinung von der Culturstufe der San Franciscaner bekommen hat, muß nach meiner Beschreibung des kurz darauf folgenden „Autoren-Carnevals" doch wohl eingestehen, daß San Francisco trotz seiner vielen Untugenden noch lange nicht der schlechteste Platz in dieser weiten Welt ist. Wie einem fidelen Burschen, der eben seinen Flegeljahren entwachsen ist, sitzt das ernstere Manneskleid der jungen Goldstadt noch etwas unbequem. Aber die Zeit wird rasch herankommen, wo San Francisco unter den cultivirtesten Städten der Erde ebenso gut wie unter den reichsten mit in erster Reihe genannt werden muß. Manchem wird es sogar leid thun, daß die alten lustigen, wenn auch etwas rauhen Zeiten bald unwiederbringlich entschwunden sein werden, um dem Leben der großen civilisirten Alltagswelt den Platz einzuräumen.

Auf der Station von St. Pancras.

Eine Reisehumoreske von **E. Schröder.**

(Schluß.)

Wie ich so allein dasitze und auf Hann und meine Mahlzeit warte, ist es mir, als höre ich hinter mir einen tiefen Seufzer. Niemand da! Ich muß mich also wohl getäuscht haben.

Nach Verlauf einer guten halben Stunde naht Hann mit Geklirr. Sie setzt ein Theebrett auf den Tisch und fordert die Summe von zwei Schillingen für das lucullische Mahl, das sie mir bereitet. Während ich meine Börse hervorsuche, geht die Hausthür. Gleich darauf lassen sich schwere Schritte auf der Treppe vernehmen.

Digitized by Google

Ein „heiß“ am blauen Regiere.
Nach dem Gemälde von C. Kuhn auf Holz übertragen.

„Ah! Es kommt Jemand," bemerke ich.

„Nur der Doctor," sagt Hann, ein wenig verlegen, wie mir's scheint.

Der Doctor stampft in ein Nebenzimmer. Indem er dessen Thür öffnet, dringt wiederum ein tiefer Seufzer an mein Ohr.

„Was war das?" fragte ich.

„O! Das war nur die Mistreß. Sie stöhnt in Einem fort. Sie hat die — sie hat Zahn — sie hat K — sie hat Kopfweh, schreckliches Kopfweh," stottert Hann, nimmt die beiden Schillinge und poltert mit einem: „Adjö, Ma'am! Ich dank' Ihnen," Hals über Kopf in den Tartarus hinab.

„Wunderliche Person!" murmele ich, indem ich anfange, mir ein Ei (besser: einen Kieselstein) zu Gemüthe zu führen. „Zeigt ein wahrhaft rührendes Vertrauen in meine Ehrlichkeit, da sie mich hier allein läßt. Wer bürgt ihr dafür, daß ich nicht mit den knöchernen Theelöffeln und dem baumwollenen Denkmal des Herzogs von Wellington davongehe? — Wunderliche Mistreß! Hat ein bischen Kopfweh und laßt gleich den Doctor kommen. Merkwürdig, wie verwirrt das Mädchen wurde, als ich fragte, wer da seufze — ganz dunkelroth im Gesicht. Wenn sie mir eine Unwahrheit gesagt hätte! Wenn Mistreß gar kein Kopfweh hätte, sondern eine schlimme Krankheit, die sie nicht zu nennen wagte — am Ende gar eine ansteck — Großer Gott! Wenn die Frau die Blattern hätte! Gerade in dieser Gegend fallen ihnen ja wöchentlich Hunderte zum Opfer."

Ich stoße das Theegeschirr zurück, springe auf, stürze die Treppe hinunter zum Hause hinaus und höre nicht auf zu stürzen, bis ich athemlos in der Bahnhofshalle vor dem verdutzten Diener der Gerechtigkeit stehe.

„Antworten Sie mir auf Ihr Gewissen," rufe ich ihm zu, „haben Sie es gewagt, mich in ein Haus zu führen, dessen Besitzerin an den Blattern krank liegt?"

Rothbart zieht die Augenbrauen in die Höhe, schüttelt den Kopf und spricht, mir höflich die Thür meines Kerkers erschließend: „Daß ich nicht wüßte! Wer sagt das? Hann?"

„Ach nein. Die behauptet natürlich, ihre Herrin habe Kopfweh, wurde aber —"

„Verlassen Sie sich darauf, Ma'am," unterbricht er mich mit edler Begeisterung, „wenn Hann gesagt hat, daß ihre Mistreß Kopfweh hat, so hat sie Kopfweh. Hann lügt nicht."

„Warum in aller Welt wurde sie denn so verwirrt und stürzte mit einem dunkelrothen Gesicht zur Thür hinaus?"

„Sie wird plötzlich Angst bekommen haben, der Braten könne anbrennen. Sie ist ein gewissenhaftes Mädchen — ist Hann."

„Es ist etwas Schönes um das felsenfeste Vertrauen, das der gute Rothbart in Hann setzt," seufze ich, als ich mich wieder einsam in meinen vier Gefängnißwänden sehe, „ich wollte, ich könnte es theilen."

Ich theile es nicht. Ich habe überhaupt kein rechtes Vertrauen zu den Londonern von heutzutage. Sie sind lange nicht mehr so gewissenhaft wie ihre Vorfahren zur Zeit der furchtbaren Pest. Dazumal zeichnete der ehrliche Bürger, sobald die Seuche bei ihm eingezogen war, ein großes, rothes Kreuz an seine Thür, was so viel bedeutete, als: „Wenn Du Dein Leben lieb hast, so tritt nicht über meine Schwelle!" Heute ladet des würdigen Mannes Urenkel arglose Leute mit gleißnerischen Worten in sein inficirtes Haus und setzt ihnen inficirte Lebensmittel in inficirten Schüsseln vor, einzig und allein um ein paar armselige Schillinge an ihnen zu verdienen. Der also Betrogene ißt und trinkt, bezahlt sein Geld und — bekommt die Blattern.

Hundert alte halbvergessene Ansteckungsgeschichten kommen mir in den Sinn, während ich wie ein ruheloser Geist um den großen, polirten Tisch herum wandere. Ich denke sie nach einander von Anfang bis zu Ende durch und bringe sie auf meine Lage in Anwendung. Meine Seele leidet dabei Folterqualen, aber die Zeit vergeht mir schnell. Ich traue meinen Ohren nicht, als Rothbart plötzlich die Thür aufschließt und mir strahlenden Antlitzes verkündet, daß ich jetzt nur noch eine einzige Stunde zu warten habe.

Im Laufe der Stunde erscheinen fünf Damen, eine alte, zwei ältliche und zwei junge. Sie tragen sämmtlich Capothüte und halten Gebetbücher in den Händen, zum Zeichen, daß sie die Bahn heute nur deshalb benutzen, weil sie in irgend einer Vorstadtskirche den Nachmittagsgottesdienst zu besuchen wünschen. Sie vertheilen sich auf vier Ledersophas und sehen mich, die ich endlich wieder auf dem meinigen zur Ruhe gekommen bin, starr, stumm und vorwurfsvoll an; denn daß ich nicht in der nämlichen frommen Absicht reise, offenbaren ihnen mein runder Hut und mein Handkoffer. Fünf Minuten lang ertrage ich das Kreuzfeuer aus den zehn Augen; dann gehe ich hinaus, um den Mann des Gesetzes zu bitten, mich baldmöglichst einsteigen zu lassen.

Draußen ist es lebendig geworden. Rothbart hat Gesellschaft bekommen. Er löst sich aus einem Knäuel von Gepäckträgern und kommt mir entgegen. Einsteigen kann ich jederzeit, meint er, die Waggons halten ja vor dem Perron, aber es wird noch eine gute halbe Stunde darüber hingehen, bis der Zug reisefertig ist.

„Lieber eine halbe Stunde im Coupé sitzen, als noch eine halbe Minute im Wartesaal," entscheide ich.

Rothbart holt meine sieben Sachen heraus, schließt mir draußen das allerschönste Coupé auf und entfernt sich mit dem Versprechen, mich zu benachrichtigen, sobald ich mir am Schalter ein Billet lösen kann.

Die Zeit vergeht langsam, aber sie vergeht doch. Die Locomotive langt schnaubend an. Einige Dutzend Sonntagsreisende steigen mehr oder weniger schamroth ein. Jetzt kommen die fünf Capothüte, schenken mir im Vorüberschreiten noch schnell fünf vorwurfsvolle Blicke und wählen, jede Gemeinschaft mit mir meidend, das nächste Coupé.

Und nun erscheint Rothbart, der Treue. Er hat meinen Koffer besorgt und meint, es sei nun hohe Zeit, daß ich mir ein Billet löse, der Zug fahre in sechs Minuten. Ich wage es, der guten Seele nochmals ein Geldstück in die Hand zu drücken. Er nimmt es zu meiner Freude ohne Scrupel entgegen, wünscht mir gerührt eine glückliche Reise und geht. Ich eile an den Schalter:

„Ein Billet nach W."

„Billet nach W.! — Nach W? — W.? Bedaure! Eilzug nach Edinburgh hält nicht in W. Werden bis fünf Uhr warten müssen."

Einen Moment stehe ich wie vom Blitze getroffen; dann fliege ich, eingedenk der eilenden Minuten, an das allerschönste Coupé und entreiße ihm mit blutendem Herzen meine Habseligkeiten.

„Einsteigen, einsteigen!" ruft, indem ich dies thue, der Schaffner. Er hat die Hälfte der Wagen bereits geschlossen.

Von Angst getrieben stürze ich auf den ersten besten Gepäckträger zu und beschwöre ihn, mir schnell, schnell meinen Koffer herauszugeben. Der Mann ist mit Freuden bereit dazu, weiß aber nicht, ob der Verlangte im Gepäckwagen Nr. 1, unmittelbar hinter der Locomotive, oder in Nr. 2, am äußersten Ende des Zuges, weilt. Ich weiß es auch nicht; drei Collegen, die er nach einander consultirt, wissen es ebenfalls nicht. Niemand weiß es, außer Rothbart, und der ist spurlos verschwunden. Ueber dem Consultiren ist es auch schon zu spät geworden. Sämmtliche Wagen sind geschlossen. In einer halben Minute reist mein Koffer auf eigene Faust nach Edinburgh und von da nach Thule — kehrt vielleicht über's Jahr, vielleicht nimmer wieder. Da erscheint plötzlich ein Rettungsengel, ein wohlbekannter, mit leuchtenden Coteletten, sieht mich unter der Last meines Grames tiefgebeugt dastehen und begreift im Nu die Situation. Auf den Schaffner zustürzen, ihm ein unverständliches Wort zurufen, einen Wagen aufreißen und einen Koffer an das Tageslicht zerren, ist das Werk eines Augenblicks. Der Zug braust davon. Aufathmend stehen wir da. Rothbart erschöpft sich in Entschuldigungen, daß er mein Eigenthum dem falschen Zuge anvertraut, ich mich in Danksagungen, daß er es ihm noch zu rechter Zeit wieder entrissen hat. Dann gehe ich traurig gesenken Hauptes in den fatalen Wartesaal zurück. Rothbart folgt mit dem Schlüssel. Es thut ihm unendlich leid, aber es ist seine heilige Pflicht, mich bis fünf Uhr wieder einzusperren.

Nachdem er gegangen, strecke ich mich auf das alte traute Lederkanapee und zolle meinem harten Schicksal einen kleinen Thränentribut. Bei dieser vergnüglichen Beschäftigung überrascht mich der Schlaf, der Allerweltströster. Mir weiß er leider keinen besseren Trost, als einen langen, verwickelten Traum, in dessen Verlaufe ich berghohe Hindernisse übersteige, um den Fünf-Uhr-Zug zu erreichen, der mir schließlich schadenfroh davondampft. Ich schicke ihm einen Jammerruf nach und erwache — erwache und fahre entsetzt in die Höhe.

Digitized by Google

Im Zimmer herrscht Nacht, tiefste, schwärzeste Nacht. Rothbart hat mich vergessen. Der Fünf-Uhr-Zug ist über alle Berge.

Vernichtet sinke ich auf mein Lager zurück. Rothbart hat mich vergessen, Rothbart, der Schutzengel, der mich den ganzen Tag behütet hat, Rothbart, auf dessen Treue ich Häuser gebaut hätte. Vielleicht liegt er jetzt daheim im weichen Bett und schnarcht den Schlaf des gerechten Dieners der Gerechtigkeit und denkt nicht einmal im Traume an die Unglückliche, die er bis morgen früh an das knüppelharte Ledersopha in dem schrecklichsten aller Wartesäle gefesselt hat. Bis morgen früh! Entsetzlicher Gedanke! Bis morgen früh! Nein, ich halte es nicht aus. Komme, was da wolle, ich klopfe so lange an die Thür, bis ich mir Hülfe und Befreiung herbeigeklopft habe.

Entschlossen springe ich auf und suche im Finstern nach der Thür. Ich finde nach einander sämmtliche Ledersophas und unzählige Mal den großen Tisch, die Thür jedoch erst, nachdem ich mir am Kaminsims beinahe den Kopf zerschmettert habe. Aber was lange währt, wird endlich gut, sehr gut! Ein schwacher Lichtschein fällt durch das Schlüsselloch — ein heller Hoffnungsschimmer in mein Herz; denn wenn draußen noch Licht brennt, so ist Rothbart noch nicht fort; wenn er noch nicht fort ist, so fahren noch Züge; wenn noch Züge fahren, so ist es ja nicht unmöglich, daß sich jetzt bei Nacht und Nebel einer von ihnen der kleinen Stadt W. erbarmt, an der man den Tag über so hochnasig vorbeigefahren ist.

Ich klopfe, rüttele, schüttele — ohne jegliches Resultat — schüttele, rüttele, klopfe — und höre ein fernes, leises Kichern, wenn mich mein Ohr nicht täuscht, ein Kichern aus weiblicher Kehle. Es kommt näher und näher. Ganz sachte legt sich von außen etwas auf den Thürgriff und bewegt ihn leise hin und her.

„Wer ist da?“ frage ich und halte den Athem an.

„Ich!“ kichert es durch das Schüsselloch.

Um Vieles klüger fahre ich fort:

„Ach bitte, öffnen Sie mir!“

Das unbekannte Ich dreht wieder ohnmächtig am Thürgriff und kichert dazu.

„Nein, das hilft Ihnen nichts,“ rufe ich. „Seien Sie so freundlich und sehen Sie sich nach dem Polizisten um, der mich hier eingeschlossen hat! Er ist ein Mann mit feuerrothem Backenbart — und, bitte, sagen Sie ihm, er solle auf der Stelle kommen und mir aufschließen!“

Draußen ist das Kichern verstummt. „Polizist — eingeschlossen — O, wie schrecklich!“ murmelt das Ich.

Das fehlte noch! Das Ich glaubt, ich befinde mich hier in polizeilichem Gewahrsam. In fliegenden Worten reinige ich mich durch das Schlüsselloch von dem schwarzen Verdacht. Das Ich kichert zufriedengestellt, verspricht meine Bitte zu erfüllen und geht. Lange, lange stehe ich da und warte. Endlich nähern sich Schritte, schwere, langsame, wohlbekannte. Die Thür öffnet sich. Rothbart steht vor mir.

Statt bei meinem Anblick zurückzufahren, sich mit der Hand vor die Stirn zu schlagen, sich beispielloser Vergeßlichkeit anzuklagen, mich fußfällig um Verzeihung zu bitten, lächelt er unschuldig wie ein Kind und spricht:

„Ah! Sie wünschen Licht, Ma'am? Verzeihen Sie! Ich hatte vergessen — war ein bischen eingenickt.“

Damit streicht er ein Schwefelholz an und nähert sich dem Kronleuchter. Ich bin empört ob solcher Gemüthsruhe, halte aber für's Erste noch meinen Zorn in Schranken und sage nur sehr ernst:

„Haben Sie die Güte, einmal nach Ihrer Uhr zu sehen!“

„Im Augenblick,“ antwortet er, entzündet mit großem Phlegma drei Gasflammen, trägt das verkohlte Ueberbleibsel des Schwefelhölzchens bei Seite und zieht dann die riesige Taschenuhr hervor: „Fünf Minuten nach drei Uhr, Ma'am.“

„Drei Uhr!“ wiederhole ich entrüstet. „Und Sie sagen das mit einer Gleichgültigkeit, einer Seelenruhe, als ob es das Natürlichste von der Welt wäre, daß Sie mich den Fünf-Uhr-Zug und Gott weiß wie viele Züge nach diesem haben verschlafen lassen?“

„*Verschlafen* lassen?“ sagt er und sieht mich verblüfft an.

„Ja, verschlafen lassen!“

„Aber, mein Gott — es ist ja erst drei Uhr.“

„Und der Zug ist gestern Nachmittag um fünf Uhr abgefahren.“

Rothbart sieht mich groß und starr an, als fürchte er, ich habe den Verstand verloren.

„Erlauben Sie, Ma'am,“ sagt er langsam und nachdrücklich, „der Zug fährt *heute* Nachmittag um fünf Uhr — das heißt: in zwei Stunden.“

„Heute Nachmittag? Um des Himmels willen; es ist ja Nacht, pechfinstere Nacht. Sie werden mir doch nicht weißmachen wollen, daß die Sonne zu dieser Jahreszeit vor sieben Uhr untergeht?“

Bei diesen Worten löst sich die Starrheit in Rothbarts Zügen.

„Also deshalb!“ ruft er, wie von einer Last befreit. „Gott sei Dank! Ich dachte schon — — Wir haben Nebel, Ma'am,“ fährt er lächelnd fort, „einen Nebel, so dick — man könnte ihn mit dem Messer zerschneiden, diesen Erbsensuppen-Nebel.“

Krampfhaft auflachend sinke ich auf mein Lederkanapee. Rothbart lacht mit, und er hat alle Ursache. Der Aermste sah sich im Geiste schon unter der unangenehmen Nothwendigkeit, mich an diesem schrecklichen Sonntage noch nach einer Irrenanstalt transportiren zu müssen; er glaubte nicht anders, als ich habe in der grausigen Einsamkeit des Wartesaals den Verstand verloren.

Nachdem ich mir die Augen getrocknet, gehe ich hinaus und sehe mir den berühmten, unheimlichen Nebel an, den sich London aus Kohlenrauch und allen möglichen Zuthaten zusammenbraut und der mit dem unschuldigen Naturkinde, das bei uns zur Herbstzeit Wiese und Wald zudeckt, nur den Namen gemein hat; denn er wallt nicht in blaßgrauen Schleiern, sondern in schweren, düsteren, schwarzbraunen Gewändern. Lichtet er sich momentan, so zeigt er einen gelben Hintergrund, genau von der Nüance und fast so dick wie die Lieblingssuppe der Kinder Albions, die ihm den schönen Namen Erbsensuppen-Nebel erworben hat.

Ein paar Stunden später sitze ich im Zuge, brause nordwärts und habe das seltsame Schauspiel, aus stockfinsterer Nacht kommend, die Sonne in rothgoldener Pracht untergehen zu sehen.

Blätter und Blüthen.

Wie die Culturvölker essen. Soll man mit der rechten oder mit der linken Hand essen? Während in den dreißiger und im Anfange der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts Jedermann mit der Rechten aß, ist es heute bei den meisten Culturvölkern Sitte geworden, die Speisen mit der linken Hand zum Munde zu führen. Alle Reisenden unter Naturvölkern werden nun aber die Beobachtung gemacht haben, daß uncivilisirte Völker einen Unterschied von rechts und links im Gebrauch der Hände nicht kennen; ja einige unter ihnen bedienen sich häufig der Füße zu Verrichtungen, bei denen gesittete Völker nur die Hände gebrauchen. Der Beduine pflegt irgend einen Gegenstand, welcher zur Erde gefallen ist — und namentlich thut das der Targi — nicht mittelst der Hand aufzunehmen, sondern er ergreift ihn mit der großen und zweiten Zehe und hebt ihn auf.

Hieraus erhellt, daß der bevorzugte Gebrauch der Rechten, die bessere Entwickelung derselben, nicht angeboren, sondern ererbt ist. Ja, die Behauptung geht wohl nicht zu weit, daß die frühesten Menschen sich ohne Unterschied der Füße wie der Hände bedient haben; unsere eigenen neugeborenen Kinder können mit der großen Zehe noch recht kräftig greifen und mittelst derselben Dinge ebenso fest wie mit der Hand fassen.

Seit Tausenden von Jahren ist indeß die ganze Menschheit rechthändig; das heißt: die rechte Hand ist geschickter, handlicher und feinfühliger, als die Linke. Unwillkürlich bedient sich heute Jeder vorzugsweise seiner Rechten.

Ursprünglich aber haben die Menschen, wie noch jetzt die Affen, mit den Extremitäten ohne Unterschied gegessen; gewiß hat es dann Zeiträume von Zehnjahrtausenden gegeben, wo die Menschheit sich der Füße nicht mehr zum Essen bediente, sondern ohne Unterschied der Rechten und Linken, und die Jahrtausende, seitdem der Mensch sich nur der Rechten zum Essen bedient, liegen so tief im grauen Nebel der Vergangenheit, daß sie weit zurückreichen hinter unsere geschichtliche Kenntniß. Bestätigt wird dies nicht so sehr durch geschichtlich verbürgte schriftliche Documente, wie durch bildliche Darstellungen.

Es giebt kein einziges altägyptisches Bild, aus dem zu ersehen wäre, daß in alten Zeiten mit der Linken die Nahrung zum Munde geführt worden wäre, und wenn es im alten oder neuen Testament auch nirgends ausdrücklich angeführt worden ist, man bediene sich beim Essen der Rechten, so geht aus Allem hervor, daß bei den alten Völkern die rechte Hand dazu benutzt wurde. Es ist wohl unzweifelhaft, daß die Juden sich beim Essen der Rechten bedienten. Ein sehr gelehrter Rabbiner aus Nürnberg, Dr. Elwin, schreibt mir darüber: „Die Juden

Digitized by Google

hatten bei den Mahlzeiten die Sitte, sich nach der linken Seite hin anzulehnen, sodaß die rechte Hand für die Speisen frei war, und es mag bei den Mahlzeiten, welche als eine geweihte Handlung betrachtet wurden, als würdiger angesehen worden zu sein, mit der rechten Hand zu essen. Bei den Waschungen hatte die rechte Hand das Gefäß zu ergreifen und reichte es der Linken, sodaß diese die Rechte zuerst begieße. Es soll nämlich die Rechte, welche die Liebe bezeichnet, sich erkräftigen über die Linke, welche die Gerechtigkeit symbolisirt."

Bei denjenigen Culturvölkern der alten Welt, welche unseren Sitten und Anschauungen am nächsten gestanden haben, bei den Griechen und Römern, finden wir zwar auch nirgends ausdrücklich hervorgehoben, daß man sich beim Essen der Rechten bediene, indeß ist aus allen uns erhaltenen Bildern und vorzugsweise plastischen Darstellungen ersichtlich, daß dies der Fall war. Seite 527 im „Leben der Griechen und Römer" sagt Koner: „Jeder der lesti (Speise-Sophas) bot Raum für drei Personen, welche, den linken Arm auf Kissen stützend, ruhten, während sie mit der freien rechten Hand die Speisen zum Munde führen konnten." Etwas früher, Seite 525, sagt Koner, daß die Römer diese Sitte von den Griechen angenommen hätten.

Wenn wir gesehen haben, daß es bei den Israeliten Sitte war, sich beim Essen der rechten Hand zu bedienen, so finden wir, daß Mohammed es allen Angehörigen seiner Religion einschärfte, sich bei dieser Handlung nur der Rechten zu bedienen. Sowohl bei den Türken wie bei den verschiedenen Völkern Nord-Afrikas und den Persern, auch bei mohammedanischen Bewohnern Hindustans gilt es nicht nur für höchst unschicklich, mit der Linken zu essen, sondern geradezu für Sünde. Ja, es wird schon als ein Verstoß gegen die gute Sitte, als ein Zeichen mangelhafter Erziehung betrachtet, einen Brocken trockenen Brodes mit der Linken zum Munde zu führen.

Bei anderen Culturvölkern, bei den Chinesen und Japanesen, finden wir ähnliche Anschauungen. Nach Braun Brown, Gesandtschaftsattaché der kaiserlichen chinesischen Gesandtschaft in Berlin, existiren im „Reiche der Mitte" zwar keine religiöse oder anderweitige Vorschriften im Gebrauch der rechten Hand und der Führung der Stäbchen* beim Essen, indeß ist es gebräuchlich sich der Rechten zu bedienen. Aehnlich bestehen in Japan zwar keinerlei Vorschriften über diesen Punkt, allein es ist der gewohnheitsmäßige Gebrauch maßgebend: mit der rechten Hand zu essen.

Ganz hat man auch bei uns in Europa die Rechte noch nicht zurückdrängen können; denn Niemandem wird es einfallen, mit der Linken Suppe zu essen, und kein gut erzogener Mensch wird mit der linken Hand (das Messer in der rechten haltend) Fisch essen, weil es nun einmal die Sitte so will, daß, mit Ausnahme von Häringen und geräucherten Fischen, die gekochten und gebackenen Fische nur mit der Gabel (in der rechten Hand) berührt, genommen und zum Munde geführt werden. Aber Gemüse und Zuthat, Braten, Salat und Früchte, wenn zusammen herumgereicht, ißt man jetzt in England, Deutschland, Frankreich, Rußland ꝛc., mit der Linken, indem man in der Rechten das Messer hält.

Diese Art zu essen ist noch nicht alt und wahrscheinlich aus Amerika, das heißt den Vereinigten Staaten importirt worden; sie verbreitete sich zuerst unter den weniger der feinen Cultur huldigenden Völkern, und herrscht jetzt souverain in allen civilisirten Ländern der Welt.

Es sind übrigens kaum zehn Jahre her, daß man beim reisenden Publicum an den Speisetischen den Engländer sofort vom Nordamerikaner unterscheiden konnte: Ersterer aß nur mit der rechten Hand, während der Yankee mit beiden Händen die Gerichte bearbeitete und sich besonders dadurch auszeichnete, daß er alle Bissen mit dem Messer in den Mund schob.

Vor etwa fünf Jahren fragten nach Deutschland kommende Franzosen verwundert, wie es käme, daß Jedermann in Deutschland mit der Linken äße. Jetzt ißt man in Frankreichs besten Kreisen mit der Linken, wenigstens das Fleisch, indem man wie bei uns und in Amerika mit der Rechten das Messer hält. Aber nie ißt ein Franzose mit dem Messer; selbst ein Mann aus den weniger feinen Kreisen fühlt, ich möchte sagen, instinctartig, wie widerlich das Essen mit dem Messer ist.

Wer beobachtet hat, wie schnell die Amerikaner essen, mit welcher Gier und Hast sie ihre Mahlzeiten bewältigen, findet die Behauptung, daß die Sitte des Essens mit der Linken wahrscheinlich aus den Vereinigten Staaten zu uns gekommen, natürlich und erklärlich. So wie der Californier mit dem Messer in der Rechten sein Stück Fleisch abgeschnitten hat, führt er es auch schon mit der Linken zum Munde; das geht Schlag auf Schlag, oder vielmehr Schnitt auf Schnitt. Und so kann man ihn nicht nur in Californien, sondern auch im äußersten Osten der Union essen sehen.

Da versammelt man sich in einer Restauration, und ohne einen gedeckten Tisch wird mit Eilzuggeschwindigkeit das Essen verschlungen. Da man in Amerika, wo man mehr als anderswo das: „Zeit ist Geld" zu schätzen weiß, diese Art zu essen sehr praktisch fand, wurde sie allgemein üblich, und daß sie zuerst nach Deutschland importirt wurde, erklärt sich nicht nur aus den intimen Beziehungen Deutschlands zur Union, sondern zum Theil auch daraus, daß man in Deutschland weniger als in den anderen beiden großen Culturländern Europas, in England und Frankreich, auf äußeren Schliff Werth legt.

Wohin hat aber innerhalb des letzten Menschenalters diese aus der Union importirte Sitte geführt? Wir finden jetzt, daß man es in allen Kreisen als vornehm betrachtet, mit beiden Händen das Essen zu bearbeiten, das heißt: links die Gabel, rechts das Messer zu halten. Da aber ohne weiteres sich die Rechte ihr Recht nicht nehmen läßt, namentlich nicht bei dem Arbeiter und dem vom Arbeiter abstammenden Menschen, so hat sich überall die Unsitte eingebürgert, mit dem Messer zu essen. Ob das schöner und graziöser aussieht, als wenn wir, wie in früherer Zeit, erst das Fleisch zerschneiden, dann das Messer bei Seite legen und endlich mit der rechten Hand essen, darüber besteht wohl kein Zweifel.

Gerhard Rohlfs.

* Diese Stäbchen, Kwei-tzŭ genannt, welche aus Bambus, Elfenbein mit Silberschlag ꝛc. hergestellt werden, dienen statt der Gabel; man spießt damit einen Bissen auf und führt ihn dann zum Munde. Die Kwei-tzŭ können als die Mutter der modernen vierzinkigen Gabeln betrachtet werden: man bediente sich in Europa, als der Gebrauch der Gabel noch in der Kindheit lag, zuerst zweizinkiger, noch im Anfange dieses Jahrhunderts ausschließlich dreizinkiger Gabeln, während erst in unserem Zeitalter die vierzinkigen immer mehr gäng und gebe werden.

Immerwährende Eisbahnen. Der wunderliche Sport des Schlittschuhlaufens hat, wie die „Gartenlaube" früher (Jahrg. 1876, S. 610) berichtet, zu den größten Anstrengungen geführt, wirkliche Eisbahnen im Sommer herzustellen. Dieselben sind auch, wie dort näher beschrieben wurde, geglückt, aber sie erwiesen sich, wegen der erforderlichen beständigen Thätigkeit der Kälte erzeugenden Maschinen, als so kostspielig, daß man sie wieder aufgegeben hat. Ein gutes Surrogat ist dagegen von einem Fr. Calantarients in Scarborough erfunden worden, welches aus einer künstlichen Salzmasse besteht, die sich im Ansehen und auch sonst in den meisten Beziehungen wie eine Schicht natürlichen Eises verhält, auf der man mit wirklichen Schlittschuhen fahren kann, statt mit bloßen Rollschuhen. Es ist im Wesentlichen ein sechszig Procent Krystallwasser enthaltendes Gemisch aus gewöhnlicher Soda und Glauberſalz (kohlensaurem und schwefelsaurem Natron), welches auf der Bahn zum Erstarren gebracht wird und dann täuschend natürlichem Eise gleicht, namentlich nachdem einige Schlittschuhe die ersten Schrammen darin gezogen haben. Ist die Fläche durch starken Gebrauch völlig zerschrammt, so wird sie mittelst eines kleinen, eigens dazu construirten Dampfapparates, dessen Strahl das Kunsteis schmilzt, ohne viel Mühe wieder in eine spiegelglänzende Fläche verwandelt. Dieselbe Mischung kann auf diese Weise lange benutzt werden, zumal sie sich, wenn mit der Zeit schmutzig geworden, leicht durch Umkrystallisiren reinigen läßt. Ueberdem ist sie wenig kostspielig.

Die Zeit der Papierdrachen (s. Abbildung S. 621) ist wieder da; sie ist, wie alljährlich, mit den sich abwärts neigenden Sommertagen gekommen, und das Auge des mäßigen Spaziergängers, wenn es sich wolkenwärts richtet, sieht manches langgeschwänzte Geschöpf von Buchbinders Gnaden mit den „Seglern der Lüfte" um die Wette segeln. Da mögen denn Scenen, wie unser heutiges munteres Bild sie zeigt, nicht gerade zu den Seltenheiten gehören. So ein Drache ist ein wetterwendisch Ding, unbeständig und unbegreiflich in seinen Launen, wie das Element selbst, in dem er sich bewegt, unberechenbar, wie Wind und Wetter. Ein Windstoß fährt ihm in den papiernen Leib, und gleich verliert er Cours und Contenance und saust aus den himmlischen Bahnen erdenwärts — was weiß er: wohin? — durch Wolken und über's Wasser, durch Baum und Busch in's grüne Gras, oft genug den Pferden just vor die Füße: die schrecken zusammen und scheuen auf und bäumen empor, dem edlen Rosselenker aber fährt's durch Mark und Bein ob des plötzlichen Rucks, der das ganze Gefährt erschüttert. „Na nu!" ruft seine bessere Hälfte, die, hinten auf dem Wagen bequem in's Stroh gekauert, eben von dem klingenden Mammon träumt, den sie auf dem Wochenmarkte der nahen Stadt für ihre ländliche Waare zu lösen hofft. Nun blickt sie sich verdutzt und mürrisch um und verschüttet dabei in Hast und Schrecken ein gut Theil der rothbäckigen Aepfel, welche sie im Korbe mit sich führt — ein Schade, den man bei der heurigen kargen Obsternte unmöglich mit kaltem Blute erdulden darf. „Jochen, holl an un sammel mi de Aeppels up!"

Kleiner Briefkasten.

D. S. in Grund a. H. Der Verfasser der Erzählung „Felix", K. Th. Schultz, theilt Ihnen durch uns mit, daß seine Antwort nach Wolfenbüttel ihm leider als unbestellbar zurückkam. Er bittet um Ihre Adresse.

Frau Ungenannt in Bremen. Geben Sie gütigst den Zweck Ihrer Sendung an! Andernfalls wird über dieselbe beliebig verfügt werden.

F. F. in Calcutta. Nein!

E. G. in Constantinopel. Leider nicht geeignet! Besten Dank!

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das dritte Quartal dieses Jahrgangs. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 39. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Das Ufer der Thränen.

Eine Erzählung aus Brasilien.

Von Franz Engel.

Nach langer, beschwerdevoller Wanderung ist der ersehnte Lagerplatz erreicht. Freundlich dehnt sich ein luftiger Uferrain zwischen Strom und Wald, im Hintergrunde von dem herrlichsten, mannigfaltigsten Laubwurfe umrahmt und im Vordergrunde von dem gefüllten Wasserbecken umspült, in dessen durchsichtigen Spiegel die heiße Sonne Brasiliens ihre letzten roth-goldenen Abendstrahlen taucht. Angebrannte Holzscheiter und umhergestreutes Reisig lassen die Lagerspuren vorüberziehender Jäger und Fischer erkennen; rasch ist Holz und Reisig zusammengetragen, Wasser geschöpft, der Ochse seiner Last enthoben und auf grüner Weide angepflockt — kurz, das Lager gerüstet; ein Schuß aus dem Walde verheißt einen frischen, schmackhaften Braten für die Küche, und unter des Kochs geschäftigen Händen wirbelt alsbald die Flamme in den dämmernden Abend auf. Würzige Düfte steigen vielversprechend und begehrlich eingesogen über das bewegliche Lager, und bald schließt sich die Runde ruhend, schmausend und plaudernd um die trauliche, gesellige Herdflamme; die Nacht sinkt still herab; der Leuchtkäfer zieht seine feurigen Fäden; raunend liegt die dunkle Ferne, und aus des Himmels ewigen Tiefen leuchten die Sterne der Tropen in wunderbarem Glanze nieder über Strom und Wald.

„Compadre, das war ein saurer Gang heute," läßt sich eine Stimme halb seufzend, halb behaglich gähnend im Lagerkreise vernehmen: „ah, ich fühle meine Knochen! Solchen Trott macht meiner Mutter Sohn nicht alle Tage!"

„Ein saurer Gang?" wiederholte José Maria spöttisch fragend, indem er Fleisch und Knochen mit kräftigem Gebisse zermalmte; „ich sollte meinen, auf gebahnten Wegen läuft sich auch ein lahmer Esel nicht todt; ja, als wir uns zuerst hier durchwühlten, ohne Weg und Steg — Sie hätten dabei sein sollen, als wir den ersten Durchhau machten! Es war noch vor dem traurigen Ereignisse, bei welchem wir dieses Ufer der Thränen entdeckten."

„Trauriges Ereigniß? Erzählt doch, José Maria! Eure Kinnbacken sehnen sich überdies nach Ruhe."

„Ja," sagte José, „dieses Thal, wo es sich so bequem wie in einem Herrensaale lagert, hat seinen Namen von diesem Ereignisse, und Sie sollen auch hören, was es heißt, ohne Weg und Steg die Wasserschlucht von Santa Barbara und ihr Waldgebirge zu durchlaufen."

José Maria schiebt ein großes Stück Zucker in den Mund, gießt ein ansehnliches Gefälle von Wasser nach und beginnt, nachdem unter knirschender Arbeit der Zähne das Werk der Auflösung beendet ist und ein Jeder in der Runde nach seiner Art sich behaglich um das neu aufgeschürte Feuer ausgestreckt oder niedergekauert hat, die Erzählung eines seiner Erlebnisse.

„Sehen Sie," wendet er sich mit seinem Vortrage zunächst an den Chef der Expedition, den einzigen weißen Mann und Fremdling unter den einheimischen dunkelhäutigen Gesichtern, „wir Leute von Santa Barbara zogen schon lange auf Jagd und Fischfang aus, weit bis in's Herz von Torcoróma hinab, bevor noch ein Landsmann von Ihnen oder sonst eine delicate Person seinen Fuß auf diesen Boden gesetzt hatte. Es war ein Jagdrevier, das uns keine Ruhe ließ; waren die Felder bestellt, so überließen wir sie den Weibern und Kindern und zogen davon; wochenlang blieben wir wohl da unten, dann aber schleppten wir Beute an's Haus für lange Zeit.

Eines, Herr, verdroß uns lange: wir konnten keinen Uebergang für die Lastochsen über die Wasserschlucht finden; jeder Mann trug seine zwei Arrobas (eine Arroba = 25 Pfund) auf dem Rücken, aber so ein Ochse hätte vier bis sechs Arrobas getragen; wir waren immer vor dem Felsenloche abgebogen, ohne zu ahnen, daß weiter unten ein bequemer Paß sich aufthun würde, und hatten den Alto de las Palmas immer in langen, unbequemen Windungen überschritten.

Unter uns war der alte Ignacio; wir nannten ihn den ‚grimmen Wolf', da er immer grimmig neben uns herlief, immer verwegen voran war, niemals lachte, kaum ein Wort sprach und immer that, als ob er ganz allein auf der Welt sei. Wir Anderen trieben doch auch keine Kinderspiele, aber er rümpfte über all unser Thun spöttisch die Nase. Oft genug verschwand er und kam wieder mit einem Puma- oder Jaguarfell, oder ihm war auch selbst das Fell geschunden. Wir sammelten Vorräthe ein und bereiteten sie zu; er verübte nichts, als derartige Vagabondenstreiche — das verdroß uns.

Weit unten in Torcoróma schlugen wir unser Standlager an einer Stelle auf, wo viele Mandel- und Táguapalmen und dichte Haufen von Bijádo (Pisanggewächse) wuchsen, deren Blätter uns zum Decken unserer Ranchos, zum Aufschütten unseres Nachtlagers, zum Einpacken unserer Vorräthe, kurzum, zu allen unseren Verrichtungen unentbehrlich waren; dort ließen wir uns nieder, weideten das Wildpret aus, wuschen und salzten das Fleisch ein, trockneten es an der Sonne und spannten daneben die Felle und Häute aus; auch hatten wir eine Bananen-, Zuckerrohr- und Maispflanzung angelegt, die nothdürftig in Stand gehalten wurde und

Digitized by Google

uns mit Zubrod und Zucker versah. An Fleisch fehlte es nicht; Salz, Kaffee, Cacao, Pulver und Blei und was sonst zu unserem Unterhalte und Jagdzuge nöthig war, schleppten wir auf unserem Rücken mit. Wir waren Tag aus, Tag ein thätig — nur der ‚grimme Wolf' starrte müßig in's Feuer; wir murrten darüber — er ging.

Wir glaubten, er würde schon wiederkommen; denn seine Launen und Einfälle waren uns ja bekannt. Aber das Nachtmahl war längst verzehrt, das Feuer zusammengesunken — der ‚grimme Wolf' blieb aus. Wir legten uns schlafen, standen wieder auf, sahen die Silberdämpfe des Morgens wallen, die Mittagssonne in ihrer Gluth schwimmen, das Kreuz wieder auf- und untergehen — Ignacio blieb aus. Nun ließ es uns keine Ruhe mehr; wir schürten die Feuer die ganze Nacht hindurch, stießen in's Horn, schossen — der ‚grimme Wolf' blieb aus.

Herr, so vergingen drei Tage und drei Nächte; Ignacio schien verloren; wir glaubten, diesmal habe der Jaguar ihm das Fell über die Ohren gezogen. Da saß ich eines Nachts am Feuer; das Fieber hatte mich gebissen, und Frost schüttelte alle meine Glieder. Ich wärmte mich und kochte mir einen Trank, während die Cameraden schliefen. Vor meinen Augen stiegen allerlei Gesichte auf; nach dem Froste kam die Hitze über mich, und ich sah unklar und dachte falsch.

Da knackte es im Busch; ich schrak zusammen; die Zweige bogen sich aus einander — ich hörte schleichen. Schon griff ich nach meiner Lanze und glaubte ein Thier zu sehen, das auf mich zukam. Plötzlich aber stand im grellen Feuerscheine vor mir der ‚grimme Wolf'. Wild und zerzaust hingen ihm die Haare über's Gesicht; seine Augen lagen tief; sein hageres Gesicht glich einem Todtenkopfe. Schmutz und Blut klebte ihm an, und blutige Felle hingen über seiner Schulter; kaum noch ein Hemdfetzen am Leibe, an allen Gliedern zitternd, in die Flamme stierend — so stand er vor mir. Ich wollte rufen; denn ich wußte nicht, ob mein Geist klar sei oder nicht, aber die Gurgel war mir wie zugeschnürt; ich schlug das Kreuz und betete zur heiligen Jungfrau.

Endlich stieß er mich an und redete mit heiserer Stimme: ‚Hasenfuß, was träumst Du? Gieb mir zu essen! Mich hungert. Ich kann Euch Euern Bettel bezahlen.' Dabei starrte er in den Topf; die Flamme leckte ihm förmlich in die hohlen Augen hinein, und ich glaubte seine hageren Glieder klappern zu hören. ‚Hörst Du nicht? Ich kann bezahlen. Aber schnell; der Hunger zerfrißt mir die Eingeweide.'

‚Ave Maria!' stammelte ich. ‚Ignacio, bist Du's in Fleisch und Blut?'

‚Hasenfuß!' rief er heiser, ‚mich hungert; hungern die Geister auch?'

Nun erwachten Alle; sie sprangen hinzu, und schnell war Speise und Trank herbeigeschafft. Er schlang gierig, wie ein Wolf; keine Frage beantwortete er.

‚Laßt mich in Ruh', mich hungert!' krächzte er den Fragenden entgegen.

Nachdem er sich satt gegessen, stand er auf, sprach kein Wort, schüttete sein Lager auf, legte sich hin und schlief bis in den hellen Tag hinein. Keiner störte ihn aus seinem todesähnlichen Schlafe auf.

Ich lag frierend in der Sonne auf dem brennenden Sande; im Walde krachten die Schüsse, und über dem Feuer brodelte der Maistopf. Nun trat der ‚grimme Wolf' an den Fluß, beugte sich unweit von mir nieder und spülte und wusch etwas in einem alten Lappen.

‚Ignacio, was machst Du da?' fragte ich.

‚Ich wasche Gold,' antwortete er gleichgültig, als ob er sich die Hände wüsche.

‚Gold?!' fragte ich.

‚Ja, Gold!' erwiderte er trocken und spülte weiter; dann trat er zu mir und hielt mir die Hände unter die Augen; ich sah das Gold in Staub und Körnern blinken.

Alle Fragen und Vorwürfe fertigte er spöttisch ab.

‚Das könnte Euch gefallen. Euch das Gold suchen und mich von Euern armseligen Töpfen wegjagen! Behaltet Euer Futter und sucht Euch das Gold allein!'

Umsonst die Versicherung, daß unser Groll so böse nicht gemeint sei — umsonst die Vorstellung, daß wir gemeinschaftlich viel mehr Gewinn aus der Goldgrube ziehen würden — umsonst der Vorwurf, daß zwischen uns der Vertrag bestehe, alle Beute zu theilen. Wir brachten nichts aus ihm heraus, und unser eigenes Suchen war vergeblich.

Die Zeit des Aufbruches und des Rückmarsches kam heran. Das Lager wurde aufgegeben, die Beute getheilt und verpackt und der Reiseproviant hergerichtet. Der ‚grimme Wolf' ließ Alles ruhig geschehen, als gehe ihn das nichts an; wir achteten auch seiner weiter nicht, da wir seine Art ja kannten. Doch als wir unseren Rückweg antraten, schob er uns den Lappen mit Gold zu und sagte:

‚Ich will Euch Euer Salz, Pulver, Blei und was ich sonst gebrauche, abkaufen; da habt Ihr reichliche Bezahlung; sagt Miguela, sie soll nicht auf mich warten; ich hätte noch lange hier im Walde zu thun.'

Als wir sein Gold zurückschoben, weil wir meinten, er rede in den Tag hinein, erwiderte er kurz und trotzig:

‚Nun, ich werde auch ohne Euch fertig werden; lebt wohl!'

Damit steckte er sein Gold zu sich und ging.

Wir hielten ihn zurück und drangen nachdrücklich in ihn; auf alle unsere Vorstellungen, daß er umkehren müsse, da Miguela vor Schreck und Sorgen sterben werde, grunzte er vor sich hin und fragte kurz:

‚Wollt Ihr mir verkaufen, was ich gebrauche, oder nicht?'

Was half es? Wir nahmen sein Gold, mehr als ein Zeugniß für uns, als uns bezahlt zu machen, und gaben ihm, was er begehrte. Wir gingen, und er blieb; er stand am Ufer und sah den Strom hinab, den wir hinaufgingen.

Der alte Ignacio hatte schon früh Weib und Kind verloren; seines Bruders Tochter, welche er mit deren jüngerem Bruder zu sich genommen, führte seinen Haushalt. Miguela war ein gutes, redliches Mädchen, das dem Alten treu diente und alle Pflege anthat, und ob er auch kaum ein Wort sprach, seiner Wege ging wie ein grimmiger Wolf und wenig zart umging mit den Seinen, so waren Unfriede und Mißmuth doch unbekannt unter seinem Dache. Die beiden Kinder liebten den Alten ebenso sehr, wie sie vor ihm zitterten, und für ihn gab's nur ein Wesen auf der ganzen Welt, auf das er hörte und sah und das er als Seinesgleichen achtete, ja, mit rauher Zärtlichkeit hütete wie seinen Augapfel und höher hielt, als sein Leben — das war Miguela.

Zu unserer Verwunderung hörte Miguela uns, die schnell Zurückgekehrten, ruhig an.

‚Ist Alles so wahr, wie Ihr sagt?' fragte sie, und als wir die Wahrheit unserer Aussage bekräftigten und unsere Mißbilligung über des Alten Beginnen aussprachen, wies sie allen Tadel kurz mit den Worten zurück:

‚Er wird wissen, was er zu thun hat, und es geht Keinen weiter etwas an.'

Uns aber jammerte die Arme doch; denn so gleichgültig sie auch that, wir merkten doch, daß sie innerlich litt. Als Woche auf Woche schwand und der Alte immer noch nicht, wie wir glaubten, durch die Noth gezwungen, zurückkehrte, konnten wir's nicht länger mit ansehen, wie Miguela immer mehr in sich versank; auch die Ungewißheit über unseren alten Gefahrten ließ uns keine Ruhe mehr. Zwei von uns machten sich also auf den Weg, um den alten ‚Wolf' aufzusuchen.

Wir fanden seine Fährte und endlich ihn selbst. Er hatte sich einen festen Rancho aus Rohr und Palmen aufgeschlagen und war eben dabei, eine kleine Lichtung aufzuräumen und Bananen- und Rohrsetzlinge aus unserer Pflanzung einzusetzen. Der Alte aber sah aus, als wäre er der leibhaftige Waldmensch.

‚Oho!' empfing er uns, ‚Ihr kommt früh. Das Gold macht Euch wohl läufig? Kehrt um! Ich habe kein Gold.'

‚Ignacio, wir wollen Dein Gold nicht. Wir beschwören Dich bei Allem, was Dir heilig ist, um Miguela's willen, kehre mit uns zurück!'

Er hörte uns höhnisch an, als ob wir leere Worte sagten.

‚Schon gut. Miguela braucht mich nicht, sie ist alt und gesund genug, sich mit ihrem Bruder selbst zu helfen; ich habe ihnen das größte Feld zu eigen gegeben, das in Santa Barbara zu sehen ist; das ernährt sie Beide, wenn sie wollen. Nun laßt mich und sie in Ruhe, schwatzt ihr nichts vor! Ich werde leben und wohnen, wie mir's beliebt, und es beliebt mir, hier zu bleiben — adios!'

Digitized by Google

Was war zu thun? Wir konnten doch den alten ‚Wolf' nicht binden und wie eine Bestie nach Hause schleppen. Er würde uns das Binden auch gut eingesalzen haben. Wir mußten also abziehen, wie wir gekommen waren, und erschienen ohne ihn vor Miguela, die auch diesmal ruhig und gelassen that; sie fragte, wie das erste Mal, doch viel bestimmter:

‚Ihr schwört mir, daß es wahr ist, was Ihr sagt?'

Und als wir schwuren, sagte sie wie damals, doch mit müder Stimme und müden Augen:

‚Nun gut, er wird wissen, was er zu thun hat, und Niemand hat darnach zu fragen.'

Allmählich lebte sich auch Miguela immer mehr in ihre eigenen Gedanken ein und sah wieder frischer und freier um sich. Die Ernte kam; sie trug vom Morgen bis zum Abend den Mais und anderes Getreide ein, welches der Alte bergauf, bergab gepflanzt hatte; drei, vier Männer arbeiteten den ganzen Tag in ihrem Dienste. Sie aber regierte und schaffte wie die Herrin des Hauses, und doch rührte sie kein Stück Geld als ihr eigen an. Es fehlte nicht an guten Rathgebern für dies und das; ‚wartet, bis Ignacio, mein Oheim, kommt!' antwortete sie. Es fehlte nicht an Freiern, welche ihre Hand begehrten; ‚meine Hand dient meinem Oheim Ignacio, und der Hof gehört ihm,' rief sie und warf die Thür zu.

So verging die Zeit. Da — der Teufel kann nun einmal keinen Frieden unter den Christen leiden — wird von verruchten Zungen das Gerücht herumgetragen, der Alte hätte einen Schatz gefunden, welchen die alten Indios dort vergraben, und wir Leute von Santa Barbara hätten ihn kalt gemacht und seinen Schatz geraubt. Kann man den Teufel sehen, wenn er umgeht? Das Gerücht hatten wir da, ohne das verdammte Hirn zu kennen, das dieses Gift ausgegohren.

Anfänglich hörte Miguela nicht auf das Geschwätz; aber immer wieder ausgestreute Saat geht endlich doch auf; so krallte sich Satan in ihre Seele ein, und der Argwohn faßte Wurzel; die Goldprobe, die für uns zeugen sollte, wurde nun als Zeuge gegen uns angerufen, und als die Zeit unseres Jagdzuges herangekommen war, erklärte Miguela:

‚Wenn Ihr diesmal wieder ohne meinen Oheim Ignacio zurückkommt, so werde ich das Gericht gegen Euch aufbieten.'

Verdrießlich über das Gerede und Miguela's offene Anklage und Drohung, riefen ihr Etliche von uns zu:

‚So geh doch selbst und hole Dir den Alten! Sind wir etwa zu Euern Hütern und Wächtern bestellt?'

Miguela sah den Sprechenden scharf in's Auge, und trotzige Entschlossenheit lag in ihrem Gesichte — der Pfeil war abgeschossen und saß. Miguela wies jede Beschwichtigung zurück und entgegnete heftig:

‚Gut, wenn Ihr von heute ab (es war Sonntag) bis zum Samstag nicht zurückgekehrt seid mit Ignacio, so werde ich selbst gehen und nach ihm suchen, und finde ich ihn nicht, so melde ich's dem Gericht!'

Ich redete ihr in's Gewissen, mir zu glauben, da ich ihr doch nie eine Lüge gesagt, erinnerte sie, daß ich von jeher Ignacio's Freund gewesen, aber sie schüttelte abwehrend den Kopf und blieb dabei:

‚Euch, Compadre, trau ich nichts Schlechtes zu, aber was ich gesagt habe, habe ich gesagt.'

Ich rüstete sofort zum Aufbruche; denn es war keine Zeit zu verlieren, um die von Miguela gestellte Frist einhalten zu können; daß sie aber nach Ablauf derselben ihren Vorsatz ausführen werde, stand so fest, wie Petri Fels. Ich suchte unsere zuverlässigsten Leute zusammen und ging mit ihnen voraus; die anderen folgten uns in verschiedenen Abtheilungen nach; einen jungen Freund aber, auf welchen ich wie auf mein eigen Auge vertrauen konnte, hatte ich zurückgelassen und ihm auf die Seele gebunden, Miguela nicht aus Hand und Augen zu lassen, sobald sie den wahnsinnigen Gang unternehmen sollte.

Diese Weisung, Herr, war überflüssig; denn mein armer junger Freund trug das Mädchen mehr auf dem Herzen, als Vater und Mutter; auch Miguela war ihm nicht böse, aber in der Treue zu dem Alten nahm sie keinen Freier an.

Wir zogen davon — still, freudlos; wie so ganz anders, als wohl sonst! Es war, als ob auf Jedem die Ahnung eines Unglücks lastete. Der ‚grimme Wolf' empfing uns mürrisch und knurrte uns an: ‚wir sollten ihm vom Halse bleiben, uns das Gold allein suchen.' Sonst hatte sich der alte Bursche ganz leidlich eingerichtet.

Alle Ueberredung scheiterte an seinem trotzigen Eigensinne; wir kramten Lüge auf Lüge aus: Haus und Hof gehe dem Verfalle entgegen; Miguela härme und arbeite sich zu Tode; sie sei schon so weit herunter, daß sie die Wirthschaft nicht mehr überwachen könne; sie werde bestohlen und betrogen, leide Noth und Kummer und bringe Tag und Nacht in Thränen zu. Er zuckte über Alles gleichgültig die Achseln; sein Gewissen schien so ausgetrocknet, wie sein Fleisch und Blut. ‚Es möge geschehen, was geschehe!' antwortete er trocken und eigenthümlich grinsend, ‚Miguela werde bald aus der alten Hütte herausfliegen, wie der Schmetterling aus der Puppe.'

‚Ignacio,' rufe ich, ‚welch ein Dämon ist in Dich gefahren! Du hieltest doch sonst nicht so an Geld und Gut. Wenn Du's so weiter treibst, geht Miguela zu Grunde.'

‚Zu Grunde, Narr, zu Grunde?' krächzt er grinsend. ‚Leben soll sie, sag' ich Dir, leben, erst recht leben.'

‚Vom Teufel bist Du besessen, daß Du mich nicht hörst!' fahre ich ihn endlich zornig an. ‚Du ließest Dir doch sonst wenigstens von mir noch ein Wort sagen. So höre denn: Miguela glaubt, daß wir Dich todt geschlagen haben, und wenn Du jetzt nicht mit uns zurückkommst, so macht sie sich selbst auf den Weg, Dich zu suchen, sich von Deinem Leben oder Tode zu überzeugen, und daß sie nicht lebendig bis hierher kommt, weißt Du selber.'

Einen Augenblick zuckte der Alte zusammen; sein aschgraues, vertrocknetes Gesicht zittert, aber nur ein kurzer Ruck war's, wie etwa ein Zittern durch den Stamm geht, wenn die Axt an seine Wurzel gelegt wird; dann grinst er uns wieder höhnisch an und poltert die Worte stoßweise hervor:

‚Possen, Possen! Mit Speck fängt man Mäuse. Spart Euch die Mühe! Und Euer Spüren nützt Euch auch nichts; ich habe meine Löcher gut verstopft.'

‚Ignacio, ich sage Dir bei Allem, was uns heilig ist, wenn Du nicht mit uns kommst, so geht Miguela in den Tod. — Nun denn,' fahre ich ungeduldig und zornig fort, als alle Reden nichts fruchten, ‚so laß sie hinfahren, ewig verdammt, ohne Absolution!'

Das wirkt. Der Alte steht wie eine Steinsäule da; er starrt mich an mit Augen, mit Augen, sage ich, welche wie die eines Raubvogels durch die Nacht glühen; dann geht ein fliegendes Zittern durch seine dürren Glieder.

‚José Maria — bei den Gebeinen Deiner Mutter sage mir, daß Du nicht lügst! Hier hast Du Gold, aber sprich ehrlich!' Krampfhaft packt er meinen Arm.

Ich wiederhole, was ich gesagt.

‚Miguela's Seele verdammt?' ruft er aus rauher Brust heraus. ‚Verflucht, wer das sagt! Leben soll sie, sag' ich, leben, glücklich hier und selig da! Zurück! Packt auf! Eilt Euch, geht voran — ich, ich will nur noch ein Paternoster beten.'

Wir treten frohlockend aus seiner Hütte heraus; zwei Leute von uns aber sehen durch die Wandspalten, daß der Alte, während er sein Paternoster oder was sonst murmelt, einen Topf aus der Erde holt; er schüttet den Inhalt in einen Beutel und schlägt um den Beutel ein Fell. Wir sehen einander an und legen den Finger auf den Mund; was der Alte aus dem Topf schüttete, war Gold, vieles, gutes Gold gewesen.

Inzwischen war auch die zweite, größere Abtheilung unserer Leute herangekommen; sie hatten bald heraus, was wir gesehen, denn gieriger, als wir, nach des Alten Geheimniß, witterten sie gleichsam, wie Raubvögel, in der Luft, was wir mit unseren Augen sahen. Sie waren mit der Absicht gekommen, dem Alten nachzuspüren, mit ihm zu theilen oder ihm das Handwerk zu legen; darum blieben sie, als wir abzogen, und auch uns trauten sie nicht mehr. Aber der Alte hatte ‚die Löcher gut verstopft'; so viel sie auch suchten, wühlten, spürten und Zeit vergeudeten, sie entdeckten keine Leitspuren; der Alte hatte jedes Merkmal verwischt, ja, um sich vor jeder Ueberrumpelung zu sichern und uns von der rechten Fährte abzuleiten, schlau und täuschend falsche Spuren angelegt.

Wir aber ließen uns nicht länger weder durch Ueberredungen, noch durch Drohungen zurückhalten; es war uns schon zu viel Zeit durch den Trotz des Alten verloren. Der sprach kein Wort weiter, kaum aber vermochten wir ihm zu folgen, so eilig schritt er aus.

Bald jedoch fanden wir den Weg verlegt; eine Stromfluth

Digitized by G

hatte den alten Pfad neben dem Ufer theils weggerissen, theils ungangbar gemacht; wir mußten auf weite Strecken hin einen neuen Pfad bahnen, stießen immer wieder auf neue Hindernisse, suchten hin und her, vorwärts und zurück, verloren und suchten wieder die rechte Richtung, arbeiteten uns matt und müde und doch nur langsam weiter — es war, als habe Wald und Strom sich gegen uns verschworen. Die Kost ging aus; kein Wild kam zu Schuß, selbst die Thiere schienen verscheucht. Kein Nachtlager bot Ruhe und Schlaf, und die Kräfte wollten uns fast verlassen.

‚Am Samstag,‘ hatte Miguela gesagt, ‚erwarte ich Euch.‘

Der Sonntag war herangekommen; unser Kampf um's Leben hatte uns Tag und Stundenschlag vergessen lassen, und der Gedanke an meinen jungen Freund, welchem ich Miguela auf die Seele gebunden, schläferte mich vollends ein.

Miguela aber gedachte des Tages besser; sie führte mit dem bestimmten Stundenschlage ihre Drohung aus und machte sich, von ihrem kleinen Bruder und meinem jungen Freunde, der sich unabweisbar an ihre Sohle heftete, begleitet, auf den Weg, den Weg, der uns gestählten Männern zum Grabe zu werden drohte.

Die Morgendämmerung lag über Santa Barbara; alle Menschen schliefen; die ersten Stimmen im Walde regten sich, und freundlich blaute der Himmel aus der grauen Dämmerung auf, aber der dunstige, sengende Glanz der Sonne und der flimmernde, schwefelige Dunst, der sich über die Erde lagerte, kündete alsbald einen heißen, schwülen Gewittertag an.

Rüstig schritten die drei Wanderer auf unserer, noch erhaltenen Pfadspur fort. Miguela schrak vor nichts zurück, nicht vor den angeschwollenen Stromwellen, noch vor den über den Grund hinrollenden Steinen; bald blutete sie aus der zerrissenen Haut und die Kleider sogen sich schwer voll Wasser; Felsen- und Baumtrümmer sperrten den Weg. Umsonst baten und riethen die beiden Burschen vor den Schrecken der Wildniß zur Umkehr; Miguela spornte nur noch entschiedener zum rastlosen Gange an und mahnte, vorsichtig nach unserer Spur zu spähen. Das Alles hat ihr Bruder uns nachher erzählt.

So kamen sie in das Felsenloch. Mein junger Freund sah den schmalen Schluchtpaß oben durch einen gestürzten Baum gesperrt; er kletterte schnell voraus, um einen Durchhau mit der Axt zu machen, während Miguela so lange unten auf einem Stein ruhte. Zwischen den lichtlosen, schmalen Felsenufern sahen sie nicht, daß der sengende Gluthdunst anfing zu rauchen, daß das Auge der Sonne trübe und blind ward, der Himmel sich aschgrau umzog, und an den Bergen dicke Wolken niederrollten.

‚Bruder — es donnert auf den Bergen!‘ ruft der Bube da unten dem Anderen oben ängstlich zu, der unter den Schlägen der Axt nichts sieht und hört.

‚Eile Dich, Knabe, und hilf ihm oben bei der Arbeit!‘ treibt Miguela den Bruder mit aufmunterndem Zurufe an.

Kaum hat der Knabe den halben Weg hinter sich, da stürzen sich donnernd die Wasser herab; erschreckt wendet er das Gesicht; Miguela steht auf einem Felsblocke mitten in der Schlucht.

‚Schwester — die Fluth! Bruder — die Fluth!‘ ruft er voll Todesangst hinunter und hinauf.

Kaum stößt er den Schreckensruf aus, da rast auch schon donnernd die Fluth herbei. Schlammigen, rothen Schaum auswerfend, drängt sich die Sturzwelle in das Felsenloch ein. Dumpf rollt das Gerölle über den Grund; Bäume brechen und zersplittern an den Felsen; die schweren Quadern wanken, und die Erdfeste scheint zusammenzubrechen.

‚Bruder, mein Bruder, hilf!‘ ruft es mitten aus dem kochenden Gischt heraus. Miguela steht auf einem wankenden Felsblocke, von der rothschäumenden Brandung umtost. Sturmschnell wächst die Fluth, und in rasender Eile spannt sie die wilden Flügel aus; gleich brüllenden Geschossen rollt Gestein gegen Gestein. Da prallt, vom wilden Wirbel gepackt, ein Baumstamm gegen den Felsblock, über welchen die Wellen die gierigen Arme nach Miguela zusammenschlagen. Der Stein wankt — kippt; ein markerschütternder Schrei: Miguela sinkt, von der Fluth erfaßt. Der Bursche aber sieht die heranwälzenden Wasser, sieht Miguela von den Wogen umbrandet, sieht den Felsblock wanken, Miguela untersinken; in einem Augenblick ist alles Das geschehen. Zwei Arme noch heben sich aus dem rothen Gischt — da stürzt auch er in das graufe Grab. Noch einmal hebt die Welle Miguela empor — Arm streckt sich gegen Arm; und wieder schnellt ein Sturmbalken heran — und mit umschlungenen Armen liegen Beide in den Grund gebohrt.

Den, der das Alles sieht, den hülflosen Knaben, faßt dieselbe Welle — doch sie schleudert ihn an das steile Ufer, ihn im Gebüsche zurücklassend, als sie wieder hinabfällt und weiter rollt. Betäubt, wund und zerschlagen, bleibt er liegen; vor seinen dunkelnden Augen taucht unten noch einmal das Haar, das Haupt, das Kleid aus der Fluth; dann schwindet Alles vor seinen Blicken, und dunkle Nacht umfängt seine Sinne. —

‚Auch hier ging das Wasser hoch,‘ sprechen wir, als wir zu dem Felsenloche der Schlucht von Santa Barbara hinabsteigen.

‚Still, Cameraden,‘ rufe ich, hinaushorchend; ‚mir ist's, als hörte ich jammern.‘

Wir gehen weiter; die Rufe treffen deutlicher unser Ohr; vernehmlicher wird das Stöhnen und Wehklagen. Noch einige Schritte — und vor uns liegt der Knabe, blutig und zerschlagen, in's Gestrüpp eingeklemmt. Winselnd ruft er uns entgegen:

‚Die Fluth hat sie Beide hinweggerissen.‘

Der ‚grimme Wolf‘ stiert versteinert auf den wunden, jammernden Knaben; dann plötzlich sprüht ein düsteres, wildes Feuer aus seinen verglasten Augen; er blickt in die Runde und brüllt auf, wie eine angeschossene Bestie:

‚Das habt Ihr gethan. Ihr habt sie hinausgetrieben.‘

‚Mann,‘ rufe ich ihn an, ‚weshalb beschuldigst Du uns? Das ist Dein Werk — habe ich es Dir nicht immer gesagt?‘

Wüthend schleudert er meinen Arm zurück und stürzt hinab, dem Strome nach, in das Felsenloch.

Wir Anderen legen den Knaben ruhig nieder; die Einen bleiben bei ihm zurück, die Anderen — unter ihnen ich — eilen dem Alten nach.

Wir laufen, klettern, steigen und keuchen lautlos neben einander her — immer weiter die Quebrada hinab; wer uns durch das Felsenloch geführt und wie wir hindurchgekommen, weiß ich bis heute nicht; es wird ein Wunder der heiligen Barbara gewesen sein. Bäume liegen umgerissen, Ufer eingestürzt, neue Ufer angeschwemmt; endlich sehen wir den Strom quer gesperrt durch eine mächtige Palissade; vor einem Zackenjoch von Steinen liegt der Länge nach ein dicker Baum, einen festen Damm durch das Wasser treibend; murrend beugt sich der Strom dem zwingenden Joche, seinen Nacken unterhalb hindurchzwängend. Wir bahnen uns den Weg mit Fäusten und Messern durch das verschlammte Wurzel- und Zweiggestrüpp, treten das Reisig nieder und zerreißen die Schlingruthen, welche sich um Brust und Füße wickeln. Da plötzlich steht der Alte vor uns — ein Anblick des Entsetzens. Er rührt sich nicht und bohrt den Blick in das trübe Wasser. Ich folge seinem Auge; es haftet auf einem Streifen blauen Zeuges, das, von dem Zacken eines gebrochenen Astes aufgefangen, ein wenig aus dem Wasser taucht; mir stockt fast das Blut — auch ich wage nicht, mich zu rühren. Da beugt sich der Alte, von uns aus seiner Erstarrung gerissen, langsam nieder, reißt das Gezweige aus einander — und, wie der Jaguar über sein Junges brüllt, so schreit er seine Wuth, seinen Schmerz, seine Verzweiflung aus:

‚Dios, misericordia! Ich hab' sie gemordet; sie ist ohne Absolution hinabgefahren.‘

Zum ersten Mal höre ich den ‚grimmen Wolf‘ Gott um Erbarmen anrufen, und während er sich ausschreit und die Zweige auseinander zerrt, taucht das untergesunkene Haupt Miguela's mit dem langen, aufgelösten Haare aus der trüben Tiefe auf, und als wir sie aus dem Wasser ziehen, finden wir sie welk zusammengeknickt, die Rückenwirbel wie Glas zersplittert. Wir lösen sie aus dem Gestrüppe — da scheint sich eine Hand, ein Arm nach ihr auszustrecken; wir fassen auch diesen Arm und ziehen mit zerschmetterter Brust meinen armen, jungen Freund herauf. Er hatte sein Wort gehalten — und nun hielt er im Tode, was ihm das Leben versagt.

Der Alte wirft sich auf den Stein vor Miguela nieder, stützt das Kinn in beide Hände und vergräbt sein Auge, wie ein Wahnsinniger, lautlos, bewegungslos in das Antlitz der Todten. Endlich erwacht er aus seiner dumpfen Verzweiflung; er sieht mich im Sande knieen, die Hände falten und beten; als ob ein Erz aus einander schmilzt, so überkommt es ihn weich und weh, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben. Er gleitet von dem Steine, kniet, wie ich, in den Sand nieder und ruft mit bebender Stimme und die gefalteten Hände gegen Miguela's Leiche ausgestreckt:

Digitized by Google

Zwei vom Rhein. Nach dem Gemälde von H. H. Kitzelberger auf Holz übertragen.

‚Miguela, nur für Dich suchte ich Gold und Herrlichkeit — und gab Dir den Tod! — José María,‘ wandte er sich dann gegen mich, ‚reich sollte sie sein, glücklich, stattlich, prächtig und herrlich, wie die vornehmen Leute — und das hab' ich aus ihr gemacht!‘

Doch bald fiel er in seinen alten grimmen Trotz zurück; heftig sprang er auf und schrie uns wild an:

‚Ich sag' Euch, Miguela ist nicht verdammt. Gold hab' ich, Gold für ihre Seele.‘

Sonst kündeten wir, wenn wir, mit Beute beladen, heimzogen, laut jubelnd in Santa Barbara unsere Heimkehr an; jetzt zogen wir in Trauerprocession vor Miguela's Haus und legten, von den Weibern und Kindern heulend umstanden, unsere Todten und unsern Kranken nieder.

Der ‚grimme Wolf‘ ward noch stummer als bisher; man hörte kein Wort mehr von ihm, aber er sah nicht grimmig und trotzig mehr in die Welt, knurrte nicht mehr, ging jedem Kinde aus dem Wege, und seine Flinte stand unberührt im Rauch. Sein Kopf hing gesenkt; seine Augen sahen nicht mehr von der Erde; auf seinem Gange murmelte er viel zwischen den Zähnen, und seine Hände griffen oft in die Luft. Ganz hager und mager trocknete der Alte aus; die Leute steckten die Köpfe zusammen und zischelten: ‚Er ist verrückt geworden.‘

Er ging zum Pfarrer und sagte: ‚Da ist Gold für Miguela's Seele; ich bringe mehr Gold, so viel Ihr braucht und wollt für ihre Seligkeit.‘

Und so ging er von einem Pfarrer zum anderen und ließ Messen lesen und trug sein Gold in alle Kirchen für Miguela's Seele — die Arme! Auf Erden durfte sie nicht herrlich leben, so sollte sie nun selig leben im Himmel.

An jedem Morgen, bevor der Tag sich noch regte, war Ignacio aus dem Dorfe verschwunden; seinen Knaben ließ er als Haushalter zurück; an jedem Abend kehrte er wieder; er trug einen groben Sack als Hemde, das er mit dem Messergurt um die Hüften zusammenschnürte, darunter kurze, kaum über's Knie fallende Hosen. So ging er tagein, tagaus; so schlief er des Nachts auf einer Kuhhaut.

Niemand wußte, wo er sich den Tag über aufhielt; sein Junge wagte nicht und hatte keine Zeit, ihm nachzuspüren. Von den Nachbarn aber hörten wir, daß der ‚grimme Wolf‘ heute hier, morgen dort gewesen, überall habe Messen lesen lassen, überall, wo eine Procession stattgefunden, derselben gefolgt sei. Ob noch so weit, noch so beschwerlich, er folgte jedem Glockenstoße, jedem Rosenkranze und sank des Abends wieder auf sein hartes Lager hin, aber er gab keinen Laut von sich.

So sah und kannte Jedermann in Nähe und Ferne den ‚grimmen Wolf‘; die Kinder flohen vor ihm; die Erwachsenen ließen ihn gehen, und wo er sich in den Schatten eines Baumes oder einer Veranda setzte, gab man ihm Speise und Trank.

Eines Morgens endlich stand der Alte nicht mehr auf; er lag steif, kraftlos und von einem hitzigen Fieber befallen auf seiner Kuhhaut. Erschöpft war er am Abend vorher zusammengesunken und hatte tief aufgeseufzt; der Knabe ahnte, was das zu bedeuten habe; er eilte hinaus und rief den Nachbar; ‚der Alte hat geseufzt,‘ sagte er, ‚er wird sterben; bleibt diese Nacht bei mir!‘

Als der Alte sich nicht aufzurichten vermochte, rief er den Knaben zu sich; seine tiefliegenden Augen brannten heiß und trocken.

‚Muchacho,‘ stotterte er mühsam, ‚Muchacho, ich sterbe — am Sonntag, um dieselbe Zeit, als Miguela in der Fluth umkam, saß ich und ruhte unter dem großen Higuerote;* da saß über mir im dichten Laube die Todtentaube und klagte; drei Abende hinter einander saß ich dort, und immer klagte über mir die Todtentaube; gestern Abend blieb sie aus — und der Tod kam und schüttelte meine Knochen. Nun lauf und hole den Pfarrer, schnell!‘

Der Pfarrer kam.

‚Ich sterbe,‘ murmelte der Alte. ‚Ich will keine Absolution; begrabt mich, wo Ihr wollt! Ich gebe meine Seele für Miguela's Seele,‘ röchelte er laut mit letzter Anstrengung, ‚und hier ist Gold; schnell, Padre, sagt mir, daß ihre Seele gerettet ist!‘

‚Ignacio, beichtet!‘

‚Schnell, Padre, antwortet: Miguela ist —‘

‚Der Heiligen Fürbitte wird nicht ausbleiben, und Gottes Barmherzigkeit ist groß,‘ sagte der Geistliche.

‚Gewißheit — Padre. Ich will — Gewißheit.‘

Der Pfarrer senkte sein Haupt:

‚Ignacio, beichtet!‘

Ein ersticktes Wuthgeschrei entrang sich röchelnd des Alten Brust; sein Gesicht verzerrte sich; das erlöschende Auge blitzte noch einmal in wildem Feuer auf; dann griff er mit Zusammenraffung der letzten Kraft hinter sich, zerrte aus der Wand-Ecke einen Beutel mit Gold hervor und stieß keuchend die nur halb verständlichen Laute aus:

‚Nimm — Kirche — Miguela — Miguela's Seele!‘

Der Alte sank zurück; sein Auge brach. Der ‚grimme Wolf‘ war todt.

Das Geheimniß von Torcoróma's Gold nahm er mit in sein Grab; Niemand hat es wieder entdeckt; von seinem Vermächtnisse an die Kirche aber werden noch heute für die Seelen der in der Fluth Verunglückten Messen gelesen.“ —

„Das ist die Geschichte vom ‚grimmen Wolf‘,“ sagte José María und erhob sich; er stieß schweigend die Gluth zusammen, kauerte auf sein Lager nieder und sprach flüsternd sein Gebet; dann schlug er über Stirn, Mund und Brust das Kreuz und lag bald in tiefem Schlafe.

„José María,“ sprach am anderen Morgen der weiße Mann zu dem braunen Manne, als Wald und Strom unter dem feurigen Sonnenpurpur erglühten und die Morgenröthe mit rosigen Lippen das Thränenufer küßte, „kommt, laßt uns ein Kreuz für Miguela und ihren getreuen Gefährten setzen!“

„Herr,“ erwiderte der Sohn der Wildniß, „die Männer des deutschen Landes sind zwar keine Christen, und ich beklage ihre Seelen, doch immer fand ich Euch als gute Menschen.“

„Seid ohne Sorge, José María, auch die Männer Deutschlands sind Christen — und alle Menschen sind Gottes Kinder.“

José María segnete das Kreuz und schlug das Zeichen seiner Kirche; er bewegte dabei flüsternd die Lippen, und bald lag wieder still hinter den Wanderern im duftigen Morgenschimmer die Vega de las Lagrimas, das Ufer der Thränen.

* Higuerote ist ein Baum aus dem Geschlechte Ficus, in dessen hohlem Riesenstamme der Verfasser einst vor einem Gewitter mit seinem Führer und zwei Pferden Schutz fand und, ohne aus dem Sattel zu steigen, bequem wendete und wieder hinausritt.

Die Spuren des vorgeschichtlichen Menschen in Deutschland.

Betrachtungen zur prähistorischen Ausstellung in Berlin.

Von A. Woldt.

III. (Schluß.)

Fußstapfen der umbrischen Cultur in Deutschland: die Bronze-Eimer. — Etruriſches. — Lindenschmit's Auffassung der „Bronzezeit“ und die nordische Opposition. — Von der norischen Kunst und von einem ungarischen Zigeuner. — Römische Einflüsse bis zur Merowingerzeit; die Römerfestung Regensburg und ihre Friedhöfe. — Verschiedene Ansichten über die „Eisenzeit“. — Das Grab des Königs Childerich.

Wie vereinzelte Lichter in Waldesdunkel, so fällt in die allerälteste Cultur in Deutschland hier und da ein heller Strahl fremder glänzender Culturentwickelung, namentlich aus den südeuropäischen Ländern. Wir müssen weit, sehr weit zurückgehen, bis in jene entlegene Zeit vor beinahe dreitausend Jahren, wo in Italien die uralten Culturen der Etrusker und Umbrier herrschten, um die ersten Spuren dieser Einstrahlung aufzufinden. Es war das jene Zeit, wo in den Mittelmeerländern die Kunst der Metallbearbeitung sich bis zu einer gewissen Höhe entwickelt hatte und wo die zahlreichen Erzeugnisse dieser Technik einen mächtigen Handelstrieb hervorriefen, der die Kaufleute bis in die entlegenen Länder des Nordens führte. So wurden für Mittel- und Nord-

Digitized by Google

europa die Handelsstraßen die ersten Culturwege und die Krämer und Kaufleute die Pionniere der Cultur.

Zu dem Guten und Werthvollen, welches der diesjährige deutsche Anthropologen-Congreß und die Ausstellung prähistorischer Funde im Abgeordnetenhause zu Berlin uns gebracht haben, gehört auch die endgültige Aufklärung über diese entlegene Epoche unserer Vorzeit. In der vorletzten Sitzung war es, wo Virchow drei Gegenstände vorführte, die, wie er bemerkte, „künftighin als Merksteine gerade für die chronologische Betrachtung von erheblichem und dauerndem Werthe sein werden." Es waren dies drei sogenannte Bronze-Eimer oder Bronzecysten, die gegenwärtig von den italienischen Gelehrten vielfach mit dem Namen der „situlae" bezeichnet werden. Von diesen drei durch ihre ganze Erscheinung, ihre Größe und ihre Technik besonders auffallenden Gefäßen ist das eine in einem Moor des Großherzogthums Posen, das zweite in der Nähe von Lübeck und das dritte in Hannover gefunden worden, und ihre Vergleichung ergiebt sofort, daß man es hier mit fabrikmäßigen Erzeugnissen zu thun hat. Ihr Material besteht aus sehr fein gehämmerter, nicht gegossener, auch nicht gewalzter Bronze. An keiner Stelle ist eine Spur von Löthung oder Guß zu finden; die Verbindung der einzelnen Theile ist lediglich durch Nieten und Ineinanderrollen der Kanten hergestellt.

Der nächste größere Platz, von wo diese Bronze-Eimer uns schon früher in guten Exemplaren bekannt waren, ist das berühmte prähistorische Gräberfeld von Hallstadt in Oberösterreich; dieses aber hat gerade in den letzten Jahren eine Reihe von hervorragenden Funden ergeben, welche die Identität der Muster mit etruscischen Vorbildern positiv aufweisen. Je weiter wir nach Süden gehen, um so reicher gestaltet sich die Zahl der dort ausgegrabenen Bronze-Eimer. Aus Oberitalien ist eine ganze Reihe dieser eigenthümlichen Gefäße bekannt, und das eigentliche Centrum der bis jetzt bekannten Funde ist Bologna, in dessen Museum man eine große Auswahl derselben erblicken kann. Als vor wenigen Jahren der internationale Anthropologen-Congreß in Bologna tagte, hatte man ihm zu Ehren eine große Ausgrabung auf dem alten Kirchhof der Certosa, des alten Karthäuserklosters, angestellt; man hatte selbst den Untergrund der Kirche bloß gelegt, und die Forscher waren in der Lage, die Bronze-Eimer zu sehen, wie sie da standen, gefüllt mit den gebrannten Gebeinen der Todten, wie unsere deutschen Gräberurnen. Ein Theil dieser Bologneser Bronze-Eimer aber stimmt mit den drei bei Posen, Lübeck und Hannover gefundenen so genau überein, daß die letzteren ganz unzweifelhaft als etruskische Handelsartikel, welche ihren Weg nach dem Norden gefunden haben, zu betrachten sind.

Was nun die Zeit betrifft, in der diese Bronze-Eimer in Italien gearbeitet worden sind, so geht aus der schon erwähnten Technik hervor, daß man damals weder zu gießen noch zu löthen verstand. Da aber von dem Augenblicke an, wo man diese Manipulationen kannte, die gegossenen Gefäße nach berechtigter Vermuthung die ältere Art verdrängten, so haben die Gelehrten in Bologna kein Bedenken getragen, die Funde dieser Periode in eine Zeit zu verlegen, welche der gewöhnlichen etruscischen sogar noch etwas vorangeht. Die neuesten Annahmen gehen dahin, vor der etruscischen noch eine besondere umbrische vorauszusetzen, welche einen großen Theil dieser Funde mit einschließt.

Jedenfalls also werden wir berechtigt sein, diese Funde in Bezug auf ihre Chronologie mindestens in die allerälteste Zeit Roms zurück zu versetzen. Aber dies sind nicht die einzigen Bronzegegenstände, welche das kunstfleißige Etrurien, dessen Metallindustrie bekanntlich im Alterthum von höchster Bedeutung war, in unser Vaterland einführen ließ; zahlreiche in Grabhügeln gefundene Gefäße, Bronzeschwerter und Speere, Sicheln, Meißel und Gewandnadeln, ferner Brustschilder, Diademe, Ringe, Armbänder u. A. m. gehören hierher. Auch die bekannten Bronzewagen, deren zwei bei Burg im Spreewalde, einer in Frankfurt an der Oder und einer im Trebnitzer Kreise in Niederschlesien gefunden wurden, müssen in jene Periode der etruscischen Handelsverbindungen gerechnet werden.

Wir begreifen nunmehr, wie Lindenschmit in der Einleitung zu seinem „Handbuch der deutschen Alterthumskunde" zu dem Ausspruch kommen konnte, daß die sogenannte Bronzeperiode bei uns nur als die Zeit eines belebten Verkehrs des Handels und der Industrie der Mittelmeervölker nach dem Norden erscheint. Ihre dorthin gelangten Producte zeigen so wenig irgend welches Merkmal eines Aufwuchses aus der Eigenthümlichkeit keltogermanischer Anlage, eine Verwandtschaft mit früheren heimischen Dingen, wie eine Fortentwickelung, einen Nachwuchs in den späteren. Sie bekunden einen so fremdartigen und so überlegenen Culturzustand sowohl in Bezug auf die Gebilde der vorhergegangenen Steinzeit, wie der folgenden Eisenzeit, daß sie unmöglich als Zeugnisse einer selbstständigen Bearbeitung der Metalle, als Nachweise einer naturgemäßen Uebergangsstufe nationaler Bildung ältester und spätester Zeit in irgend einer Art zu betrachten sind. Freilich fehlte es nicht ganz an Versuchen, die fremden Gußstücke nachzuahmen und dazu Gußformen für Aexte, Messer, Sicheln, Nadeln ꝛc. zu benutzen, welche, wie es scheint, gleichfalls aus Italien zu uns gebracht waren. Aber, wie der letztgenannte Forscher sagt: „Weder ihre technische noch gegenständliche Bedeutung ist entfernt von der Art, daß sie als Grundlage für die Bildung eines besonderen Culturabschnittes einer nordischen Erzperiode sich verwerthen ließe."

Bekanntlich steht diese neue Auffassung unserer prähistorischen Verhältnisse durchaus nicht im Einklange mit dem von den nordischen Forschern aufgestellten Dreiperiodensystem, wonach auf die Steinzeit eine Bronzezeit und darauf eine Eisenzeit gefolgt ist. Die nordischen, und mit ihnen eine Anzahl der deutschen Gelehrten verknüpfen die Bronzefunde mit jenem im vorigen Artikel erwähnten vorgeschichtlichen nordischen Stein-Culturkreise, der sich von Südschweden über Dänemark, Schleswig-Holstein und das Land zwischen Elbe und Oder bis hinein nach Provinz Brandenburg und Sachsen erstreckte, und nehmen an, daß dessen Bewohner jene schönen Bronzen hergestellt hätten, welche heute die anthropologischen Sammlungen jener Gegenden zieren. Es kam auf dem Berliner Anthropologen-Congreß dieser Unterschied der Auffassung direct zur Sprache, indem sich ein nordischer Forscher, Dr. Undset aus Christiania, in einem Vortrag über die alte Bronzezeit darüber ausließ. Er bezeichnete die Verschiedenheit zwischen den echt etruscischen und den nordischen Bronzesachen in Beziehung auf Stil, Gesammtcharakter, Technik, Materialbehandlung, Ornamentik ꝛc. als so durchgehend, daß kein Zweifel aufkommen könne. Die nordischen Arbeiten seien in technischer Beziehung sehr unterlegen, sie zeigten oft eine wunderbare Virtuosität im Gießen, aber auf der andern Seite einen Mangel an voller, freier Beherrschung des Materials, einen Mangel an guten stählernen Werkzeugen. Bei Lindenschmit's Ansicht müsse man, wenn man beispielsweise das Material an Gewandnadeln, den sogenannten Fibeln, behandelt, zu der Schlußfolgerung kommen, daß in einer Zeit, wo man schon in Italien vorzügliche Fibeln hatte, man daselbst in gewissen Fabriken andere Fibeln arbeitete, und zwar in Typen und Constructionen, die in Italien nie in Gebrauch gewesen sind und die den italienischen in jeder Beziehung weit untergeordnet sind: diese Typen arbeitete man in einer Technik, die der bei den einheimischen Fibeln angewandten weit unterlegen war, für den Export nach den nordischen Ländern, und zwar eine Form für Hannover, eine für Mecklenburg, eine für Pommern, eine andere ganz speciell für die Insel Bornholm; denn an allen diesen Orten hätten sich ausgeprägte Localformen der Gewandnadeln nachweisen lassen.

Es ist hier nicht der Ort, die so schwierige Bronzefrage, welche bereits eine ganze Literatur hervorgerufen hat, zu entscheiden; es sollte im Vorhergehenden nur die Verschiedenheit der hierüber herrschenden Auffassung angedeutet werden. Eine Uebernahme der Bronze-Industrie in den Arbeitskreis der Bevölkerung Deutschlands geben ja beide Ansichten zu, und in dieser Beziehung ist es interessant, den Grafen Wurmbrand, den berühmten österreichischen Archäologen, constatiren zu hören, wie die Verhältnisse in Oesterreich lagen, als die Römer in's Land kamen. Er kommt zu dem Ausspruche, daß die Römer in den österreichischen Ländern die Bevölkerungen noch im lebendigen Besitze jener Bronzen angetroffen haben, welche vor sehr langer Zeit auch in Italien hergestellt wurden und deren Stilistik sich besonders in Etrurien hoch entwickelt hatte. Was nun die Frage beträfe, ob diese alten Bronzen nicht am Ende durchgehends aus italienischen Werkstätten stammten und sich in Oesterreich bis auf die Römerzeit als Erbstücke erhalten hätten, so glaubt Graf Wurmbrand aus den ganz gleichartigen Verzierungen der Eisen- und Bronzegeräthe, welche Verzierungen sich auf den Thonurnen wiederholen, schließen zu können, daß zu jener Zeit, also zu Zeiten des Kaisers Augustus, die meisten Geräthe nach alter Form von den längst als Metallarbeiter bekannten Norikern selbst erzeugt wurden. Damit ist nicht

zu viel gesagt; es handelt sich im Wesentlichen nur um das Geschick, die fremden Muster nachzuahmen, und wie sehr sich bei manchen auf primitiver Culturstufe befindlichen Menschen persönliche Geschicklichkeit und Handfertigkeit auszubilden vermag, davon erzählt Graf Wurmbrand ein eclatantes Beispiel aus der Gegenwart. Das Gewerbe des Schmiedens treiben in Ungarn zumeist die Zigeuner, die ärmste und verachtetste Volksgruppe. Es wurde einem solchen Zigeuner die Aufgabe gestellt, im freien Walde, ohne irgend ein Werkzeug oder eine Beihülfe, aus einigen Stücken alten Eisens eine Kette zu schmieden. Der Mann suchte sich sofort Steine für Ambos und Hammer, verfertigte sich einen merkwürdig einfachen Blasebalg aus einem Stück Ziegenfell, brannte sich Kohlen, und in wenigen Tagen war die Schmiede im Gange. Zuerst wurden die nöthigen Werkzeuge und dann die Kette selbst gemacht, die ganz vortrefflich ausgefallen ist. Wenn man diesen herumwandernden Zigeunern einige Silber- und Goldmünzen giebt, so wird unter den Augen des Bestellers in einigen Stunden ein Armband oder Ohrring von geflochtenen Drähten mit Filigranarbeit entstehen, welche künstlicher gearbeitet sind, als unsere modernen plumpen Goldschmiede-Arbeiten, und die manchmal directe Formverwandtschaft mit etruskischem Schmuck besitzen.

Die römische Cultur, zu deren Einwirkung wir nun übergehen, war im Allgemeinen so überwältigend, so abgeschlossen, daß in verhältnißmäßig kurzer Zeit in den Ländern südlich der Donau die Romanisirung auch des Gewerbes sich vollzogen hatte, während in rein germanischen Gegenden die alten Gewohnheiten sich noch forterhielten. In Deutschland haben wir in Bezug auf den römischen Einfluß in vorgeschichtlicher Zeit zwei Gebiete von einander zu unterscheiden, nämlich das südliche, unmittelbar von den Römern besetzte und das nördliche, nur durch Handelsbeziehungen berührte.

Wir können bis hoch hinauf in den Norden unseres Vaterlandes eine große Menge römischer Funde verzeichnen, so sind beispielsweise in unmittelbarster Nähe Berlins an nicht weniger als sieben Stellen Funde römischer Kaisermünzen gemacht, so ist in Hinterpommern bei Schlawe eine ganz wundervolle, der römischen Zeit angehörende Bronzecyste, welche gravirt, mit Silber ausgelegt und mit feinen Zeichnungen verziert ist, so ist bei Schivelbein und in der Nähe von Berlin je eine Statue des Jupitor hastatus, bei Bahn eine silberne Statuette u. dergl. m. gefunden worden. Die Beschreibung aller echt römischen Funde in Mittel- und Norddeutschland würde einen ganzen Katalog füllen.

Wie sich in Süddeutschland, soweit es von den Römern besetzt war, der Einfluß dieses weltbeherrschenden Volkes geltend machte, davon haben wir sehr eclatante Beispiele. Hier hatte das gewaltige Reich, welches damals gerade auf dem Höhepunkte seiner Entwickelung stand, sogar die Macht und den Einfluß, ganze Städte, wie beispielsweise Regensburg, zu erbauen, welches etwa in den Jahren 170 bis 180 nach Christi Geburt nach allen Regeln römischer Kriegskunst als bedeutendste römische Festung zwischen Wien und der Schweiz angelegt wurde. Wir finden in Süddeutschland, am Rhein, in Elsaß-Lothringen viele andere römische Anlagen, namentlich auch zahlreiche römische Friedhöfe. Werfen wir einen Blick auf die durch Pfarrer Dahlem und den Grafen von Walderndorf in Regensburg untersuchten römischen Begräbnißplätze, so finden wir, daß sich diese Anlagen vor fast allen Thoren dieser Stadt längs den Straßen, insbesondere aber an der Hauptstraße nach Augsburg hinziehen. Der letztgenannte Beerdigungsplatz ist der interessanteste und instructivste; von ihm wurde beim Bau der Ost- und der Staatsbahn, als stellenweise zwölf bis vierzehn Fuß Erdreich abgehoben werden mußte, eine Reihe von Urnen und Erdbegräbnissen bloßgelegt, deren Gesammtzahl 6000 übersteigt, und es ist in hohem Maße belehrend, sich dieses Todtenfeld, das eine Reihe von Generationen und Beerdigungsarten umfaßt, einmal etwas genauer anzusehen.

Zunächst findet sich in diesen merkwürdigen Regensburger Begräbnißplätzen der alten Römer der Uebergang in den Bestattungsarten sehr schön ausgedrückt. In den älteren Theilen, etwa bis gegen das Ende des dritten Jahrhunderts, kommen auf je eine Leichenbestattung etwa neun bis zehn Verbrennungen, späterhin ändert sich das Verhältniß immer mehr; die Leichenbeisetzung tritt häufiger auf, ohne daß man jedoch die Todten mit dem Gesicht der aufgehenden Sonne zugekehrt bestattet, bis endlich der volle Eintritt auch der letzten Sitte zu bemerken ist. Nach beinahe drittehalbhundertjährigem Bestehen wurde zur Zeit des Kaisers Honorius, etwa zu Anfang des fünften Jahrhunderts nach Christi Geburt, das römische Commando von Regensburg wegverlegt und Augsburg genähert; damit hörten auch die Beerdigungen auf diesen römischen Friedhöfen auf. Für unsere Prähistorie haben wir so durch die Erforschung dieser Localitäten eine sehr schöne Zeitbestimmung dafür gewonnen, wann im Süden und Westen Deutschlands die heute noch übliche Bestattungsweise eingetreten ist. Allein diese Friedhöfe von Regensburg führen uns noch weiter bis an die Grenzscheide des altnationalen Heidenlebens und der neuen Christuslehre, bis zu den Grabalterthümern aus der nachrömischen glänzenden Zeit der Merowinger-Könige, in welcher die Summe der selbstständigen technischen Errungenschaften aller vorhergehenden Bildungsphasen sich zu großartigen Leistungen vereinigte. Die Auflösung des römischen Reiches hatte nicht sofort die Zurückziehung aller byzantinischen Romanen aus dieser Gegend zur Folge; diese Leute lebten dort vielmehr, sich selbst überlassen, lange Zeit, den veränderten Verhältnissen Rechnung tragend, bis im sechsten Jahrhundert die Bajuwaren das Land in wahrscheinlich höchst friedlicher Weise für sich eroberten.

Wir haben bisher fast ausschließlich von der Bronzezeit gesprochen, obgleich mit dem Eintritt der genannten Periode der Gebrauch des Eisens schon vielfach bei uns eingeführt war. Bei einer Betrachtung dieses Verhältnisses müssen wir uns zunächst wieder jenem nordischen Dreiperiodensysteme zuwenden, wie es von den skandinavischen und dänischen Forschern S. Nilsson, Worsaae, Montelius, Hildebrand, Wiberg u. A. m. in einer Reihe von Werken beschrieben ist, welche durch die unermüdliche Interpretin der nordischen Anschauungen, Fräulein J. Mestorf in Kiel, in's Deutsche übersetzt und schon seit Jahren im Verlage von Otto Meißner in Hamburg erschienen sind. Es dürfte vielleicht angemessen sein, hier mitzutheilen, wie sich der dänische Forscher J. J. A. Worsaae nach seinem 1878 veröffentlichten Buche „Die Vorgeschichte des Nordens" die Chronologie dieses Systems denkt. Hiernach stellt sich die Eintheilung der Culturverhältnisse für den skandinavischen Norden annähernd folgendermaßen: Aeltere Steinzeit circa 3000 Jahre vor Christo; jüngere Steinzeit circa 2000 bis 1000 vor Christo; ältere Bronzezeit circa 1000 bis 500 vor Christo; jüngere Bronzezeit circa 500 vor bis 100 nach Christo; ältere Eisenzeit circa 100 bis 450 nach Christo; mittlere Eisenzeit circa 450 bis 700 nach Christo; die Wikinger- oder jüngere Eisenzeit circa 700 bis 1000 nach Christo. Höchst auffällig muß es erscheinen, sagt der dänische Forscher, daß die Eisencultur, welche in den classischen Mittelmeerländern rasch eine so reiche Entwickelung erfuhr und schon um 800 bis 900 Jahre vor Christo ein neues historisches Zeitalter dort begründet hatte, fast tausend Jahre brauchte, um bis an das nördliche Gestade der Ostsee hinaufzudringen, ja, daß fast zweitausend Jahre nöthig waren, um in der Zeit von 800 bis 900 nach Christo der vorhistorischen Zeit im skandinavischen Norden ein Ende zu setzen, mit andern Worten, diese bis dahin so gut wie unbekannten Länder in das Gebiet der Weltgeschichte hineinzuziehen.

Dieser Ansicht gegenüber treten unsere deutschen Anthropologen — für das deutsche Gebiet — mit großer Entschiedenheit auf. Weit entfernt — ruft Lindenschmit aus — daß die Geräthe aus Knochen oder Stein ausschließlich nur eine fern abliegende und streng isolirte Zeit bezeichnen, bilden sie vielmehr eine durchgehende Grundlage des gesammten vorgeschichtlichen deutschen Culturstandes, welche mit mehr oder minder bedeutender Beimischung von Bronzegeräthen bis zum Eintritt des allseitigsten Eisengebrauchs hinabreicht. Dr. Hostmann in Celle kommt in seiner verdienstvollen Arbeit über den Urnenfriedhof bei Darzau in der Provinz Hannover (Verlag von Fr. Vieweg und Sohn in Braunschweig) unter Anderem zu der Ueberzeugung, daß die feine Bearbeitung vieler der ältesten und schönsten Bronzen gar nicht ohne genügende Stahlwerkzeuge habe ausgeführt werden können, sodaß man also vor der Hand nur eine Eintheilung der Prähistorie in eine „vormetallische" und in eine „metallische" Zeit annehmen dürfe. Das Eisen sei jedenfalls gleichzeitig oder noch vor der Bronze bearbeitet worden und in Gebrauch gewesen. Auch in seiner neuesten, im Archiv für Anthropologie erschienenen Abhandlung über die von Schliemann ausgegrabenen Metallarbeiten von Mykenae und ihre Bedeutung für die allgemeine Geschichte der Metallindustrie bleibt dieser Forscher durchaus auf seiner Meinung bestehen; er führt an, daß nicht die Technik des Gießens, sondern

Digitized by Google

die Kunst des Schmiedens das ursprünglichste Handwerk des Metallarbeiters gewesen sei, und daß zur Zeit der Akropolisgräber von Mykenae, um die Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christo, das Eisen zu Arbeitsgeräth wie zu Waffen verwendet wurde.

Eigenthümlich ist es allerdings, daß wir kaum irgend welche alten Bronzefunde in Deutschland besitzen, die nicht gleichzeitig Beigaben von Eisen enthalten hätten. Es steht fest, daß im Gräberfelde zu Hallstadt überall neben den uralten Bronzen Eisen vorkommt. Jene alten, oben erwähnten drei etrurischen Bronze-Eimer hatten sämmtlich eiserne Beigaben: eiserne Deckel, eiserne Messer, eiserne Nägel, sodaß wir uns genöthigt sehen, jene entlegene Zeit, in der man die Kunst des Löthens und Gießens der Bronze noch nicht einmal kannte, als schon zur Eisencultur gehörig anzunehmen. Es ist nicht schwierig, sich vorzustellen, daß überall neben dem Import der vorwiegend zu Schmuckgegenständen verwendeten Bronze auch ein solcher von eisernen Waffen bereits in sehr früher Zeit auf den von Italien nach dem Norden Europas führenden Handelswegen stattgefunden habe. Der Grund, warum sich verhältnißmäßig so wenig Eisensachen erhalten haben, wird theils dahin erklärt, daß das Eisen durch den Einfluß des Sauerstoffs der Luft sehr viel schneller vernichtet und von Rost aufgefressen werde, als die durch ihre schöne grüne Patina geschützte Bronze, theils aber auch dahin, daß man zu Grabmitgaben, Weihgeschenken und Prunkwaffen als Ersatz der echten Stahlschwerter schon in ältester Zeit solche aus Bronze genommen hat. Daß sich natürlich im Laufe der Jahrhunderte bei uns in Deutschland, wie überall, an günstigen Localitäten allmählich eine eigene Metalltechnik entwickeln konnte, daß wir in den Donauländern späterhin, zur Zeit des Kaisers Augustus, von den berühmten Eisenschwertern aus Noricum, daß wir von gallischen Schwertern sprechen hören, ist eine leicht erklärliche Sache.

Wie vorher bemerkt, bildet die halb sagenhafte Zeit der merowingischen Könige, im fünften bis achten Jahrhundert nach Chr., die letzte und glänzendste aller prähistorischen Entwickelungsperioden unseres Volkes. Obgleich wir, namentlich im Osten und Norden von Deutschland, noch manche slavische, lettische, arabische und skandinavische Funde zu verzeichnen und gewisse Cultureinströmungen daraus herzuleiten haben, so kommen diese doch im Ganzen nicht sonderlich in Betracht. Wie aber zur Merowingerzeit die Waffen aller Art, die eigenthümlich verzierten Schmuckstücke aus Gold und Silber, die Gefäße aus Glas und Thon, Holz und Metall, die zahlreichen Geräthe für jeden Bedarf ein anziehendes Bild der äußeren Lebenserscheinung jener entlegenen Periode gewähren, davon sei als ein hervorragendes Beispiel das Grab des Frankenkönigs Childerich angeführt.

Es war im Jahre 1653, als auf dem Friedhofe zu Sanct Brixius in Doornick ein taubstummer Arbeiter beim Graben eines Fundamentes plötzlich auf eine so große Zahl blinkender Goldmünzen und glänzender Goldgeräthe stieß, daß er vor Schreck und Ueberraschung die Sprache gewann und laut aufschrie. Man fand und sammelte im Boden und der bereits ausgeworfenen Erde eine Menge Goldschmuck und Reste von golddurchwirkten Gewändern; man fand goldene, mit Edelsteinen besetzte Schwertbeschläge an verrosteten Klingen, eine Axt und eine Speerspitze von Eisen, zwei menschliche und einen Pferdeschädel sowie einen Siegelring, der das Brustbild eines Mannes mit langen geflochtenen oder gelockten Haaren und eine Lanze in der Hand zeigte. Die Umschrift enthielt die Worte: Childerici regis. Man erkannte sofort, daß hier das Grab jenes Frankenkönigs zu Tage gekommen, in welches derselbe mit seinem Streitrosse, seinen Waffen sowie mit einer reichen Beigabe sowohl von Schmuck wie von geprägtem Gold und Silber im Jahre 481 nach Chr. beigesetzt wurde, und zwar, wie wir jetzt erkennen, an der Seite einer ebenso königlich ausgestatteten Frau, ohne Zweifel seiner Gemahlin Basina, der Mutter Chlodowech's, des Begründers der merowingischen Königsmacht.

Dieser Fund war der Beginn einer Fülle weiterer Funde, die aber erst in allerneuester Zeit, in den letzten vierzig Jahren, gemacht worden sind und zur Entdeckung und Erforschung jener großen Friedhöfe in den alten Gebieten der Alamannen, Burgunder, Franken, Angelsachsen und Baiern geführt haben, mit deren Erwähnung wir die Aufgabe dieser Artikel als abgeschlossen betrachten dürfen.

Auf dem Rheine.

(S. Abbildung auf Seite 629.)

Ich fuhr zu Kahne stromab den Rhein;
Es blinkten so silbern die Wellen,
Und bei mir saßen im Sonnenschein
Vielliebe Fahrtgesellen —
Jungfrisches Blut und graues Haar,
Dazu die Liebste, wem eine war;
Wir führten die Römer zu Munde
Und priesen die glückliche Stunde.

Da scholl Musik, da stieß es vom Land
Mit fliegender Purpurfahne,
Dahinter schimmerndes Meßgewand —
Wallfahrer waren's im Kahne;
Und als sie zogen vor uns vorbei,
Sie sangen so klagend die Litanei,
Sie sangen von Kreuz und von Büßen,
Den sonnigen Rhein zu den Füßen.

Da hub sich mein liebster Gesell beim Mast,
Auf sprühte sein Glas in Funken;
Er sang: „O süßeste Lebenslast,
Ich grüße dich liebetrunken!
Ich liebe den Berg, dazu das Thal,
Ich liebe so Regen wie Sonnenstrahl;
Das Glück und die Thräne vor Leide —
Ich liebe sie alle beide.

Und wenn sich Staub an den Schuh mir hing,
Ich schüttle ihn von den Füßen,
Und hab' ich gethan ein unrecht Ding,
So brauch' ich darum nicht büßen:
Ein Adler, steig' ich in Himmelsluft;
Da badet die Seele der Sonnenduft,
Und schweb' ich zur Erde nieder,
So lächelt der Friede mir wieder.

Ihr lieben Heil'gen von Rauhenthal,
Du Milch von unsrer Frauen,
Ihr Aßmannshäuser und Andren zumal,
Euch will ich fröhlich trauen;
Die Ihr vom Himmel der Welt geschenkt,
Ihr habt die Lehr' mir in's Herz gesenkt:
Froh Herz und feurigen Willen,
Die fressen nicht Motten noch Grillen."

So scholl sein Lied. Es nickte der Kahn,
Es nickten die lustigen Wogen;
Sein leeres Glas flog himmelan
Geschleudert in mächtigem Bogen.
Doch weiter tönte der Bußgesang,
Von Kreuz und Sünde der trübe Klang;
Sie fuhren langsam von dannen,
Bis daß sie das Ufer gewannen.

Victor Blüthgen.

Der Dom zu Köln.*

Zum Weihefest eines deutschen Nationalbaues.

Von Dr. L. Ennen.

Als die einzelnen, mit reichen Gütern ausgestatteten Stifter Kölns begannen, Kirchen zu erbauen, welche die alte, aus dem zehnten Jahrhundert stammende Kathedrale, die Ruhestätte der heiligen drei Könige, an Pracht, an ruhiger Majestät, an äußerer Schönheit, an verschwenderischer Ausstattung übertrafen, mußte das Bedürfniß nach einer Mutterkirche fühlbar werden, welche auch im Aeußern das richtige Verhältniß des Domes zu den übrigen Stiftskirchen kund gab. Der fromme, gewaltige, prachtliebende

* Der Verfasser obigen werthvollen Aufsatzes, langjähriger Archivar und Bibliothekar der Stadt Köln und bedeutender Geschichtsforscher, ist unerwartet am 14. Juni dieses Jahres aus dem Leben geschieden, die eben vollendete, von ihm erbetene Arbeit als die letzte seines Lebens uns hinterlassend. Indem wir dieselbe heute, als am Vorabende der Einweihungsfeste des Kölner Doms, unsern Lesern darbieten, fügen wir noch ein Wort über die Person ihres Verfassers hinzu. Leonhard Ennen, am 5. März 1829 zu Schleiden in der Eifel geboren, war früher katholischer Geistlicher und lebte als Curatvicar in Königswinter, bis Köln ihm, der eben in das Abgeordnetenhaus gewählt worden, 1857 Archiv und Bibliothek der Stadt anvertraute. Obwohl mehr ein friedfertiger Gelehrter, als ein Mann der That, hat er doch schon im Jahre 1848 sich durch Betheiligung an einer liberalen Bewegung innerhalb des kölnischen Clerus Maßregelungen zugezogen und war bis zu seinem Tode ein erklärter Gegner des Unfehlbarkeits-Dogmas, ohne Altkatholik zu werden. Seine Hauptwerke behandeln die Geschichte Kölns. D. Red.

Digitized by Google

Erzbischof Engelbert war es, der zuerst den Plan anregte, den Dom des heiligen Petrus neu zu erbauen; er gewann das Capitel für diesen Gedanken und versprach fünfhundert Mark zum Beginne der Ausführung, sowie jährlich bis zur Vollendung eine gleiche Summe.

Wir verdanken diese Nachricht dem Biographen Engelbert's, dem Novizenmeister Cäsarius von Heisterbach, der sie niederschrieb, noch bevor der Dombrand des Jahres 1248 den Neubau nothwendig machte.

Diesseits der Alpen gab es keine Reliquien, die in so hohem Ansehen gestanden und ihre frommen Verehrer so massenhaft angezogen hätten, wie die Leiber der heiligen drei Könige. Engelbert durfte sich daher überzeugt halten, daß der größte Theil der ganzen Christenheit freudig seinen Beitrag darbringen werde, wenn über dem Grabe der morgenländischen Weisen ein Tempel aufgeführt würde, der auf dem ganzen Erdenrunde vergebens seines Gleichen suchte. Ehe er selbst Hand an das große, gewaltige Werk legen konnte, erlag er den Streichen ruchloser Mörder, und sein Nachfolger, Heinrich, ließ den Plan seines Vorgängers ruhen. Nach dessen Tode scheint das Capitel die Dombaufrage in die Hand genommen zu haben.

Die älteste Nachricht über die Absicht des Capitels, eine neue Domkirche zu bauen, findet sich in einem in das Kalendarium der Domthesaurarie eingetragenen Capitelsbeschluß vom 23. März 1247, also dreizehn Monate vor dem Dombrande. Sobald sich das Capitel entschieden hatte, traf es mit dem Thesaurar Philippus ein Abkommen, wonach dieser sämmtliche Opfer, welche auf den Altar des heiligen Petrus gelegt würden, sechs Jahre lang zur Baucasse abführen solle; nur dreißig Mark solle er für sich behalten. In gleicher Weise wurde der Custos angehalten, die Opfer, welche in der goldenen Kammer bei den daselbst ruhenden Reliquien niedergelegt wurden, nach Abzug von drei Mark an die Rendanten der Baucasse abzuliefern. Diese Uebereinkunft wurde in das Kalendarium des Ober-Custos, der zugleich Thesaurar war, eingetragen. Es geht aus diesem Actenstücke unwiderleglich hervor, daß im Jahre 1247 der Gedanke an Herstellung einer neuen würdigern Domkirche bei der zuständigen Stelle zur Geltung und Anerkennung und zu bindendem Beschlusse gekommen und nicht etwa ein blos theilweiser Neubau oder eine gründliche Reparatur der alten Domkirche beabsichtigt war.

Wie Engelbert der Heilige, wird auch der nunmehrige Erzbischof Conrad, welcher die Anregung des Capitels freudig begrüßte und welchem denn auch beschieden war, den Grundstein des Baues zu legen, sich zu reichlichen Beiträgen für den beabsichtigten Neubau bereit erklärt haben. Den bei weitem größten Theil der Baukosten hoffte man durch Opfer, Vermächtnisse und Collectionen zu decken; die Opferwilligkeit der Christgläubigen aber konnte am erfolgreichsten zu Gaben geweckt und lebendig erhalten werden, wenn der Papst sich der Sache annahm.

Der Ablaßbrief, durch welchen Papst Innocenz am 6. April 1247 allen Denjenigen, welche am Tage der Kirchweihe den Kölner Dom mit reumüthigem Herzen besuchen würden, Nachlaß der zeitlichen Sündenstrafen verhieß, wird denn auch seinen guten Einfluß auf die Bereicherung der Baucasse nicht verfehlt haben. Das Capitel aber hat sicher, so gut wie es sich die Gründung und Füllung einer Baucasse angelegen sein ließ, auch alsbald auf einen Plan für die Ausführung des neuen Werkes Bedacht genommen, und so will es mich denn, gegenüber den Ausführungen Schnaase's, als zweifellos bedünken, daß der ganze Grundriß des Kölner Domes schon im Laufe des Jahres 1247 entworfen ist. Zwar ist es richtig, daß der Plan zu Langhaus und Querschiff, so wie unser Jahrhundert ihn in unvollendeter Form vorfand, nicht im Geiste der Baukunst des dreizehnten Jahrhunderts componirt ist. Der Grund für diese Thatsache kann aber sehr wohl darin gesucht werden, daß die Ausführung des ursprünglichen Planes nur stückweise vorging und der Plan zu Langschiff und Seitenschiff, bevor dieselben in Angriff genommen wurden, nach den im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zur Geltung gekommenen Bauprincipien umgeändert wurde.

Aus Rücksicht auf den Stiftsgottesdienst dürfte man sich entschlossen haben, zuerst das Chor hinter der alten Domkirche fertig zu stellen und dann erst den alten Bau niederzulegen und den Ausbau des Langhauses und Querschiffes in Angriff zu nehmen. Daß es im ursprünglichen Plane gelegen habe, den alten Dom nur durch das neue Chor zu vergrößern, dafür kann die auf die Einweihung des Chores bezügliche Inschrift nicht entscheidend sein; es liegt in der Inschrift nur der Sinn, daß man im Jahre 1322 den Chorbau als eine factische Erweiterung des alten Domes ansah, keineswegs aber, daß man im Jahre 1248 weiter nichts als eine solche Erweiterung beabsichtigt habe.

Einen werthvollen Beweis, daß von Anfang an die Absicht bestand, an die Stelle des alten Domes ein ganz neues Prachtgebäude aufzuführen, bietet Folgendes dar. In diesem Falle mußte das Capitel, da die zwischen dem Porticus und der Johannis-Capelle liegenden „Gademen" in den Bauplan fielen, alle diese Häuschen eigenthümlich erwerben; und wirklich wurden sie, wie das Domcapitel ausdrücklich erklärt, schon gleich beim Beginne des Baues der Fundamentirung wegen niedergelegt und vernichtet. Erst einige Jahre später, als die alte Kirche wieder nothdürftig reparirt worden und man sich vorläufig auf die Ausführung des Chorbaues zu beschränken entschlossen war, konnten die Gademen wieder hingesetzt werden, und der Custos erscheint im Maihinger Kalendarium als Zinsherr derselben.

Die Werkleute — so erzählen uns zwei Handschriften des siebenzehnten Jahrhunderts — welche mit dem Abbruche der östlichen Mauer beauftragt waren, wollten den Einsturz dadurch herbeiführen, daß sie den Boden aushöhlten, die Fundamente untergruben, die Höhlen mit Holz füllten und dieses dann anzündeten. Die Unvorsichtigkeit der Arbeiter und ein ungünstiger Wind verursachte ein weiteres Umsichgreifen der Flammen, als man erwartet hatte. Hierdurch brannte das alte Gebäude bis auf die Mauern ab; die zwei in der Kirche hängenden goldenen Kronleuchter wurden gänzlich zerstört, der Schrein der heiligen drei Könige aber war beim Beginn der Arbeit, damit er nicht durch den Einsturz der Mauer beschädigt werde, von seiner Stelle inmitten der Kirche an den Ausgang derselben gebracht und hierdurch vor jeder Verletzung bewahrt worden.

Den Nachrichten dieser Handschriften ist aber nicht viel Glauben beizumessen. Gerade die Umständlichkeit, mit der die Einzelheiten bei der ganzen Operation erzählt werden, erweckt die gerechtesten Zweifel, und ich halte mich für berechtigt, der Thatsache, die von keinem gleichzeitigen Localschriftsteller berichtet wird, den Glauben zu versagen. Die ganze Erzählung ist weiter nichts, als ein willkürlicher, dazu noch unwahrscheinlicher Versuch, den Dombrand des Jahres 1248 zu erklären, welcher im Uebrigen zweifellos am Quirinus-Abend den alten Dom beschädigt hat.

Es sagt Papst Innocenz in seiner Bulle vom 21. Mai 1248, daß die Domkirche durch Brand zerstört worden. Der Chronist Matthäus Paris schreibt, daß die Kathedrale des heiligen Petrus bis auf die Mauern durch Feuer vernichtet worden. König Heinrich der Dritte von England empfiehlt die Collecte für den Kölner Dombau mit dem Bemerken, daß in Köln die Kirche, in welcher die Leiber der heiligen drei Könige ruhen, durch einen traurigen, unvorhergesehenen Unfall in Flammen aufgegangen, und die Kölner Annalen von St. Gereon berichten zum Jahre 1248, daß am Tage des heiligen Quirinus der hohe Dom abgebrannt sei. Was die Ausdehnung des Dombrandes anbelangt, von dem auch das Kalendarium der Custodie spricht, so war derselbe keineswegs so bedeutend, daß die Kirche dadurch völlig vernichtet oder unbrauchbar geworden wäre; es handelt sich allem Anscheine nach um ein Brandunglück, welches zeitweilig die Fortsetzung des Gottesdienstes hinderte, jedoch keinen vollständigen Um- oder Neubau bedingte, und ist es richtig, daß bei diesem Brande die beiden goldenen Kronleuchter geschmolzen sind, so wird der Brand das Dach und das Gewölbe des Schiffes zerstört haben.

Rasch und energisch wurde die Reparatur in Angriff genommen. Wenn nicht schon früher, war die Kirche im Jahre 1251 wieder dem Gottesdienste geöffnet, da im Mai dieses Jahres eine Rechtshandlung im Dome vor vielen Zeugen aus dem geistlichen und weltlichen Stande vorgenommen werden konnte. Auf diese Reparatur bezieht sich die so vielfach angeführte und angefochtene Urkunde des Papstes Innocenz des Vierten, durch welche jeder Beitrag zu den Reparaturkosten mit einem Ablasse belohnt wird.

Der Grundstein zum neuen Dome wurde vom Erzbischof Conrad 1248 am 14. August in Gegenwart des deutschen Königs Wilhelm, des Herzogs Heinrich von Brabant, des Herzogs Walker von Limburg, des päpstlichen Legaten, des Bischofs von Lüttich und vieler anderen weltlichen und geistlichen Großen unter vom-

Digitized by Google

haften Feierlichkeiten gelegt. Er ruht an der Stelle, wo später die Ueberreste des Erzbischofs Conrad beigesetzt wurden. Während der Bau des Chores inmitten der gewaltigsten Aufregung, der bittersten Parteistreitigkeiten und der blutigsten Bürgerkämpfe gegen die Erzbischöfe langsam fortschritt, blieb, wie schon angegeben, die alte, zureichend wieder hergestellte Domkirche bestehen und für kirchliche und gottesdienstliche Benutzung erhalten. Es sind uns viele Nachrichten und Urkunden aufbewahrt, welche auf's Unzweideutigste bezeugen, daß bis zur Einweihung des Hochchores in dem alten Dome Rechtshandlungen stattgefunden haben, gottesdienstliche Verrichtungen gefeiert und Beerdigungen vorgenommen worden sind. Bei der Einweihung des Chores 1322 bestand die alte Kirche noch; erst bei dieser Gelegenheit wurde der Schrein der heiligen drei Könige in feierlicher Procession aus der alten Kirche in den neuerbauten Chor versetzt.

Dem Chorbau, dessen Geschichte wir hier kurz zusammenstellen, fielen die alte Sacristei und die goldene Kammer zum Opfer; sie wurden abgebrochen, und an einer gelegeneren Stelle wurde die neue goldene Kammer errichtet, wie wir in dem Maihinger Kalendarium finden. Das Dormitorium, das Gewandhaus, der Kreuzgang, der Holzschuppen, die Waschkammer konnten während des Chorbaues stehen bleiben, unser Kalendarium führt diese Räumlichkeiten gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts als noch vorhanden auf. Nur mäßig gingen die Fonds ein. Collectengelder, Opfer, Zinsen, Vermächtnisse, die Einkünfte suspendirter Beneficien, verjessene Präsenzgelder boten den Provisoren der Baucasse die Mittel, die ungeheueren Kosten des großartigen Baues zu bestreiten. Unter den Wohlthätern des Domes ist uns speciell der Voigt Gerhard bekannt, der im Jahre 1256 für den Bauzweck eine Mark Rente vermachte. Von großem Gewichte für den glücklichen Fortgang des Unternehmens war die eindringliche Sprache, welche Papst Innocenz in der Bulle von 1248 gebrauchte.

Im Jahre 1264 entsandte der Erzbischof Engelbert einen Priester und Provisor der Casse, den Magister Gerhard, mit einem offenen Hirtenschreiben an alle Kirchenvorstände der kölnischen Provinz, um die Opferwilligkeit anzuregen. Das wilde Parteigetriebe in der Stadt, die wüthenden Kämpfe zwischen der Bürgerschaft und den Erzbischöfen, die blutigen Fehden, welche unablässig alle Einwohner des Niederrheins in Athem hielten, hemmten von Zeit zu Zeit den Zufluß der Beiträge und stellten die Vollendung des großartigen Unternehmens in Frage. Zur Gewinnung der nöthigen Quadersteine hatte das Domcapitel einen eigenen Steinbruch am Drachenfels angeraumt und in Betrieb gesetzt, und mittelst Vertrages vom 26. August 1267 erwarb es von dem Burggrafen von Drachenfels einen von diesem Bruche in gerader Richtung zum Rheine führenden Weg. Im Jahre 1274 ward mit dem Burggrafen ein Abkommen getroffen, wonach sechs Arbeiter, von denen drei Steinbrecher und drei Vorschläger sein sollten, fortwährend beschäftigt sein müßten. Wiederholt wird dieser Vertrag erneuert und 1294 die Zahl der Steinbrecher auf vier erhöht; ebenso tritt 1306 eine Vermehrung der Arbeitskräfte ein, nachdem das Capitel den Dombruch durch Ankauf eines Weinberges erweitert hat. In dem Aufrufe, durch welchen Erzbischof Siegfried seine Diöcesen zu Beiträgen für den Dombau auffordert, heißt es: „Der Bau unserer Kirche, der in Folge von Freigebigkeit schon zu ziemlicher Höhe emporgestiegen ist und bereits in herrlicher Pracht dasteht, bedarf zu seiner Vollendung noch vieler und reicher Beiträge."

Im Jahre 1297 war der Bau bereits so weit vorgeschritten, daß die Errichtung und Dotirung der einzelnen Altäre in's Auge gefaßt werden konnte. Der Domvicar Gerhard von Xanten stiftete in diesem Jahre schon eine Vicarie an dem Altare der heiligen Johannes Baptist und Laurentius im neuen Chore; unter den achtzehn Altären, für die er Meßdenare auswirft, sind nicht die Altäre der alten Kirche, sondern die des neuen Baues, des Chores zu verstehen. Die Altäre mochten schon an Ort und Stelle stehen, hatten aber ihre Benennung noch nicht; darum werden sie in den Urkunden auch nicht namentlich aufgeführt. Jedenfalls, obwohl vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts bis zur Einweihung des neuen Chores der Gottesdienst beständig in der alten Domkirche gehalten wurde, hatte das Capitel sein Augenmerk auf den Neubau gerichtet, und die einzelnen Stiftsherren wetteiferten, die im neuen Chore errichteten oder noch zu errichtenden Altäre zu dotiren oder mit Stiftungen zu bedenken.

Gegen 1320 wurden die prachtvollen gemalten Fenster im Chore und in den Seitencapellen eingesetzt; durch die in ihnen eingelassenen Wappen bekunden sie sich als Schenkungen des Erzbischofs Heinrich von Virneburg sowie der ihm verwandten Grafenhäuser Holland, Jülich und Cleve, der Stadt Köln und einer großen Anzahl vornehmer Kölner Familien.

Nach Westen erhielt das Chor durch eine starke bis in die höchste Spitze reichende Mauer einen provisorischen Abschluß; nur so konnte dasselbe bis zur Vollendung des Hauptschiffes mit den Nebenhallen als eine selbstständige Kirche benutzt werden. Der Umgang um das Chor wird ebenso gegen die Seitenschiffe hin durch Mauern geschlossen worden sein. Diese Schlußmauern wurden aufgeführt, bevor man zum Abbruche der alten Domkirche schritt; sonst würde ohne Zweifel ein Theil der Quadern des alten Baues benutzt worden sein.

Im Jahre 1322 war endlich das Chor mit seinen Seitencapellen vollendet. „Innerhalb umgaben doppelte, von schlanken Säulenbündeln gestützte Nebengänge das 150 Fuß aufsteigende Mittelgewölbe. Außerhalb bildeten die Nebengebäude mit ihren einfachen Strebepfeilern und Fenstern einen mächtigen, siebenundsechszig Fuß hohen Untersatz, auf dem sich reich mit zierlichem Thurmwerk geschmückte Widerhalter erhoben und mit ihren Strebbogen das eigentliche Chor stützten." Das Dach war mit Bleiplatten gedeckt, welche mannigfache Ornamente und verschiedene auf die heiligen drei Könige bezügliche Inschriften zeigten. Auf der westlichen Giebelspitze war ein zierliches Dachthürmchen errichtet, welches mit seiner reichen Vergoldung weithin in die Umgegend glänzte. Die feierliche Einweihung fand am 27. September, am Jahrestage der Weihe des alten Domes, unter Assistenz einer großen Anzahl von Bischöfen, Aebten, Pröpsten und anderen Geistlichen durch den Erzbischof Heinrich statt. Bei dieser Feier wurden die Gebeine der heiligen drei Könige in pomphaftem Zuge aus dem alten Dome in ein provisorisches Mausoleum im östlichen Seitenchörchen übergeführt.

Von den Baumeistern, unter deren Leitung das Chor aufgeführt wurde, sind uns bekannt: Gerhard von Rile, Arnold und Johann. Ob Gerhard von Rile und der „Werkmeister Gerart vonme Doyme", der in „einer alder tzedulen" als Eigenthümer eines Erbes bei St. Marien-Garten genannt wird, identisch sind, kann nicht festgestellt werden. Dem Letztgenannten begegnen wir als Wohlthäter der Kirche St. Martin.

Erzbischof Heinrich wollte die Begeisterung für den Fortbau der herrlichen Domkirche nicht erkalten lassen. Nach der Einweihung des Hochchores wurden sofort die Fundamente zu den zuerst in Angriff zu nehmenden Bautheilen der eigentlichen Kirche gelegt, nachdem man für diesen Zweck mit der Niederlegung der alten Domkirche begonnen. Die Glocken erhielten vorläufig ihre Stelle in einem zwischen der Johannis-Capelle und dem Hohen Gericht aufgeführten provisorischen hölzernen Thurme. Den Anfang der Umwandlung scheint man mit der östlichen Mauer des nördlichen Kreuzschiffes gemacht zu haben. Erst im Jahre 1325 wurde zur Fundamentirung des südlichen Kreuzschiffes der an der Südseite der alten Kirche gelegene Porticus niedergelegt. Mit der Erwerbung eines westlich an diesen Porticus grenzenden Besitzes scheint man auf Schwierigkeiten gestoßen zu sein; darum konnte an dieser Stelle für die westliche Seite des Südportals die Fundamentirung nicht vorgenommen werden. In einer Urkunde des Jahres 1325 heißt es, daß „ununterbrochen zur Förderung des Bauwerkes mit großen Anstrengungen gearbeitet werde". Zur Beschaffung der erforderlichen Baumittel wurde wiederum vom Erzbischofe wie vom Papste die Opferwilligkeit des gläubigen Volkes angerufen. Schon Erzbischof Wichbold hatte allen Denjenigen, welche in ihrem Testamente die Baucasse bedenken würden, einen vierzehntägigen Ablaß bewilligt, und sämmtliche Priester der Diöcese hatte er beauftragt, ihren Einfluß bei den Pfarrinsassen zu Gunsten des Dombaues zu verwenden. Auf Grund dieses Erlasses setzte sich in der Kölner Diöcese der Gebrauch fest, daß kein Testament errichtet wurde, in welchem nicht wenigstens etwas für den Dombau bestimmt worden wäre. Nach allen Richtungen zogen Sammler aus, welche in Kirchen und auf öffentlichen Plätzen die Gläubigen durch feurige, begeisternde Reden und mit Zusicherung der göttlichen Gnade und des Nachlasses zeitlicher Sündenstrafen ermunterten, mit freudiger Hand nach Kräften für das heilige Werk des Dombaues beizusteuern.

Die Sammlungen erhielten eine fördernde Organisation und

Digitized by Google

Anno 1500
WESTANSICHT

DOM
DOMBAU

Leitung, als sie in die Hand der im ersten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts gegründeten Petri-Bruderschaft gelegt wurden. Allen, welche sich als Mitglieder der Petri-Bruderschaft aufnehmen ließen und ihren bestimmten Jahresbeitrag entrichteten, wurde die Vergünstigung zugestanden, auch an Orten, auf welchen das Interdict lastete, die heiligen Sacramente zu empfangen und des feierlichen kirchlichen Begräbnisses theilhaftig werden zu können. Der Papst Johann der Zweiundzwanzigste ertheilte in einem besonderen Schreiben allen Indulgenzen und Privilegien, welche der Erzbischof den für den Dombau Beitragenden bewilligt hatte, seine oberhirtliche Genehmigung. In dem Diöcesanstatut des Jahres 1327 wurde bestimmt: „Niemand solle Denjenigen, welche für den Dombau sammeln, hindernd in den Weg treten. Alle Gelder, welche für die Petri-Bruderschaft eingehen, sollen sorgfältig aufgehoben und den Collectaren unverkürzt übergeben werden. Den Collectaren soll es freistehen, bei ihrer Anwesenheit in einer Parochie bei der Pfarrmesse gleich nach verlesenem Evangelium in einer besonderen Predigt die Sache des Dombaues zu empfehlen und zu reichlichen Gaben aufzufordern."

Leider wurde die allerwärts geweckte Opferwilligkeit sehr bald von Schwindlern gemißbraucht. Gerade weil Jeder bereit war, seine freigebige Hand zu öffnen, so oft ein Collectant im Namen des Domes einen Beitrag forderte, lag für Geistliche wie Laien die Versuchung nahe, unter dem Vorwande, Beiträge für den Dom zu sammeln, im Lande umherzuziehen, die für den Bau der Metropolitankirche bestimmten Spenden in Empfang zu nehmen und dieselben zu eigenem Nutzen zu verwenden. Erzbischof Wilhelm sah sich bewogen, diese Mißbräuche auf's Strengste zu rügen und alle Diejenigen mit den härtesten Kirchenstrafen zu bedrohen, welche die für den Dom bestimmten Beiträge zurückhalten und so den Fortgang des Baues gefährden würden.

Die Verwaltung und Verwendung der aus Sammlungen, Schenkungen, Opfern und Vermächtnissen in die Dombaucasse fließenden Gelder stand unter zwei Provisoren, wovon gemäß einem Abkommen vom Jahre 1365 der eine vom Erzbischof, der andere vom Capitel bestellt wurde. Nach Maßgabe einer Urkunde vom Jahre 1452 stellte sich allmählich der Gebrauch fest, daß die ganze Verwaltung der Dombaucasse, die Disposition über die vorhandenen Gelder, die Beaufsichtigung des Baues, die Anstellung des Werkmeisters und der Arbeiter einem Capitularen übertragen wurde, der mit Zustimmung des Capitels seine Bestallung vom Erzbischof erhielt und „Baumeister der Kirche zum Dome" (fabrice ecclesie Coloniensis magister, rector, provisor et administrator) genannt wurde. Als solche Baumeister kennen wir: Bernard de Castro, Pfalzgraf Stephan, Graf Philipp von Oberstein.

Einen ganz anderen Geschäfts- und Wirkungskreis hatte der technische Werkmeister, welcher ebenfalls vielfach unter dem Namen „Baumeister des Domes" erscheint. Nach dem Tode des bereits erwähnten dritten Werkmeisters Johann tritt als dessen Nachfolger ein gewisser Rütger an die Spitze des Baues. Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts treffen wir als obersten Werkmeister den Steinmetzen Michael Lapicida. In einem Actenstücke, durch welches 1398 „Bürgermeister, Rath und Bürger gemeinlich der Stadt Köln" vor das kaiserliche Hofgericht zu Rottweil geladen werden, erscheint unter den Vorgeladenen Andres, Meister „im Tum"; es ist dies Meister Andreas von Everdingen, der noch 1412 als „Werkmeister in dem doyme zo Coelne" erscheint. Darauf finden wir Meister „Clais", das ist Nicolas von Büren als Dombaumeister, und nach ihm erhielt der Gemahl seiner Nichte Sophie, Meister Conrad, die Leitung des Dombaues. Im Jahre 1463 wurde ihm auf der Tagsatzung zu Regensburg das Obermeisterthum für die Steinmetzbruderschaft in dem Gebiete von Niederdeutschland zugestanden. Auf diesem Obermeisterthum beruhte es, daß durch einen Schiedsspruch in Steinsachen zwischen den Steinmetzen und Malern 1491 dem „Doymmeister" ein gewichtiges Wort eingeräumt wurde. Johannes von Frankenberg scheint damals Dommeister gewesen zu sein. Schon seit dem vierzehnten Jahrhundert nehmen die Steinmetzen in der Dombauhütte eine bevorzugte Stellung unter ihren Zunftgenossen ein, wie der Zunftbrief vom Jahre 1308 zeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Unverstanden.

Alle Rechte vorbehalten.

Von W. Heimburg.

(Schluß.)

„Zuerst sah ich nichts; denn mein Auge konnt' sich nicht gewöhnen an die Dämmerung da innen, aber dann — — Johannes! Wie bin ich nur herunter gekommen von dem Fenster, und zu dem Bänklein, wo ich mich hernach wieder fand!

Mein Weib — und mein Freund! Er lag auf den Knieen vor ihr, die im Sessel ruhete, hatte ihre Hände gefasset und den Kopf darüber gebeuget — kein Hauch, kein Laut, der sie störete in dem einsamen Hause! Der das Recht dazu gehabt, war ja tief im Walde. Da faßte mich ein finsteres böses Wesen; ich riß das Gewehr von meiner Schulter und legete an auf das Fensterlein, aber dann warf ich jenes weit von mir und barg den Kopf in meine Hände, und die finstersten Stunden meines Lebens senkten sich über mich.

Erst spät ging ich in mein Gemach und lauschte auf ihre Tritte — was ich mit ihr beginnen wollte, war mir selbst nicht klar, ein Zorn hatte mein Herz erfasset, eine Verachtung, daß ich sie mit dem Fuße hätte hinwegstoßen mögen, wie einen Hund. Und endlich hörte ich sie kommen; die Thür des Zimmers that sich langsam auf, und sie stand auf der Schwelle, so schlank, so süß, wie nur jemals; verweint und bleich schritt sie zu mir herüber, und vor mir stehen bleibend, sank sie zu Boden. ‚Heinrich! Heinrich!' klang es in mein Ohr, und ihre gefalteten Hände reckten sich empor zu mir. Was sie noch sonsten sagte, verstand ich nicht; die Worte erstarben auf ihren Lippen.

Da sprang ich auf in wildem Zorne und riß sie jäh empor; mit festem Griffe packte ich ihre Hand und führete sie hinaus aus dem Gemache durch die Halle, über die Schwelle meines Hauses. Willenlos folgete sie mir, nur ein schier vergehender Blick brach aus ihren Augen, wie der eines todtwunden Rehes.

Ich sagte nichts und deutete nur mit der Hand den Weg entlang, aber nun verstand sie mich; hoch und stolz hatte sie sich aufgerichtet, das schöne Haupt in den Nacken zurückgeworfen — so stand sie vor mir, als wär' nicht sie, sondern ich schuldig. Ihre Lippen bewegten sich, als wollt' sie sprechen; dann wendete sie sich mit fast verachtungsvoller Geberde und schritt in den dämmernden Abend hinaus — — und als sie mir entschwunden, da warf ich das Gewehr über und im wilden Schmerze lief ich die Nacht im Walde umher.

Als ich nach Hause kam im Morgennebel, hatte ich nur den einen Wunsch, sie möge wiedergekehrt sein, schuldig oder nicht; ich lag zu tief in des unseligen Weibes Fesseln. Jobst aber berichtete mir erschreckt, die Frau sei über Nacht nicht daheim gewesen, also daß ich bitter auflachte: ‚sie wird ein Obdach wohl gefunden haben.' Doch im selbigen Momente sprengte ein Reiter daher, und ich erkannte in dem isabellenfarbigen Rosse Prinz Christian; da warf ich Jobsten mein Gewehr zu, auf daß kein Unglück geschehe, stemmete meine Hände in die Seiten und sah ihn finster herankommen.

Er streckte mir die Hand entgegen; das Haar hing ihm verworren um die Stirn; unordentlich saßen ihm die Kleider, und bleich und überwacht sah er aus, wie Jemand, der in schwerem Leid die Nacht durchsorget oder sie durchschwelget hat.

‚Ich habe mit Dir zu reden, Heinz,' sagte er tonlos und schwang sich vom Pferde.

‚Was zwischen uns zu reden ist, vermag nur ein eiserner Mund,' entgegnete ich. Er stutzte und sah mich forschend an.

‚Ich meine, Du verstehst mich falsch, Heinz; ich will für Dein Weib sprechen —'

Da lachte ich gellend auf. ‚Mein Weib? Ich wüßte nicht, daß ich annoch eines hätte, und daß ich eines besaß, hab' ich vergessen.'

‚Um des Himmels willen, Heinrich!' schrie er entsetzt, ‚was soll dieses Gerede? Wie siehst Du aus? — Wo ist Friederike?'

Digitized by Google

‚Das magst Du wohl besser wissen, denn ich,‘ erwiderte ich.

Er aber war blaß geworden wie der Tod.

‚Fort ist sie,‘ rief er, ‚Du hast — —‘ Dann brach er ab. ‚Heinz, Du bist ein roher, ein gefühlloser Gesell,‘ schrie er, ‚Du bist nicht werth, daß sie Dir einen Blick gegönnt; Du hast sie niemalen geliebt.‘

Da brach das Lachen wieder von meinen Lippen. ‚Du magst es freilich besser verstehen,‘ entgegnete ich, ‚bin ich doch kein Höfling und kein Prinz und habe es nicht zu Paris erlernet, wie man seines Freundes Weib verführet.‘

Aber er achtete meiner bitteren Worte kaum, schier verzweifelt geberdete er sich, und wie ein Rasender bot er Knechte und Jägerburschen auf, die Frau zu suchen, und jammernd und schreiend lief Jobstens Weib umher, immer dasselbe wiederholend: die Frau habe sich ein Leides angethan; sie sei schon lange so wirr und verstört gewesen und habe zuweilen so arg geschrieen und geweinet.

‚Herr,‘ jammerte das Weib und fiel vor mir nieder auf die Stufen der Freitreppe, wo ich noch immer stand, als sei ich zu Stein geworden, ‚Herr, ich überleb's nicht; sie ist in den See gegangen, in den See.‘

Mir aber klangen die Worte in die Ohren, die Friederike am Hochzeitsabend gesprochen:

‚Dann wäre ich fortgegangen, und Du hättest mich nicht wiedergefunden.‘

Warum wollte sie damals fort? Weil sie wähnte, ich könne sie nicht lieben, und doch galt ihr diese Liebe ein Nichts; sie ward treulos bei der ersten Versuchung, so ihr entgegentrat.

Dann packte mich wieder eine wilde Verzweiflung; Gott, wenn es wahr wäre, wenn sie im See läge, bleich und todt!

Ich stürzte die Stufen hinunter; ich wollte sie suchen, aber — was ging sie mich an? Ein Anderer suchte sie ja schon mit aller Liebesangst — sie selbsten hatte mir das Recht dazu genommen.

Ich ging in mein Gemach und begann dorten auf und ab zu wandern; dann und wann streifte mein Blick das Schießzeug, und ich dachte, ob's nicht besser sei, dem elenden Leben ein Ende zu machen. ‚Um eines Weibes willen, die treulos?‘ fragte ich dann, ‚ist dein Leben nicht mehr werth, denn solchen Preises?‘

Ich stieß die Thür zu ihrem Zimmer auf; es stund und lag Alles, als sei sie nur eben hinausgegangen — auf dem Tischlein am Fenster Bücher, die ihr Prinz Christian gebracht, ein Spitzentüchlein, wie sie es so gern über dem Haar trug, und in einem Krystallgläschen ein Waldstrauß, rothe Ebereschen und bunt gefärbtes Eichenlaub; das kleine Spinnrad mit den Elfenbeinverzierungen war zur Seite geschoben; ich meinete, das blasse Händlein an dem feinen Faden zu sehen, den schmalen Fuß auf dem Trittbrett.

‚Friederike, Friederike!‘ rang es sich aus meiner Brust, ‚es kann ja nicht sein; es ist nur ein Träumen gewesen, ein entsetzlich Träumen; Du mußt wieder kommen; es muß werden wie früher, nein, besser, schöner noch; was hab' ich Dir gethan, daß Du mich so elend gemacht?‘

Aber es blieb still um mich, todtenstill — und so lag ich vor ihrem Stuhle, Stunde um Stunde, und hielt das Tüchlein an meine brennende Wange gedrückt, bis die Dunkelheit herniedersank; nur das Ticken der Uhr mahnte, daß die Zeit nimmer stillstund.

Dann ein Gewirr von Stimmen, das Jammerrufen der Jobstin, und als ich hinausstürzete, da sah ich in dem unstäten Lichte einer Fackel — mein Weib! Prinz Christian trug sie in seinen Armen und legte sie eben auf ein Bänklein, und dorten lag sie seltsam starr und bleich, und von den langen blonden Haaren und den Gewändern rieselte es klar und hell, und eine lange nasse Spur zog sich durch die Halle.

Das Herz stund mir still; ich mußte mich an die Wand stützen, und still und lautlos war es rund umher geworden unter den Menschen, so die Halle fülleten. Dann wollte ich hinüber zu ihr, aber Prinz Christian vertrat mir den Weg und erhob abwehrend die Hand: ‚Was willst Du noch von ihr?‘

Da wandte ich mich zurücke und schritt wieder in mein Gemach. — Johannes, und als das Frühroth hereinbrach, da war ich ein Anderer geworden — — Sie sagten ja, ich habe ein Herz von Stein, sie wußten aber nicht, wie weich es gewesen.

Ich fragte nicht einmal, wohin man sie betten wollte — was ging es mich auch an? Man behandelte mich, als sei ich ein Fremdling in diesem Hause; die alten Tanten kamen aus dem Stifte, aber nach mir forscheten sie nicht; ich war ja ein herzloser Mensch, gefühlloser denn ein Stein; ich hatt' sie verkümmern lassen an meiner Seite — ich hatt' sie in den Tod gejagt.

Die Nacht vor dem Begräbniß aber schlich ich mich in den Saal, da man sie aufgebahret hatte; hell schien der Mond durch die Fenster und zeigte mir das Antlitz, so ich mehr geliebt als mein Leben, und das itzo im kalten grauenvollen Todesschlummer erstarret war; ich wollte die feinen weißen Händlein ergreifen, die gefaltet auf dem stillen Busen ruheten, aber es durchschauerte mich wiederum ein unfaßbar Grauen; die Hand war ja treulos gewesen, ein Truggebilde das holde Weib, Lug und Trug ihre Liebe, Lug und Trug die Freundschaft, Lug und Trug die ganze Welt.

Ein halberstickter Fluch kam über meine Lippen, und dröhnenden Schrittes verließ ich das Todtengemach; schallend flog der Hall der Thür durch das stille Haus. Dann pfiff ich meinen Hunden, warf das Gewehr über und schritt in die Nacht hinaus, ruhelos, ruhelos. Wie oft seitdem bin ich so gewandert in langen Nächten, bei süßem Mondenschein zur Sommerzeit, bei schauerlichem Sturm und Unwetter des Herbstes, immer das bleiche Frauenbild vor Augen!

Den Morgen aber, da man sie zur Ruhe brachte, tobte ein Sturm daher, daß die Knechte, so den Sarg trugen, kaum zu stehen vermochten und die halbentlaubten Bäume sich ächzend bogen unter der Windsbraut Gewalt; in den Lüften wirbelte der erste großflockige Schnee des kommenden Winters und streute seine leuchtenden Sternlein als weiße Blumen auf das dunkle Grün der Tannenkränze, mit welchen die Jobstin den Sarg geschmücket. Ich hatte die Stirn an die Scheiben meines Fensters gedrücket und schauete dem kleinen Zuge nach, wie er anitzt durch den Wettergraus dahin schwankte, aber mein Herz fühlete nichts und konnt' nicht mehr schreien und jammern; es war gestorben, Johannes, so kalt und todt, als jenes dort im Sarge. — Der Hund winselte neben mir; das unvernünftige Thier fühlete gar wohl, was es verloren, aus der Halle aber scholl das Schreien und Klagen der Frauen.

Da raffte ich mich empor, als der letzte Mann des Grabgeleites hinter den Bäumen verschwunden war, hieß mein Pferd satteln und ritt auf das Schloß, als ich aber Prinz Christian zu sprechen heischte, da ward mir der Bescheid, daß er in aller Frühe gereiset sei, es wußte aber Keiner wohin; nur ein Briefiein, so Seine Durchlaucht für mich zurückgelassen, sei eben zu mir gesendet. Da wandte ich mich um, und ein spöttisch Lachen kam mir auf die Lippen, ‚so ist's recht,‘ sagete ich mir, ‚treulos und feig, und der ist erlauchten Blutes!‘

Die Leute aber, denen ich begegnete, wichen mir aus und blickten mich schier entsetzt an, und ein jung Dirnlein hört' ich sagen:

‚Da siehet man, was eines Mannes Treue gilt; vor einer Viertelstund ist die Frau eingesenket, und itzo reitet er dahin, als sei ihm nichts Böses geschehen — Mutter, ich nehm' keinen Mann.‘

‚Gott soll Dich behüten vor solch einem Unhold,‘ war die Antwort der Alten.

Daheim aber öffnete ich den Brief. ‚Es ist das Beste,‘ hieß es darinnen, ‚es bleibet Alles zwischen uns für jetzt unausgesprochen; denn annoch würdest Du es nicht ertragen, die Wahrheit zu hören. Ich gehe, dieweilen ich mich nicht mit Dir schlagen will. Auch itzo noch Dein aufrichtiger Freund —‘

Das zu glauben, wäre wohl mehr gewesen, als von mir zu verlangen stund.

Nach Jahren erst führete mich der Zufall an Friederikens Grab; an jenem Tage war es, an dem ich sie einst heim geholt. Ich streifte umher, verzweifelter denn jemalen, ich war ein verlassener, finsterer Mann, den die Menschen flohen; hatten doch die bösen Zungen wer weiß welch Märlein von mir herumgetragen, die mich als Ungeheuer, als einen Wütherich ausmaleten. — Unter einer uralten Eiche hatte man sie gebettet; rings umher war Waldesrauschen, Waldesfrieden und feierliche Einsamkeit; schmucklos und einfach war der aus Steinen errichtete Hügel, gegenüber dem Grabe aber hatten sie einen Durchhau gemacht, und in dem grünen Rahmen der Zweige erschien fern das herzogliche Schloß, und die Fenster leuchteten und blitzten herüber, als grüßeten

Digitized by Google

sie das einsame Grab, als wollten sie eifersüchtig über seinen Frieden wachen.

‚Auch im Tode noch!‘ murmelte ich und wandte mich bitter lächelnd ab.

Prinz Christian kehrete erst nach Jahren wieder heim, als ich zwar körperlich noch jung, aber ein Greis an meiner Seele geworden. Er zehret, Johannes, solch ein Jammer; er macht alt vor der Zeit.

Der Prinz trachtete mit mir zu sprechen; ich wies ihn ab, maßen mein Herz vor Kummer und Zorn mich leichtlich hinreißen kunnt', die Ehrfurcht, die ich ihm als meines durchlauchtigsten Herzogs Bruder schuldig, zu verletzen; meines Herzogs Bruder — weiter war er nichts mehr für mich. — Doch nicht einmal, hundertmal wiederholete er den Versuch, aber ich wußte ihm dennoch auszuweichen.

Und wieder nach Jahren warf ihn ein hitzig Fieber danieder, und da sie mir sagten, es gehe mit ihm zum Sterben, ich möge kommen, da ging ich und stund an seinem Bette — nicht liebevoll und vergebend, nein, als ein Richter.

Und da bekannte er mir, daß er sie still geliebet, schon ehe ich sie gekannt, doch daß sie niemalen davon erfahren; nun habe er sie wieder erblicket als mein Weib und habe entdecket, sie sei nicht glücklich, und da sei ihm die Leidenschaft arg in Kopf und Herz gestiegen, also daß er nichts Anderes mehr gesehen als sie und ihr kummerschweres Antlitz. Und da er sie eines Tages in Thränen und Weh gefunden, habe er ihr, nicht mehr Herr seiner Leidenschaft, seine Liebe gestanden.

‚Du weißt, Heinz, welchen Tag ich meine,‘ setzte er hinzu, und sein farbloses Gesicht ward noch bleicher. ‚Sie aber wies mich ab mit harten Worten, sie liebe nur Einen, sagte sie — Dich Heinz, Dich Heinz!‘ Er richtete sich in den Kissen empor und fassete meine Hände, ‚Dich allein, Heinz!‘ wiederholete er mit vergehendem Athem, ‚ihr Gram, ihr Kummer — sie meinte, Du liebtest sie nicht; armer Heinz, Ihr habt Euch nimmer verstanden — unverstanden! Das ist hart.‘

Dann sank er matt in die Kissen zurück, und nach einer Weile flüsterte er nochmalen:

‚Vergieb mir, Heinz, um ihres Angedenkens willen! Sie hat Dich, Dich allein geliebet.‘

Ich saß bei ihm und hielt die erkaltenden Hände, bis sich der ewige Schlummer auf seine müden Augen gesenket. Von seinem Sterbebette aber eilte ich zu ihrem Grabe — Johannes, weißt Du, was Reue ist? Mag Gott es Dir ersparen! — —

Es ist spät! die Dämmerung sinket hernieder; draußen schweiget schon lange das Lied. Es schauert kalt durch's offene Fenster — ich bin alt.

Vorbei Liebe, Haß und Leiden — vorbei, Johannes!

Kommst Du einmal in unsere Berge, so kehre nicht bei mir ein, wenn ich noch leben sollt', behalte mein jugendfrisches Bild im Gedächtniß! Es ist besser so. Aber gehe nicht vorüber an ihrem Grabe, Du weißt, an dem Tannengestelle unter der Eiche! Und wenn Du die Worte liesest auf dem Täflein, so gedenke ihrer, und meiner — meiner, Johannes, als Eines, der es nimmer verstanden, glücklich zu sein.

Geschrieben im rothen Hause.

Dein Freund
Heinrich Mardefeld.“

Nun war der Laut meiner Stimme verhallt und das Gemach erfüllte rosiger Abendschein, noch ebenso rosig, wie vor langer, langer Zeit, als ein einsamer unglücklicher Mann diese Zeilen aufschrieb. Der goldene Schein lag draußen auf den Wipfeln der alten Linden und färbte purpurn die schlichten Wände des kleinen Gemaches, und wie ein rother verklärender Schleier wob es sich um die weiße Mädchengestalt in meinen Armen.

„Friederike!“ sagte ich leise und küßte die weinenden Augen.

Wer von uns Beiden zu dem Andern gekommen? Ich weiß es nicht mehr.

„Ich war schuld,“ sagte sie endlich nach langem Schweigen, „ich war bös und trotzig.“

„Nein, nein, ich; ich hätte Dich doch ehrlich fragen können,“ entgegnete ich.

„O, ich dachte, Du wärst mir nicht mehr gut, weil Du nicht ein Mal geschrieben hast.“

„Ich durfte ja nicht, Liebchen, ich hatte es dem Vater versprochen —“

„O Ulrich, wie unglücklich war ich doch!“

„Und ich erst, Frieda!“

Und wie ich ihr nun so tief in die blauen verweinten Augen sah, da las ich ein süßes Versprechen darin: Nie, niemals will ich wieder stolz gegen Dich sein. Und in meinem Herzen versprach ich ihr auch etwas, und Beide haben wir es gehalten, dieses stumme Versprechen, bis zu dieser Stunde, und schon lag vor einem halben Decennium der silberne Myrthenkranz auf der Stirn meines Weibes.

Auf dem Heimwege aber sind wir noch an das einsame Grab getreten, und Frieda hat einen Tannenkranz auf den epheubewachsenen Hügel gelegt. Hand in Hand saßen wir dort auf dem kleinen Bänkchen, und über uns flüsterten und rauschten die Blätter im Abendwinde, und aus dem Rauschen klang es wunderbar an unser Ohr, bald Jubel und bald Weh, bald Klagen und Jauchzen; der Abendwind erzählte uns von Denen, die hier schlummerten, und die er gar gut gekannt, von der holden, unglücklichen Frau, von dem biederen, sie über Alles liebenden Manne, von einem unendlichen Schatz des süßesten Erdenglückes, der sich unter diesen Steinen barg, weil jene Beiden es nicht verstanden, ihn zu heben.

Am Gatterthor kam uns der Onkel entgegen; schon sah der Mond über die Berge.

„Nun?“ fragte er, „hast Du die Geschichte gelesen?“

„Ja, Vater,“ sagte ich. Und er nickte, lächelte ernst, drückte uns die Hände und küßte sein Töchterlein auf die Stirn.

Ich wußte nun, weshalb er mir jene Blätter gegeben, jene alten, vergilbten Blätter.

Thier-Charaktere.

Von Gebrüder Adolf und Karl Müller.

Talentvolle Vorstehhunde.

Wie lebhaft weckt das Deicker'sche Bild in mir die Erinnerung an meinen unvergeßlichen Bruno glorreichen Angedenkens! Ja, dasselbe Bravourstück, wie das des Musterhundes auf der Illustration meines waidmännischen Freundes, hat gar manchmal mein braver, langjähriger Gefährte auf der Geflügeljagd bestanden.

Bruno war von echtem deutschem Stamme und hatte die Vielseitigkeit seiner Rasse. Er bethätigte seine Anhänglichkeit an seinen Herrn in glänzendem Maße, indem er seine Heimath — Staden in der Wetterau — von Darmstadt aus, wo er meine Spur während eines Platzregens verloren hatte, vierzehn Stunden Weges weit in kurzer Zeit wiederfand, nachdem er den Schienenweg in verschlossenem Raume von Friedberg nach der hessischen Hauptstadt zurückgelegt. Er ist trotz seiner reinen deutschen Abkunft mein flüchtigster, temperamentvollster Hühnerhund gewesen, von jener hochläufigen Art, deren Suche und Ausdauer mit der des englischen Pointer wetteifert, deren Vielseitigkeit aber die immer beschränkteren Eigenschaften des letzteren weit überragt.

Noch gedenke ich des Tages, wo Bruno die erste praktische Probe auf der Hühnersuche ablegte, sein „erstes Feld“ bestand. Ich, damals noch ein Jüngling, sollte von dem Zöglinge auf das Schlagendste an diesem Tage belehrt werden. Das Wetter war windig, weshalb die Feldhühner nicht gut „hielten“. Als der Hund auf das erste „Geläufe“ (Spur) von Hühnern kam, stand er einen Augenblick mit hoher Action, um sogleich in einem Bogen fortzustürmen und im Nu auf etwa fünfzig Schritte wieder nach mir herumzufahren und gleichsam in eine Bildsäule sich zu verwandeln. Nicht durch das Gebahren des Thieres, sondern durch mein lautes Rufen und corrigirendes Hinzulaufen nach demselben stand die zwischen ihm und mir liegende „Kette“ Hühner auf, und das feurige, noch unerfahrene Thier eilte den

Digitized by Google

Deutschland. Originalzeichnung von A. Neuber.

Herausstreichenden nach. Es war unbesonnen, daß ich den Hund strafte. Noch einmal wiederholte sich dieses Vorkommniß bei der rasch wieder aufgefundenen Kette, weshalb ich das verkannte, unverstandene Thier abermals hart schlug.

Ich gewahrte damals bei der ersten Führung meines Schülers, wie Faust am Pudel:

„Von Geist nicht eine Spur,"

denn ich wähnte:

„Alles ist Dressur."

Befangen im Dogma der alten nimrodischen Schultyrannen, hatte ich Kurzsichtiger meinem braven Bruno so das seltenste Talent eines Hühnerhundes, das sogenannte Coupiren oder abschneidende Umkreisen, für immer ausgeprügelt. Aber dafür nahm der Hund mir schließlich durch sein festes Auftreten gänzlich alle Glaubensseligkeit an die Unfehlbarkeit der sogenannten Parforcedressur. Bald lag hinter mir „in wesenlosem Scheine" der ganze Unsinn aus der Rumpelkammer jägerischer Ueberkommenheiten, und ich kehrte meinem Thiere gegenüber von nun an den freundlichen, humanen Führer statt des einseitigen, kurzsichtigen Drängers und Ganglers heraus. Sein „Appell" — ah! wie brachte er mir den Begriff davon und die einfache Kunst, denselben zu erwecken und zu fördern, bei! Das Thier belehrte mich, daß Gehorsam beibringen nichts Anderes bedeute, als durch liebevollen, häufigen Umgang Vertrauen und Anhänglichkeit zu erwecken, welchen dann natürlich Willigkeit und Folgsamkeit auf dem Fuße folgen.

Bald hatte Bruno inne, daß ich auf manchen Ausgängen Vogelnester zur Beobachtung aufsuchte, und rasch war er der eifrigste und beste Finder derselben. Ein Gleiches lernte er an meiner Schonung junger Häschen, an welchen er, wie noch mehrere meiner Hühnerhunde, die ausgesprochenste Großmuth übte. Er beleckte die Kleinen sogar, als wenn er sie liebkosen wolle. Auch selbst schon aus dem Lager rutschende Häschen machte er nie Miene zu schnappen: das kluge, überlegende Thier sah sie als nicht jagdbar an. Ebenso war er behutsam und schonend gegenüber den aufgefundenen Nestvögeln. Mit wahrhaft verachtlichen Blicken sah er dem „herausfahrenden" Hasen nach, oder er ignorirte diesen förmlich, wenn er im „Ausmachen" von Feldhühnern oder der Schnepfe auf der Waldsuche begriffen war. Wie der „ferme" Hund auf unserem Bilde dem eben aufgestandenen „Lampe" wohl lebhaft, aber mit bezahmter Leidenschaft nachblickt, weil er sich seines Apportirdienstes wohl bewußt ist, so sah mein Bruno, ein eben erlegtes Huhn im „Rachen" (Maul), oft genug den neben und um ihn aufstehenden Hühnern nach, dabei noch obendrein das „Einfallen" derselben beobachtend.

Talentvolle Vorstehhunde überragen in der Praxis sogleich ihre geistlosen Cameraden von gröberem Sinne und plebejischerer Natur. Das Talent ist eben auch in der Thierwelt aristokratisch. Deswegen ist es auch der Grundsatz und das Bestreben jedes einsichtsvollen, thier- und naturkundigen Waidmannes, nur beanlagte Hühnerhunde heranzuziehen und zu führen. Der feinsinnige Jäger will auch einen analogen Hund, an dessen „Arbeit" er sein waidmännisches Vergnügen nur erhöht sieht. Und hierdurch gerade unterscheidet er sich so entschieden von dem dilettantenhaften Sonntagsjäger, der sich mit dem gemeinen, talentlosen Köter herumtreibt. Ein guter Hund bildet einen guten Jäger. Vortreffliche Leistungen ermuntern, spornen einander an. Aber Ungeschicklichkeit des Jägers schadigt wiederum ein nicht daran gewöhntes Thier auch um so empfindlicher.

An Bruno erlebte ich einmal Folgendes: Nach einer schlaflosen Nacht stand ich vor Tag auf, um Hühner zu „verhören", das heißt in der Absicht, deren Aufenthalt an ihrem „Rufen", ihrem Aufstreichen und alsbaldigen Einfallen in der Morgendämmerung zu erforschen und sie sodann bei vorgerückter Zeit mit dem Vorstehhunde anzusuchen. Dies geschah auch, und alsbald stand Bruno vor der Kette in gewohnter Sicherheit und Meisterschaft. Doch ich fehlte das günstig aufstehende „Volk" zweimal; ich fehlte gleich darauf noch mehrmals die in einer Kleeflur zersprengten, von dem braven Hunde Stück für Stück „ausgemachten" und einzeln herausstreichenden Hühner. Das war dem Hunde angesichts seiner tadellosen Arbeit ein waidmännisches Verbrechen, und er lohnte es mir endlich mit einer gleichen auffallenden That; er sprang förmlich ein und jagte die Hühner im Unmuthe heraus. Ja, zuletzt bei einer wiederholten Ungeschicklichkeit meinerseits fing er an, vor mir zu heulen. Welch eine sprechende That der Rüge, des Mißbehagens!

Erwähnen muß ich noch einen merkwürdigen Seelenzug, der an einem andern Hunde beobachtet wurde; in ihm bethätigte sich eine Regung, welche der Mensch gewöhnlich nur für sich in Anspruch zu nehmen pflegt: das Gewissen. Mein verstorbener Vater hatte eine Hündin, Bella mit Namen, die Mutter Bruno's, welche es bei ihrem sanften Herrn gut hatte. Das gab Veranlassung, daß Frau Bella eine Feinschmeckerin wurde, und dieses sociale Laster bewegte die in Haus und Hof wie auf der Hühner- und Schnepfensuche sonst so Tadellose, eine Diebin zu werden. Sie stahl die Hühner- und Enteneier. Aber wie verrieth jedesmal nach vollbrachter That die Ruthe, dieser sprechendste Theil des Hundes, mit der ganzen Haltung des Körpers das, was in ihrem Innern vorging! Gekrümmt nach unten stand die Ruthe, und das Gesicht nahm einen merkwürdigen Ausdruck an, so, als ob es das Licht des Tages scheute. Dies geschah aber nicht etwa nach schon empfangener Rüge oder gar Bestrafung, nein, es machte sich stets geltend, so oft man die Bella von der Stube aus auf der Dieberei beobachtete. Der Pfiff aus dem Fenster verwandelte Madame Bella plötzlich in eine erbärmliche Büßerin. Verlegenheit, Scham, Angst spiegelte sich in der kriechenden, sich windenden, ertappten Sünderin, die mit den Augen blinzelte, den „Behang" rückwärts legte und mit der Ruthe in kurzem, abgebrochenem Wedeln beichtete.

Zum Schluß noch ein Beispiel von der Charakterstärke eines Hühnerhundes!

Mein Caro war es, der auf einem Hasentreiben der Spur eines von mir angeschossenen Hasen folgte, denselben zuletzt in einem ungefähr eine Viertelstunde fernen Wäldchen fing und sofort zu bringen sich anschickte. Holzhauer gewahrten den Hund mit dem gefangenen Hasen und ließen sich zu dem Versuch verleiten, die Beute dem Thiere abzujagen. Caro, ein gewaltiger Hühnerhund deutscher langhaariger Rasse, der bei Bedrohung auf den Mann ging, wich anfangs, seines Dienstes eifrig eingedenk, aus, setzte sich aber gegen einen ihn mit einem abgebrochenen Aste bedrängenden Holzhauer zuletzt entschieden zur Wehr, biß ihn empfindlich, sodaß der Dränger und die übrige Rotte Holzhauer zurückwichen. Der tapfere Hund galoppirte nun mit seiner Beute großartig davon und brachte vor der Fronte der applaudirenden Schützenlinie seinem hochbefriedigten Herrn den Hasen.

Caro war ein Zögling meiner späteren Abrichtungsmethode, die dem Thiere von der zwölften Woche an durch frequente Beschäftigung mit ihm Alles spielend beibringt. Schon der sechszehnwöchentliche Hund brachte das Verlorene auf weite Strecken und suchte und fand das Verborgene in allen möglichen Verstecken, sogar auf Baumästen. Caro hatte nie einen Schlag von mir bekommen und war der beste Apporteur, den ich je besessen; er ging halbe Stunden Weges, Verlorenes suchend, mit sicherem Erfolge zurück. Bei seiner für einen Hühnerhund auffallenden Stärke (er maß reichlich siebenundfünfzig Centimeter Höhe) war es ihm ein Leichtes, einen Hasen in anhaltendem Galopp über Gräben und sonstige Hindernisse hinweg, den Fuchs, welchen er tapfer würgte, in schnellem Trabe zu bringen.

Solche Bravour entwickeln aber nur geistig und körperlich hervorragende Hühnerhunde, und ich wende mich deshalb am Schlusse dieser Plauderei an alle Waidgenossen und Thierfreunde mit der Befürwortung der praktischen Regel: *nur begabte Thiere auszubilden.*

Adolf Müller.

Blätter und Blüthen.

Die Dampfkalesche (richtiger Dampfomnibus), welche zur Zeit in Berlin so viel Aufsehen erregt, ist zwar keine ganz neue Erfindung, aber in ihrer vollendeten Gestalt von so bestechenden Vorzügen, daß man wohl nicht irre geht, wenn man ihr eine bedeutende Zukunft prophezeit. Es ist ein Dampfwagen, der in den verschiedensten Größen hergestellt, ohne Schienen auf jeder beliebigen Straße als Last- oder Personenwagen benutzt werden kann und mit dem Vorzuge einer leichten Lenkbarkeit denjenigen großer Schnelligkeit verbindet. Er wurde vom Fabrikbesitzer A. Bollé in Le Mans ursprünglich für seinen Bedarf construirt und bereits vor dem Jahre 1876 benutzt. Der Erfinder legte damals den 200 Kilometer betragenden Weg (Chaussee) von Le Mans nach Paris in 18 Stunden zurück, doch kann er mit seinem Wagen in der Ebene und auf weniger

belebten Straßen sogar eine Geschwindigkeit von 20 bis 25 Kilometer in der Stunde erreichen. Schon damals bewegte sich der Wagen auf den am dichtesten bevölkerten Pariser Straßen mit einer solchen Sicherheit, daß er die allgemeinste Bewunderung erregte. Einer der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgelegten und in deren Schriften abgedruckten Beschreibung des Wagens entnehmen wir folgende Einzelnheiten. Der (ursprüngliche) Wagen wog mit 12 Passagieren und seinen Vorräthen an Wasser und Kohle 4800 Kilogramm, von welchem Gewicht die Hinter- und Triebräder nahezu Dreiviertel, die beiden etwas kleineren Vorderräder den Rest tragen. Letztere sind in ihrer Bewegung sehr frei und können durch eine einfache Lenkvorrichtung sogleich senkrecht auf jeden beliebigen Drehungsradius eingestellt werden, sodaß man mit großer Leichtigkeit ausweichen und sogar ziemlich kurz umdrehen kann. Es wird dies zugleich dadurch erleichtert, daß die Last weniger auf den Achsen als unmittelbar (durch ein Federgestell) auf den Rädern ruht. Hinten am Wagen befindet sich ein aufrechter Field'scher Röhrenkessel mit Schnellfeuerung, während die vier Triebcylinder unter dem Wagen zwischen den Rädern liegen. Alle Theile des Wagens und der Maschine sind aus Stahl construirt.

Vorn am Kutscherſitz vereinigen sich die Lenkvorrichtungen derart, daß der Kutscher den Dampfzufluß durch Pedale, die Räderstellung mit den Händen regiert. Er kann sogar, indem er sich einer sogenannten Stephenson'schen Coulisse bedient, rückwärts fahren. Das Steuer, welches auf die Vorderräder wirkt, befindet sich beständig in seiner rechten Hand; es ist an die Stelle der Zügel getreten. Die linke kann, unabhängig von der Geschwindigkeit der Maschine, je nach der Beschaffenheit des Weges die Gangart regeln. Das Manometer befindet sich ebenfalls unter seinen Augen, während die Kesselbedienung einem hinten postirten Heizer zufällt. Von zehn bis zehn Kilometer etwa muß der Wasservorrath ersetzt werden, was mittelst einer Dampfpumpe sehr schnell geschieht. Der Kohlenverbrauch beträgt bei dem zur Beförderung von zwölf Personen dienenden Wagen und bei einer Leistung von circa dreizehn Pferdekraft pro Stunde anderthalb Franken. Wie sich sowohl in Paris, wie bei der verbesserten Einrichtung, mit welcher man in Berlin Probefahrten anstellt, gezeigt hat, arbeitet die Maschine fast geräuschlos und verursacht bei den begegnenden Pferden keinen Schrecken. Die Lenkung geht, da der Dampfomnibus weder Langbaum noch Gespann besitzt, entschieden leichter von statten, als bei unserm gewöhnlichen Straßenomnibus; der Wagen bleibt mit überraschender Präcision stehen, geht vor- und rückwärts, weicht aus und rangirt sich in einer Reihe anderer Wagen.

Den Bau dieser Wagen hat die Wöhlert'sche Fabrik in Berlin übernommen; sie beabsichtigt, nicht nur Omnibus für zwanzig bis dreißig Personen, sondern auch Lastfuhrwerk bis zu achthundert Centner Tragkraft herzustellen; auch sind bereits trotz der ansehnlichen Preise (zehn- bis fünfzehntausend Mark) sehr zahlreiche Bestellungen eingegangen. Ein nach ähnlichen Principien hergestellter Dampffrachtwagen ist übrigens seit einigen Monaten bereits in Chemnitz in Betrieb und hat sich auf den verschiedensten gepflasterten und chaussirten Wegen, zum Theil mit erheblicher Steigung, vortrefflich bewährt. Allem Anscheine nach liegt in dieser Erfindung der Keim einer längst angestrebten Umwälzung unseres Straßenfuhrwesens.

Der Fischfang mit Kormoranen in China. Die große internationale Fischerei-Ausstellung, welche im Sommer dieses Jahres zu Berlin über eine halbe Million Zuschauer angelockt hat, brachte, wie durch die Zeitungen wohl allgemein bekannt geworden, auf dem Teiche daselbst unter Anderem einen Kahn aus China; eine lebensgroße Puppe darauf versinnbildlichte den rudernden chinesischen Fischer, und auf dem Bord des kleinen Fahrzeuges hatte ein Dutzend ausgestopfter Kormorane* Platz gefunden.

„Diese Vögel werden von den Chinesen zum Fischfang benutzt."

Das war die einzige Erklärung, die uns damals zu Theil werden konnte. Durch einen glücklichen Zufall ist uns jetzt aber der in Shanghai gedruckte Katalog der chinesischen Abtheilung zu Händen gekommen, der einen so interessanten Bericht über diese Fischerei giebt, daß seine Mittheilungen hier Platz finden mögen.

Am besten werden, sagt der Bericht, die Kormorane in T'anghsichön, einer kleinen Stadt fünfzig Li nordwestlich von Hangchow, aufgebracht. Der Volksglaube schreibt den Bewohnern dieser Stadt den Besitz eines Geheimnisses zu, das ihnen ermöglicht, die Vögel besonders geschickt zu dressiren. Der gewöhnliche Name für dieselben ist Yü-ying (Fischfalke), oder Yü-ya (Fischkrähe). In Büchern werden sie mit dem Namen Lu-tsu bezeichnet.

Zweimal im Jahre, im ersten und achten Monat, legen die Weibchen drei bis acht Eier von grüner Farbe von der Größe eines Enteneies. Das Eiweiß darin ist grünlich, und die Eier werden ihres abscheulichen starken Geruches wegen nie genossen (das will bei einem Chinesen viel sagen). Nur die im ersten Monat gelegten Eier werden zum Ausbrüten zurückbehalten. Hühner müssen das Brütgeschäft übernehmen, da die Kormoranweibchen durchaus unzuverlässige Mütter abgeben. Nach einem Monat des Brütens schlüpfen die Jungen aus. Sie können dann noch nicht auf ihren Beinen stehen und sind gegen Kälte besonders empfindlich. Man nimmt daher die Jungen von den Hühnern weg, legt sie in Körbe, die mit Baumwolle und Wolle gefüllt sind, und birgt sie an einem warmen Orte. Im achten Monat, wo, wie bemerkt, die Vögel auch legen, ist die Witterung zum Brüten zu kalt; die Eier werden daher entweder weggeworfen oder armen Kindern geschenkt. Die jungen Vögel füttert man zuerst mit einem Brei von Bohnenhülsen und Aalfleisch. Sind Aale nicht zu haben, so wird das Fleisch eines Fisches, des Ophicephalus niger, dem Vogel in kleinen Kugeln eingegeben. Nach einem Monat fangen die Federn an zu wachsen; dann erhalten die Vögel mehr Fischfleisch und weniger Bohnenhülsen. Nach Ablauf des zweiten Monats werden die ziemlich herangewachsenen Jungen zu Markte gebracht und die Männchen zu vier bis acht Mark, die Weibchen für die Hälfte verkauft.

Die Vögel werden von jetzt an mit jungen Fischen, die man ihnen zuwirft, gefüttert. Wenn sie vollständig ausgewachsen sind, wird ihnen das Ende einer Schnur um ein Bein gelegt, das andere Ende derselben aber an dem Ufer eines Teiches oder Canales festgebunden. Die Vögel werden hierauf gutwillig oder mittelst einer Bambusstange in das Wasser getrieben, und der Züchter pfeift dazu eine besondere Melodie. Man wirft ihnen kleine Fische zu, auf die sie sich gierig stürzen; denn während der Zeit der Abrichtung wird ihnen die Nahrung geschmälert. Mit einem anderen Pfiff ruft der Züchter alsdann die Vögel aus dem Wasser; folgen sie nicht sofort, so werden sie mittelst der Schnur an's Land gezogen. Die eingefangenen Fische geben sie ab, und erst nachdem die Lection vorüber, erhalten sie ihre Fischmahlzeit auf dem Lande. Diese Dressur dauert ungefähr einen Monat (wir fügen hinzu, daß nur die Geduld eines Chinesen im Stande ist, die Dressur des freßgierigen Vogels zu Ende zu führen); dann avanciren sie zur Dressur für den Fischfang von Böten aus. Nach vier bis fünf ferneren Wochen sind die Vögel so abgerichtet, daß man der Schnur entbehren kann.

Alte, gut abgerichtete Vögel begleiten nun die Jungen und erleichtern das Anlernen derselben. Lernen einige Exemplare durchaus nichts, so werden sie — wie der Bericht sich höflich für todtschlagen ausdrückt — bei Seite geschoben. Nach vollendeter Dressur füttert man die Vögel spärlich mit Fischen; ein kleiner Ring aus Hanfgarn wird um ihren Hals gelegt, um das heimliche Naschen zu verhindern. Jetzt sitzen zehn bis zwölf Kormorane auf dem Rande des Bootes und, gelehrig wie die Hunde, stürzen sie auf einen Pfiff des Fischers in die Fluthen. Sie tauchen unter; ihr scharfes Auge erspäht den Fisch; der hakenförmige Schnabel nimmt ihn gefangen, und die Beute wird treulich — dank dem hanfenen Ringe! — dem Herrn apportirt. Hat dieser oder jener Kormoran den Schnabel einem Fisch in die Flanken geschlagen, der stark und kräftig genug ist, den Feind abzuschütteln, so kommt ein anderer, ein dritter Vogel hinzu; sie packen den Unglücklichen mit vereinten Kräften, und vereint heben sie ihn zum Boot, um ihn als Beute abzuliefern. Allerdings hat auch der Kormoran seine Launen: manchmal fällt es ihm ein, sich für einen freien Vogel zu halten; er verweigert den Gehorsam, doch — der arme Schlucker! Ihm bindet der Fischer die Beine zusammen und zieht ihn mit einem Haken durch das Wasser in's Boot zum Arrest — und dann legen sich seine Freiheitsgedanken.

Nachdem die Vögel zwei bis drei Stunden gefischt haben, dürfen sie in's Boot zurückkehren und sich ausruhen. Abends wird der ominöse Ring gelockert oder ganz weggenommen. Dann erhalten die Vögel die gnädige Erlaubniß, für eigene Rechnung zu fischen, oder sie werden gefüttert, das heißt: sie werden, wie bei uns die Gänse, genudelt. Der Fischer nimmt die Vögel der Reihe nach an dem Oberschnabel, füllt ihren Rachen mit einer Handvoll kleiner Fische und einem Kloß aus Bohnenhülsen und drückt dann mit der Hand die Ladung langsam den Hals hinunter. Der Vogel verdreht dabei die Augen zum Erbarmen, aber kaum ist der Kloß im Magen, so reißt er schon wieder den Schnabel auf und drängt sich an das Knie des Fischers, um schleunigst einen zweiten Bissen zu erhalten.

Ein Kormoran kann fünf Jahre dienen; dann verliert er seine Federn und stirbt. Ein Paar gut abgerichtete Kormorane kostet sechszig, ein Männchen allein sechsunddreißig bis zweiundvierzig Mark; die Weibchen legen, wenn sie ein Jahr alt sind, zum ersten Male.

C. F. Liebetreu.

---

* Der Kormoran (Wasser- oder Seerabe) gehört zu den Ruderfüßlern, hat einen ziemlich langen, an der Spitze abwärts gebogenen Schnabel, kurzen Schwanz, lange Zehen, nackte Kehle und ausdehnbaren Kehlsack. Seine Durchschnittslänge beträgt vierundneunzig Centimeter; er ist auf Oberkopf, Hals, Brust, Bauch und Unterrücken glänzend schwarzgrün, auf den Flügeln und dem Vorderrücken bräunlich geschuppt, an der Kehle und den Weichen weiß; seine Augen sind meergrün, sein Schnabel und seine Füße schwarz. Man findet den Kormoran in Europa bis zu Mittelnorwegen hinauf, in Mittelasien und Nordamerika; sein Winterquartier schlägt er in südlichen Landstrichen auf, hinab bis nach Nordafrika, Westindien und Südasien. D. Red.

Kriegskämpfer und -Invaliden in Bedrängniß. (Schluß der „Zweiten Folge".)

18) Tapezier und Pionnier gewesen. Wieder Einer von den nicht Wenigen, welche, trotz ihrer braven Dienste, ihrer Verwundung im Kriege und bittern Noth in Folge des Kriegsdienstes, von der Pensionswohlthat ausgeschlossen sind, weil sie die Meldungsfrist versäumt haben. Der Mann, dem 4. Magdeburgischen Pionnier-Bataillon angehörig, wurde am 26. August am linken Oberschenkel verwundet, kehrte aber nach fünfwöchentlichem Lazarethlager zu seiner Truppe zurück, die eben vor Paris lag. Dort platzte ihm durch Ueberanstrengung die Muskelhaut am rechten Kniegelenk; trotzdem wohnte er, auf den Ausspruch des Arztes hin, mit in Binden gewickeltem Beine dem Feldzug ohne Unterbrechung bis zu Ende bei, kam aber mit einer zwei Faust dicken Geschwulst am Kniegelenk nach Hause. Im Vertrauen auf seine sonstige Gesundheit ging er wieder an sein Geschäft. Das Beinübel verschlimmerte sich jedoch und machte ihn endlich ganz arbeitsunfähig. Seine Bitte an das betreffende Bezirkscommando kam, wie bereits gesagt, zu spät; er erhielt, als gänzlich unbrauchbar im Dienst, seinen Abschied. All sein Hab und Gut fraßen die Cur und die Nothdurft, und das Letzte wurde ihm abgepfändet. Zu dem Muskelbruch, aus welchem sich nun Knochenstücke absonderten, kamen noch Brustleiden und rheumatische Schmerzen. Und in diesem Zustande soll der Mann sich, seine Frau und drei Kinder mit Arbeit ernähren! Nur die wohlthätige Fürsorge eines edlen Porcellanfabrikherrn in Moabit rettete bis jetzt die Familie vor dem Untergange. Hier thut Hülfe dringend noth. Wenn dem Mann zu seiner Genesung

verholfen und dann eine Stelle als Verwalter oder Portier herrschaftlicher Häuser verschafft würde, wobei er sich als geschickter Tapezier sehr nützlich machen würde, so könnte auch er sich den Seinen wohl noch lange erhalten.

19) Eine verlassene Krieger-Wittwe. Vor uns liegt das pfarramtlich beglaubigte Bittgesuch der Wittwe eines Kriegs-Invaliden, welcher in Frankreich verwundet worden und an den Nachwehen der erhaltenen Wunden gestorben ist. Die beklagenswerthe Frau, der man die Pension von fünfzehn Mark monatlich seitdem entzogen hat, heißt: Kunigunde Schlichter; dieselbe wohnt mit ihren vier Kindern in bitterster Noth zu Schoppershof bei Nürnberg und verdient, nach dem erwähnten Zeugniß, die Unterstützung wohlthätiger Vaterlandsfreunde. — — In Nordamerika bezieht bekanntlich jedes Kind eines im Kriege gefallenen Kämpfers Pension bis zu bestimmtem Alter!

20) Ein invalider Zimmermann. Bei Beaumont in die linke Hüfte verwundet, konnte der Mann in seinem Handwerk nicht wieder arbeiten; er erhält 21 Mark Pension und besitzt auch den Civilversorgungsschein, aber ohne einen Dienst erlangen zu können. Eine schwere Herzkrankheit seiner Frau stört ihn im sonstigen Erwerb. Giebt es keine Stellung für den Mann, der eine gute Handschrift schreibt und die Prüfung für das Steuer- und Postfach bestanden hat?

21) Ein preußischer Musketier in Gohlis bei Leipzig. In der 4. Compagnie des 1. Magdeburger Infanterie-Regiments Nr. 26 dienend, wurde er vor Toul von der Gicht befallen. Der kräftige Mann glaubte, durch das Marschiren von der Krankheit wieder befreit zu sein, doch brach dieselbe während der Belagerung von Paris von Neuem aus. Auch er versäumte die Anmeldungsfrist zum Pensionsgenuß und muß sich nun recht schwer durch das Leben helfen.

22) Da heutzutage Niemand sich der Einsicht verschließt, daß ohne das Jahr 1866 und seine militärischen Umwandelungen und Bündnisse in Deutschland unser Sieg von 1870 schwerlich so glänzend ausgefallen wäre, so wird auch ein Invalid von jenem ersten Wendejahre im deutschen Schicksal noch Berücksichtigung verdienen. Ein Mann des zweiten preußischen Garderegiments wurde bei der Erstürmung einer Batterie in der Schlacht bei Königgrätz im rechten Handgelenk verwundet und erwarb sich, da er trotz der Verwundung im Gefecht bis zu Ende aushielt, das Militärehrenzeichen. Die Verwundung hatte jedoch spätere Folgen, sodaß er im October 1869 als dauernd unbrauchbar vom Landwehr-Commando entlassen wurde. Nach vollendeter Heilung suchte er in seinem Berufe als Landwirth mit Realschulbildung wieder für sich und seine Familie (zwei Kinder) thätig zu sein, mußte aber so schwere Schicksalsschläge erleben, daß er jetzt mit der Noth um das tägliche Brod zu ringen hat. Für den gesunden Mann sollte es doch wohl eine landwirthschaftliche Stellung geben.

So haben wir denn zur diesjährigen Feier und Nachfeier des Sedanfestes (in Nr. 20, Nr. 35 und in dieser Nummer unseres Blattes) den deutschen Vaterlandsfreunden zweiundzwanzig arme hülfsbedürftige Mitkämpfer in harter Bedrängniß vorgeführt. Möge das Fest der zehnten Wiederkehr des Sedantages, nachwirkend, ihnen den Segen eines späten patriotischen Dankes bringen!

Nachtrag zu unserer Dom-Illustration. (S. 636 und 637.) Die drei Hauptbilder unserer Illustration, die Seitenansicht sowie die West- und Ostansicht des vollendeten Prachtbaues, bedürfen keiner Erklärung; diese darf sich auf die dem Rahmen des Ganzen mit eingefügten kleineren Darstellungen beschränken. Die in dem Bilde zur Linken oben wiedergegebene Domansicht ist nach einem alten, im Kölner Stadtarchive befindlichen Stiche genommen, der unserm Künstler von dem Archivar Dr. Ennen selbst als der geeignetste vorgelegt worden ist. — Unter diesem alten Dombilde sehen wir das Grabdenkmal jenes Conrad von Hochstaden (auch Hochstatt und Hochstetten), unter dessen erzbischöflicher Regierung der Bau des Domes in demselben Jahre begonnen wurde, wo dieser streitbare Kirchenfürst den ersten deutschen Kaiser des Namens Wilhelm zu Aachen krönte. Sechshundertzweiunddreißig Jahre mußten vergehen, bis auf diesen, der Legung des Grundsteins beiwohnenden Wilhelm von Holland ein Wilhelm von Preußen folgen, nach einem neuen und zwar fünfundsechszigjährigen Interregnum das Reich wiederaufrichten und des vollendeten Domes Weihe vollziehen konnte. — Unter dem Mittelbilde vom Dom sind die berühmtesten Reliquien desselben dargestellt, namentlich der Schrein der heiligen drei Könige, einige der werthvollsten Monstranzen und andere Stücke, welche dem Kölner Domschatze angehören. — Das Bild zur Rechten oben zeigt uns den fertigen Dom mit seinen Baugerüsten, sowie weiter unten die Kaiserglocke, die durch ihre Entstehungsgeschichte lange Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Die Wappenschilder zu beiden Seiten des Kölner Stadtwappens geben die beiden Jahreszahlen der Gründung und der Vollendung des Domes an.

Ein französischer Gefangener angeblich noch in Deutschland! Während der Vorbereitungen zum diesjährigen Sedanfeste circulirte in militärischen Kreisen Dresdens der Brief einer französischen Frau mit der Aufschrift: „A Monsieur L'Aumônier de Mr. le Directeur de la Forteresse de Dresde." Obgleich ein solcher Adressat in Dresden nicht existirte, hielt man sich doch militärischerseits für verpflichtet, den Brief zu öffnen. Derselbe enthält die ergreifende Klage einer französischen Soldatenfrau über das grausame Schicksal, das sie betroffen: ihr Gatte ist aus dem Kriege von 1870 und 1871 nicht zurückgekehrt, und ein sehr bestimmt auftretendes Gerücht sagt ihr, er sei noch immer in der Festung Dresden internirt. Sie beschwört nun den „aumônier" in den beweglichsten Worten, ihrer zehnjährigen Qual ein Ende zu machen und ihr Auskunft über ihren Mann zu geben. Der Brief ist aus Bezins (Departement Maine-Loire) datirt und „Madame Poisläne" unterschrieben. Der Name des gesuchten Mannes ist: Alphonse Poisläne.

Wenn wir bedenken, wie lange bei uns der Glaube festgehalten wurde, daß Tausende unserer nach den Kriegsberichten „Vermißten" als deutsche Gefangene in Algier zurückgehalten würden, werden wir es einer trauernden Französin nicht verargen, wenn sie einen ähnlichen Verdacht gegen Deutschland hegt. Eine sichere Nachricht vom Tode ihres Gatten würde auch sie beruhigen. Man hat von Dresden aus die Hülfe der „Gartenlaube" für Madame Poisläne in Anspruch genommen — und so bitten wir denn unsere Leser: sollte eine Kunde über den Verbleib jenes französischen Gefangenen ihnen zukommen, uns dieselbe mitzutheilen. Es wäre schön, wenn hier der versöhnliche Geist sich bethätigen könnte, den wir für unsere westlichen Nachbarn hegen.

Der deutsche Verband von Vereinen für öffentliche Vorträge, welcher die Pflege des Vortragswesens in Deutschland durch Veranstaltung gemeinverständlich-wissenschaftlicher Vorträge sich besonders angelegen sein läßt und auf den, als ein äußerst dankenswerthes Unternehmen zur Hebung der Volksbildung, wir bereits früher nachdrücklich hingewiesen haben, hat erfreulicher Weise an Ausbreitung erheblich gewonnen. Im Jahre 1876 von sechs mitteldeutschen kaufmännischen Vereinen begründet, umfaßt er heute bereits zweiundsechszig Vereine mit zusammen gegen 32,000 Mitgliedern. Fast jeden Monat schließen sich weitere Vereine dem Verbande an, zu dessen Vorsteher Edmund Loß in Coburg erwählt worden ist. Im vorigen Winter wurden in den Verbandsvereinen 174 Vorträge gehalten, und auf der diesjährigen Liste sind 44 Redner und 7 Recitatoren verzeichnet.

Ein Blick auf die Liste zeigt die hervorragendsten Namen und eine Auswahl höchst interessanter Themata. Die meisten Vereine machen diese Vorträge, welche allenthalben große Anziehungskraft ausüben, auch Nichtmitgliedern, insbesondere Damen, durch Errichtung von Abonnements zugänglich. Zu den Kosten der Verbandsleitung steuert jeder Verein, der über 200 Mitglieder zählt, 20 Mark jährlich bei, während Vereine, welche weniger als 200 Mitglieder zählen, nur 15 Mark jährlich zu entrichten haben. Alljährlich findet ein Verbandstag (Hauptversammlung der Vereinsabgeordneten) statt, und zwar wird der nächste im Juni 1881 in Gotha zusammentreten. Die Organisation des Verbandes ist aus dessen Statut ersichtlich.

Kleiner Briefkasten.

U. in **Königsberg.** Der Preis des in unserer Nr. 36 beschriebenen Notenanzeigers von Bartmuß beträgt fünf Mark für Sopran, sechs Mark für Baß.

F. H. Z. Herzlichen Dank! Die kleine Summe wurde zu einem milden Zwecke verwendet.

A. Z. in **Providence (Amerika).** Beides leider ungeeignet, sowohl der offerirte Artikel, wie die eingesandten Gedichte!

P. G. P. Wir bedauern, Ihnen in der besagten Angelegenheit einen Rath nicht ertheilen zu können. Auf dem Gebiete der Uebersetzungsliteratur ist das Angebot übrigens bedeutend größer als die Nachfrage; es eröffnen sich hier also wenig Chancen.

Br. in **Amsterdam** und **Abonnentin** in **Wien.** Geben Sie gütigst Ihre volle Adresse unter Wiederholung Ihres Gesuchs an! Derartige Anfragen werden nur brieflich beantwortet.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das dritte Quartal dieses Jahrgangs. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Die Verlagshandlung.

Das mit der nächsten Nummer beginnende Quartal werden wir mit der Erzählung

„Schwester Carmen" von **M. Corvus**

eröffnen, der sich die Novellette **„Zwischen Fels und Klippen"** von Ernst Ziel und einige kleinere Erzählungen anschließen werden. An belehrend-unterhaltenden Artikeln aus dem Bereiche der Wissenschaft und der Zeit haben wir eine reiche Auswahl auf dem Programm.

Die Redaction der „Gartenlaube".

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 40. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Schwester Carmen.

Aus dem Leben einer deutschen Herrnhuter-Colonie.

Von M. Corvus.

1.

Dämmerung lag noch auf der Erde, und der Morgen rang mit der Nacht um die Alleinherrschaft. Im Osten färbte sich schon graues Gewölk mit gelblichem Scheine, und ein leiser Luftzug strich frisch über die jungen Halme der Saat, als sei er ein Odem, der die Welt wieder belebe.

Und immer lichter wurde das Grau der Dämmerung; immer goldener färbten sich die Wolken; bald auch zuckten Strahlen glühenden Lichtes am Horizont empor. Da, mit lautem Jubelruf, schwang sich im Felde eine Lerche aus ihrem feuchten Neste auf; sie sang dem auferstehenden Licht entgegen, und als habe sie mit ihrem Lied die Stimmen der Erde geweckt, erschallten jetzt laut Posaunentöne und feierlicher Gesang, die Auferstehung zu feiern, die Auferstehung nicht nur der Sonne, sondern auch der ganzen Natur und der Menschheit — es ist Ostersonntag.

Dort, wo die Häuser des kleinen Ortes stehen, tritt soeben eine Schaar einfach gekleideter Menschen hervor und zieht durch die grünenden Saatenfelder den Hügel hinan. Es ist ein weiter Garten, den sie hier betreten; große Lindenbäume breiten schirmend das jetzt noch kahle Geäst ihrer Zweige darüber hin. Inmitten aber steht ein Kreuz von Stein, das Kreuz Christi, dessen Auferstehung die Stimmen der Posaunen und der Menschen soeben jubelnd begrüßen. Freude liegt auf allen Gesichtern, wie die Menge jetzt um das Kreuz geschaart steht und andächtig zu demselben aufblickt, das volle Licht der nun aufgegangenen Sonne aber sich mit blendendem Scheine über sie ergießt.

Nun schweigt der Gesang; die Musik verstummt, und weithin schallend, ruft aus der Menge eine laut vernehmliche Stimme:

„Der Herr ist erstanden."

„Er ist wahrhaftig auferstanden," antwortet jubelnd, wie aus einem Munde, die ganze Schaar der Versammelten.

Und der, welcher zuerst gesprochen, tritt vor an den Fuß des Kreuzes und redet zu der Menge:

„Meine lieben Brüder und Schwestern! Wie alljährlich am Ostersonntag, sind wir auch heute auf unseren freundlichen Gottesacker gezogen, nicht um die Todten zu betrauern, nein, um uns zu freuen, daß unser Heiland auferstanden ist aus dem Grabe zu himmlischem Leben. Und mit ihm sind auferstanden Alle, die ihm nachfolgten im irdischen Leben. Darum, wie wir niemals mit dem Kleide trauern, trauert auch nicht mit der Seele, wenn Ihr der Brüder und Schwestern gedenkt, die vor uns dahingegangen sind, sondern drückt Euch die Hände und freuet Euch, daß ihnen die Seligkeit geworden ist durch den Erlöser! Um seinetwillen, um des reinen Glaubens willen wanderten die mährischen Brüder damals fort aus der alten Heimath mit Weib und Kind und ließen zurück all ihr Hab und Gut — aber sie nahmen mit, was köstlicher war als dieses: sie nahmen im treuen Gemüthe mit, was ein Huß, was ein Comenius ihnen gelehrt, die einfachen Grundwahrheiten des Christenthums. Und sie suchten eine neue Stätte, wo sie wohnen und ihrem Glauben leben konnten. ‚Da, wo der Vogel ein Haus und die Schwalbe ihr Nest gefunden, nämlich Deine Altäre, Herr Zebaoth!' — da bauten sie sich an; der neuen Gemeine aber, die sich mit ihnen bildete, übertrugen sie die alten Satzungen, nach denen sie gelebt, die alte Verehrung für ihren Erlöser, die alte Liebe und Brüderlichkeit. Und aus dem kleinen Samenkorn, das sie gesteckt, hat sich die neue Brüdergemeine ausgebreitet über die Erde.

Laßt uns, die wir ihre Nachkommen sind, dem treu bleiben, was sie verband, laßt uns das heilig halten, um dessen willen sie fortwandern mußten und das sie treu und fest gehalten haben in aller Noth und Fährlichkeit! Haltet fest an der Liebe! Traget und verzeihet einander in der Liebe, opfert Euch auf in der Liebe, leidet in der Liebe und sterbet in ihr — dann seid Ihr wirklich Jünger unseres Heilandes. Amen!"

Der Prediger schwieg, und die Gemeinde sprach andächtig sein Amen nach. Dann drückten sie sich freudig lächelnd die Hände und umarmten einander. Der große Kreis, der das Kreuz umstanden hatte, löste sich auf, und in einzelnen Gruppen durchwandelten sie nun den freundlichen Garten, wo Die ruhen, welche sie zur letzten Rast hierher getragen.

Die Glieder der Brüdergemeinde, wie sie hier in leisem, aber heiterm Gespräche, immer die Geschlechter getrennt, hinwandeln, ähneln sich alle in äußerst schlichter, einfacher Kleidung. Nirgends ein Putz oder Prunk; die Sauberkeit scheint der einzige Putz zu sein, welchen sie suchen, denn Alle sind darin von äußerster Peinlichkeit. Auffallend ist nur, daß die Frauen und Mädchen den Kopf mit weißen Häubchen bedeckt haben, die sich eng und schlicht ihm anschließen, und daß die Farbe des Bandes daran eine besondere Abzeichnung bildet. Wie die Frauen durch blaue und die Wittwen durch weiße Schleifen sich kennzeichnen, so tragen die älteren Mädchen rosa Bänder und die noch heranwachsenden deren von feuerrother Farbe.

Die Menge der Hin- und Herwandelnden lichtete sich nach und nach, in kleineren und größeren Gruppen; endlich waren sie

Alle nach den untenliegenden Häusern, welche den freundlichen Wohnort der Brüdergemeinde bilden, zurückgekehrt.

Ein junges Mädchen nur ist, wie verloren, auf dem Hügel zurückgeblieben und scheint, in Gedanken versunken, gar nicht zu bemerken, daß ihre Gefährtinnen den Heimweg angetreten haben. Sie steht an einen der großen Lindenbäume gelehnt, dessen starker Stamm ihre schlanke Gestalt völlig verdeckt, und sieht auf die schöne Landschaft hinab, die jetzt, im vollen Sonnenlichte glänzend, mit Berg und Thal, mit Wald und Feld vor ihr liegt. Noch steht nirgends etwas in Blüthe, aber es ist wie ein Ahnen nun kommender Herrlichkeit in der ganzen Natur, als schwelle jede Knospe sich, die Fessel zu sprengen.

„Schwester Carmen, hast Du denn gar nicht bemerkt, daß Dein Chor mit den Aeltesten heimgekehrt und es hier oben leer geworden ist?“ fragt plötzlich eine tiefe Männerstimme neben ihr.

Sie schrak sichtlich zusammen — war es ob des Alleinseins oder ob der Störung in ihrer Träumerei? Sie fuhr zurück und drehte sich hastig nach dem Sprechenden um, einem Mann in schon vorgerückten Jahren. Sein Haar war zwar völlig grau gefärbt, aber das Gesicht hatte noch viel Frische und eine blühende Farbe; es war schwer zu bestimmen, ob er ein Fünfziger oder ein Sechsziger sei. Obschon die Stirn gefurcht war und die Augen ernst und mit dem Ausdruck großer Gelassenheit und frommer Demuth aufblickten, lag doch um seinen Mund ein etwas frivoler Zug, der dem Ausdrucke der Augen widersprach.

„Sind wirklich Alle schon fortgegangen, Bruder Jonathan? Ich habe ganz der Zeit vergessen über dem Glücke, das ich empfand,“ sagte das Mädchen lebhaft.

„Ich freue mich, zu hören, liebe Schwester, daß es Dich so herzinnig glücklich macht, die Auferstehung unseres Heilandes zu feiern,“ entgegnete er ihr. „Wahrlich, das ist ein selig Gemüth, das sich ganz in die Herrlichkeit des Erstandenen versenkt und, der Weltlust entsagend, über das Zeitliche hinweg, sich hier schon der Seligkeit des Jenseits erfreut.“

„Ich dachte aber jetzt gar nicht an das jenseitige Leben, sondern nur an das auf dieser Erde. Wie schön ist es doch, und welch ein Glück, es zu genießen und sich dessen zu freuen!“ sagte sie ehrlich und dabei glänzte ihr Gesicht in einem warmen Ausdrucke der Lebenslust und der Freude.

Es war ein selten schönes Gesicht, in das der Mann neben ihr bewundernd blickte. Das glatt anliegende Häubchen zeigte mit seiner feuerrothen Schleife, daß das Mädchen das achtzehnte Jahr noch nicht erreicht habe, und ließ überall glänzendes, blauschwarzes Haar hervorstreben, dessen Reichthum die knappe Hülle nirgends recht zu bergen noch zu fesseln vermochte. Eine edel gewölbte Stirn mit stolz geschwungenen Bogen der feinen Brauen ließ große schwarze Augen hervorleuchten, die in Verstand und Fröhlichkeit blitzten; die gebogene Nase mit leicht geblähten Flügeln, der ein wenig aufwärts geschwungene Mund mit den vollen kirschrothen Lippen gaben dem Gesicht etwas Stolzes, das aber von dem heiteren, lieblichen Lächeln, das darauf leuchtete, sieghaft bezwungen wurde. Obgleich nur wenig Röthe auf ihren Wangen lag, glänzte doch die zarte, gelbliche Haut in Lebensfrische und Wärme, und die hohe, schlanke, biegsame Figur, die mit so kindlichem Sichgehenlassen an den alten Stamm der Linde sich schmiegte, zeigte in ihren Formen das schönste Ebenmaß.

„Ja gewiß, auch das irdische Leben ist schön, liebe Schwester,“ begann der Mann wieder, noch näher zu ihr tretend. Und sicherlich, er mußte es schön finden, wenn er auf dieses junge, herrliche, blühende Leben sah. „Ja, wir thun auch weise daran, uns dessen zu erfreuen, indem wir es für das jenseitige nutzen, und wir vermögen das, je mehr wir Jesum und in ihm uns einander lieben. Schwester Carmen, hast Du die schöne Rede von der innigen Bruder- und Schwesterliebe aufmerksam angehört, welche unser verehrter Presbyter soeben gehalten hat?“

Er war ihr so nahe getreten, daß, als er sprach, sein Athem heiß ihre Wange berührte, und dabei legte er die eine Hand auf ihre Schulter, sie aber, als sei ihr das peinlich und unangenehm, wendete schnell den Kopf seitwärts und, sich mehr von ihm zurückziehend, sodaß auch seine Hand von ihrer Schulter glitt, sagte sie:

„Ja, ich habe sie gehört und gewiß, es ist schön, einander zu lieben, aber ich denke, es ist nicht immer alles Liebe, was so heißt oder so aussehen soll.“ Und dabei zuckte es schelmisch um ihren Mund.

„Liebe Schwester, wie kannst Du also sprechen!“ mahnte er. „Die Menschen sind freilich schwach und fehlen oftmals gegen die göttliche Lehre, aber mit der Bruderliebe sollen wir einander helfen, auf daß wir alle Eins und innerlich gleich werden.“

„Gleich werden!“ meinte sie sinnend und blickte mit den dunklen Augen über den Sprechenden hin, dann zu den Häusern hinab. „Können wir das? Gott hat uns doch so verschieden geschaffen — wenn er uns Alle gleich haben wollte, würde er das gethan haben?“

Der Mann neben ihr blickte aufmerksam auf sie hin, und es trat ein Ausdruck von Mißbilligung auf sein Gesicht und in den Ton seiner Stimme, als er ihr antwortete:

„Wer Dich also reden hört, Schwester Carmen, und nicht, wie ich, Dich schon gekannt hat, als Du so klein warst, daß Dein Köpfchen kaum zu meinem Knie heranreichte — es war auf Jamaica, als ich aus der Mission zu Deinem Vater hinaus kam — der würde nicht glauben, daß Du immer unter uns gelebt hast und zu uns gehörst.“

Sie erröthete tief bei dem Tadel, der in seinen Worten lag, und als wolle sie sich entschuldigen, entgegnete sie lebhaft:

„O verzeihe mir und glaube nur, ich möchte gewiß den Besten gleichen und gern so gut sein, wie diese es sind! Aber ich kann nicht immer ruhig und gemessen bleiben, wie Ihr Alle es seid, und ich fürchte, auch unserer lieben Aeltesten, Schwester Agathe, wird es mit allen ihren Ermahnungen nicht gelingen, das an mir zu ändern, so wenig wie Du, der weise Bruder Doctor Jonathan Fricke, mit all Deinen bewährten Mitteln nicht den Einen wie den Andern gleich gesund machen kannst. Jeder Vogel singt nach seiner Weise, und sie ist, weil sie anders ist, doch deshalb nicht schlecht. Ich kann auch nicht glauben, daß alle die andern Menschen, die nicht wie wir still einhergehen und geräuschlos sich freuen, verwerflicher sind denn wir, weil sie munter lachen und tanzen bei fröhlicher Musik. Tanzen!“ lachte sie plötzlich auf, daß die weißen Perlen der Zähne zwischen den rothen Lippen hervorblickten. „Es muß eine Lust sein, sich im Reigen zu drehen, wenn die heitern Töne so verlockend erschallen.“

Sie hatte sich hinreißen lassen, lauter zu sprechen, als es sich mit herrnhutischer Art und dem Orte vertrug, wo sie sich befanden. Ihre Augen funkelten, und der kleine Fuß, der unter dem Saume des Kleides hervorgeschlüpft war, schien wohl geeignet, sich im fröhlichen Tanze zu schwingen. Ein Blick auf ihren Gefährten aber ließ sie darüber erschrecken. Sie senkte die munter funkelnden Augen, zog schnell das vorwitzige Füßchen wieder zurück und das schwarze Tuch, das von ihren Schultern geglitten war, dichter um sich zusammen.

„Aber,“ sagte sie hastig, „die Zeit, die Zeit! Ueber dem Reden wird es immer später, und Schwester Agathe wird mir mit Recht zürnen.“

Sie eilte mit flüchtigen Schritten durch den stillen, einsamen Todtengarten den Hügel hinab und den Weg nach den Häusern der Colonie zu.

Der Mann aber sah ihr nach, so lange seine Blicke die dahinschwebende Gestalt des jungen Mädchens zu erreichen vermochten. Auch von ihm war alle fromme Gelassenheit gewichen. In seinen Augen leuchtete ein eigenthümliches Feuer; in seinem Gesichte zuckte leidenschaftliches Verlangen auf und versetzte den alternden Mann in die begehrliche Ruhelosigkeit der Jugend.

„Sie hat von der Mutter das stolze, heiße spanische Blut, aber ach! auch die ganze verhängnißvoll berückende Schönheit geerbt,“ flüsterte er vor sich hin. „Wenn ich sie besitzen —“

Er brach schnell ab, als könne Jemand ihn hören. Dann stäubten seine Finger an dem sauberen Anzuge von seinem grauen Tuche herunter, als hätten sich da Schmutz und Flecken angesetzt, und doch war Alles so rein und in Ordnung, daß nichts daran zu verbessern war. Dann wieder den Kopf ein wenig senkend in die gewohnte, demüthig fromme Haltung, gab er den Augen den ernsten Ausdruck, den Gesichtszügen die gemessene Würde von vordem wieder, und er war wieder der alte Bruder Jonathan Fricke, der nun ruhig und gesammelt seinen Weg hinabschritt.

2.

Eine Herrnhuter-Colonie! Mit dem Schritt, den wir da hinein setzen, ist es, als ob wir in eine andere Welt träten, die nach innen und außen unendlich verschieden ist von dem Gefüge

Digitized by Google

und Getriebe derjenigen, die sich dicht bis an ihre Grenzen drängt und der sie still und unabänderlich das Bollwerk ihrer alten Gebräuche, die Einfachheit ihrer Einrichtungen und die Strenge ihrer Sitten entgegensetzt: sie vermischt sich nimmer mit dem, was da draußen um sie wogt und von dem Zeitgeiste vorwärts getrieben wird — sie ist ein Häuflein Christen, das aus der ersten apostolischen Zeit des christlichen Glaubens zurückgeblieben zu sein scheint, gleichsam, wie Pompeji, unter der Asche der Zeiten verschüttet und von späteren Jahrhunderten erst wieder ausgegraben.

Die Verfassung ihrer Gemeinen ist die einer großen, durch Liebe verbundenen Familie; alle Glieder derselben sind Brüder und Schwestern, nach Geschlecht, Alter und Lebensverhältniß in Chöre eingetheilt, an deren Spitze je ein Aeltester oder eine Aelteste steht, denen die Seelenpflege und Sittenzucht obliegt und welche die äußeren Angelegenheiten ihres Chores vertreten. Durch sie wird die Aeltesten-Conferenz von Allem, was in den Chören und Familien vorgeht, genau unterrichtet; diese bildet die leitende Behörde der Gemeine, mit einem Gemeinhelfer als Vorsteher an ihrer Spitze, und es ist nichts, was in dem Leben eines Gemeingliedes sich ereignet, das nicht vor ihr Forum gehört. —

Durch die stillen, peinlich sauber gehaltenen Straßen der Colonie fuhr um die zehnte Morgenstunde ein eleganter Wagen, der mit zwei feurigen Braunen bespannt war.

Jetzt lenkte der Kutscher die Pferde nach dem Gasthause, oder, wie es hier heißt: nach dem Gemeinlogis des Ortes, und der Wagen hielt davor an. Ein junger, stattlicher Herr mit strammer, militärischer Haltung sprang zuerst heraus und half einer Dame und einem etwa zwölf Jahre zählenden Mädchen beim Aussteigen, denen ein langaufgeschossener junger Mann mit noch knabenhaftem Wesen folgte.

„Spanne aus, Johann, und trage dann den Koffer in das Schwesternhaus!“ befahl der Herr dem Kutscher.

Die Angekommenen gingen in das Gastzimmer, das groß und geräumig, die Diele mit feinem, weißem Sand bestreut, aber völlig leer von Gästen, vor ihnen lag. Der Wirth, ein ruhiger, älterer Mann, trat ihnen langsam entgegen, fragte nach dem Begehr der Fremden und bediente dann diese selbst. Es geschah das so lautlos, daß nicht einmal die Teller und Gläser klirrten, die er hereintrug und auf den reinlichen, weißen Tisch stellte; dann ging er ebenso geräuschlos wieder seiner Beschäftigung außer dem Zimmer nach, ohne nach Art sonstiger Wirthe zu versuchen, mit seinen Gästen ein Gespräch anzuknüpfen und nach dem Woher und Wohin zu forschen.

Die Dame, eine vornehme, höchst ansprechende Erscheinung, war offenbar die Mutter der drei Anderen, obgleich sie noch ziemlich jung aussah und der ältere der beiden Brüder wohl schon dreißig Jahre zählen mochte. Sie bot das Frühstück herum, das in allen seinen Theilen vortrefflich war und schnell eingenommen wurde; dann bestellte sie bei dem herbeigerufenen Wirth ein Mittagsmahl für ein Uhr, und die kleine Gesellschaft verließ wieder das Haus.

Auf der Straße herrschte noch dieselbe Ruhe, dieselbe Menschenleere wie vorher.

„Du kennst den Weg nach dem Schwesternhause, Mama?“ fragte der junge Mann die Dame, mit welcher er vorausging, während die beiden Jüngeren ihnen folgten.

„Gewiß, Alexander,“ entgegnete die Angeredete. „Ich bin ja früher schon einmal dagewesen, als ich vor Jahren Präsident von Karsdorf's hier besuchte. Es zog mich gleich alles hier auf das Lebhafteste an, und wie gut kann ich es verstehen, daß Karsdorf's sich hierher zurückgezogen hatten, um an diesem friedvollen sauberen Orte ihr Leben zu beschließen.“

„Mir will diese außerordentliche Sauberkeit fast wie ein Prunken der demüthigen Brüder vorkommen, als solle sich in dieser peinlichen Ordnung und Reinlichkeit die innere Reinheit ihrer Seele widerspiegeln,“ meinte der Sohn lachend.

„Du bist gegen herrnhutisches Wesen eingenommen, ich weiß es, und doch haben die Brüdergemeinen so viel des Guten, und ihre Sitten sind untadelhaft,“ eiferte die Dame dagegen.

„Das mag alles sein, Mama, ich erkenne gewiß das Vorzügliche an, wo es uns hier entgegentritt,“ erwiderte der junge Mann. „Aber das Formenwesen, das sich hier bei allem äußeren Thun und Lassen aufzwängt, ist wie ein Eindämmen des freien Geistes; bei alledem ist so viel Unnatürliches, Gesuchtes, was mir widersteht — Du weißt, das Absichtliche, wo man es fühlt, verstimmt. Ich mag überhaupt die Sectirer nicht leiden, und solche sind sie, obschon sie dafür nicht gelten wollen, und unter all dem demüthigen Wesen, dem frommen Spielen mit dem Glauben versteckt sich sicherlich bei Vielen Heuchelei. Ich will nicht untersuchen, wie viel Herr von Karsdorf zum Beispiel geheuchelt hat, er, der alte Lebe- und Weltmann, um sich der Gemeine anzupassen und als demüthiger Bruder seine Tage hier beschließen zu können.“

Die Mutter schüttelte den Kopf.

„Ich denke eher,“ sagte sie, „es ist den Brüdern und Schwestern das stille, fromme Wesen so zur andern Natur geworden, daß es bei ihnen nicht unnatürlich ist und dazu keiner Heuchelei bedarf. Und ferner: wie trefflich ist der Haushalt der Gemeinen, wie rührig sind sie im Gewerbfleiß und Handel — das sind doch auch praktische Vorzüge, neben der Seelenpflege, welchen sie sich widmen.“

„Sie sind darin groß, das gebe ich zu, aber es ist doch immer eine Größe im Kleinen; ihre Vorzüge würden sehr klein und unhaltbar im Großen sein, für eine Staatsverfassung undenkbar und unausführbar. Es ist wie die fleißige Arbeit in einem Ameisenhaufen, rührig und geschäftig, aber kleinlich. Sie bringen keine Genies hervor. Wo ist je ein solches unter ihnen erstanden, wo ist je ein großer Gelehrter oder Künstler aus ihren Kreisen hervorgegangen?“

„Und ihr rastloses Ringen,“ fiel die Mutter lebhaft ein, „ihr Kämpfen unter Entbehrungen, Mühsalen und Verfolgungen aller Art in fernen Ländern um des großen Gedankens willen: wilde, rohe Völkerstämme der Verderbniß zu entreißen und für die versittlichende christliche Religion zu gewinnen, ist das nicht auch eine Großthat? Dann ihre eigenen Erziehungsanstalten in den Gemeinen — sind sie nicht ausgezeichnet? Ich erhoffe für Adele den größten Gewinn davon. Aber,“ sagte sie jetzt stehen bleibend, „ich habe doch wohl Unrecht gethan, auf meine Ortskenntniß zu bauen; denn wie mir scheint, bin ich in die falsche Straße eingelenkt, da das Schwesternhaus entschieden hier nicht steht.“

„Nun, dort kommen endlich einmal menschliche Wesen gegangen, ein Mädchen mit einem Kinde; die werden uns berichten können,“ entgegnete Alexander.

Er ging den Kommenden einige Schritte entgegen und höflich grüßend, bat er um Auskunft.

Das junge Mädchen machte den Fremden eine zurückhaltende Verbeugung und hörte mit gesenkten Augen die Frage nach dem Wege zum Schwesternhause an. Dann wendete sie sich zu der inzwischen auch herangekommenen Dame und sagte bescheiden und artig: „Ich gehe eben dorthin — darf ich Sie führen?“

„Sie würden uns verbinden,“ entgegnete die Dame freundlich.

„Welch liebliche Schwester! Da möchte man schon Bruder sein,“ raunte Alexander der Mutter lachend zu, aber doch noch nicht leise genug, als daß das feine Ohr des Mädchens es nicht vernommen hätte; denn sie erröthete tief, und die vollen Lippen des kleinen Mundes kräuselten sich stolz und abweisend empor. Sie kehrte sich, augenscheinlich tief verletzt, von dem Herrn ab, sagte zu der Dame nur: „Bitte,“ und schritt, ruhig und unbekümmert um die ihr Folgenden, mit dem Kinde an der Hand voran.

Sie führte Jene ein Stück des von ihnen gekommenen Weges zurück und bog dann in eine Seitenstraße ein. Auch hier gab es — es war schier zum Verwundern — lebende Wesen: denn ein Pferd stand aufgezäumt und gesattelt vor einem der Häuser, und ein Mann war eben im Begriff, dasselbe zu besteigen.

Der fromme Bruder mochte nicht zu den allzu geübten Reitern, und das Pferd, ein stätig aussehendes Thier, nicht zu den geduldigen Creaturen gehören; denn jener zeigte sich ziemlich linkisch, und dieses schlug, bei der bekundeten Absicht des Mannes, heftig aus und sprang auf die Seite. Der Mann redete ihm ruhig zu, streichelte seinen Kopf und versuchte dann abermals das schwierige Manöver, hinauf in den Sattel zu kommen, aber mochte es nun der Anblick der näherkommenden Fremden sein, der ihn verlegen und seine Ungeschicklichkeit noch unbehülflicher machte: er hatte kaum den Fuß auf den Bügel zu setzen versucht, als das Thier bäumte, ausschlug und zurücksprang; dabei entglitt der Zügel seiner Hand, und der Mann fiel auf das Straßenpflaster hin, während das scheue Pferd frei die Straße hinab, gerade den Kommenden entgegensprengte.

Digitized by Google

Bei den ersten vergeblichen Bemühungen des Reiters, das stätige Thier zu besteigen, war das junge Mädchen mit dem Kinde ängstlich seitwärts an die Häuser getreten, und sich nach den ihr Folgenden umsehend, nahm sie wahr, wie auf dem Gesicht des jungen Herrn die Ungeschicklichkeit des frommen Sonntagsreiters ein spöttisches Lächeln hervorrief; vermuthlich war er selbst ein tüchtiger Reiter, und er sah auch mit seiner eleganten, geschmeidigen, aber kräftigen Gestalt ganz darnach aus, sogar das wildeste Pferd meistern zu können.

Jetzt, als der Mann fiel und das losgelassene Thier ihnen entgegen kam, eilten auch die Fremden auf die Seite, die Kleine aber hatte sich von der Hand des Mädchens losgerissen und sprang, nach thörichter Kinder Art, in die Mitte der Straße zurück, um einen Ball aufzuheben, den sie soeben hatte fallen lassen und der dorthin gerollt war.

Von allen Lippen ertönte ein Schrei des Erschreckens; denn im nächsten Augenblick mußte das Pferd über die sich bückende Kleine hinwegrasen. Da, noch ehe das junge Mädchen dem Kinde nacheilen konnte, war der fremde Herr, ohne sich lange zu besinnen, mit einem Satz neben dem Kinde und sich fest emporrichtend, Energie im Blick und in der Haltung, faßte er mit kräftiger Hand in die Zügel des heransprengenden Thieres, daß es aufbäumend vor ihm stand — er drängte es gewaltsam zurück. Dies Alles war so schnell geschehen, daß, als das Kind sich ahnungslos mit seinem Ball wieder emporrichtete, die über ihm schwebende Gefahr schon überwunden war und der Herr mit dem Pferde seitwärts stand, während das junge Mädchen todtenbleich gegen die Wand eines Hauses lehnte, aber sie raffte sich schnell wieder zusammen, und zu dem Kinde hineilend und es wieder an ihre Hand nehmend, sagte sie mit bebender Stimme, indem sich ihre Augen schüchtern, wie Abbitte thuend, auf Alexander richteten:

„Ich danke Ihnen, mein Herr; Sie haben die mir anvertraute Kleine aus großer Gefahr gerettet."

Jetzt kam auch der abgeworfene Reiter ziemlich beschämt herbeigehinkt und dankte ebenfalls dem Helfer in der Noth. Es war ein so auffälliger Gegensatz zwischen den beiden Männern, daß er, wie sie jetzt neben einander standen, Jedermann, auch dem jungen Mädchen, in die Augen springen mußte. Die demüthige Haltung der kleinen, linkischen Gestalt des Bruders sah so unmännlich aus neben der hohen, eleganten Figur Alexander's, die bei aller Geschmeidigkeit doch voll Energie war und wie von Stahl geschmiedet zu sein schien. Jede Muskel war von der soeben gehabten Anstrengung noch angespannt; die Wangen waren höher gefärbt; die blauen Augen leuchteten im hellen Feuer innerer Willensstärke, und doch lag keine Erregung auf dem Gesicht, sondern die sichere Ruhe der bewußten Kraft.

Während er das Pferd noch an seiner festen Hand hielt, gelang es nun endlich dem Andern, in den Sattel zu kommen.

„Ein abscheulicher Gaul, mein Herr," sagte Alexander, dem Reiter die Zügel übergebend. „Er scheint kitzelig zu sein und nicht Spaß zu verstehen; schonen Sie die Sporen und halten Sie die Hand fest am Zügel, bis Sie seiner sicher sind!"

Damit ließ er los, und Mann und Thier zogen fürbaß.

„Und nun bitte, mein Fräulein, seien Sie wieder unsere Führerin," wendete Alexander sich mit einer Verbeugung dem jungen Mädchen zu.

Nach einer kurzen Weile standen sie vor der Thür des freundlichen Schwesternhauses.

„Ah, da sind wir ja an Ort und Stelle!" rief die Dame erfreut aus. „Ich danke herzlich für Ihr Geleit, liebes Kind. Wollen Sie so freundlich sein, uns zu sagen, wohin wir uns hier zu wenden haben? Wir sind brieflich angemeldet und werden erwartet — ich bin Frau von Trautenau, das sind meine beiden Söhne, und dieses mein Töchterchen bringe ich als Pensionärin hierher."

Dabei reichte sie ihre Hand herzlich dem jungen Mädchen und blickte freundlich in deren schönes Gesicht.

„Ich bitte, hier in das Sprechzimmer einzutreten," sagte diese bescheiden, eine Thür zu ebener Erde öffnend, „ich werde unsere Aelteste, Schwester Agathe, von Ihrer Ankunft benachrichtigen."

Es währte auch nicht lange, so trat diese ein, eine freundlich würdige Erscheinung, zu deren ergrauendem Haar die den unverheiratheten Schwestern zukommende Rosaschleife des Häubchens sonderbar stand. Sie begrüßte die Dame so würdevoll wie herzlich.

„Verzeihen Sie, daß ich mit meiner ganzen Familie bei Ihnen erscheine, und erlauben Sie mir, Ihnen dieselbe vorzustellen," sagte Frau von Trautenau nach der ersten Begrüßung. „Mein Stiefsohn Alexander, Hauptmann der Infanterie, der meine treue Stütze ist, seitdem ich meinen guten Mann verlieren mußte, mein Sohn Hans und hier mein Töchterchen Adele, Ihr nunmehriger Pflegling, den ich Ihrer Güte von Herzen empfehlen möchte."

Schwester Agathe nahm das Mädchen liebevoll in ihren Arm, und einen Kuß auf ihre Stirn drückend, sagte sie herzlich:

„Du wirst mir nun vertrauen, liebes Kind, wie Deiner Mutter, und ich werde Dich lieb haben, wie diese Dich liebt. Wir sind hier eine große Menge von Schwestern beisammen, die sich alle lieben, fröhlich lernen und fleißig arbeiten. ‚Bete und arbeite!' dieser goldene Spruch geht mit uns, so lang unser Tag währt, und die Liebe und Arbeit, die Du finden wirst, wird Dir helfen, Dich schnell bei uns einzuleben."

„Ich wohne ja auch in der Nähe," sagte Frau von Trautenau, da das Gesicht des Mädchens bange aufblickte, „unser Gut Wollmershain ist in ein paar Stunden erreicht. Ich kann recht gut einmal herfahren, und Sie werden gewiß auch hin und wieder gestatten, daß Adele zu uns kommt?"

„Gewiß, Frau von Trautenau," entgegnete die Chorälteste, „in den Ferien. — Darf ich Ihnen nun unsere Räumlichkeiten und Einrichtungen zeigen, damit Sie wissen, wo und wie Ihr liebes Töchterchen leben wird?"

„Ich bitte darum," entgegnete die Dame, „es interessirt uns natürlich hier Alles auf das Lebhafteste."

Dabei erhoben sie sich und folgten Schwester Agathe.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Malerfürst der Gegenwart.

Von Fr. Pecht.

Wenigen Künstlern ist es gelungen, auf die Weiterentwickelung der Schule, aus der sie hervorgegangen, einen so bedeutenden und nachhaltigen Einfluß zu üben, wie dem Meister, von dem ich hier eine kurze Lebensskizze zu entwerfen versuche. Ich glaube zu diesem Versuch um so mehr ein Recht zu haben, als ich die künstlerische Wirksamkeit Piloty's fast von ihrem Beginn an in nächster Nähe zu verfolgen in der Lage war, ohne doch jemals in einem persönlichen Verhältnisse zu ihm gestanden zu haben, welches die Unparteilichkeit meines Urtheils irgendwie beeinflussen könnte. Das Factische meiner Erzählung verdanke ich allerdings zum Theil seinen eigenen Mittheilungen, die ich mir schon früher für einen andern Zweck erbeten hatte. Indeß glaube ich, daß die Leser der „Gartenlaube" mir gerade für dieses ganz persönliche Detail dankbar sein werden, da es geeignet sein dürfte, ihnen ein klares Bild von diesem eigenartigen Charakter zu entwerfen.

Die Familie Piloty stammt aus Italien, und ein Ahne hatte sich in Homburg in der Pfalz niedergelassen, von wo der Großvater unseres Piloty mit Karl Theodor nach München kam. Dort besuchte nun des Zugewanderten Sohn die damals von dem älteren Langer geleitete Akademie und bildete sich zu einem vortrefflichen Zeichner aus. Phantasiereich, witzig, poetisch und künstlerisch gleich begabt, vom heitersten Temperament, der sprudelndsten Lebendigkeit, ward er bald die Seele jeder Gesellschaft, in die er kam, und einer der bekanntesten und beliebtesten Charaktere des damaligen künstlerischen Münchens, dem besonders der einst so berühmte Verein „Frohsinn" seine ganze Blüthe verdankte.

Er hatte sich bald nach Erfindung der Lithographie derselben mit großem Erfolg zugewendet, sich erst mit Strixner, dann mit Löhle associirt und die Herausgabe der Gemälde der Pinakothek begonnen; hier lieferte er besonders ganz vortreffliche Zeichnungen nach Rubens, für den er, wie für die Niederländer und Spanier, ein tiefes Verständniß besaß. Er vermittelte dasselbe auch seinem

Digitized by Google

Karl von Pilotty.

Nach einem Portrait von Franz Lenbach auf Holz gezeichnet von M. Grönvold.

am 1. October 1826 geborenen ältesten Sohne Karl, einem Knaben, den er bei seiner früh hervortretenden ausschließlichen Neigung wie Begabung zur Kunst schon mit zwölf Jahren die Akademie besuchen ließ. Man kann sich keinen größeren Contrast denken, als den des ernsten, fast düsteren, schwarzblütigen Sohnes zu diesem lebenslustigen Vater, trotz der Aehnlichkeit in dem echt südländischen Feuer des Naturells. Auch die Mutter war eine im Ganzen eher heitere Frau, nebenbei im Gegensatze zum leichtlebigen Gatten von einer überaus großen Pünktlichkeit und Ordnungsliebe, die das Hauswesen, das er sonst aus Rand und Band gebracht hätte, um so energischer zusammenhielt. Sie hat die Kinder früh daran gewöhnt, allen ihren Obliegenheiten in Haus und Schule mit größter Gewissenhaftigkeit nachzukommen.

Den in der Akademie von Zimmermann und Heß sehr ungenügend geleiteten ersten Zeichenunterricht ergänzte der Vater so tüchtig und mit so verständiger Einsicht in die Grundbedingungen jedes großen künstlerischen Erfolges, daß der mit dem äußersten Fleiß und der glühendsten Begeisterung für die Kunst begabte Junge bereits den menschlichen Körper genau kannte und sich zu einem vortrefflichen Zeichner ausgebildet hatte in einem Alter, wo Andere gewöhnlich erst anfangen. So ward er ganz speciell für die Rolle vorbereitet, die er später in der Münchener

Digitized by Google

Kunst einnahm: als Derjenige, der sie von den schweren Mängeln der Cornelianischen Schule durch ein gründlicheres Studium der Natur und der Technik befreien sollte. Er machte nicht nur das Actmodell in der Akademie von fünf bis sieben Uhr regelmäßig mit, sondern zeichnete dann gewöhnlich noch zwei Stunden in einem Privatactsaal und componirte hierauf, um zehn Uhr zurückkehrend, oft noch bis spät in die Nacht in seinem Zimmer. Mit der leidenschaftlichen Gluth des Naturells, der Neigung zum theatralischen Pathos, wie sie den Italiener kennzeichnet, den Ernst, die eiserne Beharrlichkeit des Deutschen vereinigend, phantasievoll und scharf beobachtend zugleich, ehrgeizig und hochstrebend, allem Gemeinen abgeneigt, durchaus sittlich, aber auch eifersüchtig wie ein Italiener, war und blieb er von solch explosiver Heftigkeit in Allem, daß ihn seine Freunde immer mit einem offenen Pulverfaß verglichen. Da er von frühester Jugend blos künstlerische Eindrücke erhalten, ward ihm die Kunst bald das einzige Lebensinteresse, nie haben irgendwelche andere geistige Interessen ihn dauernd zu fesseln vermocht.

Er erregte schon die größten Erwartungen, war bereits zu Schnorr in die Componirclasse gekommen und hatte da einen barmherzigen Samariter in der pathetischen Art des Meisters hart und trocken componirt, zu Hause aber einen Cola di Rienzi frei und malerisch zu behandeln versucht, hatte daneben das große jüngste Gericht nach Rubens copirt — als der Vater starb, der ihn mehr als alle Lehrer gefördert, ihm allein die Liebe und das Verständniß für die von der Cornelianischen Schule ganz verpönten alten Coloristen erschlossen hatte. Derselbe hinterließ die Familie ziemlich mittellos.

Acht Tage darauf saß der sechszehnjährige, trotz der glänzendsten Aussichten mit fraglosem Pflichtgefühl jetzt tapfer seinen Idealen entsagende Jüngling bereits an der Steinplatte des Vaters und vollendete dieselbe, um so die Existenz der Familie zu ermöglichen, indem er die Leitung des ganzen großen lithographischen Geschäftes auf sich nahm. Er führte sie sechs ewig lange Jahre mit der größten Gewissenhaftigkeit fort, bis sich durch den Ertrag des Unternehmens die Verhältnisse hinreichend gebessert hatten. Nur in den Nebenstunden, früh und in später Nacht, wenn Andere schliefen oder in der Kneipe saßen, konnte er sich damit befassen, seine innere Welt in Entwürfen und Studien zu gestalten.

Bald nach dem Tode des Vaters kam der ihm schon von früher her befreundete Carl Schorn aus Paris, wo er die Principien der Cornelianischen Schule mit denen der modernen Franzosen vertauscht, in's Piloty'sche Haus und verlobte sich mit der schönen Schwester des jungen Malers. Kurz darauf durch sein Gemälde: „Die Wiedertäufer" großes Aufsehen erregend und an der Akademie als Lehrer der Malclasse angestellt, ward er von jetzt an auch der Freund und Lehrer seines jugendlich strebenden Schwagers, der unter seiner Einwirkung sich rasch einer viel glanzenderen Maltechnik bemeisterte, als sie bis dahin in München üblich gewesen.

Die Unruhen des Jahres 1848, die in München schon früher begannen, regten auch Piloty zu jugendlicher Begeisterung auf, ohne daß er doch je ein tieferes Interesse an der Politik genommen. Er blieb eine auf sich selbst gestellte Natur. Dem Lärmen wie den Lustbarkeiten ohnehin abgeneigt, hielt er sich kalt selbst gegen die Frauen, mehr aus Furcht vor der eigenen Leidenschaft als aus Gleichgültigkeit, so daß er z. B. nie einen Ball besuchte.

Endlich konnte er sich, wie bemerkt, von der Verpflichtung zur Lithographie losmachen und sich seiner geliebten Malerei wieder mit ganzer Seele widmen. Es entstand jetzt sein erstes werthvolleres Bild, „Badende Mädchen", im Riedel'schen Geschmack; ein Sonnenlichteffect in dem Atelier, das er in der Akademie bezogen, hatte Veranlassung zu dem Bilde gegeben. Es lag etwas von der Wonne über die wiedererlangte Freiheit darinnen; mich, der ich es alsbald darauf sah, entzückte die geistreiche Feinheit und Grazie der Behandlung, die Lichtfülle und der Glanz, das malerische Talent, die aus diesem Erstlingswerke hervorleuchteten.

Die Stoffwahl Piloty's sollte bald eine andre werden. Die mit Schorn sehr glücklich verheirathete Schwester ward im ersten Wochenbett schwer krank; schon aufgegeben, läßt sie sich, zum Tode erschöpft, in Gegenwart des Bruders das Kind von der Mutter bringen, um von ihm Abschied zu nehmen, während das Sonnenlicht bei der ergreifenden Scene durch einen grünen Fenstervorhang herein auf Häubchen und Hemdchen fällt, die sie in froher Erwartung des Ankömmlings für ihn gestickt und genäht. Dieser Moment, der ihn — bei Erwartung des Verlustes der geliebten Schwester — so heftig ergriffen, drängte ihn zur Schöpfung seines zweiten, bereits Aufsehen erregenden Bildes, „Die Wöchnerin", auf dem er mit rührender Treue das eben Erlebte wiedergiebt.

Zum Glück bleibt ihm die Schwester erhalten. Ein halbjähriger Aufenthalt in Leipzig, meist mit Portraitmalen zugebracht, folgt und führt zu einem Besuche in Dresden, wo Piloty acht Tage lang nicht aus der Gallerie kommt und Velasquez sein Ideal wird. Dann kehrt er zurück, um seinen Schwager und Freund Schorn langsam sterben zu sehen. Allein unter allen Familiengliedern wissend, daß der Kranke verloren, hilft er ihm noch ein Halbjahr lang an seinem kolossalen Bilde der Sündfluth. In dieser traurigen Zeit erzählte ihm seine Schwester eines Tages, daß ihre Amme, ein sehr hübsches Mädchen, ganz verstört, halb wahnsinnig nach Hause gekommen, weil sie, ihr eigenes Kind mit dem an seine Stelle getretenen besuchend, dasselbe bei der Ziehfrau, einer sogenannten „Engelmacherin", sterbend getroffen. Unter dem erschütternden Eindrucke dieser Vorstellung entsteht sein drittes Bild, die berühmte „Amme". Aber wie verschieden in seiner ganzen tiefernsten Art, in dem schwärzlich gedämpften Colorit ist es bereits von dem sonnigen Farbenjubel jenes Erstlingswerkes! Die düstere Stimmung desselben würde uns allein schon sagen, daß hier etwas unendlich Trostloses geschildert werde. Auch ist der Maler bereits ganz selbstständig. Außer der entfernten Anlehnung an die Spanier, ist hier keinerlei Einwirkung anderer Kunstwerke sichtbar; vielmehr ist diese Vereinigung strenger, edler, fast stilvoller Form mit der höchsten Wahrheit des Details durchaus originell. — Daß ihm aber jedes Erlebniß, Alles, was ihn rührt oder ergreift, sofort zum Bilde wird, das beweist wohl am besten seinen echten Künstlerberuf.

So hatte ihn nächst Shakespeare immer Schiller am meisten beschäftigt, der „Dreißigjährige Krieg" und besonders die Wallenstein-Trilogie ihn bereits zu mancherlei Entwürfen begeistert.

Jetzt bot sich ihm die Gelegenheit, eine der Ursachen jenes entsetzlichen Kampfes im größten Maßstabe zu schildern, als König Max „die Stiftung der Liga" für das Maximilianeum bei ihm bestellen ließ. Niemand, der heute dieses gewaltige Gemälde sieht, würde wohl glauben, daß das eines noch jungen Künstlers Erstlingsversuch in lebensgroßen Figuren sei. An sicherer Beherrschung der künstlerischen Mittel, in Zeichnung und besonders Colorit geht es weit über Alles hinaus, was bis dahin die Münchener Schule in dieser Art geleistet, und bezeichnet einen mächtigen Fortschritt. Die Jugend des Malers spricht sich aber auch darin aus, daß er eben die Welt nur von den Brettern kennt, die sie bedeuten. Seine schwörenden Fürsten benehmen sich so pathetisch, wie sie es in der Wirklichkeit gewiß nie gethan hätten, es wäre denn, daß sie einander hätten anlügen wollen.

Diesen Standpunkt, den er hier einnimmt, hat Piloty niemals völlig zu verlassen vermocht, obwohl er es mit voller Bestimmtheit anstrebte, ja es ihm im Einzelnen vielfach gelang. Es ward mir das alsbald klar, als ich 1854, aus Italien nach München übersiedelnd, den Künstler endlich persönlich kennen lernte, dessen „Amme" mich schon in Venedig entzückt, wo sie unter der bunten, koketten italienischen Hetärenmalerei mit ihrer ergreifenden Wahrheit so erquicklich selbst auf die Italiener gewirkt hatte, wie ein Trunk klares Quellwasser nach allen möglichen Arten Fusels.

Ich fand mich vor einem hochgewachsenen, raschen und elastischen, eher hageren jungen Manne, dessen stark ausgearbeitete Züge und nervöses Wesen die Spuren anhaltender Anstrengung, wie rastloser Leidenschaft, ja dämonischer Willenskraft zeigten und durchaus bedeutend erschienen. Das Gesicht wäre gewöhnlich ohne das durchdringende flackernde Auge und jene eigenthümlich hochgeschwungenen Augenbrauen, wie man sie an vielen Coloristen alter und neuer Zeit, an Correggio, Rubens, Delacroix wahrnimmt. Der unruhig gleitende Blick, die hastigen Bewegungen, die selbst unbedeutende Dinge mit plötzlich herausbrechender Leidenschaftlichkeit übermäßig pathetisch accentuirende Redeweise bewiesen, daß die italienische Abstammung mit ihrem grenzenlosen Ehrgeiz, der verhaltenen Gluth immer noch in ihm wirksam war. Sie hätten einen geradezu unheimlichen Eindruck gemacht ohne den idealen Zug, der das ganze Wesen adelt.

Digitized by Google

Während diese declamatorische Art uns Aelteren nicht immer die Glaubwürdigkeit vermehrt, wirkt sie wahrhaft bezaubernd auf alle Jüngeren, wie denn Piloty durch seine sprühende Begeisterung für die Kunst, die unwandelbare Ueberzeugungstreue, mit der er an seinen künstlerischen Principien festhält, und seine gewaltige Willenskraft einen wahrhaft unermeßlichen Einfluß auf seine Schüler ausübt und in einem so schönen Verhältniß zu ihnen steht, daß es beiden Theilen zu großer Ehre gereicht.

Sie strömten ihm bald in Massen zu, als er schon im Jahre 1856 der „Liga" jenes berühmte Bild „Seni vor Wallenstein's Leiche" folgen ließ, das, origineller in jedem Sinne, einen noch weit durchschlagenderen Erfolg in ganz Deutschland hatte.

Wenn man es in der neuen Pinakothek, wo es seinen Platz gefunden, mit allen ihm vorausgehenden vergleicht, wird einem auch heute wenigstens unbestreitbar erscheinen, daß es einen größeren Umschwung, einen mächtigeren technischen Fortschritt in unserer Münchener Malerei bezeichnet, als irgend ein anderes der Sammlung. Die coloristische „Stimmung", von welcher bei der trostlos stümperhaften Technik unserer meisten früheren Historienbilder nicht die Spur zu bemerken war, ist hier so zwingend, wie man ihr selbst bei Werken der classischen Zeit nur in den seltensten Fällen begegnet; ein Schauer packt uns unwillkürlich bei diesem vor seinem blutend hingesunkenen mächtigen Gebieter erstarrt stehenden Diener und Freund, der seine bange Ahnung nun auf's Entsetzlichste verwirklicht sieht. Durchzieht doch ein förmlicher Blutgeruch das im Morgengrauen dämmernde Gemach, dessen Helldunkel mit einer Meisterschaft gemalt ist, die Piloty selber nicht wieder erreicht hat, so wenig, wie die malerische Wucht, die in allem Stofflichen liegt und die einen echt künstlerischen Reiz ausübt, da sie durchaus zur Charakteristik des Moments mitwirkt.

Das entsprach nun ganz und gar den realistischen Anschauungen der Zeit, und so sammelte sich denn auch sofort jene Schule um ihn, aus der eine ganze Generation hochbedeutender Künstler, wie Makart, Lenbach, Schütz, Max, Defregger, Grützner und unzählige Andere hervorgingen, die bald so wuchs, daß seit Mengs, Cornelius oder Delaroche keine so große in Europa existirt hat.

Er selber malte nun eine Reihe kleinerer Bilder aus dem Dreißigjährigen Kriege, so Tilly vor Beginn der Schlacht am weißen Berge, der Predigt eines Kapuziners zuhörend, Seni erschreckt in's Zimmer tretend, da eben Wallenstein's Leiche hinausgetragen wird, dann Wallenstein, der, krank in der Sänfte nach Eger reisend, an einem Gottesacker vorbeikommt — oft voll Reiz coloristischer Stimmung und reich an Figuren, in denen der Charakter der Zeit in einer Weise getroffen ist, die in Deutschland jedenfalls bis dahin nicht erreicht worden. Schon gleich nach dem „Seni vor Wallenstein's Leiche" war der schnell berühmt gewordene junge Meister zum Professor an der Akademie ernannt worden, trotz der Opposition der Cornelianer, deren Ateliers bald alle leer standen, während sich im seinigen die Schüler drängten. Er selber aber zog, nachdem er sich kurz zuvor mit einem ebenso schönen wie hochstrebenden Mädchen zur glücklichsten Ehe verbunden, im Jahre 1858 zum ersten Male nach Rom.

In Florenz ging ihm, angeregt durch die Antiken in der Loggia dei Lanzi und den Uffizien, dann durch Fiesole und die Präraffaeliten, die Geschichte der ersten Christen und ihrer Verfolgung unter Nero als günstiger Vorwurf für die Malerei auf, und er zeichnete die Composition sofort ziemlich so nieder, wie er sie später ausgeführt.

Der Einfluß der italienischen Kunst auf ihn ist übrigens in keiner Weise an seinen Werken wahrzunehmen. Im Gegentheil ist der 1860 fertig gewordene Nero als der Höhepunkt der naturalistischen Richtung des Künstlers zu bezeichnen. Die Wirkung des riesigen Bildes ist eine sehr bedeutende, besonders wirkungsvoll ist die Gestalt des Nero, wie sie nach durchschwelgter Nacht rosenbekränzt, unter Vortritt der deutschen Leibwache, gleichgültig über die Ruinen hinschreitet, an den Leichen erwürgter Christen vorbei. Dieser Nero ist vortrefflich gelungen und übertrifft an Wahrheit der Charakteristik wie der äußeren Erscheinung weit alle die vielen Nachfolger, die ihm Kaulbach, Rahl, Keller, in neuester Zeit Siemiradzki und Andere gegeben.

Portraits in ganzer Figur, so der Grafen Schack und Palffy ꝛc., gehören nebst Illustrationen der deutschen Classiker und Shakespeare's zu den trefflichsten Leistungen Piloty's aus dieser Periode.

Ueber alle frühern Leistungen erhob sich der 1873 vollendete „Triumph des Germanicus", oder vielmehr der Thusnelda, die, als Haupttrophäe gefesselt an Tiberius vorübergeführt, durch die Hoheit und Würde ihrer Erscheinung zur eigentlichen Siegerin wird. In diesem Bilde, zu dem Piloty die Idee seit seiner Jugend mit sich herumgetragen, hat der Meister in der den Thumelicus an der Hand führenden, thränenlos, stolz und ungebrochen daherschreitenden Fürstin eine Gestalt geschaffen, die voll echter Größe ist; auch die ihr folgenden Frauen sind gut erfunden, und wenn andere zu theatralisch sind und dadurch die Wirkung der Hauptgruppe beeinträchtigen, so ist doch auf dem mächtigen Bilde absolut nichts ohne malerischen Reiz.

Ein hartnäckiges Magenleiden warf ihn damals wiederholt auf's Krankenlager. Nichtsdestoweniger widerstand er mit dämonischer Willensstärke diesen Hemmungen, denen jeder Schwächere längst hätte erliegen müssen; ja er vollendete sogar sehr rasch nach der Thusnelda, gestärkt durch ihren Erfolg, einen ebenfalls in lebensgroßen Figuren ausgeführten höchst charakteristischen „Heinrich den Achten, der die vor ihm knieende Anna Boleyn verdammt".

Seit dieser Zeit hat sich der nach Kaulbach's Tode zum Director der Akademie ernannte, mit Erhebung in den Adel und Auszeichnungen aller Art überhäufte, leider aber durch Krankheit viel und schwer leidende Meister in erster Linie mit einem gewaltigen Bilde für den Münchener Rathhaussaal beschäftigt. Es zeigt uns die Monachia selber, umgeben von den allegorischen Figuren der Ehre und der Fruchtbarkeit, wie sie Kränze an alle verdienten Männer und Frauen vertheilt, die aus ihrem Schooß hervorgegangen sind oder bei ihr eine zweite Heimath gefunden haben. Auch hier bewährt Piloty wiederum sein überaus großes Talent, jedem Gegenstand seinen malerischen Gehalt abzugewinnen; viele der fast zweihundert historischen Figuren des Bildes sind meisterhaft charakterisirt; das Ganze ist überaus lebendig und reizvoll gedacht. Besonders die hohe Geistlichkeit zur Linken, dann eine Frauengruppe zur Rechten, nicht minder die Künstler und die Krieger zu beiden Seiten der Monachia sind trefflich gelungen.

Neuerdings erregen Piloty's „Girondisten", ein Bild von hinreißender Gewalt und fast erdrückender tragischer Wucht realistischer Darstellungskunst, das Aufsehen der deutschen Kunstkreise; eine Wiedergabe desselben (S. 656 und 657, vergl. auch „Blätter und Blüthen") schmückt nebst dem Portrait des Meisters (S. 649) die gegenwärtige Nummer dieses Journals.

Ueberblicken wir Piloty's reiches, bedeutungsvolles Künstlerleben, so fällt uns vor Allem die klare Folgerichtigkeit desselben als Frucht eines starken unwandelbaren Willens, einer großen, aus innerer und äußerer Nothwendigkeit stammenden Ueberzeugung auf. Daß die erste Hälfte desselben interessanter und bedeutender ist, als die zweite, theilt es mit den Schicksalen der meisten anderen Künstler; wer fände Blüthen nicht schöner als Früchte, den Frühling nicht entzückender als den Herbst? Ganz unbezweifelbar aber ist, daß Piloty folgenreich und im Ganzen außerordentlich wohlthätig auf die deutsche Kunst gewirkt hat. Wenn unsere romantische Schule es niemals zu harmonischen Werken gebracht hat, an denen die künstlerische Form der Erscheinung denselben Reiz gehabt hätte, wie der Gedanke, so mußte dieser aus lauter großen Versprechungen und ungenügenden Erfüllungen bestehenden Kunst nothwendig endlich eine folgen, die den Hauptaccent nicht auf's Wollen, sondern auf's Können legte, bei der die Form allerdings sogar meist bedeutender ist, als der Inhalt. Aber ohne einen Piloty und ohne die Realisten, die er erzogen, wäre eine wirklich classische Periode in der deutschen Kunst nie möglich geworden; jetzt ist sie um so mehr möglich, als ihr auch die gewaltigen politischen Ereignisse den Boden bereitet haben — ja sie hat vielleicht schon begonnen.

Zum Schluß sei bemerkt, daß Piloty, wie vor ihm Kaulbach, Rauch oder Mengs, nach ihm Makart, zu jenen Künstlern gehört, die sich im Umgang mit den Großen dieser Welt gefallen, ohne dabei sich und ihrer Würde etwas zu vergeben, was in Deutschland nichts weniger als überflüssig ist, wo angeborne Stumpfheit und Pedanterie oder gemeiner Neid nur zu leicht die Achtung vor dem Talent vergessen, wo der Adel des Verdienstes dem der Geburt noch lange nicht gleichgestellt wird.

Digitized by Google

Hamburg und Deutschland.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

1. Geschichtliche Erinnerungen.

Es ist ein Unglück, daß die großen deutschen Männer die kleine deutsche Geschichte nicht kennen. Unter letzterer verstehe ich die Geschichte der einzelnen Staaten und ihrer Regierungen, ihrer Sympathien und ihrer Antipathien, ihrer Pläne und sogar ihrer Phantastereien. Wie lehrreich diese Geschichte auch für die Gegenwart ist, im Hinblick auf die heute viel discutirte Hamburger Freihafen-Frage, will ich an einem Beispiele darthun.

Im Jahre 1820 erschien eine Schrift, betitelt: „Manuscript aus Süddeutschland, herausgegeben von George Erichson, verlegt von James Gryphi in London". Sie erlebte in kurzer Zeit mehrere Auflagen und wurde massenhaft in dem südwestlichen Deutschland verbreitet, namentlich auch unter den Liberalen. Sie trug ein stolzes Motto aus dem Horatius:

„Was ich selbst, und mein Volk mit mir, zu begehren hat, hör' jetzt!"
(„Quid ego et populus mecum desideret, audi!")

Diese Schrift war eine Mystification. Allein sie war noch etwas weit Schlimmeres. Sie war eine rheinbündlerische Agitation, mit großer Schlauheit darauf berechnet, in dem damals in einer gewissen politischen Aufregung befindlichen südwestlichen Deutschland den Samen des Hasses gegen Preußen und gegen das ganze nördliche Deutschland zu säen, den Südwesten als den einzigen Träger des „reinen und unverfälschten Deutschthums" zu glorificiren und ihn zu einem Rheinbund zusammenzuschweißen — zu einem erneuerten Rheinbund, der auf Nord- und Mitteldeutschland, auf die Nord- und Ostsee verzichtet und sich separat zu einem „alemannischen" Binnenlande zusammenthut, unter württembergischer Führung, unter Anlehnung an Frankreich, mit einer feindseligen Spitze gegen Oesterreich und Preußen.

Wer heute das liest, der kann es kaum fassen, daß schon einige Jahre nach der Abschüttelung des Joches der Fremdherrschaft, sieben Jahre nach der glorreichen Völkerschlacht bei Leipzig, ein solches Buch möglich war, noch weniger, daß es mit Begierde gelesen und mit Eifer verbreitet wurde, daß es von Hand zu Hand ging, daß ernsthafte Leute seinen Inhalt ernsthaft discutirten, daß man sogar daran ging, seine Projecte auf dem Wege einer Staatsumwälzung zu verwirklichen, und daß die Urheber dieses Planes nicht etwa blos „Burschenschafter und sonstige Studenten", sondern Männer in reiferen Lebensjahren und in der Stellung von Beamten und Officieren waren, welche den König Wilhelm den Ersten von Württemberg zum „König des reinen Deutschland" machen wollten.

Ich sagte: die Schrift war eine Mystification. Denn sie war in Stuttgart gedruckt und erschienen, und nicht in London. Einen Drucker oder Verleger Namens James Gryphi gab es damals gar nicht mehr in London. Dies war nur eine literarische Reminiscenz an jene längst vergangenen Zeiten, da die Aldi in Venedig, die Gryphi in London und die Elzevier in Amsterdam als weltberühmte Drucker florirten.

Auch der Name des Verfassers war eine Mystification. Derselbe hieß nicht „George Erichson", sondern Friedrich Georg Lindner. Geboren 1772 in Mitau, gestorben 1845 in Stuttgart, gehörte Lindner zur Classe jener unstäten politisch-literarischen Abenteurer, zu jenen zwar außerordentlichen, aber höchst ordinären fahrenden Diplomaten, welche sich in dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts in Deutschland als Söldlinge des Auslandes bemerklich machten. Am meisten Aehnlichkeit hatte er mit August von Kotzebue; nur arbeitete dieser in der Regel für Rußland, und Lindner für Frankreich; auch hatte Lindner nicht Kotzebue's formelle dichterische Begabung. Ihre Wege pflegten sich öfters zu kreuzen.

Bis zum Jahre 1813 war Lindner im Interesse Napoleon's thätig. In dem genannten Jahre lebte er in Weimar. Als dort die Russen einrückten, wollten sie ihn als französischen Spion aufhängen; seine Rettung verdankte er den Preußen. Er verschwand nun, um im Solde des Fürsten Metternich zu schreiben. Um 1818 kehrte er nach Weimar zurück, wo damals auch Kotzebue lebte und geheime Rapporte an den Kaiser von Rußland erstattete, in welchen er die Professoren Deutschlands als „Demagogen" und die Hochschulen als „Herde der Revolution" denuncirte. Der Historiker Luden, Professor in Jena, hatte damals in seiner „Nemesis" einen Artikel publicirt, der unter Anderem auch an den öffentlichen Zuständen in Rußland eine maßvolle Kritik ausübte. Diesen Artikel machte Kotzebue sofort zum Gegenstande eines Rapportes an den Zaren.

Kotzebue's Schreiber vertraute das ihm zur Reinschrift übergebene französisch geschriebene Original dem Dr. Lindner an, und dieser lieh es dem Professor Luden, welcher sofort darüber in der „Nemesis" herfiel. Darob lebhafte Beschwerden Kotzebue's bei dem Zaren, noch lebhaftere Beschwerden des Zaren bei dem Großherzog von Sachsen-Weimar — Confiscation der „Nemesis", Confiscation der „Isis" des Professors Oken und des „Volksfreundes", den ein Sohn Wieland's in Weimar herausgab, Maßregelung der Professoren, immer wüthendere Denunciationen Kotzebue's gegen dieselben ꝛc. — Kotzebue mußte schließlich mißliebigkeitshalber Weimar verlassen und siedelte nach Mannheim über, wo ihn der Dolch des Studenten Sand traf. Er fiel dem Haß der akademischen Jugend zum Opfer, und Lindner konnte sich rühmen, den Hecken-Krieg, aus welchem die verhängnißvolle blutige That erwachsen, zuerst angefacht zu haben.

Lindner war durch diese Hergange in Weimar gleichfalls unmöglich geworden. Er wandte sich nach Augsburg und Stuttgart, wo er den Rest seiner Tage verbrachte als literarisch-diplomatischer Agent des Königs Wilhelm von Württemberg, von welchem er auch zu dem „Manuscript aus Süddeutschland" inspirirt ward. Victor Aimé Huber, der mit ihm in Augsburg zusammen war, nennt ihn einen „alten fünfzigjährigen politischen Abenteurer, einen unbedingten Verehrer Napoleon's, der stets eine zweifelhafte Rolle gespielt, bald der und bald jener Regierung gedient, bald von den Regierungen verfolgt und bald wieder zu diesem oder jenem Zweck von ihnen benutzt ward."

Dieser Mensch also war es, der damals — vor sechszig Jahren — Deutschland verkündete, was der König (von Württemberg) und mit ihm sein „echt deutsches alemannisches Volk" begehre. Er construirt sein Rheinbunds-Deutschland, indem er Alles, was nicht dazu paßt, über Bord wirft: vor Allem Preußen und die Hansastädte.

„Dieses unser Deutschland," sagt er, „muß ohne diese Territorien sich constituiren. Seine Vereinigung mit Preußen ist eine unnatürliche Verbindung. Preußen kann unter Umständen ein wünschenswerther Bundesgenosse sein; als Bundesglied ist es gefährlich. In gewöhnlichen Zeiten muß (dieses Rheinbunds-) Deutschland für die eigene Erstarkung sorgen, um nöthigenfalls (zu Gunsten Frankreichs?) ein Gewicht gegen Preußen zu bilden. Norddeutschland ist nur ein Küstenland und der Handel seine ausschließliche Bestimmung. Süddeutschland aber ist ein Binnenland, das durch seine Lage und durch die Fruchtbarkeit seines Bodens zum Ackerbau und Gewerbefleiß eingeladen wird. Ackerbau und Industrie sind seine Bestimmung. Sie müssen seinen Wohlstand sichern. Der Handel kann hier nur als Nebenzweck erscheinen. Was sollen uns die deutschen Barbaresken (Raubstaaten), die Hansastädte, deren Interesse als englische Factoreien auf Plünderung des übrigen Deutschland, auf Vernichtung seiner Industrie gerichtet sind? Deutschland darf seinen Handel nicht einer privilegirten Kaste von Kaufleuten anvertrauen, welche durch den Eigennutz an England gebunden sind. Diese Republiken, Hamburg, Bremen und Lübeck, sind in jeder Hinsicht ein Hors-d'oeuvre im deutschen Vaterlande."

Ich habe hier nur eine der gemäßigtsten Stellen ausgezogen. Zu ihrem besseren Verständnisse muß ich noch bemerken, daß damals im Schooße des deutschen Bundestages eine (natürlich erfolglose) Verhandlung schwebte über die „Seeräubereien der Barbaresken", das heißt der afrikanischen Raub- und Piratenstaaten Algier, Tunis und Tripolis, welche damals noch ihr Unwesen im Mittelmeer trieben und auch deutsche Schiffe mitten im Frieden wegfingen, um die Mannschaft zu Sclaven zu machen. Mit diesen Barbaresken, mit Algier, Tunis und Tripolis, setzt der Verfasser des „Manuscripts aus Süddeutschland" die deutschen Hansastadte Hamburg, Bremen und Lübeck in eine Linie.

Digitized by Google

Es ist die Sprache des Rheinbundes und der napoleonischen Continentalsperre, welche wir in einer etwas veränderten Tonart hier wieder vernehmen. Der Haß gegen den Großhandel, der Neid gegen die Kaufleute, die Verfolgung der Hansastädte wurde in der Zeit von 1806 bis 1812 im Interesse der napoleonischen Universalmonarchie gepredigt, 1820 aber im Interesse des kleinstaatlichen Winkelparticularismus und des gerngroßen Duodez-Sultanismus en miniature.

Ein paar Parallelstellen werden dies deutlich machen.

Am 6. April 1812 erging von Seiten eines der bedeutenderen Rheinbundsfürsten eine Proclamation, in welcher es hieß:

„Der erhabene Protector des Rheinischen Bundes hat das heldenmäßige Bestreben erklärt, dem englischen Handelsdespotismus ein Ende zu machen. Alle Völker des europäischen Continents wissen aus Erfahrung, daß der Seehandel ausschließlich in den Händen einer Nation ist, welche willkürlich alle Preise bestimmt und alle Continentalfabriken lähmt, indem sie die Preise ihrer eigenen Fabrikate herabsetzt. Allgemeine Verarmung aller Continentalländer muß die nothwendige Folge werden, wenn nicht Einhalt geschieht."

Und als Napoleon die Hansastädte zum Behufe der besseren Vollziehung seines verderblichen handelspolitischen Systems dem französischen Reiche einverleibt hatte, heißt es in einem Berichte, welchen der Minister der auswärtigen Angelegenheiten an den Kaiser erstattet:

„Ihro Majestät bewaffneten Sich mit Ihrer vollen Macht. Nichts konnte Sie von Ihrem Ziele abhalten. Die Hansastädte, die Küstenländer zwischen dem Zuyder-See und dem baltischen Meere mußten mit Frankreich vereinigt, sie mußten derselben Verwaltung, derselben Handelspolitik, derselben Gesetzgebung unterworfen werden. Unmittelbare und unvermeidliche Folge der Maßregeln des englischen Gouvernements! Rücksichten keiner Art konnten bei Eurer Majestät dem wichtigsten Interesse Ihres Reiches entgegenstehen. Höchstdieselben ernten die Früchte dieses wichtigen Beschlusses."

Das Letztere bewährte sich als vollkommen richtig. Ein Jahr nach Erstattung des Rapports schon war es Jedermann klar, daß die Continentalsperre die Vertheuerung, die Corruption und das Elend hervorgerufen, daß sie, statt England von dem Continent zu verbannen, Frankreich und seine Verbündeten vom Meere ausgeschlossen, daß sie Napoleon gezwungen hatte, gegen alle Länder, welche sich seinem Continentalsystem nicht unterwarfen, Eroberungskriege zu führen, und daß schließlich statt einer Unterwerfung aller unter ihn eine Coalition aller gegen ihn eintrat, der er unterliegen mußte.

In einer anderen Bekanntmachung, durch welche die französische Regierung die Einverleibung zu rechtfertigen versuchte, hieß es: „die Hansastädte seien nur englische Colonien auf dem Festlande, privilegirte Werbeplätze für den Handelsgewinn der Britten, und brächten so die Völker um ihre Baarschaften".

Es ist immer die nämliche Appellation an die Unwissenheit und an die niedrigste Leidenschaft, nämlich an den Neid. Immer die alte Verwechslung von Geld und Capital. Immer die alte Redensart: „das Geld geht aus dem Land", während doch das Geld nur den Vermittler spielt, in Wirklichkeit Waare gegen Waare getauscht und die Ausgleichung zwischen Import und Export nicht durch Metallgeld, sondern durch den Wechsel, das Geld der Kaufleute, regulirt wird.

Dem Grund, welcher für die Feindseligkeit gegen den Handel und die Hansastädte angeführt wurde, steht vollständig ebenbürtig die Rechtfertigung der Einverleibung der Niederlande zur Seite. „Dieses Holland," sagte Napoleon der Erste, „ist nur eine Anschwemmung von französischen Flüssen, und folglich müssen wir dies angeschwemmte Land, das unseren Flüssen seine Entstehung verdankt, uns wieder nehmen!"

In der Depesche, welche der französische Generalconsul am 20. December 1810 an den Hamburger Senat richtete, und in dem Schreiben des Herzogs von Cadore, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, welches dieser Depesche beilag, wird Hamburg damit getröstet, „daß es der Betriebsamkeit seiner Kaufleute gelingen werde, unermeßliche Hülfsquellen in dem innern Handel zu finden, dem sie sich, zum Ersatz für den überseeischen, nunmehr mit völliger Sicherheit überlassen könnten".

Allein es zeigte sich bald, daß dies ein kahler und inhaltloser Trost war. Der auswärtige Handel wurde ruinirt, und mit dem „innern" wollte es sich nicht machen. Es erwies sich alsbald, daß da, wo nichts herein darf, auch nichts hinaus kann; daß die Thür entweder auf oder zu ist, und daß sie nicht in einem und dem nämlichen Augenblicke nach innen, zum Hineingehen, geschlossen sein kann, und nach außen, zum Hinausgehen, geöffnet.

Hamburg, wo früher keine Zölle, keine lästigen oder chicanösen Controllmaßregeln dem Kornhandel Fesseln anlegten, vertrieb nicht nur für die hannöverschen und holsteinischen Marschgegenden und für einen Theil von Mecklenburg, sondern auch für die Altmark, für das Magdeburgische, für die Saalegegenden und Schlesien große Getreidevorräthe in das Ausland. Schlachtvieh und Fleischvorräthe aus Deutschland vertrieb es nach England und Westindien; Butter nach Portugal, Spanien, England; Wolle nach England, Holland, Frankreich und den Vereinigten Staaten; Leinen vorzugsweise nach den transatlantischen Völkern spanischer Abkunft ꝛc.

Diese Mission Hamburgs, den Vermittler zwischen seinem Hinterlande, dem deutschen Binnenlande, und dem Auslande, namentlich den transatlantischen Staaten, zu machen, hörte auf, sobald Hamburg seine Freihafenstellung durch die Einverleibung in Frankreich und durch die Unterwerfung unter das napoleonische Blocussystem einbüßte, und das Hinterland, das heißt das übrige Deutschland, litt dadurch fast noch schwerer, als Hamburg. Der ausschließlich militärisch-fiscalische Geist der französischen Verwaltung stand mit den Bedürfnissen und den Gepflogenheiten der Hansastadt an sich schon in einem schreienden Widerspruch, welcher noch geschärft wurde durch die Persönlichkeit dessen, den Napoleon an die Spitze des neuen Departements der Elbmündungen gestellt hatte. Es war Davoust, der „Prinz von Eckmühl", der den unschuldigen Buchhändler Palm hatte erschießen lassen. Den Bürgermeister und die Senatoren setzte er nicht nur ab, sondern erlaubte sich auch daneben mit ihnen die unwürdigsten Scherze. Eines Nachts ließ er sie alle gewaltsam aus dem Bett holen und dann lange auf sich warten; endlich erschien er, um ihnen zu eröffnen, daß heute der erste April sei.

Die ganze Stadt wurde unsicher gemacht durch den Unfug und die Erpressungen des französischen Douanen-Gesindels. Der Tabakshandel und die Tabaksspinnereien wurden durch die französische Regie vernichtet. Alle öffentlichen Fonds wurden für den französischen Fiscus eingezogen. Nicht einmal der Rathskeller, welcher vormals mit dem von Bremen wetteiferte, wurde verschont; anfangs wurde er „für kaiserliche Rechnung" verwaltet, endlich aber, kurz vor dem russischen Krieg, wurden sämmtliche Vorräthe in öffentlicher Auction versteigert; der Erlös, etwa eine halbe Million Mark, floß in den unersättlichen Schlund des französischen Fiscus. Nachdem man die Stadt ihres Vermögens und deren Bürger eines großen Theils ihres Einkommens beraubt hatte, belud man sie mit unerschwinglichen Abgaben. Zu den directen Steuern, der Grundsteuer, der Personal-, der Mobiliar-, der Thüren- und Fenstersteuer, der Patentsteuer ꝛc., kamen die indirecten Abgaben hinzu, das Enrégistrement, die Stempeltaxen, die Kanzleigebühren, die Droits-Réunis für den Verkauf von Bier, Wein, Branntwein, Tabak, von Fuhrwerk, von den Spielkarten, den Gold- und Silberarbeiten, dazu dann die Blutsteuer, welche die Leute zwang, sich auf allen Schlachtfeldern Europas herumschleppen zu lassen und als Deutsche gegen Deutsche zu kämpfen. Daneben erging endlich noch ein Befehl Napoleon's, in den drei Departements der Elbe, der Weser und der Ober-Ems sofort dreitausend Seeleute auszuheben oder zu pressen. Der Prevôtalgerichtshof und die Douanen-Tribunale belegten Jeden, der sich diesen Lasten zu entziehen suchte, die Steuerhinterzieher, die Schmuggler, mit draconischen Strafen, welche in einer Art standrechtlicher Weise verhängt wurden. Einzelne Schmuggler wurden zum Tode verurtheilt, Viele zu Galeeren, langjährigem Zuchthaus, Brandmarkung und Ausstellung am Pranger. Der bloße Verdacht war zur Verurtheilung schon genügend.

Diese Mißregierung dauerte ungestört fort, bis die Katastrophe von 1812 die Möglichkeit einer Befreiung in Aussicht stellte. Die verfrühte Erhebung Hamburgs gegen die Fremdherrschaft im Frühling 1813, die furchtbare Rache der Franzosen, die Belagerung der Stadt durch die Russen und endlich die definitive Befreiung sind allgemein bekannt. Sie gehören der Weltgeschichte an. Ich will mich an dieser Stelle darauf beschränken, zwei Zeugnisse aus jener Zeit der Befreiung von der Fremdherrschaft

anzurufen: das Zeugniß eines patriotischen Dichters und das der damaligen obersten politischen Autorität Deutschlands.

Während in Hamburg die Franzosen mit Feuer und Schwert wütheten, erklärten die aus Hamburg vertriebenen, zu einem Heerhaufen versammelten Hanseaten: „nicht wo ihre Häuser stünden, sondern wo sie sich mit ihren Waffen befänden, da sei ihr Vaterland, sei es auf der See oder auf dem Lande". Dies veranlaßte Max von Schenkendorf (gestorben als preußischer Regierungsrath am 11. December 1817 in der für Deutschland wieder eroberten Stadt Coblenz) zu der prachtvollen Strophe:

„Ein Hansa-Staat im Meere,
Ein Hansa-Staat im Feld,
Der als Tyrannen-Wehre
Sich kühn entgegenstellt.
Laß Flammen Dich verzehren,
O Hamburg, reich und schön;
Man wird in jungen Ehren
Dich Phönix wiedersehn!"

In einer nur kurze Zeit später von dem Bundestage, der sich doch so selten zu einer enthusiastischen Anerkennung erhob, ausgehenden Denkschrift heißt es wörtlich:

„Die Sache Hamburgs ist Ehrensache für ganz Deutschland geworden. Die Hamburger haben sich mit edler Aufopferung und ruhmwürdigem Muthe auf die Vorposten der guten und gerechten Sache gestellt, und weil sie den Zorn des Tyrannen (Napoleon) auf sich gezogen, müssen sie der Gegenstand der Achtung und Liebe des gesammten deutschen Volkes sein. Hamburg hat für sich allein eine Heerschaar in das Feld gestellt. Hamburgs Bürger, zur Vertheidigung ihrer Vaterstadt bewaffnet, sind nur Verhältnissen gewichen, welchen selbst ganze Völker nicht zu widerstehen vermocht haben würden. Hamburgs Ehre ist Deutschlands Ehre — Hamburgs Wohlfahrt Deutschlands Wohlfahrt. Hamburg hat für ganz Deutschland gelitten. Gemeinsam muß ganz Deutschland sich bemühen, ihm zu vergelten, was es geopfert hat an Gut und Blut für die gemeinsame Sache."

Hamburg verlangte keine andere Schadloshaltung, als daß man es anerkenne als ein lebendiges Glied des deutschen Gesammtkörpers. Dies ist ihm damals geworden, und es hatte wohl das Recht, zu erwarten oder zu fordern, daß jene; französelnden Rheinbundsstimmen, von welchen ich im Eingange aus dem berüchtigten „Manuscripte aus Süddeutschland" eine Probe mitgetheilt habe, für ewig verstummen würden. Leider genügte der Verlauf weniger Jahre, um sie wieder wachzurufen und ihnen in dem verstimmten, verbitterten und getäuschten Deutschland von 1820, welches noch unklar darüber war, in wem es den Urheber seiner Leiden zu suchen habe, sogar einen gewissen Widerhall zu verschaffen.

Damals, von 1813 ab, war es die befreiende Politik Preußens, welche auch Hamburg befreite — jene Politik Friedrich Wilhelm's des Dritten, welche sich in einen bewußten und klaren Gegensatz zu der Continentalsperre Napoleon's setzte und welche inaugurirt wurde durch die berühmte Breslauer Proclamation vom 17. März 1813, worin der edle Dulder über die Vergangenheit sein Verdammungsurtheil aussprach:

„Wir erlagen der Uebermacht Frankreichs. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstandes verstopft. Das Land war ein Raub der Verarmung. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer, Ihr wißt, was Ihr seit sieben Jahren geduldet."

Man kann keinen besseren Zeugen anrufen, als diesen König, der zugleich mit seinem getreuen Volke den Becher der Leiden bis auf die letzte Hefe leeren mußte, den sein Aufenthalt auf der Flucht, in den Lagern, in den kleinen Städten, in den Dörfern der entlegensten Theile seines Reiches mit den Bauern und den Bürgern in die unmittelbarste Berührung gebracht hatte und der sein ganzes Leben lang unentwegt festhielt an der streng-bürgerlichen Weltanschauung, die er damals gewonnen.

Die von ihm inaugurirte liberale Wirthschaftspolitik und dann Preußens uneigennütziges und rastloses Bestreben, in dem Zollverein die Einheit der Verkehrs-, Handels- und Industrie-Interessen zu verwirklichen, machten Hamburg immer mehr zu dem, wozu es von der Natur bestimmt ist, nämlich zum Hauptfreihafen für Deutschland. Noch in dem Jahresberichte, welchen das preußische Generalconsulat für das Geschäftsjahr 1862 an den Handelsminister erstattete, heißt es wörtlich:

„Die Herausbildung Hamburgs zu einer wirklichen Freihafenstadt ist gewiß für die preußischen Verkehrsinteressen von wesentlicher Bedeutung."

Italienische Falschmünzer.

Selbsterlebtes von Fl. Korell.

In einem früheren Artikel der „Gartenlaube" (vergl. Jahrg. 1878, Nr. 30) habe ich darzulegen versucht, wie besondere Verhältnisse auf der Insel Sicilien das Räuberwesen zu einer außerordentlichen Verbreitung und Kraftentwickelung geführt hatten; dabei wurde auch des nicht auf jene Insel beschränkten, sondern fast auf ganz Italien, ja die südlichen Länder überhaupt sich erstreckenden Umstandes gedacht, daß die große Leidenschaftlichkeit des Südländers vorzugsweise jene Verbrechen begünstige, welche man unter dem Namen der „Gewaltthat", auch wohl der „Blutverbrechen" zusammenfaßt. Verbrechen dagegen, welche eine kalte Ueberlegung und Berechnung voraussetzen, kommen im Verhältniß zu jenen Gewaltthaten und im Vergleiche mit den nördlichen Ländern dort seltener vor. Nur eine Art der Betrügerei macht hiervon eine Ausnahme — das Verbrechen der „Falschmünzerei".

Die Häufigkeit dieser Betrugsart in Italien erklärt sich durch die eigenthümlichen, höchst ungünstigen Finanzverhältnisse dieses Staates. Bekanntlich gehört das Königreich Italien dem lateinischen Münzsystem an, man kann aber heutzutage recht wohl ein halbes Jahr in Italien leben, ohne auch nur einmal einem Stücke italienischen Gold- oder Silbergeldes zu begegnen. Namentlich letzteres ist so gut wie vollständig aus dem Verkehr verschwunden und durch Papiergeld ersetzt, das in Scheinen von einhalb Lira (nicht ganz vierzig Pfennig), einem, zwei, fünf, zehn, zwanzig, fünfzig, hundert, fünfhundert Lire ꝛc. umläuft.

Die Unbequemlichkeit dieses Münzwesens, welches das gleichzeitige Führen von mindestens zwei Geldtaschen voraussetzt, eine für das Kupfergeld, die zweite für das Papiergeld, wird für den Fremden wesentlich dadurch erhöht, daß fast in allen großen Städten, wie Turin, Mailand, Venedig, Genua, Florenz, Rom, Neapel, Palermo ꝛc., Banken mit dem bezüglichen Stadtnamen (z. B. „Banca di Firenze", „Banca Romana") bestehen, welche zur Ausgabe von Banknoten berechtigt sind, deren Cours sich aber nicht auf das ganze Königreich erstreckt, sondern in der Weise auf die betreffende Stadt und die zugehörige Provinz beschränkt ist, daß man zum Beispiel in Venedig empfangene kleine Scheine schon in Rom nicht ohne die Hülfe eines Banquiers, und nur mit Verlust verwerthen kann.

Das Aeußere dieser kleinen Geldscheine ist natürlich schauderhaft; der Billigkeit wegen ist von vornherein auf die Herstellung keine besondere Sorgfalt verwendet; was Wunder, wenn dieselben nach kaum einjähriger Umlaufszeit, zerrissen, geflickt, beschmutzt, dem Auge des Privatmannes kein einziges Echtheits- oder Falschheitszeichen mehr darbieten? Man empfängt ein Papier, welches das bekannte Aussehen des italienischen Papiergeldes an sich trägt — man nimmt es ohne weitere Prüfung als echt an, um am folgenden Tage vielleicht zu erleben, daß ein anderer Händler jene Zettel zurückweist. Man ärgert sich, gelobt sich größere Vorsicht, ist aber gleichwohl nicht im Stande, seinem Gelübde treu zu bleiben — und schließlich nimmt und verausgabt man die empfangenen Zettel ohne Prüfung und trägt damit zur Begünstigung der Falschmünzerei sein Theil bei.

Denn, daß „Gelegenheit" nicht nur „Diebe", sondern auch „Falschmünzer" macht, davon ist Italien ein redendes Beispiel, da in diesem Lande vielleicht mehr falsches Papiergeld, als in den Ländern des übrigen Europas zusammengenommen, umläuft. Rechnet man zu den genannten verführerischen Umständen noch hinzu, daß das Land vielfach einsame, von Menschen wenig besuchte Orte darbietet, in denen die Herstellung der falschen Noten möglichst gefahrlos betrieben werden kann, so erscheinen hier alle Voraussetzungen gegeben, um die Falschmünzerei zur Blüthe zu

Digitized by Google

bringen, bis auf eine, allerdings hochwichtige und unerläßliche, nämlich die, das falsche Geld massenhaft und ohne Verdacht zu erregen in den Verkehr zu bringen.

Im Allgemeinen ist das Verfahren dieses, daß die eigentlichen Unternehmer des verbrecherischen Gewerbes, um nicht sich selbst und damit die Fabrikation zu gefährden, den Vertrieb des falschen Geldes an Agenten oder sozusagen Geschäftsreisende übertragen, welche ihrerseits nur durch Mittelspersonen, nicht aber unmittelbar mit den Unternehmern in Verbindung treten. Der Erwerber, welcher durch Agenten als zuverlässig ermittelt worden, pflegt die eigentlichen Unternehmer niemals kennen zu lernen; mit Empfang und Bezahlung der falschen Noten nach einem vereinbarten oder ein- für allemal festgesetzten Course (etwa zu fünfzig oder fünfundsiebzig Procent) ist seine Verbindung mit der Fabrikation bis auf Weiteres, das heißt bis zu neuem Bedarf, völlig unterbrochen. Er hat bei etwaiger Entdeckung durchaus kein Interesse, die Bezugsquelle des falschen Geldes den Behörden anzuzeigen, wird daran vielmehr durch Hülfsversprechungen auf der einen und Rache-Androhungen auf der anderen Seite gehindert.

So viel war mir durch Unterredungen mit Polizeibeamten und Untersuchungsrichtern im Allgemeinen bekannt geworden. Näheres sollte ich erst auf Sicilien, in einer der Haupthandelsstädte an der südlichen Küste der Insel, erfahren.

Ich hatte meine deutschen Markscheine in Rom bei einem zuverlässigen Bankhause in Hundertlire-Scheine umsetzen lassen, die ich nach Bedarf bei dem Inhaber meines Hôtels in kleinere Scheine zu zehn und fünf Lire umzuwechseln pflegte. Eines Tages wurde ich veranlaßt, dieses Geschäft des Wechselns dem Kellner aufzutragen; ich gab mehrere von ihm erhaltene kleine Scheine sofort aus. Als ich am folgenden Morgen ausgehen wollte, bat mich der Portier des Hôtels um eine kurze Unterredung. Er war ein ehrlich aussehender Mann, der, dreißig Jahre im Dienst, vom früheren Hôtelbesitzer auf den gegenwärtigen vererbt worden; der Verstorbene hatte ihn dem Sohne auf dem Todtenbette als eine Perle an das Herz gelegt Er theilte mir mit, es seien zwei Händler anwesend, die behaupteten, am gestrigen Tage von mir falsche Fünflire-Scheine empfangen zu haben, und fragte bei mir an, ob ich diese Scheine (er zeigte drei dergleichen vor) jenen Händlern in Zahlung gegeben habe? Ich hatte in der That dort Einkäufe gemacht und mit sicilianischen Fünflire-Scheinen bezahlt; ob mit den vorgelegten, wußte ich nicht, doch bemerkte ich, daß ich sie gestern durch den Kellner von seinem Herrn empfangen habe. Er sah mich mit einem traurigen Blick an, schüttelte den Kopf, erklärte, der Wirth sei gerade ausgegangen, er werde dem Händler für die falschen Scheine sofort andere echte geben. Nachdem dieses geschehen, befragte er mich, ob ich gestern noch andere Scheine von seinem Herrn empfangen habe, ließ sich, nachdem ich die Frage bejaht, die noch in meinem Besitze befindlichen, gestern erhaltenen Fünflire-Scheine vorlegen, erklärte sie bis auf einen für falsch und wechselte mir dieselben für seinen abwesenden Herrn sofort in gute, nicht sicilianische Scheine um. Dabei verdüsterte sich seine Stirn immer mehr; er seufzte wiederholt, sah mich mehrere Male nachdenklich an und sagte endlich mit dem Tone eines Mannes, der einen sicheren Entschluß gefaßt hat: „Auf diesen meinen Armen habe ich den Herrn getragen, als er noch ein Kind war. Unter meinen Augen ist er aufgewachsen. Wenn das sein Vater wüßte, sein Vater, ein so braver, rechtlicher Mann! Bitte, lieber Herr, sprechen Sie über die Sache nichts zum Padrone; ich werde mit ihm reden, und zwar ein ernstes Wort. Das muß anders werden."

Man kann sich denken, welche Schlüsse ich aus den Worten des alten, treuen Dieners ziehen mußte; ich wollte Näheres erfahren, doch er bat mit traurigem Tone, mit bekümmertem Gesichte, ich möge nicht weiter in ihn dringen, und gerührt von dem Kummer des alten ehrlichen Mannes versprach ich ihm Schweigen.

Auf dem Spaziergange ging mir die Sache im Kopfe herum. Gerade dieser Hôtelbesitzer hatte einen besonders günstigen Eindruck auf mich gemacht; er war ein durchaus gebildeter, daneben ein reicher Mann — und Er sollte der Agent einer Falschmünzerbande sein? Freilich, seine Stellung war zu solchem verbrecherischen Gewerbe die denkbar günstigste. Fast täglich reisten Fremde mit dem Dampfboot von hier nach Neapel. Wie leicht und in welcher Masse konnte er falsche Noten in Umlauf bringen, und wie schwierig, wie weitläufig war es dem Fremden, ihn mit Ersatzforderungen zu belästigen, selbst wenn der Betrug schon in Neapel entdeckt wurde! Wie viele dieser Wechselgeschäfte gingen außerdem durch die Hände der Kellner! Und dann — würde der ehrliche, alte Portier so zu mir gesprochen haben, hätte er nicht längst Verdacht geschöpft?

Welche Zustände! Ich hatte mich in dem angenehmen Familienkreise meines Wirthes so wohl gefühlt; wie manchen Abend hatte ich, in Gesellschaft mit einigen anderen Fremden, dort angenehm verlebt! Jetzt war das vorbei; fortwährend würden mir in diesem Kreise die unheimlichen Gestalten der Verbrecher vorgeschwebt haben; ich würde an die heimlichen Zusammenkünfte im Dunkel der Nacht haben denken müssen; ich hätte nicht unterlassen können, in die Zukunft zu blicken, die mir den geachteten Mann in der blutrothen Jacke und mit den Ketten des Galeerensträflings zeigte. Ich wollte fort; womöglich morgen schon die Stadt verlassen, um nicht Zeuge eines vielleicht schrecklichen Ausgangs der Angelegenheit zu werden.

In dieser Stimmung, die sich auf meinem Gesichte wohl ausprägen mochte, traf ich mit einem Bekannten zusammen, dessen plötzliches Erscheinen mir gerade jetzt einen heftigen Schrecken erregte, was man begreiflich finden wird, wenn ich erwähne, daß mein Freund Polizeibeamter war, ein Deutscher von Geburt, der, nach der Abtretung der Lombardei in italienische Dienste getreten, den Kampf gegen das Verbrecherthum mit wahrer Leidenschaft und vermöge seines scharfen Verstandes, seiner feinen Beobachtungsgabe mit bedeutenden Ergebnissen führte. War diese zufällige Begegnung vielleicht ein Fingerzeig des Schicksals? Wenn jener unglückliche Mann, an dem ich ein so warmes Interesse nahm, aus den schrecklichen Ketten des Verbrechens überhaupt noch zu retten war, so konnte es nur durch diesen Beamten geschehen. An seinem guten Willen durfte ich nicht zweifeln, da er den Hôtelbesitzer kannte und, wie mir bekannt war, schätzte. Bevor ich aber zu einer Mittheilung schreiten durfte, mußte ich erkunden, wie weit ich dem Beamten gegenüber gehen durfte, um den Hôtelbesitzer nicht bloßzustellen. Ich erhielt sein Versprechen, daß er meine Mittheilungen durchaus als Privatmann aufnehmen und denselben ohne meine Einwilligung eine amtliche Folge nicht geben werde, und so erzählte ich denn, was mir begegnet, und theilte ihm die Schlüsse mit, die ich aus den Worten des alten Giuseppe, des Portiers, gezogen hatte.

Wir hatten uns allmählich seiner Wohnung genähert und ich war auf seine Einladung bei ihm eingetreten.

„Es ist schade," sagte er, „daß Sie nicht noch im Besitze wenigstens eines der falschen Scheine sind."

Ich öffnete meine Geldtasche, und, siehe da! es fand sich noch einer jener sicilianischen Fünflire-Scheine vor, die ich am gestrigen Tage empfangen hatte. Derselbe war von mir heute Morgen, bei Aushändigung der übrigen an den Portier, vergessen worden. Herr Bergi (in dieser Weise hatte mein Freund seinen deutschen Namen zur größeren Bequemlichkeit für seine jetzigen Landsleute italienisirt) — Herr Bergi prüfte denselben genau und gab ihn mir mit dem Bemerken zurück, daß der Schein aus der Banknotenpresse einer Bande stamme, die schon seit mehreren Jahren in der Provinz, wahrscheinlich nur wenige Meilen von der Stadt entfernt, ihr Wesen treibe, deren Mitglieder und Hauptagenten aber bisher, strengster Nachforschungen ungeachtet, stets unentdeckt geblieben seien. „Entfernte Handlanger haben wir oft bei der Verausgabung der falschen Noten entdeckt, aber die Elenden fürchteten die Rache ihrer Mitschuldigen und bewahren das Geheimniß, obgleich ich ihnen Straflosigkeit, Geld und Sicherheit versprochen, und obgleich sie wußten, daß ich mein Wort noch immer gehalten."

Zu einer Meinungsäußerung über den Fall selbst, der mir am Herzen lag, vermochte ich ihn nicht zu bewegen; dagegen bat er mich, den einen falschen Fünflire-Schein noch heute bei einem bestimmten Händler zu bestimmter Stunde zu verausgaben, dessen Reclamation abzuwarten und dann so zu handeln, wie ich gehandelt haben würde, wenn die beiden Händler heute Morgen selbst mit mir gesprochen hätten und die Einmischung des alten Portiers nicht eingetreten wäre.

Ich that, wie verabredet. Früh am folgenden Morgen trat mit tausend Entschuldigungen der Händler, bei welchem ich den falschen Schein verausgabt, bei mir ein und bat, daß ich die Gnade haben möge, statt dieses falschen Scheines, mit dem ich betrogen sei, ihm einen anderen, guten Schein auszuantworten. Ich hieß ihn warten und begab mich in das Bureau des Hôtel-

Digitized by Google

Die letzte Aus
Nach Karl von Pilo

Girondiſten.
auf Holz übertragen.

Digitized by Google

besitzers, dessen Aeußeres heute auf mich nicht den günstigen Eindruck machte, wie bisher stets. In seinem Auge schien mir List und Verschlagenheit und zugleich jene Unruhe zu liegen, welche durch die Furcht vor einem drohenden Unheile erzeugt wird. Das ist, sagte ich mir, augenscheinlich der Eindruck jenes „ernsten Wortes", das der treue Diener mit seinem leichtsinnigen Herrn geredet hat. Meine Voreingenommenheit gegen den Mann, der mir bisher so angenehm gewesen, war bereits so stark, daß ich kaum den gewohnten freundlichen Ton einzuhalten vermochte.

Nach kurzer Begrüßung trug ich ihm meinen Fall vor: daß ich gestern einen Hundertlire-Schein bei ihm gewechselt und fast ausschließlich sicilianische Fünf- und Zehnlire-Scheine empfangen habe, von welchen mir soeben dieser Fünflire-Schein, den ich ihm vorlegte, als falsch von einem Händler zurückgebracht sei. Der Hotelbesitzer warf einen flüchtigen Blick auf den Schein und sagte:

„Gewiß! Der Schein ist falsch, aber Sie irren, mein Herr, ich habe vorgestern Ihnen nicht gewechselt; den Schein müssen Sie aus anderer Hand empfangen haben."

„Von einem Irrthum meinerseits ist keine Rede. Vorgestern Morgen um acht Uhr habe ich den Zimmerkellner mit einer Hundertlire-Note zu Ihnen geschickt, habe von Ihnen sicilianische Fünf- und Zehnlire-Noten erhalten, und dieser von Ihnen als falsch anerkannte Schein ist einer der von Ihnen empfangenen."

Er sah mich auf diese scharf betonten Worte mit einem eigenthümlich fragenden Blicke an, schien eine rasche Entgegnung zu unterdrücken und sagte dann vollkommen ruhig:

„Sie gestatten wohl, daß ich den Kellner befrage, ob er Ihren Auftrag an mich ausgeführt und von mir gegen Ihren Hundertlire-Schein sicilianische Noten empfangen hat."

Ich nickte nachlässig mit dem Kopfe und dachte bei mir: Jetzt wird der Kellner die Sache auf sich nehmen und erklären, daß er in Abwesenheit des Hotelbesitzers bei einer anderen Person gewechselt habe. Diese vorausgesetzte Verabredung ließ das Thermometer meiner Achtung noch um ein Bedeutendes sinken. Wie viel höher stand nicht der ehrliche, durch die Schande seines Herrn niedergedrückte Diener gegen diesen, der mit seinen Kellnern listige Verabredungen traf und mir gegenüber mit frecher Stirn den Unschuldigen spielte!

Der Zimmerkellner erschien. Bevor der Hotelbesitzer ein Wort zu sprechen vermocht, redete ich ihn an:

„Haben Sie vorgestern, acht Uhr Morgens, hundert Lire von mir empfangen, um dieselben bei dem Herrn zu wechseln?"

Der Gefragte erröthete heftig und stammelte eine leise Bejahung meiner Frage.

„Haben Sie meinen Auftrag ausgeführt?"

Der Kellner gerieth in stärkere Verlegenheit und antwortete:

„Ja; nur, weil der Oberkellner sagte, er wolle das besorgen, habe ich diesem den Hundertlire-Schein übergeben, und von ihm habe ich die kleinen Scheine erhalten, die ich auf das Zimmer gebracht habe."

Der Zimmerkellner mußte bei Seite treten; der Oberkellner erschien und gab an, da der Portier häufig Geld wechsele und ihm gesagt habe, er wünsche die kleinen Scheine, die er von den Gästen für Auslagen oder als Trinkgeld erhalte, in größere Scheine umzuwechseln, so habe er den mehrberegten Hundertlire-Schein dem Portier übergeben, welcher jene kleinen sicilianischen Scheine geliefert, die ich durch den Zimmerkellner empfangen.

Der Portier! Ich wußte nicht mehr, was ich denken sollte. War das Verabredung? Wollte der alte treue Diener die Schuld seines Herrn auf sich nehmen? Gespannt harrte ich der Entwickelung.

Nachdem die beiden Kellner abgetreten, wurde der Portier herbeigerufen. Er trat durchaus unbefangen ein.

„Giuseppe," redete ihn der Hotelbesitzer an, „Du weißt, daß ich allen meinen Leuten und auch Dir verboten habe, den Herrschaften Geld zu wechseln. Ich erfahre jetzt, daß Du den Oberkellner bewogen hast, dies bei Dir zu thun. Warum das? Vorgestern hast Du diesem Herrn Geld gewechselt und ihm dabei diesen Schein gegeben, den Du als Sicilianer als falsch erkennen mußtest. Wenn mein Vater Dich nicht auf dem Sterbebette mir empfohlen hätte, Du wärest noch heute Deines Dienstes entlassen, und Du bist es, wenn dergleichen noch einmal vorkommt. Ist es ehrlich, einen Fremden mit diesem Lumpen zu betrügen?"

Der Mann sprach mit solchem Ernste, mit solcher Strenge, daß er ein Meister der Verstellung hätte sein müssen, wenn er schuldig gewesen wäre. Andererseits warf mir der Alte einen so vorwurfsvollen Blick zu, daß ich mich genöthigt sah, um in's Klare zu kommen, die Geschichte dieser Geldwechselung vollständig zu erzählen.

Kaum hatte der Hotelbesitzer erfahren, daß die sämmtlichen Scheine, die ich empfangen, falsch gewesen seien, und daß der Portier mich in dem Glauben gelassen habe, diese falschen Scheine rührten aus seiner, des Hotelbesitzers Casse her, als derselbe in eine namenlose Wuth gerieth. Rasch errieth er, daß ich ihn für einen Betrüger gehalten haben müsse; frühere Vorkommnisse ähnlicher Art mochten ihm die Gewißheit geben, daß mancher seiner Gäste eine sehr schlechte Meinung von ihm mitgenommen haben möge.

Die nun folgende Unterredung zwischen Herr und Diener, diese heftigen Fragen des Einen, diese anfangs rückhaltenden, allmählich aber zur Offenheit übergehenden Antworten des Anderen, die Ausrufungen und leidenschaftlichen Gesticulationen Beider, das auf und ab Gehen und Rennen der Betheiligten — diese Erregbarkeit und Hast der beiden Sicilianer zu schildern ist geradezu unmöglich. Das Ergebniß der mehrstündigen Unterredung fasse ich in Kürze folgendermaßen zusammen:

Zum Verbrecher war der Alte vor etwa fünf Jahren, wie er selbst sagte, durch Zufall geworden: für eine außerordentliche Dienstleistung hatte er eines Tages von einem reichen Fremden das für dortige Verhältnisse ungewöhnliche Trinkgeld von fünf Lire empfangen. Voll Freude über den glänzenden Verdienst geht er in's Weinhaus, thut sich und einigen Bekannten gütlich, sieht den Fünflire-Schein vom Weinwirth als falsch zurückgewiesen und wird in Folge dessen von den Freunden, die er bewirthet, ausgelacht und verhöhnt. Rasch entschlossen begiebt er sich zu dem reichen Fremden, klagt diesem sein Unglück und bittet um einen echten Schein, wird aber mit dieser Bitte unter der beleidigenden Voraussetzung des Fremden, daß es auf eine Prellerei abgesehen sei, schroff abgewiesen.

Dieser unglückliche Geldschein wurde die Ursache seines Falles; nachdem er denselben bei nächster Gelegenheit einem Fremden als echt beim Wechseln einer großen Summe aufgehängt, um den durch einen anderen Fremden erlittenen Schaden wieder einzubringen, muß er denselben Schein, der dem Empfänger vielleicht bedenklich erschienen, sofort in echte Einlira-Scheine umwechseln; der Schein kehrt mehrere Male in seinen Besitz zurück; er darf die Annahme nicht ablehnen, weil sein Unglück bekannt geworden ist. Dadurch wächst natürlich sein Trieb, den Schein für immer los zu werden, was nach einigen Tagen bei einem abreisenden Fremden glücklich gelingt. Dieses Mittel wird von nun an immer angewendet, wenn er selbst einmal wieder in den Besitz falscher Scheine gekommen ist.

Bald wenden die Kellner, wenn sie solche angenommen haben, sich an ihn; er gewährt die erbetene Hülfe anfangs unentgeltlich; bald darnach kauft er die falschen Scheine ihnen zu fünfundsiebenzig Procent ab. Das Geschäft geht gut; er beginnt, falsche Scheine zu suchen — und eines Tages trifft er mit „Jemandem" zusammen, der ihm die Lieferung falschen Geldes in beliebiger Masse zusagt. So ist er einer der besten Agenten der Falschmünzerbande geworden und hat auf diese Weise ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben. Größere Summen wurden nur denjenigen Fremden aufgehängt, welche unmittelbar nach dem Wechselgeschäfte abreisten, und jene hundert Lire, die ich empfangen, waren für einen Anderen bestimmt gewesen und nur aus Versehen an mich gelangt. Im Ganzen, behauptete er, seien Reclamationen nur selten vorgekommen; wenn, wie in meinem Falle, die Zurücknahme der falschen Scheine nicht zu vermeiden war, so wußte der alte, wie gesagt, allgemein beliebte Mann immer durchzusetzen, daß der Hotelbesitzer von der Sache nichts erfuhr. Glaubte er diesen Zweck bei Dem und Jenem nicht auf andere Weise erreichen zu können, so spielte er eine ähnliche Komödie, wie mit mir — und erreichte stets seinen Zweck.

„Und stets hielt man mich für einen Spitzbuben," schrie der Wirth in äußerster Entrüstung.

Giuseppe schwieg und wurde vorläufig aus dem Zimmer entlassen.

Digitized by Google

Es folgte nun eine lange Berathung mit meinem guten Freunde, dem erwähnten Polizeibeamten, eine Berathung, deren Ergebniß in Kürze war, daß der Hôtelbesitzer wegen seiner eigenen Sicherheit den Portier nicht sofort entlassen dürfe und daß die ganze Sache vorläufig verschwiegen bleiben solle, um durch sorgfältigste geheime Bewachung des Alten den Hauptschuldigen auf die Spur zu kommen. Mein Hôtelier erkannte an, daß ich, wie die Sachen nun einmal lagen, nicht umhin gekonnt, gegen ihn Verdacht zu fassen, und wir trennten uns bald darauf als die besten Freunde. Da der Alte sein verbrecherisches Gewerbe seit etwa fünf Jahren betrieben hatte, so mußten durch ihn sehr bedeutende Massen falschen Geldes in Umlauf gekommen sein.

Das war meine erste Berührung mit italienischen Falschmünzern; eine zweite, mit sehr tragischem Ausgange, fand etwa ein Jahr später in Rom statt, und sie war mir um so mehr interessant, da ein Theil der im Vorigen geschilderten Personen bei dieser zweiten Begegnung die Hauptrollen spielte.

Es war im Jahre 1871, zur Zeit des Carnevals, als ich eines Tages in Rom mit dem eben erwähnten Polizeibeamten, Herrn Bergi, zusammentraf. Nach den üblichen persönlichen Fragen, welche in diesem Falle freilich mehr als Förmlichkeiten waren, erfuhr ich, daß er nach langen Mühen den eigentlichen Sitz und Fabrikationsort der Bande entdeckt und das Nest ausgenommen hatte. Etwa fünfzehn Personen waren zu schweren Galeerenstrafen verurtheilt worden, der eigentliche Chef der Bande aber, ein gewisser Antonio, und der alte Giuseppe hatten Freiheit und Vermögen durch rechtzeitige Flucht gerettet. Des alten Giuseppe Entkommen hatte er ziemlich rasch verschmerzt, die Flucht Antonio's aber konnte er noch nicht verwinden. Er schilderte ihn mir als einen äußerst gewandten, energischen und gefährlichen Menschen, der zugleich eine seltene Verstellungskunst besitze.

Während des Carnevals fand der eifrige Beamte natürlich fast keinen Augenblick Muße zur Erholung; wir trafen uns daher nur selten; um so mehr war ich überrascht, als er kurz vor dem Ende der tollen Zeit mich eines Abends zu einem Streifzug durch die Straßen, die Redouten, die Kneipen aufforderte. Meiner Einwilligung gewiß, hatte er bereits für Maskenanzüge gesorgt, welche, sobald wir eines der größeren Locale verließen, mit anderen im Voraus gewählten gewechselt wurden. Hieraus und aus einigen kleinen Nebenumständen bemerkte ich bald, daß er unter der Maske des Vergnügens lediglich seinem Amte oblag, und sein an diesem Abende ganz besonderer Eifer, eine gewisse, ihm sonst fremde Erregtheit wurden mir erklärlich, als er mir in einer Droschke mittheilte, daß er Antonio und Giuseppe, den ersteren wieder als Chef einer Falschmünzerbande, hier vermuthe und jene Personen beim Ausgeben falschen Geldes womöglich noch heute betreffen wolle. Und es gelang ihm.

Nachdem wir verschiedene Theater und Tanzlocale besucht, glaubte mein Freund unter den Ballgästen im Correa-Theater seine Leute gefunden zu haben. Ich, im einfachen Domino, erhielt die Weisung, mich bei Seite zu halten; mein Freund begann nun, durch sein ganzes Auftreten, in jeder seiner Bewegungen den reisenden Engländer so treffend zu markiren, daß gerade Leute wie Giuseppe und Antonio, weil sie mit den Manieren der Engländer vermöge ihres langjährigen Berufes vollkommen bekannt waren, den Beamten für das halten mußten, was er naturgetreu und ohne jede Uebertreibung darstellte. Er wußte dann am Büffet mit ihnen zusammen zu treffen und hatte richtig berechnet, daß ihre Eitelkeit sie veranlassen werde, auf eine in englischer Sprache nicht an sie unmittelbar gerichtete, sondern ohne bestimmte Adresse hingeworfene Bemerkung oder Frage in der fremden Sprache Antwort zu geben. So kam er mit ihnen in's Gespräch, ließ sich mit ihnen an einem Tische zum Trinken nieder, fragte schließlich, ob sie ihm, da er sein italienisches Geld verausgabt, eine Zehnpfund-Note wechseln könnten, und da der gelegentlich in unverfänglichster Weise sich bietende Gewinn reizte, so gingen sie in die Falle und übten ihrem schlimmsten Feinde gegenüber ihr verbrecherisches Gewerbe aus, indem sie in seine Hand einen Haufen falscher Lire-Scheine legten.

Man kann sich denken, in welch gehobener Stimmung der Beamte etwa eine Stunde später den Ball verließ.

„Ich hätte mich fast verleiten lassen, sofort die Verhaftung der Kerle anzuordnen," sagte er, „aber es wäre ein Fehler gewesen, weil ihre Genossen und die Fabrikationsapparate mir entgangen wären, namentlich die Platten, die — ich muß es gestehen — ausgezeichnet gearbeitet sind. Sie müssen einen Kupferstecher ersten Ranges gewonnen haben. Ohne ihn wäre der Fang der beiden Gauner nur halbe Arbeit."

Es mochten zwei weitere Tage vergangen sein — der Carneval war mittlerweile beendet — als ich an meinem Freunde eine fast fieberhafte Aufregung bemerkte. Er gestand mir, daß er sich einen Vorwurf daraus mache, nicht doch zur sofortigen Verhaftung geschritten zu sein.

„Die Umstände, lieber Freund, die Umstände! Die Kerle haben gestern einen Coup ausgeführt, sie haben der Bank eine große Summe Geldes abgelockt! Das ist Eins. Dieser große Betrug wäre gehindert worden, wenn ich die Leutchen sofort verhaftet hätte. Numero Zwei ist, daß sie mich seit gestern erkannt haben und seitdem beobachten lassen. Für meine Person fürchte ich zwar nichts; allein ich zweifle, ob mir der Fang so vollständig gelingt, wie ich's wünsche."

Mir war bei dieser letzten Mittheilung nicht wohl zu Muthe, aber schon am folgenden Tage theilte er mir mit, daß er morgen die ganze Gesellschaft mit einem Schlage in einem einsamen Hause, der Stätte der Notenfabrikation, aufheben werde. Der Erfolg sei, wie er mir sagte, verbürgt.

So schied ich mit einem herzlichen Glückwunsche und wegen der ihm drohenden Gefahren mehr als je beruhigt von ihm, um ihn — lebend nicht wiederzusehen.

Am folgenden Morgen durchlief die Stadt das Gerücht, daß in der Via Rosa ein Polizeibeamter in dem von ihm bewohnten Hause auf der Treppe durch zahllose Dolchstiche ermordet gefunden sei. Sowie ich den Namen der Straße hörte, wußte ich genug, und der Augenschein bewies, daß meine Befürchtungen nur allzu sehr begründet gewesen. Fünfzehn Dolchstiche waren in den Körper des eifrigen Beamten eingedrungen; aus mehreren dem linken Oberarme beigebrachten Stichen und aus der Thatsache, daß auf der Treppe ein dem Ermordeten zugehöriges Dolchmesser aufgefunden wurde, schloß man, daß zwischen dem Mörder und seinem Opfer im Dunkel der Nacht ein erbitterter Kampf stattgefunden haben müsse, von dessen gewiß starkem Geräusche unglücklicher Weise keiner der Hausbewohner, auch nicht die im zweiten Stocke wohnende Gattin des Ermordeten, etwas wahrgenommen hatte.

Die Polizei konnte aber bereits am zweiten Tage zur Verhaftung des Mörders und seiner Genossen schreiten, da der Unglückliche noch soweit wieder zum Bewußtsein gelangte, daß er über die letzten Stunden seines Lebens eine Aussage zu Protokoll geben konnte. Diese ergab im Wesentlichen Folgendes:

Nachdem der Beamte die Gewißheit erlangt hatte, daß die beiden Gauner ihn als ihren Verfolger erkannt und deshalb seine Thätigkeit ihrerseits beobachten ließen, fürchtete er, die volle Frucht seiner Bemühungen zu verlieren, wenn es ihm nicht gelänge, sämmtliche Theilnehmer der Bande wenigstens einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Er gewann deshalb den Eigenthümer des Hauses, in welchem die Bande ihre Zusammenkunft hielt, und wurde von diesem in ein Nebenzimmer geführt, von dem aus er durch in die Thür geschnittene Löcher im Stande war, die Gesichtszüge der einzelnen Mitglieder der Bande sich einzuprägen. Eine halbe Stunde, nachdem die Gauner sich entfernt, verließ auch er das Haus, wurde aber unglücklicher Weise von Giuseppe und Antonio, welche sich, da man Verdacht geschöpft, in der Nähe versteckt gehalten, beim Verlassen des Hauses entdeckt und von dem ersteren scharf verfolgt. Seiner Ortskenntniß und großen Gewandtheit gelang es, dem Verfolger zu entkommen, und er glaubte sich geborgen, als er, ehe der Verfolger ihn eingeholt, in sein Haus eingetreten und die Hausthür hinter sich verschlossen hatte. Noch athemlos vom eiligen Laufe, schickte er sich an, die dunkle Treppe zu ersteigen, als er von Antonio angegriffen wurde, welcher, um des Verhaßten unter allen Umständen sich zu entledigen, auf dem geradesten Wege im raschesten Laufe vorangeeilt war und in das Haus seines Todfeindes sich eingeschlichen hatte. Auf der dunklen Treppe hatte dann ein heftiger Kampf stattgefunden, in welchem der Mörder selbst nicht unerheblich verletzt wurde.

Die fast im Todeskampfe abgegebene Aussage des in Erfüllung seiner Pflicht gefallenen Beamten ermöglichte, außer den

beiden Mördern auch die übrigen Mitglieder der Falschmünzerbande zu verhaften, sodaß man mit Recht sagen kann, dieser Beamte habe noch im Tode der öffentlichen Sicherheit einen erheblichen Dienst geleistet.

Die Verhandlungen vor dem Schwurgerichte ergaben weiter, daß nur die Rache und die Furcht, zum zweiten Male durch ihn an der Fortsetzung ihrer verbrecherischen Thätigkeit gehindert zu werden, als die Ursachen zur Begehung der That zu betrachten seien.

Da die übrigen Mitglieder der Bande der Mordthat völlig fremd waren, so kamen sie mit langjähriger Galeerenstrafe davon; die Geschworenen erkannten Antonio des Mordes und Giuseppe der Anstiftung zum Morde schuldig — wie in Italien zur Vermeidung der gesetzlichen Todesstrafe fast regelmäßig geschieht: unter Annahme „mildernder Umstände", ein Verdict, aus welchem sich die Verurtheilung der Beiden zu lebenslänglicher Galeerenstrafe von selbst ergab.

Der bekannte, vielberufene „Fluch der bösen That" zeigt sich im Leben des alten Giuseppe in seiner vollen, fürchterlichen Kraft; die Kette, welche das erste kleine Unrecht, das in den Augen des Thäters nicht einmal ein Unrecht, sondern nur die nach seiner Meinung nicht ungerechte Abwälzung eines von einem „Forestiere" ihm widerfahrenen Unrechts auf einen anderen „Forestiere" war, die Kette, sage ich, welche jenes erste kleine Unrecht mit dem entsetzlichen Entschlusse zum Morde verbindet, liegt in diesem Falle so klar, wie selten sonst, zu Tage. Aus jenem ersten kleinen Unrechte entsprangen alle folgenden Verbrechen und schließlich nach altitalienischer Sitte „la vendetta contra la spia", die Rache am spionirenden Beamten.

Aus Belgiens Jubeltagen.

Jüngst kam ich an von Flandern und Brabant.
So viele reiche, blühende Provinzen!
Ein kräftiges, ein großes Volk — und auch
Ein gutes Volk — und Vater dieses Volkes,
Das, dacht' ich, das muß göttlich sein!

Diese Worte Schiller's kamen mir in den Sinn, sowie ich die belgische Grenze überschritten, und oft mußte ich ihrer in den Tagen gedenken, da ich in Belgien geweilt. Es ist wunderbar, mit wie wenig Worten unser großer Dichter das Land und das Volk zu kennzeichnen verstanden, und wie vollkommen richtig zugleich. Wie er im Tell die Natur der Schweiz gemalt, als ob er lange in derselben gelebt, wie er im Wallenstein mit poetischer Anschauung das Richtige geahnt, noch ehe die nachfolgenden Untersuchungen ihm Recht gegeben, so hat er auch in Bezug auf die Niederlande ein historisches Denkmal von größter Wahrheit geschaffen. Mir sagte ein alter General, der sich jetzt in einem Städtchen nahe bei Brüssel niedergelassen hat und dort das Bürgermeisteramt verwaltet: „Ich lese Ihren Schiller fortwährend, und seinen ‚Abfall der Niederlande' kenne ich auswendig; es ist wunderbar, mit welcher Treue und wie wahr Alles geschildert und erzählt ist, und ich, als alter Militär, bewundere noch besonders die absolute Richtigkeit aller seiner taktischen Angaben."

Und dieses schöne Land, dieses edle Volk feierte jetzt seine fünfzigjährige Befreiung von einer vielfach wechselnden Fremdherrschaft, unter der es Jahrhunderte lang geschmachtet, bis das Jahr 1830 ihm durch Lossagung von Holland die lang ersehnte Freiheit gab.

Es war dies die Zeit, wo einmal wieder die Göttin der Freiheit ihren Triumphzug durch Europa hielt, wo der Thron der Bourbons in Frankreich gestürzt, wo Griechenlands Unabhängigkeit anerkannt wurde und wo das unglückliche Polen eine neue, schnell in Blut ertränkte Hoffnung schöpfte. Damals erlebte die Welt auch das wunderbare Schauspiel, daß selbst die katholische Geistlichkeit sich dem Liberalismus anschloß und daß französische wie belgische Kleriker erklärten, an das Gesetz der Vernunft und des Fortschritts zu glauben. Alle stimmten den fundamentalen Forderungen dieser Zeit bei: Freiheit des Glaubens, des Unterrichts, der Association und der Presse.

In Brüssel versammelte sich der Nationale Congreß und entwarf die Verfassung, ein ebenso kühnes, wie erhabenes Werk, auf das Belgien stolz ist. „Der König regiert, aber er herrscht nicht." Dieses Wort ist hier zur Wahrheit geworden. Und König Leopold der Erste hatte den Muth und das Vertrauen, die Krone dieses Landes anzunehmen, sowie die Weisheit, sich getreu an die Bestimmungen der Constitution zu halten. Das Volk aber ehrte und liebte ihn darum von ganzem Herzen, und sein Sohn, der jetzige König, ist der Erbe dieser edlen Gesinnungen seines Vaters, sowie der schwärmerischen Liebe des Volkes geworden. Letztere sprach aus allen kleinen Zügen wie aus allen großen Festen, die ich dort gesehen, ebenso wie die dankbare Erinnerung an den Verstorbenen, den Gründer dieser Dynastie.

Viele kleine Züge coursiren als Zeugnisse, wie Leopold der Zweite, der stets populär, nie vulgär zu werden und sich in heiterer, ungezwungener und doch stets königlicher Weise unter seinem Volk zu bewegen versteht, die Bestimmungen der Verfassung zu wahren gesonnen ist. Als z. B. bei dem „patriotischen Fest" die Sonne arg brannte, erlaubte er den Ministern, wie seiner ganzen Umgebung, sich zu bedecken. Der Ministerpräsident Frère-Orban trat zu einer Meldung, den Hut auf dem Kopfe, an den König heran, sich mit den Worten entschuldigend: „Auf Ihren Befehl, Sire!" — „Halt," unterbrach ihn der König, „das Wort kann ich nicht annehmen; es paßt nicht in unsere Institutionen!" Denn der König von Belgien befiehlt eben nicht — er führt nur aus. Es ist dies aber ein goldenes Wort, das wohl der Aufbewahrung werth ist.

So führt Belgien seit fünfzig Jahren ein glückliches Leben, keine besonderen Unruhen, selbst im Jahre 1848 nicht, haben seinen Frieden gestört — nur der Culturkampf ist auch dort mit großer Härte aufgetreten. Aber die Freiheit daselbst hat gesiegt; das geistige Leben Belgiens ist nur desto mehr angeregt worden, was der Umstand beweist, daß bei manchen Wahlen neunzig Procent der eingeschriebenen Wähler erschienen — ungebeugt steht der Staat der Kirche gegenüber und vertheidigt siegreich sein Recht gegen dieselbe.

Und auch von socialistischer Seite hat Belgien nichts zu fürchten, obgleich es vorzugsweise ein Land der Industrie, der großen Fabriken, der Arbeiterbevölkerung ist. Mitten in den Festtagen wurde in Brüssel ein socialistisches Meeting abgehalten — 4000 bis 5000 Theilnehmer hatten sich versammelt — aber das Ganze verlief ruhig und ohne daß, außer den Betheiligten, eine Seele es für der Mühe werth hielt, sich darum zu kümmern.

Die Jubelfeier Belgiens dauerte vom Juni bis zum September — eine so weit gegriffene Spanne Zeit, daß wohl Keiner, wenigstens kein Fremder, sich dürfte rühmen können, den sich drängenden Festlichkeiten vom Anfange bis zum Ende des Programms beigewohnt zu haben. Ich selbst traf in Brüssel ein, nachdem der erste internationale literarische Congreß sowie die Eröffnung der verschiedenen Ausstellungen vorüber waren, also im Anfange des Augusts, und zwar zu den Sitzungen des „Congrès littéraire belge", welche am 12. jenes Monats eröffnet wurden.

Schon beim Eintritt in das Land, gleich von Verviers an, entzückte mich der Anblick dieser dichten und doch so wohlhabenden Bevölkerung und der herrlichen Landschaft; in malerischer Lage, im üppigen Grün und von herrlichen Bäumen umgeben, Flecken und Dörfer; überall freundliche, saubere Häuser, alle massiv gebaut, alle mit Ziegeln gedeckt; wenig Landwirthschaft, viel Gartenbau und am meisten Fabriken — das ist der Charakter dieses Landstrichs. Beim Anblick desselben aber begreift man auch leicht, daß die Volksdichtigkeit hier eine sehr große sein muß, und in der That kommen auf die Quadratmeile in Belgien 9511 Menschen, in Deutschland dagegen 3906, und nur der Regierungsbezirk Düsseldorf, das am meisten bevölkerte Stück des deutschen Reichs, nähert sich mit 9000 Seelen pro Quadratmeile etwa der belgischen Durchschnittszahl. Trotzdem ist die Zahl der jährlich Auswandernden eine verhältnißmäßig geringe.

Es ist hier nicht der Ort, eine Beschreibung von Brüssel zu geben; nur das Eine will ich sagen, daß mich diese Stadt mit ihren schönen breiten Straßen, ihren Boulevards, Parks und Palästen, ihren hochinteressanten alten Baulichkeiten wie ihren neuen architektonischen Meisterwerken, diese Stadt voll bewegten Lebens

Digitized by Google

wahrhaft entzückt hat. Der Belgier ist übrigens mäßig im Genuß von Spirituosen — trotz der großen Zahl von Restaurants und Cafés und des bunten Treibens, das sich vor letzteren auf Stühlen und Bänken bis mitten auf die Straße hinaus geltend zu machen pflegt und spät in die Nacht hinein dauert. Nur Bier wird in Brüssel mehr consumirt, als selbst in München oder irgend einer deutschen Stadt, und das will gewiß viel sagen.

Was dem Aufenthalt in Belgien einen besonderen Reiz verleiht, das sind neben den in Kirchen und Museen gehäuften Kunstschätzen die sich fortwährend aufdrängenden Erinnerungen an die große Vergangenheit des Landes, die sich allerdings zumeist auf die spanische und habsburgische Zeit beziehen.

Den ersten Nachmittag und Abend nach meiner Ankunft in Brüssel verwandte ich dazu, mir einen Ueberblick über die Stadt zu verschaffen und das herrliche, nahe gelegene „Bois" zu besuchen, das die Brüsseler gern ihr Bois de Boulogne nennen, einen Park mit mächtigen Bäumen und breiten Wegen. Am folgenden Tage wohnte ich der Eröffnung des literarischen Congresses bei, zu welchem ich eine Einladung erhalten hatte. Hierbei, wie während meines ganzen Aufenthaltes in Belgien, hatte ich Gelegenheit, zu beobachten, in welch hoher Achtung daselbst die Presse steht. Die Städte wetteiferten, einmal die Vertreter der europäischen Tagesliteratur als Gäste bei sich zu sehen. Zu allen Festen wurden wir geladen; zu allen Schaustellungen erhielten wir die besten Plätze, und die gesammte Bevölkerung, vom König herab bis zum letzten Schaffner der Eisenbahn, bezeigte uns Wohlwollen und Achtung. Manch stiller Seufzer des Neides wurde da gehört — Belgien ist eben ein freies Land, und nur ein solches vermag den Werth der Presse zu schätzen.

Der Congreß versammelte sich in dem prächtigen, am Parke gelegenen Palast der „Künste und Wissenschaften"; eine mit Statuen und Blumen geschmückte Marmortreppe führte hinauf zu den Sälen, deren schönster, mit Marmorsäulen und zwölf großen allegorischen Gemälden von Slingeneijer geschmückt, heute die Versammlung aufnahm. Im Zuhörerraum befand sich eine stattliche Gesellschaft von Damen und Herren; am Präsidialtische saßen unter Anderen Mr. Grauz, der Finanzminister, und Dr. Rolin-Jacquemyns, der Minister des Inneren; unter den Mitgliedern des Congresses fanden wir die berühmtesten Namen: die Herren Henri Conscience, den Nationalökonomen Demeures, den Generalprocurator des Cassationshofes Faider, den Feuilletonisten Frederix, den Volksschriftsteller Gilon, den Romanschriftsteller Greyson, den Journalisten Hymans, den Kunstkritiker Lemonnier, den Führer der Freidenker Belgiens Potvin, den Repräsentanten der vlämischen Literatur Sleeckx, den Maler Wanters und viele Damen, so die junge, begabte Schriftstellerin Fräulein Van de Wiele, die Malerin Madame Potvin, Madame Popp, die Redactrice des politischen Theils des „Journal de Bruges", und Andere.

Zur bestimmten Zeit erschien auch der König, und der begeisterte, jubelnde und zugleich herzliche Empfang, der ihm zu Theil wurde, gab mir einen ersten Beweis der großen Liebe, welche derselbe bei seinem Volke genießt; sein freundliches, frohes Grüßen zeigte andererseits, wie wohl er sich unter seinem Volke fühlt und wie gern er mit demselben verkehrt. Er blieb auch bis zum Schlusse der Feier.

Zuerst hielt der Präsident des Congresses eine Rede, dann der Finanzminister, welcher die Bedeutung der Presse für Belgien, ihre Theilnahme an dem politischen und besonders dem geistigen Befreiungswerke hervorhob, von ihrer jetzigen Aufgabe sprach und mit einem begeistert aufgenommenen Hoch! auf den König schloß. Dann verlas der Secretär des Congresses, V. Greyson, seinen Bericht, nannte die eingeladenen Fremden und trug darauf an, diejenigen darunter, welche sich zur Theilnahme an den Arbeiten des Congresses bereit erklärt hatten, zu Vicepräsidenten zu ernennen, ein Antrag, der mit Acclamation aufgenommen wurde. Mit erneutem Hoch! auf den König schloß die Eröffnungsfeier.

Zum Abend waren wir Alle zu einem Essen in den Räumen des ebenfalls dem Künstler- und Literatenverein gehörigen „Vauxhall" geladen. Die Zwischenzeit benutzte ich, um zuerst die Ausstellung von Werken des Malers Wanters in dessen Hause zu besuchen; der Zutritt zu dieser wie zu der großen Industrie-Ausstellung, zu den Museen wie zu den besten Theatern stand uns Allen auf unsere Einladungskarte frei; ebenso war uns auf allen belgischen Bahnen jeder Zeit freie Fahrt gewährt. Die Theater hatten übrigens alle für diese Zeit eine Reihe von Festvorstellungen arrangirt, denen nach Belieben beizuwohnen Jedermann gestattet war.

Was die Ausstellung Wanters'scher Bilder betrifft, so gewährte ihre Besichtigung hohen Genuß. Schon die Treppen, die Flure und das Entrée des Gebäudes, in dem sie placirt waren, machte einen würdigen Eindruck; überall Waffen, Teppiche, Decken, Schränke und Geräthe aus alter Zeit, schön geordnet und effectvoll aufgestellt. Und nun die Sammlung selbst, sechsundvierzig Nummern umfassend, die von ihren jetzigen Besitzern zu diesem Zwecke hergeliehen waren und die einen Ueberblick über die vielseitige Kunst des Meisters gestatteten: treffliche historische Gemälde, die werth befunden worden, die belgischen Museen zu zieren, Portraits, welche an Feinheit der Auffassung, an Zartheit und zugleich an Lebendigkeit der Ausführung zu den besten der Neuzeit gerechnet werden können, architektonische und landschaftliche Werke von charakteristischer Wahrheit und Aquarellen, duftig und elegant, bildeten diese interessante Sammlung, interessant auch deshalb, weil sie noch der alten Schule angehören. Auch in der neueren belgischen Kunst haben die Entwickelungsphasen rasch gewechselt. In dem neu eröffneten großartigen Museum moderner Künstler finden wir alle belgischen Schulen der letzten fünfzig Jahre vertreten, die romantische, die antikisirende, die das Mittelalter so genau nachahmende, daß man die Köpfe und Figuren den Illustrationen alter Manuscripte entnommen glaubt, und nun wieder die naturalistische, die aber sich zum Glück noch fern hält von dem jetzt so vielfach eingerissenen Unwesen des geistlosen Abschreibens der Natur. Wanters gehört dieser Richtung nicht an; er ist ein Vertreter der idealen Kunstschule.

Nach diesem Kunstgenuß besuchte ich die nahegelegene Industrie-Ausstellung, die ebenfalls dem Jubiläum zu Ehren in's Leben gerufen worden. Der ganze Weg dorthin war besetzt mit Panoramen, Schießständen, Cafés, Estaminets ꝛc.; die Gebäude der Ausstellung selbst, wie der dazu gehörige Park zeigten die üblichen Formen; im Garten schnurrte die elektrische Eisenbahn, auch ein Ballon captif und eine Sammlung von Turnapparaten waren vorhanden. Was aber der Ausstellung ein besonderes Interesse verlieh, das war der in den beiden Flügeln des Gebäudes veranschaulichte Gegensatz der alten und der neuen belgischen Industrie; auf der einen Seite boten sich dem Auge Gobelins, Spitzen, kostbare Holz- und Elfenbeinschnitzereien, wahre Meisterwerke der Sculptur; auf der anderen erblickte man alles Dies und natürlich noch unendlich viel Anderes in modernem Stil und in moderner Arbeit, und ich gestehe gern, daß, so sehr ich die letzteren Gegenstände bewunderte, mir doch in vieler Beziehung jene den Vorrang zu verdienen schienen. Auch der Maschinenraum imponirte, und die berühmte Brüsseler Wagenbaukunst feierte glänzende Triumphe. Ein reich ausgestattetes Lesezimmer mit einer großen Bibliothek und den Journalen aller Völker, natürlich zur freien Benutzung Aller geöffnet, sowie ein Correspondenzzimmer für die Presse waren dankenswerthe Zuthaten.

Der Abend, wie schon erwähnt, versammelte nun die Congreßmitglieder mit ihren Damen in den Sälen und den strahlend erleuchteten Gärten des Vauxhall zu heiterem, ungezwungenem Zusammensein bei stattlich ausgerüstetem Büffet. Auch hier erschien gegen zehn Uhr der König, sich leutselig unter der Menge bewegend und mit Vielen plaudernd; er verweilte bis gegen Mitternacht. Leider vertrieb ein starker Regen die im Garten Sitzenden, und so verließ auch ich das Vauxhall früher, als ich beabsichtigt.

Am folgenden Tage wohnte ich den Sitzungen des literarischen Congresses bei; derselbe hatte sich in vier Sectionen getheilt. Die erste Section verhandelte die Rechte der Schriftsteller; die zweite die äußeren Verhältnisse derselben (literarische Associationen, Staatshülfe, Aufgaben des Buchhandels, Unterstützungs- und Wittwencassen), die dritte, der ich mich hatte zuschreiben lassen, die Aufgabe der Literatur im Volks- und höheren Unterricht, und die vierte die Literatur als Kunst, wobei namentlich über Realismus und Naturalismus verhandelt wurde.

Eine höchst interessante Episode aus den Verhandlungen der letzten Section bot eine donnernde Philippika, welche ein Redner gegen Zola hielt, und die geistvolle, überwältigende Vertheidigung des Letzteren durch den Präsidenten dieser Abtheilung, den bekannten Potvin, der mit Begeisterung von diesem Schriftsteller sprach, dessen „Assommoir" und „Nana" Bücher von höchstem moralischem Verdienste nannte, die zwar die Nachtseiten

des Lebens zeigten, aber um sie zu bessern, um dem Staat und der Gesellschaft ihre Pflicht für den Einzelnen, den Armen, den Unglücklichen, ja auch den Lasterhaften zu zeigen, und der zuletzt erzählte, wie er einen wüsten Trunkenbold, der Frau und Kind mißhandelte, durch Lesung gerade des „Assommoir" gerettet! Großer Beifall zeigte, wie sehr seine Rede gezündet. (Wir unsererseits müssen die Romane Zola's auch fernerhin für eine wüste Lectüre halten. D. Red.)

Zwischen den einzelnen Debatten hatte ich das oben erwähnte Museum neuerer Meister — ein würdiger, schöner Bau, durchweg mit Oberlicht — besucht, und Abends ging ich in das Alhambra-Theater, wo als eine der acht Gratisvorstellungen ein fünfactiges Drama Potwin's (des Redners aus dem Congresse) gegeben wurde: „La mère de Rubens". Es behandelt die Geschichte der Eltern des Rubens, das Verhältniß des Vaters mit Anna von Sachsen, die edle Opferwilligkeit der Mutter und endlich den Sieg ihrer Liebe und Treue über die Machinationen der Nebenbuhlerin. Das Ganze, in Versen geschrieben, spannend, voll edler Gedanken, fand großen Beifall, und der Verfasser wurde dreimal gerufen, obwohl ich mich mit der Darstellung und dem hohlen declamirenden Pathos der französischen Schauspieler nicht befreunden konnte, sie sogar herzlich schlecht fand; nur die Darstellerin der Titelrolle, eine Madame Caty-Dorbac, bildete eine rühmliche Ausnahme.

Am folgenden Tage — verzeihen Sie, es gab so viel Schönes, daß ich es tagebuchartig und der Reihe nach erwähnen muß — waren wir fremden Journalisten zur Ausstellung geladen, wo uns Commissäre umherführten und dann der Vorsteher des Concils uns zu einem solennen Lunch im Restaurant der Ausstellung geleitete. Es wurde viel und gut gegessen und getrunken, viel getoastet, und als Einer der Herren die „freie" Presse gefeiert und Einer der Gäste, ein Deutscher, ihm erwiderte, daß leider die Presse noch nicht überall frei sei, daß er aber die Herren bitte, mit ihm dahin zu wirken und jetzt darauf zu trinken, daß die freie Presse bald ein Eigenthum aller Völker sein möge, da zeigte der jubelnde Zuruf, wie sehr dieses Wort gezündet. Berlin, Leipzig, Paris, Amsterdam, Madrid, Frankfurt am Main, Barcelona, Wien, London, Moskau, Haarlem, Genf, Lausanne, Utrecht, Pest und Mailand waren die Städte, welche Vertreter für einheimische Journale gesandt hatten.

Den Nachmittag (nach unserer Zeiteintheilung; dort aber dinirt man von fünf bis sieben Uhr) besuchte ich das Rathhaus, das schönste des ganzen Landes, das schon in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts vollendet worden. Rings umgeben von den alten Gildehäusern, welche in ihrer Eigenart erhalten sind und den Platz vor dem Rathhaus originell umfassen, ragt es weit über alle hinaus, mit seinem hundertvierzehn Meter hohen prachtvollen Thurme und den weit über hundert Statuen, welche die Vorderseite schmücken; im Innern sind die Corridore und Säle geziert mit historischen Gemälden aus der belgischen Geschichte und mit Gobelins, welche ebenfalls solche Vorwürfe behandeln. In dem Saale der bürgerlichen Trauungen dürfte es manchem jungen Paare einen eigenthümlichen Eindruck machen, wenn sie denken, daß an derselben Stelle, wo sie jetzt für's Leben verbunden werden — einst die Grafen Egmont und Hoorn zum Tode verurtheilt wurden!

Nahe dabei sah ich auch „Le plus ancien bourgeois de Bruxelles", wie ihn seine Landsleute nennen, den kleinen Manneken-Piß, den naivsten aller Springbrunnen, einen kleinen, auf einem Brunnen stehenden ehernen Cupido. Heute hatte der kleine Herr, des Festes wegen, seinen Gala-Anzug angelegt; er besitzt nämlich acht Anzüge, mit denen er an Festtagen bekleidet wird; jetzt war es die stattliche Uniform der Bürgergarde. Auch eigenes Vermögen besitzt er, aus Schenkungen herrührend; er hält sich einen eigenen Kammerdiener, der für seine Anzüge zu sorgen hat und, von der Stadt ernannt, zweihundert Franken Gehalt bezieht.

Am folgenden Tage — um in der Tagebuchform fortzufahren — folgten wir einer Einladung des „Cercle Artistique" von Antwerpen, und wir hatten es nicht zu bereuen, diese alte Scheldestadt mit ihren mächtigen Bassins, ihrem Hafen, ihren vielen, zum Theil sehr großen Seeschiffen, die bis in die Stadt hineinfahren können, da Ebbe und Fluth bis hierher reichen, besucht zu haben. Um elf Uhr fuhren wir mit einem Zuge der Nordbahn ab, und wieder sah ich voll Verwunderung die große Fruchtbarkeit der Gegend, namentlich von Mecheln ab, wo nicht zwei Minuten vergingen, ohne daß wir zu unserer Seite eine Anzahl freundlicher und wohlhabend aussehender Häuser, theils vereinzelt, theils in ganzen Dörfern erblickten. Es war gegen zwölf Uhr, als wir in das berühmte, mit großen Bronzestatuen gezierte Festungsthor einfuhren. Im Cercle Artistique empfing uns der Präsident mit herzlicher Begrüßungsrede und dem Ehrentrunke nach guter alter Sitte; ein Frühstück wartete unser im Nebensaale. Dann vereinzelte sich die Gesellschaft; Viele blieben im Garten, wo ein Concert die Elite der Stadt versammelt hatte; ich suchte die wundervolle Kathedrale mit ihrem hundertdreiundzwanzig Meter hohen, wie in feinster Filigranarbeit ausgeführten Thurm auf.

Antwerpen ist so recht die Pflanzstätte der niederländischen Kunst: hier besteht noch eine Akademie, die aus der alten St. Lucas Gilde entstanden ist; hier stehen die Standbilder der Rubens, Teniers, van Dyck und Anderer; hier ist die Hauptsammelstätte ihrer Werke; sie und andere Meister, wie Massys, Jordaens, de Crayer, Zeghers, Neefs ꝛc., lebten und wirkten hier und hinterließen ihre Traditionen den Nachstrebenden, unter denen van Brée, Braekelaer, Wappers, de Keyser und namentlich Leys (der auch ein Denkmal erhalten) die bedeutendsten aus unserer Zeit sind. Jedes Mitglied der Lucas-Gilde ist verpflichtet, dem Museum ein Werk zu liefern.

In der Kathedrale bewunderte ich zuerst Rubens' weltberühmtes Meisterwerk: „Die Kreuzesabnahme"; daneben Murillo's „Sanct Franciscus"; am Hochaltar Rubens' „Mariä Himmelfahrt" kurz diese Kirche ist gefüllt mit den herrlichsten Werken der Malerei und der Bildhauerkunst. Da übrigens gerade das Fest der Himmelfahrt Mariä begangen wurde, war das Standbild der Jungfrau besonders ausgestellt und geschmückt mit silberbrokatenem Mantel und goldener Krone, und die Kirche war so gefüllt von mächtigen Blumensträußen, welche Andächtige gebracht, daß selbst der Weihrauchgeruch vom Blumenduft überwunden wurde.

Antwerpen selbst ist streng katholisch, wie schon die vielen, an den Häusern angebrachten Marien- und Heiligenbilder zeigen, und dabei vorwiegend vlämisch, so sehr, daß nicht einmal die Droschkenkutscher französisch verstanden.

Als ich zum Cercle zurückgekehrt, statteten wir Alle gemeinsam dem Rathhaus einen Besuch ab, wo uns die städtischen Behörden empfingen und durch Beamte in den interessanten alten Zimmern und Sälen mit ihren vielen historischen Gemälden umherführen ließen; auch den weltberühmten Kamin im Bürgermeisterzimmer bewunderten wir; derselbe, aus Marmor, im Renaissancestil, zeigt in reicher Bildhauerarbeit „die Hochzeit zu Cana", „die Aufrichtung der Schlange", „die Kreuzigung" und „das Opfer Abraham's".

Von hier aus besuchten wir eine andere Merkwürdigkeit Antwerpens, das „Musée Plantin". Es ist dies ein ganz altes, in seinem Bau, seiner inneren Einrichtung getreu erhaltenes, sehr umfangreiches — Buchdruckerhaus. Die Firma wurde gleich nach Erfindung der Buchdruckerkunst von Plantin gegründet, dann von seinem Schwiegersohn Moretus fortgeführt, in dessen Familie das Haus bis vor Kurzem geblieben; der letzte Sproß hat es der Stadt billig verkauft, damit es als Ganzes erhalten bleibe. Hier sahen wir all die großen Säle, Gänge, Zimmerchen und Ecken, welche ein altes Bürgerhaus so wohnlich machten, noch in ihrer vollen, gediegenen Einrichtung, mit Gobelins- oder gepreßten Ledertapeten; in den Sälen reiche Sammlungen der herrlichsten alten Mönchsschriften mit ihren kunstvollen Initialen, Bilder, Münzen, die ältesten Druckwerke, auch die alten Typen, Pressen und Schriftgießereien, sowie Holzschnitte und Kupferstiche, theils auf den Platten, theils im Druck, eine riesige Bibliothek in altehrwürdigem, schweinsledernem Aussehen und auch Zimmer für die Correctoren, so bequem und praktisch eingerichtet, daß sich manche moderne Druckerei ein Muster daran nehmen könnte.

Dann ging ich zum Museum und staunte die Menge der auf brabantischem Boden entsprossenen Meisterwerke an; es ist nicht möglich, sie hier alle auch nur zu nennen; das Museum ist ja in der Kunstwelt bekannt genug; ich darf nur anführen, daß jeder der Heroen der Malerei und jeder namhafte Künstler des Landes hier in seinen besten Werken vertreten ist.

Endlich widmete ich dem Hafen einen Besuch, besichtigte die neuen im Bau begriffenen großen Docks, welche die Kleinigkeit

von 80 Millionen kosten sollen, die alten Bassins, die Quais mit ihren Lagerhäusern, die aus der Blüthezeit der Hansa stammen, und kehrte gegen sechs Uhr zum Cercle zurück, in dessen schönem Festsaal uns bis gegen neun Uhr ein solennes Diner versammelt hielt, das wieder durch vielfache Toaste und Tischreden gewürzt war.

Nachdem wir noch zur Abkühlung den schönen, festlich illuminirten Garten der „Harmonie" (wiederum mit Empfang, Ansprache und Ehrentrunk!) besucht, kehrten wir um zehn Uhr nach Brüssel zurück.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Die letzten Augenblicke der Girondisten. (Zu dem Piloty'schen Bilde auf Seite 656 und 657.) Es war am 31. Mai 1793. Mit Tagesanbruch hörte man in Paris die Sturmglocke läuten, und auf dem Pont-Neuf donnerte von Minute zu Minute die Alarmkanone. Siebenunddreißig den Jacobinern ergebene Bürgersectionen vereinigten sich mit 40,000 bewaffneten Sansculotten der Vorstädte und zogen vor dem Palais des Nationalconvents auf. Das Volk stand wieder in Waffen; gegen wen erhob es sich jetzt? Das Königreich war ja bereits gestürzt, der König auf dem Schaffot gerichtet, der Adel theils in den Gefängnissen ermordet, theils über die Landesgrenze geflüchtet. — An jenem Tage spaltete sich die Revolution, um, wie Saturn, ihre eigenen Kinder zu verschlingen: die Jacobiner eröffneten gegen die Girondisten den Kampf.

Wie rasch wechselten die Rollen der Parteien in diesen blutigen Jahren! Noch in der ersten gesetzgebenden Versammlung Frankreichs, die über Erwartung zu dem monarchischen Principe hinneigte, machten die Girondisten, eine Gruppe von Abgeordneten, deren Führer man in dem Departement der Gironde gewählt hatte, die Linke aus. Sie waren es, welche durch ihre feurige Beredsamkeit die erlöschende Begeisterung für eine Umgestaltung der Gesellschaft wieder anfachten. Ihre Führer Brissot, Vergniaud und Andere predigten sowohl im Parlamente, wie in den berühmten Abendgesellschaften der Madame Roland als Apostel der republikanischen Idee und waren die Erzieher der zukünftigen Jacobiner Robespierre und Danton. Aber schon am 21. September 1792, als der Nationalconvent zusammentrat, wurden sie durch die radicalere Jacobinerpartei aus ihrer Stellung verdrängt und bildeten, da die monarchische Partei vollständig geschwunden war, die äußerste Rechte des neuen gesetzgebenden Körpers, welche von ihren Gegnern reactionärer Umtriebe beschuldigt wurde. Sie wußten dem Drängen der Bergpartei keinen wirksamen Widerstand entgegenzusetzen, stimmten gegen ihre innere Ueberzeugung für den Tod des Königs und besiegelten damit ihr eigenes Schicksal.

Als die Sitzung des Nationalconvents vom 31. Mai 1793 eröffnet wurde, drängten sich in den Saal bewaffnete Deputationen des von den Jacobinern aufgehetzten Pariser Pöbels und verlangten die Versetzung von 42 Abgeordneten der Gironde in den Anklagezustand wegen Verraths an Frankreich und der Republik, wegen angeblicher Verschwörung mit dem gerichteten König und dem verrätherischen General Dumouriez. Drei Tage lang, bis zum 2. Juni, dauerte der parlamentarische Kampf und endete mit dem Siege der Jacobiner. Der Verhaftungsbefehl gegen die verdächtigen Girondisten wurde erlassen, wiewohl ihr eigentliches Verbrechen gegen die neue Ordnung der Dinge nur darin bestand, „daß ihr Republikanismus für das Loos des Königs und der Emigranten Thränen hatte".

Die Mehrzahl der Geächteten floh in die Departements und sammelte dort eine Armee, um Frankreich von dem Terrorismus der Hauptstadt zu befreien. Wenige nur, unter ihnen Vergniaud, die Seele der Partei, blieben in Paris, wo sie mit Hausarrest belegt wurden. Die späteren, theilweise von den flüchtigen Girondisten verursachten Erhebungen gegen die Pariser Regierung in der Vendée, in Calvados, Marseille, Lyon und Toulon und die Niederlagen der französischen Armee gegen die äußeren Feinde steigerten inzwischen die Wuth des Pöbels, der immer stürmischer die Verurtheilung der „Verräther" forderte. Am 3. October erhob schließlich Amar im Nationalconvent die Klage gegen 21 Deputirte der Gironde, um sie der Verschwörung gegen die Einheit und Untheilbarkeit der Republik zu überführen.

Ihre Gefangenschaft wurde von der Zeit an verschärft, und bald befanden sich unter demselben Dache der Conciergerie die Girondisten und das arme Opfer ihrer früheren Politik, die Königin Marie Antoinette.

Dort warf Vergniaud das Gift, welches er seit dem 2. Juni bei sich trug, durch ein Fenster von sich, um das Loos seiner Gefährten zu theilen; dort schrieb Brissot seine Memoiren, die ihn und seine Partei vor der Nachwelt rechtfertigen sollten; dort gewann Abbé Fauchet die Ueberzeugung, daß die Republik ohne Religion nicht bestehen könne, und versöhnte sich wieder mit seinem alten Glauben.

Am 26. October wurde im Justizpalaste der Proceß eröffnet, und am 30. October, in der Nacht, verlas man den einundzwanzig Girondisten ihr Todesurtheil. — Unmittelbar nach Verkündigung desselben erdolchte sich Valazé vor seinen Richtern; die übrigen Girondisten sammelten sich um die Leiche, um von ihr Abschied zu nehmen, und verließen den Saal mit dem Rufe: „Wir sterben unschuldig. Es lebe die Republik!"

Sie warfen Geld, welches sie noch bei sich führten, unter das Volk und kehrten zum letzten Male in die Conciergerie zurück. In den Gängen des Gefängnisses stimmten sie die Marseillaise an. Da erwachten in den Zellen die Gefangenen, und Abschiedsrufe erschallten hinter den Mauern; denn Alle wußten es wohl, daß die Girondisten ihr Grablied sangen. Ein Freund, der sich heimlicher Weise in Paris aufhielt, hatte die Wächter gewonnen und für die Verurtheilten ein letztes Festmahl bereitet. Alte Weine und theuere Speisen waren auf der langen Tafel aufgestellt; Lichter beleuchteten düster den merkwürdigen Speisesaal. Vergniaud präsidirte bei diesem Mahle mit derselben Würde und Ruhe, wie einst in den Sitzungen der Partei. „Wir haben uns getäuscht," sagte er in seiner letzten Rede, „wir glaubten in Rom gewesen zu sein, aber wir lebten in Paris."

Mit Tagesanbruch wurde ihnen vom Henker das Haar abgeschnitten, und sie traten den letzten Gang an. Die Leiche Valazé's mußte mit zur Guillotine; so lautete der nachträgliche Spruch des Jacobinergerichts. Sie wurden nach dem Grève-Platz in fünf Wagen gefahren.

Meister Piloty hat diesen Augenblick verewigt. Wir sehen auf seinem Bilde, welches unsere heutige Nummer wiedergiebt, die Girondisten, wie sie vor der Guillotine ankommen. Zwei Wagen sind bereits hinter dem Schaffot verschwunden. Auf dem letzten liegt die Leiche Valazé's; in der Mitte steht begeistert Vergniaud, der Ruhm und die Seele der Partei; ihm reichen Brissot stehend und Gensonné sitzend die Hände. Mit gefalteten Händen, in Gedanken, vielleicht in Gebet vertieft, sitzt neben ihnen Abbé Fauchet. Auf dem vorletzten Wagen übergiebt Lasource einem Soldaten einen Brief; er hebt die linke Hand in die Höhe; er giebt genau den Auftrag; er scheint dringend zu bitten, daß das Schreiben wirklich an die richtige Adresse gelange. Hinter ihm umarmen sich Ducos und Fonfrède. Ruhig sitzt neben ihnen Du Chastel. Antiboule, Gardien und Sillery folgen im drittletzten Wagen, während die jüngeren Mainville und Duprat ihre Hüte schwenken und mit dem Rufe: „Es lebe die Republik!" die Guillotine begrüßen.

Die berüchtigten Strickweiber sehen von ihrer Tribüne herab dem außergewöhnlichen Schauspiel zu, zum Theil gleichgültig, zum Theil die Verurtheilten verhöhnend, zum Theil ihnen fluchend, wie das Volk, das sich neugierig, von Soldaten abgehalten, zu dem Wagen drängt. — Ueber das Geländer des Schaffots gebeugt, mustert der Scharfrichter, Bürger Samson, die Ankommenden; er forscht, ob die Zahl stimmt, ob richtig zwanzig Lebende und eine Leiche gebracht werden. Die Zahl stimmt; der Augenblick, den der Künstler festgebannt, fliegt vorüber — bald sammeln sich die Girondisten an den Stufen des Schaffots. Sie stimmen wiederum das Freiheitslied, die Marseillaise an; einzeln werden sie hinaufgeführt; immer schwächer wird der Sängerchor; schließlich hört man nur eine sympathische Stimme — Vergniaud singt allein. Aber bald verstummt auch er; bald nimmt ein gemeinsames Grab die Leichen auf. — Später fand man in alten Archiven eine Rechnung, die also lautete: „Für einundzwanzig Deputirte der Gironde; für Särge 147 Franken, Begräbnißkosten 63 Franken, zusammen 210 Franken" — das letzte amtliche Document, welches sich auf die Begründer der französischen Republik bezieht.

Das Brautopfer der Römerin.*

(Mit Abbildung S. 661.)

Bringt die Blumen, fromm zum Kranz gewunden,
Festlich schmückt der Cypria Altar!
Nun mein Herz den liebsten Mann gefunden,
Opfr' ich, was der Jugend theuer war.
Dank, ihr Laren, meiner Kindheit Leiter,
Die beglückt mich sahn vom Kinderland!
An der Hand
Einer höhern Gottheit wandl' ich weiter.

Puppen, die ich ahnungsvoll einst herzte,
Und ihr bunten Bälle, fahret hin!
Wenn ich solche Opfer nicht verschmerzte,
Wär' ich werth, daß ich so selig bin?
Mädchen, wirf den Weihrauch auf die Schale,
Und du, Knabe, weck' der Flöte Laut,
Daß die Braut
Ihren Zoll der Liebesgöttin zahle!

Hör' mich, die du alle Herzen zwingest:
Nimm mich an, du schaumentstiegner Stern!
Jenen Bann, mit dem du mich umschlingest,
Schöne Göttin, ach! ich bitt' ihn gern.
Für den Liebsten wob ich treu den Schleier,
Seit dein Wink ihn mir entgegen trug;
Bald genug
Flammt die Fackel mir zur Hochzeitsfeier.

Meiner Jugend Freuden will ich missen;
Nimm, was ihre Tage mir geschmückt!
Nur das Eine will ich fürder wissen,
Daß Er mein, daß ich durch Ihn beglückt.
Mit dem Spielzeug — mag die Jungfrau sterben:
Meiner Zukunft große Herrscherin:
Was ich bin,
Spend' ich dir — nun schlage du's in Scherben!

* Die altrömische Braut opferte ihr Kinderspielzeug feierlich bestimmten Gottheiten, in früherer Zeit Hausgöttern (Penaten oder Laren), später, wahrscheinlich durch griechischen Einfluß, der Venus-Aphrodite, wie auf unsrem Bilde. D. Red.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 41. 1880.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ Bog. Vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Schneller Carmen.

Nach dem Leben einer deutschen Zeitschrift-Redacteurin.

Von H. Lingen.

(Fortsetzung.)

„Als Inserator meines Namen," erklärte Schneller-Sparlich im Gesellschaftston, „ist mir, wenn ich so sagen darf, ein Wink Ihrerseits zweifelos sehr viel werth. Ich bringe Ihnen heute meinen Besuch, um Ihnen meine Dienste anzubieten. Ich weiß sehr wohl, daß Sie, meine gnädige Frau, mit Ihrer Zeitung nicht auf Rosen gebettet sind."

Die Redacteurin verbeugte sich tief. Sie hatte ihre Empfindungen in das innerste Heiligthum ihrer Brust verschlossen und ließ nur ein leises, kaum hörbares Wort: „Sie irren!" hervorkommen.

„Ich bin," fuhr Schneller-Sparlich fort, „ein Mann, der seine Zeit nicht mit Worten vergeudet. Ich will Ihnen Beweise geben, daß ich Ihnen nützlich sein kann. Ich bin Ihr Mann. Ich werde Ihnen Inserate zuführen, daß Ihnen Hören und Sehen vergehen soll. Ich werde Ihnen Abonnenten sammeln, daß Ihnen der Athem ausgeht. Ich werde Ihnen Geld machen, daß Ihnen der Kopf schwindelt. Ich werde Ihnen Ihre Zeitung machen, daß Sie gedeihen blüht!"

Die Redacteurin, die Ihrem Mitarbeiter mit stummschöner Miene zuhörte, hatte sich während dieser Worte ihre Gedanken gemacht. Sie sah ihn in der That als einen unternehmenden Menschen, und insbesondere: „Mein Kassenmann in Barmen," hatte sie sich vorher oft gedacht, „ist ein Esel!"

„Ich bin Ihr Mann, Schneller-Sparlich!"

„Und Sie, Herr Schneller-Sparlich?"

„Meine Adresse?"

„Ihre Karriere in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz und Italien?"

„Ihr Studium und Ihren?"

„Ihre Schneller-Carmen?"

Alle die Fragezeichen, welche sich über Carmen, die Redacteurin Theodor Hiero Nonnen schlich, kamen Ihrem Herzen über. Sie war, was sich allerdings an ein unerhörtes Glück knüpfte, ihre Mitarbeiterin, die kam, um gerade ihre Mitarbeiterin, Mitarbeiterin zu werden, die Mitarbeiterin, die sie sich so lange gewünscht hatte, die sie sich so lange ersehnt hatte, die sie sich so lange erträumt hatte, die sie sich so lange erhofft hatte, die sie sich so lange erwartet hatte, die sie sich so lange erbeten hatte, die sie sich so lange erfleht hatte, die sie sich so lange erbettelt

gegnete die Dame theilnehmend, und erfaßte wieder Carmen's Hand, dieselbe herzlich drückend. Sie empfand so große Sympathie für das Mädchen, daß sie plötzlich noch hinzufügte: „Da Sie wissen, was Getrenntsein bedeutet, wollen Sie sich da Adele's ein wenig annehmen? Vielleicht wird sie sich im Anfang nicht gleich in das neue Leben zu finden wissen."

„Von Herzen gern, wenn Ihr Töchterchen Vertrauen zu mir haben kann," antwortete Carmen froh bewegt.

Da ertönte laut ein Glockenschlag durch die Stille des Hauses, das Zeichen zum Mittagsmahle gebend. Die Mädchen erhoben sich sofort von ihren Plätzen, und Frau von Trautenau verabschiedete sich von Schwester Agathe, die Tochter jetzt noch einmal mit sich nehmend. Nachdem die Gäste gegangen waren, verließen auch die Mädchen das Zimmer, als aber Carmen an Schwester Agathe vorüberschritt, legte diese die Hand auf deren Schulter und sagte ernst, aber nicht unfreundlich:

„Liebe Schwester, ich möchte mit Dir sprechen — komm heute Abend auf mein Zimmer, wenn Du vom Liebesmahl, das wir diesen Nachmittag feiern, wieder heimgekehrt bist!"

Carmen blickte ruhig in die ernsten Augen der Sprechenden, in denen sie recht gut heimliche Unzufriedenheit las.

„Ja, Schwester Agathe, ich werde kommen." — — —

Es kann kaum etwas Einfacheres geben, als das Zimmer Schwester Agathe's. Als wolle sie den Anderen an Einfachheit vorangehen, ist hier alles vermieden, was über das Nothwendige hinausgeht. Drei Stühle, ein Tisch, ein altväterisches Sopha, ein Schreibpult und ein Schrank ist das kärgliche Mobiliar; die Wände sind nur weiß getüncht, und über die Fenster ist eine kurze Krause weißer Gardinen gesteckt. Ueber dem steifbeinigen, geradlehnigen Sopha mit verblichenem Zitzüberzug hängt als einziger Schmuck, der aber nicht als solcher gelten kann, die gedruckte Losung des heutigen Tages. Diese „Losungen" sind biblische Sprüche, die, jedesmal auf ein Jahr voraus für jeden Tag bestimmt und gedruckt, an alle Glieder der Brüdergemeinen vertheilt werden, damit Jeder den Tag hindurch über einen Spruch nachdenke und sein Thun und Lassen nach ihm richte. Heute war es der Spruch: „Weide Du Dein Volk mit Deinem Stabe, die Heerde Deines Erbtheils, wie vor Alters!" Mich. 7, 14.

Schwester Agathe saß an einem der beiden Fenster, und bei ihr, den Stuhl vor der freundlich hereinscheinenden Nachmittagssonne in den Schatten gerückt, saß Bruder Jonathan Fricke, in seiner ruhigen, überlegten Weise zu ihr sprechend.

„Mir scheint, liebe Schwester, daß die Gesunde Dir heute mehr Sorge macht, als die Kranken."

„Weil hier schwerer zu helfen ist, als bei diesen, und obschon Du um der Kranken wegen hergekommen bist, lieber Bruder, möchte ich Dir, als dem Freund ihres Vaters, meine Sorge um sie anvertrauen," sagte bekümmert Agathe.

„Du klagst über Carmen's weltlichen Sinn, aber solltest Du, liebe Schwester, nicht milde bedenken, daß die ersten Eindrücke des Kindes in ihr noch fortklingen mögen, und sie deshalb entschuldigen?" sprach er im Tone frommer Nachsicht. „Bruder Mauer war ja aus der Mission hinweg auf seine Plantage gezogen, wo, obgleich er sich auch hier noch zu der Brüdergemeine hielt, doch nicht viel von dem ernsten Leben in unserem Heiland zu verspüren war; denn seine dritte Frau, eine heißblütige Creolin, konnte nicht wirklich als seine Gehülfin im christlichen Hause gelten. Sie schwang sich gern in den Sattel ihres Pferdes und jagte über die Savannen dahin, sie sang zur Mandoline ihre glühenden spanischen Lieder; ihr Fuß tanzte flüchtig, als berühre er kaum den Boden, über die Matten des Estrichs hin, wenn sie, gewandt wie eine Lacerte, aus der Hängematte auf die Veranda schlüpfte und ihre alte Schwarze am Abend wieder einmal das oft verbotene Tambourin schlug. Sie war zu schön, wenn sie ritt, wenn sie tanzte, als daß er je ernstlich sie hätte daran verhindern mögen. Zu schön!" wiederholte er, immer lebhafter werdend. „Ich habe es ja mit angesehen, wenn ich hinauskam, als Arzt zu helfen, wo es in der Hacienda oder auf der Plantage noth that. Und da schwebte die kleine Carmen der zärtlich geliebten Mutter nach, wie der Zipfel ihres Kleides, und wenn sie Jener nachahmte, so viel sie konnte, tanzte und sang nach spanischer Art, ist das zu verwundern? Es war ja doch so schön und zu verlockend."

Er schwieg plötzlich und senkte die Augen, als werde er sich seiner Lebhaftigkeit bewußt, da der Blick der Schwester verwundert an ihm hing. Dann holte er tief Athem; seine Finger stäubten wieder an dem sauberen Anzug herunter, und er fuhr in alter, gelassener Weise fort:

„Es war sündhaft für ein Glied der Gemeine, ja, und Bruder Mauer hätte dem wehren sollen; ich habe es ihm oft genug mahnend in die Seele gerufen. Aber er vermochte es nicht über sich. Er war in der Liebe zu diesem Weibe wie in Sünde verloren. Und darum war es zu seinem Heile und zu dem Carmen's, daß die Spanierin starb und das Kind hierher in die Zucht der Gemeine kam, auf daß sie für ein kirchlich Leben gewonnen werde," schloß er, die Augen mit demüthig frommem Blick zu Agathen aufschlagend.

„Warst Du dort, als die Frau starb?" fragte diese.

„Nein. Sie ist vor ungefähr zehn Jahren gestorben, und ich hatte schon mehrere Jahre früher Jamaica verlassen, da ich das Klima nicht länger aushielt. Ich ging nach dem Norden der Vereinigten Staaten. Von Bethlehem, wo ich eine längere Reihe von Jahren blieb, zog mich dann die alte Welt zurück, und als ich hier ankam, war Carmen schon da, und ich hörte nun erst, daß auch Bruder Mauer Jamaica verlassen habe, um nach Ostindien zu gehen."

„Jawohl, der Herr hatte ihn zu seinem Werkzeug berufen," fiel Schwester Agathe ein. „Es war wunderbar, daß so plötzlich der heiße Drang über ihn kam, als Heidenbekehrer Schafe für des Heilands Heerde zu sammeln. Und rastlos hat er für die Kirche unter den Heiden gearbeitet — plötzlich blieb alle Kunde über ihn aus. Und sage selbst, Bruder Jonathan, ist es nicht sonderbar, daß er nie wieder Geldmittel verlangt hat, da er doch nur wenig für seinen frommen Zweck mitnahm und das große Vermögen, welches er aus dem Verkauf seines Besitzthums in Jamaica gelöst hatte, in der Bank unseres Landes niederlegte?"

„Hat er denn davon nichts für Carmen bestimmt gehabt?"

„Das wohl, wir bekommen einen gewissen Theil der Einkünfte aus dem Vermögen für ihre Erhaltung und Erziehung regelmäßig ausgezahlt," entgegnete Agathe, „aber es ist das doch verhältnißmäßig nicht viel. Wie muß inzwischen dieses Vermögen gewachsen sein! Carmen ist eine reiche Erbin, wenn ihr Vater wirklich todt sein sollte — eine Verlockung mehr für ihren weltlichen Sinn! Daß auch gar nichts über Bruder Mauer zu erfahren ist! Ich glaube gewiß, er ist todt, in der frommen Arbeit für seines Herrn Sache gestorben."

Ein eigenthümliches Licht war, während sie sprach, in Jonathan's Augen aufgeleuchtet, und er hob den Kopf jäh empor. Aber, als erschrecke er selbst darüber, senkte er ihn sofort wieder in die gewohnte gebeugte Haltung herab, und da jetzt Agathe schwieg, sagte er mit dem Anklang eines Seufzers:

„Er war mein Freund."

Wieder eine Pause; er schien zu überlegen.

„Ja, fast scheint es, daß wir ihn verloren haben," fuhr er fort, „und dann ist Schwester Carmen eine Waise. Das arme Kind! Um so mehr ertrage sie mit Geduld, liebe Schwester, und klingt es noch immer von ehedem in ihr nach und reißt sie's zuweilen fort, über das hinweg, was sich jetzt für sie geziemt, so gieb ihr einen Führer zur Seite, der sie den rechten Weg zu ihrem Heil geleite!"

„Wie bist Du doch noch immer der treue Freund des Vaters, daß Du Dich stets so liebevoll und fürsorglich des Kindes annimmst!" sagte Agathe gerührt. „Glaube mir nur, lieber Bruder, auch ich habe das Mädchen von Herzen lieb und betrübe mich deshalb um so mehr, wenn ich fürchten muß, daß ihre Natur sie auf Irrwege drängt. Wen aber soll ich ihr als Führer geben, wenn nicht der Heiland es ist, den ich ihr immer zu Gemüthe führe?"

„Darum eben soll sie einen Gehülfen beständig zur Seite haben, der sie an ihren frommen Beruf erinnert," entgegnete Jonathan sehr ernst. „Sie wird in nächster Woche achtzehn Jahr, tritt nun in die Reihe der erwachsenen Schwestern und ist alt genug, eine Heirath zu schließen. Ich denke, das soll das Beste für sie sein. Suche ihr einen Führer, Schwester Agathe, und kennst Du keinen besseren für sie, und findet ihr, Du und die Aeltestenversammlung, es für gut, so will ich, um des Vaters willen, meinen ledigen Stand aufgeben, die Tochter in christlicher Ehe zu mir nehmen und treulich ihr Gatte und Führer werden zu des Herrn Preis."

Digitized by Google

Er war unruhig von seinem Platze aufgestanden, und den Arm auf die Lehne des Stuhles stützend, hatte er die letzten Worte hastiger gesprochen, wie in innerer Erregung eines schnellen Entschlusses; seine Augen suchten dabei den Fußboden, nur hin und wieder einmal flüchtig aufblickend, als ob er die Wirkung seiner Worte auf Schwester Agathe's Gesichte erlauschen wolle.

In den Zügen der Schwester aber schimmerte eine freudige Bewegung. „Ein Opfer zu des Herrn Preis, das Du für Schwester Carmen bringen willst!" rief sie gerührt aus. „Wie könnte ich anders, als es billigen, lieber Bruder? Du, der fromme, weise, erprobte Mann, voll Liebe und Duldung für sie und doch voll der rechten Erkenntniß — wo in der Welt könnte sie einen besseren Berather und Führer finden, als Dich?"

„Sprich nicht also, Schwester Agathe!" unterbrach er sie verweisend. „Keine sündhafte Creatur verdient solches Lob, am wenigsten ich. Wir sind alle nur demüthige Werkzeuge Gottes, und mangeln des Ruhms, den wir vor ihm haben sollen."

„Nicht doch, lieber Bruder! Das Gute im Andern anzuerkennen, ist recht," erwiderte sie sanft, „und ich sage nicht mehr, als was in Wahrheit ist. Wären doch Alle so bescheiden, wie Du bei so vielem Verdienst es bist! Die Kranken verlangen nach Dir und rühmen Dich als ihren Helfer; den Gesunden bist Du überall ein liebevoller Freund und Berather. Laß Dir danken für das, was Du Carmen in Liebe und Güte bietest! Nach dem Liebesmahl will ich den Aeltesten Dein Anerbieten mittheilen, und stimmen auch diese ihm bei, so werde ich heute Abend mit Carmen über unseren Plan sprechen; ich habe sie ohnedies zu mir beschieden, sie wegen ihres Verhaltens von heute Morgen zu vernehmen. Jetzt aber wird es Zeit, nach dem Betsaal zu gehen."

Sie erhob sich und reichte Jonathan die Hand hin, deren herzlichen Druck er erwiderte. Er war nie demüthiger in Miene und Gang gewesen, als da er jetzt das Zimmer verließ. Aber als er hinter sich die Thür in das Schloß gedrückt hatte, blieb er einen Augenblick stehen und warf den Kopf zurück. Der unangenehme, frivole Zug um seinen Mund trat lebhafter denn je in einem lüsternen Lächeln der Befriedigung hervor.

„Ah!" flüsterte er, „Schönheit und Reichthum, wenn sie nun doch mein würden, das wäre eine süße Entschädigung für Vergangenes."

3.

Als Frau von Trautenau mit ihrer Familie den großen, freundlichen Betsaal betrat, um dem Liebesmahl beizuwohnen, war die Gemeinde schon bei Gesang, zu dem die Orgel ertönte, versammelt; der Raum war beinahe gefüllt. Frau von Trautenau erhielt von Schwester Agathe für sich und Adele noch Plätze angewiesen, während Alexander ein paar leer stehende Stühle nahe am Eingang mit seinem Bruder Hans theilen mußte.

Der Raum bietet für eine Kirche ein eigenthümliches Bild dar. Auch er entbehrt jeglichen Schmuckes, der Altar ist nur ein grün behangener Tisch, auf welchem das Crucifix steht. Die Brüder und Schwestern saßen an langen, weiß gedeckten Tafeln, aber wie gewöhnlich von einander getrennt, und Jedem von der andächtig singenden Gemeine wurde Thee in Tassen nebst kleinen weißen Brödchen gereicht.

Jetzt schwieg der Gesang; die Orgel verstummte, und es erfolgte nun ein längeres Gebet, worauf der Lehrer den Brief eines Missionärs, Joseph Hübner, aus dem Kaffernlande vorlas.

Es war ein rührendes Bild demüthiger Selbstentsagung und treuen Ausharrens, das dieser Brief entrollte; Alexander fühlte sich mächtig ergriffen, sodaß er darüber ganz vergaß, welche seltsame Zusammenstellung von religiösen Betrachtungen mit leiblichem Genuß dieses Liebesmahl doch darbot. Auch hatte er im aufmerksamen Zuhören nicht bemerkt, daß in seiner nächsten Umgebung eine eigenthümliche Unruhe herrschte und die frommen Brüder, leise flüsternd, mit staunenden Blicken ihn und seinen Bruder betrachteten.

Der Vorleser schwieg gerade, und die Orgel intonirte zu einem neuen Gesang; da stieß Hans seinen Bruder an:

„Was finden sie nur Merkwürdiges an uns? Sie betrachten uns so eigenthümlich."

Alexander besah sich und seinen Bruder genau — er konnte nichts Auffälliges an ihnen Beiden entdecken; auch hatten sie still dem Gang der Feier beigewohnt und ihre empfangene Tasse Thee und das Brödchen pflichtschuldigst genossen. Aber es mußte doch etwas Besonderes an ihnen sein, was Störung verursachte. Er wendete sich daher an seinen Nachbar mit der Frage:

„Wir nehmen doch nicht etwa Jemand hier die Plätze weg?"

„O nein, lieber Herr," entgegnete der Angeredete.

„Um so besser! Wir möchten nicht Störung verursachen, und ich fing schon an zu fürchten, daß dies geschehen sei."

„Bitte, entschuldigen Sie, lieber Herr," stammelte der Bruder verlegen. „Es war gewiß unbescheiden von uns, Sie so viel zu betrachten, und doch, es war nur aus Mitgefühl — ein so junges Blut, wie der liebe Bruder ist, und doch schon Wittwer!"

Alexander maß den Sprechenden mit prüfenden Blicken, ob der Mann wohl fasele. Hans — Wittwer! Dieser sah doch trotz seiner aufgeschossenen Länge noch völlig wie ein unreifer Schulknabe aus.

„Wittwer, mein Herr?" fragte Alexander gedehnt. „Mein Bruder ist sechszehn Jahre alt und besucht noch die Schule; da heirathet man bei uns noch nicht."

„Dann freilich, lieber Herr — es wollte mir auch seltsam scheinen," stotterte der gute Mann in äußerster Befangenheit. „Aber — Sie haben sich unter das Chor der Wittwer gesetzt."

Fast hätten Alexander und Hans laut aufgelacht; es war ein gar zu drolliges Mißverständniß.

„Da sind wir Beide am falschen Platze, mein Bruder sowohl wie ich; entschuldigen Sie unsere Unkenntniß Ihrer Einrichtungen! Ich sah wohl die Männer und Frauen getrennt sitzen, konnte aber nicht ahnen, daß auch die Wittwer ihre eigenen Plätze haben. Sagen Sie mir gefälligst, wohin wir uns zu begeben haben, beide unverheirathete Bursche, die wir sind."

„Nein, bitte, lieber Herr," meinte sein Nachbar. „Bleiben Sie, wo Sie sind! Das Liebesmahl wird ohnedies gleich zu Ende sein, und es wird nur noch Bruder Daniel von den Brüdern und Schwestern Abschied nehmen; denn er geht als Missionär in das Capland, Bruder Joseph zu Hülfe, und wird morgen abreisen."

Indem erhob sich auch schon die Gemeine, und ein Mann schritt langsam vor. Er ging zuerst zu den versammelten Schwestern, jeder die Hand zu reichen; dann kam er zu den Brüdern herüber und gab jedem den Scheidekuß. Und der da Abschied nahm, um von den Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens hinweg dem fernen Bruder zu folgen in dessen Ringen und Ausharren — es war derselbe linkische, unmännlich aussehende Bruder, der am Morgen in seinen Reitversuchen so unglücklich gewesen war.

Es ist immer das unleidliche Gefühl einer moralischen Niederlage, welches uns überkommt, wenn wir plötzlich einen Menschen an Bedeutung vor uns emporwachsen sehen, den wir eben noch geringschätzig betrachten zu dürfen glaubten. Ein gerechter Sinn weiß sich schnell in diese Anerkennung zu finden; ein kleinlicher, eingebildeter trägt aus solcher Niederlage nur Groll und Mißgunst hinweg.

Alexander überkam es mit Beschämung, daß er vermocht hatte, geringschätzig ob des unbeholfenen Mannes zu lachen, der ihm doch jetzt wie ein Held erschien.

An der ihnen gegenüberstehenden Tafel hatten die jungen Schwestern und die Zöglinge der Erziehungsanstalt ihre Plätze, unter ihnen Adele und nicht fern von ihr Carmen. Als Alexander jetzt sinnend aufsah, begegnete er plötzlich den glänzenden Augen Carmen's, die ihn mit einem Ausdrucke sieghaften Stolzes und fast gebietender Hoheit maßen, als fühle sie mit Genugthuung die Demüthigung, welche ihm der Augenblick für sein geringschätziges Lächeln am Morgen gebracht. In ihrem Gesichte, so ausdrucksvoll wie es war, glaubte er deutlich zu lesen: „Du kannst vielleicht gut reiten — der Mann da kann es nicht; Du fürchtetest Dich nicht, das Kind zu retten, indem Du das wilde Thier aufhieltest — der Mann wagte es nicht; aber würdest Du den Muth zu leiden haben, den er besitzt?"

Wie so ihre Blicke sich maßen, hielt sie ruhig und sicher den seinigen aus, ihm aber war es, als müsse er die Augen niederschlagen.

Inzwischen war der Bruder demüthig, bescheiden bis in seine Nähe gekommen, um den Bruderkuß beim Abschiede von den Nachbarn Alexander's zu empfangen. Und jetzt stand der Mann vor diesem; unschlüssig hielt er an — er mochte seinen Helfer vom Morgen wiedererkennen, und das Roth der Beschämung überzog die sanften, fast weibischen Gesichtszüge, als er zu dem aufsah,

Digitized by Google

der ihn um mehr denn Kopfeslänge überragte. Da beugte sich Alexander schnell herab, drückte einen Kuß auf des Mannes Wange und sagte herzlich:

„Leben Sie wohl und recht glücklich! Glauben Sie mir, ich bewundere aufrichtig Ihren Muth!"

Der Mann blickte ihn voll Erstaunen an und stammelte: „Ich danke, lieber Herr." Dann ging er demüthig weiter.

In Carmen's Augen aber lag, als Alexander wieder aufblickte, ein sanfter, feuchter Schimmer und derselbe Ausdruck der Abbitte, mit dem sie ihm heute Morgen gedankt.

„Wie wunderbar schön ist doch dieses Mädchen!" dachte Alexander. „Wie viel selbstständiger, freier Geist spricht aus diesen Augen, wie viel Anmuth schwebt um ihren lieblichen Mund! Sie ist wie ein leuchtender Stern unter diesen stillen, sanften Lichtern; als habe sie ihre Bahn am Himmel verlassen und auf die Erde sich verirrt, so wenig paßt sie in die einengenden Kreise, in denen sie sich hier bewegt. Ob sie sich darin wohl und heimisch fühlen kann? Ein freier Geist, der seine eigenen Bahnen beschreibt, kann er in dieses aufgezwungene Formenwesen sich einengen lassen und sich fügen? Nein, sie wehrt sich dagegen, das habe ich heute Morgen gesehen — aber wird sie nicht endlich doch werden wie die Anderen und still beglückt an der Seite eines Mannes, wie Bruder Daniel, hinleben?"

Der Rundgang des scheidenden Bruders war beendet; nach gemeinsamem Gebet und dem Segen des Presbyters verließen die Versammelten den Betsaal wieder.

Jetzt war auch die Zeit des Scheidens von Adelen für Frau von Trautenau und ihre Söhne gekommen. Wie viele Thränen flossen bei diesem Abschied! — —

Es war inzwischen Abend geworden. Die Lampe brannte auf Schwester Agathe's Tisch; da klopfte es an die Thür, und Carmen trat ein. Sie zauderte eine Weile auf der Schwelle, da sie die Chorälteste lesend fand, doch diese hob alsbald die Blicke von ihrem Buche auf, und das Mädchen erkennend, nahm sie die Brille von den Augen hinweg, legte sie zwischen die Blätter, schloß das Buch und sagte freundlich:

„Komm nur näher, liebe Schwester! Du störst mich nicht; ich las nur, während ich Deiner harrte."

Sie zog einen Stuhl zu sich heran, Carmen aber schob ihn zurück, und neben der Chorführerin niederknieend, sagte sie:

„Nein, Schwester Agathe, laß mich lieber so hören, was Du mir zu sagen hast; denn Du willst mich schelten — ich weiß es."

Agathe blickte gütig auf das junge Mädchen.

„Carmen, glaubst Du, daß ich Dich lieb habe?" fragte sie.

„Gewiß, mehr als sonst Jemand hier," entgegnete sie schnell.

„Dann weißt Du auch, daß es Liebe ist, die sich betrübt, wenn ich unzufrieden mit Dir sein muß," fuhr Agathe fort. „Warum richtest Du Deine Gedanken immer auf weltliche Dinge und lässest Dich von der Eitelkeit verlocken, anstatt daß Du an den Heiland denkst und darin Deine Person gering achtest?"

„Du zürnst mir, Schwester Agathe, weil ich heute Morgen nicht gleich kundgab, von wie weit her in der Welt ich doch bin. Das ist wahrlich nicht so schlimm," rief Carmen lebhaft.

Das würdevolle Gesicht der Chorältesten verfinsterte sich, und ein strenger Blick traf die Knieende.

„Ist denn die Losung des heutigen Tages nicht mit Dir gegangen, wie sie es sollte?" mahnte sie. „Wie heißt sie doch?"

Carmen erröthete bis an die Schläfe, wo die schwarzen Löckchen sich unter der Haube hervordrängten. Sie besann sich, aber sie wußte wirklich im Augenblick den Spruch nicht zu nennen. Es war ja heute so Vieles durch ihre Gedanken gezogen, Neues ihr entgegengetreten, wo sonst der Tag so gleichförmig und still dahinging.

Schwester Agathe wartete geduldig, daß Carmen's Gedanken sich sammeln möchten; endlich, als der Spruch sich doch nicht in dem widerspenstigen Köpfchen finden wollte, sagte sie:

„Geh, hole die Losung her!"

Doch jetzt, als die Augen des Mädchens nach dem bekannten Platz der Losung über dem alten steifbeinigen Sopha hinflogen, kehrten auch die Gedanken auf den rechten Fleck zurück: sie erinnerte sich des Spruches und sagte ihn schnell her.

„Weide Du Dein Volk mit Deinem Stabe!" wiederholte nachdrucksvoll Agathe. „Hast Du bedacht, liebe Schwester, was das bedeutet? Dein Volk, das heißt: die welche Dir angehören; mit Deinem Stabe, das heißt: mit der Stütze Deines Willens. Carmen, wie kann der Heiland Dich mit seinem Stabe leiten, wenn Dein eigner Wille sich nicht unter den eines Anderen beugen will und die Eitelkeit Dich regiert?"

Carmen hatte in ihrer knieenden Stellung die Ellenbogen auf Schwester Agathe's Schooß gestemmt und den Kopf auf ihre Hände gestützt; ihre Augen sahen nachdenklich zu der Sprechenden auf, als sinne sie über das, was jene sagte.

„Eitelkeit nennst Du das," sprach sie erregt, „und zürnst mir darum, weil ich Fremden nicht gleich erzählen wollte, wonach sie doch gar nicht verlangt und was ihnen ganz gleichgültig, ja lächerlich war, da man es ihnen vorerzählte? O Schwester Agathe, ist es denn nothwendig, daß wir uns zum Gespött der Welt hergeben? Damit wird Gott doch nicht gedient. Und wenn Du über meine Eitelkeit klagst, ist es denn nicht auch eine solche, die Euch dazu verlockt, mit unseren entfernten Geburtsstätten wichtig zu thun? Wollt Ihr damit nicht zeigen, wie Ihr die Fühlfäden überall hin in die Welt gestreckt? Das ist denn doch auch Eitelkeit bei all Eurer Demuth."

Betroffen blickte Agathe nieder und schwieg einen Augenblick. Dann raffte sie sich auf und sagte streng:

„Vermenge Nichtigkeiten nicht mit dem Ernsten! Das, was jedes schwache Glied der Gemeine zur Verbreitung von des Herrn Kirche thut, geschieht zu seinem Preis und nicht zu dem eignen; wir rühmen uns um des Heilands willen, nicht um uns arme Sterbliche. Was thut es uns, wenn die Welt unser spottet? Sind wir mit dem Heiland und er mit uns, ficht uns die Welt nichts an! Gehe in Dich, liebe Schwester, auf daß Du also das Heil Deiner Seele nicht verliereſt! Nimm Dir einen Helfer zur Seite, der Deinen Fuß leitet, wenn er straucheln will! Und siehe, es bietet sich Dir einer an, wie Du treuer und fester keinen finden kannst. Bruder Jonathan Fricke, der treue Freund Deines Vaters, ehrt Dich hoch, indem er Dich zur Gefährtin nehmen will. Er hat mir heute seine Absicht darüber bekundet, und die Aeltesten, mit denen ich darüber gesprochen habe, geben ihre Zustimmung zu diesem Bunde."

Carmen hatte todtenbleich, mit weit geöffneten Augen, die Worte Agathe's angehört; als diese jetzt schwieg, sprang sie empor und sich von ihr hinwegkehrend, stieß sie rauh und heftig heraus:

„Ich aber will ihn nicht zum Manne haben."

(Fortsetzung folgt.)

Land und Leute.

Nr. 43. Kufstein und seine Umgebung.

Kufstein ist eine frühere Landesfeste und zugleich ein feines, nahrhaftes Städtchen in der Grafschaft Tirol. Die Feste liegt auf einem freistehenden Felsen, den im Sommer viele grüne Büsche umflattern, und besteht aus einem mächtigen runden Thurme und einem langen Hause, in welchem etliche hundert Mann Besatzung lagern. In den Schießscharten schlummern einige Geschütze. Von dieser Festung giebt nun unser Bild (5) einen ganz guten Begriff, aber von dem Städtchen, das ihr zu Füßen liegt, läßt es nichts bemerken. Letzteres ist indessen für den germanischen Wanderer viel wichtiger, da es ihm freundliche Aufnahme und treffliche Verpflegung bietet, was jene selbstverständlich nicht gewähren kann. Das Städtchen erscheint zwar an Umfang nicht bedeutend, aber in seinem Aussehen so stattlich und vornehm, daß ihm das Land Tirol in diesem Stücke wohl kein zweites an die Seite stellen könnte, wenn man, wie sich von selbst versteht, die beiden Hauptstädte Innsbruck und Trient wegdenkt.

Wie uns die Landkarten und der Augenschein belehren, liegt dasselbe an dem mächtigen Innstrome, welcher stolz vorbeirauscht. Auf dessen linkem Ufer breiten sich die weitläufigen Gebäude des Bahnhofs aus, und ist hier immer viel Leben und Verkehr. Mehr

Digitized by Google

Skizzen aus der Gegend von Kufstein.
Nach der Natur gezeichnet von W. Gröglер in München.

als die Hälfte aller Nordländer, die sehnsuchtsvoll nach Italien pilgern, spricht da zu; durch den deutschen Grundbaß klingt schon manch süßes italienisches Wort, namentlich im Sommer, wo sich hier immer viele welsche Arbeiter aufhalten, und somit läßt sich der Bahnhof zu Kufstein als ein Vorhof Hesperiens betrachten.

Eine lange Brücke führt über den Strom und in die Stadt. Letztere besteht allerdings nur aus einer Straße, welche aber sehr breit und von hohen erkerreichen Gebäuden eingerahmt ist. Sie zieht einen gelinden Abhang hinan, was dem malerischen Reize des Bildes keinen Eintrag thut. Ein hoher eherner Brunnen schmückt sie. Während andere Landstädte an der Brennerbahn einer traurigen Verödung entgegengehen, hat das freundliche Kufstein durch dieses neue Verkehrsmittel unbedingt gewonnen. So wächst denn sein Wohlstand von Jahr zu Jahr, und in seinem Aeußeren zeigt sich allenthalben ein erfolgreiches Streben nach Reinlichkeit und Glanz. Auch an guten Gasthöfen fehlt es nicht. Der Auracherbräu hat einen wohlbegründeten Ruf im ganzen Lande und darüber hinaus. Zu ihm gehört auch ein schattiger Garten am Ufer des Innstroms. Dort sitzen an schönen Sommerabenden die Wanderer und die Sommerfrischler.

Kufstein, Stadt und Festung, haben auch eine Geschichte, aber da wir jetzt selber so viele Geschichten erleben müssen, so haben wir wenig Zeit und Lust, uns in alte Jahrhunderte zu versenken, und sind um so dankbarer, je kürzer die betreffende Historie, wenn sie uns nicht ganz geschenkt werden kann, gefaßt wird. Also nur wenige Worte!

Die Kirche von Kufstein wird schon im achten Jahrhundert erwähnt. Damals gehörte das Unterinnthal bis zum Zillerbache noch zum Herzogthume Baiern und blieb bei diesem bis zum landshutischen Erbfolgekriege, welchen Kaiser Max der Erste austrug: er sprach sich dafür 1504 die Gerichte Rattenberg, Kitzbühel und Kufstein zu. In jenen Tagen belagerte der Kaiser auch die Festung Kufstein.

Als der Kurfürst Max Emanuel von Baiern 1703 in's Land Tirol einfiel, nahm er zuerst unser Kufstein vor, das sich auch schnell ergab, nur daß dabei die ganze Stadt in Flammen aufging. Anno Neune lag eine baierische Besatzung in der Festung, und der Platz wurde lange von den tirolischen Helden belagert, aber nicht eingenommen. Jetzt ist die Festung als solche aufgelassen und dient eigentlich nur noch als Caserne.

Kufstein liegt in herrlicher Gegend — am Inn, wie bereits gesagt. Dieser läuft hier noch zwischen hohen Bergen, welche aber in wenigen Stunden abbrechen und sich in's baierische Hügelland verlieren. Zur Rechten erhebt sich das wilde, menschenfeindliche Kaisergebirge, zur Linken der ragende Pendling, zu dessen Füßen die Thiersee liegt, ein kleines, hellgrünes, liebliches Thal, in dem ein dunkelblauer See sich ausspannt. Wer nicht nach Arkadien gehen will, der soll hier ein sprechendes Bild jenes berühmten, von so vielen Dichtern besungenen Landes finden können. Zwischen der Thiersee und dem Innstrom erhebt sich der lange, doch nicht sehr hohe Thierberg, welcher Wald und Wiesen, schmucke Bauernhöfe, zierliche Villen und eine alte verlassene Burg trägt. Unter dieser, in großer Klemme zwischen der Bergseite und dem Strome, wo nur für Straße und Eisenbahn Raum ist, findet sich die nicht mehr ganz unbekannte Clause, ein Wirthshäuslein mit blumenreichem Garten, der eine treffliche Ansicht des Kaisergebirges und der Festung Kufstein bietet. Hier wird im Sommer mancher Becher rhätischen Weins getrunken, und zwar betheiligen sich daran nicht blos die Landeskinder, sondern noch ungleich mehr die baierischen Nachbarn. Da nämlich das Wirthshäuslein dicht an der Grenze des Königreichs Baiern liegt, also auf tirolischem Boden das erste und wegen seines guten Kellers sehr beliebt ist, so fahren jene Nachbarn an Sonn- und Feiertagen oft in großen Gefolgschaften heran, bleiben beim Glase, bis der Mond aufgeht, und wenden sich dann in heiterster Laune wieder der Heimkehr zu.

Auf dem andern Ufer des Stromes möchten wir namentlich die unferne Kienbergklamm einer näheren Betrachtung empfehlen. Dort rauscht ein frischer Alpenbach aus waldiger Schlucht, an deren Eingange sich eine neue Curanstalt erhebt, ein elegantes Wohnhaus und ein feiner Speisesaal, daneben auch eine zierliche Trinkhalle oder Veranda auf hohen Pfeilern mit erfreulichem Blicke in die Nähe und Ferne.

An den schattigen Halden der Kienbergleite schlängeln sich bequeme, von verläßigen Geländern begleitete Pfade in die Höhe; hier zeigt sich ein schmaler Steg, dort eine schwindelnde Brücke. Oben ladet ein offenes, leichtbedachtes Sommerhäuschen zum Besuche ein, den es auch mit prachtvoller Aussicht in das grüne Innthal, auf den ragenden Pendling und in die Stubeierferner dankbar vergilt.

Sagen wir auch einige Worte über die Bildchen, welche das Festungsstück umkränzen! Sie sind nicht besonders idealisirt und mögen daher der Wirklichkeit ziemlich nahe stehen. Das erste oben links (1) zeigt uns einen Arbeiter, der sich mit einer Botin unterhält und ihr ein Gläschen Schnaps abkauft. Er ist sicher Einer von Denen, welche in den seit etwa dreißig Jahren in diesen Thälern ausgebeuteten Cementbrüchen arbeiten.

Der Cement ist ursprünglich Mergelkalk, der in großen Oefen ausgebrannt und dann unter jenem Namen (jährlich circa zwei Millionen Centner) als hochgeschätztes Baumaterial in die weite Welt versandt wird. Er geht zu Schiffe nicht allein nach Wien und Pest, sondern auch bis an's goldene Horn zu Stambul. Die Oefen, in denen er gebrannt wird, geben übrigens einen dicken Rauch von sich, der einen höllischen Gestank verbreitet und so manchen Wanderer, der sich nach reiner Luft und feinen Blumendüften sehnt, aus diesen stillen Thälern völlig hinausräuchert. Zu diesen verhaßten Cementöfen nimmt der mit Mergelkalk beladene „Rädelkarren" unseres Bildes (4) seinen Weg.

Neben den prosaischen Mergelkalk stellt unser Maler die vielbesungenen Sennerinnen (2, 8 und 9). Die Nachrichten, welche über diese Alpenhirtinnen umlaufen, sind sehr schwer unter einen Hut zu bringen. Man hört mitunter, sie seien ganz eingegangen und die Almen würden jetzt allenthalben mit „Schweizern", das heißt mit käsekundigen Männern besetzt, die aber nur selten noch aus der Schweiz kommen, sondern meistentheils im Inlande aufgewachsen und geschult worden sind.

Nach andern Angaben sollen die Sennerinnen zwar noch vorhanden, aber garstige Trampeln sein, welche leinene Hosen tragen und die Touristen mehr verblüffen, als bezaubern, eine Anschauung, welche durch unsere Bildchen nur unterstützt wird. — Wieder nach anderen Quellen sind es aber liebliche Huldinnen, deren blaue Augen mit ihrem minniglichen Blicke allein schon den jungen Wanderer auf der freien Höhe für alle seine Anstrengungen entschädigen können. Wenn die Wahrheit in der Mitte liegt, so wäre nach allem diesem etwa anzunehmen, daß es wirklich noch Sennerinnen und darunter auch solche gebe, denen man Jugend und Schönheit keineswegs absprechen dürfte. Milch, Butter und Käse erfordern nämlich in ihrer Behandlung große Reinlichkeit, und diese will man am ersten von jugendlichen Mädchen erwarten. Die Melkerei ist beschwerlich und verlangt junge Arme; mehr Anstrengung noch als diese bringt aber die Hut und die Bewachung des Viehes mit sich, welches oft bei Hochgewittern durch Blitz und Donner weit versprengt und dann nur durch beschwerliche Hetze über Stock und Stein wieder zusammengebracht werden kann. Aus allen diesen Gründen schickt man im baierischen Gebirge und im tirolischen Unterinnthal noch immer die jungen, kräftigen Mädchen, ob sie schön oder garstig sind, auf die Alm. Dort wird dann allerdings auf Citherklang und Liedersang oft mehr Werth gelegt, als auf die Predigten des Vicars, der tief unten im Dorfe über die leichten Sitten der Almerinnen zetert.

Im übrigen Tirol dagegen hat man die Mädchen schon längst von den Almen heruntergezogen, um dafür die ledigen Burschen, mitunter schon ganz angejahrte, hinaufzuschicken. Damit ist denn auch sofort ein principieller Gegensatz eingetreten. Während die Almerinnen nämlich stolz sind auf ihre Reinlichkeit, findet man bei den Sennen oft genug das Gegentheil.

Damit auch das Touristenvolk auf unserem Bilde nicht fehle, führt uns der Zeichner zwei Touristinnen, freilich der ältlichen Gattung (3) vor, welche zu Pferde auf die hohe Salve pilgern. Möge ihnen schönes Wetter beschieden sein, damit sie die schöne Aussicht genießen können, und gebe Gott, daß sie sonst nichts zu genießen brauchen; denn das braune Hüttlein dort oben vermag kaum die bescheidensten Ansprüche zu befriedigen.

Einen Rattenfänger lernen wir auch kennen (6), so einen, der Maulwürfe und Feldmäuse in seinen Wirkungskreis zieht und von jedem Schwänzchen, das er seinen Auftraggebern abliefert, eine Belohnung von zwei Kreuzern erhält.

Außer zwei Gewitterscenen (10 und 11), die sich selbst erklären, führt uns unser Bild noch ein Marterl (von Martyrium

Digitized by Google

so genannt) (7) vor. „Ein Marterl?“ höre ich den Leser fragen, „was ist ein Marterl?“ Nun, ein auf Holz gemaltes Angedenken an einen Unglücksfall, der einem Menschenkinde das Leben gekostet. Die alte Frau auf unserem Bilde erklärt dem neugierigen Touristen die traurige Begebenheit.

Neben solchen Bildern stehen gewöhnlich etliche kunstlose Verse, deren Verfasser aber immer im Dunkeln bleiben. Die städtischen Aesthetiker ergötzen sich oft lächelnd an ihrer Naivetät, und es wäre gerade nicht schwer, von solchen Versen mehrere classische Beispiele zusammenzustellen; im Augenblick aber fällt mir kein anderes ein, als dieses:

„Hier ward vom Blitz erschlagen
Ein Ochs, ein Bua, eine Kuh.
Herr, gieb ihnen die ewige Ruh!“

Nunmehr noch einen Sprung in's Kaisergebirge! Dieses also bildet auf einem Raum von vier Quadratmeilen eine steinerne Runde, welche von einem rüstigen Wanderer in zwei Tagen kaum umgangen werden kann. Es ist ein Knäuel von schauerlichen Zacken, die zwar nicht zu den höchsten, aber zu den wildesten und zerrissensten des Landes gehören. Zwischen diesen findet sich kein Dörflein und kein Weiler, aber doch die und jene grüne Alm und braune Sennhütte. Die höchsten Gipfel sind früher wohl manchmal von Gemsenjägern oder Wildschützen, systematisch aber zum ersten Mal von Professor Thurwieser aus Salzburg in den vierziger Jahren erstiegen worden. Später, im Jahre 1869, folgte ihm Karl Hofmann aus München, ein vielversprechender junger Mann, der bei Bazeilles als baierischer Lieutenant sein Leben lassen mußte. Dieser scheute keine Beschwerde, um des Gebirges unbetretene Irrsale alle auszuforschen. Er erkletterte den Treffauer Kaiser und die Haltspitze nebst anderen nachbarlichen Ungethümen und legte dann seine Beschreibung in der Zeitschrift des deutschen Alpenvereins nieder. Es erhellt daraus, daß die Besteigung dieser Höhen sehr gefährlich und nur ganz schwindelfreien Waghälsen anheimzustellen ist.

Im Kaisergebirge gehen auch verschiedene Sagen um, aber sie handeln nicht von seligen Fräulein, sind überhaupt nicht anmuthig, sondern durchaus unheimlich wie diese Riffe selbst. Noch geistert da die Huberbäuerin aus dem Baierlande, die wegen ihres Geizes hierher verbannt worden ist und verwegenen Wildschützen, um sie zu schrecken, mitunter polternde Steine nachsendet. Es ist noch nicht so lange her, daß in der Elmau eine Hexe spukte, welche, da alles häusliche Gebet nicht fruchtete, endlich von einem frommen Klosterbruder in diese Schluchten verwiesen wurde, aus denen sie bisher nicht zurückgekehrt. Als einst drei unfriedliche Bauern von Lauterbach während der heiligen Messe über die Grenzen ihrer Felder stritten, erfaßte sie plötzlich ein Windstoß und entrückte sie auf die Haltspitze, welche daher auch die Geisterspitze heißt. Wenn die Berge von schauerlichen Donnerschlägen widerhallen, sagt man noch jetzt: die Lauterbacher schelten.

Wer aber ohne große Beschwerde und ohne alle Lebensgefahr dem wilden Kaiser seine Ehre erweisen und die Schauer dieser Bergwelt aus einiger Nähe betrachten will, dem ist die gütige Natur dadurch entgegengekommen, daß sie das schmale Kaiserthal eingesprengt hat. Wer in dieses hinaufsteigen will, der geht zuerst von der Stadt Kufstein in die Sparchen, die er in einer halben Stunde erreicht. Dort findet er einige Mühlen und eine finstere Klamm, aus der ein starker Bach herauskommt, um über malerische Mühlwehren hinunterzustürzen. Ist der Wanderer über die Brücke gegangen, so hat er einen steilen Felsensteg hinanzuklimmen, bis sich ihm jenes Thal aufthut; eine unabsehbar lange, jäh abfallende Wiese, deren unterer Saum sich in der dunklen, von mächtigen Fichten beschatteten Bachrinne verliert, während der obere an schroffen Kämmen endet. Mitten durch diese Wiese zieht sich ein schmaler Fußpfad, der den Wanderer an fünf wohlhabenden Bauernhöfen vorbeiführt, bis er die Antonius-Capelle und nach dieser den sechsten und letzten der Kaiserbauern erreicht. Dort mag er sich zur Ruhe niederlassen und den Anblick genießen, den ihm Püttner's Bild, das diese Nummer der „Gartenlaube“ (S. 677) schmückt, eröffnet.

Aber wer sind diese wilden „Schrofen“ und wie heißen sie?

Der nächste also, die kahle Wand zur Rechten, ist das Sonneck; ihm folgt gegen die Mitte zu die Haltspitze, dieselbe, die auch als Geisterspitze bekannt ist. Karl Hofmann stellt ihre Höhe auf 7520 Pariser Fuß und giebt sie für den erhabensten Gipfel des Kaisergebirges aus.

Von diesem Kamme durch eine tiefe Schlucht getrennt, zeigt sich die Gamskarlspitze. Ihr zur Linken ragt aus dem abwärts streichenden Grate eine kleine pyramidale, bisher noch nicht erstiegene Felsenzacke empor, welche die Todtenkirche genannt wird, weil sich da jede Nacht die im Kaisergebirge hausenden Geister versammeln. Nebenan liegt des Teufels Wurzgärtlein; da soll einst ein mächtiger Zauberer den Teufel gezwungen haben, ein Gärtlein mit seltsamen, köstlichen, herrlich duftenden Wurzeln und Kräutern anzulegen. Leider ist es später wieder eingegangen.

Wenn sich nun der wohlmeinende Wanderer beim letzten Kaiserbauern (aus eigenen Vorräthen) angenehm erquickt und die wilde Schau zur Genüge genossen, mag er wieder zur Sparchen zurückkehren, von dort durch schöne Auen nach dem gastlichen Kufstein wandeln, sich in dem Schatten des Auracher Gartens zur Rast setzen, die großen Eindrücke des Tages noch einmal an sich vorübergehen lassen und dabei des Zeichners und des Schilderers, die ihn im Geiste dahin begleitet haben, freundlich gedenken.

L. Steub.

Berliner Bilder.

Nr. 5. Die „Rück-Compagnie“.

Mitternacht ist längst vorüber; die Straßen sind öde und menschenleer; nur hier und da begegnet man noch einem taumelnden Nachtschwärmer oder einem verdächtigen Strolche. Auch der Wächter des Reviers läßt sich nicht blicken und ruht von seiner Runde unter irgend einem geschützten Thorwege oder in einem befreundeten Bierkeller aus. Am nächtigen Himmel lagert dichte Finsterniß; die spärlichen Gaslaternen leuchten so düster, daß man kaum auf zehn Schritte eine menschliche Gestalt erkennen kann; auf der Spree liegen die schwarzen Schiffe so ruhig, als ob sie schliefen, und in den angrenzenden Häusern träumen die schlummernden Bewohner in den warmen Betten. In dem entlegenen Stadttheile herrscht eine tiefe, unheimliche Stille. Selbst der Hofhund ist verstummt und bellt nicht mehr.

Nur in einem nach dem Wasser zu gelegenen Keller wacht der arme Budiker Piesle mit seiner Frau voll ängstlicher Spannung. Von dem unnachsichtigen, wegen seiner Hartherzigkeit verrufenen Wirthe des Hauses mit Exmission bedroht, sannen die Ehegatten schon seit mehreren Tagen darauf, sich und ihre Habe den Händen ihres unbarmherzigen Gläubigers zu entziehen. Aber Herr Spieseke war ein „Geriebener“ und kannte den „Rummel“. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend stand er abwechselnd mit seiner würdigen Gattin auf der Lauer und bewachte wie ein Cerberus die Thür seines Schuldners. Selbst in der Nacht löste er sich mit seiner besseren Hälfte ab, und Beide lauschten vor dem offenen Fenster, um das Ausrücken des Budikers zu verhindern.

Umsonst versuchte der arme Piesle, den Argus zu täuschen und durch falsche Nachrichten aus dem Hause zu locken, um in der Zwischenzeit seine heimliche Flucht zu bewerkstelligen. Umsonst speculirte er bald auf die Neugierde, bald auf die Vergnügungssucht seiner Wirthsleute. Selbst die anonyme Zuschickung zweier Billete für das entfernt liegende Vorstadttheater verfehlte ihren Zweck, da Herr Spieseke der Versuchung tapfer widerstand und nur seine Frau mit der ältesten Tochter in's Theater schickte. Der unglückliche Budiker bedauerte das hinausgeworfene Geld und gab bereits alle Hoffnung auf, doch die resolute Frau tröstete ihn und richtete seinen gesunkenen Muth wieder auf.

„Bestelle auf morjen Nacht die Rück-Compagnie!“ sagte sie entschlossen.

„Die Rück-Compagnie?“ fragte er verwundert.

„Na ja! Vater Brendel mit seinen Leuten.“

„Und können die uns helfen, wenn Spieseke und sein alter Drache den janzen Tag und auch zur nachtschlafenden Zeit wie die Schießhunde aufpassen und uns nicht fortlassen?“

„Thu' nur, was ich Dich heiße!“

Digitized by Google

„Aber wenn Spieseke's etwas merken, kommen wir in Teufels Küche. Der Kerl läßt nicht mit sich spaßen, und mit Jewalt ist da nichts zu machen. Er wird die Polizei rufen, und dann muß ich wenigstens meine vier Wochen brummen."

„Wie kann man nur ein solcher Hasenfuß sein! Ich stehe Dir jut dafür, daß er nicht die Probe merken soll."

„Du kannst Dir doch nicht unsichtbar machen und unsere Schränke und Kommoden, das janze Jeschirr in der Luft fortschaffen, während Spieseke's vor der Hausthür Wache stehen?"

„Laß sie man stehen, bis sie schwarz werden! Schadet nichts."

„Wie sollen wir denn mit unseren Sachen fortkommen?"

„Du bist doch jar zu dämlich," versetzte die schlaue Frau mit überlegenem Lächeln. „Die Hausthür jeht auf die Straße und unser Keller nach der Spree. Hast Du mir bejriffen?"

„Nicht janz; denn das Wasser hat keine Balken. Wie sollen wir denn die Sachen 'nüberbringen?"

„Mit dem Kahn."

„Jetzt jeht mich ein Seifensieder uff," rief Herr Pieske entzückt. „Karline! Ich muß Dich einen Kuß jeben. Du bist die klügste Frau, die ich kenne. Aber woher sollen wir den Kahn nehmen?"

„Davor wird schon Vater Brendel sorgen. Mach man, daß Du fortkommst und die Rück-Compagnie bestellst!"

Ohne Zeit zu verlieren, begab sich der folgsame Budiker zu dem bekannten Vater Brendel, der an der Spitze einer sogenannten nächtlichen Rück-Compagnie stand. Er und seine Leute, verwegene Gesellen, bildeten eine von allen Hauswirthen Berlins gefürchtete Bande, die gegen eine angemessene Belohnung mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Kühnheit verschuldeten Miethern bei ihrem heimlichen Auszug halfen und den gefährlichen Transport der Habseligkeiten besorgten, bevor die geprellten Wirthe eine Ahnung davon hatten.

Da die Letzteren nach dem Gesetz bei schuldiger Miethe das Recht haben, das bewegliche Eigenthum des Miethers zurückzuhalten, so lange sich dasselbe in ihrem Hause befindet, ist es hauptsächlich die Aufgabe der Rück-Compagnie, so heimlich und rasch wie möglich die Möbel und Geräthschaften auf die Straße zu schaffen, wo dieselben vor jeder Pfändung sicher sind. Dagegen wird ihre gewaltsame Entfernung aus dem Hause nach erfolgtem Einspruch mit mehrwöchentlichem Gefängniß bestraft.

Für ein derartiges gewagtes Geschäft war Vater Brendel ganz der geeignete Mann, ein wahrer Riese mit dem Nacken eines Stiers, mit Fäusten wie Bärentatzen und mit den breiten Schultern eines Hercules, dabei schlau wie ein Fuchs und schnell wie ein Windhund. Wie ihm die schwerste Last nur ein Kinderspiel war, wie er im Handumdrehen einen centnerschweren Wäscheschrank forttrug, so verstand er es, dem geriebensten Wirth eine Nase zu drehen, und er that dies mit wahrer Begeisterung.

„Was jemacht werden kann," sagte er lachend auf den Antrag Pieske's, „wird jemacht. Verlassen Sie sich janz auf mich. Spieseke soll nicht einen Kochlöffel von Ihnen zurückbehalten. Nur sorgen Sie für einen juten Gilka! Meine Jungens haben einen fürchterlichen Durst und müssen sich stärken."

„Daran soll es nicht fehlen," versetzte Pieske. „Auf ein paar Flaschen kommt es mir nicht an. Also nach Mitternacht! Wir werden unterdessen Alles vorbereiten und zusammenpacken, damit wir keine Zeit versäumen. Der Keller liegt dicht an der Spree, nicht weit von der Brücke. Nehmen Sie sich nur in Acht, daß Spieseke's nichts merken!"

„Nur nicht ängstlich!" entgegnete der Riese. „Jeschwindigkeit ist keine Hexerei. Mit dem alten Schneefieber werden wir schon fertig werden. Halten Sie nur Alles parat und passen Sie auf das Zeichen auf! Ich klopfe dreimal in die Hände; dann lassen Sie uns ein. In zehn Minuten ist die Bude bis auf den letzten Strohhalm ausjeräumt, und Spieseke kann sehn, wo er bleibt."

„Der Kahn wird doch jroß jenug sein, um die janze Wirthschaft fortzuschaffen?"

„Dadrum brauchen Sie nicht zu fragen. Ich stehe Ihnen gut davor, daß nicht ein Schmortopf zurückbleiben soll."

Nachdem der Budiker dem Vater Brendel noch einmal Vorsicht eingeschärft und ihm das übliche Draufgeld eingehändigt hatte, eilte er nach seiner Wohnung, um im Stillen mit seiner Frau die nöthigen Vorbereitungen für ihren heimlichen Auszug zu treffen. Schnell wurden Schränke und Kommoden geleert, die Betten zusammengeschnürt und Töpfe und Gläser in Körbe gethan und mit dem vorräthigen Stroh bedeckt. Mit ängstlicher Spannung erwarteten Beide die Dunkelheit der Nacht, da sie von den wachsamen Wirthsleuten bei ihrer verdächtigen Beschäftigung überrascht zu werden fürchteten.

Zur bestimmten Stunde glitt ein großer Kahn geräuschlos wie ein Schatten auf dem Wasser und legte unbeobachtet unter der bezeichneten Brücke an. Aus demselben stiegen sechs kräftige, bis an die Nasenspitze vermummte Männer und näherten sich, vorsichtig nach allen Seiten sich umschauend, dem an der Spree gelegenen Keller, den ein matter Lichtschimmer erhellte. An ihrer Spitze schritt Vater Brendel schweigend wie ein Feldherr, der einen nächtlichen Ueberfall leitet. Auf das gegebene Zeichen öffnete sich still die zuvor eingeölte Kellerthür und ließ einen Theil der Gesellschaft hinein, während die andere Hälfte draußen stehen blieb.

Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Ordnung wurde in wenigen Minuten der Keller geleert. Auf ihren breiten Schultern trugen die riesigen Männer Schränke und Tische, Stühle und Kommoden, Kisten und Kasten, Betten und Geschirr in den bereitstehenden Kahn. Der Schweiß rann ihnen von der Stirn, und unter der schweren Last rötheten sich die purpurnen Gesichter, schwollen die blauen Adern um Stirn und Nacken. Sie gönnten sich keine Rast, da Vater Brendel zur Eile trieb. Nur zuweilen hielten sie inne, um sich durch einen mächtigen Zug aus den Flaschen zu stärken, welche Frau Pieske bereit hielt und fortwährend neu füllen mußte.

Unterdessen stand Herr Spieseke an dem geöffneten Fenster und blickte mit seinen Luchsaugen wachsam auf die menschenleere Straße hinaus, unbekümmert um die nach dem Wasser gelegene Seite, da er eine Flucht seines Miethers über die Spree für unmöglich hielt. Nichtsdestoweniger konnte er sich einer leichten Befürchtung nicht erwehren, als er den bisher stillen Hofhund plötzlich laut bellen hörte und aus der Ferne ein verdächtiges Geräusch, ein Rücken und Rutschen, ein Krachen und Rasseln, ein Flüstern und Lachen zu vernehmen glaubte.

„Guste!" rief er bestürzt, seine süß schlummernde Gattin weckend. „Guste, hörst Du denn nicht?"

„Na, was giebt's denn?" versetzte sie verschlafen. „Ist die Reihe schon wieder an mir? Hab' mich ja kaum in's Bett gelegt."

„Gusteken! Mir kommt es vor, als ob der Budiker ausrücken wollte. Es rumort so unten im Keller."

„Du träumst wohl, und es rumort allein in Deinem Kopfe. Laß mich mit Deinen Dummheiten in Frieden!"

„Mir kommt die Geschichte nicht richtig vor."

„Mit Dir scheint es mir nicht ganz richtig zu sein. Pieske's wissen, daß wir ihnen aufpassen. Denkst Du denn, daß sie über die Spree fliegen können? Damit hat es gute Wege."

Die Worte der würdigen Gattin beruhigten den mißtrauischen Wirth um so leichter, als auch das Geräusch wieder schwieg und das Bellen des durch einen rechtzeitig ihm gereichten Bissen bestochenen Hundes verstummt war. Während dieser Zeit hatte auch die Rück-Compagnie ihr Geschäft beendet, keinen Scherben im Keller und keinen Tropfen in der Flasche zurückgelassen. Unter Führung des Vater Brendel eilte die ganze angeheiterte Gesellschaft nach dem Kahn.

„Einjestiegen!" commandirte der Riese.

„Nur noch einen Augenblick!" rief Frau Pieske. „Ich habe noch etwas verjessen."

„Was denn?" fragte ärgerlich der Budiker, dem das Feuer unter den Sohlen brannte.

„Meine Juitarre," versetzte die poetische Dame.

„Wegen des Barbierflügels dürfen wir uns nicht aufhalten. Und was soll Dir der alte Klimperkasten?"

„Ohne meine Juitarre und unsere Zieh-Harmonika jeh' ich nicht fort. Musik erheitert das Leben."

„Hat man je eine so närrische Frau jesehen! Du wirst so lange trödeln, bis Spieseke's aufwachen, und dann haben wir die Bescheerung."

„Sie können uns nichts mehr thun, auch wenn sie aufwachen. Unsere Sachen liegen im Kahne, und sie dürfen nicht mucksen. Nicht wahr, Vater Brendel?"

„So is es!" brummte der Riese. „Sobald die Sachen aus dem Hause sind, kann der Wirth nichts mehr machen."

„Aber der Skandal!" mahnte der ängstliche Budiker; „wenn Spieseke's Unrath wittern."

Digitized by Google

„Je toller, desto besser," entgegnete die fidele Gattin, „und je mehr sie sich boßen, desto mehr freu' ich mir. Wir wollen ihnen ein Ständchen auf dem Wasser bringen und dazu auf meiner Zuitarre und der Ziehharmonika spielen."

Der Vorschlag der muthwilligen Frau wurde von der lustigen Gesellschaft mit allgemeiner Acclamation angenommen und trotz der Protestation des vorsichtigen Budikers ausgeführt, indem Vater Brendel die an der leeren Kellerwand hängende Guitarre holte und der Sängerin mit komischer Galanterie überreichte.

„Nu kann es losjehn!" sagte er lachend. „Das jiebt einen Ulk, wie er noch nicht dagewesen ist. Wollen Sie nicht anfangen, Frau Lucca?"

Im nächsten Augenblick intonirte zur Guitarre Frau Pieske die bekannte Melodie: „O du lieber Augustin!" mit lauter Stimme, begleitet von den gellenden Tönen der Ziehharmonika und dem dröhnenden Baß des angeheiterten Chores, daß die Fenster in dem ganzen Hause klirrten und Herr Spieseke erschrocken zusammenfuhr.

„Guste, Guste!" schrie der entsetzte Hauswirth. „Die Budikersleute rücken aus. Hörst Du denn nicht den Spectakel?"

„J! da möchte doch Einen gleich der Schlag rühren!" rief sie, aus dem Bette springend. „Schnell, nur schnell, daß sie uns nicht entwischen!"

Im tiefsten Negligé stürzten Beide die Treppe hinab, über den Hof nach dem Keller, dessen offene Thür und leere Wände ihnen keinen Zweifel ließen, daß die losen Vögel ausgeflogen waren. Ein Blick auf die Spree zeigte ihnen, welchen Weg die schuldigen Miether eingeschlagen hatten, um sich und ihre Sachen dem drohenden Schicksal zu entziehen.

„Wie kann man nur," grollte die erzürnte Gattin, „ein solcher Esel sein!"

„Wer hätte auch daran denken sollen, daß die Spitzbuben im Kahne ausrücken werden!"

„Du hättest daran denken sollen."

„Ich sage Dir, Guste, es giebt keinen Menschen in ganz Berlin, den sie nicht auch auf so eine niederträchtige Art und Weise hätten prellen können."

„So was kann nur Dir passiren."

„Du hast auch nicht die Weisheit mit Löffeln gegessen. Hinterdrein kann man leicht klug schmußen."

Während Beide mit einander zankten und sich fast in die Haare geriethen, schaukelte der Kahn lustig ihnen gegenüber auf dem Wasser. Auf einer großen Kiste saß Frau Pieske mit der Guitarre in der Hand und sang: „Das Schiff streicht durch die Wellen, Fridolin!"

„Fridolin!" brüllte der tolle Chor und schwenkte die mitgenommenen Flaschen.

Knirschend vor Wuth rannte der Wirth sammt Gattin am Ufer auf und nieder, in ohnmächtigem Zorn die Fäuste ballend.

„Diebe, Räuber! Zu Hülfe! Constabler, Nachtwächter!"

„Incommodiren Sie sich nicht!" höhnte Vater Brendel. „Sie werden sich noch die Schwindsucht an den Hals schreien. Die Nachtwächter schlafen, und die Polizei kann Ihnen auch nicht helfen. Legen Sie sich jefälligst in's Bett, sonst werden Sie sich noch einen jründlichen Schnuppen holen. Leben Sie wohl, Herr Spieseke. Jute Nacht!"

„Gute Nacht, liebste Anna Dorothe!" sang Frau Pieske zur Guitarre.

Die „Rück-Compagnie" auf der Spree.
Originalzeichnung von H. Lüders.

„Hülfe! Diebe, Räuber!" schrie Herr Spieseke, „Constabler, Nachtwächter!" kreischte seine Gattin unter dem schallenden Gelächter der im Kahn dahintreibenden Rück-Compagnie.

Endlich zog der Lärm die Polizei herbei; auch die Nachbarn erschienen an den Fenstern und in den Thüren ihrer Häuser. Zitternd vor Aufregung erzählte der betrogene Wirth sein Mißgeschick und verlangte den Beistand des Constablers und die Verfolgung der Flüchtlinge.

„Thut mir leid," entgegnete der Beamte, „aber ich kann da nichts thun. Warum haben Sie nicht besser aufgepaßt?"

„Ich habe bei Tag und Nacht gewacht, aber das ist mir nicht eingefallen, daß man auch zu Wasser ausrücken kann."

„Ich kann Ihnen nur den Rath geben, sich an das Gericht wegen der schuldigen Miethe zu wenden."

„Dabei wird auch nichts herauskommen."

„So weit ich den Budiker kenne, halte ich ihn für einen ehrlichen Mann, der ohne sein Verschulden in Noth gerathen ist. Wenn es ihm wieder besser gehen sollte, wird er Ihnen gewiß die schuldige Miethe bezahlen."

„Er wird mir den Teufel thun. Ich kenne die Art besser; die lebt blos davon, daß sie ehrliche Leute um ihr Bischen Geld bringt."

„Beruhigen Sie sich, und warten Sie's ab!"

Pieske bezahlte richtig. In dem neuen Stadttheil, wo sich der Budiker niederließ, blühte sein Geschäft auf, und schon nach einigen Monaten erhielt Herr Spieseke eine Postanweisung mit der ganzen Summe. Seitdem ist Letzterer auch nachsichtiger gegen seine Miether geworden und drückt nicht mehr die armen Leute, wenn sie mit der Zahlung im Rückstande bleiben. Er hat den größten Respect vor der Rück-Compagnie bekommen.

Max Ring.

Aus Belgiens Jubeltagen.

(Schluß.)

In Brüssel spielte sich am folgenden Tage die Hauptfeier der ganzen Jubiläumstage ab: das patriotische Fest, das Fest des Vaterlandes! Verzeihen Sie, wenn ich bei der Erinnerung etwas dithyrambisch werden sollte, es war zu unvergeßlich schön.

Das Fest fand im Garten der Ausstellung statt; auf allen Wegen strömte eine zahllose Menge festlich gekleideter Menschen, mit Cocarden und Schleifen geschmückt, dorthin. Die Straßen waren mit Fahnen decorirt. Hier der Friedensengel! Die Fahnen aller Nationen der Welt umgeben wie eine Strahlenkrone das Bild der Göttin; rechts und links die vergoldeten Medaillons Leopold's des Ersten und seines würdigen Sohnes und Nachfolgers. Weiterhin der zum Andenken an die großen Männer von 1830 errichtete Triumphbogen, sowie ein andrer, welcher der Verherrlichung der Künste, der Wissenschaft, der Industrie und des Ackerbaues gewidmet ist. Und immer weiter dringen wir vor inmitten dieser unendlichen Volksmenge, die das „Heute" ganz vergessen zu haben und nur der Erinnerung an 1830 zu leben scheint. So finden wir der Reihe nach das Gedächtniß an die provisorische Regierung, an den Nationalcongreß, an Leopold den Ersten und an die Kämpfer des großen Jahres gefeiert.

Nunmehr gelangen wir, begleitet von Kanonensalven, die vom frühen Morgen an den hohen Tag begrüßt, zum Festplatz, den auf der einen Seite wohl an hunderttausend Zuschauer besetzt halten, während auf der anderen die reich drapirte königliche Tribüne strahlt; zwanzig andere Tribünen, rechts und links davon, sind für die geladenen Gäste bestimmt, und eine der besten gehört der Presse.

Nachdem der gewaltige Festzug sich geordnet und seine Plätze eingenommen, verkündete ein Kanonenschuß die Ankunft der königlichen Familie; die Musikcorps stimmen die Nationalhymne an, Alles erhebt sich — und plötzlich durchbraust der Ruf aus hunderttausend Kehlen die Luft: „Es lebe der König! Es lebe die Königin!"

Es war ein überwältigender Augenblick!

Sichtlich ergriffen nahm der König seinen Platz ein; um ihn reihten sich die Fahnen und Banner. Darauf trat der Senatspräsident heran, hielt eine Anrede und überreichte eine Adresse; ihm folgten der Präsident des Hauses der Abgeordneten und der Minister des Innern, der einen kurzen geschichtlichen Ueberblick der frühern Zeiten Belgiens, seiner Kämpfe gegen die Fremden, seiner Leiden gab und damit in begeisterten Worten die letzten fünfzig Jahre verglich, den Congreß und die provisorische Regierung um ihre Weisheit und Mäßigung preisend. Nach ihm sprach der Präsident des Cassationshofes, sowie der des Provinzialrathes, und zuletzt der Bürgermeister von Brüssel. Und dann antwortete der König in begeistert aufgenommener Rede, welche mit den Worten schloß: „Mein einziger Ehrgeiz ist, meinem Vaterlande zu dienen, wie ich es von ganzem Herzen und ganzer Seele liebe."

Nun begannen die vorher erwähnten Körperschaften vorüberzuziehen an der königlichen Estrade, ein Zug, wie er wohl niemals vor den Augen eines Fürsten sich entfaltet hat: Zuerst fünf- bis sechstausend Vertreter aller Gemeinden Belgiens, dann die Freiheitskämpfer von 1830, vor denen alle Häupter sich entblößten und alle Hände Beifall klatschten; es folgten Hunderte von Gilden, Turn- und Sangesgenossenschaften und alle Deputationen der Bürgergarden und des Heeres.

Aber mitten in dieser Pracht, dieser Begeisterung dürfen wir zweier interessanter Momente nicht vergessen, die noch vor der Ankunft des Königs sich ereigneten. Seines hohen Alters wegen konnte Mr. Rogier nicht am Aufzuge theilnehmen; er kam allein an, auf den Arm eines Freundes gestützt — da drängte sich die ganze Masse der Umstehenden, Officiere, Würdenträger des Hofes, um ihn, die den König erwartete; man führte ihn zu seinem Ehrenplatze, und hier mußte sich dieser berühmte Staatsmann und Patriot sagen: das Volk ist doch dankbar und treu in seiner Liebe.

Und mit gleichem Jubel wurde der greise Abbé de Haerne empfangen (übrigens der einzige Geistliche, der am Feste Theil nahm!); sein edles Gesicht strahlte das Glück wieder, das er empfand, diesen Tag erlebt zu haben, nachdem er wie Rogier 1830 dieses Belgien gründen geholfen. Und als er neben Rogier seinen Ehrenplatz einnahm, weihte das Volk den beiden geliebten Veteranen neue, brausende Huldigungen.

Nach dem Vorbeizug ertönte, von großem Chor ausgeführt, die Festcantate, gedichtet von Hymans, componirt von Lassen, deren einzelne Verse und namentlich der Schluß:

Es stirbt kein Volk von freiem Sinn.
O Freiheit, unsre Führerin,
O Königthum, du Schirm und Wehr —
Ihr macht uns stark, nichts Andres mehr.
Frei Belgien, du sollst leben!

einen unendlichen Jubel und einen Beifallssturm hervorriefen, der endlich in der unwillkürlich aus den vielen Tausenden herausbrechenden Nationalhymne, der Brabançonne, gipfelte.

Und dann verließ die königliche Familie, nämlich der König, die Königin, die anmuthige Prinzessin Stephanie, der Graf von Flandern (der künftige Thronfolger) und dessen Kinder, den Festplatz, wieder geleitet von den Zurufen des Volkes, worauf die Massen sich verliefen — so schloß das patriotische Fest, das Fest des Vaterlandes, das Fest der fünfzigjährigen Freiheit.

Am folgenden Tage besuchte ich die internationale Ausstellung, die nichts eben besonders Hervorragendes enthielt, dann aber das Parlamentsgebäude, in dem namentlich der Senatssaal durch die von Gallait und de Biefve gemalten lebensgroßen Bilder der belgischen Regenten sich auszeichnet, sowie die herrliche Kathedrale St. Gudula, die ihres edlen Baues, ihres in Holz geschnitzten Altars und ihrer kostbaren Glasmalereien wegen berühmt ist; auch den Justizpalast nahm ich in Augenschein, und endlich das Museum Wiertz. Ein wunderbares Museum, ganz den Werken eines einzigen, vor wenigen Jahren gestorbenen Künstlers gewidmet! Und diese Werke selbst! Bilder voll Kühnheit des Entwurfes, an Michel Angelo erinnernd, gewaltig gemalt, aber vielfach in erschreckend kolossalen Dimensionen — so ein Sturz der Dämonen, prachtvoll, aber einige sechszig Fuß hoch! — und dabei zum Theil grausig, abstoßend, in Entsetzen schwelgend und philosophisch gedacht, sodaß man oft sagen muß: welche Verirrung eines kühnen Geistes und eines großen Künstlers!

Abends war die ganze Stadt strahlend und großartig illuminirt; wenig mit den kalten Gasflammen, desto mehr mit bunten Lampions, farbigen Lämpchen, chinesischen Ballons ꝛc., aber wunderbarer Weise sah man nirgends Transparente, Bilder, Sprüche. Besonders schön war der Park, dem Palaste des Königs gegenüber, mit seinen Ehrenpforten für Leopold den Ersten und Zweiten, für den Congreß ꝛc., erleuchtet. Man sah nirgends Polizei, und doch herrschte überall die größte Ruhe und Ordnung. In mancher deutschen Stadt wäre das undenkbar.

Die vergangenen Zeiten tauchten feenhaft vor unseren Augen auf, als am nächsten Festtage die historische Cavalcade sich vor unsern Augen entfaltete, getreu und zugleich künstlerisch schön, ein lebendes Bild nach dem andern bietend.

Zuerst die alte vlamländische Standarte; dann zehn berittene Trompeter mit reichen Wappenschildern, kriegerische Fanfaren blasend; sie trugen das Costüm des dreizehnten Jahrhunderts. Das vierzehnte Jahrhundert schließt sich an: Ritter und Pferd in glänzendem Waffenschmuck; die Wappen ihrer Gemeinden sind nicht auf ihre Schultern gestickt, aber in ihrer Fahne glänzen sie. Die Leiber stecken in reichen Tuchtuniken, mit dem Stahlhelm auf dem Haupte, zur Seite das mächtige Schlachtschwert.

Es folgen vierzig Reiter, die alten belgischen Gemeinden darstellend, das Banner mit dem Wappen jeder Stadt in der Hand; ihre vier Gruppen stellen das dreizehnte, vierzehnte, fünfzehnte und sechszehnte Jahrhundert dar. Bei den Rittern des funfzehnten Säculums ändert sich die Tracht; sie wird fast ganz eisern; nur unter ihrem Harnisch tragen die Mannen ein Gewand von Tuch, und auf der Brust das Wappen ihrer Gemeinde, deren Farben auch die Schabracken ihrer geharnischten Pferde zeigen. Reicher gekleidet, mit sammetnen, goldgestickten Gewändern und wallenden Federbüschen erscheinen die Vertreter des sechszehnten Jahrhunderts. Nun ein Herold, zwölf Trompeter in weißen, rothen, violetten Gewändern, mit Schnabelschuhen; eine zahlreiche Truppe Bewaffneter; ein Sängerchor in weißer Tunika mit Löwen-

köpfen geziert, an ledernem Gürtel einen stählernen Dolch tragend — die historischen „Klauwärts". Hierauf die Fahnenträger der beiden berühmten Genossenschaften der communalen Kämpfe, der von St. Georg und der von St. Sebastian, Jener im Scharlachgewand mit goldenem Kreuz auf der Brust, der Zweite blau mit rothem Kreuz. Dann ihre Trompeter mit dem großen Capuchonmantel, und hiernach die tapferen Bürger in weißen, blau gestreiften Gewändern, die Helme mit der Nackenberge auf dem Haupt und in den Händen den schrecklichen „Goedendag", ihr Schwert. Nun folgen, in der Tracht der Gewerke der Zeit, die Bannerträger der vereinigten Gilden von Gent, Brügge und Lüttich, auf diese die Banner der Corporationen und hierauf fünf stattliche Ritter, deren Standarten die Bilder der fünf tapferen Bürger zeigen, welche die Macht der fremden Fürsten gebrochen: Jacob und Philipp von Artevelde, de T'Jerclaes, de Breydel und de Coninck. Ihnen folgt der „Wagen der Gemeinden", majestätisch gezogen von zehn kräftigen Pferden, die von geharnischten Kriegern geführt werden; der Wagen trägt einen der alten Wachtthürme der Zeit mit seinen Schießscharten und seinen Thürmchen; zu seinen Füßen lagern Löwen, von seinen Zinnen wehen die Standarten.

Jetzt naht sich die Epoche der Provinzen. Zinkenbläser ziehen voran, hinter ihnen siebenzehn Amazonen, die siebenzehn unter dem Hause Burgund vereinigten Provinzen darstellend, beritten, in Gewänder von Sammet, Goldstoff, Seide und Hermelin gekleidet, goldene Kränze auf dem Haupte, die Wappen ihrer respectiven Provinzen auf der Brust. Dann zahlreiche Schaaren von Trompetern, Paukenschlägern, Sängern in der Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts; Armbrustschützen; Ritter, auf den Fahnen die Portraits berühmter Belgier. Endlich Philipp der Gute mit seinem Hofe und den Rittern des von ihm gestifteten Ordens des goldenen Vließes.

Wir treten in das Zeitalter der Maria Theresia ein, deren Andenken noch jetzt in Belgien geehrt wird; Pfeifer, Trommler erscheinen, in weißen Uniformen mit der Zopfperrücke und dem goldbordirten Dreimaster, nach ihnen die Geistlichkeit im priesterlichen Gewande, der Adel im goldgestickten Kleide, der dritte Stand in bürgerlicher Tracht, dann zu Pferde der Träger der österreichischen Fahne im blauen, silbergestickten Gewande, in rothseidenen Strümpfen und Schuhen mit goldenen Schnallen. Reichgekleidete Pagen gehen der Kaiserin voran, die in goldbrokatenem Kleide, den Kaisermantel um die Schultern, das kaiserliche Diadem auf dem Haupte, den Scepter in der Hand, hoch zu Roß unter einem Baldachin einherreitet, hinter sich kaiserliche Dragoner in weißer Uniform.

Nun kommen wir zur neueren Zeit, zu Leopold dem Ersten und dem Ruhm und dem Glück Belgiens. Ein Waffenherold eröffnet den Zug; mit ihm ein Musikcorps in der Tracht der berühmten Kosaken der Maas; eine Schaar Patrioten kommt zu Fuße im Costüm von 1830, und dann auf einem großen Wagen das kolossale vergoldete Standbild Leopold's des Ersten, dem ein Genius einen Kranz auf das Haupt setzt.

Die Chasseurs von Chasteleer, die unsterbliche Phalanx von 1830, folgen in ihren historischen blauen Blousen mit der dreifarbigen Schärpe, am Hute grüne Federn.

Dann naht der Ackerbau, vor sich ein berittenes bäuerliches Musikcorps. Reiter in grüner Seide mit Silberstickerei, einen Lorbeerkranz um den grünen Filzhut, stellen die Acker- und Gartenbauschulen des Staates vor; die Repräsentanten der Botanik und der Forstwissenschaft, des Gemüsebaues, der Viehzucht erscheinen in passenden Anzügen; von kräftigen, derben vlämischen Bauern und Bäuerinnen im Nationalcostüm umgeben, von vierundzwanzig Rindern gezogen, von Hirten in Schaffellen geleitet, folgt der Wagen des Ackerbaues, die Statue der Ceres tragend.

Acht Pferde ziehen den Wagen der Brauerei; auf einem mächtigen Fasse thront König Gambrinus, einen gewaltigen schäumenden Krug in der Hand. Das darauf folgende Musikcorps spielt natürlich das belgische — Bierlied.

Bergknappen, musicirend, gehen dem Wagen der Industrie voran; ihre Fahne trägt ein überaus reich gekleideter Ritter, im Gewande von goldgesticktem und mit Spitzen besetztem Sammet, Helm und Panzer von Silber und mit Edelsteinen besetzt. Sechs allegorische Reiter verkörpern die Zink-, Schmiede-, Glas-, Steinbruch- und Minen-Industrie. Der Wagen selbst, auf dem, hochoben auf dem Amboß, die Göttin des Fleißes thront, ist mit allen Insignien der Gewerbthätigkeit geschmückt und von Bannerträgern umgeben.

Reich costümirte Truppen folgen diesem bis zu dem weithin strahlenden Wagen der Waffenschmiede von Lüttich; derselbe zeigt vorn eine Statue, welche diese Stadt vorstellt, an den vier Ecken Kanonen; der Aufbau selbst ist eine zu schönen Trophäen zusammengestellte Sammlung von blitzenden Waffen und ganzen Rüstungen.

Wagen auf Wagen folgt. Zunächst derjenige der Glasfabrikation; dann, nach Reitern, welche die Seemannsschulen von Antwerpen und Ostende vertreten, der Wagen des Handels und der Schifffahrt, ein mächtiges Schiff darstellend mit vollen Segeln und aller Takelage, mit Matrosen und Mannschaft. Gleich dahinter, wieder unter passender Begleitung von bezüglichen Arbeitern, der Wagen der Eisenbahnen, mit vier dampfenden Locomotiven nach allen Himmelsgegenden, in seinem Gefolge die Schaaren, welche die Post und die Telegraphie darstellen.

Ein herrlicher Wagen, ein wahrer Triumphwagen, folgt: der der Künste und Wissenschaften; obenauf das ganz vergoldete Standbild Rubens', rings allerlei Embleme; hinten ein Triton mit seiner Muschel und Verkörperungen der Conservatorien und Akademien, welche auf Goldgrund die Bilder der bedeutendsten belgischen Künstler und Schriftsteller zeigen.

Dem Wagen der Presse gehen Bannerträger mit den Portraits von Thierry, Maertens und Plantin, den alten berühmten Druckern, voran; eine brennende Fackel ist an der Vorderseite des Wagens angebracht; die Rückseite ziert ein fackelschwingender Engel, obenauf steht eine wirkliche Handpresse, die während der Fahrt arbeitet und von der aus fortwährend kleine Gedichte, frisch gedruckt, in's Publicum geworfen werden. Und ganz oben über dem Geräth, auf einem Globus, der Genius der Presse.

Nun endlich der letzte Wagen, derjenige der belgischen Freiheit selbst. Neun Gruppen, die einzelnen Provinzen bedeutend, voran; dann der gewaltige Aufbau. Vorn ein Genius, der mit ausgebreiteten Flügeln eine Krone über die Medaillons Leopold's des Ersten und Zweiten hält; in der Mitte das Vaterland, Kränze vertheilend und die gebändigten Löwen zu den Füßen, und hochoben eine herrliche, reichgekleidete Frau, Belgien selbst, welche die Zügel in der Hand hält.

Das ist die leider unvollständige Beschreibung des Festzuges, zu dem 2500 Menschen und 1500 Pferde gebraucht wurden, und der in seiner Präcision und vor Allem in seiner wahrhaft künstlerischen Gestaltung von unvergleichlicher Wirkung war. —

Am folgenden Nachmittag fand im Rathhause das Fest der Municipalitäten statt, das heißt das Bankett, welches die Stadt den fremden Magistraten gab, und hieran schloß sich ein Concert auf dem Platze vor diesem Hause. Derselbe war wieder strahlend hell illuminirt, diesmal mit lauter Gasflämmchen, welche die barocken Formen der umstehenden Gildhäuser prächtig hervortreten ließen, während elektrische und bengalische Flammen den Thurm des Rathhauses mit seinen Flaggen phantastisch beleuchteten. Einen eigenen Eindruck machte es, als uns gegenüber plötzlich aus einem Fenster ein mächtiger Lichtstrahl hervordrang, und zwar aus demselben Fenster, durch welches die Grafen Egmont und Hoorn zum Schaffot hinausgestiegen waren. Das Concert bestand übrigens aus Vocal- und Instrumental-Musik, der die Tausende, welche auf dem Platze sich zusammengedrängt, in athemloser Ruhe lauschten. Unterbrochen wurde dieselbe nur durch begeisterte Zurufe, als Mr. Rogier das Haus verließ; die Damen reichten ihm Bouquets und die Masse drängte sich so um ihn, daß dem alten Herrn ein Geleit gegeben werden mußte.

Der folgende Tag brachte uns zwei Einladungen; zuerst nach Séraing zur Besichtigung der gewaltigen Cockerill'schen Maschinenbau-Anstalt. Wir fuhren mit der Bahn bis zur betreffenden Station, wo uns die Privatsalonwagen des Etablissements aufnahmen und auf interessantem Wege an vielen Werkstätten vorbei zum Schlosse führten.

Hier empfing uns der Generaldirector, Mr. Samoine, und nach einem reich ausgestatteten Gabelfrühstück führte uns derselbe durch die Fabrikanlagen. Die sind nun allerdings die größten des Festlandes; 9000 Arbeiter sind hier beschäftigt. Als Herr Cockerill im Jahre 1817 die Fabrik gründete, lebten hier etwa 1900 Seelen kümmerlich, jetzt leben ihrer 50,000, und zwar gut! Das riesige Etablissement wäre wohl einer eigenen, eingehenden Besprechung werth; hier gebricht mir zu Mehrerem der Raum.

Digitized by Google

Nach der Rückkehr zum Schloß bestiegen wir einen bereit liegenden Dampfer, um der zweiten Einladung, derjenigen der Stadt Lüttich, zu folgen. Die reizenden, malerischen Ufer der Maas fuhren wir entlang und legten dann an der Lütticher Landungsbrücke an, wo uns der Bürgermeister mit einer Anrede empfing, in der er unter Anderem sagte: „Drei Dinge sind es, welche das fröhliche Volk von Lüttich liebt, die Arbeit, den Gesang und das Lesen. Letzteren Genuß bereite ihm die Presse, und darum heiße er uns gern im Namen der dankbaren Einwohner willkommen." In bereit gehaltenen Equipagen fuhren wir dann, unter Leitung des Bürgermeisters, durch diese alte, jetzt zum großen Theil im Neubau begriffene Stadt, sahen vor dem Theater das Standbild Grétry's, des berühmten Componisten, der hier geboren, und begaben uns dann zum Rathhaus, das zu unserem Empfange festlich geschmückt war und wo ein opulentes Diner unser wartete. Ein im Nebenzimmer aufgestelltes Musikcorps spielte indeß die Nationalhymnen aller hier vertretenen Nationen, und es machte einen feierlichen Eindruck, wenn stets die Angehörigen des betreffenden Landes sich erhoben und stehend ihre Heimathshymne anhörten, worauf Alle lebhaft applaudirten.

Als das Diner beendet (gegen neun Uhr), führten die Equipagen uns zum Bahnhof, und wir schieden.

Ich aber nahm zugleich Abschied von den Jubiläumsfestlichkeiten, die im Ganzen auch nun beendet waren. Zwar hatten uns die Städte Dinant und Namur noch eingeladen, und Antwerpen veranstaltete noch ein venetianisches Nachtfest, das, wie Theilnehmer berichten, ganz wunderbar gewesen sein soll; ich aber hatte genug gesehen und genossen; ich wollte mir den Eindruck frisch bewahren. Und so sagte ich denn meinen mir lieb gewordenen Collegen aus allen Himmelsgegenden Lebewohl und fuhr heim, mit mir nehmend die Erinnerung an eine große, herrliche Zeit, die ich verlebt, an ein freies, glückliches Volk, das ich gesehen, an viele prächtige Menschen, die ich kennen gelernt, das Gefühl des Dankes gegen Diejenigen, die uns so viel Schönes und Liebes geboten.

Gott segne Belgien und erhalte ihm sein Glück, seine Freiheit!

Th. Goßmann.

Hamburg und Deutschland.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

2. Altona. — St. Pauli. — Die Freihafenstellung.

Gegenwärtig handelt es sich um die Freihafenstellung von Hamburg und zugleich um die Einverleibung von St. Pauli und Altona in die Zolllinie, oder um Verschiebung der Zolllinie nach Cuxhaven und um die Freiheit der Elbschifffahrt.

Hamburg und Altona sind zwar politisch und communal getrennt, aber wirthschaftlich und social bilden sie eine einzige Stadt.

Welche Folgen eine Zolllinie hat und haben muß, die durch eine Stadt schneidet, darüber Betrachtungen anzustellen ist schon deshalb überflüssig, weil uns in dieser Richtung die Vergangenheit bereits zur Genüge praktisch belehrt hat. Unsere Bauern haben ein Sprüchwort: „Probirt geht über studirt", und es ist gut, wenn wir uns dessen zuweilen erinnern.

Am 20. December 1810 wurde Hamburg, gleichzeitig mit den beiden anderen Hansastädten, dem französischen Kaiserreich einverleibt. Altona wurde nicht mit demselben vereinigt. Die hierdurch in das Leben gerufene Zolllinie mitten durch das städtische Terrain hat einige Jahre bestanden. Ueber die Erfahrungen, welche man damals gemacht hat, will ich hier eine Aufzeichnung wiedergeben, welche vor mehr als vierzig Jahren gemacht wurde, also lange vor der Erörterung der jetzt schwebenden Fragen, und danach wohl als ein unbefangenes Zeugniß zu betrachten ist. Sie findet sich in Dr. J. G. Gallois' „Geschichte der Stadt Hamburg", Band II, Seite 6 u. 7, und lautet wie folgt:

„Nachdem Hamburg eine französische ‚bonne ville' geworden, wurde die Douaneneinrichtung wegen der Nähe Altonas verschärft; starke Pfahlwände an den Thoren gestatteten den Passirenden nur einzeln den Ein- und Ausgang; Männer und Weiber wurden auf die brutalste Weise durchsucht, da man in Altona die Colonialwaaren fünfzig Procent billiger kaufte als hier, weshalb der kleine Schmuggelhandel sehr einträglich war: Altonaer Krämer ließen ihn gegen bestimmten Tagelohn von dem geringen Manne, der nichts zu erwerben wußte, systematisch betreiben. Umhertreiber, Hausknechte, Dienstmädchen, halbwüchsige, der Armenschule entlaufene Buben und Dirnen, selbst kleine Kinder schmuggelten täglich erfindungsreicher und billiger, als sogenannte Kaffeeträger, zwischen beiden Städten, selbst Hunde wurden zu diesem Zwecke besonders abgerichtet. In Strümpfen, Schuhen, Stiefeln, Halsbinden, Kleidern, Hüten, Kappen, Mützen, Haarwülsten verbarg man Tabak, Zucker, Kaffee, Thee, Gewürze und Gewebe, und das Confiscirte wurde den Absendern durch förmliche Assecuranzcompagnien ersetzt. Das glücklich Hereingebrachte nahmen auf dem Walle oder dem Zeughausmarkte dazu Bestellte in Empfang, und die Träger gingen sofort wieder nach Altona, neue Ladungen zu holen. Oft waren die Douanen mit einem Theil des Raubes zufrieden, und so bildete sich allmählich ein unmoralischer Handelsverkehr, welcher die nachtheiligsten Folgen auf die Sinnesart der unteren Volksclassen ausübte, zumal das Gesindel am Abend das Erworbene in Branntwein- und Bierkneipen zu verprassen pflegte. Im Hafen verfaulten ungenutzt dreihundert Seeschiffe, welche einen Werth von zwölf Millionen repräsentirten."

Soweit Gallois. Fügen wir hinzu, daß, sobald die Hiobsbotschaften aus Rußland eintrafen, diese Zollgrenze überhaupt nicht mehr aufrecht zu erhalten war.

Wenn nun damals Napoleon der Erste, der doch für allmächtig und unüberwindlich galt und der sich in einem eroberten Lande Manches erlaubte, was eine deutsche Regierung in einer deutschen Stadt sich nicht erlauben kann und nicht erlauben will — wenn die französische Douane, deren eiserne Faust damals beinahe das ganze europäische Festland umkrallte, nicht im Stande war, jene binnenstädtische Zollgrenze aufrecht zu erhalten: dann ist es wohl auch heute noch einem loyalen deutschen Reichsbürger erlaubt, einige bescheidene Zweifel darüber auszusprechen, ob der preußische Finanzminister Bitter in seinen verwandten Bestrebungen größeren Erfolg haben und ob er Lorbeeren ernten wird auf einem Gebiete, auf welchem selbst das Genie eines Napoleon des Ersten und das rücksichtslose Dreinfahren des „Prinzen von Eckmühl" nur Niederlagen erlitten.

Heute freilich, in dem Augenblicke, da ich dies schreibe, gilt die Aufrichtung der binnenstädtischen Zolllinie für eine wenn nicht vollendete, dann doch definitiv feststehende Thatsache. Nicht das „Ob?" sondern nur noch das „Wann?" soll einem Zweifel unterliegen. Allein schon der Umstand, daß, nachdem man nun schon so lange über die Sache verhandelt, selbst die obersten staatlichen Autoritäten gänzlich außer Stande sind, den Termin, an welchem die beabsichtigte Maßregel in Kraft tritt, auch nur annäherungsweise zu bestimmen, beweist uns zur Genüge, wie zahlreich die Schwierigkeiten sind, wie groß der erforderliche Aufwand an Zeit und Geld ist, und daß wohl noch mancher Tropfen Wasser elbabwärts rinnt, bevor wir vor einer unanfechtbaren vollendeten Thatsache stehen werden. Ohne Zweifel wird daneben auch noch die Freihafen-Frage im Reichstage und die Altona-Frage (letztere schon als Budgetfrage) im preußischen Landtage einer gründlichen Erörterung unterzogen werden. Wir befinden uns daher noch in dem bekannten Stadium „zwischen Mund und Becherskrand". Ein gutes Wort wird also wohl immer noch eine gute Stätte finden, und man wird eingedenk sein der Vorschrift der mehr als drei Jahrhunderte alten Gerichtsordnung der berühmten westfälischen Stadt Soest, die vormals auch ein tapferes und erleuchtetes Mitglied der Hansa gewesen, in welcher „Ordnung" geschrieben steht:

„Der Richter soll, bevor er spricht, die Sache ein-, zwei- und dreimal überlegen und soll gedenken an das strenge Urtheil und das Gericht, so Gott über ihn selber zu richten gedenkt an dem letzten der Tage."

Nun hört man freilich oft die Redensart: „Wenn und weil eine Zolllinie zwischen Hamburg einerseits und Altona oder

Digitized by Google

St. Pauli andererseits nicht möglich ist, muß gerade deshalb gleich ganz Hamburg herein in die Zolllinie."

Die Reichsverfassung hat allerdings im Artikel 34 die Möglichkeit vorgesehen, daß die Hansastädte Bremen und Hamburg den Einschluß ihres jetzt außerhalb der gemeinsamen Zollgrenze befindlichen Gebiets oder eines Theiles desselben in die Zollgrenze beantragen, und mancher aufrichtige Anhänger der wirthschaftlichen Freiheit sah schon diesen Zeitpunkt der freien Entschließung von Bremen und Hamburg sich immer mehr nähern, so lange unsere Handelspolitik während der Zeiten des Zollvereins und des Norddeutschen Bundes, nicht weniger aber auch in dem ersten Lustrum des wiederaufgerichteten Deutschen Reichs (1871 bis 1876) consequent und beharrlich auf der Bahn eines maßvollen Fortschritts blieb, welcher durch den Abschluß von Handelsverträgen den internationalen Verkehr förderte, die Schutzzölle allmählich in Finanzzölle verwandelte und so nach und nach die Ursachen beseitigte, welche verhinderten, daß sich im Zollgebiete große Centren des Welthandels bildeten.

Allein diese Möglichkeit ist wieder in weite Ferne gerückt, seitdem wir im Jahre 1879 mit unserer seit den Zeiten eines Stein, eines Hardenberg, eines Schön, eines Motz, Maaßen und Kühne beobachteten Handelspolitik so schroff gebrochen haben. Die Sonne der wirthschaftlichen Freiheit würde den Wanderer veranlaßt haben, den Mantel abzulegen — in der jetzigen Zeit der Stürme, der Ueberraschungen und der Ueberstürzungen unserer sogenannten „Wirthschafts- und Steuerreform", welche alltäglich Neues und Unerhörtes ausbrütet und über Nacht in Vollzug setzt, muß er sich nur noch fester in denselben einhüllen.

Im gegenwärtigen Augenblick die Freihafenstellung der Hansastädte, und insbesondere die Hamburgs, aufheben, wäre in wirthschaftlicher Beziehung ein großes Unglück, ja ein wahres Verhängniß nicht etwa blos für Hamburg, sondern für ganz Deutschland, und zwar für Industrie wie Handel.

Fassen wir das Ergebniß aller geschichtlichen Erinnerungen, volkswirthschaftlichen Untersuchungen und finanziellen Erwägungen in kurzen Worten zusammen, so besteht es in Folgendem:

Die jetzige Freihafenstellung Hamburgs hat für das gesammte, unter Kaiser und Reich geeinigte Deutschland eine große Bedeutung. Dadurch, daß sie unsere mercantile Kraft unter freier Bewegung concentrirt, gewährt sie Deutschland eine günstigere Position im internationalen Handel. Durch Einbeziehung in die Zolllinie wird der Antheil Deutschlands am internationalen Verkehr geschmälert und verringert. Dieser Antheil ist in dem Laufe der letzten Jahrzehnte gewachsen, wie uns namentlich z. B. die Statistik des Baumwollenverkehrs darthut. Derselbe ist insbesondere auf Kosten Englands gewachsen. Einen beträchtlichen Theil dieser Stellung, welche wir Deutschen uns in dem Welthandel errungen haben, würden wir verlieren in dem Augenblicke, wo das Hamburger Gebiet seine Freihafenstellung einbüßte und einem Zolltarife und einer Zollbehandlung unterworfen würde, welche dem Welthandel nicht günstig sind und nach den Erklärungen ihrer eifrigen Anhänger nicht günstig sein wollen, indem Letztere bekanntlich den Handel überhaupt, und namentlich den internationalen Handel, für „egoistisch" erklären. Mit dem Welthandel Deutschlands würde gleichzeitig auch die Schifffahrt zurückgehen. Die Handelsmarine aber ist der Vorläufer, die Schwester, die Stütze, die Grundlage der Kriegsmarine. Die eine ist ohne die andere nicht denkbar. Dieser Zusammenhang der Dinge, und namentlich der *großen* Dinge, wird nur zu leicht übersehen von Denjenigen, welche sich in den engen Kreis von kleinen Sonder-, Classen- und Kasten-Interessen einpferchen und darauf aus sind, alle Machtmittel des Staates für letzteren, und zwar auf Kosten der minder besitzenden Classen, in die Wagschale zu werfen, während sie doch nur für das Gemeinwohl Aller, zum Schutz und zum Nutzen des Ganzen, verwandt werden dürfen.

Was ist denn der Freihafen? Er ist ein großer Lagerplatz unmittelbar vor unserer Hausthür — ein Lagerplatz, auf welchem sich alle Befriedigungs- und Productionsmittel reichlich ansammeln, um uns die Auswahl des Zweckmäßigsten, des Besten und des Wohlfeilsten zu erleichtern. Und wir sind es, welche dabei den Löwenantheil beziehen. Wir haben nicht nur die erste Auswahl, das heißt die Auswahl des Besten, sondern auch die letzte Auswahl, das heißt die Auswahl des Billigsten. Nachdem nämlich wir, die Deutschen, gewählt haben, wählen dort die anderen Nationen, und dann kommen schließlich wir wieder zum zweiten Male und kaufen zu ausnahmsweise billigen Preisen, zu welchen das von Andern weniger Gesuchte nunmehr uns zu Gebote steht, und zwar uns deshalb, weil wir, wie es bei Fritz Reuter heißt, „die Nächsten dazu sind". Diese billigen Preise aber machen eine industrielle Ausnutzung möglich, welche sonst ausgeschlossen wäre.

Hieraus ergiebt sich denn eine Verbesserung der Lage auch der deutschen Industrie, namentlich der exportirenden Industrie in dem Inlande, deren Exportfähigkeit ja gerade dadurch erhöht wird, sowie ferner die Möglichkeit industrieller Beschäftigung deutscher Arbeitskräfte in Productionszweigen, welche nur im deutschen Küstengebiete möglich sind und die, wenn man sie hier durch Neuerungen oder Umwälzungen unterdrückt oder unmöglich macht, ihren Platz im Auslande suchen werden. Ich habe das an einer anderen Stelle am Bremer Tabakshandel nachgewiesen, dessen Geschichte und Statistik in dieser Beziehung außerordentlich lehrreich ist für Jeden, der des guten Willens ist, etwas zu lernen.

Der Hauptvortheil der Freihafenstellung für Deutschland aber ist die dadurch gegebene Förderung des Exportes für Producte der Landwirthschaft und des Gewerbfleißes, und da unsere Industrie weit mehr producirt, als das Inland zu verbrauchen im Stande ist, so kommt dieser Vortheil in hervorragender Weise dem industriellen deutschen Binnenlande zu gute, und die Angriffe, welche im vermeintlichen Interesse des letzteren von dem Verfasser des „Manuscripts aus Süddeutschland" (siehe unsern ersten Artikel in der vorigen Nummer der „Gartenlaube") gegen Hamburg und die übrigen Hansastädte erhoben wurden und selbst heute, sechszig Jahre später, nachdem zwischenzeitig die in jenem „Manuscript" behandelten Dissonanzen jeden thatsächlichen Anhalt verloren haben, noch hin und wieder ein verspätetes Echo wachrufen — diese Angriffe würden schwer zu begreifen sein, wenn man nicht wüßte, wie zu allen Zeiten an die Unwissenheit und die Leidenschaft appellirt wird, und selten ohne allen Erfolg.

Dagegen verdient eine Ausstellung, welche ein angesehener historisch-politischer Schriftsteller im Juniheft der „Preußischen Jahrbücher" gemacht hat, eine Erwähnung und Widerlegung. Er meint, „daß die *neue* auf Begünstigung des Exports gerichtete Handelspolitik dringend wünschen muß, die Bildung von großen Lagern inländischer Fabrikate in den Seeplätzen zu erleichtern, und daß die Hansastädte mit diesem berechtigten Wunsche des deutschen Reiches zu rechnen haben." Er feindet die Freihafenstellung an, „weil die trennende Zollschranke jene großen permanenten Ausstellungen der Export-Industrie, wie sie der ausländische Kunde in einem Welthandelsplatze zu finden hoffte, erschweren."

Diese Worte haben auf den ersten Blick etwas Bestechendes, ja etwas durch ihre Klangfärbung Blendendes. Aber in Wirklichkeit enthalten sie eine Kette von schweren Irrthümern. Zunächst ist es nicht die „neue" Handelspolitik, welche den Export begünstigt. Im Gegentheil, dies that die *alte*, welche dem System der westeuropäischen Handelsverträge beigetreten und dadurch den Export deutscher Fabrikate — darüber läßt auch die officielle Statistik keinen Zweifel — mächtig gehoben, indem sie die Nachbarstaaten veranlaßte, ihre Tarifsätze zu ermäßigen, die Differentialzölle zu beseitigen und uns das Recht der meistbegünstigten Nationen einzuräumen. Die neue Handelspolitik dagegen hat durch Erhöhung der Zollschranken den internationalen Austausch erschwert, und zwar nicht nur den Import, sondern folgeweise auch den Export; sie hat die Handelsverträge erlöschen lassen und nicht wieder in ihrem alten Bestande erneuert; sie hat durch ihr Verhalten auch andere Staaten ermuthigt, zu der veralteten Politik der Handelsfeindseligkeit gegen Deutschland zurückzukehren. Man würde der deutschen Reichsregierung schweres Unrecht zufügen, wenn man an der Aufrichtigkeit der von ihr wiederholt kundgegebenen Absicht zweifelte, auch auf volkswirthschaftlichem Gebiete ein engeres und intimeres bleibendes Verhältniß mit der österreichisch-ungarischen Monarchie wieder herzustellen. Allein trotz allen guten Willens ist bei Aufrechterhaltung der „neuen Handelspolitik" ihr dies gänzlich unmöglich. Es ist die unerbittliche Logik der Thatsachen, die es verhindert. Dies ist der erste Irrthum.

Der zweite Irrthum hat seinen Grund darin, daß der gedachte Gegner der Hamburger Freihafenstellung offenbar nicht weiß, was er freilich, wenn er über einen solchen Gegenstand schreibt, wohl wissen sollte, daß in Hamburg bereits eine seinen Wünschen entsprechende Zollvereinsniederlage existirt, deren Güter-

Digitized by Google

verkehr sich im letzten Jahre auf etwa 37 Millionen Kilo belaufen, sodaß sie der Export-Industrie Gelegenheit zu jeder beliebigen, auch zu einer „permanenten" Ausstellung bietet.

Wenn aber unsere binnenländische Industrie bis jetzt hiervon nicht den „dringend gewünschten" Gebrauch gemacht hat, so darf man deshalb gegen sie keinen Vorwurf erheben. Vielmehr hat sie für dieses Verhalten ihre triftigen Gründe. Und damit kommen wir an den dritten und auffallendsten Irrthum. Vielleicht hätte man vor länger als einem Menschenalter behaupten können, solche Exportlager oder Ausstellungen seien ein Bedürfniß. Heute sind sie es nicht mehr. Damals kaufte man wohl noch „vom Lager", heute kauft man „nach Probe". Früher war der überseeische Verkehr auf Segelschiffe angewiesen, welche von der Jahreszeit, von den Monsun- und Passatwinden abhingen und nur in bestimmten regelmäßigen Intervallen fahren konnten. Jetzt gehen überall und zu jeder Zeit zahlreiche Dampfer, welche die Fahrt in einem Monat zurücklegen, zu der das Segelschiff ein halbes Jahr gebrauchte.

Früher war der Markt im überseeischen Binnenlande mit dem Hafen nicht durch Eisenbahnen, sondern nur durch sehr mangelhafte Transportmittel, durch Wagen, Pferde oder Kameele verbunden; zu diesen Unzulänglichkeiten kamen dann noch in der heißen Jahreszeit der Wassermangel, in der Regenzeit die Unwegsamkeit und tausend andere Hindernisse.

Früher war der Handel auf den gewöhnlichen langsamen Nachrichtenverkehr angewiesen. Jetzt operirt derselbe, statt mit der Thurn- und Taxis'schen Postkutsche, mit dem elektrischen Telegraphen, namentlich auch mit den oceanischen Kabelverbindungen. Früher konnte sich der überseeische Abnehmer alljährlich nur einmal versorgen, und zwar für das ganze Jahr. Jetzt können Bestellungen und Waarensendungen jeden Tag „effectuirt" werden. Man kann jeder „Nouveauté" sofort nachrennen.

Früher war das Geschäft ein außerordentlich schwerfälliges und stand vielfach noch auf der primitiven Stufe des Tausches. Es erforderte großes Capital, endlose Creditfristen, war mit großem Risico verbunden ꝛc. Heute sind die Schwierigkeiten von Raum und Zeit durch Dampf und Elektricität in einem solchen Maße überwunden, daß Bestellungen und Sendungen rascher, die Vorräthe kleiner, der Umsatz häufiger, die Zahlungsfristen kürzer, kurz das ganze Geschäft ein anderes geworden. Die Aufträge vollziehen sich immer mehr direct zwischen Abnehmern und Fabrikanten durch Vermittelung von Proben und Mustern. Bei dieser Art des transatlantischen Verkehrs, wie er sich heute gestaltet, haben diese „großen Lager", diese „permanenten Ausstellungen" in den Seehäfen weder Sinn noch Bedeutung. Wir finden sie denn auch in Constantinopel, in Odessa, in St. Petersburg, in Marseille, in Bordeaux und in London ebenso wenig, wie in Hamburg und Bremen. In allen diesen großen Seeplätzen sind die Producenten des Binnenlandes nur durch ihre Agenten mit Proben vertreten. Was Deutschland anlangt, so finden wir die großen Lager inländischer Industrie-Erzeugnisse in Berlin und Leipzig, und nicht in Bremen und Hamburg. Das ist so wenig eine Folge der Freihafenstellung, wie daß die Waarencentren für England in Sheffield und Manchester sind, statt in London, daß sie für Frankreich in Paris sind, statt in Havre oder Marseille. Eine Verkümmerung oder Unterdrückung der Freihafenstellung unserer Seeplätze würde allerlei schwerwiegende Folgen haben, aber hieran würde dadurch nicht das Geringste geändert.

Es scheint wirklich in Deutschland noch einige alte stubengelehrte Landratten zu geben, welche glauben, der überseeische Handel mit deutschen Producten mache sich etwa in der Art, wie im „Pariser Leben", wo der „fesche Brasilianer" über den Ocean herüber gebummelt kommt, um sich die Waarenlager der „kleinen Handschuhmacherin" anzuschauen.

In Wirklichkeit aber vollzieht sich die Sache ganz anders. Die Träger des Absatzes deutscher Industrie-Erzeugnisse in überseeischen Ländern sind vorzugsweise die deutschen Handlungshäuser in diesen Märkten. Die Handlungshäuser studiren ebenso sehr die Leistungen des Gewerbfleißes in Deutschland, wie die Bedürfnisse und den Geschmack des fremden Landes, in welchem sie wohnen, und suchen mit Erfolg zwischen diesen und jenen zu vermitteln. Ihnen verdanken wir unseren Absatz. Gerade Hamburg und Bremen sind es, welche ihre Söhne zu diesem Zwecke nach allen Welttheilen schicken, dort Filialen gründen und deren Verbindung mit dem deutschen Vaterlande hegen und pflegen. Dieser Bestand ist aber nur bei wirthschaftlicher Freiheit in den Seeplätzen aufrecht zu erhalten. Wer sich überzeugen will, was auf dieser Grundlage, und nur auf dieser, Bremen und Hamburg für den Export deutscher Waaren leisten, der nehme die mit größter Sorgfalt geführte amtliche Statistik dieser Staaten zur Hand und für die ältere Zeit das bewährte Buch des Professors Dr. Soetbeer „Ueber Hamburgs Handel" (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1840).

Was endlich die finanziellen Interessen des Deutschen Reichs anlangt, so stehen dieselben mit den wirthschaftlichen Interessen der deutschen Reichsbürger glücklicher Weise durchaus nicht im Widerspruch, und wenn etwa das Aversum, welches Hamburg der Reichscasse nach Artikel 38, Absatz 3 der Reichsverfassung, anstatt der Zölle, zu entrichten hat, zu niedrig befunden werden sollte, so liegt nicht das geringste Hinderniß vor, dasselbe den Verbrauchsverhältnissen richtig anzupassen und dem entsprechend zu erhöhen, ohne an der Freihafenstellung das Geringste zu ändern.

Vom finanziellen Standpunkte des Deutschen Reiches also kann die Freihafenstellung nicht angegriffen werden.

Die Gegner derselben sind vielmehr nur zu suchen:

Erstens unter jenen Schutzzollinteressenten, welche zur Zeit ihre Producte dem Auslande billiger verkaufen, als dem Inlande, und welche daher das Gebiet, in welchem sie unter dem Schutze des gegenwärtigen Tarifs die Consumenten besteuern können, erweitert sehen möchten. Sie setzen sich freilich dabei mit sich selbst in einen seltsamen Widerspruch. Denn wenn die alte Zollvereinspolitik des Fortschreitens in gemäßigt-liberalem Sinne sich nach und nach rationell weiter entwickelt hätte, so wäre das Freihafensystem immer entbehrlicher geworden, während die Beseitigung der Freihäfen desto schwieriger und gemeinschädlicher wird, je mehr sich das Schutzzollsystem steigert.

Zweitens sind die Gegner der Freihafenstellung zu suchen unter den mit Bremen und Hamburg concurrirenden Hafenplätzen. Die vernünftigen Concurrenten freilich sind einsichtig genug, zu erkennen, daß die auf der Freihafenstellung beruhende Förderung des Antheils Deutschlands an dem Welthandel auch ihnen zu gute kommt.

Drittens sind es Diejenigen, welche den Zoll als eine Art Selbstzweck betrachten, die ihn gleichsam zu einem „nationalen Dogma" erhoben haben und ihren Sport damit treiben, wie es z. B. der Befürworter der Surtaxe d'entrepôt thut.

Deutschland aber darf wohl erwarten, daß seine wahren Interessen, wenn auch erst in elfter Stunde, noch Berücksichtigung finden und daß ihm seine maritimen Mittelpunkte des Weltverkehrs erhalten bleiben.

„Fern auf der Rhede ruft der Pilot; es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß.
Andere ziehen frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne,
Hoch vom ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Da gebiert das Glück dem Talente die göttlichen Kinder;
Von der Freiheit gesäugt, wachsen die Künste der Lust."

Obige Distichen hat nicht irgend ein „egoistischer" Kaufmann, sondern — Friedrich Schiller, der große Idealist, gedichtet.

Blätter und Blüthen.

Nachfragen nach Vermißten. (Fortsetzung von Nr. 26, Seite 427.) An die Spitze dieser neuen Verschollenen-Liste setzen wir ausnahmsweise — denn die Aufrufe für die in den Vereinigten Staaten vermißten Deutschen werden der Regel nach nur auf den Umschlägen der Heftausgabe der „Gartenlaube" für das Unionsgebiet veröffentlicht — zwei Väter in Nordamerika. Wir benutzen zugleich diese Gelegenheit, um darauf aufmerksam zu machen, daß es dort, und überhaupt, weit weniger Vermißte geben würde, wenn man es nicht so oft unterlassen wollte, die Briefadressen möglichst richtig und deutlich zu schreiben. Kommt die Unbestellbarkeit vieler Briefe und sogar Werthsendungen aus derselben Ursache schon in Deutschland oft genug vor, so vervielfältigt dieses Uebel in Amerika sich in's Ungeheuerliche in Folge der zahlreich gleichlautenden Ortsnamen, die nur bei genauester Angabe von Staat oder Territorium, County, Parish (Kirchspiel) oder District aufzufinden sind. Nun kommen viele Adressen schon in verwahrloster Weise von Amerika herüber, indem die Briefschreiber dort die Orts- und Countiesnamen oft so schreiben, wie sie sie aussprechen hören; hier malt man diese Art von Adressen nach, läßt auch wohl Unleserliches beliebig weg, und so kommen die Briefe bei den amerikanischen Posten nur an, um zu dem großen Haufen der unbestellbaren gelegt zu werden. Und da endlich Ver-

Digitized by Google

wandte nicht ihre Adresse anzugeben, sondern sich nur mit den Vornamen zu unterzeichnen pflegen, so ist auch eine Zurückbeförderung solcher Briefe unmöglich. Der amerikanische Verwandte hat geschrieben und erhält keine Antwort; die deutschen Verwandten haben geschrieben und bekommen auch keine Antwort — und ein Vermißter ist fertig. Werden doch selbst in den an uns gerichteten Bitten um Nachforschung nach Verschollenen Orts- und Personennamen oft so undeutlich geschrieben, daß wir sie nicht entziffern können und die Briefe, als nicht verwendbar, in den Papierkorb werfen müssen. Fast möchte man wünschen, unsere Reichspost verweigerte die Annahme von Briefen mit offenbar unzulänglichen Adressen, um die Absender zu zwingen, endlich Ordnung und Gewissenhaftigkeit in der Adressirung zu üben. Damit geschähe dem Publicum selbst der größte Gefallen.

Wir fahren in der Numerirung der Vermißten fort:

19) Ein Sohn sucht seinen Vater — ein Stück deutsch-amerikanischer Kriegsromantik. Ein Tischler aus Würzburg wanderte in der Mitte der fünfziger Jahre nach New-York aus; um dieselbe Zeit landete dort ein schwäbisches Mädchen aus Stuttgart. Beide heiratheten sich; am 18. October 1857 wurde ihnen ein Sohn geboren, und sie lebten zu New-York in Frieden, bis der Secessionskrieg ausbrach und Präsident Lincoln 75,000 Mann Milizen unter die Waffen rief. Der Trommelschall fuhr auch dem tapfern Franken in die Glieder; er folgte dem Rufe und zog in den Krieg. Im Verlaufe desselben fand seine Frau mit dem Kinde Zuflucht bei einem Arzt Dr. Schulze, dem sie das Hauswesen führte. Als aber die Kämpfer heimkehrten, warteten Frau und Kind vergeblich auf den Gatten und Vater; man zählte ihn zu den Todten, und nachdem fünf Vierteljahr vergangen waren, wählte Dr. Schulze die junge Wittwe zur Frau. Er war Besitzer von zwei Häusern im „Blumenthal" (Avenue 8 und 9, Street 36). In dem einen derselben saß die Familie eines Abends, als die Thür aufging und — der Todtgeglaubte eintrat. Er suchte sein armes Weib — es trat ihm als stattliche Frau Doctorin entgegen. Welch ein Wiedersehen! Wie hatte das Schicksal mit diesen Menschen gespielt! Der unglückliche Mann blieb aber auch in diesem Kampfe Sieger — über sich selbst: er sah, daß die Seinen wenigstens im Glück lebten, und schied von ihnen auf Nimmerwiedersehen. Dr. Schulze zog mit seiner Familie 1866 nach Deutschland, zunächst nach Gera, dann nach Stuttgart, Ludwigsburg und endlich nach Eisenberg bei Jena, von wo er allein nach New-York zurückreiste. Die Frau kehrte mit dem Kinde nach Stuttgart zurück, wo sie 1874 starb. Der Sohn, der nun in Amerika zwei Väter hat, steht in Deutschland allein da. Seine Sehnsucht zieht ihn nach seinem rechten Vater. Dieser, Heinrich Karl Schmidt, soll erst in Californien Gold gegraben haben und jetzt zu Milwaukee im Staate Wisconsin in guten Umständen leben. Der Sohn, Julius Schmidt, ist jetzt in der optischen Industrie-Anstalt zu Rathenow beschäftigt. Werden Vater und Sohn sich wiedersehen?

20) Der zweite gesuchte Vater ist Michael Lang, 1810 in Brombach im Amte Lörrach geboren. Er heirathete zu Anfang der vierziger Jahre zu Sitzenkirch im Amte Müllheim, verließ aber seine Frau und seinen sechsjährigen Knaben 1847, um in Amerika sein Glück zu suchen. Erst spät kam an seinen Sohn Christian Lang, der jetzt Bäckermeister zu Kandern im Amte Lörrach ist, die Nachricht, daß sein Vater noch lebe, und zwar als wohlhabender Farmer in Ohio. Sollte das der Fall sein, so kommen ihm diese Zeilen vielleicht als Mahnung an seine Vaterpflicht vor die Augen. Man vermuthet, daß dem Sohne absichtlich seine Adresse bis jetzt vorenthalten wurde.

21) Der Handschuhmacher Otto Bleimann reiste aus Bunzlau in Schlesien 1871 mit dem Hutmacher P. Födsch nach Brisbane (Queensland) in Australien und hat seit circa drei Jahren nichts von sich hören lassen. Seine alte Mutter bittet um Nachricht über ihren Sohn.

22) Max Böhme aus Ronneburg war im Frühjahr 1870 an Eisenbahnbauten in der Nähe von Breslau beschäftigt und schrieb zuletzt im Juni aus Klein-Tschansch bei Breslau, daß er nach Rumänien gehen und dort beim Eisenbahnbau Stellung suchen wolle. Seitdem verschollen.

23) Dem Matrosen Friedrich Borgwardt, genannt Fred-Smith, der 1869 vor seiner Militärdienstzeit nach Australien entwich, dafür aber später mit Geld büßte, haben seine Geschwister 1877 unter seiner Adresse (Victoria bei Melbourne in Australien) die Nachricht über den Tod seines jüngsten Bruders, des Steuermanns Heinrich B., gemeldet, den Brief aber, und zwar erst in diesem Frühjahr, als unbestellbar zurückerhalten. Vielleicht finden diese Zeilen den Vermißten selbst oder Personen, die sein Schicksal kennen.

24) Zu Bocas in Panama (Centralamerika) lebte um 1867 der zu Wolmirstedt bei Magdeburg geborene Leopold Paul Buschold, damals etwa dreiunddreißig Jahre alt und seines Zeichens Bildhauer. Auch über ihn bittet die Mutter um Kunde.

25) Friedrich Ehrhardt oder Friedrich Dieckmann (denn der Vermißte führt beide Namen) aus Mülheim an der Ruhr hat 1867 als Matrose in England auf einem Schiffe Dienste genommen, das nach Aden bestimmt war, aber auf hoher See verunglückt zu sein scheint. Neuerdings kam aus Sumatra die Nachricht, daß Ehrhardt dort als Herr Dieckmann in Diensten der holländischen Regierung stehe. Um nähere Kunde bittet seine Mutter, die jetzt zu Mishawaka, St. Indiana, St. Joseph County in den Vereinigten Staaten Nordamerikas lebt.

26) Friedrich Wilhelm Frömmig, praktischer Arzt und Geburtshelfer, geboren am 23. März 1817 in Leipzig, seit 1847 in Amerika, und zwar zuerst in Buffalo. Die letzten Nachrichten von ihm kamen in der Mitte der fünfziger Jahre aus Potosi in Bolivia (Südamerika), wo er sich am längsten aufgehalten zu haben scheint. Um nähere Kunde bittet sein in Leipzig lebender Bruder.

27) Zwei Brüder Franke aus Kreidelwitz, Kreis Glogau, werden von der Schwester derselben seit Jahren vergeblich gesucht: von Gustav Hermann, einem Schneider, kennt man nur als letzten Aufenthalt 1865 Berlin — und der Andere, Ernst Oswald, kam Tapezierer, schrieb das letzte Mal aus Schleiden im Regierungsbezirk Aachen 1870.

28) Wie wir aus einer Zuschrift des kaiserlich deutschen Consuls in Melbourne ersehen, ist von ihm, sowie auch von dem kaiserlich deutschen Consul zu Sidney nach dem jetzigen Aufenthalte des Knopfmachers Wilhelm Frenzel aus Euthra bei Leipzig vergeblich gesucht worden. Er war schon im Jahre 1856 (an seinem zwanzigsten Geburtstage, am 8. October) nach Amerika abgereist, erwarb sich erst als Goldsucher, dann als Photograph in Australien Vermögen genug, um sich Pferde und Wagen zu halten, verweilte oft in Melbourne, Sidney und anderen Orten und ist seit nahezu drei Jahren, zum schweren Leid seiner hochbetagten Mutter, verschollen.

29) C. D. Arnaldo Friedlein aus Leipzig reiste 1852 in Begleitung seiner beiden in Portugal gebornen Kinder, eines Knaben und eines Mädchens von sechs bis acht Jahren, nach Melbourne, um in Australien ein Geschäft zu begründen. Seitdem ist seinen Verwandten keine Kunde weder von ihm noch einem der Kinder zugekommen. Jede Notiz über sie würde sehr dankbar begrüßt werden.

Gefunden. Von den in Nr. 26 unter den „Vermißten" als 12) eingereiheten Brüdern Mackrodt aus Kappeln in Schleswig ist der Eine als Arbeiter in einer Fabrik zu La Salle in Illinois gefunden und von der Sorge seines achtzigjährigen Vaters um ihn unterrichtet worden. Wir verdanken diese Nachricht einem Agenten und Collector der „Deutschen Gesellschaft" in Chicago, Herrn John H. Moeller, dem wir hiermit unsern Dank aussprechen.

Auch der Sohn des Herrn Ed. Daelen in Düsseldorf, den wir als seit dem 24. April spurlos verschwunden anzeigten, ist gefunden, aber leider als Leiche. Der Vater desselben berichtet uns, daß die entseelte Hülle seines Sohnes am 9. Mai im Rhein bei Uerdingen zu Tage gekommen und dort begraben worden sei, und fügt hinzu: „Alle, die meinen Sohn gekannt, sind mit mir der Ansicht, daß nur ein Unfall den Tod desselben herbeigeführt haben kann."

Die lichten Nächte. Die Mittheilungen eines unserer Leser über leuchtenden Nebel in mondfreien Nächten (S. 512 des laufenden Jahrgangs) hat uns eine Anzahl von Berichten über ähnliche Erfahrungen eingetragen. Erwähnenswerth ist vielleicht, daß mehrere dieser Beobachtungen sich auf Novembernächte mit milder ruhiger Luft beziehen. Eine Leserin, unweit des Bodensees, die, wie der erstere Einsender, durch Krankheit genöthigt ist, viele Nachtstunden am offnen Fenster zu verbringen, schreibt uns, daß sie die Erscheinung für die Durchleuchtung eines sehr dünnen Nebels durch Sternenschein halten müsse. „Lange Zeit," berichtet sie, „glaubte ich, das Zodiakallicht verursache diese jeweilige Erhellung des Nebels, bis ich vor ganz kurzer Zeit einmal an das Fenster trat und eine phosphorartig leuchtende, leichte Nebelwolke über den untern Theil des Pegasus und die Fische ziehen sah. Erstaunt blieb ich stehen, bis sie weiterziehend den Jupiter hellstrahlend hervortreten ließ, und ihr Leuchten verlor. Damit habe ich die oben ausgesprochene Ueberzeugung gewonnen. Auf diese lichten Nächte folgte immer Süd- oder Südweststurm." So weit unsre Correspondentin, deren Erklärung gewiß auf manche Fälle der lichten Nächte Anwendung finden mag. Da man aber bei Sternen und Planetenschein, selbst im Hochgebirge und in Italien, wenn die Luft noch so klar ist, nicht lesen kann, so findet dieser Deutungsversuch des Räthsels schwerlich auf die Fälle Anwendung, bei denen man — so gut lesen konnte, wie der heilige Antonius bei seinem Heiligenscheine.

Kleiner Briefkasten.

Mariette F. in Hamburg. Sie wünschen eine Titelangabe der sämmtlichen Erzählungen von E. Werner. Hier das Verzeichniß in chronologischer Reihenfolge: „Gartenlaubenblüthen" (Inhalt: „Ein Held der Feder" — „Hermann"). 2 Bände. 2. Auflage. 6 Mark. — „Am Altar." 2 Bände. 2. Auflage. 6 Mark. — „Glückauf!" 2 Bände. 2. Auflage. 7 Mark 50 Pfennig. — „Gesprengte Fesseln." 2 Bände. 2. Auflage. 7 Mark. — „Vineta." 2 Bände. 7 Mark 50 Pfennig. — „Um hohen Preis." 2 Bände. 8 Mark. — „Frühlingsboten." (Unter der Presse.)

Dr. A. M. in Schw. Es freut uns, Ihnen dienen zu können. Der Schriftführer des „Wiener Sängerbund" theilt uns auf unsere Anfrage mit, daß der Verein im November d. J. das Fest seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens in Wien feiern wird. Eine zahlreiche Betheiligung von auswärts, besonders der ehemaligen Mitglieder, wird sehr gewünscht.

Ein Abonnent in Chemnitz. Passende Namen für einen Fechtclub würden nach dem Muster der mittelalterlichen Fechtergesellschaften Bezeichnungen sein wie: „die Marxbrüder" oder „die Luxbrüder". Die „Marxbrüder" — „Brüderschaft von St. Marcus vom Löwenberg" — gehörten zu den ältesten privilegirten Fechtergesellschaften in Deutschland und hatten ihren Sitz in der freien Reichsstadt Frankfurt am Main. Das Privilegium derselben wurde wiederholt erneuert, und zwar zuletzt von Rudolf dem Zweiten 1579 in Prag. — Ueber die „Luxbrüder" (jedenfalls nach dem heiligen Lukas benannt) mangeln sichere Mittheilungen. Ein derartiger Name von geschichtlicher Bedeutung, dünkt uns, wäre am passendsten. Vergleichen Sie übrigens auch unsern Artikel über die Nürnberger Fechterschulen (Nr. 35 von 1876)!

J. K. in Mannheim. Einen Artikel über die Londoner Baxl finden Sie in unserem Blatte: Nr. 7 des Jahrgangs 1879.

H. R. in Hamburg. Den Marlitt'schen Roman „Goldelse" finden Sie im Jahrgang 1866 unseres Blattes abgedruckt.

Alex. Leider nicht verwendbar.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 42. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Schwester Carmen.

Aus dem Leben einer deutschen Herrnhuter-Colonie.

Von M. Corvus.

(Fortsetzung.)

„Carmen, liebe Schwester, Du willst den Jonathan nicht zum Manne? Du überlegst wohl nicht, was Du da sagst," mahnte Agathe.

„Doch, Schwester Agathe," antwortete Carmen schnell, die großen leuchtenden Augen fest auf sie richtend. „Weißt Du, wie es ist, wenn man den kalten Leib einer Schlange berührt? Wie ich als kleines Mädchen noch auf der Plantage des Vaters war, da sah ich eines Tages unter einer Agave einen grün schillernden Zweig liegen und als ich begierig darnach faßte, war es der kalte, feuchte Leib einer Schlange, die bei meiner Berührung emporschnellte und sich behende um meinen bloßen Arm ringelte. Ich konnte vor Entsetzen nicht schreien, vor Grauen kein Glied bewegen, Sara aber, die getreue Schwarze der Mutter, sah es; sie riß mir die Viper vom Arme und schleuderte sie weit fort in's Gebüsch. Schwester Agathe, wenn Bruder Jonathan mir naht, fühle ich denselben Schauer mich durchrieseln, dasselbe Entsetzen meine Glieder lähmen, wie damals, als die Schlange meinen Arm umringelte. Ich könnte ihn nicht um mich sehen, täglich, stündlich — ich könnte es nicht ertragen, zu ihm ‚mein Gatte' sagen zu müssen — ich könnte es um Alles in der Welt nicht."

Carmen hatte immer lebhafter und erregter gesprochen — athemlos schwieg sie jetzt.

„Nicht um Alles in der Welt, aber um Deines Heiles willen mußt Du es können; stoße Dein Heil jetzt nicht thöricht von Dir!" warf Agathe verweisend ein. „Als Bruder Jonathan's Weib wirst Du die Gehülfin seines tugendreichen Lebens, seines werkthätigen Strebens sein. Wir sind nicht auf dieser Erde, daß wir uns im Wohlleben freuen, sondern daß Jedes das Reich Gottes fördern helfe und in sich ein Kirchlein des Herrn erbaue."

„O Schwester Agathe, glaube mir doch, mit Freuden will ich Krankenpflegerin werden und Mühen und Lasten solchen Berufes tragen, aber Eines erspare mir: Bruder Jonathan anzugehören! Nein, das kannst, das darfst Du nicht von mir verlangen," wehrte sich das Mädchen mit hervorbrechenden Thränen.

„Nun, Carmen, ich zwinge Dich ja nicht, obwohl es mir leid ist um Deinetwillen," sagte Agathe, indem sie aufstand. „Gehe nun hin zum Gebet, und prüfe dort Dein Herz vor dem Herrn, auf daß Du nicht von Dir stoßest, was Dir zum Heil ist!"

Und Carmen auf die Stirn küssend, entließ sie dieselbe.

Es war die Zeit zu dem täglichen Abendgebet, aber Schwester Agathe zögerte noch immer. Das milde Licht der Lampe beschien ihr kummervolles Gesicht — sie blickte sinnend vor sich hin.

„Was sich doch für Gedanken in diesen Kindskopf drängen!" flüsterte sie. „Vielleicht — sie könnte Recht haben — — Eitelkeit! Wie mich dieses Wort von ihr erschreckt hat! Man kann sich nicht genau genug kennen und kennt doch gewöhnlich Andere mehr, als sich selbst. Das Kind hat mir eine harte Lehre gegeben. Ich muß mich ernster prüfen, muß strenger mit mir sein, ehe ich Andere berathen und führen kann. Herr, mein Erlöser, hilf Du mir zur rechten Erkenntniß, wo es mir noththut!" Sie löschte die Lampe aus und begab sich nach dem Betsaal zu den versammelten Schwestern.

4.

Eine Woche war hingegangen, und die Bewegung, welche durch Bruder Daniel's Abreise hervorgerufen worden, hatte alsbald wieder der stillen Arbeitsamkeit und den gewöhnlichen religiösen Uebungen Platz gemacht.

Leicht war diese kurze Zeit Adelen nicht geworden; das Aufgeben des eigenen Naturells und das völlige Sicheinfügen in eine ihr so fremde Lebensart fiel ihr schwer; keines unter den jungen Mädchen ihrer Umgebung erweckte ihre Sympathie — Carmen ausgenommen; die Vorliebe, welche die Mutter für das Mädchen empfand, hatte sich schnell auch der Tochter mitgetheilt, und Carmen's warmes, dankbares Herz, das so ergriffen war von der Güte, welche Frau von Trautenau ihr bewiesen hatte, glaubte Adele nicht freundlich genug begegnen zu können. Ihr lebhaftes, heiteres Wesen, das, unbeirrt durch die sie umgebende Abgemessenheit und Stille, immer frisch und natürlich hervorsprudelte, wurde eine wirkliche Wohlthat, ein Halt und Trost für Adelen. Mit leidenschaftlicher Schwärmerei umfaßte und liebte diese das schöne Mädchen, und der erste Brief, der von ihr nach Hause gelangte, erging sich ausführlich über Alles, was Carmen betraf. Sie erzählte, wie diese ihren achtzehnten Geburtstag gefeiert habe und daß sie nun am Häubchen die Rosaschleife trage, statt der feuerrothen; Carmen habe jetzt den Unterricht der Kinder in der englischen Sprache übernommen, und Alle freueten sich auf die neue Lehrerin; Alle liebten sie so sehr.

Carmen's heitere Gemüthsruhe war durch das, was Schwester Agathe ihr in Betreff Bruder Jonathan's eröffnet hatte, durchaus nicht gestört und beunruhigt worden. Schwester Agathe hatte sie zwar am andern Morgen noch einmal gefragt: ob ihr nicht die rechte Einsicht im Gebet gekommen sei und sie sich nun eines

Digitized by Google

Besseren besonnen habe? Doch Carmen beharrte bei ihrer erklärten Weigerung.

Bruder Jonathan schien diese Abweisung ruhig hinzunehmen, und wenn er ja etwas wie Kränkung oder gar Enttäuschung deshalb empfand, so mußte seine Selbstbeherrschung groß sein, denn sein Gesicht veränderte nicht im geringsten den Ausdruck frommer, ergebener Ruhe, und in seiner Stimme zitterte nicht der leiseste Hauch von Gereiztheit wieder, sodaß Schwester Agathe sich zu ihrer Beruhigung sagte:

„Es war ja nur ein Opfer, das er, selbstlos wie immer, für das Heil des Mädchens bringen wollte."

Jonathan führte sein Beruf häufig in das Schwesternhaus, aber er verkehrte dort nur mit den Kranken und deren Pflegerinnen, zwar kam er jetzt öfter und zu verschiedeneren Tageszeiten als bisher in das Haus, um, wie er sagte, nach dem und jenem, was er vergessen, zu sehen, und wenn er da langsam mit seinen lautlosen Schritten durch die Gänge wandelte, traf er selten auf eine der Schwestern, auf Carmen aber nie.

Heute war nach einem Regentage noch ein schöner Abend gekommen, der klar und mild hernieder dämmerte. Carmen führte die kleine Frieda, mit welcher sie Frau von Trautenau neulich auf der Straße getroffen hatte, in das Elternhaus zurück, da das Kind nur während des Tages in Gesellschaft der andern Kinder in der Anstalt verweilte. Sie schlug einen kleinen Umweg ein und mäßigte ihre gewöhnlich so flüchtigen Schritte, um noch etwas länger die balsamische Frühlingsluft einzuathmen. Sie ging einen einsamen Weg zwischen Gärten dahin, wo an den Hecken der Weißdorn die ersten Blüthen entfaltet hatte und der süße Geruch der Veilchen aus dem Grase zu ihr emporduftete, sodaß sie sich verlangend bückte, um einige der holden Erstlingsblümchen zu pflücken.

Plötzlich hatte sie das unbehagliche Gefühl, als stehe Jemand hinter ihr, obgleich sie auf dem weichen Boden keine Schritte vernommen hatte. Sie erhob sich hastig — da legte sich schnell ein starker Arm um ihre Schultern, und sie fühlte sich gewaltsam an eines Mannes Brust gerissen. Sie wollte um Hülfe rufen, aber der Athem versagte ihr; denn sie sah in Bruder Jonathan's heiße Augen, und es war ihr, als erstarrte sie unter dem Druck seines Armes, wie damals, als die Schlange sie umringelt hatte.

Wie verwandelt war doch sein Gesicht! Leidenschaft und Gewaltsamkeit war, wie die verheerende Gluth des Vulcans, darüber ausgegossen und strömte in brennenden Worten über seine Lippen:

„Carmen, so jung, so heißen Blutes wie Du bist, solltest Du nicht Liebe erwidern können, die leidenschaftlich, verlangend Dir entgegenschlägt?" rief er aus. „Du sahst nur den kühlen, bedächtigen Mann in mir, der Dich zur Gefährtin nehmen wollte, und wiesest ihn ab. Den glühend Liebenden aber, der Dich zum Weibe begehrt, um mit Dir die Wonne des Himmels in unaussprechbaren Freuden auf Erden zu genießen, o Carmen, den weise nicht von Dir zurück! So, lege Dein Köpfchen an meine Brust und fühle das gewaltige Schlagen meines Herzens — es ist die Sehnsucht, die nach Dir verlangt und so ruhelos darin klopft. Sieh mir in's Auge, laß' an meiner Gluth die Deine sich entfachen, in meiner Liebe Dein Herz aufgehen! Liebe, Liebe! Carmen, hast Du es vergessen, wie wir uns lieben sollen, Bruder und Schwester? Nein, mehr noch, uns selbst hingebend ohne Vorbehalt! Liebe mich also, Mädchen, wie ich Dich, und sei mein!"

Ihr Kopf hatte an seiner Brust gelegen — ihre Arme kraftlos von den seinigen umschlungen, war sie wie das dem Tode verfallene Vögelchen, das der Schlange nicht zu entrinnen vermag. Jetzt, als er athemlos schwieg, suchten seine heißen Lippen ihren bleichen, vom Schrecken fest geschlossenen Mund — er küßte sie begehrlich. Da erfaßte sie Entsetzen und Ekel. Mit einem gewaltsamen Ruck sich von ihm losreißend, floh sie einige Schritte zurück; dann, den Rücken durch die Hecke gedeckt, kehrte sie ihm das zürnende Antlitz zu, und die Augen funkelnd auf ihn richtend, rief sie:

„Zurück, Abscheulicher! Wie darfst Du es wagen, mich also zu berühren? Nahe mir nicht wieder, oder ich lasse meine Stimme laut ertönen, daß Himmel und Erde mir zu Hülfe kommen."

Sie stand so wild erregt, so stolz und empört vor ihm da, daß er nicht wagte, ihr auf's Neue zu nahen, je es flirrte ihm vor den erhitzten Augen, als sei noch eine andere Gestalt neben ihr, welcher sie so sehr glich und die ihr nun drohend und helfend zur Seite stehe.

„Ich will Dir nicht wieder nahen, wenn Du es nicht magst, Carmen, und verzeihe mir meine stürmische Leidenschaft!" bat er dringend. „Aber versprich mir, daß Du mir gehören willst! Du bist ja nicht kalt, Carmen; Du wirst, Du mußt mitempfinden, was ich fühle. Laß mich Dir zeigen, was das Glück der Erde ist, das Du vielleicht ahnst, aber in seiner süßen Wonne nicht kennst!"

Das Mädchen schwieg. Ihre Antipathie gegen Jonathan war so alt wie ihr Erinnerungsvermögen; schon auf Jamaica war er ihr ein Gegenstand des Widerwillens gewesen, aber sie vermochte keinen Grund für ihre Abneigung anzugeben, und was sie von dem Mann wußte, sprach alles so sehr zu seiner Ehre, daß ihre Antipathie als ein völlig unberechtigtes Gefühl erscheinen mußte. Er genoß die Achtung und Verehrung der ganzen Gemeine; seine Frömmigkeit und Sittenstrenge, seine Enthaltsamkeit und Demuth waren hervorragend, selbst unter diesen frommen Seelen. Gegen Carmen war er in neuerer Zeit von besonderer Freundlichkeit gewesen, was von ihm, als dem Freund ihres Vaters, ihr erklärlich dünkte, aber nur ihr vermehrtes Unbehagen erweckte, sodaß sie den Aeußerungen seiner wohlwollenden Gesinnung zu entgehen suchte, wo sie es nur konnte. Ihre Ablehnung, ihn zu heirathen, glaubte sie ohne besondere Bedeutung für ihn, da sein Antrag ihr eben nur als ein Beweis dafür erschienen war, er wolle seine Freundschaft vom Vater auf die Tochter übertragen.

Nun erschreckte sie diese plötzlich hervorbrechende Leidenschaft, wenn sie auch in ihrem kindlich unschuldvollen Gemüthe nicht wirklich verstand, was sie daran so tief verletzte. Aber der Gedanke, daß er sie liebe und sie diese Liebe doch nimmermehr erwidern könne, erweckte in ihr die Scheu, ein ihr unverständliches, vielleicht tiefes Empfinden zu verletzen, und sie zwang sich daher zur Mäßigung ihrer empörten Gefühle, indem sie ihm endlich antwortete:

„Verzeihe mir, wenn ich Dir wehe thun muß, Bruder Jonathan, aber ich kann es nicht ändern — ich vermag's nicht, Dich zu lieben, wie Du es begehrst; ich wünsche und verdiene es auch nicht, daß Du ein so warmes Empfinden mir schenkst."

„Carmen, das ist nicht Dein Ernst. Ich habe Dich erschreckt — besinne Dich! — laß dieses nicht Dein letztes Wort sein!" Er trat nun doch wieder einige Schritte auf sie zu, aber Carmen wich scheu vor ihm zurück.

„Ich kann nichts Anderes," sagte sie fest, „jetzt aber laß mich, bitte, ruhig meines Weges heimgehen; Schwester Agathe harrt schon meiner."

Bei Nennung dieses Namens schrak er zusammen und sah mit verstörten, unruhigen Blicken auf Carmen hin. Es wurde ihm plötzlich klar, von wie furchtbar zerschmetternden Folgen sein Benehmen gegen Carmen für ihn werden könne. Wie lähmende Furcht erfaßte ihn der Gedanke an das Gesetz der Brüderschaft, welches vorschrieb, daß alle Glieder der Gemeine jeglichen Fehl gegen die Moral, den sie an irgend einem Mitgliede der Brüderschaft gewahren, dem betreffenden Chorältesten zu entdecken haben, auf daß der Fehlende vermahnt werde. Wer da gefehlt hat, wird ein oder mehrere Male von der allmonatlichen Abendmahlsfeier ausgeschlossen, bis er durch Reue bekundet, daß eine Umkehr zum Guten in seiner Seele erfolgt sei. Hat aber die Strafe noch nicht die rechte Besserung hervorgebracht, so wird dem Betreffenden der Aufenthalt im Gemeinort für eine Zeitlang untersagt, strengsten Falls aber wird er ganz aus der Brüdergemeine ausgeschlossen.

Er, Bruder Jonathan, der bisher so makellose, mit sich und Anderen so strenge, vielleicht plötzlich angeklagt, vermahnt, bestraft! Es war ein entsetzliches Bild gefallener Größe, welches sich bei Nennung Agathe's, der Aeltesten des ledigen Schwesternchores, ihm aufdrängte. Seine alte Selbstbeherrschung kehrte ihm auf ein Mal wieder; er fuhr mit der Hand über Stirn und Augen hin, als könne er so die Leidenschaft verwischen, die dort eben noch mit brennenden Lettern geschrieben stand, und es glückte ihm auch einigermaßen, einen gesammelteren Ausdruck anzunehmen und seiner Stimme etwas von der alten Ruhe wiederzugeben.

„Du hast gesehen, liebe Schwester, daß Leidenschaften uns hinterrücks überkommen, und was sie aus uns machen können, so sehr wir uns bestreben mögen, vor dem Herrn zu wandeln und unser Herz ihm darzubringen," versuchte er im alten Tone der

Digitized by Google

Demuth zu sprechen. „Vermagst Du es nicht, mir Deine Liebe zu schenken — kannst Du da nicht wenigstens über die meinige schweigen und vergessen, was ich Dir gesagt und gethan habe und was ich in Zerknirschung dem Herrn abbitten will?"

Carmen sah ihn mitleidig an; sie hatte so viel Leid über die Seele dieses Mannes gebracht, daß sie ihren Widerwillen etwas überwand und, Thränen im Auge, zu ihm sagte:

„Sei deshalb aller Wege beruhigt, Bruder Jonathan! Ich verrathe Dich nicht — vergiß Du selbst diese Stunde, wie ich sie zu vergessen suchen will."

Dann wendete sie sich um und eilte, so schnell die Füße sie zu tragen vermochten, in den sicheren Hort des Schwesternhauses zurück. — —

Von diesem Abend an war Carmen's Ruhe hin. Ihre Empörung über Jonathan wurde noch von der Furcht vor ihm überwogen. Die wilde Gluth seiner Gefühle war zu unbändig und gewaltsam hervorgebrochen, als daß Carmen hätte glauben können, sie vermöchten so schnell zu verlöschen.

Ein tiefes Weh des Verlassenseins überkam sie. Die Mutter todt, auf dem fernen Eiland im Ocean unter tropischer Sonne begraben — der Vater vielleicht erschlagen, eingescharrt unter einem andern heißen Himmelsstrich, und sie unter Fremden lebend und der geistigen Zugehörigkeit zu denselben entbehrend.

Sie vermied Jonathan, und auch er schien ihr jetzt geflissentlich aus dem Wege zu gehen. Von der nächsten Abendmahlsfeier hatte er sich selbst ausgeschlossen, indem er demüthig erklärte: sich diesmal dazu nicht würdig genug zu fühlen. Er hatte gut gerechnet: seine Erklärung wirkte da, wo sie wirken *sollte* — Carmen beklagte ihn in ihrem Herzen der Reue wegen, die ihn mit so sichtlichem Schmerze erfüllte — wie hätte ihr reines Gemüth an Heuchelei zu glauben vermocht!

Im Brüderhause, wo Jonathan im Chor der ledigen Brüder wohnte, fand man dieselbe ruhige Sammlung, dieselbe gemessene Handlungsweise an ihm; seine Kranken genossen die nämliche Fürsorge und Umsicht wie bisher, aber er sah aus wie angegriffen von vieler Arbeit, und Thomas, sein alter Gehülfe und Diener, den er aus der neuen Welt in die alte mit herüber gebracht hatte, meinte: er stöhne jetzt oft so schwer im Schlafe auf, als ob der Alp ihn bedrücke.

Carmen sah ihn nicht ohne Mitgefühl leiden — seit dem schmerzlichen Erlebniß mit dem Bruder Jonathan athmete sie doppelt schwer in der drückenden Luft des Schwesternhauses. Da kam es wie eine willkommene Erlösung aus jetzt so bedrückender Umgebung, daß, als das Pfingstfest nahte, Frau von Trautenau bat, Adele möchte in Begleitung der so zärtlich geliebten Carmen die Festwoche bei ihr in Wollmershain verbringen. Schwester Agathe gestattete ihrem Zöglinge freundlich diese kleine Erholung. — —

Wollmershain war ein schönes, großes Gut, das nach dem Tode des Vaters die drei Geschwister gemeinschaftlich geerbt hatten. Frau von Trautenau hatte ihren Wittwensitz dort genommen, bis der eine oder der andere der beiden Söhne es einmal bewirthschaften oder pecuniär in der Lage sein werde, es allein zu übernehmen und seinen Geschwistern ihr Theil herauszuzahlen. Das Verhältniß zwischen Frau von Trautenau und ihrem Stiefsohn war ein stets ungestört schönes gewesen; er verehrte die Stiefmutter sehr, die ihn mit großer Liebe erzogen hatte, und sie wiederum gab viel auf seine Ansicht und auf seinen Rath, und sah in ihm ihre Stütze, seitdem sie Wittwe geworden war.

In dieses schöne Familienleben trat nun Carmen wie in eine neue Welt. War ihr in der Gemeine die Liebe unter den Brüdern und Schwestern immer nur in dem herben Gewande der Pflicht erschienen, so gab sie sich hier mit ihrer ganzen wohlthuenden Wärme als die natürliche Regung des Herzens.

In der Ausschmückung des Hauses, in der Anlage des Parkes war, neben dem Praktischen und Bequemen, dem Schönheitssinn überall Rechnung getragen worden, und die hohen, lichten Räume mit einfacher Eleganz ausgestattet und geschmückt, die grünen Rasenflächen des Gartens mit dem reichen Flor der Frühlingsblumen, die großartigen Alleen der mächtigen alten Bäume und die stillen, lieblichen Plätzchen mitten in den Waldpartieen — in all dem athmete ein Zauber, den Carmen nur mit dem vergleichen konnte, welcher in ihrer Erinnerung die Plantage und die Hacienda des Vaters auf Jamaica umgeben hatte.

Alexander und Hans waren der Festtage wegen heimgekommen, und während Adele sich mit Letzterem im Haus und Garten herumtummelte, blieb Carmen, die sich scheu von Alexander zurückzog, auf die Gesellschaft der Frau vom Hause angewiesen und schloß sich mit wahrhaft kindlicher Innigkeit an diese mütterliche Freundin an. Es war auch mehr deren Nähe, was sie in Wollmershain beglückte, als daß ihr das veränderte freiere Leben Freude gewährt hätte; denn sie fühlte in dieser neuen Freiheit etwas wie Befangenheit, und das Aufsehen, welches ihre Erscheinung veranlaßte, hatte für sie etwas Beängstigendes. Um nicht aufzufallen, hatte sie schon das weiße Häubchen abgelegt, sodaß ihre Kleidung sich nicht wesentlich von den Anderen unterschied, aber ihre Schönheit, gehoben durch den Kranz blauschwarzen Haares, der nun den edlen Kopf bekränzte, war so außerordentlich, so fremd und eigenthümlich, daß sie wie eine exotische Blume erschien, die mit wunderbarer Pracht in Form und Duft aus dem Schatten der Palmen in unsere Treibhäuser versetzt worden ist; sie erregte die Bewunderung Aller. Dabei war in Carmen ein eigenthümliches Gemisch von Stolz und Würde mit Demuth und Bescheidenheit, das eine die Sicherheit der Dame, das andere die Schüchternheit des Kindes.

Vielleicht war es hauptsächlich der Gedanke, daß die Eigenthümlichkeiten der Brüdergemeine vielfach in der Welt verspottet und verlacht werden, was sie immer, sobald sie mit Anderen als Frau von Trautenau zusammen war, den Stolz zur Abwehr und Waffe herauskehren ließ; besonders Alexander gegenüber war sie in stetem Vertheidigungszustand, und er hatte doch jetzt mit keiner Miene und keinem Wort eine Veranlassung dazu gegeben.

„Sie hat Rasse und Feuer in sich, wie ein edles Vollblutroß," sagte der alte Oberst von Bergen, der aus der nahen Garnisonstadt mit seiner Tochter und seinem Adjutanten eines Tages nach Wollmershain gekommen war. „Es ist eine Lust, sie herauszufordern, damit man dieses Auge emporflammen sehen kann. Pohlen," wendete er sich an seinen Adjutant, „Sie scheinen auch nicht glücklich zu sein mit dem, was Sie ihr über Mittag sagten; denn die Lippen der jungen Dame kräuselten sich bedenklich auf, als hätten Sie ihr eine Beleidigung angethan, und ihre Augen sahen sehr stolz über Sie hinweg."

Der Angeredete lachte verdrießlich. „Und doch war es Zuckerbrod, was ich ihr reichte. Ich fragte, ob alle Creolinnen in Jamaica auch so schön seien, wie sie selbst. Das ist doch bei allen Göttern schmeichelhaft genug, und so eine kleine Herrnhuterin, welche die Demuth vor allen Anderen gepachtet haben soll, braucht deshalb nicht den Kopf aufzuwerfen und hochmüthig um sich zu blicken."

Die Herren saßen auf der Veranda des Hauses, ihre Cigarre nach dem Mittagsmahle zu rauchen, und dehnten sich behaglich in den Schaukelstühlen. Alexander, der zunächst an der Treppe, welche nach dem Garten hinabführte, hinter den in voller Blüthe stehenden Syringiensträuchen saß, war bei den Worten Pohlen's sehr roth geworden und sagte mit dem Ton scharfer Zurechtweisung:

„Herr Camerad, ‚Creolin' ist wohl eine Bezeichnung, die hier nicht am Platze ist, überhaupt aber von den Betreffenden nicht gern gehört wird. Uebrigens kommt eine Schmeichelei oft einer Beleidigung gleich — vermuthlich hat das Zartgefühl der jungen Dame die Ihrige so aufgenommen."

„Meinen Sie?" sagte Pohlen gedehnt. „Jedenfalls ist diese Art mir neu — vornehmere Damen wüßten wenigstens eine dargebrachte Huldigung anders aufzunehmen, und ich werde auch ein zweites Mal die stumme Abweisung dieser Herrnhuterin nicht wieder so geduldig einstecken, sondern ihr so wieder dienen, wie sie mir."

Alexander verfärbte sich. Sein Blut kochte in Unwillen auf, und die gewaltsame Beherrschung seiner selbst, einen ruhigen Ton beizubehalten, ließ ihn erbleichen, als er Herrn von Pohlen einwarf:

„Vornehmere Damen? Das Vornehmere setzt das Würdigere voraus. Uebrigens, Herr von Pohlen, bin ich überzeugt, Sie werden nie und in nichts vergessen, daß diese junge Dame der Gast meiner Mutter ist, als solche unter meinem ganz besonderen Schutze steht und jede Kränkung oder Verletzung, die ihr hier widerführe, eine mir angethane wäre."

„Meine Herren, ich bitte auf dem Standpunkte des Scherzes stehen zu bleiben, von dem wir ausgegangen sind, und keinen Ernst aus dem Gesprochenen zu machen," warf hier der Oberst

Digitized by Google

schnell begütigend ein. „Es versteht sich von selbst, daß Herr von Pohlen das nicht vergißt, was er diesem gastlichen Hause und seinen Inwohnern schuldig ist. Laufen Sie sich doch lieber gegenseitig den Rang ab, Sie beiden glücklichen Ritter, denen die Jugend noch gegeben ist, und sehen Sie zu, welcher von Ihnen die Gunst dieser bildschönen jungen Dame erlangt! Ich sage Ihnen, ich beklage nichts mehr, als meine sechszig Jahre — sonst wollte ich Ihnen die Avance streitig machen."

Alexander hatte sich erhoben, und indem er an die Stufen der Freitreppe ging, sagte er:

„Wenn es Ihnen recht ist, Herr Oberst, suchen wir nun die Damen auf, die uns im Garten erwarten werden."

Er hielt zu sprechen inne; denn am Fuß der Treppe stand Carmen, wie unschlüssig, ob sie hinaufgehen oder umkehren solle. Sie mußte die vorhergehenden Reden gehört haben; denn sie sah bleicher aus als gewöhnlich. Er ging schnell die Stufen zu ihr hinab; sie hob den Kopf empor und ließ ihn ruhig kommen, nur die feinen Nasenflügel zitterten wie in innerer Erregung. Als er neben ihr stand, sagte sie leise: „Ich danke," und ein Blick aus den schönen schwarzen Augen streifte ihn sanft und weich. Dann übergoß sie plötzlich dunkle Röthe; denn sie sah die beiden anderen Herren eben an der Treppe erscheinen. Die Schüchternheit und Befangenheit, sich so allein mit den Herren zu sehen, überkam sie.

„Ich wollte ein Kissen für Frau von Trautenau holen," sagte sie verlegen.

„Erlauben Sie mir, Fräulein Carmen, daß ich für Mama das mit hinausbringe," kam ihr Alexander zu Hülfe und eilte wieder hinauf, während sie sich entfernte.

Es wurden nun Spiele auf dem Rasen veranstaltet. Fräulein von Bergen, ein munteres Mädchen, brachte sie schnell in Gang. Es waren dieselben Gesellschaftsspiele, welche Carmen so oft im Schwesternhaus mit den Pensionärinnen und Schwestern geübt hatte, aber wie anders waren sie hier, wo die Herren sich mit in den Kreis stellten und Fräulein von Bergen diese ungenirt schlug oder im Laufe fing! Carmen hätte das nie vermocht; sie lachte mit und war fröhlich, aber sie begnügte sich, ihren Scherz an Adele auszuüben und sich von dieser fangen zu lassen, während sie jeder Berührung mit den Herren sorgsam auswich.

Da fiel ein Regentropfen, bald noch einer, und endlich ein tüchtiger Frühlingsgewitterschauer, der die Gesellschaft aus dem Garten in den Salon vertrieb, aber die Stimmung war nun einmal angeregt, und man fand dort an dem ruhigen Sitzen keinen Gefallen.

„Papa, führe Deinen Schlachtengaul in's Feuer!" bat die Tochter den Oberst, und dieser war auch, gutmüthig genug, gleich dazu bereit, sich an den Flügel zu setzen und das einzige Musikstück, das er zu spielen vermochte, einen Geschwindgalopp, herunterzutrommeln. Herr von Pohlen ergriff Fräulein von Bergen, Hans seine Schwester, und die beiden Paare drehten sich im Fluge durch den Saal.

Carmen sah leuchtenden Blickes ihnen nach; ein zartes Roth froher Erregung übergoß ihre Wangen; ihr kleiner Fuß schlug unwillkürlich den Tact, und den schönen, schlanken Körper sanft vorgebeugt, schien ihre ganze Gestalt Rhythmus zu sein.

„Möchten Sie nicht auch tanzen?" fragte da Alexander's Stimme neben ihr.

„Ja, ich möchte gar zu gern," sagte sie offenherzig mit lieblichem Lächeln, ohne den Blick von den Tanzenden zu kehren. „Welche Lust muß es sein, so dahin zu fliegen!"

Alexander betrachtete sie mit Bewunderung; so voll leuchtender Freude hatte er sie noch nicht gesehen. „Wollen Sie es da mit mir versuchen, Fräulein Carmen?" bat er mit Wärme.

„Ich kann aber gar nicht tanzen, wenigstens solchen Tanz nicht," entgegnete sie, das strahlende Antlitz zu ihm hinwendend.

„O, das lernt sich schnell — vertrauen Sie sich nur meiner Führung an! Legen Sie, bitte, Ihre Hand auf meinen Arm, der Sie fest umschlungen halten wird, und folgen Sie meinen Bewegungen!" sagte er erfreut und wollte den Arm um ihre Taille legen.

Bei dieser Bewegung aber sah sie ihn erschrocken an und trat betroffen zurück. Bis jetzt hatte noch keines Mannes Arm sie umschlungen — außer dem Jonathan's in wahnsinniger Leidenschaft.

„Ich kann es nicht — nein, es ist unmöglich," stammelte sie erschrocken.

„Dann verzeihen Sie meine Bitte, Fräulein Carmen!" entgegnete Alexander kühl und verbeugte sich.

„Abgewiesen!" lachte ihn Pohlen höhnisch an, da er eben zu tanzen aufgehört und Alexander's Mißerfolg mit angesehen hatte.

„Ja, aber wie sie abzulehnen weiß, das ist vielleicht von mehr Werth, als wir Andern annehmen," entgegnete dieser ernst.

Als am Abend die Familie auseinander ging und Carmen wie gewöhnlich Frau von Trautenau, Adele und Hans die Hand zum Nachtgruß geboten hatte, stand sie einen Augenblick noch zögernd da, unentschlossen und befangen, dann aber trat sie schnell auf Alexander zu, und das Antlitz von sanftem Roth übergossen, bot sie ihm die Hand. Sie hatte Alexander als ihren Gegner betrachtet und als solchen consequent gemieden. Heute jedoch war er ihr Vertheidiger und Beschützer gewesen, und zum Danke dafür hatte sie ihn verletzt. Sie war ihm eine Genugthuung schuldig, das fühlte sie, und als sie ihm jetzt die kleine Hand hinhielt und „gute Nacht" wünschte, sah sie ihn bittend an, und es war, als ob sie sagen wolle: „Sei mir nicht böse!"

Ueberraschung und Freude flammte auf seinem Gesichte auf. Ihr Auge, so bezaubernd, wenn es im Feuer der Erregung blitzte, wie unwiderstehlich war es, wenn es so wie jetzt im weichen, warmen Glanze der Bitte sich aufschlug und schüchtern, sanft und vertrauend in seiner unergründlich tiefen Nacht vor ihm lag! Ihm war, da er voll Entzücken hineinsah, als ob er nimmer wieder sich davon losreißen könne. Sie aber senkte tief erröthend die Augen nieder. Da beugte er sich über ihre dargebotene Hand, und sie ehrfürchtig küssend, fühlte er sich stolz beglückt, als ob eine Königin ihn zum Handkusse zugelassen habe.

Von diesem Augenblicke an gestaltete sich Carmen's Verkehr mit Alexander freundlicher, aber freilich konnte es nur von kurzer Dauer sein; denn es waren nur noch zwei Tage, die sie gemeinsam in Wollmershain verleben konnten — dann kehrte Carmen mit Adele wieder in die Colonie zurück.

5.

„Liebe Heimath, da bist du ja endlich!" rief ein einsamer Wanderer und blieb, auf seinen Stab gestützt, stehen. Er nahm den Hut ab, als grüße er den Ort, der da vor ihm lag, und seine Hände falteten sich andächtig auf dem Stabe. Sein Fuß schien ermüdet, sein Körper erschöpft von langem Wandern — eine kurze Strecke nur trennte ihn noch von den ersten Häusern, aber er hielt doch hier an, wie um die Seele zu erlaben an dem Anblick, der sich ihm darbot.

Da lag vor ihm der kleine Ort der Colonie, in das sanfte Licht des Juni-Abends getaucht; leuchtende Wölkchen warfen Goldfunken auf die Spitzen der Dächer und an die Scheiben der Fenster und zitterten auf dem kleinen Spiegel des Flüßchens wieder, das mit leisem Gemurmel grüßend dem Dastehenden entgegensprang; lang gedehnt, streckten sich die dunkeln Schatten der Hügel in das Thal hinab, welches sich rechts von ihm öffnete und aus dessen Tiefe die alte, ihm so liebe Mühle hervorsah, während vorn auf den Wiesen um den Erlenteich die feuchten Dünste nebelhaft ihre Gebilde woben und der würzige Duft frischen Heues von dort herüberzog. Es war ein liebliches, friedliches Bild, das den Mann tief zu bewegen schien.

Und doch, er hatte Größeres, Schöneres, Erhabeneres auf der Erde gesehen! Er hatte das Meer befahren, und in der Großartigkeit dieses Anblickes hatten sich seine Gedanken verloren, um doch größer zu ihm zurückzukehren; unter der tropischen Sonne war er gewandelt; Palmen und Magnolien hatten sein Haus beschattet und die unendlichen Reichthümer der westindischen Welt ihr Füllhorn verschwenderisch über ihn ausgeschüttet; er hatte in die heiligen Fluthen des Ganges geblickt und die Tempel des Seligkeit spendenden Benares sich darin spiegeln gesehen; in „der Heimath des Schnees", am Himalaya war er gewesen, und die Eiseskrone des Dhawalagiri hatte gigantisch nebelhaft zu ihm herabgeblickt in die grünen Thäler mit Bananen und Reisfeldern; er hatte die mongolischen Steppen durchwandert, und in die filzbedeckte Jurte des Nomaden hatte die feierliche Größe des weiten Sternenhimmels zu ihm hereingesehen — aber nie und nimmer hatte die Stimme des Heimwehs in ihm geschwiegen.

„Heimath!" Das ist, als ob wieder der Tisch der Mutter uns winke und das Wort des Vaters uns rufe, wie damals, als

Digitized by Google

Verstimmt.

Von Prof. Paul Thumann in Berlin.

wir, noch Kinder, am Abend die Schwelle überschritten und uns traulich und süß zur Ruhe ausstrecken konnten. Und ob aus dem Kinde ein Greis geworden, ihm ist es doch noch immer, als ob dort erst wieder die Ruhe ihm winke.

Das Leben, was macht es doch aus uns! Als junger Mann mit blonden Locken war er frisch und muthig vor dreißig Jahren fortgezogen, in einen neuen Welttheil. Welches Glück hatte er seitdem sein genannt, welches Leid gekostet, und ach! wie viel Schuld und Trübsal getragen!

Und nun stand er wieder hier, die hohe, sonst über Alle hervorragende Gestalt gebeugt — war es von Leid, von Schuld oder von der Erschöpfung des Wanderns? — die blonden Locken weiß wie der Schnee des Himalaya, nur in den großen, blauen Augen noch etwas von dem leuchtenden Lenze des Lebens. — „Liebe Heimath, da bist Du nun endlich," sprach er vor sich hin. Und seine Brust hob sich wie im Danke, als löse sich von ihr eine Last befreiend und erleichternd, und je länger er hinsah, um so mehr füllten sich seine Augen mit Thränen, und er weinte zum ersten Male wieder, wie das Kind es sonst gethan.

Das Wolkengold am Himmel droben war inzwischen erloschen; die Dämmerung breitete ihre Schleier über die Erde hin, und der Abendwind erhob sich und spielte mit dem weißen Haare des Mannes.

„Es muß jetzt neun Uhr sein. Sie werden nun in die Singstunde gehen und das Abendgebet halten, wie es ehedem geschah, wie es auch heute sicher noch ist und immerdar sein wird; denn was sollte sich hier ändern? O, ich will hineintreten und fragen, ob mein Kind noch lebt, auf daß sich doch vielleicht Eines freue, weil ich wiedergekommen bin."

Darauf, nach einer Weile, drückte er den Hut wieder fest auf die Stirn, rückte die Tasche, die über seine Schultern hing, zurecht, und auf den Wanderstab sich stützend, ging er auf die Colonie zu.

Es hatte sich hier nicht viel verändert, seitdem er fort gewesen. Einige neue Häuser waren hinzugekommen, aber die alten waren noch da, auch das, welches ehemals sein eigen war, vom Vater her, und in welchem er den Leinwandhandel betrieben hatte, bis er mit seiner ersten Frau in die neue Welt gegangen war. Leute kamen aus dem Betsaal zurück; da und dort saßen noch Einige vor den Thüren, sich am milden Sommerabend zu erfreuen, und er sagte ihnen sein „Grüß dich Gott, lieber Bruder — liebe Schwester!" und sie dankten ihm freundlich, aber fremd: denn Keines kannte ihn, sondern sie sahen ihm nur erstaunt nach, wie er so müde dahinwankte und nach dem Schwesternhause ging.

„Das ist nicht das Brüderhaus, lieber Bruder," sagte berichtigend ein junger Mann zu ihm.

„Ja, ich weiß es, ich finde mich noch hier zurecht," erwiderte er, als freue er sich, daß ihm noch Alles so vertraut war. Dann zog er die Glocke am Schwesternhaus und bat, daß er die Chorälteste sprechen könne.

Man führte ihn in das Sprechzimmer, und die Herbeigerufene kam. Er erkannte auf den ersten Blick Schwester Agathe wieder.

„Schwester, lebt Carmen Mauer noch und ist sie hier?" fragte er bebend und starrte sie ängstlich gespannt an.

Der Mann mußte sehr schön gewesen sein; fast konnte man ihn noch heute so nennen, aber dem Gesicht hatten viele Leiden, körperliche wie geistige wohl, ihren Stempel aufgedrückt und es in einem wirren Durcheinander von Linien und Falten durchfurcht; die Strahlen manch heißen Himmelsstriches hatten die Haut in einen tiefen Ton von Braun gefärbt, sodaß die großen, lichten, lebensvollen blauen Augen wie ein paar verirrte Sterne daraus hervorleuchteten.

Agathe sah ihn staunend an, und je mehr sie hinblickte, um so mehr verwirrte sie sich.

„Carmen lebt hier im Schwesternhaus," sagte sie endlich, „und Du bist doch nicht etwa —"

„Bruder Mauer, den Ihr Alle wohl längst todt geglaubt habt," ergänzte er ihre stockenden Worte.

„Gelobt sei Gott in Ewigkeit!" rief Schwester Agathe und brach auf einem Sessel zusammen — das Unerwartete war zu überwältigend über sie gekommen. Aber sie raffte sich schnell wieder auf, drückte dem Heimgekehrten herzlich die Hände, schob ihm einen Sessel hin und sagte:

„Laß mich gleich gehen, Carmen zu holen, auf daß Du, lieber Bruder, Dein Kind an das Herz drückst!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Dom zu Köln.

Zum Weihefest eines deutschen Nationalbaues.

Von Dr. L. Ennen.

(Fortsetzung.)

Im vierzehnten Jahrhundert stockte der Zufluß der Gelder zur Vollendung des Domes mitunter gänzlich, und es war Gefahr, daß das begonnene Werk unvollendet bleiben müsse. Die langjährigen traurigen Streitigkeiten, in denen Capitel, Erzbischof und Bürgerschaft mit blutigen Waffen einander bekämpften, dauerten eben auch in dieser Zeit fort und mußten einen nachtheiligen, lähmenden Einfluß auf die Bauthätigkeit ausüben.

Im Jahre 1447 war der südliche Thurm so hoch aufgeführt, daß er die Glocken, die bisher in dem hölzernen Thurme neben der Johanniskirche gehangen hatten, aufnehmen konnte. Man gab aber jede Hoffnung auf, die Kirche nach dem ursprünglichen Plane vollenden zu können, und schien zufrieden zu sein, wenn man erreichte, das Langschiff und die Seitenhallen der Kirche durch ein provisorisches Dach zu schließen, die vier ersten Felder des nördlichen Seitenschiffes einzuwölben und die für dieses Schiff bestimmten großen Glasgemälde einzusetzen, was in den Jahren 1508 und 1509 geschah.

Seit der Eindeckung und Verglasung der Seitenschiffe ruhten Hammer und Meißel. Die Bauhütte stand verwaist; der Krahnen blieb unbenutzt; für einen Domwerkmeister war keine Beschäftigung mehr an dem alten Baue, und der magister fabricae beschränkte seine Fürsorge auf die nöthigsten Reparaturen.

Der neue Geist, der sich auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft geltend zu machen und den mittelalterlichen Bestrebungen und Richtungen jede Berechtigung abzusprechen begann, konnte nur geeignet sein, die Indolenz für die Sache des Dombaues zu erhöhen. Dazu kam, daß die trüben Zeiten eines Hermann von Wied und Gebhard Truchseß wenig dazu angethan waren, die Begeisterung für die Fortführung des Dombaues neu anzufachen und die Beiträge wieder in reichen Fluß zu bringen. Allmählich verlor sich jeder Sinn und jedes Verständniß für die mittelalterliche Bauweise, und man würde es für eine Versündigung an dem Geiste der Zeit gehalten haben, wenn man es hätte unternehmen wollen, die Ruine des Domes in dem alten Stile herzustellen und zu vollenden. Das Vermächtniß von 400 Thalern, welches Peter de Berghes 1620 für den Dom bestimmte, im Falle derselbe, „so imperfect, im Verlaufe von zwanzig Jahren fertig gebaut werden sollte", wird der Dombaucasse nicht zugeflossen sein. Man verstieg sich so weit in der vornehmen Verachtung des Mittelalters, daß man alles, was aus dieser „finstern Zeit" herrühret, als Erzeugniß der Verdummung und Finsterniß charakterisirte. Im Vollgefühle der eigenen Unübertrefflichkeit und des erhabenen Standpunktes, den man selbst in Kunst und Wissenschaft einzunehmen wähnte, sah man mit Uebermuth oder mitleidigem Bedauern auf jene düsteren Jahrhunderte hinab, und was irgend Anspruch auf Bildung machen wollte, mußte mit Hand anlegen, die Schöpfung derselben aus dem Wege zu räumen.

Sandrart's „Teutsche Academie", die lange Zeit hindurch für die ästhetischen Studien als untrügliches Orakel galt, sprach das schärfste Verdammungsurtheil über die deutsche Baukunst aus, „welche keine richtige Ordnung, Proportion und Maß beobachte, voller Unordnung sei und als eine schnöde, barbarische Art zu bauen betrachtet werden müsse".

Digitized by Google

Kaum fühlte man Lust und Kraft, die wundervollen gothischen Denkmale in leidlichem Zustande zu erhalten, und als die Gothik dem neuen Zeitgeiste zum Opfer gefallen und allerwärts in Verruf gekommen war, bequemte man sich auch in Köln zum Anschluß an Rococo und Zopf. Man überbot einander in Ueberkleistern, Abhobeln, Glatthauen und Verstümmeln der vorhandenen Kunstwerke.

Im Jahre 1767 wurde die ganze Domkirche durch die Italiener Johann Syrus und Genossen vollaus in neuerem Geschmack illuminirt und übertüncht. Der Hochaltar im Dome wurde 1770 verstümmelt und durch den kuppelförmigen Aufsatz verunstaltet; das an der westlichen Schlußwand des Chores errichtete prachtvolle Grabmal des Erzbischofs Wilhelm von Gennep zerstört, um bequemen Raum für eine Thür in diese Wand zu gewinnen; die werthvollen gemalten Glasfenster unter dem Laubgange der obersten Fenster und in den unteren Seitencapellen wurden entfernt und durch ordinäres weißes Glas ersetzt. Damit noch nicht genug, wurde die um das Chor gehende durchbrochene Steingallerie zerstört und an ihrer Stelle ein Eisengitter in neuerem Geschmacke aufgerichtet. Allerwärts, wo eine Reparatur vorgenommen, irgend ein Monument aufgestellt, ein neuer Altar errichtet wurde, gab man sich alle Mühe, den Gegensatz zu den Anforderungen des Stiles, in welchem die Kirche erbaut war, oder zu den alten ursprünglichen Ornamenten und Denkmälern des Domes so schreiend wie möglich zu machen, den größten Frevel aber verübte der blinde Vandalismus an dem links vom Hochaltar stehenden Sacramentshäuschen. Dieses Meisterwerk der architektonischen Sculptur mußte im Jahre 1766 dem entarteten Geschmacke zum Opfer fallen und unter den Hammerschlägen einer vandalischen Rohheit zusammenstürzen. Die zerschlagenen Bruchstücke wurden größtentheils als Schutt in den Rhein gefahren; kleinere Reste wurden gerettet und befinden sich jetzt im städtischen Museum. Aber die größte Gefahr für den Bestand des Domes trat ein, als das Capitel sich mit den Schätzen seiner Kirche flüchtete und der Gottesdienst im Dome ganz eingestellt wurde. Eine Zeitlang mußte nun der ehrwürdige Bau, in welchem Könige die Krone des deutschen Reiches empfangen hatten, zum Fouragemagazin für die republikanische Armee dienen.

Ja, als im Jahre 1801 die Aufhebung des Kölner Erzbisthums ausgesprochen wurde, trat sogar die Gefahr nahe, daß die Domkirche auf den Abbruch verkauft würde. Sie wurde dadurch beseitigt, daß bei der neuen Pfarrcircumscription des Jahres 1802 der Dom zur Hauptpfarrkirche des vierten Bezirks bestimmt und ihm das Vermögen der alten von St. Lorenz überwiesen wurde. Er erhielt jetzt wieder einen Theil der geflüchteten Kirchenschätze zurück. Lange hatten sich die französische und darmstädter Regierung über das Eigenthumsrecht des Restes der zu Frankfurt in Beschlag genommenen Domkostbarkeiten gestritten.

Endlich kam man dahin überein, daß von diesen Schätzen die Schreine der heiligen drei Könige und des heiligen Engelbertus, die große Monstranz und die Clementischen Paramente zurückgeliefert werden sollten. Als die Kaiserin Josephine im Jahre 1804 den Dom besichtigte, setzte sie eine zureichende Summe zur Wiederherstellung des Dreikönigen-Kastens aus und schenkte außerdem noch mehrere Hundert Napoleonsd'or zur Ausbesserung der Domkirche. Aber die geringe Summe war nicht im Stande, dem raschen Verfalle der Domkirche Einhalt zu thun, und als Napoleon angegangen wurde, die erforderlichen Herstellungs- und Unterhaltungskosten der Domkirche zu bewilligen, erklärte er, daß die Staatscasse außer Stande sei, die Summe für kirchliche Zwecke herzugeben.

Je länger man die Reparatur aufschob, desto bedrohlicher gestalteten sich die Schäden. Endlich im Jahre 1807 entschloß man sich, die nothwendigsten Ausbesserungen vornehmen zu lassen. Der Kostenanschlag, den die Bauverständigen Schmitz und Odenthal zur Reparatur an den Dächern, dem Chore, den Seitenchören, den Schiffen und dem Thurme der städtischen Verwaltung einreichten, belief sich auf 23,540 Franken 90 Centimes; 19,652 Franken wurden bewilligt und verausgabt. Auch diese Reparatur konnte den raschen Verfall nicht hemmen. Im Sommer 1811 wandten sich die Kirchmeister der Dompfarre an den Maire und ersuchten ihn, durch Sachverständige eine Besichtigung vornehmen zu lassen und für die zureichende Instandsetzung sorgen zu wollen. Der darmstädter Baurath Georg Moller, der für einen äußerst „gründlichen Kenner der meisten größern antiken und modernen Gebäude und namentlich der sogenannten gothischen Kathedralen" galt, wurde von Seiten der Stadt beauftragt, in Gemeinschaft mit dem Baumeister Leidel und dem Stadtbaumeister Schmitz die Bauschäden zu untersuchen. Das betreffende Gutachten ging dahin, daß der Thurm auf dem Chordache abgetragen und ein starker eiserner Anker zur Verbindung der den Anfang zum Kreuz der Domkirche bildenden Mauern angebracht werden solle.

Nicht wenig hatte zu der Berufung Moller's Sulpiz Boisserée beigetragen. Dieser schwärmte für das höchste Werk mittelalterlicher Baukunst, deren Studium er sich auf's Eifrigste angelegen sein ließ, und des Domes Erhaltung und Vollendung war sein sehnlichster Wunsch; denselben zu verwirklichen, scheute er keine Opfer, keine Mühe, und seinen Vorstellungen ist es guten Theils zu verdanken, daß, nachdem die Rheinprovinz dem Königreiche Preußen einverleibt worden, man sich in Berlin allmählich mit dem Gedanken an eine Herstellung des altehrwürdigen Kölner Domes befreundete. Der Geheime Oberbaurath, später Oberlandesbaumeister Schinkel erhielt im Jahre 1816 den Auftrag, den baulichen Zustand des Kölner Domes an Ort und Stelle zu untersuchen und die Resultate seiner Wahrnehmungen und Ueberzeugungen der Staatsregierung zur ferneren Beschlußnahme vorzulegen. In Folge dieses Auftrages traf Schinkel gegen Ende August 1816 in Köln ein. Auf Grund seines den bedenklichen Zustand der Domkirche in grelles Licht stellenden Berichtes und auf besondere Befürwortung des Kronprinzen befahl König Friedrich Wilhelm der Dritte, „daß das Vorhandene erhalten werden solle". Es währte aber noch lange, ehe man rüstig Hand an's Werk legte. Erst im Jahre 1823 machte man Miene, die Herstellungsarbeiten an den äußeren Mauern mit Ernst zu beginnen, bald aber ließ man wieder nach, und das Ganze beschränkte sich darauf, die große Giebelmauer vor dem hohen Chore zu verankern und einige Thürmchen an der Südseite abzubrechen.

Am 19. April des folgenden Jahres nahm man die auf die Summe von 381,000 Thalern veranschlagten Arbeiten wieder auf. Das Hochchor erhielt ein neues Dach; am 18. August wurde der Dachstuhl aufgeschlagen, und am 18. October war auch die Eindeckung beendigt; im Ganzen wurden 109,623 Pfund Blei aufgelegt. Das auf der Spitze des Chores befindliche Kreuz wurde herabgenommen, durch freiwillige Beiträge ein neues beschafft und am 3. August 1825 aufgestellt. Zur Fortsetzung der Reparaturen bewilligte der König auf wiederholte Vorstellung des Baudirectors Schinkel im Jahre 1826 7000 Thaler, zugleich genehmigte er die Einführung einer besonderen Kathedralsteuer, welche von Heirathen, Geburten und Sterbefällen in der ganzen Diöcese erhoben werden sollte. Am 8. März 1826 wurde mit der Herstellung des südlichen Fenstergiebels begonnen, und am 19. August 1827 legte der Erzbischof Ferdinand den Schlußstein zu dem neu erbauten Fenster im untern Theile der Nordwand. Unter Leitung des Bau-Inspectors Ahlert hatten diese Arbeiten bis im Jahre 1833 ihren ungestörten Fortgang. In diesem Jahre wurde nach Ahlert's Tode der Bau-Inspector Zwirner zur Leitung der Reparaturbauten am Dome berufen, und er brachte frische Regung und neues Leben in die Dombausache.

Je mehr er sich bei der mühevollen Herstellung des Hochchores mit dem Studium des ganzen Baues beschäftigte, desto lebhafter wurde in ihm der Wunsch, seine volle Kraft der Vollendung dieses Wunderbaues widmen zu können. Er benutzte im September 1833 die Anwesenheit des für die mittelalterlichen Kunstwerke in hohem Grade begeisterten Kronprinzen dazu, um diesem die Dombausache warm an's Herz zu legen. Nach dem von ihm vorgelegten Plane sollte zuerst der Ausbau und die Eindeckung der Seitenschiffe und der Langkirche, dann die Entfernung der Abschlußmauer am Chore innerhalb sechs Jahren mit einem Kostenaufwande von 154,000 Thalern vorgenommen werden. Die Baukosten, welche zum vollen Ausbau des Domes, mit Ausschluß der Thürme, erforderlich seien, veranschlagte er auf zwei Millionen Thaler. Der Kronprinz, durch Zwirner's Vortrag freudig überrascht, versprach das Ausbauproject mit allen Kräften zu unterstützen, und ließ im folgenden Jahre einen partiellen Bauplan dem Oberbaudirector Schinkel zur Revision vorlegen.

Die Zeit war da, in welcher es sich entscheiden mußte, ob mit rüstiger Hand der Fortschritt begonnen oder ob die gut geschulten Arbeiter entlassen, die Bauhütten geschlossen und die

Baugerüste niedergerissen werden sollten. Die Kölner Dombaufrage wurde brennend, und es gelang, die ganze deutsche Nation dafür zu interessiren. Fortbau und Vollendung des würdigen, heiligen deutschen Werkes, „zu Gottes Ehre und zum Ruhme des Vaterlandes", wurde bald die allgemeine Losung.

Von einer gewaltigen Begeisterung für den unvergleichlichen Wunderbau wurde bald Alles ergriffen, was nur irgend einer Begeisterung fähig war, und Fürsten, Dichter, Gelehrte, Publicisten, Patrioten, schlichte Bürger stimmten ein in den allgemeinen Ruf, daß ungesäumt und mit warmem Eifer das große Werk begonnen werden müsse. Eine Anzahl für die Dombausache hoch begeisterter angesehener Kölner Bürger trat im September 1840 zusammen, um durch Gründung eines Dombauvereins dieser Begeisterung einen kräftigen Halt und eine feste Grundlage zu sichern und der Einsammlung der Beiträge eine zweckmäßige Organisation zu geben. Der König begrüßte in seiner regen Liebe für alles Schöne und Große freudig diesen Plan, und er gab unter dem 23. November die königliche Autorisation zur Bildung eines Vereins, dessen Thätigkeit auf die Erhaltung und den Fortbau des Domes gerichtet sein sollte; zugleich eröffnete er die erfreuliche Aussicht auf reiche königliche Unterstützung bei Ausführung des großen Werkes. Nach dem Statut, über welches sich der gewählte Ausschuß einigte, hatte der Verein den Zweck, „vermittelst Darbringung von Geldbeiträgen und in jeder sonst angemessenen Weise für die würdige Erhaltung und den Fortbau des Domes thätig mitzuwirken".

Der König bestätigte dieses Statut unter dem 8. December 1841 und übernahm zugleich, der vom Dombauverein ausgesprochenen Bitte gemäß, das Protectorat. Zum Präsidenten wurde am 16. März 1842 Herr von Wittgenstein und zum Secretär Herr August Reichensberger gewählt. Beide erkannten recht wohl, wie gewaltig die Last war, welche sie sich durch Uebernahme der bezüglichen Aemter aufluden, aber die Liebe zu der heiligen, großen Sache ließ sie jedes Bedenken überwinden, und mit Begeisterung und Energie unterzogen sie sich der anstrengenden Arbeit, welche mit der Leitung und Organisation des Centralvereins und seiner Hülfsvereine verbunden war.

Der Dombauverein rechnete nur dann auf eine Nachhaltigkeit der allgemeinen Begeisterung für das große Werk, wenn man sich entschließen wolle, Hand an den vollständigen Ausbau der Domkirche zu legen und Schiffe, Portale, Gewölbe und Strebebogen ganz nach dem genialen Plane des ersten Baumeisters auszuführen. Der König gab mit Freuden zu diesem Projecte seine Zustimmung. „Möge es dem Verein gelingen" — schrieb er am 13. August 1842 — „die Flamme der Begeisterung, welche ihn beseelt, weit und breit in den Gauen des deutschen Vaterlandes nicht nur zu vorübergehendem Auflodern anzufachen, sondern dauernd zu nähren, damit das erhabene Werk gedeihe und sich vollende, einer großen Vorzeit würdig, der Gegenwart zum Ruhme und der Nachwelt zum bleibenden Vorbilde deutschen Kunstsinnes, wie deutscher Frömmigkeit, Eintracht und Thatkraft."

Am 4. September desselben Jahres wurde in Gegenwart des preußischen Königspaares, des Erzherzogs Johann und einer großen Reihe anderer deutscher Fürsten in feierlicher Weise vom Erzbischof-Coadjutor, jetzigen Cardinal Johannes von Geissel, der Grundstein zum Weiterbau unter dem westlichen Pfeiler der mittleren Südportal-Halle gelegt. Bevor der König die üblichen drei Hammerschläge that, sprach er die Worte:

„Hier, wo der Grundstein liegt, dort, mit jenen Thürmen zugleich, sollen sich die schönsten Thore der ganzen Welt erheben. Deutschland baut sie; so mögen sie für Deutschland durch Gottes Gnade Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden! ... Der Geist, der diese Thore baut, ist derselbe, der vor neunundzwanzig Jahren unsere Ketten brach, die Schmach des Vaterlandes, die Entfremdung dieses Ufers wandte. Und das große Werk verkünde den spätesten Geschlechtern von einem durch die Einigkeit freier Fürsten und Völker großen, mächtigen, ja den Frieden der Welt unblutig erzwingenden Deutschland!"

Es schien, als sei der Vorwurf beseitigt und der Fluch gelöst, wovon Görres im Jahre 1813 sprach, wenn er schrieb:

„Ein ewiger Vorwurf steht der Bau vor unseren Augen, und der Künstler zürnt aus ihm hervor, daß so viele Menschenalter nicht zur Wirklichkeit gebracht, was er allein, ein schwacher sterblicher Mann, in seines Geistes Gedanken getragen hat. Auch ist ein Fluch darauf gesetzt worden, als die Bauleute sich verliefen, und also hat der zornige Geist geflucht: so lange soll Deutschland in Schande und Erniedrigung leben, preisgegeben eigenem Hader und fremdem Uebermuthe, bis sein Volk sich wieder der Idee zugewendet, von der es sich, der Eigensucht nachjagend, losgesagt, und bis es durch wahrhaftige Gottesfurcht, gründlich treuen Sinn, festes Zusammenhalten in gleicher Begeisterung und bescheidene Selbstverleugnung wieder tauglich geworden, solche Werke auszuführen, wie es sie jetzt in seiner Versunkenheit aufgegeben."

Jetzt begann ein rüstiges Schaffen an dem gewaltigen Werke. Neue Steinbrüche wurden eröffnet, frische Arbeitskräfte herangezogen, tüchtige Steinmetzen ausgebildet, geschickte Zeichner angestellt. Die alten Gerüste sanken, um neuen Hülfsbauten und Maschinerien für die Errichtung der zweiundzwanzig Strebesysteme Platz zu machen. Der unverdrossenen Thätigkeit des Vereins ist es zu danken, daß die Geldbeiträge immer reicher flossen und daß jährlich gegen 50,000 Thaler an der Nordseite des Domes aus der Vereinscasse verwandt werden konnten, während an der Südseite 50,000 Thaler aus Staatsmitteln verbaut wurden. Das Werk „gedieh sichtbar unter dem Schutze des Himmels, durch die Huld und das Beispiel der Mächtigen auf Erden, durch die reine Gesinnung und das brüderliche Zusammenwirken so vieler theilnehmenden begeisterten Vereinsgenossen".

Außer beim preußischen Königspaare fand die Dombausache die lebhafteste Theilnahme bei den meisten deutschen Fürsten und bei einer großen Anzahl anderer für das prachtvolle Bauwerk hochbegeisterter Männer. Auch die anonymen Gesellschaften bethätigten durch reiche Beiträge ihr lebhaftes Interesse für die große Sache des Dombaues. Es wurden der Vereinscasse bedeutende Summen zugewendet von der Köln-Mindener Eisenbahn-Gesellschaft, von der Rheinischen Eisenbahn-Gesellschaft, von der Aachen-Münchener Feuerversicherungs-Gesellschaft, von der Colonia, von der Rheinischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft, von der Concordia, vom A. Schaaffhausen'schen Bankverein, vom Kölner Männergesangverein ꝛc. Im Ganzen flossen der Dombaucasse aus solchen Schenkungen 199,655 Thaler zu.

(Schluß folgt.)

Vernünftige Gedanken einer Hausmutter.

Von C. Michael.

12. „Als der Großvater die Großmutter nahm."

„Als der Großvater die Großmutter nahm" — wißt ihr, was Großvater da war? „Da war der Großvater Bräutigam," sagt das alte Lied, das uns in seinen zwei Zeilen mit ihrer charakteristischen Melodie ein treues Bild der oft besungenen und gepriesenen, oft aber auch getadelten „guten alten Zeit" giebt. Er war „ein Bräutigam", der Großvater, weiter nichts in diesem wichtigen Augenblicke. Er war nicht, wie die heutigen Bräutigame, zugleich Mitglied von zwanzig verschiedenen Clubs und Vereinen, hatte nicht, wie sie, außer seinem erwählten Berufe noch mehrere Nebenbeschäftigungen und Passionen, auch mußte er nicht, wie sie, das Geschäft des Heirathens in aller Eile abmachen, weil er den Einberufungsschein zur nächsten Reserveübung schon in der Tasche des Hochzeitsfracks trug.

Als Großvater die Großmutter nahm, war er ein solider, fleißiger junger Geschäftsmann. Er hatte seine acht Jahre Bürgerschule hinter sich, sowie vier Lehrjahre und die doppelte Anzahl von Wanderjahren; er hatte sich weit umgesehen in der Welt — bis nach Böhmen auf der einen Seite, bis an den Rhein auf der andern Seite war er gekommen, ehe er mit Ränzel und Wanderstabe langsam und bedächtig wieder eingezogen in die alte

Digitized by Google

Vaterstadt. Nach seiner Heimkehr hatte er sodann noch zwei Jahre unter den Augen des Vaters gearbeitet und diese Zeit benutzt, sich zugleich unter den Mädchen umzuschauen, die, als er fortgezogen war, noch lustig am Rinnstein gespielt hatten.

Eine davon hatte er bald als die „Rechte" erkannt, und der Vater hatte seine Wahl gebilligt. Wohlbedächtig war die Sache hin und wieder besprochen worden, bei mancher Sonntagspfeife und manchem kühlen Abendtrunk, ehe man sich dahin geeinigt, daß der Vater sich „zur Ruhe" setzen und dem jungen Mann sein Geschäft übergeben würde. Genau hatten die beiderseitigen Eltern erwogen und abgeschätzt, auf welcher Basis der neue Hausstand zu begründen sei, und dieser Grund ward endlich allseitig als ein zuverlässig sicherer erkannt. So war denn nach und nach Alles fertig geworden.

Kein Fadchen mehr fehlt jetzt an der selbstgesponnenen, selbstgenähten und gebleichten Wäsche der Braut; neu getüncht und gedielt glänzt die alte Wohnstube dem Empfang der fünften Generation desselben Namens festlich entgegen, und das Elternpaar, welches sie heute verlaßt, sieht noch stramm und rüstig aus, daß man wohl ahnt, wie tüchtig Beide den jungen Leuten noch manches Jahr unter die Arme greifen werden mit erprobtem Rath und kräftiger That.

Im Vollgefühle seiner Jugendkraft steht nun der achtundzwanzigjährige Mann an der Stelle, zu der er sicher und stetig vorgeschritten ist von Jahr zu Jahr. Er tritt mit dem Bewußtsein an den Altar, daß dieser Tag ihm von Gott gemacht ist, nicht früher und nicht später, als es eben bestimmt war. Haben doch auch Vater und Großvater in demselben Alter ihren Hausstand gegründet.

So steht unser Großvater am Altare, vom Wirbel bis zur Sohle, von innen und außen — ein Bräutigam!

Wenn er aber an seinem Ehrentage nicht nur pietätsvoll zurück schaute auf Vater und Vatersvater, sondern auch hoffnungsvoll vorwärts blickte auf Sohn und Enkel, wünschend, sie möchten es ihm in allen Stücken nachthun, so war diese Hoffnung eine sehr irrige.

Sein Enkel! Du lieber Gott — wie der in hastiger Eile seine weißen Handschuhe überstreift, ungeduldig in der eleganten Garçonwohnung auf und niederschreitend, weil das vor zwei Stunden bestellte Brautbouquet noch immer nicht eintreffen will! Wie er dabei noch einmal alle Fächer seines Schreibtisches mustert, ob er auch kein verdächtiges Andenken an die Junggesellenzeit zu vernichten vergessen hat; wie er ärgerlich auf den Boden stampft bei der Entdeckung, daß die Hochzeitsreise gerade in die Tage des interessantesten Rennens fällt und in den Beginn der Jagdsaison; wie er dann endlich — während alle diese Fragen in seinem Kopfe spuken — in der kahlen Stube des Standesbeamten steht, die Feder in dessen beschmutztes Tintenfaß taucht und einen unleserlichen Namen hinkritzelt, darauf der wandelnden Atlasschleppe an seiner Seite den Arm bietet, um mit ihr zum Diner in das erste Restaurant der Stadt zu fahren — „zwanzig Mark das Convert, ohne den Wein," erzählt der Schwiegervapa in lautem Flüstertone seinem Nachbar — wie dann die kostbaren Gerichte eilig hinabgewürgt werden, weil man sich etwas verspätet hat und das junge Paar den Schnellzug nicht versäumen darf — wie nun endlich die Stunde des Abschiedes da ist und der Bräutigam ängstlich alle Schachteln und Taschen des Gepäckes überzählt und die Trinkgelder vertheilt — ach, dieser Enkel unseres Großvaters ist wohl alles Andere *mehr*, als: ein Bräutigam!

Von der Großmutter sagt unser altes Liedchen nur, daß Großvater sie „nahm". Es war dies auch jedenfalls das einzig Erhebliche und Wichtige in ihrem Leben, aber doch steht auch *ihre* Gestalt, wie sie an den Altar getreten ist, gar lebendig vor unserer Seele!

Mit züchtig niedergeschlagenem Blicke, das Gebetbuch und das Rosmarinsträußchen zwischen den Fingern, das hohe, spitze Myrthenkrönchen auf dem festgeflochtenen Haare steht sie da, den einzigen Wunsch im hochklopfenden Busen, diesem ihrem Bräutigam eine brave, treue, gehorsame Hausfrau zu werden.

Wenn ihr aber etwa glaubt, die Eitelkeit ist eine neue Erfindung, so täuscht ihr euch sehr, liebe Leserinnen. Auch Großvaters Braut ist eitel. Da hebt sie beim Einsteigen in die hohe, altmodische, gelbe Kutsche den Saum des Rockes, damit die Nebenstehenden ihre feinen, selbstgestrickten Zwickelstrumpfe bewundern können. Auch das Taschentuch mit dem breiten, kunstvollen Hohlnähtelsaum hält sie nicht umsonst beim Hochzeitstanze so langflatternd vor sich hin. Sie hat ja schier drei Wochen lang daran genäht; also muß sie es doch auch ein bischen bewundern lassen. Mit Stolz denkt sie an die wohlgefüllten Leinwandtruhen, die man bereits in ihr neues Heim hinübergefahren hat, an die hochgethürmten Betten, deren Federn — jede einzeln — Mutter und Großmutter selbst geschlissen haben.

Ja, ihr mögt sagen was ihr wollt, meine lieben, jungen Bräute, die ihr im nächsten Geschäfte die ganze Ausstattung für so und so viel tausend Mark gleich fix und fertig bestellt, es ist doch etwas Anderes um diejenige unserer Großmutter gewesen!

Ist ein modernes Paar unserer Tage vermählt und abgereist, so geht man meist erst an das Einrichten seiner Wohnung. D[illegible] hämmern Tapezierer und Tischler; ein lieblicher Duft von Oelfarbe und Firniß durchzieht alle Räume, ja sogar Schneider und Wäscherin kommen wohl jetzt erst mit ihren verspäteten Lieferungen.

Was Wunder, wenn das Paar bei der Heimkehr feuchte Wände und nur halb getrocknete Fußböden findet, wenn alle Stuben nur halb möblirt sind — es ist ja dies Alles erst sechs Wochen vor der Hochzeit bestellt worden! Wie ungemüthlich wäre „Großvatern" der Einzug in solch ein halbfertiges Haus gewesen! Seinen Enkel freilich stört es weniger; denn der ist ja ohnedem nur selten zu Hause. Am Tage halten ihn seine Geschäfte fern und des Abends Zusammenkünfte aller Art, die unter den verschiedensten Benennungen seine freien Stunden ausfüllen. Seine Jugendjahre sind an ihm vorübergeeilt, ohne daß er zu sagen vermag, wo sie geblieben sind. Selbstredend hat er studirt; denn sein Vater wollte aus ihm etwas Besseres machen, als einen einfachen Bürgersmann. Welcher von unseren Professionisten denkt heutzutage noch daran, seinem Sohne den „goldenen" Boden des Handwerkes zu vererben?

„Mein Sohn muß etwas Besseres werden," heißt die Losung, und man hält Umfrage, in welchem der bestehenden Institute diese „bessere" Erziehung am schnellsten zu Stande gebracht wird, und wenn die Dressur nicht rasch genug von Statten geht, wenn dem Sohne, der vielleicht ein vorzüglicher Tischler oder Schlosser, ein ausgezeichneter Kaufmann oder Oekonom geworden wäre, das Griechische nicht in den Kopf will, so trägt natürlich die Schule die Schuld daran. Man wechselt also. Man springt vom Gymnasium zur Realschule, von dieser zur Handels- oder Gewerbeschule über und sucht schließlich noch sein Heil in einer der vielen „Pressen", die sich in jeder Zeitung rühmen, binnen drei Monaten oder in noch kürzerer Frist Freiwillige „zum Examen" zu drillen. Nun ist das „Rechte" gefunden. Freilich kostet es schrecklich viel Geld, aber was schadet's? „Time is money!" — Zeit ist Geld, es sind ja dabei fast zwei Jahre Zeit erspart worden.

Mit einem Wuste von halb verstandenen und gänzlich unverdauten Kenntnissen im Kopfe, mit bleichen Wangen und kurzsichtig blöden Augen, aber — das Reifezeugniß in der Tasche, geht Großvaters Enkel aus der „Presse" hervor und steckt sich in den bunten Rock. Jetzt kommt eine böse Zeit für die gesparten alten Silberthaler Großväterchens. Der junge Freiwillige versteht es meisterhaft, sie auf noble Art los zu werden. Wohl ärgert sich der Vater oft beim Eingehen der kolossalen Rechnungen, aber er freut sich doch auch wieder, wenn sein Sohn gerade so reiten, gerade so tanzen, schwadroniren, wetten und — fluchen kann, wie seine Vorgesetzten. Er blickt mit einer Art scheuen Staunens zu dem vornehmen Sohne empor und zieht seufzend, aber geduldig, immer wieder den Beutel.

Von dem ruhigen, naturgemäßen „Werdenlassen" früherer Tage weiß unsere Zeit der Dampfseile nichts mehr. Mit vierzehn Jahren lesen die Kinder Romane; bald darauf fangen sie an, selbst welche zu spielen, und dann geht die tolle Jagd, der athemlose Wettlauf weiter. Alles strebt nach fernen Zielen und flattert, dieselben nie erreichend, unbeständig hin und her. So wenig wie Knabe und Mädchen das stille friedliche Glück der Kindheit genossen haben, just so wenig genießen Jüngling und Jungfrau die herrliche Jugendzeit, und der reife Mann zersplittert erst recht seine Kraft in hundert verschiedenen Aufgaben.

Beständig vorwärts hastend, um seinen Nebenmenschen zu überflügeln, weiß er nichts vom ruhigen Genusse der Gegenwart; denn kaum hat er das eine Ziel erreicht, so ringt er schon wieder athemlos nach einem anderen. Niemand widmet *einem* Fache,

Digitized by Google

einem Lebensberufe seine ganze Kraft und bildet sich gründlich dafür aus. Verlangt doch unsere Zeit vor Allem Vielseitigkeit und zuckt spöttisch die Achseln über die Gründlichkeit der alten Tage von Anno dazumal, wo noch der Gelehrte nur Gelehrter war, der Soldat nur Soldat, der Professionist nicht auf der Geschwornen Liste stand und der Künstler nicht nebenbei auch als Kaufmann speculirte.

Jetzt ist das anders geworden; jetzt muß Jeder — Alles sein, wenn er im großen Kampfe um's Dasein nicht unterliegen, wenn er sich im ewigen Wettlauf nach Ruhm und Gewinn in den ersten Reihen behaupten will. Wehe dem Oekonomen, der nicht Chemiker, Kaufmann, Politiker ist! Er kommt gar bald unter den Schlitten. Um aber in gesellschaftlicher Beziehung zu bestehen, muß er auch noch Schöngeist und feiner Weltmann sein: er muß wenigstens eine Art von Sport cultiviren, Reisen gemacht und Alles gesehen haben, was es mindestens in Europa Sehenswerthes giebt.

Ich bitte euch, wie soll ein Menschenleben zu alledem ausreichen? Es reicht auch in Wahrheit nicht aus dazu. Deshalb die Oberflächlichkeit in Allem, und das ängstliche, unaufhörliche Hasten. Wir lesen in einem alten Buche: „Um Italiens Schätze mit Verstand zu genießen, bedürfte es eigentlich eines ganzen Menschenlebens. Die Jugend, sich durch Studien darauf vorzubereiten, die reifen Jahre, um das Wunderland zu schauen, und das Alter, um es zu beschreiben und in der Erinnerung daran zu schwelgen!"

Wie aber reist man in unseren Tagen nach Italien?

Man entschließt sich heute zur Reise, nimmt morgen ein Rundreisebillet oder schließt sich einem Vergnügungszuge an, der übermorgen abdampft. In vier Wochen ist man wieder daheim, hat Florenz, Rom und Neapel gesehen und weiß davon ebenso klug mit zu schwatzen, wie all die Anderen auch.

Wer liest heute ein gutes Buch so wie wir Alten zu unserer Zeit? Wohl sehr Wenige! Man durchfliegt Bücher und Zeitschriften, um von ihnen ebenso sagen zu können: „Ich habe sie gelesen," wie man von Italien sagt: „Ich habe es gesehen." Wie wollte man denn auch sonst allwöchentlich mit etlichen zwanzig Zeitschriften, einigen neuen Romanen und so vielen Zeitungen fertig werden?

Lächelnd erinnere ich mich der Zeit, wo ich Monate lang über einem Walter Scott'schen Roman las und denselben dann beim Spaziergang fast wörtlich getreu den jüngeren Geschwistern wieder erzählte!

Damals — ja damals lebte man wirklich mit diesem „Ivanhoe" und „Richard" während der Zeit, wo man sie las. Die jungen Frauen tauften ihre Kinder mit dem Namen ihres Lieblingshelden; die Mädchen träumten sich während des eifrigen Nähens und Strickens in die schottischen Königsgemächer und gaben sich gegenseitig scherzend die Namen der betreffenden Burgfräulein.

Wie viel Kinder hätten wir heute zu taufen, wenn wir in ihnen alle Namen verewigen wollten, die jede Woche an uns vorüber huschen! Kaum daß hier und da eine besonders pikante oder originelle Scene haften bleibt im Gedächtniß, kaum daß man sich im nächsten Jahr noch der Titel jener Bücher erinnert, die man in diesem gelesen hat — von Liebe zu einem schönen Buch kann nicht mehr die Rede sein. Es ist aber, als ob mit der Anhänglichkeit und Liebe zu den Dingen auch die zu den Personen uns mehr oder weniger abhanden gekommen wäre.

Das Kind unserer Tage besitzt ein Dutzend Puppen und Püppchen von der verschiedensten Art und bekommt alle Weihnachten wieder neue dazu. Unmöglich kann es diese bunte Schaar so lieben, wie wir unsere einzige Puppe mit dem gemalten Holzkopf und den schwarzen Korkzieherlocken geliebt haben. — Ob auch die Farben ihres Gesichtes längst in übel angebrachtem Eifer abgewaschen oder in übergroßer Zärtlichkeit ab — geküßt waren, doch wurde das steife Ding jeden Abend ausgezogen und in sein weißes Bettchen gelegt, am Morgen aber sorgfältigst wieder angekleidet, um auf unserm Schooß die süße warme Milch mit aus unserm Glase zu trinken; von keinem Leckerbissen vergaßen wir, der geliebten alten Puppe den ersten Bissen zu geben, aber wehe dem übermüthigen Bruder, der es gewagt hätte, den Liebling unseres kleinen Herzens zu schmähen!

So wuchs die Liebe und Anhänglichkeit groß in unserem Herzen und erstreckte sich später auch auf die wenigen Schulfreundinnen, mit welchen wir unzertrennlich verbunden blieben, nicht nur auf der Schulbank, sondern auch weiter hin, bis an den Rand des Grabes. Jetzt, wo ein Kind ein Dutzend Puppen hat und, bei dem häufigen Wechsel von Wohnort und Schule, noch viel mehr Gespielinnen, jetzt kann solch tiefe, mit uns groß gewachsene Anhänglichkeit und Treue nur schwer noch im Kinderherzen Wurzel fassen. Schnell vergißt es die zerbrochene Puppe über der glänzenden neuen, die alte Gespielin über der neuen; schnell vergißt es, heranwachsend, auch alle die Lieben, von welchen es zeitweilig oder durch den Tod geschieden wird.

Wir haben keine Zeit mehr, um geliebte Todte zu trauern, wie ehedem. Immer vorwärts geht das tolle Jagen, wie in der Feldschlacht, über die Opfer hinweg, für die man kaum noch einen kurzen Blick des Bedauerns hat. Es mag eine altmodische Ansicht sein, aber mich dünkt, als sei unser ganzes jetziges Leben zu reich, zu wechselnd, zu mannigfaltig geworden. Vielleicht gewinnt das Menschengeschlecht im großen Ganzen dadurch, aber jeder Einzelne verliert entschieden durch diese Ueberladung.

Um noch einmal auf die Kinder der alten Zeit zurückzukommen: mit welchem Vergnügen lasen wir damals unser einziges Buch wieder und immer wieder, bis wir es wörtlich auswendig wußten, um es dann — erst recht noch einmal zu lesen!

Ich besitze noch ein paar solch alter Bücher, die ich geliebt habe wie lebende Wesen. Waren ja doch auch alle Personen, von denen sie handelten, mir wirkliche Menschen, denen im Leben einmal zu begegnen, ich beständig hoffte. Ich frage euch alle, ihr Groß- und Urgroßmütter, steht der alte Campe nicht lebendig vor eurer Erinnerung? Oder sitzt er nicht vielmehr lebendig da, unter dem Apfelbaume, den „Robinson" erzählend?

Welches von unsern Enkelkindern hat irgend ein Buch aus seiner reichen, schön ausgestatteten Bibliothek so lieb und kennt es so genau, wie wir den „Robinson", „die Kinderbibliothek" und „die Entdeckung von Amerika"? Welches Kind weint heiße Thränen über das Schicksal seiner Bücherhelden, wie wir sie geweint haben? — Das Alles ist versunken und verklungen mit der guten alten Zeit.

Das schöne Spielzeug aller Art, womit wir unsere Kinder so überladen, daß sie es weder in Ordnung zu halten, noch es lieb zu haben vermögen, ist eine würdige Vorbereitung für ein Leben, das ihnen auch so viel und Vielerlei bieten, auferlegen und zumuthen wird, daß es nur wie ein beängstigender, nebelhafter Traum an ihnen vorüber gleitet, ohne sie je zu voller Erkenntniß, zu innigem Verständniß, zu ruhigem Genusse gelangen zu lassen.

Wir erziehen, ohne es zu wollen, schon unsere Kinder dazu, in hastiger Eile über diese schöne herrliche Erdenwelt fortzujagen, die doch wahrlich verdiente, etwas näher besehen zu werden!

Das Kind der alten Zeit durfte sich ausspielen, der Jüngling sich auslernen: Mann und Frau genossen in vollen Zügen die Freuden des Familienlebens und begnügten sich mit der Erfüllung ihrer Berufs- und Elternpflichten; das Alter ruhte behaglich aus auf den Lorbeeren seiner Thätigkeit und nützte seine Erfahrungen noch reichlich in belehrenden Erzählungen und weisen Rathschlägen für die heranwachsende Generation. Es gönnte aber auch dieser nachfolgenden Generation ihren Antheil und verlangte nicht, selbst mit zu ringen und zu kämpfen, mit zu laufen und zu jagen bis zum letzten Athemzuge.

„Großvater", der meinige zum Beispiel, war nicht nur ein echter Bräutigam, als er „Großmutter nahm", er war auch ein seelenvolles Kind, da er im väterlichen Garten seine Drachen steigen ließ; er war ein fleißiger tüchtiger Student, und genoß die wenigen, aber schönen Reisen, die er zur Ferienzeit, größtentheils zu Fuß, mit Ränzel und Wanderstab, unternehmen durfte, in vollen Zügen. Er lebte sodann mit Leib und Seele für seinen Beruf und seine Familie und brachte schließlich sein heiter ruhiges, beschauliches Alter in ungetrübter Geistesfrische auf fünfundachtzig Jahre. Bis zum letzten Lebenstage mild, heiter und freundlich, theilte er seine Zeit zwischen den geliebten Bücherschätzen und den geliebten Kindern. Die letzteren meinten freilich zuweilen, dabei ein bischen zu kurz zu kommen, aber die Bücher waren ja auch Großvaters alteste Freunde, so mußte man ihnen schon den Vorrang gönnen. — So hat Großvater sich Zeit genommen, zu leben, wirklich zu leben, und jedem einzelnen Lebensabschnitt sein volles Recht zu geben: er nahm sich auch Zeit dazu, sanft und friedlich einzuschlummern — wer weiß, vielleicht zu einem schönen Erwachen dort oben, wo wir wohl gar Rechenschaft abzulegen haben werden von der Verwendung oder Verschwendung unseres Erdenlebens!

Digitized by Google

Die Strafe der Prälaten.

Eine Episode aus der schwedischen Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts.

Durch Kühnheit, Ausdauer und List hatte Gustav Erikson Wasa sein Vaterland von fremder Tyrannei, von dem mehr als hundertjährigen Joche der Union befreit, hatte er, der einfache schwedische Edelmann, sich eine Krone erworben. Am Johannisabend des Jahres 1523 zog nach langer Zeit wieder ein einheimischer Herrscher in die Königsburg von Stockholm ein, deren rauchgeschwärzte Mauern traurig auf die verwüstete Stadt blickten und den Neugekrönten daran zu mahnen schienen, daß sein Werk jetzt erst zur Hälfte gethan sei. Wohl waren die äußeren Feinde des Reiches zurückgeschlagen, dafür aber galt es jetzt, den schwereren Kampf gegen die zahlreichen Widersacher des Königthums und der Volkswohlfahrt im Lande selbst auszufechten — bis auf's Messer, wenn es sein mußte. Das unglückliche Schweden war seit den Tagen der Folkungerherrschaft unaufhörlich durch innere Kriege verheert worden; es bedurfte, sollte es sich erholen, jetzt dringend der Ruhe, des Friedens. Um aber Ruhe und Frieden herstellen zu können, hieß es die alten Verhältnisse gänzlich umgestalten, hieß es in den schwedischen Landen auf's Neue eine Macht begründen, die hier schon seit vielen Jahren nicht mehr vorhanden war, die Macht der Krone. Während der Union war überall die größte Zügellosigkeit eingerissen — wie konnte dem auch anders sein?

Die Herrscher des Landes waren Fremde: sie residirten im fernen Kopenhagen und waren vollauf beschäftigt, Ruhe und Ordnung im eigenen Lande aufrecht zu halten. Ungern sah sich jetzt der stolze und mächtige schwedische Adel von einem seines Gleichen beherrscht. Aber auch das bis dahin unterdrückte Volk hatte sich während der langwierigen Kriege zu einer politischen Macht erhoben und begann sich als solche zu fühlen. Die bedeutendste Stellung im Reiche aber hatte sich im Laufe der letzten drei Jahrhunderte die römisch-katholische Kirche erobert. Sie, deren Anfänge in dem erst spät christianisirten Norden so bescheiden gewesen, spottete schon längst der königlichen Gewalt, die sie tief unter ihrer eigenen erblickte. Mit sclavischer Demuth beugte sich ja damals Alles unter dem Gebote Roms, das mit der Waffe des Bannstrahls uneingeschränkt über den größten Theil Europas herrschte. Und wohl nirgends war diese Herrschaft drückender, als in dem armen und rauhen Schweden. Während hier die Felder, von feindlichen Rossehufen zerstampft, brach lagen, während das Volk Hunger litt und selbst die Wohlhabenden unter der Last der Kriegssteuer seufzten, vereinigte die unbesteuerte Geistlichkeit in ihren Händen unermeßliche Reichthümer an Metall und liegenden Gründen, schwelgte sie im Genusse reicher Pfründen und Schenkungen.

Gustav Wasa's Scharfblick mußte bald erkennen, daß es zur Aufrichtung des herabgekommenen Reiches und zur Erneuerung des verblaßten Glanzes der Krone nur ein Mittel gab: Vernichtung der kirchlichen Gewalt. Wohl war es ein gefährlicher Kampf, den der junge König auf seinem noch wankenden Throne gegen einen übermächtigen Gegner aufnahm, ein Kampf, der ihn leicht Krone und Leben kosten konnte. Vor mehr als zweihundert Jahren hatte ein solcher Kampf Torkel Knutson's Haupt unter das Henkerbeil gebracht; noch vor Kurzem hatte er den König Karl Bonde zweimal vom Throne gestürzt. Allein Schweden hatte jetzt einen Herrscher, der keine Furcht kannte, der mit zäher Beharrlichkeit sein Ziel verfolgte und, wo seine Macht nicht ausreichte, seine Zuflucht zu den Waffen der List nahm, in welchen er selbst seine schlauesten Gegner noch überbot.

Als Gustav der Erste den Thron seines Vaterlandes bestieg, waren schon sechs Jahre seit dem Tage vergangen, an welchem Luther seine Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen hatte. Schon früh war seine Lehre nach dem Norden gedrungen, vornehmlich durch zwei schwedische Theologen, Olaus und Laurentius Petri, die, als directe Schüler des Reformators, bald in dem neuen Könige einen warmen Beschützer fanden. Dieser, der schon zur Zeit seines Exils in Lübeck mit Luther's Lehren bekannt geworden war, sah jetzt in ihnen ein geeignetes Mittel, das unerträgliche Joch der römischen Kirche abzuschütteln. Ob wahre Ueberzeugung, ob politisches Interesse Gustav Wasa zum Reformator gemacht, ist gewiß schwer zu entscheiden. Vielleicht ging beides Hand in Hand. Schon drei Monate nach seiner Thronbesteigung wagte Gustav einen kühnen Ausfall gegen die Kirche. Als er nämlich bei Gelegenheit des Westeräser Jahrmarktes den Ständen Rechenschaft über die Unkosten des Krieges ablegte, trat er mit dem Vorschlage hervor, daß, um die entstandenen Schulden zu tilgen, auch die Geistlichkeit besteuert werden möge. Dieser Vorschlag drang durch — mit dem Golde und Silber der Kirchen wurden die mit Ungeduld ihren rückständigen Sold verlangenden ausländischen Kriegsknechte abgefunden; aber die Priester erhoben ein ungeheures Zetergeschrei ob dieses Eingriffs in ihre uralten Privilegien, und das ängstliche, geistig geknechtete Volk harrte zitternd der fürchterlichen Strafen, die der Himmel nach Aussage der Mönche über den König verhängen würde. Wirklich brachte gleich das erste Regierungsjahr Gustav's Mißwachs, Hungersnoth und verheerende Seuchen, ein unglücklicher Zufall, den sich die Priester trefflich zu Nutze machten. Das von ihnen aufgewiegelte Volk fing nun an zu murren und über die hohen Steuern zu jammern, bei welchen es sein Dasein von Birken- und Tannenrinde fristen müsse. Spottweise nannte es Gustav den Hunger- und Rindenkönig.

Damals saß auf dem bischöflichen Stuhle zu Westeräs ein ränkevoller und ehrgeiziger Mann, Peder Jakobson Sunnanväder, gewöhnlich Peder der Kanzler genannt, weil er unter dem letzten Reichsverweser Sten Sture dieses Amt bekleidet hatte. Sein Vorleben war nicht das rühmlichste. Schon seinen früheren Gebieter hatte er auf alle Art betrogen: gleichwohl bediente er sich jetzt dessen hinterlassener Familie, um den verhaßten König zu stürzen und zugleich seinem eigenen Ehrgeize Spielraum zu schaffen.

Das Geschlecht der Sture galt für das edelste in Schweden. Seit einer Reihe von Generationen waren die höchstgestellten Männer des Reiches diesem Hause entsprossen, jetzt aber blühte es nur noch in zwei Knaben, deren Mutter, die heldenmüthige Christina Gyllenstjerna, welche sich durch ihre ruhmvolle Vertheidigung Stockholms gegen Christian, den Tyrannen, einen unvergleichlichen Namen in der schwedischen Geschichte erworben, noch immer in dänischer Gefangenschaft schmachtete. Obgleich die Halbschwester von Gustav's Mutter, war sie ihm doch durch die Interessen ihres Hauses, die den Argwohn des jungen Königs beständig rege hielten, entfremdet. Darauf baute der ränkevolle Sunnanväder seinen Plan, der darauf hinauslief, den jungen Nils Sture zum Könige zu erheben, da er in Vieler Augen auf die Krone ein besseres Recht zu haben schien, als deren jetziger Inhaber.

Die großen Verbindungen des Bischofs ermöglichten ihm, das Netz seiner Intriguen weit auszuspinnen; überall hatte er Freunde und Verbündete, namentlich in der Provinz Dalarne, deren Bewohner, die sogenannten Thalmänner, sich von jeher eines großen Einflusses auf die Geschicke des Reiches rühmen durften. An die Thalmänner schrieb daher der schlaue Prälat vor allen Dingen. Lebhaft stellte er ihnen vor, welch schweres Unrecht man gegen das edle Haus Sture begangen, daß man nicht aus ihm den Herrscher des Landes gewählt habe; er erinnerte sie an Sten Sture's Verdienste, an seine ruhmvolle Regierung, unter der die Bauern gute Zeit gehabt hätten, und schloß mit Verwünschungen gegen Gustav, den tyrannischen Feind des wahren Glaubens, den herzlosen Besteuerer der Armuth.

Derartige Briefe verfehlten ihre Wirkung nicht. Nur zu leicht ließ sich das durch die drückenden Steuern bereits erbitterte Landvolk für des Bischofs Pläne gewinnen, glücklicher Weise aber kam das frevelhafte Treiben des Aufruhrstifters bald an den Tag. Einige seiner Briefe wurden von Lars Olafsson, dem Landeshauptmann in Dalarne, aufgefangen und unverzüglich dem Könige gesandt. Dieser hatte sie kaum empfangen, als er sich, rasch entschlossen, auf's Pferd setzte und, nur von einigen Reichsräthen begleitet, nach Westeräs ritt. Im Domcapitel fand er die Domherren und den Bischof versammelt, sowie in des letzteren Gesellschaft seinen intimen Freund, den neuerwählten Erzbischof von Upsala, welchen die Chroniken den Magister Knut nennen. Mit den verrätherischen Schriften in der Hand trat der König in den Kreis der Geistlichen; durchbohrend hefteten sich seine Augen auf den Bischof, der leichenblaß ward und vergebliche Anstrengungen machte, zu sprechen. Angesichts der Beweise wäre alles Leugnen doch

Digitized by Google

nutzlos gewesen. Er ward sofort abgesetzt, und als sich der Erzbischof in's Mittel legte und von dem canonischen Recht sprach, nach welchem Geistliche nicht von Weltlichen gerichtet werden konnten, traf ihn ein gleiches Schicksal. Denn wer einem offenkundigen Verräther zu helfen suche, müsse selbst ein Verräther sein, erklärte der König mit zornbebender Stimme. Dann verließ er ohne Gruß den Saal, Alle stumm und bestürzt zurücklassend. Sunnanväder und der Erzbischof, der durch des Königs schroffes Verfahren nun gleichfalls unlöslich an die Sache des Aufruhrs gefesselt war, ergriffen die Flucht. Wuthschnaubend kamen sie in die Thallande, wo sie das durch Briefe begonnene Werk des Verraths persönlich fortschürten. Unter Anderem sprengten sie aus, der König habe sich mit dem in Schweden verhaßtesten Manne, dem verbannten Erzbischof Gustav Trolle, dessen Rachgier einst Christian den Tyrannen in's Land gerufen, heimlich verglichen und durch dessen Einfluß sei der das Reich schädigende Vertrag von Malmö abgeschlossen worden, durch den die Provinz Blekingen an Dänemark verloren ging. Ferner, hieß es, halte er die Christina Gyllenstjerna gefangen, ihren Sohn Nils habe er heimlich bei Seite geschafft, während er gerade zur nämlichen Zeit für Sten Sture's Wittwe die Freiheit erwirkt und ihr den Sohn hatte zuführen lassen, der, um ihn den dänischen Nachstellungen zu entziehen, bisher in Danzig erzogen worden war.

Die Prälaten schmiedeten noch immerfort Pläne, diesen Knaben auf den Thron zu bringen. Da er noch unmündig war, so sollte sich seine Mutter mit dem dänischen Admiral Severin Norby vermählen, der noch im Namen Christian des Zweiten die Insel Gottland beherrschte und von dort aus Seeräuberei wider alle Nationen trieb. Dieser warb schon seit geraumer Zeit um die nicht mehr jugendliche Christina, mit welcher er die Herrschaft über Schweden zu erlangen hoffte; allein die edle Frau, die noch immer ihr kurzes Eheglück beweinte, dachte nicht daran, dem fremden Abenteurer, dem Feinde ihres Vaterlandes ihre Hand zu reichen, mochte sie auch sonst ehrgeizigen Entwürfen nicht unzugänglich sein.

Solche Umtriebe, die dem Könige keineswegs verborgen blieben, waren wohl geeignet, seine Ruhe zu stören. Dazu trafen ihn um dieselbe Zeit so mancherlei andere Widerwärtigkeiten, wie der Verlust Blekingens, der Skandal der Wiedertäufer in Stockholm und der Verrath des deutschen Ritters Berndt von Melen, der die wichtige Festung Wisby dem Severin Norby in die Hände spielte. Da er sich allerseits von Treulosigkeit und Undank umgeben sah, so beschlich ihn tiefer Mißmuth, der ihn den Gedanken fassen ließ, die allzu drückende Krone niederzulegen. Allein sein kraftiger Geist ließ sich nicht anders als momentan niederbeugen, bald erwachten Ehrgeiz und Thatkraft auf's Neue in seiner Brust, die ihm geboten, das halbvollendete Werk mit allen Mitteln zum ersehnten Ziele zu führen.

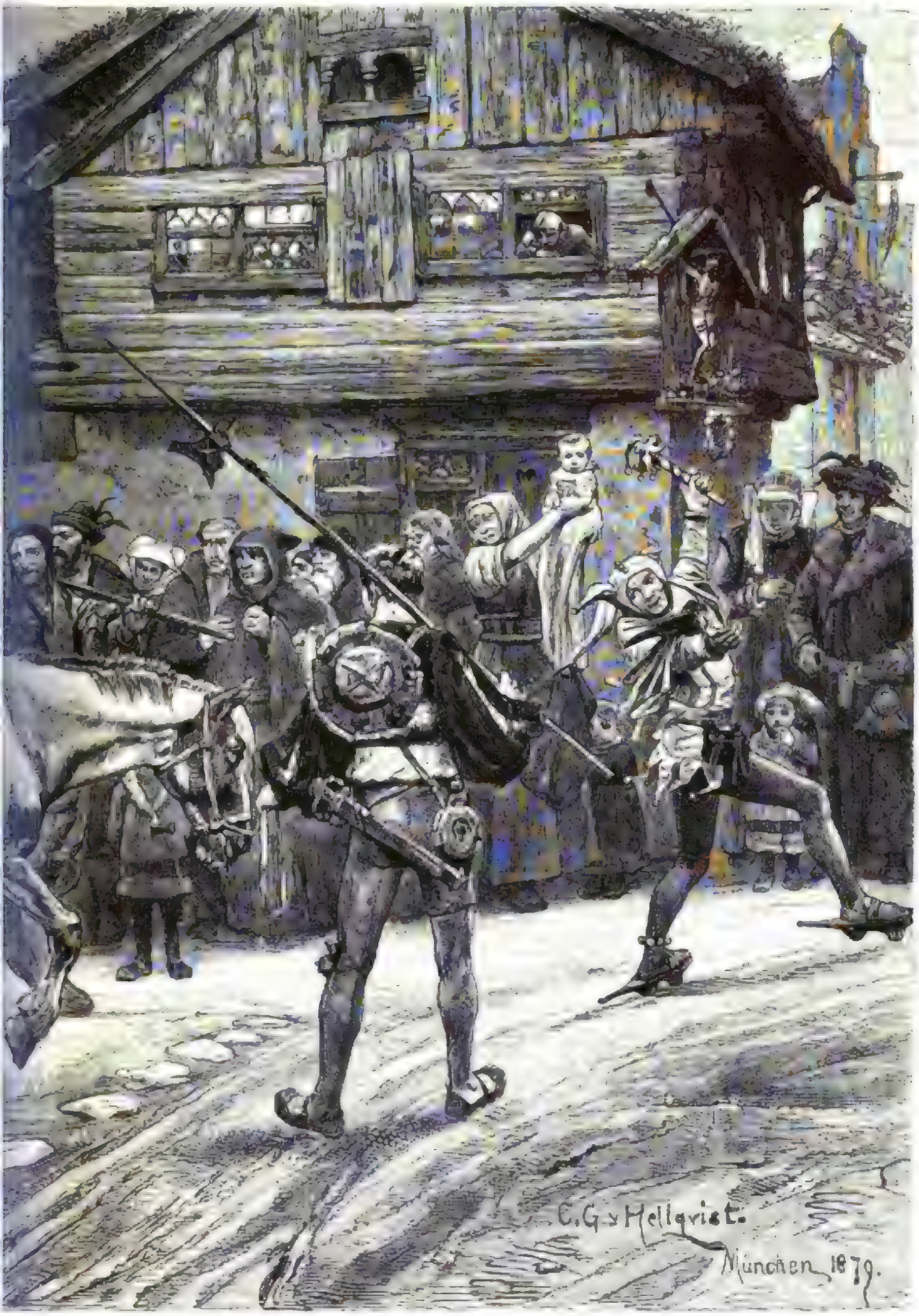
Zuerst zog er an der Spitze eines Kriegsheeres in das aufrührerische Dalarne. Die Thalmänner hatten ihm nämlich kurz vorher einen höchst anmaßenden Brief gesandt, in dem sie ihm

Die Strafe
Nach seinem Gemälde auf Holz [illegible]

vorhielten, wie er einst vogelfrei in ihren Thalern umher geirrt sei, wie sie es gewesen, die ihn geborgen und ihm zur höchsten Ehre verholfen. Nun habe er ihre Hoffnungen grausam getauscht, habe drückende Steuern eingeführt, die Ausländer begünstigt, Kirchen und Kloster beraubt und unter dem Volke ketzerische Irrlehren

Digitized by Google

verbreitet. Würden diese Mißbräuche nicht bald abgestellt, so müßten sie ihm die Treue aufsagen, er wisse ja, was die Thalmänner vermöchten, und könne es leicht noch einmal zu seinem Unglück erfahren. Aus diesem übermüthigen Schreiben tönte die Stimme der abgesetzten Prälaten nur zu deutlich heraus; sich



r Prälaten.
: von C. G. Hellqvist in München.

ihrer zu bemächtigen, war daher ein Hauptgrund für des Königs Zug in die Thallande. Allein auf die Kunde seiner Annäherung entflohen die Aufrührer eilends nach Norwegen. Die Thalbauern, welche Gustav auf die Haide von Tuna vor sein Angesicht beschied, wurden schnell kleinlaut: sie schoben alle Schuld auf die entflohenen Aufwiegler und baten unter dem Schwure ewiger Treue fußfällig um Gnade. Der König, der daran dachte, daß die Wiege seines Königthums in diesen Thälern gestanden und daß ihm einst zur Zeit der Noth von denselben Männern, die jetzt vor ihm knieeten, Gastfreundschaft und Unterstützung geworden, schenkte ihnen gern Verzeihung; die Verfolgung der flüchtigen Prälaten aber setzte er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln fort. Bald hörte er, sie hätten ein Asyl in Drontheim beim Erzbischofe Olaf gefunden; aber dieser verweigerte die Auslieferung der Hochverräther und suchte sie im Gegentheil mit Schutz zu umgeben, da sie in seinen Augen Märtyrer der Kirche waren, welche die ketzerische Gewalt des Staates ungerechter Weise verfolgte. Sunnanwäder und Knut wären daher wohl noch lange außerhalb des Bereiches von Gustav's Macht geblieben, wenn ihnen nicht schließlich das unthätige Leben im fremden Lande, fern vom Schauplatze ihrer Interessen und Intriguen, zum Ueberdruß geworden wäre.

Der Erzbischof Olaf mußte daher für sie vom schwedischen König ein sicheres Geleit für ihre Rückkehr nach Schweden fordern, unter dem Vorwande, daß sie dort ihre Unschuld vor Gericht zu vertheidigen wünschten. Das Tribunal, welchem sie nach den Kirchengesetzen allein gegenübergestellt werden durften, bestand aus den schwedischen Bischöfen, von deren Urtheilsspruch sie nichts zu befürchten hatten. Allein sie kannten Gustav's ganze Kühnheit noch nicht. Um die Aufrührer bestrafen zu können und ähnlichen Fällen vorzubeugen, sann er auf einen kühnen Ausfall gegen die Geistlichkeit. Diese unter weltliche Gerichtsbarkeit zu bringen — nichts Geringeres war sein Vorhaben.

Mit dem gewünschten Geleitsbrief, in dem es hieß, daß sie ungehindert nach Schweden kommen möchten, dort vor „gebührenden" Richtern Rede zu stehen, durch ihre Privilegien anscheinend gesichert und hochmüthig wie immer, begaben sich die Prälaten im Sommer 1526 auf die Reise. Sunnanwäder mußte zwar unterwegs Krankheitshalber zurückbleiben, der Erzbischof aber erreichte am 26. Juli Stockholm. Hier aber ward er zu seinem nicht geringen Erstaunen vor ein Gericht gebracht, das zwar aus vier Bischöfen, aber auch aus sechs Reichsräthen bestand, vor welchen der König selbst als Ankläger auftrat. Des Erzbischofs eigene Briefe bildeten die vollgültigsten Beweise seiner Schuld. Die weltlichen Richter verurtheilten ihn einstimmig zum Tode; ganz umsonst erhoben die vier Bischöfe Einsprache gegen die Rechtmäßigkeit des ganzen Verfahrens. Die Vollziehung des Urtheils ward einstweilen noch aufgeschoben: erst wollte der König auch den andern Vogel im Netze haben.

Peder Sunnanwäder war inzwischen wieder genesen und

hatte seine Reise fortgesetzt. Andere Nachrichten lassen ihn freilich gar nicht krank sein, sondern in plötzlicher Ahnung seines Schicksals bei einer norwegischen Edeldame, Ingierd Römer, Zuflucht suchen, deren Vogt ihn aber seinen Gegnern auslieferte. Dem sei nun so oder anders, jedenfalls kam er zwei Monate nach seinem Genossen ebenfalls nach Stockholm. Aber seltsam sah er sich vor den Thoren der Hauptstadt empfangen. Auf königlichen Befehl hatte man nämlich den Erzbischof Knut aus seinem Gefängniß geholt, ihn mit alten zerlumpten Meßgewändern und einer Bischofsmütze aus Birkenrinde bekleidet, und ihn in solch lächerlich kläglichem Anzuge rücklings auf eine alte ausgehungerte Mähre gebunden, deren Schwanz er statt des Zügels in die Hand bekam. So ward er seinem ankommenden Freunde entgegengeführt, der damit plötzlich die ganze Schwere seines eigenen Geschickes vor Augen sehen mußte.

Von Knut's Begleitern mit Hohn und rohen Schimpfreden empfangen, wurde Sunnanväder auf ein ebenso elendes Roß gehoben und ähnlich wie der Erzbischof ausstaffirt. Statt der Bischofsmütze setzte man ihm eine Strohkrone auf das Haupt und umgürtete ihn mit einem alten zerbrochenen Holzschwerte; dann setzte sich der unwürdige Zug in Bewegung. Welche Gefühle mögen in der Brust der ehrgeizigen Prälaten gelebt haben, als sie, den Schwanz ihrer Schandmähren in der Hand, düster vor sich hinstierend, durch die Straßen der Hauptstadt zogen, die sie in ihren vermessenen Träumen zur Rechten eines von ihnen erhobenen und beherrschten Königs und umwogt von einer jubelnden Volksmenge wiederzusehen gehofft hatten! Ein schreckliches Erwachen war jetzt dem ehrgeizigen Traume gefolgt. Statt der Jubelrufe umtönten sie Spottgesänge; statt glänzender Trabanten umschwärmten sie Gaukler und Possenreißer, verkleidete Männer aus der Hefe des Volkes, die lärmend vor dem Zuge herriefen: „Hier kommt der neue König, Herr Peder Sunnanväder!“

Dieses Schauspiel des Hohnes über einen machtlosen, überwundenen Feind war eines so großen Mannes, wie Gustav Wasa, unwürdig. Allein man muß die rohen Sitten eines Zeitalters in Erwägung ziehen, das an dergleichen Schaustellungen gewöhnt war, muß bedenken, wie schwer der König gereizt war, wie ihm diese unruhigen Köpfe Jahre seines Lebens verbittert hatten.

Außerdem verfolgte er durch sein Verfahren noch einen besonderen Zweck. Indem er die ersten Würdenträger der Kirche dem Pöbel seiner Hauptstadt in so erniedrigender Weise vorführte, wollte er nicht allein ihren Aufruhr auf eine schimpfliche und abschreckende Weise bestrafen, sondern auch die hohen Begriffe des Volkes von der Unantastbarkeit geistlicher Personen herabstimmen, den Heiligenschein, der die Priester in den Augen der thörichten Menge vor anderen Sterblichen auszeichnete, für immer zerstören.

Nachdem der klägliche Zug die Hauptstraßen der damals noch kleinen Inselstadt passirt hatte, blieb er schließlich auf dem Hauptmarkte stehen. Dort wurden die Verbrecher zu dem erhöhten Schandpfahle geführt, an welchem sie mit dem verachtetsten Manne im Lande, dem Henker, Brüderschaft trinken mußten. Nach diesem ordinären Schlußeffect schleppte man die Prälaten in ein dunkles, elendes Gefängniß, in dem sie Monate lang gehalten wurden. Erst zu Anfang des folgenden Jahres ward Sunnanväder nach Upsala gebracht und dort ebenfalls vor ein gemischtes Gericht gestellt, zu welchem die Bischöfe nur unter der Erklärung erschienen, daß ihre Gegenwart keineswegs als Billigung des von weltlichen Personen über einen Geistlichen zu fällenden Urtheils angesehen werden dürfe; allein ohne diese Einsprache nur im Geringsten zu beachten, führte der König Sunnanväder's viele Verbrechen auf, von welchen ein einziges genügend war, seinen Urheber des Todes schuldig erscheinen zu lassen. Die Hinrichtung geschah denn auch noch am nämlichen Tage — es war der 18. Februar des Jahres 1527. Nachdem der Henker sein trauriges Amt vollendet, ward der todte Körper auf's Rad geflochten und den Raben zur Beute überlassen. Das gleiche Schicksal erduldete drei Tage später zu Stockholm der treue Gefährte seiner Umtriebe und seines Unglücks, Knut, der ehemalige Erzbischof von Upsala.

So endete der Aufruhr der Prälaten; allein die böse Saat, die sie gesäet, sollte noch bittere Früchte tragen. Kurz vor seinem Tode hatte Sunnanväder einen jungen Bauernburschen entdeckt, der eine auffallende Aehnlichkeit mit Sten Sture zeigte. Unschwer hatte er ihn vermocht, sich für den Sohn des verstorbenen Reichsverwesers auszugeben, und ihn selbst in alle Details seiner Rolle eingeweiht, die Niemand besser kennen konnte, als er, der frühere Hofbeamte der Sture. Sein plötzliches Ende schien die Intrigue zu zerstören, allein der Zufall wollte, daß kurze Zeit darauf der junge Nils Sture ganz unerwartet starb und seltsame Gerüchte über diesen Todesfall in Umlauf kamen. Nun erschien Sunnanväder's Creatur in den Thallanden, dort aussprengend, er sei der Todtgeglaubte, der, um Gustav's mörderischen Anschlägen zu entgehen, sich scheinbar habe begraben lassen. Dieser Aufstand des Thaljunkers — so nannte man den Pseudo-Sture — machte dem Könige noch viel zu schaffen, ehe die briefliche Erklärung der Christina Gyllenstjerna an die Thalbauern, daß der von ihnen Beschützte nicht ihr Sohn, sondern ein schamloser Betrüger sei, dessen Ansehen vernichtete. Er mußte fliehen und ward in der Folge zu Rostock, eines Diebstahls wegen, gehängt. Die Thalmänner aber kehrten reuig unter Gustav's Fahnen zurück.

Auch die Priesterschaft hatte nun den jungen König von zu schrecklicher Seite kennen gelernt, um erneuten Aufruhr zu erregen. Mit ihrer Macht in Schweden war es zudem bald zu Ende. Drei Monate nach dem an den beiden Prälaten vollzogenen Strafacte fand jener denkwürdige Reichstag zu Westeräs statt, auf welchem Gustav den größten Theil der von ihm auf kirchlichem Gebiete beabsichtigten Neuerungen durchsetzte. Allein noch brauchte es über ein halbes Jahrhundert, ehe die Wirkungen dieses Reichstages im Lande zur Reife kamen; erst unter Karl dem Neunten gewann Luther's Lehre unbestritten Herrschaft über das von Rom so lange geknechtete, durch Gustav Wasa zwiefach befreite schwedische Reich.

Die deutsche Nähmaschine.

Die deutsche Nähmaschinen-Industrie befindet sich gegenwärtig in einer Krisis, aber sie steuert auf den völligen Sieg los.

Die „eiserne Nähmamsell“ ist bekanntlich von Geburt eine Amerikanerin. Dankbar erkennt das der Deutsche an, und wir wollen diese Pietät auch gar nicht verdammen, wenngleich die „junge Nation“ von der alten Welt schon hundert andere Erfindungen als Gegenhonorar im Voraus empfangen; zu verdammen ist es aber, wenn wir durch das zähe Haften an Vorurtheilen unsere nationalen Lebensinteressen schädigen, wenn wir die anfänglich berechtigte Vorliebe für das Fremde auch dann noch aufrecht erhalten, wenn es in der Heimath längst überholt ist — war es doch gerade die deutsche Nähmaschinen-Industrie, die sich an der feinen Erziehung und Ausbildung dieser geborenen Amerikanerin am hervorragendsten betheiligt.

Schon im vorigen Jahrhundert beschäftigten sich viele Grübler mit dem Gedanken, die nähende Hand durch eine Maschine zu ersetzen; aber sie ließen sich sämmtlich durch ein Irrlicht nasführen: sie glaubten, es müsse die Handnaht sein, die durch die Maschine hergestellt werden solle, und so scheiterten sie an den großen, nicht auszugleichenden Unterschieden, die zwischen dem lebenden und dem todten Mechanismus bestehen.

Das erste Patent auf eine Nähmaschine lösten zwei Engländer Namens Stone und Henderson im Jahre 1804, sie scheint aber nie zur praktischen Anwendung gekommen zu sein. Ein anderer Brite, mit Namen John Duncan, baute die erste Tambourirstichmaschine und ließ sich diese in demselben Jahr patentiren; sie eignete sich mehr zum Sticken und erfüllte ihren Hauptzweck, das Nähen, nur unvollkommen. Die Engländer betrachten indessen Duncan als den eigentlichen Erfinder der Nähmaschine.

Im Jahre 1814 construirte der wackere Tyroler Schneidermeister Joseph Madersberger eine andere Maschine, die vollständig das Grundprincip der heute so weit verbreiteten Systeme aufweist. Er war zur Einsicht gekommen, daß er eine neue Naht erfinden müsse; er gab der Nadel das Oehr an der Spitze und fing die Schlinge des Fadens, die sich beim Zurückziehen der Nadel bildet, ganz wie heute noch, mit einem zweiten Faden auf; aber die Maschine arbeitete unzuverlässig; Madersberger verlor endlich die Geduld und nähte mit der Hand weiter. Seine immerhin sehr

Digitized by Google

inventiöse Maschine bildet noch heute ein hochinteressantes Object in der Modellsammlung des kaiserlich königlichen Polytechnikums zu Wien.

Ein anderer Erfinder, Barthelemy Thimmonier, ein excentrischer Schneider aus dem Rhonedepartement, hatte überaus tragische Lebensschicksale; er fand Capitalisten, fand selbst die Unterstützung der Regierung, die ihm Schneiderarbeiten für's Militär übertrug; er ward selbst Fabrikherr, irrte aber schließlich verlacht und vergessen mit seinem Modell auf dem Rücken durch Frankreich und fristete sein Leben als — verkanntes Genie.

Seine Maschine war in der Hauptsache von Holz construirt und nähte den Kettenstich; das heißt sie fing mit einer zweiten Schlinge diejenige Schlinge auf, die der erste Stich gebildet hatte. Die Nadel stach von oben in das Zeug; ein Haken an derselben holte von unten den Faden herauf; die Schlinge blieb oben liegen, bis der zweite Stich eine zweite Schlinge durchgeführt hatte. So erzielte er eine Leistung von dreihundert Stich pro Minute, und ihm ward die Genugthuung, daß er in seiner Fabrik zu Paris sechszig Maschinen zu gleicher Zeit in Thätigkeit sehen konnte. Jedoch sein excentrisches Wesen und die Februarrevolution machten die Fortsetzung seines Unternehmens unmöglich, und auf's Neue zeigte er auf Jahrmärkten und in Dorfscheunen sein Modell, um den Hunger stillen zu können.

1851 raffte sich Thimmonier zum letzten Mal auf: er schickte eine sehr verbesserte Maschine nach London zur Weltausstellung, wurde aber damit zurückgewiesen, weil er den Termin der Anmeldung nicht eingehalten hatte. Dieses Unglück bedeutete für den armen Erfinder gewissermaßen ein Glück. Auf jener Ausstellung erregte bereits die Elias Howe'sche Maschine das Aufsehen der civilisirten Welt, und so blieb ihm wenigstens der Schmerz erspart, den Glanz der amerikanischen Erfindung durch seinen unvollkommenen Apparat erhöhen zu müssen. Zerfallen mit sich und den Seinen starb er bald darauf vergessen in einer Pariser Winkeltaverne.

Sein glücklicher Nebenbuhler, der Mechaniker Elias Howe, ward 1819 in Spencer im Staate Massachusetts geboren. Die erste Anregung, eine Nähmaschine zu construiren, empfing er durch seinen Arbeitgeber Ary Davis in Boston. Dieser in technischen Arbeiten äußerst geschickte Mann ward eines Tages in seiner Werkstatt von zwei Männern um Rath befragt, wie eine von ihnen erfundene Strickmaschine zu verbessern sei. Aergerlich antwortete der stets kurz angebundene Davis: „Wenn Ihr etwas Nothwendiges und Nützliches thun wollt, so erfindet eine Nähmaschine! Für Eure Strickmaschine bin ich nicht zu Hause."

Howe war bei jenem Besuche der beiden Männer in Davis' Werkstatt gegenwärtig, und die Antwort, welche sein kluger Arbeitgeber den Fragestellern ertheilte, regte ihn mächtig an; von Stunde an sann er Tag und Nacht über das Problem nach, bis es gelöst und die populärste Maschine construirt war, die wir nach dem Uhrwerk besitzen.

Auch ihm sind mancherlei Irrgänge nicht erspart gewesen; auch er glaubte die Handnaht nachahmen zu müssen, auch er experimentirte unter der drückendsten Armuth mehrere Jahre hindurch gänzlich erfolglos, bis ihm die Frage durch das Hirn fuhr: Muß es denn die Handnaht sein?

Seine Bekanntschaft mit dem Webstuhlbau führte ihn auf das Schiffchen, und damit war die hundertjährige Krisis der Erfindung behoben. Im Winter 1846 wurde die erste Howe-Maschine fertig gestellt, und Howe nähte selbst darauf für seinen Freund Georg Fischer, der ihm das Geld zum Unterhalt während des Experimentirens geliehen, einen completen Tuchanzug, dessen Nähte unverwüstlicher waren, als der Stoff.

Jetzt aber thürmten sich erst die größten Schwierigkeiten vor Howe auf; wir können sie hier nicht weiter verfolgen; der Leser findet Einzelheiten darüber in den früheren Jahrgängen der „Gartenlaube" (vergl. u. A. Jahrg. 1867, S. 492 u. ff.) und möge sich hier mit einigen Andeutungen begnügen. Die Amerikaner verhielten sich in den ersten Jahren verneinend. Howe war gezwungen, Boden für seine Maschinen in England zu suchen, und hier ward er von einem W. Thomas hintergangen, der die Erfindung mit großer Dreistigkeit als seine eigene ausgab und die erlangten Patente mit horrendem Vortheil ausnützte. In Amerika aber baute ein Isaac Meritt Singer die Howe'sche Maschine mit unwesentlichen Veränderungen nach und nützte mit einer kaufmännischen Routine, die stark an den Humbug heranstreift, die Erfindung in ganz unerhörter Weise aus. Wäre nun Howe ein Deutscher gewesen, so hätte er wahrscheinlich die Rolle des verkannten Genies aufgenommen und wäre um seine Verdienste geprellt worden, doch zu seinem Glücke rollte Yankeeblut in seinen Adern; er trommelte ebenfalls Reclame, fand Anerkennung und Capital und gründete in Bridgeport eine großartige Nähmaschinenfabrik. Howe brachte es zu einem großartigen Vermögen und starb 1867 in einem Alter von achtundvierzig Jahren.

In Deutschland waren es zunächst nur unbemittelte Schlosser und Mechaniker, die sich mit Herstellung der stark begehrten Maschinen befaßten. Das deutsche Capital ließ die junge Industrie vollständig unbeachtet. Die Fabrikanlagen blieben auch im ersten Jahrzehnt klein und mangelhaft. Die Arbeitstheilung, die den Amerikanern durch große Anlagen sofort möglich gemacht wurde, war hier unmöglich; dazu kam die geschäftliche Unbeholfenheit der meist nur praktisch ausgebildeten Unternehmer und eine Art Reclameschen, die wohl zu rühmen wäre, wenn die ausländische Concurrenz sich gleichfalls in diesem Punkte enthaltsam gezeigt hätte; diese schlug aber so viel Lärm, daß das Publicum mehr betäubt als überzeugt wurde. Thatsache ist, keines Erfinders Name ward so oft gedruckt und in die Welt hinausgeschrieen, wie die Namen Howe, Singer, Grover und Baker ꝛc.; sie gehören zu den populärsten des Erdballs.

Natürlich war der deutsche Markt im Handumdrehen an Amerika vergeben, und die Legende von der alleinseligmachenden Amerikanerin war geschaffen und wuchert noch heute fort, obgleich der letzte Schein der Berechtigung längst dahin geschwunden ist.

Trotz alledem und alledem ist aber die kleine, unscheinbare, unbeachtete und unbeschützte deutsche Nähmaschinen-Industrie zu einer Bedeutung gelangt, daß ihre Existenz, ihre Wohlfahrt eine nationale Angelegenheit geworden ist. Sie beschäftigt gegenwärtig 8000 Arbeiter und fertigt im Jahr 350,000 Nähmaschinen mit einem Verkaufswerth von 16 Millionen Mark, wovon sie das reichliche Dritttheil nach überseeischen Ländern schickt, und zu diesem Resultat gelangte sie nur durch die heilige Dreieinigkeit, welche allüberall der deutschen Industrie den Weltmarkt sichert: Fleiß, Intelligenz und Genügsamkeit.

Dieses Resultat wächst an Bedeutung, wenn wir die Entwickelung weiter verfolgen.

Der amerikanische Nähmaschinenbau hatte zunächst den Vorsprung der Zeit und die intellectuellen Vortheile, daß die Erfindung auf heimischem Boden gemacht worden war, für sich voraus; er hatte ferner den festen Rückhalt am eigenen Mutterland; er hatte das Monopol, welches sich auf die amerikanischen Patentgesetze stützt; er ist an den Grenzen vor Einfuhr durch Zölle geschützt, die ihrer Höhe nach einfach als Sperrzölle bezeichnet werden können; denn sie betragen bis zu 40 Procent des amerikanischen Marktwerthes; er hatte von Anfang an große Capitalien zur Verfügung, mit denen man Riesenetablissements errichtete, die schon durch ihre Größe eine permanente Weltreclame darstellen, und diese Capitalien wuchsen in's Fabelhafte, obgleich man in einigen dieser Compagnien bis zu 60 Procent Reingewinn im Jahr zur Vertheilung brachte.

Zum Trost, dürfen wir sagen, steuerte Deutschland zu diesen Reichthümern das Wenigste bei; hier mußten die Amerikaner Preise ansetzen, die 50 Procent niedriger sind, als diejenigen des einheimischen Marktes, und das kam daher, weil vom Anfang an die Billigkeit des deutschen Fabrikats trotz der Legende von der amerikanischen Nähmaschine doch in die Wagschale fiel.

Aber um das Geldverdienen ist es den Amerikanern auf deutschem Boden auch gar nicht zu thun gewesen; sie suchten ihren Vortheil ganz wo anders.

Es war den Amerikanern bekannt, daß die Deutschen in vielen anderen Industrien trotz ungeheuerlicher Sperrzölle den Markt in Amerika behaupten. Nun hatten aber die verschiedenen Nähmaschinenbaucompagnien sich durch Cartell eine geldspendende Domäne in Amerika, das heißt ein Ausbeutungssystem zum Unsegen des amerikanischen Volkes geschaffen, das durch nichts alterirt werden durfte, und so setzte man alle Hebel in Bewegung, um die deutsche Industrie nicht emporkommen zu lassen; sie durfte vor Allem im eigenen Mutterlande keinen Rückhalt finden.

Die Amerikaner warfen ihre Maschinen in ungeheuerlichen Mengen auf den deutschen Markt; sie führten einen auch bei uns

beispiellosen Credit ein; sie riefen die das Geschäft stets demoralisirenden Ratenzahlungen in's Leben; sie setzten die großartigen Lieferungen an Beamtencorporationen in Scene; sie kauften in Mittel- und Großstädten die renommirtesten Nähmaschinengeschäfte auf und füllten deren Magazine mit ihren Fabrikaten; sie schickten ihre Zutreiber dutzendweise von Haus zu Haus; sie schossen Reclame-Etats aus, vor deren Höhe der Deutsche verzagen möchte; sie wußten deutsche Ingenieure zu finden, die sich öffentlich für ausländische Concurrenz aussprachen; sie holten sich auf jeder Mastvieh-Ausstellung ihre Medaillen und Ehrenbecher; sie schrieen und lärmten in allen Blättern, auf allen Gassen — ihre Mittel erlaubten ihnen das.

Ferner deuteten sie die Bezeichnungen „Originalmaschinen", „echte Singer" und „echte Grover und Baker" bis in's Aeußerste aus. Als ob die amerikanischen Maschinen nicht auch der einzigen vom Erfinder construirten Originalmaschine nachgebaut worden wären! Mit demselben Recht könnte man alle Buchdruckerpressen des Auslandes unechte nennen, weil sie nicht im Lande der Erfindung gebaut wurden.

Das Publicum ließ sich betäuben, und einzelne deutsche Fabrikanten machten den Fehler und schickten ihre Fabrikate mit amerikanischen Marken in die Lager — eine Täuschung, die sich zwar das Publicum wie bei der weiland englischen Nähnadel aus Aachen gefallen lassen konnte, aber die Amerikaner spürten den imitirten Marken nach, und jeder Fall gab ihnen zu verstärkter Reclame Veranlassung. Und was war das Resultat davon?

„Es war „verlorene Liebesmüh".

Als passendste Antwort errichteten deutsche Firmen im Jahre 1876 die ersten Magazine für deutsche Nahmaschinen auf dem Broadway in New-York — und das thaten sie bei 40 Procent Sperrzoll. Bravo!

Das Geheimniß, daß unsere Nähmaschinen-Industrie in diesem Humbug nicht erstickt ist, liegt nicht tief. Die deutschen Nähmaschinen sind durchweg sauberer gearbeitet, als ihre überseeischen Concurrentinnen. Der Amerikaner setzt die Theile zusammen, wie sie die Hulfsmaschine liefert. Der zufälligen Accuratesse ist somit Alles hingegeben. Der Deutsche montirt dagegen mit ganz anderer Gewissenhaftigkeit; er vertraut der Hülfsmaschine die letzte Arbeit nicht an; er nimmt die Hand zu Hülfe; seine Fabrikationsweise ist die der berühmten Glashütter Uhrmacher.

Ueberdem haben die deutschen Fabrikanten eine große Zahl Verbesserungen an den amerikanischen Systemen angebracht. Die wesentlichsten sind geräuschlose Verschiebung und Stichstellung nach Zahlen an der Wheeler Wilson-Maschine. Diese letzteren gehen unter dem Namen „Silenciens" nach allen Welttheilen und erreichen dort weit höhere Preise, als die amerikanischen.

An der Singer Maschine brachte man die Spulradauslösung an, die von den Amerikanern anfänglich verhöhnt, jetzt aber von ihnen allgemein nachgebaut wird. Vor dieser Verbesserung mußte man beim Spulen den ganzen Mechanismus der Maschine in Bewegung setzen, dadurch wurde diese doppelt abgenutzt, und schwächlichen Personen fiel es außerordentlich schwer, die gleichen Kräfte, wie auf das Nähen, auch noch auf das Spulen verwenden zu müssen; jetzt benutzt man das Schwungrad allein. Ferner ist der vortreffliche Zahnrad- und Zahnkranzbetrieb an den Handmaschinen eine deutsche Verbesserung. Der vielfachen Vervollkommnungen der zahlreichen Handwerkermaschinen, der Vermehrung der Hülfsapparate an fast allen Systemen, der mancherlei Constructionsvortheile im Hub, in der Herzführung und der Schiffchenbewegung kann hier des Raumes willen nicht eingehend gedacht werden.

Ein Wettnähen zu Dresden am 4. Juni 1877 hat die Ueberlegenheit der deutschen Nähmaschinen in der lautersten Weise dargethan. Eine Anzahl in Deutschland zerstreuter Nähmaschinenfabrikanten hatte beschlossen, dem Vorurtheil zu Leib zu rücken, und beantragte beim Dresdener Gewerbeverein die Arrangirung eines Wettnähens. Eine Commission völlig parteiloser Fachmänner, unter denen sich außer Mechanikern und Weißwaarenfabrikanten auch der Director der europäischen Modenakademie, geübte Nahlehrer und Näherinnen befanden, wurde eingesetzt.

Die Commission entlieh sich in den verschiedenen Nähmaschinenlagern der Stadt sieben Maschinen aus sieben verschiedenen deutschen Fabriken, und da nicht anzunehmen war, daß der Vertreter der amerikanischen Singer-Compagnie das Wettnähen gutiren würde, kaufte man ihm eine „Original-Singer-Maschine" für hundertzehn Mark ab. Er und sämmtliche Fabrikanten, sowie die Darleiher wurden eingeladen, und ein Nahlehrer und drei geübte Näherinnen nähten vor den Augen der Commission und einer zahlreichen Versammlung von Gewerbetreibenden und Interessirten aus allen Ständen.

In einer darauf abgehaltenen Sitzung ward das Urtheil der Sachverständigen dahin festgestellt:

„Im Stich war die Original Singer-Maschine den anderen ebenbürtig, in Bezug auf Solidität der Ausführung und saubern Ausstattung stand sie aber ganz beträchtlich hinter sämmtlichen sieben deutschen Maschinen zurück und verspricht deshalb geringere Dauer, ganz abgesehen von ihrem sehr geräuschvollen Gang. Auch zeigten mehrere der deutschen Maschinen in Bezug auf Construction der Maschinen selbst, sowie in Bezug auf Reichhaltigkeit der Apparate bedeutende Fortschritte."

Wir sehen also, die Amerikaner können ihre deutschen Concurrenten nur im Larm überbieten, und diesen überlassen wir in Zukunft besser den Yankeenerven; er gehört wahrlich nicht zu den begehrenswerthen Importartikeln, um die wir unsern Nationalwohlstand noch ferner zu schädigen hätten.

Die Sorge für eine gesunde Weiterentwickelung dieser hochwichtigen Industrie kann das deutsche Volk mit Ruhe dem treibenden Motor der einheimischen Concurrenz überlassen. **Th. G.**

Blätter und Blüthen.

„Verstimmt" (Abbildung Seite 685 — freilich, aber nicht blos das Instrument ist verstimmt, sondern offenbar auch das arme, schöne Kind, das an den Wirbeln der Mandoline rückt, um die Töne der Saiten richtig zu stellen. Das ist nicht immer leicht, besonders wenn frische Saiten aufgezogen sind, aber so schwer ist's doch nicht, als über die andere Verstimmung Herr zu werden, die ohne allen Zweifel in den Zügen des jungen Angesichts sich bemerklich macht. Unser geistreicher Freund Thumann würde bedenklich das edle Haupt schütteln, wenn wir ihm zutrauen wollten, daß er sein künstlerisches Genie daran wende, um weiter nichts darzustellen, als wie ein armes Mädchen ein altes Instrument zu stimmen sucht. Auch den jungen Mann, der sich scheinbar behaglich auf seinem Lazzaroni Sopha ausstreckt, dürfen wir uns nicht ohne Beziehung zu dem Mädchen denken: er sieht ihrer Bemühung schwerlich nur zu, weil er eben weiter nichts zu thun hat.

Am deutlichsten spricht aber ein Gegenstand, den man vielleicht kaum beachtet hätte: der Korb am Wege, der leer, ganz leer ist. Und so wird es uns immer wahrscheinlicher, daß hier abermals zwei junge Leute auf dieser schönen Erde durch ein uraltes Band verbunden sind: durch das Doppelband der Liebe und der Armuth.

Jetzt ist's am Tage: zu ihrem Saitenspiele singt die schöne Arme um das tägliche Brod. — Lenau hat einmal in einem rührenden Gedicht die Kinder beklagt, welche die ersten Veilchen, des Frühlings ersten Gruß, um schnöden Mammon feil bieten müssen. Das Bild Thumann's ist ein fast noch rührenderes Gedicht. Ist dieses Mädchen nicht selbst ein Frühlingsgruß? Und nun geht sie, mit gestimmter Mandoline, aber verstimmtem Herzen, um die Blumen der Poesie dem Moloch Publicum — zu verkaufen. Bald werden wir sie vor einer Café oder Weinhalle, auf einem belebten Platze oder in einem offenen Garten ihre Lieder singen hören; uns wird jeder Ton zu Gemüth gehen, aber wie selten greift Einer „aus den besseren Ständen" zu einer ihm ganz entbehrlichen Münze, um sie der Armen hinzuwerfen!

Ich saß einmal im Weingarten des „Tiroler Wastel" hoch oben beim Castell von Triest, mit den Augen im unvergleichlichen Bilde des strahlenden Meeres schwärmend, als eine Laute und ein liebliches Lied aus einem Mädchenmunde erklang. Ich lauschte auf, und unweit von mir lauschte auch eine ganze Gesellschaft von übermäßig mit goldenen Ringen, Ketten und Spangen aufgeputzten Leuten — offenbar „der besseren Stände". Alle wackelten mit den Köpfen vor eitel musikalischem Vergnügen. Als aber die Sängerin mit dem Notenblättchen an sie herantrat, regte sich keine Hand; sie nickten auch jetzt, gerade wie die Armen vor dem Klingelbeutel in der Kirche. Da ward mein Zorn gewaltig groß; ich hielt der sparsamen Sippe eine scharfe Rede (von der sie kein Wort verstanden; denn es waren Italiener) und bezahlte um so mehr, aus empörtem Kunstgenossenschaftsgefühl. Wie dankte mir da ein Blick und das süßeste: „Grazie tante, Signor!" Das freut mich heute noch; denn — *da hatte ich gut gestimmt.* Fr. Hfm.

Kleiner Briefkasten.

A. C. 12. in Constanz. „Wie groß *die Arbeit* ist, welche gegenwärtig *alle Dampfmaschinen* der Welt verrichten?" — Nach den Zusammenstellungen von Director Dr. Engel beträgt die Leistungsfähigkeit sämmtlicher Dampfmaschinen der Erde über 46 Millionen Pferdekräfte. Diese 46 Millionen Dampfpferde können aber dieselbe Arbeit verrichten, zu der wir sonst 140 Millionen gewöhnliche lebende Pferde oder 996 Millionen Arbeiter oder 1 Milliarde 992 Millionen Menschenhände brauchten. — Wissen Sie auch, was diese modernen Sclaven zusammen kosten? Das runde Sümmchen von 80 Milliarden Mark.

M. K. Als ungeeignet vernichtet.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 43. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Schwester Carmen.

Aus dem Leben einer deutschen Herrnhuter-Colonie.

Von M. Corvus.

(Fortsetzung.)

Schwester Agathe eilte hinaus.

„Freue Dich, liebe Carmen!“ sagte sie draußen. „Ein Bruder ist angekommen, welcher Dir endlich Kunde bringt von Deinem Vater, der noch lebt,“ und sie hatte erregter, als sonst ihre Art war, Carmen nach der Thür des Sprechzimmers geführt.

Zitternd überschritt diese die Schwelle.

Dort sah sie im hellen Licht der Lampe einen alten gebeugten Mann, der sich von seinem Platze nicht zu erheben vermochte; denn jetzt versagten ihm die Füße den Dienst; die Arme nur streckten sich der geliebten Tochter entgegen, und im nächsten Augenblicke lag sie an des Greises Brust. Den Blick dieser Augen hatte das Kind nicht vergessen, und sie las aus dem lieben Antlitz die theuren Züge sogleich wieder heraus. „Vater, mein lieber Vater!“

Von seinen Augen thaute es herab auf die Stirn des Mädchens; wie liebevoll waren die Töne, mit denen er wieder und immer wieder „mein Kind, mein Liebling!“ stammelte. Er empfand nun wieder die lange, schwere Jahre entbehrte Seligkeit des Besitzes in des Mädchens Umarmung. Dann bog er sanft ihren Kopf zurück und suchte in ihren reinen Zügen zu lesen.

„Ganz wie Inez bist Du geworden, Zug um Zug die Mutter wieder, wie ich sie damals unter den Palmen sah und liebte. So habe ich in Dir Euch Beide wiedergefunden,“ sagte er, und seine Augen strahlten glückselig unter Thränen.

„Und Du bleibst nun bei mir, lieber Vater? Du verlässest mich nicht wieder?“ fragte sie ängstlich.

„Ja, ich bleibe bei Dir, Carmen, in der alten, lieben Heimath, wo mir müdem Pilger wohl endlich Ruhe werden wird.“

„Armer Vater, wie viel magst Du gelitten haben bei Deinem fernen, schweren Werke! Einsam, ohne Hülfe und Beistand bist Du gewesen. Keiner von denen, die Dich suchten, konnte Dich finden; Niemand wußte von Dir,“ sagte Carmen und strich liebevoll mit der Hand über die braune, gefurchte Wange hin. „So völlig verschwunden, wie Du warst, haben Alle Dich für todt gehalten; nur mein Herz wollte nicht daran glauben. Warum doch hast Du nie eine Kunde von Dir gegeben?“

„Wohl gab ich eine, aber sie drang nicht zu Euch, mein Kind,“ entgegnete er. „Sieh, ich war am Ganges; dann aber ging ich höher hinauf nach dem Norden, um durch die Schluchten des Himalaya zu dringen. Dort ergriffen mich die Heiden und hielten mich als Sclaven gefangen. Jahrelang habe ich ihnen dienen müssen in niedriger, knechtischer Arbeit, und mein müder Rücken, oft zerschlagen von ihren Streichen, hat nur die steinige Erde zum Pfühl gehabt. Endlich glückte es mir doch, auf einem Pferde zu entweichen und in die mongolischen Steppen zu gelangen. Dort bin ich zwei Jahre mit den Nomaden umhergezogen, habe ihr Wanderleben getheilt, mit ihnen ihre Heerden gehütet, ihre einfachen Arbeiten verrichtet und dabei versucht, das Evangelium in ihre Herzen einzuführen. Aber in mir wogte die Unruhe, und die Sehnsucht drängte mich heim. Da habe ich den Wanderstab ergriffen und bin durch Sibirien gezogen in das russische Reich, immer zu Fuß, arm und mich durchbettelnd von Ort zu Ort, ich, der ich Hunderttausende besitze — bis ich endlich, zum Tode erschöpft, mit zerfetztem Kleide und zerrissenen Schuhen Sarepta erreichte. Dort wollten mich die Brüder behalten und pflegen, bis ich mich wieder stark und kräftig fühlte. Doch die Sehnsucht litt mich nicht dort. Nachdem ich einmal Europa erreicht hatte, schien es mir, ich stehe an der Schwelle der Heimath, und es trieb mich rastlos dorthin. Ich erbat mir von den Brüdern ein Darlehn, damit ich nun weiter fahren könnte, und sie statteten mich mit neuer Kleidung aus. Aber ich erkrankte auf der Reise, mußte in einem polnischen Städtchen liegen bleiben, und da meine Baarschaft hierdurch erschöpft wurde, habe ich die letzte Strecke bis hierher wieder durchwandern müssen. Nun ist Alles gut, da ich doch endlich hier bin, und das Ruhen wird hier köstlich sein,“ schloß er, befriedigt lächelnd, seinen traurigen Bericht.

Agathe war inzwischen wieder hereingekommen und hatte Erfrischungen für den Erschöpften gebracht. Welch eine süße Lust für den Wandermüden, diese erste Mahlzeit unter den Augen der Tochter, in den traulichen Wänden des alten, geliebten Heims! Und wie viel wußte er noch zu erzählen, während er sich an Speis' und Trank labte, von den Abenteuern und Wundern der Ferne! Spät erst, gekräftigt durch das wohlschmeckende Mahl und die tröstliche Nähe seines theueren Kindes, sagte er Carmen und Schwester Agathe „Gute Nacht!“ und begab sich in's Gemeinlogis, um sein Lager aufzusuchen. — — —

„Weißt Du es schon? Der Todte, der Verschollene, Bruder Mauer ist wieder da.“ So fragte und tönte es am andern Morgen allerorten in der Colonie. Es war das große Ereigniß, das Alle beschäftigte und mit grenzenlosem Staunen erfüllte.

Gesehen hatte ihn aber heute noch Niemand außer Carmen. Er hatte bis nahe an den Mittag heran geschlafen, als müsse er

Digitized by Google

viele verlorene Ruhe nachholen, und die Tochter hatte den ganzen Morgen still an seinem Bett gesessen, damit beim Erwachen sein erster Blick auf sie fallen möge. Dann hatten sie gemeinschaftlich auf seinem Zimmer gespeist, sich vom Vergangenen erzählt und Pläne für die nun kommende glückliche Zeit entworfen. Er wollte sich hier ein Haus kaufen, in dem Carmen mit ihm wohnen werde; nichts sollte Vater und Kind wieder trennen.

Carmen's Herz klopfte so glücklich, so erleichtert, endlich den Vater wieder zu haben, eine Liebe, die ihr sicher gehörte und ihr immer Schutz gewährte. Auch gegen Jonathan's furchtbare Leidenschaft würde sie ihr ein Schirm sein. Sie ging im Stillen mit sich zu Rathe, ob sie dem Vater gleich von dem Geschehenen sagen dürfe; sie hatte zu schweigen gelobt, aber nahm der Vater nicht eine Ausnahmestellung ein? Sie konnte sich nicht klar darüber werden und vermied darum lieber ganz, Jonathan's zu erwähnen. Dieser war überdem seit einigen Tagen verreist, und sie hatte noch Zeit, zu überlegen und eine ruhigere Stunde abzuwarten, in welcher sie den Vater zum Vertrauten machen wollte.

Nachmittags gingen sie in die Andachtsstunde. Alle strömten in den Betsaal, Bruder Mauer dort zu sehen, von seiner Missionsarbeit, seinen Erlebnissen und seiner merkwürdigen Rückkehr zu hören. Dort saß er unter dem Wittwerchor, andächtig singend und die Augen gesenkt, als fühle er Aller Blicke, die sich nach ihm richteten, und wolle von ihnen in seiner Andacht sich nicht stören lassen.

Als der Gesang schwieg, gingen der Gemeinhelfer und der Lehrer auf Mauer zu. Sie begrüßten ihn mit herzlichem Händedruck, sprachen freundlich einige Worte zu ihm und führten ihn dann vor, damit er nun zu der Gemeine rede.

Er ging heute fester emporgerichtet, und das Stattliche seiner hohen Figur trat wieder mehr hervor als am Tage zuvor. Mit glücklichem Lächeln streiften jetzt seine Blicke über die Versammelten hin, als wolle er alle die Brüder und Schwestern begrüßen; viele unter ihnen waren ihm unbekannt; ja die meisten waren es wohl, aber Alle ihm doch lieb als Theile seiner Heimath und Gemeine.

So ging er zwischen seinen beiden Führern dahin, die Seele voll lang entbehrten Glückes — da öffnete sich noch einmal die Thür des Saales, und ein verspäteter Besuch trat ein — es war Bruder Jonathan Fricke. Er ging schneller als gewöhnlich, und seine Augen irrten suchend umher; vermuthlich hatte er schon von dem Wiedergekehrten gehört, und er eilte ihn zu sehen. In dem mittleren freien Raume des menschenerfüllten Saales stieß er auf die Drei; seine Blicke trafen auf die hohe Gestalt des alten Freundes; er streckte ihm die Hand entgegen und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Stehen die Todten wieder auf, Bruder Michael?"

Mauer zuckte bei dem Tone dieser Stimme zusammen; seine Augen begegneten denen Jonathan's: sie weiteten sich wie in Entsetzen, Leichenblässe überzog sein Gesicht — er wankte.

„Du hier?" stammelte er und — brach zusammen.

Eine allgemeine Aufregung folgte dieser Scene, aber man fand es recht begreiflich, daß die vielen Wiederbegrüßungen den Weitgewanderten und Erschöpften angreifen mußten; nun auch noch das so unvorbereitete Wiedersehen mit dem alten Freunde — es war wirklich zu viel für seine Kräfte gewesen. Man beklagte ihn lebhaft, und die Theilnahme für ihn wuchs nur um so höher.

Der Ohnmächtige mußte fortgeschafft werden und Carmen folgte ihm in sein Zimmer im Gemeinlogis. Nach unausgesetzten Bemühungen schien er endlich wieder zur Besinnung zu kommen, und Carmen bat, daß man sie nun allein mit dem Vater lasse, damit er sich in Ruhe zu sammeln und zu erholen vermöge. Den Bruder Jonathan, der ihm seinen ärztlichen Beistand angedeihen lassen wollte, wies sie entschieden zurück.

Carmen setzte sich an das Lager des Vaters, und als er die Augen endlich wieder aufschlug und sich ängstlich im Zimmer umsah, flüsterte er:

„Kind, wer war das, den ich zuletzt im Betsaale gesehen und der zu mir sprach?"

„Beunruhige Dich nicht, lieber Vater! Es war ja Dein alter Freund, Jonathan Fricke," entgegnete Carmen, seine Hand wie beschwichtigend in der ihrigen haltend. Doch diese zuckte und fuhr zurück, als sie den Namen nannte.

„Ich wußte nicht, daß er wieder hier ist," sagte er fast stöhnend, als leide er sehr.

„Kann ich Dir mit nichts helfen, lieber Vater?" fragte Carmen besorgt. „Hast Du Schmerzen?"

Er schüttelte verneinend den Kopf statt jeder Antwort und lag dann still da, die Augen geschlossen. Nach einer geraumen Weile sah er Carmen wieder an — trostlos und gramvoll. Er seufzte leise auf.

„Erzähle mir von ihm!" bat er. „Er war doch in Bethlehem in Nordamerika — wie kommt er hierher, und seit wann ist er unter Euch?"

Sie erzählte lange und eingehend von Jonathan's Schicksalen, nur was sich zwischen ihm und ihr zugetragen, wagte sie bei der Erregung des Vaters nun gar nicht zu erwähnen. Als sie endlich schwieg, war es still geworden um die Beiden; nur eine Uhr tickte leise. Zuweilen drang ein tiefer Athemzug des Vaters an Carmen's Ohr; er hatte das Gesicht der Wand zugekehrt und lag regungslos da, sodaß sie meinte, er sei erschöpft eingeschlafen, und auch sie wagte nicht sich zu regen, um diesen wohlthätigen Schlummer nicht zu stören. Da seufzte er plötzlich leise auf und flüsterte vor sich hin:

„Die alte Geschichte, die immer noch nicht schlafen will! Liebe Heimath, mit Deiner süßen Ruhe war es nichts."

„Was meinst Du, lieber Vater?" fragte Carmen, sich über ihn beugend. Er hatte die Augen geschlossen. Lautlos sank sie auf den Stuhl neben dem Schlafenden zurück.

6.

Am andern Tage war Mauer noch so völlig erschöpft, so gebrochen von dem gehabten Anfall, daß er sich kaum von seinem Lager zu erheben vermochte. Und doch litt es ihn nicht dort; kein Zureden von Seiten Carmen's half; er stand auf und kleidete sich an, aber er vermochte nicht aus dem Hause zu gehen, und es war nöthig, daß er sich ruhig verhalte. Sie versuchte, so viel sie konnte, ihn durch heitere Gespräche von einer schweren, trübsinnigen Stimmung abzulenken, die ihn mit der Schwäche befallen hatte. Es that ihr im Herzen weh, wenn sie heute in dieses unsagbar gramvolle Gesicht sah, das noch gestern so hell in süßer Freude geleuchtet hatte.

Um zehn Uhr am Morgen kam Jonathan, nach dem kranken Freunde zu sehen. Es war gut, daß Carmen am Fenster stand und ihn über die Straße herüber auf das Haus zuschreiten sah und dadurch den Vater auf den Besuch vorbereiten konnte; denn er schrak sichtlich zusammen, als sie ihm davon sagte. Aber er faßte sich bald und antwortete mit einem Lächeln der Ergebung:

„Laß ihn nur hereinkommen! Je früher ich all das Wiedersehen und Begrüßen abmache, um so eher gelange ich zur Ruhe. Ich muß mich doch wieder an das Frühere gewöhnen, was auch dazwischen liege, und es wird heute besser gehen, als gestern. Ich habe ihn nicht gesehen, seitdem Deine gute Mutter todt ist, Carmen, und es ist eine furchtbar schwere Zeit, die ich seitdem durchlebt habe."

Sie wollte sich entfernen, um den Beiden das erste Beisammensein nicht zu stören; Mauer aber hielt sie zurück und bat: „Bleibe bei mir, Kind!" als könne er ihrer Nähe nicht entbehren.

Jonathan trat ein. Er blieb einen Augenblick an der Thür stehen, und seine Augen flogen auf den Kranken hin, wie um dessen Gesichtsausdruck zu prüfen. Dieser saß erschöpft, in die Kissen des Sophas gedrückt und richtete die großen, eingesunkenen Augen fragend oder bittend auf den Eintretenden; es war, als wollten sie sagen: schone meiner!

„Guten Morgen, Bruder Michael," sagte Jonathan, „hast Du Dich wieder ein wenig erholt?"

Er hielt ihm die Hand hin, in welche der Andere die seinige zögernd legte, und als er sie dann wieder zurückzuziehen suchte, hielt Jonathan sie fest, indem er hinzufügte:

„Laß mich Dir gleich nach dem Pulse fühlen! Du siehst noch immer sehr angegriffen aus, und Deine Hand ist kalt wie Eis."

„Ich danke Dir, Bruder Jonathan," sagte der Kranke, „ich denke, wenn ich nur ruhen kann, wird es am ehesten wieder gut mit mir werden. Ich habe Schweres getragen, lieber Bruder, und es hat mir die Schultern wund gedrückt; nun hat Gott mich doch wieder heimgeführt, und Euer Mitleid und Euer Erbarmen dürfte um das, was ich litt, wohl mit mir Aermstem sein."

„Gewiß, lieber Bruder, es soll Dir auch werden. Freuen

Digitized by Google

wir uns doch Alle, daß der Herr Dich hat wieder heimkehren lassen, und preisen ihn dafür," antwortete Jonathan. „Aber ein Beruhigungsmittel werde ich Dir denn doch aufschreiben müssen, damit Du schneller wieder zu Kräften kommst. Und sprich heute nicht viel, berichte uns lieber später einmal von dem, was Du erlebt hast!"

Er kehrte sich bei diesen Worten nach dem jungen Mädchen um und blickte sie besorgt und forschend an, als wolle er ergründen, wie weit er ihrem Schweigen vertrauen könne. Sie hielt die Augen gesenkt und stand halb von ihm abgewendet da.

„Ich mache ihr den Vater wieder gesund, ja gewiß, wenn sie mich darum freundlich ansehen will," fügte er mit Betonung hinzu. Da schlug sie die Augen zu ihm auf; sie mußte ihn ansehen, obgleich sie nicht wollte; er beherrschte sie, trotz ihres Widerwillens.

„Wenn Du für das Wohlbefinden meines Vaters etwas thun kannst, so komme ich dabei gar nicht in Betracht, Bruder Jonathan; denn Du wirst es doch um Gottes- und um Deinetwillen thun," sagte sie ruhig.

Er setzte sich an den Tisch und zog ein Stück Papier hervor, worauf er ein Recept schrieb, und dieses Carmen hinreichte.

„Laß das bereiten, liebe Schwester," sagte er, „und gieb dem Vater nach Verordnung davon — es wird ihm wohlthun und ihn bald wieder kräftigen. Du weißt, Bruder Michael, meine Mittel sind wirksam."

Ein eigenthümlicher Zug von Hohn zuckte um seinen Mund, als er so sprach, und Carmen, die das gewahrte, fragte sich erstaunt, wessen er wohl spotte? Ob ihrer Angst um den Vater, oder ob dessen Schwäche? Aber es war nur wie ein flüchtiger Blitz gewesen, und sein Gesicht hatte den gewohnten milden Ausdruck wieder angenommen, als er sich jetzt zum Gehen erhob und zu Mauer sagte:

„Adieu, Bruder Michael! Der Herr behüte Dich und gebe Dir baldige Genesung, damit Du Dich der Heimath erfreuen kannst."

„Ich werde die Medicin gleich bereiten lassen, lieber Vater," meinte Carmen erleichtert, als die Thür sich hinter dem Fortgegangenen wieder geschlossen hatte. Da gewahrte sie mit Schrecken, daß der Vater die Hände vor's Gesicht geschlagen hatte und daß große Thränen zwischen seinen Fingern hervorperlten. — — —

Tage waren seit jenem Besuche Jonathan's in's Land gegangen. Carmen's besänftigendem und erheiterndem Einflusse war es allmählich gelungen, das erregte Gemüth des Vaters zu beschwichtigen, so daß nach und nach eine ruhigere gleichmäßigere Stimmung über den Kranken kam und sein Befinden sich von Tag zu Tag besserte. Etwas Bedrücktes wich aber nie von ihm.

Dabei war seine Hand freigebig und immer gern bereit, mit seinen reichen Mitteln zu helfen und zu nützen, wo es in der Gemeine nöthig war. Für sich selbst bedurfte er außerordentlich wenig; die Entsagung aller Annehmlichkeiten und Genüsse des Lebens schien ihm zur andern Natur geworden zu sein — nur daß er Ruhe habe und ein Haus finde, in welchem er mit Carmen wohnen könne, war sein einziger Wunsch.

Es war gerade kein solches zum Vermiethen oder zum Verkauf in dem kleinen Orte frei, und so entschied er sich, nach seinen Wünschen selbst bauen zu lassen.

Inzwischen sah er sich nach einer vorläufigen Behausung um; denn er mochte nicht erst im Wittwerhaus Wohnung nehmen. Darum miethete er sich bei Andern in einem Zimmer ein; Carmen aber blieb noch wie bisher im Schwesternhaus, gab den Kindern einigen Unterricht und verbrachte den übrigen Theil des Tages bis zum Abend mit dem Vater.

Ihr hatte dieser die ganze alte Heiterkeit und Sicherheit zurückgegeben; denn in ihm sah sie ihren Schutz und ihre Stütze, ohne zu ahnen, daß eigentlich sie es war, welche den Vater stütze. Vor ihm wagte sie den natürlichen Frohsinn ihres Charakters ganz unbeschränkt hervorleuchten zu lassen, und er lächelte sie glücklich an, wenn ihre schöne Stimme einmal ein anderes als ein geistliches, ein lebensfrisches spanisches Lied trillerte, ihre Füße sich im Kreise zu drehen wagten und einen alten, halbvergessenen spanischen Tanz wieder versuchten, der wie ein Gruß aus tropischer Welt ihr aus Jamaica noch im Gedächtniß geblieben war. Oder sie liebkoste ihn mit ihrer herzgewinnenden, lebhaften Ausdrucksweise, als müsse sie die zurückgehaltene Zärtlichkeit der langen Jahre der Trennung nun über ihn ausschütten.

„Ganz wie Inez! Froh und heißblütig wie sie!" konnte Mauer da bewegt ausrufen, und seine großen blauen Augen leuchteten in heller Freude über die Tochter hin. So gelang es ihr, die Wolken von seiner Stirn wenigstens momentan hinwegzuzaubern, und sie selbst war nie glücklicher, als wenn ihr dies gelang.

Aber seitdem Mauer wohler war, drängte sich Alles zu ihm. Die Jugendgenossen suchten den Zurückgekehrten auf; der Gemeinhelfer und die Vorsteher der Aeltesten-Conferenz wollten Bericht über sein Missionswerk bei den Mongolen haben, über den Cultus- und Religionszustand, den er bei den Heiden in Bengalen und am Himalaya gefunden hatte, und Mauer mußte in den Versammlungen öffentlich darüber sprechen.

Es konnte nicht fehlen, daß Mauer so zu einer gewissen Bedeutung in der Gemeine gelangte, und man sprach davon, ihm dieses oder jenes Amt übertragen zu wollen. Er aber bat mit eindringlichem Ernst, daß man daran nicht denken, vielmehr völlig von ihm absehen möge; er hatte eine wahrhafte Scheu, aus sich herauszutreten, und wo er genöthigt wurde, öffentlich zu sprechen, geschah es immer mit sichtlicher Selbstüberwindung.

Nicht einmal dem alten Freunde gegenüber wich dieses scheue Wesen von ihm.

„Eine sonderbare Freundschaft!" konnte Carmen oftmals sich nicht enthalten zu denken, wenn sie die beiden Freunde beobachtete. Der Vater verlangte nie nach Jonathan, wie seine Sehnsucht überhaupt auf nichts als auf Carmen und auf Ruhe gerichtet war. In Jonathan's Gegenwart war er immer sehr erregt; etwas wie bittende Unterordnung sprach sich in seinem Verkehre mit dem Freunde aus, als sei er der Empfangende, Jonathan der Gewährende. Oft, wenn Jonathan mit ihm sprach, wechselte er plötzlich die Farbe, und dann lag es wie jäher Schreck auf seinem Gesichte. Oft klang es auch wie leiser Spott aus den Worten Jonathan's, und sofort senkte Mauer demüthig die Blicke.

Einige Tage nach seinem Ohnmachtsanfalle im Betsaale fragte ihn Jonathan, wie ihm die verordnete Medicin bekomme.

„Gut," entgegnete Mauer. „Ich fühle mich kräftiger."

„Ich erwartete das," meinte Jonathan, freundlich lächelnd. „Fünfzehn Tropfen habe ich verordnet. Nun, auch zwanzig kannst Du davon nehmen — das wird nicht schaden — aber ja nicht mehr, lieber Bruder."

Da sah Mauer bleich und verstört zu ihm auf und rang nach Athem, während Jener doch fortfuhr, ihn anzulächeln.

Und darum dachte Carmen: „Eine sonderbare Freundschaft!" „Ich glaube, dem guten Vater geht es wie mir," sagte sie erklärend zu sich selbst; „er fühlt etwas wie den kalten Leib der Schlange an Jonathan, aber er wagt nicht, sich das einzugestehen oder sich dagegen zu wehren, da er ihn dennoch lieb hat — vielleicht auch das nur aus alter Gewohnheit von der Jugendzeit her."

So gingen Wochen, Monate in's Land. Der Bau des Hauses war von Mauer in Angriff genommen worden; er trieb damit, denn es verlangte ihn, dasselbe möglichst bald beziehen zu können. Der Plan zu dem Hause war unter Anlehnung an den Stilgeschmack und die Raumverhältnisse der Hacienda auf Jamaica entworfen worden, in welcher einstmals Carmen's Mutter geschaltet hatte. Wie dort sollte das Haus von einer breiten Veranda rings umgeben werden, die in einen großen Garten hinabführt. Auf die Veranda sollten sich tiefgehende Fenster öffnen und an Stelle der Magnolien Platanen das Haus beschatten.

Aber von der Veranda mußten sie alsbald absehen; denn kaum war den Aeltesten der Plan zu Gehör gekommen, als der Gemeinhelfer bei Mauer erschien und ihm vorstellte, daß dies ein Abweichen von der Einfachheit ihrer Einrichtungen sei und der Colonie nur zu Aergerniß gereichen würde. Wer in der Colonie leben wolle, müsse schlicht und ohne alles Prunken an dem Hergebrachten halten und als ein demüthig Glied dem Ganzen sich fügen.

„Daß ich alter Mann doch mit thörichten Ideen Dir vorangehen mußte!" sagte Mauer tief beschämt zu der Tochter. „Man bringt doch unbewußt viel von der Welt draußen mit heim, wenn man so lange fort war, wie ich es gewesen bin, und erst unter den Brüdern bemerkt man, wie viel davon Einem anhaftet. Das Aufgeben des eigenen Willens und Wünschens und das sich unterordnende Schicken in's Ganze, das vergißt sich so leicht und muß nun erst wieder gelernt werden."

„Sie finden aber auch in so vielen Dingen hier ein Unrecht,

Digitized by Google

daß man es wirklich aufgeben muß, selbst zu denken, um nur in das Ganze zu passen," rief Carmen ungeduldig. „Den freien Geist schränken sie ein, und Jeder hört auf, er selbst zu sein. Gutsein, Vater, ist doch nicht ein automatenhaftes Nachahmen des Vorgeschriebenen, sondern ein freies Ergreifen des Rechten — erst wenn ich es selbst erwähle, mache ich es mir wahrhaft zu eigen."

„Den freien Geist — was nennst Du so? Er ist doch so oft sein eigener Sclave, Sclave von Gelüsten, die den Begriff von Recht und Unrecht schwankend machen und uns oft genug das Heil der Seele kosten," entgegnete der Vater beunruhigt. „Darum verwirf nicht den Weg, den die Brüderkirche uns mit ihren Schranken vorzeichnet, und wandle ihn lieber still und ergeben, ohne zu grübeln oder Dich dagegen auflehnen zu wollen!"

So wurde aus dem mit so vieler Liebe geplanten Baue nichts als eines jener kleinen Häuser, wie sie hier die Reihen der Straßen bilden. Aber Carmen wurde das Aufgeben ihres mit so vieler Liebe und Freude entworfenen Planes nicht so leicht, wie dem Vater. Der Aufenthalt in Wollmershain hatte in ihr nicht neue Wünsche und Abneigung gegen das Althergebrachte erweckt, wohl aber hatte er in ihr vieles vertieft, was als heißes Verlangen oder als unwillkürliches Auflehnen gegen hier Bestehendes längst in ihr lag. Sie verehrte Frau von Trautenau außerordentlich, und alles in deren Art und dem Haushalte von Wollmershain war ihrer eigenen Natur ungemein sympathisch. So geschah es, daß, obschon sie nicht wieder nach Wollmershain gekommen war, sie doch viel in Gedanken daselbst verweilte und von Menschen und Dingen dort sprach.

Als sie so auch eines Tages von dem freien, ungebundenen und doch so harmonisch schönen Leben auf Wollmershain sprach, klangen durch die geöffneten Fenster Posaunentöne herein — man blies einen Choral.

„Wer ist denn gestorben, Carmen?" fragte Mauer und horchte gespannt hinaus nach dem kleinen Platze vor dem Hause. „Ist das nicht das Sterbelied der ledigen Brüder? Ich erkenne den Choral wieder, wie ich mich aller unserer Sterbelieder erinnere. Wie oft doch, als ich unter dem Joche des Sclaven litt, habe ich gedacht, daß bei meinem Tode kein Sterbelied ertönen werde — nun werden die Posaunentöne doch auch den Brüdern es einmal sagen, wenn das Herz des alten Wittwer Mauer ausgeschlagen hat."

„O Vater, daran darfst Du jetzt nicht denken!" bat Carmen. „Der aber, für welchen das Lied ertönt, war der ledige Bruder Christoph Jäger, welcher gestern Abend gestorben ist. Er war unser Vertreter, der für uns ledige Schwestern im Gemeinrath spricht, und es muß nun ein neuer für uns gewählt werden."

Diese Wahl erfolgte denn auch sofort. Die Aeltesten gaben ihre Stimmen ab über die, welche sie am geeignetsten für diese Stelle hielten. Die Meisten schlugen Bruder Jonathan Fricke vor, und als nun, wie üblich, über die Vorgeschlagenen gelooft wurde, fiel auch, zu allgemeiner Freude, das gezogene Loos auf Bruder Jonathan. Niemand war dadurch befriedigter, als Schwester Agathe, die stets so gern auf Jonathan's Rath gehört hatte. Nun die Angelegenheiten ihres Chores nach außen hin seiner Umsicht und Weisheit, seiner Frömmigkeit und Bruderliebe anzuvertrauen, war ihr, als ob sie ihr Schiff der kundigen Hand eines sicheren Fährmannes übergebe.

Er selbst nahm das Amt demüthig und ergeben wie eine Pflicht an, welche der Herr ihm auferlege und welcher er auf dessen Geheiß sich unterziehen müsse, wenn er auch nicht würdig dazu sei und die Erfüllung ihm schwer werde. Aber bei aller Demuth seines gebeugten Hauptes hatte er doch etwas von einem Könige, dem man huldigt, als er von den versammelten Schwestern das Versprechen hinnahm: seiner Vertretung vertrauen und seiner Weisung folgen zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Abschiedsabend Nordenskjöld's in Berlin.

Eine Plauderei von **A. Woldt.**

Selten wohl hat sich in der deutschen Gelehrtenwelt ein hervorragenderer Anlaß zur Versammlung wissenschaftlicher Capacitäten gefunden, als jene unvergeßlichen Tage des diesjährigen deutschen Anthropologen-Congresses zu Berlin vom 4. bis 12. August dieses Jahres ihn boten. Hunderte von Autoritäten auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten knüpften dort in persönlichem Gedankenaustausch dauernde Beziehungen des Geistes und des Herzens an. Von den beiden berühmtesten damaligen Gästen der deutschen Hauptstadt war der eine, Dr. Heinrich Schliemann, schon am zweiten Congreßtage, nachdem er in Gegenwart des Kronprinzen und der Kronprinzessin seinen von Begeisterung durchströmten Vortrag über Ilios gehalten hatte, wieder nach Leipzig zurückgefahren, um daselbst in täglich dreizehnstündiger Arbeit die letzte Feile an sein neues, mit zweitausend Illustrationen soeben erscheinendes großes Werk „Ilios" zu legen; der andere, Baron von Nordenskjöld, verweilte in der behaglichen Gastfreundschaft des bekannten Mäcens Kaufmann William Schönlank volle acht Tage, vereint mit seinem berühmten Freunde und Lehrer, Professor O. Torell, dem schwedischen Geologen. Selbstverständlich beeilten sich die verschiedensten Kreise Berlins, den kühnen Polarforscher und Entdecker der nordöstlichen Durchfahrt zu feiern. Auf den feierlichen Empfang am ersten Tage im Festsaale des Berliner Rathhauses war das Schliemann-Nordenskjöld-Bankett im Kaiserhof gefolgt; dann hatte das deutsche Kronprinzenpaar Nordenskjöld zur Tafel im Neuen Palais bei Potsdam eingeladen; weiterhin nahm er an verschiedenen Festen des Anthropologen-Congresses Theil, schließlich aber erhielt er vom Kaiser Wilhelm eine Einladung zum Diner in Babelsberg für Sonnabend den 14. August.

Somit sah es für Diejenigen, welche mit dem berühmten Erforscher der Polargegenden in engere, rein wissenschaftliche Beziehungen zu treten wünschten, nicht vielversprechend aus. Endlich bot aber doch der Abschiedsabend für derartige persönliche Anknüpfungen die erwünschte Gelegenheit.

Dr. G. Nachtigal, der berühmte Afrikareisende, ergriff mit einigen Freunden die Initiative, und Schönlank lud die gewünschte Anzahl von Herren zu einem — auf Wunsch der Betheiligten einfachen — Souper ein. Die Stunde vor diesem Feste hatte Nordenskjöld die große Güte gehabt mir zu einer Besprechung über die Polarfrage zu bewilligen, da es mir höchst wichtig erschien, die Ansicht dieses erfahrungsreichsten aller Polarforscher bei seiner Anwesenheit in Deutschland über diese auch unser Vaterland wie die ganze gebildete Welt in so hervorragender Weise interessirende Frage zu hören.

Es war kurz nach halb acht Uhr Abends, als Nordenskjöld am gedachten Tage von dem Kaiserdiner in Babelsberg nach Hause zurückkehrte. Obgleich sonst schweigsam, strömte unser nordischer Gast, noch voll von den Eindrücken, die er an der kaiserlichen Tafel erhalten hatte, doch über in Worte hoher Bewunderung für unseren greisen Monarchen, dessen imponirende Haltung, dessen in Folge der Reise gebräunte, blühende Gesichtsfarbe, sowie dessen Freundlichkeit und große Leutseligkeit er wiederholt hervorhob:

„Ihr Kaiser Wilhelm ist wahrlich ein großer Mann voll echter Majestät!" rief er aus.

Uebergehend auf das Thema der Polarforschung betonte er zunächst, daß die Erreichung des Nordpols auf einem der bisher gewählten Wege unmöglich zu sein scheine. Hiermit documentirte er zugleich, daß ihm die Entdeckung des Poles selbst als das Endziel der Forschung gelte.

„Aber wie wird man denn einst den Pol erreichen?"

Nordenskjöld war aufgestanden und durchmaß das Zimmer.

„Man muß," sagte er, „der Erfüllung dieser Aufgabe ein ganzes Leben widmen. Wer dieses Ziel erreichen will, muß schon in seinen Jugendjahren sich an die Polarnatur und an körperliche Strapazen jeder Art gewöhnen. Eisern und kernfest muß seine Gesundheit sein; keine körperliche Anstrengung darf ihn so leicht erschüttern; er muß selbst jede Arbeit, die für den hohen Norden nöthig ist, gelernt haben und ausführen; er muß persönlich mit Hand anlegen, wo es Noth thut. Er mag zuerst Jahre lang in den arktischen Gegenden fischen und jagen, sammeln und forschen; das Leben in eisiger Polarnacht und hellem Polarsommer muß

Digitized by Google

ihm zur zweiten Natur geworden sein. Allmählich vorschreitend, überall die Terrainverhältnisse studirend, jedes Mittel der Wissenschaft, jede Erfindung der Technik und Industrie benutzend, so weit es angeht, wird ein solcher Polarforscher sicherlich zum Ziele gelangen; rechnen wir zur Lösung der Aufgabe auch ein volles Menschenalter — mit einer Schaar ähnlich geschulter Mannschaften wird ein solcher Führer nach dreißig Jahren der ernsthaftesten Vorbereitungen bestimmt den Nordpol erreichen."

Nordenskjöld war wieder stehen geblieben.

„Ja, er wird ihn erreichen," wiederholte er noch einmal.

Es lag in diesen Worten des gefeierten Forschers eine rückhaltlose, umfassende Anerkennung der riesengroßen Erhabenheit der hocharktischen Natur und das Bekenntniß unserer eigenen bisherigen Schwäche, zugleich aber auch die feste, absolute Zuversicht, daß endlich doch des Menschen Geist und Energie alle diese sich ihm entgegenthürmenden Hindernisse der Natur überwinden werde. Mir fielen hierbei unwillkürlich die Worte ein, mit denen Virchow wenige Tage vorher in einer Congreßsitzung den Forscher begrüßt hatte: „Nordenskjöld ist jetzt Freiherr geworden, äußerlich; innerlich war er es schon lange."

Die Idee, den Nordpol wirklich zu erstreben, ist bekanntlich in den letzten Jahren mehr in den Hintergrund gedrängt worden, und die gegenwärtig geplante neue Polarforschung stellt als Hauptaufgabe die Erforschung der physikalischen Verhältnisse der Polargebiete an bestimmten arktischen Stationen und nach einem gemeinsamen, durch internationale Uebereinkunft festzusetzenden Plane auf. Natürlich steht Nordenskjöld vollständig auf dem Standpunkte dieser neuen Idee, wie er ausdrücklich bemerkte, als ich das Gespräch darauf lenkte. Aber seinem kühnen Muthe, der es so oft gewagt hat, mitten in die starren Eislabyrinthe des Nordens einzudringen, scheint es wenig zu entsprechen, wenn man von vornherein auf die Erreichung des höchsten Zieles, das der Nordpol immer bleiben wird, verzichtet.

Wir sprachen über den Antheil, welchen Deutschland bisher, dank der Opferwilligkeit seiner Bevölkerung, an der Lösung der Polarfrage genommen hat. Der Führer der beiden deutschen Nordpolexpeditionen, Capitain Koldewey, lebt bekanntlich gegenwärtig in Hamburg in der sehr geachteten Stellung eines Abtheilungsvorstehers der deutschen Seewarte. Auf ihn hinweisend, sagte Nordenskjöld:

„Ich liebe Koldewey sehr." Dann fuhr er fort: „Machen Sie immerhin von Deutschland aus noch eine Polarexpedition! Der Plan dazu muß gut ausgearbeitet werden."

Das Gespräch wendete sich jetzt auf das schon seit Jahren von dem Capitain Cheyne in England geplante Unternehmen — das schon im vorigen, spätestens aber in diesem Jahre ausgeführt werden sollte — vermittelst dreier zusammengekoppelter Ballons den Nordpol zu erreichen und alsdann einige Tage weiter zu fliegen und in Petersburg zu landen. Wiederholt hatte ich in verschiedenen Zeitungsartikeln auf das Abenteuerliche dieses Planes, den unbegreiflicher Weise selbst Coxwell für ausführbar hält, hingewiesen. Nordenskjöld hält Cheyne für einen ehrlichen Mann, der wohl nicht die Absicht habe, zu täuschen, der sich aber vielleicht in seinen Voraussetzungen irre. Indessen — meinte er — könne man in einem Ballon immerhin große Strecken überfliegen, wohin man aber gelange und ob man landen könne, das hänge vom Winde und den localen Verhältnissen ab.

Mittlerweile war die Zeit herangekommen, wo die Theilnehmer des Festes sich allmählich einfanden. Der freundliche Wirth, Herr Schönlank, und Professor Torell erschienen; ein Diener brachte einen Stoß Briefe, welche Nordenskjöld sofort durchflog; eine Dame, Frau Lina Morgenstern, gab für den gefeierten Forscher ein prächtiges Rosenbouquet nebst einem Verschen ab. Gegen neun Uhr waren die Gäste versammelt, die Einen in Frack und weißer Binde, die Anderen in einfachem Anzuge.

Von den Anthropologen sah man Virchow (vergl. das umstehende Bild; 6), ferner den verdienstvollen und liebenswürdigen Generalsecretär der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, Prof. Johannes Ranke aus München (4), und den Reisenden Dr. Jagor aus Berlin (8); von den Geologen, welche in den letzten Tagen gleichfalls ihre Jahresversammlung gehabt hatten, war außer Professor Torell (9) und dem jungen Baron De Geer (14) vom Geologischen Bureau in Stockholm (Sohn des bisherigen schwedischen Staatsministers) noch der Director der Geologischen Landesuntersuchung des Königreichs Sachsen, Prof. Hermann Credner (5), von den Geographen Dr. G. Nachtigal (2), Präsident der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, Dr. von Boguslawski (3), Sectionsvorstand der kaiserlichen Admiralität, und Dr. Güßfeldt (1), der Führer der Loango-Expedition, vom Centralverein für Handelsgeographie außer William Schönlank (12) noch Dr. Henry Lange (11) und Capitain-Lieutenant Darmer (10) erschienen; außerdem sind zu nennen ein in Berlin lebender Vetter des gefeierten Reisenden, Gerichtsrath von Nordenskjöld (13) und Herr F. d'Adelborg (15) von der skandinavischen Gesandtschaft. Einige Herren waren leider am Erscheinen verhindert worden, so Director A. Bastian vom königlichen Museum in Berlin, der erst einige Tage vorher von seiner so und sovielten ethnologischen Reise um die Welt zurückgekehrt war, und Andere. Die Unterhaltung nahm sofort jenen ungezwungenen feinen Ton an, der den deutschen Gelehrten so sehr auszeichnet; die Thüren zu den im prächtigsten Blumenschmuck prangenden Speisezimmern öffneten sich; ein kaltes Buffet, mit einfachen, schmackhaften Speisen besetzt, spendete Jedem seine Gaben, und bald saßen oder standen wir gruppenweise an besonders aufgestellten Tischen.

Welch eine kolossale Summe des Wissens und der Erfahrungen war in diesen wenigen Männern, die hier im lebhaften Gespräche ihre Ansichten über die verschiedenartigsten Dinge austauschten, verkörpert, und wie abwechselungsreich waren die Themata der einzelnen Unterhaltungen!

Hier berichtete Professor H. Credner über den Verlauf der an demselben Tage von der Geologenversammlung nach den Gletscherspuren in den Rüdersdorfer Kalkbergen bei Berlin unternommenen Excursionen, worauf Torell mittheilte, daß er in den nächsten Wochen seine im Jahre 1865 begonnenen Untersuchungen über die bei Rüdersdorf vorkommenden Gletscherspuren beendigen werde; dort theilte Virchow Einiges über seine seitdem ausgeführte Reise durch Spanien zum internationalen Anthropologen-Congreß in Lissabon mit; hier wurde Nachtigal über die Fortsetzung seines Riesenwerkes „Sudan" gefragt; dort gab Dr. Jagor aus dem unerschöpflichen Schatze seiner ethnologischen Studien und Erfahrungen eine Reminiscenz zum Besten, während Lange und Darmer im eifrigen Zwiegespräch handelsgeographische Angelegenheiten erörterten und J. Ranke einigen wißbegierigen Zuhörern Näheres über seine diesjährigen interessanten Höhlenuntersuchungen mittheilte.

Nordenskjöld war überall. Bald erzählte er Virchow, daß er am heutigen Tage die königliche Bibliothek in Berlin besucht habe, um die ältesten Ausgaben des Ptolemäus (des bekannten alexandrinischen Geographen und Astronomen im zweiten Jahrhundert nach Christo) kennen zu lernen; bald vertiefte er sich mit Boguslawski, Credner und Güßfeldt in die Theorie über die Entstehung der Erde. Er ist ein Anhänger jener Ansicht, nach welcher unser Planet im Laufe der seit seinem Entstehen vergangenen, unzählbaren Jahr-Billionen fort und fort durch zahllose feine Theilchen kosmischen Staubes an Größe zugenommen hat. Er erklärt diesen kosmischen Staub, von welchem man in den Polarländern und in Nordschweden auf dem Schnee wiederholt Spuren beobachtet haben will, für Verbrennungsproducte der Sternschnuppen und Meteore. Auch die Entstehung gewisser local beschränkter Gesteinsarten könne vielleicht auf die Aufspeicherung solchen kosmischen Staubes zurückgeführt werden.

Weiterhin wendete sich das Gespräch auf die Frage der Veränderung der Lage vieler Gesteinsschichten. In Bezug hierauf erklärte Nordenskjöld gewisse complicirte Schichtenbiegungen, wie sie z. B. auf Spitzbergen vorkommen, als Resultat der Zusammenziehung der Schichten in Folge starken Temperaturwechsels.

Während dieses Gespräches war Dr. Jagor zufällig an denselben Tisch herangetreten. Nordenskjöld, welcher während seines Berliner Aufenthaltes für diesen ihm von früher her befreundeten Gelehrten die größte Hochachtung an den Tag gelegt und die berühmte „Indische Sammlung" Dr. Jagor's im königlichen Museum studirt hatte, erhob sich sofort, holte selbst einen Stuhl herbei und offerirte ihm denselben. Die Unterhaltung wandte sich auch auf das neueste demnächst erscheinende Werk Nordenskjöld's über die Reise der „Vega". Begreiflicher Weise ist die ganze gebildete Welt auf den Inhalt des Werkes höchst gespannt. Doch möchten sich Diejenigen, welche eine romanhafte Beschreibung erwarten,

Digitized by Google

etwas getäuscht sehen: „Ich bin zu alt, um Abenteuer zu beschreiben," sagte Nordenskjöld.

In dieser Weise zog sich die Unterhaltung hin, und die Diener hatten nach dem äußerst vortrefflichen Roth- und Weißwein Bier und schwedischen Punsch servirt. Da erhob sich der Gerichtsrath von Nordenskjöld aus Berlin und versammelte die Anwesenden um den großen Büffettisch, indem er auf den Gastgeber, Herrn Schönlank, einen Toast ausbrachte, den dieser mit einem solchen auf Nordenskjöld erwiderte.

Unter dem lauten Jubel der Anwesenden stand Nordenskjöld auf: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für die großartige Art des Empfanges, den Sie mir bereitet haben, ebenso für Alles, was man hier in Berlin für uns gethan hat. Ich bin hier außerordentlich gut aufgenommen worden; die Behörden und Privatleute haben mir viel Ehre erwiesen; das Kronprinzen-Paar hat mich empfangen und heute auch der große Kaiser des Reiches. Die Berliner Tage werde ich nie vergessen; sie sind mir eine der schönsten Erinnerungen seit meiner Rückkehr von den arktischen Gegenden. Ich danke auch meinem Wirth, Herrn Schönlank, für seine zarte und unermüdliche Gastfreundschaft. Von Ihnen aber, meine Herren, trenne ich mich nicht für immer. So bald wie möglich werde ich zurückkommen, und hier in Berlin will ich dann längere Zeit ein ruhiges Leben mit meinen alten Freunden führen. Ein volles Glas unserm Wirthe Herrn Schönlank!" *

* Gerade diesen Augenblick bringt unser wohlgelungenes Bild zur Anschauung. Nordenskjöld (7), in der Mitte der Gesellschaft stehend, trinkt auf das Wohl des Herrn Schönlank, während A. Woldt, an der Ecke des Tisches sitzend, für die „Gartenlaube" den Wortlaut des Toastes in der Eile stenographirt. D. Red.

Mit großer Freude wurde dieses Hoch und diese unerwartete Nachricht aufgenommen. Dann erhob sich zu einem Schlußworte im Namen des Centralvereins für Handelsgeographie Herr Capitain-Lieutenant Darmer und sprach den innigsten Dank des Vereins dafür aus, daß Baron von Nordenskjöld die Bitte, Ehrenmitglied des Vereins zu werden, so bereitwillig erfüllt habe. Er erinnerte daran, daß Nordenskjöld nicht nur ein großer Entdecker, sondern auch ein Mann von bedeutendem praktischem Blick sei, der dem Handel bereits den Seeweg nach Sibirien eröffnet habe. In erster Linie haben die Hansastädte Deutschlands nicht gezögert, Schiffe und Producte nach Sibirien auszuschicken. „Herr Baron von Nordenskjöld wird in unserer Mitte stets Leute finden, welche nach Kräften seine Pläne zu fördern bereit sind."

Hiermit waren die Reden beendet; die Mitternachtsstunde näherte sich; die Detailunterhaltung kam nicht wieder in Fluß. Jeder hatte dem berühmten Gast noch ein besonderes Abschiedswort zu sagen. „Schonen Sie sich! Sie sind es sich und der Welt schuldig!" sagte Virchow mit ernster Stimme im Hinblick auf die neue Polarexpedition, welche Nordenskjöld in wenigen Jahren anzutreten gedenkt.

Bald darauf verließen wir das gastliche Haus; bereits nach wenigen Stunden aber, am frühen Morgen, fand sich ein kleinerer Kreis von uns wieder am Nordbahnhofe in Berlin zusammen. Nordenskjöld war ernst beim Abschiede; er unterhielt sich mit einigen Herren über Fritz Reuter, seine Lebensgeschichte, seine Festungshaft und seine Werke, indem er viele Fragen stellte. Dann brach er ab und in die Worte aus: „Es war doch wunderschön gestern Abend, meine Herren!" — und damit erfolgte der Abschied.

Der Dom zu Köln.

Zum Welhefest eines deutschen Nationalbaues.

Von Dr. L. Ennen.

(Schluß.)

Die Stadt Köln konnte nicht zurück bleiben, wo es galt, den Ausbau des Gotteshauses zu fördern, in welchem die städtischen Schutzheiligen ruhten, und sich an der Ausschmückung und Vollendung der Perle aller deutschen Kirchen, des edelsten Kleinods deutscher Baukunst, zu betheiligen. Nachdem sie durch Stiftung eines eigenen Fensters, durch Erlaß eines großen Theiles der jährlichen Hafengebühren, durch bedeutende Beiträge zum Ankauf des im Interesse des Domes niedergelegten Lagerhauses auf dem Domhofe und des Krakamp'schen Hauses am Domkloster, durch Schenkungen von 15,000 Thaler für die Blei-Bedachung und durch bedeutende Zuschüsse zu den einzelnen Dombaufenstern von ihrem lebhaften Interesse für die Sache des Dombaues rühmliches Zeugniß abgelegt hatte, entschloß sie sich noch in jüngster Zeit zu einem Opfer von mehr als 50,000 Thaler, um die allseitige Freistellung des Domes zu ermöglichen. Schon in den vierziger Jahren war damit begonnen worden, die An- und Einbauten, welche den Dom einengten und verunstalteten, niederzureißen. So waren namentlich an der Nordseite unter anderm das Capitelhaus, neben und in dem Nordthurm die Küsterwohnungen, an der Südseite die Seminar-Kirche, das ehemalige Hohe Gericht, zwei Vicarhäuser, ein Zins- und ein Lagerhaus abgebrochen worden. Es erübrigte noch, an der Nordseite das alte Dompastorat, das Verwaltungsgebäude der Colonia, ein der Köln-Mindener Eisenbahn gehöriges Gebäude und endlich auf dem Domhofe das Local der Schulverwaltung niederzulegen. Dem Ernst und Tact des Ober-Bürgermeisters, Geheimen Regierungsrathes Stupp, gelang es, die desfallsigen schwierigen Unterhandlungen zum glücklichen Ziele zu führen, und nachdem die Colonia, die Köln-Mindener Eisenbahn und das Domcapitel ihre Realitäten an die Stadt abgetreten, wurde von dieser Seite das Schulverwaltungsgebäude zum Abbruch käuflich erworben. Binnen Kurzem wird nun von allen Seiten ein freier, ungehinderter Anblick der herrlichen Domkirche ermöglicht sein.

Bei solcher allseitigen regen Betheiligung an dem großen Werke konnten die Arbeiten ungestört nach dem von dem Könige genehmigten Plane gefördert werden. Bis zum Jahre 1845 wurden die zerstörten Gewölbepfeiler und andere Mauerreste der Seitenschiffe in Stand gesetzt, die neuen Gewölbe in diesen Hallen eingezogen und die äußeren Umfassungsmauern so weit aufgebaut, daß die Bedachungen über den neuen Gewölben aufgelegt werden konnten. Drei Jahre später waren beide Portale sowie die Umfassungsmauern des Lang- und Querschiffes bis zur Höhe des ebenfalls eingespannten Rothdaches aufgebaut, sodaß am 14. August 1848, beim sechshundertjährigen Jubiläum der ersten Grundsteinlegung, die weiten Hallen des Langschiffes dem Gottesdienste geweiht werden konnten.

Nur mit unsäglicher Mühe gelang es, die Gefahr, welche der Fortführung des Baues durch die traurigen verwirrten Zeitverhältnisse im Jahre 1848 drohte, glücklich abzuwenden und die Bauhütte in Thätigkeit zu erhalten. Allmählich regte sich die Begeisterung wieder. So war es dem Meister möglich, den Bau so weit zu fördern, daß im Jahre 1854 sämmtliche kunstreiche Umfassungsmauern in Lang- und Querschiff vollendet dastanden und am 3. October des folgenden Jahres der Dachgiebel des neuen Südportals in Gegenwart des königlichen Protectors mit der Kreuzblume geschlossen werden konnte.

Von außen wurde der eigentliche Rumpf der Kirche durch die Eindeckung des eisernen Dachgerüstes über dem Lang- und Querschiffe des Domes vollendet. Die zusammen eine Länge von 720 Fuß messenden Dachflächen des Langschiffes und der beiden Querschiffe erhielten eine Bleideckung von circa 37,000 Quadrat-Fuß, deren Kosten größtentheils aus dem seitens der Stadt geleisteten außerordentlichen Beitrage von 15,000 Thalern bestritten wurden. Am 15. October 1860 setzte der Baumeister den goldenen Morgenstern auf der Spitze des 360 Fuß hohen kühnen eisernen Mittelthurmes auf. Es war dies das letzte Mal, daß Zwirner das Werk, dessen Vollendung der sehnlichste Wunsch seines Lebens gewesen, überschauen sollte. Am 22. September 1861 wurde er von dem Werke, an dem er achtundzwanzig Jahre lang mit so bewundernswerther Energie und Genialität gearbeitet, durch den Tod abberufen. An seiner Stelle übernahm sein langjähriger Gehülfe, Herr Landbaumeister Voigtel, die Leitung des Dombaues.

Digitized by Google

Unter derselben wurden nach Vollendung der Strebesysteme und Gratbogen das Langschiff und die Querschiffe eingewölbt, das große Transept (Kreuzflügel) fertig gebaut, die Fenster des Langschiffes und der Querschiffe verglast, das Nothdach und die anderen Hülfsconstructionen entfernt, die Scheidemauer vor dem Hochchore niedergelegt und der ganze gewaltige, imposante innere Kirchenraum bis zur Thurmhalle völlig fertig gestellt. Hiermit war ein Hauptabschnitt in der Geschichte des Kölner Dombaues abgeschlossen. Die bis dahin aufgewendeten Kosten, von denen mehr als die Hälfte auf königliche, der Rest auf Dombauvereinsrechnung kam, beliefen sich seit Beginn der Thätigkeit des Dombauvereins auf 2,220,000 Thaler.

Der 15. October des Jahres 1863, der Geburtstag des ersten Protectors, Königs Friedrich Wilhelm des Vierten, wurde gewählt, um in einer würdigen Feier die Freude über die Erreichung dieses so lange und heiß ersehnten Zieles kund zu geben, und die überraschenden Ergebnisse, welche eine einundzwanzigjährige Bauthätigkeit geliefert, gaben der Ausdauer, Energie und Opferwilligkeit, mit welchen die Sache des Dombaues betrieben worden, das glänzendste Zeugniß. Diese Ergebnisse trugen in sich selbst die Bürgschaft, daß im Verlaufe von weniger als zwei Decennien der herrliche Wunderbau mit den Schlußblumen auf den beiden Thurmspitzen werde gekrönt werden, und daß der Dom in seiner ganzen Vollendung strahlen werde, wenn nur der Eifer und die Opferwilligkeit nicht erkalten und keine unvorhergesehenen Störungen dem Weiterbau hemmend in den Weg treten.

König Wilhelm der Erste zeigte sich nicht weniger als sein verstorbener Bruder für den Dombau günstig gestimmt. Unter dem 20. Februar 1861 nahm er das Protectorat über den Dombauverein bereitwilligst an. Noch zu Lebzeiten Friedrich Wilhelm's des Vierten bewährte er sich durch die That als ein freigebiger Dombaufreund. Auf seine Kosten ließ er von der Künstlerhand des Dombildhauers Professor Christian Mohr die plastische Ausschmückung des Südportals ausführen. Im Jahre 1863 ertheilte er bei seiner Anwesenheit in Köln seine Genehmigung zur Veranstaltung einer lotterieartigen Collecte zur Vollendung der beiden Thürme, und nachdem der erste Versuch solcher Collecte günstig ausgefallen war, wurde die Genehmigung der Dombaulotterie auf weitere acht Jahre ertheilt und hierdurch die Möglichkeit geboten, den Riesenbau der beiden Thürme bis zu den Kreuzblumen in einem möglichst kurzen Zeitraume auszuführen. Am 4. September 1867 konnte in Gegenwart des Kronprinzen die Schlußfiale auf den großen Wimperg über dem Haupteingange der Westfaçade gesetzt werden, und es erhielt hiermit das Hauptportal der Domkirche, dessen Gewölbeschlußstein König Friedrich Wilhelm der Vierte am 15. Juni 1852 eingefügt hatte, seinen architektonischen Abschluß. Bis zu dieser Zeit berechnete sich die Gesammteinnahme des Dombauvereins auf die Summe von 1,081,686 Thalern 16 Silbergroschen 2 Pfennigen, und der Zuschuß des Staats auf 1,250,000 Thaler. Es kam demnach durchschnittlich auf das Jahr eine Verwendung von 93,000 Thalern.

Im Jahre 1868 wurde bei einem Arbeiterpersonal von 520 Werkleuten die Summe von 180,000 Thalern, im Jahre 1869 von 244,566 Thalern verausgabt, während die Zahl der in den Bauhütten beschäftigten Steinmetzen etwa 330 Mann betrug. Die Hauptthätigkeit war auf den Aufbau des nördlichen Thurmes gerichtet, und kamen namentlich die Wölbungen der acht Fenster der zweiten Thurmetage, die Wimpergsanfänge daselbst und der Blumenfries unter dem großen Hauptgesimse, dann die reich verzierten Fensterwimperge des ersten Thurmgeschosses, die Gallerien und Fiale zur Vollendung. Bis zum Anfange des Jahres 1869 war der Nordthurm bis zu einer Höhe von 47,07 Meter allseitig vollendet.

Die Vorbereitungen zum Weiterbau des Südthurmes, der in seinen Umfassungsmauern bis zu 50,21 Meter und in einem Eckpfeiler bis zu 56,49 Meter aufgeführt war, bedingten die Niederlegung des seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts auf diesem Mauertorso stehenden Krahnens, aber ehe der Fortbau in Angriff genommen werden konnte, mußte der obere stark verwitterte Theil bis zum zweiten Hauptgesims abgetragen werden, und nachdem dies geschehen, wurden die massiven Umfassungswände bis zu der Höhe der Fensterverdachung wieder aufgeführt.

Im Laufe des Jahres 1869 förderte man den Bau des Nordthurmes bis zu einer Höhe von 54,92 Meter, und im Frühjahr 1870 wurden die Fensterwimperge der dritten Etage an der Nord- und Westseite aufgesetzt. Von 1864 bis 1870 kamen für den Ausbau der Thürme 752,249 Thaler 18 Silbergroschen 1 Pfennig zur Verwendung.

Der französisch-deutsche Krieg des Jahres 1870 äußerte, wie auf alle Privat- und öffentliche Bauthätigkeit, so auch auf den Betrieb des Dombaues seine hemmende Wirkung. Wegen der Verkehrsstockung auf den Eisenbahnen war eine Ergänzung des Steinmaterials aus den Brüchen in Hannover, Württemberg und im Nahethal unmöglich. Es gelang aber der Bauverwaltung, den Betrieb in leidlichem Gange zu halten, so daß der Nordthurm um ungefähr 4,7 Meter und der Südthurm um 5,3 Meter gefördert werden konnte. Im Ganzen wurden 177,927 Thaler für den Fortbau verwendet.

Die Bauthätigkeit der Jahre 1871 und 1872 wendete sich vorzüglich der Weiterführung des südlichen Thurmes zu und förderte denselben bis 10,98 Meter über der zweiten Verdachung.

Die Einwölbung des Westportalfensters sowie die Ausführung des Fensterwimperges, der Gallerie und des Dachgiebels mit der großen Kreuzblume kam 1873 zur Vollendung, und waren inzwischen auch zahlreiche Restaurationsarbeiten an Ornamenten ꝛc. vorgenommen worden. Nachdem der Raum zwischen den Thürmen durch Einfügung der achtundvierzig Meter hohen Portalwand innerhalb weniger Monate ausgefüllt worden war, gelangte die im Plane des Kölner Domes so formenschön und harmonisch angeordnete Westportalfaçade zur überraschenden Totalwirkung und verlieh der Domkirche das Gepräge der allseitigen Vollendung. Auch brachte die Einfügung des großen Sterngewölbes als erster massiver Abschluß der Thürme im Inneren die großen Hallen des dritten Geschosses zur vollen Geltung. Dieses Gewölbe, aus reich profilirten Rippen von Haustein und sorgfältig ausgeführten Kappen von behauenem Tuffsteine construirt, überdeckt bei einer diagonalen Spannweite von fünfzehn Metern einen Flächenraum von fünfzig Quadratmetern.

Während die Thürme bis zur Höhe von circa siebenzig Metern außen und innen viereckig emporsteigen, beginnt mit dem dritten Hauptgesimse das Oktogon, welches, bis zur Höhe von circa vierundneunzig Metern hinaufreichend, aus dem Achteck construirt ist. Auf den durch die Achtecklösung freigewordenen vier Ecken der Thürme erheben sich vom dritten Hauptgesims ab die vom Oktogonbau völlig abgelösten Eckfialen, die, bei kleineren Kirchen aus einzelnen Fialenschäften bestehend, am Kölner Dome zu Thürmen von dreiunddreißig Metern Höhe und sechs Metern Durchmesser heranwachsen.

Während im Inneren des Domes das Kirchenschiff, das Dombach zwischen den Thürmen und der eiserne Glockenstuhl vollendet wurden, begann man im Jahre 1874 mit der Ausführung des Oktogons an beiden Thürmen.

Die Steinhelme beider Thürme wurden im Herbst 1879 bis zum Beginn der Kreuzblumen ausgeführt und diese Kreuzblumen, welche in einer Höhe von acht Metern die Gallerie krönen, im Frühjahr 1880 aufgesetzt.

Im Anfang des Jahres 1879 begann die Einwölbung der Thurmhalle im Erdgeschoß des südlichen Thurmes mit der Construction des für den Durchzug der Glocken bestimmten Kreuzgewölbes, und nun konnte auch die Aufstellung der neuen Thurmuhr im ersten Stockwerk des südlichen Thurmes erfolgen, während das Aufziehen der sämmtlichen Domglocken mittels hydraulischer Presse vom 13. Juli bis zum 7. August 1878 zur Ausführung kam. Die Kaiserglocke, um dies nebenbei zu bemerken, wiegt 540 Centner; die Pretiosa 200 Centner, die Speciosa 120 Centner.

Wir verdanken es vor allem der Thatkraft und Opferwilligkeit des kunstliebenden deutschen Volkes, dann aber auch der werkthätigen Begeisterung deutscher Fürsten und einflußreicher Männer, daß der Torso des Domes, dieser stumme und zugleich beredte Anklager der durch innere Zerrissenheit und äußere Drangsale geschwächten deutschen Nation, vor völligem Verfalle bewahrt, und das Ganze in der Weise ausgebaut worden ist, wie es dem genialen Gedanken der ersten Dombaumeister vorgeschwebt hat. Alle Freunde und Förderer des Dombaues reichten einander die Hand, um in edlem Wettkampfe die alte Rheinmetropole mit einem Wunderbau zu schmücken, der sowohl an Großartigkeit des ganzen Werkes, wie an künstlerischer Vollendung der Einzelheiten wohl auch

Digitized by Google

die gepriesensten kirchlichen Bauwerke des ganzen Erdenrundes hinter sich zurückläßt. Der Dom in seiner jetzigen Vollendung ruft dem staunenden Geschlechte in überzeugender Weise zu, wie das unmöglich Scheinende erreicht werden kann, wenn die Bevölkerung eines mächtigen Staatswesens in dem Streben nach einem großen Ziele von einer kräftigen Regierung unterstützt wird, wenn Fürst und Volk vereint der Verwirklichung eines großen Gedankens zustreben, wenn jede politische, confessionelle und gesellschaftliche Meinungsverschiedenheit vor der Gewalt einer großen Idee in den Hintergrund tritt.

Unsere Todten um Metz.

Zum zehnten Jahrestage der Capitulation (27. October).

Es war ein grauenvolles Bild, das die Sonne des 19. August 1870 auf der Höhe von Gravelotte beleuchtete. Soweit das Auge reichte, nichts als Tod und Zerstörung! Des Himmels Wolken schauten hoch hinein in Hunderte von leergebrannten, rauchenden Ruinen, deren Besitzer jammernd das Grab ihrer Habe umstanden. Sonst alles still und stumm; dem geräuschvollen Toben der Schlacht war Stille, die Stille des Kirchhofes gefolgt. Kein Vogel unterbrach dieselbe. Die gefiederten Sänger waren durch den Schlachtenlärm verscheucht worden, um sich wochenlang von den blutgetränkten Gefilden fernzuhalten.

Groß war zwar der Sieg in dem gewaltigen, wohl einzig in der Geschichte dastehenden dreitägigen Schlachtendrama, das mit Einschließung und Gefangennahme der französischen Hauptarmee endigte; groß und schmerzlich waren aber auch die Opfer, die deutscherseits gebracht werden mußten, um dieses Ziel zu erreichen; zahlreich, wie zur Erntezeit die Garben, war die Wahlstatt mit Todten bedeckt; in langen, langen Reihen wurden sie zusammengetragen, und immer noch nahm es kein Ende. Tausende und aber Tausende von Verwundeten lagen noch auf den Feldern umher oder waren in den von der Kriegsfurie verschont gebliebenen Gehöften untergebracht worden, in denen die Aerzte ihre Thätigkeit entfalteten.

Seitdem sind zehn Jahre vorüber gegangen. Wie ganz anders ist das Bild, das sich heute dem Beschauer bietet, wenn er von Metz aus den Abhang des Moselthales ersteigt und das Plateau von Gravelotte betritt! Reges, munteres Leben pulsirt auf allen Landstraßen; üppiges, frisches Grün bedeckt die sorgfältig angebauten Fluren, auf denen die Landleute ihren friedlichen Beschäftigungen obliegen, während die Lerchen in die frische Morgenluft hineintrillern. Die zerstörten Kirchen und Häuser sind längst wieder aus dem Schutte erstanden, und zwar — dank den ausreichend bemessenen Entschädigungen — stattlicher, als sie zuvor waren. Aus der Ferne tönt liebliches Glockengeläute herüber; dasselbe Erz, das vor einem Jahrzehnt Tod und Verderben in die Reihen der Streitenden sandte, schickt heute seine Frieden verkündenden Klänge in das Land hinaus.*

Die Straße wird durch prächtig gedeihende Baum-Anpflanzungen geschmückt. Aus dem Hintergrunde schaut der rebenbepflanzte St. Quentin herüber, einem schlafenden Löwen ähnlich, während sich tief unten im Thale die Mosel, welche kurz vorher deutschen Boden betreten hat, gleich einem Silberfaden an dem Vororte Montigny mit seinen rauchenden Kaminschlöten vorbeischlängelt, um dann in vielen Armen das alte, undeutlich im Nebel verschwimmende Metz zu durchfließen. Das Ganze vereinigt sich zu einem wunderschönen Gesammtbilde von überaus friedlichem Charakter.

Man braucht aber nur wenige Schritte weiter zu gehen und den Blick links und rechts in die Felder zu werfen, um tausendfach an den Krieg erinnert zu werden. Zuerst zeigen sich nur vereinzelte Gräber, je mehr man sich aber der oft genannten Ferme St. Hubert und der dahinter gelegenen Schlucht von Gravelotte nähert, desto dichter liegen sie neben einander. So weit das Auge sehen kann, blinken die weißen Kreuze aus den Getreidefeldern hervor, und immer wieder entdeckt das Auge neue Grabhügel. Fürwahr, eine blutige Saat, die hier ausgesäet!

Zur Beruhigung für alle diejenigen, von denen Angehörige

* Die Glocken von Rezonville und St. Privat sind aus Kanonen gegossen, welche der Kaiser diesen Gemeinden zum Geschenk machte.

Digitized by Google

bei Metz fielen, heben wir gleich an dieser Stelle hervor, daß denselben ohne Ausnahme würdige Grabstätten bereitet worden sind. Es bildet dies einen erfreulichen Fortschritt zu dem in früheren Feldzügen üblichen Verfahren und verdient um so mehr Anerkennung, als sich wohl kaum irgendwo so viele Gräber auf verhältnißmäßig kleinem Raume zusammengedrängt finden werden, wie in der Umgegend von Metz, welches innerhalb weniger Wochen drei große Schlachten, zwei größere Ausfallgefechte und zahlreiche kleinere Scharmützel sah. Zählt doch die Gräberliste nicht weniger als 1808 Nummern von Einzel- und Massengräbern auf, letztere bis zu 2000 Mann und darüber enthaltend, mit 492 größeren und kleineren Steindenkmälern; — kein Wunder, wenn Touristen, welche die Umgebung der alten Moselveste besuchen, den Eindruck empfangen, einen kolossalen Kirchhof zu durchwandeln. Die Herrichtung der Gräber ist das Werk der Pioniere der Metzer Garnison. Diese legten im Sommer 1871 die mehrfach nur leicht mit Erde bedeckten Leichen tiefer, und zwar wurden diese viel persönliche Selbstverleugnung erfordernden Arbeiten mit solcher Umsicht ausgeführt, daß nicht nur der von den Aerzten allgemein befürchtete Ausbruch von Epidemien unterblieb, sondern sogar der Gesundheitszustand in den folgenden Jahren in der Nähe der Schlachtfelder ein auffallend günstiger war.

Gleichzeitig mit der Tieferlegung der Gräber wurden auf diesen die früheren provisorischen und zum Theil durch den Einfluß der Witterung bereits unkenntlich gewordenen Erdaufwürfe durch regelmäßige, festgeschichtete Grabhügel ersetzt. Letztere wechseln an Größe je nach der Anzahl der Leichen, die unter denselben ruhen. Während die größeren Massengräber zehn Meter und darüber lang und mehrere Meter breit sind, haben die Einzelgräber bei einer Höhe von etwa einem halben Meter eine Länge von zwei und einem halben Meter und eine Breite von etwas über einen Meter. Ohne Ausnahme sind sie mit Epheu oder grünem Rasen überzogen und gewähren, im Schmucke des bunten Feldblumenflors prangend, einen so freundlichen Anblick, daß man fast zu vergessen versucht ist, wie manche Hoffnung ein solcher Hügel deckt, wie viel Thränen, wie viel Leid er im fernen Deutschland hervorgerufen.

Jeder Hügel trägt ein einfaches weißes Holzkreuz mit der schlichten Inschrift: „Hier ruhen tapfere Krieger, gefallen am 18. August 1870." Manchmal ist auch noch die Zahl der Leichen, welche das Grab enthält, angegeben. Bisweilen findet man die Inschrift: „Hier ruhen tapfere Preußen und Franzosen." Die im Leben sich erbittert bekämpften, ruhen im Tode friedlich in einem Grabe beisammen, und nicht selten konnte man in den ersten Jahren nach dem Kriege schwarzgekleidete Frauengestalten deutscher und französischer Nationalität gleichzeitig an einem und demselben Grabe knieen und den erlittenen Verlust beweinen sehen.

Als besonders sinnige Idee muß es bezeichnet werden, daß überall, wo die Bodenbeschaffenheit es gestattete, auf den Gräbern Bäume angepflanzt wurden, welche meist schon eine stattliche Höhe erreicht haben und noch nach Jahrzehnten, wenn Kreuze und Hügel vielleicht verschwunden sind, die Stätte bezeichnen werden, wo tapfere Kämpfer die letzte Ruhe gefunden haben. Bei den Denkmälern und da, wo größere Gruppen von Gräbern beisammen liegen, sind freundliche, zum Theil mit künstlerischem Geschmacke ausgeführte, gut gehaltene Gartenanlagen angebracht.

Ein großer Theil der gewiß allen Hinterbliebenen zum Troste gereichenden liebevollen Fürsorge für die Unterhaltung der Gräber und Denkmäler ist neben der Militärverwaltung dem allen Schlachtfeldbesuchern als kundiger Führer und lebendige Schlachtfeldchronik bekannten „Vater Rösl" zuzuschreiben, einem Invaliden, der in der Eigenschaft als Gräberwärter „seine" Gräber wie seinen eigenen Augapfel hütet und mit rührender Sorge und unermüdlichem Eifer auch das abgelegenste derselben nicht vergißt. Daß er dabei in dem todten Feind keinen Feind mehr erblickt und deshalb keinen Unterschied macht, ob es sich um ein französisches oder deutsches Grab handelt, hat den „Vater Rösl" sogar bei der einheimischen, sowie der Bevölkerung der französischen Grenzorte zu einer populären Persönlichkeit gemacht. Vielleicht trägt diese Pietät mit dazu bei, daß seit längerer Zeit Verunehrungen der Gräber, Verstümmelungen von Kreuzen und Denkmälern nicht mehr vorgekommen sind.

Bei St. Hubert, einem Hauptkampfobjecte am 18. August, erhebt sich eine Anzahl von größeren Monumenten, meist in den Jahren 1871 bis 1873 von den betreffenden Regimentern zum ehrenden Andenken der gefallenen Cameraden gesetzt. Links vom Wege stehen die Denkmäler des 33. und 29. Regiments, weiterhin in dichten Gruppen von Massengräbern die der pommerschen Regimenter Nr. 14, 54 und 42, hinter St. Hubert die Monumente der an dieser Stelle hervorragend betheiligt gewesenen rheinischen Infanterie-Regimenter Nr. 28 und 69, sowie das des magdeburgischen Infanterie-Regiments Nr. 67, letzteres auf der Höhe der Steinbrüche am Rande der Schlucht, an einer Stelle befindlich, von der aus man eine vollständige Uebersicht über das Gefechtsfeld des rechten Flügels der deutschen Aufstellung genießt. Sämmtliche Denkmäler sind von edler Einfachheit und tragen als Inschrift meist nur die Namen der Regimenter und der Gefallenen; ihre Thaten aufzuzählen hat man unterlassen. Zeugen doch die vielen Gräber laut genug davon, und wenn der Zahn der Zeit den letzten Stein der Monumente zerbröckelt haben wird, so wird noch die Geschichte das Andenken der auf dem Felde der Ehre Gebliebenen mit unverwelklichen Lorbeeren geschmückt der Nachwelt überliefern.

An der Ferme St. Hubert haben sich noch manche Spuren der hier stattgefundenen erbitterten Kämpfe erhalten. Der Besitzer hat nämlich die an der Straße entlang laufende Gartenmauer ganz im gleichen Zustand belassen, wie sie nach der Schlacht war. Daß das tödtliche Blei häufig genug sein Ziel erreicht hat, beweisen die vielen von alten Nußbäumen beschatteten Einzel- und Massengräber in dem ausgedehnten parkartig angelegten, jetzt aber größtentheils verwilderten Garten. Am Hause selbst, das nur unbedeutende Beschädigungen erlitt, sind noch die Schießscharten sichtbar, aus welchen den von der Schlucht herauf und aus dem angrenzenden Wäldchen vordringenden deutschen Truppen ein Hagel von Kugeln entgegenflog, bis der blockhausähnliche Bau endlich von stürmender Hand genommen wurde.

Hinter St. Hubert fällt links von den Steinbrüchen die Straße plötzlich steil ab, um als hoher, von Pappeln eingefaßter Damm die wild eingerissene „Schlucht von Gravelotte" zu überschreiten und als allmählich ansteigender düsterer Hohlweg in die gegenüber liegende Höhe einzuschneiden.

Wie heftig der Geschützkampf an diesem von den Franzosen für uneinnehmbar gehaltenen Defilé wüthete, ist heute noch daran ersichtlich, daß manche Bäume förmlich mit Flintenkugeln gespickt wurden; auf diese Erinnerungszeichen aus einer stürmischen Zeit treibt die heutige Jugend mit Messer und Bohrer Jagd.

Die ganze Oertlichkeit macht auf den Beschauer den Eindruck des Düstern und Schauerlichen, wozu noch die nur durch das Rauschen der wenigen verschont gebliebenen Pappeln unterbrochene unheimliche Stille kommt. Am linken Abhange der Schlucht heben sich drei große durch dunkleren Pflanzenwuchs gebildete Kreise ab, eine Erscheinung, welche uralt sein soll, deren Ursache aber bis jetzt noch nicht aufgeklärt ist. Der Volksmund nennt sie Hexenringe und verlegt hierher den Schauplatz der Zusammenkunft nächtlicher Unholdinnen. Neuerdings will man in bestimmten Nächten die Schlucht auch mit lustigen den Gräbern entstiegenen Gestalten bevölkert gesehen haben, welche lautlose Kämpfe ausführen. In der That ist die ganze Umgebung dazu angethan, die Phantasie zu ungebundenem Schaffen anzuregen.

An den in stiller Waldeinsamkeit im blumenübersäeten Grunde der Schlucht liegenden Gräbern vorbei, in denen mehrere Officiere des achten Jägerbataillons den ewigen Schlaf schlafen, erreicht man in einer starken Viertelstunde das oft genannte Gravelotte, dessen Name in unsere abgelegensten Hütten gedrungen ist und in allen deutschen Herzen ein stolzes, in vielen aber auch ein nur allzu wehmüthiges Echo weckt.

Das Dorf, das der Schlacht vom 18. August den Namen gegeben, war kein eigentliches Kampfobject, und hat daher fast gar nicht gelitten; einige vom Fort St. Quentin herübergeworfene Granaten haben nur unbedeutende längst ausgebesserte Beschädigungen verursacht. Aeußerlich erinnern an den Krieg nur noch verschiedene an den Häusern des Dorfes stehen gebliebene Inschriften, mit denen die während der Belagerung hier einquartierten Truppen ihre Magazine bezeichneten. In den Häusern dagegen findet man noch zahlreiche auf den Schlachtfeldern aufgelesene Gegenstände, wie Flinten- und Mitrailleusenkugeln, Granatsplitter, Epauletten, Uniformknöpfe, Feldflaschen und ähnliche Gegenstände, welche von Fremden (die Zahl derselben belief sich in der ersten Zeit täglich

Digitized by Google

auf Tausende) sehr gesucht waren und mit denen deshalb ein ebenso schwunghafter wie einträglicher Handel getrieben wurde.

Wie dicht der Geschoßhagel an einzelnen Stellen war, ergiebt sich daraus, daß in der ersten Zeit in wenigen Stunden ganze Körbe voll Granatsplitter und Kugeln gesammelt werden konnten. Selbst heute noch fördern Pflug und Spaten einzelne Kugeln aus dem Schooße der Erde. Ohne Zweifel liegen auch noch viele Granaten in dem weichen Ackerboden, in den sie sich hineingewühlt haben. Die von der Bevölkerung gehegte Befürchtung, dieselben könnten durch die Berührung beim Pflügen oder Graben platzen und Verheerungen anrichten, hat sich glücklicher Weise nicht bestätigt; vielmehr ist constatirt worden, daß die Pulverfüllung schon wenige Monate nach der Schlacht vom eindringenden Wasser so durchnäßt war, daß sie die Explosionsfähigkeit vollständig verloren hatte.

Am Eingang des Dorfes befindet sich der Militärkirchhof, auf welchem meist solche Opfer der Schlacht ruhen, welche kürzere oder längere Zeit nach dem Kampfe ihren Wunden erlagen. Im ganzen Dorfe war damals wohl kein Haus, das nicht bis unter das Dach mit Verwundeten angefüllt gewesen wäre. Eines der Hauptlazarethe bildete die an der Straße nach Rezonville gelegene, etwas isolirte Ferme; in Folge der massenhaften Amputationen waren die Fußböden der Gebäude so mit Blut getränkt, daß ein Decennium nicht genügt hat, die Spuren zu verwischen.

Was die gegenwärtige Stimmung der Bevölkerung in Gravelotte wie auch in der ganzen Umgegend betrifft, so kann dieselbe als verhältnißmäßig günstig bezeichnet werden. Der französisch sprechende Lothringer unterscheidet sich durch sein ganzes schwerfälliges Auftreten, besonders aber durch sein eigenthümliches Platt wesentlich von dem eigentlichen Franzosen, der in ihm ebenso den Querkopf erblickt, wie in dem Elsässer. Dabei ist er eine knorrige, durchaus praktische Natur, die schnell herausfand, daß sie sich unter der deutschen Regierung besser befinde als unter der französischen. Der Lothringer hat sich daher, besonders auf dem flachen Lande, mit den neuen Verhältnissen so ziemlich ausgesöhnt, was auch daraus hervorgeht, daß neuerdings die Militärpflichtigen nahezu vollständig vor der Musterungscommission erscheinen.

Im Allgemeinen scheint es sich nach den bisherigen Erfahrungen zu bestätigen, daß der Lothringer schneller als der Elsässer für Deutschland zu gewinnen sei, da er weit weniger conservativ ist und nicht so zäh am Althergebrachten hängt wie Letzterer. Das tritt z. B. auch bei der Kleidung zu Tage. Während man im Elsaß noch häufig die alten, kleidsamen Trachten sieht, sind dieselben in Lothringen längst verschwunden. Selbst das hübsche, weiße, gefältelte Lothringer Häubchen, das einzige Ueberbleibsel aus früherer Zeit, ist auf den Aussterbe-Etat gesetzt.

Von eigentlichem Patriotismus ist selbstverständlich im großen Ganzen vorläufig auch in Lothringen noch keine Rede. Daß aber wenigstens Anfänge dazu bereits vorhanden sind, war bei der letzten Anwesenheit des Kaisers, der beim Besuche der Schlachtfelder durch die ihn umjubelnde Bevölkerung mehrfach von seinem Gefolge abgedrängt und auf's Herzlichste bewillkommnet wurde, zu bemerken. Der Zeit und der langsam, aber sicher wirkenden Thätigkeit der Schule muß es überlassen bleiben, das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Reiche wieder zu wecken und zu beleben. Die vollständig neu organisirte Schule legt das Hauptgewicht auf Erlernung der deutschen Sprache, und hat damit ihre Aufgabe wohl richtig erfaßt; denn so viel steht jedenfalls fest, daß das Volk erst dann wieder deutsch fühlen und denken wird, wenn es deutsch sprechen gelernt hat. Bis dahin wird allerdings noch manches Jahrzehnt vergehen. Doch ist jetzt schon ein tüchtiger Anfang gemacht worden; fast jedes Kind versteht etwas Deutsch. Auch das deutsche Volkslied wird sorgfältig gepflegt, und einen merkwürdigen Eindruck macht es auf den Fremden, wenn er Lieder wie: „Ich hatt' einen Cameraden" oder: „Morgenroth, Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod" in einem der Schlachtorte von der heranwachsenden Jugend, und zwar mit großer Vorliebe, singen hört. Man glaubt sich um zehn Jahre zurückversetzt, wo diese Lieder in denselben Dörfern begeistert aus deutschen Soldatenkehlen ertönten.

In einer starken halben Stunde erreicht man, auf gut erhaltener Chaussee Rezonville. Hier war es, wo die französischen Truppen am 16. August durch die in unerwarteter Weise auf der Höhe von Gorze erscheinende fünfte Cavalleriedivision im Bivouak überrascht wurden. Die gegenwärtig noch zahlreich herumliegenden Ueberbleibsel von Kochgeschirren und blechernen Feldflaschen, an denen man theilweise noch die betreffenden Regiments- und Compagnienummern sehen kann, sind Zeugen der damals eingerissenen heillosen Panik.

Links von der Straße gegen das Ende des Dorfes zu liegt eine kleine, nicht gerade durch Sauberkeit sich auszeichnende Herberge, das „Hôtel Bismarck", von der Bevölkerung allgemein so genannt, weil Bismarck, nachdem er vergeblich in den mit Verwundeten angefüllten Häusern Unterkunft gesucht hatte, trotz der Proteste des Besitzers mit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg und dem amerikanischen General Sheridan in einer unbesetzt gefundenen, allerdings mehr als bescheidenen Kammer nach der Schlacht von Gravelotte sein Nachtquartier aufschlug.

Diese Kammer ist für den Besitzer eine wahre Goldgrube geworden. Viele Tausende von Fremden sind zur Besichtigung derselben in die unscheinbare Wirthschaft eingetreten und haben dabei den übrigens ganz trinkbaren Wein mit in Kauf genommen. Raritätensüchtige Engländer haben es sich nicht nehmen lassen, alles, was in der Kammer nicht niet- und nagelfest war, für hohe Preise zu erstehen. Hätte man sie gewähren lassen, so würde von dem ganzen Häuslein kein Stein auf dem andern geblieben sein, ebenso wenig wie von dem unweit davon am Ausgange des Dorfes gelegenen „Kaiserhaus".

Ueber der Thür dieses einfachen, zweistöckigen Bauernhauses hat der Kriegerverein in Metz eine Marmortafel anbringen lassen, welche besagt, daß der Kaiser hier die Nacht vom 18. auf den 19. August 1870 zugebracht habe. Ueber eine steile, finstere Treppe gelangt man in eine Art Vorzimmer und durch dieses in das eigentliche Kaiserzimmer. Von diesem unscheinbaren Raume aus ging am 19. August die bekannte große Siegesdepesche an die Königin ab. Der Hausbesitzer, welcher rührende Züge von der Anspruchslosigkeit seines ehemaligen hohen Gastes zu erzählen weiß, hat die ganze Einrichtung so gelassen, wie sie vor zehn Jahren war. Ein großes Himmelbett, zu dessen Vervollständigung Kissen aus einem Krankenwagen herbeigeschafft werden mußten, eine Kommode und ein Paar Strohstühle bildeten die ganze Einrichtung des Zimmers, welches der Kaiser bei seinem am 25. September vorigen Jahres ausgeführten Besuche der Schlachtfelder wieder betrat und in der Erinnerung an die damalige schwere Zeit mit sichtlicher Rührung verließ.

Hinter Rezonville befindet sich das Terrain, auf welchem am 16. August der von Freiligrath in seinem herrlichen Gedichte besungene Todesritt der Brigade Bredow dahinbrauste. Es wird auf der einen Seite durch die nach Mars-la-Tour führende Straße begrenzt, während sich auf der andern in einer Entfernung von etwa einem Kilometer ein Wäldchen erhebt, an dessen Rande sich die alte, streckenweise noch gut erhaltene Römerstraße hinzieht, um sich in dem Tronviller Gebüsche zu verlieren.

Es gehört nur eine geringe Erregung der Einbildungskraft dazu, um sich das hier abgespielte Drama zu vergegenwärtigen und die schwarz-weißen Lanzenfähnchen der altmärkischen Ulanen im Verein mit den weißen Waffenröcken der Halberstädter Kürassiere in dem welligen Terrain aus den Getreidefeldern, in denen zahlreiche Klatschrosen wie große Blutstropfen hervorleuchten, auftauchen und gegen den übermächtigen Feind und dessen todbringende Batterien anstürmen zu sehen, alles vor sich niederwerfend, bis das todesmuthige Häuschen, von allen Seiten bedrängt, sich unter den entsetzlichsten Verlusten wieder rückwärts durchschlagen muß.

Doch was ist das? In Frankreich hat
Es im August geschneit;
Da liegt das halbe Halberstadt
Im weißen Waffenkleid.

Eine lange Reihe von Soldaten- und Pferdegräbern bezeichnet den blutigen Weg, den die tapferen Reiter genommen. An der Stelle, wo der Sturm endigte, erhebt sich ein weithin sichtbares Denkmal. Schöner und unvergänglicher ist das Denkmal, das die Geschichte den Helden des Todesrittes gesetzt hat.

Bei dem nun folgenden, ungefähr im Mittelpunkte des Schlachtfeldes vom 16. August gelegenen freundlichen Dorfe Bionville steht das in massenhaften Verhältnissen aufgeführte, thurmartige Denkmal des Brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 20, an derselben Stelle, von welcher aus eine französische Batterie

Digitized by Google

den aus dem Moselthal heraufkommenden deutschen Truppen ihren ehernen Todesgruß entgegensandte. Im Hintergrunde hebt sich in dominirender Lage das Denkmal der 5. Division ab, eine gewaltige, aus Felsblöcken hergestellte Pyramide, welche einen kolossalen fliegenden Adler trägt, genau an dem Platze errichtet, wo der von Pont-à-Mousson herbeigeeilte Prinz Friedrich Karl am 16. August Nachmittags 3¾ Uhr den General von Stülpnagel begrüßte und sodann das Commando übernahm. In der Nähe befinden sich die Denkmäler der Artillerie des 3. Corps und des Ostfriesischen Infanterie-Regiments Nr. 78 mitten in einem ungeheuren Gräberfelde.

Bei Vionville, in dessen Gebäuden noch viele Granaten stecken, erblickt man dicht an der Straße das Monument des Infanterie-Regiments Nr. 35. An zahlreichen Gräbern und den Denkmälern des Oldenburgischen Regiments Nr. 91 und der 12. Infanterie-Brigade (24. und 64. Regiment) vorbei, gelangen wir an die französische Grenze, letztere nur durch einen kleinen, leicht zu übersehenden Stein bezeichnet. Von hier ab, die Ruinen eines am 16. August in Flammen aufgegangenen Gehöftes abgerechnet, erinnert nichts mehr an die blutigen Kämpfe, deren Schauplatz die Umgegend von Mars-la-Tour war. Die Hunderte von Kreuzen und Grabhügeln sind etwa seit Jahresfrist verschwunden. Die französische Regierung hat nämlich, um den Besitzern der Grundstücke, auf welchen sich Gräber befanden, nicht länger Entschädigungen zahlen zu müssen, sämmtliche Soldatengräber öffnen und die darin vorgefundenen Ueberreste in einer bei Mars-la-Tour gelegenen großen Gruft vereinigen lassen. Nur einige wenige Begräbnißstätten, welche von Angehörigen oder einzelnen Truppentheilen käuflich erworben wurden, sind erhalten geblieben. Auch deutscherseits war ursprünglich nur eine zehnjährige Unterhaltung der Gräber in Aussicht genommen. Nach Ablauf dieser Frist sollten die Gebeine ebenfalls an gemeinschaftlichen Begräbnißplätzen beigesetzt werden. Wie es scheint, hat man aber, um den Grabfrieden der für's Vaterland Gefallenen nicht zu stören, einstweilen davon Abstand genommen, die Ausgrabung, welche gewiß den Gefühlen eines großen Theils der deutschen Nation widerstreben würde, ausführen zu lassen. Vielmehr wurde in letzter Zeit eine Anzahl von Grundstücken, auf denen sich Denkmäler und Gräber befinden, angekauft, um sie für immer als Begräbnißstätten zu erhalten; für die übrigen Gräber wird den Inhabern der betreffenden Felder bis auf Weiteres eine entsprechende jährliche Entschädigung ausbezahlt.

Ueber der bei Mars-la-Tour befindlichen oben erwähnten Gruft, welche im Ganzen etwa 6000 Leichen enthält, erhebt sich auf einem mit zwei Reliefs geschmückten Sockel eine in Erz ausgeführte Kolossalgruppe: Frankreich, in Gestalt einer weiblichen Figur, setzt einem tödtlich verwundeten Krieger einen Lorbeerkranz auf das Haupt. Die dem Sterbenden entfallenden Waffen werden von zwei Kindern, welche die heranwachsende Generation darstellen, aufgenommen. Das Ganze ist offenbar nichts anderes als die Verkörperung der Revanche-Idee. Die Tactlosigkeit, ein solches Standbild in unmittelbarer Nähe der deutschen Grenze und dieser zugewandt, auf einer Franzosen und Deutsche als Friedhof umschließenden Gruft aufzustellen, ist theilweise selbst von der französischen Presse gerügt worden. Auch über den Kunstwerth des von einem Pariser Künstler ausgeführten Denkmals gehen die Ansichten weit aus einander.

Hinter Mars-la-Tour erhebt sich die ausgedehnte Hochfläche, von Ville-sur-Yron, auf welcher sich die großartigste Reiterschlacht des ganzen Feldzuges abspielte. In der Nähe befinden sich die Denkmäler des 2. Gardedragoner-Regiments und des Infanterie-Regiments Nr. 16. Hier in der tief eingeschnittenen Schlucht war es auch, wo das von erdrückender Uebermacht fast aufgeriebene 2. Bataillon des letztern Regiments die von einer Granate abgeschossene Fahnenspitze, welche in dem grausigen Getümmel unbeachtet liegen blieb, verlor. Von den Franzosen aufgefunden, wurde sie nach Metz gebracht, gelangte jedoch bei der Uebergabe der Festung nicht wieder in den Besitz der Deutschen. Bekanntlich ist dieser Fund in letzter Zeit von der französischen Presse als „Eroberung einer preußischen Regimentsfahne" aufgebauscht worden.

Die Bevölkerung in Mars-la-Tour, ebenso auch in den übrigen französischen Grenzorten, ist gegen die aus Deutschland kommenden Touristen äußerst zuvorkommend. Unfreundlichkeiten oder gar Mißhandlungen kamen überhaupt nur unmittelbar nach dem Kriege vor. Seitdem haben sich die Gemüther so weit beruhigt, daß man ungehindert überall verkehren kann; höchstens daß noch hier und da der unter der Asche fortglimmende Haß sich durch einen feindseligen Blick verräth.

Die in den letzten Jahren hauptsächlich aus strategischen Gründen erbaute, in die Linie Verdun-Metz einmündende französische Grenzbahn bringt uns in kürzester Zeit auf das Schlachtfeld von St. Privat. Das düster daliegende, von Massengräbern eingefaßte Amanweiler, wo wir den Zug verlassen, war bis 1870 ein unbedeutendes Dörflein. Zur Grenzstation erhoben, ist es aber in raschem Aufschwunge begriffen. Hinter dem Bahnhofe und den ausgedehnten Lagerräumen zieht sich eine Reihe neuer, von Gärten umgebener Häuser hin; es sind dies die Wohnungen, welche für die hier angesiedelte zahlreiche Beamtencolonie errichtet werden mußten.

An denselben vorbei erreicht man auf der mit Pappeln begrenzten Straße in etwa einer halben Stunde St. Privat, unter den Schlachtorten um Metz wohl denjenigen, der am meisten gelitten hat. Die Kirche sowie eine Reihe von Privathäusern ging bei der dem Sturme vorausgegangenen Beschießung in Flammen auf. Gegenwärtig ist jedoch von der damaligen Zerstörung, einige nicht wieder aufgebaute Gartenmauern und verschiedene von den Granaten gerissene Löcher abgerechnet, nichts mehr zu bemerken. Die frühere kleine Kirche ist durch einen stolzen, geräumigen Bau, der an einer anderen geeigneten Stelle errichtet wurde, ersetzt worden. Auch die neu aufgebauten Häuser haben ein äußerst stattliches Aussehen, wie überhaupt das ganze Dorf den Eindruck der Wohlhabenheit macht.

Hinter St. Privat gewahrt man auf den sanft gegen das Dorf Roncourt ansteigenden Feldern eine breite Bahn von Gräbern; es ist dies der Schritt für Schritt mit Blut getränkte Weg, den das zwölfte (sächsische) Corps bei dem Sturme auf St. Privat einschlug. Dicht beim Dorfe, wo die Anstürmenden von dem hinter den Mauern verschanzten unsichtbaren Feinde mit einem wahren Kugelregen überschüttet wurden, zeugen die dicht nebenanliegenden Grabhügel von den entsetzlichen Verlusten der Sachsen. An dieser allen Mitkämpfern gewiß unvergeßlichen Stelle erhebt sich das Denkmal des zwölften Corps, ein großer auf entsprechendem Sockel stehender Marmorblock, mit dem sächsischen Wappen geschmückt und einen mit Lorbeer bekränzten Helm tragend (vergl Seite 705).

Wenige Schritte von St. Privat befindet sich, umgeben von einem durch neun französische Kanonen schwersten Kalibers gestützten Eisengitter, das Denkmal des Gardecorps, das hier seinen blutigsten Tag sah, aber auch sich die unvergänglichsten Lorbeeren erkämpft hat. Das Denkmal besteht aus einem auf gewaltigem Unterbaue ruhenden Thurme, auf dessen durch eine im Innern angebrachte Wendeltreppe zu ersteigender Plattform man eine gute Uebersicht über das Schlachtfeld des linken Flügels genießt. Das festungsähnliche Amanweiler, ferner Verneville mit dem Denkmale der achtzehnten Division, das jenseits der mitten durch einen Wall von Gräbern gehenden Grenze befindliche Habonville, in dessen Nähe das schleswig-holsteinische Regiment Nr. 84 und das Kaiser Alexander-Garde-Grenadierregiment ihren in französischer Erde ruhenden Waffenbrüdern Denkmäler gesetzt haben, weiterhin St. Ail, St. Marie-aux-Chênes und Roncourt — lauter Namen, die in den Kämpfen vom 18. August eine hervorragende Rolle spielten und welche die Geschichte der Nachwelt aufbewahren wird — liegen im großen Bogen um das auf der Höhe gelegene citadellenähnliche St. Privat, während im Hintergrunde die lange Reihe der Maasberge auftaucht. Gleichzeitig gewährt unser Standort ein anschauliches Bild der Hindernisse, welche zu überwinden waren, ehe es gelang, St. Privat zu nehmen und damit das Schicksal des Tages zu entscheiden. Glatt, einem Glacis gleichend, steigt das Terrain an, ohne die geringste Deckung zu gewähren. Offen, die Brust dem feindlichen Blei preisgegeben, müssen die Tapfern vorwärts stürmen, ohne dem Gegner etwas anhaben zu können, ja sogar ohne ihn zu sehen. Ueber die Gefallenen weg, gelangen die gelichteten Bataillone bis an die Stelle, auf der das Gardedenkmal steht. Hier kommt der Ansturm zum Stillstande; bald darauf unter Beihülfe des zwölften Corps wird der Versuch wiederholt, der dann auch gelingt, freilich nicht ohne entsetzliche Opfer: die großen Massengräber bei St. Privat wissen davon zu erzählen.

Digitized by Google

Ancient Egyptian Obelisk
Cleopatra's Needle
Modern

Werfen wir noch einen letzten Blick auf das weite Schlachtfeld! Acht Kilometer östlich von Metz erhebt sich bei Noisseville das Denkmal des 1. Armeecorps. Ein schlafender Löwe ruht auf einem breiten mit sechs Reliefsäulen verzierten Sockel. (Vergl. unser Bild auf Seite 705.) Durch dieses Denkmal werden wir an die blutige Schlacht vor der Capitulation erinnert, an den ersten und letzten Durchbruchsversuch der französischen Rheinarmee am 31. August und 1. September 1870. Während die deutsche Hauptarmee in einer Reihe von siegreichen Gefechten gegen Sedan vordrang, versuchte gleichzeitig Bazaine mit 120,000 Mann und 600 Geschützen den Einschließungsgürtel der Deutschen zu sprengen, von Metz abzurücken und sich mit Mac Mahon zu vereinigen. Aber 60,000 Deutsche mit 300 Geschützen zwangen die doppelte Uebermacht des Feindes zum Rückzuge. In den zweitägigen Kämpfen betrugen die Verluste der Deutschen 128 Officiere und 2358 Mann an Todten und Verwundeten. Das war die letzte größere Schlacht bei Metz.

Hier nehmen wir von den Schlachtfeldern und unsern seit zehn Jahren in wiedererkämpfter deutscher Erde schlafenden Tapfern Abschied. Wir verlassen die blutgetränkten Gefilde mit der stolzen Ueberzeugung: So lange in deutschen Gauen noch Männer geboren werden, wie die Helden von Vionville, Gravelotte und St. Privat, so lange wird kein Feind, woher er auch kommen mag, dem deutschen Vaterlande je wieder einen Stein rauben können.

Metz. **Löhle.**

Literaturbriefe an eine Dame.

Von Rudolf von Gottschall.

XXIII.

Die Lesesaison hat begonnen, verehrte Freundin; in eintöniges Grau kleidet sich der Himmel, der über dem baltischen Meere ruht, und eintönig an den langen düsteren Abenden rollen und branden die Wogen an's Gestade. Ich weiß es, daß Sie nie das Gefühl der Einsamkeit überkommt, auch wenn kein willkommener Besuch auf Ihrem Schlosse eingekehrt ist, auch wenn Sie wochenlang nicht zu Gesellschaften bei Ihren Gutsnachbarn eingeladen worden sind. Sie sind nicht einsam; denn Sie leben im Verkehr mit den großen Geistern aller Zeiten. Glauben Sie nicht, daß ich Sie für eine Spiritistin und Geisterklopferin halte; die durch ein Medium herbeibeschworenen großen Geister haben sich des Ruhmes, den sie auf Erden sich erworben, niemals würdig gezeigt, sondern auf alle Fragen, die man an sie richtete, eine so hülflos gestammelte Auskunft ertheilt, in Vers und Prosa sich so überaus trivial ausgedrückt, daß man befürchten müßte, in geistiger Hinsicht nach dem Tode einige Bänke herabgesetzt zu werden, wenn sich diese Bewohner der Schattenwelt wirklich durch richtige Pässe als die Träger jener großen Namen legitimiren könnten. Nein, Sie verkehren nur mit den Geistern Ihrer Bibliothek, wozu es keines Mediums bedarf, aber auch keiner Legitimation; denn jedes Wort, das diese Unsterblichen sprechen, ist eine Bürgschaft ihrer Unsterblichkeit. Wie können Sie einsam sein, wenn Shakespeare und Dante, Schiller und Goethe Ihre geistigen Genossen sind?

Doch auch der mitlebenden Dichter und Schriftsteller bleiben Sie eingedenk; Sie prüfen und wählen unter den Werken der Zeitgenossen, und Ihre Lieblinge sind nicht immer diejenigen der Mode. Mancher große Erfolg, von dem die Zeitungen berichten, befremdet Sie; manches dichterische Werk, über welches die Journale zur Tagesordnung übergehen, erregt Ihren Antheil; Sie wundern sich über den Widerspruch zwischen Ihrem eigenen Geschmack und der allgemeinen Schätzung und bitten mich um Erklärung dieser räthselhaften Erscheinung.

So folgen Sie mir einmal auf den Büchermarkt, verehrte Freundin! Nicht zu den einzelnen Schriftstellern und ihren neuesten Erzeugnissen will ich Sie diesmal führen; wir wollen uns nur nach den Sorten erkundigen, welche der Buchhandel auf Lager hat, und nach ihrem Absatz. Ich bin nicht so ungalant, Sie dorthin zu führen, wo die gestrengen Facultäten ihre Bücherbuden aufgeschlagen haben und ihre dicken Bände zur Schau stellen. Gehen wir an ihnen vorüber, und geben wir uns den Anschein, so geringschätzig von ihnen zu denken wie Faust, der doch auch ein großer Gelehrter war, freilich nur hinter den Proscениumslampen! Sie selbst sind zwar eine wohlunterrichtete und geistreiche Dame, aber die Facultäten haben keine Ehren auf Ihren Scheitel gehäuft, wie auf denjenigen der mehrfach promovirten Doctorin, deren Name im innern Hof der Universität von Padua mit unverlöschbaren Zügen in eine Gedenktafel eingegraben ist; Sie sprechen weder Griechisch noch Lateinisch, wie Göttinger Professorentöchter; ja, Sie sind nicht einmal eine moderne Studentin, und ich bezweifle, daß Sie jemals in Ihrem Leben einen Commers mitgemacht haben, sei es ein Commers beiderlei Geschlechtes oder ein solcher, wo das genus femininum allein die Farben und die Kosten trägt. Gehen wir vorüber! Sie ahnen vielleicht nicht, wie viele Seiten des Meßkatalogs wir damit überschlagen; denn von den mehr als zehntausend Werken, die er leider! alljährlich zu verzeichnen hat, gehört bei weitem mehr als die Hälfte den eigentlichen Fachwissenschaften an. Die deutschen Fachgelehrten sind fleißig wie die Seidenwürmer; manche von ihnen spinnen Fäden von tausendachthundert Ellen Länge aus sich heraus und verwandeln sie in einen Cocon, in den sie sich einpuppen, um von hier aus dann in freiem Fluge zur Unsterblichkeit sich aufzuschwingen — es ist freilich nicht Alles Seide, was sie spinnen.

Jetzt treten wir in den Kreis, welcher der großen Leserwelt geöffnet ist; da begegnen wir zuerst den Lyrikern. Sie haben so oft vom deutschen Dichterwalde gelesen, in welchem es von allen Zweigen singt; an Gesang fehlt es nicht, aber wie Wenige wollen noch in diesem Dichterwalde spazieren gehen! Der Lyriker ist für sich, für seine Freunde und besonders für seine Geliebte die geborene Nachtigall, für den Buchhändler aber ist er der geborene „Krebs" — seine Werke kehren nach der Messe in dicken Ballen wieder dorthin, von wo sie ausgegangen sind. Es ist wahr, viele zwitschern gar zu nichtssagend, und auch manche der besseren haben wie naßgewordene Canarienvögel ihre Stimme verloren und ihren schmetternden Gesang verlernt; auch hat sich der deutsche Dichterwald nur zu oft in einen Vogelladen verwandelt, wo sich Amaranthfinken und Paradieswittwen und alle möglichen, oft etwas verfärbten ausländischen Prachtvögel tummeln: ich meine die zahllosen Nachdichtungen, Aneignungen, Uebersetzungen fremder Dichtungen. Dennoch bleibt es ein bedenkliches Zeichen der Zeit, daß der Sinn für Lyrik von Jahr zu Jahr mehr erlischt; die Lyrik ist aus der Mode gekommen, und das sieht bei der heutigen Zeitrichtung fast einem Todesurtheil ähnlich; denn noch nie hat in der Literatur die Mode eine größere Rolle gespielt. Wer unterhält sich in den Salons heutzutage noch von lyrischen Dichtern? Höchstens geschieht dies am Pianoforte, beim Hervorsuchen der Notenblätter, wenn es sich um das neucomponirte Lied eines Poeten handelt. Doch auch dann sind es Heine, Geibel und andere Dichter einer früheren Zeit oder Dichter, die wenigstens in einer früheren Zeit sich einen Namen erworben haben.

Einige Günstlinge des Glückes haben es sogar zu einer diamantenen Jubelfeier gebracht, wie Bodenstedt mit den Auflagen seines Mirza-Schaffy. Andern wiederum ist das Glück nicht treugeblieben, und der Beifall, den ihre ersten Gedichtsammlungen fanden, ist den späteren gegenüber erlahmt, wie dies bei Hermann Lingg der Fall ist. Wenn einige Sänger sich neuerdings ein größeres Publicum erwarben, so waren es die Vertreter einer poetischen Jovialität und lebensfrischen Munterkeit wie Victor von Scheffel und Julius Wolff, der Dichter des „Rattenfänger von Hameln", aber alle jungen Talente, die, von höherem Schwung getragen, den classischen Idealen des Gedankenreichthums und der Formenschönheit nachstreben, werden kaum ein Echo finden in dieser von tausend Geräuschen betäubten Zeit. Und doch sollte unsere Schulbildung, welche den Geist der Jugend am Studium der classischen Muster nährt, diese gerade darauf hinführen, daß sie dem verwandten Streben der Gegenwart eine begeisterte Theilnahme entgegenbrächte.

Hier ist aber eine große Lücke in unserer Erziehung: es fehlt jede Nutzanwendung auf die Gegenwart. Die classische Epoche

Digitized by Google

wird von den Lehrern als etwas Abgeschlossenes hingestellt, was durch eine nicht zu überbrückende Kluft von der Neuzeit geschieden ist. Und auf den Universitäten gilt es kaum für gelehrt genug, über neuere und neueste deutsche Literatur zu lesen. Dazu kommt die wachsende Beschränkung auf Fächer und Specialitäten, welche so himmelweit verschieden ist von der schönen Allgemeinheit humaner Bildung, welche die Gelehrten unseres classischen Zeitalters, die Humboldt und ihre Gesinnungsgenossen vertraten. Der handwerksmäßige Zug der Zunftgelehrsamkeit kann den Musen kein Asyl gründen. Die Zöglinge aber jener weiblichen Erziehungsanstalten, an denen die neuere Literatur noch am meisten gepflegt wird, begnügen sich meistens mit den Anthologien, wo sie alle Dichter hübsch beisammen finden; auch fehlt es ja an den Vätern, Brüdern und Schwägern, die ihnen einen neuen Lyriker in geschmackvoller Gewandung unter den Christbaum legen.

So bleibt die Lyrik das Stiefkind der Gegenwart; ihre Erzeugnisse sind die Ladenhüter des Buchhandels. Und doch wird sich das echte dichterische Talent vorzugsweise in der Lyrik bewahren müssen, in welcher die angeborene Poesie ihr seelenvolles Auge aufschlägt: von den alten Tragikern bis zu Shakespeare, Goethe, Schiller und Victor Hugo sind die großen Dichter, auf wie vielen Gebieten sie sich auch Lorbeeren erringen mochten, große Lyriker gewesen, und ich halte nicht viel von den neuen lorbeergekrönten Größen des Parnasses, die nie vermocht haben, in weihevollem Gesang ihre innersten Gefühle auszuströmen und ihnen dabei eine schöne Kunstform von dauerndem Gepräge zu geben; mir ist, wenn ich mich durch manche Bände dieser Prosaiker hindurchgewunden, zu Muthe, als müßte ich die Worte des Mephistophles wiederholen: „ich bin des trock'nen Tons nun satt."

Noch schlimmer als den Lyrikern ergeht es auf den Buchhändler-Messen den Dramatikern; was auf den Bühnen ihr Loos ist, davon will ich Ihnen nächstens berichten, verehrte Freundin. Ein dramatischer Dichter, dessen Dichtung nicht zur Aufführung gekommen ist, schläft einen bleischweren Schlaf in den Fächern der Sortimentsbuchhändler, und wenn einmal eine mitleidige Seele, vielleicht ein entfernter Vetter, oder eine verlassene Geliebte, sich seiner annimmt und erbarmt, so muß erst der Staub von dem Umschlage seines Werkes geblasen werden. Es ist vielleicht unsterblich; wer kann es wissen? Wir Alle nicht, verehrte Freundin, auch die Kritik nicht; nur ist dem Dichter zu wünschen, daß seine Schöpfung auf dauerhafteres Papier gedruckt würde, als z. B. jetzt für die meisten Standesregister verwendet wird; sonst würde sein Trauschein mit der Muse schon nach zwei Jahrzehnten verloren gehen. Wird aber ein Stück aufgeführt, so finden sich doch wenigstens einige Liebhaber, die es zur Erinnerung an den Theaterabend ihrer Bibliothek einverleiben. Freilich ist die Zahl derselben keine große, und die zweiten Auflagen dramatischer Werke lassen meistens lange auf sich warten; es müßten denn ein- oder zweiactige Stücke für Hausttheater und Liebhaberbühnen sein; da ist viel Begehr und Nachfrage; denn wer spielte heutigen Tages nicht Komödie? An den Pariser Bühnen wird in den Zwischenacten das Stück — „la pièce" — als gedrucktes Exemplar ausgerufen und feilgeboten; in Deutschland ist dies nirgends der Fall. Kauft aber ein eifriger Theaterfreund eins der heutigen Zug- und Modestücke im Buchladen und vertieft er sich dann in die einsame Lectüre desselben, so wird er allzu oft einer schmerzlichen Enttäuschung preisgegeben sein und sich fragen: wie, dies geist- und witzlose Product konnte mir auf der Bühne gefallen? Das sind die Täuschungen der Prosceniumslampen!

Besser sieht es mit den Romanen aus: sie haben ein Publicum; in der Regel erscheint aber der Roman im Buchhandel erst, wenn er bereits durch die Spalten verschiedener Zeitungen und Journale die Runde gemacht hat. Mancher Leser derselben hat sich durch den stückweisen Genuß bereits den Geschmack daran verdorben; doch es bleiben als sichere Abnehmer immer die Leihbibliotheken, die keinem Romane von gutem Klang aus dem Wege gehen dürfen. Aus diesen Reservoirs der Lectüre führen dann die Canäle überall hin, wo unterhaltungsbedürftige Herzen schlagen, in die Schnittwaaren- und Fleischerläden, wie in die Boudoirs der eleganten Damen. Es ist ja eine oft wiederholte Klage in Deutschland, daß auch in den vornehmsten Kreisen der Lesebedarf mit Hülfe der Leihbibliotheken bestritten wird, daß es noch nicht Mode ist, durch eine geschmackvoll ausgewählte Privatbibliothek die eigene Bildung und die Kenntniß der Classiker sowohl wie der neuesten Literatur zu bekunden. Und wenn es sich nur um die schönen Einbände handelte — der Literatur wäre jedenfalls damit geholfen.

Freilich giebt es auch Ausnahmen von dieser Regel; es giebt Autoren, die solch eine Dictatur der Mode ausüben, daß der Privatbesitz ihrer Werke unerläßlich ist und zum guten Ton gehört. Man könnte sich anständiger Weise in keinem Salon mehr sehen lassen, wenn man nicht über den Inhalt jener Werke genaue Auskunft zu ertheilen vermöchte. Dazu aber muß man sie in seinem Schranke stehen haben, um gelegentlich immer wieder nachschlagen zu können und besonders nicht die Namen zu verwechseln; die oft einen seltsam fremdartigen Klang haben; denn Mode ist vorzugsweise jetzt das Alterthümliche. Die Werke dieser beliebten Autoren haben einen buchhändlerischen Absatz, mit welchem sich der Absatz unserer classischen Werke bei Lebzeiten der Autoren nicht entfernt messen konnte, ja der selbst den Absatz früherer Moderomane aus der Feder eines Lafontaine, Vulpius und Clauren weit hinter sich läßt.

Was unsere Classiker betrifft, so war es mit ihren buchhändlerischen Erfolgen nicht sonderlich bestellt, ehe der Glorienschein der Classicität ihre Häupter umstrahlte. Goethe veranstaltete bei der großen Leipziger Firma Göschen die erste Gesammtausgabe seiner Werke; dies geschah im Jahre des Herrn 1786, und es fanden sich in dieser Ausgabe „Götz" und „Werther", „Tasso", „Iphigenie", „Egmont" und der „Faust" in seiner ersten fragmentarischen Gestalt, also die werthvollsten Geschenke, die der Genius des Dichters seiner Nation gemacht. Und diese Ausgabe lag wie Blei in den Buchläden fest. Goethe selbst sagt, sie sei in eine Zeit gefallen, wo Deutschland nichts mehr von ihm wußte noch wissen wollte. Hatte Göschen, als er diese unsterblichen Werke wie taube Körner in die Furchen des deutschen Buchhandels streute, eine Ahnung davon, welche goldene Ernte einst Cotta mit ihnen einheimsen würde? Wann aber wird ein Dichter ein Classiker? Ueber diesem Mysterium schwebt ein heiliges Dunkel, das noch keine kritische Forschung gelichtet hat; keinesfalls haben die Lieblinge des Tages die Bürgschaft der Unsterblichkeit für sich — sonst wäre Kotzebue ein Classiker geworden und nicht Goethe.

Sie lächeln, verehrte Freundin? Sie zucken mit den Achseln? Uns freilich ist Kotzebue nur ein gewandter und veralteter Bühnendichter, und die großen Literarhistoriker haben alles gethan, ihn fast über Gebühr in Verruf zu bringen; doch wenn Sie zur Zeit, als „Menschenhaß und Reue" erschienen war und Goethe's Werke noch immer zu den unverkäuflichen Ladenhütern gehörten, die Zeitgenossen gefragt hätten, wie sie über diese beiden Dichter dächten, Sie würden eine Antwort erhalten haben, die sich mit unseren heutigen Anschauungen über Beide gar nicht in Einklang setzen läßt: die Höfe, der Adel, die höheren Beamten, die Modedamen, das große Publicum, ja selbst die Gelehrten (denn Kotzebue wurde Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, eine Ehre, die weder Schiller noch Goethe zu Theil wurde) — sie hätten alle Kotzebue für eine mindestens so bedeutende literarische Größe erklärt, wie Goethe, und besonders die Berliner hätten über den Weimarischen Hofpoeten, der an der Spree auch später nur in kleinen Kreisen gefeiert wurde, wie über einen beiseitegeschobenen literarischen Posten geurtheilt.

Erfreulich ist es immerhin, daß die heutigen Mode-Autoren mit Talent ein literarisch berechtigtes Genre anbauen und nicht wie viele Vorgänger in der Gunst des Publicums auf den schlechten Geschmack desselben speculiren. Merkwürdiger Weise sind es gleichzeitig der urgeschichtliche archäologische und der zeitgeschichtliche Roman, welche die meiste Verbreitung finden. Was den letzteren betrifft, so hat schon vor zwei Jahrzehnten John Retcliff mit seinen Zeitungsromanen einen Erfolg davongetragen, den sein Nachfolger auf diesem Gebiete, Gregor Samarow, kaum erreichen konnte. Daneben blüht allerdings, während die Dorfgeschichte ziemlich aus der Mode gekommen ist, der modern-sociale Roman in geistvoller Vertretung. Dazwischen weht ein ganzer Staubwirbel von Novellen, Novelletten, Humoresken, doch das findet Alles seine Leser.

Am meisten bevorzugt ist die Literaturgeschichte: der Deutsche liest lieber Werke über die Dichter, als die Werke der Dichter selbst. Es zeugt dies für seine reflectirende Natur: er liebt die

Digitized by Google

Spiegelung. Alljährlich erscheinen neue, besonders deutsche Literaturgeschichten, und wenn sie mit Bildern und Bildchen, mit Autographen, mit dem Abdruck alter Handschriften und ähnlichem Krimskrams reichlich versehen sind, so erleben sie zahlreiche Auflagen. Unerschöpflich aber ist die Literatur über unsere Classiker und über Shakespeare; hier trifft man neben manchen werthvollen Enthüllungen und wohlbegründeten Urtheilen auf eine solche Menge Vergötterungen, auf einen solchen widerwärtigen Zettelkram, auf eine solche Wichtigthuerei mit den gleichgültigsten Daten und Reliquien, die nur in den Papierkorb gehören, daß dies sich breitmachende Epigonenthum geradezu ein Hemmniß für die Fortentwickelung unserer Literatur ist.

So sieht es, verehrte Freundin, auf unserem Büchermarkte aus. Bedeutendes erscheint nicht in jedem Jahr, nicht einmal in jedem Jahrzehnt; es wäre unbillig, dies zu erwarten; aber zur Sonderung des Echten und Werthvollen von dem bestechenden Flitterkram des Tages hat die vielbewegte Gegenwart nicht Zeit; das ist Sache der Zukunft, welche nicht das Urtheil der Menge, sondern das der feinfühligen Geister adoptiren wird, zu denen ich seit lange Sie, verehrte Freundin, rechne.

Blätter und Blüthen.

Robert Wilms todt! Im rüstigen Mannesalter ist Robert Wilms, seit Albrecht von Gräfe's Dahinscheiden der populärste Arzt Berlins, durch den Tod dahingerafft worden. Die deutsche Reichshauptstadt zählt unter ihren Mitbürgern die glänzendsten Namen der modernen medicinischen Wissenschaft, allein Keiner dieser kühnen Forscher, dieser genialen „Mehrer des Reiches" der Wissenschaft dürfte sich auch nur entfernt einer solch allgemeinen Verehrung in der gesammten Bevölkerung rühmen können, wie sie dem Verblichenen entgegengebracht wurde. Keine irgendwie bedeutsame Entdeckung, auch nicht einmal die Erweiterung der chirurgischen Technik, wird den Namen des Verewigten auf die Nachwelt bringen, aber die herzlichste Anerkennung und Dankbarkeit Unzähliger ist ihm zu Theil geworden. Wilms' Wirken war ein unmittelbar persönliches; es verschwand mit ihm; denn er starb ohne eine literarische Nachkommenschaft. Und dennoch dürfte er den Berufensten in seinem Fache beigezählt werden. Von Anfang seiner Laufbahn an betrachtete er sich ausschließlich als im Dienste der Leidenden stehend, und um dieser seiner Auffassung von dem ärztlichen Berufe voll entsprechen zu können, begnügte er sich mit der einfachen Lebensstellung eines ausübenden Chirurgen.

Jede naturwissenschaftliche Entdeckung, mochte dieselbe in einer Vermehrung des vorhandenen Arzneischatzes oder in der Anwendung eines folgenreichen Princips auf einzelne Fälle bestehen, gewann für ihn eine sofortige Beziehung zu seinem selbsterwählten Berufe, und nur in sofern galt sie ihm etwas, als er in ihr ein weiteres und gesicherteres Hülfsmittel erblicken durfte — das nicht etwa, weil er den Selbstzweck einer wissenschaftlichen Arbeit nicht zu schätzen verstanden, nein, weil ihm in erster Linie die Frage stand, ob die neu entdeckte Methode geeignet wäre, irgendwie die vorhandenen Leiden seiner Mitmenschen zu lindern oder etwaige drohende zu beschwören. Denn vor allem Anderen wollte Wilms ein ärztlicher Helfer sein. Der ausschließlich dialektische Scharfsinn, der mit dem Aufgebot des vielschichtigen Rüstzeuges unserer modernen naturwissenschaftlichen Forschung die Diagnose der Erkrankung sichert, war für Wilms stets nur Mittel zum Zweck, dem betreffenden Kranken Linderung, womöglich Heilung, bringen zu können.

Was die Chemiker in ihren Laboratorien an neuen Stoffen zusammensetzten, was die Physiologen sodann in ihren Thierversuchen von der Wirksamkeit jener Stoffe sicher zu stellen bemüht waren, das sollte nunmehr unter der erfahrenen Leitung des ausübenden Arztes und Chirurgen seine Probe bestehen. In diesem Gedanken lebte Wilms ausschließlich; von diesem Gedanken wurde sein rastloses Wirken vollständig beherrscht. Zwischen der theoretischen Wissenschaft und dem leidenden Menschen versah er unverdrossen seine vermittelnden Dienste. Aber wie entledigte er sich dieses Berufes! Er brachte fürwahr in jedem Augenblicke seiner ausübenden Wirksamkeit die ganze Summe des zur Verfügung gestellten wissenschaftlichen Apparates zur Anwendung. Dadurch allein würde er jedoch nicht so berühmt und beliebt geworden sein, denn großes Wissen und chirurgische Virtuosität vermag sich Jeder bis zu einem gewissen Grade durch unverdrossen fortgesetzte Arbeit anzueignen, und jeder Arzt muß dies auch; — allein wie der geschickteste Marmorarbeiter durch Beharrlichkeit nicht zum Künstler, der tüchtigste Maschinenzeichner nicht zum James Watt wird, ebenso wenig machen bloße Kenntnisse und chirurgische Geschicklichkeit einen Wilms.

Sein Genie war seine Persönlichkeit, und hierzu gesellte sich sein nicht ermüdender Fleiß, seine nicht nachlassende Sorge, seine gewinnende Herzensgüte. Die Kranken glaubten an ihn; die Hülfesuchenden blickten mit einem unerschütterlichen Vertrauen zu ihm auf. Und wahrlich, sie durften es. Denn nicht blos der kundige Arzt, der unerschrockene, kaltblütige Chirurg stand vor dem Krankenbette oder am Operationstische, sondern der herrliche, fühlende Mensch war es, in dessen ruhig freundlichen Augen eine edle, theilnahmvolle Seele sich abzuspiegeln schien. Darum war Wilms ein Freund und Helfer vornehmlich der Mühseligen und Bedrückten. Und diese waren es zuvörderst, welche seinen Namen und seine Güte in die weitesten Kreise hinaustrugen, und in dieser Hinsicht hat er unter den zahlreichen Berufsgenossen nicht sobald seines Gleichen. Die wissenschaftliche Objectivität, welche gar viele unserer berühmten medicinischen Geheimräthe bis an das Krankenbett bringen, hat in ihrer Gefühlsleerheit für den Kranken etwas Furchterregendes. Wilms wußte jener wissenschaftlichen Objectivität ihre Herbigkeit dadurch zu benehmen, daß er ihr von seinem eigenen subjectiven Empfinden so viel hinzufügte, wie nöthig war, um dem Leidenden seine Lage zu erleichtern. Die praktische Heilkunde verfährt ja stets in ihren Arzneiverordnungen nach dem bewährten Grundsatze, die bitteren Mittel durch Corrigentia, durch Zusätze annehmbarer zu machen. Es giebt auch derartige psychische Corrigentia, und auf die Anwendung dieser Mittel, zu deren Abwägung freilich noch kein ziffernäßiges Formular aufgefunden werden konnte, verstand sich der verstorbene Wilms in beneidenswerther Weise.

An Anerkennungen, an äußerlichen Ehrenbezeigungen hat es dem seltenen Manne nicht gefehlt. Aber seine Seele war zu rein, sein Sinn zu vornehm, sein Denken zu stolz, um nach jenen vielbegehrten Auszeichnungen zu streben, und die edle Unabhängigkeit seiner Gesinnung ließ es nicht zu, daß er um solcher Kleinigkeiten willen sich irgendwie bemühen sollte. Fürwahr, in unserer nur allzu sehr auf den äußerlichen Erfolg gerichteten Zeit soll man einen Mann doppelt hoch halten, der es sich an dem stolzen Gefühl genug sein läßt, seine Pflicht zu erfüllen, welche ihm die Wahl seines edlen, menschenfreundlichen Berufs auferlegt hat. Und weil der Verstorbene groß dachte von den Aufgaben seines Standes, weil ihm vor allen Dingen die Persönlichkeit des Arztes viel galt, deshalb war er Freund jener offenen, rückhaltslosen Männlichkeit, jener Ueberzeugungstreue, die, wenn es sein muß, auch vor unliebsamen Bekenntnissen nicht zurückschreckt. Da Jedermann von der Unentbehrlichkeit der Bestrebungen Wilms' durchdrungen war, hatte sein Dazwischentreten Bedeutung und Wirkung. Er hat manch schweren Kampf gegen hochmüthige Bornirtheit, die ihm in seinem Wirken entgegentrat, zu bestehen gehabt, aber er hat ihn stets mit der ihm eigenen Unbefangenheit durchgeführt, die ihm wirklich etwas echt Heldenhaftes verlieh.

Ganz und voll lebte er in den Ansichten einer wahrhaft erleuchteten und aufgeklärten Weltanschauung; er war ein in jeder Beziehung frei und groß denkender Mann, an den sich selbst der Hochmuth gewisser einflußreicher geistlicher Kreise nur äußerst selten heranwagte. Manch schönes Wort wurde an Wilms' Bahre gesprochen, wenn dort aber die Frage nach dem Christenthum des Verstorbenen laut wurde mit der Bemerkung: *gehandelt* hätte er sein Leben lang christlich, so fügen wir hinzu, daß doch wohl Eines das Andere mit Nothwendigkeit fördert: Wilms hat stets als ein edler Mensch gehandelt und *gedacht*.* J. L.

* Ueber die Todesursache und die letzte Krankheit Wilms' noch Folgendes: Im Juni dieses Jahres erlitt er bei einer Operation eine leichte Stichverletzung am Finger, welche er wenig beachtete und mit der er mehrere andere Operationen vollzog. Nach einigen Tagen nahm die Wunde einen bösartigen Charakter an, und bald zeigten sich auch die Symptome einer Blutvergiftung. Trotzdem trat Besserung ein; Wilms glaubte die Krankheit überstanden zu haben und begab sich auf eine Erholungsreise, auf welcher sich leider sein Gesundheitszustand erheblich verschlechterte. Nach einer vergeblich angewandten Cur kehrte er nach Berlin zurück und begann hier am 23. September nach langer Pause wieder Sprechstunden zu halten. Aber schon am 24., früh 10 Uhr, trat plötzlich ein Blutsturz ein, der den sofortigen Tod des berühmten Mannes zur Folge hatte. Wilms starb in einem Alter von 56 Jahren.

Ueber den Lebenslauf des zu früh Daheimgegangenen dürften die nachfolgenden Mittheilungen unsern Lesern nicht unwillkommen sein. Im Jahre 1824 in Arnswalde geboren, besuchte er das Gymnasium zu Stargard und bezog zu Michaelis 1842 die Berliner Universität, um Medicin zu studiren. Hier war er Assistent und Liebling von Johannes Müller und wurde später in Wien Schüler und eifriger Verehrer Oppolzer's. Im Jahre 1848 trat er als Assistenzarzt des Geheimraths Bartels in das Krankenhaus Bethanien in Berlin ein und widmete sich von dieser Zeit an ausschließlich der Chirurgie. 1852 wurde er zum ordinirenden und 1862 zum dirigirenden Arzt der chirurgischen Station desselben Krankenhauses ernannt, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieb. Die Resultate seiner verdienstvollen Thätigkeit pflegte er in den „Jahresberichten" von Bethanien zu veröffentlichen, welche in der medicinischen Welt sehr hoch geschätzt wurden. Seine großen Verdienste um das kaiserliche Haus, seine segensreiche Wirksamkeit als Generalarzt in den Kriegen von 1866, 1870 und 1871 sind allgemein bekannt. — Ein langjähriger Freund des Verstorbenen, Eugen Hahn, hebt in der „Berliner Klinischen Wochenschrift" hervor, daß das Gedächtniß Wilms' für seine Kranken so ausgezeichnet war, daß er sie selbst nach langen Jahren zu ihrem größten Erstaunen auf den ersten Blick wieder erkannte. Seine Mußestunden füllte Wilms am liebsten mit dem Studium der Mathematik, Physik und der deutschen Literatur aus. Lessing und Platen waren seine bevorzugten Lieblinge, und auf seinen Reisen trug er stets ein Werk des ersteren bei sich. D. Red.

Kleiner Briefkasten.

Hubert B—g. in **Ghergani** bei **Bukarest** wird in Betreff seines am 13. Januar dieses Jahres an uns gerichteten Briefes um Angabe seiner Adresse gebeten.

B. N. Ueber die belgischen Festtage haben wir bereits in Nr. 40 und 41 einen Aufsatz gebracht.

J. K. L. C. Geben Sie uns Ihre volle Adresse an, damit wir Ihnen das Gewünschte zugehen lassen können!

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 44. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Schwester Carmen.

Aus dem Leben einer deutschen Herrnhuter-Colonie.

Von M. Corvus.

(Fortsetzung.)

7.

Trotz des Septembermorgens brütete eine wahre Julihitze über der Landschaft, und so oft ein Luftzug sich erhob, wirbelte er mit sengendem Hauch den Staub der Landstraße in die stillen Gassen der Colonie.

Ungeachtet der Sonnengluth arbeiteten Maurer und Zimmerleute rüstig an dem Baue des neuen Hauses, das Bruder Mauer aufführte und das außerhalb der inneren Straßen am Saume der Gärten einen anmuthigen Platz hatte. Die weite sonnige Landschaft konnte man von dem Erdgeschosse, das sich schon über dem Grunde erhob, überblicken, zunächst die grünen Wiesen mit dem Ententeiche, an dem vorüber der Weg nach der alten Mühle im Thale führt, dann die Landstraße, den Hügel mit dem freundlichen Gottesacker und endlich im Süden zu Höhen emporsteigende Waldmassen und ragende Bergkuppen, welche die weite Aussicht abschließen.

„Das also wird Dein Zimmer werden, lieber Vater, und das hier daneben das meinige," sagte Carmen vergnügt zu dem Alten; denn sie waren Beide in den lichten Morgen hinausgewandert, um mit eigenen Augen zu sehen, wie ihr zukünftiges Heim wachse und werde. „Wie hübsch es sich darin wohnen wird, Vater! Ich werde mir Weinlaub um die Fenster ziehen, damit im Sommer ein traulich gedämpftes Licht hereinfällt, und wenn auch kein Schmuck in das Zimmer kommt, einen Schrank mit Büchern und hier am Fenster einen Tisch mit Blumen soll es darin geben, und zwischen diesen beiden schaffe ich mir einen solchen lieben, behaglichen Winkel, wie ihn Frau von Trautenau in ihrem Zimmer hat. Und da, wenn es am Abend dämmert, lieber Vater, sitzest Du bei mir und erzählst mir von den Schneebergen des Himalaya und den Wundern der indischen Welt; oder wenn dann die Lampe brennt, lese ich Dir vor — gerade so, wie ich es mit Frau von Trautenau in ihrem heimlich stillen Traumwinkel gethan habe."

„Wie viel Du doch immer von dieser Frau sprichst, Carmen! Ist sie Dir denn so sehr lieb geworden?" fragte Mauer.

„Ja, sehr lieb, Vater!" entgegnete sie lebhaft, und die Wärme ihrer Empfindung glänzte auf ihrem schönen Gesicht; „denn sie ist so voll großer Güte für mich, und bei ihr habe ich, die damals Vereinsamte, es wieder empfunden, wie schön es doch ist, wenn man einer Mutter vertrauend in's Auge sehen kann. Bei ihr würde ich immer Schutz und Verständniß gefunden haben, wenn Du mir nicht wiedergekehrt wärest, lieber Vater. Sie ist nicht so still und einfach, wie unsere Schwestern es sind, aber sie ist in Allem edel und gut, und obgleich sie zu denen von der Welt draußen gehört, kann man doch nicht fehl gehen, wenn man ihr folgt. Die Welt!" fuhr sie sinnend fort. „Wir Alle sind doch von dieser so gescholtenen Welt, so lange wir leben — o, wie kann ein Theil dieser sich da für besser halten als die anderen?"

„Nicht für besser halten wir uns, Kind, aber auf sicherem Wege, um besser zu werden," fiel der Vater ein. „Und doch, auch bei uns sind die Abwege nicht ausgeschlossen, die vom Ziele ableiten," fügte er seufzend hinzu.

„Siehst Du, lieber Vater," sagte sie mit holdem Lächeln, „das ist es, was auch ich meine: der rechte Weg und der falsche kreuzen sich nun einmal überall in dieser Welt, und unser Herz muß treulich suchen, daß es den rechten immerdar finde."

„O, daß Dich das Deine nie mißleite!" meinte der alte Mann bewegt. „Wer lange gelebt hat, wie ich, wer gefehlt und gebüßt hat, der lernt dem Herzen mißtrauen."

„Horch, Vater, sind das nicht Schüsse?" unterbrach Carmen erregt den Vater.

In der That ertönten schon mehrmals von fern her dumpfe Schläge, wie Kanonenschüsse; plötzlich war es, als ließen sie sich aus kürzerer Entfernung vernehmen, und dazwischen schallte auch das Knattern von Gewehrsalven herüber — von dem Saume des nach Süden sich hinstreckenden Waldes kräuselten sich Rauchwolken auf und zogen langsam an der schwarzen Masse der Tannen hin.

Vater und Tochter waren zu einer alten Linde getreten, die etwas erhöht neben dem Baue stand. Von hier blickten sie, bequem auf dem Rasen gelagert, in den Morgen hinaus; der Himmel hatte im Westen eine dunkle Färbung angenommen; schwarze Wolken ballten sich dort drohend zusammen — man mußte auf Unwetter gefaßt sein.

Und immer und immer wieder dröhnte es von drüben aus dem Walde zu ihnen herüber.

„So viel Schüsse! Sind Jäger dort?" fuhr Carmen erstaunt zu fragen fort.

„Soldaten sind's, die dort ein Manöver haben," rief einer der Arbeiter, der neugierig herbeigeeilt war. „Ich habe davon gehört, daß sie in den Ortschaften jenseits des Waldes im Quartier liegen."

Digitized by Google

Soldaten, welch ein Ereigniß! Die andern Werkleute, so fleißig und rührig bis jetzt, hielten ebenfalls mit der Arbeit inne und blickten neugierig staunend dorthin, von wo der Rauch aufgestiegen war.

Es war aber auch etwas ganz Außergewöhnliches, Soldaten in der Nähe zu wissen, da man hier solche seit langen Zeiten nicht gesehen hatte. Der Bruder der Unität, der doch das Waffenhandwerk für Sünde hält, war zur Zeit unserer Erzählung, also im Anfange dieses Jahrhunderts, durch eine Verordnung des Landesherrn noch vom Militärdienste befreit, und so war Mancher in der Colonie, der, wenn er nicht auf Reisen gewesen war, Soldaten nicht zu Gesicht bekommen hatte.

Jetzt leuchteten plötzlich von einem der waldbedeckten Hügel Blitze auf, und wieder dröhnte das Krachen von Kanonenschüssen, diesmal lauter als zuvor; gleichzeitig antworteten Gewehre aus dem Walde. Aus den Waldwegen ließen sich die bunten Uniformen, zuerst einzelne, dann mehr und mehr, zuletzt in ganzen Truppen unter den Bäumen blicken; Bajonnette blitzten im Sonnenlicht; Fahnen und Standarten wehten, und Hornsignale tönten aus der Ferne herüber.

„O, da sind sie — die Soldaten! Wie das blitzt und funkelt!“ rief Carmen entzückt. „Wie die Reiter dahinsprengen und die Waffen in ihrer Hand leuchten — sieh doch, lieber Vater, wie herrlich sich das ausnimmt!“

„Ja, wenn kein blutiger Ernst darin ist und man dem Schauspiel aus sicherer Ferne zusehen kann!“ meinte Mauer bedächtig.

„Ich weiß doch nicht, Vater, wenn ich ein Mann wäre, ob ich nicht gern Soldat sein möchte,“ warf das Mädchen lebhaft ein. „Tödten ist zwar große Sünde, aber für das Vaterland kämpfen, das muß schön für einen rechten Mann sein — ein rechter Mann, Vater, scheint mir, ist der, welcher fest dasteht und Furcht niemals kennt, der sich der Gefahr muthig entgegenwirft, mit scharfem Auge sie übersieht und mit fester Hand sie abwehrt, unter dessen Schutz die Schwachen flüchten und der doch dabei das weiche, gute Herz und den gerechten Sinn hat — solch ein Mann, Vater, der wie eine Eiche nicht schwankt, wenn die Bäumchen im Winde zittern.“

„Hast Du denn schon Soldaten gesehen?“ fragte Mauer, erstaunt über das Feuer, das aus dem Mädchen sprach.

„Ja, in Wollmershain,“ antwortete sie schnell.

„Und waren sie denn auch solche Männer, wie Du sie schilderst?“

Sie zauderte einen Augenblick.

„Nein, alle doch nicht, Vater — es ist eben nicht Jeder ein rechter Mann.“

„Wollmershain und Frau von Trautenau — dazwischen scheinen sich Deine Gedanken und Deine Erfahrungen zu drehen, Carmen; denn Alles, was Du denkst und mir erzählst, geht von dort aus und führt dorthin zurück,“ sagte Mauer fast beunruhigt. „Sie haben großen Eindruck auf Dich gemacht — ich fürchte, größeren, als Dir gut ist.“

Sie antwortete nicht. Ihre Blicke hingen an dem Bilde vor ihr. Immer neue Truppen drangen aus dem Walde hervor — plötzlich schwenkte auch seitwärts eine große Anzahl Reiter um die Waldecke; das Schauspiel wurde immer lebhafter; Carmen's Gesicht glühte vor Vergnügen, und ihre Augen flogen rastlos hin und her, um das ganze Bild zu umfassen.

„Ich möchte den ganzen Tag hier sitzen und dem Gewoge zusehen,“ sagte sie. „Es kann doch noch nicht spät sein, lieber Vater — nicht wahr? Schwester Agathe sagte mir heute früh, als ich fortging, ich möchte einer wichtigen Sache wegen um elf Uhr wieder im Schwesternhaus sein.“

„Elf Uhr?“ fragte Mauer, erschrocken auf seine Uhr sehend. „Aber Kind, es ist beinahe zwölf Uhr und der Mittag herangekommen.“

Carmen sprang vom Rasen auf.

„Dann muß ich fort, eilig fort. Wie schade doch! Ich bliebe so gern noch hier. Adieu, lieber Vater! Heute Nachmittag bin ich wieder bei Dir.“

Sie küßte und umarmte den Vater und eilte davon. — — —

Inzwischen hatte im Schwesternhause eine ungewöhnliche Erregung geherrscht. Wo Zwei sich in den Gängen trafen, flüsterten sie gespannt; bei der Arbeit in den Zimmern rasteten heute öfter die Hände, und die Köpfe neigten sich zu einem leise gesprochenen Worte zusammen; die Augen irrten fragend umher oder hafteten an dem Zeiger der großen Uhr, der ruhig seinen gewohnten Gang vorwärts rückte. Endlich wies er auf die erwartete Stunde, und die Uhr schlug bedächtig ihre elf Schläge, worauf aus allen Thüren die Schwestern hervorströmten und sich nach dem Versammlungssaal begaben.

Schwester Agathe und der neuerwählte Vorsteher der unverheiratheten Schwestern, Bruder Jonathan, standen inmitten des Saales, an ihrer Seite der Lehrer und die verschiedenen Chorältesten. Da nun Alle in den Saal eingetreten waren und eine lautlose Stille über den vielen erwartungsvollen Gesichtern lag, begann Jonathan zu den Versammelten zu sprechen:

„Wie Ihr vielleicht schon wissen werdet, liebe Schwestern, ist ein Brief unseres Bruders Daniel aus dem Capland bei uns eingetroffen, in welchem er uns seine glückliche Ankunft in dem Lande der Kaffern mittheilt. Sodann berichtet er uns, wie er dort mit Bruder Joseph Hübner und noch zweien Brüdern zusammen getroffen sei — wie eine kleine Gemeine gläubiger Christen sich um diese zu bilden angefangen habe und wie sie mit Hülfe des Herrn weiter fortzuarbeiten hoffen, um immer mehr Seelen der Unwissenheit zu entreißen und für den Heiland zu gewinnen. Es ist ein großes Werk, das sie gläubig begonnen haben, und Heil einem Jeden, der daran mit bauen hilft! Es fehlt ihnen an nichts, wessen sie zu ihrem einfachen Leben bedürfen — nur an Einem fehlt es ihnen: an weiblichen Händen, die ihnen beistehen und das schwere Werk ihnen erleichtern und tragen helfen. So bittet denn Bruder Joseph, daß seine Frau, Schwester Christine, die er hier zurückgelassen, ihm nachfolge, und Bruder Daniel, daß wir für ihn eine Gefährtin erwählen und in Schwester Christine's Begleitung zu ihm senden möchten. Diese Bitte ist eine sehr gerechte und für die Frau, welche ihm angehören wird, ist ein schönes Feld bereitet, auf dem sie mit ihm wirken kann. So wollen wir denn jetzt, liebe Schwestern, durch das Loos entscheiden lassen, welche von Euch zu der Ehre berufen sei, eine Gehülfin unseres lieben Bruders bei dem Bau von des Heilands Kirche zu werden, und wollen wir Alle in der solcher Weise getroffenen Wahl die unmittelbare Aeußerung von des Herrn Willen erkennen und ihm freudig und demüthig gehorchen.“

Jonathan schwieg, und es entstand nun eine lebhafte Bewegung unter den Schwestern, als jetzt in üblicher Weise zu dem Ziehen der Loose geschritten wurde. Spannung stand deutlich auf allen Gesichtern geschrieben, aber man würde vergeblich gesucht haben, auf einem derselben Furcht statt der gewohnten stillen Ergebung zu lesen.

Der Gebrauch des Loosens, der früher in der Brüderunität bei Besetzung von Aemtern und bei Eheschließungen allgemein angewendet wurde, war im Laufe der Zeit dahin eingeschränkt worden, daß es jetzt dem Ermessen jeder Ortsgemeine freigegeben war, sich desselben zu bedienen oder nicht; hier gab das Loos noch immer die Entscheidung in unsicheren Fällen, wie bei Besetzung von Aemtern, bei der Wahl von Gefahrtinnen für die Mitglieder der Aeltesten-Conferenz oder für Missionäre und sonstige Brüder, die in ihren entfernten Stationen das Verlangen nach einer Frau aussprachen.

Die Gewohnheit, welche ja die Gefühle der Menschen beherrscht, ließ die Schwestern nichts Verletzendes oder Abschreckendes finden in dieser Art, über sie zu verfügen.

So ließen sie es auch heute mit heiterer Ergebung geschehen, daß Bruder Jonathan seinerseits von den gezogenen Zetteln die Namen der Schwestern, einen nach dem andern, ablas, während Agathe ihrerseits die gleichzeitig gezogenen unbeschriebenen Loose Blatt auf Blatt auf den Boden fallen ließ, wartend bis der Treffer kommen werde, welcher den Namen Bruder Daniel's trage, und ihn so der Schwester verlobe, deren Namen Jonathan zuletzt verlesen. Die stille Demuth, die Alles, als vom Herrn kommend, gelassen hinnahm und immer auf diesen sanften Gesichtern geschrieben stand, schien selbst dieser schweren Probe standzuhalten. Keine der Schwestern zitterte, wenn ihr Name von den Lippen Jonathan's klang.

Die Hälfte der anwesenden Schwestern mochte wohl auf diese Weise genannt worden sein; da entfaltete Jonathan ein neues Blatt, und es betrachtend, erbleichte er. Einen Augenblick hielt er den Zettel zaudernd in seiner Hand fest.

Digitized by Google

„Schwester Carmen Mauer!“ las er dann mit unsicherer Stimme.

Nun blickte er mit eigenthümlicher Erwartung auf Schwester Agathe, deren Finger auch ein wenig zitterten, als sie das soeben zusammengefaltete Blatt zu öffnen suchten. Lange wollte es ihnen nicht gelingen — endlich war es offen; ein Blick auf dasselbe, und ihre Hand sank langsam herab, aber diesmal ohne das Blatt niederfallen zu lassen, und ihre Augen erschrocken zu Jonathan aufschlagend, sagte sie tonlos:

„Bruder Daniel Becker!“

Haß oder Liebe, Triumph oder Verzweiflung, was war es doch, das auf Jonathan's Zügen geschrieben stand? Diesmal vergaßen sie alle Selbstbeherrschung.

„Schwester Carmen Mauer!“ Der Name ging von Mund zu Mund und wiederholte sich überall in dem Versammlungssaale. Carmen war Allen lieb, obschon sie doch eigentlich so ganz anders als die Uebrigen war — aber das Anmuthige ihres Wesens bestrickte Alle, und die Güte ihres fröhlichen Herzens nahm Jede für sie ein.

„Carmen Mauer!“ der Name widerhallte im Saale, aber es erfolgte keine Antwort darauf — Carmen war nicht da.

„Wo ist Schwester Carmen Mauer?“ fragte jetzt nochmals Bruder Jonathan, der sich wieder gefaßt hatte, und es schimmerte wie ein helles Licht der Hoffnung auf seinem Gesichte auf.

„Hier!“ entgegnete da plötzlich ihre Stimme, noch athemlos vom schnellen Laufe. Alle kehrten sich um, und unter der geöffneten Thür des Saales stand sie, die Wangen geröthet, und mit den großen schwarzen Augen verwundert über die Versammelten hinschweifend.

„Hier bin ich,“ wiederholte sie vortretend, da Alle schwiegen, „bedürft Ihr meiner?“

Schwester Agathe zauderte; sie wußte nicht gleich zu antworten. Daß Carmen auch gerade diesen Morgen so lange ausbleiben und es ihr dadurch unmöglich machen mußte, sie auf den eben abgeschlossenen Act vorzubereiten! Am liebsten hätte Schwester Agathe auch jetzt noch allein mit dem Mädchen gesprochen und ihr freundlich zugeredet, ehe ihr vor Aller Ohren die auf sie gefallene Entscheidung mitgetheilt wurde.

Aber da trat schon Jonathan auf Carmen zu. Seine alte Ruhe war ihm wiedergekehrt, ja es lag etwas Siegesgewisses in seinem Blicke, wie er die Augen fest auf die Ahnungslose richtete, als habe er diese nun sicher in seiner Hand.

„Liebe Schwester Carmen,“ redete er sie an, „Du hast durch Dein Fernsein es zu hören verabsäumt, daß Bruder Daniel Becker aus dem Kaffernlande an die Gemeine geschrieben und die Wahl einer Gefährtin für sich erbeten hat. Soeben ist hier das Loos darüber gezogen worden, und der Heiland hat durch dasselbe die Wahl auf Dich gelenkt.“

„Auf mich?“ fragte Carmen verwirrt, die Augen groß und erstaunt auf den Sprechenden richtend, als begreife sie nicht, was er ihr sage.

„Ja, auf Dich, liebe Schwester,“ fuhr Jonathan mit erhobener Stimme fort, „und ich hoffe, Du wirst diese Wahl demüthig annehmen, wie es sich geziemt, und Deiner Bestimmung als Frau und Gehülfin Bruder Daniel's folgen —“ er stockte einen Augenblick und schloß dann mit Betonung: „wenn Du noch keinem andern Manne verlobt bist.“

Da flammten Carmen's Augen leidenschaftlich und stolz auf.

„Ueber mich gelooſt?“ stieß sie empört hervor, „durch blinde Willkür über mich verfügt, als ob ich eine todte Zahl, eine lebloſe Waare sei? Einem Manne mich zugesprochen, zu dem kein Zug des Herzens mich zieht und dem es gleich ist, ob ich oder eine Andere ihm zufalle? Und das Alles in des Heilandes Namen? Aber das ist ja Entwürdigung, Sclaverei, wie sie auf den Inseln schlimmer nicht sein konnte, Sclaverei, die zu mildern und zu lösen Ihr doch mit dem ganzen Aufwande Eurer Christenliebe Euch für die armen Schwarzen in den Missionen müht!“

Sie hatte leidenschaftlich gesprochen — jetzt hielt sie erschöpft inne. Alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen; nur die großen Augen sprühten in dunklem Feuer.

„Ich werde mich nimmer Eurem Gottesurtheil fügen und erkenne diese Wahl nicht an.“

Alle sahen entsetzt auf Carmen, erschrocken ob dieses unumwunden und schroff ausgesprochenen Eigenwillens. Plötzlich, als wäre sie eine Aussätzige, wichen alle Schwestern von ihr zurück — sie stand allein da; Agathe nur trat zu ihr hinan und ergriff bekümmert ihre Hand.

„Liebe Schwester,“ sagte sie begütigend, „Du bist erregt; da kann man des Herrn Stimme nicht hören. Geh' in Dich!“

Carmen schüttelte abwehrend den Kopf, und in dem eigenthümlichen Gemisch von Stolz und Demuth ihres Charakters von dem einen zum andern übergehend, neigte sie sich kindlich demüthig vor der treuen Pflegerin.

„O, verzeihe mir, liebe Schwester Agathe,“ bat sie, indem sie dieselbe innig umschlang, „verzeihe mir, wenn ich anders reden muß, als Du für recht hältst — aber Du kannst nichts ändern an dem, was ich gesagt. Laß mich jetzt zu meinem Vater gehen! Er ist mein natürlicher Beschützer und hat am ehesten ein Recht auf mich und über mich zu verfügen.“

Sie hatte vermieden, Jonathan wieder anzusehen, es war ihr, als könne dieses Unheil nur von ihm über sie heraufbeschworen sein, und es gährte wild in ihr auf, sobald sie ihn anblickte. Jetzt löste sie sanft ihre Arme von Agathens Nacken und, ohne sich umzusehen, verließ sie den Saal.

Es duldete sie nicht im Hause; es drängte sie fort von hier, als müsse sie sich einer Gewalt entziehen, die ihr drohe. Sie eilte über die Straße; dunkle Wolken waren am Himmel heraufgezogen; Donner grollte — ob aus den Kanonen der noch immer in rüstigem Scheinkampf agirenden Soldaten oder aus den Wolken, sie beachtete es nicht — erst im Zimmer des Vaters hemmte sie die hastigen Schritte.

Mauer saß sinnend im Lehnstuhl. Sie warf sich an seiner Seite nieder, umschlang ihn mit ihren Armen und den Kopf an seine Brust drückend, sagte sie athemlos:

„Vater, beschütze mich!“

Er sah das Mädchen verwirrt an. Noch vor einer Stunde so heiter und jetzt fassungslos zu seinen Füßen?! Er hob ihren Kopf auf und blickte ihr in das bleiche Gesicht.

„Gott im Himmel, was ist Dir denn widerfahren, Kind?“

„Vater — man hat Dein Kind verlooſt!“

„Verlooſt?“

„Ja, verlooſt, wie ein Ding, das nicht lebt und nicht fühlt, keinen Willen und keine Menschenwürde hat — einem Manne preisgegeben, von dem ich nichts mag, und das in des Heilands Namen! Vater, schütze mich!“

„Verlooſt?“ fragte der Alte noch einmal, als könne sein Kopf nicht fassen, was sein Ohr vernommen. „Nein, da sei Gott für, daß solches mit Dir geschehe! Es ist genug, daß Eines von uns schon unter diesem Unheil gelebt und gelitten hat. Nein, Carmen, mein liebes Kind, sei ruhig, Dein Vater wird den Aeltesten sagen, daß er seines Kindes nicht entbehren könne.“

Der schwache Schimmer eines Lächelns irrte wieder um Carmen's bleiche Lippen, als er so zu ihr sprach, und sie athmete erleichtert auf.

„Wußte ich doch, daß Du mir beistehen werdeſt, mein lieber Vater. Ich habe auch schon die Wahl von mir gewiesen und bin zu Dir geeilt, damit Du Deinem Kinde helfeſt.“

„Aber für wen sollte denn eine Gefährtin verlooſt werden?“ fragte jetzt Mauer, ihr sanft über die bleichen Wangen streichend.

„Für Daniel Becker, den Bruder Missionar, der vor einem halben Jahre zu den Kaffern ging. Nein, Vater, Du läſſeſt mich nicht von Dir; wir bleiben beisammen — uns soll Niemand trennen — auch dieser Jonathan nicht,“ stieß sie unwillkürlich hervor.

Mauer schrak bei Nennung dieses Namens zusammen und starrte sie an.

„Jonathan?“ fragte er gedehnt. „Warum dieser?“

„Vater, ich fürchtete, Dir davon zu sagen,“ stotterte sie erschrocken über das, was sie soeben verrathen. „Er ist Dein Freund — Du bist so erregt, wenn irgend etwas ihn betrifft. Aber Du mußt es hören: ehe Du wiederkehrteſt, hatte er mich von Schwester Agathe zur Frau begehrt — und da ich ihn nicht mochte — ich kann mir nicht helfen, mir graut vor ihm — ach Vater, da verfolgte er mich mit wilder Liebe, umarmte und küßte mich wider meinen Willen. Er bat, daß ich schweige über das, was er gegen mich gewagt, und ich habe es ihm versprochen — aber es war ja, ehe ich wußte, daß ich meinen Vater noch habe, und da es nun einmal gesagt ist, mag es auch gut sein, daß Du es weißt.“

Digitized by Google

Ihre großen Augen blickten vertrauend zu ihm auf, aber sie konnten seinen Blick nicht finden; er hielt ihn von ihr abgewendet und sah bestürzt, voll Kummer und Angst in's Weite.

„Lieber Vater, bist Du mir böse?“ fragte sie besorgt.

„Nicht böse, nein, aber es ist ein Unglück, ein großes Unglück,“ sagte er tonlos.

In diesem Augenblicke klopfte es an die Thür — sie öffnete sich und — Jonathan trat ein. Vater und Tochter starrten ihn erschrocken an, ohne sich zu rühren: keines von ihnen sagte ein Wort und keines erhob sich. Mauer blieb zurückgesunken in seinem Lehnstuhl sitzen; Carmen erhob sich nicht aus ihrer knieenden Stellung und drängte sich nur fester an des Vaters Brust.

Jonathan betrachtete die Gruppe einige Augenblicke lang schweigend — nie war Carmen ihm schöner erschienen, als in dieser anschmiegenden Stellung, in der Hingabe von Liebe und Vertrauen. Sie so an dem Herzen des Vaters ruhen zu sehen, war nichts, was eifersüchtige Gefühle reizen konnte, aber es reizte ihn, um zu begehren, daß sie so an seine Brust sich lehnen möchte. Seine Augen schwelgten in dem Anblick und seine Leidenschaft nährte sich an ihm.

„Ihr seid bekümmert — ich wußte es und komme, Euch zu helfen,“ sagte er endlich, da die Beiden noch immer schwiegen, mit dem mildesten Ausdruck seiner ruhigen Stimme. „Es thut mir leid, sehr leid, daß Schwester Carmen sich hat hinreißen lassen, aller Pflicht und Demuth zu vergessen und so wilde, hitzige Worte vor den Versammelten zu sprechen. Wir müssen sehen, wie wir das wieder ausgleichen können — ich will überlegen, was sich dagegen thun läßt, wenn Carmen mir es möglich macht, Schritte für sie zu unternehmen.“

„Lieber Bruder, schone meines Kindes!“ bat der alte Mann mit unsicherer Stimme. „Sie darf die durch das Loos auf sie gefallene Wahl nicht annehmen; sie darf nicht von mir gehen, nicht so weit fort von mir, und ich, der ich sie kaum erst wiedergefunden, kann meine Tochter nicht missen.“

„Du weißt, lieber Bruder,“ entgegnete Jonathan, „wir von der Brüderunität erkennen in dem Loose, wo es nöthig ist, sich desselben zu bedienen, den Willen des Herrn. Jeder von uns soll die Pflicht und das Amt tragen, welche der Herr ihm auferlegt, und nicht fragen, ob sie mit seines Herzens Wünschen zusammentreffen. Wenn Carmen's Hand noch frei ist, muß sie dem Rufe folgen, der an sie ergeht. Es wird ja auch nicht auf immer sein, daß sie von uns scheidet; ein paar Jahre — — und sie kehrt mit dem Gatten zurück.“

„Ein paar Jahre! Werden mir denn deren beschieden sein?“ fragte Mauer traurig.

„Lieber Bruder, ich sagte im Schwesternhause bereits, daß, wenn Carmen sich einem Manne schon verlobt habe, man die durch das Loos getroffene Wahl ablehnen und dann die Aeltesten um ihre Zustimmung für diesen Bund bitten könnte,“ entgegnete Jonathan, jedes seiner Worte scharf betonend.

Carmen's Lippen kräuselten sich stolz auf, als er so sprach, und sie sah mit schneidender Kälte, als sei ihr Blick von hartem Stahl, zu ihm hin. Sie ahnte, wo hinaus er wolle, aber sie entgegnete kein Wort. Sie lehnte an ihres Vaters Brust; sie fühlte sich gewiß, an ihm eine Stütze und einen Rückhalt zu haben, und in dieser köstlichen Sicherheit nahm sie jetzt Alles ruhig hin.

An ihren stolzen, abweisenden Blicken erhitzte sich aber Jonathan, wie ruhig er auch schien, immer mehr — er mußte nun mit ihr fertig werden, so oder so; er wußte jetzt eigentlich nicht, was er für das Mädchen empfinde, Haß oder Liebe; aber er sagte sich: diesen Stolz zu beugen, diese Sicherheit zu vernichten, das müßte eine unendliche Befriedigung sein.

„Aber sie ist ja nicht verlobt,“ warf Mauer ein, da Jonathan schwieg. „Ich jedoch habe als Vater das natürliche Recht, bei der Bestimmung über mein Kind zu entscheiden.“

„Das Recht, lieber Bruder?“ Jonathan blickte höhnisch auf Mauer hin. „Es käme darauf an — nicht jedem Vater in der Brüdergemeinde würde dasselbe zugestanden werden können!“ Und als der alte Mann erbleichend vor ihm die Augen senkte, fügte er lächelnd hinzu: „Doch wenn ich Dich bäte, um der alten Freundschaft willen bäte, mir Carmen zum Weibe zu geben, würde das Deine väterliche Zustimmung finden?“

Es war ein hülflos flehender Blick, den Mauer jetzt auf die Tochter richtete; seine Hände faßten nach den ihrigen und drückten sie krampfhaft; seine Lippen bewegten sich, als wollten sie sprechen, aber es klang kein Laut über sie hinweg.

Carmen sah den Vater erstaunt an.

„Vater, lieber Vater, auch das Weib Dieses hier kann ich nicht werden,“ flüsterte sie, bittend zu ihm aufblickend.

„Kind, kannst Du es um meinetwillen nicht?“ rangen sich die Worte von seinen Lippen.

„Nein, ich kann es nicht. Dringe nicht in mich, lieber Vater, es würde mich elend und Dich nicht glücklicher machen.“

Dunkle Röthe übergoß das Gesicht Jonathan's bei ihren Worten, und der Zorn, die Wuth der Enttäuschung siegten über die gewaltsam festgehaltene Selbstbeherrschung. „Du kannst nicht mein Weib werden, Schwester Carmen?“ rief er drohend aus. „Nun wohl, dann magst Du als Gefährtin Bruder Daniel's nach dem Capland gehen; denkst Du, ich werde Dein auflehnendes, störrisches Wesen dulden, das so schlecht für ein Glied der Gemeine paßt? Laß' Dir von Deinem Vater sagen, daß ich wohl Mittel in Händen habe, Dich zu dem Einen oder dem Andern zu zwingen!“

Carmen war aufgesprungen, und hochaufgerichtet maß sie ihn mit ihren stolzesten, kältesten Blicken; dann, als ob sie nicht mit ihm reden möge, kehrte sie sich gelassen zu ihrem Vater um.

„Bitte, lieber Vater,“ sagte sie, „sprich Du für Dein Kind und beschütze Du es!“

Sie ergriff seine Hand, und ihre Augen flehten in rührender Bitte, aber er schüttelte in Gram und Herzensnoth den Kopf und schwieg.

„Vater,“ schrie sie auf, „Du sagst nichts?“

Kein Ton kam über seine farblosen Lippen, nur Seelenangst sprach aus seinen Augen. Da schlug sie die Hände vor das Gesicht und brach kraftlos zusammen.

Jonathan's Augen blitzten im Triumph auf. Wie sie da lag, den Kopf an die Lehne von ihres Vaters Stuhl gesunken, das Gesicht in ihre Hände vergraben, weideten sich seine Blicke an der zusammengebrochenen Gestalt. Jetzt war sie endlich gebeugt, jetzt war sie sein, mußte es werden.

„Ihr werdet gut thun,“ sagte Jonathan, „die Sache ruhig zu überlegen und zu besprechen; dann wirst Du mir Deine endgültige Entscheidung geben, lieber Bruder Michael; ich werde heute Abend kommen, Dich danach zu fragen. Wir sollen einander in Liebe helfen und beistehen um des Heilandes willen, und Du weißt, ich übe gern Schonung und Duldung, wie der Herr es befiehlt, aber es giebt Fälle, wo beide aufhören müssen.“ Er verließ das Zimmer.

8.

Bruder Mauer war mit seiner Tochter allein; es war still geworden um die Beiden und auch düster — schwere Wolken hingen am Himmel und warfen ihre Schatten durch's Fenster. Zeitweilig fuhr ein irrer Schein an den Scheiben nieder und beleuchtete momentan mit grellem Licht Vater und Tochter, und ein Donnerschlag rief ihnen laut seine dröhnende Mahnung zu, als wolle er sie aufrütteln aus ihrer Starrheit — sie rührten sich nicht. Draußen strömte der Regen nieder, und der Wind fegte heulend über den kleinen Platz hin — sie schienen nichts davon zu vernehmen.

Endlich tastete Mauer's Hand nach dem Kopf des Mädchens und strich liebevoll, zärtlich darüber hin. Sie griff nach der Hand, als ob diese ihr wieder Leben gebe, und das Gesicht emporrichtend, suchte sie mit ihren heißen, trocknen Augen nach ihm und unsäglich traurig ihn anblickend, sagte sie:

„Vater, warum hast Du Dein Kind in der Noth verlassen?“

„Carmen, weil ich machtlos bin Diesem gegenüber,“ flüsterte er.

„Machtlos?“ fragte sie. „Aber wie kann er Gewalt haben über Dich, wenn Du sie nicht dulden willst? Er, ein Fremd, gegenüber dem Freunde?“

„Ach Carmen,“ entgegnete mit sanfter Klage der alte Mann, „daß er seine Macht noch nicht an mir geübt, ist eben nur ein Beweis seiner großen Freundschaft für mich, aber, wenn er sie gebrauchen will — ich kann es ihm nicht wehren und muß es dulden. Ich sagte Dir, es ist ein großes Unglück, daß er Dich liebt und Du ihn nicht magst.“

Digitized by Google

Illustration for Chapter 1 of Jane Eyre

„Vater, meine Gedanken verwirren sich bei alledem; ich kann Dich nicht verstehen, nicht begreifen. Wie kann ein Mensch solche Macht über den anderen haben, daß darum ein Vater sein Kind schutzlos läßt?“

Mauer seufzte schwer auf. Carmen erhob sich und begann unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen. Draußen tobten Sturm und Gewitter im unaufhaltsamen Kampf; hier innen suchte das arme Kind ihr stürmisches Herz zu beruhigen und die heftig arbeitenden Gedanken zu klären, zu ordnen.

„Vater,“ brach sie endlich das Schweigen, indem sie sich in einen Sessel neben den Alten niederließ, „rede, laß mich hören, wie und womit Bruder Jonathan Dir zu schaden vermag, wenn er seine Macht, von welcher Du sprichst, gegen Dich kehren sollte? Wie wenden wir die Gefahr ab?“

„Carmen,“ erwiderte er leise und zaghaft, „könntest Du es denn ertragen, in Deinem Vater einen Schuldigen, einen großen Sünder zu sehen?“

Er sah so gebrochen, so grenzenlos elend aus, daß ihr gutes, liebendes Herz von Mitgefühl und Erbarmen überströmte. In das theure Angesicht des Vaters zu sehen und darin den Jammer von Schuld und Selbstanklage zu lesen — das krampfte ihr das Herz schmerzlich zusammen, und heiße Thränen traten ihr in's Auge.

Sie schlang die Arme um seinen Hals und sagte zärtlich: „Vor Deiner Tochter kannst Du keine Schuld haben und hast Du sie vor der Welt — o, glaube mir, ich werde Dich trotzdem lieben und Dein Leid Dir tragen helfen, Vater.“

Er schluchzte laut auf und drückte das Mädchen an sich.

„Mag es Gottes barmherzige Gnade sein, die durch den Mund meines Kindes zu mir spricht! Er segne Dich, und um Deinetwillen, und weil ich schwer gebüßt habe, mag er mir großem Sünder vergeben! Es ist eine alte Geschichte von Trübsal und Schuld, die ich Dir erzählen muß, mein Kind — von Trübsal und Schuld, an denen ich schwer und lange getragen habe — schon neunzehn Jahre. Höre denn, Carmen!“

(Fortsetzung folgt.)

Die „Entwickelung“ des Farbensinns.

Von **Carus Sterne.**

Die Vorliebe des neuen englischen Premierministers für altgriechische Studien, auf welche die Neugriechen ebenso große Hoffnungen setzten, wie vordem die Türken auf die orientalischen Liebhabereien seines Vorgängers, hat uns in den fünfziger Jahren mit einer höchst merkwürdigen Thatsache bekannt gemacht. Gladstone fand nämlich, daß in der Entstehungszeit der homerischen Gedichte nur die Farbenbezeichnungen für rothe und gelbe Gegenstände mit einiger Sicherheit gebraucht wurden, während die Bezeichnung des Grünen (chloros) mit der des Fahlen und Gelblichen und die Farbworte für Blau (glaukos und kyaneos) mit den Bezeichnungen des Grauen und Schwarzen oder Dunklen zusammenfielen, sodaß mit dem letzteren Worte bald die blaue Farbe des Wassers und der Kornblume (Cyane), und bald die schwarze der Haare und Augenbrauen des Donnerers Kronion, und die dunkle des Trauergewandes der Thetis charakterisirt wurden. Gladstone schloß aus dieser Unbestimmtheit der Ausdrücke in dem 1858 erschienenen dritten Bande seiner „Homerischen Studien“, daß unter den Griechen der homerischen Zeit das Vermögen, die Farben zu unterscheiden, im menschlichen Auge kaum in seinen Anfängen entwickelt gewesen sei, daß im Wesentlichen nur Helligkeitsunterschiede wahrgenommen wurden, und daß, da auch die Empfindung des Rothen sehr unsicher gewesen sei, die Welt im Wesentlichen von ihnen „Grau in Grau“ gesehen worden sei.

Diese wahrhaft „graue Theorie“ wurde von einem deutschen Sprachforscher, dem leider zu früh verstorbenen Lazarus Geiger, mit jugendlicher Begeisterung aufgenommen und dahin ausgedehnt, daß bei sämmtlichen alten Culturvölkern der Farbensinn eine mangelhafte Ausbildung besessen hätte und daß nicht blos in den Schriften des blinden Homer's, sondern auch in denen der alten Juden, Chinesen, tatarischen und germanischen Völker Blau und Schwarz mit demselben Worte bezeichnet, ja daß sogar noch bei Virgil das Farbwort für blau (caeruleus) auch für schwarz und dunkel gebraucht worden sei. In den vedischen Schriften, im Avesta, in der Bibel und selbst noch im Koran geschähe der Himmelsbläue ebenso wenig Erwähnung, wie bei Homer, und die aramäischen und hebräischen Dialekte der alten biblischen Völker hätten gar keinen Ausdruck für die blaue Farbe gehabt. Indem Geiger sein weiter ausgemaltes Phantasiegemälde vor die 1867 in seiner Vaterstadt Frankfurt am Main tagende Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte brachte, gab er seinen Ideen einen weiten Wiederhall, und ein volles Jahrzehnt hindurch blieb es einer der beliebtesten Stoffe für einen packenden Journalartikel, den Lesern zu erzählen, daß die Griechen das herrliche blaue Meer ihrer Küsten und die Pracht ihres tiefblauen Himmels gar nicht zu würdigen vermocht hätten. So populär wurden diese Gedanken auch in Künstlerkreisen, daß der geniale Feuerbach, wie es scheint, von ihnen verführt, sein im Jahre jener Rede gemaltes „Gastmahl des Plato“ so im Geiste der alten Griechen, das heißt so farblos malte, daß selbst die farbigere Wiederholung in der Berliner Nationalgallerie uns „Grau in Grau“ gemalt erscheint.

Geiger und andere der Naturforschung fernstehende Personen brachten diese graue Theorie mit den Grundgedanken der Darwin'schen Theorie in Verbindung, und eine Schaar oberflächlicher Philosophen schwelgte in der Idee, der Farbensinn gehöre zu den höheren geistigen Fähigkeiten, die erst im Menschen langsam zum Ausdruck gekommen seien. Es muß indessen zur Abwehr neuerer Zumuthungen, als ob dieses Traumbild ein darwinistisches sei, hier betont werden, daß weder Darwin an irgend einer Stelle seiner so vielfach die Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten und des Farbenschmucks der Naturwesen behandelnden Werke, noch irgend ein anderer namhafter Vertreter seiner Lehre die Gladstone-Geiger'schen Anschauungen getheilt hat. Im Gegentheil gehen Darwin und seine Anhänger vielfach davon aus, daß der Farbensinn ein gemeinsames Erbtheil sogar schon der niederen Thiere sei, und ich habe den Lesern der „Gartenlaube“ früher einmal (Jahrg. 1878, Nr. 3) ausführlich erzählt, wie sie die schönen Farben vieler Blumen dadurch erklären, daß schöngefärbte Blüthen von den Insecten, die deren Fortpflanzung bewirken, bevorzugt und gezüchtet wurden, und der Oberlehrer Dr. Hermann Müller in Lippstadt, sowie der Londoner Banquier Sir John Lubbock haben sich durch genaue Beobachtung und durch Versuche davon überzeugt, daß Insecten die einzelnen Farben sehr wohl zu unterscheiden im Stande sind. Eine große Reihe anderer wichtiger Lebenserscheinungen, wie die lebhaften Farben ekelhaft schmeckender und darum gemiedener Thiere, und die ihrer Umgebung ähnlichen, unscheinbaren Farben der wohlschmeckenden und verfolgten Thiere, sind nur unter der Voraussetzung verständlich, daß im Durchschnitt alle mit Augen versehenen Thiere die verschiedenen Farben zu unterscheiden und zu würdigen wissen, sodaß die Unterstellung, gerade das höchste Lebwesen sollte dieses Vermögen von Natur aus nicht besessen haben, einem Anhänger Darwin's ganz ungeheuerlich erscheinen muß.

> Ja, wenn man so in sein Museum gebannt ist,
> Und sieht die Welt kaum einen Feiertag,
> Kaum durch ein Fernglas, nur von weitem,

da läßt man sich wohl zu solchen wunderlichen Theorien verführen. Und es läßt sich ja nicht leugnen, jene Bestimmtheit und feste Umgrenzung der Farbworte, wie wir sie in unserer Sprache gewohnt sind, ist in den meisten alten Sprachen wirklich nicht vorhanden. Wir dürfen uns daher auch nicht wundern, wenn immer und immer von Neuem die Stubengelehrten in diese so verlockend aussehende Falle gegangen sind. Aber darüber müssen wir uns einigermaßen wundern, daß im Jahre 1877 sogar ein Arzt, der Breslauer Privatdocent für Augenheilkunde, Dr. Hugo Magnus, ebenfalls in die Schlinge der Sprachforscher gerieth. Die Sache hängt wahrscheinlich damit zusammen, daß im Jahre 1876 ein Mitarbeiter der „Gartenlaube“, auf die Geiger'sche Theorie gestützt, die Farbenblindheit als eine Art Rückschlag (Atavismus) in den unentwickelten Zustand der Netzhaut zur Zeit der alten Arier,

Digitized by Google

Juden, Griechen und Germanen aufgefaßt sehen wollte (1876, Nr. 4).* Diesen Gedanken scheint Dr. Magnus angeregt zu haben, wenigstens wiederholte er ihn im folgenden Jahre. In einer Reihe von Schriften und Abhandlungen erhob er die Entwickelung des menschlichen Farbensinnes zu einer förmlichen Theorie und behauptete, daß der Farbensinn sich in seinen Anfängen auf die Empfindung des Rothen beschränkt habe, worauf in der genauen Reihenfolge der Spectralfarben zunächst die Empfänglichkeit für die gelbe Farbe, dann für Grün, Blau und endlich für Violett hinzugekommen sei, über welches hinaus die Menschen der Zukunft vielleicht neue Farben erkennen würden, wie denn schon jetzt einige Personen dort eine den andern verborgene Färbung sähen.

Diese Theorie wurde dann von Magnus mit gewissen Fabeln der Alten in Verbindung gebracht. Wie wir heute die Anfänge der Schrift, der Malerei und der Kochkunst in den Ueberresten des prähistorischen Menschen verfolgen, so hatten bereits die Alten sich allerlei Geschichten über den ersten Entdecker jeglicher Fertigkeit und Kunst ausgedacht. Man erzählte, wie Prometheus das Feuer, Tubal die Metallbereitung, Kadmos die Buchstabenschrift und Apollo die Musik erfunden haben, und ähnlich wie Kadmos von dem einfachen Schnörkel des Kranichzugs ausgegangen sein sollte, und wie die Lyra anfangs nur drei auf eine Schildkrötenschale gespannte Saiten besaß, so sollte nach Plinius' Erzählung die Malerei anfangs nur mit Roth begonnen haben, wozu dann gelbe, schwarze und weiße Pigmente kamen. Die Alten selbst betrachteten diese (bei der Seltenheit fertig gebildeter grüner und blauer Pigmente in der Natur nicht gerade abweisbaren) Erzählungen als müßige Spiele der Phantasie, und Sophokles bereits machte sich in einem von Athenäus aufbewahrten Fragmente über die Schulmeister lustig, die vom Homer und andern Dichtern behaupteten, sie hätten die Farben nicht unterscheiden können, weil sie die Farbenbezeichnungen etwas willkürlich angewendet haben.

Der Schreiber dieser Zeilen hatte jener Theorie Geiger's niemals das geringste Gewicht beigemessen, und seit langen Jahren (z. B. in einem Artikel der „Vossischen Zeitung" vom 22. August 1874) dagegen angekämpft, anscheinend ohne Erfolg und Theilnahme; denn alle Welt liebäugelte mit dem pikanten Gedanken von der Farbenblindheit der Alten. Der schon erwähnte Artikel im Jahrgange 1876 der „Gartenlaube", welcher die hier und da bei uns vorkommende Farbenblindheit als einen Rückschlag in den Zustand der Menschheit aus der Zeit der Bibel, Homer's und der Veden darstellte und die Behauptung wiederholte, daß in der Bibel die blaue Farbe des Himmels nicht erwähnt werde, veranlaßte mich mit dem damaligen, nun verewigten Herausgeber dieser Zeitschrift, Ernst Keil, in eine längere Correspondenz über die besagte Theorie zu treten, in welcher ich darauf hinwies, daß die Bibel im Gegentheil an mehreren Stellen die Bläue des Himmels schildere, indem sie seine Farbe dem Sapphir vergleicht (z. B. 2. Mos. 24, 10.), daß also jedenfalls die Empfindung des Blauen vorhanden gewesen sei, wenn auch, wie diese Benutzung des Sapphirs und andere Umstände beweisen, das Wort dafür fehlte. Ebenso wies ich die Deutung der Farbenblindheit als Rückschlag zurück, weil nicht Blaublindheit (wie sie den alten Völkern zugeschrieben wird), sondern Rothblindheit unter uns am häufigsten vorkomme. Meine ziemlich ausführliche Widerlegung wurde dem Verfasser jenes Artikels zugesandt, fand aber so wenig Zustimmung, daß derselbe noch zweimal die jetzt von ihm selbst aufgegebene Geiger'sche Theorie in der „Gartenlaube" vertheidigt hat.

Als nun im nächsten Jahre (1877) zwei die Ideen des „Gartenlauben"-Artikels weiter ausführende Schriften von Dr. Magnus und zahlreiche in denselben Kerb hauende Artikel in verschiedenen Journalen erschienen, lieferte ich im Juniheft des Jahrgangs 1877 der von mir herausgegebenen Monatsschrift „Kosmos" eine Widerlegung der Gladstone-Geiger'schen Theorie, der ich auch heute, trotz der zahllosen seitdem angestellten Untersuchungen über diesen Gegenstand, nichts hinzuzufügen habe. Ich bemerke im Voraus, daß ich in meiner Widerlegung jenes gelehrten Aberglaubens gar keine besondere wissenschaftliche Leistung, sondern einen einfachen Sieg des nüchternen und gesunden Menschenverstandes über die einseitige, wenn auch noch so gründliche Stubengelehrsamkeit sehe. Aber da diese fixen Ideen noch täglich in unseren Zeitschriften weiter rumoren,* so scheint es mir geradezu geboten, die Sache noch einmal vor das große Publicum zu bringen.

Man möchte zunächst denken, es sei eine reine Unmöglichkeit gewesen, eine solche Theorie überhaupt aufzustellen, da wir ja in den alten ägyptischen, zum Theil weit vor Homer zurückreichenden Wandgemälden, an griechischen Tempelresten und in den Gemälden von Herculanum und Pompeji die besten Beweise besitzen, daß die alten Maler Grün und Blau gerade so wie wir sahen und wiedergaben, und der berühmte Aegyptologe Johannes Dümichen in Straßburg bestätigte mir obendrein, daß sich in dieser Anwendung der gesammten Farbenscala seitens der alten Aegypter das feinste und ausgebildetste Farbengefühl offenbare. Gut, antworteten mir die Geigerianer, die alten Aegypter mögen bereits entwickelten Farbensinn gehabt haben, als die Griechen das Grün noch grau und das Blau schwarz sahen. — Aber die Griechen wendeten ebenfalls Blau an. „Wenn dennoch," so antwortet ein neuerer Verfechter (1880) wörtlich, „die Griechen mehrfach Blau verwendet haben, wie bei der Bemalung der Triglyphen dorischer Tempel, beim Piedestal des Zeus zu Olympia ꝛc., so beweist dies keineswegs bei dem berechtigten obwaltenden Zweifel, daß sie auch das Blau so empfunden haben, wie wir es empfinden, das heißt als Blau. Wohl möglich, daß sie in dem von ihnen angewendeten Ultramarin nur eine bestimmte Nüance von Grau wahrnahmen."

Die in der Unmöglichkeit des Beweises, daß das Blau der einen Person nicht das Gelb oder Roth einer anderen sein könnte, sich öffnende Hinterthür war mir nicht entgangen, weshalb ich sie gleich im Beginne des Kampfes durch eine Wand verschlossen habe, durch welche man nur, wenn man weder hören noch sehen will, mit dem Kopfe durchrennen kann. Das Fundament dieser Wand lieferte mir die oben erwähnte Bibelstelle, in welcher die Himmelbläue in Ermangelung eines besonderen Farbwortes mit dem Sapphir verglichen wird, wie wir von einem azurnen Himmel sprechen. Unter diesem Sapphir ist nämlich nicht unser durchsichtiger Sapphir zu verstehen, sondern ein härteloser, undurchsichtiger Halbedelstein, der weder Farbenspiel noch einen besondern Glanz erlangt, also das Auge einzig und allein durch seine herrlich azurblaue Farbe entzücken konnte, der Lapis lazuli. Kein Stein begegnete bei den ältesten Culturvölkern, den alten Indern, Persern, Hebräern, Aegyptern ꝛc., einer höheren Werthschätzung und hat gleich lebhaften Bergwerksbetrieb und Handel hervorgerufen, wie dieser Stein, den wir jetzt centnerweise als Ultramarin künstlich bereiten. Hätte man diese wundervolle Farbe nicht zu schätzen vermocht, so hätte man statt seiner den ersten besten unscheinbaren Feuerstein ebenso gut als Schmuckstein tragen können; denn dieser Stein besitzt nicht einmal den Glanz der schwarzen Steinkohle. Daß er aber blau und nicht etwa grün oder roth empfunden wurde, dafür bürgt uns sein Vergleich mit dem physikalisch ganz verschieden entstehenden Blau des Himmels. Um die Beweiskraft dieses „Juwels" voll zu machen, wird neben ihm z. B. Hohelied 5, 14. ein ebenfalls undurchsichtiger und härteloser, hellblauer oder grünlicher Stein, der Türkis, zu einer Zeit gepriesen, wo man von Diamanten und Rubinen noch sehr wenig sprach, weil dieselben erst durch den schwierigen Schliff ihre eigenthümliche Schönheit erhalten.

Aber jene Bibelstelle liefert nicht blos den unumstößlichen Beweis, daß nicht Homer oder Moses, sondern Geiger und seine Nachbeter mit Blindheit geschlagen waren, sondern sie zeigt auch die sehr einfache Lösung jener Schwierigkeit, an welcher die Gelehrten seit zwanzig Jahren ihren Scharfsinn vergeblich erprobt

* Wir bemerken, daß der hier in Erinnerung gebrachte Artikel: „Die Farbenblindheit, eine Gefahr für das öffentliche Leben" durchaus nicht den Zweck hatte, eine wissenschaftliche Erörterung über die historische Entwickelung der Farbenblindheit zu geben, sondern einzig und allein, wie auch der Titel des Aufsatzes besagt, auf die große Gefahr hinweisen sollte, welche durch die enorme Verbreitung der Farbenblindheit unter den Menschen bezüglich des Verkehrslebens damals (1876) noch bestand. Die Bemerkungen, die von unserem Mitarbeiter, Herrn Carus Sterne, bekämpft und in obigem Artikel angefochten werden, waren in jenem Aufsatze der „Gartenlaube" durchaus nicht Zweck der Bearbeitung, sondern lediglich als Einleitung mitgetheilt. Der Zweck jener Arbeit wurde auf das Glänzendste erreicht, indem seit dem Jahre 1876 fast alle Regierungs- und Verwaltungsbehörden nicht nur in ganz Europa, sondern auch in außereuropäischen Ländern ihre Betriebs- und Verwaltungsbeamten auf Farbenblindheit prüfen ließen, um diejenigen aus ihrem Personale auszuscheiden, durch deren mangelhafte Sehfunctionen Störungen und Unglücksfälle auf dem Gebiete des öffentlichen Verkehrswesens hätten veranlaßt werden können. D. Red.

* Man sehe die Sonntagsbeilage des „Berliner Tageblattes" 1880, S. 200, wo die Frage von einem Universitätslehrer so naiv behandelt wird, als sei seit Geiger gar nichts darüber gearbeitet worden!

Digitized by Google

hatten. Warum verglich der Verfasser jener Stelle die Klarheit des Himmels mit der Farbe des Sapphirs? Einfach, weil seine Sprache noch kein Wort für den Begriff des Blauen besaß.

„Dieser Nothbehelf," schrieb ich 1877, „führt uns zu dem Kerne der Sache, welcher psychologisch sehr interessant ist. Es scheint mir nämlich daraus hervorzugehen, daß unausgebildeten Sprachen die Farbenbezeichnungen durchweg zu fehlen scheinen. In der That wird man bei genauerem Nachdenken finden, daß die Bezeichnung der einzelnen Farbentöne erst dringend wurde, nachdem man zu einem gewissen Kleider- und Wohnungsluxus gelangt war, seitdem der Färber sein Amt begonnen hatte."

Weshalb man nun zuerst ein Wort für die rothe Farbe nöthig gehabt hat, erklärt sich leicht daraus, daß sich rothe Farbstoffe überall in der unorganischen und organischen Natur im Röthel, Zinnober, rothen Beeren und Farbhölzern fertig gebildet vorfinden. Man malte und färbte daher zuerst roth und brauchte deshalb auch zuerst ein eigenes Wort für diese Farbe, und dieses Wort leitet sich in allen indogermanischen Sprachen von dem Sanskritworte rudhira, Blut, (erythros der Griechen, rutilus der Römer, roth der Deutschen) her. Man sieht, unser Wort Roth heißt ursprünglich blutfarben, und da man im gewöhnlichen Leben überall mit ähnlichen Vergleichsworten auskommen kann, so war gar kein zwingender Bedarf zur Schaffung besonderer Farbworte für ein Naturvolk vorhanden. Der nächst dem rothen in der Natur am häufigsten fertig gebildete Farbstoff ist gelb, während die grünen und blauen Pigmente meist erst durch umständliche Processe aus Mineral- oder Pflanzenstoffen gewonnen werden müssen. Leib und Gewand sind gewiß lange Zeit nur roth und gelb gemalt und gefärbt worden, bis man endlich auch blaue und grüne Zeugfarben von befriedigender Lebhaftigkeit mühsam ermittelte, und im gleichen Schritte mit der Färberei hat der Wortschatz zugenommen.

„Die Bezeichnung der Mittelfarben zwischen den Haupttönen ist meist ein Werk der jüngsten Zeit, zum Zeichen, wie spät sich die Sprachen in dieser Richtung vollendeten. Aber wenn die Farbbezeichnungen Lila, Violett und Pensée die allerjüngsten darunter sind, so leite ich das nicht daher ab, daß diese Farben erst in neuerer Zeit zur Geltung gekommen wären, sondern daher, weil man erst in unserer Zeit die Flieder-, Veilchen- und Stiefmütterchenfarbe als Kleider- und Modefarbe zur Herrschaft bringen konnte und in der Küpe sicher zu treffen lernte."

In demselben Aufsatze, in welchem ich alle diese Gesichtspunkte zuerst aufstellte, wies ich darauf hin, daß sich eine ganz ähnliche Unsicherheit im Gebrauche noch nicht hinlänglich fixirter Farbstoffnamen, wie beim Homer, auch bei jetzt lebenden afrikanischen Naturvölkern finde, und forderte Reisende und Ethnologen auf, darüber Untersuchungen anzustellen, ob diese Naturkinder ein unausgebildetes Unterscheidungsvermögen — oder blos — wie ich behauptete, — eine in dieser Richtung unausgebildete Sprache besäßen.

Zu meiner Freude fiel diese Anregung auf einen sehr fruchtbaren Boden. Der Erste, der sie befolgte, war ein in England lebender Amerikaner Namens Grant Allen. Herr Charles Darwin hatte nämlich meinen Aufsatz, der ihm sehr überzeugend erschienen war, Herrn Gladstone übersandt, und dieser beförderte die ihm gewiß nicht sehr erfreuliche Arbeit mit dem ihm eigenen Gerechtigkeitsgefühle weiter an Grant Allen, von dem er wußte, daß er sich im Allgemeinen mit dem Farbenprobleme beschäftigte. Grant Allen sandte nun gleich im folgenden Jahre (1878) eine Menge Fragebogen an sehr zahlreiche Missionäre, Consuln und Reisende in fremden Ländern, um festzustellen, ob die Eingeborenen die Farben unterscheiden und benennen könnten. Ueber das Resultat dieser Untersuchungen hat Grant Allen in einem soeben auch in deutscher Uebersetzung erschienenen Buche* berichtet, und es zeigte sich, daß, völlig obigen Aufstellungen gemäß, auch die am niedrigsten stehenden Menschenrassen die Farben unterscheiden könnten, aber daß sie meist nur für diejenigen Farben besondere Worte haben, die sie auch färben können, während sie von den andern, gerade wie Homer, oft nur ein Wort für zwei Farben besitzen.

Diese Untersuchungen sind seitdem sehr vervielfältigt und zum Theil in besonderen Schriften von Dor (1878), Marty (1879) und Anderen behandelt worden, ohne daß dadurch wesentlich neue Gesichtspunkte zu Tage gebracht worden wären. Auch die beiden berühmten Berliner Autoritäten der Anthropologie und Ethnologie, die Professoren Virchow und R. Hartmann, haben durch ihre Prüfung des Farbensinns afrikanischer Naturvölker dasselbe Resultat erhalten, und Dr. Almquist, der Arzt der „Vega", hat unter den in farbenarmen Polarländern wohnenden und auf niederster Culturstufe stehenden Eskimos und Tschuktschen sogar fast weniger wirklich farbenblinde Personen angetroffen, als unter uns, nämlich circa drei Procent. Auf Grund von in jüngster Zeit (1880) abgeschlossenen Untersuchungen des Leipziger Ethnologen Pechuel-Lösche, die ebenfalls ergaben, daß die Naturvölker ohne Ausnahme die Farben wohl zu unterscheiden, aber nicht alle zu benennen wissen, hat sich nun auch Magnus von seiner mit Zähigkeit festgehaltenen Idee losgesagt, freilich nur halb, wie man sich von liebgewonnenen Illusionen eben nur schwer trennt. Er meint nämlich, die von mir als Schlüssel gegebene Sprachentwickelung erkläre das Räthsel doch nicht befriedigend; es liege eben noch ein tieferes Geheimniß zu Grunde, welches erklären müsse, warum die Benennung der Farben gerade mit roth begonnen und mit blau und violett aufgehört habe, und warum die Naturkinder immer die neben einander liegenden Farben (z. B. blau und grün) mit demselben Worte bezeichneten. Nun, ich denke, das letztere „Wunder" bedarf überhaupt keiner Erklärung, und das erste habe ich bereits vor drei Jahren genügend ausführlich erklärt. Die Natur hat zu viele Räthsel, als daß wir noch nöthig hätten, solche hineinzutragen, die gar keine Räthsel sind. Die Farbenempfindung ist ebenso elementar, wie die der verschiedenen Töne, Geruchs- und Geschmackseigenthümlichkeiten, und die Farbenblindheit ist einfach ein Gebrechen, welches gar nichts mit unserer Frage zu thun hat. Ich zweifle nicht daran, daß sich der Farbensinn ebenso gut bilden und vervollkommnen läßt, wie der Tonsinn; aber ich bestreite, daß er irgendwo bei normalen Menschen und Völkern fehlt oder gefehlt hat. Auch braucht er keineswegs bei niedern Rassen durchwegs unausgebildet zu sein, und Professor Hartmann hat in dieser Richtung noch in jüngster Zeit auf den außerordentlich feinen Geschmack hingewiesen, den afrikanische Völker in der Verwendung gebrochener und stumpfer Farben an ihren Kunstproducten entwickeln. Kurz, Alles, was ich wünsche durch meine früheren und diesen Artikel zu erreichen, besteht darin, einer alten, ziemlich zählebigen Gelehrtenschrulle das Lebenslicht ausgeblasen zu haben.

* „Der Farbensinn. Sein Ursprung und seine Entwickelung." Autorisirte deutsche Uebersetzung. Mit einem Vorwort von Dr. Ernst Krause. Leipzig. Günther 1880.

Ein deutscher Benvenuto Cellini.

Von Dr. Roderich Irmer.

In der äußersten Ecke von Westfalen, dort, wo die hannoverschen Lande die rothe Erde rings umschlossen, im Herzen des Landes der alten Sachsen und in der Nähe ihres von Karl dem Großen zerstörten Nationalheiligthums, der Irmensul, erhebt sich am linken Ufer der Diemel ein ziemlich hoher Berg, dessen erste Ansiedelungen noch vor die Zeiten des gewaltigen Sachsenführers Wittekind fallen. Drunten im Thale zieht sich die gewerbreiche Stadt Warburg amphitheatralisch am Berge hinauf, im Mittelalter die zweite Hauptstadt des Hochstifts Paderborn, gerühmt wegen der Fruchtbarkeit des umliegenden Bodens. Aber im übrigen deutschen Lande würde Warburg deswegen wohl ebenso wenig bekannt geworden sein wie durch seine historische Vergangenheit, die doch nur in Kriegen mit den umwohnenden rauflustigen Edeln, in wüthenden Parteikämpfen innerhalb der Stadt und in Drangsalen, welche die Wiedertäufer und der dreißigjährige Krieg über sie brachten, besteht. Erst in neuester Zeit wurde der Name der Stadt weit über die engen Grenzen Westfalens getragen; denn wo man sich heute mit Kunst und Kunstgewerbe des Mittelalters beschäftigt, wird Warburg als die Vaterstadt des großen Silberschmiedes Anton Eisenhut genannt.

Digitized by Google

Noch vor wenigen Jahren war sein Name in weiteren Kreisen unbekannt, und nur wenige gelehrte Kenner der Kunstgeschichte hatten hier und da in alten Compendien dürftige Nachrichten über einen Kupferstecher Anton „Eisenhoit“ gefunden, welcher im Ausgange des sechszehnten Jahrhunderts in Westfalen nicht gewöhnlichen Ruf in seiner Kunst besessen haben sollte, aber von seinen großartigen Kunstwerken in Silber und Gold, die seine Thätigkeit als Kupferstecher tief in Schatten stellen, hatte man nirgends eine Ahnung. Die Entdeckung derselben war erst dem in der Gegenwart erwachenden Streben, das deutsche Kunstgewerbe, welches von der Höhe seiner Ausbildung im Mittelalter zum bloßen Handwerk gewöhnlichster Art herabgesunken war, aus seiner tiefen Verrottung zu erheben, vorbehalten.

Um Pfingsten des vorigen Jahres ward eine Ausstellung der westfälischen Alterthümer zu Münster veranstaltet, die allgemeines Interesse wegen des außerordentlichen Reichthums an kirchlichen Gefäßen aus edeln Metallen erregte. Unter ihnen befand sich ein prachtvoller Schatz von Silberkunstwerken ersten Ranges aus dem Besitze des Grafen von Fürstenberg-Herdringen, welche sich, in den Schatzkammern des alten westfälischen Geschlechtes verborgen, bisher der Kenntniß der Kunstgelehrten entzogen hatten und nun, an das volle Tageslicht der Oeffentlichkeit gebracht, eine so hohe, allseitige Bewunderung fanden, wie sie eben nur die wahre Kunst zu bewirken vermag. Prof. Nordhoff in München war der Erste, der in den Jahrbüchern für Alterthumsfreunde im Rheinlande die Welt mit diesen Meisterwerken der Goldschmiedekunst der Renaissance und zugleich mit ihrem Schöpfer Anton Eisenhut aus Warburg bekannt machte.

Julius Lessing's großes Werk über Anton Eisenhut,* ausgestattet mit Phototypien derjenigen Silberwerke des Meisters, welche sich im Besitze des Grafen Fürstenberg-Herdringen in der Schatzkammer des Schlosses Herdringen in Westfalen befinden und zum größten Theile den Namen Anton Eisenhut's sowie das Wappen und das Portrait des Besitzers, des Fürstbischofs von Paderborn, Theodor's von Fürstenberg, tragen, vermittelte später den weitesten Kreisen der gebildeten Welt die Kenntniß von dieser Entdeckung. Seitdem ist der Ruhm des Künstlers täglich gewachsen, und heute steht bereits Niemand mehr an, ihn in der Goldschmiedekunst für den größten Meister Deutschlands zu halten. Während vor einem Jahre noch kaum sein Name bekannt war, ist er heute in jedes Gebildeten Munde, und die vollständige Sammlung der Kunstwerke Eisenhut's in der Ausstellung für kunstgewerbliche Alterthümer zu Düsseldorf bildete den größten Anziehungspunkt aller Besucher.

Die Nachrichten über das Leben und den Bildungsgang unseres Meisters sind im Ganzen sehr dürftig. Schon im fünfzehnten Jahrhundert finden wir in alten Verzeichnissen die Eisenhuts als Bürger und Hausbesitzer in Warburg an der Diemel, darunter einmal einen Prior des Dominikanerklosters und einen Rathsherrn, ohne daraus aber zu erfahren, welchem Handwerkerstande diese Vorfahren Anton Eisenhut's angehört haben, oder wer von ihnen sein Vater gewesen ist.

Im Jahre 1554 wurde er hier im Herzen Deutschlands geboren; es ergiebt sich dieses Jahr aus der Unterschrift eines Eisenhut'schen Kupfers aus dem Jahre 1603, worin er sich Antonius Iserenhodt Warburgensis (aus Warburg) — an anderen Stellen auch Eisenhoidt, Eisenhout, Eisenhaut — nennt und als sein Alter neunundvierzig Jahre bezeichnet; auf demselben finden wir auch seine Künstlermarke, einen Reichsapfel ohne Kreuz. Es war also gerade ein Jahr vor dem Abschlusse des Augsburger Religionsfriedens, welcher in kirchlicher Hinsicht die Trennung zwischen Katholiken und Protestanten besiegelte und zugleich in politischer den ersten Anstoß zur Auflösung der deutschen Reichseinheit gab. Während die kirchliche Trennung Deutschland von dem religiösen Einflusse Italiens vollkommen losriß, begann ungefähr um dieselbe Zeit die italienische Kunst täglich mehr Boden zu gewinnen, bis sie gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts in allen Culturländern als absolute Herrscherin dastand. Eisenhut wurde ein Kind dieser Bewegung, welche die Nachwelt Renaissance nennt.

Weihwasserkessel mit Sprengwedel.

Eine Silberarbeit aus dem siebenzehnten Jahrhundert von Anton Eisenhut.

Eisenhut's Jugendzeit fiel mitten hinein in die Tage der heftigsten Religionswirren, welche die Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens, wie überall, so besonders in Westfalen, in dem es beinahe so viel Landesherren wie Quadratmeilen gab, erwecken mußten. Heftig wogte auch in Eisenhut's engerem Vaterlande, dem Paderborner Hochstifte, der Kampf beider kirchlichen Parteien um die Herrschaft, die täglich mehr den Lutheranern zuzufallen schien, seit jene erste Predigt des gothaischen Hofpredigers Friedrich Myconius aus den Fenstern des Paderborner Schlosses die Herzen der Bürger für die neue Lehre gewonnen hatte. Bereits im Jahre 1570 gab es in Paderborn — und in Warburg wird es eine verhältnißmäßig noch geringere Zahl gewesen sein — nur noch vierzig katholische Abendmahlsgenossen, und auf dem Lande behaupteten sich nur noch vereinzelt katholische Geistliche. Doch geschah es nicht gar selten, daß Sonntags der evangelische Seelenhirte seinem katholischen Amtsbruder auf die Kanzel nachsichlich, ihn bei den Beinen herunterzog und selbst die Sonntagspredigt vor dem herbeiströmenden Volke hielt. „Dann gab es Lärm und Lausen in die Kirche; Stöcke schwirrten durch die Luft, und statt mit heiligen Gedanken gingen die Bauern mit blutigen Köpfen nach Hause.“

Diese unruhigen Zustände blieben auf Eisenhut's Bildungsgang nicht ohne tieferen Einfluß. Seine lateinischen Unterschriften wie seine späteren Werke selbst verrathen uns, daß er von seinen wohlhabenden Eltern — denn daß sie das gewesen sein müssen, zeigt uns die Bestimmung des Sohnes zum Goldschmied, dem vornehmsten aller Gewerke — eine für die Begriffe seiner Zeit vortreffliche Erziehung und Bildung erhielt, die aber

* Die Silberarbeiten von Anton Eisenhoit aus Warburg, herausgegeben von Julius Lessing mit vierzehn Tafeln in Lichtdruck von Albert Frisch (Berlin, Verlag von Paul Bette). Wir entnehmen diesem herausragend beachtenswerthen Werke die unserem heutigen Artikel beigegebene Illustration. D. Red.

Digitized by Google

zugleich von den freieren Ideen der Reformationszeit durchdrungen war. Das Gewerbe, welchem sich der Jüngling widmete, umfaßte im Mittelalter ein viel weiteres Gebiet, als wir heute anzunehmen gewohnt sind. Der Meister der Goldschmiedekunst mußte zugleich in Allem, was wir mit „bildender Kunst" bezeichnen, eingehend Bescheid wissen; Erfindung und künstlerischer Entwurf gehörte nicht weniger zu seinem Berufe, wie die technische Ausführung. So wissen wir, daß der berühmte Benvenuto Cellini nicht allein in allen Zweigen der eigentlichen Goldschmiedekunst, als Gießen, Treiben, Emailliren und Medailliren, Bedeutendes leistete, sondern auch als talentvoller Bildhauer und Krystallschneider bekannt war und sich gelegentlich noch mit vielen anderen Sachen, wie Alchymie u. dergl. m. beschäftigte.

Wie jeder lernende Handwerker des Mittelalters mußte sich auch Eisenhut in die strenge Ordnung seiner Zunft, der wir nicht zum geringsten Theile die staunenswerthe Ausbildung des deutschen Kunstgewerbes jener Zeit zuschreiben, unbedingt fügen, bis ihm der Freispruch des Meisters erlaubte, die eigenen Wege einzuschlagen. An dem Tage seiner Freisprechung verließ der junge Geselle die Heimath, um sich auf die Wanderschaft zu begeben, die sich wohl zunächst über Westfalen erstreckte. Von hier, wo um jene Zeit unter den Knop's in Münster, Aldegrever in Paderborn und anderen bedeutenden Meistern die Goldschmiedekunst in hoher Blüthe stand, trieb ihn der Wissensdrang und der Eifer, eine höhere Ausbildung in seiner Kunst zu erlangen, als ihm die Heimath zu geben vermochte, in das gelobte Land der Künstler, nach Italien. Ob er in Süddeutschland geweilt hat, wo, namentlich in Nürnberg, Ulm und Augsburg, berühmte Meister der Goldschmiedekunst, wie die Jamitzer und Ehinger, ansässig waren, die selbst für Paris und London arbeiteten, ist wegen der kurzen Dauer seiner Reise unwahrscheinlich; auch finden wir in seinen Arbeiten nicht die geringste Aehnlichkeit, geschweige denn irgend welche Anlehnung an süddeutsche Kunst.

Schon im Beginne der siebenziger Jahre betrat Anton Eisenhut den gefeierten Boden Italiens und blieb vorläufig als Kupferstecher in Florenz. Zwar war der berühmte Benvenuto Cellini, dessen Bedeutung man sehr überschätzt hat, bereits 1572 gestorben, aber der ganze übrige Schwarm bedeutender Künstler, welche Alle ihr Licht von dem großen Michel Angelo borgten, wirkte noch in demselben Sinne wie Cellini. Ueber Eisenhut's Aufenthalt in Florenz erfahren wir nichts; erst mit dem Jahre 1580, wo er sich nach Rom begab, beginnt das undurchdringliche Dunkel, welches den deutschen Meister bis dahin umgiebt, sich etwas zu lichten. Hier scheint Eisenhut mit wissenschaftlichen Kreisen und vielleicht selbst mit Papst Gregor dem Dreizehnten, der vom Jahre 1572 bis 1585 die dreifache Krone trug, in Berührung gekommen zu sein, wenigstens kennen wir ein in Kupfer gestochenes Portrait Gregor's des Dreizehnten mit reich ornamentirtem Rande, welches den Namen Anton Eisenhut's aus Warburg trägt. Seine erste größere Arbeit als Kupferstecher, welche um dieselbe Zeit entstand, war eine wissenschaftliche, die Illustration zu der „Metallotheka", einer Beschreibung der Mineraliensammlung des Vaticans von Michael Mercati, von welcher sich ein Exemplar auf der königlichen Bibliothek in Berlin befindet. Der italienische Gelehrte gedenkt bei Gelegenheit Anton Eisenhut's von Warburg als eines vortrefflichen jungen Mannes, dessen Kunstfertigkeit in Zeichnung und Stich er seit mehreren Jahren für sich gebrauche und von dessen hohen Leistungen die Illustrationen seines Werkes Zeugniß geben würden.

Kurz darauf verließ Anton Eisenhut den classischen Boden Italiens, und bereits im Jahre 1585 finden wir ihn wieder in Deutschland und 1589 in Warburg. Wahrscheinlich hat er während dieser vier Jahre die Niederlande, auf welche seine Silberwerke nicht undeutlich hinweisen, besucht. Auffalliger Weise ist der Kupferstich, den er selbst für seinen ersten in der Heimath angiebt, eine allegorische Darstellung der Ketzerei, ein Drache in reicher italienischer Landschaft; fast sieht es aus, als sollte das Werk ein Glaubensbekenntniß sein, das er seinem Landesherrn, dem Bischof von Paderborn, ablegte. Von dieser Zeit an lernen wir ihn in seinem eigentlichen Gewerbe als Goldschmied kennen, dem er das Ende seines Lebens fast vollkommen und mit einem Erfolge gewidmet, der ihm für alle Zeiten die erste Stelle unter den deutschen Meistern giebt und ihn ebenbürtig neben die bedeutendsten Künstler des Auslandes stellt.

Dem Kunstsinne der Familie Fürstenberg, welcher der Landesherr Eisenhut's, Bischof Dietrich von Paderborn entstammte, konnte die außerordentliche Begabung unseres Meisters nicht entgehen, und so lange er lebte, hatten die Fürstenberger Arbeit für ihn. Noch mehr als Dietrich von Fürstenberg scheint dessen Bruder, der reiche Kaspar, für den Meister Anton eingenommen gewesen zu sein; denn sein Tagebuch zählt überaus zahlreiche Bestellungen auf, welche sich nicht allein auf Gold-, Silber- und Juwelierarbeiten beschränken, sondern sich auch auf Malereien von Porcellan, ja sogar auf Zeichnungen von Brautteppichen oder Tapeten erstrecken. Kaspar läßt den Meister wiederholt, wie er aufzeichnet, nach Neuhaus kommen, besucht ihn aber auch in seiner Werkstätte in Warburg, als er für ihn eine besonders schwierige und kunstvolle Arbeit unter Händen hatte, „den silbernen Buckal, den Adler genandt", welcher von Eisenhut am 26. März 1597 abgeliefert, aber im Laufe der Zeiten spurlos verschwunden ist.

So lebte der Meister, hochgeachtet von seinen Fürsten und angesehen von seinen Mitbürgern, in Warburg bis in den Anfang des folgenden Jahrhunderts hinein und starb um oder kurz nach 1603. Seine letzte Arbeit aus diesem Jahre ist die Büchermarke des Fürstbischofs Theodor von Fürstenberg, ein Kupferstich, welcher das Familienwappen der Fürstenberger zeigt.

Wenn wir heute einen Blick auf die Silberarbeiten werfen, die in der Ausstellung kunstgewerblicher Alterthümer als Werke Eisenhut's gelten, so finden wir darunter zwei Gegenstände, welche nicht den Namen Anton Eisenhut's tragen und ihm daher nur mit zweifelhafter Sicherheit zugeschrieben werden können. Es sind dies das aus Silber gegossene spätgothische Rauchfaß, welches Julius Lessing für einen Eisenhut hält, und das große Soester Crucifix. Beide erscheinen mir nicht als Arbeiten des Warburger Meisters, wenngleich die Vermuthung nicht unbegründet ist, Eisenhut habe den Fuß des Crucifixes, der ganz in seinem Charakter gehalten ist, angefertigt, während das Kreuz selbst einer älteren Zeit angehören dürfte. Bei dem zweifelhaften Werthe jener beiden Kunstwerke ersparen wir uns hier deren Beschreibung, und es bleiben somit für Eisenhut nur vier Arbeiten von zweifelloser Echtheit übrig.

Das früheste Werk — es trägt die Jahreszahl 1588 neben dem „Anton Eisenhoidt warburgensis fecit" — ist ein aus Silber getriebener vergoldeter Kelch von einer Höhe von 0,25 Meter. Der höchst gelungene, leichte Aufbau ruht auf einem Fuße im Sechspaß, welcher Raum für sechs getriebene symbolische Bilder aus dem alten Testament in runden Medaillons bietet; sie stellen der Reihe nach „Das Opfer Abraham's", „Das Osterlamm", „Das Sammeln von Mannah", „Moses schlägt aus dem Felsen Wasser", „Die Errichtung der ehernen Schlange" und „Jonas und der Walfisch" dar. Den Uebergang zum Knauf bilden angelehnte allegorische weibliche Figuren von edelster Formenschönheit, während dieser selbst aus sechs Nischen mit gegossenen weiblichen Figuren in antiker Gewandung besteht; hier sind ausnahmsweise Ausschmückungen durch edles Gestein angebracht worden. Für die tulpenförmige Kuppe ist der Aufbau im Ganzen wohl zu schlank ausgefallen, bei dem der in reichster erhabener Arbeit prangende Fuß der außerordentlichen Einfachheit des oberen Theiles gegenüber zu compact wirkt.

An den Kelch reiht sich würdig der Weihwasserkessel mit dem Sprengwedel an (vergl. die beigegebene Abbildung!), ein Werk, welches die Inschrift „Antonius Eisenhoit warburgensis fecit" trägt. Den Kessel zieren ringsherum vier biblische Darstellungen: „Die Taufe Christi", „Christus und die Samariterin", „Christus und Petrus auf dem Meere" und „Philippus und der Kammerer aus dem Mohrenlande" in getriebener Silberarbeit, während der Boden den „Durchzug der Juden durch das rothe Meer" zeigt. Die ornamentale Arbeit, die gleichsam als Rahmen für die einzelnen Bilder dient, ist in den reichsten Renaissanceformen gehalten, die in ihren schwunghaften Linien und üppigem Schmuck an die Schule erinnern, welche der Meister in Italien genossen hat. Der zum Kessel gehörige Sprengwedel ist ebenfalls aus Silber getrieben und vorzüglich deswegen interessant, weil er freistehende ornamentale Verzierung zeigt, wie sie in dieser Vollendung und zierlichen Schönheit bei keinem anderen Eisenhut'schen Werke zu bemerken sind. Das ganze Sieb des Wedels ist mit äußerst feingearbeiteten Rosettchen bedeckt, während den Schaft vier getriebene Figuren bilden.

Digitized by Google

Die bei Weitem hervorragendsten Werke Anton Eisenhut's — sie tragen nur das Wappen des Fürstbischofs Theodor von Fürstenberg — sind die beiden Einbanddeckel zu einem Missale und einem Pontificale. Beide bestehen aus je zwei getriebenen Silberplatten, die aber von so imponirender plastischer Schönheit sind und von einer Darstellungskraft zeugen, wie wir sie selbst bei den gerühmtesten Silberarbeiten italienischer Künstler noch nicht gesehen haben. Ueberall blickt aus den Gruppen und Figuren von höchster Grazie und vollendetster künstlerischer Schönheit der majestätische Geist der göttlichen Antike heraus; überall spricht sich eine Freiheit in der Darstellung aus, welche den Künstler von Gottes Gnaden verräth und sich um prüde Bedenken nicht kümmert; Alles athmet hingebenden Schaffenstrieb, der das rein Technische der Kunst spielend beherrscht und sich voll und ganz der Darstellung sinnlicher Schönheit, wie sie die antiken Bildsäulen predigen, widmet. Als das Vollendetste genialer Composition und edelster Formenschönheit in anspruchsloser Nacktheit möchte ich die Gruppen und Figuren bezeichnen, welche den Deckel des Kölner Meßbuchs umrahmen. Diese Gebilde athmen alle Leben und Lebenslust und weisen auf die Muster hin, deren Studium sich der Meister im Vaterlande des feurigen Correggio, an dessen Malerei die Darstellungen am meisten erinnern, mit seinem ganzen Herzen hingegeben hat.

Die Vorderseite des Missale enthält als Hauptbild die Darreichung des Abendmahles in alttestamentlicher Form; darüber ruht im viereckigen Medaillon die Göttin des Frühlings mit reichen Kränzen, nach denen ein Genius greift; gleichsam als Bildhalter dienen zwei kostbare Mädchengestalten, deren plastische Schönheit in nichts der Antike nachgiebt. Mit dem obern Medaillon correspondirt unten die Darstellung des Sommers: ein Jüngling, im reichen Aehrenfelde ruhend, in den Ecken zwei üppige Frauengestalten mit Aehren und Kronen. Die Rückseite enthält das Abendmahl in neutestamentlicher Form als Hauptbild, darüber die allegorische Figur des Herbstes als Jüngling, mit Weinlaub umkränzt, zwischen zwei sitzenden Frauengestalten in jeder Ecke, darunter in ovalem Felde ein alter Mann am Feuer hockend, umgeben von einem gebeugten Greise und einer alten Frau, als allegorische Darstellung des Winters.

Spricht sich in diesem Werke so recht frei und schrankenlos die ganze Genialität des Meisters in der leichteren figuralen Ornamentation aus, die kein Silberschmied aller Zeiten je erreicht hat und wohl auch kaum erreichen wird, so sind die Deckel des Kölner Pontificale ein bewundernswerthes Muster für eine strenge, stilgerechte Composition ernsterer Art. Daß Meister Eisenhut dieses Werk selbst geschaffen hat, dafür sprechen zwei äußere Zeichen. Am unteren Ende der Rückseite treibt er einen seiner interessanteren Kupferstiche „Amor docet musicam“ (Amor lehrt die Musik) — eine Gruppe von vier prächtigen Kindergestalten, die sich um eine fünfte, welche Noten in der Hand hält, herum drängen — meisterhaft in Silber nach, und zwar so wie derselbe auf der Platte stand, wodurch freilich die Anordnung der Figuren, mit dem Stich verglichen, in umgekehrter Reihenfolge erscheint. Bisher hat diesen auffallenden Umstand wohl noch Niemand bemerkt, und doch dürfte das eben Gesagte ein Beweis dafür sein, daß Anton Eisenhut, was man theilweise bezweifelte, seine Entwürfe selbst gefertigt hat. Neben dieser Gruppe sehen wir zwei greise Flußgötter mit Aehren und Kränzen im Haar, die der Meister als Lippe und Diemel, jenes kleine Flüßchen, welches an seiner Heimathstadt Warburg vorüberrauscht, bezeichnet. In der Mitte des Deckels kniet die Gestalt eines Papstes mit wallendem Vollbarte, der zu den Wolken, in denen unter Engelschaaren die Mutter Gottes mit dem Kinde thront, betend emporschaut, und zu beiden Seiten stehen in vier äußerst geschickt in die zwei breiten Renaissance-Pilaster eingebauten Nischen die vier Evangelisten mit ihren Attributen. Die Vorderseite zeigt Moses im jüdischen Hohenpriestergewande in prachtvollster, plastischer Ausarbeitung, während im Hintergrunde die Kinder Israel am Fuße des Sinai um das goldene Kalb tanzen. Diese Figur ist im Entwurf wie in der technischen Ausführung ein Meisterstück. Rechts und links umgeben das Mittelbild die vier Kirchenväter, während zwei weibliche Engelsgestalten das Wappen des Bischofs Theodor halten.

Die bewundernswerthe Beherrschung des Stoffes, der glänzende Formenreichthum, der sich in diesen beiden letzten Werken Eisenhut's ausspricht, hebt den Meister aus dem engeren Kreise des Kunstgewerbes heraus und sichert ihm eine hervorragende Stelle unter den bildenden Künstlern. Die Zeitgenossen Eisenhut's bestätigten dieses Urtheil, indem sie einzelne Gruppen aus den Darstellungen der Buchdeckel, wie die über dem Papste in den Wolken schwebende Mutter Gottes und die Gestalt des Papstes, in Stein ausführten. Wie jene auf dem Grabmale des Paderborner Domherrn Joachim von Langen von Heinrich Gruninger zu sehen ist, so ist diese merkwürdiger Weise das Vorbild für das Grabmonument des Landesherrn Anton Eisenhut's, des Bischofs Dietrich von Fürstenberg, geworden.

Daß mit diesen wenigen Werken die Thätigkeit eines so genialen Meisters nicht abgeschlossen sein kann, unterliegt wohl keinem Zweifel, und es ist ein dankenswerthes Streben, wenn unsere Kunstforscher mit rastlosem Eifer nach der Entdeckung der übrigen seiner Silberwerke suchen. Professor Nordhoff in Münster, der erste Entdecker Eisenhut's, hält noch das „Soester Kreuz“, welches sich auf der Ausstellung in Düsseldorf befindet und von hervorragender Schönheit ist, und ein Kupfertäfelchen im Stile der Hochrenaissance im Schlosse des Freiherrn Adolf von Fürstenberg zur Lörsfeld für Werke des Meisters. Eine Veröffentlichung der fraglichen Silberarbeiten wird in der nächsten Zeit erfolgen.

Wo und wie die reiche Sammlung von Gold- und Silberwerken, welche die kunstsinnige Familie der Fürstenberger nicht allein durch die Hand Eisenhut's, sondern auch durch andere Meister, wie Adreß in Paderborn, herstellen ließ, untergegangen und verstreut worden ist, darüber herrschen nur Vermuthungen. Möglich, daß man im siebenzehnten Jahrhundert zu wenig Kunstsinn besaß, um die ererbten Silberwerke vor dem Verkauf oder dem Einschmelzen zu bewahren; möglich auch, daß sich noch manches in den reichen Museen des Auslandes, besonders Dänemarks, findet, dessen König Christian im Beginne des Dreißigjährigen Krieges nicht umsonst in jenen Gegenden gegen Tilly Krieg geführt hat. Vielleicht giebt auch eine Nachricht aus einer Handschrift des Staatsarchivs in Münster Andeutungen über den Verbleib Eisenhut'scher Werke.

Kurz vor der Einnahme von Paderborn durch den Herzog Christian von Braunschweig, jenen enthusiastischen Verehrer der Böhmenkönigin Elisabeth, der stets einen Handschuh seiner Dame im Kampfe am Helme trug, war der Domschatz von Paderborn, welcher auf 300,000 Reichsthaler Werth von Zeitgenossen geschätzt wurde, nach Soest geflüchtet und dem Propste des St. Patroclus-Stiftes in Verwahrung gegeben worden. Aber wie Paderborn, fiel auch Soest im Januar 1622 in die Hände des tollen Herzogs; unter schweren Drohungen erzwang Christian die Auslieferung des Schatzes vom Propste und schickte ihn zum Einschmelzen nach Lippstadt in die Münze. Eine reiche Nachlese hielt der Herzog im April desselben Jahres, wo er die Schätze, welche Frau von Olinghausen und ihr Bruder, der Drost von Bilstein, vom Bischof von Paderborn geerbt hatten, einzog und ebenfalls einmünzte. Es waren dies sieben Tonnen Goldes, also ein Werth von 70,000 Thalern, und dabei wird ausdrücklich „ein schoen vergulden Kruetze“ erwähnt. Vielleicht also, daß wir in jenen berühmten Thalern des tollen Christian mit der Aufschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind“ Reste der berühmtesten Kunstwerke der Renaissancezeit und darunter auch manche Arbeit Anton Eisenhut's zu erkennen haben.

Die wenigen Stücke aber, die uns ein gütiges Geschick vor dem Untergang in Krieg und Brand gerettet hat, zeigen uns, daß um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, der Blüthezeit deutscher Renaissance, eine Kunstthätigkeit geherrscht hat, von welcher man bis heute kaum eine Ahnung hatte. Die Aufgabe unserer Tage wird es sein müssen, unser junges deutsches Kunstgewerbe, welches in so reger Lebenskraft ringsum im deutschen Land wieder erstanden ist, an den edelsten Musterwerken der Renaissance zu eigener selbstständiger Schaffungskraft heranzubilden. Jene Schöpfungen des Warburger Meisters tragen dazu bei, das Bewußtsein unserer Nation und die Hoffnung zu stärken, daß das täglich wachsende Verständniß der alten Zeit und ihrer Meister eine Blüthe in unserem Kunstgewerbe zeitigen wird, welche uns auch in dieser Beziehung unter den Culturvölkern eine unserer politischen Macht entsprechende würdige Stellung schafft.

Digitized by Google

Portraits vom französischen Parlament.

2. Der Senat.

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ Diesen theoretisch so wunderschönen Wahlspruch der großen Revolution, der auf allen öffentlichen Gebäuden von Paris eingemeißelt ist, kann man auch über dem Portal von Maria's von Medici Luxembourg-Palaste lesen, wo unter vielen Anderen auch der Vicomte von Beauharnais und seine Frau Josephine, die nachmalige Kaiserin, hinter Schloß und Riegel saßen und Camille Desmoulins, Danton, Robespierre ihr Todesurtheil empfingen, wo Napoleon und sein bedienteuhafter Senat walteten und später die Pairskammer über den Marschall Ney, die Minister Karl's des Zehnten, die Attentäter Fieschi, Boireau und Consorten, den Putschversucher Prinzen Louis Napoleon und Andere so lange Gericht hielt, bis eine neue Revolution sie auseinander jagte. Hier zog auch am 27. November 1879 der Senat der dritten Republik aus Versailles ein. Möge er die Inschrift des Hauses besser beherzigen, als die früheren Bewohner!

Der Sitzungssaal enthält die fächerförmig aufgestellten Bänke der dreihundert Senatoren. In einer Nische steht vor edlen Marmorsäulen das Podium der Präsidenten, der Secretäre und Redner. Die Beleuchtung geschieht durch elektrische Kerzen, und es ist ein schöner Anblick, wenn die ernsten Standbilder Karl's des Großen, den die Franzosen bekanntlich zu ihren Fürsten zählen, Turgot's, Colbert's und des muthigen Malesherbes von ihrem scharfen Lichte überfluthet werden.

Dem Besucher fällt wohl zuerst die Menschenleere der Zuschauerräume auf. Nur die Berichterstatter größerer Tagesblätter und wenige Vergnügungsreisende, welche den Luxembourg der berühmten Kunstsammlung halber betreten und nun auch gleich eine Sitzung des Senats „mitnehmen“, sind in den Logen zu sehen. Die Stammgäste, deren die Gallerie des Deputirtensaales so viele zählt, mangeln hier ganz. Diese Gleichgültigkeit des Publicums ist schon durch den Charakter des Oberhauses bedingt. Während die aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgehende Abgeordnetenkammer im Uhrwerk der französischen Staatsmaschine die Unruh vorstellt, vertritt der Senat mit seinen theils von der Nationalversammlung, theils von den Gemeinden auf drei, sechs, neun Jahre oder als „unabsetzbar“ gewählten Mitgliedern das Princip der Controle, des Stillstandes oder gar des Rückschrittes. Schon ein Niederblick aus der Vogelschau des Journalistenverschlages erklärt die überbedächtigen Tendenzen der Honorabeln. So weit das Auge reicht, sieht man nichts als speckglänzende „Billardkugeln“, wie der Pariser die Kahlköpfe nennt. Es sind ja meist alte Herren, und wenn auch einer die gesetzlich erforderten vierzig Lebensjahre kaum überschritten hat, so ist er doch ehrlich bestrebt, sich eine mehr oder minder imposante Glatze anzuschaffen, die nun einmal zur Senatorentoilette zu gehören scheint, wie die Tonsur zum katholischen Priester. Und wie leise, langsam und höflich sind die Ehrenwerthen! Während es in der Kammer wie aus der Tiefe eines Hexenkessels brodelt und braust und zischt, ist hier über all den kahlen Gipfeln Ruh'. Mechanisch greift der Vorsitzende ab und zu an die Glocke und klingelt schüchtern und verschämt, als wolle er um Verzeihung bitten, daß er so frei sei, die unverbrüchliche Stille zu unterbrechen, und fällt ja einmal ein lautes Wort in dieser edlen Zunft der Leiseredner und Leisetreter, so betrachtet man den tollkühnen Störenfried wie einen Rasenden. Man zaubere nur durch ein magisches Mittel oder ein Wahlmanöver die paar relativ jugendlichen Senatoren de Gavardie von der Rechten und Testelin und Tolain von der Linken hinweg, und man wird sich beinah in einer Kirche glauben. So war es wenigstens unter dem letzten Präsidenten, dem immer kränkelnden Martel, und seinem Stellvertreter, Grafen Rampon. Vielleicht ändert sich das unter seinem Nachfolger, dem ehemaligen Seinepräfecten und Finanzminister Léon Say, der jüngst vom kaum angetretenen Londoner Botschaftsposten hinweg zum Vorsitzenden des Senats ernannt worden ist. Der verführerische, vielgewandte Staatsmann dürfte sich zum Präsidenten trefflich eignen, obgleich der Schwerpunkt seiner eigentlichen Begabung auf finanziellem Gebiete liegt. Als Redner folgt er offenbar englischen Mustern. Er ergreift das Wort nur, wenn er wirklich etwas zu sagen hat, und plaudert lebhaft und munter stets zur Sache, namentlich gern in sprechenden Ziffern. Ohne Zweifel denkt er auch in Zahlen. Er ist die fleischgewordene Algebra. Durch die Weigerung, seine Partei des linken Centrums mit den Monarchisten zur Krönung des Grafen Chambord zu vereinigen, hat er der Republik einen Dienst geleistet, den sie ihm nicht vergessen wird.

Aber auch um seines reactionären Uebergewichtes willen hat der Senat die Erbschaft der verhaßten Pairskammer angetreten. Bis zu den Februarwahlen 1876 war die große Mehrheit entschieden monarchistisch und ultramontan, und nur so ist es möglich, daß der letzte Sprosse der älteren bourbonischen Linie drei Jahre zuvor nach Versailles kommen konnte, um mit den Repräsentanten einer Republik über seine Thronbesteigung zu unterhandeln. Erst durch den Uebertritt einiger Orleanisten zur Linken wurde das unleidliche Provisorium beseitigt und die Verfassung vom 25. Febr. 1875 mit einer ganzen Stimme Mehrheit angenommen. Auf solche Weise gelangte der Urheber dieses noch zu Recht bestehenden flüchtigen Machwerkes, der reactionäre Professor Wallon, zum unverhofften Namen eines „Vaters der Republik“. Weß Geistes Kind er aber ist, bewies er als Unterrichtsminister, der die Gründung katholischer Universitäten unterstützte. Als Redner zeigt er noch heute eine Gründlichkeit, die ihn z. B. bei Verhandlungen über erbrechtliche Fragen immer mit Esau's Linsengericht beginnen läßt, und als Schriftsteller bringt er es über geistige Dürre und sitzlederne Beschränktheit nie hinaus, wie sein Buch über Jeanne d'Arc beweist. Auch sein nicht weniger unbedeutender Gesinnungsgenosse Charles Chesnelong, der „Senator des Syllabus“, wie er sich gerne nennt, gehört zum reactionären Triumvirat, dessen Führer, der Herzog Albert de Broglie, unstreitig eine interessante, aber nichts weniger als anmuthende Figur im französischen Parteileben ist.

Der heute fast fünfzigjährige Herzog war bis zum deutsch-französischen Kriege als wortreicher Vertheidiger der blind-reactionären Interessen nur aus monarchistischen Blättern und aus der Akademie bekannt. Erst nach dem Sturze des Kaiserreiches, das ihn von allen öffentlichen Angelegenheiten fern gehalten, drängte ihn der lange niedergekämpfte Ehrgeiz auf die politische Bühne. Broglie ist der Meister der Verwickelung, ein diplomatischer Intriguant, ein schleichender Dunkelmann, der alle Wässerchen trübt, um darin zu fischen. Er war es vorzüglich, der die reactionäre Coalition zum Sturze Thiers' zusammen brachte, und wenn Chambord's Krönung und Mac Mahon's Staatsstreichversuch vom 16. Mai 1877 mißlangen, so ist es wahrhaftig nicht seine Schuld. Ein vortrefflicher Plauderer, spielt der mittelgroße, hagere Cavalier mit dem glattrasirten, gelben Gesicht und seinem stets ausweichenden Blicke, dessen trotzige Falschheit ein ewiges Lächeln versüßen möchte, auf der Rednerbühne doch eine sehr klägliche Rolle. Zwar sind seine Ansprachen formell tadellos, im Ausdruck gewählt und voller Epigramme, die gleichsam an die unscheinbaren, aber tiefen Stiletstiche seiner italienischen Heimath gemahnen, aber der von automatischen Armbewegungen begleitete leise Vortrag verdirbt die besten Absichten. Sein Organ ist ein spitziges und so dünnes Falsett, daß es in der lärmvollen Kammer geradezu unverständlich war und sogar im höflicheren Senate die Worte nur errathen läßt. Gewöhnlich glaubt man gegen das Ende der Perioden, das Flüsterconcert werde sich bis zum gravitätischen Wohlklang erheben, aber gerade jetzt klopft der Redner auf den marmornen Tisch oder auf seine dort zerstreut liegenden Notizen und Acten, und die ungeduldig erwartete Pointe verliert sich spurlos im leisen Geräusch. Es ist ein polizeiwidriger Musikversuch, ein 16. Mai in Tönen! ...

Von den übrigen Vertretern der Opposition nennen wir einzig noch den vorletzten Präsidenten des Senats, den Herzog d'Audiffret-Pasquier. Auch er gehört zu den zahlreichen Royalisten, welche nur deshalb für die Republik stimmten, weil sie in ihr einen kurzen Uebergang zur Monarchie sahen. Sein heftiger und herrischer Charakter machte ihn wenig zum Vorsitze geeignet, doch hat er eine gewisse Schlauheit, die ihn stets verhindert, sich ernsthaft zu compromittiren. So trat er noch rechtzeitig von der Mai-Verschwörung zurück und verwahrte sich gegen jeden Gewaltact. „Ich hasse Euch seit zwanzig Jahren!“ rief er vom

Digitized by Google

Präsidentenstuhle den Bonapartisten zu. Womöglich noch weniger paßt er auf den Fauteuil der Akademie, die ihn verflossenen Februar zu den Ihrigen ernannte. Für welche Verdienste? Doch nicht zur Belohnung seines politischen Dilettantismus oder seiner fragwürdigen Redekunst oder seiner schriftstellerischen Thätigkeit, die sich jeder Inventur entzieht? Aber der Herzog ist von hohem Adel, elegant und hat einen hübschen, energischen Kopf, und das befähigt ihn ja vortrefflich, unter den vierzig „Unsterblichen" — Decoration zu spielen.

Viel kritischer und ebenso schlimm, wie in der Kammer, steht es im Senat mit der bonapartistischen Partei, die hier nur schlechte Politiker und Phrasendrescher zählt. Höchstens General Canrobert spricht mit einer Gewandtheit, die bei einem Soldaten doppelt verwundern muß; doch hat sein erst nach dreißig Jahren angestellter Versuch einer Reinigung von der Blutschuld, beim Staatsstreiche 1851 die Metzelei auf dem Boulevard Montmartre commandirt zu haben, die Monarchisten ungemein verletzt, ohne die Republikaner zu überzeugen. Im Uebrigen sticht seine offene Physiognomie und sein naiv klingender Auvergnatenaccent von dem Wesen der trockenen Schleicher Wallon, Broglie und Chesnelong erquickend ab. In Civil sieht er sogar wie ein englischer Specereihändler aus: vielleicht hat ihn die Londoner Gewürzkrämerzunft deswegen zum Ehrenmitglied ernannt.

Die überwiegend reactionäre Vertretung nahm eigentlich erst im Januar des vergangenen Jahres ein Ende, als auf fünfundsiebenzig neue Senatoren sechszig Republikaner gewählt wurden, aber daß auch dieser freisinnigen Mehrheit jede radicale Neuerung mißliebig ist, bewies die Ablehnung des Ferry'schen Schulgesetzes und die Stellung, welche der Senat in der anticlericalen Bewegung nahm. Man braucht kein Freund der rothen Partei zu sein, um die Bekämpfung der Uebergriffe einer unduldsamen und gierigen Kirche in die staatliche Machtsphäre hinüber für aufgezwungene Nothwehr zu halten. Nur die von jesuitischem Geiste gereinigte Schule vermag ein politisch reifes Volk zu erziehen, und im Mangel an solcher Durchbildung liegt es, daß der sogenannte „Culturkampf" selbst in vorzugsweise protestantischen Ländern kläglich im Sande verlaufen mußte. Das wissen die Pfaffen aller Bekenntnisse sehr wohl, und daher rührt ihr Haß gegen die moderne Erziehung. Diese ist dem seit neunzig Jahren in Parteikämpfen sich aufreibenden Frankreich um so nothwendiger, als besonders das destructive Proletariat dringend der gesunden Aufklärung bedarf. Je weitere Kreise der freie Volksunterricht zieht, um so unmöglicher werden die Revolutionen und um so leichter die zukünftige Lösung aller socialen Fragen. Wie kommt es nur, daß mehrere der bedeutendsten liberalen Senatoren sich dieser Wahrheit verschließen konnten und daß sogar drei berühmte Professoren von Paris, Jules Simon, Laboulaye und Littré, sich von ihren freisinnigen Principien lossagten, um die Regierungsvorlage in so heftiger Weise anzugreifen, daß deren Abweisung zuvörderst ihrem Einflusse zuzuschreiben ist?

Ja wohl, Jules Simon, der namhafte Förderer französischer Volkserziehung, der gleich nach dem Kriege einen Gesetzentwurf für den unentgeltlichen und obligatorischen Besuch der von allem clericalen Einflusse befreiten Schule vorlegte, stimmt heute gegen die souverainen Rechte des Staates im Unterrichtswesen und für die Verpfaffung der Universität, deren Zierde er gewesen ist! Unterrichtete Leute, die den ehemaligen Minister des Cultus und der Landesvertheidigung genau kennen, versichern freilich, nur ein krankhafter Ehrgeiz und seine alte Rivalität mit Gambetta, dem er 1871 die Dictatur „nöthigenfalls mit Gewalt" abzunehmen hatte, wären an seinem Uebertritte zur Reaction schuld. Jedenfalls ist Jules Simon ein gefährlicher Gegner, dessen außerordentlicher Rhetorik nur die Sprachgewalt Gambetta's gewachsen ist. Sein Organ verfügt über alle Register der Leidenschaft, schmeichelt sich ein und verführt, pointirt die feinsten Schläger und entwaffnet und reißt den Gegner fort. Alle Kniffe und Pfiffe advocatorischer Suada sind ihm geläufig, aber er vergißt doch niemals den großen Stil der öffentlichen Beredsamkeit. Wie schade, daß sein herrliches Instrument eine staatsfeindliche Weise spielt!

Er wird im Senate eifrig von einem schulmeisternden Männchen begleitet, das wie ein Quäker aussieht, jedes Wort mit einer leichten Handbewegung und jeden satirischen Hieb mit einem malitiösen Augenzwinkern begleitet und seine besten Inspirationen aus dem Glase Zuckerwasser schöpft. Wer Laboulaye's treffliche „Geschichte der Vereinigten Staaten" und den humoristischen Roman „Paris in Amerika" gelesen hat, wundert sich wohl nicht, warum der Begründer der rechtsgeschichtlichen Studien in Frankreich blos die Trennung von Kirche und Staat befürwortet und jede andere Maßregel gegen die clericale Landplage im Namen von Franklin und Washington verwirft. In seiner Vorliebe für die Institutionen der Union scheint er das im Lande absoluter Religionsfreiheit constatirte riesenhafte Umsichgreifen des Ultramontanismus, das kaum zu Gunsten seiner Theorie sprechen dürfte, ganz zu übersehen. Der starre Principienreiter verfolgt jedoch unentwegt sein Ziel und kehrt sich nicht im mindesten an die veränderliche Volksgunst.

Männlicher Stolz zeichnet auch den großen Sprachforscher, Arzt und Philosophen Littré aus, der bis vor Kurzem von Clericalen wie ein leibhaftiger Gottseibeiuns verflucht wurde. Der berühmte Positivist, bei dessen Wahl in die Akademie der ultramontane Heißsporn Bischof Dupanloup seinen Austritt erklärte, sieht in der Gesellschaft freilich sonderbar genug aus. Ein schönes Bild bietet der bald achtzigjährige Greis ohnehin nicht. Böse Zungen behaupten sogar, erst ein Blick in den Spiegel auf sein braunes, fast schwarzes Gesicht mit dem großen Munde, der vorstehenden Unterlippe und den unter buschigen Brauen und riesenhaften Brillengläsern versteckten Augen habe ihn zum Theoretiker der Darwin'schen Menschenabstammungslehre gemacht.

Noch stutziger kann man aber werden, wenn man den republikanischen Exminister der Justiz, den greisen Dufaure, im nämlichen Lager kämpfen sieht, und zwar nicht aus ehrgeizigen Gründen, noch mit den starren Grundsätzen der dilettantischen Politiker Laboulaye und Littré. Den originellen und ausgezeichneten Redner leitet ganz einfach das praktische Gefühl, daß der Culturkampf durch die gegenwärtige Generation und obendrein in einem gut katholischen Lande unmöglich siegreich ausgefochten werden könne. Die unter Napoleon dem Dritten und seiner spanisch bigotten Throngenossin unglaublich erstarkte Clerisei muß der jungen Republik um so verhängnißvoller werden, als das Landvolk gar leicht durch schwarze Agitatoren aufgeregt und geängstigt werden kann. Bereits hatte das Ausweisungsdecret gegen die staatlich nicht anerkannten Körperschaften die Entstehung eines rein clericalen Centrums zur Folge, womit das französische Parlament, zum Unterschiede vom deutschen Reichstage, seit langen Jahren nicht mehr heimgesucht war.

Aber noch nicht alle Kathedergrößen des Senats theilen die jesuitenfreundlichen Bedenken, so z. B. nicht der bekannte Philosoph und Secretär Thiers' Barthélemy-Saint-Hilaire, übrigens auf der Tribüne ein ziemlich langweiliger Schulmeister, und der ehemalige Professor von Pau Challemel-Lacour, der während seiner zwanzigjährigen Verbannung in Deutschland und der Schweiz lebte. Nach Frankreich zurückgekehrt, sprang er auf das Feld der Politik und hatte sofort reichliche Gelegenheit, die von seinem Freunde Arthur Schopenhauer gelernte philosophische Resignation zu üben. Er wurde nämlich von Gambetta als Rhone-Präfect nach Lyon geschickt, als dort auch eine Commune ausbrach. Man hat immer geglaubt, daß Challemel daselbst den jacobiner Proconsul gespielt habe, und sein angeblich historisches „Erschießt mir all diese Leute!" wird noch heute von den Reactionären als geflügeltes Wort citirt, um furchtsame Wähler in's Bockshorn zu jagen. In Wahrheit war aber der „moderne Robespierre" selbst Gefangener des Lyoner Wohlfahrtstribunals, und er mußte „all diesen Leuten" drohen, um nicht selber erschossen zu werden. Fünf Monate dauerte diese schreckliche Komödie des „Commmunehäuptlings wider Willen". In den Senat gewählt, zeigte er sich als einer der gewandtesten Redner, der stets den Kern der Sache trifft und zu überzeugen versteht. Immer, wenn eine wichtige Verhandlung stattfand, kam er von Bern, als er dort Gesandter geworden, um an der Debatte oder doch am Votum theilzunehmen.

Eine nicht minder wichtige Persönlichkeit ist Victor Schölcher, der Barricadenkämpfer von 1848 und Agitator für Abschaffung der Sclaverei in den Colonien. Während des Kaiserreiches lebte er als Flüchtling in London und schrieb in englischer Sprache ein werthvolles Buch über unsern Händel, eine Huldigung, die er dem allzeit gastlichen England und wohl auch ein wenig seinem deutschen Stammlande brachte.

Den Schriftstellerkreisen gehören im Weiteren an die beiden Redacteure des „Temps", Hébrard und Edmond Scherer, der gediegene Kritiker, und ferner der bekannte Leiter des „Journal

Digitized by Google

des Débats", John Lemoinne, ein kleines, unscheinbares Männchen mit langem Gesichte und lebhaften Augen. Wie Broglie, ist auch er nur ein Salonplauderer, aber durch seine brillanten Leitartikel übt er einen größeren Einfluß, als hundert Tribünendonnerer. Ohne Zweifel ist der Journalist, dessen Mutter eine Engländerin war und der in London erzogen wurde, der Meinung jenes britischen Staatsmannes: „Ich habe manche Reden gehört; einige haben meine Ansichten beeinflußt, aber nicht eine hat mein Votum geändert." Um so öfter wechselte Lemoinne seine Ueberzeugungen. Ehemals liebäugelte er mit dem kaiserlichen Hofe; dann begrüßte er den Grafen Chambord enthusiastisch als Heinrich den Fünften; hierauf schlug er sich zu Mac Mahon, und endlich bekämpfte er diesen „ehrlichen Soldaten" im Lager Gambetta's. Ist Girardin mit seiner Ansicht, daß nur Dummköpfe immer derselben Meinung sind, im Rechte, dann hat Lemoinne jedenfalls viel, sehr viel Geist. Vor Kurzem setzte er alle Welt in Erstaunen, indem er den bereits angenommenen Brüsseler Gesandtschaftsposten nachträglich aus unbekannten Gründen ablehnte. Wie es scheint, kennt er nur den dreifachen Ehrgeiz, einer der meistbefähigten, wenn auch stillsten Senatoren, eine Zierde der Französischen Akademie und der beste Journalist von Frankreich zu sein. Nun, viele Andere würden sich damit auch begnügen.

Senator Victor Hugo ist schon ehrgeiziger, aber sein Dichterruhm leidet eher unter seinen politischen Anwandlungen. Der ehemalige Royalist ist ein nicht weniger leidenschaftlicher Republikaner geworden, aber die bloße Ueberzeugung macht den Politiker noch nicht. Bis jetzt ist der Dichter den Beweis für seinen staatsmännischen Sinn trotz aller hochtönenden Manifeste noch schuldig geblieben. Auf der Rednerbühne verfehlt er eine tiefere Wirkung, weil er keinen freien Vortrag hat, sondern alle seine hohlen Declamationen vorliest, freilich sehr theatralisch und voll schlau erklügelter Effecte, aber das Papier ist ein schlechter Wärmeleiter. Seine ganze Senatorenthätigkeit äußerte sich seither blos durch Stimmabgabe bei wichtigeren Fragen und durch alljährliche Anträge auf Generalamnestie der Mordbrenner der Commune.

Hierbei ward er namentlich von seinem radicalen Freunde, dem bekannten moralisirenden Autor und Redacteur des „Rappel" Eugène Pelletan unterstützt, dessen düstere Prophetenmiene unter buschiger Löwenmähne ganz schauerlich zu der heiseren Grabesstimme paßt, womit er seine stets auf die Zukunft weisenden Predigten hält. Unter den gemäßigteren Liberalen findet man endlich manchen Träger eines berühmten Namens, so den talentvollen Redner Emanuel Arago, Sohn des Physikers, den gräflichen Bruder des unerreichten politischen Schriftstellers Alexis de Tocqueville, und ferner einen Enkel des Generals Lafayette.

Dies sind die Männer, die der Wille des Landes zu Rath und That in den beiden Kammern von Paris zusammengeführt hat. Es erhellt daraus, daß sich die große Mehrheit der Nation der Republik zuneigt, allein die ausschlaggebende Landbevölkerung ist und bleibt unter allen Umständen und jeder Staatsgewalt gegenüber conservativ. „Die Republik wird gemäßigt oder gar nicht sein," hat der kluge Thiers gesagt, und zur großen Freude ihrer Feinde ist die Regierung bald an jenem Punkt angekommen, wo schon die Girondisten umsonst gestrebt haben, den zerstörenden Mächten Halt zu gebieten. Weder das Pfaffenregiment, noch das Gottesgnadenthum des Legitimismus oder das abgewirthschaftete Bürgerkönigreich der Orléans sind die ärgsten Feinde der Republik, sondern die radicale und socialistische Revolutionspartei, welche der ängstlichen Nation stets eine solche Furcht einzuflößen pflegt, daß sie selbst einem Dictator zujubelt, welcher den sicheren Bestand der bedrohten Gesellschaft verspricht. Die Zukunft Frankreichs hängt also einzig von der Mäßigung des Opportunismus ab. Leider hat er sich der Pariser Demagogie schon zu gefügig gezeigt, um nicht ganz ihr Werkzeug zu werden; aber vielleicht rafft sich der geniale Gambetta im Augenblicke der höchsten Gefahr auf, um die einzig mögliche Republik vor ihren eigenen Anhängern zu retten, und wäre es selbst mit Waffengewalt.

Sein Liebäugeln mit dem General Marquis de Gallifet, einem der bestgehaßten Communebezwinger, scheint darauf hinzudeuten, daß er zum Kampfe gegen die Unversöhnlichen entschlossen ist. Aber wird ein neuer Barras oder Cavaignac nicht einem anderen Bonaparte den Weg bahnen? Bereits hat der einzig ernst zu nehmende Prätendent, der schlaue Prinz Jérôme Napoleon, die sattsam bekannte demokratische Maske umgehängt, womit schon zwei Bonaparte die Republik betrügen konnten. Es scheint geschrieben zu stehen, daß in unserem Nachbarlande die Freiheit zum Umsturz und Staatsstreich, die Republik zur Anarchie und endlich zum revolutionären Cäsarismus führen muß, welcher vielleicht Frankreichs sociale Ruhe und sicher die Störung des Weltfriedens bezeichnet.

Gottlieb Ritter.

Blätter und Blüthen.

Das Kölner Dombaufest. Ueber das heilige Köln war am 15. und 16. October 1880 ein Meer von Festjubel hereingebrochen, dessen brausende Wellen Alles überfluteten. Nur der katholische Clerus hielt sich zurück. Dagegen hatte die Bürgerschaft Kölns augenscheinlich jede Erinnerung an den Culturkampf und den Hader der Parteien für die beiden Tage des Dombaufestes ausgelöscht und gab sich freudig und rückhaltlos der allgemeinen Begeisterung hin. Der Kölner ist in der That mit seinem schönen Dome durch die Jahrhunderte hindurch in Freud' und Leid zu innig verwachsen, als daß die sonst so ausschlaggebende Stimme der Priesterschaft diesmal ihre altgewohnte Wirkung nicht gänzlich hätte verfehlen müssen, und so prangte denn die ganze Stadt in grünem Feierkleide und festlichem Flaggenschmuck. Die Reiterstatuen des Kaisers und Friedrich Wilhelm des Vierten auf der Rheinbrücke trugen Lorbeerkränze; von allen Schiffen grüßten die Wimpel, und auffällig zeigten sich nur die unbeflaggten katholischen Kirchen mitten im Fahnenwalde der Stadt. Gewaltig tönte das Gewirre und Gesumme der nach Hunderttausenden zählenden Menschenmenge, welche zum Domplatz drängte; dort ragten wie Felsen über dem bewegten Meere in einsamer Majestät die vollendeten Domthürme. Doch auch an ihnen empor kletterten die siegreichen Fahnen in den Reichs- und Landesfarben, immer höher und höher, bis zu den Spitzen, um gleichsam auch ihnen die Begeisterung des Tages mitzutheilen.

Die Festtage selbst waren von größtentheils klarem, mitunter sogar heiterem Wetter begleitet. Es war eben wiederum „Kaiserwetter".

Am 15. October langten die Majestäten und die Fürsten, von dem Kanonendonner der Batterien am Rheine und den brausenden Hochrufen der Menge begrüßt, auf dem Centralbahnhofe an, und fuhren dann durch den auf dem Vorplatze errichteten hohen Triumphbogen zum Regierungsgebäude und von da in die evangelische Trinitatiskirche zum Gottesdienste. Die würdige und tactvolle Predigt des Superintendenten Bartelheim knüpfte an das gemeinsame Gebet der beiden Confessionen, das Vaterunser, an, in der Bitte: dein Reich komme.

Zu dem nun folgenden Te Deum im Dom war nur eine beschränkte Zahl besonderer Einladungen ergangen. Die Würdenträger des Reichs, die Gäste der Stadt, die Spitzen der Behörden hatten auf den Bänken des Hauptschiffes Platz genommen, alle in Gala-Uniform. Dagegen bot der Dom selbst sein alltägliches Aussehen. Ohne jeden kirchlichen Pomp schritten fünf Prälaten des Domcapitels unter Führung des Weihbischofs Baudri, welcher weder Mitra noch Stab trug, bekleidet mit der lilafarbenen Soutane, langsam vom Chore her durch das Hauptschiff zum Portal und nahmen seitwärts unter der Halle des Südthurmes, mehrere Schritte von dem Hauptportal entfernt, Aufstellung. Da kam eine Bewegung in die Menge, welche draußen das Hauptportal umdrängte, wie der erste Windstoß des Sturmes, der in den Wald fährt. Es war Moltke, der, nur von seinem Adjutanten begleitet, zuerst den Dom betrat, die Prälaten mit tiefer Verbeugung begrüßte und dann das Hauptschiff entlang schritt. Bald aber vernahm man draußen neue Bewegung, und anschwellend bis zum Sturme erdröhnte der Jubelruf: „Hoch der Kaiser!"

Draußen, an den Stufen des Hauptportals, nahm der Vorstand der Dombauverwaltung den Kaiser ehrerbietigst in Empfang; alsdann betrat das Kaiserpaar den Dom; ihm folgten der Kronprinz mit seiner Gemahlin, die Fürsten mit ihren Hofleuten, und auf eine Weile verschwanden Alle in der Nische des Südthurms. Auf die Anrede des Domdechanten, Weihbischofs Baudri, welcher unter Anderem sagte: „möge bald der heißersehnte Tag erscheinen, welcher der Kirche den Frieden, dem vollendeten Dome den Hirten wiedergiebt", erwiderte der Kaiser unter Anderem: „Seien Sie versichert, daß wie stets so auch an diesem von der gesammten Nation freudig begangenen Tage das Walten ungetrübten Gottesfriedens allüberall im Reiche das Ziel meiner unausgesetzten Sorge und meiner täglichen Gebete bleibt!"

Unter Vorantritt der Domschweizer und der Prälaten wurden die Majestäten nunmehr von den Letzteren in den engern Chor geleitet; die Orgel setzte ein und das Te Deum begann. Es war wohlthuend, den Orgelklang zu hören, und auch der frische Knabenchor, der mit dem Gesange der Priester abwechselte, gab der im Allgemeinen etwas frostigen Stimmung mehr Wärme und Feierlichkeit. Gleich nach halbzwölf Uhr traten der Kaiser und die Kaiserin, von dem Domcapitel bis zur innern Thür begleitet, aus dem Südportale heraus auf den Domhof.

Dort hatte sich schon seit zwei Stunden ein auserlesenes Publicum auf dem von den Tribünen umgebenen Platze eingefunden. In langen dunklen Reihen standen Spalier bildend, quer über dem Domhof, die Werkleute und Steinmetzen mit Winkelmaßen in der Hand und mit gelben und weißen Lederschurzfellen angethan, dahinter die Vereine der Stadt in buntfarbigem Contrast mit grünen, rothen, gelben und goldgestickten Bannern. Auf den sieben amphitheatralisch gebauten Tribünen leuchtete und glitzerte es von Uniformen, kostbaren Damentoiletten und festlich decorirten Gewändern. Auf der Nordtribüne der hellgekleidete Damenchor, der die Festcantate vortragen soll, die sangeslustige Schul-

Digitized by Google

jugend auf einem Gerüst neben dem Portal, auf den Stufen desselben weißgekleidete Jungfrauen und Mädchen mit Kornblumensträußen, ringsum in den Häusern alle Fenster, alle Balcone von Schaulustigen eng besetzt, aus Erkern und Dächern lugt dichtgedrängt eine buntscheckige Menge — es ist ein schimmerndes strahlendes Bild von bestrickendem Zauber. Alle sind von dem einen Wunsche beseelt, ihren Kaiser zu sehen und immer wieder zu sehen.

Da erzittert die Luft von Böllerschüssen; da erdröhnt tausendstimmiges Hurrah, in das die außenstehende Menge brausend einfällt. Der Kaiser und die Kaiserin sind auf dem Festplatze erschienen, und in ihrem glänzenden Gefolge befinden sich unter Anderem der Kronprinz, die Kronprinzessin, die Prinzen Wilhelm und Heinrich, der Prinz Friedrich Karl, der König von Sachsen, der Großherzog von Baden nebst Gemahlin, die Prinzen Karl und Albrecht von Preußen, die Großherzöge von Sachsen-Weimar, von Oldenburg und von Mecklenburg-Schwerin, die Prinzen Luitpold von Baiern und Wilhelm von Württemberg, der Herzog von Sachsen Meiningen, ferner Deputationen des Königs der Niederlande und des Königs der Belgier, die Vertreter der freien Städte und das gesammte Staatsministerium. Alle Diese schreiten, unter sich stets erneuernden Ovationen quer über den Domhof und nehmen in dem mit rothem Sammet ausgeschlagenen Kaiserpavillon Aufstellung.

Es war ein ergreifender Augenblick, als der greise Kaiser unter dem plötzlichen Schweigen der Menge vor sein Gefolge an die Rampe des Kaiserpavillons trat und hoch aufgerichtet den ersten Blick zu der vom Gerüste befreiten Spitze des Südthurms und zu dem Adler emporsandte, welcher mit ausgebreiteten Schwingen, gleichsam schützend, zwischen den Thurmspitzen über dem vollendeten Werke schwebte. Ueber des Kaisers Antlitz war ein milder Ernst gebreitet, wie er dem Augenblick entsprach und dem Sinne, in welchem er diesen Augenblick aufgefaßt wissen wollte. Es war als ob der greise Herrscher hinübergesehen hätte in die Zeit, welche einst den Zwiespalt der Stunde nicht mehr kennen wird. Kein katholischer Geistlicher im Ornat befand sich auf dem Domplatze; kein Weihrauch, kein Kirchengesang, kein Meßgewand, kein kirchliches Gepränge wie weiland zu Friedrich Wilhelm des Vierten Zeit. Der ganze äußere Pomp der katholischen Kirche fehlte: kein Segen ward gespendet, aber es war als ob Gott selber ein sichtbares Gnadenzeichen habe herniedersenden wollen, als der Kaiser wie in stillem Gebete vor dem Riesendome stand; denn plötzlich nun brach die langersehnte Sonne siegreich durch das Gewölke und goß die erwärmenden Strahlen ihres Lichtes verklärend über die Feier. Die Domglocken erhoben ihre hellen Stimmen zum Kyrie Eleison, und aus dem vollen sonoren Baß der Kaiserglocke erscholl ein mahnendes pax hominibus bonae voluntatis.

Es folgte die Unterzeichnung der Urkunde über die Vollendung des Dombaus und der Chor intonirte inzwischen die von Emil Rittershaus gedichtete und von Hiller componirte Festcantate:

„Und von den Lippen zum Himmel auf schwingt es
Hell sich empor
Im festlichen Chor!"

Alsdann hielt der Kaiser eine kurze feierliche Ansprache und wies unter Anderem darauf hin, daß schon Friedrich Wilhelm der Dritte seit dem Jahre 1825 durch kräftiges Einschreiten den damals allein bestehenden Chor vor dem Untergange gerettet habe, daß dann vor achtunddreißig Jahren Friedrich Wilhelm der Vierte den zündenden Gedanken der Vollendung der beiden Domthürme in das deutsche Volk geworfen, und daß dieser Gedanke ein nationales Gemeingut geworden sei. Dankend allen Gebern und Förderern des Dombaues im In- und Auslande schloß der Kaiser mit den Worten: „Nun begrüßen wir Alle dieses herrliche Denkmal, Frieden verheißend auf allen Gebieten, Gott zur Ehre, uns zum Segen."

Nach der Rede des Oberpräsidenten der Rheinprovinz von Bardeleben und einer sehr sympathischen Ansprache des Präsidenten des Central-Dombauvereins, Oswald Schmitz Löhnis in Köln, gab der Dombaumeister Voigtel auf Befehl des Kaisers das Zeichen, den Schlußstein, in welchen inzwischen die Urkunde eingefügt worden war, niedersenken. Der Schlußstein befand sich nämlich oberhalb der Spitze des Südthurms auf einem kleinen bekränzten Gerüste, von wo er durch Flaschenzüge in der Schwebe gehalten wurde. Alle blickten erwartungsvoll hinauf.

Langsam sank der Schlußstein. —

Wie weissagte doch die alte Volkslegende? — Nicht eher würde der Dom vollendet, als bis das deutsche Reich in Einheit und Kraft wiedererstanden und der Geist des Kaisers Rothbart im Kyffhäuser zur ewigen Ruhe eingegangen sei.

Da donnerten die Batterien. Kreischend verließ eine Schaar Dohlen die Thurmnischen. Oben auf den Domspitzen, rechts und links zu Seiten des Reichsadlers, wurde die Kaiser- und Königsstandarte aufgehißt, unten aber stand entblößten Hauptes die ritterliche Gestalt des greisen Heldenkaisers, und langsam und feierlich drang es auf zur Höhe, das Gebet der tiefergriffenen Menge: „Nun danket alle Gott!"

Am zweiten Festtage war der Zudrang der Bevölkerung noch stärker als am Tage vorher. Es galt, durch einen historischen Festzug drei große Perioden aus der Bauzeit des Domes den Majestäten vorzuführen. Der erste Theil versinnbildlichte die Grundsteinlegung im Jahre 1248: Kölner Patricier, Reisige der Stadt, das kostbarste und älteste Kleinod des Domes, der Schrein der heiligen drei Könige, getragen von acht Goldschmiedegesellen, der Schöpfer des Bauplans und erste Dombaumeister, Gerhard von Riele, umgeben von seinen Werkmeistern, zogen auf. Der zweite Theil brachte die Einweihung des vollendeten Chors im Jahre 1322, den Prunk der Erzbischöfe und Cardinäle, den Uebermuth der Kölner Ritterschaft, den Reichthum der städtischen Geschlechter, unter Anderem in dem höchst gelungenen von dem Maler E. St. Lerde entworfenen Kriegsschiffe der Hansa zur Anschauung. Desgleichen den sehr schönen Wagen mit dem vollendeten Domchor, entworfen von den Architekten A. Lange, Rüdell und H. Wiethase. Unter den Zünften erregten zwei stattliche Brauer den Beifall und die Heiterkeit der Zuschauer. Der dritte Theil zeigte die Vereinigung der Stadt Köln mit dem brandenburgisch preußischen Staate und die Förderung des Dombaues seit 1842 durch Friedrich Wilhelm den Vierten und Ludwig den Ersten von Baiern, die Einigung Deutschlands und die Vollendung des Domes.

In der Nacht vom 15. auf den 16. October war dem Kaiserpavillon gegenüber in der Mitte des Platzes die Kolossalbüste Friedrich Wilhelm des Vierten in Golddbronze errichtet worden. Es war ein rührender Anblick, als bei dem Zuge aus der brandenburgischen Zeit eine Schaar Pagen mit den Wappenfahnen aller Reichslande vor den Majestäten sich verneigte, und dann Jeder einen Kranz an der Büste des Königs-Protectors niederlegte, während der dahinter aufgestellte Knabenchor nach der getragenen Melodie des integer vitae ein Danklied anstimmte. Der Wagen mit dem Domkrahne von Baumeister Deutz und der mit der Germania von Professor Mohr bildeten den Schluß, gefolgt von deutschen Truppen aller Waffen, darunter Sachsen, Baiern, Württemberger, alle mit bekränzten Helmen und Blumensträußen im Gewehrlauf. Endlich Artillerie und ein Trompetercorps, das die energische Marschhymne, „die Wacht am Rhein", in das jubelnde Publicum hineinschmetterte.

Man war allgemein der Ansicht, daß der historische Festzug in Köln zu dem Besten gehört hat, was in dieser Hinsicht in der letzten Zeit geleistet worden ist. Auf Wunsch des Kaisers defilirten die Mitwirkenden ein zweites Mal vorbei, wobei die Majestäten den Pavillon verließen, um sich die Bedeutung der einzelnen Gruppen erklären zu lassen. Als zum Schlusse der Oberbürgermeister der Stadt Köln ein Hoch ausbrachte, erzitterten die Lüfte von donnernden Hurrahs und begeisterten Zurufen.

Nachmittags um vier Uhr gab die Stadt ein Festessen auf dem Gürzenich, an welchem der Kronprinz in Vertretung des Kaisers Theil nahm. Bei Einbruch der Dunkelheit trieb es mich noch einmal durch die alsbald taghell illuminirten Straßen und Gassen des ehrwürdigen Köln hin zum Dome. Zu drei Vierteln glühte der Koloß in rothen bengalischen Flammen, während auf die Thurmspitzen märchenhaft ein weißes elektrisches Licht fiel, das die edeln Formen bis in's kleinste Detail erkennen ließ und sie für einen Augenblick in pentelischen Marmor zu verwandeln schien. Großer Gerhard von Riele, der du vor sieben Jahrhunderten diesen Riesenbau ahnungsvoll in deinem Geiste geschaut hast — wie das Parthenon seinen Schöpfer, so verherrlicht deinen Namen unvergänglich dieser steinerne Hymnus.

In die sinnliche Hülle der Kunstbauten gießt die Zeit wie in kostbare Gefäße die Ideen, welche die Welt bewegt haben; die heitere Harmonie der griechischen Kunst ruht vollendet in sich selber, als Verklärung der sinnlichen Welt, aber das kühne, unaufhaltsame gigantische Emporstreben der christlichen Gothik versinnbildlicht die leidensvolle Flucht aus dieser Welt des Stückwerks und des Conflictes hinaus in die Harmonie und Ruhe des Uebersinnlichen. „Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er sich wieder mit stolzem Fluge über das Vollbrungen hinweg, das nur eine Idee eines verwandten Geistes war. Wer ist der hohe Fremdling, daß er in so mannigfaltigen Formen sich offenbaren, daß er diese redenden Denkmäler seiner Art hinterlassen kann?" (Forster.)

Ob die Zukunft hohe Dome baut, oder in andern Formen ihr metaphysisches Bedürfniß verwirklicht — immer wird da, wo der Genius des Künstlers die Brücke schlägt zwischen Diesseits und Jenseits, die ahnungsreiche Menschheit begeistert auf die Kniee sinken und wie hier in Köln aus tiefstem Herzen anstimmen den Weihegesang „Nun danket alle Gott!"

Möge das Wort des königlichen Bauherrn Wahrheit werden: „Alles Arge, Unrechte, Unwahre und darum Undeutsche bleibe fern von den Pforten des Domes; nie ziehe wieder der Geist hier ein, der einst den Bau dieses Gotteshauses, ja — den Bau des Vaterlandes hemmte!" Das walte Gott!

Cuno Stammel.

Schalkerei bei Alt und Jung. Schalkerei ist's, die aus den beiden Illustrationen Seite 717 und Seite 725 dieser Nummer unseres Blattes spricht. „Zehn bis fünfzehn Tropfen auf Zucker" soll das alte Kind einnehmen, das als grämlicher Kranker mit ausgerauchter Tabakspfeife vor dem Frühstückstische wehleidig genug thut, um wenigstens das Mitgefühl des Pintschers zu seinen Füßen zu erregen, während die kluge Frau ihr Lächeln über das komische Bild vor ihr nicht unterdrücken kann. B. Kirsten hat gut gesehen, solche weichliche Mannsleute giebt es leider nur allzuviel, und wenn Alle in gleicher Weise in ihrer Schwachheit sich öffentlich dargestellt sähen, wär's ihnen vielleicht zu einer moralischen Cur gesund. — Eine andere Schalkerei spielt in der Schneiderwerkstätte ihre Rolle. Dort hat sie sich in die lustigen Augen der drei hübschen Schneidermamsells gesetzt, die es dem beinkleiderbedürftigen Jüngling unter des Meisters Papiermaß sichtlich angethan haben. Was der schelmische Mund der Einen den beiden Anderen wohl zuflüstert? Eugen Blaas war gewiß dabei, aber er verräth es nicht. Etwas sehr Neckisches muß es gewesen sein; das leuchtet aus den Blicken der beiden eifrig Lauschenden, und der eifersüchtige Geselle auf seinem Schneiderthron ist eben darüber, die Stirn in Falten zu legen. Auch der standhafte Jüngling hätte es gern gehört, aber man sieht's ihm an, daß er nicht mehr davon weiß, wie wir.

„Herman von Schmid ist todt" — diese Trauerkunde ereilt uns soeben, nach Schluß der gegenwärtigen Nummer (19. October). Durch enge Freundschaft mit dem unvergeßlichen Ernst Keil verbunden, war Herman von Schmid seit nunmehr zwanzig Jahren ein treuer und allverehrter Novellist der „Gartenlaube". Sein Andenken wird uns theuer bleiben, und wir werden der schmerzlichen Pflicht, dem Heimgegangenen das wohlverdiente Denkmal zu setzen, baldigst nachkommen.

D. Red.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Die Gartenlaube
Illustrirtes Familienblatt
Verlag von Ernst Keil in Leipzig
Jahrgang 1875

Neue Welt.

Von Ernst Ziel.

„Wie doch das Gewitter tobt!“ begann Mauer wieder, „und dennoch ist es nichts gegen das auf den westindischen Inseln. Kannst Du Dich dessen noch erinnern, Carmen? Sieh, es war auch im September, einige Wochen nachdem ich bei Don Manuel gewesen war; die Seewinde hatten aufgehört zu wehen, und wir hatten eine wahrhaft erstickende Hitze. Seit vielen Tagen schon war der Himmel verhangen; Wolken thürmten sich, immer schwärzer werdend, in ungeheuerer Menge über uns auf; die elektrischen Massen durchzuckten sie tausendfältig, und ein immerwährendes dumpfes Grollen dröhnte gefahrdrohend aus ihnen hervor — alles das zeigte an, daß die große Regenzeit nahe, und wer auf den Inseln gelebt, weiß, daß sie gewöhnlich mit fürchterlich sich entladendem Gewitter und heftigem Orkane beginnt. Ich war in der Mission gewesen, nach meinem Geschäft zu sehen, und ritt bei der furchtbar drückenden Schwüle langsam wieder heim. Eine Stunde war ich noch von meiner Plantage entfernt, als sich mit einem Male jählings der Sturm erhob, von den blauen Bergen kam er über die Savannen wüthend dahergepeitscht, und ich gab meinem Pferde die Sporen, um noch vor dem völligen Ausbruche des Unwetters nach Haus zu gelangen; denn ich wußte, daß es mit dem Sturme dahergejagt kam. Da sah ich auf einem weißen Rosse eine helle Frauengestalt heransprengen, die augenscheinlich sich vergeblich mühte, des scheugewordenen Thieres Herr zu werden; ich erkannte sogleich Inez in ihr. Ich warf mich ihr entgegen, und es gelang mir, die Zügel zu erhaschen und das Pferd aufzuhalten. Aber es war nun keine Zeit zu verlieren, das Mädchen zu ihrem Vater nach Haus zu bringen, und bei der fürchterlichen Gefahr des ausbrechenden Wetters mußte ich sie dahin begleiten. Sie war allein ausgeritten, wie so oft; sie hatte wieder heimkehren wollen, aber das scheugewordene Pferd hatte sie in die falsche Richtung entführt.

Der Sturm wurde immer heftiger: Blitze fuhren vor uns nieder, daß die Thiere immer von Neuem scheuten; jetzt fing auch der Regen an zu strömen, und es war keine Möglichkeit, daß Inez sich länger im Sattel halte, obgleich sie eine sichere Reiterin war. Sie wußte in der Nähe unter Magnolien eine kleine verlassene Negerhütte; dorthin flüchteten wir. Es war dunkel in der Hütte; der Sturm beugte die Wipfel der Bäume auf das Dach herab und peitschte den Regen gegen die Wände, daß wir jeden Augenblick denken mußten, sie brächen über uns zusammen. Inez drückte sich immer ängstlicher an mich heran; ich hielt die zitternde Gestalt in meinem Arme aufrecht, während sie meinen Hals umschlang und ihr Kopf an meiner Brust lehnte. Ich sprach zu ihr, wie man einem ängstlichen Kinde zuredet, und als ich mich über sie beugte, sie zu beschwichtigen, fuhr grell ein Blitz nieder, daß ich ihr in die großen, angsterfüllten Augen sehen konnte und sie in die meinen, die wohl freundlich zu ihr sprachen, und — da küßte sie mich und küßte mich immer wieder.

Carmen, Deine Mutter war das unschuldigste, reinste Wesen unter der Sonne; in ihrer Seele war kein unlauterer Gedanke, keine Handlung in ihrem Leben, die nicht vor Gott und Menschen bestehen konnte. Aber dort, unter der glühenden Sonne der tropischen Welt, da fließt das Blut heißer in den Adern, und sie lieben anders, schneller und glühender, als hier im kühlen Deutschland, und vom Kinde zur Jungfrau ist dort ein rascher Sprung. Als ihr Kuß auf meinem Munde brannte, erschrak ich — ich hatte sie wie ein schönes, liebliches Kind angesehen, aber ihr Kuß lehrte mich, sie anders zu betrachten, und — ich war ja doch ein verheiratheter Mann.

Da drangen ängstliche Rufe an unsere Ohren: es waren Neger, die Don Manuel in Sorge um sein Kind ausgesendet hatte, die Vermißte zu suchen, und da nun der erste Stoß des Wetters etwas nachließ, schieden wir alsbald von einander.

Als ich nach Haus kam, war mir das Antlitz meiner Frau in ihrer Häßlichkeit peinlicher denn je; auch ihr Wesen war nie bedrückender für mich gewesen; sah ich doch immer Inez' liebliche Gestalt, ihre anmuthsvolle Weise vor mir. Aber ich sagte mir, daß dies sündhaft sei, und ich nahm mir vor, nicht wieder zu Don Manuel zu gehen und Inez nicht wiederzusehen. Aber ihr Bild wollte nicht von mir weichen, und mit jedem Tage wurde der Kampf schwerer in meiner Seele.

So ging die Regenzeit hin, während welcher ich kaum die Hacienda verließ und Keinen sah und hörte, als mein Weib. Plötzlich erkrankte diese, und es wurde schnell so schlimm mit ihr, daß Bruder Jonathan, der als Arzt in der Mission lebte und den ich herbeiholte, ein sehr besorgtes Gesicht machte. Es war am fünften Tage ihres Krankseins; Jonathan war am Nachmittag dagewesen; am Abend wurde es plötzlich schlimmer mit ihr; sie klagte immer heftiger, und so entschloß ich mich, noch um zehn Uhr nach der Mission zu reiten. Jonathan war ein gesuchter Arzt; als ich gegen elf Uhr bei ihm anlangte, hatte ihn schon ein Mann aus dem ersten Schlafe geweckt, der für ein Kind Hülfe haben wollte; er saß bei dem Dämmerschein eines Lichtes, auf das Mittel wartend, da — ach, ich erinnere mich noch jeder Kleinigkeit so genau, als sei es gestern geschehen. Jonathan meinte, als ich ihm sagte, daß es sich mit meiner Frau verschlimmert habe: er wolle mir ein Beruhigungsmittel bereiten lassen, aber er habe kaum eine Hoffnung mehr, daß ihr zu helfen sei. Ich war voll Unruhe und Hast, wieder zurückzukehren, und auch der Mann drängte, daß er die gewünschte Arznei empfange. Endlich brachte Thomas, der Gehülfe Jonathan's, die bereiteten Mittel herein; ich griff eilig nach dem meinigen, denn ich hatte den weiteren Weg. Der Bruder sagte mir noch: ‚Es sind Opiumtropfen; gieb ihr fünfzehn davon, wenn Du heimkommst! Und bessert es sich nicht mit ihr, so lasse sie zwei Stunden darnach noch einmal dieselbe Zahl nehmen!‘ Dann jagte ich auf meinem Pferde davon, in die Nacht hinaus. Als ich so dahinritt, hörte ich immer Jonathan's Worte: ‚Ich habe kaum eine Hoffnung mehr.‘ Ach, Carmen, es war mir, als seien es erlösende Worte. Ich trug so lange schon furchtbar schwer an dem Joch, das mir in dieser Frau, deren Seele fast noch häßlicher war als ihr Leib, aufgeladen war. Endlich war ich zu Hause angelangt; es war zwölf Uhr geworden; mit der Kranken ging es noch ebenso schlecht; sie klagte heftiger über Schmerzen, und ich zog hastig das Mittel hervor, es ihr zu reichen. Sie stöhnte — da fing ich an die Tropfen zu zählen: eins, zwei, drei, und dabei sagte ich mir: „Kaum eine Hoffnung mehr — aber doch noch nicht alle Möglichkeit ausgeschlossen.‘ Meine Hand zitterte; es war, als lege sich ein Nebel vor meine Augen, die Tropfen fielen schneller; ich zählte weiter, immer weiter: dreizehn, vierzehn, fünfzehn — da waren unversehens ein paar Tropfen mehr, als verordnet, in den Löffel gefallen; es folgte noch einer und abermals einer, fünfundzwanzig, sechsundzwanzig — da stieß ich das Fläschchen von mir hinweg.

‚Wo sind die Tropfen? Gieb sie her!‘ rief die Kranke mit schwächer werdender Stimme; sie nahm den Löffel aus meiner Hand, und ich kehrte das Gesicht ab. — Und da hat mein guter Geist sich auch von mir gewendet.“

Mauer stöhnte und barg das Gesicht in den Händen.

Carmen stockte der Athem; sie wagte nicht die Augen aufzuschlagen, um den Vater nicht ansehen zu müssen; sie wagte nicht sich zu regen noch zu denken.

„Die Kranke,“ begann Mauer nach längerer Pause des Schweigens, „war ruhiger geworden; ihre Athemzüge waren kaum hörbar; schlief sie? In mir schrie es: Gott, Barmherziger, laß sie schlafen, nicht sterben — nur jetzt nicht! Aber ich wagte nicht, zu ihr hinzusehen, nicht hinzuhorchen. Ich war auf mein Lager gesunken und hatte im Grauen, das mich erfüllte, die Decke über mich hingezogen. Die Zeit ging hin, eintönig mit dem Pendelschlage — ich wußte nicht, ob kurz, ob lang. Da hörte ich Pferdehufe vor der Hacienda; es hielt an, und ich erhob mich, die Thür zu öffnen; denn die Diener waren eingeschlafen. Es war erst drei Uhr am Morgen. Der so früh Ankommende war zu meiner Ueberraschung Bruder Jonathan.

‚Wie geht es?‘ fragte er hastig, als er vom Pferde sprang, und ich antwortete leise:

‚Sie schläft.‘

Er trat an ihr Lager, drehte die Lampe nach ihr hin, betrachtete sie und sprach:

‚Ja, um nicht wieder zu erwachen — ich wußte es, daß sie nicht zu retten war.‘

Ich konnte nichts erwidern; ich konnte die Zunge nicht lösen, die mir den Dienst versagte. War sie gestorben, weil sie nicht mehr zu retten war, oder weil ich ihr die doppelte Zahl der betäubenden Tropfen gegeben? Das verhängnißvolle Fläschchen stand noch da auf dem Tische am Bette, wo ich es jählings hingestellt hatte — ich fürchtete, es wieder zu berühren. Jonathan nahm es auf, und es betrachtend, sagte er leichthin:

Digitized by Google

‚Hast Du ihr noch einmal davon gegeben? Ich sehe, es sind mehr als fünfzehn Tropfen heraus.‘

Ich nickte mit dem Kopfe.

‚Nach zwei Stunden?‘ fragte er abermals und steckte das Fläschchen ein; ich aber nickte wieder bejahend. Er betrachtete nochmals aufmerksam die Todte, befühlte sie und hob ihr die Augenlider empor. ‚Sonderbar,‘ begann er wieder, ‚Du hast ihr etwa um zwölf Uhr die erste Anzahl der Tropfen gegeben und dann um zwei Uhr die anderen; jetzt haben wir erst drei Uhr, und diese Leiche ist schon seit mehreren Stunden kalt; Dein Weib muß mindestens schon vor zwei Stunden verschieden sein — wie geht das zu?‘

Er sah mich erstaunt an; ich fühlte, wie ich unter seinen fragenden Blicken immer mehr erbleichte; die Füße hielten mich nicht länger, und ich sank ohnmächtig hin. — — —

Die Todte war beerdigt; ich war krank geworden und hatte mich wieder erholt; es waren zwei Wochen verstrichen — da kam ein Bote, der mich sogleich zu Don Manuel rief, welcher dringend meiner bedürfe. Er war bei einem Ritt mit dem Pferde gestürzt, hatte innerliche Schäden erlitten und man erwartete stündlich seinen Tod. Ich wurde an sein Lager geführt, an welchem Inez' liebliche Gestalt kniete, das Gesicht in des Vaters Kissen gedrückt; am Fußende aber stand der Arzt, Bruder Jonathan. Don Manuel winkte mich zu sich heran.

‚Don Mauer,‘ sagte er mit schwacher Stimme, ‚ich muß sterben, möchte aber vorher noch für mein Kind sorgen, das schon ohne Mutter ist. Ihr habt sie neulich im Sturm errettet, und sie hat mir anvertraut, daß sie Euch liebe und denke, Ihr liebt sie wieder. Daher frage ich Euch jetzt, wo der Tod mich drängt: könnt Ihr sie lieben und wollt Ihr sie als Euer Weib an Euer Herz nehmen und sie ehren und hochhalten? Sie war mir immer eine gute Tochter; sie wird Euch auch eine gute Gattin sein.‘

Da hob Inez den Kopf empor, und die schönen dunklen Augen, die in ihrer Unschuld ihre Gefühle nicht zu verbergen verstanden, sahen heiß und flehend zu mir auf. Ich legte die eine Hand auf dieses holde, reine Haupt, die andere in Don Manuel's Rechte.

‚Ja, ich werde sie ehren und behüten als mein köstlichstes Kleinod,‘ sagte ich feierlich, ‚denn ich liebe sie über Alles in der Welt.‘

Da sank Inez an meine Brust, und der Sterbende segnete uns. Er drang darauf, daß ein schnell herbeigerufener Priester uns noch gleich an seinem Sterbelager traue, damit er Inez sicher geborgen wisse. Kaum war der bedeutungsvolle Act vorüber — verschied er.

Das Ueberraschende, Ueberwältigende dieses Ereignisses drang so mächtig auf mich ein, daß ich außer dem einen Gedanken: ‚Inez ist mein!‘ nichts dachte, nichts erwog. — Als ich nach dem Verscheiden des Vaters das weinende, erschöpfte Mädchen der Obhut der treuen alten Sara übergeben hatte und ich wieder heim nach meiner Plantage ritt, gesellte sich Jonathan zu mir.

‚Bruder Michael,‘ sagte er und blickte mich dabei finster und drohend an, ‚nun weiß ich, welcher sündhaften Liebe wegen Julie, Deine Frau, die doppelte Anzahl der betäubenden Tropfen von Dir erhalten hat und warum, als ich am frühen Morgen zu Dir kam, die Leiche schon seit mehreren Stunden erkaltet war.‘

Als ich erbleichte, lachte er höhnisch, wendete sein Pferd und ritt in die Mission. Seitdem wurde mir Jonathan's Anblick zur Folter; ich las immer die entsetzliche Anklage auf seinem Gesicht, obschon er dieselbe nie ausgesprochen hat. Auch Inez, meinem geliebten Weibe, war Jonathan unheimlich, ja sie haßte ihn; hatte er ihr doch, wie sie mir erzählte, glühende Liebesanträge gemacht, jetzt und schon früher, bevor ich noch zu Don Manuel gekommen war. Sie vermied ihn, wo sie nur konnte, sobald er in die Hacienda kam, und es war ihr wie mir eine willkommene Nachricht, als er uns sagte, er könne das Klima nicht mehr vertragen, und hätte er Geld genug, so würde er nach dem Norden gehen. Da gab ich ihm mehrere Tausende von meinem Vermögen, damit wir frei von ihm würden; er ging mit seinem Thomas nach Bethlehem in Pennsylvanien, und zu meiner Erleichterung sah ich ihn nicht wieder. Er schrieb mir nach einiger Zeit, ich aber antwortete nicht darauf, und nun hörte ich nichts wieder von ihm.

In meinem Herzen saß zwar der Wurm der Selbstanklage, aber so lange Inez lebte, war mir in ihr ein so unermeßliches Glück beschieden, daß über dieser Seligkeit selbst die Stimme des Gewissens schwieg. Jedoch als der Herr sie mir wieder nahm, da schrie es in mir auf: ‚das ist Deine Strafe — sie muß sterben um Deiner Sünde willen,‘ und aller Friede wich von mir. Da nahm ich mir vor, dem Herrn zu büßen mit meinem Leben; ich wollte es aufopfern, um für des Heilands Sache zu leiden und Seelen für ihn zu gewinnen. Ich ließ Dich, das Einzige, was mir von Inez geblieben, von mir gehen, verkaufte all mein Gut in Jamaica und ging, arm, wo es meinen Bedürfnissen galt, hin über die Meere nach Indien, wo noch am wenigsten für unsere Missionen geschehen war. Das Uebrige weißt Du schon, aber nicht, wie gern ich litt, so schwer auch diese Leidensjahre der Sclaverei waren; ich hoffte mir damit die Gnade Gottes wieder zu erkaufen. Und als nun der Herr mir die heiß ersehnte Heimkehr gewährte, da sah ich darin die Bestätigung, daß mir meine Missethat vergeben sei. Aber sie ist mir nicht vergeben, Carmen, denn Bruder Jonathan lebt und ist hier, und in ihm wandelt sie als fortwährende Mahnung neben mir her. Jedes seiner Worte rührt daran, vielleicht ohne daß er es weiß, und ich zucke immer schmerzhaft unter der Berührung dieser Wunde zusammen. In seine Hand ist es gegeben, jeden Tag, jede Stunde meine Schuld an das Licht zu ziehen, und war es ein Zeichen seiner großen Freundschaft für mich, daß er bisher geschwiegen hat — wenn er Dir und mir zürnt, wird er die alte Rücksicht zu meinen Gunsten nicht mehr gelten lassen. Du hast seine Drohung gehört; er wird sie erfüllen. Mag geschehen, was muß! Ich will es in Ergebung auf mich nehmen, aber ich bin auch nicht vermögend, Dich, mein geliebtes Kind, zu beschützen. Jonathan wird meine Schuld nun offenbaren, wenn Du ihn nicht zu Deinem Gefährten haben magst — ich, ein Sünder, kann nichts für Dich thun, sondern muß still tragen, was über mich kommt.“

Er schwieg und er wagte nicht, Carmen anzusehen; denn er fürchtete ein vernichtendes Urtheil in ihrem Antlitze zu lesen. Und sie saß still und in sich versunken da, die Augen mit der Hand beschattet, und athmete schwer und beklommen. Ihr war das Blut wie zu Eis geronnen unter dem Furchtbaren, was sie erfahren; sie hatte ein muthiges Herz, aber es erzitterte jetzt unter dem Weh dieses Elends, dem sie nicht zu begegnen wußte. Und doch, sie dachte daran, daß sie jetzt vor Allem ihre Liebe zeigen müsse; denn er werde dieser Liebe bedürfen; sie hatte ihm ja gesagt, daß sie ihn lieben werde, trotz seiner Schuld, und daß sie sein Leid mit ihm tragen wolle; er hatte um ihrer Mutter willen gesündigt, und diese würde ihm gewiß vergeben und ihn trotzdem geliebt haben — wie auch die Menschen ihn richten mochten; die Tochter war nicht zu ihres Vaters Richter gesetzt, Gott aber würde ihn milde beurtheilen, nach der Tiefe seiner Reue und seiner Leiden — das fühlte sie mit unumstößlicher Klarheit. So erhob sie denn den Kopf und wendete dem Vater das Gesicht zu, und ob sie auch bebte, schlang sie doch den Arm um des gebeugten Mannes Nacken.

„Sei getrost, lieber Vater, und hoffe auf Gott!“ sagte sie liebevoll, „Du hast so tief, so lange und schwer gebüßt, daß er Dir Deine Sünde gewiß vergeben hat. Er wird uns wohl auch helfen aus diesem Elend.“

Sie schwieg einen Augenblick, in tiefes Sinnen versunken.

„So muß ich wohl von meiner guten Mutter den unüberwindlichen Widerwillen gegen Bruder Jonathan geerbt haben; denn ich habe mich vor ihm geschent, so lange ich denken kann, und es wäre mir unmöglich, ihm anzugehören. Er ist mir verhaßt wie die Sünde; ich würde alles Schlimme in ihm suchen, und doch ist, was er thut, immer gut, und er hat auch an Dir sich freundlich bewiesen. Laß uns überlegen, ob sich nicht doch noch ein Ausweg in unserer Noth finde.“

Der alte Mann lehnte weinend an dem Mädchen, das er als Vater doch hätte schützen und halten sollen, und ihr armer Kopf sann und dachte für ihn und für sich.

9.

Das Gewitter war vorübergezogen, der Regen aber strömte noch immer hernieder. Es war gegen fünf Uhr Nachmittags, als zwei Compagnien der Truppen, welche den Tag über manövrirt hatten, in ziemlich ungeordnetem Zuge auf der Landstraße daher

marschirt kamen und die Richtung nach der Colonie nahmen. Die Soldaten hatten sich in ihre Mäntel gehüllt.

„Es ist gut, daß das angeordnete Bivouac bei dieser Sündfluth gnädig vom Commandirenden abbestellt worden ist: denn wir wären wahrlich elendiglich wie die Mäuse ersoffen," sagte einer der beiden voranschreitenden Officiere zu dem andern; „aber es wäre mir doch lieber gewesen, wir hätten unser Massenquartier anderswo, als gerade bei den frommen Brüdern aufschlagen können — ob wir bei diesen gut ankommen werden, scheint mir mehr als fraglich. Wir sind in ihren Augen doch nur wilde Cannibalen und Mordgesellen, und ich schaudere schon vor den Bekehrungsversuchen ihres heiligen Eifers."

Der neben ihm gehende Officier lachte.

„Es wird nicht gar so gefährlich werden, wie Sie es befürchten, Hansen," meinte er; „aber sehr gelegen werden unsere wilden Burschen ihnen allerdings nicht kommen — eine Störung, wie sie bei ihrer peinlich durchgeführten Ordnung und stillen Lebensart nicht schlimmer gedacht werden könnte."

„Nun, Sie haben das Commando überkommen, Trautenau," begann der Andere wieder, „Sie sind schon in diesem Bethanien gewesen, haben sogar eine Schwester bei diesen Heiligen — Sie müssen zusehen, wie Sie mit ihnen fertig werden und uns am besten unterbringen können."

Sie hatten jetzt die ersten Häuser des Ortes erreicht. Alexander von Trautenau ließ Halt machen und die Soldaten in Reih' und Glied treten.

„Wir wollen als imposante Macht in die Colonie einrücken," sagte er mit leisem Humor, und als sie durch die stillen Straßen marschirten, fuhr manch erschrockenes und erstauntes Gesicht an die Fenster der Häuser und betrachtete verdutzt die Ankömmlinge.

Alexander, vertraut mit der Oertlichkeit, rückte mit seiner Truppe direct nach dem Brüderhause und in den großen Hof desselben ein; dort commandirte er „Gewehr ab!" und ließ die Gewehre zusammenstellen: das mußte sich doch friedlich und beruhigend ausnehmen.

Das Brüderhaus war ein noch größeres Gebäude, als das Schwesternhaus, da die ledigen Brüder darin zugleich ihre verschiedenen Gewerbe betrieben und ihre Werkstätten hatten. Jetzt öffnete sich die Thür desselben, und mit bleichem, entsetztem Gesichte trat Bruder Martin, der Aelteste des ledigen Brüderchores, heraus. Alexander ging sogleich auf ihn zu und fragte höflich:

„Sind Sie der Vorsteher dieses Hauses?"

Als Bruder Martin bejahte, fuhr Alexander fort:

„Ich bin mit diesen beiden Compagnien in die Colonie commandirt worden, um die Leute für diese Nacht unter Dach und Fach zu bringen, da bei dem strömenden Regen das für heute angeordnete Bivouac nicht stattfinden kann. Wollen Sie so gefällig sein, mit Hülfe der Gemeinvorsteher mir Räume für die Leute anzuweisen?"

„Ganz recht, Herr Officier — aber vor allen Dingen sagen Sie mir, ich bitte, ob diese Flinten dort geladen sind?" fragte Bruder Martin, sehr ängstlich auf die Gewehrpyramiden deutend.

„Allerdings sind die Gewehre geladen, aber ohne Kugel, und es ist durchaus keine Gefahr vorhanden, daß sie von selbst losgehen," beruhigte ihn Alexander.

Bruder Martin wurde bei diesen Worten noch bleicher als zuvor.

„Herr Officier," rief er zum Hause zurück flüchtend, „ich muß sehr bitten, die Flinten entfernen zu lassen."

„Mit Vergnügen, Herr Vorsteher," willfahrte ihm Alexander, „wenn Sie mir nur einen Raum anweisen wollen, in dem meine Leute die Gewehre unterbringen können."

Bruder Martin lief bereitwillig in das Haus und schloß eine Stube im Erdgeschoß auf; die gefürchteten Mordwaffen wurden von den Soldaten hineingetragen, Alexander schloß überdem die Thür ab und steckte, zur großen Beruhigung des Chorführers, den Schlüssel ein.

Hauptmann Hansen hatte inzwischen seine sarkastischen Bemerkungen nicht zu unterdrücken vermocht:

„Gott steh mir bei, einem ehrlichen Soldaten muß sich das Herz im Leibe umdrehen, wenn er das hören muß," meinte er. „Flinten! Als ob wir Schießprügel führten — der gute Mann muß von Olim's Zeiten noch übrig geblieben sein."

Alexander vertheilte die Leute truppweise für die ihnen zugewiesenen Räume, wo sie auf einer Streu ein Massenlager finden sollten — da näherte sich ihm einer der inzwischen einzeln herbeigekommenen verheiratheten Brüder, ein schon älterer Mann.

„Herr Officier," sagte er bescheiden und höflich, „ich habe in meinem Hause Raum für einige Soldaten. Wollen Sie mir so etwa vier bis sechs als Einquartierung mitgeben? Ich verspreche Ihnen gewißlich, daß ich sie gut halten und verpflegen werde."

„Warum das nicht, bester Herr!" rief Alexander sehr erfreut. „Bitte, suchen Sie sich deren aus — die armen durchnäßten Menschen werden für Ihre Freundlichkeit nur um so dankbarer sein."

Der Mann nahm denn auch, ohne zu wählen, sechs aus der Menge mit sich fort, und als er in seiner Gutmüthigkeit so recht von Herzen vergnügt mit seinen Leuten abzog, war damit das Eis der Verlegenheit und Scheu gebrochen: einer nach dem andern drängten sich Brüder herbei und wollten auch Soldaten als Einquartierung haben, und nicht lange, so waren im Brüderhause und in einer Menge Bürgerhäusern alle zur allgemeinsten Zufriedenheit untergebracht. Bruder Martin aber erbat sich die Officiere als seine Gäste.

Mit herzlicher Freude zogen die Wirthe mit ihrer Einquartierung ab und suchten, voll regen Eifers, in ihren einfachen Hauseinrichtungen das Beste hervor, es den Fremden zu bieten. Sauberes, weißes Linnen wurde über die Lagerstätten gebreitet; was die Küche schnell darzubringen vermochte, wurde herbeigetragen, die Erschöpften zu stärken, und alles gethan, es ihnen so angenehm und bequem wie möglich zu machen.

Jetzt kam auch der Wagen mit den für das Bivouac bestimmten Bedürfnissen in den Hof gefahren; Holz und Lagerstroh, Fleisch und Zukost wurden abgeladen, und es sollte nun an das Zubereiten der Mahlzeit für die hungrige Mannschaft gegangen werden. Die Pioniere traten vor und fingen an, Pflastersteine im Hofe aufzureißen, um einen vertieften Raum für das Kochfeuer des improvisirten Herdes zu schaffen. Doch da stürzte Bruder Martin ganz entsetzt wieder herbei.

„Herr Officier," rief er, „Sie werden doch nicht zugeben, daß die guten Leute hier im Hofe Feuer anbrennen? Ich bitte Sie dringend, das zu verbieten — welches Unheil kann dadurch für uns entstehen, und außerdem: wie wird mir der reinliche Hof zugerichtet!"

„Wo sollen denn die Leute ihr Essen kochen, wenn es Ihnen hier für zu gefährlich erscheint?" fragte Alexander etwas ungeduldig. „Die Leute sind naß und hungrig, haben viel Strapaße und heute noch keine ordentliche Mahlzeit gehabt; es ist ihnen zu gönnen, daß sie nun etwas Warmes zu essen bekommen."

„O, das versteht sich, Herr Officier," meinte Bruder Martin sehr mitleidig; „wir werden doch die Erschöpften nicht hungern und leiden lassen? Ich will ja auch recht gern das Essen für die Leute in meiner großen Brüderküche zubereiten lassen, wo täglich für hundert Brüder gekocht wird."

Das war ein Vorschlag, der mit Dank angenommen wurde.

Auch die Officiere fanden im Brüderhause alles zu ihrer Bequemlichkeit und Stärkung Erforderliche herbeigetragen, und Hauptmann Hansen meinte, sich vergnügt die Hände reibend:

„Trautenau, die Sache läßt sich wahrlich vortrefflich hier an, und wenn nicht noch das Beten und Singen mit uns losgeht, uns Sünder zu bekehren, so haben wir noch kein so gutes Quartier gehabt. Gott strafe mich, die Duckmäuser haben sogar ein ausgezeichnetes Glas Wein in ihrem Bereich, wovon uns Bruder Martin — die ‚Flinten' seien ihm deshalb vergeben — freigebig hergestellt hat, und ich dachte doch, sie selber leben nur von Wasser und Lobgesang und sie würden uns auch so tractiren."

„Aber, Hansen, nur nicht spotten!" drohte Alexander, „sonst stehe ich nicht dafür, daß Sie aus diesem Paradiese wieder in den Regen hinausgesteckt werden. Ich bitte Sie, machen Sie mir inzwischen keine Schande hier, während ich gehe, meine Schwester aufzusuchen, ehe es zu spät wird — denn morgen früh wird zeitig wieder ausgerückt."

10.

Von allen diesen außerordentlichen Vorkommnissen, die sich seit fünf Uhr in der Colonie zugetragen, hatten die beiden tief bekümmerten Menschen, Bruder Mauer und seine Tochter, in ihrem stillen Zimmer nichts bemerkt; die Außenwelt war ihnen völlig entschwunden über dem Leid, das sie in ihrem Innern

drückte; sie beschlossen endlich alles von einer Unterredung des Vaters mit Jonathan abhängig zu machen, und Carmen trat den Heimweg an; denn es war nach acht Uhr geworden.

Als sie die Treppe herunterkam, blieb sie unter dem Thorbogen des Hauses stehen. Es graute ihr vor dem Vater, vor sich selbst, vor der ganzen Welt. Es war ihr, als habe sie neben diesem Vater selbst kein reines Gewissen mehr. Und was sollte nun werden? Seine Schuld und ihre Kindespflicht drängten sie unabweislich in's Elend, in die Arme dieses Jonathan. Nirgends wollte sich ein Ausweg zeigen. Sollte sie ausscheiden aus der Brüdergemeine? Das wäre gleichbedeutend mit der Trennung vom Vater; denn bei seiner Seelenstimmung, die in Reue sich quälte und in Buße allein Befriedigung fand, würde er nimmer in ein Losreißen von seiner alten Glaubensrichtung und von der Gemeinschaft der Brüder sich finden. Den Vater verlassen? Nimmermehr! Wohl lockte sie ein Gedanke — der Gedanke an Wollmershain und an Frau von Trautenau, aber sie verwarf ihn sofort wieder — sie konnte, sie durfte nicht: dort gehörte sie Keinem, hier ihrem Vater. Ach, wie ihr doch das arme Herz ächzte! Sie dachte: wenn sie nur weinen könnte, müßte doch ein wenig der bedrückenden Last mit hinwegrinnen, aber keine befreiende Thräne wollte in ihr brennendes Auge kommen.

Sie hatte sich auf einen Mauervorsprung in dem großen Thorbogen des Hauses niedergesetzt, nur um noch ein Weilchen allein zu sein und sich zu sammeln, ehe sie den schweren Gang nach dem Schwesternhaus antrat. Es hatte nun endlich aufgehört zu regnen. Eine trübe brennende Laterne, die vereinzelt auf dem Platze stand, lichtete etwas die Finsterniß und warf einen unsicheren Schein von Helle über die nassen Steine des Pflasters zu Carmen hinüber.

Es war still in den Straßen geworden; von den Dächern nur tropfte eintönig noch das Naß des gefallenen Regens herab; hin und wieder schallte auch einmal verloren der Schritt eines einsam Dahingehenden aus einer der Seitengassen hervor — dann herrschte wieder tiefe Stille, und die fallenden Tropfen bildeten das einzig hörbare Geräusch. Es lag etwas Besänftigendes in dieser Ruhe und in dem monotonen Fall der Wassertropfen, etwas, wie wenn man mit leiser Stimme ein müdes Kind zum Schlafen einsingt. Carmen fühlte sich wie in einen süßen Zauberkreis gebannt; sie zauderte lange und immer länger.

Jetzt ertönte aus der Ferne ein Schritt; ein Mann ging über den Platz, und als er in die Nähe der Laterne gelangte, blitzte es da und dort an seiner Kleidung wie Funken auf, und bei seinen Schritten, die fest und eilig auftraten, klirrte etwas nebenher — Carmen sah und hörte es wohl, aber ohne sich dessen bewußt zu werden; sie träumte in sich hinein; bewegungslos starrte sie in das Dunkel hinaus und ihr Herz, ihr armes Herz schien todt zu sein, todt und starr. Da — schien nicht der blitzende, klirrende Wanderer gerade auf den Thorbogen zuzuschreiten? Er näherte sich wirklich, und als er nun in dem unsicheren Licht deutlicher aus dem Dunkel hervorwuchs, klopfte plötzlich ihr Herz, das arme Herz, das eben noch so starr und todt in der Brust gelegen, heftiger auf — sie drückte sich dichter an die Wand zurück und starrte dem Kommenden mit weitgeöffneten Augen entgegen.

Jetzt stand er unter dem Thor und gewahrte im hellen Licht die zusammengedrückte Gestalt an der Seitenwand; er stutzte, schien zu forschen, und grüßend die Hand an den Rand seiner Kopfbedeckung legend, rief er freudig:

„Fräulein Carmen, Sie sind es wirklich? Ich komme noch zu so später Stunde, Sie zu begrüßen und Ihren Herrn Vater kennen zu lernen, da ich nur diese Nacht hier bin. Adele sagte mir soeben, daß ich seine Wohnung in dem Hause mit dem großen Thorbogen finden würde und daß Sie sicherlich bei ihm wären."

Er sprach in lebhafter Bewegung, und hielt ihr die Hand zum Gruße hin; sie waren in Wollmershain mit herzlichem Händedruck von einander geschieden, und nun machte er das gewonnene Recht bei ihr wieder geltend.

Das Mädchen legte ihre Hand in die seinige; diese Hand war so starr und kalt, daß es ihn fast durchschauerte, und Carmen lehnte so müde und gebrochen mit ihrem Kopf gegen die Steinwand, daß er beunruhigt fragen mußte:

„Um Gottes willen, es ist Ihnen doch kein Unglück widerfahren? — Carmen, liebes Fräulein Carmen, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir nur ein Wort, daß ich weiß, was Ihnen fehlt, und lassen Sie mich Ihnen helfen, wenn ich es vermag!"

Sie hatte sich langsam und mühsam erhoben; die Kniee zitterten ihr und konnten sie kaum tragen — ihre Hand lag, wie sich stützend, noch immer in der seinigen. Da, bei dem tiefen Klange seiner theilnehmend bewegten Stimme löste sich plötzlich der schwere Druck ihres gequälten Herzens; ein krampfhaftes Schluchzen drang über ihre Lippen, und das heiß ersehnte Labial befreiender Thränen kam endlich in ihre Augen. Sie wankte, und da sein Arm sie zu stützen und zu halten suchte, sank ihr Kopf kraftlos gegen seine Schulter.

„O Carmen," bat er, „vermögen Sie denn gar nicht mir zu sagen, was Ihnen widerfahren ist? Sie können nicht ahnen, wie mich die Besorgniß um Sie foltert. Wie soll ich Ihnen von meinen Gefühlen sprechen? Ich leide sehr — o glauben Sie es mir! — Sie in solchem Schmerze wiederzufinden."

Sie weinte bei seinen Worten nur um so heftiger, und doch, wie wohl thaten ihr diese strömenden Thränen; wie ein Engel des Lichts erschien ihr Der, der sie ihr wiedergegeben hatte! Sie wehrte ihm nicht, da jetzt sein Arm sie umschlang, und an seiner Schulter lehnend, hatte sie nur das eine Empfinden: daß es ein rechter Mann sei, der sie da halte, daß er allein es vermöge, ihr zu helfen und sie zu stützen, und daß es wunderbare Seligkeit sei, sich von ihm stützen zu lassen. Bei dem Vater keine Hülfe, ihre eigene Kraft im tiefen Weh gebrochen — in ihm aber — das fühlte sie — in ihm lag Wollen, Muth und Kraft, ihr aus allem Weh zu helfen. Als seine Fragen sie immer drängender bestürmten, versuchte sie endlich zu reden.

„Man hat heute das Loos über mich geworfen," stammelte sie, „ich soll das Weib eines ungeliebten Mannes werden — durch das Loos, Herr von Trautenau!"

„Durch das Loos?" fragte er, indem er sich verfärbte. „Sie, unsere schöne, stolze Carmen, durch das Loos verschenkt? Aber das ist ja ganz undenkbar, und Ihr Vater kann und wird solchen Mißbrauch nicht dulden."

„Mein armer Vater!" klagte sie. „Er kann nichts dagegen thun; er kann mich nicht beschützen."

„Aber ich, bei Gott, ich werde es nicht dulden!" sagte er leidenschaftlich und zog sie fester an sich. „Carmen, ich beschwöre Sie, Sie dürfen dieser schmachvollen Sitte Ihrer Gemeine sich nicht unterwerfen."

„Nein, eher sterben als das," rief sie aus. Ein Theil ihres alten Muthes kehrte ihr wunderbar zurück: nun, da er bei ihr stand, fühlte sie: es mußte eine Rettung für sie möglich sein.

Sie trocknete die Thränen von den Wangen, erhob den Kopf, der so kraftlos an seiner Schulter gelehnt, um sich aus ihrer selbst vergessenen Lage, die ihr jetzt peinlich wurde, zu befreien — da aber fuhr sie erschrocken zurück; denn von ihnen ungehört war Jonathan's schleichender Schritt genaht, und nun blickte sie in sein verzerrtes Gesicht, in seine zornfunkelnden Augen. (Fortsetzung folgt.)

Ein Rückblick auf die Ausstellung der deutschen Wollenindustrie zu Leipzig.

Es war vor ungefähr zwei Jahren, als auf dem Delegirtentage des Centralvereins der deutschen Wollenwaarenfabrikanten zu Crimmitschau der Vorstand dieses Vereins zuerst den Gedanken anregte, eine Fachausstellung der deutschen Wollenindustrie zu veranstalten. Die Erfahrungen auf den bisherigen Weltausstellungen hatten zu der Erkenntniß geführt, daß diese großen, alle Branchen der Gütererzeugung umfassenden Ausstellungen, indem sie eigentlich nur Bruchstücke eines jeden Gewerbes enthalten, nicht denjenigen fördernden Einfluß auf das Gewerbe ausüben können, wie jene Ausstellungen, die sich auf ein einzelnes Fach beschränken. Eine Fachausstellung, alle Stadien und Richtungen einer Fabrikation vom Rohmaterial bis hinauf zu dem edelsten, gebrauchsfertigen Fabrikate vorführend, ermöglicht dem Producenten, sich über Rohstoffe, Hülfsmaschinen, Verfahrungsarten, neue Erfindungen im

Digitized by Google

Zusammenhange zu unterrichten und seine Kenntniß der geschäftlichen Seite in Hinsicht auf Bezugsquellen und Absatzgebiete zu erweitern; sie lehrt auch die große Menge der nicht producirenden Beschauer die Ueberzeugung gewinnen, daß die Aschenbrödelrolle, welche der heimischen Industrie gegenüber der ausländischen zugewiesen worden ist, als eine den thatsächlichen Verhältnissen durchaus nicht entsprechende erscheint. Die Werthschätzung heimischen Könnens zu steigern, ist eine der verdienstvollsten Aufgaben der Fachausstellungen.

Alle diese Erwägungen waren für die Veranstaltung einer Fachausstellung maßgebend. Zudem fühlte sich die deutsche Wollenindustrie mit vollem Recht stark genug, um sich in einer Zusammenstellung alles Dessen, was sie zu leisten vermag, einer allgemeinen Beurtheilung zu unterwerfen. Auch war sie überzeugt, daß angesichts der weltgeschichtlichen Bedeutung, zu der sie sich vermöge des nothwendigen Consums ihrer Fabrikate emporgeschwungen hat, und ihrer Wichtigkeit in dem Organismus unserer Volkswirthschaft das Interesse für eine solche Ausstellung in den weitesten Kreisen der Nation Platz greifen würde. Und sie hat sich darin nicht getäuscht. Das Heimathsrecht dieser Industrie auf deutschem Boden liegt in ihrem tausendjährigen Bestehen begründet, und die Phantasie des Volkes, nach greifbaren Werkzeugen suchend, denen sie die Segnungen der Cultur und Civilisation zuschreibt, verehrt mit Recht gerade die Spindel als Symbol segenspendender friedlicher Arbeit.

Die gegenwärtige Bedeutung der Wollenindustrie in der deutschen Volkswirthschaft legen folgende Ziffern dar. Im deutschen Reiche befanden sich nach der Gewerbezählung vom 1. December 1875: 34,311 Betriebe, welche sich mit der Herstellung von Gespinnsten und Geweben aus Schafwolle und anderen Thierhaaren befassen, mit 193,688 beschäftigten Personen und einer motorischen Kraft von 58,235 Pferdekräften, von denen 45,155 per Dampf erzielt wurden.

Der geschätzte Werth der Einfuhr roher und gekämmter Schafwolle, wollener Garne und wollener Waaren bezifferte sich in Summa auf 350 Millionen Mark, der Werth der Ausfuhr der entsprechenden Objecte auf 247 Millionen Mark. Der Verbrauch in Pfunden Wollen wird für Deutschland gegenwärtig (1879) auf etwa 1 Kilogramm pro Kopf der Bevölkerung berechnet.

Daß diese Industrie nunmehr zum ersten Male unternimmt, eine Specialausstellung zu veranstalten, um der Welt zu zeigen, daß sie sich noch heute wie früher eine der stolzesten Töchter deutschen Fleißes zu nennen das Recht hat, daß sie ferner Betreffs der Qualität vor den westlichen Nachbarn nicht die Segel zu streichen hat, sondern in Bezug auf Intelligenz, Geschmackshöhe und Geschicklichkeit kühn mit ihnen in die Schranken treten darf, dürfte sehr gerechtfertigt erscheinen. So fand das Unternehmen denn nicht allein in den Kreisen der Fachgenossen, sondern auch in ferner stehenden Schichten der Bevölkerung lebhaften Beifall.

Ebenso zögerte Leipzig nicht, nachdem man diese Stadt, die vermöge ihrer industriellen Lage ein Sammelpunkt der kaufmännischen Welt und der Mittelpunkt des so überaus gewerbreichen Sachsens und namentlich der deutschen Wollenindustrie ist, als Ausstellungsort gewählt hatte, das Gebäude der ehemaligen Kunstgewerbe-Ausstellung gegen einen bescheidenen Procentsatz von einem sich etwa ergebenden Gewinn zur Verfügung zu stellen und das für ein aufzuführendes Maschinenhaus nothwendige Grundstück ebenfalls anzubieten. Auch die königlich sächsische Regierung erklärte sich sofort bereit, die Prämiirung der Aussteller zu übernehmen.

Am 1. Juli 1880 wurde die Ausstellung in Gegenwart des sächsischen Königspaares feierlich eröffnet.

Die ausgestellten Gegenstände waren nach sechs Gruppen geordnet: A Gewebe; B Rohmaterial; C Halbfabrikate; D Hülfsmaterialien; E Maschinen und Apparate jeder Art für den Gebrauch der Wollenindustrie; F Unterricht und Literatur. Auffallend schien es, daß keine Gruppe für Geschichte, Handel und Statistik vorhanden war. Die Fachausstellungen sollten diese rein wissenschaftliche Seite des Faches um so mehr berücksichtigen, als sie in umfassender Weise dem ernsten Studium dienen sollen.

Die Betheiligung an der Ausstellung kann leider keine allgemeine genannt werden. Gegenüber den 34,311 Hauptbetrieben, welche das deutsche Reich besitzt, bildeten 800 Aussteller, von denen übrigens 210 gar keine Textilbetriebe repräsentirten, sondern nur Maschinen, Apparate, Chemikalien für den Gebrauch der Wollenindustrie lieferten, einen sehr bescheidenen Procentsatz. Württemberg, Schlesien und die Rheinprovinz, welche mit ihren 560,203 Wollspindeln und 19,176 Wollwebstühlen allein ein Drittel der gesammten Wollspindeln und Wollwebstühle Preußens besitzt, haben sich eben sehr zurückhaltend gezeigt. Dasselbe läßt sich auch in mancher Hinsicht von Sachsen behaupten.

Einzelne Classen der obengenannten Gruppen wiesen jedoch eine stärkere Betheiligung auf. Die Tuch- und Buckskinfabrikation Preußens und Sachsens, die Fabrikate in Kammgarn, die wollenen Decken aus Süddeutschland und vom Harz, die Teppichfabrikation, vertreten durch die Brüsselteppiche von Berlin und die nach orientalischer Art geknüpften Teppiche von Schmiedeberg, Cottbus, Wurzen und Springe, die gehäkelten und gestrickten Phantasiewaaren von Apolda, dem alten Stammsitze dieser Fabrikation, und von den in jüngster Zeit aufgetretenen Concurrenzstädten Erfurt, Freiberg in Sachsen und Liegnitz, endlich die Filzwaaren gaben immerhin ein bezeichnendes Bild von der Bedeutung und der hohen Entwickelung der betreffenden Branchen. In hervorragender Weise hatten sich die Fabrikation der viel geschmähten Kunstwolle und die Maschinenindustrie betheiligt. Erstere, welche mit Hülfe von Maschinen aus Wolllumpen die Wollfasern zu weiterem Gebrauche herauslöst und das kurzfaserige Material aus Tuch und anderen Wollstoffen mit dem Worte „Mungo", das Material aus Stricklumpen, Kammwollstoffen ꝛc., also das langhaarige mit dem Worte „Shoddy" benennt, wurde durch etwa ein Zwölftel der sämmtlichen Mungo- und Shoddyfabriken Deutschlands, letztere durch zahlreiche und bedeutende Werke von Chemnitz, Berlin, Werdau, Aachen, Leipzig ꝛc. repräsentirt.

Nach dieser Uebersicht über die Betheiligung an der Ausstellung mögen die Eindrücke geschildert werden, welche wir von dem Ausgestellten empfangen haben.

Die halbrunde Vorhalle, welche das Vestibül des alten Kunstgewerbe-Gebäudes bildet, war für die Ausstellung des Rohmaterials benutzt worden. In zahlreichen eleganten Glasschränken und Kasten lag die Wolle in allen Graden der Reinheit und in den verschiedenen Stadien der Verarbeitung ausgebreitet. Vor der im Centrum der Halle auf hohem Postament thronenden Statue Friedrich August's von Sachsen hatte eine umfangreiche, für Lehrzwecke systematisch zusammengestellte Wollsammlung des landwirthschaftlichen Instituts der Universität Leipzig ihren Platz gefunden. Diese Collection entsprach ihrer Bestimmung in ausgezeichneter Weise, sodaß auch der Laie nach genauerem Studium derselben wenigstens eine annähernde Vorstellung von dem ihm bisher unbekannten Gebiet der Wolle erhielt. Eine Anzahl lithographirter Tafeln veranschaulichte in sehr bedeutender Vergrößerung den Bau des Wollhaars, den Längen- und Querschnitt desselben, seine Entstehung und seinen Sitz in der Haut des Schafes.

Die Wollfaser der Merinowolle erscheint in dieser Vergrößerung aus einer Menge kleiner Hörner zusammengesetzt, die eins in das andere gesteckt sind, die Spitzen nach der Wurzel der Faser, also nach der Haut des Thieres gerichtet — die Wollfaser der anderen Wollen als ein massiver Cylinder, der wie ein Tannenzapfen mit dachziegelartigen Schüppchen bedeckt ist. Dieser Bau erklärt die Neigung mancher Wolle, sich zu kräuseln, und die Fähigkeit aller, sich zu filzen. Die Anzahl der Kräuselungsbogen hat zum Maß für die Qualität der Wolle Anlaß gegeben. So hat feine Wolle auf gleicher Haareslänge ungleich mehr kleine, flache Kräuselungsbogen, als grobe Wolle. Neben der Kräuselung sind aber noch verschiedene andere Eigenschaften des Haares für die Bestimmung der Wolle maßgebend: so vor Allem die Dicke, das heißt der Durchmesser und die Länge des Haares. Auf dem Längenunterschiede basiren die beiden Hauptgebiete der Wollspinnerei: die Kammgarnspinnerei und die Streichgarnspinnerei. Lange Wollen (6 bis 20 Centimeter lang) dienen als Kammwollen. Kurze Wollen (1,5 bis 7 Centimeter lang) werden als Streichwollen verarbeitet.

Nach diesen verschiedenen Eigenschaften wird die Wolle eingetheilt in die Classen: Electorale 1 und 2, Prima 1 und 2, Secunda, Tertia und Quarta. Unterhalb dieser Proben lagen in großen Glaskästen Vließe von den besten Heerden jener alten Zuchtrichtung ausgestellt, welche bis zur Mitte der sechsziger Jahre florirte, und nicht nach der Fleischgewinnung, sondern nach der

Digitized by Google

Production einer möglichst feinen Edelwolle strebte; ferner Vließe der neuen Zuchtrichtungen, deren Vertreter vorzugsweise Fleischgewinnung im Auge behalten. Beide Zuchtrichtungen haben ihre entschiedenen Anhänger; die Einen schwören auf Wollschaf, die Anderen auf Fleischschaf. Man scheint aber schließlich doch zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die Fleischgewinnung bei der Richtung des Volksgeschmackes nicht ganz die gehofften Resultate ergeben hat, und daß es wirthschaftlich richtiger ist, die Wolle wiederum als wichtigen Factor in die Calculation zu ziehen.

Neben dieser Sammlung der Leipziger Universität erregten besondere Aufmerksamkeit die Vließ- und Stapelproben mehrerer edlen Merinoheerden Westpreußens und Schlesiens und die von einer Wollwäscherei zu Wurzen hübsch zusammengestellten Proben roher und fabrikgewaschener Wollen von circa siebenzig deutschen Stammheerden.

Den Beschluß der deutschen Wollen machten mehrere Vließe des Marsch- respective Eiderschafes, welche von dem nordfriesischen Verein zu Bredstedt und dem landwirthschaftlichen Verein zu Eiderstedt bei Garding ausgelegt waren. Daß diese Wolle der Niederungsschafe mit derjenigen der Edelzüchtungen nicht wetteifern kann, dürfte auch dem Laien bekannt sein; sie ist grob von Haar, indeß fest und elastisch, und wegen ihrer Länge für den Kamm geeignet.

Die ausländische Wollproduction wurde in hervorragendster Weise durch mehrere Collectionen von Colonialwollen veranschaulicht, unter denen besonders eine von neun Bremer Firmen zusammengestellte vortheilhaft auffiel. Hier wurden Wollproben, Vließe, Abfälle von Wolle, Producte aus Wollschweiß ꝛc. aller derjenigen überseeischen Wollen vorgeführt, welche der deutsche Fabrikant vorzugsweise verbraucht. Es verdient dieses selbstständige Importiren Bremer Firmen um so mehr Anerkennung, als es das Bestreben zeigt, den Import überseeischer Wollen nach Deutschland nicht mehr durch Vermittelung des Londoner Marktes zu bewerkstelligen, sondern ihn selbst in die Hand zu nehmen. Daß Bremen immer mehr zu einem Stapelplatze überseeischer Wolle werden möge, ist von Herzen zu wünschen.

Wir wenden uns nun zur Kunstwolle. Als dieses Material Ende der vierziger Jahre auftauchte, war die ganze civilisirte Welt entrüstet. Und fünfundzwanzig Jahre später? — da existirten allein in Deutschland 129 Kunstwollfabriken mit 4776 Arbeitern — eine Anzahl, die sich heutigen Tages schon um ein Beträchtliches vermehrt haben dürfte. Dieser gewaltige Aufschwung eines früher so mißachteten Industriezweiges ist vorzugsweise auf die verbesserte Fabrikationsweise zurückzuführen. Man erfand Maschinen, welche es ermöglichen, die Wollfaser aus dem alten Gewebe oder den Fäden so zu lösen, daß sie nicht zerreißt, also möglichst lang bleibt; man erfand neue Verfahrungsweisen, bei deren Anwendung das immerhin kurze Material gut zu verspinnen ist; man erfand im Anfang der sechsziger Jahre das Verfahren des Carbonisirens, wodurch es möglich ist, auch aus halbwollenen Lumpen die Wollfaser zu gewinnen und zu Fäden zu verspinnen; man wandte endlich verbesserte Reinigungsverfahren an, welche das aus den Lumpen hergestellte Gewebe oder Gespinnst von allen Unreinigkeiten gänzlich befreite. Auch der Widerwille des Publicums gegen das Fabrikat schwand nach und nach. Die Noth lehrt eben beten. Der Unbemittelte greift gern zu jenen billigen, gewöhnlich dicken Stoffen, die, wenn sie auch nicht den aus Naturwolle hergestellten an Feinheit und edlem Aussehen im Entferntesten gleichkommen, doch immerhin eine ziemlich haltbare und warme Bekleidung abgeben. Der Protest der Aesthetiker gegen Shoddy und Mungo hat ebenso wenig genützt, wie derjenige, den sie gegen die Anilinfarben erhoben. Die Kunstwolle hat sich in der Industrie ihre Stellung errungen, und ihre Verfertiger können sich in der That rühmen, die Ausnützung eines Stoffes bis in die äußersten Grenzen der Möglichkeit getrieben und hierdurch neue Werthfactoren geschaffen zu haben.

Bot die Abtheilung für das Rohmaterial in ihrer seltenen Reichhaltigkeit besonders dem Fachmanne vieles Interessante, so noch mehr die Maschinenhalle. Unermüdlich arbeiteten die großen Dampfmaschinen, senkten und hoben sich die Kolben, drehten sich in fliegender Eile die Räder, schnurrten die Spindeln, sausten mit Blitzesschnelle die Weberschiffchen dahin und rasselten in immer beschleunigterem Tempo die Strick- und Stickmaschinen. Die menschliche Hand schien geradezu unnöthig geworden zu sein: denn fast ohne ihre Beihülfe wurden die verschiedensten Functionen verrichtet; die Maschinen webten, wirkten, strickten, stickten, griffen tief hinein in das Gebiet der menschlichen Kunst und beschämten jede Geschicklichkeit unserer Hand. Eine Menge neuer praktischer Constructionen und Verbesserungen übte auf die Fachleute eine ungemeine Anziehungskraft aus, während das Laienpublicum, weniger mit diesem Rädergetriebe vertraut, mit einem gewissen Staunen die modernen Errungenschaften der Technik betrachtete. Ihm schienen besonders die mechanischen Webstühle das meiste Interesse zu gewähren. Angesichts des Schönherr'schen Gobelinstuhles erhielt man in der That einen Begriff davon, welche Fortschritte die Technik gerade in dieser Richtung gemacht hat, und wie die noch vor fünfzehn bis zwanzig Jahren herrschende Ansicht, daß complicirtere Einrichtungen, wie namentlich die Jacquard-Maschine, nur schwer mit dem mechanischen Stuhle in Verbindung gebracht werden könnten, sich als völlig unzutreffend herausgestellt hat.

Der ganze hintere Theil der Maschinenhalle wurde von vier Dampfmaschinen eingenommen, während der vordere Theil und der Raum längs den Wänden zur Ausstellung der Hülfsmaterialien der Wollenwaaren-Fabrikation benutzt worden war. Hier lagen Chemikalien, Seifen, Leime, Oele, Producte aus Wollschweiß, Wasserglas, Dextrine, Kunstgummi, Farbhölzer, Krystallgebilde aus purpurnem Blutlaugensalz, ferner Kratzen, Pappspulen, Bürsten, Kupferarbeiten zum Theil in geschmackvollen Arrangements ausgebreitet.

Die mit Hülfe der Maschinen aus dem Rohmaterial hergestellten Fabrikate barg das Innere der alten Kunstgewerbehalle. Der langgestreckte Raum bot ein glänzendes Bild; denn mit seltenem decorativem Geschick waren nicht nur die kostbaren Stoffe und Teppiche, sondern auch die geringsten Fabrikate in einer dem Auge wohlthuenden Weise zusammengestellt worden. Die Fabrikanten von nicht weniger als sechsundzwanzig Städten hatten Collectiv-Ausstellungen arrangirt und anscheinend keine Kosten gescheut, um ihre Waaren in ansprechender, würdiger Weise vorzuführen. Tuche, Buckskin, Paletot- und Kammgarnstoffe, Decken, Flanelle, Strumpf- und Strickwaaren, Shawls, Möbelstoffe, Teppiche, Filze ꝛc., Producte der süd- und norddeutschen, der rheinischen und holsteinischen, elsässischen, schlesischen und sächsischen Fabrikation waren hier vertreten. Besonders erregten die von den Fabriken zu Wurzen, Schmiedeberg, Cottbus und Springe aufgestellten Smyrnateppiche die allgemeinste Bewunderung. Gerade auf dem Gebiete der Teppichfabrikation sind ja die glänzendsten Resultate zu verzeichnen.

Nachdem auf den ersten Weltausstellungen die Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der orientalischen Teppiche durchgedrungen, beeilte man sich, diese Vorbilder für die eigene Fabrikation zu verwerthen. Die Engländer legten in Smyrna selbst Fabriken an, welche für den englischen Mark arbeiteten, da der Orientale bei seiner langsamen Arbeitsweise den englischen Bedarf nicht decken konnte. In Deutschland war es ein intelligenter Fabrikant, Kühn mit Namen, welcher selbst nach dem Orient reiste, um die Teppichfabrikation zu studiren und dieselbe nach seiner Heimath zu übertragen. Bald entstanden jene schon oben angeführten Fabriken, welche zur Zeit Fabrikate anfertigen, welche die alten, echten Smyrnateppiche an Haltbarkeit übertreffen. Ahmte man anfänglich nur die groben Sorten in Grün, Roth und Blau nach, so schritt man bald weiter fort und wagte sich auch an die feineren Arten, bis man endlich Technik und Ornamentationsprincip so weit beherrschte, daß nach eigenen Entwürfen gearbeitet werden konnte. Alle diese Teppiche sind Knüpfteppiche, also die plüschartig in die Höhe stehenden Fäden der Oberfläche sind genau wie bei den orientalischen einzeln mit der Hand in das Gewebe eingeknüpft. So hatten Schütz und Juel aus Wurzen ein Exemplar ausgestellt, welches bei einer Größe von 9½ Quadratmeter 1,231,200 Knoten enthielt. Hoffentlich wird sich auch bei der Herstellung unserer geringen Teppichsorten jener reformatorische Geist in verstärktem Maße geltend machen, der für die kostspieligeren Erzeugnisse der Teppichweberei so schöne Früchte getragen hat.

Mit diesen Andeutungen über die Fabrikation der Teppiche möge unser Bericht über die Ausstellung der deutschen Wollenwaaren-Industrie schließen; sie ist von 109,105 Personen besucht worden und ergab einen reinen Ueberschuß der Einnahme von 20,000 Mark, welche nach Zurückzahlung des Garantiefonds zu gemeinnützigen Zwecken verwendet werden sollen; ihr Schluß er-

Digitized by Google

folgte am 15. October mit einem Hinweis auf das freudige Fest, welches an demselben Tage am Rheine gefeiert wurde.

Es sei schließlich noch der zahlreichen Fachversammlungen gedacht, die im Anschluß an diese Ausstellung tagten. Es waren dies: ein Verbandstag der deutschen Färber, eine allgemeine Weberlehrer-Conferenz und eine Schafschau, der sich nach der zum ersten Male im Jahre 1823 in Ausführung gebrachten Idee von Albrecht Thaer ein Wollconvent anschloß.

So hat die Ausstellung in jeder Beziehung anregend und fruchtbar gewirkt. Sie hat gezeigt, daß die deutsche Wollenindustrie stark genug in ihrem Können, strebsam genug in ihrem Wollen und sich ihrer Ziele ausreichend bewußt ist. Sie hat auch bewiesen, daß jenes herbe Wort, welches im Sommer 1876 jenseits des Oceans über die deutsche Industrie gefällt ward, auf die deutsche Wollenindustrie keine Anwendung mehr findet.

Georg Buß.

Der Tondichter der „Folkunger".

Gar oft im Leben wie in der Kunst kommt das Talent schneller und widerstandsloser zur Geltung, als das Genie. Es liegt das in der Natur der Sache. Das Genie wandelt völlig neue Bahnen, bricht mit dem Altgewohnten und Liebgewordenen mehr oder minder rücksichtslos, während das Talent sehr oft einen weisen Compromiß eingeht, das Bestandene schont und weit besser mit den gegebenen Verhältnissen rechnet. Um die Namen Gluck, Mozart und Wagner dreht sich die ganze Entwickelung der modernen Oper seit hundert Jahren. Des letzteren kühnen Reformators, Richard Wagner's Entwickelung hat die musikalische Gegenwart miterlebt, erlebt die bittersten Kämpfe, welche sich für und wider den Schöpfer des musikalischen Drama erhoben. Wie man auch über Wagner urtheilen mag, ob seine Musik die Naivetät des Empfindens zerstört oder ob sie den Wortausdruck der Operntextworte erst zur höchsten Deutlichkeit erhoben habe, ob seine Werke eine Philosophie in Tönen oder musikmelodisch ein absoluter Fortschritt seien, das kann hier unentschieden bleiben. Sicher ist der Wagner'sche musikdramatische Stil der ganz folgerechte Ausfluß seiner ganzen künstlerischen Individualität und um der Stärke dieser Individualität willen vollberechtigt.

Edmund Kretschmer.
Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

Anders steht es um die Nachahmung Wagner's. Noch keiner von Denen, welche ihn nachzuahmen strebten, hat bis jetzt in dieser Richtung einen Erfolg gehabt, sondern von Peter Cornelius bis Paul Geisler, welch letzterer die unendliche Melodie ohne Tonart und Tactstriche schreibt, haben alle Adepten erst da Wirkung erzielt, wo sie zu den älteren Formen zurückgriffen, also gleichsam den neuen Inhalt in die alte Opernarchitektur einzufüllen bestrebt waren.

Keiner aber von Jenen, die, durchdrungen von den bahnbrechenden Ideen Wagner's, trotzdem die alte Cäsur wieder aufnahmen und ihre Melodien nicht eintönig in's Unendliche ausspannen, sondern in Chören, Ensembles und Arien fügten, hat selbstkritisch so richtig gehandelt, wie Edmund Kretschmer, der in den letzten Jahren schnell berühmt gewordene Verfasser der „Folkunger". Die Declamation dieser Oper, die enge Anschmiegung der Musikempfindung an den Textwortlaut, sowie manche harmonische Kühnheit athmen Wagner'sche Grundsätze. Aber mit geschickter, kluger Hand hält Kretschmer die altbewährte geschlossene Form aufrecht, und da er Meister in deren Handhabung ist, so kann man sich über den fast beispiellosen Erfolg seiner „Folkunger" kaum wundern. Ohne Ueberschwang oder Exaltation reicht Kretschmer's Talent just hin, um diese Formen mit einem praktisch schönen Inhalt zu versehen, und der künstlerische Ernst seines Strebens erweckt die Sympathien auch bei Jenen, die anfänglich meinten, es gehöre mehr Leidenschaft dazu, nach Richard Wagner die große Oper neu zu beleben. Echt dramatisch und bühnenwirksam schreibt Kretschmer, und nach Meyerbeer und dem ersten Wagner hat kein zeitgenössischer Componist Finales von der Wucht und klaren Fügung geschrieben, wie z. B. das zweite Finale der „Folkunger": „Sag', bist du Erick's Sohn?" Und nicht minder zeugen der Krönungsmarsch dieser Oper, der Brauttanz von Falun von der reichsten melodischen und melodisch-poetischen Erfindung.

Der Erfolg der neueren Oper Edmund Kretschmer's, „Heinrich der Löwe", ist bisher bekanntlich auf nur wenige Städte beschränkt geblieben. Aber die „Folkunger" sind — im deutschen Musikleben wohl ein fast unerhörtes Factum — über fünfzig

Digitized by Google

Bühnen geschritten, und die Einzelaufführungen zählen, da das Werk sich fast überall dauernd im Repertoire hielt, nach vielen Hunderten. Und der Componist selbst?

Er ist trotz der Riesenerfolge seiner Oper und der Anerkennung, welche er mit größeren Chorwerken, geistlicher Musik, dichterisch feingestimmten Orchesterstücken, Liedern ꝛc. errungen hat, ein anspruchsloser gemüthvoller Künstler geblieben. Er lebt in sehr geachteter Stellung als Hoforganist in Dresden. Geboren ward er 1830 zu Ostritz in der Oberlausitz, als Sohn des dortigen Gymnasialrectors, und als er mit etwa sechszehn Jahren nach der sächsischen Hauptstadt kam, hatte er freilich das Glück, von zwei ausgezeichneten Männern in der Musik unterrichtet zu werden: von Julius Otto und Johann Schneider. Aber mühelos ward ihm das emsige Streben nicht gemacht; denn der junge Scholar mußte drei bis vier Musikstunden geben, ehe er das Honorar zusammen hatte, um je eine Stunde nehmen zu können. Den ersten größeren Erfolg hatte Kretschmer 1865, also erst elf Jahre nach seiner 1854 geschehenen Beförderung zum Hoforganisten. Man feierte in Dresden damals (es war am 25. Juli) das erste deutsche Sängerbundesfest, auf welchem der damalige Minister von Beust die gestügelten Worte sprach: „Sein König Johann von Sachsen sei zu jedem Opfer für die deutsche Einheit bereit, und solle es ihm die Krone kosten". Kretschmer's mit dem ersten Preise prämiirtes Chorwerk hieß „Die Geisterschlacht". Zehn Monate später schlugen die preußischen Heere bei Königsgrätz die vereinten Sachsen und Oesterreicher, und die durch keine „Harmonie der Chöre" herstellbar gewesene deutsche Einheit erstand auf den blutigen Gefilden Böhmens mittelst Blut und Eisen. 1868 erhielt Kretschmer in Brüssel den ausgesetzten internationalen Preis für eine missa a tre voci.

Nun waren ihm die Flügel gewachsen; er sann ernstlich dem ihm von der Kritik gegebenen Rathe nach: eine Oper zu schreiben. Mosenthal genoß damals, wie jetzt noch nach seinem Tode, den Ruf des erfolgsichersten Librettisten, und Kretschmer ging geradewegs auf diesen dichterischen Genossen los — aber ach, der Text war wohl da, Meyerbeer war er zugedacht gewesen und seine dramatische Qualification einleuchtend, aber der arme deutsche Musiker sollte dem gewandten Wiener Librettisten, dem Vater der „Deborah", für die „Folkunger" 1000 Gulden Anzahlung leisten. Kretschmer hat sich die Summe geborgt und begann dann rüstig zu schaffen. Wie manche 1000 Gulden mögen Mosenthal und seine Erben aus den Tantièmen der „Folkunger" bezogen haben! Dresden war die erste Bühne, die den Ruhm des neuen (man konnte schon nicht mehr sagen „jungen") Opernschöpfers begründete, und fast alle größeren Bühnen folgten dem Beispiel Dresdens. Im Osten begrenzen Wien und Riga, im Norden Hamburg und Rotterdam, im Westen Köln und Karlsruhe, im Süden Zürich und München das Territorium deutscher Musik, das die „Folkunger" sich in fünfzig Städten eroberten. Mit fünfzig Jahren steht Edmund Kretschmer auf dem Zenith seiner Manneskraft; zu feiern und sich an vergangenem Ruhm zu sonnen liegt nicht in seinem Charakter. Da darf man denn hoffen, daß sein Streben und Mühen noch manche Frucht trage, welche deutsches Wesen und deutsche Gemüthstiefe zu siegreichem Wettstreit mit den verlockendsten Hervorbringungen Wälschlands und Galliens befähigen möge.

Ludwig Hartmann.

Javanischer Aberglaube.

Jahre lang habe ich die Insel Java bewohnt, Jahre lang mich ihrer tropischen Pracht, ihrer immergrünen Wälder und Felder gefreuet und in nahem Verkehr mit ihren Einwohnern deren Charakter und Lebensgewohnheiten, die öffentlichen Verhältnisse und das Privatleben kennen gelernt, besonders aber haben mich die eigenthümlichen Vorstellungen dieser halbcivilisirten Naturkinder von der Welt, ihrer Entstehung und Ordnung interessirt. Aus der Reihe meiner Beobachtungen will ich hier ein paar kleine Züge und Bilder mittheilen, von denen ich glaube, daß sie dem Leser als originell und bemerkenswerth erscheinen werden.

Nicht leicht sprechen die Javanen mit Europäern über Sitten und Gebräuche ihres Volks; eine scheue Zurückhaltung läßt sich bei ihnen nur schwer überwinden, und nur bei längerer Bekanntschaft kann ein Reisender diese oder jene Mittheilungen über Sitten oder Gebräuche aus ihnen herauslocken. Diese letzteren sind um so charakteristischer, als sie unverändert seit Jahrtausenden von Geschlecht zu Geschlecht bis auf den heutigen Tag sich fortgepflanzt haben.

In einem der zahlreichen Dörfer, welche versteckt unter hohen Fruchtbäumen am Abhange des Djamboc-Gebirges liegen — meine botanischen Excursionen hatten mich für einige Zeit daselbst verweilen lassen — gelang es mir, das Zutrauen meines Wirthes Pa Idja zu gewinnen. In lebhaftem Geplauder rauchten wir bald zusammen die gebräuchliche Maisstrohcigarette, und unser Gespräch drehte sich um das vor Kurzem stattgehabte Erdbeben.

„Warum haben denn die Leute," fragte ich endlich, „als sie beim Ausbruch des Erdbebens aus ihren Hütten herausliefen, sämmtlich mit so lautem Geschrei ‚ada, ada' (hier, hier) gerufen? Was ‚ada' sagen will, weiß ich sehr gut. Der Soldat giebt es als Antwort, wenn er beim Appell seinen Namen rufen hört. Aber was soll das Wort bei einem Erdbeben bedeuten?"

„Ihr wißt, Herr," entgegnete Pa Idja, „daß die große Erdschale auf der Schulter eines riesigen Büffels ruht. Oft liegt derselbe jahrelang still und trägt unverdrossen die schwere Bürde, manchmal aber wird es ihm zu sauer, und er muß sich durch Wechsel der Position einige Erleichterung verschaffen: er wälzt die Erde von der rechten auf die linke Schulter. Dann liegt er wieder still. Durch diese Bewegung entstehen die Erdbeben, und um den Büffel zu erinnern, daß wir doch auch noch auf der Erde sind, wird ‚ada, ada' gerufen. Dann weiß das brave Thier, daß wir Javanen noch stets seiner gedenken, und nimmt bei allen Bewegungen die möglichste Rücksicht."

Vom Erdbeben kamen wir auf die Erschaffung des Menschen und den Unterschied der Hautfarbe. Ich merkte schon lange, daß Pa Idja, auf seine Manier ein Naturphilosoph, gern meine Ansichten über diese Frage hören wollte, konnte ihm aber beim besten Willen hiermit nicht dienen. Ein mitleidiges Lächeln über meine Unwissenheit zeigte sich in dem braungelben Gesichte des Mannes, und nicht ohne einen Ausdruck der Ueberlegenheit rückte er bald mit seiner Erklärung heraus.

„Nach Erschaffung der Welt durch das große Oberwesen," sagte er, „stellte sich die Nothwendigkeit heraus, dieselbe auch durch Menschen zu bevölkern. Jener große Feuerberg, der Merapi, welcher dort vor uns seinen spitzen Gipfel in die Luft streckt, war der Ofen, Lehm von dem fruchtbaren Thalboden das Material, aus dem die ersten Menschen geformt wurden. Das Resultat war leider nicht befriedigend; denn hineingeworfen in den Feuerberg durch das große Oberwesen und nach etwas zu langer Zeit erst wieder herausgeholt, kam ein Mensch ganz schwarz und verbrannt heraus. Er erschien durchaus unwürdig, die gesegneten Gefilde Javas zu bewohnen, und wurde darum auch schleunigst unter die glühend heiße Sonne eines andern Landes verbannt. Die zweite Probe mit einer neuen Form fiel auch nicht glücklich aus. War der erste Mensch durch zu langes Verweilen im Feuerberg vollständig verbrannt, so zeigte Nummer Zwei bei dem Herausnehmen, daß auch hier nicht das richtige Zeitmaß gefunden war. Noch ganz weiß, entsprach auch dieser blanke Mann durchaus nicht dem Ideal, welches sich der große Schöpfer von dem ausgezeichnetsten Bewohner seiner Erde gebildet hatte. Unverweilt wurde deshalb auch dieser Mensch nach einem Lande verwiesen, in welchem die Natur es liebt, das Wasser und den Regen in weiße Steine zu verwandeln, und von wo noch jetzt die Menschen mit der kranken Farbe kommen, um das grüne Java zu sehen."

Pa Idja nickte, als ich mir zu lächeln erlaubte, lebhaft mit dem Kopfe und fuhr dann fort:

„Vorsichtig gemacht durch die wiederholten Mißerfolge, wandte das Oberwesen bei dem dritten Versuch dem richtigen Moment des Herausnehmens eine größere Aufmerksamkeit zu, und siehe da, es kam ein Mensch hervor, welcher den gestellten Anforderungen völlig entsprach. Von angenehm bräunlich-gelber Farbe, wurde er sofort würdig befunden, das blühende Java zu bewohnen. Nicht der schwarz verbrannte noch der weiß gebliebene, zu wenig geröstete Mensch wurden dieses Vorrechtes würdig erachtet; nur den richtig

Digitized by Google

knusprig gebräunten Söhnen wurde vom Erdenbeherrscher die höchste Gunst beschieden." Hiermit endete Pa Idja seine Erklärung über den Unterschied der menschlichen Hautfarbe; ich habe dieselbe so wiedergegeben, wie er sie mir erzählte. Sein Glaube daran war unerschütterlich.

Da meine botanische Ausbeute hier ziemlich reichlich war, trug ich meinem Wirthe auf, mir einen mit der Umgegend vertrauten Mann zu verschaffen, welcher mich neben meinen Bedienten auf meinen Excursionen begleiten sollte. Als ich den folgenden Morgen aus der Thür meines Wohnhauses trat, kauerte vor der Verandatreppe ein ältlicher Javane, welcher sich als der von mir gewünschte Führer präsentirte. Sariman war sein Name, und durch einen großen Strauß prächtiger Blumen suchte er sich eine günstige Einführung zu verschaffen. Wir wurden bald handelseins. Verschiedene Tage waren wir schon zusammen durch Feld und Wald gestreift und stets war mein Begleiter dabei voll munterer Laune gewesen, bis ich endlich eine Abnahme seiner Redseligkeit und einen traurigen Zug in seinem biederen Gesicht bemerkte.

„Sariman, was fehlt Dir? Beichte schnell; denn Dein melancholisches Gesicht wird mir langweilig."

Vergeblich bemühte sich Sariman, höchst fidel aus den Augen zu sehen; die tiefe Schwermuth schimmerte durch, und erst nach vieler Mühe gelang es mir, ihn zur Erzählung einer Geschichte zu bewegen, die hoffentlich den Lesern der „Gartenlaube" so viel Spaß machen wird, wie sie mir selber zur Zeit bereitet hat, wenn auch für mich die Folgen keine angenehmen waren.

„Hier unten in dem Dorf," so begann Sariman, „wohnte mein bester Freund mit Namen Wirodrono; er hielt mit seiner Frau zusammen einen kleinen Kaufladen, in welchem gebackene Pisang, Reis, Fisch und andere Nahrungsmittel verkauft wurden. Wir kamen alle Abende zu einander, um Lieder zu singen oder über das Wachsthum der Reisfelder zu sprechen; nie hatten wir Streit und unseren Frauen war diese Freundschaft angenehm. Vor vierzehn Tagen starb Wirodrono; ich hüllte den Todten in ein reines Kleid, trug die Leiche mit nach dem Begräbnißplatz und fertigte selbst das Bambusgitter über seinen Ruheplatz an; auch genug Reis mit Fisch sowie kupfernes Geld habe ich ihm für die Reise mitgegeben; kurzum ich erfüllte meine Freundschaftspflicht. Was geschah aber jetzt! O, es ist nicht zu glauben, und ich hätte es nie von Wirodrono gedacht. Schon früher habe ich Euch erzählt, Herr, daß ich 500 Schritte vom Dorf entfernt, links wo der kühle Bach zuerst sein Wasser an unsere Reisfelder abgiebt und wo die drei großen Waringibäume stehen, einen kleinen Garten habe, welcher mir die großen süßen Kartoffeln, Bohnen, Zwiebeln ꝛc. liefert, deren Wohlgeschmack Ihr ja auch stets gepriesen habt. Vor einigen Tagen gehe ich in den Garten, um die reifen Früchte zu pflücken. Was sehe ich aber da? Alles durcheinander gewühlt und zerstampft, die besten Kartoffeln zerbissen und aus dem Grunde geholt! Ich warf mich zur Erde, raufte meine Haare und zürnte mit mir, weil ich vielleicht etwas gethan hatte, wofür dies eine Strafe sei. Aber nichts Böses war ich mir bewußt. Da fallen meine Augen auf die Spuren eines Thieres, und mit leichter Mühe entdecke ich, daß ein wildes Schwein der Zerstörer meines Gartens war. Noch denselben Abend stellte ich mich auf die Lauer, um das boshafte Thier mit meiner Lanze zu tödten; lange brauchte ich nicht zu warten — da hörte ich ein schweres Grunzen und den Bach herauf direct nach meiner Anpflanzung kam ein großer wilder Eber. Schon fasse ich die Lanze fest zum tödtlichen Stoß, da lähmte ein plötzlicher Schreck meine Glieder; denn in dem Eber, dem verruchten Schänder meines Eigenthums, erkannte ich meinen alten Freund Wirodrono. Ja, Herr, es war mein verstorbener Freund Wirodrono in Gestalt eines wilden Schweines."

„Bist Du denn vollkommen verrückt, oder hat die Opiumpfeife Deine Sinne so umnebelt, daß Du ein Schwein für einen Menschen ansiehst?" So fragte ich laut und lachend. Aber die kummervolle Miene meines Sariman bewies mir, daß der unter den Javanen noch allgemein verbreitete Glaube der Seelenwanderung an ihm einen gehorsamen Jünger hatte. Es sind dies noch Ueberbleibsel der früheren Brahminen-Herrschaft, und unter der achtzehn Millionen zählenden Bevölkerung Javas sollen nur sehr wenige sein, welche nicht an den Einfluß böser Geister glauben und trotz ihres mohammedanischen Glaubens nicht fest von dem Bestehen einer Seelenwanderung überzeugt sind.

Alle Versuche meinerseits, um Sariman von dieser absurden Vorstellung abzubringen, blieben erfolglos, und einigermaßen gekränkt durch meine Ungläubigkeit, berief er sich auf das Zeugniß meines Wirthes und noch mehrerer Dorfbewohner, welche gestern Abend gleichzeitig mit ihm nach dem Garten gegangen seien und einstimmig in dem Eber den alten Wirodrono erkannt hätten.

„Sariman," sagte ich endlich, „ich kannte Deinen alten Freund nicht, aber aus Deinen Erzählungen kann ich mir sehr gut eine Vorstellung von ihm machen. Laß uns heute Abend nach Deiner Anpflanzung gehen — da werden wir ja sehen."

In meiner Wohnung befragte ich sofort den Wirth Pa Idja über das Gehörte, aber auch dieser Biedermann bestätigte mir mit der aufrichtigsten Miene, daß der alte Wirodrono in Gestalt eines wilden Schweines wieder in seine Heimath gekommen sei. Vor allen Dingen berief er sich auf drei Kennzeichen: die volle Brust mit grauen Haaren, die Ohren und namentlich die Augen. Die Augen — die Aehnlichkeit sei gar nicht zu leugnen und das ganze Dorf könne seine Worte bestätigen. Die angeführten Beweise, hauptsächlich was die Augen betrifft, konnten einen Schein von Annehmbarkeit haben; ich kann mir's wenigstens denken, daß so einem alten grauen Javaner, besonders wenn ihm der Opiumgenuß nicht fremd ist, der Vergleich seiner Sehorgane mit einem schiefgeschlitzten Schweinsauge nicht allzu seltsam erscheinen mag; auch die Brust voll grauer Haare und die Ohren will ich noch passiren lassen, aber der Leib mit den vier Pfoten? Nein, das war doch zu arg.

Der Abend kam, und in Begleitung Sariman's machte ich mich auf den Weg. Um den alten Wirodrono in Schweinsgestalt nicht zu verscheuchen, nahm ich verdeckte Aufstellung hinter einem dicken Waringibaume und erwartete den Aufgang des Mondes, die gewöhnliche Zeit, um welche das wilde Schwein kommen sollte. Sariman kauerte auf inländische Manier an dem Eingange seines Gartens, neben sich einige gebackene Pisange, durch welche er den ungebetenen Gast von der Zerstörung des Gemüses abzuhalten gedachte. Mein Standplatz war so gewählt, daß ich den Aufgang des Mondes nicht sehen konnte. Als er jedoch erschien, breitete er die volle Macht seines Zaubers über die tiefe Stille der wunderbar schönen, bisher in Dunkel gehüllten Landschaft. Nun gab auch Sariman bald das Zeichen, daß der erwartete Gast sich pünktlich einstelle. Gespannt schaute ich hinter meinem Baume hervor, und wirklich — das prächtigste Wildschwein, welches je ein Jägerauge erschaute, präsentirte sich meinen Blicken, ein echter alter Bursche mit grauer Brust und blinkenden Hauern. Von der Anwesenheit des Garteneigenthümers schien er nicht die geringste Notiz zu nehmen. Behaglich grunzend durchwühlte er mit dem breiten Rüssel die wohlgepflegten Anpflanzungen; von den gebackenen Pisangen, welche ihm Freund Sariman zuwarf, wollte er durchaus nichts wissen; links und rechts flogen Erdklumpen in die Höhe und krachten Bohnenstangen; mit dem größten Appetit zermalmte er die süßen Kartoffeln und hatte für alle von Sariman in den flehendsten Worten an ihn gerichteten Ermahnungen ein taubes Ohr. Endlich verließ diesen aber die Geduld; laut scheltend über die Zerstörung seines Eigenthums, nahm er einige Steine und warf dieselben dem alten Freunde gegen den borstigen Leib, wodurch das Thier sich in der That bestimmt fühlte, den Schauplatz zu verlassen. Ich bemerkte gerade noch, wie es, vergnügt mit dem zierlich geringelten Schwänzlein wedelnd, sich durch die Umzäunung drängte und, den Bach durchstampfend, am Buschrande verschwand. Mein ihm nachgerufenes „Auf Wiedersehen!" war vollständig ernstlich gemeint.

Während des Nachhausegehens nach dem Zusammentreffen mit Wirodrono-Wildschwein nahm ich mir denn auch fest vor, den ferneren Zerstörungen Einhalt zu gebieten. Wildschweinsbraten habe ich von jeher gern gegessen, und den Genuß der gepriesenen jungen Bohnen und Kartoffeln wollte ich auch nicht entbehren. Sariman verschwieg ich wohlweislich meine Absicht und sandte ihn nur gegen vier Uhr Nachmittags mit einem Briefe nach der drei Stunden entfernten Poststation. Gegen meinen Wirth hatte ich nebenbei geäußert, daß ich diesen Abend ohne Diener auf die Hirschjagd gehen wolle.

Wie den Abend zuvor, stand ich auch dann wieder hinter dem Waringibaume, um die Ankunft des Ebers zu erwarten; nur hatte ich heute mein Gewehr bei mir. Langes Warten war nicht

nöthig; vom Bache herauf hörte ich das bekannte Plätschern — dann wieder Stille, und siehe! seinen feisten Leib durch die Umzäunung drängend, erschien, behaglich grunzend, Wirodrono-Wildschwein auf der Bildfläche. „Warte, Freundchen!“ dachte ich, legte an und gab Feuer. Der Räuber fuhr zusammen; ganz wie ein „angeschossener Eber“ brach er durch die Hecke, raste in vollem Galopp, ohne zu grüßen, an mir vorbei und lief einem kleinen Hügel zu, wo er meinen Blicken entschwand. Da ich deutlich das Anschlagen der Kugel wahrgenommen hatte und reichliche Blutspuren mich zur Annahme eines Treffschusses berechtigten, so überließ ich das Thier für heute Nacht seinem Schicksale, begab mich nach Hause und genoß ohne alle Gewissensstörungen die Segnungen eines wohlthätigen Schlafes.

Als ich mit Sariman und vier anderen Javanen mich des andern Morgens auf die Suche begab und meine Schritte direct nach dem vorhin erwähnten Hügel lenkte, fragte mich der javanische Diener:

„Habt Ihr dort Wild geschossen, Herr?“

„Nein,“ antwortete ich, „warum fragst Du mich danach?“

„Weil dort der Begräbnißplatz ist.“

Ich wußte das nicht und muß gestehen, daß mir die Mittheilung nicht besonders angenehm war. Hätte das dumme Thier nicht einen andern Weg einschlagen können? Die Sache fing wirklich an, fatal zu werden. Und was ich im Stillen fürchtete, das traf leider nur zu vollständig ein: starr und steif lag das von mir geschossene wilde Schwein da, und keine zwanzig Schritte davon entfernt war das noch ziemlich frische Grab des seligen Wirodrono.

Himmel, was für Augen machte mein Sariman! Einen wüthenden Schrei ausstoßend und heftig mit den Armen gesticulirend, stürzte er wie ein Rasender den Berg hinab, hinter ihm her die vier anderen Javanen. Da ich dem todten Eber keine Leichenrede halten wollte, machte ich mich auf den Weg, wählte jedoch einen Pfad, welcher mich sofort, ohne daß ich durch das Dorf gehen mußte, direct nach meinem Hause führte. Kaum war ich da angekommen, als meine zwei Diener, welche ich mir von Batavia mitgenommen hatte, mit den gesattelten Pferden aus den Ställen eilten; zugleich hörte ich im Dorfe das Alarmzeichen schlagen, welches alle streitbaren Einwohner vor der Wohnung des Oberhauptes versammelt, merkte überhaupt aus dem ganzen Rumor, daß es durchaus nicht recht geheuer sei. Höflichkeit gegenüber den Europäern ist eine Haupttugend der Javanen; was man nur irgend verlangt, wird gern gethan, doch muß man natürlich des Landes Weise, des Landes Ehre auch berücksichtigen. Ich gestehe gern, daß ich in dieser Beziehung gefehlt hatte, und hielt es nun in Anbetracht der nicht ganz civilisirten Sitten für das Beste, durch einen unceremoniellen Abschied allem Gedankenaustausch mit der Dorfbevölkerung über das Thema Wirodrono-Wildschwein aus dem Wege zu gehen. Leider aber hatte Sariman's Botschaft sich so schnell im Dorfe verbreitet, daß ich keine Zeit mehr hatte, diesen Vorsatz auszuführen. Ehe ich mich's versah, war mein Haus rings von Javanen umstellt, welche zwar bei meinem Erscheinen sofort auf die gebräuchliche Manier ihre Ehrerbietung durch Niederkauern bezeigten, im Allgemeinen jedoch sehr lebhaft wünschten, daß ich meine Abreise einige Augenblicke verzögere. Ich sah durchaus keine Gelegenheit, um auf gütlichem Wege mich aus dieser unangenehmen Situation zu retten — also auf die Pferde! Dieselben standen gesattelt und gezäumt vor der Thür, auf ein von mir gegebenes Zeichen saßen wir im Sattel — und nun vorwärts, entweder darüber oder darunter! Einige Spornstöße — dann hörte ich nur noch ein wahrhaft teuflisches Kreischen, und mit weitausgreifenden Sätzen bog mein Fuchs den steilen Pfad hinab. Erst von der Station aus, wo ich mich vor Verfolgung sicher fühlte, entrichtete ich an Pa Idja durch einen Boten meine Schuld, indem ich zugleich von ihm mein Gepäck verlangte. Es wurde mir dasselbe gesandt, aber ich hielt es doch für angemessen, vorläufig den Ort zu meiden, wo verstorbene Freunde in Gestalt von wilden Schweinen nicht nur ihren Angehörigen, sondern auch dem harmlosen Fremdling Unannehmlichkeit und Gefahr bereiten.

R. K.

Herman von Schmid.

An Abschiedsstrauß

von dö Berg und dö Leut aus'n oberdoarischen Gebirg.

Pfüat[1] Gott, Du alta, liawa Freund!
Da[2] Herr gib Dir die ewi Ruah!
Wir schaugn mit schwara Kümmernuß
Heunt Deiner Leich' da draußen zua.
Du hast uns g'freut, wennst kemma bist
Und selm[3], wennst wieda furt,
Denn in Gedanka warst bei uns,
Warst aa in Münka[4] durt.
Was um uns is und was ma san
Und wia ma schö und wild,
Du hast viel Büacheln d'rüber g'schrieb'n,
Uns g'lobt mit Wort und Bild.
Du hast es eana[5] draußen zoagt,
Wia's 'rin[6] no' richti ist
Und bei uns g'ratt'[7] koa Feserl[8] Falsch,
Koa Lug, koa Hintalist;
Wia unsa Kini[9], 's Boarnland
Is unsa Stolz und Freud
Und wia ma unsan Herrgott treu
Verbleib'n in Ewigkeit. —
Jätz hat Dei' Schreib'n, Dei' G'sang an End —
Was thuats? für uns stirbst nit,
So lang dö Berg und d' Alma steh'n,
Dazihlns[10] vom Herman Schmid.
Und wenn uns aa heunt 's Flenna[11] kimmt,
Weilst machst dö weite Reis':
Du g'freust uns selm als Todta no'
Wia's schönste Edelweiß!

Maximilian Schmidt.

[1] Behüte Dich. [2] Der. [3] selbst. [4] München. [5] ihnen. [6] hier innen, bei uns. [7] geräth, gedeiht. [8] Fäserchen. [9] König. [10] Erzählen sie. [11] Flennen, Weinen.

Ein deutscher Flußhafen.

Wohl giebt es in Deutschland bedeutende Flußhäfen, in denen seit alten Zeiten Handel und Wandel blühten. Sie bilden in der Regel einen Theil großer Städte, mit deren Wachsthum auch die Hafenanlagen sich vergrößerten. Selten aber dürfte eine derselben eine so eigenthümliche Entstehungsgeschichte zu verzeichnen haben wie der wunderbar schnell aufgeblühte, ungefähr dreiviertel Stunden nördlich von der Residenzstadt Dessau gelegene Ausladeplatz „Wallwitzhafen“. Dieser Name wurde der Oertlichkeit erst 1861 von dem damals regierenden Herzoge beigelegt. Bis 1857 bildete dieselbe einen mit Bachweiden und verkrüppelten Eichen bestandenen fiscalischen Platz, der, ursprünglich zur Ausschiffung von Kaufmannsgütern, später auch von böhmischer Braunkohle benutzt, wegen seines sumpfigen, im Frühjahr und Herbst kaum passirbaren Bodens „Moderberg“ genannt wurde. Das schnaubende Dampfroß brachte in diese Einöde Leben und Cultur. Bei der Erbauung der Berlin-Anhaltischen Eisenbahn war die Stelle der betreffenden Gesellschaft von der anhaltischen Regierung mit überwiesen worden, und als nun in der Mitte der fünfziger Jahre auch die neue Eisenbahnlinie Berlin-Bitterfeld-Leipzig vollendet war, ließ die Gesellschaft das beim Bau südlich von der Stadt Dessau ausgestochene und anderweit nicht benutzbare Erdreich nach jenem „Moderberg“ fahren und dort anschütten.

Bald nach der Eröffnung der Bitterfelder Eisenbahn fand die Verwaltung der Berlin-Anhaltischen Eisenbahngesellschaft eine günstige Verwendung der „Elbablage am Moderberg“. Dorthin ließ sie die in der Nähe des Städtchens Bitterfeld gewonnenen

Digitized by Google

Walkwitzhafen.

Nach der Natur aufgenommen von O. Strützel.

Braunkohlen schaffen, und von hier gingen dieselben weiter nach Aken, Barby, Magdeburg ꝛc. Dieses Geschäft nahm bald einen größeren Aufschwung, und um es noch mehr zu heben, wurde zur schnelleren Förderung der Einladung in die Fahrzeuge das Elbufer durch eine Quaimauer abgegrenzt und die Seite des Walles nach dem Strome zu mit einfachen hölzernen „Rutschen" versehen.

Auf der Nordseite des so vorgerichteten Platzes wurde bereits im Herbste 1859 ein Speditionsgeschäft eröffnet, das rasch in Aufnahme kam; ihm folgte am südlichen Ende des Pflasters bereits im Jahre 1861 ein zweites, von Hamburger und Leipziger Kaufleuten begründet. Schon im Jahre 1860 belief sich der Waarenverkehr auf 145,000 Centner, erreichte 1876 die Höhe von 940,000 und bezifferte sich in dem sonst für den Handel so ungünstigen Jahre 1877 sogar auf 1,452,450 Centner.

Die Ursache des außerordentlichen Aufschwunges beider Speditionsgeschäfte ist zunächst in der ungewöhnlich günstigen geographischen Lage dieses Elbausladeplatzes zu suchen. Er ist nur siebenundeinhalb Meilen von Leipzig entfernt, und directe Schienenwege vermitteln hier den Weitervertrieb der von Hamburg und Harburg kommenden Güter über Leipzig nach Sachsen, Böhmen, Baiern und Oesterreich, sowie über Halle nach den thüringischen Staaten. Aber nicht weniger verdankt der neue Hafenplatz sein rasches Aufblühen der in früheren Jahren vorherrschenden freisinnigen Handelspolitik Deutschlands. Dem Verkehr sind große Steuererleichterungen zugestanden worden; Privatzollläger wurden am Platze selbst gestattet; 1866 wurde eine mit den ausgedehntesten Befugnissen ausgestattete Zollexpedition daselbst errichtet, und die Eisenbahnverwaltung beeilte sich, durch mannigfache Frachtermäßigung den Waarenverkehr in Wallwitzhafen zu beleben. Diese Anstrengungen wurden auch von einem unerwartet günstigen Erfolge belohnt: in neunzehn Jahren, von 1858 bis 1877, wurden an diesem früher sumpfigen, unzugänglichen Orte im Ganzen 14,319,327 Centner Güter spedirt. Dieser Aufschwung erlahmte auch in den letzten Jahren nicht. Das Vorjahr 1879 war für Wallwitzhafen das bisher günstigste, indem während desselben gegen 130,000 Centner mehr expedirt wurden als im Jahre 1878.

Mit dieser Zunahme des Verkehrs wuchsen auch neue Bauten aus dem trockengelegten und für die Cultur eroberten Boden des Hafenortes hervor. Gegenwärtig befinden sich auf Wallwitzhafen fünf große massive Speicher mit trefflichen Kellerräumen, zwei Zollniederlagen, in denen durchschnittlich 6000 bis 10,000 Centner lagern, vier große Bretterschuppen, ein Guanoschuppen und zwei Coaksschuppen, die Zollexpedition, zwei Comptoirs, ein Arbeiterhaus, ein großer Kohlenkeller, ein Wohnhaus, eine Schmiedewerkstatt und noch manche andere bauliche Räumlichkeiten. Ein Schienennetz von über sechshundert Ruthen verbindet die einzelnen Ausladestellen und Güterspeicher unter einander und läuft am südlichen Ende von Wallwitzhafen in das nach dem Dessauer Bahnhofe führende Hauptgeleis.

Vier Dampf- und zwei Handkrahne befördern die Aus- und Einschiffung der Waaren, und alljährlich werden 300 bis 350 Kähne gelöscht und ungefähr 100 Fahrzeuge zu Thal beladen. Während schon früher eine Expreßdampfschifffahrt die Beförderung der Stückgüter bis nach Hamburg erleichterte, ist in der letzten Zeit durch die Einführung sogenannter „Jagdkähne" so viel erreicht worden, daß beispielsweise Güter von Hamburg nach Leipzig inclusive Zollabfertigung und Ueberladung vom Kahn zur Bahn binnen acht Tagen abgeliefert werden können. An der Schifffahrt überhaupt betheiligen sich vier Dampf- und Segelschifffahrts-Gesellschaften und viele private Segelschiffe.

Der Anblick des täglich von einer größeren Anzahl Fahrzeuge belebten Ausladeplatzes ist ein sehr erfreulicher, wozu auch die prächtige landschaftliche Staffage beiträgt, wie sie nach allen Seiten hin in der Umgebung Dessaus sich findet.

Sehr interessant aber ist ein Rundgang über Wallwitzhafen, ein Blick in die Speicher, Schuppen, Keller und sonstigen Räume, in welchen die Producte und Fabrikate zweier Hemisphären aufgeschichtet sind. Neben mächtigen, ähnlich unseren Holzklaftern im Freien aufgestellten Barren Roheisen sieht man hier große Quantitäten amerikanischen, englischen und französischen Schiefers, Maschinentheile aus Holz und Metall ꝛc. In den Speichern liegen gewaltige Haufen brasilianischer Farbehölzer, viele Tausende Fässer Harz, Oel, Soda, Cement, Guano in Säcken, rohe Baumwolle, Jute, Droguen, Chemicalien, Färberei- und Gerbstoffe, Getreide, Häute, Petroleum, Wein, Zucker, Sardellen, Häringe, Südfrüchte und Gewürze, Reis, Kaffee, Syrup, Tabak, Baumöl, Leinöl, Paraffin und Stearin und was sonst der Mensch der Natur abgewonnen und durch seiner Hände Fleiß zum Nutzen oder zur Verschönerung des Daseins geschaffen hat.

Will der Besucher aber seine Wanderung mit einem erhebenden Anblick beschließen, so möge er den in der Nähe liegenden „Wallwitzberg" besteigen, eine 1817 als Aussichtspunkt aufgeschüttete Anhöhe. Von hier aus genießt er einen sehr weiten Umblick über das offene Land, der besonders im Frühjahr, wenn die reichen Obstplantagen in der Elbaue im vollen Blüthenschmuck stehen oder wenn zur Abendzeit die grünen Eichenwaldungen von den letzten Strahlen der Sonne vergoldet werden, ein überaus herrlicher ist.

Ein weiterer Aufschwung steht übrigens Wallwitzhafen bevor. Hoffentlich wird früher oder später das Project einer directen Canalverbindung mit Leipzig ausgeführt werden; die Zeitströmung scheint wenigstens solchen Unternehmungen günstig zu sein. Bei dem ausgedehnten Eisenbahnbau hat man in Europa den Ausbau der Canäle vernachlässigt, und schon jetzt macht sich der Mangel an billigen Wasserwegen vor Allem unseren Landwirthen recht fühlbar. Wenn diesem Uebelstande abgeholfen werden wird, dann werden wohl auch in Deutschland große Flußhäfen entstehen, deren Bedeutung die bisher vorhandenen übertreffen wird. Jedenfalls aber bildet in einer für das Canalwesen nichts weniger als günstigen Zeit die Entstehung des Wallwitzhafens ein sprechendes Denkmal deutschen Fleißes, welcher selbst unter ungünstigen Verhältnissen das vorgesteckte Ziel durch Ausdauer zu erreichen versteht.

L. Würdig.

Der deutsche Schulverein in Oesterreich.

Eine objective Würdigung der überaus verwickelten Parteiverhältnisse in Oesterreich ist für uns im Reiche sehr schwer. So mag es auch kommen, daß der zähe Kampf, den unsere Stammesgenossen in Oesterreich gegen die gewaltsam hereinbrechende Hochfluth des Slaventhums seit mehr als einem halben Jahre zu bestehen haben, bisher nicht jene Beachtung bei uns fand, welche verwandte Bestrebungen für Erhaltung der Eigenart anderer germanischer Völker zu finden pflegen.

Die entferntere Vorgeschichte dieses Kampfes in Oesterreich ist zu bekannt, als daß wir hier auf dieselbe zurückkommen könnten. Unmittelbar vorbereitet und eingeleitet wurde der jetzige Kampf durch die den slavischen Bestrebungen mehr als wohlwollende Haltung, welche das vor Jahresfrist an's Ruder getretene Ministerium bekundete. Sofort erschienen die czechischen Abgeordneten auf ihren lange verwaisten Parlamentssitzen. Hand in Hand mit den polnischen, feudalen und clericalen Fractionen begannen sie, immer auf dem Boden der Verfassung stehend, den Kampf gegen die Verfassung, indem sie dieselbe, und zwar stets nur von Fall zu Fall, ihren national-reactionären Absichten entsprechend umzudeuten oder zu modificiren suchten. Aus der bisher beliebten Regirung der Verfassung entwickelte sich naturgemäß ein planmäßig eingeleiteter und betriebener Kampf gegen alles Deutsche, dessen Vertreter sich der Mehrzahl nach gezwungen sahen, sich in der Defensive auf den leider lange genug verhorrescirten deutsch-nationalen Standpunkt zu stellen. Zunächst entbrannte im Frühling dieses Jahres der Kampf auf das Heftigste aus Anlaß der von der Regierung ausgegebenen Sprachenzwangs-Verordnung. Nach derselben sollte Jedermann das Recht zustehen, sich einer beliebigen im Lande gesprochenen Sprache im Verkehr mit den öffentlichen Behörden zu bedienen und die Erledigung in derselben Sprache zu fordern.

Wenn man bedenkt, daß beispielsweise im nördlichen und westlichen Böhmen, in Nordsteiermark und Nordtirol meilenweite Distrikte nur von Deutschen bewohnt werden, dennoch in denselben von Jedermann eine czechische, slovenische oder italienische Amtshandlung provocirt werden kann, so liegt es auf der Hand, daß diese Verordnung einer förmlichen Austreibung aller deutschen Richter und Beamten gleichkommt. Denn daß die Czechen, dank ihrer untergeordneten Culturverhältnisse, gezwungen sind, sich frühzeitig des deutschen Idioms zu bemächtigen, dagegen der Deutsche jede andere Cultursprache eher als das für ihn ziemlich werthlose Czechische zu erlernen bestrebt ist, bedarf wohl keiner weiteren Rechtfertigung. Es ist daher begreiflich, daß diese Sprachenverordnung einen wahren Sturm von Protesten aus allen deutschen Bezirken und Gemeinden Oesterreichs entfesselte. Wir sagen absichtlich aus den „deutschen" und nicht aus den „verfassungsmäßigen" Bezirken; denn daß irgend eine polnische oder ruthenische Gemeinde aus Galizien — und Galizien hat die Jahre über mit recht ergiebigem Nutzen zur Verfassung gehalten — sich diesen Protesten angeschlossen hätte, ist uns nicht bekannt.

Die Regierung, sehen wir von etlichen Beschwichtigungsartikeln und Erklärungen ab, that nichts, was einer Rücknahme der Verordnung gleich

Digitized by Google

sah. Ist es da ein Wunder, daß der für seine Stammesart warmfühlende Deutsche Oesterreichs, dieser treueste und loyalste Diener seiner Dynastie, dieser Grundpfeiler des österreichischen Staatsgebäudes, der nie sein Gut und Blut für dessen Erhaltung gespart, bangen Blickes in die Zukunft sieht?

Obige Gedankengänge bildeten den ungefähren Inhalt einer Unterhaltung, welche eine kleine Tischgesellschaft an einem schönen Maienabend dieses Jahres in Wien führte. Man mußte sich gestehen, daß die Zeit erfolgloser Proteste und unwürdiger Klagen vorüber sei, daß nur die That, wenn auch die mühevolle, hier einzig dem Deutschen zieme. Man war sich klar bewußt, daß in dem bevorstehenden Kampfe nur ein Sieg durch innere Macht feste Dauer verspreche, also ein Sieg, der auf dem Boden und mit dem Herzen und Geiste des Volkes gewonnen sei; wollte man aber das Volk für diesen Kampf befähigen, so müßte man eine neue Generation dazu erziehen, und für sie ist die Schule das Rüsthaus. Völkern ist der Ausspruch gestattet: „wir können warten", wenn sie sich die Zukunft sichern. Und so ward in demselben Geiste auch hier im kleinen Kreise, lautlos, ohne viel ängstliches Erwägen, aber mit dem Gelöbniß im Herzen, für die Kraft des deutschen Volksstammes jederzeit das Beste daran zu setzen, der „Deutsche Schulverein" gegründet.

Es klang wie eine ernste Mahnung zu thatkräftig nationaler Arbeit, als von Kraus unter allseitiger Billigung rückhaltslos bekannte: „Insbesondere ist es ein großer Irrthum unserer Deutschen in Oesterreich, daß sie sich rücksichtlich ihrer sprachlichen Propaganda eine von selbst wirkende Kraft gegenüber den anderen Nationen Oesterreichs beimessen. Diesen Irrthum zu zerstören, wird ein nicht geringes Verdienst unseres Schulvereins sein. Auf die Dauer geht es doch nicht an, sich bei dem geläufigen Schlagworte zu beruhigen, daß unsere Sprache sich gerade gut genug für die Rolle des allgemeinen Culturferments eigne, und uns kann das offne Geständniß nur frommen, daß die Kraft, fremde Elemente unserer Eigenart zu assimiliren, thatsächlich eine höchst geringe sei."

Nunmehr besorgt ein aus 25 Männern aus den verschiedensten Berufskreisen zusammengesetzter Ausschuß die laufenden Geschäfte des Schulvereins. An der Spitze desselben steht der seiner Thatkraft wie seiner fachmännischen Kenntnisse wegen hochgeschätzte Landtagsabgeordnete und Rechtsanwalt Dr. Moriz Weitlof. Ihm zur Seite, als Stellvertreter, fungirt Prof. Dr. Victor von Kraus. Die Geschäfte des ersten Schriftführers besorgt Engelbert Pernersdorfer, dem das bleibende Verdienst gebührt, die erste Anregung zur Gründung des Vereins gegeben zu haben. Der Ausschuß veröffentlicht von Woche zu Woche durch die Presse kurze Berichte über den Stand des Unternehmens. Schon sind nach vielen Seiten Unterhandlungen wegen Errichtung und Dotirung deutscher Volksschulen an bedrohten Punkten im Zuge. Wir hoffen, daß das Wuthgeschrei der slavischen Presse über den neuen Gegner, den sie — Gott sei es gedankt — zu fürchten anfangen, den Ausschuß in seiner mühevollen Arbeit nicht irre machen wird. Man möge das österreichische Staatsinteresse hervorheben, wie man wolle, man wird den Deutschen trotz aller Angriffe von czechischer Seite ihre deutsche Gesinnung nicht aus dem Herzen reißen können. Der Deutsche in Oesterreich weiß doch, daß das, was er durch seine Schule für die Ausbreitung seines Volksstammes thut, in letzter Linie dem Glanze und der Wohlfahrt der Gesammtmonarchie zu Gute kommt.

Als eine höchst erfreuliche Thatsache müssen wir noch verzeichnen, daß seit zwei Monaten kein Tag vergeht, an welchem nicht fünf bis zehn öffentliche Körperschaften (als Bezirksvertretungen, Stadt- und Landgemeinden, Turner- und Feuerwehrvereine, Sparcassen &c.) dem Vereine mit namhaften Spenden beitreten. In diesem Augenblick ist statutarisch die Organisation des Vereins insofern eine centralistische, als Wien der alleinige Sitz desselben ist. Auch dies soll in Kürze zum Besten des Ganzen dahin geändert werden, daß zahlreiche Unterverbände in den einzelnen Bezirken durch Uebernahme der in's Massenhafte anwachsenden Arbeiten des Centralhauptverbandes in Wien diesem hülfreich zur Seite stehen werden.

An harter Arbeit hat es dem damals gewählten Comité nicht gefehlt. Daß in den Reihen der Czechen dem Vereine recht energische und ungeberdige Gegner, die sofort nach der Polizei rufen, erstehen müßten, fiel zunächst nicht in die Wagschale. Mehr beschäftigte die Frage, wie die eigenen Stammesgenossen sich zur Sache verhalten würden; denn wer kennt als guter Deutscher nicht die große Schaar der Halben, der Opportunitätsmenschen, der sogenannten „Auchdeutschen", deren A und O lautet: „Um Gottes willen nur nicht dem Herrn oder der Gemeinde vor den Kopf stoßen!" dann die stillen, vorsichtigen, aber desto einflußreicheren Gegner, die jedem Unternehmen abhold sind, auf welchem nicht von vornherein ihre segnenden Hände geruht. Allein alle diese Schwierigkeiten wurden von den sieben Männern des Ausschusses in sechs bangen Wochen der aufreibendsten Thätigkeit glücklich überwunden. Die rasch vollendeten Statuten erhielten die behördliche Genehmigung. Ein kerniger Aufruf des vorbereitenden Comités wandte sich in Tausenden von Exemplaren an alle Deutschen Oesterreichs um thätige Theilnahme. Was man an materieller Beihülfe forderte und noch heute fordert, ist ja so höchst geringfügig. Entweder einen Jahresbeitrag von einem Gulden (zwei Mark) oder einen Beitrag ein- für allemal von zwanzig Gulden (vierzig Mark). Dem ersten Aufrufe folgte ein zweiter, der die Unterschriften von hundertzwanzig Männern der verschiedensten Berufsstände mit Namen vom besten Klange trug und in die entlegensten Gaue Oesterreichs versendet wurde.

Am 2. Juli fand in dem Festsaale der Wiener Universitätsaula die constituirende Generalversammlung des Schulvereines statt. Ein gesunder, zur That bereiter Enthusiasmus beherrschte die wogende Menge, die in den weiten Räumen kaum untergebracht werden konnte. Der wackere Obmann des vorbereitenden Comité, Dr. Steinwender, begrüßte die Versammlung mit einer kurzen kernigen Ansprache, die dem Ernste der augenblicklichen Lage entsprach, und entwickelte in großen Zügen Zweck und Ziele des Vereines. Den Bericht über die Vorarbeiten zur Gründung erstattete Professor Victor von Kraus, welchem wir entnehmen, daß schon in den ersten Wochen drei- bis viertausend Beitrittserklärungen erfolgt waren. Die ausgegebenen Anmeldelisten bewiesen, daß kein Stand hierbei unvertreten blieb. Sicherlich war sehr Vielen die wirkliche Gefahr, in welcher schon lange in dem nur allzuvielsprachigen Oesterreich-Ungarn gerade die deutsche Sprache steht, jetzt zum ersten Male vor Augen getreten, denn schonungslos wies der Berichterstatter an einzelnen Beispielen den steten Rückgang des Deutschthums, namentlich an den Sprachgrenzen, nach.

Sollten wir es nach dieser Darlegung noch für nöthig halten, die Aufmerksamkeit und, was die Hauptsache ist, die Opferwilligkeit unserer deutschen Leser für dieses Unternehmen mit Worten besonderer Empfehlung wachzurufen? Wir betonen, der Verein ist ein nicht-politischer und wird es stets bleiben. Mag sein Einfluß noch so groß werden, mag er, was wir nur wünschen, auf die Gestaltung der politischen Parteien unter den Deutsch-Oesterreichern noch so läuternd wirken, der Verein selbst wird in der Förderung der deutschen Schule seine einzige Aufgabe erblicken. Es kann demnach Jeder ohne Unterschied des Geschlechtes und Standes, des politischen und confessionellen Bekenntnisses Mitglied des Vereins werden. Vor Allem wenden wir uns an die im deutschen Reiche zerstreut lebenden Deutsch-Oesterreicher, die es wohl als ihre Ehrenpflicht ansehen werden, ihren bedrängten Stammesbrüdern in der Heimath mit ihrem Scherflein beizuspringen.

Aber auch an die Reichsangehörigen ergeht die Mahnung, der Deutschen in Oesterreich nicht zu vergessen. Begingen wir jüngst die erste Decennalfeier der glorreichen Erhebung Deutschlands aus alter Schmach, indem wir in wehmüthiger Erinnerung die Grabeshügel unserer wackeren Krieger frisch bekränzten, so wollen wir uns auch daran erinnern, daß sich in jenen bangen Tagen die österreichischen Brüder nicht nur mit ihren Segenswünschen, sondern auch mit reichen Liebesgaben bei uns einfanden.

Möge denn zum Heile unseres Nachbarstaates der deutsche Schulverein wachsen und gedeihen!

Blätter und Blüthen.

Der Pfefferminz-Baum (Eucalyptus amygdalina) als Luftverbesserer. Unser Artikel über die Eucalyptus-Oasis in der römischen Campagna (S. 386 des laufenden Jahrgangs) hat das Interesse an der segenbringenden Mission dieser australischen Pflanzenfamilie von Neuem wachgerufen, und wir wollen deshalb nicht unterlassen, auf einige neuere Erfahrungen hinzuweisen, die der in der Ueberschrift genannten Art einen noch höheren Luftverbesserungseffect nachrühmen, als dem so wohlbewährten blauen Gummibaum (Eucalyptus globulus). Wie schon in dem ersten Artikel der „Gartenlaube" (1876, S. 86) erwähnt wurde, schreibt man dem ätherischen Oel der Blätter und seiner ozonirenden Wirkung neben dem starken Entwässerungsvermögen der Wurzel einen Hauptantheil an dem durch so viele Erfahrungen bewährten luftreinigenden Einfluß dieser Pflanzen zu. Nun weist der unlängst erschienene Bericht der landwirthschaftlichen Regierungs-Commission von Nordamerika für 1877 auf die in Europa wenig bekannt gewordenen Mittheilungen eines australischen Chemikers Mr. Bosisto hin, nach denen Eucalyptus amygdalina in seinen Blättern viermal so viel ätherisches Oel erzeugt, als Eucalyptus globulus, und daß dieses ätherische Oel nach den Versuchen des Dr. Day in Geelong äußerst stark ozonisirend wirke. Der Baum zieht einen etwas weniger feuchten Boden dem des reinen Sumpflandes vor, und möchte sich deshalb für die Campagna und ähnliche Strecken sehr gut eignen; auch soll er ein wenig härter sein, als der blaue Gummibaum, der nicht einmal das Klima des nördlicheren Frankreich verträgt.

Freilich wäre es nicht unmöglich, daß die größere Laubproduction des blauen Gummibaumes die stärkere Oelproduction des Pfefferminzbaumes, welcher kleinere Blätter besitzt, wieder aufwiegen könnte. Dagegen würde der letztere als Ziergewächs jedenfalls den Vorzug verdienen, da seine Erscheinung unbedingt eleganter ist. Bekanntlich sind die Eucalypten mehrfach als luftverbessernde Zimmerpflanzen empfohlen worden, und einige gärtnerische Speculanten sind so weit gegangen, ihnen eine specifische Heilkraft gegen Diphtheritis und alle möglichen Infectionskrankheiten anzudichten, um ihre Waare besser an den Mann zu bringen. Wir wollen nicht unerwähnt lassen, daß man jedenfalls besser thun wird, für eine ausreichende Ventilation und Lüftung zu sorgen, als von einigen Topfpflanzen die Verbesserung der Zimmerluft zu erwarten. Da indessen der Pfefferminzbaum ein leicht zu ziehendes, frisches Gewächs ist, so sehen wir nicht ein, warum man nicht bei dem ihm vorausgehenden günstigen Rufe als „Ozonerzeuger" demselben ein Plätzchen im Zimmer gönnen sollte. Sofern der Pfefferminzbaum zu den Riesen des Pflanzenreichs gehört — Baron von Müller maß einen Stamm, der bis zur Gipfelspitze 394 Fuß lang war, und andere Exemplare hat man noch um 100 Fuß höher geschätzt — so wird man zugleich ein Miniaturbild des höchsten Baumes der Erde haben.

Uebrigens möchten wir die Gärtner bei dieser Gelegenheit auf die Topfcultur des sehr angenehm nach Citronen duftenden Eucalyptus citriodora aufmerksam machen. Der Liebhaber wird diese Pflanzen in den meisten größeren Gärtnereien finden. Man hat den Eucalyptus-Arten auch nachgerühmt, daß sie die Fliegen vertreiben; zu eigentlichen Schmuckpflanzen kann man sie indessen wegen des meist sperrigen Wuchses nicht rechnen.

Digitized by Google

Prosit! Eine culturhistorische Plauderei. Es ist eine uralte Sitte, dem Niesen als etwas Besonderem, Eigenartigem auch besondere Beachtung zu schenken, ihm gewisse Vorbedeutungen, glückverheißende sowohl wie unheilverkündende, beizulegen. Bereits die Alten übten sie, und schon zu Alexander's des Großen Zeiten zerbrach sich Aristoteles den Kopf, den Grund dieser Gewohnheit und des Niesens überhaupt zu erforschen. Die Mythe erzählt, Prometheus habe, nachdem er das Feuer vom Himmel geholt, um vermittelst desselben dem Menschen Leben einzuflößen, ihm das Feuer vor die Nase gehalten, sodaß er gewaltig habe niesen und die in ihm erwachte Lebenskraft bekunden müssen. In Folge dessen war der große Weltweise der Ansicht, die ehrfurchtsvolle Erinnerung an diesen frühesten Act menschlicher Lebensäußerung sei Veranlassung zum Beglückwünschen beim Niesen geworden. Dasselbe wurde, eben unter Anknüpfung an jene Sage vom Prometheus, bei den Griechen und Römern als ein Zeichen von Kraft und Lebensfrische angesehen und von Jedermann mit dem Glückwunsch „Jupiter erfreue dich!" begrüßt. Ja, sich selbst riefen die Römer ein „salve!" zu, wenn kein Anderer es that. Ein altes Epigramm berichtet von einem gewissen Proklus, er habe eine so lange Nase gehabt, daß er es nicht hörte, wenn sie niesete, und daher ohne sein „salve!" weiterging, und wollten die Griechen und Römer ihren Damen ein recht schönes Compliment machen, so sagten sie: „die Liebesgötter selbst hätten bei deren Geburt geniest."

Noch weit höflicher sind die Polen. Bei ihnen ist es oder war es wenigstens bis vor kurzer Zeit üblich, das Niesen eines Anderen mit den Worten zu bemerken: „Ich wünsche Ihnen hundert Jahre Gesundheit," worauf der also Beglückwünschte schleunigst: „Ich lade Sie zu meinem Begräbniß" zu erwidern pflegt. Aber außer dem Glückwunsch haben alle Völker dem Niesen noch die verschiedensten abergläubischen Bedeutungen beigelegt. „Du beniesest es," sagt man bei uns, wenn Jemand niest, während er etwas erzählt, was Anderen zweifelhaft erscheint — und man legte ehemals einen besonderen Werth auf solch ein „Beniesen", das als eine Voraussagung der Erfüllung galt. So hielt Xenophon beim Rückzuge der Zehntausend aus Persien eine Rede an sein Heer, worin er den Kriegern das Gefährliche ihres Unternehmens darstellte, ihnen aber auch nur darin allein Rettung als möglich schilderte und sie zu einem raschen Entschlusse aufforderte. In diesem Augenblicke niese einer der Krieger, und Alles war über die einzuschlagende Wahl sicher, hatten sich doch die Götter selbst in dem Niesen des Soldaten mit des Führers Vorschlag einverstanden erklärt. Allein dieser an sich harmlose Aberglaube hatte zuweilen auch Schreckliches im Gefolge. So ließ Themistokles, als er nach einem eben beendigten Treffen den Göttern opferte, eine Anzahl ihm als Gefangene zugeführte Jünglinge tödten, weil gerade zu seiner Rechten Jemand geniest hatte und die Priester dies dahin deuteten, daß die Jünglinge den Göttern ein angenehmes Opfer seien, welches den Griechen Ehre und Sieg bringen würde. Von Sokrates, dem aufgeklärtesten der griechischen Philosophen, erzählt man gleichfalls, daß er unter dem Einfluß jenes Aberglaubens gestanden und sowohl sein eigenes, wie das Niesen Anderer, als deutungsreiches Omen angesehen habe. Einer seiner Schüler berichtet, daß ihm, wenn er vor der Ausführung eines gefaßten Vorsatzes niese, dies als eine Aufmunterung galt, während derselben jedoch eine Warnung bedeutete und er deshalb nicht selten das Unternehmen ganz aufgab.

Als sich Penelope wegen ihrer vielen Freier in besonders großer Noth befand, bat sie dringender als je die Götter, ihren Odysseus bald nach Haus zurückkehren zu lassen. Da

„niesete Telemach, daß das ganze Gemach erbebte."

Nun war Penelope nicht mehr in Zweifel, daß ihre Bitte erhört worden sei.

Sowohl Zeit und Ort wie auch die Zahl der Wiederholung des Niesens entschied bei den Alten darüber, ob es Glück oder Unglück bedeutete. Wenn Jemand am Morgen niese, noch ehe er sich vom Lager erhoben und die Schuhe angelegt hatte, so war ihm der ganze Tag verdorben, und wenn irgend thunlich, legte er sich sofort wieder in's Bett, um zu einer glücklicheren Stunde aufzustehen. Nieste man dagegen Mittags oder später, so überließ man sich bei allem Thun der frohen Hoffnung eines glücklichen Erfolges. Und wenn bei Aufhebung der Mittagstafel einer der Gäste sich vom Niesen angewandelt sah, nahm die ganze Gesellschaft abermals auf ihren die Tafel umgebenden Polstern Platz. Zum zweiten Male wurden hierauf Speisen und Getränke aufgetragen, und zum zweiten Male ging es an das Essen und Trinken, bis man damit den üblen Einfluß jenes unseligen Niesens beschworen zu haben glaubte. Lag ein Römer krank und niese er einmal, so stand ihm ein baldiger Tod bevor, zweimaliges Niesen deutete dagegen auf Genesung. Hatte Jemand bei Schließung eines Vertrages, z. B. der Ehe, einmal geniest, so mußte der Vertrag ungestörte Dauer haben, denn die Götter billigten ihn; dreimaliges Niesen jedoch verkündete einen widerrechtlichen Bruch.

In einem afrikanischen Staate wird, sobald der König niest, dieses durch gewisse Zeichen und durch Gebete, die man auf den Straßen abhält, im ganzen Lande bekannt gemacht, und überall erschallen sodann die Glückwünsche und Jubelrufe der Einwohner. In ähnlicher Weise erließ der schreckliche Kaiser Tiberius Befehl, daß, wenn er niese, Jedermann sogar auf offener Straße ihm ein lautes „Glück und Heil!" zurufen solle, damit kraft dieses Zurufs die glückliche Vorbedeutung bald in Erfüllung gehe. Auch der berühmte Lehrer des Kaisers Hadrian, der weise Plutarch, war ein großer Verehrer des Niesens. In einer seiner Schriften sagt er: „Was für die ärztliche Wissenschaft der Puls im menschlichen Körper ist, das ist für die Seele das Niesen." — Als die Spanier Florida eroberten, fanden sie, daß, wenn der Kaiser niese, alle Indianer die Hände erhoben und die Sonne anriefen, ihren Fürsten zu schirmen, ihm hold zu sein und ihn zu erleuchten.

Höchst eigenthümlich ist, was die Juden vom Niesen erzählen. Der Mensch, so heißt es bei ihnen, sollte eigentlich nur einmal niesen, und zwar kurz vor seinem Tode; alle Erzväter bis auf Jacob starben in dieser Weise. Jacob jedoch bat den Herrn aus freilich unbekannten Gründen, ihn niesen zu lassen, so oft er wolle, ohne ihn aber dabei von der Erde zu nehmen. Sein Gebet ward erhört, und er nieste nun oft und lebte dabei lange Jahre. Seinen Kindern und Kindeskindern blieb dieses Vorrecht erhalten, aber eingedenk des dadurch ehemals angedeuteten letzten Stündleins rufen sie einander noch heute nach dem Niesen zu: „Jehova stärke Dich!" Ein Niesen während des Gebetes gilt bei ihnen als Zeichen, daß dasselbe Erhörung finde; Aehnliches glaubten auch die Aegypter und Araber.

Bei uns in Deutschland gilt es als ganz besonders heilbringend, wenn Jemand am frühen Morgen niest, während er noch nüchtern ist, das heißt noch nichts gegessen oder getrunken hat. Auch sagt man dann wohl: „Heute werde ich etwas Neues erfahren!"

Im Allgemeinen gilt das Niesen bei uns von jeher als ein gutes Vorzeichen, wenn es auch je nach den Tagen, an welchen es erfolgt, wohl eine verschiedene Bedeutung hat. So heißt es in Sachsen:

„Sonntagniesen: Eingeschränkt!
Montag heißt es: Was geschenkt!
Dienstag aber: Viel gekränkt!
Mittwoch deutet's: Rückwärtsgeh'n!
Donnerstag: Was Liebes seh'n!
Freitag dann: Recht viel gelacht!
Sonnabends endlich: Ausgemacht (Ausgescholten)!"

Nicht minder bekannt ist der Vers:

„Morgens — beschenkt,
Mittags — gekränkt,
Abends — zu Gast geladen,
Oder auch zum — Schaden."

Auch in Verbindung mit dem neuen Jahr findet sich das „Prosit", und in Deutschland erschallt bekanntlich am Neujahrstage überall „Prosit Neujahr!" — Das Glückwünschen nach dem Niesen aber nimmt heute mehr und mehr ab, und nicht lange mehr wird es dauern, dann ist bei uns die alte Sitte verschwunden, wie es bereits bei den Franzosen und Engländern der Fall. Nichts mehr vor uns voraus werden dann die Quäker haben, die, in Allem etwas Besonderes suchend, beim Niesen von jeher keinen Gruß und Glückwunsch kannten. H. S.

Auf Leben und Tod.

Mit Abbildung Seite 733.

Fort stürme, mein Roß;
Denn Tilly's Troß
Folgt uns'rer Spur.
Wir können nicht weilen,
Wir müssen enteilen —
Auf, stampfe die dampfende Flur!

In schwerer Noth,
Auf Leben und Tod
Vertrau' ich dir.
Die Freunde flohen;
Die Feinde drohen —
Greif' aus, mein tapferes Thier!

In blutigem Krieg,
Vertrauend auf Sieg,
Stritt treu ich für's Recht —
Nun sollt' ich sterben
Und ruhmlos verderben,
Als wär' ich ein niedriger Knecht?

Auf grünender Au',
Soweit ich schau',
Kein Retter da!
Vielleicht mit mir Armen
Hat Gott Erbarmen;
Stets bleibt er Gerechten nah'.

Vielleicht dort im Wald
Erreich' ich bald
Der Schweden Wacht,
Wo Fahnen stolz wehen,
Wo Helden treu stehen
Zu Gustav Adolf's Macht.

Du wieherst, mein Roß?
Horch! Hörnerstoß!
Die Hülfe ist nah'!
Es kommen die Freunde;
Es weichen die Feinde;
Gerettet sind wir — Hurrah!!

H. . J.

Kleiner Briefkasten.

E. Beatrice M. Der Uebersetzung des Artikels steht nichts im Wege, wenn Sie die „Gartenlaube" als Quelle angeben.

E. S. 1. Ungeeignet! Verfügen Sie gütigst über das Manuscript!

V. R. in Friedland. Die „Walhalla" an der Donau hat am 18. October dieses Jahres den fünfzigsten Gedenktag ihrer Grundsteinlegung gefeiert. Sie ist eine Schöpfung Ludwig's des Ersten von Baiern; der Entwurf stammt von Leo von Klenze.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 46. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig

Zwischen Fels und Klippen.

Eine Strandromanze von Ernst Ziel.

1.

„Mutter Hedda, er regt sich — er lebt."

„Wird leben, mein Kind, wenn die Sterne es wollen."

Die Zwei, welche so sprachen, saßen niedergebückt in dem Winkel eines engen, schmucklosen Gemachs. Alles ringsum trug einen seemännischen Charakter. War es die Kajüte eines Schiffes? War es das Innere einer ärmlichen Strandhütte? Karten und Segel, Tauwerk und Ruder bedeckten in buntem Durcheinander die rohen hölzernen Wände; ein umgekehrtes kleines Boot war mit Hülfe von alten Brettern und seegrasgepolsterten Kissen zu einer Art Ruhebank umgeformt, und Fernrohre und Compasse, Wettergläser und Nebelleuchten vervollständigten die Geräthschaften dieser sonderbaren Wohnstätte.

Sonderbar war auch die Gruppe, welche der brennende Kienspan beleuchtete, der statt einer Lampe sein flackerndes Licht von der Decke herabsandte. Das wettergebräunte, runzelvolle Gesicht eines kauernden alten Mütterleins neigte sich tief nieder, so tief, daß ihm die langen grauen Haare über die Stirn bis auf die Augen fielen; diese Augen waren von einem seltsam mystischen Feuer durchglüht, unirdisch fast, aber nicht unheimlich; sie schienen einen Gegenstand besorgt zu prüfen, dessen Formen sich in dem Halbdunkel des engen Raumes in unbestimmten Umrissen vom Boden abhoben. Und dieselbe Sorge, dieselbe Unruhe lebte und bebte in den kraftvoll herben, aber eigenartig schönen Zügen eines Mädchenangesichts, das mit großen Abenteuer-Augen dicht neben der Alten aus der kienqualmigen Atmosphäre aufblickte.

„Schnell noch mehr vom heißen Branntwein, Karin!" sagte die Alte, „und thu' auch etwas von den wunderwirkenden Kräutern hinein, Höhlenmoos und Klippengras und ein Bischen Teufelszwirn! Ich wußte längst, daß ein Unglück kommen mußte. Der Hundsstern hat schon wieder seit lange den verhängnißvollen Nebelschweif, und die Möven gurgeln jeden Abend hohl und dumpf in ihren Felsnestern."

Ein grelles Licht glitt flüchtig über das Gesicht der Redenden hin; denn der Wind, der jetzt heftig durch die Esse pfiff, blies die Flamme des Kienspans heller auf, und für den Augenblick wurde das kleine Gemach licht bis in den verborgensten Winkel hinein. Auf einer breiten, groben Strohdecke lag vor den beiden Frauen, lang hingestreckt und in wollene Tücher eingehüllt, eine schlanke Jünglingsgestalt, blassen Angesichts und mit geschlossenen Augen, wie es schien, ohne Athem und Leben. Eine vornehme, bleiche Hand ruhte auf einer hochgewölbten Brust, und die langen blonden Locken, welche über den entblößten Hals und auf die Schultern herabhingen, troffen von Wasser; auch von der edel gebildeten Stirn tropfte es auf die blutlosen Wangen herab, und an dem leichten Reise-Anzuge des jungen Mannes schien kein trockener Faden zu sein.

Es war eine bange Stille, welche die drei Menschen umgab. Nichts regte und bewegte sich; nur die Schatten der beiden Frauen huschten in verschwommenen Zeichnungen an der Wand hin, und von draußen tönte das gleichmäßige Rieseln eines leisen Tropfenfalles herein. Mitunter freilich wich die Stille einem lauten Tosen; denn der Herbststurm tobte durch die Nacht; stoßweise trug er das Brausen der Brandung daher, die ein nahes Felsengestade zu peitschen schien, als wollten die grollenden Meergeister das Ufer stürmen und es hinabspülen in ihr wogendes Reich.

Plötzlich erscholl gellendes Gebell; nahende Männerschritte ließen sich draußen vernehmen; die Thür wurde schnell geöffnet, und ein prächtiger schneeweißer Hund von ungewöhnlich großem Körperbau, mit breiter muskulöser Brust und langen zottigen Haaren sprang in großen Sätzen in das Gemach; er umkreiste mehrmals die beiden Frauen, leckte dem Mädchen die Hand und schmiegte sich auf ein gebietendes „Kusch, Rustan!" zu ihren Füßen nieder.

„Nichts als Trümmer wirft die See an's Land," sagte die Stimme eines kräftigen Greises, der dem flinken Thier gefolgt war. Hastig eingetreten, hemmte er auf der Schwelle den Schritt und überschaute mit prüfendem Blick die Scene; er stand wohl sechs Fuß hoch in seinen derben Krempstiefeln, eine frische, breitschulterige Gestalt, das Haupt voll Kraft und Energie.

„Nichts als Trümmer! Der ist der einzige Glückliche," fügte er hinzu, indem er auf den Jüngling am Boden zeigte. „Die Andern liegen am Meeresgrunde. Glücklich oder nicht — wer weiß? Vielleicht ist schlafen besser als wachen. Aber wie steht's mit unserm Gaste?" Er trat näher an die Frauen hinan und warf einen theilnehmenden Blick auf ihren Pflegling. „Ei, das lob' ich, Karin, meine Tochter," wandte er sich dem noch immer am Boden kauernden Mädchen zu. „Sie nennen Dich eine Träumerin, eine Gauklerin, aber Du kannst mehr als auf Felsen tanzen und singen und mit dem Sturme um die Wette segeln. Bist auch eine gute Pflegerin, Du wildes Kind. Meiner Treu — sieh doch! seine Wangen färben sich unter Deinen Händen. Gottlob! 's ist keine Leiche, die wir beherbergen. Er wird die Augen aufschlagen — —"

„Wenn es in den Sternen so geschrieben steht," ergänzte Mutter Hedda ernst.

Digitized by Google

„Immer Deine abgeschmackten Sterne! Sagen wir lieber: wenn Jugend und Natur kräftig genug sind," berichtigte der Alte.

„Aber nun, Vater Claus," bat dazwischen das Mädchen mit Ungeduld, und in ihren Augen glänzte es lebhaft wie heimlich glimmendes Feuer, „aber nun erzähl' uns, wie das Alles gekommen! Karin ist traurig."

„Ja, wie das Alles gekommen! — Der greise Seemann warf sich nachlässig in einen groben hölzernen Lehnsessel und schwenkte das Wasser aus seinem Südwester, daß Rustan, dem die Tropfen in's Gesicht flogen, aufnieste und sich die Augen mit den Pfoten wischte. „Potz Anker und Segeltuch! ist das ein Wetter! Seit mich das Schicksal aus meiner deutschen Heimath in die nordische Einöde verschlagen und zum Strandwächter auf dieser finnischen Schäreninsel gemacht, erlebte ich solchen Sturm nicht, und das will sagen: seit dreißig Jahren. Wißt ja, die See hatte schon den ganzen Tag über rumort und getobt, und als die Sonne unter war, schlugen die Wasser eine Höllenmusik an, als sollte die Welt in Stücke gehen. Hatte wie allabendlich die Signallampe auf dem Leuchtthurme aufgehißt und lugte von da oben über die schwarze Tiefe und die gewaltig tanzenden weißen Wellenhäupter hin — bei der rabenfinsteren Nacht freilich eine müßige Arbeit. Plötzlich seh' ich gar nicht weit von dem vermaledeiten Klippenkranze unserer Küste eine Nothleuchte. ‚Gerechter Gott, bei dem Wetter!' — denk' ich. ‚Hoiho!' ruf' ich, und meine Jungens, Axel, Olaf und Daniel, sind flugs wie der Wind oben bei mir auf dem Leuchtthurme. Aber der Kukuk kann bei solcher Stockfinsterniß trotz aller Ferngläser einen schimmernden Wellenrücken von einer schweifenden Möve unterscheiden, viel weniger ein Schiff von den am Himmel hin- und hersegelnden schwarzen Wolkenbündeln. Die Jungens waren kaum oben — da kracht ein Nothschuß — also richtig ein Schiff! Hui, wie der Blitz waren wir im Boot und zwei Minuten darauf mit Stricken und Leitern mitten in der brandenden See. Mir schlug das alte Herz an die Rippen; denn hier galt's zu retten und zu helfen. Mußte wohl ein deutscher Passagierdampfer sein, der auf der Fahrt von Stockholm nordwärts in die Alandsinseln getrieben und dann in unsere Klippen gerathen war; denn der Sturm blies aus Südwest — und daß es ein Dampfer war, hörten wir von weither an der gewaltig ächzenden und stöhnenden Maschine. Aber wenn die See wie eine Mauer vor Einem steht, die Wellen sich centnerschwer Einem entgegenwerfen und die Finger vor Kälte und Nässe an den Rudern schier erstarren — ja, da helfe einmal Einer, und wär' er ein Kerl von Eisen! Verdammt! Sahen das Schiff vor unseren Augen scheitern; denn so nahe waren wir ihm doch gekommen. Sag' Euch, 's war ein grausiger Augenblick, selbst für eine in Wind und Wetter verhärtete alte Theerjacke, wie ich. Das krachte, das barst — Menschen wimmerten; Balken zersplitterten. Die Glocke läutete noch einmal, wie wehklagend, auf dem Deck — dann war Alles still; nur die Wellen klatschten an einander, und der Sturm heulte, wie eine vielstimmige Gesellschaft von Teufeln. Eine Sturzwelle überschüttete uns mit einem wüsten Durcheinander von zerschmettertem Schiffsgebälk und Leichen. Himmel und Hölle — mußten unser Segel kappen, und mit Blitzesschnelle warf uns die Fluth zurück in die sichere Bucht unserer Felseninsel."

Der Alte erhob sich. „Den da" — er zeigte auf den Bewußtlosen zu seinen Füßen — „fischten wir zwischen den schwimmenden Trümmern auf — und das ist Alles. ‚Mein Weib,' rief er, als wir ihn im Boot sicher gebettet hatten, ‚rettet mein Weib!' Dann sank er in eine tiefe Ohnmacht."

„Ach Gott!" seufzte Karin, „es ist ein so schöner, junger Herr."

„Und ein gar vornehmer dazu," ergänzte Mutter Hedda.

„Potz Anker und Segeltuch!" fuhr Vater Claus dazwischen, „schön oder häßlich, vornehm oder gering — Mensch ist Mensch. Keine müßigen Seufzer! Reibt ihm Stirn und Schläfen mit dem heißen Branntwein — hurtig!" Er beugte sich zu dem Ohnmächtigen nieder und legte das Ohr an seine Brust. „Wahrhaftig, er athmet schon hörbar und schneller. Armer Bursche, magst Dir auch nichts haben träumen lassen von dem kalten Salzwasserbade und dem pudelnassen Besuch hier in unserer finnischen Strandhütte. Wie lustig magst Du im Heimathhafen auf's Schiff gesprungen sein!"

„Lustig?" redete Karin darein und sah den Alten mit ihren großen Augen fragend an, mit Augen, die so geheimnißvoll wie der Himmel des Nordens, so feuchtglänzend und unergründlich waren, wie das Meer, in dem er sich spiegelt — „lustig? Nein, Vater Claus, auf diesem Gesicht steht von ganz anderen, Karin weiß nicht, von welch ernsten Dingen geschrieben."

„Unsinn!" fuhr der Graukopf auf. „Was Du wohl von Menschengesichtern weißt!" Aber dann stieß er sein Weib an: „Hedda," sagte er leise, „kann das Mädel sehen! Weiß wohl, den See-Adler erspäht sie, wenn er in den Wolken hängt; ihr Blick folgt ihm bis zum Horst, wo er die Beute niederlegt — aber daß sie den Leuten die Seele vom Gesicht abliest — meiner Treu, wer hätte das gedacht! Recht hat sie: er sieht verteufelt ernsthaft aus, unser stummer Gast. Und —"

Vater Claus brach plötzlich ab. Ein heftiger Windstoß erschütterte die Hütte, und von der Felsenhöhe draußen stürzte ein entwurzelter Baum herab und schlug krachend auf das Gestein. Rustan bellte erschrocken auf.

„Potz Anker und Segeltuch!" fluchte der Alte und ging der Thüre zu. „Muß hinaus auf meinen Posten. Verdammte Nacht heut'! Das Wetter kommt wieder auf. Adjes denn! Aber ich mag Euch nicht allein lassen, will Euch den Olaf schicken."

„Nein, den Olaf nicht!" rief Karin mit einer jähen, leidenschaftlichen Bewegung, „den nicht!"

„Gut, so bleibt Ihr allein," entgegnete der Alte. „Den Axel und den Daniel kann ich bei dem Wetter nicht entbehren da draußen. Die Jungens sollen den Strand absuchen, ob der Sturm nicht Trümmer oder Todte an's Gestade spült — vielleicht auch die Leiche des jungen Weibes."

Damit ging er hastigen Schrittes hinaus.

„Karin," begann Mutter Hedda, nachdem die Thür lärmend in's Schloß gefallen, „warum wieder diesen Auftritt? Gieb endlich nach und nimm den Olaf! Er ist ein guter Junge, tüchtig und brav und fromm. Was kann Dir Axel, was kann Dir Daniel sein? Ich weiß, Du kannst sie beide nicht leiden. Der Eine ist jähzornig; der Andere ist einfältig. Wenn der Apfel aber reif ist, soll er gepflückt werden — und Du bist siebenzehnjährig. Die Drei sind die einzigen Buben auf der Insel, und die Insel ist unsere Welt. Nimm den Olaf, Karin! Siehst Du denn nicht, wie er sich härmt um Deinetweilen? Und ich sage Dir: er ist Dir bestimmt — ich hab's in den Sternen gelesen."

„Ich will ihn nicht, weil ich ihn nicht mag." — Das Mädchen hatte sich erhoben und stampfte trotzig mit dem Fuße auf. „Ihr könnt der Föhre am Strand die knorrigen Aeste beugen; Ihr könnt den Fels in der Schlucht aushöhlen mit Müh' und Noth, aber Karin's Herz könnt Ihr nicht zwingen. Seht zu, was härter ist, der Fels oder mein Wille!"

„Trotzkopf!" murrte die Alte, „bist noch immer die nämliche wie damals, als Du in kindischer Neugier durchaus das alte Buch haben wolltest, das der Vater im Schrein hatte — denn Lesen war von je Deine Lust — das prächtige Bilderbuch von der Edda und den alten Seefahrern. ‚Wenn Ihr mir das Buch nicht gebt,' eiferteſt Du und liefst an den Strand und tratst dicht an die jäh abfallende Felskante hinan, ‚so springe ich hinab in die See.' Und richtig — wir glaubten, das Herz solle uns still stehen im Leibe — als der Vater bei seiner Weigerung blieb, da sprangst Du — Herr des Himmels! — hinab in die Tiefe und schwammst lustig um die Klippen und lachteſt dazu."

„Und ich erreichte meinen Zweck," sagte Karin ruhig und warf den Kopf in den Nacken.

„Freilich," seufzte Mutter Hedda, „nur das Versprechen, Du solltest das Buch haben, lockte Dich aus dem Wasser. Starrkopf damals wie heute!"

Die Alte that einige hastige Schritte durch den engen Raum.

„Ist das ein Wetter!" fuhr sie fort; denn der Sturm umbrauste in diesem Augenblicke die Hütte mit erneuter Gewalt; er faßte sie so heftig, daß sie in allen Fugen knarrte und ächzte. „Ich will hinaus und sehen, wie die Wolken jagen und die Sturmvögel im Zickzackfluge flattern; die Zukunft webt darin — und was Dich betrifft und den Olaf, ich will's überlegen, Tochter überlegen beim Windesſausen —"

Sie ging, aber auf der Schwelle wandte sie sich noch einmal um. „Thu' Kräuter in den Branntwein, hab Acht und wärme unserm Pflegling Puls und Schläfen!" Draußen verhallte ihr Schritt auf dem steinigen Boden der Insel. —

Karin war allein mit dem Fremdling. Es war ein reizendes

Digitized by Google

Bild, das die hölzernen Wände der Hütte umrahmten, ein Bild zum Malen. Das Haupt gedankenvoll gesenkt, saß das Mädchen in graciöser Lässigkeit wie träumend da. Eine Fülle üppigen Goldhaars fiel ihr frei und ungebunden in langen Wellenlinien auf die Schultern herab und wob um das leichte, knapp anschließende Mieder, welches volle und doch zarte Formen verrieth, aus tausend Fäden einen glitzernden, goldigen Schleier. Wie die Sonne aus ihrem eigenen Strahlenkranze, blickte Karin aus dem leuchtenden Rahmen ihres metallisch schimmernden Haares hervor — aber sie blickte nicht sonnenhaft: denn wie Wehmuth und Sorge lagerte es ihr über Stirn und Wangen; sie hatte die Hand dem erprobten Cameraden, dem treuen Rustan, der nicht von ihrer Seite gewichen, auf's Haupt gelegt, und das kluge Thier blickte sie mit klaren schwarzen Augen verständnißvoll an, als trüge es in der Brust eine fühlende Menschenseele. Aber Karin's Blick begegnete nicht dem des treuen Gefährten; bange und unruhvoll lag er auf dem stummen Schläfer zu ihren Füßen, dessen Athem sich mehr und mehr belebte. Heimlich zuckte es ihr dann und wann um den kraftvoll schwellenden kleinen Mund, und ihr sinnendes Auge, in dem sich Unschuld und bewußtes Denken, Schwärmerei und prüfender Verstand wunderbar mischten, schien unter den langen, dichten Wimpern müde nach innen zu schauen. Wo waren die Gedanken des Mädchens?

Wenn ein Ungeahntes plötzlich in unsern Kreis tritt, fremd und neu, wie ein Gebild aus einer andern Welt, für das uns jedes Maß und jede Norm fehlt, dann wissen wir nicht, wie es empfangen, wie es begrüßen? Wird es uns Heil bringen oder Unheil? Karin waren die Tage bisher in wechsellosem Gleichmaß dahingeflossen. Auf der öden Klippeninsel, allein mit den Eltern und den drei Burschen, die in des Vaters Sold standen, hatte sie die Jahre hindurch ihr Leben getheilt zwischen dem steten Kampf mit der rauhen Natur des Nordens und stiller Arbeit, zwischen selbstgeschaffenen lustigen Abenteuern und weltverlorenen Träumereien, je nachdem das gewaltige Nebeneinander von See und Fels ihr bewegliches Gemüth heute in kindischer Thatenlust in's Weite gelockt, morgen verschüchtert und scheu in sich selbst zurückgedrängt. In der Hütte hatte sie gewirkt und geschafft, Segel genäht und Netze geflickt und die beiden Alten gehegt und gepflegt. Draußen aber in der frischen, weiten Natur, da war es ihr stets gewesen, als wäre sie hier in ihrem eigentlichen Elemente. Im Sommer war sie rastlos durch die Tiefen und über die Höhen der kleinen Insel geschweift; bald hatte sie dem Echo der Felsen gelauscht; bald war sie unwegsame Abhänge wagelustig hinangeklettert zu den Klippenhorsten der Seevögel, hatte die bunten Eier grausam geraubt und die nackte, zappelnde Brut heimgetragen. Oder sie hatte beim Fischfang geholfen, war mit den Männern hinausgesegelt in die offene schäumende See, hatte das Ruder geführt, das Netz geworfen und gejubelt und gejauchzt, wenn über ihr in der reinen blauen Luft die Möve weithinschweifend ihre langen Schwingen ausbreitete und niedertauchte und die Brust in der kühlen Salzfluth badete und dann wieder emporschoß und in großen Kreisen aufstieg und im Aether verschwand. Wenn nun aber die stille, laue Nacht kam mit Sternenschimmer und Mondesglanz, dann war sie, da Alles schlief, leise an den Strand hinabgestiegen, hatte die Kleider abgeworfen — und das blaugrüne Meer küßte die alabasternen Glieder der einsamen Schwimmerin. Fernab vom Lande, auf der hohen See, da leuchtete silberbetropft ihr goldenes Haar, wie das Haupt einer Meerjungfrau, und dann hub sie zu singen an, und es tönte ihr Lied weit herüber, lockend und bestrickend wie Sirenengesang. — Aber auch im Winter, im langen, düsteren Winter, wenn die Hütte unter dem grau behangenen Himmel tief in Schnee und Eis gebettet lag und der letzte Halm auf den Felsen erstarrt war, auch dann immer war die Natur Karin's liebste Vertraute gewesen. Auf den blanken Schlittschuhen, den treuen Rustan als flinken Cameraden zur Seite, war sie hinausgeglitten auf die glitzernde, unabsehbare Eisfläche und hatte die junge Stirn gekühlt in dem frischen, kräftigen Seewind. Wenn dann am frühen Abend im fernen Westen die Sonne sank und im röthlich blendenden Lichte, weit ausgreifend, unzählige Strahlen über die weiße schimmernde Fläche ausgoß, dann, in der schweigenden Oede, war es oft heimlich über sie gekommen wie ein unbegreifliches Sehnen, ein Sehnen ohne Gegenstand und Ziel. Dort hinten, wo der feurige Ball versank, sah sie eine ihr unbekannte Welt erstehen, jene Welt, von der nur dunkle Kunde, wie zerrissene Klänge, die der Wind herträgt, in ihre Einsamkeit gedrungen war. Häuser malte sich ihre dichtende Phantasie, Häuser und Straßen und ganze Städte und viele, viele Menschen darin, und sie selbst wandelte unter diesen Menschen, und sie waren gut mit ihr, und sie hatte sie lieb. Dann aber, schnell wie es gekommen, versank das Bild wieder, das sie sich erträumt, ohne das Urbild zu kennen. Es blieben nur Nebel und Schatten. Aber was wir geschaut mit den Augen des Herzens, das kann uns niemals auf immer verblassen. Ob sie am winterlichen Feuer saß und das Holz auf dem Herde knistern hörte, ob sie hoch auf dem Uferfelsen stand und hinausblickte auf die märchenhafte Linie des Horizonts, wo Himmel und Wasser sich begegnen, immer wieder, in Augenblicken des Sinnens wie der Erhebung, schauete Karin im Abglanze einer purpurn versinkenden Sonne dasselbe lockende Bild, die ferne, ferne Menschenwelt jenseits des Wassers.

Und nun, als hätte ein Zauber den Traum zur Wirklichkeit gemacht, sah sie in Fleisch und Blut einen Abgesandten jener Welt vor sich, deren Bild ihre Träume erfüllt hatte. Wunderbar — sie war seine Pflegerin, seine Hüterin. Und was war es nur, das ihren Blick so mächtig, so unwiderstehlich an die Züge des Schlafenden fesselte? Was war ihr der Fremdling — ihr? Vor wenigen Stunden erst, in dunkler Nacht, hatte der Sturm ihn an diesen Strand geworfen, und schon sprach es zu ihr aus seinen Mienen, wie ein Verwandtes, längst Gekanntes. Wie sollte sie das Gefühl nennen, das sie so geheimnißvoll beschlich? Mitleid mit dem Schicksal des Fremden war es nicht — das fühlte sie. Auch nicht unedle Neugier, den Schleier zu lüften, der über seiner Person lag. So war es leise Regung des Herzens, unergründlich, unfaßbar? Fast war es etwas — seltsam genug! — wie die Zärtlichkeit einer Schwester für den Bruder. Und doch war es wieder etwas ganz Anderes. Dieser Mund, diese Stirn, wo war sie ihnen schon zuvor begegnet?

Karin stützte das Haupt in die Hand und sann in sich hinein. Draußen wuchs das Unwetter; ein dicht fallender Regen trieb in den Pfützen des Gesteins flüchtige Blasen und schlug mit großen Tropfen an das Gebälk der Hütte. Drinnen war Alles still. Nur Rustan knurrte manchmal leise, wenn am Gestade ein Felsstück sich polternd löste und klatschend in die See hinabfiel. Dazwischen klang es mitunter, wie wenn der Schlafende schwer aufseufzte. Karin ließ den Blick nicht von ihm; sie sann und sann und fuhr sich über die Augen, als wollte sie ein Schleiergewebe von Gedanken davor hinwegthun.

„Ich hab' es," sagte sie plötzlich und griff hastig an ihr Mieder. Sie zog ein goldenes Medaillon hervor, das einen seltsamen Contrast bildete zu der ärmlichen Kleidung des Mädchens; in reicher Perlenfassung zeigte es das Bild eines älteren Mannes. Nun blickte sie von dem Bilde auf den Schläfer zu ihren Füßen und wieder von ihm auf das Bild. Dieselbe edel gewölbte Stirn hier wie dort, nur daß hier weiße Locken sie umrahmten, während dort volles Blondhaar auf sie herabfiel. Der Mund hier glich dem Munde dort, aber was ihn hier als Friede und Ruhe des Alters umspielte, das prägte sich dort als ein tiefes Ungenügen am Leben, als eine räthselhaft unbestimmte Sehnsucht aus, untermischt mit dem herben Zuge jugendlichen Trotzes.

„Ich hab' es, und doch — wie find' ich den Zusammenhang? Dieses Bild, ich trag' es, so lang' ich denken kann. Wie kommt es nur an meinen Hals? ‚Trag' es, und frage nicht!' sagt Vater Claus, so oft ich forsche. Wie soll Karin das deuten und fassen?"

Wieder umflorte sich ihr Auge, und wieder versank sie in das alte Träumen. Auf einmal fuhr sie zusammen; eine Bewegung des Schlafenden hatte sie aufgeschreckt. Er regte die Lippen, als wollte er sprechen, und ein leises Zucken ging durch seine Züge. Nun öffnete er wirklich den Mund.

„Ha, wie die wüthenden Wogen die Schiffsplanken peitschen!" rief er, die Augen noch immer geschlossen, angstvoll und wie im Fiebertraum.

„Es ist der Regen, der an's Fenster prasselt," beschwichtigte ihn Karin mit zitternder Stimme. Sie hatte sich dicht zu ihm niedergebeugt.

„Dumpf ächzt das Gebälk," stöhnte er. „Mein Weib, schmiege Dich fest an mich! Das ganze Fahrzeug bebt."

„Das ist der Wind, der die Hütte erschüttert."

„Siehst Du nicht die riesige Welle kommen? Schwarz und gähnend wälzt sie sich daher. Sie wird uns verschlingen — schwarz, ganz schwarz."

„Ihr träumt. Der Kienspan qualmt im Zugwind, wie schwarze, flatternde Wolken."

„Weib, ich muß Dich retten."

Er zog Karin mit einem gewaltigen Ruck fest an sich.

„O Gott!" seufzte sie leise.

„Wunderbar!" flüsterte er, „wie ganz anders, wie sanft auf einmal Deine Stimme klingt!" — er preßte sie fester an sich. „Und nun hinab!" rief er, „hinab in die Fluth!"

Nur noch eine heftige, wie stürzende Bewegung des Träumenden, dann ein furchtbares Beben und Schütteln, das seinen Leib durchfuhr — und klar und groß schlug er die Augen auf.

„Wo bin ich? — Du bist nicht Du," sagte er nach kurzem Besinnen und ließ das Mädchen aus den Armen. „O, wie schön Du bist!"

Mit klopfendem Busen, mit flammenden Wangen, verwirrt und bestürzt, eilte Karin hinaus. Sie flog mehr als sie ging.

„Mutter Hedda, Vater Claus, er ist erwacht — er lebt."

Draußen im brausenden Sturm, im fallenden Regen blieb sie einen Augenblick athemlos stehen. Rustan, der ihr nachgeeilt war, schmiegte das schöne kräftige Haupt in die Falten ihres wehenden Kleides. Vom Himmel schoß ein Stern herab, und es war ihr, als wäre er ihr in den Schooß gefallen, als wäre sie auf einmal reich geworden, unendlich reich, und als müßten alle ihre Wünsche verblassen vor dem einen leuchtenden Besitz.

„Leben! O, wie schön ist es, zu leben!" flüsterte sie in sich hinein.

Fernab im Osten, inmitten der ziehenden Wetterwolken, glomm es röthlich, das einzig Feststehende im jagenden Getümmel des Sturmhimmels. Karin schauete in das wachsende Roth der Ferne ahnungsvoll hinüber — hinüber — —

Es war der anbrechende Morgen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dichter-Componist des Jahrhunderts.

Schon wieder Wagner? — Allerdings haben wir mehr als genug von jener sentimentalen Wagner-Literatur, welche in der ersten besten Fermate des Componisten etwas ganz Besonderes findet, und zu viel von jener doctrinären, in welcher Leute von schlecht erwiesener Vollmacht gegenüber dem gewaltigen Schöpfergeist des Meisters von Baireuth die Kunstgesetze vertreten wollen. Aber wenn es Thatsache ist, daß die Einen in Richard Wagner eine Art von Menschheitsretter verehren, während ihn die Andern als Kunstverderber hassen, so bedarf es keiner weiteren Rechtfertigung, wenn immer wieder der Versuch gemacht wird, über die Bedeutung und das Wesen des Mannes aufzuklären. Der einfache Kunstfreund, welcher sich heute Abend an einer Oper Wagner's erbaut hat, liest morgen in der Zeitung, daß die Werke des Baireuther Tonzauberers Kunstsinn und Charakter gefährden, und einem Andern, der die ganze Vorstellung wenig nach seinem Geschmack gefunden, wird in einem zweiten Blatte versichert, daß es ein Entzücken gewesen sei vom Anfang bis zum Ende. Ein Blick auf den äußeren Verlauf dieses Wagner-Krieges, der nun schon vierzig Jahre gedauert hat, hilft auch nur wenig zur Orientirung, denn darnach kann sein Ausgang noch unentschiedener erscheinen: die Gegenpartei hat bis jetzt nicht capitulirt, sondern vertröstet sich auf dieselbe Zukunft, auf welche sie schon in früherer Zeit mit spöttischem Scherze die Anhänger Wagner's verwies.

Wird man sich jemals über Wagner völlig einigen? In der Hauptsache: ja. Ein Rest von Widerspruch wird freilich immer bleiben; Naturen, welche in der Kunst nur den Frieden und die geebnete Schönheit des Parkes suchen, kann man nicht zumuthen, Freunde eines Künstlers zu sein, der in seine Werke die Leidenschaften in ihrer vollen Naturgewalt hineinträgt. Aber seinen formellen Reformen gegenüber wollen wir uns hüten, kleinlich zu sein; denn an und für sich sind sie sachlich und historisch berechtigt und so wenig unerhört, daß sie von dem harmlosen Theile des Publicums in der Regel nicht als Neuerungen empfunden, ja wohl überhaupt gar nicht bemerkt werden. Wie Wenige unter denen, welche den „Fliegenden Holländer", den „Tannhäuser" oder den „Lohengrin" anhören, haben eine Ahnung davon, daß die Anlage dieser Werke eine andere ist, als die einer Mozart'schen Oper! Auch der junge Richard Wagner wurde bei den ersten Schritten, die er als schaffender Künstler that, vom Geiste der Nachahmung geleitet. Daß er mit den Ouvertüren, Schauspielmusiken und Opern seiner Junggesellenjahre den hervorragendsten Meistern der Reihe nach seinen Tribut gebracht habe, erzählt Wagner selbst auf's Anmuthigste in seiner Selbstbiographie. Erst mit dem „Fliegenden Holländer" sehen wir Wagner von der vorhandenen Opernform einigermaßen abweichen. Der Daland und seine Melodiensucht gehört freilich noch ganz zu der alten Oper im schlechten Sinne des Worts. Aber für die Verknüpfung der Scenen hat er hier einen neuen Kitt gefunden. In dieser Oper erscheinen zum ersten Male die berühmten „Leitmotive", in welchen Etliche nebst einer gewissen Geschicklichkeit im Harmonisiren das ganze Geheimniß von Wagner's Kunst gefunden zu haben meinen. Außer dieser Aeußerlichkeit ist für die musikalische Entwickelungsgeschichte unseres Componisten in dem „Fliegenden Holländer" noch manches von höchster Wichtigkeit; namentlich darf nicht übersehen werden, wie eng hier der Musiker sich an den Poeten kettet. Dieser ist mit jenem stark und schwach; wir erblicken den Componisten auf Höhen, wo nur immer die gewaltigsten Meister der Tonkunst hingekommen sind, wenn er das erschütternde Loos der Helden singt, und flach, wenn es sich um Daland's Feilschereien handelt. Es scheint, als könnte er viel besser fliegen als gehen. Wer Wagner's „Holländer" mit den „Meistersingern" vergleicht, kann dies nur thun mit Erstaunen über die unvergleichliche Entwickelung, die zwischen diesen beiden Werken mit dem specifischen Musiker vor sich gegangen ist, aber noch bis zum „Lohengrin" zeigt sich dieser vom Dichter oft unbedingt abhängig, und gering, wo ihn der letztere im Stiche läßt.

Dieser Umstand hat zu der Meinungsverschiedenheit über Wagner den ersten und einen sehr heftigen Anstoß gegeben. Wenn seine Verehrer ihn unumwunden in eine Reihe mit den größten Componisten der Vergangenheit stellten, so dachten sie einseitig an Leistungen wie die große Auftrittsarie des „Holländers", und wenn dem gegenüber seine Gegner ihn wie eine Art Dilettanten behandelten, so hatten sie vielleicht den Daland im Auge und manche Rollen von Wagner's fürstlichen Baßsängern: König Heinrich und Landgraf Hermann. Nur übersahen sie dabei in ihrem Gesammturtheile, daß Wagner auf dem Wege war, den Organismus der Oper auf eine höhere, jedenfalls neue Stufe zu bringen. Die Gereiztheit, welche sich den Debatten leider gleich von Beginn an beigemischt hatte, verhinderte dieses Zugeständniß, welches gegen Mozart und Beethoven ebenso wenig einen Vorwurf einschließt, wie man mit der Behauptung „Columbus hat Amerika entdeckt" den Ruhm Karl's des Großen schmälert.

Wenn man die Reformen Wagner's näher bezeichnen will, so kann man es nicht umgehen, einiges Allgemeine über die Oper vorauszuschicken. Sie hat die Aufgabe, eine Handlung mit Hülfe der Musik darzustellen, und besitzt dem gesprochenen Schauspiele gegenüber den Vorzug, den in den scenischen Vorgängen liegenden Gefühls- und Stimmungsgehalt stärker und inniger ausdrücken zu können. Wenn sie aber diesem Zwecke, wie bekannt genug, sehr häufig nicht entsprochen hat, so liegen die Gründe hierfür erstens in der Natur der Musik überhaupt und zweitens in den musikalischen Verhältnissen, die zu der Zeit herrschten, als die Oper entstand.

Was die Natur der Musik überhaupt betrifft, so haben von den Philosophen des Alterthums und den Leitern der mittelalterlichen Kirche ab bis auf unsere Tage sich von Zeit zu Zeit denkende Männer die Frage vorgelegt, ob die Musik mehr schade oder nütze? Ueberall, wo sie zugelassen war: in der Kirche, auf der Bühne, beim Marsche der Krieger, auf dem Tanzboden und im Concertsaale, hat sie immer wieder die Neigung gezeigt in's sinnlos Sinnliche zu verfallen, und sich als ein zwiefältiges Instrument erwiesen, mit dem ebenso viel Unheil angerichtet, wie Segen gestiftet werden kann. Nirgends aber kommt soviel darauf an, in welchem Sinne ihre Macht gebraucht wird, wie in der Oper. Der Meister erschließt hier mit seiner

Digitized by Google

Voltaire's: „Was so dumm ist, daß man es nicht sagen kann — das singt man."

Der zweite Grund, weshalb die Oper so oft die dramatische Darstellung einer Geschichte mehr verdunkelt und zerreißt als hebt und verdeutlicht, läßt sich, wie gesagt, auf die zur Zeit der Entstehung dieser musikalischen Kunstgattung herrschenden Verhältnisse zurückführen. Hier ist zunächst vom Uebel, daß für die Oper mit und neben einander zwei Sorten von Musik verwendet wurden, die sich in ihrer Qualität unterscheiden wie Meer und Ententeich, nämlich: die (einfache oder erweiterte) Arie und das Recitativ.

Als jene italienischen Schöngeister, welche um das Jahr 1600 mit der Zuziehung der Musik das griechische Drama restauriren wollten, aus der an und für sich spärlichen Zahl der damaligen Musikformen ausschließlich die Arie für ihre Zwecke verwandten, thaten sie es, weil diese Arie — der einstimmige Gesang mit Begleitung — gerade das Allerneueste war. Die Arie machte es außerdem dem Dilettanten viel bequemer als die mehrstimmigen Sätze und konnte im Drama recht gut überall da am Platze sein, wo die Handlung ein Ausruhen oder eine sammelnde Vorbereitung gestattete und forderte. Für den ganzen übrigen Theil der Handlung — sagen wir den erzählenden — boten die vorhandenen Mittel nichts Besseres als das Recitativ, eine Art Musik zweiter Classe, die in dem Kirchendienste in Brauch war und nichts weiter wollte, als daß die Worte in den großen Räumen besser verständlich wären, als wenn sie nur gesprochen würden. So wurden Arie und Recitativ zum Schema der Oper. Beide erfuhren im Laufe der Zeit mannigfache Modificationen: aus den einfachen Ariengesängen bildeten sich jene imposanten und verschlungenen Ensembles, die wir in der „Stummen", dem „Tell" und den „Hugenotten" bewundern, und wer nur an die große Erzählung der Donna Anna denkt und an den Eingang der großen Arie von Beethoven's Leonore, weiß, daß auch das Recitativ von den Segnungen der vorgeschrittenen Tonkunst profitirt hat. In diesem Schema schuf Beethoven seinen „Fidelio" und Mozart den „Don Juan". Gewiß: die dramatische Kunst wird nie lebendiger und packender gestalten, nie zu höheren und vollendeteren Leistungen gelangen können, als sie uns Mozart — beispielsweise — in dem ersten Finale dieser Oper vermacht hat. Aber ist es nicht niederschlagend, daß trotz dieser Meisterwerke, kaum nachdem ihre Schöpfer die Augen geschlossen, das allerdings unwiderstehliche Ohrengekitzel Rossini's und das Raffinement Meyerbeer's die Bühne beherrschen konnten? Ist es in der Ordnung, wenn der Genius und die aufgeputzte Niedrigkeit sich auf denselben Stuhl setzen dürfen?

An diesem Fehler war das Schema selbst schuld: in seiner Zwiespaltigkeit von Arie und Recitativ gab es die Veranlassung, daß ein Theil, nämlich die Arie, auf Kosten des Ganzen bevorzugt wurde. Die Oper konnte nicht gut viel mehr sein, als ein Arienspiel; das Drama dabei war meist Nebensache — in italienischen Theatern ganz eingestandenermaßen: da conversirte und promenirte man von Loge zu Loge, und nur bei besonderen Nummern schenkte man der Scene einige Aufmerksamkeit. Eine solche Oper war das reine Gartenconcert in geschlossenem Raume. In Deutschland ist der Anstand jederzeit mehr gewahrt geblieben, aber wer den Unterschied in der Wirkung von Recitativ und Arie anschaulich vor sich sehen will, der braucht nur die Gesichter der Zuhörer und das Aufathmen und Zurechtsetzen zu beobachten, wenn endlich das Orchester in einen regelrechten Tact einlenkt und der Sänger die Positur zu der längst erwarteten „Nummer" einnimmt. Componisten, welche es mit dem Drama wirklich ernst meinten, scheinen nicht selten Noth gehabt zu haben, die Verfasser ihrer Libretti von diesem Ernste zu überzeugen. Das geht aus den Verhandlungen hervor, welche ein Mozart mit Da Ponte, Paisiello mit Dalaſti und Andere mit Anderen geführt haben. Ja bis in die jüngste Zeit haben etliche Dichter einen besonderen Ruf für Operntexte deshalb genossen, weil sie es so virtuos verstanden, an einem dramatischen Skelet zahllose „musikalische Situationen", wie eine Reihe von Mönchsgebeten, Krönungsmärschen, Mädchenreigen und andere Utensilien der Opernfabrikation anzubringen.

So war es trotz der Thaten der Meister das Schicksal der Oper, mit den bedeutendsten Kunstmitteln zu einem gewöhnlichen Amüsement zu dienen und das Publicum zu demoralisiren — darum hauptsächlich, weil ihr Schema ein fehlerhaftes war.

Es ist nun Wagner's erstes und größtes Verdienst, daß er diesem Uebel Abhülfe geschaffen und eine Methode gezeigt hat, in der die Operncomponisten den Zweck ihrer Aufgabe nicht so leicht vergessen können. Jederzeit wird es noch darauf ankommen, ob der, welcher die Oper schreibt, ein wahrer Künstler ist oder blos ein Routinier, aber soweit das Uebel seine Wurzel in dem alten Schema der Oper, in ihrem schroffen Unterschiede zwischen Recitativ und Arie — wir begreifen hierunter alle geschlossenen Musikformen, Ensembles, Finale ꝛc. — hatte, ist es durch Wagner beseitigt worden. Wagner veranlaßte die Musik zum ersten Male ihre Gaben gleichmäßig über das Ganze zu vertheilen: dem Recitativ, der alten Quelle der Langweile, führte er einen neuen Strom von Musik zu, und der Arie entzog er unter Umständen von ihrem Ueberfluß; immer mit zwiefacher Berücksichtigung dessen, was dem Drama frommte, und dessen, was die Musik leisten konnte; denn von jener Zeit, wo die Oper erfunden wurde, bis auf die Jugendjahre Wagner's war die Musik eine andere geworden. Innerhalb dieser Endpunkte lag die Entwickelung der Instrumentalmusik, welche inzwischen der Tonkunst ungeahnte Gebiete erschlossen. Wohl war sie für die Oper und auch für das Recitativ schon benutzt worden, aber Wagner war der Erste, welcher in ihren unerschöpflichen Schatz hineingriff mit dem bestimmten und festen Willen, sie zur Ausfüllung der alten gefährlichen Lücke der Opernform zu benutzen.

Bei Wagner begegnen wir zum ersten Male der angewendeten Symphonie und damit einer Eigenthümlichkeit, die seine Werke als eminent deutsche bezeichnet. Ihm, dem tiefen Kenner unserer Wiener Classiker, dem von Jugend an begeisterten Verehrer Beethoven's, war der Glaube an die Macht und Verständlichkeit des Orchesters so natürlich und außerhalb jeden Zweifels, wie sein eigenes Leben, und nicht eine Secunde lang konnte es gerade ihm zweifelhaft erscheinen, daß in der Oper das, was die Menschenkehle nicht wiederzugeben vermag, die Instrumente zum Ausdruck bringen müßten. Und diesen Grundsatz führte Wagner in seiner Oper durch, erst unbewußt, dann immer sicherer und energischer, am gewaltigsten in seinem „Tristan", der erhabensten und schwierigsten seiner Opern. Nach Beethoven's Tode giebt es in der Musik nichts, was so neu, so hinreißend, so durch und durch lebendig, geistvoll und interessant ist, wie das Orchester der „Meistersinger", des „Tristan" und der „Nibelungen".

Wie diese Instrumente jauchzen und jammern, lachen und klagen, scherzen und weinen, toben und träumen, andeuten und erzählen, beschwichtigen und antreiben können — das ist ein unbeschreiblicher Genuß, ein Genuß, von dem der Musiker nur bedauert, daß er nicht allen Menschen zugänglich ist. Unsere Zeit musicirt viel, aber man kann manchem dieser freiwilligen und berufsmäßigen Musiker zurufen: „Verstehst du auch, was du liesest?" Und Wagner's Instrumentalmusik verursacht in mancher Beziehung größere Schwierigkeiten, als die anderer Componisten. Man ist in der Oper nicht gewohnt, das Orchester überhaupt für so wichtig zu nehmen und die Aufmerksamkeit für dasselbe mit der für die Sänger zu theilen. Auch geübte Musiker unterliegen deshalb, neuen Werken Wagner's gegenüber, mitunter dieser Anstrengung mitten im Zuhören — wie viel mehr andere Opernfreunde, die noch durch den Dissonanzenreichthum seiner Ausdrucksweise genirt werden! Es ist ganz gewiß, daß der leidenschaftliche und extravagante Charakter, den Wagner's Musik in vielen Partien trägt, sehr befremden und ermüden, und daß man dadurch behindert sein kann, zu der Poesie seiner Werke durchzudringen. Wo ein Kenner den Meister bewundert und von der Tragik seiner Situation sich in tiefster Seele gerührt und getroffen fühlt, wo er über den Humor und die Treuherzigkeit seiner Scenen lacht, kann ein Anderer unter dem Eindruck der bloßen Häßlichkeit stehen. Es kommt weiter in Betracht, daß wir nicht viele Wagner-Sänger wie Karl Hill und Albert Niemann, Heinrich Vogl und Therese Vogl haben und daß für eine große Anzahl von Sängern und Dirigenten der Stil der Wagner'schen Werke noch fremd und unüberwindlich ist. Es kommt ferner noch hinzu, daß auch der sagenhafte Stoff seiner Werke, über den sich viele Deutsche so freuen, anderen ein Verhältniß zu denselben erschwert, und es lassen sich der begründeten Bedenken noch mehrere erheben. Aber daß man angesichts der Partituren Wagner's und des unendlich gesteigerten Antheils, welchen er die Musik am Drama nehmen läßt, angesichts der Fülle neuer Aufgaben, durch die er ihr Ausdrucksvermögen bereichert hat, daß man angesichts dessen hat meinen können:

Digitized by Google

Wagner habe die Musik degradirt, von einer Herrin zur Dienerin gemacht: das ist ein complicirter Irrthum.

Die Mängel der alten Opernform sind von den früheren Componisten ebenfalls empfunden worden. Man suchte sie zu beseitigen, indem man die Musik in ihrer Selbstherrlichkeit beschränkte und ihr Schweigen gebot, wo sie das Drama stören wollte. In diesem Sinne reformirte Gluck. Einen Schritt näher an Wagner heran tritt Spontini, welcher die dramatische Kraft der Musik selbst zu benutzen suchte, allerdings nur innerhalb ihrer beiden hergebrachten Grundformen. Es ist Einer vorzüglich, der an dem Schema selbst ernstlich zu rütteln begann, nämlich Karl Maria von Weber im ersten Auftritte der „Euryanthe", welcher uns Recitativ und Arie in einer Mischung von bisher unbekannter Freiheit zeigt. Auch in der Wiederholung dramatisch bedeutungsvoller Musikmotive zeigt diese Oper Verwandtschaft mit der Weise Wagner's. Wenn aber dieser glücklicher war, als seine Vorgänger, so liegt dies daran, daß er in seiner Person die Thätigkeit des Musikers mit der des Dichters vereinigte.

Für alle dramatischen Trivialitäten der alten Oper muß den Männern, welche die Libretti verfaßten, ein Theil der Verantwortung zugeschoben werden. Voll des besten Willens, dem Componisten gefällig zu sein, waren sie zugleich meistens ohne die volle Einsicht in die Fähigkeiten der Musik und dienten zweien Herren, von denen sie den einen so gut wie gar nicht kannten.

Mit jenen Librettisten hat nun Wagner allerdings nichts gemein. Geben wir herzhaft zu, daß er ein wirklicher Dichter ist! Wer sich bei Stabreimen und bei Wortbildungen aufhalten will, kann freilich finden, daß z. B. Wilhelm Jordan jene eleganter handhabt und daß diese bei Wagner oft abstoßen. Man kann dagegen aber auch anführen, daß Wagner's Stäbe für den Gesang sehr bequem und daß seine neuen Wörter in der Mehrzahl von großer Anschaulichkeit sind. Mag man ferner auch die Aehnlichkeit seiner Figuren, das Gewagte in manchen seiner Situationen beanstanden. Wichtiger ist jedenfalls, daß Wagner nur darstellen will, was der Darstellung werth ist, und daß er darzustellen weiß, was er will. Im Gegensatze zu dem aufdringlichen Wirrwarr vieler Opern fällt gerade an Wagner's Dramen die Knappheit der Handlung, die Einfachheit des Aufbaues, ihre scenische Sparsamkeit und Genialität auf. Oft ist ein ganzer Act nur ein einziges Bild. Kein Knäuel von Intriguen; ein Conflict, klar und deutlich zum Herzen sprechend, und die Lösung zuweilen von jener Tragik, welche Aristoteles im Auge hatte, als er „Furcht und Mitleid" vom Drama verlangte. Dem „Ring des Nibelung" ist von jener dramatischen Meisterschaft das geringste Theil geworden — das größte wiederum jenem „Tristan", dem wir schon in anderer Beziehung die erste Stelle unter Wagner's Werken anweisen mußten.

Mit Ausnahme der „Meistersinger" zieht durch alle Dramen Wagner's ein leiser Ton; in allen klingt das hohe Lied der Liebe durch, jener geheimnißvollen Macht, welche Menschen beglückt und verdirbt. Indem er ihrer weltbewegenden Kraft nachspürte, fand Wagner das moderne Publicum willig, ihm auch auf den sagenhaften Boden entlegener Zeiten zu folgen, und vermochte es, in dem heutigen Geschlechte für eine vergessene Cultur dasjenige allgemeine und starke Interesse zu wecken, welches die begeisterten Kenner und Erforscher dieser Vorwelt vergeblich ersehnten. Mit einem solchen Dichter ergänzte sich aber in Wagner ein Componist von ungewöhnlicher Kühnheit und glühendem Feuer; Beide halfen sich auf Schritt und Tritt und zwar schon beim Entwurfe des Dramas.

So kam Wagner, indem er von zwei ihm gleichzeitig verliehenen Fähigkeiten einen natürlichen Gebrauch machte, ganz von selbst auf sein System. Es kam vorzugsweise dem Recitativ zu Gute und bot das Mittel, diesen bisher geringschätzig behandelten Theil der Oper mit dem anderen gleichwürdig zu machen und damit der Oper die ihr fehlende Einheit des Materials, des Ausdruckes und des Interesses zu gewinnen. Unter denen, die diesem Wagner'schen Recitativsystem auf dem Gebiete der Oper bereits gefolgt sind, seien Hermann Götz mit „Der Widerspänstigen Zähmung" und August Klughardt (im „Iwein"), im Auslande Verdi mit der „Aida" genannt. Im Liede durch Schubert („Winterreise") und Schumann („Dichterliebe") bereits vorbereitet, hat die Wagner'sche Methode neben Liszt namentlich durch Cornelius Anwendung gefunden, welcher auch, gleich Wagner, seine Gedichte zum größten Theile selbst verfaßte.

Bei der Art, in welcher in den Werken Wagner's Dichter und Componist sich in die Erfindung und Durchführung des Planes theilten, durfte allerdings der Musiker eine größere Freiheit in Anspruch nehmen und darauf rechnen, daß manche seiner Exclamationen und kurzen Bemerkungen, manche Subtilität und mancher Ausbruch der Ekstase, der in einem absolut musikalischen Kunstsatze unerklärlich sein würde, aus der Dichtung als naturgemäß und nothwendig begriffen und verstanden werden könne. Aber auch der Dichter des Worttextes einer Wagner'schen Oper prätendirt nicht einen vollständigen Bericht der Handlung zu geben, da viele ganz wichtige Momente der Erläuterung und Darstellung durch die Instrumente vorbehalten bleiben. Man geht immer wieder in der Irre, wenn man, wie dies wohl eine alte Oper verträgt, sich nach dem Textbuche ein Urtheil über den Sinn oder Unsinn eines Wagner'schen Dramas bilden will.

Auf derselben engen Verbindung von Dichter und Musiker, welche die neue Form seiner Opern veranlaßte, beruhen auch die großen Wirkungen der Wagner'schen Werke. Auf ein besonders angestrengtes Aufgebot äußerer Klangmittel lassen sich dieselben nicht zurückführen; denn englisches Horn und Baßclarinette haben auch andere Componisten angewendet; auch andere haben Melodien für die Posaunen geschrieben, haben die Streichinstrumente in ein mächtiges Unisono geballt und mit Bläsern und Geigern die höchsten Klangregionen aufgesucht. Was wirkt denn — um ein Beispiel zu bringen — in jener bekannten Scene des „Lohengrin", wo Elsa die verbotene Frage thut, erschütternd? Einzig dies: daß in dem Momente, wo das arme Weib Alles verloren, das Orchester an die Stunden ihres höchsten Glücks erinnert.

In seinen ersten Opern macht Wagner von jenen Neuerungen nur einen sparsamen Gebrauch. Da giebt es noch Arien, Duette, Terzette, Ensembles und alle die selbstständigen Musikformen, welche das Wesen der Oper nicht bilden. Am Dialoge betheiligt sich das Orchester noch ziemlich leicht faßlich, fast wie nur gelegentlich, einsetzend, andeutend und in kurzen Brocken. Erst in seinen späteren Werken beschränkt er die Arienform auf das dramatisch Nöthige und macht die Instrumente zu mächtigen Mitspielern.

Zeitweise überträgt er ihnen hier auch ganz selbstständig die Erzählung von der inneren Geschichte der dargestellten Handlung. Am deutlichsten ist dies im ersten Acte der Walküre wahrnehmbar. Die Entstehung von Sieglinde's sträflicher Liebe ist hier allein aus dem Orchester herauszuhören. Die Instrumente entschuldigen sie zugleich, indem sie uns den Uebergang von Mitleid zu Liebe so rührend verdeutlichen.

Nach dem „Lohengrin" hat Wagner den Weg, welchen er bis dahin dem Anscheine nach unbewußt eingeschlagen, mit großer Entschiedenheit bewußt verfolgt und einer Verwechselung seiner folgenden Werke mit der alten Oper vorzubeugen gesucht, nicht nur als Componist, sondern auch als Schriftsteller und Theoretiker. Er verfaßte eine Reihe von theoretischen Werken, deren wichtigste die beiden Bücher sind, welche den Titel führen „Oper und Drama" und „Das Kunstwerk der Zukunft". In dem ersteren erklärt und begründet er seine eigene Methode; das andere beschäftigt sich meist mit der Kunst im Allgemeinen. Hinter diesen Werken steht ein Mann, der die Kunst ernst nimmt, der von der Ueberzeugung beseelt ist, daß sie eine Erzieherin der Menschheit ist und dem Volke zu Gute kommen muß. Von diesem Standpunkte aus hat sich Wagner wiederholt auf das Gebiet der Socialpolitik begeben, nicht als Anhänger einer Partei, sondern im Sinne Plato's und Schiller's.

Für das Verständniß seiner Kunstwerke hat Wagner übrigens durch seine Schriften direct leider wenig erreicht. Von dem ganzen großen Werke über „Das Kunstwerk der Zukunft" zeigt sich in der weiteren Oeffentlichkeit nur eine einzige Spur in dem Spottnamen „Zukunftsmusik". In der That fehlt es diesen Werken nicht an Paradoxen, und ein frei denkender Musiker kann das Todesurtheil nicht acceptiren, welches dort über die sogenannte absolute Musik ausgesprochen wird, wie auch die Vertreter der anderen Künste ebenfalls die Gründe nicht einsehen können, aus denen die Selbstständigkeit jeder einzelnen Kunst zu Gunsten des einzigen Theaters aufgegeben werden soll. Die Ausschließlichkeit jener Theorien, der Fanatismus, mit welchem Menschen und Thatsachen durch dieselben mitgespielt wird, erbittert und stößt ab. Man versteht und entschuldigt diesen Charakter von Wagner's Schriften, wenn man bedenkt, daß sie ein feuriger, heißblütiger Künstler verfaßte, theilweise in einer harten Zeit des Verkanntseins und der

Digitized by Google

Erbitterung, zu bedauern ist aber, daß sich allzu eifrige Anhänger des großen Künstlers haben bereit finden lassen, auch aus den Paradoxen des Meisters Dogmen zu machen. An und für sich schließen das Verständniß Wagner's und die Liebe zu ihm eine gleiche und größere zu andern Meistern der Gegenwart und Vergangenheit nicht aus. Wagner selbst hängt mit der ganzen ihm innewohnenden Gluth an dem Schaffen der alten Meister und findet in ihren Werken die Wahrheit und die Nothwendigkeit, die er der neueren Production im Allgemeinen abspricht. Und wenn er in seinem sehr lesenswerthen Schriftchen „Ueber das Dirigiren" die Musikpraxis der Gegenwart der Flüchtigkeit beschuldigt und Personen und Zustände hart geißelt, so thut er dies gerade im Hinblicke auf die Meisterwerke der Alten. Von dieser seiner echten Pietät und Begeisterung für die Classiker hat er auch als Dirigent sehr positive Beweise gegeben. Unter seiner Leitung hat es den Musikern oft geschienen, als ginge ihnen jetzt erst der Sinn einer altbekannten Composition auf. Als er vor etlichen Jahren mit dem Wiener Hofopernorchester die Freischütz-Ouverture zu „studiren" begann, schien das sehr auffallend und unnöthig. Hinterdrein aber wurde beschlossen, das gleichsam neuentdeckte Stück fortan nur „Wagnerisch" zu geben.

Mit Beethoven's Sinfonien ging es in etlichen Großstädten ähnlich, und wenn man sich auch gegen Wagner's Textredactionen aussprechen muß, so sind doch die Gründe seiner Aenderungen hochachtbar und frei von Willkür.

Es stände schlimm, wenn Wagner der einzige Meister wäre von diesem Verständniß für die Alten und der Fähigkeit es Andern mitzutheilen. Aber Männer seiner Art sind dennoch selten, und für einen gereiften Kunstjünger ist es ein Glück, an der Hand Wagner's das Museum der musikalischen Meisterwerke zu durchschreiten; hundert Dirigenten aus der unmittelbaren Schule des Meisters — und der Musik im deutschen Vaterlande wäre wesentlich geholfen. Dies war der Gedanke, der die Freunde Wagner's bewog, die Gründung einer Baireuther Stilbildungsschule in Aussicht zu nehmen. Wünschen wir diesem Projecte das beste Gedeihen!

Hermann Kretzschmar.

Skizzen aus deutschen Parlamentssälen.

1. Einleitung: Die parlamentarische Maschinerie.

Von M. A. Klausner.

Eine Versammlung von mehreren Hundert Personen, mit der Erledigung der wichtigsten und schwierigsten Geschäfte beauftragt, bildet einen Mechanismus, der bis in's Kleinste geordnet sein muß, wenn die Lösung der gestellten Aufgaben nicht aussichtslos erscheinen soll. Die Nothwendigkeit einer solchen Ordnung ist in noch höherem Grade vorhanden bei einer parlamentarischen Körperschaft, deren Mitglieder nicht nach ihrem Werthe gewogen, sondern nur gezählt werden. Innerhalb der vier Mauern des Parlamentes giebt es keinen anderen Rang, als den eines Abgeordneten, und neben dem zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit herabgesunkenen Doctortitel hat der Parlamentarier als solcher keinen Anspruch auf irgend ein im bürgerlichen Leben ihm zustehendes Prädicat. Der Minister und der Amtsrichter, der fürstliche und der bäuerliche Grundbesitzer, der Commerzienrath und der Cigarrenarbeiter, sie Alle sind in ihrem volksvertreterischen Berufe nichts als „Abgeordnete". Auf diese Weise bildet die gesetzgebende „Elite der Nation", unbeschadet der Berechtigung zur Führung dieses Ehrentitels, eine Gesellschaft, wie sie gleich „gemischt" in keiner anderen öffentlichen Versammlung zu finden ist.

Und doch könnte diese gemischte Gesellschaft als eine Verwirklichung des socialistischen Gleichmacherei-Ideals gelten; denn so bereitwillig auch das bessere Wissen, das größere Geschick und das höhere Verdienst einzelner Koryphäen anerkannt wird, würde es doch nie und nimmermehr Jemandem einfallen, irgend einem Abgeordneten auf Grund der eben genannten Vorzüge mehr einräumen zu wollen, als eine einzige Stimme. Bei den Abstimmungen wird eben nur gezählt, und wer in der Minderheit geblieben ist, schätzt darum das Gewicht seiner Stimme um nichts geringer, als eine Stimme aus dem obsiegenden Theile. Der Stahl'sche Ausspruch „Autorität, nicht Majorität" ist aus dem bewußten Gegensatz zum Parlamentarismus hervorgegangen und kann keinen schärferen Gegensatz als den Parlamentarismus jemals finden. Gleichwohl sind gesetzgebende Körperschaften nicht in der Lage, der Autorität im Stahl'schen Sinne gänzlich entbehren zu können; denn die Majoritäten schwanken, und wer heute in der Mehrheit ist, muß doch darauf bedacht sein, auch der Minderheit Rechte einzuräumen, schon weil er selbst sehr bald die bittere Frucht der Rechtlosigkeit zu kosten bekommen könnte.

Es liegt im Wesen des Parlamentarismus, daß die Mehrheit immer Recht haben muß und daß sie bestimmen darf, was Rechtens sein soll. Hier ist ein gewisses Gegengewicht einzuschalten, wenn man nicht haben will, daß von heute zu morgen mit den Majoritäten auch das Recht wechsele. Dieses Gegengewicht bietet die Geschäftsordnung, welche zu einem Theile dazu dienen soll, die äußeren Formen des Berathungsverfahrens festzustellen, zum anderen, wesentlicheren Theile aber den Zweck hat, die Minoritäten zu schützen. Dem Schutze der Minoritäten dient auch eine gewisse Tradition, welche ungeschrieben die Geschäftsordnung ergänzt. Allerdings giebt es auch eine Tradition, welche ungeschrieben die Geschäftsordnung durchbricht, und hierin ebenso wie in dem leidigen, unvermeidlichen Umstande, daß es doch immer die Mehrheit ist, welche die Geschäftsordnung handhabt, liegt die gar nicht abzuweisende Gefahr, es möchte in erregten Zeiten der Schutz der Minorität sich als wirkungslos erweisen.

Im Großen und Ganzen aber hat in den Parlamenten Deutschlands und Preußens noch immer ein guter Sinn für Gerechtigkeit geherrscht, und hier wäre die Klage nicht berechtigt, welche einmal in trüber Zeit im österreichischen Abgeordnetenhause laut wurde: daß Billigkeit nur noch vom Zufall des Looses erwartet werden dürfe.

Dieser trübe Gedanke schwebte wohl den ersten Schöpfern der modernen parlamentarischen Ordnung vor; denn das ganze System der vorberathenden Commissionen baut sich auf den sieben Abtheilungen auf, deren Zusammensetzung einzig das Loos bestimmt. Am ersten Tage einer Session würfelt die unbestechliche Urne die Namen sämmtlicher als anwesend gemeldeten Abgeordneten durch einander und theilt sie möglichst gleichmäßig den sieben Abtheilungen zu, welche nach dem Buchstaben der Geschäftsordnung die engeren Wahlkörperschaften des Parlamentes bilden. Schon bei der Constituirung der Abtheilungen selbst zeigt sich jedoch, daß über der scheinbaren Souveränetät der letzteren eine geheimnißvoll dirigirende Macht steht; denn seltsamer Weise trifft es sich stets, daß die vierzehn Männer, welche als Vorsitzende und stellvertretende Vorsitzende an der Spitze der sieben Abtheilungen stehen, in reducirtem Maßstabe genau das Stärkeverhältniß der parlamentarischen Parteien ebensowohl im Reichstage wie auch im preußischen Abgeordnetenhause wiedergeben, und daß die schwächsten parlamentarischen Gruppen bei den vierzehn Schriftführerposten der Abtheilungen einen Ersatz finden für ihre Ausschließung von den bevorzugteren Ehrenstellen. Wie viele Abtheilungsschriftführer dazu gehören, um einen Abtheilungsvorsitzenden aufzuwiegen, und in welchem Werthverhältnisse die Vorsitzenden und ihre Stellvertreter zu einander stehen — das ist ein Capitel aus der Lehre von den Imponderabilien, zu dessen Ergründung Niemand berufen ist, der nicht den culturhistorischen Arbeiten des Senioren-Convents einmal beigewohnt und daran Theil genommen hat.

Der Senioren-Convent ist nämlich jene geheimnißvoll dirigirende Macht, die sich in unverbrüchlicher Tradition das Amt angemaßt hat, über die parlamentarischen Ehrenstellen zu verfügen. Kein Paragraph der Geschäftsordnung kennt den Namen des Senioren-Convents; es fehlt ihm jeder officielle Charakter, und doch entscheidet er inappellabel über alle Einrichtungen, welche der tägliche Bedarf der gesetzgebenden Körperschaften erfordert. Er besteht aus je zwei bis drei Vertretern jeder Fraction, und zwar nicht, wie der Name vermuthen lassen könnte, aus den ältesten, sondern vielmehr aus den erfahrensten und schneidigsten Mitgliedern der Fractionen.

Digitized by Google

Ihre Vollmacht ist eine unbegrenzte, Bündnisse und Cartellverträge abzuschließen; ihre Instruction beschränkt sich einzig auf die Weisung, der eigenen Fraction möglichst große Vortheile zuzuwenden. Der Senioren-Convent faßt keine Mehrheitsbeschlüsse, sondern ist bestrebt, Einhelligkeit zu erzielen. Das gelingt freilich nicht immer, und nach Erschöpfung der freien Ueberredungskünste kommt es dann zum Stimmkampfe im Plenum, bei welchem allein die brutale Zahl entscheidet.

Die calculatorische Arbeit des Senioren-Convents bezüglich der Vertheilung der Commissionsmitgliedschaft an die einzelnen Fractionen und Gruppen ist namentlich deshalb eine schwierige, weil Rücksichten der Billigkeit nicht ganz außer Acht gelassen werden dürfen. Es giebt „Wilde", das heißt außer jedem Fractionsverbande stehende Abgeordnete, welche sich für bestimmte Specialitäten ausgebildet haben und daraus den Anspruch auf einen Sitz in der betreffenden Commission herleiten. Es giebt ferner Gruppen von politisch nicht genau zu rubricirender Farbe, welche der Zahl nach zu schwach sind, um für sich allein in Action treten zu können, und welche deshalb Anschluß an eine befreundete Gruppe nehmen.

Die Mitgliederzahl der beiden Gruppen wird alsdann summirt, und ein besonderes Abkommen zwischen ihnen regelt den Antheil, welcher auf die schutzsuchende Gruppe entfallen soll. Es ist schon vorgekommen, daß solche Schutzgruppen, wie wir sie nennen möchten, zwei Patrone zugleich suchten und fanden, und daß im Senioren-Convent demzufolge zwei Parteien mit dem Anspruche auftraten, im Namen und Interesse derselben dritten zu agitiren. Die reichsländischen Autonomisten beispielsweise wurden seiner Zeit vom Fortschritt ebenso wie von den Nationalliberalen mit Beschlag belegt.

Bei der Fülle der Partei-Unterschiede, deren wir uns erfreuen, ist es natürlich, daß das Divisionsexempel nur in den seltensten Fällen „rein aufgeht". Hier wird der Ausweg beliebt, einen Turnus eintreten zu lassen, so zwar, daß in vorher bestimmter Reihenfolge eine Commissionsstelle erst einer, dann einer zweiten, einer dritten Fraction und so weiter zur Verfügung gehalten wird. Dabei tritt die Laune des Zufalls wieder in ihr volles Recht; denn der Zufall fügt es, ob das Mehrgewicht einer einzelnen Commissionsstelle in bedeutungsvoller oder in gleichgültiger Angelegenheit in die Wagschale fällt; denn wenn auch zuletzt das Plenum an die Vorschläge der Commissionen nicht gebunden ist, so ist doch das Plenum oft ebenso bequem wie souverain, und die Vorentscheidung der Commissionen bleibt meistens maßgebend. Sind es doch gerade die wichtigsten Details, die eingehendsten Aufschlüsse seitens der Regierungsvertreter, die einzig in den Commissionen zur Sprache kommen können.

Hat nun der Senioren-Convent seines schwierigen Amtes gewaltet, so ist für die ganze Dauer der Session der Antheil stimmlichen Einflusses geregelt, welchen die einzelnen Fractionen bei den Vorberathungen zu üben haben. Die Abtheilungen, welche dem Namen nach die Wahlkörperschaften für die Commissionen bilden, handeln nun nach dem Geheiß der Fractionen; sie „wählen" diejenigen Mitglieder, welche von diesen bezeichnet worden sind. Die eigentliche Wahl geht in den Fractionen vor sich, die von Fall zu Fall ihre Special-Autoritäten delegiren. Handelt es sich um provinzielle Angelegenheiten, so darf man sicher sein, daß jede Fraction diejenigen Mitglieder entsendet, welche in der betreffenden Provinz ihren Wahlkreis haben, und oft genug kommt es dann vor, daß eine solche Commission ein förmliches Provinzial-Parlament bildet, in welchem die Partei-Unterschiede vor der Rücksichtnahme auf locale Interessen verschwinden. So präsentirte sich in der letzten Session des preußischen Abgeordnetenhauses die Commission, welche über einen Gesetzentwurf wegen der vormals kurhessischen Waldnutzungen die Vorentscheidung hatte, dem Plenum als ein einig Volk von Brüdern, deren sonst so getheiltes politisches Glaubensbekenntniß sich hier zu einem rein hessischen verschmolzen hatte.

Es liegt auf der Hand, daß ein derartiges Verhältniß arge Schattenseiten hat, und es mag als ein Zeichen für den gesunden Sinn und für die Gewissenhaftigkeit unserer Parlamente aufgefaßt werden, daß das Plenum meist Correctur zu üben wußte. Immerhin kann es unter Umständen bedenklich werden, wenn die Vorprüfung wichtiger Fragen stets den Männern überlassen wird, welche, zuweilen auf ziemlich uncontrollirbare Weise, bei ihren näheren politischen Freunden in den Ruf eines Fachverständnisses gekommen sind und diesen Ruf manchmal nur durch ihren eigenen treuherzigen Glauben an dessen innere Begründung aufrecht erhalten. Das muß aber mit in den Kauf genommen werden, da unsere Abgeordneten nicht alle universelle Köpfe sein können, und die meisten von ihnen, nach einem Bismarck'schen Ausspruche, gezwungen sind, in Fachfragen sich nach der Autorität eines politisch gesinnungsverwandten Fachmannes zu richten.

Einmal ist es vorgekommen, daß eine Abtheilung dem Senioren-Convent Trotz bot, vor zwei Jahren, bei der Wahl der Commission zur Vorberathung des Socialistengesetzentwurfes. Eine von den einundzwanzig Mitgliedstellen war vom Senioren-Convent Herrn Bebel zugedacht worden, damit ein Vertreter der socialdemokratischen Abgeordneten in der Commission Sitz und Stimme habe. Die betreffende Abtheilung aber, überwiegend aus conservativen Herren bestehend, machte von ihrem geschäftsordnungsmäßig ganz unbestreitbaren, einzig durch die Tradition außer Uebung gekommenen Wahlrecht Gebrauch und schickte an Stelle des Herrn Bebel Einen der Ihren. Dieser Vorfall machte in parlamentarischen Kreisen um so peinlicheres Aufsehen, als die eine Stimme wohl hätte entscheidend sein können, und als man sich sagen mußte, daß die Correctur des Zufalls, an dessen Stelle die Verabredungen des Senioren-Convents die Regeln der Gerechtigkeit und Billigkeit setzten, nur dann sich rechtfertigen lasse, wenn diese Verabredungen unbedingt respectirt würden.

Da, wie bereits erwähnt, die sieben Abtheilungen wenigstens der Form nach die Wahlkörperschaften für die Commissionen bilden und selbstredend jede Abtheilung eine gleiche Anzahl Mitglieder zu benennen hat, so ergiebt sich, daß die Commissionen sämmtlich eine durch sieben theilbare Mitgliederzahl haben. Je nach der Schwierigkeit und der Menge der Arbeit, welche einer Commission zugetheilt wird, steigt ihre Zahl von sieben auf vierzehn, einundzwanzig und — für die complicirtesten Arbeiten — auf achtundzwanzig. Darüber hinaus geht man nicht, weil sonst die Commission selbst wieder ein Parlament und schwerfällig wie ein solches werden würde. Schon bei achtundzwanzig Mitgliedern stellt sich oft die Nothwendigkeit heraus, Subcommissionen — beispielsweise zur Redaction der Beschlüsse — zu ernennen.

Man unterscheidet Fach- und Specialcommissionen, von denen erstere, auch ständige Commissionen genannt, bei Beginn jeder Session zur Vorberathung der regelmäßig wiederkehrenden Aufgaben, letztere von Fall zu Fall aus besonderen Anlässen, für bestimmte Gesetzesvorlagen gewählt werden. Zu ersterer Kategorie gehören die Commissionen für Petitionen, Unterrichtswesen, communale Angelegenheiten, landwirthschaftliche Dinge, Budget, Rechnungslegung, Justizwesen, Wahlprüfungen und Geschäftsordnung.

Die Wahlprüfungscommission hat die Gültigkeit derjenigen Abgeordnetenmandate zu untersuchen, gegen deren Wahlen Proteste eingelaufen sind. Ob solche Proteste vorliegen und wenigstens formal begründet sind, darüber befinden in erster Reihe die Abtheilungen selbst, von denen zu diesem Zweck die erste sich die Wahlacten der zweiten, die zweite diejenigen der dritten vorlegen läßt, und so fort bis zur siebenten Abtheilung, welche die Wahlacten der ersten nachsieht. Ist gegen die Gültigkeit einer Wahl Protest erhoben, so gehen die betreffenden Wahlacten an die Wahlprüfungscommission, welche ihrerseits an das Plenum Bericht erstattet und entweder Gültigkeitserklärung oder Beanstandung oder Ungültigkeitserklärung des Mandats beantragt. Die Beanstandung einer Wahl läßt dem betreffenden Abgeordneten Sitz und Stimme im Parlamente, bis weitere amtliche Erhebungen eine definitive Entscheidung nach der einen oder anderen Richtung hin ermöglichen. Selten nur wartet ein Abgeordneter, dessen Mandat die Wahlprüfungscommission für ungültig zu erklären beantragt hat, den Spruch des Parlaments ab; er kommt gewöhnlich der Ausschließung durch freiwillige Niederlegung des Mandats zuvor. Dagegen geschieht es sehr häufig, daß die Vorschläge der Wahlprüfungscommission erst spät an das Plenum gelangen, und so ist es bereits wiederholt vorgekommen, daß „freiwillige" Mandatsniederlegungen der erwähnten Art am vorletzten oder gar am letzten Tage einer Session erfolgten, während deren ganzer Dauer der Inhaber des ungültigen Mandats mitberathen und mitgestimmt hatte.

Die Geschäftsordnungs-Commission ist die wenigst beschäftigte unter Allen. Jahre vergehen, ehe sie nöthig hat, eine andere als die constituirende Sitzung zu halten. Ihre Mitglieder sind

Digitized by Google

zumeist sehr würdige Herren, welchen man nur eine sehr leichte Arbeitsbürde zuweisen will, und lustig genug war es, als diese Idylle durch die Vorlage des vielberufenen „Maulkorbgesetzes" gestört wurde. Die Geschäftsordnungs-Commission war nicht wohl zu umgehen; man mußte ihr den Entwurf zur Prüfung überweisen. Als vorzugsweise sachverständig wurden die drei Reichstagspräsidenten zu außerordentlichen Mitgliedern ad hoc der Geschäftsordnungs-Commission gemacht, den älteren Mitgliedern der letzteren aber wurde es einigermaßen unheimlich in den veränderten Umständen, welche an Stelle des würdevollen far niente eine verantwortungsreiche und schwierige Arbeit gesetzt hatten, und die Mehrheit schied aus, um rüstigeren Parlamentariern Platz zu machen. Das wäre im Grunde nicht einmal nöthig gewesen; denn die „Maulkorbvorlage" blieb begraben.

Die Thätigkeit der Rechnungs-Commission ist eine unscheinbare, aber ihre Bedeutung ist nicht gering. Auf ihrer Gewissenhaftigkeit beruht die Sicherheit, daß die Finanzverwaltung auch streng budgetmäßig verfährt. Dank der Mustergiltigkeit unserer Finanzverwaltung, dank der sprüchwörtlichen Aufmerksamkeit der Oberrechnungs-Commission zu Potsdam, haben die Rechnungs-Commissionen im deutschen Reichstage und im preußischen Abgeordnetenhause nur selten Monita vorzubringen.

Der mühseligste Theil und das am meisten gehäufte Maß der Arbeiten gehört der Petitions-Commission. Die Tausende alle, welche, mühselig und beladen, an die Volksvertretung als an die vierte Instanz sich wenden, finden hier sorgsame Prüfung ihrer Beschwerden und Wünsche. Wären die Mitglieder der Petitions-Commission weniger sorgsam, als sie es der großen Mehrheit nach sind, das verfassungsmäßige Recht der Petition an die Volksvertretung würde ein todter Buchstabe sein; denn die Petitions-Commission hat der Natur der Sache nach die weitgehendsten discretionären Befugnisse, welche sie übrigens nur dem Herkommen und nicht einer formulirten Vorschrift verdankt. „Nicht geeignet zur Erörterung im Plenum" — das ist das häufigste Verdict, und noch nie ist es vorgekommen, daß ein Abgeordneter von dem Rechte Gebrauch gemacht hätte, Widerspruch zu erheben.

Die wichtigste Commission in jedem Parlamente ist die Budget-Commission. Ihr liegt es ob, die für den Laien unübersehbaren Ziffercolonnen des Etats zu sichten und jede einzelne der zehntausend Positionen auf ihre Nothwendigkeit sowie auf ihr billiges Ausmaß zu prüfen. Die Etatsberathung hat Virchow einmal „die Inventur aller starken und schwachen Stellen der Regierung" genannt, und diese Bezeichnung ist für die Bedeutung der Budget-Commission sehr zutreffend.

Ist die Zahl der ständigen Commissionen umgrenzt, so giebt es für die Special-Commissionen kein anderes Maß als dasjenige, welches jeweilig dem Parlamente beliebt, unter Berücksichtigung natürlich der Fülle von Vorlagen, welche die Regierung der Volksvertretung unterbreitet. Ein Gesetzentwurf muß sehr einfach und klar sein, wenn das Parlament es übernehmen soll, auf seine Vorprüfung zu verzichten. Es geschieht zuweilen, daß das Plenum in der zweiten Lesung solches Unterfangen bereut und eine Vorlage nachträglich in eine Special-Commission verweist.

Die Commissionsverhandlungen finden unter Ausschluß der Oeffentlichkeit statt, das heißt: es dürfen nur Abgeordnete denselben beiwohnen. Doch ist es wohl noch nie vorgekommen, daß es an sachgemäßen Berichten über jeden einzelnen Vorgang innerhalb der Commissionen gefehlt hätte, es sei denn, daß Personalien zur Sprache kamen. Die Abgeordneten selbst arbeiten hier im Dienste der Oeffentlichkeit, indem sie die bezüglichen Mittheilungen in dankenswerther Weise den Vertretern der Presse zustellen.

Die drei Präsidenten, die acht Schriftführer, die beiden Quästoren und die sieben Abtheilungs-Vorsitzenden bilden den Gesammtvorstand des Parlamentes; die Präsidenten mit den Schriftführern werden das Bureau genannt.

Die Wahl der drei Präsidenten erfolgt unter Leitung eines Altersvorsitzenden und einer Anzahl Jugend-Schriftführer in drei gesonderten Wahlgängen. Weniger umständlich ist die Wahl der Schriftführer. Ein einziger Wahlgang bezeichnet die acht Gehülfen des Präsidiums, und zwar gemäß den Verabredungen des Senioren-Convents, dessen Einfluß hier wieder beginnt, und welcher auch dem Präsidenten die Namen derjenigen Abgeordneten suppeditirt, die er zu Quästoren beruft.

Soweit wir bis zu der Präsidentenwahl von den parlamentarischen Einrichtungen gesprochen, soweit existiren bestimmte Vorschriften oder eine feste Tradition. In Bezug auf den ersten und wichtigsten Act parlamentarischer Selbstregierung aber hat sich ein sicheres Herkommen, welches die Kraft der Selbstverständlichkeit besäße, noch nicht gebildet. Von einer Legislaturperiode zur anderen entbrennt der Streit um die höchsten Ehrenstellen auf's Neue, und immer giebt es Parteien, welche grollend meinen, ihnen sei Unrecht geschehen. In parlamentarisch naiven Zeiten, als die Parteien noch nicht durch persönliche Verbitterungen geschieden waren, hielt man die Stelle des ersten Präsidenten für einen Ehrenposten, der dem Geschicktesten gebührte. Eine conservative Mehrheit gab einem liberalen Manne ihre Stimmen, weil dieser Mann sich in der Leitung der Geschäfte bewährt hatte. Doch diese Naivetät ist längst dahin, und der Präsidenten-Wahlkampf ist die erste Probe, bei der die Parteien sich messen. Es ist thatsächlich ein Kampf; denn man ist noch nicht zu einem leitenden Principe gekommen, so oft man auch versucht hat, ein solches aufzustellen. Viele Anhänger fand die Idee, den Präsidenten der numerisch stärksten Fraction zu entnehmen, die beiden Vicepräsidenten aber von den nächst zahlreichen Fractionen präsentiren zu lassen. Wäre jemals eine Fraction für sich allein im Besitze der Stimmenmehrheit gewesen, so hätte sie ganz selbstverständlich die vornehmsten Ehrenstellen für sich in Anspruch genommen. Noch sind wir aber in Deutschland nie in solcher Lage gewesen; es mußten stets mehrere Parteien sich zu gemeinsamem Vorgehen einigen. Natürlich war eine solche Einigung immer unter denjenigen Parteien am leichtesten zu erzielen, welche auch in politisch-gesetzgeberischer Beziehung einander zur Majorität ergänzten. In der Blüthezeit des Liberalismus besetzten deshalb Nationalliberale und Fortschrittler allein das Präsidium; den Rückgang des Liberalismus bezeichnete die Zulassung der (frei-conservativen) Reichspartei in das Präsidium; dann beherrschten im Reichs- und Landtage die clerical-conservative Vereinigung die Situation, bis das Centrum in der preußischen Abgeordnetenkammer vor Kurzem die Ehrenstelle eines Vicepräsidenten einbüßte, und nunmehr wenigstens in dem Präsidium dieser Körperschaft dieselbe „würdige Zurückhaltung" beobachten kann, welcher sich seine Führer bei den jüngsten nationalen Festtagen befleißigten.

Die Stellung eines Parlamentspräsidenten gehört zu den schwierigsten, weil sie die exponirteste ist. Abgesehen von dem durch Routine erreichbaren Geschick in der äußeren Leitung der Geschäfte, abgesehen von einer unbeirrbaren Unparteilichkeit, welche füglich nicht mehr ist als eine Pflicht, die jeder Richter tagtäglich zu erfüllen hat, liegt dem Präsidenten noch ob, in seiner Person die Würde der Volksvertretung selbst zu jeder Zeit zu wahren, eifersüchtig über die Rechte derselben zu wachen und trotzdem im Verkehr mit den Regierenden ein versöhnliches Wesen zu zeigen. „Bis an die Mauern des Hauses" unbeschränkter Gebieter — nicht „bis an die Schranken des Ministertisches", wie Kriegsminister von Roon einmal im preußischen Abgeordnetenhause bemerkte und wodurch er Herrn von Bockum-Dolffs zwang, die Sitzung zu vertagen — hat der Präsident doch genau die nur für scharfe Augen erkennbare Grenzlinie innezuhalten, welche die Befugnisse des höchsten Ehrenbeamten der Volksvertretung von denen des leitenden Staatsmannes innerhalb des Parlamentes trennt. Dem Einen gebührt ganz unbedingt das Recht, die Ordnung des Hauses als vornehmste Instanz zu wahren, von welcher keine Appellation als an die souveraine Versammlung möglich ist; dem Anderen gebührt ebenso unbedingt das Recht, zu jeder Zeit das Wort zu ergreifen. Hier liegt die Möglichkeit vor, daß das Recht zu Unterbrechungen sich mit dem Rechte kreuzt, zu reden, und in erregten Zeiten gehört in gleich hohem Maße Tact und Festigkeit dazu, die Grenzlinie innezuhalten, welche die selbstbewußte Würde von der Rechthaberei scheidet.

Dies ist das Räderwerk des Parlamentarismus. Unentbehrlich haben wir den äußerlichen Mechanismus bereits in den einleitenden Worten genannt; fügen wir zum Schluß hinzu, daß er für sich allein nicht genügt, um ein gedeihliches Wirken zu veranlassen. Hierzu gehört noch der belebende Geist, der begeisterte Wille und die willige Unterordnung des Einzelnen unter die Interessen des großen Ganzen. Mögen diese Vorzüge dem deutschen Parlamente niemals fehlen!

Digitized by Google

Schloß Neuenstein.

Als Deutschland seine reichsunmittelbaren Herrschaften an geistlichen und weltlichen Kurfürsten, Fürsten, Abteien, Grafen, Rittern, Städten und Gemeinden noch nach Hunderten zählte, blühte auch der Bau von Schlössern aller Art und zu dieser Blüthe trugen vor der Einführung des Primogeniturgesetzes namentlich die vielen Erbtheilungen bei; denn zerfiel eine Herrschaft in neue Linien, so mußten, wo nicht alte Schlösser für dieselben vorhanden waren, eben neue gebaut werden, und so finden wir als Erinnerungsmäler aus jenen Tagen noch gegenwärtig in vielen Städten und Städtchen Residenzschlösser von historischem Interesse; zu einem derselben führen wir heute unsere Leser.

Das Schloß Neuenstein war die Residenz einer Linie des Dynastengeschlechts von Hohenlohe, dessen Besitzthum sich besonders über die Thäler der Kocher, Jagst und Tauber ausbreitete und vor der Mediatisirung durch die Rheinbundsacte (1806) auf zweiunddreißig Geviertmeilen über 108,000 Einwohner zählte. Bekanntlich zerfällt jetzt das in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vom Grafen- in den Fürstenstand erhobene Geschlecht der Hohenlohe in die protestantische Linie der Neuensteiner und die katholische der Waldenburger.

Das Schloß Neuenstein gehört zu den alten Bauwerken, welche man nicht abseits vom Wege aufzusuchen braucht. Wenn man das nunmehr größerentheils zu Württemberg, kleinerentheils zu Baiern gehörige Gebiet jener Fürstenfamilie auf der von Heilbronn herkommenden Bahnlinie befährt und die Station Oehringen passirt hat, sieht man plötzlich ein überraschendes Bild vor sich, wie es der Maler für seinen Pinsel nur wünschen kann: das imposante Schloß, davor der grünliche Teich, neben dem Schlosse die Kirche, die als eine mit seltener Schönheit abrundende Ergänzung des ersteren erscheint, und endlich im Hintergrunde die grünen Hügel mit ihren sanft geschwungenen Linien — das Alles vereint sich, um einen wirklich zauberhaften Reiz auf Auge und Gemüth auszuüben.

Dem zu Fuße daher Kommenden zeigt sich das Schloß alsbald von der Vorderseite, welche durch die beiden runden Eingangsthürme mit ihren von zierlichen Säulen getragenen gewölbten Dächern schon von weitem ein besonders anmuthiges Bild bietet. Wir schreiten näher und bleiben bewundernd stehen vor dem schönen, eleganten Eingang. Früher bildete augenscheinlich eine Zugbrücke die Verbindung zwischen den von zwei steinernen Rittern bewachten Thore und der diesseits des Schloßgrabens freistehenden Pforte. Jetzt aber schreiten wir über eine feste, gemauerte Brücke in den Schloßhof. Das Bedeutendste innerhalb desselben ist das in edelster Renaissance ausgeführte Portal, durch welches man zum Hauptaufgang, einer kühnen steinernen Wendeltreppe, gelangt. Auf eine noch frühere Zeit deuten andere Einzelheiten, namentlich an den theilweise aus Buckelsteinen aufgeführten unteren Stockwerken der vorerwähnten Eingangsthürme und lassen uns schließen, daß die Unterbauten des Schlosses und verschiedene Theile des Erdgeschosses wohl dem dreizehnten Jahrhundert entstammen, aus dessen Mitte die älteste uns erhalten gebliebene Erwähnung der Burg „Neuenstein" datirt; letztere war zu jener Zeit Eigenthum und Wohnsitz eines ritterlichen Geschlechtes gleichen Namens. Als dasselbe im vierzehnten Jahrhundert erlosch, fielen seine Besitzungen dem damals gräflichen Hause Hohenlohe anheim, zu dessen Vasallen die Herren von Neuenstein gehört hatten.

Von Kraft dem Dritten, gestorben 1371, welcher wahrscheinlich der erste Hohenlohe ist, der das Schloß bewohnte, wurde dasselbe mit Mauern und Gräben verwahrt. Im Jahre 1495 vom 28. auf den 29. November beherbergte hier Kraft der Sechste den Kaiser Maximilian den Ersten, der, von Speier nach Augsburg reisend, mit zahlreichem Gefolge in Neuenstein eingetroffen war. Es muß demnach wohl der Bau schon damals einen ansehnlichen Umfang gehabt haben, seine jetzige Gestalt aber erhielt er erst zur Blüthezeit der Renaissance unter dem um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts regierenden Grafen Ludwig Kasimir, welcher durch die in den Jahren 1553 bis 1555 vollzogene Zweitheilung der Hohenlohischen Lande zum Stifter der Hauptlinie Hohenlohe-Neuenstein wurde.

Vom 6. bis zum 16. Mai 1615 erklangen die Räume des Schlosses von dem Festjubel einer mit großem Prunke gefeierten Doppelhochzeit. Graf Kraft von Hohenlohe-Neuenstein vermählte sich mit Sophie, der Tochter des Pfalzgrafen Karl bei Rhein-Birkenfeld, während seine Schwester Dorothea Walpurgis gleichzeitig dem Grafen Philipp Heinrich von Hohenlohe-Waldenburg ihre Hand reichte. Trommeln und Pfeifen, Trompeten und Pauken, Saiten- und Posaunenmusik erschollen in freudigem Wechselspiel; geschwungen von den Händen ritterlicher Herren schimmerten die röthlich glühenden Fackeln, und ein reicher Flor lieblicher Damen entfaltete seine Reize in der stattlichen Tracht jener glanzliebenden Zeit. Bankete und Tänze, Ritterspiele und Komödien ergötzten die Gäste, und nicht weniger als 1200 Lanzen wurden gebrochen.

Aus der erstgenannten dieser beiden Ehen stammt einer der interessantesten Vertreter des hohenlohischen Hauses, Graf Wolfgang Julius (geboren 3. August 1622), der nach des Vaters Tode Besitzer von Neuenstein wurde. Dieser Graf Wolfgang war ohne Zweifel ein für seine Zeit sehr gebildeter und mit ungewöhnlichem Führertalent ausgerüsteter Mann, der aber nach der durch den dreißigjahrigen Krieg allgemein gewordenen Unsitte sein Schwert nicht dem Vaterlande, sondern seinem Ehrgeiz weihte. Anfänglich im französischen Dienste mannigfache Schicksale erleidend, wurde er im Jahre 1658 Generallieutenant über die Truppen der zur Garantirung des westfälischen Friedens geschlossenen oberrheinischen Allianz, aber erst das Jahr 1663 brachte ihm Gelegenheit sein Feldherrntalent mit Glanz zu entfalten. Er erhielt vom Kaiser Leopold das Commando im Krieg gegen die Türken. Wie verlockend es auch ist, dem Helden in diese Kämpfe zu folgen, wir müssen, um den Rahmen unseres Artikels nicht zu durchbrechen, uns hier damit begnügen, auf seinen größten und letzten Sieg hinzuweisen, auf die Schlacht bei der Cisterzienserabtei St. Gotthard an der Raab, am 1. August 1664.

Graf Wolfgang, schon seit längerer Zeit unwohl, fühlte sich an diesem Tage so leidend, daß er zunächst nur vom Quartier aus seine Befehle zu ertheilen vermochte. Als aber das Kampfgewühl immer heftiger wurde, die Türken gegen die neugeworbenen wenig tüchtigen Hülfstruppen des Markgrafen von Baden einen Vortheil um den anderen errangen, da ließ der Graf sich, trotz der von seinen alten Wunden herrührenden heftigen Rückenschmerzen, die ihm nicht einmal erlaubten, den Säbel umzuschnallen, in den Sattel heben und stellte sich an die Spitze seiner kleinen, aber erprobten Schaar, die der Oberbefehlshaber Montecuculi durch drei kaiserliche Regimenter verstärkt hatte. Aus dem von den Janitscharen bereits genommenen Moggersdorf trieb er dieselben wieder zurück, allein dem Stoße starker Reitermassen, die ihnen entgegengesandt wurden, mußten die Christlichen abermals weichen. Schon waren die meisten ihrer Führer entmuthigt und glaubten das Feld räumen zu müssen, aber Hohenlohe drängte zu wiederholtem Angriff, setzte ihn durch — und der Erfolg desselben war einer der glänzendsten Siege, die je über die Türken errungen wurden. Schaaren von ihnen wurden in den Fluß getrieben und fanden in den Wellen ihren Tod, die Uebrigen stoben in wilder Flucht aus einander. Vierzig Fahnen der Türken und vierzehn ihrer Geschütze blieben in den Händen der Sieger, und schon zehn Tage nach dieser Schlacht erfolgte der Friedensschluß, der Ober- und Mittelungarn vollständig vom heidnischen Druck befreite.

Durch die errungenen Erfolge waren Graf Wolfgang's Dienste im Feld vorerst entbehrlich geworden, und die überstandenen Strapazen hatten seiner Gesundheit so stark zugesetzt, daß er auch späterhin auf weiteren Kriegsruhm verzichten mußte. Er vermählte sich und pflegte auf Schloß Neuenstein die Geschäfte des Friedens, bis er hier am 26. December 1698 starb. Die an die Kirche angebaute Halbrotunde (siehe das Mittelbild) enthält sein in weißem und farbigem Marmor ausgeführtes schönes Grabdenkmal.

Auch die neue und neueste Zeit weist einige bedeutende Männer aus dem Hause Hohenlohe auf, so den Fürsten Friedrich Ludwig (von Hohenlohe-Ingelfingen), welcher, früher bei den Weißenburger Linien und bei Kaiserslautern (1793 und 1794) Sieger, die Schlacht bei Jena verlor und bei Prenzlau mit 17,000 Mann capitulirte. Sein Sohn, Prinz Adolf, war im

Digitized by Google

…nstein.

…n von Otto Baisch.

Präsidium des preußischen Ministeriums 1862 der Vorgänger Bismarck's.

Fürst Ludwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, der gegenwärtige Botschafter des deutschen Reichs in Paris, der als baierischer Reichsrath und Minister in den Jahren 1866—1870 den Anschluß Baierns an Preußen anbahnte, entstammt der anderen Hauptlinie Hohenlohe-Waldenburg.

Kehren wir nun zu dem durch die Erinnerung an manche hervorragende geschichtliche Gestalt geweiheten „Schlosse Neuenstein" zurück, so haben wir schließlich zu berichten, daß die Gemächer desselben längst ihres fürstlichen Schmuckes entkleidet sind und einem Zwecke der Nächstenliebe dienen. Vor mehr als einem Jahrhundert (1777) erhielt nämlich das Schloß von seinen damaligen Besitzern den Namen und Charakter eines „Hospitalinstitutes", und als solches ist es noch heute ein Asyl für alte, gebrechliche Leute.

So haben wir es der Menschenliebe zu danken, daß das Schloß in seiner äußeren Gestalt seinen alterthümlichen Charakter bewahren durfte. Hätte es fernerhin den Zwecken eines Fürstensitzes zu dienen gehabt, so wäre aller Wahrscheinlichkeit nach Vieles an ihm der Neuerungssucht zum Opfer gefallen. C. B.

Johann Kepler, ein Mann der Freiheit und des Lichts.

Zum Gedächtniß der zweihundertundfünfzigsten Wiederkehr seines Todestages (15. November).

Die folgenden Zeilen sollen als Todtenopfer am Grabe eines Mannes dargebracht werden, der in seltener Weise den vollen Pulsschlag des deutschen Geistes in sich fühlte und in seinen Werken glänzend ausprägte. Es ist Johann Kepler, der Astronom, der vor nunmehr zweihundertfünfzig Jahren aus diesem Leben schied.

Kepler's irdische Laufbahn fällt in das Ende des sechszehnten und den Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, jene wüste, trauervolle Zeit, in der unser Vaterland von religiösen und politischen Wirren, von zahllosen blutigen Dramen erschüttert wurde und endlich in den düsteren Flammen des Dreißigjährigen Krieges seinen Wohlstand in rauchenden Schutt sinken sah. Mitten in den rollenden Wogen dieser weh- und haßerfüllten Zeit trieb das Lebensschiff unseres Geisteshelden, ohne jemals den ersehnten sicheren Hafen finden zu können. Schon die Tage seiner Kindheit waren keine goldene Jugendzeit. Sein Vater war ein unstäter, unbändiger Mann, der bald nach der Geburt des Kindes — sie erfolgte am 27. December 1571 in der württembergischen Stadt Weil — mit dem wilden Heere des Herzogs Alba in die Niederlande ging, nach seiner Rückkehr eine Gastwirthschaft betrieb und schließlich in den Türkenkrieg zog, in welchem er verscholl. Seine Mutter war von rauher, unverträglicher Gemüthsart, er selber, zwei Monde zu früh in die Welt gesandt, von schwächlichem Körperbau und oft von Krankheiten heimgesucht. Da er die schweren häuslichen Arbeiten während der Gastwirthschaft seines Vaters nicht auszuführen vermochte, ließ man ihn die Klosterschulen von Maulbronn und Hirsau besuchen und schließlich zur Universität Tübingen gehen, in deren theologischem Stifte er auf öffentliche Kosten und unter sonst dürftigen Verhältnissen die Gottesgelahrtheit studirte. Doch der Theologe verdarb bald in ihm; sein Gewissen gerieth in Widerspruch mit den lutherischen Heißspornen jener Universität, und als er seine Studien vollendet hatte, erhielt er nur das Zeugniß, daß er sich in der Beredsamkeit ausgezeichnet habe.

So wurde er zum lutherischen Geistlichen für untauglich erklärt, und seine Hoffnungen auf eine Anstellung im engeren Heimathlande gingen nicht in Erfüllung. Da erfolgte 1593 der Ruf an den zweiundzwanzigjährigen jungen Mann, eine Professur für Mathematik und Moral an dem Gymnasium zu Graz in Steiermark zu übernehmen. Er verließ Württemberg mit widerstrebenden Gefühlen und trug während seines ganzen übrigen Lebens die Sehnsucht nach einer gesicherten Existenz im Heimathlande unerfüllt in der Brust. Doch war sein neuer Beruf entscheidend für seine weitere wissenschaftliche Thätigkeit; denn er führte ihn mehr und mehr zur Astronomie hin, welche sich seit fünfzig Jahren in Folge der welterschütternden Arbeit des Copernicus in einem Zustande der Gährung befand.

Jetzt schien sich Kepler's Lebenshimmel zu klären. Seine erste größere Amtsthätigkeit, die Abfassung eines Kalenders für das Jahr 1594, trug ihm die Popularität ein; auch faßte er Neigung zu einer reichbegüterten Dame und heirathete dieselbe nach Beseitigung hartnäckiger und zahlreicher Hindernisse. Da brach, durch den nachmaligen Kaiser Ferdinand und die Jesuiten veranlaßt, über Steiermark der Sturm der Protestantenverfolgung herein: Kepler's Glaubensgenossen wurden vertrieben und er selber mußte Graz und seine Güter anfangs für kurze Zeit, dann im Jahre 1600 für immer verlassen. Mit Weib und Kindern zog er aus und hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegen konnte. In dieser Noth nahm er das Anerbieten des berühmten Astronomen Tycho de Brahe an, welcher auf Anordnung des Kaisers Rudolph in Prag mit der Ausarbeitung astronomischer Tafeln über Planetenbewegung beschäftigt war und für dieses schwierige Werk die Hülfe Kepler's wünschte.

Der Aufenthalt unseres jungen, aufstrebenden Astronomen in Prag war kein angenehmer. Tycho und Kepler geriethen bald in Streit. Der Erstere war stolz und hochfahrend, der letztere feurig und freimüthig, und die astronomischen Ansichten Beider gingen weit auseinander. Dazu kam noch, daß Kepler sein Gehalt nicht ausgezahlt erhielt und er dasselbe in kleinen Raten von Tycho geradezu erbetteln mußte. Nun wurde dieses unleidliche Verhältniß allerdings 1601 durch den Tod Tycho's gelöst und Kepler erhielt dessen Stelle als kaiserlicher Mathematiker. Doch ward ihm in den folgenden Jahren, die ihm noch außerdem durch Streitigkeiten mit den Erben Tycho's verbittert wurden, bei der Leere der kaiserlichen Cassen sein Gehalt nur zum geringen Theile ausgezahlt, sodaß er durch Kalenderschreiben dem häuslichen Mangel abhelfen mußte.

Unter dem folgenden Kaiser Matthias, der ihn im Amte bestätigte, harrte er ebenso fruchtlos auf die Auszahlung seines Gehaltes und seiner Gehaltrückstände, die schließlich auf die Höhe von 12,000 Gulden anwuchsen. Dergestalt hatte er stets seine häuslichen Sorgen, und das Schicksal häufte dieselben immer mehr. Auch über Prag kamen politische und religiöse Wirren und blutige Katastrophen. Bei dem Anblicke der Plünderungsgräuel wurde Kepler's Gattin wahnsinnig, und der Tod raffte sie sammt dreien seiner Kinder hinweg. Da wurde es Kepler öde in der Stadt, in welcher er des Leides so viel erfahren hatte, und sein Auge suchte nach einem ruhigen Aufenthaltsorte in dem weiten Vaterlande, das mehr und mehr in den furchtbaren Krieg hinein trieb. Er richtete seine Blicke auf Linz, die Hauptstadt von Oberösterreich. Die Stände dieses Landes nahmen auch den berühmten Mann freundlich auf, bewilligten ihm ein Jahrgehalt, auf daß er die astronomischen Tafeln vollende, sowie die Landeskarte zeichne, und so siedelte Kepler 1611 nach Linz über.

In den ersten Jahren seines neuen Aufenthaltes war ihm das Glück hold. Er heirathete zum zweiten Male und konnte, von etlichen Reisen abgesehen, ruhig seiner Wissenschaft leben. Bald aber sollte, um Kepler's eigene Worte zu gebrauchen, „ein plötzlich ausgebrochenes Gewitter sein Schifflein gegen die gefahrvollsten Klippen treiben". Seine greise Mutter war in Folge verschiedener Umstände und Verleumdungen der Hexerei verdächtigt worden und hatte sich durch ein unkluges Betragen dabei mehr und mehr also verwickelt, daß der Hexenproceß gegen sie eröffnet wurde. Kepler machte unendliche Anstrengungen, die Mutter zu retten und die öffentliche Schande von seiner Familie zu nehmen; er schrieb Briefe und Vertheidigungsschriften nach Württemberg; er reiste schließlich selber dorthin und verlor unter dem Opfer bedeutender Geldmittel dabei ein ganzes Jahr seines Lebens. Gleichwohl vermochte er doch 1621 im letzten Stadium die Niederschlagung des Hexenprocesses zu bewirken.

Nach dieser Zeit lichtete sich der Himmel unseres großen Astronomen nicht mehr, und sein Leben wurde durch das ungeheure Leid des Vaterlandes von Jahr zu Jahr düsterer gefärbt. Wohl vollendete er nun sein großes Werk, die astronomischen Tafeln, und begann deren Druck, was ihn zu vorübergehendem Aufenthalte in Regensburg und Ulm veranlaßte, aber er erwartete vergebens von dem Kaiser die Erfüllung seiner rückständigen

Digitized by Google

Gehaltsforderungen. Auch in Oberösterreich schlug die Kriegslohe auf; Bauern und Protestanten belagerten Linz, und nach dem Entsatze wurden die Protestanten auch aus diesem Lande verjagt. 1628 ertheilten die Stände Oberösterreichs Keplern den erbetenen Abschied in freundlicher Weise mit materieller Unterstützung, von Kaiser Ferdinand aber wurde er hinsichtlich seiner Forderungen an das Land Mecklenburg und den Herzog Wallenstein verwiesen. Da er aber den bekannten astrologischen Träumereien des Letzteren nicht willfährig war, ließ dieser ihn unbefriedigt, und um ihn los zu werden, verlieh er ihm eine Professur an der Universität zu Rostock; nachdem er auch hier in größtem Mangel ein Jahr verlebt, machte Kepler sich auf den Weg nach Regensburg, um vor dem versammelten Reichstage abermals die Auszahlung des Rückstandes zu betreiben. Es war seine letzte Reise, sein letzter Appell an das Reich. Am 15. November 1630 fand er in dieser Stadt die ewige Ruhe.

In einem so sturmbewegten Leben, umtobt von der Wuth des Fanatismus und den Flammen des Krieges, spielte sich die unglaublich reiche wissenschaftliche Thätigkeit unseres Kepler ab. Neben einer ausgedehnten Correspondenz mit den damaligen Koryphäen der Wissenschaft, neben der Abfassung vieler geistreicher Kalendarien, neben Untersuchungen über Lichtzerstreuung, den Bau des Auges, das astronomische Fernrohr, Mond- und Sonnenfinsternisse, Kometen, einen neuen Stern &c., neben der Aufstellung der vorerwähnten astronomischen Tafeln, welche für sich allein schon die Arbeit eines Menschenlebens bilden — neben alledem schuf Kepler im Anschluß an die Lehre des Copernicus durch die Entdeckung dreier nach ihm benannter Gesetze der Planetenbewegung die Grundlage der neueren Astronomie.* Seine Werke hierüber werden für alle Zeiten ein Muster von Fleiß, Ausdauer und wunderbarem Scharfsinn bleiben; sie können sich dem Besten, was die Wissenschaft geleistet hat, würdig an die Seite stellen. Viele Jahre lang hat Kepler unermüdet astronomische Rechnungen durchgeführt, um zu seinen Gesetzen zu gelangen; es erscheint als eine wahre Riesenarbeit, wenn man bedenkt, daß er ohne die Hülfsmittel der neueren Mathematik arbeiten mußte. Aber ihm standen auch mächtige Geisteskräfte zu Gebote: eine ewige Frische der Speculation und eine heilige Begeisterung für die Wahrheit. In dem Haupte dieses Mannes flammte ein Geist zur Weltleuchte empor, den keine Noth der Erde zu ersticken vermochte. Nie hat Urania einen begeisterteren Jünger gehabt, und nie wurden die an sich nüchternen Resultate der Wissenschaft mit größerem Feuer verkündet. Durch die Schriften unseres Geisteshelden weht der warme Hauch des tiefen, wir können sagen deutschen Gemüthes. Da ist er unerschöpflich in dichterischen Gleichnissen, Bildern und rhetorischen Wendungen: da ist er bald ein feuriger Lobredner seiner Wissenschaft; bald klingt es wie ein Jubelgesang, und dann wieder verströmt er seine Andacht in einem Gebete. Ein großes Ideal war es, das die Seele dieses Mannes erfüllte und ihm die Kraft und den Ausgangspunkt für seine Werke gab. Dieses Ideal war der Glaube an die Harmonie der Welt, eine von Pythagoras und Platon aus dem Wohlklang der Töne abgeleitete Idee, welche Kepler im christlichen Sinne auffaßte. Dieser von ihm mit Begeisterung aufgenommene Gedanke gab ihm die Kraft, immer und immer wieder mit dem Wuste der überlieferten Meinungen und den Beobachtungsresultaten zu ringen, bis endlich sein klarer Geist dieselben nach den schwierigsten mathematischen Ueberlegungen erleuchtete. Ohne dieses hätte er nichts erreicht, und durch diese Kraft idealer Begeisterung zeichnete er sich vor seinem großen italienischen Freunde Galilei, dem Begründer der neueren Mechanik, und seinem Nachfolger in der Astronomie Isaak Newton, dem Stolze Englands, aus. Aber gerade wegen dieses idealen Aufschwunges seines Geistes wurde er auch lange Zeit nicht verstanden. Der eben erwähnte Galilei sagt von ihm: „Ich habe Kepler wegen seines vorurtheilsfreien und feinen Verstandes geschätzt; seine Art zu philosophiren war aber von der meinigen verschieden.“ Viele Andere mußten sich zwar dem Erfolge von Kepler's Arbeiten beugen, konnten aber nicht begreifen, wie man bei solchen, nach ihrer Ansicht leeren Träumereien und absurden Phantasien zu so glänzenden Entdeckungen gelangen konnte. Erst in der neueren Zeit haben ihn sowohl Deutschland wie auch Frankreich und England mehr zu würdigen gelernt, insbesondere da sich herausgestellt hat, daß manche jener sogenannten Träumereien die Geistesblitze des Genies waren, die weit über Jahrhunderte in der Entwickelung der Wissenschaft voraus griffen und nun als Wahrheiten anerkannt werden.

Dahin gehört unter Anderem sein vielberühmter, von der neueren Forschung durchaus bestätigter Ausspruch über die Kometen, daß nämlich der letzteren so viele im Weltraume seien, wie Fische im Meere. Ein Aehnliches vielleicht auch könnte von den Ansichten Kepler's über die Astrologie gelten, wegen deren man noch immer einen Fleck auf seiner wissenschaftlichen Bildung sehen will. Er hat zu wiederholten Malen erklärt, daß er die Sterndeuterei und das Horoskopstellen seiner Zeit für Thorheit erachte, war aber von einem Einfluß der Planeten auf die schaffenden Kräfte der Erde überzeugt. Aber zu denselben Schlüssen gelangten auch Viele nach Kepler, und in der neuesten Zeit suchte man z. B. mit statistischen Mitteln den Einfluß der auftauchenden und wieder verschwindenden Sonnenflecken auf nasse und trockene Jahre, auf gute und schlechte Ernten nachzuweisen. So hat auch hierin vielleicht der tiefschauende Geist des großen Astronomen richtig geahnt, des deutschen Astronomen, welcher so gut zu träumen verstand.

Wir können hierbei eine Bemerkung nicht unterdrücken: Man sagte und sagt uns hin und wieder noch heute, daß wir ein Volk von Träumern seien. Nun wohlan! Kepler, vor dessen Geist sich die Welt endlich beugen mußte, ist der Typus eines deutschen Träumers. Und doch lebte er nicht nur tief im Reiche des Gedankens, sein feuriger Geist bethatigte sich vielmehr auch im öffentlichen Leben. Mit der ihm eigenen Offenheit verfocht er die den Katholiken und Protestanten gleich verhaßte copernicanische Lehre; er verwarf frei die Autorität der Bibel in wissenschaftlichen Dingen, indem er sagte, daß sie kein Lehrbuch der Optik oder der Astronomie sei, und trat gegenüber seinen widerstrebenden Glaubensgenossen für den gregorianischen Kalender ein. Diese öffentlichen Kämpfe gegen mächtige religiöse Vorurtheile seiner Zeit führen uns auf das Verhältniß Kepler's zur Religion. Wir hätten im Eingange dieser Studie nicht sagen können, daß er den vollen Pulsschlag des deutschen Geistes in sich gefühlt habe, wenn er in Sachen der Religion indifferent gewesen wäre. Bei all seiner erhabenen Begeisterung für die Astronomie war unser Kepler auch ein nicht minder eifriger Glaubensstreiter. Er war mit Leib und Seele ein Mann des sechszehnten Jahrhunderts, jenes Jahrhunderts, in dessen Verlauf aus der Tiefe des deutschen Gemüthes der freie Geist des Protestantismus, die freie Selbstbestimmung in Glaubenssachen so mächtig heraufquoll. Gerade in Kepler's Zeit fallen die ersten der furchtbaren Kämpfe, in welchen dieses protestantische, dieses germanische Princip um seine Existenz rang. Aus romanischem Geiste war um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts eine Geistesregel aufgetaucht, die ihren schärfsten Ausdruck im Jesuitismus gefunden hatte; sie kannte statt der freien Selbstbestimmung nur den unbedingten Gehorsam und die willenlose Hingabe des Einzelnen an die Kirche. Die fluchbeladene Gesellschaft Jesu führte damals den Kampf gegen die deutsche Reformation. Es ist bekannt, mit welchen Mitteln und mit welchem verderblichen Erfolge sie dies that; denn mit Gewalt führte sie ganze vorher protestantische Länder dem Katholicismus wieder zu, Alles niedertretend, was sich hier nicht fügen wollte. Da hatte der Protestantismus viele Tausende von Märtyrern. Auch Kepler war ein solcher. Während seines Aufenthaltes in Graz wurden die Protestanten in Steiermark anfangs hart bedrückt. Kepler stand zu ihnen und ließ eine selbstverfaßte Trostschrift unter ihnen circuliren, und als dann weiter, wie oben bereits erwähnt, die Anhänger seines Glaubens vertrieben wurden und man ihm ausnahmsweise noch den Verbleib gestattete, weil wahrscheinlich einflußreiche, ihm befreundete Jesuiten ihn zu sich herüberzuziehen gedachten, da verließ Kepler seine Stellung und die Güter seiner Frau und wanderte lieber in eine ungewisse nothreiche Zukunft, als daß er der Fahne des freien Geistes abgeschworen hätte. In Linz wiederholte sich später derselbe Vorgang.

Das vorerwähnte Princip des Protestantismus verfocht Kepler aber auch gegen seine eigenen Glaubensgenossen. Freimüthig trat er schon als Jüngling für die Gewissensfreiheit gegenüber dem tyrannischen Kirchendogma auf; er widersetzte sich an der orthodox-lutherischen Universität Tübingen, wo damals der Abendmahlsstreit zwischen Calvinisten und Lutheranern viel Staub aufwirbelte,

* Durch diese Gesetze bewies Kepler, daß sich die Planeten nicht in Kreisen, wie Copernicus lehrte, sondern in Ellipsen, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht, bewegen, und vervollkommnete hierdurch das Copernicanische System. D. Red.

Digitized by Google

manchen Auffassungen der württembergischen Geistlichkeit und neigte in mehreren Punkten dem Calvinismus zu. Dafür mußte er sein engeres Vaterland verlassen, und zeitlebens versperrten ihm die lutherischen Orthodoxen in demselben den Weg zu einer festen Anstellung. Ihr Haß und ihre Unduldsamkeit trafen den gefeierten Mann, dessen Schriften von wahrhaft christlichem Geiste durchhaucht sind und der sich in Graz die Märtyrerkrone erwarb. Ja, als unserm Kepler während seines Aufenthaltes in Linz von dem dortigen lutherischen Geistlichen das Abendmahl verweigert wurde, weil er die sogenannte Concordienformel mit der Verfluchung der Reformirten nicht unterschreiben wollte, und er sich deshalb beschwerend an das Consistorium in Stuttgart wandte, nannte ihn unter Anderem dieses in seiner Antwort einen Wolf im Schafspelz, der mit ungereimten Speculationen sich selber verwirre, an Gottes Wort, Christus und Kirche sündige und besser daran thäte, seinen mathematischen Studien mehr obzuliegen.

Daß bei solchen Erfahrungen unseres humanen Astronomen Meinung von den Vertretern der Kirche keine besonders hohe sein konnte, ist natürlich. An Markgrafen Ernst Friedrich von Baden schrieb er:

„Das Uebel, welches Deutschland drückt, rührt größtentheils von dem Uebermuth einiger Geistlichen her, welche lieber regieren als lehren. Gewisse, zum Lehramt berufene Doctoren wollen Bischöfe sein, suchen in ihrem unzeitigen Eifer alles umzukehren und verleiten ihre Fürsten zu übereilten Schritten. Der Geist der Einigkeit und wechselseitiger Liebe wird vermißt."

In ähnlichem Sinne schrieb er an den katholischen Prälaten Johann Pistorius:

„Sie werden mir an jenem großen Tage das Zeugniß geben, daß ich nie einen persönlichen Haß gegen den Papst und gegen die Priester hatte, sondern allein Eifer für Gott und seine Anstalten, indem ich in derjenigen Freiheit bleibe, in der mich Gott geboren werden ließ. Zu den Thorheiten dieser Welt zähle ich den Verfolgungsgeist, welcher alle Religionsparteien beherrscht, die Einbildung, welche jede hat, ihre Sache sei auch die Sache Gottes, sie allein besitze das Privilegium zur Seligkeit, die Anmaßung der Theologen, ihnen stehe das Recht, die Schrift auszulegen, allein zu, ihnen müsse blindlings geglaubt werden, selbst wenn ihre Auslegungen der Vernunft entgegen laufen, endlich die Vermessenheit, mit der sie Diejenigen verdammen, welche von der evangelischen Freiheit Gebrauch machen."

Hiermit denken wir genugsam das Verhältniß Kepler's zu Religion und Kirche charakterisirt zu haben und wollen nur noch einige Zeilen über sein Verhältniß zum Vaterlande hinzufügen.

Kepler trug die schönste der deutschen Tugenden in der Brust: die Treue. Dies zeigte er nicht blos gegen seine Glaubensgenossen, er harrte auch treu bei dem entthronten Kaiser Rudolf aus, dem er noch nach dessen Tode die astronomischen Tafeln widmete — und vor Allem blieb er seinem Vaterlande treu. Er versäumte es niemals, in seinen vielgelesenen Kalendern unter astrologischen Andeutungen versteckt seinem Volke geistreiche Winke über sein politisches Heil zu geben. Zweimal sollte Kepler sein Vaterland verlassen und einem Rufe in's Ausland folgen — zweimal widerstand er solcher Versuchung. Als er, hart bedrängt, von Linz aus nach einem andern Aufenthaltsorte ausschaute, lud ihn König Jacob der Erste von England zu sich; er aber schrieb damals an seinen Freund Berneke in Straßburg unter Anderem:

„Ich bin meinem Vorsatze treu geblieben, meine Dankbarkeit zu beweisen und den Ständen auch in ihrer Gefahr zu dienen, wenn ich kann und sie mich nicht zurückweisen. — Du siehst, die Flamme des Bürgerkrieges wüthet in Deutschland; es siegen Diejenigen, von welchen das Wohl des Reiches abhängt; das Benachbarte wird ergriffen; das Feuer verbreitet sich immer weiter. Soll ich also über das Meer hinüber gehen, wohin man mich einladet? Ich ein Deutscher?"

Ein anderes Mal, als er eine Professur zu Bologna ausschlug, schrieb er: „Ich bin nach Geburt und Gesinnung ein Deutscher und von Jugend auf gewohnt, mich im Reden und Handeln der deutschen Freiheit zu bedienen."

So blieb er Deutschland treu und sparte uns den Vorwurf, daß das Ausland ihn vielleicht besser behandelt hätte, als sein Vaterland.

Zwar macht man diesem unserem Vaterlande so wie so den Vorwurf, es sei zu Lebzeiten des großen Mannes sehr undankbar gegen ihn gewesen, und eine Zeitlang hat man sich bei uns darin gefallen, höhnisch zu sagen, daß wir unsern Kepler geradezu hätten verhungern lassen. Diese Behauptung ist eine historische Unwahrheit: denn das Inventar, welches in Regensburg über den Nachlaß des verstorbenen Kepler aufgenommen wurde, zeugt, wenn auch nicht von bedeutender Wohlhabenheit, so doch auch nicht von Dürftigkeit. Wohl steht es ja fest, daß Kepler einen harten Kampf mit dem Leben zu bestehen hatte, aber abgesehen von der oben berührten tadelnswerthen Haltung der württembergischen Theologen, kann man doch in einer Zeit, in welcher der Wohlstand und zwei Drittel der Einwohnerzahl eines Landes unter blutigen Gräueln vernichtet wurden, füglich nicht erwarten, daß dem Manne der Wissenschaft reichlich mit Gold gelohnet werde. Und trotz aller Entbehrungen, die er zu erleiden, trotz alles Leides, das er zu erfahren hatte, können wir von Kepler sagen: er war ein glücklicher Mann; denn hoch wie der Vogel in die freie Himmelsluft schwang sich sein Geist über die Sorgen und Genüsse der Alltagswelt hinauf zu den freien und lichtvollen Höhen des Geistes, wo das Leid der Erde nur von fern herauf klingt. Er sah dort oben die ersten Strahlen einer aufgehenden Sonne und schaute weit über Jahrhunderte hinaus. Er war ein glücklicher Mann des deutschen Ideals, auf den wir wohl die Worte des berühmten Alexandriners Claudius Ptolemäus anwenden dürfen:

„Der ist nicht todt, der die Wissenschaft belebt hat,
Und der war nicht arm, der das Geistige besaß."

Ch. Autho.

Schwester Carmen.

Aus dem Leben einer deutschen Herrnhuter-Colonie.

Von M. Corvus.

(Fortsetzung.)

„Eher sterben als mein Weib werden?" fragte Jonathan höhnisch, indem er an Carmen und Alexander hinantrat. „Fürwahr, eine schöne Antwort, die ich mir zu holen komme! Das also ist die züchtige Schwester, die ich nicht berühren darf? Einen rechtschaffenen Mann, der sie liebt, stößt sie von sich und weist den Willen des Heilandes zurück, um dafür einem fremden Eindringlinge sich in die Arme zu werfen? Denkst Du, wir werden eine Schwester unter uns dulden, die aller demüthigen Liebe und Ergebung, aller Zucht und Sittsamkeit entbehrt, wie sie für ein Glied der Gemeine sich geziemen? Ich, als Vorsteher der Schwestern, werde nun bei den Aeltesten darauf antragen, daß Carmen Mauer aus der Gemeine gestoßen werde."

Carmen stand wie betäubt unter diesen entsetzlichen Worten; sie athmete tief, aber sie antwortete nichts. Sie preßte nur die Hände gegen das klopfende Herz und hob das bleiche Gesicht zu ihm empor, ruhig, theilnahmlos, als ob seine Beschuldigungen und Drohungen jetzt unempfunden an ihr abprallten.

„Fräulein Carmen!" rief, als Jonathan schwieg, Alexander's tiefe, wohllautende Stimme. Dieser Laut scheuchte alles Entsetzen von ihr hinweg, und sie kehrte die Augen fragend und vertrauensvoll wieder zu ihm hin.

„Fräulein Carmen," fuhr er fort, „Sie haben mir einmal gesagt: nur der Arm des Vaters oder des Gatten dürfe Sie umschlingen. Wenn mein Arm Sie jetzt stützend umfangen hielt, haben Sie es geduldet, weil Sie meiner Ehre und meiner Liebe so fest vertrauen, um damit für alle Zeit mir das Recht zu geben, Sie als Gatte zu beschützen?"

Sie sah ihn an mit freudigem Stolze. „Ja!" sagte sie fest, ohne Zaudern, ihm die Hand hinreichend.

Er drückte diese Hand mit leidenschaftlicher Wärme.

Digitized by Google

Die Kriegerwittwe.

Oelgemälde von Heinrich Max.

Auf Holz übertragen nach einer Photographie im Verlage von Victor Angerer in Wien.

„Mein Herr," wandte er sich dann kalt und fest zu Jonathan, „wollen Sie, als Vorsteher der Schwestern, den Aeltesten Ihrer Gemeine gefälligst die Mittheilung machen, um jedem beleidigenden Mißverständniß dadurch zuvorzukommen: daß Sie Fräulein Carmen Mauer mit ihrem Bräutigam, dem Hauptmann von Trautenau, an der Wohnung ihres Vaters angetroffen haben, daß diese Dame, wegen ihrer Verlobung mit mir, die Wahl des auf sie gefallenen Looses ablehnen muß und überdem bald aus der Gemeine scheiden werde, um ihrem Gatten zu folgen?"

Er verbeugte sich gemessen vor dem maßlos Erstaunten, zog Carmen's noch immer fest gehaltene Hand durch seinen Arm und wendete sich mit ihr dem Hause zu.

Carmen hatte verwirrt, beinahe fassungslos auf seine Worte gehört; was er sagte, benahm ihr fast Athem und Besinnung, aber wie die Kraft seines Armes sie gehalten hatte, so hielt sie auch die Kraft seines Willens, und sie wäre ihm ohne Widerspruch gefolgt bis an das Ende der Welt. Doch jetzt, als sie mit ihm die Schwelle des Thores überschreiten sollte, durchzuckte sie die Angst um den Theuren, Tiefgebeugten, der dort oben einsam in seinem Zimmer weilte — ihm mußte zuerst geholfen werden, und besorgt wandte sie sich nochmals zu Jonathan um. Die Anklage und Drohung, welche dieser ihr entgegen geschleudert, hatten ihr plötzlich die Stelle gezeigt, wo sie vielleicht vermöge ihn zu fassen und für den armen Vater unschädlich zu machen.

„Bruder Jonathan," redete sie ihn an, „Du sagtest selbst, daß, wenn ich einem Manne schon verlobt sei, dies dem Loose seine Kraft nehmen würde. Du siehst nun, daß Deine Drohungen mir gegenüber ohnmächtig sind, wohl aber vermöchte ich der Gemeine eine Geschichte zu erzählen, die das Ansehen des frommen Bruders Jonathan nicht eben erhöhen würde. Du warst bisher gütig gegen meinen Vater — bitte, sei es auch fernerhin und schone seiner! Ich möchte gewiß nicht Unheil über Dich bringen, aber mit jeder Anklage gegen ihn würdest Du mich zwingen — — Du verstehst mich schon."

Jonathan stand wie zerknirscht da, Alexander aber zog Carmen hinweg, indem er dringend bat: „Gehen wir zu dem Vater!"

Er öffnete das Thor und trat mit ihr in das Haus.

„Verweilen wir hier einen Augenblick, Carmen!" sagte er. „Ich war zu schnell; der einzige Wunsch, Dich zu retten, hat vorhin meine schnelle Frage und Deine sofortige Antwort dictirt — die rasche That eines Mannes, der Dich mit seiner heißen Liebe einer drohenden Gefahr entrücken wollte, soll aber Deine Freiheit nicht hindern. Ueberlege es nun still, ob Du mich ein wenig lieben kannst — sonst nimm das schnell gegebene Wort wieder vor mir und nach einiger Zeit, wenn es ungefährdet für Deine Sicherheit geschehen kann, auch vor der Welt zurück! Laß meine Liebe Dich schützen vor Gefahr, so weit sie es vermag, aber nur wenn Du mich lieben kannst, sei mein!"

Es war dunkel um die Beiden, nur ein matter Lichtschein drang durch das Fenster über dem Hausthor herein und lag schimmernd auf dem weißen Häubchen des Mädchens. Für Alexander war es wie ein Heiligenschein; seine Augen blickten andachtsvoll darauf hin, und er wartete, ob ihm von dort das Heil kommen werde.

Carmen hatte mit gefalteten Händen da gestanden; nun hob sie die Arme und umschlang zärtlich Alexander's Hals.

„Ich liebe Dich mit meiner ganzen Seele," sagte sie leise, und mein Glück ist nur bei Dir."

Er preßte sie mit stürmisch hervorbrechender Leidenschaft an sich und fast wie ein Schluchzen war es, als der starke Mann ausrief: „Carmen, meine Carmen!" Er küßte sie innig. — —

11.

Von dem klingenden Marsch, unter dem die Einquartierung am nächsten Morgen abzog, drangen auch einige verlorene Töne in die einsame Zelle Bruder Mauer's. Er saß in sich vertieft. Eine Welt von neuen Gedanken war seit gestern Abend auf ihn eingestürmt: Carmen die Braut eines fremden Mannes! Anders, ganz anders auf einmal Gegenwart und Zukunft! Er sollte sein Jawort geben zu dem Bunde der Tochter. Alexander hatte sein ganzes Vertrauen. Die Entschlossenheit, Kraft und Würde, die sich in dem Wesen des jungen Officiers aussprach, berührten den innerlich Gebrochenen, Hülflosen belebend und hebend. Die Verbindung mit diesem Manne war ja für sein armes, bedrängtes Kind die einzig glückliche Lösung unseliger Verhältnisse, und wenn auch auf diese Weise Carmen aus seiner unmittelbaren Nähe entrückt wurde, war sie doch für ihn erreichbarer, denn als Frau des Missionars. Aber daß mit dieser Verbindung eine Trennung von der Gemeine verknüpft sein solle, machte ihn auf das Aeußerste besorgt für das Wohl seines Kindes; denn für ihn lag alles Heil und Glück und aller Friede nur in der Gemeinschaft der Brüder, in der strengen Ausübung ihres Glaubens und ihrer Gebräuche, in der gegenseitigen Liebe und Duldung.

Von der Gemeine wollte Carmen sich trennen um eines einzigen Mannes willen!? Er konnte es nicht fassen, sich nicht entschließen, dem zuzustimmen. Doch als sie bittend ihm zurief: „Vater, ich liebe Alexander so heiß, wie meine Mutter Dich geliebt haben mag," da durchzitterte ihn die Erinnerung an Inez' glühende Liebe, wie sie mit völliger Hingebung an ihm gehangen und ihre ganze Welt in ihm gesucht hatte, und er segnete den Bund der Liebenden.

Einen harten Kampf aber hatte Carmen mit Agathe zu bestehen. Als die Schwestern am Morgen aus dem Betsaale kamen, ging sie in das Zimmer der Chorältesten und theilte ihr mit, was sich gestern Abend ereignet hatte und welchen Entschluß sie gefaßt.

Agathe hatte aufmerksam und nachdenklich des Mädchens Worten zugehört. Auf ihrem sanften Gesichte lag tiefer Kummer.

„Carmen," sprach sie traurig, „nach dem, was Du sagst, hast Du Dich innerlich schon völlig von dem Gnadenantheil, der in der selbstlosen Hingabe an unsern Heiland liegt, und von unserer Brüdergemeinschaft gelöst, und dann ist es besser, es geschieht auch äußerlich; denn heucheln sollst Du nicht, nein, das nicht — Du würdest Dich selbst verlieren und uns nicht damit dienen."

Sie stand auf, legte sanft die Hand auf Carmen's Kopf und sprach zu ihr:

„So gehe denn, liebe Schwester, den neuen Weg, den Du erwählet, und Gott gebe, daß er nicht zum Verderben führe! Wenn aber der Friede Dir fehlt und Dein Herz nach ihm verlangt und lechzt, wie der Verdurstende in der Wüste, dann kehre zurück zu der Gemeinschaft Deines Heilandes, auf daß wir Dir helfen, ihn wiederzufinden!"

Sie küßte das Mädchen zärtlich auf die Stirn, drückte sie nochmals an sich und entließ sie dann. Ihre Augen folgten wehmüthig der lieblichen Erscheinung Carmen's, wie diese nach der Thür schritt und das Zimmer verließ; dann faltete sie die Hände in einander und sagte in der tiefen Betrübniß ihres Herzens:

„Herr, vergieb Deiner Magd! Eine Seele, die mir anvertraut war von Dir und die zu leiten ich nicht verstand, scheidet von mir. Geht sie irre, so laß mich ihren Irrthum mit tragen; denn ich habe ihn mit verschuldet; weiß sie aber auch auf anderem Wege sich zu Dir zu finden, so nimm sie in Gnaden an! Ach, wie viel habe ich doch noch an mir und meinen Mängeln zu arbeiten, und doch soll ich für die Seelen derer sorgen, die Du mir übergeben hast. Aber ich gelobe Dir, nicht an mich zu denken und meiner nicht zu schonen, ob ich auch für Deine Sache, o Herr, leiden muß." — —

So war denn Carmen frei von den Banden, die sie lange genug widerwillig getragen. Alexander hatte mit ihr und dem Vater verabredet, daß sie jetzt zu seiner Mutter nach Wollmershain sich begebe, und die Trennung von dem Vater wurde ihrem liebevollem Herzen unendlich schwer. Das Schicksal hatte Beide kaum erst wieder vereinigt, und schon sollte Eines das Andere entbehren; dabei zu wissen, welche Seelenqual der Einsame erdulde, machte Carmen das Gehen beinahe zur Unmöglichkeit. Und doch mußte es sein; sie gehörte ja von nun an nicht mehr zur Brüdergemeinschaft, aber als sie schied, versprach sie, daß sie wöchentlich ein paar Mal den Vater besuchen wolle, und war erst dessen Haus fertig, so konnte sie auf längere Zeit zu ihm kommen. — —

Bruder Mauer verlebte nun einsame Tage im Brüderhause, und als der Winter kam, war sein Haus vollendet, und er konnte es beziehen. Er nahm Schwester Ursula, eine ältliche Wittwe, als Dienerin mit dahin, ihm sein Hauswesen zu führen. Wie gern saß er hier an dem Fenster seines Zimmers, von wo aus er den Hügel mit dem Friedhof übersehen konnte!

„Diesen Weg werden die Brüder mich bald tragen," dachte er, „und es wird mir wohl sein, wenn es so weit ist. Wie habe

Digitized by Google

ich mir doch immer gewünscht, einmal dort auf unserm freundlichen Gottesacker unter den Brüdern und Schwestern ruhen und zu unseres Herrn Freude eingehen zu können!"

Nun hatte er auch das Glück, Carmen oftmals auf Tage bei sich zu haben. Es war in dem Hause geworden, wie sie es sich ausgemalt hatte; ihr Zimmer grenzte an das seinige; es waren Blumen darin, die er sorgsam für sie pflegte, und ein behagliches Plätzchen, wo sie traulich Stunden verlebten. Aber mit dem fürchterlichen Geheimniß, das sie in Gemeinschaft mit dem Vater tragen mußte, war ein tiefer Ernst über sie gekommen, der ihre sonst übersprudelnde Lebendigkeit und Heiterkeit hemmte, und Alexander fragte sich oft, ob es wohl die Liebe und Sehnsucht sei, die sie für ihn empfinde, welche den Glanz unbefangenen Frohsinns von ihr genommen, der sonst wie Sonnenschein auf ihr gelegen.

Und dieser ihr früher so fremde Ernst wich auch dann nicht von ihr, als bald nach dem Weihnachtsfest ihre Hochzeit gefeiert wurde und Mauer ihr eröffnete, daß er das bedeutende Vermögen, welches er von Inez geerbt, von seinem Besitzthum getrennt habe, um es schon jetzt seiner Tochter zu übergeben, der es von Rechtswegen einmal gehöre.

So blieb denn das junge Paar, nachdem Alexander vom Heere seinen Abschied genommen, in Wollmershain, und Mauer war froh in dem Gedanken, seine Tochter sich für immer nahe zu wissen.

12.

An einem trüben Novembertage, der Alles in melancholisches Grau hüllte, geschah es, daß der in der Colonie jetzt wohlbekannte Trautenau'sche Landauer, mit den Füchsen davor, durch die leblosen Straßen dahergejagt kam und am Ende des kleinen Ortes vor dem Hause Mauer's anhielt. Die Pferde standen kaum, als auch schon, den Schlag öffnend, Alexander herausſprang und Carmen aus dem Wagen hob, deren Gesicht Spuren frischer Thränen trug.

„Sei muthig, liebes Herz!" bat er.

„Ich habe ja Dich und das Kind," antwortete sie warm und wendete sich besorgt zum Wagen zurück, aus dem sich jetzt eine Dienerin beugte; sie trug einen kleinen Knaben auf dem Arme.

Carmen nahm ihr das Kind ab und küßte dieses zärtlich. Der Kleine schlug die Händchen in einander und lachte fröhlich auf, als die Mutter ihn nahm; dann sahen unter dem blonden Lockengeringel des Köpfchens ein paar mächtig große, schwarze Augen verwundert auf die fremde Umgebung und auf die dunkle Gestalt im weißen Häubchen, welche jetzt in der geöffneten Hausthür erschien.

Carmen erschrak, als sie in Letzterer Schwester Agathe erkannte.

„Ich komme wohl schon zu spät?" rief sie angstvoll.

„Nein, liebe Carmen, er lebt noch," beruhigte die treue Pflegerin. „Aber es geht rasch mit ihm zu Ende, seitdem er heute Morgen den Anfall gehabt. Er war ja in der letzten Zeit schon immer so hinfällig, daß man vorbereitet sein mußte, ein schneller Tod werde einmal plötzlich den schwachen Lebensfunken auslöschen. Er hat sehnsüchtig nach Dir verlangt, seitdem er wieder Besinnung hat. Schwester Ursula schickte gleich nach mir, damit ich Dich benachrichtige, da Bruder Jonathan gerade über Land zu der Müllerin im Buchengrund gerufen worden war und sie für Deinen Vater den andern Arzt zu Hülfe nehmen mußte."

„Wie gut bist Du doch, liebe Agathe!" sagte Carmen, ihr gerührt die Hand drückend.

Sie waren in das Haus getreten. Alexander blieb mit dem Kinde im Nebenzimmer zurück, während Carmen sich sofort zum Vater begab. Man hatte das Bett des Kranken von der Wand ab, mehr gegen das Fenster gerückt und dieses geöffnet, da er Athembeschwerden hatte. Jetzt ruhte er still, als ob er schlafe, die Hände über die Brust gekreuzt, und auf seinem Gesichte lagen schon die Schatten des Todes, — Carmen erschrak, als sie ihn so verändert sah.

„Mein lieber Vater, ich bin bei Dir; erkennst Du mich, Deine Carmen?" fragte sie und kniete an seinem Lager nieder.

Bei dem Klange ihrer Stimme öffnete er die Augen, und ein mattes, freudiges Lächeln glitt über die schon starren Züge.

„Mein Kind, bist Du da? Nun mag der Befreier kommen!"

„Vater, laß uns hoffen, daß Dich Gott uns noch erhält!" sagte Carmen bewegt.

„Nein, mein Liebling, laß uns hoffen, daß er mich nun endlich erlöse; denn mich verlangt, ach so sehnsüchtig, nach seinem Frieden," sagte er mit schwacher Stimme. „Carmen, ein schuldig Gewissen ist wie ein Scorpion, der uns innerlich ewig martert und um alle Ruhe des Daseins bringt. Darum halte Dein Herz rein, mein Kind, und Gottes Gebote Dir immer vor Augen, auf daß Du nicht gegen sie sündigst! Laß mich Dich in den Schooß unserer Gemeine noch zurückziehen, führe auch Deinen Gatten mit herüber! Ihr könnt ihr angehören, auch wenn Ihr nicht unter den Brüdern lebt. O, halte Dich doch an den Gnadenschatz unserer Gemeine, auf daß Dein Leben nicht auch durch Reue vergiftet werde, wie es das meinige war!"

Carmen küßte des Vaters Hände mit inniger Liebe und Ehrfurcht; dann hob sie den Kopf und sah in seine Augen, die so angstvoll auf ihr ruhten. „Vater, ich gelobe Dir, daß ich treulich zu Gott und seinen Geboten halten will."

Mauer sank erschöpft in die Kissen zurück.

„Bruder Jonathan," flüsterte er nach einer Pause, „hat mein schrecklich Geheimniß behütet, und wenn er mich auch stets unwillkürlich daran erinnerte, hat er mir doch seine Freundschaft und Bruderliebe bis heute erhalten. Immer aber wußte er mir an das Herz zu legen, daß mein Gut, als ein dargebrachtes Opfer für mein Vergehen, der Gemeine gehören müsse, da Du Dich von ihr abgewendet hast, und so habe ich testamentarisch, als Sühne einer schweren Schuld, Alles der Casse zum Wohle der Brüderschaft und ihren Missionen bestimmt, damit ich dem Ganzen vergelte, was ich an einem Gliede gesündigt habe."

Carmen küßte schweigend seine bleichen Lippen; dann erhob sie sich, ging in das Nebenzimmer und kehrte mit ihrem Gatten und dem Kinde zurück. Sie knieeten an dem Lager des Sterbenden nieder, und Carmen bat:

„Vater, segne Deine Kinder!"

„Ist Dir denn an dem Segen Eines, wie ich bin, gelegen?" fragte er demüthig und zaghaft.

„Ja, Vater, ich möchte nicht leben ohne ihn."

Da berührte der alte Mann mit zitternden Händen die drei geliebten Häupter und segnete sie. —

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Neue Schiffsmaschinen. Unlängst fand im Beisein des Generalpostdirectors Stephan die sehr gute Hoffnungen erweckende Probefahrt eines von G. Howaldt in Kiel erbauten Dampfers statt, welcher weder durch Räder noch durch Schrauben, sondern vielmehr durch einen von Dr. Fleischer construirten sogenannten Hydromotor bewegt wird, eine Maschine, die aus dem Schiffshintertheile große Wassermengen — man spricht von 20,000 Liter per Minute — heraustreibt und dadurch einen Gegenstoß erzeugt, der das Schiff wie eine Rakete vorwärts treibt. Es ist das eigentlich keine neue, sondern vielmehr eine uralte Erfindung, deren sich bereits die ältesten Kahnfahrer bedienten, von denen wir etwas wissen, nämlich die Nautiliten der Primärzeit nebst ihren Verwandten. Noch heute schießen die Tintenfische und Kraken vermittelst eines hervorgeschleuderten Wasserstrahls pfeilschnell im Meere dahin, und manche andere Seethiere machen es ähnlich.

Von den Rädern und Schrauben und andern künstlichen Bewegungs-Mechanismen, deren Vorbilder sich nicht in der Natur finden, kehrt man so wieder zur Natur zurück, von der man ausgegangen war. Denn der Ruderkahn ist doch schließlich nichts anderes als eine Nachbildung des Fischkörpers mit seinen Ruderflossen, und selbst die Schiffsschraube findet eine Art Vorbild in der Rückenflosse der bekannten Seepferdchen und ihrer Verwandten, die man jetzt häufig in den Aquarien sieht. Ihre häutige, in regelmäßigen Zwischenräumen von kräftigen Flossenstrahlen gestützte Rückenflosse bewegt sich nämlich wie eine schwimmende Natter oder Seeschlange in Wellenlinien, und ein Herr C. Becker in London hatte vor einigen Jahren ein Boot gebaut, welches an seinem „Bauche" mit einer ähnlichen, durch eine Propellerschraube bewegten „schlangelnden Flosse" versehen war und sich ganz der Erwartung gemäß im Wasser bewegte. Aber die neue den Polypen abgelauschte Bewegungsart scheint sich noch besser zu bewähren. Den Zeitungsberichten zufolge hat das 110 Fuß lange und 17 Fuß breite Schiff, welches einen Gehalt von

100 Tonnen und einen Tiefgang von 5½ Fuß besitzt, bei der Probefahrt 9 Seemeilen in der Stunde zurückgelegt, soll aber eine Maximal-Geschwindigkeit von 10 Knoten erreichen, wenn es erst vollkommen seetüchtig sein wird.

Einen vorzüglichen Vortheil bietet noch die mittelst desselben hydromotorischen Apparates vorliegende Möglichkeit, das Schiff schnell zum Stehen zu bringen, es rechts und links wenden zu lassen, kurz mit Leichtigkeit jedes Manöver ausführen zu können, je nachdem man das Wasser nach hinten oder vorn, nach rechts oder links austreten läßt. Schon vor fünf Jahren wurde dieses Auskunftsmittel von dem französischen Schiffslieutenant Boucher vorgeschlagen, um den schweren Panzerschiffen der Neuzeit die für den Seekrieg erforderliche Beweglichkeit zu geben. Man denke sich zwei einander entsprechende Röhren, von denen die eine am Backbord, die andere am Steuerbord, natürlich beide unterhalb des Wassers, mündet! Das mittelst einer Dampfpumpe (Rotationspumpe) eingesogene Meerwasser kann je nach der auszuführenden Schwenkung aus der einen oder der anderen Röhre mit Heftigkeit ausgestoßen werden, wodurch sofort eine Bewegung des Kolosses nach der entgegengesetzten Richtung erfolgt. Die Leitung des von der Dampfmaschine getriebenen Pumpenstrahls kann eine einzige Person besorgen.

Die trauernde Kriegerwittwe. (Zu unserem Bilde S. 761.) Wie viel Elend und Jammer hat der Künstler in dem engen Rahmen unseres Bildes zusammengefaßt, und mit welcher Lebenswahrheit spricht zu uns das Kind seiner schaffenden Phantasie, diese vom Schmerz gebeugte, von tiefster Herzenstrauer zerknirschte junge Kriegerwittwe!

Es ist eine ganze, lange leidensvolle Geschichte, die uns das Bild erzählt, die alte ewig neue Geschichte von dem Weh des männermordenden Krieges. Wohl hat sie schon viel gelitten, die schöne bleiche Frau da vor uns. Es war eine lange Kette von Bangen und Weh: da kam zuerst aus Bosnien die Nachricht von der siegreichen blutigen Schlacht, in welcher sein Regiment Heldenthaten verrichtete — und mit ihr kam über sie eine dunkle fürchterliche Ahnung; — dann die Verlustlisten der kaiserlich-königlichen Armee, diese überall nur zu oft wiederkehrenden grausamen Quittungen des Vaterlandes über die hingeopferte jugendliche Kraft der Völker — und in ihnen sein Name, die Bestätigung ihres Unglückes. Schon hatte sich vielleicht der Sturm des Schmerzes in ihrer Brust gelegt und ruhiger Ergebung Platz gemacht; da brachte die Feldpost als letzten Gruß von dem Geliebten die spärliche Ausrüstung des ach! schon monatelang in fremdem Boden ruhenden Kriegers. Nun wandern sie alle in Thränen und Wehmuth durch ihre zitternden Hände, die vielgeliebten Gegenstände, an die sich so viele freundliche Erinnerungen knüpfen — seine Uhr, sein Schwert, seine Bücher und hier seine Briefmappe; sie öffnet — es entfaltet sich vor ihren Augen ihr eigener Brief, der erste, in dem sie in schüchterner Mädchenhaftigkeit ihm von ihrer Liebe sprach, und nun fällt aus ihm heraus das am friedlichen, sonnigen Abend in seiner Begleitung so emsig gesuchte und endlich gefundene Kleeblatt, das ihnen Beiden eine Zukunft des Glückes versprach. Wie zauberhaft glänzend ersteht plötzlich vor ihren Augen das Bild der dahingeträumten glücklichen Tage! Wie unendlich grausam erscheint die düstere, einsame Gegenwart! Noch einmal öffnen sich die Wunden des schwer getroffenen Herzens und bluten auf's Neue — da bricht sie in stummer Verzweiflung zusammen. Draußen aber geht die alte Welt ihren alten Gang. Die Geschicke der Völker nehmen in Schlachten und Stürmen ihren ewig unergründlichen Weg. Was ist ihnen Leid und Weh des Einzelnen?

Die Pfennigsparcassen. Schon einmal haben wir in der „Gartenlaube" (Jahrgang 1879, Nr. 2, S. 40) hervorgehoben, wie nothwendig es ist, auch den unbemittelten Volksclassen das Sparen zu erleichtern; wir wiesen damals auf die Zweckdienlichkeit der Postsparcassen und der englischen Pennybanken empfehlend hin. Die gewöhnlichen in Deutschland sehr verbreiteten Sparcassen haben nämlich, wie bekannt, als Minimalsatz eine Einlage von 1 Mark festgesetzt; der Arbeiter kann aber bei seinen geringen Einnahmen das Sparen nicht mit Mark, sondern muß es mit Pfennigen anfangen, und da ist es eine öffentliche Pflicht, durch Einrichtung von Sparcassen für kleinste Beiträge den ersten Entschluß zum Sparen zu erleichtern.

Dieser Grundsatz ist in England bereits seit vielen Jahren in den Pennybanken praktisch durchgeführt worden. Dort werden kleine Geldbeträge von einem Penny (1 Penny = 8,5 Pfennig) ab in Empfang genommen, und die ersparte Summe, wenn sie fünf Pfund Sterling (hundert Mark) erreicht hat, wird an die eigentlichen Sparcassen abgeliefert. Nun erfahren wir mit aufrichtiger Freude, daß vor Kurzem eine ähnliche Einrichtung auch in Deutschland unter dem Namen „Pfennigsparcassen" eingeführt wurde, und zwar in Darmstadt. Wir knüpfen an diese Nachricht die Hoffnung, daß dem Beispiele Darmstadts bald auch andere deutsche Städte folgen werden.

Die neugegründeten Pfennigsparcassen nehmen Einlagen in beliebigen von fünf zu fünf Pfennig aufsteigenden Beträgen bis zu fünfundneunzig Pfennigen an, ertheilen darüber unentgeltlich Quittungsbüchlein und schreiben die Einlagen in ein Tagebuch. Sobald die Einlage eines Pfennigsparbüchleins eine Mark erreicht, wird sie in der städtischen Sparcasse auf den Namen des Einlegers eingetragen und verzinst, worauf das Sparcassenbuch durch Vermittelung der Pfennigsparcasse dem Einleger behändigt wird. Die Rückzahlungen werden alsdann nur von der städtischen Sparcasse geleistet.

Vorläufig sind in Darmstadt an verschiedenen Punkten der Stadt elf „Pfennigsparcassen-Stationen" errichtet worden, in welchen an jedem Sonnabend in den Abendstunden Erwachsene und Kinder ihre geringfügigsten Ersparnisse niederlegen können. Die Beamten der Pfennigsparcassen sind unbesoldet — sie bekleiden eben Ehrenämter.

Wie sehr diese Anstalt den wirklichen Bedürfnissen unserer Bevölkerung entspricht, ist auch daraus zu ersehen, daß allein an ihrem Eröffnungstage in den elf Stationen von zusammen 573 Einlegern 221 Mark 80 Pfennig eingezahlt wurden. Große Summen werden dabei freilich nicht zusammengebracht, aber schon die wenigen ersparten Groschen reichen bei plötzlich eintretender Noth gewöhnlich hin, um Arbeiterfamilien vor der Veräußerung ihrer unentbehrlichsten Habseligkeiten zu bewahren. — So möge denn zum Segen der arbeitenden Classen diese Anstalt gedeihen, die durch das Pfennigsparbüchlein an den alten Spruch erinnert:

Wer den Pfennig nicht will achten,
Wird umsonst nach Thalern trachten.

Zwei edle Todte aus der Bühnenwelt sind es, die wir heute zu betrauern haben: Emil Palleske und Friedrich Dettmer. Palleske — bei Nennung dieses Namens stehen vor unseren Lesern, ob sie im deutschen Norden oder Süden zu Hause sind, die säulengetragenen Hallen eines Concertsaales, einer Aula oder sonst eines den Musen geweiheten Raumes, wo ihnen einst die sonore Stimme des nun heimgegangenen Künstlers mit dem seltenen Reichthum ihrer Modulationen die Gestalten unserer classischen Dichter vor die Seele zauberte. Am 5. Januar 1823 zu Tempelburg in Pommern geboren, wurde Palleske nach einer längeren Bühnenlaufbahn einer unserer geistvollsten dramatischen Vorleser. Seine durch scharfe Individualisirung und überzeugende Lebenswahrheit ausgezeichnete Wiedergabe namentlich Shakespeare'scher Charaktere macht ihn — nach Türschmann — für die Gegenwart zu dem hervorragendsten Vertreter seines Faches. Auch als Schriftsteller hat Palleske sich mit Glück bethätigt; seine Dramen: „König Mammouth", „Achilles" und „Oliver Cromwell" bekunden ein achtbares Talent, die werthvollste literarische Ausbeute seines Lebens dürfte aber sein mustergültiges Buch „Schiller's Leben und Werke" sein. — Würdig neben Emil Palleske steht Friedrich Dettmer, ein Kasselaner Kind (geboren den 25. September 1835), der geniale Nachfolger und geistige Erbe Ludwig Devrient's. Gleich bedeutend in der Tragödie, wie im Schau- und Lustspiel, war er ein Liebling der Dresdener, an deren Theater er seit 1856 wirkte. Wer seinen „Hamlet", seinen „Tell", seinen „Egmont", seinen „Uriel Acosta" gesehen, wird den Lorbeer, den die „Gartenlaube" hiermit auf das noch frische Künstlergrab niederlegt, gewiß einen gerechten nennen.

Urtheil gegen den Geheimmittelattestfabrikanten Heß — unter diesem Titel bringt das „Aerztliche Vereinsblatt für Deutschland" in seinem Octoberhefte eine Mittheilung, die wir unter Hinweis auf unsere Aufsätze: „Ein Preßproceß der ‚Gartenlaube'" (Nr. 7 d. Jahrg.), „Die Helfershelfer des Geheimmittelschwindels" (Nr. 11 d. Jahrg.) und „Noch einmal in der Falle" (Nr. 22 d. Jahrg.) nachstehend mittheilen:

„Der Vorsitzende des Karlsruher Ortsgesundheitsraths, Bürgermeister Schnetzler, war von dem angeblichen Chemiker Dr. Ludwig Heß in Berlin auf Grund einer vom Ortsgesundheitsrath erlassenen Bekanntmachung, worin auf die Vertrauensunwürdigkeit der von Heß ausgestellten Atteste über Geheimmittel aufmerksam gemacht, wegen Beleidigung sowie auch auf dreitausend Mark Schadenersatz verklagt worden. Das nunmehr rechtskräftige Erkenntniß des Großh. Amtsgerichts zu Karlsruhe verfügt die Abweisung des Klägers unter Verfällung desselben in die Kosten des Verfahrens. In den gerichtlichen Entscheidungsgründen ist zunächst die Wahrheit der incriminirten Behauptungen des Angeklagten festgestellt und sodann ausgeführt, daß sich die Bezeichnung des Heß als eines Helfers von Schwindlern und gewissenlosen Betrügern aus den gemachten thatsächlichen Feststellungen und aus dem Zwecke der Veröffentlichung rechtfertige. Dieser letztere, besagen die Gründe wörtlich, besteht nämlich darin, das Publicum über die Art und Weise, wie die Gutachten der Herren Werner, Müller und des Klägers zu Stande kommen, und daher auch über den Werth derselben aufzuklären, um auf diese Weise dem Geheimmittelunwesen entgegenzutreten.

Die Verfolgung dieses Zweckes ist nicht nur rechtlich erlaubt, sondern auch dem allgemeinen Interesse förderlich, daher wünschenswerth und sogar sittlich geboten. Kann aber, wie im vorliegenden Falle, ein solcher Zweck nur dadurch erreicht werden, daß die Urheber eines gemeingefährlichen Treibens — und als solches stellt sich das Geheimmittelunwesen in seinem ganzen Umfange dar — in ihrem sittlichen Unwerthe in der schonungslosesten Weise an den Pranger gestellt werden, so muß ein Verfahren, wie das vom Beschuldigten geübte, als rechtlich zulässig erscheinen, mit anderen Worten: Es existirt ein gutes Recht, einen Schwindler als einen Schwindler zu bezeichnen, wenn dies zur Verwirklichung eines gemeinnützlichen, auf andere Weise nicht erreichbaren Zweckes und zur Abschaffung eines gemeingefährlichen, vom sittlichen Standpunkt aus zu verurtheilenden Treibens nothwendig ist."

Kleiner Briefkasten.

M. v. Th. in St. Petersburg. Nein! Der nächste Jahrgang wird mit einem äußerst wirkungsvollen Roman unserer allbeliebten E. Marlitt eröffnet werden.

G. R. in Gotha. Sie irren, Verehrtester. Die älteste unter den deutschen Revuen der Gegenwart ist die von Rudolf von Gottschall redigirte und im Verlage von F. A. Brockhaus erscheinende Monatsschrift „Unsere Zeit". Sie finden darin unter Anderem auch die von Ihnen gesuchte zusammenhängende Darstellung der neuesten Geschichte der einzelnen Staaten, sowie fein gezeichnete Charakterbilder der hervorragendsten Persönlichkeiten auf allen Gebieten des Wissens und Leistens — also gerade das, was Sie wünschen: eine erschöpfende Ergänzung der Zeitungslectüre.

M. L. in Danzig. Oft genug haben wir erklärt, daß wir die Beantwortung auf brieflichem Wege stets derjenigen an dieser Stelle vorziehen. Rücksichten der Discretion machen uns die Erledigung Ihrer Anfrage hier unmöglich. Also Ihre Adresse, wenn wir bitten dürfen!

J. M. Sehr gern.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 47. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig

Zwischen Fels und Klippen.

Eine Strandromanze von Ernst Ziel.

(Fortsetzung.)

2.

Die Sonne war heraus. Aber was sich mit naßkalten Dunsten fahl und traurig über die breiten Felsriffe legte, das war nicht Tag — es war die leb- und farblose, unsagbar öde Dämmerung eines nordischen Octobermorgens. Ein todes Licht schwebte über Nebel und Wasser, gerade scharf genug, um die abenteuerlichen Schlagschatten der rings emporragenden Steinriesen über die Insel zu werfen. Die Meer- und Felswelt lag wüst und phantastisch da, wie das Traumgebild eines Hirnen der Vorzeit. Sie glich einem leeren Abgrund, in dem Alles erstarrt ist — erstarrt bis auf einen Klang, dieser eine Klang aber war das dumpfe Brausen und Rollen der noch immer stürmenden Wellen, welche in den Höhlungen und Buchten des Ufers hallten und wiederhallten und den schäumenden Gischt weit über die scharfgezackten Kanten des Gesteines schleuderten.

Die Musik der Elemente war eine gewaltige; nur mitunter trat eine kurze Pause lautloser Stille ein, gleichsam ein Athemholen des Sturmes; dann hörte man jede einzelne Welle an den vielklippigen Strand schlagen oder einen scheuen Wasservogel mit langen, feuchten Schwingen aus dem Dorngebüsch aufstreichen, daß es in den tropfenden Zweigen rauschte und raschelte. Langsamer zogen dann die Nebel und legten sich weicher um die Felsenbrüste.

Der Regen hatte aufgehört zu fallen, aber die Luft ging schneidig. Auf der Insel herrschte tiefes Schweigen.

Nun plötzlich tonte es von fern her wie Ruderschlag durch die Nebelluft. Das kräftige Einschneiden der Holzer in's Wasser war deutlich vernehmbar, und das Anschlagen der Wellen an das vorwärts strebende Fahrzeug schallte weit über die Fluth hin und echoete an den Felsenhängen der Insel. Schon aber brach der Sturm wieder herein und übertönte jeden Klang. Die Wogen jagten mit den Wolken um die Wette, und dann und wann erhob sich ein Wirbelwind, der die Nebel zu dichten, gespenstisch einherwandelnden Knäueln zusammenkräuselte. Aber in der nächsten Pause des Sturmes hörte man auf's Neue den nahenden Ruderschlag, und nun war es, als mischten sich hallende Männerstimmen in das Weben des Windes.

„Verdammte Brandung! Zieh' das Segel ein, Daniel!"

„Ja wohl! Hab's gleich gesagt: 's ist nicht hinanzukommen an's Wrack."

„Ho, Axel! Wirf das Steuer nach links!"

Es waren drei rauhe Seemannskehlen, welche dem Wellengeräusch zum Trotz, dieses lakonische Gespräch führten. Nur wenige Augenblicke — der Ruderschlag ertönte ganz nahe, und „Alle Mann an's Land!" rief lachend einer der Drei, indem er sich leichten Satzes auf eine vorspringende Felsplatte des Ufers schwang und das Boot mit einem derben Tau befestigte. Er war über und über naß, eine hochaufgeschossene, starknochige Gestalt mit energisch blickenden, lebhaft hellen Augen.

„Zurnwohr, Olaf," sagte er und schlug kaltig in die Hände, „sichst in der triefenden Oelhaute aus, wie eine melancholische Wasserratte; so trübselig laßt Du den Kopf hangen und die Arme schlottern, als war's nicht werth, sie zu regen um's liebe Dasein."

„Was scheert's Dich, Axel?" gab der Angeredete, ein blasser Zwanziger mit schönen, edlen Zügen, etwas gereizt zurück, indem er zugleich mit dem dritten Cameraden das Boot verließ. „Uebrigens ich und die Arme nicht regen?" fügte er in demselben Tone hinzu. „Bah, ich wollte, es ginge noch einmal hinein in die nasse brausende Hölle hier vor uns — und dann wollte ich noch Eines."

„Das wäre?"

„Daß der Wal mich fräße mit Haut und Haaren."

„Ah, ich weiß," spottete Axel, der noch immer mit der Befestigung des Bootes beschäftigt war, „'s ist um den Wildfang, die Narin. Schöne Gesellschaft das! Mir zur Linken den unglücklichen Liebesschwärmer, mir zur Rechten — — er stieß seinen zweiten Begleiter leicht mit dem Ellenbogen in die Flanke — „zur Rechten den guten Daniel, den Philosophen unserer Insel."

Der lose Spötter lachte laut auf. Daniel aber, eine echt nordische Rhinogenomie mit breiten Backenknochen und kleinen mandelförmig geschlitzten Augen, erwiderte kein Wort, er lächelte nur einem dumm wohlgefälligen Lächeln um den Mund will vor sich hin.

„Bomben-Element!" nahm Axel wieder das Wort, indem er das Schiffstau um einen stämmigen Pfock schlang. „Rathelt uns da über Nacht so eine auf den Strand getriebene Nußschale von einem Schiff — um nichts, In nichts, hast Du noch nicht gesehen — ganz wider Recht und Billigkeit aus der gewohnten Gemüthlichkeit! Müssen uns plagen und schinden und bei dem Hundewetter hinaus an's Wrack. Und um was? frag' ich Euch. Um nichts weiter, als um eine Grille von Seiner Ehrwürden Vater

Digitized by Google

Claus. Menschen sollen möglicher Weise noch auf dem Wracke sein — Menschen und Güter? Du lieber Gott — der Sturm und noch Lebendiges oder Todtes auf so einem wetterzerborstenen Fahrzeug! Zum zweiten Male mach' ich übrigens die Fahrt nicht mit, und wären Beelzebub's sämmtliche Hunde hinter mir —"

„Das sag' ich aber auch," stöhnte Daniel dazwischen und schüttelte sich vor Frost.

„Jungens, habt Ihr denn unsern Geretteten schon gesehen?" fuhr Axel fort, und schlug den letzten Knoten in das Bootstau, „ein wahres Exemplar von einem Mosjö Vornehm. Ich sag' Euch, sieht der aus in unsern Seemannskleidern! Das schlottert und schlackert ihm um den Leib und sitzt ihm just wie ein Sack auf den feinen, ach, so feinen Landrattengliedern — 's ist possirlich anzusehen, sag' ich Euch. Wie todt hat er in der Hütte gelegen, und die Weiber haben ihn gehegt und gepflegt, so behutsam, wie ein Kind von drei Tagen. Da hat er denn endlich — ich weiß es von Mutter Hedda — die Augen aufgeschlagen, unser Herr von Unbekannt, und als er nun erfahren, daß er von all den Passagieren, sein eigen Weib nicht ausgenommen, der Einzige sei, dem es nicht an den Kragen gegangen — ja, was meint Ihr wohl, wie ihm das in die Glieder gefahren ist? Nicht wahr, laut gejammert hat er, die Hände gerungen und die Haare gerauft? Fällt ihm nicht ein, Jungens! Nur ein einziges Mal geseufzt hat er, beklagt, daß so viele Menschen um's Leben gekommen, aber für sein Weib — und die muß doch wohl schön und jung gewesen sein — für die Frau von Unbekannt, hat er kein Wörtchen der Klage gehabt, kein Sterbenswörtchen, sagt Mutter Hedda. Bomben-Element, ist Euch das ein Ehemann! Ja, ja, diese vornehmen Herren mögen wohl — — aber schwere Noth, Jungens!" brach er plötzlich ab und stieß zur Bekräftigung seiner Worte einen im Wege liegenden Stein mit dem Fuße fort, daß er in großen Sätzen weit vor ihm hinflog, „seht doch, da kommt Vater Claus eben über die Felsen herabgestiegen."

„Und unser Geretteter mit ihm," ergänzte Olaf.

„Der Alte wird nicht gar freundlich dreinschauen," meinte Axel, „wenn er uns mit leerem Boot zurückgekehrt sieht. Aber Prosit Mahlzeit! Mit Wind und Wellen ist schlecht rechnen. Kommt fort! Die Begegnung ereilt uns immer noch früh genug."

Er zog die Beiden über das ansteigende Felsgeschiebe des Ufers mit sich fort.

Als sie eine Weile gestiegen waren, machte Olaf sich von ihm los, kletterte auf einen einsam gelegenen Steinblock, legte die Hand wie ein Dach über die Augen und blickte lange nach der Seite der Insel hinüber, wo die Hütte im Nebel lag. Dann ließ er den Arm sinken, schüttelte leise das Haupt und folgte langsamen Schrittes seinen beiden Cameraden.

„Sie wird in der Grotte sein," sagte er in sich hinein, traurig und gedankenvoll. Ueber sein bleiches Gesicht ging etwas wie Wehmuth.

Gleichzeitig kamen von der andern Seite, auf dem hohen Ufer Vater Claus und sein Begleiter daher. Diese Zwei, wie seltsam verschieden neben einander! Der Alte, in jeder Linie ein plumper Seemann, schritt im hin- und herschaukelnden Schiffergang mit lustig dampfender Pfeife fürbaß; die nur lose umgeworfene Jacke wehte im Winde hinter ihm drein, und unter dem großen Südwester auf seinem Kopfe, der Nacken und Schultern breit bedeckte, blickte sein viel durchfurchtes, sturmgegerbtes Gesicht freundlich in die Welt hinaus, als wäre sie die schönste aller Welten, voll Freud' und lauter Fröhlichkeit. Wie anders sein Nebenmann! Die geschmeidige, edle Gestalt, der die groben rauhen Seemannskleider höchst ungeschickt auf den Gliedern hingen, bewegte sich ungezwungen und leicht in der ungewohnten Tracht. So oft der schlanke Mann das Haupt hob und, den Schritt hemmend, in die sich allmählich klärende Morgenlandschaft sinnend hinausblickte, schlugen sich in dem ernsten, von einem kräftigen Vollbart umrahmten Gesicht zwei tiefe, schwarze Augen so vielsagend auf, daß eine ganze Welt unausgesprochener Gedanken in ihnen zu weben schien.

„Reicht mir die Hand, daß ich Euch stütze!" sagte Vater Claus, indem sie von der Höhe hinabstiegen. „Eure Füße sind an das spitzige Gestein nicht gewöhnt."

„O, welch ein Schicksal!" rief der Andere, der die Worte des Alten zu überhören schien, in tiefer Bewegung. „Da hinten, jenseits der weißen Schaumlinie der Brandung, liegen die Gefährten meiner Fahrt im nassen Grabe und mit ihnen auch sie, welche mein Weib hieß. Und ich, der Einzige unter Allen, ich wandle hier, zu sagen, daß sie dahin sind. Das Leben ist ein fragwürdiges Gut, und vielleicht ist der Moment, wo die athmende Brust sich zum letzten Male hebt, am höchsten zu preisen. Ich danke Euch nicht, daß Ihr mich dem wüthenden Elemente entrisset und mich zwangt, das Geschäft des Athmens fortzusetzen, aber ich verehre in Demuth Euer greises Haupt; denn es steht mir — das fühle ich klar — als Markstein am Eingange in eine neue Welt des Wirkens und Wollens."

Er reichte dem Greise mit einem warm aufleuchtenden Blicke seine beiden Hände. Dieser ergriff sie lebhaft und stand wortlos da. Mit freundlichem Schütteln des Kopfes wies er die aufwallenden Gefühle des Jünglings zurück, der nur um so feueriger zu reden fortfuhr:

„Sie nennen Euch Vater Claus, und ich kann Euch nicht anders nennen; denn auch mir seid Ihr ein Vater geworden — durch Euch dem Leben wiedergegeben, bin ich seit heute ein neuer Mensch. Und — wunderbar! — es ist mir, als müßten die dunklen Bahnen meines Geschicks von nun ab einlenken in die Lichtnähe einer wärmeren, freundlicheren Sonne."

„Das walte Gott!" sagte der Alte und entblößte, innerlich ergriffen, unwillkürlich das Haupt.

„Und nun hört, wer ich bin und was ich litt!" nahm der Fremdling das Wort. „Mein Name ist Friedrich Baron Haller von Hallerstein, und meine Güter liegen in Thüringen. Ich bin in Berlin erzogen worden und habe dort meinen Wohnsitz. Diese Reise in den Norden dictirte mir das Gewissen; es galt einem Eid gerecht zu werden, den ich vor zehn Jahren an des Vaters Todtenbett geschworen und vor drei Monaten der sterbenden Mutter in die erkaltende Hand wiederholt, beide Male — ja, ich war schwach genug dazu — gegen meines Herzens bessere Meinung und nur um eine frühere Abmachung der Eltern zu bestätigen, eine Abmachung um des leidigen Mammons wegen. Das Geschlecht Derer von Hallerstein lebte nur noch in zwei Linien. Ich bin der letzte Sproß des deutschen Zweiges der Familie, und der schwedische würde nach dem Tode meiner schönen Cousine Margaretha seine unermeßlichen Güter skandinavischen Adelsgeschlechtern, die mit den schwedischen Hallerstein's verschwägert sind, hinterlassen haben, hätten unsere beiderseitigen Eltern mir das Mädchen nicht schon in der Wiege vorsorglich verlobt. Margaretha wurde früh eine Waise; nun waren wir beide elternlos. Ich hatte meine Braut nie gesehen — wie sollt' ich sie lieben? Gleichviel! Sie hatte mein Wort. In diesen Tagen war sie siebenzehn-, ich fünfundzwanzigjährig. Das war der Termin, an den mein Eid mich band. So ging ich denn zu Schiff nach dem schönen Stockholm, dem der blaue Mälar die Stirn und die brausende Ostsee den Fuß küßt. Hohn des Schicksals! Eine Brautfahrt ohne Liebe!"

Er schwieg einen Augenblick und athmete schwer auf. Die Erinnerung an eine so lange getragene Seelenqual schien ihn zu übermannen. Er drückte den Hut tiefer in's Gesicht, als solle der Andere den Schmerz in seinen erregten Zügen nicht lesen.

„Ich erreichte mein Ziel," fuhr er dann gepreßt fort. „Und wie fand ich meine Braut? Schroff und vornehm, kalt und glatt, wie die Schneegebirge des Nordens, der sie erzogen. Dann kam die Hochzeit. Fröhliche, glänzende Feste — und im Innern diese Oede! Die Rückreise machten wir am Bord des ‚Kung Carl'. Mein junges Weib sprach nur von den kommenden Huldigungen in den Salons meiner thüringischen Schlösser. Mein Herz war düster wie der Himmel über uns — und an diesem Himmel zog eine drohende Wolkenwand auf. Der Capitain verkündete einen Orkan. ‚O,' sagte ich zu mir selbst, ‚wer da unten schlafen könnte, still und stumm, tief unter den rollenden Wogen!' Der Sturm brauste herein — wir scheiterten — den Rest meines Schicksals kennt Ihr."

Vater Claus nickte nachdenklich mit dem Kopfe. „Wie verworren," sagte er, „sind die Schicksale der Menschen da draußen in der Welt!"

„Glücklich Ihr in Eurer Verborgenheit!" seufzte der Baron.

Sie gingen eine Weile schweigend neben einander hin.

Digitized by Google

„Aber nun zu Eurer Tochter!“ unterbrach Hallerstein die Stille, „ich muß sie sehen; ich muß ihr danken. So scheu davonzufliegen, und dann auf Stunden zu verschwinden — ein seltsames Kind, fürwahr!“

„Ihr sagt's,“ entgegnete der Greis, „und die sie kennen, sagen's auch. Potz Anker und Segeltuch! 's ist etwas Eigenes in dem Mädchen. Hättet sie sehen sollen vor nur wenigen Jahren, als sie noch ein flüchtiges Ding war mit großen blauen Unschuldsaugen und runden, vollen Kinderwangen! Leichtfüßig wie der Wind flog sie über die Felsen hin, sprang über Klüfte und kletterte zu den höchsten Abstürzen hinauf, um die spärlichen Blumen, die sich in den Ritzen des Gesteins angesiedelt, zu pflücken und Kränze daraus zu winden; so geschwind und so geschmeidig flog sie dahin, daß man glaubte, die Engelsschwingen an ihren Schultern wachsen zu sehen. Haupt und Brust bekränzt, kam sie dann heim und tanzte und sang, aber schon im nächsten Augenblick ließ sie träumerisch den Kopf hängen, und traurig — Niemand wußte warum — warf sie die Kränze in's Meer. Oft war sie nach solchem Auftritt stundenlang verschwunden, als schäme sie sich, daß sie Alles anders empfand als andere Menschen, und wenn wir sie suchten und endlich fanden, dann kauerte sie in dem Winkel irgend einer Schlucht, in sich versunken, als hielte sie mit Himmel und Erde, mit Sternen und Muscheln Zwiesprach. Ein einzig Kind, Baron! ‚Hexe Karin‘ nannten sie scherzend die Schiffer, die unsere Insel ansegelten; denn im Morgenroth sahen sie sie mit fliegenden goldigen Haaren auf den Riffen tanzen, und Abends beim Mondschein hörten sie ihren Gesang weithin über die See hallen. ‚Karin's Stimme‘ sagten sie, wenn das Schiff im Nebel den richtigen Cours verfehlt hatte, und wendeten das Steuer und segelten auf unser Eiland zu.“

„Kommt!“ bat Hallerstein, „führt mich zu Eurer Tochter!“

„Nun ist aus dem Kinde eine Jungfrau geworden,“ fuhr der Alte eifrig fort. „Ein Teufelsmädel das! Im Grunde ist sie noch heute wie damals. Gilt's eine Gefahr, gleich fängt sie Feuer, und Keiner hält sie zurück. Wenn ein Schiff gestrandet, begleitet sie uns auf unseren Rettungsfahrten, und manche führt sie sogar allein aus, nur von Rustan, dem treuen Thier, begleitet. Der Rustan! Sag' Euch, ist das ein Hund, stark wie ein Bär! Einen Mann trägt er Euch mit den Zähnen durch die Brandung, ein Schwimmer, wie ein Kerl. Könnte Euch Exempel nennen —“

„Laßt uns gehen!“ fiel Hallerstein dem endlos Schwatzenden in die Rede. „Ich muß das seltene Mädchen sehen. So tapfer und so liebreizend —“

„Ja,“ redete der Graukopf darein, „daß sie liebreizend ist, wißt Ihr, und daß sie tapfer ist, hörtet Ihr soeben, aber, Baron, wie klug und gescheut sie ist, das sollt Ihr noch erfahren. Der Tausend! Hab' sie lesen gelehrt in Kalendern und Märchenbüchern — ja, was Ihr wohl meint!? — hab' eine kleine Bibliothek. Und Hedda, mein Weib, kennt die Kräuter der Erde und die Sterne des Himmels. Karin ist ihre gelehrige Schülerin. Sie möchte alles wissen und alles mit ihren Gedanken fassen. Das Mädel hat einen aparten Kopf und spricht wie ein Buch, sag' ich Euch. — Aber ich schwatze zu lange. Kommt denn!“ Er ging dem Baron voran. „Ich denke, wir suchen sie an ihrem Lieblingsplatze, in der Grotte.“ Er schmunzelte vergnügt vor sich hin. „Da wird sich ein freundliches Bild vor Euch aufthun, Baron.“

Sie stiegen aufwärts über das Gefels.

„Noch Eines!“ sagte Hallerstein, plötzlich stillstehend und seeeinwärts zum Wrack hinüberblickend, „nicht wahr, nur das Vordertheil des Schiffes ist gesunken, aber das Hintertheil —“

„Liegt noch über Wasser,“ erwiderte Vater Claus.

„Dort befindet sich die Kajüte, die unser Quartier war,“ fuhr der Baron fort. „Es liegt mir viel, sehr viel daran, eine kleine Truhe zu bergen, welche sich dort unter meinen Sachen finden muß. Was meint Ihr? Haltet Ihr es für möglich, an das Wrack hinan zu gelangen?“

„Hm,“ machte der Alte, „hab' meine Leute hinausgesandt, zu bergen, was sich bergen läßt. Es sind flotte Kerle. Aber“ — er zeigte auf das Fahrzeug am Ufer — „da seh' ich eben das leere Boot. Sind unverrichteter Sache heimgekehrt. Zum zweiten Male die gefährliche Fahrt —? Enthält die Truhe Stücke von so erheblichem Werth —?“

„Familienpapiere,“ antwortete der Gefragte, „und zwar wichtige, wie es scheint. Das Testament meines Schwiegervaters — Ihr wißt, er ist längst todt — verpflichtet mich, die geheimnißvolle Lade am dritten Tage nach der Hochzeit zu öffnen, und in einer Clausel des Heirathsvertrages hab' ich gelobt, diesem Gebot nachzukommen. Meine Ruhe hängt daran, daß ich in den Besitz des Vermächtnisses komme. Aber wenn die Fahrt zum Wrack nur mit Gefahr — ich will kein Menschenleben, nein, bei Gott, Vater Claus, das will ich nicht —“

Der Alte pfiff durch die Finger, daß es gellend durch die Schlucht des Ufers tönte.

„Hedda, Axel,“ rief er, „Olaf, Daniel! Potz Anker und Segeltuch, wo stecken die Jungens? 'Geht, Baron!“ sagte er dann, „will nach ihnen ausspähen und sehen, was sich thun läßt, glaub' aber kaum, daß ich's durchsetze, sie noch einmal hinauszutreiben in den Sturm.“

„Ich würde die Truhe mit Gold aufwägen,“ sagte Hallerstein, „aber kein Mensch soll um mich —“

„Geht, Baron!“ unterbrach ihn der Greis. „Ich treff' Euch in der Grotte wieder. Ihr könnt nicht irren. Hier noch eine Weile aufwärts, dann auf der Höhe links um den vorspringenden Felskegel, und Ihr seid am Ort. Adjes!“

Er wandte sich und ging. Noch mehrmals klang sein Pfiff und Hedaruf durch die Luft.

Hallerstein stieg rüstig felsan und erreichte bald ein ödes steiniges Plateau. Hier fegte der Sturm voll und breit durch das niedrige Gestrüpp und spielte in dem harfenförmigen Geäste verkrüppelter Föhren und Fichten sausende, phantastische Melodien. Aber noch ein Klang schwebte fremdartig und seltsam in dem Sturmgebraus. Wie süßer, wehmuthvoller Gesang kam es dahergezogen und doch kräftig und gemüthsursprünglich. Und nun — über Fels und Stein tönte es deutlicher und klarer, Klang um Klang:

„Wie mir geschah,
Da ich ihn sah —
Möcht' Well' und Wolken fragen.
Gefühl der Luft
Schwellt mir die Brust,
In Worten nicht zu sagen.

Möcht' segeln gehn,
Die Welt zu sehn
In bunten Abenteuern.
Auf hohem Schiff,
Vorbei am Riff,
Wie wollt' ich südwärts steuern!“

Hallerstein stand und lauschte. Wie hatte doch Vater Claus erzählt? „Karin's Stimme,“ riefen die Schiffer sich zu, wenn sie verirrt waren in der Einöde von Meer und Himmel. „Karin's Stimme,“ flüsterte er vor sich hin. War er nicht auch ein verirrter Schiffer auf dem Meere des Lebens? Gedankenvoll schritt er weiter. Es überkam ihn eine seltsame Stimmung. Er empfand etwas, wie eine unbestimmte Verheißung, wie ein reizendes Märchen, das sein Herz und diese nebelverhängte Einsamkeit mit einander spannen. Nun hemmte er den Schritt. Vor ihm, in einem ragenden, verworrenen Aufeinander von Steinblöcken und wirrem Sand- und Muschelgeschwemme öffnete sich breit und hoch ein Felsenmund; es war Karin's Grotte, und aus der Tiefe erscholl jetzt inniger und schmelzender ihr Gesang:

„Am fernen Strand
Weiß ich ein Land,
Wo sanft die Lüfte blauen,
Wo von den Höh'n
Erhaben schön
Die Palmenwälder schauen.

Es athmet sacht
Die Sommernacht
In den beglückten Zonen.
O, könnt' ich dort — —“

Hallerstein war auf die Schwelle der Grotte getreten; in demselben Augenblicke schlug tief drinnen ein Hund an, und das

Digitized by Google

Lied brach plötzlich ab. „O, könnt' ich dort," hallte es leise nach und — seltsam! — wie von hundert Flügeln schwirrte es dem Ueberraschten um's Haupt. Ein Schwarm weiß und bunt befiederter Tauben — Tauben in dieser Weltabgeschiedenheit? — flog scheu und flüchtig über ihm hin zur Grotte hinaus, den nächsten Klippen des Gestades zu. Hatte sein Kommen sie aufgeschreckt?

„Tauben, Boten des Friedens," rief er, „bringt mir, wie Eure Schwestern einst dem Noah, nach Stürmen den Oelzweig!"

Er trat in die Grotte. War das ein Bild! Schlank und majestätisch, wie Säulen von Künstlerhand, ragten die granitenen Pfeiler empor, von Schlinggewächsen reich umrankt und oft die wunderlichsten Profile bildend. Darüber lastete, leicht in den Linien, aber wuchtig in den Massen, die kühn gewölbte Kuppel, durch deren vereinzelte Spalten und Höhlungen das Licht dämmernd hereinfiel. Der Fuß, der die Grotte betrat, schritt auf einem üppigen Teppich von Moos, auf dem sich ein dichtes Geflecht kriechender und kletternder Pflanzen dahinspann. Die rosa angehauchte Linnéa borealis schmiegte sich mit ihren zarten Fäden in jede Felsritze, auf jede Steinplatte und erfüllte den traulich geheimnißvollen Ort mit dem süßen, sanften Duft der Mandel. Aus einer tiefgehöhlten Nische der Felswand aber rauschte ein Quell plätschernd herab; er durchrieselte in schmaler Rinne hell und klar die Grotte und stürzte sich im Hintergrunde derselben, wo durch eine breite klaffende Oeffnung das schäumende, stürmende Meer hereinschaute, jählings in den weiten, unendlichen Schooß der See hinab.

Hallerstein schien den Zauber der reizvollen Scenerie lebhaft zu empfinden; denn sein dunkles Auge leuchtete in feuchtem Glanze, aber nur flüchtig schweifte es von Pfeiler zu Pfeiler, von Höhlung zu Höhlung, und befremdet und doch entzückt weilte es dann lange und fragend in der Tiefe der Grotte auf einem überraschend zauberischen Bilde: dort, wo das plätschernde Wasser in's Meer hinabrauschte, loderte ein helles Feuer empor, und da stand sie, den treuen Rustan an ihrer Seite, und warf mit der weißen Hand trockenes Reisig in die Gluth, Karin, das liebliche Kind. Die Flamme irrte züngelnd im Zugwinde und beleuchtete magisch die volle, elastische Gestalt des Mädchens, und wie der rothe Schimmer warm und satt auf das schöne Oval ihres jugendfrischen Antlitzes fiel, wer konnte da sagen, ob es nur der Abglanz der flackernden Flamme war, der ihr zitternd auf Stirn und Wangen lag, oder ob sie von innen heraus sich rötheten und leise aufzuckten, diese feinen, seelenvoll ausgemeißelten Züge?

„Ruhig, Rustan!" rief sie und hielt mit einem raschen Griff das knurrende, kläffende Thier am Nacken, daß seine weißen Haare ihr lang und seidenweich über den kräftig schwellenden Arm wallten.

„Warum verscheucht Ihr Karin's Tauben?" fragte sie dann mit trotzig aufgeworfenen Lippen, und unter den keck geschweiften blonden Wimpern hervor richtete sie einen langen strafenden Blick auf den Fremdling.

„Verzeiht!" erwiderte er, „ich kam, Euch zu danken." Er sprach es mit dem Tone des Herzens, und das Muskelspiel in seinen Mienen verrieth, daß er innerlich bewegt war.

Als hätte eine weiche Hand ihr leise über's Gesicht gestrichen und alles Herbe und Harte darin verwischt, so plötzlich verwandelt stand Karin da. Mädchenhaft schämig senkte sie den Blick, ganz Anmuth und seelische Schönheit.

„Danken?" fragte sie mit sichtlicher Befangenheit, „und wofür?"

„Ihr könnt noch fragen?" entgegnete er. „War't Ihr es nicht, die Ihr erst vor wenigen Stunden hegend und pflegend an dem Lager des armen Ertrunkenen standet? Wuschet Ihr ihm nicht Stirn und Schläfen mit dem duftenden, wärmenden Tranke?"

Karin erwiderte nichts. Mit einem stämmigen Föhrenaste schürte sie hastig das lodernde Feuer und summte leise etwas vor sich hin. Um ihren Mund schwebte es fast verächtlich, als wollte sie sagen: „Als ob das etwas wäre!"

„Und hättet Ihr nichts um mich gethan," fuhr Hallerstein fort, „als, da ich erwachte, mir nahe zu sein mit holdseliger Gegenwart — — —"

„Wollt Ihr Karin's Taubennester sehen?" unterbrach sie ihn schnell, und eine dunkle Röthe flammte in ihrem Gesicht auf. „Soll Karin Euch ihre Rankengewächse zeigen oder ihre Erikenin den Nischen der Grotte? Kommt, wir wollen Steine in den Wasserfall werfen; es sieht so lustig aus, wenn sie polternd in das Meer hinabkugeln."

Hallerstein stand regungslos da, wie im Banne dieser holden Mädchenblüthe. Seine Gedanken schienen weitab zu wandern; denn er schwieg.

„Nun, wie Ihr wollt!" sagte endlich Karin; sie nahm behende ihr Halstuch ab und fegte damit den Sand von einer niedrigen Felsbank hinweg, die im warmen Schein des Feuers lag. „Es friert Euch," meinte sie mit freundlicher Sorge, „setzt Euch!"

„Wie gut Ihr seid!" antwortete er und ließ sich neben der knisternden Flamme nieder. „Und was treibt Ihr hier in der seltsam phantastischen Höhle?"

„Ich füttere meine Tauben und wärme mich am Feuer" — sie sah ihn mit ihren großen Augen ruhiger an als zuvor — „es ist so traulich und heimlich hier unter den Felsen; nur von fern hört man Wind und Wellen rauschen — und Karin liebt die Stille."

„Die Stille!" wiederholte er träumerisch, „nicht wahr, es spinnt sich Gedanke an Gedanke; Alles um uns versinkt, und die Seele hebt sich und wächst —"

„Kennt Ihr das auch?" fiel sie ihm lebhaft in's Wort. „O, das freut mich. Ja, Gedanke an Gedanke, und die Seele wächst, aber Karin ist eine unzufriedene Seele und unruhig, wie die flackernde Flamme hier. Seht Ihr den Rauch durch die Spalten des Felsens ziehen, hoch und immer höher, zu den Wolken hinan? Das sind — aber lacht mich nicht aus! — das sind Karin's Gedanken. Meint Ihr nicht auch, es müßte schön sein, zu schauen, was da oben ist, da oben hinter den Wolken?"

Hallerstein lächelte. „Wunderlich Mädchen!" flüsterte er vor sich hin. „Bis in die Einöde dieser Klippen drang das süße Gift des Denkens."

„Und weil ich nicht schauen kann, was da oben ist," fuhr sie mit einem leichten Anhauch von Wehmuth fort, „darum ist meine Seele wie die flackernde Flamme —"

„Unstät und heiß," ergänzte er. „Aber glaubt Ihr nicht, daß da oben ein Gott wohnt, der über uns waltet und webt, ein gütiger Gott, der mich soeben errettet aus sicherem Tode?"

„Ein Gott?" fragte sie zögernd zurück; sie hatte den Finger sinnend an die Lippe gelegt. „Ich weiß nicht, was Ihr damit meint. Mutter Hedda, wenn sie des Abends in den Sternen liest, hat mir den Namen wohl oft genannt, aber Karin versteht ihn nicht und meint, es ist nur ein Name. Und doch — so oft ich das Wort vernehme, stets ergreift mich dasselbe unnennbare Gefühl. Es liegt etwas Großes in diesem kleinen Wort; halb macht es mich erbeben, und halb entzückt es mich. Wißt Ihr — aber nein, ich sag' es nicht," brach sie plötzlich ab und warf neues Reisig in die Flamme. „Daß wir auch gleich darauf zu sprechen kommen!"

„O, redet weiter!" bat er.

„Es ist nichts," meinte sie und blies die Reste des Reisigs von der kleinen, schmalen Hand. „Nur ein thörichtes Gefühl — nichts weiter."

„Sprecht!" drang er freundlich in sie.

„Nun gut!" sagte sie zögernd und setzte sich zu ihm auf die Steinbank. „Aber Ihr werdet Karin nicht verstehen, fürchte ich. Seht Ihr dort die kahle Klippe?" — und sie deutete durch die Felsenöffnung auf einen mächtigen Granitkegel — „es ist die höchste Spitze der Insel, und wir heißen sie: den Mövenstein. Wenn ich einsam dort oben stehe im hellen Sonnenglanz oder im falben Mondlicht, dann schläft das Ohr in der lautlosen Stille und der Blick schweift mit den Wellen weithin in die Leere. Vielleicht weckt ein Stein, der in's Wasser fällt, einen schwachen Hall an der Felswand, oder der Schatten eines vorüberziehenden Vogels huscht flüchtig über das dunkle Moos hin; sonst ist Alles todt — und nun kommt es leise über mich und packt mich gewaltig, das seltsame, unsagbare Gefühl. Ein Abgrund zu Füßen,

Digitized by Google

Illustration for "Ulysses" by James Joyce

‚Da wohnen sie,‘ spricht eine Stimme in mir, ‚die gleich geschaffen sind, wie Du, die Gleiches fühlen, Gleiches leiden — die Tausende da draußen in der Welt.‘ Und es ist mir, als winkten mir tausend Hände, als öffneten sich tausend Arme — und dann faßt es mich wieder an, das Gefühl des Schauderns und Entzückens: sie zieht mich zu sich hinüber, die unbekannte Welt jenseits des Wassers, und — sagt, ist dieses Gefühl nicht auch Gott?“

„O Du herrliches Kind!“ rief er und ergriff ihre Hand. „Höchstes stammt in Deinen Worten.“

„Könnt' ich das Höchste nennen,“ erwiderte sie und entzog ihm schüchtern ihre Hand, „es wäre nicht Gott. Aber ich will auch nicht das Höchste; denn es läßt sich nicht fassen; schauen will ich es — schauen und leben — leben und — ja, ich weiß nicht, was ich will.“ Sie sann einen Augenblick nach. „Hört, die da drüben wohnen, in Städten und Dörfern, fühlen sie wie Karin? O, thäten sie es doch! Mitgefühl will ich — vielleicht ist es das.“

„Die da drüben wohnen!“ seufzte er. „Ach, in ein altes Buch bannen sie Karin's Gott und beten ihn an in Häusern von Stein.“

„Gott in ein Buch, in Häusern von Stein?“ fragte sie ungläubig lächelnd. „O, ich mag sie nicht, Eure Menschen. Ich kann sie nicht verstehen, nicht lieben.“

„Ein Engel wärest Du unter ihnen!“ sagte er begeistert. „Die Sterne ursprünglichen Empfindens und reinen Lebens sind längst untergegangen an ihrem Himmel. Eng und dumpf wohnen sie in großen Städten, und die schöne Einfalt der Natur ist ihnen lange gestorben. Wahn und Vorurtheil sitzen auf dem Throne; Haß und Hader schüren die Flamme, und um Mein und Dein ist ein ewiger Krieg. Du, bist gut, Karin, aber sie — — o, frage mich nicht!“

„Nein, nein, nein, ich will sie nicht,“ fuhr Karin auf und erhob sich mit einer raschen Bewegung des Unwillens; sie strich das üppige Goldhaar kräftig, fast zornig aus der Stirn und warf den Kopf stolz in den Nacken. In dem lieblichen Kindergesicht leuchtete wieder der alte blitzartige Trotz auf. „Ich hasse Eure Menschen“ — sie schwieg — „ich hasse sie, weil Ihr sie scheltet,“ fügte sie sanfter hinzu, und dann sagte sie fast wehmüthig: „Karin paßt nicht in Eure Welt; Karin muß einsam bleiben immer und immer; Niemand, Niemand wird Karin lieb haben.“

„Der vor Dir steht,“ betheuerte er, „hat Paläste gesehen und Hütten, aber sein Herz blieb kalt. Und heute, da er Dich sah, Karin —“

„Ihr könntet Karin gern haben?“ fragte sie freudig erstaunt, und der ganze Zauber kindlicher Unbefangenheit blickte aus ihren Augen.

„Ja!“ sagte er. „Sehr, sehr!“ Er legte die Hand leicht an ihren Nacken und hob mit der andern ihr lächelndes Angesicht sanft empor.

„O, dann ist Karin fröhlich,“ sagte sie fast muthwillig. „Dann endet das Gefühl des Alleinseins,“ und ihr Blick ruhte lange und innig in dem seinen. „Es ist in mir ein Durst“ — sie schien über ihre eigenen Worte zu erschrecken, und der Schatten einer leichten Röthe flog über ihre Wangen — „ein großer Durst nach — hah! meine Tauben!“ brach sie plötzlich ab. Durch den Eingang der Grotte schweifte in großem Bogen, an der Wölbung hin, die schwirrende Schaar, und schnell, wie sie gekommen, verschwand sie wieder durch den Ausgang.

„Ein großer Durst nach —?“ fragte Hallerstein.

„Der Habicht!“ schreckte sie plötzlich auf. „Der Habicht jagt meine Tauben,“ und über Klippen hinweg, hart an dem schäumenden Wasserfall vorüber, war sie in der Felsenwölbung verschwunden — mit ihr in mächtigen Sätzen Rustan, ihr treuer Gefährte.

„Ein großer Durst nach —?“ fragte Hallerstein träumerisch, indem er ihr nachblickte, und das Echo der Grotte neckte den einsamen Frager. „Nach der Liebe eines verwandten Gemüthes!“ antwortete er sich selbst, „welch eine Perle fand ich zwischen Fels und Klippen!“

Es war still rings um ihn; die Flamme knisterte leise, und als er hinzu trat, verglomm eben das letzte Reisig. Die feurigen Aederchen zerfielen, eine nach der andern, und mit den letzten Funken, die in der Asche erstarben, versank Hallerstein tiefer und tiefer in seine einsamen Gedanken. Sein früheres Leben zog an ihm vorüber: Leerheit und Lüge die vornehme Menschenwelt um ihn und ein Sclave, der nach Freiheit schreiet, das Herz in ihm — Ungenügen und Unlust mitten in einem Leben voll Glanz und Ueberfluß. Dann ein Bund, ein schmählicher Bund mit einem ungeliebten Weibe und Müdigkeit und Sättigung in der Blüthe der Jahre. Und nun? Die Eriken in den Nischen der Grotte dufteten es ihm entgegen, würzig und weich, der Wogenprall am Gestein rief es ihm zu, laut und lärmend: es ist Alles anders worden — plötzlich, wie ein Frühling, der in einer einzigen Nacht erblüht ist. Und er griff sich an's Herz und fragte sich: was wird nun kommen? Da scholl es vom Strande herüber — er kannte die Stimme, Karin's Stimme, die den Schiffern ertönt auf der bangen Irrfahrt — und sein Ohr trank durstig die schmelzenden Klänge:

„Es athmet sacht
Die Sommernacht
In den beglückten Zonen.
O, könnt' ich dort
Im stillen Port
Mit Dir, Geliebter, wohnen!“

Er lauschte athemlos — er bedeckte beide Augen mit den Händen, und einen Augenblick stand er träumend da. Draußen fielen die Wellen, sich hebend und senkend, mit gleichmäßigem Geräusche auf den Strand nieder, donnernd und brausend. Ein Lufthauch wehte ihn vom Ausgange der Grotte her feucht an; mit leichtem Frösteln trat er an den Wasserfall und blickte zur Felsöffnung hinaus. Himmel und Wasser noch immer im Sturm! Gegen Ost, West und Süd keine andere Grenze als Wellen und Wolken, schäumend und jagend. Seine Gedanken schifften mit Fluthen und Aether — es schauderte ihn heimlich. „Und morgen kann es Sonnenschein sein,“ sagte er leise vor sich hin, und sein Auge irrte durch den in Staub verwandelten Gischt, der die ganze Landschaft wie in Nebel hüllte.

Nun blieb sein Blick an einer vorspringenden Klippe hängen; vier Männergestalten standen darauf: Vater Claus mit den drei Burschen. Sie gesticulirten lebhaft. Der Alte zeigte wiederholt in die See hinaus und sprach eindringlich, aber die Anderen schüttelten die Köpfe und machten abwehrende Bewegungen. Was hatten sie vor? Dicht über den Vier, eine Felsterrasse höher, bewegte sich etwas auf einer breiten, flachen Steinplatte, schimmernd und schneeig — es waren Rustan's weiße Haare; mit gehobener Schnauze witterte er in den Sturm hinaus. Jetzt wehete es dicht neben ihm goldig durch die feuchte Luft; ein Mädchenkopf erschien im Nebel, und nun die ganze Gestalt. Karin beugte sich tief nieder; sie lauschte auf das Gespräch der Männer unter ihr. Dann machte sie eine energische Bewegung, wie Jemand, der einen schnellen Entschluß faßt. Sie winkte — sie kletterte die Felsen hinab. Olaf kam ihr auf halbem Wege entgegen. Sie sprachen mit einander; er nickte zustimmend, und schnellen Schrittes gingen sie davon und verschwanden in der Richtung zum Strande hin, wo das Boot lag. Rustan folgte ihnen.

Wie im Traum sah Hallerstein dieses Bild an sich vorüberziehen — noch beherrschte ihn ganz das eben Empfundene. Wie im Traum verließ er die Grotte — wie im Traum stieg er über die Felsstufen zum Ufer hinab. Die ziehenden Wolken des Sturmhimmels warfen ihre tanzenden Reflexe auf den steinigen Strand; es war eine mystisch-unstäte Beleuchtung, die über der Landschaft lag. In den Unterspülungen des Ufers gurgelten und gluckst'en die Wasser und wuschen die Steine aus dem Sande. Dort unten, zwischen Wurzeln und verworrenem Pflanzengerank, lag ein todter Baumstamm. Hallerstein setzte sich darauf und blickte gedankenvoll in die stürmende See hinaus; er spürte nicht Wind; er spürte nicht Wetter — er blickte hinaus, hinaus. Die Sonne stand hoch am Himmel — er sah nicht, wie sie den Nebel durchbrach. Es giebt Stimmungen in der Menschenbrust, wo Gedanken zu Träumen, Gefühle zu Ahnungen werden, geheimnißvolle, wolkenverhängte Stimmungen. Zwischen Himmel und Erde thront das Räthsel, und alles Höchste trägt den Schleier.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literaturbriefe an eine Dame.

Von Rudolf von Gottschall.

XXIV.

Wie sind Sie glücklich, verehrte Freundin, fern von dem Qualm der Städte ein beschauliches Leben führen zu können, ungestört von dem Lärm der gesellschaftlichen Vergnügungen, die, so verschieden ihre modischen Namen sein mögen, stets doch denselben Geist der Langenweile athmen! Sie kennen vielleicht noch gar nicht die modernen „Routs", jenen höheren Grad verfeinerter Geselligkeit, bei welchem man auf die materiellen Genüsse verzichtet, ohne dafür geistige einzutauschen. Diese opferfreudige Verneinung jedes aufdringlichen Lebensgenusses zeigt, bis zu welcher Höhe der moderne Stoicismus sich erhoben hat; ja, er beschränkt sich nicht auf diesen Verzicht; er nimmt wirkliche Unannehmlichkeiten mit in den Kauf; denn mancher „Rout" gleicht einem etwas civilisirten Volkstumult, mit leise angedeuteten Erstickungsgefahren; es ist oft unmöglich, einen nur zehn Schritt entfernten Bekannten zu erreichen und zu sprechen, weil der Weg zu ihm durch mehrere Kleiderschleppen und einige wie photographisch fixirte Gruppen versperrt ist, die sich nicht vom Platze rühren. Einer meiner Freunde, der in Folge einer unglücklichen philosophischen Neigung fortwährend auf der Jagd nach Begriffsbestimmungen für die Dinge dieser Welt sich befindet, erklärte mir einmal: „Ein Rout ist eine Gesellschaft, in welcher man nichts zu essen bekommt und sich gegenseitig auf die Füße tritt."

Doch nicht von den „Routs" wollte ich mich mit Ihnen unterhalten, sondern von einem andern gesellschaftlichen Vergnügen, ich meine vom Theater. Die „Routs" gehören nicht in einen Literaturbrief, sie haben mit der Literatur nichts zu thun; freilich! das Theater ist auch bald auf diesem Standpunkte angekommen; denn die Stücke, die am meisten gegeben werden, sind am wenigsten lesbar, und die meisten Treffer auf der Bühne sind Nieten für die Literatur. Sie haben seit Jahren vielleicht kein Theater besucht; Sie wissen nicht, wie einem Theatergänger zu Muthe ist, der fast allabendlich, mit dem Operngucker bewaffnet, Thaliens Tempel besucht und Studien auf der Bühne und im Zuschauerraume macht. Diese Theaterluft hat oft etwas Erstickendes; denn hier fehlt die äußere und dort die geistige Ventilation. Es weht durch unser ganzes Bühnenwesen eine etwas dumpfe Luft, und an dieser Verdumpfung haben die verschiedensten Factoren schuld.

Wir sind, verehrte Freundin, von der Lessing'schen Nationalbühne sehr weit entfernt. Ein berühmter Gelehrter am Neckar, der vier dicke Bände über Shakespeare geschrieben hat, verkündete einmal, das deutsche Volk werde erst ein großes historisches Drama haben, wenn es wieder Tragödien in der Wirklichkeit erleben würde.

Gervinus war stets unglücklich, wenn er den delphischen Dreifuß bestieg; auch in der Politik traf von Allem, was er prophezeite, das Gegentheil ein. So erging es ihm auch mit der Vorverkündung der im geschichtlichen Feuer wiedergeborenen Nationalbühne. Es kamen die Jahre 1848 und 1849, denen es durchaus nicht an geschichtlichem Sturme und Drange und an tragischen Begebenheiten fehlte; es kamen die Kriege von 1866 und 1870, die Gründung des neuen deutschen Reiches: Ereignisse, mit deren Bedeutung sich nichts von dem vergleichen läßt, was im Shakespeare'schen Zeitalter geschah, aber die deutschen Shakespeares, die große Tragödie blieb aus, mindestens auf der Bühne, deren Niveau immer mehr zu verflachen droht. Dramen, welche nationale Stoffe behandeln oder von patriotischem Geiste durchweht sind, lassen das Publicum kalt; ja, die Besiegten von Sedan sind die Sieger im deutschen Theater geworden, und französische Stücke überfluthen unsere Bühnen, nach 1870 noch mehr als früher. Deutschland im Schlepptau der französischen Cultur, und zwar nachdem das deutsche Kriegsschiff das französische in den Grund gebohrt hat: welch ein demüthigendes Schauspiel!

Die Abneigung gegen die ernste Dichtung höheren Stils ist eine Thatsache, die von allen Seiten zugestanden wird. So war es nicht in den Glanzepochen dramatischer Kunst, so nicht in Hellas in der glorreichen Zeit der griechischen Tragiker, so nicht im alten England zur Zeit Shakespeare's, so nicht in Deutschland, als Schiller seine Trauerspiele dichtete. Mit der Pflege der Tragödie sind alle classischen Epochen der Dichtkunst stets verbunden gewesen. Die Tragödie bleibt immer die höchste Gattung des Dramas; sie erfordert einen Dichter; die anderen Stücke lassen sich mit einem gewissen Maß von Bildung, Stil- und Bühnengewandtheit abfassen. Gleichgültigkeit gegen die Tragödie ist Gleichgültigkeit gegen die Poesie, und wo diese zur Signatur eines Zeitalters gehört, da ist es ein Zeitalter literarischen Verfalls.

Es ist ein eigen Ding um die Classicität, verehrte Freundin: Niemand weiß den Zeitpunkt zu bestimmen, wo sie einen Dichter mit ihrem Heiligenscheine umgiebt; ja es giebt der Ketzer genug, die sie nur für eine fixirte Mode halten. In der That ist es Mode, die Classiker zu besitzen und zu vergöttern, aber ihr Einfluß auf die Gesinnung unserer Zeit ist weit geringer, als man gewöhnlich glaubt. In wie vielen hunderttausend Exemplaren vom Palaste bis zur Hütte sind Schiller's Werke verbreitet, wie macht sich die Jugend von den Dorfschulen bis zur Universität mit ihnen vertraut — und doch — kümmert sich unser Volk um seine ästhetischen Lehren? Wie hat er in seinen Distichen „Shakespeare's Schatten" den Realismus der Iffland'schen, des bürgerlichen Dramas, gegeißelt; doch diese unsterblichen Gedenkverse sind in den Wind geschrieben; nach wie vor will das Publicum auf der Bühne nur die modernen Iffland's und Kotzebue's: man glaubt wunder was für neue Genres entdeckt zu haben, wenn man im Stile von „Menschenhaß und Reue" dichtet.

Das bürgerliche Drama, etwas verbirchpfeiffert und französirt, hat mit Lustspiel und Posse im Bunde fast die ausschließliche Herrschaft auf unserer Bühne.

Gewiß, auch diese Gattung hat ihr gutes Recht; wir finden sogar, daß Schiller zu scharf gegen sie in's Feld gezogen ist; aber sie darf doch stets nur in zweiter Linie stehen. Sonst verwöhnt sie das Publicum. Es ist so bequem in den Spiegel zu sehen: man verlernt aber darüber, den Blick höher hinauf zu richten.

Viele werden indeß leugnen, daß die Tragödie mit der Ungunst des Publicums zu kämpfen hat: wie, werden jetzt nicht sogar Shakespeare's Historien zur Aufführung gebracht, oft in einem zusammenhängenden Cyclus, sodaß eine ganze Theaterwoche mit der tragischen Masle erscheint? Welch ein Fortschritt gegen das vorige Jahrhundert! Und wird nicht Goethe's „Stella", ja selbst der zweite Theil des „Faust" jetzt auf die Bühne gebracht? Giebt man nicht überhaupt den „Faust" in allen möglichen Einrichtungen und Gestalten, auf der eintheiligen und der dreitheiligen Bühne, in zwei, drei und fünf Theilen? als Mysterium, als Passionsschauspiel? Welch ein Respect vor der ernsten Dichtung!

Wir holen wenigstens das Versäumte nach und sind classischer, als das achtzehnte Jahrhundert war. Der zweite Theil des „Faust" ist freilich eine Errungenschaft des neunzehnten; aber es sind Jahrzehnte vergangen, ehe man sich entschloß, ihn auf die Bühne zu bringen. Nun, er wirkt ja wie jedes Ausstattungsstück, bei dem es auf den Text nicht sonderlich ankommt. Was Goethe in das Stück hineingeheimnißt hat, kann ja auf der Bühne nicht ohne Commentar verstanden werden; dafür sieht man in dem Wirrwarr von halb und ganz allegorischen Scenen allerlei bunte, schönbeleuchtete Schaustücke, und wenn Musik und Tanz dazu kommt, so kommt ja ein Schauspielabend zu Stande, der sich mit einem Opernabend einigermaßen messen kann. Da schadet's ja auch nicht soviel, wenn man einmal das Textbuch vergessen hat und nicht recht weiß, was eigentlich auf der Bühne vorgeht. Was aber die Shakespeare'schen Historien betrifft, so sind wir Deutschen, abgesehen von dem, was des Dichters Genie unserem Geist und vor allem was die glänzende Inscenirung unserer Schaulust bietet, ja stets geneigter, uns für britischen Patriotismus zu erwärmen, als uns von unserem eigenen erwärmen zu lassen.

Nein, verehrte Freundin, ich sehe in allen diesen Experimenten nur Triumphe des Epigonenthums und finde, daß der Hochdruck einer mit so vieler Pferdekraft von Commentaren, Bühneneinrichtungen, Zeitungsnotizen arbeitenden Classicität auf der Entwickelung unserer neuen Literatur in verhängnißvoller Weise lastet. Es wäre eine Schande für die Bühne, wenn sie nicht das Große der großen Dichter auf ihrem Repertoire bewahrte, aber das Verfehlte der schlafenden Homere, das Schwächliche und Grillenhafte, das Altersschwache und Veraltete, das Fremdartige gehört nicht auf die Bühne: das möge man der Literaturgeschichte und dem Privatstudium überlassen!

Durch die Darstellung der classischen Tragödien glaubt man

Digitized by Google

sich aber mit der ernsten dramatischen Dichtung überhaupt abgefunden zu haben. Viele erste Hofbühnen dispensiren sich jetzt von der Pflicht, ein dichterisch gehaltenes Trauerspiel im Laufe der Saison zur Aufführung zu bringen. Die Berliner Hofbühne z. B. hat das Repertoire der nächsten Saison veröffentlicht; es finden sich auf demselben nur Salonstücke nach der neuesten Mode, kein einziges poetisches Werk. Doch Sie wenden vielleicht ein, verehrte Freundin, daß die Intendanzen die Poesie nicht aus der Erde stampfen können?

O nein, an poetischen Werken fehlt es nicht; haben doch erst drei dramatische Dichter neulich den Schiller-Preis erhalten. Wenn Sie meinen Worten nicht glauben, so glauben Sie diesem Comité, das ja der Sage nach aus lauter dramaturgischen Autoritäten zusammengesetzt ist. Nach den zwei vorausgehenden Triennien wurde der Schiller-Preis überhaupt nicht ausgetheilt: man wollte nur Unsterbliches krönen, doch man fand nichts Unsterbliches; möglich, daß es irgendwo hinter dem Rücken des Comités gedeiht: die Unsterblichkeit einer Dichtung gehört nicht so zu ihren sichtbaren Merkmalen wie die Pistille und Staubgefäße zur Pflanze; man kann sie ihr nicht ansehen. Gleichviel, der letzte Schiller-Preis ist wieder ausgetheilt worden; unter den preisgekrönten Dichtern befinden sich zwei Tragöden; was ist da natürlicher, als daß von Berlin aus eine bengalische Beleuchtung über alle Theaterrepertoires ausströmt, daß die tragische Muse mit der Berliner Lorbeerkrone auf hohem Kothurn über alle Bühnen schreitet? In Frankreich wäre es wenigstens selbstverständlich, daß eine von der Akademie gekrönte Tragödie auf der ersten Pariser Bühne und auf allen Bühnen des Landes zur Aufführung käme. Das ist in Deutschland ganz anders; eine solche Preiskrönung ist ein Schlag in's Wasser. Sie geht durch alle Zeitungen; die Poeten erhalten ihre tausend Thaler, und damit ist's abgethan.

Das scheint Ihnen unglaublich, und doch ist es noch nicht das Schlimmste. Die Sache ist noch viel pikanter. Im Preiscomité sitzen viele Bühnenleiter, Herr von Hülsen selbst, Dr. Förster in Leipzig und Andere; die Stücke, um deren willen, nach dem Bekenntniß eines Preisrichters selbst, Wilbrandt und Nissen den Preis erhielten, „Chriemhild" und „Agnes von Meran", sind von jenen Intendanten und Directoren sogar an ihren eigenen Bühnen noch nicht gegeben worden. Es ist wie bei einer Thierschau: man prämiirt irgend ein schönes Zuchtthier; man braucht es deshalb aber doch nicht für den eigenen Stall einzukaufen. Ein Glück, daß unsere Nachbarn jenseits des Rheins sich um unsere inneren literarischen und theatralischen Zustände so wenig kümmern: das wäre ein prächtiger Stoff für die boshaften Artikelschreiber der „Revue des deux mondes", und bei dem esprit de corps, der jenseits des Rheines herrscht, würde diese Probe deutscher Anarchie dort einen höchst belustigenden Eindruck machen.

Sie sehen, verehrte Freundin, der Tragödie ist einmal nicht zu helfen, und es geht ihr schlechter, als der Copirtinte und den Stahlfedern, womit sie geschrieben wird; denn wenn diese bei irgend einer Ausstellung eine Medaille erhalten haben, so gehen sie wenigstens im Handel. Das Trauerspiel hat einen großen Feind, und dieser Feind ist allmächtig in seinem geheimen Wirken: es ist der Cassenrapport. Ein paar Rubriken und ein paar Zahlen: das ist alles; doch keine Kabbala kann einen größeren Zauber ausüben. Volle Rubriken, große Zahlen ... das ist der Beweis für eine erfolgreiche glänzende Bühnenleitung; leere Rubriken, kleine Zahlen ... da richtet sich das drohende Gespenst des Deficit empor, das in den Träumen der Intendanten eine ebenso unheimliche Rolle spielt, wie in denen der Privatdirectoren. Das Thermometer der Casse hat aber einen gewissen Nullpunkt: wenn eine Novität bei irgend einer Aufführung unter diesen herabsinkt, so wird sie beiseite gelegt — und es kann dies einem Trauerspiel schon bei einer zweiten und dritten Aufführung passiren. Da giebt es keine Appellinstanz mehr, und selbst die Berufung auf die Unsterblichkeit wird als unzulässig verworfen.

Herr von Hülsen ist ein liebenswürdiger Cavalier und ein tüchtiger zuverlässiger Geschäftsmann; dabei besitzt er die naive Offenheit, die ja auch in der Berliner Diplomatie jetzt zum guten Ton gehört. Er drapirt sich nicht geschmackvoll in Phrasen und Flausen; er sagt, was er denkt. Eines Tags kam ich mit ihm auf einem Rheindampfer zusammen, und trotz des wunderbaren Duftes, der über dem Rheingau lag, sprachen wir von der pappenen Coulissenwelt. Da erklärte er mir, daß er sich nur nach dem Geschmack des Publicums richte und demselben niemals ein Stück octroyiren werde. Ich führe das nur an, weil es das Glaubensbekenntniß aller Intendanten und Directionen ist. Und doch wird dieser sich selbst überlassene Geschmack die leichteste Kost wählen, stets das bequemste Vergnügen suchen. Alle bedeutenderen Dichtwerke werden nicht gleich auf ein so bereitwilliges Verständniß stoßen; von dem Verhältniß des Publicums zu ihnen gelten die Goethe'schen Verse:

„So nimmt ein Kind der Mutter Brust
Nicht gleich am Anfang willig an,
Doch dann ernährt es sich mit Lust."

Und das Publicum selbst, als höchste Instanz?

Welch ein ungreifbares flatterhaftes Wesen, heute anders als gestern, hier anders als dort, unter der Herrschaft der Reclame oder der Mode stehend, bisweilen selbst unter der Herrschaft der Claque: welche literarische Erbärmlichkeiten sind nicht von diesem Publicum schon beifällig aufgenommen worden! Der Director in Goethe's „Faust" ruft dem Dichter zu:

„Seht nur hin, für wen ihr schreibt!
Wenn diesen Langeweile treibt,
Kommt jener satt vom übertischten Mahle,
Und was das Allerschlimmste bleibt,
Gar Mancher kommt vom Lesen der Journale.
Man eilt zerstreut zu uns wie zu den Maskenfesten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt.
Die Damen geben sich und ihren Putz zum Besten
Und spielen ohne Gage mit."

Das ist die Stimmung eines Theaterabends: sie kommt dem Flachen entgegen, dem Bedeutenden nur dann, wenn sein Verdienst ihr seit Jahrzehnten eingetrichtert worden ist. Mag dieses Publicum immerhin für die Intendanzen nur eine „ziffermäßige" Bedeutung haben: sein Urtheil, auch wie es sich in Besuch und Nichtbesuch ausspricht, darf nicht allein den Ausschlag geben; reich dotirte Hoftheater haben auch die Pflicht der Geschmacksbildung, die Pflicht, die dramatischen Talente zu pflegen, und wenn ein Bühnenleiter eine starke Ueberzeugung von dem Werthe eines Dichtwerkes hat, so wird er dasselbe, auch bei anfangs nicht günstigen Cassenerfolgen, doch auf dem Repertoire zu erhalten wissen, indem er es in gemessenen Zwischenräumen wieder bringt.

Aber die Tragödie, verehrte Freundin, stößt noch auf andere Hindernisse. Es giebt wenig darstellende Talente für Charaktere, die im großen Stil gehalten sind; das Imponirende, Machtvolle, Heroische uns vorzuführen, fehlen oft die Mittel, öfter noch die Gewöhnung an große Aufgaben; es giebt Bühnen ersten Ranges, die keinen Helden und keine Heldin haben. Und dann — last, not least — die Kritik, verehrte Freundin! Es giebt glänzende Ausnahmen, aber ein großer Theil der Tageskritik liegt in den unberufensten Händen; sie begreift den Geist auf der Bühne, der ihr gleicht, den Geist der Trivialität, der faden Witzhascherei; sie läßt das Mittelmäßigste passiren, aber dem echten Dichtwerk tritt sie oft mit dem wohlfeilen Hohne ästhetischer Unbildung entgegen und mit dem ganzen Hochmuthe vermeintlicher Ueberlegenheit.

Auch das Lustspiel hat zum Theil seinen echten Charakter verloren: es ist ein Schwank geworden — und wir haben ganz muntere Schwankdichter — oder es schielt nach der rührseligen französischen comédie, deren gewagte Conflicte es indeß soweit verwässert, daß die Mischung für Confirmandinnen unschädlich ist. Auch hier fehlt es nicht an artigen und gewandten Talenten. Das sociale Schauspiel wird jetzt in der Regel stark mit criminalistischen Elementen versetzt. Dann aber giebt es noch eine unsagbare Dramatik, welche ganze Bühnen ausschließlich beherrscht, die aber für die Literatur verloren ist: pikante Operetten, Vaudevilles, Gesangpossen und großartige, aber alberne Ausstattungsstücke, fast alles ganz- oder halbfranzösischen Ursprungs, alles geeignet, das Publicum an das Fade und Nichtige zu gewöhnen und die bequemste Zerstreuung als den letzten Zweck der Bühne zur Gewohnheit zu machen.

Ich habe Ihnen, verehrte Freundin, kein Lichtbild unseres Theaterwesens entrollt, doch ich bin kein Pessimist und glaube nicht an seinen vollständigen Niedergang. Es ist dies eine Uebergangsperiode; sie wird sich vielleicht noch kritischer gestalten; hoffentlich wird diese Krisis eine wohlthuende sein.

Digitized by Google

Der Julius-Thurm in Spandau.

„In Bereitschaft sein, ist Alles."

Dieses Wort Hamlet's machte der Reichskanzler im Jahre 1874 zu seinem Motto. Er forderte aus den Milliarden der französischen Kriegscontribution damals 120 Millionen Mark, um im Falle der Noth in kürzester Frist die Kriegsbereitschaft herstellen zu können. Im Grunde bedeutete diese Forderung nur eine Erweiterung des preußischen Kriegsschatzes von 90 Millionen auf 120 Millionen für das deutsche Reich. Nach der Bewilligung des Reichstags gingen am 3. Juli 1874 60 Millionen Mark aus der deutschen Reichsbank nach Spandau ab, und zwei Tage später folgten weitere 60 Millionen. Dieser Reichskriegsschatz, bestehend aus geprägtem Gold und schweren Goldbarren, wurde in eisernen Kisten in die Tiefe des **Julius-Thurms zu Spandau versenkt.**

Als ich zum ersten Male vor den hohen Bastionen der Citadelle stand, welche den Julius-Thurm mit seinem „Spreegold" umgiebt, fiel mir unwillkürlich Moritz Hartmann's launiges Märchen von dem Prinzen ein, der viele Jahre lang eine Festung berannte, um einen köstlichen Kuchen zu erobern. Der thörichte Prinz erstürmte nach schrecklichen Opfern und Mühen die Citadelle, allein der heißersehnte Kuchen war indessen — altbacken geworden. Einer gleichen Gefahr ist zwar der vielbegehrte Schatz im Julius-Thurm nicht unterworfen; denn Gold, in welcher Form und unter welchen Verhältnissen es immer erscheinen mag, behält seinen Werth, aber gleichwohl schrumpft der Schatz ein, wie Alles, was man abseits trägt vom Strom des Lebens: seit sechs Jahren liegen die 120 Millionen im Julius-Thurm, und ein einfaches Rechenexempel lehrt, daß dieselben seither — ohne Zins auf Zins zu legen — bereits 30 Millionen als Zinserträge gebracht hätten.

Ach, wir Armen! Was hätte sich mit dreißig Millionen Alles schaffen lassen! So lange indessen die Culturvölker die stehenden Heere fort und fort wachsen lassen, so lange in Ost und West die Kriegsfurie lauert, mögen Bismarck und Moltke Recht behalten mit dem Ausspruche: In Bereitschaft sein, ist Alles.

Die Umgebung Spandaus, einer der ältesten Städte der Mittelmark, in welcher fort und fort die Waffen des Mars geschmiedet werden, hat einen völlig friedlichen Charakter. Ueber dem trägen Wasser der Spree gleiten mit leichtgeschwelltem Segel schmalgebaute Lastschiffe; hohe Pappeln ziehen sich an den Ufern hin; bunte Viehheerden weiden auf flachen, von Riedgras umsäumten Wiesen, und auf den Wasserflächen im Innern der Festungsmauern rudern Hunderte von Schwänen auf und nieder.

Sogar die Festungswerke machen mit ihren rothen Mauern und spitzen Backsteinthürmchen einen niedlichen, aber keineswegs kriegerischen Eindruck. Man findet es darum begreiflich, daß die Festung im Jahre 1631 den Schweden nur einen geringen, im Jahre 1806 dagegen den Franzosen gar keinen Widerstand leistete.

Sein eigenartiges Gepräge empfängt Spandau durch die hohen Schlote der Artilleriewerkstätten, die vielen Casernen und den stolzen, mit einer Kuppel versehenen Thurm der Nikolaikirche. Die schlanken hellgelben Schornsteine der Artilleriewerkstätten ragen gleich türkischen Minarets über die niedrigen Dächer der Städt, und hier und dort züngeln des Nachts feuerige Lohen aus denselben hervor und werfen einen magischen Schein auf die ungeheuren Werkhäuser, in welchen weit über 3000 Arbeiter beschäftigt sind.

Im Osten der Stadt ragt über den Riesenpappeln der Berliner Chaussee die zackige Mauerkrone des Julius-Thurms empor. Dort liegt auf gleichem Niveau mit der Stadt der stolze Festungsbau, die Citadelle, deren aus rothen Ziegelsteinen geformte Bastionen von einem Spree-Arm umschlossen werden. Aus diesem seeartigen Wassergraben ist ein Dickicht von Weiden und wehendem Röhricht hervorgeiproßt, das sich an die kühn aufsteigenden Festungsmauern anschmiegt und in dem während des Sommers stolze Schwane herumbotanisiren. Eine Zugbrücke führt zu dem geheimnißvollen Festungswerk hinüber, dessen hohes Thor mit einem von schwarzen Adlern getragenen Wappen geschmückt ist; die Bastion links von der Brücke trägt in Riesenlettern den Namen „König" auf der Stirn. Hat man die halbdunkle Einfahrt passirt, so überrascht den Beschauer ein freundlicher Anblick.

Die Innenbauten, welche den weiten Exercirplatz umfassen, gleichen mehr friedlichen Landhäusern aus der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, als Festungsbauten. Uralte Kastanien umringen die schimmernden weißen Façaden und rothen Ziegeldächer der Casernen, welche sich an die Festungswälle anlehnen, und an der Westseite der Citadelle erhebt sich auf einer hügelförmigen Aufschüttung der mächtige runde und gleichfalls aus rothen Backsteinen aufgemauerte Julius-Thurm, welcher den Reichskriegsschatz umschließt. Das Festungswerk hat seine eigene, nicht uninteressante Geschichte.

An der Stelle, welche heute die Citadelle einnimmt, stand schon vor tausend Jahren eine Burg. Als Kaiser Heinrich der Erste in die Havelländer einzog und Brandenburg eroberte, errichtete er diese Burg zum Schutz gegen die Wenden. Er setzte Vögte über dieselbe, und sie hatte zuerst, wie man annehmen darf, ihre eigene Gerichtsbarkeit, allein schon Ludwig der Römer mußte „Haus und Vorburg" dem Rathe der Stadt Spandau verpfänden. Im Jahre 1356 verlieh der Markgraf Ludwig seinem „getreuen Knecht", dem Juden Fritzel, die Würde eines Schloß- und Thurmamtmanns zu Spandau, mitsammt allen Einkünften und Rechten. Der Umstand, daß der Markgraf seinem jüdischen Kammerknecht eine so gebietende und einträgliche Stellung zuwies, läßt uns vermuthen, daß der edle Markgraf bis an den Hals in Schulden saß und daß er einfach dem jüdischen Geldmann die Burg zu Spandau verpfändete.

Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts nahmen die Kurfürsten des Hohenzoller'schen Hauses Spandau mit Vorliebe zu ihrer Residenz und Joachim der Zweite trat hier zur Reformation über. Sein Vorgänger, Joachim der Erste, hatte Schloß und Amt Spandau seiner Gemahlin als Leibgeding angewiesen, und als diese Fürstin starb, faßte er den Entschluß, an Stelle der alten Burg eine dem Stand der damaligen Befestigungskunst entsprechende Citadelle zu erbauen. Er selber kam freilich nicht dazu, diesen Plan zu verwirklichen. Lange nach seinem Tode, im Jahre 1560, legte Christoph Romer mit zweihundert geschickten Italienern den Grundstein zu derselben.

Bis zum Auftreten Vauban's, des berühmten französischen Kriegsbaumeisters und Heerführers, hatten die Italiener den Ruf, die geschicktesten Festungsbauer zu sein. Als daher der Bau der Citadelle nur langsam vorwärts schritt, berief der Landesherr im Jahre 1568 einen italienischen Baumeister, Namens Franz von Guardino, an die Spitze des Unternehmens. Ein altes dunkles Oelbild mit vielen Rissen und Schrammen befindet sich heute noch auf der Citadelle und zwar im Anbau des Julius-Thurmes, welches das Bildniß Guardino's wiedergiebt. Der Italiener war ein schöner, überaus stattlicher Mann mit geistvollen Augen, vollem Bart und feingeformtem Mund, dessen Verdienste sein Fürst durch eine schwere goldene Ehrenkette belohnt hatte.

Nachdem 1578 Graf Rochow zu Lynar die Leitung des Festungsbaues übernommen und dann rasch beendet hatte, wurde die Citadelle 1580 mit Truppen besetzt; die vollkommene Fertigstellung des Baues zog sich jedoch bis zum Jahre 1602 hin, und verschlang in jener Zeit Jahr für Jahr etwa 94,000 Thaler Baugelder, was im Hinblick auf die Zeitverhältnisse als ein enormer Kostenaufwand bezeichnet werden muß. Bedenkt man nun, daß zweiundvierzig Jahre an der Citadelle gebaut und kolossale Geldsummen daran verschwendet wurden, so muß man sich sagen: Der Kriegsschatz ruht in einer goldenen Gruft; denn strategisch hat dieser Bau heute noch weniger Bedeutung als zur Zeit der französischen Invasion nach der Schlacht bei Jena.

An der Stelle des Julius-Thurmes stand vordem ein Holzthurm, und als man die Citadelle baute, wurde dieser abgerissen und durch den festeren Backsteinthurm ersetzt. Woher die Bezeichnung Julius-Thurm stammt, ist den Spandauer Chronisten unbekannt. Ursprünglich war er zur Aufnahme von Gefangenen bestimmt, und heute noch hört man in Spandau die Redensarten: „Ihm winkt der Julius", „Du sollst mir Juliussen kennen lernen", oder „Er hat zwei Jahre Julius abgebrummt". Im Laufe der Zeiten war der Thurm an der Spitze stark verwittert; die Militärverwaltung ließ daher zum Schutze der Millionen eine neue Bedachung und eine stolze Krone darauf setzen, deren rothe Zacken im Sonnenschein wie Purpur leuchten. Ein großes Gebäude, das Laboratorium der Citadelle, lehnt sich an den Fuß des mächtigen Thurmes an, und ein kleiner auf der Höhe der Citadelle gelegener Anbau verbirgt den Eingang zur Schatzkammer. In diesem Annex wohnt der Schlüsselbewahrer, und eine besondere Schildwache hütet den Thurm von außen. Kein „Sesam, thu' Dich auf!" und keine Aladinslampe vermögen dem Sterblichen diese Schatzkammer zu erschließen; denn das Kriegsministerium hat seinen Schatz wohl verwahrt, und nur Bellona kann ihn entführen.

In seinen düsteren Straßen weist Spandau auch ein Zuchthaus auf. Hier war es, wo man den Dichter Gottfried Kinkel einst in den Sträflingskittel steckte und Wolle spinnen ließ, bis kühne Freundesthat ihn befreite (vergl. „Gartenlaube" 1863, S. 104). Ruft man sich nun die Thatsachen in's Gedächtniß, daß die Havelstadt zwölf Casernen und riesige Werkstätten für Militärzwecke, sowie die hundertzwanzig Millionen für die erste Mobilmachung mit ihren Mauern umschließt, so muß man sich sagen, daß Spandau durchaus nicht so harmlos ist, wie es aussieht. Hier legt Germania in Zukunft ihre Rüstung an, und vom Julius-Thurme aus werden sich, wenn es sein muß, ihre Kriegsadler in die Luft schwingen.

Rudolf Eicho.

Die Civilehe.

Ein Blick in ihre Vergangenheit — zur Beherzigung für die Gegenwart.

Unbemerkt, ohne festlichen Jubel ist an uns ein Tag vorübergeflogen, dem unter den vielen gefeierten Gedenktagen ein rühmlicher Platz gebuhrt hätte. Dreihundert Jahre sind bereits verflossen, seitdem die Staaten der niederländischen Provinzen Holland und Westfriesland (1. April 1580) die Civilehe auf gesetzlichem Wege eingeführt hatten, um mit dem System der Ungerechtigkeit zu brechen und der Toleranz die Wege zu ebnen. Für uns bedarf es freilich dieser Veranlassung nicht, um über

Digitized by Google

die Civilehe zu sprechen. Wir haben zwar seit fünf Jahren das Reichscivilstandgesetz; wir haben es zum Heil und Segen des Volkes, aber fast scheint es, als ob wir um dasselbe noch ringen müßten; denn mit seltener Kühnheit laufen die Feinde der Duldung gegen dasselbe Sturm; denn die bunt zusammengewürfelte Reaction führt eine Sprache, die zu dem Zweifel berechtigt, ob bei uns zu Lande wirklich die Civilehe eine bereits abgeschlossene Thatsache bildet.

So benutzen wir die Gelegenheit, die sich uns doppelt darbietet, um rückwärts in die Geschichte zu schauen und von ihr, der Lehrmeisterin der Völker, zu erfahren, *ob es wirklich wahr ist, daß durch die bürgerliche Eheschließung die Moral des Volkes gefährdet wird, ob es erwünscht ist, zu dem alten System der Trauung umzukehren.*

In einer wilden Orgie schritt das siegestrunkene Rom auf der weltgeschichtlichen Bühne seinem Untergange entgegen. Wie die altbewährte Rechtlichkeit in dem öffentlichen Wesen, so ging auch die Sittenreinheit in der Familie verloren, und bevor noch die schamlose Wollust der Imperatoren das eheliche Leben in Rom um die letzten Reste von Ehrbarkeit gebracht, hat schon Julius Cäsar im Senate beantragt, es solle den Römern gestattet sein, in Bigamie zu leben! So rang die heidnische Welt mit dem Tode. Da trat das Christenthum auf und brachte der Menschheit das allein richtige Princip der Ehe und des Familienlebens; es verkündete durch den Mund der Apostel: „Die Männer sollen ihre Weiber lieben als ihre eigenen Leiber; denn wer sein Weib liebt, liebt sich selbst"; es lehrte: „Weder der Mann ohne das Weib, noch das Weib ohne den Mann sind in dem Herrn"; an die Stelle des äußeren Bandes der heidnischen Ehe setzte es das innere Band der Liebe. Bevor aber seine Forderung erfüllt, bevor die christlichen Ehen Gemeingut der Christen wurden, vergingen Jahrhunderte. Denn die sinnliche Verworfenheit der heidnischen Welt erweckte in den ersten christlichen Gemeinden eine leicht erklärliche Verachtung der irdischen Güter und Genüsse, welche aber die naturgemäßen Schranken überfluthete und die Kirche auf verhängnißvolle Bahnen leitete. „Derjenige, den Engel im Himmel anbeten, verlangt auch Engel auf Erden", schrieb Hieronymus, und Augustinus lehrte: „Nur derjenige ist vollkommen, der geistig und leiblich von der Welt geschieden ist". In solchem asketischen Streben entstand das Gelübde der Keuschheit, und die Ehe selbst wurde als etwas Unsittliches und Unheiliges betrachtet, der Cölibat dagegen als „die Nachahmung der Engel" gepriesen. Da aber auch damals die Ehe „schon der Erhaltung des Menschengeschlechts wegen" als ein nothwendiges Uebel geduldet werden mußte, so sah sich die siegende Kirche genöthigt, „dieses durch die sündhafte Natur des Menschen herbeigeführte Verhältniß" zu heiligen, und so begründete sie die Lehre vom heiligen Sacrament der Ehe.

Durch eine lange Reihe von überspannten, frömmelnden Vorschriften wurde das eheliche Leben normirt, und die Maßlosigkeit, mit welcher die Päpste vorgingen, offenbarte sich am deutlichsten in den kirchlichen Ehehindernissen. Schließlich wurde die Ehe bis auf den siebenten Grad der Verwandtschaft und Schwägerschaft verboten. Dies erzeugte aber eine solche sittliche Entartung, vornehmlich in kleineren Orten, wo man sich gar nicht mehr heirathen konnte, daß sich die Kirche selbst veranlaßt sah, schon auf dem vierten Lateranischen Concil (1216) das Eheverbot auf den vierten Grad canonischer Verwandtschaftsberechnung zu beschränken.

In der ganzen Christenheit bestanden im Mittelalter die peinlichen Vorschriften der römischen Kirche zu Recht; mit Hülfe des Pöbels zwang Gregor der Siebente die Priester zum Cölibat; die Ehe der Laien ward zu einer kirchlichen Institution. Wie war es nun zu jenen Zeiten um die Sittlichkeit bestellt? Es verlohnt sich wahrlich bei den unausgesetzten Angriffen auf die „sittenverderbende" moderne liberale Gesetzgebung diese Frage zu beantworten.

Der sittliche Zustand der durch den Cölibat „geheiligten" Priester blieb nach wie vor ein entarteter, schaudererregender, und die Laien selbst wünschten feste eheliche Verbindungen der Priester, um vor der Verführung ihrer Weiber und Töchter gesichert zu sein.

Vielleicht aber bot die Ehe der Laien, die nach den peinlichsten Vorschriften des Canons geregelte Ehe des Mittelalters, das sittliche Ideal, zu dem wir Kinder des angeschwärzten, gott- und sittenlosen Jahrhunderts zurückkehren sollten?

Wohl klingen aus jenen alten Zeiten die Lieder der Minnesänger märchenhaft zu uns herüber. Damals gelangte ja das weibliche Geschlecht zu einer Achtung und Verehrung, wie sie solche noch nie in der Welt genossen. Merkwürdig! Nachdem die Kirchenväter erklärt hatten, daß das Weib nicht das Ebenbild Gottes sei, und während die Canones der Frau in der Ehe den Platz einer Dienerin des Mannes anwiesen, trug die Verehrung der heiligen Jungfrau Maria, des zugleich göttlichen und menschlichen Weibes, der Beschützerin der Pilger, Städte und Länder, der man Kirchen und Capellen erbaute, so unendlich viel zur Anbetung der Frauen bei! Der Ritter lieh seinen gewappneten Arm nicht allein der Ewigreinen, sondern auch dem ganzen Frauengeschlechte und der Erkorenen seine Minne dazu, die sinnlich reine, vertrauensvolle Anbetung. Aber neben dieser Minne, welche in gewisser Hinsicht eine Reaction gegen die kirchlichen Begriffe der Ehe bildete, machte sich auch die sinnliche Seite geltend, und „der Ritter gab sich bald mit dem kindischen gage d'amour sans fin (Liebesbetheurung ohne Ende) nicht zufrieden. Voll Ungeduld strebte er nach der zärtlichen Umarmung seiner Dame". Diese freien Wahlumarmungen wurden derart zur Sitte, daß es selbst als Verletzung weiblicher Ehre galt, gäbe sich die Frau ihrem Geliebten nicht hin. Und so kam es, daß die Gräfin von Champagne einen Streit entschied:

„Ich will sprechen zu Recht und bestätigen mit beständigen Worten, daß keine rechte Liebe noch Minne sein möge zwischen zwei vermählten Eheleuten."

Unsittlichkeit neben dem Cölibate, Liebe außer der Ehe, sie wucherten gar üppig, als das stürmische Jahrhundert der Reformation herannahte.

Nicht an uns liegt die Schuld, daß wir diese Zerrbilder aus der staubigen Kammer der Geschichte an's Tageslicht bringen müssen. Die heutigen verleumderischen Angriffe gegen die Civilehe richten sich nicht etwa gegen einen todten Buchstaben; sie treffen alle freisinnigen Wähler, welche den Männern im Reichstage zur Einführung der Civilehe die Vollmacht ertheilt hatten — und um uns zu vertheidigen, rufen wir dem Volke, vor welchem wir angeschwärzt werden, laut zu: *Das dort war die Sittlichkeit jener Zeit, in welcher die unumschränkte Herrschaft der kirchlichen Ehegesetzgebung den Zenith ihrer Macht erreichte!*

Da, in die geknechtete Menschheit hinein, erscholl der zündende Ruf des Wittenberger Mönches, der auch das widernatürliche Dogma von der sündhaften Ehe über den Haufen warf. Indem Luther gegen den Cölibat ankämpfte, erklärte er im Gegensatz zu der päpstlichen Lehre, der Ehestand sei heilig und *nach* der Religion der „fürnehmste Stand auf Erden". Begeistert rief er aus:

„Was soll's doch sein, daß man die Ehe verbeut und verdammt, die doch natürlichen Rechtes ist? gleich als ob man verbieten wollte essen, trinken, schlafen. Das sei ferne, denn was Gott geschaffen und geordnet hat, das steht nicht in unserer Willkür, daß wir es ändern oder verbieten möchten." Dabei aber drang in der ersten Zeit der Reformation die Anschauung durch, daß die Ehe „ein weltliches Ding sei", und der Württembergische Reformator Brentz lehrte: „der Eelich Contract, gleich wie sonst andere weltliche contract möcht auch wol auff den Rathshewsern oder andern gemeinen offenlichen, ehrlichen und burgerlichen orten verrichtet werden."

In dem Streit mit der römischen Lehre stellte sich Luther auf den Boden des *ursprünglichen Christenthums, nach welchem die Ehe allein durch Einwilligung der beiden Parteien als geschlossen und gültig erachtet wurde*, und diese Meinung haben auch die meisten protestantischen Theologen des sechszehnten Jahrhunderts angenommen. Denn das Wittenberger Consistorium entschied gegen eine Klage, daß es unter den Leuten „sehr gemein einreißen wolle" und die Verlobten vor der Trauung zusammenzögen und lebten, es sei nicht empfehlenswerth dagegen mit Strafmaßregeln einzuschreiten, „sintemal nach beschehener Verlöbniß zwischen jenen eine rechte Ehe ist und sie wie Eheleute zu halten." Aus diesem Grunde wurde auch von den Lehrern der Reformation der kirchlichen Trauung gar keine andere rechtliche Function zugeschrieben, als daß durch sie eine schon bestehende, vollgültig geschlossene, rechtlich durchaus wirksame Ehe lediglich öffentlich bestätigt werde. Ja, sie sprachen sogar von der kirchlichen Trauung als einer Forderung des Staates, der sich die Kirche nicht en-

Digitiz

dürfte: „Solches alles und dergleichen laß ich Herrn und Rath schaffen und machen, wie sie wollen; es gehet mich nichts an. Aber so man begehret, für den Kirchen oder in den Kirchen sie zu segnen, über sie zu beten, oder sie auch zu trauen, sind wir schuldig dasselbe zu thun." (Luther.)

Während also die römische Kirche, ihren auf Weltherrschaft und die Unterordnung des Staates abzielenden Plänen gemäß, allein durch dogmatische Vorschriften die Ehegesetzgebung regeln wollte, brachte die Reformation ein neues Princip in das Leben der Völker hinein; an die Stelle der uniformen kirchlichen Gesetzgebung über die Ehe sollte nunmehr eine staatliche treten, welche die gegebenen Verhältnisse jedes einzelnen Landes berücksichtigte.

Kaum war aber die protestantische Kirche zu äußerer Macht gelangt, so wurde sie sogleich ihren ursprünglichen Principien der Freiheit und Duldung untreu, und schonungslos verfolgte auch sie alle Andersdenkenden. Dieses schreiende Unrecht, welches in den katholischen Staaten die Protestanten und in den protestantischen die Katholiken und Dissidenten erleiden mußten, drängte die weltliche Macht zur radicalen Lösung der Frage, nöthigte die Staaten, die ihren Bürgern gleichen Schutz gewähren sollten, zur Emancipation der Ehegesetzgebung von dem einseitigen intoleranten Einflusse der Kirchen.

Zum ersten Male erfolgte die gesetzliche Einführung der Civilehe schon im sechszehnten Jahrhundert. Nach der Unabhängigkeitserklärung der Niederlande hatte in den ehemaligen spanischen Provinzen die protestantische Kirche festen Fuß gefaßt; ihre Macht bekundete sie aber sogleich durch die Verfolgung der Katholiken. Katholiken und Dissidenten wurden genöthigt, ihre Taufen und Trauungen durch reformirte Geistliche vollziehen zu lassen.

Da erhoben sich die Staaten der Provinzen Holland und Westfriesland und führten am 1. April 1580 die facultative Civilehe in der Weise ein, daß allen Holländern und Westfriesen verstattet wurde, bürgerliche Ehen zu schließen. Es ist ihnen nicht gelungen, den Hauptconfessionen gleiche Rechte zu verleihen, der Trauung der Katholiken und Dissidenten vor ihren eigenen geistlichen bürgerliche Rechtswirkung einzugestehen, aber sie betraten den allein richtigen Weg der Emancipation des Staates von der kirchlichen Oberherrschaft. Am 18. März 1656 wurde diese Ehe-Ordnung auf die ganzen Niederlande ausgedehnt, und sie wich erst im Anfange dieses Jahrhunderts der obligatorischen Civilehe, welche bis auf den heutigen Tag in dem Königreiche der Niederlande zu Recht besteht.

Verwickelter waren die Verhältnisse, welche in England zur Einführung der Civilehe Veranlassung gaben. Als im siebenzehnten Jahrhundert die Ideen des Protestantismus dorthin gedrungen waren, führten sie zu der englischen Revolution, welche auf dem religiösen Gebiete jedes an die katholischen und englisch-hochkirchlichen Traditionen erinnernde Kirchenwesen zu beseitigen suchte. Durch das Gesetz vom 24. August 1653 fiel die kirchliche Eheschließung, und an ihrer Stelle wurde die obligatorische Civilehe eingeführt.

Belehrend ist es, über dieses Thema einen Mann zu hören, der durch seine geistige Bedeutsamkeit einen großen Antheil an den revolutionären Bestrebungen gewonnen. Milton, der Dichter des „verlorenen Paradieses", schrieb über die Bedeutung der kirchlichen Trauung: „Die Geistlichen behaupteten — —, eine Ehe ohne ihren Segen sei unheilig, und stempelten dieselbe zum Sacramente. Und doch ist die Ehe eine bürgerliche Anordnung, ein häuslicher Vertrag, ein Ding, unterschiedlos und frei für das ganze Menschengeschlecht, nicht soweit es einer bestimmten Religion angehört, sondern Menschenqualität besitzt. Am besten freilich ist die Ehe abzuschließen mit gottesfürchtigem Zweck und, wie der Apostel sagt, in dem Herrn; aber darum ist sie nicht ungültig oder unheilig ohne einen Geistlichen und seine angeblich nothwendige Einsegnung, ebenso wenig wie eine andere Unternehmung oder ein anderer Vorgang des bürgerlichen Lebens, welche doch alle auch im Herrn und zu seinem Preise vorgenommen werden sollen. Unsere Geistlichen leugneten die Sacramentalität der Ehe und behielten doch die kirchliche Einsegnung bei, bis das letzte Parlament klug die bürgerliche Freiheit der Ehe ihrer Anmaßung abstritt und die Eheschließung und Registrirung aus dem kirchlichen Kramladen der natürlichen Competenz der bürgerlichen Behörden übertrug."

Aber die Reaction gegen dieses Gesetz, welche sich in den verstockten gefiel: „Die goldenen Zeiten sind zurückgekehrt; der neuen Regierung gelten hängen und heirathen als nahe verwandt; derselbe Richter amtirt bei beiden" — diese Reaction war im Volke so stark, daß nach der Restauration der Stuarts das verhaßte Gesetz bald verschwunden war. Im Jahre 1753 ging man sogar so weit, daß man den Katholiken und Dissidenten vorschrieb, ihre Ehen durch einen anglikanischen Geistlichen vollziehen zu lassen. Erst im Jahre 1836 wurde, dank den Bemühungen Robert Peel's, auf Antrag Lord Russell's die facultative Civilehe für alle Engländer eingeführt und hierdurch dem Uebel Abhülfe gethan. Dieses Gesetz hatte jedoch auf Schottland und Irland keine Anwendung gefunden, wiewohl es im Interesse Englands gewesen wäre, wenn man diese Ehegesetzgebung auch auf die anderen Theile des vereinigten Königreichs ausgedehnt hätte.

Die schottischen Ehen sind weit und breit bekannt. In Schottland ist zur Schließung einer Ehe bis heute noch nichts weiter, als die gegenseitige Willensübereinstimmung der beiden Parteien nothwendig. Es bestehen zwar nach schottischem Rechte die kirchliche Trauung und öffentliche Aufgebote, deren Unterlassung nur mit einer geringen Strafe bedroht wird, aber das Volk kümmert sich wenig um diese Vorschriften, sondern benutzt sie vielmehr, um die kirchliche Trauung zu umgehen. Vor dem Friedensrichter erscheinen Paare, welche in allerdings verwerflicher Weise erklären, daß sie von einem Geistlichen, den sie nicht nennen wollen, getraut worden, bezahlen die geringe Strafe von einer halben Guinea bis fünf Schillinge und erhalten auf diese Weise einen rechtsgültigen Beweis der geschlossenen Ehe. So hat der Schotte in Wirklichkeit ein merkwürdiges Institut der Civilehe, wiewohl es in den Gesetzen mit keiner Silbe erwähnt wird. Dieses schottische Recht gefährdete geradezu die Sittlichkeit des benachbarten Englands.

In dem Lande der bürgerlichen Freiheit und der Oeffentlichkeit aller Staatshandlungen wucherte in früheren Zeiten das Uebel der heimlichen Ehe. Verschuldete Geistliche fristeten ihr Leben durch derartige kirchliche Handlungen, welche den Liebenden es möglich machten, gegen den Willen ihrer Familien in den Ehestand zu treten. Es wurde damit auf den Straßen Reclame getrieben, und selbst in Wirthshäusern fand man eigene Geistliche, welche die fröhlich Zechenden sofort zu verheirathen bereit waren. Als durch das Gesetz von 1753 diesem Unfug auf Albions Boden ein Ende gemacht wurde, da zogen die Paare nach dem benachbarten Schottland, wo die Ehe mit der größten Leichtigkeit rechtsgültig abgeschlossen werden konnte. Ein kleiner, an der englisch-schottischen Grenze gelegener Ort, Gretna-Green, war von ihnen besonders bevorzugt worden. Die Paare erschienen vor dem Schmiede, der zugleich Friedensrichter war, und sprachen dort ihren Eheconsens aus. (Vergl. „Gartenlaube" 1872, S. 414.) Es ereignete sich sogar, daß die drei höchsten Beamten der englischen Krone, welche gleichzeitig des Amtes walteten, sich vor dem Schmiede verheirathet hatten. Erst im Jahre 1856 wurde das englische Recht dahin abgeändert, daß die schottischen Ehen nur dann gültig sein sollten, wenn die Brautleute sich schon 21 Tage vorher in Schottland aufgehalten hatten.

So sehen wir auch das englische Volk in einer Reformbewegung begriffen, welche schließlich zur Einführung der obligatorischen Civilehe führen muß.

In dem katholischen Frankreich war die Lösung der Frage einfacher gewesen; nicht darum etwa, weil das Schwert der Revolution den Knoten durchhieb, sondern weil die Rechtsverhältnisse von vornherein sich eigenthümlich zu Gunsten des Staates gestalteten. Der französische Clerus und die französische Regierung erkannten zwar nach den Beschlüssen des Tridentiner Concils die Ehe als Sacrament an; sie erklärten aber, daß die Consenserklärung der Brautleute einen Vertrag bilde, der erst durch den Segen des Priesters zum Sacrament werde. Die Verträge aber mußten der staatlichen Gesetzgebung unterworfen bleiben, und so beanspruchte die Regierung für sich eine weitgehende Gerichtsbarkeit in Ehesachen.

Diesen Grundsätzen entsprach auch die für die Protestanten Frankreichs bestimmte Trau-Ordnung vom 16. Juni 1685, der gemäß sie verpflichtet werden sollten, ihre Aufgebote durch königliche Behörden verkünden zu lassen und ihre Ehen vor einem bestimmten evangelischen Geistlichen in Gegenwart eines Justizbeamten einzugehen. Aber unmittelbar hierauf begann die wüthende Protestantenverfolgung, während der es in Frankreich officiell nur katholische Trauungen gab. Die Protestanten leisteten diesen Staatsgesetzen Widerstand. In Wäldern, Höhlen und Klüften

Digitized by Google

Die „häusliche Einsegnung" in Neuen Haus. Von Paul G. Hoppenhaupt.
Nach einer Photographie aus dem Verlage der „Photographischen Gesellschaft" in Berlin.

während die Tochter seine Hand umfangen hielt und den Kopf tief auf sein Lager gedrückt hatte.

In der lautlosen Stille, die um den Sterbenden herrschte, hörte man jetzt die Hausthür sich öffnen; leise Schritte nahten dem Zimmer und traten geräuschlos ein, aber der Zugwind, der durch das geöffnete Fenster hereintrieb, schlug die Thür hart hinter dem Kommenden zu. Es war Jonathan, der nach dem Kranken sehen wollte. Mauer öffnete bei dem entstandenen Geräusche die Augen wieder und sah wie abwesend empor, als kenne er Jonathan nicht mehr. Auch Carmen blickte auf, da sie aber Jonathan sah, vergrub sie ihr Gesicht sogleich wieder in die Kissen des Bettes; denn es widerstand ihr auf's Höchste, jetzt gerade mit diesem da reden zu müssen. Knieend zwischen dem Bette und der Wand, von welcher jenes ab und gegen das Fenster gerückt worden war, verschwand ihre Gestalt ungesehen in dem Dunkel des tiefen Schattens.

„Bruder Michael, ich bin soeben erst vom Lande wieder nach Haus gekommen und höre da, daß Du krank geworden bist. Was fehlt Dir?" fragte jetzt Jonathan.

Bei dem Klange dieser doch so ruhigen Stimme fuhr der Sterbende zusammen, wie wenn Entsetzen ihn schüttele. Er starrte ihn mit großen Augen ängstlich an.

„Bruder Jonathan," sagte er, „nun ist das Ende da, und die alte finstere Geschichte soll sich mit mir in's Grab legen, damit sie endlich ruhen kann. Ich weiß, daß ich schwer gesündigt habe, aber mit einem Leben voll Reue und furchtbarem Leid habe ich gebüßt — diesen Mord eines wehrlosen Weibes."

Jonathan blickte den alten Mann, während dieser so zu ihm sprach, scharf und forschend an. Das Licht der Lampe zeigte ihm die veränderten Züge desselben, und er sah deutlich die Schrift des ganz nahen Todes darauf geschrieben. Er erfaßte seine Hand — der Puls war kaum mehr zu spüren. Er erkannte sehr wohl: hier war keine Möglichkeit mehr vorhanden, das Leben zu erhalten — jeder kommende Augenblick mußte es verlöschen. Da brach Haß, Rache, Hohn in Jonathan aus und blitzte unverhüllt in den grauen Augen, die sich fest und gierig auf sein Gegenüber hefteten.

Zwanzig Jahre lang hatte er diesen Mann gehaßt, wie nichts Anderes auf der Welt, und er hatte ihm doch Liebe heucheln müssen, zwanzig Jahre — was will das sagen bei heißen, gährenden Leidenschaften!

Jetzt endlich war der Zeitpunkt gekommen, wo sein langjähriger Feind ihm nicht mehr zu schaden vermochte, wenn Jonathan nun vor ihm sein Visir aufschlug, ihm sein wahres Antlitz zu zeigen; jetzt war es an der Zeit, seiner Rache die Krone aufzusetzen, ehe jener ihm für immer unerreichbar entfloh.

Nur flüchtig ließ Jonathan die grauen, jetzt so stechenden Augen über das stille, düstere Gemach gleiten, um sich zu überzeugen, daß er allein mit Mauer sei — er erblickte Niemand weiter. Nur das gedämpfte Licht der Lampe zeigte die todtenfahlen Gesichtszüge des Sterbenden auf den weißen Kissen. Wer sollte auch noch da sein? Die alte Ursula, die einzige Mitbewohnerin des Hauses, hatte er draußen in der Küche jammernd und weinend beschäftigt gesehen.

Jonathan wußte sich allein mit dem Sterbenden — — er ließ seinen wilden Leidenschaften freien Lauf.

„Mord Deines Weibes?" fragte er höhnisch. „Thor, wegen der Tropfen, die Du ihr gereicht, könnte sie heute noch leben, wenn sie sonst noch zu retten gewesen wäre. Thomas hatte in der Eile und Hast, womit Du und der andere Mann in jener Nacht bei mir zum Fortkommen drängtet, aus Versehen die Fläschchen vertauscht, und das, welches Du mit Dir genommen, enthielt unschuldige, krampfstillende Tropfen für ein halbjähriges Kind — Schwester Julie hätte das ganze Fläschchen austrinken mögen, ohne daß es ihr hätte schaden können."

Mauer's Blicke irrten unsicher über den Sprechenden hin; es lief ein Zittern über seinen ersterbenden Körper, und sein Geist mühte sich, den Nebel des Unbegreiflichen zu durchdringen.

„Ich, ich hätte Julien nicht getödtet, und Du, Du wußtest es und sagtest mir es nicht?" stammelte er ungläubig, mit fast versagender Stimme.

„Gewiß wußte ich es, aber hast Du mich darnach gefragt?" entgegnete Jonathan triumphirenden Tones. „Der Mann war vorsichtiger als Du gewesen und hatte erst die Aufschrift des Fläschchens gelesen, ehe er seinem Kinde davon gab, und da er Deinen Namen darauf sah, brachte er dasselbe eiligst zurück. Freilich waren beinahe zwei Stunden darüber vergangen, ehe er wieder bei mir sein konnte. Thomas mußte ihm sein Medicament nochmals bereiten; dann nahm ich die Opiumtropfen für Schwester Julie und schwang mich damit in den Sattel meines Pferdes. Denn, obgleich ich wußte, daß die Kranke nicht mehr zu retten sei, wollte ich doch meiner Schuldigkeit als Arzt nachkommen und versuchen, was ich noch für sie thun könne, das Versehen meines Thomas gut zu machen. Aber ich fand sie schon todt, ja, sie mußte allen Anzeichen nach schon vor mehreren Stunden gestorben sein. Als ich bei meiner deshalb erstaunten Frage, wie das mit den Tropfen zugegangen sein könne, Dein verstörtes Gesicht sah und Du erbleichend ohnmächtig wurdest, hielt ich Dich für ergriffen von dem Tode Deines Weibes und kam nicht entfernt auf den Gedanken: in böser Absicht habest Du ihr die doppelte Anzahl der Tropfen gegeben, welche Du doch für betäubend hieltest. Ich steckte das Fläschchen nur darum zu mir, damit das Versehen, welches Thomas verschuldet, nicht ihm und Dir selbst noch unnütze Vorwürfe bereite — es war ja nun doch nichts mehr daran zu ändern. Aber, Michael," rief Jonathan, plötzlich wild und leidenschaftlich, „als ich an Don Manuel's Sterbelager stand und dort sich Deine sündliche Liebe für Inez mir enthüllte, der doch Dein Weib im Wege gestanden, da wurde mir plötzlich Alles klar."

„Du hast davon gewußt, Bruder Jonathan, daß ich mein Leben ohne Ursache mit der furchtbaren Selbstanklage vergiftete, und dennoch hast Du sie mit keinem Wort der Aufklärung von mir genommen?" stöhnte der Unglückliche.

„Das wundert Dich noch? Weißt Du denn nicht, was Haß ist? Du wußtest, daß auch ich Inez geliebt — dachtest Du nicht, wie ich Dich hassen müsse, der Du sie mir geraubt?" rief Jonathan kalt und erbarmungslos. „Ja, ich habe es gewußt, daß Du Dich für einen Mörder hieltest und es doch nicht warst; es war mir eine Wonne zu sehen, wie dieser Wahn Dich marterte; es war mir ein Genuß, Dich immer an Dein vermeintliches Verbrechen zu erinnern, Dich in meiner Hand zu halten, wie den zuckenden Schmetterling an der Nadel, welcher er nicht wieder entrinnen kann und die ihn nur langsam tödtet. Denkst Du, ich hätte Dein Verbrechen nicht vor's Gericht gebracht? Sicher — wenn ich nur gekonnt hätte. Aber Thomas!! der wußte um die geschehene Verwechselung; er lebte, war bei mir in der Mission und jetzt auch hier — er würde gegen mich gezeugt haben, wollte ich diese falsche Anklage erheben. Aber ich habe mich doch zu rächen gewußt, zu rächen dafür, daß Du mir Inez' Liebe geraubt und Carmen's Hand versagst hast: Dein Leben mußte wegen Inez büßen, Dein Tod Carmen berauben: denn um Deines vermeintlichen Verbrechens willen hast Du ihr Dein Gut entzogen und es der Gemeine vermacht. So stirb denn zuletzt noch mit dem Bedauern, ein ganzes Leben in unnöthiger Reue vergeudet zu haben — Dein stiller Mund nehme nun die alte Geschichte und ihre Enthüllung unwiederbringlich mit in Dein Grab hinab! Ich aber will auf demselben mit dem Triumphgefühl stehen, daß mein Fuß es war, der Dich zertreten hat."

Er schwieg. Die Arme in einander geschlagen, stand er da und sah frohlockend auf Mauer nieder. Er bemerkte gar nicht, daß sich im Dunkel zwischen Bett und Wand ein Haupt erhoben hatte. Jetzt wuchs dort plötzlich eine dunkle Gestalt schattenhaft empor, und jählings erblaßte er.

„Inez!" keuchte er und prallte zurück.

„Nein, Carmen, die jedes Eurer grausamen Worte vernommen hat, damit dieser erkaltende Mund Euer fluchwürdig Handeln nicht in das stumme Grab mit hinab nehme. Elender, Teufel in Menschengestalt! Kann denn die Erde solchen Abschaum von Schlechtigkeit tragen, und hat der Himmel keinen Blitz, ihn zu vernichten? O Vater, mein armer, gepeinigter Vater! Es giebt kein Wort, das zu sagen vermöchte, was Du gelitten hast durch Diesen da."

Und sie warf sich wieder über das Lager und schlang weinend die Arme um den Theueren. Wie leuchtete es aber jetzt auf diesem blassen Antlitz von himmlischem Frieden und Verklärung! Mit plötzlich wunderbar gewonnener Kraft raffte sich der Sterbende in seiner Tochter Armen empor, erhob die Hände und rief voll seliger Freude:

„Kind, freue Dich und preise den Herrn mit mir: denn Dein Vater kann nun rein von dieser Schuld vor seinen Richter treten. Gelobt sei Gott dafür in Ewigkeit — Amen!"

Digitized by Google

Er breitete die Arme aus und sank zurück — ein Seufzer noch, als ob die befreite Seele die Flügel hebe, und er lag still und friedvoll in seines Kindes Armen.

Sie küßte ihm schluchzend die Hände, die bleichen Lippen — sie drückte ihm sanft die erdenmüden Augen zu und flüsterte zärtlich unter heißen Thränen:

„Lieber Vater, schlafe sanft! Wohl Dir, daß Du nun ausgerungen!"

Da regte sich etwas leise in dem stillen Todtengemach — trotz ihres furchtbaren Schmerzes entging Carmen diese Bewegung nicht. Sie fuhr auf und schnellte empor — der dort durfte ihr so nicht entgehen; denn Jonathan wollte jetzt geräuschlos das Zimmer verlassen.

„Jonathan Fricke!" rief sie gebietend; sie richtete sich empor, und sein Fuß blieb wie gebannt durch ihren Ruf stehen.

Sie schritt um das Bett herum, trat an den Tisch und stellte die Lampe so, daß der volle Schein des Lichtes hell auf das still verklärte Antlitz des Todten fiel, um dessen Mund ein seliges Lächeln schwebte.

„Blickt auf dieses Antlitz!" sagte sie, und es klang wie ein Befehl. Ihr Gesicht flammte auf in düsterem, heiligem Zorn, und sie stand gebietend und drohend, aber wunderbar schön, vor ihm da, als sei sie jetzt in Wahrheit der Erzengel, den Sünder hinab in die Tiefe der Verdammniß zu stoßen.

„Sehet diesen Frieden und diese heilige Ruhe an! Werdet Ihr wohl einmal so daliegen können, wenn der Herr den Odem von Euch nimmt? Ihr wendet die Blicke hinweg," rief sie zürnend, als Jonathan, selbst leichenfahl, das Gesicht von dem Todten abwendete. „Ihr werdet dieses Antlitz nicht aus Eurer Seele bannen können — es wird mit Euch gehen, wo Ihr auch seid, bei Tag und bei Nacht; Euch folternd wird es meines Vaters stiller Rächer sein hienieden und Euer Ankläger dort oben an dem Thron des allgerechten Gottes."

Fassungslos, vernichtet stand Jonathan da vor dem zürnenden Antlitz der jungen Frau.

„Denket nicht, mein Vater habe sein Vergehen vor mir verheimlicht," fuhr sie fort, und der Klang ihrer Stimme wurde tiefer, drohender, wie wenn die in ihr grollende Empörung aus dem Grunde ihrer Seele sich gewaltsam hervordränge. „Ich weiß Alles; ich weiß, wie es kam, daß in der Leidenschaft und Schwäche eines Augenblickes der Versucher ihm nahen und ihn zur Sünde verlocken konnte. Aber mit dem Geiste nur hat er gesündigt; der Allerbarmer verhinderte gnädig die That. Was wiegt seine Sünde vor dem Auge Gottes gegen die Eurige?"

„Ich beschwöre Sie," bat Jonathan zerknirscht, „vernichten Sie mich nicht vor der Gemeine!"

„Geht!" erwiderte sie, „ich werde auf das Gedächtniß meines armen Vaters keinen Flecken werfen, indem ich Euch anklage. Die Vergeltung ist Gottes."

Jetzt fühlte sie, daß die Kräfte sie verlassen wollten. Die furchtbare Gemüthserregung wich der Erschöpfung. Da aber gewahrte sie an der offenen Thür des Nebenzimmers Alexander mit Agathen — sie streckte dem Gatten die Arme, wie Trost und Hülfe suchend, entgegen; er eilte auf sie zu, und sie sank schluchzend an seine Brust.

„Carmen, mein geliebtes Weib, das also war das schwere Leid, das Dich all diese Zeit bedrückte!" flüsterte er ihr zu.

Agathe aber war bis an das Bett getreten und breitete ein weißes Tuch über das Gesicht des Todten.

„Carmen," sagte sie dann, „Deiner Anklage bedarf es nicht. Ich werde Zeugniß vor den Aeltesten gegen Diesen ablegen, auf daß nicht länger Gottlosigkeit im heuchlerischen Gewande der Frömmigkeit unter uns weile."

Jonathan hatte sie mit Entsetzen angestarrt.

„Ist denn die Hölle losgelassen?" schrie er wüthend und stampfte mit dem Fuße. „Seid Ihr Alle gekommen, mich zu verderben?"

„Störe nicht die heilige Ruhe hier mit Deinen freventlichen Worten!" gebot ihm Agathe. „Ihm, dem Todten, wird Gnade werden, Du aber wirst gerichtet werden, Jonathan, hier wie dort. Geh!"

Sie wies gebietend nach der Thür.

Er wollte versuchen, Agathen etwas zu erwidern, sie aber schnitt ihm das Wort ab, indem sie streng wiederholte: „Geh!" — er zögerte eine Weile; er kämpfte mit sich; dann wankte er hinaus.

Bald nach diesem Auftritt hatten Posaunenklänge der Gemeine verkündet, daß der alte Mauer geendet habe, und zugleich verbreitete sich das Gerücht, daß Bruder Jonathan gegen den Verstorbenen sich großer Missethat schuldig gemacht und daß der Rath der Aeltesten nach ihm suche, um ihn zur Rechenschaft und Strafe zu ziehen. Es bemeisterte sich damit eine große Aufregung aller Glieder der Gemeine. Aber Jonathan war nirgends zu finden.

So wurde denn sein Ausbleiben als ein Zugeständniß seiner Schuld betrachtet und überall hin, wo Brüder lebten, der Bericht von Jonathan's Vergehen gesendet, damit er sich nicht anderswo wieder mit List und Heuchelei als Bruder einniste. Er war ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Brüder, wo immer auf der Erde sie sich angesiedelt haben mochten. Gleichzeitig beschloß der Rath der Aeltesten das zur Sühne bestimmte Vermächtniß des Heimgegangenen zurückzuweisen und es der Tochter zu überlassen. Die Familie Trautenau gab es aber, um den Willen des Todten zu erfüllen, an die Brüdergemeine zurück, damit es zu dem Zwecke diene, zu welchem es Mauer bestimmt hatte. — —

Mit dem ersten Schnee des November war ein langer, anhaltend strenger Winter eingezogen, der mit dem starren Bann seines Eises die Erde gefesselt hielt. Aber endlich regten die milden Lüfte sich wieder mit belebendem Odem und nahmen von den Gewässern die harte Decke des Eises hinweg — es war Frühling geworden.

Da warf die befreite Fluth des Erlenteiches aus seiner Tiefe einen entstellten Leichnam heraus, welchen sie den Winter hindurch geborgen gehalten hatte — es war die Leiche Jonathan's. Die Werthgegenstände die bei ihr vorgefunden wurden, berechtigten zu der Annahme, daß Jonathan in der Flucht sein Heil hatte suchen wollen. Verlor der schuldbeladene Mann in jener nebligen Winternacht den Pfad und fand in den Wellen seinen Tod — oder trieb ihn die Angst seines erwachten Gewissens in die Fluth?

Blätter und Blüthen.

Die Kunst auf dem Lande. (S. 769.) Ein origineller Wiederhersteller erloschener Farbenfrische an den Werken der bildenden Kunst, die seinem Pinsel anvertraut werden, steht offenbar in dem Manne unserer Illustration vor unseren Augen. Wo derselbe zu Hause ist, wird uns von Eggert, dem Meister des Bildes, zwar nicht verrathen, aber um ihn mit einiger Sicherheit zu finden, werden wir ihn in der Heimath der kunstverwandten „Herrgottsschnitzer", in den Alpenländern Baierns, besonders aber Tirols zu suchen haben, wo noch heute ganze Ortschaften in dieser Kunst sogar anerkannt Gutes leisten. — Bekanntlich hatten sich im spätern Mittelalter namentlich Deutschland und die Niederlande der Glanzzeit der Holzbildnerei zu erfreuen. Dort bildeten oft sehr figurenreiche Darstellungen den Hauptschmuck der Altäre und auch der Grabdenkmäler in den Grufthallen. Alle diese Werke der Holzschnitzerei wurden bemalt, und ebenso tragen die Christus- und Heiligenbilder der jetzigen Künstler des Faches den Schmuck kräftiger Färbung. — Daß der Mann unserer Illustration den höheren Künstlerkreisen nicht angehört, bezeugt uns sein „Atelier" zur Genüge; auch das Malgeräthe spricht dafür, obwohl in seiner Hand auch feinere Pinsel gesehen werden, als derjenige, mit welchem er soeben das Gewand seiner Heiligen bestreicht. Dahin deutet wenigstens auf der Staffelei das Landschaftsbild, dessen befleckter Himmel ebenfalls seiner Restaurationskunst harrt. Zufrieden ist er aber mit seiner Arbeit; das zeigt der sachverständige Blick und der schmunzelnde Mund: die Farben werden halten, auch wenn die Heilige noch so viele Feiertagswäschen auszuhalten haben sollte.

Zu Konradin Kreutzer's hundertstem Geburtstage (22. November) werden unsere Leser ein biographisches Ehrendenkmal nicht erwarten, da wir solches genau vor Jahresfrist (Nr. 47, 1879), also zu des Componisten neunundneunzigstem Wiegenfeste, gebracht haben. Wir wählten diesen früheren Termin der Veröffentlichung, um den Plan eines Kreutzer-Denkmals in Meßkirch auch unsererseits rechtzeitig zu befürworten.

Kleiner Briefkasten.

W. in Budapest. Sie finden die Aufsätze über den Eucalyptus im Jahrgang 1876, Seite 86, und 1880, Seite 386.

N. b. St. Sie haben vollkommen Recht. Unsere Angabe, daß Dettmer der geistige Erbe Ludwig Devrient's sei, beruht auf einem Druckfehler. Man lese: Emil Devrient!

Anna W. in P. Biographisches über Ferdinand Lassalle wollen Sie Jahrgang 1865, Seite 815, 1867, Seite 376, 1872, Seite 576, 1877, Seite 687 und 688 nachschlagen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 48. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Zwischen Fels und Klippen.

Eine Strandromanze von Ernst Ziel.

(Fortsetzung.)

3.

„So!“ sagte Vater Claus, indem er mit Daniel von der Felsenhöhe herabkam und sich der Hütte zuwandte, „nun haben wir jeden Winkel und jede Höhle der Insel durchsucht — sie sind verschwunden.“

„Ja, Herr!“ meinte Daniel und sah ihn mit offenem Munde schläfrig an.

„Potz Anker und Segeltuch!“ fuhr der Alte fort, „ein räthselhaftes Mädchen ist und bleibt sie doch. Heute Nacht noch Gischt und Gezische, wie wenn Feuer und Wasser zusammengerathen, sowie ich nur den Namen nenne. ‚Nein, den Olaf nicht,‘ zeterte sie, ‚den nicht!‘ — und nun? Fort, Beide fort! Die Dämmerung bricht schon herein. Vier Uhr und noch immer nicht zurück! Ist Dir je so etwas vorgekommen, Daniel?“

„Nein, Herr!“ entgegnete er und blinzelte ihn wieder mit seinen kleinen Augen dumm an.

„Und wohin?“ polterte der Graukopf verdrießlich und knöpfte in innerer Unruhe seinen Rock zwecklos auf und dann wieder zu. „Gott weiß es. Hinaus könnte man bei dem Höllenwetter allenfalls segeln, obgleich es ein tolles Stück wäre —“

„Ja, Herr.“

„Aber hinein in den Felsenhafen gewiß nicht, ohne unbarmherzig zu ersaufen.“

„Nein, Herr.“

„Hast Du dem Axel aufgetragen, nachzusehen, ob das Boot an der Kette liegt?“

„Ja, Herr.“

„Und ihn seitdem noch nicht wiedergesehen?“

„Nein, Herr.“

„Zum Kukuk mit Deinem: ‚Ja, Herr — nein, Herr!‘ Geh' selbst und sieh' nach dem Boote!“

„Ja, Herr.“

Daniel setzte seine breiten, plumpen Stiefel eben in Bewegung, als Vater Claus ihm nachrief: „Halt, mein Junge! Da kommt Axel selbst.“

„Das Boot ist fort,“ sagte Dieser, indem er über die Klippen zu ihnen daherkam, „fort mit Rudern und Segeln, Herr. Nur das andere Boot, das schon seit Wochen leck ist, liegt an der Kette.“

„Verdammt! So ist kein Zweifel mehr,“ fluchte der Alte und stampfte ärgerlich mit dem Fuße auf.

„Eine Entführung, wie sie im Buche steht!“ lachte Axel, aber in sein Lachen mischte sich doch heimlich ein Ton ängstlicher Beklommenheit.

„Das begreife, wer kann!“ wetterte der Greis, und in seinem sturmzerfressenen Gesichte standen Zorn und Schmerz zugleich.

„Weiberherzen, Weiberherzen!“ spottete Axel weiter.

„Blasser Undank!“ seufzte Vater Claus, „hab' ich sie nicht gehalten wie mein eigen Kind?“

„Wie Euer eigen Kind?“

„Ja doch, Junge! Eigen Kind oder nicht — brauchst nicht gleich Alles auf die Goldwage zu legen,“ murrte er, und um seine Mundwinkel spielte etwas wie versteckte Verlegenheit. „He, Baron!“ rief er dann abbrechend Hallerstein zu, der, das Fernrohr am Auge, soeben auf der Höhe eines benachbarten Felsens erschien. „Seht Ihr etwas?“

„Einen schwarzen Punkt, wie ein Boot,“ antwortete Dieser mit dem Ausdrucke höchster Erregung. „Ja, ein Boot — eine schlanke Mädchengestalt darin — Karin! Nun etwas hell Schimmerndes — Rustan's weiße Haare! Und da, da — eine Mannesgestalt —“

„Das ist Olaf,“ unterbrach ihn der Alte, der zu ihm getreten war und durch das Fernrohr in den Orkan hinaus gelugt hatte. „Nur ein Wunder kann sie retten. Daniel,“ wandte er sich an den Burschen, „lauf' und bringe Stricke und Rettungskörbe zur Stelle! Wollen thun, so viel wir vermögen. Vorwärts!“ Daniel ging. —

Eine Minute später standen die Anderen, Mutter Hedda unter ihnen, auf dem Felsen um den Baron; sie blickten angstvoll in die See hinaus. Schon dunkelte der Abend, und noch immer war der Sturm im Wachsen. Er schwang seine feuchten schwarzen Fittige mit einer Gewalt, daß das Wasser sich in wilder Empörung aufbäumte. Es war, als wollte die Fluth das Land in rasendem Ansturze hinabschlingen. Das kleine Fahrzeug schoß mast- und ruderlos mit fliegender Schnelle vor dem Wetter her, über die Untiefen hin und an drohenden Felsbänken vorüber. Plötzlich tönte, wie eine Geisterstimme, angstvolles Rufen durch den Sturm. Alle fuhren erschrocken zusammen.

„Sie sehen uns,“ sagte der Alte. „Olaf ruft uns an. Himmel und Hölle! Was thun? Wie helfen? Unser zweites Boot ist leck.“

„Wir können nicht wider die Sterne,“ meinte Mutter Hedda.

Das Sausen des Windes schwieg einige Secunden, und durch die Stille der Luft gellte wieder der Nothruf Olaf's, wie die

Stimme eines Sterbenden. Ein Schwarm schrillender Möven, wie er einem neuen Windstoß voranzufliegen pflegt, schoß unstät über die im Abenddunkel liegenden Felsklippen hin, und Gischt und Wolken jagten hinterdrein.

„Seht doch, Herr!" rief auf einmal Axel, „Karin hält etwas Dunkles umklammert, als wollte sie's nicht fahren lassen im Sturme. Sieht es nicht aus, wie eine kleine Kiste?"

„Wär' es möglich? Sollte denn —?" rief Vater Claus, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt; „das könnte Euere Truhe sein, Baron. Sie kommen vom Wrack, die Verwegenen."

„Meine Truhe! Ja, sie ist's," fuhr erschrocken Hallerstein auf, der durch's Fernrohr scharf hinaus gespäht hatte. „Ha, war es so gemeint? O, Du heldenmüthiges Mädchen!"

„So ist Alles klar," sagte der Alte.

„Helft, rettet!" wandte Hallerstein sich an die Umstehenden. Er rang die Hände — seine Blicke flehten. „O, daß nicht ich, ich selbst nicht helfen kann!"

„Alles ist zu spät, fürchte ich," kam es dumpf von des Greises Lippen. „Hierher, Daniel!" winkte er dem Burschen, der eben mit Leitern und Stricken zurückkehrte. „Halt' Alles bereit!"

Abermals erscholl der Ruf vom Boote her. Er verhallte in dem Tosen von Wind und Wasser; denn wilder als je vorher, brausend und zischend, kam jetzt die Bö über die schwarze Tiefe dahergefegt; sie kämmte die weißen Häupter der Wellen heulend ab und überfiel das kleine Fahrzeug mit wüthendem Anpralle. Tief auf die Seite gepreßt, tanzte es bald auf dem Rücken einer riesigen Welle, bald fuhr es mit gewaltigem Rucke in den gähnenden Abgrund hinab, und wie eine tanzende Wolke von Schaum und Sprühregen stürzte das Wasser darüber hin. Inzwischen brach das Dunkel mehr und mehr herein.

„Hilf, Himmel!" rief der Alte, „jetzt gerathen sie in die Brandung. Ein Augenblick noch, und Alles ist entschieden. Holla, Axel, Daniel, die Stricke los, die Körbe herbei!"

Das Herüber und Hinüber der Stimmen klang wie ein wirres Gemisch von Flüchen und Gebeten durch den brausenden Orkan, und der Widerhall der einzelnen Windstöße sprang von Klippe zu Klippe, eine endlos hallende Sturmsymphonie. Ein Hülferuf noch vom Boote her, ein geller Verzweiflungsschrei — und eine machtvoll rollende Sturzwelle schleuderte das Fahrzeug mit dumpfem Krache mitten in das spitzige Gezack der Uferklippen. Die Brandung rollte in donnerndem Getöse darüber hinweg und rannte grollend gegen das steil ansteigende Gestade. In demselben Momente flogen Stricke und Rettungskörbe, von Axel's nervigem Arme geworfen, in das mit weißem Schaum überschüttete Boot — umsonst! Die nächste zurückrollende Welle zeigte ein gräßliches Bild: Gekentert, mit dem Kiele nach oben, tanzte das Fahrzeug auf der Fluth, unter dem Zuge der Wellen steigend und sinkend. Krampfhaft an Bug und Flanke des Bootes geklammert, hing Karin im Tumulte der Wellen; ihre Arme leuchteten wie weiße Korallen am Riffe durch die Dämmerung, und schäumende Wasserzungen leckten, eine nach der andern, lüstern darüber hin. Weitab von ihr, jenseits des Bootes, kämpfte Olaf verzweifelt mit den Wellen, aber hoch oben auf dem Kiele des gekenterten Fahrzeuges, gleitend und glitschend auf dem nassen, schlüpfrigen Boden, stand Rustan und heulte und wimmerte in den Sturm hinaus.

„Leitern her!"

„Der Bursche ist verloren."

„Werft die Stricke noch einmal!"

„Rettet das Mädchen!"

Die Rufe hallten und verhallten in wirrem Durcheinander. Nun noch ein letzter Aufschrei. Olaf winkte wie zum Abschied und versank am Felsen in die schwarze Tiefe.

In demselben Augenblicke ließ Karin mit erlahmenden Kräften das Boot fahren; sie machte eine verzweifelte Anstrengung; sie versuchte zu schwimmen, und — wirklich! — mit starken Armen theilte sie die anstürmenden Wasser, aber nur wenige Schläge — eine Welle faßte sie und warf sie mit zerschmetternder Wucht gegen die scharfe Kante einer Klippe; ihr Haupt sank zurück, kraftlos, ohne Regung. Da — mit gewaltigem Satze war Rustan vom Boote herab und neben der Sinkenden; er schlug seine Zähne in ihr Gewand und, ein rüstiger Ringer und Retter, ruderte er mit der kostbaren Last durch Braus und Brandung.

„Er kann sie nicht retten; er muß unterliegen," wehklagte Vater Claus, aber das kräftige Thier strebte tapfer dem Ufer zu. „Nun faßt ihn der Strudel zwischen den Riffen; der wird ihn verschlingen."

In wildem Wirbel wurde Rustan hin und her geschleudert, und secundenlang war er den Blicken der angstvoll Zuschauenden entschwunden, dann aber blickte sein Kopf aus den Wellen hervor, verschwand abermals und tauchte endlich doch wieder auf.

„Seht!" rief jetzt der Baron, „ein gigantischer Wasserberg rollt daher, größer als alle anderen zuvor," und in demselben Augenblick versanken Hund und Mädchen in den brodelnden Schaum einer sie überschüttenden riesigen Woge. „Vorbei!" schluchzte Hallerstein wild auf; „alles vorbei!" aber aus Gischt und Gährung tauchte Rustan's zottiges Haupt auch diesmal wieder empor, nur noch eines Steinwurfes Weite vom Ufer entfernt. Er trug die Ohnmächtige wie mit eisernen Zähnen keuchend durch das entfesselte Element, allein seine Kraft schien fast erschöpft. Jetzt fuhr der Orkan mit gesteigerter Gewalt über die Wasser hin. Noch eine brandende Welle — und gerettet auf dem Felsen des Strandes lagen Hund und Herrin.

In dem nun völlig hereingebrochenen Zwielicht der Nacht gewährten die Zwei einen ergreifenden Anblick: die Augen halb geöffnet, ohne Glanz, ohne Leben, lag Karin regungslos und starr auf dem dürftigen Moose hingestreckt, ein stilles, reines Alabasterbild; ihr langes, goldig schimmerndes Haar hing tropfend über einen Granitblock. Aber über ihr, keuchend auf ihre Brust gepreßt, rang Rustan, der muthige Schwimmer, mit fliegenden Flanken nach Athem. Er hatte die triefenden Tatzen wie umarmend um ihren Hals gelegt und blickte ihr mit seinen klugen Augen groß und fragend in das schöne bleiche Antlitz. Ein Stern schimmerte durch die Wolken herab und umwob das rührende Bild mit seinem zitternden Lichte.

Hallerstein war der Erste, der hinzutrat. Nur ein Blick auf Karin, und „Todt, todt!" rang es sich von seinen Lippen. Dann wurde es schwarz vor seinen Augen. Von Schmerz übermannt taumelte er in die Arme des herbeigeeilten Axel. Die ungeheuern Erlebnisse von gestern und heute hatten endlich seine Kraft erschöpft. Mit schwindendem Bewußtsein hörte er noch, wie Mutter Hedda, die mit dem Alten vom Felsen herabkam, etwas murmelte von der niemals trügenden Schicksalsschrift am Firmament und der Menschen Ohnmacht. Er fühlte sich aufgehoben, hinweg getragen — die Sinne schwanden ihm völlig, und Dunkel umgab ihn. —

Als er wieder erwachte, lag er in voller Kleidung in der Hütte; er lag auf demselben Lager, auf dem er gestern, ein Halbertrunkener, die Augen aufgeschlagen und als erstes Bild des wieder erwachenden Lebens Karin's reizende Gestalt erblickt hatte. War es wirklich dieselbe Hütte? Ja, er konnte sich nicht täuschen. Hier die mit Segeln und Seekarten bedeckten Wände, dort Compasse und Ferngläser und die aus einem zertrümmerten Boote zurechtgezimmerte Ruhebank — es waren dieselben Dinge wie damals, die ihn heute umgaben. Nur der Kienspan an der Decke brannte nicht — durch das niedrige kleine Fenster lachte der Morgen hell herein.

Hallerstein fühlte sich noch halb wie in den Bildern eines schweren Traumes gefangen; halb dämmerte die schreckliche Wirklichkeit in ihm auf. Wehmuth beschlich ihn; es war ihm, als müßte Karin wieder vor ihm stehen, als müßte sein erwachendes Auge, von süßem Zauber ergriffen, wie gestern einen plötzlichen tiefen Blick thun in die reinen, blauen Augensterne des geliebten Mädchens — und heute? Eine Thräne rollte ihm in den Bart hinab. Zwischen gestern und heute lag ja ein klaffendes Grab — sein todtes Glück schlief darin. Er stöhnte leise, und: „Ein großer Durst nach —" flüsterte er vor sich hin. „Ein Durst, ewig unstillbar."

Nun horchte er auf; er horchte nach dem Sturme. Alles ruhig — kein Wellengeräusch, kein Windesrauschen mehr; alle Stimmen der Natur schliefen. Eine Föhre, die ihre spärlichen Zweige an's Fenster lehnte, stand regungslos in der ruhigen, klaren Morgenluft. Ein Strandvogel wiegte sich auf einem ihrer Aeste — der Sturm hatte sich über Nacht gelegt. Hallerstein dachte an sein todtes Mädchen — das Schweigen um ihn that seinem Herzen wohl. Aber nun vernahm er doch etwas in der Stille: leises, eifriges Gesumme von menschlichen Lauten, ernst, fast feierlich, dann schwere Männerschritte auf dem Gestein. „Mutter

Digitized by Google

Hedda, wir haben ihn," hörte er sagen. Ruſtan heulte, und seine Stimme klang wie Weinen und Wehklagen. „Sie bringen Olaf's Leiche," dachte Hallerſtein. „Sie haben ihn in den Klippen gefunden."

Es schauderte ihn. Er schloß wieder die Augen und seufzte still in sich hinein. Da plötzlich bewegte sich etwas dicht neben ihm, und — war es seine erregte Phantaſie, die ihn täuſchte? — eine warme Hand legte sich leiſe auf die seinige. Er zuckte zuſammen; er blickte auf:

„Karin!"

Da ſtand ſie vor ihm in ihrer ganzen Schönheit, aber ſie war bleich; ernſte, ruhige Hoheit, ihrem Weſen ſonſt ſo fremd, umgab ſie, und ein leidender Zug auf Stirn und Wangen ließ ſie reizender, geheimnißvoller erſcheinen als je.

„Der Todte iſt da," ſagte ſie feierlich. „Steht auf und gebt ihm die letzte Ehre!"

Hallerſtein war ſchnell vom Lager auf und neben ihr.

„Karin, iſt es möglich — Du lebſt?" rief er ſtürmiſch. Er wollte ſie in die Arme ſchließen, aber ein einziger Blick des Mädchens, ſo tief traurig, ſo voll Würde und Größe, lähmte ihm jede Bewegung. Nur ihre Hand ergriff er. „Ich kann es nicht faſſen. War alles Schreckliche nur ein Traum der Nacht? War es Wirklichkeit?"

„Wirklichkeit!" hauchte ſie. „Das Meer und Karin ſind treue Freunde. Das Meer kann mich ſtrafen für meinen Uebermuth, nie mich tödten; denn es liebt mich, wie ich es liebe. Nur eine Betäubung — nichts weiter. Mutter Hedda's wärmender Kräutertrank, und Ihr ſeht — Karin iſt wieder die alte."

„Mädchen, Mädchen," jubelte er, „dann beginnt meines Lebens Glück mit heute."

Er führte ſie ſanft an das kleine Fenſter. Wie lag ſie groß und erhaben, ruhig und kampflos da, die gewaltige Natur des Meeres, die noch geſtern eine Stätte wilden Tumults geweſen! Licht und heiter ſtand die Sonne am wolkenloſen Himmel, und in ihrem klaren reinen Glanze glitzerten die grünbraunen Halme an den moosbärtigen Felſen. Das Waſſer plätſcherte leiſe murmelnd an den Strand, und nur an dem ruhigen Auf- und Abtauchen der Fluth ſpürte man das Athmen der See. Eine Schwalbe ſegelte durch die unbewegte Luft.

„Sieh, Karin," ſagte er mit Feuer, „ſo ſchön iſt die Welt." Und er ſah ſie groß und forſchend an, als wollte er fragen: Kannſt Du verſtehen, was ich empfinde?

Sie wurde noch bleicher als vorhin. War nicht in ſeinen Worten etwas, das ſie ihres alltäglichen Sinnes entkleidete und ihnen eine beſondere Beziehung lieh? Karin wagte nicht, darüber nachzudenken — nun wurde ſie blutroth.

„Kommt! Der Todte wartet," bat ſie wehmüthig.

Draußen vor der Thür hatten ſie den blaſſen, ſchönen Jüngling auf ein weißes Segel gelegt. Sie ſtanden geſenkten Hauptes um ihn, Vater Claus und die beiden Burſche. Ein Bild der Verſöhnung und Ruhe lag er vor ihnen, wie Einer, der nach hartem Tage endlich ſchlafen darf. Die Sonne ſchien ihm hell in's Geſicht. Der Tod hatte jeden ſchmerzlichen Zug aus ſeinem ſchwermüthigen Antlitz hinweggewiſcht — er lächelte faſt. Als Karin und Hallerſtein aus der Hütte traten, trug Mutter Hedda gerade Kräuter und einige Haideblumen herzu.

„Blumen und Todte gehören zuſammen," meinte ſie und beſtreute den todten Olaf mit Erika und duftendem Grün. „Es iſt nicht gut, daß Einer unbekränzt ſcheidet; denn die Blumen ſind die Sterne der Erde, und die Todten nehmen ſie mit ſich hinauf zu den Blumen des Himmels, den Sternen, die uns heller leuchten und deutlicher das Schickſal künden, je öfter wir ſie grüßen durch unſere ſtillen Boten —"

„Laß' das!" unterbrach ſie Vater Claus und ſchlug das Segel über dem Todten zuſammen. „Tragen wir ihn in ſein letztes Bett! Ich hab' es ihm ſchon heute früh ausgeſpähet."

Sie hoben den blaſſen Mann ſacht mit der Hülle auf, der Alte zu Füßen, die beiden Burſche zu Häupten, und langſam ſetzte ſich der kleine Zug in Bewegung. Hallerſtein ging neben Karin. Es war ein langer, mühevoller Weg über Fels und Stein, hoch und höher. Niemand ſprach ein Wort; mitunter nur ſeufzte Karin leiſe vor ſich hin oder Mutter Hedda murmelte etwas in ſich hinein, wie eine Todtenklage oder eine Beſchwörungsformel. Die Möven kreiſchten und lachten heiſer in den Schluchten.

„Wir ſind am Ziel," ſagte endlich der Alte. Sie waren auf der höchſten Kuppe der Inſel angelangt, auf dem Mövenſtein. Vor einer tiefen Kluft machten ſie Halt und legten den ſtillen Jüngling nieder. Sie ſchlugen das Segel zurück und ließen das heitere Licht des Morgens noch einmal das Haupt des Todten umſpielen. Das Meer grüßte in ernſter Ruhe majeſtätiſch leuchtend aus der Tiefe herauf, und die buchtenreichen Küſten Finnlands winkten mit ihren grünen Nadelwäldern groß und prächtig herüber. Vater Claus entblößte das Haupt und faltete die Hände zum ſtillen Gebet. Alle Andern thaten wie er. Jede Lippe blieb ſtumm, aber die Natur redete vernehmlich; denn ein leiſer Wind glitt ſeufzend über die andächtige Gruppe hin; er bewegte zitternd die grauen Haare des Alters, ſtreifte die Locken der Jugend und küßte die bleiche Stirn des Todten, als wollte er ſagen: es iſt alles gleich: jung oder alt; der Tod iſt doch das Letzte, das Mächtigſte. Nun breiteten Axel und Daniel Stricke über die Kluft, und der Alte trat prüfend hinzu; er neigte ſich hinab und warf friſches Moos in den Spalt, dem Todten ein weiches Bett zu ſchaffen. „Kommt!" ſagte er dann, und „Kommt, kommt!" wiederholte das Echo von unten herauf, als riefe die Felſengruft den Lebensmüden zur ewigen Ruhe hinab. Jetzt ſchlugen ſie das Segel über dem Antlitz des Todten wieder zuſammen, hoben ihn langſam auf und legten ihn auf die Stricke über der Tiefe. Mutter Hedda deckte auf das Segel, da, wo es Kopf und Bruſt verhüllte, noch etwas Farrenkraut, und Karin that einige Blumen hinzu, die ſie am Wege gepflückt. Dann erſcholl des Alten ſeemänniſcher Commandoruf: „Los!" und lautlos verſank die Leiche in den Abgrund; nur die Stricke knirſchten leiſe am Geſtein. Ein Adler flog von ſeinem Horſte auf und ſtieg ruhevoll in die Luft empor.

„Helft mir den Stein über den Spalt wälzen!" rief Vater Claus. Die Burſche kamen herbei, und nun legten die Drei die Hände an einen Granitblock von mäßiger Größe, welcher an der Kante der Kluft lag. Dröhnend fiel er über den Spalt und ſchloß mit breitem Rücken das ſeltſame Felſengrab.

„Nun mag er ruhig ſchlafen, der brave Junge," ſagte der Alte.

„In erhabener Einſamkeit, wie ein Held der Vorzeit," ergänzte Hallerſtein.

Wortlos, wie ſie gekommen, ſtiegen ſie die Felſen wieder hinab. Schon hinter dem erſten Kegel des abfallenden Weges aber vermißten ſie Karin. Hallerſtein ging zurück.

Sie ſaß auf dem Stein über dem todten Olaf.

„Mädchen, was treibſt Du hier?"

„Ich denke nach — ach, über ſo vieles," antwortete ſie. „Hier bin ich den Wolken näher. Das Meer da unten ſieht mich ſo gewaltig an, und die Stille ringsum erſchließt dem Sünder das Herz in Reue und Wehmuth. Laßt mich! Thränen thun ſo wohl, wenn das Herz voll iſt. Darf der Mörder nicht weinen auf dem Grabe des Gemordeten?"

„Was Du da redeſt, lieb Mädchen!"

„O, er hat mich ſo lieb gehabt — ich weiß es. Und ich war ſo kalt, ſo ſchroff, wenn er ſein Herz zeigte. Ach, das Menſchenherz! Was kann Karin dafür, daß ſie nicht lieben kann, wo ſie wohl lieben möchte? Und dann — dann hab' ich ihn in den Tod gelockt, um — um —" ſeufzte ſie.

„Was trieb Euch nur zu dieſer unſeligen Fahrt?" fragte Hallerſtein, indem er ſich zu ihr auf den Stein ſetzte.

„Was uns trieb?" fragte ſie zurück, „was mich trieb? Ja, wie ſoll ich's Euch nur ſagen? Karin gefiel ſtets am beſten, was zu erlangen am ſchwerſten war. Nichts iſt reizender als die Gefahr — meint Ihr nicht auch? Der Sturm, Eure Truhe —"

„Dein Leben für meine Truhe?" unterbrach er ſie vorwurfsvoll und legte zärtlich ſeinen Arm in den ihrigen.

„War es nicht um Euch?" ſchluchzte ſie. Ein plötzliches Zittern befiel ſie; ſie lehnte ſelbſtvergeſſen den Kopf an ſeine Schulter und brach in heftiges Weinen aus. „Um Euch!"

„O," flüſterte er und umſchlang ſie innig, „bei ſo viel Kraft ſo viel zartes Empfinden! Mädchen, ich bin ein Schiffer, dem aus Meergras und Waſſerfäden ein Schatz entgegen funkelt, das Gold verſunkener Fregatten. Sieh' hier meine Hand! Lege die Deinige hinein — und ich habe den Schatz gehoben."

„Eure Hand?" fragte ſie und blickte die dargereichte mit noch naſſen Augen ernſt und prüfend an. „Es iſt eine bleiche, edle Hand; ſie ſieht aus, als habe ſie an dunklen Abenden oft,

sehr oft eine gedankenvolle Stirn gestützt." Sie schwieg einen Augenblick; dann berührte sie leise seine Hand. „O, ich fühle Euer Herz schlagen durch Eure Hand — es schlägt bis an das meinige hinan."

Er blickte sie leidenschaftlich an. Sie zuckte zusammen. Was hatte sie gesagt, was hatte sie gethan? Aber wieder zog es sie machtvoll zu ihm; ihr Kopf — sie konnte nicht anders — sank wieder an seine Schulter. Nun lag ihre Hand in der seinigen; er drückte sie, erst sanfter, dann kühner; sie schloß die Augen und träumte einen Moment in sich hinein.

„Kommt hinweg!" sagte sie schnell und stand hastig auf. „Eure Nähe und diese Einsamkeit machen, daß Karin sich plötzlich fürchtet — vor dem Todten da unten," fügte sie scheu und leiser hinzu. „Er reicht mir auch eine Hand herauf, und die ist noch viel bleicher als die Eurige."

„Karin!" kam es sanft von seinen Lippen, und er zog sie wieder auf den Stein zu sich nieder. „Sei ruhig! Ist die Natur es nicht auch, die gestern noch stürmte? Siehst Du da unten Deine Tauben um die Grotte fliegen? Wie sie sich wiegen in der reinen Morgenluft! Und das Meer sieh an! Es ruht aus nach dem Sturm, aber nicht weil es müde ist, ruht es; es ruht nur, um in süßer Lust den Himmel zu spiegeln, Frühlicht, Mittagssonnenschein, Abendroth. Ach, und der klare Himmel! Sein Blau fluthet zusammen mit dem Blau des Wassers — Mädchen, mein Mädchen, wie Dein Empfinden und das meine."

Sie lauschte, wie ein Kind auf Märchen lauscht, und wie sie so lauschte, war sie schön, wie die Schönheit, die von sich selbst nichts weiß.

„Wie traut es klingt, wenn Ihr redet!" sagte sie, und ein Abglanz innerer Freude glitt über ihr Gesicht. „Aber Eure Rede ist wie der Duft des Haidekrautes — berauschend."

Eine Erika, eine von denen, die sie für den Todten gepflückt, war auf dem Gestein zurückgeblieben; sie hob sie auf.

„Glaubt Ihr, daß die Blumen leben?" fragte sie, „daß sie den Sonnenstrahl fühlen, den Kuß der Luft und den Athem des Windes? Ihr Leben ist gewiß nur ein Schlaf, ein Schlaf ohne Träume, ohne Erwachen. Ohne Erwachen? Aber was war denn Karin, ehe Ihr da wart? Ihr kamt; Ihr blicktet mich an — ich glaube doch, daß die Blumen leben, daß sie erwachen können — glaubt Ihr nicht auch?"

„Meine Blume!" rief er stürmisch. Er legte den Arm wieder um ihre Schulter, strich ihr eine Locke aus dem Gesicht und preßte die Lippen auf ihre weiße Stirn.

Sie erschrak und ließ die Erika fallen.

„Es ist doch besser, wir gehen," sagte sie und erhob sich.

„Komm!" flüsterte Hallerstein, indem sie gingen.

Vom Grabe Olaf's herüber wehte ein leiser Lufthauch; er spielte wie liebkosend um Karin's Stirn und Wangen.

„Ob die Todten wohl unsere Gedanken kennen?" fragte sie zaghaft, und nach einer Weile fuhr sie fort: „Ich muß immer an ihn denken. Als der Sturm uns in die Klippen geworfen, als das Boot krachte und das Wasser zu uns hereindrang, da sagte er: ‚Karin, das Schicksal hat es gewollt: dies ist die Stunde, wo wir den ewigen Bund schließen. Du hast mich nie geliebt — ich weiß es, aber ich habe den Trost, mit Dir zu sterben und daß Niemand nach mir Dich besitzen wird. Du bist mein.'

Die nächste Welle trennte uns. Seit jener Stunde weiß ich, wie lieb er mich gehabt; ich habe seinen Tod verschuldet, und er liebte mich im Sterben. Ach, fortan darf Karin's Herz keinem anderen Manne gehören, als nur dem Todten."

Sie sagte es halb fragend und zuckte heimlich mit den Wimpern, als fürchte sie die Antwort, die sie nun hören werde.

Hallerstein erwiderte kein Wort. Das Menschenherz hat Augenblicke, ernste Augenblicke der Heiligung, wo uns jeder Laut als eine Entweihung, jedes Wort als ein Frevel erscheint. Noch einen Blick sandten sie zurück nach dem Stein, unter dem Olaf schlief — dann stiegen sie langsam von Fels zu Fels hinab, Hand in Hand, schweigend, gedankenvoll. Unter ihnen prangte die Landschaft in friedevoller Schönheit, und auf dem Wasser lag eine helle, heitere Beleuchtung. Sie stiegen unablässig felsab. Nur mitunter, wenn am Horizonte ein Segel im Sonnenglanze aufblitzte, hemmten sie die Schritte unwillkürlich und blickten in die See hinaus, bis es im nächsten Augenblick in der Ferne verschwand. Dann fühlte Hallerstein Karin's Hand in der seinigen aufzucken; ihre Lippen bewegten sich, als wollte sie reden — aber sie sagte nicht, was sie dachte, und senkte stumm den Blick. Tiefe Stille ringsum; nur dann und wann tönte es zu ihnen herauf, wie ferne Hammerschläge. Als sie um eine Felsecke bogen, lag der Strand vor ihnen. Axel und Daniel zimmerten da unten an dem alten, leck gewordenen Boote. Auf dem halben Wege zur Tiefe kam den Hinabsteigenden Rustan entgegengesprungen; er bellte vor Freude so laut, daß es in den Schluchten und Klüften wiederhallte, und umtanzte sie in großen Sätzen, dann aber, als fühlte er, was sie bewegte, wurde er still wie sie, und den Kopf geneigt, ging er langsam hinter ihnen drein.

Als sie vor der Hütte anlangten, empfing sie Vater Claus mit dem Zuruf:

„Baron, die Wellen haben Eure Truhe angetrieben; sie liegt am Strande."

(Schluß folgt.)

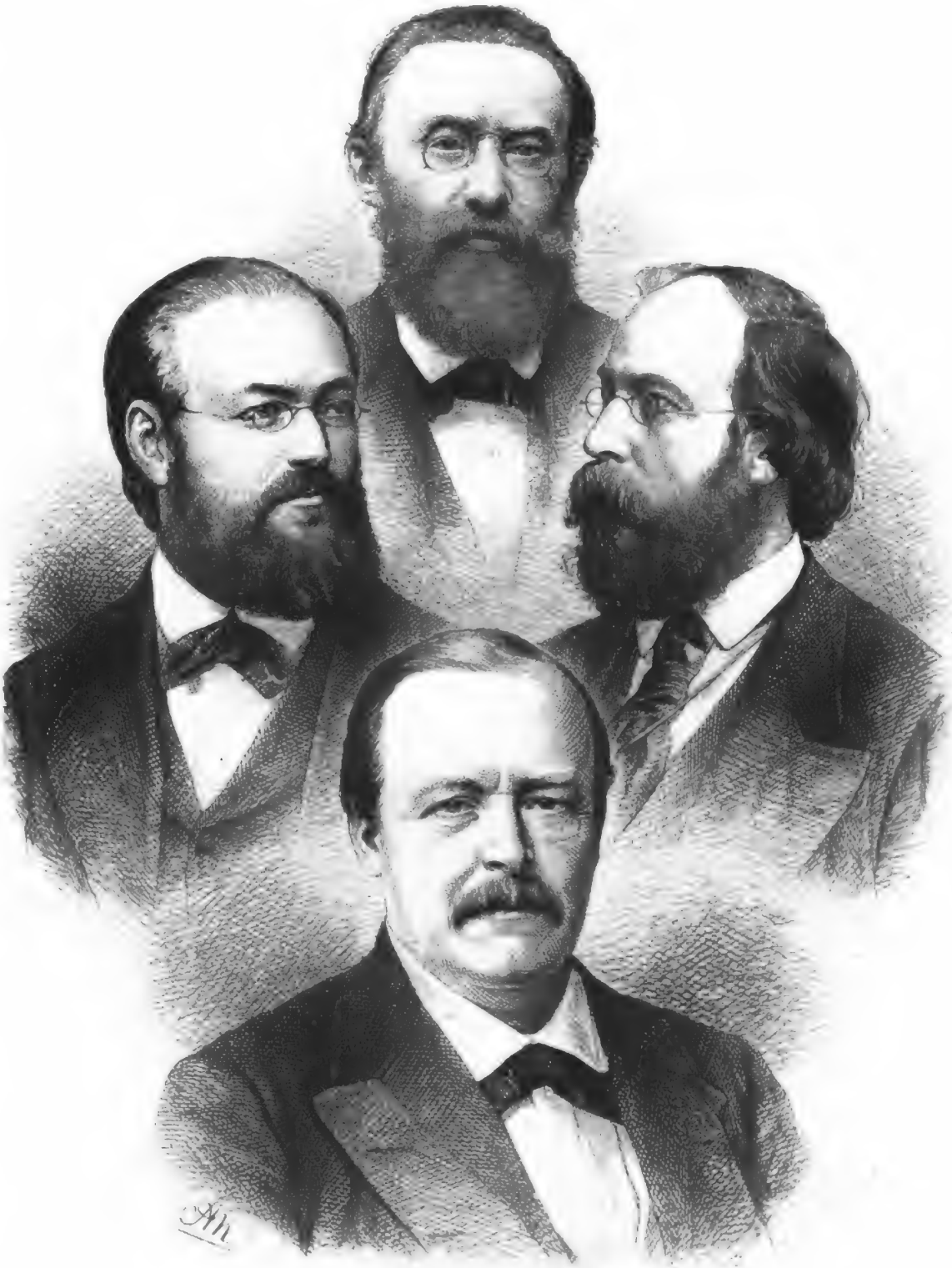
Skizzen aus deutschen Parlamentssälen.

Nr. 2. Die Führer der Secessionisten.

Vom 31. August 1880 datirt der Aufruf, mit welchem eine seitdem mit dem politischen Parteinamen der „Secessionisten" bezeichnete Anzahl von nationalliberalen Mitgliedern unserer Volksvertretung im Reichstage und preußischen Abgeordnetenhause ihre Trennung von dieser Partei ausspricht und zum ersten Male öffentlich zu rechtfertigen sucht. An seiner Spitze wird die Ueberzeugung ausgesprochen: „daß die nationalliberale Partei gegenüber den wesentlich veränderten Verhältnissen nicht mehr von der Einheit politischer Denkart getragen werde, auf der allein ihre Berechtigung und ihr Einfluß beruhten". Der Aufruf betont sodann die Wirksamkeit eines wahrhaft constitutionellen Systems, wie es die deutsche liberale Partei seit ihrer Existenz unverändert erstrebt habe, aus dem allein eine in sicheren Bahnen ruhig fortschreitende Entwickelung unserer Einheit hervorgehen könne, und erklärt festen Widerstand gegen die rückschrittliche Bewegung für die gemeinschaftliche Aufgabe der liberalen Parteien. Zugleich hebt er hervor, daß die wirthschaftliche Freiheit mit der politischen eng verbunden sei, und fährt sodann fort: „Nur unter Wahrung der constitutionellen Rechte, unter Abweisung aller unnöthigen Belastungen des Volkes und solcher indirecten Abgaben und Zölle, welche die Steuerlast vorwiegend zum Nachtheil der ärmeren Volksclassen verschieben, darf die Reform der Reichssteuern erfolgen. Mehr als für jedes andere Land ist für Deutschland die kirchliche und religiöse Freiheit die Grundbedingung des inneren Friedens. Dieselbe muß aber durch eine selbstständige Staatsgesetzgebung verbürgt und geordnet sein. Ihre Durchführung darf nicht von politischen Nebenzwecken abhängig gemacht werden. Die unveräußerlichen Staatsrechte müssen gewahrt und die Schule darf nicht der kirchlichen Autorität untergeordnet werden."

Der bezeichnete Schritt dieser Männer, welche in der citirten Erklärung die Lossagung von ihren bisherigen Parteigenossen proclamirten und zugleich ein Programm für die Einigung der liberalen Parteien in Deutschland aufstellten, in welchem allerdings mit Vorsicht alle zu Meinungsverschiedenheiten Anlaß gebenden Fragen ausgeschieden sind, unterliegt in diesem Augenblick noch der Prüfung und Beurtheilung aller Parteien und nimmt in der Presse wie in öffentlichen Versammlungen die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Nation um so mehr in Anspruch, als an der Spitze der Unterzeichner jenes Aufrufs Männer stehen, die in früheren Zeiten sich als muthige Vorkämpfer des parlamentarischen Rechtsstaats hervorgethan und auf den verschiedenen Gebieten der öffentlichen Thätigkeit sich in ausgezeichneter Weise bewährt haben. Müssen wir auch die Entscheidung über den Werth und die Bedeutung, welche die Nation ihrem Schritte bei-

Digitized by Google



Ludwig Bamberger.

Franz August Freiherr von Stauffenberg. Max von Forckenbeck. Heinrich Rickert.

Die Führer der Secessionisten.

Nach Photographien auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

Digitized by Google

legen wird, den nächsten Wahlen zum Reichstage anheimstellen, so halten wir es doch schon jetzt für unsere Pflicht, unsern Lesern zunächst die leitenden Persönlichkeiten der neuen deutsch-liberalen Gruppe, die wir hier in einem Bilde vereinigt haben, in einer kurzen biographischen Charakteristik vorzuführen.

Von dem Oberbürgermeister Berlins, Max von Forckenbeck, wurde bereits früher in diesem Blatte mit besonderer Auszeichnung berichtet („Gartenlaube" 1867 und 1874), sodaß wir uns heute bezüglich seiner Lebensdaten auf das Nöthigste beschränken können. Geboren am 21. October 1821 zu Münster in Westfalen, der Heimath Waldeck's, zeigt Forckenbeck gleich diesem alle jene Eigenschaften, welche dem Volksstamme der rothen Erde eigen sind, Offenheit, Zähigkeit, Scharfsinn ohne Nüchternheit und Freisinn ohne Phantasterei — mit einem Worte gesunde, hochstrebende Männlichkeit. Nach Beendigung seiner Studien, die auf Rechts- und Staatswissenschaften gerichtet waren, wurde er 1847 als jüngster Richter am Stadtgericht in Glogau angestellt und betheiligte sich sowohl dort, wie bald darauf in Breslau an der Wahlbewegung der Jahre 1848 und 1849 auf's Allerentschiedenste. Zunächst als Vorsitzender des demokratisch-constitutionellen Vereins in Breslau, später als Präsident der liberalen Wahlcommission für Niederschlesien trat er mit solcher Freimüthigkeit und Wärme für die constitutionellen Ideen ein, daß ihn das Ministerium Manteuffel als Rechtsanwalt nach Mohrungen versetzte. Hier, wie später in Elbing, verfocht er eifrig die Interessen der communalen Verwaltung und wurde in Folge dessen sehr bald Stadtverordneter und Vertreter Elbings beim Kreistage. Rascher und rascher stieg von nun an seine Laufbahn aufwärts; 1858 vom Wahlkreise Mohrungen in's Abgeordnetenhaus geschickt, gehörte er in Kurzem zu den anerkannten Führern seiner Partei und that sich im Plenum wie in den Commissionen durch sein tiefes Eindringen in allen wichtigeren Fragen wie durch seine Redegewandtheit in gleichem Maße hervor. Von 1862 bis 1866 Berichterstatter der Budget- und Militärcommission, wurde er 1866 zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt und verwaltete diese Stellung bis 1873, in welchem Jahre er als Oberbürgermeister nach Breslau ging und von dieser Stadt in's Herrenhaus deputirt wurde.

Seit 1867 ist Forckenbeck auch Mitglied des Reichstages, und zwar für Wolmirstedt-Neuhaldensleben und war von 1874 bis 1879 Präsident desselben; seine Unparteilichkeit und persönliche Liebenswürdigkeit traten während dieser seiner Amtsdauer stets so glänzend zu Tage, daß selbst die reactionär gesinnte Majorität des neuen Reichstags ihn als Präsidenten wiederwählte, doch zog er sich freiwillig von diesem Posten zurück, als die Mehrheit bei Berathung der Schutzzölle ihre geringe Uebermacht in krassester Weise ausbeutete und Forckenbeck mit dem Reichskanzler wegen der Angriffe desselben auf Lasker in Differenzen gerieth. 1878 Oberbürgermeister von Berlin geworden, war es Forckenbeck auch, der in einer Rede zu Breslau im December 1878 mit dem hochsinnigen Rufe: „Zurück auf die Schanzen — zur Vertheidigung der bedrohten Errungenschaften" — den ersten mächtigen Anstoß zur Selbstbestimmung des Liberalismus gab, und ferner beim Festbanket erklärte, er habe alles Vertrauen zu den jetzigen Zuständen verloren, sodaß er nicht einmal mehr wage, auch nur auf wenige Tage vorauszusagen, welches wohl die Gruppirungen im deutschen Parlamente sein würden. Diesem unseligen Zustande, sagte er, müsse ein Ende bereitet werden, und nur die Bildung einer großen, auf wahrhaft liberalen Principien fußenden Partei könne dem Lande eine Hoffnung auf Rettung bieten. Man solle sich daher rühren, damit das Unselige, was jetzt beschlossen werde, binnen wenigen Jahren wieder zerstört und hinweg gefegt werde. Was an ihm läge, werde er thun; denn daß er ein liberaler Mann sei, beweise seine Stellung an der Spitze der Stadt Berlin, ein Oberbürgermeister von Berlin könne nur ein freiheitlich gesinnter Mann sein. Aber nicht nur der Gesinnung bedarf es, sondern der That; er trinke daher nicht nur auf das freie, sondern zugleich auf das thatkräftige deutsche Bürgerthum.

Die Angriffe der Reaction, welche der gefeierte Staatsmann in Folge dieses Mahnrufes zu erdulden hatte, waren nur geeignet, seine Popularität bis zu einem Grade zu steigern, der die „Magdeburger Zeitung" zu dem Worte begeisterte: „Wo Forckenbeck steht, da ist auch immer das Herz des deutschen Volkes."

Neben ihm ist an erster Stelle zu nennen Franz August Freiherr von Stauffenberg, eine überaus sympathische und edle Persönlichkeit, deren Ruf besonders in Süddeutschland in alle Kreise gedrungen ist. Er wurde am 4. August 1834 zu Würzburg als Sprößling einer altadeligen, sehr angesehenen Familie geboren, studirte in Heidelberg und in seiner Vaterstadt Jurisprudenz und trat sodann in den baierischen Staatsdienst, aus welchem er aber bereits 1860 schied, um auf seinem Gute Gheißlingen bei Balingen in Württemberg sich als Privatmann ganz seinem Eigenthum und seinen politischen Studien zu widmen.

So ausgerüstet, kam er 1866 in das baierische Abgeordnetenhaus und erhielt hier nicht lange nachher die Leitung der baierischen Fortschrittspartei, welche ihn im Jahre 1873 auch zum Präsidenten der Kammer berief. 1871 wählte ihn die Stadt München zu ihrem Vertreter beim Reichstage, und als solcher gewann er bald das volle Vertrauen seiner eigenen, der nationalliberalen Partei, aber nicht minder die Achtung aller übrigen Parteien, sodaß seine Wahl zum ersten Vicepräsidenten 1876 mit allseitiger Genugthuung begrüßt wurde. Als Redner trat er von Anfang an mit Energie für die entschieden liberalen Principien ein, und ward in dieser Beziehung besonders seine scharfe Rede gegen Tabaksteuer und Monopol am 22. Februar 1878 bedeutsam. Leider hat ihn bis in die jüngste Zeit körperliches Leiden verhindert, sich in so großem Umfange wie früher der parlamentarischen Thätigkeit zu widmen, doch ist gegenwärtig Aussicht vorhanden, daß er demnächst mit neuen Kräften in den Kreis seiner Freunde und seiner Wirksamkeit tritt. Das Vicepräsidium des Reichstages, in welchem er seit 1878 für den Wahlkreis Holzminden Abgeordneter ist, legte er sofort nach dem Rücktritt Forckenbeck's vom Präsidium nieder.

An der Grenze zwischen Nord- und Süddeutschland, in Mainz, ist der dritte Führer der Secessionisten, Ludwig Bamberger, geboren und zwar am 22. Juli 1823. Nachdem er seit 1842 zu Gießen, Heidelberg und Göttingen dem Studium der Rechte obgelegen und später zwei Jahre an den Gerichten seiner Geburtsstadt praktizirt hatte, betheiligte er sich in so hervorragender Weise an der Bewegung des Jahres 1848 und darauf an der Erhebung in Baden, daß er nach Unterdrückung der letzteren zur Flucht in's Ausland genöthigt wurde. In der Schweiz, in Belgien, Holland und England beobachtete er Menschen und Verhältnisse auf's Genaueste und machte sich durch seine finanzielle Begabung derart bekannt, daß ihm nach einigen Jahren das bedeutende Bankhaus von Bischoffsheim und Goldschmidt in Paris die oberste Leitung seiner Geschäfte übertrug. Als im Jahre 1866 die allgemeine Amnestie erfolgte, kehrte auch Bamberger, um sich einzig und allein dem Dienste des Vaterlandes zu widmen, in die Heimath zurück. Das war ein Schritt großer Uneigennützigkeit, da er dieser Rückkehr halber seinen Posten niederlegen mußte und so eine sehr beträchtliche Einnahme verlor. Längst aber war sein Ruhm, eine Autorität in volkswirthschaftlichen Fragen zu sein, auch über den Rhein gedrungen, und seine Heimathsstadt deputirte ihn deshalb 1868 zunächst in's Zollparlament und sodann in den Reichstag, dem er noch heute als eines der tüchtigsten und berufensten Mitglieder angehört.

Vorzüglich sind seine Reden über Münz- und Gewerbegesetzgebung geschätzt, da er wie kaum ein anderer in der Praxis und Theorie finanzieller und ökonomischer Angelegenheiten gleich bewandert ist. Neben seiner Thätigkeit im Reichstage sind jedoch auch seine schriftstellerischen Publicationen von großem Werthe. Die hauptsächlichsten seiner sehr formgewandten Schriften beschäftigen sich mit der Arbeiterfrage, die er unter dem Gesichtspunkt des Vereinsrechtes in detaillirtester Form behandelt hat, und mit der Reichswährungsfrage. Mit entschiedenem Nachdruck ist er in jüngster Zeit gegen den deutschen Socialismus aufgetreten.

Gleichfalls in der Vorderfront der neuen Partei steht Heinrich Rickert, der, 1833 zu Putzig im Danziger Regierungsbezirk geboren, sich nach Beendigung seiner Studien, die sich wesentlich auf Chemie und Naturwissenschaft überhaupt erstreckten, zunächst der journalistischen Carrière zuwandte und hinter einander Mitarbeiter, Redacteur und Miteigenthümer der „Danziger Zeitung" wurde. Seine Wirksamkeit fand raschen und anhaltenden Beifall bei seinen Mitbürgern, sodaß er schon nach einigen Jahren als Stadtverordneter und weiterhin als unbesoldeter Stadtrath in die Verwaltung Danzigs berufen wurde. Mit Eifer widmete er sich den Geschäften, welche ihm diese Verwaltung auferlegte, und vor Allem war es das Gebiet der Armenpflege, auf welchem er Wichtiges

Digitized by Google

leistete. 1870 wurde er zum Landtags-, 1874 auch zum Reichstagsabgeordneten Danzigs gewählt und übernahm 1874 nach Einführung der neuen Provinzialordnung das Landesdirectorat der Provinz Preußen, ein Amt, das er jedoch in Folge der Theilung der Provinz wieder niederlegte. Im Parlament zählt Rickert zu den hervorragendsten, besonders in wirthschaftlichen Dingen allseitig erfahrenen Rednern. Sein persönliches Wesen erscheint mild und versöhnlich, und er war nicht selten geneigt, mit der Regierung einen Compromiß zu schließen.

Um so charakteristischer ist es für die heutige innere Lage, daß selbst ein so versöhnlich gesinnter Geist vor einer Unterstützung des Herrn von Puttkamer zurückschente und an die Spitze der Opposition in der nationalliberalen Partei trat, welche, über vierzig Mitglieder stark, die kirchenpolitische Vorlage von 1880 auf's Nachdrücklichste verwarf.

Unter den Unterzeichnern des Aufrufs vom 31. August dieses Jahres begegnen uns noch andere allbekannte und klangvolle Namen von Männern, die den Lesern der „Gartenlaube“ nicht unbekannt sind, wie der humorvolle Präsident des volkswirthschaftlichen Congresses Dr. Karl Braun, Gustav Lipke, Reichstagsabgeordneter für Schwarzburg, Georg von Bunsen, Alexander Meyer. Lasker, der einen wesentlichen Einfluß auf die Initiative der Unterzeichner geübt, hatte zunächst den Aufruf nicht unterschrieben, da er ja bereits früher ausgetreten war. Von anderen Männern, meist früheren Parlamentariern, die ihren Beitritt bereits ausgesprochen, nennen wir Justizrath Lesse, Dr. Kapp, den ausgezeichneten Historiker und Kenner überseeischer Zustände, und den allverehrten Professor Theodor Mommsen, der in einer gewissermaßen constituirenden Versammlung am 8. September sich mit Wärme für die Motive und Ziele der Secession aussprach.

Wenn die Secessionisten sich das Ziel gesteckt, nicht eine neue Fraction, sondern den Stamm der großen liberalen Partei der Zukunft zu bilden, so ist diesem Bestreben von Seiten aller freisinnigen Vaterlandsfreunde nur Glück zu wünschen. Zeit ist es allerdings, daß das deutsche Bürgerthum wieder einmal aus seinem politischen Schlummer aufgerüttelt werde und die Zuversicht zum endlichen Siege der liberalen Ideen wieder Kraft gewinne. Die Zersplitterung der liberalen Partei in sich schließlich feindselig bekämpfende Fractionen hat bereits Schaden genug gestiftet, und so muß ja endlich dem freisinnig und unabhängig denkenden Theile der Nation mit zwingender Macht sich die Erkenntniß aufdrängen, daß nur die Vereinigung aller wirklich freisinnigen Parteien im Stande ist, die Indifferenten und Kleinmüthigen im Volke wiederzugewinnen, die Regierung von weiteren reactionären Schritten zurückzuhalten und dem Liberalismus den gebührenden Einfluß auf die Staatsverwaltung zu sichern.

Heinrich Steinitz.

Telektroskop und Photophon.

Die merkwürdigen Eigenschaften des Selen. — Das Selenauge von Siemens. — Adriano de Paiva's elektrisches Teleskop. — Senlecq's telegraphische Photographie. — Hörbare Schatten. — Bell's Photophon und die Licht-Telegraphie. — Licht als Schallerreger.

Wer erinnerte sich nicht aus seiner Jugend noch jener Märchen, in denen ein Zauberspiegel die Hauptrolle spielt, in welchem man sehen kann, was in fernen Landen vor sich geht? Schon seit Jahresfrist schwirren in der ausländischen Presse, namentlich in den amerikanischen Journalen, Gerüchte über eine Verwirklichung dieses Märchentraums, das heißt über ein Instrument, welches für das Auge leisten soll, was das Telephon für das Ohr zur Wirklichkeit erhoben hat. Wir würden den Leser mit diesen augenblicklich in der Luft liegenden Zukunftsträumen nicht unterhalten, wenn in einer ähnlichen Richtung nicht bereits Schritte gethan wären, die überaus merkwürdige Ergebnisse geliefert haben. „Wollt ihr wissen, was für Augen es sind, womit ich sie sehe durch alle Land'?“ fragte einst Walther von der Vogelweide, und der Zukunfts-Elektriker hofft ihm antworten zu können: „es sind Augen, die man aus Selen gemacht hat“. Zunächst also einige Worte über diesen bisher fast unbenutzten, aber mit einem Male sehr hoffnungsvoll gewordenen Stoff selbst!

Im Jahre 1817 unternahmen die berühmten Chemiker Berzelius und Gottlieb Gahn eine Untersuchung der früher gebräuchlichen Fabrikationsmethode der Schwefelsäure durch Rösten von Schwefelkiesen. Sie fanden in dieser Säure einen röthlichen oder hellbraunen Bodensatz, der vor dem Löthrohre einen eigenthümlichen Geruch verbreitete, nicht unähnlich demjenigen, welcher nach Klaproth den Tellurverbindungen eigen ist. Genauere Untersuchungen ergaben, daß in diesem Niederschlage wirklich ein dem Tellur ähnliches Element vorhanden war, dem Berzelius den Namen Selen (nach der Mondgöttin Selene) beilegte, um dadurch der Verwandtschaft mit dem nach dem Erdgotte Tellus benannten Tellur Rechnung zu tragen. Mit der Zeit erkannte man, daß es dem Schwefel beinahe noch ähnlicher ist, und daß es mit diesem, dem Phosphor und anderen Elementarstoffen die Eigenthümlichkeit theilt, in verschiedenen (allotropischen) Zuständen aufzutreten, die sich durch sehr ungleiche physikalische Eigenschaften auszeichnen. Nach einigen weniger eindringenden Beobachtungen von Knox wies der deutsche Physiker Hittorf zuerst (1852) nach, daß das bei sehr langsamer Abkühlung des geschmolzenen Selens entstandene sogenannte „metallische“ Selen, welches einen matten Bleiglanz zeigt und selbst in dünnen Blättchen völlig undurchsichtig ist, die Elektricität leitet, während das schnell abgekühlte, glänzend schwarze und in dünnen Blättchen rubinroth durchscheinende, sogenannte „glasige“ Selen die Elektricität gar nicht leitet. Hittorf bemerkte ferner, daß das Sonnenlicht auf den Uebergang der einen Modification in die andere von großem Einflusse ist, und diese Beobachtung ist in Hinblick auf die neueren Entdeckungen von besonderem Interesse.

Das Selen hatte lange Zeit nur für den Fachchemiker Interesse, bis der Elektriker Willoughby Smith auf die Idee kam, Barren von metallischem Selen, wegen ihres großen Leitungswiderstandes, als Hülfsmittel bei der Legung und Prüfung der unterseeischen Telegraphenkabel anzuwenden. Der als gleichbleibend vorausgesetzte Leitungswiderstand wurde hierbei außerordentlich veränderlich gefunden, und der Assistent des Genannten entdeckte, daß dieser Widerstand geringer war, wenn der Selenbarren sich im Lichte befand, als wenn er von Dunkelheit umgeben war.

Smith theilte diese anfangs mit Unglauben aufgenommene Entdeckung im Februar 1873 der gelehrten Welt mit. Sie wurde aber bald von einer Reihe von Physikern, unter denen wir Sale, Draper, Moß, Adams, Lord Rosse, Day, Sabine und Andere nennen, bestätigt, und die fortgesetzten Versuche dieser Männer ergaben, daß es nur die sichtbaren Lichtstrahlen sind, die je nach ihrer Intensität und Schwingungsart das metallische Selen stärker oder schwächer beeinflussen und zwar derartig, daß es genau in demselben Maße die Elektricität besser leitet, in welchem die Stärke des auf dasselbe wirkenden Lichtes zunimmt.

Das Verdienst, diese Entdeckung zuerst praktisch verwendet zu haben, gebührt dem berühmten Berliner Elektriker Werner Siemens. Ihm gelang es zuerst, sogenannte Selenzellen herzustellen, in denen theils durch eingelegte Platindrähte, theils durch Verwendung von Metallen, die mit dem von ihnen umschlossenen Selen an der Berührungsfläche chemische Verbindungen bilden, der Leitungswiderstand so vermindert ist, daß diese Zellen die höchste Empfindlichkeit gegen Licht zeigen und die Elektricität im Lichte fünfzehnmal besser leiten als im Dunkeln. Wir haben den Lesern der „Gartenlaube“ schon früher (Jahrgang 1876, Seite 780) erzählt, daß Werner Siemens mittelst seiner sehr empfindlichen Selenzellen ein elektrisches Photometer zum Messen der verschiedenen Lichtstärken construirt hat, während sein Bruder Wilhelm Siemens in London sie zur Herstellung eines künstlichen Auges verwendete, welches wie ein lebendes, von zu starkem Lichte geblendet, die Lider schloß, und im Stande war, die verschiedenen Farbentöne durch mehr oder minder starke Bewegungen einer Magnetnadel zu unterscheiden.

Wir bitten den geneigten Leser die genauere Beschreibung dieses Selen-Auges an der obigen Stelle nachlesen zu wollen; denn an ein derartiges, dem thierischen Auge in seinem gesammten Bau noch genauer nachgebildetes Auge haben verschiedene Physiker

Digitized by Go

der Neuzeit gedacht, indem sie von der Herstellung eines elektrischen Fernschauers (Telektroskop) träumten. Das Auge der Wirbelthiere stellt bekanntlich einen der Dunkelkammer (Camera obscura), wie sie die Photographen zur Bilder-Aufnahme gebrauchen, im bilderzeugenden Theile sehr ähnlichen Apparat dar, dessen Bildfläche, die Netzhaut, mosaikartig in kleine Felder getheilt ist, von denen je eine empfindende Nervenfaser, mit den andern zu einem ziemlich dicken Strange (Sehnerv) vereinigt, zum Gehirne läuft.

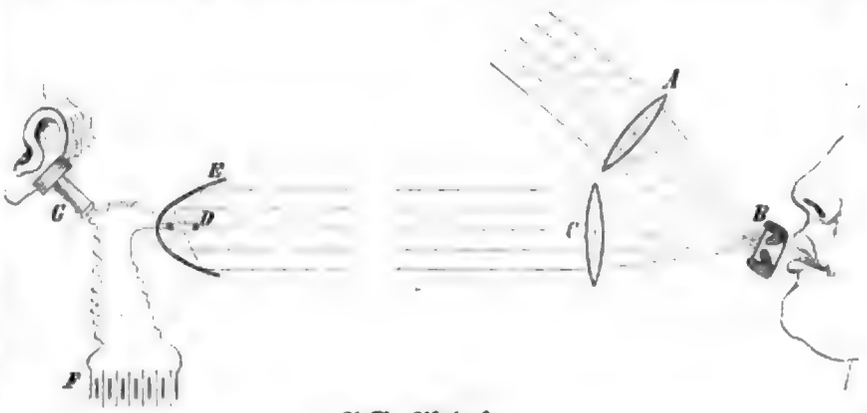
Eine ähnliche Dunkelkammer, deren Bildfelder aus Selenzellen bestehen, durch welche ebenso viele getrennte elektrische Ströme gehen, soll demnach den Aufnahme-Apparat des sogenannten elektrischen Teleskopes darstellen, welches sich ein amerikanischer Ingenieur, der sich Adriano de Paiva nennt, — erträumt hat. In den zu einem Kabel vereinigten Leitungsdrähten der Selenzellen würden demnach ebenso viele elektrische Ströme circuliren, deren Stärken durch die Helligkeit und Färbung der einzelnen Bildfelder bestimmt würden; denn je stärker eine Selenzelle beleuchtet wird, um so mehr Elektricität fließt hindurch.

Es käme also nur noch darauf an, diese metallenen Nervenfäden wiederum zu einer musivischen Bildfläche ähnlicher Art auszubreiten, auf welcher dann die entsprechenden Ströme die erregenden Helligkeiten und Farbentöne wieder zu erzeugen hätten, um ein elektrisches Auge zu haben, welches in Berlin oder Leipzig die Landschaften und Vorgänge zeigen würde, auf die sich in New-York oder Australien das Aufnahme-Auge soeben gerichtet hätte. Der hinter dem obengenannten Pseudonym verborgene speculative Amerikaner hat leider auszuführen vergessen, wie er sich die genauere Einrichtung des Wiedererzeugungs-Apparates denkt. Er beabsichtigte freilich wohl weiter nichts, als sich die Priorität eines Traumes zu sichern, dessen Erfüllung ja in den Grenzen des Denkbaren und Möglichen zu liegen scheint.

Greifbarer ist schon in dieser Richtung das Project eines Franzosen, des Herrn Senlecq von Ardres, in welchem es sich einzig um die elektrische Uebermittlung des auf der matten Glasplatte einer Camera obscura entstehenden Bildes vermittelst des nur einer einfachen Leitung bedürfenden, zeichnenden Telegraphen handeln würde. Auch hier müssen wir der Kürze halber den geneigten Leser ersuchen, eventuell die genauere Beschreibung der zeichnenden Telegraphen in einem früheren Jahrgange der „Gartenlaube“ (1877, S. 49) freundlichst nachlesen zu wollen. Bei denselben läuft, wie wir kurz wiederholen wollen, eine Metallspitze in engen Parallellinien über die zu telegraphirende Linienzeichnung oder Handschrift, die mit einer besonderen Tinte auf Metallgrund gemacht ist, her und hin, als ob sie den letzteren mit einer Schraffirung bedecken sollte. Durch diesen Stift geht beständig ein elektrischer Strom, der nur durch die Tinte unterbrochen wird, wenn die Metallspitze einen Strich der Zeichnung kreuzt, in die Ferne. Die durch ein künstliches Uhrwerk in völlig gleichem Gange erhaltene Zeichenspitze des Empfangapparates zeichnet nun dieselben engen Parallellinien in einem durch den elektrischen Strom erzeugten Farbstoff auf präparirtes Papier, und nur an den Kreuzungsstellen der Zeichnung, wo der Strom ausbleibt, entsteht auf der Empfangsstation eine weiße Stelle, sodaß sich die Zeichnung hell auf farbigem Grunde daselbst wiedererzeugt. Eine ähnliche Spitze, wie die des Absenders beim zeichnenden Telegraphen, aber eine aus metallischem Selen bestehende, soll nun in Senlecq's Telektroskop das Bild der Camera obscura „abtasten“, und seinen verschiedenen Schattirungen und Farbentönen entsprechend modificirte elektrische Ströme in die Ferne senden. Die zeichnende Spitze der andern Station soll dann aus einem weichen Bleistift bestehen, der um so stärker gegen das Papier gedrückt wird, je schwächer die ankommenden Ströme sind, und umgekehrt, und somit wird dieser Stift das Bild der in der Ferne aufgestellten Dunkelkammer getreu wiedergeben. Wir wollen nur noch bemerken, daß verschiedene andere Physiker ähnliche Verkörperungen dieser, wie gesagt, in der Luft liegenden Idee ausgesonnen haben, wahrscheinlich, ohne daß eines dieser Projecte das Stadium der Ausführung erreicht hat.

Anders verhält es sich mit einer Anwendung derselben Eigenschaft des Selens, die der berühmte Erfinder der sich allseitig bewährenden Form des Telephons, Professor Alexander Graham Bell, gemacht hat, und bei der es sich sozusagen darum handelt, den Lichtstrahl zu hören. In einem vor der Londoner Royal Institution am 17. Mai 1878 gehaltenen Vortrage sprach Bell von der Möglichkeit, einen Schatten zu hören durch Unterbrechung der Wirkung des Lichtes auf Selen. Dies führte ihn auf den Versuch, die menschliche Sprache oder andere Töne mit Hülfe eines Bündels paralleler Lichtstrahlen, also ohne Vermittelung eines Drahtes, in die Ferne zu senden, woselbst sie, durch Selen in Schwankungen elektrischer Ströme übersetzt, in einem Telephone gehört werden können. Wir wollen nicht von den Schwierigkeiten erzählen, die sich ihm auf diesem Wege entgegenstellten, sondern nur darlegen, in wie einfacher oder geradezu eleganter Weise er dieses Problem im Verein mit Sumner Tainter gelöst hat.

Wie dem Leser bekannt sein wird, werden in dem Telephon nicht die elektrischen Ströme, sondern die Schwankungen derselben hörbar, und wenn man die Tonschwingungen in entsprechende Undulationen (Schwingungen) von Lichtstrahlen umwandeln könnte, die man durch eine Glaslinse parallel macht, so würde man diese Undulationen leicht in bedeutende Entfernungen senden können, um sie dort mittelst einer empfindlichen Selen-Vorrichtung zuerst in elektrische Schwankungen und diese dann im Telephon wieder in Töne zurückzuwandeln.



Bell's Photophon.

Nachdem die Erfinder sich zunächst durch Erhitzen von gewöhnlichem Selen bis zum beginnenden Schmelzen ein noch viel empfindlicheres „metallisches“ Selen, als man bisher kannte, bereitet und dieses in möglichst entsprechender Form zu einem „Empfänger“ verarbeitet hatten, konnte die Hauptschwierigkeit als überwunden gelten; denn die Verwandlung der Tonschwingungen in undulirende Lichtstrahlen — man gestatte der Kürze wegen diesen nicht völlig einspruchfreien Ausdruck — macht so wenig Schwierigkeiten, daß dem dazu dienenden Apparate nicht weniger als fünfzig verschiedene Formen gegeben werden konnten, die alle mehr oder weniger vollkommene Ergebnisse lieferten. Wir wollen indessen hier nur die bewährteste und einfachste Form dieser Vorrichtung, welcher ihre Erfinder den Namen Photophon (Lichtsprecher) beigelegt haben, kurz beschreiben. Dieselbe besteht aus einem ebenen Spiegel (B) von elastisch biegsamem Stoff (am besten aus versilbertem Glimmer), auf dessen Rückseite mittelst eines kleinen Schalltrichters die Stimme des Sprechenden gerichtet wird. Das auf den Spiegel durch eine Glaslinse (A) concentrirte Sonnen- oder Lampenlicht wird dadurch in Schwingungen zurückgeworfen, die denen des Spiegels entsprechen. Auf der Empfangsstation, die bei Anwendung von elektrischem oder Sonnenlicht, wenn die Strahlen durch eine zweite Linse (C) wieder parallel gemacht worden sind, sehr weit entfernt sein kann, werden die Strahlen von einem paraboloischen Hohlspiegel (E) aufgenommen, in dessen Brennpunkt sich die lichtempfindliche Selen-Vorrichtung (D) befindet, die mit dem Localstrom einer Batterie (F) und einem Telephon (G) verbunden ist. (Siehe die Figur.)

Mit diesem Apparate sind eine große Anzahl von Versuchen angestellt worden, die ergaben, daß das gesprochene Wort und andere Töne auf das Getreueste in Lichtschwankungen verwandelt werden konnten, welche dieselben nach Entfernungen trugen, in denen das gesprochene Wort selbst nicht mehr gehört werden

Digitized by Google

konnte. Bei einem der ersten dieser Versuche befand sich Tainter mit dem Absende-Instrument auf dem Thurme der Franklin-Schule zu Washington, während Professor Bell den empfindlichen Empfänger in einem 213 Meter entfernten Fenster seines Laboratoriums aufgestellt hatte. Als Professor Bell das Telephon an's Ohr hielt, vernahm er deutlich von dem beleuchteten Empfänger die Worte: „Herr Bell, wenn Sie hören, was ich sage, kommen Sie an's Fenster und schwenken Sie den Hut!"

Es ist kein Zweifel, daß man durch den Lichtsprecher auch auf bedeutendere Entfernungen mündlich mit einander wird verkehren können, während also keinerlei Leitung zwischen den beiden Punkten erforderlich ist. Dieser Verständigungsweg kann aber für Zwecke des Krieges und der Schifffahrt sehr wichtig werden, für welche schon bisher die Lichttelegraphie die einzige Zuflucht blieb und auch in den neueren Kriegen vielfach verwendet worden ist. Wir haben in einem früheren Artikel der „Gartenlaube" (1876, Seite 196) die Schwierigkeiten, mit denen die Lichttelegraphie zu kämpfen hat, ausführlich dargelegt, und man erinnert sich vielleicht noch, daß die beste Methode darauf hinauslief, durch längere oder kürzere Lichtblitze die aus Strichen und Punkten bestehenden Zeichen des Morse-Alphabets nachzuahmen. Natürlich ist diese Methode ebenso umständlich wie zeitraubend, den Leistungen des Photophons gegenüber, bei welchen man das gesprochene Wort unmittelbar vernimmt, und es dürfte in Zukunft nicht mehr so leicht gelingen, die in einer größeren Festung eingeschlossenen Truppentheile von einer Verständigung mit der zum Entsatze heranrückenden Armee abzuhalten.

Es wird schwerlich ein Instrument geben, durch welches die Uebertragungsfähigkeit der Naturkräfte in einander wirksamer vor Augen geführt werden könnte, als durch das Photophon. Tonschwingungen werden in Lichtwogen, diese in Schwankungen elektrischer Ströme, diese in magnetische Schwellungen und letztere endlich wieder in Tonschwingungen verwandelt, sodaß der Cyklus beinahe aller uns bekannten physikalischen Kräfte dabei durchlaufen wird. Natürlich darf man dies nicht so verstehen, als ob die Tonschwingungen in Lichtätherschwingungen ꝛc. verwandelt worden wären. Der Rhythmus der in den verschiedensten Weisen wiederholten Schwingungen blieb immer derselbe; es war leuchtendes, elektrisches und magnetisches Tönen, nichts Anderes. Die Tonschwingung wird durch strahlendes Licht wiedergegeben und ließ sich im Verfolg dieser Versuche dem strahlenden Lichte auch ohne hörbare Einflusse auf Spiegel oder Lichtspalten aufprägen. In der Akustik gebraucht man zur Darstellung der Schwingungszahlen eine Scheibe, die am Rande mit gleichmäßig vertheilten Oeffnungen versehen ist. Bläst man durch diese Löcher, während die Scheibe schnell gedreht wird, so entsteht ein lauter Ton, dessen Höhe von der Zahl der Oeffnungen abhängt, die in der Secunde vor dem Blasrohre vorübergehen. Dreht man das Rad dieser sogenannten Sirene doppelt so schnell wie vorher, so entsteht die Octave des vorherigen Tones.

Bell und Tainter kamen nun auf die Idee, an Stelle der Luft Licht durch die Oeffnungen der Sirene strömen zu lassen, und die so erzeugten regelmäßigen Lichtblitze brachten durch Vermittelung der Selenzelle im Telephon musikalische Klänge hervor, obwohl der Absender ein vollkommen stummer Apparat war. Ein einfaches Kerzenlicht genügte, um auf diese Weise musikalische Klänge von abwechselnder Höhe im Telephon hervorzurufen, und bei Anwendung energischerer Lichtquellen würde man leicht musikalische Signale durch Vermittelung des Lichtes in bedeutende Entfernungen senden, und durch abwechselnde Abblendungen des Lichtes auch das Morse-Alphabet ebenso in Töne umsetzen können, wie man es mit Signalpfeifen im Nebel versucht hat.

Diese Methode bot für genauere Untersuchungen die große Bequemlichkeit, daß man den Empfangsapparat mit dem stummen und deshalb die Beobachtung gar nicht störenden Absender in demselben Raume aufstellen konnte. Bell bediente sich deshalb der Lichtsirene zu ferneren Versuchen, bei denen es ihm namentlich darauf ankam, zu ermitteln, welche Antheile des strahlenden Lichtes die Hauptwirkung auf das Selen übten, und ob auch die Wärmestrahlen dabei betheiligt seien. Er ließ zu diesem Zwecke das intermittirende Licht durch verschiedene Substanzen fallen und beobachtete dabei die auffallende Thatsache, daß selbst einzelne ganz undurchsichtige Substanzen, wie z. B. ein Blatt Hartgummi, die Wirkung auf die Selenzelle nicht völlig unterbrachen. Obwohl die Selenzelle mit dem Telephon sich ungefähr zwölf Fuß von der Hartgummischeibe befand, so wurde sie dennoch von unsichtbaren Strahlen erreicht, die durch die Hartgummischeibe hindurch gingen, und im Telephon wurde der vorige musikalische Ton, wenn auch geschwächt, weiter vernommen und erst unterbrochen, wenn man ein neues Hinderniß, z. B. die Hand, in den Weg der unsichtbaren Strahlen hielt. Bei weiterer Verfolgung dieser Versuche gelangten die Experimentatoren dazu, an der Hartgummiplatte selbst zu horchen, und es zeigte sich, daß dieselbe einen den Bewegungen der Lichtsirene entsprechenden lauten musikalischen Ton von sich gab, der namentlich deutlich wurde, wenn man die Platte durch ein Hörrohr behorchte. So wurde also diese Platte durch die in regelmäßiger Folge auf dieselbe treffenden Lichtstöße in hörbare Schwingungen versetzt, und es ergab sich, daß die meisten Substanzen zu tönen beginnen, wenn sie in Form dünner Scheiben einem schnell und häufig unterbrochenen Lichtstrahle ausgesetzt werden. Damit ist eine ganze Folge höchst merkwürdiger Erscheinungen entdeckt, die alle auf der Wirkung kleiner, aber unablässig wiederholter Anstöße beruhen und von denen wir nicht wissen können, zu welchen neuen Entdeckungen sie uns führen werden. Diejenigen unserer Leser, die noch näher in das neueröffnete Forschungsgebiet einzudringen wünschen, verweisen wir auf den soeben auch in deutscher Sprache erschienenen Vortrag,* in welchem Professor Bell zuerst über seine merkwürdigen Beobachtungen Bericht erstattet hat und dem wir eine Anzahl der hier mitgetheilten Thatsachen, sowie die Abbildung, entnommen haben. **Carus Sterne.**

* „Das Photophon". Vortrag, gehalten in der neunundzwanzigsten Jahresversammlung der amerikanischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften zu Boston im August 1880 von Alexander Graham Bell. Aus dem Englischen. Leipzig. Quandt und Händel, 1880.

Zwei Gedichte von Rudolf von Gottschall.*

1. Weltblick.

Wend' ich meinen Blick zum blauen,
Unbegrenzten Himmelszelt,
Wird von wunderbarem Schauen
Oft die Seele mir erhellt.

Vor des innern Lichtes Scheine
Schwindet plötzlich Zeit und Raum,
Blick' ich auf das ewig Eine
Aus der Dinge dunklem Traum.

Wurzeln schlag' ich tief im Grunde;
Sterne sind der Wipfel Zier,
Und der Welt geheime Kunde
Strömt durch alle Adern mir.

Ob das arme Ich verloren
Wie der Brandung Schaum zerschellt,
Gleich dem Phönix neu geboren
Wird mein Geist zum Geist der Welt.

* Diese Gedichte entnehmen wir den soeben in zweiter Auflage erschienenen „Friedens- und Kriegsgedichten" unseres als Dramatiker, Epiker und Literarhistoriker allgefeierten langjährigen Mitarbeiters. Rudolf von Gottschall's Lyrik ist bisher viel weniger Gemeingut der Nation geworden, als seine mit Recht gepriesenen Erzeugnisse auf den anderen Gebieten des literarischen Schaffens. Um so freudiger weisen wir bei Gelegenheit dieser Neu-Ausgabe seiner „Friedens- und Kriegsgedichte" auf den Lyriker Gottschall hin. Seine Muse ist vor Allem heimisch auf dem Gebiete der Gedankendichtung großen Stils, aber auch im stimmungsvollen Liede, in der dramatisch gestaltenden Ballade wie der schwungvollen patriotischen Hymne schlägt sie einen eigenartigen, stets eindrucksvollen Ton an. Alle diese Vorzüge der Gottschall'schen Dichtweise bringen auch die „Friedens- und Kriegsgedichte", die wir hiermit der allgemeinen Beachtung — namentlich auch im Hinblick auf den Weihnachtstisch — empfehlen möchten, vollgültig zur Anschauung. **D. Red.**

Digitized by Google

2. Dem Mond.

Ich flüchte aus dem Licht der Sonnen
In deine bleiche Schattenwelt;
Erquickung strömt, ein frischer Bronnen,
Dein Strahlenquell am Himmelszelt.
Du wandelst über fernen Gipfeln
Wie ein geheimes Sehnen hin,
Und über den verklärten Wipfeln
Schwebst du, der Blüthen Königin.

Aufdringlich ist des Tages Leuchte,
Die spähend in's Verborg'ne schaut:
Dich grüßt die Flur, die thränenfeuchte,
Die dir ein stilles Weh vertraut.
Und wachgeküßt von nächt'gen Winden
Erschließt die scheue Blume sich;
Wenn Schatten sich zu Schatten finden,
Ergreift's die Seele heimathlich.

Ja, leuchten mag den ewig Klaren
Das Taggestirn mit prächt'gem Schein;
Ein ahnungsvolles Offenbaren
Quillt aus der Mondennacht allein.
Wenn zwischen Blumen unter Sternen
Der Falter durch den Dämmer schwebt,
Dann wirst du das Geheimniß lernen,
Das zwischen Erd' und Himmel webt.

Dann schmilzt und löst sich alles Feste,
Und jede starre Schranke bricht;
Dann scheint das Schlimmste wie das Beste
Dir nur das gleiche Traumgesicht:
Der Mächt'gen Trotz, die Noth der Armen,
Der Tugend Qual, des Frevels Lust,
Und mit unendlichem Erbarmen
Erfüllt der Menschheit Loos die Brust.

Kaiser Josef.

Nachdruck verboten.

Den Deutsch-Oestreichern zur Säcularfeier von Josefs Thronbesteigung gewidmet

von Johannes Scherr.

Ich nenne Deutschland gern unser gemeinschaftliches Vaterland, weil ich es liebe und stolz darauf bin, ein Deutscher zu sein.
Kaiser Josef am 13. Juli 1787 an den Koadjutor Dalberg.

Salati publicae vixit non diu sed totus (er lebte dem Gemeinwohl, nicht lange, aber ganz).
Inschrift seines Denkmals.

1.

In der zweiten Morgenstunde vom 13. März 1741 gebar Maria Theresia, die schönste Frau ihrer Zeit und eine der besten aller Zeiten, ihren ältesten Sohn Josef, welcher nachmals als Nachfolger seines Vaters Franz Stefan von Lothringen-Toskana in der schon sehr schein- und schemenhaft gewordenen deutschen Kaiserwürde Josef der Zweite hieß.

Die Geburt des Knaben fiel mitten in die schon angehobenen Drangsale und Nöthen des östreichischen Erbfolgekrieges, in eine Zeit also, wo, wie Maria Theresia noch 31 Jahre später mit Seufzen bezeugte, „alle meine Länder angefochten wurden und gar nit wußte, wo ruhig niederkommen sollte." Josefs Eintritt ins Leben war demnach von Vorzeichen umgeben, welche auf Unrast, Kampf und Sorge hindeuteten, und die Vorzeichen trogen nicht. Das Dasein dieses wahrhaft erlauchten Fürsten war voll Mühsal und Bitterkeit. Er hat in seinen 49 Lebensjahren soviel Verkennung und Undank erfahren, hat eine solche Last von Mißgeschicken und Widerwärtigkeiten, Enttäuschungen und Demüthigungen zu tragen gehabt, daß einer der Dichterlinge, welche um ihn die Todtenklage erhuben, jener Mönch Eulogius Schneider, der nachmals zum Apostel und Opfer des französischen Jakobinerthums wurde, den unglücklichen Kaiser wohl den „Dulder Josef" nennen durfte.

Sein Unglück begann mit seiner Erziehung. Die Folgen der hispanisch-bigoten Abmauerung Oestreichs von Deutschland, wie sie seit Ferdinand dem Zweiten habsburgischer Staatsgrundsatz gewesen, waren der Art, daß zur Zeit von Josefs Kindheit, Knaben- und Jünglingsjahren dort gar keine Erzieher vorhanden sein konnten, welche das Zeug besessen hätten, den Prinzen auf die außerordentlich schwierige Herrscherrolle, welche er dereinst übernehmen sollte, genügend, auch nur annähernd genügend vorzubereiten. Gewiß war Maria Theresia eine ebenso zärtliche und sorgsame Mutter, als sie eine Gattin war, deren Tugend, Sittsamkeit und Pflichttreue in einer Epoche, wo schamloseste Ausschweifung an den Höfen für selbstverständlich galt und die herrschende moralische Pestilenz auch in der vornehmen Frauenwelt nur allzu große Verheerungen anrichtete, niemals auch nur von einem Schatten von Verdacht gestreift wurden. Aber die Kaiserin-Königin war trotz der nicht geringen Dosis von gesundem Menschenverstand, welche sie besaß, in einen zu engen Kreis der Anschauung und des Wissens gebannt, als daß sie hinsichtlich der Erziehung und Unterrichtung ihres Sohnes hätte darüber hinausgreifen wollen oder können. So waren denn Josefs Lehrer der Mehrzahl nach Mitglieder des Jesuitenordens, und es ist ja bekannt, in welchem seellosen Formalismus die Jesuitenpädagogik von dazumal sich bewegte oder vielmehr nicht bewegte, sondern stagnirte. Die Mutter hatte ein wachsames Auge darauf, daß der Knabe körperlich nicht verzärtelt würde, und er ist in Folge dessen zu einem Manne herangewachsen, welcher längere Zeit hindurch die oft übermäßigen Strapazen, die er sich zumuthete, rüstig und ohne Schädigung seiner Gesundheit zu ertragen vermochte. Allein inbetreff der Anstrengung und Uebung des Geistes ihres Sohnes huldigte Maria Theresia weniger gesunden Ansichten. Denn ihre bestimmte Willensmeinung ging dahin, daß man dem Prinzen allen Lehrstoff spielend beizubringen suchen müßte, und die genauere Befolgung dieser Maxime vonseiten der Lehrer Josefs mußte zu übeln Ergebnissen führen. Von einem gründlichen Lernen war der guten, ja theilweise glänzenden Begabung des Knaben ungeachtet keine Rede, sondern derselbe gerieth frühzeitig in eine fahrige Vielwisserei hinein, die sich gar bald zu einem hochmüthigen Herabsehen auf seine allerdings bornirten Lehrer und Erzieher aufsteifte. Er fühlte sich denselben geistig überlegen, was sollten sie ihn also noch lehren können?

Dazu kam, daß in Josefs Jünglingsjahren die so blendenden, so bestechenden, aber häufig so schiefen und falschen „neuen Ideen" des „Zeitalters der Encyklopädisten" wie durch die Mauern östreichischer Klöster, so auch durch die Wände der wiener Hofburg sickerten und sich mächtig genug erwiesen, den Prinzen zu einem halben oder ganzen Freigeist im Sinne der modischen „Freigeisterei" von damals, obzwar keineswegs zu einem wirklich freien Geist zu machen. Denn in einer geräumigen Ecke von Josefs Seele hatte und behielt der rechtgläubige Katholicismus, wie er im Canisius steht, bis zuletzt seinen Altar. Das scharfargwöhnische Auge von Josefs großem Gegner, Friedrich von Preußen, ersah auch hier das Richtige, wenn er von dem jungen Erzherzog urtheilte, derselbe „habe bei aller Begierde, zu lernen, nicht die Geduld gehabt, sich zu unterrichten".

Frühzeitig erhielt demzufolge Josefs Geist ein dilettantisches Gepräge, und das war ein großes Unglück für ihn selber und für das von ihm unternommene Reformwerk. Aus diesem Dilettantismus entsprang seine Unfähigkeit, die Dinge zu sehen, wie sie sind, entsprang sein Mangel an Kenntniß der Menschen- und Völkernaturen, entsprang seine Ungeschicklichkeit in der Kunst, mit den thatsächlichen Ziffern der Politik zu rechnen. Sein edler Sinn, seine Menschenliebe und Hochherzigkeit wegen diese Mängel nicht auf. Im Gegentheil, sie verstärkten dieselben. Denn gerade aus Josefs besten Eigenschaften quoll jener einseitige Idealismus und Optimismus, welcher ihn so häufig auf den Traumfittigen einer abstrakten Humanitätsduselei über die Welt der Thatsachen hinwegfliegen ließ und zu den bedauerlichsten Mißgriffen verleitete. Die faulsten Früchte dieser Duselei zu zeitigen, war freilich der

Digitized by Google

Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege unserer eigenen Tage vorbehalten.*

Zieht man die Unzulänglichkeit seiner Erziehung in Betracht, so muß die Summe von Josefs Wissen und Können immerhin eine sehr achtungswerthe genannt werden. Nur sein ganz ungewöhnlich gutes Gedächtniß, seine reichquillende Phantasie und sein leichtes Auffassungsvermögen erklären die Erwerbung dieser Summe. Als junger Mann sprach und schrieb er fertig Deutsch, Latein, Französisch und Italisch, auch Magyarisch und Czechisch redete er geläufig. Seinen geschichtlichen, seinen rechts- und staatswissenschaftlichen Kenntnissen fehlte es nicht an Umfang, wohl aber an Vertiefung. Von dem Werth und von der Würde der Wissenschaft hatte er keine klare Vorstellung und im Ganzen achtete er Gelehrsamkeit und Gelehrte gering, was sich freilich großentheils aus der Beschaffenheit damaliger Gelehrsamkeit, sowie aus der elenden Knechtschaffenheit und Feilheit von so vielen Gelehrten erklären läßt. Der Vereinigung von wirklichem, fruchtbarem Wissen und Charakterfestigkeit bezeigte er Respekt: die neuesten Hefte von Schlötzer's „Staatsanzeigen" durften nie auf seinem Arbeitstische fehlen. Die Tagespublicistik freilich glaubte er verachten zu dürfen und das ist ihm zu nicht geringem Schaden ausgeschlagen. Denn indem er sich frühzeitig entwöhnte, ein offenes Ohr für die „öffentliche Meinung" zu haben, gewöhnte er sich allzu sehr daran, diese auch dann geringzuachten, wann sie auf Beachtung vollwichtigen Anspruch hatte.

Sein ästhetisches Organ und Bedürfniß waren schwach. Nur die Musik, die er liebte und übte, hatte sich seiner wirklichen und warmen Theilnahme zu erfreuen. Die Schöpfungen von Haydn, Gluck und Mozart sind darum die glänzendsten künstlerischen Offenbarungen und Verherrlichungen der josefinischen Epoche. Weder zur Poesie noch zu den bildenden Künsten hat der Kaiser eine rechte Beziehung zu gewinnen vermocht. Sein literarischer Geschmack war so mangelhaft entwickelt, daß er den plumpen Blumauer dem feinen Wieland vorzog. In jüngeren Jahren, als ihm die ungeheure Arbeitslast, die er später auf sich nahm und die zu schleppen er sich abmühte, noch nicht alle freie Zeit raubte, las er viel und es entsprach ganz seiner Gemüthsart, daß er dem Abgott der vornehmen Welt Europa's, dem skeptischen und witzsprühenden Voltaire, den begeisterten Idealisten und feurigen Schwärmer Rousseau bei weitem vorzog. Für die Bewegung der deutschen Literatur, welche sich aus einem Chaos von „Sturm und Drang" zur klassischen Größe und Schönheit emporarbeitete, fehlte ihm das Verständniß und darum auch die Sympathie. Die Bedeutung der geistigen Großthaten Lessings, Gothe's und Schillers blieb ihm verschlossen. Dennoch war er weit entfernt von jener hochmüthigen, eisigen Gleichgiltigkeit, womit Friedrich von Preußen die deutsche Literatur ansah. Diesem ist es, trotzdem daß Lessings drei große dramatische Dichtungen so zu sagen unter seinen Augen entstanden waren, niemals eingefallen, für die deutsche Schaubühne etwas zu thun. Josef dagegen hat das deutsche Schauspiel ausdrücklich unter seinen Schutz genommen und eine höchst bedeutsam fortwirkende Kulturthat verrichtet, indem er das wiener „Burgtheater" schuf (1776), noch heute die deutsche Musterbühne.

Unter den in seinen jungen Jahren empfangenen Eindrücken, welche auf Josefs Charakterbildung ungünstig wirkten, darf sicherlich als einer der nachdrucksamsten die Stellung seines Vaters bezeichnet werden. Diese Stellung war, wenn nicht blankweg die einer Null, so immerhin doch nur die eines prachtvoll herausstaffirten Statisten. Maria Theresia liebte ihren Franz zärtlich, ja leidenschaftlich, aber trotzdem war und blieb sie die Eheherrin. Sie herrschte über die östreichischen Lande und der gute Franz war und blieb, obzwar er den langathmigen und pomposen Titel „Des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation Imperator" führte, auf die Rolle eines geachteten und geliebten Haus- und Familienvaters beschränkt. Er hatte sich auch mit guter Manier in diese Rolle hineingefunden und suchte und wußte seine viele vorräthige Zeit mittels allerhand Liebhabereien und Spielereien todtzuschlagen. Wenn er nicht in kaiserlicher Gala zu „repräsentiren" hatte, welcher Obliegenheit er sich recht manierlich, ja sogar anmuthig zu unterziehen verstand, so machte er Bankgeschäfte, und zwar gute, oder er machte den Hofdamen den Hof, und zwar mehr oder auch weniger harmlos, oder trieb er die hohen Hazardspiele von damals, und zwar mit entschiedenem Glück, oder endlich führte er in der Loge „Zu den drei Kanonen" als Meister vom Stuhl den Hammer. Das gehörte auch mit zur Signatur der östreichischen Zustände jener Zeit. Die Freimaurerei war unter Maria Theresia streng verboten, aber der Herr Gemahl der Kaiserin-Königin war Mitglied des verpönten und verfolgten Ordens, entrann, wie glaubhaft erzählt wird, einmal bei einem nächtlichen Ueberfall der genannten, dazumal im Margarethenhof am Bauernmarkt „arbeitenden" Loge durch die Polizei nur mit knappster Noth dem tragikomischen Verhängniß, durch die Sbirren seiner Frau Gemahlin abgefaßt zu werden, und starb 1765 als Großmeister der Freimaurer Oestreichs.

Schon frühzeitig mußte sich dem lebhaften Geiste Josefs die Beobachtung der Inhaltslosigkeit von seines Vaters Stellung aufdrängen und man kann auf dem Wege psychologischer Schlußfolgerung leicht zu dem Resultat gelangen, daß der junge Prinz diese Stellung mit einem von Verachtung nicht ganz freien Mitleid angesehen und sich dadurch zu doppelter Thätigkeit, aber auch zur entschiedenen Herausbildung und herrischen Geltendmachung seiner Persönlichkeit angeeifert gefühlt haben müsse. Daraus dürfte sich, wenigstens zum Theil, der brennende Thatendurst erklären, welchen Josef zu erkennen gab, sobald er konnte, sowie die rücksichtslose Heftigkeit, womit er diesen Durst zu stillen trachtete. Solche Herrischkeit und Hastigkeit, sie waren es, welche das beste Herz, das jemals in einer Fürstenbrust geschlagen hat, mitunter bis zur Fühllosigkeit verhärteten und Josef vergessen machten, daß man sich zur Erreichung von Zwecken der Gerechtigkeit niemals ungerechter, zur Erreichung von Zielen der Menschenfreundlichkeit niemals grausamer Mittel bedienen sollte.

Das Facit von Josefs Bildungsgeschichte war demnach dieses: Ein vielseitiges, aber oberflächliches und lückenhaftes Wissen; ein warmes Gefühl für Recht und Unrecht, aber daneben doch auch eine starke Dosis vom Souveränitätsdünkel; ein kühn idealistischer Gedankenflug und eine mit den Ideen des Jahrhunderts der Aufklärung genährte Anschauung, aber verbunden mit einer illusionärischen Selbsttäuschung, welcher, weil sie es verschmähte, auf Wirklichkeiten, Möglichkeiten und Erreichbarkeiten die gebieterisch nöthige Rücksicht zu nehmen, bitterste Enttäuschungen folgen mußten; das lebhafteste Pflichtbewußtsein, aber keine verständige Regelung der Antriebe desselben und daher jene fahrige Vielgeschäftigkeit des Kaisers, welcher die Folgerichtigkeit mehr und mehr abging und die sich in der Erlassung von Dekreten und in der Zurücknahme von Dekreten, in Befehlen und Gegenbefehlen völlig erschöpfte; aufrichtige Begeisterung für die liberalen und humanitären Theorieen der Zeit, aber eine viel zu einseitig-optimistische Ansicht vom Wesen des Menschen und der Massen; eine hohe Auffassung der eigenen Stellung und Bestimmung, aber auch vielfache Ueberschätzung und Ueberspannung der eigenen Gaben und Kräfte, ein eigensinniges Festhalten falscher Gesichtspunkte, eine Verknöcherung schiefer Begriffe; ein heißes Verlangen nach Ehre und Ruhm, aber nicht jene ruhige Entschlossenheit und besonnene Thatkraft, welche die Stufen zum Ruhmestempel langsam, Schritt für Schritt, fest und sicher hinansteigt; ein glühender Drang, zu bessern und zu bauen, aber außer Standes, die richtigen Werkzeuge zu wählen, und viel zu ungeduldig, abzuwarten, wie gestern Gepflanztes heute dem Morgen entgegenreife. Josef hat nie begriffen, daß Geduld eine der nothwendigsten Eigenschaften eines guten Regenten sei und daß diese unsere Welt, wie sie nun einmal ist, des Diplomatisirens und Lavirens nicht entbehren könne, ja leider eigentlich nur vom

* Indessen ging die unselige Verirrung doch schon zu Josefs Zeit so weit, daß „wissenschaftliche" oder, wie man dazumal sagte, „philosophische" Versuche auftauchten, das allen Phantasten und Sentimentalitätskrämern verhaßte Princip der Verantwortlichkeit zu verneinen, d. h. an der Grundsäule aller socialen Ordnung zu rütteln. Als der Raubmörder Zahlheim, welcher mit kaltblütigem Vorbedacht seine alte Base ermordet hatte, im Jahre 1786 in Wien gerädert wurde — die letzte Räderung in Oesterreich — erschien eine Brandschrift, welche den Kaiser auf's heftigste angriff, weil er das Todesurtheil bestätigt hätte, und welche den „Beweis erbrachte", daß Zahlheim das Opfer der Unwissenheit seiner Richter gewesen, maßen er „nur in Folge der Umstände Räuber und Mörder geworden sei", weil er „nicht die moralische Freiheit besessen, es nicht zu werden". In unsern Tagen ist in demselben Wien die herrliche „wissenschaftliche" Entdeckung gemacht worden, Verbrecher müßten Verbrecher sein, sie könnten gar nicht anders, weil ihnen die allgütige Mutter Natur den hinteren Gehirnlappen zu kurz gerathen ließe. Man sieht auch in diesem Falle, wie in gar vielen anderen, daß das 18. Jahrhundert nur irgendeinen Thorenwahn aufzuschwindeln brauchte, um sicher sein zu können, derselbe würde im 19. seine „wissenschaftliche" Anerkennung und „Begründung" finden.

Laviren und Diplomatisiren lebe. Lavirt und diplomatisirt sich doch unsere alte Muttererde selber alljährlich mühsälig um die Sonne herum.

2.

Zu seinen männlichen Jahren gekommen, war Josef eine stattliche und gewinnende Erscheinung. Urtheilsfähige zeitgenössische Beobachter, heimische und fremde, denen Schmeichelei fernlag, bezeugen das übereinstimmend.

Er war von mittelgroßem Wuchs, von schlankem, ebenmäßigem, nervigem Körperbau. Eine Stirne von schöner Wölbung, tiefblaue Augen, unter starken Brauen klar und durchdringend hervorblickend, eine kräftige, adlerschnäbelig gebogene Nase, ein Mund, welcher die hängende „habsburgische“ Unterlippe nicht besaß und sehr anmuthig zu lächeln verstand, in zorniger Erregung aber die Oberlippe soweit aufwärts zog, daß die Zähne zum Vorschein kamen, ein energisches Kinn, das lichtbraune Haar, welches er über der Stirne kurzgeschoren, an den Schläfen zu zwei Seitenlocken gerollt und im Nacken in einen kurzen Zopf gebunden trug — das alles bildete mitsammen ein wohlgefälliges Ganzes. Von seiner Mutter hatte er einen Gesichtsausdruck geerbt, der je nach den Umständen von imponirender Majestät zwanglos zu lächelnder Leutseligkeit überzugehen vermochte, und umgekehrt. Er war gesund, muskelstark, voll Kraft und Feuer, abgehärtet, in allen körperlichen Uebungen und Künsten gewandt. Er hielt sich sehr reinlich und kleidete sich sauber, aber einfach. Daheim in seinen Gemächern wie auf Reisen in die Fremde ging er in der sogenannten „deutschen“ Tracht mit dunkelfarbigem Frackrocke. Schmuck legte er selten an, auch keine Ringe. Von Uniformen trug er am liebsten die grüne, rothausgeschlagene der nach ihm benannten leichten Reiterregimenter (Chevauxlegers). Bei feierlichen Veranlassungen wußte er in der Feldmarschallsuniform, weiß und roth, und im blitzenden Ordensschmucke die kaiserliche Majestät recht gut herauszukehren. Sonst überschleierte zumeist ernste, fast schwermüthige Nachdenklichkeit seine Züge, aber dieser Schleier verschwand und wich dem Ausdrücke liebenswürdigster Offenheit und Güte, wenn er mit Menschen verkehrte, denen gegenüber er sich gehen lassen durfte. Er verstand es auch nicht übel, der Vorstellungsweise und Sprache der verschiedenen Volksklassen sich anzupassen und gelegentlich sich „populär“ zu machen. Verständige können freilich an und für sich kein Gewicht auf den Umstand legen, daß Josef auf den Reisen durch seine Provinzen einmal oder zweimal allerhöchsteigenhändig mit dem Pfluge eine Ackerfurche gezogen. Allein für eine Zeit, wo die „Götter dieser Erde“ und das „dumme Bauernvolk“ nichts mit einander gemein hatten als die Luft, bedeutete es doch mehr als eine bloße Komödie, wenn der Kaiser seine Hand da an den Pflug legte, wo unmittelbar zuvor die Hand eines Bauern gelegen.

Ein so frugales und bedürfnißloses Leben wie Josef haben gewiß nur sehr wenige große Herren geführt. Es ist bekannt, daß er, sobald er konnte d. h. unmittelbar nach dem Tode seiner Mutter, den sinnlos verschwenderischen Hofhalt auf den Fuß einer vernünftigen Einschränkung und Sparsamkeit setzte. Er war hierzu um so mehr berechtigt, als er in seiner eigenen Lebensweise ein Vorbild der Einfachheit, Mäßigkeit und Sparsamkeit aufstellte. Er schlief bis zu seiner letzten Krankheit auf einem Maisstrohsack, über welchen eine Hirschhaut gebreitet war; ein Leintuch mit leichter Decke und ein lederüberzogenes, mit Roßhaaren gestopftes Kopfkissen vervollständigten dieses gewiß nicht sybaritische kaiserliche Bett. Im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr aufgestanden, ging er mit seinen Kabinettsekretären sofort an die Erledigung von Regierungsgeschäften. Um 9 Uhr ließ er sich frisiren, rasirte sich selbst, kleidete sich für den Tag an und nahm Kaffee oder Chokolade zum Frühstück. Nach diesem begab er sich in sein Kabinett auf dem berühmten „Kontrolorgang“, wo alltäglich, wann er in Wien war, jedermann zu dem Kaiser Zutritt hatte, um ihm Wünsche, Bitten, Vorstellungen und Vorschläge vorzutragen. Von 12 bis 2 Uhr ging oder ritt oder fuhr er spazieren. Schöpfte er im Wagen frische Luft, so pflegte er die Zügel seines Zweigespanns selber zu lenken. Sein Mittagsmahl nahm er zwischen 3 und 5 Uhr, je nachdem die Geschäfte es erlaubten. Es war einfach genug und bestand, durch eine Mundköchin hergestellt, aus nur 2 Trachten von 6 Schüsseln, welche aber der Kaiser nicht alle kostete, indem er sich fast immer mit Suppe, Rindfleisch, etwas Gemüse, Braten, gekochtem Obst und süßem Backwerk begnügte. Spirituosen trank er gar nicht, sondern sein Lebenlang nur Wasser. Bloß im Feldlager und auch da nur auf Andringen der Aerzte genoß er etwas Ungarwein. In der Hofburg speis'te er gewöhnlich allein; weilte er aber in einem seiner Sommerschlösser, so liebte er Gäste zu haben. Nach der Tafel, welche nicht länger als eine halbe Stunde währte, an welcher aber eine ebenso anständige als zwanglose und, wenigstens in der früheren Zeit Josefs, muntere Unterhaltung herrschte, fand ein Koncert statt, bei welchem der kaiserliche Wirth häufig selber mitwirkte, sei es als Klavierspieler, sei es als Cellist. Er hat sich auch einmal als Tondichter versucht und eine Sonate zuwegegebracht, welche er dem großen Mozart zur Beurtheilung vorlegte. „Nun, wie finden Sie meine Sonate, lieber Mozart?“ „Hm, nun ja, Majestät, die Sonate ist schon gut; aber der sie gemacht hat, ist doch viel besser.“

Gerade in den Beziehungen Josefs zu Mozart trat der Zauber des Menschlichen, welcher jenem zu eigen, schön zu Tage. Der sparsame Kaiser, unter dessen Regierung die Völkerschaften Oestreichs zum erstenmal erfuhren, daß die Staatseinkünfte nicht zum Belieben und Vergnügen der herrschenden Klassen, sondern zur Deckung der Staatsbedürfnisse da wären, gab dem großen Meister einen Jahrgehalt von nur 800 Gulden. Von anderwärtsher, aus England, aus Berlin, erhielt Mozart Einladungen und Anerbietungen, welche ihm ein Einkommen sicherten, das, verglichen seinem bescheidenen wienerischen, ein glänzendes war. Aber Josef bat mit seiner unwiderstehlichen Freundlichkeit den Meister: „Bleiben Sie bei uns, lieber Mozart!“ und dieser: „Ich bleibe, Majestät.“

Die als „bezaubernd“ gerühmte Liebenswürdigkeit seiner Umgangsformen verdankte der Kaiser zweifelsohne dem Umstand, daß er sein Lebenlang gern in Damenkreisen verkehrte. Er befolgte einen bekannten Rath Göthe's, ohne dessen Tasso zu kennen. In fraulichen Kreisen hat er auch wohl zuerst gelernt, den brutalen Er-Stil mit dem humaneren Sie-Stil zu vertauschen — auch ein Zeichen der Zeit, und zwar kein bedeutungsloses. Denn es lag ja in dem Gebrauch einer und derselben Anredeform zwischen Hoch und Niedrig, Vornehm und Gering doch auch ein Stück Ahnung vom Heraufdämmern eines neuen, des demokratischen Weltalters . . . .

Nachdem das Nachmittagskoncert vorüber, ertheilte Josef Audienzen, hörte Vorträge und gab Bescheide. Dann begab er sich Abends 7 Uhr ins deutsche Theater oder in die italische Oper. In beiden bevorzugte er die komischen Stücke. Sein Lieblingslustspiel war Großmann's auf die Rohheit, Plumpheit und Verschwendungssucht des Adels gemünztes „Nicht mehr als sechs Schüsseln“. Dem Zeugniß von Da Ponte zufolge, welcher bekanntlich das Textbuch zu Mozarts „Don Juan“ verfaßt hat, war der Kaiser einer der Ersten, welcher den Werth dieser herrlichen Tondichtung erkannte, die, wie jedermann weiß, bei ihren ersten Aufführungen den Wienern nicht gefiel. Josef sagte: „Das Werk ist himmlisch, lieber Mozar: es ist noch schöner als die ‚Hochzeit des Figaro‘, aber es ist kein Bissen für meine Wiener.“ Worauf der Meister: „Ei was, Majestät; man muß den Wienern nur Zeit lassen, den Bissen zu kosten.“

Nach dem Theater pflegte der Kaiser noch eine der kleinen Abendgesellschaften zu besuchen, welche in solchen Häusern der wiener Aristokratie stattfanden, wo Hausfrauen von feiner Bildung und gutem Ton „das Scepter der Sitte führten“. In seinen späteren Lebensjahren verbrachte Josef seine Abende zumeist in jenem Kreise von fünf älteren Damen (zwei Fürstinnen Liechtenstein, Fürstin Clary, Fürstin Kinsky, Gräfin Kaunitz) und drei Herren (Feldmarschall Lacy, Oberstkämmerer Rosenberg und Oberhofmarschall Kaunitz), wo er in der Form freundschaftlichen Gespräches einige Erholung von seinen schweren Sorgen fand. Noch von seinem Sterbelager aus hat der Kaiser in einem Schreiben voll Zartsinn und Erkenntlichkeit den fünf Damen für alle ihm erwiesene Güte, Nachsicht und Freundlichkeit gedankt. Gegen 11 Uhr fuhr Josef aus diesen Abendgesellschaften nach Hause, ließ sich die neueingelaufenen Depeschen und Berichte vorlegen und arbeitete, ohne ein Abendessen zu sich zu nehmen, oft bis lange nach Mitternacht. Allem leeren Prunk und Pomp war der Kaiser abhold, geräuschvolle und kostspielige Vergnügungen verachtete er, die Jagd liebte er nicht, das Spiel verdammte er und kaum je-

Digitized by Google

Ende der Jagd.

Originalzeichnung von H. Müller, Engelo in München.

mals hat er eine Karte berührt. Seine Mäßigkeit, Prunklosigkeit und spartanische Abhärtung nahm er auch auf seine häufigen Reisen mit, welche für sein Gefolge nichts weniger als Lustpartieen waren. Er wohnte dabei in Gasthäusern, wurde nie müde, zu sehen und zu lernen, vermied keineswegs die Berührung mit dem Volke und verkehrte zwanglos mit allen Klassen desselben. Ein schöner, für dazumal doppelt schöner Zug war es, daß er, in einer Stadt angelangt und von der Bewohnerschaft erkannt und begrüßt, sogleich im Wagen sich erhob, um stehend und entblößten Hauptes den Willkomm vonseiten des Volkes entgegenzunehmen.

So war, in flüchtigem Umrisse gezeichnet, Kaiser Josefs Lebensführung. Wer die Hofgeschichten damaliger Zeit kennt, namentlich auch die deutschen, wer die widerliche Reihenfolge gleichzeitiger Fürstlichkeiten, diese Jagdwüteriche, Menschenschinder, Seelenverkäufer, Prasser, Trunkenbolde, Wüstlinge an seiner Erinnerung vorübergehen läßt, der wird verstehen, daß und warum die Persönlichkeit des guten und unglücklichen Kaisers dem Volksgedächtniß unverwischbar sich einprägen mußte.

Ja, des guten und unglücklichen Kaisers, der auch als Mensch, als Gatte und Vater kein Glücklicher gewesen ist. Zwar seine erste, im Oktober von 1760 geschlossene Ehe mit der Infantin Isabella von Parma, welche, ohne schön zu sein, graziös und liebenswürdig zu sein verstand, schien eine glückliche werden zu wollen. Josef liebte seine Frau zärtlich, allein Isabella litt an unheilbarer Melancholie und trug sich fortwährend mit Todesgedanken, welche auch nur allzu bald sich verwirklichten, indem die Prinzessin in ihrem zweiten Wochenbett von den Pocken ergriffen wurde und im November von 1763 starb. Ihr zweites Kind, Christine, war ihr im Tode vorangegangen; ihr erstes, Maria Theresia, folgte der Mutter bald ins Grab. Der junge Witwer litt furchtbar unter diesen Schicksalsschlägen. Ob, wie eine historisch nicht erwiesene Sage will, sein Schmerz über den Verlust der geliebten Isabella noch verschärft oder vielmehr vergiftet worden sei dadurch, daß seine Schwester Christine in der wohlmeinenden Absicht, den niedergeschmetterten Bruder zu trösten und aufzurichten, ihm mittheilte, sie wüßte von der Verstorbenen selbst, daß dieselbe ihn nie wirklich geliebt hätte, mag dahingestellt bleiben. Nur das unablässige Drängen vonseiten seiner Eltern vermochte Josef, zu einer zweiten Ehe zu schreiten, und halb willenlos ließ er sich im Januar von 1765 mit der Prinzessin Josefa von Baiern verheiraten. Das schlug ganz übel aus. Der Widerwille, welchen die arme Josefa, in jedem Sinne ein Opferlamm der „Staatsraison", vom Anfang an ihrem Gemahl oder Scheingemahl einflößte, war so stark, daß Josefs Gutherzigkeit nicht dagegen aufzukommen vermochte. Er sah es als eine Erlösung von Unerträglichem an, als Josefa im Mai 1767 durch die Pocken in ihrer bösartigsten Gestalt weggerafft wurde, und war durch nichts zu bewegen, einen dritten Heiratsversuch zu machen. Verschiedene seiner vertraulichen Briefe bezeugen aber, daß er den Mangel häuslichen Glückes bitter genug empfand. Er suchte den ihm ziemlichsten Trost und Ersatz für dieses ihm versagte Glück darin, daß er sich mit ganzer Seele der Erfüllung seiner Regentenpflichten hingab. Das ist ja das Vorrecht edler Naturen, daß sie, wann das eigene Glück in Trümmern liegt, noch für das Glück anderer zu leben, zu denken und zu sorgen vermögen.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Corvin-Niello. Geschichte und Verfahren einer neuen deutschen Kunsttechnik. Dem Streben unserer Zeit, die Arbeit der Menschenhand durch mechanische Hülfsmittel zu ersetzen, sind selbst deren höchste Leistungen, die Verkörperungen des künstlerischen Genius, nicht völlig entgangen. Natürlich kann die Maschine oder ein beliebiges mechanisches Verfahren niemals die freie Kunstschöpfung ersetzen, und so wird die Photographie zwar die Pinsel, aber niemals die künstlerisch empfindenden und schaffenden Portraitmaler aus dem Sattel heben. Dagegen leisten die physikalischen und chemischen Hülfsmittel der Neuzeit als treue Gehülfen der zeichnenden und bildenden Menschenhand schon jetzt das Menschenmögliche. Erinnern wir hier nur an den Lichtdruck, der uns die vorher hundertfach mit Gold aufgewogenen Kupferstiche Dürer's, die Radirungen Rembrandt's, die Handzeichnungen von Meistern aller Schulen in einer Vollendung wiedergiebt, daß man sie kaum von den Originalen unterscheiden kann, an die Galvanoplastik, welche die getriebene Arbeit und den Guß der schönsten Reliefs und Metallbildwerke mit allen ihren Schwierigkeiten entbehrlich macht. Jene zierlichen silbernen und goldenen Grillen, Käfer, Bienen, Eidechsen, Blumen und Zweige, die den herrlichsten Schmuck jener Pokale Wenzel Jamitzer's ausmachen, welche die Rothschild's unserer Tage mit Hunderttausenden bezahlen, fertigt man heute durch galvanische Versilberung oder Vergoldung der natürlichen Zweige und Insecten, deren Oberfläche man für den elektrischen Strom leitend gemacht hat. Eine der interessantesten Neuerungen auf diesem Gebiete ist jedoch vor Kurzem als Krönung langjähriger Bemühungen dem bekannten ehemaligen preußischen Officier und Schriftsteller Otto von Corvin-Wiersbitzky geglückt, nämlich den elektrischen Strom dazu anzuhalten, daß er die mühsamsten aller Kunstwerke, eingelegte Arbeiten und Incrustationen in einer Vollendung liefert, wie sie der menschlichen Hand niemals vorher gelungen ist.

Wer hätte nicht einmal beim Durchwandern fürstlicher Schlösser und Kunstkammern sein Auge mit Entzücken an jenen herrlichen, farbensprühenden Ornamenten geweidet, die durch Einlage von Perlmutter, Bernstein und anderes edles Material in eine beliebige Grundfläche hervorgebracht wurden, und von denen der Castellan gewöhnlich erzählt, daß der Künstler zehn und mehr Jahre daran gearbeitet und so und soviel tausend Thaler dafür empfangen habe. Gerade die schwerste und kostbarste dieser dem Mittelstande bisher unerschwinglichen Kunstarbeiten, nämlich die Einlage in Metallgrund, ist nun durch das neue Verfahren zu einer verhältnißmäßig billig herstellbaren geworden, und hat zugleich eine Vollkommenheit und Schönheit erreicht, die sie kaum je vorher besessen hat. Die bisherige Metallverzierung durch Einlage beschränkte sich fast ganz auf das schon den Alten bekannte, im Mittelalter zum höchsten Ansehen gelangte sogenannte Niello, bei welchem Silber- und Goldgegenstände mit tief eingegrabenen Zeichnungen und Ornamenten versehen wurden, in deren Linien man eine blauschwarze schwefelhaltige Metallmischung einschmolz. Jedermann kennt wohl die namentlich an mehreren russischen Orten, aber auch z. B. in Berlin gefertigten Tabaksdosen u. dergl. in Niello-Arbeit, die wegen der Haltbarkeit ihrer Ornamente sehr geschätzt sind, während die vielfach in's Werk gesetzte galvanoplastische Ausführung gravirter Vertiefungen, wegen der geringen Farben- und Glanz-Unterschiede der auf diese Weise zu verbindenden Metalle nur eine beschränkte Anwendung in der Kunsttechnik erfährt.

Die Einlage wirksamerer farbiger Muster aus Perlmutter, Bernstein, Elfenbein, Schildpatt, Horn und ähnlichen mit den Metalloberflächen wirksam contrastirenden Materialien scheiterte bisher sowohl an der Mühsamkeit der Einlage-Arbeit wie an der geringen Haltbarkeit der in die Metallgruben gekeilten oder gekitteten Flächenzierrathe, und so beschränkte sich die gesammte Einlage und Constructionstechnik immer mehr auf die Verzierung halbweicher oder erweichbarer Grundmasse (Holz, Schildpatt, Hartgummi und Papiermasse), wobei zuletzt ein bloßes Eindrücken des Ornaments in die unedle Grundmasse erfolgt. Ohne Zweifel hat sich mehr als ein Elektrotechniker mit dem Gedanken beschäftigt, edles Gestein und andere schimmernde Stoffe auf galvanoplastischem Wege in Metall zu fassen, und so hat z. B. Goudon in Paris einen Theil der Juwelierarbeit dadurch ersetzt, daß er die zu fassenden Steine in gepreßte Wachsmodelle einsetzt und diese dann mit einem galvanischen Goldniederschlage bedeckt, der den Stein einfaßt und nur einer sehr geringen Nachhülfe bedarf, um in eine billige und doch saubere Marktwaare verwandelt zu werden. Diese Eigenthümlichkeit des durch den galvanischen Strom aus seinen Lösungen ausgeschiedenen Metalles, sich jeder den Strom leitenden Oberfläche streng anzuschmiegen, legt den Gedanken nahe, sich ihrer zu bedienen, um in künstlerischer Freiheit componirte Muster aus beliebigem Material felsenfest von dem durch Elektricität ausgeschiedenen Metall umspannen zu lassen.

Corvin, der vor der Februarrevolution in einem Pariser galvanoplastischen Institute thätig gewesen war, in welchem man auch jenes erwähnte galvanische Niello erzeugte, ergriff diesen Gedanken. Die Februarrevolution riß den freiheitsbegeisterten Mann aus dieser Thätigkeit in dem genannten Institute; er nahm als Genosse Herwegh's an dem badischen Aufstand Theil, dessen unglücklicher Ausgang auch für ihn verhängnißvoll wurde. Erst in der mehrjährigen Einzelhaft zu Bruchsal fand er wieder hinlänglich „freie Zeit", um über die Lösung wissenschaftlicher und technischer Probleme nachzudenken, auf die sich später vielleicht eine neue Zukunft gründen ließ. So kam er auch auf die Idee einer galvanischen Incrustation mosaikartiger Ornamente, die von ihm, in der Theorie völlig durchgearbeitet, gleich nach dem Austritt aus der Festungshaft (1855) nach seiner Uebersiedelung nach London praktisch in Angriff genommen wurde.

Der Grundgedanke seines Verfahrens, das Ornament auf eine ebene Fläche zu zeichnen, dann die sorgfältig zurechtgeschnittenen und vollkommen zubereiteten Stückchen von Perlmutter ꝛc. darauf zu kleben, ferner die Rückseite des gesammten Ornaments bis in die feinsten Winkelchen hinein mit Graphitstaub zu überziehen und endlich Metall darauf niederzuschlagen, war so einfach, daß die Sachverständigen, denen er sein Verfahren mittheilte, sich meist vor die Stirn schlugen und „das Ei des Columbus!" riefen, aber obwohl die ersten praktischen Versuche die Ausführbarkeit der Idee bewiesen, stellten sich so viele kleine Schwierigkeiten und unvermuthete Hindernisse der Herstellung salon- und marktfähiger Artikel entgegen, daß Corvin seine tausend Pfund Sterling in das Unternehmen gesteckt hatte, ohne zu wirklich tadellosen Ergebnissen gelangt zu

Digitized by Google

sein. Es erklärt dies, weshalb die gewiß auch von manchen anderen Seiten in Angriff genommene Idee erst so spät zur Vollendung gereift ist. Um nur eine dieser Schwierigkeiten zu berühren, mag erwähnt werden, daß gerade die geeignetsten und für diese Art von Kunstarbeit unentbehrlichen Materialien, die Perlmutter und die in glühend tiefen Pfauen- und Kolibrifarben schillernden Stücke aus der Irismuschel (Haliotis), die Metalllösung nicht vertrugen und alle Schönheit darin einbüßten. Wie der Erfinder diese und viele andere Schwierigkeiten überwunden hat, ist sein Geheimniß und gehört nicht hierher.

Als das neue Institut alle Mittel des Erfinders verschlungen hatte, kam der amerikanische Krieg, und Corvin war froh, als Correspondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" und der „Times" in die neue Welt gesandt zu werden. Nach einem bewegten Leben in Amerika kehrte er als Special-Correspondent nordamerikanischer Zeitungen wieder nach Europa zurück, erst nach Berlin, dann nach Frankreich, um den Amerikanern den Siegeszug der deutschen Armee zu schildern.

Erst nach dem französischen Kriege tauchte in Corvin die alte Lieblingsidee wieder auf. Im vorigen Jahre endlich waren die letzten Schwierigkeiten besiegt, und Corvin fand in dem Besitzer einer großen galvanischen Anstalt, J. P. Kayser Sohn in Crefeld, den rechten Mann für die künstlerische Ausbildung und die industrielle Verwerthung der Erfindung.

Das Corvin-Niello ist von großer Schönheit; die mit der Metallfläche wundervoll harmonirenden Muster scheinen kaum mehr eingesetzt, sondern mit dem Farbenschimmer der Perlen, Schmetterlingsflügel und Kolibris auf das Metall selbst gemalt und eingeschmolzen zu sein. Von großer Wichtigkeit ist dabei die Verbindung der genannten Firma mit den berufensten Meistern des Kunstgewerbes, die von wahrhafter Schönheit durchdrungene Muster für diese des höchsten Farbenreizes fähige Technik gezeichnet und der zu verzierenden Fläche angepaßt haben, wobei die Verbindung der in allen Regenbogenfarben schimmernden Irismuschel mit dem schwarzen Schildpatt einerseits und mit den verschiedenen Metalllüstern andererseits den höchsten decorativen Reiz entfaltet. Obendrein gestattet das Verfahren auf die einfachste Weise die vielseitigste Verbindung mit allen möglichen anderen decorativen Hülfsmitteln. So kann der Kupferniederschlag, in welchem das Muster eingebettet liegt, versilbert, vergoldet, darauf von neuem gravirt und in der mannigfachsten Weise gefärbt werden, um einen neuen Farbenton hineinzubringen, oder er kann mit Reliefs aller Art verziert werden, wenn statt der Niederschlagsform mit ebenem Boden eine solche mit eingravirten oder gegossenen Reliefformen gewählt wird.

Von der Vielseitigkeit der Anwendungsweise wird es einen Begriff geben, wenn ich erwähne, daß die Firma J. P. Kayser trotz der Neuheit dieses Industriezweiges bereits alle möglichen Luxusartikel mit derartigen Incrustationen in den Handel bringt, Tischplatten, Vasen, Schalen, Album- und Buchdeckel, Einlagen für Möbel und Kästchen aller Art, Kaminverzierungen, kurz alles Geräth, was irgendwo eine ebene Fläche darbietet. Es handelt sich hier nicht um Imitationen und Surrogate, wie in unsern Oeldrucken, imitirten Gobelins u. dergl. m., sondern um eine in ihrem Kunstwerth und ihrem Farben- und Lichtzauber mindestens den ältern Kunstwerken ebenbürtige Technik, sodaß das billigere Erzeugniß im Stande ist, das theuerere zu übertreffen. In dieser Richtung kann die Erfindung Corvin's nicht warm genug anerkannt und begrüßt werden, da sie auch dem Minderbegüterten erlaubt, sein Auge an mustergültigen schimmernden Ornamenten auf den Gegenständen seiner täglichen Umgebung zu erfreuen, und den Farbensinn der in solcher Umgebung heranwachsenden Kinder zu bilden.

C. St.

Danksagungsfest in der Union. Im Novembermonat, gewöhnlich am letzten Donnerstage desselben, feiern die Vereinigten Staaten ihr Friedens-, ihr Ernte Dankfest und nennen es „Thanksgiving-day". Schon am Tage vor dem Feste ziehen bis spät in die Nacht hinein Schaaren von vorsorglichen Hausherren aller Stände, vom Gelehrten an bis herab zum Arbeiter, auf den Markt, um ihre Einkäufe zu besorgen. Auf morgen richtet jedermann nun seine Gedanken, auf morgen, auf die grüne Oase in der Welt der Arbeit, den Tag der Liebesspenden, des Dankes, des Genusses.

Und „Thanksgiving-day" bricht an! Oftmals in all der Pracht, dem sonnigen Glanz der so unsagbar schönen Zeit, die man in Amerika mit Indianer-Sommer bezeichnet; häufiger noch kühl, stürmisch, sogar rauh. Aber was kümmert das Jung und Alt! An dem Tage feiert die ganze Union ihr schönstes Fest im Jahr. Wie für den Deutschen Weihnachten das Band der Liebe ist, welches sich um alle Mitglieder der Nation schlingt, so ist „Thanksgiving-day" das Bindemittel für Amerika und seine Kinder. An dem Tage giebt es kein Rechnen, kein Knausern, da schenkt man mit vollen Händen, da sollen sich Alle freuen, da werden viele Thränen getrocknet, viele Augen wiederum feucht, wenn sie sehen, wie durch kleine Gaben so reiche, so segensvolle Erfolge erzielt sind.

Am Morgen pilgert Alles zur Kirche, um dort dem Geber aller Gaben zu danken. Die Prediger haben an dem Tage vollständige Freiheit sich Text und Inhalt zu wählen, und da ist es wohl nicht zu unnatürlich, daß sie das mit hinein in ihre Predigten verflechten, was ihre Herzen, die Herzen Aller in dem Lande der Freiheit am meisten bewegt, die Politik. Besonders in Jahren, wo die Präsidentenwahl stattfindet, wird dieses Thema so viel wie möglich in neutraler Weise erörtert. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn in dem Gott geweihten Hause, das zum Erntefest mit den Früchten des Herbstes, den Erzeugnissen der Felder geschmückt ist, auf dessen dunkelrothen Polstern und Teppichen die gelben Strahlen der Herbstsonne spielen, der Geistliche, nachdem er seinen Tribut in Dankesworten gezahlt hat, plötzlich zu der Politik übergeht.

Das erste Mal verletzte mich diese Art zu predigen; das zweite Mal war ich nicht mehr überrascht, und später — fand ich es natürlich, und so erscheint es auch wohl den Tausenden, die eine mit Politik gewürzte Predigt hören.

In New-York speist man gewöhnlich um sechs Uhr Abends zu Mittag; nicht so am „Thanksgiving-day"; da wird gar häufig die Stunde abgeändert, und um ein Uhr oder um zwei Uhr setzt man sich zum heitern, frohen Mahl nieder. Gäste finden sich selten dazu ein, da Jeder dasselbe gern im engsten Familienkreise verlebt. Aber wer unverheirathete Freunde hat, vergißt dieselben nicht.

Die Mahlzeit besteht nun mit unbedeutenden Variationen in: Fleischsuppe, die aber häufig fehlt, da man den Suppen in Amerika nicht hold ist, dem köstlich gebratenen Truthahn nebst Cranberries (Preißelbeeren), Mais, Tomatos, Kartoffeln, Macaroni und Austerpastete. Alles dieses steht bereits auf der Tafel, der Hausherr schneidet und legt vor; die Dame des Hauses vertheilt die anderen Dinge. Niemand bedient sich selbst; dann werden die Ueberreste abgeräumt und mit den Desserttellern zugleich ein mächtiger „Mincepie" und Gefrorenes hingesetzt. Der Pie ist eine Art Blätterteig, zwischen dessen zwei Platten entweder Obst oder das gehackte, mit Rosinen und Branntwein zubereitete Fleisch gefüllt wird.

Zuweilen erscheint auch ein prächtiger „Plumpudding", doch bleibt dieses Gericht mehr für Weihnachten aufgespart. — Kein Bettler wird abgewiesen, man bewirthet ihn nicht etwa nur mit einem Stück Brod, sondern auch mit Pie und Truthahn.

Doch nicht nur im engsten Familienkreise feiert man mit Essen, Trinken und durch heitere Spiele dieses echte Volksfest. Auch in den Waisenhäusern, in den Krankenanstalten, in jedem öffentlichen oder privaten Institute, ja selbst in den Gefängnissen und Zuchthäusern giebt es für den Tag keine Arbeit, aber eine extra gute Mahlzeit. Es ist natürlich, daß man auch nicht jener Classe vergißt, die man in New-York mit dem Namen „Straßenaraber" bezeichnet; das sind die kleinen Knaben, die, ohne Heimath, ihre Tage mit dem Verkauf von Zeitungen und Stiefelwichsen hinbringen und von denen so viele die Nächte auf den Stellen des Trottoirs lagern, wo aus den Druckereien der heiße Dampf den Schnee weggethaut hat, oder unter einer Treppe, bis der wachthabende Polizist sie aufstöbert und fortschickt. In den letzten Jahren ist eine große Besserung für die armen kleinen Burschen eingetreten, da ein eigenes Haus zur Aufnahme für die Zeitungsjungen erbaut wurde. Dort finden sie gegen geringen Preis Bad, Schlafstätte und Essen.

Diese fleißigen, in nichts als Lumpen gekleideten Zeitungsjungen und die Stiefelputzer erhalten am „Thanksgiving-day" ebenfalls ihre Truthühner, ihr Gefrorenes und ihre Pies. Hunderte von Zuschauern strömen in die Gebäude, wo die Liebesmahle für die armen Kleinen stattfinden, und ergötzen sich an dem guten Appetit und der verständigen Art, wie sich diese kleinen, von der Straße aufgelesenen Knaben geberden.

Auch in den Missionshäusern werden die Armen bewirthet: in einem derselben in New-York wurden am Danksagungsfeste mehr als dreihundert Teller aufgestellt und zuerst die Kinder, später die draußen stehenden Erwachsenen gesättigt. Die Anzahl der Geschenke für diese Mahlzeit war enorm. Auf den Tischen standen sechszig Truthühner, und in eben solcher Unmasse Rinderbraten, Schinken, Zungen, Hühner, Gänse ꝛc. Dazwischen sah man Pasteten, Kuchen, Brod und Biscuit; Pyramiden von Früchten und Zuckerzeug füllten die noch leeren Flächen aus.

Mit Singen, Gebet und Ansprache werden diese öffentlichen Speisungen eingeleitet, und von Minute zu Minute füllen sich die mit Buchsbaum und frommen Sprüchen geschmückten Räume, durch die man die armen, elenden Kinder zu den weiß gedeckten Tischen führt, mehr und mehr. Damen und Herren machen die Bedienung und suchen, so viel wie möglich, die reichen Liebesspenden zu vertheilen. An diesem Tage der Liebesspenden sieht man erst mit Erschrecken, welch eine Armuth in dem so wohlthätigen New-York herrscht.

Am nächsten Tage ist Alles wieder beim Alten; die Maschinen rasseln; die Dampfpfeifen stoßen ihre gellenden Töne aus; die Geschäfte sind geöffnet, und das industrielle Leben läßt sein Räderwerk auf's Neue in einander greifen. Langsam schwindet die Erinnerung an den schönen Ruhetag aus dem Gedächtniß, bis wieder ein Jahr vergangen und abermals die Union ihn begrüßt, ihren „Thanksgiving-day"!

Clara Hance.

Für Volksschulen. Unter den Staaten, welche sich bestreben, die Lage der Volksschulen zu verbessern, und zur Hebung der Volksbildung keine Opfer gescheut haben, nimmt neben Baden und Sachsen das Großherzogthum Hessen die erste Stelle ein. Als Anfangs 1873 die hessische Regierung dem unter den Volksschullehrern herrschenden Nothstande ein Ende zu machen suchte, wurde das neue Besoldungsgesetz auch in der „Gartenlaube" erwähnt und Hessen, im Vergleiche mit vielen anderen Staaten, als Eldorado für Lehrer bezeichnet. Seitdem hat sich die Nothwendigkeit ergeben, eine abermalige Revision der Gehaltssätze vorzunehmen, die seit vorigem Jahre dem Lande manche tüchtige Kraft verschafft und dem befürchteten Lehrermangel abgeholfen haben. In erster Linie kamen die Minimalgehalte von 400 Gulden (700 Mark) und die Unterschiede hinsichtlich der Gehaltssätze zwischen Gemeinden unter und über 2000 Seelen in Wegfall und bestimmte das neue Gesetz in Artikel 1: Der geringste Gehalt eines definitiv angestellten Lehrers an Volksschulen soll in Gemeinden bis 10,000 Seelen 900 Mark, und in Gemeinden von 10,000 und mehr Seelen 1200 Mark betragen, wobei Vergütungen für Ertheilung von Unterricht in der Fortbildungsschule nicht eingerechnet werden. Jeder angestellte Lehrer hat bei gewissenhafter Dienstführung nach 10jähriger Amtszeit einen Gehalt von 1050 Mark, nach 15jähriger Dienstzeit 1150 Mark, nach 20 Dienstjahren 1225 Mark und nach 25jähriger Dienstzeit 1300 Mark zu beanspruchen; das Dienstalter berechnet sich von der ersten Verwendung nach bestandener Schlußprüfung an. Für Gemeinden über 10,000 Seelen mit 3 bis 6 Lehrerstellen an Volksschulen sind folgende Durchschnittsgehalte vorgesehen worden: Gemeinden mit 3 Lehrerstellen 950 Mark, Gemeinden mit 4 Stellen 1066 bis 1200, Gemeinden

Digitized by Google

mit 5 Lehrern 1250, Gemeinden mit 6 Lehrerstellen 1350 Mark. Bei 7 bis 10 Lehrerstellen müssen, falls nicht die Gemeinde ein stufenweises Aufsteigen im Gehalte nach Dienstjahren erfolgen läßt, Gehaltsclassen von mindestens 1000 bis 1000 Mark (durchschnittlich 1300 Mark) festgesetzt und die Lehrer möglichst gleichmäßig eingereiht werden. In Gemeinden über 10,000 Seelen bestehen, falls die Lehrer nicht nach dem Dienstalter aufrücken, Gehaltsclassen von 2200 bis 1200 Mark (Durchschnittsgehalt 1700 Mark).

Neben dem Gehalte hat jeder Lehrer Anspruch auf angemessene Wohnung, womöglich mit Garten, oder auf eine Miethentschädigung; letztere beträgt nach der Einwohnerzahl der Orte (2000, 2000 bis 10,000, 10,000 bis 30,000, 30,000 und mehr) für unverheirathete Lehrer 100 bis 250 Mark, für verheirathete oder verwittwete 120 bis 550 Mark (120, 150, 250, 350, 400 und 550 Mark). Versieht der Lehrer die Functionen eines Organisten, Cantors oder Vorlesers, so erhält er für den Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen 100 Mark und, falls Gottesdienst auch an anderen Tagen stattfindet (z. B. bei Seelenmessen, Seelenämtern), 200 Mark jährlich, wobei nur solche Vergütungen, die jene Ansätze übersteigen, als Besoldungstheile angesehen werden. Zur Erleichterung der Gemeinden mit drei bis sechs Lehrerstellen können unter gewissen Voraussetzungen einzelne Stellen ständig offen gehalten und durch Schulverwalter versehen werden, in welchen Fällen der Gehalt in Gemeinden unter 10,000 Seelen mindestens 700 Mark, in solchen von 10,000 Seelen und mehr mindestens 800 Mark beträgt.

Auch für die angestellten Lehrerinnen hat das Gesetz gesorgt: sie erhalten neben freier Wohnung oder der gesetzlichen Miethentschädigung den für einen definitiven Lehrer der Gemeinde sich ergebenden Minimalgehalt, wobei in Orten mit sieben oder mehr Lehrerstellen ein Aufrücken bis zu 1200 beziehentlich 1400 Mark stattfinden muß. Das Einkommen der Schulverwalter (Verwalterinnen) erledigter Stellen beträgt vor besonderer Schlußprüfung in Gemeinden unter 10,000 Seelen 600 Mark, in den übrigen Gemeinden 700 Mark, nach abgelegter Schlußprüfung 700 beziehentlich 800 Mark neben freier Wohnung oder angemessener Miethentschädigung. Um ältere Lehrer nicht hinter jüngeren Collegen zurückstehen zu lassen und deren Aufsteigen in höhere Gehaltsclassen zu ermöglichen, wird in Gemeinden mit mehreren Lehrerstellen und verschiedenen Gehaltssätzen bei Bemessung der Größe des Gehaltes hauptsächlich die Anciennetät als maßgebend erachtet. Beschäftigen sich in einer Gemeinde die Einwohner vorzugsweise mit Ackerbau, so ist darauf Bedacht zu nehmen, daß mit der Schulstelle die Nutznießung von Grundstücken in hinreichendem Maße verbunden ist, wobei der durchschnittliche Ertrag in die Besoldung eingerechnet wird.

Zur Aufbringung sämmtlicher Bedürfnisse der Volksschulen (Gehalte, Gebühren, Wohnungen, Miethentschädigungen, Schullocale, Heizung ꝛc.) sind in Hessen die Gemeinden verpflichtet, und gewährt der Staat Zuschüsse, falls die Mittel zur Bildung der Lehrergehalte ohne empfindlichen Druck der Bewohner nicht aufgebracht werden können. Die Staatscasse tritt auch bei der gesetzlichen Alterszulage ein.

Wir haben uns darauf beschränkt, die wesentlichsten Bestimmungen eines Gesetzes hervorzuheben, das, in einem kleinen Lande eingeführt, doch für alle deutschen Lehrer von Interesse sein wird. Dr. Z—r.

Einer der „Zwölf von einer Million". Im ersten Jahre unseres letzten großen Kriegs stellte die „Gartenlaube" (S. 572) auf einer Bildertafel ihren Lesern die Portraits der Befehlshaber der damaligen zwölf norddeutschen Armeecorps vor, und unter diesen auch dasjenige des Commandeurs des achten Armeecorps, des Generals August von Goeben. Damals von allen Generalen der jüngste, ist heute auch er, der am 10. December sein 63. Jahr vollendet haben würde, schon „zur großen Armee" einberufen. Er starb am Abend des 13. November in Coblenz, dem Sitze des Generalcommandos des (achten) Armeecorps der Rheinprovinz.

August Karl von Goeben war ein geborener Soldat, der Sohn eines kühnen und thatkräftigen Kämpfers der Befreiungskriege, dessen Geist er geerbt hatte. Dazu genoß er den Vorzug einer tüchtigen Gymnasialbildung zu Celle, wohin er in seinem zehnten Jahre aus seiner Geburtsstadt Stade kam, und gewann dadurch die Befähigung, später auch als Schriftsteller lehrreiche Kriegserfahrungen der Oeffentlichkeit mitzutheilen. Als Soldat diente er von der Pike auf im preußischen Heere seit 1833, wo er zu Ruppin als Musketier in das vierundzwanzigste Infanterie-Regiment eintrat. Nach zwei Jahren wurde er Lieutenant. Ein Jahr hielt er die Einförmigkeit des Friedensgarnisonsdienstes aus; dann trieb ihn der Thatendrang in die Ferne. Er eilte nach Spanien, um in den Reihen der Carlisten zu kämpfen, und wenn ein Abenteurertrieb in ihm ausgetobt werden mußte, so fand er dort ausgiebige Gelegenheit dazu. Fünfmal verwundet und zweimal gefangen, endlich zum Ingenieur-Oberstlieutenant aufgestiegen, schied er von der aufgelösten Armee und wurde, aus Spanien ausgewiesen, völlig mittellos von der französischen Regierung mit Zwangspaß und drei Sous tägliches Zehrgeld bis an die deutsche Grenze gebracht. Seine Erlebnisse in Spanien schilderte er in den beiden Werken: „Vier Jahre in Spanien" und „Die Carlisten", die in Preußen ihm höhere Beachtung zuzogen. Als Unterlieutenant 1842 wieder in die preußische Armee eingetreten, wurde er schon ein Jahr später dem Generalstab einverleibt. Im Jahre 1849 focht er im badischen Feldzuge mit, wurde 1855 zum Oberstlieutenant und drei Jahre später zum Chef des Generalstabes des achten Armeecorps befördert. Trotz alledem trieb es ihn noch einmal nach Spanien, als dieses 1860 den Krieg gegen Mexico begann. Seine „Reise- und Lagerbriefe aus Spanien und vom spanischen Heere in Mexico" zeigen, wie scharf der Mann zu sehen verstand; sie verrathen bereits den Feldherrnblick, den der 1861 Generalmajor gewordene und nun im fünfundvierzigsten Lebensjahre stehende Mann fortan in den großen Kämpfen des Vaterlandes bewähren sollte.

Wir haben seiner Bildungs- und Jugendzeit ausführlichere Beachtung gewidmet, weil sie von Bedeutung ist für Das, was er fortan geleistet, und weil der Inhalt seines Lebens von seiner Theilnahme am schleswig-holsteinischen Kriege (1864) an der Geschichte angehört und allgemein bekannt ist. Wie seine Brigade in diesem, so erwarb 1866 die „Division Goeben" im Mainfeldzuge sich hervorragenden Ruf, und im französischen Kriege erhoben seine Thaten bei Spicheren, Gravelotte, vor Metz und bei St. Quentin seinen Namen zu einem der gefeiertsten der Nation.

Deutschland konnte im größten Kriege des Jahrhunderts sich einer Heldenschaar von Führern rühmen, wie sie in solcher Zahl keine andere Kriegsgeschichte aufweist; August von Goeben war einer der größten unter ihnen. Und daß ihn zu all diesen Verdiensten eine ungewöhnliche Bescheidenheit und persönliche Liebenswürdigkeit schmückte, hat ihn nicht nur der ganzen deutschen Armee, sondern dem ganzen deutschen Volke so werth gemacht, daß sein Andenken so lange dauern wird, wie sie selbst.

Es ist ein trübes Loos unseres sonst mit Recht „der Glückliche" genannten Kaisers, daß er solche Helden, die seinem Herzen so nahe standen, vor sich scheiden sehen muß — und es kann nur Das sein Trost sein, daß diese Helden nicht gelebt haben können, ohne der deutschen Armee ebenbürtige Schüler und Nachfolger zu hinterlassen.

Nach der Jagd. (Mit Abbildung S. 793.) Gerade weil in der gegenwärtigen Jahreszeit die deutschen Wälder reich an Scenen und Gruppen des fröhlichen Waidmannslebens sind, wird man eine derselben auch gern im Bilde dargestellt sehen. Wir treffen unsere Gesellschaft in dem Augenblicke an, wo die Beute der Runde auf den Jagdwagen geladen und, vielleicht zu Mißvergnügen geübter Jagdlateiner, zugleich gewissenhaft notirt wird. Der Hunger, der erfahrungsgemäß nach einer Jagd besonders kräftig aufzutreten pflegt, ist offenbar bereits gestillt; denn wir sehen allerseits dem Trinken sowie dem Genuß der Pfeife und der Cigarre den größeren Eifer zugewendet. Das ist eine behagliche Stimmung, die hier um das knisternde Feuer herrscht und die der dunkelnde Wald belauscht, ja es flattert sogar, von der Ceres und des Bacchus Opferdüften angelockt, der lustige Amor herbei. Einen besonderen Werth würde unsere Illustration gewinnen, wenn der Anblick des herrlichen Waldes und der frischen Waldwiese sammt der fröhlichen Menschengruppe den Tausenden von Stubenhockern in's Herz führe und sie mit der unwiderstehlichen Sehnsucht nach der Seligkeit des „Athmens im Freien" erfüllte. Wie viel Gesundheit des Leibes und der Seele würde uns Alle mehr erfreuen, wenn wir Alle uns unserer schönen Wälder — wenn auch ohne Jagd — mehr erfreuten, als dies leider geschieht!

Kleiner Briefkasten.

E. M. in Rom. Wir haben schon einmal mitgetheilt, daß wir den nächsten Jahrgang mit einem neuen Roman des allgefeierten Lieblings unserer Leser, E. Marlitt, zu beginnen gedenken. Der Titel des Romans lautet: „Amtmanns Magd".

S. E. in London. Ihnen kann geholfen werden; denn O. Rethel's poesievolle Kinderbilder (vergl. „Gartenlaube" Nr. 11 des laufenden Jahrgangs) sind nunmehr im Verlage von Edwin Schlemp in Leipzig erschienen und durch jede Kunst- und Buchhandlung zu beziehen.

J. Kampf-Wolga. Als ungeeignet vernichtet.

Als Festgeschenk empfohlen!

In unserem Verlag erschien soeben:

„Gedichte" von Ernst Ziel.

Zweite, vermehrte Auflage. Elegant gebunden 5 Mark 25 Pfennig.

In der Literatur der Gegenwart ist der Name Ernst Ziel's, des Redacteurs der „Gartenlaube", wohlbekannt, und seine Poesien erfreuen sich mit Recht der Gunst des Publicums. Einige seiner „Lieder" sind im Volke populär geworden und werden vielfach gesungen; seine „Bilder und Gestalten", seine „Stimmungen und Reflexionen" zeichnen sich durch tiefes Gemüth, wahres poetisches Gefühl und kunstvollendete Form aus; seine „Vaterländischen Gedichte" bekunden eine warme, gesunde patriotische Gesinnung, und in den gedankenvollen „Canzonen" leiht er seiner Weltanschauung dichterischen Ausdruck. — Die deutsche Leserwelt wird die zweite, bedeutend vermehrte Auflage der „Gedichte" von Ernst Ziel gewiß freudig begrüßen. Das reich und geschmackvoll ausgestattete Buch enthält außer den genannten Rubriken noch „Vermischte Gedichte", „Balladen und Romanzen", „Freie Strophen", „Sonette", „Distichen" und „Sprüche". So sind Ernst Ziel's „Gedichte" in jeder Beziehung geeignet, als wirklich gehalt- und sinnvolle Gabe den deutschen Familientisch zu schmücken.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No. 49. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Dorette Rickmann.

Eine Stralsunder Geschichte von 1786.

Von E. v. Sydow.

1.

„Vetter, Ihr werdet doch nicht!. Will der Hallunke sich vor des Thorschreibers kleiner Bude vorbeischmuggeln! Setzt Euch doch, Vetter! Dorette! Bring' Licht, Mädchen! Man lebt doch keinen Tag hin, daß nicht ein Wunder passirt, wenn man gleich noch so alt wird."

Dies alles wird in dem freundlichsten Tone von der Welt gesprochen, während die kleine gebückte Gestalt des Thorschreibers bemüht ist, einen großen breitschulterigen Mann hinter sich her in's Zimmer zu ziehen.

„Ja, Thorschreiber, der soll kein ehrlicher Kerl heißen, der's über's Herz bringen kann, Euer gutes altes Gesicht so links liegen zu lassen. War auch mein Ernst nicht, Alter! Jochen ist eine honnette Haut — ich gehe bis zur Freundschaft mit ihm um — den mag ich schon allein in die Stadt fahren lassen; wir laden doch nicht vor morgen ab."

Dann wird das Fenster geöffnet, und es heißt: „Fahr' er man zu, Jochen."

Und nun setzt sich der Inspector Strohmeyer von Ruschwitz dem Thorschreiber gegenüber an den Tisch, und Beide schütteln sich in der Abenddämmerung noch einmal herzhaft die Hände.

Einige Secunden später tritt des Thorschreibers Tochter mit dem gewünschten Lichte in das Stübchen.

„Guten Abend!" sagt sie leichthin und wirft einen kurzen, scharf beobachtenden Blick auf Strohmeyer.

„Ja — und das ist nun meine Tochter, Strohmeyer!" spricht der Thorschreiber, und blickt fast ehrfurchtsvoll auf das hübsche Mädchen, dem das zierliche weiße Häubchen so gut zu Gesicht steht.

Dorette ist nie übertrieben zärtlich zu ihm; sie ist wild und eigensinnig und führt eine lose Rede, aber sie ist sein einziges Gut — ist Alles, was ihm von seiner Familie geblieben, und er hat das geweckte Mädchen gut unterrichten lassen. Sie hat alles gelernt, was Johanne Seiler, die reiche Tochter des Bürgermeisters, und die Töchter des Kaufmanns, der dort drüben an der anderen Seite des Stadtthores wohnt, gelernt haben. Er hat seine sauren kleinen Ersparnisse hingegeben, um die wehmüthige Freude zu genießen, sich das Mädchen geistig über den Kopf wachsen zu sehen.

„Sieh, Vetter Thorschreiber, habt Ihr ein schlankes Dirning! Beinah so schön wie Eure Sel'ge war, Thorschreiber."

„Ja, die Nase ist ihr ein Kleines zu lang gerathen und die Junge ein Kleines zu spitz, Herr Strohmeyer, aber leidlich schlank mag sie, mit Ihnen gemessen, wohl scheinen," sagte Dorette etwas schnell hin und setzte sich neben den Vater.

„Ho, ho!" lachte der Inspector. „Sieh mal den Krauskopf an! Und mit ‚Herr' Strohmeyer bleib mir doch fein vom Halse; ich bin Deines Vaters leiblicher Vetter, der Inspector Strohmeyer von Ruschwitz, und mich dünkt, Niemand ist genöthigt, sich Bedenklichkeiten zu machen, wenn er mich ‚Ohm' heißt. Das kommt aber davon, daß man nur alle Vierteljahrhundert von dem verdammten Ruschwitz herunterreist. Zuletzt kennt einen Niemand mehr in der Stadt im Angesicht. Aber für den ‚Herrn' laß' Dich nun 'mal ordentlich ansehen, Dorine!"

Dabei streckte der alte Inspector die braune Hand nach des Mädchens Arme aus und zog sie etwas näher zu sich heran.

„Hübsch genug zum Küssen, Herr Oheim?" fragt das Mädchen nach einer Weile gegenseitigen Anstarrens spöttisch. „Weswegen Ihnen nicht in den Sinn zu fahren braucht, daß ich Lust hätte, Sie mit Küssen zu tractiren," setzt sie schnell hinzu, als Strohmeyer Miene macht, die Sache zu probiren.

„Ja, nun hör' mir einer das gottvergess'ne Kind an, solch gottvergess'nes Mädchen!" meinte der Thorschreiber lächelnd.

„Ein Teufelskind ist sie!" schreit der Inspector und schüttelt sich vor Lachen, als ihm Dorette jetzt gewandt entschlüpft. „Wär' ich dreißig Jahre jünger, kämst Du mir nicht so davon."

„Gut für Sie, daß Sie's nicht sind!" sagte sie stolz.

„Hör' das einer an! Du hast wohl schon einen Galan und künft'gen Eheherrn? Hahahaha!"

Dorette antwortet nicht; sie krümmt nur etwas verächtlich die Lippen, und um ihre feinen Nasenflügel zittert es einen Moment wie Spott und seltsame Leidenschaftlichkeit; denn sie denkt eines gewissen Herrn Putzbach, den der Thorschreiber nicht ungern als Eidam sähe und dem Dorette auch unfehlbar ihre Hand reichen würde, wäre sie wie andere fromme Bürgermädchen, denen des Vaters Wunsch Befehl ist.

„Wenn ich mein Johannes wär'," sagt der Inspector, „ließ ich Dir das nicht so kaltblütig hingehn."

„Ja, Vetter, sagt doch 'mal: Euer Johannes!" fängt nun der Thorschreiber an.

„Ja, ja, mein Johannes," spricht Strohmeyer schmunzelnd, halb vor sich hin, halb zum Alten ihm gegenüber, und die Freude giebt seinem breiten, sonst etwas schlauen Gesicht ein unschuldiges Ansehen. „Was glaubt Ihr, Vetter Thorschreiber? Eines Inspectors Sohn, des alten Strohmeyer's von Ruschwitz Sohn und

Digitized by Google

in Paris gewesen! Hm, hm. Alle Quartal einen Brief geschrieben, wie ihn Euch ein Schreibmeister aus der Stadt nicht feiner zurechtstilisirt, und ein Witz drin, daß Ihr meint, frisch Brunnenwasser spritzt Euch in die alte Visage. Kann jeden Tag mit einem gnädigen Herrn Grafen zurückkommen. Und dann bleibt er in der Stadt und sieht sich im Orgelspiel um, und was sonst zum Geschäft gehört. Und dann — so sollt's doch mit zehn Teufeln zugehen, wenn unser Johanning nicht eine fette Stell' bekäm'."

Dorette ist aufmerksam geworden, und ihre Blicke heften sich fest auf den sprechenden Alten: das Herz wird ihr groß, wenn sie an Reisen denkt.

„Na, Vetter," fährt Strohmeyer fort, „und wann mein Junge erst hier ist, nehmt Euch seiner an! Zwar ist er ein Mann und kein Kind, aber ich denke denn doch, er hat sein altes Insulanerherz wieder mitgebracht und wird seine Verwandtschaft nicht in dem bunten Sündengarten draußen vergessen haben. 's sollt mir doch lieb sein, zu denken, daß er öfter des Abends in des Thorschreibers Bude sitzt. Dann kann er Euch selber sattsam von Allem, was er erlebt hat, Bescheid abgeben."

Der Thorschreiber nickt und sagt, daß es ihm zu großer Ehre und Freude gereichen würde, wenn der weitgereiste junge Mann mit seiner einfachen Häuslichkeit vorlieb nehme, und Dorette sieht den Vetter schon im Geiste vor sich am Tische sitzen und ihr von den Wundern der berühmten Franzosenstadt erzählen. Sie kennt ihn noch nicht; denn als er vor drei Jahren eines frühen Morgens als Secretär des Grafen auf der Hinreise nach Paris durch's Thor kam, hat sie noch geschlafen, und früher hat es sich auch nicht fügen wollen, daß sie seine Bekanntschaft machte.

„Es kann recht nett werden, wenn der Vetter Johannes öfter kommt," meinte sie bei sich selbst und trat schneller denn zuvor das schnurrende Spinnrad.

„Hui! Das fliegt ja, als ob's für Geld ginge oder andern Tags zur Aussteuer im Linnenschrank schimmern sollte," neckt der Inspector. „Nicht zu hastig, Mamsell! Das rasche Treten thut Dir Schaden."

„Das langsame mehr!" sagt das Mädchen und wirft den Kopf zurück, als wollte sie einen dummen Gedanken abschütteln.

2.

Es ist Tags darauf, als Dorette und einige andere Mädchen von des Bürgermeisters Tochter aufgefordert werden, mit ihr und ihrer reichen Muhme, der verwittweten Frau Consul Gerhard, einen Lustgang in den außerhalb des alten Festungswalles gelegenen großen Kaffeegarten zu machen.

Wie bestimmt worden ist, haben sich die „jungen Frauenzimmer" beim Bürgermeister versammelt, um von hier aus ihre ältliche Beschützerin gemeinsam abzuholen. Zu diesem Zwecke machen sie sich soeben auf den Weg.

Man hat in diesem Frühjahr kaum einen schöneren Tag gehabt. Die Mädchen sind in bestem Putz und in fröhlichster Laune. Ach, endlich kann man wieder einmal des Sonntags hinaus in den Kaffeegarten! Aber auch durch die Stadt zu gehen, ist heute schon ein Vergnügen. Die alten Giebel sehen doch ganz anders aus, wenn die scheue Aprilsonne sie verheißungsvoll streift, als wenn sie Winters grau und todt mit ihren eisbedeckten Schnörkeln in die schmutzigen engen Straßen hinabstarren.

Und alle Menschen, denen man begegnet, sind so lustig; wenigstens meinen es die Mädchen; denn nicht nur, wie man in den Wald hinein ruft, so ruft's heraus — auch wie man den Leuten in's Auge schaut, so schaut's wieder heraus.

„Mädchen, mir passirt heute was!" ruft Dorette.

„Wenn Du nicht aufhörst, so toll zu sein, Dora, kann Dir's wohl passiren, daß Du wieder, wie im vorigen Jahr, etwas im Garten verlierst, und der arme Herr Putzbach drei Stunden suchen muß, um es Dir wiederzubringen," antwortet Johanne Seiler, Dorettens besondere Freundin.

„Ich würde ihm das Vergnügen gönnen!" und Dorette lacht so spöttisch, daß es den Anderen leid thut.

„Warum bist Du so schlecht zu ihm, Dorette?" sagt die Kleine mit den stark gepuderten Haaren und den großen, etwas schmachtenden Augen.

„Schlecht auch noch! Ich erlaube ihm, mir in jeder Straße dreimal hinter einander zu begegnen, mich Winters Schlitten zu fahren, mich Sommers zu rudern und mir Almanachverse vorzuleiern, daß es zum Herzbrechen ist — aber vor Lachen — nicht vor Weinen. Er liest wie abgerichtet; der reine Staarmatz! — Außerdem ist es eine gute Empfehlung für einen künftigen Commerzienrath, der seit drei Jahren hinter seines Herrn Vaters Comptoirbüchern sitzt, daß er noch nicht herausrechnen kann, daß er und ich keine runde Zahl machen."

„Ich möchte wissen, Dora, wen Du noch mal nimmst," meint die Kleine mit den Schmachtaugen.

„So — da geht Dir's gerad' wie mir," ist die etwas zögernd gegebene Antwort.

Dann lacht Dorette hell auf, und die Anderen antworten ihr im Chor. So geht es über den großen Marktplatz am Rathhause vorbei, dessen Façade mit den spitzen Verzierungen und runden Steinaugen ganz festtäglich schimmert. Aus der unteren, stets nach beiden Seiten der Stadt zu geöffneten Halle, die allgemein als Durchgang benutzt wird, treten eben einige junge Kaufmannssöhne, von denen Zwei in Greifswald Gottesgelehrsamkeit studirt haben. Sie grüßen die Mädchen und sehen Doretten bewundernd nach, die ihnen mit freundlicher Eilfertigkeit zunickt, aber die kleinen purpurrothen Lippen lächelnd dabei aufwirft.

Jetzt geht sie mit ihren Gefährtinnen rechts um die Ecke in die kurze Fährstraße, welche nach der See hinabführt.

Als man an des Thorschreibers Häuschen kommt, zaudert Dorette eine Secunde, dann aber hat ihr schneller Blick den Vater hinter den Scheiben entdeckt und bemerkt, daß er ruhig das Zeitungsblatt, welches ihm der Herr Bürgermeister wöchentlich einmal schickt, vor sich auf den Knieen hält und darüber hinweg auf's Thor blickt, als sie den Kopf kurz umwendet, wie um zu sagen: „Vorwärts! Es ist Alles in Ordnung!"

Und nun eilen sie durch das alte plump behäbige Fährthor, das sich, blickt man nach der sonnigen Stadt und ihren seit dem Frühling neu aufpolirten Häusern zurück, mit seinen tausend Rissen und Borsten ausnimmt wie ein altes unförmiges Großmütterchen, welches man dicht vor das lachende Haus in den Sonnenschein gesetzt hat, damit ihm die junge Frühlingsluft neckisch über die tiefen Runzeln fahre.

Von der See weht es frisch herauf, als die Mädchen hinaustreten. Freundlich drängen sich die Schiffe im leuchtenden Hafen, und breit hat sich die Nachmittagssonne auf der alten Brücke gelagert, sodaß man jeden Spalt, jeden handfesten Nagel, der die braunen Bretter zusammenhält, erkennen kann. Die blauen Wellen plätschern leise durch den Bodden, und am Ufer liegt der Schaum glitzernd, wie aufgerollte Schlänglein.

Der Weg zum Kaffeegarten und zur Wohnung der Muhme Gerhard führt eine Strecke weit links am Ufer entlang, aber Dorette meint, man könnte sich ja zuvor noch einmal auf der Brücke durchsonnen lassen.

An einem der Pfeiler, die am weitesten vom Ufer entfernt sind, ist mit starkem Tau ein Boot befestigt, das verführerisch hin und her schaukelt. Die Mädchen klettern hinein und setzen sich zierlich kokett auf die Bänke; nur Dorette und Johanne Seiler schlendern etwas hinterdrein und wollen, wie es scheint, auf der Brücke bleiben.

Dorette hat ihren Arm nachlässig in den der Freundin geschoben; es sieht aus, als lehne sich ihre hohe, überschlanke Gestalt nicht aus Müdigkeit, sondern aus Träumerei an Johanne's breite Schultern. Träumen liegt sonst nicht in Dorettens Wesen. Möglich, daß es die Frühlingssonne ist, welche das Mädchen verführt, heute so anders zu erscheinen.

Wie sie jetzt hinaus über die Bucht sieht, liegt eine ängstliche Erwartung, eine unruhige Sehnsucht in ihren Augen. Ihre Lippen bewegen sich wie spielend, und wenn sie athmet, scheinen auch sie sehnsüchtig anzuschwellen.

Plötzlich ziehen sich ihre Brauen wie in heftiger innerer Bewegung zusammen: „Ich möchte wissen, wie die Liebe ist!" denkt sie. — Sie lacht, und dann hört sie auf zu lachen und lächelt nur mild und leise vor sich hin. Sie sieht, wie sie zu den Füßen eines Mannes sitzt und den Kopf senkt. —

„Halt! Eins, zwei, drei!" und damit ist sie im Boot, nachdem sie sich mit hastiger Grazie durch das Geländer hindurch gewunden hat.

„Um Gottes willen, Dorette, uns so zu erschrecken!" rufen die Mädchen.

„Ja, warum sitzt Ihr Alle mit solchen Milchgesichtern da, als wolltet Ihr Euch gewaltig amüsiren und kämt nicht dazu? — Ihr jammert mich."

Ein großes Gelächter antwortet ihr, von der man sich gern Alles gefallen läßt.

„Kinder, Ihr seid nicht sehr verwöhnt!" sagte sie mit einem flüchtigen Stoßseufzer und mehr bedauernd als spöttisch. „Ihr lacht, wenn ich nur was sage."

„Aber nun kommt zur alten Gerhard und in den Garten! Sonst complimentirt uns der Bootseigenthümer hier am Ende heraus!" meint sie einige Minuten später und blickt zerstreut auf.

Gleich darauf wirft sie stolz den Kopf in den Nacken und ein kecker Spott fliegt über ihr bewegliches Gesicht.

„Putzbach! Siehst Du ihn, Dorette?" rufen die Gefährtinnen von mehreren Seiten zugleich.

Dorette zuckt halb ungeduldig, halb kläglich die Achseln, erhebt sich eilig und klettert, den Anderen voran, zurück auf die Brücke.

„Der frisch geflochtene Zopf hängt wieder in melancholischer Länge über den untadeligen Sonntagsrock herab," sagt sie halblaut und wirft über die Schulter fort einen belustigten Blick auf Putzbach.

„Seht nur, ob dieser Zopf nicht Charakter hat! — Früher hatte er ein anmuthig Selbstbewußtsein, seit einiger Zeit aber ist er in sich gekehrt und kleinmüthig und seine reputirliche Länge beängstigt ihn. — Schon in Ansehung dieses Zopfes lohnte sich's, Putzbach's Gemahl zu werden. — Was meint Ihr, es müßte ein artig Vergnügen sein, ihn alle Morgen zu drehen."

Unter ähnlichen Reden geht es schnell vorwärts, bis Dorette zuletzt wieder nachdenklich und träumerisch wird.

Putzbach, der am Hafen entlang gekommen ist und jetzt noch eine große Biegung desselben zu umschreiten hat, kann es nicht mit der anständigen Bürgern vorgeschriebenen Gangart vereinigen, die Mädchen sofort einzuholen, und folgt ihnen in einiger Entfernung. Erst im Kaffeegarten, als die Mamsells sich bereits unter dem Schutze der Muhme befinden, gesellt er sich zu ihnen.

Es ist ein buntes Getriebe auf Haupt- und Nebenpfaden des beliebten Vergnügungsortes: schöne schwedische Officiere schlängeln sich an würdigen Rathsherren und anderen Vertretern der Stadtobrigkeit vorbei. Elegant gekleidete Damen der vornehmsten Stände mit Steifrock, hoher, gepuderter Frisur und überladen verziertem Seidenkleid sehen vornehm lächelnd auf die einfachere Tracht der Bürgersfrauen herab. Später im Sommer wird sich die Gesellschaft des Kaffeegartens wieder an einzelnen Tischen gruppiren, eine reiche Anzahl bunter, lebender Bilder darstellend, aber heute weht hier noch eine zu frische Küstenluft, als daß man sitzend den herrlichen Frühlingstag genießen könnte; deshalb wandelt man lachend und plaudernd, einzeln oder zu Paaren durch die breiten Gänge.

Putzbach steigt mit beklommener Miene an Dorettens Seite einher. Es sind nicht die klugen Aeuglein der sich von Zeit zu Zeit nach dem Paare umsehenden Matrone Gerhard, welche ihn verlegen machen; es ist die Kälte des Mädchens selbst, die ihm heute noch auffallender denn sonst entgegentritt. Sie duldet ihn neben sich, wie man einen treuen Hund neben sich duldet, den man nicht nach Hause schicken mag, weil das gute Thier nun einmal mit uns gekommen ist, aber ihre Gedanken gehen weit über ihn hinweg. Manchmal lacht sie nur, wenn er etwas sagt, und antwortet nicht einmal. Eine so klägliche Rolle wie heute hat er noch nie gespielt; das fühlte er selbst. Wußte er auch schon lange, daß die schöne Dorette Rickmann nicht glühend in ihn verliebt war, so meinte er doch wenigstens zu bemerken, daß sich ihre Mädcheneitelkeit durch seine Aufmerksamkeiten geschmeichelt fühlte: sie liebte es, ihn zu necken und zu chicaniren — und so lange sie sich wenigstens mit ihm abgab, lag die Möglichkeit nicht fern, daß sie den wohlhabenden Kaufmannssohn doch noch einmal heirathen werde.

Aber heute, heute würdigt sie ihn kaum eines Blickes. Im Innersten empört, ist Putzbach verschiedene Male im Begriff, sich zu verabschieden. Als er aber bemerkt, daß auch sein Zurückziehen nicht den geringsten Eindruck machen würde, fühlt er sich — aller Vernunft zuwider — von Neuem an die Seite des Mädchens gebannt und bleibt fernerhin ihr Begleiter.

Je länger sie mit einander gehen, desto ungeschickter und hastiger werden die Schritte des armen Putzbach. Zuletzt steht der helle Schweiß auf seiner Stirn, und immer wieder fährt es ihm durch den Sinn, daß er sich hier fortwirft und Dorette Rickmann heute so gleichgültig wie jeder Andere ist.

Wie jeder Andere? Luchsartig richten sich Putzbach's wasserblaue Augen plötzlich auf einen jungen Officier, der ihnen jetzt schon zum vierten Male begegnet. Derselbe kennt des Bürgermeisters Tochter und grüßt sie ehrerbietig, aber seine Blicke schweifen dabei mit unverhohlenem Vergnügen zu Dorette herüber, und Putzbach bemerkt, wie des Mädchens leuchtende Augen auch mit lachendem Wohlgefallen über die keineswegs schöne, aber immerhin vornehme und glänzende Erscheinung des jungen Mannes hinstreifen. Er sieht nicht, daß auch diese Beachtung, welche sie dem Officier schenkt, nur eine flüchtige, von augenblicklicher Eitelkeit hervorgerufene ist, und sein stiller Neid begleitet den Vorübergegangenen.

„Es ist nicht Alles Gold, was glänzt, Mamsell Rickmann."

„Ist auch gar nicht nöthig, Herr Putzbach! Wenn es nur glänzt, erfüllt es auch einen Zweck; es macht uns Vergnügen," erwidert Dorette, ohne im Geringsten ein spöttisches Lächeln dabei zu unterdrücken.

„Ja, Mamsell," antwortet Putzbach stotternd und wird glühend roth im Gesicht, denn er redet sich ganz in Eifer hinein; „das Vergnügen ist eine recht schöne Sache."

„Wenn ich nur wüßte, warum Sie Ihre Rockknöpfe so maltraitiren!" fährt Dorette dazwischen. „Haben diese Musterbilder von Ehrbarkeit auch etwas mit unerlaubtem Vergnügen zu schaffen?"

Putzbach läßt, etwas unbeholfen lachend, den gerade bearbeiteten Rockknopf fahren und nimmt seine Rede wieder auf:

„Das Vergnügen, meine ich, ist eine recht schöne Sache — aber es hat —" hier nimmt seine Sprechweise einen Augenblick etwas Salbungsvolles an — „schlechten Credit, was sage ich? gar keinen Credit, Mamsell! Wer einen Hausstand gründen ..."

„Bitte, Putzbach, haben Sie endlich ein Einsehn! Von Leuten zu hören, die einen Hausstand gründen wollen, ist absonderlich langweilig!"

Putzbach blickt verblüfft zu Boden, und eine Weile sieht er aus, wie der Mann im Märchen, dem das Gesicht stehen blieb, als die Uhr schlug.

Endlich faßte er wieder Muth.

„Aber —" beginnt er langsam.

„Ach Gott, nun fangen Sie wieder an zu ‚abern'."

„Aber in Ihrem Alter, Mamsell Rickmann," fährt der wiederum Unterbrochene unbeirrt mit leiser, etwas flötender Stimme fort; denn es überkommt ihn plötzlich das selig drängende Gefühl eines guten Einfalls, den er wie eine Art von Trumpf auszuspielen denkt: „in Ihrem Alter hat doch jedes Mädchen — gewisse — Wünsche."

„O ja!" ruft Dorette überlaut, daß sich Frau Gerhard erstaunt nach ihr umsieht, „ich habe auch gewisse Wünsche."

Putzbach's Gesicht mit den weitgeöffneten Augen wendet sich so schnell seiner Begleiterin zu, daß sogar der melancholische Zopf in Bewegung geräth. Aber Dorette sieht es nicht.

„Und diese gewissen Wünsche sind?" fragt er ängstlich flüsternd, während sein liebendes Jünglingsherz mit verstohlener Hast gegen das steife, zugeknöpfte Patricierkleid pocht.

„Daß ich reisen möchte — fremde Länder und fremde Menschen sehen möchte," ist die leidenschaftliche Antwort.

„Und — und — wo wollten Sie denn hin?"

„Ich?" — Dorette zögert einen Moment; dann sagt sie schnell: „Nach Paris möchte ich," und ihre Augen funkeln seltsam, und ohne daß sie es selber ahnt, steigt glühendes Roth in ihre Wangen.

Putzbach stutzt, als hätte er eine Ohrfeige bekommen, und nicht lange danach verabschiedet er sich leise seufzend von seiner Göttin. Seine Geduld ist für heute zu Ende; er gesteht sich mit einiger Bitterkeit, daß es für eine künftige ehrsame Hausfrau ein mehr als verwegener Wunsch ist, nach Paris reisen zu wollen — und er nimmt schließlich die kindische Thorheit des armen Bürger-

mädchens, das ihm heute — leider — leider schöner und vornehmer denn je erschienen ist, für eine persönliche Beleidigung.

Es ist schon gegen Abend, als die Mädchen am Strande entlang wieder zurückgehen. Es ist kühl geworden. Dorette hat ihren bunten Shawl fest umgeschlagen; dagegen ist ihr der große aufgeklappte Hut von der hohen Frisur, welche sie besonders geschickt, halb nach neuester Mode, halb nach eigener Phantasie zu ordnen weiß, herabgeglitten, und kleine ungepuderte Haare wehen ihr lose über die breite Stirn.

„Warum bist Du so eilig, Dora?“ fragt Johanne, die wieder an ihrer Seite geht.

„Weil ich kochen muß und der Abend nicht auf mich wartet,“ sagt sie hastig.

Die blaue Fluth trägt jetzt weithin einen rothen Widerschein; der Wind bläst mit heftigeren Athemzügen, daß die Wellen bewegt durch einander schwellen, und von der Stadt her blitzen die Thürme des Rathhauses und der Sanct Marie golden herüber. Die Wimpel der Maste wehen reiselustig an den ruhenden Schiffen, und die weißen Möven flattern darüberhin.

Ein anderer Frühlingsabend weht wohl jetzt in den lauen Parkgängen und stillen Wäldern des Binnenlandes, aber auch dieser stürmische Hauch, der um die alte Meerstadt flattert, ist voll Wonne und Lebensdrang, voll Kraft und Glanz und voll ahnungsvoller Jugend, und es ist fast, als deckten seine rauheren Schwingen eine desto tiefere, schwellendere Sehnsucht nach den Gluthen des Sommers.

Dorette athmet manchmal tief auf; denn ihr ist, als trüge sie etwas in ihrer Brust, das sich nun aufthun wollte.

O, der thörichte Frühling!

Eine feierliche Neugier überfällt sie. Ihr Herz klopft heftig, als stände sie vor einer verschlossenen Thür, die sie nicht öffnen darf, da diese nur von selber aufspringt. — Wann wird sie aufspringen? Was wird dahinter sein? Oder wird sie sich ihr überhaupt nicht aufthun?

Als sie durch das alte Fährthor gehen, bricht Dorette in ein übermüthiges Lachen aus und zwickt Johanne halb unbewußt so heftig in den Arm, daß diese verwundert fragt, was das heißen soll.

„Nichts!“ antwortet sie schnell mit spöttischem Gesicht, und setzt hinzu, in Ton und Geberde ihren geistlichen Herrn, den Pfarrer von St. Nicolai, nachahmend: „Die Mamsell Dorothea hat heute ihren Raptus per excellentiam!“

„O Dora, schon wieder!“ schreit Johanne leise. „Das thut ja weh.“

„Soll's auch,“ sagte Dorette seltsam lachend; „ich möchte aus der Haut fahren.“

„Vor Frühling?“

„Nein, ich bin nicht gefühlvoll. — Gute Nacht, Johanne! Gute Nacht, Lisbeth und Greting! Und wenn Ihr Herrn Putzbach seht, sagt ihm meinen graziösen Empfehl und ich wäre verzweifelt, daß er uns heute so bald verlassen hätte. Im Uebrigen hätte ich gewisse Wünsche und wäre mit einem gewissen schwedischen Officier versprochen.“

Und mit geschmeidiger Wildheit, daß die Kleider ihr um die schmalen Füße fliegen, ist das Mädchen im Hause des Thorschreibers verschwunden.

3.

In dem verschlossenen Hausflur horcht sie auf und bleibt stehen, und als ihre Freundinnen schon längst die Straße hinaufgegangen sind, lauscht sie immer noch an der Thür. In des Thorschreibers Stübchen wird lebhaft gesprochen; ein Fremder redet mit erhobener Stimme zu ihrem Vater. Jetzt hört sie, wie drinnen die Worte „Herr Oheim“ laut werden.

Sie hat es gewußt, daß Johannes Strohmeyer heute kommen wird; es befremdet sie nicht.

Wie schnell ihr Athem geht! Sie wird jetzt einen Mann kennen lernen, der aus — Paris kam — der die Welt sah — und — der ein Mann ist.

Leise schleicht sie durch die Küche in die Kammer und ordnet vor dem Spiegel das Haar, und fragend bohren sich dabei ihre Augen in die Augen des Bildes, das sie von sich selbst erblickt. „Bin ich hübsch?“ fragen diese Augen. „Sind wir schön?“ fragen sie.

„Ja!“ blicken die großen dunkelgrauen Augen im Spiegel und glänzen verheißungsvoll und schillern so räthselhaft, wie das blaugrüne Wasser im Bodden, wenn die Morgensonne es unruhig durchfunkelt. Dann steckt sie das weiße Busentuch sorgfältig über einander, damit es sich geordnet ihrer Gestalt anschmiege, und setzt das blendende Mützchen gerade und zierlich auf die etwas kühn gerathene Frisur, sodaß es wie ein kleiner jesuitischer Heiligenschein von Anmuth und Hausfrauentugend auf den ungezügelten Jugendübermuth des feinen, blühenden Gesichtes herabschaut.

Warum sollte auch der Vetter die Pariser Demoiselles anmuthiger gekleidet finden als sie?

Eine Secunde steht sie noch, den Griff der Thür zögernd in der Hand haltend; noch einmal lauscht sie — dann öffnet sie rasch und tritt zu den Sprechenden.

„Da bist Du ja, Doring!“ sagt der Thorschreiber, und Johannes Strohmeyer erhebt sich, sie zu begrüßen.

Und wie er so vor ihr steht, groß und dunkelblond, mit blitzenden Augen und kräftigen, ebenmäßigen Gliedern, richtet auch sie sich unwillkürlich zu ihrer ganzen Höhe empor, und ein seltsames Gefühl überkommt sie, daß sie ihn mißt, wie ein Gegner den andern mißt, ehe die tödtlichen Waffen zwischen ihnen klirren. Wie man den Widersacher anblickt, der uns zum Zweikampf forderte, so blickt sie auf ihn: streng, hoheitsvoll, mit gleichgültiger Ruhe.

Endlich hört sie auf, Strohmeyer anzustarren; langsam wendet sie den Kopf, als suche sie etwas im Zimmer.

„Glück zu Ihrer Verrichtung in Stralsund, Vetter!“ sagt sie dann, sich wieder zu ihm wendend.

„Danke, Base!“

„Nachdem Sie so viel von der Welt gesehen haben, wird's schwer halten, daß es Ihnen hier gefällt.“

„Wenn mir Zuspruch bei Ihnen erlaubt ist, schöne Base, wird es mehr als leicht sein.“

„Wollen doch abwarten! — Für einen Mann von Welt urtheilen Sie vorschnell.“

„Nehmt doch wieder Platz, Johannes Strohmeyer!“ bemerkt der Thorschreiber dazwischen, und der junge Mann folgt des Oheims Aufforderung.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gast aus dem fernen Osten.

Studie aus dem Berliner zoologischen Garten von G. Mützel.

„He! Holla!“ rief mir am Charfreitage 1878 mitten im Menschengewühl des Berliner zoologischen Gartens Director Bodinus zu, „versäumen Sie ja nicht den Tragopan!“

„Balzt er wieder?“

„Prächtig, prächtig!“ erschallte die Antwort, und der andere Morgen — es war am 20. April — fand mich um acht Uhr vor dem geräumigen Gehege der Vögel, auf welche die Aufmerksamkeit der Leser zu lenken der Zweck dieser Zeilen sowie des begleitenden Bildes ist.

Schon seit einer Reihe von Jahren war Temminck's Tragopan (Ceriornis Temminckii), der Hornfasan, wie Brehm ihn genannt, in Europa eingeführt; in mehreren zoologischen Gärten waren Pärchen gepflegt und beobachtet worden, doch nirgends hatte man bisher eine Balz, das Werbespiel des liebedurstigen Hahnes gewürdigt. Selbst die Forscher, welche den Tragopan in seiner fernen Heimath auffanden und Mittheilungen über sein Freileben machen, schweigen vollständig über die im höchsten Grade merkwürdigen Veränderungen, welche sich bei dieser Gelegenheit in der äußeren Erscheinung des Vogels vollziehen.

Im Jahre 1876 beobachtete Dr. Bodinus zuerst den Balz-Act und machte mir Mittheilung davon, doch trotz eifrigen Bemühens konnte ich damals des mir als entzückend geschilderten

Digitized by Google

Tragopane.

Nach der Natur gezeichnet von E. Mützel.

Digitized by Google

Anblickes nicht theilhaftig werden. Ebenso ging mir's im nächsten Jahre, wo ich während vierzehn Tagen je mehrere Stunden auf der Warte stand. Meine im jahrelangen Beobachten lebender Thiere zum Zwecke bildlicher Darstellung derselben gründlich vorgeübte Geduld hatte eine harte Probe zu bestehen. Endlich belohnte jener Tag vor Ostern meine Ausdauer: von acht Uhr morgens bis sechs Uhr abends genoß ich zwölf Mal das bezaubernde Schauspiel — ich sah, staunte und malte.

Wie sehr übertraf die Wirklichkeit die begeisterten Schilderungen, die mir das Außergewöhnlichste in Aussicht gestellt hatten! Wie arm und schwach erwies sich die Phantasie gegenüber der Schöpferkraft der Natur! Dreimal mußte ich erst sehen, ehe mir der Verlauf der Sache klar wurde und ich Fassung gewann, zur bildlichen Darstellung zu schreiten.

Schon in seinem Alltagskleide ist unser Tragopan sowohl durch Färbung wie Gestalt von hervorragender Schönheit, und unbedingt gehört er mit seinen Vettern zu den prachtvollsten Gliedern der großen Familie der Hühnervögel. Von der schwarzen Stirn aus zieht sich ein gleichgefärbtes breites Band über die Augen, geht um den Hinterkopf und säumt die blaue warzige Haut des Gesichts und des Halses. Auf dem Scheitel leuchtet ein feurig-goldener, über den Nacken reichender Schopf, unter welchem sich zwei zurückliegende dünne fleischige hellblaue „Hörnchen" verbergen. Das lebhafte Orange des Nackens geht auf dem Rücken in Blutroth, dieses aber auf dem Schwanze in Braun über; die ganze Unterseite prangt in helleuchtendem Roth. Alle Federn tragen vor der Spitze perlgraue Tupfen, die auf dem Rücken schwärzlich umrandet sind, auf dem Bauche sich jedoch derart vergrößern, daß aus ihnen schöne Längsbänder entstehen. Die Füße sind korallroth; der Schnabel ist bleigrau. Diese ernsten und doch so reichen Farben verbinden sich mit der kräftigen, geschlossenen Gestalt voll anmuthiger Bewegungen zu einem edlen, wohlthuenden Ganzen.

Umsomehr mußte ich erstaunt sein, den Prachtvogel einen Hochzeitsschmuck entfalten zu sehen, auf dessen Vorhandensein nicht das Mindeste hindeutet und welcher seine stets zur Schau getragene Schönheit noch auf's Wunderbarste erhöht. Das ganze Gesicht des Tragopans ist nämlich mit einer blauen sammetartigen Haut bedeckt, welche an der Kehle einen krausen Beutel, hinter dem Auge eine herabhängende Falte und zur Seite des Halses eine oben mit Federn besetzte Querwulst bildet.

In der Balze werden nun durch vermehrten Zufluß von Blut sowohl die oben erwähnten Hörnchen zu circa acht Centimeter hohen Hörnern geschwellt und gestreckt, wie auch die Gesichts- und Kehlhaut sich zu einer hufeisenförmigen zwanzig Centimeter langen, siebenzehn Centimeter breiten Scheibe ausdehnt, deren Form und Fleckenzeichnung im höchsten Stadium der Entwickelung unser Bild zeigt. Die Färbung theilt diesen Schild in drei Felder, ein mittleres und zwei seitliche. Ersteres, aufgeblasen und daher gewölbt, ist von einem herrlichen saftigen Kornblumenblau, gemustert durch unzählige Spritz und Tropfenflecke vom feinsten bezaubernd'sten Hellkobaltblau. Von derselben Farbe sind auch die Randfelder des Schildes; eine einfache großartige Fleckenzeichnung in glühendstem Blutroth verleiht jedoch dem Ganzen eine märchenhafte Pracht, die wohl kaum von irgend einer Erscheinung an einem anderen Thiere übertroffen werden dürfte. Die Farbenwirkung dieses Schildes, im Verein mit dem rothen graugeperlten Gefieder und dem saftigen Grün der Umgebung ist von berauschender Schönheit — doch um zur vollen Empfindung derselben zu gelangen, muß man Zeuge des ganzen Verlaufes des Liebesspieles sein, dessen festlichen Schmuck ich soeben schilderte.

Die guten Erfolge der Züchtung der Tragopane bei uns sind zweifellos in der Aehnlichkeit des Klimas ihrer Heimath mit dem unserigen begründet. Die Gebirge Asiens vom nordwestlichen Himalaya durch Nepal, Sikim bis China sind ihr Verbreitungsgebiet, dichte Wälder nicht weit unterhalb der Schneegrenze ihre Wohnplätze, die sich im Sommer noch über die Regionen der Birke und des Rhododendron hinaufziehen, im Winter jedoch bis in tief gelegene üppigere Waldungen verlegt werden. Gesellschaften von zwölf bis fünfzehn Stücken, durch Gewöhnung oder Verwandtschaft zusammengeführt, bewohnen gemeinschaftliche Gebiete von großer Ausdehnung und machen auf festbestimmten Straßen zusammen ihre Herbst- und Frühjahrsreisen, ohne sich gerade in eng geschlossenem Verbande zu bewegen, sodaß man in Bezug auf sie nur ganz allgemein von einem Volke oder einer Kette sprechen kann. —

Wie hier, so hört man auch in ihrer Heimath selten einen Laut von diesen Vögeln, da sie nur durch Verfolgung in Angst gesetzt ihre Stimme, ein meckerndes Gackern, welches nach und nach in ein zusammenhängendes Gekreisch übergeht, ertönen lassen, worauf der bisher durch Gestrüpp und Büsche schlüpfende Vogel sein Heil im Fluge sucht. Es ist das Geschrei meist ein Zeichen, daß der Vogel flieht; denn auch der auf einen Baum sich rettende läßt die Stimme erschallen, bis er sich in dem Gezweige versteckt hat. Die im Ganzen zutraulichen, in der Wildniß wenig scheuen Vögel fallen bald nach dem Austreiben wieder ein — erst nach wiederholter Beunruhigung salviren sie sich in weitere Ferne, indem sie sich vorzugsweise in tiefergelegene Weideplätze flüchten. Ihr Flug ist durch ein ganz charakteristisches Schwirren ausgezeichnet, welches diese Wildhühner, auch wenn man ihrer nicht ansichtig ist, von allen anderen zu unterscheiden gestattet.

Daß die Tragopane dort, wo sie häufiger durch den Menschen Nachstellungen zu erfahren haben, sehr bedeutend an Vorsicht, Scheu und selbst Listigkeit zunehmen, ist wohl erklärlich und findet seine Analogieen in der ganzen thierischen Welt; die bloße Anwesenheit eines Menschen in ihrem Gesichtskreise veranlaßt solche gewitzigte Vögel schon, in den dichtesten Kronen der Bäume den Schutz zu suchen, welcher sie vor den Anschlägen des gefährlichsten Feindes aller Thiere zu bewahren im Stande ist.

Sobald das Frühjahr herannaht, beginnen die Tragopane ihre Wanderung in die hoch gelegenen Sommerquartiere und lassen den Paarungsruf ertönen, der dem geschilderten Angstlaute sehr ähnlich klingt. Wie aber der Nestbau, das Brüten und die Aufzucht der Jungen vor sich gehen, das hat sich bisher noch den Blicken der reisenden Forscher entzogen, wie uns überhaupt eine eingehende Lebenskenntniß des wilden Vogels noch mangelt. Bei uns legt die Henne freiwillig selten mehr als sechs Eier; nur wenn man ihr die gelegten wieder nimmt, legt sie deren mehrere. Die Eier sind von schöner Form, haben starke Schalen und eine den Perlhühnereiern ähnliche Farbe: sandgelb, mit sehr feinen Fleckchen gezeichnet. Nach ungefähr sechsundzwanzig Tagen Brütens durchbrechen die Jungen die Schalen und werden von der Mutter, die sich schon dem Brutgeschäfte eifrig gewidmet hatte, sorgsam geführt.

Zum Theil vertauschen sie schon im ersten Lebensjahre das Jugendkleid mit dem der Erwachsenen; im zweiten Jahre sind sie völlig ausgefärbt und fortpflanzungsfähig, und von dieser Zeit ab bilden sie eine so hervorragende Zierde schattiger Parks, daß eine emsige Zucht des herrlichen Vogels höchst wünschens- und empfehlenswerth erscheint. „Leider," schreibt mir Dr. Bodinus, „kennt man in unserem Lande diesen schönen und prächtigen Vogel zu wenig, wiewohl seine Haltung und Fortpflanzung ebenso leicht durchzuführen sein dürfte, wie die des Perlhuhns. Er ist im höchsten Grade genügsam; eine zu gute Nahrung bringt ihm sogar den Untergang; viel Grünes, Beeren, Obst, gekochte Kartoffeln, etwas Sämereien, namentlich Buchweizen, Weizen, Mais erhalten ihn bei guter und dauernder Gesundheit; ja bei genügender Freiheit in einem Parke mit Rasen dürfte er kaum besondere Fütterung nöthig haben. Die Henne ist eine zärtliche Mutter; die Jungen sind bei einiger Sorge sehr leicht zu erziehen und bäumen bald auf. Ein frostfreier Raum genügt als Aufenthalt während des Winters, kurz, der wohlhabende Besitzer eines Parkes oder größeren Gartens würde, findet er sonst Freude an schönem Geflügel, den Erwerb eines so herrlichen Vogels nicht bereuen. Es würde nur nöthig sein, die Eier von einer Bauernhenne ausbrüten und die Jungen von ihr führen zu lassen, damit sie sich, auch nachdem sie selbstständig geworden, in ihrem Geburtsort heimisch fühlen."

Hoffen wir, daß diese Empfehlung von befugter Seite dazu wirke, daß in nicht allzu ferner Zeit der Tragopan wenigstens ebenso häufig in Parks und Geflügelhöfen getroffen werde, wie der Gold- und Silberfasan, der Pfau und die zarten Enten Chinas und Südamerikas!

Digitized by Google

Liederproben aus Ernst Ziel's „Gedichten".*

1. Am Abend.

Leise rauschend durch Ruinen zieht der Abendwind,
Flüstert alte, düstre Mären, die vergessen sind.

Von den Bäumen, herbstestraurig, sinkt nun Blatt auf Blatt,
Sucht in der Ruine Schweigen eine Grabesstatt.

Fallen wird auch sie, die trotzig manch' Jahrhundert stand;
Ziehen werden, wo sie ragte, Nebel über's Land.

„Märchenhaft ist dieses Leben," seufzt der Abendwind;
In der heißen Brust erglommen mir zwei Wünsche sind:

Meinem Leben eine Seele, die sich meiner eint,
Meinem Grabe eine Thräne, die die Liebe weint!

2. Lied vom Strande.

Im Seegras, fluthenbefeuchtet,
Der Bernstein schimmert und scheint,
Eine Thräne, die, schmerzdurchleuchtet,
Die ferne Vorzeit geweint.

Vor Zeiten auf einsamem Thule
Am wogenumbrandeten Strand —
Da wuchs auf dem Klippenstuhle
Eine Föhre im Küstensand.

Die Wellen rauschten ihr Lieder
Vom Süden so schön und so hehr —
Da neigte die Zweige sie nieder
Und weinte die Thräne in's Meer.

Das Meer trug durch die Sunde
Geronnen die leuchtende hin —
Nun freut sich am köstlichen Funde
Nach tausend Jahren mein Sinn.

Verschollen im Fluthengeschwemme
Die Thräne der Vorzeit war —
Heut trägt sie als glitzernde Gemme
Mein Mädchen im schwarzbraunen Haar.

* Soeben in zweiter Auflage (Leipzig, Ernst Keil) erschienen und der Beachtung für den Weihnachtstisch empfohlen. D. Red.

Die geschichtlichen Wandlungen der deutschen Frauenmoden.

Von Fr. Helbig.

I.

Die Mode als Spiegel der Zeit. — Das erste Kleid der Germanin. — Römische, dann byzantinische Einflüsse. — Das Princip der Erstarrung. — Das Idealgewand der Ritter- und Minnezeit. — Schnabelschuhe und Gugelhaube. — Zuckerhutförmiger Aufbau. — Die Zottel- und Schleppentracht. — Kleiderordnungen. — Die Periode der Renaissance. — Rückkehr zur Natur. — Die Gretchen und Klärchen. — Gürtel und Mieder. — Die Periode der Barockrenaissance. — Spanischer Einfluß. — Schneppentaille. — Mühlsteinkrause. — Stuarthaube. — Reifrock mit Glocken- und Tonnensystem.

„Eine Geschichte der Frauenmode! Fruchtloses Beginnen. Die Mode ist ja bekanntlich launisch. Sie ist so unfaßbar, so unberechenbar, wie es eben Launen sind, und wäre es auch die Laune einer schönen Frau. Wie ist es möglich die Geschichte einer Laune zu schreiben?" Sicher wird ein solches Räsonnement im Hinblick auf die Ueberschrift unseres Artikels laut werden! Nun läßt sich dem aber Folgendes entgegenstellen: Zwar in ihren Abzweigungen und Einzelbildungen launisch und regellos, hält die Mode doch in ihren Grundzügen zuerst ganze Jahrhunderte hindurch, später durch Drittel- und Vierteljahrhunderte und zuletzt mit dem beständig sich steigernden Tempo der Weltgeschichte noch Jahrzehnte hindurch vor dem Auge des Forschers Stand. Sie hängt dabei mit dem Wesen und Charakter der jeweiligen Geschichtsperiode auf's Innigste zusammen. Sie bringt den Zeitcharakter gleichsam zu einer Art äußern Erscheinung, wie sie selbst auch wieder auf die Gefühls- und Handlungsweise ihrer Zeit bestimmend einwirkt. Eine Dame der Ritter- und Minnezeit im Corset würde mit dem historischen Charakter jener Zeit ebenso wenig in Einklang zu bringen sein, wie eine Dame der Neuzeit ohne jenen nun seit Langem eingebürgerten Regulator der weiblichen Aesthetik. Aehnlich knüpft sich an Perrücke, Zopf, Stelzschuh und Reifrock der feststehende Typus einer geistig starren Zeit. Unter diesen Gesichtswinkel gebracht, hängt die Entwickelungsgeschichte der Tracht zusammen mit der Geschichte der Menschen und Völker überhaupt. Da, wo die wogenden Pulsschläge der Geschichte nicht hindrangen, in entlegenen Berg- und Walddistricten, in weltentfernten Dörfern, blieb daher auch die Tracht Jahrhunderte hindurch ein und dieselbe.

Wenn wir in Folgendem auch nur von der Frauentracht reden wollen, weil die Frau diesem Thema das größte stoffliche Interesse entgegenbringt, so können wir dabei doch nicht die Tracht der Männer unberücksichtigt lassen. Zwischen beiden, der Herren- und der Frauenmode, besteht eine gegenseitige Beeinflussung, und wie man überhaupt in der Geschichte männliche und frauenhafte Zeitperioden unterscheidet, so erscheint auch in der Geschichte der Mode einmal das weibliche und dann wieder das männliche Element als bestimmender Factor.

Die deutsche Frau in der ersten Zeit ihrer Geschichte trug ein langes leinenes Untergewand, das die Arme vollständig frei ließ. Trat sie aus der Umfriedigung des Hauses hinaus, so hing sie einen Mantel von Linnenstoff, im Winter von Fellen um, den eine einfache Fibel, oft nur ein Dorn über der rechten Schulter zusammenhielt. Vornehme Frauen säumten Kleid und Mantel mit einem Purpurstreifen. Bronzene Ohrringe und schmale Spangen waren der einzige Schmuck. Das Haar fiel in natürlichen Strähnen frei den Rücken hinab. Diesem einfachen natürlichen Gewande konnte die Mode, das Kind der Cultur, nichts anhaben. Da drängte sich mehr und mehr die römische Sitte in die deutschen Urwälder, und wie die deutschen Jungfrauen den putzsüchtigen Römerinnen ihr langes goldblondes Haar als gesuchten Mode-Artikel lieferten, so vermachten ihnen diese dafür den modischen verfeinerten Schnitt ihrer Kleider. Bald gesellte sich zu dem einen Gewande ein zweites als Obergewand, in der Form einer römischen Tunika mit enganschließenden Aermeln. Das Oberkleid bestand aus besserem Stoffe, aus Wolle, später aus Seide und Sammet. Jetzt trat nun auch als weiteres wichtiges Moment die Farbe hinzu und damit Wechsel und Mannigfaltigkeit, welche die Entstehung der Mode bedingen.

Als das römische Reich untergegangen war, wurde dessen östlicher Abzweig, das byzantinische Reich, maßgebend für den künstlerischen Geschmack des Westens, sowohl in Betreff des Baustils wie auch in Betreff der Gewandung. Das Charakteristische dieser byzantinischen Tracht, welche im zehnten und elften Jahrhundert an den deutschen und fränkischen Höfen verbreitet war, lag in der Enge und dem durch dieselbe bedingten Mangel eines freien Faltenwurfs der Kleider. Besonders fiel der Rock, den ein breiter Gürtel eng an das Untergewand anschloß, schmal und glatt, einem Sacke ähnlich, herab. Es hat fast achthundert Jahre gedauert, ehe dieses Motiv, und zwar im Anfang unseres Jahrhunderts und in der neuesten Gegenwart, wieder zur Herrschaft gelangte. Auch in Bezug auf die Kleiderstoffe brachte der Orient eine Erweiterung in den gemusterten Stoffen, aus denen besonders das Oberkleid bestand, indeß das Untergewand meist noch einfarbig blieb. Die Muster bildeten sich aus Punkten und Linien zu künstlich verschlungenen Ornamenten, zu Nachbildungen von Thieren und Pflanzen heraus. Besonders bedeutsam wurde die Einführung der Seide in die Arena der abendländischen Moden. Ihre malerische Wirkung wurde zu jener Zeit noch gehoben durch schwere und breite Goldborden, die sich am Saume der Aermel und an den Rändern der Röcke und Mäntel hinzogen, oft noch reich mit Edelsteinen und allerhand metallenem Zierrath überdeckt. Ihre Schwere trug noch besonders dazu bei, die Gewänder straff zu ziehen und ihnen jedes Gelüst einer faltigen Entwickelung zu nehmen. Es war nur eine Consequenz dieser Bekleidungsform, daß die deutsche Frau jetzt das einst freigetragene Haar in lange

Digitized by Google

Zöpfe flocht und diese wieder mit Bändern umschnürte und mit Metallplättchen beschwerte. Wenn ihr auch die Buntheit der Farben eine gewisse malerische Wirkung nicht versagte, so fehlte dieser Tracht umsomehr die plastische. So haben die uns besonders in Grabdenkmälern überlieferten Frauenbilder aus jener Zeit des zehnten bis zwölften Jahrhunderts etwas Erstarrtes, Mumienhaftes. Aber auch das Leben selbst war besonders an den Höfen ein starres, durch Bräuche und Gesetzesformen eng gebanntes. Von den Edlen bis hinab zu den Hörigen und Unfreien bestand eine strenge, kastenmäßige Standestheilung.

Da brach die Zeit des Minnesangs, des Ritterthums, des classischen Mittelalters herauf. Sie war eine eminent frauenhafte. Die Frau war die Sonne, um welche sich fast das ganze Handeln und Empfinden der Zeit planetarisch drehte und in einen förmlichen Frauencultus sich verdichtete. Um sich dieser Verehrung werth zu machen und den herrschenden Einfluß zu wahren, mußte die Frau darauf bedacht sein, die Gewalt ihrer Reize auch äußerlich in der Kleidung zur Geltung zu bringen, und zwar zu jener poetischen Geltung, welche der Cultus des Mannes ihr zugewiesen hatte. Da warf sie das bretterartige Oberkleid von sich und ließ in künstlerischer Freiheit, in freiem Gusse das Kleid vom Halse über die Brust und Hüfte zu den Füßen gleiten. Die übermäßige Last des Zierrathes schwand bis auf den Schmuck des golddurchwirkten Gürtels. Das Untergewand endete in eine nicht zu lange Schleppe.

Erste Periode. Minnezeit. Byzantinische Tracht.

Deutsche Frauentrachten.

Originalzeichnung von Adolf Neumann.

Das kürzere, meist ärmellose Obergewand wurde auf der linken Seite nach bestehender Sitte aufgerafft und durch die Hand oder im Gürtel festgehalten, so Gelegenheit bietend zu Entwickelung eines künstlerischen Faltenwurfes. Der Gürtel saß mehr auf der Hüfte, sodaß er den natürlichen Formenguß des Körpers nicht unterbrach; sein langes Ende fiel vorn auf dem Kleide herab. Der Mantel wurde nicht mehr auf der Schulter befestigt, sondern durch eine über die Brust herübergehende Borde oder Schnur, den sogenannten Fürgespann gehalten, den zwei am Rande der beiden Mantelhälften angebrachte Spangen oder Rosetten verknüpften. So legte er sich um das Bild des Leibes wie ein dessen Wirkung hebender Rahmen herum, während er denselben zum Theil sittsam wie ein Vorhang verdeckte. Das Haar, welches häufig ein Kranz schmückte, fiel wieder frei, aber nicht ungefesselt lose, sondern in langen Locken auf die Schultern.

Bei dieser Mode hatte sich zur malerischen noch die plastische Wirkung gesellt, und so wurde dieses mittelalterliche Costüm das eigentliche Idealcostüm der deutschen Frau. Zu ihm greift noch heute der Maler, wenn er in der weiblichen Erscheinung neben dem Erhabenen und Edlen das Nationale verkörpern will. Es ist die Tracht der Germania, welche die Zeit unserer großen nationalen Erhebung uns so vielfach bildlich verherrlichte.

Auch diese classische Zeit verfiel nach dem Gesetze alles Irdischen. Schon mit dem vierzehnten Jahrhundert beginnt ihre Entartung. Mit dem sechszehnten Jahrhundert aber brach eine neue Zeit an; sie erwuchs aus einer Periode der Gährung, des Uebergangs, in der sich Altes und Neues theilweise in den wildesten Gegensätzen begegnete und bekämpfte. Neben dem ersterbenden Ritterthum der Burgen erhob sich das Bürgerthum der Städte mit ganz anderer Arbeit, ganz anderen Zielen als jenes. Da saß wilde Ausgelassenheit dicht neben frommer Askese und schwärmerischer Mystik. Die bisher in die Klöster gebannte Gelehrsamkeit trat auf den offenen Markt, errang sich in Schulen und Universitäten eine freie Stätte des Wirkens, aber steckte auch wieder tief in den Formen pedantischer Scholastik. Auch hier ist die Tracht ein Spiegel der Zeit; auch diesmal zeigt sich in den Costümen die charakterlose Zeitstimmung; die Tracht verfiel der Manier, der Uebertreibung, während sie auf der andern Seite auch wieder eine gewisse Würde bewahrte. Am grellsten tritt die Wandlung zunächst hervor im Costüm des Mannes, während die Frau wohl im Bewußtsein, daß sie damit nur gewinne, noch eine Zeitlang an der schönen und idealen Tracht der Minnezeit festhielt. Der Mann verkürzte den langen Rock, der sich von dem Frauenrocke nur durch die größere Länge unterschieden hatte, bis zur Jacke. Er huldigte dabei so in extravaganter Weise dem Grundsatze faltenloser Verengung, daß er sich zuletzt außer Stande sah, ohne fremde Hülfe in seine Kleider zu kommen. Da diese ihm nun nicht immer zu Gebote stand, so fing er an die Aermel und den Rock der Länge nach zu zerschneiden und den Schlitz dann wieder durch Knöpfe oder Schnuren zu verbinden — gewiß ein sehr charakteristisches Bild der ganzen zerfahrenen Zeit!

Weiter verlieh er dem Körper nach beiden Seiten hin, sowohl nach oben wie nach unten, durch Gugel- und Schnabelschuh eine drastisch komische Fortsetzung. Die Gugel war eine enganliegende Kapuze, welche in einen Schwanz auslief, der oft bis zu den Füßen hinabreichte. Sie wurde später die specifische Kopfbedeckung der Narren, ein Schicksal, das sie gründlich verdiente. Die Schnabelschuhe dagegen bildeten, in der Farbe des Beinkleides gehalten, gewissermaßen dessen Verlängerung, indem sie noch eine gute Länge, mitunter ein paar Ellen über den Fuß hinausgingen und beim Gehen, wenn sie nicht am Knie festgebunden waren, hin und her schlenkerten. Mit der Zeit konnte sich auch die Frau dem Reize dieser Mode und der Macht des Männlichen nicht entziehen. Auch sie verzerrte die sonst gerühmte Kleinheit des Fußes durch den diesen verlängernden Schnabelschuh. Auch sie führte eine unschöne Gugelhaube auf das sonst nur mit einem Kranze oder Goldreif gezierte Haar. Von diesen Gugeln sagt eine Chronik vom Jahre 1380 spöttelnd: „sie standen vorn uff zu Berg über'm Haupte, als wenn man die Heiligen malt".

Andererseits wuchs die weibliche Kopfbedeckung durch Tücher und Drahtgestelle zu einem zuckerhutförmigen Aufputze empor, dem Hennin oder Cornet, von dessen Spitze dann ein Schleiertuch herabwallte. Dieser Hennin erreichte oft eine Höhe bis zu sechszig Centimetern und hatte damit wenigstens das Eine für sich, daß er die Frauen Demuth lehrte; denn er nöthigte seine Trägerin unter den niedrigen Thüreingängen sich immer tief zu bücken. Damit er eine innere Stütze erhielt, wurde das Haar unter demselben figurenartig aufgebunden, und es galt damals wider alle ästhetische

Ueberlieferung eine hohe haarfreie Stirn als ein Merkmal der Schönheit. Auch der von der Männerwelt zur Geltung gebrachten Tendenz der Verengerung huldigte die Frau in dem oberen Theile ihrer Gewandung; um nun aber Schneider und Tuchmacher wieder zu entschädigen, oder um nur doch auch Etwas vor den Männern voraus zu haben, fügten die Frauen jener Tage an die Schultern oder die Ellbogen, außer den gewöhnlichen Aermeln noch, nach dem gang und gäben Ausdruck der Zeit, lange „Lappen“ oder „Zotteln“, die oft bis zum Boden herabfielen und sie wie flatternde Segeltücher umwallten.

Als folgerichtiges Seitenstück dazu liefen nun auch Mantel und Oberrock in langen Schleppen aus, ja es legte sich um die Füße herum eine solche Masse von Stoff, daß die Frauen zur Vorwärtsbewegung außer den Füßen auch noch die Hände nöthig hatten, sei's die eigenen oder die von Pagen. Das, was unsere lieben Frauen in der Entfaltung dieser „Zottel- oder Schleppentracht“ leisteten, war so weitgehend, daß sich sogar eine wohllöbliche Polizei in's Mittel legte. So entstanden jene bekannten Kleiderordnungen, wahre Cabinetstücke für den Culturhistoriker. In einer solchen des Frankfurter Magistrats vom Jahre 1350 wird verordnet: „Die Lappen an den Ermeln der Kleider sollen nicht über eine Elle lang sein. Die Weiber sollen keine Kogeln tragen, die sein streifrecht, geteilet oder gestückelt, auch keine Krusseln und Hüllen größer denn von sechsfachem Zeug.“ Eine Polizeiordnung Kurfürst Ernst's und Herzog Albert's von Sachsen aus dem Jahre 1482 verbietet, Kleider zu tragen, die über zwei Ellen lang auf der Erde nachschleppen; andernfalls, hieß es in dieser wie in andern Verordnungen, daß man solche „bis auf den Fußboden schwelgende Schweife uff des Rathhaus antwurten, allda abschneiden und zum rechten Maase kürzen“ werde. Da sich im Punkte der Mode Frauen nun einmal nichts beschreiben lassen, auch nicht von der Polizei, so hatten die Stadtknechte damals vollauf zu thun.

XIV. und XV. Jahrhundert. Spanische Tracht. Renaissance.

Deutsche Frauentrachten.

Originalzeichnung von Adolf Neumann.

In dieser Periode fing man auch an die Taille von ihrem Sitzpunkte weg und zwar mehr nach oben zu verlegen. Dieses Hinauf- und Herabrücken der Kleidertaille bildet dann ein wesentliches Moment in der Entwickelungsgeschichte der Frauentracht.

Der Eintritt der Reformation, der zugleich auch den Eintritt einer ganz neuen Zeit markirt, übte natürlich auch einen regenerirenden Einfluß auf die Tracht. Mit der ernsteren Zeitstimmung schwanden auch die Extravaganzen und Thorheiten in der Kleidung. Die Zotteln und Schleppen fielen ab; die Taille rückte wieder auf ihren natürlichen Sitz. An die Stelle der unförmlichen Gugeln und Zuckerhüte traten zierliche Netze aus Goldfäden (Calotten) oder auch helmartig geformte weiße Häubchen, unter denen das Haar in gewundenen Zöpfen oder natürlichen Löckchen wieder hervorsah. Vornehme Frauen trugen außer dem Hause oder bei feierlichen Gelegenheiten über den Calotten noch Sammetbarette mit einem Kranze wehender Straußfedern.

Weiter tritt als die folgenreichste Wandlung jetzt zum ersten Male das Mieder auf, das in seiner Trennung von dem anders-farbigen Rocke eine Zweitheilung der ganzen Gestalt hervorruft, und als die Ahnmutter der Wespentaille, des Schnürleibs, der männlichen Weste und der weiter in dieses Fach einschlagenden Mode-Artikel zu gelten hat. Das Leibchen erscheint viereckig ausgeschnitten über einem weißleinenen Chemiset, das die Volkssprache als das eigentliche Mieder bezeichnet. An den engen glatt anliegenden Aermeln bilden weiße Ausbauschungen, unterbunden mit Sammetbändern oder Goldborden, eine malerische Unterbrechung. Ein Gürtel von Leder oder Metall fällt seitwärts auf die Hüfte nieder, und an ihm befestigt hängt eine Tasche zur Aufnahme von Scheere, Nadeln und Messer. Es ist die Zeit der Gretchen und Klärchen, die Zeit der Renaissance, die sich der besondern Gunst unserer Historienmaler erfreut. Die Tracht enthält — nicht zu ihrem Schaden — viele Reminiscenzen an die Tracht des ritterlichen Mittelalters, so in dem Aufraffen des Oberkleids zu einem anmuthigen Faltenwurfe unter gleicher Benutzung des Gürtels.

Da macht in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, hervorgerufen durch den sich überall, besonders aber in Deutschland, breitmachenden spanischen Einfluß — die Tracht auf einmal wieder einen Sprung in's Barocke. Die Herrschaft des freien Faltenwurfs geht dabei ganz wieder unter; das Costüm beginnt von Kopf bis zu den Füßen zu erstarren. Denn schon der Hals wird eingezwängt und verdeckt durch eine in die steifsten Falten gelegte mühlsteinförmige und schließlich auch mühlsteingroße Krause. Ein Kunst-Schriftsteller, Jacob von Falke, vergleicht sie ganz treffend mit der Schüssel der Herodias, auf welcher das Haupt Johannis des Täufers ruht. Die Taille sank wieder tiefer hinab und erhielt zum ersten Male eine Schneppe. Ja, sie verengte sich durch eine aus Stahlpanzer bestehende Maschine bis zur modernen Wespentaille. Oben schließt das Kleid eng an die Krause an, jeder Entblößung ängstlich wehrend. In's ärgste Extrem gerieth aber dieses spanische Erstarrungsmotiv, das mit der steifen Etiquette des spanischen Hofes Hand in Hand ging, in dem an die Panzertaille sich anschließenden Rock. Anfangs wurde die Steifheit desselben durch Filz hergestellt. Das genügte jedoch nicht, und man erfand ein förmliches Gestell von eisernen Reifen, über das man das Kleiderzeug spannte. Hatte dieses Gestell im Anfang die barocke, aber immerhin noch nicht ganz unschöne Form einer Glocke, so fing es später an sich unten zu verengen und oben zu erweitern, sodaß die Dame unterhalb der Taille einer wandelnden Tonne oder Birne glich. Allem ästhetischen Gefühle Hohn sprechend und nicht einmal den Anforderungen gemeiner Zweckmäßigkeit genügend, bot diese Kleidertonne wenigstens den einen Vortheil, daß die Damen ihre Arme bequem darauf ruhen lassen konnten. Und dieses Motiv taucht jetzt wieder am Horizonte der Mode auf.

Dem Charakter der Tracht entsprechend, wurde nun auch das Haar wieder in die Höhe gekämmt und von einer Schneppenhaube umspannt, welcher die schöne unglückliche Königin von Schottland, Maria Stuart, den Namen und zugleich mit jenem Brauche, wie die Gegenwart lehrt, eine gewisse Unsterblichkeit lieh. Andererseits

wurde auch das Haar in die seitherigen Goldnetze aufgenommen, und diese wurden mit einem ganz winzigen Hütchen oder kokett zur Seite getragenen Käppchen bedeckt. Auch wider diese „mit Eisen oder sonst weit ausgesperrten Röcke" kämpfte die Polizei lange vergeblich an; denn wir finden sie noch im Jahre 1619 in einer braunschweigischen Klosterordnung erwähnt. Selbst als am Ende dieser auch in der Kunstgeschichte als Barockrenaissance bezeichneten Periode Halskragen und Rock wieder auf ein ästhetisch erträgliches Maß zurückgegangen waren, zeigt sich das Barocke immer noch in den hohen Achselbauschen der Aermel, in den kurzen weit abstehenden Jacken und den tapetenartig gemusterten Streifen, die vorn an den Kleidern wie Schürzen herabliefen.

Soviel für heute über die Geschichte der Frauenmoden! Unser zweiter und letzter Artikel wird die Entwickelung der Frauentrachten bis in die Zeiten unserer Mütter und über dieselben hinaus dem Leser vorführen.

Kaiser Josef.

Nachdruck verboten.

Den Deutsch-Oestreichern zur Säcularfeier von Josefs Thronbesteigung gewidmet

von Johannes Scherr.

(Fortsetzung.)

3.

Mammon und Moloch, das goldene Kalb und der eherne Stier, Geld und Erfolg, das sind die einzigen Götter, an welche unsere Zeit mit Inbrunst glaubt. Auch eine unsittliche Geschichtschreibung, wie sie dermalen nur allzu sehr und namentlich in Deutschland obenauf ist, kniet und räuchert vor diesen Götzen. Sie thut groß damit, das ethische Princip aus der Geschichtewissenschaft verbannt zu haben. Sie hat es glücklich dahin gebracht, die Gegensätze von gut und bös, recht und schlecht, edel und gemein, hochherzig und niederträchtig in die „Harmonie wissenschaftlicher Objektivität" aufzulösen und den Erfolg oder Nichterfolg als einzigen Werthmesser von Gedanken und Thaten, von Menschen und Dingen anzuerkennen und auszurufen. Sie vergiftet die Jugend, indem sie in den unerfahrenen Augen derselben den Unterschied von Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge, Freiheit und Knechtschaft als „wissenschaftlich unwesentlich" erscheinen zu lassen sich bemüht und die jungen Leute förmlich zur charakterlosen Streberei verleitet und ermuntert. Sie hat in nicht geringem Grade die moralische Krankheit unserer Zeit mitverschuldet. Denn, des Gewissens ledig, wie sie ist, hat sie mittels ihrer ganzen Gebarung nach Kräften das Rechtsgefühl geschwächt, das Pflichtbewußtsein untergraben, die Begeisterung für das Ideale und den Haß des Schändlichen lahmgelegt, die Grundsatzlosigkeit für preiswürdig „objektiv" ausgegeben, die Laxheit und Leichtfertigkeit der Anschauung und der Lebensführung gefördert.

Eine solche Auffassung und Darstellung der Geschichte kann dem Kaiser Josef nicht gerecht werden. Sie hat für ihn nur ein dünkelhaftes Achselzucken. Er beging ja die unverzeihliche Sünde, kein Glück, keinen Erfolg zu haben. Hätte er das gehabt, so würden die Pfaffen des ehernen Stieres „Josef den Großen" unendlich behallelujahen, über alle seine Mängel und Mißgriffe „objektiv" hinwegsehen und mit Napoleon singen und sagen: „Le succès justifie tout."

Und hatte denn wirklich Josef keinen Erfolg? Ein Mann, der mehr Schärfe des Blickes und Urtheils, mehr geschichtlichen Sinn besaß als hundert schulweise Pedanten, Georg Förster, hat anders gesehen und geurtheilt. Sein bekannter Ausspruch: „Aus der Fackel von Josefs Geist ist ein Funke in Oestreich gefallen, der nie erlöschen wird" — enthält eine Wahrheit, welche nur ganz Urtheilslose zu bestreiten sich versucht fühlen dürften. Allerdings nur ein „Funke". Aber alles Licht, was seither in Oestreich aufgegangen, aus diesem josefinischen Funken ist es entsprungen. Ist das etwa kein Erfolg?

Josefs Beschreiten der politischen Bühne wird markirt durch seine im März von 1764 erfolgte Wahl zum „Römischen König", d. h. zum bezeichneten Nachfolger seines Vaters in der deutschen Kaiserwürde, durch das Kurfürstenkollegium des deutschen Reiches. Im April fand seine Krönung zu Frankfurt a. M. statt, welche weitschichtige Haupt- und Staatsaktion, wie jeder weiß, Göthe aus den Erinnerungen seiner Knabenzeit ausführlich und anziehend in „Dichtung und Wahrheit" beschrieben hat. Der Gekrönte selbst nahm dieselbe, wie sein Briefwechsel darthut, mehr von der heiteren als von der erhabenen Seite. Er muß in dem anachronistischen Krönungsornat mehr lächerlich als feierlich sich ausgenommen haben und fühlte das selber ganz gut*. Konnte er doch, so wie die Sachen im deutschen Reiche lagen, das ganze Krönungsspektakel nur für eine Maskerade ansehen. Das deutsche Reich, seit dem westfälischen Frieden ein sterbendes, war seit dem hubertusburger ein todtes. Josef hatte, als er nach dem unerwartet baldigen, im August von 1765 erfolgten Tode seines Vaters aus dem römischen König zum deutschen Kaiser geworden, ganz zweifellos die redliche Absicht, dem Reichscadaver neues Leben einzublasen. Aber da war alle Liebesmühe umsonst. In diesem Moder konnte keine Reformsaat mehr Wurzel schlagen. Josef mußte bald erkennen, daß seine deutsche Kaiserschaft nur eine ceremonielle Bedeutung hätte und höchstens dazu ausreichte, dann und wann einem der kleinsten und wüstesten unter den deutschen Duodez- oder Sedeztyrannen von damals einen heilsamen Schrecken einzujagen, und so wandte er denn Wollen und Thun der Staatsleitung von Oestreich zu.

Maria Theresia, welche die unruhige Neuerungslust ihres Sohnes gar wohl kannte und scheute, hatte denselben von einer thätlichen Betheiligung an den Staatsangelegenheiten bislang möglichst fernzuhalten gesucht und gewußt. Nun aber, durch den Tod ihres Gemahls, über dessen Flattereien sie großmüthig hinweggesehen, so tief gebeugt, daß sie ihren heiteren Sinn als Frau und ihren Muth und ihre Kraft als Herrscherin nie mehr völlig zurückgewann, suchte sie nach einer Stütze, und die nächste und naturgemäßeste war ihr Sohn Josef, welchen sie darum förmlich und feierlich zum Mitregenten annahm.

Das war ein unerquickliches und nicht selten geradezu peinliches Verhältniß von Anfang an, was sich sofort herausstellte, wenn der Mitregent Oestreichs seine Rolle ernsthaft zu nehmen Miene machte. Zugleich mit der Bekanntmachung des Mitregentschaftspatentes begann die heimliche Minirarbeit und das offene Widerstreben, welche mitsammen schließlich das Herz des Kaisers brachen und sein Werk vernichteten. Alles, was bisher von den Mißbräuchen der Staats- und Kirchenverwaltung gelebt und sich gemästet hatte, verschwor sich gegen den Neuerer Josef, welcher es wagte, in das ungeheure östreichische Drohnennest der Faulheit, des Schlendrians und des Wohllebens mit reformatorischer Hand hineinzugreifen. Alle die aufgestörten oder auch nur mit Aufstörung bedrohten bureaukratischen, hierarchischen und aristokratischen Drohnen wurden zu Wespen, zu Hornissen wider den Kaiser, der es versuchte, sie aus dem Halbschlummer träger Genüßlichkeit zum Denken und Schaffen für das allgemeine Beste, zur Arbeit, zum Fleiß, zur Pflichttreue zu rufen. Kanzlei, Sakristei und Kaserne verbündeten sich gegen ihn, und das Hofungeziefer aller Grade und Sorten kam mit den Nadelstichen giftiger Bosheit den Keulenschlägen zu Hilfe, welche Kamaschenhelden, Bonzen und Schreibstubenmatadore zu führen unternahmen. Den vereinigten Gegnern Josefs gelang es sehr bald, seine Mutter auf die doch immerhin sehr bescheiden und rücksichtsvoll gehandhabte Mitregentschaft ihres Sohnes eifersüchtig zu machen, und in Folge

* „Der junge König schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen wie in einer Verkleidung einher, sodaß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopfe ab. Die Dalmatika, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen. Scepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung; aber man konnte sich nicht leugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt, um der günstigen Wirkung willen, damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte." Göthe.

Digitized by Google

dessen stand sie nicht an, Josefs Thätigkeit nach Möglichkeit einzuschränken, ja wohl auf gewissen Gebieten ganz brach zu legen. Mit Recht darüber ungehalten, zog er sich zeitweilig ganz von den Geschäften zurück oder suchte seinen Kummer auf Reisen zu vergessen. Allbekannt ist, welches Erstaunen die Einfachheit, Mäßigung und Lernbegierde des Grafen von Falkenstein — unter diesem Namen pflegte der Kaiser im Auslande zu reisen — im Jahre 1777 am Hofe von Versailles und in der schon dem großen Revolutionskrach sich zuschwindelnden pariser Gesellschaft erregten, sowie, daß er die Unbesonnenheit und Verschwendungssucht seiner Schwester, der Königin Marie Antoinette, ganz offen tadelte. Acht Jahre zuvor, 1769, war er in den Straßen von Rom vom Volke mit dem Rufe: „Evviva il imperatore!“ begrüßt worden und hatte den Kardinal Ganganelli als Papst Klemens den Vierzehnten aus dem Konklave hervorgehen gesehen.

In demselben Jahre 1769 hatte er seine berühmte Zusammenkunft mit Friedrich dem Großen zu Neisse in Schlesien, gegen welche Zusammenkunft der Groll Maria Theresia's sich lange gesträubt. Hätten glücklichere Sterne über Deutschland gestanden, so würde sich aus dieser Begegnung der beiden Fürsten und aus einer zweiten, welche ein Jahr später zu Mährisch-Neustadt statt fand, wohl ein aufrichtiges Einvernehmen zwischen Oestreich und Preußen entwickelt haben. Es sollte nicht sein und hundert und etliche Jahre mußten noch vergehen, die furchtbarsten Krisen und Katastrophen, Kämpfe und Leiden mußten die beiden Staaten noch durchmachen, bevor ein solches Einvernehmen möglich wurde. Josefs Hast und Vorschnelligkeit wird deutlich aufgezeigt in den vertraulichen Berichten an seine Mutter über das Zusammentreffen mit Friedrich, welchen er zweifelsohne bewunderte und über den er dennoch sehr ungünstig urtheilte. „Der König“ — schrieb er — „hat uns mit Höflichkeit und Freundschaft überhäuft, aber alle seine Vorschläge lassen herausfühlen, daß man es mit einem Schelm zu thun hat. Ich glaube, daß er den Frieden wünscht, aber nicht aus gutem Herzen, sondern weil er sieht, daß er einen Krieg nicht mit Vortheil führen könnte.“

Friedrich seinerseits urtheilte viel besonnener und auch viel wohlwollender. „Ich bin“ — schrieb er im September von 1770 an Voltaire — „in Mähren gewesen und habe da den Kaiser besucht, der sich anschickt, in Europa eine große Rolle zu spielen. Er ist an einem bigoten Hofe aufgewachsen und hat den Aberglauben abgestreift; er ist im Pomp und Prunk auferzogen und hat einfache Sitten angenommen; er wurde mit Weihrauch großgenährt und er ist bescheiden; er glüht von Ruhmbegierde und opfert seinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht; er hat nur Pedanten zu Lehrern gehabt und besitzt doch Geschmack genug, Voltaire's Werke zu lesen und zu schätzen!“

Von hochpolitischer, aber auch tieftrauriger Natur war die Reise, welche der Kaiser im Juni von 1780 nach Rußland unternahm, um in Mohilew mit Katharina der Zweiten zusammenzutreffen, die persönliche Bekanntschaft der „Semiramis des Nordens“ zu machen, und, wenn immer möglich, die Zarin von dem Bündniß mit Preußen abzuwenden und zu einer Allianz mit Oestreich herüberzuziehen. Man muß der greisen Maria Theresia nachrühmen, daß sie ganz entschieden gegen diese Reise und gegen dieses Projekt war. Aber Josef brannte darauf und ließ sich nicht abhalten. „Ich kann nicht leugnen“ — schrieb er an Lascy — „daß ich neugierig bin, diese Bekanntschaft zu machen. Könnte ich dadurch die Galle des geliebten Friedrichs so aufregen, daß er daran umkommen würde.“

Ja, das war's. Der unselige Dualismus zwischen Oestreich und Preußen, dessen einzelne Phasen und Metamorphosen Deutschland allzeit so schwer zu büßen hatte, regte sich wieder einmal mit seiner ganzen Schärfe. Josefs Reise nach Mohilew bezeichnete den Beginn vom Wettlauf des wiener Hofes mit dem berliner um die Gunst der Zarin, deren skrupellose, geradezu dämonische, infernalische Schlauheit Oestreich geradeso zur Förderung ihres „türkischen Projektes“ zu benützen verstand, wie sie Preußen zur Förderung ihres „polnischen Projektes“ vorzuspannen verstanden hatte. Es ist wahr, zu einer solchen fast kriechenden Unterwürfigkeit, zu einer so widrig-süßlichen Schmeichelei, wie Friedrich sie der Semiramis von der Newa gegenüber verschwenderisch bezeigte, hat Josef sich nicht entwürdigt. Aber doch ließ er sich von der Zarin mittels Vorspiegelung einer Theilung der Türkei zwischen Rußland und Oestreich schließlich in einen Krieg mit den Türken hineingaukeln, welcher für ihn und für Oestreich so opfervoll und unglücklich wurde und nur den russischen Interessen diente.

Es ist nur zu gewiß und bildet eins der jammervollsten Kapitel der von solchen Kapiteln strotzenden Geschichte Deutschlands, daß die Wettbuhlerei des berliner und des wiener Hofes um die Freundschaft — gerechter Gott, die „Freundschaft“! — des Zarenthums dieses erst recht groß, mächtig, ländergierig und völkerfresserisch gemacht und jene lange und unselige Abhängigkeit unseres Landes von den Interessen, ja von den Launen dieses Zarenthums verschuldet hat, von welcher man jetzt annehmen darf, daß sie endlich aufgehört habe.

Daß Kaiser Josef in die gewissenlosen Tendenzen der Kabinettspolitik von damals mit leidenschaftlicher Hast eingegangen, das ist die schwärzeste Makel an ihm, eine Makel, welche nur Unwissenheit oder reptilische Geschichtefälschung zu vertuschen oder gar wegzuwischen sich versucht fühlen könnten. Josef war ein geradezu leidenschaftlicher Betreiber der ersten Theilung von Polen, welche mittels des Uebereinkommens zwischen Rußland, Preußen und Oestreich vom August 1772 zur diplomatischen und ein Jahr später mittels der schnöden Vergewaltigung des polnischen Reichstages zur vollendeten Thatsache wurde. Die Gerechtigkeit will, daß man sage: Wie der Nutzen, so ist auch die Verschuldung Josefs bei diesem Raubgeschäfte großen Stils größer gewesen als die Friedrichs. Dieser konnte wenigstens zu seiner Entschuldigung Triftiges vorbringen. Durch des großen Königs Walten im Krieg und im Frieden war Preußen eine europäische Macht geworden, aber eine Großmacht, welche bedenklich einer auf ihre Spitze gestellten Pyramide glich. Es galt, der Pyramide eine bessere, eine breitere Basis zu geben. Es mußte — falls Friedrich sein eigenes Werk nicht zerstören wollte, und wie *konnte* er das wollen? — das schreiende Mißverhältniß zwischen der militärisch-politischen Stellung und Bedeutung Preußens und der materiell-territorialen Unterlage dieser Stellung und Bedeutung wenigstens annähernd ausgeglichen werden. Diese Ausgleichung mittels einer Vergrößerung des preußischen Staates durch Theile des von seinen Junkern und Pfaffen zu Grunde gerichteten, in der Agonie der Anarchie röchelnden Polens zu bewerkstelligen, dazu lag die Versuchung sehr nahe. Josef konnte eine solche Entschuldigung nicht für sich anführen. Das Ländergebiet Oestreichs war wahrlich groß genug, um eine Großmacht zu sein. Der östreichische Staat hätte weit mehr der inneren Festigung, Civilisirung und Entwickelung bedurft als der Vergrößerung nach außen. Maria Theresia's Rechtsgefühl empörte sich vergeblich gegen das polnische Raubgeschäft, und wenn sie dem stürmischen Drängen ihres Sohnes und dem beharrlichen ihres ersten Ministers Kaunitz schließlich wich, so that sie es doch nicht, ohne in ihrem bezüglichen Handbillet an den letzteren der Welt ein unwiderssprechliches Zeugniß zu hinterlassen, daß es sich um ein Verbrechen handelte, welches zugleich ein großer politischer Fehler war. „In dieser Sach, wo mit allein das offenbare Recht himmelschreiet wider uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, mueß bekhennen, daß zeitlebens nit so beängstiget mich befunden und mich sehen zu lassen schäme.“ Friedrich hat sich freilich über die Bedenken und die Scham der Kaiserin in nicht eben feiner Weise lustig gemacht.* Allein heute darf man wohl die Frage aufwerfen, ob Maria Theresia hinsichtlich der Theilung Polens nicht richtig gesehen und gefühlt habe. Höfische Schreibsklaven, welche alles zu recht-

* Dem Zeugnisse des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel zufolge, welcher während des bairischen Erbfolgekrieges viel um den alten Fritz war und welchem der König eines Tages in Jägerndorf bei Tische inbetreff der Theilung Polens diese Mittheilung machte: — „Benoit (preußischer Gesandter in Warschau) hatte in Polen alte Ansprüche entdeckt, von welchen er wollte, daß ich sie zur Geltung bringen möchte. Ich ließ sie untersuchen, und da ich sie nicht unbegründet fand, baute ich meinen Plan darauf. Die Kaiserin von Rußland nahm ihn alsbald an, aber Maria Theresia war viel zu gewissenhaft, darauf einzugehen. Ich schickte darauf Edelheim nach Wien, um den Beichtvater zu gewinnen, welcher dann Maria Theresia überzeugte, daß sie wegen ihres Seelenheils genöthigt sei, den Theil (von Polen), der ihr bestimmt war, anzunehmen. Darauf fing sie an schrecklich zu weinen. Unterdessen drangen die Truppen der drei Theilhaber in Polen ein und bemächtigten sich ihrer Antheile; Maria Theresia unter beständigem Weinen. Aber plötzlich hörten wir zu unserer großen Ueberraschung, daß sie viel mehr genommen hätte als den ihr bestimmten Theil; denn sie weinte und nahm ohne Aufhören, und wir hatten viele Mühe, daß sie sich mit ihrem Antheil am Kuchen zufrieden gab.“ Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel. Von ihm selbst diktirt. Herausgegeben von K. Bernhardi (1856), S. 125.

Digitized by Google

fertigen wissen, was man sie rechtfertigen heißt, sagten und sagen freilich: Falls Oestreich und Preußen nicht mitgethan, so hätte Rußland den polnischen Raub allein eingesackt. Und wenn? fragen dagegen das „offenbare Recht“ und die „gesunde Vernunft“. Wäre es etwa ein Unglück für Deutschland, für Oestreich, für Europa, wenn Rußland den ganzen polnischen Pfahl in seinem Fleische stecken hätte?

(Schluß folgt.)

Zwischen Fels und Klippen.

Eine Strandromanze von **Ernst Ziel.**

(Schluß.)

Die Truhe angetrieben! Karin horchte freudig auf. Für Hallerstein war es eine aufregende Nachricht. Und doch, wie beruhigte ihn die Gewißheit, das seltsame Erbstück, an das sich für ihn die Erfüllung einer Gewissenspflicht knüpfte, geborgen zu wissen! Hatte er doch geloben müssen, die geheimnißvolle Lade am dritten Tage nach der Hochzeit — der heutige war freilich schon der vierte — zu öffnen. Was hatte sein Schwiegervater mit diesem sonderbaren Vermächtniß bezweckt, das seit dessen Tode im Familienarchiv zu Stockholm gehegt und behütet worden, um nach des Schicksals wunderbarer Fügung heute auf einer öden Felseninsel von ihm, dem eben Vermählten, seines Geheimnisses entkleidet zu werden? Was mochte die Truhe enthalten?

Diese Fragen beschäftigten Hallerstein, als die starkwandige kleine Kiste, massiv und prächtig im Rococostile gearbeitet und vielfach mit Gold beschlagen, von Axel herbeigebracht wurde.

„Herr,“ sagte der Bursche, zu Vater Claus gewandt, „Daniel erwartet mich bei dem Boote; es giebt viel Arbeit daran.“

Auf einen Wink des Alten ging er wieder; die Anderen hatten sich im Kreise um das merkwürdige Schaustück versammelt.

„Karin, so war Dein kühnes Wagniß doch nicht umsonst,“ richtete sich Hallerstein an das Mädchen, als der erste vorsichtige Hammerschlag zur Sprengung des Schlosses gefallen war.

Die Truhe sprang auf. Die Documente, welche sie enthielt, waren vom Wasser stark durchweicht, aber die Schrift darauf keineswegs unleserlich. Obenauf lag ein versiegeltes Papier mit der Adresse des Barons.

Er erbrach es.

„Ein Brief meines Schwiegervaters.“

Er setzte sich abseits auf einen Stein, und während er las, malte sich in seinen Zügen zuerst Ueberraschung, dann wachsendes Erstaunen.

„Seltsam!“ sagte er, nachdem er gelesen und sich erhoben hatte. „Wer hätte das vermuthet!“

Er reichte Vater Claus den Brief.

„Nehmt! Es ist ja eine Post aus dem Jenseits. Die Zwei, um die es sich handelt, sind todt, und ich, der Dritte, begehe keinen Vertrauensbruch, wenn ich sage: Lest! Liegt diese einsame Insel doch außerhalb der Welt.“

„‚Lieber Neffe, der Du in Zukunft mein Schwiegersohn heißen wirst‘,“ las der Alte vernehmlich, „‚mein Gewissen gebietet mir, Dir, ehe ich das Zeitliche segne, ein Geständniß abzulegen. Es war, wie Du gewiß anerkennen wirst, ein weiser und nur im Interesse des Familienwohles gethaner Schritt, daß wir, meine Gemahlin und ich, im Einverständniß mit Deinen Eltern Dir schon im zartesten Knabenalter unsere einzige Tochter Margaretha verlobten und durch diese Verbindung der beiden letzten Träger unseres Namens das Anheimfallen unserer großen Güter an schwedische Vettern und Schwäger verhinderten. Nun aber hätte das Schicksal, welches mich schwer geprüft hat, die Früchte dieses unseres wohlüberdachten Schrittes vereitelt, hülfe die Klugheit mir nicht dennoch zum Ziel. Auf der Rückreise von Deutschland nämlich, wohin wir zur Ordnung der Angelegenheit mit dem Kinde gegangen und wo Du, noch ein Knabe, der Bräutigam unserer kleinen Margaretha geworden, verschlug uns der Sturm in die finnischen Schären —‘“

„In die finnischen Schären?“ unterbrach sich Vater Claus.

„In die finnischen Schären,“ bestätigte der Baron, „so steht es da — in die auch ich verschlagen wurde.“

„Merkwürdiges Zusammentreffen!“ meinte kopfschüttelnd der Alte. „‚Es war ein böses Wetter,‘“ fuhr er zu lesen fort. „‚Wir strandeten. Mich rettete ein besonderer Glückszufall, aber meine Gemahlin und unsere kleine Margaretha fanden den Tod in den Wellen. O, es war ein harter Schicksalsschlag. Und nun höre weiter: Da das Kind, welches das Band zwischen den deutschen und den schwedischen Hallerstein's war, nun todt, wie sollte ich Dir da das Erbrecht auf meine Güter wahren und es den schwedischen Vettern und Schwägern entziehen? Noch eine Tochter, nur wenige Monate älter als Margaretha, nannte ich mein, von der die Welt nichts wußte, nichts wissen durfte. Nun mußte sie meinem Zwecke dienen: ich nahm die unschuldig Verstoßene an Margarethens Stelle in mein Haus, gab ihr den Namen der Todten und erzog sie Dir. Sie wird Dein Weib sein, wenn Du diese Zeilen liest. Die Adoptionspapiere und alle darauf bezüglichen Documente findest Du in diesem Schrein. Niemand weiß von der Unterschiebung des Kindes, Deine Eltern nicht ausgenommen. Und nun noch Eines: Als Zeichen meiner väterlichen Liebe empfingst Du, wie Du ja weißt, beim Verlöbniß mein Medaillonportrait in Perlenfassung —‘“

„Medaillonportrait und gestrandet in den finnischen Schären?“ brach Vater Claus abermals ab, und seine Mienen trugen den Ausdruck gespannter Erwartung.

„In Perlenfassung?“ fragte Mutter Hedda halblaut und in sichtlicher Ueberraschung.

„Seltsam,“ sagte Karin leise, „ganz wie das meinige!“

„Hier,“ rief Hallerstein und zeigte auf seine Brust, „hier trag' ich das Bild noch heute. Was ist da seltsam?“

„‚Aber meine Margarethe,‘“ knüpfte der Alte den Faden des Briefes wieder an, „‚empfing zur Bezeichnung des feierlichen Actes das Portrait Deines Vaters in gleicher Fassung —‘ In gleicher Fassung,“ wiederholte Vater Claus, auf's Höchste gespannt. „Baron,“ unterbrach er sich plötzlich, „in welchem Jahre trug sich die Strandung zu?“

Hallerstein sann einen Augenblick nach. „Es muß nun fünfzehn Jahre her sein,“ sagte er.

„Wunderbar! Auch das trifft zu,“ murmelte der Graukopf vor sich hin.

„Die Hand des Himmels!“ flüsterte Mutter Hedda, und Karin machte eine Bewegung des Schreckens. Eine Bangigkeit überfiel sie, als trete das gewaltige Schicksal plötzlich an sie heran, und doch war es eine süße Bangigkeit, als würde ein dunkler Abgrund, an dem sie lange gebrütet, auf einmal von tausend Sonnen durchleuchtet.

Vater Claus blickte nachdenklich in den Brief, der in seiner Hand zitterte; er machte eine Bewegung, wie Einer, der einer inneren Unruhe gewaltsam Herr zu werden ringt.

„‚Diese Bilder,‘“ las er weiter, und seine Stimme bebte heimlich, „‚sollten Euch Kindern ein Denkmal elterlicher Liebe und für Fälle der Verwirrung oder Entfremdung ein Erkennungszeichen sein. Aber Margarethens Medaillonbild, Du wirst es früh genug bei Deinem Weibe vermissen; denn es liegt mit der echten Margarethe am Grunde des Meeres. Sei glücklich mit der, die ich statt der legitimen Tochter Dir an's Herz lege! Ich wollte nicht ohne den Trost der Beichte vor Gottes Thron treten.‘“

Der Alte schwieg. Mutter Hedda und Karin standen in wortloser Erregung da. Hallerstein blickte die Drei fragend an; er begriff nicht, was vorging.

„Baron,“ begann beklommen Vater Claus, „hier liegt die Lösung eines Räthsels, das tief in unser Aller Leben greift. Ein Blick auf Euer Medaillonbild könnte —“

Hallerstein knöpfte seine Weste auf und reichte ihm das Bild hin.

„Was habt Ihr vor?“ fragte er.

„Kein Zweifel mehr!“ sagte der Alte nach einer Weile, indem er dem Baron das Medaillon zurückgab. Die innere Wallung übermannte ihn fast — er rang nach Worten. „Karin,“ stieß er

Digitized by Google

„Seht ihr fromme Kinder gewiss! — Verstand ist Gabe aber kein Talent!"
Originalzeichnung von Karl Arnsberger und Moritz Colgenstein.

endlich gepreßt hervor, „von heute ab: Margaretha — hier steht der Mann, dem Du angehörst durch den Spruch des Schicksals."

„Ist es möglich?" rief Hallerstein und eilte auf Karin zu. Mit klopfenden Pulsen, mit wogendem Athem lag sie an der Brust der treuen Mutter Hedda, das Gesicht mit den langen goldenen Haaren schamhaft verhüllt. Aber an dem vollen weißen Nacken des Mädchens nestelte die Alte unvermerkt ein Bändchen los, und als Hallerstein herzu trat, ließ sie die Schüchterne sanft aus den Armen und legte Karin's Medaillon schweigend in seine Hände.

„Mein Vater!" fuhr der Baron erstaunt auf, indem sein Auge auf dem Bilde weilte. „Wunderbare Fügung! Karin, Du bist meine Braut, mir verlobt durch die Eltern, durch das Schicksal, durch Gott. Mußte ich verschlagen werden an dieses Felsengestade, um Dich zu finden? Mußtest Du die kühne Fahrt wagen, um aus Todesnoth und Verderben uns den Talisman zu retten, den uns die Todten senden und der uns nun mit holdem Bande bindet? O, wer begreift die Wege der Vorsehung!"

„Ja, wer begreift sie?" wiederholte Mutter Hedda. „Ich will draußen darüber nachdenken in der Einsamkeit. Einen Kranz will ich winden aus Farrenkraut und Erikn, Deinen Brautkranz, Karin, und ihn siebenmal übergießen mit Meerwasser und siebenmal trocknen lassen im Mondschein. Glück bringt er der, die ihn trägt."

Sie ging. Ihr weites Gewand flatterte im Winde; hinter den Felsen verschwand sie.

Karin lag in Hallerstein's Armen.

„Wie war es doch?" flüsterte er leise. „‚Ein großer Durst nach' —?"

„Der nun für immer gestillt ist," hauchte sie und schmiegte sich inniger an den geliebten Mann.

„Und Du fühlst Dich mein für's Leben, Karin?"

„Ich fühle die Hand des Schicksals über mir, die Hand eines freundlichen Schicksals," sagte sie feierlich, als spräche sie ein Gebet.

Hallerstein blickte ihr lange in die großen, stillen Abenteueraugen, lange und schweigend. Vater Claus stand neben ihnen, an einen Fels gelehnt, und schaute nachdenklich über die Wasserfläche hin, auf der die Mittagssonne glitzerte; leise klatschten die Wellen an's Ufer, und vom Strande her, wo die Burschen rüstig am Boote zimmerten, tönten wieder die Hammerschläge herüber; in der feuchten Luft klang es dumpf, als hallten sie von fern her.

„Sie zimmern Euch schon das Boot, das Euch forttragen soll in den Hafen des Glücks," meinte der Alte ernst. „Fort, weit fort — aber Mutter Hedda und ich Grankopf — wir — wir bleiben — und —"

„Vater," rief Karin und warf sich an seine Brust, „muß denn mit dem höchsten Glücke so bitterer Schmerz kommen?" Und sie streichelte ihm zärtlich die alten sturmzerfressenen Wangen.

„Ist nur Menschenloos, Kind," erwiderte er anscheinend ruhig, aber daß er die Lippen zwischen die Zähne zog und mit den kleinen wassergrauen Augen unstät blinzelte, als blendete ihn das von den Sonnenfunken durchglitzerte Wasser, das war doch ein Zeichen, daß es in ihm nicht ruhig war. „Just dasselbe Wetter, wie damals!" sagte er; dann, als wollte er sich die Miene gleichgültiger Heiterkeit geben, nahm er einen Stein vom Strande auf und schleuderte ihn, wie zum Zeitvertreib, mit kräftigem Wurfe weit in die See hinein. „Just dasselbe Wetter," hub er mit erkünstelter Ruhe wieder an, „wie vor fünfzehn Jahren, als der Sturm ausgetobt hatte und wir uns in heiterm Sonnenschein des Kindes freuten, als einer unverhofften Gottesgabe."

„Vor fünfzehn Jahren!" wiederholte Karin in Gedanken verloren.

„Erzählt!" bat Hallerstein.

„Ist schnell gethan," gab der Alte zurück und setzte sich auf einen im Wege liegenden Felsblock, während Hallerstein und Karin sich neben ihm niederließen. „Stand in schwarzer Sturmnacht auf dem Posten, die Signallampe über mir, Stricke und Rettungskorb zur Seite; das Boot am Strande war in Bereitschaft. Hol's der Teufel, eine grausige Nacht! Mosjö Blasius hatte all' seine Schrecken losgelassen, und die Fledermaus flatterte ängstlich um das Licht des Leuchtthurms. Dachte an die armen Seelen, die da draußen in zerbrechlichen Nußschalen über dem Abgrund des Verderbens schwebten — da — ein Nothschuß! Fix war ich parat. Das Boot los und mit den Jungens, die ich schnell herbeirief, Hals über Kopf hinaus in Braus und Graus, dem Schimmer einer in den Wellen auftauchenden Lampe entgegen — alle Wetter! das dauerte nicht zwei Minuten! Aber die Brandung warf uns zurück. Konnten nicht hinaus, mußten verzweifelt ringen mit dem vermaledeiten Sturm, und als wir den festen Boden wieder unter uns hatten, da gab ich das Signal, daß wir nicht helfen könnten. Hörten nach einer kurzen Weile das Schiff mit donnerndem Krach auf den Fels rennen und mußten die Hände unthätig in den Schooß legen. Geflucht hab' ich und gezetert über das Unwetter und Tabakspfeife und Branntwein schier vergessen. So ging die Nacht hin. Gegen Morgen legte sich der Sturm, und mit dem ersten Sonnenstrahl lief ein Boot unsere Insel an. Die Zwei, die darin saßen, waren ein alter Matrose — er mußte an die siebzig sein — und ein Schiffsjunge, ein Kerl von sechszehn Jahren; das war der Rest der Besatzung des gestrandeten Schiffes. Sagten, es sei ein Stettiner Passagierdampfer gewesen, nach Stockholm bestimmt. Redeten weiter nicht viel, die Zwei, berichteten blos: die Verwirrung an Bord im Augenblicke der Strandung ließe sich nicht beschreiben, und in der Todesangst — hm, 's geht gewöhnlich so — sei Alles in das eine größere Boot gestürzt, an das kleinere aber, in das nur sie sich gerettet, du lieber Gott, daran habe außer ihnen keine Seele gedacht, und vielleicht seien sie die Einzigen, die mit dem Leben davongekommen. ‚Aber seht,' sagte der alte Matrose, ‚was wir Euch mitgebracht haben!' und aus dem unteren Raume des Bootes reichte er mir ein Kind herauf, ein Mädchen mit goldenen Ringellöckchen, lieblich anzusehen, wie ein Engel, sag' ich Euch. Im letzten Moment, als das Schiff schon im Sinken begriffen — so erzählte er — habe er das arme schreiende Ding einer Frauensperson, die zerschmettert und besinnungslos unter einem gestürzten Mast gelegen, aus dem Arm genommen. ‚Da ist es nun,' fügte er hinzu, ‚erbarmt Euch des armen Wurms!'"

Vater Claus schwieg einen Augenblick. Er nagte die Unterlippe, als wollte er eine innere Wallung niederkämpfen. Dann knöpfte er seinen Rock auf, als wenn es ihm zu warm geworden während des Sprechens, und zog die kühle Luft tiefathmend ein. Das nun offen stehende Flanell-Hemd gab seine hohe, nervige Brust frei; wie klopfte und hämmerte es da sichtbar hinter dem kräftigen Harnisch von Muskeln und Sehnen! War es die Erinnerung an einen schönen Tag seines Lebens, die das vielbewegte alte Seemannsherz so heftig schlagen ließ? War es das Gefühl des nahe bevorstehenden Verlustes, das sein Blut so erregte? In seinen wettergebräunten Zügen zuckte es heimlich, und sein Auge glänzte in feuchtem Schimmer.

„Wir hatten keine Kinder," fuhr er mit leiserer Stimme fort, „und die Kleine — sie mochte kaum zwei Jahre alt sein — streckte uns so freundlich die Arme entgegen — meiner Treu, war uns vom Himmel gesandt. Fuhren am andern Morgen der alte Matrose und der Schiffsjunge, gestärkt und mit Lebensmitteln ausgerüstet, mit dem Boote wieder davon. Da sagten wir ihnen — versteht sich von selbst — sie sollten nach Eltern und Verwandten des Kindes forschen, und wenn es zurückgefordert würde, melden, wo es zu finden sei, im Herzen aber — freilich, freilich! — wünschten wir, es möge Niemand kommen und nach unserem Kleinod fragen. Niemand kam, und so ist es geblieben — fünfzehn Jahre." Er erhob sich unruhig, und jeder Zoll an ihm war Erregung — es kämpfte sichtlich in seinen Mienen. „O, wie waren wir glücklich!" sagte er nach einer Pause, „wahrhaftig, das Alter wird noch einmal jung durch die frische, lebendige Jugend, und unsere Insel ist so einsam, so einsam —" er stockte plötzlich; in seiner Stimme war etwas wie verschluckte Thränen. „Potz Anker und Segeltuch!" polterte er dann, wie Einer, der sich einer Schwäche bewußt wird. Er trat vom Felsblock fort und schlug ein lustiges Schnippchen. „Glaub' gar, mir ist Salzwasser in die Augen gekommen. Bah, ich alte Theerjacke und flennen wie ein Weib?! Pfui, Claus, schäme dich! Trolle dich, alter Junge, und rühre die Hände!"

Und ohne einen Gruß wandte er sich und ging schnellen Schrittes dem Strande zu. „Frisch drauf!" rief er den Burschen zu. „Hämmert, daß die Funken stieben! Und morgen wird das Boot geprobt."

„Wie werden sie es tragen," fragte Karin besorgt, als sein Schritt verhallt war, „wenn sie ihr Kind nicht mehr sehen, die armen alten Leute?! O, sie verlassen! Ich hätte es nicht gekonnt vor wenigen Tagen, eh' ich Dich sah, Du grausamer Mann. Karin ist nicht mehr Karin. Meine alte Welt ist versunken; meine Stimme klingt mir wie von fernher, als spräche ein Anderer." Sie verlor sich einen Augenblick in Gedanken; dann fragte sie weiter: „Sag', warum liebst Du mich nur?"

Digitized by Google

„Du bist so gut; Du bist so schön," antwortete er und küßte sie auf beide Augen. „Ich liebe an Dir die Einfalt des Herzens, die von der Welt nichts weiß."

Ein Volk schreiender Finken schwirrte über ihren Häuptern hinweg.

„Zugvögel!" sprach Hallerstein gedankenvoll. „Sie ziehen nach dem sonnigen Süden, nach Deutschlands gastlichen Fluren. Sie fragen nicht, warum? Das Herz zieht sie." Er hielt einen Moment inne. „Ich weiß ein stilles Thal im grünen Thüringen."

„Dahin —!" flüsterte Karin.

„Dahin trägt Dich mein Arm," sagte er, „in die Einsamkeit der Wälder. Die Menschen mit ihrer Selbstsucht und Sünde, sie sollen den reinen Spiegel Deiner Seele nicht trüben."

Er rückte auf dem engen Felsensitz näher an sie heran und schlug den Arm zärtlich um ihre schlanke Gestalt. Sie barg das Gesicht an seiner Brust. Die Natur ringsum, als lausche sie dem Glück der Beiden, schien zu feiern. Kein Lüftchen regte sich; keine Welle kräuselte sich auf der weiten Salzfluth. Heller Sonnenschein lag breit darüber ausgegossen, und die Fische sprangen dann und wann silbern schimmernd über das Wasser. Es war Festtagsstimmung ringsum. Sie saßen noch lange im Schweigen des Mittags, zwei glückliche Menschen, denen die Welt verschollen ist. — —

Mehrere Tage waren vorüber.

Ein klarer Morgen leuchtete über der einsamen Insel, und die Luft war ungewöhnlich warm für die vorgerückte Jahreszeit. Am Horizonte zeigte sich eine schwarze Rauchsäule; sie kam näher und näher.

„Es ist Zeit, Kinder," sagte, hinter sich gekehrt, Vater Claus und trat aus der Hütte in's Freie. „Der Stockholmer Dampfer ist schon in Sicht." Dann, dem Strande zugewandt, rief er: „Alles parat?"

„Fix und fertig!" antwortete Axel, der mit Daniel im Boote saß. Nun traten auch Mutter Hedda, Karin und Hallerstein aus der Hütte, und Rustan sprang ihnen bellend voran. Die Alte hielt Karin's Hand zärtlich in der ihrigen. Wehmuth lag in den Mienen Aller. Wenn Menschen scheiden, die sich lieb haben, dann weinen die Engel im Himmel.

„Vater Claus," sagte Hallerstein und schlug in die dargebotene Rechte des Alten ein, „mehr als Worte sagen können, tragen wir Dank —"

„Nichts davon!" wehrte der Graukopf bewegt ab. „Seid glücklich, gedenkt unser am Trautisch und grüßt mir die alte deutsche Heimath!"

Karin küßte Mutter Hedda; dann lag sie in den Armen des Alten, der ihr segnend die Hände auf's Haupt legte. Nun stiegen sie in's Boot, und mit einem flinken Satz sprang Rustan ihnen nach.

„Den treuen Freund nehm' ich mit," rief Karin und schlang die Arme liebkosend um seinen Hals.

„Den Retter aus Todesnoth, den Stifter unseres Glücks," fügte Hallerstein hinzu. Daniel hatte das Boot abgestoßen; Axel schnitt mit schnellem Ruderschlag kräftig in's Wasser, und pfeilschnell flog das kleine Fahrzeug in die See hinaus.

„Das ist ein Abschied für immer," sagte Vater Claus, „wir sehen sie nicht wieder."

Mutter Hedda verhüllte das Angesicht.

Die glitzernde, schimmernde Wasserfläche zwischen dem enteilenden Boote und den beiden Alten am Ufer wuchs und wuchs, und ein breiter weißer Schaumstreifen bezeichnete den Weg, auf dem ein junges Glück seinem blühenden Lebensfrühling entgegenzog. Die Luft war von jener durchsichtigen Klarheit, die Entferntes näher, Nahes in frischester Beleuchtung erscheinen läßt. Zwei weiße Tücher winkten vom Boote her, und zwei runzelvolle Hände am Strande erwiderten den Gruß. Da regte es sich in den Lüften wie Schwingenrauschen: Karin's Tauben flatterten weit in's Meer hinaus, als wollten sie der scheidenden Herrin ein letztes Lebewohl sagen. Eine einsame Wolke, vom Morgen rosig angehaucht, schwebte um die höchste Kuppe der Insel, um den Mövenstein. Nun theilte ein Sonnenstrahl die schnell zerstiebende, und licht und hell lachte der ragende Fels da oben in die schweigende Landschaft hinaus — Olaf's Grab. In demselben Augenblicke entschwand das Boot dem Gesichtskreise der beiden Alten am Strande — träumerisch schlugen die Wellen an's Gestade.

„Die Sterne haben's gewollt," sagte Mutter Hedda.

Blätter und Blüthen.

Ein Gast unserer Kinder in der Weihnachtszeit. (Mit Abbildung, S. 809). Nicht an allen deutschen Orten erscheint, wie in der Bauernfamilie auf unserm Bilde, vor Weihnachten der heilige Wunderthäter Nicolaus, um die Kinder beten zu lassen und die artigen mit Aepfeln und Nüssen zu beschenken, den ungehorsamen dagegen eine Strafpredigt zu halten. In den meisten Gegenden Deutschlands besucht vielmehr ein vermummter Gesell mit zottigem Pelz, mit einem Sack voll Nüsse und mit dem Schreckensgespenst der Ruthe in der Hand, die Kinder, welche sehnsüchtig auf den fröhlichen glänzenden Weihnachtsabend warten. Knecht Ruprecht ist es, der seit vielen vielen Jahren in Begleitung des bescheerenden Christkindes oder der Frau Berchta in Hütten und Paläste kommt und, während diese unter die artigen Kleinen ihre Gaben austheilen, den ungehorsamen droht, sie mit der Ruthe zu schlagen oder sie sogar in's Wasser zu tragen. Ob er wirklich, wie sein altdeutscher Name Hruodperath, der Ruhmglänzende andeutet, den degradirten Sonnengott, Wuotan, darstellt, oder ob er der heilige Ruotbehrt ist, der mit dem lieben Gott vom Himmel zur Erde zu Weihnachten herabsteigt, oder auch, wie andere behaupten, einer jener traulichen und getreuen Hausgeister, welche nach dem Glauben unserer Vorfahren in den Wohnungen der Menschen pochten, polterten und spukten — darüber sind die Gelehrten noch nicht einig geworden. Das gefällt augenscheinlich dem schlauen Patron; denn er versteckt sich noch immer hinter Pelz und Maske und treibt Jahr aus Jahr ein zum Schrecken der Kinderwelt sein Spiel, bis das älter gewordene Töchterlein, welches bereits gelernt hat, die Stimmen der einzelnen Personen zu unterscheiden, mit den plötzlich hervorbrechenden Worten: „Das bist Du, Onkel Fritz!" den Zauber der mythischen Erscheinung vernichtet. Aber für die jüngeren Geschwister wird der Brauch im nächsten Jahre von Neuem wiederholt und lebt im Volke fort und fort.

Freilich hat im Laufe der Alles verändernden Zeit auch unser Knecht Ruprecht seinen Namen oft gewechselt.

In Schwaben besucht er als der „Pelzmärte" und in Oesterreich sogar als der „Wauwau" die Kleinen, um ihnen je nach ihrem Betragen Angst oder Freude zu bereiten. Zu den schwäbischen und märkischen Kindern kommt er dagegen als „Schimmelreiter", für dessen weißes Pferdchen die Kleinen in der Christnacht ihre Schuhe mit blankem Hafer füllen müssen.

Der weitverbreitetste Name aber, welcher diesem Weihnachtsmännchen beigelegt wird, ist der des Sanct Nicolaus oder Niclaus, Claus und Claas. Unter diesem Namen ist er im ganzen Norden bekannt und bescheert auch in Amerika. Die Kinder jenseits des Oceans hängen nämlich am Weihnachtsabend ihre Strümpfchen an den Ofen; in der Nacht kommt Sanct Nicolaus durch den Kamin hereingeflogen und füllt sie mit allerlei Geschenken.

So möge denn unser heutiges Bild, auf welchem der heilige Niclas in Begleitung einer als Knecht vermummten Magd den Bauernknaben beten läßt, die Erinnerung an den alten Brauch auffrischen und Veranlassung dazu geben, daß in diesem Jahre Knecht Ruprecht bei allen artigen Kindern mit recht vielen Nüssen und Aepfeln als Vorbote der Christfeier erscheine!

Einen angeblich völlig gefahrlosen Leuchtstoff, der ja in unserer Zeit der Lampen-Explosionen eine große Rolle spielen könnte, da er ebenso hell, wenn nicht heller als Petroleum leuchtet und nicht erheblich theurer zu stehen kommen soll, will ein russischer Ingenieur von Kordig erfunden haben. In einer October-Sitzung der Berliner Polytechnischen Gesellschaft bewies er dessen Unfähigkeit, andere Gegenstände in Brand zu setzen. Kordig besprengte sich den Rock mit dem Material, entzündete dasselbe und glich so einer Neronischen Christenfackel, ohne an Leib und Kleidung Schaden zu nehmen, ja die Wirkung der lebenden Feuersäule wurde noch erhöht, indem auch der Hut befeuchtet und in Brand gesetzt wurde. Damit man nicht glauben sollte, daß die Kleider besonders präparirt seien, stellten auch andere Mitglieder der Versammlung die Experimente an sich selbst an. Ein Feuerkreis, dessen Flammen mehrere Fuß hoch aufloderten und der durch Aufgießen auf den Parquetfußboden erzeugt war, hinterließ keine Brandflecken und der Erfinder trat unverletzt aus demselben hervor ꝛc.

Auch in geschlossenen Gefäßen mit Luft vermengt, soll der Leuchtstoff völlig gefahrlos sein. Kordig entzündete zum Beweise dafür ein halbgefülltes Gefäß am Ausguß und Deckel zugleich, ohne daß eine Explosion erfolgte. Hierzu ist allerdings zu bemerken, daß dieser Versuch gar nichts beweist und daß jeder sein zertheilbare oder flüchtige Körper, der sich mit Luft mengen läßt, wenn er nur überhaupt brennbar ist, Ursache zu heftigen Explosionen werden kann, sogar Getreidemehl und das Pulver morscher Balken, wie dies schlimme Erfahrungen bewiesen haben. Da der Stoff leichter ist als Petroleum und seinem größeren Theile nach aus den flüchtigsten Antheilen des Erdöls, dem sogenannten Petroleum-Aether, Spiritus oder der Naphtha besteht, so besitzt er jedenfalls auch die Eigenschaft derselben, schon aus der Ferne Feuer zu fangen, und seine Verwendung ist daher wahrscheinlich nicht weniger gefährlich, als die des Benzins, welches schon so viele Opfer gefordert hat. Schon früher hatte man übrigens die Petroleum-Naphtha als

Digitized by Google

Leuchtstoff empfohlen und dazu auch die von Kordig benützten Lampen construirt, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß das Bassin mit einem porösen Stoffe ausgefüttert ist, welcher jedes Vergießen des Inhaltes unmöglich macht, sodaß sich die Lampe in der That für Handlaternen u. dergl. m. sehr empfehlen würde.

Der Leuchtstoff tritt durch einen Docht oder durch Löcher des Blechdeckels hervor. Die Lampe selbst kann als ungefährlich gelten, wenn man die Füllung stets bei Tage und an einem Orte vornimmt, an welchem sich kein offenes Feuer befindet, ihn selbst aber in wohl verschließbaren Blechflaschen aufbewahrt. Versuche einiger Chemiker haben ergeben, daß eine Mischung von Petroleum-Naphtha mit Alkohol oder Holzgeist alle Eigenschaften des Kordig'schen Leuchtstoffes besitzt, namentlich auch die, sehr hell zu brennen und Kleiderstoffe nicht leicht in Brand zu setzen, weil die Mischung eben überaus flüchtig ist und beim Brennen keine starke Hitze entwickelt. Eine ähnliche Mischung von Terpentinöl und Alkohol ist bekanntlich schon vor mehr als zwanzig Jahren von dem Techniker Lüdersdorff unter den Namen Camphine und tragbares Gas empfohlen und auch vielfach in eigenen von dem Erfinder construirten Lampen gebrannt worden. Der Zusatz hat den Zweck, den Kohlenstoffgehalt der Mischung herabzusetzen, sodaß eine vollständige Verbrennung und dadurch eine größere Helligkeit erzielt wird.

Kleiner Briefkasten.

L. H. in Fürth. Nein, absolut nicht. Der große Handwerkerverein in Berlin, eine Volksakademie im edelsten Sinne des Wortes, der allen Bildungsvereinen zum Muster gedient hat, schließt von seinem reichen Lehrplane alle politischen und religiösen Tagesfragen grundsätzlich aus, zählt unter seinen Mitgliedern, in seinem zahlreichen Lehrercollegium Personen der verschiedensten Parteirichtungen und enthält sich demgemäß auch aller Stellungnahme zu politischen, communalen und kirchlichen Wahlen. Er will lediglich eine Pflanzstätte echter Humanität und nichts Anderes sein und zur Vermehrung gemeinnütziger Kenntnisse, sowie des in der Schule erworbenen Schatzes beitragen.

Ein deutscher Arbeiter in Rußland. Dem Uebel ist leider nicht abzuhelfen. Tragen Sie Ihr Verhängniß mit Geduld:

„Glücklich ist, wer vergißt,
Was nicht mehr zu ändern ist."

Milluss Oliven in Berlin. Ungeeignet! Verfügen Sie gefälligst über das Manuscript!

W. S. in F. Dergleichen rein geschäftliche Anfragen können nur brieflich beantwortet werden. Geben Sie Ihre genaue Adresse an und fügen eine Marke für die Antwort bei.

Ein eifriger Leser in Ungarn. Ja!

Fünfjähriger Abonnent. Wir warnen Sie vor dem genannten „Mediciner".

Als Weihnachtsgeschenke empfohlen!

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig.

Blum, Robert. Ein Zeit- und Charakterbild.	Brosch.	6 M.	— ₰
Bock, Das Buch vom gesunden und kranken Menschen. 12. Auflage.	Brosch. 9 M.	Eleg. geb.	10 M. — ₰
Gerstäcker, Eine Gemsjagd in Tirol.	Brosch. 10 M.	Eleg. geb. mit Goldschn.	12 M. 50 ₰
Gottschall, Rudolf von. Friedens- und Kriegsgedichte. **2. Auflage** des „Janus".		Prachtband.	4 M. 50 ₰
Heimburg, Lumpenmüllers Lieschen. Roman.		Brosch.	5 M. — ₰
—— **Kloster Wendhusen.** Roman.		Brosch.	4 M. 50 ₰
v. Hillern, Aus eigener Kraft. Roman. 3 Bände.		Brosch.	9 M. — ₰
Horn, Georg, Bei Friedrich Karl. Bilder und Skizzen aus dem Feldzuge der zweiten Armee. 2 Bde.		Eleg. brosch	9 M. — ₰
Marlitt, Gold-Else. Volks-Ausgabe. **13. Auflage.**		Eleg. brosch.	3 M. — ₰
—— **Gold-Else.** Salon-Ausgabe. Illustrirt von P. Thumann. **2. Auflage.**		Eleg. geb. mit Goldschnitt	10 M. 50 ₰
—— **Das Geheimniß der alten Mamsell.** Roman. **9. Auflage.** 2 Bande.		Brosch.	6 M. — ₰
—— **Reichsgräfin Gisela.** Roman. **6. Auflage.** 2 Bände.		Eleg. brosch.	8 M. — ₰
—— **Haideprinzeßchen.** Roman. **4. Auflage.** 2 Bände.		Eleg. brosch.	9 M. — ₰
—— **Die zweite Frau.** Roman. **5. Auflage.** 2 Bände.		Eleg. brosch.	7 M. 50 ₰
—— **Im Hause des Commerzienrathes.** Roman. **2. Auflage.** 2 Bande.		Eleg. brosch.	8 M. — ₰
—— **Thüringer Erzählungen.** Inhalt: Die zwölf Apostel. — Der Blaubart. **5. Auflage.**		Eleg. brosch.	4 M. 50 ₰
—— **Im Schillingshof.** Roman. **2. Auflage.** 2 Bände.		Eleg. brosch.	9 M. — ₰
v. Meyern, Teuerdank's Brautfahrt. Romantisches Zeitbild		Eleg. brosch.	4 M. 50 ₰
Meyr, Gleich und Gleich. Erzählung aus dem Ries.		Eleg. brosch.	2 M. 70 ₰
Michael, Vernünftige Gedanken einer Hausmutter.	Eleg. brosch. 3 M.	Eleg. geb.	4 M. — ₰
Prutz, Robert, Buch der Liebe. Gedichte. **4. Auflage.**		Prachtband.	5 M. 25 ₰
Rittershaus, Emil, Neue Gedichte. 4. Auflage.		Prachtband.	6 M. 50 ₰
Scheffer, Für Haus und Herz. Gedichte.		Eleg. geb.	5 M. 70 ₰
Scherenberg, Ernst, Gedichte. 2. Auflage.		Prachtband.	5 M. 25 ₰
Scherr, Johannes, Goethe's Jugend.		Eleg. geb.	4 M. 50 ₰
Steub, Altbaierische Culturbilder.		Eleg. brosch.	3 M. — ₰
Stolle, Ein Frühling auf dem Lande.		Brosch.	2 M. 75 ₰
—— **Palmen des Friedens.** Gedichte. **5. Auflage.**		Eleg. geb. mit Goldschn.	4 M. 50 ₰
—— **Deutsche Pickwickier.** Komischer Roman. **3. Auflage.** 3 Bände.		Brosch.	3 M. — ₰
Traeger, Albert, Gedichte. 13. Auflage.		Eleg. geb. mit Goldschn.	5 M. 25 ₰
v. Weber, Carl Maria von Weber. Ein Lebensbild. 3 Bande.		Brosch.	20 M. 50 ₰
Werber, Feuerseelen. Erzählungen.		Brosch.	5 M. — ₰
Werner, E., Gartenlaubenblüthen. Inhalt: Ein Held der Feder. — Hermann. **2. Auflage.** 2 Bde.		Eleg. brosch.	6 M. — ₰
—— **Am Altar.** Roman. **2. Auflage.** 2 Bände.		Eleg. brosch.	6 M. — ₰
—— **Glück auf!** Roman. **2. Auflage.** 2 Bände.		Eleg. brosch.	7 M. 50 ₰
—— **Vineta.** Roman. **2. Auflage.** 2 Bände.		Eleg. brosch.	7 M. 50 ₰
—— **Gesprengte Fesseln.** Roman. **2. Auflage.** 2 Bande.		Eleg. brosch.	7 M. — ₰
—— **Um hohen Preis.** Roman. 2 Bände.		Brosch.	8 M. — ₰
—— **Frühlingsboten.** Roman.		Brosch.	4 M. 50 ₰
Ziel, Ernst, Gedichte. 2. vermehrte Auflage.		Eleg. geb. mit Goldschnitt	5 M. 25 ₰

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 50. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Dorette Rickmann.

Eine Stralsunder Geschichte von 1786.

Von C. v. Sydow.

(Fortsetzung.)

Dorette hielt sich nicht lange in der Stube auf; sie hatte draußen zu thun. Aber während sie noch Allerlei ordnete, bemerkte sie, daß der Vetter jetzt lauter und schneller redete, als vorher, ehe sie anwesend war, und als sie dann hinaustrat, fing sie von ihm einen pfeilschnellen Seitenblick auf, der ihr folgte.

Strohmeyer wendet sich darauf etwas zerstreut dem Alten zu. Dorette Rickmann hat ihm einen eigenthümlichen Eindruck gemacht, und dieser Eindruck verschärft sich im Laufe des Abends. Sie hat etwas, als sähe sie auf ihre Umgebung herab, auch wenn sie freundlich und hingebend ist, auch wenn sie still dasitzt und mit großen Augen lauscht, oder ihn nach Allerlei fragt, von dem er voraussetzte, daß sie es wisse. Sie fragt wie obenhin, und doch mit einer Miene, die nicht duldet, daß man nur eine Secunde mit der Antwort zögert; ein rasches Feuer leuchtet dabei aus ihren Blicken. Sie läßt sich belehren und hat doch das Ansehen, als theile sie eine Gnade aus.

Alles dies reizt den selbstbewußten jungen Mann; es stachelt ihn an zu interessanten Erzählungen. Doch er spricht mit einem Lächeln, als stehe er auf vornehmer Höhe und sähe auf Das herab, was er erzählt; er führt Dinge und Erlebnisse vor, wie ein Reiter sein Pferd vorführt, der selbst auf ihm bewundert sein will, aber eben deshalb lenkt er sein Roß gemächlich und mit kräftiger Hand; selbst wenn er galoppirt, hat es den Anschein, als erhitzten sich weder Thier noch Reiter. Und Johannes Strohmeyer galoppirt oft und gern; er schildert mit glühenden Farben, aber mit ruhiger Stimme, groß und wuchtig, wenn auch wenig liebenswürdig.

So erzählt er von der Riesenstadt, in der er drei Jahre gelebt hat: von ihren Prachtstraßen, den Boulevards, von dem Louvre-Palast und seinen Schätzen, von den Umgebungen dieser wunderbaren Stadt, von dem glänzenden Elend, das sie birgt, von dem schwachen König und der schönen jungen Königin, die aus Oesterreich nach Paris verpflanzt wurde und, wie ein lachendes Kind über Gräbern, auf dem Ruine des Landes tanzt. Er erzählt auch von den großen Gelehrten und Dichtern Frankreichs; er wird Doretten die Dramen von Racine und Corneille bringen und Voltaire's Mahomed ihr vorlesen; denn er hat gehört, daß sie bei einem französischen Sprachmeister Unterricht erhalten hat. So erzählt er ihr von dem Verhältniß Voltaire's zu dem großen Preußenkönig, der eben jetzt in Sanssouci zum Sterben krank sein soll.

„Der soll sterben?“ ruft Dorette. „Der große Mann!“ Und nach einer Pause fährt sie fort: „Ich hab' ein Bild von ihm beim alten Kammermusicus Müller gesehen. Ein gewaltiger Mensch! Einer zum Anbeten und Fürchten!“

„Wahrhaftig, Base Dorette, Sie können sich auch fürchten?“

„Warum nicht? Halten Sie mich für einen Engel oder für einen Teufel?“ fragt sie ernsthaft und mit sonderbarer Hast.

Johannes lächelt eigen und sieht sie an, als habe er ein Recht, es länger als Andere zu thun, ohne daß jedoch etwas Leidenschaftliches aus seinen Blicken spräche.

„Und dürfte ich wissen, warum Sie sich vor ihm gefürchtet hätten? Kennen Sie viel von seinem Leben?“

„Manches, aber Sie mögen sich nur das Bild ansehen, Vetter! Vielleicht bücken auch Sie sich vor dem scharfen Licht, das aus des Königs Augen blitzt, sind Sie gleich ein eingebildeter Mann.“

„Bin ich das? Woher wissen Sie das?“

„Sind Sie es etwa nicht? Denken Sie, die Seeluft ist mir nachtheilig auf's Gesicht gefallen?“

„Doring, Doring!“ redet der Thorschreiber dazwischen, „wie redet das Mädchen wieder gottlos und ungalant! — Erzählt uns lieber, Johannes, wie Ihr's beim gnädigen Herrn Grafen gehabt habt, und überhaupt von Euerem eigenen Leben.“

„Ja, Oheim, aber zunächst möchte ich noch von der Base Einiges mehr über die kalten, geistreichen Augen des alten Fritzen erfahren. — Was für eine Farbe haben seine Augen?“

„Hellblaue.“

Und kaum hat sie es gesagt, so fällt ihr die Handarbeit vom Schooße, und sie bückt sich darnach, aber Johannes hält sie schon in Händen und reicht sie ihr herauf; sie beugt sich nieder, um sie ihm abzunehmen, und sieht dabei in zwei schlau leuchtende hellblaue Augen, daß sie unwillkürlich erschrickt.

Dann erzählt Johannes von der Güte des Grafen, der ihn wie einen Sohn gehalten hat, ihn Bücher aus seiner Bibliothek lesen ließ, ihn oft an berühmte Orte führte und ihm außer den Dienststunden volle Freiheit gab.

Jetzt wird er den Grafen zurück auf die Insel begleiten und gleichzeitig seine Eltern in Ruschwitz besuchen, dann aber, wie der alte Inspector schon erzählt hat, in Stralsund bleiben.

Als der Vetter fort ist, fragt der alte Rickmann seine Tochter, wie ihr denn Johannes gefalle.

„Es wird sehr unterhaltsam sein, wenn er oft kommt,“ meint sie; „gut ist er nicht.“

Digitized by Google

„O Doring, wie kannst Du so bös' Urtheil sprechen, wenn Du Jemanden zum ersten Male im Leben siehst?"

„Bös'? Es ist nicht Jedermanns Sache, gut zu sein!"

Der Alte geht kopfschüttelnd in die Kammer zur Ruhe.

„Gute Nacht, Vater — ich komme auch," hat Dorette gesagt, aber sie kommt noch lange nicht. Der Thorschreiber schläft schon eine gute Weile, als sie noch nähend am Tische sitzt. Plötzlich wirft sie die Arbeit eilig zusammen und stößt das Fenster, an dem sie sitzt, weit auf. Gedankenvoll lehnt sie sich über die Brüstung, und wie der scharfe Nachtwind ihr in das heiße Gesicht schlagt, fühlt sie sich unheimlich wohl und behaglich. Ihre Augen dringen hinauf an den gestirnten Himmel, als suchten sie die Lösung eines Räthsels: sie möchte die Arme ausbreiten und an's Meer stürzen. Sie denkt darüber nach, daß Johannes Strohmeyer versprochen hat, nun öfter zu ihnen zu kommen, und nebenbei fragt sie, ob er sich wohl, wie Putzbach, in sie verlieben wird. Und wie, wenn auch sie —? Da kommt es ihr nochmals in den Sinn, daß er nicht gut ist, und sie merkt plötzlich, wie es unangenehm kalt vom Meere heraufweht. Sie zieht sich zurück und schließt das Fenster, aber ehe sie die Lampe löscht und im Finstern zu Bette schleicht, schlägt sie die Hände vor das Gesicht und zieht wieder die Brauen so finster zusammen, wie am Nachmittage auf der Brücke. Aber sie sagt nicht, wie dort:

„Ich möchte wissen, wie die Liebe ist."

Ueberhaupt denkt sie schon nicht mehr an die Liebe, aber ihr Herz schlägt laut und heftig.

„O, ich wollte reisen! Die Welt sehen! Etwas erleben!" flüstert sie leidenschaftlich vor sich hin — und sie möchte emporfliegen über die alten Hauser der alten Stadt, in der sie lebt.

—

4.

Und der Frühling von 1786 geht hin, und der Sommer kommt, gegen dessen Ende der große Preußenkönig wirklich stirbt.

Auch der Sommer schwindet, und der Herbst ist da, der frische klare Herbst, der neue Thatkraft in die Seelen bläst.

Die Zeit der Hoffnung, die Zeit träumerischen Genusses ist vorüber: nur die ewige Sehnsucht bleibt, und weil sie allein das Feld behauptet, wächst sie zum Riesen: In jedem Kranichschrei, der hoch in den Lüften ertönt, in jeder Sturmnacht, welche um die Steinmauern braust, hinter denen die Menschen wohnen, hören diese ihre Stimme. Aber es ist keine weiche Stimme voll süßer Thorheit und voll Schwärmerei — es ist eine Stimme gewaltigen Klanges, die wohl zu ernster Arbeit und zu kräftigem Ausharren paßt, aber jedes Herz hat seine besondere Jahreszeit: Dorette Rickmann sieht in diesen Herbstmonaten mit jedem Tage glücklicher aus: Hoffnung, Sehnsucht, vollkommenster Genuß giessen ihren weichen Schönheitsschimmer über ihre beweglichen Züge. Alles Gute und Große, dessen ihre Natur fahig ist, scheint sich entfalten zu wollen. Sie treibt seltener ihren losen Spott mit Putzbach und seinen Gefährten, und wenn es die Anderen thun, lächelt sie nur mit einem gewissen mitleidigen Wohlwollen; denn es scheint ihr ein dürftiges Vergnügen zu sein, sich über den armen Gesellen lustig zu machen.

Sie benutzt jede Gelegenheit, den Menschen Freude zu machen, wenn sie es gleich in jener wunderlich gleichgültigen Manier thut, welche ihre Freundlichkeit nicht als Güte des Herzens, sondern als bloße Laune erscheinen läßt, und sie kehrt ihrem Vater gegenüber nicht mehr so oft, wie früher, in unvorsichtigen Worten ihre geistige Ueberlegenheit heraus.

Ihr ganzes Leben hat unmerklich einen anderen Gehalt gewonnen: sie hat mit heimlichem Eifer ihre Kenntnisse vermehrt; jede Minute, welche ihr das Hausweien ließ, hat sie in eiserner Beharrlichkeit zu benutzen gewußt. Sie ist nicht mehr bloße Zuhörerin, wenn Johannes Strohmeyer ihr von der Welt spricht; sie streitet — sie widerlegt ihn.

So lebt sie hin; der Herbst ist ihr nicht Herbst; sie fürchtet keinen Winter. Jeder Tag, der kommt, vergeht ihr wie eine Freunde des Glucks. Sie ist zufrieden, daß ihr Schicksal noch nicht laut ausgesprochen ist. Sie ist sich bewußt, daß der köstlichste Moment des Lebens eben nur ein Moment ist, einer, der nicht wiederkehren kann. Mag die letzte Entscheidung immerhin vor ihren bald haschenden, bald zaudernden Handen entfliehen, einmal wird sie kommen: vielleicht heut, vielleicht morgen, vielleicht in dieser Stunde noch! Es ist keine quälende Ungewißheit; es ist ein süßes, geheimnißvolles Wesen, das sie erfüllt und umgiebt.

Einmal, als sie gerade in solche Stimmung versunken ist, tritt Putzbach zu ihr in's Stübchen. Er sieht noch steifer und feierlicher als gewöhnlich aus und blickt sich halb ängstlich, halb feindselig im Zimmer um, als hätte seine Phantasie jede Ecke mit einem Vetter aus Paris angefüllt, als wären die Zwischenräume rings mit schwedischen Officieren bevölkert.

„Endlich habe ich das Glück, Sie allein zu treffen, Mamsell Rickmann," beginnt er mit einer Miene, die seine Worte Lügen straft; denn diese Miene sieht wenig nach Glück aus.

Auf Dorette's Gesicht kämpfen Mitleid und unangenehme Ueberraschung mit einander. Sie antwortet nicht gleich, sondern nöthigt ihn nur mit ungeduldiger Geberde zum Sitzen und beginnt zu spinnen. Eine Weile starrt Putzbach auf die sich rascher und rascher drehende Kunkel, als gäbe es an derselben allerlei welt- und herzbewegende Räthsel zu lösen. Dorette sucht in gewandter Weise über das Peinliche des Augenblicks hinwegzukommen und fragt nach diesem und jenem. Er aber ist nicht im Stande, darauf einzugehen, und weiß endlich keinen anderen Ausweg, als mit der Thür in's Haus zu fallen.

„Sie wissen, Mamsell Rickmann, warum ich gekommen bin," sagt er, die Augen krampfhaft fest auf einen Nagel des Fußbodens heftend. Dorette wird zum ersten Mal in ihrem Leben Putzbach gegenüber roth.

„Nein," antwortet sie schnell, „aber Sie sind in letzter Zeit ziemlich oft gekommen."

„Ja, zu oft — ich fühle es — ich habe mich geirrt. Ihre Freundlichkeit — ich bin Ihnen zu oft gekommen. Sie hörten lieber Pariser Hofgeschichten, Mamsell, als das Werben eines redlichen Stralsunder Bürgers. Glänzender mögen sie freilich sein, aber —"

„Freilich hörte ich sie lieber!" antwortete Dorette und hält ein mit dem Treten des Rades. „Alles ist mir lieber, als Ihr galantes Wesen, Herr. Das hätten Sie längst begreifen sollen. Ich laß mir keine schönen Dinge mehr von Ihnen sagen. Sie langweilen mich! Sie quälen mich!"

„Quäle ich Sie?" fragt Putzbach mit zitternder Stimme, während Dorette wieder zu spinnen beginnt. Dann ruft er, einen neuen Aufschwung nehmend, plötzlich begeistert aus: „Ich will es nicht mehr thun — und Ihnen keine schönen Dinge mehr sagen: ich bin — lassen Sie mich ausreden, Mamsell! — ich bin auch heute nicht zu diesem Zwecke gekommen — hier, so wahr ich hier vor Ihnen sitze, biete ich Ihnen meine Hand."

Seine Augen leuchten; er wird kirschroth und streckt bittend die dargebotene Hand aus.

„Und so wahr ich hier vor Ihnen sitze, sage ich Ihnen, daß, wer mir als Liebhaber nicht willkommen ist, es auch als Eheherr nicht ist," ruft das empörte Mädchen, während ihr Spinnrad plötzlich von Neuem stockt und der Flachsfaden zwischen ihren beweglichen Fingern zerreißt. „Mag es bei anderen Mädchen anders sein; dies sind meine Gedanken über das Heirathen."

„Mamsell Dora, seien Sie vernünftig! Schlagen Sie nicht aus Laune eine Partie aus — eine Partie, wie ich sie, Gott sei Dank, im Stande bin, Ihnen zu bieten. Ja, wie sie vielleicht kein Zweiter in ganz Stralsund bieten kann. Davon wird Ihnen jeder verständige Mann Bescheid abgeben."

Da erhebt sich Dorette zornig. Und in diesem ehrlichen Zorne erscheint sie dem redlichen Bürger, der erschrocken und einfältig vor ihr zurückweicht, zugleich neu und großartig.

„Genug von diesem Geschäft!" sagt sie, „Sie verstehen mich nicht, und das ist das beste Zeichen, daß wir nicht für einander bestimmt sind. Für Sie sind andere Frauenzimmer da!"

„Und für Sie andere Männer?" ruft Putzbach mißtrauisch und endlich doch in tiefster Seele beleidigt aus.

Dorette sieht ihn voll an. „Ja," sagt sie mit Nachdruck, und eine heiße, frohlockende Gluth bricht aus ihren Augen. Aber als sie es gesagt hat, schließen sich ihre Lippen so fest und ihre Gestalt nimmt einen so hoheitsvollen Ausdruck an, daß er nicht wagt, weiter zu fragen. Dorette ist so strahlend schön wie nie zuvor.

„Und dies ist Ihr Ernst, Dora? Sie wollen nicht meine Hausfrau werden?" fragt er nach langer Pause noch einmal.

„Nein," sagt sie sanfter, als gewöhnlich; „es ist mir leid, daß Sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatten. Ich hab' Ihnen wahrhaftig in keinerlei Stücken Hoffnung gemacht."

Digitized by Google

„Nein," erwidert er, sich schnell erhebend, um seine Zerknirschung durch eine bürgerlich stolze Haltung zu bemänteln.

Während er in diesem Bestreben noch nach ein paar passenden Abschiedsworten sucht, erscheint Johanne Seiler, für beide Theile eine befreiende Unterbrechung, in der Thür. Aber draußen auf dem Flure, wohin ihm Dorette halb gedankenlos das Geleite giebt, wendet sich Putzbach noch einmal um. Die Abschiedsworte, welche er vorher vergeblich suchte, drängen sich ihm jetzt auf die Lippen, und in bewegtem Tone sagt er:

„Ich wünsche, meine liebe Mamsell Rickmann, daß Sie glücklich mit dem Andern werden."

„Er faßt sich wie ein Mann und wie ein Bürger," würde ihm Dorette noch vor einem Jahre höhnisch nachgemurmelt haben — jetzt zuckt sie nur hastig die Achseln.

Als sie zu Johanne zurückkommt, ist sie sehr aufgeregt.

„Du brauchst mir gar nichts zu sagen; ich weiß Alles, Dorette," meint die Bürgermeisters-Tochter.

„So weißt Du es?" flüstert Dorette leidenschaftlich.

„Nun, Kind, man brauchte eben nicht absonderlich hellsichtig zu sein, um zu definiren, daß hier ein Freier abgeblitzt war."

Dorette senkt den Kopf, und, die Stirn mit beiden Händen beschattend, fragt sie leise seufzend: „Und — das Andere?"

„Weiß ich lang," ist die Antwort. „Oh, madame, lui dit-il, me mettez-vous au rang des aveugles ou des sots?"

„Laß Deine Mama und die schlechten Späße! Ich hätt' Dir's längst gesagt, Hanne, aber wozu auch? O —!" und Dorette lehnt eine Secunde mit geschlossenen Augen gegen die Wand.

„Dorette?"

„Ja, was denn? Hanne, Du weißt ja doch, wie es ist!"

„Glaubst Du denn, daß er gut ist?"

„Nein!" ruft Dorette mit einer Heftigkeit, daß die Andere erschrickt. „Was kümmert es mich, ob er gut ist oder nicht, wenn wir uns lieben?!"

„Seine Augen sind kalt," fährt Johanne unerbittlich fort.

„Aber sie schneiden in die Seele, wie ein zweischneidig Schwert," antwortet Dorette feierlich. „Und sie können auch glühen, sag' ich Dir, und sie müssen auch glühen, und sie sollen's noch oft thun." Dann fährt sie fort, und ihre düster flammenden Augen erweitern sich und leuchten prophetisch: „Wir werden über alle Begriffe glücklich werden. Und nun weißt Du es. Frag' mich nie danach, und sag' keinem Menschen was davon! Spiele nicht die Eingeweihte — ich hasse das. Es muß sein, als wüßtest Du nichts; auch wenn wir allein sind."

5.

Indessen brauchte sich Johanne Seiler keinen Zwang anzuthun: die Mädchen sind in der folgenden Zeit kein Mal zusammen, daß nicht Dorette schon nach den ersten fünf Minuten „seinen" Namen genannt hätte. Nach und nach fängt sie jetzt doch an, ungeduldig zu werden; sie kann Johanne oft unter wilden, glückseligen Thränen umarmen und alle Zärtlichkeit, die eigentlich ihm gilt, über die Freundin ergießen. Es kommen Secunden, in denen sie zweifelt. „Johanne," sagt sie einmal, „er will hoch hinaus; er wird sich nicht binden. Warum widersprichst Du nicht? Lüg' mir doch!"

Aber solche Secunden gehen schneller, als sie gekommen sind: kann es einen Mann geben, der Dorette Rickmann ausschlägt, wenn sie ihn liebt?

Und Anfang December feiert Dorette zwei herrliche Tage; sie stehen fest in ihrer Seele, wie eine große Sonne, die in alle Ewigkeit strahlt, ob auch Nacht und Wolken über sie hingehen.

Im Stadthaus ist ein vom Bürgermeister veranstalteter Ball. Die Familie Seiler hat versprochen, Dorette mitzunehmen, und Johannes wird natürlich auch dort sein.

Dorette ist früh aufgestanden, ehe noch die Decembersonne in ihre Kammer scheint. Schwebenden Ganges, als hätte das Glück Flügel für sie ausgespannt, steigt sie die alte Bodentreppe hinauf, um aus der Truhe ihr weißes Einsegnungskleid hervor zu holen, das sie beim Morgenfeuer aufbügeln will.

Als sie oben den Deckel öffnet und das blendende Gewand sieht, hebt sich ihre Brust und ein langes, entzücktes Lächeln zittert auf ihren Lippen.

„Johannes! Johannes!" ruft sie vor sich hin.

Es ist das erste Mal, daß sie ihre Liebe, in diesen Namen zusammengefaßt, laut vor sich selber bekennt. Ein Schauer faßt sie, und plötzlich schwingt sie in jähem Wechsel des Empfindens das behutsam dem Kasten entnommene Kleid übermüthig über ihr Haupt empor und eilt mit erhobenem Arme die Treppe hinab. Während dann das heiße Eisen über den feinen Stoff gleitet, denkt sie an den vergangenen Abend: Das Stadtthor war schon verschlossen und der Alte, ihr Vater, seit Feierabend hinübergegangen zum Nachbar. Da klopfte es an die Thür, und auf ihr „Herein!" trat Johannes Strohmeyer in's Zimmer.

Seine Augen blitzten auf, als er sie allein, über ein Buch gebückt, in der Stube sitzen sah. Er nahm ohne Weiteres ihr gegenüber am Tische Platz, nachdem er ihr die Hand zum „guten Abend!" herüber gereicht hatte. Sie sprachen von dem Buch, das sie las, von dem Balle auf dem Rathhause und zuletzt von den Stunden, die Johannes im Orgelspiel nimmt. Dorette erinnert sich noch des ganzen Vorgangs von gestern: Im Laufe des Gesprächs hatte sich der Vetter erhoben, um zwischen den Wänden des kleinen Gemaches auf und ab zu gehen. Als er aber auf das Orgelspiel zu sprechen kam, stand er plötzlich still.

Indem sich Dorette die Scene vergegenwärtigt, hält sie inne in ihrer Arbeit und starrt auf die Wand: dort stand er ja gestern mit erhitztem Gesicht, die dicken, blonden Haare zurückgestrichen, die Blicke seltsam funkelnd. Sie sieht ihn lebhaft vor sich, wie er den einen Arm, der am Körper ruht, gegen die Wand lehnt und den anderen kühn emporreckt, um absichtslos in der Erregung des Augenblicks auf das Thürsims über seinem Haupte zu greifen. Gleich einer Heldengestalt aus der nordischen Göttersage steht er in der Erinnerung des bewundernden Mädchens da: dieses seltsame Gemisch von Schlauheit und Größe, von Feuer und Kälte in den Zügen! Und in der ganzen Erscheinung jene Schönheit, deren Wesen die Kraft ist!

Dorette aber weiß wenig von den alten Göttersagen, stellt auch sonst keine Vergleiche an; wie gestern geht sie vollständig im Momente unter, als wäre es auch heute leibhaftige Wirklichkeit, was sie vor sich sieht.

Und wie gestern hört sie, daß er sagt, er werde nicht lange mehr beim alten Holztüm Unterricht nehmen: es sei weggeworfenes Geld; er wisse schon jetzt mehr, als der Lehrmeister; mit jedem Tage werde es ihm klarer, daß sein eigentliches Feld die Musik sei; wenn er nur die Mittel hätte, würde er gleich wieder zurückgehen, von wo er im Frühjahr hergekommen wäre, um sie dort zu erlernen; so müsse er freilich klein anfangen und sich selber bilden, aber — und von den folgenden Worten ist ihr jedes einzelne im Gedächtniß geblieben: „Wer klein anfängt, braucht nicht gleichermaßen klein aufzuhören. Der Mann muß in die Welt. Ein Mann, der an der Heimath kleben bleibt, ist ein Löwe im Käfig. Ich habe Blut geleckt, Base, und muß wieder hinaus. Nach Paris brauche ich nicht wieder; das meine ich nicht, aber ich muß in große Kreise. Ich will in ein Amt, das der Mühe werth ist, verwaltet zu werden. Sehen Sie, Base Dora, Andere verstehen mich nicht; man braucht nicht zu wälschen, um in fremden Zungen zu reden, und wenn ich so etwas zu unsern Stralsunder Spießbürgern sage, bedünkt's mich, daß ich vor Taubgeborenen eine Bach'sche Fuge mit aufgezogenen Registern spiele. Aber Sie verstehen mich, Doring!"

Ja, sie versteht ihn: sie würde ihn verstanden haben, wenn er sie auch nicht so durchbohrend dabei angesehen hätte. Nie ist er ihr so schön erschienen, als in den Augenblicken, da er so sprach, denn es ist das erste Mal, daß er mit so innerer Ergriffenheit gesprochen hat. Es war ein wunderbarer Klang, den das Wort „Welt" in seinem Munde hatte, aber, obgleich er sie erbeben machte, hat er einen Wiederhall in ihrer Brust gefunden. Und was ihr seine Reden auch zu denken geben mögen: Eines steht doch fest — und das sind seine letzten Worte, und die kann kein nagender Gedanke ihr zerschneiden und kein jäher Zweifel ihr zerreißen.

„Aber Sie verstehen mich, Doring!" sagt sie jetzt halblaut.

Dann nimmt sie hastig wieder das Bügeleisen zur Hand.

„Was für Blumen soll ich in's Haar nehmen?" fragt sie; und so jagt ein Einfall den anderen.

Was ist das? Ruft man nicht ihren Namen vor der Hausthür? — Natürlich ist es Unsinn, aber sie glaubt gewiß, daß es des Vetters Stimme war.

Noch steht sie horchend mit erhobenem Kopf, als sie von Neuem

Digitized by Google

zusammenschrickt; denn jetzt klopft es an das Fenster, und sie sieht in der Dämmerung des Morgens die Umrisse einer hohen Gestalt, welche dicht an die Scheiben herangetreten ist. Es ist doch Johannes; eilig ergreift sie die kleine Lampe und geht hinaus auf den Flur, das Haus für den Geliebten zu öffnen. Lachend, mit vorgebeugtem Haupte tritt Johannes durch die niedrige Thür.

„Sie wollen wohl nach Paris, Vetter, und einen Gruß für Ihren Alten bei uns zurücklassen? Oder ist Ihnen das Nachtwandeln angekommen?“ fragt sie hastig und leichthin.

„Keins von den Beiden, Base! Der Einfall machte mir nur Spaß, Sie früh Morgens mal recht hausmütterlich herumwirthschaften zu sehen.“

Das Blut schießt ihr verrätherisch in's Gesicht, und er hört, wie sie hastig athmet.

„Sie haben sich in Frankreich die galanten Redensarten recht angewöhnt,“ sagt sie und blickt ihn trotzig, verführerisch an.

„Und Sie sind wieder mal nicht ehrlich, Dora!“ flüstert es zurück, und er schüttelt sie leise am Arm.

„Lassen Sie mich und kommen Sie mit in die Stube! — Sehen Sie: da liegt meine ‚hausmütterliche Beschäftigung‘. Das Kleid zieh' ich heut Abend zum Ball an. Weiß ist meine Couleur.“

„Schönen Mädchen steht Alles,“ antwortet er.

„Brrr!“ erwidert sie mit graciöser Keckheit. „Und setzen Sie sich dort — ich muß weiter bügeln.“

Und sie stellt sich so, daß er fortwährend ihre ganze Gestalt in's Auge fassen kann, aber über ihrem Thun liegt eine unruhige Beweglichkeit, so gewandt sie auch Alles macht.

Plötzlich tritt er hart an sie heran, bückt sich, stemmt sich mit verschränkten Armen an die Kante des Bügelbrettes und blickt mit einer Miene fast leidenschaftlicher Bewunderung zu ihr auf. Er merkt, wie ihre Hand, die auf dem Griffe des Eisens ruht, zusammenzuckt.

„Warum ich eigentlich kam,“ sagt er, „ist, daß ich fragen wollte, wann ich Sie auf den Abend zu Seiler's holen soll, Base? Ich muß heute ohnedem beim Bürgermeister aufwarten und werde sagen, daß für Ihre Begleitung gesorgt ist: ich darf doch?“ und immer noch blickt er unverwandt in ihr Gesicht.

Ihre Augen glänzen siegreich zu ihm hinüber.

„Kommen Sie! Heute Abend gegen acht Uhr bin ich fertig,“ stürzt es beinahe unbewußt von ihren Lippen.

„Es ist das erste Mal, Base, daß ich mit Ihnen tanze. Wenn wir mit einem Mädchen tanzen, ist sie unsere Gefangene.“

„Aber wenn wir ‚halt!‘ sagen, müssen Sie uns freigeben,“ antwortet sie gepreßt und versucht gleich darauf recht laut und harmlos zu lachen. „Wir sind Ballköniginnen, Vetter, und Sie haben Unterthanengehorsam zu leisten.“

„Ich will Sie nicht böse machen: sonst würde ich Ihnen aus der Weltgeschichte zeigen, wie schwach Königinnen sind.“

„Auch Maria Theresia?“ fragt sie stolz.

„Nein, die nicht — die große Feindin Ihres großen Fritzen nicht — des einzigen Mannes, den Sie fürchten und anbeten — nicht wahr? Sie haben mich halb geschlagen. Aber was für eine Krone setzen Sie heute Abend auf, Base?“

„Ich weiß nicht; man braucht auch keine Krone, um sich in Respect zu setzen, wenn man von Natur schon Königin ist. Ich hole mir heut Nachmittag ein paar frische Blumen vom Gärtner herein.“

„Ich will hingehn und sie für Sie aussuchen. Es macht mir Spaß — soll ich nicht?“

In diesem Augenblick hört man drinnen in der Kammer den Alten poltern.

„Gegen sieben bin ich mit den Blumen hier. Ist's früh genug?“

„Ja.“

„Adieu, Bäschen! Freuen Sie sich auf heute Abend?“

„Unsinn! warum würd' ich sonst hingehen? Guten Morgen, Johannes!“ . . . dann hält sie plötzlich, wie erschrocken, inne.

„Adieu! — Guten Morgen, Dora!“ und er zieht die kleine heiße Hand, welche sie ihm reicht, einen Augenblick schmeichelnd durch seinen Arm, eilt dann aber jählings hinaus und läßt das verwirrte Mädchen allein im Zimmer.

Und Nachmittags um fünf, als es schon anfängt, finster zu werden, sieht man Johannes Strohmeyer raschen Schrittes durch's Thor hinaus zum großen Kunstgarten gehen. Er denkt an Dorette und lächelt, und seine Augen blicken mit unruhiger Lebhaftigkeit vor sich hin. Er fragt nicht, ob sie ihn liebt: natürlich liebt sie ihn — das hat sein durchdringender Blick schon entdeckt, als kaum die ersten Blumen des Sommers blühten.

Und vielleicht wäre seine eigene Liebe jetzt noch leidenschaftlicher, wenn er sein Glück länger zu erkämpfen gehabt hätte. Trotz ihrer schnellen Hingabe aber wird ihm Dorette mit jedem Tage unentbehrlicher und übt eine seltsame Gewalt auf ihn aus. In allen Dingen, die er unternimmt, ist ihm an ihrem Urtheil gelegen, und manchen Abend, den er in angeregter Männergesellschaft verbringen könnte, opfert er, um nur wieder im kleinen Thorschreiberstübchen der Base gegenüber zu sitzen.

So leben sie neben einander hin, und es versteht sich von selbst, daß er sie heirathen wird — wenn er erst so weit ist.

Als er beim Gärtner drei leuchtende, dunkelrothe Rosen für Dorette abschneiden läßt, sieht er sehr befriedigt aus und läßt die Finger spielend über ihre sammetnen Blätter gleiten. Ebenso, ganz ebenso wird das schöne, stolze Mädchen mit sich spielen lassen, wenn er sie erst für sich gebrochen haben wird.

Es ist nur wenige Minuten über sieben Uhr, als er mit den Rosen beim Thorschreiber eintritt. Dorette kommt ihm entgegen und nimmt sie ihm strahlenden Gesichtes ab; das weiße Tanzkleid hat sie schon angelegt und beeilt sich nun, die Blumen als letzten Schmuck in's Haar zu stecken. Aber drei Rosen scheinen ihr zu viel als Kopfputz; sie löst die eine wieder ab und steckt sie vorne an die Brust. Als sie so geschmückt in die Mitte des kleinen Gemaches tritt, glühen ihr Wangen und Lippen so tief vor fieberhaft seliger Erwartung, daß der alte Rickmann in seiner kindlichen Einfalt ausruft: „Nun sag' mir mal Einer, wo die Rosen schöner blühen, auf Doring's Frisur, oder in ihrem Gesicht!“

Dann stellt er sich vor sie hin und sieht sie mit stiller Freude an. Ab und zu nickt er auch wohl vor sich nieder und blickt dann wieder bedeutungsvoll zur Seite, wo Johannes Strohmeyer steht. Freilich — ih freilich doch, dies ist noch ein anderes Paar, als die blühende Dorette und der reiche Herr Pußbach, den die äußere Schönheit nie gedrückt hat.

Anfangs hat es ihm nicht recht in den Sinn gewollt, daß sein junges Kind mit dem weitläufigen Vetter heute Abend so allein durch die Straßen gehen wollte. Aber jetzt hat er sich ganz darüber beruhigt; es wird ja Alles anders in der Welt; Moden und Sitten und alle altväterischen Gebräuche werden verändert, und seine Dorette muß ja am besten wissen, was sie thun oder lassen kann. So geht er denn ganz in Bewunderung auf.

„Doring, was werden die Leute denken, wenn Du hereinkommst?“ kann er sich schließlich nicht enthalten zu sagen.

„Nichts, Vater! Sind nicht alle so vernarrt in mich, wie Sie. Und Sie hätten, weiß Gott, am wenigsten Grund dazu,“ spricht sie hastig und unachtsam weiter, während sie Mantel und Kapuze über den Arm nimmt. „Eines schönen Tages schwimme ich Ihnen doch davon, und Sie haben als Glucke das Zusehen vom Ufer.“

„Unsinn das — wo wolltest Du denn hinschwimmen?“

„Die Welt ist weit. Wenn ich mich z. B. heute Abend mit einem vornehmen schwedischen Officier verlobte, schwämm' ich Ihnen gewiß gleich davon.“

„Leichtfertiges Zeug, Doring, und davor ist dem alten Thorschreiber gar nicht bange.“

Und wieder sieht er Johannes Strohmeyer mit einem unbeschreiblich tiefen Blicke väterlichster Freundlichkeit an.

„Aber ich fürchte,“ setzt er launig hinzu, „Du schwimmst mir so schon alle Tage davon — und ich Alter seh' Dir dumm nach und weiß viel, wo Du hinsteuerst.“

„Lassen Sie, Vating!“ sagt sie schnell und erröthet.

Der Alte aber lächelt sehr glücklich, wie immer, wenn ihn die Tochter einmal mit dem herzlichen vorpommerschen „ing“ anredet.

Indessen sieht Johannes, der näher getreten ist, fast mit einem Anfluge von Eifersucht auf den Thorschreiber.

„Aber nun habe ich auch lange genug vor Euch auf dem Präsentirteller gestanden,“ ruft Dorette plötzlich und geht, sich leicht von einer Seite zur andern wiegend, einige Schritte vorwärts. „Vetter, haben Sie auch den Vogel nicht vergessen? Das ist ein alter Stralsunder Tanz, den muß Jeder weg haben: wir wollen die Probe machen.“

Doch schon nach wenigen Secunden meint sie: „Bewahre Gott, es ist lächerlich, hier in dem Loch zu tanzen. Ich will nur langsam aufklappen; dann wird's Zeit sein, zu gehen.“

Digitized by Google

Jahrmärkter Wettlauf.

Originalzeichnung von Edmund von Wartsch. — Auf Holz übertragen nach einer Photographie im Verlage von Victor Angerer in Wien.

Und kaum hat die Glocke auf Sanct Nikolai acht geschlagen, da schließt sich auch des Thorschreibers kleine Hausthür hinter dem davoneilenden Paare.

„Base, Sie laufen aber wie der Seewind. Frieren Sie? Kommen Sie — ich nehme Sie mit unter meinen Mantel."

„Danke, meiner halt vielleicht wärmer, als Ihrer," und sie richtet sich wieder so stolz neben ihm auf, wie an dem ersten Abend, da er sie sah. — Sie hat es lange nicht mehr gethan, aber es beunruhigt ihn nicht: es macht ihm höchstens Vergnügen. Er weiß jetzt besser, als damals, was dergleichen zu bedeuten hat.

Dann gehen sie weiter durch die engen, spärlich erleuchteten Straßen, Arm in Arm, in gleichem Schritt. Und nun folgt ein Abend mit herrlichen, glücklichen Stunden für Dorette Rickmann und auch für ihn, wenn er gleich nicht, wie sie, wähnt, das Licht des Himmels und nicht das eines irdischen Saales umfluthe sie Beide, so oft sie mit einander durch die Reihen fliegen.

Es ist das erste Mal, daß ihr Johannes öffentlich den Hof macht, und durch sein Beispiel angefeuert, zeichnen sich auch die anderen jungen Männer in Aufmerksamkeiten gegen Dorette noch mehr aus, als es sonst schon ihre Gewohnheit ist; denn unter den vielen Dingen, die ansteckend sind, steht voran das Hofmachen.

Unter ihren Verehrern befindet sich heute Abend auch wirklich ein junger Officier. Es ist, beiläufig gesagt, derselbe, dessen Aufmerksamkeit sie schon vor einem halben Jahre im Kaffeegarten auf sich zog. Was würde Putzbach bei diesem Anblick empfinden, hätte er es nicht verschmäht, zum Tanze auf's Stadthaus zu kommen; wenn sich der Officier Doretten nähert, um sie zum Reigen zu holen, oder wenn sie ihn gnädig entläßt, lachelt sie allemal auf besondere Weise.

„Was lächeln Sie wieder so, Base?" fragt einmal auch Johannes, der sie nicht aus den Augen verloren hat.

„Ich dacht' an's Fortschwimmen," antwortet sie mit leise zuckender Lippe. Da umschlingt sie Johannes und führt sie in rauschendem Tanze davon.

„Base Doring, Sie sind meine Gefangene!" raunt er ihr zu, daß sie seinen Athem an ihrer Wange spürt.

O Dorette Rickmann, wie kann ein Herz so viel Glück tragen?! Tanzend trägt es sich noch am besten, meinst du: da fühlt man die goldene Last nicht; da fliegt man in den Armen des Geliebten wie ein Vogel der Morgensonne entgegen.

Aber dann ist endlich der Tanz vorüber. Man sagt sich „gute Nacht", versichert, wie sehr man sich ergötzt hat, hüllt sich in seine warmen Sachen und steigt mit seinem Ritter und den betreffenden Müttern, Muhmen oder Basen die Treppe hinab.

Johannes und Dorette sind außer Seiler's, welche noch oben zu thun haben, die letzten der Davongehenden. Als sie unten auf die Straße treten, sieht das Mädchen noch einmal zu den Fenstern des Saales, den sie eben verlassen haben, auf.

„Sie löschen schon die Lichter," sagt sie. „Armes Geschäft! Ich möcht' diese herrlichen Lichter nicht ausblasen."

„Wenn sie immer brennten, würden sie nicht so herrlich sein. Unser Gemüth gefallt sich am Wechsel."

„Was kauf' ich mir für den Wechsel, wenn der Augenblick schön ist?"

„Ich finde auch *diesen* Augenblick schön. Komm', Base, gieb mir Deinen Arm fester, Du gleitest sonst."

„Vorwärts!" flüstert sie, „es ist Niemand, Johannes; es ist nur der Nachtwächter, der hinter uns geht. — Nein, hier links müssen wir gehen."

Die Straßen, durch die sie schreiten, sind finster und einsam. Der Himmel ist schwer bewölkt; kaum zwei oder drei Sterne schimmern ab und zu hindurch. Er hält ihren Arm mit sicherem Druck in dem seinen, und Dorette hat Lust, die Augen zu schließen, damit es noch dunkler um sie her werde. Der kalte Decemberwind fährt ihr manchmal mit leisem Fröstein durch die Glieder, aber sie athmet ihn aus voller Brust ein. Wie im Traume geht es vorwärts; ab und zu klingt es noch wie ein ferner schmetternder Nachhall der Tanzweisen durch ihr Ohr. Und daneben steigt eine andere Musik gleich leisen, eintönigen Weihnachtsmelodien in ihrer Seele auf und strömt hinaus in die Nacht — das ist das „Du" von den Lippen ihres Führers. Dieses Du erfüllt ihr die ungestüme Brust mit seligem, nie gekanntem Frieden, daß ihr Herz wunschlos und feierlich still wird. Sie hört es fort und fort, als wäre sie verzaubert und könnte nun in alle Ewigkeit nichts weiter hören und denken.

Immer näher rückt indessen das Ende ihres Weges. Da befällt das Mädchen eine furchtbare Angst, daß sie dem Vetter weinend an die Brust sinken möchte. Es ist ihr, als sollte sie stillstehn, damit die Nacht und das verrauschende Glück auch still stünden. Aber sie gehen mit einander vorwärts, und nach wenigen Minuten stehen sie vor des Thorschreibers Thür.

Johannes schließt die Hausthür auf.

„Gute Nacht, Dorette! Schlaf gut aus! Wo bist Du denn? Ha, hier!" und er legt seinen Arm auf ihre Schulter.

Es ist, als stände ihr Herz einen Moment still: sie wagt nicht sich zu rühren und starrt schweigend durch's Dunkel: er wird sie schon loslassen. Da brennt ein heißer Kuß auf ihre Wange. Sie hat ein Gefühl, als falle sie taumelnd zu Boden; der Athem will ihr vergehen, und doch steht sie noch aufrecht und hört die leisen Laute: „Gute Nacht, schöne kleine Base!"

Und dann hört sie weiter, wie der Schlüssel sich kreischend umdreht, wie sie ihn herauszieht, die Thür öffnet und sie drinnen wieder zuschließt. Scheu huscht sie über den Flur, löst ihre schönen Kleider mit zitternden Händen, wirft sie von sich, und nachdem sie eine Weile halb bewußtlos am Bette gekniet hat, versinkt sie tief aufathmend in die schützenden Kissen.

Der Tag nach dem ersten Kusse ist ein wunderlicher Tag. Dorette fängt tausend Sachen an und legt tausend Sachen wieder hin, und doch fühlt sich ihre ganze Person seltsam geweiht: wie sie geht und wie sie steht, ihr ist, als wäre sie größer geworden, als müsse sie sich bücken, um die wohlbekannten Gegenstände um sich herum zu erreichen.

Wohl erwartet sie mit fieberhafter Ungeduld den Abend: denn nun will sie auch mehr: nun will sie auch *hören*, daß er sie liebt, daß er ohne sie nicht leben kann; nun will sie den brennenden Kuß auch brennend zurückgeben. Aber sie meint, daß es noch nicht geschehen wird, daß seine Zeit noch nicht gekommen ist, und sie sagt lächelnd zu sich selbst, daß der beruhigende Klang ihr voll auf Ohr und Seele fällt: „Er ist Dir ja sicher, Dorette!"

Endlich kommt der Abend, die gewöhnliche Zeit von Johannes' Besuchen, aber schon als Johannes eintritt, sieht sie, daß es etwas Besonderes giebt; sonst würde er nach dem, was gestern geschehen ist, nicht so ungestüm, nicht mit so eiliger Geschäftigkeit, die seinem Wesen fremd ist, zu ihr kommen; denn zu *ihr* kommt er ja, wenn auch der Thorschreiber im Zimmer ist.

„Guten Abend, Dora! Gott zum Gruß, Oheim! Ich habe eine Nachricht," beginnt er und wendet sich ausschließlich an die Base. Eine Nachricht für *sie* und die überbringt er *so*? Dorette wundert sich und starrt ihn fragend an.

„Ja, eine Nachricht!" bestätigt er, indem er auf sie zutritt und ihr erregt die Hand schüttelt. „Ich habe gar keine Zeit — muß noch heute Abend Alles fertig machen . . ."

„Ja, mein Sohn, aber setzt Euch doch!" bittet der alte Rickmann, der gern Alles gemüthlich bespricht. „Ihr tragt mir ja sonst die Ruh' zur Stube hinaus, Johannes Strohmeyer."

„Sitzend oder stehend, Vater Thorschreiber, wie Sie wollen!" erwidert Johannes und schiebt sich einen Stuhl herbei. „Ich reise morgen früh mit erster Gelegenheit nach Greifswald."

„Sieh, sieh, was giebt's denn so schleunig in der hochwürdigen Stadt?"

„Viel, Oheim, viel! Mir ist die Organistenstelle an Sanct Jacobi offerirt," und Strohmeyer's wohlklingende Mannesstimme erbebt unter der Wucht dieser Worte. „Der Herr Graf haben mich beim Herrn Präpositus, seinem Freunde und ehemaligen Stubengesellen, empfohlen und dieser will mir das Organistenamt vermitteln. Nun hat man mich eilig citirt, auf daß ich mich dem Pastor an Sanct Jacobi vorstelle."

Der alte Thorschreiber hat bei dieser Kunde still die Hände gefaltet, und seine voll scheuer Ehrfurcht zu Strohmeyer aufblickenden Augen glänzen feucht.

„Gott segne Euch Euer gutes Brod, Johannes!"

Johannes aber beachtet die Worte kaum: denn er blickt auf Dorette, die schon secundenlang mit niedergeschlagenen Augen dasitzt. Doch wie sie jetzt die Blicke des Vetters auf sich ruhen fühlt, sieht sie hastig auf.

„Ich gratulire Ihnen, Johannes!" stammelt sie, und ihr muthiger Blick richtet sich voll heißer Liebe auf ihn.

„Ja, es ist ein guter Anfang," antwortet er. „Die Stelle ist wie für mich geschaffen. Die Greifswalder Herren halten etwas

Digitized by Google

auf machtvolles Orgelspiel. Greifswald — da ist Leben und Bewegung — da gilt, was man ist, und nicht, wo man herkommt. Wer sich in Greifswald einen Namen macht, verlöscht nicht wie ein Talglicht, wenn seine Zeit um ist. — Auf die Greifswalder Leute hat man ein Auge. Von dort aus ist weiter zu kommen. Unzählige werden sich um diesen Posten bemühen, und mir fliegt er in den Mund. Base, ich habe Glück."

Dorette nickt, und ihre kleinen zitternden Finger spielen in innerer Erregung auf der Tischplatte. Vor einer Minute durchstach es sie wie ein glühender Schmerz. „Die Stelle ist ihm lieber, als Du!" flüsterte ihr eifersüchtiges Herz. Aber nein — nun ist es vorüber und sie geht mit ganzer Begeisterung in seiner Freude auf.

(Fortsetzung folgt.)

Die geschichtlichen Wandlungen der deutschen Frauenmoden.

Von Fr. Helbig.

II.

Die Befreiung aus der Erstarrung. — Princip des Mannhaften. — Die Damen des Dreißigjährigen Krieges. — Die Herrschaft des Französischen. — Perrücke. Stöckelschuhe — Schleifen und Troddeln. — Schleppen und Bauschen. — Frisur à la Fontange. — Das Rococo: Puder und Schönpflästerchen. — Der Reifrock. — Frisuren à la hérisson, zodiaque ꝛc. — Der väterliche Haarbeutel des Postillon d'Amour. — Die deutsche Werther-Tracht. — Die Extravaganzen der französischen Revolution. — Tracht der Antike. — Philiströse Barocktracht im Beginne des neunzehnten Jahrhunderts. — Die Zeit der Romantik. — Der Wiedereintritt der Schnürbrust. — Das Eldorado der Unterkleider. — Der Reifrock als Crinoline. — Hutwandlungen. — Alte Motive in neuer Façon.

Mit dem Eintritte in's siebenzehnte Jahrhundert begegnen wir neuen Wandlungen. Der spanische Einfluß mit seiner starren Hofetikette und seiner fanatischen Bigotterie war durch den Abfall der Niederlande und durch das wachsende Umsichgreifen der neuen, einen wesentlich deutschen Charakter tragenden evangelischen Lehre gebrochen worden. Und wie sich in der Kunst besonders durch den großen Niederländer Maler Paul Rubens eine freiere Richtung zeigte, so trat sie auch in der Kleidung zu Tage. Dieselbe wurde wieder ungezwungener, malerischer, plastischer. Zunächst fiel die große Mühlsteinkrause weg, und an ihre Stelle trat ein vom Rande des Mieders aufsteigender breiter Kragen, der in der ersten Zeit nach hinten zu sich erhöhte und den Kopf wie ein Pfauenrad oder ausgebreiteter Fächer umrahmte. Das Haar wurde kurz getragen und à la Polkakopf in viele künstliche Löckchen geflochten, während es auf der Stirn eine sogenannte Rolle bildete, die noch kurz zuvor als das Abzeichen ritterlicher Herren galt, wie wir z. B. auf den Bildern Ulrich's von Hutten und Götzen's von Berlichingen sehen. Auch ihr war es vorbehalten, in der Neuzeit ihre Auferstehung zu feiern. Man befand sich wieder in einer Zeitperiode, wo das männliche Element in der Mode dominirte. So trugen die Frauen auf dem hinten in ein Nest geflochtenen Haare hohe kegelartige Filzhüte mit wallender Feder oder kurzem Schleier. Auch das vorn geöffnete Oberkleid gewann Aehnlichkeit mit dem männlichen Rocke. Die Hüftenwülste und Stahlreifen waren gefallen und das Kleid konnte wieder der natürlichen Linie des Körpers folgen. In der männlichen Tracht prägte sich der Charakter der Epoche besonders aus in dem ersten Erscheinen des — Stiefels!

In der Zeit des Dreißigjährigen Krieges legte sich der halb aufrecht stehende Frauenkragen ganz nieder und ging, mit Spitzen ausgezackt, in seiner Breite noch über die Schultern hinaus, auch hier ein treues Seitenstück zu dem Kragen der Männer bildend, wie wir ihn aus den Kriegergestalten eines Gustav Adolf und Wallenstein kennen. Bei würdigen Pastoren- und Professorenfrauen bedeckte er Schultern und Hals bis unter das Kinn, sodaß das lockige Haupt wie auf einer weiten Schneefläche lag, wogegen die Dame der Welt vor einer herzhaften Decolletirung nicht zurückschreckte, die jetzt überhaupt das Vorrecht höfischer Kreise zu werden beginnt. Dagegen hatten sich die Puffärmel noch aus der frühern in diese Periode hinübergerettet, ja sie fanden hier in einem noch größeren Maßstabe ihre Anwendung, indem die Aermel aus einer ganzen Reihe solcher ballonartigen Aufbauschungen bestanden, die von der Schulter nach der Hand zu sich immer mehr verjüngten. An der Seite aufgeschlitzt ließen sie die weißen Unterärmel zum Vorschein treten.

Hatte die Tracht der Männer des Dreißigjährigen Krieges selbst auch im Gelehrtenkleide, wo der pelzverbrämte Talar die Stelle des kurzen Soldatenrocks und der Schuh den Stiefel vertrat, etwas Resolutes und mannhaft Derbes, ja herausfordernd Kriegerisches, so verfiel sie nach dem Dreißigjährigen Kriege wieder dem Naturgesetze der Entartung, indem sie dabei in das entgegengesetzte Extrem gerieth. Sie wurde geziert, gekünstelt, fast geckenhaft. Es war der französische Einfluß, der ihr diesen Charakter aufprägte und der von jetzt ab wie in der Politik, so auch auf dem Gebiete der Mode der herrschende wurde. Die deutsche Mode hat sich ihm nie wieder ganz zu entziehen vermocht, nicht einmal dann, als die politische Ueberhebung des herrschsüchtigen Nachbar-Volkes durch das gute deutsche Schwert wiederholte Züchtigung erlitt. Die Mode ist eben eine Großmacht für sich.

Wir bemerken an den Herren aus dem Zeitalter Ludwig's des Vierzehnten einen seltsamen Luxus von Troddeln, Schleifen und Spitzen an den Armen, den Knieen und selbst auf den hohen Stöckelschuhen, die schon längst den Schnabelschuh verdrängt hatten. Die Tracht hatte etwas Weiches, Weibisches, tändelnd Geziertes. An dem Minnehofe des großen Ludwig war ja dem Elemente des Weiblichen eine Macht verliehen, wie einst in dem Zeitalter der Troubadoure; nur trug diese zweite Auflage des weiland provençalischen Liebesreichs jetzt das Gewand der Farce. Aber auch in Deutschland waren aus den Helden des Dreißigjährigen Krieges, die sich wild und wacker befehdet hatten, altweiberliche Pedanten geworden, die sich auf dem Reichstage zu Regensburg darüber zankten, ob den kurfürstlichen Gesandten des Reichs allein oder auch den altfürstlichen rothbeschlagene oder beiden zusammen nur grünbeschlagene Stühle geziemten, und was dergleichen große Kleinigkeiten mehr waren; während andererseits am Hofe Königs August des Starken der französische Cultus des Ewigweiblichen in deutscher Auflage erschien.

So finden wir auch bei den Frauen eine zierlich-tändelnde Ausschmückung der Kleider mit Rosetten, Troddeln, Schleifen und Zacken auf den Schultern, am Busen, an den Aermelbauschen und zum seitlichen Aufraffen des im Schooße offenen Oberkleides. Die ganze Figur trägt den Charakter des Aufgeblähten und Gespreizten, und das Haar fällt wieder in langen Ringellocken auf die entblößten Schultern. Das eigentliche Leitmotiv der Tracht bildete aber auf männlicher Seite die Perrücke, auf weiblicher die Schnürbrust. Von der letzteren sagt bezeichnend Jacob von Falke: „Sie war ästhetisch gefährlich; sie schnitt allen Fluß der Körperlinien ab, setzte Hüfte und Taille außer allem Verhältniß, die eine vergrößernd, die andere verkleinernd, und verdarb auf Jahrhunderte hinaus das Verständniß für Schönheit."

Die Perrücke entstammte der im Dreißigjährigen Kriege hervortretenden Vorliebe für das Tragen langen Haares, und sie trat zuerst als eine lange, lockige Allongeperrücke auf. Als weibliches Pendant hierzu erfanden die Hofdamen Ludwig's des Vierzehnten, der sich anfangs kühl zur Perrücke verhielt, dann aber, als die Natur sein edles Haupt im Stiche ließ, ihr eifrigster Förderer wurde, ein wunderliches Gestell aus Draht, Spitzen und Bändern, das sie auf das aufgelockte Haar befestigten, die sogenannte Fontange, so benannt nach der Marquise von Fontange, welcher während der Jagd der Wind die Frisur zerstoßen und zerzaust hatte, was sie veranlaßte, dieselbe nun künstlich zu befestigen.

Während die Damen erst das bauschige Oberkleid unter der Taille auf beiden Seiten zurückschoben und am Unterkleide mit Schleifen befestigten, traten diese Seitenflügel mit der Zeit zurück, bauschten sich auf dem Rücken hoch auf und fielen zugleich als lange schmale Schleppen zu Boden, ein Motiv, das sich auch die jüngste Zeit wieder zurecht gelegt hat. Vornehme Damen ließen sich diese Schleppe auf der Promenade durch phantastisch gekleidete Zwerge oder Mohrenknaben nachtragen. Unsere Damen kennen

Digitized by Google

freilich solche Kleiderschonung nicht, und wie leicht würde sie ihnen gemacht durch das Institut unserer „Dienstmänner"!

Wir treten nunmehr in die Periode des Rococo ein. Hatten unter Ludwig dem Vierzehnten die Zeit und die Tracht den Charakter des Aufgeblähten, Aufgebauschten und Bombastischen angenommen, so fiel in der Regierungsepoche Ludwig's des Fünfzehnten Alles in's Kleinliche und Gedrechselte. Es sind reizende Nippfiguren, diese Damen à la rococo, aber sie sind unnatürlich im höchsten Grade. Puder und Schminke bewirkten, daß in einiger Entfernung die ganze Damenwelt wie von einem Alter erschien; denn auch das Haar von achtzehn Jahren erhielt die Bleiche des Alters und das Gesicht von fünfzig Jahren die Frische der Jugend. Der Geist war nichts, die Figur Alles. Die Schminke unterstützten noch die Schönheitspflästerchen, aus schwarzem Taffet geschnittene Fleckchen in Form von Sonne, Mond, Sternen und Thieren. Ursprünglich dienten sie dem Zwecke, kleine Fehler des Teints zu bedecken, aber bald behaupteten sie ihre Stellung für sich und glichen in der That zudringlichen Fliegen (daher ihr Name: mouches!), die ein Bild verunzieren. Man nannte sie scherzweise Postillons d'Amour, und der darin ausgesprochene war vielleicht noch der vernünftigste Zweck, dem sie dienten. Man brachte sie dabei in ein förmliches System und nannte die auf der Stirn klebende Mouche die majestätische, die, welche auf den Wangen saß, die galante, die auf den Lippen die kokette. Andere dienten zur Markirung des Lächelns in der Lachfalte, dem Grübchen, des Schmollens im Mundwinkel, des Zwinkerns im Winkel des Auges. Da sie der öfteren Erneuerung bedurften, so trugen die Damen eine Anzahl derselben immer in kleinen Kapseln bei sich.

Dreißigjähriger Krieg. Rococo. Ludwig XIV.

Deutsche Frauentrachten.
Originalzeichnung von Adolf Neumann.

Die Fontange ist verschwunden; dafür sind die Haare in gepuderten Ringellocken hoch aufgebunden. Die Taille mit der noch erhaltenen Schneppe ist noch weit enger und dafür der Rock um so umfangreicher geworden; denn es hat jetzt der Reifrock zum zweiten Male seinen Einzug in die Arena der Moden gehalten. Wie um sich für seine langjährige Mißachtung zu entschädigen, blies er sich jetzt noch weit mehr auf als zur Zeit des Glocken- und Tonnensystems. Er machte es den Herren jener Zeit im höchsten Grade schwierig, den Damen über einen ihrer beiden Seitenflügel hinweg die Hand zu küssen — und sie liebten das Handküssen ganz besonders, die galanten Herren des Rococo, mit ihren kleinen, zierlich gedrechselten Schnurrbärten. Mindestens war die Dame zur Erreichung dieses löblichen Zweckes genöthigt, den Oberleib weit nach hinten zu biegen, um über die truthahnartigen seitlichen Ausspreizungen hinaus zu kommen. Eine solche Reifrock-Dame bot für zwei hinter ihr herschreitende Herren vollständige Deckung. Da eine Annäherung von der Seite nicht möglich und von vorn nicht recht schicklich war, so wurde die Unterhaltung auf den Bällen und Gesellschaften vom Rücken her gepflogen.

In allen Fragen der Seßhaftigkeit galt eine solche Reifrockträgerin für zwei Personen. Da sahen sich selbst ehrwürdige Pastoren als galante Ehemänner genöthigt, eine Supplik an das hohe Consistorium zu richten, daß ihren ehrbaren Ehehälften „unter sothanen Umständen statt des bisherigen einen jetzt zwei Kirchensitze zugebilligt würden". Dabei war der Reifrock selbst ein höchst launischer Geselle, der den Wechsel und die Veränderung liebte. Anfänglich erschien er in der Form einer Halbkugel, welche auf dem Fußgestell der hohen Stöckelschuhe wie ein gasgefüllter Ballon hin- und herbalancirte. Um das gefährdete Gleichgewicht zu erhalten, bediente sich seine Trägerin meist eines Stockes. Später nahm der Rock die bereits angedeutete ovalere Form an, indem er sich mehr nach den Seiten ausbreitete, hinten und vorn sich schmälerte, auch zur besseren Sicherung bis auf den Boden reichte. Nun konnte seine Besitzerin wenigstens von der Seite her durch eine nicht zu schmale Thür gelangen. Der Reifrock verschwand gegen Ende des Jahrhunderts wieder ziemlich. Zugleich war jene und die ihr kurz vorausgehende Zeit die Epoche der Unterröcke. Die Damen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts trugen ihrer zehn bis zwölf im Winter und sechs bis sieben im Sommer und noch dazu aus den schwersten Stoffen, aus Sammet, aus Gold- und Silberstoff oder aus Atlas.

Aus der verlotterten Regierungsepoche Ludwig's des Fünfzehnten wollen wir nur einer Extravaganz gedenken, der wahrhaft kolossalen Haarfrisuren, die sich auf den Köpfen der Damen aufbauten. Sie bewegten sich in den verschiedenartigsten Formen und Structuren. Besonders beliebt waren die des Igels oder Stachelschweins (à la hérisson). Eine andere (à la mappe monde) stellte die ganze Erdkugel dar, auf welcher die Grenzen der Länder durch farbige Bänder markirt waren; eine dritte (à la zodiaque) enthielt den Mond und die zwölf Bilder des Thierkreises. Bei der Frisur à la Pomone trug die Dame eine aus Taffet gefaltete Fruchtschüssel auf dem Kopfe mit Weintrauben, Birnen, Aepfeln u. dergl. Auch ganze Schiffsmodelle, Blumenkörbe, ja sogar nachgemachte Denkmäler, letztere als Huldigung berühmter Männer, balancirten die Damen mit der Gewandtheit eines italienischen Gypsfigurenhändlers auf den Köpfen. Die Frauen führten auch jetzt wieder das Regiment. Die Männer bückten und beugten sich vor ihnen; höflich und galant, trugen sie stets den Hut in der Hand und französische Galanterien im Munde. Ihre Embleme waren der Zopf und der Haarbeutel. In diesen Haarbeuteln trugen die guten Väter oft tagelang das Briefchen bei sich herum, das der Galan des verliebten Töchterchens durch den Friseur am Morgen hatte hineinstecken lassen. Abends nach dem Schlafengehen holte es das unschuldige Kind heraus und legte dafür die Antwort hinein, die der frisirende Figaro am anderen Morgen richtig an seine Adresse brachte.

Aus der sentimentalen Stimmung heraus, welche der Goethe'sche Roman „Werther's Leiden" und seine vielfachen Nachfolger in Deutschland verbreiteten, entstand die sogenannte Werther-Tracht: grüner Frack mit gelber Weste, Jabot und Hut mit hohem

Deckel; das lockige Haar hinter einem Haarbeutel, dazu Kniehosen, Strümpfe und ausgeschnittene Schuhe, das war die äußere Folie jener innerlich schmachtenden Jünglinge, zu denen sich dann die entsprechende Jungfrau gesellte in schmalem, hochgegürtetem Kleide, kurzen bauschigen Aermeln und desto längeren Hand- oder eigentlich Armschuhen, ein großes Busentuch züchtig um Schultern, Brust und Nacken, den Kopf bedeckt mit einer Schlafhaube oder einem Hut von Stroh oder Seide, den Strickbeutel am Arme, einen Rosmarinstengel in der Hand und einen Mops auf dem Schooße.

In Folge der Gegensätze, in welchen sich die Periode der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts bewegte, wo Pedanterie, Freigeisterei und schwärmerische Sentimentalität hart neben einander hergingen, mußte sich auch die Mode in verschiedenen Extremen bewegen. Und so finden wir im Gegensatze zu der oben geschilderten die Tracht à la sauvage aus den ersten Jahren der französischen Revolution, welche auf männlicher und weiblicher Seite das Unglaublichste leistete — dort als Incroyable, hier als Merveilleuse. Mit der Einführung der Republik hielten es die französischen Damen für angezeigt, das antike Costüm einzuführen. Sie trugen ärmellose weite Tuniken dicht unter dem Busen gegürtet, trugen Ringe nicht blos an den Fingern, sondern auch an den Zehen ihrer blos mit Sandalen bekleideten Füße.

Auch unter dem Kaiserreiche wurde das antike Motiv noch beibehalten, aber in einer dem Klima und der Zeit entsprechenderen Weise verwerthet. In Deutschland finden wir im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts das Damencostüm auf derselben Grundlage zu einer erschreckend philiströsen Composition gewandelt. Die Taille ist beinahe bis unter die Achsel hinaufgerathen; das kurze Kleid fällt in einer Linie und mit der engsten Spannung von da bis zum Saume herab und vertritt das alte Sackmotiv (elftes und zwölftes Jahrhundert) in ausgeprägtester Form. Es ist, als ob die Frauen jener unglücklichen Periode um das Elend des in fremden Fesseln liegenden Vaterlandes auch äußerlich in Sack und Asche hätten trauern wollen. Um aber die ästhetische Carricatur zu vervollständigen, trat dazu noch ein großer Hut, der sich auf dem Hinterkopfe wie ein Thurm erhob und das Vorderhaupt mit einem riesigen Schirm umkleidete.

Schon Ende des ersten Jahrzehntes erhielt der enge Rock wieder eine Erweiterung, die auch ein Herabrücken der Taille zur naturgemäßen Folge hatte. Auch wurden bei den Damen breite Spitzenkragen und aufgebauschte Aermel wieder modern.

Die verlängerte Taille führte die Schnürbrust nun zum dritten Male in Scene. Sie begünstigte wieder eine größere Erweiterung des Rockes und eine Entwickelung der Falte. So finden wir das Costüm in den vierziger Jahren auf einem in gewisser Hinsicht ästhetischen Standpunkte angekommen, bis die in's Maßlose wachsende Zahl der Unterkleider diese zuletzt unerträglich macht und zur Befreiung von dieser Last Anfangs der vierziger Jahre wieder der Reifrock zur Hülfe gerufen wird. Obwohl schon alt und verbraucht, wurde er jetzt erst und zwar mit dem Wasser der Seine getauft als Crinoline. Die Herrschaft dieser Crinoline, die an äußerem Umfang ihren alten Vorgängerinnen nichts nachgab, war bekanntlich eine ziemlich lange. Als sie aus den oberen Kreisen schon längst verbannt war, führte sie in den untern Regionen noch ein langes glückliches Dasein fort als bevorzugter Liebling der sonntägig geputzten Köchin und des die Stadt besuchenden Landmädchens.

Revolution. Werther's Zeit. Wiener Congreß.

Deutsche Frauentrachten.
Originalzeichnung von Adolf Neumann.

Indessen hat auch der Hut eine wahre Proteusnatur entwickelt. Der hochaufragende Schirm senkte sich zunächst nach vorn, sodaß das holdselige Antlitz seiner Trägerin wie aus einer mit Seide und Gaze gefütterten Ofenröhre herausschaute. Diese Röhre verjüngt sich, das Gesicht wird wieder frei, die Peripherie des Hutes geräth in die mannigfachsten Schwankungen, bis sie in immer steigender Verjüngung mehr und mehr nach dem Hinterhaupte zu sich verliert, schließlich von ihm nichts mehr übrig bleibt als eine blasse Idee und er somit dem runden Hute den Platz ebnet.

Nach Beseitigung des Reifrockes griff die Mode wieder zu den kurzen und engen Kleidern. Der rasche Wechsel ihrer Motive, die indeß nur eine Erneuerung längst dagewesener bedeutet, macht sie zum Abbilde unserer raschlebigen Zeit. Sie hat aber auch die Fühlung mit dem historischen Untergrunde fast ganz verloren; an die Stelle ihrer natürlichen ist eine künstlich gemachte Entwickelung getreten, und damit hört eigentlich ihre Geschichte ganz auf.

In all diesem Chaos von Launen, Vorurtheilen und Capricen ist — der Welt zum Trost — doch Eines immer dasselbe geblieben, und zwar trotz alles Wechsels seiner Hülle, trotz des Bannes von Schnürbrust und Panzertaille. Und dieses Eine, groß in seinem Glauben, in seinem Hoffen, in seiner Treue, ist das Herz der deutschen Frau, welches die sinkende Welt rettet und verjüngt.

Kaiser Josef.

Nachdruck verboten.

Den Deutsch-Oestreichern zur Säcularfeier von Josefs Thronbesteigung gewidmet

von Johannes Scherr.

(Schluß.)

4.

Unerquicklich also, sahen wir, war die Mitregentschaft Josefs, aber unersprießlich war sie trotz allen ihr bereiteten Hindernissen doch nicht. Die Reihe der während ihrer Dauer angehobenen und durchgeführten Reformen beweis't das klärlich. Der in dem Sohn arbeitende neuzeitliche Gedanke war kräftig genug, der widerstrebenden, widerwilligen, häufig gegen Josef verhetzten Mutter eine Einräumung nach der andern abzuringen, und so

konnte denn die Entmittelalterlichung Oestreichs ernstlich beginnen. Der Staatsrath, die oberste Centralbehörde der Monarchie, erhielt i. J. 1774 eine auf Josefs Vorschlägen beruhende neue Organisation, welche denselben befähigte, die reformatorischen Ideen des Kaisers hinsichtlich der Verwaltung, des Justizwesens und der Staatsfinanzen wenigstens theilweise der Verwirklichung entgegenzuführen. Man begann denn doch den Odem des Jahrhunderts der Aufklärung auch in Oestreich zu spüren. Schon i. J. 1767 war das „Verbrechen der Ketzerei" aus dem Strafkodex gestrichen worden. Am Schlusse von 1775 wurde die „peinliche Frage", die „Tortur", die Folterung abgeschafft und Maria Theresia's Mitregent ließ in seinem hochfliegenden Optimismus sogar schon das Problem einer theilweisen oder ganzen Beseitigung der Todesstrafe in Berathung nehmen. Auch in das tiefe kirchliche Dunkel fielen einige Lichtstralen hinein. Im Jahre 1768 wurde die Besteuerung des ungeheuer großen geistlichen Besitzes durchgesetzt; im folgenden Jahre erfuhr das überwuchernde Bruderschaftswesen eine Beschränkung, ebenso die allzu häufige Veranstaltung von Processionen. Wieder ein Jahr später ergingen Verfügungen, welche die Leistung geistlicher Ordensgelübde vor erreichtem 24. Lebensjahre verboten, das Strafrecht der Ordensoberen beschnitten, die scheußlichen Klosterkerker beseitigten, die Erwerbungen der „todten Hand" einschränkten und die geistliche Erbschleicherei erschwerten. Vom Jahre 1773 an arbeitete Josef an der Durchsetzung des großen Grundsatzes religiöser Duldsamkeit, allein von der Räthlichkeit und Nützlichkeit der Toleranz vermochte er seine Mutter und Mitregentin nicht zu überzeugen. Dagegen gewann er derselben, obzwar nur nach langem und schwerem Ringen, die Einwilligung zur Aufhebung der von ihr so hochverehrten „Gesellschaft Jesu" ab, also die Zustimmung zu jener großen von den katholischen Höfen getroffenen Maßregel, welche kulturgeschichtlich den Höhepunkt bezeichnet, bis zu welchem innerhalb des Bereiches der katholischen Kirche die Aufklärung und die Thatkraft des „erleuchteten Despotismus" hinan zu gelangen vermochten. Der Jesuitenorden war seit dem Koncil von Trient der eigentliche Träger der mittelalterlichen Idee gewesen, der Staat müßte der Kirche untergeordnet sein. Die Entwickelung der modernen Kultur hatte aber diese Idee zu einer unerträglichen Ungeheuerlichkeit gemacht. Sie mußte abgeworfen werden, wenn die europäische Gesellschaft nicht stillstehen und versumpfen wollte. Dieser Einsicht verschloß man sich zuletzt selbst im Vatikan nicht mehr und am 11. Juli von 1773 erließ Papst Klemens der Vierzehnte (Ganganelli) die berühmte Bulle „Dominus ac redemptor noster", kraft welcher die Gesellschaft Jesu im Umfange der ganzen Christenheit aufgehoben wurde. Der Jesuitismus war damit und dadurch freilich nicht beseitigt; aber es kennzeichnet die entsetzliche Erschöpfung, Ermattung und Verdumpfung, in welche die Völker durch die ungeheueren Anstrengungen und Leiden der Revolutions- und Napoleonszeit geworfen wurden, daß einundvierzig Jahre nach jenem Julitag von 1773 ein anderer Papst, Pius der Siebente, kraft seiner am 7. August von 1814 erlassenen Bulle „Sollicitudo omnium" den Jesuitenorden wieder herstellen, ja sogar diese Herstellung für einen nahezu einstimmigen Wunsch der Christenheit ausgeben konnte und durfte. . . . Weiter sind zwei Reformen zu betonen, welche noch während der Mitregentschaft Josefs angebahnt worden sind: die Verbesserung des gesammten Schul- und Unterrichtswesens auf allen Stufen und die Erleichterung der Bauerschaft von dem qualvollen Druck des Feudalsystems. Von gänzlicher Erlösung von diesem furchtbaren „System wohlerworbener Rechte" konnte noch keine Rede sein, aber schon die „Erleichterung" mußte als eine unermessliche Wohlthat angesehen werden zu einer Zeit, wo ein Mitglied des östreichischen Staatsrathes bei Gelegenheit der Robotregelung im östreichischen Schlesien auszurufen sich gedrungen fühlte: „Mit Staunen, ja mit wahrem Grausen und peinlicher Rührung ersieht man das äußerste Elend, in welchem der arme Unterthan durch die Bedrückung vonseiten seiner Grundherren schmachtet." Josef, welcher gar wohl wußte, daß eine kräftige Bauersame die einzige zuverlässige Grundlage eines gedeihlichen Staatswesens sei, darf der Bauernfreund genannt werden, und er mühte sich redlich ab, auch der Bauernbefreier zu sein. Daher die Wuth des Hasses, von welcher weltliche und geistliche Feudalherren gegen den Kaiser glühten.

Maria Theresia starb am 29. November 1780. Ihre letzten Lebensjahre waren noch beunruhigt worden durch den freilich nicht sehr ernsthaft geführten sogenannten baierischen Erbfolgekrieg, welchen Josefs ungestümes Verlangen nach dem Besitze von Baiern und Friedrichs argwöhnische Wachsamkeit herbeigeführt hatten. Die Kaiserin ermannte sich noch einmal zur souveränen Handhabung ihrer Macht und Gewalt und schloß über den Kopf ihres grollenden Sohnes hinweg im Mai von 1779 zu Teschen den nach diesem Orte benamseten Frieden mit ihrem alten Feinde, dem Preußenkönig. Diese seltene Frau hat bis zu ihrem Todestag alle ihre Pflichten nach bestem Wissen und Gewissen erfüllt und ist mit heldischer Fassung gestorben. Als sie die letzte Einschlummerung herannahen fühlte, sagte sie zu ihren Frauen: „Laßt mich nicht schlafen; denn ich will den Tod kommen sehen und ihm so fest, als ich vermag, in die Augen blicken." Als die Botschaft von ihrem Hinscheiden nach Potsdam gelangte, sagte Friedrich: „Die Kaiserin ist nicht mehr, eine neue Ordnung der Dinge beginnt." Dann ließ der König in seinem Kabinett eine Büste Josefs aufstellen und bemerkte: „Das ist ein junger Mann*), auf welchen man ein Augenmerk haben muß. Hat Kopf, könnte viel ausrichten. Schade nur, daß er immer den zweiten Schritt thut, bevor er den ersten gethan hat." Ein meisterliches Urtheil und, leider, auch ein prophetisches Wort!

Josef war jetzt Selbstherrscher und eilte, der Welt zu zeigen, daß und wie er es wäre. Von der wiener Hofburg ging alsbald ein Reformsturm aus, welcher vieles, geradezu vieles Beste von dem, was die Franzosen etliche Jahre später mittels einer blutigen Revolution erringen mußten, den Volkerschaften Oestreichs als kaiserliches Geschenk darbot. Warum wurde dieses herrliche Geschenk nur mit Mißmuth hingenommen, nur mit Undank erwidert? Weil man die Völker zur Vernunft und Freiheit gerade so wenig zwingen kann, wie die Menschen zur Liebe. Sodann, weil doch eigentlich niemand in Oestreich auf ein solches Reformwerk recht vorbereitet war und demnach dem kaiserlichen Reformer, der im Grunde mehr ein Revolutionär zu nennen war, ein Mittel und Werkzeug nach dem andern versagte und ihm schließlich auch die eigene Kraft viel zu vorzeitig ausging. Endlich, weil er in Tagen schaffen wollte, wozu es Jahre, in Jahren, wozu es Jahrzehnte gebraucht hätte, in einem Jahrzehnt, wozu ein Jahrhundert erforderlich gewesen wäre.

Das Programm, womit der Kaiser seine Allein- und Selbstregierung eröffnete: „Ein Reich, das ich regiere, muß nach meinen Grundsätzen beherrscht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit, Sklaverei des Geistes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß seiner angeborenen Freiheit gesetzt werden" — dieses Programm hat er treulich eingehalten und an die Verwirklichung desselben hat er ruhelos mit Herz und Hirn und Hand gearbeitet, ja dafür nicht nur sein persönliches Glück und Behagen, sondern auch sein Leben selbst hinzugeben kein Bedenken getragen. Aber den Despoten, und wenn auch den „erleuchteten" Despoten konnte weder Josefs Programm — „mein Reich muß nach meinen Grundsätzen beherrscht werden" — noch dessen Ausführung verleugnen. Einer der edelsten Dichter unseres Jahrhunderts, Anastasius Grün, hat am Fuße von des Kaisers Erzbild gesungen:

„Ein Despot bist du gewesen! Doch ein solcher wie der Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag.
Ein Despot bist du gewesen! Doch fürwahr ein solcher bloß
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht
erbarmungslos —"

und gewiß ist das ebenso wahr als schön gesagt. Allein mit schönklingenden Versen treibt man nicht die weltgeschichtliche Thatsache zur Flucht, daß der dem erleuchteten Despotismus anhaftende, sogar in seinem besten Wollen und Vollbringen anhaftende Fluch auch an Josef sich erfüllte. Dieser Fluch aber war das Allesbesserwissenwollen, die dünkelhafte Mißachtung des historisch Gewordenen und Gegebenen, das zudringliche Hineinregieren in alles und jedes, das abstrakte Generalisiren und Schablonisiren, die gewaltsame Gleichmacherei. Gewiß, es bedurfte, um Oestreich aus seiner so langen geistigen, materiellen und socialen Versumpfung herauszureißen und auf die Vorschrittsbahn zu stellen, einer eisernen Hand, ja, sagen wir es nur geradeheraus, einer eisernen Despotenhand. Aber diese Eisenhand hätte mit einem Sammethandschuh bekleidet sein sollen. Das war Josefs Hand nicht. Es hieße überhaupt Schönfärberei treiben, so man

*) Der „junge Mann" war übrigens 39 Jahre alt. Der alte Fritz bemaß eben Josefs Alter nach seinem eigenen.

Digitized by Google

verschweigen wollte, daß Josef zur Zeit, wo er zur Alleinregierung kam, keineswegs mehr der naivjugendliche Schwärmer von früher mit ungetrübtem Seelenspiegel war. Was er als Mitregent seiner Mutter hatte durchmachen, verbergen, verbeißen müssen, war ihm zu einer Schule der Verbitterung geworden. Mißtrauen und Argwohn hatten sich in ihm festgesetzt und verleiteten ihn häufig, das einzelnen Personen oder den Menschen im allgemeinen schuldzugeben, was nur die Schuld der Verhältnisse war. Daher seine oft so verletzend schneidende Sprache und sein maßloses Drauf- und Dreinfahren. Er wußte wohl zu handeln, aber er verstand nicht, zu motiviren, vorzubereiten und annehmlich zu machen. Weil er selbst zielbewußt war, wähnte er, alle Leute müßten die guten Ziele, denen er sie entgegentreiben wollte, ebenso deutlich erkennen.

Und doch, trotz alledem und allediesem, war Josef für Oestreich der große Lichtbringer und Luftschaffer. Mochten selbst die besten seiner Entwürfe an der Ueberstürzung in der Aus- und Durchführung von vornherein theilweise scheitern, büßten auch die größten seiner Maßnahmen durch die Mangelhaftigkeit der Inscenesetzung, sowie durch die Beschränktheit und das Uebelwollen der damit beauftragten Beamtenschaft nicht selten gerade die wohlthätigste Seite ihrer Wirksamkeit ein, so bleibt doch ganz unbestreitbar wahr, daß, wie ich anderwärts gesagt und nachgewiesen*), des Kaisers reformatorische Unternehmungen und Veranstaltungen: — die Brechung des Geisteszwanges mittels des „Censuredikts" von 1781, die bürgerliche Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken mittels des preiswürdigen „Toleranzedikts" von 1781, die Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenschaft, die Ablösbarkeit der Robot, die Herbeiziehung aller Staatsangehörigen zur Mitträgerschaft der Staatslasten („Steueredikt" von 1789), die Reform der Civilgesetzgebung und der Strafrechtspflege („Civilgesetzbuch" von 1786 und „Kriminalgesetzbuch" von 1787), die Aufhebung von mehr als 700 Klöstern, die Förderung der Volksbildung durch Schuleinrichtungen, die Gründung und Ausstattung höherer Lehranstalten und humaner Heilstätten aller Art — zu den edelsten Kulturthaten nicht nur des 18. Jahrhunderts, sondern aller Jahrhunderte gezählt werden dürfen und müssen. Es ist durch diese Josefsthaten in den klafterdicken altöstreichischen Zwinger, aufgemauert aus Volksdummheit, Junkerselbstsucht und Pfaffenhochmuth, denn doch eine Bresche gelegt worden, so klaffend, daß sie nie wieder ganz vermauert werden konnte, wie sehr man sich auch nach Josefs Hingang die Wiedervermauerung angelegen sein ließ.

Man muß den vorjosefinischen Geisterzwang in Oestreich kennen, man muß wissen, daß ein Zeitgenoß des Kaisers, Sonnenfels, zu der Frage und Anklage sich berechtigt fühlte: „War es ein Wunder, wenn es da so lange Nacht blieb, wo man aus Plan und Absicht den Tag ausschloß?" um zu verstehen, daß und inwieweit Josefs Censuredikt von 1781 ein wahrhaft hochsinniger Akt der Befreiung gewesen ist. Es war *für dazumal* ein im besten Sinne freisinniges Gesetz, wie schon der Paragraph 3 desselben darthun kann**). Die schöpferische Wirkung zeigte sich alsbald. In Wissenschaft, Kunst und Literatur regte es sich denkend und schaffend. Ein Geisterfrühling brach an, wie solchen Oestreich zuvor noch nie gesehen, und es war nicht die Schuld des hochherzigen Befreiers, daß nach seinem Verschwinden die Blüthen dieses Frühlings, bevor sie zu Früchten reifen konnten, durch den eisigen Wirbelwind einer brutalen Rückwärtserei von den Zweigen gerissen wurden. Josefs Duldsamkeit erstreckte sich bekanntlich, wie auf die nichtkatholischen Christen, so auch auf die Juden und die Freimaurer. Sein Judenpatent von 1782 markirt eine sehr wichtige Station auf dem Wege zur Judenemancipation. Die Freimaurerei sah Josef nur für eine geselligkeit gestaltete Auszweigung der aufklärerischen und humanitären Tendenzen des Jahrhunderts an, wobei er nicht anstand, das Ceremoniell der Brüderschaft als „Gaukelei" zu bezeichnen. Mittels Kabinettsschreibens vom December 1785 stellte er die Freimaurer unter den Schutz des Staates.

Die Klösteraufhebungen haben das wildeste Bonzengegrunze gegen den Kaiser hervorgerufen, obzwar die aktenmäßig festgestellte Verrottung dieser Faulstätten die kaiserliche Maßregel vollständig rechtfertigte, ja nothwendig machte. Denn, wohlverstanden, Josef, welcher ja bis an sein Lebensende in allem Wesentlichen ein gläubiger Katholik war und blieb, unterschied scharf zwischen Klöstern und Klöstern. Kraft seiner Resolution vom 29. November 1781 verwarf er nur „diejenigen Orden, welche dem Nächsten ganz und gar unnütz sind und darum auch nicht gottgefällig sein können, also diejenigen Orden, welche keine Jugend erziehen, keine Schule halten, keine Kranken pflegen, sondern, sowohl männliche als weibliche, bloß vitam contemplativam führen", d. h. kurzweg deutsch gesagt, faulenzen, wobei noch zu bemerken, daß diese Faulenzerei natürlich nur auf Kosten der gläubigen Dummheit des Volkes vegetiren konnte. Selbstverständlich hat das 19. Jahrhundert Kaiser Josefs „Sacrilegium" wieder vollauf „gutgemacht". Oestreich ist ja heutzutage wieder so glücklich, sich ein Klösterreich nennen zu dürfen.

Der Grundgedanke von Josefs Reichsregiment war die *Staatseinheit*. Wollte er diese — und warum sollte er sie denn *nicht* wollen? — so konnte er sie nur auf der Basis *deutscher* Bildung und Sprache planen und anstreben. Allerdings war der Kulturgrad der Deutsch-Oestreicher von dazumal nur ein sehr mäßiger; aber wo war denn — so wir von den östreichischen Niederlanden und der Lombardei absehen — in den östreichischen Ländern zu jener Zeit, wo war in diesem Gemengsel von Bevölkerungen, welche man damals noch nicht „interessante" nannte, sondern als halb oder auch ganz barbarische kannte, überhaupt eine andere Kultur zu finden als die deutsche? Man hat nachmals den josefinischen Staatseinheitsgedanken aufgegeben und hat an die Stelle einer folgerichtigen Weiterverwirklichung desselben „autonomistische" Experimente gesetzt. Es dürfte jedoch fragwürdig sein, ob es dann, wann diese Experimente zu ihren Zielen gelangt sind, noch ein Oestreich geben werde.

Die größte Verfehlung des Kaisers in Führung der auswärtigen Politik ist bereits berührt worden. Bei der ungeheuren Schwierigkeit des von ihm kühn unternommenen inneren Reformwerkes, welches ein viel längeres Leben als das seinige vollauf ausgefüllt haben würde, hätte er sich doppelt hüten sollen, in die Rolle eines Eroberers und Ländererwerbers sich hineinzuträumen. Er war kein Feldherr und er war kein Diplomat, was er doch beides im hohen, im höchsten Maße hätte sein müssen, um es mit denen aufnehmen zu können, mit welchen er es bei den Versuchen, seine Träume zu verwirklichen, zu thun hatte, mit Friedrich von Preußen und Katharina von Rußland. Vielleicht darf man, die Sachen nicht politisch, sondern menschlich angesehen, auch sagen, daß Josef zu gut gewesen sei, um mit jenem gekrönten Aufklärer höchster Potenz und mit dieser gekrönten Aufklärungsheuchlerin tiefster Abgeseimtheit wettlaufen zu können. Friedrich und Katharina behandelten die Menschen, wie diese es verdienten und behandelt sein wollten, d. h. sie verblendeten, verbrauchten und verachteten dieselben, und hatten darum Glück und Erfolg, wurden bestaunt und bewundert. Josef glaubte an die Menschen, liebte und behandelte sie so, als wären sie sammt und sonders so idealistisch gestimmt, so wohlmeinend, redlich und pflichttreu und aufopfernd wie er selber, und darum mißlang ihm schließlich alles und wurde er verkannt, verketzert und gehaßt. Eine Politik, die etwas ausrichten, etwas Dauerndes schaffen will, darf sich niemals die Denkfaulheit des unteren und die Selbstsucht des oberen Pöbels zugleich zu Feindinnen machen.

Josef hielt die Menschen und die Völker für viel besser, als sie waren, sind und sein können. Sie gaben ihm schmerzlich zu fühlen, daß und wie sehr er sich getäuscht. Der Abend seines Daseins war voll von Bitternissen. Er mußte Abfall und Empörung ernten, wo er Völkerglück gesäet zu haben glauben durfte. Er sah sich von Feindseligkeit, Drohung und Aufruhr überall umbraut, sah sich gezwungen, die eigene Hand zerstörerisch an den von ihm unternommenen Reichsbau zu legen. Eine seiner Lieblingsschöpfungen nach der andern mußte er stocken, zerbröckeln, zusammenstürzen sehen. Sein Sterbebett stand inmitten der Trümmer seines Werkes. Aber bis zur letzten Stunde hat der gewissenhafte „Staatsverwalter", wie er sich selber zu nennen liebte, seine Schuldigkeit gethan: noch in der letzten Nacht seines Lebens hat er bis um 10 Uhr mit seinen Sekretären Regierungsgeschäfte erledigt. Sieben Stunden später, im Frühmorgen des 20. Februars von 1790, ist der schwergeprüfte Mann gestorben. Unverstand, Niedertracht und Bosheit hatten die Nachricht von seiner tödtlichen

*) Blücher; seine Zeit und sein Leben, 2. Aufl. I, 57.

**) „Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten bis zum Untersten, sollen, besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken läßt und sich also für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürgen darstellt, nicht verboten werden, da es jedem Wahrheitsliebenden eine Freude sein muß, wenn ihm solche auf diesem Wege zukommt."

Digitized by Google

Erkrankung mit unverhohlener Freude aufgenommen. Die ganze Rotte der Dunkelmänner jubelte auf, als es bekannt geworden, daß der Zustand des Kaisers hoffnungslos, und setzte die Spottverse in Umlauf: „Der Bauern Gott — Der Bürger Noth — Des Adels Spott — Liegt auf den Tod.“ Unverstand, Bosheit und Niedertracht verfolgten mit ihren Schmähungen und Verwünschungen den Kaiser-Befreier noch bis in seine Gruft bei den Kapuzinern hinein. Der bekannte Volksdank hat sich also auch bei dieser Gelegenheit in gewohnter Weise sehen und vernehmen lassen. Gerecht ist man dem unglücklichen Kaiser erst geworden, als er nichts mehr davon hatte, was ganz in der Ordnung, d. h. unserer bekannten „sittlichen Weltordnung“ gemäß war.

Eine der letzten Aeußerungen Josefs ist gewesen: „Ich glaube meine Pflicht als Mensch und Regent erfüllt zu haben.“ Durfte er so sprechen? Weltrichterin Geschichte, welche nicht Erfolg und Nichterfolg, sondern Verdienst und Verschuldung in gerechter Wage wägt, hat längst diese Frage bejaht, von ganzer Seele bejaht.

Noch mehr. Es war nicht nur eine pietätvolle Handlung später Reue und Sühne, als die Wiener am 15. März von 1848 dem Kaiser Josef die deutsche Fahne in den Erzarm seines Standbildes legten, sondern es war das auch eine Offenbarung von Zukunftsinstinkt. Früher oder später wird man auf die josefinische Tradition zurückkommen und den josefinischen Gedanken der Reichseinheit wieder aufnehmen *müssen*, wenn es noch ein Oestreich geben soll.

Welche Wege aber immer die Geschicke suchen, finden und wandeln werden, dies ist gewiß und bleibt bestehen: Niemals wird Kaiser Josef vergessen sein —

„So lange schlägt ein deutsches Herz.“

Zimmerpalmen und Blumenampeln.

Draußen treibt der eiskalte Nordwind gespenstige Schneewirbel durch die Straßen, und tiefer und tiefer hüllt er die Fluren und Felder in die weiße Wintertracht ein; — verschwunden ist für lange Monate das frische Grün von den Wiesen, verschwunden der Hochzeitsschmuck der Pflanzen, die farbenreichen Blumen. Da erfaßt die Bewohner des rauhen Nordens die Sehnsucht nach dem sonnigen Frühling; da schmücken wir unsere Zimmer mit den ewiggrünenden Kindern der südlichen Flora, freuen uns, wenn der zahme Kanarienvogel, über dem künstlichen Dickicht der Blattpflanzen, auf einer Zwergpalme sitzend, seinen schmetternden Gesang ertönen läßt, und sehen lächelnd den lüsternen Jagdversuchen des jungen Kätzchens zu. Spiegelt sich doch alsdann in unserem Zimmer, wenn auch nur unvollkommen, das bunte Treiben der lebenden Natur, welche draußen durch das unabänderliche Schicksal zum langen Winterschlaf verurtheilt wurde. Es ist ein tiefer Zug in dem Seelenleben der nordischen Völker, die Sehnsucht nach den blühenden Gefilden des Südens oder der Wiederkehr des Sommers, welche auch unsere Frauen dazu bewegt, mit zarten Händen sorgfältig den winterlichen Zimmergarten zu pflegen. Gern wollen wir sie in dieser verschönernden häuslichen Thätigkeit unterstützen und sie mit Bild und Wort auf einen bis jetzt wenig beachteten Schmuck aufmerksam machen, der unseren Wohnräumen einen besonderen friedlichen Reiz gewährt.

Noch vor zwanzig Jahren galten *Palmen* für theuere Seltenheiten; gegenwärtig sind sie Zimmer- und Marktpflanzen geworden, und gewisse Arten, welche sonst Hunderte von Thalern kosteten, sind jetzt für fünf bis zehn Mark zu haben, viele allgemein verbreitete noch billiger. Von den bekannten Arten verdienen diejenigen im Zimmer gezogen zu werden, welche schon jung den Wuchs des mächtigen Baumes im Kleinen vollkommen zeigen. Die Fächerpalmen mit ihren fächerartigen „Wedeln“ eignen sich zu diesem Zwecke viel besser, als die Fiederpalmen, welche nach ihren langen federartig gestalteten Blättern also benannt werden.

So zeigt beispielsweise die schöne neuholländische Fächerpalme Corypha (oder Livistona) australis sich schon von ein bis eineinhalb Fuß Höhe als Miniaturbild jener riesigen Bäume, welche wir in Palmengärten und Palmenhäusern bis zu einer Höhe von siebenzig Fuß und einem Umfange der Blätterkrone von hundertzwanzig Fuß sehen, während zehn Fuß hohe Dattelpalmen mehr einem Schilfgewächse als einer Palme gleichen.

Da der Zweck der Zimmerpalmen nur erreicht wird, wenn sie so lange wie möglich vom Wachsthume zurückgehalten werden, weil eine gegentheilige, mehr naturgemäße Behandlung die Pflanzen bald zu einer für die Wohnräume unmöglichen Größe führen würde, so muß die Behandlung im Zimmer eine ganz andere sein, als die in den Palmenhäusern. Die Grundlage derselben beschränkt sich auf zweierlei: verhältnißmäßig kleine Töpfe und seltenes Verpflanzen. Diese Beschränkung hat aber zur nothwendigen Folge, daß nahrhafte Erde und reichlich Wasser gegeben wird. Ein Verpflanzen der Bäume darf erst dann stattfinden, wenn die Palmen augenscheinlich nicht Nahrung genug mehr haben, oft austrocknen, und die neuen Blätter kleiner werden.

Will man aber kleine, noch unansehnliche Palmen schnell zu einer entsprechenden Größe bringen, so kann man in einem Sommer zwei- bis dreimal verpflanzen, sobald die Wurzeln den Topfrand erreicht haben. Hervorzuheben ist noch, daß alle Palmen viel Wasser verlangen, welches immer erwärmt, wenigstens aber abgestanden und überschlagen gegeben werden muß. Um die richtige Menge zu treffen, gieße man stets in den Untersetzer. Wird das Wasser aufgesogen, so braucht es die Pflanze, bleibt es aber stehen, so muß es nach einer Stunde abgegossen werden, von welcher Regel man nur bei heißem Wetter abweichen darf.

Neben den Palmen sind auch seit einer Reihe von Jahren *Blumenampeln* in die Mode gekommen, und sie bilden in der That einen reizenden Zimmer- und Salonschmuck. In manchen Häusern haben sie bereits die häufig nur zum Scheine angebrachten Lichtampeln, Kron- und Wandleuchter größtentheils verdrängt, oder man hat sie mit diesen zur Ausfüllung leerer Räume dienenden Gegenständen geschmackvoll verbunden. Da aber die Blumen darin nicht lange halten, so füllt man häufig Ampeln mit getrockneten und gefärbten Blumen oder mit Pflanzen von Blech, Glas, Porcellan oder mit Immortellen, Gräsern und Moos, welche, neu prächtig im Ansehen, bald die Farbe des Staubes und des Todes zeigen.

Die Ursache der Erscheinung, daß wir so oft künstliche Blumen den natürlichen Pflanzen vorziehen, liegt wohl in der unzweckmäßigen Einrichtung der Blumengefäße. Unter zehn Ampeln sind gewiß neun fast unbrauchbar, oder so, daß die Pflanzen darin nur kurze Zeit leben können. Die Fabrikanten solcher Gefäße sollten daher diese erst brauchbarer, vor Allem nicht zu klein und flach anfertigen lassen, was sicher ihren Absatz vermehren würde. Gute und schöne Muster giebt es bereits genug, aber sie finden keine Nachahmung, und das Haschen nach neuen Formen läßt die erprobten, guten vergessen.

Außerdem muß aber unter den beliebten Zimmerpflanzen eine sorgfältige Auswahl getroffen werden, wenn man wirklichen Erfolg mit ihrer Cultur in den Ampeln erzielen will; sie müssen vor Allem die Eigenschaft haben, daß sie, von unten gesehen, einen guten Eindruck machen, also überhängen; zweitens, daß ihre Wurzeln in einem flachen Gefäße genug Nahrung finden, und drittens, daß sie den ihnen angewiesenen Standort ertragen. Von den Ampelnpflanzen verlangt man nämlich, daß sie auch fern vom Lichte in der Mitte oder an den dunklen Wänden eines Zimmers fortkommen. Häufig wird auch eine Art Unvergänglichkeit, ein langes Aushalten derselben Pflanze in einem Gefäße gewünscht, dies ist aber mehr, als die vergänglichen Blumen leisten können. Sie müssen zuweilen durch andere ersetzt werden, damit sie sich erholen, und zu diesem Zwecke sollte man immer Vorrathstöpfe im Zimmer oder Glashause cultiviren.

Von den ziemlich zahlreichen, diesem Zwecke entsprechenden Pflanzen sind besonders hervorzuheben: Sedum spathulatum, welches ein Jahr lang an einer dunklen Stelle hängen kann, überdies den ganzen Winter blüht und hohe und niedrige Temperatur verträgt; Polypodium appendiculatum; die feinblätterige Selaginella hortensis und Immergrün, Vinca minor und Vinca major, hauptsächlich für größere Ampeln.

Unter den holzartigen Pflanzen ist die Fuchsia schon vielfach zu Ampeln verwendet worden, es sind aber nur Sorten mit abwärts wachsenden Zweigen verwendbar. Einige Gärtner ziehen solche Fuchsien in Ampeln heran und hängen sie bis zum Verkauf verkehrt auf, sodaß die Zweige nach oben wachsen.

Digitized by Google

Geübte Gärtner wissen sehr kunstvoll große Ampeln mit verschiedenen Pflanzen herzustellen, wie man dies z. B. im Wiesbadener Curhause sieht, es wird aber dem Dilettanten nur mit Mühe gelingen, Aehnliches zu erreichen. Wir wollen jedoch angeben, wie man am leichtesten zu solchen Ampeln kommt, die nur groß hergestellt werden können. Hier das Verfahren: Das Gestell besteht aus Draht, in Form einer plattgedrückten Kugel oder auch Halbkugel, unten durch Ornamente verziert. In die Mitte kommt ein durchlöchertes, napfförmiges Zinkgefäß, welches in einem wasserdichten Blechgefäße zur Aufnahme des abfließenden Gießwassers steht. Ein kleiner Hahn gestattet das Ablassen dieses Wassers nach unten. Dieses Blechgefäß wird mit verschiedenen Blumen bepflanzt, der Raum zwischen demselben und dem Drahtgeflecht dagegen mit Moos gefüllt und zur Aufnahme von hängenden Pflanzen, als Tradescantien, Selaginellen, Immergrün (Vinca) ꝛc., benutzt. Bringt man in der Mitte des Blechgefäßes eine Art Trichter an, so können in denselben stets wechselnde abgeschnittene Blumen angebracht werden, sodaß die Ampel immer prächtig aussieht.

Hiermit beschließen wir unseren kurzen Hinweis auf die Cultur der Palmen und Ampelpflanzen, da uns leider der Raum nicht gestattet, auf diesen Gegenstand genauer einzugehen. Leser, welche dafür ein besonderes Interesse haben, verweisen wir auf das vortreffliche Buch von H. Jäger, „Zimmer- und Hausgärtnerei", in welchem sie genügende Belehrung und ein vollständiges Verzeichniß der empfehlenswerthen Zimmerpflanzen finden werden. Unsere Aufgabe war nur, auf diesen Gegenstand, welcher einen billigen und geschmackvollen Schmuck unserer Wohnräume bildet, die allgemeine Aufmerksamkeit zu lenken, und wir glauben, hiermit das vorgesteckte Ziel erreicht zu haben.

Zimmerpflanzen.

Originalzeichnung von Feodor Flinzer.

Literaturbriefe an eine Dame.

Von Rudolf von Gottschall.

XXV.

Die deutschen Lyriker, verehrte Freundin, aus allen ihren Verschanzungen getrieben, haben sich unter den Schutz des Christbaums geflüchtet; das Christkind ist ihr letzter guter Genius, aber es verlangt von seinen Schützlingen Eleganz und Glanz der äußern Erscheinung, und so ist es denn eine schmucke Schaar von Gedichten, spielend in allen Farben, von Unschuldweiß und Himmelblau bis zum brennenden Roth und dem traurigen Schwarz, alle aber funkelnd von Gold, welche unter den goldenen Aepfeln und silbernen Nüssen und den frommen Wachskerzen des Weihnachtsbaumes zur Schau ausliegen wird.

Sie kommen in allen Farben, allen Trachten; die Muse der einen ist mit dem Turban, die der andern mit dem Ritterhelm geschmückt: Sie haben die Wahl, verehrte Freundin.

Unter dem Turban grüßt Sie zuerst ein bekanntes Gesicht: das ist ja die Muse Mirza-Schaffy's, und Sie zögern nicht, sich ihr, der so anmuthig plaudernden, zuzuwenden. In der That, Friedrich Bodenstedt hat eine Sammlung westöstlicher Lyrik herausgegeben; wir werden eingeladen, auf dem Divan eines persischen Poeten Platz zu nehmen: der Dichter des Mirza-Schaffy hat die „Lieder und Sprüche des Omar Chajjam" unserer Literatur angeeignet. Das war ein Stern- und Herzenskundiger, der im elften Jahrhundert nach Christus lebte und die orientalischen Forscher, sowie neue poetische Uebersetzer bereits mehrfach beschäftigt hat; Bodenstedt meint, daß viele der Verse des Omar Chajjam, die nicht in localen Beziehungen wurzeln, ebenbürtig verdeutscht und unbefangenen Hörern ohne Nennung des Namens vorgetragen, eher für unentdeckte Goethe'sche Verse würden genommen werden, als für diejenigen eines alten Persers, der achthundert Jahre vor uns lebte. Unser Perser unterscheidet sich von seinem Landgenossen Hafis und auch von dem neuen Weisheitslehrer in Tiflis durch eine etwas ernstere Miene; er ist mehr Philosoph als Verkünder einer heitern Lebensweisheit; er singt auch von „Lenz und Liebe", doch es steht ihm nicht sonderlich zu Gesicht; er hat hierüber etwas alltägliche Gedanken; besser behagt er sich schon beim Pokale; er feiert bisweilen den Trunk mit Begeisterung und ertheilt weise Rathschläge, z. B. nur zu trinken in Gesellschaft kluger Köpfe und schöner reizvoller Geschöpfe. Doch ganz in seinem Elemente ist der Denker, wenn er sich tiefsinnig über Schein und Wesen, über die Gottheit, über menschliches Schicksal, über Welt und Leben ausspricht. Er schlägt oft Töne herben Zweifels an; nicht blos das Wissen der Menschen erscheint ihm gering, auch ihr Loos dünkt ihm beklagenswerth.

„Wo ist der Gewinn unsres Kommens und Scheidens?
Was bleibt von der Bürde unsres Hoffens und Leidens?"

Und dann sagt er wieder:

„Darf ich Dir sagen mit leisem Munde,
Als was ich den Menschen betrachte im Grunde?
Als ein elendes Geschöpf, das gebettet aus Staub lebt,
Und so lange es lebt, nur dem Kummer zum Raub lebt."

Tapfer setzt sich der Dichter zur Wehr gegen seine Gegner; er rühmt sich seiner Lebenslust, seines freien Sinns. Sie werden sich, verehrte Freundin, gewiß an dieser Perlenschnur orientalischer Weisheit erfreuen, wenn Sie Strophe auf Strophe vorübergleiten lassen. Die Gedanken haben oft ein originelles Gepräge; die Phantasie giebt dem Poeten stets neue Bilder an die Hand, alles ist scharf, bestimmt, ohne Ueberschwenglichkeit, ohne ermüdende Wiederholungen. Die gefällige Muse Bodenstedt's vermeidet bei der Uebertragung alles Schwerfällige und credenzt auch Tiefsinniges mit freundlicher Anmuth.

Und nun vom Turban zum Ritterhelm! Mit diesem geschmückt tritt Julius Wolff's „Tannhäuser" vor uns hin. Das ist ein Dichter, der sich rasch durch seine volksthümlichen Gedichte: „Der Rattenfänger von Hameln", „Der wilde Jäger" und andere, besonders durch die reizenden Lieder, die er in seine poetischen Texte verwebte, einen Namen gemacht hat. In seiner neuen, höchst umfangreichen Dichtung nimmt er einen höheren Anlauf: er selbst nennt sie einen Minnesang, und ihr großes Thema ist die Liebe in ihren immer wechselnden Gestalten. Dieser „Tannhäuser" ist ein Liebesritter und die Dichtung die Chronik seiner Abenteuer, von der ersten schüchternen Jugendliebe, vom Rausch eines deutschen Minnehofes und der etwas kecken Nachahmung provençalischer Sitten bis zum Aufenthalt bei der Venus im Hörselberg. Wolff macht von dem Recht kühner Erfindung und der Verschmelzung der Sagen vollen Gebrauch: sein „Tannhäuser" ist Niemand anders als Heinrich von Osterdingen und zugleich der Verfasser des Nibelungenliedes. Darüber mag eine eingehende Kritik sich näher aussprechen; der Dichter brauchte zum Abschluß irgend eine entscheidende That seines Helden, und so war ihm die veraltete Meinung willkommen, welche den sagenhaften Osterdingen zum Verfasser dieses großen Nationalepos machte.

Auch diese Dichtung, die sich bisweilen in alterthümelnden Formen gefällt, enthält einen Schatz von Liedern in allen Tonarten: einzelne naiv und jovial, wie das Spottlied auf den Kellermeister, andere sinnig und schwunghaft, die Mehrzahl Gesänge der Liebe, sanfter Schwärmerei, glühender Hingebung. Besonders schön sind die Gesänge des Sängerkrieges auf der Wartburg. Und so schlägt auch die Schilderung selbst, deren melodische Form zwischen gereimten Jamben und reimlosen Trochäen wechselt, die verschiedensten Töne an, von denen der naiv muntere dem Dichter besonders zu Gesicht steht. Es fehlt auch nicht an üppigen Bildern, besonders an dem Liebeshof; der Dichter selbst sagt in dem einleitenden Minnegruß:

„Und malt' ich auch zu glühend seine Minne,
So denkt: was wäre Kunst wohl ohne Sinne?"

Es versteht sich überdies von selbst, daß der Hörselberg kein Vesta Tempel ist; auch hat der Minnesang das Recht, ein Bild der Minnezeit und ihrer oft sehr freien Sitten zu entrollen.

Meine kritischen Bedenken, verehrte Freundin, treffen mehr den allzubreiten Erguß der Schilderung, die biographische Chronik, die eines „ganzen Lebens Bild" entrollt und so die dichterische Prägnanz allzusehr vermissen läßt. Die gleichzeitigen geschichtlichen Ereignisse, an denen, wie an dem Kreuzzug und den innern Kämpfen in Deutschland, sich der Held betheiligt, werden oft mit der Trockenheit einer Reimchronik erzählt und führen uns durch poetisch öde Steppen. Und gerade durch diesen historischen Rahmen, dadurch, daß der Held, thätig und leidend, in die Mitte der Ereignisse gestellt wird, die sich im glaubwürdigen und natürlichen Zusammenhang vor uns entwickeln, werden wir dem sagenhaften Duft und Dämmer so entfremdet, daß das Wunder des Hörselberges und die ganze eigentliche Tannhäusermythe uns nicht in der rechten Stimmung finden und wir diesen so spät in die Dichtung verwebten Unbegreiflichkeiten mit berechtigtem Zweifel gegenübertreten. Der Dichter ist eben vorher zu ausführlich gewesen, und diese Breite thut auch oft der Prägnanz des dichterischen Ausdrucks Eintrag, die an andern Stellen zu voller Schönheit aufblüht.

Zu den schönsten Stellen rechnen wir die Wechselrede zwischen Heinrich von Osterdingen und Wolfram von Eschenbach, in welcher die Poesie der Lebensfreude und diejenige des brütenden Tiefsinns in ihrem Gegensatz einen begeisterten Ausdruck finden. Dem nach den Räthseln des Daseins fragenden Wolfram erwidert Tannhäuser, daß er nicht in Gottes Heimlichkeiten dringen wolle:

„An allem hast' ich, was die Erde
Schmückt und umkränzet lebensvoll,
Und frage nicht, woher das Werde
Am ersten aller Tage scholl.
Hier mit gewachs'nen Wurzeln stehen
Die Blumen, wo die Quelle springt;
Hier mit geschwinden Schritten gehen
Die Menschen, wo der Vogel singt.
Hier trägt mich hochgemuth zum Streite
Mein Roß, hier winkt mir Dank und Lohn,
Hier klirrt und klingt mir an der Seite
Des Schwertes Wucht, der Harfe Ton.
Ich freue mich der goldnen Siegel,
Die auf das dunkle Blau gedrückt,
Wie ihres Glanzes holder Spiegel
In schönen Augen mich entzückt.
Und jedes freundliche Begegnen,
Womit das Glück die Stunde ziert,
Und jede Freude will ich segnen,
Die mir ein Erdentag gebiert.

Digitized by Goog

Hier wo die Bäume Schatten geben,
Und nicht auf luft'gen Wolkensteig,
Ruft mich die Kunst, grüßt mich das Leben
Und grünet in der Sinne Zweig."

Naiv und humoristisch sind die Schilderungen aus dem „Stift zu Adamunt"; der Minnehof zu Avellenz und das Minnegericht athmen den leichtfertigen Ton französischer Sitte. Auf Burg Seben werden uns die Bilder deutscher Häuslichkeit vorgeführt, in den Lagunen ein Liebesabenteuer im italienischen Stil. Der Sängerkrieg auf der Wartburg, die Liebe zu Irmgard, die Begegnung zwischen dem Tannhäuser und dem Papste sind die Glanzpunkte des zweiten Theils der Dichtung. Sie werden sich an denselben sehr erfreuen, aber gewiß auch, gleich mir, bisweilen an dem manierirt altdeutschen Ton und einzelnen gänzlich unverständlichen Wendungen Anstoß nehmen.

Haben Sie einmal, verehrte Freundin, etwas von A. Fitger's Trauerspiel „Die Hexe" gehört? Das Stück ist über viele Bühnen mit Beifall gegangen; es verräth ohne Frage ein markiges Talent, dem nur eine gewisse herausfordernde Renommage der Freigeisterei, wie besonders in der Hauptsituation, in welcher die Heldin die Bibel zerreißt, nicht gut zu Gesichte steht. Dieser dramatische Dichter hat jetzt auch eine Sammlung lyrischer Gedichte herausgegeben: „Winternächte". Schon der Titel derselben macht einen etwas frostigen Eindruck, und manche sind in der That von einer frierenden Gemüthsstimmung eingegeben; es herrscht in ihnen das Zähneklappern des menschlichen Elends, eine Vorliebe für die Darstellung von Existenzen, die gleichsam im Wintersturm des Lebens verweht sind. Dies tritt besonders in den „Idyllen" hervor, in denen wir vergebens das arkadische Glück der Beschränkung suchen würden. Der schmutzige, im Schnapsgenuß untergegangene Organist, der noch einmal die Orgel meisterhaft spielt, die achtzigjährige zerlumpte Hanna Mullfuß, die, von den Straßenjungen verhöhnt, sich in's Wasser stürzt, der verlachte Erfinder des perpetuum mobile mit den Straßenscenen, von denen der Dichter sagt:

„Schon damals wurmte der Hohn mich,
Den ein zerschellt Ideal wieherndem Pöbel entlockt —"

die alte und die junge Megäre, welche Lumpen auf der Straße sammeln, während diese von jener mit allerlei Flitter aufgeputzt wird: welche seltsamen Lebensbilder, die wie zum Hohn sich mit dem Namen der Idylle, einer den ländlichen Frieden und das behagliche Glück athmenden Dichtgattung schmücken!

Doch Arthur Fitger besitzt das Talent kräftiger Darstellung, das sich gerade dort am meisten bewährt, wo er spröde Stoffe wählt; denn er weiß auch ihnen eine poetische Leuchtkraft zu geben. Seine Dichtweise ist nicht glatt, nicht einschmeichelnd; sie ist schroff und herb, aber ihr Colorit ist markig und der Ausdruck der Gedanken oft von einer dem Gedächtniß sich einprägenden Schlagkraft.

Er liebt das Volksthümliche, wie die „Lieder vom Maurergesellen" beweisen, und besonders die große Erzählung: „Der Meisterdieb", die Behandlung einer alten Sage, in welcher die Kunst des genialen Diebstahls verherrlicht wird. Die Umdichtung der Sage erscheint uns aber etwas gekünstelt. Der Dieb stiehlt als das schönste Kleinod die Tochter des Königs und zuletzt den König selbst; das heißt doch die alte Ueberlieferung allzu sehr übertrumpfen.

Es geht ein eigenthümlich düsterer Zug durch diese Gedichte; schwunghaft verherrlicht der Dichter in einem Hymnus den Tod; in einer Ballade erscheint er als der dunkle Kämpe, der des zweifelnden Jünglings Fragen beantwortet, nachdem er ihn im Kampfe besiegt. Und wie den Tod, verherrlicht der Dichter die Vergessenheit:

„Du des Vergessens holde Blume,
Du schmückst, o Mohn, das Schlachtgefild,
Ein schön'rer Preis dem Heldenthume,
Als Marmelstein und Bronzebild."

Es findet sich in den Balladen manche glückliche Pointe, in den anderen Gedichten manches originelle Bild, doch es schwebt über allem eine so aschfarbige Beleuchtung, daß auch bei dem Leser meistens eine triste Stimmung hervorgerufen wird: der Mangel an Lebensfreudigkeit, an jeder frischen Farbe wirkt ermüdend. Die Skepsis ist nicht immer edel gehalten; sie verirrt sich oft zu einem höhnischen Lachen. Manches Gedicht ist indeß tiefsinnig, manche Wendung wiederum drollig. So werden Sie, verehrte Freundin, aus den „Satanischen Fragmenten" erfahren, wer eigentlich des Teufels Großvater gewesen ist, ein bisher unbekannter Herr, da immer nur von des Teufels Großmutter die Rede zu sein pflegt.

Einen großartigen Helden der Skepsis hat sich Gustav Kastropp in seiner umfassenden Dichtung „Kain" gewählt, den Helden des Byron'schen dramatischen Mysteriums, den aber der neuere Dichter in einem großen epischen Gemälde behandelt hat. Die biblische Ueberlieferung ist von ihm wesentlich erweitert worden: zunächst erscheint eine Lieblingsheldin der neueren Dichter, die von Hermann Lingg, Adolf Böttger und Andern besungene Lilith, deren Taufschein nicht im alten Testament, sondern im Talmud zu suchen ist, welche als eine vorsündfluthliche „Valandiane" in irgend einem vorzeitlichen Hörselberg den Helden in Liebesbanden hält. Nach der anderen Seite hin erstreckt sich die Dichtung bis zur Sündfluth; denn dem Brudermörder ist der Tod versagt; er irrt wie Ahasver umher, bis ihm die aufsteigenden Wasser den ersehnten Untergang bringen. Auch der Abfall Lucifer's und der biblische Titanenkampf der höllischen Gewalten gegen den Himmel ist mit in die Dichtung verwebt.

Den eigentlichen Mittelpunkt der Handlung bildet die Liebe der beiden Brüder Kain und Abel zu Ada; sie wird auch die Veranlassung des Brudermordes, der in dem Byron'schen Mysterium wohl tiefer durch den geistigen Gegensatz und hier, wie Goethe sagt, „auf das Köstlichste" motivirt ist.

Sie sehen, verehrte Freundin, die Dichtung hat große gedankliche Dimensionen, phantasievolle Erfindung, in der Darstellung einen ernsten und würdigen Ton; sie enthält schöne Naturschilderungen und viele liebliche Bilder, wenn auch das Dämonische nicht mit Byron'scher Tiefe erfaßt ist, wenn auch überhaupt das Idyllische das geistig Bedeutende überwiegt und hier und dort eine etwas modern bürgerliche Moral gepredigt wird.

Zum Schlusse meines Briefes weise ich Sie auf einen Dichter hin, der Ihnen ja durch die „Gartenlaube" längst bekannt und lieb geworden ist. Die „Gedichte" von Ernst Ziel sind in neuer sehr vermehrter Auflage erschienen: es sind Ergüsse eines ernsten, edeln und schwunghaften Dichtergeistes, der sich nicht in den bequemen Geleisen der Alltagslyrik bewegt, sondern vorzugsweise die schwierigeren Formen der höheren Dichtung wählt und beherrscht. So weiß er sinnvolle Reflexionen in das verschlungene Strophengewand der Canzonen ohne Gewaltsamkeit zu kleiden; mit rhythmischem Tactgefühl sind seine freien Strophen gebildet, wie in den hymnenartigen „Phantasien aus einer Großstadt"; andere Gedichte wie „Die Götterdämmerung" erinnern an die Schiller'sche Dichtweise; Platen'schen Schwung athmen die trochäischen Achtfüßler „In der Metropole". Alle diese größeren Gedichte sind gedankenvoll, voll sittlicher Weihe und Würde, während in den Familiengedichten sich ein warmes Gefühl mit Innigkeit ausspricht und in den „Bildern und Gestalten" sowie den Balladen anmuthende Anschaulichkeit herrscht.

Sie sehen, verehrte Freundin, das deutsche Publicum darf sich über den Mangel an guten Gedichten und Dichtungen nicht beklagen, wenn sich nur nicht die Gedichte und Dichtungen oft über den Mangel an Publicum zu beklagen hätten. Auch die bekanntesten Romandichter haben diesmal dem Weihnachtstische ihren Tribut gezollt; darüber plaudere ich mit Ihnen das nächste Mal. Außerdem sammeln sich unter dem Christbaume die verschiedenartigsten literarischen Gaben, Prachtwerke wie „Spanien", „Hellas und Rom", geschmackvolle Aneignungen fremder Dichter, wie die von Leopold Ratscher herausgegebenen „Ausgewählten Werke" des beliebten dänischen Märchendichters Andersen, auch Vieles, was der Feder von Frauen entstammt, wie das vierte, die Classiker behandelnde Bändchen der geschmackvollen und interessanten „Musikalischen Charakterköpfe" von La Mara und die mit Kenntniß und Geschick ausgeführten „Frauengestalten der griechischen Sage und Dichtung" von Lina Schneider; doch ich will Sie nicht mit der Fülle der literarischen Production ermüden. Vieles, was der Tag bringt und feiert, ist ja so vergänglich, wie das Wogenspiel Ihrer Ostsee, verehrte Freundin, das sich so lärmend verkündigt und von dem nicht einmal die hochspritzenden Schaumkronen übrig bleiben, nicht einmal die verlöschenden Spuren im Sande.

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Hochzeit bei den Kalmücken. (Mit Abbildung, S. 817.) In den weiten Steppen zu beiden Seiten der Wolgamündung weiden ruhelose Nomaden, die, ein echter Zweig der Mongolen, zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts vom Westen des chinesischen Reiches ausschwärmend, theils bis zu diesem Stromgebiet vordrangen — die Kalmücken. Eine Hochzeit ist das größte Fest dieser Völkerschaft. Die Eltern des herangewachsenen Sohnes wählen für diesen eine Lebensgefährtin.

Der Vater des Heirathslustigen zieht hierauf mit Geschenken, besonders mit Wein, einem Schafe und einem Block des beliebten Ziegelthees, nach der Kibitka (Filzzelte) des Mädchens. Ein Papierpacket, einen Lederstreifen und ein Stück Fischleim, die Wahrzeichen der vollzogenen Verlobung enthaltend, wird dem künftigen Schwiegervater übergeben und von diesem vor dem Hausgötzen niedergelegt. Das Mädchen darf nicht vor dem vollendeten sechszehnten Jahr in die Ehe treten.

Am Hochzeitstage erscheint der junge Mann mit seinen Verwandten und Freunden in festlichem Aufzuge, Alle zu Pferde, vor der Kibitka seines Schwiegervaters. Im Zelte sind die Hochzeitsgaben und die Ausstattung der Braut ausgelegt.

Indessen muß der Bräutigam sich von den bewaffneten Freundinnen der Erkorenen den Eintritt durch Geschenke erkaufen. Im Zelte bemächtigt er sich der festlich geschmückten Geliebten, trägt sie hinaus, hebt sie auf das Pferd, und fort geht der Zug unter Musik und Lustbarkeiten aller Art, wie unser heutiges Bild sie zeigt, über die Steppen nach seinem Wohnsitze. Dort ist die Kibitka für das junge Paar errichtet, und dort erst wird die Trauungsceremonie vollzogen. Vor dem Eingange ist ein Teppich und auf diesem eine neue weiße Filzdecke ausgebreitet. Der junge Mann hebt sein Mädchen vom Pferde und trägt es in seinen Armen nach der Decke; so treten Beide vor den Priester, der auf einem Altar die Hausidole und eine Hammelkeule, als ein Zeichen künftigen Ueberflusses, bereit hält. Nach den üblichen Gebeten wickelt der Priester die Hammelkeule in den Schleier der Braut und läßt sie vom Mädchen mit der rechten, vom Manne mit der linken Hand festhalten.

In dieser Situation macht nun das junge Paar drei tiefe Verbeugungen, dabei sprechend: ich beuge mich zum ersten Male vor meinem Herrgott, der mir Vater und Mutter ist; ich beuge mich zum zweiten Male vor der Sonne, der Leuchte des Tages, und vor dem Monde, der mir die Nacht erhellt, und zum Dritten: wir schwören uns zu lieben und zu achten und Freud und Leid mit einander zu theilen. Darauf berührt der Priester die Häupter der also Verbundenen mit dem ersten Hausgötzen und beendet die Trauung durch abermalige Gebete.

Das junge Paar betritt nun seine Kibitka, setzt sich auf das Bett und empfängt die Glückwünsche der Hochzeitsgäste. Vor dem Beginn der mehrtägigen Festlichkeiten wird die Hammelkeule von dem Priester zerlegt und zum Verspeisen unter die Anwesenden vertheilt, der Knochen aber als ein Segenbringer für die zukünftige Familie aufbewahrt. P.-L.

Als Weihnachtsgeschenke empfohlen!

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig.

Blum, Robert. Ein Zeit- und Charakterbild. . . . . Brosch. 6 M. — ₰

Bock, Das Buch vom gesunden und kranken Menschen. 12. Auflage. . . . . Brosch. 9 M. Eleg. geb. 10 M. — ₰

Gerstäcker, Eine Gemsjagd in Tirol. . . . . . Brosch. 10 M. Eleg. geb. mit Goldschn. 12 M. 50 ₰

Gottschall, Rudolf von. Friedens- und Kriegsgedichte. 2. Auflage des „Janus". . . . Prachtband. 4 M. 50 ₰

Heimburg, Lumpenmüllers Lieschen. Roman. . . . . Brosch. 5 M. — ₰

——— **Kloster Wendhusen.** Roman. . . . . Brosch. 4 M. 50 ₰

v. Hillern, Aus eigener Kraft. Roman. 3 Bände. . . . . Brosch. 9 M. — ₰

Horn, Georg, Bei Friedrich Karl. Bilder und Skizzen aus dem Feldzuge der zweiten Armee. 2 Bde. Eleg. brosch. 9 M. — ₰

Marlitt; Gold-Else. Volks-Ausgabe. 13. Auflage. . . . . Eleg. brosch. 3 M. — ₰

——— **Gold-Else.** Salon-Ausgabe. Illustrirt von P. Thumann. 2. Auflage. Eleg. geb. mit Goldschnitt 10 M. 50 ₰

——— **Das Geheimniß der alten Mamsell.** Roman. 9. Auflage. 2 Bände. . . . . Brosch. 6 M. — ₰

——— **Reichsgräfin Gisela.** Roman. 6. Auflage. 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 8 M. — ₰

——— **Haideprinzeßchen.** Roman. 4. Auflage. 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 9 M. — ₰

——— **Die zweite Frau.** Roman. 5. Auflage. 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 7 M. 50 ₰

——— **Im Hause des Commerzienrathes.** Roman. 2. Auflage. 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 8 M. — ₰

——— **Thüringer Erzählungen.** Inhalt: Die zwölf Apostel. — Der Blaubart. 5. Auflage. . . Eleg. brosch. 4 M. 50 ₰

——— **Im Schillingshof.** Roman. 2. Auflage. 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 9 M. — ₰

v. Meyern, Teuerdank's Brautfahrt. Romantisches Zeitbild . . . . . Eleg. brosch. 4 M. 50 ₰

Meyr, Gleich und Gleich. Erzählung aus dem Ries. . . . . Eleg. brosch. 2 M. 70 ₰

Michael, Vernünftige Gedanken einer Hausmutter. . . . . . Eleg. brosch. 3 M. Eleg. geb. 4 M. — ₰

Prutz, Robert, Buch der Liebe. Gedichte. 4. Auflage. . . . . Prachtband. 5 M. 25 ₰

Rittershaus, Emil, Neue Gedichte. 4. Auflage. . . . . Prachtband. 6 M. 50 ₰

Schefer, Für Haus und Herz. Gedichte. . . . . Eleg. geb. 5 M. 70 ₰

Scherenberg, Ernst, Gedichte. 2. Auflage. . . . . Prachtband. 5 M. 25 ₰

Scherr, Johannes, Goethe's Jugend. . . . . . Eleg. geb. 4 M. 50 ₰

Steub, Altbaierische Culturbilder. . . . . . Eleg. brosch. 3 M. — ₰

Stolle, Ein Frühling auf dem Lande. . . . . . Brosch. 2 M. 75 ₰

——— **Palmen des Friedens.** Gedichte. 5. Auflage. . . . . Eleg. geb. mit Goldschn. 4 M. 50 ₰

——— **Deutsche Pickwickier.** Komischer Roman. 3. Auflage. 3 Bände. . . . . Brosch. 3 M. — ₰

Traeger, Albert, Gedichte. 13. Auflage. . . . . Eleg. geb. mit Goldschn. 5 M. 25 ₰

v. Weber, Carl Maria von Weber. Ein Lebensbild. 3 Bände. . . . . Brosch. 20 M. 50 ₰

Werber, Feuerseelen. Erzählungen. . . . . Brosch. 5 M. — ₰

Werner, E., Gartenlaubenblüthen. Inhalt: Ein Held der Feder. — Hermann. 2. Auflage. 2 Bde. Eleg. brosch. 6 M. — ₰

——— **Am Altar.** Roman. 2. Auflage. 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 6 M. — ₰

——— **Glück auf!** Roman. 2. Auflage. 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 7 M. 50 ₰

——— **Vineta.** Roman. 2. Auflage. 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 7 M. 50 ₰

——— **Gesprengte Fesseln.** Roman. 2. Auflage. 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 7 M. — ₰

——— **Um hohen Preis.** Roman. 2 Bände. . . . . Brosch. 8 M. — ₰

——— **Frühlingsboten.** Roman. . . . . Brosch. 4 M. 50 ₰

Ziel, Ernst, Gedichte. 2. vermehrte Auflage. . . . . Eleg. geb. mit Goldschnitt 5 M. 25 ₰

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 51. 1880.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Begonnen von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften zu 50 Pfennig.

Dorette Richmann.

Eine Erzählung erlebter und Ost- und Westindien.

Von O. v. Corvin.

(Fortsetzung.)

Der Alte schüttelt den Kopf über Richmann's Verschwender-Theorien.

„Schauerig, Jochanneh, wendet sich über'n Teufel hinaus! Der will doch bald nicht in den Himmel, und Hochzeit machen? Ich! Wer hat denn davon was? Lassen Sie mich zufrieden, Herr Richmann, und die Fingers von Dorettchen, sonst kriegen Sie's mit mir zu thun!"

„Thorheit, sind verliebte Leute wohl," sagt er dann leise zu sich und sieht ihn eigen schielend, der Richmann, der sein Vermögen gar schon weiß, aufhäuft und doch Niemand verräth, niemand etwa, dessen Sie geringste Gewohnheiten zu spähen, dem jeder Pfennig wohl in seinem Werthe bekannt ist. Dergleichen Menschen sind ihrer wichtigen Weise entsprechend auch vorsichtiger Art, heißt, wenn sie recht gute Menschenkenner wären, so sie diesen Mensch gewiß nicht verstehen würden.

„Ich will Ihnen was sagen, Jochanneh," fängt Richmann wieder an, und hält den gebildeten, Deutsch-Amerikaner-Ton fest.

„Ich will Ihnen was sagen, Jochanneh, Sie sind ein ehrlicher Mensch (ehrlich — ehrlich!) —

„Aber, Kind," fällt ihr Johanne in's Wort, „hier ist er. Ich habe ihn selbst gestern gesehen."

„Wo?" fragt Dorette auffahrend.

„Um Gott, Doring, Du erschreckst mich ja mit Deinem Gesicht. Ich meine, es war auf dem alten Markt; er schien wundersam eilig und sah mich kaum an, als er grüßte."

Dorette ist ganz blaß geworden.

„Dann hat er die Stelle nicht bekommen," sagt sie ärgerlich. „Aber warum nicht, begreif' ich nicht. Der Präpositus oder der Pastor von Sanct Jacobi muß ein Pinsel sein. Aber kommen hätte er doch können," und sie stampft zornig mit dem Fuße auf. „Das ist sein Stolz und Ehrgeiz, daß er nicht kam. Nun, mir ist es gleich — es ist mir nur für ihn leid, daß er unverrichteter Sach' zurückkommt. Mir ist es Vaters wegen gar nicht so sehr um's Bald-Heirathen. Und wir werden schon anderswo ankommen; denn das kannst Du nicht bestreiten, seine Person hat 'was Großes und Bestechliches, wo er nur hinkommt."

„Ja, man sieht, daß er gescheut ist."

„Neulich auf Euerm Ball spielte er auch die erste Violine und war doch dem Stand' nach der Niedrigste," fährt Dorette hastig beredt fort. „Es ist gut, wenn ein Mann Alles sich selbst verdankt. Was, Hanne: wie arm und ungraziös machte sich die Aufführung Eurer anderen Herrlein, wenn man sie mit ihm verglich! Aber ich will eilen, daß ich nach Hauf' komme; er könnte da sein! Hanning .... nein, laß nur, adieu!" — — — .

Johannes läßt sich bei Rickmann's nicht blicken.

„Vating, gehen Sie doch mal zu ihm!" bittet am Abend des dritten Tages Dorette. „Ich weiß, daß er in der Stadt ist; er muß krank sein."

„Gott woll' uns gnädig bewahren! Warum redest Du denn nicht eher, Doring?" ruft der Alte und macht sich zum Ausgehen bereit. Aber noch ist er nicht völlig fertig, als die Hausthür geht. Dorette ist gerade auf dem Flure. Sie erkennt Johannes sofort, obgleich es fast völlig dunkel ist.

„Guten Abend, Johannes!" Dann ist es mehrere Secunden todtenstill; denn Johannes antwortet nicht gleich.

„Guten Abend, Dorette! Sind Sie's, Base?"

Seine Stimme klingt unsicher und gekünstelt.

„Wir haben Sie eher erwartet," sagt sie beklommen.

„Eher!" und ein wunderlich kurzes Lachen trifft das Ohr des Mädchens; dann sagt er hastig, wie obenhin: „Ich — ich hatte recht viel zu thun, wissen Sie" — und sie merkt wohl, wie er das „Sie" halb verschluckt — „ich bin ja auch erst eben zurückgekehrt. O, es giebt entsetzlich viel Geschäfte," setzt er dann noch unnatürlich laut und recht breitspurig hinzu.

Diesmal weiß Dorette nichts mehr zu erwidern; mit langsamen, abgemessenen Schritten, als verlöre sie bei jeder anderen Bewegung das Gleichgewicht, geht sie ihm in's Zimmer voran.

„Na, Johannes, da seid Ihr ja glücklich wieder heim!" begrüßt ihn der Alte. „Eben zog ich mir schon die Stiefeln an, um zu Euch zu gehen; wir dachten, es sei Euch was Uebles begegnet."

„Guten Abend, Ohm." Und Johannes reckt sich zu seiner ganzen Höhe auf, als er dem Alten die Hand giebt. Dann setzt er sich, ohne einen Blick auf Dorette, in die erste beste Ecke nieder. Seine Augenbrauen ziehen sich seltsam zusammen, und er wechselt mehr denn einmal die Farbe.

„Nun," fängt er endlich langsam an, „wie ist es Ihnen die Zeit über gegangen, Ohm?"

„Uns — o, uns, wie immer," antwortet Rickmann und steht ganz verwirrt da; „aber Euch, Johannes! Ihr müßt nun erzählen! Ihr habt sie doch, die Stelle?"

„Ja, ich habe sie," antwortet die schneidende Stimme des jungen Mannes; die Worte kommen ihm nur langsam von den Lippen, „und alles lebende und todte Inventar dazu!"

„Schön, schön, um so viel besser, mein Sohn! Also eine zugerichtete Amtswohnung hat der Organist zu Sanct Jacobi? Es wundert mich nur, daß alle die Trödelei mit der Uebergabe so gar schnell gegangen ist."

„O," antwortet Johannes höhnisch, „das machen der Herr Pastor und Präpositus Alles ab!"

Dorette hat sich Johannes gegenüber gesetzt; nur die Länge des Tisches und das kleine flackernde Licht, das auf ihm brennt, ist zwischen ihnen. Unsicher fällt sein Schein auf ihr Gesicht, das eine tödtliche Angst ausdrückt. Sie meint, der Wahnsinn laure hinter des Vetters abgebrochenen Worten, und ein Gemisch von Entsetzen und kaum dagewesenem Mitleid brennt aus ihren Augen, die fest auf ihn gerichtet sind.

„Aber mein Sohn," sagt der Thorschreiber, der sich zu den Beiden gesetzt hat; „seid Ihr denn mit Allem zufrieden?"

Johannes wendet sich, als wolle er Dorette ansehen, kehrt sich aber schnell wieder ab; dann richtet er sich etwas auf und erwidert: „Danach wird nicht gefragt, wenn man vorwärts will im Leben. Ich wollte Ihnen doch nur sagen, Ihnen — nnd — der Base — daß ich auch die Wittwe des weiland Organisten mit übernommen habe."

Er rückt etwas hin und her und versucht zu lächeln, ist aber todtenbleich geworden. Der Thorschreiber merkt noch immer Nichts.

„Es kann Euch freilich lästig werden," meint er, „aber es wird ja wohl ein ruhig und still Frauchen sein. Eine Stube und Kammer müßt Ihr freilich hergeben."

Da steht Johannes auf. „Oheim, so ist es nicht gemeint. Ich habe mich verpflichtet, sie zu heirathen. Man nennt das die ‚Conservation der Wittwe'. Hier ist ein Schreiben — ein offenes Schreiben an den Generalsuperintendenten, der zur Zeit auf Revision ist und nächster Tage nach Stralsund kommt. Darin können Sie's nachlesen; es ist vom Herrn Präpositus. Ich lasse es bis morgen hier."

„Johannes, Ihr macht keine guten Witze!" stammelte der Alte.

„Es ist kein Witz, Oheim. Nicht jede Mahlzeit wird uns appetitlich gedeckt. Ja — warum verwundern Sie sich, Oheim? Was blieb mir anders übrig? So — so — ist das Leben, Base."

Mit einer gewaltigen Anstrengung dreht sich Johannes um und sieht zum ersten Mal an diesem Abend Doretten in's Gesicht. Aber der Thorschreiber sieht sein Kind nicht an; er starrt auf Johannes; dann steht er auf und verläßt das Zimmer.

An der Thür ballt er die Faust. „Gott verdamme den Schurken!" murmelt er — aber Keiner beachtet es. Johannes wollte auch, er wäre bereits draußen. Dorette ist auf den Stuhl zurückgesunken und ihre Hände krampfen sich gegen den Tisch; sie sieht Johannes nicht an; auch rührt sie sich nicht; als wäre sie im Augenblick eines rasenden Schmerzes versteinert, sitzt sie da.

„Dorette!" ruft er endlich.

Leise zuckt es über ihr Gesicht.

„Es war — Uebereilung. Was sollte ich thun —?"

Ein stechender Blick fliegt zu ihm hinüber.

„Ich wußte nicht, daß" . . . er macht eine kleine Pause — „daß es Dir so nahe ginge!"

Da springt sie empor und steht wieder vor ihm, wie damals, da er sie zuerst sah, nur daß ihr bleiches Gesicht im Zorne aufflammt; ihre Augen messen ihn, wie an jenem Abend.

„Sie sind ein Unverschämter," sagt sie mit der Ruhe und Kälte der Verzweiflung. „Denken Sie vielleicht, ich hätte Sie zum Manne genommen? Ich habe mit Ihnen gespielt, wie mit den Anderen, und Sie spielten mit mir; warum auch nicht? Ich verbitte mir Ihre mitleidige Tonart. Wir haben einander nichts vorzuwerfen."

„Dann ist ja Alles gut, Base! Gute Nacht!"

Und schon hat er den Drücker der Thür erfaßt, um zu gehen, da wird sein Arm von zwei bebenden Händen umklammert und zwei wahnsinnige Augen glühen voll tödtlichsten Hasses und tödtlichster Liebe zu ihm empor.

„Ich hatte vergessen, Ihnen zu gratuliren," raunt ihm Dorette zu. Da macht er Miene, ihre Hand zu fassen; er will diese Hand küssen; er will vor dem Mädchen niedersinken und um Gnade bitten; aber, als ahnte sie es, reißt sie sich plötzlich von ihm los und läßt ihn, wie im Abscheu, fahren.

„Gehen Sie!"

Die Thür fällt hinter ihm in's Schloß.

Minuten vergehen, ehe Dorette ein Lebenszeichen von sich giebt; dann stürzt sie ächzend zu Boden und umklammert den Stuhl, auf dem er gesessen hat.

Unterdessen entfernt sich Johannes hastigen Schrittes vom Hause, aber er kehrt nicht in die Stadt zurück; er geht zum Fährthor hinaus; denn er muß Luft haben. Weiter und weiter stürmt er in die Nacht hinein, und zuletzt steht er auf derselben Brücke, auf der an einem sonnigen Frühlingsnachmittage Dorette Rickmann stand und bei sich selber sprach: „Ich möchte wissen, wie die Liebe ist."

Digitized by Google

Düstere Wolken ziehen über den Himmel; nur manchmal tritt der Mond grell hervor und gießt einen zitternden Schein über das schwarze Wasser. Johannes lehnt am Geländer und blickt in die Wogen hinab. Er möchte einen Strich unter die Vergangenheit machen, und doch läßt sie ihn nicht los.

„Es muß im Blute liegen, daß man an einem Tage so anders fühlt, als am anderen; es wird vorüber gehen."

Und dann tauchen plötzlich wieder die Vorgänge zu Greifswald in seinem Geiste auf, als durchlebte er sie noch einmal: Wieder geht er den Rubenow-Platz auf und ab, an dem altmächtigen Universitätsgebäude und der Jacobi-Kirche vorüber und sagt sich, daß er es sein wird, dessen Orgelspiel in den nächsten Jahren berühmte und erleuchtete Magister und begeisterungsfrische Jünglinge der vornehmen Hochschule lauschen werden. Und wieder läßt er sich von dem alten Custos Marianus, der ihm weitläufig verwandt ist, vorrechnen, was die Organistenstelle an St. Jacobi bringt. Es ist viel, mehr, als er verbrauchen kann, auch wenn er bald heirathet; davon läßt sich zurücklegen zu einem Orgelcursus in Berlin oder Dresden und zu weiteren Unternehmungen.

Endlich geht er zum Herrn Pastor selbst und stellt sich ihm vor. Der originelle alte Herr empfängt ihn zuvorkommend freundlich und wird im Laufe ihrer gegenseitigen Unterhaltung immer herzlicher. Darauf läßt er ihn in Gegenwart des Herrn Präpositus und einiger alter Magister in der Kirche die Probe singen und überzeugt sich von seinen Fähigkeiten auf der Orgel. Diese ist ein selten schönes Instrument. Johannes kann sich nicht satt daran hören und fühlt sich zum ersten Male in seinem Leben über sich selbst emporgehoben. Dann aber, als er sich nach beendetem Spiel noch einen Augenblick tief aufathmend über die Tastatur beugt, glaubt er ein dumpf getragenes Brausen zu vernehmen. Es quillt nicht aus der Orgel hervor; sie ist verhallt; es steigt aus seiner eigenen Brust herauf, und dennoch vernimmt er es wie eine Fluth fern anbrandender Töne: das Meer der Welt schlägt in allmächtigem Ruf an seine ehrgeizige Seele.

Mit dem Bewußtsein einer großen Zukunft erhebt er sich und wird von den im Schiffe seiner Harrenden theils mit gemessener Würde, theils feurig und herzlich anerkennend beglückwünscht. Auch erfährt er, daß in Zukunft an St. Jacobi die Küsterei von der Organistenstelle getrennt sein wird, und höher, denn zuvor, erhebt Johannes sein Haupt: keine kleinlichen Dienste werden also von ihm gefordert, und es wird ihm vollauf Zeit bleiben, hier den Contrapunkt und das weitere Wesen der Composition zu studiren, wozu ihm auf seinen Reisen Ruhe und Gelegenheit gefehlt haben. Mit jedem Schritt, den er auf dem Greifswalder Pflaster thut, erschließen sich ihm neue ungeahnte Vortheile.

Sobald er wieder in die Wohnung des Pastors zurückgekehrt ist, werden endgültig die gegenseitigen Bedingungen zum äußeren Abschlusse des Geschäftes erörtert. Alles ist schon bis zur Unterschrift fertig, und Johannes wüßte nicht, daß er irgend etwas in den vorgelegten Bestimmungen anders wünschen könnte. Er ist sich überhaupt nur des einen Wunsches bewußt, so bald als möglich seine Ernennung zum Organisten in Händen zu haben. Da sagt der geistliche Herr behäbig:

„Und nun noch Eines, mein lieber Organiste in spe: es betrifft die Conservation der Wittwe; sie ist eine sanfte, liebenswürdige Frau, sodaß Er in dieser Sache gar nicht so gar schlecht fährt. Sie ist mein Beichtkind von altersher, und bei dem Tode ihres seligen Eheherrn habe ich ihr zugesagt, ich wolle die Vacanz nur durch Den beseitigen, der sich nach gegebener Formel des onus conservationis schwarz auf weiß bei mir vereidigte, sie zu freien. Setze Er sich also flugs nieder und schreibe! Die Frau ist zwar etwas kränklich, aber fleißig und sparsam und bringt Ihm ein ansehnlich Vermögen und nur ein Kind, ein Mädchen von sieben Jahren, zu. Will Er aber, wie mir scheint, die Katze nicht im Sack kaufen, so geh'.Er hinüber und sehe sich das Frauenzimmerchen an!"

„Es wäre mir lieb," sagt Johannes vollständig gefühllos und verabschiedet sich vorläufig.

Als er unten die Dom-Straße betritt, tanzen die Gegenstände bunt vor seinen Augen. „Die Stelle! Die Stelle!" Alle Fibern seines Gehirns drängen diesem einen Gedanken entgegen und halten ihn fest umklammert. Aber — kann er denn von Dorette lassen? Doch sein Herz ist wie todt und leer; nur der gewaltige Ruf der Welt dröhnt durch seine Brust, wie durch eine verödete Stätte. „Die Stelle! Die Stelle!" Es ist sein einziger Gedanke. Sogleich kann er sie nicht fahren lassen; wenigstens hinübergehen muß er. Und er geht und findet in der Wohnung des verstorbenen Küsters und Organisten eine blasse Frau mit hektischen Flecken auf den Wangen und krankhaft glänzenden Augen. Sie hat schon von seiner Ankunft gehört und empfängt ihn ohne Weiteres als Denjenigen, welcher sie heirathen wird.

„Sie werden ein bequemes und sorgsames Wesen an mir finden. Ich habe meinem seligen Caspar das Leben auch nicht schwer gemacht," sagt sie. „Und das Kind ist auch gut. Das Geld steht bei der schwedischen Bank und ist Alles wohlangelegt."

Er verhält sich starr und schweigsam und ist noch nicht im Stande, sich gleich entscheidend zu äußern. Aber je mehr er in den folgenden Stunden die Sache überlegt, desto annehmbarer scheint ihm Alles. Wohl tritt Dorette's schönes Bild noch schmeichelnd und lockend vor seine Seele, aber mit kräftigem Entschluß drängt er die gaukelnde Gestalt zurück. Die Neigung zu ihr war ein Jünglingstraum, eine rasch verwelkende Blume des heißen Sommers, an der er sich wohl kurze Zeit berauschen konnte, die ihn jetzt aber nichts weiter angeht; denn — er muß vorwärts. So geschieht es, daß er der blassen Frau die Hand zur Verlobung reicht und sie zum Zeichen der Vereinigung einen Ring, den sie aus verschlossenem Kasten holt, an seinen Finger schiebt.

„Und Sie schicken mir meinen Ring, sobald es Ihnen möglich ist, von Stralsund aus," sagt sie, „damit ich beweisen kann, daß wir versprochen sind!"

Er sagt es zu und küßt das kleine Mädchen, das sie ihm als ihr Kind vorstellt, zum Abschied auf die Stirn. Dann geht er zum Pastor und — schreibt.

Damals kam ihm dies Alles so natürlich vor; warum jetzt nicht mehr? Was hat er denn verloren? Die Ehre? Er hat Doretten nie ein Wort gesagt, das ihn bände. Die Ruhe des Gewissens? Die Base wird sich trösten. Das Glück? Ein oft genannter Mann sein, seine Gaben verwerthen, die Mittel einer sorgenfreien Existenz besitzen — ja, das ist Glück, und doch, das Glück hat er verloren, das Glück, das Glück!

Schauerlich braust der Nachtwind über die offene Bucht; wie ein klaffendes Grab gähnt die gepeitschte Fluth zu seinen Füßen. Laut seufzend, mit unsicheren Schritten verläßt er die Brücke und kehrt zur Stadt zurück. Er will nicht durch das Fährthor die gewohnte Straße hinaufgehen, und doch zieht es ihn unwiderstehlich auf diesen Weg. Als er an des Thorschreibers Haus vorüber muß, sieht er, wie eben eine kleine Gestalt in der Thür verschwindet; das ist der alte Mann, der nicht mit ihm unter einem Dache sein wollte, und der ihn manchmal „mein Sohn" genannt hat. Ihm ist weh zu Muth. Nun wird sie sich an der Brust des Vaters ausweinen, und er steht draußen. Fast packte ihn ein Grimm gegen den alten Mann, der das Mädchen, welches er geküßt und verlassen hat, jetzt in seinen Armen hält; denn nie ist ihm Dorette begehrenswerther erschienen, als heute Abend, wo sie so stolz vor ihm stand, ihn mit harten lügnerischen Worten von sich wies und sich dann in der ganzen Gluth ihrer jungen, empörten Liebe vor ihm bloßstellte; nie hat er sie so geliebt, wie jetzt, wo er sie für immer verloren hat. Sein Blut kocht, und zugleich schüttelt ihn der Frost; heute erst weiß er, was es heißt, ein Mädchen lieben — und drüben in Greifswald hat er seine Ehre verpfändet.

Er irrt sich aber, wenn er denkt, daß Dorette jetzt schluchzend am Herzen ihres Vaters liegt. Das ist nicht ihre Art; selbst heute nicht. Als sie den Vater kommen hörte, rafft sie sich auf von der Stelle, an welcher sie niedergesunken war. Nun verräth kein Wort, keine Thräne, was in ihr vorgeht. Trotzdem weiß es der Alte, und es schnürt ihm das Herz zusammen; er sieht es nicht an ihrem entstellten Gesicht; denn er fürchtet sich noch immer, ihr in die Augen zu schauen; er sieht es an dem wankenden Gange und den zitternden Fingern des Mädchens und an ihren puppenartigen Bewegungen. Johannes' Name wird nicht zwischen ihnen genannt; schweigend gehen sie neben einander her; nur der Alte seufzt manchmal dumpf auf.

Erst als Dorette hinausgeht, um, wie er meint, das Nöthige in der Wirthschaft zu besorgen, langt er den unseligen Brief hervor, den ihm Johannes gab: da steht es denn schwarz auf weiß, daß Johannes Strohmeyer dem königlich schwedischen Generalsuperintendenten von Greifswald, zur Zeit auf Reisen, zur gefälligen Confirmation überwiesen werde. Er habe die Probe gesungen, ein vorzügliches Orgelspiel vernehmen lassen und sei in allen Stücken

Digitized by Google

für gut befunden worden. Außerdem hätten seine Vernunft, seine Einsicht und sein gutes Herz aus allen Reden hervorgeleuchtet. Auch sei ihm das onus conservationis auf's Nachdrücklichste vorgestellt worden und sein darauf bezüglicher Entschluß sei an Eides Statt von ihm niedergesetzt und folge hiermit im Original bei, das er, der Präpositus, den Herrn Generalsuperintendenten ersuche, ihm ganz gefälligst direct wieder zuzustellen, auf daß er es zu den Acten thun und bei der Institution der Gemeinde vorlegen könne. Dies Alles liest Rickmann mit der fieberhaften Begier, es ganz zu fassen, aber die Buchstaben verwirren sich vor seinen Augen, und der Stil ist ihm unverständlich; er will versuchen, die Brillengläser zu putzen, aber das herabgefallene Tuch, das er dazu von der Erde aufnimmt, ist naß, wie durch's Wasser gezogen.

Er hatte es vorhin in der Erregung nicht mit sich genommen, und Jemand Anderes muß es in seiner Abwesenheit benutzt haben.

„Heiliger Gott, was hast Du mit meinem Kinde gemacht!" stöhnt Rickmann und wischt mit dem Rockzipfel die Brille.

Aber auch durch die blankgeputzte Brille begreift er nicht mehr von Dem, was der Präpositus geschrieben hat, als vorher. Erst als ihm die folgende Beilage, welche Johannes' eigene Schriftzüge trägt, in die Hand kommt, geht ihm ein klares Licht auf, das sich aber durch zwei bittere Thränen, die schwer wie Schweißtropfen niederfallen, trübt.

„Ich, Karl Wilhelm Johannes Strohmeyer," heißt es in dem Schreiben, „bezeuge hierdurch, daß ich den Organistendienst hierselbst suche und mich bei meiner Ehre anheischig mache, des hiesigen Küsters und Organisten seligen Frederick's Wittwe zu ehelichen, widrigenfalls ich mich dieser Ehre für verlustig erkläre, und wenn ich gleich schon zum Dienste gelangt sein sollte, mich alles Rechts und Anspruchs darauf gänzlich bar ansehe."

Dann folgen noch Ort und Datum, aber der Thorschreiber liest nicht weiter. Er faltet die Papiere heftig wieder zusammen und wickelt sie in einen großen Bogen. Morgen in aller Frühe wird er sie Johannes hintragen; denn er will nicht, daß Dieser noch einmal seine Schwelle betritt.

Dann wartet er, bis Dorette hereinkommt; aber er muß lange warten. Noch sitzt sie draußen auf dem Herde, zusammengekrümmt wie ein angeschossenes Thier des Waldes. Immer unregelmäßiger werden die Schläge ihres Herzens; immer verworrener und bleierner ihre Gedanken; denn sie blutet ja aus tausend Wunden. Endlich stößt sie einen Schrei aus, so wild und herzzerreißend, daß er von der Mauer widerhallt und sie, entsetzt vor sich selber, emporbebt.

Da ringt sie die Hände und schreit abermals, und es ist, als würde ihr leichter in tiefster Seele — und wenn sie nicht schaudernd an ihren Vater dächte, würde sie fort und fort schreien, bis ihr ganz leicht würde und sie todt zu Boden fiele. So aber kommt ein eiserner Wille über sie, daß sie aufsteht und hineingeht.

7.

Reichlich ein Monat ist seit diesem Abend verflossen. Dorette ist im Hause beschäftigt; denn es ist Vormittag und der Thorschreiber muß pünktlich zu Mittag essen.

Wer Dorette Rickmann vor einem Vierteljahre sah, als die Herbstlüfte um Stralsund wehten, der wurde glauben gemacht, daß jedes Herz seine besondere Jahreszeit hat, und wer sie heute sieht, der muß meinen, daß jeder einzelne Mensch auch eine selbstständige Zeitrechnung hat; es scheint ihm nicht möglich, daß erst ein Monat verging, seit Johannes Strohmeyer zuletzt in diesem Hause war.

Dorette hat es eilig, und die Dinge gehen auch vorwärts, wenn sie arbeitet; aber was sie auch thut, alle ihre Hantirungen sehen aus, als wäre sie schmerzhaft müde, als hätte sie viele, viele Nachte nicht geschlafen. War sie früher schlank, so ist sie jetzt mager. Der ewige Wechsel in dem Ausdrucke ihres Gesichtes ist verschwunden; dieses Gesicht hat nur noch *einen* Ausdruck — und das ist der Ausdruck bitteren Spottes.

Nein, es ist nicht wahr, daß seit jenem Abend erst ein einziger Monat in's Land ging — es ist lange, lange, unendlich lange her. Aber wenn wir sie frügen, wann es war, so würde sie sagen: „gestern Abend." Vielleicht, weil es eine gute alte Gewohnheit war, zu sagen: „gestern Abend" — vielleicht auch, weil sie seitdem nichts weiter erlebt hat. Nur aus der Ferne hat sie gehört, daß Johannes Stralsund für immer verlassen hat, daß seine Confirmation hierorts vollzogen wurde und daß er nun in Greifswald auf den Ruf zur Einsetzung in's Organistenamt wartet.

Aber es hat sie kalt gelassen — das Alles sind keine Erlebnisse mehr für sie. Sie weiß, daß in der Stadt viel über Johannes und sie gesprochen wird, und deshalb hält sie sich meist zu Hause. Aber wenn sie doch unter Leute geht, ist sie bitter und unliebenswürdig. Sie hätte die Kraft, sich besser zu beherrschen, aber sie hält es nicht für der Mühe werth.

Sie liest fast gar nicht mehr; die Bücher, die ihr Johannes schenkte, liegen oben in der Truhe bei dem weißen Einsegnungs- und Ballkleide — und vor der Truhe, zertreten und zerstreut, liegen welke Rosenblätter. Ihre einzige Rettung sind das Hauswesen und die Pflege des Alten.

Jetzt ist es gleich zwölf Uhr. Dorette hebt die Speisen vom Feuer und trägt sie hinein. Da kommt auch schon ihr Vater, aber er kommt nicht allein. Er nöthigt einen weißhaarigen, alten Herrn vor sich her in's Zimmer. Mit dem greisenhaften Lächeln, das sich der Thorschreiber in den letzten Wochen angewöhnt hat, bittet er den Fremden, ihm doch die Ehre anzuthun, hier Platz zu nehmen. Dieser sieht mit kleinen, hellblickenden Augen bald auf Rickmann, bald auf Dorette.

„Er ist also der Thorschreiber Rickmann, und dies hier ist Seine Tochter?" hebt er endlich an, während sein Blick prüfend auf Doretten haften bleibt.

„Ja, Euer Hochedeln, die sind wir."

„Und ein Johannes Strohmeyer ist mit Ihm verwandt?"

Ein böses Lächeln tritt auf die zugespitzten Lippen des Mädchens, als wollte sie sagen: „Was nun noch?" Aber sie hält die Musterung des alten Herrn ruhig aus; die Farbe ihres Gesichts wird noch um einen Schein blasser; sonst steht sie wie aus Erz gegossen da.

Doch ihres Vaters Lippen zittern, als er mit einem kurzen „Ja" antwortet.

„Und Er will Einsprache erheben, daß dieser Johannes Strohmeyer, der bereits vom Herrn Generalsuperintendenten confirmirt wurde und am nächsten Sonntag in das Organistenamt, das er begehrt hat, instituirt werden soll, daß dieser Strohmeyer, sage ich, des Cantors Frederick Wittwe ehelichе — wie?"

„Wer sagt das, Herr?" fährt der Thorschreiber zornig auf. „Ich bin nicht sein Vormund; mag der Strohmeyer thun, wozu ihn der Teufel verführt! Herr du meines Lebens, auch das noch!"

„Ich verbitte mir Schmähungen über denjenigen, den ich mir zum Organisten erwählt habe!" sagt der Fremde mit Nachdruck. „Es handelt sich hier nur —"

„Wer hat das gesagt?" unterbricht ihn Rickmann. „Ich bitte Eure Hochehrwürden um Vergebung, aber welcher Mensch hat mich so verleumdet? Welcher? Welcher hat das gesagt?"

„Sei Er nicht so heftig, Alter!"

„Warum soll ich nicht heftig werden, Herr? Weil ich ein gemeiner Mann bin, und Ihr ein geistlicher Herr?"

Der Pastor erhebt sich:

„Es handelt sich hier um weiter nichts — diese fatale Historie hat mich schon Noth und Mühe genug gekostet, bis ich mich entschlossen habe und bin selber hierher gereist an die Brutstätte des Geklätsches; darum erschwer' Er mir die Angelegenheit nicht! Hier handelt es sich um weiter nichts, als ob besagter Johannes Strohmeyer gewiß und wahrhaftig mit Seiner Tochter, der Jungfer Dorette Rickmann, versprochen war, und ob Er Einspruch thun will, daß derselbe sich anderweit vereheliche, wie mir durch einen Stralsunder Schulmeister, der auch wegen des vacanten Dienstes bei mir war, zu Ohren gekommen ist?"

Da tritt Dorette vor.

„Hochehrwürden," sagt sie, und ein kalter Hohn klingt durch ihre Worte, „zwischen mir und meinem Vetter, Johannes Strohmeyer, hat nie ein Verlöbniß stattgefunden. Mein Vater kann es Ihnen schwarz auf weiß geben, auf daß Sie es auch zu den Acten legen, gleich anderen Schriften, die an Eides Statt geschrieben worden sind."

„Ja, Euer Hochehrwürden, das will ich. Das ist eine ausgesponnene Lüge, und Niemand kann sagen, daß Johannes Strohmeyer des Thorschreibers Tochter hat sitzen lassen," erwidert nun seinerseits der aufgebrachte Alte, dem es ganz entgangen ist, daß Dorette auf das dem Schreiben des Präpositus beigefügte Document von Johannes' Hand angespielt und also damals doch den offenen

Digitized by Google

Brief gelesen hat, ehe er ihn früh Morgens zu seinem Neffen trug. —

Der Pastor athmet erleichtert auf.

„So ist die Sache beigelegt," sagt er, „ich habe jetzt noch andere Geschäfte in der Stadt; heute Nachmittag, lieber Rickmann, komme ich wieder vor und hole mir Sein Papier ab. Adieu, meine Tochter."

„Adieu, Hochehrwürden," antwortet Dorette, einen kalten Blick unter den dunklen Wimpern hervorschießend, und nimmt eine Miene an, als spräche sie auch zu dem geistlichen Herrn, wie einst zu jemand Anderem: „Wir sind Königinnen!"

„Gott befohlen, Alter! Und laß Er sich die Sache nicht so zu Herzen und in das Oberstübchen gehen! Sein Vettersohn, der Strohmeyer, ist ein gar lieber und wackerer junger Mann."

Die Lippen des Thorschreibers pressen sich fest auf einander, und er verbeugt sich tief, tiefer denn je, aber seine Glieder beben leise. Nachdem aber der Herr Pastor fort ist und Rickmann eine Weile stumm dagesessen hat, sagt er:

„Doring — ich muß wohl schreiben?"

„Ja, Vater. Hier ist ein weißer Bogen; die Feder thut's auch noch, und da liegt die Brille."

„Aber wie soll ich denn schreiben? Ja, wenn man schriebe, gleich wie man spricht; das Donnerwetter sollte sie —! Aber den Stil da bring' ich nimmer heraus."

„Schreiben Sie, wie Sie denken, Vater! Für die Sorte ist jeder Stil gut genug; nur sagen Sie, daß nie ein Verlöbniß zwischen mir und — ihm war."

Und der Alte holt sich den Bogen näher heran, setzt die Brille auf und kaut an der Feder. Plötzlich aber taucht er ein und schreibt; eine dunkle Gluth steigt ihm zu Kopf, während er mühsam Folgendes zu Papier bringt:

„Ich, Unterschriebener, bezeuge hierdurch, daß solche Worte, die da sollen gesprochen sein und von Johannes Strohmeyer darum befraget worden sind, dieweil er sich mit der Wittwe als Küsterin zusammen verehelichen und den Dienst zu Sanct Jacobi in Greifswald antreten will, daß solche Worte nicht gesprochen worden sind, wir wollten darauf Einspruch thun. Es sind solche Gedanken niemals eingefallen und ist auch kein Verlöbniß gehalten worden. Das wäre ein Unverstand von uns, wenn wir solches anfangen wollten. Aber derjenigte, der diese Worte in Anderer Mund gebracht hat, von Einspruch thun, denjenigen halte ich vor des Teufels und einen Windbeutel.

Rickmann, Thorschreiber."

Als der Alte mit diesen Zeilen fertig ist, liest er sie noch zweimal aufmerksam durch, dann ruft er Dorette, die aus der Tiefe des Zimmers heraustritt. Sie nimmt den Bogen in die Hand und liest auch. Aber sie lächelt nicht, wie sie wohl früher gethan haben würde, über die ungelenke alterthümliche Schreibweise des Vaters. Als sie an die letzten Worte kommt, blitzt es seltsam in ihren erloschenen Augen auf.

„Wer ist des Teufels?" sagt sie mehr sich selbst, als dem Vater. Dieser aber nimmt die Frage heftig auf.

„Nun," sagt er, „da steht es ja geschrieben!" und zeigt auf das Papier.

„Ja wohl, Vater, da steht's auch. Es ist gut, was Sie geschrieben haben."

Dann wendet sich Dorette hastig ab, und Rickmann faltet sein Schreiben zusammen.

8.

Wieder ist es Frühling. Die Gebüsche auf dem Rubenow-Platze treiben Sproß auf Sproß, und immer lichter wölbt sich der Himmel über dem ehrwürdigen Haupte des in Erz gegossenen Bürgermeisters, der von hohem Sockel aus den nach ihm benannten Platz beherrscht. Zuweilen setzt sich ein unbefangenes Vögelchen in die Falten seines Rockes oder gar mitten in sein ernstes Antlitz und zwitschert ein Lied von Sehnsucht und Hoffnung, daß die vorüberschreitenden Magister die Stirnen tiefer in Falten legen und ein Schatten der Erinnerung verstohlen über ihre pergamentenen Gesichter zieht, während mancher junge Student am Eingange der Universität unwillkürlich innehält und sich übermüthig fragt, ob es nicht etwa gerathen sei, heute die Hypothesen des Professor So-und-so auf sich beruhen zu lassen und in den belebten Straßen oder auf den freundlichen Wällen Greifswalds ein Frühlingsprivatissimum zu hören.

Johannes Strohmeyer ist seit Monaten eingeführter Organist; und die Eingabe des Pastors, ihm wegen seines vortrefflichen Orgelspiels und seines gar erbaulichen, vollklingenden Gesanges auch den Cantorentitel binnen Jahresfrist zu verleihen, liegt bei der hohen Behörde.

Eines der alten Giebelhäuser, welche in die kleine Gasse hinabsehen, die vom Jacobi-Kirchplatze aus nach Norden zu in die sogenannte Lange Straße führt, ist mit dem Wechsel der Jahreszeit besonders hübsch aufpolirt worden — in seinem zweiten Stock hat der Organist seine Amtswohnung.

Mitte Sommer läuft das Trauerjahr um den seligen Cantor Frederick ab; seine Wittwe und Johannes Strohmeyer beabsichtigen, dann ihren neuen Hausstand zu gründen. Doch die Frau ist seit einer Woche so krank, daß sie sich hat entschließen müssen, das Bett zu hüten. Seitdem sie ihr ehemaliges Domicil verlassen hat, lebt sie bei einer in der Langen Straße verheiratheten Schwester, deren Mann der Vormund des Frederick'schen Kindes ist.

Es ist Sonntag gegen Abend. Johannes, der seine Braut sonst täglich besucht hat, ist heute noch nicht bei ihr gewesen. Er schlendert eben gerade über den belebten Rubenow-Platz, um zur Kirche zu gehen und für sich allein noch ein halbes Stündchen Orgel zu spielen. Er geht, wie gesagt, sehr langsam. Seine Gedanken ziehen sich vom Wege ab in die Ferne. Er weiß es nicht genau, aber er glaubt, sich nicht zu irren, daß es heute gerade ein Jahr her ist, daß er als Secretär des Grafen nach Stralsund kam und noch gegen Abend seinen Besuch beim Thorschreiber machte. Er erinnert sich noch ganz deutlich jedes Umstandes bei diesem ersten Besuche. Die Finger seiner rechten Hand pressen sich fester zusammen und krümmen sich leise zur Faust; er gesteht sich wieder einmal, daß er sich verrechnet hat, als er dachte, man könne eine Dorette Rickmann so bald vergessen.

(Schluß folgt.)

Die Deutschen in Böhmen.

Von einem Deutsch-Oesterreicher.

Der böhmische Besitztitel ist wieder einmal streitig geworden. Die Czechen reclamiren ihn, indem sie ihren Anspruch gewohntermaßen nicht damit begründen, daß sie sich seiner werth zu machen suchen, sondern damit, daß sie die dritthalb Millionen Deutschen in Böhmen und Mähren in Heloten des Slaventhums zu verwandeln trachten. In Wien sitzt augenblicklich ein Ministerium, welches für Deutsche und Deutschthum keine Theilnahme und keine Pietät hegt; nur deshalb kann der Unterdrückungsproceß in Böhmen so unheimlich rasch von Statten gehen; dauert derselbe in begonnenem Maße fort, so würde allerdings bald in Schule und Werkstatt, in Amt und Kaufladen die deutsche Sprache geächtet und verfehmt sein.

Rings umher, über dem Böhmerwald, über dem Erz- und Riesengebirge, leuchtet der Glanz und die Größe des neuen Deutschland, des lange ersehnten und endlich erstandenen jungen deutschen Reiches, aber einen Büchsenschuß von seiner Grenze legt ungestraft der Czeche dem Deutschen seine Faust auf den Nacken, um ihm zu zeigen, daß es ein Gebiet der Wenzelskrone giebt, wo brutale Vergewaltigung ungestraft dem deutschen Geiste Hohn sprechen darf. Die Czechen halten sich für berechtigt, auf deutschem Boden über Deutsche zu herrschen, und glauben daran mit einem Fanatismus, der nur aus geschichtlicher Unbildung herausquellen kann, und eben deshalb kennen sie keine Rücksicht. Der Deutsche in Böhmen aber ist das Opfer dieser fanatischen Nationalrohheit. Zu treu, um anderswo als in Wien sein Heil zu suchen, zu stolz, um von seinem Deutschthum auch nur ein Atom preiszugeben, steht er ausdauernd auf seinem Posten, der mehr als ein Vorposten des Deutschthums, der eine Burg des Deutschthums ist. Er könnte aller Schläge und Schleudern ledig werden, wenn er sich nach dem Beispiele der magyarisirten Deutschen czechisiren wollte, aber er wartet und

Digitized by Google

gewiß nicht vergebens, bis wieder einmal von einer politischen Wendung ein Druck ausgeht, vor dem alle czechischen Gewaltsamkeiten weichen. Man ist nirgends ein wehrloser und ungeschirmter Deutscher, so lange noch ein Reich besteht, welches durch den deutschen Geist groß und mächtig geworden ist.

Es giebt eine wunderhübsche Geschichte, in welcher erzählt wird, wie die Nationalitäten Oesterreichs zum lieben Gott pilgerten, um ihm ihre Wünsche vorzutragen. Die Deutschen, die Ungarn, die Italiener waren abgefertigt; da kamen nächst den Czechen die Slovaken an die Reihe.

„Und was wollt Ihr?" fragte Gott die Slovaken.

„Allmächtiger," erwiderten sie, „wir möchten auch einen Goethe haben."

Da lächelte der Vater der Welt.

„Der ist vergeben," lautete seine mitleidige Antwort.

Jawohl, der ist vergeben. Gewalt, Druck und Unbill können die Czechen mitsammt den Slovaken gegen die Deutschen üben, wo diese sich in der Minderheit befinden. Aber die Stelle in der Cultur und Geschichte, die Verdienste um Bildung und Gesittung, welche die Deutschen sich erworben, sind ihnen nicht mehr zu entreißen. Der Goethe ist vergeben. Als der Knabe Themistocles, weil er begeistert von dem Ruhme der Athener sprach, von dem Spartaner Ephialtes mit Stockschlägen bedroht wurde, stand er stille und rief: „Schlag' zu, aber höre!" Und Themistocles behielt Recht.

So sollen denn auch diese Zeilen nicht etwa ein Hülfs- und Nothschrei sein, um für die gemißhandelten Deutschen in Böhmen Succurs herbeizurufen. Unsere böhmischen Brüder werden Recht behalten wie Themistocles. Nur sozusagen eine Revision der Acten soll hier vorgenommen und der czechische Anspruch auf die Alleinherrschaft in Böhmen gegen den deutschen Anspruch auf Unabhängigkeit und ungestörte Entwickelung abgewogen werden. Ob ohne Zorn und Voreingenommenheit? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Wer möchte sich ganz in der Hand behalten, wenn er als Deutscher von gefährdetem und gepeinigtem Deutschthum spricht? Aber jedenfalls mit jener Sachlichkeit, welche ein deutsches Erbe ist, wie trotz Herrn Ladislaus Rieger der Stephans-Thurm in Wien ein deutsches Werk und deutsches Erbe ist. Und so sei denn auch äußerlich das Für und Wider geschieden und sichtbar gemacht wie Behauptung und Einspruch der Parteien vor Gericht.

Worauf ist der deutsche Anspruch begründet?

Als die deutschen Markomannen von der Sturmfluth der Völkerwanderung aus Böhmen hinweggespült waren, ergossen sich von den Karpathen her die slavischen Czechen über das Land. Doch sie blieben nicht lange die Herren desselben. Karl der Große unterwarf sie, und nach der Theilung des karolingischen Reiches blieben Böhmen und Mähren unter Ludwig dem Deutschen bei Deutschland. Unter den schwachen deutschen Königen der nächsten Zukunft lockerte sich dann wohl das Band der Zusammengehörigkeit, aber nur für kurze Zeit. Heinrich der Vogler stellte das Lehensverhältniß wieder her; Deutsche brachten den Czechen das Christenthum, und die Dynastie der Przemysliden stand völlig unter dem deutschen Einflusse. Der heilige Wenzel selbst, der im Lager der Sachsen am Moldau-Ufer dem deutschen Reiche Treue schwor, zog deutsche Geistliche in das Land; zu Ehren des Patrons der Sachsen, des heiligen Veit, wurde neben der Prager Herzogsburg der Veits-Dom gebaut, den Bischof Tuto von Regensburg einweihte, und der erste Bischof von Prag war ein Deutscher, der Benedictinermönch Thietmar aus Magdeburg. Wenzel wurde von den heidnischen Czechen ermordet; Otto der Große züchtigte die Mörder, und von nun an blieb, einzelne flüchtige Episoden abgerechnet, der Lehensverband zwischen Deutschland und Böhmen unangefochten; Wratislav der Zweite empfing von Kaiser Heinrich dem Vierten für seine Treue die böhmische Königskrone.

So war in diesem Abschnitte der Geschichte die politische Entwickelung Böhmens geartet; die culturelle war noch ausschließlicher ein Werk der Deutschen. Die böhmischen Herzöge wählten ihre Gattinnen aus deutschen Fürstenhäusern, dem baierischen, dem der Wettiner und der Babenberger, und man „sagte und sang" deutsch am Prager Hofe, wie ja bei Wenzel, dem Gatten der Staufin Kunigunde, der deutsche Minnesänger Reinmar von Zweter lebte. Das Prager Bisthum war dem Mainzer untergeordnet; in den Städten war das Magdeburger Stadtrecht maßgebliches Gesetz.

Und während der nächsten Epoche nahm der deutsche Geist noch siegreicher von Böhmen Besitz. Die deutschen Kaiser aus dem Hause Luxemburg schlugen in Prag ihre Residenz auf; Karl der Vierte gründete die Prager Universität und ließ von dem deutschen Baumeister Peter von Gmünd die Domkirche auf dem Hradschin, die mächtige Moldaubrücke, die berühmte Barbara-Kirche in Kuttenberg bauen. Nur der sechste Theil der Scholaren, welche an der Prager Hochschule während der ersten Jahrzehnte ihres Bestehens den Wissenschaften oblagen, war czechisch, während den Rest Deutsche aus Baiern, Schwaben, Franken und Sachsen bildeten.

Dann kam die Hussitenzeit und mit ihr die erste Verfolgung der Deutschen in Böhmen. Sechszehn Jahre lang hausten die Ziska und Procop mit Feuer und Schwert in dem gottgesegneten Lande, und der religiöse Emancipationsdrang war in einen entsetzlichen politischen Terrorismus umgeschlagen. Das Deutschthum, ehedem blühend, wohlbegütert und geistig hochentwickelt, ward schier gänzlich ausgerottet, bis mit den Habsburgern wiederum ein anderes Regiment einzog. Durch mehr als hundert Jahre hatte es von nun ab den Anschein, als sollten mit der Reformation auch deutsche Betriebsamkeit, deutsche Bildung und Gesittung in Böhmen wieder aufleben; die Habsburger wehrten den Böhmen nicht, mit Luther und der Wittenberger Hochschule in unmittelbare Verbindung zu treten. Aber der Hussitismus in seiner Entartung flackerte noch fort; er hatte sich in einen glühenden Deutschenhaß umgewandelt, und als im Jahre 1611 Graf Dohna der Prager Ständeversammlung eine Botschaft des Kaisers verkünden wollte, ward ihm zugerufen: „Deutsch ist in Deutschland, in Böhmen aber Czechisch zu reden." Im Jahre 1615 wurde bereits von den Prager Ständen jenes Sprachenzwangssystem beschlossen, welches bestimmte: 1. Künftig und für ewige Zeiten dürfe kein Ausländer, welcher der czechischen Sprache unkundig ist, als Bürger einer Stadt aufgenommen werden. 2. Ein Ausländer, der nach Erlernung der czechischen Sprache das Bürgerrecht erlangt hat, dürfe kein öffentliches Amt bekleiden; erst seine Enkel seien als eingeborene Böhmen zu betrachten. 3. Wo ein deutscher Pfarrer oder Schullehrer vorhanden, solle nach seinem Tode ein czechischer Pfarrer oder Schullehrer angestellt werden. 4. Der Gebrauch der deutschen Sprache sei den Czechen bei Zusammenkünften untersagt; wer hiergegen wiederholt fehle, sei des Landes zu verweisen.

Fünf Jahre nach diesem Sprachengesetze kam die Vergeltung: Der hussitische Adel des Landes, im Aufruhr gegen das Haus Habsburg, flehte in Deutschland um Hülfe, holte sich den pfälzischen Kurfürsten Friedrich, um ihn zum Könige von Böhmen, zum „Winterkönige", zu erheben. Aber der Adel mitsammt dem neuen Könige erlag in der Schlacht am Weißen Berge; die Czechen flohen nach allen Himmelsrichtungen und fanden in Deutschland eine Zuflucht. Was deutsch war in Böhmen, stand fortan unter der Hut des Habsburgischen Absolutismus und der Jesuiten.

Es befand sich dabei in nationalem Betracht nicht einmal schlecht; denn das Slaventhum trat mehr und mehr zurück. Als Maria Theresia die Zügel der Herrschaft ergriff, fand man Czechen in Böhmen nur noch unter den Bauern und hier und da auch unter den Handwerkern. Mit der Volksschule zog im Jahre 1774 die deutsche Sprache ihre letzten siegreichen Ringe, und es stand keine Schranke mehr zwischen Böhmen und Deutschland aufrecht: die Erziehung war von den untersten bis zu den höchsten Stufen deutsch; in Prag beherrschten deutsche Dichter das geistige, deutsche Künstler das artistische Leben. Joseph der Zweite, der Begründer des ersten deutschen Nationaltheaters, begünstigte selbstverständlich nach Kräften diese Entwickelung. Gluck hatte schon vorher in Prag seine Studien gemacht, und Mozart war der Liebling der Prager. Deutsche Zeitungen hatte es bereits seit dem dreißigjährigen Kriege in Böhmen gegeben, während erst im Jahre 1787 das erste czechische Zeitungsblatt entstand.

Günstiger als seit dieser Zeit hat Böhmen sich materiell und geistig niemals entwickelt: Handel, Gewerbe, Landwirthschaft nahmen in dem Lande, dem die Natur eine reiche Ausstattung mit allen möglichen Hülfsquellen verliehen hat, einen üppigen Aufschwung, und der czechische Bauer wollte lange nicht daran glauben, daß der gute Kaiser Joseph gestorben; der Adel und das betriebsame Bürgerthum waren deutsch in Sitte und Sprache, während das Czechische Bauernsprache geblieben war. Eine literarische Wechselseitigkeit, ein geistiges In- und Miteinanderleben mit Deutschland blühte auf, so recht zum Beweise, daß Böhmerwald und Fichtelgebirge, Erz- und Riesengebirge nichts seien als Bergzüge inmitten

Digitized by Google

des deutschen Landes, keineswegs Grenzscheiden zwischen Deutschen und Deutschen.

Wenn Schiller seinen „Wallenstein“ auf böhmischem Boden auflas, in's Egerland ging, um daselbst seine Vorstudien zu der gewaltigen Trilogie zu machen, so zweifelte er eben keinen Augenblick, daß sowohl dieser Boden wie die Gestalt Wallenstein's selbst durch und durch deutsch sind.

Doch dies bei Seite! Es giebt ein unwidersprechliches Zeugniß, daß um die Wende dieses Jahrhunderts in Böhmen das Czechenthum social, politisch und geistig dem Deutschthum den Platz geräumt hatte und zwar nicht zwangsweise, sondern weil es zur Erkenntniß der überlegenen Eigenschaften des deutschen Volksgeistes gelangt war. Dieses Zeugniß haben, ohne es zu wollen, jene „dreiunddreißig Originalböhmen“ abgelegt, welche bei den Ständen gegen die Germanisation in Böhmen protestirten. Und in merkwürdigem Zusammenhange mit dem Nothschrei dieser „Dreiunddreißig“ steht der etwa gleichzeitige Bericht des Oberstburggrafen von Böhmen an den Kaiser Franz, daß es unmöglich sei, Beamte aufzutreiben, welche der czechischen Sprache mächtig wären.

Wie hätte es auch anders sein können? Rings um Böhmen herum saß von jeher uraltes Deutschthum; an den Grenzen Ober- und Niederösterreichs, Baierns und Sachsens hatte der Czeche niemals festen Fuß gefaßt. Und in Prag, dem Mittelpunkte, gab es zwar czechische Kleinbürger und Handwerker in schwerer Menge, aber das gesellschaftliche und geistige Leben wie dasjenige der Behörden wurzelte in deutschen Ueberlieferungen. Vor dem Usurpator Bonaparte flohen Stein, Scharnhorst, Gentz und Varnhagen von Ense nach Prag, und nach Bonaparte's Niederwerfung ist nirgends auch nur der leiseste Zweifel zu bemerken, daß Böhmen als ein deutsches Land dem Bunde einzuverleiben sei. Dreißig Jahre später klingt und singt es von deutscher Lyrik in Böhmen: Moritz Hartmann, Alfred Meißner, Uffo Horn stimmen ihre Lieder an. Ein deutscher Publicist, Ignaz Kuranda, muß die Prager Heimath verlassen und gründet in Brüssel die „Grenzboten“. Karl Herloßsohn schreibt vielgelesene Romane. Die Prager Universität gelangt zu erneuter Blüthe, und Männer wie Curtius, Schleicher, Esmarch, Brinz, Herbst und Arlt machen sie zu einer Ruhmesstätte deutscher Wissenschaft. Rokitansky und Skoda, die beiden Begründer der berühmten Wiener medicinischen Schule, sind Czechen von Abstammung, aber sie sind zu den Höhen der deutschen Wissenschaft emporgeklommen und haben, da oben angelangt, den nationalen Gegensatz, der sie umbrauste, weit von sich fort gewiesen. Gleichfalls von diesem nationalen Gegensatze unberührt — wenn sie sich nicht geradezu gegen denselben auflehnten — sind die zahlreichen wohlberufenen Musiker und Musikgelehrten geblieben, welche Prag in neuerer Zeit geboren: Hanslick und Ambros, Moscheles, Dreyschock und Laub, Jenny Lutzer, Pauline Lucca.

Nicht anders als die geistige Physiognomie stellt sich die Entwickelung in der Administration des Landes und in der Ausnützung seiner materiellen Wohlfahrtsquellen dar. Die hervorragenden Industriellen sind Deutsche, wie die erfolgreichsten Landwirthe; die Lehrkräfte sind deutsch wie die Pfadfinder des böhmischen Import- und Exporthandels; Deutsche haben die Kohlen- und Holzindustrie im Westen und Nordosten, die Textilindustrie im Nordwesten und Norden des Landes geschaffen.

Da wir hier weder mit Zahlen noch mit Namen operiren dürfen, wollen wir nicht dem Lexikographen in's Handwerk pfuschen; sonst könnten wir leicht mit der Gallerie berühmter Deutscher aus Böhmen viele Seiten füllen, denen Oppolzer, der Arzt, Günther, der Philosoph, Unger, der Jurist, und Führich, der Maler, gewiß nicht zur Unzierde gereichen würden.

Worauf nun begründet sich aber der Anspruch der Czechen auf die Alleinherrschaft in Böhmen?

Von ihrem przemyslidischen Herrscherhause ist, die mythische Libussa abgerechnet, wenig Rühmliches zu vermelden. Einer und der Andere dieser Herrscher zeichnet sich durch besondere Unmenschlichkeit aus, wie beispielsweise jener Sobieslaw der Zweite, der für einen Schild voll deutscher Nasen hundert Mark Silber ausbot.

Ueberhaupt ist es unmöglich, bis zu den Hussitenkriegen von einem czechischen Volksthum zu reden, und wie dasselbe mit der Lehre des Johannes Huß sich erfüllte, bietet es wahrlich kein anziehendes Bild. Ziska ist nach Huß gewissermaßen der erste Czeche von Weltruf, und seine Thaten sind Thaten der Rache, der unmenschlichen Grausamkeit. Nein, die czechische Reformation ist weder in ihren Zielen, noch in ihren Motiven, weder in ihren Lehren, noch in ihren Handlungen schöpferisch und befreiend. Luther hat schon Recht, daß er sich gegen den Vorwurf Eck's in der Leipziger Disputation, als ob er an der böhmischen Sectirerei einen Antheil habe, energisch verwahrt. So lange die Czechen aus ihrem Geiste heraus die Kirche reformiren, so lange diese Hussiten, Taboriten, Calixtiner, Utraquisten und Picarden auf ihre Weise den Katholicismus reinigen wollen, kommt nichts als blutiger Hader und Bürgerkrieg, als Mord und Brand dabei heraus. Was hätte mit einem Procop oder Ziska ein Martin Luther gemeinsam? Erst als die Czechen sich um Belehrung und Schutz zu dem deutschen Lutherthume flüchten, da keimen wenigstens einzelne gute Früchte aus dieser Verbindung hervor. Luther berichtet selbst im Jahre 1519, daß ihm aus Böhmen seine zehn Gebote und das Vaterunser, in böhmische Sprache übersetzt, zugekommen seien.

Die böhmischen Stände bieten ihm im Jahre 1522 ein Asyl an, und Luther antwortet ihnen, er wäre schon längst und gern nach Böhmen gekommen, aber er wolle den Papisten den Triumph nicht gönnen. Der böhmische Name sei bei dem deutschen Volke „nicht mehr“ verachtet, und er hoffe, es werde noch dahin kommen, daß Deutsche und Böhmen gleichmäßig zu dem Evangelium stehen. Wiederholt erscheinen Gesandtschaften der czechischen „Brüder“ bei Luther in Wittenberg; er verhandelt mit ihnen über Glaubensartikel, und da er sich über die „dunkle und barbarische Sprache der Böhmen“ beschwert, sehen sich die „Brüder“ veranlaßt, ihre Schriften für Luther in's Lateinische zu übersetzen. Die czechischen „Brüder“ sind es auch, an die Luther seine Schrift „vom Anbeten des Sacramentes“ richtete.

Es sind dies, wie gesagt, Zeichen und Keime, daß die Czechen so viel Selbsterkenntniß sich anzueignen im Begriffe sind, um einzusehen, daß von ihnen allein keine epochemachende Bewegung, keine Förderung der Welt ausgehen kann und daß es ihnen zum Heile gereicht, willig die Ueberlegenheit der Deutschen anzuerkennen. Aber der Deutschenhaß überwuchert bei ihnen Alles. Plötzlich reitet sie der Hochmuth, und sie erlassen im Jahre 1615 das bereits oben erwähnte Sprachenzwangsgesetz, durch welches alles Deutsche in Böhmen mit Füßen getreten wird. Die Gegenreformation mit ihrem entsetzlichen Elend ist ihre gerechte Strafe. Und dann wird es auf volle zwei Jahrhunderte von dem Czechenthum stille.

Da entdeckt im Jahre 1817 Hanka die bekanntlich gefälschte Königinhofer Handschrift, und nun wuchert plötzlich ein ganzer Wald von czechischen Lyrikern und Dramatikern, von czechischen Geschichtsschreibern und Alterthumsforschern aus dem bis dahin so spröden böhmischen Erdreiche empor. Schafarik, der Slovake, kommt nach Prag, um daselbst sein System der slavischen Alterthumskunde aufzustellen; Palacky beginnt als böhmischer Landeshistoriograph in deutscher Sprache seine Geschichte Böhmens zu schreiben, ein großartig angelegtes und mit mancherlei gründlichen Forschungsergebnissen angefülltes Werk, aber von gehässiger deutschfeindlicher Tendenz, sodaß es eine Art von Unschicklichkeit ist, daß ein solches Buch sich der deutschen Sprache bedient.

Noch hält man diese ganze Bewegung lediglich für eine literarische, der nicht einmal ein besonders günstiges Horoskop gestellt wird. Noch kann (im Jahre 1842) ein gewiegter Kenner der slavischen Literaturen, der Pole Adalbert Cybulski, der an der Breslauer Universität über das geistige Leben unter den Slaven Vorlesungen hält, ein fürchterlich wegwerfendes Urtheil über czechische Sprache und Literatur fällen. Jüngst erst sind diese Vorlesungen im Drucke erschienen, und es ist nicht ganz überflüssig, die Kritik über das czechische Geistesleben ihnen zu entnehmen. Professor Cybulski also sagt:

„Während des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ist die Literatur der Czechen im eigentlichen Sinne des Wortes zu Grunde gegangen; ihre Sprache, die nebst der altslavischen die ältesten und schönsten Denkmäler besitzt, ist während der letzten zwei Jahrhunderte zu einer Bauernsprache herabgesunken. Ihre Nationalität, durch die widrigen Schicksale in ihrem Innersten angegriffen, schien dem deutschen Elemente Platz machen zu sollen, als einige patriotische Männer es unternahmen, den Geist derselben von Neuem zu beleben, die Sprache und Literatur aus ihrer Erniedrigung zu reißen und ihr den vaterländischen Boden wiederzugeben. Die Böhmen sind unter den Slaven das fleißigste Volk. Es ist unglaublich, was sie seit etwa zwanzig Jahren, bei geringen

Digitized by Google

Mitteln und Kräften in der neuen Richtung geleistet haben. Die slavische Sprach- und Alterthumsforschung nahm ihre geistige Thätigkeit am meisten in Anspruch. Aber diese neugeschaffene Literatur hat sich wenig zur Cultur der dem Volke zugänglichen Richtungen herbeigelassen; deswegen bleibt sie noch immer diejenige der Gelehrten; die neue Sprache ist selbst dem Volke nicht durchgängig verständlich. Das Nationalgefühl ist wohl sichtlich erwacht, aber das Volk scheint durch den langen Druck für die den Slaven angeborene Vaterlandsliebe weniger empfänglich geworden zu sein. Selbst die Phantasie, bei den meisten slavischen Völkern dem Verstande überlegen, scheint in den letzten zwei Jahrzehnten gebrochen. Uebrigens haben die Böhmen in der ganzen Geschichte ihrer Literatur wohl gelehrte und ausgezeichnete Schriftsteller, aber keinen großen Dichter aufzuweisen.

Ihre neuesten Dichter sind mehr durch die Richtung, die sie einschlagen, als durch Vollendung bemerkenswerth. Der ausgezeichnetste unter ihnen ist Kolar, evangelischer Prediger in Pest, in der Slovakei in Ungarn geboren, wie denn aus dieser Gegend die meisten heutigen Dichter der Böhmen stammen. Kolar hat über sechshundert Scenen unter dem gemeinsamen Titel ‚Slawy Dcera' gedichtet. Der Zweck ist, die gegenseitige Liebe und Sympathie unter den slavischen Stämmen zu wecken, wie denn Kolar der erste und vorzüglichste Anreger der Idee des Panslavismus war, welche er auch in der Broschüre ‚Die literarische Wechselseitigkeit der Slaven' auseinandersetzte. Diese Idee selbst zeigt den Mangel eines nationalen Bodens, auf dem sich heutzutage die böhmische Poesie entwickeln könnte. Es fehlt der Glaube, die innere Ueberzeugung von der Möglichkeit eines selbstständigen Nationallebens. Deswegen vergeudet man die Liebe an das gesammte Slaventhum, lebt entweder in den entferntesten Zeitaltern oder in einer dunklen Zukunft. So steht es denn auch mit der Dichtkunst. . . . Die bedeutendsten Dichter nach Kolar, Holy und Klazel, der erste in epischer, der andere in lyrischer Gattung, kommen aus diesem Kreise nicht heraus. Es findet sich in dem, was sie geschaffen, viel Lobenswerthes, sowie auch in den Dichtungen Celakowsky's, aber dies Alles findet Anklang nur in den Herzen der Eingeborenen; ich zweifle, ob es denselben auch im Auslande finden würde."

So der Pole Cybulski über seine czechischen Blutsverwandten. Man erkennt sofort, was an seiner Weissagung aus dem Jahre 1842 sich erfüllt hat und worin sie fehlging. Die Welt hat sich an die czechischen Dichter nicht gewöhnt, und es ist unterdessen kein neues Gestirn unter ihnen aufgestiegen. Sie haben keinen Mickiewicz und keinen Puschkin. Aber der Panslavismus hat ihnen seine Frucht getragen, wenn nicht unmittelbar, so doch auf mancherlei Umwegen. Da sie in der That kein innerlich entwickeltes Nationalbewußtsein besitzen, so ist ihr nationaler Chauvinismus allezeit nur eine geschickt unterhaltene geistige Exaltation gewesen. Das Mittel hierzu war eben der Panslavismus, der Wand an Wand mit dem Deutschenhasse wohnt. Und da es bei solch unsauberen Instincten auf das Mehr oder Weniger nicht ankommt, so gesellte sich dazu bei den sogenannten Altczechen der Ultramontanismus und Feudalismus, denen die Jungczechen vergebens entgegenzuarbeiten suchen.

Diese Entwickelung ist nicht zum geringsten Theile das Werk Franz Palacky's, des „Vaters der czechischen Geschichte", dem Ladislaus Rieger als Erbe in Deutschenhaß und czechischem Größenwahn auf die Fersen trat. Palacky wurzelte immerhin noch im Literarischen, aber Rieger, der dafür weder Verständniß noch Neigung besaß, verpflanzte die Bewegung sofort auf das politische Gebiet. Dem Parlamente in der Frankfurter Paulskirche setzte man einen Slavencongreß in Prag entgegen, der freilich ein klägliches Schauspiel bot, da die Slaven mit einander in deutscher Sprache verhandeln mußten, die allen Theilnehmern geläufig war, während dies mit den einzelnen slavischen Idiomen sich nicht so verhielt. Auf den Reichstagen von Kremsier und Wien kam dann die Idee eines großböhmischen Staates nackt und unverhohlen zu Tage, mit dem Vorbehalte, die deutschen Grenzkreise Böhmens von den übrigen zu trennen, in den slavischen Theilen aber eine „slavische Cultur" einzurichten.

Auch davon ward es stille während der zwölf Jahre des Centralismus, während welcher in Wien die czechischen Träume keine Begünstigung fanden.

Aber als im Jahre 1861 Oesterreich sich in einen Verfassungsstaat umwandelte, der allen seinen Angehörigen das gleiche Recht einräumte, als die Deutschen sich stark genug wähnten, ihre Ueberlegenheit in Staat, Gesellschaft und Schule auch auf dem Boden des modernen Staates behaupten zu können, da erhoben sich die Deutschenhasser wilder als je. Sie riefen alle bösen Geister, die religiösen wie die feudalen Dunkelmänner, zu ihrer Hülfe auf; sie brachten mit dem Ministerpräsidenten, den ihr Stamm dem Staate Oesterreich geschenkt hatte, mit dem „Sistirungsminister" Belcredi, den Gesammt-Staat im Jahre 1866 an den Rand des Abgrundes; sie zogen nach Moskau zum Slavencongresse, um daselbst offen ihre Sympathie für Rußland und den Panslavismus, die beiden blutigen Feinde Oesterreichs, zu verbinden; sie jubelten Napoleon dem Dritten zu, als er über Deutschland herfiel, wie ein nachträglich aufgefundener Brief Ladislaus Rieger's an den Tuilerienmann deutlicher, als ihnen lieb war, ersehen ließ.

Und ihr Ruf nach Wiederherstellung der Wenzelskrone, schon im Jahre 1871 von befangenen Staatsmännern zur officiellen österreichischen Losung erhoben, aber nach kurzer Weile mitsammt diesen Staatsmännern gerechtermaßen verworfen — dieser wilde, bedrohliche Ruf ist heute wieder in Prag die Parole des Tages, in Wien abermals eines verhängnißvollen Experimentes werth erachtet. Den Deutschen in Böhmen versagt das Wiener Ministerium seinen Schutz; es zwingt deutsche Beamte, auch in den rein deutschen Bezirken Böhmens ihren Aemtern zu entsagen, weil ihnen die Kenntniß der czechischen Sprache fehlt; es duldet, daß die Prager Hochschule sich entvölkert; es verdrängt die deutsche Sprache aus den Amts- und Schulstuben; es begünstigt den Hader zwischen deutschen Bürgern und deutschen Großgrundbesitzern in Böhmen.

Im Jahre 1871 standen die Czechen noch schmollend dem Wiener Centralparlamente fern; es blieb ihnen nur in dem böhmischen Landtage und in ihren Blättern Raum zur Verunglimpfung, Verdächtigung und Beleidigung der Deutschen.

Aus jener Zeit stammt das niederträchtige Inserat des czechischen Kunstmäcens Napratek, früher: Fingerhut geheißen, in einer czechischen Zeitung deutscher Zunge: „Es wird ein Lehrling für eine Brauerei gesucht. Die Kenntniß der deutschen Sprache wird nicht verlangt, weil wir in Böhmen solche Hohlköpfe, die aus Preußen kommen, wie z. B. Professor Linker, in den österreichischen Staaten nirgends brauchen können." Professor Linker, Philolog an der Prager Hochschule, hatte nämlich seiner Bewunderung der Siege der Deutschen in einer lateinischen Ode Ausdruck gegeben.

Diesmal sind die Czechen im Wiener Parlamente; sie führen in demselben die Mehrheit, welche neben ihnen aus den Reactionären aller siebenzehn Kronländer besteht; sie haben die Macht in ihren Händen, um das Deutschthum in Böhmen zu zertreten, dasjenige in dem übrigen Oesterreich zu demüthigen. Und das Ministerium in Wien läßt sie gewähren, während es im innigsten Bunde mit dem deutschen Reiche zu sein vorgiebt. Wer erklärt mir, Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur?

Nun aber, da das Für und Wider entwickelt ist, muß es zum Spruche kommen.

Was sind die Deutschen dem Staate Oesterreich, und was begehren sie für ihre Landsleute in Böhmen?

Sie sind die Träger der Cultur, der Bildung, des staatlichen Einheitsgedankens in Oesterreich, wie es ihre Landsleute in Böhmen sind. Sie tragen die unvergleichlich größten Lasten im Staate, wie es ihre Landsleute in Böhmen thun. Von ihnen geht die Blüthe der Industrie, des Gewerbes, des Handels aus, wie sie in Böhmen ebenfalls stets von dessen deutscher Bevölkerung ausgegangen ist. Literatur und Kunst sind deutsches Besitzthum; städtische und ländliche Entfaltung empfangen von den Deutschen die nachhaltigsten Impulse. Sie haben Oesterreich in einen Verfassungsstaat umgewandelt und das gleiche Recht Aller vor dem Gesetze, den gleichen Antheil Aller am Staate je nach der Eignung verkündigt. Und nun sollen sie in Böhmen hinausgetrieben werden aus Amt und Schule, sollen, um ihr Dasein zu fristen, die czechische Sprache erlernen, die für Niemanden einen geistigen Gewinn bedeutet, sollen die Tyrannei der Czechen widerstandslos auf sich nehmen, der verbissensten Deutschenfeinde, die irgendwo im ganzen Weltrunde vorhanden sind trotz der Magyaren.

Das muthet ihnen ein angeblich deutsches Regiment zu, das Centralregiment in Wien, genannt das cisleithanische Ministerium.

Was aber sind die Czechen dem Staate Oesterreich, und was begehren sie für sich?

Nicht Gleichheit, sondern unbestrittenes Uebergewicht begehren sie, und zwar nicht blos in Böhmen', das sie sich zu einem Wenzels-Königreiche ausbauen möchten, sondern auch in Oesterreich überhaupt. Sie sind Panslavisten und Schwärmer für Rußland, den natürlichsten Feind Oesterreichs. So lange sie in Böhmen die Zügel führten, war zwischen Böhmerwald und Riesengebirge eine Stätte des Bürgerkrieges, der Zerstörung mit Feuer und Schwert. Verfassungsmäßiges Recht ist ihnen keinen Pfifferling werth, wenn nicht die Verfassung ihnen, und ihren ultramontanen und feudalen Verbündeten alle Freiheit, den Anderen das Helotenthum verhängt. Sie haben kein Verdienst um Oesterreichs geistige, nur ein geringes um seine materielle Wohlfahrt und keines um die Entwickelung des politischen Fortschrittes; denn die Politik ist ihnen nichts als das Instrument ihres nationalen Eigennutzes.

Wenn Oesterreich aufhört, die Ostmark zu sein, der vielleicht in Zukunft den Russen gegenüber dieselbe Mission vorbehalten ist, wie in der Vergangenheit gegenüber den Türken, wenn es sein Beharrungsvermögen einbüßt und in lauter nationale Splitter, einen czechischen, slovenischen, polnischen, deutschen, aus einander fällt, so ist seine historische Sendung beschlossen. Und wo keine historische Sendung ist, da ist auch kein Bestand. Das geschichtliche Oesterreich ruht auf den Schultern der Deutschen; begünstigt es die Czechen und deren Alleinherrschaft in Böhmen, so schafft es wider sich selbst einen Vorposten Rußlands und des Slaventhums. Das ist so einfach, daß sich Niemand mit mangelnder Einsicht entschuldigen kann. Der böhmische Adel, der dreihundert Jahre mit den Jesuiten fraternisirte, glaubt freilich Alles, was — absurd ist; er glaubt auch daran, daß er um Roms willen und wegen seiner feudalen Vorrechte das liberale Deutschthum hassen und verfolgen müsse. So anscheinend gebildet und erkenntnißfähig diese Grafen Leo Thun, Clam-Martinitz, diese Fürsten Lobkowitz und Liechtenstein sind, sie zappeln doch an dem römischen Drahte. Und darin trifft eben Graf Thun mit Ladislaus Rieger, der Concordatsgraf mit dem Moskaupilger zusammen, daß Beide die Reaction wollen, diese alte Feindin und Unterdrückerin alles Deutschen.

„In Bereitschaft sein, ist Alles," sagt Hamlet. Man weiß es links und weiß es rechts, welch tiefer Sinn in diesem Worte steckt. Die böhmischen Deutschen kämpfen auf dem Boden der Verfassung tapfer und unentmuthigt; sie sind zweifellos von der Gewißheit durchdrungen, daß sie nicht umsonst Deutsche sind. Der Theil kämpft für das Ganze, und es giebt Zeiten, wo nach dem alten griechischen Philosophen der Theil mehr ist als das Ganze.

Am Sterbebett der Natur.

Ich wand'le durch den herbstlich öden Wald;
Hoch über mir die Krähenschwärme krächzen.
Von Westen bläst der Sturmwind feucht und kalt,
Und in den Wipfeln geht ein wimmernd Aechzen.

Es raschelt in der Eiche dürrem Laub;
Den welken Schmuck, ihn will sie noch bewahren.
Was längst des Frosts und der Verwesung Raub,
Noch läßt es nicht die Uebertreue fahren.

Halboffnen Aug's nur ist der Tag erwacht;
Kein Sonnenstrahl will seine Wange färben. —
Natur, Natur, wie wehrst du dich mit Macht
Im letzten Lebenszucken vor dem Sterben!

Ich hör' es, wie du leise stöhnst und weinst
Auf deinem Todtenbett von Blätterfetzen.
Schlaf ruhig ein! Erwachen wirst du einst
Zu neuer Pracht nach ew'gen Weltgesetzen.

Du hast gegrünt, geblüht und Frucht gebracht;
Du hast getrunken heiße Sonnenküsse —
Wild fegt der Wind. Ich habe still bedacht,
Wie doch so schwer sich sterben lassen müsse.

Gebetet hab' ich, daß mir Gott einmal
Mit diesem Trost das letzte Leid versüße,
Daß ich nicht sterbe ohne Sonnenstrahl
Und ohne treuer Liebe Scheidegrüße.

Emil Rittershaus.

Skizzen aus Niederdeutschland.

Von Ferdinand Lindner.

5. Sturmfluth.

Sturmfluth — ein wildes, unbändiges Wort, das ein ungeheures Bild in unserer Seele erregt — ein klares und vollkommenes aber wohl kaum. Wer den Ocean nicht selbst sah, wie er sich, vom Sturm belastet, dem Lande zuwälzt, dem kann keine Schilderung, auch die leidenschaftlichste nicht, ein vollständiges Bild geben, noch weniger aber das Bild einer in den Wirbeln des Meeres versinkenden Landschaft.

Was wir in Folgendem dem Leser vor Augen führen wollen, ist eine geschlossene Darstellung der Sturmfluthen überhaupt und ihre Einwirkung auf die Verhältnisse unserer Nordseeküste, und wenn wir diese Darstellung mit dem Versuche beginnen, eine Sturmfluth flüchtig zu skizziren, so bezweckt dies allein, dem Leser das sinnlich nahe zu rücken, was in der folgenden Geschichte der Sturmfluthen den gewaltigen elementaren Hintergrund bildet.

Erdfahl hat sich der Himmel umzogen; erdfahl färbt sich die See, und aus der unruhigen düstern Fläche blickt es weiß auf — kurz und schnell, bald hier, bald dort: die See zeigt die Zähne, wie das Raubthier vor dem Ansprung; kurze weiße Schaumkämme tauchen auf und versinken; höher beginnen sich die Wogen zu heben; länger dehnen sich die Schaumrücken; hohl tönend kommt es über die See herüber — der Sturm ist da.

Doch was kümmert das den Marschbewohner, der vom sichern Deiche hinaus in die Wasserwüste und hinab in die stille Landschaft blickt, deren gesegnete Gefilde, weithin gestreckt, sich in der grauen Ferne verlieren.

Aber mächtiger, wuchtiger stößt der Sturm auf Meer und Land nieder; schon rollt die See brausend über den Groden heran: nicht lange und sie bricht sich schäumend an der Bärme des Deiches — über die rückprallende Woge gießt sich rauschend und zischend die folgende und über die im Schaum zerberstende wälzt sich donnernd die nächste den Deich hinauf; höher und höher, Fuß um Fuß klimmen sie empor. Schon zuckt die erste Spritzwelle über der Kappe auf, und wie nun die Wogenhäupter anfangen, gierig über den Deich zu spähen, wie der Schaum geradaus in's Land segend sich schneegleich auf die braunen Moosdächer wirft und an die Lehmwände schlägt, da blickt der Marschbewohner nicht mehr ruhig, sondern beklommen späht er zwischen den tief jagenden Wolkenfetzen zu dem düstern Himmel hinan. Doch dort schreibt der Orkan nur drohende Zeichen. Er blickt in die finstern Sturmcolonnen des Oceans hinaus, aber als triebe sie ein furchtbarer höherer Wille, ein unerbittlicher Gedanke, so rastlos stürzen sie in wilder Energie heran. Der Tag versinkt ohne Abschiedsgruß in der wüsten Nacht, und mit der Nacht kommt das Ende.

Längst schon ging der Alarm durch's Land; längst schon stehen die Posten auf Auslug und arbeiten die Männer verzweifelt hier und dort, die Kappe, den obersten Theil des Deiches, zu halten; denn wenn diese verloren, ist es auch der Deich.

Alles umsonst! Die vernichtende Woge rollt endlich heran; in Schaum und Gischt zerbröckelt die Kappe; hinterdrein stürzt der zermalmte Deich, und triumphirend donnern die Fluthen durch die Bresche; mit Gedankenschnelle sind die nächsten Höfe weggefegt wie Kartenhäuser, in Nacht und Grauen, in Sturmgeheul und dem rasenden Wirbel der Elemente beginnt der Todeskampf der Landschaft, das große Sterben, das letzte Ringen mit den Wogen.

Wenn auch die nun folgenden Scenen in ihren Einzelnheiten denjenigen binnenländischer Ueberschwemmungen zum Theil ähneln oder gleichen, so liegt doch in dem Bewußtsein, daß das uferlose Weltmeer sich auf den Menschen herabstürzt, eine so furchtbare

Digitized by Google

Größe der Hoffnungslosigkeit, wie sie den Scenen einer Flußüberschwemmung nicht im gleichen Grade eigen sein kann.

Da aber die Mehrzahl der Sturmfluthen in das Winterhalbjahr fällt, so treten zu den Schrecken der Fluth noch die eisige Kälte, die Schneeböen und manchmal sogar das Treibeis, dessen Schollen die Wogen dann wie Sturmböcke gegen die Deiche und Häuser schleudern. Nicht immer aber wächst die Sturmfluth so allmählich an, sondern oft ist sie plötzlich da, wie aus dem Ocean emporgestiegen, und die Vernichtung kommt dann um so schrecklicher über die nichts ahnende Landschaft.

Neben den entsetzlichen Scenen des Kampfes mit den Fluthen — manchmal tritt sogar das vom Sturm erreichte und angefachte Herdfeuer als vernichtender Bundesgenosse des Wassers auf, ja die Gräber speien ihre Todten aus — finden sich Fälle der wunderbarsten Errettung. Die Kinder in der Wiege fehlen auch hier nicht; dagegen sind Rettungen, wie z. B. die folgenden, merkwürdig genug: So wurde einmal ein Bürgermeister von Tönningen in einem Braubottich schwimmend an die Dithmarschen getrieben; eine alte Frau von den Meereswogen in ihrem Bette an den Strand getragen, „ohne daß die Oberdecke naß wurde", wie die Chronik ausdrücklich bemerkt; ja ein Ehepaar mitsammt dem Hause fortgeführt und ganz gemüthlich auf einem Deiche abgesetzt.

Ein Irrthum wäre es, wollte man die Zerstörung des Landes und den Untergang zahlloser Menschen als die alleinige, grauenhafte Wirkung einer Sturmfluth ansehen; nicht weniger unheimlich ist sie in ihren Folgen für die Ueberlebenden. Nicht allein die Aussaat wird zerstört, die eingeheimste Ernte vernichtet, die Heerde ertränkt, sondern auch das Land ist, soweit die See wieder abgelaufen, durch die „salze Fluth" auf Jahre hinaus unfruchtbar geworden, zum Theil versandet; die Brunnen sind verdorben, und aus dem Schutt und Wust steigt ein anderes Gespenst empor — die Seuche. Oft sind nach einer Sturmfluth ganze Ortschaften ausgestorben. Und doch ist das noch nicht Alles. Wenn die unermüdlichen jahrelangen Versuche, das Verlorene dem Meere durch neue Eindeichungen abzugewinnen, sich als vergeblich herausstellen oder die Hülfsmittel zur Neige gehen, dann müssen diejenigen, welche einst hier als freie Hausmänner auf stattlichen Höfen saßen, in die Fremde wandern, in Seedienst gehen oder wohl gar bei Fremden, die, mit Mitteln und Privilegien ausgestattet, Besitz von ihrer alten Heimath nehmen, sich als Knechte verdingen. —

Die Sturmfluthen, welche der naive Volksglaube zu allen Zeiten als göttliches Strafgericht über menschliche Sündhaftigkeit aufzufassen liebt, sind auch der Stoff, an welchen die sonst wenig fruchtbare Sagenbildung in den Küstengebieten anknüpft. Ja die Sage greift in die Zukunft hinüber, indem sie von untergegangenen Ortschaften erzählt, welche dann wieder auferstehen sollen — hier ahnungsvoll vielleicht mit dem geologischen Thatbestand zusammentreffend. Ebenso berichtet das Volk — freilich immer erst hinterher — von drohenden Vorzeichen, welche der Sturmfluth vorausgingen, von den landesüblichen Unheilpropheten, den Kometen, dann von Mißgeburten, wunderbaren Thieren und anderen Erscheinungen, welche die Chroniken aufzählen.

Das Bild der Sturmfluth wächst zur Riesengröße empor, wenn wir den Jahrhunderte langen Kampf auf der ganzen Linie unserer Nordseeküste zu einem historischen Ganzen zusammenfassen: dies zeigt uns den Menschen nicht mehr als das den Fluthen hülflos verfallende Pygmäengeschlecht, sondern — ein großartiger Gedanke — als den ebenbürtigen, ja oft siegreichen Gegner des Weltmeeres, und was diesen Kampf unserem Herzen noch näher rückt, ist der Umstand, daß es germanisches Blut, daß es ein Bruderstamm und der besten einer, der Friese, ist, welcher denselben Jahrhunderte lang durchgekämpft hat. „Deus mare, Batavus litora fecit!" („Gott schuf das Meer, der Holländer die Küste!") — dieser verwegene Spruch sagt trotz der Kühnheit des Gedankens doch nur die Wahrheit: das Auge auf den Ocean gerichtet, schuf sich der Mensch hier Land und Staat.

In den frühesten Berichten, denen des Plinius, finden wir die Küstenbewohner schon mitten in diesem Kampfe, und zwar auf ihren einzeln liegenden Wurten der ganzen Willkür des Meeres preisgegeben. Dann, nach schwachen Einzelversuchen, beginnt erst in späten Jahrhunderten der Deichbau und schafft die Grundlage zu einem höheren Gemeinwesen: kein Land ohne Deich, kein Deich ohne Land — in diesem Satz gelangt auf's Deutlichste der Gedanke zum Ausdruck, daß der Deich das Rückgrat alles Culturlebens bildet.

Aber mit dem Widerstande wächst der Kampf und der Verlust — hinter dem Deiche finden die Fluthen immer mehr zu zerstören, als vordem, und so wachsen die einzelnen Katastrophen zu gesteigerter Höhe — mit ihnen wächst aber auch der Kampfmuth, der Trotz, und staunend blicken wir auf die fast unglaubliche Zähigkeit der um ihre Existenz ringenden Stämme. Was der Großvater dem Meere abgewinnt, wird dem Enkel wieder entrissen, und von seinem rückwärtsgeschobenen Deiche aus blickt er auf die Gewässer, welche über den Gräbern seiner Väter, über seiner Geburtsstätte, über den Triften seiner Heimath wogen. Doch unverdrossen beginnt er von Neuem die Deiche vorzuschieben, wieder und wieder zurückgeworfen, von Neuem vordringend, bis er endlich festen Fuß gefaßt und ein blühendes Heimwesen hinter seinen Deichen geschaffen hat — um dann mit ergrautem Haare in einer einzigen Sturmnacht das Werk seines Lebens mit Kindern und Enkeln in den Fluthen versinken zu sehen, den wenigen Ueberlebenden es überlassend, da wieder zu beginnen, wo er, wo der Urgroßvater begann. Wahrlich, es gehörten Menschen von hervorragenden Eigenschaften dazu, solches zu leisten. Schon Tacitus rühmt die Tugenden gerade unserer Küstenbewohner, und so hat auch die Nordsee im Verlaufe der weiteren Geschichte viele derjenigen Stämme in's Binnenland gesandt, welche sowohl als Staatenzerstörer, wie als Staatengründer mit Ruhm genannt werden. Ebenso prächtig wie treffend charakterisirt ein Chronist des siebenzehnten Jahrhunderts diese Küstenbewohner, indem er sagt, sie seien „stark von Leib, hoch von Geist, steif von Sinnen, ernsthaft und landbegierig".

Wie die Geschichte dieser Menschen und ihrer Gemeinwesen, so ist aber auch die Gestaltung unserer Küste selbst eine Riesenchronik der Sturmfluthen. Jahrtausend um Jahrtausend hat das Meer dem Lande neues Land zugeführt, in jeder Stauzeit eine neue, fruchtbare Schicht ablagernd, aber es hat sich auch als furchtbarer Wucherer erwiesen, was es gab, hat es nur allzu oft mit Zinseszinsen in einer einzigen Sturmnacht zurückgenommen.

Wollten wir ein Bild der Küste entwerfen, wie sie einst war, so müßten wir den Leser theils weit hinaus in's Watt oder in die See führen, theils an der Küste allenthalben Verlorenes ersetzen. Hier riß das Meer die Küste aus einander und schuf Inseln daraus; dort zerriß es Inseln und häufte den Ueberrest als Dünen an's Festland; hier drang es meilenweit in's Land ein; dort spaltete es Flußmündungen zu breiten Meerbusen aus einander; wo einst stattliche Viehheerden auf üppigen Wiesen weideten, zieht jetzt Fluth und Ebbe durch eine viel befahrene Seestraße, wo reichbevölkerte Städte und Dörfer lagen, streckt sich jetzt ödes, graues Watt — kurz, unsere ganze zerklüftete Küste bietet das Bild der Zerstörung. War doch z. B. zu Karl's des Großen Zeit das Land der Friesen doppelt so groß wie jetzt; wird doch der Gesammtverlust der Niederlande auf 125 Quadratmeilen berechnet. So ist das jetzige Nordfriesland nur der Ueberrest glücklicher Marschlande, und wenn der mythische Südstrand wirklich existirte, konnte man einst trockenen Fußes bis eine Meile vor Helgoland gelangen. Wer vom Felsen Helgolands in die See und Dünen hinausblickt, denkt schwerlich, daß hier einst vieh- und kornreiche Ländereien, viele Kirchspiele mit Kirchen und Klöstern sich weit hinaus erstreckten; von Wilhelmshaven blickt man auf ein Gebiet, wo jetzt die „salze Fluth" wogt, auf den Jahdebusen, wo einst blühende Ortschaften lagen, von denen jetzt nur als trauriger Rest die oberahnischen Felder wie ein grüner Grabhügel über dem Versunkenen emporragen, und so wird man, Meile um Meile an der Küste hinschreitend, allenthalben auf die Spuren der Sturmfluthen treffen — besteht doch der ganze Inselkranz nur aus Ruinen, aus den zerrissenen Ueberresten einer zusammenhängenden Dünenkette.

Bei diesen Zerstörungen sind zwei Erscheinungen aus einander zu halten — einerseits die einfache Ueberschwemmung des Landes durch die See und andererseits der wirkliche unmittelbare Substanzverlust, wenn man so sagen darf. Es wäre ganz unbegreiflich, wie Hunderte von Quadratmeilen vollständig aus der Küste herausgerissen werden könnten, wenn die Erklärung nicht in einer geologischen Erscheinung läge, die sich längs der ganzen Küste wiederholt: in den Unterwassermooren. Zur Zeit einer früheren Senkung der Küste ist die darauf befindliche Vegetation zu Torf umgebildet

Digitized by Google

worden, auf dem sich Sand- und Marschboden ablagerte; bei einer folgenden Hebung der Küste wurde das Ganze gleichfalls gehoben, die Sand- und Humuslast preßte aber das Torflager darunter zusammen und sank in Folge dessen unter das Niveau des Meeres. Eine tief in's Land hereinbrechende Sturmfluth wühlte sich dann in die untenliegende Torfschicht ein, hob sie und zog so der darauf ruhenden Marschlandschaft gleichsam den Boden unter den Füßen weg. So entstanden die Meerbusen vom Jahdebusen bis zur Zuidersee. Manchmal wurden von diesen zerstörten Strecken zusammenhängende Theile durch die See fortgetragen und anderwärts auf die Küste geworfen, wie es z. B. den Eiderstedtern in der Marcellusfluth von 1300 erging, denen sich ein Torflager auf ihre Aecker legte, um das sich dann ein Proceß mit den früheren Eigenthümern des Torflandes auf Nordstrand entspann.

Wenn wir nun an die chronologische Zusammenstellung der hauptsächlichsten Sturmfluthen herantreten, machen sich zunächst einige allgemeine Gesichtspunkte geltend.

Bei einem Ueberblicke über die Reihenfolge der Sturmfluthen tritt die Thatsache hervor, daß bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts Zahl und Umfang der Katastrophen zu-, von da an abnimmt. Es wäre nun ein großer Irrthum, dies einer Veränderung der elementaren Gewalten zuzuschreiben. Die Erklärung dieser Thatsache liegt vielmehr in der früheren Unzulänglichkeit der Deiche bei zunehmender Bedeichung und Besiedelung des Landes. War es anfangs mangelhafte Organisation, Mangel der Mittel oder auch theilweise Trägheit, so kam später, wo man dem Deichbau die eingehendste Sorgfalt widmete, eine wirkliche Unkenntniß der Zulänglichkeit des Deiches hinzu, wofür uns ein recht deutliches, geradezu tragisches Beispiel von der nordfriesischen Insel Nordstrand überliefert worden ist. Nachdem Nordstrand in der Fluth von 1615 furchtbar mitgenommen worden war, baute man die Deiche fester und höher, sodaß der Deichgraf, nach Vollendung der Arbeiten, den Spaten einstieß mit dem kecken Rufe: „Trotz nun, blanke Hans!" Und die See nahm die Herausforderung an; wenige Jahre darnach brach sie an vierundzwanzig Stellen zugleich in die Deiche ein und verwüstete die Insel so, daß nur noch geringe Ueberreste in unseren Tagen bestehen.

Eine anderweitige auffallende Thatsache ist die, daß besonders verheerende Fluthen im Laufe der Jahrhunderte an gewissen Tagen wiederkehren, sodaß diese letzteren eine düstere Bedeutung erhielten und zu Buß- und Bettagen wurden. So sind am „St. Gallus-Tag" sieben große Fluthen verzeichnet, weshalb man in ganz Friesland den 16. October als großen Unglückstag feierte. Schlimm ist auch „Allerheiligen", worauf der folgende Vers deutet:

„Allerhiligen Tag
Freßland wohl beklagen mag."

Diesen Unglückstagen schließen sich noch an Weihnachten, die heiligen drei Könige, der Tag der heiligen Cäcilie, Walpurgis und einige mehr. Besonders hohe Fluthen haben sich im Gedächtniß des Volkes unter dem Namen der „Manntränke" erhalten, insofern die Menschen „Mann an Mann" ertranken. Der Glaube, alle vierzig Jahre breche eine große Fluth herein, steht mit der Geschichte nicht gerade im Widerspruche. Diese Wiederholung an bestimmten Tagen hängt wesentlich damit zusammen, daß bei Voll- und Neumond, besonders in Verbindung mit einem Umschlagen des Sturmes aus Südwest nach Nordwest, die verderblichsten Fluthen einzutreten pflegen.

Die früheste, in ihren Wirkungen großartigste Sturmfluth hat keines Menschen Hand verzeichnet; sie hat sich selbst ihre Geschichte in der Gestaltung der Küsten geschrieben: Sie brach das felsige Bindeglied zwischen Frankreich und England; sie schuf jene Seestraße, die wir heute den Canal nennen, und streute den Schutt der einbrechenden Mauer hundert Meilen weit in's Land. Aber wenn auch kein Mensch uns von diesem gewaltigen Ereignisse berichtet, Menschen gab es doch schon damals: denn die Spuren ihres Daseins finden wir zwischen jenem Schutt. Eine Sage deutet — um dies nebenbei zu bemerken — auf jene Zerstörung hin, indem sie erzählt, eine englische Königin habe, um sich an einem dänischen Könige zu rächen, die Scheidewand durchgraben lassen, und so Land und Leute des Dänenkönigs vernichtet.

Die erste sichere Erwähnung einer Sturmfluth knüpft an das Erscheinen der Germanen auf der Weltbühne, an die Invasion der Cimbern und Teutonen im römischen Reiche an. Von dieser, speciell von der Wanderung jener Stämme, berichtet Strabo, sie solle durch eine große Fluth veranlaßt worden sein, doch, setzt er ungläubig hinzu, sei dies nicht anzunehmen, da ja Fluth und Ebbe eine ganz regelmäßige Erscheinung sei. Er wußte also offenbar nichts von Sturmfluthen, um so deutlicher spricht hier aber die Ueberlieferung einer solchen aus seinen Worten. Aus den späteren Zeiten besitzen wir keine oder nur ungenaue Nachricht über Sturmfluthen; erst mit dem elften Jahrhundert, das drei größere Fluthen aufweist, beginnt die unheimliche Reihe der uns mehr oder weniger genau überlieferten Katastrophe.

Das zwölfte Jahrhundert bringt namentlich in seiner ersten Hälfte eine Reihe schwerer Fluthen; so 1144, wo die See zwölf Meilen tief in's Land drang, und 1162, die erste „Manntränke", welche viele Tausende von Menschen und Massen von Vieh ertränkte. Gegen Ende des Jahrhunderts nimmt die Bildung der Zuidersee ihren Anfang.

Das dreizehnte Jahrhundert, ein an mächtigen Sturmfluthen besonders reiches, beginnt und endet mit furchtbaren Fluthen. 1216 kam eine solche mit schrecklicher Gewalt über die Marschen; sie raffte auf Nordstrand allein 10,000 Menschen fort, und schon am 16. November 1219 wüthete dann die Marcellusfluth, welche ihrer Vorgängerin nichts nachgiebt und wohl ebenso viel Menschen ertränkte. Jahr auf Jahr neue Fluthen. Darunter die Weihnachtsfluth von 1277, in welcher die Bildung des Dollart beginnt und dreißig Ortschaften zu Grunde gehen. Das begonnene Zerstörungswerk vollendet die zehn Jahre später, am 14. December 1287, hereinbrechende Sturmfluth, welche der Zuidersee und dem Dollart ihre heutige Gestalt gaben, wobei 80,000 Menschen ihr Leben verloren. Aber als hätte das verderbliche Jahrhundert mit der verderblichsten Fluth schließen wollen, so kam am 16. Januar 1300 die zweite Marcellusfluth, welche vier Ellen hoch über die höchsten Deiche schwoll und bei der in Schleswig allein gegen 7600 Menschen zu Grunde gingen, auf Helgoland Alles bis auf zwei Kirchen zerstört wurde.

1330 versinkt in Nordfriesland Rungholt mit sieben Kirchspielen, und andere Fluthen folgen in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, während zugleich der schwarze Tod Verderben über die Lande trägt. Dann bricht um die Mitternacht des 8. December 1362 die große Manntränke herein; in Nordfriesland gehen dreißig Kirchspiele, in Ostfriesland Torum mit fünfzig Ortschaften zu Grunde, und dieser Fluth folgen im Laufe des Jahrhunderts noch sechs weitere.

Das fünfzehnte Jahrhundert bringt elf größere Fluthen, namentlich die vom 1. December 1421, in welcher an der Rheinmündung der Biesbosch entstand, wobei 72 Dörfer und 100,000 Menschen untergingen, und die Fluth von 1425, bei welcher 10,000 Menschen an den Elbufern ertranken.

Das sechszehnte Jahrhundert beginnt mit der Antoniusfluth von 1511, bei welcher die Fluthen in die alte Wesermündung einbrechen und den Jahdebusen bilden, drei Dörfer vernichtend. Es folgt die Manntränke vom 2. November 1532; dann aber stehen wir vor der schrecklichsten Fluth aller Jahrhunderte — der Allerheiligenfluth von 1570, in welcher, mitten in der Nacht losbrechend und achtundvierzig Stunden wüthend, der Ocean sich über die ganze Küste von Holland bis Jütland warf; alle Deiche wurden gebrochen; nichts widerstand, gegen 400,000 Menschen ertranken, und jahrelang lagen da, wo einst blühende Marschen waren, öde Wüsteneien, weil Niemand vorhanden war, der die Deiche wieder aufrichten, das Land wieder bebauen konnte.

Es folgt das siebenzehnte Jahrhundert mit elf größeren Fluthen, vor Allem die schwere vom 11. October 1634, welche fast ganz Nordfriesland zerstörte und ihm im Wesentlichen die jetzige Gestalt verlieh; 44 Deichbrüche fanden statt; 20 Kirchspiele gingen zu Grunde; 15,000 Menschen ertranken.

Eine höchst wunderliche Fluth — man könnte sie in Vergleich mit den anderen eine gemüthliche nennen — erschien 1630 in den Wesermarschen; an einem schönen Sommertage stieg das Wasser still höher und höher, überströmte den Deich, ruinirte die Ernte und zog sich gerade so still wieder zurück.

Im achtzehnten Jahrhundert ist es hauptsächlich die schreckliche Weihnachtsfluth von 1717, welche über die gesammte Küste schweres Unheil brachte; 15,000 Menschen gingen zu Grunde. Drei andere hohe Fluthen folgten im Laufe des Säculums.

In unserem Jahrhunderte ist es namentlich die Fluth in der Nacht des 3. Februar 1825, welche noch in dem Gedächtniß aller

Digitized by Google

Die Sturmflut.

Nach der Natur gezeichnet von Ferdinand Lindner

Küstenbewohner, namentlich Nordfrieslands und der Elbmarschen, lebt, da diese ganz besonders litten. Es war eine Vollmondspringfluth mit schwerem Sturm, und seit einem Jahrhundert war keine Fluth von solcher Höhe hereingebrochen. Aber trotzdem nahmen die Verluste nicht die Ausdehnung an, wie in dem vorhergehenden Jahrhundert; denn seitdem waren die Deiche doppelt so hoch und stark geworden, sodaß nun auch die Fluthen von 1845, 1850 und 1855 nicht mehr Zerstörungen von größeren Dimensionen anzurichten vermochten.

Dem Geschilderten brauchen wir kein Wort hinzuzufügen — diese furchtbare Chronik liest sich wie ein Bericht von den Schlachtfeldern eines endlosen, blutigen Krieges, und wenn wir staunend den Blick von diesem titanenhaften Ringen der Menschen mit dem Ocean abwenden, liegt es nahe, daß wir ihn besorgt auf die Zukunft richten, und die Frage tritt an uns heran: Sehen unsere Marschen nochmals solchen Katastrophen wie den geschilderten entgegen? Die Antwort hierauf kann nur eine relative sein.

Insofern die Deiche in ihrem gegenwärtigen gewaltigen Bau, und die nächste Zukunft, die nächsten Jahrhunderte in Frage kommen, kann man, soweit menschliche Erfahrung reicht, von einer ziemlich absoluten Sicherheit sprechen; eine Gefahr könnte wohl nur dann entstehen, wenn zwei ganz ungewöhnlich furchtbare Fluthen einander unmittelbar folgten, sodaß Alles, was die erste zerstört hatte, beim Andringen der zweiten noch nicht wieder hergestellt war.

Anders gestaltet sich die Lage, wenn wir über die nächsten Jahrhunderte weg in die Zukunft blicken. Der Inselkranz vor unseren Küsten unterliegt einer fortwährenden Zerstörung; gemessen mit dem Umfange, den sie in früheren Jahrhunderten hatten, haben einzelne Inseln über die Hälfte ihrer Ausdehnung eingebüßt und in unserer, der neuesten Zeit ist z. B. Wangerooge zum verlorenen Posten geworden, den die Bewohner räumen mußten. Hand in Hand mit den Zerstörungen durch die Fluthen geht nun eine Senkung des ganzen Küstenstriches von Jahrhundert zu Jahrhundert, und wird diese nicht durch eine Hebung abgelöst, so sind die sämmtlichen Inseln ihrem Schicksal verfallen. Sind aber erst diese Wellenbrecher im Meere versunken, so ist das Vorland das nächste Angriffsobject der Fluthwellen, und ist dieses zerspült und zerstört, dann hat wohl die Stunde neuer Kämpfe für unsere Marschen geschlagen.*

* Ueber die zum Schutz unserer Nordsee-Inseln bekanntlich regierungsseits vorgenommenen Maßregeln werden wir bald einen Aufsatz aus der Feder eines Fachmannes bringen. D. Red.

Streitende Theologen.

(Mit Abbildung, S. 833.)

„Und leider auch Theologie" — läßt Goethe den Doctor Faust die Aufzählung seiner Studien schließen. Eine Zeitlang schien es, als habe die faustische Abneigung Goethe's gegen die Mysterien der Dogmatik sich auch unserer akademischen Jugend bemächtigt. Die theologischen Hörsäle wurden leerer und leerer; die Consistorien klagten über die Spärlichkeit des geistlichen Nachwuchses; Patrone und Gemeinden boten Pfarrstellen, namentlich schlecht dotirte, wie Waare aus, die keinen Käufer findet.

Ein unerwartet schneller Umschwung der Dinge hat gegenwärtig das frühere Verhältniß nahezu wieder hergestellt und den theologischen Docenten neue Zuhörer, den Heerden neue Hirten gebracht. Nach wie vor prangt in den Verzeichnissen der Vorlesungen, die an deutschen Universitäten gehalten werden, an erster Stelle die Theologia sacra, zum Zeichen, daß ihre Vertreter den Lehrern anderer Wissenschaften zum mindesten ebenbürtig erachtet werden. Nach wie vor nehmen die Geistlichen in der Gesellschaft eine in mehr als einer Beziehung hervorragende Stellung ein. Nach wie vor üben diejenigen unter ihnen, denen die Nähe der Fürstenhöfe Rang und Pfründe verleiht, einen unberechenbaren Einfluß, welcher, wie Kundige behaupten, über die Leitung kirchlicher Angelegenheiten hinaus, in die hohe und niedere Politik nicht erfolglos eingreift.

Wie mag es nun zugehen, daß trotzdem ein beträchtlicher Theil der Gebildeten, und zwar auch solcher, die für ihre Person und ihre Familie mit den kirchlichen Traditionen nicht gebrochen haben, den ehrwürdigen Gestalten im schwarzen Rocke und weißer Binde gern aus dem Wege geht, mit Vorliebe an ihnen seinen Witz übt, über ihre Leistungen geringschätzige Urtheile fällt, sie für allerlei Unheil in irdischen und himmlischen Dingen im Ernst und Scherz verantwortlich macht? Der ganze Stand als solcher ist ohne Zweifel so ehrenwerth wie irgend einer. Aber eine Eigenschaft haftet in der That vielen, um nicht zu sagen den meisten Theologen an, die wohl im Stande ist, sie auch bei vorurtheilsfreien Leuten mißliebig zu machen, eine Eigenschaft, die ihnen nachläuft, wie der Schatten dem Lichte. Das ist, um es kurz auszusprechen, ihre Rechthaberei, ihre Streitsucht.

Streitende Theologen — wer hätte sie noch nicht gesehen auf Synoden und Kirchentagen, bei Festen und Mahlzeiten, in Wartezimmern und Eisenbahncoupés? Wer hatte nicht schon ihren Schlachtruf erschallen hören in kirchlichen und politischen Zeitungen? Wer wüßte nicht, daß gerade gegenwärtig um vielumworbene Kanzeln der Hauptstadt des deutschen Reiches ein hitziger Kampf entbrannt ist, in welchem das „Hie orthodox!" „Hie liberal!" von rechts und links sinnverwirrend durch einander klingt? „Streitende Theologen" hat auch der Maler des vortrefflichen Bildes, an welches unsere Bemerkungen sich anlehnen, den Beschauern der „Gartenlaube" vorgeführt. Das ist einmal ein Bild, aus der Mitte des Lebens herausgegriffen, ungekünstelt und doch von der Kunst geboren.

Ja, seht sie euch einmal genau an, diese Köpfe, diese Figuren, dieses Mienenspiel, diese Gruppirung! Unter dem Vorsitze des Herrn Superintendenten tagt in einfacher Amtsstube eine geistliche Conferenz. Aus Stadt und Land sind die „lieben Brüder" erschienen; die Bewillkommnungen durch Händedruck und kräftigen Kuß sind gewechselt, die Grüße der daheim rüstig schaltenden Pfarrfrauen ausgetauscht, die Formalien erledigt worden. Ein wissenschaftlicher Gegenstand ist auf die Tagesordnung gesetzt; das einleitende Referat erstattet worden; die zusammenfassenden Thesen vorgelesen worden; die Debatte ist in vollem Gange. Vor allen Dingen fesseln uns die beiden Hauptgestalten der Versammlung. Halb von seinem Sitze erhoben, halb über den Tisch gebeugt, das Haupt eifrig vorgestreckt, trägt soeben ein in vorgerückten Jahren stehender Herr seine Meinung vor. Sein Auge leuchtet in stechendem Glanze; seine Züge sind gespannt; sein Mund verräth Energie, sein Mund schneidige Beredsamkeit. Die Linke hält das Taschentuch, den perlenden Schweiß der Erregung von der Stirn zu trocknen. Ueberaus charakteristisch ist die Geberde der rechten Hand. Beinahe rechtwinkelig gebogen ruht sie auf einem aufgeschlagenen Folianten; der Zeigefinger ist fest und sicher auf einen Punkt gestemmt. „Hier steht's geschrieben; hier steht's schwarz auf weiß; wer will das Wort anfechten, wer die Buchstaben leugnen? Hier steht's, und dabei bleibt's!" Ob dem Redner sein großes Vorbild, der Doctor Luther, vorschwebt, wie er auf der berühmten Zusammenkunft in Marburg, wo man über die Bedeutung der Abendmahlsfeier verhandelte, mit Kreide auf den Tisch schrieb: „Das ist mein Leib", und allen Einwürfen und Bedenken Zwingli's zum Trotz immer wieder auf die Kreidebuchstaben hinwies: „das ist, das ist"? Ob das Gedächtniß des großen Reformators der entarteten Kirche, dem der Wortlaut der Bibel über Alles ging und der in hartnäckigem Eigensinn die von dem nachgiebigeren Schweizer gebotene Bruderhand ausschlug, ihn in seinem Entschlusse bestärkt, von dem Buchstaben der heiligen Schrift auch nicht ein Jota abmarkten zu lassen? Ein Zwingli nun zwar scheint der Gegner des lutherischen Heißsporns nicht zu sein: dazu ist sein Kopf zu fest, seine Haltung zu überlegen. Man sieht es dem hochwürdigen Herrn an, daß er sich nicht einschüchtern läßt, daß er den Ausführungen des „geliebten Bruders und geehrten Vorredners" seinen Zweifel und Widerspruch entgegensetzt. Mit Bedeutung erhebt er die wohlgepflegten Hände; mit salbungsvoller Rede und feiner Ironie sucht er seinen Widerpart zu widerlegen. Fanatismus ist es nicht, was auf seiner Stirn thront und von seinen Lippen fließt, sondern es ist die milde Ruhe und vornehme Abwehr eines wohlunterrichteten Mannes. Vielleicht, daß die weltliche Bildung der Zeit auch an seinem Geiste nicht spurlos vorübergegangen ist, daß er der Gedankenentwickelung eines Schleiermacher — versteht sich, mit allen Vorbehalten des rechten unverfälschten Glaubens — nicht ungern folgt, daß er sich, mehr im Stillen als ausgesprochenermaßen, zu den von Halle und Berlin aus geleiteten Vermittelungstheologen zählt. Wer wird Recht behalten im Streit? Wird die Milde über die Strenge, die Vermittelung über die Consequenz den Sieg davontragen?

Blicken wir uns doch in der übrigen hochwürdigen Gesellschaft ein wenig um, damit wir womöglich die Stimmung der Majorität erfahren, die ja auch unter den Gläubigen nicht unterschätzt zu werden pflegt! Der Herr zur Linken des Superintendenten sieht nicht so aus, als werde er sich im nächsten Augenblick in den Streit seiner Nachbarn mischen. Nachdenklich sitzt er da, die Arme gekreuzt, schweigend den Verhandlungen folgend; seine ernsten Mienen sind nur von einem flüchtigen skeptischen Lächeln erhellt. Er weiß, daß Glaubensfragen nicht durch Pastoren-Conferenzen entschieden werden; sein Arbeitsfeld ist mehr die stille Studirstube mit ihrem Augustinus und Neander als der Markt der Parteien. Die weiße Halsbinde liebt er für seine Person nicht; ein schwarzes Halstuch umschließt den etwas altmodischen Kragen, und so erscheint er schwärzer als die übrigen Herren, unter denen er sicher nicht der schwärzeste ist. — Sei uns gegrüßt, du freundlicher Greis an seiner Seite, du mit dem schneeweißen Haar, auf welchem das Sammetkäppchen da thront, wo einst vor vielen, vielen Semestern dem flotten Burschen das Cerevis-käppchen saß! Wohl bekomme dir das Prischen, das du eben aus der silbernen Jubiläumsdose zur Nase führst, während du deinem Nachbar eine Bemerkung zuflüsterst, die ohne Zweifel den Sinn hat, daß „zu deiner Zeit" der würdige Wegscheider oder der gelehrte Gesenius die fragliche Bibelstelle ganz anders ausgelegt haben, als dieses neumodische Geschlecht sie versteht. Wem zauberte dein Anblick ein Bild ländlicher Idylle nicht vor die Seele, das hundertjährige Pfarrhaus mit ragendem Giebel, von wilden Weinreben umsponnen, den Wirthschaftshof mit watschelnden Gänsen und gackernden Hühnern, den stattlichen Gemüsegarten mit traulicher Geisblattlaube und lockenden Aepfeln? Alterchen, „deine Zeit" ist bald dahin; hinter deinem Pfarrgarten pfeift die zudringliche Eisenbahn vorbei; in deine Gemeinde bricht mit Macht der Strom der neuen Bildung ein, und nur noch in den Erzählungen der Großmütter und den Dichtungen der Poeten wandelt bald deine ehrwürdige Gestalt.

„Seid ihr bald fertig mit dem Disputiren?" So fragt innerlich, ohne daß eines Confraters Ohr etwas von der Frage erlauschte, der be-

Digitized by Google

häbige Dicke an der Schmalseite des Tisches. Es giebt doch noch bequeme Stühle in der Welt, an deren gepolsterter Rückwand man nicht nur sein müdes Haupt bergen kann, sondern auf deren Armlehnen auch die Ellenbogen den Stützpunkt finden, dessen die gefalteten Hände zur würdigen Fassung bedürfen. Er scheint zu beten — ob er wohl den Himmel anruft, daß er die sündige Welt bald in Bausch und Bogen bekehren möge? ob er wohl aus den Bitten des Vaterunsers insbesondere die vierte „unser täglich Brod gieb uns heute" zum Gegenstande seiner Privatandacht macht? Das runde Bäuchlein und das feiste Unterkinn lassen darauf schließen, daß ihm am pünktlichen Eingehen seiner Sporteln ungleich mehr gelegen sei, als an dem oratorischen Erfolge seines Amtsnachbars, den er für einen unverbesserlichen Streitbold hält, und daß er bei dem nun hoffentlich bald beginnenden Conferenzessen im „Schwarzen Stern" eine viel activere Rolle spielen werde, als bei der langweiligen Disputation über „das ist" und „das bedeutet".

Und nun zu dem vierblätterigen Kleeblatt, welches dem geistlichen Falstaff gegenüber gleichsam an einem Stengel sitzt — vier Diener des Evangeliums, nicht vier Evangelisten. Zwar der nach innen sitzende mit dem vierschrötigen Gesicht, dem massiven Munde und ein wenig ungeordneten Haar hat etwas, was an den Stier des Lucas erinnert; er ist ein Landpastor aus einem Guß, der mit „seinen" Bauern um so besser fertig wird, je näher er selbst nach Anschauung und Lebensweise ihren Gewohnheiten und Bedürfnissen steht. Auch Marcus hat seinen Epigonen gefunden: der glattrasirte Herr ohne Brille mit den dräuenden Augenbrauen mahnt von weitem an den Löwen dieses Evangelisten; freilich ist er ein zahmer Löwe, der nur, wenn er mit des Basses Grundgewalt auf seiner Kanzel donnert, ängstliche Gemüther fürchten macht. Pseudo-Lucas und Pseudo-Marcus vermögen nicht ohne Schwierigkeit den Subtilitäten der Vorträge des Tages zu folgen. Aber Matthäus und Johannes haben die Rollen getauscht: jener hat diesem den Adler als unsichtbares Attribut abgetreten. Jener, der am Rande des Bildes seinen Platz hat, trägt zwar den neumodischen Lutherrock und Stehkragen, zum Zeichen, daß er ein rechter Pfarrer sei, aber damit hat er das Kind der Welt noch nicht gänzlich ausgezogen, dessen Reflexe sich ab und zu nur in seinem nicht unsympathischen Gesicht spiegeln. In müßigen Stunden greift er gern einmal wieder zu seinem Horaz, dessen Lieder er als Primaner so eifrig gelesen hat, und in den Concerten der städtischen Capelle pflegt er nicht zu fehlen. Der letzte im Kleeblatt, mit dem sorgfältig in der Mitte gescheitelten Haar, dem Taubenblick und dem süßlichen Munde, der durch das erhobene Augenglas nach dem Texte der streitigen Bibelstelle schielt, ist ein „gar lieber" Mann, der Vertraute aller Geheimräthinnen, der Hausfreund in den Familien verabschiedeter Militärs. Innere und äußere Mission, conservativer Club und Gefängnißverein, Sonntagsschule und Magdalenen-Asyl — das alles trägt er in eifrigem Herzen und geschäftigen Händen. Man erzählt sich, daß ihm die demnächst zur Vacanz kommende, mit über 10,000 Mark dotirte Patronatsstelle des Barons von Iftelfingen, dem seine Gattin, eine geborene von Iftelfingen-Diftelfingen, weitläufig verwandt ist, nicht entgehen könne.

Sind wir zu Ende? Noch nicht! Ueber der Lehne des Armstuhls, in welchem der wohlbeleibte Herr Platz genommen hat, wird der obere Theil eines markirten Antlitzes sichtbar: ein Paar intelligente Augen überfliegen beobachtend die Scene. Wer mag der junge Mann sein, der sich in so bescheidener Reserve hält? Ein unlängst von der Universität Heidelberg heimgekehrter Candidat, seit einigen Monaten als Hülfsprediger einer größeren städtischen Gemeinde angestellt.

Der Eindruck, den er heute, wo er zum ersten Male an der amtlichen Conferenz Theil nimmt, empfangen hat, ist kein sehr ermuthigender. Wie viel Stumpfheit und Geistlosigkeit hat er bei seinen zukünftigen Standesgenossen gefunden! Was soll der Streit über Silben und Buchstaben in einem Kreise, der auf Sinn und Geist der heiligen Schriften hingewiesen ist und andere hinzuweisen hat? Soll denn der Hader über den Wortlaut der Glaubenssätze und Bekenntnisse wie eine Plage sich von Geschlecht zu Geschlecht schleppen? Soll auch er, der Jüngling mit dem idealen Geistesfluge und dem aufrichtig frommen Herzen, wider seinen Willen hineingezogen werden in die Leidenschaft der Parteien, in die Intriguen des Cliquenwesens? Möge er nie den Rückblick auf seine Studien mit dem wehmüthigen Geständniß schließen müssen, welches in seinem Munde wie die Klage über ein verfehltes Leben klingen würde: „und leider auch Theologie"!

Und wenn nun die Reden verstummt sind, die Folianten zugeklappt und die Sitzung aufgehoben, welches wird der Erfolg des Streites sein? Wird der eine den anderen überzeugt haben? Wird die Wissenschaft einen Gewinn einheimsen? Werden die Gemeinden einen Segen davon verspüren und eine Hebung ihrer religiösen und sittlichen Zustände davon tragen? Wir glauben keines von alledem. Denn leider ist es denjenigen, die sich in theologischen Streitigkeiten gefallen, in der Regel nicht um wissenschaftliche Beweisführung und Belehrung, sondern um Hinüberziehen zum eigenen Glaubensstandpunkt, also um Bekehrung zu thun. Dazu kommt, daß die Art, in der solche Fehden geführt werden, sich durchaus nicht immer in den Grenzen der sachlichen Gegensätze und der persönlichen Würde hält. Wenn Philosophen, Juristen oder Mediciner streiten, so lassen sie einander, der wissenschaftlichen Differenzen ungeachtet, gewöhnlich die Ehre eines leidenschaftlosen, ihrem Bildungsgrade angemessenen Tones widerfahren. Wenn Theologen streiten, so gerathen sie oft hart an einander; der Kampf wird auf das Gebiet des Persönlichen hinüber gespielt und nimmt den Charakter der Gereiztheit und Gehässigkeit an. Jeder geberdet sich, als ob der Andere die Heiligthümer des Glaubens angetastet, die Grundlage der Kirche unterwühlt, den Bestand des Evangeliums in Frage gestellt, den Namen des Höchsten gemißbraucht habe, und als sei nun er selbst berufen, dem verirrten Schafe — nicht etwa mit Liebe und Geduld nachzugehen, um es der Heerde wieder zuzuführen, sondern ihm „wehe!" nachzurufen, damit die treugebliebenen Schäflein glauben sollen, das verscheuchte sei ein räudiges gewesen. Ist es doch bereits dahin gekommen, daß Parteiversammlungen von Kirchenmännern ihren Verhandlungen oft dadurch die einzige Würze geben, daß sie über die Vertreter abweichender Richtungen ein Verdammungsurtheil nach dem andern fällen. In ähnlicher unverantwortlicher Weise haben die lutherischen Orthodoxen des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts durch ihre Silbenstechereien und Wortklaubereien das Volk um die Früchte der großen, preiswürdigen Befreiungsthat des deutschen Geistes betrogen. Und Viele von Denjenigen, die sich heute nach Luther's Namen nennen, haben von ihm nichts weiter als den Starrsinn und die unbeugsame Hartköpfigkeit seines Wesens geerbt, die ihm a's sein Theil menschlicher Unvollkommenheit anhaftete, aber kein Atom der Riesengröße seines Geistes, der den Plunder der Baalspfaffen des Mittelalters in Trümmer schlug.

Man täusche sich doch nicht: die künstliche Erregung gewisser exclusiv kirchlicher Kreise für lutherische Rechtgläubigkeit ist Strohfeuer von unheiligen Händen entzündet, früher oder später von widrigen Windstößen ausgelöscht. Aber unsere Gemeinden kümmern sich im großen Ganzen herzlich wenig um diese spitzfindigen Disteleien der Zionswächter über dogmatische Formulirungen ihres Christenglaubens; nicht Steine wollen sie, sondern Brod, lebendiges Brod, Nahrung des Geistes, Labsal des Herzens aus den unerschöpflichen Vorräthen des Evangeliums, dessen Ideal das Reich der Wahrheit, der Liebe, aber auch vor allem der Freiheit ist.

Blätter und Blüthen.

Explosion eines Diamanten. Vor einem halben Jahrhundert veröffentlichte der englische Physiker Brewster eine Abhandlung, in welcher er zeigte, daß Edelsteine der verschiedensten Art nicht selten mikroskopische oder auch dem bloßen Auge erkennbare Höhlungen enthalten, die mit einer in der Wärme sehr ausdehnbaren Flüssigkeit gefüllt sind. Er machte deshalb darauf aufmerksam, daß es nicht ohne Gefahr sei, Edelsteine zu tragen; denn wenn sich solche Höhlungen zufällig in der Nähe der Oberfläche befänden, so würde die Wärme der Haut unter Umständen hinreichen, „sie mit beunruhigender und selbst gefahrvoller Explosion zu zersprengen. Es ist mir nie ein solcher Zufall bekannt geworden," schloß Brewster seine Abhandlung; „hat er sich ereignet, oder sollte er sich künftig ereignen und träfe, um seinen natürlichen, merkwürdigen Charakter zu erhöhen, irgend ein unglückliches Ereigniß zufällig damit zusammen, so werden die in dem Vorhergehenden beschriebenen Erscheinungen hinreichen, ihn des Wunderbaren zu entkleiden." In einer vor einigen Monaten abgehaltenen Sitzung der Akademie der Wissenschaften von Philadelphia theilte Professor Leidy ein neueres Beispiel der von Brewster vorausgesehenen Edelstein-Explosionen mit und zeigte den explodirten Stein, einen in Gold gefaßten Diamanten von sieben Millimeter Durchmesser vor, der in einem Manschettenknopf von Achat steckte. Derselbe war ihm von einem Juwelier Namens Kretzmar mit der Mittheilung überbracht worden, daß der frühere Eigenthümer desselben eines Tages die Hand an seine Stirn gelegt habe, und daß dabei der Diamant so gewaltsam explodirt sei, daß er ein Fragment in die Hand und ein anderes in die Stirn getrieben habe. Eine nähere Besichtigung zeigte an der beschädigten Oberfläche eine kleine Höhlung, in welcher ein undurchsichtiges Stückchen Kohle in der Krystallmasse lag. Dieser Fall scheint die kürzlich in der „Gartenlaube" ausgesprochene Meinung, daß der Diamant auch in der Natur unter hohem Dampfdruck entstanden sei, zu bestätigen. Wir wollen bei dieser Gelegenheit bemerken, daß der Verfertiger der „künstlichen Diamanten", J. B. Hannay in Boston, der Londoner königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in einer Julisitzung genauere Mittheilungen über die von ihm angewendete Methode gemacht hat, und daß dieselbe darin bestanden hat, in einer starken zugeschweißten Eisenröhre eine Mischung von Paraffinöl, nebst zehn Procent Knochenöl mit einem Alkalimetall zum Glühen zu erhitzen. Der Entdecker ist übrigens mit seinen bisherigen Ergebnissen unzufrieden und will demnächst eine neue Reihe von Experimenten beginnen.

Das Denkmal von Folkestone. Fast drei Jahre sind dahingegangen, seit die Schreckensbotschaft von dem Untergange eines unserer größten und schönsten Panzerschiffe mit seinem kostbaren Inhalt an maritimem Material und seinem noch unendlich kostbareren an Menschenleben uns erreichte, seit der „Große Kurfürst" in den Wellen versank. Was damals bei der ersten Kunde davon alle Herzen in tiefem Wehgefühl und Schmerz ergriff, und nachmals, in fast leidenschaftlichem Für und Wider sich Bahn brechend, noch so lange in ihnen nachzitterte, das findet jetzt auf dem stillen kleinen Marinekirchhof zu Folkestone seinen endlichen Abschluß. Das Vaterland errichtet dort seinen ehrenvoll in ihr nasses Grab gesunkenen Söhnen, die Marine ihren unvergessenen Cameraden ein Denkmal, das noch späten Geschlechtern im fernen Lande erzählen soll, wie deutsche Männer in ihrem Beruf zu sterben wußten.

In Folge einer vom Marineminister Stosch ausgegangenen Anregung wurde unter den Mannschaften und Officieren der Marine eine allgemeine Sammlung veranstaltet und der Erlös derselben zur Errichtung des in unserer Illustration dargestellten Denkmals verwendet. Dasselbe ist von Professor E. Luerssen (nicht zu verwechseln mit seinem Bruder, dem Bildhauer A. Luerssen) ausgeführt worden.

Auf grauen Granitstufen erhebt sich ein Obelisk aus weißem Sandstein, dessen Spitze zum Theil mit der Flagge der kaiserlich deutschen

Digitized by Google

Marine bedeckt ist, und welcher auf der vorderen Wand auf einem Anker den Reichsadler und in diesem den preußischen Adler, weiter unten dagegen die Widmung trägt.

An dem Sockel des Denkmals bemerkt man ferner auf der vorderen Wand desselben einen kleinen Schild mit einem Eichenkranze und zwei über ihm liegenden Palmenblättern während die Ecken aus Ornamenten, welche Löwenköpfe darstellen, gebildet worden. In die übrigen drei Wände des Obelisken hat der Meißel des Künstlers die Namen der 269 Verunglückten, noch im Tode nach den Chargen geordnet und mit dem Capitain Lieutenant Ludwig an der Spitze, eingehauen.

Ferne sei es von uns, jene vorerwähnten und, Gottlob, überwundenen Zeiten erbitterten Kampfes über Ursache und Wirkung, Schuld oder Nichtschuld, hier noch einmal heraufzuschwören! Angesichts der friedlichen Ruhestätte jenseits des Meeres könnte Nichts unangemessener sein.

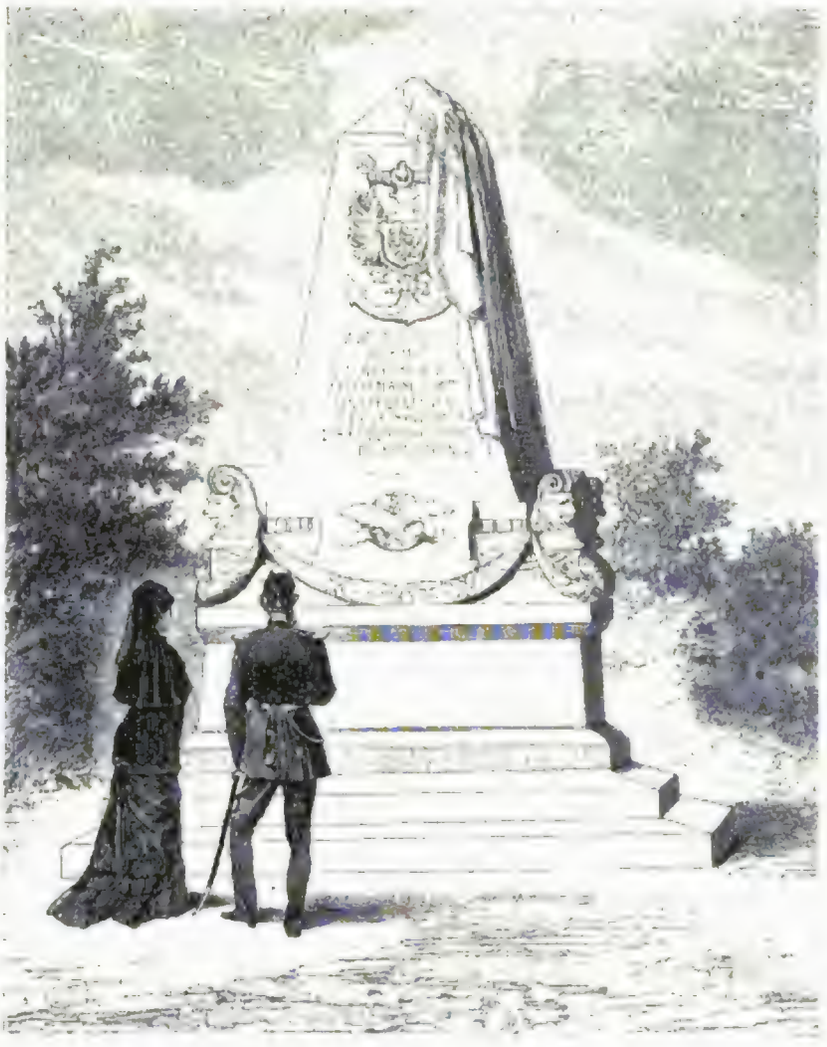
Auch nicht der Verdienste der Lebenden sei hier gedacht. Nur derer ist es heute unsere Pflicht zu gedenken, die für irdisches Lob nicht mehr erreichbar sind, und einen Kranz dankbarer Erinnerung an den Stufen des Denkmals niederzulegen, das den „Dahingeschiedenen" geweiht ist.

Musterhaft war die Disciplin an Bord des sinkenden Schiffes, wahrhaft heroisch das Ausharren eines Jeden auf seinem Posten. Die kriegsgerichtliche Untersuchung hat ergeben, daß alle Befehle ebenso ruhig und sicher ertheilt, wie sie schnell und pünktlich ausgeführt worden sind.

Das Aufschließen der Arrestantenzellen, das Räumen des Lazareths, das Herablassen der noch erreichbaren Boote, Alles ist mit einer Präcision vor sich gegangen, als habe es sich nicht um Leben und Tod für jeden Einzelnen, sondern etwa nur um Ausführung eines schwierigen, höchste Eile heischenden Manövers gehandelt. Viele haben gerade bei diesen Dienstleistungen ihr Ende gefunden. Zwiefache Ehre ihrem Angedenken! Auch fremde Augenzeugen, zumal englische, bekunden mündlich und schriftlich, daß die Ruhe und Ordnung am Deck des „Großen Kurfürst" bis zum Ende eine über alles Lob erhabene gewesen sei. Keine kopflose Verwirrung, kein Ueberstürzen nach den rettenden Booten, keine lauten Ausbrüche unmännlicher Verzweiflung hätten sich bemerkbar gemacht. Selbst da, als schon der Befehl gegeben war, alle hemmenden Kleidungsstücke abzuwerfen und die einzig noch mögliche Rettung im Schwimmen zu suchen, habe man deutlich die befehlenden Stimmen des bis zuletzt pflichtgetreu ausharrenden und nachher so wunderbar erhaltenen Commandanten und der unerschrockenen Officiere gehört, und selbst da sei ihren Zurufen noch Folge geleistet worden.

So sind sie dahingesunken in das Element, das sie geliebt und dem sie vertraut. Viele, nach harten Kämpfen um's Dasein, von herbeieilenden englischen Booten oder von denen des „König Wilhelm" gerettet. Andere in den wenigen glücklich „zu Wasser" gekommenen des „Kurfürst" geborgen, noch mehr aber zu Grunde gegangen und dann als Leichen an's Land geschwemmt, oder hinausgetrieben in die unendliche See, sie Alle haben die schwerste Aufgabe mannhaft gelöst. Gefaßt und gottergeben sind sie einem schrecklichen Tode entgegengegangen, ohne die vorherige Erregung eines Kampfes für theure, heilige Güter, ohne die erhebende Hoffnung eines endlich winkenden Sieges, ja selbst ohne den letzten Trost eines für ihr wackeres Sterben ihrer harrenden bekränzten Heldengrabes.

Kann es aber auch nicht der Lorbeer des Siegers sein, den wir auf die Stätte niederlegen, die ihrem Gedächtniß geweiht ist, seine Palme ist es sicher. So schlaft denn sanft, ihr wackeren Söhne deutscher Erde, wo auch euer Gebein den letzten Ruheplatz gefunden haben möge! Das Denkmal zu Folkestone aber hebe sich im fremden Lande empor, als ein leuchtendes Wahrzeichen des um seine Kinder trauernden, dankbaren Vaterlandes!



Das Denkmal von Folkestone.
Originalzeichnung von H. Lüders

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das vierte Quartal dieses Jahrgangs. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das erste Quartal des neuen Jahrgangs schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere. **Die Verlagshandlung.**

Als Festgeschenk empfohlen!

In unserem Verlag erschien soeben:

„Gedichte" von Ernst Ziel.

Zweite, vermehrte Auflage. Elegant gebunden 5 Mark 25 Pfennig.

In der Literatur der Gegenwart ist der Name Ernst Ziel's, des Redacteurs der „Gartenlaube", wohlbekannt, und seine Poesien erfreuen sich mit Recht der Gunst des Publicums. Einige seiner „Lieder" sind im Volke populär geworden und werden vielfach gesungen; seine „Bilder und Gestalten", seine „Stimmungen und Reflexionen" zeichnen sich durch tiefes Gemüth, wahres poetisches Gefühl und kunstvollendete Form aus; seine „Vaterländischen Gedichte" bekunden eine warme, gesunde patriotische Gesinnung, und in den gedankenvollen „Canzonen" leiht er seiner Weltanschauung dichterischen Ausdruck. — Die deutsche Leserwelt wird die zweite, bedeutend vermehrte Auflage der „Gedichte" von Ernst Ziel gewiß freudig begrüßen. Das reich und geschmackvoll ausgestattete Buch enthält außer den genannten Rubriken noch „Vermischte Gedichte", „Balladen und Romanzen", „Freie Strophen", „Sonette", „Distichen" und „Sprüche". So sind Ernst Ziel's „Gedichte" in jeder Beziehung geeignet, als wirklich gediegene und sinnvolle Gabe den deutschen Familientisch zu schmücken.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 52. 1880.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Unter dem Dache.

Eine Weihnachtsgeschichte.

Die Martergasse führte gerade auf die Stadtmauer zu. Sie war eng, wie die ältesten Straßen alter Städte fast ausnahmslos, und die oberen Stockwerke der schmalen Häuser kamen einander immer näher, als ob sie hinüber sagen wollten: ich halte dich, Nachbar, wenn du den Schwindel des Alters bekommen und fallen solltest. Verräuchert und verstaubt waren alle diese Häuser bis an das Ende der Straße, wo das Mauergäßchen sich wie der Querbalken eines Kreuzes vor dieselbe legte.

Das Eckhaus links war ein ehemaliges Nonnenkloster, und es sah am allerschwärzesten aus, denn in der Nähe befand sich eine Bäckerei, deren dunkler Schornsteinqualm sich bei dem vorherrschenden Ostwind seit vielen Jahren auf den längst von den Nonnen geräumten Bau niederließ. „Die schwarze Ecke" nannte man das Grundstück in der ganzen Martergasse, der es übrigens den Namen gegeben hatte; denn über dem Parterre war die Ecke abgeschrägt, und da war im sechszehnten Jahrhundert von einem Bildhauer ein Crucifixus in roher Sandsteinarbeit eingesetzt worden, den nun die Zeit zu häßlicher Unform zernagt hatte.

In der schwarzen Ecke wohnten kleine Leute; die Billigkeit des Miethzinses war das Einzige, was ein Menschenkind verlocken konnte, in dieser weltverlorenen Gegend zu wohnen, durch diese dicke, verwitterte Eingangsthür in die ägyptische Finsterniß eines feuchtkühlen, backsteingepflasterten Hausflurs zu treten, diese lebensgefährliche, ausgetretene Treppe aufwärts zu steigen, welche sich wie ein dünner Wurm unter das Dach wand. Auch die Treppe bewahrte eine Erinnerung an die Klosterzeit: das Lichtloch, welches sie in der Gegend des ersten Stockwerks zu erleuchten sich mühte, warf seinen Schein auf ein stark nachgedunkeltes Oelbild, einen Kopf des sterbenden Christus von so abschreckender Häßlichkeit, daß mehr als ein Besucher des Hauses hier, wo das Bild wie eine Vision im Treppendunkel auftauchte, entsetzt zurückgefahren war und Mühe gehabt hatte, einen Sturz zu vermeiden.

Unter dem Dache der schwarzen Ecke gab es vier bewohnbare Räume, in denen sich vier Parteien niedergelassen hatten: eine Näherin, ein alter Flickschneider, ein todtkranker Schriftsetzer im letzten Stadium der Schwindsucht, und die blutarme, mit vier Kindern gesegnete Wittwe eines Maurergesellen, welcher vor ein paar Jahren durch den Sturz von einem Gerüst um's Leben gekommen war. Die Letztere ernährte sich kümmerlich durch das Sammeln von Abfällen auf den Straßen und in den Häusern, und die Kinder halfen ihr, soweit die Armenschule ihre Zeit nicht in Anspruch nahm.

Die Kinder waren das belebende Element unter dem Dache der schwarzen Ecke. Aber im Augenblick war nichts zu hören von ihrem frohen Lachen und Geplauder; sie streiften in den winterlichen Straßen der Stadt umher, zwischen den Buden des Weihnachtsmarktes, vor den großen Spiegelscheiben der Dorotheenstraße, im Gewühl der hastig durch einander fahrenden Menschen, welche im letzten Augenblick noch bestrebt waren, die Lücken ihrer Weihnachtseinkäufe zu ergänzen. Sie wollten Weihnachtsglanz, Weihnachtsschönheit sehen, und seit der eine im Gedränge des vorjährigen Heiligabends ein verlorenes Weihnachtsschaf gefunden, beglückte sie die stille Hoffnung, der Himmel könne dies Jahr eine ähnliche unvermuthete Bescherung für sie geplant haben.

Es war Weihnachten, auch für die schwarze Ecke und deren Dachquartiere, obschon nichts dahinauf drang von dem flammenden Leben der Stadt, von der Weihnachtsschönheit und dem Weihnachtsjubel, nicht einmal gedämpfte Laute aus der Nachbarschaft; denn es war bitter kalt draußen, und es war rathsam, die Fenster so fest wie möglich verschlossen zu halten. Aber die Leute droben empfanden in ihrer Weise die Thatsache des Festes. Der kranke Schriftsetzer war am besten dran; er lag im Bette, im Dunkeln; er konnte ganz ungestört durch das Fenster in den sternklaren Winterhimmel, den Weihnachtsbaum der Armuth, sehen und konnte träumen. Er träumte von einer Stube voll Lichtglanz und springender Kinder und von einer Frau, die seine Frau war. Ja, so sollte es werden, wenn er erst gesund sein würde. Und er wurde gewiß gesund; es war ihm gerade heute so leicht in der Brust. Die Wittwe saß am Ofen und wartete der Kinder; sie hatte einen Kaffee gekocht, und auf dem Tische lagen Kuchenstückchen, Aepfel und Nüsse, sowie einige Paar neue Strümpfe. Der Flickschneider kauerte auf der Erde, gleichfalls in der nächsten Nähe seines Oefchens. Er hatte die Beine auf gut türkisch gekreuzt und pfiff vergnügt die Melodie:

„O du fröhliche,
O du selige,
Segenbringende Weihnachtszeit."

Er war, obwohl er offenbar emsig zu arbeiten hatte, zufrieden mit dem Weihnachtsfest; in der That, er war stolz; denn er hatte einen ganzen Rock fertig zu stellen, der am morgenden Festtag Kirchenparade machen sollte. Das war doch einmal etwas anderes, als das ewige Nähtebessern, Stopfen und Flickenaufsetzen: eine rechtschaffene Meisterarbeit, und die Nadel flog nur so auf und nieder.

In dem Stübchen der Näherin war es am behaglichsten. Natürlich: sie hatte ebenso dringend zu thun, wie der Schneider, oder vielmehr noch dringender; ein Kleid mußte in der halben

Stunde fertig gebügelt sein, ein Kleid mit unzähligen Falbeln und Fälbelchen, das noch auf den Weihnachtstisch gelegt werden sollte. Die Plättstähle glühten schon seit zwei Stunden ununterbrochen im Ofen, und dieser Ofen glühte selber, daß der feine Dunst der versengten Stäubchen sich mit demjenigen mischte, welcher dem zarten Mull des Kleides entstieg.

Die Näherin war eine ziemlich große, sauber, aber dürftig gekleidete Person, hager und altjüngferlich. „Verblüht", stand auf ihrer Stirn. Drüben aber, über dem kleinen Spiegel zwischen den Dachfenstern, da stand etwas anderes geschrieben. Es war mit großen Buchstaben in Canevas gestickt und von Glas und Rahmen eingefaßt:

„Lieber darben, als bucken!"

Seltsam! War das der Wahlspruch des alternden Mädchens, welches diese Dachkammer der schwarzen Ecke bewohnte? Es ist etwas Ungewöhnliches, bei einer ärmlichen Näherin einen Wahlspruch, und noch dazu einen von so männlich energischem Ausdrucke, zu finden. Aber sie sah nicht einmal so männlich energisch aus, so trotzig, wie jener Spruch klang. Ihre Haltung war etwas vornüber geneigt; ihre Züge hatten das Gepräge einer gewissen Erschlaffung. Nur waren sie intelligenter, als ihre Thätigkeit sie erwarten ließ, und wer genau in diese zumeist verschatteten, gesenkten Augen sah, welche die mühselige Arbeit überwachten, der mußte bemerken, daß dieselben hart und müde zugleich blickten.

Müde — das war es. Müde von der Arbeit, dem Nähen, dem gedankenlosen Glätten, welches doch so viele Aufmerksamkeit erforderte. Vielleicht auch müde vom Leben, welches sie in dieses Joch spannte.

Sie bügelte noch eine Weile, ohne den Kopf zu erheben, ganz bei der Sache. Da hörte das Pfeifen drüben auf, eine Thür ging, und es klopfte.

„Herein!" sagte sie kräftig, und einen Moment spielte ein wohlwollendes Lächeln um ihre Lippen.

„Guten Abend, Fräuleinchen!" erscholl die Stimme des alten Schneiders. „Will 'mal ein Viertelstündchen Weihnachten machen; ich habe eben den zweiten Aermel eingesetzt. Gottes Donner, was ist's hier nett warm! Mein Kanönchen wird nicht mehr lange vorhalten. Krieg' ich nachher das Bügeleisen?"

„Natürlich, Herr Fendel! Bitte, nehmen Sie Platz!"

Man war offenbar sehr höflich unter'm Dache der schwarzen Ecke. —

Der Schneider zog sich einen der tief ausgesessenen Rohrstühle in die Nähe des Ofens und rieb sich die Hände.

„Da wäre denn wieder einmal Weihnachten, Fräuleinchen! Sehen Sie, es ist doch alles auf der Welt nichts weiter, als was ich so ‚Illusion' oder Einbildungskraft nenne. Ich habe auch 'mal geglaubt, zum Weihnachten gehören ein Christbaum und Lichter und Geschenke. Jetzt bin ich vergnügt, wenn ich Tannenholz zum Feuermachen und Oel für meine grüne Schirmlampe habe, und geschenkt hat mir schon lange Niemand etwas, außer der Himmel jetzt einen ganzen Rock zu machen. Wenn ich nicht wüßte, daß andere Leute Tannen kaufen und behängen und sich beschenken, dächte ich, Weihnachten könnte gar nicht anders gefeiert werden, als wie ich es feiere. Und wenn's nicht im Kalender stünde, daß morgen erster Feiertag ist, und der Schulmeister oder Pastor nicht den Leuten sagte, daß es Weihnachten giebt, dann lebten wir auch ohne Weihnachten. Das ist, was ich eine ‚Illusion' oder Einbildungskraft nenne."

Das „Fräulein", wie die schwarze Ecke sie hieß, seufzte, aber sie lächelte zugleich, als sie einen Augenblick aufsah.

„Das ist alles ganz schön, Herr Fendel, aber man weiß doch nun einmal, daß Weihnachten ist, und man hat doch nun einmal die Erinnerung voll Licht und Pracht und Tannenduft — und man gehörte doch gern zu den Glücklichen." Ihre Augen nahmen einen starren, sehnsüchtig träumerischen Ausdruck an, ehe sie wieder zu einer Falbel griff und das Eisen ansetzte.

„Zu den Glücklichen, sagen Sie, Fräuleinchen; ganz recht, ganz recht!" fuhr der Schneider unbeirrt fort, indem er, Daumen gegen Zeigefinger gepreßt, durch die Luft fuhr, als zöge er seine Gedanken aus wie einen Zwirnsfaden. „Warum sind die Menschen nicht glücklich? Weil sie zu viel auf ihre Einbildungskraft geben. Wenn einer darauf etwas giebt, so schießen gleich allerlei Wünsche wie Pilze auf, und wenn einer seine Wünsche nicht erfüllt kriegt — das ist das Unglück."

Ein tiefer Schatten flog plötzlich über das Antlitz der Näherin, und sie senkte den Kopf tiefer.

„Es ist wahr," sprach sie tonlos, sich gewaltsam überwindend. „Wünschen, das ist das Unglück."

„Nicht wahr, Fräuleinchen?" fuhr der Schneider freudig fort. „Sehen Sie, ich lasse meine Einbildungskraft gar nicht aufkommen. Weihnachtsbaum — Unsinn! sage ich zu mir. Hättest du nie einen gesehen, würdest du nie glauben, daß man einen Weihnachtsbaum nöthig hat, um glücklich zu sein. Kuchen, Torten, Lichter — ebenso. Alles andere ebenso, meine Nothdurft ausgenommen. Also ist alles das, was sich die Menschen wünschen, eigentlich nichts; also brauche ich es nicht zu wünschen. Und sehen Sie: weil ich es nicht wünsche, bin ich glücklich. Alles Unglück kommt von der Einbildungskraft und von den Wünschen, und das ist die Moral von der Sache."

Ein Gepolter auf der Treppe, von hastig aufwärts stolpernden Füßen verursacht, dazwischen lustiges Kindergeplauder unterbrachen die philosophischen Betrachtungen des Schneiders.

„Da kommen ja unsere Rangen," schmunzelte er gutmüthig. „Sie scheinen guter Laune zu sein, Fräuleinchen; ich will doch 'mal zur Brenner hinüberhorchen. Es sind wirklich recht gutartige Kinder, unsere Kinder."

„Ich will mitkommen, Herr Fendel; ich bin fast fertig. Ich thue Ihnen nachher gleich ein Eisen in den Bügel."

Sie stellte ihr Werkzeug auf die Seite und schrob die Lampe etwas herunter. Dann gingen sie.

„Fräulein, Fräulein, wir haben einen Christbaum geschenkt gekriegt!" empfing sie eine vergnügte Kinderstimme aus dem lustigen Gekrabbel drüben.

„Und Kuchen und Aepfel und Nüsse auch, und schöne Strümpfe."

„Der Donner ja, wo habt Ihr denn das Zeug her?" fragte der Schneider und betrachtete das kleine, mit grünem Papiergeschnitzel umwundene Gestell, an welchem es im Glanze einiger brennender Wachslichter von Rauschgold flimmerte. „Das giebt ja eine richtige Bescherung bei Euch."

„Ein Mann hat's uns gekauft, als wir vor einem Stande mit solchen Christbäumen stillhielten."

„Eine Tasse Kaffee, Fräuleinchen — hier, Herr Fendel; natürlich, das lasse ich mir nicht nehmen!" fiel die Wittwe ein. „Ich habe dem armen Menschen, dem Zeidler drüben, auch schon eine gegeben. Solch ein armer Teufel ist recht schlimm daran, der so sterbenskrank liegt und auf der Gotteswelt Niemand hat, der sich um ihn kümmert. Mir ist das Liebste am ganzen Weihnachten, daß wir gesund sind."

„Da sehen Sie die Freude, wenn man etwas kriegt, das man gar nicht gewünscht hat, Fräuleinchen! Wenn man sich erst müde und ärgerlich gewünscht hat, macht es fast gar keinen Spaß mehr, wird's einem endlich erfüllt. Ich sage immer: nichts wünschen!"

Und der Schneider zeigte voll Selbstgefühl auf die vier Kinder, welche ihre Strümpfe anprobirten, dabei jedes einen Apfel im Munde hatten und mit den blitzenden Augen glückselig auf den Christbaum blickten.

Die Näherin trank ihre Tasse leer. „Ich will doch auch nach dem Zeidler sehen."

Sie nickte und ging leise hinaus. Eine schwach erleuchtete Scheibe, zu dem nur einen Bretterverschlag darstellenden Unterkunftsraum des Kranken gehörig, und ein von dorther tönendes Hüsteln zeigten ihr im Dunkeln den Weg.

Ein Nachtlicht brannte neben dem Bett; die Wittwe mochte es angezündet haben.

„Wie geht es Ihnen, Herr Zeidler?"

„Ich danke, Fräulein. Ich habe keine Schmerzen, und es ist mir so recht leicht und selig, nur — — das Sprechen wird mir noch sauer. Sie glauben doch auch, daß ich gesund werde?"

„Ich hoffe es."

„Ich auch."

Der Kranke schwieg eine Weile. Dann richtete er die Fieberaugen groß zu der Näherin auf und winkte schwach mit einer Hand.

„Fräulein!"

Sie kniete neben dem Bette nieder.

„Sprechen Sie nur, aber leise; strengen Sie sich nicht an!"

„Ich wollte Ihnen etwas sagen. Als ich krank wurde, da

Digitized by Google

hatte ich eine Braut. Sie ging dazumal nähen und wohnte Nummer elf in der Bäckergasse bei ihrer Mutter. Sophie Fiedler hieß sie. Es war ein schönes Mädchen. Nachher meinte alles, ich hätte die Schwindsucht und käme wahrscheinlich nicht durch; da sprach sie eines Tages, sie hätte gehört, die Schwindsucht stecke an, und wir wollten das mit der Verlobung einstweilen sein lassen. Dazu konnte ich natürlich nichts sagen. Ich glaube aber jetzt ganz bestimmt, daß ich gesund werde. Wollen Sie nicht einmal nach ihr sehen und ihr das mittheilen? Es wäre doch möglich, daß sie sonst einen Anderen heirathete."

Er hatte mit längeren Pausen gesprochen, mühsam ringend und fast verschämt.

„Ich will es gern thun," versicherte zögernd die Näherin. Es war ein trüber Auftrag: sie wußte, das Mädchen war seit einem Vierteljahr verheirathet; indeß wer hätte den Muth gehabt, ihm das zu sagen?

„Wollen Sie gehen? Aber nicht vergessen! Gute Nacht!"

Sie war plötzlich aufgestanden und schritt über knarrende Dielen in ihr Zimmer, so eilig, als hätte sie dort etwas versäumt. Aber sie ließ die Lampe weiter dämmern; sie griff nicht zu dem Kleide. In einem Korbstuhl, der am Ofen stand, ließ sie sich nieder und schlug beide Hände vor das Gesicht.

Der Wind wirthschaftete im Reste des Feuers und brummte und hauchte und zischelte, als hätte er der Flamme die neuesten Neuigkeiten aus der Weihnachtswelt zu erzählen und nicht viel Zeit dabei zu verlieren. Dumpf waren die Stimmen der Kinder, des Schneiders, der Wittwe nebenan zu vernehmen; sonst alles still, bis auf die tickende Wanduhr. —

Die Wanduhr, ihr Herz und ihre Gedanken!

„Sie sind alle zufrieden. Sie freuen sich; sie lassen sich genügen; sie hoffen. Nur ich nicht; ich nimmermehr!"

Und nach einer Weile:

„Er hatte eine Braut, und sie verließ ihn und nahm einen Andern," sagte sie wie im Fieber vor sich hin. „Sie verließ ihn und nahm einen Andern."

Sie hielt noch immer die Hände vor die Augen gepreßt.

„Und heute ist Weihnachten! Das Christkind schenkt, und es läßt sich von allen Zungen besingen; mir hat es Alles genommen, Alles! — Der Schneider hat Recht: von der Einbildung und von den Wünschen, den thörichten Wünschen — davon kommt das Unglück."

Als sie die Hände in den Schooß fallen ließ, waren ihre Augen so starr, als hätte sie nichts mit ihrer Umgebung zu thun. Die dürftige Beleuchtung vertiefte ihre Züge und ließ die Sitzende älter erscheinen, als sie in Wirklichkeit war.

Ihr Herz pochte schneller und ihre Gedanken trugen sie fort. Sie sah ihre Jugend, die sorglose Jugend der Waise im Hause der reichen Tante, welche sie mit dem einzigen Töchterchen erzog. Das hatte frohe Weihnachten gegeben!

Weg damit!

Sie sah ihn, den sie auf einem Balle kennen gelernt, den geistreichen, eleganten Referendar mit dem Kneifer im Auge, der ihm so keck ließ. Die Cousine war unwohl zu Hause geblieben, konnte nicht zusehen, wie er ihr den Hof machte. Sie fühlte seinen Arm, seine Brust im wogenden Tanze; sie hörte sein Geplauder. Wie rasch es gegangen war! Nur ein paar Abende später hatte er sie aus dem Theater nach Hause begleitet, hatte ihr die Hand — den Mund geküßt.

„Morgen komm' ich."

Er war gekommen; die Cousine war dabei gewesen, als er der Tante seinen Besuch gemacht. Noch schwebte ihr sein Blick vor, der so unruhig gewesen, als er der Gespielin ansichtig geworden. Aber er hätte doch unmöglich den Verrath begehen können, wenn sie — die Verrätherin, nicht gewesen wäre. Und die Träumerin im Korbstuhl hob wieder die Hände und preßte sie fest gegen die Brust, als litte sie noch einmal die Qualen dieser Wochen. —

Dann war ja Weihnachten gekommen, das furchtbare Weihnachtsfest, wo er sie in eine Ecke geführt und ihr im Flüstertone eröffnet hatte: sie solle verzeihen, er habe sich in seinem Empfinden getäuscht, er liebe die Cousine und habe sich soeben mit dieser verlobt. Die reiche Cousine —! Natürlich, das war eine andere Partie für den armen Referendar, den Streber, der genießen wollte und der vorwärts wollte. Er war auch vorwärts gekommen. Vor einem Jahre war er als Gerichtspräsident in der Provinz gestorben. O, er hatte eine glänzende Carriere gemacht, und die Cousine hatte sicher zahlreiche vornehme Diners und Soupers und Soiréen gegeben. Und nun war sie wieder in die Residenz gezogen mit ihren Kindern; sie lebten beide wieder am selben Orte. Ja, sie hatte ihr sogar wieder einen Brief geschrieben, einen Versöhnungsbrief —

Fort damit! Lieber darben, als ducken!

Und die Träumerin erwachte für einen Augenblick, und die starren Augen richteten sich wie triumphirend auf die Stelle über dem kleinen Spiegel zwischen den tiefen Dachfensterhöhlen. Da stand es, ihr Wahlspruch: Lieber darben, als ducken!

Er stand auch über ihrem Leben, ihrem einsamen, verlorenen Leben.

Ein Schauer ging über sie; wozu den alten Jammer aufstören? Sie erhob sich hastig: das Kleid mußte ja fertig werden, jeden Augenblick konnte ein Mädchen kommen, um dasselbe abzuholen. So schrob sie denn die Lampe wieder hellauf und trug sie in das Fenster neben der Thür. Dort stand die Nähmaschine; es gab noch etwas nachzubessern an dem Kleide, und sie holte es herüber, und ließ sich auf den Stuhl nieder.

Aber sie hatte ja keine so große Eile. Das Verbessern war rasch gemacht. Es war immer noch Zeit, um weiterzuträumen. Und sie mußte weiterträumen, ob sie wollte oder nicht.

Lieber darben, als ducken! Wie hätte sie den Golgathaweg gehen können bis zum Aufstieg unter das Dach der schwarzen Ecke ohne jenes Wort? Das erste Stück hatte freilich hoffnungsvoller ausgesehen. Ein freundliches Stübchen hatte sie nach der heimlichen Flucht aus dem Hause der Tante aufgenommen; die Visitenkarte einer verstorbenen Freundin hatte vor der Thür geklebt, und keine Nachforschung sie gefunden. Die Tante war auch bald gestorben, die Cousine nach der Hochzeit dem Gatten in die Provinz gefolgt. Sie hatte gestickt und genäht und eine Gouvernantenstellung gesucht. Der Ertrag der Arbeit war jämmerlich, eine Stellung lange nicht zu finden: sie war zu anspruchsvoll, zu hübsch, sie war nicht musikalisch, hatte keine Zeugnisse — lauter schwerwiegende Gründe. Endlich war sie doch Gouvernante geworden — in einem hochadligen Hause, und das konnte sie nicht vertragen. Damals hatte sie ihren Wahlspruch gestickt und war wieder in die Residenz gegangen, von Wohnung zu Wohnung, von Arbeit zu Arbeit.

Müde und mürbe war sie gewesen, als sie das Dachstübchen der schwarzen Ecke bezogen hatte. Nicht einmal, daß die „Einbildungskraft", wie der Schneider es nannte, sie noch gequält hätte: wie ein Nebel lag die Jugend hinter ihr. Sie nähte heute und bügelte morgen, dafern man ihr etwas in's Haus brachte. Sonst nicht — in fremde Häuser ging sie nicht, dazu war sie doch noch stolz genug.

Das letzte Jahr hatte sie aufgerüttelt; sie war ihrer Cousine begegnet und hatte sie erkannt; sie hatte auch von deren Wiederansiedelung in der Residenz erfahren, und da war es wieder in ihr aufgestammt: Lieber darben, als ducken! Kein Wiedersehen, keine Versöhnung, unter keiner Bedingung!

Sie hob den Kopf und lauschte. Auf der Treppe raschelten Schritte und knisterte es wie von einem Korbe. Kam man, um das Kleid zu holen? Aber das waren zweierlei Schritte, leichtfüßig die einen, hart und schwer die andern. Und doch klopft es an ihre Thür.

„Herein!"

Laternenschein auf dem Bodenflur — in dem Rahmen der Thür eine jugendlich schmiegsame Gestalt, winterlich in Pelz gehüllt; ein süßes, blühendes, winterfrisches Gesichtchen sah sie mit lächelndem Gruß an.

„Der Weihnachtsengel," sagte es und nickte. „Gieb her, Friedrich!" Und es griff in den Flur hinaus und brachte mit drolliger Vorsicht einen kleinen Weihnachtsbaum zum Vorschein. Das sah allerliebst aus, so anmuthig, daß die Näherin die Hände zusammenschlug und sagte:

„Das ist ja ein Märchen!"

Die Kleine ging in das Zimmer hinein und stellte den Baum auf den Tisch. „So bring doch das Uebrige, Friedrich!" rief sie ungeniert über die Schulter.

In der Thür, die noch offen stand, wurde ein livrirter Diener sichtbar, welcher schwer an einem Korbe trug. Er stellte denselben

mit derbem „Guten Abend!“ in das Zimmer, worauf er sich auf den Bodenflur zurückzog und die Thür hinter sich schloß. Die Näherin war wieder ernst geworden. Sie blickte auf das Mädchen wie auf ein Räthsel.

„Ich weiß nicht,“ brachte sie endlich heraus, „was soll das bedeuten? Was wünschen Sie?“

„Ich? Wünschen? Gar nichts, als daß Sie mich nicht so verlegen machen. Ich bin, glaube ich, schon ganz roth geworden. Nicht wahr, ich darf Ihnen eine Weihnachtsfreude bereiten?“

Sie sagte das mit reizender Befangenheit und doch so drollig munter!

„Kann ich nicht vor Allem Ihren Namen erfahren?“

„Nein — nein!“ wehrte die Kleine hastig ab. „Weihnachtsengel haben keinen Namen. — Ach Gott,“ seufzte sie dann und athmete tief, „ich hätte nicht gedacht, daß es so schwer wäre, Weihnachtsengel zu sein. Aber nicht wahr“ — und sie trat zutraulich näher, daß der Lampenschimmer sie goldig verklärte — „nicht wahr, das thun Sie mir nicht an, daß Sie mich mit meinem Korbe wieder fortschicken?“

„Ich danke Ihnen, liebes Kind! Ich weiß nicht, welcher Armenbescherungsverein auf mich verfallen ist, noch wie das geschehen ist, aber ich habe noch nie in meinem Leben Almosen angenommen.“

Die Näherin sprach ruhig, mit einem Anflug von Ironie. Aber im Augenblick schlug ihr flammende Röthe in das Gesicht; es kam ihr vor, als wäre ihre ganze Jugenderziehung im Hause der Tante doch ein einziges großes Almosen gewesen.

Die Kleine stand ganz erschrocken. Sie war blässer geworden, und um ihren vollen kleinen Mund zuckte es, wie von plötzlich verhaltenem Weinen, als sie rührend wehmüthig sprach:

„Das ist bitter, das ist viel bitterer, als wenn man etwas gespendet haben möchte und es heißt so recht böse: Nein! Es ist ja gar nicht von einem —“ Sie stockte. „Mein Gott, mein Gott,“ murmelte sie dann, „wenn ich Sie nun recht von Herzen bitte, so recht von Herzen: nehmen Sie es dann wirklich nicht?“

„Ich kann nicht. Es wäre das erste Mal.“

Das reizende Geschöpf hatte plötzlich Thränen in den Augen und griff schnell zum Batisttuche. Es giebt Menschen, welche unwiderstehlich sind, wenn sie weinen, und das junge Ding da gehörte zu ihnen.

„Ach, liebes Fräulein — es ist so dumm, daß ich weine —“

In der Brust des alternden Mädchens aber quoll es heiß auf in Mitleid; es war ihr, als habe sie ein Verbrechen an dieser holden, anmuthigen Kinderseele begangen, und sie hielt ihre Hand hin, die so deutliche Spuren schwerer Arbeit trug.

„Ich danke Ihnen, ich will behalten, was Sie mir gebracht, aber unter der Bedingung, daß ich davon wieder verschenken darf, soviel ich will. Es wohnt noch mehr Armuth hier im Hause.“

„Ach!“ sagte die Kleine naiv, durch Thränen lächelnd. „Man merkt so wenig davon, daß es viele arme Leute giebt. Ich muß doch einmal mit Mama sprechen.“

„Haben die Weihnachtsengel auch Mamas?“ scherzte die Näherin.

Die Kleine schlug sich leicht auf den Mund und flüchtete mit einer graziösen Bewegung zur Thür. „Adieu, und vielen Dank — ich will nur gehen, sonst verplappere ich mich ganz und gar. Glückselige Weihnacht!“

Und draußen war sie; durch die Thürspalte aber sah die Näherin für einen Moment die ganze Brenner'sche Familie sammt dem Schneider um den Diener versammelt; dann klinkte das Schloß wieder ein.

Himmel, das Kleid! Es war noch nicht fertig! Und sie setzte die Nähmaschine in Bewegung. Ein sonniger Glanz füllte noch ihr Herz, als wäre wirklich ein Weihnachtsengel erschienen und hätte ihr den Korb gebracht. Was mochte darinnen sein? Ihr war ein Weihnachten gekommen — ihr! seit Jahren zum ersten Mal — sie wußte kaum, seit wieviel Jahren.

Es war auch gar nicht Zeit, auszurechnen, denn wieder knisterte draußen ein Korb, und diesmal kam in der That eine Dienstperson, um das Kleid zu holen, und hinter dem Mädchen drückte sich fast schüchtern der Schneider herein.

„Warten Sie, Herr Fendel, Sie bekommen gleich Ihr Eisen!“

Das Kleid ward verpackt; der Alte, dessen Augen zwischen dem brennenden Christbaum und dem Korbe hin und her wanderten, bekam sein Eisen — noch war kein Wort weiter zwischen diesem und der Näherin gewechselt.

„Sie haben ja beschert bekommen?“ fragte der Alte im Gehen.

„Ach so — ja, das ist eine merkwürdige Geschichte, aber lassen Sie mich jetzt allein; jetzt dürfen Sie nicht sehen, was in dem Korbe da ist — es wäre ja möglich, daß das Christkind Sie auch mit bedacht hätte.“

„Oho, mich?“ lachte der Schneider. „Aber Wünsche habe ich nicht, das sage ich im Voraus.“

Sie war allein, hob den Korb auf den Tisch und stöberte flüchtig Gegenstand um Gegenstand auf — theure Stoffe, weibliche Handarbeiten, die sicher viel Fleiß gekostet hatten, Toilettengegenstände, Linnenzeug, Wolle — — ha, da, auf dem Boden des Korbes, lag eine Karte. Sie stieß einen Schrei aus, als sie den Namen auf der Karte las, einen heiseren, zornigen Schrei.

„O, Frau Präsidentin, so haben wir nicht gewettet.“

Und hastig deckte sie das weißpunktirte blaue Kattunstück wieder über den ganzen Inhalt des Korbes, schlüpfte in einen alten Regenmantel, schlang ein gewirktes Capuchon um den Kopf und trug den Korb zur Thür.

„Lieber darben, als ducken!“

Aber der Weihnachtsbaum! Sie ließ den Korb nieder, ging zu dem Tische zurück und stand unschlüssig davor. Es war doch unmöglich für sie, ihn noch neben dem Korbe zu tragen; so mochte er denn bleiben und die Kinder drüben erfreuen. Sie hatte inzwischen soviel Ruhe gewonnen, um auch die Lampe noch herunterzuschrauben, bevor sie den Korb wieder aufnahm.

Als sie mit der nichts weniger als bequemen Last die Treppe hinunter stieg, vorsichtig, um nicht zu stürzen, öffneten die Wittwe Brenner und der Schneider gleichzeitig die Thüren.

„Sind Sie's, Fräuleinchen?“

„Ja; ich komme bald wieder. Mit der Bescherung war es leider nichts,“ klang es bitter herauf.

Der Schneider lachte. „Sehen Sie, wie gut es war, daß ich keine Wünsche hatte!“

Mühsam wand sie sich hinunter auf die Straße, stellte den Korb einen Augenblick in den Schnee und begann dann ihre Wanderung durch die klare, schneidig kalte Winternacht.

Eine Weile schritt sie schnell und stetig in dem knirschenden Schnee dahin; die Aufwallung zornigen Stolzes stählte sie. In der Martergasse flammte schon hier und da der angezündete Christbaum durch die Fensterscheiben und vergoldete haußen ein Fleckchen Straßenschnee. Zuweilen klang es wie Singen und heller Jubel rechts oder links von der Erregten, welche kaum Auge und Ohr dafür hatte. Schon nach Minuten begann sie zu frieren; die Finger, welche den Korbrand umklammerten, erstarrten und drohten den Dienst zu versagen. Oefter und öfter blieb sie stehen, den Korb niederzulassen und die Hände zu reiben; immer eisiger drängte sich die Luft durch die dünne Kleidung an ihren Körper; immer kühler und gleichgültiger wurde sie innerlich. Nur mechanisch verfolgte sie zuletzt noch den Weg zu ihrem Ziele, und als sie die Portierklingel vor dem stattlichen Hause zog, in welchem die Präsidentin wohnte, hatte sie kaum noch ein Gefühl von der inneren Nothwendigkeit ihrer Handlungsweise. Nur Eines empfand sie: daß sie sehr unglücklich sei.

Im Hausflur mußte sie sich erst sammeln. Wieder rieb sie sich schauernd die Hände, während sie überlegte, was sie eigentlich thun wollte. Nun: sie wollte vor der Thür zur Wohnung schellen; eine Dienstperson würde ja wohl öffnen, und dieser wollte sie ohne weitere Erklärung den Korb übergeben. „An die Frau Präsidentin zu anderweiter Verfügung,“ das würde genügen.

Sie stieg die Treppe hinauf, über weiche Teppichläufer, an einem vergoldeten Geländer mit rother Sammetlehne hin. Natürlich; es war ja die „reiche“ Cousine, welche hier wohnte. Und wieder schöpfte sie Athem, bevor sie an den Knopf der elektrischen Klingel drückte. „Lieber darben als ducken!“ sagte sie, während sie innerlich zitterte.

Jetzt!

Es klirrte langgezogen drinnen; Schritte nahten — ein Mädchen öffnete. Die dürftig umhüllte Gestalt vermochte kaum die begleitenden Worte für die Korbübergabe zu stammeln, und das Mädchen sah sie erstaunt an.

„So? Bitte, stellen Sie doch den Korb herein!“

Die Näherin that rasch ein paar Schritte in den hell er-

Digitized by Google

Weihnachten vorm Jahr.
Original-Zeichnung von E. Meyer.

leuchteten Corridor hinein. Da öffnete sich eine Zimmerthür, ein prachtvoller Christbaum schimmerte; Gestalten bewegten sich drinnen — —

„Mein Gott!“ sagte die Arme, und der Korb fiel ihr knisternd aus den Händen auf die Diele nieder.

„Ach!“ machte eine silberklare, wohlbekannte Stimme in der Thür — „o weh, sie bringt den Korb zurück — Mama, es ist schrecklich, das arme Fräulein bringt den Korb wieder. Nein, das dürfen Sie nicht. Laura, schließen Sie rasch den Corridor, oder warten Sie —“

Und leichtfüßig flog die glänzende Gestalt auf die Thür zu, schloß sie, drehte den Schlüssel um und zog ihn ab.

„Mathilde!“ sagte Jemand, weich und schmerzlich, und zwei schlanke Frauenhände streckten sich der starr und fast besinnungslos Dastehenden entgegen. „Gehen Sie in die Küche, Laura, und Du, Luise, laß mich einen Augenblick allein mit dem Fräulein! Ich will selbst mit ihr reden.“

Das junge Mädchen trat zögernd in das Zimmer zurück; die Dienerin schlüpfte den Gang hinunter und verschwand, nicht ohne einen neugierigen Blick zurückzuwerfen.

Die beiden Cousinen standen einander allein gegenüber.

„Nicht hier, Mathilde!“ begann die Präsidentin. „Nicht mit der Fremden auf dem Corridor will ich reden. Folge mir —“

„Ich bedaure, Frau Präsidentin — ich bin eine Fremde; die arme Näherin hat in Ihren Zimmern nichts zu suchen,“ klang es herb unterbrechend zurück. „Haben Sie die Güte, mich zu entlassen!“

„So nicht, so bei Gott nicht, Mathilde! Ich will so lange nach Deiner Hand fassen, bis Du sie mir überlaßt. Komm, wir reden ohne Zeugen und ohne Lauscher: sage mir, was Du willst, aber nicht hier!“

Das war die alte, weiche, bestrickende Stimme. Aber sie wollte sich nicht bestricken lassen — um keinen Preis! Nun gut; sie hatte mit dieser Frau zu rechten: warum nicht in einem Zimmer?

„So führen Sie mich!“

Sie schritten schweigend den Corridor hinab, und die Präsidentin öffnete eine Thür. Ein elektrisches Feuerzeug flammte auf, dann die Gasflamme einer Lampe. Ein reizendes Zimmerchen, wohl ein Damenboudoir — schwellende französische Möbel, mit bordeauxrothem Wollatlas überzogen, ein wundervoller geschnitzter Tisch mit Intarsia-Arbeit — ah, was ging die Näherin diese Pracht an?

Sie ließ die Aufforderung, sich zu setzen, unbeachtet.

„Was befehlen Sie, Frau Präsidentin?“ sagte sie ironisch.

„Mathilde — und keine Saite Deines Herzens hat noch einen Klang für mich? Unser Groll soll nicht über Sonnenuntergang währen, und Du hast den Deinen festgehalten über lange Jahre? Klingt kein Lied aus unserer Jugend, kein Liebeswort mehr in Dir nach, das sich durch die Verbitterung in Dir, Du Trotzige, bis auf diesen Tag gerettet?“

„Nein!“ war die rauhe Antwort.

„Nicht — o mein Gott, was kann ich dafür, daß ich ihn liebte, daß ich zu spät erfuhr, wen ich mit meiner Liebe beraube? Hast Du mir je ein Wort gesagt, um mich aufzuklären, was Ewald Dir war? Erst als Du verschwunden, wie von der Erde verschlungen warst, kam mir eine Ahnung, und er hat mir gestanden, daß er sich für Dich interessirt hätte, bevor er mich gesehen, und daß Du das gemerkt haben möchtest —“

Die Näherin lachte bitter auf. „Ob ich das gemerkt habe? Freilich, es wäre ja möglich gewesen, daß ich es nicht gemerkt hätte —“

Sie schwieg plötzlich. Wenn das nicht erlogen war, wenn er wirklich seiner Gattin niemals — nein, wie durfte er ihr sagen, daß er sie, die arme Cousine, geküßt hatte, daß er um ihretwillen versprochen hatte, die Tante aufzusuchen! Ah, da konnte sie ja Rache nehmen, konnte die Geschichte dieser Verlobung erzählen, konnte dieser Frau hier das Andenken ihres Gatten —

Aber Rache wofür? Der Schuldige war todt; die, welche für ihn hätte büßen müssen, konnte wenigstens völlig unschuldig sein. War sie es wirklich? Ein weiches Gefühl kam über die zum Schlag Bereite, aber mit dem weichen Gefühl zugleich die volle Empfindung alles dessen, was sie gelitten die langen Jahre her, all der stummen qualvollen Kämpfe, der Enttäuschungen, der Noth und Entbehrung. Immer heißer und heftiger wogte es in ihr und schmolz, was starr war, und brandete, daß sie zu zittern begann und die Hände auf die Brust preßte. Der ganze Jammer eines verfehlten Lebens sprach zu ihrer Seele. Und stöhnend sank sie zu Boden und warf das Gesicht in die dunkelrothe Gluth eines Stuhlpolsters und begann zu schluchzen wie ein Mensch, dem der Himmel das Letzte genommen, was er liebte, und dies Letzte war ihr Recht, jemand zu hassen, jemand anzuklagen, jemand verantwortlich zu machen für ihre tiefe Noth.

Sie hörte kaum, wie es neben ihr raschelte, und, indeß ein weicher Arm sich um ihren Nacken legte, mit thränenerstickter Stimme neben ihr sprach:

„Bleibe bei mir, Mathilde! Ich will Dich für Alles entschädigen, was Du gelitten hast, soweit ich das vermag. Ich weiß es, ich bin lange Jahre hindurch glücklich gewesen auf Deine Kosten, und das hat genug an meiner Seele genagt bis heute. Laß uns Frieden schließen — er ist ja todt, und der Tod löscht selbst die Schuld des Verbrechers. Bleibe bei mir, Mathilde!“ wiederholte sie heiß und innig.

Die Arme neben ihr schluchzte weiter, stumm, geschüttelt von ihrem Schmerz. Endlich ward sie ruhiger, hob den Kopf, löste sanft den Arm der Präsidentin von ihrem Nacken und stand auf.

„Nimm mich hin, Luise!“ sprach sie müde. „Ich kann ein wenig Sonnenschein gebrauchen. Komm!“

Sie reichte der Knieenden die Hand.

„Mathilde!“

Es war so still, wie sie sich umschlungen hielten; nur die Gasflamme der Lampe zischelte leise, wie befriedigt über das, was sie sah.

„Weißt Du, wo Du Dich befindest, Liebe?“

„Bei Dir!“

„In Deinem Zimmer,“ sagte strahlend die Präsidentin. „Es ist längst für Dich hergerichtet.“

„In meinem Zimmer?“ Die Versöhnte sah sich wie im Traume um. Dann wurde sie einen Augenblick nachdenklich. „Mein Zimmer — meine kleine Burg droben unter dem Dache der schwarzen Ecke, ich denke an sie und an die guten Menschen dort, die armen und doch glücklichen. Für sie hatte ich Dein Geschenk angenommen, Luise, und ihnen gehört es. Laß den Korb wieder hintragen! Sie können die Sachen zum Theil gebrauchen, zum Theil verkaufen. Sie mögen sich auch in meine Hinterlassenschaft theilen. Bis auf meinen gestickten Wahlspruch,“ fügte sie erröthend hinzu.

„Ein Wahlspruch? Wie heißt er?“

„Lieber darben, als ducken!“

„Das sieht Dir ähnlich. Aber nicht ducken, Liebe, nicht ducken — ja nicht an so etwas denken, wenn Du bei mir bist! Und nun komm zu den Kindern! Deine Nachbarn sollen das Ihre haben, und mehr als das.“ —

Welch ein Weihnachtsfest gab es heute noch unter dem Dache der schwarzen Ecke! Der Schneider pries der Frau Brenner bis spät in die Nacht hinein seine Philosophie, die ihm erlaube, sich zehnfach zu freuen, weil sie das Wünschen ausschließe; er that es, obwohl er gänzlich als Prediger in der Wüste sprach; denn die Wittwe verstand kein Wort von seinen Deductionen und musterte glückselig wieder und wieder mit den Kindern die reichen Spenden, welche der Diener noch in später Stunde gebracht.

Nur für den kranken Schriftsetzer war die Gabe zu spät gekommen; er war inzwischen hinübergeschlummert. Die stillen Sterne der Weihnacht blinkten neugierig-mitleidig in die eisigkalte Kammer des Todten, dessen regungsloses Gesicht noch immer die Hoffnung auf Genesung verklärte.

Digitized by Google

Hermann von Schmid.

Ein Nachruf von Otto Girndt.

Ende August 1865 fand in Leipzig eine Schriftsteller-Versammlung statt, zu deren Besuch ein Anfänger meines Calibers nicht berechtigt war; ich folgte nur der Aufforderung eines vielfach literarisch thätigen Hoftheater-Regisseurs, der die Gelegenheit günstig fand, mir mündliche Rathschläge in einer Bühnenfrage zu ertheilen. Wir saßen am Nachmittag im Freien vor einem Café, als ein Herr von mittelgroßer, etwas corpulenter Gestalt sich näherte und die kleinen, dichtbesetzten Gasttische durch seine goldene Brille musterte. Plötzlich sprang mein Gesellschafter auf; Anruf und Umarmung folgte, und ich empfing die Erklärung: „Doctor Hermann Schmid aus München."

Der Name war mir bis dahin nur oberflächlich bekannt, ich hatte wenig von ihm gelesen; natürlich war ich dem neuen Ankömmling erst recht fremd, weil er mich aber neben seinem alten Freunde fand, bot er mir herzlich die Hand und ließ sich bei uns nieder. Es giebt nicht viel Gesichter, die bei der ersten Begegnung so wohlthuend wirken, so viel Vertrauen einflößen, wie die Züge Schmid's es thaten. Er zählte damals fünfzig Jahre (geboren den 30. März 1815 zu Weizenkirchen im baierischen Innviertel), und das spärliche, glatt anliegende, graumelirte Haar, wie der gleichsam aus Pfeffer und Salz gemischte Vollbart stimmten zu dem Alter, das frische Roth auf den runden Wangen hingegen widersprach ihm, ebenso die Rüstigkeit der Bewegungen und die lebhafte Sprechweise. Der süddeutsche Dialekt klang sehr angenehm in seinem Munde, und wenn man in die milden, klugen Augen sah, hatte man das Gefühl: „Der Mann dürfte gar nicht anders reden, das harte norddeutsche Idiom würde für sein ganzes Wesen nicht passen." Von verschwommener Weichheit jedoch war dieses Wesen weit entfernt; die kurze, präcise Art, sich auszudrücken, zeugte vielmehr von einem festen, kernhaften Charakter. Auch lächelten die freundlichen Lippen nur so lange, wie die erste Freude, einen langentbehrten Jugendgenossen wieder zu begrüßen, anhielt; als es zum Austausch der Lebensschicksale kam, flog ein Schatten über Schmid's hohe, schön gewölbte Stirn, und selbst in die feingebogene Nase grub sich eine Falte; er fing an, zu klagen, daß ihm seine Existenz nicht leichter werde, und warf mir, dem Neuling, einen Blick zu, worin das Bedauern lag: „Armer Gesell, Du hast auch die schwere Laufbahn erwählt?"

Er sei von Hause aus Jurist, ließ er hören, Doctor der Rechte, habe sogar schon eine Zeit lang die Stellung eines Stadtgerichtsassessors in München bekleidet, indeß sehr wenig Befriedigung darin gefunden und sie ohne großen Schmerz verloren, als politische und private Verhältnisse ihn 1850 in Ruhestand versetzt. Freies geistiges Schaffen, fuhr er fort, sei sein eigentliches Element, es werde ihm aber dadurch getrübt, daß er nun schon so lange schreibe, ohne „recht durchzudringen", und das bloße „sich über Wasser halten und vor Nahrungssorgen schützen" genüge ihm nicht.

„Lieber Alter," fiel der Mann des Theaters ein, „Dein Unglück rührt daher, daß Du nicht, wie Der und Jener von unserer Zunft, Reclame zu machen verstehst."

„Nein," lachte Schmid auf einmal hell, „das versteh' ich wirklich nit, werd's auch nie lernen."

Es kam nun zur Sprache, wie viel er schon producirt: auf dem Gebiete des Romans und der Novelle „Das Schwalberl" (1861), „Alte und neue Geschichten aus Baiern" (1861), „Der Kanzler von Tirol" (in drei Theilen 1862), „Almenrausch und Edelweiß" (Erzählung 1864), „Bairische Geschichten aus Dorf und Stadt" (zwei Bände 1864), „Im Morgenroth" (eine Münchener Geschichte in drei Bänden 1864). Und wie viel dramatische Erzeugnisse waren diesen vorangegangen! Das Trauerspiel „Camoëns", das bereits 1843 in München beifällig aufgeführt worden, hatte den damals regierenden König Ludwig den Ersten auf den jugendlichen Dichter aufmerksam und zum Gönner desselben gemacht. Die politische Bewegung des Jahres 1848, der Schmid sich nicht verschließen konnte, löste die Beziehungen, und erst unter dem Enkel Ludwig dem Zweiten knüpften sie sich von Neuem, und zwar um so dauernder.

In seinen Mittheilungen unterbrach den Erzähler ein frisch und energisch auftretender Herr von militairischem Aussehen, der leise an den Tisch trat und die Hand auf die volle Schulter des Baiern legte. Es war der Begründer der „Gartenlaube", der allverehrte Ernst Keil, mit dem Hermann Schmid schon am Vormittage ein Rendezvous vor dem Café verabredet hatte, um über einen neuen Beitrag für die Wochenschrift mit dem Herausgeber zu verhandeln.

Die ersten in der „Gartenlaube" erschienenen Erzählungen Schmid's waren dem Publicum minder gleichgültig geblieben, als der Verfasser glaubte, Ernst Keil aber wußte, welche Kraft er an dem Münchener Mitarbeiter gewonnen, und wünschte den tüchtigen Kämpen dauernd an seine Fahne zu fesseln; denn er sagte sich richtig: Wer so in das Leben des baierischen Gebirges und seiner Bewohner eindringt, ihre Sitten, Anschauungen, Leidenschaften so treu und wahr schildert, daß Leser aller Kreise und Gesellschaftsclassen Interesse für diese Dorfgeschichten fassen, der ist dein Mann und muß es bleiben.

Allein das feste Contract-Verhältniß, in welches Schmid zur „Gartenlaube" getreten, nahm zur Erfüllung nicht die ganze Zeit des Autors in Anspruch, der sich stets und vorzugsweise nach Erfolgen auf der Bühne sehnte. Er durfte sich ihr um so mehr zuwenden, als seine Erzählungen manche fremde Feder zu theatralischer Bearbeitung reizten; warum sollte er nicht selbst mit seinem Pfunde wuchern? Doch seltsam: er vermochte sich auf den Brettern nicht einzubürgern, obschon er nach seiner eigenen Aussage gerade seine besten Stunden an Bühnenwerke setzte.

Der Grund lag vielleicht darin, daß scenische Vorgänge nicht die behagliche Breite der Ausmalung vertragen, die oft genug der epischen Form ihren Zauber verleiht. Schmid's Dramen, in gebundener Sprache wie in Prosa, wurden nur hier und da aufgeführt und blieben Eintagsfliegen. Wer kennt z. B. seinen „Columbus", seinen „Ludwig im Bart"? Das historische Schauspiel „Rose und Distel", worin Oliver Cromwell den Mittelpunkt bildet, wurde zwar vor einigen Jahren im Berliner Schauspielhause gegeben, erlebte jedoch nur eine so kurze Reihe von Wiederholungen, daß es ebenfalls so gut wie unbekannt geblieben ist. Einige andere Stücke von Schmid darf sogar Niemand kennen; denn sie sind ausschließliches Eigenthum König Ludwig's des Zweiten von Baiern, der bekanntlich öfter Schriftsteller seiner Hauptstadt mit dramatischen Arbeiten beauftragt, die dann speciell vor Seiner Majestät — und zwar ganz separat — dargestellt werden. Der Monarch entschädigt die Poeten, die sich jedes Rechts auf Verbreitung so entstandener Werke begeben. Vielleicht findet die Nachwelt in der königlichen Privatbibliothek noch einmal wunderbare Schätze, die das alte Sprüchwort auf's Neue rechtfertigen: habent sua fata libelli — auch Bücher haben ihre Schicksale.

Wiewohl Hermann Schmid es mitunter schmerzlich empfand, seine Mühen für's Theater ziemlich verloren zu sehen, beschlich ihn doch nie der geringste Neid gegen Collegen, welche auf diesem Felde glücklicher waren als er. Im Gegentheil suchte er Jüngeren bereitwilligst alle Wege zu öffnen, auf denen sie sich vorwärts bringen konnten. Güte gegen seine Mitmenschen war ihm Bedürfniß, und die Freude strahlte förmlich von seinem liebenswürdigen Gesichte, wenn er an Orten, wo er Einfluß besaß, für Jemand Etwas durchgesetzt hatte. In Heftigkeit und Erbitterung gerieth er nur über Schlechtes und Gemeines. Das empörte ihn, und verlieh alsdann seinem Zorn in Rede und Schrift Ausdruck. So heiter und lustig er beim Glase sein konnte, in Stimmung zu lasciven Scherzen fiel er keinen Augenblick seines Lebens, und man durchsuche seine gesammte gedruckte Hinterlassenschaft nach einer einzigen Frivolität! Dies ist heutzutage durchaus kein blos relativer, sondern entschieden ein positiver Vorzug. Stellt Hermann Schmid gesunkene Naturen dar, so thut er's genau wie der herrliche Schweizer Volksschriftsteller Jeremias Gotthelf zu dem Zwecke, die Verkommenheit als abschreckendes Beispiel vorzuführen, und er zeigt zugleich den Pfad zu ihrer Wiedererhebung aus dem Abgrunde. So steht er in vollem, rühmlichstem Gegensatze zu der sogenannten „Schule der Naturalisten" in Frankreich, den Herren Zola und Consorten, die wir dreist eine „Schule der Schmutzfinken" nennen dürfen.

Man tritt zuweilen in äußerst luxuriös ausgestattete Räume

und ächzt sofort heimlich: „Hier könntest Du nie froh werden; hier waltet ein unsauberer Geist; hier weht ungesunde Luft.“ Wer aber aus München in die Vorstadt Giesing pilgerte und vor dem kleinen, mitten im Garten gelegenen, rings von Grün umrankten Landhause stand, das Hermann Schmid mit seiner Gattin und Pflegetochter bewohnte, dem winkte Alles einladend, anheimelnd, und in den engen Zimmern mit ihrer schlichten Einrichtung war's so traulich, daß man gern blieb, je länger, je lieber.

Der Hausherr kam dem Gast mit unbeschreiblicher Jovialität entgegen, und ein gutes, anregendes Gespräch war augenblicklich in Fluß. Wer eine Freude mitzutheilen kam, konnte der Mitfreude sicher sein, wer Sorgen und Bekümmernisse auszuschütten hatte, fand ernste Theilnahme, milden Trostzuspruch und Aufrichtung. In der Nähe des Mannes ward Einem immer wohl, ob man ihn in seinem abgeschiedenen Heim oder auf geräuschvoller Straße traf oder ein Stündchen im Weinkeller mit ihm verbrachte. Nur einmal wurde mir weh bei der Begegnung mit ihm; das war am 7. März dieses seines Todesjahres. Der Frühling schien ungewöhnlich zeitig in die Isarstadt einziehen zu wollen; die Sonntagsglocken durchklangen die warme, helle Morgenluft; ich kam aus Paris, hatte den gütigen alten Herrn seit fünf Jahren nicht gesehen und in München erfahren, er sei schwer krank gewesen und wohl kaum schon wieder sprechbar. Dessen ungeachtet wagte ich's, da ich mich nur wenige Tage aufhalten konnte, in Giesing anzuklopfen. Die Pflegetochter des Patienten empfing mich; er war zum ersten Mal außer Bett, und da er hörte, meine Frau, die ihn noch nicht persönlich kannte, sei mit mir, ließ er uns eintreten. Das Fräulein bereitete mich vor, ich würde den Papa sehr verändert finden. Am Fenster mit der Aussicht auf den Balcon saß er in dem sonnedurchschimmerten Arbeitszimmer. Das Herz stand mir einen Moment still: statt der lebensvollen, rührigen Gestalt, die ich in der Erinnerung trug, streckte mir ein welker Greis mit eingefallenen, schlaffen Wangen die abgemagerten Hände matt aus dem hohen Lehnstuhl entgegen, und das müde Lächeln fiel ihm schwer. Sein Bart war schneeweiß geworden. Wie strengte ihn jedes liebe Wort an, das er meiner Frau sagte! Er kämpfte beständig mit Athemnoth. Wiewohl wir seine Hoffnung nicht theilen konnten, suchten wir sie dennoch zu unterstützen, indem wir die Zuversicht aussprachen, daß ein Sommeraufenthalt in den Tiroler Bergen, an denen er so sehr hing, ihm die volle Genesung bringen werde. Vielleicht wollte er wieder in's Etschthal nach Schloß Lebenberg bei Meran, wo es ihm stets ungemein gefallen, wo er häufig Stoff zu Arbeiten für den Winter gesammelt und auch seinen fünfbändigen Roman „Mütze und Krone“ 1869 zu Ende geführt. Im Rath des Schicksals aber war anders über Schmid's thätigen Geist beschlossen.

Ein Vorgefühl davon mußte ihn plötzlich bei unserem Aufbruch ergreifen; denn als ich seine Lippen zum Abschied berührte, traf mich ein langer Blick aus den glanzberaubten Augen; dann wendete er mit einer Thräne den Kopf; die Lider schlossen sich; wir eilten hinaus, um unsere eigene Erschütterung nicht zu verrathen und die ausgesprochene Sommerzuversicht nicht Lügen zu strafen. Schmid's Lebensflamme war aufgezehrt; am 19. October verglühte ihr letzter Funke.

Von seinen beliebt gewordenen Werken sind noch zu nennen: „Friedel und Oswald“ (3 Bände, 1866), „Die Türken in München“ (2 Bände, 1872), „Concordia“ (1874) und „Der Bauernrebell“ (1876). Die Genugthuung, die ihm bei unserem ersten Zusammentreffen fehlte, sich nach Verdienst anerkannt zu sehen, erlebte er wenigstens im letzten Jahrzehnt seines Wirkens, wo er auch zugleich festeren Fuß auf der Bühne faßte; denn hatte er 1866 das Amt des Dramaturgen am Münchener Actientheater mit Verdruß niedergelegt, weil Offenbach's Operetten die Herrschaft über das Repertoire gewannen, so wurde er nach dem Bankerott des Theaters entschädigt. König Ludwig erwarb es und legte die artistische Leitung in Schmid's Hand; nun konnte der Dichter seinen sittlichen Geist walten lassen, eine wahrhafte Volksbühne herstellen und echte Volksstücke schreiben wie „Der Tatzelwurm“, „Die Auswanderer“, „Vineta“ und andere, die auch außerhalb Münchens fortleben.

Wieviel sein Landesfürst von Schmid hielt, bewies er vor vier Jahren durch Verleihung des Kronordens, mit dem in Baiern der persönliche Adel verbunden ist. Auf den inneren Adel, der dem Verewigten von der Natur in's Dasein mitgegeben worden und zur Erscheinung kam in Allem, was er dachte, sprach und schrieb, übte diese äußere Auszeichnung des Dichters keinen Einfluß. Er blieb nach wie vor der Mensch und Denker, wie er als „ein Erzähler der ‚Gartenlaube‘“ im Jahrgange 1867 unseren Lesern in Bild und Wort dargestellt worden ist, und so hielt er auch bis an sein Ende fest an seinem Lieblingsspruche:

„Die Kraft ist Schicksal — unser ist der Wille!“

Weihnachtswanderung.

(Zu dem Bilde auf Seite 853.)

Vom bewölkten Himmel schwebt
Aschefahler Dämmrungsschleier;
In der Stadt, die um mich lebt,
Wirkt das Volk die Weihnachtsfeier.
Aus den weißen Dächermassen
Lockt und winkt ein Summen, Klingen,
Will mich in die hellen Gassen
Noch ein kurzes Stündchen zwingen.

Wohl: mir steht der Baum geschmückt,
Dran die Früchte golden reifen,
Und ich mag so gern beglückt
Als ein Weihnachtswandrer schweifen.
Aus der Enge steig' ich nieder,
Daß mein Herz sich mög' erweitern,
An der Lust der Menschenbrüder
Sich die eigne Lust verbreitern.

Märchenwonne, Weihnachtsglanz!
Welch ein Drängen, eifrig Regen!
Im Gewühl verloren ganz,
Wall' ich über feuchten Wegen.
Durch die Lichtfluth, rings zu schauen,
Tauch' ich, ein verklärter Schwimmer,
Und aus Augen, braunen, blauen,
Trink' ich heißer Wünsche Schimmer.

Weiter treibt's und weiter fort,
Kinderlachen führt mich munter.
Aus den Fenstern hier und dort
Strahlt schon Christbaumglanz herunter.
Enger wird's; die Füße tragen
Bald den Träumer sonder Willen,
Wo der Vorstadt Häuser ragen,
Die verschneiten, winterstillen.

Bei der Brücke wach' ich auf:
Ist die Weihnachtswelt zu Ende?
Drüben über'm Grabenlauf
Wärmt ein Weib die frost'gen Hände —
Tannen kauft man, wo im Becken
Röthlich dort die Kohlen glost'en:
Bis in's nächt'ge Feld erstrecken
Sich der Weihnacht letzte Posten.

Dann beginnt das kahle Land:
Schnee und Dämmrung, weit zurücke!
Und mich zieht's, wie eine Hand,
Fort von der belebten Brücke:
In das frostig ernste Schweigen
Tret' ich ein mit leisem Schauer.
Was bewegt dich, Herz, so eigen
In dem Feld voll Tod und Trauer

Abgeschieden hält mein Fuß;
Ferne summt der Weihnachtstrubel;
Gleich versagter Freuden Gruß
Klingt herüber Kinderjubel.
Mich ergreift ein fremdes Sehnen;
Melancholisch krächzen Raben — —
Und mir wird zu Muth, wie Jenen,
Welche keine Weihnacht haben.

Victor Blüthgen.

Digitized by Google

Weihnachtsmorgen.
Originalzeichnung von R. Püttner.

Die Glasperlen-Industrie Venedigs.

Man sollte es nicht glauben! Die Lasten, die sich das schöne Geschlecht aller fünf Welttheile im Jahresdurchschnitt an Glasperlen aufbürdet, würden zu ihrer Fortbewegung circa zwölf Locomotiven erfordern; in runden Zahlen sind es 60,000 Centner. Die geschätztesten Kundinnen sind die Frauen der romanischen Völker mit Ausnahme der Italienerinnen, welche eine merkwürdige Abweichung von dem Geschmack ihrer Stammesschwestern an den Tag legen. Obenan steht natürlich die elegante Französin, die der Mode alles Thun und Lassen decretirt; dann folgt Alt- und Neuspanien.

Nicht viel, aber doch etwas kühler stellen sich die Frauen der germanischen Rassen zu dem glänzenden Schmucke, und zwar fällt die größere Abneigung mit der größeren Reinheit der Rasse zusammen. Die Yankeefrauen kommen gleich hinter den romanischen; sodann folgt die Engländerin; die Deutsche nimmt die dritte Reihe ein, die schlechteste Kundin aber ist die Skandinavierin; ihrer tiefen, ernsten, sinnigen Natur mag der flimmernde Prunk als Plunder erscheinen. Unter den sarmatischen Frauen, unter den Türkinnen und Ungarinnen tragen nur die besser Situirten den Schmuck; in das Volk dringt er hier nicht ein, was sich zumeist durch die Nationaltrachten erklärt, mit denen er sich nicht vereinigen läßt.

Alle diese Frauen, die ja sämmtlich den Culturnationen angehören, begehren nur die billigsten Sorten der Glasperlen. Die besten und theuersten, die sogenannten Lichtperlen, gehen nach Indien und Afrika zu den Halb- und Ganzwilden. Freilich brauchen sich hier die bunten, glänzenden Perlenschnüre nicht mit dem bescheidenen Platze auf dem Oberkleid zu begnügen; sie schmücken Hals und Brust, das Haar und die Arme und wohl auch die zierlichen Fußgelenke der Hindumädchen und Malayinnen, und bei den jungen Aethiopinnen müssen sie ja oft genug für die völlig mangelnde Toilette einspringen. Hier werden die Glasperlen zu wirklichen Kostbarkeiten, und die blinkenden Schnüre, die wir uns für wenige Groschen beschaffen können, mögen dort ebenso gut die Gegenstände heißer Sehnsucht und unerfüllter Jugendträume bilden, wie bei uns die Diamantencolliers. Unter den mongolischen Ländern ist nur Japan ein Absatzgebiet, und zwar ein ziemlich dankbares; China dagegen wendet den Venetianern nichts zu — die Venetianer nämlich sind es, welche den Perlenbedarf der ganzen civilisirten, halb- und gar nicht civilisirten schönen Welt liefern; Venedig ist noch immer die Stadt der Kunstgewerbe. Die rührige böhmische Glasindustrie hat erst begonnen, sich dieses Artikels zu bemächtigen, und einige kleinere Fabriken in der Levante kommen kaum in Frage.

Die größte unter den sieben großen Glasperlenfabriken zu Venedig und der nahen Insel Murano gehört einem Deutschen Namens Weberbeck; er beschäftigt allein 500 Arbeiter und Arbeiterinnen. Im Ganzen finden etwa 6000 Menschen durch diese Industrie ihr Brod — leider ist es ein sehr kärgliches, wie wir weiter unten sehen werden. Der Ausfuhrwerth erreicht gegenwärtig im Jahre die Summe von 6,000,000 Mark.

Die Fabrikationsweise überrascht vielfach durch ihre Einfachheit, ihre Grundbedingung ist eine große Zähigkeit und Bildsamkeit der zur Verwendung kommenden Glasmasse in feuerflüssigem Zustande; sie muß sich ziehen lassen wie Harz oder Siegellack, nur in viel ausgedehnterer Weise. Die Färbung dieser Masse geschieht im Glasofen durch Zusatz von allerhand Chemikalien, wobei die Hauptaction Arsen, Salpeter, Antimon und Blei übernehmen.

Zunächst werden Glasröhren ausgezogen, und das ist eine höchst fesselnde Arbeit. Ein Glasbläser entnimmt dem Ofen vermittelst eines Eisenstabes einen Ballen Glasmasse von der Größe einer kleinen Melone und drückt mit einem einfachen Werkzeuge eine Höhlung in die äußere Rundung, etwa so groß, wie der Hohlraum unter dem Fuß einer Weinflasche. Ein College hat inzwischen mit einem zweiten Glasballen genau dasselbe Experiment gemacht, und Beide drücken nun ihre Glasballen an einander, sodaß sich die Ränder verschmelzen und die Luft in dem nunmehr verdoppelten Hohlraum völlig abgeschlossen ist. Jetzt ziehen die Arbeiter ihre Eisenstangen wieder an sich; jeder hat sein ursprüngliches Theil daran hängen, nur hat sich zwischen beiden Glasballen ein Glasfaden gebildet. Jetzt gilt es zu laufen. Im strafftsten Militärschritt gehen die Arbeiter nach entgegengesetzter Richtung bis zu hundert Meter Entfernung. Dabei spinnt sich der glühende Glasfaden von beiden Ballen ab, so lange eben der Vorrath reicht oder nicht erkaltet.

Die eingeschlossene Luft hat sich ebenfalls mit ausgesponnen; sie hat verhindert, daß sich ein compacter Stab statt einer Röhre abspann; sie hat der zukünftigen Perle das Loch gegeben, ohne welche diese ja gar nicht als solche bestehen könnte. Diese Glasfäden wechseln ihre Stärke, je nachdem die Perlen groß oder klein werden sollen; sie schwanken zwischen der Dicke eines Bleistiftes und einer dünnen Stricknadel.

Die Glasfäden zu den Perlen, die aus mehrfarbigen Glasschichten bestehen, werden auf ganz gleiche Art ausgezogen, nur daß man hier den zuerst entnommenen Glasballen in anders gefärbte Glasmassen taucht, sodaß diese wie Zwiebelschalen über einander liegen. Das Abspinnen der verschiedenen Schichten geht auch in diesem Fall ohne weiteres Zuthun der Menschenhand mit einer ganz erstaunlichen Gleichmäßigkeit vor sich. Oft setzt man außen an den Glasballen auch nur kleine buntfarbige Glasklümpchen an, welche dann als feine Streifen den Glasfaden schmücken. Das Sortiren dieser Glasfäden, die man zunächst in etwa drei Fuß lange Stücke zerbricht, ist eine weitverbreitete Hausindustrie in Venedig. Wer je einmal in die Volksquartiere der Lagunenstadt gedrungen, dem werden die Frauen und Mädchen aufgefallen sein, die hier vor großen Körben sitzen, aus denen die Glasröhren herauslugen, wie Stacheln eines Igels.

Mit ausgespreizten Fingern, immer fühlend und abwiegend, durchwühlen sie den Inhalt des Korbes, bis sämmtliche Röhren genau nach ihrer Stärke geordnet sind. Die Röhrenbündel wandern nun wieder zurück in die Fabriken; man legt sie in Maschinen ein, die den bäuerlichen Häckselbänken auf ein Haar gleichen. Wie das Stroh dort, so werden hier die Glasröhren zu Häckfel zerhackt — ein amüsantes Schauspiel. Mit Vergnügen hält man die Hand in den bunten Sprühregen hinein, um sie im Augenblick darauf belastet zurückzuziehen, als hätte man Schloßen darin aufgefangen.

Hierauf werden die splitterigen Schnittflächen abgerundet. Man vermischt die Perlen mit feinen Sandmassen, welche in die Löcher eindringen; sodann erhitzt man sie in Thongefäßen mit äußerster Vorsicht bis auf einen Grad, der eben genügt, die Glasmasse so weit zu erweichen, daß sich die rauhen Bruchflächen bei geringer Reibung in glatte verwandeln. Der Sand verhindert bei diesem Proceß das Zuschmelzen der Löcher. Die Perle ist nun der Form nach fertig. Das weitere Sortiren nach der Größe geschieht einfach durch Schütteln über Siebgeflechten, und Perlen, die eine besonders feine Politur erhalten sollen, steckt man in Kleiensäcke und beutelt sie hin und her.

Das Aufreihen zu Perlsträhnen, die in den Handel kommen, ist wieder Hausindustrie. Die schönen Venetianerinnen, die sich damit beschäftigen, führen in beiden Händen zwischen den Fingern bis ein Dutzend fußlange Stecknadeln, die oft so dünn wie Seidendraht sind. Damit fahren sie auf's Gerathewohl in die Perlmassen hinein und gabeln auf, was die Nadeln zufällig eben erfaßt haben. Nach meiner Berechnung können ein Paar geschickte Frauenhände auf diese Weise täglich bis drei Millionen Perlen auf Fäden aufreihen.

Viel verwickelter ist die Herstellung jener Lichtperlen, an denen sich die Naturkinder Indiens und Afrikas so sehr ergötzen. Der Name rührt von der Fabrikationsart her; man fertigt sie einzeln am Lichte, an einer Stichflamme; sie erfordern sehr geschickte Arbeiter und ihre seltsamen Schnörkel und Arabesken zeugen von guter Phantasie der Fabrikanten. Die Licht- und Farbeneffecte sind oft von überraschender Pracht und stimmen ganz zu der prunkvollen Märchenstimmung, die sich über jene Länder gelagert hat, für die sie in der Hauptsache bestimmt sind. Die Arbeit läßt sich ebenso wenig beschreiben, wie etwa das Modelliren und Ciseliren; sie läuft auf eine große Kunstfertigkeit der Finger hinaus.

Im Innern Afrikas dienen diese Lichtperlen häufig als Zahlungsmittel, und der schlaue Araber, der den Handelsverkehr dort fast ausschließlich vermittelt, nutzt die Freude der naiven Negerinnen an den bunten Dingerchen aus. Eine Schnur davon macht ja auch einen ganz anderen Effect, wie ein weißgrauer Maria-Theresia-Thaler.

Digitized by Google

Gegen alles Erwarten zeigen jene schwarzen, krauswolligen Naturkinder eine räthselhafte Abneigung gegen glänzende Perlen. Ja, man sieht sich in Venedig gezwungen, für Afrika den natürlichen Glanz, den alles Glas nach dem Erkalten zeigt, durch Mattschliff zu entfernen. Das ist zweifellos ein vornehmer Zug in ihrem Geschmack. Das Glänzende hat stets etwas Grelles; es gefällt wohl, aber es wirkt auf die Dauer nie behaglich.

Wie schon angedeutet, ist der Lohn dieser Perlenarbeiter und Arbeiterinnen ein kärglicher; nur die geschicktesten erfreuen sich auskömmlichen Verdienstes. Die meisten Frauen bringen es für den Tag kaum auf einen halben Papierfranken, und die kirchlichen Fastengesetze sind ihnen gegenüber leider völlig überflüssig; sie fasten eben vom Aschermittwoch ab bis wieder zum Aschermittwoch. Selbst die Polenta, jenes frugale italienische Nationalgericht, ist für sie nur ein Sonntagsmahl; in der Woche hat ihnen der Himmel den Tisch nur mit Feldrüben gedeckt, wie man sie in den Gassen Venedigs auf offenem Herd zu ganzen Bergen kochen und an Ort und Stelle verzehren sieht.

Und doch bereiten diese Leutchen der Welt so vieles Vergnügen! — Aber ein altdeutsches Volkswort sagt schon:

„Dem Einen die Mühe,
Dem Andern die Brühe!"

Th. Gampe.

Altdeutsche Weihnachtsbräuche.

Wenn mit dem für unser Auge immer kürzer werdenden Sonnenbogen die Zeit der von Wolken und Nebeln schwer verhangenen Tage und der langen Nächte herannaht, beginnt zuerst fern, darauf näher und näher durch das winterliche Düster lichter Glanz wie eine frohe Verheißung zu uns herüber zu leuchten, bis er endlich in strahlender Helle als Weihnachtsfest Haus und Herz erfreut. Doch der Glanz des Festes spiegelt sich nicht allein in den frohen Augen der Kleinen, uns Allen weckt er die eigene Jugend, und im Schimmer der Kerzen taucht wie ein Bild aus fernen Welten das Heim von damals, das treue Antlitz der Eltern, die Erinnerung an Dies und Das, Kleines und Großes auf.

Bei dieser Erinnerung an unsere eigene Jugend wollen wir heute aber nicht stehen bleiben, sondern weiter zurückgehen, in graue Vergangenheit — zur Jugendzeit unseres ganzen Volkes, das, als ihm die alten Götter noch lebendig waren, um die nämliche Zeit das Julfest, das Fest der Sonnenwende, das heiligste des Jahres, feierte.

In dem Bilde, das wir von unserem Weihnachtsfeste in uns tragen, ist Licht und Glanz das vor Allem Charakteristische; ganz dasselbe ist beim Julfeste unserer Vorfahren der Fall; wenn auch statt des milden Kerzenscheines im traulichen Hause die helle Lohe mächtiger Opferfeuer zwischen den Eichenwipfeln des heiligen Haines emporschlägt, Licht ist auch hier der Gedanke, der Alles erfüllt.

Das Gefühl, daß von der Licht- und Wärmequelle, welche unser Erdball umkreist, alles Sein und Werden abhängt, durchdringt ahnungsvoll Glauben und Sagen aller Völker, läßt sie das Licht mit allem Guten und Schönen, das Dunkel mit allem Uebel verbinden. Ja, die ursprünglichen Laute, welche heute in unserem Munde den Zeitraum zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang bezeichnen und im Namen unseres Festes selbst wiederkehren: Nacht — sie drückten einst, als unsere Vorfahren noch im fernen Asien saßen, nur „das Verderbliche" aus, und dieser Begriff verband sich allmählich mit demjenigen der dunklen Zeit, wo das Raubthier die Höhle verläßt und böse Mächte frei werden. Wie aber mußte erst der Germane aufathmen, wie mußte er dem Lichte entgegenjauchzen, wenn jene ewig lange eisige Winternacht, die fast während der Hälfte des Jahres über seinen unwirthlichen Wäldern lagerte und alles Lebendige in Banden schlug, mit den zwölf langen Nächten an der Grenze ihrer Herrschaft angelangt war, wenn die Winterriesen mit den froststarrenden Rimmbärten, unter deren Tritten das Land stöhnte, den Rückzug antraten, die Götter des Lichtes und der Fruchtbarkeit sich zur Rückkehr wandten und in der Ferne jene wärmere Zeit naher rückte, wo endlich auch der heimgekehrte Donar zum ersten Mal wieder seinen Keil donnernd in ihre Wälder schmettern würde!

In den zwölf heiligen Nächten fühlte sich der nach Licht und Wärme sich sehnende Germane seinen segenspendenden, erlösenden Göttern näher, als zu irgend einer andern Zeit des Jahres. Deshalb beging man das Fest der Wintersonnenwende auf das Feierlichste, und den Göttern wurden umfangreiche Opfer dargebracht. Es begann bei den alten Skandinaviern, und vermuthlich auch Germanen, mit der Höggunott, der Hieb-, Schlacht- und Opfernacht am 21. oder 22. December und dauerte drei Nächte, während im Lande der dreiwöchentliche Julfriede herrschte, in dem „all Fehd' ein Ende hatte" und sogar den Gefangenen die Ketten abgenommen wurden.

Es ist ein Bild voll düsterer Großartigkeit, das, von der Lohe riesiger Opferfeuer überleuchtet, in den schauervollen heiligen Hainen unsern Augen sich zeigt. Zwar deuten einige Ueberlieferungen auf die Existenz einzelner Tempel in Germanien hin — die eigentliche echt nationale Localität des Gottesdienstes war aber der heilige Hain — wie das auch ganz im Gefühl des Germanen liegen mußte, der, in der ungebundenen Freiheit seiner Wälder lebend, hier auch seine Götter anrufen wollte. Und ehr würdiger konnte kein Tempel sein, als ein solcher Hain von hundert-, ja tausendjährigen Baumriesen, welche ehrfurchtgebietend, sagenumwoben den Opferplatz in feierlichem Kreise umstanden. Geschmückt waren dieselben vor Allem mit den bleichen Schädeln geopferter Rosse, die im flackernden Scheine hohläugig und gespenstisch von Aesten und Stämmen niederschauen; neben ihnen hingen Trophäen, alte Steinwaffen, welchen einst der Urahn mühsam und bedächtig Gestalt verlieh, die dann manches buntbemalte Schildgeflecht zerschmetterten, und nun, im heiligen Hain aufgehängt, an die Großthaten des Stammes erinnern — ebenso erbeutetes römisches Rüstzeug, das auf die wilden Schlachten im Westen und auf das blutige Ringen mit den festgeschlossenen, erzgepanzerten Colonnen des mächtigen südlichen Volkes deutet.

Auch Zauberrunen mögen wohl eingeschnitten gewesen sein „auf die Rinde und auf den Baumast, wo gen Osten hin die Zweige wachsen." Zwischen den Stämmen erhoben sich hier und da auf massigen Trägern riesenhafte Hünensteine, jene gewaltigen Felsblöcke, von denen wir heute noch nicht klar wissen, wie sie bei den Hülfsmitteln jener frühen Zeiten dort hinauf gehoben wurden; daneben einzelne säulenartig aufgerichtete Riesensteine, in weitem, oft doppeltem und dreifachem Kreise umzogen von den Ringsteinen.

Von Götterbildern oder bildlichen Zeichen ist uns, namentlich aus früher Zeit, nichts Bestimmtes überliefert worden, doch werden wohl den Göttern geweihte Thiergestalten, wie der Wolf des Wuotan, der Eber des Freyr, das Schwert des Tyr, vielleicht auch das Schiff oder der Pflug der Göttin, welche Tacitus Isis nennt und deren germanischer Name verschollen ist, in schwerfälligen Nachbildungen den heiligen Hain geschmückt haben — Nachbildungen, welche später, von den Geschlechtern als Insignien gewählt, zur Grundlage unserer Wappenbilder wurden. Waffen, Schmuck und dergleichen von Erz und Edelmetall, mit denen die künstlerische Darstellung unserer Tage die germanischen Krieger ausstattet, gehören erst einer späteren Zeit an, welcher ein längerer Verkehr mit den Römern vorausging.

Unter den Opferthieren stand in erster Linie das Pferd — das Thier, welches bei einer großen Zahl von Völkern, namentlich auch den Indogermanen, eine heilige Verehrung genoß — ist es doch nicht nur das edelste Thier der Schöpfung, sondern auch dasjenige, dessen Leben und Entwickelung mit dem Leben und der Geschichte der Menschen in engster Wechselbeziehung steht. Das Opfer fand in der Weise statt, daß das dampfende Blut in einer Grube aufgefangen wurde, worauf man damit Geräthe, Waffen und die Theilnehmer selbst bespritzte; auch erklangen über dem fließenden Blute uralte Formeln der Weissagung. Der Kopf des Pferdes wurde dann, wie schon gesagt, an den Bäumen des heiligen Haines aufgehangen. Nächst dem Pferde waren es alle übrigen Thiere des menschlichen Haushaltes bis zum Hahn hinunter, welche als Opfer dienten, ebenso die Jagdbeute, und wer Solches nicht opferte, gab Getreide, Früchte, auch Geräthe, wie man denn auf ausgegrabenen umfangreichen Opferstätten ein massenhaftes, zum Theil

Digitized by Google

d Lindner.

nur angekohltes Gemenge solcher Dinge gefunden hat. Am Julfeste dagegen wurde vorzüglich das vom Freyr besonders geliebte Thier, der Eber, geopfert. Oft wurde es schon im Frühjahr ausgewählt und durch den Rest des Jahres gemästet, um dem milden Gotte Freude zu bereiten. Der Wagen dieser friedlichen und frohen Gottheit sollte in der Meinung unserer Vorfahren von einem goldborstigen Eber, Gullinbursti, gezogen worden sein, und daher stammt auch die Sitte, die weißen Borsten des Opferthieres zu vergolden. In Skandinavien wurde das Opfer am Julabend vom Könige vollbracht, und sobald der Eber in den Saal hinein getragen worden, legten die Lehnsmänner ihre Hände auf die Rückenborsten des Thieres und schwuren von Neuem dem Könige Treue.

Aber es waren nicht blos Thiere und Früchte die Gegenstände des Opfers — der Germane übte auch, und sogar in bedeutendem Umfange, das Menschenopfer — nicht nur nach siegreichen Schlachten oder zur Versöhnung der Götter in einzelnen Fällen, sondern in regelmäßiger Wiederkehr bei den Jahresfesten, namentlich dem Julfest. Wird uns doch von einem Julfest auf Seeland berichtet, bei dem alle neun Jahre neunundneunzig Menschen, neunundneunzig Pferde, Hunde und Hähne geopfert wurden!

Nach dem Opfer fand das wie bei fast allen Völkern so auch bei den Germanen übliche Mahl statt, bei dem das Pferdefleisch gleichfalls eine Rolle spielte.

Während des Mahles wanderte das Trinkhorn, mit Meth gefüllt, im Kreise, doch nicht, ohne daß den Göttern in Gestalt von Libationen ihr Antheil geworden wäre. Mit einem Trinkgelage von germanischen Dimensionen schloß dann das Fest.

Um die nämliche Zeit aber, wo einst in den germanischen Wäldern die Opferfeuer leuchteten und wilde Krieger ihren Göttern blutige Opfer brachten — um diese Zeit war es, daß im fernen Morgenlande in stiller, weihevoller Nacht ein Stern sein mildes Licht auf die Hütte eines Hirten niedersandte, auf die Hütte, in welcher zu dieser Stunde der Verkündiger der christlichen Glaubenslehre geboren wurde, mit der für die Völker der Erde eine neue Culturepoche begann.

In ihr wurde bald der Glaube an alte heidnische Götter durch die christliche Lehre verdrängt, und ihre Tempel und Opferaltäre wurden durch das Kreuz ersetzt. Nur in den Volksbräuchen finden wir noch heute Ueberreste der heidnischen Sitte, die sich von Geschlecht zu Geschlecht in verkümmerter Form erhalten hat. So wird noch heute im hohen Norden der „Juleber", eine Art Gebäck, um die Weihnachtszeit bereitet, und noch vor zweihundert Jahren wurde am Rhein in manchen Dörfern das Opferschwein gemeinschaftlich aufgefüttert, und z. B. in Herkenrath bei Bensberg noch vor kurzer Zeit Schweinefleisch am Antoniustage auf dem Altare geopfert. Diese und andere Gebräuche, wie auch die „Julklappe", welche schwache Anklänge an das altnordische Fest bilden (vergl. „Gartenlaube", Jahrg. 1854, Nr. 50), verschwinden immer mehr, während die Sitte des glänzenden Weihnachtsbaumes und der Kinderbescherung im deutschen Volke feste Wurzeln gefaßt hat.

Dorette Rickmann.

Eine Stralsunder Geschichte von 1786.

Von C. v. Sydow.

(Schluß.)

Seit einem Monat ist der Oheim Rickmann gestorben. Dorette, die wilde, schnippische Dorette, ist heute ein stilles, in sich gekehrtes Mädchen; sie hält sich jetzt beim Bürgermeister Seiler auf und wird für die Folgezeit zu Frau Consul Gerhard gehen, welche ja schon ein altes Interesse für das nun verwaiste Mädchen hegt.

Dies Alles giebt dem jungen Organisten viel zu denken, als er über den Rubenow-Platz schreitet. Er ist an der Kirche angelangt und will die schwere Thür öffnen, als ihn der kleine Schwestersohn seiner Braut, welcher ihm schon eine Strecke weit gefolgt ist, einholt.

„Muhme Frederick läßt Sie bitten, Sie möchten doch mal zu ihr kommen," sagt er und zieht sehr ehrerbietig seine Mütze.

Ein ungeduldiger Seufzer und ein finsteres Stirnrunzeln sind die nächste Antwort: „Ich komme, Kind."

Als er nach zehn Minuten das Haus betritt, kommt ihm seine künftige Schwägerin, Frau Romus, schon entgegen.

„Sie ist heute viel kränker; sie will mit Ihnen allein sprechen," sagt sie und tritt mit einer halb sorgenvollen, halb beleidigten Miene in den Hof hinaus, während Johannes zu seiner Braut hinein geht.

Diese richtet sich nicht mehr, wie in den früheren Tagen, mühsam auf, um ihn zu begrüßen; sie winkt nur mit den Augen und sagt mit leiser Stimme:

„Setzen Sie sich hier dicht heran, Strohmeyer!"

Er sieht ihr prüfend in's Gesicht; dann faßt er hastig ihre Hand, als wolle er gewisse Gedanken dadurch ersticken.

„Sie haben heute viel zu thun; verzeihen Sie, daß ich Sie rufen ließ — nicht wartete, bis Sie kamen," spricht sie in Absätzen weiter; „aber — es hätte — zu spät sein können."

„Wirklich?" fragt Johannes mit einiger Hast.

„Ja, Sie haben es — wohl auch geahnt — daß es zu Ende geht. Haben Sie — den Doctor nicht — gefragt?"

„Nein, ich scheute mich," erwidert Johannes beklommen.

Die Frau deutet das auf ihre Weise:

„Ich danke Ihnen, Strohmeyer, daß Sie mich — ein wenig lieb gewonnen haben." Dann macht sie eine längere Pause, ehe sie fortfährt: „Ich war recht glücklich mit Caspar, aber Sie sind mir in diesen — paar Monaten — auch lieb geworden. Ich hätte gewünscht, dies" .... sie deutet auf ihren schwindsüchtigen Hals, in welchem für sie der Tod sitzt, „wäre erst — nach — der Hochzeit gekommen. Vor Allem Frieda's wegen. Es — ist besser, ein Mädchen hat einen tüchtigen — Stiefvater, als — einen verkehrten Vormund. Ich traue Romus nicht; er hat sein eigen Hab und Gut fast verspeculirt — er kann es bei seinem Mün—del ebenso — machen; die Obervormundschaft ist nicht immer sehr wachsam; ach! was Caspar so mühsam gespart hat! Ich — bin so — heiser — verstehen Sie noch?"

„Ja, Therese .... aber ruhen Sie sich erst aus!"

„So — kommen Sie näher! Ich sage Ihnen das auch, damit Sie mich — nicht verkennen — und nicht meinen, ich hätte Caspar — nicht — betrauert — wie sich's gebührt; darum war mir so viel daran gelegen, Ihre Hand zu gewinnen — ich — hat—te viel Gutes von — Ihnen vernommen, sehen Sie! — Ach — sehen Sie — wenn Sie — sie adoptiren könnten — viel Vertrauen" — und ihre Augen leuchten voll auf sein Gesicht, das in unerklärlichem Ausdrucke über ihre Kissen gebeugt ist: — „wenn das wäre, hätten Sie Alles in Händen — Aber Romus läßt es nicht — zu — sprach — schon mit — ihm —"

Johannes antwortet mit starker Stimme:

„Ich meine, ich bin vor den Gesetzen zu jung, um sie adoptiren zu können, aber Rath und Wohlwollen sollen Ihrer Tochter nie von meiner Seite fehlen."

Dann setzt er noch hinzu, und seine Augen blicken finster: „Lassen Sie sich das Geld nicht so bekümmern, Frau Therese, wenn Ihre Tochter sonst — glücklich wird! — Für ein Mädchen braucht's noch weniger des Geldes, als für einen Mann."

„Ach, ja," seufzt die Frau, „aber man — will — doch — auch nicht, daß das schöne Geld — so un—tergeht — auch in Ansehung Ihrer! — Ihnen — entgeht es nun auch — Ihnen hätte — ich's auch gar — wohl — gegönnt."

Johannes lächelt gezwungen, und eine dunkle Röthe steigt ihm bis hoch in die Schläfen.

„Wer weiß, ob mir das Geld Gutes gebracht hätte!"

„Es hat nicht sein sollen," entgegnet die Frau sanft. „Strohmeyer — holen Sie die — Bibel — und lesen Sie mir — einen Abschnitt vor — hernach — will — ich — schlafen — mir ist etwas besser."

Digitized by Google

Johannes gehorcht, weiß aber, als er zu Ende ist, kein Wort von dem, was er gelesen hat.

„Ich danke Ihnen," flüstert die Kranke; „geben Sie mir Ihre Hand, Strohmeyer! — Caspar wird es nicht übel — nehmen — auf daß ich sie küsse, eh' ich vielleicht — sterbe!"

Johannes fühlt sich plötzlich gerührt; er macht sich bittere Vorwürfe.

„Nicht doch!" sagt er und küßt sie in das fieberheiße Antlitz.

Aber als sein Mund dasselbe berührt, tritt ein anderer Kuß vor seine Seele, den er in dunkler Nacht auf eine winterlich kalte Mädchenwange gepreßt hat, daß er schnell, wie zurückbebend, das Haupt emporhebt. Sehnsüchtig zieht es ihn zu Doretten; die Vorwürfe in ihm verblassen plötzlich, wie sie gekommen.

Sein Blick ist mitleidslos ruhig, als er jetzt auf die vor ihm liegende Frau sieht.

„Wenn diese stirbt, ist mein Weg frei!" kann er sich nicht mehr enthalten, deutlich zu denken, „ohne daß ich mein Ehrenwort gebrochen hätte."

Therese Frederick ahnt es nicht; denn sie winkt ihm freundlich mit den Augen, er möge nun gehen. Es ist das letzte Mal, daß er den Blick dieser Augen zu ertragen hat. — —

Wenige Tage darauf steht er an dem offenen Grabe seiner Verlobten, vor sich den Pastor, der ein erbaulich Gebet spricht, um sich herum die Chorknaben, mit denen er soeben ein geistlich Lied gesungen hat, und hinter sich die Menge der Leidtragenden. Wie abwesend sieht er über die Gruft hinweg, und der durchdringende Duft der grünen Buchsbaumguirlanden, der von dem Deckel des Sarges zu ihm emporschlägt, verwandelt sich vor seinen Sinnen in den Duft dunkelrother Rosen.

Als die Feierlichkeit vorüber ist und Johannes sich, den Uebrigen voran, langsam von der Stätte derselben entfernt, tritt Romus aus der Reihe der Anderen heraus und folgt ihm scharf beobachtend eine lange Weile über den altehrwürdigen Friedhof.

Sich endlich unmittelbar zu ihm gesellend, sagt er lauernd: „Nun können Sie ja die Thorschreiberstochter freien, Schwager! — Aber mit der Controlle wird es nichts. Das Vermögen ist in meiner Hand, und ich werd' es nach Recht und Gewissen verwalten, nicht Sie."

„Fasliger Mensch, wer kümmert sich um das Vermögen, von dem Sie reden!" braust Johannes auf. „Verwalten Sie es nach Belieben!"

„Aber die Thorschreiberstochter, Herr Strohmeyer, wie steht's mit der?"

„Was kümmern Sie sich um fremde Angelegenheiten? Ehren Sie den Frieden des Gottesackers und lassen Sie mich in Ruhe!" ist die eisige Antwort, und der also Beschiedene kneift die Lippen ein und zieht sich zurück.

„Der Stich sitzt doch," murmelt er, als die Leidtragenden das Mühlenthor passiren und er bei dieser Gelegenheit wieder in die Nähe des verhaßten Mannes kommt.

Auf Johannes' Stirn lagert eine Wolke, und als er in seine Wohnung zurückkehrt, um das Choralbuch abzulegen, bevor er sich, der Sitte gemäß, noch einmal in das Trauerhaus begiebt, bleibt er länger als nöthig; denn ihn schmerzt das dumpfe Haupt und jedes Wort, das die Leute reden, ist ihm zuwider.

Es berührt uns immer unangenehm, wenn Jemand Anderes, den wir nicht für berufen dazu halten, uns die geheimsten Gedanken des Herzens vorsagt — doppelt unangenehm aber, wenn diese Gedanken eine Beimischung von irgend welcher Schuld an sich tragen. Johannes ist auch in den folgenden Stunden so ausschließlich mit sich selbst beschäftigt, daß er ganz vergißt, was wohl heute seine Pflicht wäre, sich um das verwaiste Mädchen zu bekümmern, dessen Wohlergehen ihm die Mutter an's Herz gelegt hat.

Therese Frederick ist todt — und was er ihr versprochen hat, ist mit ihr begraben. Doch der Hügel, welcher sich über ihrem Sarge wölbt, wirft noch einen langen Schatten auf seinen Weg; denn Johannes sagt sich, daß er eine geraume Zeit hingehn lassen muß, bevor er sich Doretten wieder nähern darf; sonst hat er in Greifswald verspielt.

9.

Es ist fast ein Jahr her, daß Dorette dem alten Thorschreiber die Augen zudrückte, um bald darauf als Gesellschafterin zu Frau Consul Gerhard zu gehen. Die alte wunderliche Matrone kann nichts „Ennuyantes" um sich dulden, und deshalb lebte sie mit Dorette's meisten Vorgängerinnen auf gespanntem Fuße, während die Thorschreiberstochter wie für sie geschaffen ist.

Sie verlangt nicht, daß das Mädchen sie beständig unterhalte — die Alte ist eine scharfe Beobachterin, außergewöhnliche Menschen — und namentlich Frauen — sind ihr an und für sich eine Unterhaltung. Es wird daher für gewöhnlich nichts von Doretten verlangt, als den kleinen Haushalt zu führen und der augenschwachen Frau Gerhard häufig vorzulesen.

So sind dem Mädchen bis jetzt die Tage gleichmäßig verflossen; denn die häufigen Besuche der Gerhard'schen Hausfreunde sind ihr nachgerade auch so gleichgültig geworden, wie alles Andere, das sie in den neuen Verhältnissen umgiebt, soviel auch diese Hausfreunde ihrerseits von der wieder aufblühenden Schönheit Dorette Rickmann's zu reden wissen und die Gewandtheit bewundern, mit welcher sich die Thorschreiberstochter in dem vornehmen Bürgerhause bewegt. Nur in den allerletzten Wochen hat auch Dorette angefangen, einem der Besucher, dem jungen Handelsherrn Putzbach, eine lebhaftere Aufmerksamkeit zu schenken. Er gehört zur Gerhard'schen Verwandtschaft und hat mithin besonders oft Zutritt zur Wohnung der Frau Consul.

Heute hat Dorette ihre Principalin zu einer kleinen Mittagsgesellschaft begleitet. Eben von dort zurückgekehrt, zieht sie sich auf ihr Zimmer zurück. Noch ist sie sehr aufgeregt; es hat einen eigenthümlichen Eindruck auf sie gemacht, zum ersten Mal wieder „unter Menschen" zu sein. Sie hat viel gesprochen und viel gelacht.

„Man muß," denkt sie jetzt bei sich selbst, „wie sollte man's sonst tragen, all das Geschwätz mit anzuhören — denn mir — mir ist das Vernünftige wie das Unvernünftige gleichgültig; man muß nur vor sich und vor Anderen thun, als mache man sich aus allem Möglichen alles Mögliche! — denn — man muß vorwärts!" und sie wirft sich auf's Sopha und legt sich müde zurück, während ein eigenthümlicher Schatten der Erinnerung über ihre Züge fliegt. „O," ruft sie und streckt seufzend die Arme von sich, „wenn mein alter Vater noch lebte, wär' es ganz gut so."

Nachdem sie so einige Augenblicke gelegen hat, tritt die Aufwärterin ein und meldet, daß ein Herr da sei, der sie zu sprechen wünsche. Dorette richtet sich auf; ihre Brust arbeitet schwer. Es ist Putzbach, den sie heute in der Gesellschaft sah.

Ein Schauer erfaßt sie; ihr Freiheitsbedürfniß empört sich, der keusche Zauber ihrer ersten jungen Liebe, welcher ohne ihre Schuld durch blutige Zornesthränen befleckt wurde, flammt noch einmal in ihrer Seele auf, aber sie muß fest bleiben; denn sie fürchtet, ein Anderer könne zu ihr zurückkehren — sie muß einen Wall um ihr leidenschaftliches Herz thürmen — und wäre es der Name des oft verspotteten Putzbach.

„Sag' Sie ihm, ich erwarte ihn, und führe Sie ihn in's Erkerzimmer!"

Nach dieser ertheilten Ordre erhebt sich Dorette langsam, und langsam tritt sie in den anstoßenden Raum, wo sie einen Armleuchter anzündet. Dann läßt sie sich, möglichst weit entfernt vom Eingang, am Fenster in einen Fauteuil nieder.

In unwillkürlich stolzer Haltung erwartet sie ihren Anbeter. Der Saum ihres langen, modern geschnittenen Trauergewandes liegt auf weichem Teppich, und ihr erhobenes Haupt, wenn es sich leise wendet, streift an schwer seidene Vorhänge. Ihre Wangen glühen vor Aufregung, was wunderbar gegen die Weiße ihres gepuderten Haares absticht. Sie sieht seltsam schön aus — älter als sie ist — aber berauschend schön.

Da geht die Thür auf. Sie will aufschreien vor Schreck, aber der Schrei erstickt schon in ihrer Brust. Starr, mit weit aufgerissenen Augen blickt sie auf den Eingetretenen; dann, als schmerze es sie, wendet sie sich, die Lider krampfhaft schließend, von ihm ab.

Johannes hat sie Jahr und Tag nicht gesehen. Eine Secunde bleibt er in der Thür stehen und senkt die Stirn, wie ein Schuldbewußter, aber in seinen Zügen steht Nichts als Liebe. Und mit der ganzen Gluth eines erst spät, aber desto mächtiger zur vollen Leidenschaft erwachten Gefühls blickt er jetzt auf sie, und langsam tritt seine hohe Gestalt ihr näher.

„Da bin ich wieder, Dorette," sagt er leise bittend und kann sich noch gar nicht recht fassen.

„Und was wollen Sie?" fragt sie, sich zu ihm wendend, und ihre Blicke begegnen sich. Der kalte Strahl aus ihren Augen

Digitized by Google

fährt wie ein Schwert durch sein Herz. Da ermannt er sich und legt wie ein Mann auf einmal sein ganzes Geschick in ihre Hand.

„Dich will ich — Du weißt es," sagt er mit Leidenschaft.

„Und das sagen Sie, und das wagen Sie mir zu sagen?"

Sie scheint über sich selbst emporzuwachsen.

„Ich weiß, was ich that — ich entschuldige mich nicht — ich sage nicht: des Teufels Künste verführten mich — nein, Dorette, ich, meine Natur, ich selbst that das — aber damals liebte ich Dich nicht, wie heut. Dorette, sieh nicht weg! Nur die Liebe kann sühnen, was an der Liebe verbrochen ist."

„Wer sagt, daß ich Sie liebte?"

„Dorette, lüge nicht! Ich weiß es besser. Lüge nicht jetzt, wo das Glück zweier Menschen auf dem Spiele steht!"

„Du irrst, Johannes," sagt sie tonlos, „heute steht Nichts auf dem Spiel — einst — damals — heut nicht mehr. Mein Glück hast Du auf einen Schlag zertrümmert — geh! es ist lange vorüber."

„Nein!" sagt er; „heut ist heut! Es giebt kein ‚damals'. — Damals liebte ich Dich nicht, wie heut. Du bist . . ."

„Und doch küßten Sie mich?"

„Heute küß' ich Dich nicht. Heute möcht' ich knieen vor Dir. Ich habe Ehr' genossen, und mein Herz blieb hohl — Dorette."

„Geh, Johannes, ich liebe Dich nicht."

„Du lügst. Du liebst mich, wie ich Dich liebe. Du bist mein."

„Nie!" ringt es sich über ihre bebenden Lippen.

„O Gott," ruft er, „giebt es denn keine Vergebung? Dorette, warum nicht? warum: nie?"

„Ich mag nicht mehr," antwortet sie und wendet sich schwer athmend von ihm fort. Als sie aber hört, wie er tief aufseufzt, kehrt sie sich wieder zu ihm. Sie sieht ihn matt an, und ihre Stimme sinkt zu einem heiseren Flüstern herab. „Ich mag nicht, Johannes; schon als Kind mocht' ich aus keinem Gefäß trinken, das andere Lippen vor mir berührt hatten. Eine Andere war Deine Braut: es ist kindisch, aber ich kann nicht anders: Du hast sie geküßt?"

„Einmal — ohne Liebe," stöhnt er.

„Nein — nein — ich mag nicht," wiederholt sie schaudernd, wie zu sich selbst.

„Höre mich an!" ruft er zornig, „so wirst Du verhungern und verdursten. Du — ich — wir Beide!"

„Ich kann nicht Dein Weib werden. Ich weiß, Du hast sie nie geliebt — Du wirst nie eine Andere, als mich lieben — aber sie war Deine Braut. Ich kann es nicht vergessen."

„Meine Braut!" stößt Johannes höhnisch hervor; „wenn Du wüßtest . . ."

„Nein, nein, nie!" fährt sie fort. „Der Neid würde von meinem Brode essen und von meinem Wasser trinken; er ist ein gefräßig Thier — laß mich!"

„Ich lasse Dich nicht und fürchte mich nicht vor Dir," und er fällt vor ihr nieder und umfaßt ihre bebenden Kniee.

Da richtet sie sich mit letzter Kraft empor.

„Johannes!" ruft sie und sieht ihn mit furchtbarem Ernst an; „diese Stunde habe ich kommen sehen. Tag und Nacht habe ich seit Monaten gewußt, daß sie käme, und Tag und Nacht habe ich gesonnen, wie es sein würde, wenn ich jetzt noch — Dein würde. Wir hätten eine Hölle auf Erden. Die Eifersucht ließe mir keine Ruhe. Was Du auch thätest, wozu Dich auch Gaben und Amt riefen, immer würde ich denken: wenn er Dich wieder um sie verleugnen könnte, er thäte es wieder." Aber sie kann nicht mehr; die Leidenschaft erstickt ihre Stimme. „O Gott, mein Gott!" steht sie dann und ringt verzweifelt die Hände.

Wenn sie jetzt zusammenbräche, ohnmächtig und hülfsbedürftig, wie ein anderes Mädchen! Sehnsüchtig hängen Johannes' Blicke an ihrer schwankenden Gestalt. Aber sie faßt sich. Hastig beugt sie sich nieder und raunt ihm mit glühendem Athem in's Ohr:

„Fort! fort! — wenn Sie Erbarmen haben! Ich kann Ihnen nicht vergeben."

Er aber kniet noch und rührt sich nicht und hält das Gesicht dumpf stöhnend in den Falten ihres Kleides begraben. Endlich — endlich — erhebt er sich.

„Und dies ist das Letzte?" fragt er gepreßt.

„Ja," sagt sie, ohne ihn anzusehen.

Da geht er wankend hinweg, und ihr Herz schreit auf, und sie schaut wild und verzweifelt um sich, als hätte sie eine zweite Jugend und ein zweites Glück verloren.

10.

Des anderen Tages erscheint der getreue Putzbach schon zur Vormittagsstunde bei der Wittwe Gerhard. Diesmal nicht scheu und angstverworren, wie bei seiner ersten Werbung, diesmal stolz und sicher, wie ein Freier, der seiner Sache gewiß und des erhebenden Bewußtseins voll ist, mit seiner Hand eine außerordentliche Gabe darzubringen. Die Zeit hat seine Züge gereift, doch gewissermaßen auch verhärtet, seine Gebärden und sein sonstiges Auftreten abgeschliffen. Er ist weniger lächerlich, als früher, aber auch weniger anziehend, wenn man dieses Wort auch auf solche Persönlichkeiten übertragen darf, die uns kein reines Wohlgefallen, sondern nur eine gewisse, aus Rührung und Belustigung gemischte Theilnahme erregen. Geschäftig nähert er sich Doretten, doch als er ihr aufmerksam in's Gesicht blickt, verläßt ihn einen Augenblick seine zuversichtliche Haltung.

„Mamsell Rickmann, wie sehen Sie nur aus!"

„Ja, es scheint, mir liegt ein ansteckendes Fieber in den Gliedern. Bemühen Sie sich nicht mehr so oft her! Es könnte Sie auch packen."

„Wie," stottert der Bestürzte, unwillkürlich zurückweichend, „wie meinen Sie das? Wollen Sie nicht einen Arzt . . ."

„Putzbach," sagt Dorette und rührt ihn leicht mit der Hand an, „gehen Sie! Es wird nichts daraus; ich heirathe Sie nie. Sehen Sie nicht so ungläubig aus; ich habe ein böses Spiel mit Ihnen getrieben — ich bin schlecht. Begreifen Sie es doch: ich bin schlecht, und da ich Sie obendrein nicht liebe, verlieren Sie nichts an mir!"

Und Putzbach begreift endlich, noch nicht gleich, daß er „nichts an ihr verliert", wohl aber, daß er sie verloren hat, daß sie von Anfang an für ihn verloren war. Eine tiefe Röthe des Zornes steigt ihm bis hinauf unter die gepuderte Frisur und drängt seine kleinen wasserblauen Augen aus ihren Höhlen.

„Sie haben mich behandelt wie einen Schuljungen, Mamsell," ruft er mit unstät funkelndem Blick. „Und ich habe Sie geliebt, treu geliebt. Aber Sie können gewiß sein, Mamsell: ich werde nicht wieder in Ihren Weg treten."

„Ich hab' keine andere Sprache verdient," murmelt Dorette und mißt den sich steif vor ihr Verneigenden mit dem Blick.

„Es hat nicht sein sollen," poltert Putzbach, sobald er gegangen ist und sich allein auf dem weiten Hausflur des Consulhauses sieht, mit heiserer Stimme vor sich hin. „Schändliche, gefallsüchtige Geschöpfe, diese Mamsells aus niedrigen Ständen! Wenn sie nur nicht so absonderlich schön und graziös wäre und ich mich nicht als dummer Junge schon in ihre galanten Manieren verliebt hätte! Verliebt — verliebt!" wiederholt er leiser mit klagendem Accent. Dann rafft er sich auf, und der Commerzienrath in spe kommt über ihn. „Doch, es hat nicht sein sollen," sagt er bedächtig. „Und — und — ja, es ist besser so. Wart', Mamsell, ich werde Euer einer wieder etwas weißmachen!"

„So wäre denn auch dies abgethan," spricht Dorette unterdessen bei sich selbst, „und alles Vergangene soll mir vergangen sein."

11.

Inwieweit es ihr möglich gewesen ist, nach diesen Worten zu leben, erhellt aus dem Bruchstück eines Briefes, das man zwanzig Jahre später, als Dorette eben verstorben ist, unter ihren Papieren findet. Es lautet:

„Und nun laß Dir ‚adieu' sagen, Johannes, mein Johannes!" Diese zwei Worte sind besonders unterstrichen, aber halb verlöscht, als wären Thränen darauf gefallen. „Es ist gut, daß wir uns hier auf Erden nicht wieder gesehen haben; ich bin zu grausam häßlich geworden. Sollte ich mich doch geirrt haben, und wären wir dennoch glücklich geworden? Sollte ich Unrecht gethan haben, Johannes? Weil ich Dich fallen ließ, ließest Du Deine Zukunftspläne fallen — hätte ich Dich doch heirathen sollen? Glücklich wäre ich nicht geworden, aber hätte ich es dennoch gemußt, um Dich Dir selber zu retten? Es ist mir nie eingefallen, daß die Liebe Selbstaufopferung fordern könne; Liebe und selbstisches Glück waren immer ein und dasselbe für mich. Aber je näher mir der Tod kommt, desto mehr werde ich mir selber entrückt und sehe Eigenes wie Fremdes, und alle Dinge treten in hellere Beleuchtung. Aber nein, das ist gewiß — vergessen konnte ich nicht. Möge Gott

ed by Goog

uns Beiden mehr vergeben, als ich Dir vergab! Oder vergab ich Dir? Vergab ich Dir vielleicht schon längst? Und das, was zwischen uns stand, war nicht Härte, sondern Ohnmacht? Ach, vielleicht! Meinetwegen auch das!

Und nun? Was soll ich nun noch sagen? Johannes, ich liebe Dich. Ich habe Dich namenlos lieb gehabt. Ich möchte wissen, ob Du Dich noch an Alles erinnerst: an die Rosen, an das weiße Kleid, an den ersten Abend — Gott! ich bin eine alte Mamsell und werde bald sterben, was will ich noch mit der wahnsinnigen Liebe zu Dir? Mich darin einhüllen, wie in mein letztes Gewand, aber ich fürchte, sie ist nicht ‚schneeein'; denn Selbstsucht ist schwarz, wie die Sünde.

Es ist Zeit, aufzuhören, obgleich ich ewig schreiben könnte, da es das Letzte ist, was ich zu Dir spreche.

Was hältst Du von der Aufklärung unserer Zeit? Manchmal zittere ich — und dennoch, schlecht und bitter, wie ich bin, glaube ich an einen Himmel und an eine Barmherzigkeit, und die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich mir vorstelle, wie mir mein alter Vater oben vor dem Himmel entgegenkommt, mich an die Hand nimmt und sagt: ‚Doring, was werden nun die Engel sagen?' Ach Gott, was werden sie wohl sagen zu Dorette Rickmann?! Adieu, Johannes! Lebe wohl, Johannes! Es ist das Letzte. Dorette."

Ob wirklich je dieser Abschiedsbrief an den Organisten Strohmeyer zu Greifswald gelangt ist, wissen wir nicht. Das aber wissen wir, daß Johannes sein Amt bis zu seinem Ende bekleidet hat. Sein Ehrgeiz scheint früh einen tödtlichen Schlag bekommen zu haben.

Blätter und Blüthen.

Zur achthundertjährigen Gedächtnißfeier einer — Hand. Der alljährlich im Sommer von Norden nach Süden fließende Touristenstrom, dessen Mündung in den deutschen Mittelgebirgen oder Alpen liegt, muß in Folge der Schnellzugsgeschwindigkeit manches „Blümchen am Wege" unbemerkt und ungepflückt lassen. Unverstanden und nur halb gesehen fliegen kleinere, aber geschichtereiche Städte und poesievolle Burgruinen an dem großen Schwarm der Reisenden vorüber, weil das schnaubende Dampfroß reglementsmäßig weiter sausen muß. Wer es aber versteht, den Spuren der Geschichte zu folgen und einen Schritt abseits von dem breiten Wege zu thun, wird selten den Entschluß zu bereuen haben.

„Merseburg!" schallt es in unser Ohr. Wer kennt nicht die thürmereiche alte Stadt? Durch Benutzung des nächsten Zuges verlängern wir unsern Aufenthalt von den wenigen Minuten bis auf einige Stunden und stehen nach kurzem Gange vor den Pforten des ehrwürdigen Domes. Nach Besichtigung der Lukas Cranach'schen Gemälde, Peter Vischer's unvergänglicher Werke aus Erz und der Fürstengruft, in welcher die der Merseburger Nebenlinie angehörigen sächsischen Herzöge ruhen, betreten wir eine kleine Seitencapelle, in welcher der Hauptschatz des Domes verwahrt wird — die rechte Hand Rudolph's von Schwaben. Sie liegt in einem Glaskästchen, gebräunt, aber noch wohl erhalten und läßt nur an einzelnen Stellen das Knochengerüst durchblicken.

Dieser Defect ist auf die Raritätenwuth gewisser Reisender zurückzuführen, die ehedem, als das „Heiligthum" noch frei gezeigt wurde, es nicht unterlassen konnten, eine vertrocknete Fleischfaser zur Erinnerung mitzunehmen. Die Maßverhältnisse des über dem Gelenk abgehauenen Gliedes sind die einer zarten, wohlgepflegten Frauenhand und lassen kaum ahnen, daß mit derselben Faust einst mächtige Schwertstreiche geführt wurden.

Die Geschichte dieser seit achthundert Jahren aufbewahrten Hand versetzt uns in die Zeit des Streites Gregor's des Siebenten mit Kaiser Heinrich dem Vierten. Letzterer war 1077 „nach Canossa gegangen" und zog nach Beendigung seiner Buße gegen den inzwischen von den deutschen Fürsten gewählten und von dem Papste begünstigten neuen Kaiser Rudolph von Schwaben.

Ueber die Entscheidungsschlacht zwischen beiden Gegnern berichtet die historisch-topographische Beschreibung des Hochstiftes Merseburg von Dr. Alfred Schmekel, Gymnasiallehrer in Merseburg:

„Am 15. October 1080 war die berühmte Schlacht in der Gegend von Mölsen zwischen der Elster und der Grona (jetzt Gruna), einem Bache, welcher in die Rippach fällt. Unter denen, welche auf Heinrich's Seite kämpften, war auch der tapfere Wiprecht der Aeltere von Groitzsch. Heinrich glaubte anfänglich den Sieg bereits in Händen zu haben, als Otto von Nordheim die Schlacht erneuerte, sein Fußvolk schlug und das reiche Lager der Kaiserlichen erbeutete. Trotz dieses großen Verlustes blieb Heinrich doch insofern Sieger, als Rudolph tödtlich verwundet wurde und am darauf folgenden Tage in Merseburg, wohin man ihn gebracht hatte, starb. Derselbe hatte nämlich in den Unterleib eine schwere Wunde erhalten, und außerdem war ihm die rechte Hand abgehauen worden. Nach Einigen soll der nachmalige König von Jerusalem, Gottfried von Bouillon, damals Herzog von Niederlothringen und Heinrich's treuer Vasall, welcher sich in dieser Schlacht vorzüglich hervorthat, ihm die tödtliche Wunde beigebracht haben.

Wie Conrad von Lichtenau (gewöhnlich Abbas Uspergensis genannt), welcher im dreizehnten Jahrhundert lebte, in seiner Chronik erzählt, soll Rudolph kurz vor seinem Tode bei dem Anblicke der abgehauenen Hand geäußert haben: dies sei eben die Hand, mit welcher er Heinrichen die Treue geschworen; die Bischöfe, auf deren Geheiß er dessen Thron bestiegen habe, sollten nun zusehen, ob sie ihn den rechten Weg geführt hätten oder nicht. Bruno dagegen, ein Zeitgenosse jener Begebenheiten, erzählt, daß Rudolph, nachdem er erfahren, daß sein Volk den Sieg davon getragen hätte, ausgerufen habe: „Jetzt werde ich im Leben oder Sterben mit Freuden erdulden, was der Herr über mich verhängt hat!" Rudolph's Leiche wurde im Dome zu Merseburg bestattet und ihm ein noch vorhandenes bronzenes Denkmal im hohen Chor dieses Gotteshauses errichtet, wozu Bischof Werner wahrscheinlich einen Theil der in der Schlacht gemachten reichen Beute verwendete. Auf diesem Monument ist Rudolph in liegender Stellung fast in natürlicher Größe dargestellt. Seine Gebeine ruhten früher in der unter dem hohen Chore befindlichen Krypta, bis der Bischof Michael Sidonius aus derselben einen Weinkeller machte. Ein hölzerner Deckel schützte ehedem das Denkmal. Leider sind die erhabenen Theile des Gesichts und die leicht eingegrabenen Verzierungen an den Kleidern stark abgerieben worden, wahrscheinlich durch die Schuljugend, welche in früheren Zeiten während des Gottesdienstes auf dem Monumente zu sitzen pflegte. Die Inschrift ist dagegen wegen der Tiefe, mit der sie eingegraben ist, wohl erhalten. In der Mitte der Augäpfel, sowie vorn und an beiden Seiten der Krone finden sich Vertiefungen, ein Zeichen, daß hier funkelnde Edelsteine angebracht waren, um dem Auge mehr Feuer zu geben und das Ganze nach dem damaligen Geschmacke zu verschönern."

Die lateinische Umschrift des Denkmals lautet in der Uebersetzung:

„In dieser Gruft ruht König Rudolf, der, mit Recht zu beweinen,
für der Väter Gesetz fiel.
Hätte er in Friedenszeit geherrscht — es wäre kein König seit Karl
ihm an Rath und Schwertkraft gleich gewesen.
Er sank, des Kampfes heiliges Opfer, durch das die Seinen siegten;
Ihm wurde Leben der Tod; denn für die Kirche fiel er."

Sieben Jahre nach Rudolph's Tode hielt Heinrich seinen Reichstag zu Merseburg. Bei dieser Gelegenheit kam er in die Domkirche, um Rudolph's Grab zu besichtigen. Als ihn nun Jemand fragte, warum er zugäbe, daß Einer, der gar nicht König gewesen, ein königliches Grabmal habe, und zugleich rieth, „er sollte es über einen Haufen werfen und den Cörper an einen andern Ort bringen", so soll Heinrich, wie Otto von Freisingen (gest. 1158) erzählt, geantwortet haben: „Utinam omnes inimici mei tam honorifice jacerent!" („O daß doch alle meine Feinde so herrlich begraben lägen!") So feierte am 15. October jene Hand, die ihren einstigen Herrn wegen der dem Kaiser gebrochenen Treue anklagt, den achthundertjährigen Gedächtnißtag.

Gustav Schubert.

Noch einmal der Nord-Ostsee-Canal. Um vielfachen in der Presse verbreiteten irrthümlichen Meinungen zu begegnen, wollen wir an dieser Stelle noch einmal auf den Nord-Ostsee Canal zurückkommen. Wie uns Herr Dahlström unter Bezugnahme auf unseren früheren Artikel in „Blätter und Blüthen" von Nr. 38 mittheilt, verdienen die Nachrichten, welche über die finanzielle Seite des Unternehmens in der Presse verbreitet wurden, keinen Glauben. Die Vorarbeiten, welche Herr Dahlström auf seine Rechnung ausführen läßt, sind noch nicht vollendet, und aus diesem Grunde kann auch ein sorgfältig ausgearbeiteter Kostenanschlag nicht vorliegen. Eine Actiengesellschaft zum Bau des Canals ist gleichfalls bis jetzt nicht gebildet worden. — Die in Aussicht genommene Linie des Canals benutzt zum Theil den noch vorhandenen Eidercanal von Holtenau bis Königsförde, geht dann nach der Ober-Eider und durch die Eider-Seen — Schirnauer See, Borgstedter Enge, Audorfer See — nach Rendsburg; von hier wird noch die Unter-Eider bis Wittenbergen benutzt; dann läuft die Linie nach dem Lentze'schen Project im Thale der Gieselau, die Wasserscheide bei Gröndal in einer Höhe von 30 Meter durchschneidend, weiter im Thale der Holstenau nach Hochdonn, trifft alsdann den Audensee und mündet oberhalb Brunsbüttel in die Elbe. Die Länge dieser Linie beträgt etwa 98 Kilometer. Ueber die Stellung des Grafen Moltke zu dem Dahlström'schen Projecte erfahren wir ferner, daß Graf Moltke selbst folgendes Referat seiner im „Centralverein für Hebung der deutschen Fluß- und Dampfschifffahrt" am 17. März dieses Jahres gehaltenen Rede als „correct" bezeichnete: „Er habe sich seiner Zeit gegen diesen Canal ausgesprochen, weil nach den genauen Berechnungen des Geheimrath Wiebe die Kosten zu hoch waren. Dieselben beliefen sich von St. Margarethen bis Ederförde auf zweiunddreißig Millionen Thaler und für die Führung in die Kieler Bucht auf vierzig Millionen Thaler. Damals habe es ihm geschienen, als sei der Staat nicht berechtigt, solche Ausgaben zu machen, und habe er geglaubt, daß es besser sei, solche Summen lieber für die Flotte zu verwenden. Wenn der Canal, wie ihn Herr Dahlström projectirt, in kleinen Dimensionen ausgeführt wird, so würde er ohne Zweifel recht nützlich und auch militärischer Seits solche Verbindung ganz erwünscht sein." — Schließlich fügen wir hinzu, daß Herr H. Dahlström weder Ingenieur noch Schiffsmaller ist, wofür er irrthümlich gehalten wird.

Digitized by Google

Einige Zahlen aus der Tagesgeschichte. „Daher rede und schreibe Herr Lassalle so viel er will — ich denke, wir sind auch da auf diesem Felde, wenn es gilt — die Hauptsache ist, zu handeln, zu organisiren. Dort Redensarten, hier Capital und Bildung — wir wollen sehen, wer das Feld behält!" Mit diesen männlichen Worten forderte vor zwanzig Jahren Schulze-Delitzsch die Socialdemokratie zum Wettkampfe heraus, indem er für den „Geist der Selbsthülfe, diesen echt deutschen Geist, der die freie Arbeit eingeführt hat in die Geschichte", mit Begeisterung auftrat. (Vgl. „Capitel zu einem Arbeiterkatechismus" von Schulze-Delitzsch, Verlag von Ernst Keil.) — Nun, wer hat das Feld behalten? Es verlohnt sich jetzt gerade, wo man dem Princip der ökonomischen Freiheit den vermeintlichen Segen des Staatssocialismus, des Blutsverwandten der Socialdemokratie, entgegenstellt, die Antwort der Geschichte zu vernehmen. Was aus den hochklingenden Verheißungen Lassalle's geworden, das weiß heute Jedermann, das wissen und fühlen die Massen der verführten und bitter getäuschten Arbeiter. Was aber aus dem Versprechen Schulze-Delitzsch's zum Wohle des Vaterlandes verwirklicht worden, darüber mögen Zahlen entscheiden!

Vor uns liegt wiederum ein „Jahresbericht über die auf Selbsthülfe gegründeten deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften" von dem derzeitigen Genossenschafts-Anwalte, Dr. H. Schulze-Delitzsch, für das Jahr 1879 zusammengestellt. Es genügt, aus den langen Ziffercolonnen nur folgende sprechende Zahlen anzuführen: in jenem Jahre bestanden in Deutschland 1866 Creditgenossenschaften, 649 Genossenschaften in einzelnen Erwerbszweigen, 642 Consumvereine und 46 Baugenossenschaften, zusammen 3203 Genossenschaften, was gegen das Vorjahr eine Zunahme um 57 Vereine ausmacht. Und diese rührige arbeitsame Schaar, welche über eine Million Mitglieder zählt, hat ein eigenes Capital von 170 bis 180 Millionen Mark angesammelt und bei ihren Geschäften einen Umsatz von über 2 Milliarden Mark erzielt. — Das sind in der That leuchtende Erfolge einer weisen Benutzung der volkswirthschaftlichen Freiheit, die durch Intelligenz, Fleiß und Sparsamkeit den Wohlstand der Völker begründet und der man heute mit neuen Redensarten die Herzen des arbeitenden Volkes zu entfremden sucht. Die wahre Demokratie kann heute noch mit muthiger Zuversicht sagen: „Wir wollen sehen, wer das Feld behält!"

Die Sonnenkraftmaschinen, über welche der geneigte Leser einen größeren Artikel im Jahrgang 1874 (S. 468) der „Gartenlaube" findet, schicken sich allmählich an, den dort ausgesprochenen Erwartungen immer mehr zu entsprechen. Ihr unermüdlicher Verbesserer A. Mouchot hat seit Mai vorigen Jahres damit eine Reihe von Versuchen in Algier angestellt, über deren Ergebnisse er kürzlich der Pariser Akademie der Wissenschaften einen Bericht abstattete, aus welchem wir das Folgende entnehmen: Ein Apparat, dessen Spiegel 3,8 Meter Bestrahlungsöffnung besaß und im Allgemeinen so construirt war, wie wir es an der obenerwähnten Stelle genauer beschrieben haben, brachte am 18. November 1879 in seinem Kessel fünfunddreißig Liter Wasser in achtzig Minuten zum Sieden und ergab anderthalb Stunden später einen Dampfdruck von acht Atmosphären. Zur Zeit des niedrigsten Sonnenstandes im Winter lieferte er in der Stunde 5100 Liter Wasserdampf, und am 24. December wurden fünfundzwanzig Liter Wein innerhalb fünfundvierzig Minuten abdestillirt, wobei man vier Liter Branntwein erhielt. Uebrigens hat A. Mouchot neuerdings auch die Sonnenwärme zu mechanischen Arbeiten benutzt und eine horizontale Dampfmaschine construirt, die ohne Condensation des Dampfes mit 3,5 Atmosphärendruck arbeitet und mittelst einer unvollkommenen Pumpe in der Stunde 1200 Liter Wasser um einen Meter hebt oder einen Bewässerungsstrahl zwölf Meter hoch wirft. Diese Leistung, die sich durch bessere Pumpwerke entschieden steigern läßt, wird in vollkommen constanter Weise von Morgens acht bis Nachmittags vier Uhr erhalten und weder die stärksten Winde noch vorübergehende Wolken beeinträchtigen dieselbe merklich. Natürlich können solche Apparate nur in südlichen Ländern mit vorwiegend klarem Himmel mit Vortheil benutzt werden. Um den Parisern das Princip, welches für Algier und andere sonnige Länder gewiß eine bedeutende Zukunft hat, zur Anschauung zu bringen, hat Abel Pifre seit einigen Wochen im Garten des Conservatoriums der Künste einen großen Apparat dieser Art mit neun Quadratmeter Spiegelfläche aufgestellt, der bei heiterer Luft in einer halben Stunde fünfzig Liter Wasser zum Sieden bringt und eine Pumpe treibt, die in der Minute hundert Liter Wasser drei Meter hoch hebt.

Berichtigung. In einem Theil der Auflage von der Nr. 48 ist in dem Artikel „Einer der Zwölf von einer Million" auf Seite 796, Spalte 2, Zeile 15 und 16 statt „Mexico" zu lesen „Marokko"!

Kleiner Briefkasten.

A. A. So weit es uns bekannt ist, sind Eucalyptus amygdalina und citriodora gegenwärtig nur in der Gärtnerei von F. H. Dammann jun. in Görlitz zu haben; sie sind von dem Eigenthümer des Geschäfts direct aus Australien eingeführt worden.

M. G. in Moskau. Die gewünschte Adresse lautet: Herrn Dr. Heinrich Landesmann (Hieronymus Lorm) in Dresden.

A. M. in Großenhain. Vernichtet, weil ungeeignet.

K. M. in Hohenstein. Sie sind leider wehrlos, und wir Alle mit Ihnen — weil ein diesbezüglicher gesetzlicher Schutz in Amerika nicht existirt.

C. H. Sie haben Recht, wenn Sie hier ein betrügerisches Treiben vermuthen. Das Bild ist uns als Original verkauft, dann aber hinter unserem Rücken noch dem bewußten zweiten Blatte zur Vervielfältigung abgetreten worden. Wir brachten die Veröffentlichung der Illustration von der andern Seite erst nachträglich in Erfahrung, ohne gegen dieses schwindelhafte Treiben einschreiten zu können. Dies ist übrigens in unserer langjährigen Praxis der erste Fall eines derartigen Betrugs.

F. B. 25 in Braila. Mit Beurtheilung von Gedichten können wir uns, wie oft genug erklärt, aus Mangel an Zeit, nicht befassen.

Olbernhau. Sie hätten gut gethan, mit Ihrem Urtheil so lange zurückzuhalten, bis Sie sich von der Wahrheit Ihrer Behauptung überzeugt hatten. Das Unternehmen ist in Verbindung mit einer hiesigen sehr achtbaren Firma der betreffenden Branche in's Leben gerufen worden, und, so weit wir es zu beurtheilen vermögen, kein Schwindel.

A. B., K. H. 1 und C. R. Verfügen Sie über Ihr ungeeignetes Manuscript!

E. S. in N. S. Wiederholen Sie gütigst Ihre drei Fragen unter Angabe Ihrer vollen Adresse!

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt der achtundzwanzigste Jahrgang unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das erste Quartal 1881 schleunigst aufgeben zu wollen und bringen denselben zugleich zur Kenntniß, daß wir den neuen Jahrgang mit einer fesselnden Erzählung aus der Feder der allverehrten Verfasserin der „Goldelse" eröffnen werden, mit:

„Amtmanns Magd" von **E. Marlitt.**

Derselben wird eine Reihe von novellistischen Beiträgen aus der Werkstatt unserer besten Autoren folgen, und zwar in erster Linie:

„Bruderpflicht" von **Levin Schücking.**

„Nicht zu hoch" von **Herm. Lingg.**

„Mutter und Sohn" von **A. Godin.**

Diesen hervorragenden Erzählungen werden sich kleinere Novellen anschließen, so **„Feuerliesl"** von **Carl Blanck**, **„Ein getreues Herze wissen"** von **Ant. Ohorn** u. a.

Auch auf den übrigen Gebieten der Unterhaltung und Belehrung werden wir im neuen Jahrgange unsere alten Ziele treu im Auge behalten und stets bestrebt sein, den Lesern in geschmackvoller Form einen gediegenen Inhalt zu bieten, vor Allem aber für den deutschen Vaterlandsgedanken und die Kräftigung gesunder Freiheitsbestrebungen, sowie für die gemeinnützige Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse und vernunftgemäße Pflege des öffentlichen Wohlfahrtssinnes energisch einzutreten.

Von besonderem Werthe für unsere Leser dürfte endlich die Mittheilung sein, daß wir Herrn Maler

Rudolf Cronau,

unsern langjährigen, allbeliebten Mitarbeiter, der eine artistische Reise um die Erde angetreten hat, gewonnen haben, uns einen Theil seiner künstlerischen Ausbeute zuzuwenden. Seine Bestrebungen werden neben der Berücksichtigung alles Großen und Interessanten, was die Fremde ihm bieten wird, besonders dahin gerichtet sein, uns Schilderungen deutscher Interessen und deutschen Lebens in außereuropäischen Ländern zu liefern, welche wir in zwangloser Folge unter der neu zu eröffnenden Rubrik **„Um die Erde"** zusammenzufassen gedenken. — Wir benutzen diese Gelegenheit, Herrn Cronau unsern Landsleuten in der Fremde auf das Wärmste zu empfehlen, und sprechen die Bitte aus, denselben in seinen unserem Blatte gewidmeten Arbeiten möglichst zu unterstützen.

Die Redaction und Verlagshandlung der „Gartenlaube".

Die Postabonnenten machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche nach Neujahr aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig.

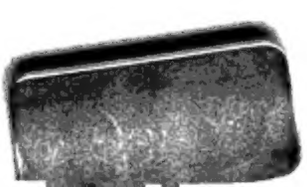
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google